Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von
einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Rhode.

Omnibus aequa.

Jahrgang 1801.

Erſter Band.
Januar bis Junius.

Berlin, 98
bei Friedrich Maurer 1801.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Inhalt

des

erſten Bandes.

Januar.

I. An die Leſer. . . . . Seite 1
II. Neue Theorie des Eigenthums. . . . . . . — 14
III. Kritiſche Bemerkungen über Schillers-Wallenſtein. Von A. . . . . — 18
IV. Theater. . . . . — 66
V. Die Gallerie. Nach Parny. . . . . — 71
VI. Sinngedichte.
  1 Die preuſſiſche Infanterie, an den Hauptmann von Nothardt, dem Erfinder der neuen Musqueten, welche bei ſehr verminderter Schwere gegen die bisherigen, ihrem Zwecke viel beſſer entſprechen. . . . . — 75

Junius.

I. Ueber deutſche Litteratur in England. . . . Seite 483

II. Ueber einige in den Propyläen abgedruckte Sätze, die Ausübung der Kunſt in Berlin betreffend. Von Herrr Schadow. . . . . — 487

III. Ueber eine neue Criminal-Prozeßordnung für die königlich preußiſchen Staaten. (Fortſetzung.) . — 520

IV. Ueber den natürlichen und künſtlichen Antrieb zum Schreiben. Von Herrn Buchholz. . . . . — 538

V. Theater. Berlin. . . . . — 572

VI. Politiſche Zeitgeſchichte. Miniſterialveränderungen. . . . . — 574

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Rhode.

Omnibus aequa.

Januar 1801.

I.

An die Leſer.

Die Herausgeber dieſer Zeitſchrift haben in der vorläufig gedruckten Anzeige verſprochen, in derſelben eine Geſchichte der Zeit

I. in politiſcher,
II. in litterariſcher, und
III. in artiſtiſcher Hinſicht

zu liefern; in ſo fern dies nehmlich in einer Zeitſchrift möglich iſt. Eine zuſammenhangende politiſche Geſchichte eines Zeitalters, in welcher die wahren Urſachen der Begebenheiten aufgedeckt, und ihre wirklichen Folgen anſchaulich dargeſtellt werden, kann immer nur das Werk eines nach-

5. Klagen um Lauren. Nach Petrarka's Elegie: Che debb'io far. Von Hrn. Friedrich Cramer aus Quedlinburg. . . . . Seite 274

IX. Politiſche Zeitgeſchichte. . . . . . . — 279

April.

I. Schöne Künſte. Bemerkungen über den Homer in Zeichnungen nach Antiken. 1ſtes Heft, in groß Folio. . . . . — 289

II. Ueber die Neutralität in den philoſophiſchen Syſtemen. Von Herrn Profeſſor Pölitz in Dresden. . . . . — 294

III. Bemerkungen über einen Aufſatz in der Allgemeinen Litteraturzeitung von Jena, die Verpflanzung der alten Monumente der Kunſt von Rom nach Paris betreffend. Von H. . . . . — 309

IV. Nachtrag zu den Ideen über die äſthetiſche Natur der Muſik. (Siehe Eunomia 3tes Stück.) Von Hrn. Chr. Friedr. Michaelis. . . — 343

V. Theater. . . . . — 349

VI. Beiträge zur Geſchichte der Kaperey. Schickſal der Entrepriſe. Von Herrn Profeſſor Feßler. . . . . — 354

VII. Gedichte.

1. Der Kritikaſter und der Trinker. Von Hrn. Kriegsrath Müchler. . . . . Seite 370
2. Die glückliche Inſel Frei nach Parny. Von Hrn. Rühs. . . . . — 373
3. Die Wünſche. Von Ebendemſelben. . . — 375
4. Fortuna und die Muſe. Von Herrn Friedrich Cramer aus Quedlinburg. . . . . — 376

VIII. Politiſche Zeitgeſchichte. Januar und Februar. (Fortſetzung.) . . . . — 379

May.

I. Theologie. Von Hrn. Rink. . . . . — 381
II. Bemerkungen über einige Behauptungen neuerer Schriftſteller, die Kunſt betreffend. Von Herrn Profeſſor Rhode. . . . . — 389
III. Das Leſe-Inſtitut. Eine Declamation. An Herrn Rh—r. Von Hrn. Fiſcher. . . . — 402
IV. Ueber eine neue Criminal-Prozeßordnung für die königlich-preußiſchen Staaten. . . . . — 420
V. Die Beſtimmung der Frauen. Eine Erzählung. Von Herrn Profeſſor Rhode. . . . . . . — 451
VI. Theater. . . . . — 462
VII. Politiſche Zeitgeſchichte. Januar und Februar. (Fortſetzung.) . . . . — 476

2. Als der Miniſter v. Struenſee im Juny 1800 den rothen Adlerorden bekam, und zum erſtenmale mit dem Sterne desſelben erſchien Von von H. . . . . Seite 75
VII. Das neue Jahrhundert Prophetiſche Ideen. Von Herrn Dr. und Prof. Feßler. . . . . — 77
VIII. Das Kloſter der Liebenden. Eine Romanze. Von Eliſe Nolde. . . . . — 82
IX. Politiſche Zeitgeſchichte. Einleitung. . . . . — 91

Februar.

I. Theologie. . . . . — 97
II. Ueber das Erhabene. Von Herrn Chriſtian Friedrich Michaelis. . . . . — 102
III. Ueber Formen und Regeln in der Poeſie. . . — 123
IV. Einige phyſiognomiſche Bemerkungen für Zeichner und Mahler an Herrn Macco. Von Johann Caſpar Lavater. . . . . — 134
V. Die Baiern. Ein Volksgemälde Von Herrn Bratring. . . . . — 167

VI. Theater.

Prag. . . . . — 182

VII. Gedichte.

1. Der freigelaſſene Bauer an ſeinen Sohn. . . — 185
2. Der Leibeigene an ſeinen Sohn. . . . . — 186
VIII. Politiſche Zeitgeſchichte. Januar und Februar. . . . . — 187

März.

I. Was heißt Humanität? Eine Rede, bei der öffentlichen Stiftungsfeier der Geſellſchaft der Humanitäts-Freunde zu Berlin, am 11ten Januar 1801 gehalten von G. Merkel. . . . Seite 191

II. Ueber den Boden der Provinzen Liefland, Eſthland, Carelien und Ingermannland. Ein Beitrag zur phyſiſchen Erdbeſchreibung. Von Hrn. Profeſſor Rhode. . . . . — 209

III. Ueber National-Bankerott, mit Hinſicht auf England. . . . . — 219

IV. Ueber das Strafrecht gegen den Geſetzes-Uebertreter. (Ein Bruchſtück aus einer Kritik der ſogenannten Rechtsphiloſophie.) . . . . . . — 235

V. Ueber den Geiſt der griechiſchen Trauerſpiele. An H... in F... Von C. . . . . — 240

VII. Einige Ideen über die äſthetiſche Natur der Tonkunſt. Von Hrn. Chr. Friedr. Michaelis. — 254

VII. Theater. . . . . — 261

VIII. Gedichte.

1. Bei meinem Abſchiede von M — — l. Von Herrn Profeſſor Rhode. . . . . — 265
2. Eſchens Maal auf dem Bünt. Von Herrn v. Halem. . . . . — 270
3. Strickerlied. Von G. A. H. Gramberg. — 271
4. Die Nonne. Von Ebendemſelben. . . . — 272

5. Klagen um Lauren. Nach Petrarka's Elegie: Che debb'io far. Von Hrn. Friedrich Cramer aus Quedlinburg. . . . . Seite 274

IX. Politiſche Zeitgeſchichte. . . . . . . — 279

April.

I. Schöne Künſte. Bemerkungen über den Homer in Zeichnungen nach Antiken. 1ſtes Heft, in groß Folio. . . . . — 289

II. Ueber die Neutralität in den philoſophiſchen Syſtemen. Von Herrn Profeſſor Pölitz in Dresden. . . . . — 294

III. Bemerkungen über einen Aufſatz in der Allgemeinen Litteraturzeitung von Jena, die Verpflanzung der alten Monumente der Kunſt von Rom nach Paris betreffend, Von H. . . . . — 309

IV. Nachtrag zu den Ideen über die äſthetiſche Natur der Muſik. (Siehe Eunomia 3tes Stück.) Von Hrn. Chr. Friedr. Michaelis. . . — 343

V. Theater. . . . . — 349

VI. Beiträge zur Geſchichte der Kaperey. Schickſal der Entreprise. Von Herrn Profeſſor Feßler. . . . . — 354

VII. Gedichte.
  1. Der Kritikaſter und der Trinker. Von Hrn. Kriegsrath Müchler. . . . . . . Seite 370
  2. Die glückliche Inſel. Frei nach Parny. Von Hrn. Kühe. . . . . — 373
  3. Die Wünſche. Von Ebendemſelben. . . . — 375
  4. Fortuna und die Muſe. Von Herrn Friedrich Cramer aus Quedlinburg. . . . . . — 376
VIII. Politiſche Zeitgeſchichte. Januar und Februar. (Fortſetzung.) . . . . — 379

Mai.

I. Theologie. Von Hrn. Rink. . . . . . . — 385
II. Bemerkungen über einige Behauptungen neuerer Schriftſteller, die Kunſt betreffend. Von Herrn Profeſſor Rhode. . . . . — 389
III. Das Leſe-Inſtitut. Eine Declamation. An Herrn Rh—e. Von Hrn. Fiſcher. . . . — 402
IV. Ueber eine neue Criminal-Prozeßordnung für die königlich-preußiſchen Staaten. . . . . — 420
V. Die Beſtimmung der Frauen. Eine Erzählung. Von Herrn Profeſſor Rhode. . . . . . . — 451
VI. Theater. . . . . — 461
VII. Politiſche Zeitgeſchichte. Januar und Februar. (Fortſetzung.) . . . . — 471

Junius.

I. Ueber deutſche Litteratur in England. Seite 483

II. Ueber einige in den Propyläen abgedruckte Sätze, die Ausübung der Kunſt in Berlin betreffend. Von Herrn Schadow. — 487

III. Ueber eine neue Criminal-Prozeßordnung für die königlich preußiſchen Staaten. (Fortſetzung.) — 516

IV. Ueber den natürlichen und künſtlichen Antrieb zum Schreiben. Von Herrn Buchholz. — 538

V. Theater. Berlin. — 572

VI. Politiſche Zeitgeſchichte. Miniſterialveränderungen. — 574

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Rhode.

Omnibus aequa.

Januar 1801.

1.

An die Leſer.

Die Herausgeber dieſer Zeitſchrift haben in der vorläufig gedruckten Anzeige verſprochen, in derſelben eine *Geſchichte der Zeit*

I. in *politiſcher*,
II. in *litterariſcher*, und
III. in *artiſtiſcher* Hinſicht

zu liefern; in ſo fern dies nehmlich in einer Zeitſchrift möglich iſt. Eine zuſammenhangende politiſche Geſchichte eines Zeitalters, in welcher die *wahren Urſachen* der Begebenheiten aufgedeckt, und *ihre wirklichen Folgen* anſchaulich dargeſtellt werden, kann immer nur das Werk eines nachfolgenden Zeitalters ſein. Eine treue Erzählung der merkwürdigſten Thatſachen ſelbſt, und ihrer öffentlich angegebenen Urſachen und Folgen, iſt alles was man von einem Entwurfe der Geſchichte, der noch durch den Reiz der Neuheit der Begebenheiten ſelbſt intereſſiren ſoll, verlangen kann.

Der Zweck einer ſolchen Ueberſicht kann kein anderer ſein, als dem Leſer jedesmal die Geſichtspunkte anzuzeigen, aus welchen er die vorgefallenen Begebenheiten am richtigſten beurtheilen kann, und durch eine zweckmäßige Auswahl der Materien, und durch ſcharfſinnige Winke den künftigen Geſchichtſchreiber ſein Geſchäft zu erleichtern.

Der Verfaſſer dieſes Artikels in der Eunomia, ſieht ſich, durch wichtige Verhältniſſe, genöthigt, ſeinen Namen geheim zu halten.

In Hinſicht einer Geſchichte der Litteratur und Kunſt kann man mit mehr Beſtimmtheit ſprechen; und ſicherer auftreten. Die Herausgeber halten es für nöthig, in Hinſicht der gegenwärtigen Lage unſrer Litteratur, hier eine Art von Glaubensbekenntniß vorauszuſchicken.

Derſelbe Geiſt der Zeit, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Geſchichte der erſten Völker Europens auszeichnet, iſt auch im Reiche der Litteratur ſichtbar, und die Revolutionen in den Wiſſenſchaften ſind vielleicht von bleibendern Folgen, als die Veränderungen der jetzigen Staaten in der Geſchichte künftiger Zeitalter.

Unſre Litteratur nahet ſich einem großen Wendepunkte, und von der Richtung welche ſie auf demſelben erhält, wird vieles abhangen: wir bleiben hier bloß bei der Litteratur ſtehen.

Wie war es?

ſo frug man bisher auch in ihr; wie hieltens unſre Vorfahren? Welchen Weg betraten ſie zu dieſem oder jenem Ziele zu gelangen, damit wir ihn auch betreten können? — Dieſe Fragen ſind — Dank ſei es dem alten Weltweiſen in Königsberg! — größtentheils verſchwunden, und ſtatt ihrer heißt es:

Wie ſoll es ſeyn?

und mit dieſer veränderten Frage verfällt das ganze Reich der Auctoritäten aller Art, welche den Genius in Feſſeln hielten, weil bei dieſer Frage der größte Name mit dem geringſten gleich iſt. —

Aufgeworfen iſt dieſe Frage allerdings, aber allgemein beantwortet noch nicht. Dies iſt die Kriſis, in welcher wir ſtehen, und aus der die ſonderbaren Erſcheinungen, die wir in unſerer Litteratur wahrnehmen, entſpringen. Daher das Entſtehen gewiſſer Partheien, von welchen eine immer tadelt, was die andere lobt, deren jede ihren Götzen hat, dem ſie opfert, und das Intereſſe von der Unterſuchung ab — auf die Unterſuchenden zu lenken ſucht.

Jede Parthei beantwortet ſich die Frage auf ihre Weiſe, und jede glaubt das Wahre gefunden zu haben; ſucht ihre Meinung allgemein geltend zu machen, ſetzt die entgegenſtehende herab, und fällt über alles her, was andrer Meinung iſt.

Daß wir nun in der litterariſchen Welt keine Revolutionstribunale erblicken, welche zur Deportation oder gar zur Guillotine verdammen — liegt wahrlich nicht an den guten Willen manches Partheigängers. Dennoch üben die mehreſten unſrer kritiſchen Inſtitute ſo eine Art von Jurisdiktion aus; denn leider! hat jener Geiſt der Faction ſich faſt aller bemeiſtert. Man braucht nur zu wiſſen, zu welcher Parthei der Verfaſſer eines Buchs gehört, um — ohne auf den Werth deſſelben Rückſicht zu nehmen — vorausſagen zu können: in welchen kritiſchen Blättern es gelobt oder getadelt werden wird.

So wenig Erfreuliches unſere Litteratur von dieſer Seite hat, ſo trägt dieſe Lage der Dinge doch vieles zur Beendigung jener begonnenen Kriſis bei. Eine Parthei lauert auf die Schwächen und Blößen der andern, um ſie der Lächerlichkeit preis zu geben; und — ſo zwingen ſich alle gegenſeitig nach Vollendung zu ſtreben.

Auch ſind es mehr die Geniewerke ſelbſt, welche auf Beendigung jener Kriſis hinwirken, als aufgeſtellte Theorien, künſtliche und tiefſinnige Syſteme — als Kritik und Recenſionen über Geniewerke, wie ſie jetzt gewöhnlich geliefert werden. Klopſtock, Göthe und Schiller, Wieland, Engel, Richter, Schlegel der ältere, Kotzebue und Iffland ſind es vorzüglich, die jetzt in unſrer ſchönen Litteratur als handelnde Perſonen erſcheinen — ſie geben den Stoff, welchen die Kritiker — jeder nach ſeinem Maaße — verarbeiten. —

Doch — noch einige Blicke auf die Partheien ſelbſt, von denen wir ſprechen.

Noch giebt es einige Ueberreſte von der Parthei der Alten — im Gegenſatz derer, die ſich ſelbſt die Neuen nennen — welche ſich von dem Joch der Auctorität nicht zu befreien vermögen, und glauben: Die Philoſophie ſowol, als die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte ſeien in ihren Formen bereits vollendet, und uns bleibe nur die Nachahmung übrig. — Daher ſchreien ſie gegen jede Abweichung von dem Hergebrachten, als gegen eine Abweichung von den Wahrheit und Schönen ſelbſt; und halten ein entgegenſtehendes Syſtem für Philoſophie und Geſchmack verderblich und zerſtöhrend.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der unſere jetzige Litteratur ſo herabwürdigende gemeine Ton vorzüglich dieſer Parthei zur Laſt fällt. Sie ſuchte anfangs dadurch ihre Gegner zu ſchrecken; dieſe antworteten aber in demſelben Tone, und übertrafen gar bald ihre Lehrer.

Dieſen Alten gegenüber ſteht die eben ſo kleine Parthei der Neuen. Die Mitglieder derſelben glauben jene aufgeworfene Frage allein beantworten zu können, allein im Beſitz alles Wahren und Schönen zu ſeyn. Sie erklären jeden, der ihrer Meinung nicht beitritt, für ſchwach und unfähig, und geben ſich unbefangen für die Lehrer der Nation aus. —

Dieſe Parthei möchte ſich gern des ganzen Geiſtes der Zeit bemächtigen, möchte ſich gern das Anſehn geben, als ob ſie allein jene Kriſis unſrer Litteratur beendigen könnte; als ob ſie allein dieſe Kriſis herbeigeführt habe. Dem iſt aber nicht ſo. Allmählig reifte der Geiſt der Zeit heran, langſam wurde dieſe große Kriſis vorbereitet, und langſam ſchreitet ſie zur Entſcheidung fort. Die Erſcheinung jener Schule wirkt allerdings dabei, doch in Hinſicht ihrer eignen Geniewerke größtentheils — negativ.

Man muß indeß die Grundſätze dieſer Schule über Geniewerke ſehr wohl von ihren Geniewerken ſelbſt unterſcheiden. Der größte Fehler der Schule ſcheint darin zu beſtehen: daß ſie ihre Werke, ihren Grundſätzen entſprechend glaubt — der größte Fehler ihrer Gegner: daß ſie die Grundſätze der Schule ſelbſt — nicht für beſſer als ihre Werke halten. Beide irren. Die letzten Principien dieſer Schule ſind größtentheils aus den ſchönſten Werken des Geiſtes abſtrahirt, oder aus einer ſcharfſinnigen Philoſophie entlehnt, und dies bringt den Stolz hervor, mit welchem ſie auftritt. In der Anwendung der aufgeſtellten Principien iſt ſie indeß oft ſehr unglücklich, und ihre Werke ſcheinen oft nur des Contraſtes wegen da zu ſeyn. Dies rechtfertigt auf der andern Seite die Heftigkeit der Gegner, welche gewohnt ſind, den Werth der Grundſätze einer Parthei aus ihren Werken zu beurtheilen.

Mitten inne zwiſchen dieſen beiden Partheien ſtehen die mehreſten guten Köpfe der Nation, freilich nicht partheilos — denn wer könnte das? aber ihre Parthei iſt nicht die Parthei einer Schule, ſondern die der guten Sache ſelbſt. Sie verkennen das Gute nicht, was jede Parthei hervorbringt, und bemerken die Fehler, welche jede begeht! Daß endlich durch ſie unſere Litteratur ihre Richtung erhalten und ſich fortbilden wird — leuchtet von ſelbſt ein!

Was den Fortgang unſrer Litteratur indeß vorzüglich hemmt, iſt der Ton, welcher in der Kritik einreißt, und die Art ſelbſt, wie ſie an den Werken des Genies geübt wird.

Die deutſchen Kritiker bemühten ſich bisher in ihren Werken vorzüglich gründlich zu ſeyn; man bemerkte, daß die gründlichen Beurtheilungen mehrentheils trocken waren, und nur auf den kleinen Theil der Leſewelt wirkten, welcher Kenntniſſe genug beſaß, ſich durch Gründe leiten zu laſſen. Man will die Trockenheit verbannen und durch Witz wirken — das iſt recht ſchön, wenn nur nicht zu oft die Gründlichkeit ganz darüber verlohren ginge, welche doch ſicher wohl neben dem Witz beſtehen könnte! Die Ausartung des Tones der Kritik, wo man Grobheiten für witzige Einfälle, plumpe Wendungen für unterhaltende Feinheiten nimmt, iſt eine, hoffentlich bald verſchwindende Erſcheinung, welche die Nachwelt — weil man ſie nicht allgemein mit der Verachtung beſtraft, welche ſie verdient — einſt als einen Beweis anführen wird: daß unſre wirkliche Bildung noch weit hinter unſern Prätenſionen zurückſteht.

Mehr noch aber, als dieſer oft fehlgegriffene Ton der Kritik, ſchadet die Art und Weiſe ſelbſt, wie man ſie an den Werken der Genies übt. Jedes Buch wird bei ſeiner Erſcheinung einmal be- oder verurtheilt, und ſeiner höchſtens bei einer zweiten Auflage noch einmal gedacht.

Das leſende Publikum in Deutſchland kann man etwa zu dreimal hundert tauſend Perſonen annehmen. Jedes neue Produkt der Preſſe wird dieſen durch Hülfe der kritiſchen Blätter bekannt gemacht, die es als gut, mittelmäßig oder ſchlecht ankündigen — aber ſchwerlich kann man mehr als drei bis fünftauſend Leſer für jedes Buch rechnen, das ſich nicht auf irgend eine Art auszeichnet. Die Produkte jeder neuern Meſſe drängen die Produkte der vorigen auf die Seite, denn nur immer das Neue iſt an der Tagesordnung.

Aus dieſem ſich immer fortwälzenden Strome der Litteratur zeichnen ſich indeß von Zeit zu Zeit Werke aus, welche von dem ganzen Publikum geleſen und wieder geleſen werden, die ſich nicht von den neuern verdrängen laſſen, und ſich dadurch als Werke von bleibendem Werth — als klaſſiſch beurkunden.

Ein kritiſches Inſtitut nun, das wirklich zur Bildung des Geſchmacks der Nation wirken wollte; müßte ſich vorzüglich an dieſe Werke halten; nicht etwa ſie bloß — im gewöhnlichen Sinne des Worts — einmal recenſiren, ſondern in eignen Abhandlungen ihre Schönheiten entwickeln und ihre Fehler deutlich zu machen ſuchen.

Es iſt das ehrwürdigſte Geſchäft der Kritik, durch eine ernſte Rüge der Fehler der erſten Schriftſteller der Nation, den nachtheiligen Folgen verführeriſcher Beiſpiele auf den Geſchmack, vorzubeugen. Der Ton aber, welchen einige neuere Kunſtrichter in dieſer Hinſicht eingeführt haben, einen Schriftſteller unbedingt zu loben, einen andern unbedingt zu tadeln, hat eine unglückliche Stimmung hervorgebracht, welche die Wirkſamkeit der Kritik ſehr hemmt.

Das Publikum hat ſich gewöhnt, jedes Werk, an welchem man etwas tadelt, für ganz getadelt zu halten, und an einem anerkannt ſchönen Werke gar keinen Tadel gelten laſſen zu wollen. Gleichwohl iſt es in die Augen ſpringend, daß niemand auf einen wirklich reinen Geſchmack Anſpruch machen kann, der nicht einen Fehler, an einem ſonſt noch ſo vollendeten Meiſterwerke, als einen Fehler, und eine wirkliche Schönheit, an einem ſonſt noch ſo unvollendetem Werke, als eine wirkliche Schönheit erkennt.

Die Herausgeber dieſer Zeitſchrift wünſchen — neben den von ihnen zu liefernden Ueberſichten der Litteratur und Kunſtgeſchichte — unter den wiſſenſchaftlichen Aufſätzen, welchen in jedem Bande ein verhältnißmäßiger Raum gewidmet ſeyn wird, mehrere Abhandlungen mitzutheilen, welche der Beurtheilung der erſten Geniewerke unſrer Nation gewidmet ſind. Sie werden dabei keiner litterariſchen Meinung das Wort verſagen — aber nie zugeben, daß der Ton, in welchem geſprochen wird, dieſe Zeitſchrift zur Geſellſchafterinn mancher andern herabwürdige, deren ſich einſt unſer Zeitalter ſchämen wird.

Durch den zweiten Artikel unſrer Zeitſchrift hoffen wir unſern Leſern das Neueſte und Intereſſanteſte aus dem Gebiete der Wiſſenſchaften auf eine leichtere Art bekannt zu machen, wie ſie bisher zur Kenntniß deſſelben gelangen konnten. In jeder Wiſſenſchaft erſcheinen von Zeit zu Zeit wichtige neue Schriften, wodurch ſie bereichert und erweitert werden; faſt jede wird in einem eigenen Journale bearbeitet. Wer nun das Neue in jedem Fache der Wiſſenſchaften kennen lernen will, um mit dem wiſſenſchaftlichen Zuſtande ſeines Zeitalters nicht unbekannt zu ſeyn, iſt gezwungen, eine Menge Schriften zu durchleſen, wozu ihm oft die Zeit mangelt.

Unſere kritiſchen Zeitungen — bei allem Werthe, welchen einige dieſer Inſtitute behaupten — erleichtern dies Geſchäft wenig. Nur ſelten enthält eine Recenſion einen Auszug aus einem Buche, woraus man im Stande wäre, ſeinen Inhalt ſelbſt zu beurtheilen; und wenn man auch dem — faſt immer nur allgemeinen — Urtheile des Recenſenten unbedingt trauet, muß man doch, um das Neue zu erfahren, was das Buch enthält, daſſelbe erſt kaufen und leſen.

Der Gelehrte, welcher ſich einer Wiſſenſchaft beſonders gewidmet hat, muß es als eine Art von Berufsgeſchäft betrachten, alles zu leſen, was für dieſelbe geſchrieben wird, um nichts zu vernachläßigen, wodurch er ſeine Kenntniſſe vermehren könnte. Er hat alſo beſtändig eine allgemeine Ueberſicht ſeiner Wiſſenſchaft, weiß, wodurch und durch wen ſie von Zeit zu Zeit bereichert wird; weiß, welche Hypotheſen, die man bisher unumſtößlich hielt, durch neue Entdeckungen wankend, oder wohl gar vernichtet werden, welche neue man an ihre Stelle ſetzt u. ſ. w.

Wenn nun verſchiedene Gelehrte ſich entſchlöſſen, ſich wechſelſeitig das, wodurch ſie ihre Wiſſenſchaft bereichert glauben, kurz mitzutheilen — ſo würden ſie ſich, einer dem andern, Zeit und Koſten erſparen; und ſelbſt für den Welt- und Geſchäftsmann, der gern mit der Kultur ſeines Zeitalters fortrücken will, müßten dieſe Mittheilungen willkommen ſeyn: weil ſie das zweckmäßigſte Mittel wären, ſeine Wißbegierde zu befriedigen, ohne ſeine Zeit zu ſehr zu beſchränken.

Dies iſt nun der Plan und der Zweck, welchen die Herausgeber der Eunomia in dieſem Artikel zu erreichen ſuchen. Freilich wird es vorzüglich auf die Männer ankommen, welche an der Ausarbeitung dieſes Artikels Theil nehmen, und da freuen wir uns, Mitarbeiter gefunden zu haben, welche die Erwartungen und Forderungen des Publikums in jeder Hinſicht befriedigen werden.

Obgleich einige ſehr verdienſtvolle Männer, deren Arbeiten für ihren Beruf zu derſelben zeugen werden, uns — aus Rückſichten, die wir ehren — nicht erlaubt haben, ihre Namen öffentlich bekannt zu machen, und die Antworten von andern noch nicht eingelaufen ſind, ſo können wir einſtweilen doch für die verſchiedenen Fächer bereits folgende beſtimmte Mitarbeiter nennen.

1) Philoſophie bearbeiten die Herren Profeſſoren Tiedemann in Marburg, und Buhle in Göttingen, (letzterer vorzüglich die Geſchichte der Philoſophie); und Herr Prediger Reche in Mühlhauſen.

2) Mathematik, Aſtronomie, Mechanik u. ſ. w. die Herren Profeſſoren Bode und Ideler in Berlin.

3) Aeſthetik und ſchöne Künſte überhaupt. Für dieſen Artikel arbeiten Herr Hofrath Hirt, Herr Merkel und Herr Hof-Bildhauer Schadow in Berlin. Für Muſik insbeſondere Herr M. Michaelis und Herr Muſikdirektor Weber in Berlin.

4) Philologie und Alterthumskunde. Herr Profeſſor Buhle in Göttingen, Herr Hofrath Fiſcher in Schmiedeberg. Alterthumskunde in ihrem ganzen Umfange, Herr Hofrath Hirt.

5) Jurisprudenz. Herr Geheime-Juſtizrath Amelang, Herr Geheime-Obertribunalsrath Klein in Berlin.

6) Naturgeſchichte, Phyſik und Chymie. Herr Obermedicinalrath Klaproth, Herr Bergrath Scherer und Herr Doctor Meinike in Berlin.

7) Medicin. Herr D. Zadig in Breslau, und die Herren D. Meyer in Berlin und Mathäi in Hameln, haben dieſen Artikel übernommen.

8) Geſchichte bearbeiten die Herren Profeſſoren Pölitz in Dresden, Feßler und Herr Merkel in Berlin, und Herr Rect. Roſe in Soeſt.

9) Geographie, Statiſtik und Kammeralwiſſenſchaft. Die Herrn Profeſſoren Kanzler in Greifswalde, und Leonhardi in Leipzig.

10) Schul- und Erziehungsweſen. Herr Hofrath Fiſcher in Schmiedeberg, Herr Prorektor und Profeſſor Schummel in Breslau, Herr Doctor Heinſius und Herr Profeſſor Feßler in Berlin.

11) Theologie übernimmt Herr Abt Henke in Helmſtädt, und die Herren Profeſſoren Paulus in Jena und Hartmann in Halle.

11) Ackerbau, Landwirthſchaft, Fabrik- und Manufakturweſen. Die Herren Profeſſoren Kanzler in Greifswalde, und Leonhardi in Leipzig.

Daß dieſem Artikel in unſern Blättern nur ein beſchränkter Raum gewidmet werden kann, wird ſeiner Vollſtändigkeit nicht ſchaden. Es ſoll in demſelben weder polemiſirt, noch der Raum mit Recenſionen neuer Bücher angefüllt werden, die oft kein anderes Verdienſt haben, als daß ſie neu ſind. Des wirklichen Gewinnſtes für Wiſſenſchaft und Litteratur pflegt ſo viel nicht zu ſeyn, daß man es nicht von Zeit zu Zeit auf wenigen Bogen zuſammenfaſſen könnte.

Der dritte Artikel liefert wiſſenſchaftliche Aufſätze aller Art, wobei das Geſchäft der Herausgeber nur darin beſtehen wird, ſolche Aufſätze zu wählen, welche wirklich intereſſant ſind, und in ihrem Tone die Grenzen des Schicklichen und Anſtändigen nicht überſchreiten.

Dieſe Erklärung dünkt uns um ſo nothwendiger, da der Verfaſſer manches Aufſatzes, dem es nicht an allgemeinem Intereſſe fehlt, durch wichtige Rückſichten bewogen werden kann, ſeinen Namen nicht öffentlich bekannt zu machen, und man gewohnt iſt, jeden Aufſatz, der ohne Namen in einem Journale gedruckt wird, den Herausgebern zuzuſchreiben, oder doch anzunehmen, daß der Inhalt deſſelben durchaus von ihnen gebilligt werde. Man hat Recht, in dieſen Fällen die Herausgeber für den Verfaſſer verantwortlich zu machen, ſobald von Perſönlichkeiten oder gar Beleidigungen die Rede iſt; aber Unrecht, wenn wiſſenſchaftliche Dinge und Urtheile über Werke des Genies der Gegenſtand ſind. Es würde eine ſtrafbare Anmaßung ſeyn, wenn die

Herausgeber ihre Kenntniß und ihren Geſchmack zur Regel machen, und kein Urtheil bekannt machen wollten, was mit dieſen nicht übereinſtimmte. —

Es liegt in dem Geiſte einer Zeitſchrift, woran mehrere Mitarbeiter Theil nehmen, daß verſchiedene Meinungen, Urtheile und Anſichten der Dinge darin zur Sprache kommen; und ſelbſt dieſe Verſchiedenheit vermehrt ihr Intereſſe für den Leſer. Nur über den Ton, in welchem geſprochen werden ſoll, über den Charakter, welchen man dadurch der Zeitſchrift im Ganzen geben will, können und müſſen alle einig ſeyn; und da kann man die Redactoren anklagen, wenn ſie zugeben, daß ein einzelner gegen dieſe Uebereinkunſt aller fehlt.

Die Gründe, warum wir dem Theater in der **Eunomia** einen eignen Artikel widmen, brauchen wir wohl nicht weitläuftig zu zergliedern. Unter allen gebildeten Nationen nahm das Theater eine bedeutende Stelle ein; die erſten Dichter ſchrieben für daſſelbe, und waren oft zugleich darſtellende Künſtler. Den Plan, nach welchem dieſer Artikel bearbeitet werden wird, findet man zu Anfange deſſelben vorgelegt.

Für die Aufſätze zur Unterhaltung haben uns Männer Beiträge verſprochen, die dem Publikum längſt bekannt ſind, und worunter wir vorläufig nur die Namen: **Lafontaine**, **Starke**, **Schummel**, **Merkel**, **Tiedge**, **Bürde** und **Rückert** nennen wollen.

II.

Neue Theorie des Eigenthums.

Herr Profeſſor Fichte hat in ſeinem neueſten Werke:

Der geſchloſſene Handelsſtaat,

ſeine Theorie des Eigenthums mit dem ihm eignen Scharfſinn entwickelt, und dadurch in einer noch dunkeln Gegend der Rechtslehre ein wohlthätiges Licht verbreitet. Hier iſt dieſe neue Theorie:

Sonſt ſetzte man das erſte urſprüngliche Eigenthum in dem ausſchließlichen Beſitz einer Sache;

Fichte ſetzt es dagegen in ein ausſchließendes Recht auf eine beſtimmte freie Thätigkeit.

Dieſe freie Thätigkeit kann nun beſtimmbar und beſtimmt ſeyn, entweder nur durch das Objekt, auf welches ſie geht z. B. Das Recht in und mit einem gewiſſen Bezirke alles mögliche vorzunehmen, was man nur irgend wollte, und das ganze übrige menſchliche Geſchlecht an jeder möglichen Modification dieſes Bezirkes zu hindern.

(Obgleich nach dieſer Theorie kein Eigenthum des Bodens ſtatt findet, ſo ſieht man doch, wie figürlich, durch Ableitung, ein Bezirk ſelbſt das Eigenthum des Berechtigten genannt werden konnte.)

Oder dieſe freie Thätigkeit iſt durch ſich ſelbſt und ihre eigne Form (ihre Art und Weiſe, ihren Zweck) beſtimmt, ohne alle Rückſicht auf das Objekt, auf welches ſie geht.

(Z. B. das Recht, ausſchließend eine gewiſſe Kunſt zu treiben, und alle andere Menſchen an der Ausübung derſelben Kunſt zu verhindern.)

Oder dieſe freie Thätigkeit iſt beſtimmt durch Beides, durch ihre eigne Form und durch das Objekt, auf welches ſie geht.

(Von dieſer Art iſt das ausſchließende Recht des Ackerbauers, auf einem Stück Acker Getreide zu bauen; welches dem Rechte eines andern nach geendigter Erndte bis zur Saat ſein Vieh zu weiden, keineswegs Abbruch thut.)

Der Beweis dieſer neuen Theorie, welcher zugleich die Widerlegung der entgegengeſetzten enthält, iſt kurz folgender:

Jedem ein beſtimmtes Eigenthum zu geben, geſchieht bloß um den Streit Mehrerer über daſſelbe zu vermitteln. Dieſe Mehrere gerathen aber nur in Streit durch eine thätige Aeußerung ihrer Kraft, und ohne Zweifel muß die Schlichtung ihres Streites gerade da ihren Sitz haben, wo der Streit ſelbſt ihn hatte. Es muß einer unterlaſſen, was dem andern beeinträchtigt, und was dieſer von nun an allein thun ſoll, z. B. von einem Baume die Früchte pflücken u. ſ. w.; nun erſt hat jeder ſeinen eignen Gebrauch der Freiheit.

Wer die entgegenſtehende Theorie behauptet, ſetzt ſtillſchweigend daſſelbe voraus, und folgert, ſo weit bei dem eigen Begriff, von dem er ausgeht, das Gebiet ſeiner Folgetungen ſich erſtreckt, aus unſrer Prämiſſe, und keineswegs aus der ſeinigen. Das Eigenthum ſoll ein idealer Beſitz eines Dings ſeyn, das ich nicht unmittelbar realiter beſitze. Wenn dieſer Beſitz nun nicht durchaus ideal bleiben, und nicht etwa in der Nothwendigkeit beſtehen ſoll, daß alle Menſchen denken, der Gegenſtand ſey der meinige, und keinesweges der ihrige; wenn er irgend eine reelle Folge im wirklichen Leben haben ſoll, ſo kann dies keine andre ſeyn, außer der, daß alle Menſchen verbunden ſeyn ſollen, aller Wirklichkeit auf dieſes Ding ſich gänzlich zu enthalten, nichts daran zu ändern, ſondern es zu laſſen, wie es iſt, kurz, alle Thätigkeit auf daſſelbe ausſchließlich mir zu überlaſſen. Dieſen und keinen andern Begriff hat jedermann vom Eigenthum, und der wahre Sitz des Eigenthumsrechts iſt mithin das Recht der Ausſchließung fremder Thätigkeit von einer Sache.

Die Klarheit und Verſtändlichkeit, welche in dieſer Theorie allen Sätzen über das Eigenthum gegeben werden kann, ferner die durchgängige Anwendbarkeit derſelben im wirklichen Leben, ſind die äußern nicht zu überſehenden Beweiſe ihrer Richtigkeit.

Dieſes Eigenthumsrecht nun hat ſeinen Rechtsgrund, ſeine rechtlich verbindende Kraft lediglich im Vertrage Aller mit Allen (d. h. Aller, die im gegenſeitigen Einfluß auf einander kommen können). Wird einer für ſich betrachtet, ſo darf er — von der Verantwortlichkeit vor ſeinem eignen Gewiſſen hier abgeſehen — alles thun, was er nur will. Nur weil Mehrere da ſind, die auch beſtehen ſollen, hat er ſeine freie Thätigkeit ſo einzuſchränken, daß ſie beſtehen können; und ſie von ihrer Seite die ihrige ſo, daß Er beſtehen

könne.

könne. Jeder ſchränkt, da alle gleich ſind, rechtlich die Freiheit jedes andern um ſo viel ein, als dieſer die ſeinige einſchränkt. Dieſe Gleichheit der Beſchränkung Aller durch Alle liegt im Rechtsgeſetze, und hängt von der Willkühr nicht ab. Welche beſtimmte Sphäre der Thätigkeit aber jedem ausſchließend verbleiben ſolle, deren nunmehr die andern um dieſes Einen willen ſich zu enthalten haben, müſſen ſie verabreden; darüber beſtimmt weder die Natur, noch das Rechtsgeſetz irgend etwas, ſondern lediglich ihre freie Willkühr, nach welcher ſie einen Kontrakt darüber ſchließen.

Die Anwendung dieſer Theorie auf den Staat, die eigentlich der Hauptgegenſtand des Fichtiſchen Werkes iſt, gehört hier weiter nicht her.

III.

Kritiſche Bemerkungen über Schillers Wallenſtein.

Vielleicht hat man, ſo lange die Bühne ſteht, der öffentlichen Erſcheinung eines dramatiſchen Kunſtwerkes noch nie mit einer größern Erwartung und Ungeduld entgegengeſehn, als es bei dem Schillerſchen Wallenſtein der Fall iſt; ein Drama, von deſſen großen und neuen Eigenſchaften der Dichter ſelbſt nichts geringeres, als eine neue, glänzende Epoche für die Kunſt erwartet.

Der ſogenannten Konverſationsſtücke, womit man uns bisher auf allen Theatern wie mit dem täglichen, gemeinen Hausbrod traktirte, und bis zum Ekel überfüllte, längſtens ſatt, regt ſich gleich ſtark in Kennern und Liebhabern jenes Suspirium der platoniſchen Seelen nach einem höhern, geiſtigern Genuſſe. Wir ſehnen uns, die Muſe, die wir in alle Gemeinheiten des Lebens gekleidet, aus unſern Häuſern hervortreten ſehen, von dem traurigen Zuſtande dieſer ihrer poetiſchen Erniedrigung befreit, endlich wieder als Göttin, in ihrem höhern Glanze, aus den Wolken kommend zu erblicken, und nicht immer mehr mit ihr, wie bisher, auf gleichem Fuße zu konverſiren.

Und wer könnte wohl dieſen allgemeinen Wunſch, dieſe edlere Sehnſucht nach dem Idealiſchen, nach dem Reinmenſchlichen, vollkommner befriedigen, als Schiller? Die dramatiſchen Talente dieſes Dichters ſind bekannt, und weder das neugierige, erwartungsvolle Publikum, noch die ruhmredigen Ankündiger jener neuen dramatiſchen Gabe aus Schillers Händen, ſcheinen ſich in ihren Hoffnungen und Verheiſungen täuſchen zu können. Der wahre Genius ſteigt immer höher hinan auf der Leiter der Vollkommenheit. Er kennt den Stillſtand nicht. Seine erſten Werke ſind oft nichts weiter, als glänzende Verſprechungen für die Zukunft, welche ſeine volle Reife und Kraft entfaltet. Und ſo ſchloß man denn auch bei unſerm Dichter. Seine frühern dramatiſchen Produkte haben den Beifall und die Bewunderung der Zeit an ſich geriſſen. Dieſes Lob, dieſe Bewunderung galten indeß mehr den großen Anlagen, die ſich in jenen Geiſteswerken offenbarten, als der Vollkommenheit der Kunſtwerke ſelbſt, die ein zu hohes Maaß für einen Anfänger und Kunſtjünger iſt, woran ihn beſonnen keiner ſtellt und keiner ſtellen ſollte, ſelbſt den außerordentlichſten Geiſt nicht; da Kunſtvollkommenheit keinesweges von der Natur gegeben, ſondern lediglich durch Fleiß und Kultur erworben werden kann. Schillers poetiſcher Genius erſchien an dem Horizonte der deutſchen Kunſt mit einem großen und ſchönen Morgenroth, von dem ſich ſeine Freunde einen nahen, glänzenden Tag für die Muſe verſprachen.

Die Räuber und Dom Carlos glichen jener hohen Idealität, wodurch ſich das Genie ankündiget; aber es fehlt dieſen Dramen deſto mehr an jenen nicht weniger wichtigen Eigenſchaften, wodurch ſie ſich als Werke des Verſtandes darſtellen. In beiden Produkten herrſcht und waltet ein hoher gewaltiger Geiſt der Darſtellung, und, kommt nur erſt noch das rechte Maaß Harmonie und Wahrheit, zu jenen Vorzügen hinzu, ſo, dachte man, wird der Dichter ſich einſt zu einer ſeltenen Stufe der Vollkommenheit erheben.

Die Uebermacht der Phantaſie charakteriſirt die Jugend des Geiſtes; und in dieſem Sinne gereicht es einem Künſtler des Schönen nicht zum Ruhme, wenn man von ihm ſagt, ſein Geiſt bleibe ewig jung. Endlich muß die Zeit der Nüchternheit, die Epoche des maaßgebenden Verſtandes eintreten, wo die phantaſtiſchen, ſchwankenden Gebilde des jugendlich-ſchwärmenden Geiſtes unter den Händen der Kritik Wahrheit, feſten Charakter und Haltung empfangen. Der dramatiſche Kopf bedarf dieſer herrſchenden Gewalt über ſeine Phantaſie ohne Zweifel am meiſten. Eine feurige Einbildungskraft fordert einen deſto kältern, kritiſirenden Verſtand als Geſellen neben ſich. Beide Gewalten im Bunde geben erſt jenes ſchöne Gleichgewicht der Kraft, die uns bezaubert. Ohne dies ſinkt das Genie entweder in die gemeine Wirklichkeit herab, oder es verliert ſich in eine leere Idealität, welche eben ſo ſehr gegen das wahre Ideal der Kunſt ſtreitet, das nur auf jener gleichen Linie der Vermögen ruht. Große Anlagen offenbaren ſich in einzelnen vortrefflichen Zügen; die Vortrefflichkeit des Ganzen iſt die reife Frucht, die das aufblühende Genie für die Zukunft verſpricht. Harmonie zwiſchen Verſtand und Einbildungskraft — hier liegt das Geheimniß, das letzte Ziel der Künſtlerreiſe.

Die Phantaſie erſcheint gewöhnlich deſto ſtärker, je ſchwächer das kritiſche Gegengewicht, die einſchränkende Kraft des Verſtandes ſich zeigt. Ein ſchönes Kunſtwerk dieſer Art äußert daher ſeine ganze Gewalt wieder nur auf die Einbildungskraft, läßt aber im Verſtande und Herzen nur matte Spuren zurück. Die Schöpfungen des dramatiſchen Geiſtes aus dieſer Epoche ziehen in großen, koloſſalen Geſtalten, die weit über dieſe Wirklichkeit hinausſtarren, und alle Proportion des Verſtandes kühn überſchreiten, vor unſerm erſtaunten Auge vorüber, ohne Wahrheit und innern Charakter. Es ſind täuſchende Zauberfiguren, die ein Schwarzkünſtler vor uns erſcheinen läßt, die im Vorübergehen unſer Gemüth bewegen und erſchüttern, unſerm Herzen, unſerer Liebe aber ſich nicht nähern, und an die uns kein inneres, ſympathetiſches Intereſſe hinzieht. Später erſt bringt der überlegende Verſtand Charakter und Intereſſe, Einheit, Maaß und Licht in die Verworrenheit dieſer phantaſtiſchen Wunderbilder, und ſchafft eine Welt aus ihnen, die an die unſrige gebaut iſt, und in die wir dem Dichter ohne Sprünge nachfolgen können.

Oft wird dem bildenden Geiſte jene vollendende Harmonie gar nicht zu Theil. Er bleibt in der Jugendepoche der Phantaſie ſchwärmend zurück, und kann, gebannt in ihren Zauberkreis, nicht in das reifende Gefilde des Verſtandes herüber. Indeſſen, da er das Bedürfniß fühlt, ſo ruft er einen künſtlichen Repräſentanten deſſelben zu Hülfe, der aber die Stelle, die er vertreten ſoll, gewöhnlich nicht zum Beſten ausfüllt.

Dieſer *künſtliche* Verſtand, da er dem Geiſte nicht eingeboren, ſondern fremd iſt, tritt auch eben deswegen nie in jene vollkommne Harmonie mit dem dichtenden Vermögen. Er bildet nur *erkünſtelte* Weſen, die von aller Wahrheit der Natur entfernt ſind. Das Genie, als Verſtand und

Phantaſie im innigen Bunde gedacht, iſt nämlich ſelbſt die ſchaffende Kunſtnatur, die jener künſtliche Nothhelfer mit aller Anſtrengung nie erreichen kann, und deren lebendiges Bild er nur in ungewiſſen, ſchwankenden Zügen nachäfft. Er iſt der Affe des wahren Genies. Dieſes charakteriſirt ſich durch Einfalt und Wahrheit; ſein Werk erſcheint als ein lebendiges Ganze, worin nichts zu unterſcheiden iſt, ſo wenig, als in ihm ſelbſt. Seine wirkenden innern Vermögen ſind durch das Band inniger Harmonie zu einer lebendigen Schöpfungskraft verknüpft. Seine Gebilde erheben ſich zwar über die gemeine Wirklichkeit des Lebens, aber ſie ſind auf der andern Seite mit aller Wahrheit und Individualität dieſes Lebens gezeichnet. Das Ganze iſt in ſich ſelbſt zu einem vollkommnen, intereſſanten Gemälde vollendet. Jeder Charakter hat inneres Intereſſe, und bleibt ſich durchaus treu bis ans Ende. Keiner wird durch Umſtände gemacht. Alles, was geſchieht, fließt nothwendig und eben deswegen ungezwungen und natürlich dahin. Nichts erſcheint mit Willkühr. Wie in einem organiſchen Weſen, iſt ein Theil nur um des andern willen da. Alles ſteht in der ſchönſten Wechſelwirkung. Kein Glied kann abgeſchnitten werden, ohne das Ganze aufzulöſen.

Je weniger ſich der Dichter an das Nothwendige, die Einheit und Harmonie bindet, deſto mehr wird er in dem freien Felde der Darſtellung leiſten; deſto glänzender, voller, üppiger, überſchwenglicher wird die leztere erſcheinen. Man wird ihm vorwerfen können, was einem Mahler geſagt wurde, der ſeinen Figuren prächtige Kleider gab: „weil du ſie nicht ſchön mahlen kannſt, mahleſt du ſie reich.“ Der Ausdruck, die Sprache werden die Hauptſache, — Charakter und Handlung — Nebenſachen ſeyn. Man wird überall nur die Beſchreibung ſtatt der Sache finden. Wir ſind in einem Zauberkreiſe von Bildern und Schmuck gefangen; aber es ſpricht da nichts zu unſerm Herzen. Wir können uns nicht anhalten an den Geſchöpfen dieſes Geiſtes. In jeder Geſtalt, die ſich uns zauberiſch-reizend aus der Ferne zeigt, umarmen wir in der Nähe eine Wolke. Die ganze Täuſchung zerrinnt am Ende über uns, wie ein ſchöner Traum, der kaum eine flüchtige vorübergehende Spur in unſerm Gemüthe hervorbringt. Keine von allen den ſchönen, noch ſo herrlichen Geſinnungen, die wir hier vernehmen, begleitet unſer Herz veredelnd in die Geſellſchaft zurück. Keine von jenen Empfindungen empfiehlt ſich unſerm Herzen durch ein anderes Herz, auf deſſen natürlichem gutem Boden ſie aufgewachſen wären. Wir ſehen ſie bloß für redneriſchen Schmuck, für ſchöne Phantaſien und Erdichtungen an, die unſern Sinn ergötzen, die aber nicht den Weg in unſer Innerſtes finden.

Die höchſte Vollkommenheit eines dramatiſchen Kunſtwerkes liegt in der innigen Vereinigung der Intrike mit dem Charakter. Das Ganze muß als eine nothwendige Verbindung der Handlungen und des Charakters erſcheinen. Nichts darf hier umſonſt da ſeyn — keine Stelle, die hinweggedacht werden könnte — nichts Zufälliges.

Dies fordert die Regel der Kunſt. Die Natur giebt im Aeſthetiſchen nichts Zuſammenhängendes; die Kunſt muß ihr erſt die Form ertheilen, der Schöpfung einen Zweck bildend unterlegen. Der Dichter, der ſich ſeinem Genie ohne Regel überläßt, ſchafft ein bloßes Naturprodukt, an welchem man den Charakter der Vernunft — Einheit und Vollkommenheit, vermißt.

In wieſern das eben geſagte auf das neue Schillerſche Geiſteswerk paſſe, wird ſich bei einer nähern Unterſuchung deſſelben ergeben. — Ich ſetze hier bei meinen Leſern die Bekanntſchaft mit der Geſchichte Wallenſteins voraus, und ſchränke meine Reflexionen bloß auf den äſthetiſchen und dramatiſchen Werth jenes Kunſtwerkes ein.

Der Schillerſche Wallenſtein zerfällt in drei Abtheilungen: in das Lager Wallenſteins, in die Piccolomini, und in den Tod Wallenſteins. — Wallenſteins Lager, das den Anfang macht, und worin uns der Dichter vorläufig mit den Perſonen des Stückes, beſonders aber mit ſeinem Helden, der uns hier in ſeinem Heere unſichtbar gegenwärtig werden ſoll, bekannt machen will, entſprach der Erwartung keinesweges. Das Ganze wird durch nichts geründet und feſtgehalten. Wie der Wind die Schneeflocken auf den Feldern, ſo treibt ein wilder Geiſt alles wirbelnd durch einander. Kein Charakter hebt ſich heraus, an keiner Scene wird das Intereſſe für die folgende fortgeleitet.

Die Offiziere Wallenſteins, ſo wie hernach auch er ſelbſt, zeigen ſich mehr als geübte Schulredner, und wetteifern in philoſophiſchen Sentenzen und glänzenden Bonmots, worüber indeß die Zuſchauer eben ſo, wie die handelnden Perſonen, die wahre Angelegenheit gänzlich vergeſſen.

Die Kritik weiß nicht recht, was ſie aus Wallenſteins Lager machen ſoll; der Dichter müßte dann in einer willkührlichen unzuſammenhängenden Reihe von Scenen den Enthuſiasmus und die ſtarke Anhänglichkeit der Regimenter an ihren Feldherrn zeigen wollen, jetzt wo eine fürchtende Politik ſie von ihm trennen will. Dieſes letztere iſt eigentlich der wahre und ganze Inhalt dieſes Vorſpiels, und jede Scene ſagt daſſelbe nur auf eine andere Art, indem ſie die Vorzüge Wallenſteins in den Augen der Regimenter von einer andern Seite zeigt. Eine einzige Handlung iſt hier zu einem ganzen Stücke ausgedehnt worden. Die Regimenter entſchließen ſich gegen den kaiſerlichen Befehl bei dem Feldherrn zu bleiben. Von dieſer Ergebenheit nun giebt uns das Lager weitläuftig und anſchaulich die Gründe an.

Schiller ſcheint es wohl gefühlt zu haben, daß es ihm in den Piccolomini's und in Wallenſteins Tod nicht ganz gelang, die wahre Größe ſeines Helden darzuſtellen. Deswegen ſchicket er uns hier ein Vorſpiel, das Lager, voraus, das den Zuſchauer von jener Größe überzeugen ſoll. Dieſes Vorſpiel ſcheint alſo in Schillers Geiſte ein Nachſpiel geweſen zu ſeyn; und dieſes nöthige, aber nicht glückliche Supplement des ganzen Charakters Wallenſteins ſtellt er jetzt an die Spitze, und läßt uns darin ſo viele Verſicherungen von Andern darüber hören, bis wir es endlich, aber freilich nicht zum Vortheil der beiden übrigen Stücke, zu glauben anfangen. Denn dort ſtreitet jede Scene mit dieſer Ueberzeugung, und zwingt uns, ſie wieder fahren zu laſſen.

Wallenſtein zieht ſeine Macht in Böhmen zuſammen, um ſich hier ſicher zu ſtellen, und von hier aus nach allen Grenzpunkten des Reiches wirken zu können. Der Kaiſer, aus Furcht vor Wallenſteins Ehrgeiz, ſucht die Macht des Generals zu ſchwächen. Zu dem Ende befiehlt er, daß ein Theil der Armee nach Italien ziehe. Allein die Regimenter widerſetzen ſich dem kaiſerlichen Befehl, und ſind entſchloſſen, ihrem Feldherrn treu zu bleiben. Sie erhalten ihre Löhnung von ihm, er hat ihnen eben eine doppelte gereicht, der Kaiſer hingegen vernachläßigt ſie ganz und gar. Sie wollen dem Generale in einer Bittſchrift ihren Entſchluß bekannt machen.

Folgendes macht den dramatiſchen Inhalt des Vorſpiels aus:

Die Scene eröffnet ſich mit einer kriegeriſchen Muſik, worauf das aus dem Schillerſchen Muſenalmanache bekannte Reiterlied in dem Lager geſungen wird. Gegen das Ende des Liedes tritt von der Seite ein Bauer mit falſchen Würfeln herein, den ſein Sohn, der ihm folgt, zurückzuhalten ſtrebt. Aber jener erklärt ihm, daß ſo ein Spielbetrug im Lager ſchon erlaubt ſey: was der Soldat dem Bauer nehme in Scheffeln, das nehme ihm dieſer in Löffeln. Die herzukommenden Soldaten wollen den Bauer fortjagen, laſſen ihn aber endlich doch ins Lager paſſiren. Hierauf erſcheinen ein Wachtmeiſter und Trompeter vom Terzkiſchen Regimente, die ſich über die neueſten Begebenheiten nach ihrer Art unterhalten, wobei ſie Gelegenheit finden, ihre große Anhänglichkeit an ihren Feldherrn vielfältig an den Tag zu legen. Dieſer Enthuſiasmus bricht bei einem darauf folgenden Wettſtreite zwiſchen ihnen und einigen dazu kommenden Jägern, worin ein Theil ſich vor dem andern die Ehre anmaßt, dem Generale näher anzugehören, in helle Flammen aus. Um uns ihr blindes Vertrauen zu Wallenſtein noch einleuchtender zu machen; entdecken ſie uns jetzt ihren Aberglauben an den Feldherrn, der nach ihrer Meinung mit dem Teufel im Bunde ſteht, durch eine hölliſche Salbe gegen Stich und Schuß feſt iſt, und dem ein, bei ihm aus- und eingehendes, graues Männchen die verborgenen Geheimniſſe der Zukunft enthüllt.

Auch ein Rekrut erſcheint, der eine alte liebende Mutter, eine ſchöne und reiche Braut verlaſſen hat, um dem Wallenſtein zu dienen. Ein Korporal, der den jungen Marsſohn vorführet, hält ihm eine Standrede über die Ehre des Soldatenſtandes, wobei er ihm ſich ſelbſt als Beiſpiel darſtellt. Hat man es nur erſt zum Korporal gebracht, ſagt er, ſo hat man ſein Glück ſchon gemacht. Er demonſtriret ihm hierauf, daß der Stock der wahre Nervus rerum gerendarum ſey, daß alles Weltregiment von dem Stocke ausgehe, ja daß des Kaiſers Zepter ſelbſt nichts anders, als ein Stock ſey, u. d. g.

Hierauf einige Scenen mit der Marketenderin, und Tanz. Während des letztern tritt ein ereiferter Kapuziner herein, und hält aus dem Stegreife eine ſcharfe Strafpredigt, die übrigens in ächter Kapuzinerberedſamkeit und in dem, dieſen bärtigen Rhetoren eignen, Witze und Wortſpiele verfaßt iſt. Z. B. Glaubt ihr, der liebe Gott habe das Chiragra, daß er euch nicht mit ſeinem Rächerarme ſtrafen könne? — Und da, wo er über die Verwüſtungen des Krieges ſpricht, heißt es: „Das römiſche Reich ſollte jetzt heißen: römiſch arm, die Bißthümer ſind verwandelt in Wüſtthümer, die Seeländer in Wehländer, die Klöſter in ausgenommene Neſter.“ Gegen das Ende ſtichelt der Prediger auf Wallenſteins Abſcheu gegen das Hahnengeſchrey, welcher, wie beim Petrus, von ſeiner Verrätherey der Religion herkomme. Indeß dieſe ganze unmäßig lange Rede dient zu weiter nichts, als in dieſem Augenblick, wo der Kapuziner gegen Wallenſtein eifert, die Soldaten, welche ihn deswegen überfallen, eine neue Probe ihres Enthuſiasmus für den General ablegen zu laſſen.

Eine neue Scene veranlaßt der obige ins Lager geſchlichene Bauer, der über den Betrug ertappt, von dem aufgebrachten Haufen hervor geſchleppt wird. Ein Küraſſier tritt dazwiſchen, und dämpfet die Wuth des betrogenen Soldaten, indem er ihn erinnert, daß er ein Wallenſteiner ſey.

Die Soldaten preiſen uns hierauf die geheime Magie Wallenſteins, mit der er ſie, die aus allen Gegenden der Erde mit ſo verſchiednem Sinne hieher zuſammengeſchneit und geblaſen wären, zu einem einigen, feſten Ganzen formirt habe; und machen hierauf unter ſich den Bund, trotz dem kaiſerlichen Befehle ihrem Generale treu zu bleiben. Das einzige Regiment Tiefenbach tritt nicht in den Bund. Die übrigen entſchließen ſich, ihre Abſicht dem Generale in einer Supplike bekannt zu machen.

Mit dem bekannten Reiterliede durch alle Verſe ſchließt ſich das Stück. Uebrigens iſt dieſes ganze Vorſpiel in der gereimten Versart, von der wir hier eine Probe herſetzen, welche zugleich eine der ſchönſten Stellen des ganzen Stücks iſt.

Ein Küraſſier ſpricht von dem wahren Eigenthum des Soldaten, der Ehre:

Das Schwerdt iſt kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächſt keine Saat;
Ohne Heimath muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig ſchwärmen,
Darf ſich am eignen Heerd nicht wärmen.
Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins luſtigen, grünen Auen,

Die Traubenleſe, den Erntekranz
Muß er wandernd nur von ferne ſchauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat ſich nicht ſelber ehrt?
Etwas muß er ſein eigen nennen,
Oder der Menſch wird morden und brennen.

Ueber die Piccolomini iſt unter denjenigen, die ihrer Aufführung beiwohnten, nur eine Stimme. Das Ganze intereſſirt nicht genug, und iſt zu gedehnt. Als dieſer Theil des Schillerſchen Wallenſteins zum zweitenmal auf der Bühne erſchien, klagte der Geduldigſte — was auch die Freundesſtimme in der allgemeinen Zeitung von einer wachſenden Aufmerkſamkeit, von dem Intereſſe und der Rührung der Zuſchauer bei dieſem Drama verſichern mag. Und zwar hörte man jene Klagen unter dem gebildeten Theile der Zuſchauer gerade am lebhafteſten. Der große Haufen, der nur inſofern befriedigt wird, als er den Eindruck auf ſein Gemüth erfährt, ging hier faſt ganz leer aus. Der andere Theil, der nicht mit dem Gemüthe allein, der auch mit dem Geiſte vor der Bühne ſteht, zählte einige lichte herrliche Augenblicke des Genuſſes bei einzelnen Meiſterſtellen, die ihn hier überraſchten, und mit der höchſten Begeiſterung ergriffen. Aber den dramatiſchen Effekt vermißte er eben ſo ſehr. Er fand das Drama in dem Drama nicht.

Man hat beſorgt, der neue verſifizirte, dem Ohre ungewohnte Ton, worin das Werk geſchrieben iſt, könnte ihm bei der theatraliſchen Darſtellung nachtheilig werden. Aber dies war es ſicher nicht, was den Eindruck des Ganzen hemmte. Die Schauſpieler, denen die zur Verſifikation gehörige Deklamation der Alten fehlt, ließen das Metrum kaum hören, ſo daß man deſto weniger begreift; wozu doch die metriſche Form hier eigentlich angewendet ſey? In Wallenſteins Lager gewinnt die Sprache durch die dort angewandte eigne Versart einen Anſtrich von Naivität, die dem Stücke wohl anſteht, da in ihm keine bedeutende Perſon auftritt, ſondern lauter gemeines Volk erſcheint. In den zwei folgenden Stücken dient der Vers offenbar mehr dem Dichter. Schillers Proſa ſteigt hier und da bis zum höchſten epiſchen Ausdruck, der nur in Verſen entſchuldigt werden kann. Und dies iſt dann auch vermuthlich die wahre Urſache, warum er den Wallenſtein verſifizirte. Seine eigne poetiſch Exzentrizität forderte das Metrum; dieſer Ton, der eine individuelle Nothwendigkeit iſt, kann daher für andere nicht zum Muſter dienen; wenigſtens gewinnt der theatraliſche Effekt offenbar nicht das mindeſte durch ihn, da, wie geſagt, unſern Schauſpielern die große verlorne Kunſt der ihn begleitenden Deklamation fehlt, und das Metrum ſonach von ihnen gänzlich verſchluckt wird.

Der äußern Vollkommenheit eines äſthetiſchen Kunſtwerkes mag der Vers wohl angerechnet werden können; aber der Hauptſache, dem Eindrucke des Dramas dient er keinesweges.

Der wahre Grund des geringen Eindrucks, den die Piccolomini auf der Bühne hervorbrachten, liegt ohne Zweifel in dem Mangel an wahren theatraliſchen Effekten und wenig intereſſanten Charakteren, hauptſächlich an dem beſtändigen Unterbrechen der Handlung durch lange Reden, an einem rhetoriſchen Ueberfluſſe, der das erwärmte, eben friſch angeknüpfte Intereſſe unvermerkt wieder erkältete und abriß.

Doch dies alles wird ſich bei näherer Betrachtung dieſes Stückes deutlich ergeben.

*) Wallenſtein iſt während dem Laufe eines verderblichen Krieges, aus einem gemeinen Edelmanne, Reichsfürſt und Beſitzer von außerordentlichen Reichthümern geworden, er hat dem Kaiſer, als kommandirender General, große Dienſte geleiſtet, wofür er aber auch glänzend belohnt wird. Die Gewaltthätigkeiten hingegen, die er an mehreren Reichsfürſten ausübt, wecken zuletzt allgemeine Klagen gegen ihn, ſo daß der Kaiſer, durch Umſtände abhängig, von den Fürſten genöthiget iſt, ihn vom Kommando zu entfernen. Wallenſtein bringt einen unbefriedigten Ehrgeiz in den Privatſtand zurück. Da er ſchon einen ſo großen Weg gemacht, ſo viel vom Glück erlangt hat, ſo ſetzt er ſeinen Wünſchen keine Grenzen mehr. Ein aſtrologiſcher Aberglaube nährt ſeinen Ehrgeiz, er hört Wahrſagungen begierig an, die ihm ſeine künftige Größe verſichern; betrachtet ſich gern als einen beſonders Begünſtigten des Schickſals, und überläßt ſich ausſchweifenden Hofnungen um ſo zuverſichtlicher, da ihm ſein Horoſkop die Gewährung derſelben zu verbürgen ſcheint, und manche himmliſche Aſpekten, von Zeit zu Zeit, ihm günſtige Ereigniſſe prophezeihen.

Aber auch ſchon die Anſicht des politiſchen Himmels rechtfertigt zum Theil dieſe Erwartungen.

Die Fortſchritte der Schweden im Reich und der Verfall der kaiſerlichen Angelegenheiten, machen einen erfahrnen General, wie er iſt, bald nothwendig: er erhält das Kommando der kaiſerlichen Armee abermals, und zwar unter ſolchen Bedingungen zurück, die ihn beinahe zum Herrn des

---

*) Siehe allgemeine Zeitung, 25. März 1799.

Kriegs und im Heere unumſchränkt machen. Nur auf ſolche Weiſe wollte er wieder an dieſe Stelle treten, und der Kaiſer, der ihn nicht entbehren kann, muß darein willigen.

Dieſer großen Macht überhebt er ſich bald, und beträgt ſich ſo, als wenn er gar keinen Herrn über ſich hätte: Er läßt den Kurfürſten von Baiern und die Spanier, alte Widerſacher ſeiner Perſon, auf jede Art ſeinen Haß empfinden; achtet die kaiſerlichen Befehle wenig, und führt den Krieg auf eine Weiſe, die nicht blos ſeinen Eifer, die auch ſeine Abſichten verdächtig macht. Er ſchont die Feinde ſichtbar, ſteht mit ihnen in fortdauernden Negotiationen, verſäumt manche Gelegenheit ihnen zu ſchaden, und fällt den kaiſerlichen Erbländern, durch Einquartirung und andere Bedrückung, ſehr zur Laſt.

Seine Gegner ermangeln nicht, ſich dieſes Vortheils über ihn zu bedienen. Sie machen die Eiferſucht des Kaiſers rege, ſie bringen Wallenſteins Treue in Verdacht. Man will Beweiſe in Händen haben, daß er mit den Feinden einverſtanden ſey, daß er damit umgehe, die Armee zu verführen; ja man findet es bei ſeinem bekannten Ehrgeiz und bei den großen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtehen, nicht ganz unwahrſcheinlich, daß er Böhmen an ſich zu reiſſen denke.

Seine eignen Beſitzungen in dieſem Königreiche; der Geiſt des Aufruhrs in demſelben, der noch immer unter der Aſche glimmt; die hohen Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihrer Krone; das noch friſche Andenken der pfälziſchen Anmaßung; das Intereſſe der feindlichen Partei, Oeſtreich auf jede Art zu ſchwächen; endlich das Beiſpiel mehrerer, im Laufe dieſes Kriegs gelungenen Uſurpationen, konnten ein Gemüth, wie das ſeinige, leicht in Verſuchung führen.

Wallenſteins Betragen gründet ſich auf einen ſonderbaren Charakter. Von Natur gewaltthätig, unbiegſam und ſtolz; iſt ihm Abhängigkeit unerträglich. Er will des Kaiſers General ſeyn, aber auf ſeine eigne Art und Weiſe. In ſeinen wirklichen Schritten iſt noch nichts criminelles, indeſſen fehlt es nicht an ſtarken Verſuchungen. Der Glaube an eine wunderbare glückliche Konſtellation, der Blick auf die großen Mittel, die er in Händen hat, und auf die günſtigen Zeitumſtände, verbunden mit den Aufforderungen, die von außen an ihn ergehen, wecken allerdings ausſchweifende Gedanken in ihm, mit denen ſeine Phantaſie ſich nicht ungern trägt; doch ſpielt er mehr mit dieſen Hoffnungen, in ſo fern ihm die Möglichkeit ſchmeichelt, als daß er ſeine Schritte feſt zu einem Ziele hinlenkte.

Aber ob er gleich nicht direkt, nicht entſcheidend zum Zwecke handelt, ſo ſorgt er doch, die Ausführung immer möglich und ſich die Freiheit zu erhalten, Gebrauch von den bereiteten Mitteln zu machen. Er ſondirt den Feind, hört ſeine Vorſchläge an, ſucht ihm Vertrauen einzuflößen, attachirt ſich die Armee durch alle Mittel, und verſchafft ſich leidenſchaftliche Anhänger bei derſelben. Kurz, er vernachläßigt nichts, um einen möglichen Abfall vom Kaiſer und eine Verführung des Heers von Ferne vorzubereiten, wäre es auch nur um ſeiner Sicherheit willen, um an der Armee eine Stütze gegen den Hof zu haben, wenn er derſelben bedürfen ſollte.

Die natürliche Folge dieſes Betragens iſt, daß ſeine Geſinnungen immer zweideutiger erſcheinen, und der Verdacht gegen ihn immer neue Nahrung erhält. Denn eben weil er ſich noch keiner beſtimmt criminellen Abſicht bewußt iſt, ſo hält er ſich in ſeinen Aeußerungen nicht vorſichtig genug, er folgt ſeiner Leidenſchaft und geht ſehr weit in ſeinen Reden. Noch weiter als er ſelbſt gehen ſeine Anhänger, die ſeinen Entſchluß für entſchiedner halten, als er iſt. Von der andern Seite wächſt der Argwohn. Man glaubt am Hofe das Schlimmſte; man hält es für ausgemacht, daß er auf eine Verbindung mit dem Feinde denke; und ob es gleich an juridiſchen Beweiſen fehlt, ſo hat man doch alle moraliſche dafür. Seine Handlungen, ſeine geäußerten Geſinnungen erregen Verdacht, und der Verdacht ſteigert ſeine Geſinnungen und Handlungen.

Man hält alſo für nothwendig, ihn von der Armee zu trennen, ehe er ſeinen Anſchlag mit ihr ausführen kann; aber das iſt keine ſo leichte Sache, da der Soldat ihm äußerſt ergeben iſt, und ſehr viele von den vornehmſten Befehlshabern das ſtärkſte Intereſſe haben, ihn nicht ſinken zu laſſen. Ehe man alſo etwas öffentlich gegen ihn beginnt, will man ihn ſchwächen, ſeine Macht theilen, ihm ſeine Anhänger abwendig machen; und der Sohn des Kaiſers, König Ferdinand von Ungarn, iſt ſchon beſtimmt, das Kommando nach ihm zu übernehmen.

Unter allen Generalen Wallenſteins ſtehen die beiden Piccolomini, Vater und Sohn, im größten Anſehen bei den Truppen; auf dieſe rechnet Wallenſtein beſonders, um ſeine Anſchläge auszuführen, und der Hof, um jene Anſchläge zu zerſtören.

Octavio Piccolomini, der Vater, ein alter Waffenbruder und Jugendfreund Wallenſteins, hat alle Schickſale dieſes Krieges mit ihm getheilt; Gewohnheit hat den Herzog an ihn gefeſſelt, aſtrologiſche Gründe haben ihm ein blindes Vertrauen zu demſelben eingeflößt, ſo daß er ihm ſeine geheimſten Anſchläge mittheilt. Aber Octavio Piccolomini hat eine zu pflichtmäßige und geordnete Denkungsart, um in ſolche Plane mit einzugehen; und da er den Herzog nicht davon zurückhalten kann, ſo iſt er der erſte, der den Hof davon unterrichtet. Seine laxe Weltmoral erlaubt ihm, das Vertrauen ſeines Freundes zum Verderben deſſelben zu mißbrauchen, und auf den Untergang deſſelben ſeine eigene Größe zu bauen. Er ſteht in geheimen Verſtändniſſen mit dem Hofe, während daß ſich Wallenſtein ihm argwohnlos hingiebt; und er entſchuldigt dieſe Falſchheit vor ſich ſelbſt dadurch, daß er ſie an einem Verräther und zu einer guten Abſicht ausübe.

Neben dieſem zweideutigen Charakter ſteht die reine edle Natur ſeines Sohns, Max Piccolomini. Dieſer iſt durch Wallenſtein zum Soldaten erzogen, und wie ein Sohn von ihm geliebt und begünſtigt worden. So hat er ſich früh gewöhnt, ihn enthuſiaſtiſch zu verehren, und wie einen zweiten Vater zu lieben. Seiner edlen und reinen Seele erſcheint Wallenſtein immer edel und groß, und in den Irrungen deſſelben mit dem Hofe nimmt er leidenſchaftlich die Partie ſeines Feldherrn.

Noch hat es Octavio Piccolomini nicht gewagt, über die wahren Abſichten Wallenſteins ſeinem Sohn die Augen zu öffnen; denn er fürchtet deſſen aufrichtigen Charakter, und von der Pflichtmäßigkeit deſſelben hat er eine ſo gute Meinung, daß er ihn ohne Gefahr ſich ſelbſt glaubt überlaſſen zu können.

So ſtehen die Sachen, als beim Ablauf des Winters 1634 die Handlung des Stücks zu Pilſen eröffnet wird.

Wallenſtein beſorgt, daß man ihn abſetzen und zu Grunde richten will. Am Hofe fürchtet man, daß Wallenſtein etwas Gefährliches machinire. Jeder Theil trifft Anſtalten, ſich der drohenden Gefahr zu erwehren; und der Zuſchauer muß beſorgen, daß gerade die Anſtalten das Unglück, welches man dadurch verhüten will, beſchleunigen werden.

Wallenſtein darf nicht mehr zweifeln, daß man damit umgeht, ihn vom Kommando zu entfernen. Er iſt entſchloſſen, ſich das nicht gefallen zu laſſen, er muß alſo zuvorkommen, jetzt, da er ſeine Macht noch beiſammen hat; das Militär hängt an ihm, es iſt im Stande, ihn zu halten.

Er verſammelt alſo die Befehlshaber der Regimenter in Pilſen, wo er ſich aufhält, um ſich ihres Eifers zu verſichern, um ſich aufs genaueſte mit ihnen zu verbinden. Hier iſt auch ein kaiſerlicher Geſchäftsträger mit ſolchen Aufträgen erſchienen, welche Wallenſteins Abſetzung vorbereiten ſollen. Wallenſtein nimmt von dem Inhalte dieſer kaiſerlichen Forderungen Anlaß, den Hof ins Unrecht zu ſetzen, die Befehlshaber gegen den Kaiſer aufzubringen, und ſeine Privatſache zu einer Sache des ganzen Korps zu machen. Einzelne Befehlshaber ſind ſchon ganz und auf jede Bedingung ſein, andere ſind ihm durch Dankbarkeit, Gewohnheit und Neigung anhängig, wieder andere haben mit ihm alles zu verlieren, alle müſſen ſeinen Fall als ein Unglück des ganzen Korps anſehen. Dieſes noch entfernte Unglück macht er, um ihren Entſchluß zu beſchleunigen, gegenwärtig und wirklich, indem er ſich, vor einer Verſammlung der Befehlshaber, des Kommandos ſelbſt begiebt, gleichſam um ſich einer beſchimpfenden Abſetzung zu entziehen. Dieſer Schritt thut die erwartete Wirkung, die Sitzung endigt ſtürmiſch, und Wallenſtein muß den kaiſerlichen Befehlshaber vor der Wuth der Truppen in Sicherheit bringen.

Dieſer ganze Auftritt war aber nur eine Maske Wallenſteins, der ſich, durch den Feldmarſchall Illo, ſeinen Vertrauten, der Geſinnungen der Kommandeurs ſchon vorher verſichert hatte, und gewiß war, daß ſie lieber in alles, als in ſeine Abſetzung willigen würden. Illos Abſicht dabei iſt, dieſe Furcht der Generale vor einer Veränderung im Regiment dazu zu benutzen, um ſie mit dem General gegen den Hof zu vereinigen. Graf Terzky, Wallenſteins Schwager, hat alle in Pilſen anweſende Befehlshaber zu einem Bankett eingeladen. Bei dieſer Gelegenheit wollte man ihnen einen Revers vorleſen, worin ſie dem Wallenſtein Treue und Beiſtand gegen alle ſeine Feinde angeloben, zwar unter dem ausdrücklichen Vorbehalt ihrer Dienſtpflicht gegen den Kaiſer, aber dieſe Klauſel ſollte in dem Exemplar, welches wirklich unterſchrieben wurde, wegbleiben, und man hoffte, daß ſie dieſe Verwechslung in der Hitze des Weins nicht bemerken würden. Doch Wallenſtein ſelbſt weiß von dieſem Betruge nichts, er ſelbſt ſollte vielmehr der Betrogene ſeyn, und die unbedingte Verſchreibung der Kommandeurs für freiwillig halten.

Indem man ſich auf dieſem Wege der Kommandeurs zu verſichern ſucht, hat ſich ſchon von ſelbſt ein neues Band zwiſchen Wallenſtein und dem jüngern Piccolomini angeknüpft.

Der Herzog hat ſeine Gemahlin und Tochter nach Pilſen kommen laſſen, und das Geleit dieſer Damen dem jüngern Piccolomini aufgetragen. Max bringt eine heftige Neigung zur Prinzeſſin zurück, die ſich gleich bei ſeinem erſten Auftritt, wo er von der Begleitung der Prinzeſſin eben zurückkommt, durch eine weichere Stimmung ankündigt, er wird wieder geliebt, und erwartet aus Wallenſteins Händen das Glück ſeines Lebens. Die Gräfin Terzky, Wallenſteins Schwägerin, — wird in das Geheimniß gezogen, und, lebhaft intereſſirt für alles, was die Unternehmung Wallenſteins fördern kann, ermuntert und nährt ſie, ohne Wiſſen des Herzogs, dieſe Liebe, wodurch ſie ihm die Piccolomini aufs engſte zu verbinden hofft. Sie ſelbſt veranſtaltet eine Zuſammenkunft beider Liebenden in ihrem Hauſe, unmittelbar vorher, ehe Max Piccolomini zum Bankett abgeht, wo der Revers unterſchrieben werden ſoll. Sie behandelt zwar dieſe Liebe nur als Mittel zu ihrem politiſchen Zweck; aber ſchon jetzt zeigt die Leidenſchaft der beiden jungen Perſonen einen zu ſelbſtſtändigen, heroiſchen und reinen Charakter, als daß ſie den Abſichten der Gräfin entſprechen könnte.

Bei dem Bankett zeigen ſich die Oberſten ſehr geneigt, Wallenſteins Parthei zu nehmen, und Buttler, der Chef eines Dragonerregiments, überliefert ſich ſelbſt von freien Stücken dem Herzog. Zu dieſem Schritte treibt ihn theils die Dankbarkeit gegen Wallenſtein, der ihn belohnte und beförderte, theils die Rachſucht gegen den Hof, woher ihm eine Beſchimpfung widerfahren iſt. Bei dieſem Gaſtmahl lernt man in der Perſon des Kellermeiſters einen Repräſentanten der böhmiſchen Unzufriedenen kennen, welche, der öſtreichiſchen Regierung abgeneigt, der proſcribirten Religion im Herzen anhängen, und deren Zahl noch groß genug iſt, um Wallenſteins Hoffnungen zu rechtfertigen. Ein goldnes Trinkgeſchirr mit dem böhmiſchen Wappen geht herum, welches auf die Krönung des Afterkönigs, Friedrichs von der Pfalz, verfertiget worden, und eine bequeme Veranlaſſung giebt, mehrere hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Notizen über das damahlige Böhmen beizubringen.

Nach aufgehobener Tafel wird der untergeſchobene Revers, worin die Klauſel vom Dienſte des Kaiſers fehlt, unterſchrieben, alle Kommandeurs zeigen ſich willig, nur Max Piccolomini bittet um Aufſchub, nicht aus Argwohn des Betruges, nur aus angewöhnter Gewiſſenhaftigkeit, kein Geſchäft von Belang in der Zerſtreuung abzuthun. Seine Weigerung ſetzt den ohnehin ſchon berauſchten Illo in Hitze, er glaubt das Geheimniß verrathen, und verräth es eben dadurch ſelbſt.

Octavio Piccolomini findet nun, daß der Moment gekommen, wo er ſeinem Sohn das Geheimniß entdecken dürfe und müſſe. Er hat die Leidenſchaft deſſelben zur Prinzeſſin von Friedland bemerkt, und muß eilen, ihm die Augen zu öffnen. Die Standhaftigkeit ſeines Sohnes, womit er die Unterſchrift geweigert, giebt ihm Hoffnung, daß er ein ſolches Geheimniß zu ertragen und zu bewahren im Stande ſey. Er entdeckt ſich ihm unmittelbar nach dem Gaſtmahl; alle Machinationen Wallenſteins kommen zur Sprache, und man erfährt nun auch die Gegenmine. Octavio Piccolomini weiſet ein kaiſerliches Patent auf, worin Wallenſtein in die Acht erklärt, die Armee des Gehorſams gegen ihn entbunden, und an die Ordre des Octavio Piccolomini angewieſen iſt. Von dieſem Patent ſoll im dringenden Fall Gebrauch gemacht werden.

Octavio Piccolomini kann aber ſeinen Sohn von Wallenſteins Schuld nicht überzeugen, ſie gerathen heftig an einander, und Octavio muß ihm verſprechen, nicht eher von dieſem kaiſerlichen Patent Gebrauch zu machen, als bis er ſelbſt, Max Piccolomini, von Wallenſteins Schuld überzeugt ſey.

Noch während dieſes Geſprächs, welchem der dritte Aufzug gewidmet iſt, bringt ein Eilbote dem Octavio Piccolomini die Nachricht, daß der vornehmſte Unterhändler Wallenſteins, Seſina, mit allen ihm anvertrauten Briefſchaften, von einem dem Kaiſer treuen Generale aufgefangen ſey, und ſchon nach Wien geführt werde. Octavio erwartet von dieſem Umſtand die völlige Aufklärung über Wallenſteins Abſichten, Max hingegen, unerſchütterlich im Glauben an den Herzog, erklärt ihm rund heraus: daß er entſchloſſen ſey, ſich unmittelbar an Wallenſtein ſelbſt zu wenden.

Max. Wenn du geglaubt, ich werde eine Rolle
In deinem Spiele ſpielen, haſt du dich
In mir verrechnet. Mein Weg muß grad[illegible] ſeyn,
Ich kann nicht wahr ſeyn mit der Zunge, mit
Dem Herzen falſch — nicht zuſehn, daß mir einer
Als ſeinem Freunde traut, und mein Gewiſſen
Damit beſchwichtigen, daß ers auf ſeine
Gefahr thut, daß mein Mund ihn nicht belogen.
Wofür mich einer kauft, daß muß ich ſeyn.
— Ich geh zum Herzog. Heut noch werd ich ihn
Auffordern, ſeinen Leumund vor der Welt
Zu retten. Eure künſtlichen Gewebe
Mit einem graden Schritte zu durchreiſſen;
Er kanns, er wirds.

In der nämlichen Nacht wo das Bankett gehalten wird, und Octavio Piccolomini ſeinem Sohn die Augen öffnet, beobachtet Wallenſtein mit ſeinem Aſtrologen die Sterne, und überzeugt ſich von der glücklichen Konſtellation. Indem er noch mit dieſen Gedanken beſchäftigt iſt, wird ihm die Nachricht gebracht, daß Seſina aufgefangen und mit allen

Papieren in den Händen ſeiner Feinde ſey. Nun hat er zwar ſelbſt nichts ſchriftliches von ſich gegeben, alle Negotiationen mit dem Feind ſind durch ſeines Schwagers Hände gegangen; aber es iſt wohl vorauszuſehen, daß man ihm ſelbſt dieſe letztern alle zurechnen werde. Auch hat er ſich mündlich gegen den Seſina ſehr weit herausgelaſſen, und dieſer wird alles geſtehen, um ſeinen Hals zu retten. Wallenſtein befindet ſich in einer fürchterlichen Bedrängniß, aus der kein Ausweg möglich iſt, und er muß ſeinen Entſchluß ſchnell faſſen. Ein ſchwediſcher Oberſter iſt angelangt, der ihm von Seiten Oxenſtirns die letzten Propoſitionen machen will. Läßt er dieſe Gelegenheit vorbei, ſo kann er ſein Kommando nicht länger bewahren, und er hat alles von der Rache ſeiner Feinde zu fürchten.

Ehe er den ſchwediſchen Botſchafter verläßt, hält er ſich in einem Selbſtgeſpräch gleichſam den Spiegel ſeiner Geſinnungen und Schickſale vor.

Wrangel, der ſchwediſche Bevollmächtigte, erſcheint jetzt und drängt den Fürſten, eine entſcheidende Antwort zu geben; nennt die Forderungen und die Verſprechungen der Schweden. Wallenſtein ſoll mit dem Kaiſer förmlich und unzweideutig brechen; die kaiſerlich geſinnten Regimenter entwaffnen; Prag und Eger in ſchwediſche Hände liefern u. ſ. w. Dafür wird ſich der Rheingraf, Otto Ludwig, an der Spitze von ſechzehntauſend Schweden mit ihm vereinigen. Eine kurze Bedenkzeit wird ihm gegeben, und Wrangel tritt ab, um ihm zu dem Entſchluſſe Zeit zu laſſen.

Noch ſchwankt Wallenſtein. In größter Unſchlüſſigkeit finden ihn ſeine Vertrauten, Illo und Terzky; ja die Konferenz mit Wrangel hat ihm ganz und gar die Luſt benommen. Unerträglich iſt ihm der Uebermuth der Schweden; die nachtheilige Lage, in die er ſich durch ſeinen Schritt mit dem Feinde ſetzt, iſt ihm fühlbar worden; jetzt noch will er zurücktreten. Da erſcheint die Gräfin Terzky, und indem ſie alle ſeine Leidenſchaften aufreizt, und durch ihre Beredſamkeit alle Scheingründe geltend macht, beſtimmt ſie ſeinen Entſchluß. Wrangel wird gerufen, und Eilboten gehen ſogleich ab, die Befehle des Herzogs nach Prag und Eger zu überbringen.

Max Piccolomini hatte während dieſes Auftritts vergebens vorzukommen geſucht; ſeine gerade Weiſe und die natürliche Beredſamkeit ſeines Herzens würde ohne Zweifel den Sieg über die Sophiſtereien der Gräfin Terzky davon getragen haben, eben darum verhindert ſie ſeinen Eintritt.

Octavio Piccolomini iſt der erſte, welchem Wallenſtein ſeinen Entſchluß mittheilt, und einen Theil der Ausführung übergiebt. Ihn erwählt er dazu, die kaiſerlich geſinnten Regimenter in der Unthätigkeit zu erhalten, und die Generale Altringer und Gallas, welche es mit dem Hofe halten, gefangen zu nehmen. Er ſelbſt treibt den Octavio Pilſen zu verlaſſen; ja er giebt ihm ſeine eignen Pferde dazu und befördert dadurch die Wünſche ſeines heimlichen Widerſachers.

Jetzt endlich findet Max Piccolomini Zutritt, und Wallenſtein ſelbſt eröffnet ihm ſeinen Abfall von dem Kaiſer. Der Schmerz des Piccolomini iſt ohne Grenzen; er verſucht durch die rührendſten Vorſtellungen, den Herzog von dem unglücklichen Entſchluß abzubringen; ja es gelingt ihm, ihn wirklich zu erſchüttern. Aber die That iſt geſchehn, die Eilboten haben ſchon viele Meilen voraus; Wrangel iſt unſichtbar geworden. Max Piccolomini entfernt ſich in Verzweiflung.

Illo und Terzky erſcheinen. Sie haben erfahren, daß Wallenſtein den Octavio verſchicken und ihm einen Theil der Armee übergeben will. Nie haben ſie dem Octavio getraut, und Wallenſtein öfters vergeblich vor ihm gewarnt; auch jetzt verſuchen ſie alles, den Herzog zu bewegen, daß er ihn nicht aus den Augen laſſe. Aber vergebens! Wallenſtein beſteht feſt darauf, und zuletzt, um ſie zum Stillſchweigen zu bringen, eröffnet er ihnen den geheimen Grund ſeines Glaubens an Octavios Treue, der — in einen Traume beſteht.

Octavio Piccolomini verliert nun keinen Augenblick von dem kaiſerlichen Patente Gebrauch zu machen. Die That, welche den Wallenſtein unwiderſprechlich verdammt, iſt geſchehn; das Reich iſt in Gefahr. Ehe er alſo Pilſen verläßt, macht er einen Verſuch mehrere Kommandeurs zu ihrer Pflicht zurück zu führen, und es gelingt ihm mit mehreren, er beredet ſie in derſelben Nacht zu entfliehen.

Diejenigen unter ihnen, die blos durch ihren Leichtſinn verführt wurden, Wallenſteins Partei zu ergreifen, werden durch einen Ton des Anſehens überraſcht, ins Gedränge gebracht, und zu einer kategoriſchen Erklärung genöthigt. Ein ganz anderes Betragen wird gegen Buttler, den Anführer der Dragoner, beobachtet. Ihn überführt Octavio, daß Wallenſtein ſelbſt der Urheber ſeiner von dem Hofe her erlittenen Beſchimpfung ſey. Buttler, von Rache gegen den Herzog erfüllt, bittet um Erlaubniß, mit ſeinem Regimente bleiben zu dürfen; ſeine Abſicht iſt, Wallenſtein zu Grund zu richten.

Die Trennung beider Piccolomini endigt das Stück.

Octavio verſucht umſonſt ſeinen Sohn mitzunehmen. Dieſer beſteht darauf ſeine Geliebte noch zu ſehen, giebt aber ſein Wort, die pflichtmäßig geſinnten Regimenter aus Pilſen hinweg zu führen, oder in dem Verſuch zu unterliegen.

Dieſes iſt der Plan des zweiten Theils von Wallenſtein, bei welchen Armuth an Handlung und an theatraliſchen Effekten ins Auge fällt. Es iſt hier gar nicht die Frage, wie der Dichter ſeinen Stoff in dieſem Drama hätte behandeln ſollen, ſondern, wie er ihn wirklich behandelt hat, ob ſeine Bearbeitung auf die Ehre eines vollkommnen Kunſtwerkes Anſpruch machen kann?

Den erſten Auftritt füllt ein ſcharfes Zungen-Gefecht zwiſchen den Generalen und dem kaiſerlichen Miniſter, dann zwiſchen dem jungen Piccolomini, ſeinem Vater und dem Geſandten, wobei freilich manche ſchöne Gemählde und Sentenzen vorkommen. Die eigentliche Handlung des Stückes aber beginnt erſt im zweiten Akte mit der Sitzung, wo Wallenſtein eine Probe mit ſeinen Generalen macht, und den Kommandeſtab niederzulegen ſich die Miene giebt. Die Sitzung mit dem was in ihr vorfiel, die Empörung, die Verpflichtung der Offiziere für Wallenſtein bei dem Banket, Wallenſteins aſtrologiſche Scenen, ſeine Unterredung mit Wrangel, mit der Gräfin Terzky, der beiden Piccolomini Auftritte, des Octavio Exekution mit den Offizieren, dies alles hätte in zwei Scenen gefaßt werden können, wodurch das Stück an Intereſſe gewonnen haben würde; anſtatt daß es in jener weitläuftigen Geſtalt, durch eine Menge von Reden und gleichgültigen Zwiſchenſcenen, wo die Handlung plötzlich abreißt, und der Redner oder Philoſoph ſich hören laſſen, nur wenig intereſſiret.

Die aſtrologiſche Scene und das Bankett ſcheinen bloß zur Ergötzung des Auges da zu ſeyn. Die erſtere wenigſtens hätte zum Vortheil des Ganzen hinwegbleiben können; denn es geſchieht nichts durch ſie. Die ſchöne, aber viel zu lange, Beſchreibung, welche Thekla der Gräſin Terzky von dem aſtrologiſchen Zimmer macht, gehört auch zu den überflüßigen Ranken dieſes Stückes, da ſie mit nichts zuſammenhängt, und nichts daraus folgt, als eine ſchöne philoſophiſche Lobrede, die Max Piccolomini den Sternen hält, worauf die Prinzeſſin konzertirend mit eben ſo ſchönen Sprüchen und Sentiments antwortet.

Außerdem iſt es unwahrſcheinlich, daß Thekla, voll von ihrer heftigen Liebe zu dem jungen Helden, in dem kurzen erſehnten Augenblicke, worin ſie ihn ſehen und ſprechen kann, Neigung habe, ſich mit dieſem und der Gräſin in einen weitläuftigen Diskurs über Sterne und Aſtrologie einzulaſſen. Bei den ſchönſten kräftigſten Stellen wird der Genuß durch die Empfindung des Ueberflüßigen geſtöret. Aus Wallenſteins Monolog mögen hier einige Proben ſtehen.

So hab ich
Mit eignem Netz verderblich mich umſtrickt,
Und nur Gewaltthat kann es reißend löſen.
Wie anders! Da des Muthes freier Trieb
Zur kühnen That mich zog, die rauh gebietend
Die Noth itzt, die Erhaltung von mir heiſcht.
Ernſt iſt der Anblick der Nothwendigkeit,
Nicht ohne Grauen greift des Menſchen Hand
In des Geſchicks geheimnißvolle Urne.
In meiner Bruſt war meine That noch mein:
Einmal entlaſſen aus dem ſichern Winkel

Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört ſie jenen tück'ſchen Mächten an,
Die keines Menſchen Kunſt vertraulich macht.

Und was iſt dein Beginnen? Haſt du dirs
Auch redlich ſelbſt bekannt? Du willſt die Macht,
Die ruhig thronende, erſchüttern,
Die im verjährt-geheiligtem Beſitz,
In der Gewohnheit feſtgegründet ruht,
Die an der Völker frommen Kinder glauben
Mit tauſend zähen Wurzeln ſich befeſtigt,
Das wird kein Kampf der Kraft ſeyn mit der Kraft.
Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner wag' ichs
Denn ich kann ſehen und ins Auge faſſen,
Der ſelbſt voll Muth auch mir den Muth erweckt.
Ein unſichtbarer Feind iſts, den ich fürchte,
Der in der Menſchen Bruſt nur widerſteht,
Durch feige Furcht allein nur fürchterlich.
Nicht was lebendig kraftvoll ſich verkündigt,
Iſt das gefährlich Furchtbare; das ganz
Gemeine iſts, das ewig Geſtrige,
Was immer war, und immer wiederkehrt,
Und Morgen gilt, weils heute hat gegolten.
Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.
Weh dem! der an den würdig-alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbſtück ſeiner Ahnen.
Das Jahr übt eine heiligende Kraft.
Was grau vor Alter iſt, das iſt ihm göttlich.

Sey im Beſitze und du wohnſt im Recht,
Und heilig wirds die Menge dir bewahren!

Wer bemerkt nicht in dieſem, im Ganzen vortrefflichen, Monologe auch ohne den Strich die überflüßigen Ranken einer üppigen Rhetorik und einer ſelbſtliebigen Philoſophie? Ueber ſolche Stellen wird das Intereſſe kalt und abgeriſſen, weil ſie hier gar nicht an ihrem rechten Orte ſind, und zu den Fällen gehören, wo der Dichter ſich plötzlich ſelbſt hören und ſehen läßt.

Und jetzt einige Worte, die Charaktere, ihre Haltung und das dramatiſche Intereſſe derſelben überhaupt betreffend. — Zuförderſt, wie erſcheint uns der Held des Stückes, wie beträgt er ſich, und wie haben wir ihn erwartet?

An einem Manne, der große Dinge gethan hat, erwarten wir irgend eine große Seite auf der Bühne zu ſehn, durch die uns ſein Charakter ſichtbar wird. Darauf werden wir in Wallenſteins Lager vorbereitet. Und was thut Wallenſtein? wie erſcheint er jetzt vor unſern Augen? Er erfährt ſein Unglück, fragt die Sterne, läßt ſich durch ſeine Schweſter leiten, wird durch jeden ſeiner Freunde leicht gewendet, und von einem leicht verkappten Feinde endlich dem Abgrund entgegen geführt. Wir erwarteten einen Heldencharakter, der mit ehernem Eigenſinn und feſtem Muthe ſeine Plane durchführt, und der, wenn er ſich auch den Sternen, doch nicht den Menſchen vertraut. Statt deſſen erblicken wir hier mit Erſtaunen einen äußerſt ſchwankenden abergläubiſchen Charakter, deſſen Willen ſich jeder leicht bemächtiget, ohne daß der Held es ſelbſt bemerkt. Ich bin nicht gewohnt, ſagt er, daß mich der Zufall blind-herrſchend, finſter-waltend mit ſich führt. Allein dieſe Ungewohnheit bemerken wir nicht an ihm, vielmehr reißt ihn alles leicht mit ſich fort. Der jüngere Piccolomini verkündiget von ihm: geworden iſt ihm eine Herrſcherſeele; dem widerſpricht nun der Schillerſche Wallenſtein jeden Augenblick, er wird ſelbſt ewig beherrſcht, und erlangt keine Herrſchaft über ſich ſelbſt oder über andere; kurz wir können es nicht begreifen, daß dies der Mann ſeyn ſolle, den uns das Lager und ſeine Freunde ſo herrlich ankündigten. Dramatiſcher wird dieſer Charakter freilich durch jene ſchwankenden Umriſſe; aber auch unintereſſanter und leerer. Sein aſtrologiſcher Wahn ſetzet ihn auf den unterſten Grad kindiſcher Schwäche herab, da er ihm gar nicht zum handeln dient. Zwar beruft er ſich immer auf die Sterne, blickt hinauf und deklamirt; aber ohne die geringſte Beſtimmung ſeines Willens nach dieſer Ueberzeugung, die in ihm doch als apodiktiſch dargeſtellt wird.

Der handelnde und ſchwärmeriſche Charakter Wallenſteins hätten innig vereinigt werden ſollen. Nur ein Gemüth, das über außerordentlichen Dingen brütet, nimmt zu außerordentlichen Mitteln ſeine Zuflucht. Wir ſehen aber Wallenſtein an gar nichts Außerordentlichem mit Ernſte hangen. Sein Plan war, wie er ſelbſt geſteht, nur Scherz; und er erſchrickt, als er hintennach von den Umſtänden genöthiget wird, Ernſt zu machen. Geſetzt aber auch, der Dichter wäre mit ſeinem Charakter getreu verfahren, ein ſolcher Charakter wäre wohl großer Vorſätze, aber keiner großen Entſchließungen fähig; ſo wäre ein ſolcher Charakter, als ein bloß ſchwärmeriſcher, kontemplativer, nicht für das Drama geeignet, und der Dichter hätte ihn für dieſen Gebrauch umſchaffen, oder uns wenigſtens nicht die eine Seite allein zeigen ſollen. Wallenſtein erſcheint hier als ein ſtarker Poet und Redner, aber

aber kaum als handelnde, dramatiſche Perſon. Wo er wirklich zu handeln ſcheint, iſt er es nie ſelbſt, ſondern andere handeln durch ihn. Mit einem Worte: gerade diejenige Seite ſeines Charakters, die ihn zum Helden, zum großen Manne, zu einer intereſſanten Perſon macht, bleibt uns in dem Schillerſchen Wallenſtein ganz verborgen.

Man ſieht wohl, der Dichter konnte den ganzen ſonderbaren Charakter Wallenſteins von dieſen zwei Seiten zugleich nicht faſſen, und um dem Stücke ſeine Extenſion zu geben, und das Dramatiſche hinein zu bringen, macht er ihn von ſo vielen Dingen rings umher abhängig. Dies hätte er nun immer thun können, nur hätte dabei die Selbſtſtändigkeit des Charakters, die wir ſchlechterdings nicht vermiſſen können, gerettet werden ſollen. Was hilft am Ende ein großes Gemälde, dem es an Einheit und Intereſſe gebricht? Wallenſteins Größe haben wir vom Hörenſagen; ſeine Schwäche ſehen wir vor uns mit jedem ſeiner Schritte. Alles was er thut, verſagt ihm. — Der dramatiſche Charakter hebt den hiſtoriſchen auf, ſtatt mit ihm vereinigt zu ſeyn.

„Der Held, der Befehlshaber, der Tyrann, ſind an und für ſich keine dramatiſche Perſonen. Eine Natur, die mit ſich ganz einig wäre, die man nur befehlen, nie gehorchen ſähe, würde kein tragiſches Intereſſe hervorbringen. Unſer Dichter hat daher alles, was Wallenſteins phyſiſche, politiſche und moraliſche Macht andeutet, gleichſam nur in die Umgebung gelegt. Wir ſehn ſeine Stärke nur in der Wirkung auf andere; tritt er aber ſelbſt, beſonders mit den Seinigen, und im Monolog nun vollends ganz allein auf, ſo ſehen wir den in ſich gekehrten, fühlenden, reflektirenden, planvollen, und wenn man will, plan-

„loſen Mann, der das Wichtigſte ſeiner Unternehmungen „kennt, vorbereitet, und doch den Augenblick, der ſein „Schickſal entſcheidet, ſelbſt nicht beſtimmen kann und mag.“

Der Held, der Befehlshaber, der Tyrann ſind an ſich freilich nicht dramatiſch, aber ſie ſind es in Verbindung mit einem andern Charakter, und der erſtere darf über dem letztern nicht vergeſſen werden. Wallenſtein, wie ihn der Dichter zeigt, erſcheint ſchwankend, unbeſtimmt, wählend ohne Wahl, planvoll ohne Plan. So etwas giebt freilich Gemählde, aber hinter ihnen verſchwindet der hiſtoriſche Charakter auch faſt gänzlich.

Gräfin Terzky und der jüngere Piccolomini, die Geſchöpfe des Dichters, können ſich unter allen Perſonen des Stückes allein des Charakters und der Haltung rühmen. Die andern Charaktere werden mit ihren Handlungen durch die Umſtände gemacht.

Max Piccolomini iſt die Favoritrolle des Dichters, über die er, wie man ſieht, mit Liebe gebrütet hat. Die hohe Schwärmerei der Liebe, welche dieſer Charakter athmet, die Moralität, Sanftheit und das menſchliche, reine, unverdorbene Herz, das unter dem Küraß des jungen Helden ſchlägt, macht dieſen Charakter ſelbſt zu einem Gegenſtand der Liebe, womit er jedes Herz erfüllt, gleich da, wo er erſcheint. Man intereſſiret ſich für ihn mit einer ſtillen wehmüthigen Theilnahme bei dem trüben ungünſtigen Geſtirne, das ſeiner Liebe ins Lager leuchtet, und eben ſo ſehr bei der unveränderlichen Rechtſchaffenheit, die ihn unter den Intrigen ſeiner Geſellen ins Gedränge bringt. Unſtreitig iſt dieſer Charakter an und für ſich ſelbſt der ſchönſte und intereſſanteſte im ganzen Stücke. In ihm ſtellt ſich das Reinmenſchliche, das Ideal eines edlen liebenden Herzens am vollkommenſten dar!

Aber eben dieſe innere Vollkommenheit dieſes Charakters, bei dem alle Rückſicht auf Zeit und Perſon wegfällt, erſcheint vor der Kritik fehlerhaft. Ein ſchwärmeriſcher Jüngling weich und zart geſtimmt für die feinſten, höchſten Empfindungen der Liebe, findet ſich ſchwerlich im Lager, am wenigſten in einem Jünglinge, den ein funfzehnjähriger Krieg und ein rauher Freund, wie Wallenſtein, erzogen haben. In dem Drama aber gilt ein Charakter nur ſo viel, als er mit Zeit und Umſtänden zuſammenſtimmt.

Außerdem vergißt ſich der Dichter in ſeinem Max bisweilen ſo ſehr, daß er ihn ſogar in dem Tone der Briefe über die äſthetiſche Erziehung raiſonniren läßt; z. B. in der Scene mit der Gräfin Terzky und der Prinzeſſin; wo der ſchwärmende Jüngling ſich über die Aſtrologie verbreitet. Eben ſo wenig möchte die ſchwärmeriſche Sehnſucht nach dem Frieden, die er bei einer andern Gelegenheit äußert, dem jungen Helden anſtehen. Ihm ſchmücket alles den Zug in den Krieg, nicht die Rückkehr zum Frieden. Nimmt man nun auch an, daß die neue Veränderung, welche die Liebe in ſeinem Herzen hervorgebracht hat, die Strenge des kriegeriſchen Geiſtes gemildert, ja ſogar eine Sehnſucht nach dem Frieden in ſeiner Bruſt erweckt habe, ſo durfte doch bei der Darſtellung dieſer ſanftern Gefühle der Kriegsmann ſo wenig verloren gehn, daß er vielmehr auf eine geſchickte Art damit hätte verbunden werden müſſen.

Thekla, ſeine Geliebte, erſcheint mit weit mehr Kraft und Entſchloſſenheit. Das ſchadet dem Charakter des jungen Helden, der in dem Grade verweiblichet wird, als Thekla männlich erſcheint. Es iſt überhaupt gefährlich, einem männlichen Charakter gegenüber einen weiblichen ſtarken zu ſtellen, wenn jener etwas mehr als Schwärmer ſeyn ſoll. Dagegen hätte Thekla durch einen leiſen Anſtrich von Schwärmerei, da ſie aus dem Kloſter kömmt, offenbar mehr gewonnen. Indeß, Schiller ſcheint den Charakter des Jünglings mit Vorbedacht ſo ſehr ins Weiche, Schwärmeriſche hinüber gezogen zu haben, um ſeiner Phantaſie einen deſto weitern Spielraum zu eröffnen. In einem feſten, durch Verſtand gebundenen Charakter kann ſich Schillers Einbildungskraft nur ſchwer bewegen.

Aus dem jüngern Piccolomini ſpricht die Phantaſie mit goldner Zunge. Die ganze Figur ſchwimmt in einem poetiſchen Zauber-Element, in das ſich der Hörer mit verliert — aber freilich nur ſo lange, als ſie ſpricht. In ſeinen Verhältniſſen erſcheint Max Piccolomini gerad und gut, wie ein Kind, und ſieht die Dinge faſt eben ſo kurzſichtig, und nur in einem ſanften Lichte an. Er iſt ein poetiſches Weſen, denkt und urtheilt, wie ein ſolches.

Thekla — liebt ihren Vater nicht. Dieſer Charakter hat für ein Mädchen überhaupt zu viel Härte und Willkühr. Sie *muß* ihren Vater lieben und bedauern, wenn ſie ſelbſt liebenswürdig ſeyn will, und das ſoll ſie ſeyn. Ihr Charakter ſcheint nicht genug motiviret zu ſeyn. — Die Schiller'ſche Welt iſt eine Kinderwelt. Die auftretenden Perſonen ſind ſich dem Charakter nach faſt ganz ähnlich, wenn man ſie nur prüfen, und unter einander ſcharf vergleichen will. Sie ſind ſich der Anlage nach ganz gleich, nur unter den beſondern Umſtänden, in welche ſie der Dichter verſetzet, nehmen ſie eine *äußere* Verſchiedenheit an. Man ſieht z. B. nicht ein, warum Wallenſtein gerade ein Aſtrolog ſeyn muß, um ſo zu handeln.

Die Gräfin Terzky philoſophiret bei Gelegenheit ein wenig zu viel, bleibt aber ſonſt ihrem Charakter, der mit Kunſt und Liſt ehrgeizige Plane verfolgt, getreu — wenigſtens in dieſem Theile des Wallenſteins.

Octavio Piccolomini hat keinen feſten Charakter. Aus ſeinen Reden und Handlungen leuchtet bald ein menſchlicher guter Geiſt, bald wieder ein falſcher Dämon hervor. Bald muß man ihn achten, bald verachten. Er mißbraucht das Vertrauen Wallenſteins auf eine hölliſche Art, indem er ihn an ſeinen Feind verräth, mit einem innerlich frommen, rechtlichen Gemüthe, von dem es zu erwarten geweſen wäre, daß Octavio vielmehr den Feldherrn warnen, und von ſeinem Unglück zurückhalten würde.

In den Unterredungen mit ſeinem Sohne, der treu und offen an Wallenſteins Seite ſtand, und am Ende, wo er die Offiziere von dem Generale abwendig macht, verliert ſich der Dichter wieder zu ſehr in das Detail der Geſchichte, ſo wie er an andern Orten ſich wieder zu weit von ihrem Faden entfernt, und in eine phantaſtiſche Welt überfliegt. Schiller kann Idealität und Realität, Poeſie und Geſchichte nur ſchwer und ſelten richtig mit einander verbinden. Beide erſcheinen bei ihm gewöhnlich wie verſchiedene Elemente, die ſich nicht durchdringen. Eine ſehr auffallende Probe davon iſt die weitläuftige Erklärung, welche der Kellermeiſter während des Banketts mit vielen gelehrten Anmerkungen von einem Becher giebt. Die wichtigſte Scene bei der Tafel hält im Hintergrunde und wartet, bis der gelehrte ſchwatzhafte Kellermeiſter mit ſeiner Becherexegeſe fertig iſt.

Die übrigen Perſonen des Stückes erſcheinen faſt ohne allen Charakter. Buttler, Wallenſteins zukünftiger Mörder, beſitzt zu wenig Individualität, um an ſich ſelbſt zu intereſſiren. Man ſieht ihn von dem Augenblicke, wo er Wallenſteins Verbrechen gegen ſeine Perſon höret, mit Entſetzen, wie das tödtliche Meſſer an, das des Feldherrn Leben endigen wird. Sonſt ſind einzelne Situationen dieſes Stücks ſehr ſchön und intereſſant, z. B. die Sitzung, die Scene zwiſchen dem jüngern Piccolomini, der Gräfin Terzky, und der Prinzeſſin.

Und jetzt noch einige Worte über das Verhältniß dieſes Stückes zu dem folgenden. In der allgemeinen Zeitung an dem angeführten Orte heißt es: „Aus dieſer kurzen Darſtellung der dramatiſchen Fabel geht klar hervor, daß dieſer erſte Theil Wallenſteins von den beiden Piccolomini ſeinen Namen nicht mit Unrecht führet. Obgleich uns darin der Dichter nur den Theil des Ganzen liefert, ſo iſt dieſes Ganze doch der Anlage nach darin enthalten, und alles iſt vorbereitet, was der zweite Theil nur dramatiſch ausführen wird. Man ſieht den allgemeinen Abfall der Regimenter von ihrem Feldherrn voraus, auch das Mordſchwerdt, wodurch Wallenſtein zu Eger umkommt, iſt jetzt ſchon über ſeinem Haupte aufgehangen. Zwar ſehen wir Max Piccolomini von ſeiner Leidenſchaft zur Prinzeſſin feſtgehalten, zum großen Beſorgniß ſeines Vaters noch in Pilſen zurückbleiben; aber ſeine Gemüthsart kennen wir ſo genau, der Charakter ſeiner Liebe und Geliebten iſt ſo gezeichnet, daß über den Entſchluß, den er faſſen wird, kein Zweifel ſtatt finden kann. Er wird ſeiner Dienſtpflicht das ſchmerzhafte Opfer bringen, aber er wird es nicht überleben. Und ſo ſehen wir von ferne ſchon eine Kette von Unglücksfällen aus einer unglücklichen That ſich entwickeln, und mit dem Einzigen, der alles hielt, alles zuſammenſtürzen.“

Ohne Zweifel iſt auf dieſe Art alles vorbereitet, und — nur zu ſehr vorbereitet, was erfolgen wird. Es kann nur noch Eins geſchehen. Dafür ſtehen wir. Der Dichter führet uns durch eine Menge ſchöner Zimmer, und läßt uns dann unten vor dem Ausgang des Palaſtes ſtehen, mit der Hoffnung, daß er uns nächſtens mit einigen Schritten hinausführen werde.

Wir ſind kaum noch für das Folgende intereſſirt, weil das Meiſte ſchon gethan iſt, und wir den Schluß, an dem wir ſind, mit Händen greifen. Wir verſtehen es nicht, warum wir einſtweilen vor der Thüre ſtehen ſollen, ehe man uns hinausläßt? Warum aus einem dramatiſchen Momente zwei Perioden entſtanden ſind? Nicht die Länge und füllende Mannichfaltigkeit der Begebenheiten machen dieſe Theilung nöthig; bloß die übermäßige Länge der Reden, der rhetoriſche Schmuck, das Willkührliche, geben dieſem Theile des Wallenſteins die unproportionirte Ausdehnung, die den Schluß zu einem eignen, zweiten Theile extendiret. Der Dichter hätte mit einer weiſen Aufopferung mancher an ſich ſchöner, aber mit der Sache nicht nothwendig verbundener Gemälde zum Vortheil des Ganzen füglich ein Drama aus dieſen zwei Theilen ſchaffen können, und die Geſetze der Kunſt verbanden ihn dazu.

Etwas anderes iſt es, wenn das Erſte und Zweite ganz verſchiedne Dinge ſind, und aus ganz verſchiednen Urſachen folgen. Im Wallenſtein hingegen hebt mit den zwei Piccolomini die Kataſtrophe ſchon an, die dem Helden den Untergang bereitet, und beide gehören, wie Urſache und Wirkung, unzertrennlich in eine dramatiſche Verbindung.

Durch die Trennung zweier an ſich unzertrennlichen Dinge hat nun freilich die reiche üppige Phantaſie Zeit und Raum gewonnen, nach Belieben in allen Formen und Geſtalten ihren Zauber vor dem erſtaunten Auge des Zuſchauers zu entfalten, und ihre Größe und Macht bewundern zu laſſen; aber das Drama, die Einheit, das Intereſſe haben dadurch deſto mehr verloren. Der Gang der Handlung ſteht alle Augenblicke unter einem neuen rhetoriſchen oder philoſophiſchen Kunſtſtücke ſtill, welches der Dichter dazwiſchen einſchiebt. Wie kann auf dieſem Wege das Intereſſe für das Stück ſelbſt, für die Sache, eintreten, oder wie kann es fortſchreiten?

Aus den angeführten Gründen hat man ſich von dem zweiten Theile wenig verſprochen. Man ſieht gar nicht ab, wie ein einziger Schlag, der jetzt, durch alles vorbereitet, nothwendig und ſchnell erfolgen müßte, und der höchſtens eine einzige Scene begreifen könnte, den Raum eines ganzen, neuen Dramas ausfüllen könne? Man erwartete ein großes Heer herrlicher Reden, brillanter Gemälde und Einfälle, mit welchem jener Schlag erſcheinen und die folgenden vier oder fünf lange Aufzüge mit glänzender Langeweile ausfüllen würden. Deſto angenehmer wurde Jeder bei der Erſcheinung von Wallenſteins Tod, zwar nicht durch ein wahres dramatiſches Kunſtwerk — denn dieſem fehlten alle Bedingungen — als vielmehr durch einen Reichthum theatraliſcher Effekte überraſcht. Vorzüglich gefielen der dritte und letzte Akt, die auch in der That der guten Meinung vollkommen würdig ſind, womit man anfänglich dieſes neue Geſchöpf des Schillerſchen Geiſtes erwartete.

Wallenſteins Tod.

Dieſer Theil des Dramas hat viele und große Effekte. Die Abſchiedsſcene zwiſchen Max Piccolomini und der Prinzeſſin im dritten Akte macht einen unbeſchreiblichen Eindruck, und das Pathos ſteigt hier zu einer Höhe, die vielleicht noch Wenige erreichten. Jedes Auge blickte mit Thränen hin, und jedes Herz blutete unter dem gewaltſamen Riſſe dieſer zwei ſchönen, liebenden Herzen. Der jüngere Piccolomini leidet doppelt. Er trennt ſich von Wallenſtein eben ſo ſchwer, als von der Geliebten. Auf dieſe Art wird das Tragiſche dieſer Scene zweiſchneidig. Alles zeigt ſich den Liebenden unerbittlich. Ihr Herz ſelbſt fordert das ungeheuere Opfer. Auch die folgende Scene, worin der jüngere Piccolomini dem maſkirten Buttler das Leben Wallenſteins ſo dringend und heilig empfiehlt, thut den höchſten Effekt, der noch durch die hereinſtürzenden Soldaten, die den Jüngling mit Gewalt fortzuſchleppen drohen, vermehret wird.

Die fünfte Scene im zweiten Akt iſt ein wahres Meiſterſtück und auch die Scene im vierten Akte zwiſchen Thekla und dem Boten, der ihr den Tod ihres Geliebten meldet, und die traurigen Umſtände deſſelben beſchreibt, kann nicht tragiſcher ſeyn. Der ſtumme, kämpfende, in ſich verſchloßne Schmerz der Prinzeſſin, der ſich in wenig Lauten äußert, iſt dem erzählenden Boten gegenüber meiſterhaft motiviret. Bei allem dem ſind auch hier die Reden und Deklamationen wieder in die Länge gedehnt, und Wallenſtein bedient ſich bei ſeinen Vorwürfen gegen Piccolomini Floskeln folgender Art: Du haſt Dich an meiner Liebe Brüſten ſchwelgend voll geſogen.

Auch die Scene, wo ein Corps pappenheimer Dragoner in dem Saale erſcheint, um von Wallenſtein ſelbſt zu erfahren, ob er von dem Kaiſer abtrünnig werden wolle, hat viele theatraliſche Effekte. Die treue, biedere Anhänglichkeit dieſer Kriegsmänner an ihren Feldherrn, ihre pflichtmäßige Geſinnung, die ſie dem Dienſte ihres Monarchen treu erhält, ſticht ſtark gegen die falſche Maske ab, womit ſie Wallenſtein zu hintergehen ſucht. Seine falſchen Vorſpiegelungen haben auch jene wirklich bereits dahin gebracht, daß ſie ihm treu bleiben wollen; allein jetzt erſcheint plötzlich Buttler, der böſe Geiſt Wallenſteins, mit der Nachricht, die Terzkyſchen hätten den Adler von ihren Fahnen abgeriſſen, und dafür das Wallenſtein'ſche Zeichen aufgeſteckt. Dieſes unglückliche Wort zerſtöret auf einmal das gelungene Werk mit den Dragonern, welche letztere jetzt allen Glauben an Wallenſtein verlieren, und ſchnell umwendend den Saal verlaſſen. — Der Moment dieſer Scene iſt fein und glücklich gewählt. Man erwartet faſt nichts mehr für Wallenſtein, ſo viel er auch ſelbſt noch für ſich erwarten mag. Auf einmal erſcheint das Korps. Wallenſtein iſt der Geradheit und Pflicht-Treue der Soldaten gegenüber in Verlegenheit. Aber er umnebelt ihre Augen mit dem Vorgeben, als treibe er es mit den Schweden nur zum Schein. Jetzt tritt Buttler mit Vorwürfen über die Niederreiſſung des kaiſerlichen Adlers herein, und die Soldaten, von dieſem Donnerwort getroffen, verſchwinden, um Wallenſtein auf ewig zu verlaſſen.

Man bedauert Wallenſtein, von den ſich jetzt auch der letzte Glücksengel gewendet hat; und ſieht in Buttlern den geheimen ſchlauen Dämon, der die böſe Nachricht zu rechter, wohlausgeleſener Zeit hereinbrachte, um die neugewonnenen

Truppen von dem Herzen des Generals hinweg zu reiſſen, und jedes neue Bündniß zwiſchen ihm und der Armee zu verhindern.

Der niederſchmetternde Schlag auf Wallenſteins eiſernes Herz bei der Nachricht von Max Piccolominis Tode, und die ſchnell darauf folgende, daß die Prinzeſſin ſterben wolle, haben ihren Effekt auch nicht verfehlt.

Dagegen ſieht man nicht wohl ein, warum das Ominöſe gegen das Ende des Trauerſpiels ſo ungemein gehäuft iſt, welches noch dazu wenig Effekt thut, da uns jetzt nichts Unerwartetes mehr kömmt. — Wallenſteins Stern geht am Himmel unter, ſeine Halskette bricht unter dem Auskleiden, der bedeutende Traum ſeiner Schweſter, die ihm in der verfloſſenen Nacht in der Todtengruft liegen ſah — alle dieſe Dinge dienen zu weiter nichts, als Wallenſteins abergläubiſchen Charakter gänzlich zu — vernichten. Er hört und ſieht dergleichen Zeichen, er, der ſonſt ſo Abergläubiſche, und kümmert ſich nicht darum.

Shakeſpear wendet dieſe Maſchinerie oft an, aber wie? Gemeine Leute erzählen ſich dieſe Zeichen; der Held des Stückes, den ſie betrafen, weiß nichts davon. Der große Dichter macht uns dadurch den Tod ſeines Helden größer, wichtiger und tragiſcher, er verſtärkt den Effekt. Es iſt uns, als fiele eine ganze Welt, wenn der Große fällt, da die ganze Natur, zeichengebend, daran Theil zu nehmen ſcheint. Seine Zeichen ſind aber groß: Wallenſteins Zeichen klein und nichtsſagend. Z. B. das Zerbrechen der Kette, ein Umſtand, der bloß Gelegenheit zu einer prächtigen Rede giebt, die Wallenſtein beim Ausziehen ſeiner Kleider hält. Denn die Gunſt des Kaiſers, deren Verluſt jener Halsketten-Bruch andeuten ſollte, hatte er ſchon wirklich verloren; und dem Helden war jetzt ſein politiſcher Fall ſelbſt ſo gewiß, als jedem andern. Die Achterklärung war ſchon gegen ihn promulgiret.

Was der Gräfin Traum betrift, ſo hat dieſer zwar allerdings Bedeutung; aber er dient zu weiter nichts, und iſt in ſofern ein unnützer Umſtand.

Wäre Wallenſteins Charakter gehalten, ſo müßte, da er von abergläubiſcher Natur iſt, jener Traum eine große Wirkung in ihm hervorbringen, und Handlungen bewirken. Aber Wallenſtein findet jetzt in dieſen Dingen ohne allen Grund nichts Bedeutendes, und überläßt ſich auf einmal einer pflegmatiſchen Sorgloſigkeit, die unbegreiflich iſt. — In Shakeſpear's Julius Cäſar erzählt am Todestage des großen Mannes ſeine Frau ihm einen ähnlichen bedeutenden Traum. Cäſar, der abergläubiſch iſt, richtet ſich zwar anfangs nach dieſem Zeichen, achtet es aber bald nicht mehr. Er hoft an dieſem Tage König zu werden, und der Ehrgeiz, der Hauptzug ſeines Charakters, triumphiret über den Aberglauben, und deutet ſich alle Zeichen mit Gewalt zu ſeinem Vortheil. Dadurch iſt nun viel gewonnen. Der Charakter des herſchſüchtigen Helden ſteht jetzt in ſeiner ganzen Macht vor uns da, welche jede andere vernichtet. Auf der andern Seite kömmt hier der Ehrgeiz in die höhere Gewalt eines feindſeligen, unerbittlichen Schickſals, wodurch der Ausgang das höchſte Pathos erreicht.

Die Griechen machten im Drama einen großen und glücklichen Gebrauch von dem Schickſale, und wirklich iſt es das einzige Mittel, Menſchen ohne ihre Schuld unglücklich zu machen, und auf dieſe Art, nach Ariſtoteles, mit der Bewegung unſerer Seele durch Mitleid und Schrecken, den höchſten tragiſchen Effekt hervorzubringen. Dann entwickelt ſich das Schickſal aus einer unvermutheten aber natürlichen Verknüpfung der Umſtände, und die handelnde Perſon behielt ihren Charakter.

Schiller ſcheint hier den Griechen nachahmen zu wollen; aber er thut es auf eine unzuläßige Art. Damit das zum Effekt nöthige Reſultat erſcheine, läßt er ſeinen Helden in die Umſtände gar nicht eintreten. Er führet ihn unter den Sternen in einer phantaſtiſchen Welt; doch trauet Wallenſtein bei Gelegenheit wieder den Ausſpruch der Sterne nicht. In der Scene zwiſchen ſeinem Aſtrologen und dem Kommandanten von Eger, die ihm beide die nahe Gefahr auf das lebhafteſte ſchildern, überläßt ſich Wallenſtein einer unverzeihlichen Sorgloſigkeit, wodurch am Ende der Schein eigner Schuld auf ſeinen Untergang fällt, und die Abſicht des Dichters und der ganzen Maſchine auf unſer Herz faſt gänzlich verfehlt wird.

In der Geſchichte der Thekla und des Max Piccolomini, wo dieſer im Kampfe zwiſchen Pflicht und Liebe jener das ſchwere Opfer bringt, ſich mit Verzweiflung den Schweden entgegenſtürzet, und umkommt — hier, ſag ich, hat der Dichter einen glücklichern Gebrauch mit dem Hebel des Schickſals gemacht. Nur macht die Todesart des Jünglings, „über den die Macht der Hufe ging“, in der Erzählung des Boten einen widrigen Eindruck. Dieſer Zuſatz ſollte eigentlich den Effekt verſtärken; aber es iſt unedel und beleidigend, einen jungen Helden unter den Pferdehufen, und nicht kämpfend zu Grunde gehn zu laſſen.

Wallenſtein macht am Ende — ob im Ernſt oder Scherze? weiß Niemand — den Propheten. Er legt dem Bürgermeiſter von Eger die Hand auf das Haupt, und ſpricht von der nahen Erfüllung der Zeiten, von dem Sturz der Großen, von dem Triumphe der proteſtantiſchen Religion. Aber man weiß, wie geſagt, nicht recht, ob er ſeinen Spaß mit dem kleinen Bürgermeiſter treibt, oder ob es Ernſt iſt? Mit einem Worte: es macht keinen Effekt, und die Ungewißheit beleidiget auf der Bühne.

Am Ende erſcheinen, wie ſchon vorher bemerkt wurde, der Kommandant der Feſtung und Wallenſteins Sterndeuter. Dieſer warnt durch ſeine Kunſt, jener hat von Buttler ſelbſt den beſchloſſenen Mord Wallenſteins erfahren. Der General glaubt keinem von beiden. In der Warnung des Aſtrologen ſieht er eine eigennützige Nebenabſicht. Der Kommandant wird eben ſo wenig gehört. Wallenſteins Gemüths-Stärke, wenn er ſie doch beſeſſen hätte, wäre unter dem Schmerz über des jüngern Piccolomini Tod verloren gegangen. Leute, wie Wallenſtein, werden nach ähnlichen Vorfällen erſt furchtſam und abergläubiſch, wenn ſie es auch ſonſt nicht waren.

Der Dichter läßt aus griechiſcher Delikateſſe ſeinen Helden hinter der Bühne tödten; dadurch verliert die letzte, wichtigſte Scene allen Effekt; oder vielmehr ſie bewirket durch ihre Umſtände einen äußerſt widrigen.

Man hört ein dumpfes Getöſe, einen Schlag und ein Fallen hinter den Couliſſen, wie in einem Schlachthauſe. Der Dichter ſcheint dieſes gefühlt zu haben. Um das Menſchliche zu dieſem Tode hinzu zu thun, wird Wallenſteins Leiche auf einer Bahre über das Theater getragen. — Dieſe Scene macht nicht den geringſten Effekt, weil der Sinn von dem Tode Wallenſteins nicht überzeugt iſt. Die Erzählung, die nachher von demſelben erfolgt, bewirket das nicht; auf dem Theater muß alles angeſchaut werden.

Sehr unnatürlich und unzweckmäßig iſt das noch, daß Buttler; der böſe Geiſt Wallenſteins, vor der Ermordung deſſelben einen ſehr langen Dialog vor dem Zimmer des ſchlafenden Feldherrn mit dem Kommandanten hält. Gegen das Ende ſollte die Handlung raſch, und ſo ſelten als möglich unterbrochen, vorwärts dringen. Dieſe Pflicht ſchrieb dem Dichter das Intereſſe des Zuſchauers vor; hält man dieſes in einem ſo wichtigen Zeitpunkte, wo alles zur Kataſtrophe eilt, durch Zwiſchenſcenen auf, ſo wird es natürlich geſchwächt, und der darauf erfolgende Schlag bleibt ohne Wirkung. Das erwärmte Herz wird durch Raiſonnements abgekühlt, und verliert die eben erweckte günſtige Stimmung. Der Charakter eines Buttlers raiſonnirt nicht lang, er handelt, ohne ſich erſt umzuſehn, was andere dazu ſagen möchten. Außerdem erſcheint in ihm ein bis zum Meuchelmord erhitzter Mann. Wie käme der in der Nähe der Gelegenheit und ſeiner That zu der Luſt einer trocknen weitläuftigen Vertheidigung ſeiner Abſicht gegen andere? Wer wollte aber nicht alle jene Bonmots und glänzenden Sentenzen, die Buttler bei dieſer Gelegenheit vorbringt, gegen die Wahrheit der Handlung und des Augenblicks aufgeben? Aber dies kann einmal unſer Dichter nicht!

Die Gräfin Terzky, die den Fall ihres Hauſes nicht überleben will, nimmt auf die Nachricht von Wallenſteins Tode Gift, und verfällt in der letzten Scene vor den Augen der Zuſchauer in Konvulſionen, wobei ſie noch einige ſchöne Reden hält, nach welchen ſie davon wanket. Dieſer Charakter ſpringt ebenfalls am Ende aus ſich heraus, und verwandelt ſich auf der Bühne. Die Gräfin zeigt zwar in den Piccolominis einen gewiſſen Ehrgeiz für ihr Haus, aber nie den

Zug einer Helden-Seele, die fähig wäre, ihre Ehre nicht zu überleben. In dieſem Zuge tritt die höchſte Energie des Charakters und der Leidenſchaft hervor. Sonſt erſcheint dieſe Dame nur als Sophiſtin, als Schauſpielerin, ſucht zu überreden, und lacht und freut ſich hinternach ins Fäuſtchen, wenn es ihr gelungen iſt. Ihr Charakter giebt nirgends ein Zeichen von einer ſolchen Gewalt, vielmehr erſcheint er heuchleriſch, ſchwatzhaft, mit einem Worte: ſchwach. Uebrigens macht dieſer Charakter eben wegen dieſer falſchen Zweideutigkeit nur wenig Effekt. Der Tod allein thäte eine Wirkung, wenn er nur pſychologiſch möglich wäre.

Thekla verſchwindet, ohne daß der Zuſchauer weiß, was aus ihr geworden iſt. Man nimmt aber zu viel Theil an dieſer Perſon des Stückes, um über dieſen wichtigen Punkt gleichgültig zu ſeyn. Ihr Verſchwinden hat einen romantiſchen Anſtrich. Man hört, daß ſie ihrem Schmerz in das Kloſter folgen will, wo ihr Geliebter begraben liegt. Aber ihr Schickſal iſt nicht geendiget, die Gemüther der Zuſchauer ſind nicht befriedigt. Thekla müßte noch einmal erſcheinen, und ihr Schickſal müßte ſich vor unſern Augen enden. Nach ihrem Charakter, nach dem Verluſt ihres Geliebten kann ſie nicht länger leben. Das Kloſter ſpart ſie auf; aber das Intereſſe, das Herz der Zuſchauer kann ſich nicht von dem unglücklichen Mädchen trennen. Ihr Geſchick muß eine entſcheidende Wendung nehmen; und es giebt nur eine, die unſer Herz befriedigt, wodurch ſie uns noch werth bleibt — ihr Tod. Sie muß ſterben aus Gram, oder gewaltthätig, dann wäre dieſe Rolle erſt wirklich geendet.

Schiller, der ſeine Figuren nach den ſtrengen Regeln einer philoſophiſchen Theorie zugeſchnitten hat, ſcheint ſich in dieſem Charakter um ſo viel weiter von der Natur entfernt zu haben, als er ſeinem Syſteme treu blieb. Dieſes behaup-

tet,

tet, man müſſe der Phantaſie freies Spiel laſſen, den Spieltrieb beſchäftigen, um eine deſto größere Wirkung zu thun. Als er ſein Syſtem in den äſthetiſchen Briefen aufſtellte, nahm man jene Behauptung in dem wahren Sinne, den ſie zuläßt. Aber hier zeigt es ſich, was er damit ſagen will. Man ſoll der Phantaſie ihr Spiel laſſen, ihr es überlaſſen, wie ſie es macht. Sie mag das Nothwendige ſelbſt finden. Dieſes Prinzip nun macht dem Dichter ſein Geſchäft überaus leicht; die Kunſt ſpricht aber deſto ſtärker dagegen.

Nachdem Wallenſteins Schickſal vollbracht iſt, erſcheint der alte Piccolomini, zu ſpät, mit friedlichen Geſinnungen. Dieſer Umſtand iſt glücklich gewählt. Das durch alles Vorhergegangene empörte Herz wird durch die Dazwiſchenkunft eines freundlichern Geſchicks, das den Unglücklichen erwartete, innig gerührt, wozu noch die Trauer des Octavio Piccolomini über den Tod Wallenſteins günſtig mitwirket, obſchon die kaltblütige Kritik den Kopf dazu ſchüttelt. Zuletzt empfängt Octavio das Fürſtendiplom durch einen Boten von dem Kaiſer zur Belohnung. Aber dieſe Frucht aller ſeiner Thaten erfreut den Belohnten nicht, und mit einer Pantomime des Schmerzens ſchließt er das Stück.

Man kann nicht wohl begreifen, wie dieſer kalte Charakter, dem es in allen ſeinen Handlungen vorzüglich um die Befriedigung ſeiner ehrgeizigen Abſichten zu thun war, durch den Verluſt eines Sohnes, den er doch wenig liebte, und eines Feindes, deſſen Tod ſein Werk iſt, gegen die ſchönſte Frucht ſeiner Intriken plötzlich unempfindlich werden, und jetzt blos der Stimme der Liebe und Menſchlichkeit Gehör geben konnte?

IV.

Theater.

Es iſt nicht die Abſicht, unter dieſem Artikel eine fortlaufende Ueberſicht aller Darſtellungen auf der hieſigen Nationalbühne, oder Beurtheilungen aller hier aufgeführten Stücke zu liefern, und ſo im eigentlichen Sinne eine Berliniſche Dramaturgie zu ſchreiben; nein, nur die merkwürdigſten Ereigniſſe des hieſigen Theaters überhaupt werden mitgetheilt, die gelungenſten Darſtellungen und die vorzüglichſten neuen Stücke beurtheilt werden, und ſo ſollen auch die vorzüglichſten Bühnen Deutſchlands eben ſo wohl einen Platz in dieſem Artikel finden, als die hieſige.

Die Anſicht, welche der Verfaſſer dieſes Artikels vom Theaterweſen überhaupt, und der darſtellenden Kunſt insbeſondere hat, ſind ſowohl aus dem von ihm herausgegebenen Journale Berlin, als der allgemeinen Theaterzeitung bekannt, und er könnte ſich hier um ſo kürzer faſſen, da er ſich in den dort aufgeſtellten Principien durch kein Geſchrei der Andersmeinenden irre machen laſſen wird — wenn er den Leſer mit Hinweiſung auf andere Schriften beläſtigen wollte, wo ein Paar Zeilen es überflüßig machen.

Das Theater überhaupt ſieht er als eine Anſtalt zur äſthetiſchen Bildung des Menſchen, und die darſtellende Kunſt als eine ſchöne Kunſt an, die in ihren Principien und Regeln nicht weniger zweifelhaft iſt, als jede andre ſchöne Kunſt. Das Vergnügen, welches das Schauſpiel gewährt, iſt dem Vergnügen gleich, welches die ſchöne Kunſt überhaupt gewährt, und in ſofern der Zweck der ſchönen Kunſt nun überhaupt Vergnügen iſt, iſt es auch der Zweck der Schauſpielkunſt.

Die moraliſche Tendenz des Theaters kommt zwar ſehr bei der Beurtheilung eines Schauſpiels — in ſo fern es öffentlich dargeſtellt werden ſoll — in Betracht, aber ſie darf nie zum Zweck erhoben werden, weil es keine falſchere Anſichten für das Schauſpielweſen überall giebt, als wenn man es bloß als eine Schule der Moral und der Sittlichkeit beurtheilen wollte.

Man muß nun bei der Beurtheilung des Theaterweſens überhaupt die Theaterverfaſſung ſehr wohl von der Kunſt der Darſtellung unterſcheiden.

Die Verfaſſung der Theater ſollte durchaus den Zweck der ganzen Anſtalt entſprechen, weil ſie die nothwendige Bedingung iſt, unter welcher der Ausübung der Kunſt ein zweckmäßiger Gang geſichert, und ſie dem Ungefähr und den oft unedlen Nebenabſichten manches Einzelnen entzogen wird; aber leider hat man an dieſe innere Ausbildung des Theaterweſens — an eine Vervollkommnung ihrer Verfaſſung — welche wegen der Wichtigkeit des Gegenſtandes überall der Aufmerkſamkeit der Regierungen wohl werth wäre, faſt gar nicht gedacht. Das Gute, was darin geſchehen iſt, iſt das Werk einzelner Männer, von denen es nicht abhing, ihren

Einrichtungen Dauer zu geben, ſo lange ſie nicht von den Regierungen unterſtützt werden.

Es iſt der vorzüglichſte Zweck dieſes Artikels, alles was in dieſer Hinſicht bei den vorzüglichſten Bühnen Deutſchlands — auch des Auslandes — geſchieht, anzuzeigen, und nach dem Zwecke der Anſtalt ſelbſt zu beurtheilen. Er werden dabei die Grundübel der Theaterverfaſſungen — wo ſie ſich finden — gerügt werden, um wo möglich ſowohl die Aufmerkſamkeit des Publikums überhaupt, als auch der Regierungen insbeſondere, auf dieſen Gegenſtand zu lenken, und ſo eine wohlthätige Reform des Theaterweſens überhaupt vorzubereiten, und wo möglich zu bewirken.

Die Kunſt ſelbſt wird der zweite Gegenſtand dieſes Artikels ſeyn. Darſtellungen, in welchen ſich vorzügliche Künſtler auszeichnen, es ſey auf der hieſigen oder einer andern Bühne, werden ausführlich beurtheilt, und das Schöne und Wahre in denſelben gezeigt werden.

In ſo fern die Kritik nun dabei den Künſtler perſönlich trifft, ſey es mir erlaubt, in Hinſicht dieſes Gegenſtandes die Grundſätze noch einmal zu wiederholen, die ich ſchon einmal öffentlich aufſtellte; weil ſie auch hier als unabänderliche Norm gelten werden:

Der Kritiker ſoll in ſeinem Tadel ſtreng und ernſt, aber nicht bitter und höhnend ſeyn; er ſoll bei dem Tadel eines Fehlers zugleich zeigen, wie er verbeſſert werden könne, ſonſt iſt ſein Tadel für den Künſtler Geſchwätz.

Der Ton, in welchem man einen Künſtler tadelt, zeigt den Geſichtspunkt an, aus welchem man ihn betrachtet. Spricht man ihm guten Willen, Beſtreben ſich zu vervollkommnen, Pflichtgefühl ab; ſo wird der Ton des Tadels bitterer Spott, beißende Satyre ſeyn, damit die Furcht motiv wird, es beſſer zu machen. Traut man ihm aber guten Willen, Pflichtgefühl und Beſtreben, ſich zu vervollkommnen, zu; ſo wird der Tadel gutmüthig, belehrend und ernſt ſeyn. Was berechtigt den Kritiker, nun den Künſtler aus dem erſten Geſichtspunkte zu betrachten? Wenn ihm auch die Erfahrung von dieſem oder jenem Künſtler endlich zu einem ſolchen Tone berechtigte, darf er ihn deswegen allgemein machen, und alle gleich nehmen? Das Widerſinnige und Unerlaubte dieſes Verfahrens fällt von ſelbſt ins Auge.

Der Künſtler, der ſeines Talents und ſeines Strebens ſich bewußt iſt, wird durch Spott und Satyre erbittert, und in ſeiner Fortbildung gehindert, nicht geholfen. Der wirklich Nachläßige und Talentloſe, der den Spott verdient, entſchlüpft der Wirkung deſſelben, weil er ihn mit dem achtbaren Künſtler theilt; ein Nachtheil, der die Kritik faſt um ihre ganze Wirkſamkeit bringt.

Auch entſpringt vorzüglich aus dieſem Tone, der im Tadel nur beleidigt, nicht belehrt, die Gleichgültigkeit des praktiſchen Künſtlers überhaupt gegen Kritik. Er ſieht die Wirkung ſeines Spiels oft mit dem Tadel und der Kritik im Widerſpruch; Gründe werden ihm nicht aufgeſtellt, er hält den Tadel alſo für eine Folge der Laune, oder gar übler Abſichten — und dieſer Umſtand ſchadet der Vervollkommnung der Kunſt überhaupt nicht wenig.

Dieſer Mißton in der Kritik hat auch auf das Publikum einen nicht minder nachtheiligen Einfluß; denn ſtatt das Urtheil deſſelben zu leiten, verwirrt er es bloß. Das Publikum hält ſich auf der einen Seite an ſeinen Gefühlen bei der Anſicht der Darſtellung. Der Kritiker ſtellt ihm keine Gründe für ein entgegengeſetztes Urtheil auf, und verliert ſo den Einfluß, den er haben könnte.

Nicht minder nachtheilig iſt auf der andern Seite der Ton der Schmeichelei, der in einigen Theaterkritiken an das Lächerliche grenzt. Er nährt den ohnehin übertriebenen Künſtlerſtolz, nach welchem der Anfänger ſchon ſo ſehr geneigt iſt, ſich vollkommen zu halten, und keiner Belehrung mehr zu bedürfen; ſich ſchon auf der Höhe ſeiner Kunſt zu glauben, wenn er noch am Fuße derſelben Proben macht. Der Ton der Wahrheit iſt ernſt, ohne zu beleidigen, und belehrend, wenn er tadelt; nur den Unverbeſſerlichen, der abſichtlich wider ſein beſſeres Wiſſen einem verdorbenen Geſchmacke huldigt, oder ſeiner Faulheit lebt — treffe die Geißel der Satyre!

V.

Die Gallerie.

Nach Parny.

Erſtes Gemälde.

Die Roſe.

Eben der Kindheit entreiſt, iſt Julie ganz Einfalt, ganz Reinheit. Doch ſchon ſpricht zu ihrem Herzen die Liebe. Leichtgläubig, wie die Unſchuld es iſt, hört ſie gefällig das trügeriſche Geſchwätz der Verrätherin an. Sie verließ die Geſpielen einen Augenblick, auf jenem Raſen zu ruhen: ahnete ihr, ſie werde nicht lange einſam ſeyn? Schon haftet ihr Auge mit Wohlgefallen auf einem Jünglinge, der zu ihren Füßen liegt. Flehend und ſanft bietet er ihr eine Roſe dar. Weiſe das Opfer der Leidenſchaft zurück, Julie! Nie giebt ein Liebender ohne zu fordern, und viel mehr als er gab! —

Zweites Gemälde.

Die Hand.

Wer aufrichtig liebt, vergißt die eitle Zurückhaltung, durch welche Vernunft oder Thorheit das Glück der Liebenden hindert. Man ſagt ſich nicht: „Widerſtand entflammt und „beſtimmt die Wünſche. Aufſchieben muß man den Augenblick des Genuſſes: der Unbeſtand folgt ihm zu nahe.“

So ſpricht nur die trügeriſche Liebe; nur die Coquette ſchließt ſo. Die Zärtlichliebende überläßt ſich dem Geliebten ohne Mißtrauen. Sie iſt zu glücklich in ihrem neuen Gefühl, um zu vernünfteln; ſie ahndet die Möglichkeit nicht, er könne je untreu ſeyn.

Julie hatte die Blume genommen. Man fordert von ihren Lippen jenes Geſtändniß, das ſelbſt, wenn es lügt, ſo ſchmeichelhaft, ſo rührend iſt. Ihr Erröthen antwortet. Mit einem himmliſchen Lächeln überläßt ſie ihre Hand den Küſſen des glücklichen Valſin, und dieſe Hand verbürget ihm Alles!

Drittes Gemälde.

Der Traum.

Der Schlummer hat ihre Augen geſchloſſen, ihr Herz wacht, und ihre Sinne umgaukeln Täuſchungen. Ihre Wange erröthet höher und höher. Ihre Hand ſcheint jemand entfernen zu wollen. Unruhig bewegt ſie ſich auf ihrem Kiſſen, und ihr Buſen wallt unter dem läſtigen Schleier hervor. Beruhigter ſinkt ſie izt ſanft zurück, und ihrem Munde entſchlüpft langſam ein leiſes Geflüſter. Dies ſüße Flüſtern gleicht dem Hauche des Weſtes, wenn er von Blume zu Blume fliegt; es iſt das Seufzen der Wolluſt; das Aechzen der vierzehnjährigen Jungfrau, die im unwillkührlichen Traume einen verwegnen Mund ihre keimenden Reize berühren ſieht, und in ihren liebkoſenden Armen einen eingebildeten Gatten umſchließt.

Welch ein Schlaf, Julie, den ein ſolcher Traum beglückt! Dreimal ſeliger noch der Geliebte, der ihn veranlaßt.

Viertes Gemälde.

Der Buſen.

Julie empfängt ihren Freund in einem einſamen Cabinette; wird er verwegen ſeyn? Ja, doch nur zur Hälfte. Man genießt im Verſchieben. Er ſieht, er zählet tauſend Reize, und Julie iſt unbeſorgt. Ihre Unerfahrenheit weiß nicht, wozu ſo viele Reize dienen. Er ſeufzt und reicht ihr die Arme entgegen, ſie ſtürzt ſich mit Zutrauen hinein. Einfach und ohne Furcht kennt ſie auch die ängſtliche Schaam nicht. Langſam enthüllt er den Buſen, den eben die liebliche Jugend erſt ſchuf. Er ſieht die Roſe hier auf Lilien thronen, und verfolgt den reizenden Umriß. Seine glühende Lippe drücket ihn, und entflammt ihn mit ſeinen Wünſchen.

So bereitete Valſin die folgſame Schöne! Glücklich wer die Liebe erſt lernet; glücklicher, wer ſie lehrt!

Fünftes Gemälde.

Der Kuß.

Julie, was haſt du gethan? Welche neue Verwirrung und welche Trunkenheit! Wie, dieſes zauberiſche Entzücken iſt die Wirkung eines bloßen Kuſſes? Der Kuß des Geliebten hat ſeinen Reiz und ſeine Süßigkeit; aber iſt denn das Vorſpiel des Glückes ſelber das Glück? Ja, ohne Zweifel, dieſer Kuß iſt das erſte Glück, ſchöne Julie. Immer göttlich iſt ſeine Kraft, und dein Herz wird ihn nimmer vergeſſen. Dein Freund murret und ſtaunt, daß er auf ihn ſelber weniger wirkte: aber er genießt deſſen, was er giebt, und das iſt viel mehr als empfangen.

Sechstes Gemälde.

Der Vorhang.

In dieſem einſamen Alkoven wohnt ohne Zweifel die Ruhe Wir wollen ſehen! Doch den doppelten Vorhang ſcheint der Gott des Geheimniſſes ſelbſt verſchloſſen zu haben; und dieſe fremde Kleidungen hier, mit den leichten Gewändern vermiſcht, die Julie und ihre Reize bedeckten, und dieſer Hut auf dem Sopha und dieſer Mantel im Stuhl, dieſer Degen ſagen: die Liebe iſt da! Sie iſt es! Ich glaube ihr zärtliches Girren zu hören, ihr Seufzen, ihr Athmen.

Valſin, dein Unbeſtand kannte die Wolluſt noch nicht: genieße ſie ſchweigend. Immer hintergingſt du die Schönheit, der Unſchuld bleibe treu!

Siebentes Gemälde.

Der folgende Tag.

Sinnend und matt hat Julie ihre Arbeit wieder genommen. Sie ſtickt, doch das Glück ließ auf ihrem niedlichen Geſichte Staunen und Bläſſe zurück. Umſonſt widerſtrebt ihr trübes Auge dem Schlummer. Die Hand ſtockt auf der Leinwand, und ihr Haupt ſinkt auf die Hand.

Schlaf und meide die boshafte Welt. Deine ſanftere und weniger helle Stimme, deine Lippen, die ſich immer noch öfnen, deine beſchämten und ſchwimmenden Blicke, dein ungewiſſer Gang würden alle Geheimniſſe dieſer zu glücklichen Nacht verrathen!

Achtes Gemälde.

Die Untreue.

Ein Laube, ein junges Weib, zu ihren Füßen ein Verführer, der ewige Liebe ſchwört, und den ſie ohne Widerwillen hört. — Valſin iſts! Eben hieher kam Julie, leichtgläubig und ruhig, an ihren Geliebten zu denken. Sie tritt herein: wo iſt der kunſtreiche Maler, der uns dies dreifache Erſtaunen malt!

Neuntes Gemälde.

Der Kummer.

Allein und ſchmachtend wankt Julie umher, und meine Blicke folgen ihr theilnehmend in jenen geheimen Ort, wo ſie ſo rührend fiel. Anfangs ſchweigt ihr Gram trübe und ernſt; endlich brechen ihre Thränen aus, und ſtrömen von ihrem Geſichte auf den Buſen, und dieſer Buſen, von den Grazien geformt, deſſen reitzender Schmelz noch die Male der Küſſe bewahrt, er klopft noch immer für Valſin. In ihrem Schmerz betrachtet ſie den verborgenen Ort, den nie der Tag erreichte, dieſen Alkoven, der ein Tempel war. Noch einmal ruft ſie: das alſo iſt die Liebe!

Zehntes Gemälde.

Die Wiederkehr.

Untreu war Valſin, doch unbeſtändig nicht. Julie, ſo ſanft als ſchön, verzieh das Vergehn eines Augenblicks. Sie iſt in den Armen des Verbrechers. Er redet ihr von ſeiner Reue; ihre Antwort iſt ein gefälliges Schweigen. Sie lächelt ſeiner Zärtlichkeit; ſie verſagt ſeinen Wünſchen nichts, doch er allein genießt. Sie bleibt traurig; ihre Liebe iſt keine Trunkenheit mehr. Sie überläßt ihre Reize, allein ſie ſeufzet dabei, und ihre Augen ſagen: der Zauber iſt auf ewig zerſtört.

VI.

Sinngedichte.

1.

Die preuſſiſche Infanterie,

an

den Hauptmann von Rothardt,

dem Erfinder der neuen Muſqueten, welche bey ſehr verminderter Schwere gegen die biſherigen, ihrem Zwecke viel beſſer entſprechen.

Schärfer ſchießet und ſpießt dein Gewehr als daß alte, und mindet
wird um volle fünf Pfund künftig der Schulter die Laſt.
Freund des Menſchengebeins! Dir danken wir tod und lebendig.
Leichter machſt Du den Tod, leichter das Leben zugleich.

2.

Als der Miniſter von Struenſee im Juny 1800 den rothen Adlerorden bekam, und zum erſtenmale mit dem Sterne deſſelben erſchien.

Umſpannet nicht Uranos Bahn die Kreiſe der andern Planeten?
Richtig! und eben darum hat man ſo ſpät ihn entdeckt.

B. v. H.

VII.

Das neue Jahrhundert.

Prophetiſche Ideen.

> Ideen ſind unendliche, ſelbſtſtändige, immer in ſich bewegliche göttliche Gedanken.
>
> Schlegels Ideen. Athen. 3ten Bds. 1ſtes St.

Athena.

Laßt die Religion frey, und es wird eine neue Menſchheit beginnen.

Eunomia.

Macht der Verwirrung der Begriffe ein Ende, geneſet vom Kunſtfieber und poetiſchen Wahnſinn, ſo werdet ihr Religion in euerm Innerſten finden, werdet finden, daß ſie in und *durch* ſich ſelbſt frey iſt, und daß eine neue Menſchheit ſchon längſt begonnen hat.

Athena.

Ob denn das Heil der Welt von den Gelehrten zu erwarten ſey? Ich weiß es nicht.

Eunomia.

Nein, denn weil ſie der Drang nach Univerſalität glauben macht, daß ſie alles verſtehen, haben ſie verlernt, ſich ſelbſt zu verſtehen, und können daher auch von Niemanden verſtanden werden.

Athena.

Darum iſt es Zeit daß alle Künſtler zuſammentreten als Eidgenoſſen zu ewigem Bündniß.

Eunomia.

Wer iſt ein Künſtler?

Athena.

Dem es Ziel und Mitte des Daſeyns iſt, ſeinen Sinn zu bilden; der eine *eigene* Religion, eine originelle Anſicht des Unendlichen hat.

Eunomia.

Dann wird ein ſolches ewiges Bündniß eidgenoſſener Künſtler nie zu Stande kommen, Athena müßte denn *das rohe Chaos der ſchon vorhandenen Religion* zu einer *gemeinſchaftlichen Künſtler-Religion* ausbilden. Dann aber iſt die Religion nicht mehr *frey*, ſondern Zunftzwang; und die Künſtler dürfen nicht mehr ihre *eigene*, ſondern müſſen die *gemeinſchaftliche Zunftreligion* haben: Es iſt keine Religion, es ſind keine Künſtler mehr möglich.

Athena.

Die Philoſophie geſteht und erkennet ſchon, daß ſie nur mit Religion anfangen und ſich ſelbſt vollenden könne, und die Poeſie will nur nach dem Unendlichen ſtreben, und verachtet weltliche Nützlichkeit und Cultur, welches die eigentlichen Gegenſätze der Religion ſind. Der ewige Friede unter den Künſtlern iſt alſo nicht mehr fern.

Eunomia.

Die Präliminarien dazu werden geſchloſſen ſeyn, wenn freyer Menſchenſinn das Wahre, das Schöne und das Gute den entheiligenden Händen der Schulen- Secten- und Klickengeiſter wird entriſſen haben, wenn die Kante, die Fichten und die Göthen des Jahrhunderts, die mit ihnen getriebene Abgötterey dem Spotte Preis geben, und mit ihren Blitzen die verſtümmelten Götzen-Pfaffen bey ihren Altären vernichten werden.

Athena.

Ihr ſtaunt über das Zeitalter, über die gährende Rieſenkraft, über die Erſchütterungen, und wißt nicht welche neue Geburten ihr erwarten ſollt. Verſteht euch doch, und beantwortet euch die Frage: ob wohl etwas in der Menſchheit geſchehen könne, was nicht ſeinen Grund in ihr ſelbſt habe. Muß nicht alle Bewegung aus der Mitte kommen, und wo liegt die Mitte? — Die Antwort iſt klar, und alſo deutet auch die Erſcheinung auf eine große Auferſtehung der Religion, eine allgemeine Metamorphoſe. Die Religion an ſich zwar iſt ewig, ſich ſelbſt gleich und unveränderlich wie die Gottheit; aber eben darum erſcheint ſie immer neu geſtaltet und verwandelt.

Eunomia.

Parturiunt Montes, nascitur ridiculus mus: und ſelbſt dieſe Erſcheinung, ſo wie die gährende Rieſenkraft und die Erſchütterungen deuten auf eine große Auferſtehung der Vernunft und des geſunden Menſchenverſtandes.

Athena.

Die einzige bedeutende Oppoſizion gegen die überall aufkeimende Religion der Menſchen und der Künſtler iſt von den wenigen eigentlichen Chriſten zu erwarten, die es noch gibt. Aber auch ſie, wenn die Morgenſonne wirklich emporſteigt, werden ſchon niederfallen und anbeten.

Eunomia.

Die einzige ächt komiſche Oppoſizion gegen den überall aufkeimenden *freyen* Sinn für das wahre Schöne und Gute, iſt von den wenigen eigentlichen Götzen-Pfaffen zu erwarten, die es noch gibt, und die ſich durch die mannigfaltigſten Luftſprünge und Taſchenſpielerkünſte die Würde und die Glorie der erhabnen Künſtler-Prieſterſchaft erſpielen wollen. Aber auch ſie, wenn die Morgenſonne wirklich emporſteigt und das Haupt der ächten Kunſtgeweihten beſtrahlt, werden laufen und nur ſchimpfen.

Athena.

Als Bibel wird das neue ewige Evangelium erſcheinen, von dem Leſſing geweiſſagt hat: aber nicht als einzelnes Buch im gewöhnlichen Sinne. Selbſt was wir Bibel nennen iſt ja ein Syſtem von Büchern. Uebrigens iſt das kein willkührlicher Sprachgebrauch! Oder gibt es ein anderes Wort um die Idee eines unendlichen Buchs von der gemeinen zu unterſcheiden als Bibel, Buch ſchlechthin, abſolutes Buch? Und es iſt doch wohl ein ewig weſentlicher und ſogar practiſcher Unterſchied, ob ein Buch bloß Mittel zu einem Zwecke, oder ſelbſtſtändiges Werk, Individuum, perſonifizirte Idee iſt. Das kann es nicht ohne Göttliches, und darin ſtimmt der eſoteriſche Begriff ſelbſt mit dem exoteriſchen überein, auch iſt keine Idee iſolirt, ſondern ſie iſt was ſie iſt, nur unter allen Ideen. Ein Beyſpiel wird den Sinn erklären. Alle claſſiſche Gedichte der Alten hängen zuſammen, unzertrennlich, bilden ein organiſches Ganzes, ſind richtig angeſehen nur ein Gedicht, das einzige in welchem die Dichtkunſt ſelbſt vollkommen erſcheint. Auf eine ähnliche Weiſe ſollen in der vollkommenen Litteratur alle Bücher nur ein Buch ſeyn, und in einem ſolchen ewig werdenden Buche wird das Evangelium der Menſchheit und der Bildung offenbart werden.

Eunomia.

Das Evangelium der Menſchheit und der Bildung wird ewig nicht offenbart werden, denn das ewig werdende Buch wird nie herauskommen, alle Bücher werden nie ein Buch ſeyn, und dieſe vollkommene Litteratur wird nie erſcheinen. Die Künſtler mögen wohl in trauter Brüderſchaft und Harmonie miteinander eſſen, trinken, ſcherzen, ſich gegenſeitig um die Wette vergöttern oder verhöhnen, aber dieſes bonum et jucundum habitare fratres in unum wird ewig nicht die **Kritik der reinen Vernunft** und **Eckartshauſens Zahlenlehre**, **Wilhelm Meiſter** und die **Bambocciaden**, die **Wiſſenſchaftslehre** und die **Genovefa**, die **Beſtimmung des Menſchen** und die **Lucinde**, den **Woldemar** und den **geſtiefelten Kater**, **Hermann und Dorothea**, und **Diogenes Laterne** in ein organiſches Ganzes, in ein einziges Buch, in eine Bibel, in ein Evangelium der Menſchheit und der Bildung zuſammen ſchmelzen.

Feßler.

VIII.

Das Kloſter der Liebenden.

Eine Romanze.

Schon funkelte am ſchönen Azur-Bogen
Des Himmels, Heſperus mit mildem Glanz;
Des Mondes Rund verſilberte die Wogen,
Die Nachtigall ſang zu dem Wellen-Tanz.

Es ſchwieg der Hain bei ihren ſanften Liedern,
Kein Lüftchen rauſchte ſtörend durch den Wald:
Der Felſen nur verſuchte zu erwiedern,
Was zauberiſch durch laue Lüfte hallt.

Da ſaß auf dem bemooſten Felſenſteine
Roſalia, an ihres Roberts Hand,
Mit dem ſie oft bei Luna's Silberſcheine
Geheimer Liebe ſüßes Glück empfand.

Geheimer — denn der harte Vater knickte,
Die Blüthe des Vertrauns in ihrer Bruſt;
Ihr ſcheues Auge floh ihn, und erblickte
In ihm den Störer jeder Jugend-Luſt.

An Roberts nur des ſchönen Jünglings Seite,
Erhob ſich froh ihr jugendliches Herz;
Durch ihn, dem ſie die treuſte Liebe weihte,
Vergaß ſie jede Kränkung, jeden Schmerz.

Oft klimmte er, Roſalia zu ſehen,
Und unbemerkt dem Spähenden zu ſeyn,
Mit kühnem Fuß auf ſteilen, ſchroffen Höhen,
Mit ſchnellem Schritt auf rauhem Felſenſtein.

Es drohten ihm der Tiefe ſinſt're Gründe,
Die ſchauerlich der Blick des Mond's erhellt;
Doch minderten die fürchterlichen Schlünde
Die Freude nicht, die ſeinen Buſen ſchwellt.

Denn oben breitete die zarten Hände
Roſalia ſchon dem Geliebten aus;
Und ſo erſtieg die nackten Felſenwände
Der kühne Robert ſonder Furcht und Graus.

Dann warteten die lieblichſten Genüſſe
Auf ihn, auf ihn der Erde ſchönſtes Glück;
Es lohntes ihm des holden Mädchens Küſſe,
Es lohnte ihm der Liebe Zauber-Blick.

Auch jezt, gelehnt an ſeine volle Wange,
War hochbeglückt, war voll Entzücken ſie,
Und horchte in der Nachtigall Geſange,
Der eignen Liebe ſüße Melodie.

Die Hoffnung zeigte ihr in ſchönen Träumen
Das Schickſal in der Roſenfarbe Glanz;
Sie ſah umher der Freude Blumen keimen,
Und ſchon vereint mit Amors Myrthenkranz.

Doch ach! was ſchreckt ſie aus dem holden Spiele
Der Liebe und der regen Phantaſie?
Ach! was entreiſſet ſie dem Hochgefühle
Der glücklichſten, der ſchönſten Sympathie?

Dort donnert's ihr mit Vaters Ton entgegen:
„Verwegner Jüngling, was beginneſt du?
„Was treibt dich her zu dieſen Felſenwegen?
„Was ſtöreſt du des grauen Vaters Ruh?"

„Wie? ſind es nicht der keuſchen Tochter Arme,
„Die du umſchließ'ſt? Erkenne dieſes Schwerdt,
„Das oft, umringt vom wackrer Ritter Schwarme,
„Ich ſchon in manches Heiden Bruſt gekehrt!"

„Und wie ein Heide ſollſt du mir verbluten:
„Vernimm's, erbebe kühner Böſewicht!
„Schon warten dein des Fegefeuers Gluthen,
„Und du entrinneſt ihnen ewig nicht."

„Erbarmen Vater! Vater ach Erbarmen!"
Rief itzt Roſalia mit kühnem Muth,
„Und fühlt an eurer Tochter, an mir Armen,
„Der Rache und des Zornes wilde Wuth."

„Ein ſchleichend Gift verzehret meine Tage,
„Wenn dieſer Liebling ſterbend von mir weicht;
„Ach! kinderlos verhallt dann eure Klage
„Wenn ihr um unſre düſtren Grüfte ſchleicht!“

„Um unſre Grüfte! — ſchöner dann vereinet,
„Als ihr geſtrenger Vater wünſchend glaubt,
„Weilt unſer Geiſt, wo niemand Thränen weinet,
„Und niemand Glück und unſre Liebe raubt.“

Bedenkend ſtand der alte rauhe Krieger,
Erſchüttert von der ſchönen Tochter Harm;
„So lebe denn dein Robert, doch als Sieger
„Umſchließ ihn nur dein jungfräulicher Arm.

„Trägt Robert dich zu dieſen Felſenwänden
„Worauf die Ahnen meine Burg erbaut,
„In vollem Lauf, mit ritterlichen Händen
„Allein herauf; ſo biſt du ſeine Braut.

„Und jetzt verſchwende weiter keine Thränen,
„Liebt Robert dich, und hat der Jüngling Muth,
„So kannſt du ja mit froher Hoffnung wähnen,
„Daß morgen er in deinem Arme ruht.

„Ihr folget mir zum Schloſſe alle Beyde,
„Damit ihr nicht verrätheriſch entrinnt;
„Ich harre ſchon des Augenblicks voll Freude
„Wo Roberts Kampf und Roberts Sieg beginnt.

So ſprach der Graf; — mit kummervollen Blicken
Folgt ihm ins Schloß das ſchöne, holde Paar;
Die Hoffnung flieht, zu ſchwach ſie zu beglücken
Und ſie umſchwebt nur Ahndung und Gefahr.

Roſalia ſchleicht wankend nach dem Gange,
Der hin ſie führt ins friedliche Kloſet;
Belauſcht von keinem, folgt ſie hier dem Drange
Des wunden Herzens, kniet' an ihrem Bett'.

Und ruft zur Jungfrau: „Laß Gebenedeite
„Erhöret ſeyn der Liebe banges Flehn;
„Laß ihn, dem ich mein ganzes Daſeyn weihte,
„Als Sieger mich und als Beglückten ſehn.“

Ein ſanfter Schlummer flößte ihren müden
Verweinten Augen ſüße Ruhe ein;
„Bald wirſt Roſalia du hochzufrieden
„Vereint mit deinem treuen Robert ſeyn.“

So flüſtert's ihr wie ſanfte Flöten-Töne
Der Genius der treuen Liebe zu;
„Der edelſte der fränkſchen Ritterſöhne
„Verdienet dich, und ihn verdieneſt du.“

Es röthete des Morgens Purpur-Schimmer
Des Grafen Burg, die ſchroffe Felſenwand,
Als Robert ſchon beherzt, voll Muth wie immer,
Am Fuß der Höh', am Fuß des Zieles ſtand.

Geſchätzt, geliebt von allen, die ihn kannten,
Verſammelten die Knappen ſich um ihn,
Bewunderten den edlen Jüngling, nannten
Ihn einen Held, und ſeinen Vorſatz kühn.

Jetzt nahte ſich der Graf mit wilden Mienen
Führt' ſeine bleiche Tochter an der Hand.
„Komm Robert nun die Braut dir zu verdienen,
„Die ich mit dir auf jenem Felſen fand.“

Hold ſtand ſie da im weißlichen Gewande,
Cypreſſen in dem blonden Locken-Haar;
„Geliebter! bald vereinen ſüße Bande
„Auf ewig uns. Auf! ſpotte der Gefahr.“

„Herr Ritter habet Mitleid, habt Erbarmen
„Mit dieſem ſchönen, dieſem holden Paar:
„O ſeyd ſo grauſam nicht, und ſchont der Armen!“
Rief jetzt der Knappen kummervolle Schaar.

„Schweigt Freunde! Wie? geziemt die bange Klage
„Dem Ritter auch, der ſich dem Ziele nah't?
„Es dämmert ſchon der ſchönſte meiner Tage —
„Ich zittre nicht; vollendet ſey die That!“

„Roſalia! du Stolz der edlen Schönen,
„Komm! ruhe dreiſt an des Erwählten Bruſt;
„Uns wird der Preis der treuſten Liebe krönen,
„Und uns erwartet hohe Götter-Luſt.“

Roſalia, mit ſchwärmeriſchen Blicken
Flog, zärtlich nun zu dem geliebten Mann,
Der, ſchon bereit ſie an ſein Herz zu drücken,
Mit ihr den Lauf zur ſteilen Höh begann.

Die Knappen ſahn mit mitleidsvollem Schweigen,
Mit frommen Wünſchen für das ſchöne Paar,
Den jungen Held den Felſen kühn beſteigen,
Nicht achtend jeder drohenden Gefahr.

Denn bald bedrohen glatte Felſenſpitzen,
Bald ſchrecket ihn des Abgrunds ſchwarze Nacht;
Die Eule krächzt aus ſchauerlichen Ritzen.
Ein dumpfes Sauſen dringt aus hohlem Schacht.

Es rauſcht der Quell, der ſich dem Fels entwindet,
Und bald als Strom die grauſen Hölen füllt,
Den Pfad beſpült, den Robert mühſam findet,
Und täuſchend ihn in Nebel-Wolken hüllt.

Hier führt ſein Weg durch wild verſchlungne Ranken,
Dort an den Rand der fürchterlichſten Kluft;
Die Knappen wähnen, ſeine Schritte wanken —
Ein lautes Ach! begleitet ihn zur Gruft.

Noch ſank er nicht — des ſchroffen Berges Mitte
Iſt ſchon erklimmt, und er hat halb geſiegt;
Laut pocht ſein Herz bei jedem neuen Schritte —
Sein Buſen ſchwellt, der Muſkel-Kraft erliegt.

Es wankt ſein Fuß, die müden Knie beben —
Sein Auge ſtarrt, der Athem-Zug wird ſchwach;
Ihn ſcheint der Hauch des Todes zu umſchweben,
Sein Aechzen ſeufzt der Felſen klagend nach.

„Roſalia! o meine Kräfte ſinken,
„Ich wanke hin, ruft er mit ſchwachem Ton.
„Ermanne dich! der Ruhm, die Freude winken
„Dir Robert auf dem nahen Gipfel ſchon!"

Ihr holder Blick beſeelt zu neuem Leben,
Er faſſet Muth — der Gipfel iſt erreicht; —
Doch kaum kann er das matte Auge heben,
Er ſinket hin, ſein edler Geiſt entweicht.

Roſalia mit namenloſen Schrecken
Sinkt ſelbſt erſtarrt an die erſtarrte Bruſt.
Umſonſt o Greis! — Du wirſt ſie nicht erwecken —
Beweinſt du jetzt den doppelten Verluſt.

„O wehe mir dem Mörder meiner Kinder!
„Kommt! ſtürzet mich den ſteilen Fels hinab
„Ihr Knappen, mitleidsvoll ſchenkt nur dem Sünder
„Dann neben dieſen Liebenden ſein Grab."

„Nein! rief ein Mönch, ein Zeuge dieſer Scenen,
„Ihr ſtilles Grab ſei nimmermehr entweiht;
„Mit Bußgebet, mit Faſten und mit Thränen
„Verwendet nun den Reſt der Lebenszeit."

„Es foltre euch mit tauſend Schlangenbiſſen,
„Gemindert nie durch die Vergeſſenheit.
„Der Anblick hier, das quälende Gewiſſen
„Und das Gefühl der großen Strafbarkeit.“

Der Ritter wandelte, ſo ſpricht die Sage,
Zwölf Monden mit der Reue Straf-Gericht,
Und ſeine Büßung, ſeine laute Klage
Verſöhnten doch der Tochter Schatten nicht.

In jeder Nacht naht' in der Geiſterſtunde
Sie ihm in der Verklärung Licht-Gewand,
Und ſeufzte ſchauerlich mit blaſſem Munde,
Und drohte dreimal ihm, eh' ſie verſchwand.

Er ließ den Zorn des Geiſtes zu zerſtreuen,
Die alte Burg auf jener Felſenwand,
Zu einem frommen Nonnen-Kloſter weihen,
Das man bis jetzt auf jenen Höhen fand.

Eliſe Nelde.

IX.

Politiſche Zeitgeſchichte.

Einleitung.

Eine der vornehmſten Urſachen von der Erbitterung, womit ſich in dem letzten Jahrzehend die politiſchen Partheien in allen deutſchen Provinzen befehden, und noch jetzt bekämpfen, liegt ohne Zweifel darin, daß es nicht ein einziges politiſches Blatt in Deutſchland giebt, in welchem ein unpartheiiſcher, und durch das Studium der Geſchichte geläuterter Geiſt das wechſelvolle Spiel unſrer Zeiten begleitet; ein Geiſt, welchen als entfernter Zuſchauer und deshalb freilich in geringerem Maaße das für alle politiſche Begebenheiten wäre, was Garat für eine Periode der franzöſiſchen Revoluzion durch ſeine Memoiren iſt, die durch ein ächthiſtoriſches Talent geſchrieben ſind. Die hundert Quellen, welche oft eine einzige Begebenheit hat, das Gewebe von Charakterzügen und Antrieben, welches oft einer einzigen Handlung zum Grunde liegt, ſah er mitten unter dem Gewühl der Partheien mit einer bewundernswürdigen Unbefangenheit des Urtheils, und weder Haß noch Liebe haben auf daſſelbe Einfluß geäuſſert. Daher verleiht er die Stimmung, welche mit Ruhe und Weisheit die Ereigniſſe und ihre Urheber umfaßt, und eben dieſe Stimmung iſt es, welche ein Geſchichtſchreiber, der jeden verfloßnen Monat der politiſchen Welt in die Schranken ſeiner Wiſſenſchaft ruft, mehr oder weniger dem Leſer geben ſoll, je nachdem die Begebenheiten an ſich oder die Nachrichten über dieſelben ſich dazu eignen. Er wird ſeine Zeitgenoſſen zwingen, ſich in die vielfachſten Situazionen, die wechſelvollen Schwingungen fremder Gemüther zu denken, und das vielköpfige Ungeheuer, das ſelbſt in den kleinſten Zirkeln unſers geſellſchaftlichen Lebens die Freude würgt, und bei einer vielſeitigeren Ausbildung durch die Selbſtſucht unſers Zeitalters mächtiger wie je gedeihte, Einſeitigkeit des Urtheils über die gegenwärtige Welt, oft zur freundlichen Schonung bereden. Die gehäſſige Leidenſchaft ſoll vor ſeiner Anſicht verſtummen, den Sophiſten wird er ihre Netze zerreiſſen, dem beſchränkten Geiſte die Ahndung geben, daß die Gegenwart doch anders geſtaltet ſeyn möge, als er ſie ſich vorgeſtellt hatte.

Ueber keinen hiſtoriſchen Zeitraum ſind wir vollſtändig und mit lauter Wahrheit unterrichtet; nur vergleichungsweiſe behaupten wir dies von einigen Zeiten: auch iſt wohl keine Periode ſo vollkommen und richtig dargeſtellt, als es den vorhandenen Quellen nach möglich wäre. Allein weder jene noch dieſe Bemerkung raubt der guten hiſtoriſchen Arbeit ihren Werth. Nur dann muß ſich die Geſchichte durchaus enthalten, ein Urtheil aufzuzeichnen, eine Schilderung zu entwerfen, wenn die Quellen ſo mangelhaft oder unzuverläſſig ſind, daß die Kritik zu keiner Gedankenverknüpfung, zu keiner Anſicht ein Material darbietet. Nur bei einigen Zeiträumen der älteſten Welt, der unbekannteſten Völker tritt der Fall ein, daß der Hiſtoriker ſie blos zum Gegenſtand eines Spiels brauchen kann, wodurch er ſeine Kräfte üben will. Dagegen erſcheinen uns die Tagesnachrichten über die neueſten Begebenheiten nicht in Vergleichung mit unſrer Kunde von den meiſten vergangnen Perioden ſo äußerſt dürftig und unzuverläſſig, ſondern wegen der Hoffnung, daß wir weit reichere Belehrung noch erhalten werden, und weil ſowohl das Bild der ganzen Welt ſich durch die Gegenwart lebendiger eindrückt, als durch die Vergangenheit, und daher jeder Fehler im Abdrucke von Zügen deſſelben mehr bemerkt wird; als auch die tägliche Erfahrung uns warnend belehrt, wie irrig unſre Vorſtellung von kaum geſchwundenen Begebenheiten und Menſchen war.

Dem Aufzeichner der Tagesgeſchichte ergeben ſich mit Hinſicht auf dieſe Bemerkungen für die Kritik ſeiner Quellen folgende Geſetze. Zuerſt ſtütze er ſich nach dem weſentlichen Inhalte ſeiner Blätter auf den Buchſtaben ſolcher öffentlichen Urkunden, deren Anſehn auch die ſpäteſte Nachwelt durch keinen Scharfſinn untergraben wird. Wie dieſe Urkunden entſtanden, wird faſt niemals ſogleich bekannt werden; allein über ihren Geiſt wird derjenige Bemerkungen aufſtellen dürfen, welcher alle jene Denkmale kennt, die in ähnlichen Verhältniſſen errichtet wurden. Zweitens übe er an andern Nachrichten, welche über die Geſchichte des Tages erſcheinen, wenigſtens inſofern die Kritik, daß er ihre Tendenz mit ihrem Buchſtaben vergleiche, daß er den Charakter der Regierung oder des Ortes; von wannen ſie kommen, die Notiz über ihren Verfaſſer mit ihren Behauptungen zuſammenhalte, daß er endlich, wenn über denſelben Gegenſtand verſchiedene Kunde ſogleich einläuft, dieſe in ihren abweichenden Behauptungen prüfe. Drittens übe er jene hohe Kritik, welche nur ein hiſtoriſches Gemüth nach der Sicherheit, die ihr beiwohnt, ganz kennet, und die von andern Seelen als ein luſtiges Spiel verlacht wird, ohne Zagen aus; daß er nämlich auf ſeinen Takt ſich berufe, der ihn hier und dort die Wahrheit in der Dämmerung errathen laſſe. Es iſt unglaublich für den Unkundigen, wie ſicher und tiefahnend in der Hiſtorie ein Gefühl wird, das aus dem Genie entſprang und mit nie verſiegender Sehnſucht nach Ausbildung ſich durch tägliches Studium übte; aber Beſcheidenheit, welche an ſich ſchon die nothwendige Gefährtin dieſes Gefühls iſt, wird hier dem Hiſtoriker auch darum Bedürfniß, weil neue Nachrichten bald folgende Begebenheiten jede Anmaaßung dem Spotte preisgeben würden. Als entſchiedene Thatſache, über welche wir vollſtändig unterrichtet ſind, wird er ſelten etwas anders, als den Inhalt der Urkunden anführen, deren beim erſten Geſetz erwähnt iſt.

Nach allem dieſen ergiebt ſich, daß die Beſchreibung eines jeden verfloſſenen Monathes der politiſchen Welt nichts ſeyn ſolle, als die Arbeit, welche der Hiſtoriker aus Bedürfniß und zu ſeinem einſamen Gebrauch gewöhnlich mit der Tagesgeſchichte vornimmt. Er ſammlet ſich die ausgemachten bedeutenden Thatſachen und fügt ſie zu dem großen Ganzen, als welches die Vergangenheit und Gegenwart vor ſeinem Geiſte ſtehn; er giebt mit kritiſchem Scharfſinn Winke über die Kunde des Tages, welche wegen ihrer Quelle oder ihres inneren Weſens Verdacht gegen ihre Wahrheit erregt, oder einer zu großen Ergänzung bedarf, um nur einigermaßen eine Thatſache begründen zu können; er deutet an, wo ſein Takt für die Wahrheit ſie vermuthet und ſpricht die Erinnerungen aus, welche aus dem weiten Gebiete der Geſchichte zu ihm kommen, geweckt durch Begebenheiten des Tages.

Eine ſolche Arbeit zum Privatgebrauch öffentlich darzulegen, kann der gegenwärtige Zeitpunkt den Geſchichtſchreiber wohl bewegen. Wir wollen die zu Anfang erregte Vorſtellung, warum eine ſolche Arbeit der Zeitgenoſſen ſo äuſerſt wohlthätig werden könne, hier nicht von neuem in Anregung bringen; wir wollen nicht erwähnen, daß der Sturm der Gemüther, welcher durch die Zeitgeſchichte erweckt wurde, ſich genug gelegt habe, daß die ruhige Stimme des Hiſtorikers vernommen werden und wecken könne. Was eigentlich denſelben reizen kann, ſich ſelbſt über die Zeitgeſchichte aus der Einſamkeit vor das öffentliche Urtheil zu führen, iſt der Umſtand, daß diejenigen Ereigniſſe, welche den Charakter unſers politiſchen Zeitalters beſtimmen, ſich nun erſt genug entwickelt haben, um einen feſten Punkt dem hiſtoriſchen Auge darzubieten. Zwar ließ gewiß kein hiſtoriſcher Sinn ſich in den Strudel fortreiſſen, der faſt alle Gemüther zu Bewunderung und zu Haß gegen die franzöſiſche Revolution hinwegführte; gewiß zweifelte er keinen Augenblick, daß viele angeſtaunte Götter des Tages, mit deren Schilderung ſich tauſende beſchäftigten, von einem künftigen Tazitus kaum eines Federſtrichs würden gewürdigt werden. Aber zum erſtenmal ſah er in der Geſchichte die Erſcheinung, daß die Vernunft ſelbſt ſich mit den gehäſſigſten Leidenſchaften, dem verderblichſten Wahn verſchwor, um eine Revoluzion neuer Art hervorzubringen. Eben darum hatte der Hiſtoriker keinen Standpunkt, um dieſe Revoluzion in Verbindung mit Europa und der Welt zu betrachten. Er ward ungewiß, ob das alte Syſtem der Staaten, für welches man nur einzelne Erſchütterungen und eine ſtille Umwandlung durch den Geiſt der Zeiten mehr möglich hielt, nicht von einem gewaltſamen Ruin bedroht werde. Beſtimmter ward ſchon ſeine Ausſicht, als die Vernunft entwich und ihre Bundesgenoſſen, Laſter und Schwärmerei, allein auf den trümmervollen Schauplatze zurückließ; denn das Reich der nackten Raſerei kann keine fortdaurende große Wirkungen hervorbringen. Aber erſt in den beiden letzten Jahren hat ſich Frankreich in die politiſche Welt wenigſtens inſofern wieder eingefugt, daß der Hiſtoriker das Gebiet ſeiner Weisheit, die von den Erfahrungen der Vorzeit entlehnt iſt, wieder aufgethan findet.

Druckfehler.

Seite 78. Zeile 9 lies Mittel ſtatt Mitte.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Rhode.

Omnibus aequa.

Februar 1801.

I.

Theologie.

Den 31ſten Oktober 1800, als am Gedächtnißtage der Kirchenverbeſſerung, hielt der Churſächſiſche Ober-Hofprediger, D. **Franz Valkmar Reinhard**, eine Predigt über den Text: Römer 3, 23 — 25., die ſowohl ihres Inhalts als ihrer Folgen wegen, unſtreitig zu den merkwürdigſten Erſcheinungen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gehört. Der Text lautet:

> „Es iſt hier kein Unterſchied, ſie ſind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den ſie an Gott haben ſollen. Und wer-

> den ohne Verdienſt gerecht aus ſeiner Gnade, durch die Erlöſung, ſo durch Jeſum Chriſtum geſchehen iſt, welchen Gott hat vorgeſtellt zu einem Gnadenſtuhl durch den Glauben in ſeinem Blut.“

In dem Eingange ſagt der Herr Ober-Hofprediger: „Er habe ſonſt das Evangelium Jeſu mit Freudigkeit und Muth verkündiget; aber ſchon ſeit einigen Jahren habe ſich dieſe Freudigkeit vermindert, und ein ſtiller Kummer, eine Verlegenheit, die er kaum verhehlen konnte, ſey an ihre Stelle getreten. Er habe ſichs nehmlich ſchon lange nicht mehr verbergen können, daß ſich unſere Kirche, daß ſich wenigſtens die, welche am lauteſten in derſelben ſprechen, und für die vorzüglichſten und aufgeklärteſten Lehrer derſelben gelten wollen, von der eigentlichen Lehre Luthers und ſeiner Freunde, und von ihrem wahren, aus ihren Schriften erweislichen Sinne immer mehr entfernen.“

In der Predigt beweiſt er nun, daß die proteſtantiſche Kirche eigentlich ihr Daſeyn der, durch Luther und ſeine Freunde geſchehenen, Erneuerung des Lehrſatzes von der freien Gnade Gottes in Chriſto ſchuldig ſey — den er nach dem Text und aus den ſymboliſchen Büchern ächt orthodox erklärt. Er behauptet dann ferner: „Unſere Kirche ſey es 1) ihren Stiftern und 2) der Wahrheit ſelbſt ſchuldig, jene große Lehre (nehmlich von der freien Gnade Gottes in Chriſto) feſtzuhalten und ihres Urſprungs eingedenk zu ſeyn.“ Endlich ſagt er:

> „Laſſet mich hinzuſetzen: auch ihrer Sicherheit wegen muß ſie weder ihren Urſprung noch dieſe Lehre vernachläßigen. Ob ihre äußerlichen Rechte

dabei leiden würden, wenn ſie ſich von dem Hauptinhalt ihrer Bekenntnißſchriften losſagte, und mithin eine ganz andere Kirche würde, laß ich jetzt auf ſich beruhen; die Unterſuchung dieſer Sache gehört nicht für dieſen Ort. Aber wenn ſie ihr eignes Daſeyn ſichern, wenn ſie Ordnung und Ruhe in ihrem Innern erhalten, wenn ſie ſchädlichen Irrthümern und Verderbniſſen vorbeugen will: ſo kann dies nicht beſſer geſchehen, als durch ſtandhaftes Feſthalten der großen Wahrheit, deren Erneuerung ſie ihr Daſeyn ſchuldig iſt.

Die Wirkung, welche dieſe Predigt hervorbrachte, iſt aus nachfolgendem Churfürſtlichen Reſcript zu erſehen, mit welchem zuſammen die Predigt abgedruckt iſt.

„Von Gottes Gnaden Friedrich Auguſt,
Herzog zu Sachſen, Jülich, Cleve,
Berg, Engern und Weſtphalen ꝛc. Churfürſt.

Würdige, Wohlgebohrne, auch Hochgelahrte Räthe, Liebe, Andächtige und Getreue. Wir laſſen euch hierdurch unverhalten ſeyn, daß Unſerm geheimen Conſilio eure, des Ober-Hofpredigers D. Reinhard am letzten Reformationsfeſt gehaltene Predigt zu beſonderem Wohlgefallen gereicht hat, und daß daſſelbe ſolche, als ein Wort, zu ſeiner Zeit geredet, der öffentlichen Bekanntmachung durch den Druck vorzüglich werth, auch deren möglichſte Verbreitung, ſowol vom allgemeinen Nutzen als inſonderheit für diejenigen, die mit dem Unterrichte in der Religion durch öffentliche

Vorträge oder ſonſt ſich zu beſchäftigen haben, in vielen Rückſichten belehrend zu ſeyn erachtet.

Es wird daher euch, dem Ober-Hofprediger, deren Abdruck in hinlänglichen Exemplaren zu beſorgen, dabei auch, daß derſelbe auf Befehl veranſtaltet worden ſey, bemerklich zu machen; euch insgeſammt aber anheim geſtellet, es in der Maaße einzuleiten, daß in jeder Kirche der hieſigen Lande ein oder nach Befinden mehrere gebundene, oder doch geheftete Exemplare davon unentgeltlich abgegeben werden.

Ihr habe aber bei dieſer Gelegenheit die euch untergeordneten öffentlichen Religionslehrer im Allgemeinen durch die Behörden nachdrücklich erinnern zu laſſen, daß auch ſie die in dieſer Predigt abgehandelten wichtigen Grundlehren von der freien Gnade Gottes in Chriſto; von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an ſein Verdienſt; und von der Unzulänglichkeit aller menſchlichen Tugend ohne dieſen Glauben, zum Hauptgegenſtand ihrer öffentlichen Vorträge, ſo, wie bei den Zuſprüchen an den Krankenbetten, und bei den Religionsunterricht der Jugend machen, nicht minder auf den theologiſchen Kathedern, in dergleichen Druckſchriften, und wo ſie ſonſt deren zu gedenken haben, dieſelben deutlich und beſtimmt, dem Sinne der heiligen Schrift und den proteſtantiſchen Lehr- und Glaubensbekenntniſſen allenthalben gemäß, und dergeſtalt, daß feſte und fruchtbare Ueberzeugung von der Wahrheit und Kraft des Evangelii, und von deſſen wohlthätigen Einfluß auf das Wohl des Staats, dadurch hervorgebracht werde, vorzutragen, ſich jederzeit gewiſſenhaft befleißigen mögen.

Die zum Druck und zur Vertheilung vorbemeldeter Predigt und ſonſt dabei erforderlichen Koſten mögen aus einer, der eurer Adminiſtration anvertrauten Kaſſen entnommen, und kraft dieſes paſſirlich in Ausgabe verſchrieben werden; und an Unſere geheime Canzley iſt eine für die Stiftiſchen und Lauſitziſchen Kirchen hinreichende Anzahl Exemplarien einzuſenden. Daran geſchiehet Unſer Wille und Meinung, und Wir ſind euch mit Gnaden wohl gewogen. Gegeben zu Dresden, den 3ten November 1800.

Unterzeichnet: von Burgsdorf.

Weiter unten: Hans Ernſt von Teubern.

II.

Ueber das Erhabene.

Es giebt Erſcheinungen in der Natur und in der Kunſt, die wir, mit einem eigenen Gefühl der Rührung, mit Ehrfurcht und Bewunderung, mit ſchauerlich-ſüßen Empfindungen betrachten, und erhaben nennen. Wir unterſcheiden ſie von den bloß ſchönen Gegenſtänden. Das Erhabene bewegt uns tief, rührt uns innig, erſchüttert uns, ſchlägt uns nieder, um uns die Freude der männlichen Emporrichtung und Selbſterhebung zu gewähren. Das Schöne bewegt uns leichter und ſanft, rührt uns nur mehr von der Oberfläche, belebt uns ohne Erſchütterung, und erhält uns in harmoniſchem Gleichgewicht und ſüßer Ruhe des Geiſtes. Der liebliche heitere Maimorgen dünkt uns ſchön; die ſtürmiſche Gewitternacht ſchrecklich und erhaben. Der Held im kriegeriſchen Kampfe iſt ein erhabener Gegenſtand der Bewunderung; die zärtliche Mutter im häuslichen Kreiſe ihrer ſpielenden Kinder erſcheint uns ſchön und liebenswürdig. Erhabene Scenen bietet uns die freie Natur vielfach dar, z. B. einen ſteilen, wild durchwachſenen überhangenden Berg, deſſen Gipfel in die Wolken reicht, und an deſſen Fuß ein toſender ſchäumender Waſſerfall von einem unabſehlichen Abgrunde verſchlungen wird; ſchwarze Waldgegenden, mit Felſen und herabſtürzenden Strömen umgeben; die offene See in ihrem Aufruhr

u. dergl. Erhabenheit in den Bewegungen und Ausbrüchen der Menſchennatur zeigt ſich z. B. in dem empörten Affekt hoher Entrüſtung eines Helden über Niedrigkeit, Falſchheit und Grauſamkeit; in den majeſtätiſchen Scenen des Krieges u. ſ. w. Die Kunſt ſchildert erhaben, z. B. wenn ſie den Oreſt, von den Furien verfolgt, darſtellt. — Aber das Erhabene betrifft entweder mehr unſer Erkenntniß- oder mehr unſer Begehrungsvermögen. Das Erhabene der Erkenntniß kann man auch das Erhabene der Anſchauung, das Theoretiſch- oder Mathematiſch-Erhabene nennen. Es beſteht in dem Sinnlich-Unermeßlichen, in dem Unbegrenzten oder Unendlichen und Unerreichbaren für unſer ſinnliches Anſchauungsvermögen, für Sinn- und Einbildungskraft. Wenn das Mannichfaltige zu groß iſt, und aus zu ungleichartigen Eindrücken beſteht, als daß die Sinne ihm gewachſen wären, und die Einbildungskraft alle Theile in Ein Ganzes zuſammenfaſſen, ſie zu einem vollſtändigen Bilde vereinigen könnte, dann nennen wir die Erſcheinung ſinnlich unermeßlich, dann ſchwebt uns das Theoretiſch Erhabene, das Erhabene der Erkenntniß vor. Hier muß das Mannichfaltige der Anſchauung unerſchöpflich ſeyn, ſich bei aller Bemühung der Einbildungskraft nicht zuſammenfaſſen, nicht auf Einheit bringen, nicht überſehen laſſen. Das Erhabene iſt alſo grenzenlos, es fehlen der Einbildungskraft die Umriſſe des Ganzen im Raum, Anfang und Ende in der Zeit. Weil nun unſer Geiſt aufgeboten wird, das große unendlich reichhaltige Mannichfaltige ſich als ein Ganzes darzuſtellen, die majeſtätiſche Erſcheinung mit feſtem Blick zu ergreifen, und in einem Bilde zu umfaſſen, der unabſehliche Umfang, die grenzenloſe Ausdehnung der gegebenen Eindrücke aber die ganze Anſchauungs- und Umfaſſungskraft der Seele auffordern muß, ſo erweitert das Erhabene die Einbildungskraft aufs höchſte: dieſe Thätigkeit, zu welcher wir beim Erhabenen aufgefordert werden, erhebt uns alſo und erfüllt uns mit geiſtigem Kraftgefühl. Aber unſre Einbildungskraft findet ſich der vorſchwebenden Größe der Erſcheinung nicht gewachſen; findet ſie ihrem Anſchauungs- und Darſtellungsvermögen überlegen; findet ſich doch am Ende ohnmächtig, das Ganze zu erreichen. Hier vermiſcht ſich alſo bei dem Erhabenen ſchon Luſt und Unluſt. Es gewähret Luſt, die Einbildungskraft, indem ſie bis an ihre äußerſte Gränze getrieben wird, erweitert und in ihrer ganzen Kraft zu fühlen; es erregt aber Schmerz und Unluſt, nicht nur hierbei beſonders angeſtrengt zu werden, ſondern am Ende doch der Größe des Objektes unterliegen zu müſſen. Allein, wenn es hiermit ſein Bewenden hätte, würde der unangenehme Eindruck doch überwiegen, und das Anziehende unerklärbar bleiben, welches dem Erhabenen, ungeachtet ſeines anfänglichen Zurückſtoßenden, oft ſelbſt vor dem Schönen zuerkannt wird. Hierbei bleibt es nun wirklich nicht: das Erhabene erweitert nicht bloß unſere Einbildungskraft, ſondern auch unſere Vernunft; in ihm werden wir uns des höchſten Vermögens nicht nur unſerer Sinnlichkeit, ſondern auch unſerer Vernunft bewußt. Die Vernunft iſt die eigentliche innere Urquelle des Erhabenen; dieſes läßt uns alſo unſrer eigenen Erhabenheit ſelbſt über alle Einbildungskraft und Sinnlichkeit recht inne werden. Der Anblick und die Bewunderung des Erhabenen in der Natur ſowohl, als in der Kunſt, in dem Gewitterſturm an dem klippenvollen Ufer der tobenden See nicht minder, als in den erſchütternden Trauerſcenen eines Othello oder König Lear, von Shakeſpears Meiſterhand, ſpannt unſere Einbildungskraft aufs äußerſte, ſtärkt aber zugleich und erhebt unſern Geiſt, indem dadurch die Vernunft in lebendige Thätigkeit geſetzt wird. Der Geiſt fühlt ſich nun erſt recht in ſeiner Macht und Würde, wenn er ſein ſinnliches Vermögen in ſeinen Schranken, und tief unter ſich erblickt.

Zum Theoretiſch-Erhabenen oder zum Erhabenen der Erkenntniß wird erfodert, daß der Einbildungskraft eine Größe ſich darbiete, die ſie nicht umfaſſen kann. Die Größe mag ſich nun bloß in der Zeit oder im Raume befinden, wenn ſie nur von ſo außerordentlichem Umfange, von ſo ungewöhnlicher unabſehlicher Ausdehnung, oder von ſo unergründlich tiefem Gehalte iſt, aus einer ſo ungeheuern Menge von tauſendfältigen Theilen beſteht, daß die Auffaſſung ſchwer, und die Zuſammenfaſſung der Einbildungskraft unmöglich iſt: ſo findet das Theoretiſch-Erhabene ſtatt. Die Größe, welche theoretiſch-erhaben heißt, iſt äſthetiſch-unermeßlich. Die Größe, welche dem Gefühl des Erhabenen zum Grunde liegt, ſoll nicht gedacht oder mathematiſch berechnet, ſondern empfunden, und bloß äſthetiſch beurtheilt werden. Die Größenſchätzung durch Zahlbegriffe kennt keine Grenzen, hier kann der Verſtand in der Verbindung mit der Einbildungskraft immer weiter fortſchreiten, um das Ganze auszumeſſen; daraus aber entſpringt kein Gefühl des Erhabenen. Von dieſer progreſſiven logiſch-mathematiſchen objektiven Größenſchätzung hängt das angenehme Grauen, der ehrfurchtsvolle Schauer, mit welchem ſich das Erhabene ankündiget, keineswegs ab: ſie läßt uns an ſich kalt und ungerührt, und befriedigt bloß den Trieb nach deutlicher beſtimmter Erkenntniß und logiſcher Wahrheit, ohne für das äſthetiſche Gefühl und den Geſchmack, Intereſſe zu haben. Nur die äſthetiſche Beurtheilung der Größe liegt dem Erhabenen zum Grunde. Sie geſchieht mittelſt der Einbildungskraft, welche ſich einen gewiſſen Maaßſtab aus Vergleichung abſtrahirt hat, und nach dieſer Mittelgröße die Größen der andern Gegenſtände jeder Gattung ſchätzt; je weiter dieſer Maaßſtab überſchritten iſt, um ſo mehr nähert ſich das Objekt dem Erhabenen. Größe bedeutet überhaupt eine Menge von Theilen, die im Raume oder der Zeit verbunden ſind; je mehrere Theile in Verbindung ſtehen, um ſo anſehnlicher iſt die Größe. Aeſthetiſch geſchätzt wird ſie nun, wenn ſie nicht durch Zahlbegriffe, ſondern nach dem bloßen Augenmaaße oder durch ein gewiſſes Gefühl mittelſt der Einbildungskraft beurtheilt wird. Durch die äſthetiſche Größenſchätzung beurtheilen wir das Objekt nicht nach Begriffen, die Größe alſo nicht objektiv, in Bezug auf deutliche Erkenntniß, ſondern wir beurtheilen die Größe nur nach Gefühlen und nach dem Augenmaaße, indem wir ſie auf unſer Subjekt, auf die Fähigkeit unſers Gemüths, auf Einbildungskraft und Gefühl beziehen. Die Einbildungskraft hat nehmlich einen höchſten Maaßſtab, welcher am Ende allen Größenſchätzungen und Meſſungen als abſolute Größe zum Grunde liegt. Wenn nun uns eine Größe von unabſehlichem Umfange ſich darbietet, ſo fordert die Vernunft, ihrem Charakter gemäß, das Unbedingte aufzuſuchen, auch hier höchſte vollendete Vollſtändigkeit, gänzliche Umfaſſung des gegebenen Mannichfaltigen. Die Einbildungskraft aber hat im Darſtellen und Zuſammenfaſſen mannichfaltiger Eindrücke gewiſſe

Grenzen, welche bei einigen Menſchen enger, bei anderen weiter ſind: ſie vermag wohl durch fortſchreitende Auffaſſung allmählig eine immer größere Menge von Theilen aufzufaſſen; aber, was das Zuſammenfaſſen des Mannichfaltigen in ein Ganzes, das Entwerfen eines Bildes betrifft, ſo giebt es gewiſſe Größen, welche über die Fähigkeit der Einbildungskraft hinausgehen, ihr Darſtellungsvermögen überſchreiten, wobei die vorigen Eindrücke ſchon erloſchen ſind, wenn ſie dieſelben mit den übrigen zuſammenzunehmen verſuchen will. Bei ſolchen Erſcheinungen wird die Einbildungskraft in ihrem leichten Fluge aufgehalten, gleichſam zu wiederholtenmalen zurückgeſtoßen, und ſie erſchöpft ſich faſt ganz, die Erſcheinung zu umfaſſen und aufzunehmen; je größer der Weg iſt, den ſie zurückgelegt zu haben glaubt, um ſo unabſehlicher dehnt er ſich vor ihr aus! ſie mag ſtehen bleiben, wo ſie will, ſo wächſt ihr die ungeheure Maſſe von Eindrücken unter den Händen. Der erhabene Gegenſtand widerſteht alſo der Einbildungskraft, und wirft den Geiſt gleichſam auf ſich ſelbſt zurück; wenn er ſich beim Schönen leicht und unmerklich in den Gegenſtand verliert, und faſt mit ihm zuſammenſchmilzt, ſo hält ihn im Gegentheil das Erhabene ſtets in einer gewiſſen ehrerbietigen Entfernung; aber eben dieſes Zurückſtoßende des Erhabenen, wodurch wir uns vom Gegenſtande losgeriſſen ſehen, weckt um ſo mächtiger unſer höheres Selbſtgefühl: wir lieben das Schöne, und ſuchen uns mit ihm zu vereinigen; aber wir achten das Erhabene, und entfernen uns von ihm, weil es einerſeits uns demüthigt, andrerſeits als ein Bild des Majeſtätiſchen und Heiligen Vertraulichkeit ausſchließt.

Worin beſteht nun der Gemüthszuſtand, welcher bei dem Erhabenen ſtatt findet? Eine Art Schwindel droht uns bei der erſten Wahrnehmung der majeſtätiſchen Größe und Erhabenheit; uns ſchaudert vor der ſteilen Höhe, die über die Wolken hinausreicht, uns grauet vor dem Abgrunde, der unter unſern Füßen ſeinen finſtern Schlund eröffnet: wir raffen uns zuſammen, halten uns feſt, ermannen uns, blikken noch einmal hinan und hinunter, fühlen uns nun ſicher, und der Gedanke geiſtiger Menſchenkraft, welchen der Anblick in uns weckt, und durch welchen wir uns erhoben fühlen, giebt uns Macht und Muth. Sich feſt zu halten, ſelbſtſtändig im Geiſte zu ſtehen, wenn die Einbildungskraft in einen Abgrund ſich zu verlieren in Gefahr war, beweiſt Geiſteskraft und innere Macht und Hoheit. Der äußere unerreichbare Gegenſtand wird uns ein Bild, ein Verſinnlichungsmittel unſrer eigenen innern Größe und Erhabenheit; wir ſind es, deren Einbildungskraft ſich in eine ſchwindlichte Höhe oder unergründliche Tiefe wagte, für welche ſich das Meer der Unendlichkeit aufthut; wir ſind es, welche zu dem Unermeßlichen uns ſinnlich und geiſtig erheben, in welchen alſo ſelbſt ein wunderbarer Urquell von Macht und Größe verborgen ſeyn muß, deſſen wir uns nun auf Veranlaſſung gewiſſer Erſcheinungen bewußt werden. Das Erhabene iſt eigentlich in uns; denn in uns, in unſerer Freiheit und Vernunft iſt das Schlechthin-Große, welches keine Einbildungskraft poſitiv darzuſtellen im Stande iſt, welches ſie nur durch die Beweiſe ihres Unvermögens, bei allem Kraftaufwande, einigermaßen verſinnlichen und negativ ausdrücken kann. Wir fühlen alſo im Erhabenen der Natur oder der Kunſt unſre eigne Würde und Selbſtſtändigkeit, unſre geiſtige Hohheit, unſre ſittliche Anlage und Beſtimmung.

Es iſt alſo unſere Denkungsart, durch die wir von gewiſſen an ſich furchtbaren und ſchreckhaften Erſcheinungen einen uns ſelbſt erhebenden und veredlenden Gebrauch machen, dem Unförmlichen und Unermeßlichen eine höhere geiſtige Deutung geben. Wenn nun die Geiſtesbildung und ſittliche Denkungsart fehlt, welche ſich über die Wirklichkeit zu dem Geiſtigen und Unſichtbaren erhebt, dem fehlt der Sinn für das Erhabene: er bleibt ungerührt bei dem Anblick des majeſtätiſchen Sternenhimmels, des in die Wolken ragenden Rieſengebirges oder der tobenden See. Aber wie wir ſittliche Selbſterhebung überall aufſuchen, angelegentlich wünſchen, faſt dringend verlangen, ſo ſind auch unſere Anſprüche auf Mitgefühl für's Erhabene ſehr innig, ſehr lebhaft und allgemein. Freilich werden zum Gefühl des Erhabenen innere und äußere, ſubjektive und objektive Bedingungen vorausgeſetzt. Die innern ſubjektiven beſtehen in der Beſchaffenheit und Thätigkeit der Einbildungskraft und Vernunft. Im Erhabenen wird die Einbildungskraft genöthigt, ihre Darſtellungskunſt im höchſten Grade zu verſuchen, im Zuſammenfaſſen eines vorſchwebenden Mannichfaltigen das Aeußerſte zu wagen. Iſt ſie nun ſchwach, träge und ohne Leben in ihrer Thätigkeit, ſo wird in der Seele kein Erhabenes zu Stande kommen. Dieſes erfordert durchaus eine lebendige, energiſche, feurige, ſchnelle Einbildungskraft, um das Abſolutgroße zu verſinnlichen. Was die Vernunft betrifft, welche im Erhabenen eine große Rolle ſpielt, ſo darf ihre Thätigkeit auch nicht kalt, trocken, vernünftelnd, nicht auf die alltäglichen Verhältniſſe eingeſchränkt ſeyn. Die Vernunft muß ſich erheben über die Umſtände des gewöhnlichen Lebens und der gemeinen Wirklichkeit, ſie muß gedankenvoll und von der

Idee der ſittlichen Freiheit und Selbſtſtändigkeit vorzüglich durchdrungen ſeyn, wenn das Große und Unerreichbare der Natur und der Kunſt uns als Ausdruck von Vernunft Ideen, als Zeichen des Ueberſinnlichen, als erhaben erſcheinen, und Bewunderung einflößen ſoll.

Worin beſtehen nun die objektiven oder äußeren Bedingungen des Erhabenen? wie müſſen die Gegenſtände der Natur und Kunſt beſchaffen ſeyn, um erhabene Gefühle zu wekken, um die Idee des Unendlichen zu erregen, um die Einbildungskraft zu erweitern, und in den höchſten Schwung zu ſetzen? Wodurch qualificirt ſich alſo eine Erſcheinung der Natur und Kunſt zu einer erhabenen? Sehen wir erſt auf das Sichtbare und Räumliche, ſo erregt eine kleine, leicht in kurzer Zeit überſehbare Ausdehnung kein Gefühl des Erhabenen. Der Grad der Ausdehnung muß alſo ungewöhnlich groß ſeyn; der Umfang muß ſich nicht mit einem Blick erreichen, nur immer theilweiſe, nie ganz, nie auf einmal auffaſſen laſſen, wenn wir das Erhabene dabei fühlen ſollen. Das majeſtätiſche Himmelsgewölbe in einer ſternhellen Nacht, in einer freien Gegend betrachtet, erſcheint uns erhaben; wir können es nie ganz auf einmal umfaſſen, und verlieren uns gleichſam in eine Unendlichkeit beim Anſchauen deſſelben. Eine außerordentliche Höhe, eine unabſehliche Tiefe läßt ſich weder mit dem Körper noch mit der Einbildungskraft erreichen; unſre eigene körperliche Größe und Kraft verſchwinden gegen jene Höhe, die bis an die Wolken hinanſtrebt, und gegen die Gewalt, welche das Herabſtürzen unvermeidlich auf das Leben äußern würde; das Erklimmen des Gipfels eines ungeheuern Gebirges erſcheint uns äußerſt gefahrvoll und faſt unmöglich, uns ſchwindelt bei dem bloßen

Anblick und ſchon bei dem Gedanken. Eben ſo erfüllt uns eine Tiefe, ein bodenlos ſcheinender Abgrund, wogegen aller Maaßſtab der menſchlichen Größe und Kraft in Nichts verſchwindet, bei dem bloßen Gedanken mit Grauen und Entſetzen. In beiden Fällen verkleinert die Größe des Gegenſtandes unſern gewöhnlichen Maaßſtab ins Unendliche, oder vernichtet vielmehr alles unſer Ausmeſſungsvermögen, ſoviel nach dem bloßen Augenmaaße in kurzer Zeit daſſelbe ausgeübt werden kann. In beiden Fällen überwiegt die Gewalt und der Widerſtand, womit die furchtbare Höhe oder Tiefe unſerm Leben droht, alle unſre Kräfte. So wird unſer Selbſterhaltungstrieb aufgeweckt, wir werden erſchüttert, zittern vor der Gefahr, werden von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, ermannen uns aber, indem wir doch nicht wirklich in der Gefahr ſchweben, durch Vernunft-Ideen, und richten uns durch Geiſteskraft feſter empor, um unſere eigene Würde und moraliſche Macht im Gegenſatz und Kampfe gegen die bloße Natur deſto inniger und lebhafter zu empfinden.

Auch die Aufeinanderfolge der Empfindungen in der Zeit iſt, ſo wie die Ausdehnung, die Höhe und Tiefe im Raume, eines erhabenen Ausdrucks fähig. Der ſchnelle Wechſel der Eindrücke, das unaufhaltſame Dahinſtrömen der Empfindungen bietet den Stoff zu dem Erhabenen dieſer Art dar. Das geſchwinde Verfließen der Zeit wird uns lebhaft vorgeſtellt durch ſchnelle Veränderungen des Orts im Raume, d. h. durch die geſchwindeſten Bewegungen. Das Durchlaufen einer unendlichen Menge von Raumtheilen in einem flüchtigen Augenblick, der ſtete Umſchwung von ſichtbaren Gegenſtänden, z. B. von einem (zugleich durch ungeheuere Größe und düſteres Anſehen eine ſchauerliche Einförmigkeit der Empfindungen bewirkenden) Nahe, die ſtets wechſelnden Bewegungen bei einem herabrauſchenden ſchäumenden Waſſerfalle oder auf dem flutenden Meere, auch in einer gleichförmig auf- und abwogenden wilden Muſik — reißen unſre Einbildungskraft mit einer ſolchen Gewalt fort, daß ſie kein Ganzes zu umfaſſen vermag, ſondern hin und hergetrieben gleichſam im Unendlichen ſchwebt, und die Vernunft zum Gedanken der Ewigkeit aufruft. Bei einem ſo ſchnellen unaufhörlichem Wechſel der Empfindungen, bei einer ſo unaufhaltſam vorüberrauſchenden und dahinſchwindenden Menge von Eindrücken, bei ſo geſchwinden gleichförmigen Bewegungen weiß die Einbildungskraft weder Anfang noch Ende zu faſſen, ſich nirgends feſt zu halten; dieſer hinreißende Strom der Veränderung hat etwas Furchtbares, iſt aber zugleich bald ein Bild der Flüchtigkeit des Lebens, bald ein Bild der Ewigkeit, und erfüllt die Seele, wenn ſie ſich dabei doch ermannt und durch Vernunft über die Gewalt bloßer Erſcheinungen erhebt, mit erhabenen Empfindungen.

Das Ueberraſchende, Energiſch Kurze, ſchnell mit ſich fortreißende in der Beredſamkeit und im hiſtoriſchen Vortrage, führt auch den Eindruck des Erhabenen mit ſich: denn die Einbildungskraft erblickt in wenig Worten, die wenige Augenblicke einnehmen, eine große Menge von Begebenheiten vor ſich, zu welchen ein langer Zeitraum vorausgeſetzt wurde; was durch allmähliche Vorbereitung nach und nach zu Stande kommen ſollte, ſteht unerwartet in ſeiner ganzen Vollendung da.

Der Held oder Staatsmann erſcheint erhaben, aus deſſen geheimen Entwürfen und Maaßregeln außerordentliche Veränderungen hervorgehen, welche man kaum auf die früheſten

heſten und zuſammengeſetzteſten Veranſtaltungen erwartet haben würde. Das Handeln des großen Geiſtes iſt erhaben: wir bewundern ſeine ſtille Größe, mit welcher er in wenig Augenblicken die mannichfaltigſten Veränderungen hervorbringt. Wenn der Dichter oder Geſchichtſchreiber uns die Unternehmung eines Helden zu ſchildern anfängt, und uns plötzlich mit der vollbrachten That überraſcht, wenn neue Schöpfungen vor unſern Augen ſchnell entſtehen, deren Möglichkeit wir nicht einſehen, dann iſt unſre Einbildungskraft überraſcht, und außer Stande, ſich die Mannichfaltigkeit von Vorſtellungen, welche ſich ihr hier eröffnet, zu umfaſſen oder zu entwickeln; dann entſteht Staunen und Bewunderung, und das Gefühl des Erhabenen in der Seele. In der Muſik ſcheint die Wirkung des Erhabenen zu entſtehen, wenn die Einbildungskraft genöthigt wird, langſam in gleichen Zeiträumen auf einander folgende tiefe Töne eine geraume Zeit zu wiederholen; ſie wird durch dieſe Einförmigkeit der immer wiederkehrenden Empfindung feſtgehalten, und von ihrem freien Spiele abzuſtehen gezwungen; es entſteht alſo ſchon hierdurch und durch die Einfachheit und Tiefe der Töne ein ernſter feierlicher Eindruck; die Einbildungskraft rückt hier bei aller Bewegung nicht weiter, es iſt immer derſelbe Ton, dieſelbe einfache Melodie, derſelbe Zeitraum, womit ſie beſchäftig wird; ſie fühlt daher hier ihre Schranken, der Gegenſtand ſcheint kein Ende zu nehmen, dieſe Tonfolge nie aufzuhören; denn die Einbildungskraft wiederholt die Eindrücke, auch wenn die äußerliche Urſache verſchwunden iſt, im Gemüthe ſelbſt noch einige Zeit; in der Seele dauert alſo die einförmige ernſte Melodie noch fort. Alles dieſes wirkt mit Erhabenheit auf das Gemüth. So auch in der Poeſie die wiederholten Bindewörter oder andere majeſtätiſch-tönende Ausdrücke, auf denen ein beſonderes Gewicht liegt. Die abgemeſſene langſame Bewegung des Rhythmus und Sylbenmaaßes trägt dazù bei. Das Uniſono in der Muſik, bei mäßigen Taktbewegungen und einfachen Geſängen, wirkt erhaben auf uns. Auch das plötzliche Abbrechen einer hinreißenden pathetiſchen Melodie oder eines Verſes kann dieſe Wirkung thun, weil nun die Einbildungskraft auf einmal ſich verlaſſen, und gleichſam in ein weites Feld des Gedankenſpiels geworfen ſieht. Große Pauſen in geiſtvollen Tonſtücken, zwiſchen energiſchen Akkorden oder pathetiſchen Melodieen, überraſchen oft auf eine erhabene Art, und erregen ein Gefühl des Staunens und der Bewunderung.

Ueberhaupt iſt es ein kühner, freier, regelloſer Ausdruck, höchſt einfach und kunſtlos, aber voll innerer Kraft, in welchem ſich das Erhabene ankündigt. Sorgſältige Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit iſt ihm nicht eigen, vielmehr offenbart es ſich in einer wilden Ungebundenheit in der Natur: außerdem würde der Gegenſtand ſich leicht auffaſſen und auf Begriffe bringen laſſen, der Einbildungskraft und dem Verſtande angemeſſen ſeyn, und zu dem Schönen gezählt werden müſſen.

Das Erhabene iſt aber nur erhaben, indem es der Einbildungskraft und dem Verſtande widerſtrebt und überlegen iſt, und eben dadurch die Vernunft, Freiheit und Unendlichkeit zu denken, veranlaßt. Das Theoretiſch Erhabene iſt dem Erkenntnißvermögen unerreichbar, erhaben über alle Erkenntniß, und gerade dadurch ein Sinnbild für die praktiſche Vernunft. Da es uns im ſinnlichen Wahrnehmen und Erkennen unſre Beſchränktheit fühlen läßt, nöthigt es uns, die Freiheit in den Gedanken einer gebildeten Vernunft und in den Geſinnungen und in dem Glauben eines erweiterten Herzens zu ſuchen. Wir erblicken alſo in der erhabenen Natur kühne Freiheit, Unbeſchränktheit und unermeßliche Größe und Macht: im Grunde ſpiegelt ſich in ihr unſer eigenes Selbſt in ſeinem unendlichen Handeln, ſie wird uns Sinnbild des grenzenloſen Wirkungskreiſes unſres Erkenntnißvermögens und unſerer Freiheit. Das Erhabene bringt uns unſerer ſittlichen Beſtimmung näher; denn es lehrt uns der Natur eine höhere Deutung geben, im Anſchauen derſelben unſere Kraft und Freiheit fühlen und erweitern.

Worin beſteht nun das Erhabene der Kunſt? Der Künſtler nimmt entweder das Erhabene ſelbſt unmittelbar aus der Natur; er ahmt die Natur in ihrer Erhabenheit nach; oder er trägt das, was an ſich nicht ſelbſt erhaben iſt, auf eine erhabene Art vor. Was das Erſte betrifft, ſo darf der Dichter nur treu und einfach mit lebendiger Wahrheit die Gedanken und Bilder und Geſinnungen ausdrücken, aus welchen von ſelbſt ein erhabener Geiſt ſpricht; der bildende Künſtler nur die ausdrucksvollſten Gebehrden, Geſtalten, Bewegungen, Handlungen treu zeichnen, ſo wie ſie ſeiner Einbildungskraft im Ideale, oder ſeiner äußeren Beobachtung, bewundernswürdige Größe, Adel und Würde ankündigen; oder er bilde wahr und treu die großen Scenen der freien Natur und des Schickſals, in den erhabenſten Erſcheinungen, nach. Der Tonkünſtler vermag ſchon weniger das Erhabene aus der äußeren Natur ſelbſt zu ſchöpfen; ſelten daß er ihre wilden Auftritte mit aller Treue nachahmen darf, ohne durch das Unzureichende dieſer Schilderung und durch ihren Abſtich mit dem übrigen Lächeln zu erregen: auch würde ſeine Nachahnung als erkünſtelte Natur bei der wahrgenommenen Täuſchung das Wohlgefallen aufheben: er iſt vielmehr ſelbſt original, und es iſt mehr ein glücklicher Wurf, als ein kunſtvolles Studium, was ihn zum Erhabenen der Darſtellung leitet; immer ſtehen ihm nur Analogieen zu Gebote, über welche er ein geübtes Gefühl und mannichfaltige Erfahrungen zu Rathe ziehen muß.

Was nun das Zweite, die erhabene Behandlung, Darſtellung oder Einkleidung betrifft, ſo zeigt ſich hier erſt die wahre Kunſt. — Will der Dichter erhaben darſtellen, ſo muß er ſich beſonders der metaphoriſchen Verſinnlichungsmittel bedienen: die Bilder, aus denen er ein Ganzes zuſammenſetzt, müſſen ſelbſt groß und vielumfaſſend ſeyn: die Züge dürfen nicht kleinlich ausgemalt, ſondern nur kühn und frei hingeworfen ſeyn: die Einbildungskraft muß mit weiten Schritten gleichſam fortzuſchreiten genöthigt werden: das Ganze, welches den Maaßſtab für die Größe, welche der Dichter verſinnlichen will, abgeben ſoll, muß ſelbſt ſchon von mächtigem Umfange ſeyn, um einen deſto höhern Schluß auf die Größe des Gegenſtandes machen zu laſſen. Die Bilder, die man zur Vergleichung und Verſinnlichung wählt, müſſen aber ſelbſt voll Würde und Erhabenheit ſeyn, um die Hoheit der zu verſinnlichenden Idee deſto fühlbarer zu machen. Durch die Einkleidung in majeſtätiſche Bilder, welche die Einbildungskraft ungewöhnlich erweitern, wird der Gegenſtand, deſſen Vorſtellung an ſich die Seele kalt und ungerührt laſſen mochte, groß, wichtig, erſchütternd, erhaben. Der Moment des ſchnellen unerwarteten Abbrechens in der Rede, da die Phantaſie oder Empfindung den höchſten Grad erreicht zu haben ſcheint, und keinen Ausdruck mehr findet, da das volle Herz verſtummt, der Pinſel der Hand des Malers entfällt, da das Zeichen der Verhüllung einen tiefen Sinn verräth — eröffnet der Einbildungskraft ein weites Feld; da führt ſie das Abgebrochene deſto freier aus, da fühlt der Zuhörer oder Betrachter die erhabenſte Gewalt der Kunſt. Oft erſchüttert der Künſtler gleichſam durch einen elektriſchen Schlag das Gemüth, und überläßt es nun ganz dem Strome ſeiner feurigen Empfindungen, der Fülle ſeiner Gedanken. Dann vollendet die Vernunft mit der Einbildungskraft das Gemählde im Geiſte, das der Künſtler nur in kühnen bedeutungsvollen Zügen entwarf, und ſeiner Darſtellung am Ende überlegen fand.

Uebrigens iſt der erhabene Stil zugleich der einfachſte und ſchmuckloſeſte. Das Studirte, Künſtliche, Geſchmückte, Ueppige, Bunte, Hochtrabende des Vortrags iſt gerade der wahren Erhabenheit entgegen. Mit wenigem viel ſagen heißt erhaben reden; das Erhabene ſoll begeiſtern und in Staunen ſetzen; es muß alſo wenig angekündigt und viel geleiſtet werden. Die Reize und Lockungen der Sinnlichkeit vertragen ſich auch nicht mit dem Erhabenen; es erſcheint uns am bewunderungs- und ehrwürdigſten nur in einem einfachen prunkloſen Gewande. Sparſam angebrachte aber große Bilder wirken nur deſto nachdrücklicher, und geben mehr zu denken und zu entwickeln, als wenn der Einbildungskraft durch ängſtlichen Fleiß im Ausmalen vorgegriffen iſt. Je mehr aller blendende Glanz, alle zerſtreuende Ausſchmückung entfernt iſt, um ſo reiner bleibt die wahre Geſtalt übrig, und wirkt mit ungetheilter Kraft auf uns. Hierdurch wird die Einbildungskraft von ſchmeichelnden ſinnlichen Empfindungen getrennt, gänzlich der Vernunft zugeführt. Strenge Pünktlichkeit verträgt ſich nicht mit dem Erhabenen; es muß ganz abſichtslos erſcheinen, bei aller Freiheit einen nothwendigen Gang behaupten, welcher aber mehr nachläſſig und regellos ausſieht. Die Bewegung der Natur im Erhabenen iſt höchſt frei und über ängſtliche Rückſichten hinausgeſetzt; die Einbildungskraft wandelt in der erhabenen Darſtellung mit gewagtem, feſtem, aller Einſchränkung trotzendem Gange. Je mehr der Gegenſtand von bunten Reizen und von abgemeſſener Künſtlichkeit entkleidet wird, um ſo lebendiger wird das Erhabene an ihm hervortreten. Das Gemählde wird keinen erhabenen Eindruck machen, das von mannichfaltigen Farben glänzt; das erhabene Bild hat ein höchſt einfaches Kolorit, oder erſcheint ganz einfärbig oder farbenlos; dann fällt das Ausdrucksvolle der Umriſſe und der Zeichnung deſto bedeutender ins Auge. Das erhabene Gedicht nimmt nicht durch mannichfaltige Abwechslung reizender Phantaſie Bilder ein; es nähert ſich faſt eher dem Trockenen, als dem Schwülſtigen; es konzentrirt die Einbildungskraft auf Einen Punkt, oder zerſtreut ſie doch nicht ſo im ganzen Farbenſpiel. Der erhabene Dichter ſpielt nicht mit Aehnlichkeiten, er iſt nicht witzig; vielmehr ſetzt er die Gegenſtände im ſchneidenden Kontraſt. Der Witz dient mehr der *Schönheit*, indem er das leichte Spiel der Phantaſie und den heitern Scherz begünſtigt; ein ernſter Gedankengang führt Erhabenheit mit ſich. Das Große und Erhabene zeigt ſich bei Charakteren in der Offenheit, Geradheit und Freimüthigkeit der Denkungsart und des Betragens: ein ſolcher freier Gang muß auch in der Kunſt herrſchen, wenn ſie erhaben ſeyn ſoll. In der Einfalt, Selbſtgenügſamkeit und ſtillen Größe offenbart ſich Freiheit und Unbefangenheit; in der wahren Freiheit liegt das

Erhabene: der Stil des Erhabenen iſt alſo einfach, ungekünſtelt, ungeſchmückt. Der Weg, den der Künſtler im Erhabenen geht, iſt natürlich, einfach und kurz, nicht mit Blumen bedeckt, nicht durch ſchöne Ausſichten verlängert, nicht durch Krümmungen abwechſelnd und angenehm gemacht; das ſchnelle Forteilen von großen Gedanken zu andern verwandten, die raſche Schilderung der Begebenheiten iſt erhaben. Der erhabene Stil ſchließt allen Ueberfluß aus, hält ſich bloß an das Nothwendige, iſt nicht verſchwenderiſch mit Worten, nicht tautologiſch; ſeine Wiederholungen ſind einfach, zwecken nur auf tiefern Eindruck ab.

Das Praktiſch-Erhabene bezieht ſich nicht ſowohl auf Anſchauung und auf Empfindung. Es beſteht in dem Furchtbar oder Schrecklich-Erhabenen. Die Erſcheinung der Natur in ihrer furchtbaren Macht dünkt uns erhaben, in wiefern wir doch zugleich uns unſrer eigenen geiſtigen Uebermacht bewußt ſind. Wenn unſer Leben in Gefahr zu ſchweben ſcheint, oder wenigſtens ſchmerzhafte Leiden zu beſorgen ſind, uns nun in der ſinnlichen Natur keine Zuflucht mehr ſich darbietet, ſo finden wir nur im moraliſchen Bewußtſeyn Sicherheit und Beruhigung: wir ſetzen alſo der Natur die Freiheit, dem Sinnlichen das Sittliche entgegen, und erheben uns durch den Gedanken moraliſcher Freiheit und unerſchütterlicher Grundſätze über alle Hinderniſſe, über allen Widerſtand in der Sinnenwelt. Dieſe Anſicht iſt es, welche dem Praktiſch-Erhabenen zum Grunde liegt, wenn wir auch nicht ſelbſt in augenſcheinlicher und unvermeidlicher Gefahr wirklich ſchweben, da dann freilich der ſtarke Affekt des Schreckens oder der Furcht uns leicht aus der Faſſung bringen dürfte, welche zum Gefühl des Erhabenen erfordert wird.

Die Natur iſt dynamiſch- oder praktiſch-erhaben, wenn wir ſie als unſern phyſiſchen Kräften überlegen, alſo als furchtbar und ſogar ſchrecklich und entſetzlich für unſre ſinnliche Natur betrachten, dadurch aber zugleich uns veranlaßt fühlen, im Bewußtſeyn unſrer ſittlichen Freiheit Rettung gegen ihre Macht und eine Schutzwehr gegen ihre Angriffe zu ſuchen, auf deren innere Feſtigkeit wir ſtolz ſeyn dürfen. Erſcheint uns die Natur aber nicht von einer ſo furchtbaren oder ſchrecklichen Seite, daß nur ein moraliſcher Widerſtand gegen ſie möglich, aller phyſiſche aber vergeblich ſeyn würde; dann iſt ſie nicht praktiſch erhaben: ihre Furchtbarkeit muß unſre Vernunft aufrufen, als die einzige Retterin, die über das Schickſal erhaben iſt. Der Geiſt aber muß die Freiheit in ſich durch ihren ſittlichen Gebrauch recht lebendig erkannt haben, wenn ihm die Zuflucht zu ihr offen ſtehen, und ſo in der Betrachtung und Beurtheilung furchtbarer Naturerſcheinungen ihn das Erhabene rühren ſoll. Wer nie ſeine innere Freiheit und Selbſtthätigkeit gefühlt hat, immer bloß ein Spiel blinder Triebe geblieben iſt, von Selbſtüberwindung nichts weiß, wird an den Furchtbaren und Schrecklichen ſchwerlich ein äſthetiſches Wohlgefallen finden können. Es iſt eine religiöſe Erhebung zu den Ideen der Gottheit und Unſterblichkeit, auf welche es bei dem Erhabenen ankommt. Durch ſie erſcheint uns die Natur in ihrer Macht nur als Aufforderungsmittel unſerer Kraft, und beſonders als Probirſtein der Feſtigkeit unſrer tugendhaften Geſinnung: wir ſollen uns in dem, was echt und gut und wahr und ſchön iſt, behaupten, und wenn die ganze Welt in Trümmern ginge: und wir hängen im Grunde auch mit ſo inniger Liebe an aller Wahrheit und Vollkommenheit, daß alle ſcheinbare Zerſtörung uns nur als

Uebergang zu neuem Leben, zu neuer Vollkommenheit denkbar iſt. — Gefühle des Praktiſch-Erhabenen können wir ſelbſt in uns hervorbringen, wenn wir gewiſſe Vorſtellungen, die für unſre ſinnliche Natur furchtbar und gewaltthätig ſind, erſt von dieſer Seite unſerer Einbildungskraft vorhalten, dann aber auf die moraliſchen Ideen unſerer Vernunft beziehen: alsdann denken wir uns von der einen Seite phyſiſcherweiſe in Gefahr, von der andern aber moraliſcherweiſe in Sicherheit, gerathen dort in Schrecken und Beſorgniſſe, fühlen uns dagegen hier beruhigt, erhoben und geſtärkt. Bei dem Praktiſch-Erhabenen erſcheint der Menſch im Streite mit der ſinnlichen Natur außer ihm, und im Siege, den die höher überſinnliche Natur in ihm über ſie davon trägt. Die äußere Natur droht, die phyſiſche Kraft des Menſchen zu überwältigen, und ſetzt ſeine ſinnliche Empfindſamkeit in Furcht und Schrecken; aber ſeine moraliſche Energie kämpft muthvoll dagegen an, und fühlt ſich mit Luſt in dieſem Kampfe, der am Ende mit ihrem Triumphe belohnt wird. Das Erhabene gefällt meiner Vernunft dadurch, daß es meiner Sinnlichkeit Gewalt anthut; denn nur durch dieſen gewaltſamen Eindruck auf die Sinnlichkeit kann ich die Freiheit und Macht meiner Vernunft erſt recht fühlen. Weichliche Sitten ſtumpfen für das Erhabene ab: es erfordert einen männlichen Sinn, eine kühne, herzhafte Phantaſie, eine ernſte Denkungsart. Zu erhabenen Empfindungen ſtimmen ſolche Verfaſſungen der Einbildungskraft, wo ſie frei von ſinnlich-angenehmen Reizen ihrem eigenen Spiele mit dunkeln geheimnißvollen Vorſtellungen, mit ernſten ſchwärmeriſchen Ahndungen überlaſſen iſt; nicht der geſellſchaftliche Luſtort, ſondern die tiefe verlaſſene Einöde, der entblätterte Hain, die nächtliche Dämmerung ſind einladend zu erhabenen Ideen und Empfindungen; bald umgeben uns hier Bilder des Todes und der Vergänglichkeit, und leiten leicht zu den Gedanken des Weltalls, der Ewigkeit und Unſterblichkeit: hier vertieft ſich der Geiſt in ſich ſelbſt, ſtützt ſich, verlaſſen von außen, ganz auf ſich ſelbſt und ſeine höchſten Grundſätze; hier durchwallen erhabene Schauer und Freuden ſeine Bruſt.

Der tragiſche Dichter ſucht vorzüglich durch das Erhabene der *praktiſchen* und *pathetiſchen* Art zu bewegen: Furcht und Mitleiden ſoll ſeine Darſtellung in uns hervorbringen: er arbeitet alſo auf traurige Affekten hin. Seine Darſtellung muß aber doch immer ſo ganz ihre *äſthetiſche Würde* behaupten, daß in dem Leiden, das er unſerer Sympathie nahe bringt, nicht die Qual und das Unterliegen der thieriſchen Natur, ſondern die Menſchheit im Kampfe mit dem Schickſal erſcheine. Der tragiſche Künſtler darf uns nicht durch empörende oder ekelhafte Auftritte martern, nur durch edles Mitgefühl ſoll er uns rühren. Er muß alſo auf Affekte hinarbeiten, in denen unſer ſittliches Gefühl entſcheidenden Einfluß behauptet: die Affekte, die er erregen darf, müſſen nicht ſowohl ſchmelzend und niedergeſchlagen, als vielmehr *rüſtig* und *wacker* ſeyn. Er muß das Bewußtſeyn moraliſcher Freiheit und Sicherheit vorzüglich beleben, indem er aus dem Leiden, das er ſchildert, geiſtigen Kampf und moraliſchen Widerſtand hervorſchimmern läßt, uns die Erhabenheit heldenmäßiger Geſinnungen über ſinnlichen Schmerz recht anſchaulich macht.

Leipzig.

Chriſtian Friedrich Michaelis.

III.

Ueber Formen und Regeln in der Poeſie.

Wenn von unſrer ſchönen Litteratur die Rede iſt, rechnet man es überall unſerm Zeitalter zum Verdienſt an: daß unſere Dichter ſich von dem Zwange angenommener Regeln und beſtimmter Formen losgemacht haben. —

Regeln und Formen, von welchen das Genie bei der Hervorbringung ſeiner Werke ſich losmachen kann, ohne denſelben zu ſchaden, können bloß zufällig oder willkührlich geweſen, von einzelnen Geniewerken abſtrahirt, und als allgemein aufgeſtellt worden ſeyn. Regeln und Formen der Art ſind allerdings als Feſſeln zu betrachten, welche den Flug des Genies hemmen und es niederdrücken, deren Vernichtung jeder wünſchen muß.

Indem das Genie ſich aber mit dem Abſtreifen dieſer unwürdigen Feſſeln beſchäftigt, und ſich über die Schranken emporſchwingt, welche die Willkühr ihm ſetzte, läuft es Gefahr: auch das Nothwendige zu verwerfen, und Regeln und Formen zu vernichten, die ſich aus der Natur des Stoffs, den es bearbeitet, und der Art, wie unſer Gemüth von ihm afficirt wird, als nothwendig ergeben.

Daß es ſo etwas Nothwendiges von Regeln und Formen in der Poeſie geben müſſe, geſteht wohl jeder zu; allein über den Weg iſt man noch nicht einmal einig, wie wir zur Kenntniß deſſelben gelangen ſollen — ob es a priori durch eine Betrachtung unſres Gemüths ſelbſt, oder a posteriori durch eine Betrachtung der Produkte des Genies und der ſich aus ihnen ergebenden Verfahrungsart bei der Hervorbringung derſelben — ergeben müſſe.

Wenn ſich nun aber bei einer genauen Unterſuchung ergäbe, daß wir wirklich ſchon im Beſitz gewiſſer Regeln und Formen wären, welche ſich als nothwendig ankündigen — wie dies offenbar der Fall iſt — ſo iſt in Hinſicht dieſer der Streit durchaus unwichtig: wie wir dazu hätten gelangen ſollen?

Ich habe hier von Regeln und Formen geſprochen — es wird nöthig ſeyn, beſtimmt zu erklären, was ich unter beiden verſtehe.

Jedes Kunſtwerk muß ein Ganzes ausmachen, daß als ein ſolches gedacht und empfunden werden kann — aber um die Kunſt ſelbſt wäre es geſchehen, wenn in der Theorie ſich dies Ganze nicht in gewiſſe beſtimmte Theile zerlegen, und für jeden Theil eine beſondere Regel angeben ließe. Ein ſchönes Gemälde iſt nur ein Ganzes; aber beſonders kann man doch daran die Zeichnung, nach den Regeln der Proportion und der Perſpektive beurtheilen, beſonders die Vertheilung von Licht und Schatten, und endlich die Harmonie der Farben überhaupt. Ein Gedicht iſt nur ein Kunſtwerk — aber beſonders läßt ſich der Stof deſſelben, beſonders der Ausdruck beurtheilen — ja man muß die Form des Stoffes, die Art wie der Dichter ihn zu einem Kunſtwerke beſtimmte und ausbildete, wohl von dem Ausdruck und der Form des Ausdrucks (Rhythmus und Silbenmaaß der Sprache) unterſcheiden, und für jeden dieſer beſondern Theile muß ſich eine Regel feſtſetzen laſſen, durch deren Beobachtung jeder Theil, Theil eines Ganzen wird, und mit den übrigen zu einem Zwecke wirkt.

Die Nothwendigkeit, dieſe Regeln ſo viel möglich zu beſtimmen, leuchtet ein, wenn man bedenkt, wie viel Kunſtwerke von Dichtern, welchen man wahres Genie nicht abſprechen kann, in dem einen oder dem andern Theile verfehlt ſind. Oft iſt man gezwungen, den Stoff eines Gedichtes zu bewundern — wenn der Ausdruck anekelt; oft iſt Stoff und Ausdruck ſchön, aber der Stoff iſt ſo fehlerhaft geordnet — in einer ſo unrichtigen Form beſtimmt — daß die Wirkung verfehlt wird; oft iſt alles dies ohne Tadel, nur — die Form des Ausdrucks mißfällt; der Dichter wählte ein Silbenmaaß, eine Versart, die zu dem Ganzen nicht paßt, und die harmoniſche Wirkung deſſelben ſtöhrt.

Eine genaue Aufmerkſamkeit auf die Fehler eines Gedichts — auf das, was uns im Genuſſe deſſelben ſtöhrt — macht uns am leichteſten die Regel ſichtbar. So führt z. B. ein Drama, das im zweiten Act erſt anfängt, oder im dritten ſchon zu Ende iſt, wenn es fünfe hat, von ſelbſt auf die Regel des Ariſtoteles: Jedes Drama muß einen Anfang und ein Ende haben, und zwar wirklich mit dem Anfange beginnen und dem Ende ſchließen. Die müßigen Acte, welche nicht zur Handlung gehören, ſie mögen nun vorhergehen oder nachfolgen, ſchaden dem Eindruck des Ganzen. Genau genommen, trift dieſe Regel aber nur die Darſtellung, die Behandlung des Stoffs, die Form deſſelben, in welcher der Dichter ihn ausbildete, und Ausdruck und Sylbenmaaß oder Versart haben mit dieſer Regel gar nichts zu thun. Es muß alſo andere Geſichtspunkte geben, aus welchen dieſe zu beſtimmen ſind

Der Ausdruck im allgemeinen iſt nichts als eine äußere, ſinnliche Bezeichnung deſſen, was in uns iſt. Läßt der Dichter eine Perſon auf der Bühne erſcheinen; ſo erdichtet er einen innern Zuſtand derſelben, und läßt ſie dieſen durch Worte (ſo weit dies möglich iſt) ausdrücken, d. i. äußerlich bezeichnen. Der Werth dieſer Bezeichnung hängt nun anſcheinlich vorzüglich von der Wahrheit und Richtigkeit derſelben ab. Denn da wir von dem innern Zuſtande der Perſon, der uns eigentlich nur intereſſirt, nichts gewahr werden können, und nur von den äußern Zeichen, dem Ausdruck, darauf ſchließen müſſen; ſo hängt alles davon ab, in wie fern wir durch dieſe Zeichen mit dem Innern der Perſon bekannt werden — ob ſie richtig, treffend, oder ſchief und zweideutig ſind; ob ſie zuſammenhangend ſind, oder zerſtückelt durch fremde, nichtsſagende Einſchiebſel, kein Ganzes für die Empfindung bewirken.

Der Ausdruck kann indeß wahr und richtig ſeyn, ohne daß durch die Wahrheit und Richtigkeit derſelben die einzelnen Theile der Rede und die Folge der Worte — die Form des Ausdrucks — beſtimmt werden.

Wenn z. B. die Empfindung, welche in der zweiten Strophe der rührenden Romanze von Schiller: des Mädchens Klage — wahr und richtig ausgedruckt iſt, ſo wird es einerlei ſeyn, ich ſage:

Das Herz iſt geſtorben
Die Welt iſt leer,

Und weiter giebt ſie
Dem Wunſche nichts mehr.

oder ich ſetze dieſelben Worte ſo:

Geſtorben iſt das Herz
Leer iſt die Welt,
Und ſie giebt weiter nichts
Dem Wunſche mehr.

Die Empfindung iſt dieſelbe, die Worte ſind unverändert; aber ſie ſind in einer andern Form dargeſtellt; der ſanfte Rhythmus iſt aus der Sprache verloren gegangen, und ſtatt ſich in das Gemüth einzuſchmeicheln, wie vorhin, iſt es als ſträubten ſie ſich. Offenbar iſt das Sylbenmaaß gar nicht paſſend zu der Empfindung, die ausgedrückt werden ſoll; denn der männliche, raſche Gang des Jambus:

Geſtorben iſt das Herz
Leer iſt die Welt u. ſ. w.

ſteht mit dem Weichen und Wehmüthigen in der Empfindung gerade im Widerſpruch.

Wir haben alſo offenbar in der Poeſie vier Stücke, vier Theile, in welches ſich jedes Gedicht — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — zerlegen läßt; deren jeder eine beſondere Sorgfalt verdient, jeder ſeine eigne Regel hat, und aus deren Harmonie die Wirkung des Ganzen entſpringt.

Der vollkommene Dichter braucht ſich ohne Zweifel keinen dieſer Theile beſonders zu denken — ſein Werk iſt eins, und ſein gebildetes Genie faßt gleich das Ganze harmoniſch auf. Er darf nicht fürchten, ſeinen Stoff falſch darzuſtellen, einen unrichtigen Ausdruck zu wählen, oder ein unpaſſendes Vers- oder Silbenmaaß anzuwenden. — Aber dieſe Vollkommenheit des Dichters wird nicht angeboren — ſie muß erworben werden, und auch das erſte Genie macht ſeine Probeſtücke.

Von dem Stoffe.

Der Stoff, welchen der Dichter bearbeitet, iſt entweder

1) Empfindung, oder
2) Anſchauung, oder
3) Begrif.

Es wäre überflüßig zu beweiſen, daß durch dieſe Aufzählung des Stoffes, der Stoff der Dichtkunſt überall erſchöpft iſt, und daß es alſo, von Seiten des Stoffs betrachtet, nur drei Hauptarten der Poeſie geben könne; die jedoch wieder eine unzählbare Menge Unterabtheilungen zulaſſen; ja zulaſſen, daß eine mit der andern verbunden, und ſo zu eigenen, von dem Zwecke der Hauptart verſchiedenen, Zwecken beſtimmt wird.

Iſt Empfindung der Stoff, ſo nennt man die Poeſie lyriſch; ſind Anſchauungen der Stoff, ſo iſt die Poeſie entweder beſchreibend (malend), wenn Anſchauungen des Raumes der Gegenſtand ſind, oder erzählend, (Anſchauungen des innern Sinnes) oder dramatiſch, darſtellend. Beſteht der Stoff in Begriffen, ſo iſt die Poeſie dydaktiſch, ſatyriſch oder epigramatiſch.

Es giebt Arten von Gedichten, in welchen alle dieſe Gattungen durch einander gemiſcht ſeyn können, wie z. B. die Epiſtel; und vielleicht keine — die lyriſche und epigramatiſche ausgenommen — welche ganz rein in einem Gedicht anzutreffen wäre. Die erzählende Poeſie — im Epos — braucht der beſchreibenden, um die Erzählung intereſſanter

zu

zu machen; die Beſchreibende — im Idyl — der Erzählenden um der Beſchreibung Lebendigkeit zu geben. Nur muß man, wenn der Dichter ſich anders ſelbſt richtig verſtand, und ſeinen Gegenſtand beſtimmt dachte, leicht ſehen können, worauf es eigentlich ankömmt, was er als Zweck, und was als Mittel behandelt.

Von Formen.

Betrachten wir nun jene Eintheilung des Stoffs der Poeſie überhaupt; ſo iſt ſie eigentlich von den nothwendigen Beſtimmungen unſers Gemüths entlehnt, und drückt die verſchiednen Beziehungen deſſelben zu irgend einem Gegenſtande aus. Der Stoff ſelbſt, der gegeben wird, iſt unbeſtimmbar; und das Genie des Dichters zeigt ſich nur in dem Auffaſſen, Formen und Bilden dieſes Stoffes. Sollen nun beſtimmte Formen in der Poeſie ſtatt finden; ſo können ſie nur aus dem nothwendigen Verhältniß unſeres Gemüths zu einem poetiſchen Stoffe überhaupt hergeleitet werden. Der gegebene Stoff ſei eine Empfindung, z. B. die Freude, ſo ſind zwiſchen dem Dichter *und dieſer* Empfindung, als Stoff, nur folgende Beziehungen möglich:

1) er *empfindet ſie ſelbſt*, und drückt ſie aus, oder
2) er *beſchreibt* ſie nach den Merkmalen, durch welche ſie ſich äußert (als Anſchauung im Raume) oder
3) er *erzählt* ſie, wie er ſelbſt oder ein anderer ſie empfunden habe (als Anſchauung in der Zeit) oder
4) er *ſtellt ſie dramatiſch* dar, erdichtet eine Perſon, die ſie als eben empfindend ausdrückt.

Es ergeben ſich hieraus für die Poeſie überhaupt vier Formen als *nothwendig*, nehmlich die *lyriſche* Form, die *beſchreibende* Form, die *erzählende* Form und die *dramatiſche* Form. Allein es iſt uns hiermit noch wenig geholfen, denn es kommt eigentlich darauf an, Regeln anzugeben, nach welchen irgend ein gegebener Stoff in einer beſtimmten Form ausgebildet werden ſoll; oder auch Merkmale anzugeben, nach welchen ſich irgend ein gegebener Stoff mehr für dieſe oder jene Form ſchicke?

Dieſe letzte Frage wäre überflüßig, wenn die Poeſie ſich in einem Gedicht mit einem *einfachen* Stoff begnügte; weil die Form ſich da größtentheils von ſelbſt giebt. Um das Gemüth aber von verſchiedenen Seiten, oder nach allen ſeinen Beziehungen zu afficiren, verknüpft man in einem Gedicht mehrere Stoffe miteinander, und miſcht mithin auch jene, als nothwendig angegebenen Formen durch einander. Wie ſoll dieſe Verbindung oder Vermiſchung aber geſchehen? Haben alle in jedem Gedicht gleiche Rechte, oder muß eine der andern zuweilen untergeordnet werden, ihr als Mittel zum Zweck dienen?

Von Regeln.

Schon das Wort: *Regel*, weiſt uns an den *Verſtand*; denn wo irgend eine Regel angewandt werden ſoll, wird eine Beurtheilung nach Begriffen ein Geſchäft des Verſtandes vorausgeſetzt, ohne welches dieſe Anwendung gar nicht möglich wäre.

Ich weiß, daß ich hier, indem ich auf das Geſchäft des Verſtandes in der Dichtkunſt komme, die ſchwierigſte Seite meines Gegenſtandes berühre, und daß große Behutſamkeit nöthig iſt, um nicht mißverſtanden zu werden.

Jedes Urtheil über Poeſie iſt entweder äſthetiſch, oder praktiſch; bezieht ſich entweder auf Schönheit (abgeſehen von allen äußern Zwecken) oder auf Vollkommenheit, nach dem äußern Zweck gemeſſen, welchen der Dichter durch ſein Werk zu erreichen ſuchte.

Es iſt eine Unterſuchung von Wichtigkeit, das Verhältniß beider Urtheile gegen einander zu beſtimmen. Es hat nicht wenig Verwirrung in die Aeſthetik gebracht, daß man dieſe Unterſuchung vernachläßigte. Man ſahe ein: daß es ſehr vollkommene, d. i. den Regeln, welche aus äußern Zwecken herfließen, durchaus entſprechende Gedichte gab, die doch nichts weniger als ſchön waren, dagegen wirklich ſchöne Gedichte, denen die äußere Vollkommenheit fehlte; und da es nun in die Augen fallend war, daß das ſchöne, unregelmäßige Gedicht immer dem ſchlechten regelmäßigen vorzuziehen ſey; wurde man geneigt, die Regelmäßigkeit überhaupt als unnöthig oder gar als nachtheilig vorzuſtellen. Stellt man indeß die Antwort, wie ſie eigentlich geſtellt werden muß, ſo glaub' ich, iſt die Frage durchaus keinen Zweifel unterworfen, nehmlich: welches von zwei gleich ſchönen Gedichten, von denen das eine die Forderungen des Verſtandes in der Beurtheilung nach äußeren Zwecken entſpricht, das andere nicht, verdient den Vorzug? Entſcheidet man hier — wie dies nicht anders geſchehen kann — für die Regel; ſo iſt der Streit überhaupt entſchieden — doch der Gegenſtand verdient eine genauere Entwickelung.

Jedes Kunſtwerk iſt zwar, als ſolches, ſeiner ſelbſt wegen da, hat ſeinen Zweck in ſich ſelbſt; aber der Künſtler, der es hervorbrachte, mußte doch nothwendig den äuſſern Zweck haben: daß der Beſchauer oder Leſer dies Kunſtwerk als ein ſolches, in ſich ſelbſt vollendetes Werk, erkennen möge. Daraus fließt nun für ihn die nothwendige und allgemeine Regel: daß er ſeinen Stoff in der paſſendſten Form rein ausbilden und ſo ausdrucken müſſe, daß bei dem Beſchauer oder Leſer kein Zweifel entſtehen könne, über den Zweck, den das Kunſtwerk in ſich ſelbſt enthalten ſolle. Die Handlung im Drama z. B. ſoll dargeſtellt, nicht erzählt, der Charakter der handelnden Perſonen durch die Handlung ſichtbar gemacht, nicht beſchrieben werden. Ob ein Menſch gut oder böſe iſt, ſollen die Mitſpielenden mir nicht ſagen, er ſelbſt ſoll es mir nicht ſagen; ich will es in ſeinen Handlungen ſehen.

Iſt die Handlung im Drama nun von Natur ſo, daß ſie nicht ganz dargeſtellt werden kann, ſondern größtentheils erzählt werden muß; können die Charaktere ſich nicht in ihr entwickeln, ſondern müſſen von andern beſchrieben werden; ſo fehlte der Dichter gegen eine nothwendige Regel, er macht den Leſer über den eigentlichen Zweck des Gedichts ſelbſt zweifelhaft, indem er eine Form wählte, in welcher der Stoff ſich nicht rein ausſprechen läßt — er machte ein Epos zum Drama,

Wenn umgekehrt im erzählenden Gedicht alles darſtellbar iſt, und folglich die Phantaſie unaufhaltſam der Handlung folgt — wenn ſie ſich durch das Erzählen und Beſchreiben nur aufgehalten ſieht, lieber anſchauen als hören möchte — ſo vergriff abermals der Dichter die Form, und behandelte einen dramatiſchen Stoff epiſch. Das erſte iſt offenbar mit *Göthes Taſſo*, das zweite mit den *Schweſtern von Lesbos* der Fräulein *von Imhof* der Fall. Den Beweis dieſer Behauptungen behalt ich mir auf ein andermal vor, um mich nicht zu weit von meinem Gegenſtande zu entfernen.

Allein außer der Beſtimmung der Hauptform kommt faſt eben ſo viel auf den Gebrauch der übrigen Formen an, die als Mittel, welche zum Zweck der Hauptform mitwirken ſollen, eingemiſcht werden, z. B. die *Erzählende* und *Beſchreibende* im Drama. Die Regel läßt ſich für den Gebrauch derſelben aus jener erſten ohne Schwierigkeit ableiten. Sie dürfen nur *als Mittel* angewandt werden, d. i. *der Zweck, warum man ſie anwendet, muß nie in ihnen ſelbſt, ſondern in der Hauptform liegen, in welcher der Stoff dargeſtellt wird.* Wenn *Wallenſtein* ſeinen Traum vor der Lützner Schlacht *erzählt*, ſo geſchieht es — nicht des Traumes wegen, ſondern ſeine Handlungsweiſe zu erklären; wenn aber *Thekla* das aſtrologiſche Zimmer ihres Vaters *beſchreibt*, ſo hat dieſe Beſchreibung auf das Dramatiſche, auf die Darſtellung der Handlung gar keinen Bezug; und hört folglich auf, *Mittel* zu einem Zwecke zu ſeyn, der in der Hauptform ſelbſt liegt; iſt ſchon ihrer ſelbſt wegen da, und folglich am unrechten Orte.

Ich ſchweige hier von den *zufälligen äußern Zwecken*, welche in praktiſcher Hinſicht gleichfalls von Bedeutung ſind, z. B. die Beſchränkung eines Schauſpiels auf das Zeitmaaß von einem Abend, da es eben ſo gut einen ganzen Tag dauern könnte u. ſ. w., um auf dem wichtigern Gegenſtand vom Ausdruck zu kommen.

(Wird fortgeſetzt.)

IV.

Einige phyſiognomiſche Bemerkungen

für

Zeichner und Mahler

an Herrn Macco

von

Johann Caſpar Lavater.

Während meines Aufenthalts in Zürich im Jahr 1797 genoß ich den freundſchaftlichen Umgang dieſes in ſeiner Art *einzigen* jezt verewigten Mannes. Wiederhohlte mit demſelben gepflogene Geſpräche über Darſtellungen in der bildenden Kunſt, und eine kleine hiſtoriſche Zeichnung, vorſtellend: *Chriſtus, den Johannem lehrend, der Hintergrund Landſchaft*, welche ich für den Verfaſſer bearbeitete, gaben Ihm Veranlaſſung, zum Gegengeſchenk für mich dieſe Bemerkungen zu ſchreiben, mit der Freiſtellung, ſolche nach gehöriger Prüfung durch den Druck bekannt zu machen. Ich war anfangs geſonnen, ſolches mit einigen Noten von mir zu veranſtalten. Verzögerung —, und der nun erfolgte Tod des Verfaſſers, bewogen mich aber jezt aus verſchiedenen Gründen dieſes zu unterlaſſen, und ſie *ohne irgend eigenes Zuthun* in ihrer Originalität dem öffentlichen Urtheil der Kunſtkenner und Liebhaber zu übergeben.

Ueberzeugt, daß — ſo paradox und auffallend auch manches dem Künſtler und Kunſtkenner ſcheinen mag und muß, doch ſehr viel Gutes, Wahres und Belehrendes, vorzüglich den eigenen Kunſt-Ideengang dieſes außerordentlichen Mannes bezeichnend darin enthalten iſt, das folglich die Bekanntmachung durch den Druck in vieler Hinſicht verdient. Macco.

1.

Daß ſehr wenige, ſelbſt der berühmteſten und geſchickteſten Zeichner, Mahler, Bildhauer ächte, zuverläſſige, phyſiognomiſche Kenntniſſe beſitzen, und beſonders die Geſichter phyſiognomiſch, das iſt, nur nach den Geſetzen der Natur und nach der alleingültigen Wahrheit, zeichnen, iſt für mich die ausgemachteſte Sache.

2.

Ich weiß, daß ich ein empörendes Paradox ſage, wenn ich ſage: „Die berühmteſten Alten verſtanden ſich ſehr wenig auf die Phyſiognomieen. — Sie opferten einem, oft ſehr unwahren Ideale von Schönheit — die Einfalt und Wahrheit der Natur auf. — Sie verſtanden ſich weder auf den Geſichtsbau, noch auf einzelne phyſiognomiſche Züge. — Sie waren meiſt kalte, geiſtloſe Schönheitspedanten, Sklaven eines gewiſſen Natur verachtenden Modegeſchmacks." — — Fürchterliche Läſterworte! — wer, der von Rom kommt, und beinahe nichts, als ſie ſtudirt hat, mag ſie hören, dieſe harten Worte; — aber ich ſpreche ſie mit der Zuverſicht eines Wahrheitlehrers aus — und werde ſie beweiſen.

3.

Ich möchte über jeden Künſtler von entſchiednen Talenten weinen, der von dem ſogenannten Idealgeiſt der Antiken beſeſſen, die Natur verläßt, und ſie zu verſchönern glaubt, wenn er ſie nach einer gewiſſen einförmigen Norm zu antikiſiren ſtrebt Nach meiner Ueberzeugung geht Er, auf dieſem Pfade — dem Kunſtverderben entgegen.

4.

Die Natur iſt die Königinn, nicht die Sklavin der Kunſt. Darſteller der Natur, freilich der ſchönſten Natur, iſt der ſchaffende, dichteriſch, idealiſirende Künſtler.

5.

Eh Er an das Verſchönern denkt, ſoll Er an genaue Nachahmung denken. Er ſoll erſt gehen, — dann, wenn Er will, tanzen lernen.

6.

Ich habe keinen, nicht Einen Künſtler geſehen, der ſich zur wahren Natur erhob, wenn Er die Antiken mehr, als die lebendige Natur ſtudierte. Alle wurden ſteif, kalt, trokken, geiſtlos, langweilig, monoton, unlebendig — und hatten dabey große Prätenſionen — und verachteten die liebe ſchlichte, mannichfaltige, freie, ſogleich von Jedem als Wahrheit anerkennbare Natur. Das „Fleiſch von meinem „Fleiſch und Gebein von meinem Gebeine.“

7.

Dieſem kaltſteifen, antikiſirenden, unnatürlichen Idealgeſchmack arbeitet der ächte Naturgeſchmack möglichſt entgegen, und wie? . . . auf keinem andern Wege, als daß Er den Künſtler zuerſt ganz und gar von den Antiken wegwendet, und Ihn auf die ganz gemeine, alltägliche Natur aufmerkſam macht, — und ſagt: — „Lerne erſt einzelne Buchſtaben ſchreiben, richtig ſchreiben, ehe du ein Schönſchreiber „ſeyn willſt!“

8.

Ich möchte jedem, auch dem geſchickteſten Künſtler, und beſonders dem, der von Rom kommt, und ſich — dort, — man verzeihe mir den Ausdruck, etwas petrifizirte . . . den freundſchaftlichen Rath geben, — eine Quarantaine zu halten, — in welcher Er von allem Andenken an alles Antike eine ſtrenge Faſten beobachtete.

9.

Und was ſoll Er dann thun? — von unten auf anfangen, je feſter Er im Zeichnen iſt; als ob Er noch nie gezeichnet hätte; bloß nach der Natur zeichnen, und zwar, nach meinem Rathe, erſt nur einen Kopf.

10.

Ich ſage mit Bedacht: einen Kopf, weil die Köpfe antikiſirender Zeichner, aller ihrer Großſcheinerey ungeachtet, unnatürlich, das heißt, bloß in dem Streben nach einer lebloſen Großheitsdarſtellung gezeichnet ſind.

11.

Ich ſage, mit großem Bedacht: Nur Einen Kopf. Einer, welcher es ſey, muß erſt ganz durchſtudiert, von allen Seiten gemeſſen und ſo oft kopirt werden, bis man durchaus ein allgemeines Normale oder Regulatif für alle Köpfe, iſt's ein Mannskopf, für alle männliche, ein Frauenkopf, für alle weiblichen Köpfe ſich bekannt gemacht, abſtrahiert und eingeprägt hat.

12.

Man kann tauſend Köpfe zeichnen, und man lernt bei weitem nicht, was man lernet, wenn man anfangs nur Einen genau, vollkommen, und mit meſſendem Studium zeichnet.

13.

Ich habe viel gewonnen, wenn ich doch gewonnen habe, daß ich einem Künſtler das klar und gewiß machen — oder ſeiner eigenen Prüfung dringend genug empfehlen kann. —

„Daß eben ſo wie jedes Mannsgeſicht zwei Augen, die Naſe in der Mitte, den Mund drunter, einen Bart und zwei Ohren hat, jedoch in allen ſeinen übrigen Zügen, wie verſchieden dieſelben auch ſonſt ſeyn mögen, jedem Mannsgeſicht analog, das iſt in allen ſeinen Theilen derſelben unveränderlichen Regeln unterworfen, — und ſo eben auch, daß alle weiblichen Köpfe, Mißgeburten abgerechnet, unter demſelben Regulatif ſtehen — ſo daß, wer Ein Manns- oder Weibsgeſicht recht ſtudiert hat, alle ohne Ausnahme ſtudiert hat.

14.

O, wie vieles, das dem geſchickteſten antikiſirenden Zeichner — unaufhörlich entgehen muß, wird ſich dem genauen Studierer und Kopierer der Natur als klar und gewiß darſtellen? — wie vieles wird Ihm unwahr, unnatürlich, unmöglich vorkommen, — was Er, bloß einem gewiſſen angenommenen Geſchmacke zu lieb, ſchön fand, oder zufrieden wähnte?

15.

Wenn Er Einen Kopf, als ob Er nur den zu zeichnen und zu ſtudieren hätte, genau und mehrmals nachgezeichnet, ſtudiert und gemeſſen hat, — ſo zeichne Er dann mehrere, in derſelben Stellung — nur flüchtig, — ich möchte rathen, nur in ſcharfen Umriſſen — und bei dieſem merke Er ſich dann vornämlich nur die in dem Erſten aufgefundenen allgemeinen Verhältniſſe — und mache die ge naue Anwendung davon auf jeden Theil; Er frage ſich — „worin kommen alle Köpfe überein? worin ſind ſie verſchieden? was hat Jeder Eigenes? Jeder mit jedem, auch „dem verſchiedenſten Kopfe gemeines?“ —

Nur ſo kommt Er auf den rechten Weg der Wahrheit, der Natur, der Sicherheit.

16.

Ich würde dem Künſtler rathen, alles das, auch das Bekannteſte, was ſich in jedem Kopfe gleich befindet, genau aufzuzeichnen, — und nicht minder genau die allgemeinen allenthalben gleich anwendbaren Verhältniſſe — der beſondern Geſichtstheile zu einander — zum Beiſpiel: „An jedem „männlichen Kopfe befindet ſich — ein Schädel, eine Stirn, „Augenknochen, Naſe, Naſenwurzel, Naſenrücken, Naſenwände, Naſenflügel, eine uneigentliche Oberlippe, (das „Pallium), die eigentliche Oberlippe, die Unterlippe, die „Mittellinie, die aus beider Zuſammenſetzung beſteht (welche „von der äußerſten Bedeutung iſt —), das Oberkinn, „eigentliche Kinn, das Unterkinn, die Kinnlade, und „beſonders der Zug oder Muskel, der (ſo viel ich „weiß) in der anatomiſchen Schule noch keinen Namen hat, der von dem Naſenflügel gegen die Lippen hinabgeht — (von den Antiken, — man ſehe beinahe alle die „berühmteſten Idealköpfe, — unglaublich vernachläßigt „wird. —)

17.

Dann zeichne man ſich die Verhältniſſe, die in allen Köpfen deſſelben Geſchlechtes dieſelben ſind — und deren genaue Kenntniß das wahre Arkanum der Geſichtszeichnungskunſt ausmacht.

18.

Ich will nur einige dieſer Verhältniſſe anführen. Die Breite von dem Ende des Naſenflügels bis zum Ohre, — wenn man ein Lineal anlegt, iſt gleich zwo und einer halben Naſenbreite. — Der Mittelpunkt des Naſenflügels iſt der Mittelpunkt zwiſchen dem Augwinkel und der äußerſten Spitze der Lippen. — Der Zwiſchenraum von Aug zu Aug iſt eine Augenbreite, und ſo fort.

19.

Sind dieſe gleichförmigen Verhältniſſe alle gefunden, ſo werden die beſonderen und eigenthümlichen Verhältniſſe des Geſichtes geſucht — die, welche das Geſicht zu einem beſondern Individuum machen.

Da entſtehen dann folgende Fragen. Zum Beiſpiel: „gehört das Geſicht oder Profil zu den bogenförmigen — zu „den eckigen — zu den vermiſchten? — Wie iſt das Verhältniß der Stirn bis zur Augbraune — (mit einem Lineal „gemeſſen) zu dem von der Augbraun bis zum Ende der „Naſe — von dieſem Punkt bis zum beinernen Ende des „Kinnes? . . .“ Beſonders: „wie verhält ſich der tiefſte „Punkt zwiſchen der Stirn und Naſe — im Profil — zu „dem äußerſten gleich unter der Naſe? welcher ſteht vor — „der obere oder untere? oder ſtehn beide perpendikular über „einander? und ſo weiter.“

20.

Ehe man irgend ein Profil zeichnet, ſollte man dieſe allerwichtigſte und allervergeſſenſte Fundamentalfrage vorlegen; — denn die Lage dieſer Punkte beſtimmt ſowohl die Geſichtsform, als den Geſichtskarakter — die Vernachläßigung dieſer Frage macht, — daß kaum Ein Profil, wenn es ſonſt auch noch ſo kenntlich ſcheint, ganz wahr und phyſiognomiſch richtig gezeichnet iſt. Ich habe den Zeichner noch nicht geſehen, der ein Profil richtig zeichnet, eben weil alle dieſe erſte Unterſuchung, wodurch das Profil allein ſeine wahre Grundform erhalten kann, vernachläßigen.

21.

Noch eine höchſt wichtige, mit dem ebengeſagten ſehr zuſammenhängende, eben ſo ſehr vernachläſſigte Regel: — „Unterſuche genau den Winkel, den eine Perpendicularlinie von „dem Augpunkt an über dem obern Anglied — mit den Lippen, als Baſis formieret. — Ein rechter Winkel, der ſechsmal die Breite des Profiles vom Munde hat, iſt die höchſte Stufe der Humanität, die ich noch bemerkt habe. Wie „ähnlicher die Baſis der Perpendikularlinie — deſto ſchwächer der Menſch.

22.

Steht das Auge ſehr hinter dem Munde, wenn eine Perpendikularlinie vom Ende des Mundes hinaufgezogen wird — zurück, -- ſo iſt der Menſch allemal ſchwach. — Ja wie der Winkel, — die Mundlinie zur Baſis angenommen, — ſtumpfer wird — ſo wächſt die Brutalität oder Ungeiſtigkeit. Dieſe Regel klaſſifizirt theils die geſammte Thierheit oder das Thierreich — und die Individua der Menſchheit.

23.

Noch einer anderen Individuell-Betrachtung iſt das Nasloch werth, welches beinahe von allen Künſtlern ſo ſehr vernachläßigt wird. Es wird gemeiniglich — bei allen wohlorganiſirten Köpfen im Profile in der Mitte durchſchnitten von einer Perpendikularlinie, die von der uneigentlichen Oberlippe — (dem Pallium der Oberzähne) gezogen wird.

24.

Nur ſchwache Menſchen haben ein Nasloch, welches über die Gränzlinie der Oberlippe — ganz hervor ſteht.

25.

Unter den Sünden der Antiken, die niemand achtet, iſt die Vernachläßigung des Nasloches, beſonders die Verrückung ſeiner Lage — nicht die geringſte.

26.

Auf Einen Hauptpunkt noch mögt' ich jeden Zeichner beſonders aufmerkſam machen. Auf den Uebergang von der Stirne zur Naſe. Unausſprechlich viel liegt an dem, und unglaublich iſt dieſer beinahe durchaus vernachläßigt.

27.

Es kann gemeiniglich nur dreierley Hauptarten dieſer Uebergänge geben —

der vorgebogene oder convex,
der geradlinigte,
der hohle. —

28.

Der Erſte und Letzte ſind einer zahlreichen Mannichfaltigkeit und Gradation fähig.

29.

Selten giebt es Uebergänge, die zu keiner der drei Claſſen gehören — oder zu gehören ſcheinen, — wo die Stirne mit der Naſe — ohne merkliche Vertiefung einen ſtumpfen Winkel zu machen ſcheint; — man kann dieſe aber zu der dritten Claſſe, der Conkaven, rechnen.

30.

Ich komme nun zu einem Hauptpunkte, und — ich entlaſte mein Herz zuförderſt über die Köpfe der ſogenannten

Antiken, und die ſogenannten griechiſchen Profile . . . kein Menſch kann größerer Bewunderer ſeyn, als ich von der Kenntniß, dem Geſchmacke, dem Kunſtfleiße und dem Streben nach Schönheit, welche man in den meiſten Werken der Alten auch der beſten Zeit wahrnimmt. Aber, ich bitte alle die, denen es um Wahrheit zu thun iſt, die nicht irgend eines ungeprüften Modegeſetzes blinde Sklaven ſeyn wollen, alle, denen die Natur verehrenswürdig, und jedes auf das Weſen der Dinge gegründete Naturgeſetz heilig iſt, — zu unterſuchen, ob das ſo hoch geprieſene, von allen Prätendenten des hohen Geſchmacks allenthalben angebrachte griechiſche Profil, wo Stirn und Naſe in Einer beinahe geraden, ja oft linealgeraden Linie fortgeht, nicht eine unverzeihliche Sünde wider die Natur, mithin wider den guten Geſchmack ſowohl, als wider die Wahrheit ſey?

11.

Alles kann die Natur hervorbringen, aber in organiſchen und belebten Körpern keine gerade Linie. — Leben und Pulſation ſind unzertrennlich. Keine Pulſation (Herzſchlagen) kann mit einer geraden Linie ſich endigen. Jede Pulſation erregt Kurven, Wällenlinien aller Art — und in jedem gegebnen Subjekt nur Eine homogene Art von Wällenlinien, welche durch den ganzen Körper und in jeder Sektion nur Einen Charakter haben.

Eine gerade, oder beinahe gerade Linie in irgend einem organiſchen Körper, deſſen Endungen alle, in jeder Stellung, jedem Geſichtspunkt, auf irgend eine Weiſe gebogen ſeyn müſſen, — iſt alſo ſchlechterdings unmöglich, iſt eine ſchreiende Heterogeneität, die ſich kein Künſtler von einigem Nachdenken ſollte zu ſchulden kommen laſſen.

32.

Jede Kurve, jede gebogene Linie hat nur Eine Fortſetzung — von derſelben Art, demſelben individuellem Charakter. — Der Zirkel, die Parobole, die Hyperbole — und jede noch unbenannte krumme Linie, welche die Natur in ihren, beſonders vorzüglichen Organiſationen bildet, — können ihrer Natur nach nur auf Eine Weiſe fortgeſetzt werden. — Die gerade, oder beinahe gerade Linie reſpuirt, wo nicht alle Möglichkeit, ſich zu einer Schädelkurve fortzuſetzen, oder ſie muß eine Ellipſis von ungeheurer Länge bilden, die an keinem menſchlichen Kopfe möglich iſt. Wem dieſe Betrachtung die Abſurdität dieſer Profile nicht zeigt, — den erklär' ich für unheilbar und unbelehrbar für Kunſt und Naturſinn.

33.

Noch eine Betrachtung kömmt hinzu, — die für den Naturverehrer eben ſo deziſiv als die vorige iſt. Mannichfaltigkeit iſt das allgemeinſte Geſetz der Natur, — das ſich an das von ihrer Einförmigkeit und Gleichförmigkeit anſchließt. — Nicht zwei Dinge ſchafft die Natur gleich; — und ſie ſollte da, wo ſie die höchſt mögliche, eine mehr als tauſend millionenfache Mannichfaltigkeit anbringt, — in dem menſchlichen Geſichte, — die gerade Linie, dieſe Erzfeindinn aller Mannichfaltigkeit anbringen? Einen Strich machen in ihrem Lieblinge, dem Menſchen, — und in ihrer Lieblingsreſidenz, dem menſchlichen Angeſicht — durch ihr allwaltendſtes und ausnahmloſeſtes Geſetz.

34.

Sag' ich alſo zuviel, wenn ich ſage, — Ein geradlinigtes Profil — iſt ein Greuel der Natur, — eine Läſterung des Geiſtes der Natur, die von Natur und Kunſt nicht verziehen werden kann.

35.

Noch eine Erfahrungsſache kömmt dazu, — dieſe nämlich, daß die Menſchen, in welchen eine, der geraden Linie nahekommende Profillinie der Stirn und Naſe zum Vorſchein kömmt, — die ſchwächſten, dummſten, gefühlloſeſten, ſtarrſinnigſten, — und denen am ähnlichſten ſind in ihrem Charakter, denen ſie am unähnlichſten ſind in ihrer Form, — nämlich denen, an welchen die Stirn oben vorhängend, und die Naſenwurzel unnatürlich hohl iſt: — dieſe zwei entgegengeſetzte Extreme ſind ſich in ihrer Wirkung gleich.

36.

Ob nun alle Künſtler dieſer Linie nachlaufen, — ob alle Steinſchneider, Medailleurs, Angelikas — und Antikenvergötterer ſie in Schutz nehmen, und mich für einen geſchmackloſen Barbaren halten; — daran kann mir, als Wahrheitfreund und Naturverehrer, ſehr wenig liegen. Ich bleibe bei meiner demonſtrativklaren Behauptung: — „die grade Profillinie iſt ein unverzeihlicher Greuel, — den die Natur abhorrirt.“

37.

Künſtler, die dies einſahen oder fühlten, — fielen daher, ohne eigentlich zu wiſſen warum, auf einen entgegengeſetzten Fehler, — auf den, — „durch ſtark vorgebogne Stirnen eine gewiſſe männliche Großheit und Götterſchaft auszudrücken.“ — Daher erblicken wir in ihren idealen Profilen ſo viele Jupiters, Herkules, Apolloſtirnen.

38.

Unter zweien Uebeln iſt freylich dies das Geringſte gewählt; aber ein Uebel iſts doch, — weil es der lieben ſchönen Mannichfaltigkeit — einen leidigen Streich ſpielt; — und, weil der Kenner ſogleich ſieht, daß es nur Manier, und ein ungefähres, unſolides, unwiſſenſchaftliches Tappen iſt.

39.

Heilige Natur, — nimm du den Künſtler ſelbſt in deine Schule! Lehr' ihn, alles, auch das Geprieſenſte, nur nach dir prüfen — und alle Manieren zu den Füßen deiner unveränderlichen Geſetze demüthig niederlegen. Alles, was nicht für dich iſt, das iſt wider dich, und wer nicht mit dir ſammelt, der zerſtreut.

40.

Wenn dieſe vorgebognen Stirnen nun gar den weiblichen Köpfen aufgebürdet werden, — an denen ſie ſo ſelten, als nie ſind; — — wie blutet da dem Naturkenner und Naturverehrer das Herz — wie wenn er geradlinigte Profile wahrnimmt!

41.

Das Studium der Stirnen iſt es beſonders, was ich dem Geſchichtsmahler und dem Portraitmahler empfehle. Die Stirn iſt die Baſis, die Summe, der Kern der ganzen Menſchenorganiſation, das, wodurch ſich alle Menſchen von allen andern Naturen, — alle Individuen der Menſchheit ſich charakteriſtiſch von einander — unterſcheiden. Die Stirn, und die mit der Stirn weſentlich homogene Schädelform — ſtudiert jeder gute, gelehrte Zeichner, — für den Körper auch den Skelett des Menſchen. — Sollte Er nicht noch vielmehr den Schädel und deſſen Allgemeinheiten und Beſonderheiten ſtudieren? Ich würde jedem ſehr, ſehr rathen, einige Wochen nach einander nichts, als Schädel ſo genau, wie möglich, mathematiſch genau nachzuzeichnen.

42.

Ich rathe jedem Künſtler, ehe er einen Kopf nachbildet, genau zu erforſchen, und durch wirklich gemachte Verſuche ausfindig zu machen, in welches Licht und Schatten die Stirne geſetzt werden muß, damit ihr ei[illegible]ümlicher Charakter aufs ſtärkſte und beſtimmteſte beleuchtet und anſchaubar gemacht werde, — beſonders, daß zum Vorſchein komme

a) die obere Wölbung der Stirn,

b) die Vertiefung oder Nichtvertiefung zwiſchen den Augbraunen, oder die Sinus frontales;

c) vornehmlich aber die Augknochen.

43.

Ich habe noch etwas Wichtiges und Weniggeachtetes, gewiß, von den Neuern und Alten Wenigſtudiertes auf dem Herzen, die Stirnen betreffend, —

dies ſind die Stirnlinien —

und unter dieſen verſteh' ich nicht nur die vielbedeutenden Perpendikularfalten zwiſchen den Augenbraunen, die Einſchnitte entweder gerade über den beiden innern Enden der Augenbraunen, oder zwiſchen derſelben. . . . Ich meine nicht minder die Querlinien über die Fläche der Stirne, — die, welche wahrzunehmen ſind, wenn die Stirnhaut in völliger Ruhe, und die, welche erſt zum Vorſchein kommen, wenn dieſelbe in Bewegung, in einer Lage der Leidenſchaft, des Staunens, Denkens, Horchens, oder der Furcht und des Schreckens iſt.

44.

Die Natur ſelbſt, — (man betrachte nur jedes neugebohrne Kind) gräbt den Geiſtes- und Herzenscharakter mit leiſen, aber beſtimmten und ſichern Zügen auf die Stirne jedes Menſchen, — ſo daß ein ſtudirender Phyſiognomiſt —

in dieſen Zügen allein, alles andre auf die Seite geſetzt, mehr leſen kann, als die klügſten Menſchenkenner, die dieſe Linien nicht ſtudiert haben, in dem ganzen Geſichte des Menſchen nicht leſen werden.

45.

Man bemerke beſonders die
Menge —
die Lage,
die Geradheit oder Verworrenheit,
die Parallelität — oder Nichtparallelität —
der Stirnlinien —

genau. Mathematiſch genau müſſen dieſe Linien nachgezeichnet werden. Eine Beugung, Näherung, Entfernung, ſo gering ſie ſcheinen mag, verändert gar ſehr den Charakter, und führt den wahren Kenner irre.

46.

Ich komme von der Stirn natürlicher Weiſe zu den Augenbraunen — dieſem abermals von den Antiken größtentheils vernachläßigten Theile, der doch von ſo entſcheidender Bedeutung iſt, — ſowohl in Anſehung der Form als der Dichtigkeit, und der Lage, — man mag dieſe letztere gegen das Ende der Stirne meſſen, oder gegen die Augen ſelbſt betrachten.

47.

Die eigentlich männlichen, männlich genannten Augenbraunen ſind gemeiniglich dichter, als die weiblichen, und liegen den Augen viel näher.

Sie ſind gemeiniglich weniger gebogen und horizontaler, als die weiblichen.

48.

Man bemerke beſonders an den Augenbraunen, nebſt der Form und Lage, — die Lage der einzelnen Härchen, ihre Parallelität oder Nichtparallelität, ob ſie dachförmig oder locker, gedrängt und ununterbrochen, oder unterbrochen und kahl ſind.

Gedrängtheit, Dachförmigkeit, Regelmäßigkeit, Reichhaltigkeit. Beſchattendes Vorſtehen ſind immer Zeichen männlicher, vernunftreicher, ernſter, beſonnener, großer Charaktere, obgleich es unzählige vernunftreiche, ernſte, große Charaktere giebt, deren Augenbraunen den Charakter dieſer regelmäßigen Gedrängtheit nicht haben.

49.

In Anſehung der Augenbraunen iſt noch folgendes zu bemerken:

a) Sind die Haare daran verworren, ungleich laufend in ihrer Lage?

b) Giebt es einzelne oder mehrere hervorſtehende?

c) Sind dieſe ſehr gerollt? oder laufen ſie regelmäßig vor?

d) Haben ſie genau die Farbe des Haupthaares und Barthaares?

e) Sind ſie ſchwer oder leicht beweglich, nämlich die ganzen Augenbraunen. — Von dieſer Leicht oder Schwerbeweglichkeit hängt ſehr viel ab.

Ein Wort von dem Auge.

50.

Daß ſehr viel von der Seele des Menſchen in dem Auge liege, das weiß jedes Kind, wie jeder Künſtler; — daß aber in der Form, dem bloßen farb- und lichtloſen Umriſſe des

Auges — nicht minder, ja wohl noch mehr liege, als in der Farbe und dem Feuer, das weiß nur der Phyſiognomiſt.

51.

Wenige Mahler, Zeichner, Bildhauer verſtehen ganz richtig, das iſt, den unveränderlichen Naturgeſetzen gemäß, ein Auge, ſey es von vorne oder im Profile, zu zeichnen. Man durchgehe in dieſer Abſicht einmahl die berühmteſten Porträts eines Hohlbeins ſogar, der doch ſonſt ſo treu an der Natur hing, — eines Vandyks ſogar, der doch ſo viel Seele in das Aug brachte, — eines Nanteuils ſogar, deſſen Augen doch ſo zauberhaft ſind. — — Der wahre Phyſiognomiſt, Naturerkenner, Augenſtudierer wird nicht nur Fehler darin entdecken, wird darthun können, daß ſie die Augen nicht gründlich ſtudirt haben, das heißt, daß ſie die Regeln nicht zu kennen ſchienen, welche die Natur ſowohl in der allgemeinen Bildung derſelben, mithin, bei allen unabänderlich, — und die nicht, welche ſie in ihren Veränderungen — nicht minder unabänderlich befolgte.

52.

Und hier muß ich wieder einen unbeliebigen Ausfall thun, — auf die Antiken. Soviel ich die Augen der meiſten, ſowol von vorne als von der Seite betrachtet — ſo bin ich in der mir, Verehrer der Alten wehthuenden Ueberzeugung geſtärkt worden, daß ſie das Aug nie eigentlich ſtudiert, ſondern größtentheils etwas, das Aug repräſentirendes, ſtatt des Auges hingeſetzt haben. — Man betrachte nur ihre Augenwinkel — und die Umriſſe ihrer Augen und die Augendeckel; — aller Nebenzüge, die ſich an allen und jeden Augen befinden, und nothwendiger Weiſe befinden müſſen, und die ſie vernachläßigten, nicht zu gedenken. Ich erinnere nur an den ſchönen

Apoll und an die Niobe. — Die eigentliche Krankheit, die Epidemie der alten Künſtler, eine gewiſſe nicht natürliche Einfalt und Großheit zu ſuchen, flößte ihnen eine adelſtolze Verachtung der in ihren Augen Ahnen-loſen Natur ein.

53.

Ich mögte allen und jeden Künſtlern zurufen: „Studirt eine Woche lang nur das Aug; zeichnet nichts, als „Augen — und Einen ganzen Tag nur Ein Aug — aber „genau, ganz genau — unübertrefflich genau, nichts, als „Ein und daſſelbe Aug — mit allen ſeinen Theilen, Nuanzen, Schweifungen, Nebenſachen — und bemerkt und „bezeichnet beſonders mit möglichſter Genauigkeit —

a) Den Umriß des Augendeckels, wie er bei offenem Aug auf dem Augapfel erſcheint.
b) Die Höhe und obere Schweifung des Augendeckels.
c) Das Vorſtehen deſſelben über dem Augapfel werde genau bemerkt.
d) Das, was am Ende deſſelben über dem Augapfel hinausgeht — gegen die Seite des Ohres.
e) Die Winkel des Auges gegen die Naſe.
f) Die Beugung und Oeffnung des Augapfels.
g) Wieviel von dem Augſtern, der Iris, zum Vorſchein kommt.
h) Sodann die Falten hinten am Auge, die ſich aus dem Auglied und der hintern Augſpitze von ſelbſt ergeben.
i) Endlich die charakteriſtiſchen Falten, Höhen und Vertiefungen am untern Auglied.

54.

Vor allen Dingen aber ſoll der Künſtler die Augen zu klaſſifiziren wiſſen; Er ſoll genau wiſſen, wie viele Hauptklaſſen von Augen die Natur formirt — und ſoll jede Augesform, ſie mag ſo ſchön oder berühmt heißen, als ſie will — vorübergehen, und als eine Sünde gegen die unverletzlichen Gebote der heiligen Natur anſehen, welche in keine Klaſſe der von der Natur allein formirten Augen gehört.

55.

Soviel ich bisher bemerken konnte, laſſen ſich, im Profile — alle Augen in drey Hauptklaſſen abtheilen. Wofern wir, um die Beobachtung zu erleichtern und zu vereinfachen, nur bei dem obern Auglied, welches den Fundamentalcharakter des Auges und des Menſchen bezeichnet, ſtehen bleiben wollen.

A. In geſchweifte.

B. In geradlinigte oder geradlinigt-ſcheinende.

C. In bogenförmige.

Wir ſprechen nämlich von der Linie, welche das obere Auglied auf dem Augapfel formirt.

56.

Die erſte, weit aus gemeinſte Klaſſe dieſer Linien, iſt die geſchweifte, die freilich, eben weil ſie die gemeinſte iſt, und weil die Natur vor aller wahren Gleichheit einen Abſcheu hat, am meiſten nuanzirt iſt. —

Der Künſtler muß die Unterordnungen dieſer mannichfaltigen Schweifungen ſelbſt ausſuchen, — genau zeichnen, numeriren, klaſſifiziren — und ſcharf nachſehen, welche Auglieder und Augenarten immer mit dieſen Linien verbunden ſind.

57.

Die zweite Klaſſe machen die geradlinigten oder geradlinigſcheinenden aus. Wir wiſſen es ſchon, daß die Natur alle gerade Linien in ihren Organiſationen abhorrirt. Sprechen wir alſo von geradlinigten, ſo ſprechen wir von ſolchen, die es zu ſeyn ſcheinen — und ſolche giebt es nicht wenige, ſo fern ſie nämlich nur im Profile betrachtet werden — Sie ſcheinen dann ſcharf angezogen, gehen merklich über das Ende des Augapfels hinaus; und haben faſt immer ſchmale, beinahe parallele Auglieder.

58.

Die dritte, ſeltenſte Klaſſe iſt die bog[illegible]linigte — ohne alle Schweifung oder Nuanze. — Dieſe iſt nur bei großen. vorzüglichen, feſten, determinirten Charaktern zu finden. Sie ſetzt faſt immer große Augen voraus, hat dicke Augenlieder, an denen ſich der Boden leicht ſehen läßt. Dieſe Sichtbarkeit des Bogens des obern (und untern) Augliedes an den Bogenaugen beſonders giebt dem Auge einen phyſiognomiſchen und pittoresken Charakter von großer und ſchöner Bedeutung. — Sie wird aber gemeiniglich in den Copieen unverantwortlich vernachläßigt.

59.

Ohne auf die Benennungen, die ich gewiſſen Linien oder Zügen zu geben pflege, den mindeſten Werth zu legen, weil ſie nur für mich und mein Gedächtniß was Erleichterndes haben, — ſag' ich nur, um dem Künſtler, der dieſe meine Bemerkungen benutzbar finden mag, einen Wink zu eigner näherer Prüfung zu geben, daß ich die erſte Klaſſe, oder die der geſchweiften Linien — weibliche, die der geradlinigten Künſtleraugen, und die mit Bogenlinien — Heldenaugen nenne.

60.

Von der Naſe nun auch ein Wort:

Bemerkt, wie ſchon geſagt, zuerſt

den Uebergang von der Stirn zur Naſe, oder die Naſenwurzel. — Wie dieſe, ſo die Naſe.

Bemerket ferner den Umriß des Naſenrückens, im Profile betrachtet. — Iſt er gebogen (convex) hohl, — oder kann er zu den geradlinig (ſcheinenden) gezählt werden? — Kleine Nuanzen abgerechnet, — hat er keine Haupterhöhung? keine Hauptvertiefung?

Sodann bemerkt beſonders den Naſenrücken, ſeine Beſtimmtheit oder Unbeſtimmtheit, ſeine Breitheit oder dachförmige Geſchärftheit, — ſeine Parallelität oder Nichtparallelität.

61.

Man bemerke beſonders den Knopf der Naſe, und die kleinen eckigten Umriſſe deſſelben. Dieſe allein ſind oft für den feinſten, geiſtigſten Verſtand ſchlechterdings entſcheidend. Man ſtümpfe ja, aus Antikiſierſucht und Idealiſierfieber nicht das Geringſte, wo möglich, keines Haares breit von irgend einer, etwas zu ſcharf ſcheinenden Ecke ab. — Man ſchneidet viel viel von dem Charakter des Verſtandes ab. O, wie wehe thut es dem Naturkenner und Phyſiognomiſten, wenn er dieſe ſo bedeutungsvollen Nuanzen einem erträumten Schönheitsgeſetze, das man ſo willkührlich wie möglich angenommen hat, aufopfern ſieht.

62.

Von dem Naſloch ſagt' ich ſchon oben ein Wort. — Doch nöthig iſt, noch beizufügen, daß die Beugung, Schweifung, Offenheit oder Verſchloſſenheit wohl zu bemerken iſt — und beſonders die Spitzheit oder Stumpfheit ſeiner beiden Enden — auch die Lage deſſelben, ob ſie aufwärts oder abwärts gehe, oder im ganzen genommen, horizontal ſey? Gemeine Menſchen ſind, wie die größten, Schwachköpfige, wie die Genies dem Kenner ſchon allein durch die Form, die Gröſſe, die Zeichnung des Nasloches entſcheidend kennbar.

63.

Wie vieles iſt noch über die Naſe zu ſagen?

Wie viele Fragen, die der Künſtler zu beantworten hat, ſind Ihm vorzulegen?

Zum Beiſpiele:

a) geht der Naſenknopf aufwärts? — und welche Naſen und Oberlippen ſind allemal mit dieſem ſtumpfen Aufwärtsgehen des Naſenknopfes verbunden?

b) geht der Naſenknopf abwärts? — und welche Naſen und Lippen ſind allemal mit abwärts ſinkenden Naſenſpitzen verbunden?

c) hat der Naſenknopf eine horizontale Richtung? — und was iſt mit dieſer Richtung für eine Naſe, Naſenwurzel, Nasloch und Oberlippe verbuhden?

64.

Ich hab' es in der Phyſiognomik geſagt, und täglich beſtätigt ſich meine Erfahrung. — „Nichts entſcheidet mehr für „die Kraft oder Schwäche, die Rohheit oder Geiſtigkeit, „die Zärtlichkeit oder Härte eines Charakters, wie die Naſe!"

Wer dieſe nicht ſtudieren will, der ſpricht der Natur Trotz; wer dieſe vernachläßigt, — der vernachläßigt etwas ſehr weſentliches an dem menſchlichen Geſichte. Dieſe muß in dem Kunſtwerk, das bedeutend ſeyn ſoll, eine Hauptrolle ſpielen, — denn die Naſe iſt das Mittelding, der Zuſammenfluß, die Summe der Stirn und des Untertheils des Geſichtes.

65.

Von den Lippen — wie vieles iſt zu ſagen?

Allerförderſt von den uneigentlichen Oberlippen, (die ich das Pallium oder den Zahnmantel nennen mögte.)

„Sind ſie lang?" — Wie die Längen, ſo die Kälte und Schwäche.

„Sind ſie ſehr konkav?" — Wie die Konkavität, ſo die feinere Sinnlichkeit und Wollüſtigkeit.

„Sind ſie konvex oder bogenförmig?" — Wie ſie das ſind, ſo ſind ſie gutmüthig und blöde, furchtſam, — ununternehmend.

„Sind ſie einwärtsgehend gegen die Oeffnung des Mundes? mithin oben gegen die Naſe vorgehend?" ſo ſind ſie gut, weichlich, imaginationsreich, ſanguiniſch.

„Sind ſie oben bei der Naſe hineingehend, hervorſtehend bei dem Munde?" — ſo ſind ſie melancholiſch, zum Geiz und Argwohn geneigt.

66.

Von den Lippen ſelbſt. —

„Steht die eigentliche Oberlippe vor, — und iſt dies Vorſtehen ein Zeichen von Sanftmuth und Güte?

„Läuft die Oberlippe mit der Unterlippe gleich oder perpendikular?"

„Steht die Unterlippe vorwärts?

„Iſt die Mittellinie zwiſchen beiden Lippen beſtimmt oder unbeſtimmt? Scharfeckig oder ſanftgeſchweift?"

„Gehn die Enden ober ſich, oder nieder ſich? Oder hat die ganze Mittellinie, der Schweifung ungeachtet, ein horizontales Anſehen?"

„Sind die Zähne von den Lippen in Ruhe ganz oder halb bedeckt?

Alles dies ſollte man ſich erſt fragen, und beſtimmt beantworten, ehe man den Finger regt, die Lippen zu zeichnen.

67.

In Anſehung des Kinnes iſt zu bemerken:

a) das uneigentliche Kinn, ehe der untere Knochen ſich anhebt, von dem Ende der Unterlippe an; deſſen Hölung, Geradheit, oder Schärfe, oder Geſchweiftheit.

b) Beſonders, wenn einer iſt, der Einſchnitt zwiſchen dieſem Obertheil und dem Untertheil.

c) Die Rundung und Form des eigentlichen Kinnes;

1) ob es über den Obertheil vorſtehe?

2) ob es mit demſelben gleich laufe?

3) ob es zurückſtehe.

Man könnte das hervorſtehende Kinn das männliche,
Das gleichlaufende oder perpendikuläre das ſchwache,
(das Zwitter.)
Das zurückgehende, das weibliche Kinn nennen.

d) Endlich iſt zu bemerken das Untertheil des Kinnes, das ſich zum Halſe herabſenkt, und für den Kenner beſonders ſprechend — und ſehr oft für Sinnlichkeit, Talent, vorzüglich muſikaliſches, und Beredſamkeit ſehr entſcheidend iſt.

68.

Auch die Kinnlade und ihre Beugungen, rundere oder ſchärfere Einſchnitte — und ihre Schweifung beſonders unter dem Ohre verdienen die genauſte Bemerkung des Künſtlers. Er darf nur einige Mahle die Form der Kinnladen bei ſehr klugen, geiſtigen, unternehmenden und großen Charaktere ſtudiert, und ſie mit denen der ſchwachen, furchtſamen, geiſtloſen verglichen haben — um die große Verſchiedenheit von beyden wahrzunehmen, — und für ſeine Kunſt äußerſt wichtig zu finden.

69.

Da ich keine Phyſiognomik ſchreiben mag, ſondern bloß die Abſicht habe, einem nachdenkſamen und geſchickten Künſtler einige Winke zu geben, worauf er beſonders ſein prüfendes Augenmerk richten ſoll, ſo will ich es hiebei bewenden laſſen, und nur noch einige vermiſchte Gedanken beifügen. Ich bin völlig überzeugt, der, welchem zu lieb ich dieſen, freilich nur flüchtigen Aufſatz entwarf, wird nichts ungeprüft auf mein bloſes Wort hin, annehmen; ſo wie ich dann auch überzeugt bin, daß Er alles ſeiner Prüfung würdigen, — und was Er unwiderſprechlich wahr finden wird, in ſeinem Geiſt aufnehmen, und die Ausſprüche, Geſetze und Regeln der Natur höher achten wird, als alle noch ſo geprieſenen, aber der unveränderlichen Natur widerſtrebenden Modemaximen der alten oder neuen Kunſt. Wahrheit wird Ihm, wie mir, über alles gelten.

70.

Ich füge dem Geſagten noch einige vermiſchte Bemerkungen oder Erinnerungen bei — ſo wie ſolche mir gleich in die Feder fließen.

a) Jeder Mahler, Zeichner, Künſtler — muß zwar eine ihm eigenthümliche Manier haben; aber keine Manier. — Seine Manier muß nicht Maniererey, Ziererey, vernunftloſe, naturloſe Manier ſeyn.

b) Jeder muß genau wiſſen, worin Er ſtark, mittelmäßig und ſchwach iſt, — und das, was Er als Schwäche erkennt, ja nicht zu einem Geſetze der Schönheit erheben — und Seinen Kunſtdefekt mit ſtarrſinnigen Behauptungen, daß nur das, was er leiſten kann, ſchön ſey, decken oder rechtfertigen wollen.

c) Eine andere Hauptlehre iſt: „Künſtler! Sey unpartheyiſch! Gieb jedem Theile, was jedem gehört! Dem Auge, was des Auges, dem Munde, was des Mundes iſt. — Lenke dich nicht mit partheiiſcher Vorliebe zur Ausarbeitung Eines, während dem, daß du einen andern Theil vernachläßigſt."

d) Ferner: „Studiere nichts ſo ſehr, wie die Harmonie aller Theile, — das Zuſammenſtimmende und Nichtzuſammenſtimmende, — das, was ſich immer, und das, was ſich nie zuſammen findet."

e) Eine andere Lehre: „Bringe in alle Geſichtszüge, die Falten der Stirne, die Perpendicular- und Horizontalfalten — in die Falten um das Aug und die Naſe — nur Einen und denſelben Charakter, nur Einen Moment; nicht ſucceſſive, zu gleicher Zeit nicht mögliche Momente."

f) Noch Eins: „Verbinde alles mit allem. — Nichts ſey iſolirt, ſtatüenhaft — für ſich allein ſtehend. Alles an derſelben Figur ſey zuſammenpaßlich — und die ganze Figur ſey zuſammenpaßlich mit allem, was ſie umgiebt!"

g) Such' in jedem Meiſter und jedem Werke das Wahre, das Gute, das Eigenthümliche auf, und ſage dir beſtimmt, in ausdrücklichen Worten, warum du es gut, natürlich, vortreflich findeſt.

h) Und ſo mit dem Fehlerhaften. „Was iſt fehlerhaft, und warum nenn' ich es fehlerhaft? Worin weicht es von Wahrheit und Natur ab?

i) Laß nie, auch die berühmteſten Urtheile dich beherrſchen. — Was wider Wahrheit und Natur iſt, laß dir nie als gut und ſchön aufdringen.

k) Gemeiniglich iſt in allen, auch den ſchwächſten und ſchiefſten Urtheilen der Kenner und Nichtkenner etwas wahres. — Das Schiefe, Dumme, Nichtkennerſche halte ja den Künſtler nie ab, das Wahre und dem allgemeinen Menſchentakt und Wahrheitsſinne gleichſam ſchnell erkennende Urtheil zu prüfen und zu benutzen. Ich habe von den dummſten Urtheilen über meine Predigten ſo viel als von den weiſeſten gelernt.

l) Wo er, der Künſtler, etwas Gutes wahrnimmt, auch in dem ſchlechteſten Kunſtwerk — er hebe es heraus — er ſage ſich beſtimmt, warum dieß gut, wahr oder ſchön genennt zu werden verdiene? — Nichts iſt gemeiner, und meines Bedünkens, unvernünftiger, als gemeine fehlervolle Werke mit totaler Verachtung anzuſehen, oder unangeſehen, vorüberzugehen. Nicht nur läßt ſich von ihren Fehlern lernen dieſelben Fehler auszuweichen, jeder hat doch was eignes, was, worin es ihm beſonders gelang; was, was Stoff zum Nachdenken giebt. Mengs und Geßner verweilten oft bei mittelmäßigen Werken und lernten manches daraus, das mittelmäßige Genies unbenutzt verachteten.

m) Wie unausſprechlich viel läßt ſich aus den meiſtverachteten Gemählden und Kupferſtichen eines Lukas von Leyden, eines Albrecht Dürers, eines Sebald Böſens und anderer von geſchmackvollen Künſtlern weggeworfenen Kunſtwerken, lernen. Der Mangel an Geſchmack ſchrecke nie einen Mann von Geſchmack von ſolchen Werken weg — ſo wenig der täuſchende geiſtloſe Geſchmack in ſo

manchen

manchen neuern Werken der Franzoſen und Engländer, die dem wahren Künſtler Mitleiden abnöthigen, — unbenutzt angeblickt werden ſoll.

n) Der Künſtler kann ſich nicht genug in phyſiognomiſchen Entwürfen, die bloß phyſiognomiſch ſind, üben. — Aber er ſoll bei jedem Entwurfe einen beſtimmten Zweck haben, — bei jedem ſich ſagen: „das will ich! den Charakter, die Gemüthslage, die Leidenſchaft will ich darſtellen." Er frage ſich genau, — „wie erſcheinen in derſelben Augen und Augenbraunen? Naſenflügel? Stirn und Wangenfalten? welche Züge müſſen nothwendig, und welche können alsdann durchaus nicht zum Vorſchein kommen? Welche Bewegungen können zugleich neben einander, und welche nicht zugleich wahrgenommen werden?"

o) Und wenn er bloß, ohne ſich dieſe Frage vorzulegen, fantaſieren und Entwürfe machen will, ſo mache er ſie, aber dann — ſtudiere er ſie, und frage ſich: „Welche Züge ſind nun von beſtimmter, entſcheidender Bedeutung? welche ſind unter ſich harmoniſch? welche könnten ohne Schaden des Charakters wegbleiben? welche ſollten verſtärkt werden? welche dürften ſanfter und minder hervorſtechend ſeyn?"

p) Wenn er Porträte, oder hiſtoriſche Kunſtſtücke durchgeht — und gewiſſe Köpfe ihn entweder ſehr, oder gar nicht frappiren, — ſo verweile er bei beiden; hebe die Grundlinien heraus, und ruhe nicht bis er ſich die Gründe der Bedeutſamkeit oder Unbedeutſamkeit klar anzugeben weiß. Er ſchreibe ein charakteriſtiſches Wort unter jede ſolche Grund-Lineamentirung, damit er ſie ſich recht tief einpräge.

71.

Nach dieſen vermiſchten Bemerkungen und Winken, die ich ſelber in meinem phyſiognomiſchen Studium täglich befolgt habe und noch befolge, — und von deren Nutzbarkeit ich durch unzählige Erfahrungen überzeugt bin, — wag' ich es noch ein Paar Worte, — freilich nicht detailliert genung, nicht mit Beiſpielen belegt — in Anſehung der Antiken zum Beſchluſſe beizufügen, mit der vorangehenden aufrichtigen Verſicherung, daß, dieſer paradoxen und warnenden Aeußerungen ungeachtet, kein größerer Bewunderer derſelben ſeyn kann als ich. — Aber eben weil ich ſie ſo ſehr bewundere, ſo iſt mir das unleugbar Fehlerhafte, oder, wenn man lieber will, Mangelhafte, um ſo viel auffallender und anſtößiger, und ihre blinde Nachahmung, die dann größtentheils doch eine Art von Karrikatur iſt, deſto unerträglicher Ich lege das furchtloſe Bekenntniß ab, daß ich kaum Einen von Rom gekommenen Künſtler kenne, er mogte durch ſeinen Verſtand noch ſo groß, und durch ſeine Kunſt noch ſo vortreflich ſeyn, den Rom und das Studium der Antiken — nicht, wo nicht verſchraubt, doch mißleitet, und von der, immer dieſelben Geſetze genau befolgenden Natur abgeführt haben. Sie hatten einen gewiſſen großen, vornehmen Ton angenommen, — dem man einen gewiſſen Geſchmack, und ein frappantes Weſen nicht abſprechen, dem man aber auch nie von ganzem Herzen Beifall geben — mit dem kein geſunder natürlicher Menſch, der bloß ſeinem Takte folgte, ſympathiſieren konnte.

72.

Ein Hauptfehler der Antiken iſt, daß man, Kleidung und Kopfſchmuck weggerechnet, oft nicht weiß, was Mann oder Weib iſt, — wenn man die Köpfe allein betrachtet. — Hermaphroditen, als ſolche — mögen ſie, als poetiſche, oder wirklich geglaubte Weſen — gebildet haben; wider dieß kann niemand etwas einwenden. Aber dann ſollten ſie auch ſolchen Gebilden nicht einen beſtimmten Manns- oder Weibsnamen geben.

73.

Die Natur ſchafft keine Hermaphroditen; — Geſichter, Köpfe, Stirnen, die weder männlich noch weiblich ſind, ſind unnatürlich und unwahr und gegen alle Geſetze, nach welchen menſchliche Köpfe gebildet werden.

Die Natur hat beſondre Regeln, nach denen ſie männliche Schädel bildet. Es ſind dieſelben, nach welchen ſie alles männliche an menſchlichen Körpern bildet.

Andre Regeln befolgt die Natur in Bildung weiblicher Körper; — dieſe Regeln ſind in der Geſichts- und Stirnform ſo unverkennbar, als in der übrigen Bildung.

Sie bildet nach derſelben Regel den Schädel und die Bruſt des Weibes; ſie giebt keiner weiblichen Bruſt eine Mannsſtirn, und keiner Mannsſtirn eine weibliche Bruſt.

Dieſe Homogeneität, Gleichförmigkeit, Unzuſammengeſtücktheit, Ganzheit macht den unterſcheidenden Charakter aller ſchönen Naturprodukte aller unverdorbenen Menſchen-Organiſationen aus. — und dieſer Charakter ſcheint mir in den Köpfen der berühmteſten alten Meiſterſtücke der Kunſt größtentheils zu fehlen; obgleich ich gar nicht läugne, daß eine gewiſſe große Ganzheit an denſelben — was Bezauberndes hat.

Was unnatürlich und unwahr iſt, das kann nie ſchön ſeyn, inſofern es natürliche Schönheit darſtellen ſoll

Vielweniger das, was allen Geſetzen der Natur entgegen iſt, und wenn es von Phidiaſſen, Raphaels, — ja von Engeln ſelbſt verfertigt worden wäre. Namen und Ruhm täuſchen ſchwache, undenkende Köpfe, — aber gewiß keinen Prüfer.

Alles was zu kalter Steifheit leitet, iſt weder natürlich, noch ſchön.

Je mehr Leben und Lebensäußerung in ein Bild gebracht werden kann, deſto allgefälliger und ſchöner iſt es.

Selbſt die ſtillſte Ruhe wird nur dadurch ſchön, daß ſie eine große, kraftreiche Lebensfülle ſehen, oder ahnen läßt — und dieſe, man verlache meine Verſtandloſigkeit, oder Gefühlloſigkeit — vermiſſe ich in den Apollen und Nioben, den Venuſſen und Antinouſſen.

Wer die Alten zum Muſter wählt, und ſeinen lebendigſeynſollenden Figuren das Statüenhafte, welches an Statüen, als ſolchen, allenfalls noch zu dulden wäre, giebt, der wird wohl einige verſchraubte nachſprechende Halbkenner zu einer gezwungenen modiſchen Bewunderung bewegen können, aber ſicherlich nie den herzlichen Beifall wahrer Kenner erhalten.

Was die kleinſinnige Kunſt der harten Zeichner — zu ängſtliches und ſklaviſches hat, das hat die große Manier der Antiken zu freyes und zu leeres. — Beiden Extremen weicht der wahre Künſtler, der geſchmackvolle Schüler der Natur aus. — Er entfernt ſich gleich weit von der Karrikatur — und von einem großſeynſollenden Ideale, das nach den Geſetzen der lebendigen Natur nicht exiſtieren kann.

Das (πρωτον ψευδος) Fundamentalirrſal iſt, meines Bedünkens — wie in der Philoſophie, ſo in der Kunſt, daß man Abſtraktionen, allgemeine Begriffe — als Realitäten, Wirklichkeiten, oder darſtellbare Möglichkeiten angeſehen hat. Es iſt nicht auszuſprechen — wie allgemein verderblich dieſer Wahn in der Philoſophie — und in den Werken der Kunſt und des Geſchmacks iſt. Es giebt, ſag' ich mit Zuverſicht, kein Abſtraktum, und ſoll keines geben; keines in der Natur, keines in der Kunſt — Keine Tugend, nur Tugendhafte; keine Weisheit, nur Weiſe; keine Gelehrſamkeit, nur Gelehrte; keine Macht, nur Mächtige. — So giebts keine ſchöne ideale Menſchheit, ſondern nur vorzüglich ſchöne Menſchen; keinen Baum, ſondern nur Bäume u. ſ. w. — Wer einen Baum macht, ſoll einen beſtimmten Baum machen, freilich den ſchönſten, den er machen kann, aber man müſſe wiſſen können, was es für ein Baum iſt. — Wer einen Menſchen mahlt, oder bildet, der mache einen Mann oder ein Weib — und zwar von beſtimmten Charakter, ſo ſchön er wolle, nur daß man genau ſeine Individualität kenne, und ſeine Meinung und Beſtimmung wiſſe. — —

Ich erinnere Sie hier nur noch im Vorbeigehen an das, was ich Ihnen über den Apollo Muſagetes, wie Sie ihn nannten, aus dem Juſtinianiſchen Pallaſt, ſagte. — Nach meiner Empfindung iſt er weder Mann noch Weib; — und was iſt er denn? Ein Unding! — Hermaphrodit! Eunuch? was?

Ich bitte Sie, mein Herr Macco, dieſem nachzudenken — und dem Strome vernunftloſer Vorurtheile zu widerſtehen, und keinen für weiſe zu halten, der nicht weiß, was er eigentlich will, und wollen ſoll. —

74.

Uebrigens werden Sie mir, einem Profanen, der die Augenblicke zu ſolchen Bemerkungen gleichſam nur ſtehlen, und alſo ſehr vieles, was hieher gehörte, unberührt laſſen muß, verzeihen, daß ich über gewiſſe Kunſtideen, mein Herz furchtlos in Ihren Schooß ausgeſchüttet habe. — Wie gern hätt' ich, wenn es meine Muße geſtattete, noch ein groſſes Kapitel — über Raphael und Raphaelismus, oder Raphaeliſterei — beigefügt, — Doch genug, und vielleicht mehr als genug an dieſem.

Zürich, den 21. December 1797.

Johann Caſpar Lavater.

V.

Die Baiern.

Ein Volksgemälde.

Baiern, dieſes von der Natur ſo vorzüglich ausgeſtattete Land, bietet, auch in Hinſicht auf ſeine **Bewohner**, dem Menſchenforſcher reichhaltigen Stoff zu Beobachtungen dar. Man lernt ſo verſchiedenartige kleine Völkerſchaften kennen, die ſich durch körperliche Bildung, Geſchmack, Kultur und Sitten auffallend unterſcheiden. Anders leben; handeln und ſprechen die Bewohner des flachen Landes; anders die Bewohner der Alpen Thäler an den Grenzen Tyrols. Ja jedes Thal hat ſeine eigene Mundart, Trachten und Gebräuche. Demungeachtet hat die ganze Menſchenmaſſe etwas homogenes und übereinſtimmendes, welches ſie zu dem Titel eines eignen Volks berechtigt, das ſich durch beſondere charakteriſtiſche Züge von ſeinen Nachbarn auszeichnet, und doch, vermöge des allgemeinen Charakters, an die große Deutſche Nation anſchließt.

Mit wahrem Vergnügen und unter den mannichfaltigſten Genüſſen angenehmer Empfindungen hat der Verfaſſer dieſes Gemälde aus den richtigſten und bewährteſten Quellen zuſammen getragen, verglichen und geordnet; und wünſcht die übrigen Völkerſchaften unſers deutſchen Vaterlandes in der nämlichen Art bearbeiten zu können, um einſt im Stande zu ſeyn, ein vollſtändiges Volksgemälde der ganzen **Deutſchen Nation** zu entwerfen, ehe ſie vom Druck der Zeit und der Umſtände verwiſcht, aus der Reihe der großen Nationen Europens, worauf ſie **jetzt** noch Anſprüche machen kann, verdrängt wird, und ihre nationellen Eigenthümlichkeiten mit den Sitten ihrer Nachbarn gänzlich verwechſelt.

1. Körperbau.

Ein ſtarker, dauerhafter Körper, ein geſundes, vollwangiges Anſehen, und ein feſtes, kernhaftes Fleiſch iſt, im Ganzen genommen, ein charakteriſtiſcher Antheil der Baierſchen Nation. Faſt durchgängig ſind ſie aber nur von mittelmäßiger Größe. Kraft und Geſundheit, ſehr oft mit hoher Schönheit gepaart, ſpricht aus allen ihren Zügen. Die jungen Burſche haben etwas jovialiſch kühnes und heiteres in ihren Zügen, vorzüglich in den Gegenden von Regensburg, Erding und Straubingen, letztere gelten im ganzen Lande für die wohlgewachſenſten, muthigſten und unternehmendſten. **Pezzl** will zwar behaupten, daß der Körper der Baiern von dem ſtarken Biere, das ſie in Menge zu ſich nehmen, dick, aufgedunſen und ſchwammigt ſey. **Nicolai** ſtimmt damit überein, verſichert aber dabei, daß in dieſen dicken Körpern Kraft ſey, denn ihr Gang ſey ſelten watſchelnd und hin und her ſchwankend, wenn gleich der Körper unbehülflich ſcheine. Ihre Muskeln ſind alſo derb *) **Riesbeck** ſcheint dieſer Behauptung geradezu zu widerſprechen. „Man findet, dies ſind ſeine eigenen Worte, ſehr viele **ſchlanke** und

---

*) **Pezzl** Reiſe durch den Baierſchen Kreiß. Salzburg und Leipzig. 1784. 8. S. 26.

Nicolai Reiſe durch Deutſchland. Theil 6. S. 75.

wohlgebaute Männer, die man in jedem Betracht ſchön heißen kann.“ Beide haben Recht, — Pezzl, wenn er von Männern in geſetzten Jahren ſpricht, und Riesbeck, wenn er junge Männer meint. Ohne dieſe Vorausſetzung würde Letzterer mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſtehen, denn er ſetzt, einige Zeilen weiter, das Eigenthümliche der Baiern in einem runden Kopf, einem ein wenig zugeſpitzten Kinn, einem dicken Bauch und bleicher Geſichtsfarbe. — „Es giebt, fährt er fort, mit unter die drolligſten Figuren von der Welt, mit aufgedunſenen Wänſten, kurzen Stampffüßen und ſchmalen Schultern, (dies widerſpricht den Behauptungen aller übrigen Reiſebeſchreiber —) worauf ein dicker, runder Kopf mit einem kurzen Hals ſehr ſeltſam ſitzt, und in dieſe Form pflegt gemeiniglich der Baier zu fallen, wenn er mehr oder weniger Karrikatur ſeyn ſoll.“*) Es iſt bekannt, daß der reiſende Franzoſe, wie Riesbeck ſich nannte, die Wahrheit ſehr oft ſeinem Witze aufopferte. Vielleicht hatten einige Figuren der Art das Schickſal, ihm in den Wegzu treten, und dadurch Veranlaſſung zu einem ſo vorſchnellen Urtheil über alle Baiern zu geben. Man weiß ja, daß der beſte Reiſebeſchreiber in dieſen Fehler verfallen kann. — So viel bleibt ausgemacht, daß der Baier in gewiſſen Jahren von dem häufigen und oft unmäßigen Biergenuß vollwangiger und aufgedunſener wird. Auch der Vorwurf, den Pezzl den Mannsperſonen macht, daß ſie häufig kurze Schenkel und Beine haben, mag wahr ſeyn, und hat wahrſcheinlich ſeinen Grund in dem ſchwammigen, herabhängenden Bauche. Die rothen Backen ſind unter den Männern in Baiern etwas ſeltner, wie in Schwaben, eine natürliche Folge des Wein- oder Bier-Genuſſes, denn letzteres giebt einen braunen Teint.

---

*) Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland. Band 1. S. 100.

An der Grenze von Tyrol, in Ober Baiern, ſagt Gercken, iſt Bildung und Wuchs gleich traurig; Pezzl dagegen behauptet: dort ſind die Menſchen länger vom Körper als auf dem flachen Lande. *) Da aber keiner von beiden in den ſüdlichen Gegenden Baierns geweſen iſt, ſo haben ſie keine Stimme. Was beide vom Hörenſagen hatten, haben andere genauer unterſucht. Von den Bewohnern der weſtlichen Theile Baierns, an der Oeſtreichiſchen Grenze, giebt Nicolai uns Nachricht. Er fand wirklich die Menſchenart weniger ſchön. Die Weiber ſahen meiſt alle gelb aus, und waren mehr häßlich als ſchön. Die Männer haben einen ſtarken Knochenbau, ſehen derb und ſubſtantiell und etwas mißmüthig aus. Je mehr man ſich aber München nähert, je ſchöner, heiterer und geſprächiger werden die Menſchen. **)

Die Gebirgs- und Alpen-Bewohner im ſüdlichen Theile Baierns ſind groß, breitſchulterig, wohlgebaut, und nerviger noch als die Bewohner des flachen Landes und ſehr heitern Geiſtes. Ihre Geſichtsfarbe iſt eine geſunde bräunliche Röthe, die durch ein dunkelbraunes Haupthaar gehoben wird. Sie ſehen kraftvoll aus, und haben meiſt große, offene freie Augen und ein volles Geſicht, das Gepräge der blühenden Mannheit. Kurz, männliche Schönheit ſcheint vorzugsweiſe ihr Eigenthum zu ſeyn. ***)

---

*) Gercken Reiſen. Th. 2 S. 166 Und Pezzl. S. 151.

**) Nicolai Th. 6. S. 491 497.

***) v. Paula Schrank Reiſe. München 1793. Vorrede.

Das ſchöne Geſchlecht verdient in Baiern dieſes Prädikat in aller Hinſicht, und iſt; nach dem Geſtändniß der Inn- und Ausländer, hübſcher als in den meiſten deutſchen Provinzen. Nicht leicht wird man irgendwo die Mädchen an Wuchs und Bildung ſchöner und eine friſchere Farbe finden. Ganz vorzüglich rühmt Gercken *) die rothen, blühenden Wangen der Paſſauerinnen, und vorzugsweiſe wieder der dortigen Bürgerstöchter und Dienſtmädchen. Selbſt unter den Bäuerinnen ſoll es ſehr ſchöne Geſichter geben, die, nach ſeiner Meinung, manche vornehme, ihrer Schönheit wegen hochgeprieſene Dame beſchämen würden, wenn ſie modern und geſchmackvoll angezogen wären. Dennoch ſcheinen die kurzen Röcke und Taillen dieſer Baierſchen Schönen unſern Reiſenden, z. B. einem Nicolai und Gercken nicht übel gefallen zu haben, denn beide ſind wegen der kurzen Röcke einerlei Meinung. Auch verſichert Gercken, von dem der Verfaſſer aus Privatnachrichten weiß, daß er das Studium des ſchönen Geſchlechtes nicht ganz vernachläßigt habe, daß die Baierinnen ein gewiſſes Etwas beſäſſen, was die Kunſt mit aller ihrer Schminke nicht geben könne. Die lüſternen Wiener wiſſen dieſes auch zu ſchätzen, denn ſie holen die Baierſchen Nymphen, vorzüglich die Paſſauerinnen, die ihre Reize durch eine intereſſante Kleidung noch mehr zu heben wiſſen, ſich gern dorthin, und gebrauchen ſie zu Stubenmädchen und Kellerinnen. — Man will uns überdies verſichern, daß die Baierinnen, beſonders die Kellerinnen in den Städten darin excelliren ſollen, ihre Körperſchönheit durch einen vortheilhaften Anzug zu heben. Die

---

*) Th. 2. S. 63. 64.

Paſſauerinnen ſind voll, ſchön und hingebend, nur fehlt es ihnen etwas an Geiſt. *) Die Mädchen in Straubingen ſind durchgehends ſehr ſchön; etwas weniger ſtark und etwas mehr geiſtreich. Die Münchnerinnen haben zwar nicht ſo durchweg die majeſtätiſchen Adlers-Naſen, wie die Mädchen in Paſſau, aber ihre Phyſiognomien ſind doch ſehr intereſſant, und haben mehr Abwechſelung. Auf ihren Wangen blühen Lilien und Roſen. München iſt der Haupt-Sammelplatz der Schönheiten, wovon der Aufenthalt des Hofes, eines zahlreichen Adels und die große Freiheit in phyſiſchen Genüſſen die Urſache iſt, ſo daß eine Menge junger Mädchen dahin ſtrömt, um dort mit ihrer Schönheit zu wuchern. Daher findet man in München in allen Volksklaſſen, von der höchſten bis zur niedrigſten, vollendete Schönheiten, und nicht leicht ſoll man auf einen Haufen ſo viele ſchöne Weiber und Mädchen beiſammen finden. **)

Die Baierſchen Landmädchen ſind größtentheils kleine, kurze, dicke Weſen mit rothen Backen, die von Geſundheit und Frohſinn ſtrotzen, und ſich wie im Paradieſe befinden, wenn ſie Sonntags ihren Schatz Vormittag nach der Kirche, und Nachmittag auf den Tanzboden begleiten können. Rieſbeck verſichert Bauermädchen geſehen zu haben, ſo zart an Farbe und Fleiſch, als wenn die Sonne durchſchiene. Sie ſind ſehr wohl gebaut und in ihren Gebehrden viel lebhafter und runder als die Mannsperſonen [*].

---

*) Pezzl ſagt daher, etwas loſe, von ihnen:

Gute Mädchen für Tiſch
An Leib und Seele rund.
Nur läſtert der Neid nicht ohne ſcheinbaren Grund —
Ein wenig zu dumm und ein wenig zu fette.

Riesbeck hingegen macht dieſes wieder vollkommen gut, wenn er verſichert: Die Frauenzimmer gehören, im Durchſchnitt, gewiß zu den Schönſten in der Welt. Sie fallen zwar etwas dick ins Fleiſch, — aber dieſes Fleiſch übertrifft alles, was je ein Mahler im Incarnat geleiſtet hat. Das reinſte Lilienweiß iſt am gehörigen Ort, wie von den Grazien mit Purpur ſanft angehaucht ꝛc. Riesbeck. Th. 1. S. 100.

**) Pezzl. S. 136. und 131.

Noch mehr aber zeichnet ſich das ſchöne Geſchlecht in den ſüdlichen Gebirgen durch eine geſunde und unverzärtelte Schönheit aus. Die rauhe, aber zugleich reine Gebirgsluft giebt ihnen eine feine weiße mit Incarnat vermiſchte Haut, die von dem dunkelbraunen Haupthaar erhöhet oder vom blonden gemildert wird. Ihr Wuchs iſt nicht hoch, aber etwas ſtark. Hier findet man, was ſo ſelten iſt, innere Kraft mit hoher Schönheit gepaart [**].

Aus allen dieſen Schilderungen ergiebt ſich das Reſultat, daß die Baiern, in Abſicht des Körperbaues, zu den ſchönſten Menſchen Deutſchlands gehören, aber gewiſſe unauslöſchliche Züge von einem ſtieren und gedankenloſen Weſen, das über alle Geſichter verbreitet iſt, verbunden mit einer ſtumpfen Bigotterie, giebt ihnen nur zu leicht das Anſehen ſchöner, gefühlloſer Statüen. — Bei Leuten von Erziehung iſt dies gemildert, aber nicht ganz verwiſcht.

2. Nationalcharakter.

Wenn es an ſich ſchon ſchwer iſt über den Charakter einer Nation zu urtheilen, ſo iſt es noch weit ſchwieriger, wenn man, wie dieſes bei den Baiern der Fall iſt, viele, durchgängig ſich widerſprechende Urtheile vorfindet, von dieſen die wahrſten und richtigſten zu wählen. Der ſicherſte Maaßſtab, dünkt mich, iſt in ſolcher Lage der, wenn man zu großen Tadel und zu großes Lob zu vermeiden ſucht, denn beides iſt verdächtig, und alſo zwiſchen ſolchen excentriſchen Schriftſtellern in der Mitte geht. Da mein Aufſatz keine Controvers-Abhandlung werden ſoll, ſo werde ich mich auf die Streitfragen meiner Vorgänger ſo wenig wie möglich einlaſſen, ſondern immer in den Grenzen einer leichten hiſtoriſchen Darſtellung bleiben. Es iſt wahr, ſagt Nicolai *), es ſind wirklich verſchiedene widrige Züge in dem Charakter der Baiern vorhanden. Demungeachtet kann man von der Nation nicht ganz nachtheilig urtheilen. Das äußerlich Rauhe ihres Charakters nimmt beim erſten Anblick nicht für ſie ein. Der Reiſende beurtheilt ſie daher härter und weniger günſtig, als eine Nation, die mehr Einnehmendes und Gefälliges hat. Ueberdies machen die Baiern wenig Prätenſion. Sie zeigen ſich wie ſie ſind und wollen nicht mehr ſcheinen, und ihre äußerliche Rohigkeit macht, daß manche gute Seite an ihnen weniger bemerkt wird. Sie ſind rohe Kinder der Natur, bei denen noch die alte deutſche Simplizität in Kleidung, Sitten, Gebehrden und Sprache herrſcht. Nie werden ſie etwas zu ſeyn affectiren, was ſie nicht wirklich ſind. Leider aber ſollen ſeit der Einniſtelung der Pfälzer in Baiern, beſonders in München, die Roſenwangen ſeltener, und Affektation und Koketterie allgemeiner werden **).

---

[*] Pezzl. S. 250 Rieſbeck. S. 100.

[**] v. Paula Schrank. A. a. O.

---

*) Nicolai. Bd. 6. S. 786.

**) Sollte Pezzl wohl Recht haben, wenn er (S. 136) den armen Pfälzern allein dieſes zur Laſt legen will?

Der Baier iſt, im Ganzen genommen, heiter und guten Humors, je luſtiger und toller es bei ſeinen Gelagen hergeht, deſto angenehmer iſt es ihm. Er iſt zufrieden und glaubt ſich glücklich, wenn der Druck ihn nicht zu ſehr lähmt. Selbſt in einem Anfall von mürriſcher Laune wird er nicht den kleinſten Theil jener Klagen vorbringen, welche ihm gewiſſe Schriftſteller in den Mund legen *). Er iſt weniger flüchtig, mehr geſetzt, wie der Oeſtreicher, hat nicht ſo viel Bewegung in den äußern Gliedmaßen, einen langſamern Gang und feſtern Tritt. Wenn er einem gleich keck und trotzig in die Augen ſieht, ſo wird er doch einem Fremden nicht leicht eine billige Hülfe verſagen, z. B. ihn zurechtweiſen u. ſ. w. Man muß ſich aber hüten ihn böſe zu machen, z. B. nicht etwa Baiern verachten, oder an der Wirkſamkeit eines Gnadenbildes zweifeln, denn da ſchlägt er gleich mit Fäuſten zu **).

Der Landmann beſitzt eine gewiſſe Geradheit, oft ins Grobe fallende Freimüthigkeit; dadurch und durch eine oft übertriebene Zudringlichkeit zeichnet er ſich vor den höflichen Schwaben aus ***). Er iſt bieder und ſpricht derb. Man hört daher oft harte und nicht ſelten die richtigſten Urtheile über die Regierung auf dem Lande. Wenn die kriechenden und furchtſamen Münchner kaum zu murren wagen, äußert das Landvolk ſein Mißvergnügen mit der größten Freimüthigkeit. Wenn der Baier ſich über gewiſſe

---

*) v. Paula Schrank Reiſe 1793. Vorrede.

**) Nicolai. Th. 6. S. 772. 773.

***) Ein Beweis, daß Druck und Deſpotismus den Geiſt der Nation noch nicht völlig gelähmt und niedergeſchlagen haben. — Gerken. Th. 2. S. 156.

Gegenſtände nicht ſo auslaſſen darf, als er gern möchte, ſo ſucht er die Sache auf andere Art durch Darſtellungen zu erkennen zu geben, worin er wirklich Induſtrie hat. So werden, zum Beiſpiel verſchiedene lebende Perſonen, die eben nicht beim Volke beliebt ſind, in Gipsfiguren herum getragen, die den Originalen ſo ſehr gleichen, daß ſie gar nicht zu verkennen ſind *).

Aus derſelben Quelle fließt der Muth und eine Art von wilder Bravour, eine Eigenſchaft der Nation, die ſich — neben der Andächtelei und Bigotterie, bei Feierlichkeiten und Feſten oft ſehr energiſch äuſſert. Ein Feſt ohne Prügel und Blut nennt der Landmann eine Lumperei. Die Baiern behaupteten ehedem bei Höchſtädt und unter Tilly und Mercy den Ruhm', die beſten deutſchen Truppen zu ſeyn. Aber jetzt herrſcht wenig Zucht und Diſciplin bei ihrem Militair, und ſie halten es für eine große Strafe Soldat werden zu müſſen **). Demungeachtet beſitzen ſie einen hohen Grad von Vaterlandsliebe. Vorzüglich zeichneten ſich darin, wenn gleich Riesbeck dem Adel alles Gefühl für ſein Vaterland abſprechen will, — unter der vorigen Regierung einige Alte inländiſche von Adel aus, indem ſie ſich neuen Auflagen und Bedrückungen widerſetzten; daher es denn kam, daß viele wichtige Bedienungen mit biegſameren Ausländern beſetzt wurden. Dieſer Patriotismus hat aber bei dem ungebildeten Landmann ſehr oft eine falſche Würkung, wenn er nicht

---

*) Darunter findet ſich eine Miniſters-Frau, ſo wie ſie mit ihrem Hausknechte vom Markte kommt, und — Hühner eingekauft hat. Der Deutſche und ſein Vaterland. Th. 1. S. 378.

**) Riesbeck. A. a. O. S. 106.

nicht recht geleitet wird. Er erzeugt, wie in Baiern dies der Fall iſt, ſehr leicht eine Liebe zu dem Hergebrachten, und die Idee, es ſei nirgends beſſer, wie im Vaterlande, und ſo wie es ſei, müſſe es bleiben *).

Wekherlin **) ſchildert die Baiern als *falſche*, *abergläubige*, *grauſame* und *verwegene* Menſchen. Wie konnte ein denkender, diskreter Mann, eine ganze Nation ſo ungerecht beleidigen! Die Baiern ſind *grob*, ſagt *Nicolai*, aber nicht *hart*; *derb*, aber nicht *grauſam*; *dreiſt* und *keck*, aber nicht *verwegen*. *Abergläubiſch* ſind ſie freilich, und der gemeine Mann iſt noch dazu ſehr *faul* und dem Trunk ergeben. Daß ſie *falſch* wären, kann man vielleicht, ſo wie allenthalben, von einzelnen Perſonen, aber gewiß nicht von der Nation im Ganzen behaupten; vielmehr könnte man eher ſagen, daß beim äußerlich plumpen und groben Weſen *biedere Treuherzigkeit* unter dem gemeinen Volke in großem Maaße vorhanden iſt ***).

Wenn *Wekherlin* ferner ſagt: man finde in keinem Lande ſo viele *Galgen* und *Räder*, wie in Baiern, ſo hat er freilich Recht. Es iſt wahr, die Diebereien ſind häufig und die Galgen ſelten leer, und jeder daran hängende muß den Reiſenden ſogleich ins Auge fallen, weil alle Galgen an den Heerſtraßen ſtehen ****). Gewöhnlich ſchließt nun der Reiſende von dem Galgen auf den Charakter der Menſchen — und doch iſt dieſer Schluß falſch. Hieran iſt die ſchlechte Er-

---

*) *Nicolai*. Th. 6. S. 769.

**) Unter dem Namen *Anſelmus Rabioſus* Reiſe. S. 41.

***) *Nicolai*. Th. 6. S. 754. u. f.

****) „Ohne die Schärfe der Gerichte", ſagte ein Baierſcher Poſtillon, „würde unſerm Kurfürſten die Krone auf dem Kopfe nicht ſicher ſeyn." —

ziehung, der Mangel an Induſtrie und Nahrung, Druck, ſchlechte Polizei und das innere Gefühl von Energie und Kraft ſchuld. Dummheit mit Roheit und körperlichen Kräften verbunden iſt gefährlich. Ein ſchwächeres und leichtſinnigeres Volk würde ſich unter dem Druck ſchmiegen und darben; ein Volk voll Einbildungskraft würde eine beſſere Lage ſuchen und auswandern; der Baier aber verläßt ſich auf ſeinen Arm, wenn er kein anderes Mittel zum Unterhalte hat. Die meiſten Diebſtähle begehen die Leerhäusler oder Tagelöhner, denen es außer der Erndte an Verdienſt fehlt. Sehr viele ſind auch Landſtreicher aus benachbarten Ländern, die bei der mangelhaften Baierſchen Polizei, dahin ihre Zuflucht nehmen.

Ein eigenthümlicher Charakterzug der Baiern iſt ihr Nationalhaß gegen die Pfälzer oder Pfälzler, wie ſie ſie nennen, ſo daß dieſer Name beinahe zum Schimpfnamen geworden iſt. Zur Urſache dieſes Haſſes giebt Pezzl die Kriecherei und Geſchmeidigkeit der Pfälzer an, wenn ſie nach Baiern kommen, welche aber bald in Trotz und Arroganz ausartet, ſobald ſie zu höhern Ehrenſtellen gelangt ſind, die ſie vorzüglich dem armen Baier alsdann fühlen laſſen, und durch Druck und Uebermuth alles das Ungemach rächen, was ſie zuvor als Hausknechte und Bedienten erdulden mußten. — Daher der unbeſchreibliche Haß gegen dieſe Nation, worin einige Klöſter ſogar ſo weit gegangen ſeyn ſollen, ſich feierlichſt zu verbinden: nie einen Pfälzer in den Convent zu nehmen. Eben ſo haßten ſie ehedem alles was Oeſtreichiſch war, weil dieſe Nation ihnen zu Anfang dieſes Jahrhunderts (vorzüglich durch Trenk und Menzel, 1741—1745) ſo viel Unheil zugefügt hatte. Aber hierin hat ſich ihre Denkungsart ſehr geändert, ſie ſchätzen und lieben ſogar jetzt den Oeſtreichiſchen Nachbar *).

Wegen des allgemeinen Charakters der Münchner bin ich einigermaßen in Verlegenheit. Nach Riesbecks Urtheil haben ſie gar keinen, wenigſtens verſichert er, daß er für ihn räthſelhaft bleiben würde, wenn er ſich auch viele Jahre daſelbſt aufhielte. Bald darauf giebt er ihn ſehr richtig in folgenden Worten an: Die Großen ſtreben nach Rang und Titeln, der Bürger nach Saufgelagen und Vergnügungen, und der Bettler nach milden Beiträgen oder Entwendungen **). Es iſt vorzüglich bei den Churfürſtlichen Officianten ein ewiges Streben nach Titeln und Würden. Alle wollen Ew. Gnaden, gnädige Herren und Herren von heißen. Jemanden nach ſeinem Amte oder wahren Charakter zu nennen iſt ein großes Verſehen. Jeder ſteigt eine Stufe höher als er ſtehen ſoll. Der Graf heißt Excellenz, der Baron Graf, der Edelmann Baron, und der Unadeliche Herr von. Einem Fremden kann dieſes viele Unannehmlichkeiten zuziehen. Man rieth daher einem Reiſenden, in zweifelhaften Fällen jedesmal Excellenz zu ſagen. Selbſt ſehr vernünftige Familien bürgerlicher Abkunft nehmen dieſe eingebildete Standes-Erhöhung ohne Weigerung an. Vorzüglich laſſen ſich die Gattinnen und Töchter es gern gefallen, wenn man ſie gnädige Frau und gnädiges Fräulein nennt. ***) Uebrigens beſitzen die Münchner noch einen höhern Grad von Neigung zur

---

*) Vergl. S. 57 — 59 und 61.

**) Reiſender Franzoſe Th. 1. S. 101. u. f.

***) Der Deutſche und ſein Vaterland von Roſenthal und und Korz Th. 1. S. 371.

Freude, zum Tanz, zu Gelagen und mehr Geſchmeidigkeit, die oft in Kriecherei ausartet, wie die Landbewohner.

Dem Adel in Baiern, vorzüglich dem großen Adel, fällt, im Ganzen genommen, ein wahres epikureiſches Leben zur Laſt. Tiſch, Keller, Spieltiſch, Jagd und Bette gewähren ihm die angenehmſten Zeitvertreibe. Eigentliche Erziehung zum Nutzen und zur Thätigkeit für den Staat iſt ein ſeltenes Phänomen. Sie ſind eben ſo ſtolz als fremd in den Wiſſenſchaften. Uebrigens aber herrſchen Titel-, Bänder-, und Ordenſucht hier im höchſten Grade, ungeachtet dieſes bei der Ankunft des vorigen Kurfürſten in München ſehr abgeſtellt wurde. *)

Unter der gebildeten Klaſſe, namentlich auch unter dem hohen Adel, giebt es dennoch viele gebildete, artige, aufgeklärte und denkende Männer. Die Schriften der Akademie der Wiſſenſchaften zu München geben die einleuchtendſten Beweiſe von gründlicher Gelehrſamkeit und dem rühmlichſten Patriotismus. Die Toleranz verbreitet ſich immer mehr; die Klöſter gehen dem gemeinen Mann zum Theil ſchön mit einem guten Beiſpiel vor, ſo daß für die Zukunft ſehr viel Gutes zu erwarten ſteht.

Die liebenswürdigſten Menſchen in Baiern ſind die Gebirgsbewohner an der Grenze von Tyrol. Sie ſind bieder, ſchlicht und offenherzig, beſitzen eine liebenswürdige Geradheit und Unbefangenheit, welche die Städtebewohner ſo gern Grobheit nennen. Sie wiſſen zum Glück nichts von den ſtädtiſchen Manieren, ſondern ſehen alle Menſchen für ihre Brüder an. Auf den höchſten Gebirgen begrüßen ſie den

---

*) Der reiſende Franzoſe. Th. 1. S. 102.

Fremden, ſehr ehrerbietig, mit dem brüderlichen Du, und auf den niedrigern Berggegenden mit dem Altteutſchen Ihr, und ein biederer Händedruck heißt ihn willkommen. Herzlich und ehrerbietig, ohne auffallende Höflichkeit, führen ſie ihn in ihre Hütte. *)

Der Baier iſt alſo, im Ganzen genommen, gut, bieder und brav, unverwöhnt, voll Trieb, voll Kraft, die nur recht geleitet zu werden bedarf. Eine Nation, die unter dieſen Umſtänden, wenn die Kleriſei ihrer Aufklärung und Kultur nicht ſo unbeſchreibliche Hinderniſſe in den Weg legte, und die Regierung ihre innere Kraft und Freimüthigkeit nicht zu unterdrücken ſuchte, die edelſte und ſelbſtſtändigſte unſers deutſchen Vaterlandes werden könnte.

Bratring.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) v. Paula Schrank Reiſe 1793. S. 279.

VI.

Theater.

Prag.

Prag gehört unter die wenigen deutſchen Städte, in welchen ſich der Geſchmack an der italieniſchen Oper noch immer erhält. Der Unternehmer derſelben, Herr Dominik Gardaſoni, iſt auch ſeit zwei Jahren Unternehmer des deutſchen Schauſpiels, und war ehedem Mitglied der Operngeſellſchaft unter dem bekannten Bondini. Man ſollte denken, daß er ſich in dieſer Laufbahn, unter einem ſo guten Lehrer, diejenigen Kenntniſſe erworben habe, die ein Direktor des Theaters haben muß. — Wirklich antwortet er auch jedem, der ihn etwa einen Vorſchlag zur Verbeſſerung ſeiner Bühne macht: Ich muß das beſſer wiſſen — ich habe vierzigjährige Praxis! — Aber dieſer vierzigjährige Praktiker führt ſeine Direktion ſo ſchlecht, daß man in die Verſuchung geräth, zu glauben: er ſey ernſtlich entſchloſſen, uns von der angeerbten Liebhaberei für die italieniſche Oper gänzlich zu befreien.

Mittelmäßige Sänger und Sängerinnen, geſchmackloſe Opern, ärmliche, oft ganz verhunzte Aufführungen, ſind die Mittel, wodurch er es bewirkte, daß in der letztern Zeit das Haus an den Operntagen im eigentlichſten Verſtande leer blieb. Die Zahl der Sänger und Sängerinnen überſtieg gewöhnlich die Zahl der Zuſchauer; dennoch wurde fort geſpielt, und der Herr Direktor fand in ſeinem Patriotismus hinlänglichen Troſt für die Leere des Hauſes und der — Kaſſe. Man ſagt, er habe ſich bei dieſer Gelegenheit geäußert: Ein Kreuzer von der Oper ſei ihm lieber, als ein Gulden vom deutſchen Schauſpiel. Daher hatten denn die deutſchen Schauſpieler, deren Darſtellungen ſehr ſtark beſucht wurden, die Ehre, ſeine Italiener zu ernähren.

Daß nun aber das Theaterweſen bei dieſer Lage der Sachen kränkelt, leuchtet ein, indem die Direktion weder einen beſtimmten Zweck, noch einen feſten Gang zu demſelben hat.

Von den unbedeutenden Opern, die ſeither gegeben ſind, macht indeß Camilla, oder die unterirdiſche Gruft, eine ſchöne Ausnahme. Die Muſik iſt von Paer, Kapellmeiſter des Herzogs von Parma. Mit vielem Geſchmack wußte er den Charakter des Sujets aufzufaſſen, und den Kampf der Eiferſucht und das Gefühl unverſchuldeter Leiden darzuſtellen. Der erſte Act ſcheint etwas matt und leer, — dies iſt jedoch eigentlich die Schuld des Dichters, und die beiden folgenden Acte entſchädigen hinlänglich. Vorzüglich zeichnet ſich Paer durch den häufigen aber doch nicht überladenen Gebrauch der Blaſinſtrumente, und die richtige, wirkende Harmonie aus; Vorzüge, die man bei neuern italieniſchen Tonſetzern nicht häufig findet; und die zeigen, daß er ſich mit nach deutſchen Muſtern bildete.

Madame Campi gab in der Rolle der Camilla eine ihrer beſten Darſtellungen. Ihr ausdruckvoller, einfacher Geſang war mit keiner Kunſtmanier überladen, ſondern voll wahrer Deklamation. In ihrem natürlichen Spiele zeichnete ſich das Bewußtſeyn der Schuldloſigkeit mit Seelenruhe und

Würde, und in ihrem Geſichte drückten ſich die langen Leiden der Gefangenſchaft mit Wahrheit aus. Unnachahmlich ſchön gelang ihr der Hülferuf im dritten Akt, bei der Ohnmacht des Sohns, — es war ein Ton, der in das Herz aller Zuhörer drang: einer von den Gefühlstönen, die unharmoniſch mit dem Orcheſter ſcheinen, und doch die Stimmung der Seele ſo wahr zeichnen.

Nachſchrift. Auch hier in Berlin iſt die Oper Camilla mit gleichem Beifall gegeben. Die Wirkung der vortreflichen Muſik würde noch größer ſeyn, wenn die Stimmung, welche ſie hervorbringt, überall mit der Stimmung des Sujets harmonirte, — welches nicht immer der Fall iſt.

Madame Schick verdient in der Rolle der Camilla alles Lob, welches im vorigen Briefe der Madame Campi ertheilt wird, und ihre vortreſliche Darſtellung trug zu der guten Aufnahme der Oper nicht wenig bei.

VII.

Gedichte.

1.

Der Freigelaſſene Bauer an ſeinen Sohn.

Auf mein Sohn! ſei brav und gut,
Werde groß, und habe Muth,
Ueb' am Schwerdte deine Hand,
Denn du haſt ein Vaterland!

Auf deinen Nacken ſetzt nicht mehr
Den frechen Fuß ein gnäd'ger Herr,
Dir duftet die Blume deiner That,
Du gehöreſt nur Gott und dem Staat!

Dem freien Mann iſt Ehre werth,
Vertheid'ge deiner Väter Herdt.
Gieb einem Weibe deine Hand
Und zeuge Söhne fürs Vaterland!

2.

Der Leibeigene an ſeinen Sohn.

Weh' dir, daß dich mein Weib gebar
Zum Sklaven meines Herrn!
O fluche einſt mein Sohn mir nicht,
Erliegſt du unter dem Gewicht
Und ſtürbeſt lieber gern!
Durch Arbeit machſt du ihn nur reich,
Er ſchwelgt — du biſt von Hunger bleich!
Dein Weib — — o Sohn, heirathe nicht! —
Sie kauft durch den Verrath der Pflicht
Sich von des Frohnvoigts Geißel loß,
Und trägt Baſtard' in ihrem Schoos! —
Mein Sohn! mein Sohn! verzweifle nicht,
Und denk an Gott und Weltgericht,
Und fluche deinem Vater nicht!

VIII.

Politiſche Zeitgeſchichte.

Januar und Februar.

Die Ueberſicht der politiſchen Begebenheiten in den beiden erſten Monathen des neunzehnten Jahrhunderts beginnt darum mit einer neuen Epoche, weil in ihnen zuerſt ſich deutlich verrieth, daß jene Veränderung, durch welche Bonaparte die franzöſiſche Macht wieder in das Gebiet der Völkerrechte einführte, in Verbindung mit andern Umſtänden ein neues Verhältniß zwiſchen dem nördlich-öſtlichen Europa auf der einen Seite, dem ſüdlich-weſtlichen auf der andern zur Folge haben werde.

Auf dem Syſtem, welches die beiden Hälften Europas verbindet, beruhet zuletzt das Schickſal der Welt. Nach ſeiner auffallenden Wichtigkeit bildete es ſich erſt durch das letzte Jahrhundert. Vorher berührte ſelten der Norden das übrige Europa. Nur ein Geiſt, welcher wie Guſtav Adolf von Schweden eine Welt umfaßte, konnte vor dem achtzehnten Jahrhunderte, unter den Herrſchern im Norden auf das weſtliche Europa mit Macht wirken, und ſelbſt er nur, indem er ſich in die Nähe deſſelben als Feldherr begab, und nur in jenem großen Zeitraume, welcher eigentlich die Wiege für das Syſtem des achtzehnten Jahrhunderts war. Von ſeinem Thron herab vermochte er es nicht. Auch verlor ſich noch vor dem Ende ſeines Jahrhunderts zum Theil die Haltung, welche der Norden gegen das übrige Europa durch ihn bekommen hatte.

Der eigentliche Schöpfer der großen Wechſelwirkung zwiſchen den beiden europäiſchen Hälften wurde Peter der Erſte von Rußland. Durch ſeine Reiſen hatte er das weſtlich-ſüdliche Europa größtentheils kennen lernen, und es war ihm theuer geworden; die vornehmſten Mittel, ſeine Nazion umzubilden und zu bilden, konnte er nur von daher bekommen; ſein Lieblingsgedanke war: Rußland zu einer bedeutenden Seemacht und zum Handelsſtaat zu machen. Alles dies führte dahin, den Norden mehr an das übrige Europa zu knüpfen. Sollte dies aber vollkommen gelingen: ſo mußte im Norden eine herrſchende Macht ſeyn, welche durch mehrere Umſtände dazu getrieben wurde. So lange das Verhältniß der nordiſchen Mächte gegen einander noch ihre ganze Aufmerkſamkeit beſchäftigte, konnten ſie wenig Sorge wegen der ſüdlich-weſtlichen Welt tragen. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde der nordiſche Krieg vorzüglich zwiſchen Peter von Rußland und Karl von Schweden geführet, der ſpaniſche Erbfolgekrieg in Süden und Weſten Europa's, und beide ungeheure Fehden berührten ſich gar nicht. Als aber Schwedens Macht, nachdem ſie ſich ſchnell zum höchſten Gipfel erhoben hatte, in einen Abgrund verſank, und es bald ſichtbar wurde, daß Rußland hinfort im Norden herrſchen ſolle, war ein vielfaches Band zwiſchen beiden europäiſchen Hälften geſchlungen. Zwei Begebenheiten und zwei bekannte Staatsmänner haben vorzüglich dazu gewirkt. Deutſchland mußte ſeiner Lage und ſeiner Verfaſſung nach der Punkt werden, wo die Mächte der beiden europäiſchen Hälften ſich berührten, bekämpften, oder ſich einander die Hand reichten. Daß die deutſchen Beſitzungen des ſchwediſchen Hofes angegriffen wurden, und daß das Haus Hannover auf den engliſchen Thron erhoben, von demſelben ſeine Aufmerkſamkeit auf die deutſchen Erblande vorzüglich lenkte. Dieſe beiden Ereigniſſe dienten dazu, die nördlichen und weſtlichen Mächte mehr mit einander zu verketten. Außerdem aber hatten Alberoni und Görz, der ſpaniſche und ſchwediſche Miniſter, einen beſondern Antrieb, ihren Ehrgeiz und ihr Genie dahin arbeiten zu laſſen, daß Europa, wie ein Ganzes, von der Politik umfaßt wurde. Ohne eine Verbindung mit fernen Mächten, wodurch dem engliſchen Hofe Gefahr und Verderben bereitet wurde, konnte Alberoni's Königin ihre Plane auf den franzöſiſchen Thron nicht vollführen, da der Regent Herzog von Orleans, und König Georg der Erſte eine faſt unnatürliche Verbindung zwiſchen Frankreich und England ſtifteten, um gleich ihre Privatvortheile gegenſeitig zu führen. Schweden auf der andern Seite durfte keinen nur einigermaßen erträglichen Frieden erwarten, wenn das Haus Hannover in ſeiner gegenwärtigen Lage blieb, und das weſtlich-ſüdliche Europa nicht getrieben wurde, auf die politiſchen Verhältniſſe im Norden zu wirken. Der Tod Karls des Zwölften, die Hinrichtung ſeines Freundes Görz und Alberoni's Sturz bewirkten, daß dieſe beiden außerordentlichen Staatsmänner den Mächten mehr einen Schwung gaben, ein Syſtem zwiſchen den beiden europäiſchen Hälften zur lebhaften Wechſelwirkung zu errichten, als daß ſie daſſelbe vollendet hätten. Nur würde Rußland ohne den Tod dieſer Männer durch den Frieden nicht ſo mächtig geworden ſeyn; als durch den Friedensſchluß zu Nyſtädt, würde ſein Syſtem in Hinſicht auf ein allgemeines europäiſches Intereſſe weniger ſchnell, vielleicht niemals zu ſeinem gegenwärtigen Umfang gebracht haben.

Die innern Revoluzionen, welche nach Peters des Großen Tode in Rußland wegen der Erbfolge auf dem Thron ausbrachen, zogen daſſelbe freilich von dieſem Syſtem etwas zurück; aber unterdeſſen fehlte es nicht an andern Begebenheiten, wodurch der Norden mit dem Süden und Weſten im gegenſeitigen Einfluß auf einander erhalten wurde. Kaiſer Karl's des Sechſten Bemühungen, ſeine pragmatiſche Sankzion bei allen europäiſchen Regierungen geltend zu machen, nehmen unter denſelben einen vorzüglichen Platz ein; auch in Polen fand ſich nach dem Tode von König Auguſt dem Zweiten wegen der Thronfolge ein Punkt, auf welchem die entfernteſten Mächte zuſammenſtießen. Franzoſen fochten in Danzig für Stanislaus Leszinsky, und Ruſſen eroberten daſſelbe für König Auguſt den Dritten. Welches verſchiedenes Intereſſe verſchiedener Mächte konnte nun bei der vielfältigen Verwickelung der europäiſchen Politik in den Friedenspräliminarien zu Wien beſtimmt werden, und wie wenig erregte es Verwunderung, daß ein franzöſiſcher Geſandte zu Konſtantinopel vorzeichnete, wie der Kaiſer, Rußland und die Pforte ihren Frieden ſchließen ſollten.

Durch Guſtav Adolfs Genie war im dreißigjährigen Krieg, dem ewig merkwürdigen für das europäiſche Syſtem, der Norden an das übrige Europa gerathen; die Kraft Peters des Großen ſicherte demſelben eine ewige Wirkung auf dieſes; aber der preußiſche Adler ſchlägt nun ſeine Schwingen, und ein Genius, von welchem ſelbſt die beiden genannten verdunkelt werden, Friedrich der Einzige ſtellt eine neue Macht auf, welche das nördlich-öſtliche Europa in die vielfachſte Verbinbung mit dem übrigen bringt, und in dieſer Hinſicht wird ſein ſiebenjähriger Krieg noch ungleich wichtiger, als es der verhängnißvolle der dreißig Jahre war. Selbſt die übrigen Welttheile werden nun mit Gewalt in das europäiſche Syſtem gezogen. Dennoch ſind der große Seekrieg und der Kampf auf dem europäiſchen Lande nur in einem entfernten Zuſammenhang. Allein es konnte nicht fehlen, daß ſchnell das Syſtem der Einwirkungen der beiden Hälften unſers Welttheils auf einander zur Reife gedieh, als drei ſolche Geiſter über Europa walteten, wie Friedrich der Zweite mit dem umfaſſenden Adlerblicke, Pitt, welcher dem großbritanniſchen Handelsſtaate und deſſen Seemacht den erſten Rang verlieh, und Hannover in Amerika eroberte, und Katharina die Zweite von Rußland, welche mit gleicher Kraft und mit größerer Schlauheit als Peter der Erſte den Norden in die ſüdlich-weſtlichen Staaten einfugte, und vorzüglich zur See ſein Intereſſe mehr als bisher geſchehen war, in die Verhältniſſe dieſer letzten verflocht. Ihr größtes Denkmal in dieſer Hinſicht hat ſie durch die bewaffnete Neutralität der nordiſchen Mächte geſtiftet. Gegen Englands Uebermacht gab ſie dem großen Grundſatze, freies Schiff freies Gut, ſeine Kraft, und dadurch dem Kodex der Völkerrechte zur See einigermaßen ſeine Vollendung. Die Ehre, das Intereſſe der nordiſchen Mächte und ihre tiefe Achtung für das Recht fordern ſie auf, dieſem Grundſatze ſeine Heiligkeit zu erhalten.

Von der Richtung ihrer Politik zur Bewahrung dieſes Grundſatzes ſchienen ſie aber durch das ungewohnte wunderbare Intereſſe abgelenkt werden zu müſſen, welches ſie wider die franzöſiſche Revoluzion vereinigte; denn wer gedenkt noch an den Schutz für ein einzelnes Recht, wenn alle Rechte von

Gefahr bedroht werden? und wurde dieſe Gefahr nicht vornehmlich durch die engliſche Seemacht abgewendet? wer ſchien mit ihr rechten zu wollen, wenn ſie ein einzelnes Recht verletzte?

Die berührten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts hatten vorhergehn, ſo viel hatte gekämpft, unterhandelt, gewagt und gelitten werden müſſen, ehe die Erſcheinung möglich war, daß ein König von Schweden als Feind der franzöſiſchen Grundſätze mit einem Heere nach Paris ziehn wollte, daß Preußen dieſelben auf franzöſiſchem Gebiet und am Rhein, Ruſſen ſie in Holland, in Helvezien und Italien, Oeſtreicher ſie auf allen dieſen Schauplätzen, und alle dieſe Fremdlinge aus Norden und Oſten, in Verbindung mit Engländern, Spaniern, Neapolitanern und Römern ſie auf weſtlich-ſüdlichen Gefilden bekämpften.

Sobald aber dieſe Grundſätze eine ſolche Wendung genommen hatten, daß ſie den allgemeinen Rechtszuſtand nicht mehr befehdeten, mußte Katharina's Grundſatz zur Behauptung des Völkerſeerechtes wieder als ein leuchtender Thurm an dem Meere betrachtet werden, um ſo mehr, da England mehr als jemals mächtig und willens war, ſein Licht auszulöſchen.

So ſind die Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts an die Ereigniſſe geknüpft, welche vorzüglich die beiden erſten Monathe des neunzehnten bezeichnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Rhode.

Omnibus aequa.

März 1801.

I.

Was heißt Humanität?

Eine Rede, bei der öffentlichen Stiftungsfeier der Geſellſchaft der Humanitäts-Freunde zu Berlin, am 11ten Januar 1801. gehalten von

G. Merkel.

Vorzüglich bei uns Deutſchen, die wir ſo gern entlehnen, iſt es keine ſeltne Erſcheinung, daß ein Ausdruck Mode wird, und aus jedem Munde geht, ohne daß die Meiſten wiſſen, was ſie eigentlich dabei denken ſollten. In der Seele des erſten Erfinders war gewiß ein heller Gedanke, eine beſtimmte

Empfindung, indem er es niederſchrieb oder ausſprach: aber weil es neu iſt, wirkt es bei den Leſern oder Hörern nur dunkle Vorſtellungen, *ſchillernde* Gefühle. Sie ſprechen es nach, es geht unter die Menge aus, und in kurzem iſt es allgemeines Feldgeſchrei. Denkende Köpfe legen ihm einen beliebigen Begrif unter, und werden mißverſtanden; undenkende flicken es überall ein, wo ihnen das rechte Wort fehlt, und ſagen ſehr oft gar nichts, indem ſie etwas ſehr Bedeutendes zu ſagen glaubten. Allmälig wird es eine Art von Scheidemünze, die jedermann einnimmt und ausgiebt, ohne ſich um den innern Gehalt zu bekümmern, und endlich verliert es ſich, ohne daß es eine Lücke in der Sprache zurück zu laſſen ſcheint, — wie man einen Modeſchmuck nicht vermißt, ſobald man ihn nicht mehr *überall* erblickt.

Wäre es hier nicht ſehr überflüßig, ſo könnte ich eine Menge älterer und neuerer, ſelbſt jetzt im eigentlichen Sinne *roulirender* Wörter nennen, mit denen es ſo ergangen iſt, oder ergehen wird, und deren Biographie das Horaziſche: „Wie Blätter wachſen ſie auf; wie Blätter welken ſie und werden verwehet!" vollſtändig angiebt. An den meiſten wird nicht viel verloren, aber es giebt doch auch manches unter ihnen, das eine ewige Dauer in der Sprache verdient, und gleichwohl, wie die übrigen, verſchallet.

Ein ſolches iſt das Wort „Humanität." Einer der großen Schriftſteller Deutſchlands brauchte es zuerſt; es deutet auf einen ſo freundlichen, liberalen Sinn; die Menſchheit complimentirt ſich ſelbſt in demſelben: kein Wunder, daß es bald allgemein und — gemißbraucht wurde. Man zwingt es, ſo *viele* Bedeutungen zu umfaſſen: es iſt ſehr zu befürchten, daß ihm bald jede entfallen, und man es, wie eine ausgelernte Hülfe, bei Seite werfen werde, wenn ſeine Bedeutung nicht feſt beſtimmt, und ihm ſo ſein ewiger Platz in der Sprache angewieſen wird.

Herder, Kant, Reinhold und andere erklärten es. Ich will ihre Erklärungen hier nicht zu würdigen verſuchen. Mögen ſie erſchöpfend ſeyn oder nicht; das Wort behielt ſeine ſchwankende Bedeutung, und wird noch immer ſo willkührlich gebraucht, als vorher. Dieſer verſteht ſanfte Gutmüthigkeit darunter; ein anderer äſthetiſche Bildung; ein dritter Weltbürgerſinn. Wer hat Recht? —

Niemand kann näher dabei intereſſirt ſeyn, daß dieſe Frage entſchieden werde, als unſer Zirkel. Wir nennen uns die Freunde der Humanität: bleibt der Sinn dieſes Wortes unbeſtimmt, ſo gleicht unſre Geſellſchaft dem Altare, den man zu Athen dem unbekannten Gott gewidmet hatte, und auf dem jeder opferte, was, wann und wie ihm beliebte. Man könnte uns vorwerfen, wir hätten uns verbunden, ohne uns des Zweckes, zu dem es geſchah, deutlich bewußt zu ſeyn. Das ziemt Männern nicht, und das iſt nicht geſchehen. Erlauben Sie alſo, daß ich einen Verſuch mache, unſern Begrif von Humanität zu entwickeln

Es giebt verſchiedene Wege, die man bei einer ſolchen Entwickelung einſchlagen kann. Jener, — ich möchte ihn den philologiſchen Königsweg nennen, — da man zur Abſtammung eines Wortes hinaufſteigt und nach ihr befiehlt, was dieſes heißen ſolle, iſt kurz und bequem, nur hat er die Unannehmlichkeit, daß man gewöhnlich allein am Ziele ſteht, und daß derjenige, der das Geſetz gab, gewöhnlich auch der Einzige iſt, der es befolgt. Ich will einen andern einſchlagen, der mir nicht nur ſicherer und beſcheidner, ſondern auch unterhaltender ſcheint. Statt zu beſtimmen, was man unter Humanität verſtehen ſolle, will ich in einigen Beiſpielen deutlich zu machen ſuchen, was man darunter wirklich verſtehe. Alle Bedeutungen, die man dieſem Worte giebt, ſind mit einander verwandt: das, worin ſie alle übereinſtimmen, muß, glaube ich, ſein wahrer Sinn ſeyn. —

In einer Wüſte Aſiens ſprach einſt der Anführer einer Horde zu ſeinen unterjochten Brüdern: „Ihr ſeyd die Auserwählten Gottes. Auf euch blickt er mit väterlichem Auge herab; alle andre Völker der Erde ſind ein Greuel vor ihm. Sein Grimm wird ausbrechen über ſie wie ein verzehrendes Feuer! Euch ward die Herrſchaft der Erde verliehen!“ — Sie glaubten ihm; ſie gingen hin, und fielen ein blühendes Land an, von deſſen Bewohnern ſie nie waren beleidigt worden; ſie erwürgten ohne Unterſchied, was in demſelben menſchliche Geſtalt trug: denn das gefiel dem Herrn! Sie warfen das Loos unter ſich über die verödeten Provinzen, und zogen, wie in ein väterliches Erbe. in die Städte ein, deren unſchuldig gemordete Erbauer, mit ihren Weibern und Kindern, noch als blutende Leichname auf den Gaſſen umher lagen. Wie Eine Leiche, ſcharrten ſie eine Nation, die ihr Schwerdt vertilgt hatte, ein, und bebten dann vor ängſtlich gewiſſenhafter Furcht, eine Ceremonie bei dem Triumphfeſte zu verfehlen, das ſie dem Gott ihrer Väter, nach herrlicher Vollſtreckung ſeines Befehles, begingen.

In eben dieſem Volke wurde ein Mann gebohren, der mit einem warmen, leichtgerührtem Herzen, den hellen Blick eines vollendeten Weiſen verband. Dieſer zog durch Städte und Flecken umher, verſammelte zu ſich, wer ihn hören wollte, und lehrte ſeine Anhänger: „Aus allerlei Volk, wer recht thut, der iſt dem Herrn ein Wohlgefallen"; und: „was ihr nicht wollet, daß die Leute euch thun ſollen, das thut ihnen auch nicht"; und wiederum ſogar: „Liebet die euch haſſen; ſegnet die euch fluchen; thut wohl denen die euch verfolgen, denn das gefällt eurem Vater im Himmel!"

Ich frage, hochgeehrte Anweſende, worin beſtand die ſcheußliche Inhumanität der erſten dieſer Religionen? Worin die liebenswürdige Humanität der zweiten? Doch die Antwort erlauben Sie mir noch aufzuſchieben, bis ich ſie durch andre Vergleichungen ausführlicher motivirt habe.

Ich wähle den Charakter zweier Zeitalter dazu, der glänzendſten Periode des alten Roms und unſeres Jahrhunderts: ein ungeheures Thema, wenn man es ganz erſchöpfen wollte! Zum Glück reichen ein Paar der vorſpringendſten Züge für meine Abſicht hin.

Was galt den Römern für das höchſte Verdienſt? Den Vortheil des Vaterlandes befördern. — Auch unter uns liebt jeder edle Mann ſein Vaterland, und zögert nicht, wenn er das Beſte deſſelben durch ein perſönliches Opfer erkaufen kann; aber wir kennen ein noch höheres Verdienſt: Verdienſt um die Menſchheit! —

Nur die Rechte ſeines Mitbürgers mußten dem Römer heilig ſeyn; gegen Fremde brauchte er höchſtens nur das Gaſtrecht, und bei öffentlichen Verhandlungen, das Recht der Verträge zu ehren. Wir achten ein ehrwürdigeres Recht, das ihm unbekannt war: das Recht jedes Menſchen, nicht unter die Menſchheit herabgewürdiget, ſondern als ein Weſen von gleicher Natur mit ſeinem Uebermächtigen, behandelt zu werden. Dieſer einzige Zug drückt die ganze ungeheure

Verſchiedenheit beider Zeitalter aus, und unter tauſend Geſtalten werden ſie ihn in beiden wieder finden.

Blicken wir auf die Haushaltung eines reichen Römers. In ſeinem Pallaſte wimmelten Sclaven von beiden Geſchlechtern, die er nach Gefallen zu allem herabwürdigen, die er nach Willkühr mißhandeln, ſelbſt ans Kreuz ſchlagen konnte, ohne daß die Geſetze befugt waren, ihm Einhalt zu thun. Vor dieſen kamen bloß die Bürger in Betracht; die Sklaven galten faſt nur für menſchenähnliche Hausthiere, deren Daſeyn ihrem Herrn, nicht dem Staate, wichtig war. Sie machten einen ſolchen ungeheuren Unterſchied zwiſchen dem Leben beider, daß eine Verordnung befahl: wenn ein Bürger ermordet würde, ſollten alle Sclaven, die nur nahe genug waren, ſeine Stimme zu hören, wenn er geſchrieen hätte, hingerichtet werden. — Bei uns dient der elendeſte Knecht einem Könige nur kraft eines Vertrages, über deſſen Beobachtung die Geſetze wachen. Ein Unglücklicher, der ohne perſönliche Freiheit geboren wurde, darf in den meiſten Staaten nur den Boden derſelben betreten, um ſich in den Genuß ſeines Menſchenrechtes geſetzt zu finden; ja der Verworfene, der dieſes freiwillig hingeben wollte, vermag es nicht, weil die Geſetze es für unveräußerlich erklärt haben. — Freilich giebt es noch Länder, in denen es anders iſt: aber wir denken nur mit mitleidigem Entſetzen an ſie, und freuen uns, die beſſern Regierungen in ſtillem, aber kraftvollem Kampfe mit der ſcheußlichen Leibeigenheit zu erblicken.

Sehen wir auf die öffentlichen Luſtbarkeiten jener cultivirten Barbaren an der Tiber, die ſo vortreffliche Dichter und Redner beſaßen. Nur dann galten die Schauſpiele für glänzend, wenn recht viele Sklaven, die Gladiatoren, ſich bei denſelben zerfleiſcht, wohl gar erwürget hatten. — Wir wenden mit ſtiller Verachtung den Blick von dem Volksgeſchmack, der ſich auch nur an dem Kampfe zwiſchen Thieren ergetzen kann.

War es damals dahin gekommen, daß zwei Staaten ihren Streit der blutigen Entſcheidung des Schwerdtes überließen: jeder Krieg galt nicht etwa das Daſeyn der Staaten ſelbſt, ſondern das aller ihrer Bürger. Wer in der Schlacht gefangen wurde, war Sklave auf Lebenszeit, wenn ſeine Familie ihn nicht ranzionirte. Alle Bewohner einer eroberten Provinz, bis auf den jüngſten Säugling herab, wurden zuweilen auf dem Markte verkauft; ihre Häuſer und Aecker wurden unter die Streiter des ſiegenden Heeres vertheilt, und am Ende eines Krieges war gemeinhin in den Ländern, die er getroffen hatte, nicht etwa nur die alte Verfaſſung vernichtet; nein! oft keine Spur ſeiner vorigen Bewohner mehr zu finden. — Nur daß unſere Kriegsgefangene nicht mehr gegen uns fechten ſollen, iſt alles, was wir dabei beabſichtigen, wenn wir ſie fortführen. Wir ernähren ſie unentgeldlich, bis ſie ausgewechſelt werden. Durch die Länder geht der Krieg hin, faſt ohne das Eigenthumsrecht zu verletzen. Wir ſehen es als eine Unmenſchlichkeit an, wenn ein Feldherr nur zu große Beiträge zum Unterhalt ſeiner Armee fordert. Handlungen, deren Unterlaſſen damals an den Weiſeſten und Edelſten der Feldherren mit Erſtaunen bewundert wurde, werden jetzt an dem Roheſten der gemeinen Söldner hart beſtraft. Man weiß, welche erhabene Großmuth römiſche Geſchichtſchreiber darin fanden, daß der große Scipio es verſchmähte, die gefangene Braut eines feindlichen Fürſten zu entehren. Bei uns hätte der bloße Gedanke einer ſolchen Schandthat, ihn zum Abſcheu ſeines eigenen Heeres gemacht. Mit hohem und gerechtem Selbſtgefühle, können wir unſerm Zeitalter die Palme der höhern Humanität reichen. Und worin beſteht ſie? — Noch einmal, hochgeehrte Anweſende, bitte ich Sie um Aufſchub. Ehe ich es verſuche, die Bedeutung dieſes vielſagenden Wortes in eine Formel zu faſſen, erlauben Sie mir, ihr in noch einer Parallele nachzuforſchen. Ich verſpreche es Ihnen, ſie ſoll die letzte ſeyn.

Diesmal wähle ich einzelne Menſchen zu ihrem Gegenſtande: aber ich benachrichtige Sie zum voraus, daß ich nur aus der Phantaſie male, nicht porträtire.

Sehen Sie jenen berühmten Mann, den jeder ehrt, und niemand liebt. Er weiß viel, ſehr viel — aber jedermann, der weniger weiß, läßt er ſeine Ueberlegenheit empfinden. Er denkt hell und ſcharf: doch wehe auch jedem, der auf andere Reſultate traf, als er, ihm wohl gar zu widerſprechen wagt! Er begegnet ihm mit der entſchiedenſten Verachtung; er erklärt ihn für einen Flachkopf, oder, wenn er Pedant iſt, annihilirt ihn. Geben Sie ihm ein Amt: er thut nie wiſſentlich Unrecht, aber, ob jemand bei dem Rechte, das er übt, zu Grunde gehe, kümmert ihn nicht. Seine Geſchäfte werden mit Einſicht geordnet, mit Kraft geführt: doch der Untergebene mag zittern, der nicht eben ſo pünktlich und einſichtsvoll iſt, als er! Folgen Sie ihm in den Geſellſchafts-Zirkel: er iſt geiſtvoll und unterhaltend; aber er ſagt auch alles heraus, was er ſagen darf, ohne zu bedenken, ob er jemand wehe thut. Wo jemand eine Blöße giebt, greift er ſogleich an, und wen er nicht hochſchäzt oder fürchtet, dem wendet er den Rücken. Ja, man hüte ſich, ihn zu loben! Wer es nicht auf eine Art thut, die ſeinem Stolze gnüget, dem danket er mit Hohn! Beobachten Sie ihn in ſeiner Familie! Jeder Theil derſelben, bis auf die Bedienten herab,,erhält alles, was er haben muß, um ihm Ehre zu machen; aber — Seine Gattin, ob er ſie gleich lieben mag, iſt ihm doch nur Verwalterin der Geſchäfte, die dem Manne nicht anſtehn. Seine Kinder, — kaum nähert er ſich ihnen, ſo verſchwindet jede Spur der Freude von ihren Geſichtern: denn nie lag ihm etwas daran, ihr Vergnügen zu befördern, oder ihre Liebe durch väterliche Herablaſſung zu gewinnen, wiewohl er ſorgfältig darüber hält, daß ihnen nichts abgehe. Seine Bedienten werden gut bezahlt, aber wenn er ihnen etwas befiehlt, fällt es ihm nie ein, zu bedenken, ob dasjenige, was er dabei erhält, in irgend einem Verhältniſſe zu der Beſchwerde ſteht, die er ihnen auflegt. Und ſollten ſie ſich Stunden und Nächte lang der rauheſten Witterung ausſetzen, ſollten ſie in Gefahr kommen, ihre Geſundheit darüber einzubüßen, daß ſie ihm eine kleine, unbedeutende Bequemlichkeit verſchaffen: ſie werden bezahlt, alſo müſſen ſie thun.

Sie werden dieſem Manne Bildung, hohe Bildung nicht abſprechen: aber werden ſie ihm wohl den Beinamen des Humanen zugeſtehn? Gewiß nicht, denn ſein Herz iſt hart und rauh, ſo klug und gewandt ſein Benehmen auch ſeyn mag.

Dieſen Vorwurf wenigſtens kann man dem ehrlichen Pervonte nicht machen, der uns dort aus dem Großvaterſtuhl mit ſo gutmüthiger Schlaffheit entgegen lächelt. Er iſt ein Inſtrument, das Frau, Kinder und Bekannte nach Wohlgefallen befingern; ja, ſelbſt dem Fremden, der nur einmal an der Feierſtunde ſeines Lebens, der Mahlzeit, gefällig Theil nimmt, ſteht alles zu Dienſten, was er hergeben kann, ohne aufzuſtehn.

Er hat ein ſo ſeliges Gefühl ſeiner Wichtigkeit beim Gefälligſeyn, daß er keine bequeme Gelegenheit, doch bequem muß ſie ſeyn, — vorbei läßt, unaufgefordert Dienſte zu leiſten, die man gar nicht von ihm erwartete: nur fordern muß man keine! Jede fremde Idee iſt ihm beſchwerlich. Er thut etwas Wichtiges für Sie, das Sie nicht brauchen, und iſt im Stande, Ihnen in eben dem Augenblicke eine Kleinigkeit abzuſchlagen, deren Sie dringend bedürfen. Wer ſeine freiwilligen Gefälligkeiten ausſchlägt, den haßt er; wer ſie annimmt, muß ſich gefallen laſſen, daß ſie mit Plumpheit ausgeübt, allen Nachbarn und Bekannten erzählt, auch wohl nach Gelegenheit vorgerückt werden, wenn Freund Pervonte etwa bei Laune iſt, deutſch zu ſprechen, das heißt, Grobheiten zu ſagen: wenigſtens glaubt er ſich berechtigt, Gegendienſte vorzuſchreiben. Haben Sie einen Streit mit ihm, ſo wird er bitterböſe, und lärmt und ſchimpft; doch wenn er ausgetobt hat, und Sie bleiben gelaſſen bei Ihrem Verlangen, ſo ergiebt er ſich mit reſignirter Schlaffheit darein. Dieſen Mann werden Sie nicht hart nennen: aber iſt er human? Nicht doch! Er hat bloß die träge Argloſigkeit jedes ſatten und fetten Thieres.

Nicht ſo jener Edle, deſſen Namen niemand vorbringt, ohne einen Lobſpruch wenigſtens hinzu zu denken. Er hat die Kenntniß, die Geiſteskraft und die Feſtigkeit des Erſtern der beiden Geſchilderten; aber wo er auf einen weniger Unterrichteten oder Schwächern ſtößt, hört er die Einwendungen deſſelben, gegen eine unbeſtreitbare Wahrheit, ruhig an, und giebt ſeine Belehrung in der Form einer abweichenden Meinung, eines Zweifels. In ſeinem Amte folgt er ſtreng den Geſetzen; aber wenn er das Schwerdt der Gerechtigkeit brauchen muß, vertraut er es der Hand der Billigkeit an, und läßt Menſchenliebe die Wunden heilen, die jenes ſchlug. Er iſt in ſeinen Geſchäften bis zur Aengſtlichkeit genau, bis zur Erſchöpfung thätig, und doch voll Nachſicht gegen die Fehler Schwächerer, und jeder Verweis, den er austheilen muß, klingt wie ein väterlicher Rath. Weit entfernt, in der Geſellſchaft ſeine Vorzüge geltend zu machen, ſucht er jedermann Gelegenheit zur Entfaltung der ſeinigen zu geben, und wenn jemand eine Blöße verrieth, ſucht er die Blicke von ihr abzulenken. Tritt er in den Zirkel ſeiner Familie: alles ſchmiegt ſich freudig an ihn an; jeder hat ihm etwas Angelegentliches zu vertrauen, ihm eine Freude mitzutheilen, ein kleines Leiden zu klagen. Wie könnte es anders ſeyn? Jeden Tag giebt er ja Beweiſe, wie bereit er iſt, ſein eignes Wohlſeyn dem ihrigen nachzuſehen. Selbſt ſeine Bedienten, ob er ſie gleich in den Schranken der Ehrfurcht zu erhalten weiß, nahen ſich ihm mit Zutrauen, fragen ihn, wenn ſie eines einſichtvollen Rathes bedürfen. Wer immer es werth ſeyn mag, daß ein Mann von edlem Charakter Theilnahme für ihn empfinde, darf ſie getroſt bei ihm ſuchen. Auch den wichtigſten Dienſt leiſtet er mit einer ſo zarten Schonung, mit ſo vieler Freundlichkeit, als wenn man ihm durch die zuverſichtliche Bitte eine Verbindlichkeit aufgelegt hätte. Erinnert er ſich ja deſſen wieder, was er für jemand that, ſo zeigt es ſich nur in der größern Zartheit, mit der er ihn behandelt, und in der Sorgfalt, mit der er jeden Schein eines Anſpruches vermeidet. — Männer, wie dieſer, verdienen der Stolz der Menſchheit zu ſeyn! Warum ſollte ich hier nicht der Aufwallung meines Herzens folgen, und Ihnen geſtehen: dieſe letzte Schilderung iſt in den meiſten Zügen Porträt. Ich kenne den Mann, deſſen Gemälde ich Ihnen entwarf. Er iſt, nach ſeinem Fürſten, der Erſte in dem Staate, dem er dient, und vielleicht der Liebenswürdigſte dazu. *) — Wenigſtens werden Sie ihm den Namen des Humanen nicht verſagen.

Wenn ich jetzt zum drittenmale die Frage aufwerfe: „worin beſteht die Humanität?“ ſo glaube ich, auch die Antwort mit einiger Zuverſicht geben zu können.

Erinnern ſie ſich der inhumanen Religion, des inhumanen und doch ſo glänzenden Zeitalters, des inhumanen und gleichwohl ſo gebildeten Mannes: worin ſie alle übereinſtimmten, war Härte, engherzige Beſchränktheit des Gefühls, hier auf die Gläubigen gewiſſer Lehren, hier auf die Bürger **Eines** Staates, hier ſogar auf das perſönliche Selbſt. Das alſo iſt Inhumanität.

Daß bloße Weichheit, im Gegenſatze, nicht Humanität ſey, hätte ich Ihnen durch eine dritte Religion, die Hindoſtaniſche, und, wenn auch nicht durch ein ganzes Zeitalter, ſo doch durch das empfindſame Decennium Deutſchlands beweiſen können, wenn ich nicht das Bild eines Einzelnen, jenes gutmüthigen Schlaffen, von deſſen Lehnſeſſel wir uns lächelnd wegwandten, für hinreichend gehalten hätte. Dieß Spielwerk eines jeden, der es zu handhaben weiß, thut nicht Gutes, und unterläßt nicht das Böſe, weil es will, ſondern weil es nicht anders vermag. Ihm Humanität beilegen, hieße dem Faulthier nachpreiſen, daß es keine Heerde anfällt.

---

*) Der Däniſche Finanz-Miniſter, Graf von Schimmelmann, ein Mann, dem Dännemark und Europa mehr ſchuldig ſind, als ſeine völlige Anſpruchloſigkeit ſelbſt ſeinen nähern Zirkel ahnen läßt. Rückſichten verbieten mir, hier mehr zu ſagen.

Nannten wir dagegen die chriſtliche Religion in ihrer urſprünglichen Geſtalt, nannten wir unſer Zeitalter, nannten wir jenen Edeln, mit deſſen Schilderung ich meine Gallerie beſchloß, human: geſchah es nicht deshalb, weil ſie milde Geſinnung, Zartheit des Gefühls, mit hoher Einſicht verbanden? Oder vielmehr, weil es ſichtbar war, daß ſich jene auf dieſe gründete? Daß ſie nur deshalb Menſchenliebe athmeten, weil ſie Weisheit beſeelte? —

Bildung des Herzens alſo, ich wage endlich den Satz, *Bildung des Herzens durch den Geiſt*: das iſts, was man ſich, hell oder dunkel, dabei denkt, wenn man den heiligen Namen Humanität ausſpricht, — das, hochgeehrte Anweſende, verſtehen auch wir darunter, wenn wir uns die Freunde derſelben nennen.

Wer ſich dieſen ehrwürdigen Titel beilegt, erklärt ſich zugleich für den Freund des ganzen Menſchengeſchlechts, und verpflichtet ſich, zur Ausbreitung jener Vollkommenheit ſo kräftig mitzuwirken, als in ſeinem Vermögen ſteht. Daß auch wir dieſe Verpflichtung anerkennen, daß wir ſie gerne recht kräftig, recht wirkſam erfüllen möchten, trauen Sie, hochgeehrte Anweſende, uns, wie ich hoffe, zu; aber was wir wirklich vermögen, verdient es wohl, daß wir es durch eine ſo prächtige Benennung verkündigen? Ein Kreis von machtloſen Privatleuten, die ſich wöchentlich einmal verſammeln, ohne einen wichtigern Zweck zu haben, als ſich in ruhigem Geſpräche über dieſen oder jenen Gegenſtand zu unterhalten, ihre Kenntniſſe gegen einander auszutauſchen, ihre Ideen zu berichtigen: welche große Vortheile kann die Menſchheit von ihm hoffen? Was kann er Nennenswerthes zu ihrer Veredlung beitragen? Unbemerkt iſt er entſtanden; unbemerkt dauert er fort, und geht vielleicht dereinſt auseinander, ohne eine Spur ſeines Daſeyns zurück zu laſſen —

Wenn Sie indeß, hochgeehrte Anweſende, ein Glied dieſer Geſellſchaft ſelbſt, ſo demüthig von ihr ſprechen hören, vielleicht glauben Sie, daß es ihm nicht ſo ganz Ernſt damit ſey; daß es doch wohl noch eine Seite an ihr zu kennen glaube, die ihm nicht unbedeutend ſcheine? — Ich will es Ihnen nur geſtehen, Sie irren ſich nicht, wenn Sie das von mir annehmen. Ohne deshalb für den Augenblick ſtolzer von unſerm Zirkel zu denken, halte ich ihn doch in gewiſſer Rückſicht für wichtig, und glaube, daß er in der Zukunft ſehr heilſame Wirkungen hervorbringen könne.

Jede Wiſſenſchaft iſt ein Lichtſtrahl, der mit dazu beiträgt, den hellen, warmen Tag der Aufklärung zu bewirken, und jeder Punkt, auf dem man mehrere dieſer Stralen zuſammen bringt, kann ein Heerd werden, von dem die wohlthätige Flamme der Humanität leuchtend empor lodert: warum nicht auch unſere Geſellſchaft? Freilich kommen wir mit unbefangener Anſpruchloſigkeit zuſammen; freilich beſchäftigen wir uns ohne vorgeſchriebene Formen, bald mit dieſem, bald mit jenem Gegenſtande: aber keine Wiſſenſchaft, die zur wahren Bildung des ſittlichen Menſchen beiträgt, bleibt uns dabei fremde. Für jede beinahe haben wir einen Eingeweihten in unſerer Mitte. Er theilt uns das Wichtige, das Neue aus ſeinem Fache mit; wir ſprechen, wir ſtreiten freundſchaftlich darüber: ſo erlangt jeder Kenntniſſe, die ihm ſonſt vielleicht auf immer verborgen geblieben wären, legt er Irrthümer ab, die ihm ſonſt vielleicht ewig angeklebt hätten. Wahrſcheinlich geht nach manchem, in dieſem Saale froh verbrachten Abende, nicht Einer von uns nach Hauſe, ohne irgend eine neue Idee, neuen Stoff zum Nachdenken mitzunehmen. Glauben Sie nicht, daß dieſes ihn vervollkommnen, ihn immer beſſer, das heißt, humaner machen, ihn in den Stand ſetzen müſſe, in ſeinem Wirkungskreiſe kräftiger und nützlicher thätig zu ſeyn? — Nie, glaube ich, wird unſre Geſellſchaft beſtimmt auf etwas hindeuten können: „Das haben wir bewirkt!“ — aber zu tauſend guten Folgen, bei denen man weder an ſie denkt, noch denken kann, wurde vielleicht ſchon hier die erſte Veranlaſſung gegeben.[*] So ohne Glanz, ſelbſt unbemerkt, nützlich zu ſeyn, iſt der edelſte, reinſte Ruhm, nach dem der beſcheidene Privatmann ſtreben kann; alſo auch eine Geſellſchaft von ſolchen Männern. — —

Ich fühle es wohl, hochverehrte Anweſende, daß ich weit davon entfernt bin, meinen Gegenſtand erſchöpft zu haben, indeß ſagte ich alles darüber, was mir für dieſe Veranlaſſung und dieſen Ort nöthig ſchien, und könnte alſo mit dem Bewußtſeyn ſchließen, wenn auch nichts Vorzügliches, doch wenigſtens ſo viel geleiſtet zu haben, als mir, nur halb vorbereitet, möglich war. Da Sie aber einmal ſo viele Schilderungen angehört haben, ſo erlauben Sie mir, noch ein Paar hinzu zu fügen. Es mögen, falls Sie meine Worte nur nicht zu ernſthaft deuten wollen, die eines humanen und eines inhumanen Auditoriums ſeyn.

Das Letzte verſammlet ſich mit der Hoffnung, etwas zu hören oder zu ſehen, das ihm Gelegenheit zum Spotte giebt; — mit dem Entſchluſſe, Stoff dazu zu finden, oder ſich welchen mit Wahrſcheinlichkeit zu erſinnen. Aufmerkſam ſpäht es nach Blößen, und entdeckt es eine, ſo trägt es ſie wie ein Triumphzeichen zur Schau, und frohlockt, wenn es ihm gelingt, die freundliche Einladung damit zu erwiedern, daß es recht viele, wahre oder ungegründete, hämiſche Bemerkungen von Zirkel zu Zirkel verbreiten, und ein recht lautes, recht gellendes Hohngelächter aufſchlagen kann.

Die humanen Zuhörer hingegen kommen mit ſo freundlicher Stimmung zuſammen, als die war, mit der man ſie einlud. Sie bringen den Vorſatz mit, wo möglich, zufrieden zu ſeyn: ſo hören ſie das Gute, das man ihnen ſagte, mit Vergnügen an, und wo ſich eine Schwäche verräth, drücken ſie das Auge gefällig zu, und vergeſſen ſie ſchnell, dem guten Willen zu Liebe, den man ihnen bezeigte. Hörten ſie gar nichts Wichtiges, gar nichts Neues, gar nichts Gutgeſagtes: „Je nun! denken ſie, man gab uns, ſo viel man vermochte, und das mit Splitterrichten zu erwiedern, wäre nicht fein gethan!„ —

Hochgeehrte Anweſende! — Ich empfehle mich Ihrer Humanität. —

II.

Ueber den Boden der Provinzen Liefland, Eſthland, Carelien und Ingermannland.

Ein Beitrag zur phyſiſchen Erdbeſchreibung.

Die ganze Grundfläche der genannten Provinzen giebt dem phyſiſchen Geographen Stoff zu den wichtigſten Betrachtungen. Sie war offenbar noch Meeresgrund, da die angrenzenden Länder von Rußland und Pohlen ſchon lange ihre jetzige Geſtalt hatten. Ich will die mannichfaltigen, größtentheils ſchon von Fiſcher und andern, angeführten Beweiſe für dieſe Meinungen hier nicht wiederholen, weil dies nicht zu meinem jetzigen Zwecke gehört.

Der Boden dieſer Provinzen iſt faſt überall eben, nur ſinkt er ſich gegen das Meer hin ein wenig. Daher trifft man überall Moräſte, große Landſeen und breite Bäche an. Der Grund beſteht überall aus einem Kalkfelſen, der gegen das Meer hin oft nur mit einigen Zoll hoch Erde bedeckt iſt. Nicht ſelten hat er Lagen von Flug- und Triebſand von beträchtlicher Höhe über ſich, aber eigentliche Berge nirgends. Die ſich hie und da findenden Hügel weichen in ihrer Geſtalt ſehr von den übrigen europäiſchen Gebirgen ab. Sie gleichen künſtlich aufgeworfenen Dämmen, die in gleicher Höhe, von zwanzig bis vierzig Fuß, oft fünf bis zwölf Meilen in verſchiedenen Richtungen durch Sandebnen und Moräſte fortlaufen, und beſtehen aus Triebſand und Flußſteinen. An einigen Orten liegen von dieſen Dämmen mehrere wellenförmig neben einander, oder durchkreuzen ſich, und bilden regelloſe Hügel. In einigen Gegenden ſcheint der Kalkfelſen ſelbſt zerſtört zu ſeyn, er iſt mit ſeinen Unterlagen in der Form von Bruchſtücken in ganz regelloſen Lagen durcheinander gemiſcht.

Hie und da trifft man eingeſchnittene Thäler an, welche ganz einem Flußbett gleichen, und in welchen zuweilen noch ein kleiner Bach hinſchleicht. Dieſe Thäler ſind in den Kalkfelſen eingehöhlt, und nicht ſelten iſt er ganz darin verſchwunden, und bildet an beiden Seiten das Ufer. Viele Flüſſe haben ſich noch jetzt ein ſolches Bette eingewühlt, andere laufen über den Kalkfelſen hin, und bilden am Meere einen Fall.

Das alte Ufer des Meeres iſt überall durch dieſen Felſen gebildet, welcher ſenkrecht abgebrochen in der Ferne einer Mauer gleicht, die zwiſchen vierzig bis achtzig Fuß hoch iſt. Hie und da an kleinen Stellen, wo der Felſen vielleicht weicher war, oder wo ſonſt Urſachen hinzukamen, bildet er einen ſteilen Abhang, der mit Gras und Buſchwerk bewachſen iſt. Faſt nirgends erreicht indeß das Meer dieſe alten Ufer, ſondern weicht auf der unten liegenden Sandebne mehr oder weniger, oft ganze Meilen zurück.

Dieſe abgebrochne Geſtalt des Ufers giebt nun die ſchönſte Gelegenheit, die verſchiedenen Beſtandtheile, Lagen und Schichten des Felſen ſelbſt und ſeiner Grundlagen kennen zu lernen. Vorläufig muß ich nur anmerken, daß dieſe Lagen und ihre Geſtalt nicht überall gleich ſind. Gewöhnlich hat der Kalkfels eine Stärke von zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß, oft ſteigt ſie zu funfzig Fuß, oft hat ſie auch nur zwölf. Unweit Narwa, wo die Narowa ihren prächtigen Fall bildet, iſt der Kalkfels zwiſchen dreißig bis vierzig Fuß ſtark, und die übrigen Unterlagen ſind gar nicht ſichtbar. Der mehrere hundert Fuß breite Strohm hat ſich zehn bis funfzehn Fuß in den Felſen eingehöhlt, und ſtürzt nun die übrige Höhe in ein unten tief ausgewühltes Bette herab.

Je tiefer der Fels ſteht, je loſer iſt ſeine Maſſe, und deſto ſchneller wird er von der Luft und Feuchtigkeit aufgelößt. Ueberall erſcheint daher das Ufer als unten ausgehöhlt, und die obern, feſtern Schichten ſtürzen, wenn ihnen unten zu ſehr der Widerſtand mangelt, oft in großen Maſſen herab. Am öftern geſchieht dies unter den Waſſerfällen, die ſich daher alle von dem eigentlichen Meerufer zurück tiefer ins Land gezogen haben. Der Fall der Narova iſt ſo, ſchon mehrere Meilen hinaufgerückt, und der prächtige Fall des Jagowal, eines Fluſſes, der achtzig bis hundert Fuß breit, bei dem Gute dieſes Namens in Eſthland ins Meer fällt, etwa erſt eine halbe Meile, weil wegen der größern Stärke des Kalkfelſens und der mindern Schnelligkeit des Strohms dieſe Operation hier langſamer von ſtatten geht.

Das merkwürdigſte Flußbett findet ſich bei Jamburg. Die Lage des Kalkfelſens, der hier wenig mit Erde bedeckt iſt, hält nur zwölf bis dreizehn Fuß, und ruhet auf einem lockern Triebſande. Es wurde alſo der, über hundert Fuß breiten, waſſerreichen Luga leicht, ihn auf eine Strecke von fünf bis ſechs Meilen vom Meere ab ganz weg zu brechen. Sie bildete keinen Fall mehr, ſondern ſchoß ſchnell über den feinen, wenig harten Sandſtein hin, der gleichfalls nach und nach durchbrochen wurde, und ſo bildete ihr Flußbett ein Ufer, das ſchon bei Jamburg, wo eine Schiffbrücke über den Strohm führt: zwiſchen funfzig bis ſechzig Fuß hoch iſt. Da dies perpendiculär abgeſchnittene Ufer ſehr unterrichtend iſt für die Geſchichte der Bildung des Bodens jener Gegenden, ſo will ich eine genaue Beſchreibung davon machen. Die über den Kalkfelſen befindliche, aus verwitterten Kalkſtein und verfaulten Gewächſen entſtandene Erdſchicht, hält ein bis ein und einen halben Fuß. Dann kommt die Lage des Kalkfelſens, welcher zehn bis dreizehn Fuß hält. Er liegt in ganz horizontalen Schichten, von ungleicher Dicke, und hat vorzüglich in der Mitte und nach oben zu eine Menge Verſteinerungen von der gewöhnlichen Art. Oben hat er verſchiedene perpendiculäre Einriſſe, welche aber nur fünf bis ſechs Fuß herabgehn. Die dritte Hauptlage, welche wieder in drei Zwiſchenlagen abgeſondert iſt, beſteht aus lockererm Triebſande. Er hat ſich offenbar zu drei verſchiedenen Malen, oder richtiger bei drei verſchiedenen Richtungen der Fluth abgeſetzt. Bei den beiden unterſten Zwiſchenlagen trieb die Fluth von der Seite, bei der oberſten war ſie bereits beruhigt, indem ihre Schichten horizontal liegen. Die unterſte von den Sandlagen hält den gröbſten Sand, mit unzählig vielen Muſcheln und Schnecken vermiſcht, die ſich in alle Ritzen und Spalten des unten ſtehenden Sandſteins eingedrängt haben. In der zweiten Sandlage unterſcheidet man nicht deutlich Schichten, wie die Wellen ſie abſetzen, ſie erſcheint mehr als eine ſteinartige Maſſe, die aus groben Sand und Eiſenocker zuſammengeſetzt iſt, weswegen ſie überall eine rothbraune Farbe hat. Die darunterliegende iſt vorzüglich nach unten zu gleichfalls etwas röthlich gefärbt, die oberſte dagegen beſteht aus einem gelben

Sande, der nach oben zu immer feiner wird; und enthält keine Muſcheln.

Die vierte unter dem Triebſande befindliche Hauptlage iſt ein feiner, loſer, weißer Sandſtein. Sein Anblick zeigt ihn, im Vergleich aller Lagen, die auf ihm ruhen, als einen uralten Grund, der ſelbſt, wie die perpendicularen Einriſſe zeigen, an der Luft, gleich dem jetzigen Kalkfelſen ausgetrocknet ſeyn muß. Ueberhaupt zeigt ſeine zerriſſene Oberfläche, daß er vor jener Fluth manche heftige Revolution erlitten haben muß. Ganze Stücken ragen über die andern hervor; an einigen Stellen ſind zwiſchen den Perpendicular-Einriſſen große Blöcke weggebrochen, verſchwunden oder ſie liegen noch da, nur aus ihrer Stelle gehoben; und zwar ſo, daß rund umher der Sand und die Muſcheln der darüber liegenden Schicht ſich haben eindrängen können.

Noch muß ich bemerken, daß überall auf dem Kalkfelſen, auf der ganzen Fläche dieſer Provinzen eine ungeheure Menge Granittrümmern umherliegen, die oft zu einer Größe von acht bis zehntauſend Kubikfuß ſteigen; ſich aber nie in den Kalkfelſen eingedrückt haben, ja oft nur auf den Sandſchichten ruhen, welche hie und da den Kalkfelſen bedecken.

Es ſind alſo offenbar drei große Revoluzionen nöthig geweſen, um dieſen Boden, ſo wie er iſt, zu bilden.

Alle waren unwiderſprechlich Fluthen. Aber welche ungeheure Fluthen müßten dies ſeyn, indem die erſte allein einen feinen Sandſtein abſetzen konnte, der über zwanzig Fuß ſtark iſt, und zwar bei völliger Ruhe des Waſſers, weil keine Wellenſchichten darin ſichtbar ſind. Auch die zweite mußte ſehr beträchtlich ſeyn, weil ſie einen Bodenſatz von achtzehn bis zwanzig Fuß zurückließ. Bei dieſer iſt zu merken, daß ſie anfangs bis auf den Grund in Bewegung geweſen ſeyn muß, wie die in dem Triebſande ſichtbaren Wellenſchichten zeigen; hernach aber beim Abſatz des feinern Sandes und des Kalkſteins in Ruhe gekommen iſt. Die dritte Fluth, durch welche die Granittrümmern umher geſtreut wurden, unterſcheidet ſich von den vorigen. Man nimmt gewöhnlich an, daß Eisſchollen, in welchen die Granittrümmer feſt gefroren waren, ſie forttrugen, und indem ſie zerſchmolzen, ihre Laſt überall umherſtreuten. Die wellenförmigen Hügel von Triebſand und Flußſteinen über den Kalkfelſen haben dieſer Fluth ihr Daſeyn zu danken; und zeugen, da ſie an einigen Orten faſt eine Höhe von hundert Fuß erreichen, von der ungeheuren Größe derſelben. Auch muß ſie ſehr gewaltſam geweſen ſeyn, und entweder keine feinere Materie bei ſich geführt oder nicht Zeit gehabt haben, bis ſich ſolche niederſetzen konnte. Nur iſt noch zu bemerken, daß alle dieſe Fluthen der Zeit noch ſo weit von einander entfernt ſeyn mußten, daß der jedesmalige Bodenſatz vollkommen erhärten, und an der Luft, bei völlig verſchwundenem Waſſer austrocknen konnte.

Es ſchwindelt uns, wenn wir dieſe ungeheure Ueberſchwemmungen lebhaft denken, und die Urſachen nicht auffinden können, die ſie hervorbrachten. Die beiden erſtern geſchahen zu einer Zeit, da das Oſtmeer noch nicht da war, — wie die durch den Kalk- und Sandfelſen gebrochenen Ufer deſſelben beweiſen; die dritte mußte zu einer Zeit geſchehen, wo das Meer ſchon ſeine jetzige Geſtalt hatte. Der Beweis iſt klar, denn nicht allein auf dem Meergrunde ſelbſt, ſondern auch auf den verſchiedenen Stufen, welche das Ufer hie und da bildet, ſind die Granitſtücke anzutreffen. Dieſe Stufen des Ufers, welche nur an Landſpitzen, welche in die See hinauslaufen, anzutreffen ſind, und jederzeit aus der unter dem Kalkfelſen befindlichen Lage von Sandſtein beſtehen, geben über die Entſtehung dieſer alten Meerufer, vorzüglich am Finniſchen Meerbuſen, zu einigen nicht unintereſſanten Bemerkungen Anlaß.

Welche Naturkraft mußte hier wirkſam ſeyn, um dieſen ſonderbaren Buſen, der in ſeiner größten Breite, zwiſchen Sweaborg und Reval, an zwölf Meilen breit iſt, und im Ganzen einen Flächen-Inhalt von ungefähr dreihundert Quadratmeilen hat — ſeine jetzige Geſtalt zu geben? Auf dieſer ganzen Fläche nicht allein den Kalkfelſen, ſondern auch die Unterlagen deſſelben ſo auszuwühlen, daß das Waſſer bei der Mündung ſchon eine Tiefe von faſt fünfhundert Fuß hat?

Die gewöhnliche Meinung, daß die jetzige Form der Meere durch einen Einbruch der obern Rinde entſtanden ſey, wird hier durch die eben erwähnten Stufen unmöglich gemacht; denn indem dieſe Unterlagen des Kalkfelſens — der Sandſtein u. ſ. w. — ſtehen blieben, beweiſen ſie, daß die Kraft, welche den Kalkfelſen wegbrach, von oben her wirken mußte.

Ein näherer Anblick verſchiedener einzelner Theile des Ufers beweiſen das noch mehr. Der ſogenannte Domberg in Reval, welche Stadt zwiſchen dem alten Meerufer und dem jetzigen, auf einer faſt mit dem Meere gleichen Sandebene liegt, iſt ein ſenkrecht in die Höhe ſteigendes Stück von dem Kalk- und Sandfelſen, woraus das alte Ufer beſteht; der Kalkfels hat eben die Lagen und Schichten wie das zunächſt liegende Ufer, von dem er doch einige tauſend Schritte entfernt iſt; in dieſem Zwiſchenraume aber iſt die ganze Maſſe verſchwunden, und man entdeckt beim Nachgraben nichts als

Triebſand, woraus der jetzige Meergrund und auch die Unterlage des Sandfelſen beſteht. Bei einem Einbruch müßte hier nothwendig die herabgeſunkene obere Felsrinde zu finden ſeyn.

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt zwar auf einer andern Seite der Stadt Reval, ein Kalkſteinbruch in dem neuen Meergrunde, — aber die Lagen deſſelben laufen ganz horizontal, ſtehn nicht tief, und ſind offenbar ein Produkt des jetzigen Meeres.

Wollte man nun nach dieſen Gründen über den Urſprung des langen, ſchmalen Meerbuſens eine Hypotheſe aufſtellen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er ſein ganzes Daſeyn einen alten großen Strohme zu danken hat, deſſen Ueberreſte noch in der Newa ſichtbar ſind. Noch immer erregt dieſer Strohm durch die ungeheure Waſſermaſſe, die er fortführt, die Bewundrung des Beobachters. Das Ende des Meerbuſens verliert ſich in ſeiner Mündung, und noch bei Kronſtadt hat das Waſſer deſſelben wenig Salz. So wie nun mehrere Ströhme in den Buſen fallen, nimmt die Breite deſſelben zu, bis ſie, wie ſchon geſagt, zwiſchen Sweaborg und Reval an zwölf Meilen ſteigt. Nimmt man nun in der Mitte dieſes Raums den ehemaligen Lauf der Newa an, ſo müßte dieſer Strohm, da er alle finnlichen Ströhme, ferner die Luga, Narowa, Jagowall und unzählige kleinere Flüſſe aufnahm, eine Waſſermaſſe enthalten haben, von der gegenwärtig kein Strohm in Europa einen Begriff giebt. Bei ſeinem Fall ins Baltiſche Meer mußte ſich nun eben die Erſcheinung ergeben, welche ſich bei der Narowa, der Luga und anderen Ströhmen noch täglich zeigt; es mußte ein Stück der Felsrinde nach der andern fortgeriſſen werden, und ſo der Meerbuſen, in ſeiner ganzen jetzigen Geſtalt ſich von ſelbſt bilden.

Die Menge der kleinern Buſen, die jetzt wieder von dem großen ſich ins Land erſtrecken, erklären ſich durch die Ströhme, in denen ſie ſich jedesmal endigen, von ſelbſt. So hat offenbar der ganze Meerbuſen von Reval den St. Brigittenſtrohme ſein Daſeyn zu verdanken, der ehmals, wie ſeine alten Ufer beim Ausfluß zeigen, ſehr viel ſtärker geweſen ſeyn muß, wie jetzt.

Aus dieſer Abnahme des Waſſers, die man faſt bei allen großen Flüſſen bemerkt, iſt es erklärlich, daß man den Ausfluß des Waſſers aus dem Meerbuſen überhaupt nicht mehr ſo bemerkt, wie man es nach dieſer Hypotheſe erwarten ſollte. Die Waſſermaſſe der Newa hat ſich offenbar ſehr vermindert. Von ihrer Mündung an hat ſie ſich aufwärts nach dem Ladoga zu, ein ungeheures Bette durch die Felsrinde gebrochen, deſſen Ufer ſo weit von einander abſtehen, daß ſie ſich überall nicht mehr mit Gewißheit beſtimmen laſſen. Der ganze Grund von St. Petersburg und die Gegend umher ſind bloß in dieſem alten Flußbette angeſetztes Land, und die jetzige Newa bildet nur eine kleine Rinne zwiſchen ihren alten Ufern; die aber dennoch eine größere Waſſermaſſe enthält, als die Elbe.

Das Salz iſt nach der Meinung verſchiedener Naturforſcher in einer gewiſſen Tiefe der Erde überall befindlich; vorzüglich unter Kalkgebirgen. Dies wäre hier nun der Fall. Die große Peipus hat den Kalkfelſen nicht durchbrochen, daher iſt ihr Waſſer ſüß, wie das Waſſer der ſonſt ſo ſtürmiſchen Ladoga.

Die Eſthland gegenüber liegenden Ufer des Finniſchen Meerbuſens ſtreiten mit dieſer Hypotheſe nicht. Die Schehren ſind nichts, als eben ſolche Reſte des alten Ufers, wie der

Domberg bei Reval; nur daß das Meer hier überall die alten Ufer erreicht, und die Kanäle zwiſchen den iſolirten Felsmaſſen ſchiffbar macht. Dieſe größere Tiefe des Meeres auf der Seite von Finnland iſt aus dem Laufe der Neva geradezu erklärlich. Der ganze Buſen iſt gebogen, und die Strömung drängt ſich beſtändig an der Finniſchen Küſte hin; daher ergiebt ſich hier im Großen dieſelbe Erſcheinung, welche man an kleinern Flüſſen täglich ſieht, wenn ſie in ihrem Lauf einen Bogen machen. Sie wühlen auf der äußern Seite des Bogens den Grund weg, und ſetzen an der innern die dort weggeſchwemmten Theile wieder ab. Dies iſt der Grund, warum an der Eſthniſchen Küſte das Meer überall ſeine alten Ufer verlaſſen, und große Strecken neues Land angeſetzt hat.

Rhode.

III.

Ueber National-Bankerott, mit Hinſicht auf England.

Der Begriff von National-Bankerott ſcheint nicht allgemein ſo ſcharf beſtimmt zu ſeyn, als man im erſten Augenblick glauben dürfte. Man wähnt ihn ſehr richtig zu erklären, wenn man ſein Objekt mit dem Stillſtand eines gewöhnlichen Geſchäfts vergleicht, der bei einem Kaufmann ſtatt findet, welcher ſeine Zahlungen nicht leiſten kann. Einiges Nachdenken muß uns aber lehren, daß dieſe Beſtimmung nicht ausreicht.

Macht ein Kaufmann Bankerott, ſo hört er auf zu zahlen. Er wählt ſich im Kreiſe der Geſellſchaft ein anderes Verhältniß, oder ſucht ſo lange ſich durchzuarbeiten, bis er wieder ſein voriges Gewerbe betreiben kann. Er lebt in der Geſellſchaft, deren Zweig er iſt; er fußt auf einem Boden, wo tauſendfaltige Quellen ſich für ihn eröffnen, ſein Fortkommen zu finden.

Der Bankerott einer ganzen Nation, oder der Stillſtand ihrer Erwerbungsart muß aber ganz andere Folgen haben. Hier wird das ganze beſtehende Verhältniß aufgelöſt, die Nation kann außer ſich kein anderes aufſuchen, oder ſie hört dann auf, Nation zu ſeyn. Sie kann an nichts ſich feſthalten, vielmehr gleicht ſie einer fortreißenden Waſſerflut, die Alles mit ſich nimmt, was ihr im Wege ſteht, überall Spuren ihres Verderbens zurückläßt, und endlich im großen Ocean der Weltbegebenheiten verſchlungen, nur das Andenken ihres Daſeyns zurückläßt.

Man hat ſehr richtig ſchon die Frage machen können: wie vermag eine ganze Nation in einen Bankerott zu verfallen? Bei einem Individuum läßt ſich etwas der Art denken. Das Intereſſe jedes Einzelnen in der Geſellſchaft iſt nicht das des Allgemeinen. Wenn ein Individuum in ſeinem Gewerbe zurückkommt, größere Ausgaben macht, als es Einnahme hat, Verluſte verſchiedener Art erleidet, ſo läßt ſich ſein Untergang denken. Wie kann dies aber bei einer Nation erfolgen, wo Alles für Einen und Einer für Alles ſteht?

Wohl läßt ſich ſo etwas denken! — Eine Nation, die in Luxus ſich verſenkt, die Sklav der Thätigkeit ihrer Nachbaren wird; eine Nation, die mit herrſchſüchtigen Staaten umgeben iſt, und allmählig von ihrem Gebiet oder ihren Einkünften verliert, bis ſie aufgelößt wird; oder eine Nation, die herrſchſüchtig iſt, und durch den ewigen Kampf, in welchem ſie mit ihren Nachbaren lebt, ihren Untergang bereitet — bei einer ſolchen Nation läßt ſich wohl an einen Untergang denken.

An einen Untergang — aber nicht an einen Bankerott. — Wenn ein Wollüſtling durch zu vielen Genuß ſich einen allzufrühen Tod bereitet, wenn ein Heer Räuber einen Reichen zum Bettler plündern, wenn ein Ohnmächtiger mit einem Rieſen kämpft, und unterliegt; ſo wird man nie einem dieſer Menſchen ſagen, daß er bankerot ſey.

Nein! Es kann eine Nation nicht mehr ausgeben, als ſie Einkünfte hat; ſelbſt braucht ſie nichts an Umfang ihres Gebiets zu verliehren; und auch in ihrem Kampfe dürfte ſie nicht ganz unterliegen, und dennoch Bankerott machen.

Hierin unterſcheidet ſich der National-Bankerott von jedem andern National-Uebel. Es gleicht die Nation, bei welcher er zu befürchten ſteht, einem Menſchen, der einen innern Fehler mit ſich herumträgt. Er erſcheint allen geſund, ſeine Lebensart läßt keine übelen Folgen erwarten. Er fühlt zwar oft in ſich einen dumpfen Schmerz, welcher ihm aber ganz unbedeutend ſcheint. Endlich bricht das Uebel mit ſolcher Gewalt hervor, daß er wider Erwarten plötzlich dahinſtirbt. — Man beweiſt klar und deutlich, daß eine Nation ſich im geſundeſten Zuſtande befindet, und vergißt ganz und gar das Uebel, das ihr drohet, weil man es nicht gewahren kann, bis es ausgebrochen iſt.

Nach den Winken, durch welchen wir hier die Idee von National-Bankerott vorbereitet, iſt ſie uns noch in keiner Erfahrung aufgeſtellt worden. Wir können in der Geſchichte keine Nation aufweiſen, die in ihren Einnahmen und Ausgaben das nöthige Verhältniß beobachtet, nichts am Umfang ihres Gebiets verlohren; im Kampfe nicht untergelegen, und dennoch bankerott geworden wäre; d. h. in die Gefahr gerieth, ihre National-Exiſtenz aufgelöſt zu ſehen.

Dieſe Auflöſung der Exiſtenz einer Nation iſt als keine Revolution politiſcher Art zu betrachten. Wir ſetzen ſelbſt voraus, daß die Nation alle Stufen der Kultur zur Menſchheit durchgegangen, daß ſie die Freiheit im Genuß, Denken und Handeln erreicht. Bei einer ſolchen Nation iſt der Staat nicht in den Händen einer Regierung, die nach Willkühr mit ihrem Heile verfahren kann. Keinesweges! Sie hat der Regierung die Grenzen der Macht angewieſen, es iſt nicht die Regierung, welche den Staat gebildet, und die Nation, als Mittel, denſelben zu erhalten, betrachtet; ſondern es iſt die Nation, welche die Regierung gebildet; und bei einer ſolchen, wo die Kultur auf den höchſten Grad geſtiegen, die ſich ſelbſt eine Regierung ſchaffe, können wir einzig und allein die Quelle aufſuchen, welche uns die Idee vom National-Bankerott realiſiren dürfte.

Ich will daher eine ſchärfe Linie gezogen wiſſen, zwiſchen dem, was man einen National-Bankerott, und dem, was man Staats-Bankerott nennt. — Der Leztere findet da ſtatt, wo die Regierung willkührlich iſt, unbedingte Rechte im Staat hat, die Stelle des Staats ſelbſt vertritt, oder ein und daſſelbe mit ihm anzeigt. Der Wille des Staats heißt denn ſoviel, als der Wille der Regierung. In einer ſolchen Verfaſſung hat die herrſchende Macht die Gewalt, ſo viel von ihrem öffentlichen Zutrauen zu verwenden, um ſich eine Stärke zu verſchaffen, wodurch ſie ſich ſowohl gegen die Eingriffe anderer Staaten zu erhalten vermag, als ſich auch Eingriffe in die Rechte Anderer zu erlauben, und durch Eroberungen ihre Einkünfte ſo zu vergrößern, und endlich ſolchen Aufwand zu beſtreiten, als ſie nöthig findet, ihre Leidenſchaften zu befriedigen. Es iſt hier nicht die Rede von der Rechtmäßigkeit eines ſolchen Verfahrens, ſondern von der Art und Weiſe, wie ein ſolches Syſtem einen Bankerott veranlaſſen dürfte. So lobenswerth es von einer Regierung iſt, ſich ein reſpektables Anſehen zu geben, ſolchen Tadel verdient es, wenn ſie ihre Kraft aufbietet, ſich auf Koſten ſchwächerer Nachbaren zu vergrößern, oder mit dem Eigenthum Anderer einen prachtvollen Hofſtaat zu unterhalten.

Eine Regierung, welche einer ſolchen übeln Neigung ergeben iſt, geräth leicht in die Verſuchung, das Verhältniß zwiſchen ihren Einkünften und Ausgaben aufzulöſen. Sie ſtürzt ſich, wenn ihr ihre Plane nicht gelingen, in eine Schuldenlaſt, die ſie immer in eine größere Ohnmacht verſenkt, und das Finanzübel muß endlich ein politiſches werden. — Entziehen nehmlich die Schulden der Regierung einen Theil ihrer Einnahme, ſo iſt ſie unvermögend, alle die Ausgaben zu beſtreiten, welche erforderlich ſind, ſie auf einen reſpektablen Fuß zu erhalten. Sie ſieht ſich alsdann genöthigt, die Auflagen zu erhöhen, und damit wird ſo lange fortgefahren, bis ſie endlich ſo drückend ſind, daß das Volk zum Murren und zur Unzufriedenheit gereitzt werden muß, die Kraft der Regierung iſt nun gelähmt, ſie kann dem Uebel nicht ſteuern. Sie wird vielmehr das Spiel der Ränke und Kabalen, und ihr Schickſal iſt; daß ſie entweder dahinſinken muß, oder ihrer Staaten, entblößt von allen Vorkehrungen, den Einfällen und Angriffen fremder Mächte die Spitze bieten zu können, verluſtig wird.

In dieſer Rückſicht iſt daher der Staat bloß bankerott zu nennen. Mit dem Fall der Regierung hört er auf, ein ſolcher zu ſeyn. Die Nation hat an ſeinem Untergange gar keinen Theil. Es fehlt ihr nicht an Mitteln, ihn aufzuhelfen, allein ſie will ihr Zutrauen nicht gegen eine Regierung verſchwenden, die das ihrige ſchon ſo offenbar gemißbraucht.

Sie ſieht es mit Gleichgültigkeit an, wenn ſie aufhört, unter einer Regierung zu ſtehen, die ihrem Zwecke ſo wenig entſpricht, und wirft ſich in die Arme einer jeden Andern, die ihr angeboten wird.

Indeß iſt es oft der Fall, daß eine ohnmächtige Regierung, wenn ſie ihren Bankerott vor ſich ſieht, zu der Nation ihre Zuflucht nimmt, und nun kommt es auf die Kraft der Nation an, ob ſie durch ihre Vermittelung das allgemeine Vertrauen des Staats aufrecht erhalten kann. Der Staat gleicht dann einem Schuldner, der ſeinen Gläubigern Bürgen ſtellt.

Frankreich giebt uns das paſſendſte Beiſpiel zu unſerm Raiſonnement. Die Regierung war entkräftet, die Nation war ſtark. Aber nicht ſo ſtark, um der ohnmächtigen Regierung ein ihrem Uebel angemeſſenes Hülfsmittel reichen zu können, ohne ſich ſelbſt zu ſchwächen. Es war gewiß ein Irrthum der größten Politiker, wenn ſie glaubten: daß die von allen Mitteln entblößte Regierung zugleich die Kräfte des Volkes vergeudet. Hätten Kabalen, Leidenſchaften, Neigungen, nicht Vorfälle in Frankreich herbeigeführt, wodurch der Nation Uebel geſchaffen wurden, die keinesweges unmittelbare Folgen der verwirrten Finanzen waren, ſo dürfte der Bankerott des Staates gewiß nicht den mindeſten Einfluß auf den Standpunkt der Nation gehabt haben.

Ganz anders verhält es ſich mit einem National-Bankerott. Dieſer kann nur Statt finden, wo die Nation den Staat ſelber macht, und ihn als Mittel oder Werkzeug der Ordnung betrachtet. Das öffentliche Zutrauen des Staats erhält ſeine Energie durch das Zutrauen, das die Nation zu ihm hat. Der Staat oder gleichviel die Regierung nimmt ein, und giebt aus für die Nation; und die Nation verſieht die Regierung mit dem Nöthigen, um ſich ſelbſt zu erhalten. Die Regierung iſt die Verwalterin der Nationalkräfte. Sie zeigt was die Nation geben kann, nicht allein ſich zu erhalten, ſondern auch ihre Größe zu erhöhen. Und

es

es hängt von der Nation ab: ob ſie ein Opfer bringen will, ihr Anſehen und ihre Macht zu verſtärken.

Im Fall nun die Nation zu dieſem Behufe außerordentlicher Mittel bedarf, ſo giebt ſie der Regierung den Auftrag, einen Theil des öffentlichen Zutrauens der Nation zu dieſem Ende verwenden zu können. Geſchehen nun die erſten Schritte im Gebrauch dieſes Auftrags mit einer gewiſſen Vorſicht und politiſchen Weisheit; ſo muß das Zutrauen der Nation zu ſich ſelbſt wachſen, und die Vorkehrungen der Regierung müſſen ihr eine gewiſſe Autorität aufdringen.

Hat nun die Schuld, welche die Regierung im Namen der Nation contrahirt, ihr wirklich gewiſſe Vortheile verſchafft; ſo muß der Erfolg dieſer Operation ſeyn: daß ſie dieſe Vortheile als den Ertrag des Kapitals betrachtet, das ſie aufwenden ließ, um ſie zu erhalten.

Ferner, ſieht ſie Gefahr, daß ihr dieſe Vortheile entzogen werden dürften; ſo wird ſie neuerdings die Regierung bevollmächtigen, ein durch ihr öffentliches Zutrauen zuſammengetragenes Kapital aufzubringen, und ſolches zur Sicherung dieſer Vortheile zu verwenden.

Sie wird dabei zugleich den Vorſatz nähren: ſich größere Vortheile zu erwerben, um den Ertrag des neuerdings aufgewandten Kapitals zu fundiren.

Hierbei werden wir die richtige Bemerkung machen können, daß eine Nation, welche in der Abſicht, gewiſſe Vortheile zu erringen, Schulden unterhandelt, bei gutem Erfolge nicht allein ihr Kapital ſichert, ſondern auch verdoppelt.

Indem die Nation ein Kapital in ihrem Zutrauen hat, gleicht ſie einem Kaufmanne, dem ſein Kredit ſtatt baaren Geldes dienen kann, durch den er jede Abſicht zu erreichen vermag. Die Schuldſcheine, welche die Regierung als ein Merkmal ihres Zutrauens ausſtellt, vergrößern alſo das Kapital der Nation. Der Ertrag dieſer Kapitalien wird geſichert durch die Vortheile, welche die Nation durch ſie erhält.

Deſto gefährlicher iſt aber mehrentheils auch der Standpunkt der Nation, wenn dieſe Art von Tendenz ihre reellen Kräfte überſteigt, oder wenn die Nation, gelockt durch die Vorſpiegelungen der Regierung, immer neue Vortheile zu gewinnen, den Werth des öffentlichen Zutrauens ins Unendliche vergrößert, und dem imaginären Kapital einen unaufhörlichen Zufluß ſchafft, durch den es den Werth des reellen übertrifft. Ich will mich erklären.

Es iſt eine äußerſt ſchmeichelhafte Ausſicht, wenn man verſichert iſt: daß das imaginäre Kapital gleichſam in den Vortheilen fundirt iſt, welche es veranlaßt. Allein wenn der Ertrag des imaginären Kapitals den des reellen überſteigt, ſo iſt es ein Beweis, daß der größte Theil des Kapitalwerthes der Nation ſich nur auf ihren imaginären Reichthum gründet.

Sie iſt daher nur in ſofern reich zu nennen, als die durch die Nationalſchuld errungene Vortheile ihr verbleiben. Wie wenn dieſe ihr aber entriſſen werden? Dann verarmt die Nation freilich an dem imaginären Kapital. Indeß iſt dies das Geringſte, was ihr widerfahren kann. Es ſteht ihr mit dem Verluſt ihres imaginären Kapitals eine große Erſchütterung bevor, und dies iſt der Rückfall, den ſie in Betreff der Größe ihrer Kultur machen muß.

Es läßt ſich von ſelbſt denken, daß eine Nation nicht, um bloß den gewöhnlichen Ertrag eines Kapitals ſich zu ſichern, dem reellen Kapital einen Nebenbuhler im imaginären ſchaffen wird. Sie dürfte unfehlbar die Ausſicht allein haben, einen außernatürlichen Ertrag dabei zu gewinnen. Iſt nun dies der Fall; ſo muß die Nation, durch den Ertrag ihres imaginären Kapitals, allmählig im Beſitz eines reellen Kapitals kommen, der allmählig ſolche Größe erlangen kann, daß ihr überhaupt kein Ertrag bleiben dürfte, d. h. daß jedes überhaupt von ſeinem Kapital zehrte. Doch dies iſt nur eine Idee.

Bei einer ſolchen Nation, die gewiſſe Vortheile durch ein imaginäres Kapital ſich fixirt, und einen großen reellen Gewinn hat, kann es höchſtens dahin kommen: daß der Preis der Dinge hoch, der Zinsfuß aber niedrig ſteht. Der Fall wird daher ſeyn, daß mit der Zunahme oder dem Flor des Kapitals, die Bevölkerung der Nation immer im Steigen ſeyn wird: ferner dürfte der Eifer zu erwerben in dieſer Volksmaſſe den Kunſtfleiß aufregen. Wenn daher der Preis der erſten Bedürfniſſe durch den Zuſammenfluß von arbeitenden Menſchen fällt, ſo wird er wieder durch die Gegenſtände des Luxus gehoben werden, welche die Begierde zu erwerben ſchaffen wird.

Auf dieſe Art wird eins das Andere treiben. Der Ueberfluß des Geldes oder des Reichthums wird die Arbeit vertheuern. Die Konkurrenz der Arbeit wird dem Arbeiter ſeinen Genuß entreiſſen. Allein die Künſte des Luxus oder die genialiſche Art zu arbeiten wird der Arbeit wieder aufhelfen.

So werden beim Reichthum der Nation der Kapitaliſt, der Arbeiter und der Künſtler ſich gegenſeitig die Hand reichen. Es wird das Kapital der Nation immer mit der Volksmenge, mit dem Verſchleiß, dem Kunſttriebe, und mit dem Hang zum verfeinerten Leben in Verbindung ſtehen müſſen.

Nehmen wir nun den Fall, daß der Nation die Baſis ihres imaginären Kapitals entzogen wird; ſo muß ſie einen mächtigen Ertrag einbüßen, und es wird in der Nation ein Rückfall in ihrem Reichthum, mithin ein Grad von Entvölkerung und ein Stillſtand aller Kultur und Induſtrie entſtehen.

Bei einem einzelen Haushalt, deſſen Beſitzer große Einkünfte hat, nicht ſpart, den Arbeitfähigen, den Handwerker, den Künſtler zum Genießen einladet, läßt es ſich wohl denken, daß, wenn derſelbe einen Theil ſeiner Einkünfte verliert, wie diejenigen, die von ſeinem Ueberfluß zehrten, in einem andern Hauſe ihren Unterhalt ſuchen und finden können.

In einem Staate hat dieſer Umſtand bedenklichere Folgen. Mit dem Verfall der Einkünfte ſinken die Erwerbszweige des Ueberfluſſes. Man ſchränkt ſich von allen Seiten ein. Die Volksmenge, welche ſich vom Ueberfluß erhalten, muß einen Staat verlaſſen, wo ihr der Unterhalt benommen iſt. Mit ihrer Emigration iſt ein größeres Uebel verknüpft. Der Staat verliert an Verzehrern, und der Ertrag des Kapitalwerths muß überhaupt fallen, wie auch der Kapitalwerth der Nation. Jenes im Verhältniß der aufgehobenen Konkurrenz, dies im Verhältniß des Mangels an Arbeitern, die abnehmen müſſen, wenn der Ertrag des Kapitals oder das Kapital ſelbſt ſchwindet. Bei dieſer Verminderung des Kapitalwerths muß die Nation immer mehr verarmen. Und hier oder in der Verſchwindung des Kapitalwerths der Nation haben wir den Keim zum National-Bankerott.

National-Bankerott heißt daher, die Folge einer National-Operation durch das öffentliche Zutrauen ein imaginäres Kapital zu bilden, wodurch ſie eine Anzahl Vortheile zu gewinnen beabſichtigt, und welche, wenn Umſtände eintreten, die ihr dieſe Vortheile vernichten, der Nation einen Rückfall in ihrer Kultur und Induſtrie bewirkt.

Und dieſes Uebel kann eine Nation treffen, trotz daß ſie gehörige Ballanz zwiſchen Einnahme und Ausgabe erhält; trotz daß ſie in der Regierungskunſt mächtige Fortſchritte gemacht, und auf der höchſten Stufe der Kultur und Induſtrie ſteht.

Man dürfte freilich zu der Idee, die wir hier vom National-Bankerott aufgeſtellt haben, hinzufügen: daß die Geſchichte uns noch keine Nation aufzeigt, in welcher es, nach der von uns gegebenen Idee, zu einem Bankerott gekommen wäre. Indeß wird man doch nicht in Abrede ſeyn können, daß **England** vorzüglich derjenige Staat iſt, welcher ſolche Vorbereitungen getroffen, wodurch ſo etwas bewirkt werden dürfte, als wir in der Idee vom National-Bankerott aufgeſtellt haben. Und ich glaube, es wird zur Berichtigung unſerer Idee nicht unangemeſſen ſeyn, in dieſer Rückſicht einige Bemerkungen über den von verſchiedenen Politikern vorgelegten Finanz-Zuſtand dieſes Staats folgen zu laſſen.

Englands Schuldenkapital hat jetzt eine Größe erreicht, die in Erſtaunen ſetzt. Der Ertrag deſſelben verſchlingt die Einkünfte der mächtigſten Staaten. So lange **England** nun im Beſitz derjenigen Quellen bleibt, welche ihm den Ertrag jenes Kapitals ſichern, muß Alles in der Ordnung fortgehen, und bleiben wie es jetzt iſt.

Der Erwerb dieſer Quellen iſt aber mit ſolchem Aufwand von Kraft erfolgt, mit Eingriffen in das Recht anderer Nationen vereinigt, daß zu befürchten ſteht, dieſe Quellen dürften ihm einſt entzogen werden, und dann entſteht die Bedenklichkeit: wo wird England den Ertrag des Schuldenkapitals auftreiben?

Der Ertrag deſſelben iſt größtentheils durch Auflagen fundirt, dieſe können nur erhoben werden bei der für England vortheilhaften Handelsballanz. Setzen wir den Fall, dieſe Ballanz erhält einen Ausfall; ſo kann die Nation nicht die aufgelegten Laſten tragen. Der Ertrag des Schuldenkapitals ſchwindet, und die Gläubiger des Staats verlieren ihre Renten.

Was die Gläubiger verlieren, verliert die Nation. Die Staatsgläubiger ſind bloß als Menſchen zu betrachten, durch deren Hände ein Theil der National-Induſtrie geht. Erhalten ſie ſelbige nicht, ſo müſſen der Nation ſelbſt beträchtliche Einkünfte abgehen. Durch die ſuſpendirte Auszahlung der Renten würde England nichts an Kapital gewinnen, ſondern es würde bloß ein Merkmal äußern, daß ſeine Induſtrie in Verfall geräth.

Der Ertrag des Schuldenkapitals in England iſt aber von ſolcher Bedeutung, daß wenn er in der allgemeinen Cirkulation zu weichen beginnt, die übelſten Symptome für die ganze Staatsmaſchiene zu befürchten ſtehen.

So viel wir wiſſen, beträgt die jetzige jährliche Ausgabe des Staates zwiſchen ſechzig und ſiebzig Millienen Pfund. Hiervon ſind zwei Drittel beinah für die Renten beſtimmt. Wir wollen annehmen, daß von dieſen zwei Drittheilen die Hälfte nur nicht ausgezahlt werden könnte; ſo fehlten in der Cirkulation über zwanzig Millionen Pfund. Die Folge hiervon würde nichts geringeres ſeyn: als daß der induſtriöſe Verkehr der Nation ſich um ein Drittel einſchränken müßte.

Der größte Theil von Englands Reichthümern liegt in ihren Fonds. Das Land ſelbſt hat bei weitem die Ausdehnung nicht, um alle Kapitalien, die erworben werden, darin zu fundiren; und da ſich mit cirkulirenden Summen in einen auf den Handel gegründeten Staat immer mehr gewinnen läßt, ſo iſt gleichſam der Regierung von der Natur die Hand geboten, ſich das Vertrauen der Nation zu verſchaffen. England, ſagt man daher, iſt ſich ſelber ſchuldig.

Um die Reichen und Großen, welche von ihren Renten leben, iſt es daher geſchehen, wenn der Staat keine Einkünfte hat. Sinkt der Reiche, ſo muß der Luxus fallen. Dies muß auf das ganze Band der Nation Einfluß haben. Alle diejenigen Mitglieder der Nation, welche von den Ausgaben der Großen in Thätigkeit geſetzt werden, müſſen daher ihre Subſiſtenz verlieren. Eine Folge davon iſt, daß Ländereien und liegende Gründe einen verminderten Ertrag geben, und eine allgemeine Ohnmacht iſt unvermeidlich.

Man wird freilich fragen können: wer dürfte England ſeine Induſtrie entziehen? Allein bedenkt man, daß England in einem Zeitpunkt, wo verſchiedene ſonſt handelnde Nationen durch innere Unruhen geſchwächt waren, vermittelſt ſeiner Flotten eine Uebermacht errungen, wodurch es nicht allein den ganzen Handel Europas in ſeine Macht bekommen; ſondern auch einem jeden andern Staat den Handel gleichſam verſagt; ſo wird man erſtens zugeben müſſen, daß es alle dieſe Eroberungen nie wird behaupten können, wenn es einen Theil jener Kräfte aufbietet, die ihm durch jene Vortheile verliehen werden; wodurch unfehlbar ſein übermäßiger Gewinn ihm geſchmälert werden muß.

Endlich wird bei einer erfolgenden Pacifikation unter den ſtreitenden Mächten auf jeden Fall auch England einen Theil ſeiner jetzigen Vortheile ſchwinden ſehen müſſen, und es dürfte der Erfolg ſeyn, daß es zweitens alsdann bei weitem nicht mehr ſo viele Einkünfte aufbringen kann, als es deren bedarf, um den Ertrag ſeines imaginären Kapitals zu decken.

Wenn man daher ſagt, daß **Pitt** den Plan zu allen Hülfsquellen nach der Handelsballanz der Nation berechnet; ſo muß die Frage: ob dieſe Ballanz immer dieſelbe bleiben kann? einige Bedenklichkeit erregen. — Freilich wenn man die Behauptung mit Gründen zu unterſtützen glauben kann, daß England ſeinen eigenen Manufakturen einen ſolchen Abſatz gegründet, wodurch ihm ſo große Vortheile erwachſen, daß es ſeine Staatsausgaben dadurch geſichert ſieht; ſo dürfte man über jede Bedenklichkeit ſich wegſetzen können.

Indeß weiß ich doch auch nicht, mit welchem Rechte ein gewiſſer politiſcher Schriftſteller diejenigen mit dem Namen Unwiſſender belegen kann, welche der Meinung ſind: daß für **England** der Handel mit den von den auswärtigen Beſitzungen importirten Waaren der wichtigſte Hebel ſei, die Quellen für ſeine übermäßige Staatsausgaben ihm zu eröffnen.

Wenn dieſer Schriftſteller behauptet: daß die Induſtrie der Manufakturen dem engliſchen Staat einen Gewinn ſchaffen, durch den es den Ertrag ſeiner beträchtlichen Staatsausgaben beſtreiten kann; ſo möchte ich wohl fragen: warum verfolgt England aber die Eroberung auswärtiger Kolonieen mit ſolcher Anſtrengung? Wenn ich auch einräume, daß es an Kolonialprodukten keinen großen Gewinn habe; ſo muß doch wohl aus dieſem ſeinem politiſchen Benehmen ſo viel hervorgehen: daß es durch den Beſitz dieſer Kolonieen ſich einen größern Abſatz ſchaffen, der ihm nur geſichert ſeyn kann, wenn es deren Produkte ausführt. Wird **England** nun nicht durch die Kolonialprodukte ein Gewinn geſichert?

Außerdem kann ich mich aber bei näherer Anſicht nicht überzeugen, daß der Gewinn als reiner Gewinn an den Manufakturwaaren für England ſo beträchtlich ſeyn ſollte, als uns jener Schriftſteller verſichert.

Ich will zugeſtehen, daß nach den jüngſten Erörterungen die Ausfuhr der eigenen Manufakturwaaren in England betrug 24 Millionen Pfund, und die Ausfuhr der Kolonialwaaren 11 Millionen. Es iſt wahr! die Ausfuhr war nach dieſer Angabe größer als ſie jemals war. Allein man vergißt, daß die Einfuhr, welche 29 Millionen betrug, in dem Verhältniß zugenommen. Das Verhältniß der Ein- und Ausfuhr läßt uns keinen höhern reinen Gewinn vermuthen, den England jetzt vorzüglich gegen frühere Perioden ſeines Handels haben ſoll. Einen größern Verkehr zeigt es aber an.

Der größere Verkehr iſt nach meiner Einſicht bloß für den Miniſter zuträglich. Er kann ſein Taxenſpiel mit größerer Freiheit dabei treiben. Ob aber der Nation ein reeler Gewinn dabei bleibt, iſt eine andere Frage.

Im Jahr 1787 betrugen die brittiſchen Manufakturwaaren 12 Millionen, die fremden Waaren 5 Millionen, welche England ausführte. Im Jahr 1799 hatte ſich die Ausfuhr der Manufaktur-Waaren in England um ein Gedoppeltes vermehrt, ſie betrug 24 Millionen. Dagegen belief ſich aber die Ausfuhr der Kolonialwaaren auf 12 Millionen, alſo beinahe dreimal mehr als ſonſt.

Es iſt daher falſch geſchloſſen, wenn man behaupten will, daß England bloß ſeine Größe durch ſeine Manufakturwaaren behaupte. Es muß jetzt mehr arbeiten und ausſenden, weil es mehr empfängt. Die Einfuhr iſt jetzt im Verhältniß der Ausfuhr größer als ſie ſonſt war.

Wenn die Manufakturwaaren in England jetzt einen ſolchen großen Abſatz haben, ſo iſt daraus nur ſoviel erwieſen: daß die Nation für ihre Konſumtion arbeiten muß. Es iſt entſchieden, daß ihre Bedürfniſſe mit dem Steigen des Handels an Umfang zunehmen. Der Nutzen des Handels ſteht daher im Verhältniß mit dem Bedürfniß der Nation.

Wenn daher die Mittel, welche England anwendet, um eine ſolche große Ein- und Ausfuhr bei ſich zu veranlaſſen, mit einem Aufwande von Koſten verknüpft waren, welche die Nation in eine Schuldenlaſt verſenkte, deren Ertrag ſie nur aufzubringen fähig, wenn dieſe Ein- und Ausfuhr erhalten werden kann; ſo dürfte man auch nicht behaupten: daß der Vortheil immer auf Englands Seite bleiben muß.

Wir kommen daher zurück auf die bedeutende Frage: wie wenn nun England die Ein- und Ausfuhr beſchränkt werden ſollte, woher will alsdann der Ertrag des Kapitals ſeiner Schuldenlaſt aufgebracht werden?

Alles raiſonniren über den Zuſtand Englands muß alſo beſeitigt werden, bis in Europa durch einen beſtimmten Frieden eine feſte Ordnung der Dinge, zum wenigſten auf einige Zeit, hergeſtellt werden. Siegt England, oder behauptet es in demſelben den Beſitz ſeiner Kolonial-Eroberungen, ſo kann es an Einkünften nichts verlieren, und ſeine Größe kann ins Unendliche fortſchreiten. Verliehrt es aber an ſeinen auswärtigen Beſitzungen; ſo muß bei ihm ein National-Bankerott erfolgen, d. h. dieſer große Staat muß in Rückſicht ſeiner Induſtrie in eine Stockung gerathen, welche alle die Symptome hervorbringen wird, durch welche wir den National-Bankerott charakteriſiren.

IV.

Ueber das Strafrecht gegen den Geſetzes-Uebertreter.

(Ein Bruchſtück aus einer Kritik der ſogenannten Rechtsphiloſophie.)

1

Wenn man die ganze Theorie vom Staate und der ihm zuſtehenden Rechte betrachtet, wenn man auf die vielen Streitigkeiten ſieht, welche über dieſe Materie, zumal in den neuern Zeiten, entſtanden ſind, ſo wird man leicht finden, daß es hierbei vorzüglich auf die Beantwortung der Fragen ankommt: Welche Beſchränkung der natürlichen Freiheit vernünftiger Erdenbewohner macht die Vereinigung einer Menge von Menſchen unter Rechtsprinzipien nothwendig? und auf welchem Wege wird der allgemeine, abſolute Zweck der Staatsverbindung am leichteſten und ſicherſten erreicht? —

2

Die Beantwortung der erſten Frage zeigt ohne allen Widerſpruch, man mag die Theorie eines Hobbes oder Kant von dem Entſtehn und der Nothwendigkeit der Staaten annehmen, daß allgemeine Sicherheit vor Beleidigungen anderer Menſchen gewiß ein Hauptmotiv des bürgerlichen

Vereins war. Alle Beſchränkungen der natürlichen Freiheit, die dieſe nothwendig macht, ſind dem Staate nicht nur erlaubt; nein! der Staat hat ſogar die Verbindlichkeit, ſolche Beſchränkungen vorzunehmen, da jeder Bürger dieſelben, in Rückſicht ſeines Privat- und öffentlichen Intereſſe's, zu fordern berechtigt iſt.

3

Die zweite Frage: auf welchem Wege der Zweck des Staats am Leichteſten und Sicherſten erreicht wird, führt unmittelbar auf den Begriff, *Geſetz*.

Geſetz, im engern Verſtande, iſt die vom Staate autoriſirte Beſchränkung der natürlichen Freiheit.

Die politiſche Folge einer Geſetzesübertretung, welche durch die Sanktion des Geſetzes angekündigt wurde, iſt die *Strafe*. Da aber dieſe, als ein moraliſches Uebel nicht kann durch die vorhergehende Ankündigung gerechtfertigt werden, wenn ſie nicht mit dem Rechtsprinzipe in der genaueſten Verbindung ſteht, und aus demſelben Folgerecht hergeleitet wird; ſo iſt es vielleicht nicht unintereſſant, dieſem Gegenſtande einige Augenblicke zu ſchenken.

4

Der Schutz des Eigenthumes (oder vielmehr des intelligibeln Beſitzes) iſt ein Hauptgegenſtand der Staatsverbindung. Alle Rechte, welche unſere Syſteme des Naturrechts dem Menſchen, als ſolchen, einräumen, die nicht vom Staate durch Geſetze (im engſten Sinne) beſchränkt ſind, hat der Staat zu ſchützen auf ſich. Indem ein jedes Individuum die Verbindlichkeit hat, die abſoluten Rechte, welche der Staatsverein von ihm zurückfordert, demſelben abzutreten, hat auch jeder Staatsbürger, als ſolcher, das

Recht den Schutz und die Sanktion aller übrigen Rechte vom Staate zu fordern. Auf der andern Seite hat der Staat das Recht, die natürliche Freiheit durch Geſetze in ſo fern zu beſchränken, als es der direkte Staatszweck nothwendig macht; er hat die Pflicht die Rechte der Natur und der Geſetze, die dem Staatsmitgliede zu ſtehn, zu ſchützen. — Um dieſen Zweck zu erreichen hat er das Recht und die Verbindlichkeit alle erlaubten (mit dem Rechtsprinzipe beſtehende) Mittel anzuwenden. Er kann Geſetze geben, und durch dieſelben die äußern Handlungen der Individuen lenken.

5

Wir können nicht annehmen, daß dieſe Geſetze von irgend jemanden übertreten werden, um die Geſetze ſelbſt zu beleidigen oder um durch ihre Uebertretung dem Staate eine Beleidigung zu zufügen; alſo muß die Geſetzesübertretung nur in ſofern im Staate und durch denſelben nothwendige Folgen haben, als dadurch die Rechte anderer beleidigt ſind. Iſt dies letztere der Fall, ſo ſtraft der Staat den Geſetzesübertreter, und mit welchem Rechte? —

6

Da eine jede Geſetzesübertretung uns zeigt, daß der Staat zu Erfüllung ſeiner Verbindlichkeit, das Bürgerrecht zu ſchützen, nicht die rechten Mittel anwendete, ſo ſcheint es Unrecht zu ſeyn, daß der Staat gegen den, welcher zuerſt durch eine freie Handlung, durch die Geſetzesübertretung zeigte, daß die vom Staate angewendeten Mittel nicht die rechten waren, ein moraliſches Uebel verhängt, welches er durch den Nahmen Geſetzesſtrafe zu autoriſiren ſucht.

7

Der Staat ſagt: das wohlerworbene Recht des Eigenthumes eines Jeden iſt heilig. — Als Mittel, um den Zweck dieſes Geſetzes zu erreichen, beſtimmt die geſetzgebende Gewalt den Begriff des Eigenthumes genau; ſie entwickelt die Folgen, welche aus demſelben entſtehen und ſo ſetzt ſie die Rechte des Eigenthumes feſt, um die bis dahin nur rechtliche Idee im Staate zu realiſiren. — Auch die Strafe für den Geſetzesübertreter wird feſtgeſetzt.

Mann kann nicht annehmen, daß zwiſchen der, die Strafe androhenden Gewalt und dem Geſetzesbeleidiger ein Vertrag geſchloſſen ſei, vermöge welcher dem Staatsmitgliede erlaubt iſt, gegen Erduldung der Strafe, die Geſetzesübertretung vorzunehmen. Es würde ſonſt jemand auftreten können, welches, wenn die Strafe z. B. eine Geldbuſſe wäre, dieſelbe auf mehrere Male zum Voraus bezahlte und ſich ſo ein Privilegium zur Geſetzesübertretung erkaufte. Wir ſehen nun täglich, daß das Eigenthum, trotz der Strafandrohung, beleidigt wird; dieſes ſcheint zu zeigen, daß der Staat, mit allen drei in ſich vereinigten Gewalten, entweder die Mittel gar nicht anwendete, die er zur Beſchränkung der äußeren Freiheit hätte anwenden müſſen; oder daß er keine Kräfte in ſich hätte, ſeinen Zweck, ohne Strafen, die nur eine ſcheinbare Regelmäſſigkeit erlaubt, zu erreichen. — In beiden Fällen läßt ſich die Strafe, gegen den Geſetzesübertreter aus keinem Rechtsprinzipe vertheidigen.

8

Man wird die Frage aufwerfen: wie iſt es möglich, ohne Strafen, die Autorität der Geſetze zu erhalten? Wie kann man ohne dieſelben den Zweck des Staates realiſiren? — Dies zu zeigen war nicht mein Zweck. Sei es, daß es in dem Verhältniſſe zwiſchen dem Staate und ſeinen Mitgliedern, auf der einen Seite nothwendig ſcheint, den Geſetzesübertreter mit der feſtgeſetzten Strafe zu belegen; ſo wird dieſes doch auf der andern Seite die natürliche Verbindlichkeit, die zwiſchen dem Staatsmitgliede und dem Staate obwaltet, auf keine Weiſe rechtfertigen können.

9

Wenn uns vielleicht die reine Vernunft zeigt, daß der Rechtsgrund der Strafe ſich vor ihrem Richterſtuhle nicht ganz vertheidigen läßt; ſo zeigt uns die Erfahrung auf der andern Seite, daß dieſes Mittel eine gewiſſe Nothwendigkeit für ſich hat und daß in allen Staaten die Strafe den Geſetzesübertreter trifft. Das Reſultat einer Unterſuchung über die Strafe wird alſo die Auflöſung der Fragen ſein: In wie fern ſind Paciscirende an einen Vertrag gebunden, welcher nur durch das Rechtsprinzip zu vertheidigende Handlung ſeine Realität erhalten kann? und zweitens: Wie weit darf der Staat gegen den einzelnen Bürger eine nicht rechtmäßige Gewalt ausdehnen, um ſeine Verbindlichkeit gegen das Ganze in Erfüllung zu bringen? —

Cramer.

V.

Ueber den Geiſt der griechiſchen Trauerſpiele.

An H… in F…

Sie haben es lediglich Ihrer Ungeduld zuzuſchreiben, wenn Sie in der Abhandlung, die ich Ihnen bei unſerer letzten Trennung über die Tragödie der Griechen, verſprach, nichts Vollſtändigeres erhalten, als ich Ihnen in dieſem Briefe geben kann. Getrennt von meiner Bibliothek und der griechiſchen Litteratur ſeit länger als zehn Jahren beinahe abgeſtorben, kann ich nur Erinnerungen niederſchreiben; und wenn alſo meine Behauptungen keine innere Wahrheit haben; ſo kann ich fürs erſte nichts Anderes thun, als Ihnen verſprechen, daß die gelehrten Beweiſe nicht ausbleiben ſollen. Zur Sache!

Was es mit den erſten Verſuchen der Griechen im dramatiſchen Fache auf ſich hatte, läßt ſich jetzt ſchwerlich mehr ins Reine ſetzen. Von ihren Bocksgeſängen iſt, ſo viel ich weiß, nichts auf uns gekommen, was unſer Urtheil leiten könnte. Die gemeine Sage über den Urſprung derſelben kennen Sie.

Die Verwandlung, welche die Tragödie unter den Händen des Theſpis erfuhr, war gewiß von keiner Bedeutung. Aus einer Stelle in der Poetik des Ariſtoteles geht hervor, daß ſich ſeine Erfindung nicht über Einen Akteur ausdehnte.

ausdehnte. Hieraus folgt, daß Theſpis noch keinen Begriff von einem Dialog hatte Seine Dramen — wofern wir ſeinen Produkten dieſen Namen geben können — beſtanden alſo aus lauter Monologen, und waren folglich von dem epiſchen Gedicht nicht weſentlich verſchieden. Sein größtes Verdienſt ſcheint darin beſtanden zu haben, daß er die Langeweile, welche die Bocksgeſänge verurſachen mußten, durch Erzählungen unterbrach.

Phrynikus und Chörilus, ſeine Schüler und Nachfolger auf der Bühne, gingen einen kleinen Schritt weiter, indem ſie die Bocksgeſänge ihren Monologen anpaßten.

Erſt unter den Händen des Aeſchylus nahm die griechiſche Tragödie eine würdige Geſtalt an. Alle Erfindungen ſcheinen leicht, wenn ſie einmal gemacht ſind. Aeſchylus war zugleich der Erfinder des Dialogs, des Jambus und der drei Einheiten. Wie viel Genie er dazu gebraucht habe, läßt ſich jetzt ſchwerlich mehr angeben; aber Achtung vor dem Genie dieſes Mannes müſſen wir ſchon um deswillen haben, weil ſeine Erfindung Geſetz für alle nachfolgende Dramen Dichter geworden iſt. Man hat behauptet, daß die fleißige Lektüre des Homer ihn dahin geleitet habe; aber dies ſagt im Grunde eben ſo viel, als wenn man ſagen wollte, Newton habe ſein Weltſyſtem entdeckt, weil er fleißig unter Aepfelbäumen ſpatzieren gegangen ſey. Alles was Aeſchylus aus dem Homer abſtrahiren konnte, war die Nothwendigkeit der zwiefachen Einheit der Handlung und der Zeit. Auf die Einheit des Orts — welche er ſo genau beobachtete — auf den Dialog und auf den Jambus konnte ihn nur ſein Genie leiten; und ſo iſt er im Grunde für ſeine Kunſt eben das geweſen, was Homer für die ſeinige war.

Ich breche von dieſer Materie ab, weil ſie nicht in meinen Plan gehört. Nur über den Geiſt der griechiſchen Dramen wollte ich Ihnen meine Meinung ſagen. Um das mit einigem Erfolg zu thun, muß ich Sie auf einige Augenblicke in die Geſchichte der Griechen zurückführen.

Die Erfindung des Aeſchylus fällt nämlich in denjenigen Zeitraum, wo ſich Athen in einen Freiſtaat verwandelte. Wenn Entwickelung der Kräfte die einzige Beſtimmung des Menſchen iſt, und diejenige Geſetzgebung den Vorzug vor allen verdient, welche dieſer Beſtimmung am meiſten zu Hülfe kömmt, ſo hat es vielleicht nie eine achtungswürdigere gegeben, als die ſoloniſche. In dem kurzen Zeitraum von ungefähr vier und zwanzig Jahren machte ſie das atheniſche Volk zum erſten der Erde. Bei großen Kräften iſt die Beherrſchung ſchwerer, und die Reibung eben deswegen größer Fakzionen waren unausbleiblich. Sie endigten ſich damit, daß Piſiſtratus die königliche Würde in Athens Ringmauern wieder herſtellte. Zwar vereinigte ſich von dieſem Augenblick an Alles gegen ihn; zwar verjagte man ihn dreimal; aber als ein Mann von wirklich großem Geiſt überwand er alle Schwierigkeiten, und gewann in den letzten Jahren ſeiner Regierung die widerſtrebenden Gemüther der Athener ſo ſehr, daß ſie ihn ſogar liebgewannen. Er ſey nun aus Abſcheu vor der Tyranney — wobei, wie Sie wiſſen, die Griechen nur an die Königswürde dachten — oder aus der Ueberzeugung, daß die Nachfolger eines großen Fürſten nothwendig furchtbar ſind; genug die Athener weigerten ſich nach dem Tode des Piſiſtratus die Rechte ſeines Sohnes auf den väterlichen Thron anzuerkennen. Nichts blieb dem jungen Hippias übrig, als den Beiſtand des Königs der Perſer zu ſuchen.

Der Haß gegen Freiſtaaten ſcheint zu allen Zeiten derſelbe geweſen zu ſeyn. Darius, Sohn des Hyſtaspes, verſagte ihm ſeine Unterſtützung nicht. An der Spitze eines großen Heeres ſollte Hippias nach Griechenland zurückkehren, als ihm die Athener zuvorkamen, und durch einen Einfall in die nächſten Provinzen des Großkönigs ihre Entſchloſſenheit bewieſen, ſich nie wieder mit einem Tyrannen zu befaſſen. Datis, General des Großkönigs, ſollte dieſe Schmach rächen; kaum aber hatte er ſich in Griechenland blicken laſſen, als ihn die Athener, von dem Miltiades angeführt, und von den Plateern unterſtützt, bei Marathon angriffen, und den glänzendſten Sieg davon trugen, welchen die Freiheitsliebe jemals im Kampf mit der Gewalt errungen hat. Das Schickſal wollte, daß Hippias in dieſer Schlacht fiel, und folglich die Athener von der Furcht befreit wurden, ihre Freiheit durch einen ihres Gleichen zu verlieren.

Sie erinnern ſich aus Ihrem Herodot und Plutarch, wie dieſer Sieg auf den Geiſt der Athener zurückwirkte. Nie iſt ein Volkstriumph allgemeiner und lebhafter geweſen, als dieſer war. Er legte den erſten Grund zu jenem Stolz, welchen die Siege bei Salamin und Platea noch mehr entwickelten. Um wirklich groß zu werden, darf ſich eine ganze Nation nur dafür halten. Dies beweiſet das Beiſpiel der Griechen, während dieſes Zeitraums von ungefähr ſechzig Jahren. Die Athener namentlich wurden ein Volk von lauter Schöngeiſtern, das Wort in ſeiner edelſten Bedeutung genommen. Den einen machte derſelbe Trieb zum General, den andern zum Redner, den dritten zum Dichter, und wem die Natur vorzüglich begünſtigt hatte, der vereinigte alle dieſe Talente. So war z. B. Aeſchylus nicht bloß ein guter Tragiker, ſondern auch ein tapferer Soldat; denn man weiß, daß er den drei obenerwähnten Schlachten mit vielem Ruhm beiwohnte. Vermöge dieſes Gefühls der Ueberlegenheit kam es bald dahin, daß Athen alle übrigen Freiſtaaten als ſeine Provinzen betrachtete. Nach einer vor den perſiſchen Kriegen getroffenen Abkunft bezahlte jede griechiſche Stadt eine jährliche Summe zum Behuf dieſer Kriege. Die Athener fingen an, ſie als Tribut zu fordern; und wenn ſie gleich anfangs dieſe Summen in den Tempel zu Delphi niedergelegt, und mit Gewiſſenhaftigkeit zur Vertheidigung des gemeinſchaftlichen Vaterlandes angewendet hatten, ſo verwalteten ſie dieſelben bald als Eigenthum, und erbauten Tempel, Theater, Bäder und dergleichen davon. Kurz, Athen hatte den Hippias verjagt, aber an ſeiner Stelle in jedem ſeiner Bürger einen Tyrannen erhalten, und wurde der Mittelpunkt der Verfeinerung, des Luxus, der Tapferkeit und — jeder Tugend könnte man ſagen, wenn das Wort einen beſtimmteren Begriff hätte.

In dieſem Zeitraum nun fällt das Leben der drei Tragiker, deren Werke auf uns gekommen ſind. Sie ſind ſehr weſentlich von einander verſchieden, und wenn es erlaubt iſt, dieſe Verſchiedenheit durch einzelne Beiwörter zu bezeichnen, ſo kann man den Aeſchylus *kühn*, den Sophocles *geſchmackvoll*, und den Euripides *gemäßigt* nennen. Als Tragiker eines freien Volks haben ſie indeſſen etwas mit einander gemein, was den Charakter der griechiſchen Tragödie ausmacht, und in dem folgenden ausführlicher dargelegt wird.

Die Griechen ſelbſt ſprechen aus einem ſehr begreiflichen Grunde nie von dem Charakter ihrer Tragödie; ſie kannten keine andern, und konnten folglich keine Vergleichungen an ſtellen. Wenn man in unſeren Zeiten darauf weniger geachtet hat, ſo kann dies mehrere Gründe haben, unter welchen der indeſſen oben an ſtehet, daß es für uns eine ſehr ſchwierige Aufgabe iſt, den Geiſt der Griechen rein aufzufaſſen und darzuſtellen. Doch zur Sache!

Homer wurde ſchon im Alterthum als die gemeinſame Quelle betrachtet, aus welcher alle ſpäteren Dichter geſchöpft hatten; und iſt dem Aelian zu glauben, ſo verfertigte, ich weiß nicht mehr welcher unter den griechiſchen Malern, eine Carricatur — denn anders kann ich es mir nicht denken — in welcher die Hauptfigur ein Homer war, aus deſſen Munde ſich eine Quelle ergoß, die ſich in verſchiedene Bäche theilte, aus welchen alle übrigen Dichter ſchöpften. Wer kennt nicht den Reichthum der Iliade und Odyſſee? Und wer zweifelt daran, daß die Lectüre beider Gedichte die Griechen in diejenige Spannung geſetzt habe, durch welche große Produkte des Geiſtes allein zum Vorſchein kommen können? Kann man aber vernünftiger Weiſe annehmen, daß, dieſe Spannung abgerechnet, die epiſchen Gedichte des erſten unter den griechiſchen Dichtern, den Tragikern mehr geleiſtet haben, als die Weltgeſchichte den Schauſpieldichtern neuerer Zeit? Mit einem Wort: Alles was ſie, nach Erfindung der Form, über welche ich mich bereits erklärt habe, aus ihm nehmen konnten, war das Sujet, und dies iſt für den Dichter durchaus nicht mehr, als der rohe Marmorblock für den Bildhauer. Am wenigſten vermochte Homer die Tendenz zu geben; denn in welchen Zeitalter er auch gelebt haben mag, ſo geht aus dem Ton ſeiner Iliade und Odyſſee hervor, daß ſie zu einer Zeit gedichtet worden ſind, wo die königliche Macht durch ganz Griechenland verbreitet war.

In der That, man macht ſich einen ſehr falſchen Begriff von den Dramen der Griechen, wenn man ihnen, wie jetzt ſehr häufig geſchieht, gar keine Tendenz oder eine nur den neuern Schauſpielen eigenthümliche unterlegt. Die Leidenſchaften ſind die einzige wahre Grundlage der ſchönen Redekünſte. Nicht bloß das Materielle derſelben bringen ſie hervor, ſie gebieten ſogar über die Form, und in dieſer Anſicht der Sachen iſt es mir mehr als wahrſcheinlich, daß die dramatiſche — ohne allen Widerſpruch die künſtlichſte von allen — nie würde erfunden worden ſeyn, wenn ſich das Herz des Aeſchylus nicht hätte zu einer ſolchen Wuth entflammen können, als wir durchgängig in ſeinen Werken finden: Sie war die am meiſten berechnete für ſeine Zwecke, und ich meines Theils bin verſichert, daß ihm ihre Erfindung mehr Mühe und Anſtrengung gekoſtet hat, als Alles, was ſeine Galle jemals hineinſtrömte. Der Zweck der alten Tragödie war und blieb durchaus politiſch, und beſtand hauptſächlich darin, die monarchiſche Verfaſſung verhaßt zu machen. Dies geht aus allen Dramen hervor, welche auf unſere Zeiten gekommen ſind, das eine und das andere Stück des Euripides etwa ausgenommen, welchen Platon im neunten Buch ſeiner Republik (wenn ich mich recht beſinne) auch geradezu den Vorwurf macht, daß er der königlichen Macht das Wort rede, ob er gleich in den Ausdrücken der lebhafteſten Hochachtung von ſeinen dichteriſchen Talenten ſpricht. — Aber, werden Sie mich fragen, wie kamen die Griechen dazu, ihre Könige ſo ſehr zu haſſen; vorzüglich die Athener, welche, ſo viel wir aus ihrer Geſchichte wiſſen, vom Zekrops an bis auf den Codrus, die beſten Könige aufzuweiſen hatten, welche jemals einen Thron geſchmückt haben? — Ich weiß nicht, ob alle tiſchen Könige ſo edel dachten, als Kodrus; ich weiß noch weniger, ob alle ſo gemäßigt waren, als Sophokles und Euripides (der erſtere in ſeinem Oedip, der andere in ſeinem Bittenden) den Theſeus ſchildern; aber nachdem die Athener durch die ſoloniſche Geſetzgebung einen Grad von Entwickelung erreicht hatten, der einen jeden unter ihnen emancipirte, war es durchaus natürlich, daß ſie diejenigen zu haſſen anfingen, welche die Rolle der Vormünder ſpielen, und ſie von neuem zu Mündeln herabwürdigen wollten. Dieſer Stolz artete nach der Schlacht bei Marathon in eine Wuth aus, von welcher wir uns keinen Begriff machen können. Wäre dies nicht der Fall geweſen, ſo würden ihre Tragiker nicht alles hervorgeſucht haben, was die Freiheit auf Koſten der Königswürde erheben konnte. Tyrannen (das Wort in dem Sinne genommen, worin wir es zu nehmen gewohnt ſind) waren die griechiſchen Könige nie, und konnten ſie vermöge der Einſchränkungen, welchen ihre Macht unterworfen war, nie werden. Von dieſer Seite war ihnen alſo wenig anzuhaben. Um aber ihre Ueberflüſſigkeit zu zeigen, bewieſen die Tragiker, daß ſie, weit entfernt, das Glück eines großen Volks zu machen, nicht einmal im Stande wären, ihr eigenes häusliches Glück zu ſichern. Unaufhörlich kamen ſie auf dieſen Punkt zurück. Wie viel hiſtoriſche Wahrheit in ihren Darſtellungen iſt, bleibt unentſchieden; es iſt nur allzu wahrſcheinlich, daß die größte Anzahl der Könige dem Stolz der Republikaner aufgeopfert iſt. Um überhaupt zu ſehen, wie weit die Dichter dieſe Schmeichelei trieben, darf man nur die Eumeniden des Aeſchylus leſen. Nicht bloß Helden, ſondern ſelbſt Gottheiten unterwirft der Areopagus ſeinen Ausſprüchen, und ſo wüthend die Eumeniden in ihren Forderungen ſind, ſo laſſen ſie ſich zuletzt alles gefallen, um nur Altäre in Athen zu erhalten. Und dabei muß man nicht vergeſſen, daß der Areopagus ſelbſt von dem Volke abhängig iſt. Schrecken und Mitleid waren alſo keinesweges die Wirkungen, welche die erſten Tragiker hervorbringen wollten; ſondern Liebe für die neue Verfaſſung, vermöge des lebendigſten Abſcheus vor der alten. Wer ihre Werke nicht aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, kommt nie dahin, den wahren Sinn derſelben aufzufaſſen, und wird ſich bei ihrer Lektüre immer in einer Welt befinden, wo er nichts begreift. Merkwürdig iſt dabei noch, daß die preis gegebenen Könige nie atheniſche, ſondern größtentheils thebaniſche ſind: Ein Phänomen, welches hinlänglich beweiſet, daß die Athener im Ganzen genommen, Urſache gehabt haben, mit den ihrigen zufrieden zu ſeyn.

Alles was ſonſt noch das griechiſche Trauerſpiel von dem unſrigen unterſcheidet, geht aus dieſer Tendenz hervor. Ein Hauptpunkt iſt der *Fatalismus*, welchen man in allen griechiſchen Dramen wieder findet. Der Glaube an eine Allmacht des Ungefährs war den Griechen eben ſo wenig eigen, als er es jemals irgend einer freien Nazion geweſen iſt. Dieſer Glaube kann überall nur da ſtatt finden, wo er eine tröſtende Kraft enthält, d. h. in despotiſchen Verfaſſungen, wo Kurzſichtigkeit und Laune über die wichtigſten Angelegenheiten der Geſellſchaft entſcheiden. Aus dieſem Grunde hat der Fatalismus ſeinen Hauptwohnſitz ſeit vielen Jahrhunderten in dem Orient aufgeſchlagen, und vor wenig Jahren ſahen wir ihn in Frankreich mit dem Schreckensſyſteme eben ſo ſchnell entſtehen als verſchwinden. Ueberall kann man aus der Philoſophie eines gewiſſen Zeitraums mit der größten Sicherheit auf die politiſche Verfaſſung zurückſchließen, weil der menſchliche Geiſt nirgends frei wirkt, als da, wo er durch eine weiſe Geſetzgebung ſelbſt von allen Feſſeln befreit iſt. — Frägt man mich nun, was es mit dem Fatalismus der Tragiker für eine Bewandniß habe, ſo kann ich keine andere Antwort geben, als die, daß die Tragiker aus der Geſchichte ihres Vaterlandes wußten, daß dieſer Glaube ſich unter einzelnen Regierungen von Zeit zu Zeit entwickelt hatte, und daß ſie ihn in ihre Gedichte einflochten, weil dieſe dadurch an innerer Wahrſcheinlichkeit gewannen, und ihre Wirkung nothwendig verſtärkt werden mußte; denn der Glaube an ein allwaltendes Schickſal iſt dem freien Menſchen ein Gräuel, weil er keine andere Nothwendigkeit anerkennt, als die der Natur und ihrer Geſetze. Die griechiſchen Tragiker waren alſo weit entfernt, den Fatalismus zu predigen. Da wo er gepredigt wird, kann er nur politiſche Starrſucht hervorbringen; da hingegen, wo er als Warnung erſcheint, muß er nothwendig Indignazion wirken.

Aus allem, was ich bisher beigebracht habe, begreifen Sie hinlänglich, warum Liebe nicht die Seele griechiſcher Schauſpiele ſeyn konnte. Nehmen Sie noch folgende Bemerkungen hinzu: In ächten Republiken kann Liebe nichts anderes ſeyn, als — untergeordnete Leidenſchaft, deren Befriedigung die Anzahl der angenehmen Genüſſe vermehrt, ohne die geiſtige Thätigkeit des Menſchen zu hemmen. Eben weil ſie ein ſchwächeres Gefühl iſt, kann ſie weniger tragiſche Ereigniſſe herbeiführen, und wenn dies auch der Fall ſeyn ſollte, ſo werden dieſe Ereigniſſe wenigſtens nicht in den Augen der Republikaner tragiſch ſeyn. Ueberhaupt konnte das, was wir Liebe nennen, in Griechenland nur bei dem weiblichen Geſchlecht anzutreffen ſeyn, welche, vermöge der Beſchränktheit, in welcher ſie lebten, auf dieſes einzige Gefühl zurückgeſetzt waren. Auch iſt in der griechiſchen Geſchichte nie von Uebertreibungen die Rede, welche dieſe Leidenſchaft bei Männern veranlaßt hätte. Dieſe kannten nur die Freundſchaft als ein ſtarkes Gefühl, und wurden durch ſie denn auch zu allen Verirrungen gebracht, welche ſie nur veranlaſſen konnte; Verirrungen, welche bei uns die Folge der größten Petulanz ſind, und als ſolche ſogar geahndet werden müſſen, bei den Griechen hingegen aus einer reineren Quelle floſſen, und eben daher mit einer gewiſſen Achtung behandelt wurden. Kurz, von Liebe, welche das Hauptingredienz unſerer Schauſpiele geworden iſt, konnte bei den Griechen nicht anders die Rede ſeyn, als von einen ſehr frivolen Genuß, und wenn es irgend einem Tragiker eingefallen wäre, dieſe Leidenſchaft in einem Drama zu behandeln, ſo würden ſie eben ſo ſehr vor langer Weile davon gelaufen ſeyn, als unſere Zuſchauer davon laufen würden, wenn man ihnen ein Stück vom Aeſchylus zum Beſten geben wollte. Nur die Ermordung eines Tyrannen, nur das häusliche Unglück der Gewalthaber, nur die großmüthige Entſagung einer Krone, nur der Selbſtmord eines Ajax aus Anmaßung, nur die unausſprechlichen Leiden eines Philoktetes aus Schickſal, nur das Elend einer Hecuba, nur die freiwillige Erblindung eines Oedips u. ſ. w. konnten die Herzen dieſer Republikaner bewegen; und wenn man mich fragt, wie ſie dabei empfanden, ſo erinnere ich an folgende Verſe des Lucrez:

Suave mari magno, turbantibus aequora ventis,
A terra magnum alterius spectare laborem;
Non quia vexari quemquam est jucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas quia cernere suave est.

Wollüſtige Thränen, vom Mitleid ausgepreßt, wurden in den griechiſchen Theatern gewiß nicht vergeſſen.

Weſentlich verſchieden von den unſrigen ſind die griechiſchen Dramen endlich durch die Behandlung des Sujets. Wenig Handlung und ſehr viel Reflexionen; dies iſt der Charakter aller ohne Ausnahme. Woher kommt dies? Unſtreitig liegt der letzte Grund davon in dem Geiſte der Zuſchauer, welchen die Schauſpieldichter ſehr ſorgfältig ſtudiert hatten. Aber man ſpricht ſoviel von der Oberflächlichkeit der Athener! Es kann ſich damit durchaus nicht ſo verhalten haben, als wir gewöhnlich annehmen, wenn es uns beliebt, das Richteramt über ſie auszuüben. Ein Völkchen, das eine längere Periode hindurch aus lauter Helden, Rednern, Philoſophen u. ſ. w. beſtand, kann unmöglich ſo flach geweſen ſeyn, als wir es gern machen möchten, um unſerem eigenem Ernſt und Tiefſinn das Wort zu reden. Es iſt wahr, eben das Völkchen war gleichgültig gegen wirklich große Männer; aber dies beweiſet bloß, daß Tacitus Unrecht hat, wenn er behauptet, daß große Männer in denjenigen Zeiten am meiſten geſchätzt werden, wo ſie am häufigſten ſind. Fehlten alle übrigen Beweiſe für das Gegentheil, ſo würd' ich darauf zurückkommen, daß eine Nazion, welche ſich für die Geiſterprodukte ihrer Tragiker ſo enthuſiasmiren konnte, als die Athener, von allen flachen Nationen, die am wenigſten flache geweſen ſeyn müſſe. Wenige Seiten in den Werken des Aeſchylus und Sophokles enthalten mehr, als alle Trauerſpiele des Racine zuſammen genommen. Würde dies der Fall geweſen ſeyn, wenn die Athener nicht hätten folgen können? Würden ihre Dichter, wenn ſie es mit einem wirklich frivolen Volke zu thun gehabt hätten, nicht eben ſo verfahren ſeyn, als die neueren, und ihre Zuflucht zu Theatercoups, Epiſoden u. ſ. w. genommen haben, um einige Stunden hindurch die Neugierde der Zuſchauer im Gange zu erhalten, und ſie dann ſo gedanken- und gefühllos auseinander gehen zu laſſen, als ſie gekommen waren? — Wie ſentenzlos ſind die Dramen der Griechen! Was bei uns ein Fehler ſeyn würde, iſt bei ihnen eine Tugend. Gerade weil ſie lauter ernſte Leidenſchaften darſtellten, durften ſie ſentenzlos ſeyn; denn die Natur dieſer geiſtigeren Leidenſchaften bringt Sentenzen mit ſich, welche eben deswegen nie als Gemeinplätze erſcheinen können.

Aus allen dieſen Bemerkungen folgt, daß die griechiſchen Tragödien eben ſo gut ſatyriſche Gedichte waren, als ihre Comödien, und daß ſie ſich zu einander ungefähr wie die juvenaliſche Satyre zu der horaziſchen verhielten. Beider Tendenz war rein moraliſch, verſteht ſich in dem Sinne des Worts, worin es die Griechen nahmen, welche keine andere Moral kannten, als die, welche aus einer weiſen Geſetzgebung reſultirte, und keineswegs, wie die neueren Völker, durch ein Gemengſel von Politik, Geſetzgebung und Moral verwirret wurden.

Sie ſehen wohl ein, mein Freund, daß Schauſpiele dieſer Art nicht leicht zu copiren ſind; das Weſentliche in ihnen iſt der Geiſt der Freiheit, und dieſer läßt ſich nicht nachahmen. Selbſt für die Römer kam das Horaziſche: Vos exemplaria graeca verſate, viel zu ſpät. Alles was ſich aus dieſen Muſtern lernen ließ, war Eleganz. Den Beweis finden wir in den Nachahmungen des Seneka, welche ſo unbeſchreiblich hölzern ſind, daß man ſich bei jeder Zeile an den Unterſchied des Selbſtgedachten und Selbſtempfundenen von dem bloß Nachgeäfften erinnert. Als vor mehr als zwei Jahrhunderten das Schauſpiel in Spanien wieder hergeſtellt wurde, proteſtirte Philipp der Zweite gegen die Freiheit, Könige auf die Bühne zu bringen, als gegen ein Majeſtätsverbrechen: Er ahnete unſtreitig nicht, daß eine Zeit kommen könnte, wo dies von ſelbſt wegfallen würde. Von Zeit zu Zeit hat es indeſſen immer Köpfe gegeben, welche ſich unter günſtigen Umſtänden zu der Höhe der Griechen empor gearbeitet haben. Dies iſt unter den älteren Dichtern keinem mehr gelungen, als den Shakeſpear und Corneille; ihre Werke verdienen von Seiten des Geiſtes, der ſie beſeelt, unſere ganze Bewunderung, wenn ſie gleich weit entfernt ſind, die Vollkommenheit der griechiſchen zu haben. Niemand arbeitete ängſtlicher nach den Werken der Griechen, als Racine, und keiner hatte ihren Geiſt weniger aufgefangen; ſo daß Corneille allerdings Recht hatte, als er ihm ſagte: Er möchte ſich in einer anderen Gattung verſuchen, weil er zur dramatiſchen kein Talent habe. In unſeren Zeiten ragen Alfieri und Schiller über alle Nebenbuhler hervor. Ihren Werken fehlt weiter nichts, als daß ſie nicht in Zeiten geſchrieben worden ſind, wo ſich der edle Geiſt dieſer Dichter in den Sonnenſtrahlen des Nazionalgeiſtes wärmen konnte. Da ſie ſo weit über die Forderungen hinausgehen, welche man an ſie macht, ſo können ihre Gedichte nur von einer entwickelten Nachwelt gehörig gewürdigt werden. Doch ich beſinne mich, daß auf dieſe nicht zu rechnen iſt. Beteten nicht die Engländer noch vor zehn Jahren den wahren Gott an, und knieen ſie nicht jetzt vor einem Götzen? Vor mehr als zweihundert Jahren galt in Beziehung auf das Theater die Regel:

— lo que es contra lo justo
Por la misma razon deleita el gusto.

und wahrſcheinlich wird ſie noch lange gelten.

Leben Sie wohl. Vielleicht unterſuche ich ein andermal, warum das Zwittergeſchöpf, welches wir Schauſpiel, und die Franzoſen comedie larmoyante nennen, für uns das angemeſſenſte iſt.

E.

VI.

Einige Ideen über die äſthetiſche Natur der Tonkunſt.

Die Muſik iſt eine Kunſt des innern Sinnes und der Einbildungskraft. Sie iſt alſo an die Form des innern Sinnes, an die Zeit, gebunden. Sie kann bloße Veränderungen in der Zeit darſtellen; mit dem Raume und ſeinem Inhalte hat ſie eigentlich nichts zu thun; wenigſten könnte ſie ſich nur mittelſt der Veränderungen in der Zeit, und nur durch Analogie auf räumliche Gegenſtände und Verhältniſſe beziehen. Bloße Veränderungen in der Zeit aber, die auf keine Veränderungen des Ortes; auf keine Bewegungen im Raume bezogen werden, können nichts, als innere Empfindungen ſeyn, welche ſich durch Einbildungskraft auffaſſen, zuſammenfaſſen und darſtellen laſſen.

Das unmittelbare Zeichen der innern Empfindung iſt der Ton. Der Ton bezeichnet an ſich nichts Aeußeres, nichts Ausgedehntes, nichts Räumliches, ſondern nur das Innere, die bloße Beſtimmung der Zeit. Iſt die Quelle der innern Empfindungen das Herz, ſo muß die Kunſt, welche den Wechſel und das Verhältniß derſelben in ihrer Reinheit von der Vorſtellung äußerer Gegenſtände darzuſtellen ſucht, Kunſt des Herzens ſeyn. Die Tonkunſt iſt alſo der bildenden Kunſt inſofern geradezu entgegen geſetzt, als ſie keine

Kunſt des Raumes, ſondern bloße Kunſt der Zeit iſt. Aufeinanderfolge der innern Empfindungen, in wiefern ſie durch Töne ſich offenbaren, macht den Stoff aus, in deſſen Bildung und Darſtellung ſich die Muſik äußert. Sie iſt alſo an die Geſetze der Aufeinanderfolge der inneren Empfindungen gebunden. Die innern Empfindungen heißen Affekte, in wiefern ſie warm und ſtark genug ſind, in gewiſſe Laute und Töne überzugehen. Die Muſik wird daher ſich als unmittelbare Sprache der Affekten zu erkennen geben.

Weil die Muſik nichts mit dem Raume, alſo nichts mit der Ausdehnung und der eigentlichen Materie zu thun hat, von der ſichtbaren Welt, von dem Mechanismus der äußeren Natur, von dem bloß Körperlichen ganz abgeſondert wirkt und herrſcht, ſo nähert ſie ſich hierdurch weit mehr der Dichtkunſt, als der Plaſtik und Mahlerei, und beſchäftigt ſich unmittelbarer und inniger mit dem blos Inneren und Geiſtigen des Menſchen, als diejenigen Künſte, welche ihn aus ſich heraus in die Körperwelt verſetzen. Die Muſik liefert der Einbildungskraft ein Sinnbild der geiſtigen Natur, ſie verſenkt das Gemüth in ſich ſelbſt zur Beſchauung einer von aller körperlichen Bewegung verſchiedenen, innern geiſtigen Regſamkeit. Freilich erhebt die Dichtkunſt die Seele zu Begriffen, und durch Begriffe erſt zu den von ihr beabſichtigten Anſchauungen; ſie ſetzt in eine beſtimmtere Thätigkeit, welche von Erkenntniß abhängt und auf Erkenntniß hinführt: die Tonkunſt aber führt den Menſchen nicht durch eigentliches Denken, nicht durch Begriffe in die geiſtige Welt ſeiner innern Natur, und ſie führt eben ſo wenig zu beſtimmten Begriffen, zu wahren Erkenntniſſen. Ihre Sphäre iſt das menſchliche Herz mit ſeinen Empfindungen, und die Einbildungskraft in ihrer Beſchäftigung mit den Affekten. Allein ſie vermag dasjenige unmittelbar, was die andern Künſte nur mittelbar vermögen; ſie beſchäftiget unmittelbar den innern Sinn und die auf ihn bezogene Einbildungskraft, rührt unmittelbar das Herz, und mahlt dem Menſchen gleichſam mit unerborgten Farben und durch die ſprechendſten Züge ſein Inneres. Wie jede ſchöne Kunſt aber will auch die Tonkunſt dem Gemüthe nicht bloß eine Maſſe von Empfindungen geben, ſondern es durch den Stoff, den ſie behandelt, hindurch geiſtige Regſamkeit, menſchliche Natur in ihrer Würde und Anmuth erblicken laſſen. Der Dichter hat die groſſen und ſchönen Empfindungen und Anſchauungen, mit denen er uns ergötzen will, in Begriffe auf- und zuſammengefaßt, und ſucht ſie uns vermittelſt der Zeichen, welche uns die Gegenſtände dieſer Gedanken vergegenwärtigen, vermittelſt der Worte, mitzutheilen. Durch dieſe künſtlichen Zeichen bähnt ſich der Dichter den Weg in unſer Herz; vermittelſt des Verſtandes regt er unſere Einbildungskraft auf, durch dieſe erweckt er unſere Gefühle und Affekten. Der Dichter erhält uns im Zuſammenhange mit der ſichtbaren Welt, weil ſeine Begriffe auf dieſe immer in einer nahen Beziehung ſtehen; der Tonkünſtler ſcheidet uns von derſelben, und unterhält uns mit dem Unſichtbaren, für deſſen verſtändliche, unmittelbare, natürliche Ankündigung uns nur Töne übrig bleiben. Der Mahler und Bildhauer giebt uns unmittelbar die ſichtbare Körperwelt, während uns der Dichter nur auf Umwegen, nämlich durch Begriffe und vielumfaſſende Gedanken,

zu

zu ihr hinführt. Ohne nun durch dieſe Vergleichung irgend eine ſchöne Kunſt unter die andre herabſetzen zu wollen, da jede ihre eigene Sphäre und Mittheilungsweiſe mit gleichem Recht und Erfolg haben und behaupten kann, glaube ich doch ſo viel bemerken zu dürfen, daß die Tonkunſt, um in ihren Werken weder verkannt noch ungerecht herabgewürdigt zu werden, beſondere Herzensbildung und Ausbreitung eines verfeinerten Geſchmakkes vorausſetze, und daß ſie einer ungemeinen Veredlung und moraliſchen Wirkſamkeit fähig ſei, und auch in ſofern Aufmerkſamkeit und Achtung verdiene, in wiefern ſie eine Kunſt des Herzens, der innern Empfindungen iſt; das Innere des Menſchen, ſeine Gemüthsſtimmungen ſich zum unmittelbaren Gegenſtande ihrer Darſtellung macht, ihm eine unſichtbare Schönheit und Erhabenheit zu entdecken und zu fühlen Anlaß giebt.

Um das Weſen der Tonkunſt nach ſeinem ausgezeichneten Charakter zu begreifen, iſt eine genaue Erwägung ihrer Darſtellungsmittel, nämlich ihres Stoffes und ihrer Zeichen, nothwendig. Ihre Sprache beſteht aus natürlichen Zeichen, aus Tönen, die nicht erſt durch Uebereinkunft und zufällige Umſtände eine Bedeutung erhalten haben, welche an gewiſſe Orte und Zeiten gebunden iſt, ſondern unmittelbar gewiſſe Empfindungen ausdrücken und wieder zu erregen im Stande ſind. Der einzelne Klang aber mag angenehm oder unangenehm ſeyn, ſo bedeutet er für ſich noch nichts, bezeichnet keinen beſtimmten Affekt; erſt durch Modifikation, wodurch er zu einem Tone wird, eine gewiſſe Zeit hindurch dauert, zunimmt oder abnimmt, oder in andere Töne übergeht, wird er geſchickt, einen Empfindungszuſtand auszudrücken. Der einzelne Klang kann für ſich in der bloßen Empfindung gefallen, an ſich angenehm ſeyn, ſo wie der Marmor, deſſen ſich der Bildhauer bedient, für ſich durch Glanz und Farbe einen angenehmen Eindruck machen kann; aber das Wort, das Zeichen für den Dichter iſt, wenn wir ſeinen muſikaliſchen Eindruck abrechnen, als bloßer Schall betrachtet, ganz gleichgültig, und wird nur durch ſeine Bedeutung erſt intereſſant. Der Dichter hat dies vor dem Tonkünſtler voraus, daß er durch Wohllaut ſeiner Worte neben dem Gedankenausdruck auch einen muſikaliſchen Effekt erreichen, auf den **Verſtand** wirken; und zugleich ſich der Empfindung bemächtigen kann: oft aber muß er auf dieſen muſikaliſchen ſinnlichen Reiz der Worte Verzicht thun, und bloß ſich mit ihrem Intereſſe für Verſtand und Einbildungskraft begnügen. Dagegen iſt der Tonkünſtler eigentlich auf die Empfindung mit ſeinem Material beſchränkt: er hat dafür den Vortheil, daß er eine allgemeinverſtändliche Sprache redet, eines Ausdrucks ſich bedient, der überall gleichen Eingang findet, nicht erſt in eine andere Sprachform überſetzt zu werden braucht, um gefaßt und gefühlt zu werden. Die Tonkunſt iſt alſo angenehme, ſinnlich-reizende und wohlgefällige Kunſt, in wiefern ihr Stoff, ohne alle Bearbeitung, oft ſchon Vergnügen machen kann; wiewohl freilich dieſes Vergnügen ſehr zufällig, unbeſtimmt und flüchtig ſeyn muß. Ferner aber iſt ſie intereſſante Kunſt, in wiefern durch Beſchaffenheit, Verbindung und Abwechslung der Töne ſich gewiſſe Gemüthsſtimmungen des Menſchen, heitre oder finſtre Affekten, mäßige oder unmäßige, fröhliche oder traurige Empfindungen ausdrücken, oder wenigſtens andeuten, und zum Theil ſelbſt im Gemüth des Zuhörers erregen laſſen. Aber ſchöne Kunſt iſt ſie nur durch die leichtfaßliche Regelmäßigkeit in der Aufeinanderfolge und auch gleichzeitigen Zuſammenſtimmung der Töne, d. h. durch die muſikaliſche Compoſition, welche die Maſſe der Töne zweckmäßig formt, ordnet, läutert, und zu einem der Einbildungskraft angemeſſenen Ganzen bildet.

Die Schönheit der Muſik beruht auf Melodie und Harmonie. Die Melodie drückt das Spiel der Empfindungen aus, ſo wie ſie in der Zeit dahinſtrömen, und mannichfaltig wechſeln. Sie mahlt uns die Gemüthsſtimmung gleichſam mit lebendigen Farben. So wie ſich die ſichtbare Schönheit im Raume ausbreitet, in mancherlei Zügen entfaltet, welche leicht und ungezwungen zuſammenſtimmen, ſo entwickelt ſich die hörbare Schönheit in der Zeit in mancherlei Töne, welche bei allem ihrem Wechſel und ihrer Verſchiedenheit doch leicht zu einem Ganzen ſich verbinden laſſen, und in einen beſtimmten Empfindungszuſtand zuſammenfließen. Die Melodie iſt nothwendig, wie der Fortgang der Empfindungen in der Zeit; die Empfindung modificirt ſich auf vielfältige Art, jedoch immer nach Maaßgabe der herrſchenden Gemüthsſtimmung: ſie bildet das Mannigfaltige, ohne welches keine Schönheit möglich iſt. Dieſes Mannichfaltige aber darf ſich nicht ins Unendliche regellos verlieren, es bedarf einer gewiſſen, obzwar zwangloſen, Beſtimmtheit, um als Schönheit zu erſcheinen. Dieſe Beſtimmtheit, durch welche die Töne auf eine freie Art ſich vereinigen, geht aus dem Takt, dem Rhythmus und der Harmonie hervor. Die Harmonie giebt der Melodie Haltung und Beſtand. Licht und

Schatten und angemeſſene Umriſſe ſind in der Mahlerei, was in der Muſik Harmonie iſt. Dieſe liegt der Melodie wenigſtens verſteckt zum Grunde. So wie eine Phyſiognomie beſtimmter, obgleich ſanfter, Umriſſe und Schattirungen bedarf, um uns zu gefallen, ſo bedarf die Melodie einer harmoniſchen und rhythmiſchen Form, um als ein ſchönes Ganzes gefaßt zu werden. Der Takt iſt es, welcher den Rhythmus, das Ebenmaaß in dem Fortſchreiten der Töne bedingt, und unvermerkt ihren Wechſel an Geſetze bindet, wodurch die Reihe der Töne erſt zur wahren Melodie wird, ſich ohne Anſtrengung auffaſſen und zuſammenfaſſen läßt. Dieſe Form der Schönheit bei muſikaliſchen Compoſitionen iſt von ihrer intereſſanten Bedeutung und von ihrem angenehm-reizenden Effekte zu unterſcheiden. Jene ſchöne Form gefällt für ſich durch bloße freie, leicht vernehmliche und fühlbare Proportion, durch natürliche Faßlichkeit, durch Symmetrie, durch regelmäßige Zuſammenſtellung und Auflöſung der gleichzeitigen Töne: ſie hängt an einer freien Geſetzmäßigkeit; denn dieſes Ebenmaaß, dieſe Gleichförmigkeit, muß unvermerkt uns entgegenkommen, auf keine Art mit Anſtrengung fühlbar gemacht werden, wenn der Ausdruck ſchön ausfallen ſoll.

Leipzig.

Chr. Friedrich Michaelis.

VII.

Theater.

Wir haben ſeit einiger Zeit auf unſerm Nationaltheater. mehrere intereſſante neue Darſtellungen geſehn, und unter dieſen auch

Egmont

von **Göthe**. So groß die Erwartung war, mit welcher das Publikum ſich zu dieſer Darſtellung drängte; ſo **unbefriedigt** ging es heraus. Da ſieht man's, riefen die Verehrer des Dichters, das hieſige Publikum iſt viel zu ungebildet, um die hohen Schönheiten des Egmont zu fühlen! Mit nichten, rief ein anderer, der dem Publikum mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließ; der Fehler lag bloß an der Darſtellung, es wurde ſchlecht geſpielt! — Nichts weniger als das, verſetzte ein Dritter, der Fehler liegt in dem Stücke ſelbſt! Es macht überall kein **Ganzes** aus. Die Volksſcenen gleichen einzelnen Blicken in einem Kukkaſten; woraus wir die Stimmung des Volks in Brüſſel kennen lernen — das übrigens in Bezug auf die ganze Handlung = 0 iſt. Oraniens Erſcheinung dient zu nichts, als Egmont im Gefängniß Lügen zu ſtrafen, wenn er das Schickſal anklagt — er hatte bloß ſeinen Leichtſinn anzuklagen. Egmonts und Klärchens Liebe — der durchaus intereſſanteſte Theil des Dramas, ſind mit der Haupthandlung ſo gar nicht verbunden; daß ſie nicht einmal irgend zu einem Motive benuzt iſt. Egmont iſt alſo nichts als eine Reihe ſchöner einzelner Scenen, die auf keinen Haupteindruck hinwirken!

Wir wollen ſehen, was an den Behauptungen dieſer Herren ſeyn möchte. An der Darſtellung — lag der Fehler gewiß nicht. Das Publikum? Nun es beſteht wohl nicht aus lauter fein gebildeten äſthetiſch-gelehrten Kunſtrichtern; aber ich möchte doch jezt den Ort ſehen, wo es gebildeter wäre! Im Stück lag der Fehler wohl immer — nur fragt ſichs wo?

In der Regelloſigkeit? — Man wird Göthe doch zutrauen, daß er aus Egmont ein regelrechtes Schauſpiel hätte machen können — wenn er gewollt hätte; und die Regelloſigkeit ſelbſt iſt doch auch kein abſoluter Grund des Mißfallens. Einige der regelloſeſten Stücke von Shakeſpear und Kozebue machen die größte Wirkung.

Es mögte wenig Begebenheiten in der Geſchichte überhaupt, oder in der Geſchichte eines Mannes insbeſondere geben, — wenn dieſer nur etwas Charakter hat, und ſeine Verhältniſſe nicht ganz unbedeutend ſind — die nicht einer dramatiſchen Darſtellung fähig wären; womit übrigens nicht gemeint iſt, daß ſie deswegen auch dramatiſch dargeſtellt werden ſollten. Ein Blick in Brüſſel und die verſchiedenen Verhältniſſe der Menſchen in demſelben, zu einer Zeit, wo Alba darin auftrat, und Egmont fiel, muß intereſſant ſeyn. Göthe verſchaft uns dieſen Blick, indem er uns ein Gemählde jener Zeitgeſchichte aufſtellt. Da ſehen wir Volkshaufen, und lernen ihre Denkart kennen; da ſehen wir die Regentin, wie ſie dieſe Denkart des Volks nimmt und behandelt, und wie ſie mit dem Fürſten des Landes ſteht. — Da ſehn wir dieſe Fürſten, die unzufrieden mit der Regierung, jeder ſeinen eigenen Weg geht. Da ſehn wir auch Egmont, den Abgott des Volks — nicht ſo wohl in ſeinem öffentlichen Leben dies lernen wir nur aus Erzählungen kennen — ſondern wie er, wenn er ſich den Tag herum getummelt hat, Abends zum Liebchen ſchleicht. Da ſehn wir nun auch die Kammer Liebchens, lernen ihre alte Mutter kennen, und hören, wie ſie das Abendbrod bereitet, lernen einen andern guten Jungen kennen, der gleichfalls Liebchen lieb hat. Jetzt ſehn wir Alba auftreten — die Regentin, hört man, iſt verſchwunden. Die Stimmung des Volks iſt verwandelt. — Muthlos ſchleicht es den ſpaniſchen Wachen aus dem Wege. Der kluge Oranien, der die Plane der Regierung durchſchaut, flüchtet — der bis zur Blindheit leichtſinnige Egmont bleibt, handelt nach wie vor, und ſchleicht Abends zum Liebchen. Wir ſehn ihn von Alba — der die Fürſten ſtürzen will, um den König zum unbeſchränkten Herrſcher zu machen, gefangen nehmen, er wird zum Tode verurtheilt. Wir ſehn endlich ſein Liebchen darüber wahnſinnig werden — und Gift trinken.

Hier ſchließt das Gemählde. Alba, Klärchen, Egmont, die Regentin, die Volkshaufen und Vanſen, Oranien und Brakenburg — jeder hat ein Intereſſe für ſich, jeder wirkt als ein Theil zum Ganzen; aber dies Ganze iſt nicht etwa Egmonts Schickſal, Klärchens Liebe; nein die Revolution der belgiſchen Provinzen, die wir hier in ihrem Keime erblikken. Der gute, leichtſinnige Egmont dauert uns, — das zärtliche Klärchen thut uns weh. — — Aber Alba? Oranien? Das Volk von Brüſſel? Dieſe Gegenſtände ſind es, die uns feſſeln!

Wie intereſſant iſt ein ſolches Gemählde, wenn es wahr und vollſtändig iſt! Ein Blick in den wichtigſten Zeitmoment der Geſchichte eines merkwürdigen Volks. — Aber dieſer Blick ſoll auf der Bühne gegeben werden? Soll in ein Paar Stunden überſehen ſeyn? Da liegts! Wie muß hier alles ins Kleine gezogen, zuſammengedrängt werden. Monate verwandeln ſich in Minuten, und Volkshaufen werden durch einen Schneider, einen Seifenſieder u. ſ. w. repräſentirt! Da kann man nur einige Punkte aus dem großen Gemählde ausheben und ſichtbar machen, aber dieſe ſind nun iſolirt, und ſollen ſie intereſſiren, ſo müſſen ſie — außer ihrem Verhältniß zum Ganzen — für ſich ausgemahlt werden, wie Brakenburgs Liebe und Klärchens Verhältniß mit ihrer Mutter; ſo zieht das Einzelne vom Hauptintereſſe ab — ohne ſelbſt zum Hauptgegenſtande zu werden!

So ſah ich den Egmont von Göthe an, da er als Schauſpiel in fünf Akten erſchien, — und nun vollends, da er abgekürzt iſt, und die fünf Akte auf drei zurückgebracht ſind! Margarethe und Machiavel ſind daraus verſchwunden, und das Gemählde hat noch weniger Zuſammenhang. Iſt es — bei dieſer Anſicht der Sache — wohl zu verwundern, wenn ungeachtet der hohen Schönheiten des Stücks, der vortreflichen Behandlung des Einzelnen — das Ganze keine theatraliſche Wirkung hervorbrachte?

Die Erſcheinung des Traums blieb bei der Vorſtellung weg. Unerklärlich iſt es auch, wie ſie in das Stück ſelbſt kömmt. Gerade weil der Dichter uns nur in die wirkliche Geſchichte blicken, und Scenen der wirklichen Welt vor uns übergehen läßt; fällt dieſe Erſcheinung am meiſten auf. In einem Phantaſieſpiele, — in der Oper — da kann der Dichter ſeine Welt ſich ſchaffen, und nach Gutdünken darin erſcheinen laſſen, was er will; nur mit der wirklichen Welt nehme ers ein wenig genauer.

Es war meine Abſicht nicht, eine Recenſion über den Egmont zu ſchreiben — ich ſchweige daher von ſeinen Schönheiten. — Egmont erregte hier wenig Senſation, und es war mir darum zu thun, auf den Grund hinzudeuten, warum dies der Fall war, und wahrſcheinlich auf allen Bühnen der Fall ſeyn wird.

Bei der Darſtellung ſelbſt zeichnete ſich Herr Iffland als Oranien, und Madame Unzelmann als Klärchen vorzüglich aus. Herr Herdt als Alba und Herr Beſchort als Egmont gefielen gleichfalls ſehr.

VIII.

Gedichte.

1.

Bei meinem Abſchiede von M———l.

Jahre ſind gleich ſchnellen Morgenſtunden
Mir bereits in dieſem Thal' entflohn.
Tauſend Freuden die ich hier empfunden
Deckt Vergangenheit, dein Schleier ſchon! —
Noch umſchweben ſie auf Roſenſchwingen
Milder Rückerinn'rung, täuſchend mich;
Doch mit ihren lichten Bildern ringen
Gramgeſtalten, trüb' und ſchauerlich!
Und Erinnrung aller Vielgeliebten
Welche mir des Schickſals Arm entriß,
Und die Klagen inniger Betrübten,
Muttergram und Freunde Kümmerniß!
O dann fließt die Thräne neuer Schmerzen
Und der Trennung bangen Folterpein —
Daß noch kaum dem gern getäuſchten Herzen
Ferner Zukunft goldne Träume freun!

Und — was zeigt ſich mir in dieſem Traume
Fern von Freunden, fern vom Vaterland?
Freuden, ähnlich ach — dem Seifenſchaume
Der izt ſchimmernd aufflog, und verſchwand!
Leite mich zu D — s Geſilde,
Zeige dort mein Loos mir, Phantaſie!
Schmück' es aus, mit allem was die Milde
Süßer Muſen, meinem Leben lieh —
Male mir des Oſtmeers hohe Wellen,
Wenn auf ſie die Morgenſonne blickt,
Oder ſchöner noch am ſternenhellen
Abend ſie des Mondes Schimmer ſchmückt —
O ſchon fühl ich die erhabne Scene,
Wie Empfindung meine Seele hebt —
Wenn um mich das ſchallende Getöne
Jeder Well am ſichern Ufer ſchwebt!
Doch wie ſchnell durch alle dieſe Freuden
Ein Gefühl voll leiſes Kummers irrt —
O wie grenzt die Wonne nah an Leiden
Wenn kein Freund ſie mit mir theilen wird —
Sanft und leicht entſchlüpft in Freundesarme
Was uns einſam blutig nieder drückt —
Göttlich labt es, wenn im tiefen Harme
Mitgefühl aus ſeinem Auge blickt —
Jede Thräne lindert unſre Plage
Die ſich über ſeine Wange ſtiehlt,
Und — kein Glück erheitert unſre Tage
Wenn kein Freund mit uns zugleich es fühlt!
Freundſchaft iſt des Lebens wahre Sonne,
Ohne ſie iſt alles kalt und todt —

Mit ihr lebt und lächelt alles Wonne,
Schön und hold, wie Sommerabendroth!
  Aber fern von allen die mich lieben —
Fern von dir du freundlich ſtille Flur,
Rauſcht um mich im melancholiſch trüben
Hain, der Phantaſieen Flügel nur —
Dann was acht' ich alle das Gepränge,
Tanz und Spiel und theures Schwelgermahl,
Was der Weine Koſtbarkeit und Menge —
Reicht bekränzt nicht Freundſchaft den Pokal!
Schöner ſeyd ihr, grüne Veilchenthale,
Wo ich oft der ganzen Welt vergaß,
Wenn ich fern vom ſtolzen Fürſtenmahle
Einſam mir der Liebe Blümchen las —
Oder wenn die reingeſtimmte Seele
Freundſchaft zum Genuß des Lebens rief;
Oder ſie — vom Ton der Philomele
Eingelullt in ſüße Träume, ſchlief —
Schöner ſeyd ihr, freie ſonn'ge Hügel,
Wo nur zwanglos die Natur uns lacht,
Als Palläſte unter Schloß und Riegel
Und der Marmorſäle todte Pracht —
Als Getäfel das von Golde blinket
Und das Lager weich, vom Eiderflaum —
Wo nicht Freiheit zum Genuß uns winket
Iſt das Leben weniger als Traum!
  O wie gern umirrt ich noch die Haine
Wo ich nie des Zwanges Feſſel trug,
Und mein Herz zum innigen Vereine
Hoch für Liebe, laut für Freundſchaft ſchlug —

Wo getäuſcht von ſüßen Phantaſieen
Leiſe nur des Lebens Kummer ſprach,
O wie ſeelig hing ich dann im Freien
Meiner Jugend goldnen Träumen nach!
Doch vorüber wallt dies ſchöne Leben,
Schneller wie des Frühlings Blüthenzeit,
Wo uns Düfte, ſanft und kühl, umſchweben
Und das Lied der Nachtigall erfreut —
Luſt und Freude wallen mit vorüber,
Auch der Kummer weilt nicht immer hier —
Alles geht zur Ewigkeit hinüber
Und bleibt nur im Rückgedanken hier!
Glücklich, daß auch der Vergangenheiten
Schönes Bild noch unſer Herz erfriſcht,
Wenn ſich nur in ſeine Seeligkeiten
Nie ein Zug von bitter Reue miſcht!

Rhode.

2.

Eſchens Maal auf dem Bünt. *)

Waller.

Oreade der Höhe! Weß iſt das Maal auf dem Gipfel?

Oreade.

Wiſſ', ein Jüngling ſank, einer der Edleren, hier!

Waller.

Oreade der Höhe! Du lockſt in die eiſigen Hallen
Deine Verehrer, und dann tödteſt die Nahenden du?

Oreade.

Zürn' o Waller mir nicht! In die eiſigen Hallen geleitet,
Glitt er mir ſanft in den Arm. Wiſſe, der Glücklichſte iſt,
Welcher, hat er geſehn des Menſchen Blick, die Geſtirne,
Sonn' und Mond und Gewölk; hat er der Flamme Gewalt
Und die Alpe geſchaut, die ſtarrende: ohne zu ſäumen
Kehret woher er kam. Schöneres ſchauete hier
Keiner, und lebet' er auch Jahrhunderte. Selig, wer frühe,
Und noch ohne Feind ſank in dem Schooß der Natur!

v. Halem.

---

*) Der junge hoffnungsvolle Eſchen, aus Eutin gebürtig, der ſich, durch verſchiedene Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen auch als Gelehrter vortheilhaft bekannt gemacht hatte, verſank bei einer Alpenreiſe in eine Eisſpalte. Ein Maal, vom franzöſiſchen Präfect errichtet, bezeichnet die Stelle auf dem Bünt, wo er ſank.

3.

Strickerlied.

Der Zwirn iſt geſponnen
Am ſchnurrenden Rädchen;
Wir ſtricken wir ſtricken,
Wir Frauen und Mädchen!
Wir fördern die Arbeit,
Uns wird ſie ein Spiel,
Wir ſingen mitunter,
Und ſchwatzen gar viel.

Was fördern die Männer
Mit geiſtigem Zwirne?
Sie ſtricken Gedanken
Es krauſt ſich die Stirne.
Sie grübeln und ſeufzen,
Es fährt kein Geſang,
Kein frohes Geſchwätze
Den Faden entlang.

Laßt immer die Männer
Ihr Kämmerchen ſchließen;
Wir wollen ſelbander
Die Arbeit verſüßen;
Und ſtricken indeſſen
Am werdenden Strumpf,
Und heimlich am Netze
Der Männer; — Triumph!

G. A. H. Gramberg.

4.

Die Nonne.

Im Kloſtergarten ſtill und kühl
Von Roſenduft umweht;
Warf oft ein heiliges Gefühl
Mich nieder zum Gebet;
Da ſchlummert' ich im frommen Sinn
Oft über weichem Moos,
Und Träume ſchwebten her und hin
Voll Bilder ſchön und groß.

Da hab' ich in des Himmels Glanz
Oft Engel kommen ſehn,
Sie ſchwebten wie im leichten Tanz
So jugendlich und ſchön;
Und riefen holdes Blickes mir
Mit Palmen in der Hand;
„Bald winkt für dieſe Heimath dir
„Ein ſchön'res Vaterland!“

Im Traume ſchon ein Himmelskind
Ward ich mit Thränen wach,
Und Sehnſucht flog, wie Abendwind,
Dem Lauf der Engel nach.
Da rauſcht' es noch, da naht' es, ſieh!
Ein Engel blieb noch da,
Ein Engel ſchöner noch als die
Mein Traum entfliehen ſah.

Muth gab mir Bebenden ſein Aug'
Und Traulichkeit ſein Mund,
Und ſüß war ſeiner Worte Hauch,
Der Sinn mir wenig kund.
Doch ſüßer noch, als Roſenduft,
Den mir vom Blumenbeet
So oft in ſtiller Abendluft
Der Weſt herüber weht.

„Kommſt du ein Bote Gottes hier
„Deß Wink mich ſcheiden hieß?
Ja, holdes Mädchen! folge mir,
Sprach er, ins Paradies!
Voll Hoffnung auf ein beßres Land,
Der frommen Dulder Lohn,
Folgt' ich ihm gern, und Hand in Hand.
Flohn wir Verklärte ſchon.

Wir flohn durch Oeden, flohn durch Wald,
Und Hügel ab und an;
Da fragt' ich leiſe: ruft nicht bald
Uns deine Heimath an?
Und da! da ſah ich vor mir hin
Ein lieblich Thal geſtreckt,
Ein trautes Hüttchen ſtand darin
Vom Blüthenbaum bedeckt.

Da weilten wir; da kannt' ich ihn,
Sein Herz ſchlug laut und warm,
Der Jüngling ſah mein Auge glühn
Und ſchloß mich in den Arm;
Und ſprach: mein Paradies iſt hier;
Genügt es dir, ſo bleib'
In dieſer Hütte gern mit mir,
Und ſey mein Glück, mein Weib.

G. A. H. Gramberg.

5.

Klagen um Lauren.

Nach Petrarka's Elegie: Che debb'io far? —

Was ſoll ich thun? Was, Liebe, räthſt du mir?
Es iſt nun Zeit aus dieſer Welt zu ſcheiden.
Ich zaudere ſchon allzu lange hier;
Sie ſank ins Grab; mit ihr flohn meine Freuden.
Ihr folgt mein Geiſt zu jenen lichten Höhn,
Doch ach die Kette qualenvoller Stunden,
Läßt dieſes Thränenthal noch ſtets mich ſehn,
Hält mich ſo feſt an meinen Gram gebunden,
Der weit den Hain mit lauter Klag' erfüllt,
Kein Erdentroſt mir dieſen Jammer ſtillt!
Denn ach! ich ſah Luſt, Freuden und Vergnügen,
Mit ihrem Geiſt auf immer mir entfliegen.

Du die mir ſonſt der Freuden viel geſchenkt,
Du, Liebe! mußt vereint jetzt mit mir klagen:
Du weißt es, was ſo tief die Seele kränkt,
Die Sorgen kennſt du, die mein Herz zernagen.
Du hörteſt, wie auf ſteiler Brandung Höhn
Des Lebensnachen morſch am Ufer krachte;
Die Sonn' erloſch, die jüngſt ſo wunderſchön
Dem Pfade meines jungen Erdenlebens lachte.
Doch ach! die Sprach' iſt für dies Herz zu arm;
Natur! auch du, du theileſt meinen Harm,
Du hatteſt Sie zur Schutzgöttin erkohren,
Und Laura iſt nun ewig dir verlohren. —

Dahin iſt nun dein Ruhm! — ſie iſt nicht mehr,
Sie wird dich nimmer, arme Flur, beleben;
Tod iſt dein Reiz, dein Frühlingsſchmuck iſt leer,
Nie wird dich ihre Gegenwart erheben.
Hienieden wird ſie nie in voller Macht
Der Schönheit jemals wieder dich entzücken,
Denn ach! mit ihres hohen Reitzes Pracht
Sucht ſich der Himmel ſchöner noch zu ſchmücken.
Doch ſey, ſie zu erflehn, mir heil'ge Pflicht,
Denn ohne ſie acht' ich dies Leben nicht.
Ich bin ein Thor, ich kann noch immer hoffen;
Nur dies allein hält mir die Augen offen.

Was Schönes iſt, in dieſer Erdenwelt,
Hat nur von ihr den holden Schmuck entlehnet;
Denn nur durch ſie wird jeder Glanz erhellt,
Der die Natur im Farbenſpiel verſchönet. —
Entflohn iſt ſie! — Ein fernes Paradies
Hüllt die Geſtalt in den Entfernungsſchleier,
Die ſich auch uns in ihrem Zauber wies,
Die wir erſehnen in des Herzens Feuer! —
Spät wenn einſt dort des Himmels Glanz und Pracht
In ihrem Bilde mir ſo freundlich lacht,
Dann werd' ich's ſehn, wie ach! zu tauſend Malen
Die Göttlichen uns Arme überſtrahlen.

Wie Engel ſchön, mild, wie ein Frühlingstag
Wird mir die Einzige entgegen ſchweben;
Mir, der mit einem Blick zu ſehn vermag,
Was Paradieſes Auen mild ihr geben.
Ha! welche Luſt! — Ich kenne die Geſtalt,
Die Engel ſelbſt zu jener Ferne tragen.
Ich rufe freundlich: Laura! — Laura ſchallt
Mir lieblicher denn Nachtigallen klagen. —
Flieh', Hoffnung, flieh'! — was willſt du, Täuſcherin? —
Mein einz'ges Glück, mein höchſter Stolz iſt hin. —
Doch nein! — Sollt' ich der Hoffnung wiederſtreben?
Sie nur allein erhält mir ja dies Leben! —

Ihr Mädchen, die ihr jüngſt die Schönheit ſaht,
Als ſie mit Himmelsmilde niederblickte,
Und Euch zum Troſt für euren Erdenpfad,
Aus ihren Augen Muth und Stärkung ſchickte:
Ihr Mädchen, ach! beſiegt in Zärtlichkeit
Zu ihr mich nie. — Wer könnte dieſe faſſen?
Sie ruhet ſanft; doch ach! im harten Streit'
Hat ſie mich mir allein zurückgelaſſen. —
Stark iſt mein Herz: doch fühl' ich mich zu ſchwach! —
Die Liebe ruft: Auf! folge ſchnell ihr nach! —
Ich ſchäme mich, die Schwachheit nur zu nennen:
Ich bin zu ſchwach, dieß Lebensband zu trennen.

Des Kummers Allgewalt zerreißt mein Herz:
Bald eilt mein Geiſt mich zu ihr hinzuführen:
Die Phantaſey trägt ſchnell mich himmelwärts,
Doch ſchnell ſeh' ich ſo Pfad und Flug verlieren. —
Mag immerhin des Körpers junge Pracht,
Der düſtre Tod mit ſeiner Hülle decken,
Wird gleich aus jener dicht umflorten Nacht,
Den ſchönen Körper nie mein Flehn erwecken:
Es wird doch ihrer Schönheit Zauberſchein
Der Phantaſie der Sonne Strahlen leihn,
Und Laut und Stimme der geliebten Schönen
Wird ewig mir im Buſen wiedertönen. —

Nie wird ihr Nahme meiner Seel' entfliehn,
Oft wird es meines Kummers Nacht zerſtreuen.
Des Auges Glanz, der Wange ſanftes Glühn,
Wird ſich gar oft in dieſer Bruſt erneuen.
Es ſtirbt der Lenz, es flieht der heitre Blick,
Der jüngſt die Flur, im Frühlingsſchein, umſtrahlte,
Drum folg' ich gern den Ruf, den das Geſchick
In dieſem Bilde der Natur mir mahlte,
In ſtete Trauer ſey dies Herz verhüllt,
Das Liebe nie mit ihrer Luſt erfüllt:
Ich liebte einmal nur — ich liebte Lauren,
Sie ſtarb, und ewig werd' ich um ſie trauern.

Friedrich Cramer aus Quedlinburg.

IX.

Politiſche Zeitgeſchichte.

Die vornehmſte Urſache, daß in den erſten Monaten des neuen Jahrhunderts ein Syſtem der Mächte des Nordens gegen das weſtlich-ſüdliche Europa hiſtoriſches Daſeyn bekam, welches ſchon am Ende des vergangenen gebildet war, und von allen politiſchen Richtungen während der franzöſiſchen Revoluzion abwich, lag freilich darin, daß Frankreich durch Bonaparte in die Ordnung der Reiche wieder eingeführt wurde. Nähere Gründe lagen aber in dieſen drei Erſcheinungen.

In der vorhergehenden politiſchen Verbindung zwiſchen England, Oeſtreich und Rußland hatte der Beherrſcher dieſes letzten mit einer Offenheit gehandelt, die von dem Geiſte gewöhnlicher Politik keine Belohnung hoffen durfte. Streitigkeiten walteten ob zwiſchen den Höfen von Petersburg und London, über welche hier kein Urtheil des Schriftſtellers geſagt werden darf, da ſelbſt die Weisheit der Preußiſchen Regierung äußert, daß ſie über dieſen Gegenſtand ſich zu keinem Urtheil berechtigt glaube. *)

---

*) S. officielle Correſpondenz zwiſchen dem Preußiſchen Miniſterium und dem engliſchen Geſandten zu Berlin über die zu St. Petersburg am 16. December 1800 unterzeichnete Convention. S. 58.

Der individuelle Zwiſt jener beiden Höfe machte den Petersburger Hof zu einer allgemeinen Beurtheilung des Betragens von Großbritannien geneigt; und die übrigen Mächte des Nordens folgten gern dieſer Anregung. Die brittiſche Regierung, ſagten ſie, hat ſich in dem jetzigen Kriege, mehr als in allen vorhergehenden, die Oberherrſchaft der Meere angemaßt, und übt, vermöge eines ſelbſtgeſchaffenen Seerechts, das mit den wahren Grundſätzen des Völkerrechts wohl nicht leicht zu vereinigen ſeyn möchte, über die andern mit ihr befreundeten und neutralen Staaten eine uſurpirte Gerichtsbarkeit aus, deren Rechtmäßigkeit ſie ſchlechthin behauptet, und die ſie für ein unverjährbares, in allen Tribunälen Europas ſankzionirtes Recht ausgeben will. Dieſer brittiſchen Tyrannei auf den Meeren ſollte endlich eine Gränze geſetzt werden.

Drittens läßt ſich die Urſache der neuen politiſchen Richtung des Nordens gegen das weſtlich-ſüdliche Europa nicht verkennen, welche in der Perſönlichkeit des Kaiſers von Rußland und des Ober-Conſuls liegt. Beide ſtreben offenbar dahin, freilich die groſſen ewigen Maximen, von welchen ſich die Staaten, an deren Spitze ſie ſtehn, nicht entfernen dürfen, kräftig zu befolgen, aber auch zugleich ihr eigenthümliches Gepräge den Weltbegebenheiten aufzudrücken. Dieſe Gewalt perſönlicher Eigenſchaften hat ohne Zweifel Paul der Erſte mit dem gewöhnlichen Schwunge ſeiner Großmuth an dem franzöſiſchen Helden liebgewonnen, und eben hierin liegt eine vorzügliche Befeſtigung jenes Bundes zwiſchen Rußland und der franzöſiſchen Republick, zu welchem Unmuth jener Macht gegen Großbrittannien die erſten Elemente gab.

Indem dieſe verſchiedenen Urſachen zur Entſtehung einer neuen Richtung des Nordens gegen das übrige Europa wirkten, konnte der Vereinigungspunkt für jenen doch nur in der zweiten liegen, den gemeinſchaftlichen Beſchwerden über das neue See Recht, welches England einſeitig einzuführen geſucht hat.

Der eigentliche Punkt dieſer Fehde beruht in der Frage: welche Modifikazionen, das Völkerrecht der neuern Zeiten dem Rechte, daß man feindliches Gut nehmen könne, wo man es antrifft, in Seekriegen gegeben habe? An jene Frage ſchließen ſich dann zunächſt die Fragen an, ob dieſe Modifikazionen den Grundſatz aufſtellen, daß von den kriegführenden Mächten die neutrale Flagge geachtet werden müſſe, zu welchen Häfen ſie fahren und weſſen Eigenthum ihr Schiff in ſich faſſen möge? ob es ihr erlaubt ſey, auch Kriegsbedürfniſſe nach allen Gegenden zu bringen; und wenn dies verneint wird: welche Artikel zu dieſen Kriegsbedürfniſſen gerechnet werden? und wie es ausgemittelt werden ſolle, ob ſich in einem Fahrzeuge ſolche verbotene Waare finde?

Je mehr man zu der Einſicht gelangte, daß Freiheit die Seele des Handels ſei, deſto eifriger mußte man ſorgen, ihn von dem Zwange zu befreien, welchen ohne beſondere Uebereinkunft jeder Krieg zwiſchen Seemächten ihm zerſtörend auflegen mußte. Dieſe Sorge führte den Grundſatz herbei, daß ein freies Schiff oder die neutrale Flagge ſelbſt das Gut ſichere, welches ſchon als Eigenthum von einer der kriegführenden Mächte oder wenigſtens für dieſelbe beſtimmt iſt. England ſelbſt, wenn gleich momentanes Intereſſe und ſeine Uebermacht zur See, wegen welcher es von einem Zuſtande der bloßen Gewalt auf den Meeren und Gewäſſern am wenigſten fürchtete, es öfters von dieſem Grundſatz abwendig machten, hat ihn doch in ſeinen vornehmſten Handelstraktaten, und als geſetzliche Sitte anerkannt, die durch Uſurpazionen in Kriegen dieſes Jahrhunderts nicht vernichtet werden konnte. Nachdem es denſelben in den erſten Jahren des Krieges, welcher durch ſeinen Kampf mit den nordamerikaniſchen Kolonieen veranlaßt wurde, auf das kühnſte verhöhnt hatte, ward er durch das Syſtem der bewaffneten Neutralität doch gezwungen, ihn wieder gut zu heißen. Die gegenwärtige Behauptung der engliſchen Regierung, daß die Anerkennung dieſes Grundſatzes von ihrer Seite zu den Ausnahmen, zu den bloßen Wirkungen augenblicklicher Verhältniſſe gehöre, muß umgekehrt werden, wenn die hiſtoriſche Wahrheit ihr beitreten ſoll.*) Nur war in den meiſten Traktaten, welche das Recht der neutralen Flagge feſtſetzten, und der herrſchenden Sitte nach, zugleich ein Verſuch gemacht, durch den Grundſatz *freies Schiff macht freies Gut* dem allgemeinen Rechte des Feindes wider den Feind und dem Zwecke der Kriege nicht zu ſehr Abbruch zu thun. Es ward Regel, daß Kriegsbedürfniſſe von keinem neutralen Schiffe zu einer der kriegführenden Mächte gebracht werden dürften. Doch beſtimmte England ſelbſt in Uebereinkünften mit Rußland und Holland, daß dieſe verbotene Waare nur gänzlich verfertigte Kriegsartikel ſeyn ſollten, nicht Materialien zu denſelben. Unpartheiiſch, ſchnell, mit billiger Genugthuung, vor allen Dingen aber nicht einſeitig, ſollten ſtreitige Fälle entſchieden werden.

Nie war der engliſchen Regierung das Recht der neutralen Flagge ſo verhaßt, als in dem gegenwärtigen Kriege, und nie hatte ſie mehr Hoffnung, es auf immer aus dem Codex der Seerechte auszuſtreichen, als in dem letzten Jahrzehend

---

*) S. Pitts Rede im Unterhauſe am zweiten Februar.

(ſ. St. 2. der Eunomia). In der allgemeinen Erbitterung gegen Frankreich fand England eine Hülfe, ſeinen alten Nebenbuhler zu Grunde zu richten, wie die Verhältniſſe ihm niemals dargeboten hatten. Aber ſo lange das Recht der neutralen Flagge noch beſtand, konnte das brittiſche Kabinet dem franzöſiſchen Freiſtaate jene beiden Schläge nicht beibringen, welche es tödtlich glaubte. Sie waren das Aushungerungsſyſtem, und die gänzliche Verhinderung aller Zufuhr von Mitteln zum Seekriege in franzöſiſche Häfen. Von jenem, wiewohl man ſeine Vollendung auch von engliſcher Seite wohl eben ſo wenig wünſchte, als möglich hielt, erwartete man wenigſtens eine ſolche Wirkung auf das innere Frankreich, daß eine allgemeine Noth deſſelben die Machthaber zwang, ſich in die brittiſchen Plane zu fügen. Da aber neutralen Schiffen durchaus das Recht zuſtand, Lebensmittel einer der kriegführenden Mächte zuzuführen: ſo mußte England, um dem Aushungerungsſyſtem nur einige Kraft zu verſchaffen, dies Recht durchaus nicht achten. Es ließ nicht nur die Ladungen von Lebensmitteln, welche für Frankreich beſtimmt waren, ſondern auch ſolche, die befreundeten Mächten angehörten, unterſuchen und wegnehmen. Noch mehr aber lag ihm daran, die franzöſiſche Marine gänzlich zu zertrümmern. Seine mächtigen Flotten konnten an ſeiner Küſte im Canal leicht eine ſolche Stellung nehmen, daß Frankreich, welches ſeinen Flotten weniger ſchirmende Häfen am Canal darbietet, der Zufuhr von Schiffsbauholz aus dem Norden gänzlich beraubt werden mochte. So lange das Recht der neutralen Flaggen, nach welchem das bloße Material zu Kriegsmitteln kein verbotener Artikel war, noch geachtet wurde, mochte England von ſeiner Lage am Canal für ſeine gegenwärtige Abſicht geringen Vortheil ziehn. Schon deshalb mußte es wiederum in das bisherige See-Völkerrecht einen Eingriff thun.

Die nothwendige Folge von dieſer Zerrüttung des Völkerrechtes war, daß die engliſche Seemacht ſich eine Gerichtsbarkeit über alle Nationen beilegte, und bald eine allgemeine Tyrannei auf allen Meeren ausübte. Sie wieder in die alten Schranken des Rechts zurückzudrängen, war die Abſicht des Kaiſers von Rußland bei der Eröffnung der Verhandlungen welche die Convention von Petersburg zur Folge hatten, nachdem der Norden kurz vorher durch dieſe Geſetzloſigkeit beſonders gelitten hatte.

„Dännemark hat geſehen, ſagt ein officielles Blatt der franzöſiſchen Regierung, daß die Engländer eine ſeiner Fregatten unter der Eskorte einer Convoy nahmen. Vergebens berief ſich der Graf von Bernſtorff, der würdig iſt, die Ehre ſeines Namens zu behaupten, in einer Note, die Achtung, aber Entſchloſſenheit athmet, auf die durch das Völkerrecht geheiligten Grundſätze. Das Kabinet von St. James antwortete nur durch Drohungen. Die brittiſchen Kanonen, die ſchon gegen die Forts von Copenhagen gerichtet waren, ſchwiegen nur in der Oſtſee, um nicht den Hof von St. Petersburg aufzubringen, deſſen Geſinnungen damals noch unbekannt waren. Allein Rußland konnte es nicht gleichgültig anſehen, daß befreundete Flaggen auf Meeren beleidigt würden, über welchen ſein Schutz waltet, und welche die erſten Flotten Peters des Großen getragen haben. Rußland ſoll im Norden die Stelle einnehmen, welche Frankreich im Süden behaupten wird. Rußland muß daſelbſt die Seele edelmüthiger Unternehmungen ſeyn, und wird ſeine große Beſtimmung erfüllen; der Charakter des Kaiſers iſt Bürge dafür. Paul der Erſte iſt derjenige Herrſcher, welcher beſtändig den Grundſätzen einer großmüthigen Politik folgte. Als er ſich wider Frankreich bewaffnete, ſtand es unter einer unterdrückenden Regierung. Der Held, der es jetzt mit Ruhm erfüllt, und durch ſeinen Genius beſchirmt, war in der Ferne. Bonaparte kehrt zurück, mit Würde und Gerechtigkeit, und ihnen folgt die Freundſchaft zwiſchen Rußland und Frankreich.“

Dieſer Geiſt der Gerechtigkeit, welchem aber nie großmüthige Geſinnungen gegen andre Staaten fehlen, weht in der Uebereinkunft, deſſen Schöpfer Paul der Erſte iſt. Die Tochter einer ſolchen Gerechtigkeit in den Weltangelegenheiten iſt Billigkeit. „Des ruſſiſchen Kaiſers ſtrenge Billigkeit hat Modifikationen in einzelnen Artikeln eingegeben, die allein hinreichend ſind, um den Geiſt des Ganzen und die Lauterkeit der Bewegungsgründe einzuſehen:“ So urtheilt über die Convention von Petersburg ein Staatsmann, welcher durch die Kraft ſeines Willens und die Weisheit ſeiner Erfahrung die politiſche Fülle ſeines Geiſtes ſo geſtaltet hat, daß ihm neben der Gerechtigkeit und Klugheit nie Billigkeit und Großmuth entſtehn werden. *)

Die Kriegsartikel, welche als Contrebande auf Schiffen der verbündeten Mächte angeſehn werden ſollen, ſind namentlich in dieſer Convention aufgeführt, und erinnern an den Grundſatz der erſten bewaffneten Neutralität, daß das bloße Material zu Kriegsmitteln frei ſeyn ſolle. Aller übrige Handel ſollte ungehindert ſeyn. Ein zweiter ſehr wichtiger Grundſatz dieſer Convention, die zuerſt zwiſchen dem ruſſiſchen und ſchwediſchen Hofe geſchloſſen wurde, geht dahin, daß die Er-

---

*) S. die Note des Grafen von Haugwitz an den engliſchen Geſandten in Berlin.

klärung des Officiers, der das Kriegsſchiff oder die Kriegsſchiffe der verbündeten Mächte befehligt, welche die Convoy eines oder mehrerer Kauffahrer begleiten, „ſeine Convoy habe keine Contrebande am Bord,“ hinlänglich ſeyn ſoll, daß keine Durchſuchung auf ſeinem Schiff noch auf den übrigen Schiffen der Convoy geſchehe. Zugleich ſind alle mögliche Maaßregeln verabredet, um jeden Betrug derer zu verhindern, welche ſich der Flagge einer Nation ohne Befugniß bedienen.

Dieſer Vertrag; welchen Dännemark und Preußen beitraten, war ſchon in der Mitte des Decembermonates noch im vorigen Jahrhundert geſchloſſen, ward indeſſen der Welt erſt in dem gegenwärtigen bekannt. Aber ſchon die erſten Gerüchte von demſelben, ehe irgend eine officielle Erklärung über ihn geſchehen war, erregten in England die lebhafteſten Bewegungen.

Will dieſes den Geiſt dieſer Uebereinkunft genehmigen: ſo iſt der neue Codex des Seevölkerrechts, durch welchen die glänzendſte Periode der brittiſchen Macht gleichſam ewig dauernd gemacht werden ſollte, wahrſcheinlich auf immer durchgeſtrichen; und die harten Streiche, die man durch Verletzung der Rechte neutraler Mächte der franzöſiſchen Republik gegeben hat, müſſen hinfort aufhören. Die Seemacht derſelben muß ſich bald wieder erheben, und die brittiſche Regierung verliehrt die glorreichen Früchte ſo vieljähriger Anſtrengungen. Laßt die Hülfsmittel zu unſerer Zerſtörung, ſagt ſie, in Breſt einlaufen, die Schätze Peru's vorbei nach Spanien gehn, und die Kriegsbedürfniſſe aus dem Baltiſchen Meer ruhig zu beiden fahren! Können wir durch die Aufgebung der Rechte, welche dies verhindern, einen Frieden mit

Frankreich befördern? das wird wohl keinem einfallen. Der geſchlagene Feind iſt zu wüthend, um damit ſich zu begnügen. Deshalb wollen wir als Engländer unſer Recht behaupten.

Geſchieht dieſes wirklich: ſo ſcheint der Krieg mit den nordlichen Mächten unvermeidlich, und ihre anſehnlichen Flotten ſind zur Vereinigung mit Frankreich gezwungen; ſie ſchließen die Engländer wahrſcheinlich vom feſten Lande ab, und laſſen für ihre Schiffe von Archangel bis zum Tagus und Golf von Venedig keinen friedlichen Hafen übrig; denn Neapel und Portugall werden bald zur Vereinigung gegen England gezwungen ſeyn. Schon bisher hat die Bewachung der ſüdlichen Küſte Irrlands ſo große Mühe gemacht; wird ſie nicht höchſt ſchwierig und gefahrvoll ſeyn, wenn der Norden mit Frankreich verbunden iſt? Groß wird Englands Schaden wegen der gehemmten Ausfuhr nach dem Norden ſeyn, beſchwerlich für daſſelbe das Ausbleiben der Zufuhr von Kriegsbedürfniſſen und Getreide.

Hiezu kommt noch, daß auf jeden Fall die Wendung, welche die Regierungsverhältniſſe in Nordamerika's Freiſtaate genommen haben, für England nachtheilig ſeyn wird. Mag Burr oder Jefferſon, da ſie beide gleiche Stimmen der Wahl zum Präſidenten haben, an die Spitze des Freiſtaates treten: Beide ſind den politiſchen Grundſätzen entgegen, welchen die brittiſche Regierung wohl will, und der zurückſtehende wird doch als Vicepräſident Einfluß haben.

Nur ein Nebengedanke eröffnet hiebei noch einige Helle der Zukunft bei einem Kriege mit den nordiſchen Mächten für England. Nämlich: kein Präſident Nordamerikas wird es wagen, gegen dieſes letzte ſich jetzt feindlich zu verbinden; denn während einer Fehde zwiſchen England und allen übrigen Seemächten wird der Nordamerikaner von dem Rechte der neutralen Flagge beſondern Gewinn ziehen, und gern dem engliſchen Handel ſeinen Lauf befördern.

Hierauf hofft England wohl vorzüglich, wenn es ſich ſträubt, ſeinen neuen Codex des Völkerrechts zur See aufzugeben. Entſchieden iſt am Ende des Februarmonates nicht, ob es bei dieſem Sträuben, welches ſich durch das Embargo, auf die Ruſſiſchen, Däniſchen und Schwediſchen Schiffe gelegt, ſo gewaltthätig geäußert hat, verharren werde. Dahin trachtet die brittiſche Regierung, ihre individuellen Streitigkeiten mit dem Ruſſiſchen Kaiſer unter Einen Geſichtspunkt mit den Beſchwerden der nordiſchen Mächte überhaupt zu bringen, und die Convention derſelben als etwas feindſeliges darzuſtellen, gegen welche doppelte Tendenz ſich der Graf von Haugwitz beſonders mit Klarheit und feſter Ruhe erklärt hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Rhode.

Omnibus aequa.

April 1801.

I.

Schöne Künſte.

Bemerkungen über den Homer in Zeichnungen nach Antiken (1ſtes Heft, Preis 6 Landthaler) in groß Folio.

Dieſe Zeichnungen ſind von H. W. Tiſchbein, die Erläuterungen von Heyne — und nicht wenig verſprach ſich das Publikum von dieſem Unternehmen, aber nicht wenig findet es ſich bei der Erſcheinung dieſes erſten Heftes getäuſcht.

Eine vollſtändige Sammlung aller Antiken, welche ſich auf den Homer beziehen, mit Erläuterungen eines Mannes wie Heyne — mußte jeden Freund der Kunſt und des Alterthums wünſchenswerth ſeyn; aber was liefert dies erſte Heft? Zeichnungen, die offenbar — zwar den Antiken nachgebildet; aber doch in Tiſchbeins eigener Manier gezeichnet, ja was noch mehr iſt; oft verzeichnet ſind. Die Erläuterungen ſind nicht eigentlich antiquariſch, ſondern enthalten allegoriſche und phyſiognomiſche Erklärungen.

Zuerſt einige Bemerkungen über die gelieferten Zeichnungen.

Das erſte Blatt liefert in einem ſehr ſchönen Stich die bekannte Büſte Homers. Aber welch ein ſonderbarer Einfall, dieſe Marmorbüſte aus einem, in einer alten Mauer angebrachten Fenſter ſehen zu laſſen? Freilich iſt dieſe Umgebung der an ſich ſchön und richtig gezeichneten und geſtochenen Büſte nur Nebenſache; aber in einem Werke wie dieſes ſollten doch auch die Nebenſachen nicht ſo geſchmacklos gewählt werden!

II. Homer, der von den Muſen unterrichtet wird. Die ziemlich groß gezeichneten Figuren ſind von einem kleinen farbigen Cameo genommen; und laſſen alſo von dem alten Kunſtwerke nur die Idee ſehen; die Größe des Steins iſt nicht einmal angegeben.

III. Homers Vergötterung. Vor einen ſilbernen Becher, im Muſeo Erkolano in Portici. Es wird nicht geſagt, ob die Figuren die Größe der Antike darſtellen oder nicht. Homer ſitzt auf einem Adler, welcher in einer Art Arabeske von Lotus Ranken ſteht, auf welchen zu beiden Seiten die Ilias und Odyſſee als allegoriſche Perſonen ſitzen.

IV. Helena wird zum Paris an das Schiff geführt. Die Zeichnung iſt nach einem Sarcophag von weiſſem Alabaſter, der ſich in der Gallerie zu Florenz befindet, gemacht. Die Größe der Figuren iſt gleichfalls nicht angegeben.

Die Handlung iſt nicht nach den bekannten Erzählungen dieſer Begebenheit dargeſtellt, ſondern hier iſt Helena von den Trojanern geraubt. Paris ſitzt an ſeinem Schiffe, und Helena wird ihm zugeführt; beide ſehen ſich in dem dargeſtellten Moment zum erſtenmale.

Der Ausdruck in den beiden Hauptfiguren iſt überaus meiſterhaft, und läßt, wie die Compoſition des Ganzen als Basrelief, nichts zu wünſchen übrig. Paris ſitzt wie in dem Anſchauen des ſchönen Weibes verloren und unbeweglich — ſie weicht, da ihre Führer ihren Schleier in die Höhe heben, halb beſchämt und ſchüchtern zurück; aber doch neigt ihr Haupt ſich zu dem ſchönen Manne hin, und ihr Auge ruht auf ihm. Indem ſie im Gehen zaudert, und mit dem Obertheile des Körpers zurückweicht, unterſtützt ſie ein Knabe, der ihr mit einer Art Staunen in das jetzt erſt enthüllte Geſicht ſieht. Er iſt bekleidet, und reicht ſeiner Größe nach den übrigen Figuren faſt an die Schulter. Zwiſchen Paris und Helena wird eine weibliche Geſtalt ſichtbar, die aber im Schiff ſteht, angekleidet iſt, und zwar mit einem überall dicht anſchließenden Gewande. Sie trägt eine brennende Fackel. Offenbar deutet ſie auf die eine fackeltragende Brautführerin der Griechen hin; ob der Künſtler ſich aber darunter, wie Heyne und Tiſchbein glauben, die Venus, und unter den Knaben den Amor gedacht habe — hat keine Wahrſcheinlichkeit. Der Knabe hat gar nichts, daß irgend vermuthen ließe, der Künſtler habe etwas anders als einen bloßen Knaben darſtellen wollen, der ſeine Größe offenbar der Lücke zu danken hat, welche zwiſchen Helena und ihrem Führer entſtand. Seine

Größe und ſein Gewand ſcheinen mit der gewöhnlichen Darſtellung des Amors auf Antiken nicht überein zu kommen. Auch die weibliche Figur ſcheint ſich wegen des engen Kleides und der kurz aufgeſchlagenen Aermel nicht zur Venus zu eignen.

Auch in dieſer Zeichnung iſt die dem Zeichner eigne Manier ſichtbar, die Geſichter ſind durchaus eins wie das andere kaum zu unterſcheiden; und ſo auch die Beine, Hände Füße u. ſ. w.

Das fünfte Blatt fällt vor allen übrigen in die Augen. Herr Tiſchbein hat hier ſieben Köpfe nach Antiken gezeichnet, und ſo geſtellt, daß Geſicht neben Geſicht ſteht. Herr Tiſchbein nennt die Köpfe: Agamemnon, Achil, Neſtor, Ulys, Diomed, Paris und Menelaus.

Den Ulys und Paris ausgenommen, ſcheinen die Namen der andern ziemlich willkürlich zu ſeyn, und Herr Tiſchbein hat keinen andern Beweis, daß ſie wirklich jene Helden darſtellen ſollen; als den in ihrem ausgedrückten Charakter Dies mag nun in den zum Theil koloſſalen Originalen auffallen — in dieſen Zeichnungen ſpricht es nicht. Einige Köpfe ſcheinen ſogar unrichtig gezeichnet zu ſeyn — wie am linken Auge des Agamemnon, das Auge des Achil u. ſ w. Auch ſcheinen die durchaus ſcharfeckig abgeſchnittenen Unterlippen bloß zur Manier des Künſtlers zu gehören.

Am wenigſten entſpricht unter dieſen Köpfen der angebliche Neſtor dem Ideale, das man ſich von dem Greiſe macht.

VI. Neſtor legt den Leichnam ſeines Sohnes Antilochus auf den Wagen.

Die Zeichnung iſt nach einem erhabenen Werke — deſſen Größe nicht angegeben iſt — im Muſeo zu Florenz, gemacht. Man hält die Darſtellung gewöhnlich für Priam, der den Leichnam des Hektor auf den Wagen legt; aber richtiger wird ſie hier erklärt; da die Gegenwart des, durch die Schiffermütze, kenntlichen Ulys, jene Erklärung nicht wohl zuläßt.

Der Werth des Werkes läßt ſich übrigens aus der Zeichnung nicht beurtheilen.

Die verſchiedenen als Vignetten angebrachten Antiken haben weniger Werth, als die angeführten Zeichnungen.

In der von Herrn Hofrath Heyne beigefügten Erklärung wird die Bildung der Ideale der Alten, und wie ſie nach und nach die Namen erhielten, welche ſie als Götter oder Heroen tragen, vortreflich auseinander geſetzt. Wenn dabei aber behauptet wird: daß die Formen des Schönen durch die Antiken ſchon überall beſtimmt wären — daß die neuern Künſtler mithin nichts zu thun hätten, als jene Formen nachzuahmen; — wenn die Furcht dabei geäußert wird, daß — da die Antiken immer mehr verſchwinden, und nur ſchlechtere Kopien an ihre Stelle treten, ja, daß der Nachwelt unſere neuere, noch viel unvollkommnere Werke nur als Muſter daſtehn würden, und mithin die Kunſt, die doch mit der ſittlichen Ausbildung des Menſchen ſo genau zuſammenhange — endlich noch eine viel unbedeutendere Rolle ſpielen müßte, als ſie leider! jetzt ſchon ſpielt; ſo beruht dies alles auf einer eignen Anſicht der Kunſt, die eine genauere Prüfung verdient, als in dieſen vorläufigen Bemerkungen möglich iſt; und welche der Verfaſſer derſelben ſich vorbehält.

Der Druck dieſes Werks iſt übrigens ſo elegant, wie irgend ein deutſches Werk erſchienen iſt — wobei jedoch die Verſchiedenheit der Schwärze des Drucks in verſchiedenen Exemplaren auffält.

II.

Ueber die Neutralität in den philoſophiſchen Syſtemen.

Die politiſche und litterariſche Welt hat ſo gut ihre Stürme, wie die phyſiſche; die Kräfte, die die Freiheit in Bewegung ſetzt, wirken oft noch regelloſer, als die zu wirken ſcheinen, über welche die Nothwendigkeit gebietet.

Gegen die Gewalt der Natur in ihren Wirkungen findet nur eine nothdürftige Bewaffnung ſtatt; denn ſelbſt die feſteſten Dämme durchbricht und überſchwemmt zuletzt der furchtbar anwachſende Strom.

Gegen den Mißbrauch der Gewalt durch Völker, die nach Alleinherrſchaft, entweder auf dem Kontinente oder auf dem Meere ſtreben, findet das Zuſammentreten der andern Völker, die durch den Despotismus des einen beleidigt und in ihren Rechten geſtöret werden, zu einer bewaffneten Neutralität ſtatt. Die friedlichen Nationen, deren Regierungen von weiſen Geſetzen ausgehen, und die im ſtillen ungehinderten Verkehr ihrer Unterthanen mit fremden Völkern die Baſis ihrer bleibenden Wohlfahrt ſuchen; ſollen und können nicht länger unter den Anmaßungen eines deſpotiſirenden Staates leiden, der jede Nachgiebigkeit, wodurch friedliche Völker die öffentliche Erbitterungen ganzer Nationen gegen einander verhüten wollen, für das Zeichen von Furcht und

Schwäche hält, und ſeine Forderungen um ſo höher treibt, jemehr Liebe und Hang zum Frieden ſich bei den Völkern zeigt, die am meiſten unter ſeiner Dictatur leiden. Nicht nur, daß er ſelbſt der alleinige Fuhrmann aller außereuropäiſchen Waaren ſeyn, und den Marktpreis derſelben für Europa beſtimmen will; nicht nur, daß er alle Ströme, Häfen und Handelsplätze zu Niederlagen ſeiner Producte macht; nicht nur, daß er dadurch alle inländiſche Induſtrie dieſer Völker ins Stocken bringt, da ſie als einzelne Kräfte nicht die Konkurrenz mit ſeiner überwiegenden Macht aushalten können; ſondern er will auch ſogar, durch die allgemeine Bewunderung, mit der man ſeine Größe betrachtet, ſtolz, und durch das bisherige Gelingen aller ſeiner Mittel für den Alleinhandel der Welt kühn gemacht, ſich in ihren eigenen, kleinen, ſtillen und friedlichen Verkehr unter ſich ſelbſt miſchen, ihre bisherigen freundſchaftlichen Verhältniſſe zerreißen, ſie feindlich gegen einander ſtimmen, und ihnen dann, wenn er ihnen, bei getheilten Kräften, ſich um ſo mehr gewachſen glaubt, ſeine despotiſchen Maximen für den Alleinhandel, zugleich mit den zerſtörenden Reſultaten derſelben, (mit der Vernichtung ihrer bisherigen neutralen Verbindung) aufdringen.

Da aber erwacht endlich der gekränkte Stolz und die beleidigte Ehre der Nationen. Man durchläuft die Kapitel des Völkerrechts, und findet ſeine allgemeinſten Forderungen verkannt, gemißdeutet und verletzt. Man wirft einen feſten Blick zurück in die Annalen der Geſchichte, und findet die traurigen Schickſale der Völker vor, die durch ihre frühere Nachgiebigkeit gegen kühne, nach Alleinherrſchaft auf dem Kontinente und auf dem Meere ſtrebende, Staaten, ſelbſt ohne und wider ihren Willen, den Grund zu der unaufhaltbar ſteigenden Größe und zu dem Hinaufklimmen zu einer ſchwindelnden Höhe legten, die allen andern Völkern anfangs Unterjochung und endlich Vernichtung brachte; und durch die edle Indignation über die Verſtöße gegen das Völkerrecht gereizt, ſo wie durch die traurigen Beiſpiele der Geſchichte der Staaten der Vorwelt gewarnt, treten endlich mächtige, und noch nicht durch äußere und innere Zerrüttungen erſchöpfte, Staaten zu einem Bunde zuſammen, den die irdiſche Gerechtigkeit durch den heiligen Namen der Neutralität bezeichnet. Die wahre Neutralität gründet ſich auf das Bündniß mehrerer Staaten von einerlei Intereſſe zu einer gemeinſchaftlichen Defenſive gegen alle fremde Uebermacht und gegen allen Despotismus, den ein Volk, das nach Alleinherrſchaft ſtrebt, ihm aufdringen will, ſie gründet ſich auf ein weiſes Berechnen ihrer gemeinſchaftlichen Staatskräfte gegen den ihnen von außen entgegenkommenden kecken Trotz; ſie gründet ſich auf die große Angelegenheit der Erhaltung und des Geltendmachens der Rechte für den friedlichen innern Verkehr der unabhängigen Völker; ſie gründet ſich endlich auf den feſten Entſchluß, mit Ernſt und ohne ſeinen Rechten nur ein Haar breit zu vergeben, und ohne ſich durch geſchickte und kluge Negotiationen von dem übermächtigen Volke, das den Bund der Neutralen gern trennen möchte, täuſchen zu laſſen, die Principien der Neutralität zur Behauptung der Unabhängigkeit der Nationen, und die Rechte des friedlichen und freundſchaftlichen Handels gegen den feindlichen Angriff mit einem Nachdrucke geltend zu machen, der ſelbſt einen übermächtigen und übermüthigen Staat mit Beſorgniß und Verlegenheit erfüllen muß.

So groß ſind in der politiſchen Welt die Wirkungen der Neutralität; ſo ſichtbar neigt ſich die Stimme der kultivirten Völker auf ihre Seite; ſo allgemein übereinſtimmend erkennen ſich die rechtlichſten Männer in ihren aufgeſtellten Prinzipien wieder, und nur das Bemühen der einzelnen Individuen, deren Privatintereſſe mit dem Beſtehen einer Alleinherrſchaft aufs innigſte verknüpft iſt, wird gegen die ewig geltenden Rechte der Neutralität wahrgenommen, aber auch von den einſichtsvollen und rechtlichen Männern ſogleich nach ſeinem Grunde und nach ſeinem Werthe geſchätzt.

Nach der Analogie muß aber, ſo wie in den politiſchen Verhältniſſen der Staaten gegen einander, auch in den literäriſchen Verhältniſſen, eine Neutralität eben ſo gut möglich ſeyn, wie es in jener nicht an dem Beſtreben fehlt, eine Alleinherrſchaft der Meinungen und einen Despotismus der Syſteme einzuführen. Iſt irgendwo der Despotismus nachtheilig; iſt irgendwo die Alleinherrſchaft drückend, den freien Geiſt des Menſchen lähmend und entehrend; ſo iſt es in der Welt der menſchlichen Begriffe. Sind irgendwo die Rechte der Freiheit entſchieden anerkannt; ſo muß es da ſeyn, wo ein Denker dem andern, wo ein wiſſenſchaftlicher Mann ſeiner Nation öffentlich Rechenſchaft von ſeinem Privatfleiße, und von dem, durch ſubjective Bildung erreichten, Grade ſeiner individuellen Kultur, in ſeinen Schriften ablegt. Unveräußerlich, und durch die freie Selbſtthätigkeit der Vernunft ſelbſt begründet und geheiligt, iſt dieſes Recht; ja die ehrwürdigen Erfinder neuer Syſteme machten bei der Aufführung und öffentlichen Mittheilung dieſer

Syſteme ſelbſt nur den umſchließendſten und völligſten Gebrauch von dieſem Rechte.

Nach dieſem Rechte wurden, um dem Zielpunkte unſerer Behauptung ſogleich näher zu rücken, Kant und Fichte, die Urheber der neuen Syſteme in der Philoſophie, die ſeit zwanzig Jahren das ungetheilte Intereſſe der erſten Denker unſerer Nation erregten. Es liegt außerhalb der Grenzen dieſer Abhandlung, den Geiſt dieſer Syſteme ſelbſt näher zu prüfen, in ihr Detail weiter einzugehen, ſie, durch die gezogene Paralelle zwiſchen ihnen, genauer zu charakteriſiren, und ihren literäriſchen Werth oder Unwerth, die Möglichkeit ihres Beſtehens, oder ihre Auflöſung zu beſtimmen; hieher gehört bloß die Beſtimmung ihres Einfluſſes auf den Gang und die Fortſchritte der literäriſchen Kultur während dieſer denkwürdigen Epoche.

Den Stiftern beider Syſteme, ſowohl des Kriticismus als des Idealismus, kann man nicht geradehin ein Attentat auf die Freiheit des menſchlichen Geiſtes, in Rückſicht auf Nachdenken, freies Prüfen und Unterſuchen der Wahrheit, Schuld geben, wiewohl ſie beide die Ueberzeugung haben mögen, daß nur durch die Annahme ihres Syſtems das Heil der philoſophiſchen Welt begründet werden könne; aber bei ihren Jüngern und Schülern wurde deſtomehr das Beſtreben, das Syſtem ihres Meiſters zur Alleinherrſchaft zu erheben, ſichtbar.

Für den, der in der Geſchichte der philoſophiſchen Syſteme kein Fremdling iſt, hat die Erſcheinung nichts befremdendes, daß nach der erſten Promulgation eines ſolchen Syſtems, nach dem in die literäriſche Welt ausgeſtreueten Manifeſte deſſelben, der Kampf der menſchlichen Meinungen über daſſelbe lebhaft beginnen muß. Es giebt in dem Augenblicke des Erſcheinens eines ſolchen Syſtems zu viele denkende Männer, die durch ihre Schriften ihrer Nation ehrenvoll bekannt ſind, und die mit entſchiedenem Einfluſſe ihr eigenes Syſtem von ihren Lehrſtühlen predigen, die nicht durch das Geſchrei, mit welchem man das neue Syſtem oft nur halb verſtanden ankündiget, indignirt werden ſollten. Sie müſſen ſich bald, ehe ſie noch Muße und unpartheiiſche Prüfung genug zu dem Studium des neuen Syſtems mitbringen konnten, über daſſelbe öffentlich auf den Kathedern und in Schriften erklären, und nicht ſelten wird die Animoſität, oder auch die Einſeitigkeit ihres Urtheils darüber, die aus der noch nicht erſchöpfenden Kenntniß deſſelben wohl zu erklären iſt, der Grund eines allgemeinen Geſchrei's gegen ſie. Eine Maſſe von jungen Schriftſtellern, deren Kräfte durch das Ergreifen des neuen Syſtems ihre erſte Richtung erhielten, die weder hinreichende philologiſche noch philoſophiſch-hiſtoriſche Kenntniſſe zu der Prüfung deſſelben mitbringen, ſehen in dem neuen Syſteme die einzige, nun endlich der Welt erſchienene Wahrheit, und ſie übernehmen die Vertheidigung und Einführung des Syſtems in die Welt. Ihre einſeitige und lückenvolle Kenntniß deſſelben tragen ſie über in ihre Vertheidigungen deſſelben; ihre literäriſche Thätigkeit, die oft aus dem merkantiliſchen Gewinne, der daraus geſchöpft wird, noch ſicherer, als aus ihrer Wärme für das Syſtem ſelbſt zu erklären iſt, ermüdet das Publikum mit Kommentaren, Apologien, Epitomen, Kompendien, Recenſionen u. ſ. w. über daſſelbe, und nichts beſtehet vor ihrem Revolutionstribunale, was nicht die Sprache des von ihnen in Schutz genommenen Syſtems ſpricht. Um die vielſeitige Anwendbarkeit deſſelben zu zeigen, und um nicht an den großen Troß der bloßen Nachbeter und Kommentatoren des Syſtems ſich anzuſchließen, verſuchen einige andere Anhänger deſſelben, dieſes Syſtem auf *verwandte Wiſſenſchaften überzutragen*, und dieſen im Innern und im Aeußern dadurch eine veränderte Geſtalt und Form zu geben.

Nach und nach verſtummt die Stimme der vorzüglichſten Gegner des neuen Syſtems, denn ſie wird durch Machtſprüche übertäubt, und die rechtlichſten Männer werden durch Schmähungen ihres literäriſchen Rufes, den die jungen Anhänger des neuen Syſtems nicht zu ſchonen wiſſen, die ihre eigene Celebrität auf dem Wege ſuchen, auf dem ſie *Heroſtrat* fand, endlich zum Schweigen bewogen. Man hält ihr Schweigen für ſtillſchweigendes Zugeſtehen des Beſiegtſeyns, und hat deſto leichteres Spiel mit denen, die ſich dem neuen Syſteme mit Angriffen entgegen ſtellen wollen, denen man es wohl anmerkt, daß ſie nicht aus der Bekanntſchaft mit dem *Geiſte* deſſelben hervorgehen konnten.

So wird alſo ſelbſt allmählig einem *nach Alleinherrſchaft* ſtrebenden Syſteme der Sieg erleichtert. Bald hält man es für die *Philoſophie ohne Beinamen*, die man endlich aufgefunden hat; bald ſchätzt man den Werth oder Unwerth eines jeden literäriſchen Produkts, in welcher Wiſſenſchaft es ſey, bloß nach ſeiner *Rückſicht* auf dieſes Syſtem; bald erkennt man in den angeſehenſten Recenſionsanſtalten bloß diejenigen Schriftſteller noch als gültig, und des Mitſprechens würdig, an, die wenigſtens in vielem ſich nach dem neuen Syſteme accommodiren; bald ſitzt auf dem literäriſchen Richterſtuhle, bald ſteht an der Spitze der neugeſtifteten Journale bloß *ein* Mann, auf deſſen guten Willen für die Verbreitung und Aufrechthaltung des neuen Syſtems man ſich verlaſſen kann; bald werden nach und nach die, die nicht bereitwillig genug ſind, in ihren Aufſätzen und Beiträgen zu dieſen literäriſchen Anſtalten die dreifarbige Kokarde des herrſchenden Syſtems zu zeigen, von ihrem Antheile daran entfernt; bald kommt die innere Cirkulation der Kräfte der einſichtsvollern Denker ins Stocken; denn jeder literäriſche Hafen und Marktplatz iſt blokirt oder überſetzt von den Waaren des herrſchenden literäriſchen Völkchens; bald werden die Rechte der neutralen literäriſchen Flaggen verletzt, weil mit dem Despotismus der Alleinherrſchaft keine Neutralität beſtehen ſoll, und man den Grundſatz hat: wer nicht für uns iſt, iſt wider uns! bald hört alle Konkurrenz der Meinungen auf, denn wer will dem Monopolhandel widerſtehen, der alle Wiſſenſchaften, alle Zweige des menſchlichen Denkens in Beſchlag nimmt, und alles nach der Form des herrſchenden Syſtems umformt und umgeſtaltet! bald wird man ſogar ſo kühn und keck, die ſtillen Denker, die friedlich ihre eigene Bahn fortgingen, und ſich nicht auf den allgemeinen Waffenplatz wagen wollten, in ihren einſamen Beſchäftigungen zu ſtören, und ſie gewaltſam durch Blockade ihrer beſſern Ueberzeugung zum Offenſivkriege aufzufordern, weil man an Triple- und Quadrupleallianzen gegen alles, was nicht den Geiſt des herrſchenden Syſtems athmet, noch nicht genug hat; bald will man, um ſeines Sieges ſich ganz gewiß zu verſichern, durch die Prinzipien und Reſultate des neuen Syſtems, ein neues Regulativ für das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften entwerfen, und man droht ſchon öffentlich und ohne Hehl mit Kaperbriefen gegen jeden Neutralen, ja man würde ſich

ſich zu einem literäriſchen Aushungerungsſyſteme entſchließen, wenn nicht die Anhänger des neuern Syſtems der geiſtige und phyſiſche Hunger ſelbſt am drückendſten verfolgte. Erhebt ſich endlich einmal eine anonyme Stimme in der Wüſte gegen ſie; ſo wird ein Grenzkordon rings umher gezogen, und mehrere ſind bereitwillig, ſich zur literäriſchen Spionerie ſeines Namens zu entſchließen. Weder Ernſt, noch Satyre, weder gründliche Widerlegung, noch beiſſende Ahndung ihrer Mängel kann ſie zur Beſonnenheit bringen. Ihre errungenen Siege laſſen ſie jeden Waffenſtillſtand verachten; an Friedenspräliminarien iſt nicht zu denken, als nur, wenn man ihnen die ganze feindliche Flotte und alle literäriſche Häfen und Waffenplätze ausliefern, und ſich zur totalen Säculariſation aller geiſtigen Güter im Reiche der Vernunft verſtehen will.

Bei dieſer Alleinherrſchaft gewiſſer Syſteme im Reiche der Meinungen und der Freiheit erwachen dann endlich die neutralen Kräfte zur Beſonnenheit und zum Nachdenken. Man fühlt, daß es nicht im Geiſte eines philoſophiſchen Syſtems ſo wenig wie in dem Begriffe eines gegebenen Staates an ſich liegen könne, daß beide herrſchend werden, und alle andere neben ſich verſchlingen, oder von ſich abhängig machen müßten. Man erkennt die Rechte aller Syſteme an, und erhebt ſich zu dem Grundſatze: daß, ſo wie die Staaten der Welt ſelbſt bei entgegengeſetzten Prinzipien der innern Adminiſtration neben einander beſtehen können, dies auch bei mehreren philoſophiſchen Syſtemen in der literäriſchen Welt der Fall ſeyn könne. Man begiebt ſich aller Landungsverſuche auf dem fremden Boden, weil man wohl ſieht, daß der

Angriff auf die Grundkraft einer Nation am erſten fehlſchlagen, und den Samen der Feindſchaft immer noch tiefer einwurzeln laſſen muß. Deshalb läßt man die Prinzipien der Syſteme, die einmal von vielen Denkern als wahr und untrüglich angenommen werden, ruhig ſtehen. Man vergißt nicht die Verehrung, die man den Souverains der kriegführenden Mächte ſchuldig iſt; ſo wenig wir die Achtung gegen die Stifter der neuen Syſteme. Man läßt nicht dem unſchuldigen Volke, das oft ſelbſt den Krieg und ſeine vieljährige Fortſetzung beklagt, entgelten, was ſeine erſten Vorſteher verſchulden, ſelbſt wenn ſie die Habeas-Corpus-Acte deſſelben ſuſpendiren, und läßt deshalb, dem philoſophiſchen Syſteme auf ſeinen ihm gewidmeten Univerſitäten, vollen Spielraum für ſeine Vaſallen. Aber man entſchließt ſich zu einer Neutralität gegen die Alleinherrſchaft des Syſtems; man kündigt dieſe Neutralität blos als eine aufgedrungene Defenſivanſtalt an; man verſichert, daß man ſich aller Offenſive begebe, und bloß für den Fall eines despotiſchen Angriffs bewaffnet ſei. Man braucht nicht einmal Repreſſalien gegen das auf das Eigenthum der neutralen Mächte gelegte Embargo; ſondern macht bloß nachdrückliche Vorſtellungen für die Aufhebung deſſelben, und zur Wiederherſtellung des Status quo. Man verbindet ſich mit mehrern, durch die uſurpirte Alleinherrſchaft beleidigten Mächten, und rüſtet ſeine Scheerenflotten aus, ſo wie man ſeine Häfen gegen die fremden Waaren, im Fall eines Angriffs, zu verſchließen droht.

Man rechnet aber noch auf ein friedliches Uebereinkommen mit den herrſchſüchtigen Mächten, ſo lange man bei ihnen noch auf eine genaue Rückſicht auf ihr Privatintereſſe rechnet. Man will nicht ihre Kraft ſelbſt ſchwächen; ſondern man will bloß die ehemalige Konkurrenz des verſchiedenen Eigenthums herſtellen, damit nicht der Monopolhandel und der Marktpreis der Waaren von der Willkühr einer einzigen Macht abhängen ſolle. Man macht dieſe Grundſätze öffentlich bekannt, um über die unbefangene Abſicht der Convention zur Abſchließung der Neutralität keinen Zweifel bei irgend einem rechtlichen Mann übrig zu laſſen, und man ſtellt dadurch das ehemalige Gleichgewicht der thätigen Kräfte her, um die nachtheilige Stockung derſelben im Innern, und die nothwendig daraus hervorgehende Armuth der großen Mehrheit zu hindern.

So denke ich mir die Convention zu einer Neutralität in der literariſchen Welt, um dem Despotismus der herrſchenden Syſteme zu entgehen.

Artikel eines Neutralitätsvertrags in der literäriſchen Welt.

1. Die neutralen Denker maßen ſich nicht an, die Prinzipien irgend eines herrſchenden Syſtems angreifen und erſchüttern zu wollen; eben ſo heilig wird ihnen die Perſon der Stifter dieſer Syſteme ſeyn, auch werden ſie nie die Aufbringung des fremden Eigenthums in ihren literäriſchen Häfen dulden; aber ſie verlangen auch die nämlichen Rechte für ſich. Sie verlangen ruhige und mäßige Prüfung der Principien ihres literäriſchen Codex; ſie verlangen, daß ihr durch feſte Grundſätze aſſecurirtes Eigenthum nicht angehalten, deſpotiſch ausgeſucht, und durch Kaper beunruhigt werde. Sie verlangen Achtung gegen ihre Perſon, Anerkennung ihrer Neutralität, ſo wie keine Blockade ihres

literäriſchen Küſtenlandes, und ihrer für jedes literäriſche Eigenthum offenſtehenden Freihäfen.

2. Die neutralen Denker miſchen ſich nicht in den Meinungskrieg der Mächte, die noch im Kriege begriffen ſind; ſie werden jeder kriegführenden Macht bloß das im friedlichen Verkehr zugeſtehen und bewilligen, was nach dem literäriſchen Völkerrechte und zur Belebung der innern Induſtrie mitgetheilet werden kann, ohne den Vertilgungskrieg der einen oder der andern Macht zu befördern oder zu hindern. Sie verlangen in den Häfen der fremden Mächte (in den Recenſionsanſtalten und Journalen derſelben) die nämlichen Rechte, die ſie ſelbſt allen fremden Mächten bewilligen, und kümmern ſich nicht darum, durch welche Invectiven die literäriſchen Zeitungsſchreiber der kriegführenden Mächte ſich gegen einander noch mehr erbittern wollen: nur jeden Ausfall auf neutrale Kräfte verbitten ſie, und fordern in dieſer Hinſicht nichts, als was die allgemeine literariſche Gerechtigkeit fordert.

3. Sie fordern, daß keine unerlaubte und abſichtliche Sperrung und Verhinderung des Umlaufes ihres rechtmäßigen Eigenthums von den kriegführenden Mächten veranlaßt oder öffentlich anbefohlen werde, weil ſie ſich ſonſt zu Repreſſalien genöthiget finden würden.

4. Sie halten kein philoſophiſches Syſtem, wie keine Art der philoſophiſchen Verhandlungen (ſo wie keine irdiſche Staatsverfaſſung) für vollkommen und vollendet; deshalb laſſen ſie ſich auch in ihrer innern Organiſation, für die ſie ſich ſelbſt allein reſponſabel ſind, weder demokratiſchen noch ariſtokratiſchen Despotismus aufdringen. Jede Macht mag in ihrem Innern die Maaßregeln ergreifen, die ſie für gut fin-

der, und die ſich ihre Vaſallen gefallen laſſen; ſie verlangen für ſich die *nämliche* Freiheit, die das literariſche Völkerrecht, ohne Mißdeutung des klaren Buchſtabens deſſelben, ihnen zuſichert.

5. Sie halten die *gemiſchten* Verfaſſungen wegen des dadurch möglichen freien Umtauſches der Ideen, und der dadurch nicht gehemmten Beſchäftigungen der Individuen, für die *beſten*; ſie haben aber auch zu der Weisheit der fremden Mächte das Zutrauen, dieſen Verfaſſungen nicht Hohn zu ſprechen, noch irgend einen Ausfall auf ſie zu dulden, weil ſonſt dieſe fremden Mächte ſich ſelbſt nur verdächtig machen würden. Sie werden aber auch dagegen nie die *Cenſurfreiheit*, die ſie in ihrer Mitte dulden, zu Angriffen gegen irgend eine fremde Verfaſſung (gegen ein von dem ihrigen abweichendes Syſtem) mißbrauchen laſſen.

6. Sie ſind mit den kriegführenden Mächten bloß in Rückſicht ihrer Maaßregeln gegen den anarchiſchen *Eklekticismus* (den philoſophiſchen Jacobinismus) und gegen den oligarchiſchen *Materialismus* einverſtanden, weil *keine* ſo gute literäriſche Verfaſſung neben beiden beſtehen kann (ſo ungefähr, wie ehemals die ganze Chriſtenheit, ſich gegen die Türken vereinigte); ob ſie gleich gegen beide bloß einen Grenzkordon ziehen, da ſie den vergeblichen Erfolg eines jeden *Kreuzzuges* gegen individuelle Meinungen aus der Geſchichte der menſchlichen Meinungen kennen, und ein *Vertilgungskrieg* bloß mit Auflöſung *aller* beſſern Kräfte endigen kann.

7. Sie verſprechen die bereitwillige Auslieferung aller, ihren neutralen Boden betretenden *Emigranten* anderer Mächte, und verſprechen ſich dagegen das nehmliche von ihren

Flüchtlingen. Sie werden in ihren eigenen literäriſchen Recenſionsanſtalten keine einſeitige, partheiiſche und leidenſchaftliche Behandlung fremder Meinungen dulden, haben aber auch das feſte Zutrauen zu der Einſicht der Repräſentanten anderer Meinungen, daß ſie dieſelbe Humanität zeigen werden.

8. Sie ſchlagen für einen allgemeinen Frieden einen Ort in ihrer Mitte vor, ſo daß dieſer Friede nicht die bisherigen Syſteme umſchmelzen und umſtürzen, wohl aber zum Beſten des ganzen Kontinents ſo ausgleichen ſoll, daß ſie neben einander beſtehen können, ohne daß eins die Oberherrſchaft über das andere zu behaupten ſich anmaßen dürfte; denn nach ihrer Ueberzeugung haben alle Meinungen, als ſolche, gleichen Werth, und nur durch ein hervorgebrachtes Gleichgewicht zwiſchen ihnen, das in der friedlichen Concurrenz der heterogenſten Begriffe auf einem und demſelben literariſchen Marktplatze, (wo kein Alleinhandel ſtatt finden darf,) ſich zeigen muß, iſt die alte verjährte Feindſchaft zwiſchen den aufgeregten Kräften zu heben, und in ein freundſchaftliches Verkehr zu verwandeln.

9. Dieſe Grundſätze, die die Rechte keines Syſtems beeinträchtigen, ſind ſie erbötig, öffentlich bekannt zu machen, und allen kriegführenden Mächten mitzutheilen, aber auch gegen jeden feindlichen Verſuch, und gegen jede gebrauchte Gewalt zu vertheidigen.

In der literäriſchen Welt hat jeder denkende Mann nur Eine Stimme; aber das Recht, von dieſer Stimme Gebrauch zu machen, darf ſich keiner verkümmern laſſen. Dieſe Vorſchläge ſollen für nichts weiter gelten, als für Vorſchläge, um den Deſpotismus der Meinungen zu erſchüttern, um allgemeine Duldung hervorzubringen, und um die ruhigen neutralen Denker der Nation auf die Rechte aufmerkſam zu machen, deren ſie ſich, durch die Iſolirung ihres Privatintereſſes, gleichſam begeben haben. Die Vorſchläge zu dieſer Convention ſind nicht die Kraftausdrücke eines Manifeſtes zu einer Coalition; ſie ſind bloß abgedrungen, als Nothwehr, gegen die Anmaßungen ihrer Gegner. Zwar werden ſie mannigfaltigen Widerſpruch und manche einſeitige Deutung finden; aber ſelbſt das Völkerrecht, das doch allen Nationen heilig ſeyn ſollte, hat dieſen Widerſpruch und dieſe einſeitige Deutung in den letzten Decennien erfahren müſſen; wer wollte alſo wohl die Privatüberzeugung des einzelnen Denkers davor ſchützen, da diejenigen Denker, die auf ſeiner Seite ſind, zu friedliebend ſind, als daß ſie dem literäriſchen Deſpotismus ſich nachdrucksvoll entgegenſtellen möchten? —

Doch es ſey immer auch dieſe Idee hingeworfen in die große Fluth der menſchlichen Meinungen. Wenn die ſtreitenden Kräfte einſt ſich in ihrem wilden Taumel völlig werden erſchöpft haben; ſo iſt doch einmal eine Zeit gedenkbar, wo man ſich erinnern dürfte, daß ein literäriſcher Friedenskongreß für die menſchlichen Meinungen den Wiſſenſchaften ſelbſt eben ſo günſtig und nöthig ſeyn dürfte, wie ein politiſcher Friedenskongreß der Exiſtenz und der Wohlfahrt der Staaten, und daß die Reife der intellectuellen Kultur eben ſo von dem Gleichgewicht der moraliſchen Kräfte abhängt, wie die Ruhe Europens von dem Gleichgewichte der Staaten.

Dresden.

Pölitz.

III.

Bemerkungen über einen Aufſatz in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung von Jena, die Verpflanzung der alten Monumente der Kunſt von Rom nach Paris betreffend.

Es gereicht allerdings einem Inſtitute, wie die A. L. Z. von Jena iſt, zur Ehre, daß ſie auch ſolche Nachrichten dem Publikum mitzutheilen ſich bemüht, welche eben nicht geradezu mit ihrem Hauptplane in Verbindung ſtehen.

Ein Aufſatz dieſer Art iſt die Beſchreibung der in dem Muſeum der Antiken zu Paris bis jetzt eröffneten Säle, der, um die Aufſtellung der Monumente anſchaulicher zu machen, der Grundriß beigefügt iſt.

Dieſe Beſchreibung giebt gleichſam den Eingang zur A. L. Z. vom neunzehnten Jahrhundert ab, und nimmt ſechszehn Seiten ein.

Da die A. L. Z. in dieſem Aufſatze nicht recenſirend, ſondern beſchreibend iſt, ſo wird ſie es hoffentlich nicht übel deuten, wenn wir ihre gewöhnliche Funktion der Kritik hier übernehmen, und dieſe Nachrichten, ſo wie wir es vermögen, mit unſern Bemerkungen begleiten.

Der Verfaſſer des Aufſatzes gehört zu denjenigen, welche es noch problematiſch finden, ob die Verſetzung der Denkmäler von Rom nach Paris ſchädlich oder nützlich ſey? Er glaubt, daß die Zeit allein über dieſen Punkt entſcheiden müſſe

Ueberdies hat der Verfaſſer zwar nicht den Muth, die Franzoſen über die Art der Wegnahmen geradezu zu rechtfertigen, aber doch das Beſtreben, nicht nur ihr Verfahren möglichſt zu entſchuldigen, oder gar zu beſchönigen, ſondern ſelbſt das Gehäſſige der Sache auf andere zu wälzen.

Wir ſind überzeugt, daß die Vorſteher der A. L. Z. hiedurch weder der Entſtellung der Geſchichte unſerer Tage die Hand bieten, noch willkührlich Irrthümer über das Studium der Kunſt und des Alterthums verbreiten wollen. Indeſſen, da ihre Blätter mehr Publizität, und eine allgemeinere durch die Zeit bewährte Autorität, als jede andere einzelne Schrift, haben; ſo kann der Unbefangene, bei ſo manchen auffallenden Aeußerungen, die dieſer Aufſatz enthält, nicht gleichgültig ſeyn. Wir wollen daher die Hauptpunkte ausheben, und ihren Gehalt einer nähern Prüfung unterwerfen.

Den erſten Punkt — in wiefern es dem Sieger nach dem angenommenen Völkerrechte unter civiliſirten Nationen zuſtehe, ſich der Schätze der Kunſt und der Litteratur überwundener Völker zu bemächtigen — ſtellen wir den Rechtsgelehrten von Profeſſion anheim.

Wir erlauben uns bloß die Bemerkung, daß Litteratur und Kunſt mit dem Kriege nichts gemein haben, und eine überwundene Nation der Mittel berauben, wovon ihre geiſtige Kultur abhängt, ſie gleichſam zur Barbarey zurückführen heißt. Iſt daher der Ueberwinder ſelbſt civiliſirt, ſo werden ihm ſolche Schätze immer unverletzliche und heilige Depoſita ſeyn. Soviel im Allgemeinen. *)

Will man hierauf erwiedern: Werke der Kunſt und der Litteratur, wie die, welche die Franzoſen aus Italien entführt, gehören nicht einer Nation, ſondern der ganzen civiliſirten Welt an: kurz man müſſe ſie nicht als das Eigenthum einer Nation, ſondern aller gebildeten Völker betrachten; ſo geben wir dies gerne zu. Aber was für ein Reſultat entſpringt daraus, um die Entführung zu rechtfertigen?

Sobald erwieſen werden kann, daß es für die geiſtige Kultur der Nationen beſſer ſey, daß ſich dieſe Denkmäler des Geiſtes in Paris, als in Rom befinden, ſo würden wir unſererſeits gerne geneigt ſeyn, die Handlung — wenn gleich wir ſie nie rechtlich nennen könnten — wenigſtens des allgemeinen Vortheils willen zu entſchuldigen. Allein da wir überzeugt ſind, daß dieſe Monumente in Paris weder für die Nationen überhaupt, noch für die Franzoſen insbeſondere den Vortheil ſtiften können, wie in Rom; ja daß durch dieſe Ver-

---

*) Es iſt bekannt, wie viel die Blätter der Zeit bereits hierüber geſagt haben. Ein ſonſt verdienſtvoller deutſcher Gelehrter hat ſich ſogar Mühe gegeben, in einer beſondern Schrift alle die Nachrichten zu ſammeln, wo von Entführungen der Kunſtwerke durch die Römer Meldung geſchieht. Die Tendenz dieſer Schrift war nicht zu verkennen. Aber wie kann die Sünde, welche vor unſern Augen begangen wird, durch eine andere, der ſich eine Nation vor zweitauſend Jahren ſchuldig machte, gerechtfertigt werden? — Viele wollten dieſe neue Entführung ſogar unter den Titel des Vergeltungsrechts bringen. Wir laßen dieſe Erörterungen als Nebenſache dahin geſtellt ſeyn. Nur eine Frage iſt für den, welcher dergleichen Verſetzungen nicht aus Mode und Partheyſucht, ſondern mit inniger Theilnahme beherzigt, wahrhaft wichtig: aber dieſe iſt freilich bis jetzt am wenigſten zur Sprache gekommen.

ſetzung daß Studium der Kunſt und des Alterthums nicht nur äußerſt erſchwert, ſondern in mancher Rückſicht unmöglich gemacht worden iſt, ſo ſcheinen uns die Handlungen der Eroberer in dieſer Hinſicht nicht nur widerrechtlich, ſondern für Kunſt und Alterthumskunde zerſtörend.

Hierüber fordert man mit Recht Beweiſe, und wir ſind bereit ſie zu geben, ohne auch nur zu glauben, daß wir ſie von der Zeit erwarten müßten.

Niemand wird läugnen, daß die geſammten für die neuern Völker geretteten Monumente in Vergleich deſſen, was in dem allgemeinen Schiffbruch der alten Welt zu Grunde ging, nur als ſparſame Trümmern zu betrachten ſind.

Niemand wird läugnen, daß es die neuere Welt dem Anſchauen und Studium dieſer Ueberreſte weſentlich zu danken hat, wenn nach einer langen Nacht von mehrern barbariſchen Jahrhunderten wir wieder dahin kamen, Kunſtfleiß zu üben. Ihnen ſind wir es ſchuldig, daß wir angenehmer und freundlicher wohnen; ſie ſind es, welche die **Brunelleſchi**, **Ghiberti** und **Donatello** unterrichteten; ihnen danken wir einen **Raphael**, einen **Michel Angelo**. Und welcher Kunſtzweig iſt wohl, der nicht ſeine Vervollkommnung mittelbar oder unmittelbar von dem Anſchauen der in ſo manchen Geſtalten auf uns gekommenen Denkmäler erhalten hätte?

Dieſe Denkmäler laſſen ſich aber nicht iſolirt erkennen und ſtudiren: alle bilden unter ſich gleichſam eine Kette; jedes Fragment läßt ſich als ein Glied betrachten, welches mehrere andere zuſammen verbindet: nur durch ein anhaltendes Vergleichen des einen mit dem andern iſt das Studium des alten Kunſtgeiſtes und des Alterthums überhaupt möglich.

Richten wir unſern Blick auf das Feld der Mythen, auf religiöſe Gebräuche und Spiele; erforſchen wir die Sitten, die Thaten, die Werke, den Karakter ganzer Völkerſchaften, oder einzelner Männer; ſpüren wir der Entſtehung, dem Fortgange, der allmähligen Vervollkommnung, ſo wie dem Verfall in ſo vielen Zweigen des Kunſtfleißes der Alten nach: ſo ſind es nicht einzelne Monumente und Bruchſtücke, nicht bloß Monumente einer Gattung, welche die Forſchungen in dieſem faſt undurchdringlichen Dunkel leiten, und zu ſichern Reſultaten führen: — hier bedarf es der Ueberſicht, des unmittelbaren Anſchauens, eines langen Vertrautſeyns, eines vielfältigen Zuſammenhaltens und Vergleichens der möglichgrößten Menge von Denkmälern. — Hier reget das Lokal den Forſchungsgeiſt auf: der Ruin eines Gebäudes erzeugt eine Idee, dieſe Idee wird durch das Bruchſtück eines Reliefs zur Muthmaßung, das Fragment eines Gemäldes erhebt ſie zur Wahrſcheinlichkeit, eine Münze giebt ihr hiſtoriſchen Gehalt, und beſtimmt nähere Umſtände und Zeit. Ein einziges dieſer Bruchſtücke nicht gefunden, nicht geſehen, nicht verglichen, oder auch nur die Unbekanntſchaft mit dem Lokal würde das Reſultat der Forſchung unmöglich gemacht haben.

Allein laſſen wir das Allgemeine, und wenden wir unſern Blick auf einen einzeln beſtimmten Gegenſtand, — auf die Kunſt.

Beim Wiederaufleben der neuern Kunſt waren die alten Denkmäler in der Architektur ſowohl, wie in den bildenden Künſten, unſere Führer und Lehrer; aber die neuere Kunſt hat ihre Vorbilder noch nicht erreicht; wir verehren in ihnen noch forthin unſere Meiſter.

Der Künſtler jeder Art ſtrebt nach ihnen hin, um Unterricht daraus zu ziehen; der Freund der Kunſt, um durch unmittelbares Anſchauen ſeinen Geſchmack zu bilden.

Aber wie ſoll der eine und der andere ſein Studium beginnen? — Sind es nur einzelne und die vornehmſten Monumente, die er ſtudiren ſoll? — Läßt ſich in der Bildhauerey z. B. ein Ciclus der beſten Statuen aufſtellen, deren Kenntniß und Studium hinreichend wären, den Künſtler mit den Principien und dem Geiſte ſeiner Kunſt bekannt zu machen, und dem Kunſtfreunde eine ſichere Baſis ſeines Geſchmackes und ſeiner Beurtheilung zu geben? — Man ſchließe dieſen Kreis enger oder weiter, man wähle hiezu zwanzig, dreißig bis hundert der vornehmſten Denkmäler, und was bewirkt man dadurch? — Antwort: ein Studium von Stückwerk, ein Nachmachen einer kleinen Anzahl idealſchöner Geſtalten, welche den Künſtler und den Geſchmack immer nur einſeitig bilden, und wodurch man nie eine freie Ueberſicht von dem Geiſte der geſammten Kunſt erhält, — ja ich darf kühn behaupten, (und kein Erfahrener wird mir widerſprechen) daß dieſe Geſtalten aus dem Ganzen herausgeriſſen, und iſolirt, wie wir hier annehmen, nur als magiſche Ziffern, als unenträthſelte Hieroglyphen vor unſern Augen ſchweben werden.

Das Empfindeln und Faſeln über die alten Denkmäler iſt leicht: davon geben uns ſo viele Reiſenachrichten in unſern Tagen mehr als hinlängliche Beiſpiele. Aber deſto ſchwerer iſt das Eindringen und innere Anſchauen derſelben: kaum iſt es glaubbar, wie ſehr man noch in dieſem Studium zurück iſt. Noch ſind die erfahrenſten Betrachter mit einander im Streit. Wie verſchieden äußert ſich ihr Anſchauen über die bekannteſten Kunſtwerke, über einen Apollo, Laokoon, Niobe u. ſ. w. — und wie weit ſtehen noch die Principien von einander ab, welche ſie als Reſultate ihres Studiums aufſtellen?

Aber nicht bloß die gelehrten Forſcher des alten Kunſtgeiſtes ſind unter ſich uneinig: mehr als dieſe gehen noch auf verkehrten und unſichren Wegen die Künſtler, deren Bemühen es iſt, dieſe Denkmäler nachzuahmen. Was kann in dieſer Hinſicht merkwürdiger ſeyn, als die faſt unglaubliche Erſcheinung, daß die neuere Bildhauerey auch nicht ein einziges ausgezeichnetes Werk hervorbrachte, das heißt: ein Werk, worin man wahrnimmt, daß der Künſtler eine richtige Ueberſicht und feſte Principien, nach welchen er arbeitete, gehabt hätte. Dies Urtheil mag hart und abſprechend ſcheinen; aber ich rufe jeden auf, ein neueres Werk der Bildhauerey, oder überhaupt einen Meiſter zu nennen, der richtige Principien in Karakteriſirung der Geſtalt, der Geberdung, des Ausdruckes und der Drapperie an den Tag gelegt hätte, — und doch ſtudirten alle mehr oder weniger die Antiken.

Wir führen alles dies bloß an, um zu zeigen, wie ſchwierig das Studium der alten Denkmäler in artiſtiſcher Rückſicht iſt, und wie wenig es Kunſtgelehrten und Künſtlern bisher gelang, aus ihren Betrachtungen darüber feſte Grundſätze zu abſtrahiren, und ſie als Canon für andere Studirende zu heiligen.

Woher aber dieſe befremdenden Erſcheinungen? woher dies Wogen des neuern Kunſtſinnes? woher dieſe Anarchie des modernen Geſchmackes? Welches ſind die Urſachen, daß wir mit dem Kunſtgeiſt der Alten ſo wenig vertraut worden ſind? —

Antwort: Eine Haupturſache iſt, daß die gelehrten Forſcher faſt allgemein bis in die Zeiten Winkelmanns ſich ausſchließend mit antiquariſchen Disquiſitionen beſchäftigten, ohne die Denkmäler in artiſtiſcher Rückſicht zu würdigen. Die Künſtler hingegen ohne die geringſte gelehrte Forſchung ſich bei Nachahmung der Alten mehr durch eine dunkle Empfindung, als durch ein Eindringen in den Kunſtgeiſt ſelbſt leiten ließen. Sklaviſch zeichneten und modellirten ſie eine Reihe der vornehmſten Denkmäler nach, und weit entfernt, das Geiſtige davon herauszuheben, kamen ſie nicht einmal ſo weit, die Formkenntniß ihrer Vorbilder ſich eigen zu machen, und ſie einigermaßen in ihren eigenen Werken durchſchimmern zu laſſen. Man ſehe z. B. die in den drei letzten Jahrhunderten aufgeſtellten Monumente in der Peterskirche im Michelangeloſchen, Algardiſchen und Berniniſchen Geſchmacke; und wer ſollte glauben, daß die Verfertiger dieſer Machwerke je die in dem daranſtoßenden Vatikan aufgeſtellten Denkmäler eines Torſo, Laokoon, Apollo u. ſ. w. geſehen hätten? — und waren die Werke Bernini's, des Geſchmackloſeſten aller Künſtler, nicht bewundert, und was noch ſchlimmer iſt, durch ein ganzes Jahrhundert von Meiſter zu Schüler nachgeahmt?

Wenn demnach Künſtler und Kunſtfreunde, außer einer blinden Bewunderung und fruchtloſen Nachbildung wenig Begriffe von den Monumenten, und faſt keine von dem Kunſtgeiſt der Alten hatten: welches iſt der Weg, welches die Mittel, um auf die Spur dieſer Kenntniß zu kommen? — Antwort: Das Studium der Geſchichte der alten Kunſt durch die Monumente.

Aber dies Studium der Geſchichte muß betrieben werden, ohne vorgefaßte Hypotheſen, ohne kopfverwirrende

Theorien. Schlicht muß der Zutritt ſeyn, bedächtig das Sehen und Forſchen, fern das Syſtemmachen und Theorieaufſtellen, ſo lange bis ein geübtes Anſchauen, ein langes Vertrautſeyn, eine Ueberſicht des Ganzen mit vorſichtigem Prüfen und Vergleichen gleichſam unwillkürlich dazuführen. Die Geſetze, nach welchen die alten Meiſter arbeiteten, müſſen daſtehen, und ſich im Geiſte zu einem Syſtem gebildet haben, ehe der Forſcher ſich deſſen deutlich bewußt iſt.

Winkelmann leitete dieſe Bahn des Studiums ein: Von der Vollendung blieb er fern. Seine Beſtrebungen hatten die wahre Richtung, aber ſein Enthuſiasm war zu glühend, er eilte gleichſam ſeinem Anſchauen zuvor: es war nicht mehr in ſeiner Macht, kalt zu prüfen.

In wiefern man ſeit Winkelmann auf dieſer Bahn weiter ging, davon darf hier die Rede nicht ſeyn. Wir wollten bloß ſagen, daß der geradeſte und einzige Weg, in den Geiſt der alten Kunſt einzudringen, derjenige ſey, welchen Winkelmann vorzeichnete: nämlich das Studium der Kunſtgeſchichte durch die Monumente.

Das Wort Geſchichte gebietet für ſich ſchon Ehrfurcht, und ſchrecket jeden Hypotheſenmacher zurück. Sie fordert einen rüſtigen, kalten Forſcher, der ſeinen Weg langſam prüfend geht, unbekümmert, was er finden, und welches die Reſultate ſeiner Beſtrebungen ſeyn werden.

In dieſer Hinſicht ſind ihm nicht bloß einzelne, nicht bloß ein Kreis der vornehmſten Denkmäler wichtig, ſondern jedes auch unſcheinbare Monument, bei dem der Schönheitsempfindler mit Gleichgültigkeit vorüber geht.

Der Forſcher bemerkt das Material; beobachtet das Techniſche in der Ausführung; unterſucht die Abſicht und den Sinn des Dargeſtellten: vergleicht den Styl und den geiſtigen Kunſtkarakter.

Er ordnet nach Völkerſchaften und Zeiten; er bemerkt einen Anfang, ein allmähliges Fortſchreiten, einen Punkt der höchſten Ausbildung, eine Periode der Ausartung, eine andre des Verfalls: — jedes Monument gewährt ihm eine vielfältige Anſicht, und wird nach den allſeitigen Prüfungen in ſeine Zeitepoche und in ſeine Klaſſe eingeführt.

Nach dieſer erſtern allgemeinern Ueberſicht des auf uns gekommenen Kunſtſchatzes: nach der erlangten Kenntniß der Verſchiedenheit des Materials und der techniſchen Bearbeitung; nach dem nähern Vertrautſeyn mit den Hauptkarakteren des Styls und der Darſtellungsart eines Volkes und eines beſtimmten Zeitraumes — werden die Faden der Forſchung enger gezogen.

Die Hauptfächer ſind umſchrieben und begränzt; jetzt ſchreitet er zur detaillirten Unterſuchung deſſen, was er in den einzelnen Fächern geſammelt und eingetragen hat.

Jetzt trennet er die Objekte unter ſich, indem er die Merkmale genau auffaßt, welche die Kunſt in jedem der verſchiedenen Zeiträume anwandte, um eines von dem andern individuell kennbar zu machen. Dieſe Merkmale liegen in der Geſtalt, der Stellung, der Geberde, den Mienen, im Ausdrucke, Coſtum, in der Gewandwerfung, in den Attributen.

Das erſte Alter der Kunſt vermag ſeine Objekte durch Geſtalt und Stellung wenig, durch Geberde und Miene u. ſ. w. gar nicht zu individualiſiren: ſie ſind bloß durch Attributen erkennbar. Die Geſtalten ſind roh, ohne natürliches Verhältniß, kaum mit Andeutung der Hauptgelenke, die

Stellung ſteif: kaum unterſcheidet man das Alter von der Jugend, den Mann von dem Weibe.

Das zweite zeiget ſich gelehrter in den Geſtalten, natürlicher in Stellung: die Formkenntniß nach der Natur des zu bildenden Gegenſtandes entwickelt ſich: die Stellung fängt an, ſich nach der Bedeutung zu verändern.

Das dritte Alter ſucht ſich durch mimiſche Geberden zu verſinnlichen, bringt in die Geſichtszüge unterſcheidende Mienen: und individualiſirt ſelbſt den Ausdruck leidenſchaftlicher Affekte. Das Coſtum, das ſich in den erſten Altern ohne Unterſchied zeigte, ändert und eignet ſich für jeden Gegenſtand — in Stoff und Schnitt: in das Verhüllen, wie das Enthüllen wird Bedeutung gelegt: der Faltenwurf wird nicht bloß wahr und natürlich, ſondern auch unterſcheidend und bezeichnend.

Jetzt bedarf es nicht mehr der Attributen: Ein Theil der Geſtalt, ein Auge, die Anordnung der Haare, ein Bein, eine Stellung, ein Stück Gewand, kurz jeder Theil wird individuell bezeichnend; die Geberde äußert eine beſtimmte Abſicht, aus den Mienen ſpricht der Affekt beſtimmt zu der Empfindung.

Jede Figur hat die Würde, das Hohe und Schöne, — oder das Rohe, das Mißgeſtaltete, was ſie als ein beſonderes Individuum bezeichnet: und durch alle Grade von bedeutender Individualiſirung zeiget ſich eben ſo die Geberde und die Miene.

So erſcheint die Kunſt auf ihrer höchſten Stufe: keine Geſtalt — die ſchönſte wie die häßlichſte — iſt ihr fremd: und keine iſt, welche nicht für eine gewiſſe Andeutung nothwendig wäre.

Jede Stellung und Geberde iſt motivirt: der Affekt ſpricht aus dem Gegenſtande und dem Gegenſtande angemeſſen. — So ſteht die Kunſt des Alterthums in unendlichen Abſtufungen von Karaktern vor dem Auge des beobachtenden Forſchers.

Nun erſt machet er ſeinen Weg wieder zurück: er ſieht in dem vorhandenen Kunſtſchatz, was die alte Kunſt that; jetzt will er auch wiſſen: wie ſie es that? welches die Mittel und Umſtände, welches die Bedingungen der vor ihm ſtehenden Reſultate waren? —

Er forſchet jetzt näher nach dem Klima, nach der Menſchenrace, nach den religiöſen Gebräuchen, Sitten, Spielen, nach ihren bürgerlichen Verfaſſungen, Anſtrengungen und Thaten: nach ihrer Induſtrie, ihrem Handel, ihrem Wohlſtande: nach ihrer wiſſenſchaftlichen ſowohl als äſthetiſchen Bildung. Er wägt Urſachen und Wirkungen: betrachtet Männer, Zeiten und Umſtände, welche beitrugen, den bildenden Funken zu entwickeln, und in den Köpfen lebendig zu erhalten, durch deren Kraft jene hohe Kultur der Kunſt möglich ward. — —

Dergeſtalt wird das Kunſtſtudium nach den Denkmälern des Alterthums ein lebendes, beſeelendes Ganze; der Takt für das wahre Kunſtſchöne wird zuverläſſig, und der Geſchmack ruhet auf ſichern Grundfeſten.

Der Forſcher bewundert jetzt nicht einzelne Werke ausſchließlich: ihm wird gleichſam jedes Monument, jedes unſcheinbare Fragment heilig; denn es trägt das ſeinige bei zur Erkennung des geſammten alten Kunſtgeiſtes. Kein Monument enthält für ihn das Höchſte, denn das Höchſte liegt nur im Geſammten, und kein Monument iſt für ihn ſo vollkommen,

men, daß für dieſelbe Karakteriſirung, theilweiſe betrachtet, in dem einen oder andern Monumente ſich nicht noch höhere Vollkommenheiten fänden. Dadurch kann es der Phantaſie möglich werden, ſich das vollkommenſte noch vollkommner vorzuſtellen.

Dies ſcheint myſtiſch und dunkel, vielleicht werde ich deutlicher durch Beiſpiele.

Wer erkennet in der Venus medici nicht den vollkommenſten Karakter dieſer Gottheit? Keine andere Venus, nicht die Dresdneriſche, nicht die Kapitoliniſche, ſelbſt nicht diejenige des Prinzen Auguſt von England, kann in der vollkommenen Zartheit und der fleiſchigen Bearbeitung des Marmors mit ihr in Vergleich kommen. Aber man vergleiche damit den Kopf der Venus chigi, und keiner wird Anſtand nehmen, der letztern eine ſchönere Stirn, ſchönere Venusaugen, ſchönere Wangen zuzugeſtehen.

Der Apollo von Belvedere erfüllt nicht ſo das Ideal dieſes Gottes, daß man im Vergleichen die Wangen des Apollo giustiniani nicht noch ſchöner, und die jugendlichen Formen des Apollino zu Florenz, von einer geſchicktern Hand und einem delikatern Sinn ausgearbeitet finden ſollte.

Nicht derjenige, welcher den Ludoviſiſchen oder Clementiniſchen, oder mediceiſchen Bacchus, oder deſſen Kopf im Kapitol einzeln geſehen, hat eine vollkommene Idee von dem Karakter dieſes Gottes, ſondern der ſie alle geſehen und verglichen hat. Denn wenn gleich der Ludoviſiſche im Ganzen das vollkommenſte Kunſtwerk dieſer Gottheit iſt, ſo treffen in den andern ſich doch Theile, welche eine neue und vollſtändigere Anſicht ſeiner Karakteriſirung gewähren.

Doch warum in einer Sache Beiſpiele häufen, wo jeder aufmerkſamere Forſcher bei jedem beſondern Karakter gleiche Belege anführen könnte? — noch mehr: jeder Kenner wird ſich vielfältig überzeugt haben, daß durch das Vergleichen gewiſſe höhere Vollkommenheiten und Feinheiten der Kunſt — ſey es in Rückſicht eines beſtimmten Karakters, oder der Kunſt überhaupt — nicht nur leichter und geſchwinder in die Augen ſpringen, ſondern daß ohne Vergleichen man manche dieſer Vollkommenheiten nie oder ſchwer würde geahnt und empfunden haben. Gehet es doch bei Betrachtung der natürlichen Schönheiten und Karaktern eben ſo: wie oft geſchieht es, daß wir die höhere Schönheit der Formen, die feinern Züge, die leichten Geberden einer Perſon erſt dann deutlich wahrnehmen, wenn ſie in der Nähe anderer ſchönen Perſonen erſcheint.

Und was beabſichteten wir mit der ganzen bisher geführten Argumentation? — Antwort: nichts anders, als anſchaulich zu machen: daß das Studium der Denkmäler — ſey es in wiſſenſchaftlicher oder artiſtiſcher Rückſicht — deſto leichter iſt, je enger der Kreis gezogen wird, in welchem ſie aufgeſtellt ſind; denn dies nähere Beiſammenſeyn machet das Geſchäft des Vergleichens allein möglich.

Hingegen je mehr die Monumente getrennt ſind, und je größer die Entfernung der Orte iſt, wo ſie placirt ſind, deſto unmöglicher wird ein ſolches Studium.

Es iſt demnach nicht nöthig, von der Zeit den Ausſpruch darüber zu erwarten, ob die Verſetzung der Monumente aus Italien nach Paris ein Gewinn oder Verluſt für das Kunſt- und Alterthumsſtudium ſey. Wenn die obige Argumentation richtig iſt; ſo iſt wohl dieſer Ausſpruch gethan:

und keine Zeit und kein Waffenglück wird den Fleck eines ſchnöden Attentats abwaſchen.*)

Da wir die weſentlichſte Urſache von dem Schaden, den dieſe Verſetzung der Monumente dem Kunſtſtudium zufügte, angegeben haben, ſo ſcheint es überflüßig, weitere Gründe aufzuführen. Inſofern ſie aber dazu beitragen, den Streitpunkt in ein noch deutlicheres Licht zu ſtellen, dürfen wir ſie nicht mit Stillſchweigen übergehen.

Werfen wir unſern Blick auf das Lokal: Rom iſt gleichſam der Mittelpunkt der alten Welt, in dieſer Stadt konzentrirte ſich das Größte und Prachtvollſte, was das Alterthum aufzuweiſen hatte.

---

*) Der wahre Freund der Kunſt bedauerte deswegen von jeher, daß ſchon ehedem, und noch in den letzten Jahrzehenden ſo viele Denkmäler nach andern Gegenden von Europa wanderten. Der wahre Geſichtspunkt, unter welchem dieſe Denkmäler allein zu betrachten ſind, ward ſelbſt in Rom nicht immer lebhaft anerkannt. Als intereſſante Curioſa: als ſeltene Artikel des Luxus wurden ſie größtentheils zur Zierde der Palläſte und Villen aufgeſtellt. Später erſt ward die Idee lebhaft, ſie in beſondern Gebäuden zur Bildungsſchule für die Kunſt, und zur Beförderung der antiquariſchen Studien zu ſammeln. Später erſt fing man an einzuſehen, welchen Verluſt dieſe Studien erleiden würden, wenn man nicht zweckmäßige Maaßregeln, der Ausfuhr der Antiken-Monumente zu ſteuern, ergreifen und handhaben würde.

Man muß daher zur Ehre der letzten Päbſte, und beſonders Pius des Sechſten, ſo wie der angeſehenſten Häuſer Roms geſtehen, daß ſie das Mögliche thaten, nicht nur die Denkmäler für immer in Rom zu fixiren, ſondern daß ſie auch keine Koſten ſcheuten, ſie zum Unterricht des ganzen civiliſirten Europa zweckmäßig aufzuſtellen.

Freilich war es damals nicht denkbar, daß eine der gebildetſten Nationen aufſtehen, und bloß aus eitler Ruhmſucht den Frevel begehen würde, dieſe wohlthätigen, wahrhaft koſmopolitiſchen Abſichten und Einrichtungen zu zerſtören.

Näher und ferner um dieſen Mittelpunkt fordert jeder Tritt, jeder Blick den Geiſt des Forſchers auf: überall wandelt er auf Stäten, welche der eine oder der andere wichtige Vorgang für die Geſchichtsforſchung geheiligt hat.

Hier waren die Tempel der Götter, aus deren Ruinen ihre ſchönen Bilder hervorgegraben wurden. Hier ſind die Ueberreſte der Fora, der Baſiliken, der Senatula, der Septa, der Portiken, wo die Bildniſſe der vaterländiſchen Heroen, die Feldherren, Staatsmänner, Redner u. ſ. w. glänzten. Hier ſind die Theater, die Amphitheater, die Circus, die Gymnaſien und Thermen, aus deren Verfall die Ueberwinder in den Spielen, die Athleten jeder Art, die Bildniſſe der Dichter und Philoſophen zu uns auferſtanden. Hier zeigen ſich die Maſſen ihrer Ehren- und Grabmäler, hier ihre Stadtwohnungen, hier ihre prachtvollen Landſitze.

Säulen, Tafeln, Fragmente von jeder Form, von jeder Größe, von jeder ſeltenen Steinart, welche die Gebirge der alten Welt lieferten, umgeben den Forſcher. Bruchſtücke in jeder Kunſt, in jeder Darſtellungsart fördern zum Nachdenken auf.

Welch einen ganz andern verſchiedenen Eindruck müſſen demnach die Denkmäler in Rom als in Paris hervorbringen? — Nur in einem ſolchen Lokale kann der wahre und fruchtbare Enthuſiasm für das Studium des Alterthums und der Kunſt erwachen: nur durch ein ſolches Lokale kann der Geiſt bei den mühſamſten Forſchungen lebendig und thätig erhalten werden.

Betrachten wir die Natur und den Himmel, deren Einfluß zur Begünſtigung dieſer Studien keinesweges gleichgültig iſt. Wo zeigen ſich aber die Naturſcenen ſchöner, abwechfeinder, reizender, als in Rom und ſeinen Gegenden? Wo iſt der Strich Erde, wo das Auge des Künſtlers durch Natur und Himmel lebhafter beſeelt werden könnte, als in den nahen und fernen Umgebungen Roms? — jede Anſicht ſchaffet ſich durch Kontur und Farbe zum Bild. —

Und die Milde des Himmels! Keine Jahreszeit ſchließet den Menſchen von dem Freyen aus, keine anhaltenden neblichten Tage trüben das Gemüth, und entnehmen dem Kunſtfleiß das freudige Licht. Kunſtwerke dürfen nicht ängſtlich bedeckt und verſchloſſen werden. — Wie, und der Künſtler ſollte eben ſo in Paris, wie in Rom ſtudieren können?

Rom iſt ſeit mehr als drei Jahrhunderten der Siz des Studiums der Kunſt und der Alterthümer. — So wie der Geiſt der Künſte und der Geſchichtsforſchung in Europa wieder erwachte, ward Rom der Sammelplaz aller derjenigen, welche ſich hierin ausbilden wollten. Nicht bloß aus Italien, ſondern aus allen Gegenden Europas ſtrebte der Künſtler dahin, und mit ihm jeder Beſſere, dem die Bildung ſeines äſthetiſchen Sinnes am Herzen lag. Rom ſelbſt erſtand aus ſeinen Ruinen wieder zur erſten herrlichſten Stadt auf dem Erdenrund: jeder Genius der höhern Sphäre trug das Seinige bei, die Stadt ſeiner Bildung durch ſeine beſten Werke zu verſchönern. Der Geiſt Raphaels und Michelangelo's exiſtiren nur in Rom.

Von Rom aus ging die neuere Kunſtbildung über Europa, und alles, was von Geſchmack anderswo verhanden iſt, iſt ein Abglanz von Rom.

Rom, welches unter ſo vielen Titeln der Sammelplaz der Künſte und des Geſchmackes geworden iſt, behauptet auch dadurch ſeinen ausgezeichneten Stand, daß der Studirende wohl nirgends wenigern Zerſtreuungen, die ihn von ſeinem Studium abzögen, unterworfen iſt. Des Künſtlers ganze Exiſtenz allda iſt Beſchäftigung mit der Kunſt. Er hat keine andern Erholungsſtunden, als im Umgange mit ſeines Gleichen, als in Betrachtung der ſchönen Natur, und der dem Auge überall begegnenden Kunſtwerke. — Und wo könnte die wohlthätige Rivalität mächtiger wirken, als auf dem Punkte, wo ſich die Künſtler von ganz Europa zuſammendrängen?

Zugleich iſt Rom nicht bloß Schule für eine Art Künſtler, ſondern für alle denkbaren Fächer der Kunſt. Der Architekt findet da ſeine Vorbilder, die in neuern Zeiten noch nie erreicht werden; und aus denen er fortdauernd neue Lehren, ſowohl in Hinſicht des Materials und der Conſtruction, als der Verhältniſſe und der Verzierungen ſchöpfen kann. Nirgend findet der bildende Künſtler, der Hiſtorienmahler, wie der Bildhauer (auch nach dem harten Stoß, den die Stadt durch die letzte Entführung ſo vieler vortreflicher Denkmäler alter und neuer Kunſt erlitt), die geſammten Bedürfniſſe für ſeine Studien ſo wie in Rom. Die plaſtiſchen Monumente ſind noch unzählbar, und die unſterblichen Werke Raphaels, Michelangelo's, der Caracci, Dominichino u. ſ. w. ſind auf die Mauer gemahlt. Für den Landſchaft- und Ruinenmahler, für den Decorateur, den Moſaiker, iſt Rom der Mittelpunkt ſowohl durch Vorbilder als Natur.

Wie iſt es alſo denkbar, daß Paris je mit Rom in Rückſicht des Kunſtſtudiums rivaliſiren, und je ein Sammelplatz für Kunſt, ſo wie Rom, werden könnte? —

Frankreich muß demnach, will es anders ſelbſt Kunſtwerke produziren, und ſie nicht bloß von fremden requiriren, jetzt wie unter der königlichen Regierung ſeine Künſtler nach Rom ſchicken, wenn ſie ſich in einem höhern Sinn ausbilden ſollen.*) Und dem Auslande wird es wohl nicht einfallen, ſeine Kunſtzöglinge vorzugsweiſe nach Paris in die Schule zu ſchicken.

In dieſem Lichte betrachtet — was nützte die Wegnahme ſelbſt den Franzoſen? — Sie thaten Italien, Rom, und dem gemeinſchaftlichen Studium der Kunſt und des Alterthums unendlichen Schaden, ohne ſich einen reellen Vortheil zu verſchaffen. So prangend die Inſchrift auf dem Piedeſtall des Apollo immer lauten mag, ſo wird dieſe Trophee die Namen der triumphirenden nie neben die Namen der **Perikles** und **Medici** ſehen.

Was läßt ſich nun zu dem Raiſonnement eines deutſchen Mannes ſagen, der dieſes vandaliſche Attentat in Schutz nehmen will? — und zwar mit folgenden Gründen:

1. „Die Italiener waren zu ſchwach, dieſe Monumente zu ſchützen: hingegen können dies die Franzoſen thun.“

Wohl ein ſeltſamer Grund! und welche Gefahr drohte denn den italieniſchen Staaten? war bei der jetzigen Geſtalt von Europa eine ſolche Gefahr auch nur denkbar? — Friedlich geſinnt, aber nicht ſchwach, und waffenlos waren die italieniſchen Staaten. Sie ließen ſich durch feierliche Freundſchaftstraktaten überliſten, und ſo wurde einer nach dem andern entwaffnet. Ohne revolutionäre Demagogen möchten wohl die Monumente ihren alten Platz noch auf Jahrhunderte behauptet haben

---

*) Aus den letzten Beſchlüſſen des Inſtitutes ſieht man wirklich auch, daß dies der Fall iſt. Die vornehmſten Zöglinge ſollen, wie unter der alten Regierung, mit Penſion nach Rom geſandt werden. Erkennet aber die Künſtlerzunft hiemit nicht ſtillſchweigend an, daß ihr eben durch die Verſetzung der Kunſtwerke kein großer Dienſt wiederfahren ſey? —

2. „Die franzöſiſche Nation weiß die Monumente zu ſchätzen, denn man führte ſie in Paris im Triumph auf."

Die armen Pariſer, welche kurz vorher in ihrer eigenen Stadt alles niederſtürzen und zertrümmern ſahen, was unter den vorigen Regierungen zur Verſchönerung derſelben durch Kunſtwerke geſchah — mußten allerdings große Augen machen, daß man ihnen aus fremden Landen wieder Kunſtgötzen, als Siegestropheen, zuführte. Wahrſcheinlich jubelte dies gute Volk mit eben dem Sinn über ihren Aufzug, als es vorher zerſtörte und niederſchlug. Dergleichen möchte unſer Verfaſſer gern Achtung und Schätzung für die Kunſt nennen. — Jubelte etwa der ächte Künſtler und Kunſtfreund dabey auch?

Und wenn der Verfaſſer einen ſo großen Werth aufs ſchätzen können legt: iſt die Nation ſchon ſo weit von der Quelle der revolutionären Zerſtörung, daß bei einem ſo leichten Volke nicht ein neuer Fieberanfall denkbar wäre?

3. „Alle Monumente zuſammengeſtellt laſſen ſich beſſer überſehen und ſtudiren.".

Dieſer Grund wäre allerdings ſehr wichtig, und der wichtigſte, welcher für das frevelhafte Verfahren angeführt werden könnte, aber, ſo wie die Sache jetzt liegt, war es lächerlich, ſich deſſelben zu bedienen; weil er weit eher darthun würde, daß man die Pariſer Kunſtwerke nach Rom, als daß man die römiſchen nach Paris verſetzen müßte. Iſt denn der Verfaſſer ſo ſehr Laye, daß er nicht wiſſen ſollte, daß dasjenige, was die franzöſiſchen Commiſſärs mit ſo viel

Begierde requirirten, im Grunde nur ein kleiner Theil deſſen iſt, was zurückblieb? — Wer Rom jetzt ſieht, und es vorher nicht ſah, wird kaum ahnden, daß die Stadt einer zweijährigen Plünderung preis gegeben ward. Dann ſollte der Verfaſſer wirklich glauben, daß alles Entführte in Nationalſchatz abgeliefert ſei, und nicht wohl zwei Drittel in den Händen der Commiſſärs kleben blieben? Weiß man doch, daß ſelbſt Chefs ganze Schiffe mit Kunſtwerken nach dem Markte von England befrachteten.

4 „Sie machen ſie am gemeinnützigſten: denn ſie laſſen Gipsabgüſſe von den Statüen, und Schwefelabdrücke von den Münzen machen.“

Wie wunderſam! und welche Großmuth von Seiten der groſſen Nation! — Freilich mag dem Verfaſſer unbekannt ſeyn, wie liberal man in allen dieſen Rückſichten in Italien verfuhr, und dies ſowol in Privat-, als öffentlichen Sammlungen.

5. „Sie ſorgen am meiſten für ihre Erhaltung: denn die Monumente wurden in Rom ſehr gut eingepackt; und eine Commiſſion von Chemikern und Kunſtverſtändigen hat bereits Seſſionen gehalten, um die Inceration der Alten wieder aufzufinden.“

Wie drollig! — Erſtlich wer hat die Sachen eingepackt? die Franzoſen oder Römer? und welches Wunder! ſind nicht etwa fortdauernd, nicht von Jahr zu Jahr eben ſo anſehnliche Maſſen von Marmorbildern, welche in Rom verfertigt wurden, nach allen Reichen von Europa verſandt worden? Wieviel Geſchrei und Staunen um nichts!

Aber die Inceration — alſo ſollen wir erſt von einer Pariſer Commiſſion lernen, wie die Alten bronzene und marmorne Bildniſſe zu befirniſſen pflegten? Wer weiß das heute nicht, der ſich je um dergleichen bekümmerte? Aber wozu das Befirniſſen für antike Statuen? — Das Pariſer Comitee wird doch wiſſen, warum die Alten den neuen Statuen einen Firniß gaben? Geſchah es aus einem an- Grunde, als um dem Bronze den falſchen Glanz, und dem Marmor das blendende Weiß zu nehmen? Sind etwa den Pariſern die Antiken noch nicht fleckicht und ſchmutzig genug? —

6. „Die Pariſer ſtellen die Monumente am zierlichſten auf: und dabei bewundert der Verfaſſer die Schnelligkeit ihrer Aufſtellung.“

Und welche Schnelligkeit! — im Jahr 1796 wurden ſie erobert, und ein Theil davon am Ende des Jahres 1800 aufgeſtellt, — Der Verfaſſer glaubt ſogar einen ſpöttelnden Seitenblick auf die d'Ivernois und Genz werfen zu dürfen; denn, wie ſehr ſich dieſe Politiker über den Zuſtand der franzöſiſchen Finanzen verrechnet haben müßten, davon däucht ihm ein tüchtiger Beweis, daß die Regierung nach vier Jahren Mittel gefunden habe, einige tauſend Livres für die ſchnelle Aufſtellung der eroberten Kunſtwerke herzugeben. Es ſcheint aus dieſem, daß der Verfaſſer ein eben ſo groſer Politiker und Financier, als Kunſtkenner ſey.

Was nennet aber der Verfaſſer am zierlichſten aufſtellen? — Verſtehet er darunter die Größe und Schönheit der Säle, die gute Beleuchtung, die Pracht der Fußboden, der Wände, der Decken u. ſ. w. Wir wollen nicht mit dem Verfaſſer ſtreiten, da wir das Lokal nicht kennen. Vermuthlich kennet er aber die Pracht des Muſeums Pio Clementinum, der Villa Borgheſe, der Villa Albani u. ſ. w.

— Nun die Säle im Louvre wären alſo ſchöner, reicher, pracht- und geſchmackvoller? — Wahrlich ſo was hätte ich mir kaum im Traume vorgeſtellt.

Aber vielleicht will der Verfaſſer dies nicht behaupten; ſondern von der Anordnung, welche man in der Aufſtellung beobachtete, ſprechen. Er meint vermuthlich, daß die große Nation dies beſſer, als jede andre verſtehe. Ja dies muß es ſeyn, denn Herr Meyer von Hamburg, welcher in ſeinen Fragmenten über Paris unzeitige Zweifel erregte, wird nun, um zu ſchauen, aufs neue nach Paris citirt.

Alſo die vortrefliche Anordnung iſt es, was der Verfaſſer unter der zierlichſten Aufſtellung verſteht.

Wir wollen ſehen: Ein jedes Kunſtwerk läßt ſich unter drei Geſichtspunkten betrachten: 1) nach dem Objekt, daß es vorſtellet; 2) nach der Epoche und dem Styl, in welchem es gearbeitet iſt; 3) nach der Größe oder Maſſe, in welcher es dargeſtellt iſt.

Dieſe drei Anſichten geben eben ſo viele Klaſſifikationen, nach welchen eine Aufſtellung ſtatt haben kann.

Indeſſen iſt die Aufſtellung nach Epochen und nach dem Styl zu prekär, und die Sammlung hiezu in Paris bei weitem nicht zahlreich genug.

Die Einrichtung nach Größen und Maſſen, das heißt: die Statuen getrennt von den Büſten, die Büſten von den Reliefs: und die Coloſſalſtatuen, die Coloſſalbüſten von kleinern Statuen und Büſten — iſt mehr für das Auge, als für das Studium. Bei Rangirung der Monumente aber muß mehr auf letzteres, als auf einen ſymmetriſchen Anblick im Ganzen geſehen werden.

Die Aufſtellung der Denkmäler nach den Objekten iſt für das Studium die vorzüglichſte und die einzig nützliche.

Die Klaſſifikation kann folgende ſeyn:

I. Obergötter. II. Untergötter III. Genien. IV. Heroen. V. Athleten VI. Bildniſſe: a) der Griechen; b) der Römer; c) der barbariſchen oder fremden Nationen.

Bei Rangirung der mythologiſchen Objekte wird nach dem mythologiſchen Syſtem geordnet: und wenn mehrere Denkmäler von demſelben Objekte vorhanden ſind, werden ſie nach der Epoche des Styls rangirt.

Bei hiſtoriſchen Objekten richtet man ſich erſtlich nach der Landmannsſchaft, und zweitens nach der Geſchichtsfolge.

Dies ſind die Grundlinien der einzigen zweckmäßigen Aufſtellung der alten Monumente Das mythologiſche und hiſtoriſche Studium ſowol, als vorzüglich das artiſtiſche wird dadurch ſehr erleichtert. Die Gegenſtände, welche nach einer Karakteriſtik oder nach einer approximirenden Karakteriſtik gebildet ſind, laſſen ſich beſſer untereinander vergleichen Der Verſtand ſieht deutlicher, und die Phantaſie wird lebhafter erweckt.

Es entſtehet durch eine ſolche Claſſifikation eine beſſere Miſchung der Maſſen. Größere und kleinere Statuen, Büſten, Köpfe, Reliefs gewähren eine angenehme Abwechslung.

Was haben die Pariſer bei Aufſtellung der Monumente gethan? — beobachteten ſie irgend eine Klaſſifikation? irgend ein Syſtem, es ſey der Größen, oder der Kunſtepochen, oder der Gegenſtände? — Von allem dieſem auch nicht das Geringſte: alles iſt chaotiſch durcheinander aufgeſtellt, wie etwa der Zufall den Aufſtellern das Monument in die Hände lieſerte — und doch ſollen die Franzoſen auf den Beſitz der eroberten Schätze ein beſonderes Recht dadurch erlangt haben, weil ſie dieſelben am zierlichſten aufzuſtellen verſtehen!!

7. „Die Franzoſen eroberten mit den Monumenten auch den Antiquar Visconti: ein Hauptgrund für den Verfaſſer, daß man ihnen den Beſitz der Denkmäler gönnen ſoll.“

Auch wir ſehen dieſen römiſchen Exkonſul lieber als Vorſteher der Antiken in Paris, als an der Spitze der Staatsgeſchäfte in Rom. Er iſt ein wahrhaft gelehrter Mann, dies beweiſen ſeine Erklärungen zum Museum Pio-Clementinum, und andere Schriften. Aber Beweiſe ſeiner Kunſtkenntniß und des Kunſtſtudiums hat er bei der jetzigen Aufſtellung wenig gegeben. Auch wer ihn näher kennet, weiß, daß dieſes eben ſeine Stärke nicht iſt.

Und die Brüder Piraneſi: auch dieſe ſind für unſern Berichterſtatter eine Eroberung! — Wohl war ihr Väter der Fleißigſte aller Menſchen, und die Söhne zehren in gemächlichſter Geſchäftsloſigkeit und roheſter Unwiſſenheit von ſeiner Hinterlaſſenſchaft. Uebrigens iſt hier nicht der Ort, von den Kupferwerken des Vaters Piraneſi, deren Verlag nun in Paris etablirt iſt, zu ſprechen. Man weiß, daß die Platten bereits abgenutzt, und ſchon mehr als einmal nachgeholfen ſind: daß er in ſeinen eigenen Erfindungen der Geſchmackloſeſte aller Künſtler war: und daß man ſich auf die Angabe, und Richtigkeit ſeiner publizirten Monumente nicht verlaßen darf. Seine Werke wimmeln von Nachläßigkeiten, Fehlern und falſchen Hypotheſen Das Nützliche ſeiner Kupfer, welche ſich auf mehrere hundert belaufen, könnte füglich auf zwanzig bis dreißig Platten gegeben ſeyn. — Doch ſolcher Kunſtkram eignet ſich recht gut für die Pariſer Kunſtwelt;

noch lange wird man damit, ſo wie mit den unverdauten Voyages pittoresques, und andern Prachtwerken dieſer Art durch Choiſeul-Gouſſier, Le Roy, de St. Noe, Houël, Caſſas u. ſ. f. die Ausländer preſſen. Ich geſtehe, ſo neugierig ich auch auf ihre künftige Produkte aus Egypten bin, daß ich wenig Richtiges und Zuverläßiges davon erwarte Der Schwindel zu glänzen, und die Oberflächlichkeit hat ſich zu ſehr der Köpfe bemächtigt, welche ſich mit dergleichen beſchäftigen. Indeſſen wird es nicht an gutmüthigen deutſchen Kunſtkritikern und ſpekulativen Buchhändlern fehlen, welche uns dieſelben anpreiſen, und überſetzt, abbrevirt, und ſchlecht nachgeſtochen wiederkauen werden.

8. „Hören wir noch einen fernern Grund, wodurch der Verfaſſer die Wegnahme der Monumente durch die Franzoſen zu rechtfertigen verſteht.

Jedermann weiß, daß, als die Franzoſen nach Rom kamen, das öffentliche Eigenthum den Commiſſärs, welche der Armee Vorſchüſſe gemacht hatten, preis gegeben ward, um ſich bezahlt zu machen. Man kann ſich denken, ob dieſe ihren Handel verſtanden. Gültige Augenzeugen erzählen Vorfälle, welche jedes Gefühl in ſeinen innerſten Tiefen empören müßten, wenn ſich unſer Zeitalter nicht alles Gefühl von Rechtlichkeit wegräſonnirt hätte.

In dieſe mörderiſche Konfiſkation fielen auch die Monumente der Villa Albani, obwohl Privateigenthum.

Dieſe zahlreiche Sammlung, obwohl ſie nur wenige Werke vom erſten Rang in ſich faßte, war doch bei weitem die inſtructiveſte, wegen der Mannigfaltigkeit der Monumente und ihrer Aufſtellung. Die nichtig ſcheinendſten Fragmente ſtanden da an ihrem Platze, und halfen zur Erläuterung des

Ganzen. Winkelmann hatte ſie geordnet. Jetzt riß man alles gewaltſam von den Wänden. — Wieviel wäre da, auch mit dem behutſamſten Ablöſen und Einpacken zu Grunde gegangen, und nun ſtelle man ſich die gierigen Hände gewinnſüchtiger Commiſſäre vor. Kurz die Villa wurde rein ausgeplündert und verpackt. Aber unerachtet der Eile ward es doch zu ſpät, die Kiſten zu ſpediren: ſo daß die Monumente der Villa den Neapolitanern bei ihrem zweiten Einzuge in Rom zufielen.

Nach dem Verfaſſer ſollen dann die neuen Beſitzer die Kiſten auf Rechnung der Engländer weggebracht haben. — Alſo auch die Villa Albani auf Rechnung der Engländer! —

Hier hebt nun das Weheklagen an. Der Kunſtraub, der allenfalls auf den Franzoſen hätte kleben können, wird jetzt auf einmal abgewaſchen. Das häßliche Attentat ſitzt von nun an auf den Neapolitanern, welche — auf engliſche Rechnung — den den Franzoſen abgejagten Raub weiter transportiren.

Der Schaden iſt für das Kunſtſtudium freilich der nämliche. Aber worin liegt eine Entſchuldigung für die Franzoſen, geſetzt auch, daß die Neapolitaner eben ſo widerrechtlich, wie ſie durch das Transportiren der Kiſten gehandelt hätten? — ſie entführten, was die Franzoſen ſich ſchon zu eigen gemacht, und zum Theil ruinirt hatten. —

Mit ſolchen Raiſonnements debütirt das erſte kritiſche Blatt in Deutſchland, im erſten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts!

Nach dieſem Eingange folget die Beſchreibung der bis jetzt aufgeſtellten Monumente, im voraus noch mit triumphirendem Tone die baldige Ankunft der Venus medici in Paris verkündigend.

Die Beſchreibung ſelbſt ſcheint nicht aus der Feder des Berichterſtatters zu ſeyn. Es kommt uns eher vor, als wenn ſie aus einem unvollſtändigen Verzeichniſſe Visconti's herrühre, wenigſtens iſt ſie in deſſen bekannter Manier abgefaßt.

1) Wird dem Monumente der gewöhnliche Namen gegeben. 2) Der Ort und die Epoche der Auffindung bei manchen bemerkt. 3) Die Art Marmor nach den von den Steinmetzen in Rom üblichen Benennungen angezeigt.

Hingegen von Ergänzungen und Zuſammenſetzungen verſchiedenartiger Fragmente wird nichts geſagt: die falſchen Reſtaurationen werden nicht gerügt, und noch weniger über eine richtigere Reſtauration etwas beſtimmt. Der größte jetzt lebende Antiquar hat zwar über alles dies auch kein Wort bei ſeiner Beſchreibung des Museum Pio-Clementinum geſagt. Wenn er es gethan hätte, ſo würden manche ſeiner Illuſtrationen anders ausgefallen ſeyn.

Bei dem Grundriſſe iſt kein Maaßſtab beigefügt, um die Größe der Säle zu beurtheilen, nichts iſt von der Höhe der Säle und der Fenſter geſagt; auch nicht von welcher Himmelsgegend die Beleuchtung in die Säle tritt.

In ſechs Sälen ſind jetzt etwa 114 Stücke geordnet: darunter ſind 79 größere und kleinere Statuen; 25 Büſten; 4 Reliefs, wovon eines modern in Stucco, ein anderes eine Arbeit aus dem ſechszehnten Jahrhundert iſt; 2 Sphinxe; 1 Candelaber; und dann — Säulen. — Aber nicht alles kommt neu aus Italien, verſchiedenes fand ſich ſchon in der ehemaligen königlichen Sammlung.

Jetzt noch einige Bemerkungen über das magere hier gelieferte Verzeichniß. Es fängt mit der Nr. 50. an, denn die vorhergehenden ſind noch nicht aufgeſtellt.

I. Saal.

Nr. 52. Nr. 53. Wo ſtanden dieſe zwei Faunen ehedem?

Nr. 54. Der Mahler hieß nicht la Piccole, ſondern della Piccola, und Visconti ließ ſelbſt die Inſchrift, nach einer antiken Baſe copirt, einhauen, als wenn dieſe Baſe ehedem zur Statue gehört hätte, und Bupalos der Meiſter der Venus wäre. Dieſer Bildhauer gehört aber unter die Künſtler vor Phidias, und war ein Zeitgenoſſe des Dichters Hipponax, der um die ſechzigſte Olympias lebte. Der Styl hingegen dieſes Venusbildes zeiget deutlich, daß ſie erſt nach der Epoche des Praxiteles gearbeitet ſeyn kann.

Nr. 55 Flora oder Polyhymnia: welche Unbeſtimmtheit! — Nein! keine von beiden, ſondern ganz ähnlich den vielen Bildern der Urania, an welcher hier die beiden Vorderarme reſtaurirt ſind.

Nr. 56. 57. 60. 61. 62. Man kann nicht verſtehen, wo dieſe Statuen vordem ſtanden, noch wie ſie gebildet ſind. Folglich läßt ſich die Aechtheit der gegebenen Benennungen nicht beurtheilen.

II. Saal.

Nr. 71. Der Kopf und die Statue ſind zwar alt: gehören aber urſprünglich nicht zuſammen.

Nr. 72. Auch dieſer Kopf Trajans gehört nicht zur Statue, welche in einem viel ſchlechtern Styl gearbeitet iſt.

III. Saal.

Nr. 80. Daß die Bildung nicht Germanicus ſey, iſt wohl außer Zweifel. Aber einen römiſchen Redner in der Geſtalt Merkurs daraus zu machen, iſt eine ſehr gewagte Hypotheſe. Ein römiſcher Redner nackt! — Wir kennen dieſe Statue nur in Gips, und bemerkten weder Schildkröte noch Inſchrift, noch Spur eines Caduceus. Wir glaubten daher bis jetzt, in dieſer Statue das iconiſche Bild eines Athleten zu erblicken.

Nr. 92. Warum Clio und nicht Ceres? — Es braucht doch nicht viel, um zu ſehen, daß die Statue nicht jungfräulich, ſondern matronal gebildet iſt.

Nr. 93. Cicero — welcher Cicero? und woher? dieſe Anzeige wäre um ſo wichtiger, da mehr, als ein falſcher Kopf unter dieſem Namen paſſiert.

Nr. 84. Wo ſtand ehedem dieſer Mars? Uns iſt dieſe Statue, welche wegen der Inſchrift ſehr merkwürdig zu ſeyn ſcheint, ganz unbekannt.

Nr. 90. Der Kopf dieſer Statue iſt nicht antik, ſondern modern.

Nr. 92. Es iſt ſchwer zu verſtehen, welche Statue der Verfaſſer hier meint; wahrſcheinlich die ſogenannte Veſtale; aber dieſe hält das Gefäß bloß mit umſchleyerten Händen, und der Schleyer bedeckt das Gefäß nicht. Auch iſt der aufgeſetzte Kopf nicht antik, ſondern modern.

IV. Saal.

Nr. 103. 104. Im Vorbeigehen ſey es geſagt, daß dieſe zwei Büſten offenbar zwei idealiſirte Fauſtinen unter der Geſtalt der Ariadne ſind.

Nr. 107. Wer nennet denn dieſen Adonis auch Ceres? und aus welchen Gründen? —

Nr. 108. Laokoon — Wenn Visconti über den einzig möglichen Moment der Darſtellung dieſes Gruppes anderer Meinung iſt, als Göthe; welcher Meinung iſt er denn?

Ein Wort hierüber von einem Manne, wie Visconti, würde immer intereſſant ſeyn, beſonders da die ganz verſchiedenen Anſichten, welche noch neulich Hirt und Göthe von dieſem Bilde aufgeſtellt haben, die Neugierde der Freunde der Kunſt in Deutſchland aufs neue rege machen mußten: und zwar um ſo mehr, da beide hievon Anlaß nahmen, über die Hauptprincipien der alten Kunſt — ſo wie es ſchon ehedem Leſſing that — zu ſprechen.

Spuren des Biſſes, wie ihn Göthe am Vater angiebt, ſind unbezweifelt vorhanden. Aber warum ſagt der Berichtgeber kein Wort über den Biß der Schlange am jüngſten Sohne?

Nr. 109. Das Columbarium der Livia (der Familie der Livia) iſt nicht drei franzöſiſche Meilen, ſondern kaum zwei italieniſche vom Thore der Stadt entfernt.

Nr. 112. Der Karakter des Bacchus iſt allerdings ſehr weiblich: die kapitoliniſche Ariadne aber in einen Bacchus umwandeln iſt ein großes Wageſtück. Der Hals allein beweiſet die Weiblichkeit unumſtößlich.

Nr. 115. Der Kopf dieſer Lieblingsſtatue der Pariſer iſt hübſch, aber ſie iſt von den Hüften an zu kurz: ſchöner iſt der mit ihr zugleich gefundene Compagnon, den der Graf von Fries in Wien beſitzt, obwohl auch falſch als Paris reſtaurirt.

Nr 120. Warum bemerkt der Verfaſſer den falſch eingehauenen Namen des Myron hier nicht? Daß zwar dieſe Statue, woven wir noch fünf andere in derſelben Stellung kennen, eine Copie nach dem berühmten Discobulus des Myron ſey, iſt nicht zu zweifeln.

V. Saal.

Nr. 135. Woher iſt dieſer Antinous? uns iſt er ganz unbekannt.

Nr. 144. Apollo von Belvedere: man möchte bei Leſung dieſer feierlichen Inſchrift fragen: Iſt denn dieſe Statue die einzige Conquete der Bonaparteſchen Armee? — Sie ſoll doch nicht beſtimmt ſeyn, um der Nachwelt glauben zu machen, als wenn die Sieger ſo mäßig geweſen ſeyn? —

Nr. 144. Woher kommen dieſe Moſaike? und welche Art Thiere ſind es, die von Vögeln gezogen werden?

Bloß zur Verwunderung Visconti's las Mongez in dem Inſtitute ſeine Abhandlung über dieſe Statue? — Es iſt doch derſelbe, deſſen Urtheil die Auswahl bei dem Ausleerungsgeſchäft in Rom anvertraut war? — Dieſe Abhandlung giebt einen Maaßſtab, wie die franzöſiſchen Kunſtkenner dieſe zu würdigen verſtehen.

Nr. 155. Wer die Leute ſeyn mögen, welche dieſe Juno je eine Melpomene nannten!

Am Schluſſe giebt der Verfaſſer die Hoffnung, daß dieſe Ausſtellung bald ihre gute Wirkung bei den Pariſer Bildhauern äußern werde. Zum Beweiſe führet er ein über der Eingangsthüre angebrachtes Basrelief von Moitte an. Dieſes ſtellet die Minerva mit einer Leyer und Lorbeerkrone vor! — Wahrſcheinlich wird Herr Moitte bald Nachahmer finden, welche den Apollo mit dem Helm der Minerva auf dem Kopfe, der Aegis auf der Bruſt, und mit der Lanze in der Rechten darſtellen werden Und dies alſo ſeyn Proben von dem Einfluß der Monumente auf den franzöſiſchen Kunſtſinn!

Der Verfaſſer hätte, ehe er uns zu ſolchen ſchönen Hoffnungen berechtigt, bedenken ſollen, daß ſeitdem die Franzoſen Kunſtfleiß üben, alle ihre Künſtler von einiger Bedeutung ihr Studium durch mehrere Jahre mitten im Schooße der vereinigten vornehmſten Werke alter und neuer Kunſt, nehmlich in Rom, trieben; und daß ſeit länger als einem Jahrhunderte die Abgüſſe der beſten Monumente immer vor ihren Augen in Paris ausgeſtellt waren. Unerachtet deſſen wirkte bis jetzt alles dies wenig; dies beweiſen die ſeit Ludwig XIV hervorgebrachten Werke. Doch wer weiß! — Vielleicht möchte der marmorne Apollo in Paris auf einmal Wunder thun. —

Uebrigens wünſchen wir ſehr, daß dieſe Bemerkungen die würdigen Redaktoren der A. L. Z. nicht abhalten mögen, mit den Nachrichten über die Pariſer Monumente fortzufahren: nur wenn es möglich wäre, mit etwas mehr Detail und Genauigkeit, wobei wir beſonders auf folgende Punkte Rückſicht zu nehmen bitten:

1) Nie die genaue Angabe zu vergeſſen, wo vordem das Monument ausgeſtellt war.

2) Ob ein ſolches Denkmal ſchon beſchrieben oder in Kupfer geſtochen ſey? und wo?

3) Unter welchem Namen es vorher bekannt war: und wie man es jetzt umtaufte — etwa mit den Gründen der neuen Taufe.

4) Eine genaue Beſchreibung der Stellung, des Gewandes, der Attributen.

5) Beſonders eine genaue Angabe der Reſtaurationen.

6) Die Größe des Monumentes: wenn gleich nicht genau gemeſſen, doch ungefähr das Maaß.

Was den Styl der Monumente, die Epoche ihrer Verfertigung, und überhaupt eine genaue antiquariſche Expoſition, oder gar einen vergleichenden Maaßſtab des Kunſtwerthes betrifft, erlaſſen wir dem Berichtgeber gern. Er gebe uns richtige Nachrichten über das Materielle; über das Geiſtige dieſer Gegenſtände zu ſprechen möchte von dem Standpunkt aus, wo der Verfaſſer ſich befindet, vor der Hand noch zu ſchwierig ſeyn.

H.

IV.

Nachtrag zu den Ideen über die äſthetiſche Natur der Muſik.

(Siehe Eunomia 3tes Stück.)

Jede ſchöne Kunſt hat ſowol ihre eigenthümlichen Darſtellungsmittel, als ihren eigenthümlichen Zweck, welchen ſie nur durch dieſe Mittel erreichen kann, ſo gemeinſchaftlich übrigens allen ſchönen Künſten die Abſicht iſt, durch Schönheit in der Darſtellung zu ergötzen. Die Tonkunſt bedient ſich zu ihrem Zweck der Töne, welche durch die Stimme des Menſchen oder durch mancherlei künſtliche Inſtrumente hervorgebracht werden. Die Töne ſind unmittelbar äußere Empfindungen im Sinne des Gehörs: ſie entſtehen äußerlich, in wiefern ſie Luftbewegungen im Raume erfordern, ohne welche kein Schall, kein Laut, kein Klang möglich iſt. Aber ſie ſind keinesweges etwas bloß Räumliches: die Bebung oder Schwingung in der Luft dehnt ſich im Raume aus, aber das Hörbare läßt ſich nicht als etwas Ausgedehntes, im Raume Anſchauliches, ſondern nur als etwas Intenſives, das die Zeit erfüllt, denken. Die Töne ſind unmittelbar Gehörsempfindungen, etwas Unſichtbares, das in der bloßen Zeit, als Veränderung unſres Zuſtandes, wahrgenommen werden kann. Indem wir aber durch Töne äußerlich gerührt werden, fühlen wir uns auch innerlich affi cirt: durch innern Sinn nehmen wir die Veränderungen wahr, welche die Melodie in unſerm Innern erregt. Der Stoff alſo, welchen der Tonkünſtler zu bearbeiten, zu formen, zu behandeln, zu beſeelen hat, beſteht in Tönen, in Gehörsempfindungen, in Modulationen, in unmeßbaren Zeitbeſtimmungen, die mittelſt des Gehörs als innere Veränderungen wahrgenommen werden. Dieſe Empfindungen können angenehm oder unangenehm ſeyn, in ihrem Wechſel ein behagliches Spiel der Nervenrührungen abgeben, oder auch gewaltſam uns reizen, betäuben, widrig ſich uns aufdrängen. Spielte und tändelte nun der Tonkünſtler bloß mit den Tönen, ohne Sinn, Zweck und Bedeutung, ſo könnte er uns wohl angenehm afficiren und uns eine zeitvertreibende Unterhaltung geben, allein ſeine Kunſt wäre dann bloß angenehme, keine ſchöne Kunſt.

Verſteht man aber unter Spiel nur die leichte, freie und harmoniſche Beſchäftigung der Einbildungskraft, welche die Gehörsempfindungen ohne Mühe auffaſſet und verbindet, ſo würde das Spiel mit Empfindungen die Schönheit noch nicht ausſchließen, ſondern bloß die äſthetiſche Freiheit zum Unterſchiede vom logiſchen Zwange andeuten.

Die Frage über muſikaliſche Darſtellung zerfällt in folgende zwei: 1) wie d. h. auf welchem Wege, durch welche Mittel, in welchem Stoffe ſtellt die Kunſt dar? 2) was ſtellt ſie dar, worin beſteht ihr nächſter Zweck oder derjenige Effekt, in welchem ſie ihr Werk als realiſirt betrachten kann?

Die erſte Frage iſt beantwortet. Ihre eigenthümlichen Darſtellungsmittel ſind Töne, ſie mögen nun auf künſtlich gebildeten Werkzeugen oder durch das Organ der Menſchenſtimme erzeugt werden. Dieſe Töne afficiren zunächſt die Sinnliche keit. Das Nervenſyſtem wird von ihnen mehr oder weniger gereizt, auf eine bald wohlthätige, bald gewaltſame beſchwerliche Weiſe. In ſofern wirkt Muſik unmittelbar auf den Körper durch Erſchütterung des Nervenſyſtems. Dies iſt ihre bloß mechaniſche oder phyſikaliſche Wirkung. Aber durch Einbildungskraft und innern Sinn werden die Gehörsempfindungen auch als innere Veränderungen aufgefaßt und in einandergereiht; im Innern der Seele bilden ſich die aufeinanderfolgenden, mehr oder weniger anhaltenden, kurzen oder gedehnten, ſtärkeren oder ſchwächeren Töne zu einer Reihe, zu einem Ganzen, welches, nachdem es bei aller Mannichfaltigkeit leichter faßlich iſt, und der Einbildungskraft gleichſam entgegenkommt, um ſo mehr Vergnügen macht. Dies iſt die äſthetiſche Wirkung der Muſik.

Die zweite Frage betrifft das Darzuſtellende, das eigentliche Objekt der Muſik. Da ihre Mittel an die Zeit gebunden ſind, in Tönen beſtehen, dem Auge und der Betaſtung nichts darbieten, ſo läßt ſich ſchon vorausſehen, daß ſie nichts Räumliches, nichts Sichtbares, Ausgedehntes darzuſtellen die Abſicht haben könne. Nun bliebe ihr aber zunächſt nichts anders übrig, als Empfindungen des inneren Sinnes, innere Gemüthserſcheinungen, wiefern ſie gefühlt werden, Affekte. In ſofern wäre Muſik Darſtellung und Ausdruck von Affekten, z. B. der Freude, der Traurigkeit. Aber ſie kann nicht die Urſachen der innern Empfindungen, nicht die äußern Quellen der verſchiedenen Gemüthsſtimmung ſchildern, ſondern bloß die Form der Gefühle darſtellen, mithin nur die Art und Weiſe, wie ſich das Gemüth beſtimmt fühlt. Den Stoff zu unſern Gefühlen, den Grund zu den Bewegungen unſers Herzens läßt die Muſik unbeſtimmt, läßt ſie uns ſelbſt dichten oder hinzudenken: und leicht finden wir zu ihren Umriſſen eine paſſende Materie, zu ihren leiſen oder mächtigen Zügen ein entſprechendes Bild, oder malen uns ihre Skizze nach eigenem Belieben mit lebendigen Farben aus. Dieſe Unbeſtimmtheit der muſikaliſchen Darſtellung iſt der Freiheit unſerer Phantaſie ſehr günſtig; in ſofern gleicht die muſikaliſche Schilderung den äſthetiſchen Ideen des Dichters, welche uns in ein unendliches Feld der Gedanken blicken laſſen; in ſofern hat die Muſik etwas Idealiſches, etwas, was die Einbildungskraft befreit und beflügelt, über die beſchränkte Wirklichkeit erhebt.

Da das Darſtellungsmittel oder Materiale der Tonkunſt gar nicht dem äußern, ſondern nur dem innern Sinn angehört, nicht im Raume und in der ſichtbaren Welt, ſondern nur in der Zeit unſichtbar enthalten iſt, ſo kann auch die Darſtellung in der Muſik ſich bloß auf das erſtrecken, was in das Gebiet der Zeit gehört. Hieher gehören nun unſre innern Empfindungen, welche bei einem merklich hohen Grade ihrer Wärme und Lebendigkeit Affekte und Gemüthsbewegungen heißen.

Den Zuſtand des bewegten Herzens zu ſchildern, bis zur innigſten Sympathie des Zuhörers, iſt das hauptſächlichſte Beſtreben der Muſik. Bald ergießt ſie ſich in ſchmelzenden Klagetönen, und rührt zu ſanfter Trauer und ſtiller Wehmuth, bald brauſet ſie mächtig einher im Sturm des Zornes, des Rachgefühls und wilden Unmuths, und erſchüttert mit erhabener Gewalt die empfindſame Bruſt; bald hüpfet ſie in fröhlichen Melodieen, und verbreitet Heiterkeit im Gemüth; bald ſchreitet ſie in majeſtätiſchem Ernſt langſam hin, und ſtimmt zum tieferen Nachdenken. Mit Recht hat man daher Muſik ihrem Hauptweſen nach für innige wahre Sprache warmer und lebhafter Gefühle, für lebendige Schilderung der menſchlichen Affekte und Gemüthsbewegungen, für natürlichen Ausdruck der Rührungen des Herzens erkannt.

Die Muſik führt uns alſo ins Innere der Menſchheit, in eine unſichtbare Welt voll Lebenswärme und inniger Regſamkeit. Was ſie durch ihre Zeichen, durch die Töne in ihren mehr oder weniger verſchlungenen Reihen und mannichfaltigen Zuſammenſtimmungen oder Entgegenſetzungen, darſtellt die Affekte, die lebhaften Gefühle der Luſt oder Unluſt, nach ihren intereſſanten Abſtufungen, ſchauen wir innerlich an. Die Muſik macht uns alſo eine Reihe von Empfindungen in aller ihrer Lebendigkeit anſchaulich; regt unſre Sympathie auf, durch ihr treues ſprechendes Seelengemählde, durch ihren Ausdruck einnehmender trauriger, froher oder gemiſchter Gefühle, die eine intereſſante Gemüthsſtimmung ausmachen

Ungeachtet die Muſik nicht fähig iſt, die äußern und von den innern Empfindungen ſelbſt verſchiedenen Urſachen unſerer heiteren oder finſtern, fröhlichen oder traurigen, ruhigen oder unruhigen Gemüthsſtimmung darzuſtellen, und in ſofern eine gewiſſe Unbeſtimmtheit ihres Ausdrucks in Vergleichung mit der Dichtkunſt (die durch Begriffe etwas Beſtimmtes uns zu erkennen giebt) nicht vermeiden kann, ſo iſt ſie doch nichts weniger als dürftig und einförmig in ihrer Darſtellung, nichts weniger als ſchwach und nichtsſagend in ihrem glücklich gewählten Ausdrucke Von den äußeren Urſachen unſerer innern Gefühle kann ſie nichts ſchildern, als was der Zeit angehört, nichts als was durch den verſchiedenen Grad der

Bewegung unſer Gefühl afficirt, ſanfter oder heftiger unſer Herz rührt, unſre Phantaſie begeiſtert. So kann ſie das Ueberraſchende, Schreckliche des Gewitterſturms, die erſchütternden Stöße eines Erdbebens, die ſanften Regungen einer heitern Frühlingsſcene in Anſehung deſſen, was der Zeit angehört, und den Grad und Wechſel unſerer inneren Empfindungen betrifft, für die Phantaſie andeuten und dem Herzen fühlbar machen. Aber zu beſtimmten Begriffen, zu wirklichen Erkenntniſſen reicht ihre Macht nicht hin; ſie ſetzt uns nur in die Stimmung, welche die Folge oder Begleiterin gewiſſer Wahrnehmungen, Erkenntniſſe oder Gedanken iſt, und überläßt es dem Dichtungsvermögen, ihre Schilderungen auf etwas Aeußeres oder auf andre uns bekannte Gemüthszuſtände zu beziehen. So kann ſie ſich oft mit der Dichtkunſt und Mahlerei vereinigen, ohne doch aus ihrer Sphäre zu treten, welche immer nur die Sphäre des menſchlichen Herzens und der durch deſſen Gefühle erregten und geleiteten Imagination bleibt.

Leipzig, im März 1801.

Chr. Friedr. Michaelis.

V.

Theater.

Maria Stuart, von Schiller.

Das Tragiſche in dem Stoffe dieſes Trauerſpiels, das Unglück einer jungen Königin, die von einer eiferſüchtigen Nebenbuhlerin gefangen gehalten und hingerichtet wird; iſt allerdings geeignet durch rührende Situationen zu erſchüttern, für den Augenblick zu intereſſiren und hinzureiſſen. — Aber die Form, in welcher der Stoff im Ganzen dargeſtellt wird, und die einzelnen, ſich widerſtrebenden Beſtimmungen deſſelben, laſſen keinen Total-Eindruck zu, den man aus der Vorſtellung nach Hauſe nähme. Das gygantiſche Schickſal, das wir ſo gern im Trauerſpiele handeln, und die Kraft des Menſchen mit ihm im Kampf ſehn, weil, nach Schillers eigner Bemerkung, dieſer Kampf, ſelbſt wenn der Menſch in ihm erliegt, ſchon hebt; — denn nur dem Unendlichen erliegt die endliche Kraft — dies gygantiſche Schickſal verwandelt ſich in dieſem Trauerſpiele in die kleinliche Leidenſchaft eines elenden Weibes, dem es zwar nicht an Bosheit, wohl aber an Muth fehle, boshaft zu ſcheinen, und das ſich deswegen hinter Vorbehalte verſteckt, die jeder durchſchauen kann. Nur ein Senfkörnchen Gerechtigkeit oder Großmuth in die Seele der Eliſabeth gelegt, und — die ganze Tragödie kömmt um ihre Exiſtenz!

„Aber die Thatſache iſt wahr — die Geſchichte ſagt ſie aus“ — alles richtig; nur — die Geſchichte iſt kein Kunſtwerk.

Mariens Unglück intereſſirt uns, wir ſehen ſie unſchuldig leiden — unſchuldig? freilich in ſofern Eliſabeth nicht das Recht hat, ſie zu ſtrafen, und weil man ſie eines Verbrechens wegen ſtraft, das ſie nicht beging; aber wirklich unſchuldig? nein! Bei der erſten Bekanntſchaft, die der Zuſchauer mit ihr macht, erfährt er: daß ſie ihren eignen Gemahl ermorden ließ, und dem Mörder deſſelben ihre Hand gab — und freut ſich, daß endlich die Gerechtigkeit dieſe unnatürliche Verbrecherin ereilt. Wenn mans auch gegen das Ende vergeſſen könnte, daß die leidende, die unglückliche Marie eine Verbrecherin wäre, die in der härteſten Strafe nur den gerechteſten Lohn ihrer Uebelthaten fände — ſo hat der Dichter dafür geſorgt, daß man zu rechter Zeit wieder daran erinnert wird, denn indem Marie zum Schaffot gehen will, beichtet ſie laut ihre Verbrechen — und das Mitleid, daß man mit ihr empfindet, nimmt die Natur des Mitleids an, das einen ergreift, ſo oft man in der Ferne einen Rabenſtein erblickt! —

Je weniger ſich nun dieſer — ſo beſtimmte — Stoff zu einem Trauerſpiele ſchickt, je mehr iſt die Kunſt zu bewundern, mit welcher Schiller daraus eins ſeiner ſchönſten dramatiſchen Werke gebildet hat. Es giebt einzelne Scenen in demſelben, die zu den ſchönſten gehören, die je auf einer Bühne vorgeſtellt ſind. Dahin rechne ich die Zuſammenkunft der beiden Königinnen im Garten — die Scene, wo Marie ihre Dienerſchaft entläßt — die Scene, wo Leiceſter in der Phataſie die Hinrichtung mit anſieht, und man den ganzen Act in ſeinem Spiele, wie in einem Spiegel erblickt. Ergreifender würde die Scene noch ſeyn, hätte Schiller ein Mittel gefunden, ihn die Hinrichtung in der Ferne wirklich anſehen zu laſſen. So groß der Dichter ſich nun zeigt, ſo unbegreiflich iſt es, ihn gegen das Ende wider eine Regel fehlen zu ſehn, deren Richtigkeit man doch ſeit Ariſtoteles Zeiten nicht bezweifelt hat. „Jedes Drama muß ein Ende haben.“ Marie ſpielt noch eine gute Zeit fort, wenn das Drama ſchon wirklich zu Ende iſt. Dies ſchließt mit dem fatalen Streich, der das Leben der Marie endet, und den Leiceſter niederſtürzt — aber nun ſollen die Folgen dieſes Acts für Eliſabeth noch ſichtbar gemacht werden — und ſie betritt die Bühne aufs neue. Wir ſehen ſie noch auf eine gleisneriſche Weiſe ihre That bemänteln — ſehen ſie von ihren Freunden und Lieblingen verlaſſen, — und freuen uns der Vergeltung, welcher in dieſen Folgen das unedelmüthige, rachſüchtige Weib trifft — aber der Eindruck des Mitleids, den wir über Mariens Unglück hinausnehmen würden, iſt geſchwächt, und andere Gefühle haben ſich an die Stelle gedrängt.

Dieſe nachtheiligen Folgen für die Eliſabeth ſind abermals hiſtoriſch; und in einer hiſtoriſch dramatiſchen Bearbeitung einer Geſchichte der Eliſabeth dürften ſie nicht übergangen werden; aber als Anhang oder Nachtrag zu dem Schickſal Mariens ſind ſie, wie mich dünkt, am unrechten Orte; weil ſie zur Unzeit das Intereſſe von Marien ab auf Eliſabeth lenken. Ich will noch etwas über die Hauptcharaktere in dieſem Trauerſpiel ſagen.

Marie iſt die Hauptperſon des Dramas; für ſie will der Dichter gewinnen, ihr Unglück ſoll uns rühren. Ihr Unglück iſt ihre Gefangenſchaft — ihre Hinrichtung durch Eliſabeth, welche ſie nicht verſchuldet hat. Warum ſchwächt der

Dichter dieſen Eindruck durch die eingemiſchte nicht zur Handlung gehörige Erzählung älterer Thatſachen, wie die Ermordung ihres Gemahls, welche Marie ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, und ſtellt dadurch ihren Charakter in ein ſo abſcheuliches Licht? — Bei der Entſcheidung ihres Schickſals kommt dieſe vergeſſene Handlung gar nicht in Betracht, ſie dient überall zu keinem Motive, als daß ſie die Theilnahme an Mariens Unglück vermindert — daß ſie die Idee hervorbringt: Sie leide verſchuldet was ſie leidet — ihr widerfahre nichts, was ſie nicht verdient habe. Warum verſchwieg der Dichter jene Handlung nicht? „Sie iſt hiſtoriſch wahr.“ Aber braucht denn alles, was Marie Gutes oder Böſes gethan hat, hier zur Sprache zu kommen: wenn es auf die bevorſtehende Beſtimmung ihres Schickſals keinen Einfluß mehr hat? Ein anderes wäre es, wenn man dieſen Mord zu einen Anklagepunkt gemacht, und ſie als Mörderin verurtheilt hätte — dann freilich wäre ſie nicht unſchuldig geſtorben, hätte kein Mitleid verdient. — Aber fühlte der Dichter nicht, daß ſich jetzt jeder Zuſchauer an die Stelle des Richters ſetzt — daß ſein ſittliches Gefühl ihn zwingt, Marien zu verurtheilen, ohne daß er dagegen der Eliſabeth günſtiger wird? Denn dieſe erſcheint immer noch als ein grauſames, liſtiges Weib; die eine ungerechte tyranniſche Handlung begeht, weil ſie nach andern Beweggründen handelt, als die ſind, nach welchen der Zuſchauer Marien ſchuldig findet.

Sollte die Eliſabeth ſelbſt nicht haben edler dargeſtellt werden können? Wenn man ſie, bei den wirklichen Angriffen auf ihr Leben, von Seiten der katholiſchen Parthey, überzeugt hätte: daß ſie die Sicherheit ihres Lebens, ihres Reiches und der eingeführten Religion nur durch den Tod der unſchuldigen Marie erkaufen könne, ſo wäre Marie als ein Opfer der Zeitumſtände — des Schickſals — gefallen;

fallen: ſie verdiente um ſo mehr unſer Mitleid, und Eliſabeth nicht unſern Abſcheu!

Von der Geſchichte würde dadurch nicht mehr abgewichen, als jetzt ſchon in der Zuſammenkunft der beiden Königinnen und der Liebe des Leiceſters zu Marien abgewichen iſt — beide finden in der Geſchichte nicht ſtatt. Ueberhaupt iſt der Dichter ja nicht verbunden, ſich ſo ſklaviſch an der Geſchichte zu halten, daß ſeinem Werke dadurch Mängel erwüchſen — er muß die hiſtoriſche Wahrheit aufopfern, ſobald ſie dem Gedichte ſchadet.

Ich übergehe hier die untergeordneten Charaktere, weil weniger von ihnen abhängt. In Hinſicht der Sprache unterſcheidet ſich Marie ſehr vortheilhaft vom Wallenſtein. Man trifft weniger rhetoriſchen Schmuck darin an — hört weniger den Dichter in eigner Perſon. Daher dringt die Sprache mehr zum Herzen — iſt dramatiſcher.

Die Darſtellung dieſes Trauerſpiels auf unſrer Bühne gewährt einen hohen Genuß. Madame Unzelmann giebt uns in der Marie eine ſehr vollendete Darſtellung. In der Rolle des Leiceſter haben wir die beiden erſten Künſtler unſrer Bühne wechſeln ſehen — Iffland und Fleck. Letztern gehört die Rolle eigentlich, allein während einer Unpäßlichkeit deſſelben übernahm ſie Iffland ſelbſt. Nichts wäre wünſchenswerther für die Bildung des Geſchmacks eines großen Theils unſers Publikums, als ein ähnlicher Wechſel in den Hauptrollen aller beſſern Stücke. Man würde Vergleichungen anſtellen, und gerade dieſe Vergleichungen der verſchiedenen Darſtellungen derſelben Charaktere und Momente ſind am fähigſten, richtige Begriffe von Kunſt hervorzubringen, und den Geſchmack zu gründen.

VI.

Beyträge zur Geſchichte der Kaperey. *)

Schickſal der Entrepriſe.

John Soren, Amerikaniſcher Bürger aus Boſton, befrachtete während ſeines Aufenthalts in Hamburg im November 1795 ein dort liegendes amerikaniſches Schiff, die Entrepriſe von 170 Laſt oder 340 Tonnen zu einer Reiſe nach Surinam und von Surinam zurück auf Hamburg. Der Eigenthümer des Schiffes war Clough von Witchcaſſet, Eingeborner und Bürger der vereinigten Staaten. Die Certapartie wurde im Namen der Befrachter Holvoke und Soren von Boſton und des Befehlshabers der Entrepriſe, Capitains Wyatt St. Barbe, eines gebohrnen Engländers, und ſeit dreyßig Jahren amerikaniſchen Bürgers, gemacht. Demnächſt ließ Soren in Hamburg für etwas über 3200 Pfund Sterling Güter in das Schiff abladen, und dieſelben, nebſt dem imaginären Gewinn bis zu 5000 Pfund Sterling bei den Aſſuradeuren in Hamburg verſichern. Capitain St. Barbe ſchiffte überdies noch in ſeinem und des Hamburger Bürgers Fürſt und Comp. Nahmen verſchiedene Güter ein, deren Betrag ſich auf 901 Pfund Sterling 8 Schilling 11 Pfennige belief.

---

*) Kapergrauſamkeit gegen die Neutralen. A. d. Engl. 1801.

Am 2ten Februar 1796 ſegelte die Entrepriſe mit Soren und St. Barbe ab. Am 25ſten d. M. bemerkten ſie im 44° 1′ Breite, und 18° 35′ Länge um ein Uhr des Nachmittags das Nothzeichen eines engliſchen Schiffes. Sie erreichten es um vier Uhr, und erfuhren, es ſey die Iſabelle von Liverpool, den H. H. Tarleton und Backhouſe gehörig, und vom Capitain Potter geführt. Es hatte einen Kaperbrief, und war vom Engliſchen Transportamte gemiethet worden, dreyhundert Mann Truppen von Cork nach Barbadoes zu bringen. Das Schiff war ganz leck und dem Sinken nahe. Potter kam mit einem ſeiner Steuerleute an Bord der Entrepriſe, ſtellte dem Capitain St. Barbe und Soren ſeine höchſt gefährliche Lage vor, und bat ſie, ihn nach Liſſabon oder Corunna zu führen. St. Barbe erwiederte, daß eine Fahrt nach einem der genannten Häfen ihn zu weit abführen würde, daß er ihn aber mit Sorens Genehmigung gern nach Madera, Teneriffa, oder nach einer von den Inſeln über dem Winde begleiten, und überhaupt ihm jeden Dienſt erweiſen wolle, der in ſeinem Vermögen ſtände, und mit ſeinen Pflichten gegen die Eigenthümer des Schiffes und deſſen Ladung beſtehen könnte. Soren ließ ſich alles gefallen. Potter über das menſchenfreundliche Anerbieten erfreuet, ſchickte ſeinen Ste[illegible] an Bord der Iſabelle zurück, um, wie er vorgab, die Genehmigung des Befehlshabers der Truppen des Capitains Manſergh einzuhohlen. Allein Potters ſchwarze Seele ging mit einen ganz andern Anſchlag ſchwanger. Ohne den Schatten eines Beweiſes, ohne Grund zu einem Verdachte, ohne einen Artikel der Ladung oder ein einziges Papier geſehen, ohne mit irgend jemand an Bord, außer mit St. Barbe und Soren geſprochen zu haben, in dem Augenblicke, wo er ihnen ſeinen Dank für ihre, zur Rettung ſeiner, ſeiner Paſſagiere und ſeines Volkes vom unvermeidlichen Untergange, thätige Menſchenliebe abſtattete, hatte er den Vorſatz gefaßt, ſeine Wohlthäter zu Gefangenen zu machen, und ſich ihres Schiffes als einer Priſe zu bemächtigen! — Sein Steuermann kam mit einem Trupp Soldaten und Matroſen mit Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten an den Bord der Entrepriſe zurück, und nun behauptete Potter, das Schiff ſey franzöſiſch, die Ladung beſtehe aus holländiſchen und franzöſiſchen Eigenthum, der Nahme des Capitains lautete franzöſiſch, und Soren hätte doppelte Papiere; worauf ſogleich Soren, der Oberſteuermann und acht Matroſen mit geſpannten Piſtolen auf der Bruſt und vorgeſtreckten Bajonetten aus ihrem eigenen Schiffe in die Iſabelle geſchleppt, und daſelbſt verhaftet wurden.

Man erfuhr nachher, Potter habe, als ſich die Entrepriſe der Iſabelle näherte, die Officiere der königlichen Truppen zu bereden geſucht, die Entrepriſe ſey ein feindliches Schiff, welches ſie angreifen wolle, und ungeachtet der Einwendung der Officiere hatte er die Kanonen fertig machen und die Soldaten ſich zum Angriff bereiten laſſen. Als aber Soren den Officieren die wahre Lage der Sache nach ſeiner Ankunft auf der Iſabelle auseinanderſetzte, mißbilligten dieſe laut Potters Verfahren, und Capitain Manſergh erklärte, er würde das Detaſchement nicht haben abgehen laſſen, wäre ihm die wahre Lage der Dinge bekannt geweſen.

Am folgenden Tage ließ ſich Potter von St. Barbe die Schiffspapiere ausliefern, und fing nun an, die Ladung der Entrepriſe auszuplündern, verſchiedene Kiſten und Kaſten aufzubrechen, Lebensmittel und was ihm ſonſt anſtand herausnehmen, und es unter die Wache zu vertheilen, deren Aufſicht er die Entrepriſe übergab, worauf er an Bord der Iſabelle zurückkehrte. Da machten ihn nun die Offiziere der Truppen über das Unrechtmäßige ſeines Verfahrens die gehörigen Vorſtellungen, und riethen ihm, die Entrepriſe loszugeben, da er zu ihrer Wegnahme als Priſe nicht den mindeſten Vorwand hätte; er aber erklärte ihnen, dies ginge ſie als bloße Paſſagiere nichts an, er zeigte ihnen ſeinen Kaperbrief vor, der indeß bloß auf franzöſiſches Eigenthum lautete, und erklärte, die Eigenthümer ſeines Schiffes, Tarleton und Bakhouſe, wären wohlhabende Leute, und für ſein Betragen verantwortlich; übrigens kenne er den Capitain St. Barbe recht gut als einen Schurken, und er hätte ſchriftliche Beweiſe in Händen, nach welchen er ihn in England könnte hängen laſſen. Soren berief ſich auf Menſchlichkeit und Völkerrecht, und insbeſondere auf den vor kurzem zwiſchen Großbrittanien und Amerika geſchloſſenen Traktat. Potter aber erwiederte, Soren ſei ſein Gefangener, er wolle die beiden Schiffe nach Liſſabon führen, und von dort die Entrepriſe zur Condemnation nach Barbadoes ſchicken. Bald darauf gab er vor, Liſſabon nicht erreichen zu können, und ſteuerte nach Teneriffa.

Bei ihrer Ankunft daſelbſt wollte Soren an Land gehen, welches ihm aber Potter bis zur Ankunft des brittiſchen Conſuls, der nach Groß-Canarra verreiſt war, verweigerte. Capitain Manſergh legte ſich ins Mittel, und nahm St. Barbe faſt mit Gewalt in ſeinem Bote auf das Land. Ihre Vorſtellungen bei dem Gouverneur von Teneriffa wirkten bald auch für Soren die Erlaubniß aus, an

Land zu kommen. Soren landete als Fremdling auf der Inſel, ohne Geld, ohne Freunde, von allem entblößt, ſeiner goldenen Uhr, Börſe, ſämmtlicher Habe bis auf das was er am Leibe trug beraubt. Erſt durch die ernſte Vermittelung des ſtatt Manſergh commandirenden Officiers erhielt Soren ſeine geraubte Uhr und fünf Guineen von ſeinem Gelde zurück.

Ein paar Tage darauf wurde das brittiſche Schiff, die Iſabelle, für unbrauchbar erklärt, die Reiſe fortzuſetzen, und deshalb condemnirt. Potter verſchiffte von der Iſabelle allen Kriegsvorrath und Gepäck an Bord der Entrepriſe, räumte die Ladung derſelben auf, öffnete einige Ballen, verſetzte mehre, um den Soldaten die nöthige Bequemlichkeit zu verſchaffen, welche hernach, 150 an der Zahl, mit Weibern und Kindern, nebſt dem Schiffsvolke der Iſabelle an Bord der Entrepriſe gebracht wurden, wo Potter die engliſchen Flaggen aufſtellte. Vor der Abfahrt nach Barbadoes bat Soren Pottern um ſein Privateigenthum, weil dieſes keinen Theil der Ladung ausmachte, aber Potter weigerte ſich nicht nur, das Geringſte wieder herauszugeben, ſondern verweigerte Soren ſogar die Ueberfahrt nach Barbadoes; wofern er nicht wie ein Gemeiner oder im Steuerraume übergehen wolle. Auf Anrathen des Capitains Manſergh blieb nun Soren zurück, um ſelbſt nach England zu gehen, und dort Recht zu ſuchen, weswegen er denn auch die Ausführung des Geſchäftes zu Barbadoes dem Capitain St. Barbe übertrug.

Gleich nach Ankunft der Entrepriſe in Barbadoes übergab Potter dem dortigen Vice-Admiralitätsamte eine Klagforderung gegen das Schiff und Ladung als Priſe, worauf

Capitain St. Barbe für ſich, den Eigenthümer des Schiffes und den bei der Ladung intereſſirten Perſonen eine Gegenklage einreichte, nebſt einer Bittſchrift an die Richter, daß der Kläger angehalten werden möchte, Caution für die Koſten zu beſtellen, falls das Schiff nicht als gute und rechtmäßige Priſe condemnirt werden ſollte. Dieſes Geſuch wurde billig befunden, und Potter, da er die verlangte Sicherheit nicht leiſten konnte, mit ſeiner Klagbitte abgewieſen; worauf St. Barbe bei dem Gerichte auf Erſatz von Schaden und Koſten antrug. Potter übergab nun eine Supplik um Arreſt auf Schiff und Ladung, unter dem Verwand, man habe überzeugende Beweiſe, daß es feindliches Eigenthum ſey, bis er oder der königliche General-Advocat weiter dagegen verführe; da dieſes Geſuch angenommen wurde, ſo reichte der königliche General-Advocat eine Klage gegen Schiff und Ladung als der Admiralität anheim gefallen, und zwar an demſelben Tage ein, der zur Unterſuchung der Gültigkeit des Geſuches des Capitains St. Barbe um Schadenerſatz beſtimmt war. St. Barbe gab alſo in Sachen ſeiner und der Eigenthümer des Schiffs und der Ladung ſeine Klagforderung ein, und nachdem die Sache vernommen war, wurde Schiff und Ladung wieder freigegeben.

Nun wollte St. Barbe ſein Geſuch um Schadenerſatz erneuern, aber ſein Anwald rieth ihm ab, da es zwecklos ſeyn würde, indem Potter ſich unterdeſſen aus dem Staube gemacht, und im Bezirke des Gerichts kein Eigenthum beſäße, und der königliche Advocat keinen Schaden-Erſatz leiſte.

Potter hatte das Schiff geplündert, und eine große Menge der Vorräthe verbraucht; viele leicht verderbende Artikel waren durchaus verdorben; die trocknen Güter, welche unberaubt geblieben waren, hatten ſehr gelitten, das Schiff war eines großen Theils ſeiner Geräthe und Zubehör beraubt, und ſonſt noch ſehr beſchädiget worden, ſo daß St. Barbe es für unumgänglich nothwendig hielt, nach Alexandria in Amerika zu ſegeln, um das Schiff herſtellen zu laſſen. Nach geſchehener Reparatur, welche zwiſchen 3 und 4000 Pfund Sterling betrug, kam er mit demſelben wieder nach Hamburg, wohin es erſt nach ſeiner ſurinamſchen Reiſe hätte zurückkommen ſollen. Der Verluſt bei dieſer Unternehmung überhaupt, den Capitain St. Barbe und der Eigner ſeines Schiffes, ſo wie Soren und deſſen Compagnon erlitten, belief ſich zuſammen auf 11,553 Pfund Sterling 19 Schilling, die verlohrne Reiſe und den wahrſcheinlichen Vortheil von derſelben ungerechnet.

Sorens Auftrage gemäß wendete ſich nun St. Barbe an die Aſſuradeure in Hamburg, von denen er aber die Antwort erhielt: „Sie hätten keine rechtmäßige Anſprüche „auf Erſatz, denn indem Sie abwärts ſteuerten, um das in „Noth befindliche königliche Transportſchiff zu retten, änderten Sie den eigentlichen Cours des Schiffes, und wichen „von der Reiſe ab, für welche Sie allein nur verſichert „waren.“

Soren unterwarf nun ſeine Sache dem Urtheile der Rechtskundigen, und die Species facti wurde vor allem dem königlichen Advokaten Gibbs mit der Bemerkung vorgelegt, daß für jeden Schaden oder Nachtheil, der einem brittiſchen, oder dem Unterthan einer mit England befreundeten Macht durch einen privilegirten Kaper wiederfährt, Sicherheit geleiſtet wurde, und daß für die Iſabelle eine Caution von 1500 Pfund geſtellt ſey.

Folgendes war des K. Advocaten Gibbs Antwort.

„Mir ſcheint, daß das Vice-Admiralitäts-Gericht zu
„Barbadoes, als es erklärte, Schiff und Ladung wären keine
„Priſe, und müßten daher wieder freigegeben werden, auch
„zugleich eine Vergütung des durch die Wegnahme erlittenen
„Verluſtes hätte dekretiren müſſen; und nach dem Vorfalle
„zwiſchen le Caup und Eden in Douglas finde ich, daß es
„feſtgeſetzt werden, daß keine Klage auf dergleichen Schadenerſatz
„in unſern ordentlichen Gerichten angenommen werden
„ſoll. Die Frage über Priſe oder Nichtpriſe gehört ausſchließlich
„für die Admiralitäts-Gerichtsbarkeit, und führt
„die Erörterung über die durch die Wegnahme verurſachten
„Koſten als Incidentpunkt mit ſich. Ich ſollte glauben, daß
„dies auch von dem Proceſſe um die Caution gilt.

v. Gibbs,

Temple Novb. 13. 1797.“

Der Status Cauſä wurde auch dem dermaligen K. General-Advocaten, W. Scott vorgelegt, deſſen Gutachten dahin ging:

„Die Parteien des vorliegenden Rechtsfalles hätten ſich
„der Koſtenvergütung wegen, an das Vice-Admiralitätsgericht
„wenden müſſen, indem es demſelben eigentlich obliegt,
„nicht nur die ſchuldige Reſtitution zu veranſtalten,
„ſondern auch die in Koſten und Schaden zu condemniren,
„wenn die Wegnahme offenbar unerlaubt war. Wenn ſich
„der Richter pflichtwidrig weigert, auf Koſten und Schadenerſatz
„zu erkennen, ſo wird eine Appellation von dieſer Wei-

„gerung allerdings angenommen; aber ich glaube nicht, daß irgend ein ordentliches Gericht die Frage, ob eine Wegnahme recht- oder unrechtmäßig ſey, entſcheiden könne oder wolle. Die Frage gehört bloß für die Cognition der Admiralität; und wenn das Admiralitäts- oder Appellations-Gericht eine Wegnahme nicht für unrechtmäßig erklärt hat, ſo wird es ein ordentliches Gericht nicht übernehmen, ein ſolches Urtheil zu ſprechen. Ich muß bemerken, daß ein Reſtitutionsausſpruch durchaus nicht vorausſetzt, daß die erſte Wegnahme unrechtmäßig oder gewaltthätig ſey; denn es kann eine gegründete Urſache zur Wegnahme da ſeyn, obgleich bei weiterer Unterſuchung das Eigenthum wieder frei gegeben wird. Ich bin der Meinung, daß das einmal beſtehende Erkenntniß, ohne des Koſten- und Schadenerſatzes zu erwähnen, in allen Gerichten ſo verſtanden werden müſſe, daß Koſten- und Schadenerſatz nicht zu fordern ſey, welches dadurch beſtätiget wird, daß die Kläger ſelbſt nicht darum ſupplicirt haben; denn wenn ſie dies vor dem Gerichte unterließen, wo er ihnen hätte zuerkannt werden müſſen, ſo würde man daher folgern, nicht bloß daß Schaden- und Koſtenerſatz überhaupt nicht zu fordern, ſondern ſelbſt nicht einmal nach der eigenen Meinung der Reclamation zu fordern ſey, weil ſie es nicht einmal wagten, darum zu ſuppliciren. Nach dieſen Gründen bin ich durchaus der Meinung, daß ein Prozeß gegen die Wegnahme nicht zu führen iſt.

W. Scott.

24. November 1797."

Soren legte nun ſeine Sache in der Form einer Supplik dem Königlichen Staatsrathe vor, welcher den Vorfall als ein beſonderes trauriges Geſchick betrachtete, und Sorens

Anſprüche auf einige Vergütung nicht unbillig fand. Die Miniſter aber waren der Meinung, daß er ſich deshalb an die Herren der Schatzkammer wenden müſſe. Auf die Nachricht hiervon ſetzte er eine andre Bittſchrift an die Herren der Schatzkammer auf, und verſäumte durch ſechs Monate keinen Sitzungstag. Nach Verlauf dieſer Zeit wurde die Sache von der Schatzkammer an die Commiſſaire des Transportweſens verwieſen, welche darüber an Herrn Carl Long von der Schatzkammer den ganz ſonderbaren Bericht abſtatteten; daß da das Schiff Iſabelle kein ordentliches im Dienſt der Regierung ſtehendes Transportſchiff, ſondern nur zum Transport einiger Truppen nach Barbadoes gemiethet ſey, nicht ihr Departement oder ihre Agenten, ſondern die Eigenthümer der Iſabelle dafür einzuſtehen haben.

Coren erfuhr, daß Tarleton und Backhouſe, die Eigenthümer der Iſabelle, ſich an das Transport-Amt wegen einer Entſchädigung für das im Dienſte der Regierung verlohren gegangene Schiff gewendet, und in der Darſtellung des erlittenen Schadens 750 Pfund Sterling für den Transport der Truppen von Teneriſſa nach Weſtindien in der Entrepriſe angeſetzt hätten. Da Er aber durchaus keine Geldvergütung von irgend jemanden für dieſen Transport erhalten hatte, ſo legte er ſeine Sache, mit Hinzufügung dieſes letzten Umſtandes, dem Dr. Nicholl, jetzt Königlichen Advocaten im Admiralitätsgerichte in London, vor, welcher ſein Gutachten in folgenden Ausdrücken gab

„Da das Schiff als Priſe genommen, und in dieſer
„Qualität gegen daſſelbe vor einem ordentlichen Viceadmira-
„litätsgerichte verfahren iſt, ſo konnte jede Forderung von
„Koſten und Schaden, die aus dieſer Wegnahme entſtanden

„ſind, nicht anders als bei Gelegenheit obengedachter gerichtlichen Handlung eingebracht werden. Als nachmals das Reſtitutions-Urtheil erging, ohne Erkenntniß über Koſten- und Schadenerſatz, und von dieſem Erkenntniß nicht appellirt worden iſt, ſo bin ich der Meinung, die Parteien werden mit jeder dergleichen Nachforderung, ſowol in einem Admiralitäts- oder jedem andern Gerichte präkludirt werden. Wenn die Eigenthümer der Iſabelle vom Transportamte eine Vergütung für den Gebrauch der Entrepriſe, während daß ſie im Beſitze des Priſenmeiſters war, erhalten ſollten, ſo kann ich, der ich vor dieſem Gerichte nicht practicire, nicht mit Zuverläßigkeit behaupten, ob Soren oder St. Barbe auf dem Wege Rechtens oder freundlicher Vermittelung die obengedachte Vergütung erhalten können oder nicht; ſo viel iſt indeß gewiß, daß die Parteien ſich deshalb an kein Admiralitäts Gericht wenden können.

J. Nicholl.

Den 11ten Auguſt 1798."

Soren reiſte im Oktober nach Liverpool, um bei Tarleton und Backhouſe perſönlich einige Vergütung nachzuſuchen, und ſich zu überzeugen, ob er, da ſie, wie oben erwähnt, die Fracht für die Truppen nach Barbadoes von der Regierung erhalten, auf irgend eine Art im Weigerungsfalle klagbar gegen ſie einkommen könnte. Backhouſe mißbilligte Potters Betragen, und ſchien nicht abgeneigt zu ſeyn, für Soren etwas zu thun. Tarleton aber ſuchte Potters Verfahren zu rechtfertigen, und behauptete dreiſt weg, Soren hätte feindliches Eigenthum an Bord gehabt.

Mit neuen Umſtänden und Anmerkungen legte nun Soren ſeine Sache auch dem Advocaten Park vor, deſſen

Gutachten aber für einen rechtlichen Anſpruch auf Erſatz eben ſo ungünſtig ausfiel, als die vorhergehenden. Er meinte, Soren bleibe nichts weiter übrig, als ſich dem Wohlwollen der brittiſchen Regierung zu empfehlen, deren Unterthan ſich auf eine ungerechte, gottloſe und unmenſchliche Art betragen hat.

Unterdeſſen hatte Lord Grenville dem Advokaten W. Scott aufgetragen, die nähern Umſtände der Sorenſchen Sache zu prüfen, und die Gründe anzuzeigen, nach welchen der Rückanſpruch geſetzlich unſtatthaft geworden ſey. Scott erwiederte folgendermaßen:

„Daß die Entrepriſe von dem Vice-Admiralitätsgericht freigeſprochen wurde, daß aber kein Koſten- und Schadenerſatz zuerkannt iſt, da von Seiten des Eigenthümers darauf nicht angetragen worden war, und folglich durch dieſe Verabſäumung des Eigenthümers oder deſſen Agenten jeder rechtliche Weg zur Erſtattung unwiderruflich verſperrt iſt. Denn da vor ebengedachten Gerichte eine ſimple Freigabe angenommen wurde, ſo war die Sache damit abgethan, und kann nun durch eine neue Anforderung von Koſten und Schadenerſatz nicht reſuſcitiren, indem dergleichen bei dem erſten Proceſſe nicht urgirt worden war. Aus eben dieſem Grunde kann davon auch nicht appellirt werden, da der Eigenthümer oder deſſen Agent ordnungswidriger Weiſe nicht gegen das Uebel eingekommen iſt, und ohne weitere Anforderung angenommen, im Verwerfungsfalle aber hätte eine rechtliche Appellation Statt finden können. Was nun die ordentlichen Gerichte betrifft, an welche man ihm ſich zu wenden gerathen hatte, ſo brauche ich nur zu bemerken, daß dieſen über dergleichen Gegenſtände keine Gerichtsbar-

„keit zuſteht, ſondern daß Priſenſachen und alles, was de-
„nen anhängt, als Koſten und Schaden, und alles andere
„ausſchließlich vor die Admiralitätsgerichte gehöre.“

„Alles Ungemach dieſes Falles, ſo drückend es auch im-
„mer iſt, entſpringt bloß aus dem Verſäumniß, welches der
„Eigenthümer oder deſſen Agent ſich zu Schulden kommen
„laſſen, und welches **Soren** damit zu rechtfertigen oder
„zu entſchuldigen ſucht, daß er in dieſer Hinſicht übel bera-
„then ſey. — Wenn eine Landesregierung Gerichtshöfe an-
„ſtellt, und einen ordentlichen Rechtsweg verſchreibt, um
„das Unrecht gut zu machen, welches von ſeinen Unterthan-
„nen den Unterthanen fremder Mächte wiederfahren iſt, ſo
„hat Sie alles gethan, was wechſelſeitige Nationalverhält-
„niſſe fordern. Schlägt man denn ſolche rechtliche Wege
„nicht ein, unter Vorgabe, man ſey ſchlecht berathen wor-
„den, ſo iſt dies meines Wiſſens nie ein gültiger Grund ge-
„weſen, die Gerechtigkeit dieſes Landes in Anſpruch zu neh-
„men. Indeß iſt man dem Supplikanten die Bemerkung
„ſchuldig, daß er ſich laut ſeiner Darſtellung um die König-
„liche Regierung ein ausgezeichnetes Verdienſt erworben, in-
„dem er die Truppen Sr. Majeſtät auf ſeinem Schiffe nach
„Barbadoes brachte, als die **Iſabelle** zum Transport
„deſſelben unfähig war. **W. Scott.**

Den 27. Sept. 1798.“

Nach allen günſtigen Verwendungen der Lords **Grenville** und **Dundas** für Soren erhielt dieſer endlich im Julius 1799 die Nachricht, daß die Herren der Schatzkammer dem Transportamte aufgetragen hätten, ihm 500 Pfund Sterling auszuzahlen. Dies war ihm ſehr unerwartet, da **Tarleton** und **Backhouſe** für den Transport von ungefähr 60 Mann in dem Teneriffa Paketboote 1500 Pfund Sterling bezahlen müſſen, und daß alſo nach dieſem Maaßſtabe der Transport der noch übrigen 150 Mann in der Entrepriſe ſich auf 3750 Pfund Sterling belaufen würde. Man ließ ihm aber merken, daß er nichts zu hoffen hätte, wenn er dieſes Anerbieten nicht annähme. Die Verlegenheit alſo, in die er durch ſein ganz zerſtörtes Vermögen bereits gerathen war, brachten ihn zu dem Entſchluſſe, die angebotene Summe anzunehmen.

Der Einwurf gegen die von Soren verlangte Vergütung iſt, daß er die gehörige Zeit verſäumt habe, ſeine Forderung einzureichen. Allerdings hat ein Admiralitätsgericht allein und ausſchließlich das Recht zur Entſcheidung der Frage über Priſe oder nicht Priſe, und wenn es einmal über den Hauptpunkt erkannt, ſo hat es zugleich das ausſchließliche Recht, Koſten- und Schadenerſatz zu dekretiren, wenn die Beſchaffenheit der Wegnahme dieſes rechtfertiget. Man muß eingeſtehen, daß ein Reſtitutionsdecret durchaus nicht als Folge in ſich ſchließt, daß die Aufgebrachten zu einer Klage auf Koſten und Schadenerſatz berechtiget ſind: auch muß zugeſtanden werden, daß wenn die klagenden Parteien es unterlaſſen, zu gehöriger Zeit und vor dem eigentlichen Tribunale ihre Klage auf Erſatz von Koſten und Schaden einzureichen, man den natürlichen Schluß machen könne, daß ſie ſelbſt eingeſtehen, ihr Fall berechtigte ſie nicht, dergleichen zu verlangen; auch kann man nicht läugnen, daß St Barke, wenn gleich nicht ſpeciell conſtituirt, doch im rechtlichen Geſichtspunkte wirklich Sorens Agent, und Soren aus eben dieſem Geſichtspunkte betrachtet, durch ſeines Agenten Thun oder Laſſen verpflichtet war; aber eben ſo wenig kann doch auch geläugnet werden, daß jemand durch

Schuld ſeines Vertreters groſses Unrecht leiden kann, ohne ſich eben bewußt zu ſeyn, daß es ſeiner Sache an Gründen mangle; und daß ihm durch Zufall oder Mißgeſchick, oder durch die Ränke ſeines Gegners der Weg weiterer Rechtshülfe durchaus verſperrt werden könne, ohne daß er deshalb ſein Recht zu Anſprüchen auf die Entſcheidung von Seiten der Regierung verwürkt habe, durch deren Diener und deſſen ſchändliche Thaten er in Verderben geſtürzt worden iſt.

Dies iſt nun gerade der Fall mit Soren. Er war in eine Lage verſetzt, wo er entweder gar nicht, oder unter den kränkendſten Umſtänden (im Steuerraume) ſeinem Eigenthume an den Ort hätte folgen können, wo er in Perſon den Schutz und die Gerechtigkeit des eigentlichen Tribunals anzuflehen im Stande geweſen wäre. Aber auch ſeinem Vertreter ſcheint es, könne man nichts zur Laſt legen. — St. Barbe gab allerdings behörigen Ortes und zu rechter Zeit ſeine Klage auf Erſatz von Koſten und Schaden ein; dieſe wurde nun unnütz durch Potters Ränke, der es ſo einzuleiten wußte, daß Schiff und Ladung als der Admiralität anheim gefallen anzuſehen ſey, an eben dem Tage, wo ſeine Supplik in Ueberlegung genommen werden ſollte. Ehe die zweite Klagſchrift übergeben werden konnte, machte ſich Potter, der doch allein nur in Koſten- und Schadenerſatz zu verurtheilen war, aus dem Staube, und hinterließ kein Vermögen, welches zu dieſem Behufe mit Arreſt hätte belegt werden können; der königliche Advocat bezahlt keine Koſten und Schaden, in gegenwärtigem Falle handelte er bloß in ſeinen Dienſtverhältniſſen auf Anſtiften Potters; es muß alſo dem Zufalle oder höchſtens einem verzeihlichen Mangel an Vorſicht abſeiten des Capitain St. Barbe oder ſeiner Rathgeber, oder den

Ränken **Potters** zugeſchrieben werden, daß die gehörige Zeit, Rechtshülfe zu ſuchen, verſtrichen war.

Im vorliegenden Falle läßt ſich wohl nicht behaupten, daß die Regierung nach ſtrengen moraliſchen Grundſätzen verpflichtet war, **Soren** für ſeine fehlgeſchlagene Hoffnung auf ſpeculativen Gewinn von ſeiner Reiſe zu entſchädigen; jedoch bei aufmerkſamer Durchleſung ſeiner Sache wird der unpartheiiſche Leſer es wohl ſchwerlich unbillig und übertrieben finden, daß Soren ſich Hoffnung machte, das Mißverhältniß zwiſchen dem Einkaufe ſeiner Ladung und dem Ertrage deſſen, was der Raubſucht des Kapers noch entgangen war, nebſt der vollen Fracht für den Transport der Truppen von Teneriffa nach Barbadoes vergütet zu ſehen. Seine Anſprüche auf die letzte können ſchwerlich nach ſtrengen Rechtsgrundſätzen beſtritten werden, ob er gleich vielleicht nicht im Stande ſeyn möchte, durch irgend eine Art von Prozeß von den Commiſſarien des Transportamtes etwas zu erhalten, weil er mit ihnen nicht contrahirt hatte.

F.

VII.
Gedichte.

1.
Der Kritikaſter und der Trinker.

Der Kritikaſter.

Im Erker, im Verſchlag von Holz
Sitz' ich auf einem Faſſe
Voll ſchwarzer Tint' und Blicke ſtolz
Hernieder in die Gaſſe.
Die ſpitze Feder hinterm Ohr,
Die ich zur Rache führe,
Zieh' ich, gleich einem Schwerdt, hervor,
Und re — und re — zenſire.

Der Trinker.

Im kühlen Keller ſitz' ich hier
Auf einem Faß voll Reben,
Bin guten Muths, und laſſe mir
Vom allerbeſten geben.
Der Küper holt den Heber vor
Gehorſam meinem Winke,
Füllt mir das Glas, ich halt's empor,
Und trink' — und trink' und trinke.

Der Kritikaſter.

Mich plagt der Dämon Eitelkeit,
Ein großer Mann zu ſcheinen,
Drumm ſuch' ich ſtets mit Dreiſtigkeit
Das Große zu verkleinen.
Und wenn an einem Kunſtwerk ich
Ein Fleckchen nur verſpüre,
Zieh' ich's an's Licht und brüſte mich,
Und kurz, — ich rezenſire.

Der Trinker.

Mich plagt der Dämon: Durſt genannt,
Und um ihn zu verſcheuchen,
Nehm' ich ein Deckelglas zur Hand,
Und laß mir Rheinwein reichen.
Die ganze Welt erſcheint mir nun
In roſenrother Schminke,
Ich könnte keinem Leides thun,
Denn kurz — ich trink' — ich trinke!

Der Kritikaſter.

Doch ach! das Große bleibt wohl groß,
So keck ich's auch verachte,
Und neidend der Beglückten Loos,
Nach gleichem Ruhme ſchmachte.
Ich bin ein armer, armer Gauch,
So ſehr ich mich auch ziere,
Ich bleibe klein, und wenn ich auch
Zeitlebens rezenſire.

Der Trinker.

Allein mein Durſt vermehrt ſich nur
Bei jedem friſchen Becher,
Dies iſt die leidige Natur
Der echten Rheinweinzecher;
Doch tröſt' ich mich, wenn ich zuletzt
Vom Faß zu Boden ſinke;
Ich habe keine Pflicht verletzt,
Denn ich — ich trink' — ich trinke.

Müchler.

2.

Die glückliche Inſel.

Frey nach Parny.

Laß, Holde, uns aus dieſer Oede ſcheiden:
Um unſres Lebens ſchönſte Hälfte trügt
Die Hoffnung uns; der Liebe ſtille Freuden
Stört leiſe Furcht, die keine Macht beſiegt.
Uns winkt das Meer durch ſeine weite Bläue
Zu einer Inſel, die kein Schiffer grüßt;
Den Kühnen ſchrecket eine Felſenreihe,
Die, wie ein Heiligthum, ſie dicht umſchließt!
Die Ananas verſtrömt hier ſüße Düfte;
Mit vollen Händen ſtreute die Natur
Die reichſten Gaben auf die ſchöne Flur;
Ein ew'ger Weſt durchweht die heitern Lüfte,
Und Silberbäche, die zum Meere ziehn,
Durchmurmeln plätſchernd das belebte Grün;
Stets prangt der Baum mit Früchten und mit Blüthen,
Die dem Erſchöpften ſüße Labung bieten!
O Theure, ſprich, ſcheint dieſes Eyland's Enge
Nicht, ein Aſyl, für uns beſtimmt zu ſeyn?
Der Ocean ſchließt es geſichert ein
Und um uns lärmet keine laute Menge;

Kein Vorurtheil darf ſein Bewohner ſcheun;
Dort kannſt du den, der dir ſein Herz gegeben,
Sein Flehn erhörend, zu den Göttern heben!
Wie froh entfließt uns dort die ſchnelle Zeit,
Dicht an einander iſt die Luſt gereih't! —
Nicht Ruhm und Reichthum wünſch' ich zu erſtreben,
Wenn ihren Kelch mir nur die Liebe beut!
O komm, Geliebte! Keine Wolke dräu'et;
Die Nacht iſt ſchwarz, auf, laß uns freudig eilen;
Was wollen wir an dieſem Ufer weilen?
Ihm ſey ein frohes Lebewohl geweiht! —
Siehſt du die Venus den Olymp beſteigen?
Sie lächelt günſtig auf die naſſe Bahn.
Es heißet Aeol alle Winde ſchweigen,
Und nur ein Zephyr wird uns leiſe nahn;
Den rechten Pfad wird uns die Liebe zeigen,
Uns ſicher führen durch den Ocean!

Rühs.

3.

Die Wünſche.

Aus der Gegenwart ſtreben des Menſchen luſtige Wünſche;
Wünſche nähret das Kind und noch am Grabe der Greis;
An die Erfüllung des einen reihet die Hoffnung den andern
Und der erſte verbirgt ſchon zu dem zweiten den Keim.
Manchem nicken die Götter, die hehe gnäd'ge Gewährung;
Dieſem verleihn ſie die Kunſt, die einſt Homeros geübt;
Flüſtern Lieder ihm zu, die horchende Menge zu rühren;
Selbſt in der rauheren Bruſt ruft er Empfindungen wach.
Jenem heben ſie auf den dichten, heiligen Schleier,
Der, o weiſe Natur, dich vor der Menge verbirgt;
Schätze gewähren ſie dieſem, Gold und blinkendes Silber,
Reichbeladen erſcheint glücklich im Hafen das Schiff;
Vielen gelingt es auch Ehre ſich zu erkämpfen, der Lorbeer
Schmückt, nach glücklichem Streit, herrlich des Muthigen Stirn;
Der, im Gefolge des Herrſchers, dünket ſich groß und am Hofe
Wird, was er ſucht, ihm gewährt, Titel und Orden und Rang;
Jener umflattert die Reihen zierlicher Schönen und ſeufzet:
„Nickte gewogen mir doch immer der liebliche Kreis!“
Wie ſo begierig ſtreben nach dieſen Gütern die Menſchen,
Mögen ſie andre erfreu'n, nimmer begehrte ich ſie;
Eines weiß ich, o Freunde, von allen nur Eines zu wünſchen;
Was er hienieden bedarf ſchafft ſich der Mäßige leicht:
„Mag in der glühenden Bruſt mir nimmer die Liebe erkalten
Und Diotima ſey ewig dem Liebenden hold!

Rühs.

4.

Fortuna und die Muſe.

Fortuna und die Tochter Apollon's lebten im ewigen Streite. Und wohin wohl können Göttinnen den Schauplatz ihrer Zwietracht verlegen, als auf die Erde? — Das wachſame Auge des richtenden Zeus erhielt im Olymp immer wenigſtens einen ſcheinbaren Frieden, und da mußten die armen Sterblichen wieder das Werkzeug der ſtreitenden Göttinnen ſeyn, die vom Himmel herab, eben ſo mit ihren kleinlichen Waffen gegen einander manövrirten, wie auf Erden zwiſchen Damen der Nadelkrieg geführt wird.

Liebte die Muſe einen edlen Jüngling; ſo ſuchte Fortuna ihn mit allem Unglücke zu verfolgen, welches die Armuth über die Sterblichen verhängt, und ſchüttete dieſe das güldene Füllhorn ihrer Herrlichkeiten auf einen Menſchen, ſo floh die Kamöne ihn faſt immer mit ihren Freuden.

Oft wurde die Muſe erweicht durch das Unglück ihrer Lieblinge, und bot zärtlich die Hand zu einem ſchweſterlichen Vergleiche, den aber die ſtolze Fortuna immer mit Härte von ſich wies. —

Viele der Erdenſöhne klagten zum Himmel und flehten das Geſchick an: dieſen unglückverhängenden Streit zu beenden — Noch waren die Unſterblichen nicht durch die Verbrechen der Menſchen auf immer von der Erde verſcheucht; darum eilte Zeus, mit ſeiner Tochter der weiſen Themis zur

Erde, um dort durch ein richtendes Urtheil auf immer den Streit der beiden Göttinnen zu beenden.

Beide Göttinnen hatten durch wechſelſeitige Fehler den Streit und das Unglück, welches er im Gefolge hatte, erzeugt. Der freie Scherz der Muſe, ihre treffende Satyre, ihre launigen Einfälle veranlaßten auf der einen Seite die Zwietracht, welche auf der andern der Hochmuth, der Geitz, der Stolz und die Hartherzigkeit der andern Göttinn verlängert hatte.

Zeus reichte der Themis eine Waage, und wandte eine Binde um ihre Augen, damit ſie nicht ſehe, welches der Looſe ihrer Freundinnen ſich hebe, und welches unterginge. Dann legte er das Unrecht beider Göttinnen in eine Waagſchaale. „Beende nun, o Tochter! ſprach er, den Streit deiner Geſpielinnen, und verkünde das Recht, welches diejenige beſtrafen ſoll, deren größere Schuld die Waagſchaale zur Erde ſenkt, nach der hohen Weisheit, welche Pallas Athene dir vor allen deinen Schweſtern verlieh! —“

Diejenige von Euch, ſprach Themis mit feierlichem Ernſte, deren größere Schuld die Schaale niederdrückt, müſſe in Zukunft nur dadurch die höhern Freuden ihren Lieblingen verleihen können, daß ſie ſchweſterlich die andere, deren Schuld die leichtere iſt, um ihren gütigen Beiſtand bittet. Die weniger Schuldige ſchenke ihren Freunden ihre Huld, und mache ſie ſo glücklich, als ſie dadurch ſeyn können, daß ſie weislich zu entbehren wiſſen, was ihnen, des alten Streites eingedenk, vielleicht die andere Göttin verſagt. —

Und ſiehe, es war Fortunens Schaale, welche ſich hernieder ſenkte. — Beide Göttinnen unterwarfen ſich dem

Ausſpruche ihrer Schweſter, und kehrten mit ihrer weiſen Freundin zur olympiſchen Wohnung zurück.

Noch jetzt zeigen uns die Kunſtwerke des Alterthumes die Themis, mit verbundenen Augen und einer Waagſchaale in ihrer Rechten. Verlaſſen gleich jetzo die unſterblichen Götter nicht mehr die Höhen, auf welchen Hebe ihnen die Nektar-Schaale reicht, ſo lehret uns doch ewig dieſe Sage der Vorzeit die Kunde von der Liebe des Zeus zu den Menſchen und der Gerechtigkeit ſeiner weiſen Tochter. —

Friedrich Cramer aus Quedlinburg.

VIII.

Politiſche Zeitgeſchichte.

Januar und Februar.

(Fortſetzung.)

Indem ſich ein Krieg unter Mächten entſpann, die bis auf Dänemark während der neueſten Periode der Weltgeſchichte wider Frankreich die Waffen geführt hatten, um nun einen Grundſatz des Völkerrechtes durch das Kriegsfeuer zu läutern, welchen man aus Leidenſchaft wider die franzöſiſche Republik durchaus in Vergeſſenheit geſtoßen zu haben ſchien: erreichte der lange Kampf zwiſchen den beiden Hauptmächten, die in den letzten blutigen Jahren ſich gegen einander gelagert hatten, durch den Frieden zu Luneville ſein Ende.

Ganz in jenem Geiſte, welchen Bonaparte, auch in jene Zeiten der Revoluzion, die ſeiner durchaus unwürdig ſind, hineingelegt, weil er ſtets des Unterſchiedes zwiſchen den momentanen Regierungen und der Nation eingedenk iſt, ſpricht die Ankündigung des Friedens von Luneville, welche von den Konſuln an das geſetzgebende Korps, das Tribunat und den Senat gelangte. „Der Friede auf dem feſten Lande, hieß es, iſt zu Luneville unterzeichnet worden. Er iſt ſo, wie ihn das franzöſiſche Volk verlangte. Sein erſter Wunſch war die Rheingränze. Unglücksfälle hatten ſeinen Willen nicht erſchüttert; Siege konnten ſeine Forderungen nicht vermehren. Nachdem es die ehemaligen Gränzen Galliens wieder hergeſtellt hatte, war es ihm Pflicht, der Freiheit Völker wieder zu ſchenken, die durch gemeinſchaftlichen Urſprung gleiches Intereſſe und Sitten eins mit ihm ſind. Die Freiheit Ciſalpiniens und Liguriens iſt geſichert.“

Man kann dieſe Ankündigung des Friedens von Luneville nicht vernehmen, ohne von hiſtoriſchen Erinnerungen, Vermuthungen, Ahndungen erſchüttert zu werden. Wer zweifelt nicht mit Recht, ob Unglücksfälle den Willen des franzöſiſchen Volks in Hinſicht auf die Rheingränze nicht erſchüttert haben würden, wenn der erſte Konſul nicht die ſchwachen Direktoren hinabgeſtürzt, und ſeine Stärke dem Kriegsglücke der Ruſſen und Oeſtreicher entgegengeſtellt hätte? Die ehemaligen Gränzen Galliens gegen Deutſchland ſind wieder hergeſtellt: die Gränzen jener Zeit, da die Deutſchen ſich freier prieſen, als die Gallier, weil dieſe ſchon mehr die Sklaven der Verfeinerung des Lebens waren. Weniger ſind dies auch jetzt noch die Deutſchen; ſie ſind dem Charakter und Geiſte nach auch jetzt noch freier, als Galliens Bewohner; republikaniſcher als die galliſchen waren vor zwei Jahrtauſenden auch ihre Verfaſſungen; doch freier nur darum, weil jeder Hausvater in ſeinem Kreiſe ein vortreflicher König war. Aber wer ſind jene Völker, welche durch gemeinſchaftlichen Urſprung, gleiches Intereſſe und gleiche Sitten eins ſind mit dem franzöſiſchen? und welche dieſes der Freiheit wieder geſchenkt hat? Nur von den Belgiern kann hier die Rede ſeyn, auf keines der übrigen Länder, die entweder mit der franzöſiſchen Republik vereinigt ſind, oder in Freiſtaaten nach der wechſelnden Form von jener umgeſchaffen wurden, laſſen ſich dieſe Zeichen anwenden. Die Bürger Ciſalpiniens und Liguriens haben freilich dieſelben Ahnherren mit den franzöſiſchen Bürgern gehabt; aber welches Gemiſch von Völkern hat dem galliſchen Blute in dieſen wie in jenen ſeine Urbeſchaffenheit genommen? Das würde freilich der höchſte Triumph der franzöſiſchen Republikaner ſeyn, wenn ſie dort, wo ihr Urvolk noch in ſeiner Reinheit lebt, wenn ſie auf den iriſchen Gefilden und den ſchottiſchen Hochgebirgen die Fahnen ihrer Freiheit wehn laſſen könnten. Aber der Begriff von Souveränität des Volkes wird die Nebelgeſtalten von Oſſian und ſeinen Helden nicht an den Rand der Wolken rufen

Die Geſchichte von faſt zwei Jahrtauſenden bringt die Ankündigung des Friedens von Luneville in Anregung: der Inhalt des Friedens wird für eine lange Zukunft Epoche machen.

Seit dem verhängnißvollen Zeitpunkte, da ſich die öſtreichiſche und franzöſiſche Macht in den Niederlanden begegneten, in Italien bekämpften, und jene, indem ſie und Spanien von Einem Haupte beherrſcht wurden, nun dieſe gleichſam in die Mitte faßte, um ſie zu erdrücken: ſeit jenem Zeitpunkte hatte das Verhältniß zwiſchen Frankreich und Oeſtreich in Italien und den Niederlanden nie gänzlich ausgemittelt werden können. Die Leidenſchaft wider jenes Genie und Glück, wodurch die preußiſche Monarchie entſtand, vereinigte endlich die beiden alten Nebenbuhler; aber dieſe Vereinigung war trotz ihrer momentanen Wirkungen ein Schattenbild, wie alle Erſcheinungen, welche von der Leidenſchaft in die politiſchen Verhältniſſe gebracht werden. Ehe dies gänzlich offenbar wurde, lag der Bourboniſche Thron zertrümmert. Ihn wieder herzuſtellen, focht die öſtreichiſche Macht, und der Ausgang des Kampfes iſt, daß alle alte Fehde zwiſchen ihr und der franzöſiſchen geendigt ſeyn kann, welches bei den vorhergehenden politiſchen Verhältniſſen zwiſchen beiden nicht möglich war.

Die Belgiſchen Provinzen ſind durch den Frieden von Luneville ein Theil des franzöſiſchen Gebietes; von dieſer Seite iſt die Flamme politiſcher Eiferſucht erſtickt. Kaum berührt das öſtreichiſche Haus noch Italien. Der Thalweg der Etſch iſt die Gränzlinie geworden, wodurch es von Republiken geſchieden iſt, deren Intereſſe ſich auf das innigſte in das franzöſiſche verſchlingt. Selbſt eine öſtreichiſche Nebenlinie durfte ſich nicht in das weitere Italien erſtrecken. Der Großherzog von Toskana hat dem Infanten, Herzog von Parma, einem Sprößling vom bourboniſchen Stamme, ſein Land überlaſſen. In Venedigs Lagunen müſſen die Nachkommen Karls des Fünften den Fuß ſenken, welchen ſie in Italien ſetzen wollen; und doch war es einzig Venedig, welches ſich von den italiäniſchen Staaten, ſelbſt unerſchüttert, während des langen Kampfes erhielt, den die Habsburger und Bourboniden um die Oberherrſchaft in Italien ſo blutig kämpften.

Der Rhein iſt die Gränze zwiſchen der franzöſiſchen Republik und dem deutſchen Reich geworden, und mit dem jenſeitigen Deutſchland iſt jener Punkt verloren, auf welchem Frankreich ſo oft von Oeſtreich angegriffen wurde. So iſt die Erfüllung des Wunſches der weiſeſten franzöſiſchen Herrſcher, welchen Heinrich der Vierte am glühendſten hegte, endlich erreicht worden. Er beſtand darin, daß Oeſtreich aus dem ganzen ſüdlich-weſtlichen Europa verdrängt werden, jenſeit des Rheines in Deutſchland nur eine wankende Macht beſitzen, und mit Sicherheit nur im Oſten und Norden das Daſeyn haben möge.

Indem die Verhältniſſe zwiſchen der öſtreichiſchen und franzöſiſchen Macht, nachdem ſie ſo viele Jahrhunderte hindurch ſich verwirrt hatten, endlich aufgelöſet wurden, verwickelte man deſto mehr die Angelegenheiten des deutſchen Reichs. Nicht nur die erblichen Fürſten, die jenſeit des Rheins Beſitzungen hatten, ſondern auch der Großherzog von Toskana und der Herzog von Modena, welchem ſchon vorläufig der Breisgau beſtimmt iſt, ſollen im Schooß unſers deutſchen Vaterlandes ihre Entſchädigung finden. Woher ſoll die Beute zu dieſen Entſchädigungen genommen werden? Eine Frage, über welche der Satz im Friedensſchluſſe, daß nur die *erblichen* Fürſten, die jenſeit des Rheins Beſitzungen hatten, entſchädigt werden ſollen, vielleicht einigen Aufſchluß giebt. Es liegt im Geiſte des Zeitalters, daß die geiſtlichen Territorialbeſitzungen im deutſchen Reiche aus demſelben Geſichtspunkte, wie alle die Einrichtungen betrachtet werden, wo eine weltliche Macht auf religiöſe Verpflichtungen gepfropft iſt. Sie werden bei dem jetzigen großen Spiel wahrſcheinlich nicht verſchont werden. Aber die übrigen Formen des deutſchen Reichs und die Mächte, welche durch dieſelbe beſtehn, wird man ohne Zweifel erhalten. Weder politiſche Nothwendigkeit, noch der Geiſt des Zeitalters drängt zu einer Vernichtung derſelben. Hingegen wird die franzöſiſche Republik immer wünſchen, Deutſchland unter viele Mächte vertheilt zu ſehn, weil es ihr ſehr furchtbar ſeyn könnte, als Eine Macht oder in zwei große Staaten vertheilt.

Oeſtreich hat, weil bei ihm das Kaiſerthum ruhet, unfehlbar das Intereſſe, das deutſche Reich als ein Ganzes zu erhalten; und Preußen hat in demſelben ſeinen eigenthümlichen Punkt, auf welchem es am weiſeſten, rechtlichſten und ſicherſten in die Weltbegebenheiten eingreift.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Rhode.

Omnibus aequa.

Mai 1801.

I.

Theologie.

Sie haben im zweiten Stücke Ihrer Eunomia, der von dem Hrn. D. F. V. Reinhard zu Dresden, am Gedächtnißtage der Kirchenverbeſſerung vorigen Jahres gehaltenen Predigt, als einer an ſich, und durch ihre Folgen gleich merkwürdigen Erſcheinung unſerer Zeit gedacht. Es iſt billig und gerecht, daß, als eines eben ſo wichtigen, wenn gleich durch kein Reſcript ſanctionirten Gegenſtandes, in Ihren Blättern auch der

Predigt am Feſte aller Zeugen und Märtirer der Wahrheit, von D. Wilhelm Abraham Teller. Jena, bei Frommann. 1801. 30 S. gr. 8.

Erwähnung geſchehe. Denn enthält dieſe, nicht wirklich gehaltene Predigt, auch nur das, worüber in unſerm Zeitalter, dem Himmel ſey es gedankt! nicht unter gelehrten Theologen bloß, nein! unter wahrhaft aufgeklärten Laien aller Stände, weiter kein Streit mehr iſt: ſo erhält ſie doch durch die edle, anmaßungsloſe Sprache, in der ſie verfaßt iſt, als Gegenſtück jener Reinhardiſchen Predigt, — denn wer ſieht es nicht auf den erſten Blik, daß ſie dieß ſeyn ſoll? — und durch die von ihrem ehrwürdigen Verfaſſer jenen beſſern Grundſätzen ertheilte Sanction einen Werth, den ihr keine höhere Inſtanz, und keine obrigkeitliche Verordnung, weder zu geben, noch zu nehmen im Stande iſt.

Hr. O. C. R. **Teller** eröffnet dieſe Predigt mit dem Wunſche, es möchte alljährig das verdiente Andenken der Zeugen und Märtirer der chriſtlichen Wahrheit durch eine beſondere Kirchenfeier unter uns erneuert werden, und ſchlägt dazu in Ländern, wie Sachſen, das bereits eingeführte Reformationsfeſt vor, um über Luthern nicht ſeine hochverdienten Vorgänger und Nachfolger zu vergeſſen, in andern Gegenden aber, wo jenes Feſt nicht üblich iſt, etwa den Sonntag Epiphanias, wo die morgenländiſchen Weiſen, gewiſſermaßen die erſten Zeugen von Jeſu, eine ſchikliche Gelegenheit zu einer ſolchen Feier darbieten.

Text: Hebr. XII. 1, 2.

Wie Paulus hier die aus dem Judenthume neubekehrten Chriſten auf ihre Vorväter, vorzüglich aber auf Jeſum, als Zeugen der Kraft des Glaubens und des Vertrauens auf eine gute Sache zurückweiſet, ſo erinnert hier der Verfaſſer

I. an die Zeugen und Märtirer der religiöſen Wahrheit in der chriſtlichen Kirche, und zeigt dann

II. wozu nun uns dieſes Andenken nützlich ſeyn ſoll.

Nachdem feſtgeſtellt iſt, wer unter dem Namen Zeugen und Märtirer der Wahrheit zu verſtehen ſey, gedenkt Hr O. C. R. Teller der frühern derſelben mehr im Allgemeinen, kommt dann auf die Menſchenſatzungen, durch welche im mittlern Zeitalter das ſanfte Joch Jeſu in eine drückende Laſt verwandelt ward, und endlich ſpecieller auf die Männer, die ſich ſpäterhin vor, mit und nach Luther, mit Aufopferung ihrer Ruhe, ihres irdiſchen Glückes, ja ſogar ihres Lebens, die urſprüngliche Simplicität und Würde des Chriſtenthums hervorzuziehen, und unter ihren Zeitgenoſſen zu fördern beſtrebten.

In Rückſicht auf das, wozu uns das Andenken an jene Männer nützlich ſeyn ſoll, beſchränkt der Hr Verf. ſich auf die Ermahnung: Laſſet uns Gott anbeten, dieſe Anbetung immer feſt an das Gedächtniß jener anknüpfen, immer darauf zurück kommen, immer darin endigen.

Wir beten aber Gott an:

Durch Dank und Preis für die Auserwählten, durch die er von Zeit zu Zeit, auch in der Chriſtenheit, die evangeliſche Wahrheit hat verkünden laſſen. S. 17.

Durch Anerkennung ſeiner Weisheit, indem er jene Würdigen nur nach einer gewiſſen Zeitfolge hintereinander hat auftreten laſſen. S. 19.

Durch in Ehren halten jener Männer ohne Vergötterung. S. 25.

Durch Anheimſtellung des Urtheils über die Nebenabſichten wenigſtens mancher unter dem Haufen Zeugen, die auch wir vor uns haben, an Gott, den Herzenskündiger. S. 18.

Durch den Wunſch, daß doch die Zeit kommen möge, da, nach der Verheißung Jeſu, eine Heerde und ein Hirte werden ſoll. S. 19.

Es fällt ſchwer einzelne Stellen, zunächſt aus dieſem zweiten Theile der Predigt auszuzeichnen, ſo wahr und überzeugend, ſo warm und treffend iſt hier alles; alles ſo ganz aus dem Herzen gefloſſen, und aus ihm zum Herzen geredet. Ich hebe nur einige Punkte aus.

Was iſt Wahrheit? S. 18. — Was that und wußte Luther thun? und was hat der Religionslehrer itzt, ganz im Geiſte jenes Mannes zu thun? S. 19. — Ueber die Behauptung: Wir, keinen ausgenommen, ſündigen täglich viel. S. 22. — Luther begründete das Werk der Kirchenverbeſſerung, vollendete es aber nicht, wie er ſelbſt ſagt. S. 24. — Lutheraner, kein ſchicklicher Name unſerer Kirche (*). Beſſer evangeliſche Kirche. S. 26. u. ſ. w. u. ſ. w.

Möchte dieſe Predigt — und das wird ſie! — doch von recht Vielen geleſen werden, und vornämlich von denen, auf deren Mitwürkung zum Guten und Wahren hier ſo vieles ankommt.

Rink.

(*) Lutheraner iſt ein Name, den der bekannte Eck, der heftigſte Gegner Luther's, den Freunden und Anhängern dieſes Mannes zuerſt i. J. 1519 beilegte. Luther ſelbſt war mit dieſer Benennung ſehr unzufrieden. (S. a. Seckendorf Commentar. hist. et apologet. de Lutheranismo. Lips. 1692. Vol. I. S. I. p. 63.) und wir behalten ſie bei? ſuchen wohl gar noch eine Ehre darin, ſie zu behaupten?

II.

Bemerkungen über einige Behauptungen neuerer Schriftſteller, die Kunſt betreffend.

Faſt in allen Schriften die ſeit Winkelmann über Kunſt und Kunſtwerke erſchienen ſind, werden gewiſſe Säze über die Geſchichte der Kunſt, und die Bildung der Künſtler, gleichſam als Axiome aufgeſtellt, ohne daß man ſie — ſo viel mir bekannt iſt — jemals einer gründlichen Prüfung unterworfen hat. Heyne hat in ſeinen Erläuterungen der, von Tiſchbein herausgegebenen, Zeichnungen zum Homer, dieſe Säze am ſtärkſten ausgedrückt — ich will einige derſelben hier ausheben und mit Bemerkungen begleiten.

Der erſte dieſer Säze iſt:

> „Die griechiſchen Künſtler haben die bildende Kunſt erſchöpft — ſie überall auf den höchſten Gipfel der Ausbildung gebracht, den ſie fähig war."

Wenn dieſer Saz etwa ſo viel ſagen ſollte, als: unter den Künſtlern aller Völker, alter und neuer, von denen wir Kunde haben, verdienen die Griechen den erſten Plaz — kein anderes Volk darf mit ihnen wetteifern — wer könnte dann etwas dagegen haben? Die Wahrheit des Sazes in dieſem Sinne dringt ſich von ſelbſt auf. Aber in der Allgemeinheit wie er wirklich genommen wird — wer darf es wagen eine Grenze zu beſtimmen, über welche die Phantaſie in ihren Bildungen nicht hinaus kann? Wer darf ſagen: dieß Venusbild iſt die ſchönſte weibliche Geſtalt — nicht etwa die gebildet iſt, denn da hätte man vielleicht recht — ſondern die überall gebildet werden kann? Meine Phantaſie erkennt durchaus in keinem verfertigten Bilde eine Grenze der Art an. Es giebt kein Großes in der Natur, worüber ſie ſich nicht noch ein Größeres, kein Erhabnes, worüber ſie ſich kein Erhabneres, kein Schönes, worüber ſie ſich nicht noch ein Schöneres vorſtellen ſollte — und woher nehmen die Herren den Maßſtab, zu beſtimmen: wie weit die Phantaſie in der Realiſirung ihrer Forderungen gehen — wie weit die Geſchicklichkeit der Hand in der Darſtellung dieſer Ideen fortrücken könne? — Wenn man auch annimmt, was ich gern zugeſtehe, daß die Kunſt überall eine Grenze haben müſſe; daß es ein höchſtes Ideal der Schönheit z. B. gebe; daß nach einer allgemeinen Normal Idee in der Phantaſie gebildet werde — ſo kann aber dieſe allgemeine Normal Idee nie das Eigenthum eines Volkes, vielweniger eines Künſtlers werden, indem der höchſte Grad den jemand erreichen kann immer nur in einer Annäherung zu jener allgemeinen Idee beſteht; die eben, weil ſie allgemein iſt, nicht durch einzelne Vergleichungen gebildet werden kann.

Hätte die Kunſt höher ſteigen können, ſagt man, ſo wäre ſie unter den Griechen höher geſtiegen — ſie hatte ihr Maximum erreicht — blieb ſtehen und ſank wieder herab. Wie halb wahr! Sie hat unter den Griechen ein Maximum erreicht — in ſo fern die Geſchichte der Kunſtkultur uns bekannt iſt; aber ihr Maximum ſchlechthin? Ihr Maximum für den Menſchen überhaupt, oder nur für den Griechen? Was für Gründe könnte man haben, dies auch nur wahrſcheinlich zu machen. Sie ſank — nicht weil ſie ihr Ziel erreicht hatte und culminiren mußte, ſondern weil die äußern Urſachen, welche bis dahin den Griechen zur Kunſtkultur führten, aufhörten, und er einen andern Weg der Bildung zu betreten anfing.

Es iſt hier noch nicht der Ort, dieſe äußern Urſachen aufzuſuchen, und den Beweis dieſer Behauptung hiſtoriſch zu führen, da es in Hinſicht dieſes erſten Punktes gleichgültig iſt, ob man annimmt: der Grieche habe in der Kunſt noch fortſchreiten können, wenn er nicht durch äußere Urſachen in der Kultur derſelben geſtöhrt worden wäre; oder er habe bereits die höchſte Stufe erreicht gehabt, die er als Grieche erreichen konnte; wenn man nicht dieſen Griechen mit ſeiner ganzen Bildung zum Repräſentanten der Menſchheit überhaupt bei dieſer Gelegenheit machen will.

Die nächſte Folge, welche aus jenem Satze fließt, iſt dieſe:

> „Die Griechiſchen Künſtler haben die ſchönen Formen in aller Hinſicht erſchöpft, und ſie der ganzen Folgezeit als Muſter aufgeſtellt. Die Künſtler aller Zeiten haben nichts zu thun, als dieſe nachzuahmen."

Freilich fließt dieſer Satz aus dem vorigen, aber er iſt eben ſo unrichtig. In der Geſchichte der Kunſt der Griechen ſelbſt dringt ſich uns die Ueberzeugung auf: daß ſie noch im Fortſchreiten war, wie ſie wieder zu ſinken anfing; und durchaus noch einen höhern Gipfel der Vollkommenheit erreicht haben würde, wenn ſie nicht unterbrochen worden wäre. Der Beweis iſt klar. Wir finden die eigentlichen Ideale der Griechen nie in einem Bilde vollkommen ausgedrückt; wir müſſen, um ſie kennen zu lernen, immer mehrere untereinander vergleichen. An dieſem Venusbilde iſt die Stirn — an jenem die Naſe — an einem dritten der Buſen ſchöner; und der Künſtler war noch nicht unter den Griechen erſchienen, der dieſe einzelnen ſchönern Theile der einzelnen Bildniſſe in ein einziges Werk — als das Schönſte, zu verbinden gewußt hätte. In einzelnen Antiken ſind dieſe ganz vollkommenen Muſter alſo nicht enthalten; aber in den verſchiedenen Bildern jeder Gattung zuſammen genommen, ſagt man. Aus allen Bachusbildern läßt ſich das griechiſche Ideal des Bachus; aus allen Minerven das Ideal der Minerven lernen. Ich will nicht erwähnen, daß wir uns bei dieſem Verfahren — oder den Künſtler, der ſo die Griechen nachahmen ſoll — auf eine höhere Stufe der Kunſt ſtellen, als die, auf welcher die griechiſchen Künſtler einzeln genommen, insgeſammt ſtanden. Er ſoll umfaſſen, was jene einzeln thaten, allein beſitzen, was jene zuſammen beſaßen. Wir denken uns die Kunſt der Griechen dabei, wie zwar kein einzelner Künſtler, wie ſie aber die Nation beſaß. So glaub ich, daß etwa Heyne verſtanden ſeyn will, wenn er behauptet: daß in den griechiſchen Muſtern, die Formen des Schönen erſchöpft ſind.

In den Idealen der Griechen alſo, die ſie von Göttern und Heroen bildeten; vom Jupiter bis zum Satyr, von der Juno bis zur Meduſe, vom Herkules bis zum Ganimed — überall iſt der Ciclus der ſchönen Formen erſchöpft und als Muſter dargeſtellt. Er läßt ſich nicht vermehren — nur nachahmen. Womit wollte man irgend beweiſen, daß die Vermehrung oder Uebertreffung dieſer Ideale unmöglich wäre? Aus der Erfahrung? nun das Nichterfahren haben iſt doch wohl kein Beweis der Unmöglichkeit! Aus den Kräften des Menſchen? Wer kann ihr Maas in dieſer Hinſicht angeben?

Die Ideale des Chriſts, der Madonna, des Johannes u. ſ. w. ſind nicht aus den Antiken entlehnt; will man ihnen aber Schönheit abſprechen? Es ſind ſchöne Ideale, ſagt man, aber noch nicht ausgebildet genug. Hätte die Kunſt ſie höher bearbeitet, ſo wäre in einer reineren, edleren Ausbildung der Chriſt vielleicht in einen Apoll, die Maria in eine Veſta oder Venus übergegangen — So ſehr man auch zugeſteht, daß weder das Ideal des Chriſt noch der Madonna, ihre höchſte Ausbildung erhalten haben; ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß der Chriſt nie in das Ideal einer griechiſchen Gottheit oder eines Heroen übergehen — die Madonna weder eine Venus noch Veſta werden konnte, wenn man die Begriffe von beiden nicht zugleich verlaſſen und andere aufnehmen — daß heißt, die Ideale ſelbſt mit andern vertauſchen wollte. Es kann alſo allerdings mehr ſchöne Formen geben, als die griechiſchen Künſtler darſtellen, und jener Satz dient zu nichts, als die freie Kunſt in Gr[illegible]en zu faſſen, die ſie in ihrer Wirkſamkeit ſtöhren.

Spüren wir dem Urſprung jener Ideale nach, welche die Griechen bildeten, ſo formten ſich erſt in der Sage, in Gedichten Idealweſen, die man durch Begriffe beſtimmte. Apoll mit dem Bogen und Lorbeerkranz, Venus mit den goldnen Locken, waren früher in der Dichtung da, als irgend ein Künſtler ſie bildete. Jetzt ergriff die bildende Kunſt jene Idealweſen, und ſuchte ſie darzuſtellen, aber roh und unförmlich waren ihre erſten Verſuche, doch ſchnell ſchritt ſie fort. Der nachfolgende Meiſter übertraf immer ſeinen Vorgänger, jeder gab dem Ideale, das er bearbeitete, mehr Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Charakter; indem er von der Arbeit ſeines Vorgängers ausgieng, und nur fortbauete, was der erſte begonnen hatte. Das Bild der mediceiſchen Venus, iſt alſo nicht ſo wohl das Werk eines Künſtlers — nicht die Einbildungskraft eines Menſchen empfieng dies ſchöne Bild — es wurde nach und nach gebildet — es iſt das Reſultat einer Reihe von Kunſtverſuchen die ſich endlich in dieſer faſt vollendeten Geſtalt ſchließen.

Iſt dieſe Entſtehung der Idealbilder unter den Griechen zu erweiſen, wie es denn wirklich iſt, ſo iſt die Anwendung welche man davon macht, in Hinſicht der Bildung neuer Künſtler, ſo zweckwidrig als möglich. Die Ideale der Griechen erhielten früher durch ihre Dichter ihr Daſeyn, die Begriffe waren in dem Eigenthümlichen der Denk- und Handlungsweiſe des Volks gegründet; die plaſtiſche Darſtellung derſelben gieng nach und nach aus der, den Griechen eigenthümlichen Empfindungsart, aus ſeiner Anſicht der Natur und des Schönen hervor, und ſteht uns jetzt als das Reſultat mehrerer Generationen und Zeitalter vor Augen.

Jedes neuere Volk findet ſich, in Hinſicht der geſammten Denkart, in einer ganz andern Region. Keines, wenn es auch die Kunſt kultivirt, hat ſeine eigenen, aus ſeiner Denkart hergenommenen Ideen bearbeitet, oder ausgearbeitet. Wenn die chriſtlichen Künſtler zu Michel Angelos und Raphaels Zeiten auch auf dieſem Wege waren, ſo verließen ſie ihn wieder. Keiner ergriff das Ideal ſeines Vorgängers um es höher zu heben; ſie bearbeiteten nicht *ein* Ideal, ſondern jeder ſchuf ſich ſeine eigene Form, und ſo blieben ſie immer auf der Stuffe ſtehen, wo ſich die griechiſchen Künſtler befanden, welche die erſten Züge der Ideale darſtellten, welche ihre Nachfolger ſo ſehr der Vollkommenheit nahe brachten. So liegt die Kunſt noch unter uns, und in dieſer Lage entdeckt ſich der Fehler der ſie immer in ihrer Unvollkommenheit erhält.

Was hilft es aber nun einem jetzigen Künſtler, die Ideale der Griechen als ſeine einzigen Muſter vorzuſtellen? Iſt er fähig in wenig Jahren und einigen Werken, einen Kreislauf zurückzulegen, den die Griechen ſelbſt erſt in mehrern Generationen und Zeitaltern zurück legten? Reicht ſein Leben hin, die Vergleichungen, Verſuche und alles das zu machen, was ihn zu jener Höhe heben könnte? Man ſage nicht: der Schüler des Phidias wußte, da er anfing nicht mehr als der Schüler unſerer Zeit, und dieſer hat wie jener, in der Antike gleiche Muſter vor ſich. Wahr, aber außer den Muſtern, hatte jener den Phidias zum Lehrer — das vergißt man. —

Ueberhaupt nimmt man die Kunſt dabei, aus einem unrichtigen Geſichtspunkte, der nicht oft genug beſtritten werden kann. Der erſte Grieche, der ein Venusbild machte, hatte vielleicht ein eben ſo ſchönes Ideal in ſeiner Phantaſie als Phidias, dennoch glich ſein verfertigtes Bild mehr einem Klotz als einem Menſchen, denn ihm fehlte bei all ſeiner Phantaſie noch die eigentliche Kunſt — die Kunſt, das Bild ſeiner Phantaſie, was er in ſich hatte, nun in Marmor darzuſtellen. Denn dazu gehört ein langes Studium des menſchlichen Körpers in allen ſeinen Theilen, der Wirkung der Muskeln, der Veränderlichkeit der Formen und Züge nach der Einwirkung der Charaktere und Leidenſchaften u. ſ. w., ein langes Ueben, und die Erwerbung einer Menge mechaniſcher Fertigſelten. Fehlt es unſern heutigen Künſtlern wohl an Idealen in ihrer Phantaſie? Ich glaube nicht — wohl aber an der Kunſt ihre Ideen darzuſtellen, an der Kunſt die der Grieche ſich durch langes Studium, durch eine mehrere Generationen hindurch ununterbrochene Kultur, eigen machte.

Will ein Volk alſo die Kunſt kultiviren, muß es, wenn es irgend eine Stufe der Vollkommenheit erreichen will, ſeinen eigenen Weg gehen, wie ihn der Grieche gieng, muß nicht anfangen wollen, wo der Grieche aufhörte, ſondern ſtufenweiſe zu der Höhe empor ſteigen, worauf er jenen erblickt.

Man glaube übrigens nicht, daß ich durch dieſe Bemerkungen den Werth, oder richtiger: den Nutzen der Antiken beim Studiren des Künſtlers herabzuſetzen ſuche; im Gegentheile wünſche ich dadurch den eigentlichen Weg zu beſtimmen, auf welchem ſie ihm wirklich nutzen können. Sie gleichen jetzt dem Reſultat, das ſich aus ſchweren ſehr zuſammengeſetzten algebraiſchen Formeln ergiebt. Das bloße Nachſchreiben jener Formeln, wenn es auch am Ende daſſelbe Reſultat giebt, macht noch keinen zum Rechner — er kann es auf dieſe Weiſe gar nicht werden. Er muß die Kunſt bei ihren erſten Principien anfangen, und ſo wie er nach und nach weiter kömmt, wird ihm eine Formel nach der andern verſtändlich werden — er wird den Kreis um ſo ſicherer durchlaufen, da er das endliche Reſultat ſchon vor ſich hat — aber durchlaufen muß er den Kreis immer, muß ſelbſt das Reſultat finden lernen, wenn er ſich der Kunſt rühmen will.

Heyne ſagt in ſeinen Erläuterungen zum Tiſchbeinſchen Homer: „Welch ein ungünſtiges Geſchick waltet über die Menſchheit! Der gute reine Kunſtgeſchmack ſteht in ſo genauer Verbindung mit dem Sittlichſchönen. Gleichwohl hat ſich von dem Großen, Edlen, Schönen der Kunſt, welches die Seele vom Sinnlichſchönen zum Sittlichſchönen erheben konnte, ſo wenig erhalten müſſen! Auch dieſes Wenige, was ſich bis auf die neuern Zeiten, die wir Zeiten der wiederhergeſtellten Kunſt und Kultur nennen, erhalten hat, wie wenig iſt es größtentheils geſchont, erkannt und als Muſter betrachtet worden! Wie nah iſt das, was noch übrig war, wieder zu unſerer Zeit der Gefahr des völligen Untergangs gebracht! Einſt werden auch dieſe geringen Ueberreſte der alten Kunſt, und mit ihnen die Werke der großen Meiſter, die ſich nach den Alten bildeten, vernichtet ſeyn; welcher Geſchmack wird dann herrſchen! Schon jetzt, da man jene großen Muſter noch vor Augen hatte, ging die Kunſt bald zum Abentheuerlichen und zur Karrikatur über, bald verlohr ſie ſich im Gekünſtelten, Verfeinerten, Ueberladen Geſchmückten, und ſieht jetzt noch das Niedliche, Artige, Hübſche als ihren Triumph an. Werke der neuern Zeit, eben weil ſie neuer ſind, werden ſich ſpäter noch erhalten, und die Muſter für die entfernte Nachwelt ſeyn. Wie weit werden es nun erſt die Enkel, die ſich nach ihnen bilden werden, beim gänzlichen Verluſt der großen Alten, im Verſchönern, Verfeinern und Enjoliviren bringen!"

Eine trübe, melancholiſche Prophezeihung, die dem Enkel den Sinn für das Schöne abſpricht, nicht allein für das Sinnlichſchöne, ſondern beinahe ſelbſt für das Sittlichſchöne, zu dem er durch das erſtere gehoben werden könnte!

Die ganze trübe, niederſchlagende Ausſicht ruht auf folgenden Gründen: „Alles Erträgliche, was irgend ein neuer Künſtler hervorgebracht hat, hat er bloß den Antiken abgelernt, die ganze neuere Kunſt iſt nichts als Nachahmung jener einmal aufgeſtellten Muſter, und ſo wie dieſe Muſter ſeltener werden, ſo wie ſie nicht mehr nachgeahmt werden können — ſtirbt die Kunſt ſelbſt aus.“

Welche Behauptungen! wie unerwieſen und wie ſtreitend mit der Geſchichte der Kunſtkultur ſelbſt! So viel wird man doch wohl zugeſtehn, daß, in ſofern die Kunſt in der Natur des Menſchen gegründet iſt, ſofern er Anlage zur Kunſt hat — dieſe Anlage den Griechen nicht allein zu Theil ward; daß ſie uns beiwohnt und unſern Enkeln eben ſo wohl beiwohnen wird. Geſteht man dies zu, und dies muß man doch wohl, ſo kömmt es darauf an, dieſe Anlage zu entwickeln, zu bilden, und die Kunſt zu kultiviren. Aber unter allen Völkern kennen wir nur eins, daß ſeine Anlagen zur Kunſt ganz zu entwickeln ſuchte, und die Kunſt folglich zu einem hohen Grade der Vollkommenheit brachte — die Griechen. Die übrigen Völker ſind alle beim Anfange ſtehn geblieben. Fangen wir an nachzuforſchen warum? ſo zeigt ſich uns in der Art der Kultur der Kunſt unter den Griechen und den übrigen Völkern ein weſentlicher Unterſchied. Unter den Griechen bildete ſich ein Zirkel von Idealweſen, auf deren Bearbeitung ſich die ganze Nation legte, die der Dichter zu beſingen, der Mahler zu mahlen, der Bildhauer zu bilden ſuchte. Jedes erhielt ſeine beſtimmte Form, die von allen Künſtlern anerkannt, angenommen, verbeſſert, veredelt und gehoben wurde. Der zweite, der ein Jupiterbild machte, machte keinen andern Jupiter als ſein Vorgänger; er ſuchte das Bild deſſelben nur zu verſchönern. So ging dieſelbe Form — Gott weiß, durch wie viel verbeſſernde Hände, bis Phidias ihr die Vollendung gab. So iſt es nicht unter allen übrigen Völkern. Jeder Künſtler wählt nach Willkühr ſeinen Stoff, und ſchafft ſich die Formen ſelbſt, in welchen er ihn darſtellt. Jeder will und ſoll neu ſeyn. Ja man macht ein Verbrechen daraus, wenn er die Formen ſeines Vorgängers auch verſchönert, veredelt darſtellt — man nennt dies *geſtohlen*, und fordert, daß jeder durchaus Schöpfer ſeyn ſolle. Daher kommts dann, daß alle dieſe Künſtler, wie ich ſchon oben ſagte, immer auf eben der Stufe ſtehen bleiben, auf der die Griechen ſtanden, wie ſie ihre Ideale zu bilden anfingen.

Forſchen wir nach dem Grunde dieſer Verſchiedenheit der Kunſtkultur zwiſchen den Griechen und neuern Völkern; ſo fallen die Urſachen, als *äußere*, leicht in die Augen. Die Volksreligion, der ganze Denkkreis der Völker giebt ſie deutlich an. Alſo nicht in der Anlage zur Kunſt, in der Fähigkeit der Völker iſt der Grund zu ſuchen, daß die Griechen ſo hervorragen — ſondern in den äußeren Urſachen, die ſie einen ſo andern Weg in der Kultur ihrer Kunſt führten. Ja, vergleicht man einzelne Männer unter den neuern Völkern, z. B. Raphael mit den Griechen, und überdenkt, was er als Selbſtſchöpfer ſeiner Formen geleiſtet hat; ſo kann man, ſo weit ſeine Formen auch hinter den Idealen der Griechen ſtehn — ſich doch kaum des Gedanken[illegible]rwehren, daß er mehr geleiſtet habe, wie irgend ein Grieche, den wir aus ſeinen Werken kennen; weil ſeine Werke Schöpfungen eines einzigen Geiſtes, die Ideale der Griechen aber Schöpfungen der ganzen Nation ſind.

Die Urſachen nun, welche die Griechen auf den wahren Weg, die Kunſt zu kultiviren, führten, fallen jetzt, und vielleicht auf immer, weg. Zu Raphaels Zeiten gab der Zirkel der Heiligen der Kirche eine ähnliche Veranlaſſung, aber

Raphaels Nachfolger ahmten die Griechen in ihrer Methode nicht nach. Sie faßten nicht Raphaels Chriſt oder ſeine Madonna auf, und ſuchten ſie zu veredeln — ſie erfanden eigne Formen, und blieben hinter ihm zurück. Jetzt hat die Denkart der Chriſten ſich ſo geändert, daß jene Heiligen ſchwerlich wieder ein ſo allgemeiner Vorwurf der Kunſt werden können.

Das bloße Anſchauen, Studiren und Kopiren der griechiſchen Ideale nutzt — das lehrt die Erfahrung — der Aufnahme der Kunſt wenig. Die Urſachen ſind aus dem Vorhergehenden klar. Wäre dann aber kein Mittel vorhanden, der Kunſt aufzuhelfen, und die Künſtler auf den wahren einzigen Weg der Bildung zu bringen? Sollte mit dem Aufhören der Wirkung jener Gründe, welche den Griechen leiteten, die zu Raphaels Zeiten anfingen, wirkſam zu werden, alles für die Kunſt verloren ſeyn? Dann wäre die Natur ſtiefmütterlich mit uns umgegangen. — nähme mit der Linken, indem die Rechte gäbe; entriſſe uns das Reich der Schönheit, indem ſie uns ins Reich der Wahrheit führte — und beide ſind doch vereinigt nöthig, um der geſammten Bildung des Menſchen ihre Vollendung zu geben!

Die Vernunft, mit der der Menſch alles zu umfaſſen vermag, was in dem Kreiſe ſeiner Wirkſamkeit liegt, ſollte ſie nicht fähig ſeyn, jene äußern Urſachen, welche die Kunſt unter den Griechen hoben, durch innere zu erſetzen; an die Stelle der Volksreligion u. ſ. w. das Intereſſe der Kunſt ſelbſt; an die Stelle jener Idealweſen, welche die Dichtung hervorbrachte, andre, angemeſſen unſerer jetzigen Denkart zu ſetzen? ſollten unſere Künſtler nicht endlich anfangen, durch Einſicht denſelben Weg zu betreten, den

die

die Griechen anfangs der Zufall führte? und ſo bald dies geſchieht, blüht die Kunſt von neuem empor, und wird ſchöner blühen, als ſie je blühte, denn das Wegfallen äußerer Urſachen wird ihr nicht mehr ſchaden, und einen Stillſtand von Jahrhunderten in ihrer Kultur bewirken!

Die Kunſt iſt ungewiß, und der Gang ihrer Kultur immer in Gefahr, unterbrochen zu werden, wenn bloß äußere Urſachen den Enthuſiasmus hervorbringen, der Kunſtwerke ſuchen und ſchätzen macht. Man ſtellt kein Venus- oder Marienbild mehr auf den Altar, um es anzubeten, deswegen ſucht und kauft man ſie auch nicht mehr, und der Künſtler iſt ohne Arbeit. Die Kunſt aber will immer geübt ſeyn, wenn ſie fortrücken ſoll. Nur wenn ſie ſelbſt fähig ſeyn wird, für ſich einen Enthuſiasmus zu erwecken — wenn man Kunſtwerke ſucht und kauft, um ſie zu beſitzen — nicht um ſie auf Altäre zu ſtellen, oder eine Wand damit zu zieren — iſt der Gang der Kunſt geſichert.

Mag unſerm Zeitalter der Anfang dieſer ſchönen Periode aufbehalten ſeyn — mag er erſt nach Jahrhunderten erfolgen — ſo erfolgt er doch endlich gewiß — muß erfolgen, weil jene Periode in dem Laufe der Ausbildung der geſammten Künſtler des Menſchen als nothwendig erſcheint. Wir wollen alſo nicht fürchten, daß unſere Enkel im Geſchmack ſo weit hinter uns zurückbleiben, daß ſie ganz herabſinken werden, wenn ihnen auch — durch Zufälle, die wir uns kaum als möglich denken können — die koſtbaren Ueberreſte alter Kunſt ganz entriſſen werden ſollten! Die Kunſt kann unter einem Volke geweckt, kann zur Vollkommenheit gehoben werden, ohne ſolche Muſter — das beweiſen die Verfertiger dieſer Muſter ſelbſt; warum ſollten wir für die Zukunft blos fürchten — nicht auch hoffen?

Rhode.

III.

Das Leſe-Inſtitut.

Eine Declamation.

An Herrn Rh — e.

Es wird ein Jahr verfloſſen ſeyn, als ich Ihnen eine Schilderung von den Wintervergnügungen einer groſſen Stadt ſandte, jezt, da ich in einer kleinen Stadt lebe, will ich Ihnen, und zwar ſo ernſthaft, wie es die Lage der Sachen fordert, von den Winterluſtbarkeiten einer kleinen Stadt ſchreiben, und ich will hoffen, Sie ſollen den Kopf nicht ſo bedenklich ſchütteln, als damals.

Wir müſſen, ſchrieb ich Ihnen dort, bei den Veranſtaltungen zur Freude, wie überall unterſcheiden, was dem Einzelnen zu ſeiner Unterhaltung gegeben wird, und was er ſelbſt dafür thut; und nach dieſem Kriterium werden Sie zugeben müſſen, daß der geſellige Winter in kleinen Städten mehr Verdienſt habe und wecke, als in großen. Hier ſind durch fremden Sinn die Veranſtaltungen getroffen, die unſre Sinne bezaubern, hier macht eine fremde Kunſt die unſre überflüßig; wir bedürfen nur der Gelegenheit oder des Geldes, — und wir ſchlürfen in ungeſtörter Paſſivität mit allen Sinnen die dargebotnen Genüſſe. Dort ſteht kein Opern- oder Schauſpielhaus, deſſen Anblick ſchon dem Geſchmack ein Feſt giebt, dort haben die Künſte nicht ihre Magie vereinigt, um die Wunder der Fabelwelt zurückzuführen, dort erleuchtet nicht die Sonne eines Hofs die lange Mitternacht; alles iſt Sache des und der Einzelnen, und des eignen Erfindungsgeiſtes. Es iſt hier nicht um Unternehmungen und Veranſtaltungen zu thun, ſondern um die thätigen Theilnehmer; und wer hier ein Genießer ſeyn will, muß ein Handelnder ſeyn.

Der Winter drängt überall die Menſchen einander näher, man bewegt ſich nur in ſeinen nächſten Kreiſen, da die weiteren Kreiſe der Natur verſchloſſen ſind, man iſt genöthigt, auf Unterhaltung zu ſinnen, da die Natur ſo langweilig iſt. Oeffentliche Unterhaltungen haben manchen Vorzug vor den häuslichen, und für die meiſten einen größeren Reiz; es iſt alſo keine Stadt ſo klein, die nicht ihre Winterluſtbarkeiten hätte. Laſſen Sie uns ſehen, wie man dort für ſich geſorgt hat, und ob man Urſach hat, ſich auch außerhalb der großen Städte des Winters zu freuen. *)

Den erſten Rang unter den Winterluſtbarkeiten kleinerer Städte nehmen die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten ein. In irgend einem öffentlichen Hauſe kommt man etwa alle acht Tage ein oder zweimal zuſammen, um an einem langen Tiſche ein Paar Stunden zuzubringen. Die Schüſſeln, ſo wie die Geſichter, ſind jedesmal dieſelben, alle Gäſte kennen ſich unter einander, bis aufs letzte Ereigniß in ihren Familien, mit ihren Sorgen, Thorheiten und Leiden; man erzählt ſich, was alle geſtern oder heute in den Zeitungen geleſen haben, man ſpricht von dem Fremden oder dem Taſchenſpieler, der geſtern da war, man giebt zum zehntenmale eine wohlbekannte Anekdote

---

*) In Rückſicht des folgenden (und Sie werden gerade an dieſer Anmerkung den Kleinſtädter erkennen) bemerke ich nur, daß ich nicht von der Stadt ſpreche, aus der ich ſchreibe.

zum beſten, und überraſcht die Anweſenden durch einen witzigen Einfall, über den ſie zu lachen gewohnt ſind Man ißt und trinkt ſein gewöhnliches Maas, und wenn alles ohne Erhebung der Seele gut und glücklich abgelaufen iſt, ſagt man allen eine geſegnete Mahlzeit, ſodann eine gute Nacht, und geht in tiefer Seelenruhe nach Hauſe. Am folgenden Tage hat man die Sache vergeſſen, man würde ſehr durch die Frage: Ob man dort vergnügt geweſen ſey, überraſcht werden; und am nächſten Geſellſchaftstage geht man den gewohnten Gang, um da geweſen zu ſeyn

Ein anderer wichtiger Beſtandtheil der Winterplaiſirs iſt das Spiel, nehmlich mit Karten. Sie wiſſen, daß ich kein Freund davon bin, und vermuthen auch wohl, daß ich hiebei das Urtheil des Philoſophen darüber citiren werde:

„Das Spiel, ſo citire ich wirklich, welches nur zur Ausfüllung des Leeren der Converſation nach der Tafel zu dienen vorgegeben wird, iſt doch gemeiniglich die Hauptſache: als Erwerbmittel, wobei Affekten ſtark bewegt werden, wo eine gewiſſe Convention des Eigennutzes, einander mit der größten Höflichkeit zu plündern, errichtet, und ein völliger Egoismus, ſo lange das Spiel dauert, zum Grundſatze gelegt wird, den keiner verläugnet; von welcher Converſation, bei aller Cultur, die ſie in feinen Manieren bewirken mag, die Vereinigung des geſelligen Wohllebens mit der Tugend, und hiemit die wahre Humanität ſchwerlich ſich wahre Beförderung verſprechen dürfte;" *)

---

*) Kant's Anthropologie. S. 245.

und ich verhehle Ihnen in dieſem vertrauten Briefe nicht, daß ich dieſe Beſorgniß für ſehr gegründet halte. Aber nützlicher und geſunder iſt dieſe Unterhaltung auf allen Fall, als jene. Der Gewinn wie der Verluſt befördert den Appetit und die Verdauung. Aber, wenn ich auch den moraliſchen Schaden nicht ſo hoch anſchlage, als der Philoſoph, ſo iſt es doch gewiß, daß das Spiel den Menſchen iſolirt, und das geſellige Leben in einer unwürdigen Kindheit zurückhält. — Uebrigens ſind ſich die Spieltiſche, die Spiele und die Spieler in großen und kleinen Städten ſo ganz gleich, daß von den letztern hiebei nichts beſonders zu bemerken iſt.

Laſſen Sie uns höher hinaufſteigen, und die große Luſt des Tanzes betrachten, der im Gefolge des Winters einherhüpft. Es wird ein Ball entreprenirt, die Subſcription geht herum; der Mann, der Vater hat unterzeichnet. Die Freude iſt ungemein. Zwar iſt nicht alles, gekauft, was man ſich zum Putz gewünſcht hat, aber der letzte Blick in den Spiegel — hat auch die letzte Falte geglättet. Alle Honoratioren der Stadt ſind nun in den Geſellſchaftszimmern verſammelt; die ältern Herren ſitzen ſchon an den Spieltiſchen, die Frauen an den Wänden des Tanzzimmers; die Mennet bricht los. Ein junger Paladin fleht bei der Frau Muhme um die Ehre, mit ihr zu tanzen; triumphirend führt er ſie in die Linie, zu beiden Seiten um etwas Platz bittend; acht Takte ſind geſtrichen, als er wie in Verzückung geräth, und durch das erſte Kompliment den glückſeligen Tanz eröffnet; drei Minuten hat er gedauert, die Hand der Tänzerin iſt mit ſüßer Zärtlichkeit geküßt, ſie ſelbſt vom Flecke entlaſſen; ſeine Augen ſtreifen im ganzen Saale umher. Er hat gefunden, die Tochter der Frau Muhme iſt in dieſem Augenblicke frei.

Er eilt, er fleht wieder, triumphirt, macht Kompliment, tanzt drei Minuten, küßt zärtlich die Hand — „Aha! die Höflichkeit gegen die Mutter galt der Tochter! Mit dieſer waltet ein kleiner Liebeshandel ob." Eine Viertelſtunde Geduld. Er hat jetzt eben die zehnte mit eben dem ſüßen Handkuß entlaſſen, mit dem er die erſte entließ, und ſchaut eben ſo begierig nach der Eilften aus. Was iſt das? „Ei wiſſen Sie nicht, der Herr muß, wenn er nicht anſtoßen will, mit allen herumtanzen." — Nun iſt die Arbeit gethan, der Walzer beginnt. Zehn bis funfzehn Paare (die Kinder mit eingerechnet) drehn ſich in einem Kreiſe von drei bis vier Ellen im Durchmeſſer in einer und derſelben Bewegung; die einzige Veränderung in dieſer charakterloſen Drehung iſt das Aufhören vor gänzlicher Athemloſigkeit. Der erſte Violiniſt ſtreicht eine Octave höher, und alle ziehen keuchend den Staub in die Lungen, und wiſchen ſich den triefenden Schweiß ab. Eine völlige Stille, in der man Muße hat, die veränderten Geſtalten zu betrachten! So geht es fort, durch Angloiſen und Quadrillen, in denen man ſich ſtößt und um Vergebung bittet, bis die Mama findet, daß es ſpät wird. Man geht nach Hauſe. Es wird für ein Glück gerechnet, wenn alles gut abgelaufen iſt, d. h. keine Händel ausgebrochen ſind. Am andern Morgen hat man Huſten und Kopfweh, und vielleicht noch den Aerger obendrein, daß der mit der einmal öfter getanzt hat.

So reizend nun aber auch das Vergnügen des Tanzes ſeyn mag, ſo iſt es denn doch zu ſelten, um gerechnet zu werden. Man iſt noch auf etwas anders verfallen. Es tritt ein Liebhabertheater zuſammen; *) es wird eine Bühne errich-

---

*) Dieß ſoll ſogar auf einigen Dörfern der Fall ſeyn, wie in mehreren ſehr kleinen Städtchen.

tet, Dekorationen gemahlt, Schauſpiele ausgewählt, Rollen gelernt, Proben gehalten ꝛc. Nun iſt auf einmal Thätigkeit da, die ganze Stadt iſt in Bewegung. Man ſpricht dafür und dawider, die Moraliſten werden durch den moraliſchen Inhalt der Stücke, die Gelegenheit, ſich zu formiren, und die dabei feſtgeſetzte Armenſammlung zum Schweigen gebracht. Kotzebue wird der Held des Tages, ſo gut, wie in London, und trotz einiger Rollenſtreitigkeiten, an welchen ſogar die Familien Theil nehmen, wird ein beliebtes Stück geſpielt. Dies geſchieht vielleicht alle drei bis vier Wochen wieder, aber — die erſte Liebhaberin iſt disgouſtirt, jene will keine Mutter, dieſer will Helden ſpielen; jener ſchlägt dies, der andere jenes Stück vor; jener hat eine Paſſion auf Luſt- dieſer auf Trauerſpiele, die beſten Mitglieder treten ab, neue treten aus Scheu vor der Nachrede nicht zu — und im folgenden Winter modern die Couliſſen auf irgend einem Boden. — Was man auch über den Nutzen der Privattheater ſagen mag, ich kann mir keinen ſolchen denken. Hier iſt keine Täuſchung; denn man iſt nur neugierig, wie es der oder die machen wird, und kann vor Betrachtungen über Anzug und Gebehrden der wohlbekannten Perſon nicht zur Betrachtung des Stückes kommen; hier iſt keine Kunſt; denn wo könnte jenes tiefe Studium jene hartnäckige Uebung, jene erhöhtere Bildung hier ſtatt finden, die ſie erfordert? hier iſt keine Wirkung, denn die Fröhlichkeit kömmt vor Scheu nicht zur Kraft, und die Traurigkeit nicht, vor all dem Lächerlichen, was inzwiſchen auf und hinter und unter dem Theater vorgeht. Aber dagegen iſt hier Zeitverderb; denn in den kleineren Städten ſind die Menſchen ſelten, die zu den zeitſpieligen Vorbereitungen auf eine Rolle Muße hätten;

Dagegen iſt hier die Scene der Kunſt zu einer Scene der Eitelkeit, der Mediſance und vielleicht zu noch etwas Schlimmeren herabgewürdigt. — Gewiß, man thut beſſer, die Kunſt der Darſtellung denen zu überlaſſen, die ihr ihr Leben gewidmet haben. Nicht viel tröſtlicher iſt die Muſik, als öffentliches Vergnügen. Große Effekte, großes Talent und Kunſt darf man hier nicht erwarten, wo die Kunſt keinen großen Lohn erwarten kann. Selbſt reiſende Künſtler machen wenig Glück, wenn ſie nicht durch die Ankündigung von etwas Seltnem und Außerordentlichem die Erwartung ſpannen können.

Dies iſt die eben nicht ſehr tröſtliche Reihe der öffentlichen Winterluſtbarkeiten in kleinern Städten. Was wird dadurch für die höhere Bildung, für Erweckung und Reinigung des Geſchmacks gethan? — Und dies iſt eben das Eine, was Noth iſt — Wollen Sie die Leſerei mit anführen? Man kauft die Bücher, die man zu ſeinem Berufsgeſchäfte braucht, und dies ſteht mit der reinen Bildung gewöhnlich nicht im nächſten Zuſammenhange; man abonnirt ſich in einer der Leihbibliotheken, deren jede, auch die kleinſte Stadt, mehrere hat — aber was lieſt man!! Ich werde Ihnen mehrere Katalogen von einigen ſolcher Bibliotheken ſenden, und Sie werden meinen Ausruf verſtehen. An bildende, ernſte Sachen iſt nicht zu denken, Dichter exiſtiren für dieſe Dilettanten der Literatur gar nicht, und die deutſchen Meiſterwerke gehn für die Deutſchredenden für immer verloren. So bleibt der Geſchmack nicht bloß ungebildet, ſondern wird unwiederbringlich verſchroben.

Man ſpricht von Erziehungsanſtalten für Volljährige, und führt darunter an: Leſeanſtalten und andere

National-Inſtitute, z. B. Schauſpiele, Nationalfeſte, Unterricht in der Chemie ꝛc. *)

Was National-Angelegenheit ſeyn ſoll, darf nicht ein Vorrecht großer Städte ſeyn, was zur erhöhteren Bildung Vieler dienen ſoll, muß nirgends, wo dieſe Bildung ſtatt finden kann, unmöglich ſeyn. Was aber von den eben genannten kann mit Erfolg in kleineren Städten gedeihen oder (wie gefordert wird) unter Aufſicht des Staats geſetzt und von ihm bewirkt werden? — Nationalfeſte? das einzige, was wir haben, iſt der Geburtstag unſers verehrten Königs. Er wird gefeiert, ſeine Feier ſtärkt die Liebe und Treue, aber ſie iſt keine Bildungsanſtalt. Schauſpiele? dieſe können wir nicht haben, oder wo ſie ſind, dort ſind ſie wahrlich keine Schule des Geſchmacks. Unterricht in einzelnen gemein intereſſanten Wiſſenſchaften? Wer würde ihn hören, bezahlen, wer ihn ertheilen? — Gehen Sie alles durch, was der Lehrer der Staatserziehungskunſt unter dieſem Titel aufführen könnte, und Sie werden auf alle Vorſchläge eine ähnliche Antwort hören. Indeß laſſen Sie uns dieſe Ideen verfolgen, vielleicht finden wir etwas, das die Probe aushält.

Zuerſt fragen wir deutlich, was wir wollen. Wir wollen eine Luſtbarkeit für kleinere Städte finden, die das, was ihr an Pracht, Größe, Sinnen- und Phantaſie-Erſchütterung abgeht, durch reellen Einfluß auf Bildung, Humanität und wahren geſelligen Lebensgenuß erſetzt, und alle Stimmen für ſich gewinnt, indem ſie das Bildende mit dem Reize

---

*) H. D. Stephani Grundriß der Staats-Erziehungs-Wiſſenſchaft. Weißenfels und Leipzig. 1797.

vermählt. Die Requiſite dieſer Anſtalt ſind ſonach, daß ſie leicht möglich, angenehm und bildend ſey. Das erſtere iſt an ſich klar, über das letztere müſſen wir uns aber verſtändigen.

Man kann ſich bilden zu einem Stande, Amte, zu einer Lebensart; dazu ſind die Lehrjahre der werdenden Meiſter im Lehr Wehr- und Nährſtande. Man kann ſich bilden zur Wahrheit, Weisheit und Tugend — dies wird, ſo lange Menſchen ſind, das eigenſte, geheimſte und heiligſte Geſchäft des Einzelnen ſeyn; zur Kunſt des Lebens und zur Humanität der Geſelligkeit — dies iſt Sache der Erziehung und der eignen Humanität; zur Kenntniß einzelner Theile des Wiſſens — es geſchehe durch Lektüre, und wo es möglich iſt, durch Beſuchung von Vorleſungen; zur Schönheit und zu einem verfeinerten und veredelten Geſchmack — dies iſt es was alle gleich bedürfen; der Jüngling wie das Mädchen, der Mann wie die Frau, der Gelehrte wie der Beamte und der Geſchäftsmann, der Bewohner großer, wie der kleinerer Städte; wozu Anſtalten ſeyn können und ſollen, und wozu bis jetzt ſo wenige, oder gar keine, doch unzweckmäßige und unfruchtbare Anſtalten getroffen ſind. Was befördert, erhöht und verfeinert den Geſchmack? Der Umgang mit den Muſen. Welche Künſte ſind für uns? Die Redekunſt hat ihre Sonne, den Markt, verlohren, die bildenden Künſte beſuchen nur die Palläſte der Großen, die Muſik fordert einen großen Aufwand von Zeit und Koſten und die Vereinigung großer Talente, die darſtellende Kunſt hat bei uns keine ihrer würdige Scene; und doch wollen wir unſern Geſchmack bilden, der nicht nur „alles verabſcheut, was eckigt, was hart, was gewaltſam iſt, und ſich zu allem neigt, was ſich leicht und harmoniſch zuſammen fügt" (*) ſondern von deſſen Einfluß auf die Sittlichkeit wir ſo gern überzeugt ſind, und deſſen Ausbildung wir uns durch den zufälligen Umſtand, daß wir nicht in der Reſidenz eines Kaiſers oder Königs wohnen, nicht verſagt wiſſen wollen. Gewiß, wenn von einer Anſtalt zur Bildung unter Erwachſenen überall die Rede ſeyn ſoll, ſo kann es nur von einer Anſtalt zur Bildung des Geſchmacks (zur Erweckung, Erhöhung, Verfeinerung und Veredelung des Sinnes für das Schöne und Erhabene) ſeyn.

Aber ſo wenig Ihr Nationaltheater für eine Bildungsanſtalt zum Geſchmack oder zur Sittlichkeit gilt, ſo wenig muß unſre Anſtalt, die wir ſtiften wollen, den Schein des Nutzens und der Schule an ſich haben, ſondern allein die Natur des Vergnügens an ſich nehmen. Ja, man muß nicht einmal die Abſicht haben, dadurch etwas anders, als Vergnügen, zu bewirken, und dem guten Romanendichter folgen, der ſeine Leſer nicht moraliſiren, ſondern blos in die Welt ſeiner Schöpfungen einführen will. Die da nutzen wollen, fallen gewöhnlich, wie die welche reich werden wollen, in Verſuchung und Stricke.

Nun ſtehen wir auf dem Punkte, wo wir es uns nicht länger verhehlen können, daß der lebendige Vortrag der Dichterwerke allein es iſt, der unſre Forderungen und Wünſche erfüllt. Was iſt angenehmer, als zu folgen dem Flug ins alte romantiſche Land, was iſt bildender (ſeit der Mythenzeit der Welt iſt dies anerkannt) als den

---

(*) Worte aus Schillers Abhandlung: Ueber den moraliſchen Nutzen äſtetiſcher Sitten, im 3ten Stück der Horen, von 1796.

Tönen zuhorchen, die durch die Leier aus einer höheren Welt in die irdiſche herüber tönen, was iſt *leichter*, als etwas Gutes vorleſen und vorleſen hören? denn der einzige Apparat zum Schauſpiel iſt ein Buch, der einzige Kunſtaufwand iſt — Vortrag, der ganze Koſtenaufwand — ein Zimmer und Licht.

Es iſt in der That zu verwundern, daß man nicht früher auf dieſe einfache, angenehme, aber weitgreifende Unterhaltung gefallen iſt. Man hat ſeit den Odeen der Griechen und Römer, öffentliche und Privatanſtalten, wo Gelehrte aller Art, eigne Geiſtesarbeiten vorgeleſen, und dadurch ihr Fach, in irgend einem Punkte, erleuchtet oder erweitert haben. Sie haben ſelbſt Ihre Akademien, Societäten und Geſellſchaften der Art. Aber dieſe Inſtitute haben theils einen andern Zweck, theils können ſie nur an Orten ſtatt finden, wo ſich eine größere Zahl von Gelehrten und Dichtern, wie in einem Brennpunkte, vereinigen. Wir haben nicht Gelehrte, ſondern Geſchäftsmänner; die Dilettanten der ſchönen Kunſt ſind unter uns ſelten, und ihre Verſuche möchten nicht immer intereſſant und bildend ſeyn. Das *ganze* Feld des Schönen muß uns offen ſtehen, jeder Meiſter der Kunſt muß unter uns Einheimiſch werden, nicht jeder Einheimiſche uns ein Meiſter ſeyn.

Die ganze Nation muß ihre Heroen kennen lernen. Soll aber nicht Göthe und Schiller in den meiſten Städten den Meiſten unbekannter bleiben, als die Verfaſſer des Rinaldo oder des lahmen Wachtelpeters, ſo müßen die Werke die der Nation und der Nachwelt gehören, auf *andern* Wegen als auf denen der Leihbibliotheken uns zugeführt werden. Möge von den Erzeugniſſen der lezten (und einzigen) Meſſe immer nur ein Exemplar in der ganzen Stadt exiſtiren; es geht von Hand zu Hand, es lebt 2 bis 3 Tage ſeine Unſterblichkeit in der Phantaſie des geneigten Leſers und geht, braun und abgeriſſen endlich, den Weg alles Papiers. Aber das einzige Exemplar von Göthe oder Schiller ſteht ruhig im Bücherſchrank ſeines Käufers, er borgt es nicht gern aus, weil er es zu verlieren fürchtet, nur ſelten begehrt es auch jemand, und unſre Dichter haben — für die Ewigkeit, nicht für nachfühlende Herzen, geſungen; in dem todten Buchſtaben hat ihre göttliche Kunſt ein unwürdiges Grab gefunden.

Aber laſſen Sie auch die Werke unſrer beſten Dichter hin und wieder von Würdigen geleſen werden, ſie werden in der Stille und ohne Mittheilung nur halb genoſſen; daß Auge führt die oft verborgenen Schönheiten nicht halb ſo gut, als das Ohr der Seele zu. Lyriſche Gedichte ſollen gar nicht geſehen, ſie ſollen blos gehört werden, die Menſchenſtimme ſoll ſie ans Menſchenherz bringen, wenn es nicht durch den Geſang möglich iſt, doch durch die Rede. Wie ganz anders wirkt ein Gedicht, das wir ſonſt kalt und in einer heterogenen Stimmung laſen (am Ende deſſelben bewegt ſich vielleicht etwas Aehnliches in unſrer Bruſt, was den Dichter zum erſten Laute drängte) und das uns die lebendige Stimme eines Deklamators vorträgt, der uns bald zu Anfang durch Miene und Ton zur Mitempfindung ſtimmt und, mit ſich, dem Dichter nachzieht. — Nur, wenn die Dichter wiſſen, daß ſie recitirt werden, können ſie auf Wirkungen rechnen.

„Weißt du auch, was du lieſeſt?“ möchte man den größten Theil der Leſer fragen. Und wahrlich, wer nur immer lieſt, wird oft auf jene Frage verſtummen müßen. — Die Sinne müßen einander zu Hülfe kommen, das Auge muß vom Ohre leſen lernen. Wer oft Gelegenheit hat, gut vorleſen zu hören, der wird gewiß in der Stille anfangen, beſſer, aufmerkſamer und bedeutender zu leſen, als vorher; wer nur Zeitungen oder Predigten vorleſen hört, der wird alles auch nur als Zeitung oder Predigt leſen; wer nicht etwas Beſſeres, beſſer vorgetragen, anzuhören anfangs genöthigt wird, für den wird das Schöne nicht exiſtiren. Wem dagegen ein Gedicht im Vorleſen gefiel, der wird es gerne noch einmal für ſich genießen, der wird die „unnützen Verſe" ſeltener überſchlagen. Wer durch eine gute Deklamation auf das Daſeyn dieſer wichtigen Kunſt und ihre Schönheit aufmerkſam gemacht wird, der wird allmählich anfangen, ſie auch in ſich zu wecken, ſich in ihr zu üben, er wird ſelbſt beſſer leſen und überhaupt beſſer ſprechen lernen.

Nach allem dieſem wäre (auch abgeſehen von der gelegenheitlichen Verbreitung nützlicher und angenehmer Kenntniſſe) der Nutzen der Leſegeſellſchaften der Art ziemlich einleuchtend Es kommt nun, in der Wirklichkeit gedacht, nur darauf an: was und wie geleſen wird. Für das erſtere darf man eben nicht ängſtlich ſorgen. Man vermeide nur das Langweilige, (denn unter allem, was gedichtet und vorgeleſen werden mag, iſt dies das Schlechteſte); vor dieſem aber wird ſich jeder Vorleſer ſchon um ſein ſelbſt willen hüten. Wenn er merken wird, daß ſeine ſogenannten nützlichen Sachen nur auf die Augenlieder wirken, und bei ſeinen faden Hiſtorien kleine Nebendeklamationen entſtehen, oder wenn er dagegen die aufmerkſame Stille, die Wehmuth, das Lächeln der Theilnahme, die einen andern Vorleſer lohnt, gewahr wird, ſo wird er künftig mit mehr Sinn wählen und eine beſſere Wirkung berechnen. Wer keine Kenntniß der ſchönen Litteratur hat, wird ſich darum bewerben, um etwas Neues zum Vorleſen zu erhalten.

Schwieriger ſcheint das Wie? — Die Kunſt der Deklamation und des Vortrags iſt unter den Deutſchen (außer dem Theater) noch in ihrer Kindheit; man kan überall ſeine Forderungen nicht hoch ſpannen. Aber in jeder, auch der kleinſten Stadt, leben gewiß Einige, (und ſollte es auch nur der Prediger ſeyn), die von dieſer Kunſt einen Begriff, und in ihr einige Uebung haben. Man mache nur Verſuche, und ein einziges Beiſpiel wird Nachahmer genug in einer Kunſt finden, die ſo leicht ſcheint, und deren Schwierigkeiten man nur nach und nach, zu einer Zeit entdeckt, wo man ſchon durch Fortſchritte für ſie gewonnen iſt. Auf alle Fälle aber ſind bei dieſen Unterhaltungen die Schwierigkeiten von allen Seiten geringer, als bei den übrigen, der Gewinn ſicherer, der Genuß lohnender, der Einfluß auf geſellige Humanität fühlbarer.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen bewogen die gebildeten Einwohner der ſchönen Bergſtadt Schmiedeberg in Schleſien, in dem Laufe des vergangenen Winters, zu einer Leſegeſellſchaft zuſammen zu treten. Nahe an dreißig Mitglieder, beiderlei Geſchlechts, (zu denen in der Folge noch mehrere hinzu traten) gründeten die Geſellſchaft; ſie theilten ſich in Vorleſende und Nichtvorleſende. Derer, die im erſten Circulare das Leſen übernahmen, waren nur ſechs; nach einigen Monaten hatte ſich die Zahl verdoppelt. Dieſe übernahmen nach einer, durch das Loos feſtgeſetzten Ordnung, den Vorſitz der Verſammlungen, und der jedesmalige Vorſitzer die Pflicht:

1) Zu prüfen, ob die zur Vorleſung vorgeſchlagenen Stücke **zweckmäßig** ſeyen, d. h. nicht trocken, ſittlich, ſchön und mitwirkend zur Bildung eines reinen Geſchmacks.

2) Sie ſo zu vertheilen, daß ſie in einer guten Folge erſcheinen, und die feſtgeſetzte Leſezeit von 2 Stunden nicht überſchreiten.

3) Bei etwanigem Mangel an Vorleſern für die Unterhaltung der Geſellſchaft ſelbſt zu ſorgen.

4) Das Protokoll der Verhandlungen zu führen und ihren Gang zu leiten.

Nie fehlte es an Vorleſern, öfter an Zeit. Einem jeden blieb die Auswahl ſeiner Vorträge überlaſſen, und die Geſellſchaft gewann dadurch an Unterhaltung und Abwechſelung, was der Literator vielleicht an ſyſtematiſcher Ordnung vermiſſen könnte. Aus folgenden Beiſpielen können Sie ohngefähr ſehen, welche Dichtungen unter uns leben. Vorgeleſen wurde, etwa in der Zeit von 4 Monaten, ſeit denen die Geſellſchaft ſteht:

Beſchreibende Gedichte von **Göthe** (Herrmann und Dorothea). **Voß** (Louiſe. Baucis und Philemon. Der Abendſchmaus ꝛc.). **Stollberg** (Hellebeck).

Didaktiſche und **Lyriſche** von **Schiller** (die Glocke, Reſignation, die Worte des Wahns und des Glaubens. Das Reich der Schatten ꝛc.). **Schlegel** (Prometheus) u. a.

Erzehlende von **Wieland** (Balſora, Schach Lolo u. a.). **Thümmel** (Wilhelmine).

Satyriſche von **Canitz**, **Michaelis**, **Kraczinsky** a.

Epiſteln von **Göckingk**, **Tiedge**, **Pfeffel**.

Balladen

Balladen von Schiller (der Handſchuh, der Ring des Polykrates, der Kampf mit dem Drachen, der Taucher ꝛc.). Göthe's Legende ꝛc

Theatraliſche. Shakespeare (einzelne Abſchnitte aus Trauerſpielen). Kotzebue (das neue Jahrhundert).

Heroiſche aus Klopſtock

Proſaiſche Stücke von Engel (der Traum des Galilaei, die Entzückung des Las Caſas, der Aetna, das Irrenhaus, Lorenz Stark ꝛc.); von Jean Paul, Matthiſſon, Koſegarten, Sturz, Schlichtegroll (aus dem Nekrolog), Mahlmann ꝛc. Mehrere Stücke aus Zeitſchriften ꝛc.

Die Geſellſchaft verſammlet ſich gegen 6 Uhr in zwei geräumigen Zimmern. Um 6 Uhr wird der Anfang mit Vorleſung des Protokolls der letzten Sitzung gemacht, dann werden die allgemeinen Angelegenheiten der Geſellſchaft, z. B. Aufnahme neuer Mitglieder, neue Einrichtungen ꝛc verhandelt, und durch Ballotage entſchieden (wobei auch die weiblichen Mitglieder Stimme haben), und darauf wird bis 8 Uhr zur Lektüre geſchritten.

In einem andern Zimmer wird nun geſpeiſt. Sie können leicht denken, daß nach zwei ſolchen Stunden, das Mahl heiterer, theilnehmender und fröhlicher gefeiert wird, als irgendwo in einer ſo gemiſchten Geſellſchaft, wo erſt der Wein den Freudenmeiſter macht. Es wird zweimal durch Geſänge unterbrochen, die in vervielfachten Exemplaren vertheilt werden; ſowohl die Soloſtimme, als der Chor, wird durch ein Piano Forte begleitet. Die Lieder ſind ausgewählt und ſchön, und bleiben das Eigenthum der Geſellſchaft. Sie hat unter ſich ſelbſt Dichter und Componiſten, die ſchon ſchöne Beiträge zur allgemeinen Freude geliefert haben. Sowohl dieſe Unterhaltung, als die in den Geſellſchaftsſtunden nach Tiſche, iſt nach einem förmlichen Beſchluſſe, der Sorge Eines der männlichen Mitglieder, nach der durchs Loos feſtgeſetzten Reihe übergeben. Sie können ſich wohl vorſtellen, daß auch dieſe Unterhaltung, von der gewöhnlichen ſehr abweichen, und die Langeweile aus ihr verbannt ſeyn werde, da jeder ſich beſtrebt, durch neue Vorſchläge geſellſchaftlicher Spiele zu überraſchen, und die Grazien im Gefolge der Laune und der geſelligen Humanität, in den Zirkel guter und theilnehmender Freunde einzuführen.

Seit kurzer Zeit hat die Geſellſchaft mit ihrem Hauptzwecke noch einen wohlthätigen Nebenzweck verbunden. Um das Uebel, was geheimer Mangel und Quackſalber an verlaſſenen Kranken anrichten, zu mildern, hat ſie beſchloſſen, ſolche Leidende, die weder durch ihre Familie noch durch den öffentlichen (ſonſt ſehr gut eingerichteten) Armenfond unterſtützt werden können, die neben den Leiden der Krankheit noch das größere der Schaam haben, durch Pflege der Kunſt und durch unentgeldliche Arzeneien zu retten. Hr. D. Nowak und Hr. Chirurgus Schön (beide Mitglieder der Geſellſchaft) weihen den Unglücklichen ihre uneigennützigen Dienſte. Einem Ausſchuß von Zehn iſt die Beſorgung dieſes wohlthätigen Geſchäfts übertragen; am Jahrstage der Geſellſchaft legt dieſer von ſeinen Arbeiten Rechenſchaft ab.

Dürfte ſich wohl irgend eine große oder kleine Stadt einer ſolchen Anſtalt ſchämen? Und wo iſt der Ort, wo ſie nicht exiſtiren könnte? Sie iſt leichter möglich, angenehmer und nützlicher, als irgend eine andere; ihre ſchönen Wirkungen auf Humanität und Geſelligkeit ſind nicht zu berechben; ſie gewinnt den ernſten denkenden Geſchäftsmann, den Mann von Geſchmack, wie den Freund des geſelligen Vergnügens und vermeidet alle Inconvenienzien, die alle andere öffentliche Luſtbarkeiten haben, indem ſie mehr leiſtet als dieſe, und ein Mahl bereitet, das noch am folgenden Tage wohlſchmeckt.

Leben Sie wohl.

Fiſcher.

IV.

Ueber eine neue Criminal-Prozeßordnung für die königlich preußiſchen Staaten.

Die Hoffnung der preußiſchen Patrioten auf eine baldige Bekanntmachung einer neuen Criminal-Prozeßordnung iſt durch den denkwürdigen, auch im Archiv des Criminalrechts, welches die Herren Geheimerrath Klein und Hofrath Kleinſchrod herausgeben, im 2ten Band, 2ten Stück Num. III. pag. 70 abgedruckten Cabinetsbefehl vom 1. Februar 1799 erhöhet worden.

Zu der Zeit, als die Criminalordnung vom 1. März 1717 abgefaßt und publicirt wurde, war ſie ein ſehr weiſes und heilſames Geſetz. Sie enthielt die vortreflichſten Grundſätze, ein vernünftiges und zur Ausmittelung der Wahrheit allein abzielendes Verfahren den Richtern vorzuſchreiben und allgemein zu verbreiten. Wer ſie mit Aufmerkſamkeit und Rückſicht auf den damaligen Zuſtand des Criminalweſens nicht nur lieſet, ſondern auch prüft, muß die tiefe Klugheit bewundern, wie muſterhaft ſowohl im Ganzen, als in den einzelnen Theilen der vorgedachte Zweck erreicht worden. Daher iſt ſie auch durch eine lange Reihe von Jahren brauchbar und nützlich geblieben, bis in der Criminalrechtswiſſenſchaft große Aufklärungen erfolgt ſind, die Geſtalten und das Weſen der Verbrechen näher erkannt worden, und die Stimmung des Volks ſo weſentlich ſich verändert hat, daß auch in den königlich preußiſchen Staaten durch mehrere ſpecielle Geſetze die Criminalordnung vom 1. März 1717 theilweiſe hat abgeändert und entweder ausgedehnt oder eingeſchränkt werden müſſen.

Jetzt iſt eine allgemeine Criminal Prozeßordnung ein dringendes Bedürfniß. Auf der einen Seite ſind dadurch die vielen, nur einzelne Stücke des Criminalprozeſſes umfaſſende, oder das Verfahren bei einzelnen Arten von Verbrechen beſtimmende Geſetze in ein Ganzes, dem gegenwärtigen Zeitalter gemäß, zu formen, und auf der andern Seite ſind die Meinungen der Criminalrechtsgelehrten und ihre Syſteme über die Rechtswiſſenſchaft ſowohl als Geſetzgebung ſo verſchieden, daß es bedenklich ſeyn muß, dem inquirirenden oder erkennenden Richter zu überlaſſen, welche Meinung und welches Syſtem er bei ſeiner Amtsausübung annehmen will.

Es wird gewiß eine ſcharfe Denkkraft dazu erfordert, wenn man ſich in den vielfachen Syſtemen, welche von der Criminalrechtswiſſenſchaft und Geſetzgebung in dem letzten Jahrzehend des verfloſſenen 18ten Jahrhunderts aufgeſtellt worden, nicht nur orientiren, ſondern auch auf deren Prüfung einlaſſen will, um mit Zuverläßigkeit zu wiſſen, ob dieſes oder jenes Syſtem wirklich ein neues, oder ein altes nur neu bekleidetes genannt werden kann, ob und wiefern die Anwendung deſſelben theils möglich, theils auch nützlich iſt, und entweder den Geſetzgeber, oder den Richter auf kürzeren und gebahnteren Wegen zu dem vorgeſteckten Ziel führen mag.

Ohne ſolche Prüfung und eigene Ueberzeugung dem Syſteme eines oder andern Rechtsgelehrten anzuhängen, iſt deſto bedenklicher und gefährlicher, da ſelbſt die Streitigkeiten der

Gelehrten unter einander über ihre Syſteme größtentheils ſo geeignet ſind, daß ſie das leſende Publikum nicht ſowohl von ihrer Liebe oder Neigung, die Wahrheit zu erforſchen und feſtzuſetzen, als vielmehr von ihrem faſt unüberwindlichen Beſtreben, ſich als die erſten Erfinder einer neuen Wahrheit zu produciren, ihre deßhalb vorgetragenen Grundſätze mit ſtandhaftem Muth zu vertheidigen, ihren ſchriftſtelleriſchen Ruhm zu behaupten, und gegen jede Schmälerung deſſelben ſich des Präventionsrechtes zu bedienen, unterrichten.

Wie ſchwer es alſo dem Geſchäftsmann ſeyn muß, dieſe Verhältniſſe zu überſchauen, und in dem; was er zu ſeiner Belehrung dienlich erachten darf, eine kluge und vorſichtige Auswahl zu treffen, iſt einleuchtend, wenn man überdem auf die Beſchränktheit der Zeit, die er bei ſeinen Berufsarbeiten einer ſolchen Nachforſchung widmen kann, Rückſicht nimmt.

Daher bleibt die Geſetzgebung verpflichtet, die Grundſätze und das Syſtem zu beſtimmen, wornach der Richter in allen Fällen vor Irrthum und Schwanken in ſeiner Meinung bewahrt und geſichert werden kann.

Die hierhin gehörigen vorzüglichſten Punkte einer allgemeinen Criminal-Prozeßordnung ſind: 1) die Förmlichkeiten, 2) die Beweiſesaufnahme, 3) die Wirkung des Beweiſes, 4) die Vertheidigung des Angeklagten, oder Angeſchuldigten, 5) das Erkenntniß, und 6) deſſen Vollſtreckung.

Die Förmlichkeiten in einem Criminalprozeß können in drei Klaſſen geordnet werden. Zur erſten rechne ich ſolche, welche der Richter beobachten muß, damit er in den Schranken der Rechtlichkeit bei ſeinem Verfahren bleibe, nicht nach Willkühr handle, oder doch, in ſo weit gewiſſe Verfügungen von den Umſtänden in einem individuellen Fall abhängen, und der Richter die Nothwendigkeit und Nützlichkeiten derſelben zu beurtheilen hat, er auch hiebei an gewiſſe Regeln gebunden ſei, deren Befolgung ſeinen Willen, der ſonſt unbeſchränkt ſeyn würde und ihn mißleiten könnte, begränze.

Zur zweiten Klaſſe rechne ich die dahin abzweckende Förmlichkeiten, dem Reſultat der richterlichen Geſchäfte eine rechtlich vollkommene Gewißheit zu geben, zum Beiſpiel, bei Vernehmung des Angeklagten, oder der Zeugen und ihrer Vereidigung.

Zur dritten Klaſſe gehören die Förmlichkeiten, welche dem richterlichen Verfahren einen höhern Grad von Feierlichkeit mittheilen.

Jede Feierlichkeit, wenn ſie nur nicht übertrieben, oder in ein bloßes Spielwerk verwandelt wird, macht nicht allein auf den Angeklagten und Angeſchuldigten, ſondern auch auf das Publikum einen wohlthätigen Eindruck.

Die Erfahrung belehrt uns durch eine Menge von Beiſpielen, daß verſtockte und unbiegſame Verbrecher durch feierliche äußere Gebräuche bei ihren Vernehmungen oder Zuſammenſtellungen mit den Zeugen gerührt, vom hartnäckigen Leugnen zurückgebracht, und zu einem offenherzigen Geſtändniß bewogen worden.

Im natürlichen Zuſtande iſt der Menſch mehr Sinnen- als Vernunftweſen.

Die künſtliche Ausbildung kann, vornemlich in einer Staatsgeſellſchaft, dieſes Verhältniß verändern; aber bei dem größten Theil der Menſchen bleibt deſſen ungeachtet die Sinnlichkeit der Wirkung nach ungleich ſtärker, als die Vernunft, und die wenigſten ſind vermögend, ihre Sinnlichkeit der Vernunſt dermaßen unterzuordnen, wie der Philoſoph verlangt. Daher würde ein Unternehmen der Regierung, die Sinnlichkeit der Unterthanen durch Geſetze zu unterdrücken oder aufzuheben, theils unausführbar, theils ſchädlich ſeyn, weil die Sinnlichkeit als ein fruchtbares Mittel zur Bewirkung guter Zwecke zu betrachten iſt, wenn ihr nur die hiezu dienliche Richtung gegeben und ſie auf Gegenſtände geleitet wird, welche mit der Wohlfahrt des Staats beſtehen und deſſen Glückſeligkeit befördern können.

Hierunter ſind auch die Meinungen der neuern Criminaliſten übereinſtimmend. Warum ſollen denn in einer ſo wichtigen Angelegenheit, als die Unterſuchung eines Verbrechens und deſſen Beſtrafung für den Staat wirklich iſt und bleiben muß, die Feierlichkeiten verbannt werden? da ſie doch als kräftige Mittel, die Sinnlichkeit zu einem guten Zwecke zu reitzen, gebraucht werden können.

Bei den übrigen Förmlichkeiten, welche die Willkühr des Richters beſchränken und ſeinem Verfahren zweckmäßige Gränzen ſetzen, würde von deren Abſchaffung keine ſo gute Wirkung, als von ihrer Beibehaltung oder Herſtellung zu erwarten ſeyn. Sie ſichern das Volk vor den ſonſt leicht möglichen Abweichungen des Richters vom Ziel ſeines Amtes und befeſtigen unſtreitig das Vertrauen der Unterthanen auf das richterliche Verfahren; wie nothwendig und nützlich aber dieſes Vertrauen iſt, bedarf keines Beweiſes, ſondern nur einer bloßen Erwähnung.

Der Einwand, daß durch die vorgenannten Förmlichkeiten und Feierlichkeiten die Unterſuchungsprozeſſe verzögert werden, verliert ſeine Kraft und ſelbſt den Schein der Erheblichkeit, wenn man auf die bisherigen Urſachen der Langſamkeit des richterlichen Verfahrens zurückgebet. Dieſe Urſachen liegen nicht in Beobachtung der Förmlichkeiten, ſondern in den beſondern perſönlichen Verhältniſſen ſowohl des inquirirenden, als des erkennenden Richters. Jener und dieſer ſind mehrentheils in ſolche Lage geſetzt, daß ihre Beſoldung zu ihrer Subſiſtenz und zur Erhaltung ihrer Familie nicht zureicht, ſondern ſie deßhalb noch mit andern Civilrechtsangelegenheiten ſich beſchäftigen müſſen. Die letztern rauben ihnen ſo viel Zeit und geben ihnen ſo mannigfache Zerſtreuung, daß die Fortſetzung, Vollführung und Entſcheidung einer ihnen aufgetragenen peinlichen Unterſuchung, als Nebenſache, verzögert werden muß.

Man verändere dieſe Lage, man bringe den Criminal-Richter in ein ſolches Verhältniß, daß er ſeine Zeit lediglich den peinlichen Rechtsſachen widmen, und eine angefangene Unterſuchung, ohne durch andre Civil Rechtsarbeiten unterbrochen zu werden, vollenden könne: ſo iſt einleuchtend, daß hiedurch nicht nur das Verfahren des Richters in Abſicht der Genauigkeit und Präciſion außerordentlich verbeſſert, ſondern auch die Dauer der Zeit der Unterſuchung weit mehr verkürzt werden kann, als wenn man glauben wollte, durch Abſchaffung der Förmlichkeiten und Feierlichkeiten eine Beſchleunigung des Prozeſſes zu erlangen.

Ich darf mich auch auf die Erfahrung beziehen, um meine Behauptung zu rechtfertigen, daß der Nachtheil, den die Weglaſſung der Förmlichkeiten und Feierlichkeiten herbeiführet, nicht einmahl durch einen geſchwindern Prozeßgang erſetzt werden, oder dieſer letztere eine hinlängliche Vergütigung ſeyn dürfte.

Bei dem zweiten Hauptpunkt der Criminal-Prozeßordnung, die Beweiſes-Aufnahme betreffend, wohin alles gehört, was zur vollſtändigen Erforſchung des Thatbeſtandes dienet, und zu einer beſondern ausführlichen Abhandlung ſich eignet, waren durch die Criminal-Ordnung vom 1ſten März 1717 die Gränzen zwiſchen General- und Special-Inquiſition dahin beſtimmt, daß letztere mit dem artikulirten Verhör des Verbrechers anfing, alsdann die artikulirte Vernehmung der Beweiszeugen, auch nach Bewandniß der Umſtände die Confrontation der Zeugen mit dem Verbrecher, oder unter einander, oder der Verbrecher unter ſich, ferner der Gebrauch der außerordentlichen Beweismittel, z. E. der Tortur ꝛc. folgte, und endlich die Unterſuchung mit der Hauptdefenſion des Verbrechers geſchloſſen wurde.

Die neuern Criminal-Rechtslehrer wollen hierunter andere Gränzen anweiſen.

Ihr Wunſch, daß die ehemaligen nachtheiligen Folgen der Eröfnung einer Special-Inquiſition allgemein gänzlich aufgehoben werden möchten, iſt ſo gerecht als billig, weil dergleichen Folgen in dem Verluſt eines Theils der bürgerlichen Ehre und Rechte beſtehen, und nach ihrem Verhältniß eine wirkliche Strafe für einen Menſchen ſind, deſſen Strafwürdigkeit doch erſt ausgemittelt werden ſoll, mithin ohne Widerſpruch nicht denkbar iſt, daß die Special-Inquiſition, als ein Mittel, die Verſchuldung eines angeklagten oder verdächtigen Thäters zu erforſchen, zugleich ein Strafmittel und dieſes mit den Grundſätzen der Gerechtigkeit vereinbar ſeyn kann.

Aber in den Königlich Preußiſchen Staaten ſind die Folgen der Special-Inquiſition durch neuere Verordnungen ſchon dermaßen modifizirt, daß ihnen von der vorgedachten

Qualität nur noch wenig anklebt, welches dann auch die Weisheit der Regierung leicht ganz wegzuheben wiſſen wird.

Alsdann wird es zwar in gewiſſen Betracht gleichgültig ſeyn, ob und was man zur General- oder Special-Inquiſition rechnen will; ob man, wie einige Criminaliſten zur wiſſenſchaftlichen Erleichterung thun, die Inquiſition in generaliſſimam, generalem und ſpecialem, und die letztere wieder in eine förmliche und materielle eintheilet. Allein dem inquirirenden Richter müſſen doch Regeln gegeben werden, durch welche Mittel er den bei jeder Art der Unterſuchung beabſichtigten Zweck, Wahrheit zu erforſchen, erreichen ſoll.

Iſt ihm deshalb ein Weg vorgezeichnet; ſo muß man ihm auch nicht überlaſſen, daß er ſich ſelbſt einem andern Wahne, und wenn er gleich das Ziel oder Ende ſeines Ganges ſiehet, die Freiheit behalte, entweder auf der rechten oder linken Seite zu wandern.

Der Richter befindet ſich hier in dem Verhältniſſe und in der Lage eines Reiſenden, dem von einem Ort zum andern aus bewegenden Gründen eine gewiſſe Landſtraße angewieſen iſt, die er ohne ſtraffällig zu werden, nicht verlaſſen darf, wenn er gleich durch einen Nebenweg die Zeit ſeiner Reiſe verkürzen, oder deren Beſchwerlichkeiten vermindern könnte.

Durch beſondere Geſetze iſt ſchon beſtimmt, daß bei geringfügigen Verbrechen die Special Inquiſition hinwegfalle, und auf die ſummariſche oder Generalunterſuchung zur Feſtſetzung der Strafe erkannt werden möge.

Dieſes wollen einige neuere Criminaliſten auch auf ſolche Fälle bei größeren Verbrechen ausdehnen, wo durch die ſummariſche Unterſuchung ſchon der Thatbeſtand und die Verſchuldung des Thäters dermaßen ausgemittelt iſt, daß die Zurechnung zur Strafe, ſie ſey blos juriſtiſch, oder auch moraliſch erfolgen könne. Aber hier entſtehen die Fragen: von wem ſoll die dazu erforderliche Beurtheilung der Akten abhängen? will man ſie dem inquirirenden Richter überlaſſen? oder dem erkennenden Richter auftragen? und im letztern Fall den Inquirenten verbinden, daß er die Akten dem erkennenden Gericht zur Prüfung und Beſtimmung: ob mit dem Schluß der Unterſuchung zu verfahren, einſende?

Wenn ich nun für bedenklich halte, dem Inquirenten allein die Beurtheilung in jedem einzelnen Fall zu überlaſſen, ob er die Special-Inquiſition eröffnen, oder auf die bloße General-Unterſuchung die Akten für hinlänglich zum Spruch inſtruirt erachten will; ſo bin ich weit entfernt, allen Inquirenten eine Unfähigkeit dazu vorzuwerfen. Aber die dem ganzen menſchlichen Geſchlecht eigene Verſchiedenheit der Seelenkräfte trifft auch die zum Richteramt beſtellten Perſonen, und dieſe Verſchiedenheit ihrer Talente im Denken, Prüfen und Handeln muß meine Beſorgniß zweckwidriger Folgen um ſo mehr begründen, da bei der vorgedachten Beurtheilung der Inquirent nur ſeine individuelle Ueberzeugung zum Maaßſtab zu nehmen, und was er gethan, zu berechnen hätte, hiebey aber ſehr leicht Fehler und Mängel überſehen, oder wohl zuweilen durch Eigenliebe veranlaßt werden könnte, den Gebrechen, welche er entdeckte, nicht abzuhelfen.

Alsdann würde das erkennende Gericht dergleichen unrichtige und beſchränkte Ueberzeugung des Inquirenten nebſt ſeinen Fehlern leiten und verbeſſern müſſen; aber in dieſem Fall, ſo wie überhaupt, wenn der Inquirent vor dem Schluß der Unterſuchung die Akten zur weitern Beſtimmung ſeines Verfahrens einſenden müßte, wäre zur Beſchleunigung des Prozeſſes nichts gewonnen, vielmehr deſſen Verzögerung eine unvermeidliche Folge. Dieſe kann verhütet werden, wenn die erwähnte Akteneinſendung unnöthig gemacht wird, und das Mittel hiezu wäre, zu verordnen, daß bei allen und jeden Verbrechen, die nicht zur Klaſſe der geringfügigen zu rechnen ſind, ſie mögen ſonſt von größerer oder minderer Wichtigkeit ſeyn, die formelle Special-Inquiſition geführt werden müſſe.

Ich kann einräumen, daß ſie in vielen Fällen eine bloße Förmlichkeit ſeyn möchte; aber dieſes kann mich nicht bewegen, ſie ſelbſt in dergleichen Fällen verwerflich zu finden, da ſie nicht nur ganz unſchädlich, ſondern auch nichts weniger als unnütz iſt, vielmehr, ſo wie in andern wichtigern Fällen, einen weſentlichen Vortheil gewähret.

Daß die Vernehmung des Inquiſiten über Artikel oder Punkte, in ſofern ihm dadurch eine cathegoriſche und beſtimmte Antwort auf jeden zu ſeiner Verdammung oder Losſprechung dienſamen faktiſchen Umſtand abgefordert wird, ſeine Antwort ſey bejahend oder verneinend, ungleich mehr Gewißheit bewirke, als ſeine ſummariſche Vernehmung, darin ſind faſt alle neuern Criminaliſten einig.

Es iſt auch nicht zu beſtreiten, daß der erkennende Richter nach den vom Inquirenten abgefaßten Artikeln oder Punkten, die dem Inquiſiten vorgelegt worden, ſich weit leichter und vollſtändiger überzeugen kann, aus welchem Geſichtspunkt der Inquirent das Verbrechen und die eigentliche Verſchuldung des Thäters erwogen hat, und, wenn dabei Fehler oder Irrthümer vorgefallen, wie ſolche auf die zweckmäßigſte Art abzuändern und zu verbeſſern ſind: welches alles bei den ſummariſchen Verhören mit größern Schwierigkeiten und längern Zeitaufwand verknüpft iſt, folglich nicht zur Beſchleunigung, ſondern zur Verzögerung des Prozeſſes beitragen kann.

Wie die Artikel oder Punkte zur Vernehmung des Inquiſiten abzufaſſen ſind, damit durch ſeine darauf zu erwartende Antwort die höchſte juriſtiſche Evidenz bewirkt werde, würde eine beſondere Ausführung erfordern, iſt auch von den neuern Criminal Rechtslehrern beinahe gleichſtimmig vorgetragen.

Ich muß nur noch bemerken, daß der Einwand, als ob die Beſtimmung des artikulirten Verhörs zur allgemeinen Regel, mit keiner andern Ausnahme, als bei geringfügigen, aber auch nahmentlich aufzuführenden Verbrechen, in manchen Fällen eine Verlängerung des Prozeſſes veranlaſſen dürfte, einerſeits unerheblich iſt, weil die unverkennbare Nützlichkeit des gedachten Verhörs ſelbſt den Nachtheil der etwas längern Dauer des Prozeſſes weit überwiegt, andererſeits in ſofern keinen Grund hat, da deſſen ungeachtet jeder Prozeß in ungleich früherer Zeit, als es bisher wohl möglich geweſen ſeyn mag, beendigt werden könnte, ſobald die Inquirenten in der Lage ſich befinden, daß ſie ihre Zeit und Kenntniſſe ganz dem peinlichen Recht widmen dürfen, und bei ihren Unterſuchungen alle Zerſtreuung oder Unterbrechung durch andre Rechtsgeſchäfte hinwegfällt.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Beweiſes Aufnahme, welche durch Vernehmung der Zeugen geſchiehet.

Die Criminal-Ordnung vom 1ſten März 1717 enthielt die Vorſchrift, daß und welchergeſtalt die Zeugen über Beweis Artikel und gewiſſe zu deren Erläuterung abzielende Frageſtücke vernommen werden mußten.

Dieſes war auch damals die Form der Beweisführung durch Zeugen in Civil-Prozeſſen.

Seitdem iſt dieſe Form in den Königl. Preuß. Staaten ſowohl beim Civil- als Criminal-Prozeß abgeändert, und die bloß ſummariſche Abhörung der Zeugen über das zum Beweis geſtellte Faktum eingeführt.

Man giebt der letztern den Vorzug, weil man behauptet, daß durch ſie eine vollſtändigere Erzählung des ganzen Verlaufs der Sache, wovon der Zeuge ſeine Wiſſenſchaft angeben ſoll, erlangt wird. Dies iſt nicht zu läugnen, aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß dergleichen Erzählung eine Vermiſchung von weſentlichen und nicht weſentlichen Umſtänden, und von ſolchen, die nach allgemeinem Urtheil für wahr zu erachten ſind, oder dem Zeugen, nach ſeiner beſondern Denk- und Vorſtellungskraft wahr ſcheinen mögen, in ſich faßt. Daher wird die Abſonderung dieſer verſchiedenartigen Umſtände nothwendig, und man muß ſolche entweder dem inſtruirenden Richter auftragen, oder dem erkennenden Gericht überlaſſen.

In Anſehung der Civil-Prozeſſe iſt hier nicht der Ort, zu erwägen: 1) in wiefern dieſe veränderte Form der Beweiſes Aufnahme theils dem inſtruirenden Richter die Mühe erleichtert, diejenigen Punkte, welche wegen ihres weſentlichen Einfluſſes auf die rechtliche Entſcheidung einer ganz vorzüglichen Aufklärung bedürfen, auszuwählen, theils dem erkennenden Richter in den Stand ſetzt, den zur Entſcheidung aufgeſtellten Gegenſtand von innen und außen genauer zu umfaſſen, näher zu erkennen und zuverläſſiger zu ergründen, folglich in der Anwendung der Geſetze mit größerer Richtigkeit und wenigern Irrthümern zu verfahren; 2) ob und welchergeſtalt auf der einen Seite der Gang des Prozeſſes verkürzt, aber auch auf der andern Seite, welche wohl die wichtigſte bleibt, die prozeßführende Perſonen mehrere Bewegungsgründe finden, eine größere Sicherſtellung ihrer Gerechtſame und Befugniſſe zu gewärtigen. Deſſerhalb iſt bei der Einführung der neuen Form alles, was dafür oder dawider geſagt werden kann, öffentlich vorgetragen worden.

Im Criminal-Prozeß ſind die Folgen des aufgefundenen und geführten Beweiſes von ungleich größerer Wichtigkeit, und dieſe macht eine nähere Prüfung, ob auch wirklich die neue Form der älteren vorzuziehen ſeyn mag, deſto dringender.

Einen wahren Vorzug kann nur diejenige Form verdienen, welche den Zweck, die reine Wahrheit gründlich zu erforſchen, dem alles übrige aufgeopfert werden muß, in einem vorzüglichern Grad erreichbar macht.

Bei der neuen Form hat man die Vernehmung der Beweiszeugen wegen ihrer perſönlichen Verhältniſſe über gewiſſe General-Frageſtücke beibehalten. Dieſes kann aus keinem andern Grunde geſchehen ſeyn, als um aus der cathegoriſchen und genauen Beantwortung derſelben von Seiten des Zeugen die höchſte juriſtiſche Gewißheit ſolcher Verhältniſſe zu erlangen, welche das Urtheil über ſeine Glaubwürdigkeit, man nenne ſie poſitiv oder negativ, leiten und wenigern Irrungen unterwerfen kann.

Daher ſtößt man nun auf zwei Fragen. Die erſte iſt: „ob man in Abſicht der Angaben eines Zeugen von der zum Beweis geſtellten Thatſache mit einem geringern Grade der Gewißheit ſich begnügen will?“

Dieſe Frage wird wohl niemand bejahen; ſie wird vielmehr mit Recht allgemein verneinet werden.

Alsdann

Alsdann aber folgt die zweite Frage: „ob bei der ſummariſchen Vernehmung des Zeugen das Reſultat derſelben den nehmlichen Grad der juriſtiſchen Gewißheit haben könne, als bei dem artikulirten Verhör?“ oder: „ob dabei eine Verſchiedenheit zu denken, und wie dieſelbe beſchaffen ſeyn kann?“

Das Reſultat der Zeugenvernehmung muß ſeyn, ſolche faktiſche Umſtände mit geſetzlicher Zuverläſſigkeit zu erfahren, wornach man theils die Geſtändniſſe und Angaben des Verbrechers, ſie mögen auf ſeine Verſchuldung oder Rechtfertigung hinführen, prüfen, und deren Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit beurtheilen, theils den läugnenden Verbrecher der ihm angeſchuldigten Thathandlung entweder überführt oder verdächtig halten kann.

Durch die artikulirte Vernehmung des Zeugen erhalte ich 1) eine Antwort von ihm, welche nicht nur einen einzigen weſentlichen Thatumſtand, der ihm durch den Artikel vorgelegt iſt, ganz umfaßt, ſondern auch vermittelſt der dem Artikel angehängten und auf die Erläuterung der Antwort ſelbſt gerichteten Frageſtücke, mir ſowohl die Gründe der Wiſſenſchaft des Zeugen darſtellt, als die Beſchaffenheit dieſer Gründe entwickelt, und meinem Urtheil über die Glaubwürdigkeit oder Verwerflichkeit der Zeugen-Ausſage eine feſte Beſtimmung giebt. 2) Bei mehrern Zeugen verſchaft mir die artikulirte Vernehmung derſelben und die Zuſammenſtellung ihrer Ausſagen in einem Rotulo eine leicht faßliche Ueberſicht, in wiefern die Ausſagen übereinſtimmen, oder ob ſie verſchieden, oder gar widerſprechend ſind, worin der Grund der Verſchiedenheit oder des Widerſpruchs liegt, und ob dieſer Grund ſo geeignet iſt, daß die Weghebung deſſelben nicht nur zu bewirken, ſondern auch der Feſtſtellung der Wahrheit, als dem oberſten Zweck der Unterſuchung, nicht nachtheilig ſeyn möge.

Ob dieſe wichtigen Vortheile und Erforderniſſe auch durch ſummariſche Vernehmung der Zeugen in gleichem Grade der Stärke, und in gleichem Umfange der Vollſtändigkeit zu erlangen ſind, muß die Erfahrung lehren.

Sie bewährt meine Behauptung, daß die zuſammenhängende Erzählung der zum Beweis geſtellten Thatſache, welche dem Zeugen abgefordert wird, ohne Beiwirkung des Inquirenten, in den meiſten Fällen nicht gründlich genug ausfällt. Man wird bei dergleichen Geſchichtserzählungen theils die Quellen, woraus der Zeuge ſeine Wiſſenſchaft geſchöpft hat, theils, wenn er ſie benennet, dasjenige vermiſſen, was auf die Beſchaffenheit derſelben und ihre Richtigkeit nach den Regeln der Vernunft ſchließen läßt.

Daher kann der Inquirent die Art der Erzählung der Willkühr des Zeugen nicht überlaſſen. Er muß vielmehr die Erzählung leiten, den vom eigentlichen Gegenſtand ſich entfernenden oder abſchweifenden Zeugen auf den rechten Weg zurückführen und veranſtalten, daß der Zeuge mit der Vollſtändigkeit auch Gründlichkeit im Erzählen verbinde. Wie kann ſolches der Inquirent anders, als durch Fragen, die er dem Zeugen vorlegt, bewirken?

Alsdann aber iſt ſchon die Zeugenvernehmung nicht mehr bloß ſummariſch, nach der eigentlichen Bedeutung dieſes Namens, ſondern zum Theil artikulirt, folglich gemiſcht.

Die Fragen ſelbſt muß der Inquirent entweder während der Erzählung des Zeugen, oder, wenn dieſer ſeine Erzählung beendigt hat, entwerfen und vom Zeugen beantworten laſſen. Einen dritten Weg kenne ich nicht.

Die Fragen während der Erzählung des Zeugen zu wählen, und ihm zur Beantwortung vorzulegen, wird in den allermeiſten Fällen entweder gar nicht möglich, oder doch nicht zweckmäßig ſeyn, weil gewöhnlicher Weiſe der Inquirent allererſt, wenn der Zeuge ſeine Erzählung geſchloſſen hat, überſehen und beurtheilen kann, aus welchem Geſichtspunkt der Zeuge die Sache betrachtet hat, wornach dann der Richter den Werth der Erzählung ſelbſt würdigen muß und ob der Geſichtspunkt des Zeugen mit dem des Inquirenten gleich oder verſchieden, und welcher von beiden der rechte iſt.

Hieraus ſchließe ich, daß die erforderliche Aufklärung der Erzählung eines Zeugen mit gutem Nutzen nicht eher, als nach dem Ende ſolcher Erzählung, durch beſondere von dem Zeugen zu beantwortende Fragen bewirkt werden kann.

Und nun entſtehet die Frage: ob der Willkühr des Inquirenten zu überlaſſen iſt, ſchon bei der ſummariſchen Vernehmung der Zeugen, welche auch ein Theil der General Unterſuchung bleibt, von einem jeden die zur Aufklärung und Gründlichkeit ſeiner Erzählung nothwendigen Fragen beantworten zu laſſen? oder: ob es beſſer iſt, daß der Inquirent, wenn alle Zeugen vernommen ſind, die von ihnen bekundſchafteten, oder ſonſt nach den übrigen Verhandlungen als vorhanden anzunehmenden Thatumſtände bei der Special-Unterſuchung in einzelne Artikel, Punkte und Frageſtücke abfaſſe, und die Zeugen darüber in eben der Art vernehme, wie es mit dem Inquiſiten über Artikel oder Punkte geſchiehet? Ich will nichts davon erwähnen, daß der zweite Weg dem Inquirenten ſeine Arbeit erleichtert: denn er müßte allenfalls ſeine

Bequemlichkeit aufopfern, wenn durch größere Mühe auch ein größerer Nutzen erreicht werden könnte; aber das Letztere iſt bei dem erſten Wege nicht zu erwarten.

Ich beziehe mich auf dasjenige, was ich ſchon oben von dem höhern Grade der Zuverläßigkeit oder Gewißheit, die durch artikulirte Vernehmung der Zeugen zu erlangen iſt, angeführt habe.

Ich kann auch von der noch beſtehenden Vorſchrift: daß in den Criminalfällen, wo die Confrontation der Zeugen mit dem Inquiſiten, oder unter ſich erfolgen muß, die Thatumſtände, bei welchen Verſchiedenheiten oder Widerſprüche der einzelnen Ausſagen oder Angaben ſich finden, in gewiſſe Punkte oder Frageſtücke aufgeſtellt und ſolchergeſtalt den zu confrontirenden Perſonen zur nähern Beantwortung vorgehalten werden müſſen, keinen andern Grund oder Zweck mir denken, als daß denen zu confrontirenden Perſonen der wahre Geſichtspunkt, aus welchem ſie die Sache anſchauen ſollen, gezeigt, ihre ganze Aufmerkſamkeit darauf geheftet, und hiedurch eine ſolche Beſtimmtheit ihrer Antwort bewirkt werde, daß nichts an der richterlichen Ueberzeugung fehle, der Antwortende habe den Fragenden völlig verſtanden, und dasjenige, was er geantwortet, ſey ſo ausgedrückt, als er nach ſeinen Kenntniſſen entweder bejahend oder verneinend hat ſagen wollen und können. Warum ſoll nun nicht der nämliche Nutzen, welcher dem artikulirten Verhör des Inquiſiten und der artikulirten Confrontation ganz unſtreitig eigen iſt, auch der artikulirten Vernehmung der Zeugen beigelegt werden?

Dieſer Theil der Unterſuchung ſtehet in Anſehung der Wichtigkeit den übrigen Theilen gewiß nicht nach, und verdienet eine eben ſo groſſe Aufmerkſamkeit.

Der Einwand: daß alsdann eine doppelte Vernehmung der Zeugen, nämlich bei der Generaluntersuchung die ſummariſche, oder eigene zuſammenhängende Erzählung alles deſſen, was ſie wiſſen, und hernach bey der Specialunterſuchung ihre Abhörung über die aus ſolcher Erzählung und ſonſt aus den Akten vom Richter aufgeſtellten Artikel und Fragen eintreten müſſe, iſt unbedeutend, da aus dem vorbemerkten Verhältniß der ſummariſchen Unterſuchung ſich ſchon ergiebt, daß bei dieſer ebenfalls eine doppelte, auch wohl mehrmals zu wiederholende Zeugenvernehmung oft nothwendig werden kann; die doch niemand für ſchädlich erachten wird.

Wenn man aber die in der artikulirten Zeugenvernehmung liegende Wiederholung des Zeugenverhörs für überflüſſig, oder für eine die Verzögerung des Criminalprozeſſes erzeugende Förmlichkeit halten will; ſo kann ſelbſt in dem Fall, da die artikulirte Vernehmung nichts weiter, als eine Wiederholung des ſummariſchen Verhörs ſeyn ſollte, ohnerachtet in den mehreſten Fällen die weſentliche Verſchiedenheit ſtehen bleibt, daß nicht alle ſummariſch vernommene Zeugen, ſondern nur diejenigen von ihnen, welche nach ihrer ſummariſchen Ausſage zu eigentlichen Beweißzeugen ſich geſetzlich qualificiren, und unter mehrern Perſonen zu wählen ſind, über förmliche Beweisartikel und Erläuterungsfrageſtücke vernommen werden müßten, doch dieſe Wiederholung nicht überflüſſig genannt werden. Dem Einwurf aber, daß ſie eine Verzögerung des Prozeſſes veranlaſſen würde, ſetze ich entgegen, nicht nur, daß dergleichen Wiederholungen eben ſo unvermeidlich bei den ſummariſchen Zeugenvernehmungen ſeyn können, ſondern auch, daß die Beförderung der Prozeſſe vornemlich von der größern Thätigkeit abhängt, welche durch die von mir oben vorgeſchlagene Mittel erweckt und bewirkt werden kann.

Uebrigens wird wohl niemand für anſtößig halten, wenn man wünſcht, daß eine alte Form, ihrer Nützlichkeit halber, hergeſtellt, und ihre Brauchbarkeit durch ſchickliche Modifikationen erhöhet werde. Wir haben ja eine Menge von Wahrheiten, die für eine gewiſſe Zeit verkannt oder verdrängt waren, und hernach wieder hervorgeſucht, auch nach den Bedürfniſſen unſers Zeitalters eingekleidet ſind, ohne darauf zu achten, daß dieſe Wahrheiten ſchon den alten Egyptiern, oder Griechen, oder Römern bekannt waren.

Bei der Beſtimmung der rechtsgültigen Beweismittel, welche man in ordentliche und außerordentliche einzutheilen pflegt, muß unter andern auch die unter einigen neuern Criminalrechtsgelehrten ſtreitige Frage: ob die Anzeigen (indicia) zu Beweismitteln zu rechnen, und in welche Klaſſe ſie in dieſem Fall zu ſetzen ſind? entſchieden werden.

Wenn man nun erwägt, daß der Beweis die Wahrheit deſſen, was man wiſſen muß, darſtellen ſoll, Anzeigen hingegen nur eine Wahrſcheinlichkeit davon dargeben, und nichts weniger als Evidenz, ſondern lediglich Verdacht oder Vermuthung begründen; ſo können Anzeigen weder zu den ordentlichen, noch zu den außerordentlichen Beweismitteln geeignet ſeyn.

Tauſend Wahrſcheinlichkeiten, ſie mögen auch noch ſo dringend ſeyn, können doch nie im Zuſammenhang oder in der Verbindung zu einer Wahrheit umgeſchaffen werden. Die Unmöglichkeit liegt in ihrem Weſen und in ihrer eigentlichen Beſchaffenheit. Sie müſſen daher von den Beweismitteln abgeſondert bleiben und beſtehen für ſich als ein eigener Theil der Unterſuchung, welcher auch den ſehr wichtigen Nutzen hat, daß der Richter nach den Anzeigen, und der daraus hervorgehenden ſtärkern oder ſchwächern Wahrſcheinlichkeit, ſein Urtheil über das Reſultat des aufgenommenen Beweiſes prüfen kann und muß.

Zu den außerordentlichen Beweismitteln kann in den königlich preußiſchen Staaten, nachdem ſowohl die Tortur und Territion, als auch der Reinigungseid, aus ſehr erheblichen, und in der Unzuverläßigkeit, ſelbſt Schädlichkeit dieſer unächten Beweismittel, liegenden Gründen abgeſchaft worden, nur noch die Confrontation gehören.

Die Erlaubniß, daß der Inquirent während der Unterſuchung einen Angeſchuldigten wegen vorſätzlicher Lügen und Zurückhaltung der Wahrheit züchtigen darf, kann zwar unter den durchs Geſetz beſtimmten Bedingungen oder Modificationen nicht für eine Art von Tortur oder Territion, als Surrogat, betrachtet werden; aber dem Inquirenten bleibt doch die Beurtheilung der Exiſtenz des Züchtigungsfalls ſelbſt überlaſſen. Iſt er nun nicht ein Mann von der größten Gewiſſenhaftigkeit, der dabei ein fühlendes Herz beſitzt, ſo ſind Mißbräuche gar nicht zu vermeiden, und der Unſchuldige kann mit dem Schuldigen leiden. Wie leicht kann nicht auch der gefühlvollſte Inquirent durch die Länge der Zeit ſo abgehärtet werden, daß er bei dem beſtändigen Umgang mit Böſewichtern, den Unſchuldigen mit jenen in eine Klaſſe wirft, wenn er ſich nicht gleich zu rechtfertigen weiß, und vielleicht beſtürzt durch ſeine Stellung vor dem Gericht, die etwa die erſte in ſeinem Leben war, außer Stande iſt, alles im bündigen Zuſammenhang vorzutragen, und nun einer Unrichtigkeit überführt wird, die ſo leicht für böſen Vorſatz anzunehmen iſt.

Dieſerhalb muß man auf die ſo ſehr verſchiedenen Talente und Dienſtfähigkeiten der Inquirenten Rückſicht nehmen, und der Gedanke kann nicht trügen, daß durch die vorgedachte Erlaubniß ihnen ein großer Spielraum gegönnt iſt, nach ihren individuellen, oft falſchen Einſichten, den Verbrecher, oder Verdächtigen, einer vorſätzlichen Lüge ſchuldig zu finden, und ihn deßhalb willkührlich zu züchtigen.

Das Geſetz verbietet den Gebrauch dieſer Züchtigung in der Art, daß ſie ein Mittel werde, den Angeſchuldigten zum Bekenntniß zu zwingen; allein der Inquirent, welcher zur Zeit- und Müheerſparung bei ſolchen Züchtigungen den Verbrecher zum Bekenntniß zu vermögen beabſichtiget, behält doch immer mehr, als eine Gelegenheit, den Mißbrauch der Züchtigung und die darin liegende ſtrafbare Uebertretung des Geſetzes, unter dem leicht herbeizuholenden Vorgeben, daß der Verbrecher vorſätzlich gelogen, zu verſtecken.

Wollte man das Maaß der Züchtigung nach dem verſchiedenen Verhältniß der vorſätzlichen Lügen ganz genau beſtimmen, und wäre dieſes mit völliger Conſequenz möglich, ſo würde hiedurch nur wenig gewonnen werden, weil doch wiederum dem Inquirenten die Beurtheilung des Verhältniſſes der Lügen zu überlaſſen, oder er in jedem einzelnen Fall zu einer Anfrage bei dem höhern Gericht zu verbinden, dieſes aber wegen unvermeidlicher und gewiß unnöthiger Verzögerung des Prozeſſes bedenklich ſeyn würde.

Daher überwiegt die Beſorgniß des Mißbrauchs und der Nichtachtung des Geſetzes alle übrigen guten Abſichten der Regierung, und ich halte für zweckdienlicher, die obenerwähnte Erlaubniß aufzuheben, dagegen aber auch die verhältnißmäßige Schärfung, der auf das Verbrechen folgenden

Strafe, für einen vorſätzlich läugnenden Verbrecher zu verordnen; welches dann, wo nicht ein ſtärkeres, doch gewiß eben ſo ſtarkes, und wenigerm Mißbrauch unterliegendes Mittel ſeyn würde, den Verbrecher von vorſätzlichen Lügen zurückzuhalten.

Dem Einwurf: daß der Inquirent ein Mittel haben müſſe, verſtockte und boshafte Sünder im Zaum zu halten, damit ſie nicht durch beharrliche Hartnäckigkeit, die Bemühungen des Inquirenten und deren Erfolg verhindern und vereiteln mögen, ſetze ich entgegen, daß dergleichen Verbrecher einerſeits nur in der geringern Zahl gedacht werden können, andrerſeits durch eine mäßige Züchtigung nicht zu beſſern ſeyn würden, eine ſcharfe aber nach den Regeln der Tortur, davon ſie ein Grad wäre, zu verordnen, folglich nicht der Willkühr des Inquirenten zu überlaſſen ſeyn müßte. Hiebei kommt alsdann alles in Erwägung, was ſo laut für die Unzuläßigkeit und Abſchaffung der Tortur in allen ihren Stufenfolgen ſpricht. Auch werden Beiſpiele von vorbemerkter Schärfung der Strafe auf verſtockte und boshafte Verbrecher einen weit kräftigern Eindruck machen, als dieſer von willkührlichen Züchtigungen erwartet werden kann.

Ein äußerſt wichtiger Hauptgegenſtand der Criminal-Prozeßordnung iſt die ausführliche Feſtſetzung: 1) wie jedes Beweismittel beſchaffen ſeyn muß, um nach deſſen vorſchriftmäßigem Gebrauch das Reſultat eines vollſtändigen oder unvollſtändigen Beweiſes beſtimmen und dieſem gemäß auf die geſetzlichen Folgen erkennen zu können. 2) Welche rechtliche Folgen den Anzeigen, oder der herausgebrachten Wahrſcheinlichkeit in den Fällen, wo die Erforſchung der Wahrheit durch die dazu verordneten Mittel unerreichbar iſt, beizulegen ſind.

Daß hierunter die Meinungen der neuern Criminaliſten von einander zum Theil weſentlich abweichen, beweiſen ihre Druckſchriften. Hier iſt indeſſen nicht der Ort, ſie der Reihe nach zu erzählen und zu prüfen.

Man kann auch der Weisheit der Regierung die vorerwähnten Beſtimmungen mit eben der Hoffnung auf die Zweckmäßigkeit überlaſſen, als ſie die Strafen ſelbſt nach dem Beſten der ganzen Staatsgeſellſchaft abzumeſſen hat. Ich kann daher mich begnügen, nur die Nothwendigkeit dieſer Beſtimmungen und deren möglichſte Genauigkeit, als ein Mittel zu berühren, wodurch die Willkühr des erkennenden Richters, wenn er dieſe oder jene Meinung eines Criminaliſten annehmen, und ſich zu einem oder andern darauf gebaueten Syſtem hinneigen wollte, gehörig einzuſchränken iſt.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Begriff einer ordentlichen und außerordentlichen Strafe. Die Geſetzlichkeit kann keinen Unterſchied begründen. Denn beide Arten der Strafen müſſen in Geſetzen verordnet ſeyn. Der Richter kann keine Handlung, deren Ausübung oder Unterlaſſung ein Geſetz nicht ahndet, beſtrafen.

Daher kann die Verſchiedenheit nur in der Strafe ſelbſt, und in deren Maaß bei der Anwendung des Geſetzes liegen, und ſie muß ſo begränzt werden, daß nicht Milderung oder Schärfung der im Geſetz buchſtäblich feſtgeſetzten Strafe, für eine außerordentliche zu achten ſey, oder in der Geſtalt der letztern erſcheine.

Wenn zum Beiſpiel das Geſetz auf das Verbrechen des vorſätzlichen Mordes die Todesſtrafe durch das Rad beſtimmt hat, ſo kann in den Fällen, wo nach den Regeln der juriſtiſchen und moraliſchen Zurechnung der Thäter zwar die Todesſtrafe, aber eine gelindere Art derſelben durch das Schwerdt verwürkt hat, dieſe gelindere Todesart nicht eine außerordentliche, ſondern nur eine modificirte Strafe genannt werden, bey welcher die Hauptklaſſe der Strafe beſtehen bleibt, aber eine gelindere Art derſelben angewandt wird.

Außerordentlich würde die Strafe nur dann heißen, wann nicht die nämliche Klaſſe, ſondern eine andere, alſo ſtatt der Todesſtrafe eine Leibes- oder Ehren- oder Vermögensſtrafe, nach der Bewandniß des individuellen Falls, eintreten müßte, dann würde aber auch die Benennung der Strafe, als außerordentlich, noch weiter auf der Vorausſetzung beruhen müſſen, daß die zu beſtrafende Handlung in der Art und Beſchaffenheit, wie ſie ausgemittelt iſt, nicht eine andere Gattung von Verbrechen ſei, worauf eine beſondere Art von Strafe in den Geſetzen vorgeſchrieben iſt. Denn, wenn dieſes wäre, und die Beſtrafung des Thäters nach einem andern Geſetz erfolgte, ſo würde dieſe Strafe nicht eine außerordentliche, ſondern in Beziehung auf das andere Geſetz, eine ordentliche genannt werden müſſen.

Hiernach würde alſo der Nahme außerordentliche Strafe nur auf diejenige Fälle paſſen, wo zwar das Verbrechen ſelbſt an und für ſich nicht zu einer andern beſonders verpönten Gattung gehört, aber nicht mit der für ſolche Gattung von Verbrechen feſtgeſetzten, ſondern mit einer aus einer andern Klaſſe zu wählenden Strafe belegt werden kann.

Modificirt würde die Strafe heißen, wenn nicht die Klaſſe der Strafe verändert, ſondern beibehalten und nur eine gelindere Art der Vollſtreckung beſtimmt wird; wovon die eigentliche Milderung der Strafe zu unterſcheiden bleibt, weil dieſe in der Entfernung oder Weglaſſung ſolcher äußern

Verhältniſſe und Uebel beſtehet, welche die Vollſtreckung der ordentlichen oder modificirten Strafe für den Leidenden nicht ſo empfindlich macht, als ſie ſonſt ſeyn würde.

Man kann dieſe ſubtil ſcheinende Unterſcheidung für bloße Speculation, oder für einen unnöthigen oder unnützen Wortſtreit um ſo weniger erachten, da hierin für den erkennenden Richter die Gränzen liegen, wie weit er im Abmeſſen der außerordentlichen Strafen vorſchreiten und ſich ausdehnen darf.

Davon hängt auch die Beantwortung der problematiſchen Frage ab: ob ein Richter die außerordentliche Strafe bis zur Todesſtrafe zu erhöhen befugt ſeyn könne?

Daß hiernächſt die außerordentlichen Strafen mit den willkührlichen nicht verwechſelt werden, und jene nicht in dieſe ausarten müſſen und können, bedarf keiner weitläufigen Darſtellung. Denn willkührliche Strafen ſind und bleiben, nach der geſetzlichen Beſtimmung, ordentliche Strafen für gewiſſe Gattungen von Verbrechen, wovon der erkennende Richter in jedem einzelnen Fall nach dem höchſten oder geringſten Maaßſtab und nach der dazwiſchen ſtehenden Gradation die rechtliche Anwendung zu machen hat.

Bei dem Beweiſe durch Zeugen iſt die Feſtſtellung, wie ſie nach ihren perſönlichen Verhältniſſen, und wie ihre Ausſagen beſchaffen ſeyn müſſen, um ihnen eine abſolute oder hypothetiſche und relative, oder nach der Benennung einiger Criminaliſten eine poſitive oder negative Glaubwürdigkeit beizulegen, zur Begränzung der richterlichen Willkühr in Beurtheilung der Qualität der Zeugen und richtiger Prüfung derſelben ganz nothwendig. Sonſt eröffnen ſich zwei gleich ſchädliche Abwege.

Entweder fehlt die ſo heilſame Uebereinſtimmung des richterlichen Verfahrens in den verſchiedenen Gerichten; oder es werden auch bei einem und demſelben Gericht zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Meinungen aus dieſem oder jenem Syſtem der Criminal-Rechtslehrer angenommen, welches da beſonders eintreten kann, wo das Criminalgericht nicht für beſtändig mit einerlei Perſonen beſetzt bleibt, ſondern durch weitere Beförderung der Glieder deſſelben oft verändert wird.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man zum Criminalgericht nur Männer beſtellte, die durch Erfahrung ihre Kenntniſſe zur Reife gebracht haben, und darunter die häufige Abwechſelung der Perſonen vermiede, welche gewiß nicht nöthig ſeyn würde, wenn man die ernannten Glieder des Criminalgerichts in ſolche Lage ſetzte, daß ſie ſich lediglich der Criminal-Rechtswiſſenſchaft widmeten, und dazu mit dem Fortgang ihrer Dienſtjahre immer neue Reize und Ermunterung fänden. Denn die überwiegende Wichtigkeit des Criminalrichteramts kann unmöglich verkannt werden; und gleichwohl liegt dieſes darin, wenn die öftere Veränderung in der Wahl junger Subjekte zu Mitgliedern beibehalten wird.

In der Lehre von der Glaubwürdigkeit der Zeugen ſtößt man wegen der verſchiedenen Meinungen der Criminaliſten auf einige Fragen, deren Beantwortung für die Geſetzgebung wichtig ſeyn muß, und dem erkennenden, ſo wie dem inquirirenden Richter nur allein zum richtigen Wegweiſer dienen kann.

Die erſte Frage betrift den Unterſchied zwiſchen Probatorial- und Defenſional-Zeugen, entweder in Beziehung auf ihre perſönlichen Verhältniſſe, oder auch in Rückſicht auf ihre Ausſagen.

Man nennt nehmlich diejenigen Perſonen, welche der

Inquirent ſelbſt wählt und vernimmt, um ſich von dem Thatbeſtand und von den Handlungen des angeklagten oder angeſchuldigten Thäter zu unterrichten, und beides zur Evidenz zu bringen, probatorial: diejenigen aber, welche ein ſolcher Thäter zu ſeiner Rechtfertigung oder Vertheidigung aufſtellt, und dem Inquirenten vorſchlägt, Defenſional Zeugen.

Von dieſer Seite begründet die Art und Weiſe, wie Perſonen zum Zeugniß kommen, einen Unterſchied; und darnach entſtehet die Hauptfrage: ob die Glaubwürdigkeit der Probatorial- und Defenſionalzeugen nach einerlei oder nach verſchiedenen Grundſätzen zu beurtheilen iſt?

Die faſt allgemeine Meinung der Criminaliſten, daß die Vertheidigung eines angeſchuldigten Verbrechers, ſie möge auf ſeine Unſchuldserweiſung oder auf Verminderung ſeiner anſcheinenden Schuldbarkeit abzielen, eine vorzügliche Begünſtigung verdiene, beruhet auf der jedem Menſchen gebührenden, mithin auch dem Verbrecher nicht eher, als durch die etwanige Beſtrafung, zu entziehenden Würde, als Vernunftweſen betrachtet. Aber dieſe Meinung kann allein die vorhin aufgeſtellte Frage nicht entſcheiden.

Hierzu muß eine andere Frage führen: ob und unter welchen Umſtänden von einem Verbrecher in Abſicht der Geſetzwidrigkeit ſeiner Handlung ein böſer Vorſatz (dolus) präſumirt werden kann?

Wenn dieſe Präſumtion nach den Geſetzen obwaltet; ſo müſſen in dergleichen Fall die vom Verbrecher benannten Zeugen, deren Ausſage die Präſumtion aufheben ſoll, gewiß nicht weniger Glaubwürdigkeit haben, als diejenigen Zeugen, deren ſich der Inquirent zur Ueberführung des Verbrechers bedienet. Denn in beiden Fällen muß das Reſultat der Zeugniſſe nur Wahrheit ſeyn, dieſe aber kann nur nach einerlei Grundſätzen geſchätzt werden, ſie ſey dem Verbrecher günſtig oder nachtheilig.

Nun kann die vorgedachte Präſumtion in keinen andern Fällen rechtlich ſeyn, als wo die Concurrenz mehrerer ausgemittelten Thatumſtände keinen andern Schluß nach Vernunftregeln verſtattet, als daß der Verbrecher mit böſem Vorſatz das Geſetz übertreten habe.

Hieraus folgt, daß in allen übrigen Fällen, wo dieſer Schluß wegfällt, oder nach logiſchen Regeln unrichtig, oder auch zweifelhaft ſeyn würde, die bloße Rechtswidrigkeit der Handlung die mehrerwähnte Präſumtion nicht begründen kann, ſondern die für jeden Menſchen und Staatsbürger ſprechende Vermuthung, daß er die Geſetze achte, und nicht den böſen Willen habe, ſie zu verletzen, ſtehen bleiben; dieſe günſtige Vermuthung aber auch die Ausſagen der Defenſionalzeugen unterſtützen, und dasjenige, was etwa gegen ihre perſönliche Verhältniſſe und gegen das Reſultat ihres Zeugniſſes zu erinnern ſeyn möchte, ſo lange aufheben und ergänzen muß, bis die eigentliche Verwerflichkeit der Defenſionalzeugen aus andern Rechtsgründen hergeleitet werden kann.

Ganz anders verhält es ſich mit den Probatorial-Zeugen. Dem, was ſie zur Verdammung des Angeſchuldigten verſichern wollen, ſtehet eine rechtliche Vermuthung des Gegentheils entgegen. Dieſe für ihn laut redende Vermuthung muß erſt zernichtet werden, und dann muß die hiezu leitende Ausſage der Probatorial-Zeugen auch noch ſo geeignet ſeyn, daß ſie zur Ueberführung des Richters ſo wohl, als des Angeſchuldigten wegen des größern Grades der Verſchuldung tauge und hinreiche: daher muß die Glaubwürdigkeit der Probatorial-

Zeugen unter dieſen Verhältniſſen mit einer größern Strenge geprüft werden.

Hiernach wird ſich auch bei der vermiſchten Ausſage der Zeugen eine fernere Frage: ob dasjenige, was ſie zur Rechtfertigung und Vertheidigung eines Angeſchuldigten bekundſchaften, mehr Glauben verdiene, als das, was ſie zu ſeiner Verdammung verſichern? leicht entſcheiden laſſen, wenn man nur darauf Rückſicht nimmt, in wiefern in dem einen oder andern, was die Zeugen angeben, ſeiner Natur oder der Verbindung nach, ein gleiches oder verſchiedenes Verhältniß liegt, daß es wahr ſeyn könne, und wohin die rechtliche Vermuthung mehr oder weniger ſich hinneigen muß.

Bei der Frage: zu welcher Zeit, ob bei der General- oder Special Unterſuchung die Zeugen vereidet werden müſſen? bedarf der allgemeine Satz, daß die Zeugen-Vereidigung alsdann erfolgen könne, wann der Inquirent durch die Unterſuchung dahin gelangt iſt, daß er von den mehrern ſummariſch vernommenen Perſonen die Beweiszeugen mit Sicherheit wählen mag, einer nähern Erläuterung.

Außer den wenigen Fällen, wo entweder das hohe Alter eines Zeugen, oder ſeine Kränklichkeit, oder ſeine bevorſtehende Reiſe nach entfernten Gegenden, die Beſorgniß, daß ſeine Vereidigung in der Zeitfolge unmöglich werden dürfte, erregen, und die unverzügliche Eides-Abnahme nothwendig machen kann, wird die Feſtſetzung des Zeitpunkts zur Vereidigung der Zeugen keinen Schwierigkeiten unterliegen, wenn der Schluß der General-Unterſuchung zur Regel genommen, und bei ſolchen Verbrechen, wo die förmliche Specialunterſuchung aus den oben dargeſtellten Gründen vorzuſchreiben iſt, zu derſelben die Vereidigung der Zeugen gerechnet wird. Als-

dann

dann iſt eine volle Ueberſicht des Ganzen vorhanden, und dieſe muß dem Inquirenten bei der Auswahl der Beweiszeugen die Prüfung der dazu qualificirten Perſonen ſehr erleichtern; ſie kann auch den ſonſt möglichen Irrungen und Fehlſchlüſſen am beſten vorbeugen.

Dabei wäre noch zu wünſchen, daß die Vereidigung der Zeugen mit mehrerer Feierlichkeit geſchehe, weil der Eindruck derſelben, wie ich oben angeführt habe, auf die Sinnlichkeit des Menſchen unläugbar und nützlich iſt, auch im Ernſt wohl nicht eingewandt werden kann, daß der Reiz der Sinnlichkeit das Vernunftgefühl bei den Zeugen ſchwächen, oder dem Gebrauch ſeiner Vernunft hinderlich ſeyn würde.

Die Dienſt- und Gewiſſenspflicht des Inquirenten, die Wahrheit ſo, wie ſie wirklich beſchaffen iſt, ſie ſey dem Angeſchuldigten vortheilhaft oder nachtheilig, genau auszumitteln, verbindet ihn zu einer gleich ſtarken Rückſicht auf die Umſtände, welche die Schuldbarkeit des Verbrechers beſtimmen, als auf die Verhältniſſe, welche entweder ſeine Verſchuldung ganz aufheben, oder doch deren Grad und Straffälligkeit vermindern können.

Außerdem aber, was dieſerhalb der Inquirent mit gleicher Strenge und Aufmerkſamkeit beobachten muß, haben noch die Geſetze die beſondere Defenſion, nach vollführter Unterſuchung, verordnet, und theils dem Verbrecher ſelbſt die Wahl eines Rechtsverſtändigen zu ſeinem Defenſor überlaſſen, theils die Beſtellung eines ſolchen Defenſors für den Verbrecher zur Amtspflicht des Inquirenten gezählt.

Daß hiebei die Geſetze auf der einen Seite eine Ausnahme bei geringfügigen Verbrechen, und auf der andern Seite einen Unterſchied zwiſchen der vom Defenſor mündlich zu Protokoll anzugebenden und ſchriftlich auszuführenden Vertheidigung machen, beruhet auf der größern oder geringern Wichtigkeit der Verbrechen ſelbſt, in Beziehung auf die härtere oder gelindere Beſtrafung.

Die neuern Criminaliſten haben verſchiedene Regeln aufgeſtellt, welche das Verhalten des Defenſors beſtimmen ſollen.

Seine Unterredung mit dem Inquiſiten, im Beiſein einer Gerichtsperſon, iſt als nothwendig durch die Geſetze ſchon verordnet, und als ein wirkſames Mittel, daß der Defenſor ſich von dem Thatbeſtand ausführlich unterrichte, und mit ſeiner dadurch erlangten Kenntniß die Geſtalt des Thatbefundes nach den Acten vergleichen könne, über alle Einwendung erhaben.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Die Beſtimmung der Frauen.

Eine Erzählung.

In —n, der Reſidenz des Fürſten von —e, lebten zwei Mädchen, Wilhelmine und Klara S—., die ſowohl durch ihre geiſtigen als körperlichen Vorzüge, und die äuſſere glänzende Lage, in der ſie ſich befanden, allgemeine Aufmerkſamkeit erregten. Sie waren Zwillingsſchweſtern, und ihre Geburt hatte ihrer Mutter das Leben gekoſtet. Ihr Vater war ein Kaufmann von groſſem Vermögen, und wendete alles auf die Erziehung dieſer Kinder — es waren ſeine Einzigen! Aber nur bis in ihr achtes Jahr konnte er für ihre Bildung ſorgen; er ſtarb und ließ ſie als Waiſen zurück.

Er hatte zwei Schweſtern, die mit ihm in einem Hauſe wohnten. Eine war unverheirathet, die andere Wittwe. Jedes der Kinder hatte ſich vorzüglich an eine dieſer guten Tanten gewöhnt, und der Vater vermachte auf ſeinem Todbette jeder ihren Liebling. Doch nur bis die beiden Mädchen ihr ſechzehntes Jahr erreicht hätten — ſo war ſein ausdrücklicher Wille, ſollte ihre Erziehung und Vormundſchaft dauern, und dann ſollte man die beiden Mädchen als durchaus von ſich ſelbſt abhängig betrachten.

Wilhelmine, eine Brünette, die bei einem ſchlanken, zarten Körperbau, von ihrer erſten Kindheit an ein ernſtes, in in ſich zurückgezogenes Weſen gezeigt hatte, war der Liebling der unverheiratheten Tante Dorothea geweſen, und ging mit dieſer auf ein Landgut nicht fern von der Reſidenz. Das blonde muntre Klärchen hatte ſich an Tante Minna, die verwittwete D —, gewöhnt, und wechſelte mit dieſer ihren Aufenthalt, lebte bald auf dem Lande, bald in der Reſidenz.

Die Lage der beiden Kinder wurde durch dieſe Veränderung ganz umgeſchaffen. So lange der Vater lebte, waren ſie den größten Theil des Tages in männlicher Geſellſchaft. Denn obgleich die beiden Tanten ihre weiblichen Zirkel hatten, ſo war der Vater doch täglich von Freunden umringt, und jeder dieſer Freunde beſchäftigte ſich gern mit den liebenswürdigen Kindern, ſollte es auch nur ſeyn, dem Vater zu gefallen, den man nur in ſeinen Kindern ſchmeicheln konnte. Dies war nun anders. Wenn ſie auch zuweilen mit ihren Pflegemüttern in männlicher Geſellſchaft waren, ſo war dies doch nicht täglich, und was noch mehr wirkte: bis dahin war der, von dem ſie gänzlich abhingen, auf den ſie ihr höchſtes Zutrauen ſetzten, ein Mann — jetzt trat an die Stelle deſſelben ein Weib.

Auch von den beiden Erzieherinnen muß ich etwas ſagen, um auf die Verſchiedenheit ihrer Erziehungsmethode aufmerkſam zu machen. Tante Dorothea war von Natur ſtill, und zum Nachdenken aufgelegt. Sie ſpielte nicht bloß die gelehrte Dame, ſondern ſie wars. Mehrere Heirathsanträge hatte ſie in ihrer Jugend zurückgewieſen, weil ſie die überſpannten Forderungen, welche ſie an den Mann machte, mit dem ſie ſich zu leben getraute, nirgends realiſirt fand. In ſpätern Jahren ſuchte ſie ſich in den Wiſſenſchaften für das verlohrne Glück der Jugend, und den Verluſt häuslicher Freuden zu entſchädigen. Sie hatte dabei eine daurende Stimmung der Unzufriedenheit mit ihrer Lage bekommen, die ſie nun mit der Lage ihres Geſchlechts überhaupt verwechſelte, und nicht ſelten in Bitterkeit über die bürgerlichen Verhältniſſe der Weiber überhaupt ausbrach. Madame D — , hingegen war früh verheirathet, früh Mutter geworden, ob ſie gleich beides nicht mehr war. Sie hatte mit ihrem Gatten unbeſchreiblich glücklich gelebt. Er liebte die Häuslichkeit, und ſie fand ihr ganzes Glück darin. Alles was häusliche Freude vermehren konnte, verſtand ſie vollkommen. Sie wußte alles, was zur Wirthſchaft gehört, aber ihr Geiſt war auch gebildet. Sie zeichnete, ſpielte die Harfe, ſang angenehm, und liebte unterhaltende Lectüre. Sie ahnete und wünſchte kein höheres Glück, als was ſie genoſſen hatte; und was dies Glück noch erhöhte, war, daß ſie es jetzt größtentheils nur in der Erinnerung beſaß — ihr Gatte war nicht mehr, und ihren einzigen Sohn hatten ihr die Blattern geraubt.

So oft ſie nun von ihrem vorigen Zuſtande ſprach — und gern that ſie das — war ihre Erzählung von einem warmen Enthuſiasmus belebt. — Klärchen hörte ſie gern, gewöhnte ſich daran, häusliches Glück als das höchſte Glück des Lebens anzuſehen, weil ſie von den unangenehmen Augenblikken, welche auch die glücklichſte Haushaltung trüben, nichts erfuhr.

Beide Erzieherinnen waren dabei herzlich gute Frauen, und keiner vermögte man ihres moraliſchen Charakters wegen einen Vorwurf zu machen. Jede ſuchte mit ihrer Pflegetochter Ehre einzulegen, und jede glaubte, da jetzt die acht Jahre ihrer Erziehung verfloſſen waren, ihren Zweck vollkommen erreicht zu haben. Sie bezogen mit ihren Nichten in der Reſidenz ein prächtiges Logis, und betrachteten ſich nur als Freundinnen und Rathgeberinnen derſelben, und wurden mit kindlicher Liebe und Folgſamkeit belohnt. Der Ruf der beiden Mädchen verbreitete ſich ſchnell, ihre Schönheit, ihre Bildung, und vor allen ihr großes Vermögen ſammelte bald einen Schwarm junger Männer aus allen Ständen um ſie her

Madame D—. ließ es ſich, bei ihrer Kenntniß des weiblichen Herzens, und ihrer richtigen Anſicht der Welt, ſo viel möglich angelegen ſeyn, ihre liebenswürdige Nichten ſobald als möglich zu verheirathen, um ihrem ganzen Beſtreben ein feſtes Ziel zu geben, und ſie ihrer Beſtimmung als Weiber zuzuführen; Tante Dorothea dagegen behauptete immer: zu dem Joch des Eheſtandes und der häuslichen Verhältniſſe kämen ſie noch immer zu frühe!

Es dauerte nicht lange, ſo ſahe Madame D—. in Hinſicht ihres Klärchens ihren Wunſch erfüllt. Der feingebildete Geiſt, die frohe Laune und das gefällige Weſen Klärchens feſſelten einen jungen Mann von großem Vermögen, der ganz ihrer würdig war. Er war gereiſt, und hatte die Welt und das geſellige Leben in tauſend Lagen kennen lernen. Karl K—., ſo hieß er — war eigentlich Kaufmann, aber ſein Vermögen ſetzte ihn in den Stand, nur eine Art von Ueberſicht über ſeine großen Geſchäfte zu führen; und treue Gehülfen, die er großmüthig belohnte, überhoben ihn der ſonſt mit dem Handel verbundenen mühevollen Geſchäfte. Er warb um Klärchens Hand, und erhielt ſie, und die gute Tante hatten die Freude, ihre geliebte Tochter eben ſo glücklich zu ſehen, wie ſie es einſt ſelbſt war.

Wilhelmine hatte einen höhern Grad wiſſenſchaftlicher

Bildung wie ihre Schweſter. Sie zeichnete, ſtickte, ſang und ſpielte wie dieſe — aber nur als Nebenſache betrachtete ſie das alles. Sie war ernſt; lächelte gutmüthig, wenn Klärchen in ihrem Frohſinn jubelte; aber auch nicht ſelten lag eine düſtre Laune auf ihrer Seele. In Geſellſchaft ſprach ſie wenig; ihr reitzender Mund beantwortete manche Frage nur mit einem ſpöttiſchen Zuge. — Ihr ſeelenvolles Auge war oft nur in ſich ſelbſt gerichtet; und bei allem Feuer ihres Gefühls hatte ſie keine vertraute Freundin.

So wie das frohe Klärchen alle Männer an ſich zog — zog Wilhelmine nur den denkenden Theil derſelben an ſich.

Unter denen, welche eine ernſtliche Neigung zu ihr zog, befand ſich der Regierungsrath M—., ein Mann von beinahe dreißig Jahren, ſchön von Körper, deſſen feine Sitten, verbunden mit einem allesumfaſſenden Verſtande und ausgebreiteter Gelehrſamkeit, ihm einen vorzüglichen Rang unter allen Männern der Reſidenz verſchaffte. Wilhelmine wußte ihn zu feſſeln — er liebte das ernſte ſonderbare Mädchen, und ſie — ſchien nicht gefühllos gegen ihn. Es war ihr ſchmeichelhaft, einen Mann um ſich zu ſehen, deſſen Gelehrſamkeit und Verſtand allgemein anerkannt war, und von dem ſie lernen konnte. Nur ihm war es vergönnt, ſie auf Promenaden zu begleiten, ſie ins Schauſpiel zu führen, und einige Stunden des Tages mit ihr über Litteratur und Kunſt zu ſprechen. Dieſer Hang des jungen Mädchens gefiel dem Regierungsrath zwar nicht, aber er gab ihm doch Gelegenheit, täglich mit ihr zu reden; und er entdeckte immer mehr den hohen Werth des Mädchens, und wurde immer mehr überzeugt, daß dieſe Geſpanntheit und Verſchrobenheit ihrer Begriffe ſich ſelbſt verliehren würde, wenn ſie in einen andern Kreis träte, und durch ihre Pflichten gezwungen würde, ſich mehr mit der wirklichen Welt als ihren Idealen zu beſchäftigen.

Er war für ſich reich, hatte nicht fern von der Stadt ein ſchönes Landgut, und träumte ſich oft — an Wilhelminens Seite glücklich. Er ließ ſeine Abſicht Wilhelminen merken, und ſie — lächelte gefällig, ohne ſich zu erklären.

Gewöhnlich ſah er ſie des Nachmittags, weil ihm am Morgen ſeine Geſchäfte oblagen. Einſt, wo er frei von Arbeiten war, nahm er ſich vor zu ſeiner Wilhelminen zu gehen, und ernſthaft mit ihr über ſeine Liebe zu ſprechen; denn unentbehrlich, theuer war ihm das Mädchen geworden. Er kam ins Vorzimmer, und das Kammermädchen entſchuldigte die Mamſell: ſie könne jetzt niemand ſprechen, weil der Profeſſor N bei ihr ſei. Und was macht der Herr Profeſſor hier? fragte M. geſchwind. Die Zophe ſahe ihn groß an, und antwortete mit einer gelehrten Miene: er lieſt mit Mamſell den Virgil! So! ſagte M. betroffen, nahm die Uhr heraus — es war halb — ich komme wieder! ſetzt' er hinzu und ging ohne Antwort zu erwarten. Er ging eine Straße hinauf, die andere hinab — ohne mit ſich ſelbſt einig zu ſeyn, ob er über den pedantiſchen Profeſſor N. den er ſich ſeiner Wilhelmine gegenüber dachte, oder über ſie ſelbſt lachen, oder zürnen ſollte.

Die Stunde war um, und er kehrte zu Wilhelminen zurück; nicht ohne die Abſicht, über ihre Gelehrſamkeit ein wenig zu zanken. Aber kaum war er ins Vorzimmer getreten, ſo ſagte ihm die Zophe: Mamſell iſt noch nicht allein. Wer iſt hier? — der Rector X — und was lieſt der mit Mamſell? — Mamſell hat griechiſche Stunde — meine Empfehlung, ſagte er verdrüßlich, wenn die Stunden zu Ende ſind! — und ging nach Hauſe.

Unruhig warf er ſich auf ſeinen Sopha. Das hatte er nicht geglaubt, daß Wilhelmine ſo im eigendlichſten Sinn aufs gelehrt werden ausging. Er ſahe mit Bedauern, wie ſie auf dieſem Wege ſich immer mehr von ihrer Beſtimmung als Weib entfernte, ſich immer unglücklicher machte, und beſchloß, alles anzuwenden, ihrem Geiſt eine andere Richtung zu geben. Er ſchrieb an ſie, ſagte kurz, daß er ſie vergeblich zu ſprechen geſucht habe, und entdeckte ihr offen, was er ihr zu ſagen entſchloſſen war. Er berührte ihren Hang zum Studiren gar nicht — aber in einem Gemälde voll Wahrheit und Wärme ſchilderte er ihr ſeine Liebe, und bat ſie die Gefährtin ſeines Lebens zu werden. Mit Abſicht gab er ſeinem Ton einen leiſen Anſtrich von Schwärmerei, und malte ihr ſeine Träume von der Zukunft, und dem Glück vor, daß ſie einſt zuſammen genießen könnten.

„Meine glückliche Lage — ſchrieb er — macht mich ziemlich unabhängig — Sie können, Wilhelmine, wenn Sie meine Gattin werden, ganz nach ihrem Geſchmacke leben, wie und wo Sie wollen; in der Stadt — auf dem Lande. Sie kennen vielleicht meinen Landſitz, eine Stunde von hier, noch nicht. O die Natur hat dies Fleckchen freundlich angelächelt! Fruchtbare Felder, ein alter Eichenwald, ein kunſtloſer aber naturvoller Garten — hohe, überwachſene Gänge, ein Strom — endlich ein ſchönes Wohnhaus, dem keine Bequemlichkeit mangelt. — Wahrlich, Wilhelmine, es iſt ein entzückendes Bild, wenn ich Sie mir dort als meine Gattin im Sommer wohnend denke! Frühe reit' ich zur Stadt meine wenigen Geſchäfte zu beſorgen — Mittag bin ich wieder bei Ihnen; unter den hohen Linden kommen Sie mir entgegen, und an Ihrer Seite ein Knabe oder ein Mädchen, das mir den ſüßen Namen, Vater! entgegen ruft!"

„Eine ſchriftliche Antwort — ſetzt er hinzu — Wilhelmine, erwart' ich nicht — morgen frühe komme ich zu Ihnen!" —

Er ſchickte ſeinen Brief fort, warf ſich auf ſein Pferd, und ritt zu ſeinem Gute hinaus. Hier ging er bald im Garten, bald auf ſeinen Feldern umher; überall ſah er Wilhelminen an ſeiner Seite — tauſend Plane durchkreuzten ſeinen Kopf; was er hier anlegen, dort pflanzen wollte — wie Wilhelmine ſeine Plane billigte, oder ihre eignen ausführte; ſo verſtrich ihm der Tag, unruhiger, aber froher wie er je einen erlebt hatte. Abends ritt er nach Hauſe, und — ein ſonderbares Gefühl ergriff ihn, da er auf ſeinem Tiſch einen großen Brief von Wilhelminens Hand erblickte. Haſtig riß er ihn auf, las, und ſank gedankenvoll auf ſeinen Sopha nieder.

Hier iſt der Brief:

Theurer M.

Sie verlangen keine ſchriftliche Antwort von mir — aber verzeihen Sie! — ich möchte gern über meinen Entſchluß gerechtfertigt bei Ihnen erſcheinen, und da glückt es mir vielleicht beſſer wenn ich ſchreibe, als Ihnen gegenüber — ſpreche. Daß Sie mir theuer ſind, theurer als alle Männer die ich kenne — daß ich mit Ihnen, und nur mit Ihnen zu leben wünſchte — wenn ich überall mich entſchließen könnte einen Gatten zu wählen — daß, theurer M. ſag ich Ihnen mit offnem Herzen — und ſie können mich nicht bezweifeln! Ja noch mehr, ſollten meine Begriffe über weibliche Beſtimmung eine Aenderung erleiden, ſollte ich je überzeugt werden, daß ich, ohne mich ſelbſt herabzuſetzen, in die bürgerlichen Verhältniſſe des Weibes eintreten könnte, wie ſie jetzt auf eine — unſer Geſchlecht ſo herabwürdigende Art beſtimmt ſind, und Sie hätten Ihre Neigung mir noch erhalten — nur mit Ihnen getraue ich mir zu leben!

Ich weiß, Sie achten unſer Geſchlecht zu ſehr, als daß Sie mich tadeln ſollten, wenn ich mit der bürgerlichen Lage deſſelben unzufrieden bin. Mein Schickſal ſetzt mich in den Stand jener drückenden Lage wenigſtens zum Theil zu entgehen. Ich kann für mich ſelbſt, von meinem Vermögen leben, und meine Beſchäftigungen wählen, wie ich ſie meiner Beſtimmung angemeſſen finde.

Zwar ſind Sie ſo gütig mir zu verſprechen: ich ſollte als Ihre Gattin leben können wie und wo ich wollte. Nehmen Sie mirs nicht übel, indem Sie dieſes ſchrieben dachten Sie nicht daran, daß Sie etwas unmögliches verſprachen, etwas, worauf eine Gattin durchaus Verzicht leiſten muß, wenn ſie als Gattin — noch mehr, wenn ſie als Mutter, nach der jetzigen Lage der Welt — ihre Pflicht erfüllen will. Verſtehn Sie wohl, nach der jetzigen Lage der Welt — wie ſie iſt, nicht wie ſie ſeyn könnte — ſeyn ſollte.

Denn Sie werden doch nicht der Meinung ſeyn, daß es recht — daß es in der Natur gegründet ſei, die eine Hälfte des Menſchengeſchlechts als bürgerlich unmündig — todt möchte ich ſagen, zu betrachten. Jede Entſchuldigung, jede Rechtfertigung darüber, löſt ſich in dem ſchönen Satz auf: wir ſind die Stärkeren! Ja ein Verdienſt ſetzt man darin, uns nicht mehr wie die Orientalen als Gefangene, und Sklaven zu behandeln; man erwartet ſogar Dank dafür, daß man uns freie Luft athmen und die Wahl läßt, welchem Gebieter wir unſere Freiheit opfern wollen. —

Ich fühle, theurer Freund! daß ich dies alles nicht Ihnen ſagen ſollte — ich kenne Sie, und es kann keine Anwendung leiden, wenn von uns beyden die Rede iſt. Aber ſagen mußt ich Ihnen doch, wie ich über die bürgerliche Verfaſſung der Frauen denke; daß ich die Anſprüche kenne, die wir von der Natur zu machen berechtigt ſind, und — nicht unrecht habe, wenn ich mich weigere in ein Verhältniß zu treten, dem Sie bei Ihrem beſten Willen, die Erniedrigung in Hinſicht meiner, nicht nehmen können, welche die Geſetze des Staats — die bürgerliche Ordnung damit verknüpfen.

Und — mißdeuten Sie meine Offenherzigkeit nicht! — ich fühle zu lebhaft, daß ich mich ſelbſt zu einer edleren Beſtimmung bilden kann. Mein Geiſt findet in Wiſſenſchaften Nahrung, und liebt Beſchäftigungen, welche mit ſeiner Beſtimmung zu nahe zuſammen hangen, als daß ich ſie mit der Aufſicht über Küche und Keller verwechſeln ſollte! Ich bin offenherzig gegen Sie, weil ich weiß, Sie mißverſtehen mich nicht. Ich verachte jene Beſchäftigungen nicht, ja ich möchte das Weib beneiden, die — wie meine Schweſter Klärchen — ein großes Vergnügen darin findet, wenn ſie eine bequemere, ökonomiſche Einrichtung machen, oder eine Henne mit ihren lieben Küchlein füttern kann — mir will das aber nicht ein, weil ichs klar fühle: alle dieſe Beſchäftigungen füllen meine Beſtimmung nicht aus.

Daß alles, was ich ihnen hier ſchreibe, keine Grillen ſind, die mir ſeit geſtern durch den Kopf fliegen — daß es die Reſultate meines ernſten Nachdenkens ſind — werden Sie mir zutraun. Ich erwarte daher nicht, daß Sie mich mit den gewöhnlichen Gründen — die von der Schwäche unſeres Geſchlechts — u. ſ. w. hergenommen ſind, bekehren wollen. Ueberhaupt dächte ich, Sie unternähmen dies gar nicht, denn auch ein treffender Grund könnte in Ihrem Munde mir leicht verdächtig ſcheinen — die Furcht mich von Ihnen überreden, ſtatt überzeugen zu laſſen, könnte mich ungerecht machen.

Erhalten Sie mir übrigens ihre Freundſchaft — ihre Zuneigung. Ich würde mich unglücklich fühlen, wenn Sie mir dieſe entzögen — wenn Sie das Opfer verkennten, daß ich durch Verſagung meiner eigenen Wünſche meiner höhern Beſtimmung bringe.

Ihre

Wilhelmine.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Theater.

Abbe de l'Eppee, überſetzt von Kotzebue.

Dies Schauſpiel, daß in Paris ſo ſehr gefallen, auf einigen deutſchen Bühnen aber mißfallen hat, brachte hier eine ſchöne Wirkung hervor. Man nahm es mit großem und allgemeinem Beifall auf. Das Stück ſelbſt iſt zu bekannt, und zu oft beurtheilt worden, als daß ich hier viel darüber zu ſagen brauchte. Bemerkt verdient indeß die Feinheit zu werden, mit welcher der Dichter die erſchütternde Scene, wo der unnatürliche Oheim durch die Drohung ſeines Sohnes bewogen wird, den jungen Grafen von Solar anzuerkennen, nur *erzählen*, nicht auf der Bühne darſtellen läßt. Dies iſt gar nicht im Sinne unſerer mehreſten neuen Dichter, die ſich dieſe Hauptaction nicht würden haben entgehen laſſen; und doch wäre ſie zu grell am Schluſſe eines Gemäldes, daß mehr geeignet iſt, uns in eine wehmüthig frohe Stimmung zu ſetzen, als zu erſchüttern.

Madame **Unzelmann** entlockte durch ihr naturvolles, ſchönes Spiel (als Taubſtummer) jedem Auge Thränen. Den beſten Beweis der Wahrheit ihres Spiels, gaben die im Schauſpiel anweſenden taubſtummen Schüler des Herrn

Profeſſor Eſchke, die ihren Dank der Künſtlerin ſchriftlich zollten. „Ich will Ihnen ſchreiben, drückt ſich einer derſelben (Herr Habermaß) aus, was ich geſtern geſehen habe, weil ich glaube, daß es Ihnen Freude machen wird, und daß Sie es gern leſen. Sie, verehrungswürdigſte Madam, wiſſen, daß ich nichts gehört, was die Schauſpieler ſprachen, ſondern nur geſehen habe was ſie thaten. Ihre Pantomime habe ich ganz accurat verſtanden; ein Beweis, daß Sie über Ihr Spiel nachgedacht haben, und daß Ihr Spiel gut war.“

Ein anderer Brief, welchen die Künſtlerin erhielt, iſt zu naiv, als daß ich ihn nicht ganz hier einrücken ſollte:

Meine allerwertheſte, hochachtungswürdigſte Madam Unzelmann!

„Es iſt mir lieb, daß ich Sie geſtern den Taubſtummen ſpielen ſah, und mit Vergnügen ſchreibe ich einen Brief an Sie, meine liebſte Madam! Ich hoffe, daß Sie den Brief nicht unfreundlich aufnehmen — ich bitte, daß Sie meine Freiheit nicht ungütig nehmen. Ich wünſche Ihnen alles Gute, ein ſchönes, langes Leben, und beſtändige Geſundheit.

„Mein beſter Erzieher ſagte mir: „wenn ſie das Schauſpiel geſehen haben, wollen ſie wohl einen Brief an die liebe Madam Unzelmann ſchreiben?“ Ich hatte gleich Luſt dazu.

„Das ganze Taubſtummeninſtitut war geſtern in der Komedie, wir waren zuſammen 17 Perſonen. Ich bezahlte nichts an der Kaſſe, ich glaube, daß Herr Profeſſor Eſchke es berichtigt hat. Es war ein angenehmer Abend. Sie hatten ſich Kleidungsſtücke angezogen, wie eine Mannsperſon, und ſpielten den Taubſtummen recht ſchön.

Wie die Erden izt erfreut die Sonne
So erfreuſt Du mich, und ächte Wonne
Fühle ich im Herzen warm.
Ein Dichter könnt' in ſchönen Bildern
Dieſelbe Dir recht lebhaſt ſchildern,
Meine Zunge iſt wortarm. —

„Ich kann es nicht ſo ſagen, was ich fühle. Ein Dichter könnte meine Freude beſchreiben und ſchöne Vergleichungen machen. Aber ich bin wortarm.

„Der liebe Herr Schwarz machte Ihren Lehrer, er hatte eine ſchwarze runde Mütze auf dem Kopfe, ich glaube, daß dieſe Mütze aus Leder gemacht war. Ihr Oheim war ein ſehr böſer Mann, aber ihr Lehrer ein ſehr lieber Mann. Er zeigte Ihnen, was er ſagen wollte, durch Pantomime, wie die Taubſtummen im Inſtitute des guten Herrn Profeſſor Eſchke.

„Ich empfehle mich herzlich Ihnen, meine liebſte Madam Unzelmann, auch Ihrem lieben Gemahl, allen Ihren Freunden und Freundinnen, auch ſämmtlichen Schauſpielern und Schauſpielerinnen, und wünſche Ihnen aus treuem Herzen Glück und Segen.

Ihr

gehorſamſter Diener
von Schulzendorff,
ein Taubſtummer.“

Wie ſehr verdiente Madam Unzelmann durch ihre Kunſt dies ungekünſtelte Lob!

Den Abbe de l'Epee machte Herr Carl Schwarz, ein hier durchreiſender Künſtler. Das Publikum war gerecht, indem es ihn, da er zum Erſtenmal in dieſer Rolle auftrat, herausrief, und ihm laut und einſtimmig ſeinen Dank für

den

den Genuß zu erkennen gab, den ſein vortrefliches Spiel gewährt hatte. Ich bedaure, daß der Raum dieſer Blätter mich hindert, mich auf eine umſtändliche Zergliederung ſeiner Darſtellung, und die Entwicklung einzelner Schönheiten einzulaſſen. Er hatte den Ton des Charakters ſcharf und wahr aufgefaßt, und führte ihn mit Treue durch. Man ſah ganz den alten gutmüthigen Mann in ihm, deſſen äußere Bildung durch ſein Geſchäft einen gewiſſen Anſtrich erhalten hat, der leiſe an Pedanterie erinnern würde, wenn die überwiegende Gutmüthigkeit und der Scharfblick des gebildeten Geiſtes, die überall durchblicken, die Idee lebhaft werden ließen. Sein Organ iſt rein, angenehm, und ſeine Deklamation ſo durchdacht als richtig — ſeine Mimik einfach und voll Ausdruck.

Auch Herr Schwarz erhielt nach der erſten Vorſtellung mehrere Briefe von taubſtummen Schülern des Herrn Profeſſor Eſchke. Ich will einen dieſer Briefe herſetzen, weil er mir Gelegenheit giebt, noch eine nicht unwichtige Bemerkung über die ganze Darſtellung zu machen.

Mein beſter liebſter Herr Schwarz!

„Im Theater war geſtern das ganze Taubſtummeninſtitut, ſiebzehn Perſonen an der Zahl. Sie ſpielten einen Lehrer der Taubſtummen, und gewannen dadurch die Neigung der Taubſtummen. Sie machten Ihre Pantomimen recht gut, nur gefiel es mir nicht wie Sie das Sterben zeigten. Ich will Ihnen vormachen, wie wir Taubſtummen das Sterben bezeichnen.

„Glückliche Reiſe wünſcht von Herzen

Ihr

gehorſamſter Diener
von Schulzendorff,
ein Taubſtummer.“

Was in dieſem Briefe, in Hinſicht der Pantomime, wodurch Herr Schwarz das Sterben bezeichnete, bemerkt wird, wurde von mehrern Perſonen, die ſich näher mit der; in dem hieſigen Taubſtummeninſtitut üblichen *conventionellen Sprache* bekannt gemacht hatten, bemerkt, auch von der Pantomime der Madam Unzelmann, und zwar als Tadel angeführt. Nie war indeß ein Tadel ungegründeter. Mit Recht ließen die Künſtler ſich auf das — hier oder in irgend einem andern Inſtitut conventionell gewordene nicht ein, ſondern hielten ſich blos an dem *Allgemeinverſtändlichen*, wozu es des Unterrichts keines Inſtituts bedarf; und da war die Pantomime des Herrn Schwarz gewiß ohne Tadel.

Auch in den andern Rollen, in welchen Herr Schwarz während ſeines kurzen Aufenthalts hier auftrat, (als dem Zimmermeiſter Klarenbach, im Advokaten, von Iffland, und Plum, in Armuth und Edelſinn, von Kotzebue,) erhielt er einen gleichen, verdienten Beifall.

Hamburg

den 28. April 1801.

Endlich iſt hier die Gährung, welche ſich unter einem großen Theil des Schauſpielluſtigen Publikums ſeit einiger Zeit verbreitete, zum Ausbruch gekommen, und hat der Direktion des hieſigen Theaters einen unangenehmen Abend verurſacht. Die Exploſion war heftig, und die Behandlung welche man die fünf Direktoren erfahren ließ, im höchſten Grade beleidigend; ob die Direktion indeß dieſe Behandlung ſich nicht ſelbſt durch ihre offenbaren Fehltritte, ja ich kann mir des Ausdrucks nicht erwehren, durch ihr unkluges Benehmen bei dem Ausbruche ſelbſt, zugezogen haben? wird nachher von ſelbſt einleuchten.

Es ſind bereits in Hamburg eine Menge Flugſchriften zu haben, die alle dieſen Gegenſtand betreffen, und worin für und gegen die Direktion mit Erbitterung geſtritten — doch nicht allein geſtritten, ſondern ſelbſt geſchimpft wird. Unter dieſer Menge zeichnet ſich eine kleine Schrift aus, unter dem Titel:

Ueber das Hamburger deutſche Theater und die Vorfälle am 15. und 20. April.

Der Verfaſſer derſelben iſt ein kaltblütiger, ruhiger Beurtheiler, der, obgleich er Parthie gegen die Direktion nimmt, ſich keines inhumanen Ausdrucks bedient, wodurch ſich die Schriften für die Direktion beſonders auszeichnen, da in der beſten die für ihre Sache erſchienen iſt, der

Aufruf an auswärtige und einheimiſche Künſtler der deutſchen Schaubühne,

die man einem der Direktoren ſelbſt zuſchreibt, die Theater-Annaliſten, welche ſämmtlich zu den Gegnern der Direktion gehören, „*heilloſe, hämiſche Buben*, genannt werden, die *das Publikum müſſe mit Ruthen züchtigen laſſen*." — Noch verdient unter dieſen Blättern eines genannt zu werden:

An Friedrich Ludwig Schröder, den Schlafenden —

weil es über manche Verhältniſſe der Bühne, Aufklärung giebt. Dagegen verdienen die übrigen, als: *die vertheidigte hamburgiſche Theaterdirektion*, auf der einen, und: *die Rache, die Brenneſſel* u. ſ. w. auf der andern Seite, als das elendeſte Geſchmiere, keine Erwähnung.

Noch muß ich das 14te und 15te Stück der **Annalen des Theaters**, und das 28ſte Stück des **raiſonnirenden Journals vom deutſchen Theater zu Hamburg** anführen, welche ſämmtlich mit der Erzählung und Beurtheilung dieſer Streitigkeiten angefüllt ſind.

Doch — ich komme zur Sache ſelbſt! Ob das hieſige Publikum Urſach habe, mit ſeinem Schauſpielweſen überhaupt unzufrieden zu ſeyn, iſt bei jedem Mann von Geſchmack keinem Zweifel unterworfen. Unſere einſt ſo berühmte Bühne iſt ſeit Schröders Abgang zu einer der ſchlechteſten, die irgend in einer volkreichen Stadt beſtehen, herab geſunken. Daß dies den geſchmackvollen Hamburger ſchmerzt — iſt natürlich, nur — iſt man in der Beurtheilung der Quellen, aus dem die Krankheit unſerer Bühne fließt, auf dem rechten Wege? Offenbar nicht. Man greift die fünf Direktoren an, und ſchreibt den Verfall der Bühne **ihrem Willen** — **ihrer Unfähigkeit** — **ihrem Geiz** u. ſ. w. zu; und offenbar liegt der Quell des Uebels weit tiefer! — Wenn dieſe fünf Direktoren auch Männer von dem beſten Willen und dem geläutertſten Geſchmack wären, würde das Theater um nichts beſſer ſeyn, als es wirklich iſt. Das Decorationsweſen würde eben ſo kreuzerbühnenhaft — die Beſetzung der Stücke und die Wahl der Darſtellungen nicht beſſer ausfallen.

Worin liegt aber der Grund von dem allen? In der **Verfaſſung der Bühne ſelbſt**. Die jetzige Direktion muß an den Eigenthümer der Bühne, Herrn **Schröder**, jährlich an 28,000 Mark Pacht bezahlen. Die Direktion ſelbſt beſteht aus fünf Familien — alle wollen leben, und da ſie von den Einkünften der Direktion unmöglich leben können, **müſſen ſie Schauſpieler zugleich ſeyn**, um als thätige Mitglieder der Bühne das Gehalt zu erſparen, was ſie Fremden geben müßten. Nun iſt das ſpielfähige Perſonale dieſer fünf Familien ſo ſtark, daß für Fremde wenig Platz bleibt. Sollten die jetzigen Direktoren nun das Weſen ändern, müßten ſie ſo handeln. Der Direktor N. N. ſagte: Ich, meine Frau — meine Tochter u. ſ. w. ſind nicht fähig, dieſe Rolle ſo zu ſpielen, als das Publikum berechtigt iſt, zu erwarten — wir entſagen alſo dieſem Rollenfache, und dem Gehalte, daß wir dafür einnehmen, um einen talentvollern oder jüngern Künſtler an die Stelle zu ſetzen. — Gutes Hamburger Publikum! von wem forderſt du dieſe Reſignation? von Männern, die durch die Lage ihres Standes gezwungen ſind, durch den momentanen Gewinnſt, den ſie haben, ſich und ihre Familie vor Mangel und Darben im Alter zu ſchützen!

Alle jene, zum Theil ärgerlichen Auftritte helfen nichts, — die Verſprechungen der Direktion werden ohne *erhebliche* Folgen ſeyn; ſo lange das Uebel nicht aus dem Grunde gehoben, und die *Verfaſſung zweckmäßiger eingerichtet wird*. Um dies aber zu bewirken, muß das Publikum andere Mittel anwenden, als die, welche angewandt ſind. Es vereinige ſich, und wirke, wo möglich, durch ſeinen Magiſtrat ſelbſt. Laſſe ſich mit Herrn *Schröder* als Eigenthümer — in eine Unterhandlung ein, und bewirke auf dieſem Wege eine Reform der Verfaſſung, die allein fähig iſt, zu helfen. Doch — ich komme zu den Auftritten, welche mir zu dieſem Raiſonnement Veranlaſſung geben.

Madame Haßloch, welche von dem hieſigen Publikum ſehr geſchätzt wird, geht ab — man weiß die Urſach nicht, aber man legt ihren ungern geſehenen Abgang der Direktion zur Laſt. Dieſe engagirte, wie man ſagt auf Göthes Empfehlung, an ihre Stelle Mademoiſelle Matiegzeck, vom Weimariſchen Theater, die zwar eine recht gute Sängerin iſt, aber doch eigentlich nicht die erſte Sängerin auf Hamburgs Bühne zu ſeyn verdient. Bei ihrem erſten Debüt als Pamina hatte ſie einigen Beifall — aber nicht einen allgemeinen Beifall — wie die Vertheidiger der Direktion behaupten. Den 15ten April trat ſie zum zweitenmal als Leonore im Doktor und Apotheker auf. Im zweiten Act brach ein lautes Ziſchen und Pfeifen aus, das eigentlich mehr der Direktion als der Schauſpielerin gelten ſollte. Einige nahmen dieſe in Schutz, und hörten nicht auf, laut zu klatſchen und bravo! zu rufen, worüber es dann zu einem förmlichen Tumult kam. Man wollte die Unzufriedenen aus dem Theater verdrängen — die Lichtputzer und Statiſten drängten ſich von der Bühne ins Parterre, es kam zu Auftritten, wobei verſchiedenen, auch ruhigen Zuſchauern, die Kleider zerriſſen wurden. Die Unzufriedenen behaupteten endlich den Platz.

Die Erſcheinung der Lichtputzer und Statiſten im Parterre, die ſich thätlich an einigen Zuſchauern vergriffen, nahm das Publikum als eine Beleidigung auf, und verlangte dafür von der Direktion Satisfaktion. Die Direktoren behaupteten zwar, daß ſie an den ganzen Auftritt gar keinen Theil hätten — allein es iſt bei einer auch nur einigermaßen eingerichteten Direktion ganz ungedenkbar, daß die Lichtputzer und Statiſten, ohne Erlaubniß oder Geheiß der Direktion, ihren Poſten auf der Bühne verlaſſen, ſich ins Parterre begeben ſollten, um dort Stille zu gebieten. Die Sache mogte nun zuſammenhangen wie ſie wollte, ſo war die Direktion es dem Publikum — ſie war es ſich ſelbſt — ſchuldig, ſich darüber auf eine Weiſe zu erklären, wodurch den Folgen dieſes Auftritts vorgebeugt werden konnte — allein ſie that nichts. Ein großer Theil des Publikums, und unter dieſem auch angeſehene, gebildete Männer — beſchloſſen daher, ſich ſelbſt Satiesfaktion zu verſchaffen. Sie wählten einen Sprecher unter ſich, und begeben ſich am 20ſten ins Schauſpielhaus, wo Menſchenhaß und Reue aufgeführt werden ſollte. Die größte Stille herrſchte im Schauſpielhauſe ehe der Vorhang aufrollte; aber jetzt erſcholl ein allgemeines Rufen: die Direktion! Herr Herzfeld trat vor — aber man rief: die ganze Direktion! bis alle fünf Herren erſchienen. Jetzt nahm der Sprecher bei einer großen Stille das Wort, und las folgende zwei Aufſätze vor:

Erſter Aufſatz.

„Das Hamburger Publikum, äußerſt über das fortdauernde ſchlechte Betragen der Direktion des hieſigen deutſchen Theaters aufgebracht, welche ohnerachtet deren enormen Einnahme, nichts für die Verbeſſerung der Bühne thut, ſondern ſich einzig durch die übertriebenſte Gewinnſucht leiten läßt, glaubt nun endlich ſeiner Langmuth ein Ziel ſetzen, und die Direktion in die Schranken eines pflichtmäßigen Verhaltens zurückweiſen zu müſſen. Es verlangt demnach beſtimmt zu wiſſen:

Warum ſo viele wichtige Rollen in der Oper, ſo wie im Schauſpiel, entweder gar nicht, oder auch ſo äußerſt ſchlecht beſetzt ſind, daß unſer Theater, ſonſt das erſte in Deutſchland, jetzt kaum zu den mittelmäßigen gerechnet werden kann? Ferner:

Warum die Direktion bei Engagements durchaus eigenmächtig verfährt, und Mitglieder förmlich engagirt, ehe ſie weiß, ob ſolche dem Publikum gefallen? und endlich:

Warum hier alle neue Stücke ſpäter als an andern Orten, ſelbſt das uns ſo nahe liegende Altona nicht ausgenommen, gegeben werden?

Doch bevor dieſe Punkte beantwortet werden, verlangt das Publikum erſt zu erfahren: wie die Direktion, als am verwichenen Mittwochen das Publikum ſeinen Unwillen laut werden ließ, ſich erfrechen konnte, ihre Untergebenen, nehmlich: Lichtputzer und anderes dergleichen Geſindel, ins Parterre zu laſſen, um ſich den gerechten Tadel des Publikums thätlich zu widerſetzen?

Dieſes bis jetzt eben ſo unerhörte als ſchändliche Verfahren verdient beſonders gerügt zu werden, und nichts wird das Publikum davon abhalten, wenn nicht auf der Stelle die Direktion demſelben die förmlichſte Abbitte thut.“ —

Zweiter Aufſatz.

„Die Hauptklage gegen die Direktion beruht auf dem Punkte, daß das Verſprechen, welches ſie dem Publikum bei Schröders Abgang von der Bühne gab, entweder gar nicht, oder doch ſehr mangelhaft erfüllt worden iſt, weil

1) unſere Opern offenbar unter aller Kritik genannt zu werden verdienen. Von dem ganzen weiblichen Perſonal kann man nur Madame *Haßloch* mit Ehren erwähnen; denn die übrigen Diskantſtimmen laſſen uns gegen *einen* reinen Ton *zehn falſche* hören. Herren *Stegmann* und *Eule* wollen wir keine Verdienſte abſprechen; allein Sie

können uns doch nicht mehr befriedigen, weil nun ihre beſte Zeit vorüber iſt. Es bleibt alſo nur ein einziger, höchſt mittelmäßiger Baſſiſte, Herr Ritzenfeldt, der abwechſelnd komiſche und ernſthafte Rollen ſpielen muß, und ſie beide gleich elend ſpielt. Herrn Kirchners anerkannte Talente für das Komiſche werden auch zu Heldenrollen gemißbraucht, und können in dieſen nicht glänzen.

2) Unſre Bühne, die einſt in Rückſicht des Schauſpiels, wenn nicht wie geſagt, die erſte, doch gewiß eine der erſten ſich nennen konnte, iſt jetzt unter allen ſtehenden deutſchen Bühnen — die letzte. Das Urtheil, daß die Direktion jetzt ganz en famille ſpielen könnte, iſt eben ſo wahr als unangenehm; denn die Anzahl der guten Mitglieder dieſer Familie hält den ſchlechten bei weitem nicht die Waage. Rollen, die einſt Beſchort und Reinhart ſpielten, beſetzt man jetzt mit Hover und Jahrt, denen nur ihr eigener Beifall zu Theil wird. Anfängern muß man zwar helfen, wenn ſie aber keine Anlage verrathen — fort damit! Von neuen Stücken erblickt man höchſtens in jedem Monat ein einziges, und dieſe werden gemeiniglich ſo gegeben, daß man doch noch lieber das Sonntagskind und dergleichen ſieht, als Verſtümmelungen ſolcher Art.

3. Die Garderobe und Dekorationen ſind nicht ſo beſchaffen, wie man es mit Recht erwarten muß. Neue Kleider ſieht man nur an den Herren Direktoren und ihren ehelichen Hälften, und neue Dekorationen ſind bei uns eben ſo häufig wie die weißen Raben. Einnahmen, wie ſie jetzt gemacht werden, kannte Schröder nicht, und doch wurde nie aus Kargheit gegen das Koſtum geſündigt, wie in unſern Tagen, da man die ſchwediſchen Bauern in Guſtav Waſa, die

die Genueſiſchen Bürger in der Fieskoſchen Verſchwörung, und die Alpenhirten in der Johanna von Montfaucon in denſelben Kleidern erſcheinen ſieht.

Eine beſondere Rüge verdient die Direktion dafür, daß ſie bei dem letzten Tumulte am 15ten April die Lampenputzer und Statiſten ungehindert ins Parterre kommen ließ. Der Einwurf, den die Direktion machen könnte: „daß, wer ſo nicht kommen wollte, wegbleiben könnte", iſt in der That kein Einwurf, denn bei Deutſchen iſt es Bedürfniß, deutſches Schauſpiel zu beſuchen, und wenn man kein beſſeres hat, wohin wendet man ſich dann? Auch der Einwurf: „daß ein faſt immer volles Haus doch ein Beweis der Zufriedenheit des Publikums ſey," kömmt nicht in Betrachtung; denn auch die Marionetten-Komedie des Herrn Storm außer dem Thore, wurde zahlreich beſucht; war man aber darum mit dieſen Darſtellungen zufrieden? Nein! man ging hin, um zu lachen, oder vielmehr, um auszulachen, und wenn der Direktion mit einem Beifalle dieſer Art gedienet iſt, nun ſo fehlt nichts, als daß die Preiſe wie beim Marionettenſchauſpiele heruntergeſetzt werden, und ſie hat was ſie wünſcht." —

Ein lautes Bravorufen folgte auf dieſe Vorleſung, und nach einigen Hin- und Herreden zwiſchen den Direktoren und dem Parterre, — in dem ſich einige Herren wahre Grobheiten, Werfen mit Aepfeln und Kartoffeln u dergl. erlaubten — that Herr Stegmann Namens der Direktion eine Art Abbitte, und Herr Herzfeld gab das Verſprechen: die Direktion werde alles anwenden, die Zufriedenheit des Publikums zu erhalten — worauf der Vorhang fiel. —

Ueber den Inhalt der beiden vorgeleſenen Aufſätze laſſen ſich viele Bemerkungen machen. — Eine der erſten Fragen iſt: Hatten die Herren wirklich das Recht, ſich ſo unbedingt das Hamburger Publikum zu nennen? — In welchem Verhältniß ſteht die Direktion des Theaters zu dem wirklichen Publikum, um derſelben Rechenſchaft von ihren Anordnungen ablegen zu müſſen? — Vielleicht theile ich Ihnen nächſtens hierüber meine Gedanken mit; und füge hier nur noch hinzu: daß die Direktion beim Magiſtrat über den Vorfall am 20ſten klagen wollte, aber mit der Antwort abgewieſen iſt: Es ſey der ganze Streit eine Geſchmacksſache, worin der Magiſtrat ſich nicht miſche.

VII.

Politiſche Zeitgeſchichte.

Januar und Februar.

(Fortſetzung.)

Indem Frankreich und Oeſtreich ihren Frieden ſchloſſen, entwickelten ſich im Innern beider Staaten Ereigniſſe, welche die wichtigſten Männer derſelben betrafen, und ſtets in den Annalen der Welt denkwürdig bleiben werden. Bonaparte trug ſchon den Friedenszweig in der Hand, welcher einer großen Zahl von Staaten die Ruhe wiedergeben ſollte, als ſich die höſliſche Zwietracht, welche viele Jahre hindurch der böſe Genius der franzöſiſchen Revolution geweſen, ganz nach ihrem alten Charakter auf mehrern Seiten zugleich regte, um ihn zu verſchlingen. Die Bewegungen wider ihn am Ende des vergangenen Jahrhunderts und in den erſten Monaten des gegenwärtigen, ſo wie die Schritte der Regierung zeigen, daß es vorzüglich drei Partheien ſind, alle von der Revolution erzeugt, welche die neue Ordnung der Dinge in Frankreich oder vielmehr jede Ordnung der Dinge fürchten muß. Zuerſt war in der ganzen Republik, doch beſonders in Paris noch die furchtbare Bande von Betrügern, Mördern und pöbelhaften Schwärmern, welche mit unerhörter Schande die meiſten Jahre der Revolution bedeckt hat. Wenn auch der Begriff eines Jakobiners, in ſofern man ihn von der gehäſſigen Seite nimmt, darin beſteht, daß einer jeden rechtlichen Ordnung des bürgerlichen Lebens, und wäre ſie auch die beſte, die möglich iſt, der Krieg von den Jakobinern angekündigt wird: ſo bleibt es doch unläugbar, daß jene Bande der Auswurf ſelbſt der Jakobiner war. Jener Mamin, welcher die ſchuldloſe, ſchöne Prinzeſſin von Lamballe ermordete, und ihre Eingeweide um ſeinen Arm ſchlang; jener Ceyrat, der bei dem Blutbade in den Septembertagen Präſident war, als der Mord zu Gerichte im Namen der Gerechtigkeit ſaß; jener Roſſignol, der die Revolutionsarmee anführte, hinter welcher Frankreich eine Einöde wurde, vor welcher das Schrecken und die Verzweiflung gingen, mit welchen alle Laſter zogen: ſie lebten ungeſtraft im Schooße der Republik, und ſahen hinter ſich lange Reihen von Jakobinern ihrer Art, welche alle durch ähnliche Verbrechen berüchtigt und gefürchtet waren.

Indem ſie ſich ihrer ſchauderhaften Thaten laut rühmten, thaten ſie kund, daß ſie ſtets bereit wären, durch neue Verbrechen gegen ihre Mitbürger zu wüten, und mit Recht ſagte der Polizeiminiſter in den Bericht, welchen er über dieſe verworfenen Banden abſtattete: „zwar hätte man dieſe Verbrecher nicht alle mit dem Dolch in der Hand ergriffen, aber alle wären bekannt als ſolche, die nimmer zaudern würden, ihn zu ergreifen, und die nichts eifriger wünſchen, als die Republik in die Greuel der Anarchie zurückzuſtürzen.“ Dieſem Berichte gemäß wurden faſt anderthalb hundert dieſer Jakobiner durch einen Schluß der Conſuls vom vierten Januar verurtheilt, daß ſie außerhalb dem europäiſchen Gebiete der Republik unter beſondere Aufſicht geſetzt werden ſollten.

Zugleich mit dieſer Bande der verworfenſten Jakobiner bedrohte den franzöſiſchen Staat noch immer die Parthei der Chouans oder der verworfenſten Royaliſten, zwar nicht mehr in offnem Kriege, aber deſto furchtbarer. In ihrer politiſchen Tendenz, wenn man eine ſolche dergleichen Banden zugeſtehen darf, waren freilich dieſe beiden Feinde der Republik durchaus verſchieden; aber in ihren übrigen Geſinnungen waren ſie ſich einander ähnlich, darin beſonders, daß ſie den Oberkonſul ungemein haßten, und die verruchteſte That nicht ſcheuten, welche ſeinen Untergang bezweckte.

Am Abend des 24ſten Decembers fährt Bonaparte in die Oper, um die Schöpfung der Welt durch die Meiſtertöne eines Deutſchen dargeſtellt zu ſehn. Ein Karren, welcher ſeinen Geſpann auf der Straße Nicaiſe den Weg verſperrt, wird von dem Kutſcher geſchickt vermieden; aber unmittelbar darauf zerſprengt ſich die hölliſche Maſchiene, mit welcher er beladen war, und verbreitet Verwüſtung und Tod umher. Doch der blieb gerettet, welchen zu morden, das Verbrechen ſo viele aufopferte. Die Fenſter der Kutſche des Konſuls zerſpringen; ſeine Eskorte bleibt nicht unerreicht von den Kartätſchen der hölliſchen Maſchiene; aber unerſchüttert befiehlt er ſtille zu halten, und forſcht nach der Urſach der donnernden Verwüſtung. Mit heiterer Miene erfreuet er ſich dann an den Wundern der Muſik; und als allgemeine Beſtürzung über die Gefahr, die ihn bedrohte, durch Paris geht, vernimmt man von ihm die merkwürdigen Worte: „man wundert ſich; aber in den erſten Stellen der Regierung iſt man wie auf einem Schlachtfelde.“

Allgemein war die Meinung, daß von der geſchilderten Bande der Jakobiner dies hölliſche Unternehmen herkomme, und mit Rückſicht auf den Schluß, wodurch dieſelbe vernichtet werden ſollte, ſagt ſelbſt Bonaparte: „verſichert das Volk von Paris in meinem Namen, daß dieſe hundert Elende, welche die Revolution durch die Verbrechen, die ſie in ihrem Namen verübten, verläumdet haben, künftig in die gänzliche Unmöglichkeit, etwas Böſes zu vollbringen, ſollen verſetzt werden.“ Allein aus den Berichten des Polizeiminiſters ergab ſich, daß die Jakobiner diesmal durchaus unſchuldig waren. Die Agenten des Chouans-Chefs Georges, und ſonſt wahrſcheinlich niemand, (denn nie darf ein gleichzeitiger Schriftſteller der Geſchichte ſo vorgreifen, daß er Anklagen wider eine große Regierung, die ſich in vielen Punkten unwiderſprechlich edel zeigt, als erlaube ſie ſich Verbindungen mit Verbrechern, wiederholet, ohne durch Dokumente dazu gezwungen zu ſeyn, die von jedem erleuchteten Kriminalgericht als gänzlich beweiſend wider das Verbrechen anerkannt werden müßten) waren die Urheber der hölliſchen Maſchiene und ihrer Beſtimmung. Die verworfenſten Jakobiner hatten anfänglich die Schuld der verworfenſten Royaliſten getragen. Seit dem Novembermonate verſammelte ſich dieſe zu Paris. An ihrer Spitze ſtand Limbelan, genannt Beaumont, ein Ungeheuer, daß ſogar unter Räubern ſich den Zunamen eines Räubers erworben hatte. Die Polizei hielt ſie mit unſichtbabaren Händen umfaßt; aber ſie entſchlüpften ihr doch kurz vor Ausführung des Verbrechens.

Neben dieſen hölliſchen Banden der Jakobiner und Royaliſten lebte eine dritte Parthei in der Republik, von welcher ihre gegenwärtige Regierung furchtbar bedroht wurde. Sie war ungleich edler, als jene Banden, und eine Trümmer von den Jakobinern der beſſern Art. Große Talente, mit einem ſtarken Charakter aber einſeitigen Ausbildung verbunden, werden ſich, wenn die Vorzeit ihres Vaterlandes oder ein beſchränktes Studium des griechiſchen und römiſchen Alterthums ſie zu einer gewiſſen Freiheit, einem gewiſſen Bürgerſtolz aufrufen, leicht zu einem Haß gegen jede Oberherrſchaft gewöhnen, welche die Zügel der Ordnung ſtraff hält, zumal wenn ſie nicht durch das Anſehn grauer Rechte ſelbſt dem Gefühl der Bürgerfreiheit ehrwürdig geworden iſt.

Dieſe Bemerkung iſt durchaus anwendbar auf einen kleinen Bund von Männern, welche ſich verſchworen, daß Bonaparte als ein Opfer ihrer Freiheit und ihres ehrgeizigen Haſſes fallen ſollte. Mit ſeinem Fall ſollte eine neue Welt der Freiheit in Frankreich aufgehn. Joſeph Arena, ein kräftiger Mann, durch ſeine militäriſchen Verdienſte ausgezeichnet, und als Glied der Nationalverſammlung durch ſeine feurige Thätigkeit berühmt, haßte den Oberkonſul mit aller Gewalt ſeines Gemüthes. Wie dieſer war er auf Korſika geboren, und hegte wie dieſer den Trieb ſeiner Landsleute nach Unabhängigkeit mit beſonderer Liebe. Er ſtand in der kräftigſten Jugend, und brannte ſich durch militäriſchen Ruhm auszuzeichnen, als der Revolutionskrieg begann, und erfocht in demſelben, wie Bonaparte, ſeine erſten Lorbeern gegen die Britten. In dem erſten Berichte, worin des Oberkonſuls officiell gedacht wird, nämlich von dem Kampfe zur Befreiung von Toulon, werden die beiden jungen Korſen als heldenmüthige und geſchickte Offiziers gleichſam als Zwillinge aufgeführt. Die Flügel des Glücks und eines höhern Genius trugen aber Bonaparte bald voraus. Allein welche Entfernung auch zwiſchen beiden entſtand, durch den glühenden Haß gegen Bonapartes Ruhm wußte Arena ſie auszufüllen, er folgte dem Helden wie ſein böſer Geiſt. An dem Tage, da die Tyrannen des Direktorium geſtürzt wurden, offenbarte ſich Arenas Haß mit ſeiner ganzen Furchtbarkeit, und er war es, welcher unter den Geſetzgebern zuerſt rief: nieder mit dem Diktator! da Bonaparte im Saal der Fünfhundert erſchien; er ſtürzte mit dem Dolch auf ſeinen alten Gefährten. Vielleicht die Erinnerung vergangener Verhältniſſe, vielleicht eine politiſche Schonung war die Urſache, daß der Konſul ſelbſt dieſe That Arena's mit dem Schleier der Vergeſſenheit zu bedecken ſuchte. Aber in den letzten Monaten des vergangenen Jahres enthüllte ſich, wie wenig Arena darum ſeinen Haß und ſeinen Schwur der Vernichtung des Konſuls aufgegeben hatte.

Mit ihm hatten dieſen Schwur zwei Künſtler gethan, Joſeph Ceracchi, ein Bildhauer und römiſcher Flüchtling, und Topino Lebrun, ein berühmter Geſchichtsmaler. Die Kunſt und Erinnerungen aus großen Scenen des Alterthums hatten ihren politiſchen Sinn auf eine Höhe getrieben, wo er ſchwindeln mußte, weil reiche Erfahrung und eine vielſeitige Würdigung der Welt ihn nicht feſthielten. Die vierte Hauptperſon in der Verſchwörung war Dominique Demerville. Der Umſtand, daß er einſt einer der thätigſten Arbeiter des Wohlfahrts-Ausſchuſſes war, giebt Anlaß zu Vermuthungen, mit welchem Geiſte er den Zweck dieſer Verſchwörung aufgefaßt haben mag.

Vorzüglich ſcheinen die Verſchwörungen in Paris dadurch zu ſcheitern, daß die Verſchwornen nicht vorſichtig genug in der Aufnahme ihrer Bundesgenoſſen ſind, und ſo giebt es unter dieſen immer einige, die in Verbindung mit der Polizei ſind. Die beiden großen Verſchwörungen zu Bonapartes Untergang wurden auf dieſe Weiſe enthüllt.

Am 7ten Januar begann der Prozeß wider die Verſchwornen vor dem Criminal-Gerichte des Seine-Departements. Die Stimme der Geſchwornen ſprach über jene vier Männer die Wörter ſchuldig und Tod aus. Die Verurtheilten appellirten an das Caſſationsgericht; aber von dieſem ward das Todesurtheil beſtätigt. Mit dem Geſang, „das Verbrechen, nicht das Blutgerüſt bringt Schande", beſtiegen ſie den Karren, welcher ſie zum Greveplatz brachte. Ungemeine Ruhe bezeichnete ihre Geſichter; Arena's Kopf fiel zuletzt unter der Guillotine.

Daß alle dieſe Verſchwörungen wider Bonaparte in dem Augenblicke, da er endlich ſo glücklich ſeyn ſollte, dem Hauptfeinde der Republik unter den Landmächten den Friedenszweig zu reichen, glücklich vereitelt wurden, war eben ſo genau mit dem Frieden zwiſchen Oeſtreich und Frankreich zuſammenhängend, als die merkwürdige Veränderung, welche mit den erſten Männern der Staatsverwaltung im Oeſtreichiſchen ſich zutrug. Eben derjenige Held, welcher im Kriege ſich den herrlichſten Ruhm erfocht, der Bruder des Kaiſers, Erzherzog Karl, beliebt auch wegen ſeiner Meinung, daß Friede jetzt das höchſte Bedürfniß der öſtreichiſchen Monarchie ſei, wird im erſten Monat dieſes Jahrhunderts kaiſerl. königl. Feldmarſchall und Hofkriegsraths-Präſident. Dagegen wird der Freiherr von Thugut, welcher unter den deutſchen Miniſtern am innigſten die Grundſätze Pitt's wieder die Grundideen des franzöſiſchen Syſtems hegt, von den auswärtigen Angelegenheiten des öſtreichiſchen Staates entfernt. Wenn der Friede von Luneville Kraft gewann, trieb ihn ſeine Ehre vom Ruder.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Rhode.

Omnibus aequa.

Junius 1801.

I.

Ueber deutſche Litteratur in England.

Während in Zeitungen und Zeitſchriften viel über die Fortſchritte geſchrieben wird, welche die deutſche Litteratur jetzt in England macht — erregt der wirkliche Zuſtand, in welchem ſie ſich dort befindet, Mitleid, und ſteht mit jenen hochtönenden Nachrichten in einem ſonderbaren Kontraſte. Das Wahre an der Sache iſt: daß mehrere Engländer, gereitzt durch einige Schauſpiele von Kotzebue und Schiller, anfangen, Deutſch zu lernen, und die deutſchen Sprachmeiſter in London folglich mehr geſucht und beſſer bezahlt werden.

Wie indeß die deutſche Litteratur in London ſelbſt behandelt, oder eigentlich gemißhandelt wird; davon will ich hier einige Beiſpiele anführen. Unter die vorzüglichſten Beförderer derſelben rechnet man den Buchhändler, Herrn C. Geisweiler, und deſſen Frau, Maria Geisweiler. Er hat in London eine deutſche Buchhandlung angelegt, und dabei, ſeiner eignen Angabe nach, vorzüglich den Zweck, die deutſche Litteratur den Engländern bekannter zu machen. Die vorzüglichſten Werkzeuge dazu ſind ſeine Frau und er ſelbſt. Sie überſetzt deutſche Schriften ins Engliſche, und er, für die Deutſch-lernenden Engländer, engliſche Schriften ins Deutſche. Von dem Geſchmack dieſes litterariſchen Ehepaars wird alſo viel abhangen, vorzüglich von dem Manne, wenn es auf deutſche Sprache ankömmt. — Man ſehe aus folgenden Proben, was davon zu halten iſt!

Bekanntlich hatte Sheridan Kotzebues Trauerſpiel: Rollas Tod, für die engliſche Bühne umgearbeitet, und unter dem Titel: Pizarro, aufführen laſſen. Dieſe Umarbeitung hat Herr Geisweiler ins Deutſche überſetzt. Schon auf dem Titel lieſt man: „Pizarro — nach dem deutſchen Drama des Herrn von Kotzebue: der Tod von Rolla — u. ſ. w.“ Man blättert um, und die Dedication, welche Sheridan ſeiner Arbeit verſetzte, lautet in Herrn Geisweilers Ueberſetzung ſo:

> „Dieſes Trauerſpiel widme ich Ihr, welcher Beifall an dieſem Drama, und beſonderes Vergnügen an der Aufnahme, die es von dem Publiko erhalten hat, für mich die größte Vergeltung geweſen ſind, die ſein Erfolg hervorgebracht hat.
>
> R. B. Sheridan.“

Hat man je ſo etwas von Ueberſetzung geleſen? Doch, vielleicht iſt das Stück beſſer wie die Zueignungsſchrift gerathen. Man blättert weiter — Elvira und Valverde, Pizarros Secretär, eröfnen die Scene. Elvira redet ihn an:

„Verwegener! wie wagſt du es, die wenigen Augenblicke von Ruhe, welche mein ermüdeter Geiſt dem Lärmen dieſes unruhigen Lagers abgewinnt, zu ſtöhren? Soll ich deinen Herrn von dieſer Vermeſſenheit unterrichten?

Weiterhin ſagt ſie:

„— Pizarro will mich verlaſſen — ja; mich — die um ſeinetwillen aufgeopfert hat. — O Gott! was hab' ich um ihn aufgeopfert; doch u. ſ. w — — weh' dem verzweifelnden Wollüſtling, der das Geſchöpf verläßt, das er zuerſt durch ſeine Künſte alles natürlichen Schutzes — alles Troſtes beraubte! Was hat er ihr gelaſſen? — — Verzweiflung und Rache.

Eine andere kleine Geſchichte aus dem Arabiſchen
The Story of Al Raoui —
iſt bei Herrn Geisweiler Engliſch und Deutſch gedruckt, und hat ſchon die zweite Auflage erlebt. Der Ueberſetzer hat ſich nicht genannt, aber aus dem Machwerk ſelbſt zu urtheilen, iſt es niemand, als Herr Geisweiler ſelbſt. Er ſetzt ſeiner Ueberſetzung eine kleine Dedikation vor, welche an eine Madame Cuthbert gerichtet iſt, und ſo lautet:

„Wertheſte Madame!

Es iſt ein Gebrauch bei den Morgenländern, unter ihrem Gefolge einen Mann zu haben, deſſen Pflicht es iſt, Sie mit geiſtreichen Erzählungen zu unterhalten, Al Raoui, oder Märchen-Erzähler iſt der Titel, welchen ſie ihm geben. Wenn dieſe Geſchichte des Emirs, ein Meiſter in ſeiner Kunſt, Ihnen einige Unterhaltung verſchaffen kann, ſo wird es äußerſt ſchmeichelhaft ſeyn für

den Ueberſetzer."

Aus ſolchen Büchern ſollen die Engländer Deutſch lernen, und Geſchmack an deutſchen Werken bekommen!

Madame Geisweiler hat in ihren engliſchen Ueberſetzungen etwas mehr Korrektheit, als ihr Mann im Deutſchen, und iſt zugleich fleißiger. Sie hat überſetzt: die edle Lüge (the noble Lie) von Kotzebue; Armuth und Edelſinn (Poverty and Nobleness of Mind) von demſelben, Verbrechen aus Ehrſucht (crime through Ambition) von Iffland, Gellerts Briefe u. ſ. w.

II.

Ueber einige, in den Propyläen abgedruckte Sätze, die Ausübung der Kunſt in Berlin betreffend.

Der groſſe und gerechte Ruf des Herausgebers der Propyläen war Urſach, daß ich bisher alles, was in dieſen Blättern über die Kunſt geſagt wurde, in ſtiller Hingebung annahm; folgende, ſich auf die Kunſt in Berlin beziehende Sätze, regten indeß in mir einige Gedanken auf, die ich mittheile, ohne zu erwarten, daß meine ſchwache Stimme gegen dieſe alles überwältigende gehöret werde.

„In Berlin, heißt es in den Propyläen, ſcheint außer dem individuellen Verdienſt bekannter Meiſter der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeits-Forderung zu Hauſe zu ſeyn, und der proſaiſche Zeitgeiſt ſich am meiſten zu offenbaren." Prop. 3ten Bandes 2s Stück. S. 167.

Obwol die Propyläen vorzüglich mit für Künſtler geſchrieben zu ſeyn ſcheinen; ſo ſind dennoch viele Stellen nicht klar genug abgefaßt, um von uns ſogleich recht deutlich begriffen zu werden. In Hinſicht der angeführten Worte ſage ich: daß hier, wie überhaupt jedes allgemeine Aburteln, darum nicht richtig iſt, weil der Ausnahmen eben ſo viel ſind, als der zutreffenden Fälle.

Vom Naturalismus, welcher hier — in Berlin — am meiſten zu Hauſe ſeyn ſoll, will ich anfangen zu äußern, was ich darunter verſtanden habe. Ein Naturaliſt iſt jemand, der eine Kunſt treibt, ohne ſie von einem Meiſter (Profeſſor) oder in einer Schule erlernt zu haben; ſo wie zum Beyſpiel mancher fechtet, oder Verſe macht, oder nach dem Gehöre ſingt, und ein Inſtrument ſpielt, ohne die dazu gehörigen Lectionen nach angenommener Art und Weiſe durchgegangen zu ſeyn. Ein ſolcher war freilich in der bildenden Kunſt Daniel Chodowiecky, der nach der Weiſe keiner einzigen Schule zu Werke ging, auch nie einen Lehrmeiſter hatte. Ob er und einige ganz alte deutſche und holländiſche Künſtler deshalb aber geringer zu ſchätzen ſind, als andere, die nicht zu arbeiten vermochten, als durch die Brille irgend eines Meiſters oder einer Schule, iſt noch nicht ausgemacht.

„Dieſer Naturalismus, mit der Wirklichkeits- und
Nützlichkeitsforderung ſey hier zu Hauſe.“ *)

Ich verſtehe, daß man hier ſolchen Kunſtarbeiten den Vorzug giebt, welche treu und ehrlich nach einem vor ſich habenden Muſter in der Natur abgebildet ſind, oder: jedes Kunſtſtück werde behandelt, wie ein Portrait oder Conterfey.

Mich ſollte es freuen, wenn wir einen charakteriſtiſchen Kunſtſinn beſäßen, und obwol dieſer in den Propyläen als ein ſolcher betrachtet wird, welcher auf die niederſte Stuffe gehört; ſo iſt es doch der einzige, durch welchen wir Deutſchen dahin kommen könnten, Kunſtwerke hervorzubringen, in welchen man uns ſelbſt ſähe.

Seit anderthalb hundert Jahren ſchon ſind wir Nachahmer der Welſchen, der Franzoſen oder Graeculi. Anſtatt zu

---

*) Dieſe beiden Worte bieten allen denen des Reichs-Canzley-Styls trotz.

geben und auszubilden was in uns iſt, quälen wir uns etwas dem ähnliches hervorzubringen, was wir von dieſen Fremden gemachtes geſehen haben. Dieſes geſchieht mehrentheils ohne guten Erfolg, indem das uns Eigenthümliche und Angeborne vorher erſtickt werden muß.

> „— und der proſaiſche Zeitgeiſt offenbare ſich am meiſten bei uns."

Wenn es ſich dergeſtalt verhält, daß wir keinen Dichtergeiſt haben, ſo wäre es eine Thorheit, ſich anders als in Proſa auszudrücken. Wer Proſa im Buſen hat, der rede ſolche! und wer begeiſtert iſt, der dichte! Iſt dem alſo? Keinesweges.

Statt einer beſtimmten Kenntniß der Verhältniſſe in der Structur des menſchlichen Körpers überläßt man das meiſte dem lieben Gefühle. Man erlerne erſt das Handwerk der Kunſt! wiſſe bevor, und dichte dann!

Wer ſich hier oder anderswo in unſerm deutſchen Vaterlande umſieht, bemerkt bald, daß in den meiſten Kunſtarbeiten nach Endreimen geſtrebt wird; denn wie ſoll man anders nennen, das Weiche, Fleiſchigte, Punctirte, Geſchabte, Vertriebene, Maleriſche und den eleganten Vortrag, wobei der wahren Geſtalt, Charakteriſtik und Form der Dinge wenig gedacht wird.

Durch Erfahrung belehrt, darf ich jetzt mit Zuverſicht behaupten, daß wer richtig und treu nachmacht, auf dem rechten Wege zur Schönheit iſt.

Dies wird uns aber ſchwer, weil die erſten Vorbilder, womit wir unſer Kunſtſtudium anfangen, lügenhaft ſind, wie ich weiter unten zeigen werde.

> „Poeſie, ſo heißt es dort weiter in den Propyläen, wird durch Geſchichte verdrängt."

Heißt das etwa: die Leute bei uns beſtellen ſich bei den Künſtlern die Darſtellung wahrer Geſchichten, keine Fictionen aus der fabelhaften Zeit, oder zu denen der Stoff aus bekannten Gedichten, welche eine idealiſche Welt aufſtellen, hergenommen iſt?

Dies wäre die einfachſte Art, es zu verſtehen; hinter dieſen neuen Redensarten ſteckt jedoch noch was Höheres oder Tieferes, es ſoll vielleicht heißen: wir behandelten Dichtungen wie Proſa, oder auch die Proſa nicht dichteriſch

Wenn die Theile eines Bildes, welches eine wirkliche Begebenheit vorſtellt, die unſerm Zeitalter nahe liegt, oder einer Statue, die einen uns bekannten lebenden Menſchen darſtellt, getreu und als ein Spiegel der Natur behandelt ſind, ſo erfüllen ſie jene Wirklichkeitsforderung; dazu müßte man das Handwerkmäßige der Kunſt inne haben, ein unbeſchreiblich richtiges Auge, eine geübte Hand und einen ehrlichen treuen Sinn.

Ich für mein Theil ſehe nicht ein, daß hiedurch gehindert würde:

1) die Wahl des klügſten Moments der Handlung;
2) die vernünftigſte Beieinanderſtellung der Figuren ꝛc.;
3) die deutlichſte Vertheilung von Schatten und Licht; und
4) die Wahrheit der Farben.

Aber von dieſem proſaiſchen Zeitgeiſte, welchen Herr v. Göthe uns verwirft, oder doch gering ſchätzt, und den ich herbei zu rufen für Pflicht halte, ſind wir weit entfernt.

Was die Propyläen bezwecken, erſcheint dem beginnenden Künſtler in Wolken gehüllt, und der ausgebildetere, welcher merkt, wo es hin ſoll, wird mit mir ſagen, daß weder Worte noch irgend eine Sprache dazu hinreichen, die Poetik in der Kunſt zu lehren, daß ſolche gefühlt werden müſſe, und daß es gerade bei der jetzt herrſchenden Stimmung in der Kunſt ſchädlich iſt: das beſtimmte Wiſſen, das Handwerk derſelben gering zu ſchätzen.

„Charakter und Ideal werden durch Portrait verdrängt,“ fahren die Propyläen fort.

Hier zeigt ſich am klarſten das Trübe der neuern Grundſätze über die Kunſt, wozu noch mehrere in neuern Schriften vorkommende Subtilitäten gehören. Portrait geſtattet man zu machen, jedoch keine gemeine Aehnlichkeit. Das ganze Weſen, Benehmen, individuelle Gemüthsbeſchaffenheit, der intellectuelle Charakter, ſoll aus dieſer Oberfläche hervorſtralen, und obwol ſolches in der Natur nicht der Fall iſt, ſo verlangt man es doch von dieſen Charakter-Idealportraits; ja ſie ſollen gleichſam dem abgebildeten Menſchen noch ähnlicher ſehen, als Er ſich ſelbſt iſt.

Wenn irgend etwas fähig iſt, einen jungen Künſtler irre zu leiten, und toll zu machen, ſo ſind es dergleichen erträumte und vermeintliche Vollkommenheiten.

Gegen dieſes Begehren gebe ich den Rath an Zeichner, Mahler oder Statuaren, wenn ſie porträtiren; mit dem feſten Vorhaben zu beginnen:

die Richtung der Linien, und die Entfernungspunkte der Partien unter einander ſo genau wie die Copierſcheibe zu beſtimmen.

Durch dieſes maſchienenmäßige Benehmen iſt es möglich, ein richtiges Auge zu bekommen. Ich ſage ausdrücklich: die Entfernungspunkte der Partien unter ſich, indem hievon das Weſentliche der Aehnlichkeit mehr abhängt, als von der nachherigen noch ſo genauen Ausführung und Imitation eines beſondern Theiles, die freilich auch dazu beiträgt, jedoch in minderem Maaße. Der Beweis hievon iſt: daß, wenn man einen Bekannten in einiger Entfernung, in der Gaſſe oder im Fenſter erblickt, und weder den Schnitt ſeiner Augen oder ſeines Mundes, noch die beſondere Form ſeiner Naſe oder der Ohren unterſcheiden kann, man ihn dennoch erkennt; woraus erhellt, daß dieſes Erkennen von der eigenthümlichen Stellung dieſer Partien gegen einander herrührt.

Auf die Portraite der Holbeine und anderer ganz alten Meiſter paßt der alte Spruch: „wie aus dem Spiegel geſtohlen," welcher für die hochgeſchwungenen Seelen wenig gilt, aber für einen oder den andern doch noch ſeinen Werth hat.

Die Bruſtbilder wirklicher Menſchen aus den Zeiten der Griechen und Römer, ſind mit einer Ehrlichkeit und Unſchuld gearbeitet, die einen wahrlich auf den Verdacht bringen können: daß die Modelle dazu über die Natur gegoſſen ſind.

Die Köpfe der Götter und Heroen, und die, welche Leidenſchaften ausdrücken, ſind dagegen als Werke der freien Kunſt anzuſehen, denn dies erfordern dieſe Gegenſtände; indem ſie im Vorwurfe ſchon ideal ſind. Von Weimar, wo die Propyläen ausgehen, iſt auch zu uns ein dort gemaltes Charakter-Ideal-Portrait gekommen, welches wahrſcheinlich dem Beleg, das Dokument oder Reſultat der aufgeſtellten Theorie vom Portrait hat abgeben ſollen.

Da fand ich freilich nicht Charakter und Ideal durch Portrait verdrängt, aber wahrlich auch nicht umgekehrt.

Die Stellung des Bildniſſes war ſitzend, und — jede iſt gut, wenn ſie dem Benehmen des Originals eigen iſt; und beſonders, wenn die Gelenke auf denjenigen Punkt ſtehen, wo ſie nach der gegebenen Stellung hintreffen müſſen. Die Bekleidung war ein Plüſch Frack, und über den Leib und die linke Schulter war ein rothes Gewand, wie die Toga gelegt. Die Schattenpartien hätte man für alt und ſchwarz geworden, halten können, aber die Lichtpartien zeigten, daß es ſchwarz geboren war.

Der Kopf war koloſſal, gerade en face, mit ſtarrem Blick, trocknen ſteinernen Augen, undurchſichtig wie bemaltes Holz, und die Haare auch ſo behandelt. Wider das allgemeine Menſchliche war folgendergeſtalt geſündigt: am linken Arme ragte die Hand ſo weit vor, daß man bemerken konnte, wie der Künſtler die Knöchel der Speiche und des Ellenbogens an die Knochen der Mittelhand (Metatarsi) gefügt, und die dazwiſchen ſich findenden acht Knochen des Handgelenks vergeſſen hatte, ſtatt deren eine große Blaſe angebracht war.

Darmartige Falten lagen über die Gegend des Bauches, der Bauch ſelbſt war aber nicht dahinter, und doch hätte jener Kopf wohl ſeinen Mann füttern können.

Es war ſtrenge genommen, ein unmögliches Weſen, und hätte als Portrait nicht nur einen Menſchen überhaupt, ſondern ſogar einen beſtimmten Menſchen vorſtellen ſollen.

Man weiß, daß der Verfertiger dieſes Bildes die Arbeiten des Michel Angelo geſehen hatte. Wer aber nicht, wie dieſer große Künſtler, weiß und fühlt, und denkt, dem widerfährt es denn, daß er mit der Intention, ihn zu imitiren, Gichtbeulen auf den Fingergelenken macht.

Wenn wirklich der Fall zuträfe, daß ein Neuerer ſo viel wüßte und ſo fühlte, wie Michel Angelo, welches viel geſagt iſt, ſo würde ein ſolcher kein Portrait mahlen; indem der Geiſt jenes Alten dem Individuellen ſich ſchwer unterwarf, und Er auch wahrſcheinlich darum keine Portraits machte.

Ein ehrlicher Deutſcher hat etwas geleſen von Größe, vom Grandioſen, vom Sublimen ꝛc. Er kommt nach Rom, ſieht des Michel Angelo Werke, und nun hält er es für Pflicht, das ihm Angeborne wegzubeitzen. Er bringt es mit Mühe endlich dahin, ſeinen deutſchen Sinn zu erſticken, und die Dinge nicht mehr zu machen, wie ſie ſind und ihm ſcheinen, ſondern wie ſie ſeiner neuen Meinung nach ſeyn ſollten, und auf dieſe Weiſe kommt endlich in Weimar ein Charakter-Ideal-Portrait zur Welt.*)

Mehrere ſchätzbare Männer, worunter einer das lichtvollſte und vortrefflichſte über die Kunſt in neueren Zeiten geſchrieben hat,**) waren innig vereint, dieſes Bild zu loben.

Einer ſagte: es eigne ſich zum Gallerie-Gemälde u. ſ. w., Er ſchmählte dagegen auf das Portrait einer großen Dame von einem andern Mahler, welches doch das Verdienſt hatte, in einzelnen Theilen wahr, ſauber und angenehm bearbeitet zu ſeyn.

Der andere meinte: daß wenn es auch ungefällig wäre, man doch geſtehen müſſe, daß, wer es nicht wüßte, es gewiß für eine Arbeit aus dem funfzehnten Jahrhundert halten würde. Dabei vergaß er, daß gerade die Bilder jener Zeit ſehr licht, und die Farben faſt gar nicht gebrochen ſind.

---

*) Es iſt keinesweges meine Abſicht, das Verdienſt des Künſtlers herabzuſetzen, welcher das Bildniß verfertigt hat, ſondern nur zu ſagen, wie etwas viel beſſeres aus ihm hätte werden müſſen, wenn der Gang ſeiner Studien ſeinem angebornen Kunſtſinne anpaſſend geweſen wäre. Er hat andere Bilder gemacht, deren Effekt poetiſch und neu iſt, und worinnen die Verhältniſſe auch richtig beobachtet ſind.

**) Die Aufſätze von Hirt in den Horen.

Von andern, die in demſelben Fache arbeiten, hab ich auch nicht einen gefunden, der dadurch Luſt bekommen hätte, dieſer in Wolken und Nebel neu aufgeſteckten Fahne zu folgen.

Ich komme zu einer andern Behauptung der Propyläen:

„Simbolliſche Behandlung wird durch Allegorie verdrängt.“

Hier mag der Herausgeber Recht haben. Um uns aber davon zu heilen, müßte in einer Piece der Propyläen durch Beiſpiele anſchaulich gemacht werden, wie das zu verſtehen iſt.

„Landſchaft, heißt es weiter, wird durch Ausſicht verdrängt.“

Wie ſehr wäre zu wünſchen, daß Landſchaft durch Ausſicht auf die Art verdrängt würde, wie ſolches bei unſerer letzten Ausſtellung geſchehen iſt.

Es war eine Gegend des Harzes, die Heuſcheuer genannt, von J. Jenelly gemalt, ſo unausſprechlich ſchön, daß ſie allein die ſtärkſte Widerlegung des Geſagten ſeyn würde, wenn der Verfaſſer der Propyläen ſie ſehen könnte. Die Portraits von Gegenden, z. B. von Klengel in Dresden übertreffen bei weitem deſſen poetiſche Arbeiten, davon habe ich die Beſtätigung ſtets vor Augen.

Meine Meinung mag hier gar nicht gelten, aber einige gute Landſchafter, die ich gefragt habe, ſetzten den geprieſenen Pouſſin tiefer herab, als ich vermuthet hatte. Die Gründe warum? ſind ganz ſimpel. — In der Natur giebts z. B. keinen allgemeinen Baum, ſondern nur beſtimmte Bäume, und wer einen abbildet, muß ſagen können, welchen. In den poetiſch engliſch pouſſinesken Landſchaften hab ich nie den eigenthümlichen Sinn des Mahlers erblicken können; ſie werden durch die ſuperbſte Behandlung des Kupferſtichs immer gefallen, und in ſofern mit Recht; aber ich bleibe dabei zu behaupten, daß meine Landsleute durch treue Nachahmung der Natur nur allein etwas Eigenthümliches erhalten werden, und dieſes Nachahmen iſt nicht leicht, und ſollte nicht gering geſchätzt werden.

Jene alte Holländer dünken mir recht ſchätzbare Männer zu ſeyn, die, obwol ſie lange in Italien lebten, den Landsmann in ſich nicht erſtickten, ſich auch durch die Pouſſinaden nicht irre machen ließen, und warlich! die Italiener ſchätzen ihre Arbeiten noch bis auf den heutigen Tag

> „Das allgemeine Menſchliche wird durchs Vaterländiſche verdrängt," — heißt's weiter.

Nein! das kann nicht ſeyn! Wer ſagt dieſes Blaphem gegen die Natur? Im Vaterländiſchen liegt das Allgemein-Menſchliche, aber umgekehrt, liegt nicht im Allgemein-Menſchlichen das Vaterländiſche.

Welche Weſen ſind das, worinnen das Allgemein-Menſchliche allein liegt? Sind es etwa die Götterbilder der Alten? Keinesweges, dieſe ſind kein Abſtractum, der Herkules, der Bachus, der Pan, der Silen, der Zeus und andere, haben ihre beſtimmte Phiſionomie, ihre Statur, ihre Verhältniſſe, Bekleidung, Haarlocken und Gewand. Um es nicht zu ſtrenge zu nehmen, könnte man einräumen, etwas Allgemeines fände ſich in den Arbeiten eines Pietro di Cortona, Ciro Ferri, Luca Giordano oder unſerer Landsleute, des Rode und Oeſer; denn ihre Köpfe, Hände und Füße ꝛc.; ich muß ſagen, ihr Kopf, ihre Hand und ihr Fuß; müſſen gleich den Geſichtern unſerer Schauſpieler, zu jeder Rolle herhalten.

Eine ähnliche Art und Weiſe herrſcht in den eleganten engliſchen Arbeiten.

Oder ſoll unter Allgemein-Menſchliches etwa das verſtanden werden, was den Menſchen von den vierfüßigen Thieren organiſch auszeichnet, die Art, wie deſſen Kopf auf die Halswirbel ſich fügt; oder wie der Lendenknochen in die Pfanne paßt, oder daß er nicht überall behaarte Haut hat, wie der Orang Outang? Wenn das verſtanden ſeyn ſollte, ſo iſt nicht zu läugnen, daß, ſo bizarr es auch klingt, es wohl Kunſtarbeiten giebt, welche nicht einmal dieſes Allgemein-Menſchliche enthalten; welche aber auch ihrer übermäßigen Schlechtheit und Monſtruoſität halber nicht der Rede werth ſind.

Beſäßen wir doch nur die Geſchicklichkeit, das Vaterländiſche darzuſtellen, das Eigenthümliche — denn nichts anders giebt es in der Natur! Freilich würden wir Deutſchen denn eine Schule haben; und das wäre nach der Meinung mehrerer ein großes Unglück. Vor zweihundert Jahren waren unſere Väter auf dem rechten Wege, auch ſind es ihre Arbeiten allein, denen fremde Völker Platz in ihren Sammlungen einräumen; ſeitdem ſind wir ſchwach, und ſchwächer geworden; ungeachtet ſich unſre Gelehrten in ihren Schriften mit uns Künſtler brüſten. Wer ſeinen Landsleuten die Wahrheit ſagt, erzeigt ihnen einen beſſern Dienſt, als jene Beſtätiger der Selbſtzufriedenheit.

„Vielleicht überzeugt man ſich bald, fährt der Verfaſſer in den Propyläen fort, daß es keine patriotiſche Kunſt und patriotiſche Wiſſenſchaft gebe.“

Sind die Principien einer Wiſſenſchaft bis zur klaren Wahrheit gebracht, denn ſind ſie für die ganze Welt dieſelben; mit den wiſſenſchaftlichen Theilen der Kunſt iſt es daſſelbe, aber die eigentliche Kunſt an ſich iſt ſtets patriotiſch.

Hier kann ich die Worte eines andern großen Mannes anführen; das will noch nicht viel ſagen, aber die Worte ſind groß.

Lavater an Macco.

„Es giebt kein Abſtractum, und ſoll keines geben, keines in der Natur, keines in der Kunſt, — keine Tugend, nur Tugendhafte; keine Weisheit, nur Weiſe; keine Gelehrſamkeit, nur Gelehrte; keine Macht, nur Mächtige — So giebts keine ſchöne ideale Menſchheit, ſondern nur vorzüglich ſchöne Menſchen; keinen Baum, ſondern nur Bäume u ſ. w. — Wer einen Baum macht, ſoll einen beſtimmten Baum machen, freilich den ſchönſten, den er machen kann; aber man müſſe wiſſen können, was es für ein Baum iſt. — Wer einen Menſchen malt oder bildet, der mache einen Mann oder ein Weib — und zwar von beſtimmten Charakter, ſo ſchön er wolle, nur daß man genau ſeine Individualität kenne, und ſeine Meinung und Beſtimmung wiſſe. — —“

Bezeugen nicht alle ſchätzbaren Kunſtwerke das Vaterland der Antiken, die ſolche hervorbrachten? Unſeren neuen deutſchen Arbeiten fehlt vielleicht dieſer Stempel, und man ſieht eben nicht, daß ſie deshalb von Kennern mehr geſchätzt würden. Die Geſchicklichkeit, nicht die Natur, ſondern die Art und Weiſe, fremde Meiſter zu imitiren, beſitzen wir vielleicht am beſten, auch haben wir hierin einen Dietrich aufzuweiſen, wahrſcheinlich den größten aller Affen, und was er machte, iſt gut, aber — doch nicht recht gut.

Wollte man ſich doch nur die angenehme Mühe machen, die Geſchichte der Kunſt zu leſen, nicht aus Büchern allein, ſondern aus den Werken der Meiſter, dann würde man ſich bald überzeugen, daß die Kunſt vaterländiſch war; ja vielleicht ſo vielfältig iſt, als einzelne Menſchen, die wirklich freiſtehende Künſtler waren.

So betrachte man die Zeichnungen oder Mahlereien der Bellini, und man erblickt Männer, die aus der Natur mit der Kraft ihrer Bruſt ſchöpften. Die noch vorhandenen Werke des Leonardo da Vinci deuten auf dieſelbe Quelle; ja es findet ſich nicht eine Spur darin, daß Er die Antiken habe imitiren wollen, die Er doch wahrſcheinlich kannte.

Die bronzenen Thüren des Ghiberti, die Art der Ordonnanz und mehreres beweiſet, wie früh ſchon die Künſtler des Mittelalters ihren eignen Weg gingen. Michel Angelo, der mit allem Fantaſtiſchen ſo ſtreng und gewiſſenhaft die Structur des menſchlichen Körpers beobachtete, brachte Werke hervor, die keinen vor ihm ähnlich ſind. Sein Bachus iſt der Bachus ſeiner Phantaſie, aber keinesweges der Bachus der Griechen.

Und Raphael, mit Recht der geprieſenſte von allen, zeigt nur ſich. Ich für mein Theil habe in ſeinen Werken nie die Intention entdecken können, die Antike, den Michel Angelo oder ſonſt einen imitiren zu wollen.

Viele ſeiner Geſtalten ſehen aus, als wären ſie ihm wirklich hingeſtellt worden, und Er habe ſie unſchuldig und treu nachgezogen, ich möchte ſagen wie Portraits; ja viele davon ſind gewiß nichts anders.

Iſt ſein Apollo, oder ſind ſeine Muſen Imitationen der Antiken? wo und wie? hat er bei den Köpfen ſeiner

Apoſtel den Leonardo nachgeahmt? ſind ſeine Gewänder ode ſeine Haare im Style der Antiken oder des Michel Angelo Ich ſage ohne Bedenken: Nein!

Hannibal Carraci erzählt in einem Briefe: daß er hi gehe, um des Correggio Werke zu ſehen; und dabei erwäh er des Parmeggiano, deſſen Arbeiten, ſo ſchön ſolche au wären, man es doch anſehe, daß er geſucht habe, daß vo andern gemachte nachzumachen, ſtatt wie Corregio aus ih ſich ſelbſt zu ſchöpfen.

Wer den Rubens nach dem Maaßſtabe miſſet, daß nicht wie die Griechen das Nackende zeichnete, ſeine Gewände nicht wie ſie legte, andere Stoffe wählte, ganz andre B griffe von ihren Heroen, Göttern und Allegorien hatte, d findet ihn ſchlecht; wer aber bedenkt, daß bei ihm Anordnun Zeichnung, Beleuchtung, Farbe, Gewänder, Haare, Au druck ꝛc. in der ſchönſten Uebereinſtimmung ſind, ohne Nac äffung der Griechen, Römer, Lombarden oder ſonſt ein Schule, ſondern aus ihm ſelbſt geſchöpft, der wird ſagen: iſt ein Meiſter. Er ſpricht die Sprache des Rubens, d Sprache, womit ihn der Himmel begabt hatte. Hätte er verſucht, jener ihre Sprache zu reden; wahrlich! er wür geplappert haben.

Der einſeitige Maaßſtab iſt Urſach, daß viele den Rem brandt verachten; in meinen Augen iſt er groß; nicht daß d Welt, welche er ſchuf, der Wahrheit des Raphael gleichz ſtellen wäre, ſondern weil er auf ſeine in ihm wohnen Stimme horchte, und der folgte. Der größte Lügner vie leicht, der in der Kunſt aufgetreten iſt, aber der ſich nie wide ſprach, höchſt übereinſtimmend und conſequent.

Jeder wird ſtillſchweigend zugeſtehen, daß in der Mühl des Rembrandt oder in Antwerpen kein Raphael, und in Urbino kein Rubens oder Rembrandt hätte können geboren werden, woraus doch deutlich genug erhellet, daß die Kunſt vaterländiſch oder patriotiſch iſt.

Von den alten Holländern waren viele lange Zeit in Italien, und wählten keine andere Gegenſtände, als ſolche, die mit ihrem vaterländiſchen Sinne im Einklange waren, und ihre Arbeiten werden bis dieſen Tag von den Italienern hoch geſchätzt.

Seit den Zeiten der Albrecht, Dürer und Holbeine haben wir vielleicht nur den Denner aufzuweiſen, der ein deutſcher Künſtler iſt. Faſt alle andern haben entweder wollen machen, wie die Venetianer, oder wie Pietro Cortona, einige wie die Franzoſen, und noch neuere wie die Griechen.

Wer wie ein Grieche fühlt, der möge ſo machen! Aber alle unſere jungen Künſtler, die nach Italien reiſen, nehmen ſich vor, nehmlich wenn ſie Mahler ſind, Mahler der großen Hiſtorie zu werden; nicht weniger als die Götter, Heroen und Geſchichten der alten Griechen und Römer darzuſtellen. Wie mancher von ihnen, wenn er das Maaß ſeiner Fähigkeiten, und ſeinen ihm eigenthümlichen Kunſtſinn prüfte und folgte, würde ein brauchbarer Portraitiſt oder Thiermaler werden, oder Frucht und Blumenſtücke, Stilleben oder Converſations-Stücke abbilden. Außer der Landſchaft ſieht man faſt gar keinen Genre-Mahler mehr, und ſo ſchwach dieſe Mahler der großen Hiſtorie ſind, ſo beklagen ſie doch ihr hartes Schickſal, wenn ſie ein Wams oder Hoſen nach unſern heutigen Sitten abzubilden haben; indeſſen ſie weit entfernt ſind, eine Falte treu und richtig nachzumachen.

Unſre Künſtler, Gelehrten, Reiſende, Liebhaber, Kunſtkenner führen alle dieſelbe Sprache, dieſelben Aeußerungen der Bewunderung; indem ſie einander nachplaudern. Dieſe Bewunderung iſt mir oft verdächtig vorgekommen, denn es fehlt ihr die Charakteriſtik des Kunſtgefühls. Wenn ein Holländer bei einem Bilde von Mieris, G. Dow und Oſtade entzückt iſt, und bei den Werken des Michel Angelo, Mantegna und dergl. kalt vorübergeht, ſo habe ich Glauben an ſein Gefühl; wenn ein Italiener ſeinen Raphael oder Dominichino mit Andacht betrachtet, und ihn der Rembrandt nicht Vergnügen macht, ſo hab ich Glauben an ſein Gefühl, aber das Entzücken eines deutſchen Gelehrten bei Erblickung des Torſo halte ich für Ziererey.

Die eigentliche Geſtalt der nackenden Theile, außer Kopf und Hände, iſt bei unſern Sitten zu wenig bekannt, ſo daß man bei Perſonen, die nicht Künſtler ſind, daß per inspiration annehmen müßte, was wir durch ein langwieriges Studium erlangen. Bei den alten Griechen war es ein anders, und der Takt eines bloßen Sclaven bei ihnen, war ohne Zweifel ſicherer, in Beurtheilung des Nackenden, als der unſrer nordiſchen Gelehrten.

Vor ein paar Jahren beſuchte mich Herr Canova, wahrſcheinlich der beſte jetztlebende Statuar; wir geſtanden freimüthig einander, daß unſer mühſeliges Studium des Nackenden mehr zu unſerer eigenen Genugthuung geſchähe, als zu erwarten; daß unſere heutigen Kunſtliebhaber hierin wirklich das Mittelmäßige, Gute, Richtige und Beſſere erkennen und ſchätzen ſollten.

Die engliſchen Künſtler z. B. meubliren die Zimmer der ganzen jetzigen Welt. Die Figuren von Fueſli, Cipriani und anderer machen Contorſionen, die gerade zu unmöglich ſind, und ihre Structur iſt von ganz neuer Erfindung, aber wer merkt das?

Diejenigen ihrer Arbeiten, worin ich den Nationalgeiſt erblicke, ſind mir lieber, als z. B. der Hogarth. Selbſt ihre jetzigen Carricaturen haben mit unter Energie, und als Portraitmahler iſt Reynolds hochzuſchätzen, aber auch nur da.

Nun wird man ſehen, was aus den Franzoſen werden wird, die mit Gewalt wollen Griechen ſeyn. Man hat ſchon jetzt in Kupfer Basreliefs von einem gewiſſen Moitti; die griechiſch franzöſiſch ſind, vielen Beifall finden, meinen Augen aber wehe thun. Die Franzoſen verachten nun ihre Väter, den le Brun, le Sueur, Mignard, Coypel u. ſ. w. Es frägt ſich nur, ob das in dieſen Meiſtern vorhandene theatraliſche Weſen, die Decendenz und Etiquette nicht im Nationalgeiſte liegt. Sie werden, da es ihnen nie an geſchickten Leuten fehlt, es dahin bringen, ſtatt des Hahnengeſchreis den athenienſiſchen Uhu nachzuheulen, jedoch mit krampfhafter Anſtrengung.

Sollte es auch keck ſcheinen, ſo wag ich doch zu behaupten, daß, was hier von der bildenden Kunſt gemeint iſt, ſich auch auf die Dichtkunſt anwenden laſſe. Der Sinn und die Laute der grauen Vorzeit ſind ſchön, und davon durchdrungen ſingt Göthe:

— — Homeride zu ſeyn, auch nur als letztere, iſt ſchön. —*)

aber wahrlich! das iſt hart geredet, gegen ſeine ihm innwohnende vortreffliche Gabe der Dichtung und des Geſanges. Das Leſen derjenigen ſeiner Werke, wo er ſelbſt und Er nur

---

*) Göthe neue Schriften. 7r Band. S. 247.

nur allein ſpricht, erregt eine Stimmung, eine Schwärmerei; die ich beim Homer nie empfand. So muß es auch ſeyn, und wie Homer die Eſſenz ſeines Zeitalters war, ſo iſt Er die des Unſrigen.

Homeride ſeyn zu wollen, wenn man Göthe iſt! hätte ich doch die Macht, dieſe unverzeihliche Beſcheidenheit zu verbieten!

— — Verdumpft in karger Sonn' auf Meergrund,
Wächſt der homeriſche Sproß ein Zwergbaum.

H. Voß. *)

Nach dieſem allen könnte mancher denken: ich hege nicht die große Achtung für die Arbeiten der griechiſchen Bildhauer, die ihnen gebührt; dies wäre aber irrig; und ich will hier die Gründe anführen, weshalb dieſe Ueberbleibſel griechiſcher Kunſt auch noch heutiges Tages die ſicherſten und beſten Muſter zur Erlernung der Geſtalt des menſchlichen Körpers ſind.

Es fehlt mir an Zeit, und hier an Platz, um außer dem Kopfe mehrerer Theile des menſchlichen Körpers zu erwähnen.

Wer ſich die Mühe nimmt, einen wohlgebildeten griechiſchen Kopf, es ſei nun ein Göttergebilde oder Portrait, zu meſſen, und dieſe Maaße auf ein lebendes Geſicht anlegt, welches auch unter uns für ſchön gehalten wird, der wird ſich über das Zutreffen dieſer Maaße wundern und freuen.

Indem nun Sie, der griechiſchen Geſtalt ganz unkundige, daſſelbe Gefühl für Formen haben, wie jene Alten, und die Griechen, am richtigſten die Maaße der wohlgebildeten Natur beobachtet haben, ſo können wir ihre uns übrig gebliebenen Arbeiten zu Principien annehmen.

---

*) Taſchenbuch für 1801. Braunſchweig.

Der angenehme Eindruck vieler alten Bilder iſt oft der genauen Beobachtung der Maaße und Eintheilung zuzuſchrei- denn die Arbeit daran (Tractation) iſt oft mittelmäßig, ja ſogar unbehülflich. Künſtler werden mich wohl verſtehen, aber auch ſolche, die es nicht ſind, dürfen nur mit Aufmerkſamkeit dergleichen alte Köpfe betrachten, und ſie werden ſehen, daß oft die Haut vernachläſſigt iſt. Der Uebergang vom obern Rande der Augenhöhle zum oberen Augenliede iſt bei manchen hart geſchnitten, bei einigen fehlt im Auge die Drüſe, und ſowol im Profil als von unten auf geſehen, dem Auge das Cirkelſegment, welches doch wider die Natur dieſes Theiles iſt. Der Uebergang von der Stirn zum Naſenbeine und vom Rücken der Naſe zu den Seiten derſelben ſind die Knochen, Knorpel und Muskeln nicht angedeutet, und ſteinmetzartig behandelt. Das Ohr iſt oft nur angedeutet, und der Ohrgang zu tief geſtellt, weshalb Camper einen ſo großen Winkel herausbrachte, welches aber falſch iſt, denn ich habe ſelbſt in ſchönen lebenden Köpfen denſelben Winkel gefunden, welchen der Apollo von Belvedere hat, obwol ſelten. Zuweilen zeigen die Haare, daß der Bildhauer, welcher ſie machte, wenig Gewandheit in der Fauſt hatte. Man hat Köpfe, an welchen überdem die Haut verwittert iſt, der Rand der Augenlieder, Naſenlöcher, der Lippen u. ſ. w. fehlt, und dennoch iſt der Anblick reitzend, es iſt die Art, wie dieſe Theile bei einander geſtellt ſind, Urſach der Wohlgefälligkeit und Anmuth, die von ihnen ſtrahlt.

Bei unſerer Lebensweiſe iſt es natürlich, daß in der Abbildung der Kopf, und auch wohl die Hände, den Blick zuerſt feſthalten, und dennoch ſind die Künſtler ſelbſt, mit den eigentlichen Maaßen, des Kopfes z. B., wenig bekannt.

Oft treffen die Naturaliſten die Maaße in Conterfayen beſſer, als die gebildeten ſchulgerechten Mahler, die nach Zeichenbüchern angefangen haben, welche alle lügenhaft ſind.

Man hat Eintheilungen für den Kopf von Albrecht Dürer, Lomazzo, Jean Couſin, Le Sueur, Preisler ꝛc., die ungefähr alle auf diejenigen zuſammentreffen, welche ich auf der erſten Platte vorlege, und die mir in Dresden mitgetheilt worden iſt, das von Raphael Mengs herrührend.

Es iſt unnöthig, außer dieſer einen, mehrere anzuführen, denn die Bemerkungen werden mehr oder weniger doch auf alle zutreffen.

So wie in allen, iſt auch hier nicht angegeben, ob es ein weiblicher oder männlicher Kopf iſt; ein ausgewachſener ſoll es ſeyn, ſo viel ſieht man.

Da ich mehrere Köpfe nach eignen Vermeſſungen auch hiebei anführe, ſo iſt es nöthig zu merken:

1) daß lebende Geſichter und antike Köpfe nach rheinländiſchen Zollen gemeſſen ſind;

2) daß dieſer Zollſtock gewöhnlich und auch hier in 8 Theile getheilt iſt;

3) habe ich koloſſale und kleinere Geſichter als Natur auf dieſelbe Scala gebracht;

4) nehme ich die bisherige Art nicht an, die Stirne mit in die Geſichtslänge zu meſſen, weil die Haargrenze zu ſehr varirt, und wegen der Wölbung des Cirkels nichts beſtimmt angegeben werden kann.

5) Der Mittelpunkt zwiſchen den Augenbraunen, als der oberſte Rand der Augenhöhlen, iſt bei mir zu dieſem Maaße beſtimmt, und werde ich der Kürze halber dieſen Punkt hinführo den Stern nennen.

6) Von einem Augenwinkel zum andern, ſo weit nehmlich die Augen von ihren Ringen entblößt ſind, werde ich den Augenraum nennen.

7) Den innern Augenwinkel nenne ich die Drüſe.

8) Von der Drüſe bis zum Mundwinkel werde ich künftig die Winkel nennen.

9) Die Scala von Mengs iſt in Minuten abgetheilt, und ſechs derſelben ſind gleich einem rheinländiſchen Zoll oder 8 Minuten.

10) Zwölf ſeiner Minuten nennet Mengs einen Part, und dieſer iſt gleich zwei rheinländiſchen Zollen; ſeine Zeichnung iſt nehmlich in wirklicher Lebensgröße.

11) Habe ich den Augenraum im Kopfe von Mengs und den der Niobe gleich angenommen, nehmlich zu 24, oder nach Mengs 18.

Auf dieſe Weiſe erhält das Geſicht bei Mengs 4½ rheinländiſche Zoll, welches ein ſchönes Maaß für weibliche Köpfe iſt. Geringer wie 24 oder 3 Zoll konnte ich den Augenraum nicht annehmen, denn dieſes iſt das Minimum für ausgewachſene Köpfe, ſo wie 30 das Maximum iſt. Der Augenraum iſt unter allen Maaßen demungeachtet das invariabelſte, und Kinder von ſechs Jahren bei uns haben oft ſchon 24 Minuten für den Augenraum. Man vergleiche nun folgende Maaßen mit einander:

Der Zwiſchenraum der Augen bei Mengs iſt gleich dem
Auge . . . . . 8 : 8 Minut.
in der Niobe wie . . . 9½ zu 7½ —

wodurch das Auge ſelbſt bei der Niobe kleiner wird, als bei Mengs.

Die größte Breite des Geſichts bei Mengs, über die
Jochbogen . . . . 32 oder 4 Zoll.
Bei der Niobe . . . . 41 oder 5½ —

Dieſes Maaß ſtimmt mit dem der Natur, die Geſichter mögen kurz oder lang ſeyn, jenes von Mengs iſt unmöglich.

Die Breite über den Maſſetern unter der Ohrlinie: bei
Mengs . . . . 2 Part oder 32 M.
bei der Niobe . . . — — 38 M.

32 iſt für einen weiblichen Kopf zu wenig, für einen männlichen unmöglich, denn ein Hauptzug deſſelben iſt es, in dieſer Gegend an Breite wenig abzunehmen.

Der Mund iſt bei Mengs gleich dem Auge 8 M.
In der Niobe . . . . 11 zu 7½.

Einen kleinern Mund als der Niobe ihrer, iſt es unmöglich anzutreffen, dazu trägt auch das Oeffnen der Lippen etwas bei, und dennoch findet ſich das Maaß des Auges 7½, wenn man es auf den Bogen der Oberlippe legt, zweimal darin enthalten.

Im Fall man wie hier den Augenraum zu 24 annimmt, iſt die Breite der Naſe auch zu wenig
bei Mengs gleich dem Zwiſchenraume . 8 Min.
in der Niobe . . . . . . 10 —

auch wird es ſchwer ſeyn, ein kleineres Maaß anzutreffen, und bei Männern iſt es vielmehr.

Die Winkel bei Mengs . . . 16 Min.
und vom Stern bis in die Naſenkehle . 20 —
Die Winkel der Niobe . . . 18½ —
vom Stern bis zur Naſenkehle. . . 18½ —

Bei weiblichen Köpfen ſind beide Maaße ſich faſt immer gleich, wie bei der Niobe ganz richtig beobachtet iſt, in männlichen Köpfen ſind die Winkel entfernter, als vom Stern zur

Naſenkehle, wodurch eine längere Oberlippe entſteht, die ein Zug der Mannheit iſt.

Nach Mengs Maaßen müſſen die Augenbraunen oder der obere Rand der Augenhöhle ſich ungeheuer vom untern entfernen, und nimmt man dazu die ſchmale Geſichtsbreite, ſo wird jeder leicht einſehen, daß eine Augenhöhle herauskömmt, welche ganz unmöglich iſt.

Vom Profile.

Vom Augenwinkel bis Naſenrücken giebt Mengs 10 Minuten, nach meiner Scala $1\frac{1}{2}$ Dies iſt ums doppelte zu viel, nie liegt die Oberfläche des Auges ſo tief gegen den Naſenrücken, und nie iſt die Augenkugel um ſo viel von ihren Ringen im Profile entblößt.

Aus den beigefügten Profilen des Apollo, des Fechters und Laokoons iſt dies am deutlichſten zu erſehen; ſo zeichnet ſich die Antike, und ſo die Natur.

Wenn man wie Camper, eine Horizontallinie durch den Ohrgang und Naſenboden zieht, und darauf vom Rande der obern Zähne nach der Stirne eine Linie aufrichtet, ſo giebt dies im Kopfe von Mengs einen Winkel von 90 Graden, aber welches erzwungene Vorragen der Stirn wird dazu erfordert.

Diejenigen antiken Köpfe, welche ſich dieſem großen Winkel nähern, ſetzen das Ohr tiefer herab, die Stirne geht dann in ihre natürliche Lage zurück, und derſelbe Winkel, welchen Camper für idealiſch hält, habe ich in der Natur angetroffen.

Weibliche Köpfe haben das Ohr faſt eben ſo weit zurück als männliche, die Kiefer ſind eben ſo lang. Da aber ihre Geſichter kürzer ſind, ſo muß hieraus eine rundere Profilfläche entſtehen.

Im allgemeinen ſind folgende Fehler in dieſen Schul-Principien, wovon auch faſt in allen neuern Kunſtarbeiten ſich Spuren zeigen.

1) En face wird die Breite über den Jochbogen zu gering angegeben. Dieſer Fehler iſt um ſo größer, da

2) der Augenraum zu groß angenommen iſt;

3) wird dem Zwiſchenraum der Augen die Größe des Auges gegeben, welches geſchieht, um die Augen recht groß zu machen; in der Natur und in der Antike finden ſich zwar dieſe Diſtanzen zuweilen gleich, aber dann hat der Augenraum das Minimum.

4) Dieſer Zwiſchenraum giebt die Breite der Naſe und den Mundſchlitz, wodurch die Monſtruoſität entſteht, den Mund nicht größer als das Auge zu machen, welches bei ausgewachſenen Köpfen unmöglich iſt.

5) Bei männlichen und weiblichen Köpfen wird das Auge nach dem Maaße des Geſichts vergrößert, welches falſch iſt, denn weibliche Geſichter, die oft um einen Zoll kürzer ſind als männliche, haben dennoch eben ſo große Augen.

6) Nach eben dieſer Weiſe wird auch der Augapfel oder Pupille vergrößert, und dieſe iſt durchgängig 3, höchſtens 4 Minuten, oder einen halben Zoll im Diameter.

7) Im Profile ſteht der Augenwinkel gewöhnlich viel zu entfernt vom Naſenrücken, und

8) iſt das Auge von ſeinen Ringen oft ums doppelte zu viel entblößt.

9) Wird dieſe Proportion für ein Ideal hingegeben, das heißt, ein Ding, wovon weder die Natur, noch die Alten etwas gewußt haben, weder Mann noch Weib.

Allenthalben wird man Spuren dieſer aus dieſen Principien herrührenden Verſchönerungsſucht entdecken, die Augen ſehr groß, den Mund recht klein zu machen ꝛc.

Mengs, von dem ſo ſchöne Werke vorhanden ſind, kann ſolche nur vollbracht haben, indem er dieſe gegebenen Regeln nicht beobachtet hat; wenn es noch wahr iſt, daß ſie von ihm herrühren. *)

Man könnte mir erwiedern, daß ich zur Vergleichung dem Mengsiſchen Kopfe des Volumen der Niobe hätte geben ſollen. Dies kann ein jeder noch thun, und das Reſultat wird ſeyn: daß die Augen eine ſo monſtruoſe Größe erhalten werden, die weder in der Natur nach irgendwo in einem gut gearbeiteten antiken Kopfe anzutreffen iſt, und meine Rüge wird dadurch eher gewinnen als verlieren.

Von meinen vielen Bemerkungen über Geſichter und Köpfe werde ich hier nur einige allgemeine können anführen, zu deren Erläuterung ich Umriſſe beigefügt habe.

Dieſer Kürze halber werden die Bemerkungen nur auf eine gewiſſe Lebensperiode, und eine ungefähr gleiche Statur des Körpers paſſen, weshalb es demjenigen, der ſie auf der lebenden Natur wird prüfen wollen, widerfahren wird, öfters Ausnahmen anzutreffen.

Aber all dieſer Ausnahmen ungeachtet wird man jederzeit irgend eines derjenigen Merkmale antreffen, die die Charakteriſtik des Mannes oder Weibes ausmachen.

---

*) Daſſelbe läßt ſich vom Albrecht Dürer ſagen, der in ſeinem Lehrbuche der Proportionen für den Kopf unmögliche Verhältniſſe angiebt, und von dem wir dennoch die richtigſten Köpfe haben, theils Portrait theils hiſtoriſch.

1. Vom Umfang des ganzen Kopfes im Profile.

Die ſenkrechte Linie vom Scheitel bis zur Kehle verhält ſich mit kleinen Abweichungen wie das Maaß; von der Naſenſpitze bis zur Spitze des Grundbeins oder der Lambda Nath, welches eine etwas verticale Linie macht.

Der Oberkopf verhält ſich zur Geſichtslänge wie 3 zu 4, oft auch weniger. Die Lehrbücher geben beide Maaße gleich an. Man betrachte hienach die Profile des Apollo, des Fechters, des jungen Laokoon und des Sokrates, die vollkommen mit den Maaßen der Natur übereinſtimmen.

2. Vom Geſichte en face.

Jemehr die Geſichtslänge ſich deſſen Breite nähert, gleich kommt oder gar überſchreitet, um ſo viel ſtärker iſt das Gepräge der Mannheit.

Der Apollo, die Köpfe A. und C. nähern ſich der Länge ihrer Breite; der Meleager iſt ganz gleich, und der borgheſiſche Fechter überſchreitet ſeine Breite um ein beträchtliches; je nordiſcher die Völker Europens, je mehr Ausdehnung haben ihre Jochbogen, daher dieſes Ueberſchreiten der Geſichtslänge bei uns Deutſchen gewiß ſelten iſt. Bei Spaniern, die ich gemeſſen habe, fand ich es jedoch nur etwas. Auch bei zurückgebliebenen Männerſtaturen wird dieſes Verhältniß ſchwer anzutreffen ſeyn, dafür giebt es aber andere Merkmale.

3. Weibliches Geſicht en face.

Je geringer ſich die Geſichtslänge gegen deſſen Breite verhält, um ſo ſtärker iſt das Gepräge der Weibheit, man vergleiche folgende Beiſpiele:

Venus Medicis.	Länge	37½.	Breite	39.
Niobe.	—	36.	—	41.
Der Kopf B.	—	37.	—	42.
Fauſtina.	—	40.		44.

Macht man die Geſichtslänge nach Verhältniß der Breite noch kürzer als bei der Fauſtina oder dem Kopf B., ſo verfällt man ins Kindiſche.

Der Kopf der Venus iſt ſchon ſehr ſchmal, und obwol der Kopf B. und die Fauſtina, wegen ihrer Breite, nicht diejenigen Verhältniſſe geſtatten, welche man die edeln nennet, ſo machen dergleichen Geſichter doch den meiſten Eindruck auf die Männer, und das vielleicht darum, weil ſie das Maximum der Weiblichkeit erreichen.

Dieſes Maximum findet ſich vielleicht bei keiner Nation ſo übereinſtimmend, als bei den deutſchen Weibern. Das Edlere der Niobe entſteht durch die höher hinauf gedrängten Augen, oder die entfernteren Winkel, und durch das längere Unterkinn.

4. Von der Stirn und den Maſſetern.

Jemehr die Stirnbreite und die Maſſeter mit dem Jochbogen in grader Linie bleiben, je männlicher bleibt das Anſehen des Geſichts.

Man ſehe den Apollo, den Meleager, den Fechter, die Köpfe A und C.

Beim Sohne des Laokoon ziehen ſich die Maſſeter zuſammen, und dieſes giebt etwas jugendliches.

Auch kurze gedrungene Mannsgeſichter, deren Geſichtslänge viel minder, denn die breite iſt, haben entweder den Unterkiefer oder die Stirne ſehr breit.

5. Von der Stirn und den Maſſetern in weiblichen Geſichtern.

Da ſich dieſe Breiten über und unter dem Jochbogen einziehen, ſo entſteht das Oval, welches nach dem Maaße, da die Geſichter kürzer werden, immer runder wird, und wogegen man den äußern Umriß der Mannsgeſichter quadrat nennen könnte. Die beigefügten Linien werden dieſen Satz genugſam erläutern.

6. Vom Augenraume.

Jemehr die Diſtanz vom Sterne bis Mundſchlitz den Augenraum überſchreitet, je männlicher wird das Geſicht. Die hiebei angeführten Beiſpiele enthalten zwar kein ſolches Verhältniß, aber wer die lebende Natur meſſen will, wird deren genug antreffen, welche dieſen Satz beſtätigen.

Beim Fechter iſt jedoch der Augenraum zur Diſtanz vom Sterne zum Mundſchlitz, wie 24 zu 25. Beim Meleager, und bei den Köpfen A. und C., wie auch beim Sohne des Laokoon ſind beide Diſtanzen gleich

Der Apollo macht ſogar von dieſem Satze eine große Ausnahme, und die Augen verhalten ſich zur Diſtanz, wie 29 zu 27, ſo, daß wenn man im Zirkel den Augenraum nimmt, dieſer, vom Sterne bis beinahe auf den Rand der Unterlippe reicht, welches ſonſt nur bei weiblichen Köpfen ſtatt findet.

7. Vom Augenraume in weiblichen Geſichtern.

Dieſer Raum reicht in weiblichen Geſichtern gewöhnlich vom Stern bis zum Rande der Unterlippe, oft noch tiefer herab, füllt er aber bis in die Mitte des Kinns, ſo wird das Geſicht kindiſch; ſo wie dagegen ein weiblich Geſicht männlich wird, wenn dieſer Raum weniger iſt, als vom Stern bis Mundſchlitz.

In entſchieden weiblichen Geſichtern verhält ſich der Augenraum zur Geſichtslänge wie 27 zu 36, in männlichen wie 28 zu 42. Ich habe den Umriß eines Kopfes von le Sueur beigefügt, der auf dem großen Blatte von Audran vorkömmt, wo die drei Richter ſitzen, und unten ein Märtyrer, dem der Kopf abgeſchlagen wird.

Dieſes iſt der Kopf eines der drei großen Richter. Nun vergleiche man deſſen Augenraum mit der Geſichtslänge, und man wird über die Monſtruoſität erſtaunen. Der Fehler, welcher in dieſem Kopfe iſt, findet ſich in allen auf demſelben Blatte, und le Brun und le Sueur ſcheinen beide die Partien in ihren Köpfen zu groß angegeben zu haben, ſo wie auch viele italieniſche Meiſter wenigſtens die Augen zu groß machten, den Carrache ſelbſt nicht ausgenommen.

8. Von den Augen und deren Zwiſchenraum.

Ich wiederhole, daß das Auge im männlichen und weiblichen Kopfe gleich groß iſt, da aber die Geſichtslänge und das Volumen verſchieden ſind, ſo muß das Auge im weiblichen Kopfe größer erſcheinen.

Sowol in der Natur als in der Antike findet es ſich ſelten, daß der Zwiſchenraum mit dem Auge gleiche Größe hat. Das gewöhnlichſte iſt, daß er größer iſt als das Auge ſelbſt. Bei der Venus iſt dieſer Zwiſchenraum zum Auge wie 10 zu 7½. Bei den kleinen Augen mußte dieſer Zwiſchenraum groß ſeyn, um den Augenraum groß zu machen, der ein Zug der Weibheit iſt. Im Kopfe des Meleager iſt im Gegentheil der Zwiſchenraum kleiner als das Auge, nehmlich wie 9 zu 9½.

Auf dieſe Weiſe werden die Augen groß, und der Augenraum bleibt zum Verhältniß der Geſichtslänge klein, welches ein Zug der Mannheit iſt. In der lebenden Natur habe ich auch ſchon den Fall angetroffen, den Zwiſchenraum kleiner zu finden als das Auge.

Ich habe dieſe beiden Beiſpiele als Maximum der weiblichen und männlichen Augenſtellung angeführt. Beide Fälle ſind zugleich Züge der Weisheit griechiſcher Künſtler.

In fünf Profilen, die hiebei ſtehen, ſieht man das Auge von der Seite, ſo verſchieden ſie ſind, eben ſo wahr; aber die Schulmäßigen und die der Graeculi können in keinem Menſchenſchädel Platz finden; überhaupt ſie mögen vorkommen wo ſie wollen, ſo muß dagegen geredet werden, als gegen Unmöglichkeiten.

9. Von der Naſe.

In männlichen Köpfen verhält ſich die Länge derſelben vom Stern bis zu ihrer Kehle gegen die ſenkrechte Diſtanz von da bis zur Halskehle, wie 5 zu 6. In weiblichen ſind beide Diſtanzen gleich. Dieſe Kürze des Unterkiefers und der Oberlippe iſt der Zug der Weiblichkeit: ſo wie dagegen die lange Oberlippe, oder die Stärke des Unterkiefers bis in die kürzeſten Geſichter ein Zug der Mannheit iſt.

10. Von der Breite der Nüſtern.

In männlichen Köpfen beträgt dieſe Breite mehr als der Zwiſchenraum der Augen,

im Fechter verhalten ſie ſich wie 12 zu 9,
im Apollo wie 12 zu $10\frac{1}{2}$ u. ſ w.

und je weniger die Naſe Relief hat, je breiter ſind die Nüſtern.

In weiblichen Köpfen iſt die Naſenbreite und der Zwiſchenraum der Augen gleich, wie z. B. die Venus Medicis, die Fauſtina und der Kopf B. Die Niobe, die Ariadne vom Capitol und mehrere griechiſche Weiberköpfe haben etwas mehr als den Zwiſchenraum der Augen zur Naſendicke. Bei unſern deutſchen Weibern findet ſich häufig die Naſendicke geringer als der Zwiſchenraum der Augen. Macht man dieſe Breite zu gering, ſo entſteht das Kindiſche; es wäre denn, daß der Naſe viel Relief gegeben würde.

In griechiſchen Geſichtern ſtehen die Näſtern tiefer als die Mittelwand der Naſe, welches auch bei uns ſich findet, und für ſchön gehalten wird. Der Pan giebt ein Beiſpiel vom Gegentheil.

11. Vom Munde.

In männlichen Köpfen richtet ſich die Größe des Mundes nach dem Zwiſchenraum der Augen, und verhält ſich

im Apollo wie 15 zu 10½;
im Meleager wie 11 zu 8;
im Fechter wie 14½ zu 9, u. ſ. w.

In allem aber verhält ſich der Mund zum Auge ungefähr wie 7 zu 4. Der Meiſter des Apollo gab dem Munde viel Größe, weil er den Augenraum groß angenommen hatte, und eben ſo die Naſenbreite.

In weiblichen Köpfen iſt der Mund zwar immer etwas mehr, als der Zwiſchenraum der Augen, aber die Differenz iſt minder als im männlichen:

bei der Venus wie 13 zu 10;
bei der Niobe wie 11 zu 9½, u. ſ. w.

Beide Größen, nehmlich die des Mundes und des Zwiſchenraumes der Augen ſind nur in ganz jungen Kindern gleich.

Statt alſo, wie Albrecht Dürer zuerſt that, und wie ihm alle nachfolgten, den Zwiſchenraum der Augen, die Naſenbreite und den Mund in Parallelen einzuſchließen: ſo müßte es ein Kegel ſeyn, deſſen Baſis der Mundſchlitz, in männlichen Köpfen größer, als in weiblichen, wäre.

Wer nach dieſen Bemerkungen neuere Kunſtwerke betrachtet, wird bald gewahr werden, daß in ihnen viel weniger Uebereinſtimmung, mit der lebenden Natur angetroffen wird, als in gut gearbeiteten Antiken, und in ſofern hat Herr von Göthe vollkommen recht, wenn Er ſagt: daß Kunſt und Wiſſenſchaft gefördert werde, durch das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt iſt.

Ich hätte noch viel vom Profile und von den Verhältniſſen der Hände und Füße zum Kopfe anführen können; beſonders die Füße wurden nur von den alten Griechen richtig gemeſſen, und ſtimmen in ihren Statuen vollkommen mit den Maaßen der Natur überein; dahingegen faſt alle Neueren, den Michel Angelo nicht ausgenommen, ſie zu klein annehmen.

Die Portraits des Lucas von Leiden, des Cranach, des Holbein, Bink, Beham, des Raphael, die Köpfe von Leonardo da Vinci, und ſelbſt der Naturaliſten ihre ſind wegen Beobachtung der Maaße weit höher zu ſchätzen, als die Ideale der Carracci, der Luca Giordano, Pietro Cortona, der Angelica ꝛc., die demungeachtet als ſehr habile Künſtler zu betrachten ſind.

Für diejenigen, welche mit Campers Syſtem bekannt ſind, habe ich die Köpfe des Sokrates und des Pan im Profile beigefügt.

Camper zieht durch den Ohrgang und Naſenboden eine horizontale Linie, und auf dieſe richtet er eine andere Linie, vom Rande der vorderſten Zähne bis zur Stirnlinie auf; je mehr dieſe aufgerichtete Linie ſich ſenkt, oder je ſpitzer der Winkel wird, je thieriſcher wird das Geſicht, und in ſofern hat er Recht, umgekehrt, je ſtumpfer dieſer Winkel wird, je menſchlicher; und iſt er mehr wie 90 Grad, ſo wird er idealiſch oder göttlich.

Dieſen über 90 Grad gehenden Winkel will Er im Apollo von Belvedere geſehen haben, dies iſt aber unrichtig, wie die Figur zeigt. Ferner legt er nur den ſpitzen Winkel, die ſtumpfe oder platte Naſe bei. Das aber mit der ſtumpfen Naſe das Gepräge der Göttlichkeit ſtatt finden kann, erhellet aus der Büſte des Sokrates, die einen noch größern Winkel hat, als ſelbſt der Apollo.

Nach dieſer Phiſionomik hätte alſo jener alte Geſichtsdeuter doch Unrecht gehabt, welcher dem Sokrates thieriſche Eigenſchaften beilegte.

Das andere Beiſpiel iſt der Kopf des Pan von der Gruppe in der Villa Ludoviſi. Der ſpitze Winkel beſtätigt das Syſtem von Camper, und es iſt ohne Zweifel, daß der Künſtler das Thieriſche mit dem Menſchlichen hat verweben wollen; aber die Naſe iſt nicht ſtumpf, ſondern gebogen.

Auch dieſe Züge und dieſer Winkel ſind nicht erträumt, und finden ſich zuweilen unter uns, bei einer aus dem Orient ſtammenden Nation.

Berlin, den 17. Mai 1801.

Schadow.

III.

Ueber eine neue Criminal-Prozeßordnung für die königlich preußiſchen Staaten.

(Fortſetzung.)

Einer nähern Erwägung aber bedürfen die mannichfachen Fehler und Mängel, welche dem Defenſor oft zur Laſt fallen, und ſowol bei den mündlichen Vertheidigungen, als bei den formellen Defenſionsſchriften ſichtbar werden.

Die Beſorgniß, daß hiedurch das erkennende Gericht von dem eigentlichen wahren Geſichtspunkt abgeleitet und auf den Weg zu einem unrichtigen Urtheil geführt werden dürfte, iſt zwar ſehr unbedeutend, ſobald man nicht Schwäche des Verſtandes oder widerrechtlichen Willen bei dem erkennenden Gericht annehmen will; denn wo dieſes geſchehen muß, da ſind auch geſetzloſe Folgen, ohne Bewirkung des Defenſors, zu erwarten; deſſen ungeachtet aber iſt zur Einförmigkeit des Verfahrens und zur eigentlichen Zweckmäßigkeit ſo nothwendig als nützlich, durch die Criminal Prozeßordnung vorzuſchreiben, welchergeſtalt ein vom Verbrecher gewählter, oder vom Inquirenten von Amtswegen beſtellter Defenſor bei den Hauptpunkten der Vertheidigung ſich verhalten muß.

Dieſe Hauptpunkte ſind 1) gründliche und wahre Darſtellung des Thatbeſtandes nach den Akten und nach dem vom

Verbrecher angegebenen und erwieſenen Verhältniß; 2) die geſetzliche Beurtheilung der den Verbrecher nach juriſtiſcher und moraliſcher Zurechnung treffenden Strafe.

Hat der Defenſor in dieſen Punkten entweder wegen Mangel hinlänglicher Kenntniſſe, oder mit Vorſatz, um den Verbrecher zu begünſtigen, gefehlet; ſo wird dieſes doch wenigſtens die ſchädliche Folge haben, daß nicht nur der Verbrecher, ſondern auch das Publikum ſich mehr auf die Seite des Defenſors als des ſtrafenden Gerichts wenden, den Irrthum des Defenſors für Wahrheit, dagegen die Wahrheit des richterlichen Spruchs für Irrthum halten, und die erkannte Strafe für zu hart erachten, wodurch dann der Zweck der Strafe ſowol bei dem Verbrecher, ihn von der Quantität der Rechtswidrigkeit ſeiner Handlung zu überzeugen, als bei dem Volkshaufen, in demſelben einen gerechten Unwillen über die geſchehene Handlung, und den Thäter zu erwecken, und dadurch andern ähnlichen oder gleichen Geſetzesübertretungen vorzubeugen, theils ganz verfehlet, theils nicht mit voller dabei zu beabſichtigender Wirkung erreicht wird.

Vorzüglich iſt ſolches in den Fällen zu befürchten, wo der Defenſor die geſetzwidrige Handlung entweder ganz zu entſchuldigen, oder doch in einer weit mildern und weniger ſtrafbaren Geſtalt, als ſie nach ihrem wahren Verhältniß hat, darzuſtellen ſich bemühet.

Dieſen Mißbräuchen wird dadurch vorzubeugen ſeyn, wenn 1) der Inquirent, nach erfolgter Unterredung des Defenſors mit dem Inquiſiten, eine vollſtändige Speciem facti aufſetzen, und dieſe den ganzen Thatbeſtand, welchergeſtalt das Verbrechen unternommen, ausgeführt und vollbracht worden, enthalten müßte.

2) Dieſe Species facti wäre dem Defenſor und Inquiſiten vorzulegen, auch nach Bewandniß ihrer Erinnerungen punktweiſe in eben der Art zu reguliren und feſtzuſetzen, als in Civil Prozeſſen durch die allgemeine Gerichtsordnung ſchon vorgeſchrieben iſt.

3) Eine ſolche Species facti müßte dem Defenſor bei ſeiner mündlichen oder ſchriftlichen Vertheidigung zur Grundlage dienen, und ihm wäre keine Abweichung davon zu verſtatten, in ſofern er die Anwendung des Strafgeſetzes auf die Handlung des Inquiſiten beurtheilet.

Die Ausführbarkeit dieſes Vorſchlags kann wohl keinem Zweifel unterliegen; aber eben ſo gewiß iſt auch die Nützlichkeit deſſelben.

Man würde dann mit einem Blick entweder die Gleichheit des Geſichtspunkts, aus welchem die Thathandlung des Inquiſiten vom Inquirenten und Defenſor betrachtet iſt, oder bei einer Verſchiedenheit die Gründe davon überſchauen, auch bei letzterer ſich leicht überzeugen können, ob der einzelne Fall wirklich von ſolcher Beſchaffenheit iſt, daß die Darſtellung von verſchiedenen Seiten unvermeidlich bleibt, oder die Verſchiedenheit nur durch Irrthum des Inquirenten oder des Defenſors veranlaßt und wegzuräumen ſeyn möchte.

Nächſtdem würden und müßten der Fälle weniger werden, wo in zweiter Inſtanz neue Thatumſtände zur Berichtigung des Corporis delicti die Nothwendigkeit einer feſtgeſetzten Unterſuchung herbeiführen, und wenn in zweiter Inſtanz der Defenſor bei dem vom erkennenden Richter angenommenen Standpunkt eine Abweichung von der Specie facti bemerkte; ſo würde er leicht die Gründe erkennen, wonach er die Richtigkeit des neuen Standpunkts zu erwägen, oder den etwanigen Irrthum des erkennenden Richters darzuſtellen hätte.

In Abſicht der zum Amt des Defenſors gehörigen Beurtheilung der vom Verbrecher nach juriſtiſcher und moraliſcher Zurechnung verwirkten Strafe laſſen ſich für ihn keine beſtimmtere Vorſchriften denken, als daß er dabei die deutlichen Worte, oder auch den Sinn des Strafgeſetzes zum Grunde legen müßte, ohne etwas einzumiſchen, was ſonſt nach dem davon abweichenden Syſtem eines oder des andern neuern Criminal-Rechtslehrers zu behaupten wäre. Denn dieſes würde die nämlichen übeln Folgen haben, welche von der unrichtigen Darſtellung des Thatbeſtandes vorher bemerkt ſind.

Es iſt ohnehin nur die Sache der Geſetzgebung, neue Strafſyſteme zu prüfen, und nach Befinden zu nützen.

Was übrigens bei dem Defenſionspunkt noch von den Beweismitteln, deren ſich der Inquiſit und für ihn der Defenſor bedienen will, zu ſagen wäre, iſt ſchon oben ausgeführt.

Was die rechtlichen Erkenntniſſe, nach beendigter Unterſuchung, betrift: ſo iſt die ſchon beſtehende Verfaſſung, daß ſolche nicht vom inquirirenden, ſondern von einem eigen dazu beſtellten Gericht abgefaßt werden müſſen, und wenn gleich erſteres die dem letztern zuzuſendenden Akten mit einem rechtlichen Gutachten zu begleiten befugt und verbunden ſeyn kann, doch dieſes Gutachten der Prüfung und nach Befinden der Annahme oder Verwerfung von Seiten des erkennenden Gerichts unterliegt, von einleuchtenden Nutzen.

Bei den Criminal-Erkenntniſſen ſelbſt kann theils die Form, theils der Inhalt derſelben in beſondere Erwägung gezogen werden.

Gewöhnlicher Weiſe beſtehet das Erkenntniß aus drei Theilen: 1) der Geſchichtserzählung; 2) Vergleichung der Handlung mit dem Geſetz; und 3) Beſtimmung der Strafe oder Losſprechung des Angeſchuldigten.

Bei dieſer natürlichen Ordnung kommt es nur noch auf den eigentlichen Zweck des Erkenntniſſes an, und dann iſt die Frage ſehr erheblich: „ob der Zweck des Erkenntniſſes ſeyn ſoll, entweder die Staatsregierung zu überzeugen, daß eine rechtswidrige Handlung wirklich begangen worden, und in welchem Verhältniß ſie nach den Geſetzen für ſtrafbar erachtet werden kann?“ oder: „den Verbrecher und das Publikum von der wahren Strafbarkeit der vorgefallenen rechtswidrigen Handlung, und von dem richtigen Verhältniß der Strafe, welche der Verbrecher, nach der Meinung des erkennenden Gerichts, leiden ſoll, zu belehren? oder ob beides zuſammen verbunden werden muß?“

Man ſtößt auf Sentenzen, die nicht nur in Anſehung der Geſchichtserzählung ſehr weitſchweifig ſind, ſondern auch bei Vergleichung der Rechtswidrigkeit der Handlung mit dem Geſetz die völlige Geſtalt einer gelehrten Deduction oder Diſſertation haben, und daher kaum für den Rechtsverſtändigen, ohne Commentar oder Nachſchlagen der allegirten Bücher und Schriften, brauchbar, am wenigſten für den gemeinen Verſtand des Verbrechers und des Publikums faßlich ſeyn können.

Um nun zu urtheilen, ob dergleichen Form fehlerhaft iſt, muß zuförderſt der Zweck des Erkenntniſſes feſtſtehen. Bei jedem Criminal-Urtheil kann ich mir nur zwei Fälle denken: Entweder iſt die Evidenz der Thathandlung und die Anwendung des Geſetzes darauf außer aller Bedenklichkeit, oder der Richter muß bei der Anwendung des Geſetzes mit vielen

Schwierigkeiten und Zweifeln kämpfen, und dieſe entſtehen daher, daß entweder eine ſolche Evidenz und Beſchaffenheit des Corporis delicti im einzelnen Fall fehlet, als im Strafgeſetz angenommen iſt, oder letzteres wegen ſeiner Dunkelheit oder Eingeſchränktheit auf den vorliegenden Fall nicht paſſen will.

Im erſten Fall bedarf es nur einer ganz kurzen Geſchichtserzählung und wörtlichen Erwähnung des Geſetzes, um ſowol die Staatsregierung, als den Verbrecher und das Publikum von der Richtigkeit und Nothwendigkeit der erkannten Strafe zu überzeugen, mithin den Zweck des Erkenntniſſes in der vorhin erwähnten zwiefachen Rückſicht zu erreichen.

Im zweiten Fall kann oft eine weitläuftige Auseinanderſetzung deſſen, was bei der im Strafgeſetz zur Regel angenommenen Evidenz des Corporis delicti im einzelnen Fall mangelt, oder auch deſſen, was zur Aufklärung und Auslegung des Strafgeſetzes nach wiſſenſchaftlichen Prinzipien gehört, nothwendig ſeyn, damit das erkennende Gericht theils ſelbſt nicht fehle, theils auch öffentlich beweiſe, mit welcher Sorgfalt und Aufmerkſamkeit daſſelbe den Fall geprüft, und zur richtigen Beſtimmung ſeines Urtheils verfahren habe.

Aber dieſen Beweis, als Rechtſchaffenheit und Darſtellung ſeiner Pflichterfüllung, kann das Gericht nur der Staatsregierung ſchuldig ſeyn.

Wenn letztere das Verfahren des erſtern und deſſen dazu gewählten Weg durch Beſtätigung der Sentenz billiget: ſo iſt ſolches über die Einwendungen des Verbrechers oder über den Tadel des Publikums in ſo fern erhaben, als dem Verbrecher nur nicht der Weg zu ſeiner weitern Vertheidigung abgeſchnitten wird, wovon ich bald reden werde.

In dergleichen Fall wäre alſo zweckmäßig, daß die eigentliche Strafſentenz den Thatbefund und die Strafe in möglichſter Kürze, nebſt dem Reſultat der weitläuftigen Auseinanderſetzung, in einem der Faſſungskraft des Verbrechers und des zu belehrenden Publikums angemeſſenen deutlichen Styl enthielte, dagegen die ausführliche Deduction oder Darſtellung der Zweifels- und Entſcheidungsgründe von der Sentenz abgeſondert, und der letztern zum Gebrauch für die Staatsregierung, auch, nach Beſchaffenheit des Falls, für den Defenſor in zweiter Inſtanz beigelegt werde. Solchergeſtalt würde bei der Abfaſſung der Sentenz der gewöhnliche Grad der Einſicht des gemeinen Volkshaufen, bei der Deduktion, als Beilage, aber wiſſenſchaftliche Kenntniß zum Maaßſtab dienen müſſen.

Ich halte für überflüßig, von der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit einer ſolchen Einrichtung noch mehr zu ſagen, und gehe weiter zu dem ſchon oben berührten Punkt des dem Verbrecher vergönnten Rechtsmittels der weitern Vertheidigung gegen ein ihm bekannt gemachtes Straf-Erkenntniß.

Der Zweck dieſes Rechtsmittels kann kein anderer ſeyn, als zu verhüten, daß ein Verbrecher eine härtere Strafe leide, als er nach Beſchaffenheit der Rechtswidrigkeit ſeiner Handlung verwirkt hat.

Daher kann der Grund, daß der Gebrauch des Rechtsmittels bei geringen Verbrechen und Strafen unzuläſſig iſt, nicht in der Beſchaffenheit des Verbrechens liegen. Denn es bleibt begreiflich, daß eben ſowohl bei kleinen als bei großen Verbrechen das Verhältniß zwiſchen Verſchuldung und Zurechnung nach einem unrichtigen Maaßſtabe angenommen, und in dieſer Hinſicht die Strafe für den Angeſchuldigten härter ſeyn kann, als ſie ſeyn ſollte.

Es iſt auch nicht anzunehmen, daß bei kleinen Verbrechen das Verboth des Rechtsmittels der weitern Vertheidigung keinen andern Grund habe, als die bloße Willkühr der Regierung. Man muß vielmehr die Quelle dieſes Verboths da ſuchen, wo das ganze Strafrecht entſpringt. Hier iſt nicht der Ort, das eigentliche Prinzip des Strafrechts, worüber die neuern Criminaliſten verſchiedene Meinungen äußern, zu betrachten. Aus überwiegenden Gründen halte ich das Strafrecht für einen unzertrennlichen Theil der oberſten Gewalt im Staat, und was dieſe Gewalt rechtlich begründet, muß auch das Strafrecht begründen.

So wie nun die Regierung, vermöge ihrer Befugniſſe, gewiſſe der Wohlfahrt oder Verfaſſung des Staats nachtheilige Handlungen der Unterthanen mit Strafen belegen kann; ſo muß auch von ihrer zweckdienlichen Beurtheilung abhangen, in welcher Art und mit welchen Modalitäten die Beſtrafung geſchehen ſoll, weil oftmals ein kleines Uebel für einzelne Theile nothwendig, und nach dem Zweck, dadurch für das Ganze einen weſentlichen Nutzen zu erlangen, heilſam iſt.

Die übrigen Einſchränkungen wegen des formellen Gebrauchs der Rechtsmittel nach Verſchiedenheit der Fälle, wo ein Verbrecher entweder ſeine völlige Unſchuld behauptet, oder nur die erkannte Strafe nach der Qualität und Quantität zu hart findet, beruhen auf der größern oder mindern Wichtigkeit der von ihm für ſich angeführten faktiſchen Umſtände und Rechtsgründe. Jene können ganz neue ſeyn, und dann muß eine neue Unterſuchung derſelben nach den nämlichen Regeln, wie ſie in erſter Inſtanz vorgeſchrieben ſind, erfolgen.

Wenn aber die faktiſchen Umſtände einer anderweitigen Ausmittelung nicht bedürfen, oder der Verurtheilte bloß aus Rechtsgründen auf eine gelindere Strafe, nach ihrer Gattung oder nach dem Maaß, Anſpruch machen will; ſo kann nur eine mündliche oder ſchriftliche Ausführung, wie in erſter Inſtanz, entweder durch den nämlichen Defenſor, oder durch einen andern, nach der Wahl des Verbrechers, oder des Gerichts, in ſofern dieſes die Beſtellung des Defenſors verfügen muß, erforderlich ſeyn. Was alsdann durch das zweite Erkenntniß beſtimmt wird, iſt für eine rechtsgültige Wahrheit zu erachten.

In Anſehung der Rechtskraft eines Criminal-Erkenntniſſes veranlaſſen die ſehr verſchiedenen Meinungen der Criminaliſten zwei Hauptfragen: 1) ob der zweite Richter befugt iſt, nach ſeiner Ueberzeugung die vom erſten Richter erkannte Strafe entweder in ſich, oder durch Zuſatz eines Schärfungsmittels zu erhöhen? 2) Ob die Regierung, wenn ſie ein Verdammungs- oder Loßſprechungsurtheil, wegen deſſen Abweichung von den Geſetzen und der darin liegenden Rechtswidrigkeit oder Zweckloſigkeit, zu beſtätigen bedenklich findet, dergleichen Urtheil ſelbſt abändern kann, oder verpflichtet iſt, durch einen öffentlichen Ankläger oder Fiskal, Namens des Staats, auf ein anderweitiges Erkenntniß anzutragen, und letzteres einem dazu angeordneten Gericht zu überlaſſen?

Bei Beantwortung der erſten Frage ſtößt man auf eine neue Frage: ob nämlich der zweite Richter eine bedingte oder unbedingte Befugniß hat, den Ausſpruch des erſten Richters zu prüfen und abzuändern?

Das vom erſten Richter abgefaßte Strafexkenntniß wird dem zweiten Richter nur in ſo weit bekannt, als der Verurtheilte dagegen Einwendungen gemacht hat, und ihm deren Ausführung durch die Geſetze verſtattet iſt.

Wenn nun der Verurtheilte das Recht hat, auf eine Prüfung ſeiner faktiſchen oder Rechtsgründe durch den obern Richter zu provociren, hiernächſt eine geſetzliche Beſtimmung ermangelt, daß ſodann der zweite Richter, nach ſeiner individuellen Beurtheilung des Thatbeſtandes und der darauf anwendbaren Geſetze, eine ganz neue Sentenz abfaſſen ſoll, auch dergleichen Vorſchrift mit der Abſicht des Geſetzgebers, den Verurtheilten zu begünſtigen, in augenſcheinlichen Widerſpruch ſtehen würde, weil in ſolchem Fall das ihm zu ſeiner Vertheidigung verliehene Rechtsmittel hiezu allein nicht abzweckte, ſondern ihn der Gefahr ausſetzte, einer noch härtern Strafe zu unterliegen: ſo folgt, daß der zweite Richter ſich bei der Beurtheilung des Thatbeſtandes und der geſetzlichen Zurechnung nur auf dasjenige einſchränken müſſe, was der Verurtheilte dawider vorgetragen hat, auf die übrigen Punkte des Erkenntniſſes aber, die der Verurtheilte nicht angefochten hat, mithin auch auf eine höhere Strafe, nach der Gattung oder dem Maaß, keine Rückſicht nehmen, alſo auf den Antrag des Verurtheilten die erſte Sentenz nur mildern, oder nach Befinden beſtätigen, niemals aber ſchärfen darf.

Bei der zweiten Frage kann zwar an und für ſich die Befugniß der Regierung, die Prüfung und nach Bewandniß der Umſtände die Abänderung der Criminalſentenzen ſich überall vorzubehalten, nicht beſtritten werden, weil dieſe Befugniß aus dem Begriff der oberſten Gewalt im Staat herzuleiten wäre, auch anzunehmen bleibt, daß die Regierung nichts anders wolle, als was zur Sicherheit und zum allgemeinen Beſten des Staats nothwendig iſt: ſo lange aber die Regierung gewiſſe Formen zur Erklärung ihres Willens beſtimmt, und dadurch den Unterthanen die Modalitäten, nach welchen ihre Verhältniſſe gegen den Staat behandelt und aufrecht erhalten werden ſollen, zugeſichert hat; ſo würde es hiemit in einem nachtheiligen Widerſpruch ſtehen, wenn die Regierung in einzelnen Fällen ein förmlich abgefaßtes Erkenntniß mit Uebergehung der feſtgeſetzten Formen ſelbſt abändern wollte

Hiezu kann auch eine eigentliche Nothwendigkeit nie eintreten, wenn dafür geſorgt iſt, daß in Criminalſachen das erkennende Gericht mit lauter rechtſchaffenen und erfahrnen Männern beſetzt bleibe, von deren Fähigkeit ſowohl, als guten und pflichtmäßigen Willen zur richtigen Anwendung der Geſetze die Regierung vor ihrer Anſtellung ſich überzeugt hat.

Sollte nun deſſen ungeachtet der Fall denkbar ſeyn, daß dergleichen Gericht eine der Regierung mißfällige Sentenz abfaßte; ſo würde doch in beiden Fällen, es möchte das Mißfallen der Regierung entweder auf vorſätzliche oder nachläßige Nichtachtung des Geſetzes von Seiten des Richters ſich gründen, ein Selbſtſpruch der Regierung, weil daraus nichts anders, als eine Ungewißheit der den Unterthanen zugeſagten Rechte entſpringen müßte, weit ſchädlichere Folgen nach ſich ziehen, als wenn man annehmen könnte, daß ein einzelner Verbrecher Gelegenheit finde, die verwirkte Strafe nicht zu leiden.

Es hat allerdings nachtheilige Folgen, wenn ein wirklich ſchuldiger Verbrecher entweder für ganz unſchuldig erkläret, oder mit einer der Quantität nach weit gelindern Strafe, als er nach der Rechtswidrigkeit ſeiner That verdient hat, belegt, und ſolchermaßen das wahre Verhältniß zwiſchen Strafe und Verbrechen vom Richter nicht beobachtet wird: daher iſt auch

die

die Regierung ſo befugt, als verpflichtet, zu veranſtalten, daß dergleichen Fall theils ſich nie ereigne, theils, wenn er eingetreten wäre, für die Zukunft unterbleibe.

Außer der ſtrengen Aufſicht auf die Criminal-Gerichte, damit ſie die ihnen ertheilten Anweiſungen genau und vollſtändig befolgen, auch davon ſich nie durch andere Syſteme oder Meinungen der Rechtsgelehrten ablenken laſſen, könnte noch zu dem vorgedachten Zweck führen, wenn in dem Anklage-, Denunciations- und fiskaliſchen Prozeß dem Ankläger oder Denuncianten, in dem eigentlichen Unterſuchungsprozeß aber einem fiskaliſchen Bedienten oder Offizianten die Befugniß gegeben würde, wider ein Criminalerkenntniß die Einwendungen der Regierung oder des Staats, den ſie repräſentiret, vorzutragen, und in dem nämlichen Verhältniß, wie dem Verurtheilten vergönnt iſt, ſeine faktiſchen oder Rechtsgründe der Entſcheidung des obern Richters darzuſtellen, in ſofern er die erkannte Schuldloſigkeit des Losgeſprochenen bezweifeln, oder die größere Verſchuldung des Verurtheilten behaupten wollte.

Alsdann würde jedes Erkenntniß, es möchte losſprechend oder zur Strafe verurtheilend ſeyn, in erſter Inſtanz nicht eher in Rechtskraft übergehen, als bis demſelben der Angeſchuldigte, nebſt dem Ankläger oder Fiskal, nach geſchehener Bekanntmachung ſich unterworfen hätten.

Daß dieſe Einrichtung ihre gute und böſe Seiten haben kann, iſt einleuchtend, wenn gleich dadurch die Regierung ihrem wohlthätigen Vorrecht, einen Verurtheilten in dazu geeigneten Fällen gänzlich oder mit einer mildern Strafe zu begnadigen, nicht entſagte, noch ſolches aufopferte, ſondern vielmehr ſich vorbehielte.

Die Einrichtung ſelbſt aber würde mit der äuſſerſten Vorſicht und möglichſten Aufmerkſamkeit zur Verhütung aller Art von Mißbräuchen zu treffen ſeyn. Hiezu dienten 1) ausführliche Regeln für den Ankläger oder Fiskal, in welchen Fällen und wie weit er ſodann von dem ihm vergönnten Rechtsmittel Gebrauch machen müßte und dürfte; 2) eine ſtrenge Ahndung, wenn er die ihm vorgezeichneten Gränzen überſchreiten, und entweder ohne hinlängliche oder aus unrichtigen oder falſchen Gründen der ihm ertheilten Erlaubniß ſich anmaßen möchte.

Daß eine ſolche Einrichtung eine Verzögerung des Criminalprozeſſes herbeiführen würde, iſt ein unerheblicher Einwand, weil einerſeits dieſe Beſorgniß wegfällt, wenn in der oben bemerkten Art die Lage der Criminalrichter verbeſſert wird, andrerſeits die allgemeine Wohlfahrt des Staats das oberſte Geſetz bleiben muß, und es hiernach beſſer ſeyn kann, zu Erlangung eines zweckmäßigen Erkenntniſſes dem Richter einen etwas weitern Zeitraum, der ohnehin bei den übrigen Vorausſetzungen nur geringe ſeyn dürfte, zu verſtatten, als ihn durch Abkürzung zu übereilen.

Bis nun die vorangeführte Einrichtung für den Staat nützlich erachtet, und durch Geſetze modificirt iſt, wird 1) bei losſprechenden Erkenntniſſen, es mag dadurch der Angeſchuldigte für ganz unſchuldig, oder der wider ihn vorhandene Verdacht für unzureichend zum weitern Verfahren und zu ſeiner Beſtrafung erklärt ſeyn, die Rechtskraft mit voller Wirkung gleich mit der Publication der Sentenz eintreten müſſen. Denn in ſolchem Erkenntniß liegt eine vom Staat verfügte Beſtätigung der für jeden Bürger obwaltenden Vermuthung der Rechtmäßigkeit ſeiner Handlungen, und dieſe

Ehre des Bürgers muß, wenn ſie durch eine Unterſuchung bezweifelt, aber durch den richterlichen Ausſpruch wieder hergeſtellet worden, eben ſo hoch geachtet werden, als ſie ihm von dem dazwiſchen gekommenen Ereigniß gebührete.

2) Die Rechtskraft der verurtheilenden, oder Straf-Erkenntniſſe hängt von der Erklärung des Verurtheilten ab, und wird ſogleich wirkſam, als er ſich dem Erkenntniß unterwirft; in den Fällen aber, wo er Einwendungen dawider vorträgt, und gegen gewiſſe Punkte nach den Geſetzen ausführen darf, können nur dieſe und keine andere Punkte der Gegenſtand der Prüfung und Entſcheidung des zweiten Richters ſeyn.

Bei Vollſtreckung rechtskräftiger Straf-Erkenntniſſe ſind 1) faſt alle ehemals üblich geweſene Feierlichkeiten abgeſchaft, und mehrere von den neuern Criminaliſten wollen ſie für ganz verwerflich halten. Zum Theil können ſie nachtheilig ſeyn, wenn ſie lediglich auf Vorurtheil oder Aberglauben ſich gründen, und ihre Anwendung dem Bemühen der Regierung das Volk zum Vernunftgebrauch zu gewöhnen, hinderlich ſind. Aber man kann auch auf der andern Seite fehlen, wenn man das Volk als bloßes Vernunftweſen behandeln, und auf ſein Verhältniß, als Sinnenweſen, entweder gar nicht, oder doch zu wenig Rückſicht nehmen will

Der größte Haufen iſt mehr Sinnen- als Vernunftweſen, wenigſtens hat jenes das Uebergewicht, und es bleibt ein Gegenſtand der Regierungsklugheit, der Sinnlichkeit des Volks diejenige Richtung zu geben, welche den Zweck der Geſetze befördert.

Da nun jede Strafvollziehung einen warnenden Eindruck auf das Volk machen ſoll, dieſer Eindruck aber bei dem Volk, welches zu ſpeculativen Betrachtungen theils keinen Willen, theils keine hinreichenden Fähigkeiten hat, am ſicherſten durch die Sinnlichkeit bewirkt werden kann: ſo folgert, daß bei einer Strafvollziehung nach dem Verhältniß, wie ein ſtärkerer oder ſchwächerer Eindruck in einzelnen Fällen erforderlich ſeyn möchte, die dahin durch Erregung der Sinnlichkeit führenden Feierlichkeiten im höhern oder geringern Grade nicht nur nützlich, ſondern auch nothwendig ſeyn können.

Dieſes iſt vornehmlich in einem Staat zu behaupten, der, wie die Preußiſche Monarchie, aus verſchiedenen Provinzen und Nationen beſtehet, welche ſo lange, bis ſie zu einer ganz gleichen Denkungs- und Handlungsweiſe, als eine einzige Nation, umgeformt ſind, einer verſchiedenen Behandlung bedürfen. Daher können in einer Provinz äußere große oder kleine Feierlichkeiten ſo nothwendig als nützlich ſeyn, welche in der andern Provinz überflüſſig, und ein bloßes Spielwerk ſeyn würden.

Ich rechne dahin unter andern die Ceremonien der feierlichen Hegung eines peinlichen Halsgerichts unter freiem Himmel, an dem Tage, da der Verbrecher die ihm zuerkannte Todesſtrafe leiden ſoll.

2) Ueber die Frage: „ob jede Strafe öffentlich vollzogen werden muß, oder ob ſie auch in einzelnen Fällen insgeheim zu vollſtrecken ſey?“ ſind die Meinungen der neuern Criminaliſten aus dem Grunde getheilt, weil ſie über die Frage, ob jede Strafe exemplariſch ſeyn müſſe? verſchieden denken.

Die geſetzgebende Klugheit kann beſondere Gründe haben, bei einigen Strafarten, oder in einzelnen Fällen, die öffentliche Vollziehung zwecklos zu erachten, und deshalb deren geheime Vollſtreckung zu verordnen.

Aber dergleichen Fälle würden nur als Ausnahmen zu betrachten ſeyn, und der unſtreitig größere Nutzen, wenn die Strafen nicht nur exemplariſch genannt, ſondern auch in dieſer Maaße gebraucht werden, begründet die Allgemeinheit der Regel, daß jede Strafe öffentlich vollzogen werden müſſe.

Das Volk iſt gar zu ſehr geneigt, in der geheimen Vollſtreckung ein Bedenken der Regierung, die Strafe kund werden zu laſſen, zu argwöhnen, und dies führt auf keinen andern Schluß, als daß die erkannte Strafe entweder weit gelinder, oder weit härter, als ſie nach den Geſetzen ſeyn ſollte, beſtimmt, oder auch wohl in ihrer Art ſo herabwürdigend oder empörend für die Menſchheit ſeyn möge, daß die öffentliche Vollziehung nur Unwillen gegen die Regierung erzeugen würde.

Wie ſchädlich aber die Folgen eines ſolchen Schluſſes ſind, bedarf keines Beweiſes. Es iſt überdem mehr als zu gewiß, daß Strafen, welche das Gefühl der Menſchheit verletzen, oder die Würde des Menſchen tief unter die Verſchuldung erniedrigen, ſchlechterdings unwirkſam ſind, ſie mögen öffentlich oder insgeheim vollzogen werden.

3) Die Gewohnheit, durch Zeitungen und Intelligenzblätter, oder durch öffentliche Anſchlagezettel vorgefallene Verbrechen und deren Beſtrafung zur Kenntniß und Wiſſenſchaft des Publikums zu bringen, kann heilſam und nützlich ſeyn, wenn die Nachricht ſo gefaßt iſt, daß ſie eine Belehrung über das wahre Verhältniß des Verbrechens, des Thäters und der von ihm dafür erlittenen Strafe enthält.

Wenn aber die Warnungs-Anzeige nur in der kurzen Nachricht, daß eine Manns- oder Weibsperſon, welche z. E. dieſen oder jenen Diebſtahl begangen, mit dieſer oder jener Strafe belegt worden, beſtehet, ſo liegt darin nichts weiter, als eine Ankündigung, daß mögliche Verbrechen wirklich geworden, und die Regierung ſie nicht ungeahndet laſſe.

Von dieſer Wahrheit aber iſt das Publikum ſchon vorher überzeugt, und es wird wohl keine Regierung ſich in der Lage befinden, daß ſie ihren Eifer für das Beſte des Staats durch ſolche Bekanntmachung dem Volk zeigen müßte.

In der vorerwähnten Art ſind alſo Warnungs-Anzeigen für unnöthig zu erachten; wenn ſie zweckdienlich ſeyn ſollten, ſo müßten ſie wenigſtens ſo viel in ſich faſſen, daß daraus jedermann das Verhältniß, wornach die Strafgerechtigkeit in jedem einzelnen Fall ausgeübt worden, überſehen und begreifen könnte.

Hiebei den Verbrecher, nach ſeinem Nahmen, Alter und und übrigem perſönlichen Verhältniß, zu bezeichnen, würde nur in ſo fern zuläſſig ſeyn, als er nach Beſchaffenheit ſeiner Thathandlung die in dergleichen ſpeciellen Warnungsanzeige liegende Schärfung der Strafe verdient hat, oder zu derjenigen Claſſe von Menſchen gerechnet werden muß, die unwürdig ſind, in der von ihnen beleidigten Staatsgeſellſchaft fernerhin einer bürgerlichen Ehre oder Rechtsausübung zu genießen.

Denn es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß eine ſolche Warnungsanzeige den darin genannten Verbrecher in der allgemeinen Meinung der Mitbürger dermaßen tief herabſetzt und verächtlich macht, daß in dem Fall, da er nach ausgeſtandener Strafe noch weiter in der bürgerlichen Geſellſchaft geduldet werden ſoll, ihm die Früchte dieſer Duldung entzogen ſind, folglich ſeine Strafe, den Folgen nach, härter ausfällt, als ſie nach den Geſetzen ihn treffen ſollte.

Uebrigens iſt die öffentliche Bekanntmachung der Strafe von der öffentlichen Vollziehung, in Hinſicht auf die Wirkung oder Folgen für den Verbrecher, darin ſehr verſchieden, daß jene überall, wo Zeitungen und Intelligenzblätter geleſen werden, mithin in mehrern Provinzen, ſelbſt in auswärtigen Landen, alſo in einem ausgedehnteren Umfange, die öffentliche Vollziehung hingegen nur an einem einzelnen Ort oder in einer kleinern Gegend wirkt, und bei letzterer dem Verbrecher mehrere Gelegenheit verbleibt, für die Zukunft bürgerliche Rechte zu genießen.

Nach dieſem Verhältniß kann denn auch der Nachtheil der öffentlichen Bekanntmachung nicht auf die öffentliche Vollziehung der Strafe ſich mit erſtrecken, und die ſchädliche Folge bei jener nicht ein Einwurf gegen dieſe ſeyn, vielmehr dieſe für nützlich, jene aber für zweckwidrig erachtet werden, ohne wahren Widerſpruch oder Inconſequenz.

Im April 1801.

IV.

Ueber den natürlichen und künſtlichen Antrieb zum Schreiben.

Voltaire ſagt — unſtreitig aber haben es Andere ſchon vor ihm geſagt — daß das Verhältniß der Schriftſteller zu den Leſern wie eins zu zweitauſend ſeyn müſſe. Nach dieſem Verhältniß hat Deutſchland, ſeine ganze Bevölkerung nur auf 25,000000 geſetzt, ein Heer von 6250 Schriftſtellern aufzuweiſen. Dieſe Zahl quadrirt, wenn ich nicht irre, vollkommen mit den Angaben des Herrn Nikolai und Anderer, welche auf andern Wegen zu der Entdeckung gelangt ſind, daß Deutſchland reich an Schriftſtellern iſt.

In unſerm deutſchen Vaterlande werden alſo, auch wenn man annimmt, daß jeder Schriftſteller jährlich nur Ein Buch ſchreibe, Jahr aus Jahr ein Bibliotheken geliefert. Dies beweiſen unter andern auch die Meßkatalogen, welche in der Regel weit voluminöſer ſind, als die Katalogen der zu verſteigernden Bücherſammlungen wohlhabender oder gelehrter Privatperſonen.

Bedenkt man nun, daß alle Schriftſtellerei den Endzweck hat, zu belehren und zu vergnügen (das letztere aber nur um des erſteren willen); ſo könnte man in die Verſuchung gerathen, ſeinem Vaterlande zu der großen Betriebſamkeit ſeiner Schriftſteller Glück zu wünſchen, in ſofern ſich nehmlich vorausſetzen läßt, daß dieſe Betriebſamkeit von den ſeeligſten Folgen für daſſelbe ſeyn müſſe.

Allerdings hat man alle Urſache dazu, wenn man außer den Buchhändlern den größten Theil der Autoren über dieſen Gegenſtand ſprechen hört. Ihren Aeuſſerungen zufolge iſt Deutſchland gegenwärtig nichts Geringeres, als der Mittelpunkt der Kultur, und hat vor allen übrigen Staaten Europas in wiſſenſchaftlicher Hinſicht einen ſo entſchiedenen Vorſprung, daß die Engländer, Franzoſen, Italiener, Spanier u. ſ. w. ſich reichlich von dem Ueberfluſſe der Deutſchen ſättigen können, ſobald ihr Stolz ihnen erlauben wird, ihre Zuflucht dazu zu nehmen. Dies Urtheil der deutſchen Buchhändler und Schriftſteller gebietet Achtung für die erſteren, in ſofern man ſie als die Hebammen dieſer Kultur zu betrachten hat, und Verehrung für die letzteren, in ſofern man vorausſetzen kann, daß ihr großer Kopf und ihr eben ſo großes Herz keinen anderen Gegenſtand kennen, als die Veredlung nicht nur der Leſer Deutſchlands, ſondern des ganzen Europa.

Scherz bei Seite! Es iſt nicht zu läugnen, daß in Deutſchland bei weitem mehr geſchrieben wird, als in allen übrigen Theilen von Europa; wenn man aber daraus den Schluß ziehen wollte, daß in Deutſchland das Meiſte gedacht und empfunden werde, ſo würde man gleichwohl fehl ſchließen; und alles was der Eigennutz der Buchhändler und die Eitelkeit der Autoren erdenken mag, um ihren Satz zu behaupten, wird keinen denkenden Kopf, geſchweige einen Kenner fremder Litteraturen, jemals bewegen, in ihre Seligpreiſungen einzuſtimmen.

Den Werth der deutſchen Litteratur mit wenig Worten feſtzuſetzen, würde eine um ſo größere Anmaßung ſeyn, da ihr Umfang ſo ungeheuer iſt, und noch mit jedem Tage zunimmt. Es giebt indeſſen der Mittel mehrere, ihn zu fixiren. Sollte folgendes nicht zu einem Reſultat führen?

Leſer und Schriftſteller ſind nothwendige Korrelata. Da wo die erſteren nichts taugen, können auch die andern ſehr wenig Werth haben. Wenn ſich alſo erweiſen ließe, daß die Pluralität der deutſchen Leſer ſchlecht iſt, ſo würde die Vortreflichkeit der Pluralität der Schriftſteller in ſich ſelbſt zuſammenfallen. Aber wie dies erweiſen? — Wie anders als durch Begriffe? — Was heißt leſen? — Eigentlich heißt es denken — verweilen — einen unangenehmen Zuſtand ertragen. Wie viele Leſer giebt es, welche dies können? Wie viele, welche dies mögen? Es iſt entſchieden, daß die meiſten nur amüſirt, angenehm affizirt, gekützelt ſeyn wollen, und daß ein Buch in ihren Augen immer ein ſchlechtes Buch iſt, wenn es keine Schadloshaltung für eine Geſellſchaft enthält, worin ſie über die Neuigkeiten des Tages ſchwatzen — Thee trinken — L'hombre ſpielen — und ſich zum Beſchluß ſatt eſſen. *) Wer ſeinen Geiſt wirklich bilden will, lieſ't wenig; aber dies Wenige oft und mit aller Theilnahme ſeines Geiſtes und Herzens, um den erſteren durch Gedanken, das letztere durch Gefühle zu bereichern. Geſetzt es gäbe lauter ſolche Leſer — was würde dies für Folgen für die Litteratur haben? Sie ſpringen ins Auge. Aber eben ſo ſehr und vielleicht noch ſtärker leuchten die Folgen der Vielleſeren für die Litteratur ein. Wo ſie ſtatt findet, iſt die Bücher-

---

*) Die Paſſivität der Leſer iſt ſo groß, daß die allerſtärkſten Sachen — worunter ich aber Wahrheiten, nicht Injurien verſtehe — ohne allen Nachtheil für die öffentliche Ruhe gedruckt werden könnten; denn ſie würden höchſtens amüſiren.

macherey ihre nächſte Nachbarin; und durch den bloßen Begriff der Büchermacherey läßt ſich erweiſen, daß die allerreichſte Litteratur nothwendig die ſchlechteſte ſey, und ein lebhafter Büchervertrieb niemals eine wahre, ſondern höchſtens eine Halbkultur vorausſetzen laſſe. In Spanien liegt der Buchhandel ſo ſehr danieder, daß alles nur auf Koſten des Verfaſſers oder auf die Gnade des Königs gedruckt werden kann. Man irrt, wenn man daraus den Schluß zieht, daß die Spanier in der wahren Geiſteskultur hinter den Deutſchen zurück ſind. Was ich unter wahrer Geiſteskultur verſtehe, wird ſich aus dem Folgenden ergeben; hier würd' ich mir durch die ſchlagendſte Definizion nur vorgreifen. Alles was aus dem Ruin des ſpaniſchen Buchhandels folgt, iſt: 1) daß die wenigen Bücher, welche in Spanien gedruckt werden, beſſer ſind; 2) daß die Buchhändler von Madrid u. ſ. w. nicht reich werden; 3) daß die reſpektiven Autoren nicht hungern. In dem oben angegebenen Verhältniß der Schriftſteller zu den Leſern liegt, wie ich in der Folge zeigen werde, nichts Nothwendiges, außer etwa in ſofern es ohne allen Schaden über zweitauſend hinaus erweitert, aber nicht ohne großen Schaden unter zweitauſend zuſammengeengt werden kann. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß die Quantität da, wo ſie Bedürfniß iſt, immer der Qualität Abbruch thue, und daß ein Fabrikat, von welcher Art es auch ſey, in eben dem Maaße ſchlechter werde, als es mehrere Abnehmer findet.

Die Buchhändler ſelbſt theilen ihre Verlagsartikel in ſolide und — leichte; wiewohl ſie, um ihres Vortheils willen, nur eine Benennung für die erſteren haben dürfen, und die Benennung der letzteren den Käufern überlaſſen müſſen. Solide Verlagsartikel nennen ſie diejenigen, welche einen ſicheren, obgleich langſamen Abſatz verſprechen; leichte hingegen die, welche einen unſicheren, aber ſchnellen Abſatz finden; den letzteren, wenn ſich der Geſchmack oder die Laune des Publikums darauf wirft. Dieſe Eintheilung hat aber keinen anderen Grund als den Vortheil der Buchhändler, und kann eben daher zu nichts führen. Am beſten theilt man alles menſchliche Wiſſen in Wiſſenſchaften und ſchöne (Rede) Künſte ein. Zu den erſteren gehören, außer der Mathematik in allen ihren Anwendungen, diejenigen Wiſſenſchaften, welche, es ſey mit Recht oder mit Unrecht, ihre Form angenommen haben. Zu den letzteren, außer den Künſten, welche man zu allen Zeiten dahin gerechnet hat, die Philoſophie und Geſchichte. Freilich wollen die neuern Philoſophen dies nicht geſtatten, aber die ganze Geſchichte der Philoſophie in dem letzten Jahrzehend beweiſet, daß ſie dahin gerechnet werden müſſe; und die Buchhändler ihrerſeits ſind davon ſo überzeugt, daß ſie die Werke der neuern Philoſophen mit Romanen, Pamphlets, Gaſſenhauern u. ſ. w. in Eine Kathegorie ſetzen; aus keinem andern Grunde, als weil ſie dem veränderlichen Geſchmack und der noch veränderlicheren Laune des Publikums eben ſo ſehr unterworfen ſind. Von den ſtrengen Wiſſenſchaften kann in dieſem Aufſatz nicht die Rede ſeyn. Sie gehen, nachdem ihre Prinzipe einmal aufgefunden, und, wie es ſcheint, für alle Zeiten feſtgeſtellt ſind, ihren ruhigen Gang fort, und erfordern, da ſie bloß durch den Verſtand leben, nur Ruhe, Gemächlichkeit und Befreiung von allen innern und äußeren Störungen, um ihren Anbau mit Erfolg fortzuführen. Dagegen iſt hier von den ſchönen (Rede) Künſten die Rede, weil, was auch die neuern Aeſthetiker dagegen ſagen mögen, ihr letzter Grund in den menſchlichen Leidenſchaften enthalten iſt, deren bewegliche Natur ihnen bald dieſe bald jene Geſtalt giebt; immer aber nach gewiſſen Geſetzen, welche, obgleich aus guten Gründen nicht anerkannt, zu allen Zeiten dieſelben geweſen ſind und bleiben werden.

Die Reſultate meines Raiſonnements muß man mir nicht übel nehmen, wenn man findet, daß das Raiſonnement ſelbſt nicht abgeſchmackt iſt; auch muß man mir verzeihen, wenn ich zuweilen Ich ſage, weil ich bloß *meine* Anſichten gebe.

Es gab eine Zeit, wo die Kunſt ein Manuſkript zu vervielfältigen, noch nicht erfunden war. Vierzehn Jahrhunderte früher fing der Buchhandel zuerſt an, ein Gewerbe zu werden. Früher hinauf waren die Geiſtesprodukte durchaus kein Gegenſtand des Handels. Wer die Werke des Homer, Sophokles, Pindar, Platon u. ſ. w. beſitzen wollte, borgte entweder von dem Verfaſſer, oder von irgend einem ſeiner Freunde, ein Exemplar, und kopirte es ſelbſt, oder ließ es kopiren. Verkaufte er es in der Folge, ſo war das Manuſkript in dem Lichte einer Koſtbarkeit zu betrachten, welche durch den langen Beſitz von ihrem Werth verloren hat, und die man losſchlägt, weil es gerade die Noth erfordert. Mit einem Wort: Es war *Verkauf*, aber nicht *Handel*; der Verkäufer verlor immer dabei, wenn er bloß Geld dafür erhielt, und der Urheber der Koſtbarkeit blieb bei dem Verkauf vollkommen unintereſſirt. Frägt man nun, was in dieſen Zeiten die Menſchen bewegen konnte, ihre Gedanken niederzuſchreiben; ſo iſt, nachdem wir durch den Zuſtand *unſerer* Geſellſchaft ſo ſehr verwöhnt ſind, daß wir immer, wo nicht ein pekuniäres, doch wenigſtens ein dieſem ähnliches Intereſſe vorausſetzen müſſen, die Frage nicht ganz leicht. Einigermaßen läßt ſie ſich indeſſen auf folgende Weiſe beantworten:

Der Ehrgeiz iſt eine Leidenſchaft, welche ſich von dem Augenblick an in dem Menſchen entwickelt, wo er mit Andern in Verbindung tritt. Seine Gegenſtände ſind nach den Graden der Kultur verſchieden, auf welchen ſich die Geſellſchaft befindet; aber er ſelbſt bleibt ſich in ſeinen Wirkungen immer gleich, weil ſein Ziel immer Superiorität iſt. Unter Jägern will man der geſchickteſte Jäger, unter Hirten der reichſte Hirt, unter Agrikultoren der einſichtsvollſte Landmann, und in einem vollkommner ausgebildeten Staat der erſte Staatsmann, Redner, Dichter, Philoſoph u. ſ. w. ſeyn.

Da es nun Verfaſſungen giebt, in welchen und durch welche ſogar dieſe Leidenſchaft beſonders fomentirt wird, ſo kann es nicht fehlen, daß ſie in ſolchen die herrſchende werde, und alle übrigen bis zu einem gewiſſen Grade verſchlinge. Da wo ſie frei wirken darf, iſt ſie ein eigentliches Kochen des Herzens und des Geiſtes; ein unſtillbarer Durſt zu handeln und Ruhm zu erwerben, verbunden mit einer Anſicht der Dinge, nach welcher man alles Bereitsgeſchehene für Nichts, und das, was noch geſchehen ſoll, für Alles hält; ein entſchloſſenes Wollen und ein unwiderſtehlicher Drang unter den Beſten der Erſte, oder gar nichts zu ſeyn. Man verſetze ſich nur einige Augenblicke nach Griechenland und Rom, um in dem Ebengeſagten keine Uebertreibung zu finden. Die Miltiades, Themiſtokles, Perikles, Alzibiades empfanden ſo und nicht anders; und die Szävola, Decius, Grachus, Marius und Zäſarn waren ihnen vollkommen ähnlich. Alle wollten handeln, alle ſich durch ihre Handlungen auszeichnen; und indem ſie ihren Handlungen eine das Wohl des Vaterlandes mehr oder weniger befördernde Tendenz gaben, die Liebe oder Achtung ihrer Mitbürger gewinnen.

Da indeſſen auch der vollkommenſte Staat nicht im Stande iſt, dieſe Leidenſchaft in allen ſeinen Bürgern zu befriedigen; ſo bleiben eine Menge von ihnen vom Handeln ausgeſchloſſen. Was ſollen dieſe beginnen, um ihren unwiderſtehlichen Trieb zu befriedigen? Sie behalten nur das Endziel alles Handelns, einen wohlverdienten weitverbreiteten Ruhm im Auge, und ſchränken den Trieb ſelbſt auf eine Art von Thätigkeit ein, welche, obgleich weniger geräuſchvoll als das eigentliche Handeln, der Nützlichkeit keinen Abbruch thut; mit Einem Wort ſie ſchreiben. Die geiſtigeren Leidenſchaften, zu welchen der Ehrgeiz in ſeiner ganzen Reinheit, gehört, haben nur das mit den übrigen gemein, daß ſie auf einige Zeit gegen die Hinderniſſe verblenden können; über den eigentlichen Zweck hingegen findet eben ſo wenig eine Verblendung ſtatt, als über die Mittel, durch welche man ihn erreicht. Daher kommt es, daß alle diejenigen, welche in jenen alten Republiken ſchrieben, nur ſolche Gegenſtände wählten, durch deren Behandlung ſie ſich um das Wohl ihrer Mitbürger wirklich verdient machten. Daher ferner der ernſthafte Charakter ihrer Werke. Man muß den griechiſchen Schriftſtellern endlich die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie unter allen die erſten Logiker ſind. Auch hiervon ſogar iſt der Grund in ihrer Verfaſſung zu ſuchen, vermöge welcher weder das Gemeine, noch das Uebelzuſammenhängende Gnade finden konnte.

Gegenwärtig iſt man gewohnt, in jedem Schriftſteller einen ſchlechten Geſchäftsmann und umgekehrt vorauszuſetzen; da aber das Schreiben nur eine Art des Handelns iſt, ſo iſt das Vorurtheil ſchon hierdurch erwieſen. Die Alten dachten hierüber ganz anders; bei ihnen hing in den meiſten Fällen der Schriftſteller mit dem Geſchäftsmann ſo eng zuſam̃en, daß der erſtere nur dann für gut galt, wenn die Güte des letzteren erwieſen war, und ſo auch umgekehrt. Aeſchylus hatte ſein Vaterland dreimal hinter einander gegen die Angriffe der Perſer vertheidigt, als er ſeine Tragödien ſchrieb, welche man als das Sediment ſeines marzialiſchen Geiſtes betrachten kann. Daſſelbe war der Fall bei dem Sophokles. Thuzidides hatte als Staatsmann eine große Rolle geſpielt, als er ſeine Geſchichte ſchrieb. Und eben ſo hatte ſich Xenophon als einen großen Feldherrn gezeigt, als er ſich in die Einſamkeit zurückzog, um ſeine unſterblichen Werke abzufaſſen. In der That, das Talent zum Schreiben zeigt an und für ſich nur an, daß man das Talent zu handeln in einem eminenten Grade beſitze; und nie würde es einem Griechen oder Römer eingefallen ſeyn, zu glauben, daß Demoſthenes und Zizero deswegen zu Staatsgeſchäften unbrauchbar wären, weil ſie die größten Redner waren. Der Grund, warum wir heutiges Tages anders denken, iſt leicht aufzufinden; an und für ſich aber ſind derjenige, welcher gut ſchreibt, und der, welcher gut handelt, ſo wenig weſentlich von einander verſchieden, daß man ſicher annehmen kann, der eine werde in der Lage des andern ſich vollkommen gleich ausdrücken, es ſey nun durch Buchſtaben oder durch Thaten, vorausgeſetzt, daß die Zeiten, in welchen er lebt, beide Ausdrucksarten geſtatten. Was ſollte uns abhalten zu glauben, daß Szävola nicht zu den Zeiten des Zizero mit den beſten römiſchen Schriftſtellern eben ſo gewetteifert haben würde, als er im Beginnen der Republik mit den tapferſten und entſchloſſenſten Jünglingen wetteiferte? Das Weſentliche dazu, der Ehrgeiz, war in ihm.

Dieſer Ehrgeiz nun, oder vielmehr dieſe unendliche Ruhmliebe, war das Inzentiv aller griechiſchen Schriftſtellerei, und

indem

indem es ganz rein und unvermiſcht wirkte, gab es den Werken der Griechen dieſen Charakter von Einfachheit und Größe, von Klarheit und Stärke, von Lebhaftigkeit und Tugend, welcher in den Schriften des Homer, Sophokles, Pindar, Platon, Demoſthenes u. ſ. w. der Gegenſtand unſerer neidiſchen Bewunderung iſt, und den wir nur nachäffen, aber nicht nachahmen können, weil er über alle Nachahmung erhaben iſt und bleiben wird, bis uns das Schickſal in eine Lage verſetzt, wo er aus ſelbſt hervorgeht, indem die nämlichen Urſachen die nämlichen Wirkungen hervorbringen. Bis dahin mögen wir uns quälen, ſo viel wir immer wollen; wir werden nie zum Ziel gelangen. In einem Zeitraum von ungefähr funfzig Jahren gedieh die geiſtige Kultur der Griechen bis zu ihrem höchſten Punkt. Wir bearbeiten uns durch vorgefundene Wiſſenſchaften ſchon ſeit länger als drei Jahrhunderten; aber die ſtrengen Wiſſenſchaften ausgenommen, in welchen wir einige Fortſchritte gemacht haben, und, die Wahrheit zu geſtehen, durch die Länge der Zeit und die politiſche Ruhe, in welcher wir lebten, nothwendig machen mußten, wenn kein beſonderer Fluch über uns ausgeſprochen war; dieſe Wiſſenſchaften ausgenommen, ſage ich, ſind wir in allen ſchönen (Rede) Künſten noch weit hinter den Griechen zurück, und werden fürs erſte auch gewiß nicht dahin kommen, ſolche Werke aufweiſen zu können, als die Trauerſpiele des Sophokles und die Dialogen des Platon in den Augen aller derjenigen ſind, welche ſie nach ihrem ganzen Werth ſchätzen können. Selbſt in denjenigen Eigenſchaften, von welchen wir annehmen, daß ſie uns vorzüglich eigen ſind, als Grazie, Feinheit, Geſchliffenheit — wie weit ſtehen wir auch in dieſen den Griechen nach! Platons Gaſtmal wird eine ewige Beſchämung für diejenigen ſeyn, welche über Anmuth und Würde und dergleichen zu ſchreiben wagen.

Vielleicht ſind die Zeiten, in welchen ſolche Werke zu Stande kommen konnten, für immer dahin. Monarchien können ſich in Republiken verwandeln; aber werden republikaniſche Verfaſſungen im Stande ſeyn, jenen Ehrgeiz wieder anzufachen, welcher die Griechen beſeelte, in einem ſo hohen Grade beſeelte, daß Alexis und Philemon in eben dem Augenblick ſtarben, wo ſie öffentlich gekränzt wurden? Peru's Goldminen haben die Geſtalt der moraliſchen Welt vielleicht einmal für allemal fixirt; und indem das Gold ſeine vergiftende Kraft überall zeigt, und auch den Ehrgeiz der Republikaner — wenigſtens lenkt und leitet, hat es vielleicht alle künftigen Geſchlechter um das ſchöne Beywort gebracht, welches ein römiſcher Dichter den edlen Griechen giebt, wenn er ſie praeter laudem nullius avaros nennt. Selbſt die vollkommenſte Geſetzgebung wird Mühe haben, dieſer Peſt Gränzen zu ſetzen. Das Unglück iſt geſchehen; die Geiſter ſind, wo nicht vernichtet, doch von allen Seiten gelähmt.

Da der Ehrgeiz das erſte Inzentiv aller wiſſenſchaftlichen Kultur war, ſo nenne ich ihn den natürlichen Antrieb zum Schreiben. Von allen, welche es jemals gegeben hat, und jemals geben kann, wird er bei weitem den Vorzug haben. In der That, was kann edler ſeyn, als durch ſeine Geiſtesprodukte um den Beifall und die Bewunderung nicht nur ſeiner Zeitgenoſſen, ſondern auch der entfernteſten Nachwelt zu buhlen! Was kann zugleich angenehmer ſeyn, als, wie jener römiſcher Dichter, der in beſſeren Zeiten zu leben verdient hätte, mit prophetiſcher Wahrheit von ſich ſelbſt ſagen zu können: Non omnis moriar? Je reiner der Ehrgeiz wirkt, deſto vollkommener ſind ſeine Werke und folglich auch die Produkte des Geiſtes.

Um ſich hiervon zu überzeugen, durchblättre man, auch nur in Gedanken, die römiſche Litteratur. Derjenige Theil derſelben, welcher in den Zeiten der Republik entſtand, zeichnet ſich ſo weſentlich und zugleich ſo vortheilhaft vor dem nachfolgenden aus, daß eine Art von geiſtiger Blindheit erforderlich iſt, um es nicht zu bemerken. Wenn die Römer in ihren Geiſtesprodukten weit hinter den Griechen zurückſtehen, ſo muß man in Erwägung ziehen, daß ihre Verfaſſung — ſo ſehr ſie auch von angeſehenen Schriftſtellern geprieſen wird — nie ſo rein republikaniſch war, als die der Griechen. Vielleicht iſt die Verfaſſung überhaupt nicht mehr, als der Abdruck des Urkarakters eines Volks. Nach dieſem Grundſatz konnte die der Römer, ſelbſt in den beſten Zeiten ihrer Republik, nie ſo vollkommen ſeyn, als die der Griechen. Habſucht war offenbar die Baſis des römiſchen Nationalkarakters; die Habſucht aber hat als inzentive Leidenſchaft immer das Eigenthümliche gehabt, daß ſie lieber zertrümmert als baut, und mehr zur Stärke, als zur Größe hinleitet. Hieraus läßt ſich erklären, daß die Römer, ihrer republikaniſchen Verfaſſung ungeachtet, nie auf eigene Entdeckungen im Gebiet der Wiſſenſchaft geriethen, und ſich genöthigt ſahen, alles, ſogar ihre Geſetzgebung, von den Griechen zu borgen. In jenen Zeiten, wo ſich das Bedürfniß geiſtiger Kultur zuerſt bei ihnen einfand, war dieſe Stärke größtentheils vernichtet. Sie überſetzten lange, eh ſie es wagten, ſich auf eigenen Fittigen zu erheben. Als dies endlich geſchah, lieferten ſie freilich Werke, von welchen man eingeſtehen muß, daß ſie zum Theil eine Vergleichung mit den Geiſtesprodukten der Griechen aushalten; aber dies dauerte nur ſo lange, als die Republik beſtand; und die Werke des Zizero, Salluſt und Lukrez ſind bei weitem das Edelſte, was von ihnen auf uns gekommen iſt.

Unter den Imperatoren erhielten die ſchönen (Rede) Künſte durch eine Modifikation ihres bisherigen Inzentivs einen Charakter, welchen ſie bis dahin noch nie gehabt hatten. Ehrgeiz war noch immer die Baſis deſſelben; aber da ſich dieſer Ehrgeiz in den Wunſch auflöſ'te, ſein zeitiges Glück zu machen, ſo konnte es nicht fehlen, daß, da die Reinheit deſſelben von dem Augenblick an aufhörte, wo er ſich mit der Furcht vor dem Imperator vermiſchte, man noch jetzt das Produkt dieſes Gemiſches von edler und unedler Leidenſchaft auf jeder Seite in den Werken wieder findet, welche aus den Zeiten des Octavius und ſeiner nächſten Nachfolger auf uns gekommen ſind. Man hat dieſe Zeiten die goldenen genannt. Mit welchem Rechte wird ſich ſogleich zeigen.

Dies unnatürliche Gemiſch iſt die wahre Urſache, warum die Aeneide, welche unter den Händen eines freien Griechen, oder eines Römers aus den Zeiten der Republik, das erſte aller Heldengedichte werden mußte, von Anfang bis zu Ende verfehlt iſt. Zwar haben mehrere Kritiker in ihren Vergleichungen der Aeneide mit der Illade, den Virgil über den Homer erhoben; aber alles, was aus ihren zugeſpitzten Parallelen hervorgeht, iſt, daß ſie weder eine Aeneide noch eine Illade würden zu Stande gebracht haben. Das Produkt des griechiſchen Barden iſt in allen ſeinen Theilen edel, durch keine Schmeicheleien verunſtaltet, durch keine Verdrehung der Begriffe entſtellt, durch keine Lobpreiſungen des Laſters beſchmutzt; kurz Homer iſt von Anfang bis zu Ende ſich ſelber gleich, ſo ganz aus einem Stück, als Horaz will, daß der ächte Philoſoph ſeyn ſoll, und aus allen Theilen ſeiner Epopeen geht hervor, daß er dem Gegenſtand, welchen er wählte, nicht nur gewachſen, ſondern auch größer war, als derſelbe. Virgil hingegen bleibt immer unter dem ſeinigen.

Um ſich hiervon zu überzeugen, leſe man nur den Schluß des ſechſten Geſanges der Aeneide; aber nicht ſo, wie man ihn auf Schulen nach der Anleitung irgend eines zerbrochenen Präzeptors zu leſen gewohnt iſt, ſondern, wo möglich, mit der Beurtheilung eines Römers aus den beſſeren Zeiten der Republik. Dieſer Geſang zeichnet ſich durch alles aus, was der virgiliſchen Muſe überall Eingang verſchaft hat: durch Majeſtät der Diktion, Mannichfaltigkeit der Harmonie, Lebhaftigkeit der Farben, Klarheit, Kürze, Koſtum; aber mit allen dieſen Schönheiten vereinigt er ſo abſcheuliche Fehler, daß jeder Grieche, und vorzüglich jeder ächte Römer ihn nur mit dem größten Unwillen hätte leſen können; Fehler gegen das, was die Hauptſache in jedem edlen Geiſtesprodukte ſeyn ſollte, gegen die Verbindung des Wahren mit dem Schönen, des Nützlichen mit dem Angenehmen. Hier iſt der Beweis, ſo weit er in unſern Zeiten geführt werden kann!

Aeneas ſteigt in die Unterwelt. Hier wird ihm, um mich ſo auszudrücken, eine Muſterkarte von allen den Heroen überreicht, welche beſtimmt ſind, Rom zu verherrlichen und zur Gebieterin der ganzen Welt zu machen. Welcher Schriftſteller der die Wahrheit liebt, welcher denkende Leſer, welcher kalte Chronologiſt ſogar, würde den Zäſar und Auguſt unter dieſen zuerſt aufgeführt erwarten? Und wer ſollte es glauben, daß ſie mit ganz anderen Lobeserhebungen würden aufgeführt werden, als die Szipionen, die Regulus, die Fabrizius und die Fabius, die unmittelbar auf ſie folgen, und welche der unrömiſche Dichter mit einigen wenigen Verſen abfindet? Noch mehr! Neunzehn andere vortrefliche und rührende Verſe verſchwendet Virgil, um einen Wicht von Marzellus zu heben, welcher als Enkel des Octavius in ſeinen Jünglingsjahren ſtarb, und vollkommen unbekannt geblieben ſeyn würde, wenn ihn Virgil nicht in der feilen Erhabenheit dieſer Verſe verewigt hätte. Dagegen iſt ein halber Vers für den Kato genug; drei reichen für den Junius Brutus hin — und welche! — und für den Marcus Brutus, dieſen letzten der Römer, weiß der Dichter kein Wort anzubringen. Viele andere Heroen ſind kaum dem Nahmen nach angeführt, und mehrere ganz mit Stillſchweigen übergangen. Unter dieſen — wer ſollte es glauben? — der große Zizero, weil dieſer erſte unter den römiſchen Rednern und Philoſophen ſo eben unter den tyranniſchen Händen gefallen war, welche, noch dampfend von dem Blute römiſcher Bürger, den unrömiſchen Dichter fütternd herabwürdigten. Ja nicht bloß mit Stillſchweigen übergangen, ſondern ſogar durch jene Bosheit, welche immer im Gefolge der Feigheit befindlich iſt, im Vorbeigehn beſchimpft, wurde Zizero durch die Worte: Orabunt (alii) causas melius; Worte, wodurch ein Mann, der ſich zum Range der Nazionaldichter erheben wollte, ſo ganz unaufgefordert mit der niedrigſten und lügenhafteſten Unverſchämtheit den Griechen und jeder anderen Nazion, welche Anſprüche darauf macht, die Palme der Beredſamkeit ertheilt, bloß um ſie dem Zizero zu nehmen — und der Welt zu verſtehen zu geben, daß an dem Tode des Redners und Philoſophen nichts gelegen ſey. — Aus allen dieſen und ähnlichen Stellen geht hervor, daß Virgil mehr den Beifall des Auguſt, als ſeinen eigenen geſucht habe; daß er die Wichtigkeit ſeines Berufs, unter allen ſeinen Zeitgenoſſen der

Nazionaldichter eines Volks zu werden, welches in früheren Zeiten eine ſo große Rolle geſpielt hatte, und obgleich ſeiner Freiheit beraubt, noch nicht in Sklaverey verſunken war, entweder gar nicht oder ſehr ſchwach empfand; daß er um ſeinen Nachruhm ſehr wenig verlegen war; kurz, daß ſein Gegenſtand bei weitem größer war, als er ſelbſt. Man ſagt: Er habe ſeine Aeneide verbrennen wollen. Wenigſtens würde er durch Verbrennung des ſechſten Geſanges, welcher aus allen Gründen der intereſſanteſte werden mußte, und durch ſeine Feigheit der ſchwächſte und ſchlechteſte zugleich geworden iſt, ſich in den Augen aller derjenigen achtungswürdig gemacht haben, welche die Natur mit einem ſchärferen Gefühl für Tugend und Wahrheit ausgeſtattet hat. So lange man noch die Idee eines möglichen Beſſeren hat, kann kein Kunſtwerk für vollendet angeſehen werden; und in einem Gedicht, welches Rom betitelt war, und das Virgil, ohne ihm dieſen Namen zu geben, zu Stande bringen wollte, mußte ſich zur Unterhaltung des Kopfes und des Herzens eine Größe, Wahrheit, Freiheit und Stärke finden, welche man vergeblich in der Aeneide ſucht, weil ihr Verfaſſer durch ſeine Verbindungen mit dem Octavius und ſeiner Familie, und durch alle die Beſtechungen, welche eine Folge dieſer Verbindung waren, den Ruhm der Hauptſtadt der Welt mit dem Ruf der Zäſarn verwechſeln gelernt hatte.

Nichts giebt über den Geiſt, das ſtärkere oder ſchwächere Gefühl und die Umſtände eines Dichters ſo viel A[illegible]ſchluß, als die Beiwörter. Beleuchten wir den Virgil noch einige Augenblicke von dieſer Seite! Da wo im ſechſten Geſang der Aeneide die Rede von dem Octavius iſt, ſagt Virgil von ihm in achtzehn Verſen, was kein Menſch ohne die frechſte Lüge von einem andern ſagen kann — ohne daß der Gegenſtand der Lobrede eben ſo ſehr erröthe, als der Lobredner ſelbſt. Ich halte mich nicht weiter dabei auf, und begnüge mich bloß, dieſe Niederträchtigkeit angedeutet zu haben. Weiter! — Er ſpricht von den Tarquiniern, von jenen verabſcheuungswürdigen Tyrannen, deren Vertreibung Rom allein groß machen konnte, und nennt ſie? — Tarquinios reges. Kein Beiwort! Sehr natürlich; denn jedes paſſende Beiwort, welches er ihnen gegeben hätte, würde gerade das Epithet geweſen ſeyn, welches dem Auguſt anſtatt der erwähnten achtzehn Verſe verdienterweiſe zugekommen wäre. Sieht man hier nicht den furchtſamen Dichter, der nicht für Römer, ſondern für den Fürſten ſchreibt, der ihn füttert? — Weiter! — Er erwähnt des Junius Brutus, d. h. jenes Befreiers und folglich wahren Stifters der Hauptſtadt der Welt. Animam superbam ultoris Bruti nennt er ihn. Spricht da nicht wiederum der Nichtbürger, der Verräther der Ehre, der Freiheit und der wahren Größe Roms? Falſch, niederträchtig und im höchſten Grade ungerecht war Virgils Gedanke, wenn er für den Befreier ſeines Vaterlandes keinen andern Ausdruck hatte, als animam superbam, und dieſes unſchickliche Epithet noch durch den Zuſatz ultoris Bruti vergiftete, als ob Brutus keinen andern Bewegungsgrund gehabt und keine andere Unternehmung vollendet hätte, als Privatrache und die Genugthuung der geſchändeten Lukrezia. Dagegen bringt er für die vom Vater verdammten Söhne — ein Zug im Verfahren des Brutus, der ſich nur durch die wieder erlangte Freiheit rechtfertigen läßt — vier ganze Verſe auf, welche er hinlänglich mit Hofgift beträufelt; und da ihm bei dieſer Gelegenheit das Beiwort pulcra zu libertate entſchlüpft, ſo löſche er es unmittelbar darauf wieder aus, indem er am Schluß laudumque immensa cupido hinzufügt, und ſo den Brutus — nicht als einen Bürger, der ſein Vaterland liebt, ſondern als einen grauſamen und ehrſüchtigen Rächer malt. Wer, der den Brutus aus den Darſtellungen des Livius kennt, kann mit dem Gemälde des Virgil zufrieden ſeyn? — Aber vielleicht rührte dieſe falſche Anſicht daher, daß Virgil den Octavius in ſeinem Herzen höher ſchätzte, als den Brutus? — Wer kann dies glauben, wenn er im Stande iſt, ſich einen Begriff von den öffentlichen Tugenden zu machen, deren Bilder einem Schriftſteller aus den Zeiten des Octavius noch von allen Seiten vorſchweben mußten? — Die virgiliſche Schlechtigkeit muß ihren Grund darin haben, daß er die Bequemlichkeiten des Lebens und die Auszeichnungen, welche ein Hof gewähren kann, einem großen, allverbreiteten Ruf vorzog; daß er die Armuth mehr fürchtete, als die Schande; daß er den Octavius als Alles, und Rom als Nichts betrachtete," und ſich ſelbſt geringer ſchätzte, als den Tyrannen. Man hat dieſem Dichter ein Kompliment zu machen geglaubt, indem man ihn den Jungfräulichen genannt hat. Die Jungfräulichkeit mag ihren Werth haben; aber mit Epopeen, deren Gegenſtand Rom iſt, muß ſie ſich nicht befaſſen.

Eine ähnliche Analyſe ließe ſich mit denjenigen Produkten des Horaz anſtellen, welche nicht Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen ſind; wiewol das Reſultat gewiß vortheilhafter für ihn ausfallen würde, als für ſeinen Zeitgenoſſen und Freund. Die Urſache der größeren Achtung, welche wir für den Horaz fühlen, und des lebhafteren Intereſſes, welches ſeine Werke einflößen, iſt nicht, wie Lord Schaftsbury meint, weil er the most gentleman-like of all roman poets iſt, ſondern weil wir ihn in einem ewigen Kampf zwiſchen Muth und Furcht erblicken; weil ſein Genius, der ſich in dem Umgang mit den edelſten Römern der beſſeren Zeit gebildet hatte, in dieſem Kampf bisweilen den Sieg davon trägt, und alsdann immer entzückt; weil wir von ihm ſelbſt wiſſen, daß er die Unabhängigkeit über alles liebte, und den Muth hatte, die Ehre einer Kabinetsrathsſtelle, welche Auguſt ihm antragen ließ, von ſich abzulehnen; mit einem Wort: weil wir, wo nicht den Römer, doch wenigſtens Ueberreſte eines Römers in ihm wiederfinden, und dieſe Ueberreſte ihn unendlich mehr zum Dichter machten, als die audax paupertas, der er ſelbſt dieſe Kraft zuſchreibt, indem er dabei lächelt. Er iſt aus dem Zeitalter des Auguſt der einzige römiſche Dichter, deſſen Werke noch immer ſtudirt zu werden verdienen, weil ſie außer der leeren Eleganz, die dieſem Zeitalter eigen war, Gedanken enthalten, welche, wenn gleich nicht für die Römer früherer Zeiten, doch wenigſtens für uns, die wir uns in einer ziemlich gleichen Lage mit ihm befinden, Intereſſe haben müſſen.

Alle übrigen römiſchen Dichter ſind, wie Virgil, höchſt unrömiſch, den Juvenal und den Lukan ausgenommen, welcher, troz der ungeheuren Schmeichelei, womit er ſein Werk anhebt, im Verfolg deſſelben eine männliche und nervigte Denkungsart zeigt, die ihn beſſerer Zeiten würdig machte; aber auch das Leben koſtete.

Von allen römiſchen Proſaiſten, welche aus dem Zeitalter des Octavius auf uns gekommen ſind, verdient bloß Livius unſere Achtung, wiewol er von Seiten der Gedanken bei weitem nicht geleiſtet hat, was er geleiſtet haben würde, wenn er hundert Jahre früher geſchrieben hätte. Sein Werk hat uns um die hiſtoriſchen Kompoſitionen des Pictor und Anderer gebracht. Dies iſt gewiß nicht wenig zu bedauern;

denn ſo ſehr ihm auch dieſe früheren Geſchichtſchreiber von Seiten der Eleganz nachgeſtanden haben mögen; ſo haben ſie ihn doch gewiß an Stärke und Energie übertroffen. Octavius nannte ihn den Pompejaner. In der That, mehr finden wir nicht in ihm wieder.

Eine merkwürdige Erſcheinung in der römiſchen Litteraturgeſchichte ſind die hiſtoriſchen Kompoſizionen des Tazitus. Niedergeſchrieben zu einer Zeit, wo die unumſchränkte Macht in ihrem Unterdrückungsſyſtem den höchſten Punkt erreicht hatte, ſtrahlen ſie als ein Geſtirn erſter Größe aus einer Nacht von Unwiſſenheit und Laſtern hervor, und belehren die Menſchheit einmal für allemal über das Einzige, was ihr Noth iſt. Die koſtbaren Werke dieſes Schriftſtellers werden aus keinem andern Grunde ſo wenig geleſen, als weil ſo Wenige im Stande ſind, die Hauptidee, welche ihnen zum Grunde liegt, rein aufzufaſſen. Hierin allein liegt die Dunkelheit des Tazitus verborgen, und um wenigſtens anzudeuten, welche es iſt, ſage ich hier — daß der Geiſt eines Junius Brutus in dem Tazitus lebte und wirkte. Er iſt von allen Geſchichtſchreibern bei weitem der belehrendſte. Wenn man ihn indeſſen ſchon auf Schulen lieſet, ſo beweiſet dies bloß, daß man es bei einer ſolchen Lektüre auf Schulen bloß auf Phraſenkenntniß anlegt; denn nichts kann widerſprechender ſeyn, als die Werke eines Schriftſtellers, der, wie Tazitus, den Tyrannenhaß in ein Syſtem gebracht hat, an einem und deſſelben Tage mit dem Virgil oder Horaz zu leſen. Es ſey darum! Hier iſt bloß die Frage: wie kam Tazitus dazu, ſo und nicht anders zu ſchreiben? So wenig wir auch von dieſem Schriftſteller wiſſen, ſo iſt doch dies Wenige hinreichend, das ganze Phänomen zu erklären. Ich gebe es hier nur ganz kurz an, weil ich mich dabei nicht aufhalten darf. Außer einer edlen Geburt und einer ſorgfältigen Erziehung und ſeiner Verbindung mit dem Agrikola, einem der ſelbſtſtändigſten Männer ſeiner Zeit, war es die tiefe Verachtung, die als letztes Reſultat einer Vergleichung früherer Heroen mit den zeitigen Machthabern, in der Seele eines jeden belehrten Römers gegen einen Domizian und ſeines Gleichen zurückbleiben mußte, welcher wir die Entſtehung der Annalen und der übrigen Werke des Tazitus verdanken. Und ſo wie er immer vorhanden ſeyn mag, muß er uns theurer ſeyn, als alles, was aus den beſten Zeiten der Griechen und Römer auf uns gekommen iſt, weil er für uns die meiſten Belehrungen enthält. Unſtreitig erſchienen ſeine Werke erſt nach ſeinem Tode, wenn gleich Plinius der Jüngere und Quintilian mit dem Inhalt derſelben ſchon bei ſeinen Lebzeiten bekannt geweſen zu ſeyn ſcheinen. Wie hätte er ſonſt dem Schickſal des Pätus Thraſea und des Helvidius Priskus entgehen wollen? denn daß er zuletzt unter einem Imperator lebte, welcher ſich genöthigt ſah, zu regieren, weil das Herrſchen ſich immer blutig endigte, würde ihn ſchwerlich gerettet haben. *) Kurz Tazitus iſt von allen römiſchen Schriftſtellern ſeit den Zeiten des Auguſtus der Einzige, von welchem ſich annehmen läßt, daß er den reinen Antrieb der Griechen und Römer früherer

---

*) Wenn es wahr iſt, daß der Imperator M. Claudius Tacitus, ein Enkel dieſes Schriftſtellers, ſeine Werke Jahr aus Jahr ein abſchreiben ließ; ſo leitete ihn dabei unſtreitig eben die Eitelkeit, welche einen deutſchen Kaiſer bewog, als Großherzog von Toskana die Werke der Macchiavelli unter ſeinen Augen zu Florenz abdrucken zu laſſen, den er zuverläſſig wenigſtens auf die Feſtung geſchickt haben würde, wenn er unter ſeinen Augen geſchrieben hätte.

Zeiten gehabt habe, und zugleich ein Beweis, daß es nur auf den Grad von Energie ankommt, der einen Schriftſteller eigen iſt, um noch jetzt, wiewol unter noch weit nachtheiligeren Umſtänden, ähnliche Werke zu liefern.

Die zerſtöhrende Kraft der Macht iſt hinlänglich erwieſen. Nach einem Zeitraume von ungefähr dreihundert Jahren hatte ſie in Rom die Einſicht und Tugend bis auf die letzten Keime vernichtet. Nichts hatte ſie übrig gelaſſen, als die Dokumente derſelben. Dieſe zu zerſtöhren lag nicht außer ihrem Willen, ſondern außer ihrer Sphäre. In ihnen lebten die Keime der Tugend und Einſicht fort, bis ſie der ſtille Fluß der Zeit allmählig entwickelte. Man las, ohne zu verſtehen; aber man las fort, bis man nach und nach dahin kam, verſtehen zu lernen.

Als endlich in Italien eine neue Morgenröthe der Litteratur anbrach, waren vermöge der Anarchie, welche damals durch ganz Europa herrſchte, die Umſtände den ſchönen (Rede) Künſten eben ſo günſtig, als in den Zeiten der Griechen, vermöge der Freiheit. Die Leidenſchaften waren entzündet, durch ſie die Rezeptivität für Geiſteskultur entſchieden, und die Fürſten noch zu ſehr Barbaren, um beurtheilen zu können, in wiefern das neue Licht ihnen vortheilhaft oder ſchädlich werden würde. Die Köpfe arbeiteten nur für ſich, und Ruhmliebe war die einzige Leidenſchaft, welche ſie in Bewegung ſetzte. Was ſie hervorbrachte, liegt in den Werken des Dante, Petrarka und Bocaccio am Tage. Alle dieſe drei Schriftſteller ſind ſich darin gleich, daß ihre Werke der lebendigſte Ausdruck eines energiſchen Geiſtes ſind. Was ihnen an Eleganz abgeht, kommt weniger auf ihre Rechnung, als auf die ihrer Zeiten. Die göttliche Komödie des erſteren iſt, trotz alles ſcholaſtiſchen

Unſinns den ſie enthält, in einzelnen Theilen, und vorzüglich in derjenigen Abtheilung welche die Hölle betitelt iſt, ein überſchwänglich kräftiges Gedicht. Die Kanzonis und Triumphe des zweiten athmen Freiheit und Stärke. Die Erzählungen des letzteren tragen überall das Gepräge einer freiwirkenden Seele, welche ſich in Fantaſien verliert, nachdem ſie lange vergeblich einen beſſeren Wirkungskreis geſucht hat. Merkwürdig an allen dreien iſt, daß ſie ganz durch ſich ſelbſt beſtanden, und trotz der ungeheuren Hinderniſſe, welche ſie theils in der Sprache, theils in ihrem bürgerlichen Verhältniſſe vorfanden, den Grund zu einer neuen Litteratur legten, welche von ihren Nachfolgern nur ausgeputzt, aber nicht veredelt werden konnte *).

Als nach ihrer Zeit die Buchdruckerkunſt erfunden wurde, gewannen die Wiſſenſchaften mit einemmal eine andere Geſtalt. Anfangs begnügte man ſich, ſie zur Vervielfältigung der Werke der Alten zu gebrauchen; aber als man hierauf anfing auch die Werke der Neueren zu vervielfältigen, und ſich während der Zeit zu neuen Geiſtesprodukten erhob; ſo konnte es nicht fehlen, daß von dieſem Augenblick an das Göttlichſte, was je der menſchliche Geiſt hervorgebracht hat, zu einem Gewerbe herabſank. Wäre es möglich geweſen, die ganze Reihe der Folgen, welche dieſe Entdeckung haben würde, gleich bei ihrem erſten Beginnen zu überſehen; ſo hätte man ſie nothwendig als die Eingebung eines feindſeligen Dämons verfluchen müſſen; aber dies konnte man nicht, ob man gleich

---

*) Man hat geſagt, Petrarka wenigſtens ſei von dem König Robert beſchützt worden; aber Robert von Neapel war mehr ein Freund und Kamerad, als ein Mäcenas der edlen Barden. Er zog ihn an ſich, weil er ſelbſt Verſe machte — Gott weiß, welche.

das Eine und das Andere davon ahnete. Die Gewinnſucht bemächtigte ſich der Entdeckung auf der Stelle. Es entſtanden Buchläden, gegen welche die der Soſier und ihrer Nachfolger in den Hallen des Janustempels elende Schoppen ſeyn mußten *). Die Buchhändler ſelbſt bemächtigten ſich bald derjenigen Schriftſteller, von welchen ſich erwarten ließ, daß ſie fernerhin Werke liefern würden, welche ihre Verleger bereichern konnten. Um Geld zu gewinnen, fing man an, das Koſtbarſte zu bezahlen; und ob ſich gleich vorherſehen ließ, daß man eben dadurch die Miene vergiftete, ſo war dennoch zu berechnen, daß dies für den Handel ſelbſt von keinem nachtheiligen Erfolg ſeyn konnte, und ihn vielmehr noch heben mußte.

Zu den beiden Antrieben zum Schreiben, welche wir bisher kennen gelernt haben, geſellte ſich alſo ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt ein dritter: der **pekuniäre Eigennutz**. Sein Einfluß auf die Litteratur iſt eben ſo unverkennbar, als der Einfluß der Ruhmliebe und der Furcht vor der Macht. In ſo fern er als ein Theil der Habſucht angeſehen werden kann, muß er nothwendig eben die Wirkungen hervorbringen, welcher dieſer zu allen Zeiten eigen geweſen ſind; und da ſie, wie wir oben in dem Beiſpiel der Römer geſehen haben, nur in der Zerſtöhrung ihre Zwecke erreichen kann, ſo muß auch der pekuniare Eigennutz als Impuls zur Schriftſtellerei, nothwendig die Wiſſenſchaften ſelbſt zerſtöhren, indem er alles verwirrt, verkehrt, verfälſcht und unkenntlich macht.

---

*) Z. B. Die des Sander zu Lion, des Sebaſtian Greif ebendaſelbſt, und des Zenare zu Venedig.

Angeben, auf welche Weiſe er von dem erſten Augenblick ſeines Beginnens an auf die geſammten Litteraturen des kultivirten Europa eingewirkt hat, und noch immer fortwirkt, geht vielleicht über alle menſchliche Kräfte. Nur im Großen läßt ſich dies beſtimmen. — Welches Reſultat auch für die Kultur meines Vaterlandes daraus folgen möge; ſo ſehe ich mich doch genöthigt, als Grundregel feſtzuſetzen: **daß die ſchlechteſte Litteratur da angetroffen werden muß, wo der Buchhandel am meiſten blüht.** Die Urſach dieſer Erſcheinung iſt ſehr einfach: die Seele alles Handels iſt ein lebhafter Geldumtrieb. Soll ein ſolcher Geldumtrieb durch den Buchhandel befördert werden; ſo iſt Vielſchreiberei das erſte Mittel zum Zweck. Vielſchreiberei aber kann nur da ſtatt finden, wo man die geiſtige Thätigkeit mit den phyſiſchen Bedürfniſſen des Menſchen in Verbindung ſetzt, indem man die Befriedigung der letzteren von der Wirkſamkeit der erſteren abhängig macht, und dieſe nicht nur bezahlt, ſondern ſogar ſchlecht bezahlt. Die Leſer ſind leicht gewonnen, ſobald einmal durch die Organiſazion der ganzen Geſellſchaft ſehr viel Muße entſtanden iſt. Erſtlich müſſen ſie vorlieb nehmen: und zweitens hat es mit der Langeweile eben die Bewandniß wie mit dem Hunger, welcher durch leichte Nahrung mehr gereizt als geſtillt wird. Wo alſo die Buchhändler leicht reich werden, und die Autoren durch ihre Schreibereien — ſo viel gewinnen, daß ſie, bei mäßigen Wünſchen, ihre dringendſten Bedürfniſſe ohne große Anſtrengung des Kopfs befriedigen können, da iſt eine ſchlechte Litteratur durchaus nothwendig.

Es wird dadurch indeſſen nicht behauptet, daß in einem ſolchen Lande keine gute Bücher erſcheinen können; warum ſollte dies nicht der Fall ſeyn, da ein Inzentiv un-

möglich

möglich für alle gleiche Kraft haben kann? Es wird bloß behauptet, daß die Pluralität der Bücher ſchlecht ſeyn müſſe. Dies Uebel wird noch ärger, wenn ſich die Macht in das Spiel miſcht, und durch ſtrenge Zenſuredikte und eine ſtrenge Ausübung derſelben dem produktiven Geiſt Feſſeln anlegt, indem ſie für ihr Daſeyn beſorgt iſt, und, unter dem ſpeziöſen Vorwand der öffentlichen Ruhe, daſſelbe ſichert und befeſtigt. Der Reiz, welchen ſie den Geiſtern giebt, iſt das Einzige, was eine gänzliche Lethargie verhütet.

Deutſchland iſt ſtolz auf ſeinen Buchhandel. Allerdings iſt die Organiſazion deſſelben vollkommner, als in jedem anderen europäiſchen Lande; ob er aber das leiſtet was er leiſten ſollte, iſt eine andere Frage. Man durchblättere nur einen Meßkatalogus, und man wird ſich auf der Stelle überzeugen, daß der vollkommne Buchhandel die Kultur der Deutſchen durchaus nicht befördert. Was findet man? Ueberſetzungen alter und neuer Geiſtesprodukte aus allen Zweigen des menſchlichen Wiſſens, Kompilazionen aller Art, abentheuerliche Romane mit ſeltſamen Titeln, um eine, wer weiß wie oft betrogene Neugierde zu reizen u. ſ. w.; ſelten, ſehr ſelten ein ſolides Buch. In der That, der Betrug iſt nirgends allgemeiner, als in der ſogenannten gelehrten Republik, und in keinem Lande ſo groß, als in Deutſchland. Wenn die ſechstauſend Bücher, welche Jahr aus Jahr ein in Deutſchland erſcheinen, wahren Gehalt haben ſollten; ſo müßte die produktive Kraft des deutſchen Geiſtes unendlich größer ſeyn, als ſie bei dem allergeiſtreichſten Volke, das jemals die Erde getragen hat, geweſen iſt. Dies kann aber durchaus nicht der Fall ſeyn, weil diejenige Art von Verfaſſung, die den Geiſt allein weckt, in Deutſchland gänzlich fehlt. Man hat — vielleicht indem man dies anerkannte — den Deutſchen das Kompliment gemacht, daß ſie, ſo wie die Bienen den Honig aus allen Blumen, ſo den Geiſt aus allen Litteratur zuſammentragen und zum Anbau der ihrigen benutzen; aber man hat dabei vergeſſen, daß in geiſtigen Dingen der höchſte Fleiß die größte Faulheit iſt, und daß man durch dergleichen Komplimente die geiſtige Impotenz der Deutſchen gerade an den Pranger ſtellt. Der Engländer, der Spanier, der Italiäner ſammlen nicht; aber ſteht es deswegen ſchlechter um ihre Litteratur? Sie erhalten freilich nicht mit jeder Meſſe einen Zuwachs von 3000 Bänden; aber dadurch gewinnt die Litteratur nicht. Ein Hand voll Gold iſt zuletzt eben ſo viel Werth, als ein ganzes Waarenlager von Kupfer oder noch ſchlechterem Metall. Der guten Bücher brauchen, um es noch einmal zu wiederholen, nur wenige zu ſeyn. Zwei Schriftſteller von Dante's Geiſt können, wenn ſie durch ein Jahrhundert von einander getrennt ſind, ſo daß man die nothwendigen Unvollkommenheiten des erſteren in dem zweiten nicht wiederfindet, eine ganze Nazion von dem erſten bis zum letzten Augenblick ihrer Kultur beſchäftigen, und die wahre Kultur muß dabei gewinnen. Freilich werden ſich in einem ſolchen Lande die Buchhändler keine Equipage und kein Weinlager und keine Maitreſſen halten können; aber dies verſchlägt glücklicherweiſe der Kultur nicht das Mindeſte.

Man hat behauptet, daß die höchſte Vervollkommnung der Strategie in ihrem ganzen Umfange allen Kriegen nothwendig ein Ende machen müſſe. Der Satz ſcheint richtig; ſelbſt die Erfahrung verbürgt ſeine Wahrheit, weil wir überall ſehen, daß das größere Uebel das kleinere verdrängt. Auf eine ähnliche Art ließe ſich behaupten, daß die Vervollkommn nung des Buchhandels nach und nach alle Kultur vernichten müſſe. Es wäre auffallend, wenn wir dieſer Vernichtung näher wären, als wir es uns träumen laſſen. —

Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt wenigſtens ſo viel erwieſen, daß das pekuniäre Intereſſe als Inzentiv von allen das ſchlechteſte iſt, und daß es in Verbindung mit der Furcht vor der Macht alle befruchtende Kraft vollens verliert. Wenige denken hierüber; aber alle, welche ein beſonderes Intereſſe nicht beſtochen hat, verachten aus einer Art von Inſtinkt denjenigen Schriftſteller, von welchem ſie wiſſen, daß er bei ſeinem Werke außer dem Broderwerb nach Gunſt oder dergleichen etwas beabſichtigte; und da dies in Deutſchland ſo ſehr überhand genommen hat, ſo giebt es auch ſchwerlich in ganz Europa ein Land, wo die Schriftſteller in Maſſe mehr verachtet würden. Es iſt ein ſehr natürliches Phänomen, daß man ſich vorzüglich zu denjenigen Geiſteswerken drängt, von welchen man weiß, daß ſie mit einer gewiſſen Keckheit niedergeſchrieben ſind; nicht, wie man wohl glauben möchte, weil man die Keckheit liebt; denn dies iſt gewiß bei den Wenigſten der Fall; ſondern weil man ſie als Impuls ehrt. Darum werden kühne Schriftſteller zugleich geleſen, geſtraft und geachtet; feige hingegen nicht geleſen und — verhöhnt.

Alle dieſe Ideen würden mir, in ſofern ſie mein Vaterland betreffen, zum Vorwurf gereichen, wenn der Patriotismus die Idee eines möglichen Beſſeren nothwendig ausſchlöſſe. Da dies aber nie von ihm hat behauptet werden können, ſo ſehe ich ihrer Wirkung ruhig entgegen.

Auch iſt der herrſchende Antrieb nur dann der allgemeine, wenn er die übrigen nothwendig ausſchließt. Dies war, wie wir geſehen haben, bei den Griechen der Fall, wo es keine

Fürſten und keinen Buchhandel gab, und folglich die Ruhmliebe ganz rein wirken mußte. Gegenwärtig ſchließen pekuniärer Eigennutz und Fürſtenfurcht die Ruhmliebe nicht aus; und da wo ſie wirkt, wird ſie gerade ſo wirken, wie bei den Griechen, nur verſetzt und eben deswegen ſchwächer. Eine ganze Nazion nimmt den Impuls von der Verfaſſung an, in welcher ſie lebt; der einzelne Menſch hingegen von den Umſtänden, in welchen er ſich befindet. Je mehr das Individuum über Brodſorgen erhaben, und durch Stand oder Reichthum unabhängig iſt; deſto mehr kann es dem edelſten aller Antriebe Raum geben. Nach dieſem Grundſatz müſſen die beſten Schriftſteller jedesmal und allenthalben unter den Adlichen einer Nation anzutreffen ſeyn. Dies beſtätigt auch die Erfahrung in Hinſicht auf die engliſche, franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Litteratur. In Deutſchland iſt es nicht der Fall. Der Grund iſt einleuchtend, und braucht eben deswegen nicht angeführt zu werden.

Was vortheilhafte Umſtände in der Regel wirken, das wirkt Energie des Charakters außer derſelben, indem ſie als Folge einer beſſeren Erziehung die ſchlechteren Impulſe durchaus von ſich weiſet, und nur die edleren in ſich aufnimmt. Von einer ſolchen Energie des Karakters muß Adam Smith ſeyn. Sein lehrreiches Werk über den Nazionalreichthum war gewiß das Produkt eines ſehr mühſamen Fleißes, eines langen Nachdenkens, und ſehr verwickelter Combinationen. Als er es nach vielen Jahren zu Stande gebracht hatte, ging er mit ſeinem voluminöſen Manuſkript zu einem Londoner Buchhändler. „Ich verlange dafür kein Honorar," ſagte er; „ich kann auch nicht verſprechen, daß dies Werk gleich in den erſten Jahren einen ſtarken Abſatz finden werde; aber finden wird es ihn über lang oder kurz.“ Der Buchhändler befaßte ſich ungern damit. Indeſſen ließ er es drucken. Der Abſatz war gering, bis Maſter Fox im Parliamente ſagte: Es ſey eine Schande; daß ein Werk wie das Smithſche, worauf die Nation alle Urſach hätte, ſtolz zu ſeyn, ſo wenig bekannt wäre. Nach einigen Wochen war die Auflage vergriffen. Eine neue, welche ſogleich veranſtaltet wurde, war es wenig Monate nach ihrer Erſcheinung. Hierauf wurde eine von 10,000 Exemplaren gemacht; aber es iſt ſeitdem von neuem aufgelegt worden. — Warum kann ſich ſo etwas nur in England ereignen? und trotz der Unvollkommenheit des engliſchen Buchhandels, wo jeder Buchhändler durch ſein Intereſſe ein offenbarer Feind des andern iſt? —

Es kann Fälle geben, wo die erwähnten drei Inzentive zugleich auf die Seele des Schriftſtellers gewirkt haben — wie wird alsdann das Werk beſchaffen ſeyn? Im Allgemeinen läßt ſich feſtſetzen, daß die pars divina eines ſolchen Werks nicht größer ſeyn kann, als es die pars terrestris erlaubt; aber beſſer wird es immer ſeyn, als jedes andere, das ſeine Entſtehung bloß den Einwirkungen der ſchlechteren Impulſe verdankt. Auf dieſem Wege wäre es nicht unmöglich, einen Maaßſtab für die beſten Werke unſerer Litteratur zu finden, unter denen, ſo viel ich weiß, kein einziges vorhanden iſt, bei welchem der pekuniäre Gewinn nicht eben ſo ſehr berechnet worden ſey, als die Wirkung, welche es höhern Orts machen würde. Es kann indeß wohl ſeyn, daß ich der Großmuth und Hochherzigkeit des einen oder des anderen Schriftſtellers Unrecht thue. Vorzüglich kann man annehmen, daß alle angehende Dichter von dem pekuniären Eigennutz frei ſind.

Folgende Symptome können den jungen Schriftſteller über die Natur des Antriebes belehren, welcher ihn leitet:

Wenn er bei der Lektüre der erhabenſten Stellen der erhabenſten Schriftſteller aller Zeiten nichts Anderes in ſich wahrnimmt, als Bewegung und Vergnügen; ſo gehört er zu den Vielen, welche nicht ſtumpfſinnig ſind, und wird als Schriftſteller in dem orbis patulus bleiben.

Kommt Bewunderung hinzu; ſo kann er ſich mit Recht für etwas mehr halten; wiewol er immer unter dem Schriftſteller, welchen er in Händen hat, und unter den Sachen, welche er lieſet, bleiben wird.

Wenn er aber an der Stelle der bloßen Bewunderung in ſeinem Herzen einen gewiſſen edlen Unwillen entdeckt, der, ohne die Ausgeburt des Neides zu ſeyn, noch etwas mehr bezeichnet, als bloße Emulazion; ſo werfe er das Buch bei Seite, und ſchreibe ohne nachzuahmen, weil er gewiß ſeyn kann, ein großer Schriftſteller zu werden, und ſelbſt Nachahmer zu finden. Dieſer edle Unwillen kann nur aus einem ſtillen, aber lebhaften Gefühl eigner Kräfte entſtehn, welches bei einem Zuge von Erhabenheit ſich aus den innerſten Tiefen der Seele, wie aus einem Kerker, befreit. Es iſt das himmliſche Fieber des Genies, welches allein das wahre Schöne und Große hervorbringen kann. Dies war der Unwille, der in den Adern des Alexander kochte, wenn er nur den Namen des Achilles nennen hörte; der den Themiſtokles beſeelte, wenn er die Tropäen des Miltiades ſah; der in Zäſars Buſen ſprudelte, ſo oft vom Alexander die Rede war, und den Zizero begeiſterte, wenn er den Demoſthenes las. Und man frage unſern Klopſtock, ob er ihn nicht bei der Lektüre des verlornen Paradieſes empfand? Dieſen Unwillen aber wird man nur bei denjenigen antreffen, welche einen Begriff von einem ewigen Ruhm haben, d. h. von einem Ruhm, der durch keinen Raum und keine Zeit beſchränkt iſt.

Alle, welche eines ſolchen Begriffs unfähig ſind — dieſe Unfähigkeit iſt aber nur bedingt, nicht nothwendig — legen es höchſtens auf eine gewiſſe Reputation an, und ihr Verfahren iſt hinlänglich beſtimmt. Sie leſen, lernen Sprachen, finden in allen Litteraturen gleich viel Stoff zum Vergnügen, benutzen alle, um ſich einen Schatz zu erwerben, verſuchen ſich in allen Gattungen, machen in allen Anſprüche, ohne in irgend einer beſonders hervorzuſtechen, und bringen es durch dies Alles höchſtens dahin, wie Planeten im erborgten Glanz zu ſchimmern; und indem ſie ſich einbilden, daß ihre angewandte unſägliche Mühe den Leſern eben ſo viel Nutzen, als Vergnügen gewähren werde; ſo ſind ſie in der Regel weit ſtolzer und empfindlicher, als der wahrhaft große Schriftſteller.

Es kann hier nicht am unrechten Ort ſeyn, den Hauptunterſchied feſtzuſetzen, welcher bei beiden ſtatt findet. Es iſt folgender: Der wahrhaft große Schriftſteller ſchätzt ſich, ohne — es ſelbſt gewahr zu werden, und weit mehr in den Augenblicken der Kompoſition als hinterher, wenn er das Geſchriebene unterſucht, oder mit ſeinen Freunden beſpricht. Der nicht-große hingegen zeigt nur Anderen immer eine hohe Idee von ſich, und ſucht ſich dadurch zu dem Glauben zu zwingen, als habe er ſie wirklich.

Der Ruf, in welchem beide zu ihren Lebzeiten ſtehen, entſcheidet entweder gar nichts, oder entſcheidet nur zum Vortheil des letzteren; denn, da der größte Theil der Leſer entweder ganz ohne Antrieb iſt, oder, wie der größte Theil der Schriftſteller, vorzüglich der neueren, von einem künſtlichen geleitet wird; ſo muß der größte Ruf nothwendig auf Seiten desjenigen ſeyn, der am leichteſten verſtanden wird, und die Seichtigkeit oder Mittelmäßigkeit der Leſer am wenigſten beleidigt. Hätte ich es mir nicht zum Geſetz gemacht, keinen unſerer lebenden Schriftſteller bei Nahmen zu nennen; ſo könnt' ich hier das Beiſpiel zweier Romanenſchreiber anführen, deren Ruf aus keinem andern Grunde ſo ungleich und für ihre Verleger von ſo entgegengeſetzter Wirkung iſt, als weil der eine verſtanden und der andere — wenigſtens zur Zeit — nicht verſtanden wird. Es kommt noch dazu, daß es gewiſſe Wahrheiten giebt, welche der größte Theil der Leſer ſehr ungern vernimmt. Sagt dieſe ein großer, d. h. von edlen Antrieben geleiteter Schriftſteller, ſo ſagt er ſie in der Regel ohne alle Schonung. Sagt ſie hingegen ein nichtgroßer, von ſeinem künſtlichen Antrieb mehr gedrückter als bewegter Schriftſteller, ſo wird er ſie blos andeuten, im Schatten halten, unter tauſend Schlangenwindungen halb ſagen, und durch tauſend Unwahrheiten wieder zurücknehmen, und dadurch weit mehr gefallen. Man ſieht lieber einen Seiltänzer als einen Rieſen.

Hieraus folgt, daß jedes Geſchmacksurtheil, welches ſich über die Form erhebt, durch den jedesmaligen Grad der moraliſchen Kraft beſtimmt wird, und daß es alſo ſchwerlich ein vollkommenes Geſchmacksurtheil dieſer Art giebt Die beſten werden immer von denjenigen gefällt werden, welche ſich durch ihre moraliſche Kraft am meiſten erheben; aber ein ganz zuverläſſiges kann es zur Zeit noch nicht geben; aus keinem andern Grunde, als weil das Summum noch nicht gefunden iſt. Bis jetzt liegt es in den Werken der Griechen verborgen; aber wird dies immer der Fall ſeyn? Wird es niemals eine Nazion geben, welche ſich über die Griechen erhebt? — Wo und wann

und

und wie? läßt ſich nicht ſagen; aber die Möglichkeit iſt durch das nitimur in vetitum nefas entſchieden — wenigſtens für Europa. Zu Ludwigs des Vierzehnten Zeiten war Alles von den Trauerſpielen des Razine bezaubert. Ob er die Griechen übertroffen habe, war für den größten Theil ſeiner Leſer und Zuſchauer gar keine Frage. Jetzt fängt man an einzuſehen, daß er die erhabenſten Züge griechiſcher Energie in verliebte Züge einer abgemergelten Liebe verwandelte, und da amüſirte, wo er in der Tugend und Wahrheit unterrichten ſollte. Die Bezauberung iſt verſchwunden, und wird niemals wiederkehren. Eleganz zu lernen werden ſeine Tragödien noch fernerhin gebraucht werden; aber zu keinem andern Zweck.

Aus allen dieſen Bemerkungen zuſammengenommen folgt — eine ſehr einfache, aber vielleicht nicht unwichtige Wahrheit: daß Genie nichts und Impuls alles iſt; daß es ſich höchſtens zum Impuls wie Wirkung zur Urſache verhält, und daß wir folglich, um Griechen zu werden, nicht die Natur, ſondern blos unſere Verfaſſungen anzuklagen haben, welche dieſen Impuls nicht geſtatten. Die Natur hat für alle Menſchen gleich viel gethan; aber das Schickſal hat nicht allen gleich ſehr gelächelt.

Es wäre ein Leichtes geweſen, allen dieſen Bemerkungen eine noch größere Ausdehnung zu geben; aber ihre Wahrheit würde ſchwerlich dadurch gewonnen haben. Einer meiner Freunde, den ich während der Arbeit mit dem Inhalt des erſten Bogens bekannt machte, meinte, dies müßte ein Werk von zwei Bänden werden. Mein Stoff würde ſich leicht in noch mehrere haben ausſpinnen laſſen; aber dann hätte ich, bei der gegenwärtigen Beſchaffenheit der Leſer, höchſtens darauf rechnen können, daß mein voluminöſes Werk würde gekauft werden.

Buchholz.

V.

Theater.

Berlin.

Unſere Nationalbühne hat an Herrn *Gern*, der von Mannheim hierher gekommen iſt, ein neues Mitglied erhalten, einen Künſtler, welcher unter unſere vorzüglichſten zu rechnen iſt. Er iſt als Baßſänger für die Oper engagirt. Das Publikum kannte ſeine Verdienſte ſchon durch die Gaſtrollen, welche er im vergangenen Jahre hier ſpielte, und freute ſich daher ſchon im voraus auf ſeine Erſcheinung. Seine Stimme hat bei einem großen Umfange eine Stärke und Tiefe, wie man ſie ſelten findet, und ſein Vortrag iſt ſo geſchmackvoll als richtig. Was ſeinen Werth als Künſtler erhöht, iſt — was man bei Sängern ſo ſelten trift — eine richtige ausdruckvolle Mimik. Ueberhaupt weiß er die verſchiedenen Charaktere richtig aufzufaſſen und darzuſtellen.

Die Nympſe der Donau — auf andern Bühnen das Donau-Weibchen genannt — wird hier noch immer bei vollem Hauſe gegeben. Der Geſchmack am *Romantiſchen* und *Märchenhaften*, welchen die Kritik von ſeinem urſprünglichen Boden — aus Romanen und Rittergeſchichten — verdrängt hat, ſcheint auf der Bühne von neuem aufblühen zu wollen. Wirklich ſcheint der Wechſel der Sache ſehr angemeſſen. In einem Buche durch Märchen zu unterhalten, gelingt ſelbſt einem Wieland nicht immer, aber auf der Bühne wird durch das *Anſchaun* die Phantaſie ſo ſchnell und ſo ſtark aufgeregt, daß ſelbſt die Geſchmackloſigkeiten eines Schikaneder und Conſorten nicht ſo gleich zurückſchrecken.

Freilich erfordert das Romantiſche und Wunderbare eine zartere und geſchmackvollere Behandlung auf der Bühne, als in dem Donauweibchen, den neuen Arkadiern, der Zauberflöte u. ſ. w. der Fall iſt, um den gebildeteren Theil des Publikums eine ungeſtörte Unterhaltung zu gewähren; aber demungeachtet werden dieſe Spiele, weil ſie bloß auf die Phantaſie berechnet ſind, ſich auf jeder Bühne eine Zeitlang halten. Die Nymphe der Donau würde noch mehr gefallen, wenn der Dialog hie und da abgekürzt würde, und die Muſik nicht ſo unter aller Kritik ſchlecht wäre.

Im 5ten Stück unſerer Zeitſchrift: Theater-Artikel, Hamburg, wird S. 475. auf Treu und Glauben eines Correſpondenten geſagt:

> „daß die Direktion beim Magiſtrat über den Vorfall am 20ſten klagen wollte, aber mit der Antwort abgewieſen iſt: Es ſey der ganze Streit eine Geſchmacksſache, worin der Magiſtrat ſich nicht miſche."

Zuverläſſigere Nachrichten verſichern uns, daß dies eine offenbare Lüge iſt, „vielmehr war der Fall gerade umgekehrt, denn eine hohe Obrigkeit hat, ohne die Klage der Direktion abzuwarten, beſagten Tumult, der nur von Comtoirdienern und reichen Müßiggängern erregt war, ſtrenge unterſucht, und die Folge davon war, daß der Anführer oder Sprecher, der Lärmmacher Namens *Schüler*, zu achttägigem Gefängniß bei Waſſer und Brod, ein zweiter aber, deſſen Nahme aus Hochachtung gegen ſeinen Vater hier nicht genannt wird, zu einer Geldſtrafe von 150 Mark verurtheilt wurde." Hierbei wird den Leſern unſerer Zeitſchrift die kleine Piece: *Unterſuchung der Beſchuldigungen gegen die Direktion des hieſigen deutſchen Theaters, allen Unparteiiſchen gewidmet, von einem Unparteiiſchen*; empfohlen.

Feßler.

VI.

Politiſche Zeitgeſchichte*).

Miniſterialveränderungen.

Daß wirklich der Zeitpunkt gekommen war, wo **Oeſtreich** es rathſam fand, mit der franzöſiſchen Republik einen Frieden zu ſchließen, welcher den Wünſchen derſelben entſprach, damit hingen nicht blos in Wien, ſondern auch an andern Höfen, Miniſterialveränderungen zuſammen. Für das Haus des Königs von Spanien hatte die franzöſiſche Republik bei den Friedensunterhandlungen ſo eifrig geſorgt, daß ihr Wort, ſchon längſt ſo mächtig bei der ſpaniſchen Regierung, von nun an allmächtig zu ſeyn ſcheinet. Kurz nach der Ankunft des Bruders vom Oberkonſul, des franzöſiſchen Botſchafters Lucien Bonaparte, zu Madrid, erfolgte daſelbſt eine wichtige Veränderung in den höchſten Regionen der Staatsverwaltung. Der Staatsminiſter, Ritter von Urquijo, ward entfernt, und der Herr von Cevallos trat an ſeine Stelle.

Noch durchgreifender war die große Miniſterialveränderung, welche am ſechsten Tage des neuen Jahrhunderts in

---

*) Der Verfaſſer dieſer Aufſätze wird hinfort die politiſche Zeitgeſchichte nicht nach Monaten eintheilen, ſondern eine bedeutende politiſche Begebenheit unſrer Tage ſo lange verfolgen, als die Nachrichten in dem Augenblicke, da er ſchreibt, hinreichen.

Portugal vollendet wurde. An die Spitze aller Geſchäfte trat der Herzog von Lafoens. In einem Lande, welches nicht zu denen gehört, die ein freier Geiſt und das Licht der Wiſſenſchaft und Kunſt beſeeligt, iſt es ein günſtiges Zeichen, wenn ſich ein junger Mann nach den Gegenden der Kultur ſehnet. An dem Herzog von Lafoens glaubt man die herrlichſten Früchte ſeiner Reiſen in dem berühmteſten Provinzen Europas zu erblicken. Seine politiſchen Talente werden bewundert, und der aufgeklärtere Theil der portugieſiſchen Nation ſieht mit froher Hoffnung für dieſelben den weiteſten Spielraum eröffnet. Er iſt im eigentlichſten Sinn Premierminiſter, und umfaßt alle Zweige der Staatsverwaltung. Dieſe allgemeine Aufſicht eines hellen Kopfes iſt vielleicht um ſo mehr Bedürfniß, je weniger die Vermuthung dafür ſpricht, daß die ſämmtlichen übrigen Miniſter ihre Geſchäfte mit beſonderer Liebe betreiben werden; es müßte denn ſeyn, daß die Miniſter welche ihre Departements jetzt gegen einander haben verwechſeln müſſen, vorher nicht auf dem Poſten ſich befanden, welcher ſich beſonders für ihre Fähigkeiten und Neigungen ſchickte. Auffallend bleibt es wenigſtens immer, wenn der Ritter Pinto, der bisher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges war, plötzlich zum Miniſter des Innern und der Angelegenheiten des Hauſes Braganza, und der bisherige Miniſter der Marine, Ritter de Souza Cotinho, zum Miniſter der Finanzen gemacht wird.

Es läßt ſich freilich nicht einſehn, wie dieſe Miniſterial-Veränderung in Portugal unmittelbar mit dem Friedensunterhandlungen zu Luneville zuſammenhing, indeſſen ſchöpfte man auch aus ihr Hoffnung für einen allgemeinern Fri[illegible] und inſofern mochte ſie mit der Wendung, welche das [illegible] hältniß zwiſchen Oeſtreich und der franzöſiſchen Republik genommen hatte, im Zuſammenhang ſeyn, als alle diplomatiſche Partheien, welche leidenſchaftliche Gegner dieſer letzten geweſen waren, dadurch einen Stoß erhielten.

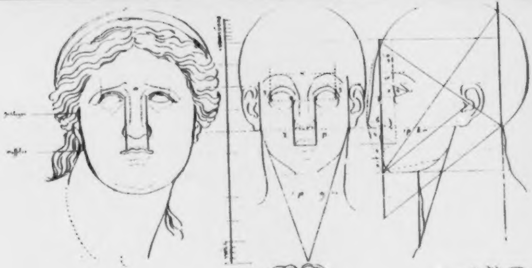
Wer möchte entſcheiden, ob ein ſolcher Einfluß der öſtreich-franzöſiſchen Friedensverhandlungen ſich auch auf die Veränderung äußerte, die im brittiſchen Miniſterium vorging? Wenigſtens wäre dieſelbe gewiß viel weſentlicher geweſen, wenn jener Einfluß eine beſondre Kraft in Großbritannien gewonnen hätte.

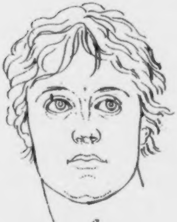
Verſchiedene Meinungen über die Verfügungen in Hinſicht auf Irland und das politiſche Verhältniß, in welchem bei den gegenwärtigen verhängnißſchwangern Zeiten die deutſchen Staaten des Königs von England gegen das Intereſſe von dieſem ſtehen, ſcheinen zwiſchen Pitt und ſeinen Freunden auf der einen und dem Hofe auf der andern Seite einige Spannungen bewirkt zu haben, ſo daß mehrere der bisherigen Miniſter glaubten nicht auf ihren Poſten bleiben zu können. Vielleicht beſtimmte ſie zu einem ſolchen Entſchluſſe mit der Gedanke, daß es durch Oeſtreichs Lage gegen die franzöſiſche Republik nun zum Theil offenbar wurde, wie wenig ſie Hoffnung hatten, ihr Syſtem gegen dieſe zur vollendeten Ausführung zu bringen. Auf jeden Fall aber iſt ſo viel deutlich, daß Pitt und ſeine Freunde, wenn ſie auch glaubten, ihre Perſon in den Hintergrund ziehen zu müſſen, durchaus nicht die Herrſchaft ihrer Grundſätze aufgeben wollten. Sie ſorgten dafür, daß dieſelbe durch die Wahl ihrer Nachfolger geſichert wurden. Pitt ſelbſt ſollte durch ſeinen Freund Addington erſetzt werden.

Kurz vor dieſer großen Beſtimmung hatte Addington's Ruhm im Unterhauſe ſeine vollſte Blüthe gewonnen. Bei Eröffnung des Parlements am 22ſten Januar vernahm man mehrere Stimmen über die gehaltvollen Eigenſchaften, welche ein Sprecher vorzüglich bei den gegenwärtigen verwickelten Angelegenheiten und Leidenſchaften beſitzen müſſe. Ungemeine Talente, hieß es, tiefe Kenntniſſe, und große parlementariſche Erfahrung wären zu jederzeit bei dem Sprecher unentbehrliches Erforderniß. Aber vorzüglich heiſche nur der Geiſt der Zeit von ihm Feſtigkeit des Charakters, verbunden mit einem milden Gemüthe, damit er die Partheiwuth durch ſein Beiſpiel mäßige. Sein Privatleben müßte ihm Liebe und Verehrung erwerben, und doch müßte er deſſelben, aller ſeiner Wünſche und Meinungen vergeſſen, ſo lange er auf dem Stuhl ſitze.

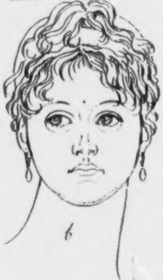
Als einen Mann, der alles dies in ſich vereinige, nannte man ohne Widerrede Addington, und dies war um ſo ruhmvoller für ihn, da man ihn die vielen Jahre hindurch, in welchen durch die franzöſiſche Revoluzion auch im engliſchen Parlament ein Geiſt neuer Art ſich aufgethan, in dem Amte eines Sprechers, das ihm mit immer ſteigendem Zutrauen ertheilt war, hinlänglich erprobt hatte. Aber kaum drei Wochen waren nach dieſem Tage ſeines Ruhmes verfloſſen, als die Reſignation Pitts und ſeiner Freunde im Miniſterium den Sprecher von ſeiner alten Ehrenſtelle abrief. Addington ward, ehe noch etwas offizielles von der Regierung über die Nachfolger der Miniſter, welche reſignirt hatten, bekannt gemacht war, ſchon von dem Publikum als Schatzkanzler, alſo der Nachfolger Pitt's genannt.

Ueber die Urſachen ſeiner Reſignation verbat ſich dieſer im Parlament alle Anfragen, weil er zur gehörigen Zeit ſchon darüber Aufſchluß geben werde Allein jeder Schritt ſeines Lebens ward bisher von ſeinen Gegnern im Parlament hart getadelt: ſeine auffallende Reſignation konnte nicht unbefehdet bleiben. Unbeſtimmte Aeußerungen hatte er fallen laſſen, daß der König ſeine Meinung nicht gebilligt hätte, als wäre darin die Urſache ſeiner freiwilligen Entfernung zu ſuchen. Dies iſt etwas mehr, ſagte Sheridan, als einen Schatten auf den königlichen Namen werfen: und Pitt entgegnete, daß er nicht reſignirt habe, um Haß gegen den Souverain zu erwecken, ſondern aus Gewiſſenspflicht. Doch war dieſer Streifzug nur eine leichte Fehde gegen ihn ſelbſt: die höchſte Erbitterung entſprang daher, daß ſich ſogleich zeigte, wie wenig mit Pitt und ſeinen Freunden ihr Syſtem reſignirt hatte, und dieſem mußte daher von neuem der Krieg auf das heftigſte erklärt werden.

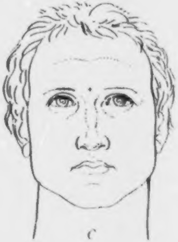




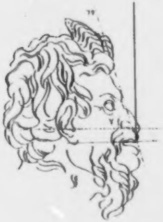
a

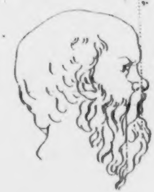


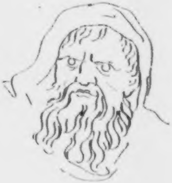
b

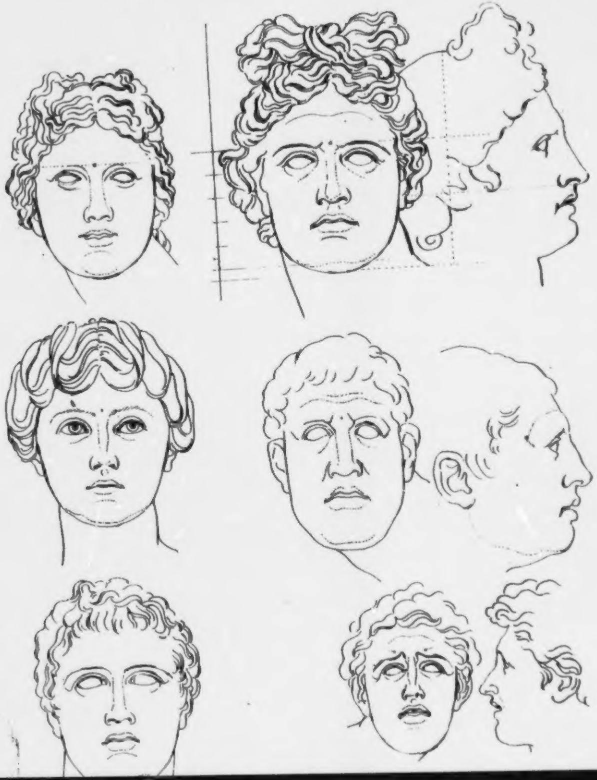


c









Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von
einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Dr. Ign. Feßler.

Omnibus aequa.

Jahrgang 1801.

Zweiter Band.
Julius bis December.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1801.

Inhalt
des
zweiten Bandes.

Julius.

I. Verſuch einer Theorie der Glückſeligkeit. Von C. J Rouſſeau. . . . . Seite 1
II. Maximen und Sentenzen. Von Herrn Profeſſor Tiedemann. . . . . — 7
III. Ueber den Muth. Von Herrn Profeſſor Buchholz. . . . . — 17
IV. Ueber das Fichteſche Staatsrecht. Von Herrn J. G. L. Hübner, Advokaten in Hildesheim. — 36
V. Ueber die Begründung des Eigenthums. Ein Fragment aus der Kritik der ſogenannten Rechtsphiloſophie. Von Herrn Friedrich Cramer aus Quedlinburg. . . . . . . — 45
VI. Verſuch eines Geſprächs zwiſchen einem Kriegsrath und einem Juſtiz-Aſſeſſor, über einen für die preußiſchen Staaten höchſt wichtigen Gegenſtand, von Herrn Prorect. u. Prof. Schummel. — 53

VII. Theater. Berlin. . . . . . Seite 70

VIII. Gedichte.

1) Das Ideal Von Hrn. C. G. H. Burbach. — 72

2) Abendgemählde von Frauendorf bei Stettin. Von Bl. . . . . — 74

IX Die Genialität. Ein Fragment. . . — 81

X. Politiſche Zeitgeſchichte. . . — 91

Auguſt.

I. Warum hängt das Alter feſter am Leben, als die Jugend? Von Herrn Profeſſor Tiedemann. — 97

II. Ueber die Brauchbarkeit der Gelehrten zu Staatsämtern. Von Herrn Profeſſor Buchholz. — 104

III. Ueber den Campeſchen Purismus. Von Herrn Saul Aſcher. . . . . . . — 122

IV. Vorleſung, beim Antritt des neunzehnten Jahrhunderts, in der Leſegeſellſchaft zu Schmiedeberg. Von Herrn Hofrath Fiſcher. . . — 141

V. Theater. Berlin. . . . . . — 158

VI. Bruchſtücke der Poeſie und Rhetorik des Oneida-Stammes in Penſylvanien. . . . — 161

VII. Politiſche Zeitgeſchichte. . . — 188

September.

I. Ueber Perfektibilität und Größe des Schauſpielers. Von G. W. Becker. . . . . Seite 191
II. Aphorismen. Von L. From. . . . — 211
III. Ueber den Campeſchen Purismus. Von Saul Aſcher. (Beſchluß.) . . . . — 221
IV. Erſte Urſache der Lehne. . . . . — 243
V. Bemerkungen über die ſpaniſche Poeſie und einige ihr verwandte Gegenſtände. . . . — 248
VI. Theater. Berlin. . . . . — 268
VII. Anekdote. . . . . . . — 271
VIII. Bruchſtücke der Poeſie und Rhetorik des Oneida-Stammes in Penſylvanien. . . . — 273
IX. Gedichte:
  1) Ode, als die Franzoſen in Aegypten gefangen wurden. . . . . . . — 281
  2) Hymnus an die Liebe. . . . — 285

Oktober.

I. Juan de Padilla. Von Herrn Prof. Buchholz. — 289
II. Einige Ideen über den Geiſt der ſpekulativen Philoſophie. Von Herrn C. F. Michaelis. — 321

III. Kurze Betrachtungen über die Schwierigkeiten des Richteramts. . . . . . . Seite 344

IV. Theater. Maria Stuart. . . . . — 370

V. Gedichte:

1) An Laura. Von Herrn Salchow. . — 374

2) An Selma. Von Ebendemſelben. . — 378

VI. Politiſche Zeitgeſchichte.
Bemerkungen über die Petersburger Convention. — 380

November.

I. Ueber den Einfluß der alten Dichter auf ihre Nation. Von Herrn Beucht. . . . . — 388

II. Die Pyramide. Ein Beitrag zur ſchönen Gartenkunſt. . . . . —

III. Ueber die Unterrichtsart des Abbé de l'Epee. (Bei Gelegenheit des Schauſpiels gleiches Namens). Von Herrn Profeſſor Ernſt Adolf Eſchke. . . . . — 413

IV. Theater.

1) Korreſpondenznachricht aus Wien. . — 427

2) Ueber die Aufführung der Maria Stuart in Breslau. . . . . . . — 433

V. Gedichte:
  1) Die Inſel. (Frei nach der Epiſode am Schluſſe des zweiten Geſanges des Homme des champs, par Jacques Delille.) . Seite 443
  2) Einweihungsgeſang in die Myſterien ohne Myſtik Von P. . . . . — 452
  3) Der ſchwarze Tropfen. Eine arabiſche Legende. Von P. . . . . . — 454
  4) Der Selbſtmörder. Von Herrn Salchow. — 456
  5) An den Hrn. Präſidenten Herder in Weimar. Von Hrn. W. Brehme. . — 459

VI. Aphorismen. (Aus der Ueberſetzung der Dialogues sur le commerce de blés, par l'Abbé Gagliani.) . . . . . . — 466

VII. Anekdoten.
  1) Aus dem Privatleben Voltairs. . — 470
  2) Maria Federowna. . . . — 472

VIII. Anzeige, die Fortſetzung der Eunomia betreffend. . . . . — 481

December.

I. Gedanken über die Verbreitung mediziniſcher Aufklärung unter Nichtärzten, für Aerzte, Erzieher, und jeden, dem ſein Geſundheitswohl am Herzen liegt. Von Herrn J. C. Aronsſon, D. d. A. und W. A. K., und Unterrichts-Inſpektor der jüdiſchen Freiſchule. . . . . . — 481

II. Vergleichung der Sitten der Morgenländer und Europäer. Von Herrn K — r. . . . Seite 506

III. Ruſſiſche Briefe. Im Jahre 1797 geſchrieben. Von H.

Erſter Brief. Clima. Sitten. Gebräuche. Charakter. . . . . . — 526

Zweiter Brief. Erziehung und Unterricht. — 534

Dritter Brief. Lebensart. Häuſer. Kleidung. Lektüre. . . . . — 540

IV. Hekuba. Ein Monodrama von J. F. Kinderling. . . . . — 550

V. Sammeln und Genießen, nach dem Horaz. — 558

VI. Gedichte:

1) Das Bild der Treue. (Aus dem noch ungedruckten Roman gleiches Namens.) Von Herrn K. G. Karf. . . . . — 564

2) Abendphantaſie. Von Ebendemſelben. . — 566

3) Troſt und Hoffnung. Von C — a. . — 568

VII. Theater.

Leben der Bürgerin Joly, Schauſpielerin auf dem Théâtre français. . . . — 570

VIII. Anekdote. Aus dem Privatleben Voltairs. — 575

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Rhode.

Omnibus aequa.

Julius 1801.

I.

Verſuch einer Theorie der Glückſeligkeit.

Darf ſich denn das endliche Weſen auf irdiſche Glückſeligkeit keine ſichere Rechnung machen? iſt es verdammt, dem Sittengeſetze einen Zuſtand aufzuopfern, nach dem es ſeiner Natur gemäß mit Sehnſucht ſtrebt? ſo fragt ſich wohl Mancher, dem das Sittengeſetz und der dem Menſchen von der Natur eingepflanzte Trieb nach Glückſeligkeit als in beſtändigem Kriege ſtehende Principien vorgeſtellt werden. Die Sache ſcheint mir wichtig genug, um eine nähere Beleuchtung zu verdienen.

Vorerſt ſind die Begriffe von Glück und Glückſeligkeit, deren Verwirrung eine Quelle mannichfaltiger Irrthümer iſt, zu berichtigen. Unter Glück iſt nehmlich der Zuſtand zu verſtehen, in dem wir, wo nicht alle, doch unſre Lieblingsneigungen befriedigt ſehen; unter Glückſeligkeit aber der Zuſtand der Seele, in welchem ſie bei freier Thätigkeit von allen äußern Einflüſſen unabhängig iſt. — Man wende gegen die Definition des *Glücks* nicht ein, daß ſie zu eng ſei, indem das eingebildete Glück nicht als darin enthalten angeſehen werden könne. Alles Glück iſt nach der angeführten Bedeutung des Worts eingebildet, da die Gegenſtände deſſelben ſo vielfach ſind, daß ſich für alle kein allgemein gültiger Grundſatz erdenken läßt. Sollte man aber auch unter ihnen und ihrem Intereſſe einen ſubtilen Unterſchied ausfindig machen, ſo bleibt es immer wahr, daß der eingebildete Glückliche die Gegenſtände durch das Vergrößerungsglas der Einbildung in einer Nähe erblickt, die ſich für ihn von der Gegenwart wenig oder nicht unterſcheidet. Der Begriff des Glücks iſt demnach ein Princip, das ſich nur auf die ſubjective Bedingung der Empfänglichkeit einer Luſt oder Unluſt (die nur empiriſch erkannt, und eben deshalb nicht allgemein gültig ſeyn kann) gründet, und taugt nicht zu einem praktiſchen Geſetze, da es ihm an objektiver a priori zu erkennender Nothwendigkeit mangelt. Auf dieſen Begriff zielt auch **Kant**, wenn er die Glückſeligkeit für ein zwar ſubjektiv nothwendiges, objektiv aber ſehr zufälliges Prinzip erklärt, weil es bei der Begierde danach nicht auf die Form der Geſetzmäßigkeit, ſondern lediglich auf die Materie ankomme.*) Iſt aber wohl das Nehmſiche von der Glückſeligkeit zu behaupten? kömmt es auch hier bloß auf das individuelle Gefühl der Luſt und Unluſt an, oder läßt ſich ein allgemein gültiges praktiſches Princip darüber aufſtellen?

---

*) S. Kant von den Grundſätzen der reinen prakt. Vernunft.

Die Beantwortung dieſer Frage erfordert die Beſtimmung und Erörterung folgender zwei Punkte: 1) welches iſt die Baſis der Glückſeligkeit; 2) in welchem Verhältniſſe ſteht ſie zum Sittengeſetze? In Anſehung des erſten Punkts nehmen diejenigen, welche unter Glückſeligkeit die aus dem Bewußtſeyn erfüllter Pflichten entſtandene Seelenruhe verſtehen, Moralität zur Baſis derſelben an, und müſſen ſie ſchon dem Begriffe nach, den ſie dieſem Worte unterſchieben, dafür anerkennen. Sie irren aber, wenn ſie glauben, daß die Unterordnung unter das Sittengeſetz allein das endliche Weſen in den Beſitz der Glückſeligkeit ſetze, die es ſchon in dieſem Leben, ſeiner Beſchränktheit ungeachtet, erreichen kann. Ich darf nur ein Beiſpiel anführen, um dieſen Satz zu erläutern. Sind Ehre und guter Nahme nicht weſentliche Beſtandtheile deſſen, was Jene Glück oder Glückſeligkeit (welche Begriffe ſie entweder als ſynonym oder nur der Quantität nach verſchieden betrachten) nennen? zuverläßig ſind ſie es nach ihrer Meinung. Gebietet aber das Sittengeſetz den unverſchuldeten Verluſt derſelben mit Gleichmuth und Unempfindlichkeit zu ertragen? macht es hierüber beſtimmte Vorſchriften? Dies kann nicht behauptet werden, da das Sittengeſetz jeden gerechten Schmerz nur in ſo weit unterſagt, als der Wille dadurch auf eine ihm zuwiderlaufende Art beſtimmbar wird. Solche Empfindungen und Handlungen gehören zu den Adiaphoris oder der Moralität gleichgültigen Gegenſtänden, über welche ſie weder etwas gebietet noch verbietet.

Vergebens ſuche ich daher eine feſte Baſis der Glückſeligkeit in der Moralität; ich muß ſie in einem Principe ſuchen, das ein größeres Feld umſchließt. Ich finde ſie in der Selbſtſtändigkeit. Dieſer Ausdruck hat hier eine andere Bedeutung, als Manche ihm beilegen. Es wird nehmlich hier das Bewußtſeyn des Ichs als der ſich ſelbſt beſchränkenden moraliſchen Thätigkeit darunter verſtanden. Zur Erläuterung dieſes Satzes muß ich einige andre vorausſetzen, auf deren Beweis ich mich hier nicht einzulaſſen brauche, da ſie in Fichte's Wiſſenſchaftslehre ſtreng erwieſen ſind.

So gewiß als ein Ich geſetzt wird, muß auch ein Nicht — Ich geſetzt werden. Das letztere beſchränkt das erſtere, und wird wieder von ihm beſchränkt. Aller Realität Quelle iſt das Ich, welches iſt, weil es ſich ſetzt, und ſich ſetzt, weil es iſt. Beim Ich ſind daher ſich ſetzen und ſeyn eines und daſſelbe, ſo wie der Begriff des ſich Setzens und der Thätigkeit. Alle Realität iſt daher thätig, oder Thätigkeit iſt poſitive (der bloß relativen entgegengeſetzte) Realität. Das Nicht — Ich hat als ſolches keine Realität, aber es hat Realität, in ſo fern das Ich leidet. Das Nicht — Ich hat alſo für das Ich nur in ſofern Realität, in ſofern das letztere afficirt iſt. Das Ich beſtimmt aber ſein Leiden durch Thätigkeit, da alles Leiden nicht anders beſtimmt werden kann, als dadurch, daß es auf die Thätigkeit bezogen wird.

In ſofern das Ich ſich ein Nicht — Ich entgegenſetzt, ſetzt es ſich Schranken, und beſtimmt ſich in ſofern als endliches Weſen. Als ſolches iſt es nicht mehr reine, ſondern objektive Thätigkeit, d. h. eine ſolche, die ſich einen Gegenſtand ſetzt. Beide Thätigkeiten, die reine und objektive, ſollen ſich in einem und demſelben Subjekte finden. Es muß daher zwiſchen beiden ein Vereinigungsband ſeyn, an dem das Bewußtſeyn von der einen zur andern fortgeleitet wird. Ein ſolches iſt nun in der Wiſſenſchaftslehre gezeigt, und beſteht in dem Cauſalverhältniſſe beider, nachdem die reine Thätigkeit ſich zur objektiven wie Urſache zur Wirkung verhält.

Iſt der Trieb nach Glückſeligkeit vernünftig (und nur ein ſolcher wird hier vorausgeſetzt), ſo muß er auf einer Baſis ruhen, die dadurch gegründet iſt, daß ſie mit unſerm urſprünglichen Bewußtſeyn zuſammenhängt, und von allen äußern Einflüſſen unabhängig iſt. Dieſes Criterium findet ſich nun bei der Selbſtſtändigkeit im angeführten Sinne des Worts. Erheben wir uns nehmlich auf den tranſcendentalen Geſichtspunkt, ſo erſcheinen uns die Objekte als Produkte unſerer ſelbſt, mithin als abhängig von unſerm Ich.

Dieſe Vorſtellung, zur Klarheit gebracht, erregt in uns ein Gefühl der Erhabenheit über alle äußern Gegenſtände. Dieſes Gefühl iſt eben ſo nothwendig als unſre Erkenntniß der Gegenſtände, und kann folglich eben ſo als dieſe hervorgebracht werden. Hierdurch wird eine Bedingung der Glückſeligkeit erfüllt. So gewiß nehmlich, wie dieſes Bewußtſeyn des Ichs als der ſich ſelbſt beſchränkenden Thätigkeit erweckt wird, eben ſo gewiß fühlen wir uns in einem von allen äußern Einflüſſen befreiten Zuſtande.

Die andere Bedingung der Glückſeligkeit war eine freie ungehinderte Thätigkeit des Ichs. Dieſe hängt mit der Beſtimmung der Selbſtſtändigkeit als einer moraliſchen Thätigkeit genau zuſammen, und führt auf den zweiten Punkt des Abzuhandelnden.

So wie zur Sittlichkeit eine freie Thätigkeit des Geiſtes erfordert wird, ſo kann auch Selbſtſtändigkeit nicht ohne dieſelbe gedacht werden. Alles, was ſie vermindert, erſchwert den Weg zur Selbſtſtändigkeit; was ſie zerſtört, verhindert alles Fortſchreiten auf demſelben.

Die erforderliche Thätigkeit ſoll eine moraliſche ſeyn. Dieſe Beſtimmung könnte mit Recht als überflüſſig angeſehen werden, da ſie ſchon in der Freiheit begriffen iſt. Autonomie des Willens iſt das Hauptprincip der Sittlichkeit, und iſt von der geforderten Freiheit nicht verſchieden.

Wie nun aus dem Geſagten klar erhellet, daß eine ſo begründete Glückſeligkeit von allen materialen Bedingungen frei, mithin zum praktiſchen Geſetze erhoben iſt, ſo ergiebt ſich auch ein auffallender Unterſchied zwiſchen dieſem Syſtem und dem berüchtigten eudämoniſtiſchen.

Die Verſchiedenheit des hier aufgeſtellten Princips der Glückſeligkeit vom Sittlichen iſt weſentlich, da das letztere unbedingt, das erſtere nur bedingt, d. h. in ſofern der Zweck der Glückſeligkeit erreicht werden ſoll, gebietet. Was nach dem Principe der Sittlichkeit geſchieht, heißt Pflicht; ſo kann man nicht die Vorſchriften der Glückſeligkeit nennen, da dieſe nicht cathegoriſch, ſondern hypothetiſch ſind. Man könnte ſie allenfalls mit dem Nahmen eines urſprünglichen Bedürfniſſes belegen.

Ein andrer Unterſchied des Princips der Glückſeligkeit vom Sittlichen iſt darin zu ſuchen, daß das letztere als Vorſchrift für endliche Weſen hauptſächlich in Handlungen, das erſtere aber mehr in einem fortdauernden Gefühle oder mit andern Worten in einer Geſinnung beſteht. Daß eine ſolche Geſinnung eben ſo als Heiligkeit in dieſem Leben nicht erreicht werde, iſt leicht begreiflich, da ſie ſo wie dieſe ein Ideal iſt, welches das endliche Weſen als ſolches nie erreicht, dem es ſich aber bis ins Unendliche nähern kann.

C. J. Rouſſeau.

II.

Maximen und Sentenzen.

Zum uneigennützigen Handeln zu thieriſch; zum eigennützigen zu geiſtig, hat der Menſch ſeine Laufbahn in der Mitte zwiſchen beiden.

Forſche, als ob du alles wiſſen könnteſt; handle, als ob du ein Gott werden wollteſt.

Ewigen Geſetzen der Natur unterworfen, ſuche durch die Kenntniß dieſer Geſetze, Herr der Natur zu werden.

Nicht in dem erſtrebt haben, ſondern in dem Erſtreben liegt des Menſchen höchſtes Glück.

Von unſerm ephemeren Hierſeyn bleibt nichts als unſere Thaten, die ihre Aeſte bis in alle Ewigkeiten erſtrecken. Noch lebt Solon in ſeiner atheniſchen Geſetzgebung, wie Dſchengis-Chan in ſeiner Verheerung von Aſien.

Was wir ausführen, bleibt immer weit unter dem, was wir ausführen wollen.

Zum Wiſſen zu klein, zum Nicht-wiſſen zu groß, laſſe ſich der Menſch an der Wahrſcheinlichkeit genügen.

Wer alles wiſſen will, muß alles demonſtriren. Wer alles demonſtriren will, wird entweder endlos von Demonſtration zu Demonſtration fortgetrieben, oder ſtößt auf etwas, das ſich nicht apodiktiſch darthun läßt. Alſo ſtürzt die Begierde, alles zu *wiſſen*, in den Abgrund des Pyrrhonismus.

Nicht der iſt groß, der groß zu ſeyn glaubt, ſondern der, welcher ſich ſelbſt immer zu klein erſcheint.

Nichts wird mehr getadelt, als die Sonne, die allen leuchtet und alle erwärmt; nichts mehr kritiſirt, als Gott, deſſen Odem alle rührt, und alle erhält, und du wollteſt dich erbittern, wenn Tadler deine Handlungen antaſten?

Wie der Menſch im Spiegel ein anderer iſt, als der, welcher ihn darin erblickt: ſo iſt auch der Menſch in der Reflexion ein anderer, als der, welcher über ſich reflektirt. Daher paßt keine Philoſophie genau auf die Natur des Menſchen.

Der Menſch iſt ein Inbegriff ſtreitender Kräfte. Der Eigennutz ſieht nur ſich; die Uneigennützigkeit nur fremdes Wohl; der Witz erblickt nur Aehnlichkeit; der Scharfſinn nur Verſchiedenheit; die Phantaſie kennt keine Grenze; die Sinne ſehen nichts als Begrenzung.

Der hohe Menſch iſt der, in welchem alle dieſe ſtreitenden Kräfte zur Harmonie vereinigt, und unter der Herrſchaft der Einen Vernunft gebeugt ſind.

Vollkommne Harmonie erringen wir nie; zum vollkommnen Frieden mit uns gelangen wir nie.

Was iſt es, das uns in den Widerwärtigkeiten unſrer beſten Freunde nicht mißfällt? Daß wir weniger Zwang werden; daß wir durch That und Troſt Balſam in die geſchlagenen Wunden gießen können, das iſt es.

Der Menſch, wenn er durch Reflexion handelt, bezieht alles auf ſich, und ſcheint eigennützig. Der Menſch, wenn er ohne Reflexion handelt, folgt dem Triebe ſeines Herzens, denkt nicht an ſich, und iſt nicht eigennützig.

Der Weiſe ſetzt ſich ſelbſt ſein Ziel, und prüft es. Der Kluge rennt mit dem großen Haufen nach einem Ziele, und prüft nur die Mittel. Der Thor rennt, ohne zu wiſſen, wohin und auf welchem Wege.

Es iſt beſſer, daß der Mann größer iſt als das Amt, denn daß das Amt größer iſt, als der Mann.

Die Rache iſt ſüß im Vorgeſchmack, bitter im Nachgeſchmack; dadurch, daß du dich rächeſt, wirſt du bitterer, menſchenfeindlicher, argwöhniſcher; dadurch, daß du die Beleidigung überſiehſt, duldender, großmüthiger, liebender und geliebter.

Nicht der iſt groß, der große Dinge ſpricht; ſondern der ſie thut.

Unſere Vorfahren in den Hercyniſchen Wäldern handelten gut, ohne zu wiſſen, was gut iſt; wir wiſſen was gut iſt, und handeln ſchlecht. Wann wird die Zeit kommen, wo man das Gute weiß und thut?

Mehr entbehren, als genießen, iſt der beſte Genuß.

Wie im Phyſiſchen eine Wärme alles belebt; ſo muß im moraliſchen ein Geiſt der Liebe an alle Handlungen wehen.

Wie? was? dadurch daß du freundlich redeſt, den Armen giebſt, Niemanden beleidigſt, glaubſt du dem Geſetze Genüge zu thun? Elender Buchſtäbler!

Je mehr Geheimniſſe du haſt, deſto weniger biſt du in der Liebe.

Bei jedem was du denkſt, frage dich, ob du es ſagen würdeſt?

[illegible]t du, die Gedanken ſeyn unſchuldig, weil ſie zollfrei [illegible] dem Menſchen iſt vieles zollfrei, weil ſein blödes

Auge wenig ſieht; in dem großen Regimente Gottes iſt nichts zollfrei, weil nichts ohne Folge iſt.

So lange du Unrecht leiden abwendeſt durch Unrecht thun, biſt du kein Sohn des Lichts.

Wenn ich nur da bin zu eſſen, zu trinken, und mein Geſchlecht zu vermehren; wozu habe ich Vernunft? Wenn ich von Würmern gefreſſen werde, und in Staub zergehen ſoll; wozu habe ich einen Geiſt, der über dieſer Erde ein Daſeyn ahnt; und ein Herz, das alle Herrlichkeit dieſer Erde verſchmäht?

Den äußern Menſchen ſchränke ein; den innern erweitere bis zur Unendlichkeit.

Leiden lehrt lieben, wie Sieden auch die härteſten Knochen weich macht.

Je älter die Menſchen werden, deſto feſter klammern ſie ſich an den Reſt des Lebens; nicht weil dieſer Reſt beſſer iſt, ſondern weil er der letzte iſt.

Wir lieben unſere Enkel mehr als unſere Kinder; nicht weil ſie die Feinde unſerer Feinde, ſondern weil ſie junge Sprößlinge am Baume unſerer Unſterblichkeit ſind.

Bei dem Hinſcheiden unſerer Geliebten betrauren wir uns ſelbſt. Die Lücke in unſern gewöhnlichen Gefühlen und Beſchäftigungen iſt es eigentlich, was uns Thränen auspreßt.

Sein Häuschen baut ſich jeder nach einem Riſſe; wie viel ſind derer, die nach einem Plane leben?

Nicht der iſt reich, der viel hat; ſondern der wenig braucht.

Wer dem Sittengeſetze gehorcht aus Furcht vor fremdem Zwange, iſt ein rechtlicher; wer es thut aus Furcht vor körperlichem Nachtheile, iſt ein ordentlicher; wer es thut um in ſeiner Perſon den Adel der Menſchen-Natur darzuſtellen, und mehr weil es Adel, als weil es ſein Adel iſt, der iſt ein edler (ſittlicher) Menſch.

Wie der Wohlſchmack nicht dadurch Wohlſchmack iſt, daß er mein iſt: ſo entzückt auch die Tugend nicht dadurch, daß ſie die meinige iſt.

Wer die Tugend übt, weil ſie entzückt, ohne darauf zu ſehen, daß ſie ihn entzückt, der übt ſie um ihrer ſelbſt willen.

Alſo: achte nicht auf die Folgen der Handlungen, heißt nicht: ſchlage dieſe Folgen ganz aus dem Sinne; ſondern, denke nicht bloß an das, was dem Körper zufallen wird, noch daran, daß es gerade dir zufallen wird.

In Worten kommen wir oft, in Begriffen nie vollkommen überein.

Unſere allgemeinen Begriffe ſind Schubläden, in die wir das Individuelle legen, und in die Jeder etwas anders legt; darum beſteht alles allgemeingültige unſers Erkennens nur in Formeln.

Wir fürchten den Tod, weil wir das Leben lieben, und wir lieben das Leben, weil unſer Herz durch mancherlei Wurzeln der Sinnlichkeit an dieſe Erde gewachſen iſt.

Ich ſollte dies Leben lieben, worin mehr geträumt als gedacht; mehr geſchlafen als gewacht, mehr dem Bauche als dem Geiſte gedient, mehr gehaßt als geliebt wird, welches, als eine drückende Bürde, durch Tändeleien und Spielereien erleichtert; als etwas merkwürdiges durch Thorheiten vergeudet wird; welches, rückwärts betrachtet, als ein Traum von einem Traume erkannt wird; und worin die Weisheit den Anſtrich der Thorheit, die Tugend die Larve des Laſters tragen muß, um nur geduldet zu werden? Dies Leben ſollte ich lieben? dies?

Daß ich eine Idee, oder vielleicht nur eine Idee von einer Idee bin, weiß ich zwar nicht; aber daß ich, um eine bloße Idee zu ſeyn, zu kraftvoll bin, das fühle ich.

Ihr, die ihr alles aus euch allein ſchafft, warum ſchafft ihr es nicht beſſer und euren Wünſchen gemäßer, wenn es von eurem Willen abhängt? Warum ſchafft ihr es anders in Europa, anders in Afrika, anders in Amerika, wenn es von ewigen Geſetzen eurer Natur abhängt?

Daß ich von den Dingen etwas erkenne, weiß ich zwar nicht; aber daß ich von ihnen nichts erkenne, erlaubt mir die laute Stimme der Natur nicht anzunehmen. Sagt dem Liebenden und Geliebten, daß er nichts liebte, als ſein ſelbſtgemachtes Bild, und er wird euch verlachen. Sagt es euch ſelbſt, wenn Bekümmerniſſe euch martern, und Sorgen an eurem Herzen nagen, und ihr werdet euch ſelbſt verlachen.

Jedes edle Herz ſucht einen Freund, und je höher es iſt, deſto weniger findet es ihn, weil alle Höhe ſondert und ſich ſondert.

Wenig fordern, viel, ſich ſelbſt hingeben, iſt erſtes Erforderniß der Freundſchaft.

Der gemeine Menſch iſt duldſam gegen ſich, ſtreng gegen andere; der edle Menſch ſtreng gegen ſich, duldſam gegen andere.

Der Thor ſieht mehr vorwärts als rückwärts; der Weiſe mehr rückwärts als vorwärts.

Willſt du weiſe werden, ſo ſuche die Urſachen deiner Unfälle mehr in dir, als außer dir.

Tiedemann.

III.

Ueber den Muth.

Die Eintheilung des Muths in körperlichen und geiſtigen kann zu keinen wichtigen Reſultaten führen, weil das Phyſiſche mit dem Geiſtigen im Menſchen in einer ſo engen Verbindung ſteht, daß man nicht weiß, wo jedes anfängt und aufhört.

Nicht minder müßig iſt die Eintheilung in aufgeklärten und blinden Muth, weil in keinem gegebenen Fall, den der gänzlichen Sinnenberaubung etwa ausgenommen, bewieſen werden kann, daß der eine oder der andere ausſchließend gewirkt hat.

Vermöge eines beinah allgemein beſtehenden Irrthums betrachtet man den Muth als eine beſondere Eigenſchaft des Menſchen. Man nimmt ferner an, daß er in einer Klaſſe von Staatsbürgern in einem höheren Grade anzutreffen ſei, als in einer andern. Endlich unterſcheidet man ganze Nationen nach einem gewiſſen natürlichen Muth, welchen man an ihnen beobachtet zu haben glaubt.

Die folgenden Anmerkungen werden zeigen, in wiefern dieſe Vorausſetzungen gegründet ſind.

Etwas Vollſtändiges erwarte man nicht; der Raum dieſer Blätter verbietet es. Ich unterſuche bloß die Quellen des Muths, um gewiſſe herrſchende Vorurtheile zu beſtreiten, und wo möglich eine beſſere Anſicht über dieſen ſo wichtigen Gegenſtand zu eröfnen, welcher, ſo viel ich weiß, noch nicht ſo genau unterſucht iſt, als er es verdient.

Ich unterſcheide einen dreifachen Muth:

1) den Muth der Gewöhnung.

Der Menſch iſt von Natur eben ſo furchtſam, als jedes andere Thier. Furchtſamkeit war das letzte Geſchenk, welches die Natur ihrem Liebling machte, als ſie ihn aus ihren mütterlichen Händen entließ, um von dieſem Augenblick an ſein eigener Schöpfer zu werden. Von allen Seiten mit Gefahren umgeben, welche ſeine Exiſtenz vernichten konnten, mußte der Menſch, woſern die Natur den doppelten Endzweck der Erhaltung und Ausbildung erreichen ſollte, dieſe Gefahren ſelbſt da vorausſetzen, wo ſie nicht vorhanden waren; denn nur auf dieſem Wege konnte er über das wirklich — Schädliche und Gefährliche belehrt werden. Noch immer iſt Furcht das erſte Gefühl, welches Kinder zu beſiegen haben. Sie fliehen vor allem, was nicht unmittelbarer Gegenſtand ihres Bedürfniſſes iſt; und da das Beiſpiel der Erzieher für ſie von einer nicht zu berechnenden Wirkung iſt, ſo kann man ohne alle Uebertreibung annehmen, daß ein Kind von drei Jahren, in der Geſellſchaft geboren und erzogen, mehr Muth beſitze, als dem erſten Menſchen die Erfahrung einer langen Reihe von Jahren geben konnte.

Gehört aber die Furcht zu den Grundtrieben unſerer Natur, ſo kann der Muth keine für ſich beſtehende Eigenſchaft im Menſchen ſeyn; denn dies würde zu einem Widerſpruche führen, den ſich die Natur ſchwerlich in irgend einem ihrer Werke hat zu Schulden kommen laſſen. Iſt das menſchliche Herz gleich jetzt nach ſehr richtigen Beobachtungen ein trotziges und verzagtes Ding; ſo iſt es doch nicht beides von Natur. Der Natur verdankt es bloß ſeine Verzagtheit, und ſein Trotz iſt nichts Anderes, als durch Erfahrung und Gewöhnung mehr oder weniger überwundene Furcht.

Indem ſich der Menſch, von ſeinen Bedürfniſſen getrieben, den ihn umgebenden Dingen näherte, lernte er ſie von Seiten ihrer Gefährlichkeit ſchätzen. Daß dies ſehr langſam von Statten ging, verſteht ſich von ſelbſt. Wäre eine Geſchichte menſchlicher Gefühle möglich, ſo würde ſie uns darüber Auskunft geben, und zugleich beweiſen, daß das menſchliche Geſchlecht unendlich früher vorhanden geweſen iſt, als unſere Chronologien ausſagen. An Datis fehlt es nicht; aber wer wird es jemals übernehmen, dieſe zu ordnen? Unſtreitig gab es eine Zeit, wo derjenige, welcher in jenen Gegenden Aſiens, die man die Wiege des menſchlichen Geſchlechtes nennt, die Kühnheit hatte, eine ihn anziſchende Schlange mit einem Stecken zu tödten, für einen eben ſo großen Helden gehalten wurde, als der Löwenbändiger Griechenlandes von ſeinen Landsleuten. Gegenwärtig kann ſich der furchtſamſte Knabe den Löwen nahen, wofern er nur die Kraft hat, eine Büchſe zu gebrauchen. Mit einem Wort: der Muth entwickelt ſich in eben dem Maaß, in welchem der Menſch ſich zum Herrn über die ihn umgebenden Dinge macht.

So tief haftet indeſſen die Furcht im menſchlichen Herzen, daß keine Gewöhnung an irgend eine Art von Gefahr im Stande iſt, ſie ganz zu verdrängen. Wir wiſſen aus dem Sueton, daß Cäſar, ſo oft er einen Wagen beſtieg, eine Art von Zauberformel hermurmelte, wodurch er ſich vor dem Umwerfen zu ſchützen glaubte. Eben der Mann alſo, der die Entſchloſſenheit ſelbſt war, wenn es eine Schlacht galt, war dem unerfahrenſten Mädchen gleich, ſobald es darauf ankam, ſich einer Gefahr auszuſetzen, wobei er höchſtens einen Arm oder ein Bein zerbrechen konnte. Daſſelbe bemerkt man in tauſend anderen Fällen. Wer ein Gegenſtand der Bewunderung von Seiten ſeines Muths geworden iſt, bewundert noch ſehr häufig den Muth Anderer, ſobald er ſich an anderen Gegenſtänden äußert, als die ſeinigen ſind. Der erſte Erfinder des Segels war gewiß ein ſehr entſchloſſener Mann; aber würde er Blanchard ſeine Achtung verſagt haben? Blanchard ſelbſt macht ſeine Luftreiſe mit der Unbefangenheit eines Stutzers, der einen Ball eröffnet; aber um zu erfahren, wie groß ſein Muth iſt, zeige man ihm einen Matroſen, der während eines fürchterlichen Sturms mit der Behendigkeit eines Seiltänzers bis zur Spitze des Maſtes hinanklettert, und von ſeinem Korbe aus ruhig in die Schlünde des Todes blickt. Ein General, der zwanzig Seeſchlachten beiwohnte, zittert in einer Landſchlacht. Mit einem Wort: aus ſeinem Zirkel geführt, wird ſich der Erfahrungsmuth immer mehr oder weniger in Furcht verwandeln, und das werden, was die Griechen mit einem ſehr bedeutenden Ausdruck Thraſydeilie nannten.

Der militäriſche Muth iſt bei der gegenwärtigen Art Krieg zu führen entweder das Produkt der Gewohnheit oder der Furcht. Das erſtere iſt er bei denjenigen, welche mehrere Schlachten beigewohnt haben, und gegen die damit verbundenen Gefahren mehr oder weniger abgehärtet ſind; das letztere bei den Anfängern. Wo alle perſönliche Tapferkeit aufhört, wo der Soldat nichts mehr und nichts weniger iſt als eine Schießmaſchiene, und die Richtung der Kugel über Leben und Tod entſcheidet; da muß jeder nothwendig in die Verſuchung gerathen, ſich aller Gefahr durch die Flucht zu entziehen. Um nun jeden Einzelnen zum Stehen zu bringen, gab es kein anderes Mittel, als ihm eine Furcht einzuflößen, welche der Furcht vor dem Kugelregen des Feindes wenigſtens das Gleichgewicht hielte. Dies bewirkte man durch die Furcht vor den Superior; eine Furcht, welche das ganze Heer elektriſiren muß, und von welcher eigentlich nur derjenige frei ſeyn darf, welcher an der Spitze deſſelben ſteht. Daher die Nothwendigkeit der Subordinazion; daher die eben ſo große Nothwendigkeit der Waffenübungen in Friedenszeiten, weil ſich während derſelben der fremde Wille jedes Gliedes und jeder noch ſo kleinen Bewegung deſſelben bemächtigt, und ſich dadurch vorläufig die Wege zu einem noch vollkommnern Gehorſam bahnt; daher endlich die Nothwendigkeit der Feldmuſik und des Gebrauchs geiſtiger Getränke oder betäubender Opiate. Lauter Mittel, welche in jenen Zeiten, wo perſönliche Tapferkeit entſchied, entweder ganz überflüſſig oder minder nothwendig waren! Außer der Furcht kann alſo der Muth eines Soldaten gegenwärtig nur die Gewöhnung zur Quelle haben, wenn er wirklich vorhanden iſt; und dann wird er ſich immer mehr oder weniger auf die Erfahrung, daß nicht alle Kugeln treffen, oder auf die Ueberzeugung ſtützen, daß Reſignation in einer Schlacht die beſte Auskunft iſt. Uebrigens liegt in der gegenwärtigen Art, Krieg zu führen, der Beweis von der unendlichen Dozilität des Menſchen.

2) Den Muth der Leidenſchaft.

Die Leidenſchaft iſt eigentlich immer eine und dieſelbe; da ſie aber mehrere Gegenſtände haben kann, ſo wird ſie nach denſelben benannt, und ſo unterſcheiden wir Habſucht, Liebe, Ehrgeiz u. ſ. w. Ich führe nur die allgemeinſten an.

Die erſte von allen iſt die Habſucht. Ihr letztes Fundament iſt der Hunger. Von dieſem ſtärkſten aller Bedürfniſſe getrieben, überwand der Menſch zuerſt die Furcht, welche ihn von allen Gegenſtänden gleich ſehr entfernte, und ihn aufgerieben haben würde, wenn ſie die ſtärkere Leidenſchaft geblieben wäre. Den Abſichten der Natur gemäß ſollte der Muth aus Habſucht nicht über die Befriedigung des Bedürfniſſes hinausreichen. Dies ſehen wir an den Thieren. Vom Hunger geſtachelt, fällt der Löwe den Menſchen an; geſättigt flieht er ihn. Die feigſten aller Thiere ſind die Grasfreſſenden, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, vermöge einer beſonderen Organiſazion derſelben, ſondern weil ſie wegen ihrer Nahrung in keiner Verlegenheit ſind, und ſelten oder niemals vom Hunger gequält werden. Je mehr Schwierigkeiten ein Thier zu überwinden hat, um dies ſtärkſte ſeiner Bedürfniſſe zu befriedigen, deſto mehr entwickelt es zugleich ſeine intellektuellen Kräfte. Die Liſt des Fuchſes beruht lediglich auf dieſen Schwierigkeiten. Sogar die Dumpfheit der Gras freſſenden Thiere verliert ſich, wenn ſie in Lagen gerathen, wo ihnen die Befriedigung des Hungers erſchwert wird. Um ſich davon zu überzeugen, leſe man Le Vaillants Reiſe nach Afrika. Was er von der Klugheit ſeiner Ochſen ſagt, iſt gewiß keine Lüge. Ihr Muth hängt eng damit zuſammen. Die Verwegenheit der Flibuſtiers hat ihren erſten Urſprung in dem Bedürfniß, welches ſie fühlen, ihren Hunger zu ſtillen. Dieſe Verwegenheit ſetzet uns bloß deswegen in Erſtaunen, weil wir uns nicht in ihrer Lage befinden; denn in einer ſolchen würden wir ihnen vollkommen gleich ſeyn. Ueberall lehrt die Geſchichte, daß alle reichen Nationen eine leichte Beute der armen waren, welche das Bedürfniß fühlten, ihren Zuſtand zu verbeſſern. Arm, waren die Römer das Schrecken aller Völker; geſättigt durch die Reichthümer der ganzen (damals bekannten) Welt, fehlte es ihnen ſogar an Energie zur Selbſtvertheidigung. Daſſelbe zeigt die tägliche Erfahrung an Privatperſonen. Wer fürchtet den Tod mehr als der Reiche, welchen eigene oder fremde Betriebſamkeit in den Beſitz aller der Mittel geſetzt hat, die das Leben aufheitern und verſchönern? Wer fürchtet ihn weniger, als der Arme, welcher im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod iſſet? Wenn die Liebe zum Leben durch die Leichtigkeit angenehmer Genüſſe vermehrt wird; ſo muß die Furcht vor dem Tode, welche damit in einer ſo engen Verbindung ſteht, daß ſie nur ein anderer Ausdruck für dieſelbe Sache iſt, nothwendig bei denen um ſo größer ſeyn, bei welchen die Sorge paratis frui alle Leidenſchaften erſetzt.

Die Anekdote, welche Horaz von einem Soldaten aus dem Heer des Lukullus erzählt, paßt auf alle Krieger der ganzen Welt, in ſofern Habſucht das Motif ihrer Tapferkeit iſt. Ibit eo quo vis, qui zonam perdidit, ſagte der Legionarius, welcher ſeines kleinen Vermögens beraubt, Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, und reichlich dafür belohnt, auch nicht den Schatten ſeines vorigen Muths in ſich wiederfand. So ſagen überhaupt alle Reichen, und bekennen dadurch, daß ſie des Muths weniger fähig ſind. Das erſte Beiwort für Armuth iſt kühn. In ihr lag die Ueberlegenheit jener nordiſchen Völker, welche den Süden verheerten, nicht in einem höheren Maaß von Körperkräften. Man ſagt zwar, der Reichthum ſei die erſte Urſache des Luxus, und dieſer wiederum die Urſache der körperlichen Schwäche einer Nation: aber dies iſt, wo nicht falſch, doch wenigſtens nicht beſtimmt genug. Allerdings ſchwächt der Luxus; aber im Grunde nur dadurch, daß er die Leidenſchaften vernichtet. Iſt es möglich, in der befehdeten Nation eine Leidenſchaft zu entzünden, durch welche ſie der Habſucht das Gleichgewicht hält, ſo ſey ſie noch ſo luxuriös, ihre Niederlage iſt nichts weniger als entſchieden. Hierin liegt das Geheimniß der Tapferkeit aller ſüdlichen Nationen, welche vermöge ihres Klima's immer luxuriös geweſen ſind, wenigſtens in Vergleichung mit den nordiſchen Völkern. Wäre in jenen Zeiten, wo Rom die Beute teutoniſcher Barbaren wurde, nur noch ein Funken von Patriotismus in den Herzen der Römer übrig geweſen, ſo hätten ſie ſiegen müſſen. Als Karthago und Rom um die Oberherrſchaft ſtritten, hielt ſich Karthago blos dadurch, daß es ſeine Armeen eine Zeitlang durch Leidenſchaften begeiſterte, welche der Tapferkeit aus Habſucht das Gleichgewicht halten konnten. Als luxuriöſere Nation hätten die Karthaginenſer ſich auf den erſten Angriff unter das Joch der Römer beugen müſſen.

Die zweite Leidenſchaft iſt die Liebe. Indem die Natur die Habſucht in den Menſchen legte, ſorgte ſie für die Erhaltung des Individuums, indem ſie die Liebe in ſeine Bruſt pflanzte, ſorgte ſie für die Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts. Um die Fortdauer deſſelben nicht von dem Willen des Menſchen abhängig zu machen, gab ſie dieſer Leidenſchaft eine ſo unwiderſtehliche Stärke. Von ihr befreit, iſt der Menſch der größten Anſtrengung ſeiner Kräfte fähig. Die Geſchichte aller Völker liefert Beiſpiele von der Macht der Liebe. Zu allen Zeiten hat man ſich genöthigt geſehen, dieſe Leidenſchaft Geſetzen zu unterwerfen; aber nie iſt dies gelungen, ſie trotzt jedem Geſetz, welches ſie ſich nicht ſelbſt vorſchreibt. In neuern Zeiten iſt man auf den Einfall gerathen, die Leidenſchaft durch eine ungeſtörtere Befriedigung zu ſchwächen, und man hat wenigſtens in den Hauptſtädten, ſeine Zwecke erreicht. Die Keuſchheitskommiſſion der Kaiſerin Maria Thereſia und die Vervielfältigung der Bordelle müſſen nothwendig ſehr ungleich in ihren Wirkungen ſeyn; die erſtere mußte eine Leidenſchaft reizen, welche ſie beſchränken wollte; die letztere muß dieſelbe Leidenſchaft ſchwächen, indem ſie die Mittel zur Befriedigung erleichtert. Mit dem größten Unrecht ſchreien, beiläufig geſagt, gewiſſe Moraliſten gegen dieſe öffentlichen Anſtalten der Wolluſt; wenn Ruhe der Zweck der Verfaſſungen iſt, und die größte Ruhe da ſtatt finden muß, wo die Leidenſchaften am wenigſten anſprechen, ſo ſind Bordelle durchaus nothwendig, denn ſind ſie nicht die erſten Ableiter dieſer Leidenſchaft. — Nur in denjenigen, welche, fern von Verführungen großer Städte, ihre Gefühle in einer gewiſſen reinmenſchlichen Integrität erhalten, wüthet die Liebe noch mit ihrer ganzen Allmacht. Ihnen ſcheint kein Opfer zu groß, wodurch ſie die Befriedigung dieſer Leidenſchaft erkaufen. In Poſen zeigt man ein Nonnenkloſter, aus deſſen dritten Stockwerk eine Nonne ihrem Geliebten muthig in die Arme ſprang. Man tadle dieſe Wuth, ſo viel man will; die Nonne, welche dieſen Salto mortale wagte, hatte gewiß über den Werth des Daſeyns eben ſo gut nachgedacht, als irgend einer von denjenigen, welche ſie bloß deswegen tadeln, weil ſie, wie Mäzenas, nur leben wollen, gleichviel, unter welchen Bedingungen ſie ihr Daſeyn fortſpinnen. Durch Schlöſſer und Mauern und Wachen von den Geliebten getrennt, wählte die Nonne das einzig übrige Mittel zu einer beſſeren Exiſtenz, als ihr bisher zu Theil geworden war, und wählte es auf Geſahr der Exiſtenz ſelbſt, weil ihr keine andere Wahl gelaſſen wurde. — Wer kennt nicht das Schickſal der Sapho, welche ſich von dem leukadiſchen Felſen herabſtürzte, um ſich von den Qualen einer ewigen Sehnſucht zu befreien? — Etwas Aehnliches kann ich Euch von einem meiner Freunde erzählen. Seinen Namen verſchweige ich, weil er berühmt iſt, und manche ſeiner Verehrer es anſtößig finden könnten, daß er ſo geendigt hat. Die Natur hatte ihn mit allem ausgeſtattet, was ſie nur ihren Lieblingen zu geben pflegt. Es war unmöglich, ihn zu ſehen, ohne ihn liebzugewinnen; noch unmöglicher ihn zu kennen, ohne um ſeine Achtung und Freundſchaft zu buhlen. Unglücklich verheirathet, lernte er erſt in ſeinem dreißigſten Jahre die Liebe in ihrer ganzen Stärke kennen, indem er die Bekanntſchaft einer Verwandtin machte, für welche er ſich von dem erſten Augenblick an berufen fühlte. Er kämpfte lange mit ſich ſelbſt. Endlich ſiegte die Leidenſchaft über ſeine Grundſätze. Von ſeiner eigenen Gattin aufgemuntert, gab er ſich Lauren hin. Sie wurden vereinigt, indem die Gattin allen ihren Rechten entſagte, und lebten mehrere Jahre höchſt glücklich. Nach dieſer Zeit wurde Laura krank. Die Ungeſchicklichkeit des Arztes vermehrte das Uebel. Bald war ſie nicht mehr zu retten. — Mein Freund verließ ſie keinen Augenblick. Voll Verzweiflung über ihren nahen Verluſt fragte er, ob er folgen ſollte? Sie antwortete mit einem Händedruck, und ſtarb unmittelbar darauf. Ruhig, als ob er nichts verloren hätte, beſorgte mein Freund ihre Leiche, und war darauf die Thätigkeit ſelbſt, um ſein Vermögen zu reguliren, und alle ſeine übrigen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Nach einigen Monaten gerieth ſeine Geſundheit in einem augenſcheinlichen Verfall. Ich beſuchte ihn um dieſe

Zeit, und fand auf ſeinem Geſicht ein ſeltſames Gemiſch von Schmerz und Freude. Mit bangem Herzen erwartete ich ſeine Bekenntniſſe. Sie blieben nicht lange aus. Den Tag nach meiner Ankunft ritten wir gegen Abend zuſammen aus. Ernſter, als ich ihn jemals geſehen hatte, brachte mein Freund die Rede auf die Unſterblichkeit der Seele, und beſtritt ſie mit allen Gründen und mit einem Feuer, welches nur die Ueberzeugung geben kann „Glaube mir,“ fügte er am Schluß hinzu, „wenn dieſer Wahn die mindeſte Haltbarkeit hätte; ſo würde ich ihn mit aller Gluth meines Herzens umfaßt haben. Ich ſterbe nach zwei Monaten.“ — Ich erſchrak, indem ich dies hörte — „Nach zwei Monaten,“ fuhr er fort, „ſind meine Lebenskräfte erſchöpft, wenn anders das Gift, das ich genommen habe, ſo regelmäßig wirkt, als man ſagt“ — Gift? fragte ich erſtaunt. — „Ich habe Aqua toſſana genommen, weil ich nach dem Tode meiner Freundin das Leben unerträglich fand.“ — Und warum Aqua toffana? — „Weil ich nicht auf der Stelle ſterben konnte, wenn ich den Edelmuth meiner erſten Gattin belohnen wollte.“ — Er ſtarb wirklich nach zwei Monaten.

Ich kehre zu meinem Thema zurück.

Wo wohnt die Furchtſamkeit mehr als in der Bruſt eines Weibes? Seht gleichwol jene Mutter, welche ſich unbedenklich in die Flammen ſtürzet, um den geliebten Säugling zu retten, der dort im entlegenen Zimmer ſorglos ſchlummert.

Die Kraft, welche die Leidenſchaft giebt, iſt ſo groß, daß Rieſen ſich nur dann als Rieſen zeigen können, wenn ſie von ihr beſeelt ſind.

Eine dritte Leidenſchaft iſt der Ehrgeiz. Er entwickelt ſich von dem Augenblick an, wo der Menſch mit Menſchen in Verbindung tritt, und iſt verſchieden nach den verſchiedenen Graden der Kultur. In einem Hirtenvolk will man der erſte Hirt; unter Jägern der geſchickteſte Jäger, und in einem kultivirten Volke der erſte Staatsmann, General, Philoſoph, Redner, Dichter u. ſ. w ſeyn. Am ſtärkſten wirkt dieſe Leidenſchaft da, wo es eine öffentliche Meinung giebt; und da die republikaniſchen Verfaſſungen, ihrer Natur nach, immer dieſen Vorzug vor den übrigen gehabt; ſo iſt der Ehrgeiz auch zu allen Zeiten am lebendigſten in ihnen geweſen. Der Fürſt kann als Schiedsrichter über den Werth eines Staatsbeamten ſehr leicht betrogen werden. Erſtlich kann er ſich ſelbſt betrügen, indem er freiwillig vorausſetzt, was er nicht ſollte. Zweitens kann er induzirt werden, indem man durch einzelne Verdienſte, welche ſich mehr auf ſeinen Vortheil, als auf das Wohl des Staats, beziehn, ein günſtiges Urtheil gewiſſermaßen erzwingt. Und drittens verträgt ſich die Macht ſo wenig mit der Autorität in moraliſchen Dingen, daß ſie ſogar das Urtheil derjenigen Fürſten verdächtig macht, welche Energie des Charakters genug haben, um die wahre Tugend von dem bloſſen Schein derſelben zu unterſcheiden. Aus allen dieſen Gründen iſt in monarchiſchen Verfaſſungen die Gunſt der große Punkt, um welchen ſich alles dreht. Dieſe Gunſt aber kann niemals einen ſoliden Ehrgeiz begründen, weil Gerechtigkeit nicht ihre Baſis iſt, und ſie eben deswegen nie die reine Tugend fordern kann. Hierzu kommt noch, daß in allen monarchiſchen Verfaſſungen die Subordinazion ein nothwendiges Grundgeſetz iſt. Indem aber jeder Einzelne auf eine beſtimmte Sphäre angewieſen wird, über welche er mit den beſten Einſichten und tugendhafteſten Handlungen nicht hinausgehen darf, ohne ſich eines Verbrechens ſchuldig zu machen, wird der Ehrgeiz erſtickt, und mit ihm Tugend und Genie zugleich vernichtet. Dies iſt wiederum in Republiken nicht der Fall, weil in denſelben jedem Individuo die Wege offen ſtehen, ſich geltend zu machen, und ſich durch Genie und Tugend zu den höchſten Würden empor zu ſchwingen.

Man würde indeſſen ungerecht gegen die Monarchien ſeyn, wenn man behaupten wollte, daß ſie den wahren Ehrgeiz allein vernichten. In neueren Zeiten hat ſich zur Schwächung deſſelben ſo vieles vereinigt, daß die vollkommenſte Verfaſſung vielleicht nicht hinreichen würde, ihm diejenige Stärke wieder zu geben, welche er bei den Griechen und Römern hatte. Nichts hat ihn ſo ſehr vernichtet, als die Anhäufung des Geldes ſeit der Entdeckung von Amerika, und wie ſehr Europa in jeder anderen Hinſicht dadurch gewonnen haben mag, in ſeiner Moralität iſt es durchaus zurückgekommen, ſeitdem Peru's Goldminen aufgefunden ſind. Auch Roms Beiſpiel zeigt, daß eine Nation nicht reich und tugendhaft zugleich ſeyn könne. Arm, brachte es eine Menge von Heroen hervor, welche noch immer der Gegenſtand unſerer Bewunderung ſind; mit dem Gelde der ganzen (damals bekannten) Welt geſättigt, behielt es kaum die Kraft, die Tugenden dieſer Männer zu faſſen. Die Aufgabe, reich und tugendhaft zugleich zu ſeyn, iſt unendlich ſchwieriger, als es die meiſten glauben, welche ſich tugendhaft wähnen, wenn ſie nicht laſterhaft ſind, und kein Wort davon wiſſen, daß die wahre Tugend in der Dispoſition beſteht, ſeinen Vortheil zu jeder Zeit dem Wohl des Staats aufzuopfern. Seitdem das Geld alles repräſentirt, ſind Tugend und Genie, wo nicht überflüſſig gemacht, doch wenigſtens von ihrer Höhe herabgeſetzt. Man kann von Seiten des Genies ein Newton, und von

Selten der Tugend ein Thomas Moor ſeyn; man gewinnt im bürgerlichen Leben dadurch keine Vorzüge vor demjenigen, der nur gerade ſo viel Verſtand hat, als erforderlich iſt, um Millionen zuſammen zu bringen.

Ein Jude, der Kredit genug hat, um bei einem ausbrechenden Kriege die Verpflegung eines großen Heeres zu übernehmen, bleibe an Geiſt und Herz noch ſo ſehr ein Jude; geht er nach geendigter Fehde, mit Millionen beladen, in einen fremden Staat, ſo kann er nicht bloß darauf rechnen, mit offenen Armen empfangen zu werden, ſondern auch alle die Auszeichnungen zu erhalten, welche nur den eminenteſten Staatsmann zu Theil werden ſollten. Unter ſolchen Umſtänden kann ſich der wahre Ehrgeiz nicht mehr entwickeln. Es iſt dem Menſchen natürlich, die kürzeren Wege zu ſeinen Zielen einzuſchlagen, wenn er ſie kennt; und da ſich öffentliche Achtung weit ſchwerer auf dem Wege der Tugend und Einſicht, als des Geldes erwerben läßt: ſo richtet er lieber die ganze Kraft ſeines Geiſtes auf lukrative Spekulazionen. Aus dieſen Bemerkungen folgt, daß alle Verſuche, jene alten Republiken wieder herzuſtellen, immer vergeblich ausfallen werden. Die Eiche läßt ſich auf keinen Weidenſtamm impfen.

Man wird hier einwenden: der Ehrgeiz ſey noch immer die Leidenſchaft aller energiſchen Gemüther. Dies iſt auf keine Weiſe zu leugnen; aber er hat die Tendenz verloren, welche er ehemals hatte. Ehrgeizig iſt gegenwärtig nur der Habſüchtige. Nur derjenige wünſcht über ſeine Mitbürger hervorzuragen, dem es an Gelegenheit zu ſchnell bereichernden Unternehmungen fehlt; und wünſcht es — nicht um mehr zu gelten, ſondern um durch einträgliche Aemter die Mittel zu angenehmen ſinnlichen Genüſſen in größerer Fülle zu haben. Um beſſer eſſen und trinken, und ſich vornehmer kleiden, und bequemer wohnen, und Equipagen halten, und eine zahlreiche Dienerſchaft ernähren, und außer einer Gattin, welche die rechtmäßigen Erben zu einem ungeheuren Vermögen liefere, mehrere Mätreſſen verpflegen zu können, ſtrebt man nach den erſten Aemtern des Staats. Das Geiſtige iſt ſeit den Zeiten der Griechen und Römer aus dem Ehrgeiz verflogen. Wo ſind die Kodrus und Regulus unſerer Zeiten? Nur da, wo der Begriff von einem ewigen Ruhm einheimiſch iſt, können ſolche Charaktere hervorgehn. Dieſer Begriff aber kann in keinem Staate angetroffen werden, worin, da keine Tugend demonſtrirt, wohl aber eine Million aufgezählt werden kann, der mit den entſchiedenſten Anlagen zur Tugend und Größe Gebohrne immer hinter demjenigen zurückſtehen muß, welchen ein glückliches Ungefähr reich gemacht hat.

Nie iſt einer Nation ein größeres Kompliment gemacht worden, als das, wodurch ein römiſcher Dichter die Griechen charakteriſirt, indem er ſie praeter laudem nullius avaros nennt. Wie ſehr ſie dieſe Lobeserhebung verdienten, zeigen tauſend Züge aus ihrer Geſchichte. Ich führe hier nur den auffallendſten an. Alexis und Philemon ſtarben in eben dem Augenblick, wo ſie öffentlich gekränzt würden. Man hat ſie nervenſchwach genannt. Vielleicht giebt es einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Nervenſchwäche und Reizbarkeit. Wenigſtens hatten Alexis und Philemon Werke zu Stande gebracht, welchen der Beifall einer geſchmackvollen Nation die Unſterblichkeit zuſicherte. Der Gedanke eines ewigen Ruhms war es, was ſie tödtete.

Eine vierte Leidenſchaft iſt der Patriotismus. Das

Beiſpiel der Griechen und Römer beweiſet, daß er wirklich Leidenſchaft ſeyn kann, und daß er als ſolche eine vorzügliche Quelle des Muths iſt. Ob wir ihn von dieſer Seite wirklich kennen — mag einige Augenblicke unentſchieden bleiben. Gewiſſe Erſcheinungen laſſen geradezu das Gegentheil befürchten. Individuen ſetzen den höchſten Werth auf Tugenden, welche ſie nicht beſitzen. Nach dieſer Beobachtung beweiſet der Lärm, welcher in den patriotiſchen Blättern, patriotiſchen Archiven u. ſ. w. von dieſer Tugend durch ganz Europa gemacht wird, weniger für als gegen ihre Exiſtenz. Wir wollen indeſſen gerecht ſeyn. Stehen wir den Griechen und Römern in dieſer Tugend wirklich nach; ſo iſt es nicht unſere Schuld. Die griechiſchen Staaten waren klein, die einzelnen Bürger derſelben kannten ſich genau, und waren ſich unter einander tauſend Verbindlichkeiten ſchuldig. Als Republikaner hatten ſie das lebhafteſte Intereſſe für ihre Verfaſſung, weil ſie ihr eigenes Werk war. In jedem Kriege liefen ſie Gefahr, zu Sclaven gemacht zu werden. Und zu allem dieſem kam, daß ſie ſich ſelbſt vertheidigen mußten. Kein Wunder, wenn unter ſolchen Umſtänden der Patriotismus die Quelle eines unwiderſtehlichen Muths ward. — Dies Alles war auch bei den Römern der Fall, ſo lange ſich Rom innerhalb gewiſſer Gränzen hielt. — Wie ſehr weichen wir dagegen von beiden Nationen ab! Groſſe Staaten, welche der gröſſte Theil der Bürger faſt gar nicht kennt, daß er für die Bewohner der äuſſerſten Gränzen kein ſtärkeres Intereſſe fühlen kann, als für Afrikaner und Amerikaner! Eine ſo künſtliche Verfaſſung, daß ein hohes Maaß von Einbildungskraft und Verſtand erforderlich iſt, um die ganze Staatsmaſchiene kennen zu lernen! Ein voluminöſer Kodex, welcher jedes, ſelbſt das beſte Gedächtniß, ermüdet! Und unter allen Geſetzen, das der Subordinazion am meiſten eingeſchärft und am ſtrengſten behauptet! Unter ſolchen Umſtänden muß man billig in ſeinen Forderungen an das menſchliche Herz ſeyn, welches mit aller Umfaſſungskraft doch nicht unendlich iſt. Ein franzöſiſcher Schriftſteller nennt den Patriotismus ein abſtraktes Gefühl. Das iſt er allerdings für uns Neueren; nur daß ein abſtraktes Gefühl aufgehört hat, Gefühl zu ſeyn. Rouſſeau ſagte von ſich: Er liebe die Tartarn, weil er die Franzoſen nicht lieben dürfe. In der That, der Kosmopolitismus iſt wenigſtens in ſo fern ein natürlicheres Gefühl geworden, als man ſich durch Ehrgeiz dazu erheben kann, ohne einen Widerſpruch befürchten zu dürfen.

Eine fünfte Leidenſchaft iſt der Fanatismus Die Griechen und Römer kannten ihn nicht. Er beſteht in der Hoffnung großer Belohnungen nach dem Tode, welchen ein unerſchütterlicher Glaube Zuverläßigkeit giebt. Wo es immer Fanatiker gegeben hat, alle wollten durch vorübergehende Anſtrengungen eine Ewigkeit voll angenehmer Genüſſe erkaufen. In dieſer Hinſicht hat der Fanatismus die größte Aehnlichkeit mit der Wuth zum Lottoſpiel; und da dieſe in Europa ſo allgemein verbreitet iſt, ſo kann die Empfänglichkeit der Europäer für jenen nicht in Zweifel gezogen werden. Alles, worauf es noch ankommt, iſt, daß ſich irgend ein großer Geiſt der Gemüther eben ſo bemächtige, wie Odin und Mahomed ſich ihrer bemeiſterten. Welche Aehnlichkeit zwiſchen den Lehren beider, obgleich der erſtere ſein Evangelium im Norden, der andere im Süden predigte! Dieſe Aehnlichkeit kann nur aus dem Bedürfniß erklärt werden, welches beide fühlten, ihre Nationen der Trägheit zu entreißen, welche die Folge einer langen Gewöhnung an einen beſtimmten Zuſtand war. Beide Nationen waren gleich arm, und mit ihrer Armuth gleich zufrieden. Beide ſollten zunächſt gegen Völkerſchaften angeführt werden, welche ſich nicht bereichern konnten; beide mußten unwiderſtehlich tapfer ſeyn, wenn der Zweck ihrer Anführer erreicht werden ſollte. Unter ſolchen Umſtänden blieb nichts anders übrig, als ihre Einbildungskraft durch die Vorſtellung unendlicher Belohnungen nach dieſem Leben zu exaltiren. Dies geſchah am beſten durch ſolche, welche mit ihren Liebhabereien in der engſten Verbindung ſtanden. Odin und Mahomed verſprachen alſo die reichſte Fülle von Genüſſen des Gaumens und der Liebe. „Welche nie gekannte Freude bemächtigt ſich meiner!“ rief Lodbrog auf dem Schlachtfelde aus. „Ich ſterbe; aber ich höre Odins Stimme, welche mich ruft. Schon öfnen ſich die Pforten ſeines Pallaſtes. Halbnackte Jungfraun treten hervor. Eine himmelblaue Schärpe umgiebt ihren Buſen, und erhebt die Weiſſe deſſelben. Sie nähern ſich mir, und eine von ihnen reicht mir in dem blutigen Schädel eines Feindes einen köſtlichen Trunk um meinen Durſt zu ſtillen.“ — Kein Wunder, daß ſeine Krieger die Schlacht gewannen. — Von den wollüſtigen Beſchreibungen entzückt, welche Mahomeds Genie von dem himmliſchen Freuden der Tapferen gemacht hatte, gingen die Sarazenen dem augenſcheinlichſten Tode mit einer Standhaftigkeit entgegen, welche, von einem edleren Bewegungsgrund geleitet, unſere ganze Bewunderung verdienen würde. „Krieger!“ redete einer ihrer Generale, Namens Ekirmach, ſie vor einer Schlacht an. „Ich ſehe die Jungfraun mit den ſchwarzen Augen. Es ſind ihrer vier und zwanzig. Stiege irgend eine von ihnen zur Erde herab; alle Könige würden ihre Thronen verlaſſen, ihr zu folgen. Was erblick ich! Eine nähert ſich mir. Ein goldner Halbſtiefel ſchmückt ihren Fuß. In der einen Hand hält ſie ein Tuch von grüner Seide; in der andern eine Schaale von Topas. Freundlich nickt ſie mir zu und ſagt: Komm, mein Geliebter! Verzeuch noch einen Augenblick himmliſche Houris! Ich ſtürze mich in die Geſchwader der Ungläubigen; ich gebe und empfange den Tod und folge dir.″ Wer zweifelt an der Wirkſamkeit einer ſolchen Anrede? bedenkt man, daß die Sarazenen in weniger als einem Jahrhundert mehr Länder eroberten, als die Römer, dieſes habſüchtigſte aller Völker, in einem Zeitraume von ſechs Jahrhunderten; ſo muß man geſtehen, daß, da die Tapferkeit ihren Grund nur in der Leidenſchaft haben kann, der Fanatismus von allen die kräftigſte ſey; vielleicht bloß deswegen, weil er aus zwei Leidenſchaften, Habſucht und Liebe, zuſammengeſetzt iſt.

Um den höchſten Grad der Lebhaftigkeit zu beſtimmen, deſſen die Leidenſchaft fähig iſt, verſetze man ſich einige Augenblicke auf Abyſſiniens Gebürge. Ihren Bewohnern wurden keine andere Belohnungen verſprochen, als den übrigen Muhamedern; aber indem man ihnen den Genuß derſelben wahrſcheinlicher machte, vermehrte man ihre Verachtung des Todes. Nirgend bekamen die Schlachtopfer des Despotismus eine ſorgfältigere, d. h. ihrer Beſtimmung angemeſſenere Erziehung. Von ihrer zarteſten Jugend an in dem verlaſſenſten Theil des Serails eingeſperrt, wurden ſie in den Lehren Mahomeds ſo unterrichtet, daß die wollüſtigſten Beſchreibungen der Freuden des Paradieſes mit der vollkommenſten Hingebung in den Willen des Kaliphen in der engſten Verbindung ſtanden. Kaum hatten ſie dasjenige Alter erreicht, wo die

Natur durch unbeſtimmte und gegenſtandsloſe Begierden das Vermögen zu den Genüſſen der Liebe ankündigt; ſo wurden ſie durch einen Schlaftrunk betäubt, aus ihren düſteren Wohnungen in einen bezaubernden Hain gebracht. Auf Blumen gelagert und von ſprudelnden Quellen umrauſcht, ruhten ſie hier bis zu dem Augenblick, wo die erſten Sonnenſtrahlen die ſchaffenden Kräfte der Natur ins Leben rufen. Betroffen und ſehnſuchtsvoll ſchauten die erwachten Jünglinge um ſich her, und ihre trunkenen Blicke begegneten den reizendſten Geſtalten. Eingeweiht in die Abſichten der Imans näherten ſich die Schönen. Durch wollüſtige Bewegungen erweckten ſie Begierden; durch erkünſtelte Schaam vermehrten ſie dieſelben. Endlich ergaben ſie ſich und alles was die Sinne berauſchen kann, wurde von ihnen ausgeboten, die Jünglinge in einen Himmel voll Wonne zu verſetzen, bis ſie ſich mit den Ermatteten unter den nahen Zelten zu einem köſtlichen Mahl niederließen. Hier wurden die Jünglinge von neuem durch einen einſchläfernden Trank betäubt, und unmittelbar darauf in ihre Wohnungen zurückgetragen. Voll neuer Sehnſucht ſuchten ſie am folgenden Morgen die Gegenſtände ihrer Zärtlichkeit. Sie fanden nur Imans. Wonnetrunken erzählten ſie dieſen die Erſcheinung von geſtern, und die Stirne zur Erde neigend riefen ihre Erzieher: „Glückliche Jünglinge! Euch hat der Prophet ins Paradies verſetzt, um euch einen Verſchmack von den Freuden zu geben, welche den Tapferen aufbehalten ſind. Verdient ſie durch eine vollkommne Hingebung in den Willen des Kaliphen.

Erſtaunt über die vielfältigen Niederlagen, welche ſeine Heere durch die Tapferkeit der Sarazenen litten, verſammelte der Kaiſer Heraklius einen Rath, in welchen von den Urſachen dieſer Niederlagen und von den Mitteln, künftigen vorzubeugen, die Rede war. Seine Räthe waren beſſere Theologen als Staatsmänner. Als Urſachen gaben ſie die Schikkungen des Allerhöchſten an, der durch wiederholte Verbrechen erzürnt wäre, als Mittel empfahlen ſie Faſten, Thränen und Gebete. Heraklius verſtand ſich, wie man ſieht, eben ſo ſchlecht auf die Leidenſchaften, als ſeine Räthe.

b) Den Muth aus Ideen.

So wie die Leidenſchaften die Kraft haben, Ideen hervorzurufen; ſo haben wechſelſeitig die Ideen die Kraft, Leidenſchaften zu wecken. Unter Ideen verſtehe ich hier moraliſche Ideale, oder entwickelte Begriffe von Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit, Pflicht u. ſ. w. Dieſe Ideale ſind im Menſchen nothwendig mit einem Eigenſinn verbunden, welcher in Trotz ausartet, ſobald ſie durch die Macht in ihrer Wirkſamkeit geſtört werden. Aechte Philoſophen und ächte Mathematiker haben dieſen Eigenſinn zu allen Zeiten gezeigt. Sokrates wollte lieber ſterben, als widerrufen; und als der Redner Lyſias ihm eine Rede voll Nachgiebigkeit und Demuth brachte, um das Ungewitter von ihm abzuleiten, ſagte er mit wahrem Stolz: Nimm ſie zurück; denn könnte ich mich je entſchließen, auch nur in Scythiens Einöden Gebrauch davon zu machen, ſo würde ich mich für des Todes würdig erklären. Als Galilei, nach Jahre langen Leiden in einem abſcheulichen Kerker, endlich dahin gebracht wurde, ſeine vermeintlichen Irrthümer abzuſchwören, ſtampfte er nach hergeſagter Formel auf die Erde und rief: E pur si muove! Um Roms Freiheit zu retten, ermordete Brutus den Cäſar; und als er vom Octavius geſchlagen, die Hoffnung aufgab, ſeinen Wunſch erfüllt zu ſehen, durchbohrte er ſich ſelbſt. Thomas Moor verdankte ſeinen Tod dem Begriffe, welchen er von Gerechtigkeit hatte. Tauſende ſtarben für ihre Pflicht.

Für den großen Haufen werden dieſe Ideale nur im Abglanz wirkſam, weil er nicht im Stande iſt, ſie ſelbſt zu bilden. Ihm widerfährt alsdann, was dem Alzibiades nach ſeinem eigenen Geſtändniß in den Unterredungen mit dem Sokrates widerfuhr; ergriffen von der innern Vortreflichkeit ſeines Lehrers, wollte er lieber ſterben, als noch länger Alzibiades bleiben. Das Uebergewicht, welches die Preußen im ſiebenjährigen Kriege über ihre Feinde hatten, kann nur von ihrem Enthuſiasmus für Friedrich dem Zweiten abgeleitet werden, welcher ihnen das Ideal eines großen Mannes repräſentirte. Auf gleiche Weiſe beſiegten die Franzoſen in unſeren Zeiten alle ihre Feinde, indem ſie für die Idee einer Freiheit fochten, welche höchſtens in den Köpfen und Herzen ihrer Anführer exiſtiren konnte, da ſie weder aus ihrer Verfaſſung noch Geſetzgebung hervorging.

Alle Schwärmer haben das Eigenthümliche, daß ſie das Leben nur unter Bedingungen lieben; und ſehr viele ſind bloß dadurch zu Selbſtmördern geworden, weil die Unmöglichkeit, ihre Ideale zu realiſiren, ſie mit einem unüberwindlichen Ekel gegen die Welt und ihre Angelegenheiten erfüllte. In einem ſolchen Entſchluß hat man mehr Feigheit als Muth gefunden; aber, wie mich dünkt, mit Unrecht. Es giebt Verfaſſungen, in welchen die Geduld weniger zu den Tugenden gezählt wird, und wo man alſo den ſcheinbaren Muth, welcher aus ihr hervorgeht, geringſchätzt. Nur in ſolchen können dieſe Selbſtmorde ſtatt finden. Nie waren ſie häufiger, als unter den römiſchen Imperatoren. Die wahre Urſache war, daß die Selbſtmörder ſich unaufhörlich mit der Idee an Roms ehemalige Größe quälten, indem ſie die Hoffnung aufgaben, ſie jemals wieder herzuſtellen. „Aber,“ wird man ſagen, „wenn dieſe Selbſtmörder nicht feig geweſen wären, ſo würden ſie den Dolch, womit ſie ihr eigenes Leben endigten, gegen den Imperator gewendet haben.“ Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Feigheit und Furcht vor Schmerzen Wer ſich ſelbſt ermordet, iſt ſchwerlich feig zu nennen. Die Furcht vor Schmerzen iſt jedem natürlich, und ſelbſt das leidenſchaftlichſte Gemüth ſucht ſie ſich zu erſparen, wenn es möglich iſt. Der Imperator war mit Satelliten umgeben. Ein Angriff auf ſein Leben konnte leicht fehlſchlagen. Mißlang er, ſo war ein martervoller Tod die Strafe des verunglückten Verſuchs. Dieſem wollte man entgehen. Hätte in jenen Zeiten die Chemie ſo große Fortſchritte gemacht, als gegenwärtig; wäre es möglich geweſen, mit dem einen Piſtolenlauf den Imperator und mit dem andern ſich ſelbſt zu vernichten, oder hätte man Gifte von ſo ſchneller Wirkſamkeit gekannt, daß ein Tropfen hinreichend geweſen wäre, ſich in eben dem Augenblicke, wo man einen Domizian durchſtach, das Gehirn zu ſprengen; ſo würden ſehr wenige von dieſen Selbſtmördern ſo ruhig von der Bühne des Lebens abgetreten ſeyn. So eng hängt das Verfahren der Menſchen in gewiſſen Zeitabſchnitten mit dem Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften zuſammen.

V.

IV.

Ueber das Fichteſche Staatsrecht.

Von

J. L. G. Hübner.

Advokaten in Hildesheim.

Bemerkung. Mögen dieſe wenigen, nur rhapſodiſch hingeworfenen Gedanken über das Fichteſche Staatsrecht, der ankündigende Vorläufer eines Commentars ſeyn, den ich über die Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wiſſenſchaftslehre von Johann Gottlieb Fichte, zu bearbeiten entſchloſſen bin.

---

§. 1.

Ich halte es der Mühe werth, über das Fichteſche reine Staatsrecht einige Worte zu ſagen.

Das daſelbſt aufgeſtellte Ephorat und die Verantwortlichkeit der höchſten Gewalt, ſo wie die Gültigkeit der Verträge zur Gründung des Staats, können Anſtoß erregen, wozu eine große Autorität, welche ein praktiſches Poſtulat, daß alle Staatsgewalt von Gott komme, an der Spitze ihres Syſtems ſtellt, wohl verleiten dürfte.

§. 2.

Die ſtrenge ſynthetiſche Methode, wodurch Entgegengeſetzte verbunden, und Widerſprüche vereinigt werden, wo das Erſte auf das Letzte, und dieſes auf jenes zurückgebracht wird, hat Fichte auch im Naturrecht zum Grunde gelegt. Die Vorzüge derſelben ſind auch hier unverkennbar; und wenigen Naturrechtslehrern iſt es geglückt, den Staatszweck ſo ſicher zu ſtellen, als ihm.

§. 3.

Es war leicht, das Objekt des Staats durch gegenſeitige Sicherheit zu bezeichnen, und in einen Begriff aufzufaſſen; ſchwer aber, ihn zu realiſiren; und die Gültigkeit des Objekts auch außer dem Begriffe aufzuzeigen.

Fichte hat, um es kurz zu faſſen, die denkbare Gültigkeit des Staatszwecks durch Realiſation geſichert.

§. 4.

Der Privatwille, als der egoiſtiſche, iſt der wirkliche; der gemeinſame iſt der von den vielen Privatwillen abgezogene Wille. Der Privatwille heiſſe Selbſterhaltung; denn, ohne Zukunft kann ich nichts wollen, oder mit dem Wollen wird die Zukunft gegeben. Was ich auch particulariter will, ſo will ich doch immer nur mich ſelbſt, weil ein jeder individueller Wille mit der Fortdauer des Individuums zuſammenhängt.

Will ſich alſo ein Jeder ſelbſt erhalten, und, faſſe ich dieſe Einzelnen in Mehrere zuſammen, nenne ich ſie Alle; wollen ſich alle ſelbſt erhalten, ſo iſt der Wille Aller — Erhaltung Aller.*)

---

*) Rouſſeau in ſeinem Contract social drückt ſich darüber Liv. II. Chap. III. ſo aus: Il y a ſouvent bien de la différence entre la volonté de tous et la volonté générale; celle-ci ne regarde qu'à l'intérêt commun, l'autre regarde à l'intérêt privé, et n'eſt qu'une ſomme de volontés particulieres; mais ôtez de ces mêmes volontés les plus et les moins, qui s'entredétruiſent, reſte pour ſomme des différences la volonté générale.

§. 5.

Einzelne ſind jetzt Alle geworden; dieſe zu Alle gewordenen Einzelne haben das mit einander gemein, daß ein Jeder von ihnen ſicher ſeyn, und ſich ſelbſt erhalten will, und dies, was ſie mit einander gemein haben, und worin ſie Alle ſtimmen, iſt der gemeinſame Wille.

Dieſer durch Addition aller Privatwillen entſtandene gemeinſame Wille iſt das Centrum oder die Spitze, worin die Privatwillen gleichſam pyramidaliſch zuſammen laufen, und wobei kein einziger Privatwille iſolirt zurückbleibt. So iſt die bis dahin noch immer problematiſche Möglichkeit, die vielen Privatwillen in Eins zu vereinigen, apodiktiſch gefunden, und der Gemeinſpruch: tot capita, tot sensus, hat ſeine Anwendung verlohren.

§. 6.

Das Abſtraktum: der gemeinſame Wille, iſt kein Nothbehelf der Wiſſenſchaft, ſo wie das Unrecht, welches höchſtens Elemente künftiger Rechte enthält, ſondern hat nunmehr haltbare Gültigkeit, weil ohne dem das ganze Staatsgebäude auf Sand gebauet wäre.

§. 7.

Nicht genug, daß das Objekt des Staats denkbare Sicherheit hat; der Begriff ſoll auch angewandt — realiſirt werden.

§. 8.

Die Menſchenmaſſe, welche hier deshalb Gemeine genannt werden ſoll, weil ſie das Recht will, hat unſtreitig die höchſte phyſiſche Macht in den Händen. Sollte ſie auch die rechtliche Macht behalten, oder die Frage entſcheiden wollen: ob das gewollte Recht wirklich herrſche? ſo würde dadurch Ungewißheit entſtehen, weil man nie von dem Gleichgewichte der Macht mit dem Rechte überzeugt werden könnte. Ungewißheit würde Unſicherheit zur Folge haben, und das Objekt des Staats verſchwinden.

§. 9.

Daß das Recht wirklich herrſche, iſt die große Aufgabe, welche die Wollenden zugleich im und durch das Wollen des Rechtsgeſetzes aufgeſtellt haben. Soll dieſelbe zur Zufriedenheit Aller gelöſt werden, ſo muß jene Möglichkeit, daß ſtatt des Rechts nur Macht entſcheiden könnte, ganz gehoben werden.

§. 10.

Dies iſt nur durch Trennung möglich. Die (materialiter) bei der Gemeine liegende höchſte Gewalt wird veräußert, und ſo eine rechtliche Uebermacht conſtituirt.

§. 11.

Durch den von der Gemeine beſtimmten Depoſiteur der höchſten Gewalt iſt nicht nur die Parteilichkeit und der Widerſpruch gehoben, welche vor der Veräußerung jener Gewalt, von der Perſon der Gemeine unzertrennlich waren, indem die Frage, ob auch das Recht herrſche; nach Abſicht der Wollenden, nie befriedigend beantwortet werden konnte, da es theils widerſprechend war, mit ſich ſelbſt zu richten, und theils ein immer günſtiger Ausſpruch ſchon im voraus zu erwarten ſtand; — ſondern es iſt auch gerade durch dieſe Trennung die Möglichkeit hervorgebracht, die höchſte Gewalt zur Verantwortung zu ziehen.

§. 12.

So lange nämlich noch keine Anſtalt getroffen iſt, die höchſte Gewalt — Staatsgewalt genannt — verantwortlich zu machen; ſo lange dauert auch noch immer die Unſicherheit fort. Der Mechanismus des Staatsgebäudes ſteckt in dieſer Verantwortlichkeit, und um die Einſicht in denſelben iſt es zu thun.

§. 13.

Ich möchte, um die ſonſt üblichen Ausdrücke der Schule zu gebrauchen, das Wollen des Rechtsgeſetzes oder das Objekt des gemeinſamen Willens, das essentiale constitutivum des werdenden Staats, ſo wie die Veräußerung der öffentlichen Macht und das Ephorat das essentiale consecutivum nennen. Das letztere iſt gleichſam die ſinnliche Anſicht des erſteren.

§. 14.

Die Veräußerung iſt aus dem angezeigten Grunde deshalb vorzüglich nothwendig, weil die das Recht wollende Gemeine ſehr dabei intereſſirt iſt, ob daſſelbe auch ausgeübt werde. Intereſſe hat ſie ſichtbar an dieſer Unterſuchung, wobei vorerſt unausgemacht bleibt, ob ſie es als Partei oder als Richter zur Sprache bringen wird.

Uebte ſie nun ſelbſt die öffentliche Gewalt aus, ſo würde bei dieſer Nachforſchung der gerügte Widerſpruch herauskommen, und die Gemeine Keins von beiden, weder Partei noch Richter ſeyn können; iſt aber die Veräußerung vollzogen, ſo iſt der Grund des Widerſpruchs gehoben, mithin kann ſie auch Eins von beiden ſeyn.

§. 15.

Die Lehrer des natürlichen Staatsrechts waren zufrieden, nur den Depoſiteur des gemeinſamen Willens gefunden zu haben. Fichte, dem immer die hohe Aufgabe der Vernunft, daß das Recht durchaus herrſchen ſolle, vor Augen ſchwebte, ſtellt den Depoſiteur, wenn ich ſo ſagen darf, in eine **Controlle**, und ſetzt ihm Ephoren zur Seite.

§. 16.

Deswegen hat die höchſte Gewalt im Staate nicht aufgehört, die **höchſte** zu ſeyn. Sie hat auch jetzt keinen **über**, ſondern nur einen andern **neben** ſich. Sie iſt die letzte Inſtanz, und es wird von ihrem **gerechten** Ausſpruche nicht appellirt, ſondern es ſoll nur Ungerechtigkeit verhindert werden. Schon darin liegt die **negative** Kraft des Ephorats. Will man eine Vergleichung aus dem römiſchen Privatrechte, ſo iſt die niedergelegte höchſte Gewalt der tutor gerens, und die Ephoren ſind die tutores honorarii, von welchen **Ulpian** fr. 3. §. 2. D. 26. 7. ſagt:

> „Dati enim sunt quasi observatores actus et custodes.“

Ohne Verantwortlichkeit ſind Despot, Demokrat und Souverain gleichbedeutende Wörter.

§. 17.

Die höchſte Gewalt iſt noch immer ein Ganzes, noch immer eine und dieſelbe, nur nicht despotiſch. Sie kann alles thun, was **recht** iſt, nur darf und kann ſie nicht **unrecht** thun. Es geht ihr ſo, wie es nach **Archenholz** Bemerkung, dem Könige von England gehen ſoll: er kann nie Böſes, aber ſehr viel Gutes thun.

§. 18.

Es iſt widerſinnig, die Inapellabilität der höchſten Gewalt ſogar bis auf die von ihr begangene Ungerechtigkeit ausdehnen zu wollen. Darein hat kein einziger gewilligt. Privatwille und gemeinſamer Wille (der Exekutor von jenem) wären nicht mehr vereinigt, und die Inkonſequenz des Syſtems wäre unvermeidlich.

Wille gegen Wille geſetzt, würde, ſtatt den beabſichtigten rechtlichen Zuſtand herbeizuführen, nur den rechtlichen Zuſtand des Krieges bewirken.

§. 19.

Die mehreſten Staatsrechtslehrer verſehen es darin, daß ſie die Staaten bloß **hiſtoriſch** betrachten, und aus der Geſchichte beweiſen, wie ſie entſtanden ſind; da ſich doch nur die philoſophiſche Staatsrechtslehre einzig mit Unterſuchung der Frage beſchäftigen kann: wie ſie entſtehen müſſen, um ihnen zu Recht beſtändige Gültigkeit beilegen zu können.

§. 20.

Zu den **Geſchichtsforſchern** der Staaten gehört auch Herr Profeſſor **Hugo** in Göttingen. Er hält *) die dem Staatsrechte untergelegten Verträge bloß für eine vernünftige Idee.

§. 21.

Allein dieſe Idee iſt nicht bloß vernünftig, ſondern nothwendig. Ich kann alſo jene Idee nicht bloß unterlegen, wenn ich will, und es iſt gut, nicht unvernünftig, wenn ich es thue; nein, ich muß ſie unterlegen, wenn ich ein wirklich haltbares philoſophiſches Staatsrecht haben will, es iſt nothwendig, daß ich es thue, und die Vernunft gebietet es (unter dieſer Vorausſetzung) kategoriſch.

§. 22.

Hugo geht dafür mit **Kant** von dem praktiſchen Poſtulate aus: daß alle Staatsverfaſſung von Gott ſei. In einem Syſteme, worin der Rechtstitel der höchſten Gewalt für unerforſchlich ausgegeben wird, iſt auch dieſelbe unverantwortlich, mithin despotiſch. Sie iſt nur dem Sittengeſetze verantwortlich; dieſe Verantwortlichkeit iſt aber ſo gut wie gar keine, weil ſie nicht vor dem äußern Gerichtshof gebracht werden kann.

---

*) Lehrbuch des Naturrechts, als einer Philoſophie des poſitiven Rechts. zweiter Verſuch. (1799.) S. 211. 26.

Er legt alſo dem Staate ein rein ſittliches Fundament unter, und iſt gleich urſprünglich, bei dem erſten Princip, im Widerſpruch mit Fichte, welcher die Rechtslehre für eine an ſich beſtehende, aus ſich ſelbſt hervorgehende, und von dem Sittengeſetze ſcharf geſchiedene Wiſſenſchaft hält.

§. 23.

Hugo macht nun den Verträgen, wovon die Rede iſt, (z. B. dem pacto unionis, constitutionis und subjectionis) einen dreifachen Vorwurf. *)

1) Sie wären nicht wirklich, weil die particulären Staaten ganz anders, durch Eroberungen und andere Zufälle, entſtanden wären.

2) Sie wären auch geradezu nicht möglich, wenigſtens nicht ſo, daß ihnen irgend eine rechtliche Wirkung zukäme.

3) Sie wären auch nicht nöthig.

§. 24.

Die bloß hiſtoriſche Anſicht hier abgerechnet, und daß man nicht bei Errichtung eines Vernunftſtaates auf dem Standpunkte der Erſcheinung ſtehen bleiben dürfe; ſo verhält es ſich mit dieſem erſten Vorwurfe eben ſo, als wenn man der

---

*) Nicht um die Sache hier zu erſchöpfen, ſondern bloß im Vorbeigehen berührt man dieſe Vorwürfe.

Sittenlehre deshalb allen Gebrauch abſprechen wollte, weil viele Menſchen doch unſittlich handeln.

§. 25.

Wenn den Verträgen keine rechtliche Wirkung zukommen ſoll, ſo braucht man ſich über ihre Möglichkeit nicht zu ſtreiten. Ihre Möglichkeit iſt aber durch das Wollen des Rechtsgeſetzes gegeben. In einem nach *rein rechtlichen* Principien erbauten Staate, und in einem mehr auf die ſinnliche Natur, als auf die ſittliche Anlage der Menſchen berechneten Staatsrechte darf kein Hugo-Kantiſches Poſtulat, wie die Ableitung der Staatsgewalt von Gott, als eine Ur-Prämiſſe aufgeſtellt werden.

In dieſem Staatsſyſteme, in welchem die *Form* des rechtlichen Zuſtandes, durch den freien Willen der Menſchen bedingt iſt, hängt von der Unmöglichkeit eines zum Grunde gelegten Vertrages das ganze rechtliche Verhältniß ab.

§. 26.

Daß die Verträge nothwendig ſind, liegt ſchon in dem Obigen. Es liegt zwar ſchon in der Vernunft die Aufgabe, daß ein rechtlicher Zuſtand errichtet werden ſoll; allein ſoll das in der Vernunft liegende Rechtsgeſetz nicht ewig formal bleiben, ſo muß die Aufgabe zu irgend einer Zeit gelöſet werden.

Es muß eine *geäußerte* Einſtimmigkeit nicht bloß als *möglich* gedacht, ſondern als *wirklich* gezeigt werden. Dadurch erhält das bloß formale Rechtsgeſetz — *Rechtskraft*.

§. 27.

Bei einem jeden Staate in der Erſcheinung vertritt die Präſumtion *), daß er auf rechtliche Weiſe entſtanden ſey, die Stelle der *Rechtlichkeit*.

---

*) Ein praktiſcher Juriſt wird hier an praesumtio violenta denken.

Es wird alſo keinem Menſchen in einem Staate, wo das Recht wirklich herrſcht, einfallen, nach dem faktiſchen Urſprung deſſelben zu fragen.

Der Menſch will nur das Recht. Fragte daher jemand darnach, ſo würde er entweder gar keine Antwort erhalten, oder man würde ihn auf das Rechtsgeſetz verweiſen, und *dazu* hat er doch ſeine Zuſtimmung gegeben.

§. 28.

Fichte wollte den Vernunftſtaat *pragmatiſch* beſchreiben. Er konnte ſich alſo nicht begnügen, bei dem Staate in der Erſcheinung ſtehen zu bleiben, ohne zu wiſſen, wie er dazu gekommen ſey.

Er mußte daher den Staat aus der menſchlichen Natur ſelbſt produciren: wobei aber, wie ſich das von ſelbſt verſteht, alle eigenmächtige Willkür wegfällt, ſo daß das Produkt auch anders hätte ausfallen können.

Der Vernunft Staat iſt mit Nothwendigkeit producirt, und ein *ſolches* Produkt widerſtreitet der Freiheit nicht.

V.

Ueber die Begründung des Eigenthums.

Ein Fragment aus der Kritik der ſogenannten Rechts-Philoſophie.

> Non enim sumus ii, quibus nihil verum esse videatur: sed ii, qui omnibus veris falsa quaedam adiuncta esse dicamus. — Cicero de Natura Deorum. —

1.

Beſitzergreifung iſt hinreichend in dem natürlichen Zuſtande der Dinge das Eigenthum zu begründen, dieſes iſt eine Lehre des Naturrechts, in welcher alle Syſteme deſſelben überein kommen. Je wichtiger dieſe Materie in der ganzen Rechtsphiloſophie iſt, um ſo intereſſanter wird die genaue Unterſuchung der Wahrheit jenes Satzes ſeyn.

2.

Die rechtlich praktiſche Realität, welche die Idee der urſprünglichen Gütergemeinſchaft *) des Bodens, und mithin

---

*) Unter Gütergemeinſchaft verſtehe ich hier das gemeinſchaftliche Recht, welches jedem Menſchen an den Boden und den Dingen darauf zuſteht, dieſelben nach ſeinen Abſichten zu gebrauchen, in ſofern noch niemand irgend ein Recht daran erworben hat. — Dieſer Begriff iſt alſo weſentlich von der Idee unterſchieden, welche man gewöhnlich mit der communio bonorum verbindet. Der Meinung unſerer naturrechtlichen Syſteme, welche bei der gewöhnlichen Feſtſetzung dieſes Begriffes zum

aller Dinge auf demſelben hat, zeigt uns zuerſt die verſchiedenen Grade der Rechte, von der Niederlaſſung und Beſitzergreifung an, bis zu dem höhern Principe des Eigenthumes. Mit der *Anſiedelung* war die Beſitzergreifung verbunden, aus welcher der fortdauernde Privatbeſitz einer Sache entſtand, der von der Gegenwart auf demſelben abhing. Aus dieſer einzig richtigen Vorſtellung, welche die Quelle vieler richtiger Folgerungen für das ganze Naturrecht iſt, entſtand auch die Vorſtellungsart von der Erwerbung des Eigenthumes.

3.

Unſere Syſteme ſagen: die fortdauernde moraliſche Befugniß, über eine Sache aus eigener Macht, mittelbar oder unmittelbar zu verfügen, iſt das *Eigenthum*; der *Rechtstitel* der Erwerbung iſt die natürliche Freiheit; das *Erwerbsmittel* iſt die Beſitzergreifung. Daß beide Stücke Mittel zur Begründung des Eigenthumes ſind, braucht nicht bewieſen zu werden: denn niemand leugnet es; aber ob ſie allein und ausſchließend hinreichen, das Eigenthum zu begründen? Dieſes iſt die Frage, welche mich hier beſchäftigen ſoll. —

4.

Kant entwickelt in ſeinen metaphyſiſchen Anfangsgründen der Rechtslehre dieſe Materie zwar nach eben der Me-

---

Grunde liegt, kann ich, wegen der unendlichen Schwierigkeiten, nicht beiſtimmen, welche ſie in der ganzen Theorie des Beſitzes und Eigenthumes verbreitet, welche, wenn man ſich durch ſie durchgearbeitet hat, doch nicht den geringſten Vortheil gewähren. Außerdem glaube ich Gründe genug für mich zu haben, dieſen ganzen Nebel, hinter welchen man ſich ſo gern zu verſtecken ſucht, wegzuräumen, da man nothwendig bei der Präſumtion oder Deklaration der Einwilligung der menſchlichen Geſellſchaft in das Factum des Individui auf Inkonſequenzen ſtoßen muß.

thode; aber weiter ſagt er dann (S. 66.): der bloße phyſiſche Beſitz (Inhabung) des Bodens iſt zwar ſchon ein Recht in einer Sache, ob zwar freilich nicht hinreichend, ihn als das Meine anzuſehen. — Wäre hier, als das Meine oder als mein Eigenthum einerlei, ſo folgte aus dieſen Worten eben das, deſſen Beweis hier meine Abſicht war. *) Doch bald darauf fährt er fort (Seite 78): die urſprüngliche Erwerbung eines äußern Gegenſtandes der Willkür heißt Bemächtigung (occupatio Beſitzergreifung), und kann nicht anders, als an körperlichen Dingen ſtatt finden. Wenn Beſitzergreifung dieſemnach das einzige nothwendige Mittel zur Erwerbung des Eigenthumes wäre, ſo folgte daraus abſolut, daß nur körperliche Dinge oder Subſtanzen von jemanden als Eigenthum beſeſſen werden könnten, welches doch offenbar wider den Sprachgebrauch ſtreitet. Sollte die Eintheilung in dominium und quasi dominium ſich nicht mehr in dem Willen des römiſchen Geſetzgebers, als in der Natur der Sache

---

*) Der etwanige Unterſchied, den Kant zwiſchen dem Meinen und meinem Eigenthume macht, ſcheint darin zu liegen: er nimmt nehmlich an, Eigenthum kann erſt nach der Staatsverbindung beſtehen. Außer dieſer aber nennt er das Collektivum der mit dem intelligibilen Beſitze verbundenen Rechte das Mein und Dein. Man ſieht daraus, daß Kant die Bedeutung des Wortes Eigenthum auf weit engere Schranken, als der Sprachgebrauch und alle andern Syſteme vor ihn zurückgewieſen hat — Was mag damit gewonnen ſeyn? — Die Urſach, warum Kant außerdem nicht zugiebt, daß die Inhabung des Bodens das Mein allein begründen könne, beruht auf ganz andern Gründen, als die ſind, welche ich der gewöhnlichen Meinung beim Eigenthume entgegenſetzen will; denn Kant durfte jenes nicht einräumen, weil er ſonſt mit ſeinem Principe des Naturreches der Gütergemeinſchaft in einen direkten Widerſpruch gekommen wäre.

Sache gründen? — Wenn man von Allem abſtrahirt, und nur den Begriff Recht zum Grunde legt, ſo wird man gewiß finden, daß man demſelben das Prädikat des Eigenthumes zuordnen kann.

5.

Iſt die Beſitzergreifung das einzige, hinreichende Mittel zur Erwerbung des Eigenthumes, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wie man ſich bei einer res nullius den Beſitz und das Eigenthum getrennt denken können; daß aber hierin ein ſehr weſentlicher Unterſchied iſt, wird ſehr leicht einleuchtend; denn z. B. auch in dem Naturzuſtande ſteht dem empiriſchen Beſitzer das Prärogativ des Rechtes zu: wohl dem, der im Beſitze iſt; welches darin beſteht, daß, weil jeder die Präſumtion eines rechtlichen Mannes für ſich hat, er auch den Beweis nicht zu führen braucht, daß er etwas rechtmäßig beſitzt. (Siehe Kant. Seite 75.) Wenn aber der Beſitz nothwendig hinreichend zum Eigenthume wäre, ſo müßte, mit Hinzukommung der natürlichen Freiheit; ſich der nun entſtehende Eigenthümer eben dieſes Prorogatives des Beſitzers erfreuen können, welches ihm aber nicht zugeſtanden wird. Es muß alſo nothwendig noch eine beſondere Thatſache hinzukommen, welche das Eigenthum begründet.

6.

Wir können Eigenthümer einer Sache ſeyn, ohne ſie je beſeſſen und ohne je den Akt der Beſitzergreifung vorgenommen zu haben. Genauer beſtimmt wird ferner einleuchtend, daß ſelbſt bei einer herrenloſen Sache ſehr wohl eine Beſitzergreifung und ein darauf gegründeter Beſitz denkbar iſt, ohne daß das Eigenthum damit verbunden iſt. Man nehme nur ein Beiſpiel: Ich erblicke einen herrenloſen Baum; ich ergreiſe zu irgend einem Zwecke einen Zweig deſſelben: ſo war ich Beſitzer durch die Beſitzergreifung. Nun laſſe ich dieſen Zweig wieder aus meinen Händen, und ein anderer macht ſich zum Beſitzer, werde ich dieſen Baum als mein geweſenes Eigenthum vindiciren können? — Und kann ich es nicht, ſo muß doch an der Vollkommenheit des Eigenthumes etwas gemangelt haben: obgleich völlige natürliche Freiheit und eine vollkommene Beſitzergreifung vorhanden waren. Und was war denn das Fehlende? — Man könnte mir antworten: es iſt die Auszeichnung oder Bekanntmachung. Wenn ein Akt hinzukäme, welcher die in Beſitz genommene Sache aus der Maſſe der herrenloſen Sachen jedem, als ein Privateigenthum, kenntlich machte, ſo würde das Eigenthum vollſtändig ſeyn. — Iſt dieſes zugeſtanden, ſo wäre wenigſtens erwieſen, daß außer der natürlichen Freiheit und der Occupation noch ein drittes Stück zur Begründung des Eigenthumes hinzukommen müſſe.

7.

Daß Erklärung und Willensbezeichnung aber in dieſem Falle zum Eigenthume noch nicht hinreichend ſind, wird uns auch jedes Beiſpiel lehren.

Es kommen zwei Menſchen auf eine herrenloſe Inſel. Einer von ihnen ſagt: ich ergreiſe den Beſitz vermöge der natürlichen Freiheit, und will künftig allein dieſe Inſel als mein Eigenthum beſitzen. Würde dieſe Ausſchließung des andern von dem Rechte auf den Boden durch die Beſitzergreifung und durch die hinzukommende Erklärung wohl nach den angenommenen Grundſätzen des Naturrechts rechtskräftig und für ſich beſtehend ſeyn? Und da ſie es nicht iſt, ſo kann auch die Begründung des Eigenthumes nicht vollſtändig geweſen ſeyn.

8.

Die Löſung dieſes Problems ſcheint mir vorzüglich in dem fortgeſetzten Rechte, welches das Eigenthum begründet, zu liegen. Der Beſitz wird in der Rückſicht oft unterbrochen, daß wir nicht beſtändig über die Sache unmittelbar verfügen können; alſo werden auch die Rechte, welche aus demſelben folgen, nicht das Charakteriſtiſche des Immerdauernden haben, welches doch die Eigenſchaft der Rechte iſt, die das Eigenthum begründen. Das Ganze wird alſo darin beruhen, daß der, welcher das Eigenthum einer Sache an ſich bringen will, ein ununterbrochenes näheres Recht daran erhalten muß, welches die Rechte aller andern ausſchließt. Dieſes würde denn nur vorhanden ſeyn, wenn er mit der Sache, die er zu ſeinem Eigenthume machen will, etwas aus ſeiner freien Dispoſition in eine ſolche Verbindung ſetzt, daß die Trennung deſſelben nicht möglich iſt. Wer würde dann ſich das Eigenthum mit gleichem Rechte anmaaßen können? und wollte es jemand thun, würde dann nicht die Vindikation nach allen Grundſätzen des Naturrechts gültig ſeyn? —

9.

Das Objekt, welches mit der zum Eigenthume zu machenden Sache in Verbindung geſetzt wird, kann nun auch oft ein moraliſches ſeyn, daß aber ſeine Wirkung in der Sinnenwelt immer ſo zeigt, daß die Sache dadurch von allen übrigen Dingen des Gemeingutes unterſcheiden wird; als zum Beiſpiel: angewandte Mühe, Arbeit u. ſ. w.

Der eine Einwurf, der hier entgegengeſetzt werden könnte: wann der Moment einträte, von welchem das Eigenthum angehe? kann nur beim erſten Anblicke ein Hinderniß im Weg zu ſtellen ſcheinen, und wird bei näherer Beleuchtung verſchwinden. Denn bei einer Sache, deren Eigenthum man erwerben will, geſchieht dies entweder durch vorhergegangenen Beſitz, welcher das Subjekt ſo lange im Gebrauche derſelben vor jeder andern Beſitzergreifung ſchützt, bis ſeine Rechte von dem niedern Principe des Beſitzes zu dem höheren des Eigenthumes gediehen ſind. Oder es geſchieht aus einem andern Titel, als aus einer Schenkung, einer Uebertragung, wo gar kein Streit über den Zeitpunkt entſtehen kann, von welchem das Eigenthum angegangen iſt. Dieſer Zeitpunkt erfordert eben ſowohl ein Faktum, wenn ein näheres Recht das Eigenthum begründen ſoll, als wenn wir annehmen, daß das Faktum der Beſitzergreifung zum Eigenthume hinreichend ſey.

10.

Außer andern Vortheilen, welche dieſe Theorie von der Begründung des Eigenthumes zu haben ſcheint, iſt der keiner der geringſten, daß er uns einen genauen Zeitraum an die Hand giebt, in welchem das Eigenthum an einer Sache verjährt. Dieſer Zeitpunkt ergiebt ſich hier ganz natürlich, ohne daß man dazu ſeine Zuflucht zu nehmen braucht, daß man ſagt: die Verjährung ſei de jure.

Die Verjährung wird dann eintreten, wenn das nähere Recht, welches das Eigenthum begründet, aufhört, und dieſes wird, wenn z. B. daſſelbe aus der Arbeit entſprang, dann ſeyn, wenn alle Spuren der Arbeit auf dem Fundo oder an der Sache durch den gewöhnlichen Gang der Natur vernichtet ſind. Denn die Vernichtung durch irgend einen dritten würde natürlich auch hier keine Verjährung begründen können, da dieſes immer einen dominum oder eine culpa vorausſetzt, und keine von beiden die wohlerworbenen Rechte eines Anderen ſchmälern oder vernichten kann.

Friedrich Cramer aus Quedlinburg.

VI.

Verſuch eines Geſprächs zwiſchen einem Kriegsrath und einem Juſtiz-Aſſeſſor über einen für die preußiſchen Staaten höchſt wichtigen Gegenſtand,

von

Schummel.

Kr. Ha, wie gerufen! Eben wollte ich nach Ihnen ſchikken, um Ihnen eine groſe, groſe Nachricht mitzutheilen.

A. Und ich, liebſter Freund, komme ungerufen, um Ihnen etwas ſchönes, etwas ganz vortrefliches vorzuleſen.

Kr. Aufrichtig geſagt, ich fühle mich heut mehr aufgelegt zum Denken, als zum Hören.

A. Deſto beſſer! Was ich Ihnen mittheilen will, enthält den reichhaltigſten Stoff zum Denken. Es iſt überdem nur kurz, und von wem, von wem? von Lichtenberg!

Kr. Und das ſollte mir nicht ſchon bekannt ſeyn?

A. Schwerlich, denn ich weiß, daß Sie das Göttinger Magazin der Wiſſenſchaften nicht geleſen haben.

Kr. Leider nicht!

A. Nun ſo genieſſen Sie denn ganz den Reiz der Neuheit, und hören Sie! (lieſt) „Unſer achtzehntes Jahrhun-

„dert wird ſich ſicherlich nicht zu ſchämen haben, wenn es „dereinſt ſein Inventarium von neu erworbenen Kenntniſſen „und angeſchaften Sachen an das neunzehnte übergeben „wird, auch ſelbſt wenn die Ueberreichung morgen geſchehen „müßte. Wir wollen einmal einen ganz flüchtigen Blick auf „dasjenige werfen, was es ſeinem Nachfolger antworten „könnte, wenn es morgen von ihm gefragt würde: was haſt „du geliefert und was haſt du neues geſehen? Es könnte kühn „antworten: Ich habe die Geſtalt der Erde beſtimmt; Ich habe dem Donner Troß bieten „gelehrt; ich habe den Blitz, wie Champagner, „auf Bouteillen gezogen.“ — Finden Sie das nicht vortreflich geſagt?

Kr. Wie anders? Nur in einem Punkte irren Sie ſich, mein Freund; dieſe Stelle iſt mir längſt bekannt.

A. O fatal! So iſt meine ganze Freude dahin!

Kr. Aber nicht die meinige; ich bin Ihnen darum nicht weniger für Ihre Abſicht verbunden! Und habe ich Ihnen denn ſchon geſagt, daß ich die Stelle nicht zum zweitenmale hören möchte? Gleich holen Sie Ihr Buch wieder hervor, und leſen mir wenigſtens die letzte Paſſage, wo unſer Jahrhundert ſagt, was es geſehen hat.

A. Ha dieſe! (lieſt) „Ich habe Peter den erſten „geſehen — und Catharina — und Friedrich — und „Joſeph — und Leibnitz —“

Kr. Genug; bloß bei Regenten ſtehen zu bleiben: Wen, meinen Sie wohl, würde der vortrefliche Lichtenberg, wenn er noch lebte, nun noch hinzuſetzen?

A. Das weiß ich in der That nicht; wenigſtens nicht, ohne mich erſt zu beſinnen.

Kr. Das würde hier, wo von ganz neuem die Rede iſt, vergeblich ſeyn; alſo hören Sie denn: Lichtenberg, der Mann mit dem offnen Sinne für alles Große und Schöne, würde nun noch hinzuſetzen: Ich habe Friedrich Wilhelm den Dritten geſehen, der den großen Gedanken faßte, ſeinen Staaten ein allgemeines Polizey-Geſetzbuch zu geben.

A. Wie, was, ein neues Polizey-Geſetzbuch?

Kr. Nicht anders; die Sache iſt bereits officiell.

A. Nun, in der That, die Idee iſt, wie es ſcheint, recht gut, recht ſehr gut. —

Kr. (lächelnd) Ich ſehe, wir ſpielen heute verkehrens; Ihr Geiſt iſt in mein Cranium, und der meinige in Ihres gefahren. Sonſt war es immer mein Geſchäft, in Ihr Feuer Waſſer zu gießen; jetzt, da ich einmal nach langer Zeit das Feuer des Enthuſiasmus fühle, ſtehen Sie ganz kaltblütig vor mir, und ſprechen ein weiſes: Es ſcheint! — Waren Sie denn damals auch ſo kalt, als von der Einführung Ihres allgemeinen Geſetzbuches die Rede war?

A. Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie das neue Polizey-Geſetzbuch dem Landrechte an die Seite ſetzen wollen?

Kr. Nicht allein das, ſondern, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein wenig drüber!

A. Nimmermehr; das leide ich nicht; ich proteſtire, ich appellire!

Kr. Doch wohl nicht eher, bis Sie mich mit meinen Gründen gehört haben?

A. Ja, ich will Sie hören, aufmerkſam hören, aber bloß darum, damit ich Sie, wie Herkules den Rieſen Antäus, deſto ſicherer zu Boden ſtrecke.

Kr. Vergeſſen Sie nicht, daß der Rieſe immer wieder neue Kräfte bekam, wenn er die Erde berührte, und daß er das einzige Verſehen beging, ſich dieſen Vortheil rauben zu laſſen; ich werde etwas beſſer auf meiner Hut ſeyn! Zur Sache! Sagen Sie mir, was iſt der Gegenſtand Ihres ganzen Geſetzbuches?

A. Was anders als die allgemeine Wohlfahrt — die öffentliche Sicherheit! Ohne Criminalgeſetze wären wir ſo gut als vogelfrei; und ohne Civilgeſetze wäre die Welt ein ewiger Kampf- und Tummelplatz auf Tod und Leben, um das Mein und Dein!

Kr. Zugegeben im allgemeinen! Aber näher erwogen: Wie viel von der öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit kommt denn wohl auf Rechnung der Juſtiz?

A. Wenn von innerer Wohlfahrt und Sicherheit allein die Rede iſt — und das iſt es; äußere Sicherheit gehört fürs Militär — dann, ohne Bedenken, alles! Mein Beweis liegt in einem Satze, den Fichte und Niethammer, die wo nicht große Atheiſten, doch große Scepticiſten ſind, wohl unangetaſtet laſſen ſollen: Wo kein Fundament iſt, da iſt kein Grund!

Kr. So war es einſt, in der Kindheit oder vielmehr in der Rohheit der Welt! Ungeſchlachte Völker, die ſo eben aus dem Naturſtande in die bürgerliche Geſellſchaft übergingen, bedurften ſcharfe, ſchneidende Criminalgeſetze, die ſie durch Furcht bändigten, und für das geſellige Leben zahm und geſchmeidig machten. Nachdem aber eben dieſe Criminalgeſetze ihren Endzweck, zwar nicht ganz, doch größtentheils erreicht haben; nachdem zu der erſten rohen Triebfeder andre und beſſere gekommen ſind, Religion und Induſtrie, und Künſte und Wiſſenſchaften, und Erziehung, ſo fragt es ſich, wie viel die ganze Criminal-Geſetzgebung — nicht damals, ſondern jetzt, in dem Jahrhunderte, wo man den Blitz auf Bouteillen zieht, noch werth iſt?

A. So viel wie immer! Ich wüßte keinen Paragraphen im zwanzigſten Titel des Landrechts, der ohne offenbare Gefahr für das Wohl des Staats zu miſſen wäre!

Kr. Verſtehen wir uns, Freund, und um uns zu verſtehen, ſeyn Sie auf einen Augenblick mein Catechumen. — (er holt das Landrecht) Glauben Sie wohl, daß Männer wie Kant, Mendelsſohn, Garve, an der Erſcheinung des Landrechts wahren und warmen Antheil genommen haben?

A. Sie müßten keine Philoſophen ſeyn, wenn ſie das nicht gethan hätten!

Kr. Auch daß ſie das Landrecht, als etwas ſie ſelbſt unmittelbar angehendes, betrachtet haben werden?

A. Als preußiſche Bürger — allerdings!

Kr. Wohl dann! Wenn Sie nun z. B. deputirt worden wären, grade dieſen Männern, oder andern von gleichem Geiſt und Herzen, das Landrecht, als ſie ſelbſt angehend, und zu eigner Nachachtung zu publiciren, und Sie hätten etwa zu leſen angefangen, wie folget:

> „§. 826. Derjenige, welcher mit vorher überlegtem
> „Vorſatze zu tödten, einen Todſchlag wirklich verübt,
> „ſoll als ein Mörder mit der Strafe des Rades von
> „oben herab belegt werden" —

was würden wohl dieſe Männer zu dieſem und hundert Paragraphen der Art geſagt haben?

A. Mit Erlaubniß, daß ich auch Sie ein wenig katechiſire: Wie viel Kants, Mendelſohns, Garvens, giebt es denn wohl in Deutſchland?

Kr. Kants — nur einen! Mendelſohns, Garvens — ſchon mehrere! Solcher Menſchen aber, die in ſo weit auch Kants und Garvens ſind, daß es keiner Androhung von Tod, Feſtung und Zuchthaus bedarf, um ſie von groben Verbrechen abzuhalten, ſolcher giebt es Gottlob! in Deutſchland, und namentlich in den preußiſchen Staaten, eine ungezählte, aber große, große Menge. — Die Majorität einer jeden Provinz, ſelbſt jeder großen, noch ſo verdorbenen Stadt iſt auf dieſer Seite! Sonach kann ich ja unmöglich der heutigen Criminal-Juſtiz noch einen Einfluß auf das allgemeine Wohl, ſondern nur auf das partielle einräumen.

A. — Die Moralität, ſagten Sie? Das iſt viel behauptet!

Kr. Vergleichen Sie, wo Sie wollen, die Criminalliſten mit der Volksanzahl. —

A. Die ſind aber bei weitem nicht vollſtändig! Wie vieles bleibt nicht der Juſtiz ganz und gar verborgen, nach der ewigen Regel: Wo kein Kläger iſt, da iſt kein Richter!

Kr. Rechnen Sie darauf noch einmal, meinetwegen auch zwei, dreimal ſo viel, immer bleibt die Anzahl der Verbrecher klein gegen die geſammte Volksmaſſe!

A. Nun Sie wollen doch nimmermehr annehmen, daß dieſe Menge von Nichtverbrechern aus lauter edlen und moraliſchen Bewegungsgründen handelt?

Kr. O keinesweges! Aber eben ſo wenig handelt ſie aus dem unedlen und niedrigen Bewegungsgrunde, den allein das Criminalgeſetz zu geben vermag — aus Furcht vor

Strafe! Nehmen Sie Ihren Bedienten, nehmen Sie meine Domeſtiken; ſie ſind keine Engel, aber Leben und Eigenthum ſind ihnen heilig. Von den Staatsgeſetzen kann das nicht herkommen, die kennen ſie nicht: woher denn nun ſonſt? Aus Erziehung, aus Religion, aus Beiſpielen, Umgang, aus dem Glückſeligkeitstriebe, kurz aus einem dunkeln Gefühle, das freilich ſchlechter iſt, als reine Moralität, aber ohne Vergleich beſſer als bloße Furcht vor Galgen und Rad.

A. Wohl, ſo räume ich denn ein, das Criminalgeſetz iſt unmittelbar nur noch für die Minorität des Volks, aber ich ſchließe dann weiter! Es iſt für die Minorität — abſchreckend und beſtrafend — eben dadurch aber auch für die Majorität — wenn nicht abſchreckend, doch ſichernd, mein Freund, ſichernd; folglich iſt das Criminalgeſetz nicht bloß für das partielle, ſondern wirklich für das allgemeine Wohl: quod erat demonstrandum.

Kr. Erat — kann auch ſo viel heißen, das ſollte bewieſen werden, iſt aber nicht bewieſen! Aus welchen Menſchen beſteht denn wohl die Minorität? Aus Unbeſonnenen einerſeits, die aus Fahrläßigkeit Verbrechen begehen; und aus der eigentlichen Hefe des Volks andererſeits, die mit Vorſatz und Abſicht ſündiget. Beide, weit von einander entfernt, treffen dennoch darin zuſammen, daß wenn ſie auch die Geſetze noch ſo gut wüßten, ihnen das nichts helfen würde; die erſten darum, weil ſie unbeſonnen ſind, und die Geſetze gerade da vergeſſen, wo es Noth wäre; und die letzten, weil ſie überhaupt kein Geſetz achten. Dieſe Menſchen haben nur zwei ſelbſtgemachte Geſetze: Das eine, „thue was du „willſt, aber nimm dich in Acht, ertappt zu „werden!" Das zweite, im Ertappungsfalle: „man

„kann ja doch nichts mehr als hängen oder aufs „Rad kommen!“ Hieraus ſchließe ich nun, daß die Criminaljuſtiz auch für die Minorität leider nicht abſchreckend — und nur im Ertappungsfalle beſtrafend — deshalb aber noch keinesweges ſichernd für die Majorität iſt! — Iſt Ihnen die Geſchichte von dem Poſträuber und Mörder Lenz bekannt?

A. Wie ſollte ſie nicht? Ich war ja damals in Berlin, und ſah ihn ſelbſt auf der Kuhhaut zum Richtplatze ſchleifen.

Kr. Nun ſehen Sie, für ſolch ein Halbvieh wäre das obige Geſetz vom Morde recht eigentlich geweſen, und doch war es wiederum nicht für ihn, eben weil er ein Halbvieh war. Sie können auch nicht einmal ſagen, daß das Publikum nunmehr durch ſeine Hinrichtung vor ähnlichen Greueln geſichert worden: denn wo ein Lenz herkam, können mehrere herkommen, und keine Criminaljuſtiz wird es je verhindern.

A. Das war ſtark! Streifſchüſſe auf die Juſtiz bin ich ſchon von ihnen gewohnt, aber dieſer ging ins Schwarze! Es iſt mir nur lieb, daß ich kein Criminaliſt bin, und nie dazu Neigung gehabt habe.

Kr. Und wären Sie es — wären Sie ein hellköpfigter und menſchenfreundlicher Inquiſitor, wie Sie es gewiß ſeyn würden, ein Retter der verkannten Unſchuld, ein ſtrenger Beſtrafer der Schuld nach den Geſetzen, aber immer noch mit Mitleid und Erbarmen gegen den Schuldigen: ich hätte dann für Ihre Perſon alle erſinnliche Achtung! Was aber Ihr Amt anbetrift, ſo könnte ich nicht anders als wünſchen, daß es, ſo wie die Verbrechen überhaupt, mit dem Jahre 2440 gänzlich erlöſchen möchte!

A. Ha, der gute Mercier! Nach der traurigen Erfahrung, die er während der Revolution gemacht hat, wird er wohl nun den Termin wenigſtens auf ein Jahrhundert, wo nicht gar auf ein Jahrtauſend hinausſetzen! — Doch laſſen wir das; jetzt iſt die Rede von der Civiljuſtiz, und hier fechte ich pro aris et focis! Oder wie, wäre es Ihnen möglich, dieſes Meiſterſtück der menſchlichen Vernunft und Erfahrung herabzuwürdigen, dieſes coloſſaliſche opus, zu dem das weiſe Griechenland den Grund legte, welches das noch weitere Rom im Verlaufe von Jahrhunderten vervollkommte, und woran die Weiſen unſerer Nation in vieljährigem Schweiße die letzte Hand legten; ein Werk, was alle Rechte, alle Pflichten eines jeden Bürgers umſpannt, und in alle auch noch ſo verwickelte Verhältniſſe des Lebens eingreift — ein Werk — doch wozu perorire ich länger? Die Sache ſpricht ja für ſich ſelbſt!

Kr. Sie perorirten in der That ſehr gut, wenn gleich Ihr ganzes Räſonnement den Hauptort verfehlen dürfte!

A. Den Hauptpunkt? Nimmermehr!

Kr. Nun Sie finden doch, daß, bei einem Gebäude z. E., es eine ganz andere Sache iſt, zu fragen, wie künſtlich das Gebäude iſt, wie entſprechend den architectoniſchen Regeln, wie rühmlich und ehrenvoll für den Baumeiſter — oder aber zu fragen, wie nützlich, wie entſprechend dem allgemeinen Wohle es iſt?

A. Alſo wirklich? Auch die Civiljuſtiz nehmen Sie in Beziehung auf das allgemeine Wohl in Anſpruch? Iſt es möglich! Liegt es denn nicht am Tage, daß jeder Bürger im Staate, der nicht Sclav iſt — und Sclaven haben wir bei uns nicht — über irgend etwas, es ſei viel oder wenig, Eigenthümer iſt. Dieſes Eigenthum iſt ein Beſtandtheil der

Glückſeligkeit des Bürgers; es gegen frivole Anſprüche ſchützen, heißt das Glück des Bürgers befördern, und es bei allen ohne Ausnahme ſchützen, heißt ſich um das allgemeine Wohl verdient machen. — Sie lächeln? Sind alſo nicht überzeugt?

Kr. Sie rathen wohl nicht, worüber ich lächle? Es fiel mir eben ein, daß wenn ich ſo glücklich wäre, Ihren Heldenglauben auf die Juſtiz zu haben, ſo könnte ich vielleicht — um 500 Thaler reicher ſeyn.

A. Das verſtehe ich nicht!

Kr. Aber Sie wiſſen ja doch von dem Proceſſe, den mir mein Nachbar an den Hals werfen will? Sind Sie immer noch der Meinung, daß ich es darauf ankommen laſſe; und da ich es mit einem hartnäckigen Gegner zu thun habe, daß ich mit ihm durch alle Inſtanzen gehe?

A. Ja! Thun Sie es nur auf mein Wort! Sie müſſen gewinnen, das Recht iſt auf Ihrer Seite!

Kr. Nun wohl, ſo hören Sie einen Vorſchlag; als Starkgläubiger ſind Sie ohnehin verbunden, mir Schwachgläubigen unter die Arme zu greifen.

A. Spötter!

Kr. Nein, nein, ich ernſte, wie mein Fritz ſich auszudrücken beliebt! — Sie wiſſen, das objectum litis zwiſchen mir und meinem Nachbar iſt 1000 Rthlr. Topp, laſſen Sie uns auf der Stelle einen Aſſecuranz Tractat ſchlieſſen! Gewinne ich den Proceß, ſo gebe ich Ihnen 10 Procent Prämie, alſo 100 Rthlr. ab. Verliere ich — ich ſetze den unglaublichen, ſo gut als unmöglichen Fall — ſo zählen ſie an mich 1000 Rthlr. Schlagen Sie ein, Freund; 100 Rthlr. ſind mitzunehmen!

A. Ja — das iſt denn doch eine eigene Sache! Ich habe ja nicht geſagt, daß es ganz unmöglich ſey —

Kr. Aber Sie ſagten ja doch, ich müſſe gewinnen, das Recht ſey auf meiner Seite —

A. Nun ja, nach meiner Vorſtellung; aber habe ich es denn in meiner Gewalt, daß alle Richter und Juſtizcollegia aus meinen Augen ſehen?

Kr. Sie wagen alſo die Aſſecuranz nicht? — Nun, ſo mag ich denn doch wohl ſo gar thöricht nicht gethan haben, mich mit meinem Nachbar auf die Hälfte zu vergleichen. Ich habe — mit tiefem Reſpect vor der Juſtiz — 500 Rthlr. fahren laſſen.

A. 500 Rthlr.? Das hätt' ich in Ewigkeit nicht gethan!

Kr. Wenn es Ihnen aber nun ſo gegangen wäre, wie mir — Sie hätten keinen Aſſecuradeur gefunden — hätten bei ſich ſelbſt bedacht, daß ein Richter aus dieſen, der andere aus andern Augen ſieht — daß Sie wohl gar um die ganzen 1000 Rthlr. kommen, und noch ein Hundert Rthlr. Koſten obendrein bezahlen könnten, alles von Rechtswegen —

A. Sie ſind ein Grauſamer! Welches menſchliche Werk hat nicht ſeine ſchwache Seite; mußten Sie denn gerade dieſe ſo unbarmherzig —

Kr. Nun, nun, ich räume ja gern ein, daß die Civiljuſtiz auch ihre ſtarke Seite hat. So bin ich z. E. vollkommen überzeugt, daß wenn mir jemand meinen Rock hier abſtreiten wollte, den ich beim Kaufmann K. gekauft und beim Schneider F. habe machen laſſen, er verlöre zuverläßig! O, eine Sache darf nur klar ſeyn, wie der Tag, ſo daß nur ein Narr darüber ſtreiten kann, da iſt die Juſtiz unvergleichlich!

Iſt die Sache aber verwickelt, ſo daß auch geſcheuten Leuten der Kopf davon verwirrt wird —

A. Dann entſcheidet eben der noch geſcheutere Richter!

Kr. Er entſcheidet, ja; und wohl obendrein mit großer Anſtrengung und Gelehrſamkeit: aber für das Wohl der Partheien iſt es eben ſo, als wenn die Würfel entſchieden hätten.

A. Sie ſind — Sie ſind — unbekehrbar! Immerhin dann; ich will es auch ſeyn; den Triumph ſollen Sie nicht haben, mich zu überreden, daß die Policey für das allgemeine Wohl mehr thue, als die Juſtiz. Mehr? Daß Gott erbarme! Exempla sunt odiosa.

Kr. Setzen Sie hinzu, die *elende Policey* — und wir ſind eins! Oder wollen Sie mich gar noch reizen, gegen die *elende Juſtiz* loßzuſchlagen?

A. Nein, nein, es ſoll lediglich von der *guten* Juſtiz und Policey die Rede ſeyn!

Kr. Wohl, wenn das iſt, ſo trägt offenbar auch eine gute Juſtiz nur wenig zum allgemeinen Wohle bei; eine gute Policey hingegen iſt die Seele des allgemeinen Wohls: dieſes folgt ihr, wie der Schatten dem Körper.

A. Zum Exempel?

Kr. Wählen Sie ſelbſt, was Ihnen beliebt, den erſten beſten Gegenſtand!

A. Faſt möchte ich boshaft ſeyn, und dies Glas Waſſer hier wählen — doch wohl ein reines Product der Natur, an dem eine hohe Policey kein Theil noch Erbe hat!

Kr. Ich nehme die Herausforderung an, und engagire mich, an dieſem Glaſe Waſſer den hohen Einfluß der Policey auf das allgemeine Wohl zu erweiſen.

A. Ich höre — ich bin lauter Ohr!

Kr. Zuförderſt, mein wertheſter Freund, muß ich Ihnen einen kleinen Irrthum benehmen, den Sie mit mehr klugen Leuten gemein haben. Sie nannten ſo eben die Natur; und wer kann vor dieſer alma mater rerum, vor ihrer Schönheit, Ordnung, unermeßlichen Mannigfaltigkeit und Reichthum, mehr Reſpect haben, als ich! Aber doch, wenn Sie glauben, daß die Natur dem Menſchen nur wenig, und dem Staate noch weniger zu thun übrig laſſe, um das allgemeine Wohl zu erreichen, ſo ſind Sie auf einem ausgemachten Irrwege. Gagliani hat hierüber eine ganz vortrefliche Stelle *), die ich Ihnen jetzt nicht vorleſen, aber durch das von Ihnen gewählte Glas Waſſer beſtätigen will. Sie nennen es ein reines Product der Natur; iſt es das wirklich ſo ganz? Hat der Staat daran keinen, nicht den geringſten Antheil? Es iſt doch Brunnenwaſſer. Wohlan dann, wer läßt die Brunnen graben? Wer ſorgt für das eigene Metier der Brunnengräber, und leidet es nicht, daß irgend ein öffentlicher, oder auch Privatbrunnen eingehen darf? Wer ſchreibt den Brunnen ihre äußere Form vor, und proſcribirt z. B. die offenen Schwengelbrunnen aus den Städten? Wer macht ſich auch um das Innere der Brunnen verdient, läßt ſie von Zeit zu Zeit von Schlamm und Unrath reinigen, bekleidet die Plumpen im Winter gegen Froſt und Eis — Ha! und was wird nicht die Policey erſt künftig thun, wenn ſie eine noch ungleich höhere Stufe der Aufklärung erreicht haben wird, als jetzt! Dann wird ſie mit der Chymie gemeinſchaftliche Sache machen, wird das Trinkwaſſer eines jeden Orts chymiſch unterſuchen laſſen, wird populäre Anweiſungen zur

---

*) Dialogues sur le commerce des Blés. II. 416 etc

Läuterung und Reinigung deſſelben ertheilen, und was hier und da aus dem Schooße der Natur ſchädlich und ungeſund hervorkam, wird durch die Policey heilſam und geſund gemacht werden. So weit vom Waſſer; nun zum Glaſe, das doch wohl, als ſolches, ganz und gar kein Product der Natur iſt —

A. Genug, und übrig genug!

Kr. Wählen Sie ein anderes Beiſpiel — wählen Sie mehrere!

A. Daß mich der Himmel behüte! Ich bin mit dem erſten übel genug weggekommen —

Kr. Nicht übler, als daß Sie mir nun einräumen werden, was Sie anfangs leugneten: daß die Idee eines Policeygeſetzbuches, in Rückſicht auf das allgemeine Wohl, ungleich wichtiger iſt, als das Landrecht! Aber geſetzt, Sie blieben von dieſer Seite unbekehrbar, nun ſo werde ich mir die Freiheit nehmen, Sie noch von drei andern Seiten anzugreifen, wo Sie gar nicht einmal den Willen haben werden, Widerſtand zu thun.

A. Den Willen? Wenn Sie mir doch wenigſtens nur die Kraft abſtritten; aber auch den Willen?

Kr. Der Weiſe will nichts, als was er kann! — Alſo wieder auf das Landrecht zu kommen; ſagen Sie mir, wie betrachten Sie es wohl? Als ein Werk für Juriſten, allein und ausſchließlich — oder auch als ein Werk fürs Volk?

A. Meine, obgleich noch kurze Erfahrung, hat mich bereits auf den Weg gebracht, es blos als ein Werk für Juriſten zu betrachten. Das Publikum hat ſich gewaltig getäuſcht, wenn es glaubte: die Juſtiz iſt nur deutſch; alſo kann ſie jedermann verſtehen! Wollte der Himmel, dem wäre ſo; ſo wollte ich bald ein Chymiker, und ein Algebraiſt, und ein Architect, und Gott weiß was werden: denn alles das iſt auch deutſch zu haben! Daß gebildete Menſchen, daß ſelbſt der gemeine Mann einzelne Fragmente aus dem Geſetzbuche verſteht, daran zweifle ich nicht; aber wenn ſie nun Hand ans Werk legen, und, auf das Landrecht geſtützt, ſelbſt Proceſſe anfangen und führen wollen, ſo kann daraus nichts als lauter verkehrtes Zeug entſtehen. Denn wo bleibt nun die ganz unentbehrliche Ueberſicht des Ganzen? Wo bleiben die vielen, von Zeit zu Zeit hinzukommenden neuen Verordnungen und Abänderungen? Wo bleibt endlich die, noch nicht einmal vollendete Sammlung von Provinzialgeſetzen, und die ganze Prozeßordnung?

Kr. Sie ſprechen, wie ein alter Practicus, und ich ſtimme Ihnen unbedingt bei. Hätten Sie indeß auch das Gegentheil angenommen, daß das Landrecht zugleich ein Volksbuch ſey, ſo ſchadete mir das nichts!

A. Nein, nein, kein Volksbuch; die Zeiten der XII tabularum ſind vorbei; es ſind der Rechte zu viele, ſie ſind zu verwickelt geworden —

Kr. Gut; nun machen Sie einmal in Gedanken einen Ueberſchlag, wie viel denn wohl in unſerm Staate eigentliche Juſtizoffizianten ſind, für welche zunächſt das Landrecht beſtimmt iſt — und ſtellen Sie auf die andere Seite gegenüber die ungleich beträchtlichere Anzahl von Policeyoffizianten, das General-Directorium, alle Cammern, alle Krieges- und Steuerräthe, alle Landräthe und Kreisoffizianten, alle Magiſträte, bis zu den Schulen und Dorfgerichten herab, die von der Juſtiz nur den Nahmen haben, aber durchaus Policeybeamte ſind —

A. Wenn Sie nichts mehr verlangen, als daß das neue Policeygeſetzbuch ein Bedürfniß für eine noch zahlreichere Klaſſe von Beamten iſt, als die geſammte Prieſterſchaft der Göttin Themis, ſo ſtreite ich nicht.

Kr. Setzen Sie noch hinzu, auch ein viel dringenderes Bedürfniß! Vor der Erſcheinung des Landrechts hatte der Juriſt doch immer ſchon an ſeinem Jure romano ein feſtes Syſtem; aber was hat der Policeybeamte? Ein Chaos einzelner gedruckter und geſchriebener Verordnun- das kein Geſchäftsmann in dieſem ſchrecklichen Wirrwarr faſſen, und eben ſo wenig in Ordnung bringen kann —

A. Soll das auch ein Vorzug des Policeygeſetzbuches ſeyn?

Kr. Mit Ihrer Erlaubniß, ja! Was der einzelne, auch beſte Policeybeamte nicht kann, vermag gar wohl der Staat. Wenn dieſer ſich der Rieſenarbeit unterzieht, wie er es nun thun will, dann, mein Freund — Sie berührten beiläufig das weite Feld der Juſtiz, ſprachen von einem coloſſaliſchen opus — Wie klein, wie unbedeutend iſt doch dieſer Umfang gegen den der geſammten Policey! Beide verhalten ſich — wie die Maaße der Aſtronomen am Himmel, gegen die Maaße der Geometer auf der Erde! Nur eins noch — eins, was Sie ſelbſt ſagen, aber nun wohl gern wieder zurücknehmen möchten!

A. Das wüßte ich ewig nicht!

Kr. O, Sie ſagten ſo ſchön als wahr, wie das weiſe Griechenland zur Juſtiz den Grund gelegt, wie das noch weiſere Rom darauf weiter gebauet, unſere Weiſen aber vollendet hätten. Zugegeben; aber daraus folgt, daß unſern Weiſen die Arbeit beträchtlich erleichtert wurde, indem ſie einen ſchon tief gelegten Grund benutzen konnten. So gut wird es den Verfaſſern des neuen Policeygeſetzbuches nicht werden! Ich bin kein Litterator, aber ein ſolches Werk aus Griechenland, oder Rom, oder aus irgend einem neuern aufgeklärten Staate, hätte meiner Aufmerkſamkeit unmöglich entgehen können. Das Landrecht ſteht alſo auch hierin dem Policeygeſetzbuche nach, weil dieſes durchaus ein Originalwerk ſeyn muß, nicht bloß eine anders modificirte Copie! —

A. Genug; wir brechen ab für heute! Sie können nicht leugnen, daß Sie mich überraſcht haben — ich fühle mich durch Ihre Gründe mehr obruirt als überzeugt — aber ich gehe nach Hauſe, denke nach, leſe nach, ſpreche mit ſachverſtändigen Männern, und komme dann wieder —

Kr. Nun doch auf alle Fälle in meine freundſchaftlichen Arme?

A. (umarmt ihn.)

Kr. Und bald?

A. In wenig Tagen! (ab.)

VII.

Theater.

Daß die **Nymphe der Donau** bei uns noch immer den lauteſten Beifall findet, und ein volles Haus macht, iſt ein nicht ganz verwerflicher Beweis, daß die Morgenröthe der Aufklärung in Sachen der Kunſt und des Geſchmackes mit ihren Siebenmeilen-Stiefeln in Berlin etwas länger zu verweilen beliebt hat, oder proſaiſch geſprochen, daß ein richtigeres Gefühl ſeine Rechte gegen die Anmaßungen und Forderungen einer einſeitigen und einäugigen Kritik zu reclamiren anfängt. Es iſt hier weder der Ort, noch die Nothwendigkeit, zu beweiſen, worüber unter Künſtlern kein Zweifel mehr iſt, daß die Oper ſowol, als das Singſpiel, Ausartungen der dramatiſchen Kunſt ſind; daß Heroen und Menſchen, die entweder im höchſten Affect des Zornes, der Rache, der Liebe, oder wohl gar im Sterben Bravour-Arien ſingen, weder in eine idealiſche noch in eine Märchenwelt paſſen; daß das Luſt-Schau- und Trauerſpiel ihre Handlungen und Charaktere nur aus der Welt der ſchönen Ideale, die Oper und das Singſpiel hingegen, wenn es deren doch geben ſoll, die ihrigen nur aus der Feen- und Märchenwelt herholen müſſen; daß die Oper und das Singſpiel nicht in das Gebiet der dramatiſchen Kunſt gehören, ſondern ſich ihr eigenes, ein Gebiet der ſchönen Guckkaſtenkunſt, anlegen und anbauen ſollen. Iſt dies alles wahr, ſo kann man die Nymphe der Donau als den erſten Verſuch der Annäherung zu einem richtigern Begriff von dem eigenthümlichen Stoffe, von der Form und dem Zwecke des Singſpieles anſehen; und dann dürften diejenigen, welche die Donau-Nymphe beſuchen, und ſich in der Zauber- und Märchenwelt, in die ſie, wie ſich geziemt, unter einer lieblich tändelnden Muſik eingeführt werden, recht herzlich gefallen, wohl mehr Anlage zu einem höhern Kunſtſinn beſitzen, als diejenigen, welche die ſteife Mode, über die Beſucher des neckiſchen Weibchens vornehm die Achſeln zu zucken, oder mitleidig zu lächeln, mitmachen. Wahr iſt es, daß unter der Menge von Verwandlungen und Zaubereien nicht eine einzige motivirt und vorbereitet iſt, daß man überall nicht einſieht, warum Menſchen und wilde Thiere, warum die Nymphe, der Geiſt, die Nixen, die Ritter, Reiſige und Burgleute erſcheinen und wieder abgehen; aber wem, wenn er nicht krank iſt, fällt es unter der Vorſtellung ein, dies alles einſehen zu wollen? Erſt wenn man dieſe luſtige Märchenwelt und das Haus verlaſſen hat, zwingt uns der Räuber ſo mancher Vergnügungen, der immer krittelnde Verſtand, die Fragen nach Zweck, Motivirung und Zuſammenhang auf; und der Schelm iſt ſchlau genug, das Andenken daß wir in einer Märchenwelt ein paar Stunden angenehm verträumt haben, und den liberalen Gedanken, daß in einer Märchenwelt dem Menſchen aus der wirklichen Alltagswelt überall nichts motivirt und zuſammenhängend ſcheinen dürfe und könne, folglich daß man die Forderungen des krittelnden Menſchenverſtandes ſchlechterdings nicht auf das Thun und Treiben der Nixen übertragen dürfe; in uns nicht aufkommen zu laſſen. Möchte doch die Direktion durch baldige Aufführung des zweiten Theils der Donau-Nymphe die Richtigkeit der hier gegebenen Kunſtwinke beſtätigen.

VIII.

Gedichte.

1.

Das Ideal.

An die Verfaſſer der Weiber wie ſie ſeyn ſollten, könnten, würden, werden u. ſ. w.

Was ſchwindelt Ihr, mit Euren Idealen
Im Reich der Möglichkeit umher?
Ihr könnt Euch die Natur doch göttlicher nicht malen,
Sie bleibt Euch öd' und freudenleer!

Ihr wähnt, hier ein Elyſium zu finden
Im Taumel ſüßer Fantaſien:
Und laßt den holden Reiz der Wirklichkeit entſchwinden,
Und ihre Seligkeiten fliehn.

Ihr ſucht im Weibe nie erreichte Tugend,
Athene's hehre Geiſteskraft,
Cytherens Zauberreiz, und Hebe's Götterjugend
Befreit von jeder Leidenſchaft.

Allein wo bleibt nun dieſe Menſchengröße,
Dies Urbild reiner Weiblichkeit?
Ihr ſeht im Lichtgewand der Tugend manche Blöße,
Und ſelbſt in Sonnen Dunkelheit!

Die Wahrheit muß vor jener Gluth erblaſſen,
Die uns nur unſre Schwächen lehrt;
Der Sterbliche muß ja die Engeltugend haſſen,
Die ſeiner Tugend Werth zerſtört.

Wann werdet Ihr doch ahnen, fühlen, glauben?
Dies ſchöne Traumbild müſſe nur
Uns Selbſtgefühl und Kraft zur Menſchentugend rauben,
Und ſei Entweihung der Natur.

Nicht Ueberſpannung ſei die ſchöne Blüthe,
Das Ideal der Weiblichkeit:
Nein! lautrer Menſchenſinn, und edle Herzensgüte,
Und Unſchuld und Natürlichkeit!

C. G. H. Burdach.

2.

Abendgemälde von Frauendorf bei Stettin.

Laß mich, friedlicher Hügel, der Fraundorfs waldigen Höhen
Weit umſchauend entſteigt, in deinem ſchwellenden Raſen
Trinken den kühlenden Hauch des roſig lächelnden Abends.
Rings den Scheitel entflammt von des Lichtmeers wallenden Gluten,
Ragſt du prangend hinaus in weit ſich öffnende Auen,
Um des Städters Gefühl' in himmliſche Luſt zu verſchmelzen:
Und es umwindet den Schooß dir ein ſäuſelndes Blättergewebe
Schattiger Erlengebüſch', aus deren ſich neigenden Wipfeln
Bläulicht des Rauches geringelte Säul' entſchwebet dem Schilfdach.
Freudig haftet mein Aug' an tauſend geflügelten Weſen,
Die in des Abends röthendem Strahl' in froher Verwirrung
Kreiſen und taumeln. Das lauſchende Ohr läßt willig ſich feſſeln
Von der jubelnden Schaar der glänzend gefiederten Sänger,
Die auf den Wogen der Lüfte ſich ſchaukeln, mit ſchmeichelnden Tönen
Dann in die Laubgewölke der glühenden Wipfel ſich locken.
Freundlich flüſtert mir zartumlocktes Eichengezweige,
Kränzend des Hügels heitere Stirn mit wehenden Blüthen,
Und in ſüßem Gekoſ' ans weiße Gelender ſich ſchmiegend,
Flüſtert mir wonnige Ruh' in die ſorgenumnachtete Seele.
Schöner erglänzen nicht Marmorwänd' in den Burgen der Herrſcher,
Rings von Kerzen beſtrahlt, als die ſanft geſchlängelten Büſche,
Welche des Dörfchens Kirch' und bemooſ'te Hütten umſchatten,

Schimmernd im goldenen Duft der feierlich ſinkenden Sonne.
Aber am Abhang tief ſtreut über die Breite des Angers
Seinen gigantiſchen Schatten ein wandelndes Wolkengebirge.
Wie geſchliffener Stahl erblindet vom wallenden Hauche,
Alſo entfleucht von der Flur der Farben ſpielender Lichtglanz.
Nacht verhüllet die mittlere Fern'. Aus heiligem Dunkel
Blitzt, wie fließendes Silber, die doppelarmige Oder,
Die, Pomerania, dir und der meerbeherrſchenden Hauptſtadt
Reich bemaſtet entrollt in des öſtlichen Oceans Tiefe.
Jauchzend ziehen die Schiffer, ein lohnendes Tagewerk endend,
Nieder das Segelgeſtell', es ſtockt die Hand des Piloten,
Und die eilige Fahrt hemmt plötzlich der wurzelnde Anker.
Hingeſtreckt ſind die Ruder, und aufgewunden die Taue.
Feiernd umſteht die Mannſchaft, geſchlungen die Arm' in einander,
Nun den ſpitzigen Kiel der düſterbuſigen Schiffe.
Freundlich lodert indeß auf offenem Heerde die Flamme,
Stärkende Koſt verheißend den müden Reiſegenoſſen,
Und auf gekräuſelter Flut entſchwimmt der flackernde Abglanz.
Doch es weile mein Blick auf den wellig gebrochenen Hügeln
Mir zur Seite, geſchmückt mit dem Glanzgeſchmeide des Abends,
Welche von lachenden Saaten umwogt, von einzelner Mühlen
Kreiſenden Flügeln umſchwirrt, und von Weiden und Erlen umbüſchet,
Schwimmen im kräftigen Licht der vielfach ändernden Farben.
In mäandriſchen Krümmen umſpült ſie die ſchäumende Oder
Bis zu des baltiſchen Meers hochragendem reichen Emporium,
Deſſen ſtrahlende Thürm' aus vergoldeten Sonnengewölken
Auf die flatternden Wimpel herabſchaun langer Geſchwader.

Welche, mit Segen gefüllt, die hallenden Ufer umdrängen.
Heil dir und Preis! Schiffahrt! du lenkteſt die Menſchengeſchlechter
Aus der Wildheit thieriſcher Spur auf edlere Pfade;
Weckteſt die ſchlummernde Kraft, zu trotzen den drohenden Wogen,
Nah und fern zu erſpäh'n des Himmels köſtliche Gaben,
Tauſchend die eigenen dann, und zu ſchmücken die freundliche Heimath.
Was dem Boden entlockten des Südens glühende Strahlen,
Reift, von dir uns vertraut, nicht minder die nordiſche Sonne.
Staunen ergriff den Barbar, als du mit weichen Gewändern
Deckteſt die Blöß' ihm, und Städt' aus wandelnden Hütten ihm ſchufeſt.
Da erglüht' auf gefundener Spur der ſinnige Kunſttrieb.
Jeglicher Stoff, den Mutter Natur uns zu Freudengenüſſen
Willig geſpendet, doch lange verſchmäht in feſſelnder Trägheit,
Dehnt' in Gebilden ſich aus, — den Sinnen ein ſchmeichelnder Zauber. —
Heil dir und Preis! Schiffahrt! wie fern auch die ſchweifenden Meere
Trennten die Länder, du ſchlangſt der Geſelligkeit himmliſche Bande
Gütig um ihre Bewohner, die wilden Gemüther veredelnd.
Fremden Zungen entlockten ſie bald die feinern Gefühle,
Bald erweichte der Trotz, und Liebe vereinte die Brüder.
Was im heiligen Wahn, von der Gottheit waltendem Auge
Ahnt' ein frommes Geſchlecht, das flog auf ſchwankenden Brettern
Ueber die brauſende Flut, in menſchlichen Bildern geformet,
Ferne Tempel zu zieren und Schutz den Völkern zu künden.

Was die Weisheit erſpäht' aus den Labyrinthen des Irrthums,
Frevelnde Willkühr feſſelnd — der warnende Ruf der Geſetze —
Scholl als der Götter Geheiß ungehemmt von Küſte zu Küſte.
Selbſt des Gedankens verhallende Laut', in Zeichen verkörpert,
Trug das leinenbeſchwingte Gebäud' an ferne Geſtade;
Allverbreitend das Segensgeſchenk, entſchwang ſich die Vorwelt
Aus der Vergeſſenheit Nacht als unſterblich leuchtende Sonne.
Welch ein Zauber umfließt der Erde wechſelndes Antlitz!
Prachtvoll ſchwingt ſich empor aus dem Wolkenmantel die Sonne;
In diamantener Glut verſchmolzen enthüllt ſie die Landſchaft
Wieder dem ſtaunenden Blick, der rings in die Ferne hinausſchweift,
Hier bald haftend und dort, im Strahlentanze verſchlungen.
Da, wo den Krümmen des Stroms ſich entwinden einzelne Zweige,
Und durch grünenden Anger, in lieblichen Inſeln zertheilet,
Fern in den bläulichen See hinwallen zur Rechten und Linken,
Ach! da lauſchte ſo gern der Fuß an blumigen Ufern,
Hin im Birkengebüſche, wo ſüßer Ahnungen Schauer
Beim Geflüſter des Laubes die harrende Seele durchbeben,
Wo in der Dämm'rung erbleichendem Licht, von Stille begleitet,
Gern der Lieb' entzückende Träum' umſchweben den Waller.
Freundlich erglänzt im zitternden Strahl der entſchleierten Sonne
Dort an dem Wäldchen gekettet, das rings umflutete Forſthaus,
Jedem Getümmel entrückt und des Zwanges drückender Feſſel.
Seliges Loos! wen gütig die Hand des waltenden Schickſals
In ein Hüttchen gebettet am wieſenumgrünten Geſtade;
Der in ſchattiger Grott', auf der ſtillen Fluth der Gedanken
Selber ſich anſchaut, ernſten Blicks die Vergangenheit wägend:

Der in des Hains Umwölbung, begrüßt von Nachtigalltönen
Jeglichen Harm vergißt und der Thoren betrüglichen Taumel.
Da, im Gekoſe der Zweig', auf ſeidenem Raſen gelagert,
Heilen die Wunden ſo leicht, die getäuſchte Hoffnungen ſchlugen.
Wie beim ſüßen Geſang, wenn leiſe das Herz er bewegt,
Und der Himmel ſich theilt auf des Wohllauts ſchwebendem Fittig,
Und des Buſens Gefühl' in ätheriſchem Licht ſich verklären:
Alſo entrückt den Liebling, durchglüht von ihrer Begeiſterung
Odem, Mutter Natur den irrdiſchen Schranken; es ahnet
Spähend der Geiſt und trinket des Daſeyns höhere Wonne.
Dann, von der Göttin geſchützt vor der Lüſte giftigem Anhauch,
Strömt in die Lebenspulſ' ein milderes wärmendes Feuer,
Und es entſchwindet der nächtliche Wahn; mit magiſchem Stabe
Löſet der Wahrheit Sonnengeſtalt die Feſſeln des Buſens.
Frei umwehen den Geiſt des Friedens liebliche Palmen,
Und aus ſchreckenden Träumen erwacht, begrüßt er die Gottheit,
Dankend und froh, daß wieder er fand nach bangem Verirren
Ihre leitende Hand, und die tröſtend rufende Stimme
Tief im Innern vernahm: Was treibt dein Nachen gefahrvoll
Immer ſo gern in der Welt hochbrauſendes Wogengetümmel?
Ruh' erringend und Freud' in wolkenlos wandelnden Sonnen.
Großes entblüht zwar viel und Schönes den ſterblichen Händen,
Und im ewigen Kampf' uneiniger Kräfte genähret,
Wächſet die Ordnung empor mit tauſendfältigen Früchten;
Aber das Göttliche reift doch nimmer aus irrdiſchem Saamen.
Denn es ringen die Sterblichen ſtets, vom Wahne geblendet,
Wer mit kühnerer Hand die nichtigen Gaben des Glückes
Haſche vor allen, und ſtolz des vermeſſenen Strebens ſich rühme.
Nirgend raſtet ihr Fuß auf der wechſelnden Bühne des Lebens
Sonder Mühe und Harm; wo aus dem Geleiſ' er gewichen,

Ziſchet des Tadlers Spott; wo gleichen Pfad er verfolget,
Schärft den verderbenden Stachel die läſternde Zunge des Neides.
Ueber den Fernen der Erde, mit Saaten und Büſchen bekleidet,
Oder im blumigten Thal, von Teichen und Seen umſchlungen,
Tief im nächtlichen Schooß der Berg' und ſchauriger Klüfte.
Hoch auf klippigten Felſen, umſchleiert von thauenden Wolken,
Da nur waltet ein Geiſt der Lieb' und ſeligen Ruhe.
Schau die lebendige Kraft, in zahlloſen Keimen ergoſſen,
Wie ſie Zaubergeſtalten erſchafft mit kunſtloſer Einfalt,
Wachſend und blühend vom Hauch ätheriſcher Lüfte genähret,
Und zum Ganzen harmoniſch vereint nach ewigen Zwecken!
Schaffet nur ſich der Allmacht Hand den unendlichen Segen?
Schmückt ſie nur ſich die Erde mit wundervollen Gemälden?
Wirke wie ſie, für alle, genügſam entſagend dem Lohne,
Immer vertrauend dir ſelbſt, wie drohend das Schickſal auch zürne.
Spendeſt du Lieb' und Freud' auf jeglichem Pfade des Lebens,
Dann nur kennſt die Natur du würdig. In ruhiger Größe
Blendet dich nimmer das Licht der alles verzehrenden Selbſtſucht,
Nimmer des Beifalls Blumengewind' um die Scheitel der Großen.
Dort an des Sees kriſtallenem Saum, wo ſorglos ein Städtchen
Schwimmt mit ragendem Thurm', und friedlich gereiheten Dächern,
Nimmer erſättiget da das trunken haftende Auge.
Silberfunken, geſtreut von der Sonne gebrochenen Strahlen,
Tanzen in wirbelnden Kreiſen auf ſanft geſchaukelten Fluten,
Und bekleiden mit blitzendem Schmelz den bläulichen Spiegel,
Der in weiten Krümmen zum Hintergrunde entſchwindend

Sanft des Angers Wäldchen und lichten Buſen umglänzet,
Stützend mit haltender Kraft die himmelangrenzenden Berge,
Welche wie lockres Gewölk an dem Saume der Ebne verſinken,
Schmelzend im Nebelgewand'. Itzt röthet die ſcheidende Sonne
Wieſen und See und Gebüſch und die zwiefach ſchlängelnde Oder.
Stille verbreitet ſich rings, nur einſam tönt Philomelens
Klagender Laut fernher auf ſäuſelnden Lüften getragen.
Rings umſchattet die Flur mit breiter und breiterer Schwinge
Nun der thauende Abend; des Nebels bläuliche Hülle
Miſcht mit Purpurgedüft ſich auf jenen waldigen Höhen,
Welche die dämmernde Au' umgürten in ſchweifender Krümme.
Stets mit wandelndem Zauber verſchleiern die glühenden Tinten
Dort der Berge Geklüft, und verſänftigen ſchwärzende Schatten,
Die mit nächtlichem Graun des Waldes Hallen durchlauſchen.
Unten am welligen Schooß der raſenentkleideten Hügel,
Schmilzt ihr wallender Hauch in des Schimmers irrende Streifen,
Noch enthüllend ein blinkendes Licht aus friedlichen Hütten,
Noch den leuchtenden Thurm von dicht umhügelten Dörfchen,
Bis in verwirrendes Dunkel umher verſinket die Landſchaft.

Pl.

IX.

Die Genialität.

Ein Fragment.

Heinrich von Sternfeld war ein Sonderling, und er hatte das Recht es zu ſeyn, denn er war reich; in E.. war ſein Haus das ſchönſte, ſeine Familie die liebenswürdigſte, ſeine Tafel die ausgeſuchteſte, und ſein Wein der geiſtreichſte. Ein Tag ohne Gäſte war ihm der triſtigſte und zugleich der ſchrecklichſte Beweis von der Ausartung des menſchlichen Geſchlechts. „Was ſoll aus Gottes ſchöner „Welt werden, ſagte er, wenn die Genußfähigkeit der Menſchen immer mehr abnimmt, und endlich völlig verſchwindet! Wo der Ernſt mehr iſt, als der Schatten des Scherzes, wo er herrſchende Gemüthsſtimmung iſt, dort fehlt es „entweder dem Geiſte an Poeſie, oder dem Herzen an Religion; dort hat eine gemeine Denkart den Götterfunken der „reinen hohen Menſchheit erſtickt; dort iſt die Regierung „von der Auflöſung des Problems einer vollkommenen „Staatsverfaſſung noch Millionen Meilen weit entfernt; „dort kränkelt die Weisheit an der Philoſophie, die Tugend „verliert ihre Schönheit, das Verdienſt ſeinen Werth. Der „einzige allgemein gültige Maaßſtab für die Realität und „Sittlichkeit des Menſchen iſt Genußfähigkeit; frohe Laune

„iſt ihre unzertrennliche Gefährtin, und von ihr geleitet hat „noch nie ein Menſch etwas Böſes gethan."

Zum Beſten ſeines Glaubens an die Realität der Menſchen waren die Tage, an welchen es ihm an Gäſten fehlte, im Jahre ſeltener, als totale Verfinſterungen der Sonne. Und wer war dieſes Glückes würdiger, als *Heinrich von Sternfeld*! Hier die Geſchichte ſeiner Würdigwerdung.

Sein Ur-Großvater, *Auguſt Sternfeld*, der langweiligen Proſa des Bedientenlebens bei einem reichen Hageſtolz müde, entſchädigte ſich für ſechs verlorne Lebensjahre aus den vollgefüllten Goldkaſten ſeines Herrn, floh nach Wien, und ſchwang ſich dort zur *Poeſie der Tanzmeiſterkunſt* empor. Bis dahin kannte er Gottesfurcht und Chriſtenthum, und Tugend und Rechtſchaffenheit, und alles was Doktor Luther vor beinahe drei hundert Jahren gelehrt hat, einigermaßen nur *hiſtoriſch*, ohne zu ahnden, daß es für den Menſchen von *nicht gemeiner* Seele etwas *Höheres* gäbe. Mit dieſem *Höheren* wurde er jetzt in den Armen *Dorindes*, eines blühenden, reizenden Stubenmädchens bekannt; ſie lehrte ihn — *Religion*; und *Wilhelm Sternfeld* ward. Das herannahende Alter belehrte *Auguſt*, daß man ſich nur bis zu gewiſſen Jahren durch die Welt *tanzen*, und mit den Füßen mehr, als gemeine Menſchen mit dem Kopfe oder mit den Händen, erwerben kann; ſein veredeltes Vaterherz wollte ſeinem hoffnungsvollen Sohne ein glücklicheres Loos zubereiten. In der Ueberzeugung, daß der Faro-Tiſch allgemein gültig, und für jedes Alter paſſend und einträglich iſt, ſollte ſich Wilhelm durch die Welt *ſpielen*. Er übergab ihn einem emeritirten Schauſpieler zur Erziehung und zum Unterricht, der bald die entſchiedenſten

Gründe hatte, auf ſeinen Zögling in der Kunſt die Karten zu miſchen, und die Volte zu ſchlagen, und bei Verluſt, Schimpf und Schlägen Contenance zu halten, ſtolz zu ſeyn. Wilhelm wurde ſodann mit dem wichtigen Beiſatz eines viel- und nichtsbedeutenden von's auf die hohen Schulen zu Spaa, zu Pyrmont, zu Eger, Carlsbad und Töplitz geſchickt, ſprengte überall die Banken, bekam überall Schläge, ſetzte ſeine Geldkaſten und ſein verdienſtreiches Leben nirgends der Gefahr eines Duels aus, und erſpielte ſich endlich die Tochter eines Generals, dem er vorher ſein ganzes Vermögen abgewonnen hatte, und die Wilhelm von Sternfeld aus reiner Kindespflicht ihre Hand gab, damit ihr alter Vater zu leben hätte, denn Wilhelm hatte bei ſeiner ausgezeichneten Kunſtfertigkeit keine Urſache, karg und ſparſam zu ſeyn.

Aus dieſer für ein dramatiſches Familiengemählde ſo ſchön geeigneten Ehe entſproß Friedrich von Sternfeld. Hohe Poeſie war einmahl glücklich in das Leben und in die Schickſale der Sternfeldiſchen Familie verflochten; auch Friedrich ſollte nichts gemeines, nichts proſaiſches werden. Der Großvater war durch die Tanzluſt eitler Mädchen und liebelnder Jünglinge, der Vater durch das Vermögen reicher Müßiggänger zum großen Mann geworden; der Sohn ſollte ſich durch das höchſt fruchtbare Mittel zur Ausbildung des menſchlichen Geſchlechtes, durch die Kriegesliſt der Fürſten über die gemeine Menſchheit emporſchwingen. Zu dieſem Ziele war ſein Weg etwas trockener und wüſter, als der, den ſeine Vorfahren wandelten, denn er mußte rechnen lernen; und er hatte es ziemlich weit darin, beſonders mit negativen Quantitäten, — die man auch in die Moral einführen ſollte, gebracht, als der ſiebenjährige Krieg beſchloſſen ward. Die Connexionen ſeiner Mutter mit dem Miniſterio verſchafften ihm den einträglichſten Ruf zum General-Lieferanten; und wie gut er dieſen Ruf verſtand, davon überzeugten ihn und die Welt vierthalb Millionen, die er ſich durch das kunſtvolle Nichtliefern erworben hatte. Mit dieſem baaren und allgemein anerkannten Verdienſte, wodurch er ſoviel in ihm war, zur Abhärtung des Kriegs- und Landvolkes, zur Verminderung der im Felde gewöhnlichen Laſter und Verbrechen, und zur Herbeiführung des lieben Friedens beigetragen hatte, ſetzte er ſich in Ruhe, und widmete die noch übrigen Jahre ſeines Lebens der erſten Bildung und künftigen Ausſtattung ſeines Sohnes, den er mit der genialiſchen und lieblichen Tochter einer nicht gemeinen Marketenderinn zu Anfang des Krieges erzeugt und ſeiner ausgezeichneten Schönheit und Liebenswürdigkeit wegen geſetzlich adoptirt hatte.

Heinrich war ein Kind der Liebe, der Poeſie, der Religion; und was allem dieſen erſt den eigenthümlichen Gehalt gab, er war Erbe von Millionen. Kein pedantiſcher Hauslehrer ſollte in ihm durch Eintrichterung ſogenannter gründlicher Schulkenntniſſe die Originalität und Genialität erſticken. Sein Vater lehrte ihn leſen, ſchreiben, fechten, reiten und jagen; und dies war Vorbereitung genug zur Univerſität der großen Welt, auf welcher er nun in ſeinem achtzehnten Jahre unter der Leitung eines jovialen franzöſiſchen Abbe's ſeinen Erfahrungscurs in der Kunſt zu leben und zu genießen machen ſollte. „Mein Heinrich, ſprach der Vater zu dem Mentor, ſoll nur ein guter Menſch werden. Verſtand und Genie, wozu ſonſt „nur Schulen und Patronanzen vornehmer Gelehrten verhelfen, Anſehen und Gewicht vor der großen Welt, welches ſonſt nur fürſtliche Maitreſſen und kriechende Günſtlinge geben können, wird er nach meinem Tode in meinen Geldkaſten finden. Ein guter Menſch ſoll er werden, darum ließ ich ihn nichts lernen, ſondern aufwachſen geſund und ſtark, wie ſie ihn ſehen. Leſen, denken, ſtudiren ruinirt den Unterleib, verdickt das Blut, und macht ſcharfe Säfte, die ich als die einzige Quelle aller Bosheit und alles Uebels in der Welt anſehe. Wozu Bücher und Schulen, ſo lange noch Menſchen und gute Häuſer in der Welt ſind? Lehren Sie meinen Heinrich ſehen. Zeigen ſie ihm aber die Menſchen immer nur dort, wo ſie entſchieden gut, menſchenfreundlich, ehrlich, rechtlich, edel, und großmüthig ſind; zeigen ſie ihm die Menſchen, wenn ſie ſich zum Genuſſe vorbereiten, und wenn ſie wirklich genießen. Dabei legen Sie es hauptſächlich auf die Ausbildung ſeiner Phantaſie an; ſie iſt die Seele alles Genuſſes, die in mir unter dem immerwährenden Rechnen erſtarb, und deren Mangel bei all meinem Gelde mich arm läßt an Genuß. Man hat eine Philoſophie der Geſchichte, eine Philoſophie der Sitten; ſollte irgend ein Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts auch eine Philoſophie des Genuſſes geſchrieben haben, ſo ſchaffen ſie das Buch an, es wäre das einzige, worüber Sie meinem Heinrich Vorleſungen halten könnten.“

Heinrich von Sternfeld reiſte nun mit ſeinem Gefährten durch ganz Deutſchland, durch die Schweiz, durch Italien, Frankreich, England, Schweden, Dännemark, Rußland und Pohlen. Er aß, trank, verdaute, beluſtigte ſich, und ſchlief überall gut; genoſſen aber hatte er nur in England, beſonders bei Oxford auf der Villa des Lord H..., wo er die zwei glücklichſten Jahre ſeiner Jugend verlebte, und die Kunſt zu genießen praktiſch lernte.

Mannigfaltigkeit war nach der Philoſophie des Lords H... das Weſen des Genuſſes. Wie das Jahr in zwölf Monathe, ſo war die höchſte Beſtimmung des Menſchen, das erhabene Geſchäft des Lebensgenuſſes, bei ihm in zwölf Hauptformen getheilt.

Durch den ganzen Januar mußte alles, was ſeine Genußfähigkeit gründlich beurkundet, mithin auf ſeiner Villa aufgenommen zu werden verdient hatte, ſich in ſybaritiſche Formen bequemen.

Der Februar wurde attiſch, ſo wie der durchaus glaubwürdige rein-hiſtoriſche Dichter Rollin das ſchöne Zeitalter des Perikles beſchreibt, verlebt.

Im März kam die ägyptiſche Lebensform, wie ſie zu Cleopatras Zeiten war, an die Reihe.

Im April waren alle Hausfreunde des Lords eingebohrne Corinther.

Der May war der ſchönen Lebensform der Römer, ſo wie Lucullus und Mäcenas den Lebensſtoff in derſelben ſpiegeln ließen, geheiligt.

Der Junius ward nach Weiſe der alten Deutſchen, nur in ſchönern durch Poeſie und Religion veredelten Formen dahin geſchwelgt.

Der heiße Julius ward durch die liebliche Lebenskunſt der Ionier gemildert, welche die Geweihten der himmliſchen Lebensweiſheit für die dem Auguſtus angewieſene perſiſche Lebensart vorbereitete und empfänglich machte.

Um das, was dadurch verweichlicht und erſchlafft war, wieder zu ſtärken, wurde der September nach Art und Weiſe der Hunnen aus Attilas idealiſchen Zeiten zugebracht;

worauf im October alle Genüſſe des Bizantiniſchen Hofes, eben ſo richtig wie in der unſterblichen Genoſeva die Scenen motivirt, und mit vielen poetiſchen Licenzen, z. B. mit Weglaſſung der daſelbſt üblich geweſenen Etiquette und der noch abſcheulichern Herrſchaft der Eunuchen herbeigeführt wurden.

Der feuchte, düſtere, traurige November verſetzte die ganze Villa des Lords nach dem alten Indien, welche

den erſten December wie durch einen Zauberſchlag plötzlich in die Burg eines alten Deutſchen verwandelt, und durch die weinſelige Lebensweiſe deutſcher Ritter und Prälaten belebt und veredelt war.

Jeder Tag des Monats war ein Nationalfeſt; die Tendenz, das Coſtume und das Ceremoniel dazu, ward aus der reinen, wahren Geſchichte entlehnt, und wo dieſe Lücken hatte, und im Argen lag, half man ſich durch ergänzende und verſchönernde Dichtung, wie es die deutſchen Verfaſſer hiſtoriſcher Gemählde machen, und Herodot, Xenophon, Livius, Tacitus ſchon längſt gemacht hatten, unbekümmert, was die kleinherzigen aber grundgelehrten Fellows der nahen Oxforder Univerſität über dieſen gräulichen Verderb der Geſchichte ſagen möchten.

Der Lord hielt auf ſtrenge Ordnung; ſie war ihm das in der Lebenspoeſie, was unſern undankbar verkannten Meiſterſängern in ihren Sonnets, Ehrenpforten und Triumphbogen, geiſtleere Wortſpiele und ungeformte Plattheiten ſind, das Weſentliche und Höchſte. Jeden Monat mußten Trink- und Speiſe-Geſchirre, Speiſen, Getränke, Tiſche, Sitze, Betten, Bäder, Wohlgerüche, Spiele, Muſik, Kleidung der Schönen, der Herrn und der Sclaven, freundſchaftliche und verliebte Converſation, ſelbſt die göttliche Frechheit, kurz alles nach dem hiſtoriſch oder poetiſch wahrem Coſtume der Nation, in deren Geiſt gelebt werden ſollte, auf das ſtrengſte eingerichtet ſeyn.

Gründlicher als auf allen Univerſitäten Deutſchlandes lernte hier Heinrich von Sternfeld die alte Geſchichte, die Alterthümer, Sitten und Gebräuche der Vorwelt, den kategoriſchen Imperativ der Natur, Menſchenmoral, Natur und Völkerrecht kennen, ohne dadurch jemals eines Verdachtes revolutionärer Geſinnungen fähig zu werden. Die zwei Jahre auf der Villa des Lords H… waren und blieben ihm das Maximum der Cultur zur göttlichen Kunſt, reinen Menſchheit und vollendeten Humanität.

Nach einer ſieben Jahre langen Reiſe verſetzte ihn der plötzliche Tod ſeines Vaters in die angenehm-traurige Nothwendigkeit, die, nur mit einer Million vermehrten Geldkaſten deſſelben in Beſitz zu nehmen. Der Vorſchrift des Teſtamentes gemäß, mußte er in der Gruft, an dem Sarge ſeines Vaters, ſchwören, von ſeinem reichlichen Erbtheil einen durchaus weiſen Gebrauch zu machen, und jeden genußfähigen Menſchen aufzuſuchen, oder bei ſich aufzunehmen. Er ſchwor es, hielt ſeinen Eid heilig, und ſah ſich darin durch das Kunſttalent ſeiner philoſophiſchen Gemahlin Heliodora thätigſt unterſtützt.

Durch eine beſondere Schickung des eigenſinnigen Schickſals war ſie ganz für ihn, oder vielmehr für ſeine künftigen Hausgenoſſen gebildet. Ihr Vater leitete alles Uebel in der Welt und die Verwahrloſung des ganzen Menſchengeſchlechts von der Gewohnheit her, das weibliche Geſchlecht von Frauenzimmern erziehen zu laſſen. Er übergab daher ſeine Tochter einem Lehrer, wie ihn die Natur nur ſelten ſchaffen, und die Kunſt vielleicht nur nach achtzehn Jahrhunderten ausbilden konnte. Zum erſten Unterricht im Leſen gab er der ſechsjährigen Heliodora das hohe Lied Salomonis in die Hand; gleich darauf ließ er die Pucelle d'Orleans folgen, und um auch für ihre ſittliche Bildung etwas zu thun, die er lediglich auf den Abſcheu vor dem Laſter einſchränkte, überſetzte er dem zwölfjährigen Mädchen die Geſpräche der Aloisia Sigaea aus dem Lateiniſchen. Er lehrte ſie die Tugend lieben, nicht weil ſie gut, ſondern weil und in ſofern ſie ſchön iſt; das Laſter meiden, weil und in ſofern es häßlich, nicht weil es böſe iſt. Das Schöne alſo und das Häßliche ward ihr als das höchſte Criterium des Tugend- und Laſterhaften aufgeſtellt, beides aber wieder, das Schöne und das Häßliche, nach den allgemein gültigen und einzig untrüglichen ſubjectiven Anſichten des reinen Naturmenſchen beſtimmt. Seine vorzügliche Sorgfalt ging dahin, Heliodora gegen das Mißverſtehn des dunkel und bildlich ſprechenden Inſtinktes zu verwahren, weil er daſſelbe als die Grundurſache aller falſchen weiblichen Tendenzen betrachtete. Viele Mühe machte es ihm, ſie über ihre natürliche Neigung zur Energie, worüber ſie immer erröthen wollte, lächeln zu lehren, um ſie dadurch rein und unſchuldig im ſittlichen Sinne zu machen: es glückte ihm indeſſen bald durch Werke der Kunſt in Grecourts Geſchmack, und nun konnte er ohne Anſtand auf das ſo gelegte Fundament der ſittlichen Bildung ihre religiöſe beginnen. Auch dieſe war ganz einfach und groß. Ihre hohe Tendenz war zur ächten Myſtik der Liebe oder zur Moral in der höchſten Dignität. Er begeiſterte ſie für den fruchtbaren Glauben an die unendliche Menſchheit, die da war, ehe ſie die Hülle der Weiblichkeit und der Männlichkeit annahm, für den Glauben an die Macht des Willens und der Bildung, ſich dem Unendlichen wieder zu nähern, ſich von den Feſſeln der Mißbildung, welche, ſeiner Lehre nach, das ganze übrige weibliche Geſchlecht ſchleppte, frey zu erhalten, und ſich von den Schranken des Geſchlechts unabhängig zu machen. So konnte es nicht fehlen, daß das blühende Mädchen zum reizendeſten Symbol von reinem guten Willen heranwuchs.

Heinrich von Sternfeldt ſah ſie auf der Ausſtellung zu C** zum erſtenmal. In tiefer Betrachtung ſtand ſie vor einem Gemälde, welches die religiöſen Umarmungen Endymions und Dianens in ihrer reinen und unſchuldigen Nudität darſtellte. Heinrich von Sternfeld bewunderte den innern Frieden und die ruhigen Geſichtszüge des anſchauenden Mädchens; er erlaubte es ſich, ſie durch einige moraliſche Zweideutigkeiten, z. B. über die Unſchicklichkeit des Stoffes, über die Laſcivität der Formen, über die Unſittlichkeit in der Ausführung, welche er aus der verderbten Männernatur entlehnte, in ihren Betrachtungen zu unterbrechen; aber der Himmel ihrer Unſchuld trübte ſich nicht. „Was „gehen mich und Sie,“ ſprach ſie, „Stoff und Ausfüh-

„rung bei einem Kunſtwerke an, das mir und Ihnen, ſo „wie allen ſittlich-reinen Menſchen, in ihrer Form nur den „höchſten Triumph der Vereinigung zwiſchen Poeſie und „Religion darſtellt? Wer noch innerhalb den Gränzen des „Endlichen und des Geſchlechtes kriecht, wer durch Erzie„hung und Catechismen für die reine Anſchauung des Schö„nen verwahrloſet iſt, wer die häßliche Form ſeiner eigenen „verderbten, verworfenen Seele auf das Schöne außer ihm „überträgt, für den iſt das vollendeteſte Kunſtwerk ein töd„tender Buchſtabe. Genießen heißt beten; und Bilder des „Genuſſes betrachten, heißt, ſich zu dem reinſten Gefühle „der Religioſität emporſchwingen.“ Dieſe letzte Aeußerung verrieth Sternfelden Helioderas entſchiedene Genußfähigkeit; er gedachte dabei ſeines Eides, rief in hoher Begeiſterung aus: „Göttliches Mädchen, du ſollſt mich beten „lehren!“ Er fing ſeine Bewerbung an, und hatte mit keiner Prüderie, dieſer elenden Prätenſion auf Unſchuld, ohne Unſchuld zu kämpfen; denn auch Sternfeld gehörte nicht unter die Männer, die ſentimental, dumm und ſchlecht genug ſind, das Weib nach ihren Prätenſionen zu würdigen. Heliodora ward ſein.

(Die Fortſetzung folgt.)

X.

Politiſche Zeitgeſchichte.

Bekämpfung des bisherigen Syſtems der engliſchen Staatsverwaltung.

Auf eine ſtärkere Weiſe konnte ſie nicht begonnen werden, als jetzt im Unterhauſe, ehe man noch hinlänglich unterrichtet war, wie und aus welchen Mitgliedern das neue Miniſterium zuſammengeſetzt ſeyn werde. Man erklärte ſich zur Bewilligung von Taxen bereit, wenn man ſich nur überzeugen könne, daß die neue Adminiſtration ein anderes Syſtem, als das bisherige, befolgen wolle; man äußerte aber zugleich, daß die Mitglieder derſelben Unterſtellen in der vorigen Adminiſtration bekleidet hätten, und bloße Kreaturen wären, welche durch den Schutz des vormaligen Kanzlers zur öffentlichen Notiz erhoben worden, welche nun mit dem Entſchluß in das Amt kämen, das alte heilloſe Syſtem fortzuſetzen. Sogar das Lob, welches man der neuen Adminiſtration gab, war Schmach für dieſes Syſtem und für ſie ſelber. Ich will nicht, ſagte ein Parlamentsglied, gegen die neue Adminiſtration reden; ſchlechter kann ſie nicht ſeyn, als die vorige, und ich ſehe in jedem Betracht dieſe Veränderung mit Vergnügen, weil vielleicht dadurch eine ſchwache Hoffnung beſſerer Zeiten erweckt werden kann. Pitt äußerte dagegen kälter, aber ſtolzer, daß ſolche Mitglieder, welche dem bisherigen Syſtem den Krieg ſo heftig erklärten, nur im Geiſt einer Parthei redeten, daß ſie Grundſätzen anhingen, welche kaum den Beifall des Siebentheils des Hauſes und des Zehntheils der Nation hätten, und daß ſie bereit wären, alles aufzugeben, was redlichen Männern theuer geweſen.

Mitten unter dieſen Stürmen gegen ihn im Unterhauſe hatte Pitt daſelbſt den Triumph, daß die neue Taxe, welche er zur Beſtreitung der jährlichen Staatsausgaben vorſchlug, ohne weitere Widerrede angenommen wurden. Zugleich konnte er zum Ruhm ſeiner nun geendeten Staatsverwaltung ſagen: „unſre bleibenden Reſſourcen ſind in dieſem Jahre um 1 Million 500000 Pf. Sterl. höher, als vor dem Kriege, während des Krieges haben wir 63 Millionen abbezahlt, die Ausfuhr Brittiſcher Manufakturwaaren hat im letzten Jahre 24 Millionen mehr, und die Ausfuhr fremder Produkte 17 Millionen mehr, als in irgend einem Friedensjahre betragen.“

Im Oberhauſe vernahm man dagegen viele Stimmen, welche männlich und ohne bedeutende Widerrede ſich gegen Pitt und ſein Syſtem erklärten, und auf eine Unterſuchung der Verwaltung der bisherigen Miniſter drangen. Sie wäre um ſo nöthiger, je gröſſer die Schwierigkeiten wären, in welche ihre Adminiſtration das Vaterland verwickelt hätte. Ueber das neue Miniſterium, welches ſich bildete, ergingen zugleich die ungünſtigſten Urtheile. Es würde in der That, ſagte Graf Karlisle, ein gänzliches Vergeſſen aller der Pflichten ſeyn, welche das Haus dem Könige, dem Lande und ſich ſelbſt ſchuldig iſt, wenn man die Grundſätze unterſtützen wollte, um derentwillen die neuen Miniſter ins Amt kommen. Der beunruhigende Zuſtand des Reichs fodert die fähigſten Köpfe und Hände, um die Angelegenheiten zu führen. „Kann man wohl von den Bemühungen einer ſo erbärmlichen, ſchwachen und verkrüppelten Adminiſtration, wie die iſt, welche das Staatsruder führen ſoll, vernünftiger Weiſe Heil und Rettung erwarten?“

Dennoch ward mit einer bedeutenden Stimmenmehrheit der Antrag zu einer Anklage der bisherigen Miniſter wenigſtens verſchoben, wenn auch nicht verworfen, und faſt bekam es das Anſehn, als werde Pitt ſeine bisherige Verwaltung gar nicht aufgeben. Die Geſundheit des Königs gerieth in große Gefahr, und blieb lange in einem ſchwankenden Zuſtande. Weil der Kanzler der Schatzkammer ſeine Reſignation noch nicht förmlich dem König übergeben hatte: ſo behielt er noch das Siegel. Aber endlich, nach Wiederherſtellung des Monarchen, verließ er die Schatzkammerbank im Unterhauſe, und nahm ſeinen Sitz im Centrum unter der Gallerie. Sein Nachfolger Addington und Lord Hawkesbury, welcher die auswärtigen Angelegenheiten übernahm, ſchienen die Hauptmänner des neuen Miniſteriums zu ſeyn.

Syſtem, Englands Verbindungen mit dem feſten Lande zu zerreißen.

In dieſem Kampfe, welcher in England ſelbſt wider das herrſchende Syſtem der Staatsverwaltung geführt wurde, war ein großer Punkt, an welchen die vornehmſten Glieder der Oppoſition den Streit vorzüglich zu feſſeln ſuchten, das ſeltſame Verhältniß, in welches England gegen den Norden gerathen war (ſ. Januar der Eunomia). Zu derſelben Zeit, da ſchon die engliſche Flotte nach der Oſtſee ſegelte, äußerte auch Pitt noch, daß die vorige, wie die gegenwärtige Adminiſtration gewünſcht hätte, die Streitigkeiten über die Anſprüche neutraler Nationen friedlich beizulegen, aber nicht durch Bewilligungen, welche die Forderungen von Englands Oberherrſchaft zur See herabſetzten.

Freilich war Englands Seemacht ſo furchtbar, daß ſie dieſe Superiorität gegen alle Mächte Europa's ſchien behaupten zu können, wenigſtens in den gegenwärtigen kritiſchen

Augenblicken. Dies fühlten ſeine Gegner ſelbſt; aber eben aus dieſem Gefühl erhob ſich die Idee zu einem ganz neuen Syſtem. Man wollte den engliſchen Handel zerrütten, um die engliſchen Flotten zu bezwingen. Bonaparte's Einſicht, daß jetzt noch den Erbfeinden Frankreichs und der franzöſiſchen Revolution nur auf ſolche Weiſe beizukommen ſei; Kaiſer Paul's Haß wider das brittiſche Miniſterium, durch Maltha's Beſitznehmung von engliſcher Seite veranlaßt; das tiefe Gefühl der Beleidigungen, welche ihre Flaggen bei Dänemark und Schweden erlitten hatten; und Preußens ſtille Politik, welche edle Grundſätze gern vertheidigt, wenn die Umſtände der Klugheit Glück in dieſer Vertheidigung zeigen, waren die Erfinder dieſes neuen Syſtems. Eine franzöſiſche Armee bedrohte das ſüdliche Italien, um die neapolitaniſchen Häfen den engliſchen Schiffen zu verſchließen; einen gleichen Zweck in Portugal zu erreichen, zog ein franzöſiſches Heer über die Pyrenäen, und wirkte vereint mit den Spaniern gegen jenes Reich, das man als eine engliſche Provinz betrachtete; Rußland, Dänemark und Schweden ſuchten alle Handelsverbindung mit England zu zerreiſſen, und Preußen ſuchte demſelben das nördliche Deutſchland zu verſchließen.

„Es beginnt eine neue Erſcheinung, ſagt ein freimüthiger Mann, glücklich erfindet man ein Mittel, den übermüthigen, durch nichts mehr zu demüthigenden Feind zu beſiegen, indem man ſich ſelbſt aufopfert, und mit dem größten eigenen Nachtheil ihm alle Zufuhr ſeiner Bedürfniſſe aus dem mit ihm kriegführenden Lande, und alle Ausfuhr ſeiner Produkte und Waaren, als der gegenſeitigen Bedürfniſſe in das Land ſeines Feindes verhindert. Der Gedanke an ſich iſt freilich nicht neu. Bei allen Landkriegen älterer Zeiten ward die Gemeinſchaft zwiſchen den Unterthanen an den Gränzen der kriegführenden Mächte gänzlich aufgehoben. Und noch beſteht dieſe Maaßregel in Rückſicht der Lebensmittel und Contrebande. Allein ſchon lange begünſtigten aufgeklärte Krieger den unſchuldigen Handel. Und was von der Gränze eines feſten Landes gilt, kann nicht von den gränzenloſen Meeren gelten.“

In der That erregte dieſe neue Erſcheinung für jeden Denker die größten Beſorgniſſe. Der Handel greift ſo tief in alle Gewerbe, in die vornehmſten Einrichtungen der Staaten ein, daß ſeine Hemmung bald eine Stockung der ganzen Staatsmaſchine hervorbringen muß. Glaubten aber auch die verbündeten Mächte, ſich der Gefahr einer ſolchen Hemmung ausſetzen zu müſſen, weil England derſelben früher, als ſie, erliegen, und deshalb zur Nachgiebigkeit gegen die Anſprüche der neutralen Nationen gezwungen ſeyn werde: ſo hatte der Kenner der Geſchichte, wenn er dieſe Möglichkeit auch zugab, doch keinen Glauben an eine ſo lange ſtandhafte Verbindung zwiſchen ihnen, als dazu erfordert würde. Außerdem aber zweifelte er daran, daß Schleichhandel und alle die Wege, die dem engliſchen Handel nicht verſchloſſen waren, den Flor deſſelben nicht aufrecht erhalten würden, und daher die Maaßregel der neutralen Mächte wirklich erreicht werden könne. Deſto geſpannter harrte er auf die weitere Geſchichte des neuen Syſtems.

Druckfehler im Juny-Stück der Eunomia, in dem Aufſatze von Schadow.

Seite 498.	Zeile 23.	ſtatt	Antiken	lies	Artiſten.
— 502.	letzte Zeile	—	Fueſti	—	Fueſli.
			Cipnari	—	Cipriani.
— 503.	Zeile 15.	ſtatt	Decendenz.	lies	Decenz.
— 506.	— 8.	—	, das von	lies	als von
— 506.	— 25.	—	des Cirkels	lies	der Cirkel.
— 506.	— 26.	—	angegeben werden	l.	angeben.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler.

Omnibus aequa.

Auguſt 1801.

I.

Warum hängt das Alter feſter am Leben als die Jugend?

Daß die Menſchen, je älter ſie werden deſto ungerner ſterben, und daß in der frühern Jugend die meiſten gegen den Tod entweder gleichgültig ſind, oder ihn wenigſtens nicht ſehr fürchten, ſollte man, ſo wahr es iſt, nach den bloßen Begriffen von beiden Altern nicht erwarten. Die Jugend, im vollen Genuſſe aller Annehmlichkeiten des Lebens, ja meiſtens ſogar berauſcht von den durch alle Sinne unaufhörlich zuſtrömenden Ergötzungen, ſollte man meynen, müßte mit gleihender Umarmung ſich an die Fortſetzung des Lebens klammern; das Alter hingegen, ſtumpf gegen die meiſten Annehmlichkeiten des Lebens, und durch mancherlei Plagen ihm abhold gemacht, müßte wünſchen von der Bürde deſſelben bald befreit zu werden. Eben darum fällt es faſt immer als ſonderbar, und widerſinnig auf, wenn man zum erſtenmale die Bemerkung macht oder machen hört, daß die älteſten Menſchen, ſo lange ſie nur nicht kindiſch ſind, den Tod am meiſten fürchten. So wahr iſt es, daß unſere Schlüſſe a priori mit der Erfahrung ſelten übereinſtimmen, weil unſere Begriffe meiſtens einſeitig zu ſeyn pflegen, indem ſie faſt immer nur die auffallendſte, und gewöhnlichſte Seite der Gegenſtände darſtellen! So wenig Zuverläßigkeit iſt in allen Unterſuchungen blos a priori, in denen doch unſere heutige Philoſophie allein ihre Rettung zu finden vermeint!

Zwei Urſachen ſind es, die der Jugend eine größere Gleichgültigkeit gegen das Leben verſchaffen. Erſtlich: die Jugend genießt; aber ſie genießt nur durch die Sinne, nicht durch Reflexion. Daraus erwächſt von einer Seite, daß der eigentliche Gegenſtand des Genuſſes ihr weniger bemerklich, mithin auch weniger wichtig wird. Wer Geld hat, und durch dieſes im Vollgenuſſe aller ſinnlichen Freuden ſich befindet, ohne über die Quelle deſſelben zu reflektiren, dem hat das Geld keinen Werth, und er ſieht es mit der größten Gleichgültigkeit dahin ſchwinden. Mitten im Genuſſe der köſtlichſten Weine und der herrlichſten Speiſen, denkt niemand an deren Schonung; ſondern man läßt zu Grunde gehen ſo viel immer will, wenn nur die Freude nicht unterbrochen wird Daß das Leben die Bedingung alles Genuſſes iſt, fällt dem nicht überlegenden Jünglinge nicht ein, und ſeine

Wichtigkeit ſtellt ihm die noch unterdrückte Reflexion nicht dar. Wie ſollte er gegen das Leben eine beſondere Liebe bekommen können?

Von der andern Seite erwächſt daraus, daß die Jugend ohne Vorherſehung nur der Gegenwart allein lebt. Denn wer nicht reflektirt, und nur durch die Sinne genießt, dem iſt der gegenwärtige Augenblick alles, und in ihm iſt ſein ganzes Daſeyn zuſammengedrängt. Nur durch Ueberlegung lernen wir die Zukunft an die Gegenwart knüpfen, und in und durch die Gegenwart mit empfinden. Wem aber die Zukunft nichts iſt, der denkt auch an ferneres Leben nicht, und mag durch den Gedanken an deſſen mögliches Ende, ſich am jetzigen Genuſſe nicht ſtören laſſen. Quid sit futurum cras, fuge quaerere, iſt ſein Wahlſpruch. Der faſt nur ſinnliche Wilde, wenn eine glückliche Jagd ihn ein reichliches Mahl bereitet hat, hört nicht auf zu freſſen, bis kein Biſſen mehr übrig iſt, unbekümmert um den bevorſtehenden Hunger der nächſten Tage, und ſollte ihm ja ein Gedanke an dieſen Todfeind aufſteigen: ſo würde er ihn ſicher durch den erſten den beſten Biſſen verſcheuchen, um ſeinem Genuſſe keinen Abbruch zu thun. Wie dieſer Wilde gegen den künftigen Hunger; wie jeder Verſchwender gegen den bevorſtehenden Mangel; wie jeder Wollüſtling gegen die herannahende Krankheit gleichgültig iſt; ſo iſt auch die Jugend gegen den Tod, oder das kommende Ende des Lebens gleichgültig: weil die Empfindung der Gegenwart alle Gedanken an die Zukunft niederdrückt.

Zweitens: die Jugend hat noch keine weitausſehende Plane, und keine völlig befeſtigte Leidenſchaften. Nur durch beide leben wir großentheils in der Zukunft, und nur durch beide wird uns die Zukunft erſt ſchätzbar. « Alle Leidenſchaften haben ein fernes, und durch die Annäherung an denſelben ſich immer mehr entfernendes Ziel; wie das erſehnte Ithaka dem Ulyß deſto mehr zu entfliehen ſchien, je eifriger er es zu erreichen trachtete. Die weit ausſehenden Plane ketten uns alſo an die Zukunft, und machen uns die Fortſetzung des Lebens erſt recht wünſchenswerth. Der Jüngling und das Kind, die ganz in der Gegenwart leben, und von der Zukunft keinen Zuſatz ihres angenehmen Daſeyns erwarten, denken nicht an das längere Leben, und blicken darauf nicht mit Sehnſucht hinaus: ſie verlaſſen das Leben gleichgültig, weil ſie auf nichts weiteres gerechnet haben, und mit ihm nicht Theile ihres Daſeyns einbüßen.

Aber, aus der Fülle ihrer gegenwärtigen Genüſſe geriſſen zu werden, das müßte ihnen denn doch höchſt unangenehm, unangenehmer als den Alten ſeyn, und mithin müßte ihnen die Geſtalt des Todes, wenn ſie in Gedanken oder in Anfällen der Krankheit vor ſie tritt, höchſt furchtbar erſcheinen! Auch das geſchieht nicht, und geſchieht aus folgenden Urſachen nicht. Einmahl weil ſie dieſe Geſtalt nie recht deutlich und lebendig erblicken. Der Gegenwart ganz hingegeben, verſcheuchen ſie dieſe Geſtalt und vermeiden ſie ſorgfältig, um nicht dadurch in dem Vergnügen der Gegenwart geſtört zu werden. Voll phyſiſcher Kraft, und ausgerüſtet mit lebhafter Einbildungskraft, ſtellen ſie ſich alles Unangenehme als unbeträchtlich, und den Verluſt des Lebens als unerheblich vor, damit ihre angenehme Empfindungen weniger unterbrochen werden. Zweitens ihr natürlicher Leichtſinn, der aus der Abweſenheit der Reflexion hervorgeht, macht daß ſie ſelbſt ihre angenehme Empfindungen weniger ſchätzen, und daher auch von dieſen mit leichterer Mühe ſich trennen. Weſſen man genug und die Fülle hat, das achtet man ſtets geringer, es ſey denn daß die Ueberlegung ſeinen Werth und die Möglichkeit des Verluſtes fühlbar mache. Deswegen fühlen ſich junge Leute nicht ſo glücklich, als ſie es ſind, und als ſie ſich finden geweſen zu ſeyn, wenn die ſpätern Jahre erſt einen großen Theil ihrer Vergnügungen mit ſich dahin genommen haben.

Vermittelſt des Gegenſatzes wird ſich hieraus nun leichter abnehmen laſſen, warum die Menſchen, je älter ſie werden und je mehr körperliche Schwächen ihre Genuß Fähigkeit austrocknen, dennoch das Leben deſto brünſtiger lieben. Sie haben weniger angenehme Empfindungen; aber ſelbſt dieſe werden ihnen durch die Vergleichung mit den gewöhnlichen unangenehmen deſto ſchätzbarer, und werden durch die Reflexion deſto länger und deſto inniger genoſſen. Was ihnen an Zahl und phyſiſchem Reize abgeht, das erſetzt einigermaßen die Ueberlegung durch den Nachgenuß, und durch den häufigen Contraſt mit den unangenehmen.

Sie fühlen, daß ſie nicht lange mehr werden zu leben haben und machen ſich durch Ueberlegung dieſen Reſt noch viel koſtbarer. So wird uns der letzte Ueberreſt von jedem Angenehmen immer der ſchätzbarſte; der Verſchwender, oder dem ſonſt das Geld gleichgültig iſt, ſpart nie mehr, als wenn er an die Nähe des Bodens ſeiner Geldkaſſe gekommen iſt; und der Liebhaber des Weines trinkt nie langſamer und mit mehr Wohlgeſchmack, als wenn er dem Ende der letzten Bouteille ſich nähert. Der dieſen Reſt ſtets und lebhaft begleitende Gedanke, daß er der letzte, und mit ihm das Ende des Genuſſes erſchienen iſt, bewegt uns, ihn ſo werth als möglich zu halten, und durch Schonung möglichſt zu verlängern.

Uns von ihm zu trennen koſtet uns mehr Ueberwindung, als die Trennung von allen vorhergehenden gekoſtet hatte.

Durch Reflexion und Abſtraktion haben ferner bejahrte Menſchen das Leben, als Leben und als Bedingung alles Genuſſes kennen gelernt. Sie haben ihm eben deshalb einen Werth beigelegt, von dem die Jugend keine Vorſtellung hat, und haben zuletzt dieſen Werth über ſeinen wahren Gehalt erhöht, indem es ihnen faſt nur als Leben und Seyn ſchätzbar ward. Das Leben nehmlich an ſich hat keinen ſonderlichen Werth: nur durch das was in ihm gethan und empfunden wird, bekommt es hauptſächliche Wichtigkeit Im Alter wird dieſe natürliche Rangordnung meiſtens umgekehrt, weil durch die öftere Betrachtung des Lebens, als Bedingung alles Genießens und Thuns, und durch den fürchterlichen Gedanken, daß mit ihm alle Herrlichkeit hienieden ein Ende hat, das Leben blos als Leben, für das höchſte aller Güter erklärt, und eben dadurch deſto brünſtiger geliebt wird.

Mit dem zunehmenden Alter endlich ſetzen ſich beſtimmte Leidenſchaften bei jedem Individuo feſt, und bringen weit ausſehende Plane herbei. Je älter wir werden, deſto mehr arbeiten wir für die Zukunft, und leben wir in der Zukunft, um dadurch zu erſetzen was uns die Gegenwart an angenehmen Empfindungen verſagt Dadurch wachſen wir mit der Zukunft ſo feſt zuſammen, daß ſie in unſer eigenſtes Seyn mit aufgenommen, und ein Beſtandtheil von uns ſelbſt wird. Von der Zukunft und von der Erfüllung der mancherlei in ſie verlegten Wünſche und Hoffnungen uns zu trennen, wird uns daher äußerſt ſchwer. Hätte ich nur das Gebäude erſt aufgeführt; nur das Werk erſt noch geſchrieben; die Summe erſt noch erworben; das Kind erſt noch verſorgt; die Ehrenſtelle erſt noch errungen, ſpricht der Alte, dann wollte ich gern ſterben. Durch ſolche Projekte, und durch die mancherlei ſich mehr und mehr häufenden Geſchäfte und Verbindungen im bürgerlichen Leben, klammern ſich die Menſchen mit jedem Jahre feſter an das Leben, wie ein Baum mit jedem Jahre durch neue Wurzeln ſich an den Boden befeſtigt. Und wie es ſchwerer iſt einen alten als einen jungen Baum auszureißen; ſo wird es dem Alten immer ſaurer ſich vom Leben zu ſcheiden.

Tiedemann.

II.

Ueber die Brauchbarkeit der Gelehrten zu Staatsämtern.

Es gab eine Zeit, wo man ſich durch die Frage: Ob Gelehrte zu Staatsämtern brauchbar ſeyen? geradezu lächerlich würde gemacht haben.

Karl der Fünfte war mit lauter Miniſtern umgeben, welche die erſten Gelehrten ihres Zeitalters waren. Man erinnere ſich Granvella's, Merkurio de Gattinara's, Hertado de Mendoza's u. ſ. w. Die Hofleute eben dieſes Kaiſers beklagten ſich einſt darüber, daß er ihnen eine augenblickliche Audienz verſage, während er ſich ſtundenlang mit Guicciardini unterhalte, und Karls Antwort war: Ich kann in einem Augenblick hundert Granden machen; aber in zwanzig Jahren nicht Einen Guicciardini.

Philipp des Zweiten erſter Kabinetsrath war Gonzalo Perez; ein in der griechiſchen und römiſchen Litteratur ſehr beleſener Mann, deſſen Ueberſetzung der Odyſſee von allen Kennern für ein Meiſterſtück gehalten wird.

Philipp der Vierte, ſelbſt Gelehrter und ſogar Schriftſteller, beförderte nur Gelehrte zu den erſten Staatsämtern, und einer ſeiner Lieblinge war eine längere Zeit hindurch, der durch ſeine Empresas politicas und ſeine Republica literaria auch in Deutſchland bekannte Saavedra-Fajardo.

Eliſabeth, Königin von England, hatte außer vielen andern Gelehrten, die ſie beſtändig umgaben, den erſten Denker ſeiner Zeit, Baco von Verulam, zum Kanzler.

Als Hugo Grotius nach einem unglücklichen Verſuch ſein Glück in Frankreich zu machen, in Hamburg privatiſirte, war eine Empfehlung des Vizekanzlers Salvius hinreichend, ihm eine Stelle im Staatsrath der Königin Chriſtina zu verſchaffen, welche ihn unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Schweden als ihren Abgeſandten nach Frankreich ſchickte.

Aehnliche Beiſpiele ließen ſich aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert in Menge anführen, wenn man ſich die Mühe geben wollte ſie aufzuſuchen.

Woher kommt es, daß die Gelehrten in unſern Zeiten weniger geſucht werden? Liegt die Schuld an ihnen oder an denjenigen, welche ſie gebrauchen können?

In der That es iſt auffallend, daß man jetzt jeden Gelehrten zurückſetzt, von welchem man weiß, daß er einer iſt. Macht der eine oder der andere von ihnen, wie man's nennt, ſein Glück; ſo iſt mit der größten Wahrſcheinlichkeit vorauszuſetzen, daß er es — nicht ſeinen Kenntniſſen und Einſichten, ſondern Umſtänden verdankt, welche mit der Gelehrſamkeit in keiner Verbindung ſtehen. Noch einmal, woher dieſe Erſcheinung?

Voltaire bewarb ſich zu einer Zeit, wo ſeine Talente bereits ſo entſchieden waren, daß er zu den digito monstratis unter den guten Köpfen gehörte, um die Stelle eines Geſandſchaftsſekretairs und wurde abgewieſen. Wäre es ihm gelungen, dieſe Stelle zu erhalten, ſo würde er ſich, aller

Wahrſcheinlichkeit nach, unter den jungen Männern ſeines Metiers eben ſo ausgezeichnet haben, als er ſich in der Folge als Schriftſteller auszeichnete; und in der Eigenſchaft eines Miniſters hätte er, eben ſo wahrſcheinlich, ſeinem Staat und König die wichtigſten Dienſte geleiſtet. Würde er aber jemals Voltaire geworden ſeyn?

Sein Beiſpiel zeigt auf eine auffallende Weiſe, daß Miniſter nicht immer zum Vortheil des Staats handeln, wenn ſie junge Männer von entſchiedenen Talenten und Einſichten zurückſetzen; denn wäre Voltaire Geſandtſchaftsſekretair und in der Folge Miniſter geworden, ſo herrſchte, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch jetzt die alte Ordnung der Dinge in Frankreich; wenigſtens würde es nicht zu ſolchen Extremen gekommen ſeyn.

Welche Gründe den franzöſiſchen Miniſter bewogen, Voltaire zurückzuſetzen, iſt unbekannt geblieben; unſtreitig waren es eben diejenigen, welche noch jetzt die Miniſter bewegen, Gelehrte zurückzuweiſen, die den Einfall bekommen, ſich um Staatsämter zu bewerben.

Meldet ſich ein junger Mann, welcher den Ehrgeiz fühlet, in ſeinem Vaterlande etwas zu bedeuten, und ſich wegen dieſes Ehrgeizes nur durch ſeine allgemeinen Einſichten und Kenntniſſe rechtfertigen kann, zu irgend einem Poſten, der ſeinen Neigungen und Planen angemeſſen iſt; ſo erhält er in der Regel folgende Antwort:

> „Sie ſind dazu nicht angelernt; und wie gut es immer
> „um ihre Einſichten und Kenntniſſe ſtehen mag; ſo
> „ſind Sie doch nothwendig mit den hergebrachten
> „Formen und dem eingeführten Geſchäftsgange un-
> „bekannt.“

Angenommen, daß dieſe Antwort aufrichtig iſt; ſo entſteht die Frage, was es mit dieſen Formen und dieſem Geſchäftsgange auf ſich habe?

Wäre die Unterredung, welche der Bewerber um einen Poſten mit einem Miniſter zu haben pflegt, nicht auf einen ſo kurzen Zeitraum eingeſchränkt; ſo könnte er erwiedern: „Ich begreife ſchnell, und ſo weit ich meine Geiſteskraft an wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden erprobt habe, darf ich nicht daran verzweifeln, dieſe Formen und dieſen Geſchäftsgang in kurzer Zeit inne zu haben; denn ich bin im Stande zwanzig ganz verſchiedene Notizen in einer Viertelſtunde in mein Gedächtniß aufzunehmen und für immer zu behalten.“ Ein ſolcher Einwand müßte den Miniſter nothwendig in Verlegenheit ſetzen; aber zum Unglück für die Sache des unzeitigen Bewerbers fehlt es in den höheren Sphären durchaus an Zeit zur Kontroverſe.

Helvetius beweiſet, daß jeder, von der Natur nicht ganz verwahrloſete Menſch, jedem Poſten im Staate gewachſen ſey, vorausgeſetzt, daß er eine Erziehung erhalten habe, welche ſeinen Geiſt entwickeln mußte. Nie hat man dem franzöſiſchen Philoſophen in dieſem Punkt widerſprochen. Hat es aber damit ſeine Richtigkeit; ſo iſt alles was man von Formen und Geſchäftsgang ſpricht, weit mehr in dem Licht einer Entſchuldigungsformel, als reeller Gründe zu betrachten.

In der That, wie kann es einem durch die Wiſſenſchaften genährten und ausgebildeten Geiſt an demjenigen Maaß von Gedächtniß fehlen, welches erforderlich iſt, um die Form aufzufaſſen, in welcher eine Schrift von (ſehr oft nur) wenigen Zeilen aufgeſetzt werden muß? Oder wie kannman glauben, daß ein Mann, der den größten Theil ſeines Lebens angewendet hat, das Vorzüglichſte in den Litteraturen aller gebildeten Nazionen zu ſtudiren, nicht Verſtand genug haben werde, um in jedem gegebenen Fall beſtimmen zu können, was den Umſtänden und Perſonen, unter welchen und an welche, ein Anſchreiben oder eine Antwort gerichtet iſt, angemeſſen ſey?

Dies unter der Vorausſetzung, daß die Form wirklich von ſo groſſer Wichtigkeit iſt, als man will, daß ſie ſey.

Aber iſt ſie wirklich ſo wichtig?

Wir leben in einem Zeitalter, wo ſich die hergebrachten Formen zum Theil ſelbſt vernichten, zum Theil gewaltſam vernichtet werden. Warum legt man alſo einen ſo hohen Werth auf den Ueberreſt derſelben? Zum Weſen der Sache gehören ſie einmal nicht, und die Geſchichte beweiſet, daß die energiſchſten Nationen ſie immer verachtet und vernachläßigt haben. Die Griechen, zum Beiſpiel, kannten ſie nicht; und diejenigen, welche den Lakonismus für Barbarey erklären, vergeſſen, daß alle Völker ohne Ausnahme den Lakedämoniern nach Maßgabe ihrer innern Kraft gleich geweſen ſind und noch ſind. Dies liegt tief in der menſchlichen Natur. Wer befehlen darf, verliert ſeine Zeit nicht mit weitſchweifigen Bitten; und überall vernachläßigt man die Formen nach Maaßgabe der Wichtigkeit der Sache. Formen ſind überhaupt das Produkt jener barbariſchen Zeiten, in welchen die Verhältniſſe des Lebens keine Beſtimmtheit hatten; und welches Gewicht man auch auf ſie legen möge, ſo müſſen ſie ſich in dem Verhältniß zerſtören, in welchem Staaten, Staatsorgane und Staatsbürger aus ihren Hülſen hervortreten. Thätigkeit und Tugend können nicht anders, als dabei gewinnen, jedem die erſtere Zeit erſpart, und die leztere nicht mehr nöthig hat um erborgten Glanz zu ſchimmern.

Dem ſey indeß wie ihm wolle; ſo iſt wenigſtens ausgemacht, daß alle dieſe Formen als Gegenſtände des Gedächtniſſes nicht ſchwerer einzulernen ſind, als eine fremde Sprache, und mit dieſer kommt ein gebildeter Geiſt ſehr bald aufs Reine.

Schwieriger als die Kenntniß der Formen iſt in der That die des Geſchäftsganges. Die Staaten ſind in neueren Zeiten ſo künſtliche Maſchienen geworden, daß ein mehr als gewöhnliches Maaß von Einbildungskraft erforderlich iſt, um das Räderwerk derſelben in ſeiner Verbindung und ſeinem Zuſammenhang in kurzer Zeit zu durchſchauen. Wem aber liegt dies als Pflicht ob? Im Grunde dem Einzigen, welcher das primum mobile der ganzen Maſchiene iſt, er heiße, wie er wolle, und nach ihm höchſtens denjenigen, welche als ſeine nächſten Gehülfen für den richtigen Gang der Maſchiene einſtehen müſſen. Nicht alſo demjenigen, der aus Ehrgeiz, oder um anderen Neigungen Genüge zu leiſten, ſich um einen ſubalternen Poſten bewirbt, welcher ihm mit einer andern Art von Thätigkeit höchſtens die Ausſicht gewährt, ſich nach mehreren Jahren auf einem höheren Standort zu befinden. Er braucht fürs Erſte nur die nächſten Reſſorts zu kennen, um ſich als einen wackeren Geſchäftsmann zu zeigen. Steigt er in der Folge höher; ſo wird er in der Zwiſchenzeit Gelegenheit genug gehabt haben, ſein Terrain kennen zu lernen.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein Miniſter, der den ſich um ein Staatsamt bewerbenden Gelehrten abweiſet, dies nicht eben ſo gut und noch beſſer wiſſen ſollte, als es hier geſagt iſt. Wenn er es aber weiß, warum gebraucht er nicht beſſere Gründe?

Ein ſehr ſpeziöſer könnte von der Gerechtigkeit hergenommen werden.

„Sie wollen eingeſchoben ſeyn," könnte man zu dem Gelehrten ſagen; „da dies aber nur auf Koſten derjenigen „geſchehen kann, welche ſich durch ihre bisherigen Dienſte „im Departement ein Recht auf dieſen Poſten erworben „haben', ſo würde ihre Anſtellung nothwendig eine Verletzung der Gerechtigkeit ſeyn."

Kein Vorwurf trift ein fühlendes Herz ſtärker, als der einer auch nur beabſichteten Ungerechtigkeit. Alles was der Bewerber, nachdem er ſich von ſeinem erſten Schreck erholt hat, darauf antworten kann, iſt folgendes:

„Wenn die Gerechtigkeit von der einen Seite fordert, „daß der Subaltern in die entſtandene Vakanz einrücke; ſo „fordert ſie auf der anderen nicht minder, daß Talente einen „ihnen angemeſſenen Wirkungskreis finden. Nur unter der „Vorausſetzung, daß dieſe Talente in mir ſeyen, und daß „der Poſten, um welchen ich mich bewerbe, einen ſolchen „Wirkungskreis enthalte, habe ich mich darum beworben, „und folglich nichts weniger beabſichtigt, als eine Ungerechtigkeit. Dazu kommt, daß ich glaube, auf frühere Dienſte „in irgend einem Staatsorgan könne nur in ſofern ein Recht „zur Beförderung gegründet werden, als die Brauchbarkeit „zu dem höheren Poſten erwieſen iſt; dieſe aber erwirbt „man nicht nothwendig dadurch, daß man mit dem A B C „der Departementsgeſchäfte angefangen hat. Das Fundament des Anciennetätsgeſetzes iſt bekannt genug. Mag „dies Geſetz in der Armee ſeine Würkſamkeit behalten; aber

„in die übrigen Staatsorgane übergetragen, kann es nicht anders als doppelt verderblich ſeyn. Seine narkotiſche Kraft iſt hinlänglich erwieſen. Die Geiſtesthätigkeit iſt unter allen Umſtänden den Kräften gleich, die den Impuls geben, und muß nothwendig da wegfallen, wo jeder zu ſich ſagen kann: du haſt nicht nöthig dich anzuſtrengen, nur etwas zu repräſentiren, weil der bloße Fluß der Zeit dich auf eine gewiſſe ſtaatsbürgerliche Höhe treibt. Dazu kommt noch, daß das Anciennetätsgeſetz, da wo es eingeführt iſt, nothwendig eine Art von Zunft bilden und alle die Nachtheile hervorbringen muß, welche mit dieſer verbunden ſind. Und nur die Konkurrenz führt zu neuen Erfindungen und Verbeſſerungen in Wiſſenſchaften und Künſten und Handwerken. Zunft und Monopol lähmen, erſtarren und vergiften, wo ſie auch angetroffen werden mögen.“

Aber, wird man ſagen, warum ſoll man neue Erfindungen und Verbeſſerungen gerade von den Gelehrten erwarten?

Meine Antwort iſt: Man hat Vorurtheile gegen die Gelehrten, die man nicht haben ſollte. Die Namen der Mendoza's, Perez, Baco, Grotius u. ſ. w. welche ich oben angeführt habe, ſind für ſich im Stande beſſere Begriffe von ihnen beizubringen; aber auch abgeſehen von dieſen Heroen, läßt ſich genauer beſtimmen, was ein wahrer Gelehrter iſt.

Die Gelehrſamkeit exiſtirt ſeit den Zeiten der Ptolemäer. Von Alexandrien wanderte ſie nach Rom, und von Rom aus hat ſie ſich über ganz Europa verbreitet.

Von dem erſten Augenblick ihres Entſtehens an hatte ſie, wie jede Wiſſenſchaft und Kunſt und Handwerk, ihren Buchſtaben und Geiſt.

Hiernach hätte man zu allen Zeiten die Gelehrten, wie Diamanten und Perlen, in unächte und ächte unterſcheiden ſollen.

Die unächten ſtehen billig oben an, weil ihrer die größere Anzahl iſt. Es ſind ſolche, welche ihr Leben damit hinbringen Denkſtoff zu ſammlen und ſich dabei wohl gar auf Eine Wiſſenſchaft, oder auf die Litteratur Einer Nazion einſchränken.

Aecht hingegen ſind diejenigen, welche keine einzelne Wiſſenſchaft zum Gegenſtand ihres Fleißes machen, ſondern, ſo viel es die menſchliche Beſchränktheit erlaubt, alles Wiſſenswürdige umfaſſen; welche ſich nicht auf die Litteratur Einer Nazion einengen, ſondern die Litteraturen aller gebildeten Völker umſpannen, und indem ſie ihren Geiſt an den beſten Produkten derſelben erziehn, ihm zugleich die Kraft erhalten, ſelbſt zu ſchaffen: kurz die Repräſentanten des menſchlichen Wiſſens, in ſo fern der Einzelne zu repräſentiren berechtigt iſt.

Aber, wird man fragen, an welchem Kennzeichen den ächten von den unächten unterſcheiden?

Auch hier heißt es: An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Die unächten werden höchſtens im Stande ſeyn, zehnmal Gedachtes und Geſagtes in eine andere Form zu bringen, Weltgeſchichten zu kompiliren, Wörterbücher zu ſchreiben u. ſ. w. Die ächten hingegen werden das Gebiet einer Wiſſenſchaft oder Kunſt wirklich erweitern, und durch Darſtellung ihrer Ideen belehrend und überzeugend auf ihre Zeitgenoſſen und auf die Nachwelt einwirken.

Nach dieſer Abſonderung der unächten Gelehrten von den ächten, iſt nichts ungerechter, als alle Gelehrten ohne Ausnahme Pedanten zu nennen. Ein Pedant iſt derjenige, der in ſeine Wiſſenſchaft, oder Kunſt, oder Hand-

werk

werk verliebt, alle übrigen Wiſſenſchaften, oder Künſte, oder Handwerke verachtet, und ſelbſt bei einer bloß mechaniſchen Betreibung derſelben, ſich eine Unentbehrlichkeit zuſchreibt, welche ihn als Individuum nothwendig lächerlich machen muß. Nach dieſer Definizion kann das Prädikat **Pedant** Allen ohne Ausnahme zukommen; nur den ächten Gelehrten nicht, weil dieſer den Geiſt aller Wiſſenſchaften und Künſte, ſo viel an ihm iſt, in ſich aufzunehmen ſtrebt, und folglich, ſeiner ganzen Natur nach, nie in Pedantismus verfallen kann. Wie oft iſt es der Fall, daß diejenigen, welche dies Wort mit einer verachtenden Kennermiene ausſprechen, ſelbſt die größten Pedanten ſind! Wie noch weit öfter ſtehen ſie noch unter dem Pedanten, der ſich wenigſtens auf Eine Wiſſenſchaft, oder Kunſt, oder Handwerk verſteht, während ſie ihren Nicht-Pedantismus nur auf eine gänzliche Unbekanntſchaft mit allen Wiſſenſchaften und Künſten gründen können!

Von dieſen ächten Gelehrten läßt ſich mit Wahrheit behaupten, daß ihnen die Pforten der Ehre allenthalben offen ſtehen ſollten, wohin ſie auch ihr Ehrgeiz oder anderweitige Neigungen führen mögen; denn von ihnen iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß ſie allenthalben mit großen Erfolg wirken werden, vorausgeſetzt, daß man ſie nicht zwingen will, ihre Kraft unnütz zu verſchwenden.

Man hat dagegen eingewendet, daß intellektuelle Bildung nicht nothwendig Brauchbarkeit zu Staatsgeſchäften vorausſetze, und ſich auf die Erfahrung berufen, welche, wie man ſagt, hinlänglich bewieſen habe, daß Gelehrte von dem größten Ruf, in Departements verpflanzt, höchſtſelten rüſtige Geſchäftsmänner geworden ſind.

Aber hier entſteht die Frage: Mit Wem hat man dieſe Verſuche gemacht? Waren die Gelehrten von großem Ruf bejahrte Kathedergelehrte, ſo iſt es kein Wunder, wenn die Verſuche ſchlichlingen. Als ſolche mußten ſie, wie groß ihr Ruf immer ſeyn mogte, nothwendig bejahrten Geſchäftsmännern gleich ſeyn, welche, von einem Departement in das andere verſetzt, ſich oft ſo unbehülflich zeigen, als ob ſie nie Geſchäften vorgeſtanden hätten. Die Jahre ſind, nach der ſehr richtigen Bemerkung eines Dichters, entweder gebend oder nehmend. Wer ſich in den letzteren befindet, thut wohl, wenn er den Kreis, in welchem er ſich bis dahin bewegt hat, eben ſo wenig verläßt, als das Pferd welches mit verbundenen Augen eine längere Zeit hindurch eine Mühle zog.

Hätte man dieſelden Verſuche mit jungen, an kein beſtimmtes Geleiſe gewöhnten Männern gemacht; ſo würden ſie ganz anders ausgefallen ſeyn. Entſprechen dieſe den Erwartungen nicht, die man ſich von ihnen gemacht hat; ſo kann man, vorausgeſetzt, daß ihre Einſichten und Talente hinlänglich dokumentirt ſind, mit Sicherheit annehmen, daß die Schuld weniger an ihnen, als an der Art von Geſchäften liegt, die man ihnen übertragen hat. Erfordern dieſe nicht viel mehr, als Anſtrengung der Augen und Hände; ſo werden ſie ſie allerdings vernachläßigen, weil ſie nicht anders als ſie haſſen können. Die Geſetze, welchen der menſchliche Geiſt unterworfen iſt, haben die größte Aehnlichkeit mit den phyſiſchen, wenn es nicht durchaus dieſelben ſind: und das phyſiſche Geſetz, daß die Würkung nur immer das Produkt der Akzion und Reakzion ſeyn könne, findet hier ſeine volle Anwendung. Wenn Schiller das A B C lehren, oder Buonaparte Poſtſchreiberdienſte verrichten ſoll; ſo wird eine Kanonenkugel auf einen Wollſack abgeſchoſſen, oder den Oronoko in Bewegung geſetzt, um einen Fiſcherkahn fortzuſchaffen. Ueberhaupt, wer mit einer größern Kraft, als er zur Verrichtung ſeines Amtes braucht, an die kleinlichen Geſchäfte deſſelben geht, iſt immer ein Herkules am Spinnrocken der Omphale; und wie ſehr er ſich quälen mag, um es recht gut zu machen, immer wird er hinter demjenigen zurückbleiben, dem Natur oder Erziehung gerade ſo viel Kräfte gaben, als er zu dieſen Geſchäften braucht. Unglücklicherweiſe nimmt man hierauf im Geſchäftsleben gar zu wenig Rückſicht, und verlangt wohl gar, daß ein kräftiger Geiſt ſich durch das kleinſte, unbedeutendſte Amt geehrt fühlen ſoll, wenn es dem Staate wichtig iſt.

Wenn indeſſen die intellektuelle Bildung auch noch ſo ſehr zu Staatsämtern qualifiziren ſollte; ſo laſſen ſich gegen die Anſtellung der Gelehrten noch andere Proteſtationen einlegen, welche, von ihrem moraliſchen Charakter hergenommen ſind; und zwar nicht in ſofern er *ſchlecht* wäre — dies kann er nicht ſeyn, wenn ſie das ſind, wofür ſie ſich ausgeben — ſondern in ſofern er nicht die gehörige Biegſamkeit hat. In der That, es iſt nicht zu leugnen, daß, da der moraliſche Charakter immer das Reſultat der Geiſtesbildung iſt, diejenigen, welche durch die letztere hervorragen, auch bei jeder Gelegenheit eine abſchreckende Stärke des erſteren zu zeigen pflegen. Wer nicht von Jugend auf zur Reſignazion dreſſirt iſt, wird durch ſich ſelbſt ſchwerlich dahin kommen, bei jeder Veranlaſſung den Nachgiebigen zu machen, ſeine Ideen nur in ſo fern brauchbar zu finden, als es ſeinem Vorgeſetzten gefällt ſie dafür zu halten; und noch weit weniger, ſie ihm künſtlich als ſeine eigenen unterzuſchieben. Es giebt einen

Eigenſinn der Ideale. Dieſen verzeiht man Künſtlern, aber Geſchäftsmännern will man ihn nicht verzeihen, weil man ſich beredet hat, daß im Geſchäftsleben keine Ideale angebracht ſind. Ob dieſe Beredung ein Falſum enthalte, oder nicht, liegt am Tage, ſobald man die Frage aufwirft: Ob die wahre Tugend auch im Geſchäftsleben ihre Anwendung finde? Hier aber tritt gewöhnlich die Willkür in die Mitte und ſagt: *Die wahre Tugend im Geſchäftsleben iſt Subordinazion.* Freilich, wenn dem ſo iſt, ſo hat der Mann von Einſichten, der ſich zu einem ſubalternen Poſten meldet, alle Urſache ſich zu bedenken, und diejenigen, welche mit ihm in Verbindung treten, tauſend Gründe, auf ihrer Hut zu ſeyn; denn es giebt, im Ganzen genommen, keine unverträglichere Menſchen, als die, welche ſich mit Idealen tragen.

Die Einwendungen, welche von den Manieren der Gelehrten hergenommen werden, in ſo fern ſie gewiſſe Anomalien oder Sonderbarkeiten enthalten, ſind von ſo geringer Erheblichkeit, daß es kaum der Mühe werth iſt, ihnen einen beſonderen Abſchnitt zu widmen. Bemerken will ich indeß, daß, ſo groß auch das Gewicht iſt, welches man in dem gewöhnlichen Lauf des Lebens darauf legt, ſie dennoch, ſo wie alle Formen, das Schickſal haben, gänzlich überſehen zu werden, ſobald das Weſen energiſch hervortritt. Als *Hume* ſich als Geſandter in Frankreich aufhielt, bedauerten freilich die von ſeiner Taziturnität pikirten Pariſer, *daß er allen ſeinen Verſtand in ſeine Bücher geſtopft hätte*; aber ſeinen geſandſchaftlichen Zwecken ſchadete dieſe Taziturnität auf keine Weiſe. Der Buchdrucker *Franklin* erſchien am Hofe zu Verſailles in einem ſpießbürgerlichen Anzug;

aber dies that der Achtung keinen Abbruch, welche dem Geſetzgeber einer neu ſich bildenden Nazion, dem Auffinder der Elektrizitätsgeſetze und dem großen Schriftſteller gebührte; ſeine Simplizität wurde vielmehr die Urſache, daß man ſich deſtomehr an den edlen Greis drängte. Ueberhaupt kommt es nur auf den Grad von Energie an, wodurch man ſeine Eigenheiten rechtfertigt, um auch den auffallendſten Eingang zu verſchaffen. Selbſt offenbare Fehler gebieten, wenn ſie mit großen geiſtigen Eigenſchaften in Verbindung ſtehn.

Nicht alſo die Unbekanntſchaft mit den Formen und dem Geſchäftsgange, nicht die Verletzung eines Geſetzes, welches in einem wohlgeordneten Staat nicht beobachtet werden kann und darf, nicht die intellektuelle Bildung als angeblich hinderlich für die Geſchäfts-Brauchbarkeit, nicht die Eigenheiten und Sonderbarkeiten in den Manieren, ſondern lediglich der Eigenſinn, welcher mit den beſſeren Einſichten nothwendig verbunden iſt, kann als die wahre Urſache der Zurückſetzung der Gelehrten angeſehen werden.

Dieſer Eigenſinn muß als das unmittelbare Reſultat ihrer Bildung betrachtet werden. Dies beweiſen ſeine Würkungen, welche zu allen Zeiten dieſelben geweſen ſind. Wenn man ſie in verſchiedenen Perioden mehr oder weniger fürchtete; ſo entſchied darüber das größere oder geringe Bedürfniß, welches man in Hinſicht auf Einſicht hatte. Da wo man genöthigt war, zu *regieren*, überſah man dieſen Eigenſinn; da hingegen wo man *herrſchen* durfte, empfand man ihn tief und ſchloß, um alle Kolliſionen zu vermeiden, die Gelehrten von allen Staatsämtern aus. In dem erſten Fall befanden ſich Karl der Fünfte, Philipp der Zweite, und beinah ohne alle Ausnahme alle Regenten des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts. Daher die große Rolle, welche die Gelehrten in dieſem Zeitraum ſpielten! Man hat wegen einzelner Grauſamkeiten mehrere von jenen Fürſten Tyrannen, Despoten u. ſ. w. genannt; aber mit Unrecht, weil es damals noch kein Syſtem der Macht und Unterdrückung geben konnte. Trotz dem ungeheuren Umfang ſeiner Länder, war Karl der Fünfte von Seiten der Macht bei weitem nicht ſo unumſchränkt, als es jetzt der kleinſte Reichsfürſt iſt. Und als ein Fürſt, welcher regieren mußte, war er auch genöthigt, die Einſicht zu ſchätzen und folglich die Depoſitarien derſelben an ſich zu ziehn; und durch ſeine Kunſt mit den Gelehrten gewiſſermaßen verwandt, begriff er das Nothwendige in ihnen, und hörte nicht auf, ſie zu achten, auch wenn ſie ſich ſeinen Planen widerſetzten.

Es kann hier nicht am unrechten Ort ſeyn, ein hiſtoriſches Phänomen zu erklären, welches ſo viele gute Köpfe in Erſtaunen geſetzt hat, und doch ſo ungemein leicht zu erklären iſt, wenn man den Regenten von dem Herrſcher gehörig unterſcheidet.

Sehr oft hat man die Frage aufgeworfen:

„Woher es komme, daß, da die Macht nothwendig
„die Einſicht ſo wie die Tugend vernichten müſſe,
„gleichwol die Wiſſenſchaften am meiſten unter den
„größten Tyrannen geblüht haben?

Die glückliche Beantwortung dieſer Frage, beruht lediglich auf die Anerkennung des Unterſchiedes zwiſchen Regieren und Herrſchen. Oktavius, Philipp der Zweite u. ſ. w. waren eben ſo wenig Tyrannen, als Perikles, ſondern nur Fürſten, welche ſich den Weg zur Tyrannei und zum Despotismus bahnten. Oktavius war der erſte Imperator eines Staats, welcher ſeine bisherige republikaniſche Verfaſſung gegen die monarchiſche vertauſcht hatte. Als ein ſolcher würde er gegen ſeinen eigenen Vortheil gehandelt haben, wenn er ein Nero geweſen wäre; denn wie groß auch nach ſo vielen Bürgerkriegen das Bedürfniß der Römer nach Ruhe ſeyn mogte; ſo war doch jene Paſſivität noch nicht bei ihnen eingekehrt, welche ſich erſt unter den folgenden Imperatoren entwickeln konnte. War aber Oktavius in die Nothwendigkeit geſetzt, zu regieren; ſo mußte er auch die Einſicht ſchätzen und zugleich ein Beſchützer und Beförderer aller derjenigen werden, welche ſich dadurch auszeichneten. Selbſt die größten Opfer, welche mit dieſer Beſchützung und Beförderung für ſeine Eitelkeit und Herrſchbegierde verbunden waren, durfte er nicht ſcheuen; und wie ſehr das surge tandem carnifex eines Mäzen und andere harte Wahrheiten anderer edlen Römer ihn immer kränken mogten; ſo mußte er ſie doch lieber ertragen, als Gemüther gegen ſich aufbringen, welche ihm nur allzu gefährlich werden konnten. In einer ähnlichen Lage befand ſich Philipp der Zweite. Man kann mit einiger Wahrheit behaupten, daß er Spaniens erſter König geweſen ſey: denn die Autorität Ferdinands des Fünften war ſo ſchwankend, daß er, um den Folgen des Empörungsgeiſtes zu entgehen, ſich genöthigt ſah, die muthigen Kaſtilianer und Katalonier unaufhörlich in auswärtigen Kriegen zu beſchäftigen; und Karls des Fünften häufige Abweſenheiten hatten den Keimen der Rebellion neue Kraft gegeben. Philipps einziger Zügel war die Inquiſition; da dieſe aber nicht ausreichte, ſeine Unterthanen im Zaum zu halten, ſo war es durchaus nothwendig zur Klugheit ſeine Zuflucht zu nehmen und alle Einſichtsvollen dadurch für ſich zu gewinnen, daß er ſie beſchützte und beförderte. Daſſelbe läßt ſich beinah von allen Fürſten des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts behaupten. In unſern Zeiten freilich ſind die Wiſſenſchaften mehr ein Gegenſtand des Luxus, als des Bedürfniſſes; dafür aber tragen ſie auch, die ſtrengen abgerechnet, die Spuren ihrer Verwerflichkeit im Ganzen ſo deutlich an der Stirne.

Und ſo iſt es, dünkt mich, erklärt, daß, wenn die republikaniſche Verfaſſung, oder eine ihr ähnliche, allein im Stande iſt, den Geiſt zu wecken und Wiſſenſchaften hervorzurufen, der Anfang der monarchiſchen ihnen allein ihre volle Entwickelung und Ausbildung geben kann. Allein dies dauert nicht länger, als die Monarchen regieren. Sobald das Herrſchen ſeinen Anfang nimmt, muß alles Große und Schöne wieder zu Grunde gehen. In dem kurzen Zeitraume von noch nicht dreihundert Jahren, vernichteten die Nachfolger des Oktavius jede Blüthe des Geiſtes bis auf die letzte Spur, wiewol es in dieſem Zeitraume mehrere Imperatoren gab, welche das Bedürfniß fühlten, zum Regieren zurückzukehren.

Diejenigen Gelehrten alſo, welche den Ehrgeiz fühlen, zu Staatsämtern gelangen zu wollen, haben vor allen Dingen auf die Zeiten zu ſehen, in welchen ſie leben. Iſt das Regieren in denſelben Bedürfniß, ſo können ſie auf Beförderung zu den höchſten Ehrenſtellen rechnen, weil man ihrer bedarf. Wird dagegen in denſelben blos geherrſcht: ſo ſind ſie überflüſſig und werden wohl thun, wenn ſie zur Vermeidung aller der Kränkungen, welchen ein unzeitiger Ehrgeiz ſie nothwendig ausſetzen muß, ſich bei Zeiten zurückziehn. Dies können ſie auf eine doppelte Weiſe, indem ſie ſich entweder in einen Staat begeben, in welchem nicht geherrſcht werden darf, oder indem ſie, mit Unterdrückung des Ehrgeizes, ſich mit einem unſcheinbaren Amte begnügen, wo ſie ihrem Triebe Gutes zu ſtiften genugthun können, ohne den Widerſpruch der Macht befürchten zu dürfen.

Uebrigens hat dieſer Aufſatz nicht gerade die Abſicht, die Macht verhaßt zu machen. Es iſt wahr — weil die Geſchichte aller Zeiten es lehrt — daß ſie der Entwickelung der Kräfte hinderlich iſt; allein ſie giebt dafür etwas, woran dem größten Theil der Menſchen unendlich mehr gelegen iſt, als an aller Entwickelung zuſammengenommen: **Ruhe, Sicherheit des Eigenthums, Gelegenheit zur Bereicherung** u. ſ. w. Und da die Frage: **Welches iſt die wahre Beſtimmung des Menſchen?** bis jetzt noch nicht über allen Widerſpruch beantwortet iſt; ſo muß bis zur völligen Entſcheidung derſelben durch den Ausſpruch der geſammten Menſchheit, den Machthabern aller Art das Vorrecht bleiben — Eudämoniſten zu ſeyn, weil jede andere Anwendung ihrer Macht zu Widerſprüchen führen würde.

F. B.

III.

Ueber den Campeſchen Purismus.

Von

Saul Aſcher.

Man kann es keineswegs für Symptome eines auf einen hohen Grad von Geiſtesbildung fortgeſchrittenen Zeitalters betrachten, wenn man viele Plane ſolcher Art gedeihen ſieht, wodurch überhaupt beabſichtiget wird, die Ideen, welche die Menſchen von ihrer Gattung haben, in Reih' und Glied zu bringen, oder in gewiſſe Kaſten zu theilen. Die Weiſen — worunter ich diejenigen verſtehe, die nur für ihre Mitmenſchen denken ſollen, und ſie auf ihre Natur aufmerkſam zu machen oder ſie ſie kennen zu lehren berufen ſind — müßten es, der Stimmung des Zeitalters gemäß, ſich zum höchſten Ziel ihres Beſtrebens machen, den Menſchen nicht allein für ihre Denkart, ſondern auch für die Dinge die auf ſie einen unendlichen Einfluß haben, ein Aehnlichkeitsgefühl aufzuregen, wodurch ſie nicht allein zu einer innern Uebereinſtimmung vorbereitet, ſondern auch in ihren äußern Beſtrebungen die Hand dazu zu bieten geneigt werden mögten.

Die Verhältniſſe des Menſchen ſind aber von verſchiedener Art. Er hat ein phyſiſches, geſelliges und intellektuelles Verhältniß. Das phyſiſche iſt, in Rückſicht ſeiner Wirkſamkeit, ein über alle menſchliche Kräfte wirkſames Band; ſo wie das intellektuelle nur eine, von der menſchlichen

Denkkraft, beſtimmte Grenze hat. Ueber jenes vermögen die Weiſen Nichts, über dieſes vermögen ſie Alles. Doch was ſie hier vermögen, wird wiederum von dem Verhältniß geſtört, welches wir das geſellſchaftliche nennen.

Das geſellſchaftliche Verhältniß des Menſchen macht ihn empfänglich für eine Gattung von Begriffen, die man füglich patriotiſche nennen könnte. Die vaterländiſche Denkart des Menſchen hat bisher auf ihn einen mächtigen Einfluß gehabt, und zwar aus doppelter Rückſicht.

Es muß einem jeden in die Augen ſpringen, daß die vaterländiſche Denkart des Menſchen ſich auf ſein phyſiſches Verhältniß gründet. Sie entwickelt ſich mit demſelben, ſie zieht ihn ganz von ſeiner intellecktuellen Natur ab. Vaterländiſcher Boden, vaterländiſche Sitte, vaterländiſche Sprache ſetzen ſich in ihm ſo feſt, als jedes Verlangen ſeinem Triebe zu genügen. Mit dem Patriotismus iſt die größte Geiſtesbeſchränktheit verwandt, und der ſtrenge Beobachter hat Gelegenheit täglich dieſe Bemerkung zu machen.

Eben dieſen ſeinen Urſprung verleugnet nun der Patriotismus nicht, wenn er ſich mit der größten Geiſtesentwickelung vereint. Patriotismus iſt das partielle Kapitel der Sittlichkeitslehre, und es ergiebt ſich daraus die Erſcheinung, wie ſehr der Patriotismus den höchſten Grad von Sittlichkeitsſchein annehmen kann.

Die Menſchen täuſchen ſich desfalls ſehr wenn ſie glauben: daß inſofern ſie ſich gute Patrioten nennen, ſie zugleich gute Menſchen abgeben.

Es wird kein Beobachter der menſchlichen Natur, und kein Kenner der Geſchichte in Abrede ſeyn, daß vielleicht Patriotismus die größte Geiſſel der Menſchheit iſt. Allein von der andern Seite wird man wieder zugeſtehen müſſen, daß ſo lange das politiſche Verhältniß des Menſchen auf Patriotismus konſtituirt iſt; ſo lange die Menſchen noch Vorurtheil für ihr Volk, für ihr Land, für ihre Sprache haben, es von einem jeden Staate, von einer jeden Regierung löblich iſt, zu ihrer Erhaltung den Patriotismus, als den vorzüglichſten Hebel, zu kultiviren.

Eine andere Frage iſt es: ob die Regierungen ſolche Mittel eingeſchlagen, um den Menſchen oder ihren Untergebenen ſolche Anordnungen zukommen zu laſſen, wodurch die Geſellſchaften der Idee des Patriotismus entübrigen könnten? Hierauf wird man gewiß überall mit einem Nein! beſchieden werden. Das einzige Mittel, dieſen Zweck zu erreichen, wäre, wenn die Regierungen in der Abſicht zuſammentreten und einen ſolchen Verein ſtifteten, wodurch einer jeden Nation ihr Standpunkt geſichert würde. Dann könnten die Menſchen überhaupt wirkſamer für die Menſchheit ſeyn.

Dieſes iſt aber bis jetzt noch eine Idee. Und hier beginnt die Funktion der denkenden Köpfe, die Menſchen überhaupt für ſolche Ideen empfänglich zu machen, wodurch die patriotiſchen Begriffe zum wenigſten eine allgemeinere Tendenz erhalten könnten. Vielleicht wäre es möglich, durch einen unter ſie auf ſolche Art allmählig verbreiteten Kosmopolitismus, die Regierungen ſelbſt zu kosmopolitiſchen Geſinnungen zu bewegen.

Die Handlungsart der Weiſen eines Volkes muß daher den Zweck haben, die Menſchen alle, von welcher Nation, von welcher Farbe, von welcher Bildung ſie ſeyn mögen, zu Gliedern einer großen Geſellſchaft zu bilden. Ihr Beſtreben ſollte daher bezwecken, allen denjenigen Mitteln, welche die Hand dazu bieten, nicht allein eine gute Aufnahme, ſondern auch eine hohe Kultur zu verſchaffen.

Es giebt aber nur wenige Keime, welche die Natur in die große Geſellſchaft der Menſchen hingeworfen, um den Weiſen als Leitungsmittel zu dienen, ihren erhabenen Zweck im Kreiſe der Menſchheit zu erreichen. Die vorzüglichſte Stelle unter denſelben nimmt aber unfehlbar die Sprache ein, welche man füglich als das Produkt der vernunftmäßigſten Aeußerung der Menſchen betrachten kann.

Die Entwickelung der Sprache kann uns unfehlbar zum Probierſtein des Fortſchritts der Denkkraft der Menſchheit dienen. Je größer der Umfang der Sprache eines Volkes iſt, deſto gewandter, vielſeitiger iſt ſeine Denkart.

Die verſchiedenen Gattungen von Sprachen, die wir in der Welt vorfinden, ſind aber eben ſo viele Klippen, die den menſchlichen Geiſt, auf ſeiner Fahrt nach dem Ocean der Menſchheit, nicht allein in ſeinen Fortſchritten aufhalten, ſondern ſogar ſcheitern laſſen.

Bedenken wir, daß jede Nation einen gewiſſen Grad von Kultur, von Bildung in ſich erreicht; daß Sprache das einzige Mittel iſt, wodurch ſie ſelbige nicht allein verbreitet, ſondern auch für die ewigen Generationen erhält; daß einer jeden andern Nation außer ihr dieſer Schatz, bei Unwiſſenheit ihrer Sprache, vorenthalten bleibt; ſo läßt ſich wohl folgern: daß, wenn auch nicht eine Sprache, doch eine gewiſſe Verähnlichkeitsmanier der verſchiedenen vorhandenen Sprachen, die Nationen gegenſeitig raſcher und mit mehrerem Erfolge mit den Fortſchritten ihrer vielartigen Kultur bekannt machen, oder ſie gemeinſchaftlicher unter ſie verbreiten dürfte.

Der kultivirteſte Theil der Menſchheit hat auch bisher immer dieſen Weg eingeſchlagen um gewiſſe Kenntniſſe und Begriffe, welche die verſchiedenen Nationen ſeines Umkreiſes ſich erworben, zu verallgemeinern.

Aus einem dieſem ähnlichen Verfahren läßt ſich eine allgemeine Urſache der frühern Kultur des ſüdlichen Europa folgern. Indem die daſelbſt ſich koloniſirenden erobernden Völker ſtets ihre Sprache, durch eine Aſſimilation mit dem Sprachſchatz der vor ihnen vorhandenen kultivirten Völker, bereicherten, mußte gleichſam die ihm entſprechende Geiſtesbildung in einen größern Kreis von Menſchen verpflanzt, erhalten und befördert werden.

Ich gehe noch weiter und behaupte: daß die Bildung Germaniens nur deshalb ſpäter erfolgte, weil kein ſo vollſtändiges Sprachverkehr jemals in dem Grade daſelbſt Statt gefunden, als irgendwo in den ſüdlichen Ländern Europa's. Und wenn der Deutſche auf ſeinen Vorzug trotzt, daß er eine Stammſprache hat, ſo ſollte er auch bedenken, daß dieſer Vorzug, wie jeder Vorzug, manches andere Talent unterdrückte; und ihm daher auch das Verdienſt entzog: der Schöpfer einer Geiſteskultur zu ſeyn, welche für die ganze Menſchheit fruchtbare Folgen hatte.

Wir können unſer Raiſonnement durch ein auffallendes Beiſpiel erläutern. Wenn man ſich nach den mancherlei Urſachen umſieht, welche England ſchon ſo früh einen ſolchen hohen Grad von Kultur bereiteten; ſo wird man gewiß nicht anſtehen auch die Biegſamkeit ſeiner Sprache als eine Triebfeder aufzuführen, welche von mächtiger Mitwirkung war. Sie veranlaßte, daß es alle willkührlich ausgedrückte Begriffe, welche an den Aeſten der menſchlichen Geiſteskraft, die ſich in den verſchiedenen Theilen des Erdbodens verbreiteten, auf mannigfaltige Art entwickelten, in den Schoos ſeines Wörterbuches aufnahm.

Bei dem dieſer Nation eigenen Stolz auf ihre Geiſteskultur, war dies aber doch immer der Grundpfeiler derſelben, daß ſie nicht diejenigen im Ausland vorhandenen Mittel zurückwies, die ſie zu bereichern vermochten. Sie hatte Selbſtverleugnung genug einzuſehen, daß, um eine ſchnelle Volkskultur zu verbreiten, ſie in ihrer Mitte alle diejenigen Worte welche gewiſſe ihr fremde Ideen bezeichnen, aufzunehmen habe; ſie hatte Scharfblick genug zu anticipiren, daß ihre *Denkbarkeit* nicht ihre Exiſtenz im Volke ſichere, und um dieſelbe zu erhalten, die Ableitung der ihnen entſprechenden Worte aus ihrer Sprache einen Zeitraum erfodern, der für ihre Geiſteskultur verloren gehen dürfte.

Und im Grunde, was hat es denn auch für einen innern, intenſiven Werth für eine Nation, wenn ſie einer Sprache ſich rühmen kann, die von keiner andern etwas entlehnt? Enthält die Nation etwa dadurch einen höhern ſittlichen Werth? Erlangt ſie dadurch das Recht, ſich gegen ihre Nachbaren einer größern Geiſteskultur zu rühmen?

Im Gegentheil finde ich darin etwas Löbliches, wenn eine Nation von der andern willkührlich ausgedrückte Begriffe (Worte) entlehnt. Es wird dadurch in dem, was man höhere Geiſteskultur nennt, ein allgemeines Band geſchaffen, das den Grund zu einem Ideenwechſel legt, der von unendlich groſſen Folgen iſt.

Für den höheren Kreis der Geiſtesbildung, ſag' ich. Denn das Vaterländiſche der Sprache kann und darf ſich nicht verlieren. Es muß eben ſo, wie die mannigfaltigen Produkte der verſchiedenen Erdſtriche, erhalten werden, um dem menſchlichen Geiſt auch in Rückſicht der Sprache eine verſchiedene Anſicht zu erhalten.

Durch das gegenſeitige Entlehnen der willkührlich ausgedrückten Begriffe aus dem Kreiſe der hohen Geiſtesbildung, kann nur ein Gedankenverein unter den gebildeten Menſchen aller Nationen veranſtaltet werden; und welchen heilſamen Einfluß dürfte der nicht auf den ganzen Zuſtand der Menſchheit veranlaſſen!

Nach dieſen hier hingeworfenen weltbürgerlichen Ideen, wollen wir den Plan derjenigen deutſchen Sprachgelehrten ermeſſen, welcher nicht weniger beabſichtigt, als Deutſchlands Sprache einen ſolchen Umfang zu ſchaffen, daß ſie nicht allein alle jemals erfundene Begriffe, ſondern dereinſt noch zu erfindende, auf germaniſchen Boden aufzuziehen vermag.

Daß die deutſche Sprache eine Urſprache ſey, muß man unbedingt zugeben. Daher wird man aber auch einräumen: daß der größte Theil von Geiſtesbildung nicht durch dieſe Sprache unter Germaniens Volk verbreitet worden; ſondern daß dieſe vielmehr aus dem ſüdlichen Europa ſich zu den Deutſchen herübergewälzt. Die Klage alſo: daß die Sprache der Deutſchen ein mit vielen fremden Federn prangendes Gewand darbietet, kann nur ihren Grund in dem Trieb des Deutſchen haben, ſich vom Auslande eine Kultur des Geiſtes herzuholen, die er durch ſeine Sprache nicht zu entwickeln vermochte.

So iſt es, und ſo wird es ſeyn. Nie wird die Menſchheit die Spuren verwiſchen können, die auf ihre Kultur

Griechen-

Griechenland und Rom hatte, und nie wird Deutſchland daher iſolirt ſtehen und zu behaupten vermögen: auf der Stufe, auf welcher es ſteht, habe es ſich durch eigene Geiſteskraft emporgeſchwungen. Es wäre gewiß ein zu weit getriebener Ahnenſtolz, wenn es je dieſe Aeußerung laut wollte werden laſſen. Indeß iſt es ſchon eine Art von Eitelkeit, die Spuren davon im Aeußern ablegen zu wollen.

Wenn man die Behauptung hört, daß keine Nation ſo viel Fremdartiges in ihre Sprache aufgenommen, als die deutſche; ſo laſſen ſich Gründe angeben, die es nicht allein entſchuldigen, ſondern rechtfertigen. Eben weil die Deutſchen eins mit von den ſpäter kultivirten Völkern Europa's waren, mußten ſie beim erſten Schritt, den ſie zur Kultur machten, von einem Strome Begriffe von außen her überſchwemmt werden, der ihnen nicht Zeit ließ, zu ſich ſelbſt zu kommen. Und warum waren und blieben ſie eins mit von den ſpäter kultivirten Völkern? Weil ſie eine Urſprache gebildet. Dieſe hielt ſie ab, ihre Denkart mit der der gebildetern Nationen zu verallgemeinern. Sie ſtanden viele Jahrhunderte allein, und ſie mußten, als das Bedürfniß zu denken in ihnen rege ward, an dem Geiſtesreichthume des Auslandes ein leichtes Mittel vorfinden, ihrer Neigung in der Rückſicht auf dem kürzeſten Wege Nahrung zu ſchaffen.

In jener Periode, wo die Deutſchen auf ſich ſelbſt, auf ihre Denk- und Empfindungsart eingeſchränkt, ihre Sprache entwickelten, bildete ſich in derſelben zwar ein großer Reichthum, der aber, als ſie mit der Kultur fremder Nationen bekannt wurden, gleichſam von ihnen vergeudet ward. Sie betrachteten ihren Sprachreichthum als eine Scheidemünze, die ihnen bei weitem nicht den inneren Gehalt und die Vollgültigkeit der ausländiſchen verrieth. Daher die große, mächtige Zahl von Idiotiken, die den deutſchen Sprachforſchern zu Gebote ſtehen, und worin der Deutſche einen größern Reichthum als irgend eine Nation beſitzt.

Bei dem Lichte der Kultur, das den Deutſchen vom Auslande her blendete, begann er ſich emſiger mit Erlernung fremder Sprachen zu beſchäftigen. Die lateiniſche Sprache und ihre Töchter bildeten die Schule für Teutſchlands Biegſamkeit im Denken. Und was war es für Wunder, daß der Deutſche, da wo es ihm vorkommen mußte, daß ſeine Wörter nicht die Fülle der Ideen auszudrücken vermochte, die ausländiſchen Wörter in ſeine Sprache einbürgerte.

Auf dieſe Art mußte die deutſche Sprache an ausländiſchem Reichthum gewinnen. Sie entlehnte aber nicht mehr, als jede andere Sprache von ihren Schweſtern, und man wird vielleicht nur darum veranlaßt, ihr in der Rückſicht mehr zur Laſt zu legen, weil bei ihr, das von ihren Schweſtern Entlehnte, bemerkbarer iſt und bleiben muß, indem ſie Urſprache iſt.

Die Beſchäftigung mit ausländiſchen Sprachen veranlaßte aber gewiß die Folge, daß zum wenigſten der kultivirteſte Theil Deutſchlands an Gewandheit des Geiſtes zunahm; ſo daß man füglich behaupten könnte: Alle ausländiſchen Wörter, welche in die deutſche Sprache eingebürgert wurden, waren Reſultate der Bildung der Deutſchen.

Und ſind es auch noch. Das iſt wahr!

Hieraus nehmen nun die Puriſten Gelegenheit zu behaupten: nur wir Deutſchen entlehnen Wörter aus fremden Sprachen. Welche kultivirte Sprache entlehnt deren von uns? Fragen ſie ferner. Wir ſollten daher, ſetzen ſie hinzu, ſo verfahren wie unſere Nachbaren.

Mit nichten!

Eben dieſes, daß wir Deutſchen immer noch aus der Fremde Wörter herüberholen, iſt ein Beweis, daß uns das Ausland an Kultur des Geiſtes überſteigt. Es geht uns vor in Erfindungen, in Pflege an Künſten und Wiſſenſchaften, und ſo war es immer.

Unſer Kopf und unſer Herz iſt noch genährt und gepflegt von den Produktionen des Auslandes. Selbſt unſer Hang, den Schöpfungen des Geiſtes eine eigene Form zu verleihen, hat durch die verſchiedenen Formen, welche uns das Ausland vorgehalten, eine fremdartige Richtung erhalten und erhält ſie noch täglich. *) Und wir ſollten nicht, aus ächt deutſchem Dankgefühl gegen unſere Bildner, ſo manchen Keim, ſo manche Blume zu uns hinübertragen, die in uns noch auf vaterländiſchem Boden das ſanfte Gefühl rege zu erhalten vermag, deſſen wir einſt auf fernen Gefilden theilhaftig wurden?

Wer könnte es wagen, der theilnehmenden Anlage des Menſchen eine ſolche Feſſel anzulegen? Wer könnte unweltbürgerlich genug denken, ſich des erlangten Beſitzes desjenigen zu ſchämen, was auf ſeinem Boden nicht emporgeſtrebt iſt?

---

*) Wie lobenswürdig ſinden und mit welchem Dank nehmen nicht ſelbſt die eigenſten Kunſtrichter z. B. die Verſuche einiger Neuern auf, die Sonettenform der Italiäner für deutſche Ohren, troß daß Bodmer ſie mit dem Bette des Prokruſts ſcherzend vergleicht, genießbar zu machen.

Zugegeben aber, daß der Deutſche wirklich das Recht habe, auf einen gewiſſen Grad eigener Geiſtesbildung Anſpruch machen zu können, ſo dürſten wir freilich manche andere Nation einer Gefühlloſigkeit, gegen jede ihrem Geiſte dargebotene, echt germaniſche Nüanze von Geiſtesbildung, beſchuldigen. Den Vorwurf eines ſolchen Stumpfſinns haben ſich ſchon manche Völker zugezogen. Der Deutſche dürfte ihn am wenigſten zu befürchten haben, da er bis jetzt die geringſte Veranlaſſung dazu vermieden.

Deutſchlands Sprache hat, ſeit Luthers Zeiten, an gebildeter Originalität zugenommen. Vielleicht iſt das ein Hauptzug ihrer Originalität, daß ſie, auf eine ihrer Bildung homogene Form, ihren Reichthum vom Auslande her vergrößern konnte, worin ſie gewiß jede andere Sprache, außer die engliſche, übertrifft. Und dieſen Vorzug wollen ihr gewiß die Puriſten der neueſten Zeit entreißen.

Indem wir nun gezeigt haben, von welchem ſchätzbaren Einfluß überhaupt, der Tauſch, und die Entlehnung willkührlich ausgedrückter Begriffe (Wörter) der Nationen untereinander, auf die Verbreitung der Sittlichkeit, oder auf die Entwickelung der Idee einer Menſchheit iſt, wollen doch ſelbſt die neueſten Puriſten behaupten, daß dadurch der Volksbildung ein mächtiger Vorſchub geſchehe. Vorzüglich glaubt Hr. Campe ſeinen Vorſchlägen zur Reinigung der deutſchen Sprache durch dieſes Argument einiges Gewicht zu verſchaffen. *)

---

*) S. Campe Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutſchung der unſerer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. In den

Nachdem er ſelbſt eingeräumt, daß der Purismus in keiner kultivirten Sprache völlig geltend gemacht werden könne; nachdem er ſelbſt zugegeben, daß die deutſche Sprache, einer großen Menge Wörter des Auslandes, ein ihnen nicht zu entreißendes Bürgerrecht, eingeräumt, ſo beſteht er doch auf Ausmerzung derjenigen, welche *unſinnliche* oder *überſinnliche* ſind oder *Verſtandes-* und *Vernunftbegriffe* enthalten. *)

Für etwas ſehr Leichtes hält es Hr. *Campe*, denſelben auf *Germaniens* Boden neue Wörter, welche der Analogie der deutſchen Sprache angemeſſen wären, bilden zu können. Dadurch, fügt er ferner hinzu, dürften die höheren Begriffe zum Kreiſe der Sprache, welche das Volk inne hat, herabgebracht, und endlich dem Volke Veranlaſſung gegeben werden, mit den höheren Regionen des Denkens ſich zu beſchäftigen. Ein Verfahren wodurch ohnfehlbar Weisheit, hohe Weisheit ſelbſt unter die ganze Nation verbreitet werden müßte. **)

Wenn aber Hr. *Campe* behauptet: daß das Volk nicht um der Sprache Willen da iſt, ſo füge ich hinzu: daß die Ideen nicht um der Wörter wegen da ſind. ***)

Wähnt denn Hr. *Campe*, daß der Reichthum einer Sprache für jeden möglichen Begriff es vorausſetzt: daß das Volk (wohlverſtanden das Ganze) auch für jeden Grad von Denkkraft empfänglich ſey?

---

vorangeſetzten Grundſätzen, Regeln und Grenzen der Verdeutſchung. Seite 16.

*) S. 9. **) S. 18. ***) S. 15.

Die Erkenntniſſe, oder gleichviel die Aeußerungen der intellektuellen Kräfte werden ſich immer in zwei große Aeſte ins Exoteriſche und Eſoteriſche verlieren. Wer ſelbſt in ſeiner vaterländiſchen Sprache vorgetragene höhere Wahrheiten faſſen will, dem wird nicht viel mehr Deutlichkeit hervorgehen, wenn er nicht Schwungkraft genug beſitzt, ſich zu denſelben hinauf zu ſchwingen.

Die deutſche Sprache hat außerdem, wie jede andere, gewiſſe Konſtruktionen, einen Kreis von Wörtern und Ausdrücken, die keinem als nur dem Gebildeten verſtändlich ſeyn werden. Untere Volksklaſſen, oder ſolche bei denen Wörter die Stelle des Sinnes vertreten, wird es immer geben, gab es jeder Zeit, und für dieſe werden die Wiſſenſchaften immer Wörter, ſelbſt wenn ſie deutſchen Stammes ſind, enthalten, die ihnen unverſtändlich oder unbegreiflich ſind.

Geht es denn den höheren Klaſſen nicht ſo mit der Denkart und Sprache des gemeinen Mannes? Sind in jenen Kreiſen nicht Ideen, Wörter und Redensarten ganz etwas Unbegreifliches und Neues, die dieſen geläufig und alltäglich worden? Und wir wollen erwarten, daß dieß Verhältniß des gemeinen Mannes gegen den kultivirten je aufhören ſoll?

Ueberhaupt hat jedes Gewerbe, jede Lebensart, jede Kunſt und Wiſſenſchaft ein Eigenthum von Ausdrücken, an dem der Eingeweihete keinen Anſtoß findet. Für den Layen werden dergleichen Ausdrücke nicht allein fremdartig bleiben, ſondern es wird auch immer Layen der Art geben. Die mehrſten Wörter welche die deutſche Sprache vom Auslande aufgenommen, verrathen etwas Zunftmäßiges. Sie ſollen nun ausgemerzt werden. Es werden dem großen

Hauſen dafür Wörter gegeben, die ihm gegenſeitig ebenfalls ſo ungeläufig und unbekannt bleiben, als die ausländiſchen. Was wäre da viel gewonnen?

Eben aber weil der größte Theil der, von den Deutſchen, entlehnten Wörter zur wiſſenſchaftlichen Behörde gehört, wünſchte ich aus dem höheren Grunde die Toleranz für ſie auszuwirken: weil der Gewinnn für die Wiſſenſchaften immer erklecklicher ausfallen dürfte, wenn das, was die Fortſchritte, zur Bildung der Menſchheit überhaupt anzeigt, in Ausdrücken dargeſtellt wird, die Eine Bedeutung für jede kultivirte Nation haben. Der Wechſeltauſch der Empfindungen und der Ideen würde immer weit ſchneller von Statten gehen, und der Menſchheit dadurch das hohe Ziel der Kultur näher gerückt werden.

Hr. Campe greift nun nach einem andern Grund, der ſeinen Purismus retten ſoll. Er behauptet nehmlich: *) daß die Ausſprache der fremden Wörter überhaupt, den Sprachorganen einer Nation, die ihre Sprache hat, Gewalt anthue, weil ſie nicht für ihre Biegungen und Sylben die Gewandtheit habe, welche dazu erfordert wird.

Ich will nicht hoffen, daß Hr. Campe das als einen Fehler betrachtet, was eigentlich Vorzug eines gebildeten Volkes iſt, ſich nach jeder Form zu ſchmiegen. Es erhält gewiß der Deutſche einen größern Werth, daß er dem Franzoſen nachſprechen kann, als wenn er es nicht vermögte. Daß der Franzoſe keinem Deutſchen gut nachzuſprechen vermag, das kommt daher, weil deutſche Litteratur, deutſche Bildung

---

*) S. 12.

nie in Frankreich getrieben worden. Die Otaheiter ſtehen hierin bei weitem noch den Franzoſen nach. Sie können keiner Nation als ſich nachſprechen, anſtatt die Franzoſen bloß dem Norden nicht nachzuſprechen vermögen.

Will denn Hr. Campe die Tendenz unſerer Bildung dahin leiten: daß wir uns nur der Fähigkeit bemächtigen ſollen, keine andere Sprache als die unſrige zu ſprechen? Sollen wir als Deutſche auf das Mittel Verzicht thun, den Organen unſeres Volkes eine größere Biegſamkeit zu verſchaffen, indem wir eine große Anzahl bedeutungsvoller Wörter vom Auslande aufnehmen, und ſie in Umlauf bringen?

Und iſt es denn überhaupt wahr: daß unſerm gemeinen Mann die Ausſprache fremder Wörter ſo ſchwer ankömmt? Mildern wir denn das Heterogene ihres Baues nicht, durch unſere Vor- und Endungsſylben? Und wird es denn dem großen Haufen nicht oft ſchwer, ſelbſt urſprünglich deutſche Wörter richtig oder rein auszuſprechen? Wenn auch Hrn. Campe daher zugeſtanden wird, daß der gemeine z. B. Condition immer Conditſchoon ausſprechen ſollte; ſo wird er doch zugeſtehen müſſen, daß es in der deutſchen Sprache viele Wörter giebt, die eben auf ſolche Art von dem gemeinen Mann entſtellt werden. So kenne ich viele Menſchen, welche das G wie ein J ausſprechen und z. B. Gelegenheit wie Jelegenheit hören laſſen.

Nur dergleichen Abweichungen können Veranlaſſung gegeben haben, unter den deutſchen Sprachforſchern, vor einem Dezennium ohngefähr, die Frage erörtert zu leſen: ob man ſchreiben ſoll wie man ſpricht; oder ſprechen ſoll wie man ſchreibt? Es iſt kein Wunder, daß die Frage zu Gunſten der letzten Meinung entſchieden worden, denn man höre einen Ober- und Niederdeutſchen ein und dieſelbe Seite eines Buches deklamiren, und man wird glauben, daß ein jeder in den Wörtern andere Buchſtaben oft abgedruckt ſieht. Es dürfte wahrlich nicht ſchwer fallen Beweiſe beizubringen, daß das Reden der deutſchen Sprache, ſelbſt bei den entſchiedenſten Regeln ſehr vage iſt, und ſehr viele Modifikationen erfahren kann. *)

Das nun, was Hr. Campe als etwas Vorzügliches, an einer aus ſich ſelbſt gebildeten und bereicherten Sprache findet, kann, nach den Grundſätzen der Vernunft, nie einige Billigung treffen. Eben weil eine Volksſprache, das Volk, von der übrigen Menſchheit, ſo zu ſagen, iſolirt, iſt ſie zugleich ein Mittel, wodurch die Nation in dieſer Trennung erhalten wird; und bleibende Veranlaſſung, daß ſie gleichſam Vorurtheil für ihre Meinungen und ihre Denkart unterhält. Für den Menſchenfreund kann es nie ein tröſtlicher Anblick ſeyn, die Menſchheit durch Zwiſchenräume der Art gleichſam iſolirt zu ſehen.

Und was hat es denn überhaupt für einen Zweck, wenn ich den verſchieden ſprechenden Menſchen, einen entgegenge-

---

*) Folgende Anekdote dürfte hier an ihrer Stelle ſeyn. Der Doktor Bieſter ſoll auf einer Reiſe einen Dorfgeiſtlichen, der ihn mit manchen Beiträgen zu ſeiner Berliniſchen Monatsſchrift verſah, haben beſuchen wollen. Er trat zu ihm ins Zimmer, und ſagte ihm, er ſey der Doktor Bieſter. Der Geiſtliche ſtutzt, weiß ſich des Namens Bieſter nicht zu erinnern. „Kennen Sie nicht den Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift?“ fällt der Doktor ein. Ah! nun kenne ich Sie, treflicher Mann, erwiederte der Geiſtliche. Sie ſind der Hr. Dokt. Bi:eſter. Lakoniſch fragte ihn Bieſter: „Mein Gott! Sind Sie denn ein Pri:eſter?

ſetzten Egoismus beizubringen ſuche, der auf jeden Fall das ſittliche Gefühl beeinträchtigen muß? „Der Deutſche," ſagt Hr. Campe *), „hört in eben dem Maaße auf ein Deutſcher, als das zu ſeyn wozu ihn die Natur beſtimmt hatte. Er hört in eben dem Maaße auf in die Eigenthümlichkeiten der Denk- und Sinnesart eines Deutſchen, in die natürliche, ſittliche, bürgerliche Verfaſſung ſeines Landes genau zu paſſen, in welchem er aus der Landesſprache ein buntſchäckiges Gemiſch von ausländiſchen and einheimiſchen Lauten und Wörtern werden läßt."

Ich muß geſtehen, daß ich für eine ſolche Philoſophie keinen Sinn habe. Mag der Deutſche aufhören ein Deutſcher zu ſeyn, wenn er damit gebildeter, gewandter und menſchlicher wird. Woraus will uns Hr. Campe beweiſen: daß der Deutſche an Energie und Kultur durch Nachahmung des Auslandes zurückgekommen? Ich könnte ihm, im Gegentheil erhärten: daß diejenigen Völker, welche ihrer Sprache Alles zu verdanken haben wollen, am wenigſten das pflegen was man ſittliches Gefühl nennt, oder am längſten in ihrer Kultur zurückbleiben.

Ich will gar nicht erwähnen, wie ſehr man jetzt von der Meinung zurückgekommen, daß jede Nation zur Sicherung ihrer Exiſtenz eine eigene Sprache, eine eigene Verfaſſung haben müßte; will nicht erwähnen, daß man jetzt keineswegs mehr zu ſchließen geneigt ſey: weil es ſo war, daß es zur Glückſeligkeit jeder Nation hinfort ſo ſeyn müſſe, oder von der Natur ſo weislich angeordnet wäre, wie Hr. Kampe anzunehmen ſcheint. — Scheint! ſage ich; denn ſollte es

---

*) Daſelbſt S. 12.

ihm Ernſt mit ſeiner Meinung ſeyn, ſo dürfte ich gegen ihn behaupten: daß eben, weil die Deutſchen vom Auslande her ihre Sprache bereichert, dieß von der Natur abſichtlich ſo geordnet iſt. Zum wenigſten hätte ich einen edlern Zweck dafür anzugeben, nehmlich: durch dieſen Sprachverkehr den Gemeingeiſt zu verbreiten.

Es will zwar Hr. Campe, um eine Autorität für den Purismus aufzuſtellen, geradezu behaupten: daß die Griechen ihre Bildung nur der Reinheit ihrer Sprache zu verdanken hatten *).

Zu dieſer Behauptung kann ihn aber bloß eine Prädilektion für ſeine Ideen verleitet haben; denn als entſchiedenen Beweis für dieſelbe, ſcheint er ſie nicht gedacht zu haben. Sie iſt daher auch, wie die mehreſten Poſtulate es oft ſind, nur oberflächlich hingeworfen. — Wenn die Griechen eine große Nation bildeten, ſo waren ſie noch nicht die glücklichſten Menſchen, und wenn ihre Verfaſſung gewiſſe einladende Seiten hatte, ſo ſtanden ſie doch von vielen Seiten, manchen kultivirten Nationen neuerer Zeiten nach.

Es iſt hier nicht der Ort dieß in ſeinem ganzen Umfange zu entwickeln. Ich will nur bei ihrer Sprache ſtehen bleiben, inſofern ſie der Hebel ihrer Aufklärung geweſen ſeyn ſoll. Hier geht nun von der einen Seite hervor, daß die Griechen das gebildeteſte Volk zu ihrer Zeit ausmachten. Von wem und wozu ſollten ſie entlehnen? Von der andern Seite geſteht Hr. Campe ſelbſt zu: das die Griechen in ihrer Sprache Wörter aufgenommen, deren Stamm und

---

*) Daſelbſt S. 14.

Urſprung verloren iſt. Den **Phöniziern** und **Egyptern** haben ſie gewiß manches zu verdanken, was wir auf ihrem Boden entſtanden glauben, und es iſt bei weitem noch nicht beſtimmt und entſchieden, ob ſie dieſem das Eigenthümliche ihrer Sprache aufgeprägt *).

Indeß ſie bildeten das gröſte Volk zu ihrer Zeit. Ihr geweſenes Daſeyn imponirt und ruft uns Achtung zu — Wie iſt es aber jetzt? Iſt **Franzoſe**, **Italiäner**, **Engländer**, **Deutſcher** nicht wechſelweiſe beſchäftigt, ſich den Lorbeer zu entreiſſen, der mit der Pflege der Kultur aufſchießt. Iſt nicht oft einer des andern Vorbild? Und iſt es nicht der Deutſche, der vorzüglich ſeinen Nachbar in der Rückſicht zu ſchätzen weiß?

Ueberhaupt iſt man aber über den eigentlichen ſittlichen Werth, und den Grad der Aufklärung der Griechen, noch nicht ſo aufs Reine, daß man entſcheiden könnte, ſie verdienten in jeder Rückſicht — Nachahmung.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Nähere Erörterung in dieſer Rückſicht, dürfte der Leſer beim **Monboddo**, in ſeinem treflichen Werke **über den Urſprung der Sprache**, verfinden.

IV.

Eine Vorleſung in der Leſegeſellſchaft zu Schmiedeberg. Vom Hofrath Fiſcher.

Einige verehrte Mitglieder der Leſegeſellſchaft haben gewünſcht, daß ich heut, bei unſerer erſten Verſammlung im neuen Jahre, zu Ihnen ſpreche, und indem Sie alle mich wirklich vor Ihnen auftreten ſehen, erwarten Sie gewiß, daß ich in Ihnen eine ſanfte fröhliche Stimmung hervorrufe, daß ich die Empfindungen, die in der letzten Verſammlung ein geübter Redner erweckte, fortſetzen, und das erſte Wort im neuen Jahre an das letzte, welches im alten zu Ihnen geſprochen ward, unter glücklichen Vorbedeutungen und mit begeiſterten Sprüchen anknüpfen werde. Aber — und das ſehe ich gewiſſer vorher, als Sie einige Freude aus dieſer Anſprache vorherſahen — es wird Sie bald reuen, daß Sie mich von den fröhlichen Dichtungen abriefen, die ich Ihnen hätte vortragen können, daß Sie ſich der Gefahr ausſetzen, aus den lieblichen, immer blühenden Regionen des Ideals, in die dürren Felder der Wirklichkeit herabgeführt zu werden. Dorthin, wenn Sie nicht noch Ihren Wunſch zurücknehmen, ſollen Sie mich begleiten. — — — So fahre ich denn auf Ihre eigne Gefahr fort.

Ueberall hat man ſich in das neue Jahrhundert mit Freude und Hoffnung hinein gelacht, geträumt, gebetet oder geſchlafen; man hat ein eignes Feſt gefeiert, indeß man nur das der Weltgeſchichte und der Menſchheit hätte feiern ſollen; man hat einen größern Zeitraum zu beendigen geglaubt, indeß man nur einen Tag beſchloß, man hat ein neues Jahrhundert anzutreten gewähnt, indeß man vielleicht ſeinen letzten Monath begann.

Was iſt denn doch ſo fröhliches an dem Schluß einer Zeitperiode, in welcher einige Blätter der Geſchichte vollgeſchrieben, aber die Menſchheit nicht weiſer und beſſer wurde; was iſt denn ſo herzerhebendes an dem Antritt einer neuen, von der wir nur eine kurze Zeit leben, deren Ende alle jetzt lebenden Millionen nicht erblicken, und die unſre Urenkel vielleicht mit Thränen beſchließen werden? Nur durch das Anſchauen des Gewonnenen auf dem Felde der Weisheit und ihrer höheren Kultur wird die Freude des Mannes, nur durch Leiſtungen und durch nahrhafte Aeußerungen der freien Thatkraft werden ſeine Hoffnungen erweckt.

Aber wo finde ich den Grund zur Freude, den Aufruf zu großen, kühnen Hoffnungen? Was hat es geleiſtet, das alte Jahrhundert, das wir mit ſo viel Stolz begraben haben? — Dies iſt das Motto ſeines Lebenslaufs, wozu jedes Blatt ſeiner Geſchichte Exempel liefert:

> Es hat gerungen mit den Sünden der Vorwelt, und iſt unter dem Kampf mit verächtlicher Feigheit ermattet; es hat neue Schulden auf ſich geladen, die die Nachwelt zu büßen haben wird.

Oder ſind es die Träume eines Fieberkranken, wenn der ſcharfprüfende Geiſt überall Disharmonie mit dem was iſt und was ſeyn ſoll, überall mehr, wie man ſpricht, guten, oder, wie man ſagen ſollte, ſchwachen Willen als Kraft, überall mehr Verbildung als ächte Bildung, Ueberverfeinerung und Feinheit ſtatt wirklicher Cultur des Geiſtes und Herzens, ſchöne und glatte Worte ſtatt kräftiger Entſchließungen und Thaten, Halbheit und Einſeitigkeit ſtatt reinmenſchlicher Bildung und Vielſeitigkeit im Denken, in den Sitten und im Leben erblickt? Oder will die Gutmüthigkeit jenen Ausſpruch zu hart, die Zufriedenheit ihn unerwieſen nennen? So komme ſie denn und erwäge im Einzelnen, was ſie als Reſultat erſchreckt; wir wollen ſie aufſuchen die Bilder der Zufriedenheit, um uns eine Gallerie der Freude zu ſchaffen.

Welche Veränderungen hat doch der Charakter der Nation erlitten? — Der Nation? — Giebt es eine deutſche Nation? Der große Name Vaterland gehört der Scholle nicht, die uns trägt und ernährt; eine Sammlung von Menſchen und Völkern die unter einerlei Geſetzen in einem juridiſchen Staate leben, wird dadurch nicht zur Nation. Der herrſchende Charakter unter den Einzelnen wird dadurch nicht Nationalcharakter. Doch laſſen wir das! Wer ſeinen Blick auf die Menſchheit richtet, kennt etwas höheres noch, als Vaterland und Nation, denn ſind die Sitten der Menſchen mehr, als Nationalcharakter. Haben ſeit einer Reihe von hundert Jahren ſich dieſe Sitten geändert? Wohl haben ſie das. Rauh waren die älteren Deutſchen aber kräftig und bieder; das Wort des Mannes galt etwas, denn es ward mit Religion gegeben und man fühlte die Kraft es zu halten. Jetzt, ſingt ein nun beinah veraltetes Lied, jetzt ſind die Worte glatt und leer — ſo machtens nicht die Alten. Fragen Sie unſre Greiſe, ob ſie es wahr finden.

Ins Unendliche vermehrt ſind die Bedürfniſſe des Hausſtandes und des geſellſchaftlichen Lebens. Mit der alten Redlichkeit entflohen die ſchönen Tugenden einfacher Genügſamkeit und anſpruchloſen Genuſſes. Sonſt genoß man und war fröhlich, jetzt prunkt man mit dem flüchtigen Genuſſe, den man durch langes Darben erkauft hat; ſonſt ſuchte man durch Gefälligkeit zu gefallen, jetzt hat man dieſe Sorge auf den Putztiſch beſchränkt; ſonſt lebte man in froher Gleichmüthigkeit, in einem nicht zum Ueberdruß wiederkehrenden Einerlei unter wenigen Freunden fort, und konnte ſein Jahr berechnen; jetzt iſt nicht abzuſehen, welche Bedürfniſſe und welche Sorgen der kommende Tag heraufführen werde, an welchem tauſend neue Hände ſich mit den Künſten des Hoch- und Wohllebens beſchäftigen werden; wie oft wird der äußere Glanz durch harte Entbehrungen im Innern und durch verlornes Familien- Gatten- und Vaterglück erkauft!

Oder ſind ſie häufiger geworden die Familien, in denen gegenſeitige Liebe aller gegen alle, in denen die feſte eheliche Treue, die immer gleichmäßige Liebe und Freundſchaft, einheimiſch ſind und den Familiengeiſt bilden? Früher und unheilbarer zerreiſſen dieſe zarten Bande unter der Zerſtreutheit, der geſchärfteren Sorge für den Erwerb, und der immer ſtärker werdenden Hausſcheu; und nur, wenn die Herzen Zeit haben, ſich in Ruhe und Einfachheit ganz zu entfalten, und ſich zu einer moraliſchen Einheit zu verbinden, verknüpfen ſie ſich für die Ewigkeit. — Und was entſchädigt ſie für verlornes Haus- und Familienglück?

Sie treten ein in die Scenen der Eitelkeit und der Ergötzungsſucht; ſtatt der Unterhaltung finden ſie Conversation und Spiel, ſtatt der Geſellſchaft — Assemblée, ſtatt des kräftigen

kräftigen Mahle, flüchtig vorübereilende Schüſſeln, deren Namen nur ein hartnäckiges Gedächtniß behält; ſtatt des erheiternden Tranks — Thés spirituels voll Langerweile. Sonſt unterhielt man ſich über Gegenſtände der Stadt und des Landes, und hielt ſein Geſpräch durch einige Stunden feſt; jetzt iſt mit einer flüchtigen Begrüßung alles gethan, denn die Spieltiſche ſind ſchon arrangirt: ſonſt ward beim zweiten Glaſe der Scherz wach, jetzt wird der Scherz als Perſonalſatire gefürchtet, und die Reflexion auf die ausſchweiſende Mannigfaltigkeit der Genüſſe erlaubt keine andre, die über den Gaumen hinausgienge. Doch das ſind Kleinigkeiten Aber

> **Was iſt aus unſrer Erziehung, Litteratur, Tugend und Religion geworden?**

Statt der Kinderzucht haben wir nun — Pädagogik; unſre Knaben ſind Jünglinge, unſre Jünglinge Männer, und die Männer — Greiſe geworden. Früh werden die Kinder zum Räſoniren und Genießen angeführt; ſie lernen alles, treiben ſich auf der platten Oberfläche herum, und die Gründlichkeit iſt aus ihrem Wiſſen verſchwunden. Die zahlloſen Kinderbücher ſcheinen mehr *von* Kindern als *für* Kinder geſchrieben zu ſeyn; die gute Lebensart iſt ihnen in ein Compendium gebracht; ſie kennen die afrikaniſchen Thiere und die Peſcheräs, aber ihre Eltern nicht, und den zu allem Guten bildenden Gehorſam; ſie wiſſen über die ganze Kunſt und Natur zu ſchwatzen, und können nicht arbeiten, nicht ſelbſtdenken und ihre Aufmerkſamkeit fixiren. Sie lernen alle Genüſſe kennen, und haben, ehe ſie den eignen Herd gewinnen, alles ausgeſchmeckt, nichts iſt ihnen neu und anziehend, das Koſtbarſte iſt ihnen gemein, das Seltne alltäglich, und immer höher wird die Genußkünſtelei hinaufgeſchraubt, bis das Ganze ſich in Ermattung und Schlaffheit endet. Was ſonſt noch geſchehen ſollte, ſteht in den Lehrbüchern!

Unſere Litteratur? O die iſt in Deutſchland reicher, als in irgend einem Lande. Unſre Meßkatalogen werden, je theurer das Papier wird, immer dickleibiger. Was füllt ſie? Die Titel neuer Hypotheſen und Syſteme, der Allmanache und Taſchenbücher, der Schreckensſcenen, Geiſterbannereien und Räuberromane, der Predigten für Prediger, der Künſte und Wiſſenſchaften in einer Nuß, und der ganzen Philoſophie in alphabetiſcher Ordnung.

Unſre Tugend? — O die hat ſich in Moral verwandelt. Wer heut zu Tage weiß, daß man nicht zu ſeinem Plaiſir und um der ſeeligen Ewigkeit, ſondern um des kategoriſchen Imperativs willen tugendhaft ſeyn ſoll, der iſt tugendhaft; wer das Pflichtgeſetz im Gegenſatz des Eudämonism demonſtriren kann, der iſt ein Heiliger; wer einige Kapitel in Kants oder Fichtes Tugendlehre geleſen hat und in allerhand ſtoiſchen Formeln zu ſprechen weiß, der iſt ein edler, hoher Menſch. — Schöne, einfache, erhabne Tugend, du Sache des Lebens und des Thuns, du biſt Gegenſtand des Räſonirens geworden; der Verſtand hat ſich in den Dienſt der Leidenſchaften gegeben, die Zügel der Vernunft ſind erſchlafft, und unſre Tugenden ſind in den Tugendlehren ſyſtematiſch verzeichnet.

Unſre Religion? — Iſt ſie Anbetung der Gottheit im Geiſt und in der Wahrheit, iſt ſie Herzensglaube an eine moraliſche Weltordnung und an die Fortdauer des unſterblichen Geiſtes? — Spitzfindige Erklärungen und Hypotheſen werden uns für Aufklärung verkauft, der moraliſche Gehalt der Religion verbirgt ſich tiefer unter einer modernen Gelehrſamkeit. Der Kirchenglaube hat von ſeinem Anſehn verlohren, aber hat der Herzensglaube das Vertrauen, die Liebe gewonnen, was jener verlor? Unſre Kirchen ſind leerer geworden; aber zeigen es die Menſchen in ihren Geſinnungen und Thaten, daß ſie hinter dem irdiſchen Leben ein höheres geiſtiges ahnen, daß ſie hinter der ſichtbaren Ordnung der Dinge, eine höhere moraliſche in ihrem Innern fühlen?

Und endlich, ſoll ich in der Leichenrede auf das verſtorbene Jahrhundert nicht des allgemeinen thränenwerthen Elends gedenken, das am Ende deſſelben ein heilloſer jammervoller Krieg über den größten Theil der cultivirten Erde gebracht hat? Mit zwei blutigen Kriegen begann es, die in Weſten und Norden brannten, und mit einem noch blutigern endet es, ohne ihn zu enden. Von viel vorher unbekannten Uebeln war dieſer Krieg begleitet, bis ins Innere der Familien ward er fortgepflanzt, mit unerhörter Grauſamkeit und neuerfundenen Ränken ward er geführt; Millionen Gatten, Väter und Söhne fraß das Schwerdt, der Hunger, die Kälte, die Krankheit und die Noth; die Regſamkeit des Erwerbfleißes iſt in unverdiente Feſſeln geſchlagen, tauſende irren heimathlos in ungeahnetem Elende, tauſende ſchmachten in unwürdiger Gefangenſchaft nach ihren Geliebten oder dem Tode.

Doch genug! Iſt das ſo, iſt das der Zuſtand der Welt am Ende des abgelaufenen Jahrhunderts, mit welchen Hoffnungen, mit welcher Kühnheit, ſollen wir unſern Werth, unſre Würde und die Würde der Menſchheit dem neuen übergeben? — Iſt es Wahrheit was eine trübe Phantaſie verzeichnete — ſo müſſen wir über das Leben verzweifeln, ſo müſſen wir dem neuen Jahre, das wir noch leben ſollen, mit Entſetzen entgegen gehen; ſo ſind wir dem Gefangenen gleich, der durch Speiſen nur für den Hunger aufbewahrt wird.

Sie haben vielleicht das was ich bisher ſagte, für meine Anſicht des Zuſtandes der Dinge gehalten. Es iſt nur eine Anſicht deſſelben, die meine nicht. Wer nur Thränen aus der Betrachtung der Welt und der Menſchen zurückbringt, hat nur mit ſchadhaften Augen geſehen, wer durch ſeine individuelle Erfahrung allein zu der Kenntniß der Thorheiten und Gebrechen der Menſchen gelangt iſt, der rühme ſich der Kenntniß des Menſchen nicht. Er ſah nicht mit reinem Auge: das ſchwarze, wie das roſenfarbne Glas — es ſind beides gefärbte Gläſer.

Nein, wir verdammen dich nicht, geſtorbenes Jahrhundert, wir verdammten ſonſt uns ſelbſt und unſre Väter, und — was noch mehr ſagen will, und was Frevel wäre — die Menſchheit. Nein, ein beſſeres Motto, als jenes finſtre, ſteht über den Blättern ſeiner Geſchichte, dies:

> Es hat gerungen mit den Sünden der Vorwelt, aber ſelbſt in ſeinem Greiſenalter, und zwar dort vorzüglich, als ein kraftvoller, heldenmüthiger Jüngling; es hat der Hyder des Aberglaubens und der Ungerechtigkeit manchen Kopf abgehauen, der nie wiederwachſen wird; es hat die Scenen und die Heroenarbeiten des Alterthums auf modernen Boden gezaubert; es hat der Nachwelt Aufgaben überliefert, die ſie mit freier Kraft und Glück löſen wird; es hat uns das Loos der Menſchheit im Bilde vorgezeich-

net: fortzuſchreiten auf der endloſen Bahn zum hohen Ziele, unter dem Wechſel der Thaten und Leiden, der Thorheit und Weisheit, unter dem Gefühl der Kraft und der Ohnmacht, unter der friedlichen Morgenröthe des Frühlings und dem verheerenden Mitternachtsſturm.

Mit dieſem Glauben ſehen wir muthig und kühn den Ungeheuern ins Auge, die eine trübe Phantaſie hervorzauberte, und weiſen ſie in den Orkus zurück, aus dem ſie, uns zu ſchrecken, emporſtiegen.

Wahr, die Sitten haben ſich geändert; jene tölpiſche Rauhigkeit, jene Trockenheit, jene langweilige Kürze iſt verſchwunden, aber mit ihr nicht die Herzlichkeit, die Redlichkeit, die Aufrichtigkeit und die Treue. Man gewährt und verweigert wie ſonſt, aber mit mehr Theilnahme und Gefälligkeit; man äußert Neigung und Abneigung, wie ſonſt, aber man iſt nicht grob in der Zärtlichkeit wie in dem Widerwillen; man iſt ernſt und freundlich wie ſonſt, aber man vermeidet es, ungeſchliffen und tölpiſch zu ſeyn. Mögen immer hundert Worte jetzt nur ſo viel, als ſonſt zehn gelten: iſt denn die lakoniſche Kürze ein Verdienſt, das wir gegen die liebenswürdige attiſche Rede geltend machen können? Mögen eine ganze Menge Redensarten und Höflichkeiten nur Redensarten ſeyn: kennt nicht ein jeder das Gepräge, unter welchem ſie ausgegeben werden? und wer darunter eine Unredlichkeit ahnen wollte, würde ſo albern ſeyn als jener, der in jedem, welcher zu ihm „gehorſamer Diener“ ſprach, entweder einen Bedienten oder einen Lügner zu finden glaubte. — Der äſthetiſche Sinn hat ſich mit unſern Sitten vereizeigt, das iſt es alles! Die Redlichkeit iſt dieſelbe. Nicht die Worte und Redensarten, ſondern die Menſchen ſind ehrlich.

Die Bedürfniſſe des Lebens ſind vermehrt, der Genuß hat ein beſſeres Gleichgewicht gegen die Arbeit angenommen; man verbraucht mehr — in eben dem Maaße verdient man auch mehr; nicht bloß mein Verkäufer, ſondern ein jeder, alſo auch ich, taxiert ſeine Waare, ſeine Zeit, ſeine Kräfte höher. Das Verhältniß iſt hergeſtellt, die Genüſſe ſind raſcher, feiner, pikanter — aber auch um deßwillen ſeltner und wirkſamer geworden, ſie haben ihre Natur von der einſchläfernden Langweiligkeit und Steifheit gerettet. Haben wir das Gebiet der Genüſſe mehr erweitert, ſo liebten vielleicht unſere Vorfahren die Stärke und das Uebermaß eines Genuſſes; haben wir ſie verfeinert, ſo gewannen wir an Anſtändigkeit und Geiſtesaufwand; haben wir unſere Bedürfniſſe vermehrt, ſo ward dadurch unſre Thätigkeit angeſpornt, unſre Betriebſamkeit und unſer Erfindungsgeiſt erhöht. Uns lächeln die Grazien, die unwillig ihr Ohr von thraziſchem Schreien und bachantiſchen Jauchzen wegwenden; und der Thor, der zur Fröhnung ſeiner Eitelkeit oder ſeiner Genußſucht, ſeinen Hausſtand zerrüttet, und ſein Familienglück zerſtört, büßt heut, wie vor hundert Jahren, die Schuld ſeiner Thorheit. Wer auf einer glänzenden Meſſe oder dem ärmlichen Jahrmarkt eines Landſtädtchens kaufen will, was ihm in die Augen fällt, wird bald arm und lächerlich werden — aber iſt darum dieſer Jahrmarkt beſſer und ſchöner als jene Meſſe?

Entflohen wäre Haus- Ehe- und Familienglück? Es iſt eine Läſterung, dies zu ſagen, eine Thorheit, dies zu glauben. Noch ſchafft der Mann und wirkt nach außen und ſorgt für

Nahrung und Wohlſtand, noch waltet das Weib im Innern des heiligen Hauſes und erhält und verſchönert das Ganze. Noch iſt zwiſchen beiden das herrliche Band der Gleichheit und der Gemeinſchaft der Güter, der Geſinnungen, der Schickſale geknüpft; inniger ſchließen ſie unter den Zerſtreuungen ſich aneinander, denn ſie fühlen es, daß *Befriedigung* nur in dem Stetigen *ihres* Verhältniſſes wohne, daß die ſchwankende Fahrt auf dem Meere der Welt, ihnen das Steuerruder und den feſten Anker der Eheliebe nicht entreißen kann. Noch fühlen es die Verwandten (die eine fremde Sprache ſehr treffend die Nothwendigen nennt) daß ſie ſich näher ſtehen, daß ſie einander nothwendig ſind, daß kein Schickſal ihr Verhältniß auflöſen kann; ſie fühlen es ſtärker, je mehr der verſtärkte Handel und Wandel auf dem großen Marktplatz der Welt, es ihnen zur Pflicht macht, ſich aus dem leeren Getümmel zu einem verwandten Herzen zu flüchten. — Ja, ſie ſtehen noch feſt, die Heiligthümer der Menſchheit, auf den Hausaltären und auf den Altären des Volks; ſie ſtehen da geſchmückt und verſchönert, aber verehrt von treuerliebenden Herzen, und keine Umwandlung der Gebräuche, Sitten und Jahre wird ſie von dieſem heiligen Platze verdrängen.

Die Erziehung — worin, ich ſag' es mit Freuden, hat Deutſchland größere Fortſchritte gemacht, als hier? Die fröhlichen Kinder und Knaben gleich gefangen zu halten, ſie an das trockenſte aller Geſchäfte, die Buchſtabenkunſt, zu feſſeln, ihr Gedächtniß durch unverſtandene Wörter oder Bußpſalmen zu martern, ihre Phantaſie durch Donnerwetter und Hexen zu erſchrecken, und ſie an blinden Glauben an das Wort ihrer Meiſter und an das, was über aller Menſchenvernunft geht, zu gewöhnen, heißt nicht, ſie unterrichten; ſie durch Ruthe und Stock zu der Zucht und Vermahnung im Herrn zu geißeln, ſie durch Hunger und Gefängniß und ewigen ſauren Ernſt zu Menſchen ohne Selbſtgefühl und Erhebung zu machen, und ihren unbefangenen Sinn in lauen Stumpfſinn zu verwandeln, heißt nicht ſie erziehen. Nicht durch die Schule für die Schule, ſondern: durch Schule und Leben fürs Leben, das iſt es was Noth iſt. — Der Geiſt der Zeit hat unſre ganze Erziehung liberaler gemacht; ſichtbar beſonders iſt der Fortſchritt in der phyſiſchen Behandlung der Kinder, ihre Sterblichkeit nimmt ab, eine Menge Krankheiten weniger nehmen ſie in die Zeit der Selbſtſorge aus den Armen der Weichlichkeit hinüber. Früher kommt der Knabe, der Jüngling und das Mädchen zu dem Bewußtſeyn ſeines eignen Werths. Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz — warum ſollten wir es nicht von der Jugend aus verlängern, da wir es vom Alter aus nicht vermögen? — Cultivirt mit liberalerem Geiſt, in größerer Ueberſchauung, ſind die Wiſſenſchaften; daher ward es leichter, ſie dem ſchwachen Faſſungsvermögen näher zu bringen, das Unfruchtbare zu ſondern und den Fortſchritt zum Schwereren beſſer zu ordnen. Was die junge Kunſt der Pädagogik durch den Ungeſtüm der erſten Erfinder verdarb, das iſt verbeſſert; die Sachwalter der Gründlichkeit des Wiſſens, haben die Gefahren der Seichtigkeit von unſern Schulen und Kathedern abgewehrt: und von den Arbeiten der Erziehungskünſtler hat eine nüchterne Erwägung und die Erfahrung den reinen Gewinn geſondert. — Vermeiden wir noch die Gefahren, die der Geiſt der beſſeren Erziehung veranlaſſen kann, gewöhnen wir unſre Kinder zum Gehorſam, zur Reſignation, zur Arbeitſamkeit und zur Genügſamkeit, laſſen wir unſere Kinder — Kinder, unſere Knaben nicht Männer ſeyn, ſo werden wir ganz den Segen der neueren Bemühungen gewinnen, und unſere Literatur wird in liberaleren, aber nicht weniger gelehrten Gelehrten, unſere Staatsverfaſſung und Gerechtigkeit in philoſophiſchen und humanen Beamten und Richtern, unſere Gewerbe in induſtriöſen, unterrichteten und gebildeten Geſchäftsmännern die Früchte erndten.

Und ſie ſind ſchon geerndtet dieſe Früchte auf den Feldern der Kunſt und der Wiſſenſchaft; auf einer ungeahneten Höhe ſteht ſie, und die Gelehrſamkeit in faſt allen ihren Theilen. Die Philoſophie und der Geiſt des Selbſtdenkens herrſcht in den Feldern der Theologie, der Rechts und Arzneigelehrſamkeit; von verwandten Wiſſenſchaften iſt ein neues Licht hergeholt, Genies haben ihr Gebiet begränzt und erweitert. Was ſonſt mit dem Erfinder ſtarb, oder nur zur Kunde ſeiner Nächſten kam, das fliegt jetzt in Schriften in wenig Wochen von einer Grenze Deutſchlands zur andern; die Köpfe werden elektriſirt, und der Seelenſchlaf auf dem Kiſſen des Erlernten wird durch lebhafte Träume und lauteren Zuruf geſtört. Die Lektüre iſt unter Stände verbreitet, die ſonſt nur Kalender und Geſangbuch kannten; das Geleſene wuchert und die Geiſtesthätigkeit gewinnt ein neues Feld. Neben den tauſend Tagbüchern, die nur ein Jahr leben und den Bücherfreſſern zum Raube dienen, liefern die Denker claſſiſche Werke in allen Zweigen der Gelehrſamkeit und Kunſt, die der Vergeſſenheit trotzen; neue Syſteme treten hervor; das Alte verliert ſeine Schrecken und der Thron der literariſchen Päbſte iſt eingeſtürzt. Vor allen aber erwähne ich der Wiſſenſchaft, im eigentlichen

Sinne, worin die Deutſchen die Fackel angezündet, deren ſie ſich unter allen Nationen der Erde für jetzt allein bemächtigt haben, der Philoſophie. Das Reich des Wiſſens, Nichtwiſſens und Glaubens iſt ſcharf begrenzt und ein neues Licht iſt über alle Felder der Philoſophie und aus dieſer über alle Wiſſenſchaften ausgegangen. Allein dadurch wird das verſchwundne Jahrhundert unſterblich leben im Danke der Nachwelt.

Aber ſind wir kälter geworden gegen das Palladium, gegen das Heiligthum der Menſchheit — die Religion? Es iſt wahr, der Eifer für ihre äußeren Anſtalten, wie für den Kirchenglauben iſt verkaltet; das Anſehen des römiſchen Biſchofs, wie (nach dem Bericht der neueſten Zeitungen) das der Braminen in Oſtindien iſt gefallen; die Prieſter ſind nicht mehr die Sachwalter und Stellvertreter der Gottheit, der ſogenannte Glaube findet keine Märtyrer mehr. Aber die Religion verlangt ſie nicht und bedarf ihrer nicht, der Fanatismus, der um einer Formel willen mordete und brannte iſt zur Hölle zurückgewieſen; in allem Volk wer Gott fürchtet und recht thut der iſt uns (wie Ihm) angenehm. Immer mehr verkläret ſich die poſitive zur moraliſchen Religion und trennt das Zufällige von dem Weſentlichen, und unſere Religionslehrer begnügen ſich nicht mehr Heuchler zu ſeyn und zu machen, ſie fordern die Achtung nicht mehr für ihren Stand oder von der Furcht vor der Hölle, ſondern für ſich und die Wahrheit; ſie rufen die Weisheit vom Himmel (den unfruchtbaren Speculationen der Theologie) und führen ſie ein in die Häuſer, das Leben und die Herzen der Menſchen. — Ueberall hält der Ungebildete das, was er zunächſt auf die Gottheit und ihren Cultus bezieht, am feſteſten, und doch haben auch hier veraltete Formen, neuen und beſſeren Platz gemacht, und die Gewiſſens- und Denkfreiheit im vollſten Sinne des Worts iſt im größten Theile der kultivirten Erde allen Menſchen geſichert. Was aber eigentliche wahre innere Religion des Menſchen iſt, das iſt ſein Allerheiligſtes, die Blüthe ſeines Daſeyns, das liegt unter der Cenſur keines andern, das hat er allein auszumachen mit ſeinem Gewiſſen und Gott, das bleibt ihm heut wie vor hundert und vor tauſend Jahren ganz allein überlaſſen.

Wohl endlich mußten wir des unglücklichen Kriegs erwähnen, der am Ende des Jahrhunderts halb Europa verwüſtete; mit Recht trauren wir über das namenloſe Unglück das er erregte und kein Gott vermag dieſe Trauer von unſern Herzen zu nehmen. Aber eine höhere Hand leitet das Uebel zum Guten, und vielleicht in dieſem Augenblicke liegt das Ungeheuer ſchon zuckend am Boden und verhaucht ſeine letzten zerſtörenden Kräfte. — Aber wie vieles iſt in dieſer Periode zur Sprache gekommen, was man ſonſt kaum ahnete, wie vieles iſt in aller Munde und Ueberzeugung, was ſonſt nur der einſame Denker erwog. Viele ſchlafende Kräfte ſind erweckt worden, neue Gegenſtände der Induſtrie, neue Wege des Handels gefunden; viele die ſonſt nur verzehrten, lernten im Elende den nützlichen Erwerb; tauſende, die ſonſt nur ſich und dem kleinlichen Egoismus lebten, haben für den begeiſternden Namen Vaterland glühen gelernt, Millionen die ſonſt nur wie Willen- und Rechtsloſe Heerden lebten, haben ihre unverletzbaren menſchlichen Rechte wieder gewonnen. Aufruhr, Empörung und Zwietracht wüthete überall, Ruhe, Friede und Wohlſtand blühte auf den glücklichen Fluren unſers Landes. Wir ſind ſtolz auf unſre Verfaſſung, ſtolz auf unſre Geſetze und Rechtspflege, ſtolz auf unſern Regenten der mit Ernſt, Würde und Humanität ein treues und dankbares Volk regiert, ſtolz auf unſre Beſitzthümer, welche eine andere Nation mit ihrem Blute und Eigenthum erſt für die folgende Generation erkämpfte. — Gott erhalte den König!

So haben wir denn eine doppelte Anſicht des Zuſtandes der Dinge einander gegenüber geſtellt. Wo iſt Wahrheit? welche ſoll die unſre ſeyn? — Die Wahrheit iſt nicht außer uns: was uns einſtimmig mit uns ſelbſt macht, was unſern Geiſt und unſer Herz und beide mit der Welt und mit Gott in Harmonie ſetzt — das iſt Wahrheit. Uneiniger mit ſich ſelbſt iſt niemand, als der an der Menſchheit und ihrem Fortſchreiten verzweifelt: er verzweifelt an ſich ſelbſt, indeß ein mächtiger Ruf in ſeinem Innern ihn auffordert, unter jedem Kampfe bis zum Tode ſeine Würde zu behaupten. Die zweite Anſicht iſt das Kind eines hohen heiligen Glaubens, die Schöpferin einer edlen Begeiſterung, der Aufruf zum Mitwirken und Eingreifen in den großen Plan der Weltordnung und einer höheren Leitung. So wahr die Menſchheit in uns wohnt, ſo gewiß iſt dieſe Anſicht wahr und die unſre.

Oder wollten wir, die wir hier verſammlet ſind, an dem Fortſchreiten der Menſchheit zweifeln, da wir uns eben zu einem Fortſchritt des geſelligen Lebens vereinigt haben? Wer hätte es vor zwei Monaten noch geahnet, daß in einer Stadt dieſes Ranges ſich eine zahlreiche Geſellſchaft zu etwas anders als Kartenſpiel, Eſſen und — Langer Weile verſammlen könnte. Ich ſehe hier die durch Anſehen, Stand, Talente, Redlichkeit, Einſicht, Geſchmack, Herzlichkeit, Bildung und Humanität achtungswertheſten Männer und Frauen, verſammlet zum Mitgenuß der Meiſterwerke deutſcher Art und Kunſt, theilnehmend an ſchönen Dichtungen, dem Ausdruck ſanfter und erhabner Gefühle, reiner ſittlicher Größe und Schönheit und ſtiller Häuslichkeit — theilnehmend an einander ſelbſt. Verbannt iſt aus ihrer Mitte das Gift geſelliger Freude, die laurende Stille, die üble Nachrede, die Sucht nach eitlen Vorzügen, die Langeweile, die ſtolze Entfremdung, der wilde freudenloſe Lärm; aufgebaut iſt ein ſchöner Tempel der Humanität, der frohen unbefangnen Geſelligkeit, der Wechſelwirkung in Freudegeben und nehmen, der feinen geſelligen Tugend, der herzlichen Theilnahme der Grazien des Lebens. — Das iſt Ihr Werk; und mit Recht freut ſich jeder Theilnehmer ſeiner freien Mitwirkung an demſelben.

Mögen wir im Laufe dieſes Jahrs unſre Geſellſchaft nicht nach Tagen und Verſammlungen, ſondern nach den ſchönen Regungen des Mitgefühls und der Theilnahme an fremden Leiden und Freuden, den Erhebungen unſres Geiſtes zu den Regionen, wo die Dorotheen und die Galiläi *) einheimiſch ſind, und dem Gewinn ſchöner und vollendeter Humanität berechnen! Mögen nach einem Jahrhundert ſolche Geſellſchaften in allen Städten der cultivirten Erde geſtiftet ſeyn, und die hieſige allen übrigen — ſo wie ſie ihr in der Zeit vorangegangen iſt — an Werth und immer ſteigender Vollkommenheit vorangehen!

---

*) Kurz vorher war Herrmann und Dorothea von Göthe, und der Traum des Galiläi von Engel geleſen worden.

V.

Theater.

Die Unglücklichen.

Ein verunglücktes, mithin unglückliches in der Materie Luſt-, in der Form Trauerſpiel; in ſofern eine wehenvolle, mithin unglückliche Geiſtesentbindung ſich zur tragiſchen Darſtellung eignet. Das ganze Ding, Akt genannt, ſcheint erfunden zu ſeyn, um einige abgenutzte, abgedroſchene, und eben darum unglückliche Noth- und Hülfsſprüchlein gegen das gleichfalls unglückliche Recenſentenvolk wieder an Mann und auf die Bühne zu bringen. Der Mannigfaltigkeit wegen in der Einheit, ſind auch einige eben ſo abgenutzte und gemeine Lungenhiebe gegen das Hofleben, gegen den Stolz des Vonthums (Adels) und den gemeinen Schwulſt neuerer Dichterlinge angebracht. Es ſpielt in dem Dinge eine ganz gemeine alltägliche Welt, die wir zu jeder Tagesſtunde in litterariſchen Geſellſchaften, Reſſourcen und Tabagien inhaltsreicher und beſſer dialogiſirt hören und ſehen können, ohne Kunſtbefliſſenen, wie Mad. Fleck, Mlle. Döbbelin, Hrn. Mattauſch ꝛc. die Qual anzuſehen, die ſie ſich anthun müſſen, um durch das unglückliche Ding dennoch einige Strahlen von Künſtlerglück durchſchimmern zu laſſen. Der Kunſtheilige iſt canoniſiert zurückgekommen, und er wird unſer Gebet, bewahre uns vor den Unglücklichen; erhören.

Gulnar, oder die Perſianiſche Sklavin. Singſpiel in einem Akt, nach dem Franzöſ. kompon. von d'Alayrac.

Der Stoff des Stücks war allenfalls zu einem Schauſpiel, ſchlechterdings aber nicht zu einem Singſpiele geeignet, in welchem nur die ſchöne Feen- Mährchen- und Idyllenwelt ſpielen darf, und äſthetiſches Wohlgefallen erwecken kann. Die Ausführung des Dichters iſt ſo, daß in dem ganzen Stück nichts Perſiſches oder überhaupt Orientaliſches iſt, als die Nahmen der ſpielenden Perſonen und das Wort Sclave. Der Tonkünſtler hat die Fußſtapfen des Dichters gewiſſenhaft verfolgt; der Charakter der Muſik iſt ci-devant franzöſiſch, durch die hier und da angebrachte Janitſcharen Muſik in das Perſiſche hinein nüancirt. Ibrahims Lieblingslied: Ich mag wohl die Mädchen gern ſehn ꝛc. empfiehlt ſich durch die Naivität im Platten, und durch die Einfachheit der muſikaliſchen Begleitung, wenn es nur kein Perſer wäre, der es ſingt. Möchten doch einmahl Dichter, Tonkünſtler und Schauſpieler beherzigen, daß Zeiten und Nationen in Hinſicht auf dramatiſche Kunſt ihren eigenthümlichen idealiſchen Chararakter haben, welcher ſowohl von ihrem wirklichen, als auch, und zwar ganz beſonders von einer gewiſſen Gemeinheit durchaus verſchieden iſt, und welchen der Dichter durch die Sprache der Geſinnungen und Leidenſchaften, der Tonkünſtler durch den Geiſt ſeiner ganzen Compoſition, der Schauſpieler durch Mienen, Geberden, Haltung ſeines Körpers, Accentuation und Declamation anzukündigen und darzuſtellen, unerläßlich verpflichtet ſind. Der Schauſpieler beſonders müßte beachten, daß obgleich in der wirklichen Welt noch immer Kleider Leute machen, die Allmacht der Kleidermacher jedoch für die Theaterwelt nichts weiter vermag, als den Contraſt zwiſchen dem Coſtume und den Fehlern des Schauſpielers auffallender zu machen.

VI

Bruchſtücke der Poeſie und Rhetorik des Oneïda-Stammes in Penſylvanien.

Das Feuer der Rathsverſammlung der Häupter der Oneïda's, Cajuga's, Senecca's und Tuskarora's war angezündet: acht und ſiebenzig Männer, Oberhäupter, Greiſe und Krieger, ſaßen auf den Ferſen dem Brauche nach, um ein, mitten in einem großen Saale brennendes Feuer, deſſen Wände aus ziemlich gut behauenen Balken beſtanden, die an den Enden in eingehauenen Kerben übereinander gelegt waren. Die Oberhäupter und Krieger waren bemahlt, ihre Arme zierten ſilberne Armbänder, ihre Häupter und Ohren kriegeriſche Federn, in ihrer Naſe hing eine Perle. Es ſollte von der Einführung des Ackerbaues die Rede ſeyn. Nach vorhergegangener Stille, oder vielmehr nach einer angeſtrengten Sammlung der Gedanken, und nachdem die Pfeifen langſam geraucht waren, ſtand Tſchedabukta, aus dem Dorfe Oſſéwingo, vom Stamme Maskinongé (Stke *), auf, und ſprach:

---

*) Die Stämme der nordamerikaniſchen Wilden benennen ſich von großen Thieren, als durch deren Namen ſie ſich von einander unterſcheiden, und die ſie auch auf allen ihren Schildern, und vermuthlich auch auf ihren Körpern führen. Hier iſt der erſte Urſprung der Wapen.

Als ich eines Tages im Mondſcheine rauchte, drang eine Stimme in mein Ohr; ich nähere mich ihr, ich horche: es war Mékaſch von unſerm Stamme. Wie? ſprach ich, du ſeufzeſt, du klagſt, und du biſt ein Mann! An wen richteſt du deine Klagen und deine Seufzer? Weißt du nicht, daß der gute Geiſt zu erhaben iſt, um zu ſehen, was auf der Erde geſchieht, und daß der böſe Geiſt, der in dem Gewölke der Nacht wohnt, unſerer Unfälle ſpottet? Ich habe dich doch den Hunger, den Durſt, die Strapazen, die Blöße und die Wunden erdulden ſehen, ohne daß du klagteſt. Ich klage nicht, Tſchedabuktu, erwiederte er; ich dachte weder an den guten, noch an den böſen Geiſt: denn ich weiß nicht, wo ſie ſind, ja nicht einmal, ob ſie ſind. Einige ſagen ja, andere nein. Wenn du ein grünes Stück Holz auf das Feuer wirfſt, haſt du nie bemerkt, wie die Luſt und der Saft mit Getöſe herausfahren; wie der Saft aus einem Baume fließt, deſſen Rinde du im Frühling beſchädigt haſt; wie die Ströme und die Flüſſe nach dem Herbſtregen anſchwellen? So iſt mein Herz gerühret worden; dieſes ſeufzt, nicht mein Geiſt, der eben ſo unerſchütterlich iſt, als der deinige. Témiskaming hat mich verlaſſen, Tſchedabuktu! Ich bin allein, meine Bärenhaut iſt kalt, mein Feuer erloſchen, die Aſche meines Heerdes iſt zerſtreut, und mein Keſſel -- ich habe nicht den Muth mehr, ihn zu füllen. Wenn man für ſich allein jagt und fiſcht, kann man da eben ſo geduldig, eben ſo behende ſeyn, als wenn man jagt und fiſcht, um ſein Weib zu ernähren? Und jagte ich auch noch, wer würde mit einem Händedruck mir zum Fange Glück wünſchen? Ach, Tſchedabuktu! das Unglück kommt über uns in Strömen, wie der Regen des Herbſtes; das Gute wird uns nur zugetröpfelt, wie der Thau des Frühlings. Alles was gekommen iſt, Wékaſch, ſprach ich, muß auch wieder gehen; alles was herkommt, muß hingehen; auch wir gehen hin, weil wir gekommen ſind, wie die Piroge des Wanderers, die der Strom mit ſich dahin führt, wie die Waſſer der Flüſſe, welche ſich in den großen Waſſerfällen verlieren. Ich habe von weißen Jongleurs ſagen hören, daß das Kind, welches gebohren wird, ankommt, daß der Mann, welcher ſtirbt, von hinnen geht. Woher kommt das Kind? fragte ich ſie. Wohin geht der Mann? Sie antworteten mir ſo ſonderbare Dinge, daß ich ſie meinem Gedächtniſſe nie überliefern wollte. Alles was auf der Erde iſt, ſprach ich zu ihnen, kommt aus der Erde; alles was aus ihr gekommen iſt, kehrt in ſie zurück. Sie lachten mich aus; ich kehrte ihnen den Rücken, und ließ ſie ſtehen. Ich bin nicht alt geworden, Wékaſch, ohne oft von dem großen Pfeile des Agan-Matſchée-Manitu getroffen zu werden; jedesmal habe ich ihn herausgeriſſen, und unter die Erde verſcharrt. In meinem Leben habe ich mehr Blut vergoſſen, als Thränen; ſie ſollten nur aus den Augen unſerer Weiber fließen, und nie aus den deinigen, die mehr als einmal das Unglück und den Tod mit trockenen Augenliedern geſehen haben. Lebe, wenn du Mann biſt; fort! Du wirſt ſehen, daß du morgen weniger klagen wirſt; übermorgen noch etwas weniger, und ſo fort, bis die Vergeſſenheit, das Kind der alten Zeit, die Wunden deines Herzens mit Narben überziehen wird. Thue, was Keskiménétas, dein Großvater, that, den ich in meinen erſten Monden gekannt habe; räche dich an dem böſen Geiſte; ſuche eine andere Témiskaming: du kennſt ja das Mittel der Adoption. Wer ſagt dir, daß dein neues Weib deinen Mais nicht beſſer bauen und deinen Keſſel nicht noch beſſer wird kochen laſſen, als das, welches eben dahin gegangen iſt*)? Du ſprichſt, Tſchedabuktu! erwiederte er, als ein Greis, wie du biſt; du haſt die Zeit deiner Jugend vergeſſen, wo dein Herz groß, dein Athem heiß war. Alles kommt, alles vergeht, wie du ſagſt; aber ich, der ich ankomme, bin noch nicht vergangen; ich habe noch das Getöſe eines Waſſerfalles nicht gehört. Du ſprichſt mir von einer andern Temiskaming; wie kann man die vergeſſen, die man geliebt hat, und von der man wieder geliebt wurde? Ein Tag bewirkt das nicht; hat das Eis meinen Canot zerſchellt, das Feuer meine Hütte verzehrt, dann baue ich mit leichter Mühe andere: aber eine Gefährtin ſo vieler Monden, wenn man die verloren hat — Und dann, weißt du nicht, daß die wackern Weiber, wie die Hermeline, ſchwer zu finden ſind? Finde ich unter den Mädchen unſeres Stammes keine, die meinen Feuerbrand anblaſſen will, noch meinen Kriegsgeſang hören? Soll ich denn, wie ein Greis, auf meiner Bärenhaut bleiben? Was ſoll ich anfangen? Wohin ſoll ich gehen? Gehe dann! antwortete ich, zu den andern Völkern, eine zu ſuchen; mache es, wie Okwacock, wie Matamusket. Sie haben ſich gut dabei befunden; ſie leben einig mit ihren Weibern; ihr Blut vermehrt ſich, ſie ſind vereint, wie die Zweige des nemlichen Baumes, wie die Schaalen derſelben Auſter. Iſt ihr Keſſel leer, ſogleich wird er gefüllt; fängt die Aſche an ihr Feuer zu überdecken, ſogleich legt man friſches Holz an.

---

*) Für dieſe Indianer, die in öffentlichen Reden ihre Denkkraft oft üben müſſen, ſind dieſe Betrachtungen nicht zu hoch.

Sie leben unter einer ſchönen Sonne; finde dich morgen am Feuer von Onondaga ein: du wirſt hören, was die Weisheit der Satſchems dir ſagen wird. Das ſagte ich ihm. Ich habe geſprochen. *)

Nach einer ziemlich langen Stille ſtand Jojogény aus dem Dorfe Lackawack, vom Stamme Megeeſes (Adler), auf, und ſprach: Indem ich vom Fiſchen zurückkam, ſah ich Muskanehong an der Thür ihres Wigwam; ſie ſchrie laut, vergoß Thränen, und ſchlug ſich vor die Bruſt. Wer hat dich ſo hoch betrübt? fragte ich ſie. Hat etwa der böſe Geiſt in der Nacht die Schwelle deiner Thür zerbrochen? oder friſcht dein Gedächtniß einen böſen Traum auf? Haſt du Sterne fallen geſehen, als du den Vollmond begrüßteſt? Du antworteſt nicht? Warum ſtörſt du ſo die Ruhe der Nacht? Iſt der Tag der Sonne nicht lang genug, dich zu beklagen? Du ſprichſt von Ruhe, antwortete ſie; für mich iſt keine mehr auf der Erde; mein Gemüth iſt in Finſterniß, die Wolken verdunkeln die Sonne meines Lebens; der Nachtſturm hat meinen Schlaf verſcheucht. Ich habe Mondajewot, den Gefährten meiner Tage, den Freund meiner Jugend, ver-

---

*) Der Redner ſpricht für die Einführung des Ackerbaues, aber nicht mit allgemeinen Gründen, ſondern durch die lebhafte Schilderung eines Falles, der ſtatt vieler ähnlichen ſtehen ſoll. Ganz deutlich wird der letzte Endpunkt nicht zu Tage gelegt; er ſcheint aber in folgendem zu liegen: hat bei uns ein Mann ſeine Frau verloren, ſo wird es ihm nicht allemal leicht, eine andere zu bekommen, vermuthlich weil nicht gar viele Mädchen vorhanden ſind. Vielleicht liegt der Gedanke deutlicher in dem Rathe, es zu machen, wie die zwei andern genannten, welches der Verfaſſer zu erläutern vergeſſen hat. Dieſem Uebel abzuhelfen, muß der Ackerbau eingeführt werden; denn bei den Weißen findet dieſe Schwierigkeit nicht ſtatt. Dieſen Schlußſatz ſollen die Zuhörer ſelbſt ziehen.

loren. Folgte ich ihm in den Wäldern, dann fürchtete ich weder die reißenden Wölfe, noch die Cataments und die grimmigen Panther; ruderte ich im Vordertheile ſeines Canots, dann fühlte ich mich ſtark und muthvoll. Wie er, richtete ich, ohne zu blinzen, mein Geſicht gegen den Wind; nie ſagte er mir: komm, ohne daß ich kam: geh, ohne daß ich ging; ſein Wille war ſtets der meine, und hatte ich einen, dann war es immer der ſeinige. Er, der ſchwamm wie der Tutag und der Maskinongé, iſt unter dem Waſſer verſchwunden, als er über den reißenden Strom bei Népinah ſetzte, und ſein Leichnam iſt der Fraß der Fiſche geworden. Wer wird mich tröſten? Wer wird an ſeiner Hand mich leiten, wenn ich alt ſeyn werde? Niemand, denn ich bin allein auf der Erde. Ach! warum bot ich dem böſen Geiſte nicht eine Rolle Taback auf dem Dache meiner Hütte? Vielleicht hätte er Mondaſéwots Canot nicht umwerfen laſſen; ich hätte dann die Nachtruhe nicht geſtört, noch deinen Zorn aufgeregt

Allen Taback deiner Erndte, antwortete ich, konnteſt du dem Matſchée-Manitu darbringen, und Mondaſéwots Canot wäre dennoch umgeworfen. Weißt du nicht, daß er unempfindlich und taub iſt? daß er uns die Orkane, den Hagel, den Schnee und den Reif ſchickt? daß er die Flüſſe anſchwellt und die reißenden Strömungen losläßt? daß der Donner das Getöſe ſeiner Stimme iſt? daß die Blitze die Funken ſeiner Augen ſind? daß er ſich eben ſo wenig um den Erfolg unſerer Jagden, unſerer Kriege, unſerer Schickſale auf der Erde, als um das der Zugvögel oder der Fiſche bekümmert, die der Strom von der Höhe der Waſſerfälle mitten durch die Felſen mit ſich dahinreißt? Dein Verluſt iſt groß, Muskanéheng! Du biſt Weib, weine; die Thränen und die Zeit werden deine Wunde heilen; die Zeit macht uns geſund, oder tödtet uns; mit der Zeit laufen die reißenden Ströme ab, mit der Zeit ſchmilzt der Schnee und der Frühling kehrt wieder, mit der Zeit zerſtreuen ſich die Stürme, und die Sonne leuchtet von neuem. Die Zeit gleicht einem langen Fußpfade; wer ihn verfolgt, dieſen Fußpfad, findet in kurzem die Vergeſſenheit, auf die Erde gekauert, oder unter einem Baume ſitzend. Muskanéhong, iſt im Dorfe, oder ſonſt wo kein Weißer, den du als Kind annehmen könnteſt? Ja, antwortete ſie mir; aber Wölfe und Füchſe, können die zuſammen jagen? Was iſt ein Weißer in den Wäldern? Sobald Wolken die Sonne verhüllen, verirren ſie ſich, und wiſſen nicht mehr, wohin ſie gehen, noch woher ſie kommen. Kommt der Schnee, dann liegen ſie feſt. Treffen ſie einen Fluß an, ſo müſſen ſie ein Floß haben, um darüber zu ſetzen. Ereilt ſie der Hunger, ſo wiſſen ſie nicht was ſie ihm ſagen, noch wie ſie ihn fortſchicken ſollen. Muskanéhong, erwiederte ich, unter uns, wie bei ihnen, giebt es Gutes und Böſes. Sieh die Bäume des Waldes an, ſind ſie alle von gleicher Höhe? Sind die Stengel des Mais alle gleich ſtark und kornreich? So iſt es auch mit den Menſchen; ich kenne Weiße, die tapfere Krieger ſind, wie wir, auch gute Jäger, und die in den Wäldern unſern Leuten es gleich thun. Wie manche unter uns verkaufen nicht alles, was ſie haben, um Flüßigkeiten und Feuer zu bekommen. Wollteſt du nicht lieber dein Feuer ſelbſt anzünden, als einen dieſer Thoren zum Manne haben, der weder deine Hütte noch dein Canot unterhalten würde? Wir mögen es machen, wie wir wollen, Muskanéhong, überall ſtößt uns mehr Böſes als Gutes auf, mehr Dornen und Diſteln, als blumigte Gebüſche. Warum das? fragte ſie mich. Streckſt du in einer ſehr dunkeln Nacht deinen Kopf zu der Thür hinaus, was ſiehſt du? Nichts, antwortete ſie. Nun, deine Frage und meine Antwort gleichen dieſer dunkeln Nacht; vielleicht, wenn die Menſchen weniger unglücklich wären, würden ſie ſich zu ſehr auf der Erde vermehren, und aus Mangel an Wildpret und Fiſchen würden die ſtärkern die ſchwächern, verzehren; wie es zuweilen geſchieht. Finde dich in Onondaga den Tag nach dem Vollmonde ein, dein Herz und dein Geiſt werden vernehmen, was die Weisheit der Satſchems dir ſagen wird. Ich habe geſprochen *).

Siaskonſet, aus dem Dorfe Pentagoët, vom Stamme Utagami (Fuchs), ſtand auf, und ſprach: Als ich vom Wigwam des Maponſet zurückkam, traf ich Kahawabaſch an, meinen Blutsfreund, ob er gleich ein Utawa von Geburt iſt. Statt das Haupt hoch zu tragen, wie die Krieger pflegen, ging er langſam einher, und hatte es in ſeinen Mantel gehüllt. Was machſt du in dieſem Dorfe? ſprach ich; du ſiehſt aus, wie ein Greis oder ein Kranker, ſollteſt du ſchon von deinen fernen Jagden zurückgekommen ſeyn? Ich jage nicht mehr, erwiederte er, ich fiſche, wenn mich hungert; die Thür meiner Hütte habe ich den Vögeln der Nacht geöffnet, und das Dorf Togarahanock verlaſſen. — Warum das? fragte ich. Mein Herz blutet wie der Hirſch, den eines Jägers

---

*) Auch dieſer Redner verweiſet ſeine Klagende an die Rathsverſammlung; es iſt alſo das Ganze, wie auch vorher, eine Proſopopoeie, wo ſtatt mehrerer Fälle, ein abſtrakter, ein einziger als eine Begebenheit dargeſtellt wird, nebſt einer redenden Perſon. Beide Redner haben den allgemeinen Satz im Sinne, daß bei ihnen Wittwer und Wittwen in einem verlaſſenen Zuſtande ſich befinden, dem durch Einführung des Ackerbaues abgeholfen werden könnte, weil ſo etwas bei den Europäern nicht angetroffen wird.

Pfeil getroffen hat; meine Augen brennen; der Schlaf ſitzt auf der Spitze meines Daches, und will nicht mehr herabſteigen; ich bin matt, und doch thue ich nichts, ich empfinde nicht Hitze, nicht Kälte mehr. Matſchée Manitu hat in das Dorf ſeine große ſchwarze Schlange geſchickt, die mein Weib Nézalanga, faſt alle die Meinigen, und die meiſten unſerer Leute gebiſſen hat. Ich bin gekommen, mich an deinem Feuer zu wärmen, und bei deiner Weisheit Rath zu ſuchen. Die Weisheit verſtummt, erwiederte ich, wenn das Unglück redet; ich habe dein Weib wohl gekannt; war ſie nicht aus der Familie Pakatákan? Ja, ſprach er. Und warum biſt du nicht gegangen, an ihrem Feuer dich zu wärmen? Nézalanga's Mutter, Vater, Brüder und Schweſtern hätten dir die Hände gereicht. Die Hand des Blutes iſt ſanfter als die des Fremden, oder ſelbſt als die des Freundes. Kein einziger Tropfen vom Blute der Pakatakans iſt mehr auf der Erde; das Mergum-Mégat der Weißen hat, gleich dem Feuer der Wolken, welches die Wälder frißt, faſt das ganze Dorf aufgerieben, indeſſen ich in den obern Gegenden Biber jagte. Bei meiner Rückkehr habe ich nur die Gebeine unſerer Leute gefunden, deren Leichname der Fraß der Wölfe und Fliegen geworden waren; kein Feuer war angezündet, keine Thür verſchloſſen; nichts Lebendes war übrig, als ihre Hunde. Die Thiere ſind weniger unglücklich als wir, Siaskonſet! Wofern der gute Geiſt, wie man ſagt, der Vater der Menſchen iſt, warum ſteigt er nicht hernieder, den böſen zu vertreiben? Warum ſchleudert er den Toméhaak des Krieges nicht in den Abgrund der Seen? Warum ſchmilzt er nicht mit ſeinem glühenden Odem das Eis des Winters? Er hat uns, ſagt man, die Sprache gegeben, um uns über die Wölfe, die Bären und die Biber zu erheben; und wir ſind unglücklicher als dieſe wilden Thiere; iſt denn nichts auf der Erden, noch über den Wolken, das unſere Schwäche ſchirme? Du jagſt mir Entſetzen ein, antwortete ich. Wie? dein Weib, deine Verwandten, deine Freunde, faſt dein ganzes Dorf wäre durch die größte aller Plagen zerſtört! Kahawabaſch, wenn wir ſchlimme Nachrichten hören, oder große Unfälle uns begegnen, dann ſind wir betrübt, unſere Herzen werden zerknirſcht, wie Canots, die das Eis des Winters zuſammendrückt, wie die Wurzeln der Hecken in der Ritze des Felſens. Man ſpricht nur hiervon; man beſchäftigt ſich nur hiermit; am folgenden Tage auf der Jagd, oder dem Fiſchfange, denkt man etwas weniger daran; unvermerkt nehmen die erſten Eindrücke ab, und verlöſchen wie die Figuren, welche unſere Kinder in den Sand des Ufers zeichnen, nach dem Maaße verlöſchen, als die Wellen ſie erreichen. So wird es auch mit deinem Verluſte ergehen, Kahawabaſch! Er iſt groß und ſchwer zu vergeſſen, das weiß ich; auch ich, den du um Rath zu fragen gekommen biſt, weil du mich für weniger unglücklich hielteſt, ich hatte drei wackere Söhne; Tiénah, Tiogo, Nobſenſſet. Der böſe Geiſt hat ſie getroffen, ſie ſind nicht mehr hier meinen Keſſel zu füllen, und Siaskonſet's Toméhaak in den Krieg zu tragen. Du biſt jung, ich aber habe viele Monden geſehen; bleib unter meiner Rinde, bis das Feuer des großen Rathes angezündet iſt: da wirſt du die Greiſe und die Satſchems ſehen, die, gleich dir, großen Verluſt erlitten, und ihn durch Adoptionen erſetzt haben; aber vergieß ja keine Thränen vor ihnen, ſie würden dich verachten, und dich keines Wortes würdigen.

Hier ſeine Antwort: Siaskonſet, haſt du nicht oft das Jammern des Bären gehört, deſſen Gefährtin getödtet war? Haſt du nicht oft den Augen des Bibers, der ſein Weibchen oder ſeine Jungen verloren hatte, Thränen entquillen ſehen? Bin ich denn ſchlechter als ein Bär, oder ein Biber? Nein! ich bin ein Menſch, eben ſo guter Jäger, eben ſo tapferer Krieger, als deine Satſchems; wie kann ich dem Bogen wehren ſich auszudehnen, wenn die Sehne ſpringt? dem Gipfel der Eiche, oder dem Stengel des Rohres, ſich zu biegen, wenn der Sturm ausbricht? Iſt der Körper verwundet, dann fließt Blut, Slaskonſet! und iſt das Herz verletzt, dann fließen Thränen; das werde ich deinen Greiſen ſagen, und ſehen, was ſie mir antworten werden. Nun, Kahawabaſch, erwiederte ich, ſo weine unter meinem Dache, weil dein guter Geiſt das will, und, um dem böſen gefällig zu ſeyn, laß deine Augen trocken ſeyn, wenn du beim Feuer zu Onondaga dich befinden wirſt. Was ſoll man denn auf der Erde anfangen, entgegnete er, da der eine will, was der andere nicht will? Was man machen ſoll? ſprach ich; man ſoll das Leben anſehen als einen Uebergang von Toronto nach Niagara. Was haben wir für Schwierigkeiten, um die Landſpitze zu umfahren, um aus den Bayen zu kommen, in welche uns die Winde trieben? Wie viele Unfälle häufen ſich gegen ſo zerbrechliche Canots, als die unſrigen! Jedoch muß man die Zeit und die Dinge nehmen, wie ſie kommen, weil wir keine Wahl haben; man muß ſein Weib und ſeine Kinder lieben und ernähren, ſeinen Stamm und ſeine Nation ehren, das Gute genieſſen, wenn es uns zufällt, das Böſe mit Muth und Geduld ertragen, jagen und fiſchen, wenn man hungert, ſich ruhen und rauchen, wenn man müde iſt, auf das Unglück ſich gefaßt machen, weil man einmal geboren iſt, ſich freuen, wenn es nicht kommt, ſich anſehen wie Vögel, die eine Nacht auf einem Aſte ſitzen, und am folgenden Morgen davon fliegen und auf immer verſchwinden. Das ſagte ich ihm. Ich habe geſprochen.

Aquidnunk, aus dem Dorfe Acquakanünk, vom Stamme Skénonton (Reh), ſtand auf, und ſprach: Indem ich bei meinem Feuer rauchte, öffnete Tlénaderhab, aus dem Stamme Larneck (Stör), meine Thür, und ſetzte ſich bei mir. Was willſt du ſo ſpät? fragte ich ſie. Ich will dir meinen Kummer erzählen, und dich um Rath bitten. Was iſt dir denn wiederfahren? Der Sturm des Unglücks hat, gleich dem heißen Hauche der Hundstage, meinen Lebensbaum ausgetrocknet und entblättert. Meine kleine Tigény iſt nach Weſten gereiſt. Ich will auch dahin reiſen, ehe ihr Vater Vénango von ſeinen Jagden zurückkömmt. Warum ſoll ich auf dieſer Erde bleiben, da hier für mich keine Freude und kein Glück mehr iſt? Gehe ich an den Tagen des Vollmondes, die Stätte ihrer Ruhe zu beſuchen, und daſelbſt Thränen, nebſt einigen Tropfen der Milch meines Buſens zu vergießen, ſo glaube ich ihre Stimme noch rufen zu hören. Ich will hier wieder zu ihr gehen; alles, was ich von dir begehre, Aquidnunk, iſt, meinen Leichnam vor dem Zahn der Wölfe in Sicherheit zu bringen. Hat der böſe Geiſt die Schwelle deiner Thür hinweggenommen? fragte ich ſie. Nein! entgegnete ſie; er hat mir genommen, was mir noch weit lieber war. Und warum wollteſt du denn dein Feuer auslöſchen und deine Hütte verlaſſen? Kann man von der Mitte einer reißenden Strömung aus das Ufer erreichen? Nein! man muß den Muth haben, bis an den Tragplatz zu gelangen. Du biſt Mutter geweſen, du wirſt es auch wieder werden; warum willſt du von hinnen gehen, ehe deine Sonne untergegangen iſt? Was wird Vénango ſagen, erwiederte ſie, wenn er ſehen wird, daß das Leben aus ſeinem erſten Blute nicht mehr auf der Erde iſt? Er wird dich beklagen, antwortete ich; um deinen Kummer zu mindern, wird er den ſeinigen unterdrücken, wie der Tapfere den Pfeil verbirgt, der ihn getroffen hat. Er wird deine Thränen trocknen, und dein Feuer wieder anzünden. Das iſt ein ſchlechter Gedanke, Tiénaderhah, dein Leben abzukürzen; iſt die alte Zeit nicht da, die alle Tage verkürzt? Du haſt deine Tochter verloren, aber Vánango iſt noch da, wollteſt du auch ihn tödten? Rufe den Muth herzu! Laß ihn an deiner Seite ſitzen! Sehr bald wird er ſeine Schweſter, die Geduld, herbeiholen, und du wirſt hören, was ſie dir ſagen werden. Weine nur, meine Tochter! weine nur! Deine Thränen werden die Beklemmungen deines Herzens mindern, wie der Regen die Heftigkeit der Stürme. Arbeite, und du wirſt weniger denken; nur der Gedanke hält das Uebel feſt, und vergrößert es. Finde dich ein beim Feuer zu Onondaga, den Tag nach dem vollen Monde; deine Ohren werden allda vernehmen, was die Satſchems zu deinem Troſte ſagen werden. Dies hat ſich zwiſchen Tienaderhah und Aquidnunk begeben. Ich habe geſprochen.

Nach einer langen Stille, während welcher der Rauch der Oppoigans mit großem Ernſte ausgehaucht ward, erhob ſich Keskétomah, aus dem Dorfe Onondaga, vom Stamme Maskinongé, und ſprach: Brüder und Freunde! Unſer größtes Unglück iſt die Abnahme unſeres Blutes, und die Vermehrung des Blutes der Weißen. Und dennoch rauchen wir, und ſchlafen wir jetzt, da wir ſo heruntergekommen ſind, eben ſo, als da wir noch zahlreich und furchtbar waren? Woher ſind ſie gekommen, dieſe Weißen? Wer hat ſie über den großen Salzſee geleitet? Warum verſchloſſen unſere Väter, die an deſſen Küſten damals wohnten, nicht den ſchönen Worten dieſer Füchſe die Ohren, die alle falſch und trügeriſch, wie der Schatten der untergehenden Sonne, geweſen ſind. Von der Zeit an haben ſie ſich vermehrt wie die Ameiſen bei der Rückkehr des Frühlings, und, wie dieſe Inſekten, bedürfen ſie nur eines kleinen Zeitraums zum Leben. Woher das? Daher, daß ſie die Erde zu bauen wiſſen. Brüder und Freunde! dies iſt noch das Mittel, welches unſere Unfälle heilen kann; aber damit es wirke, müſſen wir alle einig ſeyn, gleich den Fingern derſelben Hand, gleich den Rudern deſſelben Canots, ſonſt werden unſere Anſchläge, unſere Hoffnungen mit dem Blaſen des Windes dahinfahren.

Laßt uns jagen, um dieſe unſchätzbare Uebung der Geduld, der Beharrlichkeit und der Behendigkeit beizubehalten, die uns im Kriege furchtbar macht; und laßt uns endlich den Boden, worauf wir geboren ſind, bauen. Laßt uns Ochſen, Kühe, Schweine und Pferde anſchaffen. Laßt uns lernen das Eiſen ſchmieden, welches die Weißen ſo mächtig macht. Dann werden wir ſie in Schrecken zu halten wiſſen; wenn Hunger und Mangel, wie ſonſt, an unſere Thüren klopfen werden, werden wir mit den Mitteln verſehen ſeyn, ſie zu bändigen und zu befriedigen. Ich erinnere mich, daß Koireyhunſta, älteſtes Oberhaupt der Miſſiſaé's, allemal Thränen vergoß, wenn er von Hotſchélaga zurückkam; und fragte man nach der Urſache, ſo antwortete er: ſiehſt du nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleiſch leben? daß dies Fleiſch mehr als 30 Monden braucht, um heranzuwachſen, und oft ſelten iſt? daß jedes jener wunderbaren Körner, die ſie in die Erde ſtreuen, ihnen mehr als hundert zurückgiebt? daß das Fleiſch, wovon wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat, wir aber deren nur zwei beſitzen, um es zu erhaſchen? daß die Körner da, wo die Weißen ſie hinſtreuen, bleiben und wachſen? daß der Winter, der für uns die Zeit unſerer mühſamen Jagden iſt, ihnen die Zeit der Ruhe iſt? Darum haben ſie ſo viele Kinder, und leben länger, als wir. Ich ſage alſo jedem, der mich hören will, bevor die Cedern unſeres Dorfes vor Alter werden abgeſtorben ſeyn, und die Ahornbäume des Thals aufhören uns Zucker zu geben, wird das Geſchlecht der kleinen Körnerſäer das Geſchlecht der Fleiſchjäger vertilgt haben, wofern dieſe Jäger ſich nicht entſchließen, auch zu ſäen. Die Worte des Koreyhnuſta ſind ſchon unter den Völkerſchaften Pérod, Mattik, Narraganſet, und manchen andern wahr geworden; gehet hin die Plätze zu ſehen, welche ſie bewohnten, ihr werdet da kein Leben aus ihrem Blute mehr finden, nicht einmal die geringſten Spuren ihrer Dörfer, wo ſonſt alles Freiheit und Leben verkündigte. Die Wohnungen der Weißen ſind an ihre Stellen getreten; dieſe ackern mit ihren Pflügen die Oerter um, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruheten. Wollt ihr noch jetzt die Erde nicht bauen, ſo macht euch gefaßt, das nemliche Schickſal zu erfahren. Ach, warum habe ich nicht die Flügel des Adlers! Ich wollte mich ſo hoch als unſere Berge emporſchwingen, und dann ſollten meine Worte, getragen vom Winde, bei allen Völkerſchaften erſchallen, die unter unſerer Sonne wohnen! Warum kann der Glanz der Wahrheit nicht in eure Herzen dringen, wie das Eiſen dieſes Toméhaaks in den Körper meines Feindes? Dann würdet ihr nie vergeſſen, was ich euch noch zu ſagen habe.

Ihr ſeyd verloren, tapfere Onéida's! wenn ihr forthin nichts als Jäger ſeyn wollt. Die heutige Sonne iſt nicht mehr die geſtrige; ihr ſeyd verloren, wofern ihr nicht die Stimme der alten Gewohnheit erſtickt, um eure Ohren dem Ruf der gebieteriſchen Nothwendigkeit zu öffnen. Freunde und Brüder! wie iſt's möglich, dieſe Nothwendigkeit nicht zu vernehmen, da ſie doch ſo laut ſpricht, wie der Donner! Dies ſpricht ſie zu euch durch meinen Mund: ein Carabiner iſt gut, ein Pflug aber noch beſſer; ein Tomehaak iſt gut, aber eine Axt mit einem tüchtigen Stiele noch beſſer; ein Wigwam iſt gut, aber ein Haus und eine Scheune ſind noch beſſer.

Die Weißen nähern ſich unſern Gränzen, und bedrohen uns, gleich den fernen Wellen des Sees, die ſich am Ufer brechen. Schon ſind die Bienen, ihre Vorläufer, zu uns gekommen. Wollt ihr ihnen widerſtehen? Fügt zu den Produkten der Jagd die Produkte der Erde, zu der Milch eurer Weiber, die der Kühe. Iſt wohl unter unſerer Sonne ein fruchtbarerer Boden, als der unſrige? Nein! die Weißen wiſſen das wohl. Haben wir nicht die rothe und weiße Ceder, Eſchen und ſchwarze Birken im Ueberfluß, um Canots daraus zu bauen? Steigt nicht der Lachs von Katarakny bis in unſern See hinauf? Laßt uns für unſere Pelzereien Aexte und Eiſen kaufen, oder vielmehr, laßt uns lernen es zu ſchmieden. Ach! hätten wir es gekannt, dies Eiſen, worauf wir jedoch traten, dann wären wir nicht bis zu dieſer Sprache herabgebracht! Wir hätten ſie zurückgeſchickt unter ihre Sonne, die, wie man ſagt, untergeht; wenn die unſrige aufgeht! Laßt uns Verordnungen über unſern Handel machen; laßt uns jenen Waſſern der Raſerei und des Todes den

Ein

Eingang in unſere Dörfer verbieten: aus dieſer Quelle ſind unſere größten Unfälle gefloſſen; durch dies Gift haben ſie uns toll und ſchlecht gemacht, und ſo viel Ländereien gekauft; mit dieſem ſo wohl bekannten Fallſtricke haben dieſe Füchſe vom Aufgange uns ſo viele Jahre hindurch hintergangen und verführt, und ſo viel Miſchinorbay-Völker aufgerieben. Laßt uns die Gränzen unſers Landes feſtſetzen; laßt uns in Frieden mit ihnen leben, aber auch unſere Rechte mit Gefahr unſeres Lebens aufrecht erhalten. Was iſt das Blut, das Leben eines Kriegers, wenn er durch ſeine Aufopferung das Leben ſeines Weibes, ſeiner Kinder, die Unabhängigkeit ſeines Dorfes, ſeines Stammes, ſeines Volkes nicht ſicher ſtellt, die ihm das iſt, was die Sonne den Bäumen und Pflanzen iſt? Doch ich halte ein; vielleicht finden ſich unter unſern jungen Kriegern manche, die mir den Mund zu ſchließen wünſchen, weil ſie meine Worte nicht billigen.

Kaum war das letzte Wort aus ſeinem Munde gegangen, als Kubaſſen, aus dem Dorfe Wawaſſing, vom Stamme Maubingon (Wolf) ſeinen Mantel fallen ließ, und, mit dem Ausdrucke der Keckheit im Geſichte und dem Tomehaak in der Hand, aufſtand, und ſprach: Ja wohl iſt deren hier eine große Menge! Wenn ich nicht früher geredet habe, ſo geſchah dies, weil ich das Alter ehre, nicht aber aus Mangel an guten und ſtarken Gedanken. Er durchlief darauf mit funkelnden Augen die ganze Verſammlung, und fuhr mit entblößter Bruſt, auf dem Kopfe und an den Ohren mit kriegeriſchen Federn, und an den Armen mit glänzenden Knochen geputzt, folgendermaßen fort: Der mächtige Mohaakiſche Bund, zu welchem unſere Nation gehörte, bezwang mehrere an der See wohnende Stämme vor der Ankunft der Weißen, und jagte nachher denen in Hotſchélaga und Corléar Schrecken ein. Indeß lebten unſere Krieger gut, ohne die Erde, gleich den Weißen, umzukratzen; warum thun wir dies nicht auch noch? Das Wildpret fehlt nur den Feigen und Trägen; kann man tapfer, entſchloſſen, ſorglos ſeyn, wenn man Land hat, welches Mays hervorbringt, wenn man Kühe und Pferde hat? Nein! man hängt zu feſt am Leben, um ſeinen Verluſt aufs Spiel zu ſetzen. Und kommt nun ein Krieg uns über den Hals, wie kann man ſich da theilen? Kann man zur nemlichen Zeit in den Wäldern ſeyn, den Tomehaak zu führen, und auf den Feldern den Pflug zu regieren? Die Ackerbauer bringen zu viel Zeit auf der Bärenhaut ihrer Weiber zu; wer ſeinen Feind ſtark und hart treffen will, muß ſeinen Wigwam lange Zeit mit dem Rücken angeſehen haben. Wenn wir wie die Weißen leben, werden wir aufhören zu ſeyn, was wir ſind, die Kinder unſeres Gottes, der uns zu Jägern und Kriegern gemacht hat. Wir werden denken und handeln, wie ſie; und wie ſie, werden wir Lügner, Betrüger, Sklaven, und abhängig von dem Boden werden, den wir bauen, angekettet durch Geſetze, regiert durch Papiere und Schriften voller Lügen. Und ſind denn dieſe Weißen mit ihren Feldern, Kühen und Pferden glücklicher? leben ſie länger, als wir? Können ſie auf dem Schnee ſchlafen, oder unter einem Baume, wie wir? Das können ſie nicht; ſie haben ſo mancherlei zu verlieren, daß ihr Geiſt aus Unruhe wacht. Können ſie das Leben verachten, leiden und ſterben, wie wir, ohne Klagen und Jammern? Das können ſie nicht; ſie ſind durch zu viele Bande daran geknüpft. Was hilft ihnen denn das Geld, wofür ſie ſo viel arbeiten? Reiche und Arme zu machen, das Verbrechen unter ſie einzuführen, nebſt der Eiferſucht und dem heimlichen Grolle Werden wir Landbauer, dann werden wir alſo in unſere Dörfer Richter rufen müſſen, um uns zu quälen; Gefängniſſe mit hohen Mauern errichten müſſen, um uns einzuſperren, und Ketten ſchmieden müſſen, um uns feſtzuhalten. Werden wir dann noch kühn, tapfer, voll Muthes, uneingedenk des Vergangenen, zufrieden mit dem Gegenwärtigen, wenig beſorgt um das Künftige ſeyn? Mit nichten! Die Gaſtfreundſchaft wird gehen, ich weiß nicht; wohin, und nicht mehr zu uns zurückkehren; denn da jeder auf Koſten der andern zuſammenſcharren will, ſo bleibt ihm nichts ſeinem Nachbar zu geben, der ſein Freund nicht mehr ſeyn wird. Gleich den Weißen, werden wir alles, was man uns heißen wird, für Geld thun; wir werden keinen Willen mehr haben. Was iſt aber ein Menſch, der nicht mehr hier- oder dorthin gehen, rauchen, ſchlafen, oder ſich ruhen kann? Die Reichſten werden die Armen beherrſchen wollen; und was werden ſie dann thun, dieſe Aermern? Werden ſie nicht Sklaven werden, und für die arbeiten müſſen, die von Fett glänzen? Wird dann alſo wohl mehr die Stärke, der Muth, die Geſchicklichkeit und die Geduld, über den Ruf eines Menſchen entſcheiden? O nein! das Geld und der volle Keſſel wird es thun! Ein Krieger, in deſſen Adern das Blut eines wahren Oneïda rollt, könnte, wollte der wohl je, weil das Unglück an ſeine Thür geklopft hätte, einem reichen Manne dienen? Nein! eben ſo wenig, als der Adler der Gebirge dem furchtſamen und feigen Fiſchadler; ſo wenig, als der kühne Geier der furchtſamen Holztaube dienen wird. Statt ſich zu biegen, wie das Rohr des Ufers, würde er widerſtehen, wie die Eiche der Gebirge, oder, wie die Bienen, in den großen Wäldern die Unabhängigkeit und Freiheit ſuchen. Sollte ich je meinen Willen verlieren, und genöthigt werden, einem andern zu gehorchen, weil er reicher iſt: dann will ich ihn zu Boden hacken, ihm ſeine Herrſchaft entreißen, und vorher ſein Haus anzünden; denn wer mich verachtet, iſt mein Feind. Ich will die Flüſſe von Weſten hinabfahren, und den Häuptern der Völker des Miſſißippi ſagen, daß die Oneidas, gleich den Weißen, bärtig, Erdenwühler, und elende Tagelöhner geworden ſind. Ja, bevor ich mich den Befehlen eines Herrn unterwerfe, und ein kläglicher Lohndiener werde, will ich hin zu meinen tapfern Vorfahren gehen. Was iſt denn der Tod, wovor die Feigen ſo ſehr erſchrecken? Dem Jäger iſt er der Tag der Ruhe, das Ende aller ſeiner Bedürfniſſe; dem Krieger der Tag des ewigen Friedens, den Unglücklichen das letzte Ende ihres Elendes, das Vertrauen und der Troſt aller Leidenden, der Zufluchtsort, an welchem man der Unterdrückung und der Tyrannei trotzen kann.

Und unſere Weiber! und unſere Kinder! was wird aus dieſen, mit ihren Korn und Mayſfeldern werden? Welche Beiſpiele von Geduld und Muth werden ſie in dieſem neuen Stande vor Augen haben? Von ihrer Kindheit an mit Arbeit der Hände beſchäftigt, werden ſie da je lernen können, den Hunger, den Durſt, das Unglück, den Tod zu ertragen? Wer wird ſie lehren den Zahn und den Keſſel ihrer Feinde nicht zu fürchten, zu ſterben wie tapfere Männer unter Abſingen ihrer Kriegerlieder? Schauet einmal die Völker, welche aufgehört haben zu jagen, um ſich nach der Erde zu bücken! Was iſt aus ihnen geworden, ſeitdem ſie Kühe und Pferde haben und den Gott der Weißen anrufen? Die Weißen und ihr Gott verachten ſie, und reichen ihnen die Hand nicht. Ihre Anzahl nimmt täglich ab. Böten dieſe Menſchen mir ihre Pfeifen zum Rauchen an, ſtolz wurde ich ſagen: Nein! Nein! Laßt uns bleiben, was wir immer waren, gute Jäger, tapfre Krieger. Ich hoffe, meine Meinung wird die vom größten Theile meiner Zuhörer ſeyn, deren Blut noch nicht vom Schnee des Winters geweißt, oder von dem Eiſe des Alters erſtarrt iſt. Ich habe geſprochen.

Auf dieſe, mit vielem Feuer vorgetragene Rede, folgte eine ſehr lange Stille. Endlich ſtand Keskétomah auf, nachdem er ruhig den Rauch ſeiner Pfeife durch die Naſe geblaſen hatte, und ſprach zum zweitenmale: Tapfre, aber unbeſonnene Jugend! in deren Gedächtniß heute iſt wie geſtern, und morgen ſeyn wird wie heute, bei der die Monden und die Ereigniſſe keine Spuren zurücklaſſen, ſo wenig als der Pfeil, der die Lüfte durchſchneidet, worin der Sperber ſeinen Raub verfolgt; deren Gedanken den unfruchtbaren Blumen gleichen; die ihr der Erfahrung die Thür verſchließt, ſtatt ſie zu eurem Feuer einzuladen, ihr werdet alſo nicht gewahr, daß die Dinge ſeit den alten Zeiten ſich ſehr geändert haben, von welchen Kuhaſſen eben geredet hat, und daß auch wir uns ändern, oder umkommen müſſen. Was wollt ihr thun, wenn die Waſſer des Sees überträten? Statt unſere Wigwams anderswo aufzuſtellen, wie unſere junge Mannſchaft thun würde, wollte ich rathen, einen Damm zu ihrer Abhaltung aufzuführen, und dadurch das

Dorf zu beſchützen. Gerade ſo verhält ſich's mit uns; die Weißen bedrohen uns, überſchreiten die Gränzen, welche unſere Vorfahren ihnen geſetzt hatten. Laßt uns alſo einen Damm machen, bevor der Strom uns fortreißt, uns, unſere Weiber und unſere Kinder. Durch ihre Zahl, durch ihr Korn und ihren Mays ſind ſie ſtark und verwegen geworden; durch die nemlichen Mittel müſſen auch wir ſtark und verwegen werden. Laßt uns die Wälder, unſer erſtes Vaterland, unſer altes Erbtheil, ehren; laßt uns den Boden bauen, der die Zahl unſerer Leute vermehren ſoll. Da jeder ſo viel Land haben kann, als er will, ſo wird jene ſchimpfliche Ungleichheit, wovon Kuhaſſen ſprach, unbekannt bleiben; die Richter, die Ketten, die Gefängniſſe ſind den ſchlechten Menſchen beſtimmt, und deren giebt es unter uns nicht.

Diejenigen unter uns, die blind genug ſeyn werden, um lieber zu wollen, daß die Onéida's von der Oberfläche der Erde verſchwinden, als daß ſie durch den Ackerbau blühen und ſich vermehren, dieſe, ſage ich, mögen zu den Cajuga's, Tuskarora's und Senecca's gehen, und ihre Wigwams auf einem fremden Boden aufſchlagen, einem Boden, den ſie nicht lange beſitzen werden. Diejenigen hingegen, welche das Schickſal ſo vieler, ehemals an Macht uns gleicher Völker, die jetzt vernichtet ſind, in Schrecken ſetzt, werden mit Herz und Geiſt ſich an die Meinung der Alten anſchließen, welche auch die Meinung einer großen Anzahl unſerer Tapfern iſt, und vom morgenden Tage an aus allen Kräften jene große Neuerung beginnen, von welcher unſer Heil, und ſogar unſer Daſeyn abhängt. Ich hoffe, daß die Wahrheit meiner Worte erleuchtet hat, wie die

Sonne die Oberfläche des Sees; ich habe das beantwortet, was der gute Geiſt dem Kuhaſſen eingegeben hatte; er giebt auch mir ein, nichts auf das zu erwiedern, was der Zorn auf ſeine Zunge gelegt hatte. Ich habe geſprochen.

Nun ſtand der blinde Kanajoharry, älteſter Satſchem des Stammes Skenonton (Reh), auf, und ſprach:

Wo ſind die Betrübten? Mögen ſie herankommen! Kann ich ſie gleich nicht ſehen, ſo will ich ſie doch betaſten! Sie werden mich beſſer hören, weil meine geſchwächte Stimme nur noch dem ſterbenden Wiederhalle gleicht. Wo ſind die Hände? Hier ſind zwei, die ich nicht kenne; dieſe aber erinnere [illegible] mich vor vielen Monden zum erſtenmale gedrückt zu haben Ja, du biſt es, Wékaſch, den ich anfaſſe! Das Unglück hat dich verfolgt, und ertappt; der gute Geiſt hat dir den Rücken gewendet; dein Weib Témiskaming iſt vom großen Waſſerfalle in den Abgrund geſtürzt, ich beklage ihren Verluſt eben ſo ſehr als du; war ſie nicht aus der Familie der Arlanſchéer? Sie iſt von hinnen gegangen, ehe ſie dein Blut vervielfältigt hat, aus welchem ſeit langer Zeit tapfere Krieger entſproſſen ſind. Wir kommen hierher, Wékaſch, wie jene durch Gießbäche entwurzelten Bäume, die unſere Flüſſe daher führen; des Morgens erblickt man ſie, des Abends ſieht man ſie nicht mehr, der Strom hat ſie mit ſich genommen. Die Zeit und die Monden nehmen auch uns mit ſich dahin; wir werden nur gebohren, um zu ſterben; wir kommen nur, um wieder zu gehen; heute oder morgen, das würde einerlei ſeyn, hätte man uns im Dorfe nicht nöthig. Du, den ich ſo geduldig im Unglück geſehen habe, und ſo wenig um die Zukunft beſorgt, die du vielleicht nicht erblicken wirſt, ſey das noch jetzt, bis der gute Geiſt deine erſte Témiskaming deinem Andenken entzieht, und dir eine andere giebt. Ich weiß, wo man ſie finden kann; alt und blind, wie ich bin, will ich an dem Tage, wo du ſie adoptiren wirſt, dein Feuer anzünden und deine Keſſel füllen.

Auch du, Muskanéhong, gieb mir deine Hand! So jung den Vater deiner Kinder, den Beſchirmer deiner Nächte, den Heerd deines Feuers, die Stütze deines Wigwam durch den Hauch des Unglückswindes zu verlieren! Ich beklage dich, als wäreſt du von meinem Blute, und bejammere den Verluſt Mondajéwots, als wäre er mein Freund geweſen. Weißt du nicht, daß das Leben jenem Fluſſe gleicht, in welchem man mehr Fälle und reißende Stellen, als ſtille, ſchiffbare Straßen findet? Wie viel Widerwärtigkeiten und Schiffbrüche muß man nicht aushalten, bevor man zum Tragplatze kommt? Wie klein iſt oft die Zahl derer, die, nachdem ſie ihre Morgenſonne begrüßt haben, noch die letzten Strahlen des Abends erblicken? Auch ich, Muskanéhong, der ich zu dir ſpreche, habe Niemand mehr von meinem Blute, mein Feuer zu unterhalten; die Wolken des Lebens fingen an ſchwer auf mein Haupt zu drücken, das Alter dörrte mich aus, als Matichée-Manitu meine Kinder mit ſeinem großen Pfeile traf. Mit ihnen ſind die Hoffnung, die Freude und die Ruhe meines hinfälligen Alters verſchwunden. Eilfmal hat der Schnee des Winters die Erde in weiß gekleidet, ſeitdem ihre Hände meine Schritte nicht mehr geleitet haben durch die Finſterniß, welche mich umhüllt; von dieſer Zeit an ſetzen ſich die Vögel der Nacht, die meine Schwäche kennen, auf mein Dach. Aber dennoch lebe ich noch, obgleich gekrümmt wie eine alte Eiche, die nur noch ein ſchwaches Rohr vor dem Sauſen des Nordweſtwindes iſt Und Mondaſéwot, der unermüdete Jäger, der Beſchützer des Schwachen im Augenblicke der Gefahr der Kriege, der zu uns ſprach: der Tod iſt nichts in den Augen des Tapfern, er verſteckt ſich hinter ihm, und deswegen ſieht er ihn nicht — mitten in ſeinem Laufe voll Kraft und Stärke hat er uns verlaſſen, um ins Land unſerer Vorfahren zu gehen! Warum nimmt uns das böſe Princip ſo bald den belebenden Geiſt, den das gute uns gegeben hatte? Warum wird das Maaß unſerer Tage faſt nie voll, und iſt das des Glückes faſt immer leer? Was iſt zu thun, Muckanéheng? Man muß das Haupt beugen, wie wenn es ſchneiet oder friert, ſich an einen Baum drücken, bis der Sturm vorüber iſt. Wirft er aber in ſeiner Wuth auch dieſe letzte Zuflucht zu Boden, dann muß man die Augen verſchließen, und dem blinden Geſchick ſich überlaſſen. Möge der gute Geiſt die Pfade deines noch übrigen Lebens reinigen, dir Tage ohne Wolken geben, und Nächte ohne böſe Träume!

Komm auch du, Kahawabaſch, näher! rauche aus meiner Pfeife! Sie iſt die Pfeife eines Greiſes, der blind worden iſt, weil er zu lange lebte, und der tauſendmal öfter, als du, gegen das Toben der Stürme und gegen die Schläge des Geſchicks ſeine Stirn gerunzelt hat. Du haſt dein Weib Mézalanga verloren; die Erzählung dieſes Unglücks hat mein Blut in Eis verwandelt, wie der Nordweſt des Winters, wenn er auf meine Bruſt weht. Du haſt wohl gethan, den Ort zu verlaſſen, wo der böſe Geiſt einen ſo ſchädlichen Wind losgelaſſen hatte. Rufe den Muth herzu! Kommt er heute nicht, ſo rufe ihn morgen wieder. Bald wirſt du ihn erſcheinen ſehen, denn er liebt die Jugend. Unſere Satſchems beſchäftigen ſich mit dir, und wünſchen dich zu tröſten.

Auch du, Tiénaderhah, Theilnehmerin meines Blutes, die du die erſte Frucht deines Leibes verloren haſt, läßeſt dein Haupt vor Schmerzen ſinken; dein Angeſicht iſt von den Wolken der Traurigkeit bedeckt; die ſtillen Thränen des Unglücks entſtürzen deinen Augen. Weine, Tiénaderhah, weine! Können gleich meine erleſchenen Augen ſie nicht mehr fließen ſehen, ſo können doch meine Ohren noch deine Seufzer hören, kann noch mein Herz an deren Bitterkeit Theil nehmen. Oft glaubſt du, wie du ſagſt, getäuſcht von den Träumen der Nacht, das Kind deiner Jugend wieder zu ſehen und an dein Herz zu drücken. Eben ſo glaubſt du, wenn du an den Tagen des vollen Mondes an dem Orte ſeiner Ruhe Thränen vergießeſt, nebſt einigen Tropfen deiner Milch, ſeine klagenden Töne mit Schauder und Hoffnung zu vernehmen. Arme Tiénaderhah! das ſind nur die Laute des Windes, der durch die Aeſte der nächſten Bäume fährt. So iſt gerade das Leben die Gaukelei eines Traumes; ein Geſpenſt von Glück, welches der Anbruch des Tages verſcheucht; ein Lichtſtrahl, ſtets von Wolken verdunkelt; ein Feuer, welches angezündet wird, man weiß nicht, wie? welches zunimmt, leuchtet, und ſich mit Aſche bedeckt, oder erliſcht, je nachdem es der Luftzug will, der es belebt, oder die Winde, die es anblaſen, oder die Stürme, die es zerſtreuen. Sey eingedenk, daß du das Weib eines Onéida biſt, der Krieger und Jäger iſt. Was würde Vénango ſagen, wenn er dich ſo betrübt ſähe? Deine Sonne ſteht noch hoch, die Zeit deiner Jugend iſt noch nicht verfloſſen; und dann wird doch zuletzt die alte Zeit, die immer geht, ohne je anzulangen, dich bei der Hand faſſen und dich tröſten, bis du wieder Mutter geworden, allmählig diejenige vergißt, die nicht mehr iſt, um dich nur mit derjenigen zu beſchäftigen, die, wie die vorige, der Schatten und die Freude deines Lebens werden wird. Ich habe geſprochen *).

---

*) Dieſe Bruchſtücke ſind aus der höchſt intereſſanten Reiſe in Ober-Penſylvanien und in den Staat von Neu-York, von einem adoptirten Mitgliede des Oneïda-Volkes, welche zur nächſten Michaelismeſſe im Verlage der Voſſiſchen Buchhandlung in Berlin erſcheinen wird.

VII.

Politiſche Zeitgeſchichte.

Ausführung dieſes Syſtems.

Es ließ ſich vorausſehen, daß England das Syſtem, ihm das feſte Land Europa's zu verſchließen und es dadurch zur Anerkennung des Völkerſeerechtes der verbundenen Mächte zu zwingen, durch ſeine furchtbare Seemacht zu zerſtören ſuchen würde. Auch ſandte es ſchon in der erſten Hälfte des März eine Flotte nach der Oſtſee, welche allein fünf und zwanzig Linienſchiffe zählte und den Sieger von Abukir mit zum Anführer hatte. Die däniſche Nation, welche eines ſo langen Friedens genoſſen hatte, ward durch die drohende Gefahr zur Begeiſterung geſtimmt. Es komme jetzt, ſagte Kronprinz Friedrich, auf Dänemarks Ehre an; wir ſind Soldaten und däniſche Männer; dieſes veranlaßt mich, alles von meinen braven Waffenbrüdern zu fordern. Unbeſchreiblich war der Muth, mit welchem ſich die Dänen am 2ten April gegen die Uebermacht der Engländer ſchlugen; aber hätten ſie auch einen vollſtändigen Sieg erfochten und ſich nicht geſcheuet ihre Hauptſtadt jeder feindlichen Zerſtörung preis zu geben: ſo wäre dennoch ohne Zweifel das Kriegsfeuer im Norden durch ein Ereigniß niedergeſchlagen worden, welches überhaupt für den Gang der Weltbegebenheiten von den wichtigſten Folgen war. Der Schöpfer der Koalition gegen England, Kaiſer Paul der Erſte, ward in der Nacht vom 23ſten zum 24ſten März durch den Tod hinweggeraft. Von der Mäßigung ſeines Nachfolgers, von dem Beſtreben deſſelben durch eine neue Ordnung den alten Ruhm, womit Peter der Große und Katharina die Zweite Rußland überſtralt hatten, ließ ſich erwarten, daß er alles aufbieten würde, um das Hinderniß wegzuräumen, welches die Fortſetzung des Krieges für die Ausführung ſeines Plans geweſen wäre.

Zu derſelben Zeit, da Dänemark die nordiſche Konvention ſo blutig vertheidigte, führte Preuſſen auf dem feſten Lande die Maaßregeln aus, welche es zur Erfüllung ſeiner Verbindlichkeiten gegen ſeine Alliirte gewählt hatte. In einer Declaration des Grafen von Haugwitz, welche zu Hannover übergeben wurde, hieß es, daß zur Handhabung des angefochtenen Bündniſſes und zur Wiedervergeltung des feindlichen Benehmens wider daſſelbe, der König von Preußen nicht allein die Mündungen der Elbe, Weſer und Ems verſchließen, ſondern auch zugleich ſämmtliche deutſche Staaten des Königs von Großbritannien, als Churfürſten zu Braunſchweig Lüneburg im Beſitz nehmen wolle. Sowohl ſämmtliche Civil- als Militärbehörden der Churfürſtlichen Lande wurden dem Könige von Preußen verpflichtet, und die Verpflegung der preußiſchen Truppen geſchieht auf Koſten der churfürſtlich-braunſchweigiſchen Staaten. Mit Einwilligung des preußiſchen Hofes beſetzten däniſche Truppen die Städte Hamburg und Lübeck, um die Elbe zu ſperren und gegen einem Angriff der Engländer die dortige Gegend zu ſchützen.

Allein von preußiſcher Seite hatte man die Sperrung der Ströme noch nicht vollendet, als die größte Hoffnung zum Frieden zwiſchen Großbritannien und den nordiſchen

Mächten ſich zeigte, welche durch die Convention zwiſchen Rußland und England erfüllt wurde. Sie iſt ſo wichtig für das Völkerſeerecht, daß wir kein Bedenken tragen, ihre Urkunde in dieſen kurzen Abriß der politiſchen Zeitgeſchichte aufzunehmen, und Bemerkungen über ihren Inhalt folgen zu laſſen.

Art. 1. Zwiſchen beiden Mächten und den Unterthanen derſelben ſoll Friede und Freundſchaft beſtehen.

Art. 2. Beide hohe kontrahirende Theile wollen auf ihre Verordnungen, das Handelsverbot von Kriegskontrebande-Waaren betreffend, halten.

Art. 3. Die Schiffe der neutralen Mächte ſollen frei nach den Häfen und Küſten der kriegführenden Nationen fahren können. Die auf den Schiffen der neutralen Macht befindlichen Effekten ſollen, mit Ausnahme der Kriegeskontrebande und des feindlichen Eigenthums, frei ſeyn; auch die rohen oder Manufakturwaaren in Krieg begriffener Länder, welche die Unterthanen der neutralen Macht gekauft haben, und die ſie nun auf ihre Rechnung wegführen laſſen, ſollen frei ſeyn; die zur Kriegskontrebande gezählten Artikel ſollen in den beſonderen Stipulationen der Traktaten mit anderen Mächten keine Aenderung machen; die Mächte verbinden ſich, ihren Schiffskapitainen ſtrengen Befehl zu geben, daß ſie keine Kontrebande-Waaren verheimlichen.

Art. 4. Das Recht zu viſitiren haben nur Kriegsſchiffe, und keine Kaper; ein Kriegsſchiff von der kriegführenden Macht, welches Kauffahrtheiſchiffe viſitiren will, die von einem Kriegesſchiffe der neutralen Nation konvoirt werden, ſoll in der Weite eines Kanonenſchuſſes entfernt bleiben, wenn das Meer oder der Ort des Zuſammentreffens nicht eine größere Annäherung nöthig macht. Der Kommandant des Kriegesſchiffes von der kriegführenden Parthei ſoll eine Schaluppe an Bord des Konvoyſchiffes ſchicken, um ſich theils zu überzeugen, daß es bevollmächtigt iſt, die genannten Kauffahrtheiſchiffe mit der beſtimmten Ladung nach den beſtimmten Häfen zu konvoyiren, theils um gewiß zu ſeyn, daß das Kriegesſchiff zur Kaiſerlichen oder Königl. Flotte gehört. Sind die Papiere der Kauffahrtheiſchiffe in Ordnung, und iſt weiter kein Grund zum Verdacht vorhanden, ſo ſoll keine weitere Viſitation Statt finden. Im entgegengeſetzten Fall aber ſoll das Konvoy-Schiff ſeine Konvoye die erforderliche Zeit zurückhalten, um die Schiffe zu viſitiren, wobei ein oder mehrere Officiere von dem Konvoy-Schiffe zugegen ſeyn können. Will der Befehlshaber des Kriegsſchiffes ein Kauffahrtheiſchiff aus einer ihm wichtig ſcheinenden Urſache viſitiren, ſo ſoll er den Befehlshaber des Konvoyſchiffes davon benachrichtigen, dem es dann frei ſteht, einen Officier an Bord deſſelben zu ſchicken, um der Unterſuchung beizuwohnen. Das Kauffahrtheiſchiff ſoll nach dem nächſten Hafen der kriegführenden Macht gebracht, und daſelbſt die Unterſuchung mit ſo viel Sorgfalt als möglich angeſtellt werden.

Art. 5. Der Befehlshaber eines Kriegsſchiffes von der kriegführenden Parthei, welcher ein oder mehrere konvoyirte Schiffe anhält, ſoll für Koſten und Schaden ſtehen, und im Falle, daß er ſeine Ordre überſchritten hätte, beſtraft werden. Dagegen ſoll ſich ein Konvoyſchiff unter keinerlei Vorwand dem Anhalten eines oder mehrerer Kauffartheiſchiffe von den Kriegsſchiffen des kriegführenden Theils gewaltſam widerſetzen.

Art. 6. Dieſer Artikel betrifft das gerichtliche Verfahren, welches beide Theile beobachten zu wollen ſich verbindlich machen.

Art. 7. Man wird nicht anerkennen, daß ein Schiff der Nation zugehöre, deren Flagge es führt, wenn der Schiffsherr und die Hälfte der Mannſchaft nicht von eben der Nation ſind.

Art. 8. Die in dieſem Traktate angenommenen Grundſätze und Maßregeln ſollen auf alle Seekriege angewendet werden, in welche eine von beiden Mächten verwickelt werden könnte, während die andere neutral bliebe. Dieſe Stipulationen ſollen demnach als dauernd angeſehen werden, und den kontrahirenden Mächten in Rückſicht des Handels beſtändig zur Richtſchnur dienen.

Art. 9. Dännemark und Schweden ſollen ihre Schiffe und Kolonien zurück erhalten, wenn ſie dieſer Konvention beitreten.

Art. 10. Die Konvention ſoll in 2 Monaten, wo möglich noch früher, ratificirt werden.

Druckfehler im vorhergehenden Stück der Eunomia.

Seite 55 Zeile 1. von oben, nach von fehlt das Wort: etwas.
— 58. — 15. v. o. ſtatt Moralität muß es heißen Majorität.
— 62. — 9 v. o. ſtatt weitere muß es heißen weiſere.
— — — 17. v. o. ſtatt Hauptert muß es heißen Hauptpunkt.
— 66 — 1. v. unten, ſtatt nur muß es heißen nun.
— 67. — 3. v. u. ſtatt Schulen und Dorfgerichten muß es heißen Schulzen und Dorfgerichte.
— 68. — 9. v. o. ſt. Verordnun. muß es h. Verordnungen.
— — — 8. v. u. ſt. ſagen muß es heißen ſagten.

Anzeiger der Eunomia.

No. II. Auguſt 1801.

I. Literariſche Anzeigen.

Bei dem Verleger der Eunomia ſind erſchienen:

Neue Hausfabrik
für
Frauenzimmer.
In Briefen
einer Schleſiſchen Hausmutter
an
eine junge Dame auf dem Lande.

Erſter Theil,
enthaltend
eine vollſtändige Anweiſung
zum
Anbau und zur weitern Bearbeitung des Flachſes
und ſeiner Stellvertreter,
wie auch
zum Bleichen, Färben und Weben der Leinwand,
des Damaſts u. ſ. w.

Mit ſechs Kupfertafeln.

Preis: auf Druckpap. 1 Rthlr. 12 Gr.
auf engl. Druckpap. 1 Rthl. 18 Gr.

Inhalt.

Erſter Brief. Urſprung und Anbau des Flachſes.

Urſprung und Geſchichte des Flachsbaues und der daraus entſtandenen Verarbeitungen. — Vorzug und Werth deſſelben. — Vortheil und Gewinn davon. — Anbau: Erforderlicher Acker; Zubereitung des Ackers; Düngung; Güte des Saamens; Maaß und Verhältniß des Saamens zum Acker; Zeit der Saat; Methode des Säens.

Zweiter Brief. Pflege und Wartung auf dem Felde.

Jäten. — Stengeln und Bedecken. — Raufen: Zeit, und Merkmale der Zeit zum Raufen; Methode des Raufens. — Nachwuchs. — Behandlung nach dem Raufen. — Rüffeln. — Dreſchen. — Ausklopfen. — Abhauen der Wurzelenden. — Reinigung und Behandlung des Saamens.

Dritter Brief. Vom Röſten.

Zweck des Röſtens — Zeit der Röſte. — Waſſer zur Röſte. — Gruben zum Röſten. — Methode des Röſtens. — Kennzeichen der vollendeten Röſte. — Behandlung beim Herausnehmen aus der Röſte. — Röſten des feinen Flachſes. — Thauröſte. — Künſtliche Röſte.

Vierter Brief. Flachsgeſchäfte im Hauſe.

Dörren: An der Sonne; in dem Backofen; in der Darre; in der Stube; über der Grube. — Bleueln oder Klopfen. — Backen. — Walzen. — Pochen und Stampfen. — Brechen. — Schwingen. — Ribben. — Rollen. — Hecheln. — Behandlung des feinen Flachſes.

Fünfter Brief. Verfeinerung des Flachſes

Aufbewahrung. — Sortiren — Verfeinerung: Zweck derſelben; erſte Methode, Rollen und Kämmen; zweite Methode, mit Aſche; dritte Methode, mit Thon und Salz; vierte Methode, mit Kuhmiſt, Lauge und Seife, fünfte Methode, Oelflachs; ſechſte Methode, durch Laugen.

Sechſter Brief. Surrogate des Flachſes.

Hanf: Röſte; Schälen und Brechen; Schwingen; Hecheln, Verfeinern und Spinnen. — Neſſel. — Seidenpflanze. — Hopfen. — Feigbohne, oder weiße Lupine. — Feuerlilie. — Malven. — Ananas und Aloe. — Geniſter. — Linden- und Maulbeerbäume — Asbeſt.

Siebenter Brief. Vom Spinnen.

Methode des Spinnens: Aufwocken oder Anlegen des Rockens. Verfahren bei dem Spinnen, mit der Spindel, mit dem Rade; Bockrad, Klutrad, Doppelrad, Handrädchen, Domenrad, das verbeſſerte engl. oder Antiſche Spinnrad. — Vergleichung des Spindel- und Rädergarns. — Güte des Geſpinnſtes und Fehler dabei. — Wergkratzen. — Popen. — Das Benetzen und Benetzungsmittel — Mittel wider das Mundſpinnen. — Gewinn der Hausſpinnerei. — Haſpeln oder Weifen — Weberknoten. — Spinnradtiſchchen.

Achter Brief. Vom Bleichen.

Zubereitung des Garnes zum Weben. — Theorie der Bleichkunſt — Bleichmittel: Waſſer; gemeine Aſche; Pottaſche; Kalk; Eierſchaalen; Kuhdünger und Miſtjauche; Wermuth und Sauerampher; wilde Kaſtanien; Seife; Molken; Vitriolöl — Bleichplatz. — Geräthſchaften: Laugenfäſſer; Beuchfäſſer oder Wannen; Keſſel. — Kleine Geräthſchaften.

Neunter Brief. Fortſetzung vom Bleichen.

Bleichzeit. — Vorbereitung des Garnes und der Leinwand zum Bleichen. — Einweichen — Laugen: Verhältniß der Aſche, des Kalkes und des Waſſers; Verfertigung der Laugen; Proben der Lauge; Erforderliche Beſchaffenheit der Lauge; Benutzung der gebrauchten Laugen. — Beuchen: in der Wanne; im Keſſel. — Bleichmethode: Garnbleiche; Leinwandbleiche. — Erforderniß gut gebleichter Waare — Flecke ausmachen — Winterbleiche. — Kunſtbleiche mit dephlogiſtiſirter Salzſäure. — Geſchwindbleiche: Erſte Methode; zweite Methode. — Gelbgewordene Wäſche weiß zu machen. — Appretur der gebleichten Leinwand. — Hanfbleiche. — Zeichnen der Bleichwaare.

Zehnter Brief. Vom Färben.

Kenntniß der Farben: Einfache Haupt- und Grundfarben; zuſammengeſetzte Nebenfarben; ächte und unächte; Urſprung der Farben — Beitzmittel: Saure Salze; Vitriolſäure, Vitriolöl, Alaun, Salpeter, Weinſtein, Weineſſig, Citronenſaft, Sauerkleeſalz; Laugenſalze: Kalk, Pottaſche, Salmiak; Mittelſalze: Kochſalz, Gallus oder Galläpfel, Zinnſolution — Geräthſchaften: Keſſel; Einſenker; Krücke; Schöpfkeſſel; Winde oder Haſpel. Windeſtock; Farbeſtein. — Waſſer zur Färberei. — Reinigung und Vorbereitung der Garne. — Allgemeine Bemerkungen vor, bei und nach dem Färben.

Eilfter Brief. Vom Färben.

Rothe Farben. Aus Gold: Purpurfarbe, Caſſel, Violet, Lilla, Bräunlichroth, Silberfarbe; aus Krapp: Dunkelroth, Carmeſin, Hochfeuerroth, Violet, Lilla, Purpur; aus Fernambuk: Türkiſchroth; Hochroſenfarb; Carmoiſin; Violet. — Roſa aus Saflor. — Blaue Farbe: Kalte Küpe aus Indigo; Sächſiſchblau aus Berlinerblau — Gelbe Farben: Gold- Citronen- und Strohgelb aus dem Gilbgras oder Scharte; Citronen- und Strohgelb aus dem Pfriemenkraut oder Geniſter; Aurora oder Goldgelb aus Orlean; Nankingelb aus Orlean; Chamois oder Iſabell aus Orlean; Schwefel- oder Strohgelb aus der Blüthe des Schlehdorns — Grüne Farben: Grün aus Indigo und Gilbgras; Stahlgrün aus Indigo und Pfriemenkraut; Olivengrün aus Indigo und Orlean; Apfel- und Seladongrün aus Berlinerblau und Schlehdorn. — Violet: Lilla. — Schwarze Farbe aus Eiſen. — Graue Farben: Mohrengrau; Aſchfarb; Silberfarbe; Stahlfarbe; Bleifarbe; Perlfarbe. — Braune Farben: Dunkelkaſtanien- Nelken- und Flohfarben; Pompadour; Zimmtbraun; Gelbbraun; Kapuziner- und Caſſelfarbe; Olivengrün — Proben wegen Haltbarkeit der Farben: durch Laugen und Seifen; durch ſaure Salze; durch Luft und Sonnenſchein. — Seife zum Waſchen der gefärbten Sachen.

Zwölfter Brief. Vom Weben.

Selbſtwebender Wirkſtuhl. — Reinigung des blauen Garnes. — Probe des türkiſchen Garnes. — Zubereitung der Seide zum Weben. — Frage: ob es beſſer ſey, das Garn gebleicht oder ungebleicht zu verweben? — Richtige Haſpel oder Weiſe. — Berechnung des Garnes zum Weben: nach dem Gewichte; durch Berechnungen, der Kette, des Einſchuſſes. Verluſt bei kleinen Geweben. Leinwandſorten: gemeine Hausleinwand; bunte Leinwand; gemiſchte Leinwand. — Unterſchied zwiſchen Drillich und Damaſt. — Muſterbücher. — Größe des Tafelzeuges: der Handtücher. — Bunter Damaſt. Betrug der Weber dabei. — Berechnung des verwebten Garnes im Damaſt. — Güte der Leinwand. — Aufbewahrung derſelben.

Patriotiſches
Archiv für Deutſchland.

Herausgegeben
von
Sam. Chr. Wagener,
(Verfaſſer des Werkes: die Geſpenſter.)

Dritter Band.

oder
Zweiten Jahrgangs erſtes und Zweites Quartal, in 8.
Berlin, bei Friedrich Maurer.
Der Preis des ganzen Jahrganges iſt 4 Thaler.

Inhalt.

I. Belehrungen:

1. Ueber Reformation und Reformiren im Ganzen, von Hrn. Paſtor **Hanſtein.**
2. Was kann der Patriot in Hinſicht auf die jetzige Getraide-Theurung wünſchen? von Hrn Juſtizrath N.
3. Ueber Revolution in Religionsſachen.
4. An die Staatsbürgerinnen, von Hrn. Rath **Campe.**
5. Ueber die Disharmonie zwiſchen den Polen und Deutſchen, und die Mittel zur Vereinigung beider Theile — von Hrn. Stadtrath **Gronau.**
6. Aphorismen eines Schleſiſchen Bauers, nebſt der Selbſtbiographie dieſes Verfaſſers
7. Sind die Engländer vor Gericht wirklich freier als die Deutſchen?
8. Luther über Freiheit und Gleichheit.
9. Ueber Vorurtheile und Aberglauben; von Hrn. Paſtor **Treumann.**
10. Das heutige Reſſourcen-Weſen.
11. Die Bienen, eine Fabel. Von Fr. E. v. **Rochow.**
12. Religions Parthey und Religioſität. Von demſelben.
13. Verſuch eines allgemeinen Schulplans. Von demſelben.
14. Politiſche Zufriedenheit und Unzufriedenheit.
15. Freiheit und Wahrheit am Ende des 18ten Jahrhunderts.
16. Staatsbürgerſinn und Egoismus.
17. Das geſellſchaftliche Leben. Vom verſtorb. Prof. **Garve** in Breslau.

18 Der Leſeſucht Einfluß auf das Wohl des Staats.
19 Gerechtigkeitsliebe.
20 Der Menſch, des Menſchen ärgſter Feind. Von Dr. Fawcett
21. Soll man jedes Vorrecht ſtrenge behaupten, nichts dem Wohle des Ganzen opfern? Vom verſt. Prof. Garve in Breslau.

II. Wünſche und Vorſchläge:

1. Wie iſt das Entſpringen der Diebe und anderer gefänglich eingezogenen, dem Staate gefährlichen Menſchen zu verhüten? von Hrn. Stadtrichter Marwede.
2 Wie kann man der Getreidetheurung ſteuern, ohne die Ausfuhr zu ſperren?
3. Wie iſt dem ſittenverderblichen Debite ſchlüpfriger Bücher entgegen zu wirken?
4. Wie könnte man ſich von einem erſchöpfenden Nationalbedürfniſſe losreißen?
5 Wie wäre dem inländiſchen Weinbau aufzuhelfen, und die Weinvergiftung zu verhindern.
6 Zwei Vorſchläge zur Verbeſſerung des Landſchulweſens.
7. Die wohlthätigſte und gefälligſte aller Auflagen.
8. Eine leicht ausführbare allgemeine Wittwen-Verſorgungs-Anſtalt.
9. Wie iſt der willkührlichen Eheloſigkeit vorzubeugen?
10. Wie iſt dem Unglücke außerehelicher Schwängerung vorzubeugen?

III. Charakterzüge:

1 – 2. Zwei Anekdoten zur Ehre des Preußiſchen Militairs.
3. Zufriedenheit mit Gott und dem Könige, wo man ſie kaum erwarten möchte
4. Ein Kind beſſert ſeinen Vater.
5. Ein Deutſcher Bürger.
6 Joſeph, von der Liebe eines ſeiner Unterthanen ergriffen.
7 Fürſt und Unterthanen im ſchönſten Bunde der Menſchenliebe.
8 Paul von Gonzenbach, ein ſeltener Patriot.
9 Keine Belohnung, wo die Menſchenliebe zu helfen gebietet.
10. Die Odenwalder und Lecourbier.
11. Schmidt und Sippel, die Menſchenretter.

12. Unterthanen-Gutmüthigkeit.
13. v. Stern und die Empörer.
14—15. Zwei edle Aerzte.
16. Der Preuß. Fähnrich, das Bild der Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit
17. Erfüllte Bekenntniſſe eines ächten Landesvaters.
18. Friedrich der Einzige.
19. Die Bauern der Mark und Froben.
20. St. Bonnet und ſeine Getreuen.
21. Das Regiment Kalkſtein.
22. Prittwitz bei Kunersdorf.
23. Der ſterbende Grenadier.
24. Die Landesſtände in Pommern, der Mark und dem Magdeburgiſchen.
25. Bürger und Bauern des Preuß Staats im ſiebenjährigen Kriege.
26. Das Dorf Brunn im Cleviſchen
27. Patriotiſmus der Preußen neuerer Zeit.
28. Der Sergeant Charrier.
29. Der Huſar Kartuſch.
30. Jaep, die treueſte Gattinn.
31. Großmuth auf dem Throne.
32 Freyh v Brenken
33. Selbſtverleugnung Fr. Wilhelms des Großen.
34. ———— ———— des Erſten
35. Handhabung der Gerechtigkeit im Deut Reiche, ſelbſt gegen Fürſtl. Gegner
36. Ein Fürſt voll hoher Weisheit und Würde.
37 Fr. Ulrich von Braunſchweig
38. Maximilian Joſeph der Geſetzgeber.
39. Schreiben aus Bayern.
40. Churfürſt Johann Georg.
41. König Friedrich der Erſte.
42. Degen.
43. Joh. Fr von Sachſen.

IV. Litteratur:

1. Nachricht von der Leopoldsſtiftung in Frankfurth; von C. G. Krüger.

2. Ueber den Werth des öffentlichen Gottesdienſtes; von C. G. **Ribbeck.**
3. Ueber den Werth und Werthſchätzung der öffentlichen Andachten; von A. L. **Hanſtein.**
4. Grundriß der Erziehungswiſſenſchaft von D. H. **Stephani.**
5. Gemählde aus der Preuß. Geſchichte.
6. Belehrung, Beiſpiel, Ermunterung.
7. Vaterländiſches Leſebuch
8. Wilmſen's Brandenburgiſcher Kinderfreund.
9. Winke für Nationen.

V. **Gedichte:**

1. Vaterlandsliebe, von **Voß,** parodirt.
2. Der Patriotenbund.

VI. **Stiftungen:**

1. K. Märkiſch Oekonomiſche Geſellſchaft zu Potsdam.
2. Rettungsanſtalt für die in Feuersgefahr bedroheten Menſchen und Sachen.
3. Stiftung eines Deutſchen von England aus.
4. Lübecks Stiftungen.

VII. **Rügen:**

1. Wegen Verdrehung und Mißdeutung des Worts **Patriot.**
2. Wegen der ächten Revolutionsſprache einer deutſchen Druckſchrift.
3. Wegen einer jetzt ſehr gemeinen Verkennung des Patriotismus.
4. Vorliebe einiger Deutſchen für das Ausland.
5. Leichtſinn der Dienerſchaft im Verhaßtmachen guter Fürſten.
6. Das Marionetten-Spiel.

VIII. **Bruchſtücke:**

1. Monarchie
2. Weſtphäliſcher Friede.
3. Religion — nicht Unglaube — auch nicht Polemik.
4. Das Hinſchauen auf Glücklichere.
5. Vollkommenheit iſt nicht das Loos der Menſchen.
6. Aechte Eroberungen
7. Krieg. Von **Sonnini.**
8. Revolutionswuth
9. Unterthanen- und Fürſtenglück.
10. Verſchiedenheit der Regierungsverfaſſungen.

Briefe
über
Gegenſtände der Therapie,
von
Dr. Mathy.
Erſter Theil.
Mit Kupf. 8. Berlin, bei Friedrich Maurer, 1801.
Preis 1 Rthlr.

Inhalt.

Vorrede.

Einleitung. Stufenfolge der Stärke der Erkenntniß.

Erſter Brief. Begriff der auflöſenden Mittel. Reiz, Wirkung der Salze, Ileus, abſolute und relative Schwäche, Eſſigklyſtire.

Zweiter. Unreinigkeiten der erſten Wege, Hämorrhoiden der Scheide, Hyſterie, ſanfte Klyſtire, belegte Zunge, ſchwarze Galle, Coma somnolentum.

Dritter. Fortſetzung des vorigen, Unreinigkeiten der erſten Wege, weißbelegte Zunge, Brownianer, u. ſ. w.

Vierter. Fortſetzung des vorigen. Abſolute Schwäche des Darmkanals, verhaltene Lochien, verhaltener Stuhlgang, akutes Nervenfieber, Namen der Arzeneimittel, Mohnſaft, Kampher, Aaronswurzel, neue Lektür und Ausübung der Alten, u. ſ. w.

Fünfter. Groſe Kraft der Rinde, noch gröſſere der reizenden Mittel, trügeriſcher Schein, Topographie, Univerſalarzenei, Erweckung vom Tode, Brantwein, Aberglaube, Geſundbrunnen und wunderthätige Bilder.

Sechster. Stärkende und reizende Mittel, Gabe der Bittern, der Landmann und der Städter, Menſchen, Krankenwärter, u. ſ. w.

Siebenter. Fieberkuchen, Reizbarkeit, Lebenskraft, Gerberei, Eier, China, Xanthianer, u. ſ. w.

Achter. Vorzug der reizenden Mittel vor den ſtärkenden, Krämpfe, Infarktus, u. ſ. w.

Neunter. Beſchreibung der ſchwarzen Blatter.
Zehnter. Ueber rheumatiſche Krankheiten.
Eilfter. Fortſetzung des vorigen.
Zwölfter Fortſetzung des vorigen.
Dreizehnter. Fortſetzung des vorigen.
Vierzehnter. Fortſetzung des vorigen.
Funfzehnter. Beſchluß des vorigen, hitziger Rheumatismus, Froſtbeulen, febris peracuta durch bloßes Waſſer geheilt ꝛc.
Axioma. Winke, und Vorſchäge für die Heilkunde.
Sachverzeichniß.

Anzeige für ſtudirende Jünglinge, beſonders für Medizin und Chirurgie ſtudirende.

Zur faßlichern Erlernung der lateiniſchen Sprache in beſonderer Hinſicht auf das Studium der Medizin und Chirurgie iſt wohl kein Werk ſo ſehr geeignet, als nachſtehende beide, welche deshalb denen, die davon Gebrauch machen können, ſehr angelegentlich zu empfehlen ſind:

1) **Lateiniſche Sprachlehre. Zum Gebrauch der königl. chirurg Pepiniere zu Berlin, und aller angehenden Aerzte und Wundärzte. Von Ad. Schloſſer.** Königl. Lehrer an der Pepiniere, gr. 8. Berlin, bei Fr. Maurer, 1801.
auf ſehr ſchön weiß engl. Druckpapier 20 gr.
auf ord. Druckpap. 16 gr.

2) **Deſſelben lateiniſches Leſebuch, zum Gebrauch der Königl. chirurg Pepiniere zu Berlin, wie auch aller angehenden Aerzte und Wundärzte der Königl. Preuß. Armee, und aller Studirenden überhaupt.** gr. 8. Berlin, bei Fr. Maurer, 1798. 18 gr.

In meinem Verlage iſt erſchienen:

Grimmes, J. C. Ph. Hausbedarf aus der Geſchichte des Königl Preuß. Hauſes und der dazu gehörigen Länder. 1s Bändch. 8. 12 gr.

August Schall.
Buchhändler in Breslau.

II. Ankündigungen.

Zu bevorſtehender Leipziger Michaelismeſſe erſcheint in meinem Verlage:

1) Wageners patriot. Archiv. 2r Jahrg. 3s Quartal.
2) Rohlwes Magazin. 3r Jahrg. 3s u. 4s Quartal.
3) Die junge Stickerin. Ein Taſchenbuch für Frauenzimmer zur Uebung im Sticken und Malen, auf das Jahr 1802. Von Hirſchmann. Eine Fortſetzung des vorjährigen. Mit 15 illum. und 15 ſchw. Kupf Mit und auch ohne Modelblatt. Gebunden im Futteral.

   Preis mit dem geſtickten Modelblatt 2 Thlr. 8 gr.
   — ohne das ——— ——— 1 Thlr. 12 gr.
4) Bibliothek für die erwachſene Jugend, 1s Bändchen, oder Almanach für Jünglinge aufs J. 1802, enthält: Gil Blas Leben und Abentheuer im Auszuge mit einem moraliſchen Commentar und mit Kupf. gebunden, im Taſchenform. Preis ungefähr 1 Thlr. 4 gr.

Ich nehme hierauf Beſtellungen an.

Berlin, am 1. Auguſt 1801.

Friedrich Maurer.

Jahrbuch der Schauſpielkunſt.

1 8 0 2.

Vorläufig nur die Anzeige, daß unter dieſem Tittel ein neues Theater-Taſchenbuch hervortreten wird. Die Herausgeber haben mit regem Enthuſiasmus für die Kunſt alles angewandt, damit dieſes neue Taſchenbuch dem Inhalte nach mit ſeinen Vorgängern oder etwanigen Nebenbuhlern einen rühmlichen Wettkampf beginnen kann, und der Begriff einer Sudelei ganz unzulaßlich ſey.

Die Verlagshandlung hingegen hat die zweckdienlichſten Anſtalten getroffen, daß die Muſen der Schauſpielkunſt auf dies neue ihnen zu Ehren dargebrachte Opfer mit Wohlgefallen herablächeln mögen; und wenn ſo manche Fabrikarbeit mit Thaliens Namen bezeichnet ward, ſo ſoll doch dies erſte, im neuen Jahrhunderte für die Schauſpielkunſt erſchienene Jahrbuch, beſtmöglichſt auch die Forderungen der eigenſinnigſten Kritiker befriedigen. Die nähere Anzeige des Inhalts, wenn daſſelbe die Preſſe verlaſſen hat, wird das Wenige, was hier zum vorläufigen Lobe dieſer neuen Unternehmung geſagt iſt, rechtfertigen.

Schallſche Buchhandlung in Breslau.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler.

Omnibus aequa.

September 1801.

I.

Ueber Perfektibilität und Größe des Schauſpielers. Von G. W. Becker.

Nie waren wohl aus leicht begreiflichen Urſachen die Forderungen des Publikums an den Schauſpieler ſo groß, als jetzt; nie hörte man ſo oft die wiederholte Klage ertönen, daß würklich große Schauſpieler immer nur noch äußerſt ſelten wären; daß Eckhof und Reinicke gewiſſermaßen immer noch vermißt würden. Ich nannte die Urſachen dieſer Klagen leicht begreifliche, und einige Betrachtungen darüber werden dieſe Beſtimmung zu rechtfertigen ſogleich im

Stande ſeyn. Der Geſchmack iſt jetzt ausgebreiteter, als ſonſt. Jeder Gelehrte, der ſonſt zufrieden war, wenn er in ſeinem Fache alles wiſſenswerthe ſich eigen gemacht hatte, bemüht ſich, die Schriften eines Engel, Sheridan, Wilhelm Cook, Leſſing, Schink ꝛc. zu leſen, und nach den darinnen enthaltenen Grundſätzen, die er unbedingt für wahr annimmt, und ſehr oft ganz falſch verſteht, Forderungen an den Schauſpieler zu thun, Urtheile über ihn zu fällen und oft Verläumdungen zu ſeinem Nachtheil auszuſtreuen, die dieſer bisweilen würklich nicht verdient und bei denen er ganz gelaſſen bleiben könnte, wenn das Produkt der Schauſpielkunſt nicht tranſitoriſch und mithin der Beurtheilung anderer unfähig wäre. Was von dem Gelehrten gilt, das pflegt auch der Fall bei denen zu ſeyn, welchen ihre Berufsarbeiten Zeit und Muße genug zum Leſen laſſen; das pflegt der Fall zu ſeyn bei einem großen Theile des weiblichen Geſchlechts, wo ſo manche Individuen den Ruf eines ſchönen Geiſtes, einer geſchmackvollen Dame u ſ. f. zu haben wünſchen. Der Schauſpieler, der unter allen andern Künſtlern allein das Unglück hat, ſeine Perſon zugleich mit dem Kunſtwerke, das dieſe auf der Bühne den Abend zuvor darſtellte, am andern Morgen abſichtlich oder durch Zufall von einem Kritikaſten in einem Blatt oder auf einem Kaffeehauſe ſo falſch kritiſirt und beurtheilt zu ſehen, verliert entweder den Muth und das Beſtreben, ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, oder er wird eigenſinnig und hartnäckig; verwirft billige und ächte Beurtheilungen, weil ihn die niedrigen und falſchen mißtrauiſch gemacht haben, und der Fortgang der Kunſt ſelbſt wird dadurch gehindert.

So groß, ſo übertrieben aber auch die Forderungen an den Schauſpieler ſind, ſo übertrieben ſind dagegen auch wieder ſehr oft die Lobeserhebungen, welche den Mitgliedern der jetzt ſo häufigen Geſellſchaftstheater ſowohl *privative*, als auch ſehr oft in öffentlichen Blättern gemacht werden. Wenn *Plattner* und andere Kenner behaupten, daß die Schauſpielkunſt die *Krone* der übrigen, das *Combinat* aller andern Künſte ſey, ſo ſollte man dort Veranlaſſung finden, zu glauben, daß ſie die leichteſte ihrer Mitſchweſtern ſey. Hier ſpielte ein Dilettant den Marſchall von Kalb *) beſſer, als der berühmte *Thoring* auf dem Churfürſtl. Sächſiſchen Theater; dort zeigte ſich ein anderer als Präſident in der *Tochter der Natur* ſo groß, als *Chriſt*. Da wurde eine Vorſtellung von Ifflands *Herbſttag* ſo gegeben, daß das Berliner Theater zurückſtehen müßte; mit einem Worte: der Dilettant wird, wenn es ſo fortgehen ſollte, den würklichen Künſtler verdrängen müſſen.

Es giebt mehr als eine Urſache, welche dieſe, der vorigen, ſo ſehr entgegengeſetzte Erſcheinung hervorbringt. Wenn ich in ein Geſellſchaftstheater gehe, ſo ahne ich, vorausgeſetzt, daß ich Künſtler, Kunſtverſtändiger, Kritiker bin, für ausgemacht, daß dieſe Vorſtellung höchſtens *wahr*, vielleicht auch nur in den Haupttheilen *wahr* ſey; von *Schönheit* der Vorſtellung, von dem *Idealiſchen* derſelben erwarte ich nichts. Bin ich nicht Kritiker, bin ich nur Freund eines oder mehrerer mitſpielenden Mitglieder, ſo gehe ich gar nur in dem Gedanken hin: die Vorſtellung zwar nicht ſo gut zu finden, als es die von bekannten Künſtlern ſeyn

---

*) In *Kabale und Liebe*.

würde, aber doch immer Unterhaltung daſelbſt anzutreffen. Dann heißt's:

— Der Freund verlangt nicht allzuviel vom Freunde,
Und — wenn das Sprüchwort wahr es meinte —
So findet ihr vielleicht doch auch das, was ihr ſucht.

Wo man wenig erwartete, da iſt man froh, wenn man dieſes wenige trift, und entzückt, wenn es gar vielleicht noch ein klein wenig mehr iſt. — Gehe ich in ein öffentliches Theater, ſo verlange ich in der kleinſten Rolle ein Ideal der mimiſchen Kunſt zu ſehen; ich überlege nicht, daß der Schauſpieler, nicht wie andere Künſtler, nach dem Rufe ſeiner Phantaſie, ſein Kunſtwerk zeigen darf, ſondern auftreten muß, wenn der letzte Strich der Violine geſchah und der Vorhang aufrauſchte; daß er Menſch iſt und durch mancherlei Unfälle vielleicht eine Stunde zuvor alle zu ſeiner Rolle nöthige Faſſung verlor, und daß, wo die Erwartung zu ſehr geſpannt iſt, eine Täuſchung nur zu leicht ſtatt finden kann. Vorzüglich dieſes letztere iſt es, was ſo manchmal dem Künſtler alle ſeine Bemühungen vereitelt, wenigſtens, wenn ſein Ruhm ſchon völlig gegründet iſt, für einen Abend vernichtet. Daher kam es, daß z. B. Iffland als Haushofmeiſter Bittermann *) vielleicht das erſtemal das Leipziger Publikum etwas unbefriedigt ließ, weil es wahrſcheinlich das non plus ultra des Niedrigkomiſchen erwartete und ſich in der ſeinen, ganz originellen, und völlig neuen Behandlung dieſer Rolle in ſeiner Erwartung getäuſcht fand; das war wahrſcheinlich die Urſache, warum Opitz als Czaar Peter in Menzikoff und Natalia 1800 nicht völlig ſo gefiel, wenigſtens

---

*) In Menſchenhaß und Reue.

nicht den lauten Beifall erhielt der ihm ſonſt in dieſer Rolle zu Theil wurde.

Sollte ich wohl aber nicht zu viel zugegeben haben, wenn ich die Vorſtellungen dieſes oder jenes Geſellſchaftstheaters *wahr* nannte? Ich glaube nicht. Zwar weiß ich recht ſehr gut, daß der Schauſpieler ſchon viel in ſeiner Kunſt gewonnen hat, wenn er *wahre*, aus der Natur entlehnte Darſtellung geben kann; daß aber noch ſehr viel außerdem verlangt werden muß, daß auch ſelbſt das vorhin zugegebene ſelten der Fall ſeyn wird, dieß ſoll durch einen Grundſatz bewieſen werden, den ich bis jetzt in keinem Werke unſerer Dramaturgen fand, von welchem ich aber manche gute Folge zur Erklärung der ſo günſtigen und doch oft ſo falſchen Beurtheilung eines Anfängers in der Schauſpielkunſt ziehen werde. Und wie lautet denn dieſer neue Satz?

„Die Schauſpielkunſt unterſcheidet ſich von den andern Künſten bei der Ausübung darin, daß es bei ihr leichter iſt, zur Mittelmäßigkeit zu gelangen; äußerſt ſchwer aber, viel ſchwerer, wie in den übrigen allen, etwas vollkommenes zu leiſten.

Die Geſchichte der Kunſt allein würde ſchon im Stande ſeyn, die Wahrheit meiner Behauptung ſehr wahrſcheinlich zu machen. In einem gegebenen Zeitraume lebten z. B. immer eine beträchtliche Anzahl berühmter Tonkünſtler, berühmter Tänzer, berühmter Dichter ꝛc. und kaum ein oder zwei berühmte Schauſpieler. Graun, Haſſe, Benda, jenes große Triumvirat, waren Zeitgenoſſen zu einer Zeit, wo noch ſo viele außer Deutſchland ihren Ruhm theilten, und zu derſelben Zeit waren in ganz Europa kaum drei Schauſpieler, deren Ruf ſich noch bis jetzt erhalten hat. *) Das nehmliche getraue ich mir von unſerem Decennio zu beweiſen. Allein eine genauere Unterſuchung des Objekts der Schauſpielkunſt und des Mittels, deſſen ſie ſich zur Vollbringung jenes Objekts bedient, wird ihn uns zu einer noch größern Evidenz erheben. Der Menſch in ſeinen Handlungen, in ſeiner Denkungsart, in ſeinen verſchiedenen Lagen und Verhältniſſen iſt der Gegenſtand der Schauſpielkunſt, die, um ihn ſo darzuſtellen, ſich des Menſchen, als Mittels, bedienen muß. Eine Menge Dinge müſſen alſo dieſe Kunſt erleichtern, welche bei der Ausübung aller andern wegfallen. Wie viel Mühe hat nicht der Tonkünſtler, wie viel Schwierigkeiten hat er nicht zu bekämpfen, ehe er aus ſeinem Inſtrumente die angenehmen, bezaubernden Töne hervorruft, die unſre Empfindungen bald erhöhen und bald einſchläfern, unſere Leidenſchaften bald beſänftigen, bald anfeuern. Welche Kleinigkeiten, die doch ſo leicht die Geduld eines Robinſons ermüden könnten, ſtellen ſich nicht dem Mahler entgegen, ehe er ſeine Ideale auf die Leinewand hinzaubern kann. Wie lange dauert es, bevor ein junger Dichter ſeine lebhaften Empfindungen nach ſeinem Wunſche ausdrücken lernt. Nun nehmen wir aber einen Menſchen, der außer guter, nur gewöhnlicher Erziehung, nur allgemeinen Kenntniſſen, nichts beſonders für die Schauſpielkunſt verſpricht. Wir geben ihm eine Rolle; wir beobachten ſeine Handlungsweiſe und ſehn mit Erſtaunen, daß er, der vielleicht in den vierzehn Tagen, welche man ihm zum Einſtudieren Zeit gab, kaum die Töne einer Flöte, einer Geige u. ſ. f. richtig anzugeben gelernt hätte,

---

*) Garrik, Eckhof und Koch, vielleicht auch le Kain?

ſeinen Charakter recht hübſch darſtellt. Aber woher kommt es? der Dichter zeichnete ihm ſchon einen großen Theil derjenigen Geberden, Geſichtszüge und Modulationen der Sprache vor, welche dazu dienen, einen gewiſſen Charakter von andern zu unterſcheiden; einen andern Theil fand er, vorausgeſetzt, daß er nicht Baldrianmäßig in den Tag hineingelebt hatte, indem ihm die Behandlungsweiſe dieſes oder jenes ſeiner Freunde, welcher mehr oder weniger dem vorzuſtellenden Charakter ähnlich war, einfiel, und auf einen dritten machte ihn vielleicht der Inſtructor bei den Proben aufmerkſam. Und ſo ſieht ſich dieſer Jüngling nun auf einmal zum Schauſpieler umgeſchaffen, der vorher vielleicht nie ein Theater geſehn hatte; dem die Natur keinen andern Beruf dazu gab, als ein gutes Sprachorgan, ein hübſches Geſicht, und einen gutgewachſenen Körper.

Jetzt laſſen Sie uns aber auch einmal die Fortſchritte der hier angeführten verſchiedenen Künſtler in Folge der Zeit beobachten. Wenn der junge Tonkünſtler im Anfange große Mühe hatte, die Schwierigkeiten des Inſtruments, dem er ſich widmete, zu beſiegen, ſo wird er doch nachher ſchnellen und bei guten Anlagen unbegreiflich ſchnellen Fortgang machen. Der Mahler wird uns, ſobald er nur die Miſchung der Farben, das Colorit, und andere ihn zurückhaltende Dinge kennen gelernt haben wird, mit ſeinen Gemälden überraſchen; das nämliche gilt vom Dichter, vom Tänzer, *) vom Bildhauer, aber nicht von unſerm jungen Schauſpieler. Dieſer wird lange, lange bei der Mittelmäßig-

---

*) Ich finde es kaum der Mühe werth zu bemerken, daß ich hier den Ballettänzer meine.

keit ſtehen bleiben, welche von den erſtern Künſtlern ſo ſchwer erlangt wurde, und dieſem bei ſeinem erſten Probeſtück ſchon eigen war; ja ſehr oft tritt der Fall ein, daß er auf dieſer Stufe ſein ganzes Leben hindurch ſtehen bleibt, oder wohl gar zurückkommt [*]. Die Urſachen davon werden ſich leicht ausfindig machen laſſen; das was dem jungen Mimen die Ausübung ſeiner Kunſt im Anfange ſo ſehr erleichterte, macht ſie ihm nachher auch wieder ſo ſehr ſchwer. Der Schauſpieler ſtellt irgend einen Menſchen dar, und in dieſer Darſtellung kann und muß ich verlangen, daß ich nur den *dargeſtellten* oder *darzuſtellenden* Menſchen, keinesweges aber den *darſtellenden* erblicke. Hier liegt die große Kunſt des Schauſpielers; hierin liegt eigentlich das *wahre* der Vorſtellung, hier zeigt ſich die für die meiſten unüberſteigliche Schwierigkeit der lebendigen Bildnerei, die noch unüberſteiglicher gemacht wird, da ſich dieſe Wahrheit zugleich mit den Forderungen der *Sittlichkeit*, und wenn auch nicht allemal, aber doch ſehr oft mit dem Anſpruch der *Schönheit* verbunden, zu einem Ganzen vereinigen muß. Wie oft ſieht man nicht den Schauſpieler unter dem Grafen, oder Bauern, Fürſten oder Bürger troz der Hülfe der Kleidung vorgucken, ein Fall, den *Göthe* von ſeiner Thereſe [**] erzählen läßt, und den ſich jeder zur Warnung merken ſollte. Wie groß iſt die Anzahl der Schauſpieler, die ſich heute bloß durch andere Kleidung und andere Worte von geſtern unterſcheiden laſſen! Wie groß iſt wieder die Zahl derjenigen, die, einmal geſehn, jeden andern Abend gleich wieder in jeder

---

[*] Wie das der Fall bei dem nicht unbekannten *Gelling* zu ſeyn ſcheint.

[**] In *Wilhelm Meiſters* Lehrjahren; Bd. 4. S. 79.

Rolle an ihrer Art des Auftretens und des Abgangs, der Bewegung des Armes oder der beſondern Eigenheit der Sprache erkannt werden können! Und wie mancher iſt nicht ſelbſt unter den berühmtern, der gewiſſe kleine Eigenheiten, gewiſſe, in einer andern Rolle ſehr taugliche und paſſende Produkte der Mimik, zum Ekel wiederholt und dadurch bei dem Freunde der Kunſt die Täuſchung vernichtet.

Es iſt gewiß, daß der Schauſpieler hier mehr als alle Künſtler zu thun hat, um den Gipfel ſeiner Kunſt zu erſteigen. Dieß Ziel zu erreichen, wird ihm noch dadurch erſchwert, daß es bis jetzt noch nicht einmal ausgemacht iſt, welchen Weg er einſchlagen ſoll, um dahin zu gelangen. Wenn mancher große Künſtler behauptet, daß nur die Empfindung Thränen in den Augen der Zuſchauer hervorlocken könne, ſo beweiſt mancher andere durch ſeine eigne Erfahrung, daß die Kunſt allein dazu hinreichend ſey, wenn der Schauſpieler nur alle Zeichen, Vorläufer und Begleiter deſſen, was in der Seele des vorzuſtellenden Charakters vorgeht, ſich zu eigen gemacht hat. Diejenigen, welche ſich vorzüglich für den erſtern Weg intereſſiren, führen vorzüglich den Polus an, der in der Rolle der Elektra ſich die Urne bringen ließ, welche die Aſche ſeines Sohnes enthielt, um durch das erneuerte Schmerzgefühl ſich deſto fähiger zum Ausdruck jenes vorzubereiten. Sie erwähnen des berühmten Garriks, der ſich durch ſeine Empfindung ſo in die nächſtzuſpielende Rolle hineingedacht hatte, daß man ſchon einige Tage zuvor aus ſeinem Umgange den Charakter hätte abſtrahiren können. Er war dann der größte Miſanthrop oder der launigſte und frivolſte Bonvivant, ſeufzte den ganzen Tag, oder ſcherzte mit ſeinen Freunden, kurz er war ſchon das lange vorher, was er Abends auf der Bühne ſeyn ſollte.

Allein ich glaube doch, daß es ſehr unſicher iſt, wenn ein junger Schauſpieler dieſen Weg für die Kunſt einſchlagen ſollte. Was das Beiſpiel von Garrik anbetrift, welches ohne Zweifel für uns ſehr wichtig ſeyn muß, ſo erinnert ſchon Rahbeck *) mit Recht, daß dieſer Mann vielleicht in ſeinem ganzen Leben nicht ſo viel Rollen geſpielt habe, als mancher unſerer Künſtler in einem Jahre geben muß. Eine Bemerkung, die wir des folgenden wegen nicht aus den Augen laſſen dürfen. Wir können ferner nicht eine Schwierigkeit unbemerkt laſſen, die bei dem andern, nachher zu erörternden Wege der Kunſt ganz wegfällt, nehmlich die, daß der Schauſpieler ſehr oft in die Gefahr kommen muß, ſeine Rolle nicht ſo zu empfinden, wie ſie es zufolge des Charakters ſeyn ſoll, den er vorſtellt, ſondern nach der Art und Weiſe wie ſein eignes Ich in den darin vorkommenden Situationen handeln würde. Und welch eine Quelle von Unrichtigkeiten, Mängeln und Fehlern müßte hieraus ihren Urſprung nehmen. Einen andern Einwurf macht ſchon Engel **) bei Erwähnung des oben angeführten Beiſpiels vom Polus. „Die Empfindung,“ ſagt er, „kann uns nur gar zu leicht „die Schönheit vergeſſen laſſen. Das Ideal deſſen, was „vorgeſtellt werden ſoll, kann nur gar zu leicht, wenn der „Schauſpieler blos nach Empfindung ſpielt, vernachläßigt, „und der Charakter oft nur ſehr unvollkommen ausgedrückt „werden.“ Einige andere Schwierigkeiten müſſen, wie ich glaube, auch in Anſchlag gebracht werden, ob ich mich gleich nicht erinnere, ſie ſchon aufgezeichnet gefunden zu haben. Wie oft ereignet ſich nicht der Fall, daß ein Schauſpiel in kurzer Zeit wohl zehn bis zwanzigmal wiederholt werden muß, weil die Kaſſe des Direkteurs ihre Rechnung dabei findet. Iſt es da wohl möglich, daß der Schauſpieler bei der letzten Vorſtellung noch aus dem Herzen reden kann, wenn ihm die Handlung des Stücks bekannter geworden iſt, als dem Prediger das Kanzelgebet? Wehe dann ſeinem Rufe, wenn ſein ganzes Spiel von der Empfindung abhing, die ihn bei der erſten und zweiten Vorſtellung beſeelte. — Dieß iſt, im Vorbeigehn erinnert, wahrſcheinlich eine Haupturſache, warum die zweite Vorſtellung eines und deſſelben Stücks auf Geſellſchaftstheatern gewöhnlich viel ſchlechter iſt, als die erſte. Der Dilettant ſpielt gewöhnlich alles, was er ſpielt, nach Empfindungen, welche dann durch die wiederholten Proben und Vorſtellungen allemal geſchwächt werden müſſen. — Wie wird es ferner dem Schauſpieler gehn, der bloß nach dieſem Grundſatze auf das Theater tritt, und kurz vor oder während der Vorſtellung das Unglück hatte auf irgend eine Art geſtört zu werden. Wenn ſchon ein anderer, der nach dem andern Grundſatze handelte, hier nur mittelmäßig ſpielen wird; ſo muß dieſer hier nothwendig die unerträglichſte Langeweile verurſachen. Und dennoch iſt eine ſolche Störung nur gar zu leicht möglich. Ein ſchlechtes Spiel des Herrn Collegen, ein lächerlicher Unfall auf dem Theater oder unter den Zuſchauern, das geringſte Unglück kann ſie hervorbringen. Und wie ſehr wird endlich nicht die Geſundheit des Künſtlers leiden, die ſchon ſo vielen Anfällen an und für ſich in dieſem Beruf ausgeſetzt iſt. Man weiß, wie theuer

---

*) Briefe eines Schauſpielers an ſeinen Sohn. 1785.

**) Deſſen Mimik. 1ſter Theil.

Garrik jede ſeiner Rollen bezahlen mußte. Jede Vorſtellung des Othello, des Hamlet, des Richard, koſtete ihm vielleicht ein Paar Jahre ſeines Lebens, wenigſtens war eine Nervenſchwäche, die ſechs bis acht Wochen ihn unfähig zu allem machte, die gewöhnliche Folge davon.

Ich könnte noch manches über dieſen Punkt ſagen, aber ich glaube, daß es ziemlich deutlich erhellen wird: es ſey wenigſtens ſehr unſicher, ſich auf dieſem Wege in der Schauſpielkunſt zu vervollkommnen, der, wiewohl ich ſehr daran zweifle, nach Platner der einzige für die übrigen Künſte ſeyn ſoll. Der junge Schauſpieler ſowohl, als der ältere, wird zwar von der Natur durchaus eine lebhafte Empfindung nöthig haben, wenn er in ſeiner Kunſt etwas leiſten will, und der erſtere wird ſich ihr im Anfange oft völlig anvertrauen müſſen; allein ſeine Pflicht wird ſeyn, ſich ihrer nur als eines der unzähligen Hülfsmittel zu bedienen, die dieſer Kunſt zu Gebote ſtehen; nicht aber ſich ihr einzig und allein zu überlaſſen.

Ungleich ſicherer iſt dagegen der andere Weg, der die Autorität von eben ſo großen Geiſtern vor ſich hat. Auf ihm wandelten Künſtler, deren Ruhm ſo lange dauern wird, als es unter den Sterblichen Geſchmack und Liebe für die Kunſt giebt. Ich nenne nur die Namen eines Eckhofs, Ochſenheimers, Ifflands und Chriſts, und beſchäftige mich ſogleich, die Pflichten derjenigen auseinander zu ſetzen, der dieſen Weg zu betreten geſonnen iſt, auf welchem allein der wahre Ruhm zu erlangen ſteht.

Die Geſinnungen, die Denkungsart, die Leidenſchaften, die Begierden, alles, was in dem Innern des Menſchen, in ſeiner Seele vorgeht, bringt in dem Geſichte, in den Bewegungen der Glieder, dem Tragen des Körpers, der Stimme u. ſ. w. gewiſſe Eindrücke hervor, die theils permanent, theils transitoriſch ſind, und durch Stand, durch Temperament, Geſchlecht, Lebensweiſe und andere hieher gehörige Dinge verſchiedentlich modifizirt werden. Die Pflicht des Schauſpielers iſt es, alle dieſe Aeußerungen der Seele unabläßig, bei jeder vorkommenden Gelegenheit, in einzelnen Individuen zu abſtrahiren, und dieſe abgezogenen davon aufgefaßten Ideen bei Gelegenheit auf einzelne Dinge wieder anzuwenden. Zwar ſind die aus der Natur mit philoſophiſchem Geiſte zuſammengetragenen und geordneten Beobachtungen eines Engels ein reicher Schatz, den hier der Schauſpieler vorfindet; allein nichts deſto weniger ſteht ihm noch zu ſeinen Beobachtungen ein weites Feld offen. Vorzüglich iſt in Hinſicht der Stimme, die nach den verſchiedenen Charaktern in der Natur ſo ſehr modifizirt ertönt, von den Bearbeitern der Deklamation, von Sheridan, Löbel, v. Kempen ſehr wenig aufgezeichnet worden, wo alſo noch alles beinahe unbearbeitet und ohne Ordnung in der Natur gefunden wird, und auf den Geiſt eines Mannes wartet, der mit Scharfſinn die vorliegenden Materien zuſammenträgt.

Der Schauſpieler, welcher in den obigen Beobachtungen des Menſchen glücklich war, iſt deswegen immer noch kein Künſtler, wenn er nicht auch im Stande iſt, durch ſeinen eignen Körper jene Aeußerungen auf das richtigſte nach dem Geſetze der Schönheit und Sittlichkeit darzuſtellen. Ohne dieſes Vermögen würde er nur theoretiſcher Künſtler, nur als Inſtrukter bei Proben, als Kenner nützlich ſeyn, aber nie auf den Namen eines würklichen Künſtlers, auf die Bewunderung des Zuſchauers Anſpruch machen können. Man wird leicht einſehn, daß er von der Natur ſelbſt zu dem gebohren ſeyn muß, was er auf der groſſen Bühne der Welt zu ſeyn übernommen hat. Man wird es begreiflich finden, daß viele Menſchen mittelmäßige, aber nur wenige große Schauſpieler werden können, da manche jener Aeußerungen der Charaktere deutlich in die Augen fallen und leicht nachgeahmet werden können; ungeachtet es äußerſt ſchwer iſt, alles aufzufaſſen und darzuſtellen, und durch ſeinen eignen Körper ein Produkt der Kunſt zu liefern, das das höchſte Ideal des menſchlichen Geiſtes ſeyn kann und darf, und muß.

Der Schauſpieler, ſagte ich, muß zum Schauſpieler gebohren ſeyn, und, ſetze ich jetzt hinzu, er muß es noch mehr ſeyn, als der Dichter, der Mahler, der Bildhauer u. ſ. w., da Objekt und Mittel ſeiner Kunſt in ihm aufs genaueſte vereinigt ſind. Welche Geſchmeidigkeit muß ſeinem Sprachorgan, welche Bereitwilligkeit und Weichheit den Muskeln ſeines Geſichts gegeben ſeyn. Wie plaſtiſch muß ſich der Körper deſſen zeigen, der jede beobachtete Eigenheit hundert einzelner Menſchen in ſeinem Spiele zurückzugeben, und auszudrücken weiß. Man wird den unmöglich zum Künſtler tauglich finden, welchem die Natur dieſe Eigenſchaften verſagt hat.

Wenn wir, die wir den Schauſpieler beurtheilen wollen, denſelben Weg einſchlagen, den wir ihm ſelbſt vorgeſchrieben, ſo glaube ich, daß ſich da ein Mittel gefunden, ein Maaßſtab gezeigt hat, nach welchem ſich unpartheiiſchere, ſichere und nützlichere Kritiken werden machen laſſen, als dieß leider bisher der Fall geweſen iſt. Nicht jeder unbärtige und unberufene Jüngling wird dann dem Ruhme und der Ehre des denkenden Künſtlers gefährlich werden können, bloß weil er nach ſeiner individuellen, vielleicht ſehr geſchwächten oder erhitzten Empfindung zu urtheilen gelernt hat. Er wird ſeine Kritik mit Gründen belegen müſſen, welche aus der Natur ſelbſt geſchöpft, von jedem geprüft, angenommen oder widerlegt werden können. Man wird, auf dieſem Wege, die Kunſt gefunden haben, die mindere oder größere Vollkommenheit des Schauſpielers im allgemeinen oder in den beſondern Fächern ſeiner Kunſt, ja ſogar ſeine abſolute Größe zu beſtimmen. Je mehr der Mimiker alle Aeußerungen des Menſchen, bis in ihre kleinſten Nüancen verfolgt, durch Kunſt hervorzuſchaffen weiß, und außer der wahren Darſtellung derſelben auch die Bedingungen des Schönen und des Sittlichen, mit beſtändiger Hinſicht auf das Ganze *), darſtellt, deſto *vollkommener* wird er ſeyn. Weiß er alle hervorzuzaubern, alle Eigenheiten des vorzuſtellenden Menſchen zu zeigen, dann wird er *abſolut groß* ſeyn, entweder in *einem* Zweige der Kunſt, oder *groß in jedem*, ein Fall, der freilich kaum denkbar iſt, der vielleicht nur in *Garrik* beobachtet wurde, und durch die Natur ſelbſt in kurzer Zeit aufgehoben werden muß. Schwerlich wird man dann noch ſo ſehr der Eitelkeit eines Anfängers fröhnen, wie dieß ſo oft bisher der Fall war; denn man wird daran denken, daß die Kunſt, eine oder zwei Rollen, mittelmäßig, ja ſelbſt gut zu ſpielen, noch kein Beweis für einen großen Schauſpieler iſt; daß dieſer aus einem Anfänger, nach einer ſolchen Probe zwar werden könne, aber nur dann, wenn Talente, Zeit, Abweſenheit anderer Geſchäfte und Unterſtützung denkender Künſtler ihm vereint die Hände reichen.

---

*) Wovon ich bei einer andern Gelegenheit mehr ſagen werde

Ich könnte hier dieſe ganze Abhandlung ſchließen, wenn nicht noch verſchiedene Einwendungen, die man gegen dieſe Methode, Schauſpielkünſtler zu werden machen könnte, zu widerlegen wären. Zwar, kann der Gegner ſagen, iſt es a priori gar nichts unmögliches, auf dieſem Wege ſich zu vervollkommnen; allein es ſtellt ſich ihm eine Schwierigkeit entgegen, welche ſchwer überwunden werden möchte: die ganze Vorſtellung wird kaltes Theaterſpiel werden, ihr wird das Leben, das die Natur hat, dabei mangeln müſſen.

Dieſer Einwurf iſt ſehr gewöhnlich. Vorzüglich wird er von Anfängern und Pſeudokünſtlern gemacht, denen alle Theorie unbekannt iſt. Allein er wird durch die Erfahrung, durch das obenangeführte Beiſpiel von vorzüglichen Künſtlern, und durch einen Umſtand widerlegt, den wir nicht aus der Acht laſſen dürfen. So wie die Seele auf den Körper wirkt und in ihm ſo verſchiedene Aeußerungen hervorbringt; ſo iſt es auch umgekehrt mit den Eindrücken, welche der Körper annimmt und die von ihm auf die Seele fortgepflanzt werden, ſo, daß ich, wenn ich die äußern Ausdrücke des Zorns durch meinen Körper ausdrücke, endlich auch meine Seele in dieſe Stimmung verſetze, und jene Empfindung hervorbringe, die meinem Spiele das wahre natürliche Feuer mitzutheilen im Stande iſt, nur mit dem großen Unterſchiede, daß mir hier Empfindung ein treſliches Hülfsmittel ſei, nicht aber das Hauptmittel; mit dem Unterſchiede, daß ſie ſich hier zu dem vorzuſtellenden Charakter aptire, dieſer aber nicht nach ihrem individuellen Weſen gemodelt werde.

Wich-

Wichtiger muß uns ein anderer Einwurf werden, den wir freilich nicht ganz aufzuheben im Stande ſind, ohne doch darum etwas zu verlieren. Es giebt allerdings eine Menge Stände und Charaktere, welche der Schauſpieler dem es um ſeine Kunſt zu thun iſt, täglich und ſtündlich beobachten kann. Allein wie ſoll er ſich denn in Hinſicht der höhern verhalten? wie in Hinſicht der Modifikationen eines Charakters, welche von dem verſchiedenen Nationalismus abhängen? wie bei der Vorſtellung, beim Studium derjenigen, die bloß ein Produkt der Dichterphantaſie ſind? wie dieß der Fall beim Oberon, Papageno u. ſ. w. ſeyn muß?

Ich gebe gern zu, daß dieſe Schwierigkeiten allerdings ſehr beträchtlich ſind, und vielleicht nicht völlig überwunden werden können. Indeſſen gilt denn doch bei allen dieſen Fällen die Anwendung der allgemeinen Geſetze der Mimik, welche uns Engel mitgetheilt hat, und für die individuellen Fälle kann man denn doch manche, ſehr würkſame Hülfsmittel anwenden. Es iſt wahr, daß die politiſchen Verhältniſſe nur wenigen Schauſpielern genaue Beobachtungen über Perſonen der höhern Welt werden anſtellen laſſen. Allein kann er ſich nicht ſehr guten Unterricht aus guten Abbildungen eines Chodowiecki, Meil, Kohl, Bauſe u. ſ. f. verſchaffen? Steht es ihm nicht frei, die Vorſtellungen ſchon bewährter Künſtler in ſolchen Rollen zu benutzen und wenigſtens hier zu kopiren, was er nicht ſelbſt als Original zu ſchaffen im Stande iſt? Kann er nicht in Hinſicht der verſchiedenen Eigenheiten, die aus dem Nationalismus entſtehen, aus richtigen Reiſebeſchreibungen das ergänzen was der Dichter anzugeben vergeſſen hatte? — Es ließen ſich vielleicht nach einige Einwürfe machen, allein ſie möchten wohl alle von der Beſchaffenheit ſeyn, daß ſie aus dem vorigen widerlegt werden können. Ich würde in der That ſehr froh ſeyn, wenn man meinen Aufſatz einer gründlichern Unterſuchung würdigte. Vielleicht daß wir ſo nach und nach eine Theorie der Schauſpielkunſt erhielten, und der Vorwurf, den Leſſing *) machte, aufhörte: „Wir haben Schauſpieler aber keine Schauſpielkunſt.“

---

*) Hamburgiſche Dramaturgie, letztes Stück

II.

Aphorismen

von

L. Frem.

1.

Der Menſch ſehnt ſich in ſeinen beſſern Augenblicken nach dem Unendlichen. Alles was Spuren davon trägt, verſetzt ihn in eine unausſprechliche Rührung. Eine unabſehliche Ferne, das unbegrenzte Meer, die ewigen Geſtirne, ein Strom der ſeine Wellen unaufhörlich fortrollt, das Geläute der Glocken, das Nachtönen einer angeſchlagenen Saite, alles dies bewegt ihn ſtärker oder ſchwächer auf dieſelbe Art, erfüllt ihn mit Wehmuth und einer namenloſen Sehnſucht nach dem Unendlichen.

2.

Wie man ſich in einer trüben Stunde am Morgen damit tröſtet, daß der Tag ja viele Stunden habe, unter welchen auch heitre ſeyn können, oder an einem traurigen Tage, daß das Jahr vielleicht hunderte und das Leben tauſende von frohern und beſſern herbeiführen wird, ſo ſollte man ſich auch in einem hülfloſen Leben durch den Gedanken aufrichten, daß das Leben nur ein kleiner Abſchnitt unſers Daſeyns, nur eine trübe Stunde unſerer ganzen Dauer iſt, und dann und wann nach der Uhr ſeines Alters ſehen, damit man nicht verzweifele.

3.

Der Laſterhafte ſteht an einem See, ſieht im Spiegel des Waſſers den Himmel zu ſeinen Füßen, und ſtürzt ſich, begierig ihn zu erreichen, in die Fluth. Der Tugendfreund blickt auf nach dem Himmel über ihm, und, um ſich ihm zu nähern, haut er ſich mit vieler Mühe Stufen in einen Felſen.

4.

Der Menſch kann ſich nicht gewöhnen, ſich als Sklaven und Herrn zugleich zu betrachten. Er wird ſtolz durch ſeine Herrſchaft und Geſetzgebung im Reich der Freiheit, und da er dieſes mit Recht weit über die Natur erhebt, ſo fühlt er ſich erniedrigt, und trägt es mit Murren im Reich der Natur dienen zu müſſen. Aus dieſer Nothwendigkeit entſpringt die Unzufriedenheit mit ſeiner Lage.

5.

Es giebt keinen Anblick der uns unzufriedener mit dem Erdenleben machte, als den Mann von hohem Geiſte und edlem Herzen mit einem morſchen Körper kämpfen zu ſehn, und niemals iſt man wohl geneigter die Gottheit zu fragen: warum thuſt du das? als dann.

6.

Es iſt leichter ſein Verſprechen andern zu halten, als ſich ſelbſt. Im erſten Fall beſtimmt uns oft die Begierde nach der Achtung anderer, im zweiten Achtung vor uns ſelbſt: um ſo viel erhabener aber dieſe über jene iſt, um ſo viel verdienſtlicher iſt es dann, ſich ſelbſt Wort zu halten. Weil die Begierde von andern geachtet zu werden, weit gewöhnlicher iſt, als Achtung vor ſich ſelbſt, findet man auch weit mehrere Menſchen, die andern ihre Zuſage treuer erfüllen als ſich ſelbſt.

Ein Menſch der nicht im Stande iſt ſeinen Vorſatz ſich ſelbſt zu halten, taugt gar nichts, weder in der phyſiſchen noch in der moraliſchen Welt.

7.

In der Begeiſterung für die Tugend erſcheint uns die Sinnlichkeit ſehr verächtlich, und leicht zu bekämpfen; im höchſten Taumel der Sinnlichkeit ſcheint uns die Tugend lächerlich. Daher verpflichten wir andere ſo ſtrenge zum Siege über Leidenſchaften und Neigungen, und verurtheilen ſie oft noch ſtrenger; kommt aber an uns ſelbſt die Reihe, ſo fühlen wir erſt das Schwere des Kampfs, und ſind ſo ſehr geneigt, uns zu entſchuldigen. Je mehr jemand alſo mit ſeinem Herzen zu kämpfen hat, deſto nachſichtsvoller iſt er gegen andre, und nur der Phlegmatiſche, oder der, dem Gelegenheit zu ſündigen fehlte, entſchuldigt den Gefallenen nicht.

8.

Studiert der Menſch ſeine Natur in ſich, ſo findet er ſie oft erhaben; ſtudiert er ſie in andern, ſo erſcheint ſie ihm gewöhnlich kleinlich.

9.

Das Leben iſt eine Tagereiſe von Oſten nach Weſten. Hinter uns ſehen wir die liebliche Morgenröthe, welche mit ihrem roſenfarbenen Licht unſern Weg erhellt; aber immer ſchwächer und ſchwächer vor uns liegt die weſtliche Gegend, ganz in Nebel gehüllt. Nur immer nach Morgen wendet ſich das Auge zurück, und freut ſich des holden Schimmers. Am Mittage ſteht die Sonne über uns und erhitzt. Abend und Morgen ſind dann gleich hell für uns und ziemlich unbedeutend. Immer näher ſinkt ſie dem weſtlichen Horizonte. Das Abendroth lockt uns dahin; zugleich aber breitet ſich wieder ein täuſchender Nebel über die weſtlichen Fluren. Endlich verſchwinden wir — im Nebel — oder in Sonnenſtrahlen? —

10.

Wir ſtehen hier auf einer wüſten Inſel im Weltmeer. Wir ſehen uns ängſtlich nach allen Seiten um, ob wir nicht ein vorübereilendes Schiff entdecken können, das uns aufnähme, oder wenigſtens Nachrichten von unſerm Vaterlande brächte. Vergebens. Wir erklimmen die Spitze der Felſen, um irgendwo in der Ferne das Blaue eines Landes dämmern zu ſehn. Umſonſt. Wir ſtrecken ſehnſuchtsvoll die Arme aus nach dem geliebten Vaterlande. Rund um uns iſt nichts als die unendliche leere Fläche, worin ſich unſer Auge voll Thränen verliert. Nur die Geſtirne über uns deuten auf die Gegend, wo jenes Land unſrer Sehnſucht liegt.

11.

Was iſt das Leben anders als das Schiff Noah's? Wie dort iſt hier alles auf einander gepreßt und gedrängt. Wider unſern Willen müſſen wir das Geſchrei, die Töne des Schmerzes, die Klagen der eingeſperrten Geſchöpfe, denen es hier zu enge wird, um uns her hören. Unſere Tauben, die wir ausſchicken, die Gegend zu erforſchen, verlieren ſich in dem Unendlichen. Nur eine, die Hofnung bringt uns ein grünes Oelblatt des feſten Bodens.

12.

Der gute, edle Menſch iſt ein Perlenfiſcher, welcher hier Schätze ſucht und ſammelt, die bei den Bewohnern dieſes Meeres wenig oder nichts gelten. Wenn ihm das Athmen zulezt beſchwerlich fällt, wird er heraufgezogen in die reine freie Luft, in ein Land, wo man den wahren Werth ſeines Reichthums anerkennt.

13.

Das Leben iſt eine ausländiſche Meſſe, auf welcher die guten, unbefangenen Menſchen betrogen, und von den Verkäufern für Narren gehalten werden. Die Böſen haben beſſern Kauf, weil ſie für nichtswürdige Waaren nur wenig von dem eben ſo nichtswürdigen Gelde; aber deſto mehr Tugend und Redlichkeit hingeben. Jedoch am Ende der Rechnung, wenn alles nach unſerm einheimiſchen Maaß und Gewicht geſchätzt, und die Totalſumme addirt werden wird, werden die Narren die Gewinner ſeyn.

14.

Das Leben iſt der Ton einer Glocke. Wie dieſer, verliert es ſich nach und nach, und wenn wir ſeine Schwingungen gar nicht mehr hören, ſagen wir, es hat aufgehört. Aber dieſe Schwingungen gehen ins Unendliche fort, und nur die Schuld unſerer Sinne iſt es, daß wir ſie nicht wahrnehmen.

15.

Den Tod könnte man nicht uneigentlich den Freudengeber nennen; denn jede Freude erhält ihre Würze nur durch ihn. Eben weil ſie vorübergehend iſt, weil ſie aufhören wird, haſchen wir ſie, und genießen ſie, ſo viel wir können. Die Ausſicht auf ihr Ende macht uns ihre Dauer ſo angenehm. Wüßten wir, daß ſie ewig währte, ſo würden wir vielleicht nicht einmal etwas Begehrenswerthes darin ſehen, wenigſtens uns weit mehr leidend als thätig dabei verhalten, und in jedem Genuß eine unendliche Leere finden.

16.

Eben daher macht der Tod allein das Leben erträglich. Auch das glücklichſte Leben muß bei der Gewißheit einer endloſen Dauer allen Reiz verlieren, und ein unerſetzlicher, unvergeßlicher Verluſt müßte jeden Leidenden unfehlbar der Verzweiflung überliefern.

17.

Weil alle unſre Glückſeligkeit auf Vergänglichkeit beruht, ſo läßt es ſich nicht denken, wie eine ewige Fortdauer jenſeit des Grabes, uns irgend Glückſeligkeit gewähren könnte. Man ſtelle ſich die Freuden der Unſterblichkeit noch ſo reizend vor, denke aber ihre Ewigkeit hinzu, und man wird ſchwerlich mit einer vergänglichen irdiſchen Freude tauſchen wollen. Bei der Wahl zwiſchen Vernichtung und ewiger Dauer eines dem irdiſchen auch nur entfernt ähnlichen Lebens, das etwa nur dieſelben Formen der Anſchauung hätte, was wird man wünſchen? — Ich glaube der denkendere Theil der Menſchen, Vernichtung.

18.

Das Erdenleben als einen Weg in einem fremden Lande, die Ewigkeit als das Ziel der Reiſe zur langerſehnten Heimath ſich vorzuſtellen, dieſe Vergleichung iſt ſchön und beruhigend. Sehr viele Menſchen führen ſie im Munde, was aber das Handeln betrifft, betragen ſie ſich mehrentheils ſo, als ob ſie nach Sibirien verwieſen werden ſollten, und jetzt noch gierig jedes Vergnügen, jeden Genuß verſchlingen wollen, den ihnen die Hauptſtadt darbietet.

19.

Unaufgeklärte ſinnliche Menſchen denken ſich Himmel und Erde als ein und daſſelbe Gebäude, nur daß der Himmel den obern Stock oder den Saal ausmacht. Wenn hier der erſte Theil des Gaſtmahls vorüber iſt, wenn ſie genug gegeſſen und getrunken haben, ſo hoffen ſie nach oben zu gehen, und unter hellen Kronleuchtern zu ſingen und zu tanzen.

20.

Wie man im Winter am Kamin auf die ſchneeigen und eiſigen Gefilde ſieht, und dadurch ſein Wohlbehagen vermehrt, oder in einer frohen Tanzgeſellſchaft auf die ringsum finſtre Regenlandſchaft, und dadurch einheimiſcher wird bei der geſelligen Freude, ſo ſieht man im Sonnenſchein des Glücks auf die vergangenen trüben Tage.

21.

O ihr armſeligſten unter den Menſchen, ihr denen der Sternhimmel nichts iſt als eine ſchöndekorirte blaue Kuppel, die ſchöne Natur nichts als eine Landſchaft von Claude Lorrain, die Muſik nur eine Erweckerin der Tanzluſt, die Tugend eine Larve, die Liebe eine Kupplerin der Sinnlichkeit, die Freundſchaft eine ſchlechte Münze zum Wechſeln und Kaufen! Ihr ſeyd Kinder die aus einem Haufen roher Diamanten begierig die geſchliffenen, glänzenden, böhmiſchen Steine ausſuchen, und über ihren Fund frohlocken.

22.

Keine Empfindung ſetzt den Menſchen ſo herab, zieht das Herz ſo enge zuſammen, und widerſtreitet ſo unſrer höhern Natur, als die des Haſſes und der Rache. Daher ſind edlere Herzen ihr auch verſchloſſen. Keine hingegen erhebt uns ſo über das Thieriſche in uns als die der Liebe und des Verzeihens.

23.

Liebe, behaupten mit Büffon mehrere Pſychologen, iſt nur eine Modifikazion des Geſchlechtstriebes. Das ſagt der Kopf; das liebende Herz wird ihm immer widerſprechen, und bei dem Urtheil, nicht über die Rechtmäßigkeit, wohl aber über die Art der Gefühle giebt es kein höheres Tribunal als das Herz. Hätten jene Herren je wahrhaft geliebt, ſie würden die Liebe durch Trugſchlüſſe nicht erniedrigt haben. Wie könnte die Natur ſich auch ſo widerſprechen, und das Mittel zur Erhaltung des Geſchlechts oft durch ſich ſelbſt zerſtöhren. Wie würde jemand, um der Befriedigung jenes Triebes ſich zu nähern, die erſte Bedingung dieſer Befriedigung, das Leben, aufopfern. Aber das liebende Herz ſtürzt ſich für den Gegenſtand ſeiner Liebe in den Tod, und das Leben iſt ihm eine Armſeligkeit gegen ſeine Liebe.

24.

Liebe und ſinnliche Liebe ſind weſentlich von einander unterſchieden. Jene iſt von einer ſüßen Ruhe, von hoher Zufriedenheit mit ſich ſelbſt begleitet, und beſeligt den Menſchen allein im Heiligthum ſeines Herzens; dieſe hält ihn in beſtändiger Spannung, macht ihn gleichgültig gegen ſeine Würde, und ſtrebt nach Genuß von außen her. Jene verſchließt ſein Herz allen unedlen Gefühlen, allen niedrigen Gedanken und Vorſätzen ſeiner Seele. Er würde dem erſehnteſten Genuß lieber mit ſeinem Leben entſagen, als ihn mit einer ſchlechten Handlung erkaufen; dieſe verſchwiſtert ſich mit Gefühlen der niedrigſten Art. Jedes Laſter iſt ihr, wenn ſie den höchſten Grad erreicht hat, willkommen, um ſie in den Beſitz des Gegenſtandes ihrer Wünſche zu ſetzen. Jene fühlt ſich durch ſinnlichen Genuß entadelt; dieſe befriedigt.

25.

Giebt es etwas Göttliches in der Menſchennatur, ſo iſt es die Liebe. Sie macht das Herz jedes höhern Gefühls fähig, ſie begeiſtert zu den erhabenſten Entſchlüſſen; ſie führt uns gerades Weges zur Tugend und zur Gottheit; ſie veredelt den ganzen Menſchen. Sie fürchtet weder Tod noch Vernichtung. Sie trägt ihre Unſterblichkeit in ſich, und iſt durch ſich ſelbſt der Fortdauer nach dem Tode gewiß; denn ſie fühlt, daß ſie nicht aufhören kann. Eine Welt voll Liebender, die ſich alle mit gleicher Liebe, wie der Jüngling die Heißgeliebte, umſchlöſſen, müßte zugleich eine Welt voll Engel ſeyn. Es giebt kein entzückenderes Bild von einem andern beſſern Leben, als ein unermeßliches Gefilde voll zahlloſer Weſen, wo die ewige, reinſte, höchſte Liebe durch alle dieſe Weſen waltet.

26.

Bei wem von den Liebenden ſich die Sinnlichkeit im Geringſten nur regt, oder wer nur glaubt, daß ſein Entzücken durch ſinnlichen Genuß noch erhöht werden könnte, der kennt noch nicht die himmliſche Liebe.

27.

Liebe im eigentlichen Sinn nimmt den erſten Platz ein. Dann folgt Freundesliebe; dann Eltern- und Kinderliebe, dann Liebe aus Dankbarkeit, dann Geſchwiſterliebe, Vaterlandsliebe, Konverſationsliebe, und zuletzt allgemeine Menſchenliebe. Freilich ſind ſie alle Kinder einer Mutter, aber oft ſo verſchieden an Bildung und Betragen, daß man erſt den Stammbaum nachſehen muß, um die Verwandſchaft zu entdecken.

18.

Die Liebe wird dem Herzen nicht eingeflößt: ſie quillt aus ihm ſelbſt. Ein Gegenſtand giebt ihr bloß Gelegenheit, ſich zu äußern. Oft will ſie gleichſam mit Gewalt hervorbrechen, und jeder nur etwas ausgezeichnete Gegenſtand iſt ihr dann willkommen. Hingegen in der Bruſt wo ſie nicht wohnt, wird auch nicht der höchſte Reiz, die größte Liebenswürdigkeit ihre Gefühle erregen. Daher fällt ſie ſo oft auf unwürdige Perſonen, und nimmt mit dem Alter ab. Findet ſie keinen Gegenſtand, ſo verbreitet ſie ſich über die Natur und die Menſchheit.

III.

Ueber den Campeſchen Purismus.

Von

Saul Aſcher.

(Beſchluß.)

Herr Campe ſcheint aber vorzüglich, gegen die gewöhnlich in ausländiſcher Sprache, ſowohl in Kompendien, als Vorträgen ausgedrückten unſinnlichen Begriffe oder ſogenannten Ideen, zu eifern [*]. Ich muß aber geſtehen, daß ich für ſeine Einwendungen keine Empfänglichkeit habe.

Erſtens, bemerke ich, daß, da der größte Theil dieſer Worte durch die Reflexion oder durch's Nachdenken geläufig wird; ſo iſt ihre Exiſtenz ganz unabhängig von jeder Anwendung im menſchlichen Leben.

Zweitens, drücken ſie zu ſehr etwas Allgemeines aus, als daß ihre Deutlichkeit, durch die individuelle Stimmung eines Menſchen, oder einer Nation, gehörig begrenzt werden dürfte; die Streitigkeit welcher dieſe Begriffe noch unterworfen ſind, macht ſie unfähig, in jeder Sprache ein vollkommenes Bürgerrecht zu erlangen. Es wäre daher auch für die deutſche Sprache eine wahre Laſt, wenn man ihrer ausländiſchen Form ſinnverwandte germaniſche Wörter unterſchöbe. Die deutſche Sprache dürfte ſich in jene grillenfangende, ſcholaſtiſche Form verlieren, worin wir ſie geſtürzt zu ſehen befürchten mußten, als die Reinholdianer ſich des Kunſtſtückes bedienten, die kritiſchen Begriffe deutſch auszudrücken.

---

[*] Daſelbſt S. 56.

In neuern Zeiten, wo das Wiſſenſchaftliche des Wiſſens ein Gegenſtand von Streitigkeiten bildet, iſt es überhaupt ſehr zuträglich, daß die Sprache von dem wogenden Strom der Diſtinktionen und Begriffe verſchont bleibe. Es iſt gar nicht zu wünſchen, daß man jetzt, wo eine Schule der andern, das Wankende in Rückſicht ihrer Ideen, zum Vorwurf macht, ſich anmaße einen Sprachgebrauch hierin feſtzuſetzen.

Noch mehr. Ich behaupte, daß nachdem Leibnitz und Wolfs Philoſophie ſich die deutſche Sprache angeeignet, es doch von ihren Nachfolgern, denen ihre Prinzipien nicht genügten, äußerſt löblich war, daß ſie in Aufſtellung der ihrigen, der Sprache ihres Vaterlands untreu wurden. Denn es iſt entſchieden, daß für die wahren, intellektuellen Begriffe keine Sprache abſolute, ſondern bloß relative Ausdrücke hat, und dieſe ſind endlich ſo vielen wankenden Erklärungen ausgeſetzt, daß ſie in das Gedankenſyſtem des großen Haufens mehr Verwirrung als Reichthum gebracht.

Auf die Art wie der Erfinder der kritiſchen Philoſophie verfahren, finde ich die einzige Möglichkeit, daß die Philoſophen ſich dereinſt verſtändigen dürften; ob ſie gleichmäßige Begriffe mit den Worten verbinden. Ich bin daher bei weitem entfernt mit Hrn. Campe zu behaupten: daß dieſer große Mann die Dunkelheit in der deutſchen Sprache befördert; vielmehr findet genau erwogen das Gegentheil Statt.

Seine philoſophiſchen Werke gleichen einer intellektuellen Welt, worin dem Denker Gegenſtände vorgehalten werden, die er allmählig auffaſſen und in ſich verarbeiten wird. Fühlt nun ein ſolcher Denker, von ihrem Geiſt genährt, ſich berufen ihn weiter zu verbreiten, ſo ſollte er in ſolchen Schattirungen und Umriſſen darſtellen, daß es der Faſſungskraft des großen Kreiſes angemeſſen ſey.

Es iſt freilich eine Sucht ſeiner ſogenannten Anhänger geweſen, mit der Manier ſeines Vortrages und ſeinen Worten vor jedem Zirkel zu prangen. Welcher Mißbrauch damit getrieben worden und noch getrieben wird, iſt jedem, der ſich nur von ferne in der deutſchen Litteratur umſieht, bekannt. Indeß iſt das nicht jenem Weiſen, ſondern den Menſchen zur Laſt zu legen, die an ſeiner Seite glänzen wollten.

Ueberhaupt iſt das eigentliche Philoſophiren eine Sache die nicht dargeſtellt werden kann. Es muß ſo zu ſagen in dem Menſchen ſich gleichſam entwickeln. Und ich behaupte daher, daß Philoſophie als Wiſſenſchaft betrachtet, gar nicht Gegenſtand der Sprache iſt. Sie muß aufgefaßt, geübt werden. Der Geiſt muß an intellektuelle Beſchäftigung gewöhnt ſeyn, und dann bildet ſich in unſerm Innern ein Ganzes, ein Syſtem.

Daher ſehen wir auch, daß da, wo die Philoſophie populariſirt wurde, ſie gewöhnlich in Verfall gerieth. Die Philoſophen bemüheten ſich gemeinverſtändlich zu ſeyn, und ſie verwandelten daher ihre Begriffe und Ideen in Worte, mit denen das Volk einen weit ſchwächern Sinn verband. Die Philoſophie kam daher in den Ruf, daß ſie ein Wortgeklingel enthalte, oder auf eine ſpitzfündige Wortklauberei hinauskomme. Hier war der Sinn des Sprichwortes an ſeiner Stelle: der Buchſtabe tödtet den Geiſt.

Es iſt überhaupt vorauszuſetzen, daß Philoſophie, als Wiſſenſchaft, nie Erbtheil des Volkes ſeyn wird und ſeyn kann. Es gehört, um für dieſe Wiſſenſchaft eine Gewandtheit zu erlangen, eben eine ſolche Lehrzeit dazu wie zu mancher Kunſt.

Komme doch ein Künſtler, oder nur ein Handwerker und nenne ſeine Kunſtworte einem Laien. Mögen ſie auch aus ihrer gemeinſchaftlichen Sprache ſelbſt hergenommen ſeyn, er wird von letzterem nicht verſtanden werden, oder er müßte ſie denn umſchreiben. Die Reſultate einer jeden Kunſt — ihre Werke, ihr Nutzen — ſind allgemein bekannt. So iſt es auch mit der Philoſophie. Die Tafel ihrer Begriffe zu analyſiren iſt nicht Sache Jedermanns. Ihre Reſultate aber können und werden immer populär vorgetragen werden.

Selbſt aber für die Empfänglichkeit gegen ihre Reſultate wird ein Grad von Bildung erfordert, der den Menſchen zu einer gewiſſen höheren Ideenreihe fähig macht, und es iſt daher nicht zu erwarten, daß diejenigen, welche ein Intereſſe an einer ſolchen haben, keine hiſtoriſche oder umſchreibende Kenntniß der philoſophiſchen Terminologie beſitzen ſollten.

Ueberhaupt muß man aber bedenken, daß eine jede Sprache eine umſchreibende werden dürfte, wenn ſie nicht viele jener fremden Wörter in ſich aufnähme, welche Kenntniſſe und Ideen ausdrücken, die ein fremdes Volk vorzugsweiſe beſitzt.

Dieß geſchieht aber von einer Klaſſe von Menſchen, die ſich gebildete nennen und ſich unmittelbar den Gelehrten anſchließen. Dieſe wollen nicht bloß belehrt, ſondern ſelbſt gelehrt erſcheinen, und durch dieſe bekommt mehrentheils das von der größten Entfernung hergewanderte Wort ſein Bürgerrecht.

Von dieſen geht es dann ins gemeine Leben über. Es iſt wahr, von allen Wörtern der Art iſt der Sinn noch nicht völlig erſchöpft. Allein, alle Wörter ſind auch nicht für das gemeine Leben. Selbſt jede Nationalſprache hat einen anſehnlichen Theil von Ausdrücken und Wörtern, die dem mit ihr gebohrnen gemeinen Mann nicht faßlich ſind.

Ich kann daher gar nicht mit Hrn. Campe einig denken, wenn er einigemal den großen Satz wiederholt: daß keine Kenntniß einem Volke eher angehöre, bis ſie das ganze Volk weiß. Dieſe Aeußerung iſt im Grunde nur eine Idee, der nie völlig genügt werden wird. Die Gelehrten werden immer Gelehrten bleiben, ſie werden immer höher über gewiſſe Gegenſtände denken, werden immer eine gewiſſe Ideenreihe ſich eigen machen, deren kein Ungelehrter ſich wird bemeiſtern können. Es werden ihrem Wiſſen immer Begriffe zum Grunde liegen, denen der Laie nie gleichkommen wird. und Hr. Campe mache mit dem erſten beſten intellektuellen deutſchen Worte den Verſuch, ſo wird er die Wahrheit meiner Behauptung anerkennen.

Ich wiederhole daher: haben die Kunſtworte der Philoſophie den Werth, daß ſie ein Mittel abgeben können, eine Allgemeinverſtändlichkeit unter den Gelehrten einzuführen; ſo ſchaffen ſie auch noch den Vortheil, daß indem ſie ausländiſch ſind, oder von früher gebildeten Völkern hergeholt werden, durch ſie, unter den größten Köpfen der verſchiedenen Nationen, ein gewiſſes Band erhalten wird, wodurch ſie zugleich für das weltbürgerliche Syſtem wirkſam werden können.

Volksaufklärung mag mit dieſem Umkreis des Wiſſens wetteifern, ſie wird ihm immer untergeordnet bleiben. Das Wiſſen geht nie vom Volke aus, und folglich kann es auch nicht Anſpruch machen, Alles wiſſen zu wollen. Im Gegentheile ſtrebt es dahin, ſo lerne es mit ſeinem Triebe zum Wiſſen einſehen: daß es in dem viel und mancherlei Sprachen redenden Menſchengeſchlecht, nur einige von der Natur gleichſam auserkohrne Weſen gab, die mehreren Nationen das Wiſſen ſchufen das es erlangt. Und es wird Weisheit und Weiſen höher ſchätzen und huldigen und an der Menſchheit mehr Anhänglichkeit zu haben lernen.

Nachdem Hr. Campe allgemein den Purismus in der deutſchen Sprache zu begründen verſucht, fühlt er ſich zugleich berufen, demſelben doch gewiſſe Grenzen anzuweiſen. Schon dies dürfte den Schein geben, als wenn er uns das Recht einräumte, gegen ſeine Meinung vorſtehende Anmerkungen hinzuwerfen. Wir müſſen es indeß dem Leſer überlaſſen zu urtheilen, ob ſie gegen daſſelbe einiges Gewicht haben dürften, und wollen ihn noch in ſeinem Raiſonnement über die Grenzen des Purismus folgen, wobei wir zu mancher Berichtigung Veranlaſſung finden dürften.

Herr Campe beginnt ſelbſt mit dem Geſtändniß: daß es wohl vorerſt nicht thunlich ſeyn dürfte, die Sprachreinigung in ſolchem Umfange geübt oder realiſirt zu ſehen, als man wünſchen mag. Indeß glaubt er doch beſtimmt angeben zu müſſen, wo ſie anfangen ſollte. Er ſagt daher:

„Da der höhere Zweck der Sprache auf die geiſtige und ſittliche Ausbildung und Vervollkommung der ſie redenden Menſchen geht, ſo würde man es ihr zur Vollkommenheit anrechnen, wenn ſie nur das wirklich Denkbare und Denkwürdige, d. i. was ein vernünftiges Weſen denken kann und ſoll, nicht aber das Undenkbare, Widerſinnige, das Nichtswürdige, Unſittliche und Sittenverderbende zugleich ausdrücken könnte.“

Dürfte man aber nicht fragen: Giebt oder kann es wohl eine Sprache geben die einer ſolchen Vollkommenheit theilhaftig werden könnte? — Die Geſchichte der Kultur lehrt uns, daß auch ſie ihre ſchädliche und verpeſtende Elemente mit ſich führt, die wie das Gift einer Toſſana ſchleichend und unbemerkt wirken. Und nach dieſer Erfahrung lernen wir nun auch, daß mit der Kultur der Sprachen immer das Frivole, Flatterhafte und Wolluſtathmende in den Ausdrücken ſich entwickelt. Ich weiß nicht was uns Veranlaſſung geben ſollte zu vermuthen: dem Deutſchen dürften bei ſeiner Civiliſirung in Rückſicht ſeiner Sprache nicht jene Eigenheiten ankleben. Es iſt ſehr löblich wenn Hr. Campe wünſcht, die Sprache ſeiner Nation davon verſchont zu wiſſen, indeß wodurch wird er der Aeußerung dieſer Neigung des in Kultur fortſchreitenden Deutſchen zur Obſcenität genügen? Glaubt etwa Hr. Campe, daß der von ihm gedachte ſtrenge Grundſatz: dergleichen unreinlichen Saamen ſchnurſtracks in der deutſchen Sprache nicht aufkeimen zu laſſen, den Deutſchen zügeln dürfte?

Herr Campe ſtützt ſich zwar auf das Urtheil Leibnitzens, welcher ſchon ſagte: daß die deutſche Sprache ihre Keuſchheit bewahre. Leibnitz kann aber hier nicht als kompetent aufgeführt werden, wenn man bedenkt was Deutſchlands Kultur überhaupt zu ſeiner Zeit war. Noch weniger läßt ſich daraus die Keuſchheit der deutſchen Sprache erweiſen, weil ſich bisher nicht ſo häufig Unrath jener Art in ihr eingeniſtet. Allzugroß war der Einfluß der Kultur des Auslandes auf die Deutſchen, und es mußte daher natürlich erfolgen, daß die willkührlich ausgedrückten Begriffe (Wörter) derjenigen feinen Empfindungen fremder kultivirter Völker, die ihnen nicht deutlich denkbar waren, und für die ſie daher keine vaterländiſchen Ausdrücke bereit hatten, in ihre Sprache, ſie mochten übrigens ſittlich oder unſittlich ſeyn, übertragen wurden.

Ueberhaupt heißt es aber Berge ohne Thäler ſchaffen, wenn man einer Sprache ihren unſittlichen Theil nimmt. Die deutſche Sprache hat gewiß einen ſolchen, wie uns auch ihre Idiotiken zeigen. Nur als das Ausland zu mächtigen Einfluß auf Deutſchlands Kultur zu haben begann, waren ſelbſt — wie eben bemerkt — viele unſittliche Begriffe deſſelben zu fein, um in der deutſchen Sprache, im ganzen Umfange, deutlich ausgedrückt werden zu können. Wenn Hr. Campe nun aber wünſcht, den unſittlichen Theil der Sprache in der des Deutſchen nie vaterländiſch aufgeſtellt zu ſehen, ſo wird er doch wohl zugeben müſſen, daß der Deutſche ihn vom Auslande herhole, und auf dieſe Art wäre die deutſche Sprache immer einem Einfall von ausländiſchen Wörtern und Wendungen der Art ausgeſetzt.

Schließlich möchte ich aber noch bemerken, daß die Strenge die Hr. Campe dem Deutſchen hier aufdringen will, eine undenkbare, wider die Natur laufende, und in Ganzen genommen ſelbſt die eigentliche Kultur (des Bewußtſeyns rechtlicher Handlungen) lähmende Maaßregel iſt. Welches aber hier aus einander zu ſetzen mich zu weit von meiner Abſicht führen dürfte.

Wenn Hr. Campe verlangt *) daß der Deutſche ſich eine Schrift und Bücherſprache zu erſtreben bemühen ſollte, ſo möchte ich Ihn wohl fragen: ob der Deutſche nicht ſchon in ſeiner großen oder kultivirten Welt eine ſolche beſitze? Herrn Campe's Aeußerungen verrathen es zwar, daß er unter Bücherſprache eine ſogenannte Nationalſprache für den Deutſchen entwickelt zu finden wünſcht, in welcher ein Reichthum von Wörtern kultivirt wird, der jedes Wort aus einer andern Sprache überflüſſig macht. Eben aber weil die Bücherſprache, oder die Ausdrücke für den Fortſchritt der Kenntniſſe, immer einer Volksſprache vorgreiſen, kann nie eine permanente Reinigkeit entſtehen.

Vorzüglich merke man aber darauf was Hr. Campe ſelbſt zu Gunſten dieſer Meinung äußert **) Er geſteht z. B. dem Deutſchen die Freiheit zu, da eines fremden Wortes ſich bedienen zu können, wo die Sache vollſtändig ausgedrückt werden ſoll, und ſeine Sprache kein ihrem Sinne entſprechendes Wort darbietet. Zwar fügt er die Einſchränkung hinzu, daß es bloß ſo lange gebraucht werden ſoll, bis in ſeiner Sprache eines dafür gebildet worden; indeß da Hr. Campe zugleich äußert, daß ein Zeitraum von hundert Jahren verſtreicht, ehe ein Volk ſich zur Kultur eines höher gebildeten hinauf zu ſchwingen vermag, ſo entſteht die Bedenklichkeit: ob, wenn ein Wort oder eine Zahl von mehreren Wörtern in einer

---

*) S. 17. **) S. 21.

Sprache hundert Jahre courſiren, wie ſie verbannen ſollen, weil ein Neolog andere gebildet? Fühlt Hr. Campe nicht ſelbſt, daß hier bloß Neuerungsſucht ſein Syſtem leitet?

Iſt ein Wort oder ſind die Wörter einer Wiſſenſchaft hundert Jahre im Umlauf geweſen, ſo finde ich es, nachdem ſie in allen Schriften der Gelehrten ihre Spuren hinterlaſſen, intolerant, ſie verſcheuchen zu wollen. Herr Campe glaubt immer, daß in dieſem Fall dem Volke viele höhere Begriffe vorenthalten werden dürften. Allein er bedenke doch, daß ein ganzes Volk nicht gelehrt iſt; daß ein Volk ſelten den Sinn ſeiner vaterländiſchen Wörter umfaßt; und daß es in allen Nationen eine ſtufenweiſe Bildung giebt. Die Erfahrung kann uns hier ſchon belehren, mit theoretiſchen Sätzen keinen Mißbrauch zu treiben.

Endlich kommt Hr. Campe *) auf einen Punkt, den ich ſchon erörtert und der vielleicht die einzige Veranlaſſung darbietet: daß die mehrſten Nationen voneinander, vorzüglich ſolche Wörter, entlehnen, deren Begriffe die mehrſten und mannigfaltigſten Seiten haben. **Herr Campe** geſteht ſelbſt ein, daß jedes Volk ſeine eigene Denk- und Empfindungsweiſe habe. Wie ſchwer würde es daher nicht ſeyn, bei vorzüglich intellektuellen Eigenſchaften der Dinge, die Beobachtung, die ein ſcharfſinniges Volk darüber macht, andern Völkern mitzutheilen, wenn dies nicht durch die Energie des von ihm dazu geſtempelten willkührlichen Ausdrucks (Worts) geſchähe. Vorzüglich dürften die höhern intellektuellen Begriffe, bei denen keine Verſchiedenheit in der Auffaſſung Statt finden ſollte, dieſe Verlegenheit veranlaſſen. In dem höhern Kreiſe des Wiſſens ſollen und müſſen alle Menſchen gleich empfinden, um zu gleichen Grundſätzen geneigt zu ſeyn.

---

*) daſelbſt S. 41.

Es iſt Pflicht des denkenden Kopfes hier unter den Menſchen eine Homogenität herzuſtellen, wovon ſie die verſchiedenen National Eigenheiten loßzureißen ſtreben. Deshalb wird und kann keine National Eigenheit verloren gehen. Ehe ein ſolcher intellektueller Begriff zum Volke herabkommt, ehe ſeine denkenden Köpfe dafür noch empfänglich ſind, hat die Nation längſt ihre Eigenheit angenommen.

Wenn nun aber die denkenden Köpfe einer Nation ſich die Ausdrücke eines geliebten Volkes für gewiſſe intellektuelle Gegenſtände eigen gemacht, ſo ſehe ich nicht ab, warum ſie abgeſchafft werden ſollen, ſo weiß ich nicht, warum dem Ideentauſch der Nationen eine ſolche Vormauer gebaut werden ſoll. So könnte ich z. B. keinen zureichenden Grund geben, warum das Wort *Ode* oder das Wort *lyriſches Gedicht* dereinſt aus der deutſchen Sprache gewieſen werden ſollte. Keinem Deutſchen der ſich zur Klaſſe der Gebildeten zählt — und für den gehören nur dieſe Begriffe — ſind ſie unbekannt, und ſo viel ich weiß haben ſie auch ihr Daſeyn in allen kultivirten Sprachen behauptet.

Ueberhaupt läßt ſich aber aus der bemerkten Verſchiedenheit in der Empfindungsart der Nationen die Folgerung ziehen, daß ein Deutſcher z. B. nie den Sinn eines, dem Franzoſen eigenthümlichen, Wortes für eine Idee völlig durch ein, aus ſeiner Sprache gebildetes, Wort aufzuſtellen vermögend ſeyn wird. Hierauf erwiedert aber Hr. *Campe*, daß es Gewinn für den Deutſchen ſey, wenn er in dieſer Rückſicht beim Uebertragen verliere *).

Um für dieſe Behauptung Gründe aufzuſtellen, verwickelt ſich Hr. Campe in ein Raiſonnement, das ich nicht umſtändlich verfolgen mag. Nur ſo viel muß ich gegen ihn bemerken, daß ich keinesweges der Meinung ſeyn kann, weil Engländer und Franzoſen des Deutſchen eigenthümliche Begriffe nicht in ihre Sprache übertragen können, deshalb für den Deutſchen eine Entſchuldigung erwachſen ſollte, eben ſo zu verfahren.

Ich frage: ſoll ich mir des Reichthums den ein Fremder mir anbietet nicht bedienen? — Der Deutſche kann mit dem Engländer und dem Franzoſen in der Rückſicht nicht in ein Verhältniß geſetzt werden. Beide ſtehen auf einer höheren Stufe der Kultur als die Deutſchen. Was ſie nicht gegen uns thun, darf uns nicht zum Beiſpiel dienen. Wir müſſen uns das Verhalten zur Regel machen, welches dieſe aufgeklärten Nationen gegen die beobachteten, die ihnen zum Muſter dienten.

* * *

Herr Campe behauptet nun geradezu, daß die deutſche Sprache alle mögliche Mittel habe ſich von jedem fremden Ausdruck zu reinigen **). Wir wollen es, ohne Rückſicht zu nehmen was wir dagegen aus höhern Principien eingewendet, glauben und hoffen. Auf jeden Fall liegt aber die Hoffnung dazu, in dem Umfange wie Hr. Campe es in Rückſicht der intellektuellen Wörter und der ausdrückenden Sachen realiſirt zu ſehen wünſcht, noch in ein weites Feld hinaus. Wie viele Veränderungen können und müſſen bis dahin den Sprachen und Völkern nicht bevorſtehen!

---

*) Daſelbſt S. 45.

**) Daſelbſt S. 48

Was Hr. Campe daher von Wolf gegen Kant bemerkt, verdient in der Rückſicht einige Berichtigung. — Bedenke doch Hr. Campe, daß Wolf gegen Kant in Rückſicht der Philoſophie iſt, was ungefähr ein Fenelon gegen Rouſſeau ſeyn mag. In dem Zeitalter in dem Wolf dachte, waren bei weitem noch nicht ſo verſchiedne Anſichten der Natur von Engländern und Franzoſen mit ſolchem Scharfſinn entwickelt, als Kant vorfand. Selbſt die Philoſophie des Alterthums war damals noch nicht aus dem ſcharfen Geſichtspunkt behandelt, als ſpäterhin. Was Wunder alſo, wenn Wolf für den kärglichen Boden von Begriffen und Darſtellungen einen hinlänglichen Vorrath von Wörtern in ſeiner Sprache vorfand! Der allgemeine Geiſt der Philoſophie beſeelte Europa noch nicht ſo allgemein, daß der Weiſe, aus jeder Zone ihre vortrefflichen Keime zuſammen zu tragen, ſich berufen fühlte.

Dieſer Segen war Kant vorbehalten. Und daraus läßt ſich ſeine vielartige Wortbildnerei erklären. Keine Sprache gab ihm Worte für ſeine Ideen. Er mußte die alten neuerdings poliren, die neuern anders prägen und ihnen eine andere Inſchrift aufdrücken. Es war kein Deutſcher, welcher philoſophirte, es war ein Weltweiſer.

Die größere Allgemeinheit welche die deutſche Sprache aber überhaupt, durch Entlehnung fremder Worte vom Auslande, gewonnen, hat ihr einen Reichthum geſchaffen, von dem ſie ſich ſchwerlich jemals wird loßzumachen vermögen.

Vorzüglich wird ſie es nicht in Rückſicht derjenigen willkührlich ausgedrückten Begriffe (Wörter) welche ſich durch eine Kultur entwickelt, die Deutſchland ſelbſt dem Auslande zu verdanken hat.

Indem ich nun gegen Hrn. Campe behaupte: inwiefern die Sprachreinigung nicht zweckmäßig, zuläſſig und ausführbar ſey, glaube ich mich doch ihm zu nähern, wenn ich zugeſtehe: daß für Sprachbereicherung dem Deutſchen ein offenes Feld bleiben muß.

Die deutſche Nation hat ihren eigenen Genius, ihre eigene urſprüngliche Denk und Handlungsweiſe, und für dieſe hat die deutſche Sprache unfehlbar einen Kreis von willkührlichen, ihr aber nur eigenen Ausdrücken. Selbige könnten nun wohl da, wo das deutſche Volk geleitet, wo auf daſſelbe individuel gewirkt werden ſoll, zu dem Ende hervorgeſucht, und mit Erfolg gebraucht werden.

Mit der Ausſuchung derſelben darf aber der Gedanke nicht Raum gewinnen: durch dieſe Worte jene, durch Geiſteskultur von außen her verpflanzten, verdrängen zu wollen; ſondern der Grundſatz muß feſtſtehend bleiben, daß auch dieſe, wenn ſie deutſche Nebenbuhler fänden, von dieſen auf dem vaterländiſchen Boden brüderlich geduldet werden.

In Rückſicht der Sprachbereicherung, bin ich nun ſehr der Meinung des Hrn. Campe: daß alle Mundarten Deutſchlands genützt werden könnten. Allein — ich wiederhole es — bloß in der Rückſicht, um der Karakterſeite des Deutſchen als Deutſchen einen größern Spielraum zu ſchaffen, und, ohne ihn von dem großen Kreiſe der Kultur der

Menſchheit abzuziehn, zugleich die Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes zu mehren. — In der That iſt die deutſche Sprache noch eines großen Reichthums von Wörtern für den gewöhnlichen Umgang bedürftig und fähig, und das Bedürfniß wird von deutſchen Schriftſtellern immer mehr gefühlt, je origineller oder nachdrücklicher ſie für den Deutſchen arbeiten wollen.

Von der Seite hätte daher Hr. Campe ſich ein großes Verdienſt erworben, wenn er die Wörter und Redensarten geſammelt, welche in den verſchiedenen Quellen der deutſchen Sprache hie und da noch zerſtreuet liegen.

Dieſes Verdienſt wäre gewiß verdienſtlicher geweſen, als das, welches er ſich durch ſein Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutſchung der unſerer Spra- aufgedrungenen fremden Ausdrücke erwerben will.

Nach den vielen und mancherlei Wörtern welche er in ſein Wörterbuch aufgenommen, hat es beinah den Anſchein, als wenn er ein ſogenanntes Catholikon hätte liefern wollen. Dies muß man um ſo mehr zu glauben veranlaßt werden, weil auf jeden Fall durch dieſes Wörterbuch, als Mittel zu dem vom Hrn. Campe dadurch zu erreichenden Zweck, unſern — guten — Schriftſtellern viel zu viel zur Laſt gelegt wird; und ſie ſollten doch nur der einzige Maasſtab ſeyn, nach welchem ein Unternehmen der Art beurtheilt werden müßte.

Die mehrſten Wörter ſo Hr. Campe in ſeinem Wörterbuche aufführt, ſind in der Bücherſprache der guten Schriftſteller gar nicht vorzufinden, am wenigſten aber in der Unterhaltung gebräuchlich. Wer gebraucht das Wort aballeniren? Wer abandonniren, abattirt, abreviren, abchagriniren, abcomplimentiren, Abdication, abfiltriren, abhorriren, abject, abjudiciren, aboliren, abominabler, Abendance, abordiren, abundiren, abpariren, Abrégé, abregiren, Abregation, abrogiren, abrumpiren, abſens, abſentiren? Dies iſt der größte Theil der Wörter, welche den erſten Bogen des Campeſchen Wörterbuchs füllen.

Nach dieſer Probe möchte ich wohl fragen: Welcher *gute* Schriftſteller bedient ſich eines dieſer Worte? Und wer wüßte nicht die Ueberſetzung derſelben, die man im gewöhnlichſten Wörterbuche vorfindet? Hat Hr. *Campe* etwa die deutſche Sprache mit Ueberſetzung derſelben bereichern wollen? Ich wüßte wirklich nicht daß jene Wörter unſerer Sprache *aufgedrungen* ſeyen, oder überhaupt im Uebermaaß häufig gebraucht werden. Höchſtens iſt, wenn eins jener Wörter von einem Schriftſteller von Anſehn gebraucht worden, zu vermuthen, daß er dadurch einen Gedanken zu heben und auffallend zu machen ſuchte. Wobei man aber zugleich erwarten kann, daß er, das ihm entſprechende deutſche Wort, unfehlbar gewußt.

Unter jener Reihe von Wörtern befinden ſich noch folgende eingeſchoben. Abbatutto, Abba, Abbé, abcopiren, moraliſcher Abderitismus, ab intestato, Ablativ, Abonnement, abonniren, Abſceß, abſolut, welche alle genau genommen, im Deutſchen gar nicht vollſtändig wiedergegeben werden können.

Ueber dieſe Wörter findet der Leſer in dem erwähnten Wörterbuche, Statt der Verdeutſchung, eine gewöhnliche Erklärung, oder wo die Verdeutſchung gegeben wird, immer eine Ungewißheit und Vielſeitigkeit in derſelben, die uns in die alte Verlegenheit ſetzt. Ich würde einige Bogen füllen, wenn ich mich über die citirten Wörter alle erklären wollte. Hier nur von einigen.

Abcopiren, iſt im Grunde ein fehlerhaft gebildetes Wort. Copiren iſt das eigentliche richtige Jenes überſetzt Hr. Campe für die gewöhnliche Unterhaltung abſchreiben, allein, inſofern es bei den bildenden Künſtlern gebraucht wird, mit nachmahlen. Im letztern Falle giebt es aber bei weitem nicht den edlen Gehalt des Wortes copiren.

Abba. Was die grammatiſche Erklärung, die Hr. Campe von dieſem Worte giebt, hier ſoll, weiß ich nicht.

Abbé, ſagt Hr Campe, iſt nicht überſetzbar, und muß ſo gebraucht werden Iſt dies etwa auch aufgedrungen?

Abderitismus (moraliſcher). Hier will Herr Campe die fremde Endigung us weghaben, und überſetzt das Wort Abderitenlehre. Das will Kant aber nicht damit ausdrücken. Er will nicht ein Syſtem der Abderiten dadurch andeuten, ſondern eine moraliſche Denkart die einem Theil ihres Karakters als Abderiten gemäß iſt.

Abecediren ſoll für Solmiſiren oder vielmehr Solfeggiren eingeführt werden. Indeß bedenkt man, daß die Tonbenennung in der Muſik nicht von A, ſondern von C beginnt, ſo dürfte ich Solmiſiren oder Solfeggiren angemeſſener halten.

Ab inteſtato, iſt nach dem deutſchen Flavius überſetzt.

Abonniren überſetzt Hr. Campe wie ſubſcribiren, unterzeichnen. Eigentlich iſt der Sinn von s'abonner, ſich etwas durch den Kauf einer Sache auf eine gewiſſe Zeit zu gut kommen laſſen, indem man es für einen billigern Preis erhält. S'abonner heißt daher ſo viel, als ſich gut thun, ſich verſehen. Der Sinn dieſes Wortes wird daher keinesweges durch unterzeichnen ganz ausgedrückt und erſchöpft.

So könnte ich mit Anmerkungen gegen jede Seite des Campeſchen Wörterbuchs fortfahren, ich glaube aber das Angeführte dürfte zureichend ſeyn auf folgende Behauptungen zurück zu kommen.

1) Daß die mehreſten Wörter welche Hr. Campe in ſeinem Wörterbuche aufführt, keinesweges unſerer Sprache aufgedrungen ſind, von keinem mittelmäßigen Schriftſteller ſo gar häufig gebraucht und in der Ueberſetzung allzugeläufig bekannt ſind.

2) Daß eine mäßige Anzahl von ausländiſchen Wörtern, welche das in Künſten und Wiſſenſchaften Uebliche ausdrücken, zwar überſetzt gegeben werden. Allein, ungerechnet daß die Ueberſetzung derſelben wankend iſt, glaube ich, daß die hier aufgeführten Gründe gegen die Verdeutſchung derſelben, vielen Leſern genügen dürften. Dieſe Gründe ſprechen auch gegen die Verdeutſchung der Wörter welche Sachen und Gegenſtände ausdrücken, die dem Deutſchen das Ausland einſt übergab, oder die er durch daſſelbe kennen lernte. Ich will dadurch nicht feſtſetzen, daß ſolche Wörter nicht dereinſt durch deutſche ſollten erſetzt werden können. Mögen ſie immer allmählig von dem Boden der deutſchen Sprache ausgejätet werden, in dem Maaße wir bequeme Worte nach und nach für dieſelbe finden. Indeß, ſie aber vorſetzlich ins Deutſche überſetzen, und der deutſchen Kultur einen Reichthum aufdringen wollen, der nicht der ihrige iſt, halte ich für die anmaßendſte Eitelkeit, mit der man eine Nation verunzieren dürfte.

3) Iſt zu bemerken, daß in dem Wörterbuche viele Wörter aufgeführt ſind, deren Ueberſetzung überflüſſig iſt. Von der Art ſind die Wörter Diligence, Commodore, Brigantine. Wozu dieſe Wörter verdeutſchen? Erreichten wir einſt eine Poſt wie die Diligence, ſchafft einſt eine deutſche Regierung die Stelle eines Commodore, oder läßt ſie ein Schiff bauen, daß den Zweck einer Brigantine hat, ſo können wir alsdann dieſen Dingen Namen geben die unſerer Sprache angeſtammt ſind. So lange dies nicht der Fall iſt, kennen wir nur dieſe Dinge als ausländiſche Produkte, die ihr Name als ſolche ſtempelt. Der Strenge nach müßten wir ſagen für Conſtantinopel, Conſtantins-Stadt, und dennoch ſagt ganz Deutſchland Conſtantinopel.

Nach dieſen hier gegen Hrn. Campe geäußerten Bemerkungen, ließen ſich die Regeln feſtſtellen, welche den Deutſchen bei Ueberſetzung fremder Wörter leiten ſollten.

Wörter ſind Ausdrücke gewiſſer willkührlicher Eindrücke und Vorſtellungen. Diejenigen die der Deutſche unmittelbar erhält, für dieſe muß er, als Deutſcher, deutſche Wörter gebrauchen, und er findet ſie auch in ſeiner Sprache.

Fremde Ideen und Begriffe werden dem Deutſchen gar nicht vollſtändig nennbar ſeyn. Er muß daher fremde Wörter gebrauchen, und alle Mühe die man ſich geben dürfte ſie durch deutſche auszudrücken, wird nie zureichen ihren Sinn durch dieſe zu erſchöpfen.

Auf den Karakter des Deutſchen ſelbſt und den ſeiner Sprache laſſen dergleichen Beeinträchtigungen keinen mächtigen Einfluß befürchten.

Das Entlehnen fremder Wörter findet **erſtens** nur Statt bei gewiſſen Lebensarten die wir vom Auslande annehmen, oder bei gewiſſen Geiſtesverrichtungen die wir daſelbſt vorfinden. Von erſter Gattung ſind z. B. die Wörter **Punſch**, **Porter**, **Limonade**, **Spencer**, von letzterer Gattung ſind die Worte **Spleen**, **Kokette** *). Alle dieſe Wörter verrathen Genüſſe und Geiſtesverrichtungen die dem Deutſchen nicht angeſtammt ſind. Wo will er nun Wörter dazu haben? Und welchen zuträglichen Einfluß ſollte es ihm ſchaffen, wenn er dafür deutſche Wörter hätte?

Zweitens: findet das Entlehnen fremder Wörter bei intellektuellen und wiſſenſchaftlichen Begriffen Statt, Wörter, deren Gebrauch und Anwendung, ſelbſt verdeutſcht, über den Standpunkt und Wirkungskreis des Volkes hinausgeht, und daher gar keinen oder nur entfernten Einfluß auf deſſen Karakter und Sprache haben können. Von welchem Ertrag aber der Gebrauch fremder, wiſſenſchaftlicher Wörter für den ſittlichen Karakter gebildeter Deutſchen iſt, hierüber habe ich mich hinlänglich erklärt. Sollen dieſe Wörter populären Nutzen ſtiften, ſo würde ich rathen ihren Inhalt umſchrieben

---

*) Ich kann mich nicht enthalten anzumerken, daß das Wort **Kokette** nach meiner Meinung unter die Klaſſe derjenigen gerechnet werden könnte, welche Hr. **Campe** S. 26 ſeiner Abhandlung nicht überſetzt zu ſehen wünſcht. Indeß er ſcheint von ihm eine Ausnahme machen zu wollen, denn er verliert ſich in ſeinem Wörterbuche bei dem Worte **Kokette** in ein Langes und Breites, und verdeutſcht es endlich **Fängerin**. Beiläufig führe ich nur an, daß Hr **Schink** in einer ſeiner neueſten Schriften das Wort **Koketterie**, Gefallſucht überſetzt, welche Verdeutſchung Hrn. **Campe** zu prüfen bleibt.

ſchrieben beim Volke im Umlauf zu bringen. Von größerem Nutzen dürfte dies Verfahren ſeyn, als ihm eine deutſche Terminologie zu ſchaffen.

Ich hoffe daß meine Bemerkungen den Leſer überzeugen werden, wie über dieſe Grenzen hinaus Hrn. Campes Unternehmen nicht reichen und einen feſten Fuß faſſen wird; und wünſche zugleich, daß Hr. Campe ſie ſeiner Aufmerkſamkeit würdigen und ſie entkräften möge. Dann will ich gern das widerrufen, was mich meine jetzige Ueberzeugung eben öffentlich gegen ihn zu behaupten zwingt.

IV.

Erſte Urſache der Lehne.

Die Lehne kennt man bisher nur bei den fränkiſchen Völkerſchaften und als Einrichtungen des rohen Mittelalters; einige bei den Türken angetroffene Aehnlichkeit hat kaum eine flüchtige Aufmerkſamkeit erregt. Bei den Franken ſucht man ihren erſten Grund mit dem berühmten Staatslehrer Pütter, in der Gewohnheit deutſcher Völker, von eroberten Ländern einzelne Güter unter den tapferſten der Nation zu vertheilen. (Pütters vollſtändiges Handbuch der deutſchen Rechtsgeſchichte, S. 92); oder mit dem nicht minder berühmten Staats- und Kriegsmann, dem Hrn. v. Schlieffen, in der Einrichtung der deutſchen Völker, vermöge welcher vier Hufen einen frei gebohrnen, oder frei gelaſſenen Mann mit der damals üblichen Rüſtung ins Feld ſtellen mußten, wodurch die Könige veranlaßt wurden, aus den Krongütern ſo manche Ackerhöfe dieſer Art zu ſchaffen, als ſie konnten, um durch eben ſo viele Namen, denen ſie dieſelben verliehen, ihre Heere zu vermehren. (Nachricht von einigen Häuſern des Geſchlechts v. Schlieffen, zweite Ausgabe S. 24.) So verſchieden beide Erklärungen darin ſind, daß die erſte aus Dankbarkeit für geleiſtete Dienſte, die andere aus dem Bemühn, die Anzahl der Kriegsleute zu vermehren, die Lehne herleitete; ſo kommen doch beide darin überein, daß ſie mit dem Kriegsweſen in Verbindung ſtehen. Und hierin haben ſie ohne Zweifel den Mittelpunct der Wahrheit beinahe getroffen. Nur darin haben ſie ihn vielleicht nicht berührt, daß ſie den erſten befriedigenden Grund einer ſolchen Gewohnheit, mit Ländereien die Krieger zu belohnen, oder durch Ländereien ſie zum Dienſte zu verpflichten, nicht aufgeſtellt haben. Beide Gründe laſſen ſich übrigens mit einander gar wohl verbinden und allem Anſehn nach haben beide nicht ſelten in Verbindung gewirkt. Obgleich ferner bei den deutſchen Völkerſchaften die Lehne nur auf den Krieg anfangs Beziehung gehabt haben mögen: ſo läßt ſich doch denken, daß ſie auch ohne kriegeriſche Abſichten in der Folge ertheilt worden, wie ſie denn in ſpätern Zeiten, ſelbſt unter dieſen Nationen nicht immer auf kriegeriſche Verbindlichkeiten gerichtet waren.

Es befremdet anfangs nicht wenig, Lehns-Einrichtungen auch bei weit von dieſen entlegenen Völkerſchaften zu finden, zu welchen ſie aus den Wäldern Deutſchlands unmöglich gekommen ſeyn können. Eben dieſe Befremdung führt, durch genauere Aufmerkſamkeit auf die beſondern Umſtände, zur Bemerkung einer letzten und befriedigenden Urſache ihrer Entſtehung. Bruce ſpricht mehrmals von Lehnen in Abyſſinien, und erzählt, daß der König einen angeſehenen Mann, der ſich in einem Treffen hervorgethan hatte, mit drei Dörfern auf immer belehnt habe. (Bruce Reiſe nach Abyſſinien Bd. 4. S. 192.) Er ſelbſt bekam nahe bei den Quellen des Nils ein Dorf Nahmens Geeſch zu Lehn. Im weit hiervon entfernten Königreiche Ava in Aſien, treffen wir auf eine ähnliche Einrichtung. Hohe Staatsbeamte, und Statthalter bekommen Provinzen, Städte, Dörfer und Pachtgüter.

um ihre Würde zu behaupten, oder als Belehnung für geleiſtete Dienſte. Die Einkünfte dieſer Güter ſammeln ſie zu ihrem eigenen Gebrauche, und durch dergleichen Schenkungen werden nicht allein ſie, ſondern auch alle, die von ihnen abhangen, zur perſönlichen Dienſtbarkeit verpflichtet, und zwar nicht nur zu den Verrichtungen ihres Amtes, ſondern auch zu Kriegsdienſten. (Major Symes Reiſe nach Ava. S. 345.)

Sogar in der Südſee, und bei den Otaheiten treffen wir auf eine Lehnsverfaſſung. Hier, ſagt Cook, iſt die Verfaſſung zuverläſſig feudal (Cook voy. towards the South-pole. T. I. p. 351.) Die am letzten da geweſenen Miſſionarien haben dieß ferner dahin aufgeklärt, daß die Oberhäupter ihren Freunden Häuſer und Ländereien geben, um den Mißbrauch davon zu haben ohne alle Ablegung von Rechenſchaft. Auch nennen ſie einen dieſer Oberhäupter, den Ober-Lehnsherrn von ganz Otaheiti. (Wilſons Miſſions-Reiſe nach den Südſee-Inſeln im Magazin von neuen wichtigen Reiſebeſchreibungen. Berlin 1800. Bd. 21. S. 437)

In den erſten beiden Beiſpielen treffen wir auf beide von da zuerſt genannten Forſchern aufgeſtellte Urſachen; in ihnen beiden haben auch die Lehne mit dem Kriegsweſen Verbindung. In den letzten wird zwar dieſe Beziehung nicht erwähnt; da aber doch in Otaheiti die geringen Oberhäupter, die erſten unter ihnen zu Kriegsdienſten verpflichtet ſind: ſo hat es ſehr das Anſehen, daß auch hier dieſe Beziehung nicht ganz fehle, ob ſie gleich nicht immer vorhanden ſeyn mag.

Die erſte Urſache der Belehnungen wird nun aus der Erwägung großer Umſtände in jenen entfernten Gegenden ſich leichter abnehmen laſſen. In Abyſſinien werden die Abgaben an den König größtentheils in Produkten entrichtet, weil wenig Geld als Münze, oder auch ungemünzt in Gold- oder Silberſtangen, vorhanden und gebräuchlich iſt. Auch in Ava iſt wenig Geld im Umlaufe, und aus der königlichen Schatzkammer wird nie Geld gegeben, außer in dringenden Umſtänden. In Tahiti hat man gar nichts, das die Stelle des Geldes verträte. Eben ſo verhielt es ſich auch bei den deutſchen Völkerſchaften im Mittelalter.

Der ganze Hergang iſt demnach folgender: vor der Einführung des Geldes, es ſey nun als Münze, oder ungemünzt, das iſt, bevor Gold und Silber durch den Handel allgemeinen Umlauf erhalten und in anſehnlicher Menge vorhanden ſind, werden alle Abgaben an die Regenten in Produkten entrichtet. Der Regent folglich, wenn er in den Fall kommt, einen ſeiner Unterthanen für geleiſtete Dienſte belohnen oder zu Dienſten durch Beſoldungen verpflichten zu müſſen, kann ihm nichts anders als Naturalien geben. Damit er ſich nun die Mühe erſpare, dieſe jedem an Ort und Stelle zu liefern, giebt er ihm Ländereien zum Nießbrauche, auf Zeitlebens, oder auch auf ſeine Nachkommenſchaft, damit er ihm dafür gewiſſe beſtimmte Dienſte in Zukunft leiſte, oder ſeine Nachkommenſchaft zu denſelben auf immer verbinde. So geht alſo das Lehnweſen aus der frühern Lage der Geſellſchaft natürlich und unvermeidlich hervor; und entſteht um die Zeit, wenn die Staaten durch ihre Vergrößerung anfangen, eine beträchtliche Anzahl von Dienern nothwendig zu machen, die faſt ihre ganze Zeit und ihre geſammten Kräfte, ihrem Dienſte widmen müſſen.

Da nun der Krieg von je her das Loos der Menſchheit geweſen iſt, und durch Krieg meiſtens die früheſten Staaten ſich vergrößern, wie durch Krieg ſich erhalten: ſo iſt freilich die Belehnung und Unterhaltung der Krieger der allgemeinſte und gewöhnlichſte Anlaß zu Belehnungen.

Dieß iſt der Hergang im Allgemeinen. Im Beſondern laſſen ſich mehrere Fälle denken, die auch in der That an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten Statt gefunden haben. Entweder war der Regent Eroberer eines Landes, und gab den vornehmſten ſeiner Krieger gewiſſe Stücke, unter der Bedingung, ihm ferner zu Kriegsdienſten verpflichtet zu bleiben. Dieß geſchah in Paläſtina bei der Eroberung durch die Kreuzfahrer; geſchah auch bei den Türken, als ſie die fruchtbaren Gegenden Aſiens bezwangen.

Oder: der Regent iſt Eigenthümer ſeines ganzen Reiches, und theilt deren einzelne Diſtrikte an diejenigen aus, welchen er die Verwaltung derſelben nebſt der Verpflichtung zu Kriegsdienſten überträgt. Dieß ſcheint in Otaheiti der Fall zu ſeyn, wo der oberſte Erih als Land-Eigenthümer ſcheint angeſehn zu werden.

Oder: der Regent hat große Domänen, die er denjenigen zu Lehn überträgt, welche er zu Kriegsdienſten verpflichten will. Dieß iſt der Fall, welchen der Hr. v. Schlieſſen bei unſern Verfahren im Mittelalter ſtatt finden läßt.

Oder endlich: der Regent hat das Recht, von allen Unterthanen ungemeſſene Perſonal-Dienſte, und ungemeſſene Natural-Abgaben zu fordern; er überläßt alſo dieſe Dienſte, nebſt den Abgaben von einen gewiſſen Diſtrikte einem ſeiner Staatsbedienten auf Zeitlebens, oder bis auf weitere Beförderung. Dieß iſt denn nur ein Temporal-Lehn, und das ſcheint in Ava und Abyſſinien eingeführt zu ſeyn.

Wenn aber, dem Geſagten zufolge, die Lehns-Einrichtung daraus hervorgeht, daß, aus Mangel an Geld, alle Abgaben in Produkten und Arbeiten entrichtet werden: ſo müßte ja das Lehnweſen in allen uralten Staaten, wie in allen noch jetzt wenig kultivirten Gegenden angetroffen werden? Das glaube ich, würde es auch, wenn man genauer darauf Acht gegeben hätte. In Perſien ſcheint zu den Zeiten der Nachfolger des Cyrus etwas ähnliches geweſen zu ſeyn; denn dem Alcibiades wurden gewiſſe Städte von Klein-Aſien geſchenkt, deren jede ihm gewiſſe Lebensbedürfniſſe liefern mußte; die ihm alſo zu gewiſſen Lieferungen Lehnspflichtig waren.

Im älteſten Rom fand eine andere Art von Lehns-Verbindung ſtatt, die im bloßen Perſonal Dienſte ſcheint beſtanden zu haben. Jedem Patricier nemlich waren gewiſſe Plebejen als Clienten angewieſen, die ihre beſtimmten Abgaben entrichten, und in großen Verrichtungen ihm Beiſtand leiſten mußten. Allem Anſehen nach deswegen, damit die Patricier, welche allein als Senatoren und Magiſtrate die öffentlichen Geſchäfte verwalteten, Erſatz für ihre aufgewandte Zeit und Mühe bekamen.

Tiedemann.

V.

Bemerkungen über die ſpaniſche Poeſie und einige ihr verwandte Gegenſtände.

Da die wiſſenſchaftlichen Köpfe einer Nation die Natur und ihre Geſetze zum Gegenſtand ihrer Unterſuchungen machen; da ferner ihre Entdeckungen, wenn ſie Wahrheit enthalten, nothwendig der ganzen Welt zu Statten kommen müſſen; da ſie endlich zum Anbau ihrer Wiſſenſchaften nur der Ruhe bedürfen, die man überall ſehr bereitwillig geſtattet; ſo genießen ſie des Vorzugs, ſich in jeder Staatsverfaſſung, die am meiſten deſpotiſche nicht ausgenommen, wohl zu befinden. Archimedes lebte gewiß eben ſo gern in Syrakus, als in Athen, und Newton würde ſich in Konſtantinopel eben ſo wohl befunden haben, als er ſich in London befand. Nur in dem einzigen Fall, daß ihre Entdeckungen mit einträglichen Vorurtheilen in Zuſammenſtoß gerathen, ſind die wiſſenſchaftlichen Köpfe Verfolgungen ausgeſetzt. Wer kennt nicht die Schickſale des Galilei?

Nicht ſo die Schöngeiſter, d. h. die Redner, Dichter, Philoſophen und Geſchichtſchreiber einer Nation. Da der Gegenſtand ihres Studiums der Menſch iſt; da ſie ſeine Rechte vertheidigen; die Bedürfniſſe, Leidenſchaften und Fäderungen ſeines Herzens darſtellen; die Geſetze ſeines Denkens entwickeln und ſeine wahre Beſtimmung auszumitteln ſuchen; ſo ſind ſie den vielfachſten Widerſprüchen ausgeſetzt; ſo können ſie darauf rechnen, daß man ſie um ſo bitterer verfolgen wird, je edler und freier ſie in ihren Werken erſcheinen, und daß ſie dieſen Verfolgungen nur durch Nachgiebigkeit entgehen können. Aus dieſem Grunde kann die Verfaſſung, in welcher ſie leben, ihnen niemals gleichgültig ſeyn; und da ſich die Staaten nur in ſofern weſentlich von einander unterſcheiden, als ſie ſich mit allen dieſen Künſten mehr oder weniger vertragen, ſo haben ſie die größte Urſache, diejenigen für ſich auszuſuchen, welche ihnen den freieſten Spielraum gewähren.

Urſprünglich ſind alle Schöngeiſter *handelnde*. Erſt dann, wenn die Kultur einer Nazion eine gewiſſe Höhe erreicht hat und ein ſo großer Ueberfluß an ihnen ſtatt findet, daß mehrere vom Handeln ausgeſchloſſen werden müſſen, werden ſie *ſchreibende*. Das Schreiben iſt alsdann das einzige Mittel, ihren Thätigkeitstrieb zu befriedigen. Der Grund, warum die Republiken niemals eine ſo große Anzahl von Schriftſtellern hervorgebracht haben, als die Monarchien, liegt blos darin, daß die Zahl der vom Handeln Ausgeſchloſſenen in ihnen nur gering ſeyn kann. Nie iſt ihre Anzahl größer, als in denjenigen Zeiten, wo eine Simplifizirung der Staatstriebfedern ſtatt gefunden hat; nach dem Uebergang entweder einer republikaniſchen Verfaſſung in eine monarchiſche, oder auch nur eines höheren Grades von politiſcher Freiheit in einen geringeren, hat für alle kultivirte Nazionen ein goldenes Zeitalter der ſchönen Redekünſte ſtatt gefunden, die Beredſamkeit allein ausgenommen, welche mit der republikaniſchen Verfaſſung oder dem höheren Grade politiſcher Freiheit nothwendig lebt und ſtirbt. *)

Daſſelbe Phänomen, welches unter Perikles und Auguſt ſo glänzend hervortrat, hat ſich in neueren Zeiten öfters wieder dargeſtellt; am auffallendſten aber in Spanien unter Philipp dem Zweiten. Nie hat man ſich die Mühe gegeben, über die Urſachen deſſelben nachzudenken, ſo klar und deutlich ſie auch in Spaniens politiſcher Geſchichte dargelegt ſind; und da ſich aus ihnen nicht blos das Phänomen, ſondern auch die Eigenthümlichkeit der ſpaniſchen Schriftſteller erklären läßt, ſo iſt es um ſo unbegreiflicher, wie man über ſpaniſche Litteratur nicht nur in Spanien, ſondern ſogar in Deutſchland hat große Werke ſchreiben können, ohne auf jene Urſachen die mindeſte Rückſicht zu nehmen; gerade als ob die Schriftſteller einer Nazion wie die Schwämme aus der Erde hervorwüchſen. Indem ich hierüber das Eine und das Andere nachzuholen geſonnen bin, rechne ich darauf, daß man den Nimbus, welcher vorzüglich die ſpaniſche Poeſie umgiebt, und durch das Geſchrei einiger ihrer Verehrer nicht wenig verſtärkt wird, mit einigem Vergnügen wird verſchwinden ſehen.

---

*) Umgekehrt kann man mit der größten Sicherheit annehmen, daß nach dem Uebergang einer monarchiſchen Verfaſſung in eine republikaniſche, oder eines geringeren Grades der Freiheit in einen höheren, das ganze Weſen der Poeſie und Philoſophie (welche, ſobald ſie aufgehört hat, Gedächtnißwerk zu ſeyn, immer die höchſte Poeſie iſt) ſich allmählig in Beredſamkeit und Geſchichtſchreibung verlieren werde. Die Gründe dieſer Erſcheinung ſind in dem Obigen enthalten und die Erſcheinung ſelbſt wird durch die Geſchichte aller kultivirten Nationen beſtätigt. Ueberhaupt giebt es eine Pſychologie der Völker, deren Stoff in der Geſchichte enthalten, aber bisher nur ſehr wenig entwickelt iſt, weil äußerſt wenige Köpfe das Nothwendige in geiſtigen Dingen begreifen.

Von allen europäiſchen Monarchien des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts waren die ſpaniſchen bei weiten die kraftloſeſten. Die Urſachen dieſer Kroftloſigkeit kommen auf die Rechnung der Feudal Verfaſſung, welche ſich in Spanien nothwendig noch beſſer entwickeln mußte, als in den übrigen Königreichen Europa's. Um den Mauren weſentlichen Abbruch zu thun, blieb den ſpaniſchen Königen nichts anderes übrig, als die Tapferkeit durch die Befriedigung des Eigennutzes zu belohnen. Die Urſachen des nothwendigen Uebergewichts der Chriſten über die Mauren, die ſich in Spanien niedergelaſſen hatten, gehören nicht hierher; aber indem die Chriſten ihnen ein Stück Landes nach dem anderen wieder entriſſen, blieb ihren erſten Anführern zur Erhaltung deſſelben kein anderes Mittel übrig, als es mit denjenigen zu theilen, welche es hatten erobern helfen. So erhielten die Vornehmſten des Landes große Beſitzungen. Um das, was man ihnen einmal abgetreten hätte, zu behaupten und auf ihre Nachkommen zu vererben, dachten ſie auf Mittel, diejenige Macht einzuſchränken, welche es ihnen allein wieder entreißen konnte.

So entſtanden jene Kortes oder National-Verſammlungen, welche mit Beibehaltung der monarchiſchen Regierungsform die ganze Staatsverfaſſung in eine republikaniſche verwandelten. Dieſe Verſammlungen beſtanden im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert aus dem Adel vom erſten Range, aus der Ritterſchaft, aus den Repräſentanten der Städte und Burgen, und aus der höheren und niederen Geiſtlichkeit, deren letztere ihre Bevollmächtigten ſchickte. Die wichtigſten Angelegenheiten des Staats wurden hier zur Sprache gebracht. Ohne die Genehmigung aller ſtimmfähigen Mitglieder konnte kein Geſetz Gültigkeit erhalten. Die ganze

Verſammlung entſchied über Auflagen, Krieg und Frieden. Ihre Gerechtſame erſtreckten ſich ſogar über die Münze, welche ohne ihre Einwilligung nicht verändert werden konnte. Sie war ferner berechtigt, die Proceduren und Ausſprüche untergeordneter Tribunäle zu revidiren, über alle Zweige der Verwaltung zu wachen, und alle Mißbräuche, von welcher Art ſie auch ſeyn mochten, abzuſtellen. An ſie wandten ſich alle Unterdrückte oder Beeinträchtigte, wenn es ihnen um Gerechtigkeit zu thun war, und zwar nicht in dem Ton der demüthigen Bitte, ſondern mit lauter Berufung auf die unveräußerlichen Rechte freier Menſchen. Mehrere Jahrhunderte hindurch wurde dieſe Verſammlung alljährlich gehalten, bis zu Anfang des vierzehnten die Einrichtung getroffen wurde, daß ſie nur alle zwei Jahre ſtatt finden ſollte. Sie dauerte in der Regel vierzig Tage, und der König durfte ihre Sitzungen weder abkürzen, noch verlängern. So waren die Kortes in Kaſtilien und Arragonien beſchaffen; der ſtärkſte Zügel, welcher jemals der königlichen Macht iſt angelegt worden.

In Arragonien, wo der Freiheitsſinn noch kräftiger wirkte, als in den übrigen Provinzen, erſchuf das Mißtrauen in der Würde eines Juſtiza noch einen Zügel mehr. Gleich der der Ephoren des alten Sparta, war die Beſtimmung dieſer Magiſtratsperſon, das Volk zu beſchützen und über den Fürſten zu wachen. Die Perſon des Juſtiza war heilig; ſeine Macht und ſeine Jurisdiction beinahe grenzenlos. Er war der oberſte Ausleger der Geſetze. Nicht nur die unteren Tribunäle, die Könige ſelbſt waren verpflichtet, ihn in allen zweifelhaften Fällen zu Rathe zu ziehen, und ſich ſeinen Ausſprüchen unbedingt zu unterwerfen. An ihn appellirte man von den Urtheilsſprüchen ſowohl der königlichen Richter, als derjenigen, welche die Barone in ihren Gebieten eingeſetzt hatten. Seine Autorität erſtreckte ſich nicht minder über die andern Zweige der Verwaltung. Das ganze Verfahren des Königs war ſeiner Aufſicht anvertraut. Er hatte das Recht, die Verordnungen des Fürſten zu unterſuchen und ihre Geſetzmäßigkeit zu beſtimmen; er konnte ferner die Miniſter des Königs ſuſpendiren und ſie über die Verwaltung der ihnen anvertrauten Aemter zur Rechenſchaft ziehen. Er ſelbſt brauchte nur den Kortes Rechenſchaft von ſeinem Verfahren abzulegen.

Bei ſolchen Staatseinrichtungen werden alle diejenigen Erſcheinungen erklärlich, welche der Freiheitsſinn allein hervorbringen kann. Keine Geſchichte iſt reicher an größeren und kleineren Revoluzionen, als die ſpaniſche. Bald befehdeten ſich die Barone unter einander, bald vereinigten ſie ſich gegen einen allgemeinen Feind, welcher in der Regel der König ſelbſt war. In Katalonien ergriffen gleich nach der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die Unterthanen die Waffen gegen Johann den Zweiten, von welchem ſie ſich unterdrückt glaubten, und droheten, ſich zur Sicherſtellung ihrer Freiheit eine republikaniſche Verfaſſung zu geben. Und beinah um eben dieſe Zeit verſchwor ſich Kaſtiliens Adel gegen Heinrich den Vierten, welchen er in Effigie ſeiner Würde beraubte und der dem härteſten Schickſal nicht entgangen ſeyn würde, wenn ſich der Zufall ſeiner nicht erſt durch den Tod ſeines jüngeren Bruders und dann durch die Großmuth ſeiner Schweſter angenommen hätte. Mögen die politiſchen Folgen ſolcher Einrichtungen ſeyn, welche ſie wollen; mögen um ihrentwillen die Einrichtungen ſelbſt die Benennung der unvollkommenen mit Recht verdienen; ſo kann doch von der andern Seite nicht geleugnet werden, daß ſie die Keime alles Großen und Edlen in ſich ſchließen, und daß die geiſtige Vollkommenheit der ganzen Nazion zuletzt nur aus ihnen hervorgeht.

Vergeblich hatten ſich Spaniens Könige bemüht, den Geiſt zu vernichten, welchen die Kortes entwickelten und unterhielten, bis es ihnen endlich mit dem Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts gelang.

Die Vereinigung der beiden Königreiche Kaſtilien und Arragonien unter einem (wenigſtens dem Schein nach) gemeinſchaftlichen Zepter, und der Zuwachs, welchen die Eroberung des Königreichs Granada gewährte, gaben der königlichen Macht ein ſolches Uebergewicht, daß Ferdinand und Iſabella vielleicht nur wollen durften, um ihre Autorität über alle Gefahr bürgerlicher Kriege hinaus, zu erheben und zu befeſtigen. So groß war indeſſen die Furcht vor dem kühnen und unerſchrockenen Geiſt der ſpaniſchen Granden, daß Ferdinand es für rathſamer hielt, ſeinem Ziel auf den Wegen der Liſt entgegen zu ſchleichen, als ſich ihm mit feſten Schritten auf dem Wege der Stärke zu nähern. Unter mannichfaltigen Vorwänden und in den meiſten Fällen mit den Ausſprüchen der Juſtiz bewaffnet, beraubte er die Barone eines großen Theils der Beſitzungen, welche ſie der unvorſichtigen Großmuth früherer Könige, vorzüglich aber der leichtſinnigen Verſchwendung ſeines Vorgängers auf dem kaſtilianiſchen Thron verdankten. Die Führung der wichtigſten Geſchäfte überließ er nicht mehr, wie bisher geſchehen war, ausſchließend dem erſten Adel, welcher, vermöge der langen Gewohnheit die vornehmſten Staatsämter zu bekleiden, dieſe Auszeichnung als ein Vorrecht ſeines Standes zu betrachten angefangen hatte. An ſeinem Hof führte er jenes Ceremoniel ein, welches allen übrigen Höfen Europa's zum Muſter gedient hat, und für ihn wenigſtens die glückliche Folge hatte, daß ſich der Adel gewöhnte, ſich dem Thron mit (wenn gleich oft nur ſcheinbarer) Ehrfurcht zu nahen. Durch viele Ränke brachte er es dahin, daß er der Krone das Großmeiſterthum der militäriſchen Orden von St Jago, von Kalatrava und von Alkantara einverleibte, und dadurch nicht nur ſeine Einkünfte, ſondern auch ſeine unmittelbare Macht vermehrte. Er nahm die heilige Brüderſchaft (Santa Hermandad) in ſeinen Schutz, auf deren Abſchaffung der Adel beſtand. *) Er ſtiftete endlich die Inquiſizion.

---

*) Damit verhielt es ſich folgendermaßen: Die Verheerungen der Mauren, der Mangel an Diſziplin derjenigen Truppen, die man ihnen entgegen ſtellte, die Zwiſtigkeiten zwiſchen Fürſten und Adel, und die blinde Wuth, mit welcher ſich die Baronen unter einander befehdeten, machten Spanien eine längere Zeit hindurch zu dem unglücklichſten Lande, indem es alle die Vortheile verlor, welche der Zuſammentritt zu einer Geſellſchaft zu gewähren pflegt. Raub und Mord war die allgemeine Loſung, und da man ſich nicht ohne Gefahr von der einen Stadt zur andern begeben konnte, ſtockten Handel und Gewerbe. Je unerträglicher dieſe Uebel wurden, und je weniger ihnen auf dem gewöhnlichen Wege abzuhelfen war, deſto ſtärker wurde die Aufforderung der Städtebewohner, welche von dieſer Anarchie das Meiſte zu leiden hatten, ihre Zuflucht zu einem ungewöhnlichen Mittel zu nehmen. Bald nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vereinigten ſich die Städte Kaſtiliens und Arragoniens zur Errichtung eines beträchtlichen Truppenkorps unter der Benennung der heiligen Brüderſchaft (santa hermandad). Sein Zweck war, Reiſende zu beſchützen und Verbrecher zu verfolgen. In allen Theilen beider Königreiche wurden Tribunäle errichtet, welche man mit den Richtern der h. Hermandad beſetzte. Wer eines Verbrechens überführt war, wurde, wenn er in die Hände dieſer Hermandad fiel, ohne Zeitverluſt vor dieſe Richter geſchleppt, welche ihn auf der Stelle

Mehr als durch alle übrigen Mittel, erreichte er ſeinen Zweck durch das letztere. Dies Inſtitut mußte ſich, trotz der furchtbaren Grundſätze, auf welche es gebauet war, nothwendig auf den erſten Anſchein einer Nazion empfehlen, welche ſeit vielen Jahrhunderten war gewöhnt worden auf das Chriſtenthum einen vorzüglichen Werth zu ſetzen, und welche die Abſtammung von alten Chriſten als eine Art von Adel betrachtete. Auch fand die Einführung deſſelben in Kaſtilien keinen Widerſpruch. Nur die Arragonier widerſetzten ſich ihm mit einem Nachdruck, als ob ſie die wahre Abſicht deſſelben errathen hätten. Sie verjagten die Inquiſitoren, nachdem ſie ihr Oberhaupt erſchlagen hatten, und ihre Entſchuldigung beſtand blos darin, daß die richterlichen Formen der Inquiſizion mit ihrer Freiheit unverträglich wären. Ihr Beiſpiel und noch mehr die Grundſätze des Inſtitutes ſelbſt, hätten die Kaſtilianer warnen müſſen, wenn es nicht zu ſpät geweſen wäre. Ein Tribunal, welches jede Anklage für wahr annimmt, den Angeklagten auf die Folter bringt, ohne ihn mit ſeinem Ankläger zu konfrontiren, und ihn zuletzt, wenn es ihn für ſchuldig hält, zum Tode verdammt und ſich ſeines Vermögens bemächtigt, mußte nothwendig eine andere Ten-

denz

---

beſtrafen, ohne auf irgend eine andere Jurisdikzions Rückſicht zu nehmen. Durch dieſes Inſtitut gewann die Gerechtigkeitspflege und mit ihr die innere Ruhe. Nur der Adel beſchwerte ſich darüber als über eine offenbare Uſurpation ſeiner Hauptprivilegien. Einigemale verſagte er den ſpaniſchen Königen ſeine Unterſtützung im Kriege, wenn die h. Brüderſchaft nicht abgeſchafft würde. Aber Ferdinand, welcher ihren Nutzen nicht blos für die Aufrechthaltung der Polizey, ſondern auch für die allmählige Vernichtung der Territorialgerichtsbarkeit einſah, unterſtützte ſie bei jeder Gelegenheit mit ſeinem ganzen Anſehn.

denz haben, als die Reinigung des Chriſtenthums von den Irrthümern der Juden und Muhamedaner. Zu ſpät ſahen die ſpaniſchen Stände ein, daß man ihre Rechte und Privilegien untergraben hatte, und daß ſie der Macht nicht länger gewachſen waren. Was Ferdinand durch Thomas de Torquemada angefangen hatte, vollendete Ximenes nach ſeinem Tode; ein großer Charakter, den man ſich nicht vergegenwärtigen kann, ohne zu bedauren, daß er nur für die Macht arbeitete. Er war es, welcher die ſpaniſche Monarchie auf jene Höhe brachte, wovor ganz Europa zitterte. Die Privilegien des Adels hatten von dem Augenblick an ihren reellen Werth verloren, wo man nach Belieben über das Leben und Vermögen desjenigen ſchalten konnte, welcher ſich einfallen ließ, davon Gebrauch zu machen. Zwar dauerten die Kortes fort; aber der Geiſt der Freiheit war daraus verſchwunden. Karls des Fünften häufige Abweſenheiten riefen ihn noch einigemale zurück; aber dies waren die letzten Zückungen eines ſterbenden Körpers. Als Philipp der Zweite den ſpaniſchen Thron beſtieg, hätten ſie eben ſo gut förmlich abgeſchafft werden können, als es zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts geſchah.

Kaum war die Freiheit vernichtet und die Monarchie in allen ihren Theilen organiſirt, ſo fand ſich für eine große Anzahl von Köpfen jene Muße ein, welche dadurch entſteht, daß in der neuen Monarchie bei der Beſetzung der Staatsämter keine oder nur eine ſehr oberflächliche Rückſicht auf jene individuellen Kräfte genommen wird, welche, bei dem Uebergang einer freieren Verfaſſung in eine minder freie, immer ſtärker zu ſeyn pflegen. Vom Thätigkeitstrieb gequält und auf einen engen Wirkungskreis eingeſchränkt, wenn nicht gar von allem Handeln ausgeſchloſſen, ſahen dieſe Köpfe ſehr bald ein, daß ſie ſich nur auf dem Wege des Schreibens Erleichterung und Befriedigung verſchaffen könnten. So entſtand auf einmal jene ungeheure Menge von Schriftſtellern, deren Werke aus Karls des Fünften und Philipps des Zweiten Zeit theils auf uns gekommen, theils in Bibliotheken vergraben, theils ganz verloren gegangen ſind. *) Das lebhafte Bewußtſeyn ihrer verlornen Freiheit und ihres davon abhängenden geringeren moraliſchen Werths, verlor ſich nicht ſogleich und drückte ſich in ihren Schriften beſtimmt genug ab, um die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich zu ziehen. **) Sollten ſie der neuen Ordnung der Dinge nicht gefährlich werden, ſo blieb nichts anderes übrig, als ſie ſolchen Geſetzen zu unterwerfen, welche jeden Gedanken mit den Zwecken der Regierung in Harmonie ſetzten. So entſtand eine Bücherzenſur, die bald einem beſonderen Tribunal anvertraut wurde, von welchem man überzeugt ſeyn konnte, daß es ſich den Schriftſtellern furchtbar machen würde.

---

*) Die Anzahl der letzteren muß ſehr groß geweſen ſeyn, da Francisco Sanchez de las Brozas, ein genauer Kenner der gedruckten und ungedruckten Litteratur ſeines Vaterlandes, ſchon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts von Tauſenden von Dichtern ſpricht, die Spanien aufweiſen könne. Man ſehe ſeine Vorrede zu der von ihm veranſtalteten Ausgabe der Werke des Garcilaso.

**) Was von der älteren ſpaniſchen Litteratur auf uns gekommen iſt, hat von Seiten des Geiſtes der darin weht, bei weitem den Vorzug vor den ſpäteren Produkten ſpaniſcher Schriftſteller, wenn jenem gleich die Eleganz fehlen ſollte, welche dieſe auszeichnet. Ich erinnere den Leſer nur an den Inhalt der Romanzen aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts und an die Annalen des Zurita, das beſte hiſtoriſche Werk der Spanier, wenn man mehr auf Inhalt als Kompoſition ſieht.

Nach allen dieſen Fakten läßt ſich, auch ohne eine weitere Bekanntſchaft mit der ſpaniſchen Litteratur ſelbſt, genau beſtimmen, welchen Werth ſie haben könne. Um dieſen indeſſen noch näher anzugeben, will ich den Charakter ihrer Poeſie, als desjenigen Theils der Litteratur, welchem man in allen Staatsverfaſſungen die größte Freiheit zu geſtatten pflegt, ausführlicher aus einander ſetzen.*)

Die Poeſie der Spanier iſt, um es vorläufig mit ein Paar Worten anzugeben, das unverkennbare Produkt des Genies im Kampf mit der Geiſtesſklaverei. Ohne dieſe Beſchränkung müßte ſie nothwendig die alleredelſte ſeyn, welche ſeit den Zeiten der Griechen bekannt geworden iſt. Da der Adel am meiſten durch die Beraubung der politiſchen Freiheit litt, ſo war er es auch vorzüglich, welcher ſich zur Schriftſtellerei berufen fühlte. Dieſer Umſtand iſt nicht ſo unbedeutend, als er auf den erſten Anblick ſcheint. In Deutſchland und in mehreren andern europäiſchen Staaten, hat der Mittelſtand den höheren Ständen ihre Geiſtesbildung ge-

---

*) Die ſpaniſche Litteratur iſt arm an Rednern und philoſophiſchen Schriftſtellern. Die Periode der Beredſamkeit war bereits vorüber, als die Schriftſtellerei zu blühen begann. Der Grund, warum die Philoſophen ſo ſelten ſind, läßt ſich ohne Mühe auffinden, wenn man weiß, was Philoſophie iſt. Von den mir bekannten philoſophiſchen Schriftſtellern der Spanier ſind Luis de Vives und Juan Huarte bei weitem die ſchätzbarſten: ächte philoſophiſche Köpfe, welche weniger ſcheinen, als ſie ſind, weil der übellaunige Genius der Regierung ſie zwang, dem Vorwurf des Selbſtdenkens durch die Autoritäten des Ariſtoteles, Cicero u. ſ. w. zu entgehen, als womit ihre Werke überladen ſind. Hierdurch gewinnen ſie das Anſehn, als ob ſie nicht ohne Krücken hätten gehen können; aber das Wahre von der Sache iſt, daß ſie ihren Sätzen durch dieſe Krücken allein Eingang verſchaffen konnten.

geben und das Vorrecht der Schriftſtellerei — wofern die ausſchließende Ausübung eines Metiers, deſſen nächſter Zweck der Broderwerb iſt, ein Vorrecht genannt werden kann — iſt ihm geblieben. Daher der ſchlaffe und unbeſtimmte Charakter unſerer Schriftſteller und vorzüglich unſerer Dichter eine längere Zeit hindurch. Erſt durch das ſorgfältige Studium der Griechen und der Geiſteswerke benachbarter Nationen, haben wir uns zu einer gewiſſen Höhe emporgeſchwungen, in welcher wir uns durch die Gebrechen unſerer Verfaſſungen, am meiſten aber durch Deutſchlands Zerſtückelung zu erhalten wiſſen. Nicht ſo die Spanier. Die Vornehmen unter ihnen ſetzten eine weit größere Ehre darin, Schriftſteller, als Mäzenaten zu ſeyn. Die nothwendige Folge davon iſt zu allen Zeiten die geweſen, daß Broderwerb, einige wenige Fälle ausgenommen, niemals Endzweck ſpaniſcher Schriftſtellerei war. *) Als Männer, welche der Unterſtützung der Buchhändler nicht bedurften, behielt der bei weiten größte Theil der Schriftſteller ſeine Werke bis zum Tode an ſich, um in jedem Augenblick des Lebens darüber gebieten zu können, und es iſt nur allzu bekannt, daß viele die ihrigen entweder ganz oder zum Theil vernichtet haben. Durch dieſe Liberalität hätte die ſpaniſche Literatur, die erſte von der Welt werden müſſen, wenn Schriftſtellerei

---

*) Eine ſolche Ausnahme machte z. B. der berühmte Cervantes; aber dafür wurde er auch von ſeinen Zeitgenoſſen ſo ſehr vernachläſſigt. Es iſt wahr, daß auch Lope de Vega ſich ſeine Schriftſtellerei einträglich zu machen wußte und durch ſie ſogar reich wurde; aber wenn dies von der einen Seite bloßer Zufall war, ſo iſt noch außerdem erwieſen, daß der größte und beſte Theil ſeiner Werke erſt nach ſeinem Tode gedruckt wurde.

urſprünglich bei ihnen etwas anderes geweſen wäre, als Entſchädigung für verlorne politiſche Freiheit, und wenn die Geiſtesſklaverei den regſamen Genius der ſpaniſchen Nazion nicht ſo barbariſch niedergedrückt hätte.

Es iſt ſehr begreiflich, daß auch die genievollſte Nazion unter ſolchen Umſtänden nicht alle Gattungen der Poeſie mit gleichem Erfolg bearbeiten kann. Bekanntlich iſt Alonſo de Ercilla y Zuniga nicht der einzige epiſche Dichter der Spanier; aber alle Epopeen, welche ſie außer der Araukana aufweiſen können, haben mehr oder weniger die Fehler derſelben. So weit ich ſie kenne, ſind alle ohne Ausnahme hiſtoriſchen Inhalts. Das iſt an und für ſich ein Fehler; aber er iſt der kleinſte von allen, die man in ihnen findet. Ein unendlich größerer iſt, daß dieſe Gedichte keine große Charaktere enthalten. Liegt die Schuld an dem eigenen moraliſchen Unvermögen der Dichter? Es iſt nicht unmöglich, und dann wird es um ſo begreiflicher, wie ihre Einbildungskraft von dieſer Seite ſo matt iſt. Aber eben ſo möglich iſt es auch, daß ſie ſich nicht getrauten, wirklich große Charaktere aufzuſtellen. Wie würde wohl ein ſpaniſcher Dichter gefahren ſeyn, der ſich unter Philipp dem Zweiten die Freiheit genommen hätte, einen Scipio zum Helden ſeiner Epopee zu machen und ſeinem Werke eine Wahrheit und Tugend zu geben, welche nur in Republiken geduldet werden kann? Ferner ſind die Epiſoden, mit welchen die Spanier ihre Heldengedichte durchflechten, dem Hauptgegenſtand ſo fremd, daß man nicht genug erſtaunen kann, ſie in Werken anzutreffen, welche hiſtoriſche Wahrheit wenigſtens zum Theil enthalten ſollen; denn außer dem Wunderbaren findet auch noch das Unglaubliche ſeinen Platz.

Endlich iſt es von allen Epikern Spaniens keinem Einzigen gelungen, ein regelmäßiges Heldengedicht darzuſtellen. Alle haben den Vorzug, daß ihre Sprache rein, ihr Versbau ungemein harmoniſch, ihre Sentenzen, wenn gleich nicht tief geſchöpft, richtig, und ihre Gabe zu erzählen, abgeſehen von dem Inhalt, muſterhaft iſt. So oft es darauf ankommt, das Herz durch Mitleid in Bewegung zu ſetzen, ſind ſie Meiſter und ein nicht geringer Vorzug ihrer Gedichte beſteht endlich darin, daß ſie im höchſten Grade keuſch ſind. Und ſo iſt es zu bedauern, daß eine Nation, welche — um mich eines voltairiſchen Ausdrucks zu bedienen — vorzugsweiſe im Beſitz des epiſchen Kopfs war, ſich, vermöge der Verfaſſung in welcher ſie lebte, weit mehr durch den Orlando Furioſo als durch die Illade bilden mußte. Dieſe Urtheile treffen, außer der Araukana, die Auſtriada von Juan Rufo, den Bernardo von Balbuena, das eroberte Neapel von Squillace und die Epopene des Lope de Vega.

In der lyriſchen Poeſie ſind die Spanier den Italiänern wo nicht überlegen, doch wenigſtens gleich. Das Einzige, was dem Leſer des neunzehnten Jahunderts zu bedauern übrig bleibt, iſt, daß ſie ihre ſtarken Gefühle nicht auf erhabenere Gegenſtände gerichtet haben, als die Liebe iſt. Schwerlich findet man unter allen lyriſchen Produkten der Spanier, eine einzige Ode auf die Freiheit; doch der Grund dieſer Erſcheinung ſpringt in die Augen. Mehreren der ſpaniſchen Lyriker und unter andern dem Luis de Leon, dem Hernando Herrera, dem Quevedo und Garcilaſſo ſieht man es an, daß ſie den größten Gegenſtänden gewachſen, und daß die Fittiche, auf welchen ſie ſich erheben konnten, ihnen gebunden waren; aber auch wie ſie einmal vor uns liegt, hat die lyriſche Poeſie der Spanier unendlich viel Reizendes, und es gehört ein durchaus abgeſtumpftes Gefühl dazu, ihre Canzonen, Oden, Elegien, Romanzen, Sonete u. ſ. w. ohne großes Vergnügen zu leſen. In der Satyre ſind ſie zurück. In dieſer Art der lyriſchen Poeſie ſind ſie weniger ihrem eigenen Gefühl als dem Horaz gefolgt, deſſen gute Lebensart und Eleganz ſie offenbar verblendet hat.

In keiner Gattung der Poeſie ragen ſie ſo ſehr hervor, als der Idylle. Man hat Gesners Idyllen in Deutſchland bewundert und Frankreich und Italien haben dieſe Bewunderung getheilt; aber wie ſehr würde man davon zurückkommen, wenn man die Idyllen der Spanier kennte! Ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß der menſchliche Geiſt in dieſer Gattung ſchwerlich etwas vollkommneres hervorbringen kann, als die Werke des Garcilaſſo, des Fürſten, von Esquilache, des Camoens u. ſ. w. ſind. Wie hätte Gesner wohl dazu kommen ſollen, gute Idyllen zu ſchreiben? Die phyſiſche Umgebung bildet den Idyllendichter unendlich weniger, als die moraliſche, und nichts führt leichter in die Schäferwelt, als das Bewußtſeyn verlorner Freiheit. Nach dieſem Grundſatz kann man mit Wahrheit behaupten, daß die Spanier in dieſer Gattung ſogar den Vorzug vor den Griechen haben müſſen; denn für die Griechen war ſie durchaus erkünſtelt, da der Verluſt ihrer Freiheit nur noch in der Erinnerung, aber nicht mehr im Bewußtſeyn vorhanden ſeyn konnte, als ſie ſich damit beſchäftigten. Die Schäferwelt der Griechen, Römer und Franzoſen läßt uns kalt; nicht ſo die der Spanier, welche bezaubert und an ſich feſſelt. So allegoriſch auch ihre Idyllen oft ſind, ſo verlieren ſie ſelbſt dadurch nichts von ihzer Schönheit und Wärme. Die ganze Gluth ſeines Herzens ſcheint der Spanier darin ausgeſtrömt zu haben.

Mag immerhin das ſpaniſche Drama die Grundlage des franzöſiſchen geweſen ſeyn; mag ſich das Combinazionsvermögen der Spanier vorzüglich in dieſer Gattung offenbart haben; mag man mit Recht behaupten, daß die ſpaniſchen Schauſpiele eine unerſchöpfliche Fundgrube des Witzes und des Geiſtes überhaupt ſind; mögen endlich Lope de Vega, Calderon de Barca, Solis u. ſ. w. von Seiten der poetiſchen Kraft die erſten Dichter von der Welt ſeyn; ſo kann man doch mit Wahrheit behaupten, daß das Theater der Spanier die partie honteuse ihrer poetiſchen Litteratur iſt. Nur diejenigen können an ihm zu Lobrednern werden, welche über die wahre Beſtimmung des Drama nie nachgedacht haben und ſich einbilden, daß es bloß darauf ankomme, durch eine künſtlich verwickelte und natürlich oder unnatürlich entwickelte Handlung die Gemüther der Zuſchauer eine Zeitlang angenehm zu beſchäftigen. Wer griechiſche Dramen kennen gelernt hat, muß die ſpaniſchen tief verachten. Sie ſind ein ſeltſames Gemiſch von Verſtand und Unverſtand, und unendlich mehr die wilden Produkte der Fantaſie, als die gezähmten der Einbildungskraft. Ganze Bände davon kann man leſen, ohne von einem einzigen Gefühl ſtärker ergriffen zu werden. Die Hauptſache iſt, daß ſich die Szene wer weiß wie oft verändere, und alles ſcheint darauf angelegt, wahre Theilnahme des Kopfes und des Herzens zu verhindern. Kein durchdachter Plan! Keine Entwickelung der Charaktere! Wenige eigentliche Trauerſpiele! Eben ſo wenige eigentliche Luſtſpiele, und in den letztern mehr die Gebrechen der Menſchheit als der Geſellſchaft angegriffen! Dagegen ein ungeheurer Vorrath von Tragicomödien, dieſer Ausgeburten der Sklaverei, die mit ihren Feſſeln ſpielt. Die Spanier ſelbſt haben dieſe Gaukeleien immer verachtet. Voll Unwillen darüber, verbot Philipp der Zweite den Schauſpieldichtern der Nazion, königliche Perſonen aufs Theater zu bringen. Lope de Vega ſelbſt geſteht in ſeiner Kunſt Schauſpiele zu verfertigen, daß er nur für den großen Haufen arbeite; und wer ſich am vollſtändigſten über den Werth ſpaniſcher Dramen belehren will, der leſe in Mariana's Werk de rege das vorletzte Kapitel, worin er das Theater zu den Krebsſchäden des Staates rechnet. In der That, ſolche Dramen verdienen nur von denjenigen aus ihrem Staube gezogen zu werden, welche um Sujets oder einzelne gute Einfälle verlegen ſind *).

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Spanier in neueren Zeiten beſſere Dramen erhalten haben. Dahin gehören vorzüglich die beiden Trauerſpiele Virginia und Athaulpho des D. Auguſtin de Montiano. Aber von dieſen konnte hier nicht die Rede ſeyn.

Keine Gattung der Poeſie iſt von Spaniern mehr vernachläſſigt worden, als das Lehrgedicht, es ſey nun, weil ſich der Genius der Spanier mit der poetiſchen Bearbeitung der Theorien der Künſte und Wiſſenſchaften, als ſpröder Stoffe, weniger vertrug, oder weil es ihm nicht geſtattet war, in die letzten Gründe derſelben einzudringen. Schwer-

---

*) Die Flüchtigkeit, mit welcher Lope de Vega arbeitete, erlaubte nichts beſſeres. Mehrere ſeiner Stücke haben ihm, glaubwürdigen Verſicherungen zufolge, nur ſechs Stunden gekoſtet. Wie weit war er alſo entfernt, mit jenem franzöſiſchen Tragiker zu ſagen: Pour faire une bonne tragedie il faut avoir de bons couillons!

lich dürften Lehrgedichte, wie ſie Hayley den Engländern geliefert hat, ſich in Spanien eine gute Aufnahme verſprechen.

Sollte man den frühen Verfall der ſpaniſchen Poeſie nicht dadurch erklären können, daß die Gefühle, welchen ſie ihre Entſtehung verdankte, ſich allmählig verloren, und eine Leere zurückließen, bei welcher es unmöglich war, etwas Anderes hervorzubringen, als gelehrten Witz?

Sehr zu bedauern iſt es, daß man die Biographik in Spanien ſo ſehr vernachläſſigt hat. Dadurch ſind viele Stellen in ihren Dichtern unverſtändlich geworden. Außerdem aber würde es ein großes Vergnügen gewähren, das Leben der ſpaniſchen Schriftſteller genauer zu kennen, als man es aus den dürren Notizen eines Nikolas Antonio kennen lernen kann. Wenn es bei den meiſten Schriftſtellern Deutſchlands gleichgültig iſt, ob man ihr Leben beſchreiben wird, oder nicht, weil es in ihren Werken enthalten iſt, ſo findet dies nicht bei den ſpaniſchen Statt, bei welchen Schriftſtellerei nur Nebenbeſchäftigung und Staatsgeſchäfte Hauptſache waren. Eine ausführliche Biographie des berühmten Ueberſetzers der homeriſchen Odyſſee müßte im höchſten Grade intereſſant ausfallen, wenn ſie noch geſchrieben werden könnte.

Vergleicht man die ſpaniſchen Dichter mit den italiäniſchen, ſo findet man, daß der Vorzug der Kühnheit auf Seiten der letzteren iſt. Das geht ſehr natürlich zu. Ueber die Kühnheit der Schriftſteller entſcheidet zuletzt die politiſche Beſchaffenheit des Landes, in welchem ſie leben. In beinah unzählige kleine Staaten zerfallen, welche eines größeren oder geringeren Grades von Freiheit genießen, hat ſich Italien immer genöthigt geſehen, ſeinen Schriftſtellern etwas zu

Gute zu halten. Spanien hingegen, ſeit Ferdinands und Iſabella's Zeiten eine abgerundete Monarchie, hat immer die Mittel in Händen gehabt, den Freiheitsſinn ſeiner Schriftſteller zu zügeln. Dieſer Unterſchied iſt indeſſen ſo groß nicht, als er Anfangs ſcheint. Die Heroen der italieniſchen Litteratur ausgenommen, haben ſich die Dichter Italiens mit ihrer Kühnheit nur an die niedrigere Geiſtlichkeit gewagt, welche in allen Ländern in der Regel verachtet iſt. Zu höheren politiſchen Anſichten haben ſie ſich erſt in neueren Zeiten aufgeſchwungen, und Alfieri ſteht billig oben an. Was die Spanier von Seiten der Kühnheit verlieren, gewinnen ſie durch Originalität. Bei aller Aehnlichkeit beider Sprachen und bei einer beinah vollkommnen Gleichheit ihrer poetiſchen Formen, iſt es den Italienern noch nie gelungen, gute Ueberſetzungen von ſpaniſchen Dichtern zu geben. Mag dies ſtatt aller Beweiſe dienen.

VI.

Theater.

Das Berliner Publicum genießt ſeit einigen Wochen die hohe Wonne, *Weimars*, das heißt des *höhern Deutſchlandes* beliebteſte *Schauſpielerin* zu ſchauen und zu bewundern. So oft es auf dem Ankündigungs-Zettel heißt: Schöne *Müllerin*, oder *Mariane*, oder *Oberon*, oder *Amenaide* Mademſ. *Jagemann*, iſt das Haus ſchon um vier Uhr ſo voll, wie Vater Noah's Arche fünf Minuten vor der Sündfluth. Da ſitzt oder ſteht bis halb ſechs Uhr alles unter einander, Männlein und Weiblein, Reines und Unreines, *Gevontes* und Gemeines, ein lebendiges Bild der natürlichen Gleichheit und reinmenſchlichen Bildung, und harret, bald mit ängſtlicher Sehnſucht, bald mit tobender Ungeduld der Erſcheinung des auserwählten, getauften und ungetauften Volkes, das ſich für dieſen Tag das erhabne Recht auf das zuſammengepreßte Heidenthum des Parterres aus den Logen herabzuſehen, ſchon vor acht Tagen erkauft hatte.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts iſt die ganze Welt in eine große Erziehungs-Anſtalt verwandelt worden; das Theater ſollte hinter dieſer großen Tendenz der Zeit nicht zurückbleiben, ſondern ſollte zweckdienliche Vorkehrungen treffen, um dieſelbe auch noch vor dem Aufrollen des Vorhanges ſichtbar zu machen, mithin auf Mittel bedacht ſeyn, die Verſammlung des Volkes belehrend und nützlich zu beſchäftigen, ſo oft dieſelbe ſchon um vier Uhr vollzählig, bis halb ſechs Uhr im Schweiße ihres Angeſichts dem *Kunſtſcheine* oder der Mode huldiget: denn ſo wie es jetzt iſt, geſchieht in dieſen heißen anderthalb Stunden nichts Gutes. Es iſt dem Menſchen überall nicht gut, daß er *allein* ſey; wo man ihm alſo keine Gehülfin zu ſeiner Bequemlichkeit geben kann, dort ſollte man für Beſchäftigung ſorgen, die ihm angemeſſen iſt.

Was ließe ſich da beſſeres thun, als die bei den Griechen und Römern olim ſo hoch geſchätzte Recitation bei uns Deutſchen einzuführen, um ſo mehr, als wir gegenwärtig wirklich ſo glücklich ſind, einige ganz für die Recitation geſchaffene Meiſterwerke der Poeſie zu beſitzen. Es wird ſodann eben ſo wohlmeinend als unmaßgeblich vorgeſchlagen, ſo oft entweder der Ruhm eines fremden hier auftretenden Künſtlers, oder ein neues, von den Idolen der Zeit geſchaffenes Kunſtwerk die Freunde der Kunſt in die Nothwendigkeit verſetzt, durch anderthalb Stunden im Schauſpielhauſe müſſig zu ſtehen, um vier Uhr einen Recitator heraustreten zu laſſen, der durch den Vortrag einer zweckmäßig gewählten Poeſie das Gemüth des gedrängten Volkes beſchäftiget und aufheitert. So könnte zum Beiſpiel vor Wallenſteins Tod, *Rothkäppchens Tod*, vor Maria Stuart, die *Genoveſa*, vor dem nun bald erſcheinenden Mädchen von Orleans, der *geſtiefelte Kater*, vor jedem neuen Iffländiſchen Familien-Drama der *Garten der Poeſie*, und vor jedem neuen Kotzebueſchen Product die vortrefliche, allen Witz des Verfaſſers zermalmende *Mühle* aus dem Zerbino zum Beſten gegeben werden, wodurch unfehlbar noch der Vortheil erreicht wurde, daß das gemeine und triviale gründliche Beurtheilen dieſer ewig bleibenden Denkmahle des Genius in der allgemeinen deutſchen Bibliothek endlich einmahl aufhören müßte, indem man a posteriori ſehen würde, was a priori längſt evident war, daß nicht das Selbſtleſen, denn wer könnte das aushalten? ſondern die Recitation das einzige und eigenthümliche Medium ſey, durch welches die genännten Meiſterwerke verſtanden und genoſſen werden können. So viel beiläufig.

Madmſ. Jagemann hat bis jetzt in den beiden Sultaninnen die Mariane, im unterbrochenen Opferfeſt die Myrha, in der ſchönen Müllerin Röschen, im Oberon Oberon, im Tancred die Amenaide geſpielt. Es iſt ſchwer, ja beinahe unmöglich, über ihren Geſang und ihr Spiel ein vernehmliches Wort zu ſprechen, ſo lange noch die gewaltigen Stöße der weimariſchen Lärmtrompete von tauſend Zungen wiederhallen. Es ſcheint der Fluch unſeres Zeitalters und die gerechte Strafe für unſern weggeworfenen Glauben an einen alles verwüſtenden Teufel zu ſeyn, daß uns das feile Laudatorum pecus jedes aufkeimende Talent verdirbt. Philoſophen, Dichter, Tonkünſtler, Mahler, Schauſpieler ꝛc. ſterben an dem giftigen Samum-Wind des Lobes dahin. Doch wird ein feineres Kunſtgefühl Madmſ. Jagemann vor dieſem ſchmähligen Tode bewahren, und die traulichen Erinnerungen ächter Kunſtgeweihten werden bei ihr die platten Lobeserhebungen des Moden-Journals, der deutſchen Zeitung, ſüßer Herrn, und fragmentiſirender Koketten überwiegen.

VII.

Anekdote.

In einem alten mit Gothiſcher Schriſt gedruckten Buche ſteht die groſe Staatsangelegenheit zu leſen: daß der zwölfte Kaiſer von China, Kiong lo, ſich nur alle drei Jahre einen neuen — Rock machen ließ. Das Anziehen des neuen, und die Ablegung des alten Rockes war unter ſeiner Regierung das Wichtigſte und prächtigſte Feſt ſeines Reiches, denn er glaubte, und alle ſeine Freunde und Unterthanen mußten es auch glauben, daß er mit jedem neuen Rocke die höchſte Stufe der Herrſcher-Majeſtät erſtiegen hätte. Der neue Rock wurde von den vornehmſten und ſchönſten Mädchen des chineſiſchen Reiches auf einer goldenen mit Edelgeſteinen beſetzten Tragbahre in den kaiſerlichen Pallaſt gebracht. Dort wurde Kiong-lo, von den Groſſen ſeines Hofes unter einem himmliſchen Liederſpiel, von einer wohlbeſetzten Janitſcharen Muſik begleitet, dem heiligen Kleide entgegen geführt. Die nächſten Verwandten des Kaiſers zogen ihm den alten, dreijährigen Rock aus und den neuen an. So wie er nun da ſtand, neu bekleidet in der Fülle der Majeſtät, erſchollen durch das ganze Land Trompeten, Pauken und Canonen, und verkündigten den gutmüthigen Chineſen das in ihrem Kaiſer wieder erneuerte

Glück der Menſchheit. Alles was für den Geiſt dieſes Feſtes Sinn hatte, ward zur kaiſerlichen Tafel gezogen, wo gleichfalls für jeden Tiſchgenoſſen ein neuer Rock bereitet lag. Unter der Tafel wetteiferten die Hofpoeten mit Sonnets und Spottliedern auf des Kaiſers abgelegten Rock, der nach aufgehobener Tafel in einer langen, feierlichen Proceſſion unter den Galgen getragen, und daſelbſt unter wiederholtem Donner der Canonen eingeſcharrt wurde.

Der Beweis für die Wahrheit dieſer Anekdote iſt, daß ſie die Philoſophen unſerer Zeit geleſen, und die Maxime der Kiong-loiſchen Rockwechſelung zur Maxime ihres Philoſophirens und Wahrheitforſchens gemacht haben. Denn was thun ſie anders, ſo oft ſie ein neues philoſophiſches Syſtem, entweder erfinden oder annehmen; als was Kion-lo bei ſeinem dreijährigen Rockwechſel gethan hat?

VIII.

Bruchſtücke der Poeſie und Rhetorik des Oneida-Stammes in Penſylvanien.

Panima, ſitzend unter einem großen Némeſchéhélas, da der Mond ſchön und glänzend iſt, an ſeinen Freund Ganondawé.

So iſt denn die Schwelle deiner Thür weggenommen, die Aſche deines Heerdes zerſtreut, und dein Feuer ausgelöſcht, tapferer Ganondawé. Du haſt alſo deinen Wigwam und das Dorf verlaſſen, um in's Land des Onás zu gehen, deſſen Schatten und Kühlung die Weißen vertilgt haben! Warum verſtehen ſie nicht, wie wir, von der Jagd und dem Fiſchfange zu leben, auf einer Bärenhaut zu liegen, und das Waſſer des Baches zu trinken? Dann hätten ſie nicht ſo großen Durſt nach unſern Ländern, und wir wären Nachbaren und Freunde.

Traue nicht ihren kurzen und langen Reden! Wer ſich darauf verläßt, iſt verloren, wie das Eis unſerer Flüſſe bei der Rückkehr des Frühlings; der unbeſonnene Wanderer, der ſich ihnen nähert, wird verſchlungen, wie die treuloſen Wirbel des Allégipi (Alléguipy). Nie ſagen ſie uns, was ſie denken, und nie denken ſie, was ſie uns ſagen! Weißt du, warum? Weil Liſt und Lügen von ihren Lippen ſtrömen, wie der ſaule Saft aus einem Baume, deſſen Herz hohl und verfault iſt.

Aber mit wem rede ich, da du nicht mehr hier biſt, meine Worte zu vernehmen? Sollte wohl meine Stimme bis zu dir gelangen, und die deinige, wie das Echo, wieder zu mir herüberkommen können? Ich horche . . . Es iſt nur ein Geräuſch des vorüberziehenden Windes oder des Waſſerfalles, das in den nächſten Wäldern ſterben wird. Es ſagt meiner aufmerkſamen Seele nichts. Ich horche wieder . . . Es iſt nur das Getöſe des Grünſpechts, der an den trockenen Baumſtamm klopft; oder des Phaſans, der durch das Rauſchen ſeiner Flügel ſein Weibchen ruft. Indeß will ich mit dem Du ſprechen, das in meinen Gedanken lebt, deſſen Bild die Augen meines Geiſtes erblicken.

Ganondawé, wo biſt du? Konnteſt du die Stimme deines Freundes Panima nicht hören?

Ich will alſo in mir ſelbſt mit dir reden, weil deine Abweſenheit dich, wie die Breite eines Berges, meinen Augen verbirgt, und weil ſie, wie der Froſt des Winters, meinen Mund geſchloſſen hat. Denke ich an dich, dann breitet mein Arm ſich aus, meine Hand öffnet ſich, der deinigen zu begegnen und ſie zu drücken. Beim Lichte des Tages ſuche ich dich, und finde dich nicht; ſelbſt dein Schatten hat mich verlaſſen. In der Stille der Nacht denkt mein Geiſt an dich, und wirft, wie die Fläche des Waſſers, dein Bild zurück. Ich armer Betrübter! Meine Pfeile treffen das Wild nicht mehr; der Fiſch geht vorüber, und ſieht Panima's Angel nicht. Ich nehme die Pfeife in den Mund; aber meine Gedanken, die deine Abweſenheit in meinem Kopfe zurückhält, werden traurig und klagend, wie das Waſſer, das die Dämme des Bibers aufhält, aufhört gut und ſüß zu ſeyn.

Ganondawé, wo biſt du? Konnteſt du die Stimme deines Freundes Panima nicht hören?

Wie quälend und lang kommt mir die Zeit vor, welche den Morgen vom Abend trennt, ſeitdem du nicht mehr hier biſt! Und, ohne die Vergeſſenheit des Schlafes, ohne das Umherſchwärmen der Träume, wie viel länger würde die ſeyn, die den Abend vom Morgen ſcheidet! Wann wirſt du denn wiederkommen, meine Heiterkeit wiederzubringen, die mit dir gegangen iſt, und die Geduld, nebſt der Geſchicklichkeit, welcher ich bedarf, um zu leben? Wann wirſt du wiederkommen, von meinem Pfade die Blätter zu nehmen, und den Wind des Unglücks zu verſcheuchen, den ich überall finde? — Gehe ich in die Wälder, ſo verirre ich mich; gehe ich zu Waſſer, ſo kann ich mein Canot nicht regieren; zünde ich Feuer auf meinem Heerde an, ſo giebt es mehr Rauch, als Wärme; verlaſſe ich meinen Wigwam, ſo beſetzt ihn das Gewürm der Erde und die Vögel der Nacht; werfe ich meinen Toméhaak, ſo fällt er nieder, bevor er an die Rinde des Baumes kommt.

Ganondawé, wann wirſt du wiederkommen? Konnteſt du die Stimme deines Freundes Panima nicht hören?

Wenn du redeſt, ſagen unſere Greiſe, werden die Ohren deiner Zuhörer groß. Ja, ſagen ſie, ſeine Stimme iſt tönend, wie der Wiederhall der Wälder, wie die Stimme des Kranichs in den Wolken. Gleich den Tropfen eines Waſſerfalles, hat jedes ſeiner Worte ſein Gewicht; er hat das Herz ſeines Großvaters Puhagan (Poohagan), die Züge ſeines Vaters Sagagoetſché; nie iſt die ſchwarze Lüge über ſeine rothen Lippen gekommen. Er iſt verſtändig und kaltblütig, wie der Biber der Moräſte; verſchlagen, wie der Fuchs; tapfer und muthig, wie der hungrige Panther; behende im Laufen, wie der verfolgte Hirſch; ſein Geſicht kommt dem des kahlköpfigen Adlers, und ſein Gehör dem des Elennes mit dem gabelartigen Geweihe gleich. Wie ſein Carabiner, verfehlt ſein Verſtand nie das Ziel. Mögen die Blätter vom Baume ſeines Lebens noch lange die Wigwams ſeines Dorfes und unſerer Stämme beſchatten!

Das ſprechen alle die dich kennen, von der Gabel des ruhigen Sciotos an bis an die Waſſer des großen Fluſſes (Oheló), und noch jenſeits.

Ganondawé, wo biſt du? Könnteſt du die Stimme deines Freundes Panima nicht hören?

Erinnerſt du dich, daß wir, von unſern erſten Monden an, immer das nemliche Canot gerudert, daſſelbe Wild verfolgt, dieſelben Gefahren mit einander getheilt haben? daß, wenn der eine Ja ſagte, der andere es auch ſprach? daß, wenn wir Feuer anzündeten auf deinem Heerde oder dem meinigen, die Freundſchaft immer dabei war, es anzublaſen? Erinnerſt du dich, daß ich dir mein Zutrauen gegeben hatte, wie es der Kranke ſeinem Arzte giebt, wie der Reiſende dem ſichern und treuen Strome, der ſein Canot dahin führt? daß, wenn man dich ſprechen hörte, die Stille die Thür ſchloß, und die Aufmerkſamkeit ihren Sitz in unſern Ohren aufſchlug? Erinnerſt du dich, daß man, aus Furcht dich zu unterbrechen, ſogar verſäumte, Holz an das Feuer zu legen?

daß unſere Worte ſich vereinten, wenn ſie aus unſerm Munde kamen, wie der Rauch unſerer Pfeifen? Erinnerſt du dich, daß alle ausriefen: Wir wollen ihm folgen, wo ihn auch die Erde und das Waſſer hinbringt! Er weiß zu denken, zu reden und anzuführen, bei dem Lichte des Tages ſo gut, als bei der Dunkelheit der Nacht!

Ganondawé, wo biſt du? Konnteſt du die Stimme deines Freundes Paulma nicht hören?

Ich bin tapfer und unerſchrocken; du biſt es auch. Ich fürchte weder den Tod, noch die Martern; du fürchteſt ſie eben ſo wenig. Ich bin ein geduldiger, behender, unermüdeter Jäger, du auch. Ich bin ein Mann, und als der fürchte ich weder den Tomhehaak, noch den Keſſel des Feindes; du auch nicht. Wenn ich vor Müdigkeit zwiſchen den Steinen des Pfades wanke, ſtütze ich mich auf deine Schulter; das thuſt du auch. Wenn mein Muth ſinkt, blickſt du mich an, und ſogleich fachen deine Augen ihn wieder an; ich werde das doppelt von dem, was ich war. Laſſe ich meinen Kriegesgeſang ertönen, ſo ſinge ich ihn kräftiger, ſo oft ich an dich denke. Wie ſtark ſind zwei Menſchen, ſobald ſie nur einen ausmachen! Es iſt wie die beiden Flügel, die einen Vogel tragen, wie ein Canot, das zwei wackere Menſchen mitten durch eine Strömung rudern; wird es nur von einem regiert, dann verfolgen ihn Müdigkeit und Angſt, und erreichen ihn bald; er verliert den rettenden Strich des Stromes, wankt, und wirft um, und aus Mangel eines Freundes wird der Arme ein Fraß der Fiſche.

Ganondawé, wo biſt du? Konnteſt du die Stimme deines Freundes Paulma nicht hören?

Ich möchte wiſſen, wenn die Sonne im Lande des Onas aufgeht, ob dann ihre erſten Strahlen dich erfreuen, wie vormals, wenn du aus deinem Wigwam trateſt, ſie zu begrüßen; ob, wie hier, die Schatten der Nacht die Erde mit Thau, und die Augen mit Schlaf bedecken? Ich möchte wiſſen, was du von den Bärtigen denkſt, die ſich todt arbeiten und nie zufrieden ſind, die ſo vielerlei bedürfen, um zu leben, und die nicht mehr leben als wir, die wir nichts als unſere Carabiner haben? Welche Vorſtellung machſt du dir von ihrem Gotte, mit dem ſie ſo oft reden, und der ihnen nicht verbietet, unſer Land zu ackern und das Wild davon zu verſcheuchen? Er iſt ein ſchlechter Gott, weil er ihnen erlaubt unſere Dörfer wegzunehmen, die Gebeine unſerer Vorfahren dem Winde und Regen bloßzuſtellen, und Waſſer der Wuth und des Feuers zu geben, um uns aufzureiben, und ſchöne Worte, um uns zu betrügen.

Dieſe traurigen Gedanken erwecken, gleich einem Wintertage, noch traurigere. Geht Panima in den Krieg, wer wird ihn dem Zahne ſeines Feindes entreißen? Wenn ſein Canot umwirft, wer wird ihm helfen, es wieder aufzurichten? Wenn das Unglück ihm zuſetzt, wer wird ihm Fleiſch und Fiſche geben? Wenn er böſe Träume hat, wer wird ſie ihm aus dem Sinn bringen? Wenn der Geiſt da oben ihn mit ſeinem großen Pfeile trifft, wer wird ſeinen Leichnam mit Erde bedecken? Ich mag thun was ich will, dieſe Gedanken aus meinem Kopfe zu verſcheuchen; die Melancholie, welche ſich, als du hier wareſt, hinter dem Berge verkroch, kommt hervor, um ſie mir noch trauriger und wehmüthiger zurückzuſchicken. Seit deiner Abreiſe iſt mein Geſicht finſter wie das Waſſer, welches unter ſchwarzen Fichten fließt; mein

Geiſt verirrt ſich in der Dunkelheit, wie der Jäger ſich in den Wäldern verirrt; das Stillſchweigen verſchließt meinen Mund, meine Ohren vernehmen den Ton des Muskawiß nicht mehr, und meine Augen ſehen, ohne etwas zu erblicken.

Ganondawé, wo biſt du? Kenneſt du die Stimme deines Freundes Panima nicht hören?

Ich rede mit dir, und du hörſt mich nicht! Ich blicke um mich, und ſehe nur mich im Schatten des Nemeſchehelas ſitzen! Wer wird denn Zeuge meiner lebenden Worte ſeyn? Der Mond, dieſe beſcheidene Tochter der ſtrahlenden Sonne. Ihm vertraue ich ſie. Aber wer wird dir die Stimme meiner Klagen, den Gedanken an mein Andenken überbringen? Wird der Wind, dieſer Hauch des großen Manitu, dieſer oft unbeſtändige Bote, ſie dir treulich überliefern? Ich flehe ihn darum an.

Eile zurückzukommen, um ſie aus dem Munde deines Freundes zu vernehmen, und uns zu ſagen, wie die Tſcherrihum-Sagats dich aufgenommen und geſpeiſet haben; wie ſie dir zehnmal die Hand gegeben, oder mit dir geraucht haben, um dich zehnmal leichter in deinem Tauſchhandel zu betrügen, wie ſie mir oft gethan haben! Eile, dich deinem Weibe, deinen Kindern, deinem Panima wieder zu nähern, die, auf der Schwelle deines Vaters ſitzend, dich erwarten.

Komm, deine Schwelle wieder an ihre Stelle zu legen, dein Feuer wieder anzuzünden, und deinen Keſſel aufzuhängen! Mögen meine Ohren deinen Ruf hören, meine Augen dein Canot um die Spitze von Kittagamick (Kittagamick) fahren ſehen, lange bevor der Mays reift.

Ganondawé, wo biſt du? Konnteſt du die Stimme deines Freundes Panima nicht hören?

Dies ſind meine Worte, deren Aechtheit ich durch drey Schnitte in die Rinde des Némeſchehelas, im Dorfe Tſchillitſchaté, am vierten Tage des Monats der Eichhörner, bekräftige.

Panima.

IX.

Gedichte.

1.

Ode,

als die Franzoſen in Aegypten gefangen wurden, 1801.

Getäuſchte Hoffnung! Tapfere Galliens,
Ihr ſenkt die Schwerdter, welche ſchon Akre ſah?
Vor blinden [*] Britten, ſchnöden Türken
Weicht ihr, und treuloſen Mameluken?

So wird nicht europäiſcher Wiſſenſchaft
Baum übers Meer hinſenken in Libya's
Sand ſeine Zweig'? Europens Schutzgeiſt
Stehn nicht, ein ſtolzer Koloß, auf beiden

Geſtaden, welche ſchlägt das Aegäermeer?
Nicht Bruderliebe wird in des Schweden Hand
Die Hand des braunen Aethiopers
Legen, der Gold aus der Wüſte bringt?

Nicht ſteigt Karthago, nicht Alexandrien
Aus heil'gem Staube, Tyrus und Sidon nicht?
Die Säulen Balbecks und Palmyra's
Liegen nun ewiglich umgeſtürzet?

---

[*] Die Engländer erblinden häufig in Aegypten.

Und ſcheuen wird der Schiffer nun ewiglich
Aegyptens Peſt, arabiſche Hinterliſt?
Wird nie durch Nilus trübe Wellen
Schiffen zum kaffeeumgrünten Mokha?

Nie zu den Perlerinſeln, in fröhlicher
Fahrloſigkeit, wie Salomons Schiffer einſt,
Verbannt in weitgekrümmte Irrbahn
Ewig ums ſtürmiſche Vorgebirge? —

O ſcheut die Schmach! Europens verbündete
Heerſchaaren, auf! fliegt über die Fluthen hin!
Stürzt, wie ein Blitz, Algier und Tunis!
Brechet mit tauſend erlösten Chriſten,

Wie Rache ſchnell, osmaniſchen Uebermuth,
Der ſich nur nennt, ſich denket, des andern höhnt,
Der Wüſte leichtberingten Reiter,
Und aſiatiſche Sklavenſöhne!

Voran, o Roma's wiederbegeiſtert Volk,
Sylla's nur denkend, denkend Pompejus Ruhm,
Und Cäſars! Griechenvolk, voran du,
Stamm alexandriſcher Heldenkinder!

Wie einſt der Franken Ludewig, ſtürmet, wie
Der deutſche Carl, ſtürmt muthig und glücklicher
Des thörichten Barbarenvolkes
Grundloſe Größ', und in beide Meere

Stürzt hin ſie, jagt die Flüchtigen wieder hin
In Aſia's von Roſſen umtummelte
Wüſt', bis zu China's ſtolzer Mauer
Und zu den Brandungen jener Meere!

Zujauchzen wird uns Ali's Verehrer, uns
Im grünen *) Kleid' hernahen von Babylon,
Den Sieg zu theilen, aber theilen
Wird er nur herrlichen Sieges Früchte.

Denn, kehrend, pflanzt mit Reben ihr Syriens
Durchglühte Berge, traueт auf ſteigendem
Gemäuer Paläſtina's Reben
Wieder hinan die umgrünten Höhen.

Erzieht auf Chios wieder die edle Frucht,
Von Aga's Händen dann unbedroht, und (fern
Weinloſe, freudeloſe Völker)
In den nyſeiſchen Götterfluren.

Laßt hundertfältig wieder von Memfis Flur
Die goldne Ähr' entſteigen, umfliegen neu
Der Tyrer Herkules Tarteſſus
Strand und die Kaſſiteridenufer.

Deckt mit der Freiheit Schild' und der Weisheit rings
Verwaiſte Völker, welche zur geißelnden
Despotenhand einſt nicht emporſahen,
Sondern zur Erde, wie Thiere, ſtarrten.

Und unter'n Schatten eueres Ölbaums ruft
Ihr edler Roſſ' Ernährer, den liſtigen
Numiden, Fezzans Kaufmann, Bornu's
Webendes Volk, und den ſanften Neger;

---

*) Die Perſer pflegen ſich grün zu kleiden, den Türken zum Hohn, die dieſer Farbe, als einer heiligen, ſich enthalten.

Naht aus jaſminumdufteten Auen das
Stammvolk Aegyptens, das von den mondlichen *)
Gebirgen ſieht den Strom entquellen,
Welcher drei Welten vordem ernährte.

Zu euren Gütern, euren Geſetzen nah'n
Aus Aſia's vielufrigen Landen ſelbſt
Mit ſeidner Wolle Lama's Diener,
Und mit balſamiſchen Blättern China.

Der edle Perſer naht, der von Cyrus Muth
Erzählt, mit Vließen nahet Siberien;
Treuloſe Kurden und Cirkaſſen
Meiden euch nur und der raſche Tatar.

Dann fliegt von Freundesſtrande zu Freundesſtrand
Das güterreiche Schiff durch den Ozean;
Der Inder ſieht durch Gidda's Fluthen
Oefter die frohen Piloten kehren;

Und brudereinig wandeln am Tigris und
Am Nil, auf Atlas Höhen und Libanons
Moſlem und Chriſt und Druſ' und Heide
Einem umſchirmenden Gott vertrauend.

---

*) Die Berge auf welchen der Nil entſpringt, haben, nach Bruce, die Geſtalt von halben Monden, und er vermuthet, daß ſie darum von den Alten Mondberge (montes lunae) genannt worden.

F. H. Bothe.

2.

Hymnus an die Liebe.

Mächtigſte der Uraniden,
Der kein Dämon widerſteht,
Die ein ungetrübter Frieden
Lieblich im Olymp umweht,
Der der Wunderquell der Jugend,
Ewig unverſiegbar, fließt,
Holde Mutter jeder Tugend,
Hohe Liebe, ſei gegrüßt.

Zu der Erde bunten Matten
Führte einſt dein Zauberſtab
Here's hochverehrten Gatten,
Aus der Göttin Arm, herab:
Selig waren die Geſchlechter,
Als des grauen Kronos Sohn,
An der Bruſt der Erdentöchter,
Warb um deinen ſüßen Lohn!

Sterbliche, von dir geleitet,
Wallten kühn den dunklen Pfad,
Wo ſich ew'ge Nacht verbreitet,
Und dem Titan nie genaht;
Sicher durch die Kraft der Liebe,
Forſchend nach der Gattin Spur,
Stürzte Orpheus muthig nieder
Zu der Todten ſchwarzer Flur!

Du zerſprengeſt feſte Bande, —
Von der lieben Mutter Schooß,
Sonder Furcht vor Hohn und Schande,
Riß ſich Ariadne los;
Durch des Fremdlings Schmeicheleien,
Göttin, die du ihn gelehrt,
Ward, ſich ewig ihm zu weihen,
Leicht Medea's Sinn bethört!

Keine Schranke iſt gezogen,
Die vor dir nicht niederſinkt;
Durch die Gluth, durch wilde Wogen
Stürzt, wem deine Palme winkt;
Mag die Fluth lautbrauſend ſchlagen, —
Jenſeits glänzt der Lampe Schein, —
Hero's Freund ſpringt, ohne Zagen,
In den ſichern Tod hinein!

Du erweichſt des Rohen Sitte;
Bändigſt ſeinen ſtolzen Wahn;
Machſt ihn mächtig dem Befehle
Zarter Sitte unterthan;
Eine Flöte, ſtatt der Lanze,
Reichſt du ihm ſüßlächelnd dar;
Und mit einem Blumenkranze
Schmückſt du, ſtatt des Helms, ſein Haar!

Schwachen hauchſt du im Gefechte
Heldenſinn und Stärke ein;
Führeſt glorreich ſeine Knechte
In der Kämpfer dichte Reihn;
Vor dem drohenden Gedränge,
Vor des Feindes ſcharfem Speer,
Und der blanken Schwerter Menge,
Bebt der Sklave ſelbſt nicht mehr!

Ueber ungeheure Klüfte
Leitet dich ein ſchmaler Steg;
In des Kerkers tiefe Grüfte
Führt dich ein geheimer Weg;
Dich erſchrecken keine Ketten,
Dich verlockt kein Fürſtendank;
Vor Verfolgung dich zu retten,
Greifſt du nach dem Schierlingstrank!

Keiner Macht kannſt du erliegen, –
In der Wüſte heißem Sand,
Wo die Quellen rings verſiegen,
Linderſt du der Sonne Brand;
An des Nordens Eiſgeſtade,
Wo der Winter nimmer weicht,
Wird durch deine hohe Gnade
Nur das ſchwere Leben leicht!

Groß und herrlich ſind die Werke,
Liebe, die dein Arm vollbracht;
Wunder deiner Heldenſtärke
Glänzen in des Orcus Nacht;
Lieder, dir zu Ehren, tönen
In der Götter goldnem Saal,
Und der Erde armen Söhnen
Machſt du werth ihr heimiſch Thal!

Rühs.

Des Zuſammenhanges wegen wird der für das September-Heft beſtimmte intereſſante Abſchnitt der politiſchen Zeitgeſchichte in dem folgenden Hefte nachgeliefert.

Feßler.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler.

Omnibus aequa.

Oktober 1801.

I.

Juan de Padilla.

Von
F. Buchholz.

Wer ſich in Bayle's hiſtoriſchem und kritiſchem Wörterbuche über Juan de Padilla belehren will, findet einen ſehr dürftigen Artikel. Aus den goldenen Briefen des Antonio Guevara und den berühmten Männern Brantome's hat der franzöſiſche Philoſoph ſeine Nachrichten über dieſen intereſſanten Spanier zuſammengetragen; beide ſind aber ſehr wenig brauchbar, wenn es auf einen richtigen Begriff von dem Charakter eines ausgezeichneten Mannes ankommt. Guevara war, was die an Höfen beliebten Geiſtlichen in der Regel ſind — ein ſeichter Anekdotenkrämer. Brantome fühlte als Biograph nur das Bedürfniß zu malen, aber nicht das zu treffen.

So wie man, um Szävola's That zu erzählen, die Geſchichte des Krieges der Römer mit dem Porſena wenigſtens in ihrem Umriß mittheilen muß; eben ſo kann man über Padilla's Charakter keine Auskunft geben, ohne ſich in eine Darſtellung der Urſachen und des Fortganges der bürgerlichen Kriege einzulaſſen, welche nach Karls des Fünften erſter Entfernung, in Kaſtilien ausbrachen. Am umſtändlichſten (wenn gleich ein wenig verworren) hat dieſe Sandoval in ſeiner Lebensbeſchreibung Karls des Fünften beſchrieben. An ihn müſſen wir uns alſo vorzüglich halten.

Die Habſucht Chievres, erſten Miniſters Karls des Fünften während ſeines erſten Aufenthalts in Spanien, hatte den königlichen Schatz vollkommen erſchöpft, als ſeinem Könige die deutſche Kaiſerkrone angetragen wurde. Dies nöthigte Karln, welcher bei ſeiner Erſcheinung in Deutſchland zu glänzen wünſchte, von ſeinen Unterthanen eine neue Subſidie zu fordern. Da dieſe ausſchließend dem Mittelſtande zur Laſt fiel, ſo ſchickten die vornehmſten Städte Kaſtiliens, ſobald der Entſchluß ihres Königs, nach Deutſchland zu gehen, bekannt geworden war, Abgeordnete an ihn ab, welche ihn theils um Abſtellung alter Mißbräuche, theils um Verſchiebung ſeiner Abreiſe auf eine bequemere Zeit, bitten ſollten. Karl, welcher die wahre Abſicht dieſer Geſandtſchaften errieth, ließ die Abgeordneten der Städte gar nicht vor ſich;

und um ſeinen Zweck, trotz dieſer angekündigten Widerſetzlichkeit, zu erreichen, verlegte er, auf Chievres Rath, die Ständeverſammlung, in welcher die geforderte Subſidie allein bewilligt werden konnte, anſtatt nach Toledo oder Valladolid, nach Kompoſtella in Gallizien, weil er die Mitglieder derſelben in dieſer Entfernung von ihren Wohnörtern mehr in ſeine Gewalt zu bekommen glaubte.

Groß war die Erbitterung aller Städte Kaſtiliens über dieſe gewaltſame Maaßregel. Die Einwohner Valladolids waren im Begriff, des Königs Abreiſe auf dem Wege der Gewalt zu verhindern, als Karl einen fürchterlichen Sturm benutzte, um ſich mit ſeinen flamändiſchen Lieblingen zu entfernen. Auf dem langen Wege nach Kompoſtella wurden ihm in allen Städten Bittſchriften überreicht, in welchen man ihn aufs dringendſte erſuchte, in Spanien zu bleiben; allein, wenn der Ehrgeiz den König nach Deutſchland trieb, ſo jagte der Wunſch, ihre Reichthümer zu genießen, verbunden mit dem läſtigen Bewußtſeyn, den Fluch einer edlen Nazion verdient zu haben, ſeine Günſtlinge nach Flandern. Karl blieb taub gegen die Bitten ſeiner Unterthanen, und erfüllte dadurch die Wünſche des ſpaniſchen Adels, welcher ſeit einigen Jahren, durch die Flamänder in Schatten geſtellt, nur in ihrer gänzlichen Entfernung aus Spanien die Endſchaft ſeiner bisherigen Zurückſetzung erblickte.

Bald nach des Königs Ankunft in Kompoſtella wurde die Ständeverſammlung eröffnet. Zwar hatten Chievres und ſeine flamändiſchen Gehülfen jede Liſt angewendet, um in der Ständeverſammlung nur ſolche Repräſentanten erſcheinen zu ſehen, auf deren Bereitwilligkeit, die Wünſche des Königs zu erfüllen, ſie rechnen konnten; aber ſo groß war der Gemeingeiſt der ſpaniſchen Nazion, daß der Widerſtrebenden unendlich mehr waren, als ſie erwarteten. Toledo hatte gar keine Repräſentanten geſchickt, weil das Loos, welches, einem alten Gebrauche gemäß, über die Wahl derſelben entſchied, auf zwei Perſonen gefallen war, welche man für dem Hof verkauft hielt. Salamanka's Repräſentanten weigerten ſich den Eid der Treue zu ſchwören, wofern die Ständeverſammlung nicht nach Toledo oder Valladolid verlegt würde. Die Repräſentanten Madrid's, Toro's, Kordoba's u. ſ. w. erklärten unumwunden, daß die Forderung einer neuen Subſidie, während die letzte noch nicht ganz entrichtet wäre, eben ſo beiſpiellos, als konſtitutionswidrig ſey.

Mehrere Tage hindurch ſchien der Zweck der Verſammlung verfehlt; aber nach und nach zeigte ſich, was Verheißungen und Drohungen, Geſchenke und Gewaltſtreiche auf Volksverſammlungen für einen Einfluß haben. Gewonnen durch die Schmeicheleien der Flamänder, und eingeſchreckt durch den Geiſt der Unabhängigkeit der Gemeinen, bewilligte der Adel zuerſt die Forderung des Königs. Die Repräſentanten der Städte gaben nach, als man ihnen die Ausſicht eröfnete, daß alle die Mißbräuche, über welche ſie ſich bisher vergeblich beklagt hatten, abgeſtellt werden ſollten. Die Subſidie wurde zugeſtanden; die Nazion machte ſich gegen ihren Wunſch anheiſchig, innerhalb drei Jahren zwölf Cuentos zu entrichten.

Ohne auf die Stimme der Städterepräſentanten zu hören, welche ihre Beſchwerden vorzutragen wünſchten, machte Karl, der vor Begierde braunte in Deutſchland anzulangen, und jetzt über alle Gefahr einer abſchlägigen Antwort hinweg war, eiligſt die Wahl bekannt, welche er in Anſehung der Perſonen getroffen hatte, die während ſeiner Abweſenheit die

Verwaltung der ſpaniſchen Königreiche übernehmen ſollten, und ſchiffte ſich unmittelbar darauf mit ſeinen Günſtlingen zu Koruña ein.

Für Kaſtillien war der Kardinal Hadrian zum Regenten ernannt. So ſehr auch der Kardinal von Seiten ſeines Charakters, welcher die Güte und Uneigennützigkeit ſelbſt war, von den Kaſtillianern geſchätzt wurde; ſo wurde er doch als ein Flamänder wegen ſeiner Beſtimmung gehaßt. Kaſtilliens Granden, welche ſich durch ſeine Ernennung zum Regenten zurückgeſetzt fühlten, wollten ſich ihr als konſtituzionswidrig widerſetzen, als Karl ihnen durch ſeine Abreiſe zuvorkam. Nichts blieb ihnen übrig, als ſich zurückzuziehen und den Kardinal ſeinem Schickſale zu überlaſſen.

An der Stelle der Repräſentanten hatte Toledo zwei außerordentliche Abgeordnete auf die Ständeverſammlung mit dem Auftrag geſchickt, den König von ſeiner Abreiſe zurückzuhalten, und, im Fall ihnen dies nicht gelänge, gegen die Rechtmäßigkeit der Ständeverſammlung in Kompoſtella zu proteſtiren. Don Pedro Laſo und Don Alonſo Suarez hatten ſich ihrer Aufträge als entſchloſſene Männer entledigt; aber eine Landesverweiſung nach Gibraltar für den erſtern, und nach Neapel für den letztern, war die einzige Frucht ihrer patriotiſchen Kühnheit geweſen. Kaum hatte Toledo mit dem Schickſale ſeiner Abgeordneten den Ausgang der Kortes erfahren, als ſeine Einwohner um ſo heftiger entbrannten, je mehr ſie, vermöge der vielen Privilegien, welche ſie genoſſen, ſeit langer Zeit gewohnt waren, ſich als die Wächter der Freiheiten aller übrigen Städte Kaſtilliens zu betrachten. Sie ergriffen die Waffen. Ein entſchloſſener Angriff auf die Veſte beſtimmte den Alkalden derſelben, ſich zu ergeben.

Sogleich entſetzte man alle diejenigen ihrer Aemter, welche in dem Verdacht ſtanden, als hielten ſie es mit dem Hofe. Rein demokratiſch war die neue Regierungsform. An der Spitze der Geſchäfte ſtanden die Abgeordneten eines jeden Viertels der Stadt. Um ſich gegen alle Angriffe zu vertheidigen, wurden Truppen angeworben, und das Kommando derſelben dem Juan de Padilla anvertrauet; einem jungen Manne von ungefähr dreißig Jahren, welcher mit ſeinem Enthuſiasmus für Freiheit, einen hohen Muth und alle die Eigenſchaften verband, durch welche man ſich das Vertrauen des großen Haufens in bürgerlichen Unruhen erwirbt *).

Noch wüthender zeigte ſich die Erbitterung der Einwohner von Segovia. Tordeſillas, einer ihrer Abgeordneten, war zurückgekommen, und wollte ſeinen Mitbürgern Rechenſchaft von ſeinem Verfahren ablegen. Er verſammlete ſie in der Kathedralkirche; kaum aber hatte er das Wort ausgeſprochen, wodurch er ſeine Bewilligung der außerordentlichen Subſidie bekannte, als ihn die Wuth ſeiner Zuhörer von der Kanzel riß, die er betreten hatte, und ihn unter tauſend Mißhandlungen durch alle Straßen ſchleppte. Vergeblich verſuchten der Dechant und die Kapitularen der Stadt den Unglücklichen zu retten; vergeblich warf ſich ſein Bruder, ein Franziskaner, mit allen Mönchen ſeines Kloſters den Wü-

---

*) *Sandoval* ſagt Lib. V. §. 16 von ihm: Juan de Padilla era mozo de treinta años, y de poca experiencia, y no muy agudo (aunque bien acondicionado) y facil de persuadir qualquiera cosa en que le quisiesen poner Hernando de Avalos y su muger Doña Maria Pacheco. Alle dieſe Züge charakteriſiren einen Enthuſiaſten, für welchen Sandoval nur das Wort nicht finden konnte.

thenden zu Füßen, um wenigſtens ſo viel Friſt für ihn zu erhalten, daß er ſeine Sünden beichten und die Vergebung derſelben empfangen könnte. Taub gegen die Stimme der Menſchlichkeit, wie gegen die der Religion, antworteten die Raſenden: den Verräthern des Vaterlandes könne nur der Henker die Sünden vergeben; und als Tordeſillas unter ihren Händen ſtarb, hingen ſie ihn mit den Füßen an den Galgen *).

Dieſelbe Wuth ergriff die Einwohner von Madrid, Burgos, Toro, Zamora u ſ. w. Da ihre Repräſentanten, durch das Schickſal des unglücklichen Tordeſillas gewarnt, Bedenken trugen, zu ihnen zurückzukehren, ſo verbrannten ſie dieſelben in Effigie, riſſen ihre Häuſer nieder, und opferten ihre Habe den Flammen. So heftig war die Erbitterung, daß ſelbſt die Habſucht ſchwieg. Niemand wollte etwas beſitzen, das den Verräthern des Vaterlandes gehört hatte.

Kardinal Hadrian, welcher nach ſeiner Zurückkunſt von Kompoſtella ſeinen Wohnſitz in Valladolid aufgeſchlagen hatte, verſammelte, auf die Nachricht von dieſen Unruhen, den Staatsrath, um ſich mit ihm über die Maaßregeln zu vereinigen, welche unter ſo bedenklichen Umſtänden getroffen werden müßten. Die Meinungen waren getheilt. Don Antonio de Rojas, Erzbiſchof von Granada und Präſident des Staatsraths, ein Mann von heftiger Gemüthsart, beſtand auf eine abſchreckende Beſtrafung der Rebellen. Don Alonzo Tellez Giron, ein Mann von ſanftem Herzen und einem durch Erfahrung gereiſten Verſtande, meinte hingegen, man müſſe ein Volk, deſſen Erbitterung nicht ungegründet ſey, und deſſen Leidenſchaft, durch Strenge gereizt, ſehr leicht in

---

*) *Sandoval* L. V. §. 31.

zerſtöhrende Wuth übergehen könne, mit Nachſicht und Schonung behandeln. Beide Redner hatten, wie immer, ihre Partheien. Die des Don Antonio gab durch Geſchrei den Ausſchlag; ſo daß der Kardinal, ohne ſeine eigenen Gefühle zu Rathe zu ziehen, einem gewiſſen Ronquillo, Alkalden des Königs und berühmt durch die ſtrenge Verwaltung ſeines Richteramts, den Auftrag ertheilte, ſich nach Segovia zu begeben, und die Rebellen aufs nachdrücklichſte zu beſtrafen. Tauſend Mann Reiterei, welche vor kurzem aus Afrika zurückgekommen waren, mußten ihn unter den Befehlen des Don Luis de la Kueva und eines gewiſſen Ruy Diaz de Rojas begleiten *).

Ehe der Alkalde Ronquillo vor Segovia erſcheinen konnte, hatten die Segovianer, welche in ihm ſelbſt einen unerbittlichen Richter und in ſeiner Begleitung ein Heer von raubſüchtigen Henkersknechten erwarteten, ſolche Vertheidigungsanſtalten getroffen, daß es ihm unmöglich gemacht war, in die Stadt einzudringen. Die Segovianer für Rebellen erklärend, begnügte er ſich, alle Zugänge ihrer Stadt zu beſetzen, um ſie durch Entziehung der Lebensmittel zur Uebergabe derſelben zu nöthigen; aber die Einwohner von Segovia, welche ſchon früher für Vorräthe geſorgt hatten, neckten ihren Dränger durch manchen muthigen Ausfall, den ſie auf ihn machten; und als ſie bald darauf unter Padilla's Anführung eine Verſtärkung von Toledo erhielten, griffen ſie ihn nachdrücklicher an, und zwangen ihn, ſich mit dem Verluſt ſeines Gepäcks und ſeiner Kriegeskaſſe zurückzuziehen **).

---

*) *Sandoval* Lib. V. § 33. 34 sq.

**) *Id.* Lib. V. §. 44.

Dieſer unerwartete Erfolg und die Empörung mehrerer anderer Städte bewogen den Kardinal, den Don Antonio de Fonſeka, erſten General aller Truppen des Königs von Spanien, zu einer Vereinigung mit Ronquillo aufzufordern. Fonſeka ließ ſich dazu bereit finden; da es aber dem Heere gänzlich an Geſchütz fehlte, ſo konnte eine förmliche Belagerung Segovia's nicht eher ſtatt haben, als bis man aus Medina del Kampo, wo der Kardinal Ximenes ein Zeughaus angelegt hatte, einige Züge Artillerie hatte kommen laſſen.

Medina's Einwohner weigerten ſich, Werkzeuge des Mordens, welche nur für die Feinde des Staats beſtimmt wären, zur Zerſtörung ihrer Landsleute verabfolgen zu laſſen. Fonſeka wollte ſich des Zeughauſes mit Gewalt bemächtigen; aber die Einwohner Medina's vertheidigten es mit ſo viel Entſchloſſenheit und Muth, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als ſich mit ſeinen Leuten zurückzuziehen. Erbittert durch dieſen Widerſtand, ließ er bei ſeinem Abzuge die Stadt anſtecken, indem er wähnte, die Bürger würden, um ihre Familien und ihre Habe zu retten, das Zeughaus verlaſſen; doch ſo groß war der Enthuſiasmus dieſer Bürger, daß ſie nur noch wüthender über die Feinde herfielen. Während ſie ſie in die Flucht ſchlugen, wälzten ſich die Flammen durch alle Straßen Medina's, und verwandelten die Stadt in einen großen Aſchenhaufen. Der Verluſt, welchen ſie dadurch litten, war unendlich; denn da Medina eine der bedeutendſten Handelsſtädte Spaniens war, ſo waren ſeine Einwohner ſelbſt ſehr begütert; zu ihrem Verluſt kamen aber alle die koſtbaren Waaren, welche die Kaufleute von Madrid, Segovia, Toledo u. ſ. w. zur nächſten Meſſe nach Medina geſendet hatten; ein Umſtand, welcher nicht wenig zur Verſtärkung der Theilnahme beitrug, welche Kaſtiliens ſämtliche Städte für Medina's Unglück fühlten *).

Troſtſchreiben der Stadt Segovia an die Stadt Medina.

„Geſtern, Donnerſtags den 23ſten Auguſt (1520), ha-
„ben wir erfahren, was wir nicht wiſſen wollten, und ge-
„hört, was wir nicht hören wollten, nämlich: daß Antonio
„Fonſeka die gute Stadt Medina von Grund aus einge-
„äſchert hat. Man hat uns zugleich geſagt, daß die Ver-
„anlaſſung zu dieſer Einäſcherung keine andere geweſen iſt,
„als daß Medina ſein Geſchütz zur Zerſtörung Segovia's
„nicht hat verabfolgen laſſen wollen. Gott iſt unſer Zeuge,
„daß, wenn Fonſeka's Leute gegen Medina's Häuſer ge-
„wüthet haben, die Nachricht von ihrer Unthat unſere Her-
„zen zerfleiſcht hat, und daß wir lieber das Leben eingebüßt,
„als unſere Freunde um ihre Habe gebracht hätten. Aber
„ſeyd überzeugt, ihr Herrn von Medina, daß von Segovia
„keine Spur übrig bleiben ſoll, oder daß es Euer Unglück
„rächen wird. Erfahren haben wir, daß Ihr Fonſeka's
„Soldaten nicht als Handelsleute, ſondern als ausgelernte
„Krieger, nicht als ſchwache Menſchen, ſondern als ſtarke
„Löwen zurückgeſchlagen habt. Konnte nur die Einäſche-
„rung Eurer Stadt die Veranlaſſung zu ſo viel Tapferkeit
„und zu einem ſo glänzenden Siege werden, ſo danket Gott

---

*) Am lebhafteſten äußerte, wie billig, das gerettete Segovia ſeine Theilnahme, und da Sandoval das Troſtſchreiben aufbewahrt hat, welches es gleich nach Medina's Einäſcherung an die Einwohner deſſelben ergehen ließ, ſo theil' ich es hier um ſo bereitwilliger mit, weil es den Geiſt jener Zeiten unendlich mehr charakteriſirt, als alle allgemeine Beſchreibungen zuſammengenommen.

Ein Gegenſtand des allgemeinſten Abſcheus wurde Fonſeka. Laut erklärten die Einwohner Valladolids, welche des Kardinals Gegenwart bisher gezügelt hatte, daß ſie einem ſolchen Verfahren gegen ihre Landsleute nicht gleichgültig zu-

---

„für jenes Unglück; denn über alle Vergleichung höher müßt Ihr den Ruhm ſchätzen, den Ihr errungen habt, als die Reichthümer, welche Ihr einbüßtet. Aufrichtig geſtehen wir, daß wir nicht im Stande ſind, Euch das Opfer zu vergüten, das Ihr uns dargebracht habt; aber als ächte Chriſten betheuren und beſchwören wir hiermit unſere Bereitwilligkeit, für jeden Einzelnen von Euch Haabe und Leben zu wagen. Ihr braucht Holz zum Aufbau Eurer Häuſer. Fället es in unſeren Waldungen; denn nichts iſt billiger, als daß, da Medina Segovia's Zerſtörung durch ſeine eigene verhinderte, Segovia zum Wiederaufbau Medina's ſeine Waldungen Preis gebe. Nicht blos Euren Muth, ſondern auch Eure Einſicht habt Ihr an den Tag gelegt, als Ihr, um Euch als treue Freunde und Verbündete Segovia's zu zeigen, die Einäſcherung Eurer Stadt geſchehen ließet; denn nun müſſen ſelbſt Eure Feinde eingeſtehen, daß Ihr Euch als Vertheidiger Eurer Freunde um ſo tapferer bewieſen habt, je großmüthiger Ihr das Eurige dabei aufopfertet. Dringend bitten wir Euch, Ihr Herren, daß Ihr das Zeughaus jetzt ſorgfältiger bewachet, als je, damit kein Feind es ausleere, und kein Verräther es überliefere. In der That, es wäre abſcheulich, wenn Fonſeka durch Verrath erhielte, was er als Memme aufgeben mußte. — Ihr wißt, meine Herren, daß die Königin Doña Iſabella der Marquiſe Moya, la Bovadilla genannt, die Grafſchaft Chinchon aus keinem andern Grunde ſchenkte, als weil die Marquiſe zu ihren Lieblingen gehörte. Da nun dieſe Grafſchaft ſeit unfürſehen könnten, und griffen zu den Waffen. Ihre erſte Wut erſchöpften ſie an Fonſeka's Haus, welches ſie niederriſſen. Hierauf ſetzten ſie die bisherigen Magiſtratsperſonen ab; warben Soldaten an, und bewachten ihre Mauern mit eben

---

„denklichen Zeiten zu Segovia gehört hat, und wir gegenwärtig damit beſchäftigt ſind, unſere Rechte zu vertheidigen; als haben wir beſchloſſen, ſie als altes Eigenthum zurückzunehmen; denn nach den Verſicherungen unſerer Rechtsgelehrten kann, was gegen Fug und Recht genommen wurde, auf dem Wege der Gewalt gebührend wiedergenommen werden. Die Nachkommen der la Bovadilla beſitzen nicht nur unſer Land, ſondern gebieten auch erb- und eigenthümlich in der Veſte von Segovia. Wir haben daher feſt beſchloſſen, nicht nur unſere Ländereien, ſondern auch unſere Veſte wieder zu haben; und wenn uns dies gelingt — wie es uns denn mit Gottes Hülfe gelingen wird — ſo haben wir den doppelten Vortheil, nicht nur mehr zu beſitzen als bisher, ſondern auch einen Feind vom Halſe zu haben. — Unſere Hauptleute haben uns gemeldet, daß Ihr Herrn die Stadt Alaejos eingenommen habt, und daß der Alkalde der Veſte ſich noch mit einer Handvoll Soldaten vertheidigt. Da Ihr die gerechteſten Anſprüche auf Stadt und Veſte habt, und Euch eine mächtige Artillerie zu Gebote ſteht; ſo müßt Ihr Euer Beginnen nicht aufgeben. Im Nothfall können wir Euch mit Geld und Leuten zu Hülfe kommen; denn es würde eine unaustilgbare Schmach für Segovia, und ein Schimpf für Medina ſeyn, wenn ein ſo gerechter Krieg nicht zu Ende geführt würde. Alonſo Fernandez del Eſpinar iſt der Ueberbringer dieſes. Ihr könnt ihm Alles glauben, was er Euch von unſerer Seite noch mündlich mittheilen wird." *Sandoval* Lib. V. §. 64.

ſo viel Sorgfalt, als ob ein Feind vor ihren Thoren geſtanden hätte *).

Höchſt verlegen, glaubte der Kardinal die Gemüther dadurch zu beſänftigen, daß er öffentlich erklärte, Fonſeka ſey bei Medina's Einäſcherung über gehabte Befehle hinausgegangen, und daß er die königlichen Truppen auf der Stelle aus einander gehen ließ. Aber dies vermehrte nur den Uebermuth der Städte, welche, ſobald ſie die Feigheit des Kardinals entdeckt hatten, auf Mittel bedacht waren, den bisherigen Mißbräuchen für immer abzuhelfen, und die öffentliche Freiheit auf eine neue Konſtituzion zu gründen. Die Entfernung des Königs; die Erſchöpfung ſeines Schatzes; die Entlaſſung aller regelmäßigen Truppen, welche eine Folge davon war; der verzagte Charakter des Kardinals, und der allgemeine Wunſch nach Freiheit, waren lauter Umſtände, welche ohne Mühe zur Hervorbringung einer Union benutzt werden konnten; und Padilla und die übrigen Dämagogen benutzten ſie wirklich dazu. Da die Städtebewohner ſich ſeit Jahrhunderten als einen beſonderen Stand zu betrachten gewohnt waren, ſo war ein Verein ſehr bald zu Stande gebracht. Avila wurde allen Abgeordneten zum Verſammlungsort angewieſen. Sie erſchienen daſelbſt eben ſo förmlich, als ſie in den Kortes zu erſcheinen pflegten; und nachdem ſie geſchworen hatten, für den König und für die Vertheidigung ihrer Rechte zu leben und zu ſterben, nahmen ſie die Benennung des heiligen Vereins (santa Junta) an, und ſchritten ſogleich zur Unterſuchung der Staatsgebrechen. Die Wahl eines Fremdlings zum erſter Aufſeher aller Staats-

---

*) *Sandoval* Lib. VI. §. 2.

organe, ſtellte ſich ihnen als das auffallendſte dar; und einſtimmig erklärten ſie es für die gröblichſte Verletzung der Grundgeſetze des Königreichs, und ſchickten auf der Stelle Deputirte an den Kardinal, welche ihn auffordern mußten, ſein Amt niederzulegen.

Während die Junta dieſen kühnen Schritt auf alle Weiſe zu rechtfertigen ſuchte, ging Padilla von Medina del Kampo mit einigen Kanonen nach Tordeſillas, wo die unglückliche Königin Johanna ſeit dem Tode ihres Gemahls lebte. Nachdem ihm Tordeſillas Einwohner freiwillig die Stadtthore geöffnet hatten, erſuchte er die Königin um eine Audienz. Vorgelaſſen, bewies er ihr alle die Achtung, welche ſie von ihrer Umgebung forderte, und malte ihr hierauf mit den grellſten Farben den unglückſeligen Zuſtand, in welchem ſich das Königreich ſeit der Regierung ihres älteſten Sohnes befände, welcher die Zügel des Staats mitleidsloſen und unerſättlichen Fremdlingen ſo lange überlaſſen habe, bis ſich alle ſeine Unterthanen mit den Waffen in den Händen gegen ihn empört hätten. Johanna ſchien bei dieſer Nachricht aus einem langen Schlummer zu erwachen. Sie antwortete: Nie habe ſie etwas von dem Tode ihres Vaters, und eben ſo wenig von den Leiden ihres Volks erfahren, weil ſie ſonſt, ihrer Pflicht gemäß, als Königin aufgetreten ſeyn würde; gegenwärtig berechtige ſie ihn als ihren General, für die Wiederherſtellung der Ordnung zu ſorgen, und befehle ihm, ihr von allen ſeinen Schritten Rechenſchaft abzulegen. Padilla hielt für wiederkehrende Vernunft, was nur ein lichter Augenblick in dem Verſtande der Königin war, und forderte ſogleich die Junta auf, ſich zu Tordeſillas niederzulaſſen. Dies geſchah. Die Königin ließ die Mitglieder

der Junta vor ſich kommen, entſchuldigte die Fehler ihres Sohnes mit ſeinem Mangel an Erfahrung, und verſprach, während ſeiner Abweſenheit ſeine Stelle zu vertreten; aber unmittelbar darauf fiel ſie in ihre alte Dumpfheit zurück, und keine Bitten und keine Gründe vermochten ſie zu irgend einer Unterzeichnung zu bewegen *).

Kaum hatten indeß die Kaſtilianer Johanna's Rückkehr zur Vernunft erfahren, als ſie ſich der ausſchweifendſten Freude überließen. Die Junta ihrerſeits benutzte dieſen Jubel und das damit verbundne Vorurtheil, als handle ſie mit königlicher Genehmigung, um ſich der Mitglieder des Staatsraths zu bemächtigen, und mit dem Staatsſiegel zugleich die Archive und die Regiſter des königlichen Schatzes in Beſchlag zu nehmen. Padilla, welchen ſie zu dieſem Endzweck nach Valladolid ſandte, wurde als der Befreier des Vaterlandes empfangen. Die Verhaftnehmung der Mitglieder des Staatsraths fand keinen Widerſpruch. Staatsſiegel und Archive wurden ausgehändigt. Alles wurde nach Tordeſillas gebracht, und nur der Kardinal Hadrian blieb als Privatmann in Valladolid zurück, weil man es nicht der Mühe werth hielt, ſich mit ihm zu befaſſen **).

Karl befand ſich in Flandern, als er die erſte Nachricht von dieſer allgemeinen Empörung erhielt. Zu ſpät öffnete er die Augen über ſeine Fehler. Wollte er, um die ſpaniſche Krone zu retten, ſtehenden Fußes nach Spanien zurückkehren; ſo konnte dies nur auf Koſten der Kaiſerkrone geſchehen, für welche ſich ſein Ehrgeiz ſo leidenſchaftlich erklärte. Alle

---

*) *Sandoval* Lib. VI. §. 24. und 26.

**) *Sandoval* Lib. V. §. 26.

Forderungen der Mißvergnügten zu bewilligen, ſchien gefährlich; noch gefährlicher aber, alle zu verſagen; denn wie leicht konnten die muthigen Kaſtilianer die Entdeckung machen, daß ſie zu ihrem Wohlſeyn keines Königs bedürften? Um in einer ſo bedenklichen Lage wenigſtens etwas zu thun, ließ Karl an alle Städte Kaſtiliens ein Sendſchreiben ergehen, worin er ſie in den zarteſten Ausdrücken und unter wiederholten Verſicherungen einer allgemeinen Verzeihung zur Ablegung der Waffen ermunterte, den ihm treu gebliebenen Städten Erlaſſung der in der letzten Stände-Verſammlung bewilligten Subſidie verſprach, und ſich anheiſchig machte, die Staatsämter künftig nur mit gebohrnen Kaſtilianern zu beſetzen. Zugleich aber forderte er den Adel zu einer tapfern Vertheidigung der Kronrechte und ſeiner eigenen Privilegien gegen die Eingriffe übermüthiger Gemeinen auf. Zu Regenten ernannte er, außer dem Kardinal Hadrian, den Großadmiral von Kaſtilien, Don Fadrique Henriquez, und den Konnetable, Don Inigo de Velaſko; zwei Edelleute von großen Eigenſchaften, welchen er die Vollmacht ertheilte, ſein königliches Anſehn mit den Waffen in der Hand aufrecht zu erhalten, wenn der Eigenſinn der Rebellen ſie dazu zwingen ſollte *).

Sehr richtig bemerkt Sandoval, daß, wenn Karl die letztere Maaßregel *vor* ſeiner Abreiſe genommen hätte, alle übrigen überflüßig geweſen ſeyn würden. Die Gemeinen waren *jetzt* zu weit vorgerückt, um ſich durch einzelne Bewilligungen zum Umkehren bewegen zu laſſen. Im Vertrauen auf

---

*) *Sandoval* Lib. VII. §. 8.

die Gerechtigkeit ihrer Sache und auf die Einmüthigkeit, womit die ganze Nazion ihre Autorität anerkannt hatte, entwarf die Junta einen Plan, nach welchem nicht nur alle bisherigen Mißbräuche abgeſtellt, ſondern auch ſolche Einrichtungen getroffen wurden, welche die Privilegien und die Freiheit der Gemeinen für immer ſicherten. Dieſer Plan umfaßt alle Staatsorgane, und giebt einen weit vollſtändigeren und vortheilhafteren Begriff von den wahren Abſichten der Junta, als man durch Spaniens Geſchichtſchreiber erhält, welche durch die lange Sklaverey abgeſtumpft, nur den höchſten Grad des Unſinns in dem Unternehmen der Gemeinen finden können *).

---

*) Man urtheile ſelbſt nach folgenden Datis. Nach einem ausführlichen Schreiben an den jungen König, in welchem ſie mit groſser Freimüthigkeit von den Staatsgebrechen und von der beiſpielloſen Geduld der Nazion ſpricht, fordert die Junta in dem Plan ſelbſt:

daß der König nach Spanien zurückkehre, und daſelbſt wie ſeine Vorgänger reſidire;

daß er ſich nicht ohne die Genehmigung der Stände vermähle;

daß er ſich verbindlich mache, die Regierung nie wieder Fremdlingen zu überlaſſen;

daß der Kardinal Hadrian ſeiner Premier auf der Stelle entſetzt werde;

daß der König bei ſeiner Rückkehr nicht wieder Flamänder oder andere Fremdlinge ins Land bringe;

daß er unter keinerlei Vorwand fremde Truppen einführe;

daß er künftig die Staatsämter nur an Eingebohrne vergebe;

daß kein Fremdling das Indigenat erhalte;

daß keine Einquartierungen ſtatt finden ſollen;

Hätte die Junta nur die Vorrechte des Adels nicht angegriffen; ſo würde ſie gewiß ihren Zweck erreicht haben. Bisher hatte der Adel ihre Schritte wo nicht begünſtigt, doch

---

daß das königliche Haus nur auf eine freie Bewirthung von ſechs Tagen, und auch nur dann darauf Anſpruch machen ſoll, wenn es ſich auf Reiſen befindet;

daß alle Auflagen auf den Fuß zurückgeſetzt werden ſollen, worauf ſie bei Iſabella's Tode geſtanden;

daß alle ſeit dem Tode dieſer Fürſtin verlornen Domänen und Einkünfte wieder zurückgenommen werden ſollen;

daß alle Aemter, welche ſeit jener Zeit geſchaffen ſind, wieder vernichtet werden ſollen;

daß die in der letzten Ständeverſammlung bewilligte Subſidie nicht in Gallizien eingefordert werden ſolle;

daß man für alle künftigen Ständeverſammlungen jeder Stadt drei Repräſentanten geſtatten ſolle, einen geiſtlichen, einen adelichen und einen bürgerlichen;

daß ſich der Hof auf keine Weiſe in die Wahl der Repräſentanten miſchen ſolle;

daß kein Repräſentant weder für ſich, noch für ſeine Familie ein königliches Amt oder Wohlthat annehmen ſolle, wenn er nicht mit dem Tode und mit der Konfiskazion ſeines ganzen Vermögens wolle beſtraft werden;

daß die Verſammlung der Stände wenigſtens alle drei Jahr ſtatt finden ſolle, der König möchte ſie berufen oder nicht;

daß bei Todesſtrafe keine Edelgeſteine, kein Gold und kein Silber aus Spanien ausgeführt werden ſolle;

daß die königlichen Richter ein fixirtes Gehalt erhalten, und keinen Antheil an Geldſtrafen oder Konfiskazionen haben ſollten;

daß alle Schenkungen angeklagter Perſonen für null und nichtig erklärt werden ſollten, wenn ſie nicht lange vor der Anklage ſtatt gefunden hätten;

wenigſtens nicht gemißbilligt; denn er ſetzte voraus, daß es blos um Abſtellung derjenigen Mißbräuche zu thun wäre,

---

daß alle auf Koſten der Gemeinen errungenen Privilegien des Adels zurückgenommen werden ſollten;
daß der Adel nicht länger die Guvernörſtellen in den Städten bekleiden ſollte;
daß ſeine Beſitzungen eben den Taxen unterworfen würden, welchen die der Gemeinen unterworfen wären;
daß man das Verfahren derjenigen unterſuchen ſollte, welche ſeit Ferdinands Tode die königlichen Domänen verwaltet hätten;
daß wenn der König nicht innerhalb dreißig Tage die zu dieſer Unterſuchung erforderlichen Perſonen ernennte, die Stände dazu berechtigt ſeyn ſollten;
daß ohne vorhergegangene Unterſuchung und Genehmigung der Stände im Königreich keine Indulgenzen gepredigt oder verbreitet werden könnten;
daß das dafür eingekommene Geld redlich und ausſchließend zum Krieg gegen die Ungläubigen angewendet werden ſollte;
daß alle Prälaten, welche jährlich nicht wenigſtens ſechs Monate in ihren Kirchſprengeln verlebten, an ihren Einkünften geſtraft werden ſollten;
daß geiſtliche Richter und ihre Gehülfen auf keine größere Gehalte Anſpruch machen ſollten, als weltliche;
daß der König alle Handlungen der Junta genehmigen und für eben ſo viel treue Dienſte erklären ſollte, welche ihm und der Nazion geleiſtet wären;
daß er alle Unordnungen, welche ſich die Städte im Eifer für die gute Sache hätten zu Schulden kommen laſſen, verzeihen; alle Artikel dieſes Plans zu beobachten eidlich verſprechen, und weder bei dem Pabſt, noch bei irgend einem anderen Prälaten eine Losſprechung von dieſem Eide nachſuchen wolle.

Sandoval Lib. VII. in init.

welche die Unerfahrenheit des Monarchen von der einen, und die Habſucht ſeiner Miniſter von der andern Seite herbeigeführt hatte. Sobald es aber entſchieden war, daß die Junta es nicht nur auf eine Einſchränkung der königlichen Macht, ſondern auch auf eine Vernichtung des Feudalariſtokratismus anlegte, entbrannte ſein Unwille aufs lebhafteſte. Die Ernennung des Admirals und des Konnetable hatte bereits den Groll vernichtet, den er gegen den jungen Monarchen unterhalten hatte. Entſchloſſen, ſich ſeines Suveräns anzunehmen, verſammlete er ſeine Vaſallen, um dem Heer der Junta ein anderes entgegen ſetzen zu können.

Dieſe hatte dem König ihren Plan zugeſchickt, und erwartete voll Ungeduld ſeine Erklärung. Anton Vaſquez de Avila trug ihn nach Worms; der Mönch Pablo nach Brüſſel. Der erſtere war kaum an Ort und Stelle erſchienen, als er verhaftet wurde; der letztere hatte dies kaum erfahren, als er nach Spanien zurückeilte, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Groß war die Erbitterung der ganzen Nazion bei der Nachricht von der Verhaftnehmung ihres Abgeſandten. Sie hielt es für unerhörte Tyranney, daß ein König von Spanien ſeinen Unterthanen den Zutritt zu ſeinem Thron auf eine ſo ſchneidende Weiſe verſagte. Alle Maaßregeln der Mäßigung und Klugheit ſchienen ihr fortan unangebracht, und die erlebte Schmach nur durch die Waffen auslöſchbar. Einige waren der Meinung, den jungen König, ſo lange ſeine Mutter lebte, einer Macht zu berauben, welche man ihm allzu leichtſinnig anvertraut habe; andere brachten in Vorſchlag, die Königin Germaine, Ferdinands Wittwe, mit dem Prinzen von Kalabrien zu vermählen, welcher als ächter Nachkömmling und Erbe der neapolitaniſchen Könige aus dem Hauſe Arragonien, noch immer in ſpaniſchen Gefängniſſen ſchmachtete, ſeitdem Gonzalo de Korboba ihn von Neapel nach Saragoza geſchickt hatte. Alle kamen darin überein, daß man auf das Billigkeitsgefühl der Monarchen nicht rechnen könnte, und daß man folglich Gewalt mit Gewalt vertreiben müſſe.

Von neuem wurden Kaſtiliens Städte zur Unterſtützung der Junta aufgefordert. Vergeblich bemühte ſich der Admiral, ein ſchlauer Redner, die Städte Burgos und Valladolid für die Parthey des Königs zu gewinnen. In kurzer Zeit brachte die Junta ein Heer von 20000 Mann zuſammen. Padilla, der Liebling des Volks und das Idol der Soldaten, ſollte es anführen, als ſich Don Pedro Giron um dieſe Ehre zu bewerben begann.

Giron, ein Enkel des Herzogs von Medina Sidonia, glaubte ſich durch ſeinen Oheim verkürzet. Mit päbſtlicher Erlaubniß hatte ſich ſein Großvater nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin mit der Schweſter derſelben vermählt. Don Alonſo Perez de Guzman war die einzige Frucht dieſer letzteren Ehe. Aus der erſteren war nur noch Doña Mencia de Guzman vorhanden, welche, mit dem Grafen von Ureña vermählt, Don Pedro Giron's Mutter war. Don Alonſo hatte ſich nach dem Tode ſeines Vaters in den Beſitz des Herzogthums Medina Sidonia geſetzt. Don Pedro Giron aber glaubte nähere Rechte darauf zu haben, indem er behauptete, daß, da es nach allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen verboten ſey, die leibliche Schweſter der verſtorbenen Gattin zu eheligen, der Pabſt zur zweiten Vermählung ſeines Großvaters ſeine Einwilligung nicht habe geben dürfen; daß alſo Don Alonſo nie rechtmäßiger Erbe ſeines Vaters ſeyn könne.

Ein Prozeß, den er ſeinem Oheim unter Ferdinands Regierung machte, ging um ſo eher verloren, weil Don Alonſo die Tochter eines Baſtards des Königs geheirathet hatte. Während der Regentſchaft des Kardinals Ximenes erneuerte Don Giron ſeine Anſprüche mit den Waffen in der Hand; er wurde aber theils durch den Kardinal, theils durch den Herzog von Arkos gezwungen, die Belagerung von San Lukar aufzuheben. Karl hatte ihm ſeine Unterſtützung verſprochen, aber nicht Wort gehalten. Betrogen in ſo vielen Erwartungen, wollte Giron gegenwärtig die bürgerlichen Unruhen benutzen, um ſich in den Beſitz des Herzogthums zu ſetzen. Die Keckheit, womit er Spaniens Regenten behandelte, redete ihm bei dem großen Hauſen das Wort, und die Mehrheit der Stimmen entſchied um ſo leichter für ihn, weil Padilla's Anſehn die Eiferſucht mehrerer Mitglieder der Junta rege gemacht hatte. Noch vor der Ankunft des neuen Generals bei dem Heere ging Padilla unter irgend einem Vorwande ruhig nach Toledo zurück *).

Die Regenten hatten Rioſekko zum Sammelplatz für die königlich geſinnten Truppen beſtimmt. Zwar ſtanden dieſe den Truppen der Gemeinen an Anzahl nach; aber ſie hatten den Vorzug der größeren Tapferkeit und Diſciplin. Die Kavallerie beſtand aus lauter Adlichen, deren kriegeriſcher Geiſt noch durch die Gefahr verſtärkt wurde, welche ihren Privilegien drohte; die Infanterie, aus lauter geübten Soldaten, die man aus dem Königreiche Navarra gezogen hatte. An der Spitze des ganzen Heeres ſtand Don Pedro Velaſko,

---

*) *Sandoval* Lib. II. §. 3. und Lib. VIII. §. 1.

Graf von Haro, älteſter Sohn des Konnetable's, ein Mann von eben ſo großer Fähigkeit, als Erfahrung.

Don Pedro Giron eilte ſogleich mit ſeinem zahlreichen Heere nach Rioſekko, um die Königlichen von allen Verſtärkungen abzuſchneiden, und durch Mangel an Lebensmitteln entweder zur Uebergabe oder zu einem nachtheiligen Kampf zu zwingen. Von allen dieſen Planen gelang indeß kein einziger. Mitten durch Girons Poſten führte der Graf Haro eine beträchtliche Verſtärkung; und an eine Uebergabe oder an einen nachtheiligen Kampf war nicht eher zu denken, als bis Villapanda, wo die Königlichen beträchtliche Vorräthe hatten, eingenommen war. Um dies zu Stande zu bringen, verließ Giron die Ebene von Rioſekko; kaum aber hatte er ſich entfernt, als Haro eiligſt nach Tordeſillas marſchirte, mehrere Mitglieder der Junta gefangen nahm, und ſich des Staatsſiegels und der Königin bemächtigte.

Dieſer Meiſterſtreich hatte für die Junta die unangenehme Folge, daß ſie das Anſehen verlor, worin ſie bisher geſtanden hatte. Der Muth der Edelleute vermehrte ſich in eben dem Grade, als die Befürchtungen der Gemeinen. Während jene von allen Seiten herbeieilten, um mit den Regenten gemeinſchaftliche Sache zu machen, waren dieſe ungewiß, ob es nicht gerathener ſey, eine Sache aufzugeben, für welche ſie vergeblich kämpfen würden, ſo lange ſie dem Verrath ausgeſetzt wären; denn Giron galt in ihren Augen für einen Verräther, und hatte auch bereits ſeine Oberbefehlshaberſtelle niedergelegt *).

---

*) *Sandoval* Lib. VIII. §. 10 und 11.

Indeſſen hatten ſich alle diejenigen Mitglieder der Junta, welche nicht in die Hände der Königlichen gefallen waren, nach Valladolid begeben. Durch eine neue Wahl war ein Ausſchuß zu Stande gekommen, dem man die höchſte Macht anvertrauet hatte, und Padilla war zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt worden. Die Beſtürzung verlor ſich; der Muth fand ſich wieder ein. Mit dem Wunſche, die Freiheiten des Vaterlandes zu behaupten, wuchs die Erbitterung gegen die Unterdrücker derſelben. Nur an Geld fehlte es, die Truppen zu bezahlen. Karls Miniſter hatten einen beträchtlichen Theil des Nazionalreichthums mit ſich genommen; und da ſeit den bürgerlichen Unruhen Handel und Gewerbe ſtockten, ſo mußte die Junta um ſo mehr Bedenken tragen, eine Nazion mit neuen Auflagen zu behelligen, welche ſeit Iſabella's Zeiten keine ſchweren Laſten getragen hatte. Freiwillig thaten indeſſen die Städte das Aeußerſte, und von einer andern Seite kam eine entſchloſſene Frau der Junta zu Hülfe. Es war Doña Maria Pacheko, Gemahlin Padilla's. Erhaben über alle religiöſen Vorurtheile, brachte ſie die Ausplünderung der Kathedralkirche von Toledó in Vorſchlag. Um ihrer Handlung den Anſtrich des Frevels zu nehmen, den ſie ſo leicht in den Augen des großen Haufens gewinnen konnte, begab ſie ſich in einer feierlichen Prozeſſion dahin. In Trauer waren ihre Begleiterinnen gehüllt; alle verſtrömten Thränen. Nach ihrer Ankunft in der Kirche baten ſie die Heiligen um Verzeihung wegen eines Raubes, den nur die dringendſte Noth des Vaterlandes rechtfertigen könnte, und bemächtigte ſich hierauf aller Reichthümer der Kirche, welche ſie der Junta übermachten. Die Junta wendete ſie zum Vortheil ihres Heeres an, indeß die Königlichen, für welche die Geldquellen eben ſo ſehr erſchöpft waren, bei dem König von Portugall borgten, und ihr eigenes Silbergeräth einſchmolzen *).

Mangel des Geldes war es indeſſen nicht allein, was die Entſcheidung der Fehde verzögerte, in welche die Adlichen mit den Gemeinen gerathen waren. Das ganze Verhalten des Admirals beweiſet auf eine unwiderſprechliche Weiſe, daß er es nicht aufs Aeußerſte kommen laſſen wollte; und ſeine Bewegründe zur Mäßigung lagen in der Natur des Streits. Einmal hatte der Adel den Haß der Nazion gegen den König und ſeine Günſtlinge entzündet und getheilt. Ferner waren mehrere Forderungen der Gemeinen ſo beſchaffen, daß der Adel ihnen ſeine Billigung nicht verſagen konnte, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu kommen. Endlich war zu befürchten, daß, während die beiden geſetzgebenden Körper der Nazion ihre Kräfte in gegenſeitigen Befehdungen verloren, die unumſchränkte Macht ſich auf den Trümmern der Unabhängigkeit des Adels und der Vorrechte der Gemeinen erheben könnte. Gern machte ſich daher der Adel anheiſchig, die billigen Forderungen der Gemeinen vor dem Throne zu vertreten, wenn ſie nur in denjenigen Artikeln nachgeben wollten, welche gleich verderblich für die königliche Autorität und für die Vorrechte des Adels waren. Aber ſo groß war die Verblendung der Gemeinen, und ſo entſchieden ihr Haß gegen die Granden, daß ſie lieber den Deſpotismus des Fürſten wagen, als die Unabhängigkeit des Adels noch länger dulden wollten. Unaufhörlich ſprachen ſie von der Vereinigung ſeiner Beſitzungen mit den Krongütern. Vergeſſen waren die Bedrückungen der Flamänder, und nur gegen die Macht der

---

*) *Sandoval* Lib. VIII. §. 13.

Granden erhob ſich die allgemeine Stimme. Durch die dem Adel abgenommene Beute hoffte man den Frieden mit dem Monarchen zu machen, und nichts war häufiger, als der Vorwurf der Untreue und des Verraths h).

---

*) Die Einwohner Valladolids ſagten unter andern in einem an die Adlichen gerichteten Schreiben:

Por lo que el Reyno haçe y procura, sabemos de cierto ser lo que al servicio de sus Magestades toca, y nos determinamos de seguir esta parte, e no la de los Caballeros. Y ansi mismo nos consta ser en su deservicio lo que vuestras Señorías hacen. Si quitado todo odio y aficion de las partes, quisieran mirarlo bien, verán por las razones siguientes: Claro consta que la fidelidad e lealtad que al Rey se debe, consiste en la obediencia de la persona real, e pagándose lo que se debe de lo temporal, e poniendo las vidas quando menester fuese. E estas dos cosas siempre el Reyno las tuvo, e guardó; y los Grandes lo contradixéron. Quien prendió al Rey, Don Juan segundo, sino los Grandes? Quien soltó y hizo reynar, sino las Comunidades? especialmente la nuestra, quando en Portillo le tuviéron preso? Véase la historia, que claro lo dice. Sucedió al Rey Don Juan el Rey Don Enrique su hijo; al qual los Grandes depusiéron de Rey, alzando otro Rey en Avila. Las comunidades, especialmente la nuestra de Valladolid, le volviéron su cetro y silla real, echando los traidores de ella. E no halláran vuestras Señorías que jamas en España ha habido desobediencia, sino en los Caballeros, ni obediencia, ni lealtades, sino de las Comunidades. Y si vuestras Señorías quieren ver en lo que toca á la hacienda, verán claro que los pueblos son los que al Rey le enriquecen, e los Grandes son los que le han empobrecido y á todo el Reyno. — *Sandoval* Lib. VIII. §. 34.

Dieſen Uebermuth vermehrten einige über die Königlichen davon getragenen Vortheile. Um den Muth des Heeres zu benutzen, führte es Padilla nach Torrelobaten. Dieſer Ort war nicht nur mehr befeſtigt, als irgend einer von den bisher eroberten, ſondern wurde auch durch eine bedeutende Garniſon vertheidigt. Troz des muthigen Widerſtandes der Belagerten, und troz der Bemühungen des Adels, der Stadt zu Hülfe zu kommen, nahm Padilla ſie durch Sturm ein, und gab ſie der Plünderung preis. Sein Ruf gewann durch dieſe Eroberung. Hätte er ſein ſiegreiches Heer gerades Weges nach Tordeſillas geführt, ſo hätte er durch die bloße Hurtigkeit ſeiner Operazionen nothwendig große Vortheile über die Königlichen davon tragen müſſen; allein er ſelbſt gefiel ſich im Genuſſe ſeines Ruhmes, und, Valladolid allein ausgenommen, beſtanden alle übrigen Städte auf die Annahme eines Waffenſtillſtandes, welchen die Königlichen gleich nach der Einnahme von Torrelobaten anboten. Die Folge davon war, daß Padilla einen beträchtlichen Theil ſeiner Leute verlor, welcher, durch die in Torrelobaton gemachte Beute bereichert, die Luſt zu kämpfen verloren hatte, und daß die Königlichen ſich von allen Seiten her verſtärkten. Die größte Verſtärkung führete der Konnetable ſelbſt von Burgos herbei. Alle Bemühungen Padilla's, ſeine Verbindung mit dem Grafen von Haro zu verhindern, waren vergeblich. Sobald ſich die Königlichen ſtark genug fühlten, um den Gemeinen die Stirn zu bieten, näherten ſie ſich Torrelobaton. Durch die Entweichung der Seinigen geſchwächt, trug Padilla jetzt Bedenken, ſich in ein Treffen einzulaſſen, und verſuchte, ſich nach Toro zurückzuziehen. Große Vortheile waren gewonnen, wenn dieſer Rückzug gelang. Haro, welcher dies einſah, ſuchte ihn dadurch zu verhindern, daß er das Heer der Gemeinen mit ſeiner Kavallerie verfolgte. Er erreichte es bei Villaret, und machte ſeinen Angriff, ohne die Infanterie abzuwarten. Ermüdet durch einen Rückzug, welcher einer Flucht ſehr nahe kam, that das Heer der Gemeinen nicht den mindeſten Widerſtand. Ein friſch aufgepflügtes und durch einen ſtarken Regen noch mehr aufgelöſtes Saatfeld, über welches es entfliehen wollte, vermehrte ſeine Niederlage. Vergeblich bemühte ſich Padilla, es zur Vertheidigung zu bewegen; es hörte weder auf ſeine Bitten, noch auf ſeine Drohungen. Ohne irgend einen Verluſt auf Seiten der Königlichen, blieben hundert von den Gemeinen. Als Padilla Alles verloren ſah, wollte er ſein Unglück nicht überleben. Verzweifelnd ſtürzte er ſich mitten in die Feinde; aber er wurde verwundet, zu Boden geworfen, und gefangen genommen. Sein Schickſal theilten mehrere ſeiner Offiziere. Mit ihnen begnügten ſich die Königlichen, indem ſie den gemeinen Soldaten ungehindert in ſeine Heimath zurückkehren ließen.

Nicht lange ließ man den General der Gemeinen in der Ungewißheit ſeines Schickſals. Gleich am folgenden Morgen wurde er von Villalva, wo er die Nacht zugebracht hatte, nach Villalar geführt, wo man ihn ohne weiteren Prozeß zum Tode verurtheilte. Als er mit Juan Bravo, einem ſeiner Offiziere, auf den Richtplatz geführt wurde, und dieſer dem Scharfrichter, der ihn einen Verräther nannte, voll Unwillen zur Antwort gab: du lügſt; wir ſind keine Verräther; wir haben für die Freiheit des Vaterlandes geſtritten; da ſagte Padilla: Lieber Juan, geſtern war es Zeit, als ein Tapferer zu kämpfen;

heute ſollen wir als Chriſten ſterben *). Kurz vor ſeiner Hinrichtung erlaubte man ihm, noch an ſeine Vaterſtadt und ſeine Gattin zu ſchreiben. Beide Briefe ſind auf die Nachwelt gekommen, und beweiſen den Adel ſeines Gemüthes ſo unwiderſprechlich, daß ſie hier eine Stelle verdienen:

Juan de Padilla an ſeine Vaterſtadt Toledo.

„Krone Spaniens! Lichtpunkt der ganzen
„Welt! Frein ſeit den Zeiten der muthigen Gothen!
„Dir, die du eigenes und fremdes Blut
„verſtrömteſt, um deine und deiner Nachbarinnen
„Freiheit zu behaupten — dir meldet dein ächter
„Sohn Juan Padilla, wie er mit dem Blute ſeines
„Herzens deine Lorbeern anfriſchet. Was ich
„für dich gethan habe, darf ich nicht zu deinen
„Großthaten zählen; aber die Schuld liegt nicht
„an meinem guten Willen, ſondern an meinem
„Schickſale. Nimm das Einzige, was ich für
„dich hingeben konnte, nimm dies Leben, wie eine
„gute Mutter an, die auch die kleine Gabe des
„liebenden Sohnes nicht verſchmäht. Unendlich
„mehr als an dieſem Leben, liegt mir an
„deinem Urtheile über mich; aber bedenke, daß,
„außer dem Vorſatze, Alles in der Welt nur Glück

---

*) Señor Juan Bravo, ayer era dia de pelear como Caballero, e hoy de morir como Christiano.

„und Unglück iſt. Mich tröſtet der Gedanke, daß
„ich für dich ſterbe, und daß der Rächer meines
„Todes an deinen Brüſten genährt wird. Viele
„Zungen werden dir die Art meiner Hinrichtung
„verkündigen; ich ſelbſt weiß ſie noch nicht, ſo
„nahe ſie mir auch iſt. Genug, mein Ende ſoll
„ein Zeugniß für mich ablegen. Ich vermache
„dir meine Seele als der Schützerin der Chriſtenheit.
„Mein Körper gehört nicht mir, ich kann
„darüber alſo nicht verfügen. Schreiben darf ich
„auch nicht mehr. Voll Ungeduld erwartet mich
„der Nachrichter, das gezückte Schwerdt in ſeiner
„Hand. Mehr als eigene Leiden ſchmerzt mich
„dein Kummer.“

Juan de Padilla an ſeine Gattin.

„Señora,

„ginge mir dein Kummer nicht mehr zu Herzen,
„als mein Tod, ſo würd' ich mich für glücklich
„halten. Alle müſſen ſterben; aber nicht alle ſterben
„auf gleiche Weiſe. Für eine beſondere Gunſt
„des Höchſten muß ich meinen Tod halten; denn,
„wie ſehr man ihn auch bejammern mag, Ihm
„kann er nicht mißfällig ſeyn. Ich wünſchte wohl
„ſo viel Zeit zu haben, dir das Eine und das Andere
„zu deiner Beruhigung zu ſchreiben; da man
„ſie aber nicht geſtattet, ſo will ich die Krone, die

„jenſeits meiner harrt, nicht länger entbehren. „Beweine deinen Verluſt, aber nicht meinen Tod; „er iſt allzu gerecht, als daß er beweint werden „dürfte. Alles Uebrige hat man mir genommen — „ich vermache dir alſo meine Denkungsart, als „dasjenige, was dir immer am theuerſten geweſen iſt. An meinen Vater Pero Lopez ſchreib' ich „nicht. Ich wag' es nicht, weil ich nur Erbe ſeiner Tugenden, aber nicht ſeines Glücks geweſen „bin. Kein Wort mehr! Der Nachrichter wartet „auf mich, und ich möchte nicht gern in den Verdacht gerathen, als verlängerte ich meine Briefe, „um mein Leben zu verlängern. Mein Diener „Soſſa, Augenzeuge meines Schickſals und Vertrauter meiner geheimſten Wünſche, wird dir „Alles ſagen, was ich nicht ſchreiben kann und „darf. Geendet iſt die mühevolle Laufbahn. Ruhig erwart' ich den Streich, der, wie ſehr er dich „auch betrüben mag; meine Leiden endigt." *).

Nach ſolchen Briefen — unter ſolchen Umſtänden geſchrieben — iſt jedes Lob und jede Charakteriſtik überflüſſig. Nur dies noch: Mit Juan Bravo's Hinrichtung wurde der Anfang gemacht. Als man hierauf Padilla'n aufs Schaffot führte, nahm er eine Reliquie von ſeinem Halſe, und gab ſie einem von den ihn umgebenden Edelleuten mit der Bitte: ſie während des Krieges ſelbſt zu

---

*) *Sandoval* Lib. IX. §. 22.

tragen, und ſie alsdann der Doña Maria Pacheko, ſeiner Gattin, zu übermachen. Den Leichnam ſeines Freundes erblickend, rief er aus: So ſteht es um dich, guter Ritter! Gelaſſen kniete er hierauf nieder —*).

Padilla's Gattin vertheidigte nach ſeinem Tode Toledo. Als die Stadt eingenommen wurde, rettete ſie ſich in die Veſte; und als auch dieſe erobert wurde, ging ſie verkleidet nach Portugal.

---

*) Sandoval erzählt, daß ein Adlicher den Tag vor der Schlacht einem ſeiner Freunde geſchrieben habe: Wer unterliegt, bleibt der Verräther. Er ſelbſt fügt treuherzig hinzu: Como fuera sin duda, porque segun vemos todas las acciones, o hechos desta vida, se regulan mas por los fines, y sucesos que tienen; que por otra causa.

II.

Einige Ideen über den Geiſt der ſpekulativen Philoſophie.

Es giebt eine Epoche der menſchlichen Geiſtesentwickelung, mit welcher ein eignes Bedürfniß rege wird, über Wahrheit und Gewißheit aller Erkenntniß, über den Unterſchied und Zuſammenhang zwiſchen Wiſſen und Glauben, über den möglichen Umfang und verſchiedenen Werth der Ueberzeugungen und Einſichten nachzudenken und beruhigende Aufſchlüſſe zu ſuchen. Nicht alle Menſchen erreichen dieſen Zeitpunkt, nicht alle ſind durch die Natur oder durch die Pflicht beſtimmt, dieſe hohen Unterſuchungen anzuſtellen, noch wenigere ſind beſonnen und tiefdenkend genug, dieſelben der Vollendung näher zu bringen. Aber mit der Vernunft ward die Anlage und der Trieb zur Metaphyſik und Spekulation dem menſchlichen Geiſte gleichſam eingepflanzt, und gewiſſe Verhältniſſe mußten dieſe Anlage zur Entwickelung bringen, dieſen Trieb wecken und in Thätigkeit ſetzen. Was iſt es wohl für eine Lage, die den Geiſt zum Philoſophiren erhebt? Es iſt die Lage, in welcher ſich der freie Geiſt befindet, indem er ſich der bloßen Natur entgegenſetzt, von der Welt gleichſam abtrennt und unterſcheidet. Der ruhige Gang des Lebens, mit welchem der gemeine Verſtand ſich begnügt, bei welchem er nichts von den Zweifeln und höheren Fragen des Philoſophen ahndet, führt, ohne die Beunruhigung, welche den tieferen Denker bei ſeinem Streben nach höherer Wahrheit oft quält und verlegen macht, zu den einfachen Zwecken der Natur. Allein der Philoſoph hat ſich einmal mit der Natur entzweit, gleichſam von ihr losgeriſſen, allen hergebrachten Meinungen und Autoritäten wenigſtens vor der Hand den Glauben aufgekündiget, und ihm iſt nichts ausgemacht, das er nicht aus Gründen erkennt, oder als durch ſich ſelbſt wahr und gewiß anzuerkennen ſich gedrungen fühlt. Er ſtrebt nach einem reinen ſelbſtſtändigen Wiſſen, nach einer aus den höchſten Gründen abgeleiteten Erkenntniß, nach einer vollendeten Ueberzeugung, nach einem innern durchgängig nothwendigen Zuſammenhang und einer feſten Beſtimmtheit ſeiner Begriffe. Der Philoſoph verkennt und leugnet nicht, was die Erfahrung ihm darbietet; er verſchmäht nicht den Reichthum der Wahrnehmungen aus der ſinnlichen Welt, aber ihm gnügt die Fülle der ihn gleichſam überſtrömenden Empfindungen nicht; er ſucht Feſtigkeit und Haltung, ſichere bleibende Beziehung in dieſem Wechſel der Vorſtellungen; ſtrebt nach Einheit und Vollendung ſeiner Erkenntniß, nach inniger unzerſtörbarer Ueberzeugung, nach einer durch ſich ſelbſt einleuchtenden Wahrheit und Gewißheit, durch welche alles andere Wiſſen und Erkennen begründet und auf ewig befeſtigt wird. Wohin ſtrebt am Ende dieſe unendliche Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen, die ſich vor meinen Augen ſo wunderbar entfaltet? und was her dieſer bunte Strom von tauſendfachen Veränderungen? wozu iſt das denkende, betrachtende, ſtrebende Weſen endlich beſtimmt, und wie kommt es ſeiner Beſtimmung näher? Dieſe und ähnliche Fragen ſind es, mit denen ſich das Bedürfniß des philoſophiſchen Nachdenkens ankündet. Wie verhalten ſich meine Meinungen und Vorurtheile, wie verhält ſich mein Glauben und Wiſſen, mein Denken und Handeln zur höchſten Wahrheit, wo liegt der Ausdruck meiner eigentlichen letzten Beſtimmung, und was führt mich zu ihr hin? ſo fragt der Denker, der ſich über den mechaniſchen Gang des alltäglichen Lebens zu erhabenen Ideen emporgeſchwungen, mit der Energie ſeiner Vernunft gleichſam eine eigenthümliche Bahn gebrochen hat.

Philoſophiſches Nachdenken gereicht dem menſchlichen Geiſte immer zur Ehre, wenn es im Streben nach Wahrheit und Ueberzeugung um der Wahrheit und Ueberzeugung ſelbſt willen beſteht: dieſe Wahrheitsliebe iſt moraliſcher Natur: das Gewiſſen gebietet, aus gewiſſer feſter Ueberzeugung, und um der gewiſſen feſten Ueberzeugung willen zu handeln: wer die Wahrheit verleugnet, handelt gewiſſenlos. Dem Philoſophen iſt es eben um reine Ueberzeugung, um wahres inniges Glauben und Wiſſen allein zu thun, und er übernimmt ſo viele mühſame Unterſuchungen in der Abſicht, den Menſchen über ſein Denken und Handeln immer mehr zur Eintracht mit ſich ſelbſt zu erheben. Wahrheit iſt Harmonie, Unwahrheit iſt Widerſpruch; der Philoſoph findet die Welt voller Widerſtreit und Ungewißheit, den Menſchen größtentheils entzweit mit ſich ſelbſt, im Dunkel der Vorurtheile und

Wahnbegriffe, von Aberglauben und Irrthümern gefeſſelt: er ſelbſt iſt mißtrauiſch gegen Alles geworden, was ihn mit einem Schein der Wahrheit bisher blendete, bedenklich über die hergebrachten Lehren und Meinungen, unruhig über den Ausgang dieſes Kampfes der Menſchheit mit ſich ſelbſt und dieſer Verirrungen. Sollte es nichts geben, fragt er ſich ſelbſt, woran ſich die Kette der Vorſtellungen mit Sicherheit und mit aller Befriedigung der Vernunft anknüpfen, wodurch ſich ewige Ueberzeugung, unerſchütterliche Wahrheit begründen, woraus ſich alles Wahre und Gute als Wahr und Gut ableiten und begreifen ließe? ſollte es kein Fundament alles Wiſſens, keinen beruhigenden Zuſammenhang zwiſchen Glauben und Wiſſen geben? ſollte nicht die Menſchheit endlich zur hellen und unzerſtörbaren Ueberzeugung von Allem, was ihr noth iſt und allein zu ihrem Frieden dient, erhoben werden können, ſo daß ſie nun mit feſtem Schritt ihrer Veredlung entgegenwandeln könnte? Doch der Philoſoph ahndet freilich und wünſcht die *moraliſche* Beziehung ſeiner Spekulationen, aber er forſcht urſprünglich nach reiner Wahrheit um ihrer ſelbſt willen, was auch aus ſeinen Unterſuchungen folgen möge; und wie könnte es ihm auch ernſtlich um Wahrheit zu thun ſeyn, wenn er ſeinen Unterſuchungen vorgreifen, ſchon im Voraus, was Wahrheit ſeyn ſolle, willkührlich und um fremder Zwecke willen feſtſetzen wollte, da er ja erſt auf Entdeckung oder Ergründung des Urſprünglich- und Rein-Wahren ausgeht? Im Philoſophiren müſſen wir alle unerwieſene Vorausſetzungen aus den Augen laſſen, das Unerwieſene für unerwieſen, die Hypotheſe für bloße Hypotheſe anerkennen, Alles noch unentſchieden dahin ſtellen, ehe wir uns des feſten Standpunkts bemächtigt

haben, von dem aus wir das Feld des menſchlichen Wiſſens
und Glaubens überſehen und vielleicht ausmeſſen können.

Der Entſchluß, zu philoſophiren, erfodert eine gewiſſe
Reſignation und Selbſtverleugnung, eine Verzichtleiſtung
auf eingewurzelte Vorſtellungsarten und Meinungen, auf
Lieblingsideen und erträumte Syſteme, und ſo lange Unent-
ſchiedenheit, bis eine freie, feſſelloſe, unbefangene Erwägung
und Erforſchung das Wahre von dem Falſchen, das Haltbare
von dem Unhaltbaren geſchieden, und den Geiſt auf aus-
ſchließend reine und unumſtößliche Ueberzeugung zurückge-
racht hat. Mit dieſer Reſignation aber iſt nicht etwa eine
osſagung von allen menſchlichen Gefühlen, in denen ſich
ne edle Beſtimmung unverkennbar ankündiget, gemeint;
ne ſolche Entfremdung von ſich ſelbſt würde nicht einmal
öglich, wenigſtens widernatürlich und unwürdig ſeyn. Der
hiloſoph muß nur, als ſolcher, ſofern es ihm blos um
ekulative Wahrheit und Gewißheit, um ſelbſtſtändiges
iſſen zu thun iſt, ſeinen Gefühlen und individuellen An-
chten, mögen ſie auch noch ſo intereſſant und ſchätzbar ſeyn,
f ſein Philoſophiren urſprünglich keinen Einfluß erlauben;
elmehr rechtfertigt am Ende ſeine unbefangene Unterſuchung
bſt dieſe Gefühle und Anſichten, vielleicht erkennt er ſie
rch jene endlich ſelbſt, als Beglaubigungsmittel und Bewäh-
ngsgründe für die Richtigkeit ſeiner Spekulation oder ſei-
s metaphyſiſchen Nachdenkens. Allein im Voraus kann
das nicht wiſſen; der Erfolg wird es lehren. Jetzt muß
ſich beſcheiden, darüber zu urtheilen, und blos in ſich zu-
kkehren, um über Wahrheit und Unwahrheit mit ſich
s zu werden. Was iſt es eigentlich, das der ſpekulative
iloſoph beabſichtigt? Es kann ihm nicht einfallen, die

natürlichen Ueberzeugungen des geſunden Verſtandes für dieſen ſelbſt abändern oder wohl gar zerſtören zu wollen. Er iſt weit entfernt, den nothwendigen Zuſammenhang unſrer reellen Vorſtellungen, die Erfahrung, für Wahn und Täuſchung zu erklären. Wir leben und weben in dieſer Erfahrung, gehören ſelbſt zu ihr, in ihr erſcheint uns die Natur, deren Theile wir ſelbſt ſind. Der Philoſoph ſucht vielmehr dieſe natürlichen Ueberzeugungen in ihrer Reinheit von eingebildeten künſtlichen Ueberzeugungen, welche blos Ueberredungen zu heißen verdienen, aufzuſtellen, die ganze Erfahrung in ihrer Lauterkeit aufzufaſſen, ihren Inhalt und ihre Form zu beſtimmen, und als ein Ganzes nach ihrem weſentlichen Charakter zu erklären und begreiflich zu machen. Die ſpekulative Philoſophie will keinesweges den gemeinen und geſunden Verſtand in Abſicht ſeiner Ueberzeugungen eines andern überführen; vielmehr zeigt ſie die Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit derſelben dem höheren Denker; aber ſie muß den natürlichen Geſichtspunkt des gemeinen Verſtandes, welcher die philoſophirende Vernunft noch in Zweifel und Ungewißheit läßt, aus einem höheren umfaſſendern Standpunkte, zur Befriedigung des ſpekulativen Bedürfniſſes, erläutern, erörtern und begründen. Es iſt alſo nur eine höhere und blos für den tieferen Denker nöthige und befriedigende Anſicht aller natürlichen Ueberzeugung des Menſchen, eine eigene Darſtellung des menſchlichen Wiſſens und Glaubens nach ſeinem Unterſchiede und Zuſammenhange und letzten Grunde, eine erſchöpfende Ableitung deſſelben aus den Urgeſetzen aller Vernunft, worauf die metaphyſiſche Spekulation ausgeht.

Und dieſe höhere Anſicht der natürlichen Ueberzeugung, welche der Philoſoph durch künſtliche Abſtraktion und Reflexion hervorbringt, durch welche er die nothwendige Beſtimmtheit der Vorſtellungen des natürlichen Verſtandes begreiflich zu machen ſucht, dieſe höhere Anſicht iſt ſelbſt nicht für den gemeinen oder natürlichen Verſtand, der ihrer weder fähig noch bedürftig iſt, nicht für den bloßen Menſchen im wirklichen praktiſchen Leben, ſondern für die philoſophirende Vernunft in der Sphäre der Spekulation beſtimmt. Am Ende müſſen ihre Unterſuchungen auf die natürlichen Ueberzeugungen zurückführen, die Grenzen von deren Gültigkeit beſtimmen, und ſie gleichſam in ihre Rechte einſetzen.

Die Hauptfragen der ſpekulativen Philoſophie oder Metaphyſik laufen auf folgende hinaus: Was hat es mit unſern Vorſtellungen für eine Bewandniß, inwiefern wir ihnen Realität und objektive Gültigkeit beilegen? Wie verhalten ſich die Gegenſtände unſrer Erkenntniß zu unſerm Erkenntnißvermögen ſelbſt? Wie läßt ſich eine Harmonie, ein genaues Zuſammentreffen zwiſchen unſern Vorſtellungen und ihren Gegenſtänden, zwiſchen den Begriffen und den Sachen als möglich denk[illegible]iefern hängen wir von den Dingen, oder die Dinge von uns ab? Wie gelangen wir zu allgemeingültigen und nothwendigen Behauptungen nicht nur über Verhältniſſe und Beſchaffenheiten ſinnlicher, ſondern auch nichtſinnlicher Gegenſtände? Wie laſſen ſich vorzüglich unſre moraliſchen und religiöſen Ideen, die uns ſo theuer ſind, an deren Wahrheit und Gültigkeit uns über alles gelegen iſt, als wahr und gültig rechtfertigen? Inwiefern können, dürfen oder müſſen wir ſogar dem vernünftigen Weſen Freiheit oder das Vermögen zur Selbſtbeſtimmung beilegen? Worin hat unſer Glaube an Gottheit und Unſterblichkeit ſeinen Grund? Läßt ſich durch ſpekulative Beweiſe und Schlüſſe über dieſe großen Gedanken Etwas ausmachen? oder liegt ihre Wahrheit höher, als alle Spekulation? — Dieſe Fragen ſind es, mit deren Auflöſung ſich die Metaphyſik beſchäftiget, derentwegen ſie die fragende und forſchende Vernunſt in ſich ſelbſt zurückführt, um ſie mit dem eigentlichen Sinn ihrer Fragen, und mit ihrem Vermögen oder Unvermögen, darüber zu entſcheiden, vertraut zu machen.

Was iſt uns alſo Bürge für die Realität, für die reelle Wahrheit unſerer Vorſtellungen? Mit welchem Rechte ſtützen wir uns auf unſre ſinnliche Erkenntniß und auf unſern überſinnlichen Glauben? Was giebt unſerm Wiſſen Gehalt und Gewißheit? Was macht unſer Erkennen und Dafürhalten zur Ueberzeugung? Wie bemächtigen wir uns gleichſam des Weltlaufs oder der ewigen Geſetze der Natur, um richtig darüber urtheilen und darnach handeln zu können? Woher ſchöpfen wir die erhabenen Ideen von Freiheit, Sittlichkeit, Religioſität, von Gott und ewigem Leben? Was rettet uns vor den Zweifeln und Einwürfen der räſonnirenden Vernunſt, vor Unglauben, vor Aberglauben und falſchem Wiſſen?

Durch Beantwortung dieſer Fragen führt die Philoſophie den Denker zur beruhigenden Eintracht mit ſich ſelbſt. Sie erhellt ſeinen Blick, lehrt ihn ſich ſelbſt wiederfinden und feſt halten unter den Verwirrungen ſophiſtiſcher Blendwerke. Sie läßt ihn die Quelle der Wahrheit und Gewißheit in ſich ſelbſt entdecken, lehrt ihn mit Sicherheit auf dem Fundamente bauen, das ſein unzerſtörbares Weſen ſelbſt ausmacht. Sie enthüllt ihm die ewigbildende und ſchaffende Vernunft im Gegenſatz gegen eine Welt, an der ſie ihre Thätigkeit übt und ausdrückt. Philoſophie iſt ſelbſt das geſetzmäßige Gebilde der freien Vernunft. Sie ſtellt die reinen Geſetze alles menſchlichen Denkens und Handelns auf, läßt uns die Einheit in unſerm Bewußtſeyn erblicken, zeigt uns bei aller Verſchiedenheit in den Beſtimmungen unſeres Gemüths einen großen ewigen Zuſammenhang. So macht ſie uns den Anſpruch auf Nothwendigkeit und Allgemeinheit in unſern Urtheilen begreiflich, und rechtfertigt ihn. Nun erblicken wir die Welt aus einem höhern, weiterreichenden Standpunkte, fühlen uns freier und mächtiger in ihr, entfeſſelt von tauſenderlei Wahn, Irrthum und Vorurtheil, beruhigt in unſern edelſten Gefühlen und Ueberzeugungen, befeſtigt in unſern moraliſchen Entſchlüſſen und religiöſen Geſinnungen. So begründet der wahre Philoſoph die ſchöne Eintracht zwiſchen Kopf und Herzen, welche durch falſche Philoſophie verloren gehen muß.

Philoſophiſche Bildung erhebt uns über die Beſchränktheit des alltäglichen Kopfes, welcher an äußerlichen zufälligen Formen hängt, Vorurtheile auf Vorurtheile gründet, einſeitig und ängſtlich auf die Welt blickt, ſchiefe und ſeichte Urtheile über die Beſchaffenheiten der Dinge und die Veränderungen der Natur fällt, den Schein mit dem Weſen, die Schaale mit dem Kern, die Hülle mit dem innern Gehalt verwechſelt, durch äußere Umſtände und Zufälligkeiten ſein Denken und Thun beſtimmen läßt. Philoſophiſche Bildung giebt uns einen feſten überſchauenden Blick, welchem doch das Einzelne und Mannigfaltige über dem Allgemeinen und Einfachen nicht entgeht; ſie lehrt den Geiſt in das Weſentliche aller Natur, in ihre ewigen Geſetze, in ihre allgemeine und beſondre Beſtimmung eindringen; die Freiheit des Menſchen, im Verhältniß zu ſich ſelbſt und zu Andern und zu den Dingen, richtig erkennen und würdigen; ſie erhebt ihn zum freien Anſchauen des Schönen und Erhabenen, indem ſie ihn überhaupt von Vorurtheilen losgeriſſen, ſeine Phantaſie in Freiheit geſetzt, und ſeine Vernunft geweckt hat. Durch Philoſophie wird der Geiſt ſeiner ſelbſt erſt recht inne, nachdem er ſich bisher in der Außenwelt oder in dunkeln Gefühlen verloren hatte; nun erblickt er ſich ſelbſt in einer geſetzmäßigen Freiheit und freien Geſetzmäßigkeit, nun erſcheint ihm die Welt gleichſam als Spiegel oder Wiederſchein ſeiner eigenen Thätigkeit, als Sphäre ſeines Wirkens, als Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung; nun vergißt er über dem Einzelnen nicht das Ganze, über dem Beſondern nicht das Allgemeine, über dem Zufälligen nicht das Nothwendige und Weſentliche. Seine Urtheile gewinnen an Unbefangenheit, an Schärfe und Beſtimmtheit, an Richtigkeit. Sein Blick reicht weiter in die Zukunft hinaus; denn er umfaßt die Geſetze der Natur und der Vernunft. Das ganze Leben gewinnt nun an Einheit und Ruhe.

Wir wollen das philoſophiſche Intereſſe noch genauer erwägen. Es iſt ein Intereſſe an Wiſſenſchaft, an Gründlichkeit und Zuſammenhang der Ueberzeugungen. Wem es gleichgültig iſt, oder wer wenigſtens nicht auf den Zweifel und die Frage geräth, ob ſeine Einſichten richtig, ſeine Ueberzeugungen feſt und probehältig, ſeine Erkenntniſſe beſtimmt und deutlich ſeien, wie weit ſein eigentliches Wiſſen reiche, was er mit Zuverſicht glauben, mit Gewißheit ſeinem Räſonnement und ſeinem weiteren Nachforſchen zum Grunde legen, und mit welchem Rechte er aus gewiſſen Grundſätzen Folgerungen herleiten und ſeine Begriffe erweitern könne — wem dieſes Alles gleichgültig iſt, oder bei wem dieſes gar nicht in Nachfrage kommt, der iſt von dem philoſophiſchen Intereſſe entfernt, hat keinen Sinn für Spekulation und metaphyſiſche Unterſuchungen. Wer ſich mit ſeichten, oberflächlichen Kenntniſſen, mit dunkeln, verworrenen Begriffen begnügt, an Autoritäten und Formeln hängt, mit dem blinden Nachbeten des auswendig gelernten Buchſtabens philoſophiſcher Syſteme zufrieden iſt, verräth kein Talent, oder wenigſtens keine Stimmung für Philoſophie. Es giebt allerdings Lagen, in welchen der philoſophiſche Sinn und Geiſt gar nicht zu erwarten, und der Mangel deſſelben niemanden zu verargen iſt; aber wo einmal die Freiheit des Nachforſchens unter günſtigen äußeren Umſtänden ſich erheben kann, und doch ſich in die Feſſeln eines ſinnlichen eigennützigen Intereſſe ſchmiegt, da mißbilligen wir mit Recht die Seichtigkeit und Geiſtloſigkeit, welche aus dieſer Trägheit und Vernachläßigung der edelſten Anlagen entſpringt. Wir achten hingegen das ſpekulative Intereſſe, in wiefern ſich in demſelben Freiheit und Selbſtthätigkeit der Denkkraft und des Willens, Liebe zur Eintracht mit ſich ſelbſt, Streben nach Feſtigkeit, Gründlichkeit und Zuverläßigkeit, Erhebung über gemeine Sinnenreize, kurz, Sinn und Neigung für Beſtändigkeit, Zuſammenhang, Einheit und Nothwendigkeit, mit einem Worte, Güte des Charakters, perſönliche Würde zu verrathen ſcheint. Der gewiſſenhafte Menſch, welcher Pünktlichkeit, Strenge und Ordnung in der Erfüllung ſeiner Pflichten liebt, wird zwar nicht nothwendig Sinn und

Talent für ſyſtematiſches Nachdenken und wiſſenſchaftliche Unterſuchungen und Betrachtungen haben; aber er wird, wenn er nur nicht unter äußerem Drucke leidet und zu einigem Grade intellektueller Bildung gelangt iſt, weit eher für Philoſophie und Wiſſenſchaft gewonnen werden können, und dem darin herrſchenden Zuſammenhange und Geiſte der Gründlichkeit Geſchmack abgewinnen lernen, als der Leichtſinnige und Charakterloſe, welcher den Sinn für Wahrheit und Gewißheit, für Einheit und Feſtigkeit der Ueberzeugungen, für Konſequenz in ſeinen Geſinnungen und Handlungen abgeſtumpft hat. Der konſequente und von reiner Wahrheitsliebe beſeelte Denker verdient daher immer beſondere Achtung, wegen der Verwandtſchaft ſeines ſpekulativen und wiſſenſchaftlichen Intereſſe mit dem moraliſchen und praktiſchen.

Es iſt wahr, Spekulation oder Philoſophie kann unſern blos natürlichen Bedürfniſſen nicht abhelfen, kein Werkzeug zur Beförderung unſers phyſiſchen Wohlſtandes abgeben; ſie iſt vielmehr nur unter der Bedingung erſt vollſtändig möglich, daß der menſchliche Geiſt, frei von anhaltend drückender Mühſeligkeit und Noth, zur ruhigen Beſinnung und Ueberlegung gelangen, über ſich und ſein ganzes Verhältniß in der Stille tiefere Betrachtungen anſtellen kann. Wenn aber einmal die Unruhe der Zweifel das Gemüth ergriffen und zu höhern Unterſuchungen hingetrieben hat, dann gewährt auch die mühſam errungene Einſicht und Ueberzeugung, dann gewährt Philoſophie und Spekulation dem Denker Freude und Beruhigung eigener Art. Das Nachdenken und Nachforſchen, das Verfolgen und Zergliedern der Gedanken, das Aneinanderreihen der Ideen, das Ordnen und Verknüpfen und Entwickeln der Begriffe erweitert die Thätigkeit des Geiſtes, und hat, wenn die Seele es zu einiger Fertigkeit darin gebracht hat, für ſie einen eigenen Reiz, ohne noch auf die Reſultate zu ſehen, welche ſich aus der Meditation ergeben mögen. Aber wenn nun vollends die ſorgfältigſte Prüfung und Erörterung endlich zu Ueberzeugungen hinführt, die von dem Weſen des Menſchen unzertrennlich ſind, und von einem innigen Wahrheitsgefühl begleitet werden, dann iſt die Mühe des ſpekulativen Nachdenkens doppelt belohnt.

Wahr iſt es auch, die ſpekulativen Einſichten können die natürlichen Ueberzeugungen des gemeinen geſunden Verſtandes eben ſo wenig erſetzen, als entbehrlich machen, oder ſogar hervorbringen; aber ſie können dieſelben in ein helleres Licht ſtellen, von falſchen Zuſätzen reinigen, in ihrem Zuſammenhange und Unterſchiede darlegen, in ihrer Wahrheit und Gewißheit, in ihrer Sicherheit und Zuverläßigkeit kenntlich machen, kurz, bewähren und beſtätigen, und gegen die Angriffe einer falſchen Weisheit, des Zweifels und des Irrthums ſchützen und vertheidigen.

Bei dem Entſchluß, zu philoſophiren, iſt es ohne Zweifel vor Allem nothwendig, mit ſich über das Ziel einig zu werden, auf welches das Nachdenken und Unterſuchen, welches man unter dem philoſophiſchen ausſchließend verſteht, eigentlich gerichtet ſeyn ſolle. Was hat Philoſophie zum eigenthümlichen Zweck und Gegenſtande? Was ſoll durch ſie erreicht oder bewirkt werden? Worin beſteht ihr Charakter, durch den ſie ſich von andern Thätigkeiten und Richtungen des menſchlichen Geiſtes unterſcheidet? Was ſetzt ſie ſich eigentlich vor? Durch ſie ſoll doch etwas erklärt, erörtert, ausgemacht und aufs Reine gebracht werden, was vorher unbegreiflich, unbeſtimmt, ungewiß und mit andern Erkenntniſſen vermiſcht war. Sie ſoll gewiſſe Aufſchlüſſe geben; den Trieb nach Erkenntniß von einer gewiſſen Seite, auf eine gewiſſe Art befriedigen; uns zu einer beſondern Einſicht, Ueberzeugung, Wahrheit verhelfen. Wie fängt ſie dies an? Und was für Ungewißheiten und Unbeſtimmtheiten ſind es, die ſie zu entfernen, was für Zweifel, die ſie zu löſen, was für Fragen, welche ſie zu beantworten hat? Mit welchem Objekt beſchäftigt ſie ſich alſo ausſchließlich, und wann kann man ſagen, daß ſie ihrem Ziele ſich angenähert oder gar daſſelbe erreicht habe? Auf Erkennen, auf Einſicht, auf Ueberzeugung, Wahrheit und Gewißheit iſt ohne Zweifel alle Philoſophie gerichtet. Allein nicht zu jeder Art der Erkenntniß, nicht zu aller möglichen Einſicht, Ueberzeugung, Wahrheit und Gewißheit bedarf man der Philoſophie; ſie bringt nicht überhaupt alle Wahrheit hervor; es giebt auch ohne ſie und unabhängig von ihr feſte und helle Ueberzeugung, hinreichende Einſicht, befriedigende Wahrheit und Gewißheit. Es giebt eine Wahrheit für den bloßen Menſchen, es giebt eine für den Philoſophen, welche nur Wahrheit durch und für ſeine philoſophiſche Einſicht iſt, während jene als Wahrheit in ſeiner blos natürlichen gemeinen Erkenntniß liegt. Der Philoſoph, als ſolcher, begnügt ſich alſo nicht mit der natürlichen Erkenntniß, nicht mit der gemeinen Wahrheit und Gewißheit, die ſchon in dem gemeinen, natürlichen geſunden Menſchenverſtande enthalten iſt, und die keiner künſtlichen Reflexion und Abſtraktion bedarf; er ſtrebt nach einer höheren Erkenntniß, nach einem von dem Wiſſen des natürlichen Verſtandes verſchiedenen Wiſſen, das eben darum das philoſophiſche heißt, und von einer künſtlichen Beſchaffenheit ſeyn mag. Es ſcheint, der Philoſoph müſſe ſich über die gewöhnliche Erkenntniß des kunſtlos und ohne deutliches Bewußtſeyn reflektirenden Verſtandes erheben, über das, was man bloße Erfahrung und natürliches empiriſches Räſonnement nennt, emporſchwingen, um ſich die Zweifel zu löſen, welche ihm die gemeine und gewöhnliche Ueberzeugung des Nichtphiloſophen noch übrig läßt, und welche durch ſie nicht gelöſet werden können; um diejenigen Begriffe zu beſtimmen, zu erhellen und zu befeſtigen, welche für den Philoſophen, als ſolchen, noch unbeſtimmt, dunkel und ſchwankend ſind, ſo ſicher und erleuchtet ſich auch der gemeine Verſtand bei denſelben glauben mag. Es müſſen daher wohl ganz eigene Zweifel, Ungewißheiten und Fragen ſeyn, von denen der kunſtloſe Verſtand nichts ahndet, die aber den höhern Denker beunruhigen, und zu dem Nachdenken treiben, welches man das philoſophiſche und ſpekulative nennt, und welches aller Metaphyſik zum Grunde liegt. Was können aber die Zweifel des Philoſophen anders zum Gegenſtande haben, als die natürlichen Ueberzeugungen des gemeinen Verſtandes ſelbſt? Sind dieſe gleich für dieſen Ueberzeugungen, ſo ſind ſie es deswegen noch nicht für den Philoſophen als ſolchen, wenigſtens nicht an ſich ſelbſt, nicht ohne, daß ihn ſeine tieferen freien Unterſuchungen und Folgerungen erſt auf ſie hinführen. Er ſucht alſo eine höhere Wahrheit und Gewißheit, aus welcher ſich ergebe, was von den natürlichen Ueberzeugungen des bloßen Menſchenverſtandes für ihn, als Philoſophen, wahr und gewiß, oder unwahr und ungewiß ſey. Für den Philoſophen iſt mithin das noch nicht ausgemacht, was für den bloßen Menſchen ſchon ausgemacht iſt: er will aus Gründen erkennen, die Erfahrung begreifen, die Natur erklärt haben; er will wiſſen, wie und warum und wodurch er ſo und das wiſſen und glauben könne und wiſſen und glauben müſſe, wie und was er als bloßer Menſch weiß und glaubt. Die Frage des Philoſophen betrifft die Realität aller menſchlichen Erkenntniß, ſie heiße Wiſſen oder Glauben, ſowohl ihrer Form, als auch ihrem Inhalte nach. Vom Standpunkte des Philoſophen aus iſt es alſo noch nicht ausgemacht, ſondern vielmehr zweifelhaft, ob und in wiefern der menſchlichen Erkenntniß, dem menſchlichen Wiſſen und Glauben, Realität, gründliche Wahrheit und Gewißheit, feſte Haltbarkeit und Zuverläßigkeit zugeſchrieben werden könne, ob und in wiefern der Menſch etwas Reelles wiſſe und glaube, ſein Bewußtſeyn mehr als Traum und Täuſchung enthalte, ihm wirkliche Gegenſtände, wirkliche Verhältniſſe und Beſchaffenheiten verbürge. Der Philoſoph, welcher, als ſolcher, ſchon ſich über alle gemeine Ueberzeugung, über den Standpunkt des gemeinen Lebens und der Erfahrung, erhoben hat, ſtrebt nach einer Ueberzeugung, die ihm dieſe niedrige Sphäre noch nicht gewährt; ohne ſie zu verachten, läßt er doch ihren Werth noch dahin geſtellt, und ſucht ſich eines Geſichtspunktes zu bemächtigen, von welchem aus er über Alles, was wahr und gewiß heißen müſſe, mit ſich ſelbſt einig werden, und alles Wiſſen und Glauben des natürlichen Verſtandes aus Gründen erkennen, in gewiſſer Rückſicht erklären und begreifen könne. Der Philoſoph geht demnach auf ein über die Erfahrung erhabenes, auf ein reines Wiſſen aus, das nicht durch ſinnliche Wahrnehmung, ſondern nur durch reine Vernunft zu Stande kommen kann.

kann. In dieſem, von Erfahrung unabhängigen, inſofern *reinem* Wiſſen will der Philoſoph die Realität der menſchlichen Erkenntniß, des menſchlichen Wiſſens und Glaubens, begreiſen, aus ihrer letzten Quelle herleiten. Er ſucht demnach zu beweiſen, aus unwiderſtehlichen Gründen zu zeigen, daß und in wiefern die menſchliche Erkenntniß kein Wahn, kein Blendwerk der Einbildungskraft, kein grundloſes Dafürhalten, ſondern ein reelles, gegründetes, ſicheres und wahres Wiſſen und Glauben ſey. Er zeigt alſo, warum unſer Erkennen ſo und nicht anders beſchaffen ſeyn, dieſen und keinen andern Inhalt haben müſſe. Die *Hauptaufgabe* der Philoſophie, aus welcher alle ihre übrigen Aufgaben entſpringen, iſt die, die Realität der menſchlichen Erkenntniß im weiten Verſtande, ſowohl des Wiſſens, als des Glaubens, aus ihrem letzten Grunde abzuleiten, und eben dadurch zu beweiſen. Sie ſetzt ſich vor, reelle Ueberzeugung darzuthun, und anzugeben, in wiefern ſie in einem Wiſſen oder in einem Glauben beſtehe, und wie ſich Wiſſen und Glauben zu einander verhalten. Daß nur das eigentliche *Wiſſen* Realität habe, alle Wahrheit und Gewißheit nur im *Wiſſen* liege, kann und darf der Philoſoph nicht vor ſeiner Unterſuchung vorausſetzen; er muß dieſes *problematiſch* laſſen, bis die Unterſuchung darüber entſcheidet. Es bleibt beim Anfange des Philoſophirens noch unausgemacht, ob die reelle Ueberzeugung des Menſchen nur im Wiſſen oder auch im Glauben beſtehen, und ob das Wiſſen dem Glauben oder der Glaube dem Wiſſen zum Grunde liegen könne. Es iſt in der Philoſophie nur von *Erkenntniß* oder von *Ueberzeugung überhaupt* die Rede; ich kann aber durch ein *Wiſſen*, ich kann auch durch ein *Glauben*, ich kann *mittelbar* ſowohl als *unmittelbar* überzeugt ſeyn. Dieſes iſt anfangs noch unentſchieden, und es würde Anmaßung ſeyn, ſogleich mit der Behauptung aufzutreten, alle reelle Ueberzeugung könne nur in einem *Wiſſen* Statt finden.

Die Philoſophie ſucht nun der menſchlichen Erkenntniß *überhaupt*, ſie ſey Wiſſen oder Glauben, auf den Grund zu kommen, ſie bis zu ihrem erſten Urſprunge zu verfolgen, aus ihrer Urquelle herzuleiten, um daraus ihre Probehältigkeit und Gültigkeit zu erkennen. Läßt ſich ein Grund der Realität aller unſerer Ueberzeugung, alles unſeres Wiſſens und Glaubens entdecken, und als letzter, einzigmöglicher Grund aufzeigen: ſo läßt ſich *wahre Philoſophie* als *Wiſſenſchaft* realiſiren; wo nicht, ſo bleibt Philoſophie ein bloßer vergeblicher Verſuch, eine Aufgabe zu löſen, die ſich nicht löſen läßt. An unſ[illegible] Erkenntniß, an unſerer Ueberzeugung läßt ſich nur *Inhalt* und *Form* unterſcheiden; wir ſind von *Etwas* überzeugt, unſer Erkennen, unſer Wiſſen und Glauben, unſer Ueberzeugtſeyn geht auf einen gewiſſen *Gegenſtand*; es findet ſich in unſerm Bewußtſeyn etwas *Objektives*, welches die *Materie* deſſelben ausmacht. Aber unſere Ueberzeugung hat auch eine gewiſſe *Form*, einen gewiſſen *Charakter*, eine gewiſſe *Art und Weiſe*; unſer Erkennen, unſer Einſehen und Fürwahrhalten iſt an gewiſſe *Geſetze* gebunden, kann mittelbar oder unmittelbar, durch äußere oder innere Wahrnehmung, und auf andere Weiſe beſtimmt ſeyn. Der Philoſoph hat nun darzuthun, daß, und in wiefern unſere Ueberzeugung, der Form und der Materie, dem Subjektiven und Objektiven nach, Realität habe oder nicht. Was giebt unſerer Erkenntniß überhaupt

Realität, wodurch bewährt ſich dieſelbe, als wahrhaftig und gewiß? Das iſt die Hauptfrage der Philoſophie.

Wie ſoll nun der Philoſoph der menſchlichen Erkenntniß überhaupt Realität zuſichern, die Feſtigkeit und Zuverläßigkeit der menſchlichen Ueberzeugung darthun? Er muß ſie auf einen Grund zurückführen, der alle Frage nach einem Höheren ausſchließt, welcher die Urquelle aller Wahrheit und Gewißheit ſelbſt iſt. Giebt es keinen ſolchen letzten Urgrund aller Ueberzeugung, als ſolcher, ſo iſt es um die Realität der Philoſophie, als Wiſſenſchaft, geſchehen, ſo kann ſie ihre Hauptaufgabe nicht löſen, ſo bleibt die Wahrheit, Gewißheit und Probehältigkeit des menſchlichen Wiſſens und Glaubens für den ſpekulativen Kopf problematiſch und zweifelhaft. Dasjenige aber, aus welchem alle Wahrheit und Gewißheit ihren Urſprung nehmen, die Realität aller Erkenntniß hervorgehen ſoll, muß ſelbſt keiner höhern Ableitung bedürfen oder fähig ſeyn. Dieſes muß in einem *ſchlechthin urſprünglichen, blos durch ſich ſelbſt Wahren und Gewiſſen* beſtehen. Aus ihm ſoll alle andere Wahrheit und Gewißheit erſt abgeleitet werden, erſt entſpringen; durch daſſelbe ſoll alles andere erſt wahr und gewiß ſeyn. Mithin kann dieſer Urgrund der Realität aller Erkenntniß nicht durch irgend etwas anders, auch nicht durch Philoſophie, ſondern nur *durch ſich ſelbſt* wahr und gewiß ſeyn. Dieſes *abſolute* Wahre ſetzt alſo nichts anderes voraus, iſt kein Produkt eines Wiſſers, kein Reſultat der Philoſophie, ſondern dasjenige, was zu aller Wahrheit und Gewißheit, zu aller Haltbarkeit der Philoſophie und jedes Wiſſens ſelbſt vorausgeſetzt und zum Grunde gelegt werden muß. Die Philoſophie bedarf ſelbſt jenes urſprünglichen, ſchlechthin durch ſich ſelbſt Wahren und Gewiſſen, um ſich als Philoſophie zu konſtituiren: aber dieſes hängt keinesweges von der Philoſophie ab, ungeachtet es in der Philoſophie gedacht und in ihrem Begriffe aufgeſtellt wird, und dann auch aus dieſem Begriffe zum Behuf der Spekulation wieder abgeleitet werden kann. Außer dem Gebiete der Philoſophie, in der Sphäre des bloßen natürlichen Bewußtſeyns, wird jenes urſprüngliche Wahre und Gewiſſe, nicht durch den ſpekulativen Begriff, ſondern im Glauben des Gewiſſens gedacht, bei Handlungen der Gewiſſenhaftigkeit vorausgeſetzt und zum Grunde gelegt. Der Menſch von gemeinem Verſtande faßt dieſes Wahre und Gewiſſe auf, ohne ſich zur Philoſophie erhoben zu haben; indem er die Stimme des Gewiſſens vernimmt, der Pflicht ſich bewußt iſt, und moraliſch, d. h. aus inniger Ueberzeugung und um derſelben willen zu handeln beſchließt. Aber der Philoſoph ſtellt dieſes Urſprünglich-Wahre in ſeinem erſten Begriffe auf, welcher freilich nicht etwa daſſelbe erſt hervorbringt, ſondern zu ſeiner eigenen Möglichkeit ſchon vorausſetzt. Hat er einmal das Abſolut-Wahre in ſeinem Begriffe aufgenommen, dann kann er es freilich aus demſelben wieder, zum Behuf der Spekulation oder der Philoſophie als Wiſſenſchaft, ableiten. Er muß aber ſich hüten, das Urſprünglich-Wahre, das ihm durch den Begriff zum Gegenſtande eines Wiſſens geworden iſt, ſelbſt für einen bloßen Begriff oder für ein bloßes Wiſſen zu halten; es muß vielmehr, wenn wahre Philoſophie realiſirt werden ſoll, als dasjenige dargethan werden, welches dem Begriffe und Wiſſen ſelbſt zum Grunde liegt und Wichtigkeit giebt, und ohne deſſen Vorausſetzung, als eines Selbſtſtändigen und Abſoluten, kein Begriff, kein Wiſſen, keine ſpekulative Anſicht, keine Philoſophie Wahrheit, Haltbarkeit und Realität haben könnte. Die wahre Philoſophie muß alſo die von ihrem Wiſſen und Begreifen unabhängige Natur, die urſprüngliche Selbſtſtändigkeit eines durch ſich ſelbſt Wahren und Gewiſſen anerkennen, wenn es ihr gelingen ſoll, die Realität der menſchlichen Erkenntniß überhaupt darzuthun. Denn dieſes iſt nur dadurch möglich, daß ſie die menſchliche Ueberzeugung, das Wiſſen und Glauben, alles Relativ-Wahre und Gewiſſe, auf etwas Abſolut-Wahres, ſchlechthin urſprünglich und durch ſich ſelbſt Gewiſſes zurückführt. In wiſſenſchaftlicher Abſicht muß ſie dieſes Abſolut-Wahre in einem beſtimmten Begriffe, als dem Urbegriffe des Syſtems, aufſtellen, aber doch als ein ſolches, das nicht erſt durch dieſen Begriff, ſondern unabhängig von demſelben wahr und gewiß iſt, nicht blos im philoſophiſchen Wiſſen und durch daſſelbe, ſondern ſchon im natürlichen Bewußtſeyn des geſunden, d. h. durch Gewiſſen geleiteten Verſtandes denkbar iſt. Sie muß es alſo in ſeiner Urſprünglichkeit, Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit vorausſetzen und erkennbar machen.

Was nun dieſes urſprünglich Wahre und Gewiſſe ſey, ob es in einem Wiſſen oder Glauben beſtehe, wie alle andere Ueberzeugung darauf zurückgebracht werden könne und durch daſſelbe erklärt werden müſſe, dies hat die Philoſophie zu unterſuchen und auszumachen. Das Wiſſen, die Erkenntniß, worauf der Philoſoph ausgeht, ſoll alle andere Erkenntniß überhaupt erklären und als reelle und wahre

Ueberzeugung begreiflich machen. Dieſe Einſicht des Philoſophen, als ſolchem, iſt nur dadurch zu erreichen, daß alle abgeleitete oder mittelbare Erkenntniß und Wahrheit auf das ſchlechthin durch ſich ſelbſt Wahre und Gewiſſe zurückgeführt wird. Die philoſophiſche Einſicht darf alſo mit dem Urſprünglich-Wahren, woraus er alles relative Wiſſen und Glauben herzuleiten ſucht, nicht verwechſelt werden. Jene Einſicht wird erſt durch philoſophiſche Abſtraktion und Reflexion zuwege gebracht; aber das Abſolut-Wahre kann nicht durch Philoſophie erſt zu Stande, obwohl zum hellen und beſtimmten Bewußtſeyn kommen. Die vom Philoſophen errungene Einſicht in den Unterſchied und Zuſammenhang aller menſchlichen Ueberzeugung iſt allerdings kein Glauben, ſondern ein Wiſſen, durch welches er ſich alles andere Wiſſen und Glauben als Ueberzeugung zu erklären ſucht, durch welches er zu entſcheiden ſtrebt, in welchem Verhältniſſe Wiſſen und Glauben zu einander ſtehen, und in wiefern das eine oder das andere, oder beide mit einander, oder eins durch das andere, reelle Erkenntniß, objektivwahre Ueberzeugung ausmachen. Die Philoſophie hat auszumitteln, ob das Wahre blos eigentlich im Wiſſen, oder ob es auch im Glauben enthalten ſey? ob es nur durch Begriffe, oder auch durch ein eignes Gefühl ſich ankündige? Sie hat demnach die Fragen zu beantworten, worin die Erkenntniß und Ueberzeugung überhaupt beſtehe, und worin insbeſondere das Wiſſen ſich vom Glauben unterſcheide? Aber, was durch Philoſophie erſt auszumachen iſt, darf ſie nicht als ausgemacht vorausſetzen; ſie darf alſo nicht mit der Behauptung auftreten: alle Realität der menſchlichen Ueberzeugung beſtehe im Wiſſen, und das Urſprünglich-Wahre und Gewiſſe könne ebenfalls nichts, als ein bloſes Wiſſen ſeyn. Dies muß erſt erwogen und unterſucht werden; es wäre wohl möglich, daß daſſelbe in einem Glauben enthalten wäre.

Was iſt Grund und Bedingung alles wahrhaftigen Wiſſens? in wiefern kommt meinem Wiſſen Wahrheit zu? in wiefern beruht die Wahrheit in einem Wiſſen? Was gehört weſentlich und nothwendig zu aller Wahrheit und zu allem Wiſſen? Worin iſt die Wahrheit der Erkenntniß überhaupt, und des Wiſſens und des Glaubens insbeſondere gegründet, und wodurch iſt dieſelbe bedingt? Wodurch zeichnet ſich das Wiſſen vor dem Glauben aus, ungeachtet beiden Wahrheit und Gewißheit zukommen mag. Dieſe wichtigen Fragen ſind die Hauptprobleme der Philoſophie *).

Leipzig.

C. F. Michaelis.

---

*) Der Kenner der neueſten philoſophiſchen Literatur wird leicht bemerken, welche Ideen dieſem Aufſatze zum Grunde liegen. Ich verdanke ſie demſelben Denker, der mir einſt auch mündlicher Lehrer war. Dieſes füge ich blos bei, um mir nicht die eitle Anmaßung der Originalität Schuld geben zu laſſen, da ich blos verſuchen wollte, jene Ideen ins Licht zu ſetzen.

III.

Kurze Betrachtungen über die Schwierigkeiten des Richteramts.

Wir finden bei allen Menſchen eine Neigung, richterliche Verfügungen zu beurtheilen, ſolche zu würdigen, und entweder zu rühmen oder zu tadeln.

Dieſe Neigung iſt oftmals bloß Neugierde, in vielen Fällen aber entſpringt ſelbige aus der Theilnahme an dem Schickſale unſerer Verwandten, Freunde, oder anderer Menſchen, die mit uns in einem Geſellſchaftszirkel leben, und aus dem Verlangen, daß eines jeden Menſchen Glück und Verhältniß, worin ihn Geburt, Stand und übrige Verbindungen geſetzt haben, ungekränkt bleibe und nicht geſtört werde.

In dieſer letzteren Rückſicht iſt obengedachte Neigung ſo wenig zu tadeln, daß die Freiheit, über das Verfahren eines Richters zu urtheilen und dieſerhalb Gedanken zu äußern, vielmehr nützlich ſeyn kann, weil dadurch der Richter ſelbſt in der Aufmerkſamkeit erhalten wird, nichts zu verfügen, als was mit den Geſetzen beſtehen mag; wenn nur ſonſt das allgemeine Urtheil über die richterlichen Verfügungen auf richtigen Gründen beruhet. Hier zeigen ſich aber die größten Hinderniſſe.

Wenn zum Beiſpiel das allgemeine Urtheil über die erfolgte richterliche Beſtrafung eines Verbrechers zweckdienlich ſeyn ſoll; ſo wird dazu eine jedermann vorliegende Kenntniß des Verbrechens, aller dabei vorgefallenen Umſtände, der beſondern Stimmung und Lage des Verbrechers, zu der Zeit, als er die That ausübte, erfordert. Außerdem iſt noch die Kenntniß der Geſetze, nach welchen der Richter verfahren hat, nothwendig, und dann muß das Vermögen, die Geſetze auf den eingetretenen Fall anzuwenden, bei demjenigen vorhanden ſeyn, welcher die Verfahrungsart des Richters beurtheilen will.

Wie wenige beſitzen nun dieſe Vorkenntniſſe, und wie viele von ihnen maßen ſich dennoch an, das Verfahren des Richters entweder zu billigen, oder zu tadeln, je nachdem ihr Intereſſe ſie zur Theilnahme an dem Gegenſtand des richterlichen Verfahrens hinreißt, und ſie theils zu deſſen Bemitleidung, theils zur Verabſcheuung und Verachtung ermuntert!

Solche Hinreißung wird oft durch einſeitige Erzählung oder Darſtellung der Thatſachen veranlaßt, und es gehört nicht wenig Klugheit dazu, aus dem allgemeinen Geſpräch das wahre Verhältniß der Thatſachen zu abſtrahiren, und, in Verbindung der Haupthandlung mit den Nebenumſtänden, von dem eigentlichen Verhältniß eine klare, deutliche und vollſtändige Idee zu erlangen.

Hierzu wird ſchon oft von Seiten des Richters, der mit der Unterſuchung ſich beſchäftigt, die äußerſte Anſtrengung erfordert; und man ſollte glauben, daß der Richter, welcher die Verhandlungen vor ſich hat und daraus die nöthigen Kenntniſſe ſchöpfen kann, immerfort im Stande ſeyn müßte, ein ganz angemeſſenes Urtheil zu fällen.

Daß dies aber nicht allemal der Fall iſt, lehrt die Erfahrung. In Prozeſſen, welche durch drei Inſtanzien fortgeführt werden, erfolgen oft ganz verſchiedene Entſcheidungen. Nun beſtehet ein richterliches Erkenntniß in der Prüfung der Thatſachen und Anwendung der Geſetze darauf. Die Verſchiedenheit der richterlichen Erkenntniſſe kann daher nur entweder auf einer ungleichen Beurtheilung der Thatſachen, oder auf einer verſchiedenen Anwendung der Geſetze beruhen.

Beides ſcheint widerſprechend zu ſeyn, weil nur eine Wahrheit der Thatſachen und nur ein Weg zur Anwendung der Geſetze denkbar iſt; daher leicht der Gedanke entſtehet, daß bei ſolchen verſchiedenen richterlichen Erkenntniſſen mehr Willkühr, als Trieb zur Gerechtigkeitspflege und gründliche Einſicht obwaltet. Allein, wenn man die ſo vielfache Verwickelung der Thatſachen und die Einſchränkung des Richters, nur nach den rechtlichen Beweiſen zu urtheilen, in Erwägung ziehet: ſo iſt der Fall ſehr leicht zu begreifen, daß ein Richter, bei vollkommener Gewiſſenhaftigkeit, in ſeinem Urtheile etwas für wahr und richtig annehmen und darauf ſeine Entſcheidung bauen kann, was der zweite Richter, nach einer nähern Unterſuchung und neuen Beweisaufnahme, für unwahr erachten, und daß bei dieſem Verhältniſſe das zweite Erkenntniß von dem erſtern weſentlich abweichen muß

Iſt nun der Richter ſelbſt in ſolchem beſchränkten Kreiſe der Erkenntniß der Wahrheit und der darauf beruhenden Anwendung der Geſetze: ſo iſt von andern Perſonen, welche die Gelegenheit nicht einmal haben, ſich von den Thatſachen aus den gerichtlichen Verhandlungen zu überzeugen, um ſo weniger eine richtige Beurtheilung zu erwarten.

Ich mag indeſſen keine eigentliche Vertheidigung oder Rechtfertigung des Richterſtandes wegen der Vorwürfe, welche ihm ſo häufig gemacht werden, übernehmen; zuweilen mag wohl der Grund der Klagen über das richterliche Verfahren, in der Unwiſſenheit oder in dem böſen Willen des Richters liegen. Aber mir ſcheint es doch wichtig zu ſeyn, die mannigfachen Hinderniſſe kennen zu lernen, welche dem Richter aufſtoßen, und ihn, bei dem beſten Willen, nur nach Pflicht und Gewiſſen zu handeln, vom Ziel ableiten.

Dieſe Hinderniſſe werden einleuchten, ſobald wir uns mit dem Umfange der Geſchäfte und Pflichten eines Richters und der ihm zur Ausübung derſelben gegebenen Vorſchriften bekannt gemacht haben, welches dann uns belehren wird, weder ſelbſt bei jedem uns unangenehmen und nachtheiligen Verfahren des Richters über Unrecht oder Gewalt zu klagen, noch dergleichen Vorwürfen von andern Perſonen ein zu leichtes Gehör oder unbedingten Beifall zu geben.

Eine gute Juſtizverwaltung gehört mit zur Glückſeligkeit der zu einer Staatsgeſellſchaft vereinigten Menſchen, und dieſe Glückſeligkeit iſt in allen Regierungsformen zu wünſchen, obgleich, nach Bewandniß des Regierungsſyſtems, in größerm oder geringerm Grade zu erreichen.

Was demnach dazu dient, unſere Klagen über ſchlechte Juſtizverwaltung zu unterdrücken, oder auch nur zu mäßigen und zu mildern, oder zu berichtigen, trägt weſentlich zur Erhöhung und Vermehrung unſerer Glückſeligkeit bei.

In dieſem Betracht will ich verſuchen, die eigenthümliche Lage des Richters nach dem Umfange ſeiner Geſchäfte und Pflichten darzuſtellen.

Von den faſt gewöhnlich mit Zeitverluſt und anſehnlichem Koſtenaufwande verknüpften Bemühungen und Zubereitungen eines Juriſten, um zu einer Richterſtelle zu gelangen, will ich nichts erwähnen. Dieſe hat er mit jedem andern zu einem Staatsgeſchäfte und Amte ſteigenden Gelehrten, auch mit dem Künſtler, welcher zu einem Ziele der Vollkommenheit hinanſtrebt, gemein. Mein Vorſatz erſtreckt ſich nur dahin, den Richter von der Periode an, da er die Amtsverwaltung übernimmt, in deren Ausübung zu beobachten, und ſeine Lage, in Abſicht der ihm dabei vergönnten Hülfsmittel, mit den Verhältniſſen eines andern Staatsbeamten, Gelehrten und Künſtlers zu vergleichen.

Dieſe Vergleichung wird uns die mächtigen und oft unüberwindlichen Hinderniſſe anſchaulich machen, welche das eifrigſte Beſtreben des Richters, nur nach gründlicher Erkenntniß der Wahrheit zu verfahren und zu handeln, vielmals vereiteln. Dann werden wir uns überzeugen, daß jedem andern Staatsbeamten, Gelehrten oder Künſtler ungleich weniger Beſchränkungen im Wege ſtehen, um in ſeinem Amte, in ſeiner Wiſſenſchaft, oder in ſeiner Kunſt zu einer weit höheren Stuffe der Vollkommenheit hinaufzuſteigen, und hierdurch allgemeines Wohlgefallen, Ruhm und Beifall bei dem Publico ſich zuzueignen.

Der Zweck des Richteramts iſt zwiefach: Privatſtreitigkeiten zu ſchlichten und Verletzungen oder Beeinträchtigungen der öffentlichen Sicherheit zu beſtrafen. Die übrigen Verhältniſſe des Richters kann ich überſehen, weil deren Darſtellung nicht eigentlich zu meinem Zweck nothwendig gehört.

Im Allgemeinen iſt ſchon begreiflich, daß ein Richter die Privatſtreitigkeiten, welche er ſchlichten ſoll, und die Verletzungen oder Beeinträchtigungen der öffentlichen Sicherheit, die er zu ahnden hat, nicht oberflächlich, ſondern gründlich und genau kennen muß, wenn ſeine Entſcheidungen und Beſtimmungen zweckmäßig ſeyn ſollen.

Insbeſondere aber wird dazu erfordert, daß er

1) alle Haupt- und Nebenumſtände der Thatſachen bis zur möglichſten Evidenz erforſche, dadurch
2) ſich von der Wahrheit oder Unwahrheit der Verträge ſtreitender Partheien, oder der öffentlichen Rüge und der Beſchuldigungen, die einen Menſchen treffen, überzeuge;
3) hiernach, was Recht oder Unrecht iſt, beſtimme, und
4) das Recht aufrecht zu erhalten und zu verbreiten, das Unrecht hingegen wegzuräumen und gänzlich zu vertilgen ſich bemühe.

In ſolchem Wirkungskreiſe ſcheint der Richter mit dem Geſetzgeber gleiche Beſchäftigung zu haben. Allein beide ſind doch weſentlich verſchieden:

Der Geſetzgeber beſtimmt, in welchem Verhältniſſe und unter welchen Modalitäten die Handlungen, der, in einer Staatsgeſellſchaft verbundenen, Menſchen erlaubt oder nicht erlaubt ſeyn ſollen, wobei ihm die allgemeine Glückſeligkeit der Geſellſchaft zum Maaßſtabe dient. Der Richter beurtheilt dieſe Handlungen, wie ſie ausgeübt werden, nach ſolchen Beſtimmungen des Geſetzgebers, und ihm dienen dabei die Geſetze zum Maaßſtabe.

Sind die Geſetze das Mittel zur Beförderung der allgemeinen Glückſeligkeit der Staatsgeſellſchaft, ſo vereinigen ſich die Geſchäfte des Geſetzgebers und des Richters zu einem Zwecke; zur Erlangung des Zweckes aber ſind die Wege des Geſetzgebers von den Wegen des Richters abgeſondert.

Dieſes wird ſich ganz aufklären, wenn wir uns von dem Geſchäftsgange des Richters und den ihm dazu vorgeſchriebenen Mitteln unterrichten.

Das erſte Geſchäft eines Richters beſteht darin:

> die Thatſachen, welche ihm durch Anklage, Anzeige oder öffentliches Gerücht bekannt werden, bis zur möglichſten Evidenz zu erforſchen.

Dieſe Thatſachen ſind die Materialien und das Fundament, worauf das Gebäude der richterlichen Verfügungen ruhet. Sie ſind oftmals ſo verwickelt, daß der Anfang und das Ende der Erforſchung ohne äußerſte Anſtrengung des Geiſtes nicht feſtgeſetzt werden kann. Wäre jede Thatſache ganz einfach, ſo würde die Wahl der Mittel und der Weg; ihre wahre Beſchaffenheit zu ergründen, weniger mühſam ſeyn. Aber in den mehreſten Fällen ſind bei Thatſachen die Haupt- und Nebenumſtände oder Handlungen dermaßen in einander verwebt, daß nur geübter Scharfſinn und aufmerkſames Nachdenken ſolche abſondern kann. Dieſe Abſonderung iſt, wie in der Folge näher gezeigt werden ſoll, zur Erkenntniß der Wahrheit oder des Irrthums nothwendig, und darf nicht unterbleiben, weil die Ueberzeugung von der moraliſchen Beſchaffenheit der menſchlichen Handlungen, von der Bewandniß der Thatumſtände, welche als Aeußerungen der Abſichten, Geſinnungen, Vorſätze und Zwecke des handelnden Subjektes gelten, abhängig iſt.

Zur Erforſchung ſolcher Thathandlungen kann ein Richter ſelbſt beliebiger Mittel, nach ſeinem eigenen Plane, ſich nicht bedienen. Die Geſetze ſchränken ihn hierunter ſehr ein; und obgleich Prozeßordnungen in vielen Fällen dem Richter zu analogiſchen Operationen die Freiheit laſſen, ſo bleibt er doch hierbei immer noch an die Form gebunden, welche im Allgemeinen das Verhalten des Richters in gewiſſe Gränzen einſchließt.

Zum Theil haben Rechtsgelehrte und Philoſophen darüber geſtritten, ob es an und für ſich nützlicher ſeyn möchte, dem Richter keine Schranken zu ſetzen, ſondern ſeine Verfügungen ſeiner eigenen Klugheit zu überlaſſen. Wir kennen auch große Völkerſchaften, wo die Richter nach ihrer Einſicht verfahren dürfen, und dabei an keine Form gebunden ſind, zum Beiſpiel, in der Türkei und in dem neuentdeckten fünften Welttheile. Wir haben ferner viele Erzählungen von richterlichen Verfahren und Entſcheidungen bei vorgenannten Völkern gehört und geleſen, nach welchen wir die Klugheit und Menſchenkenntniß ſolcher Richter zu bewundern die größte Veranlaſſung haben, und mehrentheils geneigt werden, dieſes als eine Folge der Ungebundenheit des Richters zu betrachten.

Wenn wir aber bedenken, daß gegen einen oder andern ſolchen hervorſtechenden Fall vielleicht mehrere tauſend ganz unangemeſſene Verfügungen erfolgen können, die nicht zu unſerer Kenntniß gelangen;

Wenn wir ferner darauf Rückſicht nehmen, daß die Fähigkeiten und Einſichten der Richter nicht in ſolchem Grade gleich ſeyn mögen, daß bei den Reſultaten keine Verſchiedenheit ſich denken ließe;

Wenn wir endlich mit dieſen Erwägungen die Erfahrung verbinden, wie leicht wir für dieſe oder jene Meinung durch Einkleidung des Vortrags und Darſtellungsmethode eingenommen werden können, wie bald wir uns dadurch hinneigen laſſen, dieſem oder jenem günſtig oder ungünſtig zu ſeyn, und wie ſchwierig es oftmals iſt, bei Privatwürdigung der um und neben uns eintretenden Vorfälle den Centralpunkt zu fixiren, aus welchem das Ganze ſich entwickeln muß:

So müſſen wir annehmen, daß zur Erhaltung eines gleichmäßigen und Abwendung eines willkührlichen Verfahrens bei gerichtlichen Geſchäften Form und Schranken nothwendig bleiben, und der Zwang, den dieſe Form und Schranken dem Richter anlegen, zwar für ein helldenkendes und ſcharfſichtiges Subjekt ſehr beſchwerlich und ſeinen Operationen hinderlich ſeyn kann, aber bei der groſſen Menge der mit ſo verſchiedenen Talenten begabten, und durch ſo mannigfache Abſichten geleiteten Richter, für das Publikum wohlthätig wird.

Jede Wiſſenſchaft, jede Kunſt, ſo wie jedes Gewerbe und Geſchäft in unſerer Welt, wird nach gewiſſen Regeln erlernt, und Regeln ſind bei zweckmäßiger Ausübung zu beobachten. Nur bei der Ausübung ſelbſt zeigt ſich ein größerer oder geringerer Zwang der Regeln in dem Verhältniß, wie das Genie eines Gelehrten, oder Künſtlers, oder Geſchäftmannes von den Regeln abweichen, oder vielmehr den Regeln eine andere, zur Vollkommenheit der Wiſſenſchaft, Kunſt oder des Geſchäftes näher führende Richtung geben kann. Eigentlich entſtehet alsdann aber nicht eine Verbannung oder Aufhebung, ſondern nur eine Umformung der Regeln.

Ein Richter kann ebenfalls bei den ihm vorgeſchriebenen Regeln und Formen manches Zweckwidrige nach dem Umfang ſeiner Kenntniſſe oder Erfahrungen entdecken; er kann die ihm vorgezeichneten Gränzen oder Schranken entweder zu enge oder zu weit für ſein Verfahren finden; er kann von der Nothwendigkeit, dieſe Gränzen oder Schranken auszudehnen oder zu verengen, ſich überzeugen, wenn er auf die Gemeinnützlichkeit, als das Ziel ſeiner Arbeiten, ſeine Betrachtungen richtet. Sobald er aber in ſeinen Gränzen und Schranken nicht verweilen, ſondern entweder ſolche rechts oder links erweitern, oder auch ſich darin enger einſchließen will: ſo tritt er aus dem Wirkungskreiſe des Richters heraus, und ſetzt ſich in das höhere Verhältniß des Geſetzgebers. Wenn nun der Richter und Geſetzgeber, wie oben bemerkt worden, in ihren Arbeiten weſentlich verſchieden ſind: ſo folgt, daß der Richter ſeine Geſchäfte den ihm gegebenen Formen anpaſſen muß, und darunter ſeine Gränzen weder erweitern, noch verengen darf.

Dieſem Satze ſcheint das durch Geſetze in vielen Fällen dem Richter überlaſſene Gutfinden oder Arbitrium zu widerſprechen, zum Beiſpiel bei Eiden, die er zur Ausmittelung der Thatſachen nothwendig erachten will, und bei Beſtimmung körperlicher oder anderer Strafen für geringe Verbrechen. Dieſer Widerſpruch iſt aber nur ſcheinbar, und ſelbſt bei ſolchem Gutfinden oder Arbitrio des Richters findet noch immer der vorbemerkte Satz in ſofern vollkommene Anwendung, als der Richter in dergleichen Fällen von den allgemeinen Vorſchriften, welche Richtung er ſeinem Gutfinden zu geben hat, ſich nicht entfernen darf, und eben dadurch, daß er nach allgemeinen Regeln verfahren ſoll, in eine weit bedenklichere Lage kommt, als wenn er nach ſpeciellen Regeln handeln könnte.

Jn jedem Betracht würde es ſowohl für den Richter, als für das Publikum nützlicher ſeyn, wenn das ſogenannte Arbitrium oder Gutfinden des Richters gänzlich aufgehoben werden könnte, und der Richter für jedes ihm vorkommende Geſchäft nicht allgemeine, ſondern ganz beſtimmte Regeln und Vorſchriften erhielte. Aber dieſes gehört noch zu den frommen Wünſchen, weil eine und die nemliche Handlung, nach den verſchiedenen Ausübungsmitteln und Abſichten oder Beweggründen, auch ſonſtigen Verhältniſſen des handelnden Subjekts ſo unendlich mannichfaltiger Modifikation unterliegen kann, daß über eine jede dieſer Modifikationen eine eigene geſetzliche Beſtimmung um ſo weniger ausführbar ſeyn würde, da ſolche Beſtimmung alle möglichen Fälle in ſich begreifen müßte, und dieſe möglichen Fälle, welche ohnehin, nach dem in der Oeconomie der Welt abwechſelnden Steigen oder Fallen der Moralität ganzer Nationen, ſich verändern, weder für die gegenwärtige Zeit, noch für künftige Jahre zu erſchöpfen ſeyn dürften.

Solchergeſtalt iſt das Arbitrium des Richters, bei den erwähnten Einſchränkungen, viel eher eine Unvollkommenheit.

Mit dem, andern Gelehrten, Geſchäftsmännern oder Künſtlern verbleibenden Gutfinden, wie ſie ihre Arbeiten und Operationen zweckmäßig einrichten wollen, hat es eine ganz verſchiedene Bewandniß. Die Theologen übergehe ich, weil ich nicht wagen mag, in den Zweck ihrer Geſchäfte und in die Mittel dazu mich einzulaſſen. Aber der Geſetzgeber, und jeder Rechtsgelehrte, der, außer dem Richteramte, dem Staate dient, der Arzt, der Philoſoph, der Bildhauer, der Mahler, der Kupferſtecher, der Tonkünſtler, und wie ſonſt die Künſtler heißen mögen, haben ein freies Feld, die Regeln, nach welchen ſie zu arbeiten unterrichtet worden und angefangen haben, in ſolcher Gradation zu erweitern oder zu verengen, wie ſie dieſes zur Vervollkommnung ihrer Operationen nothwendig erachten. Sie können dabei entweder durch Grundſätze, welche aus der Natur oder Vernunft geſchöpft und durch Erfahrung beſtätigt ſind, ſich leiten laſſen, wie der Finanzbeamte, der Arzt und der Philoſoph, oder ſie haben die Freiheit, bei einem beſtimmten Gegenſtande der Arbeit, die Materie oder den Stoff dazu, die Werkzeuge und die Darſtellungsmomente nach eigenem Belieben zu wählen und ſo oft zu verändern, als ſie ſolches zur Erhöhung des Werths oder zur Verſchönerung ihrer Arbeit dienlich erachten, welches bei den Künſtlern und andern Gewerbemännern zutrifft.

Nur dem Richter ſind bei der erſten Zubereitung ſeiner Arbeit, nemlich bei Erforſchung der Thatſachen, als Materialien, ſolche enge Schranken geſetzt, daß er dabei größtentheils nicht auf zufällige Ereigniſſe, als auf gewiſſe und zuverläſſige Folgen ſeiner Bemühung rechnen muß. Er darf, nach den Geſetzen, zu ſeiner Ueberzeugung von der wirklichen Exiſtenz einer Thathandlung, nur der Beſichtigung, oder der Ocular-Inſpection, der Vernehmung ſtreitender Partheien oder Verbrecher, der Zeugen-Abhörung, der Durchſicht ſchriftlicher Urkunden und der Eides-Abnahme in jedem dazu geeigneten Falle ſich bedienen.

Wie oft nun dieſe Erforſchungsmittel ſchwankend bleiben, und den Richter bei dem beſten Willen und Beſtreben, eine vollſtändige Aufklärung zu erlangen, irre leiten, wird in die Augen fallen, wenn wir mit unſern Betrachtungen zu dem zweiten Geſchäft des Richters, welches die Beurtheilung der Wahrheit oder Unwahrheit der von ihm ausgemittelten Thatſachen betrifft, übergehen.

Ich will mich nicht dabei aufhalten, einen vollſtändigen Begriff von der Wahrheit zu entwickeln. Zu meinem Zweck wird hinreichen, wenn ich ſo viel bemerke, daß alles für wahr zu halten iſt, wovon das Gegentheil weder als möglich, noch als wirklich vorhanden gedacht werden kann. Hiernach giebt es drei Hauptarten der Wahrheit, in dem Verhältniß, wie der Grund, weshalb das Gegentheil weder als möglich, noch als wirklich exiſtirend angenommen werden darf, entweder in dem Weſen des Dinges und der Sache ſelbſt, oder in deren durch Vernunftſchlüſſe, Erfahrung oder glaubwürdige Geſchichte uns bekannt gewordenen Eigenſchaften, oder auch in geſetzlichen Regeln und Vorſchriften liegt. Die erſte Art iſt die mathematiſche, die zweite die philoſophiſche, und die dritte die juriſtiſche Wahrheit, mit welcher der Richter ſich zu beſchäftigen hat.

Dieſe Wahrheit ſtehet unſtreitig auf der niedrigſten Stufe, weil ſie weder aus dem Weſen des Objekts oder Subjekts, noch aus deſſen durch Vernunftſchlüſſe, Erfahrung oder Geſchichte bewährten Qualitäten gefolgert, ſondern nach geſetzlichen Beſtimmungen angenommen wird. Als Ausnahmen hievon können die wenigen Fälle nur gelten, wo der Richter bei der Beſichtigung durch ſeine eigenen Sinne von der Exiſtenz einer Thathandlung ſich überzeugende Kenntniß erwirbt. In allen übrigen und in den mehreſten Fällen muß er für wahr halten, was von ſtreitenden Partheien oder von Verbrechern, unverdächtigerweiſe zugeſtanden wird, was unverfälſchte Urkunden enthalten, was zwei glaubwürdige Zeugen verſichern, und was durch einen körperlich abgeleiſteten Eid bekräftiget iſt.

Das Gegentheil kann möglich ſeyn; das Geſtändniß der ſtreitenden Parthei oder des Verbrechers kann irrig, und durch Neben-Abſichten bewirkt ſeyn; die Urkunden können unrichtig, oder unächt, oder unmerklicherweiſe verfälſcht ſeyn; die Zeugen können die Wahrheit verſchweigen, oder

Unwahrheit untergeſchoben haben, und bei Ableiſtung des Eides kann ein Meineid begangen ſeyn: aber in einem individuellen Falle hat der Richter keine Veranlaſſung, das Geſtändniß, die Urkunden, die Zeugen, oder den Schwörenden für verdächtig zu halten, entweder, weil von der ſtreitenden Parthei, vielleicht aus Unkenntniß oder Sorgloſigkeit dieſerhalb nichts gerügt worden, oder bei der gerichtlichen Verhandlung nichts hervorgegangen iſt, was einen ſolchen Verdacht bei dem Richter erregen könnte.

Alsdann machen die Geſetze dem Richter zur Pflicht, das Gegentheil des durch Geſtändniß, Urkunden, Zeugen oder Eid ausgemittelten Fakti weder für möglich, noch für wirklich, folglich das Faktum — das Weſen oder die Beſchaffenheit deſſelben mag ſeyn, wie es immer will — für wahr zu halten, und darf der Richter ſein Urtheil nur nach den Verhandlungen abfaſſen, nie aber von dem, was ihm etwa auſſerdem von der Bewandniß der Thathandlung objective oder ſubjective bekannt geworden wäre, ſeiner amtlichen Meinung einiges beimiſchen.

Wie auffallend groß iſt ſolchergeſtalt die Verſchiedenheit der juriſtiſchen von der mathematiſchen und philoſophiſchen Wahrheit! Der Grund liegt in der Quelle, woraus jede Art geſchöpft wird.

Wir wollen nun weiter gehen, und können aus dem oben angeführten Grunde der juriſtiſchen Wahrheit die Folge ziehen, daß nicht nur die juriſtiſche Wahrheit allen ſo mannigfachen Veränderungen, als die Geſetze ſelbſt erleiden, unterworfen iſt, ſondern auch alle Fehler, Mängel und Abſurditäten der Geſetze auf die juriſtiſche Wahrheit, zu deren oft ganz zweckloſen Beſtimmung, mitwirken.

Ein redendes Beiſpiel hievon ſehen wir in den Staaten, wo die Geſetze die Tortur, als ein Mittel zur Erforſchung der Wahrheit, dem Richter nicht bloß empfohlen, ſondern auch den Gebrauch aufgegeben haben. Beinahe iſt es unbegreiflich, wie man ein Geſtändniß, welches durch Martern, die nach verſchiedenen Stuffen der immer höher ſteigenden Schmerzen, in eine gewiſſe Rangordnung geſtellt ſind, aus dem Munde des Gepeinigten herausgepreßt wird, in die Reihe der Wahrheiten hat aufnehmen können; und man muß erſtaunen, wenn man in den Schriften berühmter Männer, denen ſonſt philoſophiſche Kenntniſſe nicht abgeſprochen werden mögen, ſo wie in den Urtheilen ganzer Collegien, nicht nur Vertheidigung, ſondern ſogar Lob und Anpreiſung der Tortur lieſet.

Ich will nichts davon anführen, wie der Gebrauch der Tortur entſtanden, wie ſolche klaſſificirt, und mit welcher Genauigkeit deren Gradation beſtimmt worden. Dazu würde eine eigene Abhandlung erforderlich ſeyn, wohin auch die Namen berühmter Männer, welche Lobredner der Tortur geweſen ſind, und die Zergliederung ihrer deshalb angenommenen Grundſätze gehören würden.

Außer der Tortur, muß ich noch zum Beweis, daß die juriſtiſche Wahrheit veränderlich und von der Willkühr der Geſetze abhängig iſt, die vormals bei den Gerichten üblich und durch Geſetze gebilligt geweſenen ſogenannten Gottesurtheile, nemlich die Feuer- und Waſſerproben, auch bei Todtſchlägen die feierliche Beſchauung des getödteten Menſchen, in Erinnerung bringen.

Dieſe hielt man ebenfalls für Mittel, die Wahrheit zu beſtimmen, weil man ſich vorſtellte, daß die göttliche Vorſchung, wegen Theilnahme an dem Schickſal eines jeden individuellen Menſchen, zur öffentlichen Darſtellung der Unſchuld oder Schuldbarkeit eines Angeklagten, in der Art mitwirke, als der eingeſchränkte Verſtand des Richters in jedem Falle verlangte.

Man muß die Mühe bewundern, mit welcher in den ältern Zeiten gelehrte Männer die Regeln, wann ein Angeklagter zur Feuer- und Waſſerprobe zu verſtatten ſey, und welche Folgen der Beſtrafung oder Losſprechung die Wirkungen ſolcher Proben haben müſſen, in einer ſehr abgemeſſenen Gradation haben feſtſetzen wollen.

Es würde nicht bloß die Neugierde befriedigen, ſondern auch zu ernſthaften Betrachtungen führen, wenn man ſich mit der Geſchichte der Tortur und der ſogenannten Gottesurtheile, wovon die Exiſtenz noch in dem verfloſſenen achtzehnten Jahrhundert bei den berüchtigten Hexenprozeſſen geglaubt wurde, bekannt machte.

Wie nun die juriſtiſche Wahrheit, nach dem vorgetragenen Verhältniſſe, ſchon an ſich äuſerſt ſchwankend, trüglich und auf einen höchſt wandelbaren, jeder Veränderung empfänglichen Grund gebauet iſt: ſo geräth auch der Richter noch oft in die Lage, daß er nicht einmal dieſe unſichere Wahrheit erlangen, oder ſich verſchaffen kann, ſondern in der Prüfung der ausgemittelten Thathandlungen und deren Qualität bei dem ſtehen bleiben muß, was Wahrſcheinlichkeit genannt wird.

Die Wahrſcheinlichkeit kommt in ſolchen Fällen zur Erwägung, wo die in den Geſetzen beſtimmten Gründe ermangeln, eine zum Ziel richterlicher Erforſchung genommene Thatſache in Abſicht ihrer Wirklichkeit oder Beſchaffenheit für wahr und richtig zu halten, aber doch gewiſſe Verhältniſſe ausgemittelt ſind, welche nicht verſtatten, die Exiſtenz und Qualität der Thatſache für unwahr oder falſch zu erachten. Daraus entſtehen Vermuthungen, daß die Thatſache geſchehen ſeyn und dieſe oder jene Beſchaffenheit haben könne. Zum Beiſpiel, wenn ſchriftliche Urkunden unleſerlich geſchrieben, oder verletzt ſind, ohne zu wiſſen, woher die Verletzung entſtanden, wenn nur ein Zeuge eine Thatſache bekundſchaftet, oder die Tüchtigkeit und Glaubwürdigkeit zweier aufgetretenen Zeugen zweifelhaft iſt.

Die Wahrſcheinlichkeit ſelbſt kann nach dem Verhältniſſe der Vermuthungen, worauf ſie beruhet, groß oder klein, ſtark oder ſchwach ſeyn. Hierauf gründet ſich eine gewiſſe Stuffenleiter, nach welcher auch die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit verſchiedene Wirkung beigelegt haben. Dem Richter iſt nun zur Pflicht gemacht, nichts zu unterlaſſen, was auf geſetzlichem Wege zur Darſtellung der Wahrheit führt, folglich muß er auch ſich bemühen, die Wahrſcheinlichkeit in Wahrheit zu verwandeln. Als Mittel hierzu waren in vorigen Zeiten die ſchon oben erwähnte Tortur, Gottesurtheile, nemlich die Feuer- und Waſſerprobe, oder der Eid gebräuchlich. In neueren Zeiten aber ſind die erſtern Mittel gänzlich verbannt, und iſt nur der Eid ſtehen geblieben.

Bei Privatſtreitigkeiten läßt ſich der Erfüllungs- oder Reinigungseid, zur Ausmittelung der Wahrheit oder Unwahrheit einer von den Partheien behaupteten oder geleugneten Thatſache, nach dem Verhältniß der obwaltenden Wahrſcheinlichkeit auf der einen oder andern Seite wohl vertheidigen, weil die Beſorgniß eines Meineides nicht dringend iſt, auch ein Weg zur Beendigung ſolcher ſonſt ewig fortdauernden

Streitigkeiten nothwendig bleibt. Bei Vergehungen oder Verbrechen hingegen, wo zur öffentlichen Sicherheitsbefeſtigung und Genugthuung der beleidigten Staatsgeſellſchaft der Beleidiger Strafe verwirkt hat, iſt es widerſprechend und unmoraliſch, von einem Menſchen, welcher der ihm angeſchuldigten Thathandlung im gewiſſen Grade der Wahrſcheinlichkeit verdächtig befunden wird, ſeine Unſchuld durch den Reinigungseid beſtärken zu laſſen, da er doch ungleich mehr Motiven hat, ſich der gegenwärtigen Folgen ſeiner That durch einen falſchen Eid zu entziehen, als die künftigen Folgen des Meineides zu bedenken und zu fürchten. Daher wird auch in den preußiſchen Gerichten der Reinigungseid in peinlichen Fällen nie zur Erforſchung der Wahrheit gebraucht, ſondern der verdächtige Thäter verhältnißweiſe entweder von der Unterſuchung bis zu näheren Anzeigen befreiet, oder mit einer außerordentlichen Strafe belegt.

Einem jeden Menſchen wird wohl einleuchten, mit welcher beharrlichen Aufmerkſamkeit der Richter bei Beſtimmung des Grades der Wahrſcheinlichkeit verfahren, und wie ſorgfältig er ſeine Beurtheilung nach den Regeln der Vernunft und nach den Geſetzen prüfen muß, um nicht durch leicht möglichen Irrthum entweder die Unſchuld eines angeblichen Thäters zu kränken, oder ſeine Schuldbarkeit zu vermindern. Dazu wird neben einer vollſtändigen Wiſſenſchaft der Geſetze auch gewiß eine ausgebreitete Welt- und Menſchenkenntniß erfordert, die größtentheils nur durch Erfahrung erlangt werden kann. Hier würde indeſſen der Ort nicht ſeyn, den Weg zu bezeichnen, welcher den Richter aus dem Labyrinth, worein ihn oftmals das Zuſammenſtoßen einer Menge von Vermuthungen für und wider den Hauptgegenſtand verwickelt, hinausführen könnte.

Wenn wir nun nach den bisher bemerkten Verhältniſſen auf die großen, dem Richter aufſtoßenden Schwierigkeiten, ſowohl bei ſeinem erſten Geſchäft, in Erforſchung aller Haupt- und Nebenumſtände einer Thatſache, bis zur möglichſten Evidenz, als bei dem zweiten Geſchäft, in der Ueberzeugung von der Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit des Reſultats ſeiner Unterſuchung, zurückblicken: ſo werden wir nicht weniger Schwierigkeiten bei dem dritten Geſchäft des Richters, Recht oder Unrecht feſtzuſetzen, das heißt, den Unſchuldigen loszuſprechen und den Schuldigen für ſtrafbar, zu erklären, entdecken.

In einer Staatsgeſellſchaft, deren Exiſtenz oder Verbindung nothwendig macht, daß die Handlungen einzelner Glieder nicht von ihrer eigenen Willkühr abhangen dürfen, ſondern nach verſchiedenen Modifikationen zur Erreichung des Zwecks der Geſellſchaft theils erlaubt, theils verboten oder unterſagt, theils auch einer beſonderen Form angepaßt ſeyn müſſen, bleibt für den Richter nur relatiwiſches Recht oder Unrecht zu prüfen.

Die Relationen liegen in den Geſetzen, und da dieſe auf das Gutfinden der Regierung ſich gründen, ſo folgt, daß der Richter ſein Urtheil zur Beſtimmung des Rechts oder Unrechts bei den von ihm ausgemittelten Thatſachen nach ihrer individuellen Beſchaffenheit, dem durch Geſetze erklärten Willen der Regierung unterordnen muß.

Eigentlich ſollte wohl ein jedes Geſetz nicht nur den Zweck der Regierung enthalten, ſondern auch die Unterthanen von der Nothwendigkeit der ihnen obliegenden Pflicht, was geboten wird, zu thun, und was verboten wird, zu unterlaſſen, belehren. Aber die allgemeine Erfahrung lehret, daß oftmals in den Geſetzen der Zweck derſelben gänzlich übergangen, auch wohl der wahren Abſicht eine andere untergeſchoben iſt. Wie ſoll nun in dergleichen Fällen der Richter in der Anwendung ſolcher Geſetze ſich nicht irren, und in ſeinem Urtheile nicht ſcheitern können?

Denn von jeder Regierung iſt zu vermuthen, daß ſie die Handlungen ihrer Unterthanen nur nach dem erſten Zwecke, das allgemeine Beſte der Geſellſchaft zu befördern, ſchätzt, und hiernach die Beſchaffenheit derſelben verordnet. Aber dem Unterthan kann oft ſehr ſchwer werden, ſich von der Richtigkeit ſolcher Schätzung zu belehren, weil entweder die Gründe dazu ihm nicht bekannt ſind, oder, wenn ſie ihm eröfnet werden, ſeine Verſtandeskräfte nicht hinreichen, den Plan der Regierung zu faſſen und den weiten Umfang des allgemeinen Beſten zu überſchauen; wozu ohnehin eine genaue Einſicht aller innern und äußern Verhältniſſe einer Staatsgeſellſchaft gehört, die gewöhnlicher Weiſe nur die hohen Staatsbeamten, oder diejenigen, welche an der Geſetzgebung zu arbeiten beſtellt und unterwieſen ſind, ſich zu verſchaffen Gelegenheit haben.

Außerdem iſt in vielen Fällen das Intereſſe der einzelnen Unterthanen mit dem allgemeinen Beſten der ganzen Geſellſchaft unvereinbar, und die Aufopferung, welche alsdann von einzelnen Unterthanen übernommen werden muß, ihnen ſo ſchmerzhaft und empfindlich, daß bei ihnen weit eher Unzufriedenheit entſtehet, als Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, ſich dem Willen der Regierung zu unterwerfen, gewirkt werden kann. Alsdann bleibt gewöhnlich der Unterthan zunächſt bei dem Richter, welcher die Qualität ſeiner Handlung beſtimmt, ſtehen, und glaubt, daß die Abſchätzung derſelben in dem Irrthum oder auch wohl in der Partheilichkeit des Richters liege. Zuweilen mag dieſer Vorwurf den Richter treffen, wenn er böſe genug iſt, nach Leidenſchaften zu handeln, und dieſerhalb einer unrichtigen oder willkührlichen Auslegung der Geſetze bei Beſtimmung des Rechts oder Unrechts ſich zu bedienen. Aber in den meiſten Fällen bleibt der Richter zu entſchuldigen, und das Mißvergnügen des Unterthanen beruhet blos auf ſeiner vorgefaßten Meinung von der Beſchaffenheit ſeiner Handlung, oder auf Unkunde der Geſetze, oder auf dem Widerwillen, nach den Geſetzen ſich zu richten.

Die Geſetze ſelbſt können nicht durchgehends alle und jede Modifikationen der Handlungen, welche ſie gebieten und verbieten, nach ihrer oft ins Unendliche ſich erſtreckenden objektiven und ſubjektiven Verſchiedenheit, beſtimmen; dem Richter muß überlaſſen werden, die von ihm ausgemittelte Handlung eines Unterthanen mit den Geſetzen zu vergleichen, und dabei entweder den buchſtäblichen Inhalt, oder auch den Zweck und die Abſicht des Geſetzes, woraus Einſchränkung oder Ausdehnung in jedem einzelnen Falle folgt, in Erwägung zu ziehen.

Je tiefer nun die Einſichten des Richters ſind, je mehr er den Sinn des Geſetzes zu durchdringen vermag, deſto leichter wird ihm ſeyn, von der Thathandlung, die er prüfen ſoll, zu urtheilen, ob ſie recht oder unrecht iſt.

Daß hierunter die Talente der Richter nicht gleich ſind, daß einige mit größeren Fähigkeiten von der Natur begabt, oder auch ihre natürlichen Verſtandeskräfte in der Jugend durch Unterricht und Uebung beſſer ausgebildet und entwickelt haben, lehrt die Erfahrung. Daher kann bei zweien oder mehreren Richtern, wenn ſie ſchon eine ganz gleiche Neigung hegen und ihre Geiſteskräfte in gleichem Grade anſtrengen, eine und dieſelbe vorliegende Handlung nach den Geſetzen zu würdigen, doch hierin eine merkliche Verſchiedenheit ſich zeigen, weil es für den Richter nicht hinreicht, zu wiſſen, ob eine Handlung recht oder unrecht iſt, ſondern ihm auch obliegt, die Gradation des Rechts oder Unrechts zu kennen. Ohne dieſe Abmeſſung iſt dem Richter ſein viertes Geſchäft, das Recht zu erhalten und zu verbreiten, das Unrecht hingegen wegzuräumen und möglichſt zu vertilgen, faſt unausführbar. Die mächtigſten Schwierigkeiten ſtehen ihm dann im Wege, wenn die Erforſchung der Exiſtenz oder Beſchaffenheit einer Thathandlung nicht bis zur Ueberzeugung des Richters von der Wahrheit geſtiegen, ſondern nur in den Gränzen der oben erwähnten Wahrſcheinlichkeit nach ihrer verſchiedenen Stuffenfolge ſtehen geblieben iſt. Hier muß, was auf die Wirklichkeit oder auf die Qualität der Handlung einen nahen oder entfernten, bedingten oder unbedingten Einfluß hat, gleichſam zergliedert und nach einem Maaßſtabe berechnet werden, der wie vielſte Theil davon für Recht oder Unrecht zu halten ſey.

Dabei dienen zwar die Geſetze dem Richter zur Verſchrift, welchergeſtalt er gute Handlungen belohnen, böſe aber beſtrafen muß. Aber bei der Anwendung hat er das genaueſte Verhältniß der Moralität der Handlung zu beobachten. In vielen Fällen ſind die allgemeinen Regeln der Zurechnung, welche er wiſſenſchaftlich erlernt hat, unzureichend; er muß auf die beſondere Lage des Schuldigen zur Zeit der verübten Handlung, auf die Motive, die derſelbe dazu gehabt, und auf die Abſichten, welche eine nach poſitiven Verordnungen unerlaubte Handlung zwar nicht rechtfertigen, aber doch entſchuldigen und die Strafbarkeit mildern können, ſein Augenmerk richten; er muß auch nie den Satz, daß jede Strafe, als phyſiſches Uebel betrachtet, nicht größer noch geringer ſeyn darf, als das moraliſche Uebel beſchaffen iſt, welches in der unerlaubten Handlung liegt, vergeſſen, noch davon abweichen. Denn jegliche Erklärung des Richters, daß eine Handlung recht oder unrecht ſey, zieht die Belohnung oder Beſtrafung des Urhebers oder Thäters nach ſich; man mag ſich Privatſtreitigkeiten der Staatsbürger und Unterthanen, oder öffentliche Unterſuchungen ihrer Vergehen und Verbrechen denken.

Bei jenen kann nemlich die Verbindlichkeit des verlierenden Theils zur Koſtenerſtattung wohl nicht anders als Beſtrafung, ſo wie die Genugthuung, die der ſiegende Theil verlangt, Belohnung genannt werden. Und die Vorſchriften der Prozeßordnung, welchergeſtalt die Koſtenerſtattung entweder im Ganzen oder theilweiſe erfolgen muß, beſtätigen die Pflicht des Richters zur ſorgfältigen Abmeſſung der Strafe nach dem dadurch zu ahndenden Unrecht.

In Criminalfällen kann nicht allemal eine Belohnung des eines Verbrechens angeklagten oder verdächtig gehaltenen Menſchen erfolgen, wenn ſeine Unſchuld vom Richter erforſcht iſt. Dies liegt größtentheils außer dem Wirkungskreiſe des Richters, und bleibt von der Regierung oder Geſetzgebung zu verfügen. Indeſſen muß der Richter und kann er doch ſo viel thun, daß er, nach Bewandniß der Umſtände, eine falſche Anklage oder Angabe theils ſelbſt ahndet oder für ſolche Veranſtaltung ſorgt, wenn dieſe etwa einem andern Richter zuſtehet, weil die Aufrechthaltung des Rechts dergleichen Genugthuung für den Unſchuldigen, zum Schutz vor fernern Beeinträchtigungen, nothwendig macht.

Wenn in den Geſetzen die Art der Strafe beſtimmt, das höhere oder geringere Maaß derſelben aber dem Gutfinden des Richters überlaſſen iſt: ſo können hierbei von ihm oftmals die wichtigſten Schwierigkeiten zu überwinden ſeyn. In ſofern jedes Strafgeſetz einen gewiſſen Umfang oder Punkt der Verſchuldung des Thäters deutlich feſtſetzt oder ſolcher nach analogiſchen Rechtsregeln angenommen werden muß, und daher von der höchſten bis zur niedrigſten Strafe eine Gradation oder Abſtuffung der Verſchuldung nicht nur denkbar, ſondern auch zum Grunde der Zurechnung zu beobachten iſt: ſo muß der Richter in beiden Fällen, es mag die Wahrheit der Handlung nach ihrer Exiſtenz und moraliſchen Beſchaffenheit, oder nur die Wahrſcheinlichkeit ausgemittelt ſeyn, die Strafwürdigkeit nach dem oben erwähnten Maaßſtabe berechnen. Dieſe an und für ſich eben ſo mühſame, als der Folgen halber wichtige Arbeit wird für den Richter deſto ſchwerer, wenn der Zweck des Geſetzes in demſelben nicht ausgedrückt iſt; ſondern die Abſicht des Geſetzgebers, ohne deren Kenntniß eine richtige Anwendung unmöglich bleibe, ſonſt nach wiſſenſchaftlichen Regeln erforſcht werden muß, dieſes aber nur in der Art geſchehen darf, daß der Richter in die oben bezeichnete Sphäre der Geſetzgebung nicht eingreife. So lange die Doctrinal- oder wiſſenſchaftliche Auslegung eines Geſetzes nur irgends Platz finden kann, muß die authentiſche, oder diejenige Erklärung, welche von der Regierung gegeben wird, entfernt bleiben, weil in der letztern, verzüglich bei Criminalgeſetzen, eine eigentliche Beſtimmung eines neuen Strafverhältniſſes liegt, welches, der Regel nach, nur auf künftige Fälle, nicht aber mit Conſequenz auf vorherige, in Anwendung kommen kann.

Daß nun bei den ſogenannten willkührlichen oder ſolchen Strafen, deren Beſtimmung in einzelnen Fällen dem pflichtmäßigen Ermeſſen des Richters überlaſſen iſt, die Stuffenleiter beſonders da, wo er nur nach Wahrſcheinlichkeiten urtheilen kann, faſt ſo vielen Veränderungen und Ungleichheiten unterliegt, als Gerichte zu zählen ſind, läßt ſich aus der oben bemerkten Verſchiedenheit der Verſtandes- und Geiſteskräfte der Richter erklären. Gerichtsgebrauch und Gewohnheit ſollten eigentlich nie eine Entſcheidung begründen; ſie ſind und bleiben deſto trüglichere Hülfsmittel, da in den jetzigen Zeitumſtänden die Einſicht und der Forſchungsgeiſt auch in den untern Volksklaſſen immer höher ſteigt, Strafen aber, ſo wie Belohnungen, wenn ſie wirkſam ſeyn ſollen, allemal der gegenwärtigen Denkung und Neigung des Volks angemeſſen ſeyn müßten; woraus dann folgt, daß zum öftern die Anwendung ſowohl alter Gebräuche und Gewohnheiten, als der Meinungen alter Criminal-Rechtslehrer, ſo zweckdienlich ſie auch ehedem geweſen ſeyn mögen, doch jetzt nur mit äußerſter Behutſamkeit und Vorſicht, und nicht eher zu erlauben wäre, als bis man ſich überzeugt hätte, daß die gegenwärtige Stimmung und Geſinnung der Unterthanen mit der ehemaligen noch in gleichem Verhältniß ſtehe, weil ſonſt eine ganz andere Wirkung, als man beabſichtiget, entſtehen müßte.

Dieſe kurze Ueberſicht der mit dem wichtigen Richteramt überall verknüpften, oft unüberwindlichen Beſchwerlichkeiten, denen auch durch die gegen richterliche Entſcheidungen verſtatteten

ſtatteten Rechtsmittel der Appellation, Reviſion und weitern Vertheidigung aus den ſchon oben angeführten Gründen, nur zum Theil und um ſo weniger vollkommen abgeholfen werden kann, da ſelbſt dieſe Rechtsmittel zum Beſten des Staats vielen Einſchränkungen unterliegen und in vielen Fällen ganz abgeſchnitten ſind, wird uns wenigſtens belehren können, wie unzeitig und übereilt mehrentheils unſere Anmaßungen ſind, eine richterliche Verfügung oder Entſcheidung, ohne genaue Kenntniß des wahren Sachverhältniſſes, zu würdigen, und theils zu loben, theils zu tadeln. Dieſe Belehrung aber muß uns auch zur Beſcheidenheit ermuntern und zu dem Entſchluſſe bewegen, mit unſerm Urtheile, wodurch oftmals die Würde des Richteramts verletzt und beleidigt werden kann, zurückzuhalten, und unſerer Seits durch leidentliches Verhalten zur Befeſtigung der allgemeinen Wohlfahrt der Staatsgeſellſchaft mit beizutragen.

IV.

Theater.

Maria Stuart.

Demoiſelle Jagemann — die Eliſabeth: ſo hieß es, und das Haus war frühzeitig mit Zuſchauern, Bewunderern, Tadlern, Kritikern und Zionswächtern voll. Ueber das Kunſtwerk ſelbſt läßt ſich im Ernſte noch nichts ſagen; denn die kalte Sprache der Wahrheit wird unter dem wilden Lärm des Enthuſiasmus der Abgötterei nicht verſtanden. Gerade ſo muß es auch in dem alten Rom geweſen ſeyn, als man noch die Medea, den Hippolyt, und die Trojaner des Seneca aufführte; denn auch in dieſen Kunſtwerken ſind ſchöne Jamben, eine kunſtvolle Diction, vortreffliche Sentenzen und rhetoriſche Fülle die Hauptſache.

Maria Stuart iſt eine kräftige Antitheſe; gegen alles, was Horaz und Hirt über das Weſen der Kunſt geſagt oder geträumt haben; man muß dieſes Kunſtwerk geleſen und einige Darſtellungen deſſelben in Berlin geſehen haben, um ſo ganz zu fühlen, wie überflüßig zu einem Werke der ſchönen Kunſt das et sibi constet des Erſtern, und wie anmaßend die Forderung der Charakteriſtik des Letztern iſt. Hohe, unbegreifliche Ideale ſchwingen ſich über alle

Regeln einer pedantiſchen Kleinmeiſterei empor, ſie mag ſich in dem alten oder in dem neuen Rom gebildet haben. Man müßte allen Kunſtſinn verloren haben, wenn man an der über alles sibi constet hinausgearbeiteten Eliſabeth, dieſem Ideal der gemeinen Erhabenheit und erhabenen Gemeinheit, nicht das höchſte Wohlgefallen empfände; man müßte vergeſſen haben, daß nur die gemeine, alltägliche Natur lauter Individua bildet, die Kunſt alles Individualiſiren vermeiden müſſe, wenn man bei der Maria auf den Einfall geriethe, Eigenthümlichkeiten der Leidenſchaft, Geſinnung und Sprache zu wünſchen; man würde die Forderung der Einheit in dem Mannigfaltigen zu weit treiben, wenn man ihr die ſchöne idealiſche Einheit im Leiceſter, in welcher nicht nur das Mannigfaltige, ſondern auch das Widerſprechendſte verbunden erſcheint, aufopfern wollte.

Demoiſelle Jagemann ſpielte die Eliſabeth als thätige Kunſtbefliſſene zur allgemeinen Zufriedenheit. Sie berechtigt zu großen Erwartungen, wenn der in ihrem Geiſte lebende Kunſtſinn entſcheidender auf ihre Declamation, Mienen, Gebehrden und Körperhaltung einfließen wird. Madame Unzelmann hat im erſten Auftritte des dritten Aufzuges weder durch ihre Declamation, noch durch ihr Spiel befriediget. Allein ubi plurima nitent iſt dies eine Kleinigkeit. Aber aus Freundſchaft gegen den Dichter hätte ſie die prächtige, ſo recht con amore gedichtete Stelle im fünften Akte, ſiebenten Auftritt: Ach, Melvil! „nicht allein genug iſt ſich das Herz ꝛc. durch ihre vortreffliche Declamation nicht noch mehr heben ſollen; denn die Zionswächter, die es dem Könige von Schweden erſt noch in dieſem

Jahre übel nahmen, daß er ſeinen katholiſchen Unterthanen erlaubte, für ſich und ihre Kinder einen katholiſchen Catechismus drucken zu laſſen, dürften nun wohl auch bald in Schiller einen verkappten und um ſo gefährlichern Emiſſair des Jeſuitismus finden, je größer und anziehender ſeine Rede- und Darſtellungskunſt iſt. — Mortimer iſt eine fatale Rolle, und die Darſtellung derſelben im Leben und im Sterben fordert ein ganz beſonderes Kunſtgenie, wenn der Zuſchauer dabei ernſthaft bleiben ſoll. Der Hauptzug derſelben, die idealiſche Einheit zwiſchen der Großmuth, die unglückliche Maria zu retten, und der niedrig und grell geformten Begierlichkeit, ſie zu beſitzen, iſt eine Klippe, an der wohl alle Kunſt des Schauſpielers ſcheitern dürfte.

Man hat im fünften Akte, ſiebenten Auftritt, die Beichte und das Abendmahl geſtrichen, die Abſolution aber ſtehen gelaſſen; da glauben nun einige Krittler, das wäre ungereimt. Allein ſie haben unrecht; denn wer das Stück *geleſen* hat, der weiß es ja, daß Melvil ein Prieſter iſt, und heimlich ſieben Weihen empfangen hat. Warum ſoll denn auch alles geſagt werden, und dem Zuſchauer nichts übrig bleiben zu denken? Hätte man doch auch das Wiederkauen der Blutſchuld in dieſem höchſt rührenden, und zur Theilnahme auffordernden Moment weggeſtrichen! Denn der ganze Eindruck, welchen die Abſchiedsſcene auf ein fühlend Herz machen muſt, verwandelt ſich bei den Worten: Ach! *eine frühe Blutſchuld* ꝛc. in Unwillen.

Graf Leiceſter muß dem Parterre anzeigen, daß die Königin, nun ausgekleidet, auf den Block gelegt wird ꝛc. Welch einen Effekt würde es machen, wenn dies alles der Phantaſie der Zuſchauer überlaſſen bliebe; wenn nach dem Weggange der Maria eine allgemeine Stille entſtände, und der entſcheidende Schlag nur durch das plötzlich entſtehende Getöſe des um das Blutgerüſt verſammelten Volkes angedeutet würde! — Man hat in der Muſik die allgemeinen Pauſen mit großer Wirkung eingeführt. Könnten unſere Dichter nicht auch einen Verſuch damit in den theatraliſchen Darſtellungen machen?

V.
Gedichte.

1.
An Laura.

Heiter war unlängſt der Abend vom goldnen Olympus geſtiegen,
Lauerte liebevoll ſich über der ſchweigenden Flur;
Lieblicher flötete ihm Aodi das ſchönſte Willkommen
Von dem ſchattigen Zweig blühender Buchen herab;
Heiter begrüßte den Freund Bardale im blauen Gewölke,
Sang ihm ihr reizendes Lied fröhlich in ruhiger Luft.
Alles jauchzte dem Abend mit frohem Entzücken entgegen,
Labte an ſeinem Genuß gerne das liebende Herz ....
Einſam wallte Amint, ſich auch des Abends zu freuen,
In dem belaubten Gewölb' ſäuſelnder Eichen einher;
Siehe, da eilte vorüber ein Mädchen im leichten Gewande,
Froh mit dem lockigen Haar ſcherzte der ſanfteſte Weſt.
Schön war die ſchlanke Geſtalt, und lieblich das blühende Antlitz,
Unſchuld und ſittſame Zier ſchmückten die glänzende Stirn,
Sanftes und frohes Entzücken ſtrahlten die lächelnden Augen,
Schön, wie das reinſte Blau an dem entwölkten Olymp.
Schüchternen Blickes durchſpähte dies reizende Abbild Dianens
Rings den dämmernden Hain, ob ſie belauſchet ſich ſey;
Keinen Zeugen erblickt ſie, gewahrt nicht Aminten im Walde,
Welcher, durch dichtes Geſträuch ſicher geſchützet, ſie ſieht.

Wie ſie die forſchenden Augen nach allen Seiten gewendet,
Schlüpfet behende ſie fort durch das belaubte Gebüſch.
Aber Amint verfolget die Spur des flüchtigen Mädchens,
Eilt der Entſchwundenen nach auf dem betretenen Pfad;
Sieht die ſchöne Geſtalt zu einer Hütte ſich wenden,
Die in dichtem Geſträuch enge verſteckt er gewahrt.
Schleichend und ſorgſamen Trittes nahet das liebliche Mädchen
An die verſchloſſene Thür, pochet nur leiſe daran;
Plötzlich öfnet ſich ein kleines, durchlöchertes Fenſter,
Eine Stimme erforſcht, wer der Klopfende ſey.
„Mutter, ich bin es, macht auf!“ erwiedert das Mädchen, und hüpfet
Eilends zum Fenſter heran, wo ſie die Alte erblickt.
„Sie ſind's, liebe Mamſell?“ entgegnet vom Fenſter hernieder,
Freundlich grüßend, das Weib, eilet hinunter zur Thür.
Alsbald rauſchet der Riegel, und das harrende Mädchen
Schlüpft mit gebogenem Haupt ein in das ärmliche Haus....
Jetzo eilte Amint, doch leiſe, zum düſteren Fenſter.
Blickt zu demſelben hinein, und, o! wie pochte ſein Herz,
Sieht das himmliſche Mädchen in einem niedrigen Stübchen,
Einer Heiligen gleich, ſtehen, und vor ihr ein Weib,
Das die verſchlungenen Hände empor zur Höhe geſtrecket,
Und den weinenden Blick freier zum Himmel erhebt.
Vier halbnackende Kinder ſchmiegen ſich traulich um Beide,
Heben die Arme empor, jubeln in lautem Geſchrei,
Streicheln die Mutter bald liebend, und bald das lächelnde Mädchen,
Das zu ihnen ſich bückt, wechſelweiſ' alle ſie küßt.
Froher bebte Aminten das Herz beim Anblick der Gruppe,
Doch ſein ſpähender Blick ſiehet die edelſte That,

Sieht das fühlende Mädchen ein grünes Beutelchen ziehen,
  Und in den offenen Schooß ſchütten dem Weibe das Geld.
„Pfleget, ſo ruft ſie leiſe mit ihrer Harmonikaſtimme,
  Pfleget den kränkelnden Mann, thut ihm was Gutes dafür;
Und hier habt ihr auch Leinen für die Kinder zu Hemden,
  Und für das jüngſte hier einen weit beſſeren Rock.
Bald bin ich wieder bei euch, und will dann mehreres bringen,
  Nehmet ſo lange vorlieb mit dem geringen Geſchenk.“
Heiße Thränen entſtürzen dem Auge des dürftigen Weibes,
  Thränen des herzlichſten Dank's wegen der helfenden That;
Schnell ergreift ſie die Hand des ſegenſpendenden Mädchens,
  Führt ſie zum Munde, und drückt innige Küſſe darauf.
Auch die ſchuldloſen Kleinen ſtammlen der Geberin ihren
  Kindiſchen, ſchmeichelnden Dank, traulich, nach kindiſcher Art.
Doch das Mädchen entzieht mit höher gefärbeter Wange
  Dieſen Dankſagungen ſich, eilt von den Kindern hinweg;
Naht ſich dem ärmlichen Lager im Winkel des düſteren Stübchens,
  Wo ſeit Monden der Mann ſiech und ermattet ſchon liegt.
Dankenden Blickes und ſchwach ſtreckt er die zitternde Rechte
  Gegen die Geberin hin, die ſie mit Wehmuth ergreift,
Thränenden Auges dem Kranken die herzlichſte Beſſerung wünſchet,
  Und aus dem Stübchen darauf eilenden Schrittes entflieht.
Kaum entwiſchte Amint von ſeiner lauſchenden Stelle,
  Um nicht geſehen zu ſeyn, in die Gebüſche zurück.
Raſchenden Fluges eilte das Mädchen bei ihm vorüber,
  Und ſein dankender Blick ſchaut der Entflohenen nach.
Thränen zitterten plötzlich im Auge des fühlenden Mannes,
  Und es ſtammelt ſein Mund Segen gen Himmel empor,
Segen, den ſchönſten, den reinſten, für das himmliſche Mädchen,
  Deſſen fühlendes Herz auch für den Dürftigen ſchlägt. . . ,

Siehe, liebliche Laura! hier haſt du die kleine Geſchichte;
  Doch, dein Buſen, warum wallet er mächtiger jetzt,
Warum ſenket dein ſanftes Auge ſich ſchaamhaft zur Erde,
  Und die Wange, warum zeiget ſie glänzender ſich? —
Laura, göttliches Mädchen! — nein, du winkeſt vergebens
  Tiefes Schweigen mir zu, bitteſt vergebens darum.
Laut ertöne es hier zu allen fühlenden Herzen:
  Laura, dies Mädchen warſt du: aber der Lauſcher war ich.
Mädchen, verzeihe dem Horcher, zürne nicht gegen ihn, Holde,
  Daß er die edelſte That ohne dein Wiſſen gewahrt!
Nimm für das göttliche Schauſpiel deiner beglückenden Handlung
  Meinen heißeſten Dank, Laura, o! nimm ihn dafür!
Bloß dem edelſten Drang' in deinem zärtlichen Buſen
  Folgteſt du, Mädchen, allein; nicht um geſehen zu ſeyn,
Gabſt du der leidenden Armuth, nicht um den Dank zu verdienen,
  Warſt du ihr Retter' in Noth, halfſt du den Dürſtigen auf.
Mädchen, wie ſchön iſt dein Herz, und welche vortreffliche Seele
  Wohnt in der lieblichſten Form, athmet aus allem hervor!
Wohl dem glücklichen Menſchen, der, Laura, als Freundin, dich grüßet,
  Wohl dem Manne, der dich einſtens die Seinige nennt!

Salchow.

2.

An Selma.

Laß ſie ſchleichen von der bleichen, abgehärmten Wange,
Deine große, blut'ge Thräne ſchwermuthvoll;
Dulde muthig, Selma, duld' und hoffe, nicht mehr lange
Wird die Gottheit unerhört dein Weinen ſehn.

Kurz nur, kurz und flüchtig waren deine Frühlingstage,
Trübes Dunkel hüllte deinen Himmel ein,
Deine Freudenblumen welkten, und mit banger Klage
Seufzeſt einſam du dein Trauerleben hin.

Sorgenlos, mit einem offnen, unſchuldsvollen Herzen,
Warfſt du in die Arme des Geliebten dich,
Glaubteſt ſchuldlos ſeinen Schwüren, ach! und ſiehſt mit Schmerzen
Nun entehrt, belogen und verlaſſen dich.

O! ich ſeh' in deinem Auge hell die Thräne zittern,
Arme Dulderin, die dir dein Loos erpreßt;
Fühle innig mit dir, was du bei dem kalten, bittern
Lächeln ſtolzer Schweſtern tief im Buſen fühlſt.

Ha! ich hör' aus deinem Herzen ſich die Seufzer drängen,
Beim Gedanken an die unglücksvolle That;
Sehe furchtbar die Verzweiflung deinen Buſen engen,
Wenn das arme Herz des Falſchen Namen nennt!....

Aber fluch' ihm nicht, dem Treuvergeßnen, der hienieden
Mit der falſchen Stirn, dir heil'ge Liebe log,
Ach! dein liebend Herz betrog, und dir den ſchönen Frieden
Deines reinen, keuſchen Buſens lächelnd ſtahl!

Fluch' ihm, Selma, nicht, dem frechen Räuber deiner Tugend,
Die er unter heil'gen Schwüren dir entriß;
Leere, gleich dem Weiſen, in der Blüthe deiner Jugend
Standhaft den gereichten Wermuthbecher aus.

Fluch', o! fluch' der Menſchheit nicht, weil Einer jener Weſen,
Die der weiſe Schöpfer ſchön und gut erſchuf,
Die zum Meiſterſtück, zum Ebenbild er auserleſen,
Gränzenlos unglücklich, Arme, dich betrog!

Wenn dein guter Schöpfer einſtens deine heißen Bitten,
Und das Flehen des bethränten Blicks erhört,
Seinen Friedensengel ſendet, und du ausgelitten
In das ſtille Thal der ſel'gen Geiſter kehrſt:

Dann empfange von der weiſen Urkraft Sonnenthrone,
Deinen Fehltritt auf der Erde abgebüßt,
Vom verſöhnten Weſen für die Thränen hier zum Lohne
Auf dein ſtrahlend Haupt den heil'gen Palmenkranz.

Reiner, wahrer Friede wird in deinen Buſen kehren,
Keine Thräne mehr dein glänzend Aug' entweihn,
Weiſe wirſt du dann den reinſten Freudenbecher leeren,
Arm in Arm geſchmiegt mit ſel'gen Geiſtern gehn! . . . .

Aber er; der feile Lügner, der dich elend machte,
Büßen wird er ſtrenge für die Schreckensthat,
Ihn, der deiner in den Armen ſeiner Buhlin lachte,
Wird die Strafe treffen auf ſein frevelnd Haupt.

Jener innre Richter, den er ſpöttelnd will verhöhnen,
Furchtbar tritt er gegen ihn einſt klagend auf,
Nicht durch Thränen, nicht durch Beten wird er ihn verſöhnen,
Und vergebens wird die ſpäte Reue ſeyn.

Wild wird um des Frevlers Nacken ſich Verzweiflung ſchlingen,
Fort ihn reißen ſtürmiſch aus der Wolluſt Schooß;
Unerbittlich werden ihn die Furien umringen
Und zum düſtern Orkus rächend peitſchen hin!

Wenn dann ſeine letzte, ſchwarze Stund' er ſchlagen höret,
Und dein Bild vor ſeiner Seele furchtbar ſteht,
Keiner, keiner ſeinem wunden Herzen Troſt gewähret,
Zitternd er der Ewigkeit entgegen blickt:

Dann, o Selma! laß durch ſeine Qualen dich verſöhnen,
Sel'ge Geiſter dürfen ja nicht haſſen mehr,
Eile, eile, wenn dein Ohr vernimmt ſein lautes Stöhnen,
Zu des Allbelebers Thron, und fleh' für ihn!

Schöner wird die Palme dann dein ſtrahlend Haupt umblühen,
Holder, lieblicher dir ſeyn Elyſium,
Der Verzeihung Hochgefühl in deinem Buſen glühen,
Sel'ger, Selma, wirſt du Selige dann ſeyn!

Salchow.

VI.

Politiſche Zeitgeſchichte.

Bemerkungen über die Petersburger Convention.

Als Katharina während des Krieges, der zuerſt in Nordamerika entbrannte, das Syſtem der bewaffneten Neutralität einführte, um den Handel der neutralen Nationen zu ſichern, gab ſie demſelben folgende Grundſätze zu Stützen.

Sämmtliche Waaren auf neutralen Schiffen, weſſen Eigenthum ſie auch ſeyn mögen, ſollen ein freier Gegenſtand des Handels ſeyn, nur diejenigen ausgenommen, welche durch Traktate eines neutralen Staates mit einer der kriegführenden Mächte als Kontrebande bezeichnet ſind.

Dieſer Grundſatz hat durch die neu'ſte Petersburger Convention eine mächtige Erſchütterung bekommen, indem durch ſie den kriegführenden Mächten erlaubt wird, nicht nur Kriegeskontrebande, ſondern auch das feindliche Eigenthum auf neutralen Schiffen wegzunehmen; daß alſo der Satz, freies Schiff macht freies Gut, durchaus nicht mehr beſteht. Mit den allgemeinen Beſtimmungen, welche aus dieſem Grundgeſetze für den Handel floſſen, hatte ſich Katharina nicht einmal begnügt; ausdrücklich erinnerte ſie noch in ihrer Convention für das Syſtem der bewaffneten Neutralität, daß alle Kaufmannswaaren und Güter, welche den Unterthanen der kriegführenden Mächte gehören, und auf neutrale Schiffe geladen ſind, gänzlich frei ſeyn ſollten.

In wiefern ein Schiff der Nation angehöre, deren Flagge es führt, darüber ſtellte das Syſtem der bewaffneten Neutralität keine Beſtimmungen auf. Im Allgemeinen galt alſo das Gewohnheitsrecht, daß, ohne weitere Unterſuchung, ein Schiff der Nation angehöre, von welcher es mit dem Paſſe, das Recht erhalten hat, ihre Flagge zu führen. Dadurch ward das Leben des Handels kleinerer Staaten, und ſelbſt der nicht neutralen Mächte, während eines Krieges ſehr beſchützt.

Durch die gegenwärtige Convention iſt in dieſer Hinſicht ein anderer Geiſt eingeführt. Nicht Paß und Flagge ſollen hinfort entſcheiden, zu welcher Nation ein Schiff gehöre; ſondern nur dann, wenn der Schiffsherr und die Hälfte der Mannſchaft von eben der Nation ſind, unter deren Flagge ſie fahren, ſoll das Schiff, als wirklich dieſer Nation angehörig, betrachtet werden.

Nach Katharina's Syſtem der bewaffneten Neutralität bezog ſich das Recht, neutrale Schiffe zu viſitiren, einzig auf den Fall, wenn gegründeter Verdacht bei einer der kriegführenden Mächte obwaltete, daß Kriegskontrebande durch ein neutrales Schiff dem Feinde zugeführt werde. Fand ſich dann aber bei der Unterſuchung, daß dieſer Verdacht keinen ſichern Grund gehabt hatte: ſo ſollte, außer der Schadloshaltung des angehaltenen Schiffes, auch noch der beleidigten Macht für den ihrer Flagge angethanen Schimpf völlige Genugthuung gegeben werden. Diente nun gar ein neutrales Kriegesſchiff Seefahrern und Kauffahrteiſchiffen zur Convoi, ſo durfte an keine Viſitation dieſer letztern gedacht werden.

Ganz anders verhält es ſich auch in dieſem Punkte mit den Grundſätzen, welche die gegenwärtige Convention über das Viſitationsrecht aufgeſtellt hat. Daß die Kaper durchaus kein Recht haben zu viſitiren, iſt eine Beſtimmung, die bloß auf Mißbräuche des letzten Krieges gehen kann. Nur Kriegsſchiffe der kriegführenden Mächte ſollen das Recht haben, neutrale Kauffahrteiſchiffe zu viſitiren; aber ſelbſt dann, wenn dieſe von Kriegsſchiffen neutraler Nationen convoyirt werden. Die genauen Beſtimmungen über die Art dieſer Viſitation und das gänzliche Schweigen über den Punkt, in wiefern nicht convoyirte Schiffe viſitirt werden können, ſcheinen zu verrathen, daß man dieſe jeder Viſitation der Kriegsſchiffe kriegführender Mächte Preis geben wolle.

Nach dieſen Bemerkungen über die neueſte Petersburger Convention möchte man nicht dahin urtheilen, daß der Kodex des Völker-Seerechts durch ſie gewonnen habe. Aber vielleicht iſt eben jetzt, da ſich alles zum allgemeinen Frieden neigt, der günſtige Zeitpunkt, wo der Schiffahrt und dem Handel durch feſte und freie Grundſätze des Völkerrechts zur See mehr Begünſtigung zuflieſſen möge, als durch die Petersburger Convention ihnen zugedacht iſt. Die Eunomia hofft, in den beiden letzten Heften ihres erſten Jahres auch in dieſer Hinſicht heitere Ausſichten eröffnen zu können, wenn es ihr ſchon erlaubt ſeyn wird, die Maſſe der Friedensſchlüſſe zu beleuchten, und einige wichtige Begebenheiten dieſes Jahres, welche ſie bisher unerwähnt ließ, von dem Standpunkt ihrer gänzlichen Entſcheidung aus zu betrachten.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler.

Omnibus aequa.

November 1801.

I.

Ueber den Einfluß der alten Dichter auf ihre Nation.

Einleitung.

1.

Es iſt intereſſant, auf dem Wege der intellektuellen und moraliſchen Bildung bisweilen einen Rückblick zu thun, um die Motive und Mittel, oder die Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu überdenken, durch welche wir zu einem gewiſſen Grade von Humanität gekommen oder nicht gekommen ſind. Wir werden alle mehr oder weniger durch Umſtände und

Verhältniſſe geleitet; der ſklaviſche Geiſt überläßt ſich ihnen ganz, der Sonderling verſucht es, ſich ganz unabhängig von ihnen zu machen, der Weiſe benutzt ſie zu ſeiner Vollkommenheit, und lenkt ihren Einfluß Wer aber will es wagen, die Tauſende ſich durchkreuzender Vorſtellungen und Eindrücke, die auf uns wirkten, zu berechnen, und auf das: „huc quemadmodum veni?“ befriedigend zu antworten? Wie viele Worte lernen wir in der Kindheit, deren Begriffe uns nie, oder erſt ſpät bekannt werden; wie viele ſchöne Sentenzen von Tugend und Laſter ſagen wir nach, ehe wir eine Handlung eines Menſchen beobachtet haben! Wie viel Kleinigkeiten ſpannen oder erſchlaffen die Saiten unſerer Seele, die wir durch unſer ganzes Leben nicht wieder anders ſtimmen können. Erziehung und Unterricht, Wiſſenſchaften und Künſte, Umgang mit Hohen und Niedrigen führen uns eine Menge von Ideen zu, die, wenn ſie auch im Gedächtniß verloren gehen, einen gewiſſen Eindruck zurücklaſſen, der zu unſrer Totalbildung beigetragen hat, und innigſt mit unſerm Weſen verwebt bleibt. Beantworte der Literatus, aus welchen Quellen genau er dieſe Maſſe von Kenntniſſen geſchöpft, zu dieſem Vorrath von Sachen und Worten gekommen iſt, nicht im Allgemeinen, ſondern nach den einzelnen Fächern ſeiner Erkenntniß; — wie viele Münzen wird er in ſeinem Fache finden, von deren Gepräge und Erwerbe er ſich keine Rechenſchaft geben kann!

1.

Auch unſre moraliſche Bildung geht von Begriffen aus, die wir jetzt meiſtens aus Büchern und der Lektüre ſammeln; aber unzählige äußere Dinge wirken ſtärker auf unſern Charakter. Wie viel ſchwerer iſt es hier, auch für den aufmerkſamen Beobachter ſeiner ſelbſt, jedem Zweige der menſchlichen Erkenntniß ſeinen Werth, nach ſeinem Einfluß auf unſre ſittliche Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, anzuweiſen? Wer auf die Frage: „Was hat das Leſen der Dichter auf dich für einen Einfluß gehabt?" beſtimmt und befriedigend antworten wollte, müßte von allen anderen Bildungsmitteln abſtrahiren, und gleichſam einen Menſchen darſtellen können, in welchem der reine Einfluß der Dichtkunſt ſichtbar wäre. Oder wir bleiben bei Muthmaßungen, und können immer nur ſagen: dieſe Stimmung, dieſe Vollkommenheit oder Fertigkeit iſt das Geſchenk der Muſen, die ſich ſchweſterlich die Hände reichten, um uns mit wechſelſeitiger Unterſtützung am gemeinſchaftlichen Leitbande zu führen *).

3.

Dies wird um ſo mehr der Fall ſeyn, wenn wir den Einfluß der Poeſie auf ganze Nationen beſtimmen ſollen. Die Urtheile über uns ſelbſt aus eigner Erfahrung müſſen ungleich leichter ſeyn, als die Urtheile über ganze Völker, wozu ſehr zuſammengeſetzte Unterſuchungen erfordert werden. Wir verſuchen hier die Beantwortung der Frage: Welchen Einfluß hatten die alten Dichter auf ihre Nation, als Vorbereitung zu einer andern, ob die Neuern einen gleichen oder ähnlichen auf ihre Zeitgenoſſen haben können?

Wir unterſcheiden alſo zuvörderſt: Natur- oder Bardenpoeſie, und künſtliche oder nachahmende Dichtkunſt. Unter jener verſtehen wir die erſten Aus-

---

*) Etenim omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum, et quasi cognatione quadam inter se continentur.

drücke der Empfindungen bei einem rohen Volke, oder auch die geordnetern, aber noch nicht aufgeſchriebenen Dichtungen, einer, noch im Kindheitsalter, aber doch ſchon in bürgerlicher Verbindung lebenden und mit den erſten Künſten verſehenen Nation; Produkte der Phantaſie, wie ſie *Homer* und *Oſſian*, oder auch die ältern *Celtiſchen* Barden (und ſpäter die Minneſinger) lieferten. Beſtimmtere Unterſchiede werden ſich in der Folge angeben laſſen.

Gebildete, künſtliche, oder *nachahmende* Poeſie ſind die Verſuche, die in einer durch Staatsverfaſſung und Wiſſenſchaften verfeinerten Nation gemacht werden, Begriffe und Empfindungen in abgemeſſnen Worten möglichſt-ſinnlich darzuſtellen.

Unſre Abhandlung zerfällt daher in zwei Abſchnitte, wovon der erſte die Barden der Vorzeit nebſt den älteſten Sängern und Dichtern neuer Nationen, der andre die ſpätern oder nachahmenden Dichter alter Nationen betrifft.

Die Beantwortung der andern Frage würde dann den Einfluß neuer Dichter unſers Vaterlandes und des Auslandes in den nächſten Jahrhunderten und zu unſern Zeiten enthalten müſſen.

Vom Einfluſſe der alten Dichter.

Erſter Abſchnitt.

Bardenzeit, oder eigentliche Naturpoeſie.

1.

Die Erkenntniß des rohen Menſchen ſchränkt ſich auf ſinnliche Gegenſtände ein; er wird überall durch die Phantaſie geleitet, die ihre ſchönen Blüthen eher entfaltet, als der reife Verſtand ſeine nährenden Früchte trägt. Die Sprache iſt arm, die Begriffe fordern Ausdruck, man hilft ſich mit Aehnlichkeiten, und die mit dem Reichthum der Empfindung ringenden Töne werden Geſang. Was in ſpätern Zeiten die Kunſt herausſtudirt, erſchafft hier das Bedürfniß. Je mehr die Nation ihre Erkenntniſſe auf außerſinnliche Gegenſtände auszudehnen wagt, deſto mehr entfernt ſie ſich von der ſinnlichen Sprache, und fixirt den Gehalt ihrer Worte. Jene erſte und wahre Naturpoeſie, die die Gottheit gleichſam dem Menſchen einhaucht, jener hohe bilderreiche Ausdruck der Empfindung iſt bei allen Nationen mit abgemeſſnen Tönen und taktmäßiger Bewegung begleitet. Dieſe Verbindung der Dichtkunſt mit Muſik und Tanz bezeugen bei den Griechen, außer andern alten Traditionen, ſchon die Namen der Muſen *). Ihr Einfluß auf die Nation kommt alſo zum Theil auf die Rechnung der beiden letztern Künſte,

---

*) S. II. a. zu Ende, u. a. m. Ueber die Mythologie von den Muſen, Heyne in den Opp. und vergleiche: Köhler, de indole antiquissimae poëseos Gr.

welche in ihren rohen Anfängen der Dichtkunſt ſelbſt vorangegangen ſind. Doch iſt dieſe es eigentlich, welche die Ideen zur intellektuellen und moraliſchen Bildung in das junge Herz legt, indem jene es nur für ihre Wirkung ſtimmen und empfänglich machen. Bei dem Einfluß auf die Sprache hingegen kommt ein glückliches Genie und ein muſikaliſches Ohr allerdings mit in Anſchlag.

2.

Mit dem Anfang der Sprache entſteht die Poeſie. Sie iſt die erſte und lange die einzige Lehrerin; ihre Geweihten ſind die Vertrauten der Gottheit, die Ausleger ihrer Befehle, die Prieſter und Weiſen des Volks. Alle Wiſſenſchaften liegen noch in dieſer Knospe unentfaltet. Die Geſchichte hängt mit den Fabeln des Dichters zuſammen, die nicht zum Vergnügen erſonnen, ſondern durch ehrwürdige Traditionen heilig ſind. Alle Gewerbe und Künſte gehören noch in ihr Gebiet; Gegenſtände, deren Bezeichnung in der gebildeten Sprache unedel werden, ſind im Kindesalter ſehr theure Bedürfniſſe, von denen man mit Wärme ſpricht. Homer kennt alle Handwerke; er beſingt die Gegenſtände des Ackerbaus, Boden, Beſchaffenheit der Länder, Wetter und die geographiſche Lage der Oerter mit eben der Begeiſterung, als das Getümmel der Schlacht, und die Feſte der Götter und Helden — Die Geſetze bringen mit dem Wohllaut der Poeſie aus dem Ohr in das Herz, und in den Geſängen der Barden gehen ſie durchs ganze Land, und von den Vätern zu den Enkeln über.

Die Religion roher Völker entſpringt mit der Dichtkunſt aus einer Quelle, aus der ſchaffenden Phantaſie, die

die unbekannten Urſachen der auffallenden Naturphänomene in Weſen einkleidet, welche Verehrung heiſchen; und die ſpätere Philoſophie ſelbſt ſchämt ſich nicht, die Beweiſe ihrer glänzendſten Lehrſätze mit dem erſten Lallen der Muſen zu unterſtützen. Nur bei den Griechen bleiben die meiſten Wiſſenſchaften in dieſer ſanften Abhängigkeit von ihrem Stamme, welche ſo viel zur Bildung des Volks beitrug; ſie allein bleiben die glücklichen und intereſſanten Jünglinge auch bei ſteigenden Fortſchritten in der wiſſenſchaftlichen Cultur. Immer herrſcht Poeſie, Muſik und Tanz, macht die wichtigſten Angelegenheiten zum Spiel, die abſtrakteſten Unterſuchungen zum Zeitvertreib, die angeſtrengteſten Uebungen zur Luſt, und ſelbſt bei ihren heiligſten Feſten wird die Nation nicht durch abſchreckenden Ernſt zittern gemacht, ſondern durch Geſang zur Fröhlichkeit erweckt. Bei ihnen wird alſo der Einfluß der Poeſie auch in folgenden Zeiten ſichtbarer, als bei irgend einer andern Nation ſeyn; ganz rein aber zeigt er ſich immer nur im Stande der Kindheit.

3.

Ein zweiter Charakter der erſten Poeſie iſt eigne Erfahrung und Menſchenkenntniß. Wir lernen faſt alles mittelbar durch Unterricht und Bücher. Der Barde ſowohl, als ſein Zuhörer ſchöpfen ihre Ideen aus der Natur ſelbſt. Wenn wir eine ſchöne Gegend mit dem Vorſatz anſehen, aus ihr Stoff zu einem Gemählde zu ſammeln, ſo ſtrömte jener die Empfindungen aus, die er wirklich gefühlt hatte. Eigne Erfahrungen geben ihm Hochgefühl und Sprache, und die Wahrheit derſelben correſpondirt mit der Erfahrung des Zuhörers. Daher der Reichthum an ſinnlichen Ausdrücken, die die Sachen getroffen darſtellen, daher das Intereſſe, welches die Erfindung zur Wirklichkeit erhebt.

Sie kannten nicht allein die Natur für ihren Zweck beſſer, als der Gebildete; ſondern auch die Menſchen. Wir ſind durch den Unterſchied der Stände zu ſehr von einander abgeſondert: ſie lernten alle Menſchen kennen. Zwar ſind auch bei uns die Unterſchiede in Denkungsart und Räſonnement höherer und niedrer Stände eigentlich nicht ſehr groß, aber der Ausdruck iſt bei der cultivirten Nation verſchieden. Die erſte Sprache kennt hier keine Nüancen des edeln und unedeln Ausdrucks. Der Barde führt den König und den Hirten, den Helden und den Fiſcher redend ein, und kein Stand iſt ſeiner Behandlung unwürdig. Das Volk findet alſo in ſeinen Geſängen Menſchen, die es kennt, ſieht ſie handeln, wie es ſelbſt handelt, hört ſie reden, wie es ſelbſt redet.

4.

Je empfänglicher die Menſchen ſind, denen der Dichter ſingt, deſto größere Wirkung muß ſein Geſang haben. Der Menſch ohne wiſſenſchaftliche Begriffe iſt nicht zum Nachdenken gewöhnt, noch nicht durch viele Kenntniſſe zerſtreut oder gleichgültig. Er fixirt ſeine Aufmerkſamkeit; alles iſt ihm neu, er faßt es begierig auf, und prägt es tief in ſein Herz. Die Begriffe, die er ſchon hat, ſind doch erſt ein kürzlich erworbener Schatz, die neuen, die ihm der Dichter zuführt, ſind ihm um ſo intereſſanter, je mehr ſie neu ſind. An Beweiſe denkt er nicht, ſein Glaube iſt ſo ſtark, als ſeine Vernunft ſchwach iſt; die Gottheit, die den Sänger begeiſtert, iſt ihm Bürge für die Wahrheit. Auch gründen ſich die Vorſtellungen, die er ſo bekommt, auf Realität, weil ſie aus der Natur geſchöpft ſind; aber er iſt ſo glücklich, noch nicht die Einkleidung von dem Eingekleideten zu trennen, und ſo die Wahrheit im Bilde zu ſehen, die er in ihrer wirklichen Geſtalt nicht erkannt hätte.

5.

Eine vielwirkende Eigenheit hat die Urpoeſie dadurch, daß ihre Produkte nicht aufgeſchrieben, ſondern dem Zuhörer lebendig durch den Geſang dargeſtellt werden, und durch mündliche Ueberlieferungen zur Nachwelt ſchallen. Muſik und Poeſie gewöhnen an Wohllaut, und je länger die Geſänge von Mund zu Mund gehen, deſto mehr Verſuche müſſen gemacht werden, Harmonie in die Sprache zu bringen. Die große Menge Formen, die man erfindet, Wörter, die man neu zuſammenſetzt, die Freiheit ſelbſt, die noch durch keine Regeln eingeſchränkt iſt, erweicht die Sprache und macht ſie geſchmeidig. Der Sprachgebrauch iſt ſchwankend; nur das Ohr iſt Richter des Ausdrucks; eine Nation, deren Seele fein organiſirt iſt, ſchafft das Rauhe weg, und erwirbt ſich einen reichen Vorrath von Zeichen. Dann beugt ſich die Rede ſo gefällig ins Metrum, daß ſie ſüß, wie von Neſtors Munde, in die Leier fließt. — Der Buchſtabe tödtet; die Erfindung der Schrift war das Grab des Epos oder der wahren Dichtkunſt. Wir ſuchen uns durch Deklamation oder durch Erhöhung der Muſik ſchadlos zu halten: aber was iſt das gegen die unnachahmlichen Töne der Natur in dem Munde des Rhapſoden und Skalden, Töne, die unſtudirt aus der vollen Seele gingen, die ſich an jede Beugung des Gedichts von ſelbſt willig anſchmiegten, die gehalten oder abgeſtoßen, rauh oder ſanft, Ohr und Seele auf dem Gegenſtande feſthielten, und ſelbſt die Dinge, die keine Töne von ſich geben, vor das Auge der Nachwelt mahlten.

6.

Ihre Wirkung vermehrt ſich durch ihre **Gegenſtände**, die allen Herzen theuer ſind. **Homer** durfte nicht klagen: carmine tu gaudes, hic delectatur iambis. Alle genera liegen in dem einen Epos beiſammen *), und Aller Seelen erweitern ſich bei dem Gedanken an bekannte Heroen des Vaterlandes. Jeder Himmelsſtrich hat ſeine Helden und Erfinder, die ihr Vaterland vertheidigten, erretteten, beglückten, deren Großthaten der Inhalt und Stoff alles Geſanges ſind, und die unter der Hand der Tradition ſich zu ehrwürdigen Schatten verlängert haben. Zwar iſt hier noch nicht das carmen epicum nach einem feſten Plane beſtimmt **), aber ſein Weſen iſt **Geſchichte der Nation**; ſeine Helden, **Agamemnon** und **Achill**, **Fingal** und der **König von Morven** ſind der Theilnahme derer gewiß, die ſich aus ihrem Blut entſprungen zu ſeyn rühmen. Alle Genera der Poeſie, die in ſpäteren Zeiten ſich trennen, wirken hier noch mit vereinter Kraft, und der griechiſche Hexameter paßt ſich

---

*) Οἷς ἅπασιν Ὅμηρος κέχρηται καὶ πρῶτος καὶ ἱκανῶς. *Ariſtot.* Poet. c. 23.

**) Erzählen iſt leichter, als ſeine Empfindung detailliren, das ſehen wir ſchon an Kindern. Daher iſt der ἔπος ohne Zweifel früher, als der Hymnus, aus welchem das carmen lyricum wurde. Schon die Sprache macht hier mehr Schwierigkeit. Nur bleibt das epiſche Gedicht jezt immer ohne Einheit der Handlung, ehe ein Piſiſtratus (*Cic.* de Orat. III. 33.) oder Mac-pherson die einzelnen Fragmente zu einem Ganzen machen, und die Theoretiker daraus das künſtliche Gewebe der Regel ſpinnen.

allem Wechſel der Empfindung, dem unauslöſchlichen Zorn und der häuslichen Glückſeligkeit, eben ſo an, wie der Celtiſche Rythmus den Sturz des Waldſtroms, die mooſigten Grabmäler, die Dunſtgeſtalten abgeſtorbener Väter, oder die Beſchäftigungen eines Volks von Jägern und Fiſchern darſtellt.

7.

Aus dieſen allgemeinen Bemerkungen über den Charakter der Bardenpoeſie laſſen ſich nun folgende Wirkungen derſelben auf die Nation erklären.

1) Die Urpoeſie wirkt die erſten geſellſchaftlichen Verbindungen unter den Menſchen, und liefert den Stoff zu ihrer Ausbildung und zu ihren wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen.

2) Sie iſt beſonders die Quelle der Religion und Moral des Volks.

3) Sie liefert ſelbſt den Stoff für die Philoſophie, die von ihr ausgeht, und iſt noch in ihren ſpätern Syſtemen wirkſam.

4) Sie bringt alle Arten der Dichtkunſt hervor, und bildet die Sprache.

1) Die Horaziſche Auslegung der Orphiſchen Wunder iſt bekannt (A. P. v. 390. ꝛc.), und das iſt vielleicht das einzige Wahre, was wir von dieſem grauen Sänger wiſſen, daß er die thieriſchen Nomaden die Vorzüge des geſelligen Lebens kennen lehrte, und ihre Herzen durch die Gefühle der Menſchlichkeit erweichte. Olen, Eumolpus, Linus, Melampus, Amphion, und ſpäter Lykurg und Solon hatten ähnliche Wirkung auf ihr Zeitalter. Sie iſt im-

mer die Bemühung der erſten Weiſen einer Nation, ſie mögen σοφοι oder Vates, Magi oder Druiden heißen, und ihre Lehren oder Geſetze ſind immer die älteſten Denkmäler der Dichtkunſt. Orpheus belebte die ganze Natur, bevölkerte Himmel, Erde und Meer mit verſtändigen und handelnden Weſen, und erſchuf die poetiſche Welt. Diogenes Laertius will ihn zwar deshalb von der Zahl der Weiſen ausſchließen *), er bleibt aber **), wenn auch die Geheimniſſe einer eſoteriſchen Schule, die ihm die Vertheidiger der Orphica andichten, Träume ſind, immer der große Lehrer und Bildner ſeines Volks.

8.

Wir wollen bei den folgenden Wirkungen der erſten Dichtkunſt unſere Blicke hauptſächlich auf den Einzigen Sänger concentriren, der uns aus dem griechiſchen Alterthume den reichſten Stoff dazu anbietet.

1) Homer, der Vater, der Meiſter, oder mit Quinctilian (Institut. Or. L. x. c. 1.) der Jupiter der Dichtkunſt, ward, von den Töchtern der Mnemoſyne belehrt, die Quelle der griechiſchen Religion, ſo wie ihrer geſammten Weisheit und Kunſt. Zwar fand er die meiſten Ideen in der Mythologie des Volks, und in der Bearbeitung früherer Barden; er aber, der allein dieſe Celebrität erreichte, muß ganz vorzüglich auf die Religionsbegriffe der Griechen gewirkt haben. Indem er nehmlich den Phänomenen in der

---

*) Lib. I. In prooem. Segm. 5. Εγω δε, ει τον περι θεων εξαγορευοντα τοιαυτα χρη φιλοσοφον καλειν, ουκ οιδα.

**) Von der Poeſie in politiſcher Hinſicht, ſ. *Strabo*, Lib. I. p. 19.

Natur, und ſelbſt den Handlungen der Menſchen, die Götter als Urſachen unterlegte, und durch dieſe Triebfedern alle Räder in Bewegung ſetzte *): ſo mußte das auf die Idee einer Weltregierung und der Abhängigkeit des Menſchen von der Gottheit führen. Zeus ſchleudert den Blitz, Poſeidon empört die Fluthen, Aphrodite flößt die Liebe, Pallas die Weisheit, Ares den Muth ein; die Götter thun alles, ſowohl in der moraliſchen als in der phyſiſchen Welt **). Für uns haben dieſe Maſchinerien, durch den Reiz des Wunderbaren und durch die Schönheit der Darſtellung, noch ſo viel Hinreißendes: was mußten ſie alſo auf eine Nation wirken, deren Erkenntniſſe noch nicht über das Wunderbare hinausgingen, ſondern die in jeder Erzählung ihren Glauben beſtätigt und befriedigt fand. So war Homer ihre Bibel, und mußte des religiöſen Einfluſſes um ſo gewiſſer bleiben, je eindringender durch Thatſachen und Wohlklang zu rohen Menſchen geſprochen wird.

Die Alten ſelbſt rechneten auf die moraliſche Wirkung des Epos. Schon vor Homer waren die ἀοιδοὶ geheiligte

---

*) Die auch wegen Homers Zeitalter wichtige Stelle iſt: *Herod.* II. 53. Ἡσίοδον καὶ Ὅμηρον ἡλικίην τετρακοσίοισι ἔτεσι δοκέω μευ πρεσβυτέρους γενέσθαι, καὶ οὐ πλέοσι. Οὗτοι δέ εἰσι οἱ ποιήσαντες θεογονίην καὶ τοῖσι θεοῖσι τὰς ἐπωνυμίας δόντες etc. (ποιεῖν heißt von Dichtern bekanntlich nicht: machen, ſondern erzählen.)

**) Freilich alles analogiſch nach menſchlichen Eigenſchaften, daher *Cicero*: Fingebat Homerus, et humana ad deos transferebat: divina mallem ad nos. Aber bleiben nicht auch des gebildeten Menſchen Vorſtellungen von der Gottheit immer Anthropomorphien?

Perſonen, die ihren Platz bei allen Gaſtmählern und Feſten der Häupter des Volks fanden, und deren Kunſt man als einen Gegenſtand der Erziehung unter den Edeln und Großen anſah *). Zwar waren ihre Gegenſtände, wie wir zum Theil in dieſen Stellen ſehen, hiſtoriſch, die Rückkehr der Griechen von Troja ꝛc.; aber das war *ihre Moral in Beiſpielen*, ſie enthielt die Ideale ihrer Tugend. Auch ließ *Agamemnon* bei ſeiner *Klytemnäſtra* einen ſelchen Barden gleichſam als Ehrenhüter zurück **), der durch Einmiſchung moraliſcher Gegenſtände dazu beitragen könnte, die Verſuchungen zu ehelicher Untreue abzuwenden. Und wie ſtark mußte das Ehrgefühl und der Heldenmuth in dem Herzen des jungen Griechen geweckt werden, wenn er die ἐργ᾽ ἀνδρων τε θεων τα τε κλειουσιν ἀοιδοι ſchon als Kind im elterlichen Hauſe, und dann als Jüngling bei den Panathenäen hörte ***). Dieſe Geſänge hatten alſo, wenn auch nicht beabſichtet, doch eine edlere Wirkung, als die ihnen *Ariſtoteles* zuſchreibt, nehmlich die Beluſtigung guter Geſellſchaften ****).

Freilich mochten die Zuhörer der Homeriſchen Geſänge ſich nicht die Quinteſſenz ſeiner Moral in ſo deutlichen Begriffen herausziehen, als ſie Horaz in ſeiner vortreflichen

---

*) Il. ι. 186. Od. α. 159. 326. 431. θ. 44. 99. 429 u. a.

**) Od. γ. 268.

***) Plato im Hipparch, und nach ihm Aelian. V. H. VIII. 2.

****) Polit. L. VIII. προς την εν τῃ σχολῃ διαγωγην.

Darſtellung (Ep. 1.) für den jungen Lollius benutzte. Aber dieſe Moral liegt doch unverkennbar darin; das quid ſit pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non, welches die ſpätern Philoſophen in ſchönen Sentenzen lange nicht ſo eindringlich predigten, mußte um ſo gewiſſer ſeine Wirkung thun, je weniger es ſich als Moral aufdrang, ſondern dem Zeitalter gemäß durch concrete Fälle verlebendigt wurde.

Auch unter dem nördlichen Himmel mußte eine ähnliche religiöſe Wirkung ſtatt finden. So abgeſchmackt uns die Theogonie der Skandinavier vorkommt, wenn Erde, Waſſer und Himmel aus dem Leichname eines Rieſen gezogen werden *): ſo iſt ſie doch auch ihr erſter Stoff zur Religion. Im Oſſian hat zwar die Gottheit keinen Namen, die Schatten der Verſtorbenen aber, die die Stelle der Homeriſchen Götter vertreten, ſind Beobachter der Thaten ihrer Nachkommen, und beſtätigen die Ahnung von Unſterblichkeit. Der Triumph der Tapferkeit und Tugend, leutſeelige Krieger, keuſche Geliebte, die Gaſtfreiheit der erſten Zeiten, die Freundſchaft, die Vaterlandsliebe, alle regen Triebfedern unſerer edelſten Handlungen ſind der wirkſame Inhalt in Oſſians Geſängen.

9.

1) Ich ſagte oben, daß die ſpätere Philoſophie ihre Meinungen mit den Ausſprüchen des Joniſchen Sängers belegt. Die groſe Celebrität Homers zog ihm das Unglück zu, daß man ihm zu viel Ehre anthat, und indem man ihn in einen Nimbus von Weisheit kleidete, den Dichter ſelbſt

---

*) Edda der Iſländer, von Hrn. Mallet; 4te Fabel.

aus den Augen verlor. Die Syſteme der Philoſophen mögen ſo widerſprechend ſeyn, als ſie wollen, ſie mögen ihre Principien aus den Elementen oder Zahlen, aus den Atomen oder der Nothwendigkeit holen: ſo fand man die Beweiſe dazu in dem guten Barden, der ſich davon nichts träumen ließ. Daher Seneka: Apparet, nihil horum esse in illo, quia omnia sunt. (Ep. 88.). Die Allegorie, dieſe feine Wiſſenſchaft, (λεπτη επιϛημη) der Auswuchs des menſchlichen Witzes iſt die Feindin aller geſunden Interpretation geweſen.

Wer könnte den Unſinn des Heraklides Pontikus und des vermeinten Plutarch (Ueber die Poeſie des Homer) herzählen; wer könnte an den Kampf der Elemente, oder der Tugend und des Laſters, an die Vereinigung der ſieben Planeten ꝛc. denken, und nicht das Zeitalter der Heyne, Woods, Villoiſons und Wolfs ſegnen, welches uns den Geiſt des Mäoniden in ſeiner wahren Geſtalt darſtellte?

Demungeachtet kann man behaupten, daß die Keime der griechiſchen Philoſophie in ihrer erſten Dichtkunſt, und namentlich im Homer liegen. *)

Jonien war die Wiege der Philoſophie, wie der Dichtkunſt der Griechen. Dieſe entwickelt ſich nach und nach zu dem, was wir mit dem Namen der erſtern benennen. Die mythiſchen Dichtungen der Urpoeſie ſind freilich keine abſichtliche Spekulationen, aber ſie ſind Verſuche des ungebildeten Verſtandes, der der Phantaſie folgt, Verſuche, die ſich immer

---

*) S. Fülleborns Beiträge 1s Stück, S. 36 ꝛc. 3s Stück, S. 3 ꝛc., und S. 53 ꝛc.

mer auf die Geſetze des menſchlichen Vorſtellungsvermögens gründen. Ihre Gegenſtände ſind ſinnlich, und daher kommt es, daß die Philoſophie ihre erſten Unterſuchungen an dieſe Dichtungen anknüpfte, und von der Kosmologie ausging. Die Fragmente der älteſten griechiſchen Philoſophen ſind Fortſetzungen der mythiſchen Vorſtellungen. Thales, ein Jonier, war vermuthlich der erſte, der über die nothwendigen Gründe der Körperwelt nachdachte, und indem er ſich das Perſönliche, welches die Mythe geſchaffen, und Homer beſonders ausgebildet hatte, hinwegdachte: ſo ſuchte er an deſſen Stelle Gründe aus der Natur der Dinge, oder aus den Beſtandtheilen derſelben auf. Von der Beobachtung der Dinge, die einen ſinnlichen Eindruck auf uns machen, bis zu der Betrachtung unſerer ſelbſt oder allgemeiner Begriffe iſt noch ein großer Schritt; auch folgte die Pſychologie und Moral erſt ſpät auf die Kosmologie. Aber auch dieſe iſt noch voll Bilder, und trägt den Anſtrich der Dichtung, von der ſie ausging. Die Sprache der Homeriden, die der Abſtraktion entgegen iſt, bleibt nur zu ſichtbar in den Philoſophemen der erſten Weiſen, und ihr Einfluß erſtreckt ſich ſelbſt bis in die Zeiten der männlichen Philoſophie, die immer an Beſtimmtheit des Ausdrucks für abſtrakte Begriffe hinter der Römiſchen zurückbleibt. Der große Reichthum ihrer Sprache macht ſie ſelbſt arm; Pythagoras und Plato ſchwanken noch in dieſem Meere der poetiſchen Diktion, und ſind oft mehr Dichter, als Philoſophen. Dieſer Einfluß der Poeſie auf die Philoſophie wurde jedoch von den Philoſophen ſelbſt nicht erkannt. Die Tochter dünkte ſich, als ſie heranwuchs, klüger, als die Mutter, an deren Brüſten ſie doch ihre erſte Nahrung geſogen hatte.

Sokrates liebte die Dichtkunſt nicht, und wurde durch einen wiederholten Traum gleichſam gezwungen, Verſe zu machen. *)

Plato verbrannte zwar ſeine jugendlichen Poeſien deswegen, weil er bemerkte, wie ſehr ſie unter dem Homer wären **); als er aber den Sokrates gehört hatte, ſah er die Poeſie nur mit Verachtung an, als eine Verderberin der Sitten; und Feindin aller Gelehrſamkeit. Er verbannte ſie aus ſeiner Republik. Indeß konnte ſeine blühende Schreibart die bildende Lektüre der Dichter nicht verläugnen ***)

Ariſtoteles war ſelbſt Dichter, und ſo ſehr er ſich auch bemüht, dieſen, bei den Unterſuchungen der Geheimniſſe der Natur, zu Hauſe zu laſſen, ſo ſehr er den Zuſammenhang der Spekulation mit der Dichtkunſt verkennt ****), ſo hätten wir doch vielleicht ſeine Poetik nicht, wenn der Mäoniſche Sänger nicht den Lauf ſeiner Kritik geleitet hätte. †)

---

*) Plato in Phaed. Plutarch de aud. Poet. Ed. Reiske. Tom. VI. p. 56.

**) Aelian. V. H. L. II. c. 30.

***) Mehr von Sokrates und Platons Urtheilen über die Poeſie ſiehe: De Republ. Lib. 10. init. Ibid. Lib. 2. und Phaedr. nicht weit vom Anfange.

****) Poet. c. 17. und f.

†) The mighty Stagirite first left the shore,
Spread all the sails, and durst the deeps explore,
He steed securely, and discovered far,
Led by the light of the Maeonian star.
Pope Essay on Criticism. v. 645. etc.

Zeno ſagt, nach Diogenes Laertius *), nichts ſey dem Studium der Wiſſenſchaften ſo ſehr entgegen, als die Poeſie.

Am undankbarſten iſt Epikur gegen die Dichtkunſt. Er flieht ſie, als eine kindiſche Beluſtigung. Er verlangt, daß ſeine Schüler ſich rühmen ſollen, nicht zu wiſſen, für wen Hektor geſtritten, und welche Verſe im Anfange, oder in der Mitte der Ilias ſtänden. Er verſtopft beide Ohren, ſobald man vom Homer zu reden anfängt **).

Wenn wir gehen können, haben wir das Leitband vergeſſen, mit welchem wir unſere erſten Schritte verſuchten. —

10.

4) Die Naturpoeſie bringt alle Arten der Kunſtpoeſie hervor, und giebt der Sprache Biegſamkeit und Reichthum. So viel Veränderungen auch nach dem Geiſt der Zeiten und Völker das Heldengedicht litt, ſo blieb doch Homer immer das Muſter, nach dem man die einzelnen Theile zuſchnitt und ordnete. Verhältniß, Haltung und Einheit, Schönheiten, deren er ſich nicht bewußt war, die aber in der Natur der Dichtkunſt liegen, und alſo wirklich göttlichen Urſprungs ſind, wurden von ſeinen Nachkommen mehr oder weniger erreicht ***). So hatte er eine Flamme angezündet, die durch

---

*) L. VII. §. 22.

**) Plutarch: Non posse vivi suaviter secundum Epic.

***) Eben dies gilt von Oſſian in ſeinem Fingal: alle weſentlichen Eigenſchaften eines epiſchen Gedichts, wie ſie Ariſtoteles angiebt, findet man in demſelben. Was Wunder? Ariſtoteles zog dieſe Regeln aus dem Homer; Homer und Oſſian aus der Natur. S. The Works of Ossian, to which is subjoined a Critical dissertation on the poems of Ossian. Lond. 1765.

Jahrtauſende hindurch dem Sänger des Aeneas, Jeruſalems und des Meſſias leuchtete.

Je nachdem die Seelen der Dichter anders modificirt waren, und nachdem die Gegenſtände verſchiedne Eindrücke auf ſie machten, entſtanden verſchiedne Genera der Poeſie, die aber die Alten ſchon im Homer zuſammen finden. In der That iſt das Drama eine auf die Scene gebrachte und durch die Grenzen der Vorſtellung eingeſchränkte epiſche Handlung; alle lyriſchen Gegenſtände, Götter, Spiel, Opfer, Feſte, Liebe umfaßt die Ilias und Odyſſee, und ſo ſchmetternd ſeine Kriegstrompete ſchallt, ſo ſanft ſtimmt er ſich zu den Tönen der Leier herunter, die ſich Anakreon wünſchte, nachdem die von den Schlachten ertönende Saite würde abgeſpannt ſeyn *). Von dieſen dreien einzig-wahren Gattungen der Poeſie ſind die andern nur Modifikationen, oder Verirrungen.

Alle proſodiſche Formen konnten leicht aus dem Homer gezogen werden, der den Hexameter zwar nicht zuerſt brauchte **), aber doch zur Vollkommenheit ausbildete, und im Großen in ſeiner wahren Beſtimmung anwendete ***). Er iſt endlich der Vater der Dichtkunſt, indem er ſeine Landesſprache reinigte, veredelte, beugte, bereicherte. Durch ſeine Auctorität wurden die noch nicht abgeſonderten Formen geſtempelt und in Cours gebracht. Sobald noch kein Dialekt die Oberhand hat, macht die Provinz keinen Ausdruck

---

*) Δοτε μοι λυραν Ομηρου
φονιης ἀνευθε χορδης.

**) Tibull. L. II. Eleg. 5. v. 13.

***) Res geſtae regumque ducumque et triſtia bella,
Quo ſcribi poſſint numero monſtravit Homerus.

unedel, und dieſe Gleichheit liefert dem Dichter einen Reichthum von Wendungen und Ausdrücken, mit denen er nach Erforderniß des rauhen oder weichen Tons abwechſeln kann. Auf dieſe Art werden alte Formen, wenn ſie auch nicht alle gangbar bleiben, doch zum Denkmal erhalten, daß aus ihnen ſich die ſpätere Sprache bildete. Die Dichter nahmen ſeine Sprache an, ſie benutzten den von ihm geſammelten Vorrath, und die Proſaiſten ſelbſt haben in ſeiner Schule deutlich, beſtimmt und lebhaft ſchreiben gelernt. Das ganze Griechenland erkannte ihn für den Schöpfer ſeiner Sprache und alles Schönen, was darin ausgeführt worden iſt. Ja die Römer haben bekanntlich die erſten Formen ihrer Sprache aus dem Aeoliſchgriechiſchen; Takt, Modulation und Beſtandtheile ihres Verſes ſind gleich bei beiden Völkern; die lateiniſche Poeſie iſt der Wiederhall der griechiſchen.

11.

Die meiſten Eigenſchaften der Bardenpoeſie paſſen auch noch auf die Geſänge der nächſten Jahrhunderte nach Homer bis nach der Soloniſchen Geſetzgebung, und ihre Wirkungen bleiben alſo im Ganzen dieſelben. Die Poeſie blieb anfangs bei den Joniern, und erzeugte hier die erſte Proſe. Im nachbärlichen Dorien und Aeolien weiter bearbeitet, ging ſie nun in das eigentliche Griechenland über, und zugleich fing in Sicilien an, der Joniſche Saamen aufzugehen. Schon vor Pythagoras wirkte Steſichorus und andre Lyriker, beſonders aber hernach jener ſelbſt in Unteritalien auf Moral und Politik. Zwar fing die Poeſie an künſtlich zu werden, und in mehrere Zweige auszuſchlagen. Der Pentameter wird (wenn auch nicht von Mimnermus) erfunden, [illegible] ſchließt ſich an den

Hexameter, und es entſteht das Elegiſche Genus, doch nicht in dem ſpätern Sinn, als Darſtellung rührender Empfindungen; aus dem ſich bildenden Converſationston tritt der raſche Jambus hervor; das lyriſche Gedicht ſondert ſich vom Epos ab, und erſcheint in der Lesbiſchen Ode ſchon viel künſtlicher, als der Homeriſche Hexameter, wiewohl noch einfach gegen den verfeinerten Pindar. Aber bei allen dieſen allmähligen Abſtufungen und Uebergängen zur Kunſtpoeſie, bleibt ein wirkender Charakter dieſer Epoche: daß die Gedichte noch immer geſungen werden, und die Rhapſoden ihre Würde behalten. Die Proſe war noch zu Solons Zeiten ſo ungewöhnlich, daß dieſer Geſetzgeber zweifelhaft war, ob er ſeine Geſetze nicht in Verſen geben ſollte. Homers Geſänge wurden durch Rhapſoden auf Lykurgs Veranſtaltung nach Sparta gebracht, und von da weiter in Griechenland verbreitet; Solon und die Piſiſtratiden ließen dieſelben durch eben dieſe heilige Depoſitairs der Griechiſchen Weisheit bei feſtlichen Gelegenheiten öffentlich abſingen. Die Muſik bildete ſich zugleich mit der Poeſie weiter aus, blieb innig mit ihr verbunden, und war, ſo wie dieſe, Gegenſtand der Geſetzgebung *) Auch der jetzt ſich bildende Apologus, der bei mehreren Nationen frühzeitig zur moraliſchen Belehrung des Volks beitrug, und die Gnomiſchen Gedichte, die eigentlich Lebensweisheit behandelten, wurden gewiß nur im Kopfe verfaßt, und mündlich fortgepflanzt.

Der Anfang der Griechiſchen Comödie, der zu Solons Zeit Ol 50. fällt, war ohne Zweifel den Spielen ähnlich, deren Horaz (Epp. II. 1.) bei den Freudenfeſten des

---

*) S. Leſſings Laokoon. I Theil. S. 13. 14.

Landvolk in Italien erwähnt. Die Idee, zu deren Ausführung Suſarion den erſten rohen Verſuch machte, ging von den Späßen der Landleute aus, die bei ihren Feſten ſich in Wechſelgeſängen Stichelreden zuwarfen. Obgleich die Comödie erſt ſpät nachher ihren wahren Charakter bekommt, ſo waren es doch jene plumpen Impromptüs, woran der Griechiſche Witz ſeine Pfeile ſchärfte.

12.

Da die Denkmäler unſerer älteſten Barden durch die Mildthätigkeit Karls des Großen verlohren gegangen ſind: ſo würden in dieſen Abſchnitt nur noch die Sänger unſerer und der benachbarten Nationen aus dem Mittelalter oder der Ritterzeit gehören, welche mit der Bardenpoeſie einen ähnlichen Einfluß auf ihr Zeitalter haben mußten. Die gründliche Einſicht ihrer Wirkungen aber würde eine Menge mir fehlender Notizen, und eine eigene Abhandlung erfodern. Ich begnüge mich auch alſo hier, mehr dieſe Lücke anzuzeigen, als die Materie zu bearbeiten. Volkslieder fehlten den Deutſchen nie; aber ſeit Otfried hatte die Sprache und Cultur dadurch nichts gewonnen, weil ſie immer unter dem Pöbel blieben, und andere Verſuche, als Lobgeſänge auf die heilige Jungfrau ꝛc., theils nur lateiniſch, theils voll Unſinn waren. Nachdem aber die Bekanntſchaft mit den Arabern und ihren Morgenländiſchen Dichtungen, die Kreuzzüge, die Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht ꝛc., der Provenzaliſchen Poeſie im nördlichen Frankreich den Stoß gegeben hatte, ſo ſtanden bald auch bei uns Minneſänger auf, die die Nachahmer der Troubadours wurden. Ihre Producte ſind Lieder der Liebe, Epopöen, Ritterromane ꝛc. — Daß dieſe Poeſien Nationalgedichte wurden, kam auch hier theils aus der Verbindung mit Geſang, theils aus dem Inhalt, der allgemein intereſſirte: Abentheuer aus Paläſtina (für uns die Expedition nach Troja) ꝛc. — Dieſe Geſänge fehlten bei keinem Volksfeſte, bei keiner Feierlichkeit der Großen, und die offenbaren Wirkungen davon ſind: der Schwung der ganzen Nation, höhere Art zu empfinden in den niedern Klaſſen, Verfeinerung der rauhen Sitten des Adels, und eine geſchmeidigere reichere Sprache. Für dieſe haben ſie auch in unſern Zeiten immer noch ihren Werth, ſo wie ſie ſich denn auch neben den Provenzaliſchen durch die zarte Blüte reiner Empfindungen und Sittlichkeit vortheilhaft auszeichnen, welchen Ruhm Kaiſer, Fürſten und Edle durch zweihundert Jahre in ihren Gedichten nicht befleckt haben. Indeß iſt es wohl einleuchtend, daß ſie, in Vergleichung mit ältern Barden der Griechen und Celten, wenig poetiſches Verdienſt behalten. Sie waren immer nur Nachahmer, und ſelbſt ihre Vorgänger, die Troubadours, ſchöpften nicht aus der Natur, ſondern aus den trüben Quellen alter Chroniken, oder ließen ſich durch orientaliſche Muſter zu einem unnatürlichen Schwunge verleiten. Endlich fiel dieſe Dichtkunſt mit dem letzten Stamme des Schwäbiſchen Hauſes ganz, und gerieth in die Hände des Pöbels, unter dem Namen der Meiſterſänger.

Beucht.

Ende des erſten Abſchnittes.

II.

Die Pyramide.

Ein Beitrag zur ſchönen Gartenkunſt.

Es bringt die Erinnerung an die Vergangenheit, der Blick in die Zukunft, und der Gedanke an den Wechſel der Dinge und die unvermeidlichen Gebote des Schickſals in jedem denkenden und fühlenden Weſen eine Stimmung des Gemüths hervor, die, wenn ſie gleich nicht zu den reinen Gefühlen der Luſt gehört, doch ungemein viel anziehendes hat. Dieſe Gefühle ſind ſo natürlich, und gewähren einen ſo ſanften Genuß, daß die Erweckung derſelben unſtreitig zu den Zierden der Gartenkunſt gehöret. Die Vorſtellung eines Gebäudes, welches die irrdiſchen Ueberreſte Verſtorbener enthält, bringt offenbar jene ſanfte melancholiſche Stimmung hervor; nur hat der Künſtler darauf zu ſehen, daß der Gedanke an Tod und Verweſung, den er erzeugt, nur ernſt, nicht ſchrecklich werde. Er muß das Gemüth nach und nach zu dieſer Vorſtellung führen, und bei dem Gegenſtande ſelbſt der Einbildungskraft in ihrem freien Spiel einen Weg zeigen, der mit dem ernſten Bilde des Todes auch tröſtende Ausſichten verbindet. — Der Beſitzer des Gartens zu Machern hat alle dieſe Regeln meiſterhaft befolgt. In einer ernſten Stimmung, voll vom Gedanken an ehemalige Kraft und Größe der Vorzeit verläßt man die Burg, nimmt den Weg rechts bei einer großen Eiche vorbei, und ſteigt einen ſanften Hügel hinan.

Kein Gegenſtand reißt uns aus unſerer ernſten Sti mung, und zerſtreut unſere Aufmerkſamkeit; eine einfac ſteinerne Bank, von lieblichen Birken beſchattet, ladet u zur Ruhe ein, um unſern Träumereien nachzuhängen. W kommen in einen Gang von Lerchenbäumen, deren dunkl Grün unſere Stimmung unterhält. Gegen das Ende d Ganges erblicken wir eine viereckige Pyramide, und die For des Gebäudes, die man in Egypten den Begräbniſſen ga läßt uns ahnen, wohin wir gelangen werden.

Es iſt dies Gebäude zum Begräbniß für den Grafen u ſeine Familie beſtimmt, und führt daher den Namen d Mauſoleums.

Am Ende des Ganges ſehen wir auf einem Raſenplat der zu einem ſanften Hügel ſich erhebt, das Gebäude v uns. Es iſt von rothen Sandſteinen äußerlich aufgeführ einfach und ſtark.

Ein dunkles feierliches Gebüſch umſchließt den Ort, w es ſich findet, und eine heilige Stille herrſcht dort. An d Mittagsſeite findet ſich der Eingang, auf deſſen einer Se eine Thränenweide, und auf der andern eine virginiſche Zede trauert. Eine ſteinerne Treppe von fünf Stuffen, wo au jeder Seite ein Löwe ruht, führt hinan. Der Eingang ſelbſ iſt zwiſchen zwei kanelirten doriſchen Säulen, auf welchen ei Fronton ruht. Die Inſchrift: Unſern Entſchlafenen, di wir im Fronton leſen, ſagt uns, wo wir uns befinden.

Die Vorhalle ſelbſt giebt unſerer Einbildungskraft di Richtung, die ſie bei Betrachtung dieſer Gegenſtände habe ſoll; leichte ſanfte Bilder mildern die Vorſtellung des Gebot des unerbittlichen Schickſals. In zwei Seiten-Niſchen finden ſich die Statuen der beiden Brüder, des Todes und des Schlafes. Die erſtere iſt der ſchöne Jüngling, der die Fackel des Lebens auslöſcht, — ſein Bruder iſt an dem Mohn kennbar, den er in der Hand hält. Der Tod iſt ein Hinüberſchlummern, rufen ſie uns zu; ſie verſtändigen uns die Inſchrift: Unſern Entſchlafenen. — Blickt man aufwärts, ſo wird man an der Decke der Vorhalle eine Hippe gewahr, worauf ein Flügel und eine Siegspalme ruht, um welche ein Sternenkranz ſich ſchwingt. — Er iſt nicht fürchterlich der Tod, auf ſanftem Fittig trägt er uns in eine beſſere Welt über, wo der Lohn der Arbeit uns erwartet, und ein neues beſſeres Leben für uns anhebt.

Den Eingang verſchließt ein einfaches ſchwarzes Gitterthor, über demſelben findet ſich eine Gruppe in halberhobener Arbeit. Ein Sterbender richtet ſich von ſeinem Lager auf, und ſtreckt ſeine Hände zur Hoffnung aus, ihn unterſtützt die Geduld, und ein Genius ſchwebt hernieder, um ihm den Siegeskranz zu reichen. — Hinter dem Bette, ungeſehn von ihm, ſitzt eine weinende weibliche Figur, neben dem Sterbenden ruht ein Lamm auf einem Kreuze, um die Religion anzudeuten, die ihm jene Standhaftigkeit im Tode einflößt. — Mit dieſen ſanften Vorſtellungen erfüllt, die uns das Grab als den Sitz der Ruhe, und den Tod als den Führer zu höherem Glücke darſtellen, treten wir in das Gebäude ſelbſt. Ein einfacher viereckigter Saal, der eine ſchöne Kuppel trägt. Die Inſchrift der Thüre gegenüber: Tod iſt Ruhe, ſagt uns in Worten, was uns in der Vorhalle durch Bilder geſagt wurde, und es iſt uns wohl, den Gedanken zu leſen, der, von ſanfter Rührung begleitet, unſere Seele erfüllt. — Das erſte, was ins Auge fällt, ſind Beweiſe der kindlichen Liebe, einer Tugend, deren Aeußerung einen ſo mächtigen Eindruck auf unſer Herz macht. Unten findet ſich der Sarcophag des Vaters vom Beſitzer, von ſchwarzem Gypsmarmor, drüber die Urne der Mutter. In den Seitenwänden ſind Niſchen, jede mit dem Namen desjenigen bezeichnet, zu deſſen Andenken Urnen in denſelben aufgeſtellt ſind. — In der Mitte des Saals hängt ein braun und ſchwarz lackirter Argandſcher Kronenleuchter, der mit grauen Perlen dekorirt iſt, herab, und an jeder Seite finden ſich an den vier verbrochenen Ecken auf verzierten Conſols alabaſterne Vaſen, in welche man Lampen ſetzen kann, die ein ſchauerliches Licht verbreiten. — Der Fußboden iſt mit grauen und weißen Quaderſteinen ausgelegt.

Verläßt man dieſen ſtillen Aufenthalt, und geht in die Vorhalle zurück, ſo wird man durch die reizendſte Ausſicht überraſcht. — Auf einem grünen Raſenplatz erblickt man die Statüe einer Veſtale, mit dem Geſichte gegen das Mauſoleum gewendet. — Die Bewahrerinn des heiligen Feuers deutet leiſe auf das unverlöſchliche Feuer, das in unſerm Buſen brennt, und auf jenes Seyn jenſeit des Grabes, — ſie deutet leiſe auf Reinheit und Unſchuld des Herzens. — Gebüſche mit lieblichem Grün umkränzen die Statüe, in einiger Entfernung ſieht man grüne Wieſen, weiter hin die Landſtraße, auf der man Bewegung und Leben wahrnimmt, ohne daß das Geräuſch derſelben die feierliche Stille ſtört; den fernern Horizont begrenzt ein dunkler Wald. Die ſtille, liebliche Ausſicht erweckt den Gedanken an Elyſium, und macht, daß die traurig ſüßen Gefühle, die wir im Mauſoleo erhielten, ſanft ſich in liebliche Bilder der Zukunft verlieren.

III.

Ueber die Unterrichtsart des Abbé de l'Epee.

(Bei Gelegenheit des Schauſpiels gleiches Namens.)

Ohne gewiß zu ſeyn, ob es Ihnen beſchwerlich oder angenehm iſt, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einige Bemerkungen zu ſchreiben, welche mir beim Leſen der Eunomia, Mai 1801, S. 462 — 466 aufſtiegen. Im erſten Falle hoffe ich von Ihnen Verzeihung und Vernichtung dieſes Briefes; im zweiten Falle laſſen Sie ihn einrücken, und Sie können von mir die Fortſetzung dieſer Materie erwarten.

S. 465. ſchreiben Sie: „Man ſah ganz den alten gutmüthigen Mann in Herrn Schwatz, deſſen äuſſere Bildung durch ſein Geſchäft einen gewiſſen Anſtrich erhalten hat, der leiſe an Pedanterie erinnern würde u. ſ. f.“ — Hierin ſtimme ich Ihnen von Herzen bei; jedoch ohne meine Herren Collegen der Pedanterie bezüchtigen zu wollen: denn ich ſpreche nur von mir ſelbſt! Mich dünkt, die Auſſenſeite eines Erziehers der Taubſtummen wird ſtets etwas Abſchreckendes bekommen; trage er im Innern noch ſo viel Sanftmuth, ſo wird dieſe doch ſelten durchſchimmern, theils weil er jeden Gegenſtand mit Flammeneifer darzuſtellen genöthigt iſt, um auf ſeine Zöglinge zu wirken, ja um nur einem Taubſtummen erſt intereſſant zu werden, der über ihn wie über jeden andern Menſchen höchſt gleichgültig hinſieht; theils weil er viel geſtikuliren muß. Dadurch ſcheint man entweder rauh oder ungezogen. Rechnen Sie dazu, wie hart der Erzieher oft im Anfange mit ſeinem Zöglinge zuſammenkommen muß, ehe des Taubſtummen übermüthiger Geiſt ſich in die nöthige Abhängigkeit von ihm fügt.

Was Sie S. 466. in Hinſicht der Pantomime ſagen, das giebt mir Veranlaſſung, Ihnen die methodiſchen Zeichen des Abbé de l'Epee zu beſchreiben.

Methodiſche Zeichen nannte er ſie deswegen: „weil alle Begriffe dadurch eben ſo genau ausgedrückt würden, wie in der Sprache durch artikulirte Töne oder ſchriftliche Wörter.“ Ob es wahr iſt, das ſehen Sie am beſten, wenn Sie ſelbſt dieſe Zeichen betrachten.

Seine methodiſche Zeichen fangen mit der Buchſtabenkenntniß an, vermittelſt des Handalphabets; welches ich in meinen kleinen Beobachtungen über Taubſtumme beſchrieb. De l'Epee ſchrieb drei Buchſtaben auf die Tafel, zeigte mit dem Zeigefinger der linken Hand auf den erſten Buchſtaben, mit der rechten Hand machte er das dieſem Buchſtaben zukommende Handzeichen, und gab den Taubſtummen durch Geberden zu verſtehen, ſie ſollten es ihm nachmachen. Kannten ſie das Handzeichen dieſes Buchſtabens, ſo ging er auf eben die Art zu dem zweiten und dritten über. Waren die drei erſten Buchſtaben nachgefingert, ſo ſchrieb er zwei neue dazu, und wiederholte die erlernten. Auf dieſe Weiſe fuhr er immer fort, bis die Schüler das ganze Handalphabet wußten.

Bei den groſſen Anfangsbuchſtaben hob er die Hand, nach gemachten Zeichen des Buchſtabens, ein wenig in die Höhe. Dabei lenkte er die ungetheilte Aufmerkſamkeit der

Taubſtummen auf die Unterſcheidungsmerkmale der Buchſtaben, und gab ſorgfältig Acht, daß ſie die Handzeichen gehörig nachahmten, und die Finger nicht unrichtig legten. — Die Schüler deſto beſſer zu üben, ließ er wechſelsweiſe auf Vormachung des Handzeichens den dadurch bezeichneten Buchſtaben, und auf Vorzeigung des Buchſtabens das dazu gehörige Handzeichen angeben.

Sobald die Taubſtummen in der Buchſtabenkenntniß und im Handalphabete durch Uebung eine ſolche Fertigkeit erlangt hatten, daß ſie wechſelsweiſe die Buchſtaben und Handzeichen auf das leichteſte machen konnten, ſo, daß ihnen bei Erblickung dieſes oder jenes Buchſtabens ſogleich das dazu gehörige Handzeichen, und bei Vorbildung dieſes oder jenes Handzeichens ſogleich der dadurch angedeutete Buchſtab einfiel; ſo zeigte er ihnen, wie aus dieſen erlernten Buchſtaben die Wörter zuſammengeſetzt werden.

Zu dem Ende ſchrieb er ſehr langſam den Namen eines bekannten Gegenſtandes, z. B.

craye, pain,

auf die Tafel, wies wieder mit dem Zeigefinger der linken Hand oder mit einem Stäbchen auf den erſten Buchſtaben des Wortes; mit der rechten Hand machte er das dazu gehörige Handzeichen; ſo verfuhr er mit jedem Buchſtaben des aufgeſchriebenen Wortes. Die Taubſtummen mußten es einer nach dem andern nachthun; wenn ſie alle in dem Worte vorkommende Buchſtaben durch Handzeichen richtig angaben, ſo zeigte er ihnen dann erſt die Sache ſelbſt, welche das Wort bedeutete. — So oft er ihnen die Bedeutung eines neuen Wortes erklärte, wiederholte er die ſchon erlernten. Zur Abwechslung ließ er ſich bald die Sache vorzeigen, welche durch das Wort angedeutet wird; bald zeigte er die Sache, und ließ ſich das dazu gehörige Wort angeben.

Um den Taubſtummen Gelegenheit zu verſchaffen, ſich im Anerkennen der Bedeutung und im Unterſcheiden der Wörter von einander auch dann üben zu können, wenn die Wörter bereits von der Tafel gelöſcht ſind, war de l'Epee immer mit Kartenblättern verſehen, worauf die erklärten Wörter geſchrieben ſtanden. Dieſe Kartenblätter theilte er bald einzeln unter die Schüler, und ließ ſich von jedem beſonders die Bedeutung des ihm gegebenen Wortes anzeigen; bald miſchte er ſie zuſammen, und alle zugleich mußten bei der Vorzeigung eines Kartenblattes die Bedeutung des darauf geſchriebenen Wortes angeben.

Wenn die Taubſtummen die Bedeutung von ſechs bis acht Wörtern kannten, ſo ward der Anfang im Auswendiglernen der Buchſtabenfolge gemacht. De l'Epee ging zu dem Worte zurück, das die Taubſtummen zuerſt gelernt hatten, und gab ihnen durch Geberden zu erkennen: er ſelbſt wolle alle in dem Worte vorkommende Buchſtaben in eben der Ordnung, wie ſie darin auf einander folgen, vermittelſt des Handalphabets auswendig lernen. Er machte einigemal ſehr bedachtſam die Handzeichen dazu; nun kehrte er das Geſicht von der Tafel weg, und ſtellte ſich, als ob er mit Mühe verſuche, die Buchſtaben des Wortes aus dem Gedächtniſſe herbei zu ziehen, und durch das Handalphabet anzugeben. Dadurch ward der Unterricht zum Scherze; vorzüglich, da de l'Epee vortrefflich verſtand, ſich das Anſehen zu geben, als ob er ſelbſt mitlernte.

Sobald die Taubſtummen die Buchſtaben von einander unterſcheiden, und die Handzeichen bilden konnten, machte de l'Epee den Anfang im Schreiben. Von kalligraphiſchen Künſteleien hielt er nichts, und bekümmerte ſich um Haar-, Schatten-, Bogen-, Schlangen- und eiförmige Striche, Ober- und Unteklänge u. ſ. w. gar nicht. Zuerſt ſchrieb er einige leichte Buchſtaben auf die Tafel, und nachdem er ſich von den Taubſtummen die dazu gehörigen Handzeichen hatte geben laſſen, ſo deutete er ihnen an, daß einer nach dem andern die Buchſtaben nachmachen ſollte. Hatten ſie auf die Art die kleinen Buchſtaben kritzeln gelernt, ſo lehrte er ſie eben ſo die Anfangsbuchſtaben ſchreiben.

Sobald einige Fertigkeit im Schreiben einzelner Buchſtaben erlangt war, nahm er das Zuſammenfügen derſelben zu Wörtern vor; doch wählte er natürlicher Weiſe keine andern Wörter, als ſolche, deren Bedeutung die Schüler ſchon aus den vorhergehenden Lektionen kannten. Anfangs ſchrieb er ſelbſt die Wörter auf die Tafel, und ließ ſolche von den Taubſtummen nachmalen; fragte dabei jedesmal nach der Bedeutung des geſchriebenen Wortes, diktirte dann bekannte Wörter durch das Handalphabeth; endlich ertheilte er den Taubſtummen nach und nach Anleitung, wie ſie die erlernten Wörter, entweder auf das Vorzeigen der Sache ſelbſt, oder bloß auf das, dieſer und jeder Sache zukommende Zeichen, nach der richtigen Buchſtabenfolge ſchreiben ſollten.

Nun wollen wir ſehen, wie de l'Epee es mit den Redetheilen angriff. Er machte mit der Erklärung des *Zeitwortes* den Anfang; dann ging er zu den *Nennwörtern*, und zeigte die Veränderungen der *Hauptwörter*, *Eigenſchaftswörter*, *Mittelwörter*, *Perſonenwörter*; endlich gab er Anleitung, wie Taubſtumme die unveränderlichen Redetheile, *Beſchaffenheitswörter*, *Prä-*

poſitionen, Fügewörter und Zwiſchenwörter richtig verſtehen und gehörig anwenden lernen.

Ehe ich Ihnen melde, wie de l'Epee die Redetheile behandelte, muß ich Ihnen zwei Dinge ſchreiben. Er ließ ſich weder in weitläuftige Unterſuchungen über die Redetheile ein, noch gab er philoſophiſche Erklärungen davon: ſondern er wählte zum Zeichen eines Redetheiles und zu deſſen Veränderungen vorzüglich dasjenige, was am meiſten ſichtbar gemacht werden kann. Auch wartete er nicht, bis die Taubſtummen alle Veränderungen eines und eben deſſelben Redetheiles vollſtändig kannten, um ihnen einen andern zu erklären; ſondern er nahm bald dieſe bald jene grammatiſche Veränderung mit ihnen vor, ſo wie er glaubte, dadurch das ſchon Erlernte weiter aufzuklären, und das künftig zu Erlernende leichter und verſtändlicher zu machen.

Ich will Ihnen nun die Art, wie de l'Epee durch ſogenannte methodiſche Zeichen alle dieſe grammatiſchen Veränderungen den Taubſtummen verſtändlich zu machen ſtrebte, nach der angeführten Ordnung zergliedern.

1. Von den Perſonen.

Er ſchrieb die Perſonen

je
tu
il
elle
nous
vous
ils oder elles

auf die Tafel, wies mit dem Zeigefinger der linken Hand, oder mit einem Stäbchen auf je

und mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf ſich ſelbſt, indem er damit einigemal ſeine Bruſt berührte; dann ließ er das eben gemachte Zeichen von jedem Taubſtummen wiederholen. — Es iſt natürlich, daß alle Taubſtummen glaubten, ich bedeute den Herrn Abbé. Sie konnten nicht anders glauben, und zeigten daher ſämmtlich auf ihn. Dieſem Irrthume half er dadurch ab, daß er einen nach dem andern vor die Tafel ſtellte, und ihm die Hand zu dem Zeichen des ich führte.

Nun ſchritt er zur zweiten Perſon

tu.

De l'Epee ſtellte einen Taubſtummen gerade vor ſich hin, ſchaute ihm ins Geſicht, und gab zu verſtehen, daß der Taubſtumme ihn auch anſehen ſollte. Hierauf wies er mit der linken Hand auf das geſchriebene

tu,

mit dem Zeigefinger der rechten Hand klopfte er dem vor ihm ſtehenden Schüler ganz ſanft auf die Bruſt. Er ließ es nicht bei einem Taubſtummen bewenden, ſondern nahm einen zweiten, dritten, vierten vor, und machte ihnen das Zeichen des du. Bei der Wiederholung irrten ſich die Taubſtummen wie bei ich, indem ſie nun ſich ſelbſt zeigten. Dieſen Irrthum benahm er ihnen auch durch das Handführen.

Ehe er die dritte Perſon einfacher Zahl

il, elle, il,

erklärte, lehrte er die Taubſtummen die Zeichen für den Unterſchied der drei Geſchlechter — Bei der Erzählung deſſen will ich mich aller Anmerkungen enthalten. — De l'Epee ſetzte einen Knaben den Hut auf, ſtellte ihn mit einem Mädchen in gewiſſer Entfernung von der Tafel weg; neben dieſe beide legte er ein Buch oder irgend eine andere Sache, deren Name ungewiſſen Geſchlechtes iſt. Bei dem Knaben machte er das Zeichen des männlichen Geſchlechtes, welches darin beſtand, daß er mit der Hand an den Hut griff, als ob er denſelben abziehen wollte. Bei dem Mädchen machte er die Taubſtummen auf die Haube aufmerkſam, wovon er das Zeichen des weiblichen Geſchlechtes hernahm, indem er, daſſelbe anzudeuten, die Hand gegen das Ohr hinführte, wo die Spitzen einiger Frauenzimmerhauben aufhören. Das ungewiſſe Geſchlecht zeigte er dadurch an, daß er die Hand an den Hut und gegen das Ohr führte; aber zugleich das Zeichen der Verneinung machte. Wenn die Taubſtummen den Unterſchied der Geſchlechter und die denſelben zukommenden Geberdenzeichen durch mehrmalige Wiederholung gemerkt hatten, ſo kehrte de l'Epee zur Tafel zurück, zeigte mit der linken Hand auf

il,

mit der rechten auf den in Entfernung ſtehenden Knaben, doch ohne ihn anzuſehen, und machte das Zeichen des männlichen Geſchlechtes. Bei

elle

zeigte er auf das Mädchen, mit dem Zeichen des weiblichen Geſchlechtes. Bei

il

auf die Sache, mit Angebung des Zeichens für das ungewiſſe Geſchlecht.

Nachdem er einigemal die Perſonen der einfachen Zahl mit den Taubſtummen wiederholt hatte, ſo ſpatzirte er zur erſten Perſon vielfacher Zahl

nous.

Er ließ alle ſeine Schüler um ſich herum treten, zeigte mit der linken Hand auf das geſchriebene Wort

nous.

Mit dem Zeigefinger der rechten Hand zeigte er erſt auf ſich ſelbſt, dann auf jeden Schüler, ſo wie ſie in der Runde ſtanden, ohne einen einzigen auszulaſſen, bis die Reihe wieder an ihn kam, wo er noch einmal auf ſich zeigte.

Bei der zweiten Perſon vielfacher Zahl

vous

ließ er die Schüler beiſammen ſtehen, wies mit der linken Hand auf das geſchriebene Wort

vous,

mit der rechten aber zeigte er auf jeden Schüler, ſo wie er es bei du machte; da die Reihe an ihn kam, zog er ſich einige Schritte zurück, machte das Zeichen des ich, verbunden mit dem Zeichen der Verneinung, nehmlich ich nicht.

Nun bleibt alſo noch die dritte Perſon vielfacher Zahl

ils oder elles

zu erklären übrig. De l'Epee ſtellte alle Schüler in gewiſſer Entfernung von der Tafel weg, bis auf einen einzigen, den er dabei ſtehen ließ; zu dieſem kehrte er an die Tafel zurück, zeigte mit der linken Hand auf das geſchriebene

ils oder elles,

mit der rechten Hand auf die in der Entfernung ſtehenden Schüler, ohne auf ſie hinzublicken, ſo wie er es bei

il, elle, il,

gemacht hatte; doch mit dem Unterſchiede, daß er bei elles auf die Mädchen, bei ils auf die Knaben zeigte, wie es ſich ohne Erinnern verſteht. Aber aller Mühe ungeachtet lernten die

Taubſtummen die Verſchiedenheit der Perſonen nicht eher einſehen, als bis er ein Verbum damit verband.

2. Von den Zeiten.

Weil de l'Epée meinte, Taubſtumme hätten ſchon überhaupt einen Begriff von der gegenwärtigen, vergangenen und künftigen Zeit; ſo zeigte er ihnen bloß die Art, wie die Zeiten an dem Zeitworte ausgedrückt werden, und welche Zeichen ſie zur Bezeichnung derſelben brauchten. Bei der Erklärung ſelbſt wählte er ſolche Handlungen zu Beiſpielen, welche aus dem Wirkungskreiſe der Schüler waren, und die ſie nach den Umſtänden der Zeit in der That verrichten konnten.

Um den Taubſtummen zu erklären, wie die gegenwärtige Zeit an dem Zeitworte bezeichnet werde, ließ er Einen eine Handlung, z. B. peindre, verrichten.

Während daß der Taubſtumme malte, ſchrieb er auf die Tafel

il peint.

Da ſie die Bedeutung des Wortes durch das Anſchauen der Handlung ſelbſt kennen lernten, ſo bemühte er ſich, ihre Aufmerkſamkeit bloß auf die Endung zu richten. Zu dieſem Ende ſah er bald den malenden Taubſtummen an, bald die andern, bald das geſchriebene Wort, und machte mit beiden Händen das Zeichen, welches jeder Menſch zu machen pflegt, wenn er eine gegenwärtige Handlung nachdrücklich anzeigen und jetzt — jetzt ſagen will.

Um eine vergangene Handlung zu bezeichnen, mußte ein Taubſtummer wieder eine Handlung vornehmen, wozu auch das zum Beiſpiel oben gewählte peindre als Erläuterung diente. Nach einiger Zeit ließ er ihn aufhören und den Pinſel oder die Reißfeder aus den Händen legen, dann ſchrieb er auf die andere Seite der Tafel, der gegenwärtigen Zeit gegenüber, die halbvergangene Zeit.

Die Taubſtummen ſahen, daß ihr Mitſchüler nicht mehr zeichnete. Zum Zeichen für *dieſe Zeit* warf er die Hand hinterwärts gegen die Achſel, gleich als ob er ſagen wollte:

jetzt nicht mehr, ſchon vorbei.

Bei der *halbvergangenen Zeit* warf er die Hand einmal, bei der *vergangenen* zweimal, bei der *längſtvergangenen* dreimal hinterwärts gegen die Achſel.

Das Zeichen der *künftigen Zeit* beſtand darin, daß er eine Hand gerade vorwärts vor ſich hinſtreckte. Dieſes Zeichen erklärte er den Staubſtummen auf folgende Art: an einer Uhr zeigte er ihnen die gegenwärtige Stunde des Tages, z. B. 9 Uhr des Morgens, von da fuhr er mit dem Finger bis 1 Uhr, welches die Speiſeſtunde war, und zeigte ihnen, daß ſie zu der Zeit eſſen würden.

Hierauf erklärte de l'Epee die *künftig vergangene* Zeit.

Die Handlung des Speiſens ward nach der gegenwärtigen Zeit 9 Uhr, als künftig bis 1 Uhr, und nach der folgenden Zeit 2 Uhr, als vergangen, vorgeſtellt. Dieſe künftigvergangene Zeit bezeichnete er durch folgendes zuſammengeſetzte Geberdenzeichen: erſtens ſtreckte er die Hand vorwärts vor ſich hin, welches das Zeichen der künftigen Zeit iſt; dann warf er die Hand zweimal hinterwärts gegen die Achſel, die vergangene Zeit auszudrücken.

Es ſind noch zwei Zeiten übrig, welche von den Grammatikern die *künftighalbvergangene* und die *künftiglängſtvergangene Zeit* genannt werden. Die erſte zeigt an, daß etwas *jetzt* geſchehen würde, wenn etwas anders vorausgegangen oder gegenwärtig wäre. Die zweite bedeutet, daß etwas geſchehen wäre, wenn eine Bedingung wäre erfüllt worden.

Dieſe zwei Zeitverhältniſſe zu erklären, verfuhr de l'Epee folgendermaßen: er gab einem Taubſtummen etwas zu lernen auf und hielt ihm zugleich ein Geſchenk, z. B. einen Apfel vor, den er ihm zu geben verſprach, wenn er zu einer gewiſſen Zeit das Aufgegebene aus dem Gedächtniſſe ſchreiben könne. Zur beſtimmten Zeit trat de l'Epee mit dem Apfel in der Hand zu ihm hin, und bedeutete dem Taubſtummen, er ſolle das aufgegebene auf die Tafel ſchreiben; da er aber dies nicht konnte, — denn er gab ihm allemal ſo viel auf, daß der arme Taubſtumme unmöglich im Stande war, alles zu merken, und daher das roſenrothe Aepfelchen nie zu koſten bekam, — ſo zog er ſich zurück, ſteckte den Apfel in die Taſche, und gab durch Geberden zu erkennen, daß er ihm den Apfel nur dann geben wollte, wenn er die geſetzte Bedingung erfüllt, das iſt, gelernt hätte, und daß ihn nur ſeine Nachläſſigkeit dieſe Bedingung zu erfüllen, oder das nicht gelernt haben abhalte, ihm den Apfel zu geben.

Aus dieſer Vorſtellung nahm er für dieſe Zeit auch das Zeichen; er machte nehmlich anfangs das Zeichen des Zeitwortes mit dem Beiſatze der Bejahung, zeigte aber ſogleich mit einer Verneinung auf die neben ſtehende Bedingung und zog ſich zurück, um anzudeuten, daß die nicht erfüllte Bedingung ihn die Handlung zu verrichten hindre.

Eben dies Zeichen galt für die künftig längſtvergangene Zeit; nun fügte er demſelben das Zeichen der vergangenen Zeit bei, weil die Handlung des Gebens wirklich ſchon vorüber wäre, wenn die geſetzte Bedingung des Lernens wäre erfüllt worden.

Weil das Verhältniß dieſer Zeiten zu erkennen viel Aufmerkſamkeit koſtet, ſo ließ es de l'Epee nicht bei einem einzigen Beiſpiele bewenden.

Sie werden ohne meine Anmerkung glauben, daß die Taubſtummen nur durch anhaltende Uebung die Schriftzeichen dieſer Zeiten, ich ſage nicht den richtigen Gebrauch und das Anwenden derſelben gehörig faſſen lernten. Sie werden auch ohne meine Anmerkung den Kopf ſchütteln, daß de l'Epee ein verbum irregulare zum erſten Beiſpiele wählte. Wie vieles könnte ich Ihnen noch anführen, um zu beweiſen, daß die Taubſtummen durch dieſe methodiſche Zeichen nur — Zeichenkenntniß lernen; wenn ich Beruf in mir fühlte, die Legion kritiſcher Notenſchreiber zu verſtärken. — Es giebt gewiſſe Leute, welche unter einer ſo glücklichen Konſtellation geboren ſind, daß ſie, ohne daß man recht ſagen kann, warum? in auſſerordentlichem Ruf ſtehen, und daß es faſt eine Todſünde iſt, anders als mit tiefer Ehrerbietung von ihnen zu reden. Ein ſolcher Mann war de l'Epee, in dem ich übrigens den edlen Menſchen verehre, deſſen Talente ich ſchätze, dem der vortreffliche Sicard in Paris und der nicht minder vortreffliche Joſeph von May in Wien (dem ich bald ein kleines Denkmahl der Freundſchaft zu ſetzen hoffe) den erſten Lichtblick verdanken; nun ihnen aber die Augen geöffnet ſind, ſehen beide nicht mehr mit de l'Epee's Augen, ſondern bedienen ſich ihrer eigenen. — Welche Abgötterei hat man nicht mit de l'Epee getrieben; ſogar die, vielleicht einzige ſchlimme Handlung ſeines Lebens hat man in eine edle verwandelt, und ein hiſtoriſches Drama daraus gemacht, an dem — wie der franzöſiſche Merkur beurkundet — nichts wahr iſt, als die Namen de l'Epee und Solar! — Wie wenig hat man dagegen auf Heinike'n geachtet, deſſen Methode für Taubſtumme doch viel brauchbarer und des Vorzuges weit würdiger iſt! Unſer Nicolai hat recht, wenn er dies in ſeinen Reiſen behauptet, und ich habe das Herz, — es Ihnen hier zum Schluſſe meines Briefes ganz verſtohlen zu geſtehen, daß Nicolai recht hat.

Doch noch nicht zum Schluſſe! — denn ich muß Ihnen noch ſagen, daß ich mit Mühe zwei litterariſche Herausforderungen an einen Doctorem Medicinae unterdrückte, die Ihnen zwei Taubſtumme zuſenden wollten. Der Herr Doctor (von dem meine Taubſtummen glauben, daß ſeine Recepte das beſte ſind, was er ſchreiben kann) hat in einer anſehnlichen Geſellſchaft bezweifelt, daß die von Ihnen eingerückten Briefe von Taubſtummen herrührten. Dies haben die beiden Taubſtummen wieder erfahren und ſich, wie rohe Naturmenſchen, ſehr bitter darüber geäuſſert. Wer mich kennt, der weiß, daß weder mein Kopf von allen Regeln der Pädagogik, noch mein Herz von aller Ehrlichkeit ſo ſehr entblößt iſt, um mich zu Taſchenſpielereien herab zu würdigen, wie jener Doctor mirabilis meinte. Wer das von mir glaubt, der verdient weder mich, noch das unter meiner Direction ſtehende Inſtitut kennen zu lernen! — Warum ſollte ich auch den Taubſtummen helfen? Ruhm begehre ich nicht zu erlangen; mein einziger Ruhm iſt meine Pflicht, der einzige Wunſch meines Herzens: daß mancher arme Taubſtumme die aufkeimende Freude ſeines Daſeyns mir danke.

Berlin, am 9ten Junius 1801.

Ernſt Adolf Eſchke.

IV.

Theater.

1.

Korreſpondenznachricht aus Wien. *)

Wien, den 24ſten July 1801.

Seit einigen Wochen hatte Wien das ſeltene Vergnügen, auf ſeinem Hof- und Nationaltheater den Königl. Preußiſchen Direktor des Nationaltheaters, Herrn Iffland, den Lieblingsſohn der dramatiſchen Muſe, öfters zu ſehen. Der ſchönen und manchmal ſehr heißen Witterung ungeachtet, und zu einer Jahreszeit, da bekanntlich ſehr viele Herrſchaften ſich ſchon auf ihren Landgütern befinden, auch unlängſt Herr Schikaneder und Konſorten, bei Eröfnung ihres neuerbauten Theaters, das Publikum durch allen möglichen Prunk

---

*) Obgleich dieſe Nachricht ſich etwas verſpätet hat, ſo verdient ſie doch, wegen einiger bisher unbekannten Anekdoten, und wegen des Gegenſtandes ſelbſt, ihren Platz in der E. — Die lebhafte Anerkennung des Verdienſtes, die dem kälteren Norden fremd ſcheint, iſt doch dem Gefühl ſehr angenehm: die Begeiſterung, mit welcher das Wiener Publikum den fremden Künſtler aufnahm, war um ſo ſchöner und ſelbſt ſchmeichelnder, weil ſie gegen das dort anerkannte Verdienſt gerecht blieb. So wie Herr Iffland, wurden auch die einheimiſchen beliebteſten Schauſpieler bei ihrem Erſcheinen mit Händeklatſchen empfangen.

Der Herausgeber.

hinzulocken ſich aus allen Kräften beeiferten, war doch immer im ganzen Hauſe jedes Plätzchen gedrängt voll, der Beifall bei jedesmaliger Vorſtellung ſo ungetheilt, und von ſo allgemeinem lautem Enthuſiasm begleitet, daß Herr Iffland, bei all ſeiner bekannten Beſcheidenheit, und ungeachtet der hier angeführten Verfügung, daß nehmlich fremde Schauſpieler nur dreimal herausgerufen werden dürfen, ſich gleichwohl genöthigt ſahe, dem anhaltenden, lärmvollen Zurufen des ſämmtlichen Publikums nachzugeben, und jedesmal nach geendigtem Spiele den begeiſterten Zuſchauern ſich noch einmal zu zeigen.

Auch die erhabenſten Geſchwiſter unſers verewigten Kaiſers Joſeph, die Königin von Neapel ſamt ihren königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen, die Erzherzogin Eliſabeth, der Churfürſt Maximilian und der Erzherzog Ferdinand nebſt den jüngern Erzherzogen beehrten dieſes vortrefflichen Künſtlers Spiel ſehr oft mit Ihrer Gegenwart und unbegrenzten Zufriedenheit. Vorzüglich aber war der verehrungswürdigſte Kenner und Beförderer jeder ſchönen Kunſt, Se. Herzogliche Durchlaucht Albert von Sachſen Teſchen jedesmal mit der theilnehmendſten Aufmerkſamkeit zugegen. Die Königin von Neapel, und vorzüglich unſer allgeliebter Erzherzog Karl empfingen Herrn Iffland auch bei ſich mit jener ausgezeichneten Achtung, womit in kultivirten Staaten Künſtler der erſten Größe von großen unbefangenen Fürſtenſeelen immer beehrt zu werden pflegen. Die Königin von Neapel führte ihn ſogar unter den gnädigſten Aeußerungen allen ihren liebenswürdigen Kindern auf. Auch Sr. Majeſtät unſerm Kaiſer, dem vermuthlich dringendere Staatsgeſchäfte keine Muße gönnten, während dieſer Zeit das Hoftheater mit

Seiner Gemahlin zu beſuchen, durfte Herr Iffland perſönlich aufwarten, und erhielt von ihm die gnädigſten Aeuſſerungen. Unter andern ſagten Se. Majeſtät zu Herrn Iffland: „Ich kenne Sie ſchon längſt aus ihren Schriften als einen ehrlichen Mann.“

Dem mit der k. k. Hoftheater-Direktion vorläufig geſchloſſenen Vertrage gemäß ſollte Herr Iffland nur fünfzehn Gaſtrollen ſpielen. Doch von dem heiſſeſten allgemeinen Wunſche unſers Publikums und von deſſen auſſerordentlichem Beifalle gerührt, entſchloß ſich derſelbe, ſo lange fortzuſpielen, und endlich gar täglich aufzutreten, bis endlich, mit Eingang Monats Julius die gewöhnlichen Ferien unſerer deutſchen Hofſchauſpieler-Geſellſchaft eintraten.

Noch hat vielleicht ſeit Thespis Urzeiten kein Schauſpieler ſich in einem ſo ausgebreiteten Kreiſe mit ſo vielfachem Kunſttalente gezeigt, als Herr Iffland. Er ſpielte in den Schauſpielen: Oktavia, die Selbſtbeherrſchung, Pygmalion, der Schubkarren des Eſſighändlers, die Reiſe nach der Stadt, der Hausfrieden, der Jude, der Spieler, der deutſche Hausvater, die Maler, Erinnerung, leichter Sinn u. ſ. w. die Hauptrollen unſerer hieſigen beſſern Schauſpieler, Koch, Brockmann, Müller Vater, Lange und Weidmann, des ſeligen Schütz, Ziegler und Klingmann, alle ſo unerreichbar und mit ſo vieler Originalität durch, daß er von allen keinen Zug kopirte, ſondern in jeder Rolle, ſie mochte zum erhaben-tragiſchen, rührenden, oder zum fein- oder gemein-komiſchen Fache gehören, nach dem Urtheile aller ächten unpartheiiſchen Kenner immer als der Einzige erſchien.

Ueber Herrn Ifflands ſprechendes, ausdruckvolles, jedermann verſtehliches Mienenſpiel, um mich aber über eine weitbekannte Sache nicht ins Weitläuftige zu verirren, hier nur eine Anekdote: Als während des Schauſpieles, der Eſſighändler, das ganze Publikum, wie gewöhnlich, ſeinen Beifall durch Zuklatſchen äußerte, und eine ſchlichte Bürgersfrau im zweiten Parterre bemerkte, daß ein junger Menſch neben ihr ziſche, verwies ſie ihm dies, als ſehr unartig. „Ich ziſche ja nur, ſagte der junge Mann, weil ich des zu plötzlichen Lärms wegen nicht höre, was Herr Iffland geſagt hat." „Ich habe ihn, erwiederte die Bürgersfrau, auch nicht gehört, aber doch verſtanden."

So lange Herr Iffland ſich in Wiens Mauern aufhielt, haben ihn unſere Dichter und Dichterinnen mit manchen Ergießungen ihrer Kunſtgefühle beehrt. Unter dieſen empfiehlt ſich jenes unſers gelehrten Herrn Hofraths von Somſchütz, das ich hier beilege *), in Rückſicht ſeiner altrömiſchen ſchönen Sprache und Präziſion beſonders

---

*) Epigramma de IFFLANDO, Comico et Comoedo Theatri Regii Berolinensis Directore, varias in urbe personas Viennae agente.

Quid tristis queritur populus nunc arcta theatra?
  Spectandique ardens nascitur unde sitis?
Roscius Elysium doctus, sapiensne Menander
  Mirandusne Garick deseruere suum?
Iffland clarus agit: Berolini gloria scenae
  Grande decus. Gestu, voce, styloque potens.
Lumine nascentem placido spectasse Thalia
  Traditur, et dulces edocuisse modos. —
Densa hinc turba, sonat toto plausuque theatro
  Quivis et exclusus tristis abire solet.

Unſer würdige Herr Hoftheater-Vicedirektor, Baron von Braun, den nach Herrn Ifflands Ankunft ein Fieber ergriffen, und ſeit der Zeit ans Krankenbette gefeſſelt hatte, beehrte den ſeltnen Künſtler beim Abſchiede, außer dem beſtimmten Honorär von 3000 Gulden, mit einer ſchweren mit ſchönen Perlen beſetzten goldenen Doſe nebſt 100 Spezies-dukaten zum freundſchaftlichen Andenken.

Von hier ging Herr Iffland nach Grätz, wo er in verſchiedenen Hauptrollen achtmal auftrat. Sein Herz konnte den rührendſten Einladungen des ſo ſchätzbaren Publikums jener biedern Stadt und den dringenden Bitten des dortigen Theater-Inhabers nicht widerſtehen. Auch reuete ihn dieſe Reiſe in der Folge nicht. Die romantiſch-ſchönen Gegenden in der mannigfaltigſten Abwechslung von Wieneriſch-Neuſtadt bis Grätz, und noch viel mehr der redliche Karakter und das ungeheuchelte Wetteifern aller Stände daſelbſt, ihn während ſeines Aufenthaltes mit allen nur möglichen Ehrenbezeugungen zu überhäufen, verſchafften ſeinem gefühlvollen Herzen viele ſelige Stunden. Die ſchönſte war ihm aber für ſeine Rückkunft aus Steyermark nach Wien vorbehalten.

Kaum erfuhr unſer erhabener Erzherzog Karl, Herr Iffland wäre wieder in Wien, ſo ſchickte Er ihm ſogleich eine ſehr ſchöne große blau-emaillirte goldene Doſe, mit koſtbaren Perlen und einem auf Herrn Iffland, als den Liebling der Muſe, paſſenden vortrefflichen Gemählde geziert, in deſ-

---

Sic cunctis est grata bonis Ifflande VIENNA,
Sic tribuit meritis munera, justa, tuis.

Vindobonae, *I. S.*
anno cIↄIↄCCCI. III Kal. Jul.

ſen Wohnung, mit dem ausdrücklichen Beiſatze, dies bloß als ein geringes Andenken zum Beweiſe ſeiner Achtung für die ſchöne Schauſpielkunſt anzunehmen. Als Herr Iffland nachher dem guten Erzherzoge für eine ſo unerwartete Gnade ſeinen mündlichen Dank entrichtete, unterhielt ſich dieſer liebenswürdigſte Prinz mit ihm beinahe eine ganze Stunde über mancherlei höchſt intereſſante Gegenſtände ſo gütig, daß Herr Iffland, von ſo einem huldreichen Betragen ganz hingeriſſen, endlich mit deutſch-männlicher Freimüthigkeit den Wunſch äußerte, von einem ſo ächtdeutſchen biedern Fürſten auch nach altdeutſcher Sitte, mittelſt eines kraftvollen Händedrucks Abſchied nehmen zu dürfen. Der leutſelige Erzherzog, der zu gut weiß, daß wahre Fürſtengröße nicht in affektirter Steifheit und Menſchenſcheue, ſondern in ungekünſtelter Würde und Menſchenachtung beſtehe, reichte dem Künſtler ſogleich ſeine Rechte freundlich dar. Iffland ſchied ſo von dem erhabenen Menſchenfreund in ſtummer Entzückung. — Heute Morgens trat der uns ewig Unvergeßliche ſeine Rückreiſe nach Berlin über Prag an. Daſelbſt wird er ſich noch einigemal auf dem ſtändiſchen Theater zeigen. Ach! daß wir den Wunſch aufgeben müſſen, den Unnachahmlichen auf immer zu beſitzen! — Möchte uns doch wenigſtens die Ehre ſeines unſchätzbaren Beſuches bald wieder zu Theil werden, und Hygieia ihn Hand in Hand auf allen ſeinen Wegen begleiten! —

2.

Ueber die Aufführung der Maria Stuart in Breslau.

Breslau, im September 1801.

Das Intereſſe, welches Wallenſtein in der literariſchen Welt und bei dem Theaterpublikum Deutſchlands erregt und nicht völlig befriedigt hatte, erwachte von neuem bei der Erſcheinung eines noch jüngeren Produktes der Schillerſchen Muſe. Maria Stuart wurde weniger erwartungsvoll, als Wallenſtein, empfangen, aber deſto wärmer aufgenommen.

Es war demnach ſehr natürlich, daß die Erwartung unſeres Publikums, bei ſo vielen vorhergegangenen Kritiken, bei der endlichen Erſcheinung dieſes Dichterproduktes in den Buchläden, bei den verſchiedenen Meinungen über den Werth deſſelben, endlich bei der Ankunft der Madame Unzelmann in hieſige Stadt in die ungeduldigſte Spannung überging, mit welcher man ſich wechſelſeitig fragte: wann wird Madame Unzelmann in der Rolle der Stuart auftreten? — (In einem Zeitraume von ungefehr 14 Tagen wurde Maria Stuart, den 6ten September, hier zum dritten Mahle aufgeführt.)

Ich laſſe es unentſchieden, ob die zweimahlige Wiederholung dieſer Vorſtellung — als unzweideutiger Beweis des Intreſſe, welches ſie hier erregte, indem jedesmahl das Haus bis zum Erſticken angefüllt war — mehr auf Rechnung des Dichters, oder der Talente der Madame Unzelmann zu ſetzen ſei? So viel iſt gewiß, daß Madame Unzelmann ſehr viel zu dem Intereſſe beitrug, indem ſie mit eben ſo viel Geſchmack als Geiſt einige zu ſehr wuchernde Ranken des Dichtergenies zu beſchneiden verſtand. Ich kann mich darauf nicht einlaſſen, Madame Unzelmanns Spiel zu detailliren, noch weniger auf ein hochtönendes Lob ihrer Talente, von allen Beweisgründen entblößt. Ich achte ihre Kunſt zu ſehr, um ſelbige durch bloße enthuſiaſtiſche Aeußerungen verdächtig zu machen.

Ich ergreife vielmehr die Gelegenheit, unſeren Schauſpielern dasjenige frei und offen zu ſagen, was mir bei der letzten Vorſtellung der Maria Stuart in ihrem Spiele misfiel, und wo ſie — meiner Einſicht nach — den wahren Geſichtspunkt ihrer Rolle verfehlt haben.

Die Beſchränktheit dieſer Blätter erlaubt mir nur fragmentariſch zu ſeyn. Wahrheit — ſofern ſie von meiner perſönlichen Ueberzeugung abhängt — iſt einzig und allein mein Zweck; und es würde mich kränken, wenn man in dieſer Form meines Aufſatzes irgend einen verſteckten leidenſchaftlichen Grund zu entdecken glaubte.

Allein erlaubt ſei es mir demungeachtet (denn ich glaube dazu in Namen des Publikums verpflichtet zu ſeyn) gewiſſe Unachtſamkeiten zu rügen, welche täglich auf unſerer Bühne vorfallen, und deren Quelle Mangel an Achtung für die Kunſt und für das Publikum iſt *). Ich halte mich für verbunden, laut zu ſagen: daß diejenige Behandlung, welche wir im Umgange mit Lebensart zu benennen pflegen, ſich auf die unbedingte Vorausſetzung einer allgemeinen Achtungswür-

---

*) Einen ſehr auffallenden Beweis meiner Behauptung liefert die Aufführung der Zauberin Sidonia, womit Madame Unzelmann hier ihre Darſtellungen beſchloß. Die Leſer werden mich verſtehen, wenn ich Ihnen ſage, wie ungern ich das Wort Kabale im Gefolge einer ſchönen Kunſt nenne!

digkeit gründet. Es iſt dieſes eine Verpflichtung, von der ſich keiner losſagen kann, ohne zugleich den Anſpruch auf jene Benennung zu verlieren; eine Münze, deren Werth oder Unwerth nicht unterſucht, und die nur darum gilt, weil ſie allgemein empfangen, allgemein ausgetheilt werden muß. Ich weiß, daß das Theaterperſonale ſich auf gewiſſe Unarten im Publikum zu ſtützen pflegt, um dieſem ihre Achtung zu verweigern. Allein bei noch ſo vielen, vielleicht gegründeten Anläſſen dieſe Achtung zu verlieren, muß es ſich überzeugen, daß dieſes unanſtändige Betragen dem Einzelnen, ſeine Achtung aber dem Ganzen zugehöre. Was auch eine gewiſſe Billigkeit dazu ſagen möchte; ſo fordert es die Kunſt. — Eine Forderung, die dem Künſtler über alles gehen muß! In dieſer Ueberzeugung — die, ich geſtehe es, zuweilen eine wirklich große Seele vorausſetzt — in der Achtung für eine Kunſt, die ſelbſtſtändig, von keinem Publikum abhängig, ſich erkennt, und bei vollem ſowohl als leerem Schauſpielhauſe mit vereinigten Kräften nach dem ausgeſteckten Ziele hinwirkt — beſteht jener Gemeingeiſt, der jeder Bühne die Fortſchritte der Kunſt verſichert, darein haben die Künſtler jenes feine Gefühl für Ehre zu ſetzen, welches, indem es Achtung giebt, Achtung fordert, und gewiß zurück erhält.

Wir haben Feſttage auf unſerer Bühne, ſo gut wie in unſeren Kirchen; mit dem Unterſchiede, daß der Kalender keine Anzeige davon macht. Die Anläſſe zu ſolchen Tagen, welche die vereinigte Anſtrengung aller Künſtler erfordern, und wo jeder ſich fähig fühlen muß, der Kunſt ein Opfer bringen zu können, werden entweder durch die Darſtellung eines neuen, ungewöhnlichen, die Aufmerkſamkeit des Publikums erregenden Dichterproduktes oder durch die Gegenwart eines fremden

Künſtlers von Ruf, gegeben. Ich bin überzeugt, daß jeder unſerer mitſpielenden Schauſpieler bei der Aufführung der Stuart dieſe Aufforderung gefühlt hat, und ich kann um ſo ſicherer in meiner Beurtheilung vorwärts ſchreiten, als ich gewiß weiß, daß dieſe Darſtellung das Reſultat des höchſten Fleißes geweſen iſt.

Da ich die Rolle der Stuart übergehe; ſo ſehe ich in ihrer Nähe die zärtliche Freundinn und Wärterinn der unglücklichen Maria, Hanna Kennedy. Dieſe Rolle war der Madame Kramp zugetheilt. In Betreff der Auswahl ihres Anzuges hatte Madame Kramp gegen eine Kunſt gehandelt, welche ſonſt den Damen nicht fremd iſt, und einer Schauſpielerinn am wenigſten fremd ſeyn ſollte; ich meine die Kunſt, vermittelſt der Auswahl der Farbe ihrer Kleidung den pathognomiſchen Ausdruck des Karakters zu verſtärken. Die Kennedy erſchien im erſten Akte in einem weißen Anzuge; einer Farbe, die meinem Gefühle nach für ihr Alter und ihre Situation zu pretenſionsvoll war. Ich weiß es ſehr gut, daß dieſe Farbe, aus gewiſſen ökonomiſchen Rückſichten, im bürgerlichen Leben faſt alle übrigen verdrängt, und auf dieſe Art einen Grad von häuslichem Anſchein angenommen hat, welcher aber, wie geſagt, in Rückſichten liegt, die die Kunſt nicht anerkennen kann. Und zugegeben, daß Madame Kramp ſich deshalb keine Sünde vorzuwerfen habe, wozu jene unnütze, ſelbſt koſtumwidrige Verzierung ihres Kleides, welche auf nichts anders als Nachahmungsſucht und Pretenſion hinweiſen konnte? Die Mode kann dafür keine Entſchuldigung einreichen, es möchte dann eine Mode geben: geſchmacklos zu handeln! — Madame Kramp rezitirte übrigens — die gewöhnlichen Fehler ihrer Deklama-

n abgerechnet — die Jamben mit vielem Glücke, und hielt
ziemlich den Karakter ihrer Rolle treu. Nur in der vierten
cene des 1ſten Akts — und daran war wahrſcheinlich ihre zu
ſe Beſcheidenheit ſchuld — hätte man wünſchen mögen,
ſie weniger dem Dichter getreu geblieben wäre. Madame
amp hätte ſich unſerem Gefühle gefällig beweiſen können,
m ſie die Vorwürfe, welche in dieſer Scene die zärtliche
nnedy ihrer unglücklichen Maria mit einer ſo unnatür-
en Härte macht, durch Ton und Geberden etwas gemil-
hätte. Ich bin überzeugt, daß ſie die Unſchicklichkeit der-
en gefühlt hat; um ſo mehr wundert es mich, daß ich bei
gen Stellen dieſer Scene, ſogar den abſichtlich verſtärkten,
ſtbittern Ton des Spottes wahrnahm.

Sir Paulet, Herr Ohman. Wer hätte in dieſer
dung, in dieſem Anſtande einen engliſchen Ritter zu den
en der Eliſabeth geſucht? Herr Ohman hat aller Wahr-
nlichkeit nach (denn ich kenne ihn als einen Mann, der
ohne Ueberzeugung handelt) ſeine Gründe gehabt,
um er den Sir Paulet etwas zu alt nahm. Uebrigens
ſe ich mich, in Betreff des erſteren, auf das unverdor-
Gefühl eines jeden, ob nicht das erſte Auftreten des
n Ohman durchaus ſo geeignet war, daß man in ihm
gemeinen Gefangenwärter zu erblicken glaubte. Solcher-
t hatte er Würde in Rauheit, Ernſt in Härte, und
nlichkeit des Karakters in eine durch Alter und Gewohn-
eſt gewordene Gefühlloſigkeit umgeſchaffen.

Die Rolle des Mortimers ſpielte Herr Leiſering.
e Journale haben ſchon längſt dieſen angehenden Künſt-
it Ruhm aufgeführt, und in dieſer Rolle hat er ſich deſ-
nicht unwerth gezeigt. Leiſerings vorzügliches

Studium — ſeitdem ihn ſeine Geſundheit nöthigte, als Sänger nicht mehr ſo häufig aufzutreten — war nicht ohne allen Erfolg auf eine richtige und glänzende Rezitirung gerichtet; und in ſo ferne Proben verſchiedener Art das beſte Mittel ſind, um die Natur ſeines Sprachorganes und den Grad von Kraftanwendung kennen zu lernen, verdienen ſeine Uebungen alle mögliche Aufmunterung. Nur hätte **Leiſering** Verſuche der Art noch auf einige Zeit von der Bühne entfernen ſollen! Die Manier, welche er in der erſten Unterredung **Mortimers** mit der **Maria** beobachtete, eins ums andere, bald höher, tiefer, ſtärker und ſchwächer zu reden, iſt, nach **Ifflands eigenen Worten***), wenn ſie von aller **Mitwirkung der Seele ausgeſchloſſen iſt, ein ausgeartetes, enterbtes Stiefkind der Natur.** Dieſe Manier abgerechnet, traf Herr **Leiſering** in einzelnen Stellen, wo er ſich ſeinem Gefühle überließ, den Ton mit vieler Wahrheit und Rührung, und von allen denen, die mitſpielten, wurde man bei ihm am wenigſten den Zwang des Verſes gewahr An ſeinem Spiele glaubte man mit Recht ausſetzen zu können, daß man zu ſehr jenen zarten, weichen, hingebenden Vortrag, der, in der Natur der Liebe gegründet, durch keinen Thatendrang vernichtet werden kann, entbehren mußte. (Ich muß hier anführen, daß in der zu erotiſchen Scene des dritten Akts, zwiſchen **Mortimer** und der **Maria**, auf Anrathen der Madame **Unzelmann**, einzelne Stellen ausgelaſſen wurden.)

Madame **Oſten** als Königin **Eliſabeth**. — Man kann die Schauſpieler nicht zu oft daran erinnern, daß wir auf der Bühne nur den Menſchen zu ſehen wünſchen. Könige und Königinnen müſſen — was ſie abzulegen nie im Stande ſind — Menſchen bleiben. Freilich Menſchen, die unter einem Zufluß günſtiger Umſtände ſich bildeten; bei denen ihre Geſchäfte und ihr Stand (denn nach der Ordnung der Dinge ſollte die Wichtigkeit dieſes von der Wichtigkeit und Anzahl jener abhängen!) Würde und Ernſt, ihr günſtiges Geſchick eine vor allen übrigen Menſchen vortheilhafte Bildung vorausſetzen laſſen. Allein zu welcher Klaſſe von Weſen ſollen wir jene Puppen von Fürſten und Fürſtinnen rechnen, welche wir auf dem Theater zu ſehen gewohnt ſind? Hier, wo Würde in Anmaßung und Rechthaberey, Ernſt in Geringſchätzung, und Bildung in ein leeres Zeremoniel, welches weder für unſer Herz noch für unſere Zeiten paßt, ausartet! — Das Publikum ſieht Madame Oſten weit lieber in bürgerlichen, als heroiſchen Rollen auftreten; ſeit einem halben Jahre hat ſie ſich aber von jenen gänzlich ausgeſchloſſen.

---

*) Fragmente. Pag. 40.

Herr Müller und Herr Veltheim, dieſer in der Rolle des Leiceſter, jener als Burleigh, ſpielten — ſich ſelbſt. Die deutſche Schauſpielkunſt hat ſeit zwanzig bis vierzig Jahren faſt eine Totalveränderung erlitten. Veltheims Held ſeiner Praedilektion iſt außer der Mode, um wie viel mehr muß es nicht die Kopie ſeyn? Beide rezitirten die Jamben mit einer Aengſtlichkeit, die ihrem Spiele, das hierdurch einen fremden Zuſatz erhielt, den letzten Reſt der Wahrheit raubte. Ich glaube es meinem ſchriftſtelleriſchen Gewiſſen ſchuldig zu ſeyn, offenherzig zu bekennen, daß ich — ſo ſehr ich übrigens dem Gebrauch der Jamben, als Deklamationsübung, beipflichte — ſehr vielen Anſtand nehme, unſeren Bühnen über ihre Aufnahme Glück zu wünſchen.

Geſetzt auch, wir fänden den Rythmus des Jambus wieder — welcher aber für jetzt noch verloren iſt, und wahrſcheinlich bleiben wird — wie würde zu dieſem Funde unſere heutige Schauſpielkunſt und Deklamation paſſen? Und warum wollen wir jetzt ſchon die Feſſeln einer Sache tragen, deren Güte und Vortrefflichkeit für uns noch unentdeckt iſt? Warum die freie Wirkſamkeit des Dichters und des Schauſpielers hemmen, da ohnedies die Natur unſerer Sprache ihnen ſo viele Hinderniſſe in den Weg legt, und den Ausdruck verhindert, die Stärke und Wahrheit des Gedachten zu erreichen?

Die Rolle des Lords Talbot ſpielte Herr Scholz. Man nehme meine Behauptung, wie man will, ſo glaube ich Recht zu haben, derjenige Schauſpieler, welcher zwei, nicht einmal verwandte Karaktere auf die Art mit einander verwechſelt, daß der Zuſchauer von der Vorſtellung dieſes unwillkührlich zu der Erinnerung jenes Karakters hingeführt wird, den Vorwurf der Einförmigkeit zu machen. In der Natur iſt nichts identiſch; die Kunſt muß in dieſer Rückſicht der Natur ſo weit folgen, daß ſie ſogar den Schein deſſelben vermeidet. Ich will mich nicht auf Ifflands Reichthum berufen, wodurch es dieſem allein möglich ward, denſelben Charakter, dieſelbe Rolle ſo vielſeitig zu ſpielen, der Maasſtab würde zu groß ausfallen! — Das Publikum klagt Herrn Scholz an, daß es, ganz gegen ſeine Wünſche, im dritten Akte durch ihn an den alten Oldenholm im Hamlet erinnert worden ſey (einige wollten ſogar in ſeiner Darſtellung eine Aehnlichkeit mit dem alten ſchwachſinnigen Onkel aus dem Mann von Wort entdeckt haben). Man erlaube aus dieſer Bemerkung (welche ihre Richtigkeit hat) die Reſultate zu folgern: daß 1) Herrn Scholz's Spiel entweder zu wenig geeignet war, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, indem es der Phantaſie des Zuſchauers auszuſchweifen erlaubte; oder daß 2) er ſeiner Darſtellung nicht diejenige Vollendung zu geben verſtand, wodurch ſie, in jedem ihrer Theile feſt und wahr gezeichnet, jene Individualität erhält, welche jede Verwechslung unmöglich macht. Die natürlichſte Folge von dieſem war, daß durch das Spiel die Einheit der Handlung verloren ging, das Intreſſe ſeiner Rolle geſchwächt, die Aufmerkſamkeit von dem Hauptgegenſtand ab, auf fremdartige Ideen hingewendet wurde, und ſo nothwendig jede Illuſion vernichtet werden mußte. Es wunderte mich ſehr, daß ein Schauſpieler von Ruf und Verſtand, als Herr Scholz, ſich ſo wenig vom Intreſſe des Stücks und ſeiner Rolle informirt hatte, indem er dadurch, daß er den Talbot als einen kindiſchen Greis ſpielte, ſeine Theilnahme für die Stuart nothwendig verdächtig machen mußte. Scholz's Spiel entſchied über den Erfolg dieſer Vorſtellung. Schiller, der Dichter, nicht der Hiſtoriker, bedurfte in der Verſammlung der Richter der Stuart einen Mann, der, vermöge ſeines Alters, von dem Verdachte einer jeden Sinnesbeſtechung und des Partheygeiſtes frei, unter lauter leidenſchaftlich handelnden Perſonen, den Zuſchauer zurechte wies, und ihn den Ausſpruch der Weisheit lehrte. So einen Haltpunkt, als Lord Talbot, mußte der Zuſchauer haben, um richtig urtheilen zu können, und eben dieſer ging durch Herrn Scholz's Spiel gänzlich verloren.

Ich ſchließe dieſen Aufſatz, in Bezug auf das vorhin geſagte, mit folgender Bemerkung: Nicht ſelten wird man finden, daß die Außerachtlaſſung ſolcher, wirklich unrichtig ſcheinenden Rückſichten die einzige Urſache ſeyn, weshalb ſelbſt die beſte Vorſtellung ihre verdiente Wirkung nicht hervorbrachte.

Rollen, wie die des Talbots, haben nicht viel in die Augen fallendes; man rechnet ſie daher zu den Nebenrollen, und ſpielt ſie auf gutes Glück, ohne zu bedenken, daß in einem wohlgeordneten Ganzen auch der kleinſte Theil ſeine relative Wichtigkeit hat, welche im Stande iſt, bei Vernachläßigung derſelben die Wirkung des Ganzen zu vernichten. Ueberhaupt ſcheinen diejenigen Schauſpieler, welche ſich des Mangels ächter Talente bewußt, und zugleich eitel genug ſind, deſſen ungeachtet nach einem Ruf zu ſtreben, die Wichtigkeit ihrer Rolle auf die Art zu beurtheilen, wie das gemeine Volk die Thaten eines Helden zu betrachten pflegt. Das Maaß ihrer Wichtigkeit beruht auf der Beantwortung der Frage: wie viele Menſchen hat er umgebracht?

V.

Gedichte.

I.

Die Inſel.

(Frei nach der Epiſode am Schluſſe des zweiten Geſanges des Homme des champs, par Jacques Delille.)

O Muſe, ſtimme jetzt zu ſanften Tönen
    Dein Saitenſpiel; ſing uns den bittern Schmerz
Der armen Dora, und wie dann der Schönen
    Das Leid die Freude führt' ins Herz,
    Und wie ſie Amor nur geplagt aus Scherz,
Um deſto freudiger ſie bald zu krönen.
O ſing' uns dies, du Freundlichſte der Muſen,
Und flöße Muth in manchen bangen Buſen.

Wo Schottlands alte Berge rings umgeben
    Den See von Nes mit grauer Wand,
Dort auf geduld'gen Wogen ruhig ſchweben
    Viel grüne Inſeln. Schilf und Buſch der Rand.
Aus wildem Wurzelwerk und Zweigen weben
    Sie ihren Grund; und Moos und Laub wird Land.
Als Seegel ſteigt empor mit ſchlanken Aeſten
Die Eich', und führt das Schiff nach Oſt und Weſten.

Und von den grünen Wanderinſeln eine
Iſt einer ſchönen Hirtinn einzig Gut.
Nicht ſtolze Heerden trägt und nährt das kleine
Eiland, und auf dem friſchen Anger ruht
Kein blökend Schaaf. Es brüllt im kühlen Haine
Die Milchkuh nicht: denn unter Dora's Hut
Irrt nur zerſtreut ein muntres Volk von Ziegen:
Die Armuth läßt mit Wen'gem ſich begnügen.

Wie eine Blume, in den Schooß der Quelle
Geworfen, ſchwimmt die Inſel ſanft daher,
Wie jene, wo die ſichre Rettungsſtelle
Die fliehende Latona fand, als ſchwer
Der Juno Zorn ſie drückte; wie im Meer
Die Götterwiege ſchwamm auf frommer Welle,
So ſchwimmt dies Werk des Zufalls und der Wogen,
Vom ſtillen Gang der Waſſer fortgezogen.

Und an des See's Geſtade fernhin drüben
Bewohnt der ſchlanke Dolon ſein Geſild,
Und Hain und Wieſe. Ach! ſchon lange lieben
Sich Hirt und Hirtinn heimlich. Amor ſtillt
Die Sehnſucht nicht. Ihn freut's, ſie zu betrüben.
Der Arge lacht, wenn Dolon, bleich und wild
Am Ufer irrt, und Dora heimlich klagt,
Daß ihrem Freund der Vater ſie verſagt.

Doch Herzen, die ſich lieben, finden leicht
Wohl manches Mittel, ſich es oft zu ſagen.
Wenn Dolon ſchöne Frücht' und Blumen reicht
Zur ſüßen Gabe; ſieh! dann leiſe ſchleicht
Die Welle fort, und freut ſich, ſie zu tragen
An Dora's Strand. Die Welle darf es wagen.
Doch heimlich wagt's, auf ſchnellem, leichtem Nachen,
Auch Dolon oft, die ſchöne Fahrt zu machen.

Die Inſeln ſind von Alters her der Ort,
Wo ſich die Liebe pflegt gern einzuniſten.
Zwar dieſe war nicht, wie durch's Zauberwort
Armiden ſich die Inſeln magiſch rüſten.
Doch, ohne durch ein Blendwerk zu beliſten,
Wirkt hier ein ſanfterer Zauber fort und fort,
Und dieſer iſt: Sich ſehn und innig lieben,
Und hoffen, wenn des Abſchieds Schmerzen trüben.

Doch lange ſiehet Amor trübe Leiden
Der treuen Seelen ungerührt nicht an:
Sein Herz zerſchmilzt. — „Ich will", ſprach er, „euch beiden
„Verſüßen eure Qual durch tauſend Freuden,
„Will zeigen, daß ich auch beglücken kann."
Dann ſchwieg er lächelnd, und der Schlaue ſann
Auf Liſt, wie er den Jüngling und die Schöne
Verein' und ihre ſtillen Wünſche kröne.

Bewohnt von vielen Nymphen war der See;
Lyndära war die ſchönſte. Hell durchblinket
Ihr goldnes Haar die blaue Fluth: den Schnee
Der Glieder küßt die Welle ſtill und ſinket,
Und hebt die ſchöne Laſt ſanft in die Höh.
Die Fluth verſtummt, ſo bald die Nymphe winket.
Tritonen blaſen rings mit leiſerm Schalle
Und leiſer murmeln rings die Waſſer alle.

Da rauſcht auf fliegendem Gewölk Aeol
Vorüber; wild empören ſich die Lüfte;
Es brauſet ſein Gefolg durch Wald- und Klüfte,
Und aus der Berge Grotten ſeufzt es hohl.
Und Dolon, der nach ſeiner Dora ſchiffte,
Kaum findet er in ſchneller Flucht ſein Wohl —
Doch plötzlich heißt der Gott die Stürme ſchweigen,
Und läßt den Wolkenwagen niederſteigen.

Denn er erblickt die Nymphe in der Welle,
Und ſtaunt — und ſäumt; und Amor lauſcht nicht weit
Im Roſenwölkchen. Eilig blinkt der ſchnelle,
Der ſcharfe Pfeil, und trifft die zarte Stelle.
Hernieder ſchwebt Aeol, und ſeufzend beut
Er Thron und Herz der Nymphe, klagt ſein Leid
Mit lindem Zephyrhauch und leiſem Beben;
Allein Lyndära will ſich nicht ergeben.

Gewöhnt an ihre ſtille, düſtre Grotte,
Iſt ihr des Aeols brauſender Pallaſt,
Und ſeiner wilden Diener laute Rotte,
Ja, ſeine raſche Liebe ſelbſt verhaßt:
Drum, als er kühn den ſchönen Leib umfaßt,
Entgleitet ſie dem ungeſtümen Gotte,
Hat hurtig ſeinen Armen ſich entwunden,
Taucht in die düſtre Fluth, — und iſt verſchwunden.

Da hüllt ſich Amor aus dem Wolkenſchleyer,
Und ſchwebt herab, und naht dem Gotte ſich,
Der ſeinen Arm nach der, die ihm entwich
Noch immer ausſtreckt: „Lieber, dieſes Feuer“
So redet er mit ſanftem Laut, „das dich
„Entflammt, es fühlt am Ufer dort ein treuer
„Jüngling dieſelbe Gluth, und das Geſchick,
„Wie dir, verſagt's auch ihm der Liebe Glück.

„Von jener Inſel dort mit naſſem Blicke
„Schaut heimlich die Geliebte nach ihm hin:
„Denn einem Andern hat der Eigenſinn
„Des Vaters ſie beſtimmt. O du, beglücke
„Die Armen!“ Dann, ſo wahr ich Amor bin —
„Der Nymphe Flucht ſoll dich nicht mehr betrüben,
„Wie du ſie liebſt, ſoll ſie dich wieder lieben.

„Nur ſende ſchnell die ſtarken Diener aus,
„Daß ſie die leichte Inſel raſch umringen,
„Und ſicher ſie an Delons Ufer bringen.“ —
Froh herrſcht Aeol Befehle. Mit Gebraus
Sie all' aus ihren düſtern Grotten dringen.
Die Welle ſchäumt, und Inſel bebt und Haus,
Und eilig rettend in den Nachen ziehet
Der Greis die bleiche Tochter, und entfliehet.

Die Inſel treibt indeß die wilde Schaar
Zum andern Ufer fort. Lautjammernd blicket
Ihr Dora nach. — „Ach, was mein Herz beglücket“,
So klagt ſie, „wird mir Aermſten nun entrücket;
„Des Gutes und des Freundes bin ich baar!
„Neptun, o rett', o rett' aus der Gefahr!“
Vergebens! Aeols ſtarke Diener ziehen
Die Inſel hin, wo Delons Ufer blühen.

Und Delon ſteht am Ufer. Voller Schrecken
Eilt er dahin, ſobald der Sturm erwacht.
Mit ſtarrem Auge ſucht er zu entdecken
Die wohlbekannte Inſel. Nah gebracht
Von Sturm und Fluthen ſieht er ſie. Sein Auge lacht
Und weint, und ſehnſuchtsvoll die Arme ſtrecken
Sich aus, und Aeol winkt — Da treibt das Land
Der Winde Schaar raſch an des Hirten Strand.

Er:

Er ſieht's, er fliegt, mit kühnem Sprunge ſchwingt
Er ſich hinüber; ohne Raſt durcheilet
Er jedes Lieblingsörtchen; er durchdringt
Die dichten Hecken, ſucht, wo ſie geweilet,
Wo Beide Wonn' und Schmerz ſo oft getheilet —
Und findet Dora nicht „O Götter, bringt
Mich zu ihr! — Dora! — Ach, die Fluthen haben
Sie mir geraubt. Auch mich ſollt ihr begraben!"

Und ſtürzt zum Ufer, ſchnell die große Quaal
Zu enden. Doch dahin, wo noch am Morgen
Die Inſel lag in leichtem Duft verborgen,
Blickt er zum Lebewohle noch einmal.
O Götter da ſieht er durch Berg' und Thal
Die Schöne irren, wie mit bittern Sorgen
Sie ihre Inſel ſucht. Auf nahen Wegen
Fliegt neubelebet Dolen ihr entgegen.

Und ſinkt an ihren Buſen. „Dora, weine
Du Schönſte, weine nicht! Dein Hirt
Bringt frohe Kund'. Es hat ein Gott verirrt
Die liebe Inſel, und geführt an meine
Geſtad', aus zwei Gebieten ward dies eine.
O ſchöne Dora, welch ein Glück! nun wird
Der Vater uns nicht mehr als Feind erſcheinen,
Wenn auch die treuen Herzen ſich vereinen."

Der Greis eilt hocherfreut herbei. Sie ſinken
Umſchlungen hin, umfaſſen ſeine Knie.
„O Vater, ſieh der Götter Willen! ſieh,
„Wie Götter ſelbſt von dorten her dir winken,
„Und raub' uns nicht, was ihre Macht verlieh."
Der Alte ſchweigt, und in den Augen blinken
Ihm Thränen, wirft ſich hin zur Erd' und ſpricht:
„Ihr großen Götter, nein! ich widerſtreb' euch nicht."

Nun Hand in Hand mit frohen Schritten eilen
Die drei Verbundnen ſchnell hinab den Strand.
Bald ſind ſie da. Wie wenn nach langem Weilen
Ein Freund den Langgetrennten wiederfand,
Sprachlos, entzückt ihn anſchaut, — alſo ſtand
Der Greis und Dora. „Sohn, nicht müſſe theilen"
So ſprach der Greis, „die Fluth das Land der Braut."
Und Dolon fliegt, — die Brücke iſt erbaut.

Nun führen ſie auf ſtillverborgnen Pfaden
Den Greis, der freundlich lächelt, hier und dort
Zu manchem düſtern, buſchumſtrickten Ort,
Wo Moos und Schatten ein zu Küſſen laden,
Und küſſen ſich und ihn, und Thränen baden
Die Glücklichen. „O nun, in ſichern Port
„Hat deine Mild' und einer Gottheit Macht
„Durch Leid und Sturm und Fluthen uns gebracht"

Und horch! ein lieblich Säuſeln in den Zweigen,
Ein heimlich ſüßes Flüſtern in dem Rohr;
Geküßt von ſchnellentfliehnden Zephyrn beugen
Die zarten Blumen ſich zurück. Hervor
Aus hoher Luft, aus tiefen Grotten ſteigen
Geheime Töne. Singend ſchwimmt ein Chor
Von Nymphen ſchnell vorüber und Tritonen,
Und ſingt vom Gott, der Treue will belohnen.

2.

Einweihungsgeſang
in die
Myſterien ohne Myſtik.

Gleich des blauen Himmels Abgrund
Iſt dem Menſchenblick die Zukunft.
Sieh nur lang ins tiefe Leere,
Was du denkſt, erblickſt du ſchwebend,
Lebend, dich zu ſich erhebend;
Aber reibſt du dir das Auge,
Luftgeſtalt war Alles, Alles! —
Greife feſt; das Jetzt iſt dein!

Steig mit Anka's *) Adlerblicken
Bis auf Kafs erſtorbne Gipfel;
Gleich unendlich wogt der blaue
Abgrund vor dir, und geſtaltet
Doch nur mitgebrachte Bilder.
Fliegſt du höher, ſie zu faſſen:
Luftgebild war Alles, Alles!
Greife feſt; das Jetzt iſt dein!

---

*) Anka, ein erdichteter Vogel bei den arabiſchen, und daher einer der geflügelten Genien bei den perſiſchen Dichtern. Symbol des himmelanſtrebenden Menſchengeiſtes.

Dennoch iſt in jenem blauen
Abgrund — alles Werdens Mutter,
Alles Trennbaren Vereinung
Neu das Alte, alt das Neue,
In Vergänglichkeit beſtändig!
    Nur laß ab, dir's auszudichten,
    Selbſt Vergänglicher! Dir bleibt es
    Luftgeſtalt. Das Jetzt iſt dein!!

P.

3.

Der ſchwarze Tropfen.

Eine arabiſche Legende.

Schon auserſehen zum Propheten Gottes
Trat jetzt in ſeines Lebens vierten Sommer
Der Knabe Mohammed. Mit weiſer Sorgfalt
Verhinderte bisher ſein guter Engel,
Daß Recht und Unrecht er zu unterſcheiden
Nicht lernte. Doch noch länger die Reinheit
Durch Unerfahrenheit vor Schuld zu wahren,
Schien ſelbſt dem Schutzgeiſt ein zu großes Wagſtück!
   An das Geſtade bei der heil'gen Stadt
Ging eines Morgens früh auch Mohammed
Mit den Geſpielen. Doch ſie waren ihm
Geſpielen nicht. Er ſaß, und ſann und ſah —
Der Knabe ſehen — was andere nicht ſeh'n.
So ſaß er Stunden lang in ſich gekehrt,
Nach Art der Männer Gottes, und entzückt.
   Da faßt' den ernſten Knaben Gabriel,
Der Starken einer, die um Allah's Thron
Zum Wohl der Menſchen ſtehen. Ins Gebüſch
Legt ſeine Hand, mit einem blinkenden
Zweiſchneidend mörderiſchem Stahl

Bewaffnet, den Ergriffnen hin, und ſchnitt
Durch Fleiſch und Rippen bis zum Herzen durch.
Das Herz entnahm er ſeiner Stelle, forſcht
Genau und faßt aus ſeinem Innerſten
Sorgfältig einen ſchwarzen Tropfen auf.
So war gereinigt zum Propheten Gottes
Der Knabe. Ach, es findet der Verführer
Den böſen ſchwarzen Tropfen in uns allen
Nur allzuleicht. Der Knabe war gereinigt;
Der Arge kam, und keine Luſt des Argen
War in der Bruſt des Reinen anzuſchwängern.
Wer, wer entnimmt auch uns den ſchwarzen Tropfen!

P.

4.

Der Selbſtmörder.

Heulend ſeufzt es in den ſchwarzen Lüften
Hohl und ſchauerlich der laute Sturm,
Einſam liegend hier auf öden Grüften
Hört mein Ohr der Eule Lied vom Thurm;
Furchtbar naht die bange Geiſterſtunde,
Schatten ſteigen aus des Grabes Nacht,
Tanzen ſchweigend um mich her die Runde,
Bis der trübe Tag erwacht.

Mitleidsvoll betrachten ſie mich Armen
Der ſich hin zu ihrer Wohnung drängt,
Grüßen mich mit Blicken voll Erbarmen,
Weil Verzweiflung meinen Buſen engt;
Winken mich in ihre ſtummen Reihen,
Zeigen lächelnd auf den Ort herab,
Der mich ſoll zu ihrem Bruder weihen,
Auf das kühle, kühle Grab!

Ja, ihr bleichen, lichten Grabesſchatten,
Ich verſtehe euren ſtummen Ruf:
Ach! ihr zeigt dem Müden, Lebensſatten
Jene Stäte, die die Ruhe ſchuf;
Wo des Unglücks Sohn in ſtillem Frieden
Ungeſtört den ſüßen Schlaf genießt,
Und für ſeine Dornenbahn hienieden
Ew'ge Ruh dem Dulder ſprießt.

Willig ſteig' ich hin in eure Kreiſe,
Schließe mich als Bruder zu euch an;
Froh vollend' ich meine Pilgerreiſe
Auf der mühevollen Erdenbahn;
Für mich ſproſſen ja nur herbe Leiden
Auf der Erde weitem Raum:
Hingewelkt ſind meine ſchönſten Freuden,
Hin mein goldner Jugendtraum!

Ehmals zwar im Frühling meiner Tage,
Wo die Liebe mich mit Roſen band,
Wähnt' ich kühn zu trotzen jeder Plage,
Schien dem Unglück unbekannt,
Eilt' ich im frohen Jubeltanze
Durch des Lebens Blumenplan;
Schön geſchmückt mit holdem Roſenkranze
Traute ich dem ſüßen Wahn!

Wehe mir, entblättert ſind die Roſen,
Meine Freudenblumen ſchnell zerknickt,
Und entſchwunden iſt der Liebe Koſen,
Das mich Armen einſt ſo hoch entzückt!
Lina, Lina, dich hab ich verloren,
Fremd' iſt dieſes treue Herz jetzt dir, —
Die ich mir zum Weibe auserkohren,
Ach! was ſoll das Leben mir!

Wie der Geyer an Prometheus Herzen,
Nagt an meinem der Gedanke nun:
Lina konnte meine Lieb verſcherzen,
Konnt' am Buſen eines andern ruhn,
Und dem Treue brechen, der ſein Leben,
Seine Ruhe, ſeine Seligkeit
Ach! für die Geliebte hinzugeben
Gern und willig war bereit!

Ja, mit meinen ſeeligſten Gefühlen
Triebſt du frevelhaft der Hölle Scherz,
Konnteſt ungerührt mit Eiden ſpielen,
Stolz verſchmähen dieſes treue Herz!
Fort dann, fort von dieſem falſchen Munde!
Gerne hemm' ich meines Lebens Lauf:
Sey willkommen meine letzte Stunde:
Ew'ger, nimm mich gnädig auf! —

Salchow.

5.

An den Präſidenten Herder in Weimar.

Im Eichenwald, wo dort der Fels geborſten,
Wo in den Gähnungen bei dunkler Nacht
Die Adler von dem Flug' ermüdet horſten,
Wo noch der Laut der Urdruiden wacht,
Erklang die Lyra mir von ſelbſt in Händen,
Es rauſchten ungewohnte Töne nach:
Der Nachhall, welcher ſchlummernd an den Wänden
Der Berge horchte, ward auf einmal wach.

Der Vorwelt Töne ſchienen aufzuleben
Um ſich der frohen Gegenwart zu weihn;
Der Eichenwald erſtaunt von hehrem Beben!
Ein neuer Zauber greift im Wohlklang ein!
Der Saiten Allmacht muß den Sieg erringen
Mich Sterblichen durchbebt ein heilig Graun,
Und ich verſuch, doch ſcheu, des Liedes Schwingen,
Was nicht mein Buſen faßte, zu vertraun.

Wer wagt's in dieſe Tiefen hin zu ſchauen,
Wo zu ergründen ſelbſt der [illegible] wähnt,
Da wo der erſte Tropfen aus den grauen
Geſteinen, ſchwachen Schein gebährend, thränt.
Wo die Gewäſſer noch als Kinder ſtammeln,
Und wanken Lautes wimmeln zu dem Ort,
Da ſich die Tropfen zu der Welle ſammeln
Und ſchneller eilen in Gebirgen fort.

Dem Marmorfels entſprudelt jetzt die Quelle,
Die über Silber-Sand durch Wieſen irrt,
Und Progne ſchaut ihr Bildniß in der Welle,
Die flötend um den holden Buhlen girrt.
Noch rinnt der Bach, dem Opferſchein' erglühten,
Als man zum Herenſohn die Freunde rief,
In Hellas Au'n, wo ſchönre Morgen blühten,
Wo jeder Tag im Blütenhauch entſchlief.

Jetzt rauſcht der Fluß, er rollt durch Blumenmatten
In ſchnellem Laufe ſein Gewog zum Thal,
Der hochbetagten Eich' erhabner Schatten,
Die fünfmal ſpaltete des Donners Strahl,
Malt ſich nun ganz in ihm. Der Ruder Schläge
Durchkreuzen ſeine Fluth mit ſchwerem Kahn.
Er wälzt, ein Strom zuletzt, durch Flurgehege,
Die er mit Segen tränkt, zum Ocean. —

Gelockt von Hellas Au'n zum dunklen Gipfel
Des Libanons, wo Cedern bis zur Nacht
Der alten Hölle wurzeln, ihre Wipfel
Zum Himmel treiben mit des Stolzes Pracht,
Die hundert Menſchenalter überlebten!
Wer hat des Aſſaphs Töne, die im Flug
Weit über Welt und Ewigkeiten ſtrebten,
Entriſſen muthig ihrem Aſchenkrug?

Du eilest hin zum fernen Morgenlande,
Zur Stadt mit Aſchenſchutt und Graus bedeckt.
Die man die Burg der ſtolzen Perſer nannte,
Wo der Ruin jetzt mit dem Einſturz ſchreckt.
Sie glänzte ſchön wie eine Frühlingsſonne;
Doch ſeit Philippus Sohn die Stolze fand,
Der Wüthrich nach des Gaſtmahls toller Wonne
Durch ihre Straßen wälzte jenen Brand,

Liegt ſie mit allen ihren Herrlichkeiten,
Umhegt von Schreckniſſen und Nacht allein;
Vergeſſenheit ſchlief mit dem Roſt der Zeiten
Auf jenen Hieroglyphenbildern ein,
Der Vorwelt alte hingeſtorbne Sagen!
Wer von den Sterblichen hat ſich gewagt
Den Tod auf dieſen Bildern zu erſchlagen,
Daß ihnen nun die Auferſtehung tagt?

Zum Urgebirge kreiſen Deine Schritte —
Da 's wie ein Bahrtuch auf dem Erdkreis lag,
Als noch der Tod herrſcht' in der Nächte Mitte,
Beſchien die Höhn zuerſt der junge Tag.
Du ſiehſt noch einmal jene Schöpfungs Stunden,
Wo aus dem Chaos ſtieg der Tag, das Jahr:
Die Elemente hatten ſich verbunden,
Als eine Welt noch eine Welt gebar!

Ein Wetter nach dem andern kömmt gezogen,
Der Donner rollt — das alte Dunkel riß —
Noch brandet unter dir der Schwall der Wogen,
Und wellend zieht zum Abgrund Finſterniß.
Es tagt! Die nie beſtrahlten Berge rauchen
Den letzten Nebel auf. Die Nacht iſt abgeſtellt!
Du ſiehſt wie Länder ſich dem Meer' enttauchen,
Wie in ſein Bette wild der Weltſtrom rollt.

Hier war's, wo du in ferne Regionen
In Gottes Tagewerk und Schöpfungsplan
Mit Kühnheit drangſt. Geſchlechter, Nationen,
Als hätten ſie vollendet ihre Bahn,
Haſt du mit ſcharfem Forſcherblick geleitet,
Haſt ihre Bildung und des Geiſtes Wahn,
Der heil'gen Sprache Räthſel eingekleidet
Daß ſie im klaren Wortbild vor uns ſtehn. —

Den Freund der Menſchheit ängſte nicht zu ſchauen.
Im Buſen regt ihm tief der hohe Trieb,
Zu wirken, zu erhalten und zu bauen,
Als Lehrer iſt er ſeiner Mitwelt lieb —
Es rauſcht der Strom und ferne Auen trinken
Von ſeiner Segensfülle, jede merkt
Der Wohlthat Kraft. An ſeinen Ufern ſinken
Die Durſt'gen nieder, alles jauchzt geſtärkt. —

Wer hat den Geiſt der Menſchheit aus den Schachten
Der Finſterniß mit der Gedankenzunft,
Bei denen Irrthum nur und Trägheit wachten,
Dort hin geführt zum Lichte der Vernunft?
Und als Vernunft nun auf der Fluthen Wüſte
Gleich einem leichten Kahn herumgewogt,
Wer hätte ſonſt, als du, ſie an die Küſte
Des Eilands hin zu führen wohl vermocht?

Der ſelbſt den Geiſt vor ſeinem frühen Werden,
Eh noch die Sternenheere ſich dem Schooß
Der erſten Nacht entrangen, eh noch Erden
Sich mächtig riſſen aus dem Dunkel los,
Mit kühnem Anſchaun ſinnend nach gegründet,
Wer hat der Seel' Unſterblichkeit erkannt?
Wer hat Unſterblichkeit ſo laut verkündet?
Aus der Natur haſt du den Tod verbannt!

Wenn in dem Saamenkorn schon Saatenfelder
Und in der Blüthe schläft ein künft'ger Wald,
So reifen dir der Thaten viel' und Wälder
Erwachsen, wo dein Nachruhm ewig hallt.
Denn dich klagt einst am großen Weltgerichte
Dem ungewarnter Stunden Menge nahn,
Mit düsterm, Rache forderndem Gesichte
Kein Augenblick der schnöden Säumniß an. —

Dem Tempel vor, gestürzt in die Wogen
Des großen Weltenmeers, der in tiefe Nacht
Mit dumpfen Wallungen wird hingezogen,
Gleicht mein Gesang, zur Feier dir gebracht.
Und beut' ich auch des weisen Wirkenden
Gewalt, durch dessen Laut in jeder Brust
Der Thaten Entwurf reift, der zu Bleiben
Uns umschafft, daß wir verspotten jede Lust;

Und ließ aus des Walhalla's heil'gen Hallen
Der Sänger Fingals mir den kühnen Sang,
Der zu den Vätern, die auf Wolken wallen,
Der zu den Helden, der Eiche Wohnung drang;
Wo Donnerwolken sammelnd sich besprechen,
Und jedem Frevler dräun, der aufgeregt,
Den Ahnenmord glüht mit dem Blut zu rächen,
Das in des Feindes Sohne schuldlos schlägt:

Jn

Zu ſchwach iſt er die Saiten zu beleben
Zum Dank, der in der Menſchheit Bruſt Dir ſchlägt,
Zu ſchwach den weiſen Vater zu erheben,
Der in dem Buſen Menſchenalter trägt! —
Jetzt rauſcht es ſtärker in den Felſenwänden,
Und ſieh, ein Gott naht mir, der ſcheltend ſpricht:
„Gieb mir die Lyra aus den ſchwachen Händen
„Denn du erfaſſeſt ihre Töne nicht.“

Weimar.

W. Brehme.

VI.

Aphorismen. *)

Die Menſchen begehen immer nur einen und denſelben Fehler. Sie handeln nie gegen alle Vernunft, Erfahrung und Beiſpiele. Sie haben Erfahrung aufzuweiſen, aber ſie wenden ſie unrecht an. Beſonders pflegen ſie ſich nach den Grundſätzen zu richten, die ihnen einmal zu Führern gedient haben, ohne zu bemerken, daß die Umſtände ſich änderten. Wenn ſich ein alter Mann den Magen verdirbt, ſo hat er bloß darin gefehlt, daß er der Erfahrung ſeiner Jugend folgte, und ſo viel aß, als er in ſeinem zwanzigſten Jahre gegeſſen hatte.

Die geſunde Vernunft iſt das einzige hohe Tribunal, das nie feiern darf, ſondern immer Sitzung halten muß.

Die Geſchichte, die treue Abbildung der Sitten der Vorzeit, iſt uns Bürge von der Weisheit und dem Nutzen vieler Einrichtungen, die heute nicht mehr gut ſind, weil ſie nicht

---

*) Aus der Ueberſetzung der Dialogues sur le commerce des blés, par l'Abbé Gagliani. Eine Probe dieſer Ueberſetzung erſchien zuerſt im deutſchen Merkur mit einem leſenswerthen Vorbericht von Wieland. Das ganze Werk wird Oſtern 1802 die Preſſe erlaſſen.

für unſere Zeiten paſſen. Wir wollen die Weisheit unſerer Väter bewundern, und ſie darin nachahmen, daß wir das thun, was für jetzt zuträglich iſt.

Nichts iſt vollkommen; aber alles iſt gut, ſo lange man nichts beſſeres weiß.

Mit Kleinigkeiten muß man wichtig thun, um ſie zu heben und intereſſant zu machen; ſchwere Gegenſtände muß man mit Leichtigkeit behandeln, ſonſt erdrückt uns ihr Gewicht.

So wie ich ſage: ich will verkaufen, ſo ſetze ich den Preis der Waare herunter, ſelbſt wenn es Goldbarren wären. Ich erhöhe ihn, ſobald ich ſage: ich will kaufen. Der Preis iſt weiter nichts, als das Verhältniß zwiſchen zweien Willen, die an ſich im Gleichgewicht ſind. Der erſte, welcher ſpricht, ſtößt mit dem Athem an die eine Wagſchale, und macht, daß ſie ſinkt.

Es giebt Weſen, welche ohne Kopf leben können; dieſe Entdeckung iſt gemacht, Aber ohne Herz kann keines leben. Wenigſtens haben wir darüber noch keine Erfahrung. Ein Staat kann, wenn er auch nicht zunimmt, doch wenigſtens beſtehen, ohne Männer von großen Einſichten zu haben; aber ohne Tugend iſt alles verloren.

Hätte man in allen Wiſſenſchaften den Gleichniſſen und bildlichen Ausdrücken weniger getraut, wir würden weniger Bücher und weniger Irrthümer haben.

Jede Kraft, die ungleich, und nur zuweilen wirkt, die nur durch heftige Stöße Erſchütterungen macht, taugt nichts. Sie iſt nicht ein Wind, der die Mühle gleichförmig dreht, ſondern ein Sturm, der ſie in Stücken reißt.

— Was iſt die Urſache eines Enthuſiasmus (gewiſſer Schriftſteller), der auf einer Seite ſo edel, und auf der andern ſo unklug iſt?

— Die wiſſen Sie nicht? Sie liegt in der Güte der Regierung ſelbſt. Sehen Sie doch, wie im jungen Lenz auf der geſegneten Flur, bei dem warmen Hauch einer lieblicher Lüfte ſich tauſend Frühlingsblumen entfalten, die man weder erzog, noch wartete, und die doch die Wieſen überall mit glänzenden Farben überkleiden. So iſt es unter einer ſanften und friedlichen Regierung, deren wohlthätiger Hauch gleichſam alle Köpfe erwärmt und befruchtet. Da vergeſſen die Menſchen die ſpitzfündigen dogmatiſchen Streitigkeiten, die dem Verfolgungsgeiſte und der Kabale zum Vorwand dienten, und richten ihr Nachdenken auf das allgemeine Wohl. Jeder ſpricht darüber, ſo gut er es verſteht, und hilft ſich, ſo gut er kann. Die nachſichtige Regierung läßt ſie reden, und verzeiht ihnen in Hinſicht auf die gute Meinung. Dieſe ſonderbare und mannichfaltige Miſchung von Gewächſen aller Art ſcheint der guten Saat Abbruch zu thun. Fürchten Sie nichts, ſie ſind ſehr vergänglich, verblühen bald, und laſſen keine Spur zurück. Das kurze Schauſpiel ihrer Blüthen war die Pracht und der Stolz des Frühlings der Erde, und des ſchönern einer Monarchie. Damit iſt's aus. Früchte ſind davon nicht zu erwarten; ſie haben das Auge ergötzt, die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt, den Sommer verkündiget, und ſind vergangen.

— — Aber im Ganzen genommen, denk ich, muß man die Natur walten laſſen.

— Die Natur? Trauen Sie ihr nicht.

— Wie? ich ſollte Mißtrauen in die Natur ſetzen?

— Das wundert Sie? Sollten Sie denn nie gemerkt haben, daß ſie ſich um uns nicht bekümmert, ſondern daß es unſre Pflicht iſt, uns um ſie zu bekümmern?

— Und das iſt Ihr Ernſt?

— Gewiß. Die Natur iſt ein unermeßliches, unbeſtimmtes Etwas; ſie iſt ihres Schöpfers würdig. Und wir? Was ſind wir? Inſekten, Atome, Nichts! Verſtehen Sie mich recht. Es iſt wahr, die Natur kehrt gewiß immer wieder zu den Geſetzen zurück, die der Schöpfer ihr zu einer unbeſtimmten Dauer gab. Es iſt wahr, ſie bringt alles wieder ins Gleichgewicht, aber wir brauchen dieſe Rückkehr und dieſes Gleichgewicht nicht zu erwarten. Wir ſind zu klein. Bei ihr kommt Zeit und Raum und Bewegung nicht in Anſchlag. Wir aber können nicht warten. Laſſen Sie uns alſo kein Bündniß mit der Natur machen, es würde zu ungleich ausfallen. Vielmehr iſt hienieden unſer Beruf, ſie zu bekämpfen. Blicken Sie um ſich her. Sehen Sie die angebauten Felder, die fremden Pflanzen, die man in unſer Clima gebracht hat, die Schiffe, die Wagen, die gezähmten Thiere, die Häuſer, Straßen, Häfen, Dämme und Chauſſeen. Das ſind die Verſchanzungen, in denen wir fechten. Alle Annehmlichkeiten unſers Lebens, und faſt unſer Daſein ſelbſt iſt der Preis unſers Sieges. Mit unſerm Bischen Kunſt und dem Bischen Verſtand, den der liebe Gott uns gab, nehmen wir es mit der Natur auf, und es gelingt uns oft, ſie zu überwinden, und ihr zu gebieten, indem wir ihre eigenen Kräfte gegen ſie anwenden. Ein ſeltſamer Kampf, und der eben darum uns zum Bilde der Gottheit macht.

VII.

Anekdoten.

1.

Aus dem Privatleben Voltair's.

Voltairs Aufenthalt in ſeiner Einſamkeit am Fuße des Berges Jura enthält ſo manches, was dieſen Greis intereſſant und berühmt macht. Noch von hier aus verbreitete ſich ſeine Wirkſamkeit über ganz Europa. Hier überließ er ſich ganz der Natur. Er verſagte ſich nie die Ruhe, wenn ſie ihm Bedürfniß war. Die Stunden ſeines Aufſtehens und Niederlegens waren beſtimmt. Um 10 Uhr Abends legte er ſich ſchlafen, und um 5 Uhr früh ſtand er auf. Barbara, die er nur Baba zu nennen pflegte, brachte ihm alsdenn das Frühſtück: es war gewöhnlich Kaffee mit Rahm. Nur noch heute, ſagte er zuweilen zu ihr, meine gute Baba; morgen biſt du mich vielleicht los. Wenn ich da unten ſeyn werde, in meinem Grabe *), alsdann wird keine Rede mehr von meinem Frühſtücke ſeyn, und du wirſt auch nicht mehr von mir geſcholten werden.

Als ſie ihm eines Tages den Kaffee gebracht hatte, gieng ſie fort. Voltaire hatte eine Flaſche mit Roſenwaſſer neben

---

*) Voltaire hatte ſein Mauſoleum unter ſeinen Fenſtern errichten laſſen.

ſich ſtehn, um ſeinem Kaffee einen lieblichen Geſchmack damit zu geben. Dieſe ſonderbare Vermiſchung erregte ihm bald Neigung zum Erbrechen und Herzdrücken. Er zog die Klingel, um Beiſtand zu haben. Baba ſtürzte ganz erſchrocken in ſein Zimmer. Was iſt Ihnen denn? ſchrie ſie ihm beim Eintritte ins Zimmer entgegen. „Meine gute Baba, ich läute meine Todtenglocke; ich habe Roſenwaſſer in meinen Kaffee gethan, das bewirkt meinen Tod.“ Ach! mein Herr, Sie ſind mit Ihrem vielen Verſtande, dummer als Ihre kleinen Truthühner. — „Das weiß ich wohl, gute Baba, aber da du eine vernünftige Frau biſt, ſo verhindere doch, daß ich nicht ſterbe.“

Madame Denis, ſeine Niece, Mademoiſelle Devaricourt, hernach Madame Devillette, der er den hübſchen Namen, die Schöne und Gute, gab, der Vater Adam, der aber nicht der erſte Menſch war, und die gute Baba, machten ſeinen Umgang aus; alle waren durch ihn glücklich, ungeachtet ſeiner kleinen abwechſelnden Launen und Zänkereien, die, wie bei Kindern, nur von kurzer Dauer waren. Alle ſeine Hausgenoſſen beteten ihn an; die Bauern ſeines Dorfs hatte er mit Wohlthaten überhäuft. Er hatte Fleiß, Induſtrie und Wohlſtand unter ſie verbreitet. Dieſer Mann, den die Verleumdung des Geizes beſchuldiget, war die Wohlthätigkeit ſelbſt; und man kann mit Recht jenen Vers aus ſeiner Henriade auf ihn anwenden:

Der Arme ging zu ihm, und kehrte glücklich von ihm zurück.

Alle dieſe Verleumdungen, womit dieſer große Mann bei ſeinem Leben verfolgt wurde, ſind ins Meer der Vergeſſenheit verſenkt. Es iſt und wird ſo viel von ihm übrig bleiben, daß Europa nie ganz in jene tiefe Unwiſſenheit zurückfallen wird; ſein gelehrter Ruf, dem nichts gleicht, beſonders in der Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe, ſeine Philoſophie *), die ſich durch die größten Wirkungen über den menſchlichen Geiſt gerechtfertigt hat, mit einem Worte, der Ruf von ſeinen großen Eigenſchaften iſt ſo gegründet, daß ſelbſt der Aberglaube und der Neid ſich vergeblich bemühen werden, ihn zu vernichten.

2.

Maria Fedorowna.

Dieſe Geſchichte iſt nach ihren kleinen Umſtänden noch nicht bekannt; ſie enthält eine wichtige Lehre für Eltern, wenn ſie eine gar zu große Strenge gegen ihre Kinder ausüben, und beſonders gegen Töchter, die ſich auf keine erlaubte Art dem Anſehen und der Herrſchaft ihrer Eltern entziehen können, ohne ihre Familie auf immer der Schande und dem Schmerze Preis zu geben.

Maria Fedorowna war die einzige Tochter eines ruſſiſchen Grafen, von großem Vermögen und Range. Sie hatte das Unglück, ihre vortreffliche Mutter in dem Augenblicke zu verlieren, wo die Reize dieſer jungen Perſon und ihr Geſchmack für unſchuldige Vergnügen ſich zu entwickeln anfingen. Ihr Vater nahm ſie ſogleich mit ſich auf ein entferntes Landgut, mitten in den Wüſten Rußlands

---

*) NB. im franzöſiſchen Sinne genommen.

Sie mußte plötzlich auf das Vergnügen der Hauptſtadt und auf die liebenswürdigen Geſellſchaften Verzicht thun, die ihre Mutter um ſich verſammlet hatte, und wo der junge Graf Marcoff mehr als alle andern von ihr vermißt wurde, weil ſein tugendhafter Karakter und ſeine ehrfurchtsvollen Huldigungen ihn ihrer Gegenliebe würdig machten.

Man ſagt ſogar, daß die vorzüglichſte Urſache dieſes ungeſtümen Entſchluſſes ihres Vaters dieſer Graf war. Dieſer junge Mann, der ſich durch Kenntniſſe, Talente und durch ſein einnehmendes Betragen nicht weniger, als durch ſeine Geburt auszeichnete, hatte ſich ſchnell bei Hofe emporgeſchwungen; er hatte Bedienungen und Anſehen erhalten, zu denen Mariens Vater, nach ſeinem Alter und geleiſteten Dienſten mehr Recht zu haben glaubte. Die Eiferſucht iſt unverſöhnlich, beſonders wenn ſie das Recht auf ihrer Seite zu haben ſich einbildet. Seine Tochter mußte alſo nicht allein die Hoffnung einer Verbindung mit dieſem Grafen auf immer aufgeben, den ſie doch ſo ſehr liebte, ſondern es wurde ihr auch ſogar der einzige Troſt verſagt, in dieſem neuen und traurigen Aufenthalte von ihm zu reden oder ſeinen Namen auszuſprechen.

Der Graf liebte ſeine Tochter, aber das war ſeine Art zu handeln; und es kam ihm nicht einmahl in den Sinn, daß die Liebe eines jungen Frauenzimmers auch nur die geringſte Veränderung in ſeinen Anſtalten oder Vorurtheilen bewirken könnte.

Maria lebte in beſtändiger Angſt; den ganzen Tag mußte ſie Ausdrücke des Abſcheues und der Verachtung, in Rückſicht auf Marcoff und ſeine Familie anhören; nur die Augen blicke der Ruhe rächten dieſe Ungerechtigkeit an ihrem Geliebten, durch das zärtlichſte Andenken und durch Thränen, die ihr Lager benetzten. Das friſche Colorit ihres Geſichts verſchwand; ein melancholiſches Lächeln trat nur zuweilen an die Stelle des ehemaligen Frohſinns, der ſchalkhaften Munterkeit und der liebenswürdigen Sorgloſigkeit, die dieſem Alter eigen ſind. Umſonſt vereinigte ſie bei ihrem natürlichen Verſtande eine reizende Geſtalt, und die Schätze einer ſorgfältigen Erziehung, ja ſelbſt die erhabnen und edlen Geſinnungen, die ihr von ihrer tugendhaften Mutter waren eingeflößt worden. Sie hatte mit Niemand, als mit ihrem Vater Umgang; ſie ſah nur einige Bedienten und Bauern, die in jenen Gegenden Sklaven von der niedrigſten Klaſſe ſind.

Auf der andern Seite hatte Marcoffs Liebe, ſtatt durch die Entfernung ſeines geliebten Gegenſtandes abzunehmen, vielmehr einen höhern Grad von Stärke erreicht. Er verließ Moscau, und ob ihn gleich Maria bei ihrer letzten Unterhaltung mit thränenden Augen ihre beiderſeitige, ewige Trennung eröffnet hatte; ſo kam er doch unerkannt in die Gegend von des Grafen Schloſſe; es gelang ihm, durch Beſtechung eines Bedienten, ſeine Geliebte von ſeiner geheimen Ankunft zu unterrichten. In dem erſten Augenblicke wurde Maria dadurch aufs lebhafteſte gerührt; ſie vergaß, daß ihre Gouvernante Petrowna und ihr Vater im Schloſſe waren; ſie hüllte ſich in ihren Mantel, und, der ſtrengen Kälte ungeachtet, begab ſie ſich auf den Weg nach dem Orte zu, wo ſie ihren Freund zu finden hoffte. Auf einmahl bemächtigte ſich der Gedanke an ihren Vater ihres Verſtandes, und erſtarrte alle ihre Glieder: mitten auf dem Felde fiel ſie in Ohnmacht. Man brachte ſie ins Schloß zurück, ohne daß jemand die Urſache dieſes Zufalls errathen hätte. Den Tag darauf ſchrieb ſie durch den nehmlichen Bedienten an Marcoff. Die Gewißheit von der Unmöglichkeit ihrer Verbindung, und der Befehl, den ſie ihm ertheilte, alle Verſuche dazu aufzugeben, brachten ihre Einbildungskraft in Feuer. Das Herz führte die Feder; der Ausdruck ihrer Liebe wurde mit glühenden Zügen niedergeſchrieben; ihr Zuſtand erlaubte ihr weder Ordnung der Gedanken, noch Deutlichkeit der Schrift; ſo beſchrieb ſie ihm ihre verunglückten Verſuche ihn zu ſehen, und fügte auf der andern Seite des Papiers den Befehl hinzu, ſich ohne Verzug zu entfernen; ſie ſagt ihm, daß faſt die ganze Provinz ihrem Vater gehöre; ſein Zorn gegen ihn wäre weit wüthender, ſeitdem ſie dieſes Schloß bewohnten; mit einem Worte, die Verzögerung ſeiner Abreiſe würde ſein und ihr Leben aufs Spiel ſetzen. Am Ende dieſes unleſerlichen Briefes fügte ſie hinzu: ein geheimes Vorgefühl ſage ihr, ſelbſt der Augenblick einer kurzen Zuſammenkunft würde die ſchrecklichſten Folgen für ſie haben.

Gleich nach Abſendung dieſes Briefes ergriff ſie die Reue. Sie machte ſichs zum Vorwurfe, ihrem Geliebten alle Hoffnung geraubt zu haben. Der Wunſch, ihn zu ſehen, war nie lebhafter geweſen als jetzt, da ſie es ihm verboten hatte. Ihre Unruhe war außerordentlich: während daß ſie im Zimmer auf und nieder ging, ſagte ſie ganz laut: Kann er mich lieben, und meinem Befehl gehorchen? — Wird er dieſe Gegend verlaſſen, ohne mir wenigſtens ein Zeichen, eine Bewegung mit dem Schnupftuche zu geben? — Sie ging ſogleich ans Fenſter, ſahe nach den Feldern, die noch von den letzten Sonnenſtrahlen beleuchtet wurden; dort ſah ſie hin und ſeufzte. Sogleich zog ſie ſich ſchnell zurück: Unvorſichtige!

was wage ich zu wünſchen? — Was wage ich zu hoffen? — Mein Unglück, meinen Untergang! — Ach! ach! er darf — er ſoll nicht kommen.

In dem nehmlichen Augenblicke hörte ſie mit furchtſamer Stimme ihren Nahmen nennen; ſie ſchien von außen her zu kommen. Sie horcht; läuft ans Fenſter, öffnet es, und erkennt ihren Marcoff in Bauernkleidung.

Mit Entzücken hatte er Mariens Brief geleſen, und mit heißen Küſſen überhäuft; aber in ſeinem Uebermaaß von Freude hatte er vergeſſen die Nachſchrift auf der andern Seite zu leſen, wo ihm Maria Nachricht von der Gefahr ſeiner Verzögerung gab. Er hatte ſich unter das Fenſter ſeiner Geliebten begeben. Meine liebe Fedorowna! ſagte er zu ihr mit bittender Stimme, meine geliebte Fedorowna! und indem er die Zweige einiger Bäume ergriff, die nahe am Hauſe ſtanden, kletterte er bis ins Fenſter, und von da in ihr Zimmer. Die junge Gräfin fühlte ſich ſo betäubt, daß ſie weder reden noch handeln konnte. Er verſicherte ſie, daß er gleich abreiſen wolle; nur noch um eine Umarmung, um einen Kuß bitte er. Er unterſtützte ſie, und ſetzte ſie auf einen Stuhl.

Mariens Zimmer war in dieſem weitläuftigen Schloſſe weit von ihres Vaters Zimmer entfernt. Das nächſte war das ihrer Gouvernannte Petrowna; aber Mariens melancholiſcher Zuſtand hatte dieſes Frauenzimmer ſchon ſeit einiger Zeit von ihr entfernt; die theilnehmenden und freundſchaftlichen Gefühle waren bei dieſer alten Perſon verſiegt; Maria war gewohnt, oft mehrere Stunden des Tages, verlaſſen und einſam zuzubringen. Die beiden Geliebten waren daher ſicher; die ſüßen Augenblicke entflohen, als plötzlich ein Umſtand dieſer vertrauten Zuſammenkunft ein Ende machte.

Maria ging gewöhnlich alle Abende zu ihrem Vater, um ihm gute Nacht zu wünſchen; da es ſchon ſpät war, und Maria nicht wie ſonſt zu der gehörigen Stunde erſchien; ſo kam der alte Graf ſelbſt, um ſich von der Urſache dieſes Ausbleibens zu überzeugen.

Die zwei Liebenden hörten ihn kommen; ſie zitterten. In der größten Angſt und Beſtürzung öffnete ſie einen leeren Koffer, der in einer Ecke ſtand: ob er gleich etwas zu enge war, ſo ſprang doch Marcoff hinein, drückte ſich zuſammen, und Maria ſchloß ihn wieder zu. Ihr Vater trat herein, ſetzte ſich, und bezeigte Marien die zärtlichſte Theilnahme über den Zuſtand ihrer Kränklichkeit, und nachdem er ſich einige Zeit ſehr freundſchaftlich mit ihr unterhalten hatte, verließ er ſie, ohne den geringſten Verdacht von dem zu haben, was zwiſchen den beiden Liebenden vorgefallen war.

So bald er ſich entfernt hatte, lief ſie nach dem unglücklichen Koffer, öffnete ihn — Sie glaubte Marcoff ſchlafe, — er ſchlief in der That, aber nur, um nie wieder zu erwachen! —

Es iſt ausgemacht, daß er hatte erſticken müſſen. Er hätte allerdings, bei dem ängſtlichen Gefühl das ſeinem Leben drohete, Lerm machen können, um ſich zu retten; aber die Furcht, ſeine Geliebte den Wirkungen eines wüthenden Vaters auszuſetzen, beſtimmte ſeinen Entſchluß, zu ſterben.

Wer iſt vermögend Mariens Zuſtand bei dieſem Anblick zu ſchildern. Anfangs glaubte ſie einige Augenblicke, [illegible] Graf ſtelle ſich nur, als wenn er ſchliefe; ſie machte ihm ſogar Vorwürfe deswegen; endlich hob ſie ihn aus allen Kräften in die Höhe; aber erſtarrt fiel der entſeelte Körper zurück. Ein lautes Geſchrei war die Wirkung dieſer entſetzlichen Entdekkung: Ach! wollte der Himmel, der Vater hätte es gehört! Mariens Lage war ſchreckbar; der Gedanke an die Wuth ihres Vaters, und daß die Ausbrüche deſſelben ſich ſogar auf den entſeelten Körper ihres Geliebten erſtrecken könnten. In dieſem Zuſtande der Verzweiflung drückte ſie das lebloſe Haupt ihres Geliebten an ihr Herz; in den ruhigen Augenblicken der Hoffnung, verſuchte ſie alle mögliche Mittel, ihn ins Leben zurückzubringen. In dieſem abwechſelnden Zuſtande brachte ſie die ganze Nacht zu. Die erſten Strahlen der Morgenröthe erfüllten ihre betäubte Seele mit neuen Qualen; die Auftritte dieſes Tages ſtanden vor ihren Augen. Jedes gute Haus in Rußland hielt einen Wächter, zu Sicherheit, während der Nacht. Es iſt gewöhnlich ein Sklave, und zwar einer von den verächtlichſten; die geringſten und ſchmutzigſten Arbeiten beſchäftigen ihn am Tage, und ſeine Wohnung iſt nicht viel beſſer als eine Hundehütte. In der Angſt wandte ſich Maria an dieſen elenden Wächter. Er tritt in ihr Zimmer, wirft ſich zu ihren Füßen, und bittet um ihren Schutz. Sie hebt ihn auf, verſpricht ihm denſelben, und noch obendrein eine Summe Geldes, wenn er ihr einen Dienſt leiſten und verſchwiegen ſeyn will; ſie entdeckt ihm hierauf ihr Unglück, und bittet ihn flehentlich, ihren Geliebten im Walde zu beerdigen.

Der Sklave hört mit heimtückiſchem Geſicht den Antrag, und fühlt ſogleich die Wichtigkeit deſſelben; in dem Augenblicke iſt ſein Betragen grob und trotzig, weil er weiß, man hat ihn nöthig. Maria giebt ihm etwas Geld, das rührt ihn nicht; er läßt ſich ſogar verlauten, der Graf würde ihm weit mehr geben, wenn er das Geheimniß verriethe. Dieſer Elende, der einige Augenblicke vorher kaum wagte, die Augen gegen die Tochter ſeines Herrn aufzuheben; der gewohnt war, beide als Gottheiten zu betrachten, von denen ſein Schickſal, ſein Leben abhing; der ſich glücklich fühlte, wenn er in der Ecke eines Stalls ſchlafen konnte, um der Beſtrafung auszuweichen, mit der jeder gewöhnliche Bediente täglich ſeine Nachläſſigkeit bezahlen durfte; dieſes Ungeheuer wollte um keinen andern Preis als um Mariens Beſitz, den Auftrag vollziehen. Er erklärte ſich deutlich genug, und betrug ſich mit frecher Kühnheit.

Obgleich die unglückliche Gräfin von Kummer entkräftet war; ſo rafte ſie doch alle ihre Kräfte zuſammen, um ihn mit Lebhaftigkeit und Nachdruck von ſich zu ſtoßen; ſie ſprach in einem Tone, der ihrer Würde zukam, und befahl ihm ſich zu entfernen. Aber der Böſewicht kannte ſeine Vortheile nur zu gut, um Gehorſam zu leiſten; er wußte ihr Geheimniß, und drohete, es ſogleich dem Grafen zu entdecken. Maria warf ſich zu ſeinen Füßen, verſprach ihm ſeine Freiheit, ihr ganzes Vermögen; alles war umſonſt. Hierauf ſtellte ſich Maria, als wenn ſie ſeine Wünſche erfüllen wollte. Sie beſchwor ihn, nur erſt ihre Bitte zu erfüllen, und gelobte ihm, ihn hernach in ihrem Zimmer zu erwarten. Der Sklave erfüllte ihre Bitte. Alles überließ ſich noch der Ruhe im Schloſſe. Als ſie ihn in einiger Entfernung vom Hauſe erblickte, ging ſie zu dem Zimmer ihrer Guvernante, klopfte an, und befahl ihr, ihren Vater zu wecken, und ihn inſtändig zu bitten, ſich ſogleich in ihr Zimmer zu begeben, weil ihr Leben in Gefahr wäre. Sie begab ſich nun wieder zurück, und ſchloß ihr Zimmer hinter ſich zu. Ihr Vater kam, fand die Thür verſchloſſen, redete mit ſeiner Tochter, und fragte nach der Urſache dieſes außerordentlichen Betragens. Sie verſuchte ſo laut zu reden, als es ihr die ſchrecklichen Schläge ihres Schickſals geſtatteten, die ſie nach und nach hatte ertragen müſſen, und ohne ihre Thür zu öffnen, erzählt ſie ihrem Vater ihre letzte und grauſame Begebenheit; ſie macht ihm Vorwürfe, daß er ihrer Liebe und ihrer unwiderſtehlichen Leidenſchaft ſo hartnäckig widerſtanden hätte; aber gleich nachher betheuert ſie ihm mit zärtlichem Tone, ihre gänzliche und aufrichtige Verzeihung; aber auch zugleich die Unmöglichkeit, daß ſie nach ſo viel abſcheulichen Auftritten, noch länger leben könnte.

Der aufgeſchreckte Vater ruft ſeine Leute herbei, und ſprengt die Thür auf; aber ſie hatte ſich ſchon den letzten Stoß gegeben; er fand ſie todt. Zu ſpät erkannte der Vater ſein liebloſes Betragen. Er beſtrafte den niederträchtigen Sklaven, und Schmerz und Reue begleiteten ihn bis in ſein Grab.

VIII.

Anzeige,

betreffend die Fortſetzung
der

Eunomia,

einer Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts,
von
einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Auch in dem Jahre 1802 wird die Eunomia ihren, nicht ohne Glück begonnenen, Gang fortgehen. Mehr auf den Fortſchritt der ernſtern Wiſſenſchaften war ihr Plan berechnet; aber ſie verkennt die Winke ihrer Freunde nicht, die ihr ein mehr heiteres Anſehen wünſchten, mit welchem ſich die Gründlichkeit dennoch ſehr wohl vertragen könne.

Die Modifikationen ihres Plans ſind demnach folgende:

1) Mit gründlichen, in das Innere der Wiſſenſchaften eingreifenden und ihren Fortgang bezeichnenden Abhandlungen wechſeln, mehr als bisher, unterhaltende Aufſätze aller Art und Form.

2) Fortlaufende Briefe geben Nachricht über die neueſten Erzeugniſſe der ſchönen Literatur.

3) Der Artikel *Kunſt*, und beſonders mimiſche und darſtellende Kunſt, bleibt ein ſtehender Artikel; dagegen fällt

4) der, welcher bisher die Politiſche Zeitgeſchichte erzählte, um ſo mehr weg, weil es ihm jetzt nach wiederhergeſtelltem Frieden überall an Intereſſe mangeln dürfte. Auf *merkwürdige öffentliche Begebenheiten* ſoll indeß ganz beſondere Rückſicht genommen werden. Statt deſſen tritt

5) am Schluſſe jedes Heftes ein anderer bleibender Artikel ein, der ſich vorzüglich für eine monatlich erſcheinende Schrift eignet, und welcher unter dem Titel *Poſtſcripte* nicht ohne Intereſſe ſeyn möchte.

Zur Redaktion dieſes Journals hat ſich der bisherige Herausgeber derſelben mit ſeinem vieljährigen Freunde, dem Herrn *Hofrath Fiſcher*, verbunden; beide werden mit vereinigtem Eifer dahin arbeiten, der *Eunomia* ihren Platz unter den geleſenſten Zeitſchriften von Deutſchland zu erhalten. Sie können dies im Vertrauen auf die Mitwirkung der im erſten Heft genannten berühmten Männer mit Zuverſicht hoffen.

Das Aeußere des Journals, ſo wie der Preis, bleibt unverändert. Bald nach dem Abdruck eines der *Eunomia* (unter Addreſſe des Herrn D. und Prof. *Feßler*) eingeſandten Aufſatzes wird das für denſelben beſtimmte Honorar bezahlt, wenn nicht etwa ordentliche Mitarbeiter ſich mit dem Verleger lieber halbjährig berechnen wollen.

Berlin, den 20ſten November 1801.

Friedr. Maurer.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler.

Omnibus aequa.

Dezember 1801.

I.

Gedanken über die Verbreitung mediziniſcher Aufklärung unter Nichtärzten, für Aerzte, Erzieher und jeden, dem ſein Geſundheitswohl am Herzen liegt.

Von
J. E. Aronsſon,
D. d. A. K. und W. A. K., und Unterrichts-Inſpector der jüdiſchen Freiſchule.

Das achtzehnte Jahrhundert hat ſich nicht mit Unrecht den Nahmen des aufgeklärten erworben. Nicht nur haben alle Wiſſenſchaften, in ihrem Innern, Rieſenfortſchritte gemacht, ſondern auch die Verbreitung der durch ſie ausgemachten Wahrheiten nach außen, unter der Maſſe des Volks, deſſen Berufsgeſchäfte eine anhaltende Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften nicht erlaubten, iſt größer, als ſie in irgend einem der vorhergehenden geweſen. Faſt allgemein verbreitet iſt die Berichtigung der Begriffe von Pflichten und Rechten der Menſchen, die richtige Kenntniß von den ſie umgebenden Dingen, und ihrem Verhältniß zu einander, mit einem Worte, eine richtige Kenntniß der *äußern* Natur. Nur die Kenntniß ihrer *innern*, die Kenntniß deſſen, was zur Erhaltung des geſunden Zuſtandes dieſes edelſten aller uns bekannten Geſchöpfe nöthig iſt, ſcheint immer noch in dem engen Bezirke einiger wenigen Auserwählten, die aus Neigung, Beruf, oder Intereſſe ſich dieſe Kenntniſſe verſchaft haben, eingeſchränkt zu ſeyn. Faſt allgemein herrſcht noch der Wahn, nur der Arzt habe ſich um die Natur des Menſchen zu bekümmern, nur er müſſe wiſſen, was zur Erhaltung der Geſundheit dienlich ſey, und was ſie untergraben könne. *Das Volk* *) ſcheint ſich um ſein Geſundheitswohl nur dann zu bekümmern, wenn der Krankheit mächtige Gewalt es aus ſeinem tiefen Schlummer weckt, und auch dann glaubt es genug gethan zu haben, wenn es ſich von einem zünftigen oder unzünftigen Arzte ein Mittelchen verſchrei-

---

*) Zum *Volke* rechne ich in dieſer ganzen Abhandlung, mit Auguſt Gottlieb Weber (ſ. deſſen vermiſchte Abhandlungen aus der Arzneiwiſſenſchaft. Leipzig, 1788. 8. S. 77.) *jeden, in der Wiſſenſchaft des vorzüglichſten eigenthümlichen Zweckes der Arzneikunde, nehmlich der Wiederherſtellung der menſchlichen Geſundheit, Unerfahrnen*.

ben läßt, dem ers die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zutraut.

Dieſer Mangel der genauen Kenntniſſe eines ſo wichtigen Gegenſtandes iſt aber nicht ohne die verderblichſten Folgen für das Volk und für die Wiſſenſchaft ſelbſt geblieben, und es iſt gewiß der Mühe werth, dieſe nachtheiligen Folgen weiter auseinander zu ſetzen.

Die erſte und wichtigſte Folge iſt wohl der Einfluß den ſie 1) auf die Geſundheit des Volks ſelbſt gezeigt hat. Aus Mangel an Bekanntſchaft mit der Wirkung, die die Außendinge auf den menſchlichen Körper haben, ſetzt es ſich ſo mancher ihrer Einwürkungen aus, die ſeine Geſundheit untergraben, und es in einen Abgrund von Krankheiten ſtürzen, deren Vermeidung bei mehrerer Aufklärung leicht geweſen wäre, und vergrößert dieſe Uebel noch durch falſche Behandlung. Ohne Unterſcheidung überläßt es ſich jeder Mode, jeder Laune, jedem Verlangen ſeiner Sinnlichkeit. Daher die vielen Krankheiten unſrer Tage, von denen unſre Väter gar nichts, oder nur wenig, gewußt haben. Daher zum Theil der abwechſelnde Genius unſrer Conſtitutionen, die bald die Kräfte der meiſten Menſchen übermäßig erheben, bald übermäßig ſchwächen; einzelne Theile des Körpers vor andern für beſondre Krankheiten empfänglich machen, und der Hauptgrund ſind, warum vernünftige Aerzte in, dem Anſcheine nach gleichen Krankheiten von gleichem Nahmen, zu verſchiedenen Zeiten eine verſchiedne Curart anwenden; daher die im Ganzen gewiß nicht zu leugnende größere Schwäche unſrer Generation vor den vorhergehenden. Würden unſre Damen wohl bald über Vapeurs, bald über Migräne, bald über Krämpfe klagen, wenn eine beſſre Bekanntſchaft mit ihren Urſachen ſie dieſe vermeiden gelehrt hätte? Würden unſre Männer nicht ſelbſt weniger an Krankheiten von Schwäche, an Nervenkrankheiten, an ſogenannten Verſtopfungen und Infarktionen leiden, wenn ſie in ihren Berufsgeſchäften oder Beluſtigungen, die ſie hervorbringenden äußern und innern Urſachen zu vermeiden gewußt hätten? Und wehe unſern Nachkommen, wenn die jetzigen edeln Bemühungen menſchenfreundlicher Aerzte, das Volk über ſein Geſundheitswohl mehr aufzuklären, ohne Wirkung bleiben! Unſre Kinder müſſen dann die Unwiſſenheit ihrer Väter, Mütter, Ammen und Wärterinnen empfinden, und durch das zahlloſe Heer von Kinderkrankheiten die unwiſſend begangnen Sünden ihrer Eltern und Erzieher büßen!

Auch die A. K. ſelbſt bleibt 2) ſo lange unvollkommen, als nicht mehrere Kenntniſſe unter dem Volke verbreitet werden, das immer ein, zur Vervollkommung der A. K. unentbehrliches Werkzeug bleiben wird. Die Heilkunde iſt eine Erfahrungswiſſenſchaft, die nur durch genaue Beobachtungen und Wahrnehmungen bereichert werden kann. Der Arzt aber hat in der That nur ſelten Gelegenheit, den Einfluß der äußern und innern Einwirkungen auf den menſchlichen Körper, den eigentlichen Verlauf der Krankheit und die Wirkung der Arzneien, ſelbſt zu beobachten. Er ſieht den Kranken erſt, nachdem die Außendinge ſchon auf ihn eingewirkt, und ihre beſtimmte Wirkung hervorgebracht haben; er ſieht den Kranken nur wenige Augenblicke, und nur die Ereigniſſe in dieſen kann er ſelbſt beobachten; alles übrige, die der Krankheit vorhergegangenen Vorfälle, die Veränderungen während ſeiner Abweſenheit, den Erfolg ſeiner Verordnungen erfährt er nur durch die Erzählungen und Berichte der den Kranken zunächſt und immer umgebenden Layen in der Kunſt. Sind nun die zur richtigen Beobachtung erforderlichen Kenntniſſe des Layen mangelhaft, ſo müſſen es auch die von ihm gemachten Wahrnehmungen ſeyn. Und ſie ſollten Stoff zur Bereicherung der Wiſſenſchaft geben? Sie der Stoff ſeyn, denen der Arzt hernach nur die wiſſenſchaftliche Form, die zuſammenhängende Verbindung zu einem, in allen ſeinen Theilen übereinſtimmenden Ganzen, zu geben hätte? Wie kann ein Gewebe dauerhaft werden, deſſen Fäden ſchon den Keim der Zerſtörung in ſich tragen?

Eine dritte, für die Geſundheit des Leidenden und für den ihn behandelnden Arzt gleich nachtheilige Folge der mangelhaften Kenntniſſe des Volks von mediziniſchen Gegenſtänden, iſt die ſchiefe Beurtheilung der Arzneikunde überhaupt und der einzelnen Aerzte insbeſondere. Der Leidende fühlt ſein Leiden; er und ſeine Angehörigen wünſchen es beendigt zu ſehen. Ungern ſehen ſie die Erfüllung ihres Wunſches ſich verzögern. Unbekannt mit den Gränzen und den wirklichen Kräften der Kunſt, laſſen ſie ihren Unmuth bald an der vermeintlichen Ungewißheit der Kunſt ſelbſt, bald an die Ungeſchicklichkeit ihrer Pfleger aus. Voller Mißtrauen gegen die Kunſt, und doch vom innern Bedürfniß zur Anſuchung ihrer Hülfe getrieben, peinigen und wechſeln ſie die Aerzte, verlaſſen ſie endlich ganz, übergeben ſich dem erſten beſten Quackſalber, dem Rathe jeder alten Mutter, Frau Baſe, oder alten Jungfer Pathe, und beſchleunigen wohl gar ihr Ende, oder verlängern wenigſtens die Krankheit, deren Ende ihre Ungeduld ſo gern beſchleunigen wollte. Würde dieſes alles geſchehen, wenn die Prämiſſen der Beurtheilung gehörig berichtiget wären?

Eine nicht minder wichtige Folge iſt 4) *das fehlerhafte Verhalten des Leidenden zum Arzte und ſeinen Verordnungen*, ſowohl in Rückſicht der Wahl eines Arztes, als des ihm und ſeinen Verordnungen ſchuldigen Gehorſams und Zutrauens. Die Erfahrung lehrt nur zu deutlich, daß dieſe *Verhältniſſe* unter dem größten Haufen immer noch ſehr fehlerhaft ſind; einer weiteren Auseinanderſetzung kann ich nach dem, was *John Gregory* *), *Fr. Henning* **), *Collenbuſch* ***), mein ſehr geehrter Lehrer *C. F. Elsner* †), u. m. a. ††) darüber geſagt haben, wohl überhoben ſeyn. Aber gewiß wird niemand leugnen, daß dieſe fehlerhaften Verhältniſſe größtentheils durch die Unkunde der Layen (wenn auch zum Theil durch die Unkunde der Aesculaps-Prieſter mit) veranlaßt werden, und daß ſie nicht eher aufhören können, bis das Volk in dieſer Rückſicht beſſer belehrt worden.

Und endlich, wie groß iſt nicht ihr Einfluß 5) auf die *Sterblichkeit der Menſchen*, auf die *Bevölkerung* und dem daraus fließenden Wohl *der Staaten*?

---

*) Vorleſungen über die Pflichten und Eigenſchaften eines Arztes. a. d. E Leipzig 1778.

**) Von den Pflichten der Kranken gegen die Aerzte. 8. Leipzig 1791.

***) Der berühmte oder große, und unberühmte und kleine Arzt, in deſſen Wochenblatt des aufrichtigen Volksarztes. April. 1798. S. 220 — 226.

†) Ueber die Verhältniſſe des Arztes zum Kranken. 1. St. 8. Königsb. 1794.

††) Z. B. Von der Geduld, beſonders des Arztes am Krankenbette. 8. Frankfurt a. M. 1791.

So lange die eigentlichen medizinischen Kenntniſſe in den Händen einiger wenigen Vertrauten der Natur bleiben (und das werden ſie wohl immer); ſo lange dieſe Vertrauten ihre Kenntniſſe als einen heiligen Schatz betrachten, deſſen Mittheilung unter Ungeweihten ihn entheiligen würde; ſo lange die eigentlichen Aerzte dabei nur auf große Städte eingeſchränkt bleiben, und der hülfloſe Landmann ſich und ſeinem Schickſale, oder der noch weit ſchädlichern Hülfe unwiſſender Hirten, Dorfbader, Barbierer und alter Weiber, oder Quackſalber überlaſſen bleibt *); ſo lange nur der Reiche und der eigentlich ſogenannte Arme, nicht aber der unvermögende Bürger und Landmann, ſeine Zuflucht bei den Aerzten finden kann, und zu allen dieſen Uebeln noch die **Unwiſſenheit** derſelben ſich geſellt, werden alle kameraliſtiſche und politiſche Vorſchläge zur Vermehrung der Bevölkerung ohne Wirkung bleiben; **Vermehrung kann ohne Erhaltung nicht ſtatt finden.** Wie viele Kinder allein ſterben nicht jährlich an den Folgen unrechter Behandlung bei ihrem erſten Eintritt in die Welt? wie viele an den Folgen der mangelhaften phyſiſchen Erziehung; wie viele werden durch die Vorurtheile der Mütter und Hebammen getödtet, die dem Staate einſt hätten nützliche Glieder, und vielleicht Wohlthäter der Menſchheit werden können? Wie viele finden ein frühzeitiges Ende in leicht zu vermeidenden Mißbräuchen bei ihrer Wartung? Wie mancher Erwachſene, der durch nützliche Thätigkeit dem Staate ſchon den Zoll ſeiner Kräfte zu leiſten angefangen hat, wird nicht am Anfange ſeiner rühmlichen Bahn dahin gerafft, weil er die Kunſt nicht verſtanden, ſeine Kräfte, durch gehörige Schonung, in einem heilſamen Gleichgewichte zu erhalten, und durch leichte Mittel zu ſtärken? Wie manche Wöchnerin wird nicht das Opfer alles verheerender Vorurtheils und Mißbräuche, ohne daß der Arzt den Grund auch nur erfährt, und ihm entgegen arbeiten könnte? Nur eine richtige Kenntniß hätte es bedurft, und alle dieſe Uebel wären vermieden worden.

---

*) S. (J. K. H. Ackermann) Ueber das Medicinalwesen in Deutschland. Zeitz und Naumburg, 1794. 8 S. 17. u f. f. (Schörf) Ueber den Einfluß des Medizinalweſens auf den Staat, und über die Vernachläßigung deſſelben in den meiſten deutſchen Staaten. 1799. 8. S. 8 — 87.

Woher aber nun dieſer Mangel an Kenntniſſen unter dem Volke? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Urſachen nicht bloß im Volke, ſondern vielmehr bei deſſen Leitern und Lenkern ſuche. Das Volk iſt die rohe Materie, die ihren Werth nur durch die Form erhält, die ihr die Hand eines geſchickten Künſtlers giebt. Fehlt dieſe, ſo mag der Stoff noch ſo gut, ſo zweckmäßig, für gute Bearbeitung noch ſo empfänglich ſeyn, ſo wird er immer roh bleiben. Wer führt aber dieſe Hand? **Die Aerzte! die Regenten! die Volkslehrer!**

Betrachtet man zuerſt die Aerzte, ſo findet man, daß ſie der Verbreitung medizinischer Volkskenntniſſe nicht wenig geſchadet haben

a) durch den Nimbus, in den ſie ſich vor den Augen des Volkes gehüllt haben. Wurde ein Arzt zu einem Patienten gerufen, ſo befiel dieſen, beim Anblick des abgemeſſenen Schrittes, der ſteifen, glänzenden, von dem Schnitte und der Art aller andern Menſchen abweichenden Form ſeiner Kleidung, bei der wichtigen Miene, dem pedantiſchen Tone, dem Schwall unverſtändlicher Wörter, die er ihn ſehen und hören ließ, eine Ehrfurcht, die wohl für die Kaſſe des Herrn Doktors, aber nicht für die Erweiterung der Kenntniſſe des Layen vortheilhaft ſeyn konnte. Die Kenntniſſe eines Mannes, der ihm ſo imponirte, mußten ihm ſo unermeßlich ſcheinen, ihre Erlernung ſo ſchwierig, ihr Umfang ſo weit umfaſſend, daß er gewiß auch bei dem beſten Willen von der Ergründung derſelben abgeſchreckt wurde [*]. Bemerkte er aber hernach

b) *den Nichterfolg ſo mancher verſprochnen Heilung, fand er ſeine eigne Erwartung getäuſcht*, ſah er unbefangen die Streitigkeiten und das tadelhafte Benehmen mancher Aerzte vor dem Krankenbette, bei Conſultationen; entging es ihm nicht, wie ungewiß die Aerzte ſelbſt über die Natur mancher Krankheiten blieben, las er nun wohl gar noch die oft mit Beredſamkeit, Witz, Laune und Wahrheit, die Mängel der A. K. und der Aerzte rügenden Ausfälle und Schriften eines Montagne, Chevalier Temple, Moliere, Rouſſeau, Erhardt u. ſ. w., ſo konnte der Erfolg dieſer vereinigten Einwirkungen nicht zweifelhaft bleiben. Er mußte Verachtung der A. K. oder wenigſtens der Aerzte ſeyn; und wer wird ſich bemühen, ſeine Kenntniſſe über einen Gegenſtand zu erweitern, den er verachtet? Hierzu kamen noch

---

[*] Iſt die Bemerkung richtig, daß der Nimbus der Aerzte der Verbreitung medizinischer Volksaufklärung im Wege ſteht; ſo kann man gewiß auch den Vorſchlag des verdienſtvollen Ackermanns in ſeiner oben angeführten Schrift (S. 10 — 14.), nach welcher man die Achtung der Aerzte unter dem Volke durch feierliche Einführung und Empfangung derſelben, bei ihrer Niederlaſſung an einem Orte, vermehren ſollte, nicht billigen, weil 1) dieſe jenen Nimbus nur vermehren würde, und 2) wahre Achtung nur durch *ächtes Verdienſt*, nicht durch *eitles Ceremoniel* erworben wird, und letztres nie den Mangel des erſtern erſetzt. So viel mir bekannt iſt, hat aber noch nie ein Arzt von *wahrem Verdienſt*, wenn er in ſeinem ſonſtigen Betragen nur Menſchenkenntniß und Welt zu zeigen verſtand, über Mangel an Beweiſe der Achtung ſeiner Perſon zu klagen gehabt. 3) Die Einigkeit unter den Aerzten dadurch keinesweges *vermehrt* werden kann, da die Uneinigkeit derſelben nicht aus dem Mangel an ihnen erwieſener Achtung, ſondern aus Syſtemſucht, Brodneid, u. ſ. w. fließt, Leidenſchaften, die wohl nicht durch eitles Gepränge vermindert werden.

c) Quackſalber und Geheimmittelkrämer mit und ohne Doktorhut, und unter ihnen oft Aerzte von ſonſt nicht geringen Verdienſten, die die Bereicherung ihrer Vermögensumſtände dem Nutzen, den ihre etwanigen Entdeckungen der Menſchheit hätten bringen können, eigennützig vorzogen, deren Vortheil es erheiſchte, theils das Volk in ſeiner Unwiſſenheit zu erhalten, theils ſeine Vorurtheile noch zu vermehren. Und ihre Thaten haben bei der natürlichen Neigung des Volks zu allem Geheimen und Wunderbaren, beſonders da, wo es ſich von der eigentlichen A. K und den Aerzten verlaſſen glaubt, Wunder gethan.

d) Endlich hat auch der Gebrauch, den die Aerzte von dem jedesmal herrſchenden Syſtem, vor dem Krankenbette gemacht, nicht wenig dazu beigetragen. Die Vorurtheile von Blutreinigungen, vorbauendem Aderlaſſen, monatlichen Abführungen, Frühlingskuren u. ſ. w., die unter den Layen jetzt ſo ſehr im Schwange ſind, mögen als Beiſpiel dienen, welchen

Einfluß die Humoralpathologie in dieſer Rückſicht gehabt, und wer weiß, welche Vorurtheile nun ſchon in manchen Gegenden Deutſchlands, in denen durch Mißverſtändniß des Browniſchen Syſtems oder deſſen Tochter, die Erregungstheorie, nunmehr herrſchend geworden, verbreitet ſind?

Auf der andern Seite haben aber auch die Regenten manche Unterlaſſungsſünde begangen, wodurch ſie nicht von aller Schuld an den mangelhaften Kenntniſſen des Volks, frei geblieben ſind.

Zu dieſen rechne ich zuerſt:

a) den Mangel und die unverhältnißmäßige Vertheilung der Aerzte in faſt allen Staaten, beſonders auf dem Lande. Schaudern muß man, wenn man beſonders das beherzigt, was der vortreffliche Schöpf in ſeiner oben angeführten Schrift *) darüber ſagt. Wenn der Staat auch nicht grade ſolche Aerzte beſolden will, ſo ſollte er doch wenigſtens ihrer Anſetzung und Verbreitung nicht die größten Hinderniſſe in den Weg legen. Welcher Arzt, der ſich durch alle Schwierigkeiten und Koſten bis zur Erlangung der Doktorwürde durchgearbeitet, ſich der zweiten, in faſt allen Staaten Deutſchlands jetzt beſtehende Prüfung, eines von der Univerſitäts-Facultät verſchiednen Collegii unterworfen hat, wird nicht lieber ſein Heil und Glück in volkreichen Städten verſuchen, die ihm Hoffnung auf die faſt allgemeinen Ziele aller menſchlichen Wünſche, Ehre und Geld, darbieten, als daß er ſich an einem kleinen

---

*) S. 9 — 17.

Orte, oder gar auf dem Lande, wo eine kaum kümmerliche Nahrung ſeiner wartet, niederlaſſen, und hier die Urtheile des Volks durch Lehre und That berichtigen ſollte? Wozu dieſe doppelte Prüfung (die freilich für den, ſeiner Sache gewißſeienden jungen Arzt gleichgültig wäre, wenn ſie nicht einen ſo großen Koſtenaufwand verurſachte), die immer ein beleidigendes Mißtrauen gegen die Perſonen, die die erſte Prüfung abgehalten, vorausſetzt? Und ſoll eine zweite Prüfung durchaus ſtatt finden, warum muß dieſe grade in der Hauptſtadt geſchehen, deren Aufenthalt für den jungen Arzt gewiß nicht ohne ökonomiſchen Nachtheil iſt? Man unterſcheide doch endlich einmal zwiſchen dem *Arzt als Gelehrten*, in ſofern ihm die weitre Cultur ſeiner Wiſſenſchaft anvertraut iſt, und *dem Arzt als Helfer und Retter* in Gefahren und Leiden des Körpers! Jenem iſt ſo manches zu wiſſen nöthig, was dieſem ganz entbehrlich iſt. Nur des letztern bedarf der Laye, und beſonders der Landmann. Aber wo ſind bis jetzt die Lehranſtalten, wo die prüfenden Collegien, in denen auf dieſen Unterſchied Rückſicht genommen wird?

b) *Den Mangel an gehöriger Aufſicht über Quackſalber und Geheimmittel-Krämer.* Der Preußiſche Staat zeichnet ſich freilich in dieſer Rückſicht, ſo wie in manchem andern Zweige der Geſetzgebung, ſehr zu ſeinem Vortheile vor vielen andern Staaten aus. Aber was helfen alle Geſetze *einzelner* Staaten, ſo lange nicht *alle* einſtimmig ſind, und dem Schleichhandel immer Wege offen ſtehen, Geſundheit und Aufklärung des Volks zu vergiften; ſo lange dieſes täglich in Zeitungen und Reichsanzeigern, die widerſinnigſten und ſchädlichſten Arkana und Univerſalmittel, als Kaiſerlich, oder Königlich, oder Churfürſtlich privilegirt und gekrönt angekündigt findet; wenn es ſelbſt ganze Geſellſchaften von ſogenannten Aerzten giebt, die ſich öffentlich zur Lieferung ſolcher Mittel und Anweiſungen zum Selbſtgebrauch anbieten? Exempla sunt odiosa!

c) **Der Mangel guter Anſtalten, in welchen das Volk über ſein Geſundheitswohl unterrichtet werden könnte.** So oft auch ſchon Vorſchläge dazu gemacht ſind, ſo wenig haben dieſe bis jetzt noch gefruchtet. Noch haben nur wenige Staaten die vortreffliche Anſtalt des edeln May in Manheim, zum Unterricht für Krankenpfleger, nachgeahmt *), obgleich noch neulich mein ſehr geehrter Freund, Herr D. Oppenheimer in Berlin, aufs neue darauf aufmerkſam gemacht hat **)? Wo exiſtirt jetzt noch, außer der Schweiz ***), ein Seminarium zur Bildung geſchickter

---

*) Franz May Entwurf der mit höchſter Genehmigung im Jahre 1781 zu Manheim errichteten öffentlichen Krankenwärterſchule, in deſſen vermiſchten Schriften, Manheim 1786. 8. Vergleiche damit Berlin. Monatſchr. 1785. Aug. S. 164 — 167. Schlözers Staatsanzeigen, Heft 7. S. 283 — 288. J. C. F. Scherfs Archiv der mediz. Polizei und der gemeinnützigen A. K. B. 2. S. 26 — 33.

**) Oppenheimer, in der neuen Berliner Monathsſchrift 1799. Oktober

***) Anfrage an das Publikum, und beſonders an die Subſkribenten auf das gemeinnützige medizinische Magazin, von

Landärzte? Wo wird die Jugend bis jetzt, unter öffentlicher Autorität, in Schulen über die wichtigſten Gegenſtände ſeiner phyſiſchen Exiſtenz unterrichtet *)? Auf den letztern Gegenſtand insbeſondre ſcheinen unſre Schul- und Ober-Schulcollegien auch aus dem Grunde kein Augenmerk gerichtet zu haben, weil ſie größtentheils mit Theologen von Profeſſion beſetzt ſind, die, wenn ſie auch im allgemeinen den Mangel einſehen, und den beſten Willen haben ihm abzuhelfen, doch nicht die zur Entwerfung der ſpeciellen Vorſchriften, für dieſen Zweig des öffentlichen Unterrichts, nöthigen Kenntniſſe beſitzen; daher es wohl zu wünſchen wäre, daß künftig auch ein philoſophiſcher Arzt Mitglied eines ſolchen Collegiums ſey.

Und nun gar die Volkslehrer! Befugte und unbefugte Schriftſteller haben ſeit Tiſſots Zeiten bis auf die unſrigen, auch in dieſem Felde des menſchlichen Wiſſens ihre allezeit fertigen Federn geübt. Aber der bei weitem größte Theil fehlt darin,

a) daß ſie bei ihren Arbeiten keinen beſtimmten Begriff von dem hatten, was eigentlich

---

D. J. H. Rahn. 8. Zürich, [illegible]. Erſte Nachricht an das Publikum von dem guten Fortgange der Subſkriptionen, zu der Errichtung eines Seminarii, zu Bildung geſchickter Landärzte und tüchtiger Hebammen. ibid. 1782. Zweite Nachricht ꝛc. Ibid. 1786.

*) Es gereicht dem hieſigen Königlichen Friedrichs-Wilhelms Gymnaſio und ſeinen würdigen Vorſtehern gewiß zur großen Ehre, daß es in dieſem Punkte ſeinen Mitſchweſtern ein nachahmungswürdiges Beiſpiel gegeben, und durch meinen Freund, den Herrn Profeſſor Bucki, einen eignen diätetiſchen Unterricht in den obern Klaſſen ertheilen läßt.

Volks-Arzneikunde und mediziniſche Volksaufklärung ſei, daß ſie daher in ihre Schriften, die zur Verbreitung der letztern beſtimmt waren, Dinge einmiſchten, die nicht vor das Forum des Volks gehörten, und andre übergingen, um derentwillen eigentlich Volksarzneikunde nothwendig iſt. Erſt in den neueſten Zeiten iſt man hierauf aufmerkſam geworden, und der verſtorbene J. C. W. Junker in Halle war der erſte, der, wie A. G. Weber, in ſeinem Entwurf einer Bibliothek der Volksarzneikunde *) ſagt: „den Unterſchied zwiſchen den mediziniſchen Volkskenntniſſen und der Wiſſenſchaft davon, oder der Volksarzneikunde genau kannte und richtig bezeichnete; den Weg, den die Unkundigen in der A. W. zu betreten wünſchen, mit ihnen betrat; die Schwierigkeiten deſſelben, ſtatt ſie bloß zu verſchreien, deutlich aufdeckte, und ihnen zu dem Ende die nothwendigſten Grundſätze der Heilkunde auf die möglichſt einfache Art (?) darſtellte, um nicht ſowohl zu dem erwünſchten Ziele des Heilgeſchäfts, als vielmehr zu der Ueberzeugung hinzuleiten, daß dieſes Ziel nur von Aerzten erreicht werden könne, und die Wißbegierde und Aufmerkſamkeit des Leſers bloß darum anzuſtrengen, um ſie endlich auf immer zurückzuweiſen.“ — Aber er hat noch nicht alles gethan; er hat die Bahn gebrochen, doch noch nicht ganz geebnet, und ſelbſt ſeine verdienſtvollſten Nachfolger, Weber, Fauſt, Struve, Collenbuſch, Nolde, Hufeland, Hildebrandt,

---

*) S. deſſen vermiſchte Abhandlungen aus der A. W. Leipzig, 1788. 8. S. 93.

haben in ihren, für das Volk beſtimmten, Schriften manches, was nach meinen Begriffen nicht für daſſelbe gehört, vorgetragen, und manches ausgelaſſen, was ihm durchaus zu wiſſen nöthig iſt. Die Bemühungen neuerer philoſophiſchen Bearbeiter der Heilkunde haben uns überzeugt, daß ihr geſammtes Gebiet in das der Geſundheitslehre, und das der eigentlichen Heilkunde zerfalle; daß beide ihren theoretiſchen und ihren techniſchen Theil haben, d. h. daß in beiden einiges nur unſer Wiſſen von der Beſchaffenheit ihrer Gegenſtände bereichert, manches hingegen Regeln darbietet, die uns zu Künſtlern erheben, indem ſie uns in den Stand ſetzen, gewiſſe vorgeſtellte Zwecke zu erreichen, und einen beabſichtigten Zuſtand im Menſchen hervor zu bringen. Die vollſtändige Kenntniß beider, in ihrem theoretiſchen und techniſchen Theile, in dem Umfange, in welchem ſie bis jetzt durch die Bemühungen älterer und neuerer Bearbeiter dargeſtellt worden ſind, macht den eigentlichen Arzt. Iſt dieſe Kenntniß hingegen nur Stückwerk, ſo bildet ſie Halbwiſſer und Pfuſcher. Beide ſind der Menſchheit gleich ſchädlich. Jener erſchwert dem wirklichen Arzt jeden Schritt, den er zu machen hat, glaubt ſich im Stande, ſeine Handlungsweiſe beurtheilen zu können, und macht ihm nur Kummer und Verdruß. Stimmen ſeine, vielleicht nicht bloß mangelhafte, ſondern in manchen Stücken ſogar falſchen Vorſtellungsarten nicht mit denen ſeines Arztes überein, ſo hält er dieſen, aus Eigenliebe, entweder für ungeſchickt, oder wird am Ende wohl gar ein Verächter der Heilkunſt.

Im beſten Falle hätte er wenigſtens ſeine Zeit nützlicher auf die Erlernung von Dingen verwenden können, die ihm in der Sphäre ſeines bürgerlichen Lebens Vortheile gewähret hätten, welche er jetzt, aus Unkunde derſelben, entbehren muß. Und bei allen dieſen Nachtheilen, Heil der Menſchheit, wenn ſeine mangelhafte Kenntniſſe ſich auf das Wiſſen beſchränken! wenn er ſich durch ſie nicht zum Künſtler erhoben glaubt! Wähnt er dieſes, ſo werden die wohlthätigſten Waffen der Natur in ſeinen Händen zum verheerendſten Mordgewehre. Er macht Geſunde krank, die Kranken kränker, und wen der Arzt noch hat heilen oder erhalten können, den führt er zur Grube. Das Schlimmſte dabei iſt, daß der unaufgeklärte Nichtarzt ſein mehreres Wiſſen anſtaunt, und ihm dafür ſeine Achtung und ſein Zutrauen zollt. Vom Arzte fordert der Nicht-Arzt Kenntniſſe ſeines Faches. Er weiß, daß dieſer über jeden einzelnen Fall urtheilen muß. Er weiß, daß das Gebiet der Heilkunde von großem Umfange iſt, und Anſtrengung und reifes Urtheil erfordert. So viel er auch im Ganzen den Kenntniſſen ſeines Arztes zutraut, ſo glaubt er ihm doch nicht Unrecht zu thun, wenn er ihm die Möglichkeit des Irrens im einzelnen Falle zuſchreibt. Dem ſeiner Meinung nach gelehrten Nichtarzt hingegen liegen weder die Pflichten der Kenntniſſe überhaupt, noch des Urtheilens im einzelnen Falle ob. Bemerkt er bei ihm jene dennoch, und ſieht er, daß er im vorliegenden Falle ſein Urtheil mit Beſtimmtheit giebt; ſo zieht er das freiwillige des letztern dem erzwungenen des erſtern vor, und glaubt eher, daß jener ſich geirrt habe, als daß dieſer ſo ſehr geachtete Mann fehlen könnte. Daher, wenigſtens zum Theil, das große Zutrauen der Nichtärzte zu Pfuſchern und Quackſalbern, und darum mindert es ſich auch in den verſchiedenen Ständen um ſo mehr, je mehr wahre Aufklärung und Richtigkeit der Begriffe unter ihnen verbreitet ſind, und je weniger folglich ihre Kenntniſſe unter denen des Pfuſchers ſtehen. — Dieſes Bilden von Halbwiſſern und Pfuſchern zu vermeiden, und doch dabei die Vortheile einer größern Verbreitung von Aufklärung über medizinische Gegenſtände unter Nichtärzten zu erlangen, ſollte in den für das Volk beſtimmten Schriften billig gerade nur ſo viel und nicht weniger von der Heilkunde gelehrt werden, als zum Zwecke der Volksarzneikunde gehört.

b) Daß ſie bei ihren Schriften größtentheils die Klaſſe des Volks, für welche ſie abgefaßt waren, nicht gehörig unterſchieden. Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß jedem Stande der bürgerlichen Geſellſchaft, nach dem Standpunkte, auf welchem ſeine Mitglieder in derſelben ſtehen, eigenthümliche Kenntniſſe nothwendig, und andre ſogar ſchädlich ſind. Die höhern Stände beſitzen, nach unſerer jetzigen Erziehungsweiſe, einen Grad von Bildung, welcher ſie in den Stand ſetzt, auch ſolche Kenntniſſe, die nicht gerade unmittelbar zur Erreichung ihrer vorgeſteckten Ziele beitragen, zu faſſen und zu benutzen. Die Bildung der mittlern und niedern Volksklaſſen hingegen ſchränkt ſich faſt allgemein noch auf ſolche Gegenſtände ein, die man zu ihrem künftigen Gewerbe für durchaus nothwendig hält. Hieraus entſtehen in der Summe ihrer Erkenntniſſe Lücken, welche das Fortſchreiten zu höhern Einſichten unmöglich machen. Der Mangel der Vorkenntniſſe verhindert ſie die höhern zu faſſen, und vollſtändig zu begreifen, und indem ſie ſie nicht ganz begreifen, verſtehen ſie auch die Kunſt nicht, ſie zweckmäſſig zu benutzen. Dieſe Mängel werden beim Lernen der Wiſſenſchaften um ſo ſichtbarer werden, je mehrere Vorkenntniſſe ſie erfordern; und welche erheiſcht deren mehr, als die Geſundheits- und Heilkunde? In welcher ſind philoſophiſche, naturhiſtoriſche, chemiſche, phyſiſche, mathematiſche ſo durchaus nothwendig als in jener? Berechnet man nun bei den für das Volk beſtimmten mediziniſchen Schriften nicht genau den Grad, der nach ihrer Bildung und ihrem Standpunkt möglichen Kenntniſſe, der Klaſſe von Leſern für welche ſie beſtimmt ſind, ſo wird man ſich dem einen zu viel, für den andern zu wenig ſagen. Jenen ekelt das Wiedererklären ihm längſt bekannter Dinge an; dieſem wird das Unbekannte unverſtändlich. Beide werden der langweiligen Lektüre ſehr bald überdrüſſig, und geben, bei dem beſten Willen ſich aufzuklären, bald die Hoffnung der Möglichkeit auf. In dieſen Fehler des zu viel oder zu wenig Sagens ſind alle bisherigen Schriftſteller für die Volksarzneikunde verfallen; es ſollte mir gewiß ſehr leicht werden, dieſe Behauptung mit Beiſpielen aus ihren Schriften, von Tiſſot bis auf Struve u. ſ. w., zu belegen, wenn dieſes nicht jeder Leſer faſt mit jedem Blatte ihrer Schriften thun könnte.

und eine ſolche Arbeit zeitverſchwenderiſch und nutzlos wäre.

c) In Rückſicht der Form ihrer Schriften fehlten ſie auch darin, daß ſie ihnen nicht alle Erforderniſſe der Popularität gaben. Betrachtet man das Heer der ſogenannten Volksſchriften, beſonders der mediziniſchen, ſo kann man ſich nicht wohl des Verdachts enthalten, daß ein groſer Theil ihrer Verfaſſer ſich vor ihrer Abfaſſung die Fragen: worin beſteht ſchriftſtelleriſche Popularität? wodurch unterſcheidet ſich der populäre Vortrag von dem gelehrten? entweder gar nicht aufgeworfen oder doch nicht erſchöpfend beantwortet habe. Manche ſcheinen zu wähnen, daß oberflächliche Behandlung des Gegenſtandes, abgeriſſenes Stückwerk, wäßriges Geſchwätz, blumenreicher Vortrag, Schwulſt und Bombaſt, erforderlich und hinlänglich ſey, um ſich beim Volke Eingang zu verſchaffen. Aber wahrlich dieſes ſind gerade diejenigen Hinderniſſe, welche wahrer Verbreitung mediziniſcher Aufklärung im Wege ſtehen. Sie bilden Halbwiſſer und Pfuſcher, vermehren die Unverſtändlichkeit, und ſchrecken den gebildeten Nichtarzt von der Lektüre ab. Die Erforderniſſe der Popularität ſind ganz andre. Sie gründen ſich auf die ſubjektive Beſchaffenheit der Leſer, und erfordern ein genaues Studium derſelben, Menſchenkenntniß, Bekanntſchaft mit dem Geiſte des Zeitalters, Kenntniß der Bedürfniſſe der Wiſſenſchaft und der zu Belehrenden. Es iſt hier noch der Ort nicht, dieſe Erforderniſſe aus einander zu ſetzen. Ich kann hier bloß ihren Mangel bei dem gröſten Theil der bisherigen mediziniſchen Volksſchriftſteller andeuten. Ich werde aber weiter unten Gelegenheit haben, meine Gedanken darüber näher darzuſtellen. — Zu den Mängeln der Form ihrer Schriften gehört endlich auch:

d) daß ſie ihnen nicht gehörigen Eingang bei den Nichtärzten zu verſchaffen gewußt haben. Jedermann kennt und geſteht den Werth der Geſundheit ein. Niemand leugnet auch, daß eine Belehrung über die zu ihrer Erhaltung und Wiederherſtellung gehörigen Gegenſtände heilſam und nothwendig ſey. Aber man ſcheuet den Zeitaufwand und die Mühe, welche zur Erlangung dieſer Kenntniſſe erfordert werden. Dieſe natürliche Trägheit und Sorgloſigkeit der Nichtärzte zu überwinden, hätten die Volkslehrer Mittel erdenken müſſen. Aber erſt in neuern Zeiten hat man daran zu denken angefangen, und die Vorurtheile, den Luxus und die Modeſucht ſelbſt dazu anzuwenden ſich bemühet; und doch haben ſie bis jetzt immer noch das Hauptmittel vernachläſſigt. In der Jugend iſt das Gemüth noch am meiſten für jeden faßlichen Unterricht empfänglich; auch der Wille iſt dann noch am ſtärkſten wenigſtens am lenkſamſten. Berufsgeſchäfte und anderweitige Zerſtreuungen erfüllen noch nicht den ganzen Raum der Zeit, welche auf die Erlernung nützlicher Dinge verwendet werden könnte. Gedächtniß und Einbildungskraft ſind in dieſem Alter zur Aufnahme ſinnlicher Erkenntniſſe noch am geſchickteſten. Das jugendliche Alter wäre gerade das geweſen, auf welche die Lehrer der Volksarzneikunde ihr vorzüglichſtes Augenmerk hätten richten müſſen. Und doch fehlen gerade am meiſten ſolche Schriften, welche den Bedürfniſſen dieſes Alters angemeſſen wären. Sind aber etwa die für Erwachſene eingerichteten Schriften, in Rückſicht ihrer Eindringlichkeit, zweckmäßig eingerichtet? — Nichts weniger als das! Es fehlt ihnen beinahe durchgängig jener Reiz der Annehmlichkeit, der ihre Lektüre anmuthig machen, und ſie allgemein verbreiten könnte. Es liegt wahrlich nicht an dem leſenden Theil der Nichtärzte allein, daß mediziniſche Volksſchriften ſo wenig geleſen werden. Man erinnere ſich nur, mit welcher Begierde ſo manche, obgleich elende, Schriften verſchlungen wurden, weil ſie mit jenem Reize ausgeſchmückt waren. Mit welchem Eifer wurden nicht die Gynäologien, die Schriften über den Beiſchlaf u. ſ. w. geleſen? Welchen Ruf verſchaffte nicht ihrem würdigen Verfaſſer, die mit jenen elenden Machwerken in keiner Parallele ſtehende Hufelandſche Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, ſo ſehr man an ihr auch noch manches, als Volksſchrift betrachtet, zu tadeln finden könnte? Man hat, der Lieblingslaune des leſenden Publikums zu ſchmeicheln, eigne Journäle dem Geſundheitswohl des Publikums gewidmet, und doch werden ſie nur wenig geleſen. Warum das? Nicht darum, weil eigne Journäle, die übrigens keine Abwechſelung geſtatten, zu wenig Stoff für die Unterhaltung (welche allein ein großer Theil der Leſewelt in den Zeitſchriften ſucht) darbieten? Nicht darum, weil ihr Inhalt zu wenig in das Gewand der Anmuth gekleidet iſt? Die Mode hat nun einmal Zeitſchriften zum Bedürfniß für die elegante Welt geſtempelt. Aber wie ſelten nehmen ihre Herausgeber Aufſäze, die auf unſern Gegenſtand Bezug haben, auf! Und doch was ſollte für die Leſewelt gröſſeres Intereſſe haben, als ihr Geſundheitswohl, als die zu deſſen Erhaltung führende Kenntniß des menſchlichen Körpers, als die Berichtigung ſo mancher, in beider Hinſicht herrſchender Vorurtheile! Wahrlich der Mangel an Rückſicht auf die Mittel, dem Guten Eingang zu verſchaffen, der Mangel an einem reizenden ſchönen Gewande ſind ſchuld, daß ſo manches Gute von der Leſewelt unbenuzt geblieben.

II.

Vergleichung der Sitten der Morgenländer und Europäer.

— Und was noch mehr iſt, es ſcheint mir, daß ich faſt keine Sitten angetroffen habe, die nicht eben ſo gut, wie die unſrigen wären.
Montaigne.

Das geringſte Nachdenken über den Kontraſt, den man in Hinſicht der Sitten und des Charakters zwiſchen den Morgenländern und Europäern bemerkt, führt ganz natürlich zu einer Vergleichung der gegenſeitigen Sitten, welche ſo verſchieden auf die Gebräuche und den geſellſchaftlichen Umgang wirken müſſen. Alle charakteriſtiſchen Züge einer Nation verdienen die Aufmerkſamkeit des Philoſophen, und jemehr ſich dieſe Züge von den unſrigen entfernen, jemehr muß die Prüfung derſelben unſre Wißbegierde reizen und intereſſiren.

Ein inneres, auf Erfahrung gegründetes Gefühl läßt uns oft den Vorzug bezweifeln, über welchen unſere Eitelkeit nicht den kleinſten Widerſpruch erlauben will; wir befürchten eingeſtehen zu müſſen, daß die Arbeit, daß das immerwährende Herumtreiben unſerer Gedanken, in welchen wir unſer Leben zubringen, unnütz für jeden Einzelnen, und für die Maſſe der menſchlichen Geſellſchaft wenigſtens ein ungewiſſer Vortheil ſei. Um mich nicht länger bei ähnlichen Betrachtungen zu verweilen, will ich nur eine kleine Anzahl derjenigen Aehnlichkeiten aufzuſtellen wagen, welche ſich mir in den Sitten der Morgenländer und Europäer darbieten.

> — Animo satis haec vestigia parva sagaci
> Sunt, per quae possis cognoscere caetera tute.

Der Europäer widmet faſt ſein ganzes Leben einer ununterbrochenen Thätigkeit, und den Hirngeſpinnſten der Hoffnung. Seine Erziehung überſpannt ſeine Einbildungskraft, und vervielfältigt die Anzahl ſeiner Ideen. Das Leſen, der Handel und Umgang mit Fremden haben die Zeiten und Oerter ihm näher gebracht; die Kenntniß aller Jahrhunderte, und die Künſte aller Länder ſind ſein Erbtheil; ihre Vergnügungen ſind ſeinen Augen gegenwärtig. Das verführeriſche Gemälde ſo vieler Vortheile flößt ihm das Verlangen darnach, und mithin auch die Hoffnung zum Beſitz derſelben ein. Er macht einige Verſuche; der erſte glückliche Erfolg feuert ihn zu neuen Anſtrengungen an; er geht vorwärts, und der Kreis ſeiner Anſprüche erweitert ſich. Aber die Hoffnung iſt ohne Grenzen, und die Möglichkeit beſchränkt; und ſo muß endlich der unvermeidliche Augenblick kommen, wo Alles zuſammenſtürzt, und der Fall iſt um ſo viel ſchrecklicher, je mehr man ſich auf die Täuſchungen geſtützt hat, die ihn herbeigeführt haben.

Der Morgenländer iſt im Gegentheil ernſthaft, ruhig, ſogar gleichgültig; beſitzt wenig Ideen und wenig Gefühle; aber ſeine Gefühle ſind im Ganzen richtig, und ſeine Ideen paſſend; ſie erſtrecken ſich ſelten über Gegenſtände, die außerhalb ſeines Geſichtspunktes liegen.

Die Verſchiedenheit der Erziehung iſt zum Theil die Urſache der Verſchiedenheit ihrer Charaktere. Die Erziehung ſollte ſtets die Bildung des Menſchen zum Endzweck haben, ohne ihn von den Grundſätzen der Natur zu entfernen. Indem wir ſorgfältig den unveränderlichen von ihr vorgezeichneten Weg verfolgen, ſo werden wir keinen der Vortheile vernachläßigen, die ſie über das Leben verbreitet hat; wir können uns über keins ihrer Rechte irren, womit ſie dieſen Pfad überſtreuet hat. Aber wir kennen kein einziges Volk, das ſo erzog, und die Geſchichte ſtellt uns kein einziges Beiſpiel eines ſolchen Erziehungsſyſtems auf.

Jede Geſellſchaft beſtimmt die Erziehung nach ihren eingeſchränkten Begriffen; und unter dem Joche des Machtſpruchs verliert die Natur ihre Anmuth und Lebhaftigkeit.

Im ganzen Türkiſchen Gebiete miſchen ſich faſt durchgängig abergläubiſche Begriffe in die Erziehung, und verderben ſie; ohne dieſe wäre ſie ziemlich vernünftig.

Der junge Araber reift ſehr zeitig, und zwar durch eine ſehr einfache und wirkſame Methode; es iſt das Beiſpiel, das er in ſeinem väterlichen Hauſe vor ſich hat; es iſt die Vorſicht, die man anwendet, daß dieſes Beiſpiel ſeine Wirkung nicht verlieren kann. Daher bildet er ſich zum Ernſt, zur Ausdauer zu Gefahren, und Beſchwerlichkeiten; zur Ehrfurcht gegen das Alter; zur kindlichen Liebe, zur Verachtung ausſchweifender Vergnügen, zur Mäßigkeit, zur Selbſtbeherrſchung und zur Gaſtfreiheit.

Der Araber entzieht ſeine Kinder ſehr zeitig der weiblichen Aufſicht; man ſchickt ſie aus dem Hauſe, um den Koran zu lernen. Dieſe Beſchäftigung, man muß es geſtehen, hat faſt keinen andern Vortheil, als daß ſie einen Theil des Tages beſchäftigt ſind. Wenn ſie älter werden, ſehen ſie nichts um ſich her, was ſie zur Nacheiferung anſpornen, aber auch nichts, war ſie in Irrthümer ſtürzen könnte. Der Vater gewöhnt ſich nun, nach und nach ſeinen Sohn als ſeines Gleichen zu behandeln, und dieſer vergißt ſelten die Ehrfurcht, die auf keine gebieteriſche Art gefodert wird.

Die Kleidung der Kinder preßt und hindert ſie auf keine Weiſe: ihre Koſt iſt einfach, und ihr Körper zur Anſtrengung und zu allen Veränderungen der Witterung gewöhnt. Dieſes ſind zum Theil die Vorzüge der morgenländiſchen Erziehung. Wir wollen nun ſogleich zu ihren vorzüglichſten Nachtheilen übergehen, die eine Folge davon ſind. Eine außerordentliche Leichtgläubigkeit, als Folge der tiefſten Unwiſſenheit; und eine Liſt, die an Betrug und Falſchheit gränzt. Man lernt ſelten das, was man zu wiſſen nicht bemühet iſt. Der Sohn ehrt ſeinen Vater, und ſetzt ſeine größte Ehre darin, ihm nachzuahmen. Die Liebe zum Gewinn beſchäftigt ihn unaufhörlich, und er berechnet genau, wie weit er in Befriedigung dieſes Hanges gehen kann, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen. Der Vater iſt nicht fähig, ſeinem Sohne Begriffe einer durchdachten Sittenlehre zu geben; gewohnt, ſeine Glückſeligkeit nur auf das Innere ſeines Hauſes zu beſchränken, iſt er um den übrigen Theil der Menſchheit unbekümmert. Daher hat er keinen Begriff von den Verbindungen der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, noch von den Pflichten, wozu ſie ihn auffordert.

Die Europäiſche Erziehung iſt die Kunſt, den Menſchen nach den Umſtänden zu modeln. Die Erzieher ſind insgemein ſo glücklich, ihren Zöglingen Grundſätze einzuflößen, deren Brauchbarkeit ſich auf Erfahrung gründet, die ſie ſelbſt Gelegenheit gehabt haben, in Ausübung zu bringen. Durch ſie werden wir fähig, jene Ehrenſtellen zu erklimmen, und Reichthümer zu häufen, die man uns als Zweck unſers Daſeins aufgeſtellt hat, und zu welchen wir nur allein durch Thätigkeit gelangen können; aber alle unſre Kräfte und Hülfsmittel auf unſere eigne Glückſeligkeit, oder aufs allgemeine Wohl hinzuleiten, unſern Körper Stärke und Geſundheit zu verſchaffen und zu erhalten wiſſen, das iſt es, worin wir unwiſſend ſind; hier iſt es, wo der Zweck der Erziehung ſcheitert, und wo wir keinen Anſpruch auf Ueberlegenheit in der Erziehung machen können. Es ſind nicht die großen Städte, wo wir die unterſcheidenden Züge des Karakters einer Nation aufſuchen müſſen. Die Sitten der einen und der andern haben immer etwas ähnliches unter ſich gemein. Aber man ſehe die Frauenzimmer desjenigen Theils von Egypten, wo ihr erſter, angebohrner Karakter noch nicht verändert iſt; ſie werden keuſch bleiben, ſo heftig auch ihre Leidenſchaften ſeyn mögen, und das vielleicht nicht, ſowol aus Furcht vor dem Geſetze, als vielmehr aus Hinſicht der öffentlichen Meinung, die mächtig auf ſie wirkt. Bei der niedern Volksklaſſe, wo die Frauenzimmer an der Wirthſchaft Antheil nehmen, ſchränkt ſich ihre Erziehung nur darauf ein, daß ſie nützlich werden. Die Reichen gehen weiter; ihr Unterricht erſtreckt ſich mit auf das Gebiet des Angenehmen. Viele Frauenzimmer in Cairo können leſen und ſchreiben. Weit entfernt, ſich über ihre Eingezogenheit zu beklagen, oder dieſe Sitte als beleidigend anzuſehen, erblicken ſie vielmehr in derſelben einen Beweis von Ehrfurcht, worüber ſie zuweilen mit außerordentlicher Strenge halten. In der That, obgleich dieſe Art von Vorſicht urſprünglich in der Abſicht eingeführt iſt, entweder Ausſchweifungen vorzubeugen oder Einhalt zu thun: ſo hat doch jetzt die Eiferſucht keinen Antheil mehr an dieſer Sitte; die lange Beobachtung derſelben verſetzt ſie vielmehr unter die Klaſſe des Wohlſtandes.

„Wenn ich mich entſchloſſen habe, dich zu heirathen,“ ſagte eine Frau in meiner Gegenwart zu ihrem Manne, „ſo „geſchahe es mit in der Abſicht, daß ich verſchleiert und ver„ſchloſſen ruhig in meinem Hauſe leben könnte; aber nicht „um auf den Markt zu gehen, und mich vor den Augen der „Welt zu zeigen.“

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Morgenländer die Liebe faſt gar nicht als Leidenſchaft kennen, und man giebt die Einſchließung des ſchönen Geſchlechts als Urſache davon an. Es hieße den Wohlſtand beleidigen, wenn man in Geſellſchaft viel von Frauenzimmern reden wollte; es wagt kein Mann in Gegenwart Anderer ſeine Neigung gegen ein Frauenzimmer zu geſtehen; eben ſo wenig ſpricht er von der Abſicht, ſie zu heirathen. Dieſe Gebräuche machen unſtreitig die Geſellſchaft weniger belebt und unterhaltend, aber ſie befreien ſie auch auf der andern Seite von einer Menge von Unruhe und Beſorgniſſen. Diejenigen irren ſich gewiß, welche behaupten, daß die Morgenländer im Umgange mit den Frauenzimmern nur die Befriedigung und das Vergnügen ihrer Sinne ſuchten. Warum ſollte denn der Beſitz von mehreren Frauen einen Mann unempfindlich gegen die liebenswürdigen oder ſchätzbaren Eigenſchaften machen, die er bei einer jeden in ſeinem Harem antreffen kann? Wäre es wohl möglich, daß dieſes Beiſammenwohnen durchaus die unterſcheidenden Züge verwiſchen ſollte, die eine jede einzeln unterſcheiden?

Nicht weniger irrt man ſich, wenn man behauptet, daß im Morgenlande die Frauenzimmer Sclavinnen wären; man könnte vielmehr mit Recht ſagen, daß ſie wie Kinder gehalten werden. Aber dieſe Vorausſetzung ſchließt weder die Zärtlichkeit, noch die Liebe aus. Sie behaupten freilich nicht den Rang der Frauenzimmer in Europa; aber wenn das wäre, ſo würden die Liebeshändel des Harems eine Geißel für die Männer, und vielleicht auch für ſie ſelbſt ſeyn. Aber bei der jetzigen Verfaſſung führen dergleichen Liebeshändel zwar einigen Nachtheil mit ſich, aber im Ganzen bewirken ſie mehr eine Art von Zerſtreuung, als wirkliches Uebel; und ſo verurſachen die Weiber des Morgenlandes ihren Männern weit weniger Kummer, als die Europäiſchen den ihrigen.

Lange Zeit genoſſen die Europäiſchen Damen eine ausgezeichnete Huldigung von dem Rittergeiſte, den die Kreuzzüge unterhielten. Die ſchwärmeriſche Einbildungskraft des jungen Helden verwandelte ſeine Schöne in eine Gottheit, vor der die Sterblichen ihre Knie beugen mußten. Unaufhörlich von den äußerlichen Reizen ſeiner Göttinn entflammt, mochte ſie ihrem Anbeter zulächeln, oder ihre Augen mit Verachtung von ihm wegwenden, — für ihn blieb ſie ſtets mit allen Vollkommenheiten geſchmückt; ſie war der immerwährende Gegenſtand ſeiner Huldigungen, und ihr Wille wurde mit der größten Genauigkeit vollzogen. Die Größe aller dieſer Opfer, und eine erhabene Uneigennützigkeit reinigte ſeine Bemühungen und Dienſte; ſie ſollten ohne Hoffnung der Belohnung bleiben, bis ſeine Siege die Vollkommenheit der Reize ſeiner Dame bewieſen, und bis Wittwen und Waiſen, in Gegenwart ſeiner Göttinn, in Lobgeſänge auf ihren unüberwindlichen Erretter einſtimmten.

Dieſes Syſtem der Galanterie machte damals einen beträchtlichen Theil der Erziehung aus, und es erhob die Frauen zimmer, wie ſchon geſagt, zu dem Rang, den ſie in der Geſellſchaft behaupteten, der ſich aber ſehr von der Natur entfernte, und ſich auch deswegen nicht lange behaupten konnte. Vielleicht hatten die Damen ſelbſt kein Gefühl mehr für ein geſchmackloſes Vergnügen, das eine gar zu groſſe und ehrfurchtsvolle Huldigung ihrer Eitelkeit brachte. Man ſuchte freiern Genuß in der Liebe, und der Reiz für jenen Genuß verſchwand.

Hang zum Vergnügen wurde das einzige Band für beide Geſchlechter, und die abendländiſchen Sitten erreichten faſt die Stufe der Verdorbenheit, die im Morgenlande die Eingezogenheit der Frauenzimmer beſtimmt und nothwendig gemacht hatte.

Aber es ſei nun, daß die Abendländer Riegel und Gitter als unzureichende Mittel wider die Ausſchweifungen betrachteten, oder daß ein Ueberbleibſel von Ehrfurcht dieſe Gebräuche verwarf; ſie gingen einen ganz entgegengeſetzten Weg. Von der Zeit an haben ſich die Weiber wohl in Ausſchweifungen ermüdet, aber nicht geſättiget; ſie kennen keinen andern Führer, als ihren Eigenſinn; daher das immerwährende Beſtreben der Männer, die Blicke der Frauen auf ſich zu ziehen, und ihren Leichtſinn durch kindiſche Affectation zu feſſeln; daher der romanhafte Schwung in unſern Werken der Einbildungskraft; und daher endlich das Herumtreiben in unſern Geſellſchaften, worüber die Morgenländer lächeln würden. Demungeachtet wird man nicht behaupten, daß der Rang, den die Frauen unter uns in Geſellſchaft haben, die einzige Urſache von dem Unglück ſei, das das Innere der Familien zerrüttet; von den erbitterten Feindſchaften, womit ſie gegen einander wüthen; von den ewigen Prozeſſen; von der Anhäufung drückender Geſetze, und von der nachgiebigen

Sittenlehre, die ſo merkwürdig in Europa iſt. Das, was hieher gehört, betrifft nur den Zuſtand und die nachtheiligen Folgen, die aus unſern Gewohnheiten und Sitten entſtehen, die ich hier aufſtellen will, und wo vielleicht das Anſehen der Geſetze, in Vereinigung mit der Stimme der Religion nicht im Stande ſind, die ehrwürdige Einrichtung der Ehe zu begünſtigen, und mehr in Aufnahme zu bringen.

Alle unſere Gebräuche nähern die jungen Leute beiderlei Geſchlechts, alles ladet ſie zu einer gegenſeitigen Anhänglichkeit ein, und alles ſetzt ſich ihrer Verbindung entgegen, wenn ſie nicht vorher das Verhältniß des Ranges und Vermögens zu Rathe gezogen haben. Unterdeſſen ſind die Leidenſchaften mit ihrer ganzen Stärke in Thätigkeit, und die Vernunft hat die ihrige noch nicht erhalten; und doch ſtrafen unſere Sitten einen Augenblick von Unvorſichtigkeit und Schwäche auf immer; die Eltern brauchen ihr Anſehen, um das zu erlangen, was ſie als Glück für ihre Kinder anſehen, und es gelingt ihnen nur zu oft, ihre Kinder und ſich ſelbſt unglücklich zu machen.

Wenn die junge, erſt verheirathete Dame von ihrem Gemal, der ſtolz auf ihre Reize iſt, in Geſellſchaft geführt wird, wenn ſie von Anbetern umringt, zu Vertraulichkeiten ſich berechtigt glaubt, die unter dem Schutze des Publikums ſtehen; dann geht ſie leicht zu einem tête à tête über, das das Glück und die Achtung ihres Gemals, ſo wie den Wohlſtand ihres Anbeters untergräbt. Dergleichen Nachtheil kennt man kaum bei den Morgenländern.

Einen andern, nicht weniger auffallenden Unterſchied, den man zwiſchen uns und ihnen bemerkt, betrifft die Zahl und Beſchaffenheit der Geſetze, und die Verwaltung der Juſtiz.

ſitz. So groß auch die Anzahl der Erklärungen iſt, womit man die einfachen Grundſätze des Korans überhäufe hat, um ſie auf einzelne Fälle anzuwenden; ihre Vereinbarung macht nur ein Ganzes aus, das weit abgekürzter iſt, als jedes andere Syſtem der Jurisprudenz, das wir kennen. Schon die einzige Gewohnheit, ſeine Sache ſelbſt zu vertheidigen, verkürzt natürlicherweiſe die Proceſſe außerordentlich; und ein Urtheil, es mag gerecht oder ungerecht ſeyn, macht der Sache ein Ende. Der Vater darf nicht befürchten, daß er ſeinen Kindern Proceß-Koſten als Erbtheil hinterläßt, die ſie zu Grunde richten.

Aber man könnte leicht auf den Gedanken kommen, daß der Vortheil nicht beträchtlich ſey, wenn wir im Stande ſind, die Uebel, die von der Ungerechtigkeit der Richter und Beſtechung derſelben herrühren, gegen einander aufzuheben. Man könnte ſagen, daß wenigſtens in Europa die Juſtiz-Verwaltung mit mehr Unpartheilichkeit ausgeübt wird, und die Fälle ſind ſehr ſelten, wo die Beſtechung über das Recht den Sieg davon trägt.

Wir wollen auf der andern Seite die Rechtſchaffenheit der Richter und die Billigkeit ihrer Urtheile zugeben; entſpringen nicht aus der Möglichkeit, die Prozeſſe in die Länge zu ziehen, eben ſo große Uebel, als aus der Ungerechtigkeit und Beſtechung? — Iſt die eine Parthei arm, und der Gegner reich; hat der letzte dann nicht gewöhnlich Macht genug, den andern zu Grunde zu richten, indem er das Endurtheil des Prozeſſes durch tauſend Hinderniſſe in die Länge ziehen kann? — Und was nützt endlich ein gewonnener Prozeß, wenn der Sieger, ſchon längſt vor dem Ende deſſelben, ſein ganzes Vermögen hat verſchwinden ſehen.

Ohne auf die ungeheuren Prozeßkoſten Rückſicht zu nehmen, die in den meiſten Gegenden Europens ſtatt finden; untergraben die Unruhe, die Beängſtigung, die unausbleiblich damit verknüpft ſind, nicht das Glück des Lebens? — Und iſt die Erneuerung und Dauer derſelben nicht unter die wirklichen Uebel zu zählen? —

Die häuslichen Züge der Morgenländer liefern uns zwar kleinere Züge von Eigenheiten, aber ſie verdienen deswegen nicht weniger unſre Aufmerkſamkeit. Der Türke, ſo wie der Araber, macht weder beim Kommen noch beim Weggehen aus ſeinem Hauſe viel Umſtände. Er bietet dem Fremden ſeine Dienſte nicht an; er bewilligt ihm ſeinen Schutz, und das thut er ſogar mit einer Art von Stolz; aber in der Folge entzieht er ſeinen Schutz nie, und ſein gegebenes Wort hält er unverbrüchlich. In Abſicht der Beſuche iſt es bekannt, daß man am Ende derſelben ein Stück wohlriechendes Holz auf ein Kohlfeuer legt, und ſo entfernt man ſich, wenn man will, ohne den abgeſchmackten europäiſchen Complimenten unterworfen zu ſeyn, wo man Alles anwendet, einen Beſuch verlängern zu wollen, der uns doch ſchon längſt zur Laſt geweſen iſt.

Alles zweckt bei den Morgenländern dahin ab, die Leidenſchaften mehr einzuſchläfern, als zu erregen. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß der Pöbel bei Streitigkeiten in Geſchrei und Schimpfreden ausbricht; aber bei Perſonen von Erziehung hört man ſelten lauter reden, als der gewöhnliche geſellſchaftliche Ton mit ſich bringt.

So groß auch die Anzahl der Bedienung im Morgenlande ſeyn mag, und ſie iſt wirklich ſehr beträchtlich; ſo verurſacht ſie doch nie Unordnung. Alles wird genau und ſtillſchweigend befolgt; alle Befehle, die den gewöhnlichen Dienſt betreffen, werden durch Zeichen gegeben, und ſogleich verſtanden. Dieſer Gebrauch iſt keinesweges eine Quelle des Stolzes, auch ſoll er nicht den ungeheuren Abſtand bezeichnen, der zwiſchen Herrn und Dienern ſtatt findet. Der vorzüglichſte Zweck davon iſt wohl der, Zweideutigkeiten vorzubeugen, zu denen vielleicht die Gegenwart mehrerer Perſonen, von verſchiedenem Alter, Stand, oder Sitten Anlaß geben könnte; man findet für gut, über die einzelnen häuslichen Verrichtungen, eine eingeführte Art von Zurückhaltung feſt zu ſetzen, in der nicht ſowohl etwas Geheimes zu Grunde liegt, ſondern die die Gegenwart der Fremden zuweilen nöthig macht. —

In Europa beſitzt man die Kunſt aufs höchſte, ſich ſein Leben zu erſchweren. Unſer geſellſchaftlicher Umgang iſt dermaßen mit Complimenten und Feſſeln beſchwert, daß man fragen könnte, ob er uns mehr zum Vergnügen oder zur Laſt iſt; es geſchieht auch nicht ſelten, daß man aus einer Geſellſchaft weggeht, und den Augenblick bereuet, der uns dahin geführt hat. Daher entſteht das natürliche Bedürfniß, oft neue Bekanntſchaften zu machen, und die alten aufzugeben. Man ſollte glauben, daß Perſonen, die zuſammengekommen ſind, in Geſellſchaft zu ſpeiſen, ſchon deswegen eine Art von Einigkeit und Verträglichkeit behaupten ſollten; und doch geſchieht es nicht ſelten, daß ſie ſich jener gefährlichen Schwelgerei überlaſſen, woraus meiſtens Uneinigkeiten entſtehen, und das geſchieht, ſo zu ſagen, ganz mechaniſch. Wir vernachläßigen den einzigen Vortheil, den die Araber aus ihren gemeinſchaftlichen Mahlzeiten zu ziehen pflegen. Es iſt keiner unter uns der Gelegenheit hat, ſeinem Nachbar ein Stück Brod und Salz zu geben, der ihm nicht zugleich die unverbrüchliche Verbindlichkeit auflegte, es wieder zu erſtatten.

Im Morgenlande iſt der geſellſchaftliche Umgang viel einfacher, und hat viel weniger Etikette. Man hat Freude ſich zu ſehen, und man verläßt ſich mit der Hoffnung eines baldigen Wiederſehens.

Wenn wir uns auch von den läſtigſten Complimenten loßgemacht haben, ſo haben wir doch die nämlichen Geſetze, ihren Zwang und Tirannei beibehalten.

Im Morgenlande ſucht der Betrunkne in dem entlegenſten Winkel ſeines Hauſes die Wirkungen ſeiner Unmäßigkeit zu verbergen. Wie groß auch die nachtheiligen Folgen für ihn ſeyn mögen, die aus der Trunkenheit entſpringen, ſo verſchont er doch wenigſtens die Geſellſchaft mit dem Beiſpiele ſeiner Schwäche, und mit der Unruhe, die er darinn verbreiten könnte. In Rückſicht des Eſſens iſt die Unmäßigkeit äußerſt ſelten; und das wird man leicht glauben, wenn man weiß, daß die längſten Mahlzeiten, die aus mehreren Gerichten beſtehen, wie bei den Beys und Pachas, nicht länger als einige Minuten dauern. Bei den Morgenländern behauptet die Mäßigkeit den vorzüglichſten Rang unter den Tugenden; ſey es aus Nothwendigkeit, in Rückſicht des Himmelſtrichs, oder aus Gewohnheit und Nachdenken; es verdient immer als Beiſpiel für uns aufgeſtellt zu werden, weil es dem, der es nachahmt, Ruhe des Geiſtes und Stärke des Körpers, als unmittelbare Belohnung, gewähret. Mit einem Worte, der Menſch vervielfältigt ſeine Unruhe in dem Grade, in welchem er ſich neue Bedürfniſſe ſchafft; wie viel glücklicher müſſen nicht die

Morgenländer als wir ſeyn, weil eine Menge von Dingen, die für uns unentbehrlich zu ſeyn ſcheinen, in ihren Augen als nichts betrachtet werden.

Ein gegenſeitiges freundſchaftliches Zuvorkommen macht ihre Geſellſchaften angenehm und ruhig; die Nothwendigkeit, in Geſellſchaft zu ſchmeicheln, macht die unſrigen ſchwerfällig und unerträglich. Dort iſt keine andre Mode, als der Wille eines Jeden; hier huldigt jeder mit Widerwillen dem Götzen, den alle errichtet haben; jeder entblößt ſein Haupt, um ſeines Gleichen zu ehren, da man doch eben ſo gut mit bedecktem Haupte bleiben könnte, ohne daß dadurch der geringſte Nachtheil für den andern zu befürchten wäre.

Im Morgenlande beſteht die Höflichkeit darinn, daß man gegen jedermann gefällig iſt, ohne viel Weſens zu machen; und dieſe Höflichkeit verfehlt nie ihren Zweck. Bei uns beſteht ſie in einer mühſamen Anſtrengung, die eben ſo ermüdend für den einen als für den andern iſt.

Die Moden, unter deren Scepter wir ſtehen, ſcheinen in der That ſo wenig vernünftig, daß man zuweilen in Verſuchung geräth, ihre Erfindung Leuten zuzuſchreiben, die nicht wiſſen womit ſie ſich beſchäftigen ſollen, oder die nichts beſſeres zu thun haben; ſie gleichen gewiſſen Lehrſätzen, deren Endzweck es iſt, die Leute zum blinden Gehorſam zu gewöhnen. Man muß ſich auf die und die Art putzen; man muß dieſen oder jenen Stand wählen, wenn man ſich nicht einer unvertilgbaren Lächerlichkeit ausſetzen will; und betrifft dies einen Mann, deſſen Lage nicht erlaubt dieſen Machtſprüchen zu gehorchen, ſo iſt er ſo erniedrigt, daß er bald ſchüchtern den Augen der Welt ſich zu entziehen genöthigt iſt.

Man ſehe nur einen Europäer ſich, ſogar mit ſeines Gleichen, unterhalten. Er ſpricht nicht, um ſeine Gedanken zu ſagen, ſondern weil er es für nöthig hält zu reden. Er fühlt nicht das Bedürfniß, ſeine Ideen auszudrücken, ſondern er hält es für nöthig, die Geſellſchaft zu unterhalten. Daher Worte ohne Sinn; unnütze oder unrichtige Vorſtellungen, ſtatt vernünftiger Unterhaltungen, und witzige Ausbrüche einer ſonderbaren Einbildungskraft, vertreten die Stelle vernünftiger und geiſtreicher Geſpräche. Und doch machen wir den Morgenländern auf eine verächtliche Weiſe den Vorwurf, daß ſie wenig reden, weil ſie nichts zu ſagen wiſſen. Das Stillſchweigen iſt für ſie weder läſtig noch lächerlich; wenn ſie Geſellſchaft ſuchen, ſo geſchieht es, um ſich zu zerſtreuen, nicht um zu arbeiten. Eine Unterhaltung, die ihnen Anſtrengung koſten würde, wäre eine für ſie unnütze Arbeit. Sie erſetzen die Lebhaftigkeit der europäiſchen Unterhaltungen, durch Geſchichts-Erzähler, oder Spaßmacher von Profeſſion, die ſie aber, nach meinem Geſtändniſſe, nur mittelmäßig erſetzen.

Im Morgenlande hängt die Lebensdauer von einer Menge zufälliger Dinge ab; die Peſt, die Hungersnoth, können mit jedem Augenblicke daſſelbe verkürzen. Es iſt daher natürlich, daß ſie weniger Werth auf eine Sache legen, die ihnen ſo leicht entriſſen werden kann. Auch leben die Morgenländer, ohne ſich mit dem Tode zu beſchäftigen, und ſo ſterben ſie auch, ohne ihr Leben im geringſten zu beſeufzen. Eine plötzlich entrißne Hoffnung muß unſtreitig den tiefſten Schmerz erregen; aber wenn man ſie nach und nach dahin ſchwinden ſieht, dann kann man noch eine Art von Faſſung und Ruhe behalten.

Der Europäer iſt nie mit der Gegenwart zufrieden; er ſchmeichelt ſich ſtets mit einer glücklichen Zukunft, und ſetzt einen außerordentlichen Werth in die Güter, die er nur durch anhaltende Anſtrengungen hat erwerben können; er beſtimmt ſich von der zarteſten Jugend an einen Zeitpunkt, und glaubt, daß die Vorſehung, die ſein Schickſal regiert, ihm, ohne grauſam und ungerecht zu ſeyn, ſein Leben nicht eher entreißen könne, bis er denſelben erreicht habe.

Der Mahometaner, der ein unvermeidliches Schickſal glaubt, betrübt ſich nicht über die Vergangenheit, weil er überzeugt iſt, daß nichts den Ausſpruch des Schickſals hätte hemmen können, und daß ſeine Anſtrengungen eben ſo unnütze geweſen wären als ſeine Reue. Wenn der Fataliſt überzeugt iſt, daß er keinem drohenden Unglücke ausweichen kann, ſo verſucht er kein Mittel es zu entfernen; aber er vergehet auch nicht im Kummer über ein Verhängniß, das nach dem unveränderlichen Geſetze, welches die Welt regiert, nicht anders ſeyn konnte.

Derjenige, der ſeinem Willen mehr Macht zutraut, muß bei jedem mißlungenen Erfolge die Schwäche ſeines eigenen Verſtandes oder Charakters anklagen. Das iſt das Schickſal des Europäers: ſein ganzes Leben erſchöpft ſich faſt in Vorwürfen über das Vergangene, was ihm für die Zukunft nicht das geringſte nützt.

Die Achtung, die die Morgenländer gegen das Alter haben, beruht zum Theil auf dem anſtändigen Betragen der Alten, welche ſich in Europa oft dadurch lächerlich machen, daß ſie durch unnütze Anſtrengungen noch gerne einige Zeit jung ſcheinen möchten.

Der Mohametaner kann ſtolz auf ſeine Religion ſeyn, weil ſie den mächtigſten Einfluß auf ihn hat; ſie gebietet nicht allein über ſeine Furcht und Hoffnung, ſondern, unterſtützt durch jene Abneigung, die der Mahometaner gegen jede Art von Unruhe hegt, verſteht ſie auch ſo ſehr über ſeine Habſucht zu gebieten, daß man das Spiel faſt gar nicht im Morgenlande kennt, und mithin eben ſo wenig die Folgen deſſelben, die ſo traurig in Europa ſind.

Wenn es zum Glück eines Volks gehörte, daß es ſich ſtets mit der Zukunft beſchäftigte, und jeder einzelne Menſch aus allen Kräften für das allgemeine Beſte wirken müßte; wie könnten die Morgrnländer auch wohl nur die geringſte Glückſeligkeit genießen? —

Die Sittenlehre ihrer Schriften iſt eben ſo erhaben als natürlich; ohne gar zu nachgiebig zu ſeyn, bequemet ſie ſich nach den menſchlichen Schwachheiten. Und doch beliebt es uns, ſie als ein Produkt der Dummheit anzuſehen. Aber, wird man mir einwenden, dieſe Grundſätze der Sittenlehre werden ja nicht von ihnen befolgt. Wie? — Befolgen denn die Chriſten die Lehre des Evangeliums? —

Die Geſchichten der Perſer und Araber wimmeln, ſo wie ihre Romane, von Zügen der Größe und des Edelmuths, der Gerechtigkeit, und eines Muths, der alles übertrifft, was man in den Jahrbüchern andrer Nationen aufgezeichnet findet. Nach dem Beiſpiele der Griechen haben wir ſie durch die Benennung, Barbaren, befleckt; aber man darf ſie nur mit Unpartheilichkeit beobachten, um ſich zu überzeugen, daß alles, was wir bei andern Nationen bewundern, ihnen nicht unbekannt iſt. Der Abſcheu gegen das Laſter iſt bei ihnen eben ſo groß wie bei jedem andern

Volke; und wenn ſie ſich auch anders ausdrücken, ihre Leidenſchaften haben doch immer die nämliche Quelle und den nämlichen Gegenſtand wie bei uns.

Jedermann wird eingeſtehen, wenn er einen Blick auf ſein vergangenes Leben wirft, daß die Größe, die Dauer und die Menge der Uebel, das Gute weit übertrifft. Um das Gleichgewicht herzuſtellen, das heißt, um weniger unglücklich zu ſeyn, um das Leben erträglicher zu machen, ſo muß man entweder, wie die Epicuräer, die Summe des Genuſſes vermehren, oder nach dem Syſtem der Stoiker, die Zahl der Leiden vermindern. Die Morgenländer bemühen ſich, wie wir, auf der einen Seite ihren Zweck durch ſinnlichen Genuß zu erreichen, und ſie laſſen uns in dieſem Stücke nicht hinter ſich. Aber auf der andern Seite gehen ſie viel weiter als wir, und können mit mehr Recht Anſprüche auf jenen Stoicismus machen, der uns gewiß vor einer Anzahl Uebeln ſichern würde.

Die Leidenſchaften ſind für die Seele, ſagt man, was die Bewegung für den Körper iſt; und die Abweſenheit von beiden verurſacht und kündigt einen ſchmachtenden Zuſtand an, der die Seele ſowohl als den Körper ergreifen kann.

Es iſt unſtreitig, ein Menſch, der durchaus keiner Leidenſchaften fähig iſt, wäre ein Weſen außerhalb der Natur; aber eben ſo ausgemacht iſt es auf der andern Seite, daß derjenige, auf den die Leidenſchaften nicht mächtig wirken, die doch im Grunde mehr Schmerz als Vergnügen zur Folge haben, einer vollkommnen Ruhe am nächſten iſt.

Und was kann wohl der Menſch beſſeres erwarten als dieſe Ruhe, dieſe Abweſenheit eines poſitiven Uebels? — Was iſt die Freude anders als ein Strahl, ein Schimmer des Lichts, der ſchnell vor uns vorbeiſchießt, und die Finſterniß vergrößert, die uns umgiebt.

Es iſt faſt kein Augenblick des Lebens, wo derjenige, der ſich ſeinem Gefühle zu ſehr überläßt, nicht von einem jener flüchtigen Vorfälle gekränkt wird, die einem weniger fühlbaren Menſchen unbemerkt entſchlüpfen. Die feurige und beglückte Liebe, ſollte ſie ſich nicht himmliſche Glückſeligkeit verſprechen? — Welchen ſüßen und reinen Genuß gewährt nicht ein mitleidiges Herz? — Welches Glück, einen Unglücklichen zu retten und ihm beizuſtehen! — Und wer iſt im Stande die Entzückung zu beſchreiben, die ein nach Ruhm dürſtendes Herz bei den erſten Tönen der Lobeserhebungen ergreifen muß? — Wie aber? — wenn Kälte und Verachtung die Liebe zurückſtoſſen, die ihn verzehrt; wenn er ſein Herz beim Anblicke des Elendes zerriſſen fühlt, und nicht im Stande iſt, es zu mildern? — Und was noch ſchlimmer als alles iſt, wo wieder Menſchen finden, die zum Lobe geneigt und mäßig in ihrem Tadel ſind? — Das iſt noch nicht alles; ein Menſch, deſſen Herz dem Stolze, dem Ehrgeize, dem Zorne, der Eiferſucht und der Empfindlichkeit offen ſteht, der wird auch in allem, was mit ſeiner Exiſtenz am innigſten verwebt iſt, auf Klippen ſtoſſen, die ſeine Ruhe ſtören, und er wird nie den Tag ohne Ungewitter beſchlieſſen, der von der ſchönſten Morgenröthe angekündigt wurde.

Könnte man nicht die nämlichen Betrachtungen auf die Feinheit des Geſchmacks anwenden? — Wenn der Mann, von gebildetem Geſchmack, mit Entzücken die Schönheiten eines Gemähldes oder eines gelehrten Werks genießt; ſo fühlt er ſich auf der anderen Seite eben ſo ſehr durch verſchiedene Fehler beleidigt, die jenen Schönheiten ſo ganz entgegen ſind. Aber, wird man ſagen, wenn er ſich für gewiſſe Gefühle nicht unzugangbar machen kann, ſo iſt es doch wenigſtens in ſeiner Gewalt, ſich das Anſchauen gewiſſer Gegenſtände zu verſagen Iſt es denn ſo leicht, wenn man mit Menſchen lebt, allem dem auszuweichen, was fehlerhaft iſt? — Und ſeitdem menſchliche Geſellſchaften ſind, beſchäftigt man ſich nicht, die Natur nach ſeinem eignen Genie umzumodeln? Wie ſehr haben nicht jene Mißgeburten einer ſchwachen oder verrückten Einbildungkraft, unter uns die Denkmäler der Künſte und Wiſſenſchaften vervielfältigt? — So iſt alſo, könnte man ſagen, die Fühlloſigkeit der einzige gleichlautende Begriff mit Glück? Und jener feine Geſchmack, jene thätigen Leidenſchaften, die den Europäern den Vorzug verſchafft haben, ſollten zu weiter nichts dienen, als ihre Glückſeligkeit zu vermindern? Das hieße den Beweis zu weit treiben; wir begnügen uns, ihn vor Augen zu legen; die Folgen kann ein Jeder ſich leicht ſelbſt daraus herleiten. Nach der Grundlage, die wir entworfen haben, kann man nur die Summe des Glücks berechnen, das aus den Sitten und Gebräuchen beider Nationen für jede derſelben entſpringt, und welche von beiden, in Abſicht des Glücks, den Vorzug über die andere behauptet.

K — r.

III.

Ruſſiſche Briefe.

Im Jahre 1797 geſchrieben.

Erſter Brief.

Clima. Sitten. Gebräuche. Charakter.

Das ungeheure ruſſiſche Reich, welches allein einen Erdtheil ausmachen könnte, erſtreckt ſich nach Norden ſo weit, daß faſt ein ewiger Winter in dieſen Regionen herrſcht; die Erde iſt beſtändig gefroren; in den ſüdlichen Gegenden hingegen wachſen Wein und Früchte allerlei Art, die nur in ſehr warmen Gegenden gedeihen können. Aeußerſt unbeſtimmt iſt daher die Frage: wie iſt das Clima in Rußland beſchaffen? Der Fragende würde in Verlegenheit gerathen, wenn man ihm antworten ſollte, der Schnee bedeckt faſt das ganze Jahr hindurch die Erde, und es wachſen Melonen unter freiem Himmel, und doch iſt's wahr. Da ich jetzt überhaupt von Rußland rede, ſo kann ich Ihnen vom Clima weiter nichts ſagen, als daß die Gegenden, die unter derſelben Breite mit andern Ländern in Europa liegen, kälter ſind als dieſe. Die Urſache davon möchte wohl ſeyn, daß ſie gewöhnlich höher liegen, welches aber nur von denen gilt, die tiefer ins Land ſich erſtrecken; die Küſten an der Oſtſee machen davon eine Ausnahme. Rußland wird von Nationen bewohnt, die ſehr verſchiedenen Urſprungs ſind; die zahlreichſten ſtammen von ſlaviſchen, teutſchen, finniſchen, tatariſchen Völkern her. Außer dieſen giebt es noch mehrere, die indeſſen, die Kalmükken und Samojeden abgerechnet, eben nicht volkreich ſind. Die herrſchende Religionsſekte iſt die griechiſche, alle übrigen Sekten, ſie mögen Namen haben, welche ſie wollen, werden geduldet. Wüthender Religionshaß, der in andern Ländern nur zu oft ſo viel menſchliches Elend verurſacht, iſt hier gänzlich unbekannt; die Menſchen leben hier als Glieder einer Familie: der Muhamedaner und der Chriſt, der Jude und der Heide, wohnen friedlich beiſammen. Hier frägt man nie: „was haſt du für eine Religion?“ Selbſt die ſogenannten Altgläubigen oder Roskolniki, die größtentheils für intolerant gehalten werden, vergeſſen den Sekten Unterſchied, ſobald Menſchenpflicht ſie zum Handeln auffordert. Mehreremale habe ich Erfahrungen gemacht, daß dieſe Menſchen bei weitem das nicht ſind, wofür man ſie ſchilt. Einen Zug, der mir gerade jetzt beifällt, kann ich nicht verſchweigen, ohne meinem Plane, Menſchen zu ſchildern, Abbruch zu thun. Bei der Fiſcherei auf dem Ural-Strome im aſiatiſchen Rußland fiel ich ins Waſſer; die Kälte war ſtreng; unbedachtſamer Weiſe hielt ich mich zu lange auf dem Eiſe auf, denn nachdem ich nach der Station, die ungefähr eine halbe Meile vom Fluſſe entfernt war, hinkam, fand ich, daß der untere Theil meines linken Fußes erfroren war; eine ältliche Koſaken Frau, die kurz vorher ihrem kleinen Sohne einen Verweis gegeben, daß er aus einem Glaſe trinken wollte, welches für einen Unreinen*) beſtimmt wäre, bedauerte mich ſo herzlich, nahm ſo innigen Antheil an meinem Schickſal, als wäre ſie meine leibliche Mutter geweſen, ob ich gleich nach ihrer Denkungsart ein Ungläubiger war. Dieſe Menſchen nennen wir roh, und wir Verfeinerten können uns noch nicht über das Vorurtheil wegſetzen, daß die Juden weniger Anſpruch auf Menſchenrecht hätten, als wir. Gehet hin zu den rohen Völkern, und lernt Menſchen ſeyn!

---

*) So werden die Andersglaubenden genannt.

Die Altgläubigen oder Roſkolniki*), die ſich ſelbſt Altgebräuchler (Staroobrädzi) nennen, theilen ſich in verſchiedene Sekten, die mehr oder weniger von der herrſchenden Kirche abweichen. Die Altgläubigen ſind ſehr ſtrenge in Beobachtung der Religionsgebräuche: ſie eſſen und trinken nicht aus den Geſchirren, deren ſich Andersglaubende bedienen; ſie fluchen nicht, rauchen und ſchnupfen keinen Tabak. Der Tabak iſt ihnen ſo verhaßt, daß ſie lieber alles leiden, als den Geruch deſſelben. Soldaten oder andere Leute, die gerne erndten, wo ſie nicht geſäet haben, bedienen ſich der Schwachheit dieſer Menſchen zu ihrem Vortheile; ſobald ſie ihnen nicht geben, was ſie fordern, ſo machen ſie Anſtalt, Tabak zu rauchen; alsdann wird alles herbeigeſchaft, um nur das Rauchen zu verhindern. Peter der Groſſe wollte die Altgläubigen zwingen, ihren Gebräuchen zu entſagen; allein aller Härte ungeachtet konnte er ſeinen Plan nicht durchſetzen.

Rußland iſt verhältnißmäßig zu wenig bevölkert; es liegen ungeheure Strecken des fruchtbarſten Ackers unangebaut; die Gegenden um Moſkau und in einiger Entfernung davon ſind ziemlich volkreich, nach und nach werden hieſelbſt die Wohnſitze zu enge, und verſchiedene Gutsbeſitzer haben ſchon ganze Dörfer nach volkleeren Gegenden verpflanzt.

---

*) Spalter.

Der jetzige Charakter der ruſſiſchen Nation unterſcheidet ſich um vieles von dem Charakter aller übrigen bekannten Völker. Der Ruſſe hat viel Verſtand, es koſtet ihm wenig Mühe, etwas zu begreifen; eine richtige Urtheilskraft, eine lebhafte Einbildungskraft, eine natürliche Gutmüthigkeit, die ſich auf eine ſehr vortheilhafte Art äußert; er iſt gaſtfrei, dienſtfertig, freigebig. Dem Temperament nach iſt er choleriſch-ſanguiniſch; angethanes Unrecht vergißt er, ſobald der Beleidiger ihn freundlich behandelt. Rachſucht iſt ihm etwas unbekanntes. Er hat einen überwiegenden Hang zu Vergnügungen. Tanz und Muſik liebt er leidenſchaftlich, und insbeſondere Geſang; bei den ſchwerſten Arbeiten, im größten Elende ſingt der Ruſſe, und iſt froh. Die Melodie der Nazional-Geſänge gefällt nur einem daran gewöhnten Ohr. Der Gegenſtand dieſer Geſänge iſt größtentheils Liebe; man hat auch Kriegs-Geſänge, die zum Lobe irgend eines Helden geſungen werden; indeſſen veralten dieſe ſehr geſchwind, es ſcheint, als habe der Ruſſe keinen Wohlgefallen daran. Die Nazional-Tänze ſind Pantomime, die, wenn ſie gut getanzt werden, gefallen. Der vornehme Ruſſe, der ſo gern alles, was ausländiſch iſt, nachahmt, verachtet dieſen ausdrucksvollen Tanz, und ſpringt und hüpft lieber einen Kontretanz. Das beliebteſte muſikaliſche Inſtrument iſt die Balalaika; es hat einige Aehnlichkeit mit einer Kindervioline, nur iſt das Griffbrett länger, und nur mit zwei Darmſaiten bezogen. Außer dieſen Vergnügungen giebt es noch allerlei Beluſtigungen. In der

Woche vor der erſten Faſtenwoche um Oſtern, die die Butterwoche genannt wird, rutſcht man von künſtlichen Eisbergen auf Schlitten. Dieſes ſind Gerüſte von anſehnlicher Höhe; von dieſer läuft etwa unter einem Winkel von ſechzig Graden eine Fläche, die von Brettern zuſammengelegt, mit Eisſtücken belegt und mit Waſſer begoſſen wird, welches friert, und eine ununterbrochene Eisfläche formirt, auf die Erde; zu beiden Seiten dieſer Fläche ſind Geländer angebracht, damit die Herunterfahrenden nicht herabſtürzen. Man ſteigt auf dieſes Gerüſte vermittelſt einer Treppe, und fährt auf einem Schlitten, der ungefähr zwei Fuß lang und einen halben Fuß hoch iſt, herunter. Der Fahrende ſteuert mit den Händen auf der Eisfläche, um den Schlitten in gehöriger Richtung zu erhalten; es gehört ein toller Muth dazu, um eine ſolche Fahrt mitzumachen, denn es iſt nichts ſeltenes, daß Menſchen dabei ums Leben kommen. So gefahrvoll das Herunterfahren auch immer iſt, ſo iſt es eine Hauptbeluſtigung der Nation, ſelbſt die Schönen nehmen Theil daran. Für den Zuſchauer, der es zum erſtenmale ſieht, iſt es ein gräslicher Anblick. Es giebt Leute, die auf Schlittſchuhen heruntergleiten, ſie ſind ſo geſchickt in dieſer Kunſt, daß ſelten Jemand dabei verunglückt. Das Schaukeln in der Oſterwoche macht auch einen weſentlichen Theil der Nazionalvergnügungen aus. Die Schaukeln ſelbſt beſtehen aus einer Welle, die auf zwei Pfeilern ruht; durch die Welle gehen vier Balken übers Kreuz, an deren Ende bewegliche Sitze ſich befinden. Die Welle wird umgedreht, und die Sitze bleiben in einer ſenkrechten Richtung. Das Herumdrehen geſchieht ſehr ſchnell, und wer daran nicht gewöhnt iſt, wird leicht ſchwindlich; bald iſt man nahe an

der

der Erde, und in wenigen Sekunden mehrere Faden in der Höhe. Auf dem Lande hat man dieſe Art Schaukeln nicht. Man bindet ſechs Bäume je drei und drei zuſammen; dieſe dienen zur Unterſtützung eines Balkens, der quer über die Bäume gelegt wird, an dieſen werden Stricke befeſtigt, zwiſchen die Stricke wird ein Brett gelegt, worauf mehrere Perſonen ſitzen können; auf jedem Ende des Brettes ſteht ein Menſch, der durch eine ſtarke, niederdrückende Bewegung des Körpers dem Brette einen Schwung giebt; es gehört einige Uebung dazu, um dieſe Wirkung hervorzubringen. Dieſe Art von Schaukeln iſt ſo beliebt, daß ſelbſt Perſonen von vornehmern Ständen auf ihren Landhäuſern während des Sommers ſich derſelben bedienen. — Die Oſterwoche iſt eins der größten Feſte für die Ruſſen, aber nicht etwa deswegen, weil, nach den Grundſätzen der Kirche, Chriſtus vom Tode erſtanden iſt, ſondern weil die Faſten aufgehört, und ſie wieder Fleiſch eſſen und ſchaukeln dürfen. Die Schönen laſſen dieſe Gelegenheit nicht unbenutzt: ſie erſcheinen in Menge im größten Staate bei dieſen Luſtbarkeiten; ein Jeder, der ihnen ins Auge fällt, oder zur Kaſte der Vornehmen gehört, wird beſungen. Der vornehmere Ruſſe kennt kein größeres Vergnügen, als das Kartenſpiel; es wird vielleicht in keinem Lande ſo viel und ſo leidenſchaftlich geſpielt, als hier; Whiſt und Boſton ſind die beliebteſten Spiele. Hazard-Spiele, ob ſie gleich ſtrenge verboten ſind, werden viel und ſehr hoch geſpielt. Schach wird auch geſpielt, man findet ſelbſt unter dem groſſen Haufen geübte Spieler.

Man hat eine gar ſonderbare Meinung von dem Muthe der ruſſiſchen Nazion; man glaubt, ſie ließe ſich alle Ungerechtigkeiten gefallen, ohne nur im mindeſten zu wagen, ihr

Recht behaupten zu wollen. Man irrt gewaltig: der Ruſſe hat ſchon mehreremal revoltirt, um ſein Recht zu vertheidigen. Noch vor einigen Jahren revoltirten die Doniſchen Koſaken; die nächſte Veranlaſſung dazu war folgende: Die verſtorbene Kaiſerin wollte mehrere Koſaken Familien nach der kaukaſiſchen Linie verpflanzen. Die Koſaken proteſtirten dawider, indem ſie es für eine Gewaltthätigkeit erklärten, ihre alten Wohnſitze, woran ſie ein unbezweifeltes Recht hatten, zu verlaſſen gezwungen zu ſeyn; man brauchte Gewalt, ſie widerſetzten ſich, indeſſen wurden ſie endlich, da ſie die ſchwächern waren, geſchlagen. Die Urheber bekamen die Knute, und wurden nach Sibirien exilirt, aber auch dies beugte ihren Geiſt nicht. Ich war gerade zu der Zeit in Ufa, als ein Transport derſelben ankam, und hier erklärte einer von ihnen öffentlich, daß ihnen das höchſte Unrecht geſchehen ſei, und daß bloß der Zufall, der der Kaiſerin mehr Gewalt in die Hände geſpielt, ihr Schickſal entſchieden habe. — Muthvolle Aufopferungen für eignes und fremdes Recht ſind nichts ſeltenes, wovon mir mehrere Züge bekannt ſind, indeſſen will ich Ihnen bloß einen mittheilen. In irgend einem Gefängniſſe, wo es bei der größten Strafe verboten iſt, Schreibmaterialien den Gefangenen zu geben, befand ſich vor ungefähr einem Jahr ein Gefangener. Einer von den wachthabenden Soldaten, dem die Urſache ſeiner Gefangennehmung bekannt war, erbot ſich, ihm Schreibmaterialien zu beſorgen. Der Gefangene ſtellte ihm die Gefahr vor, in welche ihn ſein menſchliches Betragen ſtürzen könnte. „Ich kenne die Gefahr“, rief er aus, „ich komme nach Sibirien; aber ich will mich für dich aufopfern, du biſt ein guter Menſch.“

Der Charakter der Großen iſt derſelbe, den dieſe Kaſte überall hat. Sie verſprechen viel, halten wenig, glauben, oder eigentlich, bilden ſich ein, ein Recht zu haben, Menſchen zu ihren Abſichten gebrauchen zu können, und ſchmeicheln ihnen ſo lange, als ſie ihnen unentbehrlich ſind. Es geht mit den Großen, wie mit den Kalmükken: hat man einen geſehen, ſo hat man ſie alle geſehen; ſie ſehen ſich ſo ähnlich, wie ein Ey dem andern. Wenn Sie alſo das traurige Schickſal gehabt haben, mit irgend einem Weſen ſolcher Art umzugehen und es kennen zu lernen, ſo kennen Sie ſie alle. Einigermaßen unterſcheidet ſich der ruſſiſche Große von ſeinen Brüdern in andern Ländern, er iſt nemlich nicht aufgeblaſen. Der Fürſt ſpricht mit dem, der nicht Fürſt iſt, eben ſo vertraulich, wie mit ſeines Gleichen.

Die Nazion hat größtentheils ein gut gebildetes äußeres Anſehen, Krüppel findet man ſelten. Die Urſache davon liegt zum Theil in der Erziehung; von Jugend auf iſt der Ruſſe in der freien Luft, beim Unterrichte findet die ſklaviſche Behandlung nicht ſtatt, die leider bei einer aufgeklärt ſeyn wollenden Nazion ſo ſehr üblich iſt; von des Morgens bis auf den Abend die Kinder am Buche ſitzen zu laſſen, iſt eine ſo ungewöhnliche Erſcheinung in Rußland, daß ſie zu den ſeltenſten Ausnahmen gehört. Die Kinder in den Zimmern einzuſperren, um ſie fein ſittſam, wie man's zu nennen pflegt, zu erziehen, iſt etwas hier unerhörtes. Der Ruſſe ſchlägt ſeine Kinder wenig.

Zweiter Brief.

Erziehung und Unterricht.

Die Erziehung der Jugend der ſogenannten vornehmern Stände iſt bei weitem nicht ſo ſchlecht beſtellt, wie man ſich's gewöhnlich vorſtellt; im Gegentheile hat ſie manches vorzügliche, das wohl nachahmungswerth wäre. Wenn der deutſche Knabe lateiniſche und griechiſche Vokabeln Schockweiſe lernen muß, ſo lernt der junge Ruſſe die franzöſiſche und deutſche Sprache; er wird dadurch in den Stand geſetzt, die neueſten und beſten Produkte dieſer Nationen kennen zu lernen; er lebt mit ſeinen Zeitgenoſſen, unbekümmert, ob die Alten das C wie ein K oder wie Z ausſprachen. Neben dieſen Sprachen wird der junge Ruſſe in der Mathematik unterrichtet; das Nachdenken und die Aufmerkſamkeit wird dadurch geſchärft, er lernt die Einbildungskraft zügeln, kurz alle Gemüthsanlagen bekommen dadurch eine vortheilhafte Richtung. Nirgend in der Welt mag wohl weniger Unterricht in der poſitiven Religion gegeben werden als hier; der junge Ruſſe lernt ein Kreuz machen, welches er dann mechaniſch wiederholt, wenn ſich Gelegenheit dazu darbietet. Wird er älter, ſo lacht er über dieſe Poſſen, behält ſie aber bei, um einer frömmelnden Mama oder Tante nicht zu mißfallen. Mit den Faſten hat es dieſelbe Bewandniß, dieſe kommen je mehr und mehr ſtark aus der Mode; man glaubt nicht mehr ſo allgemein, daß unſer Herr Gott in den Magen hineinſieht, und nach den Ingredienzien, die ſich darin befinden, den Werth des Menſchen beurtheilt. Die phyſiſche Erziehung hat auch einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit erreicht, das Kind wird nicht leicht verzärtelt, Strenge wird wenig gebraucht, daher ſind die ruſſiſchen Kinder dreiſt, in ihrem Betragen frei. Der Menſchenfreund ſieht mit Vergnügen der Zukunft entgegen, wo nach einigen Generationen dieſe Nation auf einer weit höhern Stufe glänzen wird als ihre Brüder, die jetzt voll Mitleids über ſie die Achſeln zucken.

Faſt ein jeder wohlhabende Mann läßt ſeine Kinder zu Hauſe erziehen. Die Hauslehrer, die in der Landesſprache Utſchitel heißen, werden gut beſoldet, dreihundert bis tauſend und mehrere Rubel erhalten ſie an Gehalt; ſie werden in der Regel artig behandelt. Die Fälle ſind nicht ſelten, daß ein Lehrer, wenn er die Erziehung vollendet hat, eine lebenslängliche Penſion erhält, und geſchieht dieſes nicht, ſo kann er doch auf irgend eine Unterſtützung ſichere Rechnung machen; der Ruſſe iſt nicht undankbar. Es iſt nichts leichter, als Hauslehrer in Rußland zu werden; einige mathematiſche Kenntniſſe und die franzöſiſche Sprache ſind hinreichend, um eine Stelle dieſer Art bekleiden zu können; es iſt nicht nöthig, daß ein ſolches Subjekt ſtudirt habe, die Univerſitätsmatrikel kommt hier ſo wenig in Anſchlag, daß man darauf nicht die mindeſte Rückſicht nimmt; wer die eben genannten Kenntniſſe beſitzt, er mag nie auf einer Schule oder Univerſität geweſen ſeyn, wird für tüchtig gehalten, Unterricht zu ertheilen. Man frägt nicht, wo man ſtudirt oder welche Gelegenheit man gehabt habe etwas zu lernen, ſondern was man verſtehe. Ein jeder darf ungehindert die Früchte ſeines Fleißes genießen, ohne zu irgend einer Zunft zu gehören. Hat die ruſſiſche Nation in dieſer Hinſicht nicht Vorzüge vor mancher andern, wo der Menſch nicht nach dem was er wirklich iſt, ſondern nach den Verhältniſſen in denen er geſtanden hat oder ſteht, beurtheilt wird? Das größte Uebel, das durch die Hauserziehung in Rußland entſteht, iſt, daß die Kinder frühzeitig gewöhnt werden, die Leibeigenen als Menſchen von geringerer Art zu betrachten; der Sklave, der das Spiel der Willkühr ſeiner Gebieter iſt, ſchmeichelt dem Kinde, in welchem er ſeinen künftigen Herrſcher ſieht, er bemühet ſich ſeine Neigungen zu befriedigen, um dadurch ſeine Gunſt zu gewinnen, und ſich für die Folge ein beſſeres Schickſal vorzubereiten. Bei öffentlichen Erziehungsanſtalten, wo die Kinder nicht Gelegenheit haben an Mißhandlungen gegen die Leibeignen gewöhnt zu werden, und die Bedienten nicht Urſache haben, ihnen ſo ſehr zu ſchmeicheln, wird dieſem Uebel vorgebaut. Dieſelbe Bewandniß hat es mit der Erziehung in den Penſionsanſtalten; ob man gleich dem Kinde einen Aufſeher, der hier Dädka genannt wird, und gewöhnlich ein Leibeigner iſt, mitzugeben pflegt, ſo findet doch das Verhältniß zwiſchen Herrſcher und Sklaven nicht ſtatt; der Dädka hat in der Regel unumſchränkte Gewalt über das Kind, ihm wird es von den Eltern gänzlich anvertraut, kurz er vertritt faſt Vaters Rechte, von denen er nichts vergeben darf, weil er nicht zu beſorgen hat, daß das Kind in der Folge ſich an ihm rächen wird, denn nirgends zeigt ſich die Dankbarkeit der Ruſſen in einem hellern Lichte, als bei Behandlung ihrer ehemahligen Dädka's. Ich kannte einen Collegienrath *), deſſen geweſener Dädka übermüthig wurde, und nicht länger bei ihm bleiben wollte; er erklärte dem Collegienrathe, daß es ihm nicht länger bei ihm gefiele, und daß er Willens ſei, nach dem Dorfe, woher er gebürtig war, und das ungefähr zweihundert Meilen von ſeinem jetzigen Aufenthalte entfernt war, zurück zu kehren; ein einziger Machtſpruch des Collegienraths wäre hinreichend geweſen, ſeinen Entſchluß

---

*) Ein Collegienrath hat den Rang eines Oberſten.

zu vernichten, denn er war ſein Leibeigner; allein er behandelte ihn mit Güte, er ſtellte ihm vor, daß er ihm nie Gelegenheit zu einer Unzufriedenheit gegeben, und daß er alſo nicht die geringſte Urſache hätte, ſein Haus zu verlaſſen; der Leibeigne beſtand hartnäckig auf dem einmal gefaßten Vorſatze, und alle ſanften Vorſtellungen ſeines Herrn waren fruchtlos; endlich erklärte der Collegienrath, daß, wenn er durchaus bei ihm nicht bleiben wollte, ſo gäbe er ſeine Einwilligung, und er könnte gehen; nachher gereute es den Leibeignen, er änderte ſeinen Entſchluß, und blieb. Von dieſem Auftritte bin ich ſelbſt Zeuge geweſen, dem Collegienrathe traten mehreremahl die Thränen in die Augen, kein Wort von Drohungen oder Zwang entfuhr ſeinem Munde. **So** handelt der unumſchränkte Gebieter ſeiner Sklaven, und man nennt dieſe Nation roh. O! über die kultivirt ſeyn wollenden, die durch Geſetze gezwungen ſind, ihre Dienſtboten nicht zu mißhandeln, und doch bei jeder Gelegenheit ſie ihre Obergewalt fühlen laſſen. Man wird freilich nicht glauben, als ſetze ich voraus, daß alle Ruſſen dieſes hohe Gefühl für Dankbarkeit hätten, o nein! es giebt Auswüchſe, die die moraliſche Welt verunſtalten, ſo wie Mißgeburten die phyſiſche; ich habe nur ſagen wollen, daß dieſe Nation nicht minder feines Gefühl habe als ihre Brüder, und ich möchte faſt behaupten, daß die ruſſiſche Nation von keiner einzigen, in Hinſicht des Dankbarkeitgefühls, übertroffen werde. — Die Penſionsanſtalten ſind Privatunternehmungen, die man faſt in allen Städten von einiger Bedeutung antrifft. Es ſteht jedermann frei, eine ſolche Anſtalt zu errichten, nur muß dem Collegium der allgemeinen Vorſorge davon Nachricht gegeben werden. Die Lehrer, die in ſolchen Anſtalten Unterricht ertheilen, müſſen ſich einer Prüfung des Schuldirektoriums unterworfen, die Anſtalten ſelbſt ſtehen in den Hauptſtädten unter der unmittelbaren Aufſicht des Direktoriums, und entweder der Direktor oder irgend ein Mitglied des Direktoriums hat die Befugniß, zu beſtimmten Zeiten dieſe Anſtalten zu beſuchen, und die Zöglinge zu examiniren.

Die Einrichtung der Normal-Schulen, wo die Kinder der großen Volksklaſſe unentgeldlich unterrichtet werden, iſt nachahmungswerth. Unterricht wird in allen Kenntniſſen ertheilt, die für den Menſchen überhaupt unentbehrlich ſind. Mißhandlungen, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, ſind ſchlechterdings verboten. Jährlich wird öffentliches Examen gehalten. In jeder Gouvernementsſtadt iſt eine Schule dieſer Art errichtet, wobei gewöhnlich vier Lehrer angeſtellt ſind; in den Kreisſtädten ſind zwei Lehrer angeſtellt. Die Lehrer werden verhältnißmäßig gut beſoldet. Ueber dieſe Schulen iſt in jeder Statthalterſchaft ein Direktor geſetzt, der fünfhundert Rubel Gehalt erhält, und deſſen Pflicht es iſt, darauf zu ſehen, daß die Lehrer, dem entworfenen Plane gemäß, ſich verhalten; wöchentlich ſoll er zweimal die Schule in der Gouvernementsſtadt beſuchen, und jährlich einmahl die Schulen in den Kreisſtädten. Die Geiſtlichkeit iſt von Verwaltung des Schulweſens ausgeſchloſſen, und dies iſt meiner Meinung nach der größte Vorzug dieſer Einrichtung; Vorurtheile und Aberglauben, das Erbtheil dieſer unglücklichen Menſchenklaſſe, wird nicht ſo leicht, als es im entgegengeſetzten Falle geſchehen würde, allgemein verbreitet; und dies iſt in der That der größte Gewinn für die leidende Menſchheit; wo die Fortpflanzung dieſer verheerenden Uebel gehemmt wird, tritt die Vernunft ungehindert in ihre Rechte, und die Menſchen werden ohne viel Mühe das, was ſie ihrer Beſtimmung nach ſeyn ſollen, nämlich vernünftige Weſen! Glauben Sie indeſſen nicht, daß die öffentlichen Schulanſtalten in Rußland den höchſten Grad von Vollkommenheit erreicht hätten; dieſes läßt ſich nicht erwarten. Da von dem Generalgouverneur oder Gouverneur die Beſetzung der Direktorſtellen abhängt, ſo können Sie ſich leicht vorſtellen, daß nicht allemahl auf allgemeines Wohl Rückſicht genommen werde; nur zu oft bekleiden dieſe, für die Menſchheit ſo wichtige Stellen, Leute, die kein höheres Intereſſe kennen, als Befriedigung ihrer Neigungen; Günſtlinge, die ſich zu der niedrigſten Stufe, auf der nur Menſchen ſtehen können, herabwürdigen, nämlich zu Schmeichlern, werden von ihnen in dieſen ehrenvollen Poſten eingeſetzt, und dieſe deſpotiſiren die Lehrer; der Redliche, ſich ſeiner Würde bewußt, zieht ſich zurück, und unwürdigen Miethlingen wird das theure Geſchäft, Menſchen zu bilden, anvertraut. Doch iſt es nun mit dem Menſchen einmal nicht anders, es läßt ſich nicht alles ſchnell ändern, der Fortgang im Beſſerwerden iſt Schneckengang, und wo iſt der Sterbliche, der Kraft und Muth hätte, dieſen Gang zu beſchleunigen? Der Saamen, der jetzt geſtreut wird, keimt erſt nach Jahrhunderten, die Frucht genieſſen nur künftige Generazionen! In den Normal-Schulen wird jedesmal in der Sprache der benachbarten Völker Unterricht ertheilt; ſo wird in den Schulen der Statthalterſchaften, die an das ehemalige Polen gränzen, die polniſche, und in der ufaſchen und einigen andern Statthalterſchaften, wo Tataren wohnen, die tatariſche Sprache gelehrt.

Dritter Brief.

Lebensart. Häuſer. Kleidung. Lektüre.

Die Lebensart der Ruſſen hat viel Eigenthümliches. Der gemeine Ruſſe lebt in der Regel ſehr einfach; eine Kohlſuppe, Grützbrei ſind die gewöhnlichen Speiſen, und Quas *) das gewöhnliche Getränke; hingegen ſind ſie bei verſchiedenen Gelegenheiten äußerſt verſchwenderiſch. So traktiren ſie z. E. bei Namenstagen und andern Feſtlichkeiten nichts weniger als ökonomiſch. Der vornehme Ruſſe lebt zum Theil nach ausländiſcher Art, die Tafeln werden mit den ausgeſuchteſten Speiſen beſetzt, allein die ruſſiſche Kohlſuppe vermißt man ſelbſt in den angeſehenſten Häuſern nicht, es iſt auch kein übelſchmeckendes Gericht, und ſelbſt Ausländer gewöhnen ſich ſo ſehr daran, daß ſie dieſe Speiſe andern vorziehen. Einige Stunden vor der Mahlzeit wird ein Glas Branntwein getrunken, und dazu Schinken, Heeringe, Kaviar, eingeſalzene Fiſche, Butterbrod und dergl. gegeſſen. In dem Augenblicke, da man ſich zu Tiſche ſetzt, wird wieder Branntwein getrunken. Ueber Tiſch trinkt man allerlei Wein, unter andern auch Beeren oder Frucht Wein, der hier Naliwka genannt wird. Die Zubereitung dieſes Getränks iſt folgende: man ſchüttet Himbeeren, Johannisbeeren oder andere Beeren in eine große Bouteille, darauf wird Franzbranntwein oder Wein gegoſſen, feſt zugebunden und an die Sonne geſetzt,

---

*) Der Quas wird aus Mehl und Malz zubereitet, und hat einen ſäuerlichen Geſchmack. Der Kiſliſchtſchi iſt auch ein ruſſiſches Getränke, welches in vornehmern Häuſern getrunken wird; er hat ebenfalls einen angenehmen ſäuerlichen Geſchmack, und brauſt wie Champagner.

wo man ſie mehrere Wochen ſtehen läßt, dann wird das Flüſſige abgegoſſen, und mit Zucker verſüßt. Nach Tiſche wird ſogleich Kaffee getrunken. Mittagstafel wird um zwei oder drei Uhr gehalten, um ſieben Uhr des Abends wird Thee getrunken, und um neun oder zehn Uhr zu Abend gegeſſen.

Die Häuſer der großen Menge ſind von Holz, in mehreren Gegenden Rußlands kauft man ſolche Häuſer auf dem Markte, und transportirt ſie auf die Stelle, wo ſie aufgeſetzt werden ſollen. Die Ausländer, die nie in Rußland geweſen ſind, haben keinen rechten Begriff von dieſer Art von Häuſern, ſie können es ſich nicht gut erklären, wie man ganze Häuſer auseinander nimmt, transportirt und wieder aufſetzt; dieſes geht indeſſen ganz füglich an, indem ein ſolches Haus nicht völlig ausgebaut da ſteht, ſondern blos die Hauptwände, die aus übereinander gelegten Balken beſtehen, die Balken und die Sparren fertig ſind; dieſes alles wird auseinander genommen, auf der Bauſtelle wieder aufgeſetzt, und alsdann erſt völlig ausgebaut. Der gemeine Ruſſe braucht für ſich und ſeine ganze Familie nur ein Wohnzimmer, in welchem ein großer Ofen, der mit unſern Backöfen Aehnlichkeit hat, ſich befindet. Dieſer Ofen vertritt die Stelle der Küche, des Backofens, und dient zugleich zu einer Schlafſtelle, indem gewöhnlich einige Mitglieder der Familie darauf ſchlafen. Neben dem Ofen, ungefähr einige Fuß von der Decke des Zimmers iſt ein Gerüſte von Holz angebracht, worauf die übrigen Hausgenoſſen ſchlafen. Betten haben dieſe Menſchen nicht, eine Sitzdecke und ein Pelz dient ihnen zum Unterbett, und Dekken haben ſie nicht nöthig, denn es wird ſo übermäßig geheizt, daß man daran gewöhnt ſeyn muß, um die Hitze zu ertragen. Die Wohnungen der vornehmern Stände ſind recht artig, Zimmer, mit Geſchmack meublirt, ſind nicht ſelten; die Reichern bewohnen prächtige Gebäude, deren Inneres den Stempel der Verſchwendung trägt, die im Auslande nicht gewöhnlich iſt.

Der gemeine Ruſſe, ſo ungebildet man ihn auch verſchreit, übertrifft an Artigkeit ſelbſt gebildetere Stände unter gebildeten Nationen, und der Vorwurf der Rohheit in dieſer Hinſicht iſt ganz ungerecht; Feinheit im Ausdruck, begleitet mit angenehmen Manieren, iſt dieſem Volke etwas ſo Eigenthümliches, daß man nur einige Augenblicke nöthig hat, um ſich davon zu überzeugen. Dieſe Bemerkung ſtimmt freilich nicht mit den Urtheilen anderer über dieſes Volk, indeſſen will ich Ihnen die Urſache davon entziffern: der Ausländer, der in Rußland reiſt, verſteht gewöhnlich die Landesſprache nicht, überdem hat er das barbariſche Vorurtheil, daß man mit dem Ruſſen nicht höflich umgehen müſſe, er iſt alſo grob, der Ruſſe wird es nicht minder, — und daher rührt das ſchiefe Urtheil. Sobald man artig iſt, ſo iſt der Ruſſe ſo fein, ſo zuvorkommend, daß man ſich billig wundert, wie er zu dem Grade von Gewandheit gelangt iſt; es iſt ein wahres Vergnügen, mit einem gemeinen Ruſſen ſich zu unterhalten, wenn man nicht ſelbſt hypochondriſch oder ein Menſchenhaſſer iſt. Die Haupteigenſchaft des Ruſſen iſt Geſprächigkeit, er iſt unermüdet im Erzählen und Fragen.

Die Kleidung des gemeinen Ruſſen beſteht aus einem Rocke, der etwas über die Knie reicht. Kaufleute und Wohlhabendere tragen ihn länger. Die Beinkleider gehen bis auf die Knöchel, ſind weit, und werden aus Leinwand verfertigt. Baſtſchuhe trägt der Aermere, der Reichere Stiefeln. Das Hemde wird von bunter Leinwand gemacht. Halstücher werden nicht getragen. Einen runden Hut, der ungefähr die Form der jetzigen Modehüte hat, nur daß er nach oben etwas breiter iſt, trägt er des Sommers; des Winters eine Pelzmütze, die in verſchiedenen Gegenden verſchiedene Formen hat. Handſchuhe ſind ein weſentliches Kleidungsſtück, der Ruſſe arbeitet ſogar mit Handſchuhen auf der Hand, ſie ſind von ziemlich ſtarkem Leder und weit, im Winter trägt er wollene Handſchuhe, und die ledernen drüber. Ohne Pelz kann der Ruſſe nicht leben, die rauhe Witterung macht ihn aber auch nothwendig. Der Vornehmere trägt deutſche Kleider, er iſt ſehr reinlich und verſchwenderiſch, insbeſondere was die Wäſche betrifft. Die Pelze im Winter ſind auch ein Gegenſtand des Luxus; die gewöhnlichſten ſind Bärenpelze, deren Preiſe ſehr verſchieden ſind, ſo beträgt z. E. der Werth eines ſchwarzen Bärenpelzes bis dreihundert Rubel, indeſſen iſt dies ſchon einer von den beſten; ob er gleich groß iſt, und langes und dichtes Haar hat, ſo wiegt er doch kaum acht oder neun Pfund. Zobelpelze werden ſeltener getragen, ſie ſind ſehr theuer, ein guter Zobelpelz koſtet mehrere tauſend Rubel. Stiefel von ſchwarzem Manſcheſter mit Flanell oder anderm warmen Zeuge gefüttert, werden im Winter häufig getragen. Die Stutzer hüllen ſich im Winter in ungeheure Pelze, indem der Kopf unbedeckt bleibt; indeſſen hat dieſe Gewohnheit auch nicht den mindeſten ſchädlichen Einfluß auf die Geſundheit.

Die Weiber tragen eine Art von Robe ohne Aermel, die vorn zugeknöpft wird, der Kopfputz iſt ſehr verſchieden, in einigen Gegenden iſt die Figur davon ſehr ſonderbar; in Form eines halben Mondes, deſſen Halbmeſſer ungefehr acht bis neun Zoll beträgt, wird auf den Kopf eine mit Zeug überzogene Pappe geſteckt, und darüber ein großes ſeidenes Tuch befeſtigt, das bis auf den Rücken reicht. Die Weiber der reicheren, die die Nationaltracht beibehalten, beſetzen die Kleidungsſtücke und den Kopfputz mit ächten Perlen, die oft von großem Werthe ſind. Die Kaufmannsfrauen in Petersburg und die ungefehr in gleichem Range mit ihnen ſtehen, tragen zum Theil ein kurzes Kamiſol nach deutſcher Art, den Kopf binden ſie mit einem farbigen ſeidenen Tuche; die Art des Bindens iſt, ſo viel ich weiß, nur in Rußland üblich; man ſieht's jetzt zwar auch an andern Orten, indeſſen iſt dies eine Nachahmung der ruſſiſchen Mode, die aber nicht ganz getreu kopirt wird. Ein ſolches Tuch ſteht nicht übel. In Moskau wird es anders gebunden als in Petersburg, und in Niſhninowgorod wieder anders; mir gefiel die niſhninowgorodſche Art am beſten. Die gemeinen Weiber tragen Baſtſchuhe, und umwickeln die Füße mit einer Menge wollner Lumpen, welches den ſchönſten Fuß verunſtaltet. Die wohlhabenden tragen Pantoffeln oder Schuhe. Die vornehmen Weiber kleiden ſich nach der im übrigen Europa eingeführten Mode. Die Kleiderpracht des ſchönen Geſchlechts iſt grenzenlos, in den beiden Hauptſtädten ſind ganze Magazine von Modekleidungen etablirt. Die Franzöſinnen ſind in dieſer Hinſicht die Geſetzgeberinnen; der Gewinn, den ſie dabei haben, iſt ſehr anſehnlich, denn nicht nur in den Hauptſtädten ſetzen ſie von dieſen Artikeln eine ungeheure Menge ab, ſondern verſenden auch davon nach allen Gegenden Rußlands; in den entfernten Provinzen findet man eben die Moden die in den Hauptſtädten herrſchen, nur freilich der Entfernung wegen etwas ſpäter. Ueberhaupt iſt Sinnlichkeit der Götze den das ſchöne Geſchlecht eifrigſt anbetet. Das ruſſiſche Weib, groß oder klein, iſt in einem ſehr hohen Grade wollüſtig, und ein nicht unbedeutender Theil treibt's bis zur völligen Zügelloſigkeit. Der Hauptgrund dieſer faſt grenzenloſen Ausſchweifung, in Hinſicht der Befriedigung des Geſchlechtstriebes, ſcheint in der Unthätigkeit dieſes Geſchlechts zu liegen. In den höhern Ständen iſt der Hang zum Nichtsthun ſo herrſchend, daß man in der That ſich wundern muß, daß dieſe Geſchöpfe vor langer Weile nicht ſterben. Die meiſten unter ihnen ſind auch mit hyſteriſchen Zufällen behaftet. Es finden indeſſen auch Ausnahmen ſtatt; ich kenne ſelbſt ruſſiſche Frauenzimmer, die zum Muſter von Thätigkeit und Keuſchheit dienen könnten. Herrſchſüchtig ſind dieſe Schönen auch, der Mann iſt in der Regel der Sklave des Weibes, er arbeitet und das Weib ſchwelgt. Sonderbar iſt dieſe Erſcheinung, denn der Mann fürchtet das Weib nicht, es geſchieht alſo nicht aus Feigheit, aber aus einem gewiſſen Gefühle für die Schwäche des Weibes; er giebt gerne nach, um ihr nicht wehe zu thun, er kann ſein Weib nicht leiden ſehen. Aus dieſem falſchen Gefühle entſtehen aber Folgen, die beide Theile unglücklich machen.

Die Ruſſinnen ſchminken ſich ſehr ſtark, dies thun nicht nur die vornehmen ſondern auch die gemeinen; indeſſen iſt es falſch, daß die Dienſtmädchen, wenn ſie ſich vermiethen, die Schminke bei dem Akkord mit in Anſchlag bringen, wie ich neulich in irgend einer Beſchreibung von Rußland geleſen habe. Taback ſchnupfen ſie ſehr ſtark, den Tabacksrauch können ſie nicht gut vertragen; in Damensgeſellſchaften wird daher auch nie oder doch nur äuſſerſt ſelten Taback geraucht. Sie lieben leidenſchaftlich das Kartenſpiel, und laſſen ſich gerne ihr künftiges Schickſal aus Karten prophezeihen. *) Junge Mannsperſonen, die es nicht unter ihrer Würde halten, die Thorheiten der Menſchen zu befördern, können ſich ſehr leicht Eingang bei den Schönen verſchaffen, wenn ſie die Rolle der Kartenpropheten ſpielen. Ferner hören ſie gerne Mährchen; in vielen Häuſern werden bloß deswegen Leute gehalten, um der Dame im Hauſe, wenn ſie ſich zu Bette legt, Hiſtörchen zu erzählen, und ſie damit einzuſchläfern; indeſſen giebt es auch Mannsperſonen die in dieſer Hinſicht den Damen nichts nachgeben. Ueberhaupt haben dieſe Menſchen gerne Poſſen; Luſtigmacher findet man faſt in jedem Hauſe; die Reichen halten beſondere Leute dazu, die gewöhnlich zur großen Volksklaſſe gehören und größtentheils Leibeigne ſind; indeſſen giebt es auch Menſchen, die ſonſt Kultur haben, und unter dieſen Ausländer, die es nicht für verächtlich halten, dieſes ſo erniedrigende Geſchäft zu übernehmen. Ich kannte einen ruſſiſchen O. L., der ein Ausländer war, ein Mann von gutem Verſtande und vielen Kenntniſſen, der in einem angeſehenen Hauſe dieſe Stelle vertrat, und dadurch ſein äußeres Glück beförderte.

Lektüre fängt nach und nach an, allgemeiner zu werden, Romane, Komödien werden am meiſten geleſen; indeſſen findet man auch an politiſcher und philoſophiſcher Lektüre Geſchmack. Der größte Theil der Nation kann zwar weder leſen noch ſchreiben, aber die Begriffe verbreiten ſich in Rußland vielleicht ſchneller, als in manchem andern Lande. Dieſe Erſcheinung

---

*) Les extrêmes se touchent. Die neueſten Zeitungen erzählen daſſelbe von Paris. D. H.

ſcheinung ſcheint ein Räthſel zu ſeyn; ſie iſt es indeſſen nicht. Die Herren ſcheuen ſich nicht, in Gegenwart der Bedienten über alle Gegenſtände frei zu ſprechen. Dieſe Menſchen haben alſo Gelegenheit, alle Raiſonnements mit anzuhören; ſie haben die Wahl, das Beſſere zu behalten, und da die Natur ihnen eine ſehr richtige Beurtheilungskraft verliehen hat, ſo fehlen ſie darin nicht ſo leicht. In den Vorzimmern, die der Sammelplatz der Bedienten ſind, wird das Gehörte wiederholt, und in Bierhäuſern und Branntweinsſchenken werden die Reſultate davon dem großen Haufen mitgetheilt. Ein großer Theil der Bedienten lieſt ſelbſt, und ſammelt ſich Begriffe, die nachher im Umgange mit ihren Brüdern verbreitet werden. Sie werden vielleicht meinen, als fehle es an Büchern, die das meiſte Intereſſe für den Menſchen enthielten; wenn Sie nach den vorhandenen Bücherverboten ihr Urtheil beſtimmen, ſo irren Sie; ich fand gerade zu der Zeit, da dieſe Verbote am ſtrengſten waren, in entfernten Gegenden Rußlands Bücher, die die Zenſur gewiß nicht hätte paſſiren laſſen, wenn ſie Notiz davon gehabt hätte. Die Art, verbotene Bücher in Umlauf zu bringen, kann Ihnen gleichgültig ſeyn, kurz ſie ſind da. Selbſt der Inhalt konfiszirter Bücher wird bekannt; die Zenſoren, die ſie leſen, ſprechen darüber in Gegenwart ihrer Bedienten, dieſe verbreiten das Gehörte unter die Bekannten ihrer Klaſſe, und ſo iſt oft in kurzer Zeit der Inhalt eines ſolchen Buches bekannt. Dieſe Art des Verbreitens der Begriffe zu hemmen, iſt eine Unmöglichkeit, ſo lange die Leibeigenſchaft in Rußland nicht aufgehoben wird. Der Bediente, der ein Leibeigener iſt, und deſſen Wohl alſo von der Willkühr ſeines Herrn abhängt, denunzirt nicht; er wird dieſen Schritt nicht wagen, denn er hat alle Wahrſcheinlichkeit vor ſich, eher unglücklich zu werden, als ſein Herr. Die Richter, davon der größte Theil Leibeigene beſitzt, weiſen Denunziationen der Leibeigenen gegen ihre Herren ab, oder wenden doch wenigſtens alles an, den Beweis der Denunziation zu erſchweren, und die Strafen auf Denunziationen, die nicht bewieſen werden können, ſind ſehr hart; alle dieſe Verhältniſſe kennt der gemeine Ruſſe, und Denunziationen dieſer Art gehören zu den äußerſten Seltenheiten, und ich möchte faſt ſagen, ſie finden gar nicht ſtatt. Ueberdem haftet ein ſo großer Schimpf auf Denunziationen, daß ſelbſt Leute, deren Amt es erfordert, zu denunziiren, alles wagen, um ihre Verbindlichkeit nicht zu erfüllen. Man kann einen Ruſſen einen Betrüger ſchimpfen, und er wird es bei weitem nicht ſo übel aufnehmen, als wenn man ihn einen Denunzianten heißt. Man verachtet und meidet die Menſchen, die entweder aus eigenem Antriebe, oder vermöge ihres Amtes denunziiren, und der Ruſſe kann nicht iſolirt leben; er läßt lieber alles geſchehen, ehe er ſich entſchließen ſollte, ſeinen Hang zur Geſelligkeit nicht zu befriedigen. Eine vornehme Frau ſprach einſt in Gegenwart eines Mannes, deſſen Charakter ſehr zweideutig war, über einen Gegenſtand, deſſen Erwähnung ſtrenge verboten war, ziemlich frei; er erinnerte ſie an das Verbot, ſie kam nicht außer Faſſung, ſondern ſagte ihm: „wenn Sie Muth haben, ſo können Sie denunziren"; er that es nicht. Da bei weitem der geringſte Theil der Nazion fremde Sprachen verſteht, ſo ſollte man glauben, daß die Begriffe, die in denen in fremden Sprachen geſchriebenen und verbotenen Büchern enthalten ſind, durch mündliche Mittheilung doch nicht ſo ſehr verallgemeinert werden können, und man hätte nicht ganz Unrecht, wenn der Ruſſe es dabei bewenden ließe; aber der Ruſſe, der fremde Sprachen verſteht, überſetzt in die Landesſprache entweder ganze Bücher, oder macht Auszüge daraus, und theilt ſie ſeinen Bekannten mit, die ſie leſen, und in Gegenwart ihrer Leibeigenen darüber ſprechen. So bediente ſich die Natur oft uns bizarr ſcheinender Mittel, um ihre Abſichten zu erreichen. Wer ſollte es wohl beim erſten Blick vermuthen, daß die Leibeigenſchaft in Rußland gerade dazu diene, um in der Folge alle Sclaverei, ſie möge Namen haben welche ſie wolle, zu vernichten. Vernunftbegriffe verbreiten ſich auf dieſem Wege unter die ſogenannte niedrigſte aber bei weitem die mächtigſte Klaſſe; die Menſchen nähern ſich einander in dem Verhältniſſe, als Vernunft ihre Fackel heller brennen läßt; wenn ſie ſich bis auf einen gewiſſen Grad genähert haben, verbinden ſie ſich, und das Reich der Vernunft wird gegründet, das endlich allen Erſchütterungen Trotz bietet. Aber wann wird dieſes geſchehen? Und geſchähe es nach Billionen von Jahren, ſo wird's gewiß geſchehen. Was iſt die Zeit? Der denkende Menſch lebt unter den Nachkommen in den ſpäteſten Generazionen, wie unter ſeinen Zeitgenoſſen; die Bedingungungen der Zeit ſind ihm Nichts!

H.

IV.

Hekuba.

Ein Monodrama

von

J. F. Kinderling.

(Das Theater ſtellt eine weite Ebene am Meere vor. Im Hintergrunde erblickt man das Lager der Griechen, und eine heftige Bewegung unter dem Heere. Viele Frauen drücken Freude und Beſorgniß aus, und verlieren ſich nach und nach. Nur Hekuba tritt näher, und verläßt das Getümmel, das ſich bald ganz verliert.)

(mit erzwungener Ruhe)

Vollendet iſt die That! — du biſt
Gerächt mein Sohn! —
Der ſchwachen Weiber Rachehände
Beraubten den Tyrannen ſeiner Augen! —
Ha! welche That! von unſerm Stahl
Floß ſeiner Kinder Blut! — nicht retten konnt' er ſie! —
Nur ſehn das Furienopfer! —
Und dann verſchloß dem Licht,
Dem ſchönen Licht ſein Aug' auf immer ſich.

(mit ſteigender Bewegung)

Wie preßte Wuth und ungeheurer Schmerz
Die lauten Jammertön' ihm ab! —

Wie lief verzweifelnd er, vom Blute
Der Kinder überſtrömt, der tief Verworfene
Lauf knirſchend in das Heer! —
O ſüße Rache! doch halb nur iſt
Mein Schmerz beruhigt! — dieſes Mutterherz
Wird ſeiner Leiden ſich im letzten Hauch'
Nur bänglich noch entladen. —
Gerächt biſt du, mein Polydor,
Mein theurer Sohn! — ich brachte deinen Manen
Des Mörders Blut zum Opfer
Verſöhnend dar! — Nie! nie ſoll Polymeſtor
Dein Grabmal ſelber ſeh'n! —
Der Verruchte, der der Freundſchaft heil'ge Rechte
Mit Blut befleckte, tobt
Geſchändet, jedem Blick ein Abſcheu! —

(ſanfter)

Mein Sohn! mein Polydor! ſüß iſt
Die Rache! ſchwer treffe ſie den Böſen! —
Doch ſieh, ſieh holder Schatten, meinen Schmerz
Sieh dieſen Aufruhr in der Mutter Bruſt!
Lies meine Leiden in verzerrten Zügen
Die ſanft dir ſonſt gelächelt! — —

(noch ſanfter und mit elegiſchem Ausdrucke)

Biſt du gerächt mein Sohn! ja
Du biſt es, — deine Seele war
Der meinigen verwandt! Du biſt es!
Ich fühl' es! ja du winkſt mir Beifall
Auch du geliebter Schatten! theure Polyxene.
Schwebt, edle Kinder, Hand in Hand,
Vereinte milde Genien, der Mutter zu!

Des leichten Nebels Wolke trag' euch her,
Die kummervolle Mutter
In eure Arme einzuſchließen! —
Erſcheint mir holde Genien! ihr war't
So theuer mir! erſcheinet der Fürſtinnen Unglücklichſten!
Erſcheint der Mutter, die
Den Leiden bald erliegt! — Komm, Schatten meiner Polyxene,
Ich reiche dir die Hand!
Komm Polydor! wir wollen hin
Zum Thron des Minos wallen! —

(Pauſe, in welcher Hekuba von ihrer Entzückung zurückkömmt)

Was wünſcht' ich? — was ſagt' ich? — wie träuft nicht von Blut
Noch Hekubas Hand! — Götter! gerechte Götter!
Blicket auf mich! —

(Hekuba ſinkt bei den folgenden Worten an einem kleinen Hügel nieder)

Saht ihr, des mächtigen Olymps
Bewohner, je von Leiden mehr gedrückt
Ein ſterblich Weib? — ach hegt Erbarmen
Ihr Güt'gen gegen mich! —
Gieß deines Zornes volle Schaale,
O Schickſal, nicht ganz aus auf einer
Verlaßnen Dulderinn gebeugtes Haupt!

(mit verändertem Affekte)

Was klag' ich dem ſchäumenden Meer,
Den Bergen mein ſchreckliches Weh?
Wer hört die Verlaßne?
Was nützet der dürre Stamm?
Wie traurig ſtehet er da!

Gefallen ſind Zweig' und Blätter! —
In Hütten des Jammers darf nie
Der Frohſinns Entzückung die Züge verſchönen!

(nachdrücklicher)

Gefallen ſind meine Geliebten!
Geopfert iſt Polyxene den Manen Achills!
Durchbohrt von des Thrakerkönigs
Heimtückiſchem Stahl iſt mein Sohn! —

(Hekuba zieht den noch blutigen Dolch aus ihrem Buſen hervor, und ſchwingt ihn)

Hier iſt der rächende Stahl! —
Ha! ich berühr' ihn mit glühenden Lippen!
Theures, geliebtes Werkzeug, meinen Qualen
Mach' ein Ende! triff dieſe Bruſt!
Stille des Aufruhrs Wogen!
Will es das Schickſal? — Götter!
Redet! — winkt mir! iſt es eu'r Wille? —
Soll die Dulderinn nur im Tode
Erſehnte Ruhe finden? —

(heftiger)

Ich fühl' es tief! ich fühl' es! ihr wollt es
Ungnäd'ge Götter! im Todeskelche
Soll Hekubas Blut nun ſchäumen!
Sprich du ſchweigender Aether!
Sprich deinen Willen aus! —

(ſanfter)

Er ſchweigt! der Zephyr ſäuſelt
Hin durch die Flur! des Meer
Wogt ruhig fort; — ach nur

In Hekubas zerrißnem Herzen tobt
Des Aufruhrs mächt'ger Sturm.

(mit ganzer Stärke)

Fort armes verlaßnes Weib zu den Manen!
Frevel erblick' ich um mich her! —
Ladenden lächelt des Todes
Geliebter Genius! — komm mir näher!
Führe mich hin durch des Erebus Nächte
Meinen Geliebten ans Herz! —

(etwas ſanfter)

Noch einen Blick auf dieſe Gegend,
Der Griechen Lager und des Aethers Raum!

(wild)

Mein Hekuba! Bewußtſein edler Rache
Schwellt deine Bruſt! —

(Sie ſinkt am Hügel nieder und richtet ihren Blick gegen das Meer hin.)

Empfangt ihr Todesgötter hier
Ein neues Opfer! Hekuba
Will euch verſöhnen mit der kühnen That
Durch ihres Herzens Blut! —
Umſchwebt in dieſem feierlichen Augenblick
Ihr Geiſter der geliebten Kinder mich! —
Kommt eurer ſterbenden Erzeugerinn
Mit frohem Blick entgegen! —

(Zückt den Dolch.)

Hier mächt'ges Schickſal iſt das Opfer
Vom wilden Schmerz geweiht! —
Empfangt mich Schatten des Hades!

(Bei dieſen Worten erſcheint über dem Meere in einer
hellen Wolke ein Geiſt, den Hekuba erblickt. Sie erhebt
ſich und redet ihn an.)

Redet ihr gütige Götter zu mir?
Wollt ihr das Blut der armen Fürſtinn nicht? —
Sprich heller Genius? — bringſt du
Den Frieden meiner tiefgebeugten Seele? —
Biſt du nicht Polyxene? — mein theures Kind
Willſt du der Mutter Geiſt
Im Sterben empfangen? — Nahe dich mir! —
Wehe mir Frieden zu! —

(Die Geſtalt nähert ſich.)

Du biſt es, mein geliebtes Kind! —

(Hekuba geht näher zum Meere.

Laß dich mit mütterlichem Arm
Umfangen, theurer Schatten! — Ja! du nahſt
Der Mutter dich, auf immer
Mit ihr dich zu vereinen! —

(Sie breitet die Arme aus, und geht einige Schritte näher
zum Geſtade hin.)

Dich ſendete dein Vater mir
Gewiß zur Tröſterinn! — Komm näher
Du meiner Polyxene theurer Geiſt!
In deiner liebenden Umarmung
Wird dieſes Herz, vom treuen Stahl getroffen,
Sein Blut jetzt ruhiger vergießen

(Sie geht noch näher zum Geſtade hin.)

Ich eile dir entgegen, holder Schatten!
Mit dieſen dunklen Wellen mag
Mein Blut ſich lieblich miſchen! —

(Indem Hekuba näher zum Meere hingeht, erblickt ſie, außer der immer noch über den Wellen ſchwebenden geiſtigen Geſtalt, einen Leichnam, welchen die Wellen an das Geſtade hintreiben.)

Ihr Götter! wars ein Traum
Der mich entzückte? — Biſt du nicht,
O Schatten, mein geliebtes theures Kind? —
Ha! war's ein liebliches Gebild
Der Fantaſie? — O Hekate
Wie? — ſendeſt du mir einen Leichnam
Mein armes Herz im Tode noch zu martern? —

(Die Wellen haben den Leichnam unterdeſſen näher gebracht, und Hekuba erkennt ihren Sohn Polydor.)

Mein Sohn! — mein Sohn, auch du
Erſcheinſt mir Armen? — Doch es ſchloß
Des Todes Genius die Lippe dir! —
Wie ſind die ſchönen Züge ganz verzerrt!
Geſchloſſen iſt dein ſanftes Auge! —

(Die Wellen bringen den Leichnam der Hekuba noch näher. Sie betrachtet ihn mit gerungenen Händen, und ſinkt neben ihm nieder.)

Mein Polydor! komm an dies treue
Zerriſſene Mutterherz! — An deinem kalten
Durchbohrten Buſen ſoll
Mein Blut verrinnen! —
Wie träufſt du noch vom Blut,
Mein Kind! — wie gräßlich iſt
Dein ſchöner Leib von Wunden überdeckt! —
Wie träuft die blonde Locke dir
Vom Meer beſpült! —
Mein Polydor! —

(Hekuba ſinkt im Uebermaße des Schmerzes neben dem Leichnam kraftlos nieder. Da ſie ſich wieder erhebt, erbebt ſie ſich, wendet ſich nach der geiſtigen Geſtalt, die allmählig verſchwindet.)

Ihr Götter! ſendet mir den Tod,
Mein Daſeyn iſt ein allgewalt'ger Schmerz! —
Ich muß ihn enden, wenn
Ihr Himmliſche euch meiner nicht erbarmt! —
Ein Strahl der Huld, o Zeus! —
Zerſchmettre Hekuba's Gebein!
Ich bin in meiner Kinder
Geſellſchaft, will von ihnen
Begleitet zu den Manen eilen —

(Sie berührt den Leichnam. Man hört einen Donnerſchlag)

Ihr hört mein Flehn! — ihr ſeht mein Weh!
Gerechte Götter hegt Erbarmen! —

(Der Donner wird ſtärker und Blitze ſchlängeln ſich durch die Luft.)

Ich bin erhört! reich' mir mein Sohn
Die kalte Hand! — umſchwebe mich
Geliebte Tochter! Ach du fliehſt
O Schatten! — ja du wirſt mich dort erwarten, —
O Polyxene, theures Kind
Verlaßt im Tode mich nicht. —

(Ein Blitzſtrahl trifft Hekuba. Sie ſinkt auf den Leichnam nieder.)

V.

Sammeln und Genießen, nach dem Horaz *).

„— — At *suave* est ex magno tollere acervo!"
Dum ex parvo nobis tantundem haurire relinquas,
Cur tua plus laudes cumeris granaria nostris?
Serm. I. 51. etc. **)

Nicht leicht, mein Lieber! iſt die Thorheit nur zu ſammlen, nie das Geſammlete zu genießen; die Inconſequenz, über der

---

*) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hatte vor einiger Zeit den Wunſch, daß man, bei der allgemeinen Liebhaberei für das, was man Lebensweisheit nennt, einen ächten Meiſter darin unter den Alten, von welchem wir noch obendrein eine ſchöne Ueberſetzung haben, nicht überſehen möchte. Er wünſchte Wielands Ueberſetzung der Horaziſchen Sermonen und Epiſteln, in Rückſicht der darin enthaltenen Lebensweisheit, auch unter denen bekannt zu ſehen, die den Horaz nicht kennen; und machte dazu folgenden Verſuch: er ſammlete alle in den S. und E. vorkommenden Stellen über ein Thema, und bearbeitete dies Thema nach jenen Stellen. Der hier gelieferte Verſuch iſt ein Beiſpiel dieſer Bearbeitung; einen größeren liefern wir künftig.

**) Wielands Ueberſetzung.

— — „O! es iſt
Doch angenehm, von einem großen Haufen
Zu nehmen," ſprichſt du. — Wenn du uns erlaubſt
Von unſerm wenigen ſo viel zu nehmen,
Als du von viel, ſo ſeh' ich eben nicht
Was deine Speicher dir mehr helfen ſollten,
Als unſer Kaſten uns!

Sorge für künftiges unſicheres Vergnügen den Genuß des Gegenwärtigen zu vergeſſen, feiner, launigter, treffender gezüchtigt worden, als in dieſem ganzen Discours des attiſchen Römers; und ich freue mich, daß ihn Wieland verdeutſcht hat!

Es iſt doch wahrlich verkehrt, nur zu ſammlen, um geſammelt zu haben, nur einzupacken ohne je auszupacken, ewig die Mittel zu ſuchen, ohne je ihren Zweck zu wollen. Man kauft ja auch keine Bücher um ſie aufs Brett zu ſtellen, man ſetzt ja keine Speiſen auf um ſie der Vorrathskammer zu bewahren, man hält keine Soldaten um Soldaten zu halten, man heirathet nicht um geheirathet zu haben, man geht ja nicht in die Kirche um darin geweſen zu ſeyn: ſondern um zu ſtudieren, ſeinen Körper zu nähren, das Vaterland zu vertheidigen, eine Lebensgefährtin zu haben, und kluger, weiſer und frömmer zu werden! — Und mit vollem Recht lachen wir über den Holländiſchen Miſſionär, der ſich in ſeinen Pallaſt zur Hinterthür hineinſchleicht, nie ſich in den Trumeaux ſeiner Putzzimmer ſpiegelt, nimmer auf ihren weichen Sophas ruht, und ſeine Freunde nie zum ſchönſten Kamin ſeines Hauſes laden darf.

Bedürfen wir eines Thalers, ſo iſts doch wohl einerlei, wir nehmen ihn von tauſend oder von zweien; dem fröhlichen Becher ſieht man's nicht an, ob er aus einem Stückfaß oder aus einem halben Ankerfäßchen gezapft iſt, und der armſelige Scribent findet für ſein Büchlein vor den Litteratur-Zeitungen doch keine Gnade, und wenn er auch heilig verſicherte, daß er noch ſeine ganze Dachſtube voll Manuſkript habe!

Es iſt einleuchtend, das Sammeln kann nicht Zweck ſeyn!

— — — Wenn ein Mann
Der nie die Zither ſchlug und überhaupt
Nichts von Muſik verſtände, alle Zithern
Zuſammenkaufte und auf einen Haufen trüge;
Wenn einer, der kein Schuſter iſt, von Leiſten
Und Pfriemen, — und von Segeltuch und Tauwerk
Ein Feind des Handels, — eine Sammlung bloß
Zum Anſchaun machte, würd' er überall
Mit Recht für toll gehalten. Um wie viel iſt der
Nun weiſer, der ſein Gold und Silber ungebraucht
Verſchließt, und, gleich als wär es heilig oder
Bezaubert, es nicht anzurühren wagt?

Serm. II. 3. p. 67.

Man kann nicht mehr verbrauchen als man genießen kann! Man kann nur einen Rock auf einmal anziehen; und wenn man deren auch jährlich 365 bezahlen könnte; man kann ſich nach einem überſatten Diner den Appetit auch zum üppichſten Souper für keinen Preis erkaufen! — In aller Welt, wozu denn das Mehr wenn man genug hat?

— — — Kurz des Scharrens muß
Doch einſt ein Ende ſeyn! Es iſt ein Mittelweg!
Halt Maas in Allem, denn in Allem giebt's
Ein Mittel, deſſen Linie das Wahre
Bezeichnet; dies- und jenſeits wird gefehlt!

Serm. I. 1. S. 92 und 105.

Ja, ja, man ſoll und muß aufhören zu erwerben, und anfangen zu genießen! Es iſt augenſcheinlich! Aber Wann? — Das iſt die Frage! — Wann ſoll ſie beginnen, die zweite große Lebenshälfte des Genuſſes?

Ich habe' es lang verſucht, es auf die Zahl der Jahre zu beſtimmen; es mag mir nicht gelingen! Etwa im funfzigſten

Jahre? — Man kann im zwei und funfzigſten ſterben; wie ungleich wären die Hälften! — Nun, im dreißigſten? Man könnte im vierzigſten hungern, weil man erſt im acht und zwanzigſten zu ſammeln angefangen hätte! — Beantworte die Frage, wer mag! — Aber aufhören muß man, und zwar ſo lang als möglich *vor* dem Tode!

Man könnte auch wohl fragen: *Was iſt Genuß!* — Horaz würde antworten:

— — Nimm du jede frohe Stunde
Die Gott dir ſchenkt mit Dank an, und verliere nie
Das Gegenwärt'ge durch Entwürfe für
Ein künftiges Vergnügen, ſondern richte ſo
Dich ein, daß, wo du immer lebſt, du *gern*
Gelebt zu haben ſagen könneſt!

(Briefe I. B. 10)

Er würde rathen, ſich vom Joche der Ehrſucht (Serm. I. 6. am Schluſſe W. p. 212.) und der Sorgen, „die den Geiſt erkälten" (Br. I. 3. p. 77. 1 Th.) frei zu machen; ſeinen Schultern keine größere Bürde aufzulaſten, als ſie zu tragen gewohnt ſind und vermögen (Serm. I. 6. p. 204.). Bald wird er ihm vorrufen:

O mein liebes Feld! wann ſehen wir uns wieder?
Wann wirds ſo gut mir werden, bald aus Schriften
Der Alten, bald in ſtillem Müßiggang
Und ungeſtörtem Schlaf, ein liebliches Vergeſſen
Der Stadt und ihres Lebens einzuſchlürfen!

(Serm. II. 6. p. 192, 193.)

Oder:

Ich lobe mir das Feld, den Bach,
Den Moosumwebten Felſen und den Wald.

(Br. I. 10. p. 164. vergl. 14. p. 197.)

bald wird er ihn verführen, ihm nachzuſprechen:

— — Sei es um den Vorwurf
Des Leichtſinns! Ich will mir nun einmal was
Zu lieb thun, trinken, und zu Händen voll
Die Blumen um mich herſtreun!
(Briefe I. 5. p. 100. vergl. Oden 1. B. 9.)

bald wird er ihm ein freundliches Geſpräch anpreiſen, nicht

— — Ueber andrer Leute Wirthſchaft, nicht
Ob Lepos übel tanze oder gut? (ſondern von Dingen, die)
Uns näher angehn, welche nicht zu wiſſen
Ein Uebel iſt. (Serm. II. S. 6. p. 194.)

oder gar ein Spiel, wo der Verlierende mit vollen Bechern bezahlen muß; (Serm. II. 2. p. 51.) oder wenn er ernſter wird, ihm rathen

Zu leſen und zu ſchreiben, was im Stillen ihn
Verbeſſert; (Serm I. 6. p. 211.)

wird ihn erinnern, daß der Muſen Freund Traurigkeit und Furcht den Winden gebe, ſie ins Kretiſche Meer zu tragen (Ode I. 26.); daß die Leier, die Freundinn der Göttermahle, die ſüße Trösterinn aller Noth ſey (Ode I. 32.); oder endlich, wenn er am allerernſthafteſten wird, ihm zurufen:

Dies ſei die wahre Mauer
Von Erz: nichts Böſes ſich bewußt ſeyn, und
Von keiner Schuld erblaſſen! (Briefe I. 1.)

Und doch bei alle dem zu verſtehen geben:

— — Recht zu leben
Sei eine Kunſt, die wohl gelernt und ſtreng
Geübt ſeyn wolle! (Briefe II. 2. p. 144.)

Aber das alles, was Horatius ſo lieblich anpreiſt, würde unſerm Manne, der nur ſammlen gelernt hat, und ſeine Hand nur

nur aus vollem Beutel zurückziehen mag, wenig Freude machen. Er ſollte am Bache im hohen Graſe liegen, wie Horaz? er würde ſich den Schnupfen holen! ſeine Fäſſer anzapfen? er würde ſich das Zipperlein vermehren! Er ſollte ſchwatzen, ſpielen, leſen, ſchreiben? er würde vor Langerweile ſterben? Und für das gute Gewiſſen ſorgt er ohnehin genug!

Der arme Mann! iſt denn wirklich ſein Leben ſo ganz leer an Genuß? — Seine Spekulationen, ſeine Hoffnungen, ſein Empfangen, ſein Einpacken? — Ja, das iſt ihm Genuß! Da haben wirs! Er erwirbt und genießt, er genießt und erwirbt. Er hat alles verbunden. Es kann unmöglich getrennt werden!

Guter Horaz! du haſt einen Satten zur Mahlzeit geladen. Mögen deine Gerichte noch ſo köſtlich ſeyn, er bedarf ihrer nicht. Sein Brod und ſeine Gemüſe haben ihm den Magen gefüllt; die Natur fordert nicht mehr! —

VI.

Gedichte.

1.

Das Bild der Treue.

(Aus einem noch ungedruckten Roman gleiches Namens.)

Wild umdonnert von beſchäumten Wogen
Stehet feſt und ſtark ein Fels im Meer;
Gewitternacht hat ihn umzogen,
Die Stürme toben um ihn her.
Er hebt im ſchrecklichen Getümmel,
Mit unerſchütterlichem Muth,
Und ſpottend der erzürnten Fluth,
Die kühne Scheitel auf zum Himmel.

Ha! ermattet bricht an ſeiner Veſte
Sich die wilde Woge — fleucht und ſtöhnt;
Sie reicht nicht hin zum Halmenneſte,
Das den bedräuten Felſen krönt,
Wo zwo verliebte Turteltauben,
Getragen von dem Sicheren,
So ſorgenlos entſchlummerten,
Auf ſeine Kraft den feſten Glauben.

Trübet dir Gewölk der Fernung Bläue,
   Und ergreift dich düſtrer Ahnung Schmerz;
So ſchaue dieſes Bild der Treue,
   O Lyda, und präg' es ins Herz.
Der Liebe Blume kann vergehen,
   Von rauhen Lüftchen hingeraft;
   An wahrer Treue Felſenkraft
Verliert ſich Sturm in Zephyrwehen!

K. G. Kapf.

2.

Abendphantaſie.

Wenn durch düſtre Wipfel
Abendſchimmer blinkt,
Wenn im Roſenſtrauche
Philomele ſingt,
Wenn der Stadt Getöſe
In dem Thale ſtirbt,
Nur im gelben Korne
Noch die Grille zirpt;

Wenn um ferne Hügel
Dünner Nebel graut,
Und im glatten Weiher
Sich der Mond beſchaut,
Wenn der hohen Sterne
Silberſtralend Licht
Mählig durch des Himmels
Blaue Dämmrung bricht;

Wenn der Zephyr ſäuſelnd
Hohes Gras durchweht,
Und durch Buchenhaine
Still ein Pärchen geht;
Wenn der Landmann ſingend
Von dem Acker zieht,
Zu der kleinen Hütte,
Wo der Heerd ſchon glüht;

Wenn aus dunkler Ferne,
Längs dem Tannenwald,
Dumpf des Dorfes Glocke
Zum Gebet erſchallt;
Wenn aus Seen und Teichen,
Von Geſträuch umdehnt,
Mir ſo ſüß der Unken
Trauerſang ertönt:

Dann entwind' ich leiſe
Mich dem Städte-Duft;
Athme ſanft umfächelt
Reine Abendluft.
Nach und nach entſchlummert
Um mich die Natur,
Und das Licht des Mondes
Hellt die dunkle Flur.

Phantaſie! dein Zauber
Ruft vor meinen Blick
Einſt geblühter Freuden
Bilder dann zurück;
Wie der erſten Liebe
Gluthgefühl ſie malt,
Von der Kindheit mildem
Roſenglanz' umſtralt.

L. G. Karf.

3.

Troſt und Hoffnung.

Steil und dornig ſind des Wandrers Pfade
Durch des Lebens Steingehege hin.
An der Vorurtheile ſchroffen Klippen
Bricht der Stab oft, — und der Forſcher ſinkt.

Schlummre friedlich unter deinen Trümmern,
Kühner Edler, denn dein Tod iſt Sieg!
Leichter ſchwingt in dem betret'nen Pfade
Deines Geiſtes künft'ger Sohn ſich auf.

In der Wahrheit ew'gem Stralenreiche
Iſt des Wallers hohes, letztes Ziel;
Recht und Freiheit herrſchen ihr zur Seite
Ueber Weiſe und ein glücklich Volk. —

Wenn des Dunkels trüber Nebel ſchwindet,
Wenn der Menſch der Menſchheit Würde fühlt;
Jeder Blick den feigen Sklaven ſchändet,
Und die Gottheit im Geſchaffnen ehrt.

Viel zu thun, und viel zu leiden übrig,
Iſt dem Forſcher. Sucher, tritt zurück:
Wenn der Nachwelt deine Ruh zu opfern,
Dir die Größe der Entſagung fehlt.

Aber fühlſt du Kühnheit, Seelenadel,
Innern Drang der Menſchheit wohlzuthun,
Ob den Menſchen auch dein Herz verachte:
Dann empfängt der Nachwelt Weihe dich.

Nimmer laß, Vereinter, ab zu forſchen,
Nie zu üben, was erforſchet ward:
Lieblich blüht in des Bewußtſeins Eden,
Der erfüllten Pflichten großer Lohn.

Ca.

VII.

Theater.

Leben der Bürgerin Joly, Schauſpielerin auf dem Théâtre français.

Marie Eliſabeth Joly wurde zu Verſailles 1761 geboren. Sie bildete ſich von ihrer zarten Jugend an für die dramatiſche Kunſt. In einem Alter von neun Jahren figurirte ſie in den Ballets, und in den Komödien ſpielte ſie Kinderrollen. Von dieſem Augenblicke an zog ſie ſchon die Aufmerkſamkeit der größten Künſtler auf ſich, mit denen ſie ſpielte. Preville und ſeine Frau wollten ſelbſt dieſe glücklichen Anlagen ausbilden; ſie zeigte ſchon ſo frühzeitig ein ſo zartes und richtiges Gefühl, daß Lekain ſie oft fragte: Nun meine kleine Joly, habe ich heute gut geſpielt? — Und wenn ſie ihm antwortete: ja Papa; ſo ſchien dieſer berühmte Schauſpieler mehr mit ſich ſelbſt zufrieden. Mit Vergnügen hörte er auf ihre kleinen Bemerkungen, und geſtand, daß er ſie benutzt habe.

Nachdem ſie in Verſailles zwei Jahre hindurch verſchiedene Rollen geſpielt hatte; debütirte ſie 1780 aux français als Soubrette. Ein reines Organ, ein feines Spiel, und ſehr viel natürliche Anlagen ließen ſie mit Gewißheit einen glücklichen Erfolg erwarten; ſie zeichnete ſich beſonders durch ihre natürlichen Fähigkeiten aus.

Ihre leichte Faſſungskraft machte, daß ſie in allen Rollen als Meiſterin auftrat; daher ſpielte ſie wechſelsweiſe Dorine in Tartüffe, und Nanine, Finette im Verſchwender, Agnes in der Schule der Frauen, und Orphiſe in der gebeſſerten Kokette; ſie ſpielte ſogar die ſchwere Rolle Coſtanze in Ines, und ganz Paris ſah ſie mit Erſtaunen in der Athalia, beſonders wegen der Art, mit der ſie die Schönheiten des Traums der Königin zu erheben wußte. Sie widmete ſich aber ganz verzüglich den Soubretten-Rollen, und ſelbſt die beſten Kunſtrichter des Luſtſpiels geſtanden, daß ſie ſeit Demoiſelle d'Angeville keine Schauſpielerin in dieſer Art geſehen hätten, die mit ihr zu vergleichen wäre. Zu allen den natürlichen ſeltnen Anlagen geſellte ſie ein gründliches Studium der Kunſt; ſie hatte dieſen richtigen Geſchmack, und dieſes feine Gefühl, das ſie ſchon in ihrer früher Jugend gezeigt hatte, vollkommen ausgebildet. Sie beſaß auch die Kunſt, Perſonen, die ſie nur nach der Beſchreibung kannte, vollkommen nachzuahmen; ſo wußte ſie beſonders die Perſon des Moliere auf eine unerreichbare Art darzuſtellen. Sie vereinigte mit einem ſtudirten Spiele Grazie, Munterkeit und eine vollkommene Kenntniß alles deſſen, was zur Bühne gehört.

In den Nachahmungsrollen ſpielte ſie eben ſo gut, ja ſie übertraf ſogar zuweilen Demoiſelle d'Angeville, ihr Muſter; ſo daß es Dugazon ſogar von der Soubrette in dem Verſchwender ſagte; eben ſo in den Rollen, die ſie ſelbſt ſchuf, wie z. E. die Engländerin auf den zwei Poſten. Sie hatte über ihre Kunſt nachgedacht; ſie wußte die Schwierigkeiten und

Hülfsmittel derſelben mit Deutlichkeit vorzutragen. Als der Bürger Caillava ſein art de la Comédie ſchrieb, beſuchte er oft ihr Spiel, und verließ es ſelten, ohne einige nützliche Beobachtungen mit hinwegzunehmen.

Die Bürgerin Joly vereinigte mit einer reizenden Lebhaftigkeit eine ſehr ſanfte, wohlthätige und gute Seele. Sie zog die Einſamkeit und Stille der großen Welt vor; mit Leidenſchaft überließ ſie ſich den Betrachtungen der Natur, und alles war für ſie der Gegenſtand einer ſüßen Beſchäftigung. J. J. Rouſſeau war ihr Liebling; ſie beſuchte ſein Grab zu Ermenonville, und legte in einem Ausbruche von Begeiſterung die erſte Bürgerkrone, die man ihr überreichte, als ein Opfer auf ſein Grabmal nieder. Dieſe Krone von Eichenblättern von Bronze hatte folgende einfache und rührende Inſchrift:

Rouſſeau's Manen 1788 von der Gattin
und Mutter, Marie Joly.

Bei Gelegenheit der Verſetzung der irrdiſchen Reſte dieſes großen Mannes ins Pantheon verfertigte ſie folgende Stanzen. Sie läßt ſie Rouſſeau aus den Eliſäiſchen Feldern zu ſeinem Freunde Girardin ſprechen:

Soumis à l'honneur, qu'on m'apprête,
Ou tu m'en ravis les douceurs;
Pour moi, tu le sais, point de fête
Quand un ami verse des pleurs.

Mon tombeau, quoique solitaire,
Est un monument amical.
A ce titre seul, il doit plaire
Au voyageur sentimental.

Puis de ma dépouille mortelle
Si l'on te prive malgré moi,
Crois, que mon ombre, plus fidelle,
Saura se fixer près de toi.

Dieſe liebenswürdige Frau wurde eine Beute des tiefſten Kummers. Eiferſucht und Kabale ſtörten ihre Ruhe; ſie wurde, nebſt den übrigen Schauſpielern des franzöſiſchen Theaters ins Gefängniß geworfen; ihre zarte Geſundheit litt, und ſie wurde von einer Bruſtkrankheit befallen, die ſie an den Rand des Grabes brachte. Sie erſchien aber doch noch einmal wieder auf dem Theater des Odeon, wo das Publikum ihre Talente, die man ſchon für verloren hielt, mit Begeiſterung aufnahm. Aber ſie fühlte die Annäherung ihres Endes, und verwandte ſelbſt die letzten Augenblicke deſſelben auf die Bildung ihrer zwei Töchter, die ihre Stelle zu erſetzen würdig waren. Ihr letztes Spiel war die Rolle der Fee im Orakel; ihre älteſte Tochter ſpielte die Lucinde. Die Zuſchauer waren von Zärtlichkeit durchdrungen, als ſie dieſe gute Mutter ſich ſelbſt vergeſſen ſahen, als ſie ſich mit ihrer Tochter gleichſam in eine Perſon vereinigte, und ihr gewiſſermaßen ihre Seele lieh, alle ihre Bewegungen mit einem Feuer und Intereſſe nachahmte, daß ſich ihre Geſichtszüge veränderten, ihr Athem ſchwer wurde, und alle ihre phyſiſchen Kräfte unter der Laſt der mütterlichen Gefühle erliegen wollten. Dieſe letzte Anſtrengung war zu heftig, ſie erlag; ihre Krankheit machte ſchnelle Fortſchritte, und der Tod entriß ſie den Künſten, ihren Freunden und ihrer troſtloſen Familie. Dieſe ſanfte Seele, die in einer Zeit von 20 Jahren, (dem Zeitraum ihres ehelichen Bandes) nicht ein einziges Mal auf ihrem Willen beſtand; die kein ander Glück kannte, als was ſie um ſich her verbreiten konnte. Sie beſaß jene vortrefliche Empfindſamkeit, die alle unſere Gefühle und Neigungen zum Beſten für andere wirken läßt.

Ihr entſeelter Körper wurde nach Poligny im Departement Calvados auf ein Landgut gebracht, das ſie ſehr liebte. Die Einwohner dieſes Orts ſtrömten haufenweiſe ihrer Freundin entgegen; ihr Grab wurde in einen Felſen gehauen, der den Namen Mont Joly bekam. Ihr Leichenzug war ſehr zahlreich; die Munizipal-Beamten hielten es für Pflicht, dieſer Feierlichkeit das Anſehen einer allgemeinen Trauer zu geben. Fünf Kinder der Bürgerin Joly, wovon das eine in einem Alter von zehn Monaten auf den Armen ihrer Amme getragen wurde; die vier andern, für die ihre Mutter Erzieherin und Freundin war; hielten jedes einen Zipfel von dem Leichentuche; ſie fühlten die Größe ihres Verluſts, und ihr Schmerz theilte ſich allen Seelen der Zuſchauer mit, die dieſe rührende Feierlichkeit herbeigeführet hatte.

VIII.

Anekdote.

Aus dem Privatleben Voltair's.

Eine der auffallendſten und weniger bekannten Anekdoten, iſt der lange und ſtürmiſche, vertraute Umgang Voltair's mit Emilie Duchatelet; ſie veruneinigten ſich oft, aber die Gewohnheit ihres Umganges hatte ſie für einander unentbehrlich gemacht. Emilie ertrug ſeine aufbrauſende Launen mit Nachſicht, und er betrug ſich auf ſeiner Seite gegen den Eigenſinn, ja ſelbſt gegen die Untreue Emiliens mit Schonung und verzeihender Nachgiebigkeit. Emilie liebte die Wiſſenſchaften und den Ruf: aber dieſer Geſchmack war nur untergeordnet; ihre zwei herrſchenden Leidenſchaften waren das Spiel und die Liebe.

Der Hof war zu Fontainebleau; Emilie und Voltaire begaben ſich auch dahin. Emilie verlor 10,000 Franken; es war Alles, was ſie bei ſich hatte. Den zweiten Tag ſpielte ſie mit Voltairs Gelde, und verlor 1000 Thlr.; das war Alles was Er hatte. Emilie erhielt von Paris einen neuen Vorrath von Louisd'ors; und ſie verſchwanden, wie alles vorige. Emilie ſpielte nun auf ihr Ehrenwort, und verlor 80,000 Franken. Voltaire kam gegen das Ende der Parthie, beobachtete die Geſichter der Spieler, und ſagte ihr ins Ohr: *Sie ſpielen mit Betrügern.* Dieſe Behauptung Voltairs, in engliſcher Sprache, hörte einer von den Spielern. Emilie wurde es gewahr, und gab es Voltaire zu verſtehen; beide begaben ſich auf der Stelle hinweg, ließen anſpannen, und reiſten mitten in der Nacht ab.

Ehe ſie Paris erreichten, ſtieg Voltaire aus, und ging zu Fuße nach Sceaux, ſchickte aber erſt einen Brief an die Herzoginn von Maine voraus, worinnen er ihr die Urſache ſeines Beſuchs meldete, und ſie am Ende um Verſchwiegenheit und Zuflucht bat. Einer ihrer Kammerdiener bekam ſogleich Befehl, ihn während der Nacht durch das Gitterthor des Gartens zu führen, und ihm ein kleines Zimmer im Schloſſe anzuweiſen. Dieſer Aufenthalt, den Voltaire ſein verborgenes Leben nannte, dauerte zwei Monate. Den ganzen Tag war er allein, und arbeitete, und jede Nacht, wenn die Herzoginn um zwei Uhr des Morgens ſich zu Bette gelegt, und ihre Kammerfrauen ſie verlaſſen hatten, kam Voltaire in ihr Schlafzimmer, und verzehrte ſein Abendeſſen vor ihrem Bette. Ein Kammerdiener, der einzige der um dieſes Geheimniß wußte, bediente ihn. Hierauf las Voltaire jedesmahl ſeine Tagesarbeit vor; und Memnon und Zadig haben dieſem Umſtande ihr Daſeyn zu verdanken. Wenn er nichts zu leſen hatte, ſo unterhielten ſie ſich über Dichter, Maler, Redner, Helden, und über die griechiſchen Schulen und Philoſophen, die die Prinzeſſin vollkommen kannte. Voltaire nannte dieſe Nächte attiſche Nächte.

Emilie hielt ſich ihrer Seits in Paris eingeſchloſſen, um mit ihren Spielſchuldnern ein Abkommen zu treffen. Nachdem ſie die Spieler, wegen Voltairs beleidigenden Reden, beſänftigt hatte, begab ſie ſich nach Sceaux. Nun zeigte ſich Voltaire wieder öffentlich, und die Feten, Bälle, Konzerts, Komödien, Trauerſpiele und Opern nahmen ihren Anfang.

Emiliens Untreue reizte Voltairen oft zu Ausbrüchen des Zorns, die die Reue bald wieder zu beſänftigen wußte. Man kennt unter andern kleinen Sünden, die er ihr verzeihen mußte, auch das Abentheuer mit Stanislas L....; es enthält einen Umſtand der wenig bekannt iſt, und beweiſt den freien Umgang der zwiſchen beiden herrſchte, aber auch zugleich Voltairs Gutmüthigkeit in dieſem Stücke. Völlig von Emiliens Untreue überzeugt, iſt er im Begriff Stanislas Hof zu verlaſſen, und ſchickt nach Pferden zu ſeiner Abreiſe. Er hatte Emilien in einer zweideutigen Stellung angetroffen, und dennoch wagte ſie, ſich ihm zu nähern, ſetzte ſich auf ſein Bette, nannte ihn auf engliſch mit den freundſchaftlichſten Nahmen, wie ſie ſonſt zu thun pflegte, und ſuchte ſich zu entſchuldigen. „Wie?" erwiederte er, „Sie wollen, daß ich Ihnen glauben ſoll, nach alle dem, was meine Augen geſehen haben! Ich habe Ihnen alles aufgeopfert, und Sie hintergehen mich!" „Nein," antwortete ſie, „ich liebe Sie immer, aber Sie ſind ſeit einiger Zeit krank, und ich nehme auf Ihre Geſundheit Rückſicht. Iſt es nicht beſſer, ich halte mich zu einem Ihrer Freunde, als zu einem Fremden?" — „Ach! Madame," erwiederte Voltaire, „wenn ſich die Sache ſo verhält; ſo bitte ich wenigſtens für die Zukunft mich nicht mehr als Zeugen dazu zu nehmen." Den andern Tag kam ſein Nebenbuhler zu ihm, und Voltaire umarmte ihn — „Mein Sohn," ſagte er zu ihm, „ich habe alles vergeſſen: das Unrecht iſt auf meiner Seite. Sie ſind in jenem glücklichen Alter, wo man gefällt. Genießen Sie dieſe flüchtige Augenblicke. Ein Greis, ein Kranker, wie ich, hat keinen Anſpruch mehr auf Vergnügen zu machen."

Es iſt bekannt, daß Madame Duchatelet bei ihrer Niederkunft ſtarb. Voltaire gerieth in Verzweiflung; er ſchrie laut, und ſtieß ſeinen Kopf gegen den Fußboden. Umſonſt bemühet ſich ſein Sekretär ihn aufzuheben. Stanislas vergoß Thränen und eilte ihm zu Hülfe. „Ach! mein Freund," ſagte er zu ihm, „Sie ſind der Urheber ihres Todes." Und plötzlich verwandelte ſich ſein Ton der rührendſten Theilnahme in einen Ausbruch von Zorn. Stanislas L... entfernte ſich betroffen mit ſchnellen Schritten. — Einige Tage nachher wollte er ſeinen Ring zurück haben, in welchem ſich ſein Portrait als Geſchenk für Emilien befand; aber er erblickte ſtatt ſeinem das Portrait von Stanislas L... darinnen. — „So ſind die Weiber," ſagte er, „ich hatte Richelieu verdrängt, ſo wie mich jetzt Stanislas L...: das iſt der Lauf der Welt."

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts
Von
einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

Jahrgang 1802.

Erſter Band.
Januar bis Junius.

Berlin,
bei Friedrich Maurer. 1802.

Inhalt des erſten Bandes.

Januar.

I. Was hat die Eunomia geleiſtet, und was wird ſie leiſten? Von den Herausgebern. . . . Seite

II. Ueber die beſcheidene Rückſicht des Geſetzgebers, ſowohl auf die Einſichten der Nachkommen, als der Vorfahren Bei Gelegenheit der Aeußerung des franz. Staatsraths **Portalis** über das Preußiſche Geſetzbuch. Von dem Herrn Geheimen Ober-Tribunalsrath **Klein**. . . . . . — 8

III. **Zeichen der Zeit.**

Geheime Geſellſchaften. Von D. **Feßler**. . — 14

IV. **Gedichte von Neubeck.**

- 1. Felſenſchrift über einen Geſundbrunnen. . — 35
- 2. Der Naturfreund. . . . . . — 36
- 3. Auf einen Azur in Gold gefaßt. . . . — 37
- 4. An den Heſper. . . . . . . — ib.

V. Ueber die Artigkeit, in ſittlicher Beziehung. Von Hrn. Hofrath und Prof. **Tiedemann**. . . — 38

VI. Martin Opitz. Vom Hofrath **Fiſcher**. . — 54

VII. Blumengeſchenk zum neuen Jahre, an eine Freundin. Von Hrn. G. A. H. **Gramberg**. . — 61

VIII. **Cäſar Ducreſt's Tod.**

- 1. Erzählung. Auszug aus einem Briefe. Von **Wilhelmine Freiin v. Haſtfer**, geb. von **Klenke**. . . . . — 65

2. Klage über Cäſar Ducreſt's Tod. Von Wilhelmine Freiin v Haſtfer, geb. v. Klenke. Seite 68

IX. Neueſte ſchöne Literatur.

Die Taſchenbücher und Almanache. . . — 70

1. Taſchenbuch von Becker. . . . — 73
2. ——— von Falk. . . . — 74
3. ——— für Damen. Tübingen. . — 78
4. ——— für das Jahr 1802. Wien. — 79
5. ——— Leipziger für Frauenzimmer. — 83
6. ——— von Lindemann. . . — 85

X. Theater.

1. Tagebuch des Königl. Nationaltheaters. . — 89
2. Humanität der Generaldirektion deſſelben. . — 91
3. Nachricht aus Wien. . . . . . — 94

XI. Poſtſcripte. . . . . — 95

Februar.

I. Die Ruſſiſche Schaukel. Fragment aus einem noch ungedruckten Romane: Henriette Bellmann. Von Hrn. Auguſt Lafontaine. . . . — 97

II. Zeichen der Zeit.

Poeſie, Philoſophie und Religion, oder: wo ſind wir geweſen, und wo ſollen wir hin? Von Hrn. D. Feßler. . . . . — 135

III. Die Ruinen der Lobdaburg. Dem würdigen und verdienſtvollen Herrn Profeſſor Stark gewidmet. Von Herrn D. Loebel. . . . . — 147

IV. Neueſte ſchöne Literatur.

Die Taſchenbücher und Almanache. (Fortſetzung.)

7. Taſchenbuch auf das Jahr 1802. Stuttgart, bei Steinkopf . . . . . . — 152
8. Taſchenbuch, der Liebe und der Freundſchaft gewidmet. Bremen, bei Wilmans. . — 154
9. Jahrbuch zur belehrenden Unterhaltung für Damen. Leipzig, bei Seeger . . — 156
10. Helvetiſcher Almanach für das Jahr 1802. Zürich, bei Orell, Füßli und Comp. — 160

V. Auf die Statue des Fürſten Leopold von Deſſau im Luſtgarten zu Berlin. Von Hrn. D. Struve. Seite 163
VI. Grangeneuve. Hiſtoriſche Anekdote von Herrn Profeſſor B. . . . . — 164
VII. Theater.
  1. Tagebuch des Königl. Nationaltheaters. . — 167
  2. Der erſte und zweite Januar im Theater. . — 170
  3. Eine Künſtleranſicht. . . . . — 173
  4. Brief aus Breslau. . . . . . — 175
VIII. Poſtſcripte. . . . . — 178

März.

I. Ueber Deklamation der Verſe, vorzüglich in Beziehung auf den Schauſpieler. Von Herrn D. G. W. Becker. . . . . — 193
II. Epigramme von Hrn. D. Neubeck. . . — 215
III. Briefe über die Vervollkommnung der Kunſt bei den Alten und Neuern. Von dem Verfaſſer der vertrauten Briefe über Frankreich und Paris. Erſter Brief. . . . . . . — 218
IV. Zeichen der Zeit.
  Das neue Credo, oder der Glaube, wie ihn der Geiſt der Zeit offenbaret, und wie ihn jetzt der höhere Menſch und der aufgeklärte Weltbürger haben, feſthalten und aufs eifrigſte verbreiten ſoll. Von Herrn D. Feßler. . . . . — 234
V. Gedichte von Hrn. Prof. C. F. Michaelis.
  1. Elegie. 1792. . . . . . . — 243
  2. Des Freundes Traum. Im Mai 1801. . — 245
  3. In das Stammbuch eines Tonkünſtlers. . — 246
VI. Neueſte ſchöne Literatur
  Die Taſchenbücher und Almanache (Fortſetzung)
    11. Leipziger Taſchenbuch für Liebhaber des Schönen und Guten. Leipzig bei Weigel. . — 247
    12. Gothaiſches Taſchenbuch auf das Jahr 1802. Gotha, bei Ettinger. . . . . — 250
    13. Göttingiſches Taſchenbuch zum Nutzen und

Vergnügen auf das Jahr 1802. Göttingen bei Dietrich . . . . Seite 251
VII. **Theater.**
1. Ueber die Oper. Fragmente. . . . . — 254
2. Königl Nationaltheater. . . . . . — 273
VIII. **Poſtſcripte.** . . . . — 283

April.

I. Verſuch einer Beantwortung der von der Berliner Geſellſchaft der Freunde der Humanität aufgegebenen Preisfrage: In welchem Verhältniß ſteht der gegenwärtige Zuſtand der Philoſophie, der Geſetzgebung, der ſchönen Künſte und der Literatur zur Humanität? Von Hrn Prof. C. F. **Michaelis.** — 289
II. Empfindungen und Erfahrungen einer Deutſchen in Paris. Von Helmina Freiin von Haſtfer, geborne von Klenke. . . . . — 307
III. Die Sängerin. Von Herrn **Winfried.** . — 322
IV. **Zeichen der Zeit.**
Die feinen Geſellſchaften, verglichen mit dem Ideal der feinen Geſelligkeit. Von Hrn. D. **Feßler.** — 327
V. **Martin Opitz.** (Beſchluß.) Von Herrn Hofrath **Fiſcher.** . . . . — 333
VI. **Epigramme.**
1 Leſſings Nathan für die Bühne abgekürzt von Schiller . . . . — 340
2. Nathans Urbild. . . . . . . — ib.
3. Die wiedergekommene Taufe. . . . . — 341
4. An Sie . . . . — ib.
5. Menſchenkenntniß . . . . . . — ib.
6. An die Statüe des Fürſten Leopold von Deſſau geheftet. . . . . — 342
VII. **Neueſte ſchöne Literatur.**
Die Taſchenbücher und Almanache. (Fortſetzung.)
14 Raſtadter Taſchenbuch auf das Jahr 1802. Herausgegeben von dem Verfaſſer der Scenen aus Fauſts Leben. . . . . . — 343

15. Taſchenbuch für Kunſt und Laune auf das Jahr 1802. . . . . . . Seite 346
16. Revolutions-Almanach von 1802. . — 349
17. Taſchenbuch der Reiſen ꝛc. Für jede Klaſſe von Leſern, von E. A. W. von Zimmermann Erſter Jahrg. für das Jahr 1802. — 350
18. Hamburgiſches Taſchenbuch auf das Jahr 1802 ꝛc Herausgeg. von J. F. Schütze. — 351
19. Taſchenbuch für häusliche und geſellſchaftliche Freuden auf das Jahr 1802, von L. Lang. — 353

VIII. Korreſpondenznachrichten.

1. Schreiben aus dem Mecklenburgiſchen. . — 355
2. Auszug aus einem Briefe aus Stettin. . — 361

IX. Theater.

1. Königliches Nationaltheater. . . . — 362
2. Schreiben aus Hamburg. . . . . . — 374
X. Poſtſcripte. . . . . — 377

May.

I. Verſuch einer Beantwortung der von der Berliner Geſellſchaft der Freunde der Humanität aufgegebenen Preisfrage: In welchem Verhältniß ſteht der gegenwärtige Zuſtand der Philoſophie, der Geſetzgebung, der ſchönen Künſte und der Literatur zur Humanität? Von Hrn Prof C. F. Michaelis. Beſchluß. — 385

II. Gedichte von Hrn. D. J. G. F. Meſſerſchmid.

1) Herkules, der Muſenführer. . . . — 411
2) Der geliebte Name. Sonett. . . — 414
3) Der Verluſt. Sonett. . . . . . — 415
III. Paradoxon. Von Hrn. Prof. Buchholz. . — 416
IV. Themata von Mnioch. . . . . . — 425

V. Zeichen der Zeit.

Aufklärung. Von Herrn D. Feßler. . . -- 433
VI. Epigramme. Von Herrn Friedrich Raßmann. . . . . — 439

VII. Neueſte ſchöne Literatur.

Die Taſchenbücher und Almanache. (Fortſetzung) — 445

VIII. Theater.
  1. Königliches Nationaltheater. . . . Seite 459
  2. Zwei Theater-Poſtſcripte. . . . . — 471
  3. Schreiben aus Hamburg. (Fortſetzung.) . — 474
IX. Poſtſcripte. . . . . . . — 479

Junius.

I. Ueber die gute Geſellſchaft. Von dem Herrn Geheimen Ober-Tribunalsrath Klein. . . . — 481
II. Georg Hoffmeiſter. Im October 1799. Von Herrn Klamer Schmidt. . . . . — 494
III. Empfindungen und Erfahrungen einer Deutſchen in Paris. Von Helmina Freyin von Haſtfer, geborne von Klenke. . . . . — 499
IV. Fragmente. Von einem Ungenannten.
  a) Geſetzgebung; Juſtizverfaſſung. . . . — 512
  b) Aufklärung. . . . . . . — 517
V. Lied der Gräber und Sterne. Verkündigt vom Todtengräber zum Neujahr 1802. Von Rnioch. — 521
VI. Ueber die Kultur des Witzes. Fragment aus einem Briefe. . . . . — 526
VII. Zeichen der Zeit.
  Toleranz und Intoleranz. Von Herrn D. und Profeſſor Feßler. . . . . . — 533
VIII. Schwedtiſche Erinnerungen aus der ältern Zeit.
  1) Aus einem um 1740 gemachten Auszuge aus dem lutheriſchen Kirchenbuche. . . . — 539
  2) Drollige, doch nicht unnütze, Verordnung eines Markgrafen von Schwedt. . . . — 541
  3) Nachſicht gegen einen Kandidaten. . . — 542
IX. Neueſte ſchöne Literatur.
  Die Taſchenbücher und Almanache. (Beſchluß.) — 544
X. Epigramme von Herrn Fr. Raßmann. . . — 555
XI. Korreſpondenz. Ueber das dem Bürgermeiſter Müller in Leipzig zu errichtende Denkmal. . — 561
XII. Theater.
  Königliches Nationaltheater. . . . . — 564
XIII. Poſtſcripte. . . . . — 576

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

Januar 1802.

I.

Was hat die Eunomia geleiſtet, und was wird ſie leiſten?

Der erſte Jahrgang der Eunomia iſt vollendet. Ihrem Zwecke getreu, hat ſie Abhandlungen und Aufſätze aus faſt allen Fächern der Wiſſenſchaften geliefert, ihren Geiſt beachtet, ihre Fortſchritte bezeichnet, und, ſo viel es unter ziemlich ungünſtigen Umſtänden möglich war, für die Bedürfniſſe aller ihrer Freunde geſorgt. Eine kurze Ueberſicht aller der Fächer, zu welchen ſie Beiträge lieferte, und der vorzüglichſten Aufſätze aus denſelben, wird dieſe Behauptung rechtfertigen.

1) Philoſophie überhaupt.

Michaelis Ideen über den Geiſt der ſpeculativen Philoſophie. October Nr. II.

Pölitz über die Neutralität in den philoſophiſchen Syſtemen. Apr. II.

2) Rechtsphiloſophie und Jurisprudenz.

Fichte's neue Theorie des Eigenthums. Jan. II.

Ueber das Strafrecht gegen den Geſetzübertreter. März IV.

Ueber eine neue Criminal-Prozeßordnung für den k. preuß. Staat. Mai IV. Jun. III.

Hübner über das Fichteſche Staatsrecht. Jul. IV.

Cramer über die Begründung des Eigenthums Jul. V.

Tiedeman. Erſte Urſache der Lehne. Sept. IV.

Schummel über die Idee eines Polizeigeſetzbuches; ein Geſpräch. Jul. VI.

Betrachtungen über die Schwierigkeiten des Richteramts. Oct. III.

3) Aeſthetik und ſchöne Kunſt.

Michaelis über das Erhabene. Febr. II.

Derſelbe über die äſthetiſche Natur der Tonkunſt. März VI. Apr. IV.

Schadow über die Ausübung der Kunſt in Berlin. Jun. II. (nebſt 2 Kupfert.)

(**Hirt**) Ueber die Verpflanzung der alten Monumente der Kunſt von Rom nach Paris. Apr. III.

Rhode über einige Behauptungen neuerer Schriftſteller, die Kunſt betreffend. Mai. III.

Ueber Formen und Regeln in der Poeſie. Febr. III.

Ueber den Tiſchbein'ſchen Homer in Zeichnungen. Apr. I.

4) Theologie.

Ueber die bekannte Predigt von **Reinhard**. Febr. I.

Tellers Pred. am Feſte aller Zeugen und Märtyrer der Wahrheit. Mai. I.

5) Medicin.

Aronsſon über die Verbreitung mediciniſcher Aufklärung unter Nichtärzten. Dec. I.

6) Literatur.

Ueber deutſche Literatur in England. Jun. I.

Ueber die ſpaniſche Poeſie und einige ihr verwandte Gegenſtände. Sept. V.

Buchholz über den natürlichen und künſtlichen Antrieb zum Schreiben. Jun. IV.

7) Dramatiſche Kunſt.

Becker über Perfectibilität und Größe des Schauſpielers. Sept. I.

Kritiſche Bemerkungen über Schillers Wallenſtein. Januar. III.

8) Phyſiognomik.

Lavater's phyſiognomiſche Bemerkungen für Zeichner und Maler. Febr. IV.

9) Erd-, Völker- und Menſchengeſchichte.

Bratring, die Baiern; ein Volksgemälde. Febr. V.

Rhode über den Boden der Provinzen Liefland, Eſthland, Carelien und Ingermanland. März II.

Vergleichung der morgenländiſchen und europäiſchen Sitten. Dec. II

Juan de Padilla von Buchholz. Oct. I.

Ruſſiſche Briefe. Dec. III.

10) Politik (außerdem, daß Politik ein ſtehender Artikel war!)

Ueber Nationalbankerutt. März. III.

Beitrag zur Geſchichte der Kaperei. Apr. VI.

Ueber die Petersburger Convention. Oct. VI.

Buchholz über die Brauchbarkeit der Gelehrten zu Staatsämtern. Aug. II.

11) Alterthumskunde.

Ueber den Geiſt der griechiſchen Trauerſpiele. März. V.

Weicht über den Einfluß der alten Dichter auf ihre Nation. Novemb. I.

12) Sprache.

Saul Aſcher über den Campeſchen Purismus. Aug. III. Sept. III.

13) Erziehung und Unterricht.

Eſchke über die Unterrichtsart des Abbé de l'Epée. Nov. III.

Ferner war der Artikel

14) Theater ein ſtehender Artikel; es wurden Nachrichten von den Bühnen zu Berlin, Wien, Hamburg, Prag und Breslau mitgetheilt, und: Maria Stuart, Egmont, Camilla, die Nymphe der Donau, Abbé de l'Epée (dabei Briefe hieſiger Taubſtummen); Gulitor,

die Unglücklichen u. a. bald kürzer, bald ausführlicher angezeigt.

15) Gedichte wurden mitgetheilt von
Müchler (Apr. VII.), v. Halem (März. VIII.), Eliſe Nolde, Rhode, Gramberg, Cramer, Rühs, Burdach, Bothe, Kinderling, Kapf, Brehme, Salchow und einigen Ungenannten.

Ferner: Bruchſtücke der Poeſie und Rhetorik des Oneida-Stammes in Penſylvanien. Aug. VI. Sept. VIII.

16) Aufſätze über allgemein intereſſante Materien in allerlei Form, die wir unter dem allgemeinen Titel Humanität zuſammenfaſſen:

Merkel's Rede: Was heißt Humanität? März. I.

Feßler, das neue Jahrhundert; prophetiſche Ideen. Jan. VII.

Fiſcher, das Leſeinſtitut (Vorſchlag zu einem Odeum.) Mai. III.

Deſſ. Deklamation beim Eintritt des neuen Jahrhunderts. Aug. IV.

Tiedemann, warum hängt das Alter feſter am Leben, als die Jugend? Aug. I.

Deſſ. Maximen und Sentenzen. Jul. II

Buchholz über den Muth. Jul. III.

Rouſſeau Verſuch einer Theorie der Glückſeligkeit. Jul. I.

Sammeln und Genießen, nach dem Horaz. Dec. IV.

Aphorismen des Abbé Gagliani, Nov. VI und von Fromm. Sept. II.

15) **Unterhaltende Aufſätze.**

Die Gallerie nach Parm. Jan. V.

Rhode, die Beſtimmung der Frauen; eine Erzählung. Mai. V.

F—. Die Genialität. Jul. IX.

Cramer Fortuna und die Muſe. Apr. VII.

Anekdoten. Sept. und Nov. VII. Aus Voltaire's Privatleben. Nov. und Dec. VII.

Leben der Aktrice Jolp. Dec. VI.

Aus dieſem reichhaltigen Verzeichniſſe, welches für jedes im Januarſtück 1801 genannte Fach der Literatur, etwa mit Ausnahme der Oekonomie, Mathematik :c. Beiträge liefert, ergiebt ſich hinlänglich, daß die Eunomia ihrem Zwecke treu geblieben iſt, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und ihre Blätter über das Schickſal der Ephemeren zu erheben, die nur einen Tag leben. Sie hat ſich unter den ſtreitenden Partheien ohne Partheilichkeit erhalten, und nur das Intereſſe der Wiſſenſchaften, nicht der Perſonen, ins Auge gefaßt.

Auf dieſem Wege wird ſie auch im folgenden Jahre unverrückt fortwandeln. Unterſtützt von Männern, deren Namen ihre Zeitgenoſſen mit Achtung nennen, wird ſie ihr Intereſſe nicht von der Tagsgeſchichte borgen, nicht für die Beluſtigung des Augenblicks arbeiten, ſondern, gleichweit von der Frivolität, Partheilichkeit und Trockenheit gewöhnlicher Zeitſchriften, mit Ernſt und Würde für die nützliche und erheiternde Unterhaltung der Leſer von Bildung und Geſchmack ſorgen. Was in ihrem Plane neu iſt, iſt in der Anzeige des Novemberſtücks angedeutet worden; ſie hofft, dadurch den Wünſchen ihrer Freunde Genüge geleiſtet zu haben; ſie hofft, mehr zu leiſten, als ſie verſprochen hat. Gründlichkeit, Mannigfaltigkeit, und geſchmackvolle Unterhaltung wird das Ziel ihres Beſtrebens ſeyn.

Die Herausgeber fordern ihre bekannten und unbekannten literariſchen Freunde auf, ſie fernerhin mit zweckmäßigen Beiträgen, wiſſenſchaftlichen Aufſätzen, Nachrichten über Literatur und Kunſt ꝛc. um ſo thätiger zu unterſtützen, je mehr ein Journal, in dem größtentheils nur die Redaktoren ſprechen, einem Tonkünſtler gleich wird, der ſeiner Geſellſchaft immer nur ſeine eigenen Compoſitionen vorſpielen will.

Feßler. Fiſcher.

II.

Ueber die beſcheidene Rückſicht des Geſetzgebers auf die Einſichten der Nachkommen ſowohl, als der Vorfahren.

Bei Gelegenheit der Aeußerung des Franzöſiſchen Staatsraths Portalis über das Preußiſche Geſetzbuch.

Von

dem Herrn Geh. Ober-Tribunalsrath Klein.

Mit Recht eiferte der Franzöſiſche Staatsrath Portalis, bei Ueberreichung des erſten Theils des Civil-Geſetzbuchs, gegen die Neuerer, die überall ihre Schöpfung an die Stelle der durch lange Erfahrung geprüften Einrichtungen ſetzen wollen, und er gedenkt dabei des Preußiſchen Geſetzbuchs auf folgende rühmliche Art:

> Friedrich II, der Philoſoph auf dem Throne, that er etwas anders, als die Vorſchriften, die wir von den Römern empfangen haben, und die Europa civiliſirten, methodiſch zu vereinigen? Das neuere Preußiſche Geſetzbuch von größerem Umfange iſt nur der weiſe und getreue Wächter aller von der Vorzeit empfangenen Vorſchriften;

> es ehret ſelbſt örtliche Gewohnheiten. Und warum ſollten wir thörichter Weiſe die reiche Erbſchaft unſerer Väter von uns ſtoßen?

Dieſem Urtheile gegenüber will ich das Geſpräch eines berühmten deutſchen Philoſophen ſtellen, welches er mit mir über den Plan des Preußiſchen Geſetzbuchs bei deſſen erſter Bearbeitung hielt.

Als dieſer von mir hörte, wie man dabei zu verfahren gedenke, ſetzte er dieſem Plane die Aeußerung entgegen: daß auf dieſe Weiſe nicht eigentlich von einem Werke der Geſetzgebung nach allgemeinen Ideen, ſondern von einem mehr hiſtoriſchen als philoſophiſchen Unternehmen die Rede ſey; man werde, genau betrachtet, nichts weiter thun, als den allgemein bekannten Grundſatz aufſtellen, daß alle Verträge gehalten werden müßten, und dann werde man den Preußiſchen Unterthanen ſagen, welche Verträge ſie bisher geſchloſſen hätten, und die Geſetze würden dabei weiter nichts beſtimmen, als welche Bedingungen vermuthet werden ſollten, wenn die Kontrahenten ſich darüber nicht deutlich geäußert hätten; mit den Werken eines Solon oder Lycurg würde alſo wohl das Preußiſche Geſetzbuch nicht zu vergleichen ſeyn. Ich gab dies zu, überließ es völlig dem Gutdünken meines Freundes, welchen Namen er dieſem Unternehmen beilegen wollte, war aber nichts deſto weniger von der Nützlichkeit deſſelben überzeugt.

Warum hätten wir auch, mit Portalis zu reden, die reiche Erbſchaft unſerer Vorfahren von uns ſtoßen ſollen? Allein wenn die Beſcheidenheit des Geſetzgebers, welcher die Einrichtungen ſeiner Vorfahren mit Ehrfurcht betrachtet, rühmlich iſt, ſo iſt doch diejenige Beſcheidenheit nicht weniger lobenswürdig, mit welcher er auf die beſtändig fortſchreitenden Einſichten des Zeitalters und der Nachkommenſchaft Rückſicht nimmt. Er muß nicht glauben, daß die unter den erfahrnen Staats- und Geſchäftsmännern ſeines Zeitalters herrſchenden Einſichten auch von den künftigen Generationen durchgängig für richtig werden angenommen werden. Wir müſſen den Staat nicht nach unſern Grillen umſchaffen; aber wir müſſen auch beſcheiden genug ſeyn, um zu glauben, daß unſere Nachkommen in vielen Stücken uns an Einſichten übertreffen werden.

Berechnen wir die Geſetze der Aelteren gar zu ſehr nach den Einſichten unſerer Zeitgenoſſen, ſo gerathen wir in Gefahr, unſere Nachkommen an den weitern Fortſchritten zu hindern, welche ſie von ihren beſſern Einſichten ſonſt gemacht haben würden. Man kann zwar nicht gewiß wiſſen, welchen Weg die Fortſchritte unſerer Nachkommen im Fache der Geſetzgebung nehmen werden; allein Bekanntſchaft mit der Wendung, welche das Studium und die Denkungsart unſeres Zeitalters zu nehmen anfängt, wird den Geſetzgeber, welcher einige Schritte voraus haben muß, in den Stand ſetzen, das, was geſchehen wird, zu ahnen, und er wird nur alsdann ſeinen hohen Beruf erfüllen, wenn er durch Hülfe der Geſetze dem Geiſte ſeiner Nation eine wohlthätige, aber den wachſenden Einſichten der Nachkommen nicht widerſprechende Richtung giebt.

Wenn aber auch der Geiſt des Geſetzgebers einen ſo hohen und philoſophiſchen Schwung zu nehmen nicht vermag, ſo muß er doch ſo viel Kenntniß des Weltlaufs haben, als erforderlich iſt, um einzuſehen, daß die Meinungen der Menſchen ſich von Zeit zu Zeit verändern, und daß keine Macht in der Welt im Stande iſt, dem reißenden Strome der Meinungen zu widerſtehen. Eben deswegen muß der Geſetzgeber ſich eben ſo ſehr vor eigenſinniger Beharrlichkeit bei dem Alten, als vor einer chimäriſchen Neuerungsſucht hüten.

Es gehört nur wenig Einſicht dazu, um zu bemerken, daß nicht alles, was da iſt, ſo beſchaffen iſt, wie es ſeyn ſollte. Wenn aber auch die bisherigen Einrichtungen noch ſo fehlerhaft ſind, ſo wird doch der damit verbundene Nachtheil ſchon dadurch etwas geſchwächt, daß ſie, man erlaube mir den Ausdruck, mit dem Roſte des Alters belegt ſind; daß daher ſelbſt diejenigen, welche Vortheil davon haben, Bedenken tragen, von dieſen altmodiſchen Einrichtungen einen auffallenden Gebrauch zu machen, und daß ſogar die Richter, ob ſie gleich nur die Wächter der vorhandenen Geſetze ſeyn ſollten, dennoch, ſo viel ſie können, dieſen roſtigen Einrichtungen der Vorzeit auszubeugen ſuchen. Da dieſe Modification ſolche Einrichtungen trifft, welche ebenfalls nur in der ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Einwilligung der Intereſſenten urſprünglich gegründet waren: ſo läßt ſich eine ſolche Einſchränkung derſelben durch richterliche Billigkeit, wo nicht ganz rechtfertigen, doch entſchuldigen. Erhalten aber dergleichen Einrichtungen durch neue Geſetze eine neue Sanction, ſo haben ſie aufgehört, bloße Reſultate der Willkühr des größern Theils der Intereſſenten zu ſeyn, und ſie müſſen von nun an nicht nur ſtrenger befolgt werden, als vorher, ſondern ſie werden auch dadurch auf eine lange Zeit befeſtiget.

In eben dieſer Rückſicht hätte ich gewünſcht, daß man, bei Ausarbeitung des Preußiſchen Geſetzbuchs, die ſpecielle Beſtimmung der Rechte der Bauern, und ähnliche Einrichtungen, den Provinzialgeſetzen vorbehalten, und nur den allgemeinen Satz aufgeſtellt hätte: „daß perſönliche Verpflich„tungen gegen Privatperſonen durch ausdrückliche oder ſtill„ſchweigende Verträge der Vorfahren, der Regel nach, nur „ſo weit begründet werden könnten, als die Nachkommen die „ihnen von ihren Vorfahren hinterlaſſenen, aber mit dieſer „Bedingung belaſteten Vortheile ſich zueignen wollen.“ Daraus würde freilich gefolgt ſeyn, daß eine perſönliche Verpflichtung gegen die Gutsherrſchaft nur diejenigen binden könne, welche ein unter dieſer Bedingung übergebenes Grundſtück, oder ſonſt mit der Erbſchaft ihrer Eltern, auch deren Verbindlichkeiten, übernommen haben.

Wäre dieſe Regel nun als eine ſolche aufgeſtellt worden, wovon die Provinzialgeſetze Ausnahmen machen dürften, ſo hätte ſich keine Provinz über einen Eingriff in ihre Verfaſſung beklagen können, ob man gleich, wie ich glaube, in den meiſten Provinzen Bedenken getragen haben würde, gegen dieſe Regel anzuſtoßen, weil ohnedies der wahre Vortheil der Gutsbeſitzer nicht von der willkührlichen Behandlung der Eigenbehörigen, die kein Vermögen beſitzen, ſondern vielmehr davon abhängt, daß diejenigen, welche das väterliche Erbe beſitzen, oder beſitzen wollen, doch die darauf haftenden Laſten und Dienſte entrichten, und dieſer Forderung würde jener Grundſatz nicht im Wege geſtanden haben.

Hätte man aber auch in irgend einer Provinz auf Ausnahmen von dieſer Regel gedrungen, ſo würde man ſie doch in der Folge leichter wieder aufgegeben haben, wenn ſie nur als Eigenheit dieſer oder jener Provinz, und nicht als eine allgemein gebilligte Einrichtung wäre aufgeſtellt worden; denn um einem gewiſſen Grundſatze von unwiderſprechlicher Evidenz allgemeinen Einfluß, wenigſtens nach und nach, zu verſchaffen, iſt es oft hinreichend, ihn hinzuſtellen, wenn er auch noch nicht ſogleich in ſeine volle Wirkſamkeit treten kann. Will man ſich aber in ſolchen Dingen auf einzelne und genaue Beſtimmungen einlaſſen, ſo iſt man genöthigt, Regeln feſtzuſetzen, welche in der einen Provinz zu nachtheilig für die Gutsherren, in der andern für die Bauern ſind.

Niemals aber muß der Geſetzgeber den Geſichtspunkt verlieren, daß eine bloße Sanction der bisherigen Einrichtungen durch neue Geſetze nicht weniger bedenklich iſt, als eine übereilte Neuerung, und daß man eben dadurch größere Veränderungen herbeiführt, indem man alten, fehlerhaften Einrichtungen einen neuen geſetzlichen Stempel aufdrückt. Diejenigen alſo, zu deren Beſten die alten Einrichtungen gereichen, verkennen ihren eigenen wahren Vortheil, wenn ſie nicht ſelbſt dafür ſorgen, daß dieſe verhaßten Rechte eine neue, mehr erträgliche Form erhalten.

III.

Zeichen der Zeit *).

I.

Geheime Geſellſchaften.

Barruel und Robiſon predigen gegen die Freimaurer-Brüderſchaft das Kreuz; ihr elendes Lügengewebe findet Gehör, Beifall, Glauben; mächtige Herren und elende Schriftſteller brechen ihr den Stab.

Friedrich Wilhelm der Gerechte nimmt die boshaft angeſchwärzte, verkannte, ungehört verdammte in den Schutz.

Was iſt den Maximen einer erleuchteten Staatsklugheit angemeſſener: die Freimaurer-Brüderſchaft in einem Lande, in dem ſie bereits da iſt, aufzuheben und zu verbieten, oder ſie zu dulden?

Staat und Freimaurer-Brüderſchaft widerſprechen ſich, nach ihren Zwecken beurtheilt, an ſich gar nicht. Der Zweck des erſtern iſt Sicherheit der Perſon, der Rechte und des Eigenthums ſowohl der ganzen Staatsgeſellſchaft, als

---

*) Iſt ein fortlaufender Artikel, und wird alle auffallende Erſcheinungen unſers Zeitalters anzeigen.

moraliſche Perſen betrachtet, als auch jedes einzelnen Staatsbürgers. Der Zweck der Freimaurer-Brüderſchaft iſt äußere, gemeinſchaftliche Ausübung, Erhaltung und Fortpflanzung der Freimaurerei, welche, ihrer weſentlichen und eigenthümlichen Tendenz nach, zu ſocialrechtlichen Einſichten und einer rein geſetzlichen Geſinnung, dem Staatszwecke nicht nur keinen Eintrag thun, ſondern denſelben vielmehr befördern kann. Eben darum aber wird kein nach rechtlichen Principien und moraliſch erlaubten Maßregeln regierter Staat die Freimaurerei verbieten wollen; denn ihr Wirkungskreis iſt das Innere des Menſchen, welches der Einſicht und der Aufſicht des Staates verſchloſſen iſt. Eben ſo wenig wird er die Freimaurer-Brüderſchaft aufheben wollen, ſo lange dieſe nichts anders, als die in ihrer Tendenz angegebene Freimaurerei ausüben und Freimaurer machen will, weil die Brüderſchaft auch ohne Saal, Kleidung, Werkzeuge und Sinnbilder, ſo lange und wahrſcheinlich bedenklicher fortgeſetzt werden kann, ſo lange noch zwei Menſchen, gleich viel, ob zwiſchen vier Mauern oder unter freiem Himmel, ungeſtraft mit einander ſprechen dürfen.

Die Freimaurer-Brüderſchaft iſt, ihrer eigenthümlichen Beſtimmung nach, für die Mitglieder eine Schule der Rechtlichkeit und Geſetzlichkeit durch Einſicht und Angewöhnung. Iſt ſie aber dieß überall? Können ſich nicht geheime Geſellſchaften hinter den Nahmen und die Formen der Freimaurer-Brüderſchaft verbergen, und zu böſen, ſtaatsſchädlichen Zwecken hinarbeiten? So oft dieß auch geſchehen ſeyn mag, oder in Zukunft geſchehen könnte, ſo dürfte doch die Aufhebung der Freimaurer-Brüderſchaft gerade das zweckwidrigſte und ſchädlichſte Mittel ſeyn, dem Uebel abzuhelfen. In einem Lande alſo, in dem die Freimaurer-Brüderſchaft bereits da iſt, hat die Regierung nur zwiſchen zwei Uebeln die Wahl. Das eine iſt, unter den im Staate bereits exiſtirenden ächten und unſchuldigen Freimaurer-Brüderſchaften auch Geſellſchaften zu dulden, die unter dem Nahmen und den Formen der Freimaurerei nichts weniger als Freimaurerei treiben, ſondern zur Gefährdung des Staatszweckes, oder wenigſtens zum Verderben des ſittlichen und geſellſchaftlichen Charakters ihrer Mitglieder gerichtet ſind; das andere Uebel iſt, daß beide Geſellſchaften, die der wahren und die der After-Freimaurer, trotz der Verbote und Aufhebungs-Edicte, ſich in geheim fortpflanzen, Widerſtand gegen den für widerrechtlich gehaltenen Druck von Seiten des Staats, in ihren Zweck aufnehmen, ihre Mitglieder ſorgfältiger prüfen und wählen, und ſich auf dieſe Weiſe der Ober-Ein- und Aufſicht der Regierung immer mehr entziehen. Legt man beide Uebel auf die Wagſchale, ſo überwiegt das Letztere das Erſtere in jeder Hinſicht. Ueberall aber, wo der Regierung zwiſchen zwei Uebeln nur die Wahl übrig bleibt, dort fordern die Grundſätze der Staatsklugheit, das geringere zu wählen, beſonders wenn ſowohl in dieſem geringern Uebel ſelbſt der Grundſtoff zu ſeiner Zerſtörung liegt; als auch die Regierung Mittel genug in den Händen hat, die Wirkſamkeit des Uebels zu beſchränken.

ken. Es iſt alſo den Maximen der Staatsklugheit ganz angemeſſen, die Freimaurer-Brüderſchaft in einem Lande, in dem ſie bereits da iſt, zu dulden und zu beſchützen, wenn gleich an dieſer Duldung und an dieſem Schutze Geſellſchaften mit Theil nehmen ſollten, welche unter dem Nahmen und den Formen der Freimaurerei nichts weniger als Freimaurerei treiben.

Eine dieſer Maximen iſt: entweder den Geiſt und die Tendenz der Zeit zu leiten, oder dem Geiſte und der Tendenz der Zeit nachzugeben. Dem Geiſte der heutigen Zeit iſt nichts mehr zu groß, nichts, was durch Convention entſtanden iſt, zu feſt; er rüttelt an Allem, was Gegenſtand ſeiner Einſicht oder ſeiner Kraft werden kann. Nichts kann ſeiner Wirkſamkeit Einhalt thun, oder Gränzen ſetzen, als die deutlichſte Einſicht des Rechtes und die unbedingteſte Achtung gegen geſetzliche Ordnung.

Der kälteſte Egoismus tritt auf ſeine Seite, und hemmt überall, wo er kann, jeden Aufſchwung des Gemeinſinnes.

Der Druck des Egoismus von der einen, und größtentheils mächtigern Seite, weckt auf der andern das Bedürfniß und den Trieb zu beſondern Anſchließungen und Verbrüderungen, die, wenn ſie einmahl da ſind, ſie mögen vom Staate aufgehoben oder geduldet werden, unſchädlich bleiben, ſo lange ſie ohne einen deutlich erkannten Zweck, ohne einen tief durchdachten, für beſondere, jedermann nahe liegende Umſtände und Verhältniſſe berechneten Plan, fortgeſetzt werden; aber eine ganz andere Geſtalt annehmen, ſobald durch Aufhebungs-Edicte und abgedrungene Reverſe mehrere erfahrne, talentvolle, gewandte Köpfe gereizt werden, ſich der unterdrückten Verbrüderungen anzunehmen, ſie mehr in das Dunkle und Verborgene ſpielen, ihre eigenen Zwecke hineinlegen, und nach einem ſcharfſinnig angelegten und ſtreng berechneten Plan vorſchreiten.

Man ſagt es ſich jetzt ſchon, nicht etwa leiſe in das Ohr, ſondern laut: je mangelhafter eine Regierung, deſto größer iſt ihre Furcht vor jeder innigern Verbindung und Anſchließung der Menſchen an einander. Halten auch zufällige äußere Umſtände eine erſchütternde Kataſtrophe noch auf einen kürzern oder längern Zeitraum entfernt: ſo iſt es doch bei allen denkenden, klugen und einſichtsvollen Männern um die innere Achtung und um das Vertrauen gegen eine Regierung geſchehen, welche ihren paniſchen Schreck und ihre, nicht aus dem beſten Bewußtſeyn entſprungene Bangigkeit, ſo weit treibt, daß ſie ihr divide et impera laut, nicht nur ihren Vertrauten, ſondern auch dem Haufen verkündiget, mithin jede innigere Verbindung und Anſchließung zum Verbrechen macht; ſie, ſtatt ſich die vollſtändigſte Kenntniß davon und Einfluß in dieſelbe zu verſchaffen, verbietet; und gerade durch dieſes Verboth dem Haufen den Gedanken aufzwingt, daß durch geheime Geſellſchaften wohl etwas Reelles gegen den wirklichen oder vermeintlichen Druck der Regierung auszurichten ſeyn dürfte.

Wo die Regierung ſo verfähret, da muß, nach der Natur des Menſchen und nach dem Geiſte und der Tendenz der Zeit, die Luſt, der Reiz, das Bedürfniß, geheime Geſellſchaften zu ſtiften, ihnen beizutreten, ſie dem Auge des Staates zu entziehen, mit der angeſtrengteſten Behutſamkeit bei der Anwerbung und Aufnehmung zu verfahren, ſelten, aber kraftvoll zu wirken, auf das höchſte ſteigen. Und da könnte abermals die durch keine äußere Macht aufhebbare Freimaurerei zum Deckmantel, nicht vor dem Staate, denn der glaubt ja, ſie ſey vernichtet, weil er ſie verboten hat; ſondern vor unbefangenen, nicht alles gleich durchſchauenden Gemüthern gebraucht werden.

Ueberall wo die Regierung etwas aufhebt und verbietet, wobei ſie aber doch dunkel ahnet, daß das Verbieten, Aufheben, Vernichten nicht ſo ganz in dem Umfange ihrer Macht liege, verfällt ſie nothwendig in eine gewiſſe Aengſtlichkeit, in ein ſchädliches Mißtrauen gegen die Bürger, ob ſie nicht etwa Mittel gefunden haben dürften, das Verbotene dennoch zu treiben, das Aufgehobene heimlich zu unterhalten, das vermeintlich Vernichtete im Verborgenen fortzuſetzen. Dieſe Aengſtlichkeit, dieſes Mißtrauen pflanzt ſich bald auf die einzelnen Beamten der Regierung und auf die Bürger fort. Heimlichen Ausſpähungen, boshaften Verläumdungen, hinterliſtigen Anſchwärzungen wird dadurch ein freier und ausgebreiteter Spielraum eröffnet, und auf dieſe Weiſe der giftige Saamen zur Verſchlechterung und zum Verderben des National-Charakters von der Regierung ſelbſt ausgeſtreuet.

Wenn es demnach gegen die Maximen einer erleuchteten Staatsklugheit iſt, dem an ſich unſchuldigen Triebe zur innigern Anſchließung und Verbrüderung durch wirkungsloſe Verbote eine verderbliche Richtung zu geben; die innere Achtung denkender und einſichtsvoller Männer; und ihr Zutrauen gegen die Regierung auf das Spiel zu ſetzen; deutlich an Tag zu legen, daß man ſich nur durch Trennung edlerer und feinerer Bande in dem Beſitze der Herrſchaft befeſtigen zu können glaubt; dem Haufen den Gedanken, geheime Geſellſchaften könnten ein wirkſames Schutz- und Trutzbündniß gegen die Staatsgewalt werden, aufzudringen; Mißtrauen, Ausſpäherei, Verläumdungen und geheime Anſchwärzungen unter den Bürgern gleichſam zu ſanctioniren: ſo iſt auch die Aufhebung der Freimaurer-Brüderſchaft dort, wo ſie einmahl da iſt, den Maximen der Staatsklugheit zuwider.

Das befürchtete Uebel, daß an der Duldung und an dem Schutze der Freimaurer-Brüderſchaft auch Geſellſchaften Theil nehmen könnten, welche unter dem Nahmen Freimaurerei ganz andere Dinge, als Freimaurerei, treiben, hat den Grundſtoff zu ſeiner Auflöſung und Zerſtörung ſchon in ſich.

So lange die Freimaurer-Brüderſchaft der weſentlichen und eigenthümlichen Tendenz der Freimaurerei und ihrem Zwecke getreu bleibt, iſt ſie für die Mitglieder eine Schule der Rechtlichkeit und Geſetzlichkeit durch Einſicht und Angewöhnung. Sie widerſtrebt dem an Allem rüttelnden Geiſte der Zeit. Sie iſt ein Kampf- und Uebungsplatz gegen den Egoismus. Sie wird durch dies alles zugleich ein höchſt wirkſames Mittel für den Staatszweck; ſie iſt aber auch deswegen ein Gräuel allen andern Geſellſchaften, die unter dem Nahmen und den Formen der Freimaurerei ganz andre Dinge als Freimaurerei treiben.

Die Wahrheit verfolgt nie. Immer ſind es, der Betrug, die Lüge, die Bosheit, die, wenn ſie einmahl Fuß gefaßt haben, ſich nur durch Verfolgen behaupten können. Verläumdungen, Anſchwärzungen, heimliche Ausſtreuung des Saamens der Zwietracht, Andichtung boshafter Abſichten, ſind dann die gewöhnlichen elenden Hülfsmittel, deren ſich der verfolgende Theil bedient.

Die wahre, ächte Freimaurer-Brüderſchaft wird alſo nie verfolgen; wohl aber werden es Geſellſchaften thun, die den Nahmen und die Formen der Freimaurer-Brüderſchaft uſurpiren; dieſe werden ſich ſelbſt gegenſeitig, und ſie werden vereinigt die wahre ächte Freimaurer-Brüderſchaft anfeinden und verfolgen, weil ſie ſich ſelbſt gegenſeitig im Wege ſind, weil ihnen allen die wahre ächte Freimaurer-Brüderſchaft im Wege iſt, weil ſie ſtets befürchten müſſen, daß ihre Afterfreimaurerei aufgedeckt, und ihr Gewebe der Täuſchung und des Betruges in das Licht gezogen werden könnte. Die ſo angegriffene und verfolgte ächte Freimaurer-Brüderſchaft wird ſich vertheidigen müſſen. Ihre Waffen ſind die innere Güte der Sache die ſie treiben, die Offenheit, die Bereitwilligkeit, jedem befriedigende Rede und Antwort zu geben, die Freimüthigkeit, ihre Sache der Prüfung aller Redlichen vorzulegen, der männliche, feſte, zuverſichtliche Ton in ihren Erklärungen. Vernunft, Wahrheit und Recht ſtehen ihr zur Seite; es kann nicht fehlen, daß ihr frühe oder ſpät, je nachdem ſich die Gemüther der Getäuſchten, Unbefriedigten und Irregeführten dem Lichte der Wahrheit und des Rechts öffnen, der Sieg werde, und die verfolgende Parthei von ihren eigenen Anhängern verlaſſen, beſchämt und enthüllet zurücktrete. Der Staat hat dabei nichts zu befürgen; er kann dabei ruhiger Zuſchauer bleiben; ohne ſein weiteres Zuthun werden ſich die verfolgenden Geſellſchaften durch ihre ſchwarzen Künſte ſelbſt ſchwächen, ſelbſt aufreiben, ſelbſt aufheben. Sie gleich der ächten Freimaurer-Brüderſchaft duldend, erhält er dieſe in ſtäter Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, in ausdauerndem Eifer für ihre gute Sache, ſo wie er durch die Duldung des falſchen Spiels ſogenannter After-Freimaurer-Geſellſchaften dieſe zurückhält, ihr Spiel heimlicher zu treiben, ihre Künſte feiner anzulegen, und ihre Ränke unmerklicher auszuführen.

Um ſie alle für die Sicherheit und Wohlfahrt des Staates überhaupt unſchädlich zu machen, dazu hat die Regierung Mittel genug in den Händen. Sie übe nur die unbeſtreitbaren Rechte des Staates über jede im Staate zu duldende kirchliche, moraliſche oder bürgerliche Geſellſchaft, auch über die Freimaurer Brüderſchaften mit Genauigkeit und Nachdruck aus; ſie veranſtalte überdies noch, daß an die Spitze der Freimaurer-Logen und Logenvereine immer Männer geſetzt werden, die durch ein beſonderes Intereſſe an den Staat geknüpft und dem Regenten ganz vorzüglich verpflichtet ſind, und, anſtatt Staatsbeamten Reverſe, daß ſie mit der Freimaurer-Brüderſchaft in keiner Verbindung ſtehen, abzufordern, äußere ſie vielmehr ihre Unzufriedenheit, wenn ſich einſichtsvolle, rechtſchaffene, erleuchtete Staatsmänner von der Brüderſchaft völlig zurückziehen.

Es iſt alſo den Maximen einer erleuchteten Staatsklugheit angemeſſener, die Freimaurer-Brüderſchaft in einem Lande, in dem ſie bereits da iſt, zu dulden und zu beſchützen, als ſie aufzuheben und zu verbiethen; und eben dieſen Maximen gemäß iſt ſie nunmehr durch ein und ſechzig Jahre ununterbrochen in dem Preußiſchen Staate von den weiſen und gerechten Regenten deſſelben geduldet und geſchützt worden.

Friedrich der II und Friedrich Wilhelm der II waren ſelbſt aufgenommene Mitglieder der Brüderſchaft. Der jetzt, mehr mit dem Maßſtabe der Gerechtigkeit, als mit dem Scepter der Macht und Majeſtät, regierende König Friedrich Wilhelm der III kennt und achtet die wahre, weſentliche und eigenthümliche Tendenz der Freimaurerei, ohne aufgenommenes Mitglied der Brüderſchaft zu ſeyn. „Doch ſtanden die Brüder bange an der Gruft Friedrich Wilhelms des II, ſeines verewigten Vaters, und fragten ängſtlich: was wird die Freimaurerei für ein Schickſal unter dem Nachfolger des Verklärten haben? Friedrich Wilhelm der III iſt kein Zunftgenoſſe; wird auch er uns ſchützen?“ *) Er ſchützte die Brüderſchaft, und es iſt der Würde der Eunomia angemeſſen, alle die gnädigen und huldreichen Aeußerungen ſeines Schutzes, als Belege zu ſeinen weiſen Regierungs-Maximen zu ſammeln und aufzuſtellen.

I.

Offenherzig und unbefangen legte die große Loge der Freimaurer zu Berlin, Royale York zur Freundſchaft ge-

---

*) Kurzgefaßte Geſchichte der gr. Loge R. Y. z. F., von Br. Schlicht, in der guten Sache der Freimaurerei. pag. 69

nannt, gleich nach dem Regierungsantritte **Friedrich Wilhelms des III.** ihre Conſtitution vor dem Throne nieder, und flehete um ſeinen Schutz. Einige Tage darauf erhielt ſie folgende allergnädigſte Erklärung:

> Ich bin, wie bekannt, in den ſogenannten Geheimniſſen der Freimaurerei nicht eingeweihet. Wenn ich daher der Loge Royale York de l'Amitié das bei mir nachgeſuchte Protectorium bewilligte, ſo würde ich einer Verbindung, deren Zweck und Mittel mir gleich unbekannt ſind, einen ausgezeichneteren und beſtimmteren Schutz zuſagen, als ich allen meinen treuen Unterthanen und allen unſchuldigen Geſellſchaften überhaupt ſchuldig bin und gern gewähre. Ich bin weit entfernt, irgend ein Mißtrauen in die Geſinnungen der Mitglieder der Loge zu ſetzen. Ich ſetze vielmehr voraus, daß der Zweck der Loge edel und auf die Beförderung der Tugend gerichtet iſt, daß ihre Mittel erlaubt ſind, und daß aus ihrem Wirkungskreiſe jede politiſche Tendenz verbannt wird. Iſt die Loge, wie ich keinesweges zweifle, in dieſem Falle, ſind alle Mitglieder derſelben treue, mir, dem Staate und ſeiner Verfaſſung ergebene Unterthanen: ſo werden ſie, ich bin es überzeugt, ſich dabei beruhigen, daß ſie Theil nehmen an dem allgemeinen Wohlwollen und der landesväterlichen Zuneigung und Liebe, mit welcher ich eben ſo ſehr nach dem An-

triebe meines Herzens, als nach der mir theuern Regentenpflichten, jeden rechtſchaffenen Staatsbürger in Schutz und Obhut nehme; und dann wird es mir zum Vergnügen gereichen, der Loge Royale York de l'Amitié ſo gut, als jeder andern unverdächtigen Loge in meinen Staaten, dieſe Geſinnung bei jeder Gelegenheit zu bethätigen.

Berlin, den 29. Dezember 1797.

Friedrich Wilhelm.

An die Loge Royale York de l'Amitié.

II.

Dieſe huldvolle Erklärung war von dem allergnädigſten Monarchen wirklich Eigenhändig entworfen, und der Geiſt der landesväterlichen Liebe, der den ganzen Inhalt derſelben belebt, war der großen Loge der Freimaurer zu Berlin reichlicher Erſatz für das derſelben, aus wichtigen Rückſichten, verweigerte förmliche Protectorium. Von Achtung für dieſe Rückſichten, und zugleich vom innigſten Dank für die erhaltene allergnädigſte Erklärung der landesväterlichen Geſinnung Sr. Majeſtät durchdrungen, bath gedachte große Loge der Freimaurer um eine nähere Beſtimmung der allerhöchſten Willensmeinung, in Anſehung des Logenlocals und der von ihr bereits conſtituirten und noch zu conſtituirenden Tochterlogen, worauf des Königs Majeſtät folgendes Cabinetsſchreiben an dieſelbe erließen:

Ich finde kein Bedenken, der Loge Royale York de l'Amitié auf ihr Geſuch vom 1ſten Januar und mit Bezug auf die derſelben unterm 29ſten Dezember v. J. ertheilte Reſolution hiermit zu erkennen zu geben, daß ihr ſowohl, als ihren Tochterlogen, der Genuß aller derer Rechte zuſtehen ſoll, welche den übrigen hieſigen Mutterlogen, durch die ihnen vormahls ertheilten Protectoria bewilliget worden ſind, und daß es ihr daher auch frei ſteht, beſonders in Abſicht ihrer Häuſer, die Befugniſſe einer moraliſchen Perſon jederzeit auszuüben.

Berlin, den 4. Januar 1798.

Fréderic **Guillaume.**

An die Loge Royale York de l'Amitié.

III.

Die große Loge feierte darauf den 21ſten Januar 1798 ein Dankfeſt zu Ehren des allergnädigſten Monarchen. Die dabei von mehreren Brüdern vorgetragenen Vorleſungen wurden geſammelt, und mit der Cantate und einem ziemlich ausführlichen Auszuge aus der bis 1800 unveränderlichen Conſtitutien gedachter großen Loge, unter dem Titel: Die gute Sache der Freimaurerei in ihrer Würde dargeſtellt, für Brüder und Logen in Druck herausgegeben. Profeſſor Feßler hatte die Gnade, dieſe Schrift, Namens der Loge Royale York dem Könige einzureichen, und darauf folgendes Cabinetsſchreiben zu erhalten:

Wohlgelahrter, lieber Getreuer! mir ſind die Aufſchlüſſe, welche das von Euch, Namens der Loge Royale York, unterm 5ten dieſes eingereichte

Werk enthält, beſonders um deßhalb angenehm, weil daraus abzunehmen iſt, daß eine Geſellſchaft, die bei ihren Beſchäftigungen ſo offen zu Werke geht, ſich edler Zwecke und Mittel bewußt ſeyn muß, und dadurch beweiſet, daß ſie das Zutrauen des Publikums und den Schutz des Staats verdient. Ich zweifle nicht, daß ſie ſich in dieſer guten Meinung auch in Zukunft zu erhalten wiſſen werde, wünſche ihren wohlthätigen Bemühungen den beſten Erfolg, und verbleibe übrigens

Euer

Berlin,
den 9. März 1798.

gnädiger König
Friedrich Wilhelm.

An den Doktor und Profeſſor Feßler
allhier.

IV.

Durch das Königliche Preußiſche Edikt wegen Verhütung und Beſtrafung geheimer Verbindungen, welche der allgemeinen Sicherheit nachtheilig werden könnten, vom 20ſten Oktober 1798, hat die Freimaurer-Brüderſchaft in den Preußiſchen Staaten gleichſam ſtaatsbürgerliche Exiſtenz erhalten. Sie wird in dieſem weiſen Landesgeſetze von den ſogenannten geheimen Geſellſchaften und Verbindungen abgeſondert, und verſchieden angenommen; ein Beweis von der Klarheit und Beſtimmtheit der Anſichten der Dinge in dem Preußiſchen Cabinet; denn nichts kann ungereimter ſeyn, und verräth in ſocial und ſtaatsrechtlichen Principien craſſere Unwiſſenheit, als, eine Geſellſchaft, deren Exiſtenz, deren Verſammlungsort und Verſammlungsſtunden, deren Vorſteher und Mitglieder allgemein bekannt ſind, und wovon die Verzeichniſſe jährlich in öffentlichen Buchdruckereien gedruckt werden; eine ſolche Geſellſchaft, zu welcher jedem rechtſchaffenen Manne der Beitritt offen ſteht, eine geheime Geſellſchaft nennen, und ſie als ſolche behandeln wollen.

V.

Das Jahr 1800 war für die groſe Loge der Freimaurer zu Berlin, und für alle von ihr abhängigen beſonderen Logen das geſetzlich angeordnete Reviſions-Jahr ihres Grundvertrages (Conſtitution) und Geſetzbuches. Weit entfernt, einen dem forſchenden und fortſchreitenden Geiſte des Zeitalters trotzbietenden Glauben an Unfehlbarkeit zu fordern, um ihren Logenbund in Ordnung und Eintracht zu erhalten, hatte ſie vielmehr in ihrer den 3ten Auguſt 1797 auf drei Jahre ſanctionirten Conſtitution ſelbſt erklärt, daß Unvollkommenheit — der Charakter aller menſchlichen Werke und Einrichtungen — auch ihrer Verfaſſung [illegible], daß auch ihre Conſtitution ihre Mängel und Gebrechen haben müßte, zu deren Aufhebung Jahre lange Anwendung, Ausführung und Prüfung erfordert werde. Sie hatte daher bei der Sanction als Fundamentalgeſetz feſtgeſetzt, daß die Conſtitution nach drei Jahren, mithin im Jahre 1800, dann nach ſechs Jahren, und endlich alle neun Jahre von neuem revidirt werden ſollte. Der den 3ten Auguſt 1800 feierlich ſanctionirte neue Grundvertrag und Geſetz-Codex war mehr eine totale Umarbeitung, als eine Reviſion. Die große Loge hielt es daher für ihre Pflicht, ſo wie die erſte, auch dieſe zweite völlig umgearbeitete Ausgabe ihres Grundvertrages und Geſetzbuches ihrem allergnädigſten Beſchützer, dem Könige, vorzulegen, und ſie ward für ihre Offenherzigkeit gegen den Allerhöchſten Repräſentanten des Staates mit folgender Kabinets-Erklärung belohnt.

> Ich habe den von Euch, Namens Eures Logenvereins eingereichten revidirten Grundvertrag und das Geſetzbuch erhalten, und kann dem darin erſcheinenden Geiſte der Ordnung, dem Beſtreben zur Aufrechthaltung der Sittlichkeit und guter bürgerlicher Geſinnungen, und der Errichtung einer Rettungsanſtalt für die Mitglieder Eurer Logen eben ſo wenig Meinen Beifall verſagen, als der Offenheit, dem Beweiſe Eures guten Bewußtſeins, womit Ihr zu Werke geht. So lange Ihr daher dieſen Euren Principien und Geſetzen treu bleibt; ſo werdet Ihr nicht nur den Schutz, welchen ich Eurer Geſellſchaft angedeihen laſſe, verdienen; ſondern Ihr werdet auch ſelbſt durch das Urtheil unbefangener und guter Menſchen über Eure Verfaſſung belohnt werden.
>
> Charlottenburg, den 31. Julius 1800.
>
> Friedrich Wilhelm.

An die zeitigen Vorſteher der großen
Freimaurer-Loge Royale York zur
Freundſchaft in Berlin.

VI.

In dieſem Grundvertrage waren Anordnungen aufgenommen worden, welche nach ſocialrechtlichen Principien um die Macht und die Befugniſſe der beiden Großmeiſter des Logenbundes engere Grenzen zogen. Dieſe Anordnungen mißfielen dem Einen der beiden zeitigen Großmeiſter. Da aber die Brüderſchaft darin keine Abänderung machen wollte noch konnte, und überdies noch der würdige Mann, der das erſte großmeiſterliche Amt bekleidete, ſich theils durch Kränklichkeit, theils durch überhäufte Dienſtgeſchäfte gehindert ſah, mit der ſyſtematiſchen Grundverfaſſung des ganzen Logenbundes ſich genau bekannt und vertraut zu machen; ſo legte derſelbe zu Johannis 1801 ſein Amt nieder, und die große Loge der Freimaurer zu Berlin wählte ihren erſten Groß-Vorſteher, den Geheimen Ober-Tribunalsrath Klein, einen ihrer ältern und würdigſten Mitglieder zum erſten Großmeiſter ihres Logenbundes. Beſondere, von den Amtsverhältniſſen des Gewählten ziemlich gezwungen herbeigeholte Umſtände verſetzten die große Loge in die nothwendige Alternative, entweder unmittelbar bei des Königs Majeſtät die allerhöchſte Genehmigung ihrer getroffenen Wahl nachzuſuchen, oder zu einer andern Wahl zu ſchreiten. Die allgemein anerkannte Würdigkeit des Gewählten beſtimmte die vollziehenden Großbeamten für das erſtere; und des Königs Majeſtät geruheten allergnädigſt folgende Reſolution an dieſelben zu erlaſſen.

Seine Königliche Majeſtät von Preußen ꝛc. haben auf die Vorſtellung der Vorſteher der großen

Freimaurer-Loge Royale York zur Freundſchaft vom 21ſten dieſes Monats, die Wahl des Geheimen Ober-Tribunalsrathes **Klein** zum Großmeiſter ihres ganzen Logenvereins in der Ueberzeugung genehmigt, daß dieſes Amt denſelben bei ſeinem bekannten Fleiße und Dienſteifer nicht nur nicht zu ſehr diſtrahiren, ſondern er ſolches auch Ihrer allerhöchſten Intention gemäß verwalten wird, und daher dem Großkanzler **von Goldbeck** dato das Erforderliche deshalb aufgetragen, auch obgedachten Vorſtehern ſolches nachrichtlich hiermit bekannt machen wollen.

Charlottenburg, den 29. Auguſt 1801.

Friedrich Wilhelm.

An die zeitigen Vorſteher der großen
Freimaurer-Loge Royale York zur
Freundſchaft in Berlin.

VII.

Um der ehrwürdigen **Freimaurer-Brüderſchaft** eine richtigere, der wahren, ächten **Freimaurerei** und den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes in der intellectuellen, ſittlichen und äſthetiſchen Kultur angemeſſenere Tendenz zu geben, Sie einer eigennützigen oder herrſchſüchtigen Geheimnißkrämerei auf immer zu verſchließen, und ſie eben ſo ſehr über die Kälte mancher ihrer Mitglieder, und über den Spott oder die Verachtung der Ungeweihten, als über den Verdacht der Staaten zu erheben, hatten, die große Loge der Freimaurer zu Berlin, R. Y. z. F. genannt; die große Provinzialloge aller Freimaurer in Niederſachſen zu Hamburg, und die große Provinzialloge aller Freimaurer im Churfürſtenthume Hannover, in eben dieſem Jahre für ſich und ihre beſondere Logen einen auf ſichere und beſtimmt ausgeſprochene Principien und auf durchaus rechtliche Bedingungen gegründeten großen Freimaurerverein und Logenvertrag geſchloſſen. Freimüthigkeit, Offenheit und ungezwungenes gegenſeitiges Vertrauen haben ſchon oft zwiſchen Gebieter und Sklaven, zwiſchen Herrn und Knecht ein gewiſſes zarteres und edleres Verhältniß begründet; wie viel mehr iſt ein ſolches Verhältniß unter eben dieſen Bedingungen zwiſchen Regenten und Unterthan, zwiſchen einer Geſellſchaft, als moraliſche Perſon und als Unterthan betrachtet, und einem ſo humanen, gerechten König, wie Friedrich Wilhelm III iſt, zwiſchen der Majeſtät und Menſchlichkeit möglich! Die große Loge der Freimaurer zu Berlin, R. Y. z. F. genannt, trug daher auch kein Bedenken, die über den großen Freimaurer-Verein ausgefertigte, und von allen drei großen Logen der Freimaurer in Deutſchland vollzogene Original-Urkunde dem allergnädigſten Monarchen, als ein kleines Merkmal ihrer unbedingteſten Offenherzigkeit und ihres unterthänigſten Vertrauens vorzulegen, und erhielt zu ihrer und zur höchſten Freude der mit ihr verbündeten großen Logen von Allerhöchſtdemſelben folgende ſehr merkwürdige Cabinets-Erklärung.

Aus der Mir unterm 13ten September dieſes Jahres von Euch überreichten Original-Urkunde Eures

Eures getroffenen Logen-Vereins habe Ich die Ausdauer Eures Beſtrebens erſehen, die Freimaurerei gegen Betrug und Schwärmerei ſicher zu ſtellen. Je gefährlicher beide ſind, wenn ſie ſich ſchon beſtehender Geſellſchaften als Maske bedienen, je mehr müſſen dieſe dagegen wachſam ſeyn, und es ſorgfältig vermeiden, auch nicht einmal zu dem mindern Vorwurfe der Schwärmerei, es ſei durch welchen Geheimnißkram es wolle, Veranlaſſung zu geben. Da Ihr nun durch die beſagte Urkunde Eure ſchon früher hierüber aufgeſtellten und von Mir gebilligten Grundſätze von neuem beſtätiget habt; ſo gebe Ich Euch bei Rückſendung jener Urkunde auch über dieſe Meinen Beifall zu erkennen.

Potsdam, den 19. November 1801.

Friedrich Wilhelm.

An die zeitigen Vorſteher der großen
Freimaurer-Loge Royale York zur
Freundſchaft zu Berlin.

So ſtehet alſo die Freimaurer-Brüderſchaft in ihrem ein und ſechzigjährigen Beſitze und ununterbrochener Thätigkeit in den Preußiſchen Staaten, von Friedrich Wilhelm dem III geſchützt, beſtätiget, geachtet da. Wer die hier geſammelten ſucceſſiven Kabinets-Erklärungen des huldvollen und gerechten Monarchen aufmerkſam betrachtet, kann das ſtufenweiſe Steigen Seines allergnädigſten Vertrauens gegen die Brüderſchaft unmöglich verkennen. Gerechtigkeit und Dankbarkeit fordern dieſe Anerkennung ganz beſonders in einem Zeitpunkte, in dem, außer Friedrich Wilhelms glücklichen Staaten, hier und da verworfene Menſchen es wagen, durch dickleibigte Pamphlets, Dankſagungsſchreiben und Aufforderungen zur Impetrirung päbſtlicher Bullen gegen die Freimaurer *) den Saamen des Mißtrauens zwiſchen guten Regenten und treugeſinnten Unterthanen auszuſtreuen. Hier duldet, ſchützt und achtet ein weiſer und gerechter König die Freimaurer-Brüderſchaft; dort raſen Barruele, Robiſone und exaufgeklärte Predigerkritiker wider Sie; welche Parthei iſt auf der Waagſchale des Rechts und der Staatsklugheit die wichtigere, die beſſere? Unſtreitig die erſtere, denn zu derſelben gehören auch Friedrich Auguſt der III, Guſtav Adolph der III, Chriſtian der VII und ſein Mitregent Friedrich, Georg der III und mehrere weiſe Fürſten Deutſchlands. Sie alle erhebt ihr gutes Bewußtſeyn hoch über die Bangigkeit vor Freimaurern; und was ſollten Sie auch, was ſollte Friedrich Wilhelm fürchten, Er, dem [illegible] das Licht, Geſetz die Richtſchnur, und Humanität das Ziel ſeiner Regierung iſt!

Feßler.

---

*) Siehe Intelligenzblatt der allgemeinen Literaturzeitung Nr. 199. Oktober 1801. Seite 1615.

IV.

Gedichte

von

Neubeck.

1.

Felſenſchrift über einen Geſundbrunnen.

O du, welcher den Urnen ſich naht der heiligen Nymfe,
Laß herznagende Sorgen zurück, und öfne der Ruhe,
Oefne der Freude dein Herz! Hinweg mit Entwürfen der
Ehrſucht
Hier im Thale des Friedens! In feſtummauerte Städte
Sey die Begier nach Golde verbannt, der Stolz in Palläſte!
Auf den Biedern ſehn mit belohnender Huld die Naiaden,
Dem kein Frevel die Seele verunreint. Ach und verſchönt noch
Dein unſträfliches Leben der Menſchlichkeit edelſte Tugend,
Welche den Bitten der Noth mit göttlicher Milde zuvoreilt:
O dann hebe den Blick zu den waltenden Mächten der Heilflut
Voller Vertraun! Sie verleihn zum Vergelte die ſüße Geneſung.

2.

Der Naturfreund.

(Fragmente eines größeren Gedichtes.)

I.

Oft luſtwandelt er auch um ein Dorf gern, oft in ein ländlich
Hirtengeheg, von Flieder umblüht, wo die ämſige Bäurin,
Unter dem Schattengewölbe der honigduftenden Linde,
Ihm auf reinlichem Ahorntiſch Erfriſchungen vorſetzt.
Harmlos ſpielen indeß um ihn her blauäugige Kinder,
Voller Natur. Den Najaden vergleichbar wandelt ein Mägdlein
Ueber den Hof zum Brunnen am Thor, und eilt mit geſchöpftem
Waſſer bebend in den Garten zurück, anmuthig erröthend.
Aber die Knaben enthüpfen zur Mutter am Heerd, und verkünden:
Väterchen kommt! und drängen ſich ſchmeichelnd zum Kuß des
Erzeugers,
Der jetzt unterm Getön' der Abendglocke dem Wohnſitz
Häuslicher Wonne ſich naht, von treuer Liebe bewillkommt.

II.

Viel der Ergötzungen hat es, mit Lorrain's Kunſt im Gemählde
Nachzuahmen die reiche Natur, mit Farben zu dichten,
Wie's Angelika liebt, bald herrliche Göttergeſtalten
Hinzuzaubern, und bald ein wildromantiſches Bergthal.
Wär' Apelles Muſe mir hold, und verlieh' mir den Griffel,
Der einſt Chariten ſchuf, dann ſchmückt' ich gerne die Landſchaft
Mit holdſeligen Nymfen, gewandlos badend im Waldſtrom,
Oder, mit Golde gegürtet, in Efeugrotten ſich lagernd.

3.

Auf einen Azur, in Gold gefaßt.

(Nach Urſinus Velius.)

Siehe, wie zierlich der Künſtler die weidenden Lämmer gebildet,
Auf dem geſchliffenen Azur, ſpringend und lebenden gleich.
Schlöſſe ſie rings nicht ein des goldenen Randes Verzäunung,
Dann, ich wette darauf, liefe die Heerde davon.

4.

An den Heſper.

(Nach Gabriel Rollenhagen.)

Heſper, du weideſt dort die leuchtende Heerde der Sterne,
Auf der Himmelsflur, aber dir fehlen noch zwei.
Meine Glycerion ſchlummert; die Augen des lieblichen Mädchens,
Dieſes Doppelgeſtirn, hüllet die Wolke des Schlafs.

V.

Ueber die Artigkeit, in ſittlicher Beziehung.

Von

dem Herrn Hofr. und Prof. *Tiedemann*[*].

Man muß nicht nur ſeinen Mitmenſchen Gutes gönnen und erzeigen, ſondern auch ihre Zuneigung ſo allgemein zu gewinnen, ihre Abneigung ſo ſehr zu vermeiden ſuchen, als wir nur können. Die Liebe will gefallen und Gegenliebe erwerben; darum eben ſtrebt ſie, ſich gefällig zu machen und Gegenliebe zu erwecken. Die Menſchenliebe alſo verlangt, daß wir allen uns gefällig machen und aller Zuneigung uns erwerben. Die *Zeichen* dieſer Zuneigung ferner, *angenehme gefällige Worte, freundliche Mienen, zuvorkommende Aufnahme, Bezeugungen von Vergnügen, wo wir erſcheinen, Wünſche uns um ſich zu haben*, ſind an ſich ſelbſt angenehm, und machen einen nicht unbeträchtlichen Theil unſerer Zufriedenheit aus; wie im Gegentheil die Zeichen der Abneigung,

---

[*] Aus einem ungedruckten Werke, welches unter dem Titel: *die allgemeine Geſetzgebung der Sitten*, erſcheinen wird.

Entfernung von uns, Zurückſtoßen, verdrüßliche Geſichter bei unſerm Hervortreten, Stillſchweigen, an ſich ſelbſt unangenehm ſind und jedem das Leben unvermeidlich verbittern. Noch angenehmer iſt die Zuneigung anderer ſelbſt; ſie ſtellt uns, wie in einem Spiegel, unſer Bild, und zwar in ſehr gefallender Geſtalt, dar; wer andern gefällt, kann nicht umhin, auch ſich zu gefallen, indem das Vergnügen Anderer über unſere Perſon durch Sympathie zu unſerm eigenen wird; indem ferner bei unſerm unſichern Urtheile über uns ſelbſt und über den Werth unſerer perſönlichen Eigenſchaften, bei dem dringenden Bedürfniſſe menſchlichen Umganges und menſchlicher Hülfe, das Urtheil anderer nothwendig zum Maßſtabe unſerer Selbſtbeurtheilung gemacht werden muß. Dieſe Zuneigung iſt überdem auch nützlich; ſie hilft tauſend Bedürfniſſen und Unbequemlichkeiten des Lebens durch kleine Gefälligkeiten, durch Rath, Mittheilung beſſerer Einſichten, Eröffnung von nicht bemerkten Hinderniſſen, Verbeſſerung mancher Verſehen ab; ſie lindert tauſend kleine Unannehmlichkeiten durch Theilnahme, Troſt, Eröffnung angenehmer Ausſichten; ſie heitert uns auf, und verſcheucht unſere üblen Launen durch Scherz, Zeitvertreib und Mittheilung angenehmer Ideen; ſie vervollkommt uns, indem ſie andere geneigter macht, uns ihre Einſichten mitzutheilen. Ohne dieſe Zuneigung wäre das Leben unter Menſchen unerträglich; denn welches fühlende Herz könnte es ertragen, mit Leuten täglich umzugehen, die kalt wie Grönländiſches Eis gegen einander ſind, oder gar mit Verdruß und Widerwillen beiſammen leben?

Das Mittel, anderer Zuneigung zu gewinnen, iſt, gegen ſie zuerſt Zuneigung zu beweiſen. Wer geliebt werden will, muß zuerſt lieben, und wer bei andern beliebt werden will, muß zuerſt gegen ſie ſich ſo betragen, daß ſie in ihm einen Wunſch nach Zuneigung entdecken. Man muß alſo eine Fertigkeit ſich erwerben, in ſeinem Betragen gegen andere Zuneigung gegen ſie, und den Wunſch nach Erwiederung hervorleuchten zu laſſen. Dieſe Tugend heißt *Artigkeit*, oder *Höflichkeit*. Sie iſt zweierlei: die eine bezeigt ſich im Aeuſſern gefällig, und ſucht Zuneigung, weil man ſelbſt Zuneigung fühlt; die andere hat alles Aeußere der Erſten, ohne das Innere zu beſitzen. Jene iſt *ächte* Höflichkeit, dieſe nur *erheuchelte* und falſche; jene giebt den tugendhaften, menſchenliebenden, dieſe nur den Hof- oder Weltmann zu erkennen; jene iſt die Vollkommenheit eines guten Herzens, dieſe nur die Vollkommenheit des Weltmenſchen.

Die ächte Höflichkeit iſt eine ſchöne, wohlriechende Blüthe des menſchenliebenden und fühlbaren Herzens; wer wahre, Menſchenliebe ~~in ſein Herz gepflanzt hat,~~ den begleitet die Höflichkeit von ſelbſt. Dem kalten, fühlloſen Herzen wird ſie äußerſt beſchwerlich, weil es ihm an der innern Triebfeder fehlt, durch die allein der Scharfblick erzeugt wird, der leicht erräth, was andern gefällt, indem er von ſich ſelbſt auf andere hinüber ſchaut, und aus ſich ſelbſt abnimmt, was ihnen zuwider ſeyn muß. Er kann nicht anders, als durch mühſam ſtudirte Regeln und durch lange Uebung erlernen, was er thun und laſſen muß, um gefällig zu werden. Auch geht dieſe Höflichkeit des Weltmanns, weil ſie nicht vom Herzen kommt, nicht zum Herzen; ſie wird bloß als einmahl hergebrachte Sitte angenommen, welche durch unſere höhere Cultur die Menſchen nöthigt, Menſchenliebe wenigſtens auszuhängen, wenn ſie auch ein Herz voll Selbſtſucht im Buſen tragen. Die ächte Höflichkeit des Herzens hingegen gewinnt unfehlbar die Zuneigung anderer, weil ſie aus wahrer Menſchenliebe quillt, ſollte ſie auch in manchen Kleinigkeiten die hergebrachten Gebräuche nicht genau erfüllen, und gegen jene Welthöflichkeit nicht genug abgeſchliffen ſeyn. Die erſte und weſentlichſte Bedingung der wahren Artigkeit iſt alſo, *daß man ein menſchenliebendes, fühlbares Herz ſich erwerbe.*

Ihre beſondern Vorſchriften ſind mancherlei, gehen nach dem Tone der großen Welt ins Unendliche, ja ſind bei verſchiedenen Nationen ſehr verſchieden, und ändern ſich unter einerlei Nation oft.

Hier können nur die allgemeinſten und aus der innern Geſinnung des Herzens fließenden Pflichten aufgeſtellt werden. *Sey gegen andere nicht mürriſch oder verdrüßlich;* denn dadurch entfernſt du ſie unfehlbar von dir, indem du ihnen zu erkennen giebſt, daß dir an ihrer Zuneigung nichts liegt. *Sey nicht zankſüchtig oder rechthaberiſch;* denn damit erklärſt du, daß du dein Ich über ſie alle hinwegſetzeſt, und daß es dir ſehr gleichgültig iſt, ob ſie dir geneigt oder abgeneigt ſind. *Gieb ihnen nach,* ſo viel es nur immer, höhern Pflichten unbeſchadet, geſchehen kann, und erhebe über Kleinigkeiten keinen Diſpüt; denn wer einen andern liebt und achtet, fügt ſich in ihn, ſo viel er kann, weil Widerſetzung allemal unangenehme Eindrücke hervorbringt. *Mißbillige und tadle nicht laut* jede ihrer geringfügigen Handlungen oder Reden; denn dies mißfällt allemal, und giebt einen herriſchen Geiſt zu erkennen, der mit der Liebe ſich nicht verträgt. *Sympathiſire mit ihnen in ihren unſchuldigen Beluſtigungen, und theile ihre angenehmen Launen mit ihnen;* denn wer liebt, nimmt des Geliebten Gefühle und Geſinnungen an, und mit uns gleich fühlen, iſt der erſte Zug, der unſere Herzen an ſich reißt. Auch ihre unſchuldigen üblen Launen und Affecte ſuche zu theilen, nicht in Worten bloß, ſondern durch wahre Empfindung und durch ächte Ausdrücke des Gefühls; denn wer liebt, empfindet überall mit dem Geliebten gleich. Dies iſt in der ächten Höflichkeit einer der weſentlichſten Punkte, der am vorzüglichſten anderer Herzen gewinnt, weil er eine Uebereinſtimmung des unſrigen bezeugt.

Verlange keinen Vorzug über ſie, und haſt du einen, ſo mache ihn nicht zu ſichtbar. Die Liebe fordert Gleichheit, um ſich ungezwungen äußern, und ihre innere Stimme dem Geliebten mittheilen zu können. Auch iſt Anſpruch auf Beherrſchung jedem Menſchen von einiger edlen Denkart zuwider, weil keiner ſeine natürliche Freiheit anders, als im Nothfall aufzugeben geneigt iſt. Aller Ausdruck von Stolz ſey daher fern von dir; *zeige überall Demuth,* und was du vor andern vorzügliches beſitzeſt, krame nicht aus, ſondern verſtecke es, und laß es nur ſelten hervorſcheinen. Stolz, Großſprecherei und Großthuerei ſind daher ſtets für Ausbrüche der Unhöflichkeit gehalten, und aus der gemeinen Höflichkeit ſogar verbannt worden; Herablaſſung hingegen, Verbergung ſeiner beſondern Vorzüge, hat man auch in die Vorſchriften der Welthöflichkeit aufgenommen.

In Geſellſchaften entferne dich nicht merklich von der Art dich zu kleiden, zu eſſen, zu trinken, die allgemein angenommen iſt. Alles Sonderliche, und alle Eigenheit beleidigt, weil ſie ſtillſchweigend das Hergebrachte zu verwerfen ſcheint; weil ſie unſer Selbſt dem vorziehet, was andere ~~und zwar Verſtändige, gut finden~~; weil ſie das Urtheil anderer nicht achtet, und Gleichgültigkeit gegen die anzeigt, mit denen wir umgehen. Die Liebe bequemt ſich in allem, ſo viel ſie nur kann, nach dem Geliebten. Unſere neueſte Höflichkeit aber gehet hierin nicht ſelten zu weit; ſie will, daß jeder ganz wie alle ſeyn, und daß alle Eigenheit hinwegfallen ſolle. Eben darum pflegen Leute von gutem Tone über die geringſte Abweichung im Schnitte, oder der Farbe eines Kleides, über die geringſte Entfernung von der Form der Complimente, über Eigenheiten der Ausdrücke, der Stellungen, der Minen, ein ſehr merkliches Hohngelächter zu erheben. Damit gehet gerade alle geſellſchaftliche Anmuth verloren. Wenn alle ſind wie Einer, und Einer wie alle; ſo müſſen die Geſellſchaften bald ſehr ſchläfrig werden, weil alle Unterhaltung der Abwechslung und Mannigfaltigkeit verſchwindet, und man in wenigen Augenblicken eine ganze große Geſellſchaft durchgenoſſen hat. Auch iſt ſo etwas nach den großen Geſetzen der Natur, die überall bei aller Aehnlichkeit Verſchiedenheit will, und die alle Blätter eines Baumes von einander abweichend gebildet hat, ſchlechterdings unmöglich. Man führt durch ein ſolches Anſinnen in einer Geſellſchaft den unerträglichſten Zwang ein; wer einiges Ehrgefühl hat, wagt es nicht, ſich zu zeigen, aus Furcht lächerlich zu werden, und quält ſich auf alle Weiſe, bis er erſt den guten Ton dieſer Geſellſchaft einigermaßen gelernt hat. Mancher Andere, dem dies zu mühſam iſt, entfernt ſich lieber ganz aus der Geſellſchaft, und mithin werden ſie zuletzt unfehlbar einförmig und langweilig. Endlich, wo nicht jeder vor dem Spott die Freiheit hat, in ſeiner natürlichen Eigenheit einigermaßen zu erſcheinen, da verſchwindet ſeine gute Laune, keine Munterkeit und Lebhaftigkeit, und mithin werden die Geſellſchaften nach dem guten Tone zuletzt ſehr kalt, und an Aufheiterung leer. Dies zeigt auch die Erfahrung zur Gnüge, und man ſollte daher den Zwang immer mehr entfernen, alle nach Chineſiſcher Formalität ſchmeckende Höflichkeiten verbannen, und nicht jeden mit ſeinen unanſtößigen Eigenheiten beſpötteln, um nicht zuletzt alles geſellige Vergnügen einzubüßen.

In deinem Aeußern ſuche **Reinlichkeit und Eleganz**, welche Letztere durch die jedesmahlige Mode vorzüglich beſtimmt wird. Beide zeugen von Achtung gegen die Geſellſchaft, und vom Bemühen, ihr zu gefallen; die Erſtere beſonders empfiehlt und gefällt; Unreinlichkeit und Schmutz hingegen, beleidigen die Sinne auf mehrere Arten. In Anſehung der **Mode** aber dürfte eine gewiſſe Mittelſtraße nothwendig ſeyn, ſo daß man nicht ganz in der neuſten Mode, aber auch nicht ganz außer ihr iſt. Erſteres verräth einen Menſchen, der auf das Aeußere einen zu hohen Werth ſetzt, und findet mehrentheils bei ſolchen ſtatt, die aus der Mode ihr einziges Studium machen; Letzteres hingegen zeigt Gleichgültigkeit gegen die Meinung anderer, oder zu große Unbekanntſchaft mit der großen Welt und Entfernung von aller feinern Geſellſchaft.

In deinen Reden meide alles Niedrige, Pöbelhafte, Ekelhafte und Unehrbare; das Niedrige, weil es Beweis ſchlechter Erziehung, ſchlechter Lebensart iſt; das Pöbelhafte, weil es von geringer Aufmerkſamkeit auf die feinere Art ſich auszudrücken, und von einem ſchlechten Geſchmacke zeugt; das Ekelhafte und Unehrbare, weil es von böſen Sitten und verdorbenem Herzen Beweis giebt. Wer Menſchen gefallen will, muß ſie achten, und dieſe Achtung in ſeinem Aeußern ausdrücken; er darf alſo vor ihnen nicht in der ganzen Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit ſeines täglichen Lebens erſcheinen, ſondern muß ſich einer gebildetern Sprache und ſorgfältiger gewählter Ausdrücke bedienen. Daher iſt es auch weſentliches Erforderniß der Höflichkeit, ſeine Mutterſprache rein und fließend zu reden, um auch dadurch Achtung für die Geſellſchaft zu bezeigen, und ihre Ohren nicht mit Uebellauten und Sprach Unrichtigkeiten zu beleidigen. Ueberdem verräth dies entweder Mangel an Bildung, Umgang mit ſchlechten Menſchen, oder auch eine geſchmackloſe Gleichgültigkeit gegen die Geſellſchaft, in welcher man ſich befindet.

Suche durch gefälligen muntern Scherz die Geſellſchaft aufzuheitern, und zu beluſtigen; denn wer in einer Geſellſchaft gern iſt, und ſeine Geſellſchaft liebt, bemühet ſich natürlich, ſeine Zufriedenheit durch Munterkeit und Witz mitzutheilen. Dabei aber hüte dich, durch deinen Scherz dich ſelbſt zum Gegenſtand des Witzes und Spottes anderer hinzuſtellen. Dies verräth niedrige, ſclaviſche Schmeichelei und eine verächtliche Sinnesart, welche die Achtung gegen ſich ſelbſt der geſellſchaftlichen Beluſtigung aufopfert. Von der andern Seite aber hüte dich auch, durch deinen Scherz andere zu beleidigen, welches dann hauptſächlich geſchiehet, wenn du ihre Fehler lächerlich machſt und über ſie ſatiriſirſt. Ein Satiriker, der alles ohne Unterſchied beſpöttelt, und ſeinem Witze keinen Zügel anlegen kann, macht ſich immer einen oder den andern zum Feinde, ſo ſehr er auch im allgemeinen als guter Geſellſchafter angeſehen wird; er wird von allen wenigſtens gefürchtet, weil jeder beſorgt, es möge nun die Reihe auch ihn bald treffen. Willſt du alſo ſcherzen, ſo ſcherze, ehe du deine Geſellſchafter näher kenneſt, über allgemeine Thorheiten, über Thorheiten abweſender, und der Geſellſchaft gleichgültiger Perſonen. Willſt du über Anweſende ſcherzen: ſo mache deine eigene kleine Fehler oder Verſehen lächerlich, ohne Poſſenreißerei. Sobald du aber die Geſellſchaft erſt kennen gelernt und bemerkt haſt, welche Perſonen den Scherz am meiſten lieben, ſo kannſt du auch über ihre kleine Verſehen ſcherzen; hüte dich aber, ja keine Thorheiten, oder gar Laſter, Mangel an Verſtand und an Einſicht lächerlich zu machen, denn das ertragen die wenigſten ohne ſich innerlich wenigſtens zu ärgern, wenn ſie auch, des guten Tons halber, ſich äußerlich nichts anſehen laſſen. Gieb dabei Achtung, worauf jeder ſeinen Ehrenpunkt hauptſächlich ſetzt; denn darüber verträgt er keinen Spott, wäre auch die Sache an ſich eine Kleinigkeit. Haſt du aber eine beſondere Verbindlichkeit, dieſen oder jenen auf ſeine Fehler aufmerkſam zu machen, dann iſt ein anfangs gelinder, gleichſam ohne Abſicht hingeworfener Spott allerdings zu geſtatten, wenn er auch durch ſeinen Stachel einen etwas längern Schmerz hinterlaſſen ſollte.

Suche in die Laune eines jeden deiner Geſellſchaft dich zu ſchicken, und mit ihr zu ſympathiſiren, wenn nicht höhere Pflichten es anders gebiethen. Nur dadurch findet man Zugang zum Herzen eines jeden, daß man in ſeine jedesmahlige Stimmung ſich fügt. Wer mit den Traurigen traurig, mit den Luſtigen luſtig, mit den Ernſthaften ernſthaft iſt, der iſt ihr beſter Geſellſchafter, weil ſie nach ihm ſich umzuſtimmen, und folglich zu verſtimmen, nicht nöthig haben.

Von dir und von dem, was dich allein betrifft, rede nicht immer; denn das verräth Eitelkeit und Stolz. Rede wenig; denn jeder will von ſich auch reden, und wer ihm dazu Gelegenheit verſchafft, deſſen Umgang liebt er; rede nur dann, wenn andere dich darum fragen; oder wenn in dem was du ſagen willſt, etwas enthalten iſt, das ihnen zu erfahren angenehm oder nützlich ſeyn kann.

Rede nicht allein; denn jeder Andere will auch ſein Scherflein zur Unterhaltung beitragen; führe nicht das große Wort, indem du andere überſchreieſt, denn das iſt ein Eingriff in die Rechte des Andern, welchen er nie gleichgültig erträgt. Rede überhaupt weniger, als du andere reden machſt; denn jeder iſt bei dem am liebſten, dem er ſich von der vortheilhafteſten Seite am meiſten zeigen kann. Rede nur dann viel, wenn du ſieheſt, daß die Unterhaltung ſtockt, und um andern Anlaß zu weitern Reden zu verſchaffen.

Sei aber auch nicht immer ſtumm; denn das zeigt entweder von Dummheit, oder von weniger Lebensart, oder von Mißfallen an der Geſellſchaft, oder von einer auf alles laurenden und ins geheim die Geſellſchaft verſpottenden, die Fehler eines jeden ausſpähenden Sinnesart. **Widerſprich nicht immer**; denn jeder Widerſpruch zeihet den Andern eines Irrthums, und macht ihm einen unangenehmen Eindruck. **Gieb aber auch nicht immer nach**, und ſei kein bloßer Ja-Mann; denn alsdann hält man dich für einfältig, für einen Schmeichler, oder für einen Feigen, der ſeine Meinung nicht zu ſagen wagt: ſondern diſputire zuweilen, um die Unterhaltung zu beleben, und deine Geſellſchafter zu belehren. Diſputire aber nicht mit Rechthaberei, mit Heftigkeit, ſondern mit kaltem Blute, mit munterer Laune, mit einleuchtenden Gründen, und mit genauer Aufmerkſamkeit auf die Gegengründe, und mit Achtung gegen deine Gegner, und mit der Beſcheidenheit eines ~~Menſchen, der~~ erkennt, daß er geirrt haben könne. Nur wo höhere Pflichten mehr Stärke und Feſtigkeit im Behaupten gebieten, muß hierin eine Ausnahme gemacht werden.

Iſt die Rede von Abweſenden, ſo **ziehe eher ihre gute als ihre ſchlechte Seite hervor**, und wo du ja nicht umhin kannſt, von ihren Fehlern zu reden, ſo beurtheile ſie nicht zu hart, nicht zu bitter, nicht zu herabſetzend; ſondern mit Schonung, mit Entſchuldigung und mit Sanftmuth;

muth; es ſei denn, daß es nothwendig und pflichtmäßig wäre, ſich laut und ſtark zu erklären, einen Abſcheu gegen das Laſter zu erregen, und die Geſellſchafter zu beſſern. Da ein jeder ſeine Fehler hat, ſo wird ein zu ſtrenger Sittenrichter vermieden. Man reizt dadurch andere, unſere eigenen Fehler aufzuſpähen, und in das nachtheiligſte Licht zu ſtellen, nach der Regel: mit welchem Maße ihr meſſet, wird euch wieder gemeſſen werden.

Beobachte den Wohlſtand genau; dieſer iſt zwiefach, ein allgemeiner und ein beſonderer. Der erſte beſtehet darin, daß man in ſeinem Aeußern, im Reden, im Stehen, Gehen, in den Mienen, den Stellungen, kurz in allem, was in die Augen fällt, nichts zeige, was nicht mit der innern Würde des tugendhaften und gebildeten Menſchen übereinſtimmt. Alle Aeußerungen zu heftiger ſinnlicher Begierden, z. B. zu eifriges begieriges Eſſen oder Trinken, gierige Blicke nach gewiſſen Speiſen oder Getränken, Unerſättlichkeit in manchen Beſchäftigungen, ſind gegen den Wohlſtand, weil ſie ein ſinnliches, der Vernunft nicht untergeordnetes Gemüth verrathen. Alle Ausbrüche der Affecten, ſo bald ſie die Beſonnenheit rauben, z. B. ausgelaſſene Luſtigkeit, Zorn, Freude u. ſ. w., ſind gegen den Wohlſtand, weil ſie ein noch ganz rohes Gemüth zu erkennen geben, welches alle Achtung gegen ſeine Mitmenſchen aus den Augen ſetzt. Alle Stellungen, Gang, Mienen, welche Zwang anzeigen, und aus einer Ungeſchicklichkeit, ſeinen Körper zu regieren und ſich in die mancherlei Lagen zu fügen, ihren Urſprung nehmen, ſind gegen den Wohlſtand; weil ſie von einem rohen, nicht genug gebildeten Körper Zeugniß geben. Ein Benehmen hingegen, welches Beſonnenheit, Gegenwart des Geiſtes, Aufmerkſamkeit auf alle Verhältniſſe, Herrſchaft der Vernunft, gute Geſinnungen und Würde ankündigt, woraus dabei Achtung gegen die Geſellſchaft hervorleuchtet, iſt dem allgemeinen Wohlſtande angemeſſen. Der beſondere Wohlſtand beſtehet in gewiſſen hergebrachten Arten, ſeine Achtung gegen Andere durch Stellungen, Mienen, Reden zu bezeigen Er iſt in jedem Lande und in jeder beſondern Geſellſchaft verſchieden, kann durch allgemeine Regeln nicht beſtimmt, ſondern muß durch Uebung und Erfahrung erlernt werden.

Unter allen Affecten iſt derjenige, welcher in der menſchlichen Geſellſchaft die Entgegenſetzung der mancherlei Neigungen, Leidenſchaften, Launen, Empfindungsarten, Meinungen, und des Intereſſe am häufigſten und leichteſten erregt, der Zorn. Gleichwohl muß er unter allen am ſorgfältigſten vermieden werden, weil er durch Stiftung von Zank, Streit, Feindſchaft und Haß am nachtheiligſten; durch Entdeckung unſerer geheimen Abſichten und Geſinnungen am ſchädlichſten; durch Verhaßtmachung bei allen gebildeten Menſchen am verderblichſten iſt. Einen zum Zorn geneigten meidet jeder ſo viel er kann, und man ſucht ihn aus allen Geſellſchaften zu entfernen. Obgleich alſo oben ſchon geſagt iſt, daß alle Affecte der Herrſchaft der Vernunft unterworfen werden müſſen, ſo fordert doch die Wichtigkeit der Sache, ſeiner hier beſonders zu erwähnen. Die allgemeine Pflicht iſt: den Zorn muß man nur im Nothfall als Vertheidigungsmittel, oder als Werkzeug der Strafe und Aufmunterung gebrauchen; muß ihn folglich dergeſtalt der Vernunft unterordnen, daß er ohne ihr Geheiß nicht hervorbreche; muß daher auch in ſeinem gewöhnlichen Betragen und im Umgange, als ein Menſch von kaltem, ruhigem, geſetztem Weſen, mit der Würde der Beſonnenheit, nicht als ein hitziger, leicht aufzubringender Feuer- und Flammen ſpeiender erſcheinen. Dies muß man, außer dem oben ſchon angeführten, auch aus folgenden Gründen: es verräth Schwäche oder Mangel an Vernunft, bei jeder Gelegenheit ſich zu ereifern, und alles durch Gewalt erzwingen zu wollen. Gewöhnlich hätte man, mit ruhiger Darſtellung der Gründe, eben ſo viel; meiſtens mit ſanften Vorſtellungen und Ermahnungen, oder bei ſchlechten Gemüthern mit kaltem Spotte, weit mehr ausgerichtet. Gebt nur genau acht, und ihr werdet finden, daß unter zehn Fällen, wo heftig geſcholten wird, neun ſind, in denen Gelaſſenheit weit mehr gefruchtet hätte; fragt euch ſelbſt, wenn ihr geſcholten worden ſeyd, ob ihr nicht durch einen ſanften Verweis weit kräftiger zu eurer Schuldigkeit wäret angetrieben worden? — Heftiger Zorn erreget entweder heftige Furcht oder große Erbitterung; in beiden Fällen raubt er die Beſonnenheit; der ſo Behandelte kann ſeinen begangenen Fehler nicht deutlich erkennen, aus Mangel an Klarheit der Ideen, ihn nicht gehörig verbeſſern, ~~ſondern macht in~~ der Verwirrung meiſtens alles noch ſchlimmer. Heftiger, öfterer Zorn iſt ferner ein Beweis von Schwäche. Weiber, Kinder, ſchwächliche, kränkliche Menſchen zürnen am heftigſten und häufigſten. Der ſtarke, und ſeiner Stärke ſich bewußte Mann bleibt mehrentheils gelaſſen Der Zorn iſt ferner eine Beleidigung anderer; denn man bedient ſich der Gewalt gegen ſie, wo man auch mit der Güte hätte ausreichen können, wenigſtens die Güte hätte verſuchen ſollen; daher wird jeder, auch der verworfenſte Sklav erbittert, ſo oft man gegen ihn den Zorn ohne Noth gebraucht; daher wirken gelinde Vorſtellungen und ſanfte Verweiſe bei allen Edelgeſinnten unendlich mehr. Durch den Zorn reizt man andere zur Rache, beſonders wenn man ohne ihre Schuld, oder, ohne ſie von der Schuld überführt zu haben, gegen ſie aufgebracht wird. Dies iſt allemal Beleidigung, und Beleidigung erzeugt ein Verlangen, ſie zu erwiedern. Iſt aber einmal die Rachſucht entflammt, dann entſpringt unfehlbarer Nachtheil, indem der Beleidigte heimlich alles zum Schaden oder zum Verdruß des Beleidigers thut, was er nur kann. Im Zorne gehet man gewöhnlich zu weit, denn der einmal aufgeregte Affect weiß weder Maaß noch Ziel zu halten. Daher muß man hernach nicht ſelten zur Abbitte und zu andern Mitteln der Beſänftigung ſich herabwürdigen. Durch den Zorn ſetzt man ſich ins Unrecht, wenn man auch vorher Recht hatte. — Der Zorn ſchadet unleugbar der Geſundheit; ſeine öftern Anfälle erſchlaffen die Nervenkraft; nicht ſelten folgen ihm unmittelbar heftige Krankheiten, wie z. B. Gallenfieber, Gelbſucht, ja zuweilen bringt er durch einen Schlagfluß plötzlichen Tod. Wer dies alles erwägt, und dabei ſich lebhaft vorſtellt, wie ſehr ein heftiger und häufiger Zorn zu den wüthendſten, wildeſten Thieren erniedrigt, wie wenig er der Würde eines durch Vernunft allein herrſchenden Weſens angemeſſen iſt; welche thörichte, ſinnloſe, alberne, niederträchtige Reden er eingiebt; wie ſehr er endlich die menſchliche Geſtalt entſtellt, und welch ein abſcheulicher Anblick die funkelnden, rothen Augen, die zitternden blaſſen Lippen, der verzerrte ſchäumende Mund, die rauhe gräßliche Stimme, die emporſträubenden borſtigen Haare, die drohende alles vernichtende Stellung, und die wildſtampfenden Füße, nebſt den fürchterlich umherfahrenden Armen und Händen, eines erzürnten Menſchen gewähren: der muß den heftigſten Abſcheu gegen dieſen Affect empfinden, und den ernſteſten Vorſatz faſſen, ſeiner Herrſchaft ſich nicht zu unterwerfen.

Der bloße Vorſatz aber richtet hier nicht alles aus; eingeriſſene Gewohnheit, oder ein zu heftiges Temperament, können durch einen feſten Entſchluß allein nicht beſiegt werden. Es müſſen in ſolchen Fällen noch andere Vorkehrungen gegen den Zorn da ſeyn, um ihn der Herrſchaft der Vernunft allmählig zu unterwerfen. Folgende ſcheinen hierzu am dienlichſten zu ſeyn: Umgang und beſtändiger Aufenthalt bei vornehmern Menſchen, in deren Gegenwart man gelaſſen bleiben muß; Umgang mit gelaſſenen, kaltblütigen Menſchen, durch deren Beiſpiel man in dem Gebrauche der Vernunft geſtärkt, und durch die man zum Zorn wenig gereizt wird; Entfernung von allen Zankſüchtigen und Gähzornigen, denn hauptſächlich wird der Zorn durch den Anblick des Zorns, wie Feuer durch Feuer entzündet; Enthaltung von allen Speiſen und Getränken, wodurch das Blut zu ſehr erhitzt, und zu heftigen Aufwallungen diſponirt wird, wohin alle hitzigen Getränke, alle erhitzenden Gewürze, auch die Fleiſchſpeiſen gerechnet werden. Vegetabiliſche Nahrung macht den Menſchen ſanft und mild, und alle Völker, die dergleichen hauptſächlich gebrauchen, ſind den Ausbrüchen heftiger Affecte wenig ausgeſetzt.

VI.

Martin Opitz. *)

Aufs neue, und vollkommner anerkannt ſind in unſern Tagen die Verdienſte des Dichters. Kenner der Kunſt haben ſie gewürdigt, und werden ſie würdigen; wir begnügen uns, den thätigen, gelehrten und liebenswürdigen Mann auf dem abwechſelnden und doch ſo einfachen Gange ſeines Lebens zu begleiten, und dadurch nicht bloß einen Beitrag zur Literaturkenntniß zu liefern, ſondern vielleicht auch zum Genuß ſeiner reizenden Dichtungen einzuladen.

Martin Opitz, der Vater der neuern und eigenthümlichen deutſchen Poeſie, der die freie Kunſt der unedlen Meiſterſchaft entriß, von höheren Meiſtern einer beſſeren Zeit gebildet; der die matten, niedrigen und gemeinen Töne der deutſchen Leier zu feineren, ſchöneren und kraftvolleren Lauten hinaufſtimmte; durch die Vereinigung des glücklichſten Genies mit ernſter Gelehrſamkeit ſich neue Bahnen brach, und mit ſchöpferiſcher Hand nach einer langen Nacht die Morgenröthe am Himmel des deutſchen Parnaſſes hervorzauberte,

---

*) Auszug aus einer größeren Lebensbeſchreibung des Dichters, die vielleicht nächſtens erſcheinen wird. L.

und ſo eine Periode begann, die über ein volles Jahrhundert hinausreichte — Martin Opitz ward zu jener Zeit geboren, als der Kampf des Lichtes und der Finſterniß den Menſchen fühlbarer ward, und der Genius der Menſchheit mitten unter den Zurüſtungen zur allgemeinen Zerſtörung doppelt beſchäftigt war, die Geiſter zu wecken, die eine neue Ordnung der Dinge erbauen ſollten, — am Ende des 16ten Jahrhunderts.

Der 23ſte December 1597 war der Geburtstag, Bunzlau die Vaterſtadt, Sebaſtian Opitz, Mitglied des Raths, und Martha Rothmann waren die Eltern des Dichters. Die Mutter ſtarb, als er noch Säugling war.

Von ſeinem achten Jahren an beſuchte er die Stadtſchule zu Bunzlau, deren Rektor Chriſtoph Opitz, der Bruder ſeines Vaters war. Valentin Sanftleben ward im folgenden Jahre der Nachfolger deſſelben; ihm ſcheint Opitz ſehr viel, beſonders die Entwickelung ſeines dichteriſchen Geiſtes zu danken zu haben; von ihm ſprach er ſtets mit freudiger Dankbarkeit.

Der Jüngling hatte Freunde, die ihn durch ſein ganzes Leben begleiteten. Seit 1610 war Bernhard Wilhelm Rößler in Bunzlau; wenig Tage war er jünger, als Opitz, wenig Jahre nach ihm ſtarb er. Ihr Leben war durch Aehnlichkeit des Geiſtes, der Neigungen, durch gleiche Liebe zur Dichtkunſt und den Spielen des Witzes, durch das Studium gründlicher Gelehrſamkeit, ſo wie durch gegenſeitige Gefühle aufs innigſte verbunden. — Mehr auf Achtung als auf Gleichheit der [illegible] ſchien ſeine Freundſchaft zu Caſpar Kirchner gegründet.

In den Jahren 1614 — 1616 ſtudirte O. zu Breslau auf dem Maria Magdaleneiſchen Gymnaſium, unter dem gelehrten Rektor M. Johann Höckel. Dieſer gelehrte Mann erweckte bei ihm die Liebe zur Philoſophie, mit welcher er das Studium der Beredſamkeit und des Alterthums verband. Er war hier für die Rechtsgelehrſamkeit entſchieden.

In dieſer Zeit ließ er eine kleine Sammlung lateiniſcher Gedichte drucken, die er Neujahrsgeſchenke (Strenae) nannte; die erſte Spur von literariſchen Xenien. Es war ein Tribut des Dankes; denn alle die kurzen Gedichte, die dieſer einzelne Bogen enthält, ſind an ſeine ehemaligen Lehrer oder andere Gelehrte in Bunzlau gerichtet.

1617 vertauſchte er das Breslauiſche Gymnaſium mit dem berühmteren zu Beuthen an der Oder, wo er in dem Hauſe des kaiſerlichen Kammerfiſkals und Comes Palatinus, Tobias Scultetus von Schwanenſee, als Führer ſeines Sohnes lebte. Auch dort gab er verſchiedene lateiniſche Gedichte heraus, und ging im folgenden Jahre auf die Univerſität zu Frankfurt an der Oder.

Dort lebte, ſtudirte, dichtete er mit ſeinem Näßler durch ein ganzes Jahr; die Jurisprudenz ſchien vergeſſen zu ſeyn; er gab ſich den Titel eines Kandidaten der Poeſie und die Philoſophie Studirenden. In ſeinem „Ariſtarch", den er lateiniſch herausgab, lehrte er ſchon, was er in der Folge mit ſo großem Glücke ausführte. In zwei Brautliedern wagte er es jetzt, ſeine Muſe zum erſtenmale deutſch reden zu laſſen.

Von ſeinem Univerſitätsjahre an beginnen die Peregrinationen des Dichters; faſt nie mehr war er durch ein ganzes Jahr an einem und demſelben Orte. Doch war ſeine Heimathsloſigkeit mehr Sitte der Zeit, als freie Wahl allein.

Zu Heidelberg war der Geheime Rath Georg Michael Lingelsheim ſein Gönner, nahm ihn in ſein Haus auf, vertraute ihm den Unterricht ſeiner Söhne, führete ihn an ſeinem Hofe ein, und war ihm Rathgeber und Vorbild. Außer dieſem verdankte Opitz als Gelehrter ſehr viel dem Rathe, dem belehrenden Umgange und der literariſchen Liberalität des unſterblichen Janus Gruter, und der Freundſchaft Caſpars von Barth, Hamiltons, Venators, Zincgrefs und anderer. Viel ſchrieb er hier in beiden Sprachen, in Verſen und Proſa, ernſthaften und luſtigen (beſonders erotiſchen) Inhalts.

1620 reiſte er nach Straßburg zu dem berühmten Hiſtoriker, Mathematiker und Sprachgelehrten Bernegger, der ihn lieb gewann, und in ihm den künftigen deutſchen Virgil ſah. Ueber Tübingen kehrte er zu ſeinen Studien, Lehrern und Freunden nach Heidelberg zurück. — Immer trauriger ward das Schickſal des deutſchen Reichs; ſein friedlicher Geiſt wandte ſich gern von dieſen Stürmen ab; und er reiſte mit ſeinem däniſchen Freunde Hamilton in die Niederlande. Hier kamen die Jünglinge in die Bekanntſchaft Scrivers, Voſſius und Rutgerſius; vorzüglich aber bildete die Freundſchaft des großen Daniel Heinſius unſern Opitz zu dem beſonnenen und gehaltvollen Dichter in ſeiner Mutterſprache, der er von dieſer Zeit an ward.

Während der Böhmiſche Krieg ſich immer weiter über Deutſchland ausbreitete, lebte er im folgenden Jahre im Holſteiniſchen den Muſen und der Freundſchaft. Hier ſchrieb er ſein treffliches: Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, in vier Büchern, welches er erſt dreizehn Jahre ſpäter, als der Krieg auch in ſeinem Vaterlande wüthete, drucken ließ. Dorthin ging er am Ende jenes Jahres zurück, wo er, auf Empfehlung Kirchners und Nüßlers, am Hofe Georg Rudolphs, Herzogs von Liegnitz, lebte.

Bethlen Gabor, Fürſt von Siebenbürgen, machte durch die Berufung berühmter Männer ſeine hohe Schule zu Weißenburg glänzend; durch ſeine Bevollmächtigten ließ er auch aus Schleſien Gelehrte unter ſehr annehmlichen Bedingungen zu ſich laden. Opitz erhielt den Ruf als Lehrer der Philoſophie und Humanioren, den er nicht ausſchlagen zu dürfen glaubte. Er ging in ſein erſtes und beinahe einziges öffentliches Amt, genoß dort die Gunſt des Fürſten, ward oft an ſeinen Hof und zur Tafel gerufen, hielt Vorleſungen über den Horaz und Seneca, und begann ſein gelehrtes Werk, woran er ſechszehn Jahre arbeitete, das ihm bei ſeinem Leben großen Ruhm erwarb, und welches — da die Erwartung der gelehrten Welt aufs höchſte geſpannt war, ihr durch ſeinen Tod auf immer entriſſen wurde, — ſeine Dacia Antiqua, worin er, nach Gruters Muſter, alte Inſchriften ſammlete, erklärte und ergänzte.

Aber ſein inneres Schickſal war, ungeachtet des äußeren Glanzes und ſelbſt ſeiner gelehrten Thätigkeit, nicht beneidenswerth. Er ward traurig; die Lebensart und Unkultur des Landes drückte ihn, die Sehnſucht nach Vaterland und Freunden erfüllte und preßte ſein Herz; er kränkelte an Leib und Seele. Hier ſang er ſein „Zlatna, oder Gedicht von der Ruhe des Gemüths", das ſowol der klaſſiſchen Nachahmungen wegen, als wegen der friſchen Farben in den Gemälden und der reinen Lebensweisheit in den Sentenzen und Maximen zu den ſchönſten des Dichters gehört. — Die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande ward ſo ſtark, daß er ſeine Entlaſſung forderte, die ihm auch der Fürſt, nicht ohne Bedauern und thätige Beweiſe ſeiner Zuneigung, ertheilte. Mit dem Vorſatz, nun alle Wanderungen aufzugeben, und in ſeiner Vaterſtadt der Ruhe und den Muſen allein zu leben, kehrte er zurück.

Aber ſein Entſchluß war — in Verſen gefaßt, und er ſelbſt ging bald (1623) von Bunzlau an den Hof Georg Rudolphs, und in die Arme ſeines Nüßler; dort dichtete, arbeitete und edirte er. Im folgenden Jahre erſchien die erſte Ausgabe ſeiner Werke von Zincgref, die er jedoch ſelbſt für übereilt erklärte, und bald darauf durch eine ſelbſt beſorgte, vermehrte, verkürzte und veränderte Ausgabe verdrängte.

Außer dem Lobgeſang auf die Geburt Chriſti und andern Sachen ſchrieb er jetzt auf Befehl des Herzogs die Ueberſetzung der Sonn- und Feſttags-Epiſteln in den Versmaßen der franzöſiſchen Pſalmen, und ſein „Buch von der deutſchen Poeterei", wodurch er den Anfang mit einer deutſchen Poetik machte, die die deutſche Dichtkunſt bedeutend förderte. Zehn Auflagen von 1624 — 1668 zeugen von dem großen Beifalle, mit welchem dieſe Schrift aufgenommen wurde.

Nicht immer lebte er ſeit der Rückkehr aus ſeinem Exil ununterbrochen in Liegnitz; zuweilen reiſte er in ſeine Vaterſtadt, zuweilen genoß er der ſtillen Freuden des Landlebens; gegen das Ende des Jahres 1624 machte er eine Reiſe nach Sachſen, die bis in den Sommer des folgenden dauerte, und ihn mit einem neuen Freunde lohnte. Faſt ein halbes Jahr lebte er in Wittenberg bei dem Profeſſor August Buchner, einem Manne von ſehr liebenswürdigem Geiſte, lebhaftem Witze und genialiſcher Heiterkeit. Er war berühmt durch ſeine humaniſtiſchen Kenntniſſe und Beredſamkeit; er glühte vor Eifer, die deutſche Sprache und Dichtkunſt zu Ehren zu bringen. Alles dies waren eben ſo viel Vereinigungspunkte für den berühmten Mann und ſeinen Gaſt, daß ſich eine mehr als literariſche Freundſchaft unter ihnen entſpann.

Ueber Dresden reiſte er an den geſchmackvollen Hof Herzog Ludwigs von Anhalt, des Stifters der fruchtbringenden Geſellſchaft, und ward zu deren Mitglied, unter dem Namen des Gekrönten, aufgenommen.

Von ſeltnen Genüſſen der Freundſchaft und Litteratur war Opitz nach Schleſien zurückgekehrt, ohne doch lange hier zu verweilen. Schon im Herbſte 1625 reiſte er mit ſeinem Freunde Kirchner, den der Herzog in Geſchäften an den kaiſerlichen Hof ſandte, nach Wien, wo er ſich dem Kaiſer durch ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl empfahl. Es war mehr ein Ehrengedicht auf die öſterreichiſche Monarchie, als auf den Tod des Erzherzogs; er mußte es für die Ausländer ins Lateiniſche überſetzen (welches er in einer Stunde gethan haben ſoll), und erhielt aus der Hand des Kaiſers ſelbſt den poetiſchen Lorbeer.

Nach einem kurzen Aufenthalte kehrte er nach Schleſien zurück. Er peregrinirte, wie er ſpricht, zu Hauſe; lebte bald zu Breslau, bald zu Brieg und Liegnitz; bald war er im Glanze des Hoflebens, bald im Schatten der Bibliotheken und des Studierzimmers; bald genoß er des häuslichen Umgangs ſeiner vornehmen und gelehrten Freunde auf dem Lande, bald war er wieder in den ſtilleren Zirkeln ſeiner Vaterſtadt. Bald aber ward ſein Schickſal auf eine längere Zeit beſtimmt.

Durch Kirchner ward er dem gelehrten, tapfern und angeſehenen Carl Hannibal, Burggrafen von Dohna, empfohlen, der ihn unter dem Titel ſeines Sekretärs von den Sorgen des Lebens befreite, und ihm den ruhigen Verkehr mit ſeinen Muſen ſchenkte. Die Verſchiedenheit der Bekenntniſſe, die in dieſer Zeit alle Gemüther trennte, war kein Hinderniß, ſich gegenſeitig zu ehren und zu lieben. Größtentheils lebte er jetzt zu Breslau, doch machte er in Geſchäften ſeines Herrn auch manche kleine Reiſe an Höfe oder zu andern Großen des Landes. Sogar wagte er, vielleicht um nicht der unkriegeriſche Geheimſchreiber eines ſo kriegeriſchen Herrn zu ſeyn, vielleicht blos in imitationem Horatii, einen kleinen militäriſchen Verſuch. Er war nehmlich bei einem Ausfall unter dem General Pechmann gegenwärtig, wobei er ſeinen Heldenmuth im — Laufen zeigte.

Dabei war er aber ſehr fleißig, arbeitete in den Jahren bis 1629 an ſeinen Siebenbürgiſchen Alterthümern, ſchrieb ſeine Ueberſetzungen des Jeremias, des hohen Liedes, des

Jonas, ſeine Daphne, das erſte wahre deutſche Singſpiel, das Lob des Kriegsgottes, überſetzte Barclays Argenis, dichtete ſeine berühmte: Schäferei von der Nymphe Hercynie, ſein Vielguth u. a. Nur durch eine Begebenheit beſonderer Art ward ſein literariſches Leben in dieſen Jahren unterbrochen; er ward zu Anfang des Jahres 1628 von Ferdinand II unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld, ohne ſein Zuthun, in den Adelſtand erhoben. Doch ward und wird er nie anders als bei ſeinem urſprünglichen einfachen Namen genannt; noch heut würden nur wenige die Gedichte des Herrn von Boberfeld kennen, da Martin Opitz in vieler Munde iſt, die ſelbſt Klopſtock und Göthe nicht kennen. Er ſelbſt nahm — Caesare jubente — an, was er nicht ablehnen konnte, auch als etwas ganz Gewöhnliches und Gleichgültiges in der damaligen Zeit nicht abzulehnen gedachte, und — bediente ſich deſſelben nicht. Hätte er Kinder gehabt — nun, dieſe wären Herren von Boberfeld geworden; er aber war, blieb und bleibt: Martin Opitz.

Merkwürdiger ward ihm das Jahr 1630, in welchem Guſtav Adolph in Pommern landete, durch ſeine Reiſe nach Paris.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fiſcher.

VII.

Blumengeſchenk zum neuen Jahre.

An eine Freundin.

Fröhlich erneut ſich das Jahr; es bringen die Freunde ſich Gaben,
Und es wechſelt der Wunſch in der verjüngeten Bruſt.
Doch der Freundin auch gebühren frohe Geſchenke,
Und die Sitte begehrt Blumen und Sträuße für Sie.
Aber Zephyr entfloh mit Flora's lieblichen Kindern,
Und ich ſuch' auf der Au Blüthen und Blumen umſonſt.
Ach! es hat die Natur ihr warmes Leben verhauchet,
Tief in die Erde geſenkt, ruhet die Knoſp' und der Keim!
Doch im Herzen des Menſchen, und doch in der bildenden Seele
Locket ein ewiger Lenz duftende Blüthen hervor.
Blumen der Dichtung, o füget euch gern dem beweglichen Finger,
Der zur Feier des Tags euch zu vereinen begehrt.
Komm, blauäugiges Veilchen, und du weißlockige Lilje,
Zartes Vergißmeinnicht, Roſe mit purpurnem Mund!
Schlinget euch friedlich zum Kranze, gemiſcht mit grünendem Laube,
Welcher zum kehrenden Jahr ſchmücke dem Mädchen die Stirn!

Werdet der Holden ein Bild des kommenden Jahres! Im Kreiſe
  Wechſelnder Freuden verlebt, gleich' es den Blumen im Kranz.
Gleiche den deutſamen Farben ihr Herz! — Die Treue, die Unſchuld,
  Hofnung und Liebe zugleich male das zarte Gefühl.
Gleiche den ſüßen Düften aus nie erſchöpflichen Kelchen
  Jeder empfundene Wunſch, welcher dem Buſen entflieht.

G. A. H. Gramberg.

VIII.

Cäſar Ducreſt's Tod.

I.

Erzählung.

Auszug aus einem Briefe.

Cäſar Ducreſt *) hat bei dem Feſte des Vendemiere ſeinen Tod auf der Seine gefunden. Jeder Zufall ſchien ſich an dieſem Tage zum Tode des guten, edlen Jünglings zuſammengekettet zu haben. Er war bei ſeiner Tante, der Frau v. Monteſſons in der Rue Provence, wo er das Feuerwerk ſehr wohl hätte ſehen können; der General Valence zieht ihn von dort halb mit Gewalt weg; ſie gehen nach dem Pont de la révolution, und finden dort die illuminirten Kähne, auf welchen ſich das Volk beluſtigt. Der General Valence bekommt den unglücklichen Einfall, einen Kahn zu miethen; Cäſar hat keine Luſt dazu, ſteigt aber aus Gefälligkeit mit ein. Beide hatten noch einen Freund zur Geſellſchaft, einen gewiſſen Herrn de Pont; das Feuerwerk fängt an, und wird mit einer unglaublichen Schnel-

---

*) Er war der einzige Neveu der Frau von Genlis und Couſin von deren Schwiegerſohn, dem General Valence.

ligkeit losgebrannt. Alle Zuſchauer geſtanden, noch nie ein ähnliches geſehen zu haben. Die Flammen ſchlängeln ſich heftig und wüthend in die Höhe, und ein dicker Dampf erfüllt die ganze weite Gegend umher. Eine Bombe, welche in der Luft zerplatzen und allerhand feurige Bilder auswerfen ſoll, wird emporgeſchleudert; allein ſtatt in der Höhe ſich zu entflammen, ſinkt ſie, 500 Pfund ſchwer, nieder, nimmt ihre Richtung nach dem Kahn, in welchem Cäſar iſt, und ſinkt, indem er eben unbeſorgt vorwärts gebeugt ſteht, um das Feuerwerk zu betrachten, auf ſeinen Hals, ſtreift ihm den feinen Knochen im Genicke, an welchem das Leben hängt, fällt von da zurück auf den General Valence zu, bricht ihm den Arm, rollt aus dem Kahn, und ſtürzt in die Seine. — Cäſar war ohne Laut dahin geſunken; drei Minuten vor ſeinem Fall hatte er ſeine Stelle mit dem Herrn de Pont gewechſelt. Der General Valence vergißt, voll Beſtürzung, ſeinen Schmerz und ſeine eigene Gefahr; er ſieht ſeinen Couſin ohne Bewegung, und heißt den Schiffer ans Land fahren, weil ſein Neffe ohnmächtig ſey. Er ließ ſich ausſetzen, eilte nach dem Polizeihauſe, und ließ den Vater Cäſars ſuchen. Man bemühte ſich unterdeß, ihn in das Leben zurückzubringen; denn man ſah weder Blut, noch einen blauen Fleck, noch eine Quetſchung an ihm. Allein jede Bemühung war vergebens; er lebte nicht mehr. Der Vater erſchien, und wurde durchdrungen von einem troſtloſen Schmerz; die ganze Familie iſt außer ſich. Ein Freund Cäſars befindet ſich über dieſen unglücklichen Vorfall in einem Zuſtande, welcher für ſein Leben fürchten läßt. Nie war auch ein Sterblicher der Achtung und Liebe werther, als dieſer Jüngling. Er war ſo ſanft als tapfer, ſo beſcheiden als ruhmwürdig, und ſo angenehm, ſo ſittſam, ſo klug als großmüthig! Er zeichnete, und ſpielte das Klavier, wie ein Engel. In ſeinem 15ten Jahre ward er auf dem Schlachtfelde zum Hauptmann erwählt, und hat da Wunder der Tapferkeit gethan. — Uebrigens war das Feſt glänzend und prächtig. Ich wollte Ihnen eine Beſchreibung davon machen, ehe ich dieſe ſchreckliche Begebenheit erfuhr; allein jetzt ſcheue ich jede Erinnerung davon, und kann die Seine nicht ohne Schauder ſehen. Der Ort, an welchem Cäſar fiel, iſt den Invaliden gegenüber; es iſt die ſchönſte Stelle in Paris; mir wurde ſonſt immer wohl, wenn ich ſie erblickte. Allein von nun an iſt ſie mir fürchterlich. Der unglückliche Cäſar, er wird nie vergeſſen werden! Immer ſteht er vor meinem Blick mit ſeinem blühenden Anſehn, ſeinem ſanften Geſichte und ſeinen großen blauen Augen. Mich dünkt, ich höre noch den milden Ton ſeiner Stimme. — Wie kann das Schickſal ſolch eine Blüthe zerſtöhren! — Wie ſollen wir der guten Mama *) die ſo fürchterliche Begebenheit beibringen? Wie wird ſie davon erſchüttert, und zu Schmerzen hingeriſſen werden! u. ſ. w.

Paris, den 3. Vendemiere 1801.

Wilhelmine von Haſtfer,
geb. von Klenke.

---

*) Der Frau von Genlis.

2.

Klage über Cäſar Ducreſt's Tod.

Dort ſank, ach! der Jüngling dahin;
In den Fluthen dort fand er den Tod —
Thränen ſinkt, Klagen ſchallt! Ach! es fiel der Held,
Lorbeerumkränzt, nicht auf dem Felde der Schlacht! —

Es ſtrömte der feſtliche Strahl
Kühner Gluten zum Himmel empor,
Und das Volk opfert' froh dieſes Feſt
Blutige Jahr' ew'ger Vergeſſenheit nun. —

Des Himmels hehrſtrahlendes Zelt
Stand verdunkelt vom irdiſchen Glanz;
Neuer Tag ruhte mild auf der ſtolzen Stadt,
Düft' und Geſang, Jubel erfüllten die Luft. — —

In einem hinwankenden Kahne
Den ein flatterndes Seegel umweht,
Fuhr voll Muth, mit Gefahr, nicht mit Furcht bekannt,
Cäſar dahin unter der Flammen Gewühl.

Oft kehrt' aus der ſtürmenden Schlacht
Ruhmbekränzt der Jüngling zurück.
Stolz und ſanft, ernſt und mild, jeder Pflicht getreu,
Winkt' er dem Freund Liebe, und Schrecken dem Feind.

Es fiel aus den Wolken zurück
Hochgeſchleudert ein drohend Geſchütz,
Schwankt' vorbei Cäſars Haupt, und der Jüngling ſank
Seufzerlos hin, Blüthen im Sturme gleich, hin.

Ohnmächtige Bläſſe umzieht
Ernſtumſchattend ſein blühend Geſicht:
Freunde ſtehn um ihn her, harrend, ob er bald
Feuerentflammt, hebend die Augen, erwacht.

Des Vaters erbangender Kuß
Giebt nicht Wärme, noch Herzſchlag dem Sohn;
Denn ſein Geiſt floh zum Sitz edler Helden hinauf,
Deren Gedank' einſt ihn in Schlachten beſeelt.

Ein düſterer Schauder umwallt
Nun die Stelle, wo perlend und ſchnell
Sich der Fluß ſilbern ſchmiegt an des Ufers Grün,
Mächtig des Mars ſtrahlender Tempel ſich hebt.

Denn dort ſank der Jüngling dahin;
In den Fluthen [illegible] er den Tod.
Thränen, ſinkt in die Fluth! ach! es fiel der Held
Lorbeerbekränzt nicht auf dem Felde der Schlacht!

Wilhelmine Freiin von Haſtfer;
geb. von Klenke.

IX.

Neueſte ſchöne Literatur.

Die Taſchenbücher und Almanache.

In der gegenwärtigen Jahreszeit, wo die Kälte alles zuſammenzieht, hat die ſchöne Literatur auch das Duodez und Sedezformat angenommen; man lieſt jetzt kein Buch in 8, (ausgenommen Herrn von Kotzebues merkwürdigſtes Jahr), und unſre Buchhandlungen haben mehr, als ſonſt, ein faſt engliſches Anſehen, denn die gangbaren Schriften ſind ſämtlich eingebunden. Es iſt unmöglich, jetzt von etwas anderem zu ſprechen, als von jenen niedlichen Kleinigkeiten, die unter dem Namen der Taſchenbücher und Almanache in aller Munde und Händen ſind. Sie glänzen von allen Farben des Regenbogens, und auf dem Schnitt von der Farbe aller Geſtirne, daß man glauben ſollte, ſie ſeien beſtimmt, mitten in dem farbenloſen Winter den bunten Frühling hervor zu zaubern, und das Herz aller Dilettanten mit einer frohen Hoffnung anzurühren. Ob es auch Blumen und Blüthen der ſchönen Litteratur ſind, und ob ſie auch die Herzen der Kenner mit froher Hoffnung erfüllen? das iſt eine Frage, die fern von uns liegt. Genug, ſie ſind da, wie die Blumen des Frühlings, und wollen geſehen, gepflückt und genoſſen d. i geleſen, gekauft, und angezeigt ſeyn, noch ehe ſie verwelken d. i. vergeſſen ſind. Perennirende Pflanzen werden die Gartenkünſtler ſchon aufzubewahren verſtehen.

Noch eine Frage. Die meiſten ſind für Frauenzimmer geſchrieben, und heißen Taſchenbücher. Nun aber führen die Damen keine Taſchen mehr, ſondern Ridicule's, Körbchen, und dergleichen, worein ſie die ihnen gewidmeten Werke legen können. Wie wäre es, wenn man künftig, um einen gewiſſen Widerſpruch zu vermeiden, ſtatt Taſchenbuch für Frauenzimmer lieber den Titel wählte: Etwas ins Ridicule — ?

Ferner, wir haben Almanache für faſt jede Situation und Beſchäftigung des Lebens, für Eheleute, Ammen und Kinderwärterinnen, für Tabaksraucher, Billard- und Kartenſpieler, wie für Aerzte und Juriſten, nur die ehrſamen Gewerke ſind bis jetzt leer ausgegangen. Sollte man nicht auch endlich für dieſe ſorgen? beſonders da ſich die Sache gut bearbeiten ließe. Wir geben den Plan eines

Almanachs für denkende und empfindſame Sch. Geſellen.

Inhalt.

1. Geſchichten.
   - a) Leben, Thaten und Wanderungen Meiſter Zacharias Taurinius, zur Belehrung und Erbauung angehender Zunftgenoſſen.
   - b) Der belohnte Fleiß, in der Geſchichte Peter Pfriemens, genannt der Berliner, welcher nach vielen

überſtandenen Leiden, endlich die Meiſterstochter, nebſt Dank, erhalten.

2. **Antiquitäten.**

Ueber die Fußbekleidungen der Phönizier, Aſſyrer, Griechen, Römer, alten Deutſchen ꝛc. (mit Kupfern)

3. **Sittengeſchichte.**

Die wohlhergebrachten Gebräuche des löblichen Gewerks, beim Aufnehmen und Losſprechen.

4. **Pädagogik.**

a) Ueber die Erziehung und Behandlung der zarten Lehrlinge.

b) Goldnes A B C für dieſelben.

5. **Naturgeſchichte** des Ochſen, des Kalbes, der Ziege. (mit Kupfern)

6. **Technologie.**

a) Ueber die beſte Zubereitung der Ale und Pfriemen.

b) Der ruſſiſche Juchten, verglichen mit dem deutſchen, nebſt genauer Angabe ſeiner Unterſcheidungszeichen.

7. **Geographie und Statiſtik.**

Reiſeroute durch die vornehmſten Städte von Europa, nebſt Anzeige der Herbergen und Wahrzeichen der reſp. Städte.

Dabei Regeln für Fußreiſende aus Reichhards Wegweiſer und Warnung vor dem Fechten.

8. **Poeſien.**

a) Lied eines wandernden Sch. Geſellen.

b) Abſchied von Laura. Mel. Es ritten drei Reuter ꝛc.

c) Rundgeſang beim Meiſtermachen.

d) Weihgeſang vor der offenen Lade.

e) Lob des Bieres. (mit Compoſition)

f) Spottlied auf die Baarfüßer.

9) Biographien berühmter Sch.

z. B. Jacob Böhme's, oder auch des Sch., zu dem Apelles die bekannten Worte ſprach.

10) Spiele, Tänze, Charaden ꝛc.

Wir überlaſſen die Ausführung dieſes vollſtändigen Plans jedem, der ſich dies Verdienſt erwerben will, und bleiben für jetzt bei den wirklich erſchienenen Taſchenbüchern ſtehen. — Wir haben uns zwar bei deren Anzeige eine gewiſſe Vollſtändigkeit zum Geſetz gemacht; wiſſen aber noch nicht, ob es möglich ſeyn wird, den Vorſatz zu behaupten. Die bekannteren ſollen ſo kurz als möglich angezeigt werden. Sie folgen übrigens ohne eine gewählte Ordnung.

---

1) Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Zwölfter Jahrgang (oder Neues Taſchenb. zweiter Jahrg.) 1802. Herausgegeben von W. G. Becker. Leipzig, bei Roch und Comp.

Ein Taſchenbuch, welches das zwölfte Jahr erlebt, kann nicht ohne Werth ſeyn; der Antheil, den Schriftſteller und Publikum daran nehmen, hat darüber entſchieden. Sollten auch einige der nächſtvorhergenden Jahrgänge intereſſanter ſeyn, ſo behauptet der Gegenwärtige doch ſeine Stelle unter ſeinen Brüdern und ſeinen Rang unter den übrigen, die größtentheils Nachahmungen von dieſem ſind. Wir dürfen vorausſetzen, daß allen, die ſich überhaupt für Taſchenbücher intereſſiren, ſein Inhalt bekannt iſt, und wünſchen ihm, bei immer ſtrengerer Auswahl, ein langes Leben.

2) Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire. Herausgegeben von J. D. Falk. Sechster Jahrgang. Mit einem Kupfer. Weimar. Induſtrie-Comtoir 1802.

Nun ſage man noch, daß die Deutſchen Talent zum Lachen haben, da ſogar der einzige Mann, der bisher als Satyricus von Amt und Profeſſion da ſtand, zu lachen aufgehört hat! Falk iſt in allem Ernſte ernſthaft geworden, und die Freunde des Scherzes müſſen ſein Taſchenbuch jetzt eben ſo zur Hand nehmen, wie ernſthafte Männer etwa das Vademecum für luſtige Leute; jene, um einmal ernſthaft zu ſeyn, dieſe, um einmal zu lachen. Von jetzt an liefert das Taſchenbuch nur die Scripta auctoris minora in genere, und es wird vollkommen zufällig ſeyn, ob ein Leſer in irgend einer Laune dabei und darüber lacht oder nicht: mit dem Lachen und Scherzen ex professo iſts vorbei.

Sechsfach iſt diesmal die Gabe des Büchleins. 1) eine Parallele zwiſchen Neujahr 1701 und 1801 voll guter und ſchöner Geſinnungen, die allgemeine Beherzigung verdienen, aber in Verſen, die nahe an Knittelverſe ſtreifen. (Dazu das Kupfer, welches den Neujahrs-Morgen 1701 darſtellt, in der bekannten Manier.)

2) Freie Ueberſetzung von Plautus Amphitruo, diesmal nur 2 Akte.

3) Die Wiederkunft der Griechen und Römer. Brutus, Cornelia und eine Spartanerin treten in einen Ballſaal, ſehen die Tänzerinnen für Hetären und Kitharöden, und ihre Mütter für Kupplerinnen an; ſprechen über die Gelehrten, die die Jugend erziehen,

Wozu ſie ſelbſt erzogen ſind: zu Plunder
Zu Zahl und Martern, dem Gedächtniß werth. (?)

Der Genius, der ſie führt, erhebt ſeinen Glauben an die Menſchheit in folgenden ſchönen Verſen:

O gönnet mir an eine ſchön're Zeit
Den Glauben doch, wär' ſie auch noch ſo weit!
Wie Blüthen niederhangen aus Ruinen,
Iſt ſie mir oft im ſtillen Traum erſchienen.
Viel kann ein einzelner, ein ſeltner Mann:
Mild zünden ſich an Geiſtern Geiſter an,
Die niederleuchten durch den Strom der Zeiten,
Wo düſtern Schiffbruchs grauſe Trümmer gleiten:
Ein Leuchtthurm für viel tauſend ſteht er da,
Und ſammelt das Zerſtreute, fern und nah:
So gönnt auch mir, durch Schaffen und Vernichten,
Die arme Menſchheit freundlich aufzurichten!
Vergänglich iſt, was brauſend nur zerſtört;
Still daurend wirkt, was lang und ewig währt.

4) Damberger der Zweite; eine Satire auf die lügenhaften Reiſebeſchreiber.

5) Die drei Köpfe des Cerberus. Geſpräch zwiſchen Dogmatismus, Spinozismus und Idealismus, in einer — faſt unglaublichen Manier. Beiſpiel S. 226.

Zweiter Kopf. Spinozismus.

So geſchwinde kommſt du nicht davon
Hör' uns erſt die Demonſtration!
Der Flohſtich verurſacht dir ein Jücken,
Und ein Geluſten dem Nagel zum Knicken; (Pfui!)
Nun iſt die Frag' hier die, gebt Acht!
Ob der Nagel den Floh oder der Floh den Nagel macht?

Dritter Kopf. Idealismus.

Ich ſag', es mache den Nagel der Floh.

Zweiter Kopf.

Ich aber läugne, daß dieſem ſo;
Denn da der Nagel den Floh zerknickt,
So wär' ihm ſein Machwerk ſchlecht geglückt.

Dritter Kopf.

Das thut im Grund hier nichts zur Sache,
Geſezt, daß der Floh den Nagel auch mache:
Iſt immer doch es nur ein Gott
Im Floh, wie in der Hundepfot';
Wo hier erſchlägt den Vater der Sohn,
Fällt mit dem Sohn der Vater im Floh'n.

Zweiter Kopf.

Haſt Recht, 's iſt eitel Modifikation
Vom Floh'n zu Gott und von Gott zu'n Flohn. (Ohe!)

Erſter Kopf. Dogmatismus.

Ich will des Teufels ſeyn, wenn ich's verſtänd.
Mache's mit dem Räſonniren ein End. — (Ja wohl!)

Es iſt in Wahrheit ſchwer zu ſagen, wer von allen lächerlich gemacht werden ſoll, oder wer ſich lächerlich macht.

6) Eine mit Scharfſinn und Lebhaftigkeit geſchriebene Abhandlung (untermiſcht mit guten Verſen) unter dem Titel: **die Charakteriſtiker**, nach folgendem angegebenen Plane:

1. Menſchen, die blos nach der Erfahrung ohne alle Idee handeln, dichten und mahlen. **Charakteriſtiker der niedrigſten Art.** Porträt- und Proſpectmaler. Prediger Schmidt. Oekonomen. Reichsanzeiger.

2. Menſchen, die nach der Erfahrung und nach der Idee, wiewohl mehr mit einem Uebergewicht für jene handeln, dichten und mahlen. **Charakteriſtiker der höheren Art.** Voß. Rubens. Fielding. Lichtenberg. Gemeinnützige Erfinder, wie Achard. Geſchäfts- und Weltleute. Xenophon. Franklin. — Auf dem Uebergange zum Idealiſchen: Raphael. Göthe.

3. Menſchen, die mehr nach einer Idee, als der Erfahrung handeln, dichten und mahlen; aber immer noch mit einer feſten Grundbaſis in der Natur. **Charakteriſtiker der höchſten Art.** Alle große Entdecker, Erfinder, Geſetzgeber, Helden, Dichter. — Newton. Columbus. Solon. Lykurg. Homer.

Abwege des Charakteriſtiſchen.

1. **Imaginanten, Fantaſten**, die, wie die Charakteriſtiker der höchſten Art, mehr nach einer Idee, als der Erfahrung handeln, dichten und mahlen; nur daß die Idee oft ſchief, und die Wirklichkeit fantaſtiſch zugebildet iſt. Plato, A. und F. Schlegel. Ikarus (!) Robinſone. Romantiſche Avanturiers. Utopiſche Geſetzgeber.

2. Unduliſten vom erſten Rang; wie jene, nur mit dem Unterſchied, daß ihnen eine oft unſcheinbare Natur dabei zur Grundbaſis dient. Correggio. — Urbanität. Feine Weltleute.

3. Unduliſten vom zweiten Rang. Kupferſtiche der Engländer. Punctirte Manier. Manierirte franzöſiſche Zierlichkeit.

So wenig man mit dem Einzelnen des Plans und der Ausführung überall zufrieden ſeyn kann, ſo iſt dieſer Aufſatz doch voll triftiger Wahrheiten und ſchöner Stellen, und unbedenklich für das Beſte des Taſchenbuchs zu achten.

3) Taſchenbuch für Damen, auf das Jah 1802. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern. Mit Kupf. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Dieſes Taſchenbuch iſt ſchon in den Händen aller Damen und Herren von Geſchmack. Man weiß alſo, daß es nicht nur den meiſten übrigen Jahrbüchlein den Rang abgelaufen, ſondern auch, daß es ſich auch dies Jahr auf ſeinem Platze und in ſeinem anerkannten Werthe behauptet hat; man weiß, daß Huber in Franz und Joſephe ein unterhaltendes Charaktergemälde (worin zwei Liebende durch eine Landesverweiſung vereinigt werden), die Verf. von Agnes v. Lilien, unter dem Titel: die Zigeuner, eine ſehr poetiſche Erzählung, und Lafontaine unter der Aufſchrift: die Mutter oder die edle Rache, eine ſeiner gelungenſten kleinen Geſchichten geliefert hat; daß Pfeffel 19 kleine und größere

Gedichte, beſonders Fabeln, in ſeiner Manier; Schiller eine Ballade: Hero und Leander, eine Gegeneinanderſtellung von Voltaire's Pucelle und der Jungfrau von Orleans, und ein herrliches Gedicht, deſſen Tendenz der Schluß ausdrückt:

In des Herzens heiligſtille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.

Voß einen Rundgeſang bei Stahlpunſch, und endlich Haug, Bueenſchön und Mäder einige Kleinigkeiten beigetragen haben. Man kennt die niedlichen Kupfer *), deren Sujets größtentheils aus dem Alterthume entlehnt ſind — und ſo würde eine nähere Anzeige dieſes Taſchenbuchs ſehr überflüßig ſeyn.

4) Taſchenbuch für das Jahr 1802. Mit Gedichten und Aufſätzen von M. Denis, Caroline Pichler, J. F. Ratſchky, J. Freih. v. Retzer u. a. Wien, bei Anton Pichler.

Unſtreitig gehört dieſes Taſchenbuch unter die beſſern dieſes Jahres; es will ſich nicht durch jene bunte Mannigfaltigkeit, die bald ekelhaft wird, ſondern durch innern Gehalt empfehlen. Wir geben von ſeinem Inhalt eine kurze Anzeige.

---

*) Zeichner und Kupferſtecher haben ſich nicht genannt, obwohl der letztere leicht zu errathen wäre. Es iſt nicht zu wünſchen, daß die Anonymität auch hier einreiße.

Zuerſt ſteht der Schwanengeſang des ehrwürdigen Denis, den er nur wenig Tage vor ſeinem Tode dichtete, in dem aber (wie der Herausgeber richtig ſagt) daſſelbe Feuer der Einbildungskraft, die Lebhaftigkeit des Geiſtes, die Energie des Ausdrucks, die Würde, Beſonnenheit, und der Geſchmack herrſcht, deren ſeltne Vereinigung die lyriſchen Produkte ſeiner beſten Jahre auszeichnet. — Es iſt überſchrieben: die Aeonenhalle. Auf 99 Stühlen ſitzen die Aeonen (Jahrhunderte); ſie erwachen bei der Ankunft eines neuen Bruders; der letzte erzählt, indeß der Zeit, der alten Mutter ein neuer Sohn gebohren ward, ſeine Geſchichte. Er erwähnt Thereſiens, Katharinen II, Friedrichs II, der Entdeckung Polyneſiens durch Cook, der Befreiung Amerika's, ſodann der Aufhebung des Jeſuiterordens, mit folgendem Verſe:

> Ein Gott geweihter, jeglicher Menſchenart
> Durch alle Zonen fröhnender Männerbund
> Erlag den Ränken, (!) ward zerriſſen
> Unüberwieſen und ungehöret.

ferner: Linnée, Klopſtock, Kant — der beiden letztern ſo:

> Ein Deutſcher voll des heiligen Alterthums
> Berauſcht an Sions Quellen, erhub ein Lied
> In fremden Maaßen. Unerreichbar
> Ward er Homer und Virgil den Seinen.
>
> Ein Greis voll Tiefſinns faßte der Dinge Grund
> Von vorn, und ſchwang ſich über Erfahrung weg
> Auf die ſonſt Weiſe bauten. Zukunft
> Wird es entſcheiden, mit welchem Glücke.

ſodann:

ſodann: der Fortſchritte der Chemie, Blatterninokulation, Blitzableiter, Luftballon, und — der franzöſiſchen Revolution; — man kann errathen, wie?

Als Seitenſtück dazu, wie es ſcheint, hat **Hr. v. Gruber** gedichtet: **der neue Aeon**, S. 28, wo er, mit einem größeren Aufwande von poetiſchen Worten, als der Barde, eine Pythia weißagen läßt: daß Frankreich wieder auf ebner Bahn gehen, der amerikaniſche Freiſtaat dauern, England nicht immer ſiegen, die Pforte nicht immer ſiechen, in Norden und die Schweiz den alten Frieden zurückkehren werde; bei Deutſchland bricht er ab. — **Karoline Pichler** hat, außer einer Ode auf die Geneſung des Erzherzogs, zwei liebliche Idyllen geliefert: der Blumenſtrauß und der Sänger am Felſen, (dieſe Dichtart ziemt der weiblichen Leier beſſer, als der männlichen Harfe); **Ratſchky** eine einfache Grabſchrift auf Sined; ein Herr **Kalchberg** die Trennung, worin er ſagt:

Um dich! die **wach**- und träumend mich umſchwebet.

Herr J. K. **Unger** eine Ueberſetzung einer Ode aus der isländiſchen Chronik, Knytlinga Saga genannt, die ſich anfängt:

Als einſtens um Trimakriens Gefilde
Der Maſtenwald von meiner Flotte ſchwamm:
Da ging es herrlich zu! —

Hr. **Hinsberg** eine wohlgerathene Ueberſetzung aus Ovids Kunſt zu lieben, über den Putz der Mädchen; Herr Joſ. Ludw. Stoll hat, außer einem engliſchen Gedicht: As I heard a Song in the night-time, einige kleine Gedichte folgender Art und Kunſt gemacht:

Grabſchrift.

Hier liegt ein Mann, der einſt in Geld und Purpur thronte,
Und dieſe Grabſchrift (welche?) leicht bezahlen konnte.
(Dieſe ließe ſich auch wohl mit Silber abmachen.)

Wer alſo die andern ſind, die auf dem Titel angedeutet werden, ſieht man wohl; aber der Freih. v. Retzer iſt nur ehrenthalber genannt worden, denn er hat nichts geliefert, ſondern nur zwei franzöſiſche Briefe des verſtorbenen Cardinals Bernis eingeſandt.

Den größten Theil des Buchs aber nimmt die im vorigen Jahrgange abgebrochene Erzählung Olivier von Auguſte *** ein. Es iſt ein kleiner Roman, deſſen Erfindung und Ausführung ungemein zart, fein, gehalten und lieblich iſt. Es iſt unmöglich einen Auszug davon zu geben, da ſeine Begebenheiten größtentheils nur in dem Gemüthe der handelnden Perſonen vorgehen; aber wer ihn lieſt, den wird der Mann mit der lieblichen Stimme, den feinen, edlen Sitten, der herrlichen, männlichen Kraft, und dem — häßlichen Aeußern, ſo wie das zarte, hohe Mädchen, das ihn liebt, intereſſiren; der wird ſich des reinen, poetiſchen Geiſtes, der überall weht, der feinen Empfindung, der tiefen Beobachtung und der mit einer ſchönen Einbildungskraft gepaarten Lebensweisheit, ſo wie der correkten Sprache erfreuen, und die beſcheidene Dichterin ohne Bedenken neben die Verf. der Agnes von Lilien und Paulinens ſtellen. Wahr, ſcheinlich wird Olivier bald als Roman aus den beiden Taſchenbüchern abgedruckt erſcheinen: dann werden die, welche ein Wiener Taſchenbuch überſehen, dieſes Urtheil beſtätigt finden. — Vielleicht ſchneidet die Verf. alsdann einige Longueurs weg, z. B. in der Muſikſcene von S. 148 an.

Der feine Grabſtichel Weinrauchs hat das Taſchenbuch mit drei vortrefflichen Blättern geſchmückt: das Titelblatt nach ſeiner eigenen Zeichnung; das zweite, Pallas von Turnus getödtet, nach dem trefflichen Gemälde von Angelica Kauffmann, das in Compoſition und Ausdruck nichts zu wünſchen übrig läßt; das dritte, Alexander und ſein Arzt Philippus, nach H. J. Füger. Außer dieſen ſind einige Repräſentationen von (etwas veralteten) Moden und zwei Bilder von Herrn J. Blaſchke, welche Scenen aus Olivier darſtellen ſollen, eingebunden.

5) Leipziger Taſchenbuch für Frauenzimmer, zum Nutzen und Vergnügen, auf das Jahr 1802. Leipzig bei A. Fr. Böhme.

Wer von dieſem Taſchenbuche Vergnügen haben werde, iſt nicht recht abzuſehen: aber Nutzen ſollen, nach des Verfaſſers Abſicht, viele Menſchen davon haben.

1) Einige Dichter, welche das Glück haben ſollen, eine neue Auflage einiger Stellen ihrer Werke zu erleben.

2) Die Kaufleute, welche lernen ſollen, nicht mehr auszugeben als ſie einnehmen, maßen ſie ſonſt Banquerutt machen.

3) Die lieben Eltern, welche erfahren ſollen, wie ſie ſich bei der Liebe und Verheurathung ihrer Kinder zu benehmen haben.

4) Die Frauenzimmer — wie ſie ſich vor Eitelkeit und Verſchwendung zu hüten haben; was es mit dem Königreich Ava für eine Bewandniß habe; wie man einen guten Zwetſchenwein zubereite, einen Sallat für Perſonen, die ſolchen gern eſſen und nicht verdauen können, wie man wundgeſponnene Finger glücklich kurire ꝛc.

5) Alle Menſchen, die Blumen halten und ihre Kinder ſprechen lehren wollen ꝛc.

Welches alles den reſp. Bedürftigen wohl bekommen möge.

Dieſe Sucht zu nützen hat den Verfaſſer ſogar verleitet, große Stücke aus Tiedge's Urania und Manſo's Kunſt zu lieben abzuſchreiben. Da er nun ſo gute Quellen hat, ſo hat er ganz Recht, in der Vorrede, mit vornehmer Miene, dringend zu bitten, „daß man ihn mit der Einſendung ſo vielerlei Gedichte verſchonen möge.“ Welches wir hiermit aus Mitleiden gegen ihn öffentlich bekannt machen. Ferner hat er zwei moraliſche Erzählungen abgefaßt:

1) Die Glücklichen durch ſich ſelbſt, und

2) Leichtſinn bahnt den Weg zum Unglück.

Man ſieht aus den Titeln ſchon, was ſie enthalten, und die Geſchichten liegen gewiß einem jeden, noch ehe er ſie geleſen hat, vor Augen. Was die äſthetiſche Behandlung betrifft, ſo zeichnen ſich dabei vorzüglich die nützlichen moraliſchen Geſpräche aus, von denen eines ſich durch funfzehn Seiten (S. 158 — 202.) fortſpinnt, und die wir nicht beſſer, als mit des Verfaſſers eignen Worten charakteriſiren können (S. 93):

> Liebe, ehrliche Bedenklichkeit! du haſt einen langen Sermon gehalten; erlaube, daß ich nun das Wort nehmen darf.

Dieſe ſchöne Formel ſollten billig alle Perſonen ſprechen, ehe ſie zu reden anheben; denn, daß eine Perſon, wenn ſie einmahl dazu kommt, durch vier Seiten in einem Athem ſpricht, iſt eben nichts neues.

Uebrigens iſt das Werk noch mit etwa zehn Kupfern von Bolt, Haas, Böhm, Schmid und Krüger ausgeſtattet, die einige moraliſche Scenen verſinnlichen, und (nach dem Titelblatte) zum Vergnügen dienen. Auch iſt ein Lied von Tiedge nach Noten zu ſpielen und zu ſingen.

6) Taſchenbuch für weiſen und frohen Lebensgenuß, 1802; von A. Lindemann. Mit Kupfern von D. Chodowiecki, Bolt, Küſtner u. a. Mit Liedern und Tänzen. Altona, bey Hammerich.

Hier hat das Wort Taſchenbuch wahrſcheinlich die Bedeutung von Amulet oder Univerſalmedizin; denn wörtlich genommen, müßte der ſonderbare Titel etwa ſo umſchrieben werden: Buch, welches der Menſch, welcher weiſen und frohen Lebensgenuß fühlt oder fühlen will, im Jahr 1802 in der Taſche tragen ſoll. — Genug, wenn man den Titel aufſchlägt, ſo athmet alles Frohſinn (wie auch unter der mit einem meduſenartigen Haupthaar ausgeſtatteten Figur zu leſen ſteht); wenn man aber weiter geht, ſo iſt alles voll

Kummer; nicht bloß in den rührenden Begebenheiten und Gedichten, ſondern auch in deren Zuſammenſetzung.

Von Seite 8 — 149 leſen wir eine erbauliche Geſchichte, betitelt: Friz Kronthal oder das glückliche Alter, welche die weiſe, doch eben nicht wunderbare Führung von etwa vier vollſtändigen Familien enthält, und worin hergebrachterweiſe die Tugend belohnt und das Laſter beſtraft wird. Wir begleiten den Helden Friz aus dem väterlichen Hauſe in das eines eitlen Hofraths, ſehen ihn ſtudiren, lieben, auswandern, von einem Baron Frieſenheim unter Donner und Bliz gefunden, und in ſein Haus, an die Stelle ſeines verſtorbenen Sohnes, aufgenommen werden, und nachdem dieſer ſich erſäuft hat, ihn auf die Univerſität ziehen. Dort ſticht ein Baron Eichler (der von nun an in Frieſenheims Stelle tritt) den Sohn des Hofrathes — nicht ganz todt, aber doch ſo, daß er nach einiger Zeit ſtirbt; der Vater verarmt durch Verſchwendung, und zieht mit ſeiner Tochter in eine kleine Stadt. Friz, nachdem er den Baron gefunden und ſeine Schwermuth einigermaßen geheilt hat, wird Juſtizamtmann auf ſeinen Gütern, heurathet ſeine Geliebte, und nimmt ihren Vater, den Hofrath zu ſich. Nun macht er alles glücklich, ſchafft die Leibeigenſchaft ab, und ſchreibt dagegen. Der Fürſt lieſt es, beruft unſern Friz in die Stadt, und läßt ihn endlich adeln. Eichler hat ein Fräulein aus Mainz geheurathet; Frizens Schweſter einen Paſtor. — Auf einmahl wird Friz, drei Blätter vor dem Ende, ein alter Mann, und es muß das auf dem Titel verſprochne glückliche Alter angehen. Dies geſchieht ſo: der Greis (ſo heißt er jetzt) zieht, nachdem ſeine

Karoline geſtorben iſt, wieder nach Eichlerfelde, dort giebt er den armen Leuten, die im Walde Holz aufgeleſen haben, Geſchenke (dazu ein Kupfer), packt an ſeinem jedesmahligen Geburtstage in ein beſonderes Papier die Gaben an die Armen ein, und — als er an ſeinem 70ſten grade das letzte Papier überſchrieben hat — rührt ihn der Schlag.

Was die Verſe anbetrifft, die zum Theil auch in Muſik geſetzt ſind, ſo ſingen wir mit dem Verfaſſer in einem Trinkliede:

Hältſt du Gold für deines Glückes Ziel,
  So lerne, Thor, die Weltgeſchichte kennen!
Hatte Cröſus nicht des Goldes viel?
  Sieh hin — ſammt dieſem läßt er ſich verbrennen!
  (Das iſt eine ſchöne Weltgeſchichte!)

und betrachten mit ihm: das Glück der Liebe, das häusliche Glück, Freundes Willkommen (nach Kupfern in Carl Langs Almanach für 1796), ſo wie treue Liebe, Troſt im Winter u. dergl. Das luſtigſte aber iſt, daß er uns zumuthet, die **Hiſtoria von dem Knaben, der durch eine Kaze reich wurde,** und die er in fünf und ſechszig Stanzen folgender Art und Kunſt

Ihr Herrn und Damen, bunt und zart,
  Kommt wohlgemuth herbei,
Und hört mein ſchönes Märchen an,
Von Kaz' und Maus, vom reichen Mann
  Und von noch mancherlei.

bearbeitet hat, nach der elegiſch-pathetiſchen und marſchmäßigen Melodie: Auf auf, ihr Brüder und ſeid ſtark ꝛc. zu ſingen. — Man verſuche es einmahl mit vorſtehendem erſten Verſe, und bedenke, daß noch 64 dergleichen folgen!

Die 8 Kupfer ſind (bis auf das Titelkupfer) recht brav, und nicht in dem gewöhnlichen allerkleinſten Format. Sie ſtellen Scenen aus Herrn Lindemanns Werken vor. Das u. a. auf dem Titel bedeutet G. A. Lehmann.

X.

Theater.

1.

Tagebuch des Kön. Preuß. Nationaltheaters. *)

December 1801.

1. Der argwöhniſche Ehemann. Luſtſp. in 5 Akten von Gotter.

2. Dido. Heroiſche Oper, 3 Aufz. v. Piccini.
Mad. Schick — Dido.

3. Die Läſterſchule. Luſtſp. 5 Aufz. a. d. Engl. des Sheridan, von J. Leonhardi.
Hr. Iffland — der Baron. Hr. Herdt — Oberſt von Pulſcherſt.

---

*) Wir geben dieſes Tagebuch monatlich, beſonders für auswärtige Leſer, und begleiten es zuweilen mit kurzen Anmerkungen. Die Nutzbarkeit ſolcher Verzeichniſſe, die ſehr fruchtbare Betrachtungen veranlaſſen können, iſt anerkannt. Nur das Verzeichniß, nicht die Anmerkungen, machen auf Vollſtändigkeit Anſpruch.

4. Die Jungfrau von Orleans. Trag. 5 A. von Schiller, nach dem vom Verf. für die Darſtellung bearbeiteten Manuſkript. (?)

— Die vortrefliche Muſik, welche die Handlung durch mehrere Akte begleitet, iſt von dem verdienſtvollen Herrn Muſikdirektor Weber.

5. Gleiches mit Gleichem. Luſtſp. 5 Aufz. nach Federici von Hrn. Vogel.

Hr. Beſchort — der Fürſt. Mlle. Döbbelin — Gräfin von Alsfeld. Mad. Fleck — Julie.

6. Die Nymphe der Donau. 3 A. von Kauer.

Mad. Eunicke.

7. Die Jungfrau von Orleans.

Mad. Meyer ward herausgerufen.

8. Die Tochter der Natur. Schauſp. 3 Aufz. von Lafontaine.

9. Der Baum der Diana. Singſp. 2 A., überſ. von Neefe, comp. von Martin.

Mad. Schick — Diana.

10. Die beiden Billets. Luſtſp. 1 A. von Anton Wall, und der kleine Matroſe, Singſp. 1 A. von Herklots a. d. Franz. und von Gaveaux.

Mad. Eunicke als Leopold (ward herausgerufen.)

11. Titus. Singſp. 2 A. nach la Clemenza di Tito, comp. von Mozart.

Mad. Schick — Vitellia. Mad. Eunicke — Sextus. Herr Eunicke — Titus.

12. Beſchämte Eiferſucht. Luſtſp. 2 A. und Röschen und Colas, kom. Singſp. 1 Aufz., comp. von Monſigny.

13. Nymphe der Donau.

14. Der Wirrwarr. Poſſe in 5 A. von Kotzebue.
Herr Bethmann — Fritz Hurlebuſch.

15. Das Mädchen von Orleans.

16. Titus.

17. Graf Benjowsky auf Kamtſchatka. Schauſp. 5 A. von H. v. Kotzebue.
Faſt durchgängig gut geſpielt. Herr Herdt — als Gouverneur — herausgerufen. Mad. Fleck — Afanaſia, Herr Mattauſch — Benjowsky.

2.

Humanität der Generaldirektion des Königlichen Nationaltheaters.

In den erſten Tagen des Decembers gab die genannte Generaldirektion einen halben Bogen unter dem Titel: Ueber die Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes und der Unterſchrift Iffland aus, worin dieſelbe die Eröffnung des neuen Hauſes auf den 1ſten Januar 1801 ankündigte, und ſich mit dem hieſigen Publikum über verſchiedene Punkte verſtändigte. Wir ziehen einige dieſer Punkte aus, welche einen ſchönen Beweis der Humanität der Direktion gegen das Publikum liefern.

Einem jeden, der eine ganze Loge miethen will, werden auf Verlangen die Logenregiſter zur Einſicht vorgelegt, und ſteht es in Jedermanns Belieben, von den noch offen ſtehenden, unvermietheten Logen diejenige zu wählen, welche demſelben die bequemſte ſcheint.

Jeder Zuſchauer hat das Recht, ſich vom Logenſchließer eine jede, (an Einzelne zu vermiethende) noch offne und unbeſtellte Loge, bis zum Anfang der Vorſtellung aufſchließen zu laſſen, um ſich ſelbſt zu überzeugen, ob noch Platz vorhanden ſey, oder nicht. Nach Anfang der Vorſtellung muß, um die Störung, welche das häufige Oeffnen der Logenthüren verurſacht, zu vermeiden, die Verſicherung des Logenſchließers, daß die Logen beſetzt ſind, genügen.

Wer eine Vier Perſonenloge für 6 Perſonen benutzen will, bezahlt 5 Plätze, und erhält, außer den 5 bezahlten Billets, noch ein ſechſtes u. ſ. w.

Es ſteht in dem Belieben derer, welche ganze Logen gemiethet haben, Kinder unter 10 Jahren, ohne Löſung eines Billets für dieſelben, dahin mitzunehmen.

Es kann nicht geſtattet werden, daß ganz kleine unmündige Kinder, auch wenn für ſie der volle Preis bezahlt werden ſollte, in das Schauſpielhaus mitgenommen werden.

Es werden an der Kaſſe nicht mehr Billets auf jede Abtheilung verkauft und ausgegeben, als Perſonen wirklich Platz darin finden können.

Sobald auch für ſämmtliche Stehplätze des Parterrs die Billets ausgegeben ſind, und ohne große Beläſtigung der

Zuſchauer, wobei auch auf die Jahrszeit Rückſicht genommen werden ſoll, keine fernere Einlaſſung mehr ſtatt finden kann; ſo wird das Parterre für geſchloſſen angeſehen und für keinen Preis ein Billet mehr ausgegeben.

Aus angehängten Tafeln kann jeder Zuſchauer ſogleich an der Kaſſe, vor Löſung des Entreebillets, ermeſſen, in welcher Abtheilung und in wiefern noch Platz vorhanden iſt. So wie alle Abtheilungen und Plätze des ganzen Hauſes vollſtändig beſetzt ſind, kann kein Billet mehr ausgegeben werden, da in der Kaſſe nicht mehr Billets vorhanden ſind, als das Haus Perſonen faſſen kann.

Jeder Zuſchauer muß den Platz wirklich finden, für den er ein Billet gelöſt und erhalten. Dies wird erreicht, ſobald jeder Zuſchauer nicht mehr als Einen Platz einnimmt. Zu dieſem Ende ſind die Sitze im Parterre, mit Rückſicht auf hinlänglichen Raum, abgetheilt. Wo ein ſolcher Sitz auf einer Bank unbeſetzt iſt, kann jeder erſt kommende Zuſchauer ihn einnehmen. Die perſönliche Beſetzung giebt allein das Recht zu einem Platze.

Für diejenigen Fälle, wo jemand einen im Schauſpielhauſe anweſenden Zuſchauer nothwendig zu ſprechen hat, iſt ein Offiziant zur Aufſuchung beſtimmt.

Das ohngefähre Ende der Vorſtellung wird künftig auf den Anſchlagzetteln bemerkt.

Im zweiten Flur iſt ein Zimmer, wo die Bedienten ihre Herrſchaften erwarten können.

3.

Nachricht aus Wien.

Die heroiſch-hiſtoriſchen Stücke, als Wallenſtein, Maria Stuart, Johanna, ſo wie Octavia, Bayard u. ſ. w., ſcheinen auf den deutſchen Bühnen ihr Glück gegen die proſaiſchen Familienſtücke gemacht zu haben. Auch wir liefern dazu einen Beitrag durch ein höchſt merkwürdiges und ächt dichteriſches Produkt eines jungen, zu den größten Hoffnungen berechtigenden Dichters, Kolin, unter dem Titel Regulus, welches ganz den Geiſt des Alterthums in Geſinnungen und Diktion athmet. Wahrſcheinlich wird es auch bald auf Ihrer Bühne erſcheinen.

XI.

Poſtſcripte.

1.

Wenn man jedes Buch, jedes Stück eines Journals, ja jedes bedruckte Blatt, und jede Periode — wie alle Ereigniſſe und Erſcheinungen, die einem begegnen, als einen Brief anſieht; ſo kann man alle Gedanken, die man nach der Anſicht oder Leſung hat, als Poſtſcripte anſehen, die man ſelbſt (wie oft geſchieht) zu einem fremden Briefe macht. Wie oft würden dieſe Poſtſcripte beſſer und klüger ſeyn, als die Briefe ſelbſt; wenn nur der Poſtſcriptenverfaſſer immer beſſer und klüger wäre, als der Briefſteller! — Lichtenberg war ohne Zweifel in dieſem Genre der größte Meiſter; nicht blos in den Poſtſcripten, die ſeine Laune z. B. im Charakter der literariſchen Mägde, erdichtete, ſondern die er in allem Ernſt (oder in allem Spaß) ſelbſt, in eigner Perſon machte, und welche die Herausgeber ſeines Nachlaſſes unter dem Titel Bemerkungen ſammleten. — Jedes Journal ſollte ein Fach für Poſtſcripte anlegen, und es denen, die eben nicht Luſt haben, einen ganzen Brief zu ſchreiben oder überhaupt an der Briefſcheue laboriren, zu kleinen Nachſchriften offen laſſen.

2.

Fruchtbare Unterhaltung.

Es iſt angenehm, über die Dinge (es ſeien Polizeianſtalten oder Glaubensartikel — von Moden verſteht es ſich ohnehin!) nachzudenken, die gewiß einmal, und ſollte es erſt nach hundert Jahren ſeyn, abgeſchaft oder anders eingerichtet werden müſſen. Die Unterhaltung wird um ſo pikanter, je ſpäter die Abſchaffung vorauszuſehen wäre und jemehr die meiſten Menſchen die Sache für völlig unabänderlich halten.

F.

3.

Aeußerungen der Freude über den Frieden.

Wien, den 4 October 1797. Bei der Ankunft des Fürſten von Lichtenſtein (der die officielle Friedens-Nachricht brachte) that ſich jedermann hier ſo gütlich, daß manche Lebensmittel faſt zu keinem Preiſe mehr zu haben waren. Ein Kapaun wurde mit 3 Fl. bezahlt. Man ließ daher mit Extrapoſt Federvieh und Wildpret aus Presburg holen.

Frage: Wo war größerer Patriotismus, in Wien, wo man die Kapaunen mit ſchwerem Gelde kaufte, oder in Presburg, wo man ſie ablies und entbehrte? Waren die Presburger etwa von England beſtochen, den Frieden nicht zu wünſchen?

F.

Anzeiger der Eunomia.

No. I. Januar 1802.

I. Anzeige neuer Bücher.

In Friedrich Maurers Buchhandlung ſind im abgewichenen Jahre folgende neue Verlagsbücher erſchienen:

1) **Almanach für Jünglinge, zur Unterhaltung und Belehrung auf das Jahr 1802.** Enthält: Auszug aus Gilblas Leben und Abentheuer, mit 4 Kupfern und einem geſtempelten Kalender. 8. Berlin, ſauber gebunden in Futteral 1 thlr. 16 gr.

Ebendaſſelbe ohne Kalender und Futteral, unter dem Titel: **Bibliothek für die erwachſene Jugend**, in ſaubern Einband 1 thlr 8 gr.

2) Archiv, patriotiſches, für Deutſchland, herausgegeben von **Sam. Chr. Wägener** (Verfaſſer der Geſpenſter.) 2ten Jahrg. 1ſtes bis 3tes Quart. mit Kupf. 8. Berlin. Der ganze Jahrgang 4 thlr.

3) Contes moraux pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse à l'usage des enfans avec des notes explicatives. I. Cah. 8. Berlin 8 gr.

4) **Durch Schaden wird man klug.** Einhundert und dreißig Geſchichten aus der wirklichen Welt. 8. Berl. 14 gr.

Auch unter dem Titel:

Die Schule der Erfahrung. Der neuen umgearbeiteten Ausgabe 2ter Theil.

5) **Gebhard's, J. G.**, gekrönte Preisschrift über den Einfluſs **Friedrichs des Zweiten** auf die Aufklärung und Ausbildung seines Jahrhunderts. Herausgegeben von der Kön. Akad. der Wissensch. zu Berlin. gr. 8. Berlin 14 gr.

6) **Geſangbuch, vollſtändiges, für Freimaurer.** Zum Gebrauch der großen National-Mutter-Loge zu den drei

Weltkugeln in Berlin, und aller Logen in Deutſchland, mit Kupf. gr. 8. Berlin 1 thlr. 8 gr.

7) **Guatimozin**, über die Welt, die Erde und den Menſchen. Kosmologiſches Lehrbuch zum Unterricht ſeines Sohnes. Aus dem Mexikaniſchen von **Heinrich Rittner**. Mit einer Vorrede von dem Königl. Prof. der Aſtronomie zu Berlin, Hrn. Joh. El. **Bode**. gr. 8. Berl. 1 thlr. 6 gr.

8) **Hausfabrik, neue, für Frauenzimmer**, in Briefen einer Schleſiſ. Hausmutter an eine junge Dame auf dem Lande; erſter Band, enthaltend eine vollſtändige Anweiſung zum Anbau und zur weitern Bearbeitung des Flachſes und ſeiner Stellvertreter, wie auch zum Spinnen, Bleichen, Weben und Färben der Leinwand, des Damaſtes u. ſ. w. Mit 6 Kupfertaf. gr. 8. Berl. Auf Druckp. 1 thlr. 12 gr. auf engl. Druckp. 1 thlr. 18 gr.

9) **Jagdreglement** zum Nutzen und Vergnügen froher Jagdgeſellſchaften. 8. Berlin 2 gr.

10) **Die Jubelfeier der Hölle**; oder Fauſt der jüngere. Ein Drama zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, mit Kupf. 8. Berlin 16 gr.

11) **Mathy**, Doct., Briefe über wichtige Gegenſtände der Therapie, 1ſte Samml. mit Kupf. 8. Berlin 1 thlr.

12) **Neumann**, J. S. B., über die Fieber und Fieberkuren in chemiſcher Hinſicht. 8. Berlin 4 gr.

13) **Preisſchriften**, zwei, über den Dünger und deſſen Stellvertreter, zu vortheilhafter Benutzung beim Ackerbau. Herausgegeben von der Königl. Akad. der Wiſſenſchaften zu Berlin, gr. 8. Berlin 7 gr.

14) **Reiſe**, meine, nach **Frankreich**, in den Jahren 1800 und 1801. Von **Ludwig Selbiger**. Erſter Theil, mit Kupf. 8. Berlin 1 thlr. 4 gr.

15) **Rohlwes**, J. N., Magazin für die Thierarzneikunde, oder Beobachtungen, Verſuche und Erfahrungen über die innerlichen und äußerlichen Krankheiten der Pferde und des Hornviehes, 3ten Jahrg. 1ſtes bis 4tes Quart. mit Kupf.

8. Berl. Der ganze Jahrg. auf Schreibp. 1 thlr. 12 gr. und auf Druckpap 1 thlr. 4 gr.

16) Schloſſers, Ad., lateiniſche Sprachlehre. Zum Gebrauch der Königl. chirurg. Pepiniere zu Berlin und aller angehenden Aerzte und Wundärzte. gr. 8. Berlin. Auf Druckpap. 18 gr. und auf engl. Druckpap. 20 gr.

17) Schmidts, Klamer, die Landpfarrerinn. Eine elegiſche Dichtung, mit Kupf. 8. Berlin 8 gr.

18) v. Soden, Jul. Reichsgr., Pſyche, ein Mährchen in vier Büchern. Ein Verſuch zur Erklärung der Mythen des Alterthums, mit Kupf. 8. Berlin 20 gr.

19) Die junge Stickerinn. Ein Taſchenbuch für Frauenzimmer zur Uebung im Sticken und Malen, aufs Jahr 1802, mit 15 ausgemalten und 15 ſchwarzen Kupfertafeln, und einer ausführlichen Anweiſung zur Stickerei, von C. A. Hirſchmann, Taſchenf. Berlin, in einem buntfarbigen Kupferumſchlag, ſauber geb. mit Futteral 1 thlr. 12 gr.

Ebendaſſ. auf Velinpapier, mit einem in Seide geſtickten Modelblatt, eben ſo geb. 2 thlr. 8 gr.

Ebendaſſ. in Atlas geb. 3 thlr, 20 gr.

Derſelben erſte Abtheilung aufs Jahr 1801. Taſchenform. ebenfalls ſauber geb. im Futteral 1 thlr. 12 gr.

Daſſelbe auf Velinpapier, mit einem in Seide geſtickten Modelblatte, eben ſo gebunden 2 thlr. 8 gr.

Ebendaſſelbe in Atlas gebunden 2 thlr. 20 gr.

20) Taſchenbuch für junge Zeichner auf das J. 1802. Ein Neujahrsgeſchenk für gute Kinder. Nach dem engliſchen Werke: the compleat drawing-book bearbeitet, mit einigen Blättern vermehrt von C. A. Hirſchmann, Taſchenform. mit 28 Kupfertaf. Berlin, ſauber gebunden, mit Futteral 1 thlr. 8 gr.

Ebendaſſ. auf Velinpapier gedruckt, mit vier gemalten Landſchaften vermehrt, eben ſo gebunden 1 thlr. 16 gr.

21) Unterricht, vollſtändiger, zum Anbau und zur weitern Bearbeitung des Flachſes und ſeiner Stellvertreter ꝛc. Siehe: Neue Hausfabrik für Frauenzimmer 1ſter Th.

22) **Wageners, Sam. Chr., Neue Geſpenſter**, Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit, 1ſter Theil, oder der Geſpenſter 5ter Theil mit Kupf. 8. Berlin 1 thlr. 8 gr.

23) **Zöllners, Joh. Friedr., Predigtentwürfe für das** Jahr 1801. gr. 8. Berlin 1 thlr. 4 gr.

In meinem Verlage iſt ſo eben erſchienen, und bei **Blothe** und Comp. in Dortmund, ſo wie in allen Buchhandlungen zu haben.

Kindlinger (Nicolaus) **Geſchichte der Familie und Herrſchaft von Vollmeſtein.** Ein Beitrag zur Geſchichte des Bauern- und Lehnweſens und der Staatsverfaſſung. Zweiter und letzter Band, welcher die Urkunden enthält. 8.

Soden (**Julius Reichsgrafen von**) **der franzöſiſche Merkur**, 2r Jahrgang 1s Heft. Der Jahrgang von 9 Heften komplet, wovon alle ſechs Wochen ein Stück mit farbigem Umſchlag erſcheint, koſtet 5 Rthlr. Sächſiſch.

Osnabrück, den 20. November 1801.

Heinrich Blothe,
Buchhändler.

So eben iſt in meinem Verlage **von** folgender **Schrift eine zweite Auflage erſchienen:**

Möller (**Commiſſionsrath und Bürgermeiſter**) **die einträglichſte** Art, den Hopfenbau mit Erſparung vieler Stangen, **oder durch gänzliche Entbehrung** derſelben, **noch wohlfeiler anzulegen. 8.** 6 Gr.

Die geſchwinde Abſetzung der erſten Auflage iſt wohl hinlänglich zur Empfehlung. Indeſſen will ich hier noch einige Worte aus der Vorrede des Herrn Verfaſſers anführen:

> „Meine den Hopfenbau betreffende Schrift iſt lediglich
> „das Reſultat eigener Verſuche, wovon man die Beweiſe
> „in ſolchen Bemerkungen und Gedanken finden wird,
> „davon andere Schriftſteller nichts erwähnt haben.“

Von dieſem nämlichen Herrn Verfaſſer iſt ebenfalls in meinem Verlage erſchienen:

Abhandlung über das Gefährliche des Haushaltungsgeſchirrs, des Bleyzinns und der irdenen glaſirten Gefäße, Weinverfälſchung, Weinvergiftung, und ſchädlichen Künſteleien bei dem Bierbrauen. Nebſt Mittel und Vorſchlägen zur Abwendung und Verhütung der Gefahren. 8. 4 Gr.

Das hohe Intereſſe dieſes Werkchens für die Menſchheit reichet hin, die allgemeine Aufmerkſamkeit zu fixiren.

Beide Werkchen ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Osnabrück, im October 1801.

Heinrich Blothe,
Buchhändler und Buchdrucker.

II. Literariſche Anzeige.

Der franzöſiſche Merkur. Herausgegeben von Julius Grafen von Soden.

Von dieſem Journale iſt das erſte Stück des zweiten Jahrgangs oder dritten Bandes erſchienen, und an die Subſcribenten und Buchhandlungen abgeſchikt.

Frankreich, das in der Weltgeſchichte eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, iſt ſeit der Schreckensperiode, in Abſicht der Künſte und Wiſſenſchaften, wieder in einen glänzenden Rang getreten. Seine zahlreichen Journale und Flugblätter liefern eine Menge zerſtreuter intereſſanter Beiträge zur Sitten- Literatur- und Kunſtgeſchichte. Die wichtigſten herauszuheben, zu ſammeln und zugleich dem deutſchen Publikum eine fortlaufende Ueberſicht des Zuſtandes, der Künſte und Wiſſenſchaften dieſes Reichs zu gewähren — dies iſt der Zweck dieſer Zeitſchrift — für deſſen Werth der Name des als philoſophiſcher Schriftſteller und Dichter gleich berühmten Redacteurs bürgt.

Das zweite Stück dieſes neuen Jahrgangs iſt unter der Preſſe, und erſcheint in drei Wochen. Unvorhergeſehener Umſtände wegen konnten die Hefte des 1ſten Jahrgangs nicht ganz ordentlich erſcheinen, indeſſen da dieſe jezt aus dem Wege geräumt ſind, und auch die Redaktion in mehrere Verbindung mit deutſchen und franzöſiſchen Gelehrten getreten iſt, ſo wird künftighin alle ſechs Wochen ein Heft in unterſtehender Verlagshandlung die Preſſe verlaſſen.

Inhalt

des erſten Hefts des 2ten Jahrganges oder 3ten Bandes.

I. Innere Staatshaushaltung.

Bevölkerungszuſtand Frankreichs. Bevölkerungsliſten von 63 Departements — Neueſte Statiſtik des untern Seine Departements — Neuer Criminal-Codex — Frankreichs Zuwachs an Land und Volk ſeit 1792.

II. Tribunal- und Sittengeſchichte.

Des Miniſter Chaptals Bericht über die Organiſazion des öffentlichen Unterrichts — Herſtellung des während der Revolution geplünderten Grabmals des berühmten Kanzler Dagueſſeau — Pariſer Almanach für die Katholiken — Jean Bon, der Mutter- und Brudermörder — Herſtellung der wohlthätigen Damengeſellſchaft der Mutterliebe — Die drei neuen Brücken über die Seine — Sonderbare Ankündigung des orientaliſchen Prälaten Iſa Carus — Die falſchen Mönche vom Bernhardsberge — Die Kindermörderin zu Veſoul ohne Kind — Die Beſeſſenen zu Burgaux — Neue Gattung von Ehren-Brand-Briefen — Merkwürdiges Urtheil des Kaſſationstribunals gegen den Nachdruck, das ihn als Verbrechen erklärt.

III. Wiſſenſchaften. Wiſſenſchaftliche Nazional- und Privatinſtitute.

Austheilungen des naturhiſtoriſchen Muſäums an die Centralſchulen — Neue Organiſation der Sitzungen des National-Inſtituts — Oeffentliche Sitzung vom 15ten Germinal — Feſt des Lyceums zu Ehren Dumouſtiers.

Nekrolog. Tod des Lezay Marneſia — Nachtrag von Dumouſtiers Leben und Schriften.

IV. Erfindungen. Moden.

Neuer wohlfeiler Telegraph à nuit — Allgemeine Sprache von Cambry — Chamoulauds Tauchmaſchine — Carcels mechaniſche Lampe — Brunes wohlfeile Holzverkohlung — Vertheidigung der neueſten Kleidertracht.

V. Künſte.

Neue Methode, die Akkorde zu chiffriren — Oeffentliche Uebung des muſikaliſchen Konſervatoriums — Neues Inſtitut für Moſaik-Arbeit im Taubſtummen-Inſtitut — Neue architektoniſche Plane — Annales du musée — Kupferſtiche zu Voltairs Werken — Porträts der alten Moraliſten — Muſäum der franzöſiſchen Monumente — Allgemeiner Plan über die Siegsmonumente und Verſchönerungen von Paris ꝛc.

VI. Literariſcher Anzeiger.

VII. Theater.

Neue Stücke — Streit des Théâtre français mit den übrigen Bühnen — Merkwürdiges Schreiben des Miniſters des Innern an die Glieder des Théâtre français — Andere Spektakles — Société olympique — der berühmte Luftſpringer Furioſo u. ſ. w.

VIII. Anekdoten. Miszellen.

Diſtrakzionen franzöſiſcher Journaliſten — Lottokaballiſtik — Die Drillinge zu Toulon — Die große Steckrübe — Das Gemälde von der Schlacht von Nazareth.

Dieſem Inhalte zufolge wagt man daher die Behauptung, daß dies in ſeiner Art einzige Journal der Erwartung des Publikums entſprechen, daß es mehr als einen ephemeren Werth enthalten, und daß es keinem Deutſchen entbehrlich ſeyn wird, der für Künſte, Wiſſenſchaften, und die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit Sinn, Gefühl und Intereſſe hat.

Man kann ſich darauf abonniren:

1) bei allen löbl. Poſtämtern in- und außerhalb Deutſchlands;

2) In allen Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comtoiren,
„welchen die unterzeichnete Verlagshandlung die gewöhn„lichen Vortheile bewilligen wird; dagegen aber auch er„wartet, daß der Ladenpreis nicht erhöhet werde.

3) In allen ſoliden Buchhandlungen, für welche ich von hier aus die Verſendung alle 6 Wochen pünktlich franco Leipzig und Frankfurt am Main beſorgen werde.

„Zur Erleichterung der Speditionen und der Fracht zeige „ich hierbei an, daß in Leipzig beim Buchhändler Gottfr. „Graſſe, und in Frankfurt am Mayn beim Buchhändler „Guilhauman eine Hauptniederlage gemacht worden iſt.

Ich erſuche daher jeden Liebhaber, ſich mit Beſtellungen des Journals an ſein Poſtamt, Zeitungs-Expedition, oder die ihm nächſte Buchhandlung zu wenden.

Man kann zu jeder Zeit im Jahre darauf abonniren; nur macht man ſich immer dabei auf den ganzen laufenden Jahrgang verbindlich, weil dieſer nicht vereinzelt werden kann

Wer abgehen will, muß dafür ſorgen, daß es der Verlags-Handlung ein Vierteljahr vor dem Schluſſe des Jahrganges bekannt gemacht werde, weil ſpäter keine Aufſagung ſtatt findet.

Jedem Hefte iſt ein beſonderes Intelligenzblatt beigefügt, das ſowohl Schriftſtellern und Buchhändlern, als auch Künſtlern ꝛc. zu Bekanntmachung ihrer Neuigkeiten, gegen Bezahlung der Druckkoſten von 6 Pfennigen oder einen halben Groſchen für jede Zeile offen ſteht.

Für ſchönes Papier und guten korrekten Druck, ſo wie für die promteſte Spedition der Hefte von 6 zu 6 Wochen wird unterzeichneter Verleger ſorgen.

Osnabrück, den 10. November 1801.

Heinrich Blothe,
Buchhändler und Buchdrucker.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

Februar 1802.

I.

Die Ruſſiſche Schaukel.

Fragment aus einem noch ungedruckten Roman:
Henriette Bellmann.

Von
August Lafontaine.

Ein Paar Tage nach Rudolphs Abreiſe, gerade an des Lieutenants Geburtstage, bekam der Einnehmer einen Brief. Er ſah, wie er es immer that, die Aufſchrift an, um zu errathen, von wem der Brief käme. „Ich kenne die

Hand," ſagte er zu dem Lieutenant, „und kenne ſie auch nicht. . . . Curios! ich wollte darauf ſchwören, daß ich tauſend Briefe von der Hand gehabt hätte: ſo bekannt iſt mir jeder Zug, und . . ." — Jetzt ſah er das Siegel an, wollte es mit einer ſehr haſtigen Bewegung abreißen, legte aber zögernd den Brief unerbrochen vor ſich auf den Tiſch, und betrachtete ihn nachdenkend.

Weißt du nun Bruder . . .?

„Ja, ich weiß, von wem er iſt," ſagte der Einnehmer mit einem Seufzer. „Wenn ich nur erſt wüßte, was er enthielte!" — Er ſtand auf, ging unruhig im Zimmer auf und nieder, und warf von Zeit zu Zeit ſehr ernſte Blicke auf den Brief, der noch immer uneröffnet da lag.

Der Lieutenant ſah abwechſelnd den Brief und ſeinen Bruder ängſtlich an. Was kann es denn nun ſeyn! ſagte er ſcherzend, um ſeinen Bruder heiterer zu machen. Ein Brandbrief iſt es gewiß nicht!

„Das kannſt du ſo beſtimmt nicht ſagen. Doch — er enthalte, was er wolle: den heutigen Tag ſoll er mir nicht verderben." (Er warf den Brief auf den Schreibtiſch.) „Ich will einmal thun, als wäre ich ein Miniſter, und das da eine Supplik oder ein Bettelbrief."

Den ſollte ein Miniſter nicht ſo wegwerfen, lieber Bruder! . . . Wenn ich bedenke, daß wohl mancher ſolcher Brief mit ſchwerem Herzklopfen, mit bebender Hand, und mit verzagender Seele geſchrieben werden mag: o! ſo ſollte ein Miniſter, oder auch ein König, einen ſolchen Brief nicht in die Ecke ſchleudern. Und, Bruder — wenn nun ein verzagendes Herz, eine bebende Hand auch den da geſchrieben hätte! —

Der Einnehmer erbrach den Brief. „Bruder,“ ſagte er, indem er es that; „wenn wir heute Abend nicht froh, oder gar noch etwas Schlimmeres ſind, ſo — vergieb mir. Ich für mein Theil darf nicht klagen.“ Er überlief den Brief mit fliegenden Blicken, ſchlug ihn ſchweigend wieder zu, und ſagte leiſe: „den Inhalt weiß ich; die einzelnen Worte und die kleinen Dornen darin will ich mir morgen in's Herz drücken. Für heute iſt es genug. Ich wünſchte, der Brief wäre einen Tag ſpäter gekommen; denn . . . denn, Bruder,“ — ſetzte er in großer Bewegung hinzu — „er hat mit einer Feuerhand in mein Gewiſſen gegriffen!“

Der Lieutenant ſprang auf. Lieber Bruder! nein, nicht mit einer Feuerhand. Die iſt, Gott Lob, bei deinem Gewiſſen nicht nöthig.

„Mit einer Feuerhand, ſag' ich dir noch einmal. Ich wünſchte, der Brief wäre erſt morgen gekommen; denn nun kann ich heute nichts als ſeufzen.“

Ich kenne dich, Bruder. Von Jugend auf haſt du übertrieben, wenn du auch nur eine Kleinigkeit gethan hatteſt, die du für nicht recht hielteſt. Doch wäre dies Mal auch mehr daran, ſo dank' ich doch Gott, daß der Brief heute gekommen iſt; denn könnte nicht — was Gott verhüten wolle! — dieſer Tag dein letzter ſeyn? Vielleicht giebt es etwas gut zu machen, und nun könnteſt du noch heute mit mir reden. Bruder, du weißt ja: was ich habe und vermag, das gehört dir. Ich gebe es dir freudig, und ſollte ich auf deinem Grabe verhungern.

„Ach! es giebt viel gut zu machen, Bruder! — Wenn du Zeit haſt — ich wäre meine Schuld gern einmal ganz vom Herzen los. Du haſt etwas errathen; aber du weißt nicht Alles.“

Nur nicht heute! oder lieber gar nicht, Bruder! Iſt es eine Schuld, ſo mache ſie im Stillen mit Gott und deinem Gewiſſen ab. Ich — du weißt wohl, wie ein Fremder in einem ſolchen Falle iſt — ich könnte leicht zu hart ſeyn; und die Härte eines Bruders würde doppelt weh thun.

„Hart? Du, Bruder? gegen mich? Stehen dir nicht jetzt ſchon Thränen in den Augen? . . . Laß ſie fließen, Bruder, ob du gleich Soldat geweſen biſt.“

Bruder, es würde mir durch die Seele gehen, wenn ich ſagen müßte: da warſt du einmal nicht gut! Und heucheln? dürfte ich das? Sag mir lieber nichts.

„Ich will es überlegen, Bruder. Aber ich denke, ich habe dich nöthig; denn ... Doch kein Wort mehr. Morgen! morgen!“

Am folgenden Morgen erzählte der Lieutenant beim Frühſtück der Einnehmerin und Wilhelmen alles, was er nur Gutes von ſeinem Bruder wußte, und zum Schluſſe jeder kleinen Anekdote ſagte er: bezeuge du mir ſelbſt, lieber Bruder, daß ich die Wahrheit rede.

„Hm! ja!“ erwiederte der Einnehmer: „wie ein Advokat, der einen zum Tode Verurtheilten defendirt; der ſucht Alles hervor, was an dem armen Menſchen Gutes iſt, und weiß es wohl obendrein zu vergrößern.“

Der Lieutenant ließ ſich nicht irre machen, und fuhr mit den Lobreden auf ſeinen Bruder fort. Als aber die Frau vom Hauſe an ihre Geſchäfte gegangen und Wilhelm auf das Feld geritten war, ſagte der Einnehmer: „nach den Feierkleidern, mit denen du mich ausgeputzt haſt, ſoll es mich wundern, wie du die Lumpen finden wirſt, in denen ich mich dir jetzt zeigen werde.“

Wie ein Feierkleid, Bruder; bei dem höchſten Gott! wie ein Feierkleid. Ich habe dieſe Nacht kein Auge zugethan, lieber Fritz. Da ging ich denn einmal deinen Lebenslauf durch, und wunderte mich, daß, bei aller Heftigkeit deines Temperaments, deiner Leidenſchaften, ſo wenig Böſes auf deine Rechnung kommt. Ich war von Natur lenkſamer, geduldiger, kälter, ruhiger als du. — Nun, ſo erzähle.

„Rede, was du willſt. Ich weiß am beſten, daß ich oft wie der Phariſäer ſagte: ich danke dir, Gott, u. ſ. weiter; wenn du an deine Bruſt voll Milde und Güte ſchlugſt. Aber laß das, und höre zu. Als ich dich in Minden beſuchte — wir hatten einander ſechs Jahre lang nicht geſehen —“

O, ich weiß! Es war ein ſchöner Augenblick, als du in das Zimmer trateſt, und mir um den Hals fieleſt! So etwas vergeſſe ich nicht.

„Weißt du auch noch, daß du mir deine Börſe aufzwangſt, ob ich gleich damals Geld vollauf hatte? Nun ſieh! auf der Rückreiſe — ich wußte nicht, was ich mit dem Gelde anfangen ſollte — treibt mich, der Himmel mag wiſſen, welcher Engel, in das Wilhelmsbad. Ich war ein glatter Burſche, maß zehn Zoll, und ...“ —

Bruder, ich will dich nicht loben; aber ich weiß wohl noch, daß alle Mädchen hinter dir her ſahen.

„Das wußte ich, Bruder, und mehr, als ich es hätte wiſſen ſollen. Ich war gut gekleidet, und hatte eine volle Börſe. So kam ich im Bade an. Es war zu Anfange der Brunnenzeit, als ſich eben noch nicht ſehr viele Fremde eingefunden hatten. Ich machte gleichſam meinen erſten Ausflug, und kam nun gleich in die große Welt. Ein Paar Tage trieb ich mich ſehr langweilig in den Alleen auf und nieder. Dann gerieth ich eines Abends zu einem Italiäner, und traf da einen Tiſch voll Domherren, Edelleute und ſo weiter, und mitten unter ihnen eine junge Italiänerin, die Tochter eines Schauſpiel-Direktors. Das Mädchen war ſchön, ſehr verführeriſch gekleidet, und in ihrem ganzen Betragen ſo frei, als ich bis dahin noch nie ein Mädchen gefunden hatte. Die Herren mit ihrem heitern, ungezwungenen Weſen zogen mich an; ich glaubte jetzt zum erſten Male Menſchen von feinen Sitten zu ſehen. Anfangs machte mich das ein wenig verlegen. Indeß — du wirſt dich ja erinnern, wie ich damals war: ich ſtimmte in den Ton ein, den ich hörte, und kam bald weiter, als die Herren ſammt und ſonders. Man fing an mich zu bemerken, und dann auszuzeichnen. Ich überließ mich meiner tollen Laune, die, wie du weißt, . . .“ —

Ich habe dich immer lieber ohne dieſe Laune geſehen, ſo ſehr ſie auch die meiſten Menſchen für dich einnahm.

„Auch fühlte ich mich ohne dieſe Laune immer beſſer; ich war aber eitel. — Nun, wir ſpielten, ſangen, und tranken Punſch. Dieſes für mich ganz neue Leben, beſonders in Geſellſchaft eines ſo freien und ſchönen Mädchens, ſpornte mich; und nicht lange, ſo äußerten viele Herren, ſie hätten nie einen Menſchen geſehen, der ſo witzig und ſo voll guter Laune wäre, wie ich. Für den nächſten Tag lud ein junger Graf die ganze Geſellſchaft zu einer Fete ein; und es verſteht ſich, auch mich vor allen Andern: denn die Signora — ich habe wahrhaftig vergeſſen, wie ſie hieß — war die ganze Nacht hindurch äußerſt artig, ohne alle die üble Laune, von der ſie ſonſt oft geplagt wurde: und ſie geſtand ganz offen, daß ich die Urſache davon wäre. Sie bat mich und ihren Liebhaber, daß wir ſie morgen abholen möchten. Am folgenden Tage ſchlenderte ich, ein Kleinſtädter, ein Menſch, der ſich kaum in ſeinem Familienzirkel zurecht finden konnte — ich ſchlenderte mit dem ſchönen, ſo prächtig und lockend gekleideten Mädchen am Arm, durch die Allee, und mußte nun natürlicher Weiſe die Augen der ganzen ſchönen Welt auf mich ziehen, da ſich die Signora nur von den reichſten und vornehmſten jungen Herren führen ließ. Wir brachten den Tag auf einem nahen Landhauſe zu, wo wir ſangen, ſpielten, und Eine tolle Poſſe über die andre trieben. Wäre ich nicht witzig geweſen, die Eitelkeit hätte mich dazu gemacht. Die ſchöne Signora erklärte mir hundertmal, ich ſey höchſt liebenswürdig; und ich nahm das ſo lachend, ſo fröhlich auf, als ob es mir alle Tage geſagt würde. Der erklärte Liebhaber ließ eine kleine Eiferſüchtelei merken. Ich nahm aber einen kalten, ſtolzen Ton an, und machte ihn dadurch furchtſam. Die Signora hatte irgendwo Rappiere bemerkt. Ich möchte doch wiſſen, ſagte ſie lachend, indem ſie auf die Rappiere zeigte, wer Sieger geworden ſeyn würde. Faſt alle fochten mit mir, und faſt alle wurden entwaffnet. Bei lautem Muthwillen zog der bacchantiſche Schwarm am Abend ſpät wieder nach dem Bade zurück. Ich fand ein ſolches Leben unter Vornehmen, wie faſt jeder junge Menſch, ſehr angenehm und ehrenvoll.“

Ich hoffe, Bruder, du haſt es nur einige Tage lang ſo gefunden; denn nachher, Bruder, —

„Ja, nachher! Als ich zwölf oder ſechzehn Jahre älter war, da fand ich es freilich nicht mehr ſo. Damals aber?... Es war mir ſehr ſchwer vorgekommen, ſo, und mit Anſtand, zu leben; und ich fand mich ſo leicht hinein. Das ſchmeichelte mir, und ich ging in der Allee recht ſtolz auf und nieder. Die Signora, die, als Fremde, als Schauſpielerin, und als ein ſo reitzendes Mädchen, ſehr viel Aufſehen machte, nahm Morgens, in der leichteſten Kleidung, wenn ſie den Brunnen trank, meinen Arm. Daß ich nach dieſer Auszeichnung ihr erklärter Liebhaber, und erſtaunlich reich ſeyn mußte, verſteht ſich. Jetzt erwies man mir die Ehre, ſich in der Stille nach mir zu erkundigen. Mein Wirth, der bald einen Grafen, bald einen Baron zu mir kommen ſah, glaubte, ich könnte unmöglich ein Bürgerlicher ſeyn, und machte mich zu einem Baron Rautenbach. Nicht lange, ſo wurde ich allgemein ſo genannt, und — ich ſchwieg zu dem Irrthume."

Der Lieutenant ſchlug eine Mücke an ſeiner Wade todt, um nur nicht aufſehen zu dürfen.

„Ich ſpielte ein paarmal hohes Spiel, und gewann ganz außerordentlich, — vielleicht, weil man mich gewinnen laſſen wollte, um mich nachher auszuplündern."

Die verwünſchten Mücken! Ich muß nur rauchen! ſagte der Lieutenant, und ſtopfte ſich eine Pfeife.

„Rauche nur, Bruder! Es kommen bald Mücken, die du nicht wegrauchen wirſt. — Ich hatte nun Geld, noch länger im Bade zu bleiben, und blieb. Die Italiänerin wußte ſehr wohl, daß ich kein Edelmann war. Sie hatte mich beſtimmt nach meinem Vater gefragt, und lügen, Bruder, konnte ich nicht."

Siehſt du? Fahre nur fort! Das dacht' ich wohl!

„Aber ich ſchämte mich wahrhaftig, daß ich es nicht konnte. Die Signora lächelte bei meiner offenherzigen Antwort. Sie ſchien das Geſtändniß als ein Vertrauen anzuſehen, das ich ihr allein bezeigte; oder — es iſt auch wohl möglich, daß ich es ſo ſtellte."

Nein, nein! Sie nahm es nur ſo: denn was hätte dich bewegen ſollen . . . ?

„Viel, ſehr viel. Doch laß das! Sie lächelte, drückte mir die Hand, und ſagte mit muthwilligen Augen: mein ſchöner Herr, jetzt fange ich an, Sie zu errathen. — Von dieſem Augenblick an war ſie ſo vertraulich gegen mich, als wüßte ſie alle meine Geheimniſſe. Sie hütete ſich wohl, bekannt zu machen, daß ich kein Baron wäre. Ich wußte, daß ſie mich für einen Avanturier hielt, und fand das luſtig. Ein Inkognito gefällt ja den meiſten jungen Leuten.“

Hm! hm! brummte der Lieutenant. Du warſt ein junger Menſch, und machteſt deine erſte Ausflucht.

„Ich hatte von nun an Erlaubniß, ſie zu jeder Tageszeit zu beſuchen, und ſie verſicherte mir, daß ſie mich bei allen Planen, die ich etwa haben könnte, unterſtützen würde, verſprach ſich aber daſſelbe auch von mir. Endlich ließ ſie mich in ihre Karte ſehen, und ich fand ihr Spiel ſehr verächtlich. Es war darauf angelegt, einen reichen Mann zu plündern, und ich ſollte den Bravo, den Komödien-Bruder, machen. Als mir die Augen aufgingen, regte ſich mein ganzer Stolz. Ich machte mich zu jedermanns Verwunderung auf einmal gänzlich von ihr los.“

Gott Lob, Bruder! Gott Lob! Ich habe wie auf Kohlen geſeſſen. Deine Erzählung ſtach ärger als tauſend Mücken.

„Es war mein Triumph, daß ich ſie demüthigen konnte; und dabei, weißt du wohl, iſt nicht viel zu triumphiren. Der Bruch fiel in einer zahlreichen Geſellſchaft vor, und die ganze Scene war ſo, daß über die Art meines Umganges mit ihr kein Zweifel übrig blieb. Es wurde bekannt, und man dichtete mir nun einen Plan an, an den ich gar nicht gedacht hatte. Man ſagte, ich wäre in das Bad gekommen, um einen betrogenen Freund an der Buhlerin zu rächen; ich hätte ſie in ihrem eigenen Netze gefangen, und ſie dann abgewieſen. Die Signora ſprengte nun aus: ich wäre ein

Spieler, ein Bettler, ein weggelaufener Bedienter. Man lachte darüber; denn ich ſpielte nicht mehr, bezahlte richtig, war oft ſogar freigebig, und zeigte im Geſpräche Kenntniſſe, die eine gute Erziehung vorausſetzten. Genug, ich machte Aufſehen; und nun — Ich bedaure dich, Bruder! Aber lehrreich iſt meine Begebenheit; Wilhelm ſollte ſie hören!“

Das verhüte Gott, lieber Fritz! Du warſt ein junger Menſch; das iſt es.

„Eben darum. — Nun hüllte ich mich abſichtlich in ein geheimnißvolles Dunkel, und wurde bald zu Geſellſchaften gezogen, in die ich während meines Umganges mit der Buhlerin nicht hatte kommen dürfen. Man ſuchte mich auszuforſchen; ich freute mich aber, daß ich ſchweigen konnte. — Eines Tages beſuche ich einen öffentlichen Garten, der erſt dieſes Jahr zum Vergnügen der Badegäſte eingerichtet war, und der heute eingeweihet wurde. In einer Gegend des Gartens ſehe ich eine Menge junger Leute vor einer hohen Maſchine, die ich nicht kenne. Ich frage den Wirth, was das ſey; und er antwortet mir: eine Ruſſiſche Schaukel. — Wie iſt es denn damit? fragt ein junges Mädchen. Der reine, ſilberhelle Ton ihrer Stimme macht mich aufmerkſam, und ich ſehe eine edle, ſchlanke, ſchöne Geſtalt, mit ſchwarzen funkelnden Augen, und einer unbeſchreiblichen Hoheit in der Stellung. Sie war mir noch nicht zu Geſichte gekommen, und ich konnte nicht aufhören, ſie anzuſtaunen. Von allem, was der Wirth ihr ſagte, um ihr den Gebrauch der Maſchine zu beſchreiben, hörte ich auch nicht Eine Sylbe; ich ſah nur ſie, wie ſie bald auf den Mann, bald auf die Schaukel blickte, die jetzt von ein Paar Leuten in Bewegung gebracht wurde. Du kennſt wohl eine ſolche Maſchine nicht, lieber Bruder. Es iſt ein großes Rad, etwa von zwanzig Fuß im Durchmeſſer, worin vier bewegliche Sitze hangen, die mit dem Rade hinauf und wieder herunter ſteigen. — Niemand von den Anweſenden hatte je eine ſolche Schaukel geſehen, und alle fürchteten ſich, einen Verſuch damit zu machen. Der Wirth, der nun beſorgte, daß er von ſeiner Schaukel keinen Vortheil haben würde, trat zu mir heran, und ſagte leiſe: Sie wagen es wohl zuerſt, Herr von Rantenbach. O, wenn ſich doch auch ein Frauenzimmer dazu entſchlöſſe! Ich blickte auf das ſchöne Mädchen, und lächelnd ſagten wir Beide zu gleicher Zeit: da iſt ja nichts zu wagen! — Nun führte ich das Mädchen zu dem einen Sitz, und ſie ſtieg ohne Zögern hinein. Der Wirth wollte anfangen, ihr zu erklären, warum es gar nicht gefährlich wäre; ſie ſagte aber: ich kann ja ſehen! Der Sitz iſt beweglich; das Rad drehet ſich, und der Sitz mit. Fangt an! — Als ſie oben war, ſtieg ich in den Sitz gerade unter ihr. Alles klatſchte uns Beifall zu. Wie kindiſch man doch in der Jugend iſt, Bruder Lieutenant! Und, die die Wahrheit zu geſtehen, ich bin noch jetzt ein Kind: denn die Erinnerung an das Klatſchen macht mir noch immer Vergnügen. Als ich oben war, beugte ich mich über die Lehne, um meine Dame zu ſehen. Sie blickte zu mir hinauf, nickte mir lächelnd zu, und rief: „wie ſtolz!“ — Wie beſcheiden! rief ich hinunter. „Ich ſteige!“ ſagte ſie; und ich: ſehr grauſam! gerade, wenn ich ſinke! — Noch drehete ſich das Rad langſam. „Fangen Sie!“ rief ſie jetzt oben, und warf mir eine Roſe durch das Rad zu. Nun flog das Rad ſchneller. „Mir wieder!“ rief ſie; ich antwortete: das Rad fliegt zu ſchnell; ſie würde auf den Boden fallen.“

„Nun jagten wir uns in einem ſteten Kreiſe, und es war, als ob die ganze Gegend vor uns tanzte. Endlich rief ſie, man möchte anhalten. Wir ſtiegen aus; und jetzt, da wir das Beiſpiel gegeben hatten, war die Schaukel unaufhörlich in Bewegung. Alles umringte ſie jauchzend; wir Beide ſtanden entfernter, und ſahen ernſthaft auf das Rad. — „Hören ſie nur das fröhliche Jauchzen!“ ſagte ſie; „gerade, wie Kinder.“ — Oder wie Menſchen. (Sie ſah mich erwartend an.) So nahe bei einander, fuhr ich fort; und doch nicht erreicht! Gerade, wie im Leben; auch die beſten Menſchen ſuchen einander oft unabläſſig, und erreichen ſich nicht eher, als wenn ſie aus dem Rade des Lebens ſteigen. — „Ei nun!„ erwiederte ſie lächelnd; „man muß ſich begnügen. Auf irgend eine Art erreicht man einander doch wohl, und ſollte es auch nur durch Blicke, durch ein Paar ſchnelle Worte, oder eine Blume ſeyn, die man einander zuwirft. Gerade, wie Menſchen, ſagten Sie? Ich dächte, auch wie das Glück der Menſchen: es ſinkt und ſteigt. Doch wäre Stillſtand das Uebelſte von allem. Denn — warum lieben faſt alle Menſchen die Gefahr? Warum hat der Schwindel auf einer Höhe etwas Angenehmes bei allem Unangenehmen?„ — Hat er das?

fragte ich; mich hat nie geſchwindelt. Ich bin auf Bergen erzogen. . . . Aber doch wollen alle Menſchen die Ruhe. — „Nur die Ruhigen nicht. Man will nichts als Wechſel!“ erwiederte ſie mit ernſter Hoheit. — Das ſollten Sie wenigſtens lachend ſagen, um einen Scherz daraus zu machen: denn es ſpricht eben nicht für den Menſchen. — „Nein! Aber ſollte es des Menſchen Schuld ſeyn, wenn er nichts feſt halten kann, nicht Freundſchaft, nicht Haß?“ — — Auf einmal rief man bei dem Rade, und wir gingen näher. Drei Paare hatten drei Sitze eingenommen; der vierte war noch leer, und man bat uns, hinein zu ſteigen. Ich blickte meine Begleiterin an. Sie ſagte: „er iſt ſehr enge!“ — Wohl wahr! erwiederte ich ſcherzend, mit einer Anſpielung auf unſer Geſpräch: aber dennoch wäre ſo das Leben ſchöner. Sie lächelte und ging einen Schritt näher. Ich nahm das für Einwilligung, und führte ſie an den Stuhl. So wie wir ſaßen, wurde das Rad in Bewegung geſetzt. Sie hielt ſich, weil ſie ſo wenig Raum hatte, an der Lehne, und ich umfaßte ſie, daß ſie nicht hinaus fallen könnte. Es entſtand ein Gelächter bald unter, bald über uns; ſie ſah ernſt vor ſich hin. Ich hielt ſie noch immer umfaßt, betrachtete ſie von der Seite, und fand in jedem Augenblicke mehr, daß ſie außerordentlich ſchön war. Als man anhielt, und wir ausſtiegen, ſagte ich unbeſonnen: ſehen Sie! ich hielt ſie feſt, ganz feſt, bis das Rad des Lebens ſtand. — Sie warf einen ſchnellen Blick auf mich. Ich erröthete; doch in ihrem Geſichte ſah ich weder Verdruß noch Lächeln. Sie ging jetzt auf eine bejahrte Frau zu, die ſich ihr durch einen Bogengang näherte. Als ich ihr nachher begegnete, grüßte ſie mich freundlich, wie einen alten Bekannten; und als derſelbe Fall noch einmal kam, ſagte ſie: „wir wollen eine Partie Carouſſel machen; wollen ſie mit dabei ſein?“ Ich nahm ihre Hand, und wir gingen nach der Scheibe. Sie kannte das Spiel nicht; und doch verfehlte ſie ſelten den Ring: ſo richtig war ihr Augenmaß, ſo feſt ihr Arm. Ich ſtand neben ihrem Sitze. Als ſie fertig war, überließ ſie ihren Platz einem andern Frauenzimmer, und ſetzte ſich mit mir ganz in der Nähe. Wir ſcherzten darüber, daß wir unſre Bekanntſchaft auf einem ſo wandelbaren Boden, wie die Schaukel und das Carouſſel, gemacht hätten. Sie ſetzte den Scherz mit einer ſo feinen, beſonnenen Artigkeit fort, daß ihr Geſpräch mich ſchon an und für ſich intereſſirt haben würde. „Genug,“ ſagte ſie, als ſie mich verließ, „ich liebe dieſe wirbelnden Bewegungen, und Sie werden mich oft hier im Garten ſehen.“ — Ich küßte ihr die Hand, und ging tiefſinnig, mit ihrem Bilde in meiner Seele, nach Hauſe.

„Ich kannte die große Welt zwar erſt ſeit vier Wochen, allein doch ſchon genug, um ſie in gewiſſen Augenblicken ſehr langweilig zu finden. Du kannſt mir glauben, Bruder, nicht Eins von allen Mädchen im Bade — und es waren ſehr ſchöne darunter — nicht Eins hatte nur ſo viel Eindruck auf mich gemacht, wie die Signora. Ich blieb, trotz meinem Jugendfeuer, ſehr ruhig, und wollte ſchon nach Hauſe reiſen, als ich auf einmal meine Fremde kennen lernte. Sie war ein ganz anderes Weſen! ſo erhaben, ſo edel! Genug, ſie hatte ihren eigenen Charakter. Am folgenden Morgen ſah ich ſie in dem Gewühle von Trinkenden. Ich war ein wenig ſcheu geworden; doch, ſo wie ſie mich nur bemerkte, kam ſie auf mich zu, und ging mit mir. „Dieſer Schwarm,“ ſagte ſie, mit einem Wink auf das Gewimmel von Menſchen, „ſcheint mir in der Ferne ſo intereſſant; und bin ich darin, ſo verlangt mich wieder hinaus. Ich habe ſeit drei Jahren Bäder beſucht, und glaube, der Gedanke an die Menge fremder Geſichter, und an die Unterhaltung, die ich mir von ihnen verſpreche, wird mich noch einige Jahre täuſchen.“ Wir redeten nun über Geſelligkeit, Freundſchaft, und ſo weiter. Unſer Geſpräch wurde bald vertraut, und blieb es. Drei Tage lang ſahen wir einander jede Stunde, die wir ſchicklich zuſammen ſeyn konnten. Am vierten begegnete uns die Signora. Meiner Fremden fiel die ſchöne Figur auf, und ſie fragte, ob ich ſie kennte. Ich nannte ihr den Nahmen. „So? die?“ fragte ſie lebhaft. „Sie kennen die Signora wohl genauer? Geſtern hörte ich von einem Vorfalle reden, den Sie mit ihr gehabt haben. Man ſagte, Sie hätten in einer ſehr innigen Verbindung mit ihr geſtanden. Was zog Sie ſo an?“ — Ich beſann mich einige Augenblicke: denn ich hatte darüber noch gar nicht nachgedacht. — „Wenn Sie meine Frage unbeſcheiden finden,“ fuhr ſie ſchnell fort, „ſo will ich ſie nicht gethan haben.“ Ich . . .“ —

Mir, Bruder, fiel der Lieutenant ein, ſcheint ſie das. Ein Mädchen darf ſo nicht fragen!

Mit dieſem Tone, mit dieſem ruhigen, offenen Geſichte durfte ſie es. — Hm! ſagte ich; wie ſoll ich Ihnen das nennen, was mich bei ihr anzog? Ich traf ſie in einer Geſellſchaft von Männern. Sie war faſt das einzige Mädchen darin; und dennoch betrug ſie ſich ſo frei, ſo leicht, und hielt auch die wildeſten in einer ehrerbietigen Ferne. Wenn ich mich des Eindrucks richtig erinnere, ſo war es die Selbſtſtändigkeit des ſchönen Mädchens, wodurch es mir intereſſant wurde. — „Mangel an Weiblichkeit — pflegen die Männer den ſo zu nennen?“ fragte ſie. „Ich glaube, er iſt der ſchlimmſte Fehler, den ein Mädchen haben kann.“

Richtig, Bruder, rief der Lieutenant; die Bemerkung iſt ſehr wahr!... Und was gabſt du ihr denn zur Antwort?

„Ich ſagte: wäre das Gegentheil von dem Betragen dieſes Mädchens Weiblichkeit und der Charakter des Weibes ſo hätte ich das, glaube ich, doch empfinden müſſen. Uebrigens, wie ich hier viele Mädchen kennen gelernt habe, ſo ſcheint man häufig Kraftloſigkeit, kindiſche Charakterloſigkeit mit Weiblichkeit zu verwechſeln. Doch dem ſey, wie ihm wolle: ich fühlte mich angezogen, und eben durch ihr Betragen angezogen. Mich dünkt, wahre Unſchuld iſt immer muthig. — Die Fremde lächelte mir zu. „Und was ſtieß Sie ab?“ fragte ſie, als ich ihr von meinem Umgange mit dem Mädchen erzählt hatte. — Ihr Mangel an Weiblichkeit. Sie erkünſtelte eine Unſchuld, die ſie nicht hatte, und brauchte ſie als ein Netz für ihre Eitelkeit und ihre Habſucht. Und das, dünkt mich, iſt die wahre Unweiblichkeit. „Wie?“ fragte ſie ſchnell und mit Eifer. „Wie? Ich habe Sie nicht ganz verſtanden.“ — Das Mädchen will gefallen, aber nicht bloß Einem und dem Andern, bis ſie den Einen findet, den ſie liebt. Nun will ſie nur dieſem gefallen, nur dieſem allein. Koketterie iſt die wahre Unweiblichkeit. — „So könnte man ſie auch Unmännlichkeit nennen; denn wie viele Männer ſind nicht ebenfalls kokett!“ — Die beſtrafe die kälteſte Verachtung jedes unſchuldigen Mädchens, und der Spott jedes Mannes! — „Was wäre denn aber Weiblichkeit, wenn es das nicht wäre?“ fragte ſie wieder. — Ich weiß ſelbſt nicht, woher ich die Dreiſtigkeit nahm, ihr zu antworten: das treue Herz einer Gattin, das zärtliche, das aufopfernde Herz einer Mutter! Beinahe, Bruder, hätte ich ſie in meine bebenden Arme genommen, und ihr geſagt: dein Herz, ſchönes, geliebtes Mädchen! Denn, mußt du wiſſen, wir gingen im dunkeln Gebüſch eines Wäldchens. Alles duftete da; die Nachtigallen ſchlugen, und die Zweige bogen ſich oft dicht über unſern Köpfen zuſammen. — Wir kamen aus dem Gebüſch auf eine freie Anhöhe, ſetzten uns, und ſahen in die lachende Gegend. Jetzt wurden wir ſchon ſo vertraut, daß ſie lächelte, als ich wilde Roſen von den Stauden neben uns abpflückte, und ſie ihr in das Haar ſteckte. Auf dem Rückwege ſprachen wir über unſern Charakter, unſre Erziehung, unſre Art zu denken. Wir geſtanden einander bald, daß unſre Herzen, unſre Seelen verwandt wären. Und iſt es denn nicht auch unſer Blut? ſagte ich, halb begeiſtert. — „Unſer Blut?“ erwiederte ſie befremdet, und ſah mir erwartend in die Augen. Dann ſagte ſie lächelnd: „es ſollte mir lieb ſeyn, wenn Sie eine Verwandtſchaft mit mir heraufbringen können. Laſſen Sie doch hören!" — Ich faßte ihrem Arm über der Hand. Bewegt denn nicht, ſagte ich, daſſelbe Blut dieſe Adern und dieſes Herz? Hebt nicht dieſelbe Empfindung dieſe Bruſt? Sind wir nicht Beide Menſchen, aus demſelben Stamme entſproſſen? — „Ah! ſo meinen Sie es, lieber Vetter! Uebrigens bin ich Ihnen ja ſo unintereſſant geweſen, daß Sie wohl nicht einmal meinen Nahmen wiſſen." (Ich erröthete; denn wirklich wußte ich ihn nicht.) „Richtig!" fuhr ſie lächelnd fort. „Sehen Sie, daß ich mich ganz anders um meine Freunde bekümmere. Sie heißen Rautenbach, das weiß ich ſchon." Ich gerieth in Verlegenheit. Es iſt ſeltſam! ſagte ich zuletzt; ich habe noch nicht Einmal daran gedacht, daß Sie einen Nahmen haben müſſen; und, wenn Sie mir erlaubten, Sie Couſine zu nennen, ſo brauchte ich ihn auch nicht zu erfahren. — „Ich will Ihnen meinen Nahmen recht gern ſagen, lieber Vetter. Antonie." — So hieß Ihr Vater? fragte ich ziemlich zerſtreut. — „So hieß mein Vater nicht; ſo heiße ich." Jetzt faßte ich freudig ihre Hand, und drückte ſie an meine Lippen. O, ich hätte mich gern ihr zu Füßen geworfen, um ihr zu danken, daß ſie mir erlaubte, ſie bei ihrem Nahmen zu nennen. So oft ich nur konnte, nannte ich ſie nun: Couſine Antonie. Auf dem Rückwege bat ſie mich, ſie nach ihrer Wohnung zu begleiten. Hier ſtellte ſie mich der ältlichen Frau vor, die ſie Tante nannte; und auch von dieſer wurde ich freundſchaftlich aufgenommen. Es war ein ſeltſames Verhältniß zwiſchen Antonien und ihrer angeblichen Tante, das mir die erſtere zwar, ſo viel ſie konnte, zu verbergen ſuchte, das mir aber dennoch nicht entging. Die Tante behandelte die Nichte keineswegs mit der Zärtlichkeit einer Verwandtin, ſondern mit der Ehrerbietung einer Untergebenen. Auch die Art, mit der ſich Antonie gegen ſie benahm, war gezwungen.“

Ich fürchte, Bruder, du wareſt in die Hände einer neuen und gefährlichern Signora gefallen!

„Dieſer Gedanke flog wirklich auch durch meinen Kopf; doch ſobald ich auf Antonien mit ihrem Geſichte voll edler Ruhe, voll hoher Unſchuld nur einen Blick warf, fand ich es gar nicht mehr befremdend, daß eine ſolche Tante (denn dieſe war nichts weniger als gebildet) eine ſolche Nichte mit Ehrerbietung behandelte. Indeß, Bruder, errieth ich doch aus andern Umſtänden, daß die Tante nicht die Tante war. Was aber ſonſt, das wußte ich nicht.“

Was ſonſt? Bruder, ich kenne die Welt nicht viel; aber was die Frau war, liegt ja klar am Tage. Mir wird ganz bange.

„Man fragte mich nicht, wer ich wäre, und nannte mich zutraulich: Vetter. Mir aber fiel es gar nicht ein, mich näher nach meiner neuen Couſine zu erkundigen. Traf ich die Tante einmal allein, ſo fing ich wohl ein Geſpräch an, das dahin führen ſollte; ſie wich mir dann aber bald mit der ſichtbarſten Aengſtlichkeit aus. Ich ſah deutlich, daß ſie ſich verbergen wollte. Doch Antonie nicht; die wurde mit jeder Stunde offner.“

Den Teufel auch, Bruder! Gott vergebe mir das Fluchen! Offner? Saheſt du denn nicht . . .? Fiel dir nicht ein, daß . . .

„Allerdings fiel mir eins und das andre ein; allerdings trieb der Teufel mir den Gedanken durch den Kopf, daß hier noch eine Signora wäre. Aber, Bruder, was wollte ſie mit mir? mit einem armen jungen Menſchen, der von einem Spielgewinne lebte!“

„Man hielt dich für reich, für einen Baron.“

„Nein, Bruder! Daß ich nicht reich war, wußten Tante und Nichte; und daß ſie reich waren, ſah ich aus hundert Umſtänden. — Antonie, habe ich dir ſchon geſagt, war ſehr ſchön. Die vornehmſten jungen Leute bedrängten ſich an ſie; doch nach einer Stunde Unterredung war ſie auf immer von ihnen befreiet. Sage, was du willſt, Bruder — das Ding ſah aus wie ein Geheimniß, und war auch eins, wie du bald hören ſollſt. Aber die Unſchuld hat ihren eigenen Charakter, den man wohl einen Tag lang nachahmen kann, doch nicht ganze vier Wochen. — Alle Männer ſtaunten Antonien mit bewundernden Blicken an, und alle Mädchen rümpften die Naſe über ſie: der ſicherſte Beweis, daß ſie ein Engel von Schönheit ſeyn mußte. Auch Geiſt hatte ſie; denn jeder hohlköpfige Geck nannte ſie eine Närrin, und jedes einfältige Gänschen ſchalt ſie eine Gelehrte. Und ihr Herz! ihr Herz! Viele Unglückliche im Wilhelmsbade gingen mit Vertrauen zu ihr. — Kurz, lieber Bruder, ſie war in jedem Betracht ein Engel. Ich geſtehe dir ganz offen, die Tage, die ich mit ihr umging, ſind die ſchönſten meines Lebens geweſen. Noch jetzt kann ich keine Ruſſiſche Schaukel und kein Carouſſel ſehen, ohne daß mir das Herz ein wenig ſtärker klopft; denn in der Schaukel fühlte ich meine Liebe zuerſt, und eben darin geſtand ſie mir die ihrige. — Es war ein Monat verlaufen, da fing ſie an, von ihrer Abreiſe zu reden. Ach, ich hatte ſchon ſeit vier Wochen mit Angſt an die meinige gedacht. Sie beſtimmte endlich den Tag, und ſetzte vertraulich hinzu: „unſere Trennung wird mich ſehr ſchmerzen.“ Jetzt nahm ich mir vor, ihr zu ſagen, um wie viel mehr ſie mich ſchmerzen würde, weil ich ſie unausſprechlich liebte. Aber ich war nichts, und hatte nichts, als ein Paar Arme, Entſchloſſenheit und guten Willen. Was durfte ich alſo hoffen? Bei dem allen wollte ich ihr dennoch ſagen, daß ich ſie liebte. Schüttle den Kopf nicht, Bruder! Ich konnte ſie nicht weggehen laſſen, ohne ihr mein Herz zu entdecken. — Den Tag vor ihrer Abreiſe ging ſie mit mir ſpazieren. Der Zufall führte uns an die Schaukel. „Hierin,“ ſagte ſie, „lernten wir einander kennen.“ So eben wurde das Rad angehalten. Zwei Mädchen ſtiegen aus, und wir Beide liefen zu gleicher Zeit hinzu, um den Sitz einzunehmen. Das Rad wurde wieder in Bewegung geſetzt. „Geſchwind!“ ſagte ſie, mit einem freundlichen Blicke auf mich; „laſſen Sie uns hier von Einander Abſchied nehmen, hier, wo wir uns fanden.“ Ich umſchlang ſie feſter, und ſie lehnte ſich an meine Bruſt. Abſchied? ſagte ich. O, daß ich Sie ewig ſo halten könnte, Antonie! Nie würden dieſe Arme, dieſes Herz Sie laſſen! — Sie wendete ihr Geſicht zu mir, und fragte ernſthaft: „nie?“ — Nie! wiederholte ich betheuernd; nie, Antonie! — „Nie iſt ein Wort, das der Menſch ſelten brauchen ſollte!... Ewig halten? Ich habe in der ſchrecklichſten Geſchichte erfahren, wie lange eine ſolche Ewigkeit dauert! Das liebende Weib fühlt ſein Herz zurückgeſtoßen, und ſchleppt nun die feſſelnden Ketten der Umſtände, der unglücklichen Ehe bis an den Tod." — Ich verſtehe Sie nicht, Antonie. Eins nur fühle, denke und weiß ich: daß ich, ſobald Sie nicht mehr hier ſind, unglücklich ſeyn werde! ... Wir trennen uns; aber ich werde nie aufhören, Sie zu lieben. Ach! ich liebe Sie ſchmerzlich!"

„Sie ſchwieg; aber ſie drückte die Hand, womit ich ſie umfaßt hielt, ſanft an ihre Bruſt. Ich blickte auf, und ſah, daß eine Thräne langſam über ihre Wangen rollte. Wir ſchwiegen Beide; doch ſie drückte meine Hand mit Innigkeit. Als wir ausſtiegen, ſagte ſie, mitten unter den Menſchen, die um uns waren: „und wenn ich Sie liebte, würden Sie mich nie verlaſſen?" — O, Antonie! wenn Sie mich liebten, wenn ich Ihre Liebe nur hoffen dürfte: dann folgte ich Ihnen mit Freuden in das dunkelſte Elend, in ... — „Ich liebe Sie, Rautenbach!" unterbrach ſie mich in einem feſten Tone; „ich liebe Sie wahrhaft. Mögen Sie mich verlaſſen — mein Herz wird nicht aufhören Sie zu lieben. Doch ich würde Sie hart beſtrafen, wenn Sie mich betrögen." Während dieſes Geſpräches waren wir auf das Feld gekommen. Sie ging raſch mit mir vorwärts in ein einſames Wäldchen, das um dieſe Tageszeit ſelten von jemand beſucht wurde. Hier wollte ich mich ihr zu Füßen werfen; ſie hielt mich aber, und ſagte ernſt: „In die wichtigſte Angelegenheit unſeres Lebens ſoll ſich keine täuſchende Rührung miſchen. Dieſe Stunde entſcheidet unvermeidlich über uns Beide, über unſer Schickſal. Fühlen Sie, ahnen Sie auch nur ganz von fern in Ihrer Seele, daß Sie einſt aufhören könnten, gegen mich gerecht zu ſeyn (unſere Liebe kann freilich aufhören): ſo laſſen Sie uns hier einander Lebewohl ſagen. Wir ſahen uns dann, wie zwei beſſere Menſchen, die das Schickſal auf immer trennte. . . . Sie lieben mich, ſagen Sie. Wie entſtand Ihre Liebe? Ich bitte Sie, verſchweigen Sie mir nichts." Ich erzählte ihr, was ich die erzählt habe, Bruder. Sie hörte mich anfangs lächelnd an; doch bald ſchwammen ihre Augen in Thränen, und ſie reichte mir ihre bebende Hand. „Ich wollte ruhig, ſogar kalt ſeyn," ſagte ſie mit ſanftem Weinen; „aber mein unruhiges Herz iſt mir dennoch zu ſtark! . . . Rautenbach, ich weiß, wie vergänglich die Liebe iſt; und dennoch vertraue ich ihr mein Glück — ihr, und dem Edelmuthe eines geliebten Mannes. Ich liebe Sie unausſprechlich. Weh mir, wenn ich betrogen würde!" Betrogen? Ich hob ihre Hand in der meinigen auf, und ſchlug den naſſen Blick an das Gewölbe des Himmels. Mich verlaſſe jeder Troſt, jede Hoffnung, mein eigenes Herz, der Glaube an alles Gute, wenn ich dich je verlaſſe, Antonie! — „O; ſchwören Sie nicht!" rief ſie. „Iſt Ihr Herz getäuſcht, ſo ſind Ihre Schwüre nur Luft, nur Töne, die in der Zukunft ſchmerzen! Laſſen Sie mich!" — Sie ging unter dem Gebüſch in großer Bewegung auf und ab; dann kam ſie wieder zu mir, und ſagte: „ich muß Ihnen noch erzählen, wie meine Liebe entſtanden iſt." Sie ſetzte ſich auf den Raſen, und zeigte mir eine Stelle, ihr gegenüber; ich warf mich aber neben ihr auf den Boden. Nun erzählte ſie mit jungfräulichem Erröthen, mit bebender

Stimme, niedergeſchlagenen Augen und halben Worten die Geſchichte ihrer Liebe. Ich will ſie dir erſparen; aber ſie brachte damals mein Herz in eine überirdiſche Bewegung. Ich mußte ſie umfaſſen, und — ſie ſank an mein Herz. Bruder, nichts in der Natur gleicht dem erſten Kuſſe einer reinen unſchuldigen Liebe! Meine Bruſt war ſo weit, und doch ſo voll von der unausſprechlichſten Seligkeit. Es wallte, es ſtürmte in meiner Seele; und dennoch, mitten in dieſem Sturme, ein Verſinken in die Ruhe des Himmels: der ſehnliche Wunſch, zu ſterben.

Ich, ſagte der Lieutenant erröthend, war kein Jüngling mehr, als ich ungefähr eben daſſelbe fühlte. Doch ſo oft ich jetzt daran denke, fällt mir etwas Beſſeres ein: wenn das ſchon die Erde giebt, dies vergängliche Leben, dieſes Herz von Staub; welche Empfindungen können die Menſchen in einer beſſeren Welt noch haben! Der Gedanke iſt, wie du immer ſagſt, erſchütternd. — Doch erzähle nur weiter.

„Ich fühlte ihre heißen Lippen auf den meinigen, ihr Herz an meiner Bruſt, ihre zitternden Hände um meinen Nacken feſt geſchlungen; oder — ich fühlte von dem allen gar nichts. Endlich erholten wir uns wieder, und ich ſah ihr ſchweigend und ſelig in das große Auge, das von Thränen überfloß. Laß mich darüber hingehen, Bruder. Ich bin ein alter Mann, und in deſſen Munde mag ſich die Schilderung eines ſolchen Augenblickes wohl nicht ſonderlich ausnehmen. Kurz, wir waren Beide außer uns. Bald gen Himmel, bald uns in die Augen blickend, und einander innig umfaſſend, ſchworen wir uns ewige Liebe; und wir würden lange ſo geſtanden haben, wenn nicht endlich ein Paar Leute durch das Wäldchen gekommen wären. Nun gingen wir zurück in die Allee. Mitten unter den Auf- und Abgehenden ſagte ſie: „hier laſſen Sie uns reden! Der Anblick dieſer wandelnden Bildſäulen wird uns Ruhe geben; und die haben wir Beide nöthig. . . . Sie lieben mich alſo?“ — Antonie, das kannſt du noch fragen? — „Wohl denn! ich glaube es, und werde Ihnen noch mehr glauben! . . .“ Du willſt alſo mein ſeyn?“ Ich bin dein, ganz dein, ſo lange mein Herz ſchlägt. — „Du willſt mich von jetzt an nie wieder verlaſſen? gänzlich mein ſeyn? immer bei mir bleiben und alles mit mir theilen?“ — Bruder, jetzt fiel mir auf einmal meine Lage ein. Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß . . . daß . . . Genug, der Menſch hat auch in ſeinen ſchönſten Stunden ein Fleckchen, wo der Teufel ſein Weſen treibt. Ich ſollte ſie nicht verlaſſen? von jetzt an bei ihr bleiben? Und ich wußte nicht, wer ſie war, ja nicht einmal ihren Nahmen. Du wirſt es natürlich finden, daß ich nicht ſogleich antwortete.“

„Sie ſah mich mit ſtolzen Blicken an, und ſagte ernſt: „Beſinnen Sie Sich, Rautenbach; ich will Sie nicht überraſchen.“ — Antonie! erwiederte ich; es bedarf keines Beſinnens, ob ich will. Lebe in einer fürchterlichen Einöde, und ich bleibe bei dir. Ich ſinne nur nach, wie es ſeyn kann, wie es ſeyn wird und ſeyn muß. Antonie — wer biſt du? wie heißt du? — „Iſt das Neugierde?“ fragte ſie. „Ich bin deine Geliebte, und du nennſt mich ſie. Muß ich noch einen andern Nahmen haben, um das zu ſeyn?

Ich will dich ganz oder gar nicht!“ — Antonie, ſagte ich; möge ich auch nie deinen Nahmen erfahren: ich bin dennoch dein, ganz dein. Aber — ich bin arm. Mein Vermögen iſt unbedeutend, und meine Mutter lebt noch. Alles, was ich habe, iſt mein Herz, dieſe Hände, und Muth. Doch — ich zittre nur für dich. — „Du zitterſt? du zitterſt, mein zu ſeyn?“ — Ja, Antonie, ich zittre für dich. Dürfte ich dir die geheimſten Gedanken meiner Seele verhehlen? Ich bin dein, ich verlaſſe dich von dieſem Augenblicke an nicht wieder. Wohin du gehen willſt, gehe ich mit dir; was du thun willſt, thue ich mit. Jeder Himmel iſt mir gleich, jede Beſchäftigung, jeder Stand, jede Arbeit, die ich für dich thue. Fodre! und zögre ich eine Sekunde lang; iſt mir Ein Opfer für dich zu ſchwer, Eine Arbeit für dich zu niedrig; lebe ich mit dir weniger gern im tiefſten Elend, im drückendſten Mangel, als in Pracht und in blendendem Schimmer: ſo wende dein Auge gänzlich von mir! Ich bin dein; dein auf ewig! Aber — ich zittre für dich, bis du mir ſagſt, wer du biſt, und was du willſt. — „Ich gehöre dir auf ewig, wie du mir. Arm bin ich, wie du; aber genügſam. Auch habe ich Hände, und Sinn für Thätigkeit. Iſt nur dein Herz mein, ſo bin ich reicher, als eine Fürſtin. . . . Ich bin gezwungen, in der tiefſten Verborgenheit zu leben, und habe allen Menſchen entſagt. Daſſelbe Opfer fodre ich von dir. Du ſollſt wie aus dem Leben verſchwunden ſeyn, und nur mir, mir allein gehören.“ — Nein, Antonie! ſagte ich; nein! dieſes Opfer kann ich dir nicht bringen; es hängt nicht von mir ab. Meine Mutter muß beſtimmt wiſſen, daß ich lebe. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihr vorſetzlich Angſt machte, wenn ich ſie in einer herzzerreißenden Ungewißheit über mein Schickſal ließe. Auch mein Bruder ...“

Fritz, ich wäre geſtorben vor Angſt und Jammer. Es hat mich ſchon genug geängſtigt, daß ich nicht ganz genau wußte, wo du warſt.

„Sie ſagte kalt: „deine Mutter und dein Bruder ſind dir alſo lieber, als ich?“ — Nein, Antonie! Ich liebe dich über alles, mit einem Gefühle, deſſen ich mein Herz auch in den ſeligſten Träumen nicht für fähig hielt. Doch ich liebe auch meine Mutter und meinen Bruder. Es ſoll niemand Thränen um mich vergießen. — „Mich ausgenommen,“ fiel ſie ein; „denn ich muß dies Opfer fodern, oder wir ſehen uns jetzt zum letzten Male. Wählen Sie!“ — Bruder, ich fühlte, daß ich mein Elend wählte; aber ich zögerte keinen Augenblick. Wie hätte ich dich, du gute Seele, ſo betrüben können! Antonie! ſagte ich entſchloſſen; nie ſoll dein Nahme über meine Lippen kommen, nie ſoll ein Menſch erfahren, wer du biſt, wo du biſt, daß du mich kennſt, und daß ich dich liebe. Forderſt du aber wirklich, daß ich dir meine Mutter, meinen Bruder und meine Schweſter aufopfern ſoll; ja, dann haben wir uns zum letzten Male geſehen; dann laß mich fern von dir trauern und ſterben!“ — Sie blickte mich lächelnd an, und ſagte: „könnteſt du denn, um mir eine Thräne zu erſparen, deinem Glücke entſagen? könnteſt du das? könnteſt du das?“ — Antonie, ich kann alles für dich. Du ſollſt ſehen, wie feſt, wie treu mein Herz an dir hangen wird. — „Nun wohl! du ſchreibſt deinen

Verwandten, daß du lebſt; auch ſiehſt du ſie von Zeit zu Zeit: doch den Ort, wo wir leben, und meinen Nahmen verſchweigſt du.“ Ich verſprach ihr das. „Morgen früh,“ ſagte ſie nun, „reiſe ich ab. Dieſen Nachmittag ſagſt du mir Lebewohl, und heute über acht Tage, den dritten Auguſt, ſehen wir uns bei Kaſſel auf dem Weiſſenſteine wieder: in der Rieſenhalle, dem Achteck auf der Höhe. Nachmittags um drei Uhr. Vergiß es nicht!“ Sie verließ mich mit einem holden Lächeln.“

„Nach Tiſche ging ich zu ihr, und ſah die Tante ſchon mit Einpacken beſchäftigt. „Ah, ſieh da!“ ſagte Antonie lächelnd; „ich glaubte ſchon, Sie hätten uns ganz vergeſſen!“ Sie ſprach ganz ruhig über ihre Abreiſe, ſcherzte über unſre Bekanntſchaft, und gab mir endlich einen Wink, daß ich gehen ſollte. Ich nahm von ihr und der Tante Abſchied. Als ich unten war, dachte ich mit einer gräßlichen Empfindung: wenn ich ſie jetzt zum letzten Male geſehen hätte! Ich wollte mir dieſen Gedanken aus dem Sinne ſchlagen; doch alle Mühe war vergeblich. Den Abend ſuchte ich in einer Geſellſchaft Zerſtreuung; aber auch dahin folgte mir meine quälende Angſt. Noch um Mitternacht ging ich vor Antoniens Wohnung. Es war alles finſter und ſtill; doch hörte ich eine ſehr ſchöne Stimme zu einem mir fremden Inſtrumente ſingen. Ich verſtand nur die Worte, mit denen ſich jede Strophe endigte: „vielleicht auf ewig vergißt nun Daphne mich!“ Ich wußte nicht, ob in Antoniens Wohnung, oder in dem Hauſe nebenan, geſungen würde; doch die Schlußworte der Strophen, die mir eine Art von Prophezeihung ſchienen, erſchütterten mich. In meiner Angſt nahm ich mir vor, Antonien herauszupochen, und ſie nicht wieder zu verlaſſen. Bis zwei Uhr blieb ich vor ihrer Thür; dann ließ ich ein Pferd ſatteln, und ritt, noch ehe die Sonne aufging, den Weg nach Kaſſel. Der Wagen, dachte ich, muß mir ja, wenn ich zurückreite, begegnen. Er kam nicht; und als ich nun in Antoniens Wohnung nachfragte, war ſie ſchon ſeit einigen Stunden abgereiſt. In des Fuhrmanns Hauſe, wo ich mich erkundigte, ſagte man mir, ſie wäre nach der ganz entgegengeſetzten Seite gefahren. Ich ritt ihr nach; mein Pferd ſtürzte aber, und wurde lahm, ſo daß es mir Mühe koſtete, es nur bis zu dem nächſten Dorfe zu bringen. Der Fuhrmann kam mit ſeinen Pferden zurück, und erzählte mir, daß die beiden Frauenzimmer ſogleich mit Extrapoſt weiter gefahren wären.“

„Jetzt war mir mein Unglück gewiß. Warum mußte ich denn Abſchied nehmen? . . . Ich habe nie ſchrecklichere Tage erlebt, als die acht bis zum Wiederſehen. — Schon am erſten Auguſt war ich in Kaſſel, und ging nach der Rieſenhalle. Ohne daran zu denken, daß heute noch nicht der dritte wäre, ſagte ich: o, ſie kommt gewiß nicht! — Damit die Tante, wenn ich ihr etwa zufällig begegnete, mich nicht kennen ſollte, hatte ich einen großen Reiſerock übergeworfen, und mir einen runden Hut in die Augen gedrückt. Am zweiten war ich wieder auf dem Weißenſtein. So wie ich in die Halle trat, erblickte ich hinten, in dem hohen dämmernden Gange, ein Frauenzimmer, das etwa wie eine Kammerjungfer gekleidet war, und ſich ſogleich zurückzog. Ich ging um die Höhe her, und lächelte über mich ſelbſt, da ja heute noch nicht der dritte war. Aber dennoch ging ich wieder in die Halle. Als ich hineintrat, ſah ich eben das Frauenzimmer darin ſtehen. Sie wendete mir den Rücken zu, und verſchwand. So ging es dreimal. Endlich traf es ſich, daß ſie mir nicht ausweichen konnte; es war Antonie, und ſie hatte in dieſer einfachen Kleidung einen ſo lieblichen Reiz, wie ihn alle vorige Pracht ihr nicht gab.“

„Ich fiel mit Entzücken in ihre Arme. Wir lächelten Beide, daß wir uns einen Tag früher zuſammen gefunden und einander nicht erkannt hatten. Ich war nicht dreiſt genug, ſie zu fragen, warum ſie dieſe Kleidung trüge, und wo ihre Tante wäre. Doch endlich ſuchte ich auf einem Umwege etwas zu erfahren. Deine Tante, Antonie, hob ich an, ſcheint dich gar nicht zu beſchränken: wozu alſo dieſe Vorſicht, dieſe Verkleidung? — Verkleidung?“ antwortete ſie. „Du wirſt mich künftig immer in ſolchen Kleidern ſehen.“ — In ſolchen Kleidern? ſagte ich verwundert. Und deine Tante, Antonie? — „Ich habe keine Tante. Doch ich verſpare meine Erzählung, bis wir nichts Beſſeres mit einander zu ſprechen wiſſen. Jetzt will ich mich nur freuen, daß du wieder bei mir biſt. Ich fürchtete, dich nicht hier zu finden, ſchon jetzt von dir betrogen zu ſeyn. Verzeihe mir, daß ich dir Unrecht gethan habe.“ Ich ſagte ihr daſſelbe, und erzählte auch von der Nacht, in der ich unter ihren Fenſtern geſtanden hatte. Sie erwiederte lächelnd: „ich ſang meine eigne Furcht, weil ich dich nie wieder zu ſehen glaubte.“ — Auf dem Wege von dem Weiſſenſtein nach Kaſſel gab ſie mir meine

Rolle. „Ich habe in dem Hauſe, wo ich logire, geſagt: mein Mann würde kommen und mich abholen. Du behältſt deinen Nahmen Rantenbach, und biſt ein Muſikus aus Mainz. Morgen reiſen wir nach Hauſe.“ Das alles ſagte ſie mir unbeſchreiblich ruhig. Es war, als erzählte ſie mir, ſie hätte den Stuhl vom Fenſter weg an den Tiſch gerückt. — Die neue Rolle, die ich in dem Wirthshauſe zu ſpielen hatte, ſetzte mich in die größte Verlegenheit; ſie aber behielt ſo viele Faſſung, als hätte ſie die ihrige ſchon ihr ganzes Lebenlang geſpielt.“

Bruder, rief der Lieutenant lebhaft; ich hoffe, du machſt noch vor Abends eine Entdeckung, die ich ſchon lange kommen ſehe: daß dieſe Jungfer, trotz ihren ſchönen großen Worten — die recht hübſch geſetzt ſind, wenn du ſie nicht verſchönerſt — daß dieſe Jungfer eigentlich eine Landſtreicherin iſt, die, Gott weiß was, mit dir im Sinne hat. Eine Tante haben und nicht haben, ſich verkleiden, ſich für die Frau eines jungen Mannes ausgeben: das alles, Bruder, iſt mir verdächtig. Ich ſehe voraus, daß ihr Beide in demſelben Zimmer ſchlafen werdet; und, Bruder, man bleibt doch ein Menſch! Mir wird angſt und bange.

„Ja, Bruder, mir fiel ſo etwas von Argwohn ein, als eine Magd noch ein Bett für mich in Stand ſetzte. Aber — auch der Teufel hatte ſeinen Theil an meinen Gedanken; und damit wurde es in jeder Minute ſchlimmer. Sieh, da ſaß ſie, und ſchenkte mir mit einer allerliebſten Geſchäftigkeit Kaffee ein, während die Magd das Bett machte. Sie ſprach nun mit dieſer, und ſo oft ſie „mein

Mann“

Mann" ſagte, wurde der Teufel in mir eine Elle höher und ſtärker. Ich ſah ſchon, wie ſie heute Abend ſich auskleidete. Mir war dabei nicht wohl, und doch auch ſehr wohl zu Muthe."

„Antonie ging aus, weil ſie noch Zeuge zu Kleidern für ſich einkaufen wollte. In den zwei Stunden, die ich allein war, überlegte ich die ganze Begebenheit. Ich ſtellte ungefähr eben die Betrachtungen an, wie du jetzt; aber der Teufel in mir wuchs immer höher. Sieh, Bruder, ich ſtand auf, ging umher, ſah aus dem Fenſter, kurz, ich that allerlei, was man ſo thut, wenn man nicht Luſt hat, ſich des Teufels zu erwehren, ſondern wenn man ſich gern einbilden will, es ſey gar keiner da, oder wenn man gern von ihm überrumpelt werden möchte. — Du ſchüttelſt den Kopf, Bruder? Ich wollte lieber, du ſagteſt etwas Hartes."

Ich dächte, Bruder Fritz, du hätteſt dem Teufel das Feld räumen ſollen. Vor dem Teufel laufen, ſagte der ſelige Vater, iſt beſſer, als mit ihm kämpfen.

„Bruder, das Sprichwort habe ich nie leiden können. Schon ſeit der Kindheit ſeh' ich meinem Feinde gern dreiſt in die Augen. — Nun ſieh? als wie der Teufel zu mächtig wurde, warf ich das Fenſter zu, daß es klang, zog mit einem Fuß eine Linie zwiſchen beiden Betten hin, und ſagte: ich will ein Schurke ſeyn, wenn ich dieſe Linie überſchreite. Stände auf ihr eine Wand von Mauerſteinen, ſo wäre das unſchuldige Mädchen ſicher. Soll denn nicht meine Ehre, mein Vorſatz, meine Tugend, ſo feſt ſeyn, wie eine ſechs Zoll dicke Wand? Ich ging recht ſtolz auf und nieder, und der Teufel ſchrumpfte zuſammen, wie eine Spinne, die den ganzen Winter hindurch gehungert hat. Bruder, ein junger Menſch iſt das dreiſteſte und auch das furchtſamſte Geſchöpf von der Welt.“

„Gegend Abend kam Antonie zurück Sie trat mit holder Freundlichkeit in das Zimmer, und fiel mir um den Hals. Sieh, den Augenblick hatte ich gefürchtet, und er gab mir meine Ruhe wieder. — Sie legte vor, als wir aßen. So wie ich die weißen ſchönen Arme in Bewegung ſah, ſtand es mit meiner Wand etwas mißlich. Doch nun kam die Wirthin, ein geſchwätziges Weib. Bis jetzt hatte Antonie ihre Faſſung nicht verloren; dieſe Frau jagte ihr aber Eine Schamröthe über die andere ab, und mit jeder wurde meine Tugendmauer wieder ſtärker.“

„Als die Frau wieder weggegangen war, blickte Antonie mich verlegen an, ſah vor ſich hin, und ſchien nachzudenken. Endlich ſchlug ſie die Augen wieder auf, und in jedem ſtand eine große Thräne. Jetzt wurde die Mauer ſo ſtark wie ein Erddurchmeſſer, und ich war meines Sieges gewiß. Was fürchteſt du, Antonie? fragte ich mit offenen, freien Blicken. Du biſt nicht bei einem verächtlichen Menſchen.“

„Sie ſah mir ins Geſicht; und ſo hold, ſo freundlich war ihr Blick noch nie geweſen. Nicht lange, ſo ſetzte ſie ſich auf meine Kniee, legte ihre Stirn an die meinige, und ſagte mit Tönen, die aus einer heiteren, offnen Seele kamen: „o, wie bin ich dafür belohnt, daß ich den Glauben hatte, noch ein Herz, wie es in meiner Bruſt ſchlägt, auf der Erde zu finden!" Ich faßte ſie zärtlich in meine Arme, und fragte ihr geradezu: wer biſt du? was bedeutet das alles? wohin willſt du mit mir?"

„Ihr Blick ſchien erſt zu bitten. „Ja," ſagte ſie dann; „jetzt iſt es bloß eine kleine Eitelkeit, wenn ich noch ſchweige. Aber gönnſt du mir nicht den Triumph darüber, daß ich um mein ſelbſt willen geliebt bin, ſo rede, mein Geliebter; und ich werde dir mein Geheimniß entdecken." Du hätteſt die Unſchuld ſehen müſſen, mit der ſie das ſagte, Bruder, um meine Antwort begreiflich zu finden. Ich legte einen Finger auf ihre roſenrothen Lippen, und ſagte: es würde mich ſchmerzen, Antonie, wenn du früher ſprächeſt, als du es dir vorgeſetzt hatteſt. — „Und wenn ich mir nun vorgeſetzt hätte, nie zu reden?" ſagte ſie lächelnd. — So ſchweige immer, und liebe mich nur. Was brauche ich denn auch mehr zu wiſſen! Biſt du denn nicht mein, Antonie?"

„So verging der Abend. Endlich bat ich ſie, zu Bett zu gehen, weil ſie ſehr ermüdet war. Sie fing an ſich auszukleiden; ich ſah aber nichts davon: denn ſie ſtand hinter meinem Rücken, und ich würde auch nicht aufgeblickt haben, wenn ſie vor mir geſtanden hätte. Nach einigen Minuten war ſie fertig, trat neben mich hin, und hauchte noch einen leichten Kuß auf meine Wangen. Ich hörte das Bett hinter mir rauſchen; ſie ſagte gute Nacht, und war in einigen Minuten eingeſchlummert."

„Nun löſchte ich das Licht aus, und legte mich nieder; doch ſchlafen konnte ich nicht. Jetzt trat der Mond hinter den gegenüberſtehenden Häuſern hervor, und warf ſein helles Licht auf Antonien, die ganz ruhig ſchlief. Ich ſah ihr Geſicht; und, Bruder, die Mauer wurde ſo dünn wie Flor. Dreimal ſtand ich ſchon im Begriff, aus dem Bett zu ſteigen; ich wollte nur wiſſen, wie der Mondſchein dem ſchönen Geſichte ſtände. Sie muß da liegen, dachte ich, wie von einem Heiligen-Schein umgeben. Jede Minute hob ich den Kopf einmal auf, um ſie wenigſtens von fern zu ſehen. Doch in einem ſtolzen Augenblicke ſtieg ich leiſe aus dem Bette, und ließ die Gardine vor dem Fenſter herunter. Nun legte ich mich wieder ins Bett, ſchlief nach einigen Minuten ein, und erwachte erſt, als die Sonne ſchon mehrere Stunden am Himmel ſtand.″

Guten Morgen, Bruder! ſagte der Lieutenant; von Herzen guten Morgen! wenn du nicht etwa allerlei Kleinigkeiten ausgelaſſen haſt.

„Nein! — Als ich die Augen aufſchlug, ſaß Antonie, völlig angekleidet, am Tiſche, und nähete. Ich wünſchte ihr einen guten Morgen; nun ging ſie hinaus, das Frühſtück zu beſtellen, und kam nicht eher wieder, als bis auch ich angekleidet ſeyn konnte. Wir blieben nur noch einige Stunden; dann reiſten wir ab.″

„Unterweges dachte ich ſehr ernſt an das Geheimnißvolle der ganzen Begebenheit. Antonie aber wurde mit jeder Stunde, die wir fuhren, immer heiterer, und ſo angenehm muthwillig, daß ich bald gar keine Beſorgniß mehr hatte. Wir fuhren in das Thüringiſche Gebirge. Endlich, als wieder ein Dorf vor uns lag, ſagte Antonie, mit

Innigkeit: „dies iſt unſer Aufenthalt. Gott gebe, ein Aufenthalt des Vertrauens, der Freundſchaft und der Gerechtigkeit!“ — Nicht der Liebe, Antonie? fragte ich. — „Auch deren!“ antwortete ſie. „Doch, wenn ſie verſchwunden iſt — und muß ſie nicht einmal aufhören? —: dann ſey gerecht gegen mich, ſey mein Freund, und mache mich glücklich, wie ich dich glücklich machen werde!“ — Wir hielten vor einem Häuschen, das auf der Mittagsſeite mit Weinſtöcken, und nach Norden hin mit Wintergrün bekleidet war. Ein alter Mann kam eilig heraus, und hob mit dankbarer, gutherziger Freude Antonien aus dem Wagen. Er und die andern Leute im Hauſe ſchienen auf unſre Ankunft vorbereitet zu ſeyn. — Auch hier nannte Antonie mich wieder ihren Mann. Sie nahm die Schlüſſel, führte mich eine Treppe hinauf, öffnete ein helles, einfach aber mit Geſchmack verziertes Zimmer, und ſagte: „Hier ſollſt du wohnen. Sey mir willkommen, hier in deinem Eigenthume, du Einziger, den ich lieben konnte, weil er mich mit Vertrauen um mein ſelbſt willen liebte.“ Ich war ſehr überraſcht; doch faßte ich ſie mit Herzlichkeit in meine Arme, und ſchwor ihr noch einmal vertrauensvolle Liebe“

„Sie führte mich durch eine Seitenthür in ein andres Zimmer, und ſagte: „hier wohnt deine Antonie. Jetzt will ich kein Geheimniß mehr vor dir haben. Du ſollſt alles wiſſen; laß mich nur erſt einige kleine Anſtalten treffen.“ Sie verließ mich, und — du kannſt dir denken, wie meine Neugierde geſpannt war. Ich ſah durch das Fenſter einen angenehmen Garten, und auf der andern Seite einen reinlichen Hof, mit mancherlei Ackergeräthen. Als ich eine Thür in meinem eignen Zimmer öffnete, trat ich in ein Schlaf-Cabinet, aus dem wieder eine Thür in ein andres führte, das, wie ſich leicht vermuthen ließ, Antonien gehörte.“

„So wie ſie zu mir kam, waren meine erſten Worte: Antonie, ich heiße dein Mann, du meine Frau. Wann werden wir es ſeyn? — „Wann?“ ſagte ſie traurig; „wann? Das hängt nicht von mir ab. Harte Geſetze ſind mir im Wege.“ — Wer biſt du Antonie? — „Das ſollſt du bald erfahren. Wir wollen uns ſetzen. Ich muß weit ausholen, um dir zu erklären, wie ich zu meinem ungewöhnlichen Benehmen gekommen bin. Unterbrich mich nicht.“

II.

Zeichen der Zeit.

Poeſie, Philoſophie und Religion,

oder:

Wo ſind wir geweſen, und wo ſollen wir hin?

Wenn unter den Zeichen der Zeit von Poeſie, Philoſophie und Religion die Rede iſt: ſo können dieſe Worte nicht in dem Sinne verſtanden werden, in welchem ſie bis jetzt der bloß geſunde, eben deswegen aber auch ganz gemeine Menſchenverſtand gebraucht hat; ſondern man muß ſich auch in dem Verſtande und Gebrauche der Worte von dem Geſunden zu dem Fieberhaften, der eigentlichen Geſundheit des Geiſtes, und von dem Gemeinen zu dem Auſſerordentlichen emporſchwingen: denn das ſicherſte Mittel, unverſtändlich oder vielmehr mißverſtändlich zu ſeyn, iſt, wenn man die Worte in ihrem urſprünglichen Sinne braucht; beſonders Worte aus den alten Sprachen. (Athenäum. 1ſten Bandes 2tes St.) Und hierin liegt der eigentliche Grund, warum von den älteſten Zeiten bis auf Kant und die neuen großen Meiſter der Kunſt, wohl viel über Poeſie, Philoſophie und Religion geſchwatzt worden iſt, keine Poeſie aber, keine Philoſophie und keine Religion vorhanden war.

> Poeſie iſt nicht mehr eine bloße Art von geiſtiger Schöpfung; ſie ſoll vielmehr das Genus ſeyn, unter welchem alle mögliche gute, ſchöne, große und erhabne Schöpfungen des Geiſtes begriffen ſind.

Dieſe Definition der Poeſie iſt vollkommen richtig, denn ſie beſtimmt nur, was Poeſie ſeyn ſoll, nicht was ſie in der Wirklichkeit war und iſt, ſonſt würde ſie am kürzeſten ſo lauten: Poeſie iſt, was man zu irgend einer Zeit, an irgend einem Orte ſo genannt hat. (Athen. 1. B. 2. St.)

> Philoſophie iſt ſodann nicht mehr eine Erkenntniß aus Begriffen, ſondern eine Poeſie der Ideen.

Denn, wenn eine Idee, wie kein eigentlich geſunder und auſſerordentlicher Geiſt daran zweifelt, nichts anders iſt, als ein bis zur Ironie vollendeter Begriff, eine abſolute Syntheſis abſoluter Antitheſen, nichts weiter, als der ſtete ſich ſelbſt erzeugende Wechſel zwei ſtreitender Gedanken; wenn überall nur dort, wo zwey ſtreitende Kräfte, Poeſie und Praxis, ſich ganz durchdringen und in eins ſchmelzen, Philoſophie entſtehen kann: (Athen. a. a. O.) wer mag ſagen, was Philoſophie iſt, wenn er ſich nicht bis zu dem ironiſch-vollendeten Begriff einer Poeſie der Ideen erheben will? Da nun die Frauen durchaus keinen Sinn für die Kunſt, wohl aber für die Poeſie; keine Anlage zur Wiſſenſchaft, wohl aber zur Philoſophie haben, da es ihnen ferner an Speculation, innerer Anſchauung des Unendlichen gar nicht fehlt: (Athen. a. a. O.) ſo weiſen die Zeichen der Zeit unſere höheren Erwartungen auf die Frauen hin, deren viele bereits auch Anſtalt machen, das Reich der Philoſophie herbeyzuführen.

Was ſich thun ließ, ſo lange Philoſophie und Poeſie getrennt waren, iſt nunmehr geſchehen und vollendet. (Athen. 3 B. 1. S.) Die herrliche Morgenröthe des goldenen Zeitalters iſt jetzt erſchienen, Philoſophie und Poeſie haben ſich vereinigt. Die Acten der Vereinigung liegen vor jedem, der Augen hat, zu ſehen, und Sinn zu verſtehen, in der Beſtimmung des Menſchen und in dem geſchloſſenen Handelsſtaat offen da; welche beide Werke der wackre Kunſtrichter des Archivs der Zeit ſeel. Andenkens, wahrſcheinlich gegen den Wunſch des Philoſophen, für die höchſte Poeſie erklärt hat.

Iſt alle Philoſophie nichts weiter, als eine Poeſie der Ideen, ſo iſt alle Philoſophie Idealismus, und es giebt keinen wahren Realismus, als den der Poeſie. Aber Poeſie und Philoſophie, einzeln gedacht, ſind noch immer nur Extreme. Sagt man nun, einige ſind ſchlechthin Idealiſten, andere entſchieden Realiſten, ſo iſt das eine ſehr wahre Bemerkung. Anders ausgedrückt heißt es: es giebt noch keine durchaus gebildete Menſchen, es giebt noch keine Religion; (Athen. 3. B. 1 St.) folglich muß Religion noch dazu kommen, und mit der Poeſie und Philoſophie in eine heilige Dreyeinigkeit gebracht werden.

Religion iſt alſo nicht mehr ein Inbegriff von Vor-

> ſtellungen über das Verhältniß des Menſchen zur Gottheit, in ſofern ſeine Handlungen dadurch beſtimmt werden, ſondern eine Poeſie der Bilder, der Anſchauung und der Gefühle.

Nun werden alle in unſern Tagen ſo gewaltig verkannten und verſchrieenen Wahrheiten deutlich und klar.

Wir verſtehen nun, was es heißt: die Fantaſie herrſche, ſo habt ihr einen Gott! Die Fantaſie des Menſchen iſt das Organ für die Gottheit. (Athen 3. B. 1. St.) Wir ſehen nun, wie nur durch Religion aus Logik Philoſophie werden könne. (Ebendaſ.) Wir faſſen es nun, woher es komme, daß der, welcher Religion hat, Poeſie redet. (Ebendaſ.) Wer könnte nun noch zweifeln oder läugnen, daß Poeſie und Philoſophie, je nachdem man es nimmt, nur verſchiedene Sphären, verſchiedene Formen oder auch Factoren der Religion ſind. (Ebend.) Das Licht ſtrahlt noch weiter und tiefer; wir begreifen nun, wie die Religion ohne Poeſie dunkel, falſch und bösartig; ohne Philoſophie ausſchweifend werden muß; wie die Religion in alle Geſtalten von Gefühl ausbrechen kann, wie in derſelben der wilde Zorn und der ſüßeſte Schmerz, der freſſende Haß und das kindliche Lächeln froher Demuth unmittelbar an einander gränzen. (Athen. ebendaſ.)

Der Ewige gebe uns nur Kraft, Muth und guten Willen genug, dieſe erhabnen Zeichen der Zeit zu faſſen.

Er nehme uns nur unſern geſunden und gemeinen Verſtand, und gebe uns den eigentlich geſunden Geiſt mit dem ſtockblinden Glauben an die Apoſtel der neuen Dreyeinigkeit, ſo wird alles auſſerordentlich gehen, wir werden dann in der ewigen Anſchauung des Unendlichen ſingen:

Unſre Arbeit iſt zu Ende,
Und der Sabbath gehet an,
Die durchſtechne Füß' und Hände,
Haben all's für uns gethan:
Und was wir noch jetzo machen,
Das iſt Kleinigkeit und leicht;
Denn die allerſchwerſten Sachen,
Sind durch dich ſchon ausgegleicht.

Graf Zinzendorfs Geſangbuch S. 1787.

oder mit etwas mehr Philoſophie:

Der Menſch empfängt von oben ſeine Weihe,
Vom Kreuze nieder will die Seele flüchten,
Der heilige Leichnam ſteigt aus den Gewanden,
Die Liebe iſt vom Grabe auferſtanden.
Das neue Herz beſucht die lichten Höhen,
Und findet dorten ſeine Jünger wieder;
Propheten laſſen ſich von oben ſehen,
Mit Tröſten lächelnd ſchauen ſie hernieder.
Da ſieht man das Panier des Friedens wehen,
Es ſingen Cherubim die heil'gen Lieder,
Das Kreuz, die Dornenkrone ſind verſchwunden,
Das Morgenroth entſtrömt den ſüßen Wunden.

Muſen-Alman. 1802. Von A. W. Schlegel
und L. Tieck. S. 50.

Wir ſingen in der Einfalt unſers Herzens:

Du allerliebſtes Herzens-Lamm,
Das als der einge Bräutigam
Um meine Seel geworben;
Und unter einer Höllen-Noth,
Den durch die Sünd' verſchuld'ten Tod
An ihrer Statt geſtorben!
O ich beug mich für die Liebe
Gottes-Triebe
Die dich ſpießen,
Und mich mit Pax tibi grüßen.

Wie ſeelig ſeh ich in dem Maal
Der Hände meine Gnadenwahl,
Mit Nägeln eingegraben.
Wie lieblich kann auf jedem Fuß
Mit untermengtem jungem Kuß
Mein ſehnend Herz ſich laben.
O Seit'! wie weit iſt das Sitzgen
In dem Ritzgen
Für ein Täubgen,
Das nicht größer als ein Stäubgen.
Gr. Zinzendorfs Geſangb. S. 1804.

Und um dem Himmel zu zeigen, wie ſchön wir uns auch in dem lichten Chaos von göttlichen Gedanken und Gefühlen, Enthuſiasmus genannt, zu finden wiſſen, fahren wir ſingend fort:

Unter tauſend frohen Stunden, ſo im Leben ich gefunden
Blieb nur eine mir getreu:

Eine, wo in tauſend Schmerzen ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns geſtorben ſey u. ſ. w.

Muſen-Alman. 1802. ꝛc. S. 197.

und kehren ſodann wieder zur Einfalt unſers Herzens zurück:

Du ſchlöſſeſt alles gern in deine Wunden,
Und ſeeligteſt darin all unſre Stunden
So viel noch auſſenher herum vagiren,
Sie mögen fromm ſeyn oder räſonniren;
So denkt man immer, das wird's Lamm betrüben,
Ihr Herze fühlt noch nicht das blut'ge Lieben.
Wann wird doch Tugend, ſammt dem Wiſſen allen,
In die fünf offne Wunden-Brunnen fallen!
Man habe, was man hat, es iſt nichts Gutes,
Wenns nicht iſt aus der Quelle dieſes Blutes.

Gr. Zinzend. Geſangb. S. 1804.

Einige unter uns, denen dieſe einfältigen Herzensergießungen noch zu gemein ſcheinen, erheben ſich höher, und ſingen dazwiſchen:

Hat Chriſtus ſich mir kund gegeben,
Und bin ich ſeiner erſt gewiß,
Wie ſchnell verzehrt ein lichtes Leben,
Die bodenloſe Finſterniß.
Mit ihm bin ich erſt Menſch geworden;
Das Schickſal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß ſelbſt in Norden,
Um den Geliebten fröhlich blühn.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh ſie zu uns ein.
Der Himmel iſt bei uns auf Erden,
Im Glauben ſchauen wir ihn an;
Die eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen iſt er aufgethan.

Noch ſteht in wunderbarem Glanze,
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von ſeinem Dornenkranze,
Und ſeiner Treue weinen wir.
Ein jeder Menſch iſt uns willkommen,
Der ſeine Hand mit uns ergreift,
Und, in ſein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieſes reift.

Muſen Alman. 1802. ꝛc. S. 190—193.

Während ſodann die Poeſie unſeres Volkes aus ſich herausgeht, ein Stück von der Religion losreißt, und dann in ſich zurückkehrt, indem ſie es ſich aneignet (Athen. a. a. O.) und ſinget:

Wenn ich Ihn eſſen kann,
So iſt mirs am geſündſten,
Und wenn mein lieber Mann,
Sein Oel läßt in mich dünſten;
Weil aber dieſe Gnad'
In einem Sakrament,
Das man nicht immer hat,
Dem Leib wird zugewendt:

So muß ich mir nur ſchon,
Beim Wachen und beim Schlafen,
Imagination,
Für meine Seele ſchaffen,
So ſüße Phantaſie,
Die, wie ſie ſich formirt,
In meinen Sinnen hie,
Wahr iſt und werden wird.

Wenn ich das Herzel ſeh,
In ſeiner Gottheits Größe,
So denk ich, ich vergeh:
Und wenn ichs denn ermeſſe,
Nach ſeiner Menſchlichkeit,
So kann kein Menſch ſo klein,
So blöde zu der Zeit,
Als wie das Herzel ſeyn.

Je nun ſo mag es auch,
Mit ſeiner Gottheit bleiben,
Wo ſeine Gottheit brauch:
Die Gottheit will ich glauben,
Die Menſchheit will ich ſehn;
Denn mein Immanuel,
Kann auch für Menſch beſtehn,
Nach Geiſt, und Leib, und Seel.

Graf Zinzend. Geſangb. S. 1957 — 60.

Laſſen wir höher Geweihten des heiligen Bundes unſere Philoſophie daſſelbe thun, und — von unſerm ewgen Glücke ergriffen,

Alle Herzen, Geiſter und die Sinnen,
Werden einen neuen Tanz beginnen.
Muſen-Alman. 1802. ſ. S. 194.

indem wir uns gegenſeitig zurufen:

Greife dreiſt nach ſeinen Händen,
Präge dir ſein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenſchein;
Wirſt du nur das ganze Herz ihm zeigen,
bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.
Muſen-Alman. 1802 ꝛc. S. 194.

worauf wir dann In dulci Jubilo ausrufen:

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe,
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf ich fröhlich ein,
Ewig wird zu ſüßer Labe,
Seines Herzens Fluth mir ſeyn,
Die mit ſanften Zwingen,
Alles wird erweichen und durchdringen.
Muſen-Alman. 1802. ꝛc. S. 199.

Dabei

Dabei gedenken wir auch dankbar unſerer Meiſter und unſerer Heiligen. Unſer Volk laſſen wir ſingen:

Dort in der Fläche Warowick,
Auf einem wüſten Ackerſtück,
Da Blaſe-Schlangen niſteten,
Und ihre Bälge brüſteten;

Auf einem ſilber-ernen Grund,
Wo's Leibes Leben mißlich ſtund,
Da dachten wir: wir ſähen gern,
Das würde eine Stadt des Herrn.

Darüber wurden eins zwei, drei,
Und denken jetzt noch einerlei,
Und kriegen ihr noch mehr dazu;
Nun fehlt nichts mehr, als das Er's thu.

Gr. Zinzend. Geſangb. S. 1826.

Wir aber, die Vornehmern, vergegenwärtigen uns freudig die Geſchichte des himmliſchen Berufes unſeres Tiecks, denn:

Die Zeit iſt da, und nicht verborgen
Soll das Myſterium mehr ſeyn.
In dieſem Buche bricht der Morgen,
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröthe,
Des Friedens Bothe ſollſt du ſein.
Sanft wie die Luft in Harf' und Flöte,
Hauch ich dir meinen Athem ein.

Gott ſey mit dir, geh hin und waſche,
Die Augen dir mit Morgenthau.
Sey treu dem Buch und meiner Aſche,
Und bade dich im ewigen Blau.

Du wirſt das letzte Reich verkünden,
Was tauſend Jahre ſoll beſtehn;
Wirſt überſchwenglich Weſen finden,
Und Jakob Böhmen wiederſehn.

Muſen-Alman. 1802. ꝛc. S. 35—38.

Dort ſollen wir hin!

Feßler.

III.

Die Ruinen der Lobdaburg. *)

Dem würdigen und verdienſtvollen Herrn Profeſſor **Stark**
gewidmet.

Tabida consumit ferrum lapidesque vetustas,
Nullaque res majus tempore robur habet.
Ovid. de Ponto. Lib. 4.

Sag' mir, Geiſt der Ahnen, wo geſchwunden
Iſt die ſchöne goldne Zauberzeit,
Die mit heit'rer Himmelspracht umwunden
Schirmte dieſes Schloſſes Herrlichkeit?

---

*) Die älteren Geſchichtſchreiber nennen die Lobdaburg Lubdauburg, Loubdaburg und Lobdeburg, und leiten ihren Namen von **Lob** und **Au** her, weil ihr ſchon in den älteſten Zeiten das Lob zu Theil wird, daß ihre Bewohner nie Raubgrafen waren, die wie andere damalige Ritter, vorbeyziehende Fremde und Kaufleute anfielen. Ueber die Erbauung ſind die Chroniken nicht einig; einige behaupten, dieſe Burg wäre vor Karl dem Großen, andere nach demſelben erbaut worden. Aber alle Geſchichtſchreiber loben ihre romantiſche Lage, und vergleichen ſie mit einer Gegend in Italien. Rudolph von Habsburg ſoll ſie 1290, wie Falkenſtein in ſeiner Thüringiſchen Chronik erzählt, zerſtört

Wo ach! wo liegt tief im Schutt verſunken
Jener hochberühmte feſte Thurm,
Der des raſchen Blitzes Feuerfunken
Trotzte und des Aeols Donnerſturm?

Umgewühlet liegen nun die Wälle,
Thränend blickt des Wand'rers Aug' umher;
Einſam ſproßt das Moos an der Kapelle,
Und kein mildes Blümchen duftet mehr.

Als das Glück, die ſchönſte Sonne, glänzte
In der Vorzeit grauem Alterthum,
Und den Wackern *) mit dem Lorbeer kränzte,
O! da ſchallte weit des Schloſſes Ruhm.

---

haben; ſie wurde aber wieder von einem Grafen von Weichlingen erbaut, und ſoll dann von 1620 — 29 ganz eingeäſchert worden ſeyn. Siehe im Adelſpiegel. Mansfeld. Chronik. Hoppenrod im Stammbuch. Die ſächſiſchen Provinzial-Blätter, erſter und zweiter Jahrgang.

*) Otto, mit dem Beynamen der Wackere, ſtammte aus der Familie der Weichlinge, lebte in den Jahren 1240 bis ungefähr 1286: ihn rühmen die Geſchichtſchreiber als einen biedern tapfern Helden, der Friedrichen mit der gebiſſenen Wange viele edle Dienſte erwieſen habe. Er führte in ſeinem Wappen rothe Balken im weißen Felde mit Büſchen von Pfauenfedern, wie Wolf von Werther in ſeiner Schrift von 1553 erzählt. Siehe Ch. S. Thuring. Antiq. nov. lib. 6. cap. 5. Rüxner in ſeinem Turnier-Buche.

Minneſänger aus den fernſten Landen,
Sangen lieblich hier von Muth und Wein;
Damals war noch Biederſinn vorhanden,
Deutſche Tugend glänzte ſternenrein.

Tapfre Kämpfer hat die Burg erzogen,
Stark und hochberühmt in Fehd' und Streit;
Siegreich führten ſie den Speer und Bogen,
Nie hat bange Furcht ihr Herz erweicht.

Sieh! die hocherhab'nen ſchönen Zinnen
Hat die fluthengleiche Zeit zernagt;
An den Wänden weben Unglücksſpinnen,
Und der Geiſt aus edler Vorzeit klagt.

Diſteln wachſen an den nackten Hallen,
Dichte Dornen um des Berges Kranz,
Marmorſäulen liegen halb verfallen,
Schimmernd in der Sonne Abendglanz.

Aus des ſchroffen Felſens düſtern Ritzen,
Blicken raubgewöhnte Marder vor;
Brauſend knickt der Wind die Tannenſpitzen,
Eingeäſchert liegt das Flügelthor.

Ach! die biedern treuen Ritterknappen,
Schlafen längſt verweſt in Erd' und Staub,
Und die Schilder mit den blanken Wappen,
Wurden ſchnell der grauſen Habſucht Raub.

Ganz verödet ſtehen feſte Mauern,
Und verſchwunden iſt die Heldenmacht,
Wand'rer hören Uhus nur noch trauern
Jammernd in der dunklen Mitternacht.

Lobdaburg! dein Ruhm iſt nun zerronnen;
Deine Pracht und Zauberzier verweh't;
Düſt're Traurigkeit hat dich umſponnen,
Alles hat das Schickſal abgemäh't.

Schöner iſt es unten in dem Thale,
Wo des Frühlings Veilchen lieblich blühn,
Plätſchernd ſchlängelt ſich die Silberſaale
Durch des Teppichs buntgeſchmücktes Grün.

Glanzvoll ſtrahlt die Sonne auf den Höhen,
Aus dem blau gewölbten Himmelsraum;
Lau und milde Zephyr-Lüftchen wehen
Liſpelnd in der Buchen Blätterſaum.

Wie mit Feuerroth geſchmücket pranget,
In der weiten Flur ein Erlenbaum,
Zu dem Schooß der Silberwolken langet,
Seiner Wipfel gold'ner Wiederſchein.

Steigend trillern Lerchen in den Lüften,
Herrlich grünt die blumenreiche Au,
Zarte Lämmer weiden auf den Triften
Fröhlich hüpfend durch den Perlenthau.

Traulich blüht der Flieder auf den Hügeln,
Horch! wie zärtlich dort das Täubchen girrt,
Liebend ſchmiegt es ſich mit leichten Flügeln
Sanft ans Weibchen, das auf Zweigen irrt

Gold'ne Saaten küßt des Zephyrs-Säuſeln,
Lieb' und Leben hauchet die Natur;
Diamantner Schmuck und Glanz umkränſeln
Lieblichſchön die zauberreiche Flur.

Hier wo ſchlängelnd ſich die Saale wieget,
Hier wo Pan im Buchenhayne wohnt,
Wird von Wonne raſch der Geiſt beſieget,
Und das Auge blicket ſüß belohnt.

Sieh! der Abendſtern beginnt zu flimmern
Durch das hohe ſchöne Saphyrblau,
Und die feuervollen Strahlen ſchimmern,
In der ſtillen grüngeſchmückten Au.

Levi Loebel.

IV.

Neueſte ſchöne Literatur.

Die Taſchenbücher und Almanache.

(Fortſetzung)

7) Die Herbſtfeier (,) ein Sittengemählde in neun Geſängen von C. L. Neuffer. Ein Taſchenbuch auf das Jahr 1802. Stuttgart, bei J. F. Steinkopf.

Schon vor beinahe zwanzig Jahren ſchuf Voß, der Vertraute Homers, das bürgerliche Epos.*) Seine Louiſe war in der großen Leſewelt faſt vergeſſen, als Göthe ſie in: Herrmann und Dorothea nachahmte, und die Gattung veredelte. — Jener nahm wirkliche Menſchen, und idealiſirte ſie; dieſer bildete in den Regionen, in welchen er lebt, idealiſche Weſen, und bekleidete ſie mit den Hüllen und Sitten wirklicher Menſchen. Beides gefiel; und ſeitdem ſind Louiſe und Herrmann unter uns geliebt und bewundert. Es war zu vermuthen, daß, bei der anſcheinenden Leichtigkeit der Art und des ſich frei bewegenden homeriſchen Verſes, bald Nachahmer aufſtehen würden. Es geſchah: Fr. v. J. ſchrieb die Schweſtern von Lesbos, und — Herr Neuffer die Herbſtfeier.

---

*) Gebildet nach dem Ausdruck: bürgerliches Trauerſpiel.

Doch eben fällt mir die kleine Nachſchrift in die Augen: „Der Verfaſſer bittet, die Herbſtfeier nicht als Epopee zu betrachten, und eben ſo wenig als bloße Nachahmung einiger neuen Produkte unſerer teutſchen Muſen. Sein Gedicht ſoll nichts mehr und nichts weniger ſeyn, als ein Sittengemälde, wozu er ſchon vor zehn Jahren, durch Zachariäs Tageszeiten auf die Idee gebracht, den Plan entworfen hat.“ — Alſo zuerſt, gar nicht als Epopee ſoll es betrachtet werden. Das aber iſt eben das Schlimme! denn die erſte Hälfte ſieht gerade ſo aus, als hätte er ſelbſt es anfänglich als eine Epopee betrachtet, und als wäre ihm nur hernach die Weinleſe über den Kopf gewachſen. Er hätte alſo, ſtatt ſie nicht machen zu wollen, vielmehr eine Epopee ſchreiben ſollen; er hätte nicht mit der oberflächlichen Anlage des Ganzen (die er jetzt hinter den Titel eines Sittengemähldes verſteckt) zufrieden ſeyn, die Begebenheit in einen Knoten ſchürzen, die Charaktere etwas weniger flach, und mehr nüancirt, anlegen, und die Schilderung der Weinleſe nicht über die Gebühr langweilig machen, ſondern ſie lieber, wenn er ja den Plumpſack und die Charaden retten wollte, als ein beſonderes Werk à la Zachariae ediren ſollen. Jetzt iſt es weder ein Epos noch ein Sittengemälde.

Ferner, was die Nachahmung betrifft, gegen die ſich der Verfaſſer verwahrt, ſo iſt es zuerſt poſſierlich, daß er dies thut, da Göthe ſelbſt ſich ſeines Vorgängers nicht ſchämt; und dann möchte er auch wohl nicht Urſache haben, ſo ſehr zu proteſtiren (denn hinter das Wort bloße N. kann er ſich nicht verſtecken; aus dem einfachen Grunde, weil es ſinnleer iſt). Das Wahre iſt dies: da der Verfaſſer nicht wußte, ob er eine Schilderung oder einen Epos ſchreiben ſollte, jene leichter fand als dieſen; doch aber den Reiz einer Begebenheit hinzuthun wollte: ſo hatte er bei der letzteren Hälfte (die wahrſcheinlich die früher geſchriebene iſt) vorzüglich Zachariäs Tageszeiten, bei der erſteren aber, nicht ſowohl Göthe's H. u. D., als Voſſens Louiſe vor Augen. Wenn er dies vergeſſen haben ſollte (die Leſer werden es ohnehin aus andern Gründen glauben): ſo leſe er nur z. B. im zweiten Geſange von V. 66 — 82, und er wird eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen dem Morgenbeſuch der Mutter bei der ſchlafenden Tochter und demſelben in der Louiſe gewahr werden; eben ſo die Schilderung des Frühſtücks. Doch finden ſich auch Reminiſcenzen aus H. u. D.

Uebrigens, wenn der Verfaſſer das Ganze noch einmal umarbeitet, mehrere Geſänge wegwirft, den Hexameter ſorgfältiger ſcandirt, und einige oben angegebene Winke benutzt: ſo kann aus dieſer Herbſtfeier noch ein recht artiges Gedicht werden. Jetzt, fürchten wir, werden ſeine Leſer bei der größten Hälfte deſſelben groſſe Langeweile haben.

8) Taſchenbuch auf das Jahr 1802. Der Liebe und der Freundſchaft gewidmet. Bremen, bei Fr. Wilmans.

Von dieſem Taſchenbuche darf ich Ihnen nicht viel ſagen; es iſt eine von den niedlichen Kleinigkeiten, die auf keiner Toilette fehlen werden, und worüber man beim erſten Blick die Recenſion gemacht hat. Es iſt der Liebe und Freundſchaft gewidmet, nicht, als ob dies der Inhalt des Büchleins wäre, ſondern, wie ich es überſetze: weil man es einer Freundin oder Geliebten ſchenken kann. Sie finden hier: Erzählungen und Gedichte. 1. Von Starke, die Entſagung; in ſeiner Manier (ein junger reicher Mann entſagt einer Erbſchaft, und gewinnt dafür das ſchönſte Mädchen von Berlin). 2. Von Bouterweck, eine witzige und feine Erklärung des Worts Dame, verbunden mit einer kleinen Begebenheit. (vielleicht das Beſte im Buche.) 3. Legenden von Otmar (Nachtigal). 4. Das Verhängniß, von Schilling. Dieſer Verfaſſer macht ſein Glück in den Leſebibliotheken; er ſieht alles an, wie es iſt, den Mann und die Frau, aber man möchte ihn fragen: wo iſt es ſo? Seine raſche Phantaſie würfelt eine Menge abentheuerlicher Begebenheiten zuſammen, in welchen die Charaktere ſchwimmen; auch unterläßt er nie einige üppige Scenen zur Erbauung einzuflechten. Ueber der gegenwärtigen kleinen Erzählung hat aber beſonders ein unglückliches Verhängniß gewaltet. 5. Die ſtumme Liebe, von Lafontaine. Der Unerſchöpfliche hat wieder eine neue Manier entdeckt, wie ſich zwei Liebende mit einander in Rapport ſetzen. Die gegenwärtigen bleiben ſtumm, bis nach der der Trauung. 6. Waldhelm, ein ländliches Gemälde von Bertrand. Ein gewiſſer Waldhelm iſt erſtaunend unglücklich, man weiß eben nicht, warum; in einem Dorfe findet er das kleine Juſtchen, das ihn zu Vater Schulze führt, der ein Weiſer iſt, und ſich lieber Ihr, als Er, nennen läßt. Waldhelm ruft ſchnell einen Arzt zu Müllers Julchen, welche geſund wird, und miethet ſich in einem abgelegenen Förſter-

Ansbach, Hr. Commerz. Commiſſar Haueiſen.
Bayreuth, die Lübeckſche Buchhandlung.
Bialyſtock, Herr Poſtſekretär Maſch.
Breslau, Herr Cammerſekretär Streit.
Danzig, Herr Intelligenz-Caſſen-Rendant Rotzoll.
Frankfurt a. d. Oder, Herr Univerſitäts-Apotheker Peterſen.
Glogau, Herr Cammerſekretär Scharf.
Gumbinnen, Herr Caſſenſchreiber Golendzio.
Halle, die Buchhandlung Hrn. Hemmerde und Schwetſchke.
Königsberg in Preußen, die Buchhandlung Hrn. Göbbels und Unzer.
Liegnitz, Herr Buchhändler Siegert.
Magdeburg, die Herren Buchhändler Creutz und Keil.
Marienburg, Herr Inſpektor Heinel.
Minden, Herr Canzley-Direktor Borries.
Neu-Strelitz, Hr. Hofbuchhändler Albanus.
Poſen, Hr. Cammer-Sekretär Brummer.
Prenzlow, Herr Apotheker Löwe.
Stettin, die Nicolaiſche Buchhandlung.
Warſchau, Herr Poſt-Sekretär Bürger.

Nächſt dieſen erſuche ich ſämmtliche löbliche Poſt-Aemter in den Königl. Preuß. Provinzen, und jedermann, dem es darum zu thun iſt, Allgemeinbeſtes befördern zu helfen, mich durch Subſcribenten-Sammlen gütigſt zu unterſtützen, und dieſe Ankündigung möglichſt zu verbreiten und bekannt zu machen. Berlin, am 12ten November 1801.

Friedrich Maurer,
Buchhändler, in der Poſtſtraße Nr. 29.

II. Anzeige für die Jugend und ihre Freunde.

In Friedr. Maurers Buchhandlung in Berlin iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

1. Guatimozin, über die Welt, die Erde und den Menſchen. Kosmologiſches Lehrbuch zum Unterricht ſeines Sohnes. Aus dem Mexican. von H. Rittner, mit einer Vorrede vom Kön. Prof. der Aſtronomie zu Berlin, Hrn. J. E. Bode. gr. 8. Berlin,
auf Schreibpap. 1 thlr. 12 gr.
auf Druckpapier 1 thlr. 6 gr.
2. Verſuche zur Beförderung wahrer Lebensweisheit. Deutſchlands Söhnen und Töchtern gewidmet, von F. L. Röper, 8. Berlin. 8 gr.
3. Bibliothek für die erwachſene Jugend. 1ſtes Bändchen, enthält: Auszug aus Gilblas Leben und Abentheuer, mit vier Kupfern. 8. Berlin, in ſaubern Einband 1 thlr. 8 gr.

Ebendaſſelbe mit einem geſtempelten Kalender und Futteral, unter dem Titel: Almanach für Jünglinge, zur Unterhaltung auf das Jahr 1802, ſauber gebunden 1 thlr. 16 gr.

4. Blumen und Früchte zum Geſchenk für die Jugend, beim Antritt des neunzehnten Jahrhunderts, von A. M. Fr. Seemann, mit Kupf. und Muſik. 8. Berlin, ſauber gebunden 1 thlr.

Ebend. mit illum. Kupf. ſauber geb. 1 thlr. 4 gr.

5. Die junge Stickerinn. Ein Taſchenbuch für Frauenzimmer zur Uebung im Sticken und Malen, aufs Jahr 1802, mit 15 ausgemalten und 14 ſchwarzen Kupfertafeln, und einer ausführlichen Anweiſung zur Stickerey, von C. A. Hirſchmann. Taſchenf. Berlin, in einem buntfarbigen Kupferumſchlag, ſauber geb. mit Futteral, 1 thlr. 12 gr.

hauſe ein, welches Freund Schulzen gehört. — Das iſt die Hiſtoria. Gedichte finden Sie hier von Göthe, (Sie werden erſtaunen, — einen zweiten Theil der Zauberflöte, ſelbſt mit den allerliebſten kleinen Pa-Papa-Papageno's und Papagena's — übrigens ein Homerus post Iliada.) von Herrn Böhlendorf, Ewald, Meyer, Falk, Gramberg, von Halem, Rau, und ein Hexenlied aus Schillers Macbeth.

Die recht artigen Kupfer ſind in vermiſchter Manier, von Herrn Ridley in London geſtochen, und von J. H. Ramberg in Hannover gezeichnet.

Das ganze Buch iſt etwas bunt. Man bekommt dieſen Eindruck ſchon durch den Einband.

9) Jahrbuch zur belehrenden Unterhaltung für Damen, für das Jahr 1802. M. Kpf. Leipzig bei Theodor Seeger.

Eben genannter Verleger macht in der Vorrede bekannt: Herr Prof. Ebert habe keine Zeit mehr für dieſes Jahrbuch gehabt, und er habe daher mehrere Gelehrte, unter andern den Herrn Oberforſtmeiſter v. Wildungen, Herrn Lieutenant Schilling, und den Verf. des Roberts, oder der Mann (des Mannes), wie er ſeyn ſollte, um Beiträge gebeten ꝛc. Da hat denn das Jahrbuch nicht eingehen dürfen, und ein ſolches liegt leibhaftig vor unſern Augen. — Es iſt für Damen edirt; wer aber nur im Bremiſchen Taſchenbuche die Bouterweckſche Erklärung dieſes Wortes geleſen hat, wird dies nicht glauben. Ehrwürdige Hausmütter werden es kaufen, es ihren Töchtern oder Nichten ſchenken, und ihnen, nach einem Balle etwa, ſagen: „Da leſ't! da ſtets geſchrieben, wie ihr euch aufführen ſollt! Ich habe nun genug geredet.“ — Was nun alles aus dieſer Unterhaltung gelernt werden kann, ergiebt ſich aus folgendem Verzeichniſſe:

1) Erklärung der Kupfer. Die Gegenſtände ſind aus Robert, oder dem Manne, wie er ſeyn ſollte, (einem Buche, wie es nicht ſeyn ſollte,) von Jury meiſterhaft dargeſtellt. — Die Erklärung macht alles klar.

2) **Weibliche Lebenskraft.** Die erhabne Tendenz dieſes Aufſatzes iſt in folgender Poeſie vollſtändig angegeben:

Wie am rieſelnden Bach die alte krüpplichte Weide,
Die nach vermodertem Kerne rein ausgeweidet noch da ſteht,
Immer fröhlich noch grünt, ſo lange die Rinde nur dauert:
So die greiſe Matrone. — — —

3) Neue Antiquitäten. Ein ſehr gelehrter Aufſatz: Er belehrt die Damen primo über die Entſtehung der Chriſtgeſchenke, und bringt ihnen nebenher die Doctrinam mythologicam de Saturno auf eine möglichſt antike Art bei, secundo von den Oſtereyern, wobei von Ruſſen, Deuden und Perſern die Rede iſt.

Anmerk. S. 22. erzählt der Verf.: Vor funfzehn Jahren habe er im deutſchen Muſeum einen ſo empfindungsvollen Aufſatz über die Chriſtgeſchenke vom Grafen Stolberg geleſen, daß er damals ſchon ausgerufen habe: Der wird gewiß dereinſt noch katholiſch! — Das iſt richtig eingetroffen. Aber lieber Himmel! was wird der Mann jetzt ſprechen, wenn er — ich ſage nicht Schillers Maria Stuart und Johanna, ſondern — den neuſten Muſenalmanach lieſt? Wird er prophezeihen, daß ſie Katholiken, oder daß ſie Herrnhuter werden?

In Erwartung deſſen, gehen wir weiter:

4) — Das Beſte im ganzen Buche, aber — davon zuletzt!

5) Die kurze Ehe — eine kurze Erzählung von Herrn Schilling, — aber recht gut.

6) Mutter Emiliens Rath an ihre Tochter, einige Tage nach der Hochzeit (nehmlich, der Tochter). Wie höchſt wichtig der Zuſatz nach der Hochzeit ſey, erſieht man aus S. 122:

„Faſt zu allen Zeiten wurde den Männern manches verziehen, was man einer Frau nicht leicht verzeiht. Die Männer machen größten Theils eine gewiße Sache, die den Frauen als Verbrechen angerechnet wird, zur Galanterie, wie ſie's nennen. Der Grund hievon liegt darin, daß die Frauen fremde Zweige ins Haus bringen, und die Uebertretungen der Männer dieſe Folgen nicht haben. u. ſ. w.“

Auſſerdem wird die Tochter ermahnt, ſich reinlich zu halten, nicht zu ſinnlich, recht gehorſam gegen ihren Mann, wirthſchaftlich zu ſeyn, nicht zu ſpielen, nicht viel ſpazieren zu gehen, und zu tanzen, nicht Komoedie zu ſpielen, dagegen Moore und Fielding zu leſen ꝛc. Alles für Damen!

7) Wie können die Freuden glücklicher Aeltern Freuden für Alle werden? Eine Vorleſung. Voran eine Geſchichte

zweier Frauenzimmer, welche in einem Badeorte ein Kinderfeſt geben, ſodann die Vorleſung: Die Mädchen ſollen ſich darum bekümmern, wie die zarten Kinder erzogen werden müſſen, die Verehlichten, wie ſie ſittlich gute Gefühle in ihrer Bruſt erwecken; die alten Jungfrauen aber, an den Freuden glücklicher Aeltern gefühlvollen Antheil nehmen. Dies nennt der Verf. Vorſchläge. — Wo bleibt aber der Titel?

8) Helene Lukrezie Cornaro, Doktorinn der Philoſophie. Ein etwas witziger Aufſatz, worin der Verf. unter andern ſich abarbeitet, den Damen zu erklären, was Logik und Metaphyſik ſey. Er ſcheint darin ſeinen Heften gefolgt zu ſeyn. Unter den Mitteln, „das warme verliebte Blut" zu bändigen, hat er die beiden von dem Verf. des Buchs für Töchter edler Herkunft vorgeſchlagenen vergeſſen: Latein und Generalbaß. — Dahinter folgen: Fromme Wünſche; und

9) Von der Verleumdung. — Leſe das, wer da kann! — Von der Praeciſion in Begriffen nur folgende Probe:

„Die Verläumdung ſagt nie Wahrheit (ja wohl)! und wenn ſie es ja thut (was ſie nie thut), ſo verſchweigt ſie das Gute, gegen welches das von ihr erzählte Nachtheilige vielleicht wie nichts verſchwinden dürfe." S. 239. Nr. 10—12. ſind Verſe. Wir eilen zu Nr. 4.

Es iſt eine ſehr gute Abhandlung über das ſchwierige Thema: Ueber die Möglichkeit feine Lebensart mit Redlichkeit zu verbinden, von dem verſt. Heydenreich. Dieſes Opus posthumum verdiente es doch, daß dies Jahrbuch herausgegeben wurde? Ach leider nein! denn die Abhandlung ſtand ſchon in ſeiner Ueberſetzung von Bellegarde's Betrachtungen über ſeine Lebensart, Lpz. 1800. und iſt von dorther nur abgeſchrieben.

Noch ein Wort an den einzigen Künſtler, der an dieſem Werke Theil hat. Auf dem Titelkupfer richtet ſich eine alte ſcheintodte Frau im Sarge auf, und ſagt: Kinder wo bleibt denn der Kaffe? — daß die 5 Erwachſenen darüber erſchrecken, iſt in der Ordnung; aber meint Herr Jury denn, daß der 3 oder 4 jährige Knabe ſo ſchreien und davon laufen werde?

Der Verleger wird wohl noch einmal an Herrn Prof. Ebert ſchreiben.

10) Helvetiſcher Almanach für das Jahr 1802. Zürich, bei Orell, Füßli und Comp.

Dieſer Almanach iſt, wie billig, ganz lokal, und von einfachem Inhalte. Die Verleger haben in der Ankündigung Int. Bl. d. A. L. Z. Nr. 179 erklärt, daß nach und nach das Merkwürdigſte der Schweiz, die Naturſchönheiten, Landes-Sitten, Trachten und Bauarten betreffend, darin vorkommen und jeder Jahrgang das Charakteriſtiſche eines Kantons enthalten ſoll. Man findet in dieſem zuerſt unter dem Titel: Die Alpreiſe. 1798. von Joh. Rud. Wyß die empfindſame Schilderung einer Wanderung von 7 Perſonen in eine Sennhütte, mit vielen Verſen durchwebt. Sie gehen hinauf, eſſen Milch, ſtehenden Rahm, Käſe und Butter, und gehen wieder herunter. Ueber alle die kleinen Begebenheiten, die ihnen begegnen, werden ſentimentale Anmerkungen beigebracht, z. B. das verliebte Paar, welches mit gewandert iſt,

kommt

kommt bei Tiſch neben einander zu ſitzen. „Kraftvoll ſchnitt die ſtärkere Hälfte Scheiben vom gewichtigen Brodte ab; die andre niedlich gerundete Hand belegte dieſelben mit ſchmackhafter Butter.“ Und nun heißt es ſogleich:

So halfen ſich die guten Herzen,
Und trugen der Geſchäfte Müh;
Und wußten ſich hindurch zu ſcherzen
In muſterhafter Harmonie.
Dann theilen ſie beim frohen Mahle
So eintrachtvoll ihr Butterbrodt;
Und tranken Milch aus einer Schaale,
Die mehr als Zwey den Lippen bot. (!)

Die Geſellſchaft will in einen Käſeſpeicher hinein ſehen, und ſuchet vergebens Spalten auf, da ſingt der Dichter:

Ach klage ſanft, mein Trauerlied!
Das Auge ward umſonſt bemüht.
Vor Mäuſen, Dieben, Landsgefahren,
Ließ man die Wand zu wohl verwahren.
Kein Spältchen, das die Planken ſchied:
Ach klag' es ſanft, mein Trauerlied!

Dieſe Poeſie mag wohl auch lokal ſeyn. — Einen ſtarken Kontraſt mit dieſer friedlichen Reiſe macht die folgende, gutvorgetragene Erzählung von demſelben Verfaſſer:

Das Brod. Ein Greis hat ſeine erwachſene Söhne gegen den Feind geſchickt; der jüngſte iſt bei ihm geblieben. Das wüthende Heer der Feinde dringt heran: die Hütte des Greiſes wird wiederholt geplündert, er und der Knabe gemißhandelt. Dieſer hat für den Vater ein Brodt verſteckt, ein hungriger Haufe verlangt Nahrung — der Knabe wird geſchlagen, in Arm und Schenkel verwundet — er giebt das Brodt nicht heraus. Sie ſind allein — er bringt dem Vater was er mit ſeinem Blute gerettet hat — er ſelbſt iſſt nicht davon. Es entſteht ein ſchöner Kampf der Liebe, der ſich mit beider Tode endigt.

Außerdem enthält das Buch: eine vollſtändige aber kurzgefaßte Topographie des ehemaligen Kantons Bern; eine Höhenvergleichung der höchſten Gebirge in der bekannten Welt mit den helvetiſchen; die helv. Chronik vom 1ſten Sept. 1800 bis zur Eröffnung der allgemeinen Tagſatzung, den 7ten Sept. 1801; einige Gedichte (in dem letzten werden die Ruſſen mit Bären verglichen, die den Schweizern die Fliegen wegjagen wollten); und Kunſtanzeigen aus der Schweiz.

Kupfer ſind hier: eine Bauernhochzeit, drei Anſichten von Bern, der Herbſtſonntag auf der Petersinſel, ein Berner Bauernhaus, von Fr. Nicol. König radirt; illuminirte: ein Berner Bauermädchen auf dem Lande, und in der Stadt; ein Emmenthaler Küher. Zuletzt eine kleine Karte: das Berner Gebiet nach Murdachs Entwerfungsart.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Auf die Statue des Fürſten Leopold von Deſſau im Luſtgarten zu Berlin.

Aus den Chören ſel'ger Brüder,
Noch mit Preußens Uniform geziert,
Stieg der alte Leopold hernieder,
Noch einmal die Schaar zu ſehn,
Die ſo öfters er zum Sieg geführt. —
Staunend ſah er! — Nie gefühlte Luſt
Hob des deutſchen Helden Bruſt,
Und er blieb — verſteinert ſtehn! —

D. Carl Struve.

VI.

Grangeneuve.

Hiſtoriſche Anekdote.

Herr Girtanner, welcher in ſeinem voluminöſen Werke: über die franzöſiſche Revolution, ſehr oft einen Charakter dargeſtellt zu haben glaubt, wenn er ein Paar Prädikate zuſammengewürfelt hat, ſagt in ſeiner Rezenſion der Girondiſten (13ter Bd. S. 191) von Grangeneuve:

„Grangeneuve war ein mittelmäßiger Kopf, von ſchwachem nachgebigem Charakter."

Zur Rechtfertigung dieſer Urtheile beruft er ſich auf die Bürgerin Roland, welche in ihrem Appel à l'impartiale postérité von eben dieſem Manne ſagt: Grangeneuve est bien le meilleur humain, qu'on puisse trouver, sous une figure de la moindre apparence.

Es iſt beinah unbegreiflich, wie das Urtheil der Bürgerin Roland ſo interpretirt werden könne, wie es Herr Girtanner interpretirt hat; aber dieſe Unbegreiflichkeit wird nicht wenig vermehrt, wenn man die Anekdote lieſt, welche die Bürgerin Roland auf ihr Urtheil über Grangeneuve folgen läßt; eine Anekdote, welche Herr Girtanner nothwendig muß geleſen haben.

Hier iſt ſie. Ich erzähle ſie nach, weil ich den Appel in dieſem Augenblick nicht bei der Hand habe.

Das Verfahren und die Anſtalten des franzöſiſchen Hofes kündigten im Laufe des Julius 1792 feindſeelige Abſichten an. Jeder räſonnirte über die Mittel ihnen zuvorzukommen, oder ſie zu vereiteln. Mit einer Wärme, welche die Exaltation aber nicht die Energie hervorbringt, ſagte der Exkapuziner Chabot in einem Zirkel von vertrauten Freunden: Es wäre zu wünſchen, daß der Hof einen von den patriotiſchen Deputirten umbringen ließe; denn dies würde die unfehlbare Urſache einer Inſurrektion werden; das einzige Mittel, das Volk in Bewegung zu ſetzen, und eine heilſame Kriſis hervorzubringen. Er ſprach ein langes und breites darüber. Kaum hatte er geendigt, als Grangeneuve, welcher ihn ſehr aufmerkſam zugehört hatte, ohne ein einziges Wort zu ſagen ihn auf die Seite führte. „Ihre Gründe,“ ſagte er zu dem Exkapuziner, „haben mich überzeugt; ſie ſind vortrefflich. Aber der Hof iſt allzu fein, um uns jemals ein „ſolches Mittel in die Hände zu ſpielen. Man muß ihm zu „Hülfe kommen. Sorgen Sie für geſchickte Banditen. Ich „will das Opfer ſeyn.“ — Wie? Sie wollen — „Ohne „Zweifel. Was iſt dabei zu bedenken? An meinem Leben iſt „ſehr wenig gelegen. Ich werde überglücklich ſeyn, wenn „ich es meinem Vaterlande zum Opfer darbringen kann.“ — Ha! mein Freund, ruft Chabot mit begeiſterter Mine aus, Sie ſollen nicht der Einzige ſeyn. Theilen will ich dieſen Ruhm mit Ihnen. — „Wie? Sie wollen. — Einer iſt „genug. Zwei ſind noch beſſer. Aber Ehre iſt dabei nicht

„einzuärndten. Niemand muß darum wiſſen. Laſſen Sie „uns auf Mittel denken.“ — Chabot übernimmt es, alles in Bereitſchaft zu ſetzen. — Einige Tage darauf kündigt er Grangeneuve an, daß er ſeine Leute gefunden hat, daß alles bereit iſt. — „Gut, beſtimmen wir jetzt den Augenblick. „Wir wollen morgen Abend zuſammen in den Ausſchuß gehen. Um halb eilf werd' ich ihn verlaſſen. Sie folgen mir „auf dem Fuße. Ich gehe durch die und die wenig beſuchte „Straße. Hier halten ſich Ihre Leute in Bereitſchaft. Aber „ihr Handwerk müſſen ſie verſtehen; ſie müſſen uns abthun „ohne uns zu quälen, oder zu verſtümmeln.“ — Man vereinigt ſich über Zeit und Stunde; man verabredet Alles. Grangeneuve macht ſein Teſtament, und bringt ſeine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung. Er geht hierauf in den Ausſchuß. Chabot iſt nicht da, und kommt auch nicht. Grangeneuve ſchließt daraus, daß ihm die Luſt, gemeinſchaftliche Sache zu machen, vergangen iſt; da er aber glaubt, daß die Mörder wenigſtens für ihn in Bereitſchaft ſeyn werden, ſo macht er ſich auf den Weg. Langſam geht er die beſtimmte Straße hinunter. Niemand begegnet ihm. Er geht noch einmal zurück. Vergeblich. Er wartet. Eben ſo vergeblich. Kurz er muß wohl und geſund nach Hauſe gehen, und iſt nicht wenig darüber ungehalten, daß er ſo viele Anſtalten vergeblich gemacht hatte.

Eben dieſer Grangeneuve wurde in den Sturz der Girondiſten verwickelt, und ſtarb gegen das Ende des folgenden Jahres auf dem Schaffot.

B.

VII.

Theater.

1.

Tagebuch des Königl. Preuß. Nationaltheaters.

Fortſetzung.

December 1801.

18. **Die Jungfrau von Orleans.**

Statt Hrn. Iffland's ſpielte Hr. Labes den Thibaut — ſtatt Hrn. Gern's den Du Chatel Herr Unzelmann; ſtatt Mad. Böheim die Königin Mad. Herdt; ſtatt deren das Köhlerweib Mad. Greibe; ſtatt Hrn. Labes den Raoul Hr. Eunicke.

19. **Die Unglücklichen,** Luſtſp. 1 A. v. Hrn. v. Kotzebue; und **Adraſt u. Iſidore** oder die Serenate, kom. Singſp. 2 A. nach Moliere, von Bretzner. Muſik von B. v. Kospoth.

20. **Die Jungfrau von Orleans.**

Mad. Meyer herausgerufen.

Fleck ſtarb. Nachts halb 12 Uhr.

21. Das große Loos (angekündigt war die Entdeckung), Lſp. 2 A. v. Steigenteſch, und der Dorfbarbier, kom. Singſp. 1 A. Muſik von Schenk.

Frage: Iſt — und Extemporiren ein Beweis der Achtung gegen die Kunſt und das Publikum?

22. Die Nymphe der Donau.

23. Die Jungfrau von Orleans.

24. Kein Schauſpiel.

25. Das Neuſonntagskind, kom. Singſp. 2 A. vom Kapellmeiſter Müller.

Künftig wird das wöchentliche Repertoir unter dem Namen Austheilung (!) Sonnabends beim Kaſtellan für 6 Pf gedruckt ausgegeben.

26. Die Nymphe der Donau.

27. Die Jungfrau von Orleans.

Erinnerung auf der Affiche wegen Abnehmen der Hüte beim Anfange des Schauſpiels.

28. Abbe de l'Epee, oder der Taubſtumme.

29. Die Geſchwiſter vom Lande, Luſtſp. von Jünger 5 A.

Ward größtentheils ſehr gut gegeben. — Mamſell Eigenſatz als Thereſe ausgezeichnet gut.

30. Der Beſuch, oder die Sucht zu glänzen, Lſp. 4 A. von Kotzebue.

Oberforſtmeiſter — Herr Herdt. Hans — Herr Mattauſch. Kilian — Herr Bethmann.

31. Die Jungfrau von Orleans. Zum Beſchluß im alten Schauſpielhauſe eine Rede von Hrn. Dir. Iffland. Mad. Meyer herausgerufen.

Januar 1802.

1. Eröffnung des neuen Theaters. Rede von Herrn Herklots, geſprochen von Herrn Direktor Iffland. Die Kreuzfahrer, Schauſp. in 5 A. von Hrn. von Kotzebue; die Ouverture und die zur Handlung gehörige Muſik vom Hrn. Kapellmeiſter Reichardt.

   Balduin — Herr Beſchort. Der Emir — Herr Iffland. Cöleſtine — Mad. Meyer. Emma v. Falckenſtein — Mad. Unzelmann.

   (Zweckmäßige Veränderung auf der Affiche, nach welcher das Wort hieſiges ausgelaſſen iſt; es iſt ja doch wohl nirgends ſonſt ein königl Nationaltheater.)

2. Das Zauberſchloß; eine natürliche Zauberoper in 3 A. nach dem Franz. des auf dem Theâtre de Molière erſchienenen Schauſpiels: le Château du Diable, als Oper bearbeitet von Herrn A. v. von Kotzebue; componirt von Herrn Kapellmeiſter Reichardt.

   Luitgarde — Mad. Schick. Oswald — Herr Eunicke. Robert — Herr Gern. Amazone — Mad Eunicke.

3 — 8. Beide Stücke abwechſelnd wiederholt.

9. Die Ausſteuer. Schauſp. 5 A. von Iffland.

10. Die Zauberin Sidonia. Schauſp. 4 A. von Hrn. Zſchocke.

   Sidonia — Mad. Unzelmann.

11. Das Blatt hat ſich gewendet. Luſtſp. 5 A. von Schröder;

   Amtsrath und ſeine Frau — Herr Herdt und Madem. Döbbelin.

und: die Komödie aus dem Stegreife. Luſtſp. 1 A. von Jünger.

Graf Braunſtädt und ſeine Gemahlin — Herr Iffland und Mlle. Döbbelin.

11. Der Juriſt und der Bauer. Lſp. 2 A. von Hrn. Rautenſtrauch; und: Adolph und Clara. Singſp. 1 A. nach dem Franz. von Herklots. Muſik von d'Alayrac.

Clara — Mad. Eunicke. Die Muſik ſchien in gegenwärtiger Zeit doppelt gefällig.

13. Die Hochzeit des Figaro. Singſp. 4 A. Muſik von Mozart.

14. Selbſtbeherrſchung. Schauſp. 5 A. von Iffland.

Bar. von Roſenſtein — Mad. Meyer. Conſtant — Hr. Iffland. Louiſe Selling — Mad. Unzelmann.

15. Merope. Trauerſp. 5 A. nach Voltaire von Gotter;

Merope — Mad. Meyer.

und: Zwei Onkel für Einen. Luſtſp. 1 A. von Gotter.

Sparmann — Herr Iffland.

2.

Der erſte und zweite Januar im Theater.

Berlin, den 1. Januar. Abends 10 Uhr.

Noch am ſpäten Abend muß ich Dir, lieber Bruder! den Eindruck ſchildern, den ich ſo eben aus dem neuen Schauſpielhauſe zurückbringe. Es war kein Schauſpiel, es war ein wahres herzerhebendes Volksfeſt.

Nur ſpät, das iſt kurz vor Anfang des Stücks, hatte ich die ſchöne Geſellſchaft verlaſſen, die mit ächter Humanität das Feſt des erſten Tages feierte, um ins Theater zu gehen. Alle unangenehmen Eindrücke, die ich früher hätte erhalten können, waren vor mir vorübergegangen. Ich trat in das volle, hocherleuchtete Haus. Der Anblick dieſer Menge von Menſchen vom Boden bis an die Decke, in vier Abſtufungen, die Zierlichkeit der Logenreihen, die mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit ohne äußere Unterſtützung umherlaufen; die hellbeleuchtete in der Mitte hangende Krone, der neue Vorhang — alles dies machte einen ſchönen, fröhlichen Eindruck. Die königliche Loge öffnet ſich — Sie tritt herein mit aller Majeſtät der Grazien; ein allgemeiner Freudenruf, ein frohes unauslöſchliches Händeklatſchen, und das vollbeſetzte Orcheſter *) empfängt ſie. Der Vorhang rollt auf. Der Direkter Herr Iffland tritt, nach der Sitte, mit franzöſiſcher Eleganz gekleidet, auf, und hält die angekündigte Rede, die das Lob des Erbauers dieſes neuen Tempels mit Feinheit (aber nach dem Gefühl mehrerer mit zu geringer Wärme) pries. Die Deklamation war ſchön; ihr folgte allgemeiner Beifall. Der zweite Vorhang, der die Akte abtheilt, fällt herab; es wird ſtille. Aufs neue brauſt der allgemeine Zuruf, das Klatſchen — der König iſt, nach der Rede, die Seiner erwähnte, gekommen. Nun iſt alles in fröhlichem Jubel! alle ſind gleichſam befriedigt; alle freuen ſich, daß auch Er kam, daß Er ſein Werk in der Blüthe ſeines Glanzes ſieht.

---

*) Es iſt im neuen Hauſe durch 18 Perſonen vermehrt.

Das Stück begann. Die Kreuzfahrer, von Hrn. von Kotzebue, wurden zum erſtenmale geſpielt. Dies iſt der kurze Inhalt des Stücks:

Balduin von Eichenhorſt kommt aus einer langen Gefangenſchaft ins Lager der Kreuzfahrer zurück, und wird mit Freude empfangen. Faſt zugleich mit ihm wird Fatime, die Tochter eines Seldſchukiſchen Emirs, als Gefangene ins Lager gebracht. Ihr Vater kommt, ſie zu löſen; ſein Bitten, ſein Flehen erweicht Bohemund von Schwarzeneck nicht, der zur Bedingung der Auslöſung den Uebertritt des Vaters zum Chriſtenthume ſetzt. Statt des 70jährigen Greiſes übernimmt Balduin den Zweikampf mit Bohemund; jener wird verwundet, aber dieſer fällt, und der Sieger giebt dem Vater nicht nur ſeine Tochter zurück, ſondern rettet ſie auch aus den Händen Cuno's von Düben, der als der Anführer des ſichern Geleits, den Vater ermorden will.

Indeß iſt Emma von Falkenſtein, die Geliebte des für todt gehaltenen Balduins, als Pilgerin, zum Kloſter der Hoſpitaliterinnen gekommen, und hat in ihrem troſtloſen Schmerz bei der Aebtiſſin (der ehemaligen verlaſſenen Geliebten ihres Vaters) um Aufnahme in den Orden angehalten. Die Aebtiſſin gewährt ihren Wunſch, und nimmt ihr ſtehendes Fußes (gleich auf dem Theater) das Gelübde ab, das ſie nachher nur vor dem Altar beſtätigen ſoll.

Um ſeinen verwundeten rechten Arm heilen zu laſſen, kommt Balduin in daſſelbe Kloſter. Die Aebtiſſin ſendet ihm die neue Nonne, ihm den Balſam auf ſeine Wunde zu legen; der Schmerz zwingt ihn, den Helm abzunehmen — die Liebenden erkennen einander.

Mit Hülfe der Pförtnerinn, der Jungfer Salome, fliehen ſie durch den unterirrdiſchen Gang, aber ſie entfliehen nicht; die Aebtiſſin mit allen Nonnen ſtürzen ihnen nach; man bringt die Entflohene zurück. Eingemauert zu werden iſt die ihr beſtimmte Strafe. — Balduin iſt in Verzweiflung; er fleht zu allen Nationen des Kreuzheers, das Kloſter zu ſtürmen, und ſeine Geliebte zu befreien; überall ſchaudert man davor zurück. Eben als er ohnmächtig hinſinkt, als die Nonnen ſchon den Chorgeſang anſtimmen, als die Kapelle ſchon geöffnet iſt, worin die Unglückliche vermauert werden ſoll, erſcheint der rettende Gott, — der Emir, der, um ſeine Dankbarkeit zu bezeigen, alle Chriſtenſklaven in ſeinem Gebiete ſeinem Retter darbringt. Er vernimmt, daß ein größerer Beweis des Danks in ſeiner Macht ſteht; er ſtürmt mit ſeinen Seldſchucken das Kloſter, rettet Emma aus der Kapelle, und wirft ſie ihrem Geliebten in die Arme. Zum Troſte der Chriſtenheit erſcheint nun noch Adhemar, Biſchof von Puy, Balduins Freund, der die voreilige Nonne ihres Gelübdes entbindet, und ihr zu ihrer Verbindung den Segen der Kirche ertheilt.

Dies iſt der Gang der Handlung. Erſt im vierten Akte faßt man für die Dichtung Intereſſe. Es iſt nicht eines der beſten der Kotzebueiſchen Stücke. — Aber man hat alles gethan, es auf dem neuen Theater in höchſter Vollkommenheit vorzuſtellen. Gleich bei der erſten Eröffnung der Bühne zeigte man ihren ganzen ungeheuren Fond in dem Lager der

Kreuzfahrer; in den Scenen vor, bei und in dem Kloſter hatte die Dekorationsmalerei Meiſterſtücke geliefert. Das Orcheſter war aufs vollſte beſetzt; die Ouvertüre und die zur Handlung gehörige Chor- und Janitſcharenmuſik war von Reichardt. In der Zahl und Kleidung der Comparſen und Statiſten wetteiferte man mit der Oper — Die Schauſpieler ſelbſt waren ſichtbar in einer höheren Stimmung, die eine Menge kleiner Individualitäten verwiſchte; ſie ſpielten alle, daß ich ſo ſage, in einem höheren Styl, ſprachen gefliſſentlich lauter als gewöhnlich, ihre Deklamation war feierlicher, gehaltener, — ſo daß man den Jambus wirklich vermißte. Alle leiſteten, was man von ihnen erwarten kann, und was der Dichter ihnen erlaubte. Man kann heut nicht von Auszeichnung ſprechen; außer von der, welche durch Talent und Kunſt ein jeder ſich ſelbſt überhaupt erworben hat.

So wie das Feſt in ſeinem Anfange und Fortgange lyriſch war, ſo war es auch in ſeinem Schluſſe. Der Vorhang ſank zum letztenmale, das Orcheſter fiel, aufgefordert von einigen Zuſchauern, mit der Melodie des Liedes: God save the King, ein, und das ganze Haus ſang mit lauter Stimme: Heil dir im Siegerkranz; unſern Text auf jene Melodie. Es war der vollſte Ausdruck des Danks und der Liebe gegen den verehrten Monarchen; er fühlte ihn, dankte und verließ unter jubelndem Händeklatſchen das Haus. Sichtbarer fühlte ihn die angebetete Königin; der Jubel, das Vivatrufen, das Klatſchen erreichte die höchſte Höhe, als ſie die Loge verließ.

Auch Herr Beſchort, der für morgen das Zauberſchloß ankündigte, ward mit Beifall empfangen; und nun ſchloß die begeiſterte Verſammlung mit einem Akt der Gerechtigkeit. Nicht bloß als Künſtler, ſondern auch als Direktor des Nationalſchauſpiels hat Iffland das größeſte Verdienſt; es iſt kaum zu berechnen, wie viel es ihm, beſonders, da der Regiſſeur fehlt, gekoſtet hat, ehe dieſe erſte Vorſtellung im neuen Hauſe gegeben werden konnte. Ihn forderte man alſo mit einhelliger Stimme, um ihm den Dank und den Beifall des Publikums zu bezeugen. Er erſchien, und — nicht als ob es ihm gälte, brach er in ein kurzes energiſches Lob des Königs aus, den er den redlichſten Mann im Lande nannte. Du kannſt Dir vorſtellen, wie dies in dieſer Stimmung aufgenommen wurde. Auch ich ſchließe meinen Brief mit dem Ausrufe:

Heil dem Könige!

Den 2ten Januar.

Nachſchrift. Auch von dem zweiten Tage kann ich Dir eine kurze Nachricht geben. Ich faſſe alles in die Worte zuſammen: Das Theater war etwas poetiſcher, aber das Publikum um vieles proſaiſcher, als geſtern. Es ward die ſogenannte natürliche Zauberoper: Das Zauberſchloß von Herrn von Kotzebue gegeben, welche wir ſchon zuſammen geleſen haben. Schließe nicht von dem Leſen, auf das Sehen und Hören, denn Du weißt nicht, was hier Componiſt, Sänger, Orcheſter und Dekoration aus einer ſolchen Opera machen können. Die Muſik iſt von Reichardt, und ganz ſeiner würdig. Man faßt ſie nicht bei dem erſten Takte, wie die Walzer, nach welchen man im Donauweibchen ſingt; aber ſie muß bei jeder Wiederholung immer mehr gefallen, weil man ſodann immer beſſer die feineren Eigenthümlichkeiten der einzelnen Geſänge wahrnimmt, worin ſie ſich von dem gleichmäßigen Tone des Ganzen unterſcheiden, und weil man dann mehr einen gewiſſen Fluß des Geſanges wahrnimmt, den man beim erſten Hören nicht gleich merkt. Beſonders ſchön iſt die Behandlung der Blasinſtrumente, vorzüglich der Waldhörner, die dieſer Componiſt ſehr zu lieben ſcheint. (Man kann nichts Schöneres hören, als Herr Gerns Stimme bloß von zwei Hörnern begleitet). Ich wünſchte zwar manches zu fragen, z. B. wozu die Nachahmung des Dudelſacks im Quartett des 1ſten Akts ſey? warum das Rondo im 2ten ſich ſo ſehr dehne? ꝛc. allein wenn man ein ſolches Werk nur einmal gehört hat, ſo thut man beſſer, ſich nur ſeiner Schönheiten, der durchaus richtigen, oft überraſchend ſchönen Deklamation, der vollen und verſtändigen Harmonie, und der entzückenden Laute der Luſt, der Liebe, der Wehmuth — zu erinnern, wodurch der Künſtler zu den Herzen aller Zuhörer ſprach. — Die Ausführung war vortreflich: Mad. Schick, Mad. Eunicke, Herr Eunicke und Herr Gern *) ſangen; nur

---

*) Oft iſt es recht gut, „wenn der Sänger ſchlecht ausſpricht;" dies ſcheint Herr Gern, deſſen Ton und Ausſprache nichts zu wünſchen übrig läßt, bei den Worten der ſo ſchön componirten Arie im 2ten Akt gefühlt zu haben, wo er ſingen muß:

nur in den Chören ward man einigemal gewahr, daß die Oper zum erſtenmale gegeben wurde. Die Dekoration war brillant; im 3ten Akte gleichſam Schlag auf Schlag. Man wollte auch hier Unwahrſcheinlichkeiten in Beleuchtung ꝛc. bemerken (z. B. daß der Mond gezwungen ſey, ſeine Stralen in einen Winkel zu werfen); allein man ſcheint vergeſſen zu haben, was der Graf von Schwarzburg ſagte, und daß deſſen Phantaſie allein überall zum Geleit, und ſein Geld, als Mittel angenommen werden muß. Dieſer Graf ſpielt überhaupt mehr, als man glaubt, die Rolle eines Erklärers. Das Koſtume iſt größtentheils Altdeutſch oder Spaniſch, doch mehr im allgemeinen gehalten. Auch hier muß man ſich manches aus dem Titel erklären; gut aber iſt es, daß der Ritter im erſten Akt ſchon aus dem Wagen ausgeſtiegen iſt, denn ein Mann mit Helm und Panzer, in einer ganzbedeckten ziemlich modernen Karoſſe, müßte ſich wunderbar ausnehmen. Doch ich fühle, daß ich auch heut proſaiſcher geworden bin: alſo nichts von kleinen Engelchen auf altem Gemäuer, nichts von transparenten Blumen u. d. gl. ſondern blos mein brüderliches Lebewohl!

Schönes Gefühl, das Thiere zähmt,
Gieb dem Hund einen Biſſen,
Zu des Wohlthäters Füßen
Schmiegt ſich freundlich der treue Hund.

wo er wirklich das Wort Hund etwas undeutlicher ausſprach.

3.

Eine Künſtleranſicht.

Sie verlangen von mir eine Schilderung von dem Eindrucke, welchen die Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes auf mich gemacht hat, der Anblick des wirklich ſchönen Schauplatzes. Die Ankunft der Königin und dann des Königs ſelbſt erregten einen Jubel, und eine frohe allgemeine Stimmung, die den ganzen Abend dauerte, dergeſtalt, daß die Aufmerkſamkeit auf das Stück ſelbſt eigentlich nicht gerichtet war.

Ob es in Europa ein Schauſpielhaus giebt, worin ſo viele Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten vereinigt ſind, bezweifle ich; auch giebt es ſchwerlich eins, worinn alle Fehler ſo ſorgfältig vermieden ſind. Daß es deren dennoch giebt, iſt das unvermeidliche Loos alles menſchlichen Thuns; bei genauerer Betrachtung aber muß man ſich verwundern, wie ſehr alles vorher bedacht iſt, und dies geht in ein Detail, worauf hier nicht Raum iſt, ſich einzulaſſen.

Bei Betrachtung des Schauplatzes während der Vorhang noch herunter war, bemerkte ich zum erſtenmal die Wirkung der Beleuchtung; dieſe iſt über alle Beſchreibung ſchön.

Das Haus hat außer den Parterrelogen, drei Rang Logen; da nun die Gallerie dadurch ſehr hoch kommt, ſo ſind die Bänke derſelben ſehr ſteil hinter einander aufſteigend; dieſes giebt dem Hauſe eine enorme Höhe. Demungeachtet wurde es durch einen einzigen Lüſtre von Argandſchen Lampen, welcher aus der Mitte des Platfonds, ungefähr 24 Fuß tief herabgelaſſen wird, vortrefflich erleuchtet; alle Perſonen in den Logen ſind von vorne, und, außer den oberſten, von oben herab beleuchtet.

Dieſer Beleuchtung, welche jedermann einen reinen Ueberblick des ganzen Hauſes und der Schauluſtigen gab, iſt die angenehme Stimmung zuzuſchreiben, die jedermann beſeelte, ſelbſt ſtundenlang, bevor noch die Vorſtellung anging.

Es blieb Zeit genug, die Decorirung des Hauſes kritiſch durchzugehen; und ſo wollen wir denn mit dem Platfond anfangen. In der Mitte bleibt eine runde und flach gewölbte Abtheilung; die Balken ſind gemalt, und bilden durch Querbalken Caſſetons, in welchen Roſetten ſind. Dieſe Balken ſind aber wider die Natur aller Conſtruktion krumm gewunden; iſt die Decke angenommen als flach oder plan, ſo müſſen ſie gerade ſeyn, und iſt es eine Kuppel, ſo müſſen ſie von der Peripherie gerade nach dem Centrum laufen; in ſofern kann man dieſe Decorirung noch zu dem widerſinnigen Geſchmacke zählen, welchen man ſchon vor 20 Jahren anfing aufzugeben. Die triangulairen Ecken der Decke ſind mit großen Figuren en Camayeu gemalt, ausgefüllt; im obern Bogen des Proſceniums, welches ein doppeltes Riſalit hat, iſt die Uhr *)

---

*) Dieſe allen ſichtbare Uhr iſt zwar recht gut, um zu wiſſen, wann das Schauſpiel anfangen, oder wann man zum Thee oder Souper herausgehen ſoll; man darf ferner keine Taſchenuhr bei ſich führen, und hat alſo für dieſe nichts zu wagen; aber ſie hat auch ihre große Unbequemlichkeiten. Während auf dem Theater Jahre und Monate verſtreichen, ſchleicht der Minutenzeiger oben ſeine gemeine Viertelſtunde fort; während die Kunſt

mit dem transparenten Zifferblatte, um dieſe herum ſind die Horen en Camayeu gemalt; die Gruppirung derſelben findet ſich unter Flaxmanns Umriſſen, und iſt zu ſchlecht ausgeführt, um darüber weiter Worte zu verlieren.

Die Brüſtung der Gallerie iſt mit vergoldeten Stäben auf ſchwarzem Grunde dekorirt, und ſieht aus, wie ein Gitterwerk, welches unter allen Brüſtungen die beſte Wirkung macht.

Die darunter folgende des dritten Logenranges hat ein in Fächern abgetheiltes mager erdachtes à la Grecque, welches im Plafond ganz genau eben ſo wieder vorkommt, wodurch es denn noch ärmlicher wird.

Der erſte und zweite Rang iſt auf den Brüſtungen mit gewundenem antikem Laube, mit dazwiſchen geſetzten Leyern und Greiffons dekorirt. Die Lichter ſind mit Gold aufgeführt, welches eine gute Wirkung macht. Der Fries im Geſimſe an den vier äußern Façaden des Hauſes iſt ganz auf ähnliche Art in Stuck dekorirt; dieſes macht ihn freilich reich; fällt aber um deſto mehr auf, indem ſonſt kein einziges archi-

---

alles anwendet, uns in Abſicht der Zeit und des Orts zu täuſchen, wiſſen wir in jedem Augenblicke genau, was die Glocke in Berlin iſt. — Man ſagt, es ſey eine Nachahmung aus dem Potsdammer Theater, wohin ſie ein Wort des verſtorbenen Königs, dem eine ſolche Uhr auf einem auswärtigen Theater gefiel, gebracht habe. — Bei der hieſigen gleicht das transparente Zifferblatt oft, beſonders gegen das Ende, einem bewölkten Monde, an dem man ſich über nichts wundert, als über die durchſcheinenden römiſchen Zahlen. Anm. des Einſenders.

tectoniſches Glied daran verziert iſt. Dieſe Pracht an einem Orte contraſtirt gar ſehr mit der übrigen Nacktheit; man erzählt von wilden Königen, die ſich groß geputzt dünken, wenn ſie den Hut eines Europäers mit goldenen Treſſen aufſetzen, und außerdem in der nakten Blöße ihrer Nation einherziehen. —

Im Fond des Schauplatzes iſt zwiſchen dem erſten und zweiten Rang Logen die Hofloge in Geſtalt einer Niſche eingeſchoben; in dieſer Niſche ſind wieder zwei kleinere Niſchen zu Oefen. Durch dieſe Niſchenform iſt auf jeder Seite ein triangulairer Platz verloren gegangen, und gerade en face der Bühne, welches um deſto mehr zu bedauren wäre, wenn, wie Einige vermuthen, das Echo, welches man im Parterre an gewiſſen Plätzen hört, durch dieſe große Niſche verurſacht würde.

Am Rahmen dieſer Niſche ſtehen zwei Caryatiden von Stuck; dieſe tragen Trepieds mit tranſparent erleuchteten Schalen, die nichts erleuchten; über dieſe ſchweben zwei gemalte Stuckfiguren, die, geradezu geſagt, ſchlecht ſind. Sonſt iſt dieſe Loge recht ſchön, mit wirklichen carmeſinrothem Seidenzeuge behangen, welches mit den ähnlich gemalten an den beiden Balconlogen, nahe am Proſcenium, wiederum auffallend contraſtirt, weil dieſe von einer gar zu unwiſſenden Hand gemalt ſind. Dieſe letzteren gemalten Gardinen, hinter welchen das Auge ſich Luſt denkt, verbergen dagegen einen Kaſten, in welchem Zuſchauer ſtehen; die eigentliche mögliche Conſtruction iſt auf dieſe Weiſe verſteckt und verwirrt.

Der Vorhang der Bühne ſtellt eine große gewürkte Decke vor; in deſſen Mitte bleibt ein offener quadrater Raum, in welchem die drei Muſen, Melpomene, Thalia und Polyhymnia erſcheinen, die ſich ſchwebend auf die Bühne herablaſſen; ſie ſind von unten herauf beleuchtet.

Unten hat er eine durchlaufende Bordure, welches ein in Gold geſticktes Basrelief vorſtellt, und endigt ſich mit großen Franzen.

Der Tadel der meiſten läuft darauf hinaus: dieſer Vorhang ſähe aus wie eine Fußdecke oder Teppich, welchen Tadel der Künſtler, der die Idee dazu gegeben, für ein Lob annehmen kann; indem es ſein Vorhaben geweſen zu ſeyn ſcheint, die Bühne zu verhängen, und nicht, wie bisher geſchehen, eine perſpectiviſche Scene mit handelnden Figuren u. dergl. vorzuſtellen, die an ſich wieder eine Bühne ausmacht. Auch iſt dieſe Idee hier zu Lande nur fremd; denn in Paris und mehreren Orten hat man ſie ſchon längſt angenommen.

Dieſer Vorhang wird nur vor Eröffnung des Schauſpiels gebraucht, zwiſchen den Scenen wird ein anderer herabgelaſſen; dieſer iſt perſpectiviſch. Das wirkliche Proſcenium iſt dreimal wiederholt, und macht mit demſelben vier flache Bogen auf Pfeilern; in der Mitte derſelben ſteht der Apollo von Belvedere auf einer zirkelrunden Pyramide von Stufen; unten ſtehn in einem halben Zirkel acht Muſen als Statuen, und hinter dieſen Baluſtraden und Bäume — aus Nebel gebildet. So im allgemeinen, glaub' ich, gefällt dieſer zweite Vorhang mehr wie der erſte, deſſen Ausführung auch in der That nur mittelmäßig iſt. Ueberhaupt würde ſich ein Fremder irren, wenn er nach den hier angebrachten Decorirungen das Maas der Geſchicklichkeit der hieſigen Künſtler beurtheilen wollte. Man findet in Privathäuſern gemalte Zimmer, worinnen Landſchaften, Architektur, Blumen, Arabesken u. dergl. ungemein brav ausgeführt und geſchmackvoll erdacht ſind.

Die Dispoſition des Parterres iſt muſterhaft, zu den zwei Reihen geſchloſſener Plätze hinter dem Orcheſter iſt ein eigner Eingang. Das Orcheſter hat einen beſondern Aufgang zur Bühne, in Fällen, wenn Inſtrumentaliſten ſich dahin begeben müſſen. Im Fond hat das Parterre eine Terraſſe mit einer Balluſtrade, ſo daß man allenthalben vortrefflich ſieht und auch hört; die Ausnahmen von letzterem liegen, denk' ich, mehr am Schauſpieler, als am Baumeiſter.

Wahr iſt es, daß man in der Mitte des Parterres, gleichſam hinter ſich, in der Hof-Loge, den Souffleur zu vernehmen glaubt, ſo daß man, beſonders in Singſpielen, in einem merklichen Intervall, vorher ſchon weiß, was geſagt oder geſungen werden ſoll. Doppelt, wie ein eigentliches Echo hört man aber den Souffleur nicht, wenigſtens habe ich es nicht bemerkt.

Vorher wurde viel in der Stadt davon geſprochen; wie glänzend und prachtvoll die Eröffnung ſeyn ſolle, das neue Stück von Kotzebue ſei beſonders darauf angelegt; prachtvolle Aufzüge, reiche Decorationen und theatraliſcher Pomp würden mit einander wetteifern, und vorzüglich würde die erſte Scene dadurch frappiren.

Dieſe war die Belagerung von Nicäa; in der Ferne ſollte man die Stadt ſehen; dies war ein Stück grau geſtrichener Mauer, hinter dieſer ein paar Häuſer aus demſelben

Töpfe, und das Terrain, welches nun zwiſchen dem Lager und der Stadt blieb, war blendend weiß und hell, gerade von dem Tone und Schimmer, den eine papierne Laterne giebt. Die Couliſſen ſollten Zelte und Bäume vorſtellen, letztere waren von einer Geſtalt und Farbe, ja von einer Erfindung, wovon in der Natur keine Spur anzutreffen iſt.

Mitunter hat man vormals Decorationen von Verona gehabt, die durch den Reichthum der Objekte und durch die grelle Schattirung das Auge, wenn auch nicht den Verſtand, einigermaßen unterhielten; ſeitdem er aber auch mit vernachläßigten Arbeiten durchkömmt, hält er es ſogar für beſſer, nicht immer — ſogar brillant zu ſeyn, denn das erfordert einige Anſtrengung. Das neue Theater beſitzt nun eine Collection von Veronaiſchen Kunſtwerken, die gewiß einzig ſind, und es fehlt zur Completirung derſelben nur noch eine getreue Abbildung von dem Hofe eines gewiſſen Hauſes, dem nichts gleich kömmt, [illegible] etwa das Haus des Herrn Gaſtwirth Lange in der Haienberger Gaſſe, welches den Vorzug der Anciennität hat.

Wir ſind nun an dieſe Säle von blendend weißen Mauern ohne Fenſter, an dieſe ungeheuren halben Kuppeln, die nicht ſtehn können, an dieſe Gebäude und Tempel von geöltem Laternen-Papier, an dieſe Erde, noch leuchtender wie Nordlicht, ſo gewöhnt, daß wir uns gar nichts Schöneres denken können; es erregt uns eine Wiederholung in coloſſaler Maaſſe, derjenigen Stimmung, welche wir während des Weihnachtsmarktes, bei Beſuchung der Conditor-Ausſtellungen haben.

Ein ander mal ein mehreres.

4.

Brief aus Breslau.

Breslau, den 10ten Januar 1801.

Im November Ihrer Eunomia ſteht im Aufſatze: „Maria Stuart in Breslau“ eine Beſchuldigung von Ignorance, die man mir andichtet. Niemand läßt ſich gern aufbürden, was er nicht zu verdienen glaubt. — Ich habe bisher zu manchen Neckereien und Anſpielungen geſchwiegen; nunmehr erfahr' ich aber wohl, daß man nicht immer ſchweigen kann. — **Ihnen, als — Herausgeber der Eunomia,** muß es vorzüglich bei Einſendung ſolcher Aufſätze um Wahrheit zu thun ſeyn, und daher denk' ich nur etwas billiges zu fordern, indem ich Sie um Einrückung dieſes Briefs erſuche.

Bei Zergliederung der Charactere in Maria Stuart heißt es nehmlich: „Herr Müller und Beltheim, dieſer in der „Rolle des Leiceſter, jener in der des Burleigh — ſpielten „ſich ſelbſt. Die deutſche Schauſpielkunſt hat ſeit zwanzig „Jahren faſt eine Totalveränderung erlitten. B's Held ſei„ne Prädilection iſt außer der Rede, um wie viel mehr muß „es nicht die Kopie ſeyn. Beide rezitirten die Jamben mit „einer Aengſtlichkeit, die ihrem Spiele, das hierdurch einen „fremden Zuſatz erhielt, den letzten Reſt der Wahrheit raub„te.“ — Herr M., der einen Theil der aufgebürdeten Sünden mit mir trägt, iſt als Veteran der Bühne nur zu bekannt, als daß dieſer Makel ihm ſchaden könnte; mir, einem Jünger in Thaliens Tempel, darf und kann er nicht gleichgültig ſeyn. — — Die Rolle des Leiceſter iſt in der Darſtellung, nächſt der Eliſabeth und Maria beſtimmt die ſchwerſte; auch weigerte ich mich ſie anzunehmen, weil ich ihre Schwierigkeiten ſehr wohl einſah. Ich glaube, ein Künſtler nur, wie Iffland, kann dieſe Rolle anziehend und intereſſant darſtellen. Ob ich mich leidlich geſpielt, da ich den Leiceſter als einen fein intriguirenden, gewandten Hofmann zu geben mich bemühte — weiß ich nicht, und muß es bezweifeln; dreiſt kann ich aber behaupten, daß ich verſtand, was ich ſprach, und keineswegs Aengſtlichkeit in Rezitirung der Jamben meinem Spiele den letzten Reſt von Wahrheit geraubt hat. Hiervon ſtelle ich das Zeugniß eines der beliebteſten Dichter und anerkannten Beurtheiler auf, deſſen Namen jetzt zu nennen ich noch Anſtand nehme; ſpäter aber, und im erforderlichen Fall, dazu Erlaubniß von ihm habe. Er war mit der Darſtellung im Ganzen, und vorzüglich mit Rezitirung der Jamben ſehr zufrieden. Möchte es ihm gefallen, über die Erſcheinung dieſer Schillerſchen Muſe der literariſchen Welt ſeine Gedanken mitzutheilen.

Daß die deutſche Schauſpielkunſt ſeit zwanzig Jahren faſt eine Totalveränderung erlitten, darin hat der unbekannte Einſender ganz recht. Ob aber vor zwanzig Jahren der Geſchmack nicht geläuterter, und das Gefühl fürs wahre Schöne richtiger und geſunder war, iſt eine andere Frage. So viel iſt gewiß, daß die Stücke der vergangenen Zeit mehr Studium erforderten, und für Schauſpieler größere Schule waren, als gegenwärtig, wo Dichter den erſteren meiſt vorarbeiten, nicht ſelten aber auch jede Luſt zum ſtudiren verleiden. — Nach meiner Meinung muß auf dem Theater keine Mode im

Vortrag jeder Gattung von Dramen herrſchen. Es giebt nur eine Wahrheit: Natur! Keine Mode, oder beſſer Manier, kann dieſe je verdrängen; wer es noch bezweifeln wollte, der leſe Hamlets goldene Lehre, die er dem Schauſpieler giebt. — — Der Held meiner Prädilektion, Herr Regiſſeur Opitz in Dresden, mein theatraliſcher Führer, — genießt noch immer die Achtung, welche man ſeinem ausgezeichneten Talente ſchuldig iſt. Ihm dank' ich die Ausbildung meiner geringen Fähigkeit, und vorzüglich den Converſationston auf der Bühne. Er verzeihe mir, daß ich ihn hier genannt, und erlaube mir nur noch die Verſicherung, daß ſein Schüler ihm noch keine Schande gemacht hat, noch machen wird. — Groß können wir nicht Alle ſeyn; ein brauchbarer Mann in ſeinem Fache hat auch Verdienſt. Den Beweis dafür ſuche ich in der Zufriedenheit der Direktion, der Achtung verſtändiger Männer, und dem Beifall des vorurtheilfreien Publikums, welchen ich hier ſeit fünf Jahren genieße, und ferner zu erhalten die frohe Hofnung habe.

Sollte der ungenannte Einſender künftig mehr von unſerer Bühne und deren Gliedern ſchreiben, ſo werde ich jederzeit, wenn ſein Lob mit dem Tadel Takt hält, ihm für den letzteren, beſonders wenn er belehrend iſt, aufrichtigen Dank zollen.

Friedrich Veltheim,
Mitglied des Breslauer Theaters.

VIII.

Poſtſcripte.

1.

Drei Antworten.

Warum wurde das alte Schauſpielhaus mit Schillers Jungfrau geſchloſſen, und das Neue mit Kotzebues Kreuzfahrern eingeweihet?

1. Weil die Wahrheit, les Extrémes se touchent, auf dem Theater ſo recht an ihrem Platze iſt.

2. Weil das Publikum mit allen, auf dem alten Theater begangenen Sünden gegen die Kunſt ausgeſöhnt, und auf dem neuen zur Duldung und Nachſicht gegen künftige Kunſtſünden vorbereitet werden ſollte.

3. Weil man ſich bei jedem Wechſel am beſten befindet, wenn man am Schluſſe des Alten nicht weiß, woher und warum; und beim Anfange des Neuen nicht ſieht, wohin und wozu.

Y.

2.

Deutſche Larven.

Hat man doch die Larven (personas) der Alten wieder auf unſern Theatern eingeführt! — Heut ſah ich Madam L — in einer, wie gewöhnlich, unbedeutenden, aber traurigen Rolle, ſo oft ſie das Geſicht abwärts wandte, beſtändig lachen, und wenn ſie es dem Parterre wieder zuwandte, betrübt ausſehen. Ich hielt dies anfangs — ich will es nicht läugnen — für Ungezogenheit gegen das Publikum. Aber nach näherer Erwägung fand ich, daß ſie eine beſonders künſtliche, ihr ſelbſt ähnliche Larve an hatte, auf deren einer Seite (nach der Manier der Alten) die traurige, auf der andern die fröhliche Miene gemalt war. Die letztre mußte ſie nehmlich wegen des fröhlichen Ausgangs des Stückes haben; und bloß ihre Ungeübtheit in dieſem antiken Koſtume war Schuld, daß ſich dieſe Seite ſo oft während der tragiſchen Scenen ungebeten präſentirte. F.

3.

Ausfüllung der Pauſen.

Man hat (und zwar in der Eunomia) vorgeſchlagen: die allgemeinen Pauſen, die in der Muſik ſo große Wirkung thun, auch in die theatraliſchen Darſtellungen einzuführen, und als Beiſpiel dazu, den Moment nach dem Hingange der Maria Stuart zum Tode aufgeſtellt. — Jemand, der dies hörte, äußerte dabei die ſonderbare Beſorgniß: daß während dieſer Pauſen die Zuſchauer lange Weile haben würden. — Ich glaube nicht; denn würde z. B. Maria Stuart von einer ſchlechten Schauſpielerin geſpielt, ſo könnten ja die Zuſchauer bei ihrem Hingange — pochen, und bei einer guten (wie bei Mad. Unzelmann wirklich geſchehen iſt) klatſchen. — Damit würden ſie ſich die Zeit wohl vertreiben.

Z.

4.

Der ſchwache König.

Nichts iſt unerträglicher, als die Einſeitigkeit der Kritiker. Da ſteht ſo ein proſaiſcher Menſch, und ſchaut die Jungfer von Orleans, und ärgert ſich, daß B. den König ſo matt, ſchwach und weich ſpielt — und vergißt, daß es dem Zuſchauer nur bei einem ſolchen Könige erklärbar wird, warum Gott Wunder thun muß.

Y.

5.

Die Geſpenſter, mit Erklärung.

Jemand, der Wagners „Geſpenſter geleſen hatte, ſagte: „Das Buch wäre recht gut, wenn nur nicht die proſaiſchen Erklärungen dahinter ſtänden.“ — Könnte man nicht daſſelbe von der natürlichen Zauber-Oper des Herrn von Kotzebue, genannt das Zauberſchloß, ſagen? in welcher der Graf von Schwarzburg (wie die Erklärungen in den Geſpenſtern) hinterdrein kommt, und ſpricht: Lieben Kindlein! was ängſtigt ihr euch ſo gewaltig. Es ging ja alles ganz natürlich zu.

Alles dieſes muß alſo geſchehen, damit der verderbliche Aberglaube ertödtet werde! Zum Beſten der Unmündigen.

X.

6.

Geſpräch.

A. Wenn das jüngſte Gericht eintritt, ſo kann dabei niemand anders die Poſaune blaſen, als Böttiger!

B. Würden Sie auf den Ruf dieſer Poſaune auferſtehn?

B — d.

7.

Kurze Recenſion eines gewiſſen jährlich erſcheinenden Almanachs:

Das Fleiſch iſt anders, der Geiſt derſelbe; beide ſchwach.

F.

8.

T und T T.

Was iſt für ein Unterſchied unter den allgemeinen Litteratur-Zeitungen? — Jemand antwortete: Die Jenaer ſchreibt ſich mit einem t, die Erlanger aber und die Oberdeutſche mit tt.

X.

9.

Gegenſetzung.

In einer Bühnenrede ward ein bekanntes Nationaltheater dem attiſchen gegenüber geſetzt. Der Dichter wollte doch damit nicht etwa ſagen, daß es ein Böotiſches ſey?

T

10.

Anciennetät.

Ein Ausländer wollte bemerkt haben, daß bei der Eröffnung des hieſigen Schauſpielhauſes die iſralitiſchen Kunſtfreunde eine ſo große Anzahl von Logen und geſchloßnen Sitzen erhalten hatten, daß angeſehene Staatsbeamte und Standesperſonen auf die 6te bis 10te Vorſtellung hätten vertröſtet werden müſſen, — und ſchien ſich darüber zu verwundern.

„Mein Herr! ſagte ein Preuße, Sie machen unſeren hieſigen Anſtalten ein großes Kompliment. Ihre Bemerkung würde nichts weiter beweiſen, als daß man hier nicht nur im Ernſte, wie z. B. im Militär- Civil- und Schuldienſt, ſondern auch im Spaß, mithin beim Theater, auf die wohl hergebrachte Anciennetät hält. Es mögen ja wohl auch in Ihrem Lande die Iſraliten älter ſeyn, als die Chriſten.“

Y.

11.

Unauflösbare Frage.

Warum iſt doch in der neuſten Muſik eines großen Komponiſten ſo wenig Salz, da ihm doch, von Amts wegen, die Aufſicht darüber gegeben iſt?

Yy.

Anzeiger der Eunomia.

No. II. Februar 1802.

I. Ankündigungen.

Von dem mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werke:

Meine Reiſe nach Frankreich
in den Jahren 1800 und 1801.
Von
Ludwig Selbiger.
Erſter Theil. Mit Kupfern. 8.
Berlin, bei Friedrich Maurer.
Preis 1 Thlr. 4 Gr.

iſt der zweite Theil bereits unter der Preſſe, und wird künftige Oſtern in allen Buchhandlungen zu finden ſeyn.

Wiederholte Ankündigung eines
allgemeinen Vieharzneibuchs.

Vor einigen Jahren ſetzte die märkiſche ökonomiſche Geſellſchaft zu Potsdam auf die vorzüglichſte und zweckmäßigſte Bearbeitung eines **Vieharzneibuchs** den Preis von 25 Friedrichsd'or, wobei dieſelbe zugleich einen Plan vorzeichnete, nach welchem, bei Ausarbeitung deſſelben, verfahren werden ſollte.

Unterzeichneter iſt dieſem Plane gefolgt, hat der erwähnten Geſellſchaft die von ihm darnach bearbeitete Schrift eingeſandt, und den Preis erhalten.

Von der Gemeinnützlichkeit derſelben überzeugt, und der Aufforderung der märkiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Folge, will derſelbe ſolche unter dem Titel:

Allgemeines
Vieharzneibuch;
oder
Unterricht
wie
der Landmann ſein Hornvieh, ſeine Pferde, Schafe
und Schweine erziehen, warten und füttern,
und
ihre Krankheiten
erkennen und heilen ſoll,

durch den Druck öffentlich bekannt machen, hält es aber auch für Pflicht, dem Publikum vorher von ihrem Inhalte Kenntniß zu geben.

Sie zerfällt in vier Abſchnitte, jeder Abſchnitt in verſchiedene Abtheilungen, und jede Abtheilung in beſondere Kapitel, von welchen jedes der Beſchreibung einer eignen Krankheit gewidmet iſt. Zur vollſtändigen Ueberſicht des Ganzen folgt hier die nähere Eintheilung.

Erſter Abſchnitt.

Erſte Abtheilung. Von der Zucht, Wartung und Fütterung der Pferde. Dieſe Abtheilung enthält: die Eigenſchaften eines guten Beſchälers und einer guten Stute zur Zucht geſunder, brauchbarer und fehlerfreier Fohlen; zugleich werden darin die Fehler angegeben, welche ſowohl bei dem Beſchäler, als auch bei der Stute vermieden werden müſſen. Es wird gezeigt, wie man ſich bei dem Beſchäler zu verhalten habe; wodurch das Verwerfen der Fohlen verhindert wird; wie eine tragende Stute gefüttert und behandelt werden muß; wie man erkennen ſoll, daß ſie tragend ſey; ihre Behandlung bei und nach der Geburt, auch bei ſchwerer Geburt; die Behandlung der Fohlen bei dem Aufziehen; die Behandlung ihrer Hufe, um dieſe wohlgeſtalt und geſund zu erhalten, und ſie dadurch zu gewöhnen, ſich künftig beſchlagen zu laſſen, und endlich, wie die Pferde überhaupt gefüttert werden müſſen.

Zweite Abtheilung. Von den Urſachen, Kennzeichen und der Heilung der äußerlichen Krankheiten.

Dritte Abtheilung. Von den Urſachen, Kennzeichen und der Heilung der innerlichen Krankheiten.

Zweiter Abſchnitt.

Erſte Abtheilung. Von der Zucht, Wartung und Fütterung des Rindviehes. Dieſe Abtheilung enthält: die Eigenſchaften eines guten Bullen; die Wahl der Kälber, welche man aufziehen will; wie dieſe erzogen werden müſſen; wie man die Kühe gegen das Verkalben ſichern ſoll; wie ſie bei ſchweren Geburten behandelt werden müſſen; ihre Behandlung und Fütterung im Stalle, und die Anweiſung, wie ſolche auf naſſer, ſumpfigter Weide geſund erhalten werden können.

Zweite Abtheilung. Von den Urſachen, Kennzeichen und der Heilung der äußerlichen Krankheiten.

Dritte Abtheilung. Von den Urſachen, Kennzeichen und der Heilung der innerlichen Krankheiten.

Dritter Abſchnitt.

Erſte Abtheilung. Von der Zucht, Wartung und Fütterung der Schafe. Dieſe enthält: Eigenſchaften der Böcke, wodurch nicht allein die Schafe gewinnen, ſondern vorzüglich ihre Wolle verbeſſert werden kann; die Wahl der Lämmer zum Aufziehen der Böcke; die Fütterung der Schafe; die fernere Behandlung, um ſie geſund zu erhalten; das Verhalten bei ſchweren Geburten; die Anweiſung zur Verhütung der Haarballen in den Gedärmen der Säugelämmer, und endlich, wie die Schafe geweidet werden müſſen.

Zweite Abtheilung. Von den Urſachen, Kennzeichen und der Heilart ihrer Krankheiten.

Vierter Abſchnitt.

Erſte Abtheilung. Von der Zucht, Wartung und Fütterung der Schweine. Sie enthält: die Eigenſchaften der Kempen und Sauen, von den man gute Schweine ziehen will; die Beſtimmung des Alters, in welchem die Kempen und Sauen zur Zucht vorzüglich brauchbar ſind; die Anweiſung, wie man es verhindern kann, daß die Kempen die Schweine nicht beißen; wie man ſich zu verhalten hat, wenn die Sauen ihre Ferkel freſſen; die Beſtimmung der Zeit, in welcher man die Kempen unter die Sauen laſſen ſoll; die Behandlung der Ferkel nach der Geburt, und endlich eine Anleitung, wie man die Schweine weiden und die zum Mäſten beſtimmten behandeln ſoll.

Uebrigens ſind die Urſachen und Kennzeichen jeder Krankheit ſo deutlich beſchrieben, daß man ſich gegen erſtere hüten, und nach letzteren die Krankheiten genau beſtimmen kann. Die Recepte ſind deutſch geſchrieben, und der Preiſs, wofür ſie jede Apotheke liefern kann, iſt jedesmal dabei geſetzt. Die Mittel ſind einfach und wohlfeil gewählt, und wo es möglich ſogar Hausmittel verordnet worden.

Dies Viecharzneibuch wird hoffentlich jede Forderung erfüllen, und jedem Landwirthe, ſo wie jedem, der Vieh hält, von großem Nutzen ſeyn; denn er kann daraus nicht nur erlernen, was er bei der Zucht ſeines Viehes zu beobachten hat, ſondern auch ohne fremde Hülfe die Heilung der Krankheiten deſſelben ſelbſt beſorgen. Friedrich Wilhelms-Geſtüt bei Neuſtadt an der Doſſe, am 12ten November 1801.

Joh. Nic. Rohlwes,
Königl. Pferdearzt.

Zu vorſtehender Ankündigung des durch das Magazin der Thierarzneikunde und mehrere andere Schriften rühmlichſt bekannten Verfaſſers füge ich noch hinzu, daß ich dieſes Werk in Verlag genommen, und es zu Oſtern künftigen Jahres dem Publikum ſauber und leſerlich in Oktavformat gedruckt, und mit Kupfern verſehen, für den Preis von ungefähr 20 Gr. bis 1 Thlr. Preuß. Cour. liefern werde. Um indeß die Auflage einigermaßen beſtimmen und es dem Publikum ſo wohlfeil als möglich liefern zu können, nehme ich bis zu Ende des Märzes 1802 hierauf Subſcription an. Vorausbezahlung verlange ich nicht; jedem Subſcribenten-Sammler werde ich aber für ſeine Bemühung das 10te Exemplar unentgeldlich abliefern. Briefe und Gelder muß ich nur poſtfrei erbitten. Außer mir werden noch gütigſt Subſcription annehmen:

In Anclam, die Buchbinder, Herren Berg und Hindenberg.

Ebendaſſ auf Velinpapier, mit einem in Seide geſtickten Modelblatt, eben ſo geb. 2 thlr 8 gr.

Ebendaſſelbe in Atlas geb. 2 thlr. 10 gr.

6. Derſelben erſte Abtheilung aufs Jahr 1801. Taſchenf. ebenfalls ſauber gebunden im Futteral 1 thlr. 12 gr.

Daſſelbe auf Velinpapier, mit einem in Seide geſtickten Modelblatte, eben ſo gebunden 2 thlr. 8 gr.

Ebendaſſelbe in Atlas gebunden 2 thlr. 20 gr.

7. Taſchenbuch für junge Zeichner auf das Jahr 1802. Ein Neujahrsgeſchenk für gute Kinder. Nach dem engliſchen Werke: the compleat drawing-book bearbeitet, mit einigen Blättern vermehrt von C. A. Hirſchmann, Taſchenformat. Mit 28 Kupfertafeln, Berlin, ſauber gebunden, mit Futteral 1 thlr 8 gr.

Ebendaſſelbe auf Velinpapier gedruckt, mit vier gemalten Landſchaften vermehrt, eben ſo gebunden 1 thlr. 16 gr.

8. Weihnachtsgeſchenke für die Jugend, oder Denkwürdigkeiten aus der Weltgeſchichte, Staaten- und Völkerkunde, für die erwachſene Jugend, mit 14 illum. und ſchwarzen Kupfern. gr. 8 ſauber eingebunden 1 thlr. 18 gr.

9. Spiegel der Weisheit für gute Söhne und Töchter. Ein Weihnachtsgeſchenk zum Gebrauch auf ihrer Wanderſchaft durchs Leben. Mit Kupf. 8. Berlin und Leipzig. ſauber gebunden 1 thlr.

10. Sotzmanns deutſche und franzöſiſche Vorſchriften, in einzelnen Linien, für Anfänger und zum Gebrauch der Schulen, geheftet 6 gr.

11. Portefeuilles des honnêtes gens, ou pensées morales, politiques et divertissantes. Tirées d'un manuscript de feu Mr. le Comte de Schulenbourg. 8. Berlin. relié 6 gr.

12. Contes moraux pour former le coeur et l'esprit des enfans, avec des notes explicatives. Part. I. 8. Berlin. relié 10 gr.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

März 1802.

I.

Ueber Deklamation der Verſe,

vorzüglich in Beziehung auf den Schauſpieler.

Von

D. G. W. Becker.

Der Eigenſinn eines großen dramatiſchen Dichters hat uns wieder auf das verſifizierte Drama zurückgeführt, das wir ſeit zwei Decennien verlaſſen hatten, und der Einfluß, den das Anſehn großer Geiſter auf das Nachahmervolk zu haben pflegt, ſo wie die Zaubergewalt, mit welcher ein Schiller unſere Herzen zum Beifall hinreißt, läßt uns glauben — oder fürchten? — daß eine geraume Zeit hindurch dieſe wiedererweckte Mode auf unſern Bühnen herrſchen werde. Hierdurch erwächſt dem Schauſpieler die Pflicht, ſich genauer mit den Eigenheiten der Deklamation der Verſe bekannt zu machen, als er es bisher nöthig hatte, und dieſe Pflicht wird ihm um deſto heiliger ſeyn müſſen, je mehr oft ſelbſt berühmte Schauſpielkünſtler den Vorwurf der Unkunde und der Unwiſſenheit in dieſer Hinſicht ertragen müſſen. Nur erſt kürzlich machte ein unberufener Skribent dem allgemein beliebten Herrn Opitz den Vorwurf, daß er ſich abſichtlich Mühe gäbe, den Vers zu verbergen, und ihn, nach Gottſcheds Rhetorik, wie Proſe deklamirte. *) Eine Arroganz, welche um deſto weniger verzeihlich wär, je weniger die darüber obwaltenden Regeln bisher den Stempel der allgemeinen Gültigkeit erhielten, jemehr ſie manchen Einwürfen ausgeſetzt ſind, und jemehr von einem Manne, wie Herr Opitz iſt, mit Recht erwartet werden kann, daß er nicht allein die Gottſchedſche Rhetorik, ſondern auch die Meinung Neuerer in dieſer Hinſicht geprüft, und nur durch wichtige Gründe beſtimmt, die ältere Methode beibehalten haben wird.

Wenn wir Verſe deklamiren, ſo läßt ſich nicht allein überhaupt, ſondern auch in Beziehung auf die Bühne insbeſondere, die Frage aufwerfen: Sollen die Verſe ſo vorgetragen werden, daß dabei zuerſt auf ſie, und dann erſt auf den Sinn Rückſicht genommen wird; oder ſoll man zuerſt auf

---

*) Ueber die Aufführung der Maria Stuart im Journal des Luxus und der Moden. Auguſt 1801, Seite 332.

den letztern ſehen, und eher den Versbau, als den Sinn beeinträchtigen; oder giebt es einen Mittelweg, auf dem man dem einen und dem andern vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren laſſen kann. Für die Verneinung der erſten Frage ſtimmten die guten Deklamatoren jeder Zeit; auf die Bejahung der zweiten, drangen alle guten ältern Lehrer der Deklamation; und der nur ſo eben gerügte Vorwurf, welchen jener Student Herrn Opitz macht, iſt daher obendrein unrichtig von der Autorität des mit Recht vergeſſenen Gottſcheds hergeleitet; denn dieſer gab jene etwas zu unbegränzte Regel nur, in wiefern er ſie in andern Büchern ſeines Zeitalters fand, und von dem größten Schauſpieler ſeiner Zeit, dem berühmten Eckhof, anwenden ſahe. Schon bei den alten Römern, und alſo auch wahrſcheinlich bei den Griechen, war es Geſetz der Recitation oder des Vorleſens, ſich nicht durch das Ende eines Verſes zu einer Pauſe beſtimmen zu laſſen, wenn nicht auch zugleich der Sinn eine machte. Die vielen Verſe, deren letztem Worte die Partikel que angehängt iſt, und welche eine überflüſſige Sylbe haben, ſobald dieſes Wort nicht mit dem Anfange des folgenden Verſes zuſammengezogen wird, der ſich dann mit einem Selbſtlauter anfängt, geben von dieſer Behauptung ein überzeugendes Beiſpiel. Weit entfernt, dieſe Gewohnheit zu verlaſſen, ging man im Gegentheil endlich noch weiter, und Herr de St. Albine, der Verfaſſer des Schauſpielers *), verlangt

---

*) *Le Comédien*, par M. Remond de Sainte Albine 1747 Ueberſ. von Bertuch. Altenburg 1772. Seite 27 und 32.

von dem mimiſchen Künſtler, daß er ſich alle mögliche Mühe, vorzüglich im Luſtſpiele, geben ſolle, den Reim zu verſtecken und das Sylbenmaaß zu unterbrechen, um auf dieſem Wege der ewigen Monotonie des damals eingeführten Alexandriners vorzubeugen, und der Simplicität der Natur näher zu kommen.

In den neueſten Zeiten lehnten ſich Sheridan, Löbel, Frank und einige andere berühmte und unberühmte Deklamatoren gegen dieſes Verfahren auf, und meinten: Wofür denn der Dichter die Mühe des Versbaues übernähme? Wenn jenes Geſetz befolgt würde, ſo wäre dieſe Mühe gänzlich unnütz, alle Kunſt im Versbau wäre nichts, als ein Spielwerk für die Augen des Leſers *), und ein ſolches Verfahren ſei um deſto tadelhafter, je leichter ein Mittelweg ausgedacht werden könnte, wodurch nicht allein dem Sinne ſeine völlige Richtigkeit gelaſſen, ſondern auch dem Metrum nichts vergeben würde.

Daß jene vom Herrn de Sainte Albine für das Drama feſtgeſetzte Regel, auf andere Produkte der Dichtkunſt übergetragen, und vorzüglich auf ſolche angewendet, die mehr für Recitation als eigentliche Deklamation beſtimmt ſind, ſehr oft eine Beeinträchtigung des Dichters werden könne, der gerade in dem Versbau dieſes oder jene Metrum mit großem Vorbedacht und kluger Wahl unter ſo vielen an-

---

*) Vergl. man Sheridan über die Deklamation. Leipzig 1793. Löbels Anleitung zur Bildung des geiſtlichen und weltlichen Redners.

dern ſeiner Empfindungen würdig fand, das will ich unbedingt zugeben. Daß aber auch jetzo noch dieſe Regel wenigſtens für den Schauſpieler, nur etwas beſtimmter und eingeſchränkter, gültig ſei, das ergiebt ſich, wie ich glaube, gewiß ſehr leicht, aus einer Unterſuchung des Hülfsmittels, welches die genannten neuern Deklamatoren vortragen, um jenen Mittelweg möglich zu machen; und dann aus dem Zweck, den der Schauſpieler bei der theatraliſchen Deklamation nie aus den Augen laſſen darf.

Das Hülfsmittel, von dem ſie ſich ſolche große Wirkungen verſprechen, beſteht in nichts anderem, als in einer kurzen Endpauſe, welche bei den Verſen gemacht werden ſoll, deren Sinn nicht mit dem letzten Worte, ſondern erſt im folgenden Verſe beendigt iſt. Um dieſe Pauſe von einer Rede- oder Sinnpauſe zu unterſcheiden, ſo verlangen ſie, ſie ſoll nur durch Haltung, nicht durch verminderte oder vermehrte Höhe oder ſonſtige Veränderung des Tons, angedeutet werden, welcher der auszudrückenden Idee oder Empfindung überhaupt zukommt. *)

Auf den erſten Anblick ſcheint dieſer Vorſchlag alles das zu leiſten, was man nur immer davon erwarten kann: allein würdigt man ihn einer genauern Prüfung, ſo kann man ſich nicht bergen, daß ſein Nutzen nur ſehr unvollkommen, zweideutig und einſeitig iſt; daß er höchſtens nur für die Recitation oder für den Vorleſer und für den Deklamateur, nicht aber für den Schauſpieler anwendbar iſt,

---

*) Sheridan a. a. O. Seite 56 — 61.

der die Deklamation nur als ein Mittel, nicht als Zweck betrachten darf; ja ſelbſt in Betreff der Deklamation ſcheint er mir für die ſogenannte Ideendeklamation, nicht aber für diejenige Gattung paſſend zu ſeyn, die ſich mit dem Vortrage der Empfindungen beſchäftigt. *)

Was die gereimten Verſe anbetrifft, ſo iſt es kein Zweifel, daß die Kunſt, welche auf die Reime vom Dichter verwandt wurde, durch die Beobachtung einer ſolchen Endpauſe vollkommen dem Ohre des Zuhörers mitgetheilt werde. Allein ganz anders iſt es der Fall, wenn wir uns den reimloſen Vers denken. Warum? — Dieſe Endpauſe iſt nur dann anwendbar, wenn der Sinn des einen Verſes erſt im folgenden beendigt wird. Wo dieſes nicht geſchieht, wo Schluß des Verſes und des Sinnes zuſammentreffen, da tritt das Recht der Sinn- oder Redepauſe ein, und diejenige, von welcher wir eben reden, muß ihren Anſprüchen weichen. Da nun die Dauer dieſer Redepauſen bekanntermaaßen gar ſehr verſchieden iſt, je nachdem ſie ſelbſt verſchieden ſind, ſo

---

*) Ganz unrichtig iſt es, wenn der Verfaſſer des Aufſatzes: Muſik und Deklamation (in der muſikaliſchen Zeitung, December 1801. Seite 147), dieſen Unterſchied der Deklamation ganz willkürlich aufhebt. Das iſt gewiß, daß die Deklamation, die ſich mit der Mittheilung von Begriffen beſchäftigt, ſich der Recitazion, vorzüglich bei einzelnen Fällen, z. B. eben bei dem von ihm zum Beweis für ſeine Behauptung angeführten Leſen der Zeitungen nähern mag; allein daraus folgt noch gar nicht die Wahrheit dieſer Behauptung, daß nur das deklamirt werden könne, was Empfindung oder reine Subjektivität andeute.

werden wir dem zufolge das wieder an Beſtimmtheit ſolcher Verſe verliehren, was wir für diejenigen gewinnen wollten, in denen zwar das Metrum, aber nicht der Sinn vollendet iſt. Dieſe Behauptung wird man um ſo weniger entkräften können, wenn man nur daran denkt, daß in einem und demſelben Verſe, welcher mit einer Sinnpauſe ſchließt, noch mehrere andere angebracht ſeyn können; daß er, mit andern Worten, aus mehrern, ſehr kurzen Sätzen konſtruirt ſeyn könne, und der Zuhörer nun unmöglich wiſſen kann, welche Sinnpauſe auch das Ende des Verſes anzeige; den einzigen Fall ausgenommen, daß er die Glieder des Metrums nachzählte, worauf wir keine Rückſicht zu nehmen brauchen. Man ſieht hieraus deutlich, daß die Regel *Sheridan's* und ſeiner Vertheidiger nur für den *gereimten* Vers den verſprochenen Nutzen habe, beim *reimloſen* aber das wieder auf der andern Seite verdirbt, was ſie auf der einen gut zu machen ſcheint.

Indeſſen wenn wir auch ihre Richtigkeit zugeben wollen, ſo iſt ſie doch nur wirklich für den *Vorleſer*, nicht aber ſo unbedingt für den *Deklamateur* anwendbar; wenigſtens für den letztern oft dann nicht, wenn er *lyriſche* Gedichte vortragen ſoll. In wiefern der Vorleſer immer in einem kalten Vortrage beharren kann, in wiefern er Empfindungen, die er dargeſtellt findet, nur *anzudeuten*, nicht *auszudrücken* nöthig hat; in ſofern kann er freilich bei den in Hinſicht des Sinnes nicht geendigten Verſen eine ſolche Pauſe durch Dauer andeuten und hervorbringen. Auch der Deklamateur kann es, ſobald er ein Gedicht vorträgt, welches ſich mit Vorſtellungen des Verſtandes beſchäftigt. Nicht ſo aber wird er es zu thun im Stande ſeyn, wenn er einen Gegenſtand der Empfindung vortragen will, und die Empfindung von der Art iſt, daß ihr Gang einem rauſchenden Strome, einer lodernden Flamme gleicht. Die Urſache iſt leicht zu erkennen. Sinnpauſen werden beſtimmt durch Dauer oder Haltung des Tons, verbunden mit einer Erhöhung oder Verminderung deſſelben. Jene Endpauſen kommen mit dieſen darin überein, daß ſie die Dauer haben, und nur der Abänderung von Höhe oder Tiefe entbehren. Nun wird die Zeit der Dauer bei der Endpauſe ſowohl, als bei der des Sinnes nur durch den Inhalt des zu deklamirenden Gegenſtandes, und, in der Ideendeklamation zum Theil von dem Conventionellen oder dem Willen des Redners abhängig, und alſo bald kürzer, bald länger ausfallen können. Nehmen wir an, daß eine ſolche Endpauſe nun im Durchſchnitt halb ſoviel Zeit erfordern ſoll, als die Bezeichnung der in Hinſicht der Zeit kürzeſten Sinnpauſen des Comma; ſo ergiebt ſich hieraus unwiderſprechlich, daß ſie nur dann noch in dem Vortrage ſolcher Gedichte, welche den Gang der raſcheſten, feurigſten Empfindung ausdrücken, bemerkbar gemacht werden kann, wenn der Deklamateur, dieſer Pauſe zu gefallen, die vielleicht kaum vier-, fünfmal eintritt, den eigentlichen Gang der Empfindung langſamer vorträgt, als es zufolge ihrer Natur ſelbſt hätte geſchehen ſollen. Ob er dazu das Recht hat? Ja und Nein. Er hat es, in wiefern es hier nicht auf vollendete Täuſchung abgeſehen iſt, in wiefern wir, ſeine Zuhörer, mit ihm darüber einverſtanden ſind, daß das nicht ſeine Empfindungen ſind, daß es die des Dichters oder des Charakters ſind, in welchem der letztere ſeine Phantaſie ſingen ließ. Er hat das Recht dazu nicht, wenn wir verlangen, daß uns die Empfindung in ihrem ganzen Umfange mitgetheilt werde.

Wollen wir es, der erſten Bemerkung zufolge, dem Deklamateur erlauben, daß er hier die Kunſt hervorblicken laſſe, ſo können wir es dennoch unmöglich auch für den Schauſpieler geſtatten. Dieſer deklamirt nicht, um zu deklamiren, ſondern er bedient ſich der Vortheile, die ihm dieſe Kunſt gewährt, als eines Mittels, die Ideen und Empfindungen des Charakters deſto deutlicher hervorzuzaubern, den er für den Abend darzuſtellen hat. Seine eigne Perſönlichkeit muß um deſto mehr verſchwinden, je vollkommener ſein Spiel ſeyn ſoll; es iſt um unſere Täuſchung gethan, wenn wir im Grafen von Leiceſter oder im Don Carlos den deklamirenden Schauſpieler erblicken. Dies muß dann geſchehen, wenn er, vorzüglich bei der Empfindungsdeklamation, das Recht jener Endpauſe geltend machen will. Ich will dies durch einige Beiſpiele deutlich zu machen ſuchen. Das erſte iſt aus Don Carlos, V Akt. 4 Auftr.

— — — Natur?
Ich weiß von keiner. Mord iſt jetzt die Loſung.
* Der Menſchheit Bande iſt entzwei. Du ſelbſt
Haſt ſie zerriſſen, Sire; in deinen Reichen
Soll ich verehren, was du höhnſt? — O ſeht!
Seht hieher! Es iſt noch kein Mord geſchehen,
* Als heute — Giebt es keinen Gott? Was? dürfen

In ſeiner Schöpfung Könige ſo hauſen?
* Ich frage, giebt es keinen Gott? So lange Mütter
* Geboren haben, iſt nur einer — Einer
So unverdient geſtorben. — Weißt du auch
Was du gethan haſt? Nein, er weiß es nicht,
* Weiß nicht, daß er ein Leben hat geſtohlen
* Aus dieſer Welt, das wichtiger und edler
* Und theurer war, als er mit ſeinem ganzen
Jahrhundert — —

Ferner Akt II. 5 Auftritt,

* — — Sie ſind
Ein großer General — wer weiß es nicht?
* Der Neid muß es beſchwören. Ich — ich bin
* Ein junger Menſch. So hat es auch der König
Gemeint. Der König hat ganz Recht, ganz Recht.
* Ich ſeh's jetzt ein, ich bin vergnügt und alſo
* Genug davon. Glück auf den Weg. Ich kann
* Jetzt, wie Sie ſehen, ſchlechterdings — ich bin
* So eben etwas überhäuft — das Weitere
* Auf Morgen, oder wenn Sie wollen, oder
Wenn Sie von Brüſſel zurückkommen. —

Ich enthalte mich, die Fortſetzung dieſer Scene abzuſchreiben, die nicht weniger zur Erläuterung paſſend wäre. Was von ihr gilt, wird auch anwendbar ſeyn auf die 11te Scene zwiſchen der Thekla und der Neubrun in Wallenſteins Tod IV Akt; auf den Monolog des Grafen Leſters nach der Abführung der Maria Stuart. V Akt; auf einen großen Theil der Scene in der Jungfrau von Orleans, V Akt, wo ſie im Wartthurm eingeſchloſſen iſt, und von dem hohen Gefühl des Patriotismus ergriffen, mit überirdiſcher Kraft endlich ſelbſt die Feſſeln ſprengt.

Wenden wir noch einen Blick auf die ausgezogenen Stellen aus dem Don Carlos. Sein einziger Freund, der Marquis Poſa, von der Kugel des Meuchelmörders getroffen, ſtürzt zu ſeinen Füßen nieder; betäubt fällt er auf den Leichnam, und jetzt tritt der herein, jetzt bietet ihm der die Hand, der, obſchon ſein Vater, ihm ſtets als ſein Feind erſchien, den er nie liebte, und von dem er, übermannt von ſeinem Haſſe gegen Poſa, einſt das Geſtändniß offen ablegte: *)

— — Warum von tauſend Vätern
Juſt eben dieſen Vater mir? Und ihm
Juſt dieſen Sohn von tauſend beſſern Söhnen?
Zwei unverträglichere Gegentheile
Fand die Natur in ihrem Umkreis nicht.

Jetzt, ſage ich, kommt der ihn aufzurichten, von dem erkalteten Ueberreſte des zu trennen, — der ihm allein auf Erden Freund nur war; jemehr die Empfindung der Freundſchaft auf der einen, des Haſſes auf der andern Seite, durch das ſchreckliche Ereigniß, das ſich ſo eben vor ſeinen Augen zugetragen hatte, auf den höchſten Grad, in die Betäubung übergegangen war, und jede Aeuſſerung der Seele für einige Momente unmöglich machte, deſto ſchneller, deſto unaufhaltſamer wird nun der Ausbruch folgen, und dies um deſto

---

*) I Akt. 2 Auftr. Seite 25 in der Auflage von 1801.

mehr, jemehr ihn die unzeitigen Bemühungen des Königs und ſeiner Granden befördern, den bisher verborgenen Unwillen und unterdrückten Haß in Zorn, und faſt in Wuth übergehen machen. Wird nun unter ſolchen Umſtänden von den vierzehn mitgetheilten Verſen, wo der Ausbruch des Zorns am ſtärkſten iſt, da dieſer durch den vorhergehenden Vorwurf des Königs:

— Ich will doch erwarten,
Zu welcher *Schandthat* die Natur —

noch mehr verſtärkt und gleichſam *iſolirt* werden mußte; wird, ſage ich, unter ſolchen Umſtänden der Schauſpieler, der den *Carlos* darſtellt, von dieſen vierzehn Verſen *ſieben* durch eine Haltpauſe marquiren können, ohne die Stärke, und mithin die Wahrheit der Empfindung ſelbſt zu vermindern? und wird er alſo nicht, wenn er es thut, den Deklamateur hervorblicken laſſen, den wir nie auf der Bühne ſehen dürfen?

Was von dieſer Scene gilt, läßt ſich auch auf die zweite anwenden, welche ich anführte. *Don Carlos* will zu ſeiner Mutter eilen, zu welcher ihn ein unrecht verſtandener Brief ruft. Da tritt ihm der kalte, hämiſch gelaſſene *Alba* in den Weg, und der verliebte Prinz muß ihm, durch Etiquette und Zudringlichkeit des Herzogs genöthigt, Gehör geben, der ein förmliches Geſpräch einzuleiten Luſt zu haben ſcheint. Mit jedem Augenblicke ſteigt die Ungeduld des Prinzen. Und nun ſollte der Schauſpieler den Ausdruck dieſer Ungeduld dadurch ſchwächen, daß er bei den vielen Verſen, die ihren Sinn erſt im folgenden endigen, jedesmal eine Haltpauſe machte? Man ſtelle mir ja nicht die Vorſchrift des Hamlet entgegen: „Mitten in dem Strom, Sturm, und wie ich ſagen mag, Wirbelwind eurer Leidenſchaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geſchmeidigkeit giebt.“ Wer Luſt hätte, ſie ſo weit auszudehnen, der leſe nur einige Zeilen weiter, und präge ſich auch ſeine andere weiſe Regel ein: „niemals die Beſcheidenheit der Natur zu überſchreiten; denn alles, was ſo übertrieben wird, iſt dem Vorhaben des Schauſpieles entgegen, deſſen Zweck, ſowohl anfangs, als jetzt, war und iſt, der Natur gleichſam einen Spiegel vorzuhalten“ *) Sobald wir durch die auf dem Theater mit ſichtbarem Fleiße beobachteten Endpauſen erkennen, daß Verſe vorgetragen werden, dann iſt an keine Erhaltung der Täuſchung zu denken; dann ſehen wir den Dichter aus der Couliſſe hervorgucken, der ſie fabrizirte, den Schauſpieler, der ſie deklamirt — oder rezitirt? — aber nicht den feurigen Don Carlos, den großen Wallenſtein, die unglückliche Maria Stuart; wir kommen dann auf die ſtrotzende Deklamation des franzöſiſchen Theaters zurück, gegen welche Remond de Sainte Albine in der angeführten Stelle, Diderot, Bellegarde in Frankreich ſelbſt ſo eiferte, während es von Leſſing, Eckhof u. a. in Deutſchland geſchah.

Wenn daher der oben angegebene Grundſatz des St. Albine auch für uns etwas zu ausgedehnt ſeyn

---

*) Hamlet. III Aufz. 2 Auftr.

ſollte: *) ſo glaube ich doch dieſen Vorwurf entfernt zu ſehen, wenn ich ihn ſo ausdrücke: „Laß dem Verſe vollkommenes Recht wiederfahren, wenn dieſes ohne die geringſte Beeinträchtigung des Sinnes geſchehen kann. Iſt das „letztere nicht möglich, ſo opfere unbedingt das Metrum „dem größern Intereſſe der Wahrheit auf.“

„Ja, kann man aber fragen, wofür hat denn der „Dichter verſifizirt? Wird denn nicht ſeine Mühe nur gar „zu oft vergebens ſeyn?“

Ich muß bei Beantwortung dieſes Einwurfs von mehr als einem Geſichtspunkt ausgehen. Zuerſt iſt es wirklich nicht ganz richtig, wenn man das Metrum für ſo ſehr bedeutend ausgiebt. Es iſt und bleibt — einzelne Dichtungsarten ausgenommen — etwas ganz zufälliges, wodurch dem Gedicht, an welchem es ſich befindet, nichts zugeſetzt wird, ſo wie man ihm nichts entzieht, wenn es dieſes Schmuckes beraubt dargeſtellt wird. Die meiſten Oden von Klopſtock, ſein Meſſias, Shakeſpears Trauerſpiele, ſo wie die neuern in Jamben geſchriebenen unſers genialiſchen Schillers, der mit Shakeſpear in einem ſchönen Wetteifer begriffen iſt, würden, des Metrums beraubt, eben ſo wenig einbüßen, als ſie jetzt dadurch gewinnen. Wer das nicht glauben will, den frage ich, ob wohl Leſſings Emi-

---

*) Ohne Zweifel würde er dieſen Fehler nicht haben, wenn zu der Zeit, da er aufgeſtellt wurde, die ewige Leier des allgemein eingeführten Alexandriners nicht ein Geſetz nöthig gemacht hätte, die Monotonie dieſer Versart wenigſtens etwas zu vermindern.

lia Galotti, das vollendeteſte Trauerſpiel, dadurch um etwas noch beſſer würde, wenn es uns einfiele, daſſelbe in Jamben einzuzwängen? den frage ich, ob Shakeſpears Macbeth durch Bürgers Bearbeitung etwas verlohren hat? So lange es Meiſterſtücke der Dichtkunſt giebt, welche in keine poetiſchen Feſſeln geſchlagen ſind: ſo lange darf ſich der Dichter, der ſich dieſelben freiwillig anlegen ließ, darauf auch nicht ſoviel zu gut thun, daß er andere damit zu beherrſchen das Recht zu haben glaubt. Was die Künſtlichkeit des Metrums anbelangt, um mich ſo auszudrücken, ſo haben wir auch Proſa, die nicht weniger Feinheit und angemeſſenen Takt hat, und wer daran zweifeln wollte, den erinnere ich nur an die lieblichen arkadiſchen Dichtungen unſers unſterblichen Geßners. Die Alten hatten bei der Verfertigung ihrer Verſe noch ungleich mehr Schwierigkeiten, als wir. Die Quantität ihrer Sylben war beſtimmt durch die Grammatik; bei uns hängt ſie meiſtens von dem Accent ab, der durch den Sinn gebildet wird. Demungeachtet hielten ſie, wie ich angab, nichts auf ihr Metrum, und laſen den Vers nur dann als ſolchen, wenn ſein Ende auch mit dem des Sinnes zuſammentraf.

Es würde ſehr ungerecht ſeyn, wenn man den Einfluß des Sylbenmaaßes, der Versart, auf die Darſtellung ſelbſt, mit einem Wort, den Einfluß der Form gänzlich leugnen wollte. Viele Dichtungen erhalten erſt durch die letztere ganz den Werth, den ſie verdienen. Allein ſolche Gedichte haben auch darum durchaus nicht das Schickſal zu befürchten, daß der Vers, durch Beobachtung jenes Geſetzes, unbemerkbar werden könnte, und die darauf gewendete Mühe verloren ginge. Die Vortrefflichkeit der Verſifikation liegt hier nicht in dem einzelnen Verſe, ſondern in der Auswahl des durch die ganze Dichtung verbreiteten, und des den Vorſtellungen oder Empfindungen vollkommen angemeſſenen Taktes; und welcher gute Vorleſer oder Deklamateur würde wohl im Stande ſeyn, dieſen in Matthiſons, Langbeins, Bürgers und ſo vieler anderer Gedichten dadurch zu verderben, daß er die empfohlene Endpauſe nur dann gelten ließe, wenn ſie mit der Wahrheit des Vortrages nicht in den geringſten Widerſpruch kommt.

Ganz ungerecht iſt es, wenn Schauſpieldichter für ihre Jamben ſogar vom Schauſpieler die Beobachtung der Sheridanſchen Regel verlangen. Bekanntermaaßen wurde dieſes Metrum von den griechiſchen dramatiſchen Dichtern, wie Ariſtoteles in ſeiner Poetik ausdrücklich bemerkt, deswegen erwählt, weil es der Proſa näher kam, und wären die Griechen nicht durch die Entſtehung ihres Dramas, das auf die lyriſche Dichtungsart gepfropft wurde, verwöhnt geweſen, oder hätten ihre Dichter weniger Vorliebe für die eingeführte Gewohnheit gehabt, ſo würden ſie wahrſcheinlich gerade zu Proſa gewählt haben, und dann wär' all der Unfug verbannt geblieben, den die franzöſiſchen Trauerſpielſchreiber*) und

---

*) Dichter mag ich ſie nicht gern nennen. Wer ſich ſo von Convention, Auctorität, Gewohnheit und Alterthum leiten läßt, wie Racine, Corneille, Voltäre

und ihre deutſchen Nachbeter der ältern Zeit mit Verſification getrieben haben, und der um ſo weniger zu entſchuldigen iſt, jemehr der dem Recitativ der Italiäner ähnliche, und durch Muſik beſtimmte Vortrag *) wegen der ungeheuren Gröſſe der Theater und des darin immer währenden Geräuſches der Zuſchauer, eine ſolche metriſche Deklamation bei den Alten nöthig, und alſo durch ſich ſelbſt verzeihlich wurde. Der Dichter nun, der verlangen kann, daß jeder ſeiner Jamben ganz diſtinkt vorgetragen, und im vorkommenden Falle durch eine Endpauſe bezeichnet werde, der will dadurch gerade das Gegentheil von dem beobachtet wiſſen, weswegen der Jambe eingeführt war, und ſtatt des leidenden oder fröhlichen Menſchen, ſtatt der edlen Simplicität der Natur, wird man dann nichts, als den kalten deklamationsſüchtigen Dichter und den auf Stelzen daherſchreitenden Schauſpieler ſehen, wie man es ſonſt in Frankreich gewohnt war, und vielleicht noch iſt. **) Auſſerdem bitte ich die Dichter auch noch das zu erwägen: Jamben von fünf, fünf und einem halben, und ſechs Füßen wechſeln bekanntlich in den beſten verſificirten Trauerſpielen dieſer Art, und zwar ganz willkührlich mit einander ab. ***) Dies geſchieht aus dem Grunde, damit die Mo-

---

und ihre Pendants, der iſt ein geſchickter Vers- und Scenenmacher, aber kein Dichter fürs Trauerſpiel

*) Vergl. des Abbe du Bos sur la poésie. T. III. Ueberſ. in Leſſings theatral. Bibliothek. 3 Th.

**) Vergl. die Propyläen v. Göthe. Jahrg 1800 St. 3.

***) Leſſings Nathan macht hiervon allein eine Ausnahme, denn dieſer beſteht blos aus fünffüßigen Jamben.

notonie, der Bombaſt und der zwiſchen Proſe und Verſifikation auffallende Unterſchied ſo viel, als es nur immer geſchehen kann, vermindert werde. Iſt denn nun aber nicht zwiſchen dieſer Vermiſchung von fünf- und ſechsfüßigen Jamben und der Beobachtung der ſo oft erwähnten Endpauſe ein offenbarer Widerſpruch, und würde der Schauſpieler, der dieſe beobachtete, nicht jene Bemühung wieder aufheben? Ich will gar nicht erwähnen, daß dieſe Beobachtung den beabſichtigten Zweck, die Mühe des Dichters durchſchimmern zu laſſen, dennoch gänzlich verfehlen muß, in wiefern jene Vermiſchung willkührlich, und der Zuhörer — Zuſchauer mag ich wenigſtens vor ſolcher Bühne nicht oft ſeyn — es nur immer auf Treu und Glauben hinnehmen muß, ob der Vers jetzt bei der zehnten, und einige Minuten darauf bei der eilften oder zwölften Sylbe geſchloſſen worden iſt. *)

Iſt der dramatiſche Dichter eigenſinnig genug, für ſeine Verſe, aller dieſer Gründe ungeachtet, eine größere Achtung zu verlangen, ſo gebe ich ihm den Rath, bei ſeinen Verſen darauf zu ſehen, daß in einem jeden, End- und Sinnpauſe in eins zuſammenfließen können. Ich kenne die Schwierigkeiten der Verſifikation zu gut, um die Mühe, die dem Dichter dadurch entſteht, nicht gehörig würdigen zu können. Indeſſen

---

*) Uebrigens darf der Jambendichter ſich nie auf dieſe Versart ſo auſſerordentlich viel zu Gute thun. Wem es ja einfallen ſollte, den erinnere ich an den Ausſpruch jenes Alten: „Wer 2000 Jamben mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, der wird dann in Jamben beſtändig zu reden im Stande ſeyn.“

iſt ſie doch gewiß nicht ſo groß, als es wohl beim erſten Anblick ſcheinen möchte, da ſie durch ein aus ſo vielen Füßen beſtehendes Metrum, wie das für das Drama gewählte iſt, ſehr gemindert wird.*) Treffliche Beiſpiele dieſer Art zeigen die Möglichkeit dieſer Bemühung aufs deutlichſte. In Hinſicht der allgemeinen Dichtungsarten erinnere ich nur an das romantiſche, ſo ſchöne Gedicht des Herrn von Knebel: die Wälder, in Wielands T. M. 1801. November, wo der Sinn nicht eines einzigen Verſes erſt im folgenden beendigt wird. Was das Drama anbetrifft, ſo mache ich nur auf das ſo unübertrefflich originelle Luſtſpiel unſers unſterblichen Göthe: die Mitſchuldigen, aufmerkſam.**) Ganze Scenen ſind hier ſo verſifizirt, daß es unmöglich wird, den Reim oder den Versbau zu verderben. Da es ſo wenig jetzt noch bekannt iſt, ſo will ich, um dieſes zu beweiſen, einige Stellen einrücken. Da ich es nicht bei der Hand habe, ſo kann ich dies nur in Bezug auf die Rolle des Söllers thun, die mir, vor einem halben Jahre geſpielt, noch im

---

*) Unſere ältern Dichter, z. B. Haller, legten ſich noch andere, beſchwerlichere Geſetze auf. Sein großes Gedicht: die Alpen, iſt ſo verſificirt, daß zehn Verſe allein ein für ſich beſtehendes Ganze ausmachen.

**) Herr D. Albrecht hat es für die Churfürſtl. Sächſiſ. Hofgeſellſchaft unter dem Titel: Alle ſtrafbar, in Proſa umgewandelt. Moliere's Geiziger erfuhr nach dem Tode ſeines Verfaſſers das Gegentheil, weil er in Proſa durchgefallen war. So ändern ſich die Zeiten.

Gedächtniſſe iſt. Ich wähle gleich den erſten Auftritt im erſten Akt.

Ach apropos, Papa! Man ſagt mir heute früh:
In Deutſchland gäbs ein Corps von tapfern jungen Leuten,
Die für Amerika Succurs und Geld bereiten.
Man ſagt, es wären viel und hätten Muth genug,
Und wenn das Frühjahr käm, ſo gieng' der ganze Zug u. ſ. w.

Ferner die erſte Scene im IIten Akt:

Es braucht's juſt eben nicht, daß einer tapfer iſt;
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit Liſt.
Der Eine geht euch hin, bewaffnet mit Piſtolen,
Sich einen Sack voll Geld, auch wohl den Tod zu holen,
Und ſpricht: „den Beutel her, nur ohne viel zu ſperren,"
Mit ſo gelaß'nem Muth, als ſagt er: „Proſt ihr Herren!"
Ein anderer zieht herum mit zauberiſchen Händen
Und Volten, wie der Blitz die Uhren zu entwenden,
Und wenn ihr's haben wollt, er ſagts Euch ins Geſicht:
„Ich ſtehle, gebt wohl Acht!" Er ſtiehlt und ihr ſeht's
nicht. (u. ſ. f.)

Auch in Schillers Trauerſpielen laſſen ſich ſehr viele ſolcher Stellen anzeichnen. Am häufigſten finden ſie ſich aber in den franzöſiſchen Tragikern, und in ihren Nachahmern, dem Cronegk, Weiſſe u. ſ. f. *)

---

*) Wie gut wäre es, wenn auch der, in anderer Hinſicht ſo unübertrefliche Prolog, oder vielmehr das Monodrama: Clavigo, vom Herrn Profeſſor Cramer in Kiel dieſe Eigenheit hätte. Je häufiger das Metrum wechſelt, je charakteriſcher

Ob der Ruhm des dramatiſchen Dichters ſelbſt durch die Beobachtung dieſer Regel gewinnen würde, iſt eine andere Frage. Freilich möchten auch da noch unpartheyiſche, gründliche Kritiker auftreten, und ein Urtheil fällen, das dem des bekannten Merkels ähnlich wäre. *) Das iſt gewiß, daß der Schauſpieler durchaus außer Stand geſetzt iſt, einen ſo eingerichteten, reimloſen oder gereimten, Versbau unkenntlich zu machen.

Ich bin nicht ſo eitel, um meine Meinung über dieſen Theil der Declamation für allein bewährt und richtig anzugeben, allein ich glaube wenigſtens ſo viel daraus folgern zu dürfen, daß es ungerecht iſt, einem Schauſpieler ſo geradezu Vorwürfe zu machen, welcher der entgegengeſetzten Manier, ob ſie ſchon die neuere iſt, nicht folgen will, weil er durch ſolche Gegengründe abgehalten wird. Unter ſolchen Umſtänden iſt es für jeden Kunſtrichter Pflicht, ſo leiſe als möglich aufzutreten, nicht anmaaßend zu ſeyn, und noch weniger gar einen beleidigenden Ton anzunehmen. Der Künſtler wird dadurch mißmüthig, und [illegible]

---

dieſe Abwechſelungen ſind, um deſto mehr iſt es zu bedauern, daß wegen der immer ſteigenden Empfindung, als Monodrama betrachtet, des angegebenen Umſtandes wegen, der Takt bisweilen unglaublich verändert werden muß. — Uebrigens iſt leider dieſes treffliche Produkt jetzt weniger bekannt, als es wohl zu ſeyn verdiente.

*) Ueber Maria Stuart von Schiller in ſeinen Briefen an ein Frauenzimmer, Stück 8 und 9.

es um deſto mehr werden, jemehr er ſelbſt zu ſtudieren gewohnt iſt, und ſich von den überall ſichtbaren Mängeln und Unvollkommenheiten unſerer erſt im Werden befindlichen Theorie der Schauſpielkunſt überzeugt hat. *)

---

*) Vergl. meinen Aufſatz: Ueber Perfektibilität und Größe des Schauſpielers. Eunomia. Septemberſtück 1801. S. 205. und: der kritiſche Ankläger vor dem Richterſtuhle ꝛc. 1ſtes Heft. 1801 Seite 147. Im leztern iſt indeſſen der Haß gegen alle Theorie überhaupt unverkennbar, und man erkennt darin einen Schauſpieler, der durch Genie den Mangel der Cultur erſezt, überall dunkel empfindet: das muß ſo ſeyn, während er nirgends das Warum angeben kann.

II.

Epigramme von Neubeck.

1.

An ein fallendes Blüthenblatt auf dem Kirchhofe.

Im May 1796.

Falle nur, Blüthenblatt, o falle nur zwiſchen die Gräber,
Bleibt doch am grünen Gezweig hangen die liebliche Frucht!
Ach! hier deckt ein Hügel die Blüthenhülle Johannens,
Aber die Frucht, ihr Geiſt, reifet am ewigen Strahl.

2.

Halcyone im Garten des Fürſten.

Freundin der Nymphen, wie kamſt du hier in den fürſtlichen Garten,
Wo der rauſchende Schwarm ſeidener Höflinge lermt?
Fern iſt heitere Ruh von den goldenen Tempeln der Wolluſt;
Tanz und wiehernder Scherz ſcheuchen den Frieden von hier.
Fleuch, Verirrte, zurück in des Thalſtroms Pappelumſchattung!
Dein ſtillheiteres Herz liebet die ländliche Ruh.

3.

Innerer Werth.

Nicht des Gebrechlichen ſpotte. Des Genius herrliches Kleinod
Schmückte mit Götterwerth Sokrates Geiſt und Aeſops.
Iſts nicht die ſchlechteſte Muſchel, entſtellt von auſſen, und ſcheinlos,
Die, verborgen, den Schatz köſtlicher Perlen bewahrt? *)

4.

Auf ein muſikaliſches Inſtrument aus Alabaſter.

(Nach Cälius Calcagninus.)

Memnons Bild, wie die Sage verbreitete, tönete vormals
Harmonieen, ſobald Phöbus erſchien am Olymp.
Melodieen entſchollen dem Felſen am Hebrus; die Leyer
Orpheus lehrte den Stein Lieder, an welchem ſie hing.
Daß dies Fabel nicht ſey, deß iſt mir Mantua Zeuge;
Aehnliche Wunder vernahm hier mein bezaubertes Ohr.
Siehe, von ſelber entſcholl dem künſtlich gebildeten Werkzeug,
Aus Alabaſter erbaut, lieblicher Töne Verein.
Hing an dieſes Geſtein vielleicht einſt Maro die Leyer?
Und empfing es von ihr dieſen bezaubernden Ton?

---

*) Die Naturforſcher haben bemerkt, daß die krummen, ſchiefen und verwachſenen Muſcheln die ſchönſten Perlen enthalten.

5.

An ein tugendhaftes Mädchen in einer gefährlichen Krankheit.

Eile nicht, unterzugehn, du ſchöner Stern! In des Lebens
Nacht war uns dein Strahl Führer zur beſſeren Welt.
Bis wir haben gefunden die Bahn zum Himmel, verweile,
Himmliſches Mädchen, nur unter den Sterblichen noch!

III.

Briefe über die Vervollkommnung der Kunſt, bei den Alten und Neuern.

Erſter Brief.

Li francesi hanno portato via! — Dies gab man mir in Italien beſtändig zur Antwort, wenn ich nach einem ſeltenen Gemählde, oder nach ſonſt einem berühmten Werke der Kunſt fragte, in deren Beſitz Rom, Venedig und Mailand ehemals geweſen waren.

Li francesi hanno portato via! wiederholte ich nun bei jeder ähnlichen Gelegenheit. — Der Ton und Ausdruck, mit welchem man mir dieſes Geſtändniß jedesmal that, fiel mir zuerſt auf. Es lag außerordentlich viel Schmerzhaftes darin; ein gewiſſes wehmüthiges Gefühl leuchtete daraus hervor, deſſen wir uns bei keinem Verluſte erwehren können, auch wenn nicht die geringſte Schuld davon uns beizumeſſen iſt; und der Gedanke, daß ihre Lieblingsſchätze, ihr Stolz und ihr Reichthum wohl gar in Hände gerathen ſeyn möchten, die ſie nicht nach Gebühr zu ſchätzen und zu verehren wüßten, legte dieſen Worten ein Gemiſch von Leid und Bedauern bei, das ihnen einen ganz eigenen charakteriſtiſchen Stempel ausdrückte.

Li francesi hanno portato via! tönte es in meiner Seele wieder, als ich, mir ſelbſt überlaſſen, ungeſtört darüber nachdenken konnte. Es waren nun nicht mehr die Worte allein und ihr Ausdruck, die mich beſchäftigten, die Sache ſelbſt hatte meine ganze Aufmerkſamkeit erregt; ich überlegte das Für und Wider dieſer Handlung, wog Vortheil und Nachtheil, die daraus entſtehen können, genau gegen einander ab, und ſo ward ich, ehe ich mich es verſah, und gewiſſermaßen ohne es zu wollen, auf die Unterſuchung geleitet, aus was für Quellen unſere heutigen und beſonders die franzöſiſchen Künſtler, wenn ſie etwas Erhabenes, etwas Originelles, und ein Werk, das denen der Alten an die Seite geſetzt zu werden verdiente, fördern wollen, den Gegenſtand ihrer Beſchäftigung ſchöpfen müſſen *) Dadurch ward ich ferner ganz natürlich auch auf die Forderungen geführt, welche wir, unter den vorliegenden Umſtänden, an die franzöſiſchen Künſtler unſerer und der folgenden Zeit zu machen ein gegründetes Recht haben, und ſo ſchloſſen ſich die Reſultate dieſer Unterſuchung von ſelbſt wieder an meine erſte Idee des Für und Wider der Wegführung der italiäniſchen Kunſtwerke an. — Doch, was braucht es einer langen Erklärung; hier haben Sie

---

*) Unter der Aufſchrift: Dans quelle source nos artistes doivent-ils puiser leurs sujets? iſt dieſer Gegenſtand ſchon vor einigen Jahren, und unter andern Formen, franzöſiſch von mir abgehandelt worden, und in verſchiedenen Pariſer Zeitſchriften gedruckt erſchienen. — Dies zur Nachricht, wenn jemand ſich deſſelben noch erinnern ſollte. A. d. V.

den Prozeß, ſo wie er vor dem Richterſtuhle meiner Vernunft iſt abgehandelt worden, darnach werden Sie das Ganze am beſten zu beurtheilen im Stande ſeyn.

Ich laſſe mich nicht darauf ein, zu unterſuchen, wann und wie die bildende Kunſt zuerſt aus Aegypten nach Griechenland verpflanzt worden iſt; darüber muthmaßliche oder gegründete Wahrheit aufzuſtellen, iſt der Geſchichte reizende Beſchäftigung. Meine Abſicht iſt es ferner nicht, eine jede Kunſt beſonders auszuführen, noch die verſchiedenen Stoffe, deren man ſich irgend darin bedient hat, anzugeben, und noch weniger das allmählige Fortſchreiten derſelben zu immer größerer Vollkommenheit zu verfolgen. Aber wie man in Griechenland die idealiſche Schönheit zu einem, für alle nachfolgende Zeiten, unerreichbar hohen Grade der Vollendung hat bringen, wie ſich daſelbſt Meiſter, wie Phidias, Scopas, Praxiteles und Lyſippus, haben ausbilden können; wie die Kunſt unter den Römern in Verfall gerathen, und unter den Päbſten wieder einen neuen, erhabenen und originellen Schwung erhalten hat, darüber erlauben Sie mir vorerſt einige nicht ganz ungegründete Muthmaßungen aufzuſtellen. Alles, was ich über dieſen Gegenſtand ſagen werde, kann als nothwendige Bedingung zur Beförderung der Kunſt in jedem andern Lande, in jeder andern Nation, und in jedem andern Zeitalter angeſehen werden. Da ſie eins und allezeit die nehmliche iſt, ſo können auch nur gewiſſe beſtimmte Urſachen dieſelben Reſultate hervorbringen, und da, wo dieſe entweder fehlen oder nur theilweiſe anzutreffen ſind, müſſen auch nothwendig ihre gehofften Wirkungen entweder ganz ausbleiben, oder ſich doch ſehr unvollſtändig äußern.

Sie werden mir eingeſtehn, daß manches Genie geboren und zu Grabe getragen wird, ohne daß es ſich äußert; niemand bemerkt es, und wenn man auch manchmal einige vielverſprechende helle Blitzſtrahlen, die ſicherſten Anzeigen ſeiner Nähe, das chaotiſche Dunkel, in welchem es ſchlummert, durchbrechen ſieht, ſo ſind ſeine Verhältniſſe doch nicht allezeit von der Art, daß ihm durch ſelbige die nöthige Schwungkraft zur gänzlichen Entwickelung mitgetheilt würde. — Ein außerordentlicher Geiſt kann und wird nur in außerordentlichen Lagen ſich äußern; dahingegen der gewöhnliche Wirkungskreis der Menſchen ihn zwingt, ſich in ſich ſelbſt zu verzehren. Zwar weiß er ſich oft den ihm angemeſſenen Schauplatz ſelbſt zu ſchaffen, und dann ſprengt er muthig und kühn alle Feſſeln, die ſeine Thatkraft lähmen, ſchwingt ſich hinaus über das Gewöhnliche, verfolgt neue, noch nie betretene Bahnen, und reißt unwiderſtehlich mit ſich fort alles, was ſich denſelben zu nähern wagt. Wenn jedoch dieſes geſchehn ſoll, ſo muß er nothwendig vorher ſchon ein gewiſſes Selbſtbewußtſeyn von Kraft erlangt haben, und im Gegentheil, wenn er dieſes nicht hat, wenn es ihm an der nöthigen Aufmunterung fehlt, und jener ſeltene Zuſammenfluß von Umſtänden, die auf alle Fibern des Menſchen elektriſch und ſo lebhaft wirken, daß er zu allem fähig wird, ihn nicht begünſtigt, ſo vergeht er in ſich ſelbſt verſchloſſen, und das größte Genie iſt der gewöhnlichſte Sterbliche.

Wenden Sie dieſe Grundſätze auf die Ausbildung und Vervollkommnung der Künſte und Wiſſenſchaften an, ſchlagen Sie die Geſchichte darüber nach; und Sie werden finden, daß während und unmittelbar nach ſtatt gefundenen außerordentlichen politiſchen Verhältniſſen, ſich jedesmal in derjenigen Nation, die ſie erzeugt oder zu beſtehn hatte, die ausgezeichnetſten Genies aufgeworfen haben. Dies war bei den Griechen ſchon nach dem Trojaniſchen Kriege, der Fall, und hätte dieſer, in Rückſicht auf Kunſt, auch weiter kein anderes Reſultat, als die Epopee, hervorgebracht: ſo würde doch dieſe ſchon an und für ſich hinreichend ſeyn, um jeden Zweifel gegen meine Behauptung völlig zu widerlegen. Ohne einen Homer möchte Griechenland wohl ſchwerlich einen Phidias gehabt haben, ſo wie dieſer ohne jenen ſich gewiß nie die Bewunderung aller Zeiten erworben haben würde. Aus der Epopee und der in derſelben verſchmolzenen Fabel floſſen allen nachfolgenden Künſtlern die ſchönſten und erhabenſten Dichtungen entgegen, und es kam jetzt nur noch darauf an, daß ein neues Genie ſich fand, welches ſie gehörig aufzufaſſen vermochte, und die Kunſt mußte ſich nothwendig ihrer Vollendung mit Rieſenſchritten nähern.

Ein neuer Zuſammenfluß von ſeltenen Umſtänden fand ſtatt, und die Reſultate waren die nehmlichen, aber weit ausgedehnter, und der Natur derſelben und einem gebildetern Zeitalter angemeſſener. Ich brauche Ihnen nur den Namen Themiſtokles zu nennen, und Sie werden mit demſelben gewiß eine der glänzendſten Epochen Griechenlands verbinden, und in ihr ſchon die Keime aller jenen großen moraliſchen Erſcheinungen entdecken, die das Staunen und die Bewunderung der Welt erregt haben.

An und für ſich iſt jeder, auch der gerechteſte, der glücklichſte und ehrenvollſte Krieg ein ſchreckliches Uebel für das Geſchlecht, welches ihn zu beſtehen beſtimmt iſt. Aber ganz anders verhält es ſich mit ſeinen Folgen. Durch das Reiben der Völker an einander, und die dadurch erzeugte Vermiſchung derſelben, wird eine ganze Menge neuer Ideen entwickelt; es kommen Vorſtellungen in Umlauf, die vorher oft nur das ausſchließliche Eigenthum von einigen Wenigen waren; die einem jeden Kriege eigenen ſchwierigen Lagen und Verhältniſſe ſpornen den menſchlichen Geiſt zum tiefſten Nachdenken; der Zwang der Umſtände öffnet ſich nie gekannte Hülfsquellen; außerordentliche Zwecke erzeugen die Nothwendigkeit außerordentlicher Mittel; es entſteht eine allgemeine Betriebſamkeit unter den Menſchen, und ein weit ausgedehnter Spielraum öffnet ſich allen Leidenſchaften der Bürger. Dieſes ſind ungefähr die gemeinſten Folgen aller, auch der unglücklichſten Kriege. Sie äußern ſich nur weit mehr, und ſind größern und höhern Zwecken gewidmet bei dem Sieger, bei demjenigen Volke, welches mit einer geringen Maſſe von Kräften den Kampfplatz betrat, ihn triumphirend verließ, und einen überlegenern Feind demüthigte. Der Eindruck, welchen dergleichen Verhältniſſe auf die Vorſtellungsweiſe einer ganzen Nation machen, iſt außerordentlich, und ſein Umfang, und ihr Stolz, und ihr Selbſtgefühl nehmen in eben dem Maße zu, in welchem ſich die Größe der Schwierigkeiten befindet, die ſie glücklich beſiegt hat. Daß aber auch das allgemeine Intereſſe der Nation an dieſen Krieg gebunden ſeyn müſſe, iſt ferner eine Bedingung, die nothwendig dabei ſtatt finden muß: denn dieſe nur allein erzeugt Enthuſiasmus, und wird dadurch zu einer unerſchöpflichen Quelle von großen, kühnen und erhabenen Thaten

Und nun denken Sie ſich die Lage der Griechen, als ſie, das kleine Häufchen, es wagten, der ganzen ungeheuren Macht des großen Königs zu widerſtehn; denken Sie ſich dieſelben zu Anfange dieſes ſo ungleichen Kampfes und nach Beendigung deſſelben. Iſt es zu verwundern, wenn die Reſultate dieſes Krieges ein Selbſtbewußtſeyn, einen Stolz in ihnen weckten, die ihnen vorher völlig fremd geweſen ſeyn mußten, wenn ſie, gewiſſermaßen zu Heroen geworden, am Göttlichen nur allein noch Wohlgefallen fanden; ihre im übrigen noch ſehr zurückgebliebene moraliſche Ausbildung mit Macht nun vorzuſchieben bemüht waren; nach dem Großen und Erhabenen ſtrebten; jede Stufe der zu erreichenden Vollkommenheit zu erklimmen ſuchten, und dazu es weder an Aufmunterung, noch an Unterſtützung fehlen ließen? — Dieſe Stimmung war eine ſehr natürliche Folge ihres Krieges mit den Perſern; er hatte ſie ans Außerordentliche gewöhnt, und die in demſelben erbeuteten Schätze glaubten ſie nicht beſſer anwenden zu können, als wenn ſie damit in wiſſenſchaftlicher Rückſicht zu leiſten ſuchten, was ihnen nun, nach hergeſtellter Ruhe, in politiſcher nicht mehr möglich war.

Die Kunſt bot ihnen, unter andern, die ſchönſte Gelegenheit dazu an, und ſie umfaßten ſie mit eben dem Enthuſiasmus, mit eben dem Intereſſe, mit welchem ſie vorher an dem Kriege mit dem großen Könige Theil genommen hatten, mit welchem Athenienſer überhaupt für das Große, Schöne und Erhabene ſich erklären können. — Ich habe Sie ſchon weiter oben darauf aufmerkſam gemacht, daß zwei Dinge vorzüglich die auf dieſe Art beſchloſſene höchſte Ausbildung der Kunſt bei den Griechen erleichterten, und dieſe waren: die Epopee und die Volksreligion. In je größerem Anſehen Homers Dichtungen ſtanden, je mehr ſie gekannt und geſchätzt waren, deſto natürlicher mußte der Wunſch in jedem griechiſchen Künſtler aufkeimen, eben die Szenen, welche der Vater der Dichtkunſt, das Orakel der Nation, mit ſo reizenden, ſo treffenden Farben ausgemahlt hatte, auf eine bildliche Art und als ein abgeſondertes vollkommenes Ganze, durch Meißel oder Griffel, darzuſtellen. Gelang es nun aber dem Künſtler, den Dichter zu erreichen, ihn wohl gar zu übertreffen, dann durfte er gewiß ſeyn, daß ſein Werk ſchon wegen des hohen Anſehens, in welchem die Epopee ſtand, auch eben ſo, wie ſie, bewundert und der Stolz von Griechenland ſeyn würde.

Zwei Wege ſtanden ihm ferner offen, dieſen Zweck zu erreichen. Er konnte den Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung aus der in den Werken Homers enthaltenen ältern Geſchichte ſeines Volks wählen, und dann ward es ein National-Monument und heilig ſeinen Mitbürgern, welche die Thaten ihrer großen Vorfahren, deren Urſprung ſich unter den Göttern verlohr, ſinnlich dargeſtellt erblickten. Oder er wählte ihn aus der Fabel; und dann erlaubte ihm der unter den Griechen allgemein angenommene Begriff von Gottheit und

Götternatur, vermöge welches ihr Weſen vorzüglich in Macht, Stärke, Fortdauer, ewiger Jugend, und in einer edlern, größern und ſchönern körperlichen Bildung beſtand, — ſich über die Gränzen des in der Natur vorhandenen Schönen und Erhabenen hinaus, und in Regionen und zu Weſen empor zu ſchwingen, deren Urbild ihm zwar die Wirklichkeit verſagte, aber doch zu ihrer Zuſammenſetzung die einzelnen vollkommenen Theile lieferte.

Die Achtung des Volks für die Helden der Vorzeit, ſeine ganz ſinnliche Religion, ſeine Ehrerbietung für Gegenſtände göttlicher Verehrung, ſein, nach dem Kriege mit den Perſern, hoch aufgeſchwelltes Selbſtgefühl, ſein feiner und richtiger Kunſtſinn, und die häufige Gelegenheit von Griechenlands Kennern beurtheilt und ſeinen Nichtkennern auspoſaunt zu werden; alles dieſes zuſammengenommen mußte nothwendig ſehr ſtark auf den Stolz und die Eigenliebe der Künſtler wirken, ſie zu den größten Anſtrengungen ſpornen, und ihnen keine andern, als Meiſterſtücke, der Bewunderung der Zeit und Nachwelt aufzuſtellen erlauben. Der jedem Menſchen von erhabenen Gefühlen ſo natürliche Wunſch, in den Jahrbüchern der Geſchichte ſeiner Nation eine ehrenvolle Stelle einzunehmen, die Ruhe und Muße, die ihnen zur Zeit des Perikles beſonders geſtattet ward, und die häufigen Beſtellungen, die an ſie ergiengen, vollendeten endlich, wozu ſchon die Stimmung des Volks und der Regierung, Genie und Enthuſiasmus für Kunſt und Schönheit, Stolz und hohes Bewußtſeyn ſie aufgefordert hatten. So kam es denn auch, daß Griechenland Monumente erhielt, die wir noch in ihren

Ruinen bewundern, und ſie zu übertreffen oder auch nur nachzuahmen verzweifeln müſſen. — Es war nicht ein ſymboliſches Bild, eine bloß ſinnliche Vorſtellung, die Phidias den Griechen, mit ſeinem Jupiter, von dem mächtigſten der Götter gegeben hatte. Die Bewunderung des Volks erhob ſeine Statue zum wirklichen Gotte, verehrte ihn als ſolchen, und ſah in ihr nicht den aus Marmor und Erz geformten Zeus, ſondern den groſſen, erhabenen Donnerer ſelbſt, der mit ſeinen Augenwimpern die Götter regiert, und ſie alle, an einer goldenen Kette vom Himmel herab hängend, ſie und den Tartarus um den hohen Gipfel des Olympos windet.

Und wenn das Werk des Künſtlers, die ins Leben gerufene Steinmaſſe, von Griechenlands Völkerſchaften auf eine ſo erhabene Stufe hingeſtellt wurde, um wieviel höher und erhabener mußte nothwendig der Platz ſeyn, der eben dadurch ihm ſelbſt angewieſen wurde? — Freilich giebt es für den Künſtler kein gröſſeres und ſchöneres Lob, als wenn man über dem Werke den Meiſter vergißt. Aber dieſes geſchieht und kann nur in den erſten Momenten des Enthuſiasmus geſchehn. Das Nachdenken tritt bald darauf an ſeine Stelle, man unterſucht nun das Kunſtwerk mit kritiſchen Kenneraugen, und unterwirft das erſt gefällte Urtheil einer kältern Ueberlegung. Dies iſt die entſcheidende Probe, in der ſo wenig Künſtler beſtehn, eine Klippe, an welcher ſo viele ſcheitern. Aber wenn ſie zu ihrem Vortheil ausfällt, wenn ihr Werk des Platzes würdig erachtet wird, den ihm der Enthuſiasmus durch Acclamation angewieſen hatte, dann kann man nicht umhin, auf ſeinen Schöpfer zurück zu gehn, und gewiſſermaßen den erſten der Götter in ihm zu verehren. — Dies war der Fall bei Griechenlands Künſtlern; dieſe Ehre ward dem Bildner des Jupiters zu Theil.

Menſchen zu ſchaffen, zu bilden, hielt man bis hieher für das erhabenſte, das würdigſte Geſchäft der Größe und Macht einer alles ordnenden Gottheit, und man that recht daran. Es war noch niemand eingefallen, von ihnen die Darſtellung eines an Erhabenheit, Macht und Stärke ihnen ähnlichen Gottes zu verlangen; bei aller ihrer Allmacht ſah man dieſes als außerhalb der Grenzen ihrer Gewalt an. Nun aber kommt ein ſchwacher Sterblicher, einer aus Griechenlands Völkern, genährt, nicht mit Nektar und Ambroſia, ſondern mit irrdiſchen Speiſen, wagt es, was man den Göttern ſelbſt nicht zugetraut hatte, dringt ein in das geheimnißvolle Dunkel ihrer erhabenen Natur, und läßt aus ſeiner Werkſtätte, unter ſeinem Meiſſel, keine Nymphe, keinen Halbgott, nein, den erſten, den vollkommenſten, den Vater der Götter hervorgehn. Da iſt kein Grieche, der ſeinen Namen nennt, welcher ihn nicht ſogleich erkannte; in der ganzen Nation giebt es darüber nur eine Stimme, jedermann fällt vor ihm nieder und betet ihn an. — Ein Meiſter, der Götter ſchafft, muß nothwendig mehr als Gott ſeyn. — Dieſe Idee mußte ſich, bei dem Anblick ſolcher Werke, den Griechen nothwendig aufdringen; und kann es für den Künſtler eine größere Belohnung, als dieſes Geſtändniß, geben?

Um ſie zu verdienen, die einzige, die ihrer würdig war, arbeiteten daher auch Griechenlands Meiſter, nachdem Phidias die Bahn gebrochen hatte, vorzüglich an der Hervorbringung der idealiſchen Schönheit und erhabener Götternaturen. Sie wählten den Gegenſtand ihrer Beſchäftigung vorzugsweiſe aus der Fabel oder Epopee, und hierin trafen ſie mit den großen Trauerſpieldichtern ihrer Nation auf eine ſeltene Art zuſammen. Die Dichtung, welche einem Kunſtwerke zum Grunde liegt, muß allezeit auf Wahrheit gegründet ſeyn. Dies iſt eine Hauptbedingung, welche man bei einem jeden Dinge fordern kann, das ſeinen Zweck in ſich ſelbſt umfaßt. Sie muß ferner ein allgemeines Intereſſe für ſich haben, bekannt ſeyn, und der religiöſen oder profanen öffentlichen Stimmung des Volks entſprechen. Alle dieſe Erforderniſſe vereinigten in einem ſehr hohen Grade die Fabel und Homers Werke; ſie waren allgemein bekannt, geſchätzt, und wurden von ganz Griechenland, als die größten National-Heiligthümer und die ehrwürdigſten Quellen der frühern Geſchichte der Nation angeſehn. Wenn die Künſtler alſo aus ihnen den Gegenſtand ihrer Beſchäftigungen ſchöpften, ſo konnten ſie ſchon deswegen ſicher darauf rechnen, daß die Nation ein großes Intereſſe an ihren Schöpfungen nehmen werde, und, je nachdem ſie den Zweck der erhabenen Kunſt erreichten, geſtand man ihnen auch um ſo eher einen größern oder mindern Beifall zu. Bei den olympiſchen Spielen, im Pöcile, in den Tempeln, auf öffentlichen Plätzen, in Gärten, Landhäuſern und bedeckten Gängen kamen und ſahen die Söhne Griechenlands die Meiſterwerke der Kunſt, und wenn ſie, am Orte ihrer Aufſtellung, dem Werke und ſeinem Meiſter gehuldigt, und den ſchuldigen Tribut an Lob und Ehrfurcht entrichtet hatten, kehrten ſie in ihre Heimath zurück, prieſen da, den zurückgebliebenen Greiſen und Kindern, die Monumente ihrer Nation an, verbreiteten auf dieſe Art den Ruhm des Künſtlers, ſo weit ſich das Intereſſe an ſeinen Schöpfungen erſtreckte, und man ſtolz darauf ſeyn konnte, und pflanzten ihn, von einem Ende der geſitteten Welt bis zum andern, von einer Generation zur andern fort.

Dieſe Auszeichnung genoſſen die Künſtler durchgängig, ſo lange Griechenland, wenn auch nicht mehr frei, doch noch unabhängig war; man verehrte etwas Göttliches in ihnen, und räumte ihnen über andere Sterbliche einen gewiſſen Grad von menſchlicher Vollkommenheit ein, den ſie nur durch eine höhere Inſpiration erhalten haben konnten. Und iſt es daher zu verwundern, wenn bei einer ſolchen Stimmung der Nation, außerordentliche Genies unter den Griechen aufſtanden, und Muſter aufſtellten, wie ſie, nach ihnen, kein Volk und kein Zeitalter mehr erreicht hat? Aber gerade dieſe Auszeichnung, dies allgemeine Intereſſe, und der ſchon erwähnte Zuſammenfluß von großen und wichtigen politiſchen Verhältniſſen, waren unumgänglich nothwendig, wenn der Funken, der bei vielen unentwickelt ſchlummerte, zur Flamme auflodern, wenn, unter Perikles Regierung, ein Phidias, und, im Zeitalter Alexanders, ein Praxiteles ſich ausbilden, und jener den großen und hohen, dieſer den ſchönen und reizenden Styl aufſtellen ſollte.

Aber außer dieſen Urſachen wirkten auch noch bei den Griechen auf die ſchnelle und außerordentliche Ausbildung der Kunſt, das ſanfte Klima ihres Landes, die Schönheiten der Natur, und die häufige Gelegenheit, welche ihre Meiſter hatten, die ſchönſten Jünglinge der Nation nackend und in jenen reizenden Stellungen zu ſehen, deren nur ein griechiſcher, durch keinen Zwang der Erziehung und der Mode verunſtalteter Körper fähig iſt. Man verſuche es, das ausgezeichnetſte Kunſtgenie nach Lappland zu verſetzen, und ſeinen Darſtellungen werden Lappländer zum Grunde liegen; oder in Lybiens Wüſten, und es verbrennt auf heißem Sande.

Eine gemäßigte Temperatur der Luft, ſo wie der Anblick einer ſchönen und reizenden Landſchaft, deren Bewohner ſich durch Würde im Ausdruck und eine kühne Vollendung des Muskelbaues auszeichnen, ſind unnachläßliche Bedingungen zur Ausbildung eines Künſtlers. Beide fanden in Griechenland in einem ſehr hohen Grade ſtatt. Ein ſanfter Himmel, eine üppige Vegetation, Reichthum und Fülle überall verbreitet, die ganze Natur, groß und erhaben, — bot ihrer Einbildungskraft nur der höheren Kunſt würdige Bilder an, und was ihnen zu wünſchen übrig blieb, leiſtete der Menſch. Aus dieſem Jünglinge nahmen ſie die ſchlanken Formen des Apollo, oder die Weiblichkeit eines Bachus; aus jenem den Götterausdruck, und aus einem dritten ſeine Haltung. Sie fanden unter ihren Augen alles, was ſie zur Darſtellung einer Gottheit brauchten, ſie durften nur die einzelnen ſchönen Theile gehörig ausheben, ſie ordnen, und mit Gefühl, Geſchmack und Einſicht in ein Ganzes vereinigen, und da ſtand das Werk, der ſicherſte Bürge ihrer Unſterblichkeit und Griechenlands größter Stolz, und ſeine vorzüglichſte Zierde.

Ich könnte hier nun füglich die Auseinanderſetzung der Urſachen, die auf die Vervollkommnung der Kunſt in Griechenland einen vorzüglichen Einfluß gehabt haben, ſchließen. Aber noch habe ich einer nicht erwähnt, auf die viele einen ganz außerordentlichen Werth legen, und ſie oft obenan ſetzen. Sie errathen, daß ich die Freiheit meine, jene politiſche Exiſtenz, die, wenn ſie in dem Grade zu realiſiren wäre, in welchem man ſie anwenden zu können glaubt, uns bald wieder in die Unvermögenheit zurück verſetzen würde, einen Pflug zuſammen zu zimmern.

Nach meiner Meinung iſt das Weſen der Freiheit ein viel zu abſtrakter Vernunftbegriff, als daß nur irgend etwas davon in die Kunſt mit aufgenommen werden könnte. Die Freiheit beſchäftigt den Verſtand ausſchließend, und läßt die Einbildungskraft kalt; ſie ſpornt zum Nachdenken und Handeln; aber zur Darſtellung durch Meißel und Griffel reizt ſie nicht nur nicht, ſondern liefert auch keinen Gegenſtand. Damit will ich jedoch nicht behaupten, daß ſie nicht ſolche Szenen erzeugen ſollte, die eine der Kunſt würdige Beſchäftigung abgeben könnten. Allein daraus folgt noch nicht, daß auch der Künſtler nothwendig von ihr durchglüht ſeyn müſſe. Da ſie keine Ideale anbieten kann, ſo kommt alles dabei nur auf treue Nachbildung der Natur an, und hierin leiſtet der erbärmlichſte Sklave, wenn er Meißel und Griffel geſchickt zu führen verſteht, eben das, was der freieſte Künſtler leiſtet.

Wie wenig, ja wie nachtheilig die Freiheit auf die Ausbildung der Kunſt wirke, darüber, ſollte ich meinen, hätten unzählige Erfahrungen ſchon alle Stimmen vereinigen müſſen. Gerade diejenigen Nationen, welche am freieſten waren, haben keine, oder doch nur ſehr unbedeutende Künſtler aufgeſtellt. Sparta hatte keinen Phidias; Rom, unter den Konſuln, kaum einige Dichter, deren Werke ſich erhalten hätten; und die Scythen verſtanden nur, ſich ihre Waffen zu verfertigen. Bei dieſen ließ es ihr gänzlicher Mangel an Kultur, und bei jenen die Politik, dieſe abgeſagte Feindin der Kunſt, nicht zu; das Volk verlebte die meiſte Zeit im Felde und auf dem Forum, es fand nur Geſchmack am Kriege und an ſtaatswiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, und vernachläſſigte und verachtete alles, was nicht unmittelbar damit in Verbindung ſtand. — Glauben Sie mir, es giebt keine größeren Kontraſte, als Kunſt und Politik; beide zu vereinigen, iſt eben ſo wenig möglich, wie Feuer mit Waſſer zu vermiſchen; ſie ſchließen ſich wechſelſeitig aus, und wirken, ihrer Natur nach, vernichtend auf einander.

Wonda.

IV.

Zeichen der Zeit.

Das neue Credo,

oder

der Glaube, wie ihn der Geiſt der Zeit offenbart, und wie ihn jetzt der höhere Menſch und der aufgeklärte Weltbürger haben, feſthalten, und aufs eifrigſte verbreiten ſoll.

Ich glaube als höherer Menſch, daß es dem höhern Menſchen nicht nöthig ſey, Religion und Moral für ſich ſelbſt zu haben, genug wenn er ſie für andere ſeines Gleichen und für gemeine Menſchen hat, und nachdrücklich zu erhalten ſucht. So war es von jeher in der Welt, ſo iſt es, ſo wird es ſeyn und bleiben.

Ich glaube, daß Gerechtigkeit ein niedriges Achſeltragen zwiſchen Wahrheit und Lüge, zwiſchen Güte und Schlechtheit; daß Beſcheidenheit ein Verrath ſeines eigenen Gefühls von Schwäche; daß Schamhaftigkeit ein Verrath des innigen Bewußtſeyns ſeiner eigenen Verderbtheit ſey.

Ich glaube, daß die einzige, wahre, allein ſeligmachende *Humanität* in dem Beſtreben ſich äußere, den Schauplatz, auf dem die reine Menſchheit in ihrer Majeſtät erſcheinen und herrſchen ſoll, von allem *Gemeinen* und *Trivialen*, von allem ſogenannten *Ehrbaren* und *Züchtigen* zu reinigen; mithin alles, was das *gemeine, triviale Volk* von der Majeſtät des Gewiſſens, von einem unbedingt gebiethenden Sittengeſetze, von Anſtand und und Würde träumt oder ſchwatzt, aus den Köpfen und Sitten der Menſchen zu verbannen, und ſie dadurch zur *Humanität* zu bekehren.

Ich glaube an die *großmächtige Trias*, welche von der *Humanität*, ſo wie ich ſie als höherer Menſch erkenne und verkündige, mit dem Aeon *Egoismus* gezeugt worden iſt. Dieſe *großmächtige Trias* offenbaret ſich in dem höhern Menſchen der Welt als *göttliche Arroganz*, *göttliche Grobheit* und *göttliche Frechheit*.

Ich glaube an die Ewigkeit, Allmacht und Weisheit des *Egoismus*, des Gottes, der nur in dem *höhern Menſchen* lebt, und dieſem die Macht giebt, den *gemeinen* Menſchenhaufen in dem Dienſte der Abgötter, *Gemeingeiſt* und *Patriotismus*, feſtzuhalten, damit derſelbe dem höhern Menſchen diene, und durch alle mögliche Aufopferungen Vortheile verſchaffe.

Ich glaube an keine *wirkliche Welt*; ſondern daß jeder Menſch ſich *ſeine* Welt ſchaffen und conſtruiren müſſe; dieſer Schöpfung und Conſtruction aber iſt nur der höhere Menſch fähig, indem nur Er den gemeinen und trivialen

Menſchenhaufen als rohe Materialien gehörig zu gebrauchen und zu formen weiß.

Ich glaube an keine andere ſittliche Weltordnung, als an diejenige, durch welche Jedem das Seinige gegeben, und nur Gleiches mit Gleichem vergolten wird, folglich an eine Weltordnung, in der das Jedem das Seinige nur für den höhern Menſchen ausgeſprochen, und der gemeine triviale Menſchenhaufen an die Ueberzeugung gefeſſelt wird, daß er einzig und allein des höhern Menſchen wegen da iſt: an eine Weltordnung, in der der Erſtere dem Letztern alles, was in ſeinen Quaſi-Kräften liegt, zu leiſten, und nichts zu fordern; der höhere Menſch von dem gemeinen Menſchenhaufen alles anzunehmen und nichts zu erwiedern hat; in der alſo der höhere Menſch vollkommen berechtigt iſt, verſuchte Beleidigungen mit Rache, gewagten Widerſpruch mit grobem Spott, jedes Aufzucken des gemeinen, geſunden Menſchenverſtandes, oder eines regen Selbſtgefühls mit ſtolzer Annihilirung, jede vermeintliche Wohlthat mit vornehmer Verachtung an dem gemeinen trivialen Menſchenhaufen zu züchtigen.

Ich glaube ferner als aufgeklärter Weltbürger, daß Geſellſchaft und Staat nur dazu da ſeyen, damit die unter den gemeinen trivialen Menſchenhaufen hingeworfenen Lieblinge der Natur ſich zur Höhe des reinen Naturmenſchen emporſchwingen, und ihre eigenthümliche Beſtimmung, herrſchen und genießen, erreichen können. Darum

Glaube ich, daß überall, wo ich geben, leiſten und tragen ſoll, die republikaniſche, überall aber, wo ich herrſchen und genießen will, z. B. in meinem Hauſe, in meinen Kreiſen ꝛc. die despotiſche Regierungsform die beſte und einzig rechtliche ſey.

Ich glaube, daß der Staat keinen andern Zweck haben ſolle noch dürfe, als die höchſt mögliche Entwickelung aller menſchlichen Kräfte; da aber dieſe nur durch eine beſtändige Reibung, durch immerwährendes Schaffen, Zerſtören und neu Schaffen möglich iſt: ſo glaube ich auch, daß der höhere Menſch, als aufgeklärter Weltbürger, daß Wir alles beſſer, zweckmäßiger und weiſer einrichten und anordnen würden, als es bisher von den gemeinen Regierungen geſchehen iſt. Und

Wer will, ſey mit im Uns. Die ſind verſtoßen,
Die nach dem Nichts von Gott verlaſſen rennen,
An Religion und Dichtkunſt ſich erboßen,
Von der Natur Myſterien nichts nicht wiſſen,
Zu ſich in Koth das Heilige niederſtoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht ſchier von Gewiſſen,
Im Herzen ſchlaff, von Sinnen ſtumpf, nicht merken,
Daß ſich der Nacht ein Weltall neu entriſſen,
Mag ewig Gott im Todtenſchlaf beſtärken,
Bis, Kraft des jüngſten Tags, zuletzt ſie wachen,
Eh ſie zergehn ſamt ihren nichtgen Werken.

Athenäum. 3ten Bds. 2s Stück. S. 166.

Ich glaube, daß dem aufgeklärten Weltbürger, als gebornem höhern Menſchen, nichts heiliger ſeyn müſſe, als Freiheit und Unabhängigkeit, daß es folglich unter ſeiner Würde und Beſtimmung ſey, ſich zu der Trivialität eines Geſchäftslebens herabzuſetzen, oder ſich zum Frohndienſte der Staatsbedienungen hinzugeben.

Ich glaube, daß die franzöſiſche Revolution in ihrem Urſprunge, in ihren Fortſchritten und in ihrem Ende nur ein zweckloſes Spiel muthwilliger Knaben aus dem gemeinen trivialen Menſchenhaufen, die ſich Philoſophen nannten, oder Freymaurer hießen, geweſen ſey; daß alſo die Fürſten mit Recht und Fug Philoſophie und Freymaurerey in ihren Staaten verbiethen, und ſo, obgleich wider ihren Willen, zum Beſten und Frommen der mächtig aufgegangenen höhern Menſchheit, den transcendentalen Idealismus begünſtigen.

Ich glaube an die alte und neue Berliner Monathsſchrift, und an alles, was in dieſer Schrift über die fortdauernde Wirkſamkeit der Jeſuiten geoffenbaret worden iſt, und noch täglich geoffenbaret wird.

Auf den Grund dieſer unfehlbaren Offenbarungen glaube ich auch, daß es weiſe und heilſam ſey, dort Jeſuiten zu wittern, zu ſehen, zu verfolgen, wo ſie nicht ſind, damit ſie dort, wo ſie ſind, deſto ſicherer und nachdrücklicher wirken, die Proteſtanten in Athem erhalten, und die Gemüther derſelben für die Einwirkungen des roborirenden Sectengeiſtes ſtets empfänglicher machen können.

Ich glaube, daß die Behauptung: alle Religions-Confeſſionen müßten mit gleichen Rechten von Seiten des Staates nur tolerirt, und nie eine vor der andern vorzüglich begünſtiget, oder zur herrſchenden erhoben werden, eine verabſcheuungswürdige Ketzerey gegen Vernunſt, Religion und Recht ſey; weßwegen ich denn auch glaube, daß dort, wo die Augsburger oder Schweitzer Confeſſion die herrſchende iſt, von Staatswegen den katholiſchen Unterthanen erlaubt wird, Kirchen zu bauen, Prieſter zu halten, und Catechismen drucken zu laſſen, die Regierung von verkappten Jeſuiten heimlich gegängelt werde.

Ich glaube an den entſchiedenen heimlichen Einfluß der Jeſuiten auf die Köpfe unſerer großen Meiſter in der Poeſie und Philoſophie, halte denſelben jedoch für unſchädlich, weil die Kunſt, das eigenthümliche Element des höhern Menſchen, dadurch an Erweiterung, Feinheit und Reiz gewinnt; denn

Ich glaube, daß die Kunſt nichts weiteres ſey, als eine ſymboliſche Darſtellung des Unendlichen, in dem Alles ad majorem Dei gloriam erſcheinen ſoll.

Ich glaube, daß die Behauptung des Batteux: das Weſen der Kunſt beſtehe in der Nachahmung der ſchönen Natur, das albernſte ſey, was aus dem Gehirn eines Geſellen von dem gemeinen trivialen Menſchenhauſen herauströpfeln konnte; denn daraus könnte man folgern, daß gemahlte Bäume ſchöner wären, als wirkliche, um ſo mehr, als man unter den erſteren wenigſtens gegen Raupen geſichert wäre. (Siehe das geſchriebene Notatenbuch der Dem. L.)

Ich glaube an das, erſt dieſen Winter geoffenbarte Geſetz, nach welchem der Menſch das Schöne darſtellen ſoll, und welches nichts weiter iſt, als das durch den Geiſt hindurch gegangene, für den Menſchen verklärte und concentrirte Univerſum.

Ich glaube an Burke's, in Anſehung des Erhabenen, vollendeten Wahnſinn, in dem er ſprach: das Erhabene löſt die Verſtopfungen der feinern und gröbern Organe auf. Denn daraus könnte man ſchließen: daß das Erhabene eine gute P—g—z wäre, mithin in Apotheken unter den übrigen P—g—zen auch eine Doſis des Erhabenen in Vorrath gehalten werden müßte; obgleich, da bei den neueren Aerzten gegen die Verſtopfungen die P—g—zen in Verfall gerathen ſind, zu erwarten ſteht, daß man hinführo auch auf das Erhabene nicht viel halten dürfte. (Siehe das angef. geſchr. Notatenbuch.)

Ich glaube, daß des Volkes negative Dichter in Tiek's Mühle mit munterem Spiele gemahlen und gewalkt worden ſeyen, und daß die armen Wichter, die über dieſen Meiſterſpaß böſe geworden ſind, eine Doſis von Burke's Erhabenem hätten einnehmen ſollen, um das Verkehrte in den ſüßen Poſſen, wo ſelber das Eſelein ſtatt Ja, Ay ſagt, und wo Theater, Aufklärung und Nikolai mit Narrenſchwänzen ergötzlich drein ſpielen, angenehm zu fühlen, und Tieks göttlichen Beruf, zu mahlen, der Schriftſteller albernſte Tendenzen, anzuerkennen. (Athen. 2. B. 2. St. S. 257.) Darum

Glaube ich auch, daß es den Deutſchen wohl an nichts mehr, als an der Bildung für Witz und Satyre fehle,

daß

daß der ächte reine höhere Witz lediglich in Wortſpielen beſtehe. Z. W.

Machſt zum Lied das Leid der Genofeva.
Die Göthen nicht erkennen, ſind nur Gothen.
Uns ſandte, Göthe, dich der Götter Güte.
Dich neckt mit Tücken Tiek, mit Schlägen Schlegel.
— — — — — Dich will Schütz beſchützen.
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

und daß alles, was der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben von dem Witze in Gedanken ſchwatzt und ſchreibt, nur Unſinn ſey.

Ich glaube, daß ein Trauerſpiel, wie Maria Stuart, nur alle Jahrhunderte, und ein Trauerſpiel, wie die Jungfrau von Orleans, nur alle Jahrtauſende geſchrieben werde; ja daß dieſe beiden Meiſterwerke der göttlichen Kraft gar nicht einmal mit dem aus der Sprache der Platten von Hamburg bis nach Schwaben entlehnten Worte Trauerſpiel bezeichnet werden könne, ſondern aus der Sprache der höhern Menſchen ein würdiger Nahme dafür erfunden werden müſſe.

Ich glaube, daß die Deutſchen erſt ſeit der Erbauung der Ehrenpforte und des Triumphbogens für den Theater-Präſidenten von Kotzebue eine wohlthätige Ahndung von dem, was Witz und Satyre ſeyn ſoll, erhalten haben; daß alſo vor Maria Stuart und der Jungfrau, vor der Ehrenpforte und dem Triumphbogen, keine

Nation der Welt ein vollendetes Trauerſpiel und eine witzige Satyre aufweiſen könne. Endlich

Glaube ich, daß Kant kein Philoſoph, Nikolai kein Gelehrter, — daß Iffland ein Bettler in der Poeſie, und, um der Platten Volke von Hamburg bis nach Schwaben einige Barmherzigkeit zu erzeigen, glaube ich ſogar, daß Fichte ein Atheiſt ſey.

So glaubt der höhere Menſch und der aufgeklärte Weltbürger ohne alle Gründe, dem geſunden, aber gemeinen Menſchenverſtande zu Trotz, bloß, weil es der Geiſt der Zeit geoffenbart hat, und ſeine Apoſtel es verkündiget haben.

Feßler.

Dem ungenannten Verfaſſer des an mich den 20ſten Januar erlaſſenen Schreibens, wird hiermit, der Wahrheit gemäß, verſichert, daß der Herr Geheime Ober Tribunalsrath Klein von dem im Januarhefte d. J. abgedruckten Aufſatze: Zeichen der Zeit, nicht nur vor beendigtem Abdrucke des Heftes nichts gewußt, ſondern auch über einen, in gedachtem Aufſatze Ihn betreffenden und Ihn mißfälligen Paſſus laut und beſtimmt ſeine Unzufriedenheit erklärt hat.

Feßler.

V.

Drei Gedichte.

1.

Elegie.

1792.

Selige Freuden, wohin entflohen? Lieblichen Träumen
  Aehnlich, entflohet auch ihr in der Vergangenheit Thal?
Nur der ſüßen Erinnerung dämmernde Bilder umſchweben,
  Traumgeſtalten gleich, ach! den verlaſſenen Freund:
Theurer, wie ſucht dich mein Blick, getrübt von Thränen der Wehmuth!
  Ach, vergebens! Du weilſt fern von dem liebenden Freund;
Wandelſt traulich mit ihm nicht mehr des blühenden Lebens
  Sanfte Pfade dahin, warmer Empfindungen voll;
Theileſt mit ihm nicht mehr des Herzens geheimeſte Wünſche,
  Drückenden Kummer nicht, nicht die empfundene Luſt;
Lacheſt, mit ihm vereint, nicht mehr des bunten Gewühles
  Eiteler Thoren, gern einfacher Sitte getreu!
Ach! uns blüht nicht mehr, verloren in trauter Umarmung,
  Unter ſüßem Geſpräch, heiter die ſtille Natur:

Und den Horchenden tönt nicht mehr im ſchattigen Haine
Lieblich der Nachtigall zärtlicher Flötengeſang.
Auch die bezaubernde Kunſt, durch Töne mächtig zu rühren,
(Inniger Herzenserguß, feinerer Regungen Spiel),
Auch ſie woget nicht mehr in brauſenden Fluthen erhaben,
Auch ſie ſäuſelt nicht mehr ſanftere Tröſtungen uns.
Mozarts hoher Flug, voll himmelanſtrebender Kühnheit,
Hebet die ſinkende Bruſt, ach! der Vereinten nicht mehr!
Einſam tönet mir jetzt mein Saitenſpiel, öde und einſam,
Wonnezeiten zurück, ruhiger Liebe Genuß;
Da du, Beßer, der Töne bezaubernden Wundern dich hingabſt —
— Welche Wehmuth miſcht in die Erinnerung ſich! —
Ach! umwehte uns nicht nah vor der Stunde der Trennung,
Großer Gefühle voll, Göthe's durchdringender Geiſt?
Schauend ſein Werk, des Seelengemäldes redende Züge *),
Einten der Gegenwart ſüßeſte Bande uns noch.
Ach! da entwandeſt du dich ſo bald den Armen des bangen
Freundes, ſchwermuthsvoll, Thränen im zärtlichen Blick.
Und ich vermogte es nicht, den bebenden Schritten zu folgen;
Grauſamer Feſſeln Zwang hemmte den ſtrebenden Fuß.
O, ſie löſen vielleicht ſich einſt, die Feſſeln des Lebens;
Süßerer Freiheit Troſt lächelt dem hoffenden Freund'.
Seliger Augenblick! wann winkſt du feurige Wonne
Freudigen Wiederſehns in das beklommene Herz?

---

*) Wir ſahen den Groß-Cophta, von Göthe, aufführen.

2.

Des Freundes Traum.

Im Mai 1801.

Freundſchaft! ſüßer Name, töne mir lieblich fort,
Miſcht gleich Wehmuth und manche Bitterkeit
Oft ſich in deiner Seligkeit Fülle!
Wechſele des Kummers Zähre
Um den entfernten ſchweigenden Liebling,
Banger Ahndungen Wehgefühl,
Ach! ſo gern mit der frohen Umarmung
Seligem Augenblick,
Und mit der herzlichen Traulichkeit
Ueberſchwenglicher Wonne?

Fleucht, ſchwarze Gedanken des Argwohns,
Oder der zagenden Furcht!
Nahe dich, mildes Vertrauen,
Heitere Hoffnung, du, holdeſte Tröſterin,
Meinem harrenden, klopfenden Herzen!
Schonende Lieb', entweiche nicht
Aus der zärtlichen Bruſt,
Quälen dich trübe Zweifel
Und der düſteren Ungewißheit
Beängſtende Dämmerung!
Freundlich vertrauender Glaube,
Nicht die lang geprüfte Erwartung,

Nicht die geſpannteſte Sehnſucht,
Nicht der Verlaſſenheit öde Trauer,
Mache dich wanken!
Feſt, unerſchüttert walte
In dem liebenden Herzen fort,
Bis der Hoffnung endlich
Süßeſte Erfüllung die Gottheit zuwinkt.

3.

In das Stammbuch eines Tonkünſtlers.

1801.

Süß umflüſtern oft in Geſängen und bebender Saiten
Holdem Getöne den Freund der Muſe, den edleren, Liebe,
Liebe des zarteren Herzens, der Freundſchaft ſanfte Begeiſt'rung!
Oft erheb' ihm die Bruſt der majeſtätiſchen Tonkunſt
Lauter Chor im Triumph, des Ewigen feiernder Hymnus,
Zu der Tugend, der himmliſchen, unnennbarem Entzücken!
Hayd'n, und Mozart, und Bach, und Händel, und Gluck, und Clementi,
Reichardt und Naumann, und alle unſterbliche Söhne Apollons,
Welche mit hoher Ergötzung und Thränen der heiligen Rührung
Mitwelt, Nachwelt preiſet, umhallet mit euren Geſängen
Sinket dem Künſtler der Buſen, erheiternd und ſtärkend das Herz ihm!

Pleſſow, bei Potsdam.

C. F. Michaelis.

VI.

Neueſte ſchöne Literatur.

Die Taſchenbücher und Almanache.

(Fortſetzung.)

11) **Leipziger Taſchenbuch für Liebhaber des Schönen und Guten.** Auf das Jahr 1802. Von J. G. D. Schmiedtgen. Leipzig bei Weigel.

Sonſt ſind dieſe niedlich gebundenen Bagatellen nur für die weichgeſtimmten Seelen der Frauenzimmer, die es ſo genau nicht nehmen; dies Taſchenbuch aber iſt für Männer, für Dilettanten des Schönen und Guten, und ſteht ſonach dem Leipziger Taſchenbuche für Frauenzimmer gegenüber. Es ſoll für die Liebhaber des Schönen und Guten (der Tugend) etwas Schönes und Gutes liefern; wie dies letztere in einem Buche geſchehen könne, ſehen wir freilich nicht ein. Doch wir wollen zufrieden ſeyn, wenn es etwas Schönes liefert. — In der Vorerinnerung erklärt ſich indeß der Verfaſſer näher; er verſichert: „einen künſtlich verſteckten Sinn, muthwilligen Scherz, eine geſchraubte Sprache und dergl. ſuche man vergebens. Sein Zweck, für die mittlere Klaſſe durchaus verſtändlich zu ſeyn, gienge dann verloren. (Er könnte alſo wohl „den Sinn künſtlich verſtecken, muthwilligen Scherz treiben, eine geſchraubte Sprache führen und dergl.“ wenn er nur wollte!) Sonach ſchiene es, als wolle er blos für den redlichen Bürgersmann Etwas durchaus verſtändliches liefern; aber er ſpricht ſogleich wieder von Kritik und aeſthetiſchen Grundregeln, und ſagt: daß er bei der jetzigen Verwirrung ſeine Regeln mit unbeſtochner Liebe gegen ſich und die Menſchheit (!) und mit einem geläuterten Sinne für's Schöne und Gute“ entworfen habe: daß man ſich nicht ſo recht drein finden kann, was er gewollt, und man alſo beſſer thut, nachzuleben, was er gethan hat.

Nach der ſogenannten Erklärung der Kupfer, 1. Gohlis, vom Ufer der Pleiße. 2. Weg nach Raſchwitz. 3. Ausſicht in Abtnaundorf bei der Fiſcherhütte. 4. Anſicht des Georgenhauſes in Leipzig; (alle von Wagner gezeichnet und geſtochen) die nur eine Erweiterung der Unterſchriften iſt, folgen 2 größere Erzählungen und 13 kleine Sachen.

1. **Der Hausſarg der Frau von Ruk.** Die Idee mit dem Sarge, bei welchem die alte Dame ihre heuchleriſchen Todesbetrachtungen hält, iſt nicht übel, und ſie könnte zu einem komiſchen Intriguenſtücke ſehr wohl benutzt werden. Auch wünſchten wir wohl, daß dies Lafontaine einmal thun möchte. Aber — ſo gut auch alles hier gemeint iſt, ſo iſt doch die Armuth an Erfindung nicht zu verkennen. Denn z. B. auf der vorletzten Seite muß ein Feuer im Hauſe der Tante den Knoten — verbrennen, den ein gewandterer Erzähler gewiß im Hausſarge aufgelöſt haben würde

1. **Das Brauſeloch.** Schilderung einer fürchterlichen Naturſcene, verbunden mit einer Begebenheit aus alten Zeiten. — Nachdem nehmlich in den Familien Herk und Hurtach eine ungeheure Menge Kinder geſtorben ſind, bleiben nur Ottmar und Thekla übrig. Die Vater entzweien ſich, der Lutheriſchen Reformation wegen. Die Kinder kommen bei dem Einſiedler Tobias am Brauſeloche zuſammen, und lieben ſich. Am Tage St. Barnabas, da Thekla früher in der fürchterlichen Schluft iſt, entſteht ein ſchreckliches Ungewitter, (wahrſcheinlich auch Erdbeben) welches den Schlund mit Trümmern bedeckt, das Mädchen verſchüttet und den Eingang verſperrt. Ottmar rettet ſie mit Gefahr ſeines Lebens; der Vater giebt ſie ihm zum Weibe. — Das Ganze iſt recht gut erzählt.

Die 13 Kleinigkeiten ſind eigentlich — **gar Nichts;** man müßte denn Hexameter, wie dieſe:

Weniger freute ſich das Weib des gefundenen Groſchens, —
Weniger | jener | ſorgende | Hirt des | verirreten Lammes ꝛc.

oder ein Geſpräch zwiſchen der Turteltaube und dem Sperling, worinn dieſer behauptet: er werde bald zum Symbol der Treue und Liebe werden,

oder ein dergleichen, wo Michel Storch eine Fußtapete für Zeug, was ein Schneider zum Zuſchneiden ausgebreitet hat, hält;

oder Verſe, wie dieſe:

Wenn unter dir (einer Birke) **bei wildem Kümmel**
Ich oft ſo heiter ſaß und froh,
Bis übern Berg am Abendhimmel,
Der Sonne Scheideblick entfloh ꝛc

für Etwas halten. — Der Verfaſſer hat S. 187 eine richtige Bemerkung über das Wort Publikum gemacht, worinn er unter andern das Publikum eines bekannten immer mehr ſinkenden gelehrten Inſtituts berechnet. Wie hoch mag er wohl das Publikum für ſeine 13 Kleinigkeiten anſchlagen?

12) Gothaiſches Taſchenbuch auf das Jahr 1802. Mit Kupfern. Gotha, bei Ettinger.

Dieſes älteſte Taſchenbuch, das ſich durch manchen nützlichen Aufſatz, durch die (freilich nicht immer ganz richtige) Genealogie der europäiſchen Fürſten, durch artige Kupfer und — durch einen ſehr wohlfeilen Preis empfiehlt, iſt auch in dieſem Jahr ſeiner alten Art treu geblieben. Neben den von Anfang an ſtehenden Artikeln, ſind diesmal unter den neuen die intereſſanteſten:

Oberſtlieutnant von Zach Geſchichte der Aſtronomie vom Jahr 1800.

Chronik des Jahrs 1800 und 1801.

Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht der ſpaniſchen Monarchie.

Pferde Liebhaberei der Engländer. u. a.

Zwölf Kupfer von Grünler und Böttger sen. liefern Anſichten von Palläſten, Grabmälern und Trachten; vor dem Titel ſtehen die ziemlich getroffenen Portraite Alexander I und ſeiner Gemahlin, von Böttger.

Wir verbinden mit dieſem ſogleich das, was in Anſehung ſeiner Dauer und ſeiner Art die meiſte Aehnlichkeit mit ihm hat, das

13) *Göttingiſche Taſchenbuch zum Nutzen und Vergnügen* für das Jahr 1802. M. K. Göttingen, bei *Dietrich*,

das ſich von jenem aber vorzüglich dadurch unterſcheidet, daß es, auch nach Lichtenbergs Tode, mehr Anſpruch auf Witz und Laune macht. Wir theilen es daher kürzlich ein in *Spaß* und *Ernſt*.

Ernſt iſt es z. B. mit den Anzeigen aus den neueſten Reiſebeſchreibungen von La Perouſe, Vancouver, Weld u. a., die unter der Ueberſchrift: *Cosmopolitiſche Annalen*, intereſſante Nachrichten aus Auſtralien, Amerika, Afrika ꝛc. liefern, und ſo ſchließen:

„Vielleicht iſt die Zeit nicht mehr fern, wo die Nation, die mit aller ihrer energiſchen Vernunft zur ewigen Nachahmung verdammt zu ſeyn ſchien, ſich frei und männlich als die *dritte* koſmopolitiſche Nation an die Franzoſen und Engländer ſchließen, und in Europa den *Ton der Vernunft* um ſo nachdrücklicher angeben wird, da ſie ſelbſt als Nation nur eine koſmopolitiſche Exiſtenz hat. Wenigſtens iſt es einem deutſchen Philoſophen zu verzeihen, wenn er von der *deutſchen Philoſophie* etwas mehr, als von der engliſchen und franzöſiſchen erwartet, die ſich ſeit 50 Jahren kaum eines neuen Gedankens rühmen kann.“

Ferner mit den *Neuen Ausſichten für die Phyſiognomik*. Der Verfaſſer dieſes vortreflich geſchriebenen Aufſatzes findet ſie in der Entdeckung Wilhelm Tiſchbein's, die Phyſiognomik auf die Analogie der menſchlichen mit den thieriſchen Geſichtsbildungen zurückzuführen. Er vertheidigt ſehr ſcharfſinnig die neue Idee gegen einen literariſchen Therſites (wie er ſpricht), der ſich freilich noch nicht ſo beſtimmt hätte dagegen erklären ſollen, da blos gelegentlich durch Heyne etwas davon verrathen worden war*); meint aber doch ſelbſt, daß die comparative Phyſiognomik mehr für den Maler, der ausdrucksvolle Geſichter erfinden will, als den Philoſophen und den praktiſchen Beobachter, der jedes wirkliche Geſicht verſtehen möchte, von Nutzen ſeyn werde. Jedoch giebt folgende ſchöne Bemerkung auch größere Hoffnungen:

Vergleichen wir (ſagt er S. 159) die thieriſchen Geſichter mit den menſchlichen genauer, ſo entdecken wir, daß die Natur in eben den Verhältniſſen, wie ſie ſich bei der Bildung menſchlicher Geſichter von allen thieriſchen Typen entfernt, ſich der idealen Menſchlichkeit nähert. — Nichts anders, als dieſe, iſt die griechiſche Schönheit; — ſie war dem Griechen zugleich die ſichtbare Göttlichkeit.

(S. 161) Hauptſache war eine ſolche Proportion aller Geſichtstheile, daß Form und Ausdruck durch Verläugnung der Thierheit die Herrſchaft des Geiſtes über die

---

*) So ganz neu iſt dieſe Entdeckung noch obendrein nicht, denn der Neapolitaner *Fra Porta* hat die vergleichende Phyſiognomik in ſeinem lateiniſchen Werke ſchon ausführlich genug behandelt. D. Herausg.

Materie ſinnlich darſtellen. (Man leſe ſelbſt die herrliche Ausführung dieſer Ideen.)

Dahin, auf das Göttliche in menſchlichen Geſichtern lehre uns die comparative Phyſiognomik unſre Aufmerkſamkeit vorzüglich richten.

Spaß iſt es dagegen z. B. mit den Briefen aus dem Monde, oder den geheimen Nachrichten vom Triumphe des Fichtenthums. Eine Geſellſchaft reiſt auf einem Luftballon in den Mond; als ſie nun auf die Linie kommen, wo die anziehende Kraft der Erde mit der des Mondes ins Gleichgewicht tritt, geſchieht der bewußtloſe Umſchwung, durch den unvermerkt alles oberſte zu unterſt gekehrt wird; ſie gelangen auf den transcendentalen Geſichtspunkt (von transcendere limum), aus welchem ihnen die neueſte Philoſophie auf einmal ganz anders, als auf der Erde erſcheint. Es kommt nun darauf an, dem Erfinder derſelben im Monde ein Monument zu errichten, welches in einer koloſſaliſchen Windmühle beſtehen ſoll, die den Wind, von dem ſie getrieben wird, ſelbſt macht! — Ernſt iſt es damit nicht, ſelbſt dann nicht, wenn die Reiſe wahr wäre; — alſo iſt es Spaß, und zuweilen doch ein etwas langweiliger.

So iſt es wahrſcheinlich auch Spaß mit der Erklärung der Kupfer, welche die Erziehung Apollo's vorſtellen ſollen, da wir nichts als 4 Blätter Modefiguren gefunden haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

VII.

Theater.

1.

Ueber die Oper.

Fragmente.

— — — — — — — — —

Der Zweck von dieſer großen Anſtrengung aller Kräfte kann unmöglich ein anderer ſeyn, als der Kunſt einen Triumph und Fortſchritt zu bereiten. Dazu werden die Bemühungen eines ſo ungeheuern Perſonals von Künſtlern aller Art und Kunſt in den Brennpunkt weniger Tage zuſammen gedrängt, dazu haben ſie durch das ganze übrige Jahr Muße, ihre Kunſt zu ſtudieren, zu üben, und ſich in ihr zu vervollkommnen. Die vielen Proben ſollen ſodann alle dieſe Studien zu einem ſchönen Ganzen verknüpfen, und die Darſtellung ſelbſt nicht nur die Fortſchritte der Kunſt überhaupt, ſondern auch die eines jeden einzelnen Künſtlers bezeichnen.

Dies iſt unſtreitig der Wille des Königs, der ſeinem Hofe, ſeinen Beamten, und einem großen Theile des Publikums den Kunſtgenuß unentgeldlich gewährt. Er iſt gleichſam Wirth bey dieſem großen Mahle, und in dieſer Rückſicht auch der einzige Richter deſſelben. — Solch einen Kunſtaufwand kann nur der Landesherr machen, und es iſt dringend nothwendig, daß er gemacht werde; wer an der Ausführung Gefallen hat, iſt Ihm den Dank ſchuldig, wer ihn nicht hat, in deſſen vollkommener Macht ſteht es, nicht dabei zu erſcheinen.

Doch iſt über dieſe Veranſtaltung, als einer öffentlichen, eine Beurtheilung von Kennern erlaubt; und wenn ſie Niemand wünſchen ſollte, ſo müßten es — die dabei thätigen Künſtler ſelbſt thun, weil ſie wollen müſſen, daß ſie von bloßen Werkzeugen des Vergnügens ſich zu Sachwaltern der Kunſt erheben. Sie ſind ſonach durch ihren eigenen Willen der Kritik unterworfen, und haben, wie bei ihrer Vorbereitung, auf die Forderungen, ſo nach ihren Leiſtungen auf das Urtheil der Kunſt zu achten. Ueberdies ſcheint des Königs Majeſtät ſelbſt ſeine Künſtler dieſem Urtheile nicht entziehen zu wollen, da er ihnen befiehlt, jede Oper auch für das große Publikum zum Beſten der Armen aufzuführen.

Der Text einer Oper iſt höchſt ſelten beurtheilt worden. Es ſcheint, als wenn Niemand darauf recht Achtung gäbe. Die Zuhörer verſtehen ihn nicht *), ſelbſt wenn ſie Italiä-

---

*) Von der Oper Brennus verſicherten viele nur die Worte: Roma superba, und aus den Recitativen: Mia figlia, oder etwas ähnliches verſtanden zu haben. Noch eine luſtigere Anekdote hat man von der Oper Armida. Ein junges Mädchen rühmt bei ihrer Nachhauſekunft mit Entzücken das herrliche Schauſpiel, das ſie geſehen und gehört hat. Man fragt ſie, welche Arie ihr am beſten gefallen habe? Die, ſagt ſie, welche anfängt: **Anne Mariechen, du Seethier.** (Anima mia tu sei.)

niſch verſtehen; der Dekorateur fragt nur nach ſeinen Didaſkalien, die Muſiker und Sänger nach ihren Partheien, und der Komponiſt höchſtens nach der Hauptidee oder Empfindung einer jeden Arie. Wenn der Poet die Scene, die Spektakel erfunden hat, ſo iſt ſein vorzüglichſtes Geſchäft gethan; ein Säulengang, ein unterirrdiſches Gewölbe, Tempel, Wald, Brücke, Triumphbogen, Tragſeſſel, ein Lager, eine brennende Stadt, Gefechte, Prachtaufzüge — das ſind die Looſe, die in ſeiner Urne liegen, und wenn er zuweilen ein neues, oder die alten in einer guten Folge greift, ſo hat er ſein Poetenamt unter den Auſpicien der Fortuna verwaltet. — Von allem, was nach der Aufführung noch übrig bleibt, wird bekanntlich nichts, als die Muſik beachtet. Kenner wiſſen, daß dieſe, auch ohne Text, durchaus verſtändlich iſt.

Die Texte zu den Berliniſchen Opern werden von Herrn Antonio de' Filistri, Poeta della real corte di Prussia ed Intendente a' regi spettacoli, angefertigt; er iſt in der litterariſchen Welt nicht bekannt, und ſcheint ſelbſt in Berlin nur immer zur Zeit des Carnevals bekannt zu werden. Bei ſeinen Arbeiten pflegt er ſehr gelehrt zu Werke zu gehen, und hat z. B. die Materialien zu der Oper Brennus nicht nur aus Livius, Polybius, Dioder — ſondern auch aus Juſtinus, Oroſius, und — was kaum glaublich iſt — aus Eutropius und Florus genommen; auch iſt er vollkommen der Meinung, daß Brennus die Stadt Brandenburg erbauet habe, und der Stammvater der Brennen ſey, (welches eben ſo viel iſt, als wenn man die Polen von den Pelasgern ableiten wollte.)

Wer

Wer den Inhalt Einer Oper weiß, kennt ihn ſo ziemlich von allen, ſobald er den Titel gehört hat. Die dramatiſche Kunſt hat wenig Antheil daran.

Aber welchen Antheil könnte die Poeſie und Kunſt an dieſer großen Anſtalt haben! Hier iſt ein Schauplatz, die kühnſten Schöpfungen der dichteriſchen Phantaſie zu verwirklichen, um die höchſte Kraft der Rede mit den Kräften aller übrigen Künſte zu vermählen. Deutſchland hat große Dichter, die für die Bühne arbeiten; ein königliches Wort könnte ſie und alle übrigen Dichter zu einem ſchönen Wettkampfe des Talents rufen. Wie? wenn jährlich ein Preis von 1 bis 2000 Rthlr. für das beſte deutſche Prachtſchauſpiel mit Chören und Tänzen ausgeſetzt, und Männern von vollendetem Geſchmacke das Urtheil darüber zugetheilt würde? — Nicht jener Preis allein, ſondern die Ehre, ein deutſches Werk mit allem Zauber der Künſte auf einer der erſten deutſchen Bühnen, componirt von den beſten Meiſtern, vorgetragen, und begleitet von großen Künſtlern des Geſanges und der Tonkunſt, dargeſtellt zu wiſſen, würde jeden, den die Muſen begeiſtern, und der für die Ehre deutſcher Kunſt fühlt, treiben, um dieſen Preis zu ringen. An den übrigen, die nicht gekrönt worden, würde die deutſche Bühne, nach einer leichten Umarbeitung, manchen ſchönen Beitrag gewinnen, und die theatraliſche Dichtkunſt würde ein neues Leben erhalten.

Auch der deutſchen Bühne könnte durch ausgeſetzte Preiſe für das beſte Trauer- Schau- oder Luſtſpiel eine große Wohlthat erwachſen.

Die Muſik zu den diesjährigen beiden Opern war, zum Brennus (das erſtemal aufgeführt 1789) iſt von Hrn. Kapellmeiſter Reichardt, zum Tigranes (zuerſt gegeben 1800) von Herrn Kapellmeiſter Righini, und wurde unter Direktion der Komponiſten von der königlichen Kapelle ſo ausgeführt, daß nichts zu wünſchen übrig blieb. Beide Meiſter ſind, dem Charakter ihrer Werke nach, bekannt, doch im größeren Publikum jener mehr, als dieſer. — Es iſt nur das Urtheil eines Dilettanten, welches der Muſik des Tigranes mehr Reiz, mehr Lieblichkeit und Wirkung zuſchreibt; wenn es aus Brennus

im erſten Akte die Prachtarie der Hoſtilia: Son teco, ben mio,

im zweiten die Arie derſelben in der zweiten Scene, das Terzett zwiſchen Brennus, Hoſtilia und Fabius, und die Bravourarie des Brennus: Dirai che di pace,

im dritten Akte: das Quintett der vierten Scene und die Arie der Hoſtilia: Dei di Roma, ah! proteggete cet. nebſt einigen Chören und dem bekannten prächtigen Marſche,

vorzüglich auszeichnet, und das Duett in der achten Scene des erſten Akts, zwiſchen Hoſtilia und Fabius, ſo wie die Arie des letztern im zweiten Akte der achten Scene, etwas lang und matt findet.

Im Tigranes hat gewiß jedes Gefühl folgende Stücke ausgezeichnet:

im erſten Akte, 2te Scene, den herrlichen Geſang der Ipſicrates (Mad. Marchetti): Ah che giova a un' alma forte., Sc. 7. die Bravourarie des Pompejus (Hr. Tombolini), Sc. 8. die Arie des Tigranes (Hr. Fantozzi): Resta il tuo core, und noch mehr die bald darauf ſolgende Bravourarie der Cleopatra (Dem. Schmalz) und das Schlußduett zwiſchen Jpſicrates und Tigranes;

im zweiten Akte, nächſt dem brillanten Chor: Tutto cede al valor de' Quiriti, Sc. 9. die gewaltige Arie des Mithridates (Hr. Fiſcher): Empio Cielo cet., Sc. 15. die der Jpſicrates (die ſehr feurig beginnt, und ſanſt endet), Sc. 20. die des Pompejus, welche in ein Duett, und ſodann in das vortreffliche Schlußterzett zwiſchen ihm, Jpſicrates und Tigranes übergeht, in welchem die Worte: Chi un innocente uccede cet., bloß durch ein Fagott begleitet, einen ſeltenen Effekt machen;

im dritten Akte, außer den beiden erſten Chören, die mit einem Chore abwechſelnde Arie des Pompejus: Non ha il Duce il cor capace, Sc. 5. die des Mithridat: Non trova un nobil core, vor allen aber Sc. 6. das Quintett, welches ſich mit der entzückenden Muſik der Worte:

Quando finisce, o Sorte,
L' ingiusto tuo rigor,

ſchließt, und ein wahres Meiſterſtück muſikaliſcher Durchführung iſt, ſo wie das letzte Marſchchor,

alſo beinahe alles, was, außer den wenigen Recitativen, geſungen wurde (denn die Oper iſt, der Länge wegen, faſt zur Hälfte geſtrichen). — Es ruht ein eigenthümlicher Zauber der Lieblichkeit und Grazie auf den Werken dieſes Komponiſten, der Kennern und Dilettanten gleich gefällt, und ſelbſt ganz Unmuſikaliſche mit einem unerklärbaren Wohlgefallen anregt; und es wäre ſehr zu wünſchen, daß es ihm gefallen möchte, ſeine Oper Tigranes, die in den Händen aller Muſikfreunde zu ſeyn verdient, in einem Klavierauszuge herauszugeben. Er würde dadurch allen, die ſeine Oper mit Entzücken gehört haben, und die herrlichen Laute, die ſie immer noch umſchweben, gern feſthalten möchten, einen ſchönen Nachgenuß bereiten, und dem größeren Publikum (beſonders wenn er eine deutſche Ueberſetzung unterlegen ließe) einen Gewinn verſchaffen, der ſonſt ganz für daſſelbe verloren ginge.

Freilich, die Zaubertöne einer Marchetti ſind verhallt, und leben nur noch in ſchwacher Erinnerung; aber es iſt nun einmal dem Komponiſten und dem Dichter das beſſere Loos gefallen, daß er ſeine Werke ſelbſt, nicht bloß die Nachricht von ihnen, den Entfernten und der Nachwelt überliefern kann.

Außer der Genannten, welche ſich dieſes Jahr beinahe ſelbſt übertroffen hat (und ſie wetteifert nur mit ſich ſelbſt), ſingen noch für gewöhnlich in der Oper Dem. Schmalz, Herr Fiſcher, Herr Tombolini, Herr Fantozzi und Herr Franz, der einzige, der auch bei dem Nationaltheater engagirt iſt. Jene, in die Kunſt des italiäniſchen Geſanges ganz eingeweiht, hat eine ſeltene Fertigkeit, Höhe und Stärke der Stimme; doch iſt ſie in ſtarken, hohen Tönen, nicht ganz vom Inſtrumententone frei, wie es die der erſten Sängerin ſelbſt in den höchſten Lauten iſt. Sie hatte im Tigranes mehr

Gelegenheit, die Stärke ihrer Kunſt zu entwickeln, als im Brennus; ſo faſt alle übrigen. Vorzüglich ſchön ſang Herr Fantozzi, wenn ſich ſeine Stimme mit der ſeiner Gattin vereinigte. Hr. Fiſcher feiert im zweiten Akte, ſowohl des Brennus als des Tigranes, ſeinen Triumph; man kennt den außerordentlichen Umfang, die Fertigkeit und Stärke ſeiner Stimme. Wenn man an die männliche Sopranſtimme gewöhnt iſt, ſo bewundert man die Reinheit und Geſchmeidigkeit von Hrn. Tombolini's Kehle; er hatte im Brennus, ſo wie Hr. Fran, im Tigranes, dieſesmal faſt nichts als einige Recitative.

Das Orcheſter (die Königl. Kapelle) iſt ſo vortrefflich, daß man nicht weiß, ob man mehr das vollkommene Enſemble, in welchem kein einziger merkbarer Fehler vorkommt, oder die einzelnen ausgezeichneten Solopartheien bewundern ſoll.

Der Tanz macht außer und neben der Muſik einen vorzüglichen Reiz der Oper. Die erſten beiden Akte ſchloſſen ſich mit einem Ballet; im Tigranes waren die Tänze mit der Handlung noch mehr verflochten, und die Tänzer und Tänzerinnen gehörten (obgleich ſtumm) zu den handelnden Perſonen, die aber wirklich, weil zu ihnen geſprochen wurde, indeß ſie nur durch Mienen antworteten, als ſtumm erſchienen. Beim Anfange des dritten Aufzuges wurden, wie es heißt, die Luculliſchen Spiele gefeiert, die übrigens mit dem Ganzen nichts zu thun hatten. Wettkämpfer mit dem Schwerdte, mit Dolchen, Keulen, dem Ceſtus ꝛc. traten auf (der angekündigte Wettkampf im Bogenſchießen, Springen, auf muſikaliſchen Inſtrumenten und im Singen blieb weg), ſie machten ihre Künſte, und die Sieger erhielten Lorbeerkränze; dabei Chöre, Ballets und Solotänze; Kampfrichter auf einem Balkon in orientaliſcher Tracht, Pompejus auf dem gegenüber ſtehenden, und im Hintergrunde zwei Reihen lebendiger, nebſt einem hohen Amphitheater gemahlter Zuſchauer, waren Zeugen dieſes Spieles, während deſſen die Handlung vollkommen ſtill ſteht. — Mad. Clance, Mad. Zannini, Mad. Telle, Dem. Engel, die Herren Telle, Duponcelle, Meſſer u. a. zeichneten ſich durch Grazie und Kunſt der Bewegungen und Stellungen aus. Von Hrn. Balletmeiſter Lauchery war die Erfindung der zu den Opern gehörigen Tänze; die Muſik von den Komponiſten der Opern.

Beide Opern hatten aber noch die Zugabe eines heroiſchen Ballets in 5 Akten von der Erfindung des Herrn Duquesney und der Muſik des Kapellmeiſter Trento in Venedig; das erſtere führte den Namen: Alſont und Sirla, das zweite: Florenzius und Carleſia.

Folgende Stellen aus einem bekannten Buche fielen uns dabei ein:

„Ein Ballet iſt die Darſtellung einer Begebenheit durch „Mienen und Geberden, Tanz und Gruppirungen für das „Auge; gleichſam eine Malerei in lebendiger Folge. Man „muß alſo Begebenheiten dazu ausſuchen, an denen das „Weſentliche und Intereſſanteſte gerade den Sinn des „Geſichts trifft.“

„Die Muſik drückt die Gefühle dabei aus, und giebt

„das Maaß zu den Bewegungen. Je mehr der Körper dabei
„handelt, und je weniger die Sprache dabei nöthig iſt,
„deſto beſſer die Begebenheit.“

„Pantomime begreift allen Ausdruck des Innern“ (doch
wohl nur der Gefühle und Leidenſchaften), „und Malerei
„oder Bezeichnung der äußeren Gegenſtände durch Miene
„und Geberde des Geſichtes, überhaupt durch Bewegung des
„Körpers und ſeiner Glieder. Sie beſtimmt Rede und Geſang,
„und giebt beiden das ſichtbare Leben.“

„Der eigentliche Tanz iſt der Ausbruch üppiger Stärke,
„Geſundheit und Freude, die ſich nicht mehr verbergen kann,
„in gemeſſenen Schritten, Springen der Füße und Beine,
„Bewegungen der Hände und des übrigen Körpers, nach
„den Melodieen von Inſtrumenten.“

„Tanz iſt Mimik nach Muſik.“

„In den Balletten will man zuweilen Handlungen nachahmen,
„wo das wenigſte durch den Körper, und das meiſte
„mit dem Verſtande, durch Beihülfe der Sprache, verrichtet
„wird; aber alles, was nicht in muſikaliſche Bewegung
„gebracht werden kann, taugt wenig für den Tanz.“

„Pantomime allein iſt eigentlich für Perſonen, die ſich
„der Worte nicht bedienen *dürfen*, aus Furcht von Feinden
„gehört oder verſtanden zu werden; oder die ſich der
„Sprache nicht bedienen *können*, weil keiner die Landesſprache
„des andern verſteht; oder überhaupt, weil ſich
„das, was ſie empfinden, denken und bedürfen, mit Worten
„entweder gar nicht, oder doch nur ſchwach ſagen
„läßt.“

„Die Hauptregel bleibt immer, daß ein Künſtler nichts „wagen ſoll, was er mit ſeiner Kunſt entweder gar nicht, „oder gegen andere Künſte nur langweilig und ſchwerfällig „leiſten kann.“

Wenn wir mit dieſen Maximen (welche freilich noch etwas ſchärfer gefaßt werden müßten, doch die Hauptwahrheiten andeuten), die heroiſchen Ballette, die wir geſehen haben, vergleichen, ſo werden wir uns erklären können, 1) warum wir von der ganzen Handlung nichts verſtanden *), 2) warum uns nichts, als die Solo's gefielen. — Zum Beweiſe könnte man faſt jede Zeile der Inhaltsanzeigen gebrauchen; wir wählen, ohne weiteres Suchen, den Anfang des zweiten Ballets, der alſo lautet:

> Florenzius und Carleſia ſitzen, umgeben von ihren Geſpielinnen, und freuen ſich über ihre nahe glückliche Verbindung. F. ſchwört ſeiner Geliebten, ſich nie mit einer andern zu vermählen, und, indem er ihre Freundinnen um Fürſprache bei ihrem Vater bittet, kommen Alvin und Aldon herein. Alvin warnt ſeinen Freund Fl., mit ſeinen Liebesanträgen ſehr vorſichtig zu ſeyn, weil Olſtan ſich in der Nähe befinde, und entfernt ſich mit ſeinem Schildträger.

Doch genug des Beweiſes. Was ſieht man? Zwei Liebende ſitzen, um ſie herum tanzen Mädchen, der Geliebte ſchwört,

---

*) Selbſt die gedruckte Erklärung hat uns das Verſtändniß wenig geöffnet.

und macht bittende Zeichen gegen eine andere, zwei Männer kommen und gehen; das iſt es alles. Das übrige iſt nicht zu errathen. So durchgängig. Nur die Solo's gefallen, die man nur zu ſehen braucht, nicht die Pantomime, die man nicht verſteht. Unter jenen aber war unſtreitig das Trio mit den blauen Bändern im Polonoiſen-Takt, wozu Herr Moſer Violino solo vortrefflich ſpielte, das reizendſte von allen. —

Die Pracht und Schönheit der Gewänder war bei dieſen Balletten ſehr groß; beſonders bei dem letzteren. Von den größtentheils ſchönen Dekorationen zeichnen wir nur den ganz vorzüglichen Mondſchein im dritten Akte des erſten Ballets als ein wirkliches Kunſtwerk aus. Es war von Hrn. Prof. Burnat. Das letztere ſchloß, wie der vorhergehende Tigranes, mit einer Brücke, die wirklich über, nicht, wie in dieſem, vor dem Waſſer ſtand.

(Eingeſandt.)

Mit Entzücken erinnere ich mich noch der vortrefflichen großen Opern, die in Ihrem Vaterlande und in der Landesſprache aufgeführet werden, und der Begeiſterung, die die Zuſchauer, und ſelbſt die Agirenden beſeelte, wenn eine Landes-Geſchichte vorgeſtellt wurde.

Wir haben dieſen Winter hier die Oper Brennus wieder aufführen ſehen, bei welcher der Dichter die Abſicht hatte, uns ſo ganz von weitem ein Compliment zu machen, und darum hat man es auch kaum bemerkt. Dieſe Oper hat uns immer vorzüglich gefallen *), denn die Muſik iſt ein Meiſterſtück. Auſſer der großen Wirkung des Orcheſters und den unvergleichlich ſchönen Stimmen, iſt mir das übrige immer wie ein Puppenſpiel in coloſſalem Verhältniß vorgekommen, wozu das Benehmen der Figuren bei Belagerungen, Schlachten, Gefangennehmen, die Gebehrden der agirenden Helden und Prinzeſſinnen wohl verleiten können. Ihre Kleider ſo viel wie möglich mit Flittern, mit gefärbter Gold- und Silberfolie, und gläſernen Juwelen bepackt, auf ihren Köpfen Bündel unermeßlich hoher Federn, machen mit den Dekorationen in demſelben Style ſo ziemlich den Effekt gewiſſer Wachsfiguren-Cabinets, wobei aber doch der Vorzug iſt, daß alles lebt.

Dieſe Oper fängt damit an, daß die Gallier Roms Mauern beſtürmen. Dieſe Leute ſind nicht, wie Sie wohl glauben ſollten, in die Häute wilder Thiere gekleidet, ſondern recht honnett, und dem Brennus ſieht man es wohl an, daß er ſeine Toilette in einer Opernkammer gemacht hat. Die ganze Wildheit ſeines Stammes iſt lediglich an einem Schnurrbart, von ungeheurer Größe, zu erſehen.

Brennus ſagt zu ſeinen Leuten: Rom iſt nun offen, und unſerm Stahle widerſteht nichts mehr. Kaum hat er das declamirt, ſo ſteht der römiſche Conſul Fabius da, und ſchlägt ſich auf die Bruſt, und ſpricht: non! Hier iſt Roms Ret-

---

*) Doch mehr zu einer Zeit, wo die Behandlung der Blas-Inſtrumente, beſonders der Waldhörner, noch etwas neues war.

Anm. des Einſ.

tung, worauf er ſich zu erkennen giebt. Sie kämpfen. Der römiſche Tribun Sulpicius, und die deutſche Prinzeſſin Zelinde, als Held Aegiſth verkappt, hauen ſich zweimal, der Tribun liegt unter, wird aber mit dem Leben beſchenkt und läuft davon. Die Zelinde bleibt allein, und ſpricht für ſich: Was der Brennus zärtlich ſeufzen würde, wenn er ſie in Kriegeskleidern entdeckte, aber die Zeit und Entfernung könnten wohl Urſach ſeyn, daß ihn andre Reize jetzt beſtrickten ꝛc.

In der dritten Scene wird dem Brennus von ſeinem Vertrauten die Oſtilia, Geliebte des Fabius, in Ketten zugeführt; kaum erblickt ſie der Brennus, ſo ſagt er ihr: ſie ſolle ſich zur Hochzeit einrichten, und geht ab. Die Oſtilia findet ſich recht gedemüthigt, daß ſie die Frau eines Königs werden ſoll. Fabius, der nun kömmt, hört es auch mit groſſem Schreck, und beide werden einig, davon zu laufen. Oſtilia geht ab. Sulpicius erſcheint ohne Degen. Was? ſagt Fabius, ein Tribun ohne Degen! da! nimm meinen — —! Mit dieſem geht der Tribun fort. Die ſiebente Scene iſt ein Jammern und Tanzen von Veſtalinnen, die das Palladium und die übrigen Tempel-Utenſilien fortbringen; Oſtilia und Fabius kommen und gehn ihnen nach, das Schwerdt des Fabius iſt blutig. Der neunte Auftritt ſoll ſeyn in einem unterirrdiſchen Gewölbe; es wird ein Ballet getanzt, worinn die ſich rettenden Römer mit Weibern und Kindern große Confuſion veranlaſſen.

Im zweiten Akt iſt Brennus aufgebracht, daß der verkappte Egiſt (Aegiſth) der Oſtilia zur Flucht geholfen hat. Cleant hat ſie aber erwiſcht; er beredet den König, auf ſeinen

Palmen zu ruhn, und ſich mit der Gefangenen die Zeit zu vertreiben, das übrige wolle er abmachen. Nun wird die Oſtilia in Ketten gebracht. Brennus giebt, da die Oſtilla nichts von ihm wiſſen will, Ordre, den Fabius zu greifen, den er bei ſeinem Triumphzug anſpannen will, und die Oſtilia ſagt ihm: er käme ihr vor, wie ein Tigerthier. Indeſſen verſichert ihr der König, daß wenn ſie ſich nicht beſſer beſänne, ſo würde die Stadt in römiſchem Bürgerblute ertränkt werden.

In der vierten Scene kommen Oſtilia und Fabius wieder zuſammen, Fabius verſpricht, ſeine Geliebte aufs Capitol zu bringen, und dazu wollten ſie dieſen günſtigen Augenblick benutzen, wo Brennus weit weg wäre; Brennus tritt aber plötzlich vor, und nennt ſich, auch dankt er den Göttern, daß er es nun heraus hat, warum ihn die Oſtilia nicht haben will. Das Liebespaar erſchrickt ein wenig, iſt aber gleich wieder keck. Brennus meint, da ſie es ſo wolle, ſo müſſe Fabius ſterben, das Glück wäre ihm im Grunde recht günſtig, und ſie ſolle ihn nicht einen Tyrannen ſchelten.

Die ſechste Scene iſt der Triumphzug des Brennus. Da iſt was zu ſehen, und ſo viel, daß man nicht den dritten Theil ſieht. Von Trophäen wird geſchwind ein Thron gebaut, es wird Halt gemacht, und der König Brennus ſetzt ſich, Fabius kömmt, und erſchrickt ganz beſonders über den Thron. Brennus frägt, was ihm fehle, bekömmt aber keine Antwort; indeſſen iſt der Tribun Sulpitius erſchienen, und verlangt den Frieden für 1000 Pfund Gold. Fabius ſagt: das wäre niederträchtig, und nicht Gold, ſondern Eiſen wolle er ihnen zu ſpeiſen geben. Das verdirbt die ganze Unterhandlung. Brennus erklärt nun, daß er ſich nicht länger halten könne, man ſolle nun mit Feuer und Schwerdt drein ſchlagen. Cleant verſichert ihm, daß man gehorchen werde. Bei dieſer Gelegenheit ſingt der Brennus eine prachtvolle und ſehr ſchöne Bravour-Arie.

Im dritten Akt führt Fabius ſeine Geliebte ſelbſt zum Brennus, worüber ſie ihm bittre Vorwürfe macht. Der Brennus kommt, und Oſtilia erklärt ihm, ſie wolle ſeine Frau ſeyn, Fabius kommt aber dazwiſchen, und meint, das könne nun nichts mehr helfen, denn Brennus habe nun doch, wie er ſo eben vernommen, alle Senatoren abſchlachten laſſen. Brennus hört weiter nicht darnach, ſondern wendet ſich zur Prinzeſſinn Zelinde, die vorgeführt wird, und ſagt: es komme ihm wunderlich vor, daß er (die Zelinde) ſich ſo für ihn ſchlüge, und doch zugleich der Oſtilia zur Flucht geholfen habe. Die Zelinde nennt ihn einen Meineidigen, Undankbaren, Lügner und Tyrannen, nimmt hierauf den Helm ab, und giebt ſich zu erkennen. Brennus verſtummt, und die Conſternation veranlaßt ein ſchönes Quintett. Nun ſollte man meinen, könnte es recht gut aus ſeyn, aber nichts weniger. Erſt kommen Nachrichten von dem großen Brande Roms; wie die Oſtilia hernach wieder allein iſt, geſteht ſie, daß man hätte hoffen können, es wäre nun vorbei, aber ihr Fabius wäre immer noch in Gefahr. Endlich erſcheint das brennende Rom ſelbſt. Dieſes war in dieſem Winter gar nicht vorzüglich ausgefallen. Dann kommen Sulpicius und Fabius, die ſich mit den Flammen ſchlagen wollen, die Oſtilia hält aber letztern ab; Brennus kömmt dazu, die Oſtilia bietet ſich ihm wieder an, wenn er das Feuer löſchen will, Zelinde kömmt aber dazwiſchen, und ſagt zum Brennus, er ſei frei, zu nehmen wen er wolle, doch wiſſe ſie, daß ihm Italien nicht beſtimmt ſey, ſondern er müſſe nach dem Nordpole, um in Germanien eine Stadt zu gründen, und ein berühmtes Geſchlecht; es entſteht wieder ein neuer Lermen. Der Tribun Sulpicius wird als Gefangener herbei gebracht, er bittet den Brennus, wenn er noch einen Funken Mitleid habe, ihn doch umzubringen. Dieſer erſtaunt über alle dieſe Züge von Generoſität, und, ſich nur allein gemein findend, befiehlt er ſogleich das Feuer zu löſchen, die Ketten abzunehmen, dem Fabius giebt er ſeine Oſtilia, und für ſich nimmt er die Zelinde. „Das iſt mir doch ein Triumph“ ſagt Fabius, und nun iſt's aus.

Von Hauſe aus war das Werk noch einmal ſo lang; und doch kann man verſichern, daß der Dichter in dieſer Oper weniger, als in irgend einer andern, Verwickelungen (man könnte ſagen Confuſionen) angebracht hat. Das Poſſierliche iſt die ſpaniſche Grandezza, mit der alles dies ausgeführt wird. Dahin gehören auch die Triumphbögen, Obelisken und vielen Statuen *), wovon zu jener Zeit noch keine Spur in Rom war, auch wird in einer Stelle geſprochen von dem Zittern der Aethiopier bei Nennung des römiſchen Namens.

---

*) Die Statuen auf der letzten Brücke im Tigranes, die in der Ferne ſich ganz perſpektiviſch richtig ausnahmen, verwandelten ſich in Puppen, da die großen Perſonen dabei vorüberzogen.

Anm. des Einſ.

Nimmt man nun noch hinzu, daß alles in italiäniſcher Sprache vorgeht, ſo läßt ſich die Langeweile leicht erklären, die faſt jedermann befällt.

Von der neuern Art des Coſtums auf den großen Theatern von Paris und bei Ihnen, die die ſcharfſinnigen und lehrreichen Unterſuchungen von Chery über dieſen Gegenſtand veranlaßt haben, ſcheint man hier noch keine Notiz zu nehmen. In der zweiten Oper, Tigranes, zum Beiſpiel tritt unſre erſte Sängerinn folgendermaßen auf: erſtlich eine Modenfriſur, ohne Puder; darauf ein breites altes Theater-Diadem mit großen Zacken oder Spitzen; dann ein Turban, ziemlich voluminös, und auf dieſem ein Büſchel ungeheuer langer Schwungfedern, wie auf den Helmen der römiſchen Helden; lange türkiſche Atlashoſen; eine Tunica, nehmlich eine männliche; hinten ein hier ſogenannter römiſcher Mantel, ungerechnet die Schleier, Gürtel, Agraffen, Stickereien und dergleichen. So kommt auf die Tunica eines Helden am Saume eine Bordure vor, dieſe iſt ein à la Grecque, und das von ſolcher Breite, daß man es zum Frieſe im Geſimſe eines Gebäudes brauchen könnte, und dieſes iſt dann von grün gefärbter Folie, dergeſtalt, daß die Tunica auch nicht eine Falte machen kann. In den Balletten tanzen noch viele Römer mit gepuderten Haaren, und couleur de rose Quaſten darin.

Bei Proceſſionen werden den kleinen Jungens in den Chören Bärte angebunden; und wenn im Hintergrunde eine Feuersbrunſt angebracht iſt, ſo ſind es gewöhnlich Leute, höher als die Häuſer, die man löſchen ſieht.

Doch muß ich nicht vergeſſen zu erwähnen, daß den meiſten Zuſchauern die Generalprobe, wo die Opernkleider wegbleiben, beſſer gefällt, als die eigentliche Aufführung, und am Ende wird das hieſige Publikum durch die Ballets entſchädigt. Schöne Ballets ſind wirklich die entzückendſte aller Darſtellungsarten, und da es uns keinesweges an einzelnen Talenten fehlt, ſo kommen immer mit unter angenehme Scenen vor. Wäre nun damit der deutliche Gang einer uns bekannten Fabel aus der Mythologie, oder eines Drama verbunden, oder würde auch nur in einzelnen Scenen irgend eine Regung des menſchlichen Herzens recht übereinſtimmend im Tritt und Geberden, mit dem Rythmus der Muſik dargeſtellt, ſo würden wir etwas wirklich Bezauberndes ſehen.

Hiervon machen Ausnahme die großen Ballets aus den Fabeln des Autors, die nach geendigter Oper in fünf Akten aufgeführt werden. Deren ſind dieſen Winter zwei geweſen, die Manier darin iſt mir ſo neu, daß ich es einem andern überlaſſen muß, Ihnen davon einen Begriff zu geben. Uebrigens iſt nicht zu läugnen, daß es bei der Art von Beleuchtung, indem gewöhnlich der Hintergrund der Bühne blendend hell iſt, nothwendig wird, ſich mit Flittern, Glaskorallen, Gold- und Silberfolie u. dergl. zu behängen, und indem nun jeder Mithandelnde eine ſo vornehme Perſonnage wie nur möglich vorſtellen will, ſo geben ſie ſich einander wenig an Höhe der Schwungfedern und Pracht der Vergoldungen nach; wodurch denn die Verwechſelungen für den Zuſchauer entſtehen, die ganz beſonders die Ballette aus den Fabeln des Autors auszeichnen.

Ausge-

Ausgemacht iſt es, daß die Harmonie eines Schauſpiels, ſo wie jedes Kunſtwerks, von dem richtigen Gefühle eines Direktors des Ganzen ausgehen muß, der, um gewiſſe Theile zu heben, andre unterordnen muß; auſſerdem ſagt der Decorateur, der Capellmeiſter, jeder Schauſpieler, Sänger und Tänzer: Nun, wenn ich nur glänze, was geht mich das Uebrige an!

Von einem Künſtler.

2.

Königliches Nationaltheater.

Aus dem Zeitraume vom 16ten Januar bis 16ten Februar heben wir, theils der immer größer werdenden Beſchränkung des Platzes wegen, theils weil andere Zeitſchriften das vollſtändige Tagebuch liefern, nur die denkwürdigſten Begebenheiten aus.

Am 20ſten ward **Octavia**, ein Trauerſpiel in 5 A. von Hrn. v. Kotzebue, wieder gegeben. Wenn das ganze Stück nicht eine der beſten Arbeiten dieſes Schriftſtellers iſt, ſo ſind doch die beiden erſten Akte vielleicht das ſchönſte und zarteſte, was er je geſchrieben hat. Wenn man eine gewiſſe Einförmigkeit, die in dem zweimaligen Ankommen der Octavia liegt, überſieht, ſo gewährt die feine Verſchiedenheit in der Behandlung der beiden ſchwachen Männer, mit denen es das edle Weib zu thun hat, viel Vergnügen. Die Flötenmuſik, unter welcher Antonius zu Anfange des zweiten Akts erwacht, iſt ächt klaſſiſch; es ſind wahrhaft lydiſche Töne, unter denen (man fühlt es) der vornehme Weichling in den Armen der ägyptiſchen Königin wohl ruhen kann. Die Kompoſition iſt von Hrn. Muſikdirektor Weber. — Die ganze Darſtellung verdient, als eine der harmonievollſten auf unſerer Bühne ausgezeichnet zu werden. Nicht bald ſind irgenwo die Rollen ſo gut vertheilt; jeder ſteht an ſeinem Platze, und wirkt mit zur Bildung eines ſchönen und kunſtgerechten Gemäldes. Hr. Iffland als Antonius, Mad. Unzelmann als Octavia, Mad. Meyer als Cleopatra laſſen faſt keinen Wunſch übrig; ſo wie Hr. Labes den Sklaven Eros, Hr. Mattauſch den ſtarren Römer, Hr Schwadke den weichen, knabenhaften Octavianus ſehr brav darſtellen. Selbſt das Koſtume iſt gut beobachtet, wenn man nicht etwa ſagen wollte, daß Octavia etwas zu modern angezogen wäre.

Der 21ſte war einer der ausgezeichneten Theatertage. Die Bühne erhielt zwei neue Stücke, von denen das eine für eine wahre Bereicherung derſelben zu achten iſt; Mad. Fleck betrat ſeit dem 20ſten December zum erſtenmale wieder das Theater.

Das Schauſpiel **Pflicht und Liebe** (nach dem Franzöſiſchen frei bearbeitet von Hrn. Vogel) hat keine ganz gemeine Intrigue, einen guten, nur nicht eben zu raſchen Dialog, einige gut gehaltene Charaktere, und läßt, mehrere Langweiligkeiten und Unförmlichkeiten abgerechnet, nicht ohne Intereſſe. Faſt alle Perſonen ſind gut, weich, großmüthig, und führen unabläßig das Wort Pflicht im Munde; die Liebe merkt man faſt nur an Julien. Daß noch einige Erbſände in der Welt ſey, ſpürt man allein an Lady Wilſon, die ſich aber doch endlich auch fügt. Selbſt die Bedienten haben ein Engelherz, und auch Hans Langer, der Kerkermeiſter, iſt ein Mann von Pflicht und Liebe. — Herr Beſchort gab die etwas zweideutige Rolle des Major Maxwell mit dem Anſtande und der Feinheit, die wir von ihm gewohnt ſind; Hr. Iffland war der Greis Georg Weſt; ſeine Scene vor dem Kriegesgerichte iſt eine ſeiner trefflichſten. Mad. Meyer bewährte als Julie ihr anerkanntes Talent; Mad. Fleck, als Emilie, konnte heute, ſo mancher Rückerinnerungen wegen, noch nicht mit voller Freiheit des Geiſtes ſpielen. (Ein neu engagirtes Mitglied, Herr Grimmer, trat in der unbedeutenden Rolle des Auditeurs auf.)

Auf dieſes folgte

Sulmalle,

ein lyriſches Duodrama mit Chören von Hrn. Herklots, in Muſik geſetzt von Hrn. Weber. — Man hat Duodramen auf der Bühne, wo zwei Perſonen, eine nach der andern, in kurzen Sätzen ſprechen, und die Muſik auch in kurzen Sätzen zwiſchen einfällt. Es ſind lyriſche Monologen, nicht lyriſch vorgetragen, die eine halbe Stunde dauern, in welcher ſich der Künſtler abarbeitet, und, weil der Zuſchauer nicht ſo ſchnell in die Empfindung hereinkommen kann, und er die Disharmonie zwiſchen der Empfindung und dem wörtlichen Ausdrucke derſelben bald merkt, keine Wirkung hervorbringen. Dieſe kleinen Tableaux müſſen durchaus verſtändlich und poetiſch ſeyn; nicht bloße Monologen (die weder Schauſpieler, noch Zuſchauer lange aushalten), ſondern mit Dialog vermiſcht; der Vortrag muß ganz lyriſch ſeyn, alſo in Verſen und — Geſang; es muß eine vollſtändige Handlung dargeſtellt ſeyn, deſſen Süjet aus einer poetiſchen Welt, aus einer fernen Zeit genommen iſt, und ſich mit Empfindungen beſchäftigt, die in jeder Bruſt leicht an- und nachklingen. Alle dieſe Eigenſchaften finden wir in dem vorliegenden Duodrama.

Der Stoff iſt aus Oſſians Temora. Kathmor kämpft gegen Fingal. Sulmalle, ſeine Geliebte, iſt in der männlichen Kleidung eines Bogenſchützen unter ſeinen Kriegern; er entdeckt ſie, und zeigt ihr die Höhle des Druiden Klonmal auf dem Gebirge Lona, als den Ort an, wo ſie ihn nach der Schlacht des dritten Tages als Sieger erwarten ſoll. Die Schlacht wüthet in der Ferne; die Handlung beginnt vor der Höhle des Druiden. Der blinde Greis ſingt in ſeine Harfe, Sulmalle erſcheint auf den Bergen. „Dies iſt der Ort!" ſagt ſie, und nähert ſich allmählig dem Seher.

„Hier ſoll ich bis zur Nacht,
Des Königs harren, bis ſein Heldenſchwerdt
Den blut'gen, zweifelhaften Sieg entſchieden."

Sie vereinigen ſich, das Lob des Helden zu ſingen. Klonmal erkennt in ihrem Geſange Sulmallen, und fordert ſie auf, ihm die Geſchichte ihrer Liebe zu erzählen; ſie thut es, und der Druide miſcht ſeine traurigen Prophetien ein, welche mit den ſüßen Erinnerungen des Heldenmädchens einen höchſt rührenden Kontraſt machen. — Sie hat ihre Geſchichte damit geendigt, daß ſie erzählt: „Hier werde Kathmor ihr ſeinen Sieg verkünden, oder ſein Geiſt, daß er gefallen ſey;“ ſie iſt in die Worte des Entzückens ausgebrochen:

Ich bin geliebt!
Ich bin die Seine!

und nun ergreift ſie gleichſam das gewaltige Schickſal. Sie fühlt ſeine Nähe, ſie eilt ihm auf die Berge entgegen, ſein Schatten erſcheint in den Wolken.

Von Donnerſchlägen
Erbebt der Wald!
Er zeigt ſich wieder!
Ach! — ohne Leben!
Es iſt ſein Schatten!
Ich ſeh ihn ſchweben
Zum Geiſterchor.

Ein Chor von Barden, der den gefallenen Helden ſingt, zieht von dem Gebirge herab. Sulmalle glaubt die Chöre der Geiſter zu hören:

Fern über's Nebelland
Biſt du entſchwunden!
Doch ew'ger Liebe Band
Hält uns umwunden!
Reich' mir die Geiſterhand,
Geliebter Freund! ꝛc.

Sie ergreift im Wahnſinne den Dolch, und fällt. Klonmal und die Barden klagen über der Gefallenen.

Vielleicht wäre das Intereſſe noch erhöht worden, wenn der Dichter Kathmorn ſelbſt aufgeführt, wenn er uns in die Nähe der Schlacht geführt hätte; wenn der Held etwa auf einem raſchen Zuge in der Mitte des Kampfs mit Sulmallen und ſeinen Kriegern bei Klonmals Höhle vorüber geeilt wäre, und ſie gezwungen hätte, ſtatt ferner an ſeiner Seite zu kämpfen, dort ſeiner oder ſeines Schattens zu harren — dann würden wir geſehen haben, was wir jetzt nur erzählen hören; dann würden wir für Sulmalle ſelbſt ein höheres Intereſſe gefaßt haben.

Doch wir wenden uns zur Muſik. Sie iſt eine neue, in ihrer Art einzige Erſcheinung. Der Komponiſt hat den Dichter ſeines Textes überflogen; die Quelle ſeiner erhabenen und ſchönen Laute iſt Oſſian ſelbſt. Wer in ſeinen Geiſt eingeweiht iſt, und ſelbſt den Titel des aufzuführenden Stückes nicht wüßte, den würde die Symphonie ſchon unwillkührlich in die Oſſianſche Welt, in der eine erhabene Trauer herrſcht, verſetzen. Mit veſter, ſicherer Hand iſt dieſer Charakter durch das ganze Stück gehalten; keine modernen Schnörkel und Künſteleien ſtören den Totaleindruck; nur zuweilen ſind einige liebliche Farben über den dunkeln Grund hingehaucht. Die Muſik iſt ſo ganz charakteriſtiſch, daß ſie nur dem reinen und wahren Geſchmacke — aber auch dieſem in ſeltenem Grade — gefallen kann. Sie begleitet nicht die Gedanken und Gefühle; ſie iſt Gedanke und Gefühl ſelbſt. — Auszeichnen können wir darin nichts; aber doch iſt der von der Harfe begleitete Geſang des Druiden, die Erſcheinung Sulmallens, der Lobgeſang des Helden, die rührende Stelle in ihrer Erzählung:

Theure Mutter! oft im Schlummer
Zeigt ein Traum mir deinen Kummer!

vor allen aber die entzückenden Töne der Worte: Ich bin geliebt, ſo wie endlich die Chöre der Barden, als einzelne Meiſterſtücke in einem großen kunſtvollen Ganzen zu betrachten. — Mad. Schick, welche die Rolle der Sulmalle ſpielt, beweiſt auch hier, daß ſie wahre Künſtlerin von Geiſt, nicht bloß von Kehle, iſt; ſie hat vielleicht den Beifall der Menge aufgeopfert, da ſie ohne Ueberladung und Colloraturen, mit Würde, Kraft und Geſchmack, und mit reiner, kräftiger Stimme, den todten Buchſtaben der Muſik zum Leben erweckt; aber ſie hat den ungetheilten Beifall der Kenner gewonnen. Auch als **Schauſpielerin** hat ſie die ſchwere Aufgabe, beſonders in ihrer letzten Scene, befriedigend gelöſt. — Um zu wiſſen, wie die Parthie des Druiden beſetzt ſey, darf man nur hören, daß ſie Herr Gern ſingt. Sein runder, weicher, und überaus lieblicher Ton, trifft rein und zart den Sinn des Komponiſten und des Dichters, ſo wie er der treue Dolmetſcher der erhabenen, verſchloſſenen Wehmuth eines alten blinden Barden iſt. Die Poeſie erhält jung; daher kann er dieſen Alten immer mit männlichem Feuer ſpielen. — Nicht einen Augenblick verräth er, daß er nicht blind iſt, und — es iſt vielleicht eine Kleinigkeit, die wir bemerken, aber eine ſehr lobenswerthe — ſein ſtilles Accompagnement auf der Harfe iſt ſo genau und pünktlich, daß man ihn ſelbſt, ſtatt der Harfe des Orcheſters, zu hören glaubt, und man die Täuſchung in keinem Augenblicke verliert.

Zu dem allen kommt noch die ſchöne Präciſion, mit der das Orcheſter, unter der Direktion des Komponiſten, die treffliche Muſik vorträgt, ſo wie die ſehr zweckmäßige und täuſchende Dekoration — ſo, daß alles vereinigt ein harmoniſches Ganze bildet, und einen ſeltenen Kunſtgenuß gewährt.

Den 28ſten ward abermals Maria Stuart gegeben. Schon öfter iſt von dieſer Darſtellung in der Eunomia die Rede geweſen; wir fügen nur in Rückſicht der heutigen hinzu, daß wir das Spiel der Eliſabeth (beſonders wenn die Schauſpielerin es mit mehr Muth angreift) harmoniſcher, mehr zum Ganzen und in den Sinn des Dichters paſſend halten, als das einer andern Künſtlerin, die vor einiger Zeit auf dem Nationaltheater in dieſer Rolle aufgetreten iſt.

Den 31ſten Lilla; eine der reizendſten Vorſtellungen auf unſerer Bühne, durch die liebliche Muſik und durch die vortreffliche Beſetzung der Rollen. Mad. Schick als Königin (faſt — zu liebenswürdig), Hr. Eunicke als Infant, Mad. Eunicke als Lilla, Mad. Unzelmann als Bertha (ſie ſpielte mit einer höchſt reizenden Luſtigkeit), Hr. Beſchort und Hr. Gern als Lubino und Tita (der letztere bewährte ſein Talent zum hohen Komiſchen.) — Ueberall, und ſo auch hier, wird im neuen Hauſe der Reiz der Vorſtellungen durch den Glanz und die Pracht der Dekorationen und Gewänder gehoben.

Den 3ten Februar zum Benefiz für Herrn Bethmann zum erſtenmale der zweite Theil der Nymphe der Donau. — So iſt denn endlich der langerſehnte Genuß der Fortſetzung zu uns gekommen! Was man auch ſagen mag, folgendes ſteht feſt: Die Art und das Süjet der Oper im Ganzen iſt gut, das Wohlgefallen des Publikums war höchſt lebhaft und allgemein, der Aufwand, mit welchem es gegeben wurde, war groß und mit Geſchmack vereinigt, die Veränderungen gingen Schlag auf Schlag mit einer überraſchenden Präciſion, die Muſik iſt — für Liebhaber, die Bravourarie der Hulda im 3ten Akte wurde vortrefflich geſungen *); alle, beſonders Mad. Eunicke in ihren mannigfaltigen Geſtalten, ſpielten mit der luſtigſten Laune. — Das Machwerk ſelbſt fällt nicht in die Kreiſe der Kritik; es iſt, wie die Nothlüge, über welche die Moral ſchweigt. Der Verfertiger hat ſich indeß ſelbſt übertroffen, ganz neue Späße und Ueberraſchungen erfunden, z. B. das Ei, aus welchem die kleine Jungfer Salome kriecht, die Pagoden, die Geiſter vor der Paſtete ꝛc., nur in der zu gedehnten Taubengeſchichte, dem abermaligen Aufreiten des Larifari mit Feuerwerk, den Bären u. d. gl. hat er eine gewiſſe Armuth des Genies verrathen, die ſich ein Poet ſeines Gleichen nicht zu Schulden kommen laſſen ſollte. Die ganze Naturgeſchichte und Fabellehre ſteht ihm ja offen, und er dürfte keinen Menſchen auf dem ordentlichen Wege auftreten und abgehen laſſen, ſo lange die Theater noch Stricke und Falllöcher haben. — Die Fragen Wie? warum und wozu? ſind völlig überflüßig, der Verſtand entſchläft bei dem erſten Strich der Ouvertüre; und man hat ungefähr das Vergnügen, welches man bei dem

---

*) Die Arie, welche Bertha ſingt, iſt ohne Zweifel von einem andern Komponiſten; denn ob man gleich ſieht, daß er vorſetzlich mit Leichtigkeit gearbeitet hat, um nicht zu grell abzuſtechen, ſo hat er ſeinen höheren Gehalt dennoch nicht verbergen können.

Beſuch eines guten Taſchenſpielers genießt. Nur ſchade, daß die Sache auf einem Theater vorgeht, auf welchem man Hamlet, Wallenſtein, Iphigenia ꝛc. *) ſieht. — An der Vortrefflichkeit des Stücks wird übrigens niemand zweifeln, der an der Kaſſe ſitzt.

Den 9ten Februar ward nach langer Zeit der Eſſighändler wieder gegeben. Das Stück iſt ohne Zweifel mittelmäßig; alle Perſonen, außer dem alten Dominique, ſind vernachläßigt; — aber Hr. Iffland verdient ganz den Ruhm, den er ſich als Eſſighändler erworben hat. Beſonders charakteriſtiſch ſtellt er die halb ausbrechende Freude und die darauf folgende ſtolze Luſtigkeit des gutmüthigen, reichen, aber gemeinen Mannes dar. Im dritten Akte ſpricht er beinahe ganz allein.

---

*) Den 3ten ward die Nymphe gegeben, den 4ten Maria Stuart, den 5ten wieder die Nymphe. Am mittleren Tage war viel Raum im Hauſe, an den beiden andern kein leeres Plätzchen.

(Das eingeſandte Urtheil eines ſchätzbaren Künſtlers über die Nymphe der Donau kann aus Mangel an Raum erſt im folgenden Hefte erſcheinen.)

VIII.

Poſtſcripte.

15.

Verſuchte Heilung.

Mit freiem, ruhigem Blicke begegnete mir am 24ſten December in der Mittagsſtunde Timon der Menſchenfeind auf dem volkreichen Weihnachtsmarkte.

„Welche Erſcheinung! ſagte ich; welche neue Krankheit jagte dich, Menſchenhaſſer, in dieſes Menſchengewühl?"

„Sey ruhig, Freund! erwiederte er; es iſt ein bloßer Verſuch zu meiner Geneſung. Iſt das, was ihr alle in mir Uebel nennt, heilbar, ſo iſt die Heilung ja nur dort möglich, wo Fürſten, Miniſter, Helden und Greiſe ganz wieder Kinder werden."

Y.

16.

Die Brüder.

An einem kleinen Hofe fand ich auf meiner Reiſe in dieſem Sommer zwei Brüder, die mir eine merkwürdige Antitheſe gegen einander zu machen ſchienen. Beide hatten eine Menge Kenntniſſe, beiden ſtand eine unerſchöpfliche Fülle von

Worten zu Gebote; nur in einem Punkte hatten ſie eine wunderbare Verſchiedenheit: der Eine machte nehmlich alle Anekdoten zur Wiſſenſchaft, und ſchrieb darüber dicke Bücher; der Andre aber verwandelte alle ſeine Wiſſenſchaft in Anekdoten und — machte dadurch jede Mahlzeit zu einer Academie der Wiſſenſchaften.

Y.

17.

Gebet.

Herr, verzeihe allen, welche die wohlthätige Brutal-Impfung läſtern, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! — Wäre dieſe deine Offenbarung früher in Deutſchland bekannt, wäre das Brutale in deutſchen Männern durch brutales Gegengiſt früher erſtickt worden: ſo hätten wir Deutſche uns nie über Bahrdte mit der eiſernen Stirn, nie über Athenäiſche Anzeigen, Xenien, hyperboreiſche Eſel und Triumphbogen geärgert; denn für alle dieſe Späße ſind wir zu arm und zu ernſthaft. —

Y.

18.

Paramythie.

Als Jupiter bereits im ſiebenten Jahre den Olympus regiert hatte, erſchien Kronos aus ſeinem Exil von neuem in der Götter Verſammlung, und wunderte ſich, alles ſo neu, ſo ganz anders zu finden, als es unter ſeinem hölzernen Scepter war. Er bekam aufs neue Luſt, zu regieren. „Muth gefaßt, Kronos!“ rief ihm ſein hohes Bewußtſeyn zu, „Du mußt, du kannſt imponiren!" und voll des göttlichen Stolzes forderte er von Jupiter Scepter und Krone zurück.

Da fiel Jupiters ganze Familie über ihn her, und mißhandelte ihn grauſam; bis Zeus beſcheidene Tochter, Eunomia, hervortrat. „Schonet ſeiner, rief ſie; res sacra miser est!" und ſelbſt Momus lachte nicht mehr über ihn.

Y.

19.

Der rechte Platz.

Herr v. R. hat ein äußerſt mittelmäßiges Buch über die Venus Urania oder über die Liebe, und ein höchſt vortreffliches über die Organiſation des Advokatenſtandes in Monarchien geſchrieben. Der hätte alſo ſeinen eigenthümlichen Standpunkt gefunden! Denn es giebt Menſchen, welche ihre Natur mehr in den Zwangſtall des Rechts, als in das freie Reich der Liebe treibt,

Y.

20.

Geſpräch.

A. Was heißt verdeutſchen?

B. (wie zerſtreut) Was wird heut im Theater gegeben?

A. Figaro.

B. Gut, mein Freund! kommen Sie nur mit. Dort ſollen Sie die Antwort — ſehen!

S.

21.

Ein anderes.

Frage. Wann iſt Nina nicht wahnſinnig?

Antwort. Wenn ſie ſingt. Denn ihre Arien und Duetten ſind allen übrigen in allen Operetten völlig gleich, und dort ſollen doch die Menſchen eben nicht toll ſeyn.

F.

22.

Reger Kunſtſinn.

Man ſage nicht mehr, daß kein Kunſtſinn unter uns herrſche! — Maria Stuart wird zum Tode geführt, und das ganze Parterre klatſcht! — Das iſt nicht etwa eine barbariſche Freude über die Hinrichtung der Maria; es iſt nur der gerechte Beifall über die bisher bewieſene Kunſt der Schauſpielerin.

Noch eins: Es wird angekündigt, daß eine fremde, bewunderte Schauſpielerin zum letztenmale auftreten werde. Und man klatſcht wieder. Thaten das ihre Gegner? — Nein, die Freunde der Kunſt freuen ſich nur, ſie noch einmal zu ſehen.

F.

23.

Unterſchied zwiſchen einem öffentlichen und Privat-Theater.

In jenem ſieht der Zuſchauer mehr auf die Kunſt des Schauſpielers, in dieſem mehr auf die Kunſt des Dichters. In jenes geht der Kritiker, um zu tadeln; in dieſes gehen alle, um zu loben. Man kann nicht anders, — denn die Entree iſt gratis, überall ſtehen Freunde und Verwandte; man muß ſich alſo an den Dichter halten.

Bei den *Schauſpielern* liegt der Unterſchied vorzüglich in den *Augen*. Die öffentlichen Schauſpieler haben deren *zu viel*, die Privatſchauſpieler deren *zu wenig*; jene können ſich kaum von Logen und Parterre ſo viel abmüßigen, daß ſie einmal einen Blick auf die Mitſpielenden werfen, dieſe ſchlagen ſie kaum gegen die Mitſpieler auf.

F.

24.

Bedeutende Naivetät.

An einem Abende ward zu Leipzig die Komödie aus dem Stegreif gegeben, darauf ein pantomimiſches Ballet. Ein Reiſender fragte am Ranſtädter Thore, als er eben zur Theaterzeit hindurch fuhr, den Thorſchreiber: was gegeben würde? Er antwortete höchſt naiv:

> *Zuerſt ſpielen ſie etwas aus dem Stegreif, und dann tanzen ſie.*

Wie oft iſt mir dies Dictum bei manchen Stücken, die ich ſeitdem aufführen ſah, eingefallen; beſonders aber bei dem Nachſpiel: *die Gäſte*. — Das war gewiß eine Extemporal-Komödie!

Das Tanzen nachher aber findet jetzt größtentheils nur bei Privattheatern Statt.

Z.

25.

Gründe gegen einen, ſonſt guten, Vorſchlag.

Herr Mahlmann macht im neueſten Beckerſchen Taſchenbuche den Vorſchlag:

> Da man die Familiengemählde aus der wirklichen Welt ſo ſehr liebe, ſo möchten doch die Theater-Direktoren, um den wirklichen Familienzank recht wirklich zu machen, ſtatt der jetzigen Vorhangethüren, ordentliche Thüren, die man mit Affekt zuwerfen könne, einführen.

Ich will die Sache eben nicht hindern, aber ich glaube, man würde dadurch den Ernſt zu weit treiben, und der Moralität ſchaden. Man ſieht es nämlich den Schauſpielern wohl an, daß es ihnen mit den Leidenſchaften, die ſie darſtellen, nicht Ernſt iſt, und bleibt ſonach in Ruhe; aber der Lärm, den eine hölzerne Thür machen würde, nachdem der Schauſpieler ſchon weg iſt, würde doch — allzu lebhaft und natürlich zum Herzen manches Ehemannes ſprechen. Zweitens, kann manche gute Frau bei den jetzigen Thüren, mit welchen man ſäuberlich verfahren muß, lernen, wie man auch im größeſten Affekt die Thür zumachen müſſe, nämlich moderat; und dies iſt der Moralität nicht wenig förderlich.

F.

Anzeiger der Eunomia.

No. III. März 1802.

I. Literariſche Anzeigen.

Anzeige für Gutsbeſitzer, Oekonomen und Pferdeliebhaber.

Bei dem Verleger der Eunomia iſt erſchienen:

Magazin für die Thierarzneikunde,
oder
Beobachtungen, Verſuche und Erfahrungen
über die
innerlichen und äußerlichen Krankheiten
der Pferde und des Hornviehes,
von
Joh. Nic. Rohlwes,
Königl. Pferdearztes auf dem Friedr. Wilh. Geſtüt.
Dritten Jahrgangs 1801. Viertes Quartal. Mit Kupf. 8.

Inhalt.

1) Abhandlung von Entzündung des Gehirns, oder dem raſenden Koller bei Pferden. (Fortſetzung.)
2) Abhandlung von der Druſe der Pferde und deren Heilung.
3) Abhandlung von dem Rotze der Pferde.
4) Beſchreibung einer Maſchiene, wodurch das Eingeben der Tränke bei den Pferden sehr erleichtert wird (Mit einer Kupfertafel.)

(Der ganze, aus vier Quartalen beſtehende Jahrgang, gilt auf Druckp. geh. 1 thlr 4 gr. und auf Schrbp. geh. 1 thlr. 12 gr. Das 1ſte und 2te Quartal des vierten Jahrgangs iſt bereits unter der Preſſe.)

Taſſo's Klagen der Liebe.

Endesgenannter Verleger zeigt hiermit die deutſche Bearbeitung der kürzlich zu Paris erſchienenen les Veillées du Tasse (le Veglie), ein 1794 in Ruinen zu Ferrara aufgefundenes Werk dieſes unſterblichen Dichters unter dem Titel: Torquato Taſſo's nächtliche Klagen der Liebe im Kerker, mit erläuternden Anmerkungen und dem Leben des Verfaſſers, nebſt zwei Kupfern, welches ſo eben bei ihm erſchienen iſt, an. Da es über ſo viele, noch bis jetzt in Dunkel gehüllte, Schickſale in dem Leben dieſes großen Mannes ein ſo helles Licht verbreitet, ſo wird es für Jedermann eine ungemein intereſſante Lektüre ſeyn. Es iſt in Taſchenformat, und der Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Januar 1802.

C. F. R. G. S. von Kleefeld.

Naturgeſchichte.

Das Lehrbuch der Naturgeſchichte zum Gebrauch für Schulen mit 260 Abbildungen aus den drei Naturreichen, und mit dem Bildniſſe des berühmten Naturforſchers Linné, nach deſſen Syſtem dieſes Lehrbuch iſt bearbeitet worden, iſt nunmehr fertig, und koſtet, ohne Kupfer, 18 gr. Die Kupfer, unter dem Titel: Kabinet zum Unterricht in der Naturgeſchichte, 260 Abbildungen aus den drei Reichen der Natur, nach dem Linnéiſchen Syſtem geordnet, und zu jeder Naturgeſchichte brauchbar eingerichtet, auf 12 Kupferplatten gr. 4., ſauber und mit möglichſter Oekonomie geſtochen, wie auch mit einem Titel in Franzöſiſcher Sprache, in ſchwarzen Abdrücken 2 Rthlr. 2 Gr., mit ausgemahlten Kupfern 4 Rthlr. 2 Gr. Mir als Verleger geziemt es nicht, mein Verlagsbuch zu loben; aber Aeltern, Lehrer und Erzieher aufmerkſam darauf zu machen, und ſie zu bitten, es anzuſehen und zu prüfen: dies erlaube ich mir.

Man kann in allen Buchhandlungen Beſtellungen darauf machen. In Berlin findet man es in der Maurerſchen Handlung für obige Preiſe. Potsdam, den 20. Febr. 1802.

Horvath,
Buchhändler.

Zu vorſtehender Anzeige muß ich noch hinzuſetzen, daß dieſes Lehrbuch der Naturgeſchichte um ſo mehr zu empfehlen iſt, da es eine bisherige Lücke in den Lehrbüchern für die Jugend ſehr zweckmäßig ausfüllt; denn bis jetzt beſaßen die Deutſchen noch kein ähnliches Werk für die Jugend mit ſo guten illuminirten Kupfern für einen ſo mäßigen Preis. Der Werth dieſes Lehrbuchs ſoll dadurch noch erhöhet werden, daß der Herr Verleger nach und nach bei vierteljährigen Heften alle noch nicht abgebildete Thiere ꝛc. in einem billigen Preiſe, gleich den erſten 12 Kupferplatten, nachzuliefern Hoffnung macht. Ich werde hierauf mit Vergnügen Beſtellungen annehmen, und man kann beſtändig das Lehrbuch, nebſt dem Kabinet, für den angezeigten Preis bei mir finden.

Friedr. Maurer.

Der Franzöſiſche Merkur, herausgegeben von Julius Grafen von Soden; 2ter Heft des 2ten Jahrganges oder 3ten Bandes,

iſt ſo eben erſchienen, und kommt dem erſten Hefte an Reichhaltigkeit der wichtigſten Gegenſtände, beſonders Commerz und Litteratur ꝛc. betreffend, gewiß gleich, wenn nicht zuvor. Eine kurze Inhaltsanzeige wird dieſe Behauptung erweiſen.

I. Innere Staatshaushaltung ꝛc.
Feier der Leichenbegängniſſe — Summen zum Wege- und Brückenbau — Nationalſchafzucht — Modell zur Triumph-Kolonne — Oeffentliche Ausſtellung der Induſtrieprodukte Frankreichs — Statiſtik des Drome-Departements; Beſchluß.

II. Tribunal- und Sittengeſchichte.
Abſcheuliche Vergiftung — Proteſſe wegen der Leibrenten — Vertheidigung der Hunde — Romanenwuth — Zu einem reichen Kinde melden ſich zwei Väter.

III. **Wiſſenſchaften.** **Wiſſenſchaftliche National- und Privatinſtitute.**

Arbeiten des Nationalinſtituts — Klaſſe der Litteratur und Künſte — Lycäum zu Caen — Philotechniſche Societät — Geſellſchaft der Emulation zu Colmar — Uniform des Nationalinſtituts — Preiſe des Lycäums zu Toulouſe. — Nekrolog.

IV. **Kunſtnachrichten.**

Oeffentliche Gemäldeausſtellung, Fortſetzung. Der 8te Brümär, ein allegoriſches Gemälde von Callet.

V. **Litterariſcher Anzeiger.**

VI. **Theater.**

Théâtre Français — Théâtre des Arts — Neues Theater de l'Odeon — Théâtre Montansier — de la Cité — de l'ambigue Comique — des jeunes Artistes.

VII **Anekdoten.**

Zoe, oder die Contraſte in der Liebe: Novelle. — Anekdoten von Bonaparte — Marceau — Latour d'Auvergne — Deſaix — Garrik, Prevoſt u. a.

Erklärung des Redakteurs.

Intelligenzblatt.

Osnabrück, den 24. December 1801.

Heinrich Blothe,
Buchhändler und Buchdrucker,

II. Ankündigung.

In meinem Verlage wird eheſtens eine Schrift, betitelt: **Beleuchtung der vor kurzem erſchienenen freymüthigen Beleuchtung des Uebertritts des Grafen Friedrich Leopold von Stollberg zur römiſch-katholiſchen Kirche**, erſcheinen. Weder Verbindung mit dem Grafen von Stollberg, noch irgend etwas anders, als ein Wort zu ſeiner Zeit und Wahrheit zu ſagen, hat den Verfaſſer bewogen, dieſe Beleuchtung niederzuſchreiben.

Für einen ſaubern und korrekten Druck werde ich alle mögliche Sorge tragen, und ſie baldigſt liefern.

Man wird gerne eine ſo merkwürdige Begebenheit, aus verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet, leſen, und nach Aeußerung des Verfaſſers ſoll ſie zur Beherzigung der aufgeklärten Katholiken, beſonders aber auch zur Belehrung der Proteſtanten geſchrieben ſeyn.

Das Ganze wird wohl 8 bis 10 Bogen ſtark werden. — Wer ſich bis Ende März d. J. darauf unterzeichnet, bekommt das Exemplar ein Drittheil wohlfeiler, als im nachherigen Ladenpreiſe. Man kann ſich mit Beſtellungen an jede Buchhandlung wenden. Osnabrück, den 18ten Januar 1802.

Heinrich Blothe,
Buchhändler und Buchdrucker.

III. Preisfrage.

Die Geſellſchaft der Freunde der Humanität hat bei der Feyer ihres Stiftungstages die im vorigen Jahre bekannt gemachte Preisfrage, welche durch die eingelaufenen Beantwortungen nicht befriedigend gelöſt worden, noch einmal aufgeworfen, und ſie, um den Geſichtspunkt genau anzugeben, ſo gefaßt:

> „In wiefern erleichtert und begünſtigt der gegenwärtige Zuſtand der Philoſophie, als Schulwiſſenſchaft, der Geſetzgebung und der ſchönen Künſte das Streben unſrer Zeitgenoſſen, und beſonders der niedern gebildeten Stände Deutſchlands zu einer höhern, ſittlichen und äſthetiſchen Kultur?"

Die Abhandlungen müſſen mit einer verſchloſſenen Deviſe, welche den Namen des Verfaſſers enthält, begleitet ſeyn. Der Preis für die beſte Beantwortung iſt fünf und zwanzig Dukaten; der ſpäteſte Termin der Einſendung — der 1ſte Oktober d. J.

Die Herren Verfaſſer der eingeſandten Preisbewerbungsſchriften werden gebeten, ſolche im Laufe dieſes Jahres vom Unterſchriebenen wieder zurück zu fordern. Berlin, den 12ten Februar 1802.

Th. Heinſius,
Sekretair der Geſellſchaft d. Fr. d. Humanität.

III. Wiſſenſchaften. Wiſſenſchaftliche National- und Privatinſtitute.

Arbeiten des Nationalinſtituts — Klaſſe der Litteratur und Künſte — Lycäum zu Caen — Philotechniſche Societät — Geſellſchaft der Emulation zu Colmar — Uniform des Nationalinſtituts — Preiſe des Lycäums zu Toulouſe. — Nekrolog.

IV. Kunſtnachrichten.

Oeffentliche Gemäldeausſtellung, Fortſetzung. Der 18te Brümär, ein allegoriſches Gemälde von Callet.

V. Litterariſcher Anzeiger.

VI. Theater.

Théâtre Français — Théâtre des Arts — Neues Theater de l'Odeon — Théâtre Montansier — de la Cité — de l'ambigue Comique — des jeunes Artistes.

VII. Anekdoten.

Zoe, oder die Contraſte in der Liebe: Novelle. — Anekdoten von Bonaparte — Marceau — Latour d'Auvergne — Deſaix — Garrik, Prevoſt u. a.

Erklärung des Redakteurs.

Intelligenzblatt.

Osnabrück, den 24. December 1801.

Heinrich Blothe,
Buchhändler und Buchdrucker,

II. Ankündigung.

In meinem Verlage wird eheſtens eine Schrift, betitelt: Beleuchtung der vor kurzem erſchienenen freymüthigen Beleuchtung des Uebertritts des Grafen Friedrich Leopold von Stollberg zur römiſch-katholiſchen Kirche, erſcheinen. Weder Verbindung mit dem Grafen von Stollberg, noch irgend etwas anders, als ein Wort zu ſeiner Zeit und Wahrheit zu ſagen, hat den Verfaſſer bewogen, dieſe Beleuchtung niederzuſchreiben.

Für einen ſaubern und korrekten Druck werde ich alle mögliche Sorge tragen, und ſie baldigſt liefern.

Man wird gerne eine ſo merkwürdige Begebenheit, aus verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet, leſen, und nach Aeußerung des Verfaſſers ſoll ſie zur Beherzigung der aufgeklärten Katholiken, beſonders aber auch zur Belehrung der Proteſtanten geſchrieben ſeyn.

Das Ganze wird wohl 8 bis 10 Bogen ſtark werden. — Wer ſich bis Ende März d. J. darauf unterzeichnet, bekommt das Exemplar ein Drittheil wohlfeiler, als im nachherigen Ladenpreiſe. Man kann ſich mit Beſtellungen an jede Buchhandlung wenden. Osnabrück, den 18ten Januar 1802.

Heinrich Blothe,
Buchhändler und Buchdrucker.

III. Preisfrage.

Die Geſellſchaft der Freunde der Humanität hat bei der Feyer ihres Stiftungstages die im vorigen Jahre bekannt gemachte Preisfrage, welche durch die eingelaufenen Beantwortungen nicht befriedigend gelöſt worden, noch einmal aufgeworfen, und ſie, um den Geſichtspunkt genau anzugeben, ſo gefaßt:

> „In wiefern erleichtert und begünſtigt der gegenwärtige Zuſtand der Philoſophie, als Schulwiſſenſchaft, der Geſetzgebung und der ſchönen Künſte das Streben unſrer Zeitgenoſſen, und beſonders der niedern gebildeten Stände Deutſchlands zu einer höhern, ſittlichen und äſthetiſchen Kultur?"

Die Abhandlungen müſſen mit einer verſchloſſenen Deviſe, welche den Namen des Verfaſſers enthält, begleitet ſeyn. Der Preis für die beſte Beantwortung iſt fünf und zwanzig Dukaten; der ſpäteſte Termin der Einſendung — der 1ſte Oktober d. J.

Die Herren Verfaſſer der eingeſandten Preisbewerbungs-Schriften werden gebeten, ſolche im Laufe dieſes Jahres vom Unterſchriebenen wieder zurück zu fordern. Berlin, den 12ten Februar 1802.

Th. Heinſius,
Sekretair der Geſellſchaft d. Fr. d. Humanität.

IV. Pränumerationsanzeige.

Herr Magiſter Schulz, Verfaſſer des Handbuchs der Phyſik und mehrerer mit Beifall aufgenommenen Schriften, hat die vorzüglichſten Gegenſtände der philoſophiſchen Moral bearbeitet, und will dieſe Schrift zu Oſtern dieſes Jahres unter dem Titel: **Ueber moraliſche Würdigung**, herausgeben; ſie wird mit typographiſcher Schönheit für die Pränumeranten auf Velinpapier gedruckt; die Pränumeration beträgt 1 Thaler.

Gern hätte ich die Freude, dem achtungswerthen Herrn Verfaſſer eine beträchtliche Anzahl Pränumeranten bekannt machen zu können; ich werde daher die wenigen, deren Freundſchaft für mich ich kenne, mündlich darum erſuchen, und bitte das große Publikum, wovon ich mir vielleicht einige durch meine Arbeiten zu unbekannten Freunden erwarb, hiermit öffentlich, dies Unternehmen zu befördern.

Profeſſor Eſchke,
in der Linienſtraße Nr. 110.

V. Kunſtanzeige.

Nouveautés
de la
Societé calcographique à Dessau.

1.

Mezzotintos;
ou feuilles en maniere noire,

JEAN PICHLER.

No. 1. St. Madelaine, par P. Battoni, l'original dans la Galerie de Dresde, d'après le Dessin de Seydelmann, 20 p. de h. sur 31½ p. de l. 22 flor.

2. La même en Couleur. 36 fl.

No. 3. St. Jean, par P. Battoni, l'original dans la Galerie de Dresde, d'après le Dessin de Seydelmann, même grandeur. 22 fl.

4. Le même en Couleur. 56 fl.

5. Venus, par Titien, l'original dans la Galerie de Dresde, d'après le Dessin de Seydelmann. 22 p. de h. sur 32. de l. 22 fl.

6. La même en Couleur. 56 fl.

7. Myrrha fuyante, par N. Poussin. l'original dans la Galerie de Cassel, copiés par Nahl 26, p. de h. sur 36½ de l. 22 fl.

8. La même en Couleur. 44 fl.

9. Triomphe d'Omphale, par le Domeniquin, l'original dans la Gal. de Munic, 20 p. d. h. sur 24½ de l. 11 fl.

10. Le même en Couleur. 18 fl.

11. Hercule en fureur, par le même Maitre et même grandeur. 11 fl.

12. Le même en Couleur. 18 fl.

13. La fruitiere, par Murillo, dans la Galerie de Munic. 16½ p. de h. sur 11 de l. 2 fl. 45 xr.

14. La même en couleur. 6 fl.

15. La Mere soigneuse, par le même maitre et même grandeur. 2 fl. 45 xr.

16. La même en couleur. 6 fl.

17. Le Capuçin (Ami de Mengs, Giuseppe de Viterbo), peint par Mengs, dans la Galerie de Munic. 14½ p. de h. sur 9½ p. de l. 2 fl. 45 xr.

18. Le même en Couleur. 6 fl.

J. J. FREIDHOF.

19. S. A. S. le Prince regnant d'Anhalt Dessau à Cheval peint par Becker, dessiné par Buchhorn, l'original à Carlsruhe, 26 p. de h. sur 20 p. de l. 9 fl. 36 xr.

20. S. A. R. la Princesse regnante de Dessau, peint par A. Kaufmann. L'original à Dessau. 14 p. de h. sur 11 de l. 3 fl 36 xr.

21. Le Prince Leopold à pied, connu sous le nom le vieux prince d'Anh. Dessau. peint par Pesne. L'original à Dessau, 26 p. de h. sur 20 p. de l. 9 fl. 36 xr.

No. 22.	Le Prince Maximilien à pied, par Pesne. L'original à Dessau, même grandeur.	9 fl. 36 xr.
23.	La Mort de Germanicus, par Poussin. L'original à Rome dans le Palais de Barbarini. 22 p. de h. sur 26 de l.	14 fl. 24 xr.
24.	La même en Couleur.	28 fl. 48 xr.
25.	La Danse des Bachantes, par Langenhöfel, l'original à Dessau, 26 p. de h. sur 19½ de l.	11 fl.
26.	La même en Couleur.	22 fl.
27.	Angelique et Medoro, par C. de Rotari, l'original à Dessau, 26 p. de h. sur 19½ de l.	9 fl.
28.	Les mêmes en Couleurs.	18 fl.
29.	Achille, plongé dans l'Eau de Styx, peint par le même, même grandeur.	9 fl.
30.	Le même en Couleur.	18 fl.
31.	Chute d'Eau, par Ruysdael, l'original à Soeder, Pendant du No. 46, même grandeur.	9 fl.
32.	Sappho, se precipitant du Rocher à Leucos; le Dessin original par Nahl à Soeder. 26¾ p. de h. sur 18 p. de l.	9 fl.
33.	Même Sujèt, en Couleur.	18 fl.
34.	La Forêt, par Ruysbraeck, l'original à Soeder. 19¾ p. de h. sur 15 p. de l.	3 fl. 36 xr.
35 et 36.	Deux Paysages, dessinées par Guil. Kobel, les originaux à Soeder. 14½ p. de h. sur 17 p. de l. les deux	5 fl. 50 xr.
37 et 38.	Les mêmes en Couleurs.	14 fl. 24 xr.
39.	Ste. Vierge, par A. Correge, l'original à Soeder. 13¼ p. de h. sur 9 p. de l.	2 fl. 45 xr.
40.	La même en Couleur.	7 fl. 12 xr.
41.	Chasteté de Joseph, par C. Cignani, l'original dans la Galerie de Dresde, d'après le Dessin de Seydelmann. 20 p. de h. sur 15 de l.	5 fl. 30 xr.
42.	Venus, par le Domeniquin, l'original à Worlitz. 14½ p. de h. sur 20½ p. de l.	4 fl. 48 xr.
43.	La même en Couleur.	11 fl.
44.	Tête de Christ, par A. Caracci, l'original dans la Galerie de Dresde, par Buchhorn. 11½ p. de h. sur 8¾ de l.	3 fl. 36 xr.
45.	Le même en Couleur.	7 fl. 12 xr.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

April 1802.

I.

Verſuch einer Beantwortung

der
von der Berliner Geſellſchaft der Freunde der Humanität
aufgegebenen Preisfrage:

In welchem Verhältniſſe ſteht der gegenwärtige Zuſtand der Philoſophie, der Geſetzgebung, der ſchönen Künſte und der Literatur zur Humanität?

Von

C. F. Michaelis.

Nec bonitas, nec liberalitas, nec comitas esse potest, non plus quam amicitia, si haec non per se expetuntur, sed ad voluptatem utilitatemve referuntur. *Cic. de offic.* L. III c. 33

Jeder an dem Zuſtande der Künſte und Wiſſenſchaften Theil nehmende Menſchenfreund wird die von der Berliner Geſellſchaft der Freunde der Humanität vorgelegte Preisfrage eben ſo natürlich, als intereſſant finden; aber bei dem Verſuch, ſie zu beantworten, auch bald von ihrem weiten Umfange und ihrer tiefen Beziehung in Verlegenheit geſetzt werden. Indeß wird die edle Abſicht der Geſellſchaft ſchon einigermaßen erreicht, wenn ihre Aufforderung unter den Gelehrten einen Wetteifer erregt, dieſe Aufgabe von verſchiedenen Seiten zu erwägen, und zur Löſung derſelben aus mannichfaltigen Geſichtspunkten einzelne Beiträge zu liefern. Indem ich ein Gleiches unternehme, muß ich mir zur Erleichterung des Geſchäfts die Gränzen meiner Unterſuchung und Abhandlung vor Allem dadurch beſtimmen, daß ich die Preisfrage erſt ſelbſt zergliedere, und ihren weſentlichen Inhalt kürzlich darlege. Daraus wird ſich ergeben, welche Punkte hier in Betrachtung zu ziehen ſeien, und wie weit ſich wenigſtens meine Beantwortung erſtrecken könne.

Da von der gegenwärtigen intellektuellen, politiſchen und äſthetiſchen Kultur in Beziehung auf Humanität die Frage iſt, ſo iſt es von der größten Wichtigkeit, erſt den Begriff der Humanität genau zu erörtern. Ferner wird der Zeitpunkt und der Inbegriff von Nationen beſtimmt werden müſſen, auf welchen ſich die Antwort über den gegenwärtigen Zuſtand der Philoſophie, der Geſetzgebung, der ſchönen Künſte und der Literatur erſtreckt. Drittens iſt der ſo ſtreitige Begriff von Philoſophie, von welcher die Rede iſt, auf eine Art feſtzuſetzen, welche ſich mit der ganzen Aufgabe allein verträgt. Viertens endlich bedarf das Verhältniß, nach welchem die Aufgabe fragt, einer näheren Beſtimmung, in wiefern ſie es noch unentſchieden läßt, ob und in wieweit Humanität unter dem Einfluſſe der Philoſophie, Geſetzgebung, ſchönen Kunſt und Literatur ſtehe, oder umgekehrt dieſe letzteren von Humanität mehr oder weniger geleitet und beſeelt werden, oder ob eine Wechſelwirkung zwiſchen ihr und den genannten Gegenſtänden ſtatt finde. Hierbei wird nun zu unterſuchen ſeyn, ob dieſes Verhältniß von vortheilhafter, nachtheiliger oder gleichgültiger, wenigſtens unbedeutender Art ſei. — Nicht in einem ſtrengwiſſenſchaftlichen, ſondern in einem der gemeinen Faſſungskraft der gebildeten Welt überhaupt angemeſſenen Tone will ich meinen Vortrag abfaſſen, ohne doch der Genauigkeit etwas zu vergeben; denn ich hoffe, auf dieſe Weiſe die gemeinnützige Abſicht der Geſellſchaft beſſer zu befördern, als wenn ich mich der ermüdenden, trockenen und dunkeln Sprache der abſtrakteſten Spekulation bediente. — Humanität alſo iſt es, auf welche ſich die ganze Unterſuchung bezieht. Was ich mir unter derſelben denke, und auch in der Aufgabe gedacht glaube, iſt folgendes. Einem Menſchen, deſſen Gefühl für Menſchenwerth in dem Grade verfeinert, erweitert und lebendig-regſam iſt, daß er an den dringenden Geiſtes- und Herzens-Angelegenheiten der Menſchheit eben ſo thätig Theil nimmt, als er zur Mittheilung ſeiner edelſten und gemeinnützlichſten Gedanken und Empfindungen ſtets geſtimmt iſt, und in deſſen Thun und Laſſen ſich immerfort das innigſte Intereſſe an Veredlung und Wohlfahrt der Menſchen ausdrückt, — einem ſolchen ſchreibe ich Humanität zu. Humanität ſchließt den Egoismus, den Eigendünkel, die Herrſchſucht, die Rechthaberei, die kriechende, heuchelnde und ſchmeichelnde

Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit, jede Niederträchtigkeit der Geſinnung und der Handlungsweiſe eben ſo ſehr, als den Hochmuth und die leidenſchaftliche Selbſterhebung aus. Der Ton der Humanität iſt nicht kriechend oder ſchmeichelnd, auch nicht trotzig und übermüthig, er iſt beſcheiden, ernſt und voll Würde. Die Humanität beſteht nicht in furchtſamer, blinder, eigennütziger Nachgiebigkeit, nicht in weibiſcher Preisgebung anerkannter gegründeter Rechte, nicht in der Weichheit des Temperaments oder der Lenkſamkeit, welche aus Schwäche, Indolenz, Furcht und Eigenliebe entſpringt. Die Humanität weiß die Würde des Menſchen ohne Trotz, ohne Uebermuth, Anmaaßung und Härte zu vertheidigen und zu behaupten. Sie gründet ſich auf Einſicht in die allgemeine und individuelle Natur und Lage des Menſchen, auf die Kenntniß ſeiner beſondern Beſchränktheit, ſeiner Bedürfniſſe, ſeiner allgemeinen und höchſten, wie ſeiner beſondern und untergeordneten Beſtimmung. Sie fließt aus der Rückſicht, welche der Menſch ſowohl auf ſeine Endlichkeit, als auch auf ſeine unendliche Beſtimmung zu nehmen hat: ſie äußert ſich durch Beſcheidenheit, verbunden mit edlem Stolz und wahrem Gefühl eigener Kraft und eigenen Werthes. Sie iſt nicht Empfindelei oder Weichherzigkeit, keine bloße Frucht des Temperamentes, ſondern ein Werk der Ueberlegung, der ſteten Beſonnenheit eines durch Pflichtgefühl erwärmten Herzens; ſie äußert ſich in wirklicher Beſtimmung alles Thuns und Laſſens nach den Rückſichten, welche der Menſch dem Menſchen, als ſeines Gleichem, als ſinnlich-vernünftigem Weſen, als einem zwar mannichfach bedürftigen und abhängigen, aber auch mit hohen Anlagen begabten, und für ewiges Fortſchreiten zu höherer Vollkommenheit beſtimmten Geſchöpfe ſchuldig iſt. Humanität verräth ſich in den kleineren und größeren, öffentlichen und Privatverhältniſſen des Umganges zwiſchen Höheren und Niederen, zwiſchen Perſonen, ſowohl verſchiedenen als gleichen Standes und Alters, jedweder Nation und Confeſſion, durch Milde, Gefälligkeit, Schonung, Biederkeit, Treue, Redlichkeit, durch Anmuth und Würde, durch zuvorkommende Güte, freundliche, anſpruchsloſe Wohlthätigkeit und Erwiederung, durch thätige Dankbarkeit und Erkenntlichkeit, durch billige Nachſicht, ſanften Ernſt, liebevolles Vertrauen, kurz durch das Streben, alles Gute im Menſchen zu ehren, hervorzuſuchen, emporzubringen, Menſchenherzen aus Intereſſe für ihre Veredlung und Beſeligung einander anzunähern. Achtung und Liebe des Edlen im Menſchen iſt die Quelle wahrer Humanität; ſie erhebt durch Zutrauen, ermuntert durch Wohlwollen, ſtärkt durch heitern Ernſt, läutert durch Beweiſe reiner Geſinnungen. Wo Humanität iſt, da ſind helle Begriffe im Verſtande, warme Gefühle im Herzen, da iſt ein überſchauender beſcheidener Blick auf die menſchlichen Lebensverhältniſſe, ein zarter aufmerkſamer Sinn, welcher das Gute und Schöne im Menſchen ausſpäht, Kränkung verhütet, Wahrheit ohne Verletzung der Perſon geltend zu machen ſucht. Humanität iſt eine ſchöne Selbſtvergeſſenheit in den Vorzügen, Angelegenheiten, allen edleren Wünſchen und Hoffnungen des Andern. Thätige Anerkennung des Wahrhaft-Menſchlichen im Menſchen, wer er auch ſey, dem Alter, Range, Stande und Vermögen, Bürger- oder Familien-Verhältniſſe nach, er heiße Freund oder Feind, Bundesgenoſſe oder nicht, Gelehrter und Kunſtverwandter oder Laie, Künſtler oder Handwerker, Städter oder Landmann, Fürſt oder Bettler, — macht das Weſen der Humanität aus. Sie beſteht alſo in dem Sinn, in der Denk- und Handlungs-Weiſe des ächten Weltbürgers, welcher in jedem ſeiner Mitmenſchen Weſen ſeiner Art erblickt und achtet, und an ihrer Vervollkommnung nach den Verhältniſſen ſeines Wirkungskreiſes aufrichtig und thätig Antheil nimmt. Ihm liegt die Sorge für das Fortſchreiten der Menſchheit am Herzen; ihn bekümmert jeder ſcheinbare Stillſtand oder Aufenthalt der menſchlichen Kultur, jede Vernachläßigung der phyſiſchen und moraliſchen Wohlfahrt des Menſchen, jeder Mißbrauch im Geſchäfte der Erziehung, des Unterrichts, der Staatsverwaltung; er wünſcht und arbeitet, ſo viel ſein innerer und äußerer Beruf verlangt und erlaubt, daß es mit der Menſchheit immer beſſer werde, daß körperliche Geſundheit ſich weiter verbreite und befeſtige, Fleiß und Arbeitſamkeit vor Nahrungsloſigkeit und Laſterhaftigkeit ſchütze, der Familienwohlſtand zunehme, der Umgang ſich verfeinere und veredle, der Herrſchaft des Eigennutzes immer größerer Abbruch geſchehe, und hohe Liebe zur Tugend und Weisheit an ihre Stelle trete, — kurz, daß die Menſchheit durch Wiſſenſchaft, Kunſt und Gewerbe, und durch jede Art des Wohlverhaltens höheren Werth, höhere Zufriedenheit erreiche. Dieſes Intereſſe des Menſchenfreundes an Allem, was mittelbar oder unmittelbar der menſchlichen Beſtimmung entſpricht, dieſe Anerkennung jeder Spur von Güte, Schönheit und Vollkommenheit in den menſchlichen Individuen, und dieſes Hinarbeiten auf ihr Beſtes drückt ſich in allen, auch geringfügigen Handlungen des Edlen aus, welchen Humanität beſeelt. Ueberall beweiſet er ſeine Achtung für den Menſchen, auch wo der Unverſtand, die Rohheit, der Aberglaube ſie verkennt, oder ihre herrlichſten Aeußerungen anfeindet.

Ich begnüge mich, durch dieſe flüchtig entworfenen Züge das Bild der Humanität kenntlich gemacht zu haben. Wie ſie in beſondern Verhältniſſen erſcheine, wird aus den folgenden Erörterungen erhellen, welche über ihre Beziehung zur Philoſophie, Geſetzgebung, Literatur und ſchönen Kunſt dem gegenwärtigen Zwecke gemäß anzuſtellen ſind. Dieſe Charakterzüge der Humanität reichen ſchon hin, den Einfluß zu beurtheilen, welchen ſie auf die genannten Gegenſtände gegenwärtig habe, oder wie umgekehrt dieſe zur Beförderung oder Verminderung derſelben beitragen.

Die Preisaufgabe fragt nach dem Verhältniſſe des gegenwärtigen Zuſtandes der Philoſophie u. ſ. f. zur Humanität. Es iſt nöthig, den Zeitraum, über welchen ich mein Urtheil abfaſſe, ungefähr zu beſtimmen. Ich glaube, man müſſe hier das, was Epoche macht, zum Grunde legen, aber keinesweges das gänzlich ausſchließen, was noch immer viel Anſehen und entſcheidenden Einfluß behauptet, ungeachtet vielleicht etwas Neues, wenigſtens dem Namen nach, an ſeine Stelle zu treten ſchiene. Was in dem letzten Jahrzehend des nun verfloſſenen achtzehnten Jahrhunderts den Geiſt des Zeitalters mit beſtimmt zu haben ſcheint, und in dem erſten Jahre des neunzehnten noch nicht verdrängt iſt, wird, glaub' ich, ohne Widerſpruch, mit zu dem gegenwärtigen Zuſtande, in welchem ſich Philoſophie, Geſetzgebung, Künſte und Literatur befinden, bezogen werden dürfen, obgleich, genau genommen, im Reiche der Geiſter ein ſteter Wechſel und ein ſtetes Fortſchreiten ſtatt findet, mithin ein gegenwärtiger Zuſtand ihrer Kultur eigentlich kaum anzugeben ſeyn dürfte. Wir müſſen uns daher begnügen, die auffallendeſten und am weiteſten verbreiteten Erſcheinungen in der intellektuellen, moraliſchen, politiſchen, äſthetiſchen und literariſchen Welt hier zum Maasſtabe und Gränzpunkte der Beurtheilung des zu unterſuchenden Verhältniſſes anzunehmen.

In der Preisfrage iſt von Philoſophie, Geſetzgebung, ſchöner Kunſt und Literatur überhaupt die Rede, ohne Angabe der Länder und Völker, auf welche hierbei beſonders zu ſehen ſei. Vielleicht hatte die Geſellſchaft hauptſächlich Teutſchland im Auge, wo auch in der That die Kultur ſich vor allen andern Ländern an Vielſeitigkeit und Gründlichkeit auszuzeichnen ſcheint. Wenn aber auch gleich die Frage ſich auf alle kultivirte Völker Europa's bezieht, ſo werde ich doch, nach dem Umfange meines Geſichtskreiſes, auf das Ausland nur beiläufig und weniger ausführlich Rückſicht nehmen können, als auf mein Vaterland. Und dieſes wird die Unterſuchung um ſo weniger beſchränken, je häufiger Teutſchland, ſowohl durch eigenthümliche Bildung, als durch weiſe Benutzung der Fortſchritte des Auslandes zur Selbſtvervollkommnung, ſich immer hervorgethan hat und noch hervorthut, in vielen Stücken fremden Nationen ein Muſter der

Nachahmung, und in Wiſſenſchaften und Künſten lehrreiche, geſchickte und nützliche Mitarbeiter geliefert hat.

Ich wage mich nun an die Beantwortung der Frage: in welchem Verhältniß die gegenwärtige Philoſophie zur Humanität ſtehe? Ohne Zweifel kann hier nur von der herrſchenden oder doch am weiteſten verbreiteten Philoſophie, nur von derjenigen die Rede ſeyn, welche die meiſten Freunde und Bekenner zählt, und auf das Leben einigen merklichen Einfluß gewonnen hat. Auch kann wohl Philoſophie hier nicht bloß in dem engſten Sinn genommen werden, wie ſie von einigen ſpekulativen Köpfen mehr als Ideal, denn als wirkliche Wiſſenſchaft aufgeſtellt worden iſt. Wir müſſen hier unter Philoſophie überhaupt die ſyſtematiſche Darlegung allgemeiner Wahrheiten verſtehen, welche als Principien alles menſchlichen Erkennens und Handelns, theils in ihrer reinen Abgezogenheit, theils in ihrer Beziehung auf die Erfahrung, anzuſehen ſind. Es giebt dann eine Philoſophie der Natur und eine Philoſophie der Sitten (oder der **Freiheit**), eine theoretiſche und eine praktiſche, welchen beiden eine allgemeine und höhere, als Grundwiſſenſchaft unter den Namen Kritik, Elementarphiloſophie, Wiſſenſchaftslehre, Apodiktik u. ſ. f. zum Grunde zu legen verſucht worden iſt. — Wie verhält ſich nun der jetzige Zuſtand der Philoſophie zur Humanität? Es iſt nicht zu leugnen, daß wenigſtens in Anſehung der praktiſchen Philoſophie dieſes Verhältniß ſehr günſtig iſt. Die Kantiſche Philoſophie, in deren Geiſte auch neuere Denker die Tugend, Rechts- und

Religions-Lehre bearbeitet haben, welche auf ihrem Fundamente fortzubauen, oder ihr ſelbſt einen feſteren Grund und eine weitere Ausdehnung zu geben ſuchten, hat erhabene Ideen von der Würde und großen Beſtimmung der Menſchheit verbreitet, dem ſittlichen Gefühle die ſchönſte Nahrung gereicht, Energie des Geiſtes und Herzens in Kunſt und Wiſſenſchaft und im wirklichen Leben mächtig geweckt. Der Geiſt der kantiſchen oder kritiſchen oder jeder neueren ihr im Weſen verwandten Philoſophie eignet ſich ganz, den Menſchen mit hohen Gefühlen ſeines inneren Werthes und ſeiner höheren Beſtimmung zu erfüllen, zu würdigen Entſchließungen zu begeiſtern, mit ſeinem beſſern Selbſt vertrauter zu machen, zum kindlichen Glauben an Tugend, Vorſehung und Unſterblichkeit zu erheben. In ihrem Geiſte liegt ein kräftiger Antrieb, von der Gewalt der ſinnlichen eigennützigen Begier ſich loszureißen, mit Freiheit nach Selbſtbildung und Bildung Anderer zu ſtreben, in ſich und außer ſich die ſchönſte Einmüthigkeit zu ſtiften. Schon der theoretiſche Theil der gegenwärtigen Philoſophie lehrt den Menſchen in ſich ſelbſt zurückkehren, aus ſeinem eigenen innerſten Handeln die Ordnung der Welt, den Zuſammenhang der Dinge, wie ſein eigenes Weſen, begreifen. Indem ſie die Geſetze der menſchlichen Gemüthsvermögen entdeckt, macht ſie zugleich ihre Gränzen ſichtbar, und ſchneidet nun der ſpitzfindigen Grübelei, dem Aberglauben und der Schwärmerei alle Zuflucht ab. Sollte nicht auch ſchon dieſe theoretiſche Philoſophie Humanität mittelbarerweiſe befördern, da ſie den Menſchen, welcher ſich in der Sinnenwelt zu zerſtreuen oder zu verlieren geneigt iſt, ſeine ſinnliche Individualität ſo leicht für ſeine ganze Perſönlichkeit hält, oder ſeine fataliſtiſche Abhängigkeit von der Macht der äußern Natur ſogar aus philoſophiſchen Gründen einzuſehen wähnt, auf und in ſich ſelbſt zurückführt, ihm die Tiefe ſeines Weſens, den Umfang und die freie Kraft ſeines innern Selbſt offenbaret, ihn ſich ſelbſt gleichſam wiedergiebt? Freilich haben Manche gerade dies der neuern Philoſophie zum Vorwurf gemacht, in der Meinung, ſie befördere Eigendünkel und Uebermuth, indem ſie Erkennen und Handeln aus dem Innern des Menſchen ſelbſt herleite, ihm eine gewiſſe Unabhängigkeit von der äußern Welt verſchaffe und zuſichere, ihn gleichſam zum Gebieter über die Natur erhebe. Auch iſt es möglich, daß Manche die Anſichten, welche die gegenwärtige Philoſophie von der Natur der Dinge und des Menſchen genommen hat, zur Nahrung ihres Uebermuthes gemißbraucht haben und noch entweihen. Allein gewiß liegt in dieſer Anſicht ſelbſt kein Grund zum Eigendünkel und zur unedlen Selbſterhebung; vielmehr muß ſie das Herz mit ſtiller Bewunderung, mit ehrfurchtsvollem Staunen erfüllen, ihm Achtung gegen die Menſchheit überhaupt, und zugleich in ſeinen Anſprüchen auf Erkenntniß Beſcheidenheit einflößen.

Unmittelbarer leuchtet der günſtige Einfluß der gegenwärtigen praktiſchen Philoſophie auf die Humanität ein. Geſinnungen der Liebe, der edlen Selbſtverleugnung, des reinen Wohlwollens fanden in einer eudämoniſtiſchen Tugendlehre, in einer Moral des Eigennutzes nur Widerſtand, keinen Schutz, keine Nahrung, keine erhebende Stärkung.

Wankelmuth, Menſchenfurcht, abergläubiſcher frömmelnder Gottesdienſt, Sklavenſinn, kurz alle Ausgeburten der gröbern oder feinern Selbſtſucht, dieſer Feindin der Humanität, fanden nunmehr vor der neuern Moralphiloſophie keine Gnade. Sie ließ dem Uebertreter des heiligen Geſetzes, das im Gewiſſen mahnt und warnt, keine Ausflucht auf dem Boden der eiſernen Nothwendigkeit; aus Freiheit, nicht aus Feigheit, zeigte ſie, müſſe der Menſch handeln, durch Freiheit einzig allen ſeinen wahren Werth gründen, von ihm ſelbſt allein hänge ſeine Tugend oder Untugend ab. Die gegenwärtige Philoſophie iſt eine erhabene Freiheitslehre, welche ſich nicht widerlegen läßt, weil dieß nur ſelbſt durch Freiheit geſchehen müßte. Sie öffnet die ächte Tugendquelle, zeigt den Pfad des rechtſchaffenen Wandels, ſcheidet im Thun und Laſſen den äußern Schein vom innern Weſen, ſchärft Heiligung des Herzens, Reinheit der Geſinnung, Gewiſſenhaftigkeit des ganzen Lebens ein. Sie unterſcheidet das Gebiet der Tugend von dem Gebiete des äußern Rechts, und befördert nicht minder durch ihre Tugendlehre, als durch ihre Rechtswiſſenſchaft, Humanität. Denn die äußere Gemeinſchaft freier Weſen, als ſolcher, welche die Aufgabe ihrer Rechtsphiloſophie ausmacht, beſteht nicht mit der Herrſchſucht des Despoten, nicht mit dem Sklavenſinn des Volks, ſondern nur mit den humanen Verhältniſſen einer republikaniſchen Verfaſſung oder doch Verwaltung; und eine harmoniſche Bildung und Verwaltung des Staats macht ſie zur Bedingung des Fortſchrittes in aller Tugend, mithin zur Aufgabe der ſittlich-praktiſchen Vernunft. So viel alſo Humanität durch richtigere Einſichten in die Pflichten und Rechte des Menſchen, durch die tiefere und umfaſſendere Kenntniß ſeiner allgemeinen und individuellen Natur befördert wird, iſt wohl der vortheilhafte Einfluß der neuern Philoſophie nicht zu leugnen. Denn ſie hat nicht nur die Lehre von den Pflichten und Rechten feſter und tiefer begründet, als bisher geſchehen war, ſondern auch die einzelnen Obliegenheiten und Befugniſſe ſchärfer und einleuchtender beſtimmt, und dem moraliſchen und politiſchen Intereſſe näher gelegt; ſie hat die große Idee eines ewigen Friedens mit kraftvollen Zügen ſprechend dargeſtellt. Ihre Kritik der praktiſchen Vernunft und ihre Metaphyſik der Sitten hat uns in das innerſte Heiligthum der reinen Menſchheit eingeführt; ihre Tugend- und Rechtslehre hat die ſittlichen und rechtlichen Verhältniſſe heller, als bisher, aufgeklärt, in ihrem Unterſchiede und Zuſammenhange deutlicher vor Augen gelegt. Ihre Religionslehre hat in den alten Urkunden der poſitiven Religion die Schätze der Weisheit aufgeſucht, und, für das praktiſche Leben kräftiger zu benützen, lehrreiche Anleitung gegeben. Ihre Anthropologie hat die Menſchenkunde mit manchem fruchtbaren Wink auf intereſſante Beobachtungen geführt, durch manche feine Bemerkung bereichert und erweitert. Ihre Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft hat den Geſchmack am Schönen und das Gefühl für das Erhabene in ihre Lauterkeit und Reinheit wiederhergeſtellt, und ihre wohlthätigen Beziehungen auf Humanität in ein reizendes Licht geſetzt; für Genie, Kunſt und Geſchmack im edelſten Verſtande neue Achtung eingeflößt.

Sind dies nicht Alles vortheilhafte Verhältniſſe des gegenwärtigen Zuſtandes der Philoſophie zur Humanität? erleichtert unſre Philoſophie nicht durch ihre ganze Tendenz, den Menſchen über das Alltägliche zu erheben, ſeinen Erkenntnißkreis zu erweitern, ſein Herz zu veredlen, die ganze Menſchheit mit ſich ſelbſt vertrauter und einiger zu machen, dem Menſchenfreunde ſein ſchönes Geſchäft, Humanität in und außer ſich darzuſtellen? Iſt es ihre Schuld, wenn ſtreitſüchtige Köpfe ihre abſtrakten Grundlehren, auf welche ſie ihren Unterricht nur ſtützen mußte, zum Gegenſtande hitziger Debatten gemacht, für ihre ganze Hauptſache ausgegeben, und zum Anlaß inhumaner Anfeindungen entweiht haben? Und doch ſind dergleichen gelehrte Fehden jetzt ſeltener, als bei der erſten Erſcheinung dieſer Philoſophie, theils müſſen ſelbſt manche ihrer Gegner ihrem edlen Geiſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und fangen an, des unfreundlichen gehäſſigen Tones ſich zu ſchämen und zu enthalten, mit welchem frühere Parteigänger ihren literariſchen Beruf beſchimpften. Ungeachtet aller Mißdeutungen, Entſtellungen, Verleumdungen, welche man ſich gegen die neuere und neueſte Philoſophie erlaubt hat, konnte ihr wiſſenſchaftlicher und moraliſcher Geiſt doch nicht unterdrückt, nicht von der Sphäre der Gelehrſamkeit, des Volksunterrichts und der Erziehung zurückgehalten werden. Er drang ein in die Lehrſäle und in die Studierzimmer, er bemächtigte ſich der heiligen Lehrſtühle und der Schulen. Man lernte, wie nöthig es ſey, in der Entwickelung und Bildung der zarten Jugend dem Gange der Natur des menſchlichen Geiſtes zu folgen, mit welchem uns jene Philoſophie erſt recht vertraut machte; man erkannte das Bedürfniß, dem Zöglinge Zutrauen zur Kraft ſeiner innern Freiheit einzuflößen, ſeinem ſittlichen Gefühl und Urtheil Nahrung und Uebung zu geben; man begriff, wie alle Bildung Selbſtbildung durch Freiheit und zur Freiheit ſeyn müſſe. Man bauete, geleitet von der kritiſchen Philoſophie, den religiöſen Unterricht und die religiöſe Bildung nicht mehr auf bloße Geſchichte und auf leeres Gedächtnißwerk, ſondern auf die Regungen des reinen ſittlich geſtimmten Herzens, auf die Beſtrebungen des ernſtlich guten, für Wahrheit und Liebe beſeelten Willens. So ward die Religioſität der Spekulation und Schwärmerei entriſſen, und dem natürlichen geſunden Gefühle der Menſchenwürde, dem Gottesgefühl im Menſchen wiedergegeben; ſo ward ſie Angelegenheit des praktiſchen Lebens, Sache des Gewiſſens, Eins mit dem innerſten eigenſten Seyn und Handeln des ganzen Menſchen. Dieſe Philoſophie lehrte die Gottheit nicht als Gegenſtand der grübelnden demonſtrirſüchtigen Vernunft, ſondern als Ziel der heiligen Geſinnung, als Vorſehung, welche die Welt nach moraliſchen Geſetzen regieret, anbeten und verehren; ſetzte den Glauben des Gewiſſenhaften in ſeine erhabenen Rechte wieder ein, und ſchützte ihn vor den Angriffen der eitelen Klügelei und der vernünftelnden Spekulation. So gewann durch den Geiſt der kritiſchen Philoſophie die Behandlung des Erziehungsgeſchäfts ſowohl überhaupt, als auch der religiöſen Belehrung und Bildung insbeſondere, und Erziehung und Religion ſelbſt an Humanität: denn ſie baute ja alle Erziehung, alle Religion auf wahre reine Achtung des innern, mit den edelſten Anlagen begabten Menſchen; ſie entzog ja die zu bildende Jugend der ſklaviſchen maſchinenmäßigen Behandlung nicht weniger, als ſie die Religion aus dem theologiſchen Gebiete des ewigen fruchtloſen Streites rettete, und der ſtillen Freiſtätte des Herzens wiedergab. War es ihre Schuld, daß auch hier Pedanten ihre Weisheit mißverſtanden, an ihrem Buchſtaben hingen, ihren Geiſt verließen; daß eingewurzelte Vorurtheile und unlautere Geſinnungen ihre einfachen Lehren verdächtig machten, und durch Mißdeutung derſelben neue Entzweiung ſtifteten? Die Meiſten und Beſten fühlten ſich von dem erhabenen Sinn dieſer Philoſophie angezogen, ſchöpften aus ihr Nahrung für ihre Humanität, Stoff zu Belehrungen und Ermahnungen, in denen Menſchenliebe nicht zu verkennen war.

Die kritiſche Philoſophie hat für die Humanität auch namentlich dies wichtige Verdienſt, daß ſie das liebloſe Richten über das Innere des ſittlichen Charakters, über die Reinheit oder Unlauterkeit der Triebfedern des Willens, aus ſpekulativen und praktiſchen Gründen verwirft. Denn ſie zeigt die Schwierigkeit und Unſicherheit der richtigen Beurtheilung des eigenen ſowohl, als des fremden moraliſchen Charakters, und erwärmt die Gemüther für den Glauben an menſchliche Tugend und ewige Vervollkommnungsfähigkeit überhaupt; ſie leitet alſo zur Liebe, Billigkeit und Nachſicht hin, ſo unerbittlich-ſtreng im Richten ſeiner Selbſt und in der moraliſchen Selbſtprüfung zu ſeyn, ſie den Menſchen auffordert. Sind dies nicht Alles Aufmunterungs- und Beförderungsmittel der Humanität, welche in dem gegenwärtigen weſentlichen Zuſtande der Philoſophie liegen, und ſollten ſich nicht von den durch ſie bewirkten beſſern Einſichten ſchon viele heilſame Folgen im ſittlichen Zuſtande der gebildeten Menſchheit aufzeigen laſſen? Mag es auch ſeyn, daß nur die Wenigſten aus inniger Ueberzeugung ihren Wahrheiten huldigen, die Meiſten mehr aus Scheu vor der Publicität, aus Nachahmungsſucht oder Eitelkeit, ihre Grundſätze, wo nicht wirklich befolgen, doch wenigſtens offenbar zu verletzen ſich in Acht nehmen; ſo iſt doch ſchon dieſer Einfluß der gegenwärtigen Philoſophie, in ſofern ſie Hinderniſſe der Humanität abhält, dieſer ſelbſt nicht wenig vortheilhaft. Freilich begründet eigentlich Humanität ſich ſelbſt, und iſt in ſofern unabhängig von Philoſophie; aber ſie ſelbſt kann Mutter einer edleren Philoſophie werden, und mittelſt dieſer humanen Philoſophie der Menſchheit unendliches Heil bringen. Sollte man dieſen humanen Geiſt nicht der neuern Philoſophie nachrühmen dürfen? belebt ſie nicht ein hohes Intereſſe für Aufklärung und Veredlung der Menſchheit? dringt ſie nicht, als auf ihre erſte Bedingung, auf reine Wahrheitsliebe? legt ſie nicht Menſchenachtung kraftvoll ans Herz? Wer wollte den Geiſt der Humanität in den meiſten und wichtigſten Schriften, welche den gegenwärtigen Zuſtand der Philoſophie am wirkſamſten beſtimmen halfen, in den vorzüglichſten Schriften eines Kant, Garve, Jacobi, Reinhold, Fichte, und mancher anderer, die ſich ehrenvoll ihnen anſchloſſen, bei unbefangener Würdigung ihrer Verdienſte verkennen und ableugnen? Ungeachtet Humanität ſich ſelbſt begründet, kann ſie doch durch die eine Philoſophie eher, als durch die andere, geweckt, zur Reife und Ausbreitung gefördert werden, und die wichtigſten Hinderniſſe, welche humanen Grundſätzen bisher im Wege ſtanden, entfernen; ſie kann die öffentliche Ueberzeugung lenken, Irrthümer zerſtreuen, welche zum Nachtheil der Humanität herrſchten, und Wahrheiten an ihre Stelle ſetzen, an die ſich das edlere Menſchengefühl und das praktiſche Intereſſe für das Heil der Familien und ganzer Völker, ja der ganzen Menſchheit, gern und innig anſchließt. Nach meinem Dafürhalten muß man dem jetzigen Zuſtande der Philoſophie dies Verdienſt zugeſtehen, wenn man von den Folgen gereizter Empfindlichkeit mancher philoſophiſcher Schriftſteller und von unvermeidlichen Streitigkeiten der Gelehrten abſieht, welche freilich bisweilen in anſtößigem Tone geführt wurden, aber nicht der wohl verſtandenen und unbefangen gewürdigten Philoſophie ſelbſt zur Laſt zu legen ſind.

Dieſe Winke mögen hinreichen, das Verhältniß des gegenwärtigen Zuſtandes der Philoſophie zur Humanität kenntlich zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Empfindungen und Erfahrungen einer Deutſchen in Paris.

Erſtes Kapitel.

Das Band.

Der Morgen war heiter, die Luft liebeathmend und kühl; ich beſchloß, einen Spaziergang zu machen. Im Vorbeigehn trat ich in einen Laden, um mir einen Hut zu kaufen. Schon war mein Handel geſchloſſen, und der Hut auf meine Locken geſetzt, als ſich die Ladenthür öffnete, und wir eine matte Stimme fragen hörten: Kaufen Sie nicht ein Band? Zu gleicher Zeit trat ein langes Frauenzimmer in den Laden. Ihre magere Hand hielt uns ein weißes Band mit rothen und blauen Streifen entgegen; dieſe Hand war fein gebaut, und durch die weiß geſpannte Haut ſchimmerten blaue Aederchen. Ihre Geſtalt war gebeugt und vernachläßiget, ihr Gang ſchwer und langſam, doch ihre Füße waren klein und nymphenhaft, und ihr ſchlanker Wuchs ſchien vormals reizend geweſen zu ſeyn. Ihr Geſicht war bleich, ihr großes Auge trübe; ihr Mund, welk und blaß, ſchien das Lächeln vergeſſen zu haben; aber auf allen ihren Zügen ruhte noch der Abdruck einer ehemaligen Schönheit, und ihr ganzes Weſen hatte einen Ausdruk von Adel und Sittſamkeit, den die Armuth ihrer Kleidung weder verbergen, noch ſchwächen konnte.

Die Ladenfrau betrachtete das Band, und ſchüttelte den Kopf: das kann ich nicht brauchen, ſagte ſie, ich habe noch alle Kiſten voll dreifarbiges Band. Die Fremde ſeufzte. Wiſſen Sie nicht, wer es brauchen könnte? fragte ſie bange. Nein, gute Frau, erwiederte die Krämerin, man trägt es nicht mehr ... Ich trug es in jenen Zeiten als Schärpe, ſagte die Fremde; ich habe es lange bewahrt ... jetzt haben ſich die Zeiten geändert; ich bin in Dürſtigkeit; das Brod iſt ſo theuer; mein Band iſt das letzte, was ich zu verkaufen habe, ich dachte, es ſollte mir für heute noch Brod verſchaffen ... ach! ... Ihr Haupt ſank auf ihre Schulter, ſie verbarg mit der einen Hand ihre thränenſchweren Augen, die andere hielt noch das Band hin. Ich ſah es jetzt an, die Zeit hatte das Weiß ein wenig vergelbt, roth und blau glänzten noch friſch ... Ich griff in meine Börſe, und gab ihr einige Geldſtücke. Sie ſah ſie an, ohne ſie zu nehmen. Dafür kann ich es nicht geben, ſagte ſie traurig. Ich verlange das Band nicht, ſagte ich; dies Geld iſt zu einigen Pfunden Brod. Nun ſo ſegne Sie Gott, meine liebe Mamſell (ſie hielt mich dafür, meiner Jugend wegen). So werd' ich dich denn heute noch behalten, fuhr ſie fort; ach! morgen vielleicht wirſt du mich verlaſſen ... Warum werden Sie es ſo ungern von ſich laſſen? fragte ich ſie. „Ach, Mamſell! ich war ſo glücklich, als ich es trug, und jetzt!" ... Eine Thräne drang in ihr Auge, ſie wickelte das Band in ein Papier, und ſteckte es in ihren Buſen; dann öffnete ſie die Ladenthür; grüßte uns, und entfernte ſich. Die Theilnahme, welche ihre ganze Geſtalt mir eingeflößt hatte, und eine heimliche Neugier bewogen mich, ihr zu folgen. Sie nahm den Weg der Avenue von St. Cloud, welche gewöhnlich ſehr einſam iſt. Ich ging ihr zur Seite, ich hätte ſie ſo gern befragt! Sie ſelbſt öffnete mir den Weg dazu. Mamſell gehn hier ſpazieren? fragte ſie. Ja, ſagte ich, dieſe Allee iſt einſam, der Schatten ſo dicht und kühl, und der Morgen ſo ſchön . . . Mamſell ſind Ausländerinn? fragte ſie wieder. Woher wiſſen Sie das? fragte ich. Ich höre es am Accent, Sie ſind eine Deutſche oder eine Engländerin . . . Ich bin eine Deutſche, Sie aber, ſind Sie aus Verſailles? „Nein, aus dem Elſaß.“ — Wie alt ſind Sie? „Neun und zwanzig Jahr“ . . . Wie! nicht älter? „Meine liebe Dame, der Gram nagt ſtärker, als die Zeit, an der Blüthe der Jugend.“ . . . Sie haben viel Kummer gehabt . . ? „Sie ſehn mich einſam, brodtlos, von meiner Vaterſtadt fern, aber das alles iſt noch mein kleinſtes Leiden.“ Erzählen Sie mir von Ihrem Kummer, Unglückliche. . . . „Ach Sie können mir weder Hülfe geben, noch Troſt.“ . . . Aber ich habe eine mitfühlende Seele. . . . „Ich ſehe es, und ein gutes Herz; möchte Ihre Empfindſamkeit nie die Quelle Ihrer Leiden werden!“ Sie wiſſen ja nicht, gute Frau, was nicht ſchon geſchehn iſt. . . . „Bei dieſem friſchen Teint! dieſem runden Geſicht. Nein Mamſell, Sie kennen noch das Unglück nicht.“ . . . Oft verbirgt die lächelnde Knoſpe einen Wurm, der ſie nagt; aber erzählen Sie mir, liebe Frau! Ihre Reden und Ihre

Geſtalt flößen mir eine unbeſchreibliche Theilnahme ein. „Ach Mamſell, ich reiße alte Wunden wieder auf, aber es ſei darum; ich will Sie befriedigen.

Ich ward in St* im Elſaß geboren, mein Taufnahme iſt Pelagie, erlauben Sie mir, Ihnen meinen unglücklichen Familiennahmen zu verſchweigen.

In meiner zarteſten Kindheit verlor ich meine Mutter. Mein Vater ließ mir eine ſtandesmäßige Erziehung geben. Ich lebte mit ihm in der tiefſten Einſamkeit, und ſah nur die Perſonen, welche zu meiner Erziehung beitrugen. Alexander, der junge Mann, der mir Muſikſtunden gab, ſchien mir der liebenswürdigſte Jüngling von der Welt zu ſeyn. Mein junges unerfahrnes Herz öffnete ſich unbeſorgt dem gefährlichſten und ſüßeſten Gefühle. Alexander war jung, ſchön, voller Geiſt und Gefühl. Er fand mich liebenswürdig, und bemerkte bald den Eindruck, den er auf mein Herz gemacht hatte. Jugend und Liebe machen kühn. . . . Alexander geſtand mir ſeine Liebe, ohne ſich durch die Hinderniſſe abſchrecken zu laſſen, die mein Stand und Vermögen unſerer Verbindung in den Weg legten. Auch ich bedachte dieſe Hinderniſſe nicht; überlegt die Liebe? Ich verbarg ihm den Zuſtand meines Herzens nicht. . . . Wie glücklich waren wir nach unſerm gegenſeitigen Geſtändniſſe! Die Hoffnung ſpiegelte uns die ſchönſten Illuſionen vor, unſere Verſchwiegenheit gab uns eine vollkommene Sicherheit.

In dieſer Zeit glaubte ein junger Graf, der von meinem groſen Vermögen hatte ſprechen hören, daß ich eine vortreffliche Parthie wäre. Er hatte mich nie geſehn, ließ aber bei meinem Vater um mich anhalten. Mein Vater dachte, ein Eidam von einem ſo glänzenden Hauſe ſei anzunehmen; er verſprach mich ohne Bedenken, und ſprach nachher erſt mit mir davon. Ich erſchrak heftig, ich bat meinen Vater, mich nicht ſo unglücklich zu machen. Welche Thorheit, rief er aus; woher kömmt dir der Abſcheu vor einem Manne, den du nicht einmal geſehn haſt. Das iſt es eben, ſagte ich. Ich finde es unbeſchreiblich leichtſinnig, ein Mädchen, das man nicht einmal geſehn hat, zur Gefährtin ſeines Lebens zu wählen... Ich finde das gar nicht leichtſinnig, erwiederte mein Vater; er hat dich auf den Ruf von deiner Schönheit und Sittſamkeit gewählt... Wenn er mir nun aber mißfällt?... Nun, zwingen werd' ich dich nicht.... Wenn ich ihm nun aber mißfalle?... Du? du haſt nichts mißfälliges, du würdeſt einen Thron ſo gut ſchmücken, wie einen Seſſel... Einen Thron! dachte ich, verlang ich einen? ach ich wünſche ja nur eine Hütte und meinen Alexander, um mit ihm ſie zu bewohnen.

Unterdeſſen brachen die erſten Unruhen der Revolution aus, der Friede unſerer Provinz ward geſtört, die Adlichen wurden in Schrecken geſetzt und geplündert. Viele emigrirten; der Graf, mein Freyer, war der erſte Emigrant unſerer Stadt. Ich dankte dem Himmel dafür. Mein Vater war ſo allgemein beliebt, daß man ihm Ruhe ließ.

Die Wörter Freiheit, Gleichheit ertönten rings umher, und verbreiteten Enthuſiasmus und Schrecken. Eines Tages ſaß ich einſam in meinem Kabinette, Alexander trat herein, dieſes Band flatterte in ſeiner Hand.... Meine

Pelagie, rief er aus, laß mich dich mit dieſem Bande ſchmücken, es führt die Farben der Nation, die Sinnbilder der Unſchuld, der Liebe und der Beſtändigkeit ... Wir ſind glücklich, mein Mädchen, die ganze Nation billigt unſere Liebe ... Und was weiß die Nation von unſrer Liebe? fragte ich unſchuldig. Sie hat den Adel vernichtet, Pelagie! alle Franzoſen ſind Bürger und Brüder, du biſt Bürgerinn! ſie ſind nicht mehr, die Verhältniſſe, die ehemals uns trennten ... O mein Alexander! rief ich aus, und ſank entzückt an ſeine Bruſt. In dieſem Augenblicke hörten wir Geräuſch, ich eilte nach meinem Stuhle zurück, die Thür ging auf, und mein Vater trat herein. Je te salue, citoyen mon frère, rief ihm Alexander entgegen. .. Ihr Diener mein Herr, erwiederte mein Vater ſehr trocken. Dieſe Aufnahme befremdete den lebhaften Alexander. Warum nennen ſie mich nicht Bürger? fragte er... Mein Herr, ich habe gehört, daß die Franzoſen frei ſind, erlauben Sie mir, Sie zu nennen, wie es mir gut dünkt, beſonders in meinem Hauſe ... Aber die neuen Geſetze, ſagte Alexander ... Ich erkenne kein Geſetz, als das, welches mein König mir giebt .. Der König? die Franzoſen haben keinen mehr, er ſitzt ohnmächtig im Tempel ... Junger Mann, ſagte mein Vater ernſt, wer ſeinem König untreu wird, der wird zum Verräther an allen ſeinen Pflichten ... Alexander ward beſtürzt, „die Stimme der Nation“ ſagte er ſtammelnd ... Die Stimme der Nation? ſage doch lieber die Stimme derer, welche die Stimme der Nation übertäuben und lenken; die Stimme herrſchſüchtiger Anſtifter, welche ſich auf den blutigen Thron ſetzen wollen ... Aber der Himmel wird ihre ſchändlichen Anſchläge vernichten ... Sie werden bluten und verdiente Schmach leiden, wo jetzt ihre unſchuldigen Opfer ſeufzen ... Mein Vater ſchwieg. Alexander erröthete, und ſchlug die Augen nieder, nach einigen Minuten Schweigen ergriff er meines Vaters Hand, drückte ſie an ſein Herz, ließ ſie fahren, und eilte zum Zimmer hinaus, ſein Blick ſchien mir ein ewiges Lebewohl zu ſagen. Mein Vater hatte meine Schärpe nicht bemerkt, ich band ſie los, und verbarg ſie unter meinem Kleide.

Mein Vater war rechtſchaffener, als weltklug. Er verabſcheute Marat und deſſen Anhänger, und beklagte laut den unglücklichen König. Marat hatte Spione, man hinterbrachte ihm meines Vaters Reden, und wahrſcheinlich ſetzte man noch vieles hinzu. Er ließ meinen Vater nach Paris fordern. Ich bat ihn mit Thränen um die Erlaubniß, ihn zu begleiten. Er bat mich dringend, von dieſem Verlangen abzuſtehn; ich ließ mich nicht erbitten. Ich verbarg Geld und Juweelen in verſchiedenen Theilen meiner Kleidung, und wir begaben uns nach Paris. Man eilte ſogleich meinen Vater ins Gefängniß zu führen; ich bat, daß man mich mit ihm einſchließen möchte, feſt entſchloſſen, jede Gefahr mit ihm zu theilen. Man fragte nach meinem Namen. Mein Vater fürchtete Mißhandlungen für mich, wenn er geſtände, daß ich adlich ſey. Er ſagte, ich ſei eine unglückliche Waiſe, und er habe ſtets für meine Erziehung Sorge getragen. Die Dankbarkeit, ſetzte er hinzu, habe mich bewogen, ihm zu folgen. Man lachte über dieſe Antwort, und hielt mich für meines Vaters Geliebte, man ſpöttelte häufig: die Reinheit meiner Abſichten tröſtete mich über die Bosheit der Auslegungen.

Marat ließ meinen Vater holen, um, ſagte er, ihn mit Sanftmuth zu unterſuchen, und ihn zu guten Geſinnungen zurück zu führen. Mein Vater erſchien vor ihm ruhig und kalt. Man hat mir geſagt, redete ihn Marat an, daß Sie ein eifriger Ariſtokrat ſind ... Ich? mein Herr? ich habe keine Meinung, und bin von keiner Parthey, ich erfülle meine Pflicht, und unterwerfe mich den Geſetzen.... Ich heiße nicht mein Herr, rief Marat aus, ich bin Bürger, wie jeder brave Franzoſe, der Titel: mein Herr, beleidigt mich ... Ich verlange weder Sie zu beleidigen, noch Ihnen zu ſchmeicheln, erwiederte mein Vater. Marat that, als verſtände er den Doppelſinn dieſer Worte nicht. Man ſagt, fuhr er fort, daß Sie die guten Bürger zu entzweien ſuchen, und überall für Ludwig den 16ten ſprechen.... Ja, ich beklage ſein Schickſal, erwiederte mein Vater, aber fern ſei es von mir, die Handlungen der Nation zu tadeln; es ziemt weder dem Einzelnen, die Thaten eines ganzen Volks zu richten, noch dem Menſchen, gegen den Willen der göttlichen Vorſicht zu murren ... Ah! nun bringen Sie gar Religion und Fanatismus in das Spiel! rief Marat aus. Nein, entgegnete mein Vater, nur geſunde Vernunft. Marat ſchwieg einige Minuten, nachher nahm er das Wort. Das Leben haben Sie nicht verwirkt, ſagte er, aber Sie ſind ein Schwärmer, ein Royaliſt, und ſprechen wider die jetzige Verfaſſung. Von nun an ſind Ihre Güter konfiszirt, ſie gehören der Naten, man muß Sie unſchädlich machen … Das heißt: zum Bettler, rief mein Vater mit Bitterkeit … Nein, nein, ſagte Marat lächelnd; ſeyn Sie ruhig, Sie werden auf Zeitlebens in einem Gefängniſſe Brodt finden … „In einem Gefängniſſe?“ — Schätzen Sie Sich glücklich, daß man Sie nicht guillotinirt … „Sie glauben alſo, ein ſolches Leben ſei eine Wohlthat?“ … Ey! was kümmere ich mich darum? — „Guter Gott, iſt das unſere Freiheit? nicht einmal unter deinem Himmel dürfen wir athmen!… Laſſen Sie die Exklamationen, rief Marat, und klingelte. Ein Polizeykommiſſarius trat in das Zimmer. Marat erklärte in ſeiner Gegenwart, mein Vater ſei ariſtokratiſch geſinnt, und ein der Geſellſchaft gefährlicher Schwärmer. Er befahl, ihn in ein abgeſondertes Gefängniß zu führen, und niemanden unter keinerlei Vorwand zu ihm zu laſſen. Man gehorchte ſogleich.

Indeſſen ſchmachtete ich im Gefängniſſe nach der Wiederkunft meines Vaters, die ich vergeblich jeden Augenblick erwartete. Welch ein Zuſtand, welch ein Aufenthalt!… Der Kerker war ſchmutzig und düſter, um mich her hörte ich nur Seufzer und Klagen. Nur Augen voll Thränen begegneten meinem traurigen Blick, nur Bilder des Schmerzes und der Verzweiflung … Ich ſaß in trüben Gedanken vertieft, als die Thür des Gefängniſſes ſich öffnete, und einige Männer von der Nationalgarde hereinkamen. Ich fragte ſogleich nach dem Baron von —, meinem Vater. Eben führt man ihn zur Guillotine, erwiederte ein Offizier. Bei dieſen Worten ſank ich in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, erfuhr ich zu meiner Beruhigung, daß man ſich im Namen geirrt hatte. Indeſſen vergingen einige Tage, ohne daß ich von meinem Vater reden hörte; ich ſchwebte zwiſchen Furcht und Hoffnung.

Endlich erfuhr ich ſein Schickſal. Man kündigte mir bald nachher an, daß ich im Gefängniſſe bleiben würde, da ich einem Royaliſten ſo zärtlich zugethan ſey. Dieſer Ausſpruch war mir unausſprechlich ſchmerzhaft. Meine Phantaſie hatte tauſend Projekte erſchaffen, die ich ausführen wollte, ſobald ich frei ſeyn würde. Ich wollte den Ort ſeines Gefängniſſes entdecken, (man hatte ihn mir verſchwiegen) ich wollte ſeine Kerkermeiſter durch meine Thränen und durch mein Gold erkaufen. Ich wollte mich zu Marats Füßen werfen. Dieſer Ausſpruch vernichtete ſo ſchöne Hoffnungen in einem Augenblicke. Ich blieb einige Wochen in dieſer ſchrecklichen Lage.

Eines Morgens trat ein junger Offizier in mein Gefängniß; es war mein Alexander. Er erkannte ſogleich ſeine Pélagie, aber die Klugheit mäßigte den Ausbruch ſeiner Freude. Einige Tage nachher kündigte man mir an, ich ſei frei. Ein Soldat führte mich aus dem Gefängniſſe in ein hübſches Haus im Fauxbourg St. Germain. Er entfernte ſich, und ich ſah Alexander mir entgegen eilen. Unſere Thränen, unſere Küſſe unterbrachen oft unſere Fragen und Antworten. Endlich erzählte mir Alexander, daß man ihn zum Soldaten gemacht habe, und daß ſeine gute Aufführung und ſein Muth ihm die Liebe und Achtung ſeines Chefs erworben, man ihn zum Offizier gemacht hätte. Mein Streben nach

Auszeichnung war unausſprechlich, ſchloß er ſeine Erzählung, ich hoffte auf Glück und Ehre, um mich meiner Geliebten würdig zu machen, und ihr meine Hand anbieten zu können. Dies Geſtändniß entzückte mich. Auch ich erzählte ihm nun, was mir begegnet war; mein Unglück ſchmerzte ihn nur halb, es hatte uns ja vereinigt!

Nun ich meine Freiheit hatte, ging mein ganzes Beſtreben dahin, meinen Vater zu befreien. Vergebens! weder meine, noch Alexanders Bemühungen gelangen.

Alexander behandelte mich wie eine geliebte Schweſter, ich hing an ihm, durch Liebe und Dankbarkeit doppelt gefeſſelt. Nach einigen Monaten bat er innig um meine Hand. Ich gab ſie ihm ſo gern, als ich ihm einſt mein Herz gegeben hatte. An dem Tage unſrer Vermählung ſah Alexander meine Schärpe, welche über mein weißes Kleid unter meiner Bruſt gebunden flatterte; nie hatte mich dies theure Band verlaſſen. . . Ein Band gleicht dem andern, aber Alexander errieth mein Herz, und erkannte es. Er umarmte mich entzückt. O meine Pelagie, rief er aus, dies liebe Band gab uns das erſte Vorbild einer glücklichen Zukunft! Liebe, Unſchuld und Beſtändigkeit ſollen unſer Band ſtets ſchmücken, und nichts wird es zerreißen können. . . Ich küßte zärtlich meinen Gemahl, während ſeine Hand dieſen jungfräulichen Gürtel löſete; in ſeinen Armen ruhend vergaß ich Frankreich und die Welt. Die Zeiten waren theuer, wir lebten ſparſam von Alexanders Einkünften und meinem geretteten Nothſchatze, aber unſere Liebe und Einigkeit machten unſere Ehe glücklicher, als Reichthum und Glanz ſie hätten machen können. Die Hoffnung, Mutter zu werden, vermehrte bald den Genuß meiner Freuden. Während dieſer Zeit ward Marat umgebracht, verſchiedene Gefangene erhielten bei der Gelegenheit ihre Freiheit, auch mein Vater erhielt ſie. Der Unglückliche kannte weder mein Schickſal noch meinen Aufenthalt. Vergebens hatte ich geſucht, den ſeinigen zu entdecken. Ohne Freunde, ohne Brodt irrte er in den Straßen von Paris. Nach einigen Monaten begegnete ihm Alexander in den Champs eliſees. Seine Geſtalt war abgefallen und entſtellt. Alexander erkannte ihn, eilte auf ihn zu, ſagte ihm von meinem Schickſale, und führte ihn zu mir. Glücklicher Augenblick! ... Mein Vater war in meinen Armen, mein Mann lag entzückt zu meinen Füßen, und auf meinem Schooße ruhte Alexandrine, mein und Alexanders Kind! ... Bei dieſen Worten blitzte noch einmal ein Freudenſtrahl in Pelagiens großen dunkeln Augen, aber ſchnell folgte ihm eine Thräne, und er erloſch. ...

Mein Vater, fuhr ſie fort, hatte keinen Ehrgeiz mehr. Er empfand Achtung und Dankbarkeit für Alexander, und ſegnete unſere Verbindung. Wie glücklich war dieſe Zeit! —

Jetzt aber kamen Robespierres Zeiten; unſere Ruhe ward zerſtört. Mein Mann bekam einen andern Chef, ein blindes Werkzeug Robespierres. Die Seele ſchaudert vor den Greuelthaten, die dieſer Unmenſch ſeinen Untergebenen befahl. Mein Alexander gehorchte nicht, er hatte den Muth, ſeinen Abſchied zu fordern, feſt entſchloſſen, lieber zu ſterben, als Mord zu begehen, die Altäre zu entweihen und ſeine Religion zu ſchmähen. Seine Forderung machte ihn verdächtig. Sein

Chef ließ ihn rufen. Er fragte ihn, warum er ſeinen Abſchied verlange? Alexander ſchützte eine ſchwache Geſundheit vor, die ihm den Dienſt beſchwerlich mache. Sein blühendes Anſehn widerſprach ſeiner Ausflucht. Man wagte es aber nicht, ihn umzubringen, denn er war geſchätzt und geliebt. Mit finſteren Blicken ſagte der Chef: Ich ſehe, Bürger, daß Ihre jetzige Lage Ihnen nicht anſteht, Sie ſollen zur Armee. Alexander wagte nicht, zu widerſprechen. Er war höchſt betrübt, mich zu verlaſſen, und ſein menſchliches Herz entſetzte ſich vor den Grauſamkeiten des Krieges; aber er wollte lieber für ſein Vaterland fechten, als auf eines Tyrannen Befehl ſeine wehrloſen Mitbürger würgen.... Er trennte ſich von mir, ſeine Abreiſe zerriß mein Herz. Zeit und Ueberlegung ſtillten meine Trauer. Wir ſchrieben uns oft, unſre Briefe waren treue Gemählde unſers Zuſtandes. Die Hoffnung verläßt die Liebe nicht, ſie beruhigte unſre Herzen, und ſüße Täuſchungen ſchwächten unſern Kummer. — Ach, ich hoffte nicht bloß auf meines Mannes Zurückkunft, ich glaubte ſie zu erwarten, und dieſe Erwartung half mir die Qualen der Trennung erdulden. In einem gewiſſen Alter, wo wir noch nicht recht mit dem Unglück bekannt ſind, dünkt uns ein leichtes Mißgeſchick das höchſte, welches uns treffen kann. Wir glauben, daß es unmöglich iſt, unglücklicher zu werden als wir ſind, und in unſerm Innern iſt eine Stimme, welche uns ſagt: ſo kann es nicht bleiben. — O, gewiß! ſo bleibt es nicht. — Unſer Unglück vermehrt ſich, und die Stärke der Schmerzen, die wir in der Gegenwart fühlen, ſchwächt die Erinnerung einer weniger trüben Vergangenheit.... Dann, ach dann empfinden wir die traurige Wahrheit, daß man immer noch unglücklicher werden kann....

Ich kenne ihn nicht mehr, dieſen Zuſtand voll Hoffnung; — die Zukunft iſt leer für mich. Ich habe noch Thränen, Leiden und meine Jugend, aber ich habe weder einen Wunſch, noch eine Hoffnung mehr.... Was ſag ich? ach eine hab ich noch!... Sehn Sie dort den Glockenthurm von Montreuil! dort werden meine Gebeine ruhn ... ein baldiger Tod iſt meine Hoffnung; aber ich trage es ſtandhaft dies einſame mühvolle Leben.... Ach! mein Alexander ruht nicht auf heiliger Stätte... Statt der Thränen ſeiner Geliebten hat der Thau der Nacht ſeine erblaßte Wange benetzt.... Kein frommer Prieſter hat ihm eine Seelenmeſſe geleſen, keine ſorgſame Hand hat Balſam in ſeine Wunden gegoſſen, und doch waren ſein Herz und ſeine Hand von Miſſethat rein.... Wie! rief ich beſtürzt aus, er iſt auf dem Schlachtfelde geſtorben? — Er ſank fechtend nieder, rief Pelagie ſtärker weinend. Und meine Alexandrine folgte ihm nach, ſie verſchied in meinem Arm, und meines Vaters ehrwürdiges Haupt ward auf einer Pique vor meinem Fenſter hergetragen.... O mein Gott! rief ich aus, und meine Thränen floſſen ... Ja, fuhr Pelagie fort, nun bin ich allein; alles hat mich verlaſſen, nur nicht mein Schmerz, er wird mich zum Grabe geleiten; möcht' er meinen Schritt dahin beſchleunigen. —

Bei dieſen Worten brach Pelagie's Stimme unter ihren Thränen... Geben Sie mir Ihr Band, ſagte ich ihr, ich will es verwahren.... Pelagie zog ihr Band aus dem Buſen, wickelte es langſam aus dem Papiere, und reichte es mir hin; ihr Blick ſagte ihm Lebewohl . . . Ich reichte ihr meine Börſe, ich bemerkte, daß ſie anſtand, ſie zu nehmen. Ihr Herz ſchien meinem Mitleiden das Opfer ihres Bandes gemacht zu haben. Mein naſſes Auge bat ſie, mein Geſchenk zu nehmen; ſie ergriff meine Hand, und heftete ihre Lippen darauf. Ich verbarg mein Geſicht und meine Rührung in mein Tuch; nach einigen Minuten fühlte ich meine Hand ſinken; ich ſah mich um, Pelagie hatte ſich entfernt. Ich war allein am Eingang der Avenue de St. Cloud, unter dem Schatten einer dunkeln Linde, das Band flatterte in meiner Hand . . .

Unſchuld, Liebe und Beſtändigkeit, ſeufzt' ich, indem ich es betrachtete, und das Bild des jungen Alexanders ſtand lebhaft vor meiner Einbildungskraft. Ich ſah ihn trunken von Hoffnungen ſeine Geliebte mit dieſen Farben ſchmücken. Ich ſah Pelagie an ihrem Vermählungstage, im Glanze der Unſchuld und der Jugend, mit vollen Roſenwangen und Augen von Glück und Liebe ſtrahlend . . . . Ich ſah den ſchönen Gürtel ihren ſchlanken Leib umgeben, und flatternd auf die Spitze ihres zarten Fußes niederfallen . . . Kann man ſolche Erinnerungen, ſolche Bilder erkaufen? Ja, ich habe ſie erkauft; aber nicht meine Goldſtücke, meine Thränen, meine Rührung, mein Mitgefühl haben dies ſchätzbare Band bezahlt . . .

Verſailles 1800.

Helmina Freyin von Haſtfer,
geb. von Klenke.

III.

Die Sängerinn.

1.

Mich trug auf Silberwellen
Ein leicht bewegter Nachen. —
Da tönte aus dem Garten,
Vom Bache ſanft umkreiſet,
Mir Liebeslaut entgegen.
Ich ließ die Ruder ſinken,
Und horchte ſtill dem Liede,
Verſteckt von Pappelbüſchen.
Da kam mit leichten Schritten
Die Sängerinn mir näher,
Die unbelauſcht ſich wähnte.
Sie ſang von May und Liebe,
Und von der Liebe Freuden
In zaubriſchen Accorden.
Mir ward ſo wohl und bange; —
Mein Blick hieng an dem Mädchen
Mit ſehnendem Entzücken,
Doch wagt' ichs nicht, zu reden;
Nur leiſe Seufzer miſchten
Sich mit des Liedes Tönen.
Doch endlich wagt' ichs kühner

Das Liedchen zu begleiten,
Und ſang die letzten Laute
Nur leiſe nach; — da ſtockte
Des Mädchens Silberſtimme.
Sie ſah mich hinterm Baume
Im leicht bewegten Nachen. —
Ich ſah ſie ſanft erröthen,
Und eilend dann entfliehn.

2.

Schon war am Abendhimmel
Des Spätroths Gluth erloſchen,
Und Heſper blinkte traulich
Schon durch erblaßte Wolken.
Da lenkt' ich meinen Nachen
Zurück mit trübem Blick;
Und laute Seufzer tönten
Zum trägen Ruderſchlage.
Das Lied der Nachtigallen,
Die von des Ufers Bäumen
Den ſtillen Abend grüßten,
War mir nicht ſchön; — ich hörte
Des Mädchens Lied noch immer;
Und ſah, wohin ich blickte,
Ihr ſüßes Bild noch immer
Mich zauberiſch umſchweben.
In jedem jungen Baume
Sah ich nur ihren ſchlanken
Und zarten Bau; — die Roſe
Zeigt' mir nur ihr Erröthen;
Selbſt Luna, die ſo eben

Mit heiterm, ſtillem Lächeln,
Dem Tannenhayn entſchwebte,
War mir nicht mehr ſo milde,
Als ſie mir ſonſt geſchienen.

3.

Schon lenkte ihren Wagen
Durch die azurnen Höhen
Die ernſte, ſtern-umkränzte,
Verſchwiegne Nacht, und tränkte
Mit Thau die Flur, die Wieſe,
Den Baum, den Strauch, die Blume,
Gebeugt vom Mittagsſtrahle; —
Doch ſank kein Thau hernieder,
Der, Balſam gleich, die Wunden
Des kranken Herzens heilte.
Im kühlen Winde wankten
Der Baum, der Strauch, die Blume,
Doch weh'te von den Wipfeln
Kein Hauch, der ſanft erquickend
Die heißen Wangen kühlte,
Von innrer Gluth geröthet.
Zum Lager ſchlich ich traurig;
Doch ach! mich floh der Schlummer; —
Bis Eos, im Gewande
Von Lilien und von Roſen,
Des Aufgangs Thor entriegelt';
Da ſchloß der ſpäte Schlummer
Mein Aug', und ſüße Träume
Umgaukelten mein Lager:
Ich ſah, in ihrem Garten,

Die Sängerinn am Bache,
Sie ſang von May und Liebe
Und von der Liebe Freuden; —
Doch, nur der Liebe Leiden
Empfand ich, als vom Traume,
So kurz und doch ſo lieblich,
Der Hahnenruf mich weckte. —
Der Morgen ſchwand mir traurig,
Der Tag ſo öd' und düſter.
Oft ſeufz't ich: „wie ſo golden,
So kurz, und doch ſo göttlich
Sind Paradieſesträume! —
Doch ach! — wie ernſt und träge
Die kalte Wirklichkeit!“

4.

Die Sonne war geſunken,
Da lenkt' ich meinen Nachen
Den ſtillen Bach hinunter,
Zu dem geliebten Ufer,
Umkränzt von Pappelbüſchen.
Da ſah ich ernſt und ſinnend
Die Sängerinn im Garten.
Sie ſang von May und Liebe
Und von der Liebe Leiden.
Sie nahm aus ihren Haaren
Ein Röschen, halb entblättert,
Und warf es in die Fluthen
Des Baches, und verfolgte
Mit ſtarrem Blick noch lange
Die Blume, die die Fluthen

Im Abendwind entführten. —
Dann ſang ſie wieder klagend
In Trauermelodeyen:
„So fliehen unſre Freuden
„Den Zeitenſtrom hinab;
„Ach! öfters ſtillt die Leiden
„Des Lebens nur das Grab.
„So manche Thräne fluthet
„So manche Wunde blutet: —
„Der ſchönſten Träume Bild
„Bleibt ewig unerfüllt."
Still war ich ihr genahet
Und ſchloß ſie in die Arme
Mit namenloſer Wonne.
Sie ließ die Augen ſinken,
Und große Thränen rannen
Von ihren dunkeln Wimpern.
Ich küßte von den Wangen
Der Liebe heiße Thränen.
Ich nannte ſie „Geliebte!"
Sie ſtammelte: „Geliebter!"
Laut rief ich: „mein auf ewig!"
Sie ſagte: „ewig! ewig!"
Und ſchloß mich an den Buſen
Mit namenloſer Wonne. —
Der Mond entſtieg dem Hayne,
Und lächelte dem Bunde
Mit freundlichem Geſicht.

Winfried.

IV.

Zeichen der Zeit.

Die feinen Geſellſchaften,

vergliechen

mit dem Ideal der feinen Geſelligkeit.

Eine durch Einladung oder durch freye Willkühr entſtandene, und zum gemeinſchaftlichen Vergnügen abzweckende Verſammlung von Menſchen, bei denen Geiſt, Herz und Geſchmack vorausgeſetzt worden ſind, heißt — feine Geſellſchaft.

Die harmoniſch-zuſammenſtimmenden, und in der Geſellſchaft angekündigten Aeußerungen reiner Originalität, ſchneller Beſonnenheit, ſicherer Selbſtbeherrſchung und tiefblickenden Scharfſinnes, unter der Disciplin eines vielſeitigen Verſtandes, eines lebhaften Geiſtes und eines für Schicklichkeit, Anſtand, Schönheit und Würde verfeinerten Gefühls gedacht; geben das vollſtändige Ideal der feinen Geſelligkeit. Das kategoriſche Veto derſelben iſt: „Dulde in deinem geſelligen Betragen nichts, was nicht als „Mittel zum Zwecke einer feinen Geſellſchaft, zur Hervorbringung des höchſt möglichen gemeinſchaftlichen Vergnügens geeignet iſt.“

Wer demnach nackte Individualität mit reiner Originalität verwechſelt, und für jene fordert, was nur dieſer gebührt; wer die Eigenheiten ſeines Standes oder Gewerbes, als Schönheiten eines originellen Charakters angenommen und behandelt wiſſen will; wen ſein vedeutlicher Lebensgang aus dem väterlichen Hauſe in die Schule, aus der Schule in die Lehre oder auf Univerſitäten, von hier aus zu einem Gewerbe, zu einem militäriſchen, bürgerlichen oder geiſtlichen Amte, zu Verſorgung, Brodt, Frau und Kindern ſo verformt und verordentlichet hat, daß er durch und durch nur lebendige Form und Ordnung, daß er überall nur beinahe etwas Selbſt iſt, mithin das freie Spiel eines originellen Geiſtes nicht ohne Beklemmung und Herzklopfen anſehen kann: der vermeide es, ſeine Geſellſchaften zu beſuchen, oder bei ſich zu ſehen. Er iſt dort in reiner freier Luft ein Fiſch unter Adlern, und ſein Haus iſt ein Pagodentempel, den das himmliſche Licht der feinen Geſelligkeit nicht erleuchten kann.

Wer beim Eintritt in die Geſellſchaft den Mangel eines Stammbaumes fühlt, oder im wohlbewußten Beſitze deſſelben geſchwind die Aeonen ſeiner Vonheit überzählt, und gegen die anweſenden Vonheiten oder Selbſtheiten berechnet; wer mit ſeinem Conto-, Soll- und Hauptbuch vertrauter als mit Menſchen, und in der Ideenwelt ein Bettler oder völlig ein Fremdling iſt; wer in dem erſten Augenblicke ſeines Erſcheinens in der Geſellſchaft nicht gänzlich vergeſſen hat, daß er in der Jenaer und Erlanger Literaturzeitung, in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, in Schlegels Neuzen, in Tieks Mühle und poetiſchem Garten, in den Frauenzimmer-Literaturbriefen und in der eleganten Zeitung zum klaſſiſchen Schriftſteller und Künſtler erhoben, oder zum trivialſten Sudler und Stümper herabgewürdigt, vergöthet oder betiekt, geſchlegelt oder gemerkelt, conſtruirt oder annihilirt worden ſey; wer den unwiderſtehlichen Trieb in ſich fühlt, gleich bei ſeinem Eintritte das Wort zu nehmen, um die Geſellſchaft mit der höchſt wichtigen Nachricht zu erfreuen, daß er ſo eben von dem Prinzen X oder von der Fürſtin Y, die ihn ſo lange aufgehalten habe, herkomme, oder daß er mit der heutigen Poſt von Göthe einen Brief erhalten, worinn er von dieſem großen Genie mein Lieber genannt wird; der iſt unfähig, zur Conſtruirung einer feinen Geſellſchaft ſein Scherflein beizutragen; denn alle Feinheit muß dort verſchwinden, wo man gezwungen wird, Pedanten und Gecken entweder zu dulden oder zu verlachen.

Wer es nicht laſſen kann, durch Aufzählung und Auseinanderſetzung ſeiner wichtigen Amtsverhältniſſe, durch gewiſſenhafte Ausmeſſung ſeines Wirkungskreiſes, durch elendproſaiſche Jeremiaden über den Druck ſeiner Geſchäfte, durch die ſorgfältige Abwägung des Intereſſes aller Staaten Europas, durch die mathematiſche Berechnung des Schadens, welchen die franzöſiſche Revolution der Menſchheit, Philoſophie und Aufklärung der bürgerlichen Geſellſchaft, die luſtigen Katzbalgereyen der Gelehrten, der Literatur, die Donaunymphe dem Geſchmacke bringen mußte, durch die ſcharfſinnige Entwickelung des Hauptgrundes der ſchlechten Polizey, des kleinen Brodts, der finſtern Straßenbeleuchtung und des allgemeinen Sittenverderbens die ganze Geſellſchaft zum Schweigen zu bringen, und ſie bis zum Gähnen zu rühren, der entheiligt den Tempel der feinen Geſelligkeit nicht; ihn wird das holde Lächeln der Gottheit nie erfreuen, und er dankt es nur der Feinheit ihrer Vertrauten, daß ſie ihn nicht in die Regiſtratur, in das Zeitungs-Comtoir, in die Leih-Bibliothek oder in die Polizeyſtube, als in ſein eigenthümliches Element, zurückweiſen.

Wer unter den freien Spielen origineller Geiſter mit ächt-muſelmänniſchem Fanatismus nur einen Gott und nur einen Propheten verkündigt; mithin Göthe als das einzige und univerſelle Genie, Schiller als den einzigen Dramendichter, Fichte als den einzigen Philoſophen der ganzen Geiſterwelt aufdringt; wer überall nichts, als entweder abſolute Einzigkeiten oder abſolute Nichtigkeiten ſieht: deſſen Geiſt iſt unter der Vielſeitigkeit der Kunſt und Literatur zur dürftigſten Einſeitigkeit zuſammengeſchrumpft; der iſt unter den freien Bürgern der gelehrten Republik ein Vonling ohne Land und ohne Ahnen, und in jeder feinen Geſellſchaft ein alberner Geſelle.

Wer ſich überall als den Mittelpunkt des Univerſums betrachtet, mithin durch witzige Einfälle die ganze Geſellſchaft ausſchließend unterhalten, oder durch forſchendes Schweigen ihre Aufmerkſamkeit ausſchließend auf ſich ziehen will; wer in der ſchönen Kunſt, mit Leichtigkeit anzufangen und zu rechter Zeit aufzuhören, nicht vollkommen bewandert iſt; wer überall entweder ganz heimiſch oder ganz fremd thut: der, wäre er auch das älteſte Mitglied des jetzt lebenden Von-

thums, der Herr aller Banquen oder der Unternehmer eines kritiſchen Journals, iſt in einer feinen Geſellſchaft doch nichts mehr und nichts weniger, als was das Wort *Herr* vor *Kant*, das Vorwort *von* vor *Göthe*, und das Beiwort *ein gewiſſer* vor *Bonaparte* iſt.

Wer nach dem ehrenvollen Ruhm eines *feinen Hauſes* geizt, und jeden intereſſanten Fremden zu Gaſte bittet, thut wohl daran; verſteht er aber die Kunſt nicht, ſeine täglichen Hausfreunde von ihren localen Gemeinplätzen, die dem intereſſanten Fremden entweder unbekannt, oder zu gemein ſind, in die höhern Regionen der Cultur zu entführen: ſo iſt der Fremde auf Koſten der ganzen Geſellſchaft zum Stillſchweigen verdammt. Der Herr des feinen Hauſes hat den intereſſanten Fremden gefüttert, aber nicht kennen gelernt; er hat den Wohlſtand und die Pracht ſeines Hauſes gezeigt, zugleich aber auch ſeine und ſeiner Hausfreunde Geiſtesarmuth verrathen; der Fremde aß ſich in einer Geſellſchaft ſatt, der es an nichts, als an Feinheit und Geſelligkeit gefehlt hatte, folglich für den Augenblick unfähig war, ſich mit dem intereſſanten Fremden durch irgend etwas Beſſeres in Rapport zu ſetzen, als durch den — Magen.

Wer in Geſellſchaft wartet, daß der intereſſante Mann ſich ſelbſt auszeichnen und geltend machen ſoll, *der* muthet ihm Unbeſcheidenheit, Anmaßung und Geckhaftigkeit zu, und verräth nur Stumpfheit ſeines eigenen Gefühls. Das Verdienſt in Geſellſchaft gleicht einer gebildeten Hausfrau im häuslichen Zirkel; beyde müſſen *gehoben* werden, um liebenswürdig zu erſcheinen.

Wer eine Menge Menſchen, die als lebendige Antitheſen in Gottes ſchöner Schöpfung herumirren, ewig gegen einander Iche und Nicht-Iche bleiben werden, unmöglich zu einem Ich und Wieder Ich zuſammentreten können, in ſein feines Haus auf einen Haufen zuſammentreibt; bei der Anfertigung des Gaſtzettels nur auf die Zahl, nicht auf die geſellige Tauglichkeit der Einzuladenden, nur auf ſeine beſondern, außer dem heiligen Kreiſe der feinen Geſelligkeit liegenden Verhältniſſe, nicht auf die Eigenthümlichkeiten der Perſonen Rückſicht nimmt; wer nur bittet, weil er gebeten worden iſt, und nur die bittet, die ihn gebeten haben; folglich die gute Sache der feinen Geſelligkeit als eine Waare behandelt, und ſein Haus zu einem Wechſelladen macht; wer nicht erſchrickt, wenn die Geſichter der Gäſte immer länger werden, alle Hände nach der Uhr greifen, und endlich ein ängſtliches, iſt der Wagen ſchon da? die Unterhaltung der ganzen Geſellſchaft wird; und wenn das Haus dann rein iſt, ſeiner Chriſtel ſelbſtgenügſam zuruft: war das nicht eine prächtige Geſellſchaft! der macht ein Haus, aber kein feines; der iſt wohl reich genug, um einen und den andern Mardi gras zu geben, aber zu arm an Geiſt und an Geſchmack, um eine feine Geſellſchaft zu conſtituiren.

Feßler.

V.

Martin Opitz.

Beſchluß.

Nach dem Willen und auf Koſten ſeines Burggrafen unternahm er die Reiſe nach Paris. In Leipzig fand er ſeinen alten Freund und Stubengenoſſen, Kaspar von Barth, der, nach Vollendung ſeiner Reiſen durch Italien, Frankreich, Spanien, England und Holland hier auf dem Paullinum in thätiger Muße lebte. Ueber Gotha, Hanau und Frankfurt am Main eilte er nach Straßburg, ward aufs neue der Tiſchgenoſſe Lingelsheims, erfreute ſich des Umgangs Berneggers, und lernte Freinsheim und Böcklern kennen. Er war ganz glücklich; er lebte in der Mitte gelehrter und humaner Männer, wo er, ohne beſtimmte Tendenz, in dem Reichthume ihrer und ſeiner Gelehrſamkeit ſchwelgen, und ſich das ganze Gebiet der Literatur, Hiſtorie, Antiquitäten, Sprachgelehrſamkeit und Politik eröffnen, und den ganzen Zauber ihres Genuſſes in ſeliger Muße einſchlürfen konnte. Ein mit neuen Inſtruktionen verſehenes Ermahnungsſchreiben des Burggrafen mußte ihn entzaubern und forttreiben.

Im May des gedachten Jahres gieng er geraden Weges an den Ort ſeiner Beſtimmung. — Wir kennen die Aufträge, mit denen er in dieſen Sitz der raffinirteſten Politik damaliger Zeiten gereiſt war, zu wenig, als daß wir entſcheiden könnten, was ihm hier gelungen ſey; ob ſeine fleißige Beſuchung der Parlamentsſitzungen noch einen andern Erfolg, als ſeinen Privatnutzen hatten, oder ob die Freundſchaft eines großen Mannes, die er erwarb, mehr ein Gewinn für ihn, als — für das Gleichgewicht von Europa geworden ſey. Durch Bernegger und durch ſich ſelbſt war er an Hugo Grotius empfohlen, der jetzt nach ſeinen wunderbaren Schickſalen in glücklicher Ruhe und in großem Anſehen zu Paris mit einer königlichen Penſion lebte Schon früher hatte Opitz mit ihm in Briefwechſel geſtanden, und ihm Daciſche Inſchriften zugeſchickt; jetzt genoß er das Glück, den Mann von tiefer Gelehrſamkeit und ſeltnem philoſophiſchen Scharfſinne ſelbſt ſprechen zu hören, und in ſeinem Hauſe, dem Sammelplatze des Hofes, der Geſandten, der Parlamentsräthe und Gelehrten, Zutritt zu erhalten. Grotius führte ihn in das Haus der Puteanen ein; er ſelbſt erwarb ſich die Bekanntſchaft des Claude de Saumaiſe, des Nicolaus Rigaltius, Hottomann, de Thou u. a. — Seine literariſchen Arbeiten waren ſeinem verehrten Freunde und deſſen Hauſe gewidmet. Er ſchrieb eine poetiſche Epiſtel in lateiniſcher Sprache an den funfzehnjährigen Cornelius Grotius, worauf dieſer ihm in einem lateiniſch-poetiſchen Panegyricus antwortete, und überſetzte des Vaters Buch: Von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, eines der berühmteſten Bücher, die vielleicht je geſchrieben, gedruckt und überſetzt wurden, in deutſche Verſe. So ſchrieb Grotius, nach der Erſcheinung dieſer Ueberſetzung, an unſern Dichter:

„Nun endlich reuen mich die im Gefängniſſe verlebten Jahre nicht, da ich die Frucht meiner Leiden von einem ſo treuen Dollmetſcher und einem ſo glücklichen Dichter dem erſten Volke der Erde übergeben ſehe. Nie gewohnt, mir zu ſchmeicheln, habe ich doch dieſes mein Werk ſtets deshalb geſchätzt, weil es die beſte aller Materien behandelt und mit Gründen unterſtützt, die ich wenigſtens für die eindringenſten hielt. Nun aber fängt es an, mir auch nach dem Theile, der eigentlich mein iſt, mehr als ſonſt zu gefallen, ſeitdem es mit deutſcher Fülle und Kraft auftritt. Mehr, als Deine Deutſchen, die, was ich zuſammentrug, wohl auch ſonſt leſen konnten, bin ich Dir ſchuldig, daß ich durch Dich meinem alten Vaterlande bekannt werde. Ueberall bewundre ich die Eleganz und die Nettigkeit Deiner Sprache; aus keinem andern Buche werde ich leichter und lieber deutſch lernen, als aus dieſem ꝛc.“

Ein Ruf ſeines Burggrafen riß den Glücklichen noch in dieſem Jahre aus ſeinem literariſchen Hochleben in Paris; am Ende deſſelben kam er, bereichert mit neuen Kenntniſſen und einem Schatze von ſeltenen Büchern, Handſchriften, Münzen und geſchnittenen Steinen, nach Breslau zurück.

Durch zwei Jahre litt ſein äußeres Schickſal keine Veränderung; aber im Jahr 1633, als ein hitziges Fieber das Leben ſeines Beſchützers endigte, ward ihm ſelbſt die Sorge für ſeine Lebensart zurückgegeben. Anfänglich wollte er ſich ganz in den Schatten des Privatlebens zurückziehen, und, in der Entfernung von öffentlichen Geſchäften, ſich und den Muſen leben; aber er fühlte bald, daß er in dieſen unruhigen Zeiten nirgends die Einſamkeit, die er ſuchte, finden würde, und er begab ſich an die fürſtlichen Höfe von Liegnitz und Brieg.

Hier gab er ſeinen Veſuv heraus, das erſte deutſche und wirklich poetiſche Lehrgedicht naturhiſtoriſchen Inhalts, ſo wie ſein Troſtgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges, deſſen ſein Vaterland nun bedurfte.

Der Herzog Johann Chriſtian von Brieg beſchloß, ſich mit ſeinem Hofe nach Preußen in Sicherheit zu begeben. In ſeinem Gefolge zog Opitz ſchon im Frühjahr [illegible]34 nach Thorn, doch mit der Erlaubniß, ſeinen Aufenthaltsort nach Gefallen wählen zu dürfen. Er wählte Danzig, und wohnte dort in dem Hauſe des reformirten Theologen Nigrinus, der ſich ſeiner mit liberaler Geſinnung annahm, und ihn dem mächtigen Grafen von Dönhof empfahl. Mit Ruhe und Sicherheit konnte er ſich hier den Arbeiten ſeines Geiſtes widmen; das Singſpiel Judith und die Ueberſetzung der Antigone des Sophokles, die ihm auch in anderer, als bloß linguiſtiſcher Rückſicht, Ehre macht, ſind die Erzeugniſſe ſeiner neu erlangten Muße.

Schon durch ſeinen Gönner, dem Könige Wladislaus IV bekannt, empfahl er ſich dieſem bei ſeiner Rückkehr vom Zuge gegen Rußland, durch ein deutſches Lobgedicht, das in Rückſicht der Kraft, Feinheit und Neuheit der Gedanken und Wendungen unter ſeine beſten Arbeiten zu rechnen iſt. Im

Jahr

Jahr 1636 ſprach ihn der König ſelbſt zu Danzig, und drang darauf, daß er in ſeine Dienſte treten ſollte. Nach langem Weigern nahm er auf Zureden ſeiner Freunde und mit Bewilligung ſeines Herzogs das Amt eines königl. Polniſchen Sekretärs und Hiſtoriographen, mit 1000 Thaler Gehalt, an, den letzten Titel, den er erhielt.

Die Muße und Freiheit von Sorgen, die ihm dies Amt gab, benutzte er fleißig zu literariſchen Arbeiten. 1637 gab er die Sammlung ſeiner geiſtlichen Poeſien heraus, ſammelte und revidirte ſeine weltliche Poemata, arbeitete an den Daciſchen Alterthümern, und vollendete ſeine Pſalmen-Ueberſetzung nach den gewöhnlichen Melodieen. Schon aus der gelehrten Vorrede erkennt man dieſe Ueberſetzung als ſein mühſamſtes Werk und als die verdienſtlichſte ſeiner geiſtlichen Arbeiten; mit Sachkenntniß würdigt er hier ſeine Hülfsmittel, und ſpricht mit der humanſten Beſcheidenheit von den Arbeiten derer, mit denen die ſeine etwa wetteifern könnte.

Nicht immer lebte er in dieſer Zeit zu Danzig: die Zuſchrift vor ſeiner Antigone iſt von Thorn aus datirt, und aus dem „Geſang bei des Edlen und hochberühmten Herrn M. O. von Boberfeld hocherfreulichen Gegenwart zu Königsberg in Preußen, 1638 den 29ſten Auguſt, geſungen von Simon Dach“ ſieht man, daß er auch dieſen alten Sitz der Gelehrſamkeit beſucht hat.

Außer andern großen und berühmten Männern ſeiner Zeit war er auch dem Schwediſchen Kanzler Axel von Oxenſtiern bekannt. Ein merkwürdiger Brief deſſelben, vom 4ten

Januar 1637, an Opitz, ſetzt ſeine Zuneigung und freundſchaftliche Werthſchätzung des Dichters auſſer Zweifel.

So hatte Opitz die Blüthe der männlichen Jahre und ſeines Ruhms erreicht; er war geliebt und geehrt von den gelehrteſten und berühmteſten Männern ſeiner Zeit; ſein Urtheil und ſein Geſchmack hatten die völlſte Reife erlangt, von ſeinem immer jungen Genie und ſeiner männlichen Gelehrſamkeit und Erfahrung erwartete man vollendete Früchte. — Die Muſen hatten nicht bloß den Jüngling, ſondern auch den Mann geliebt; ſie würden auch den Greis nicht verlaſſen, ſie würden ihm noch reinere, zartere und kräftigere Töne eingehaucht haben. Die Morgenröthe der deutſchen Dichtkunſt glühte am Himmel, man harrte der hervorbrechenden Sonne; — aber eine ſchwarze Wolke warf ſich vor die Pforten des Himmels, die Morgenröthe verſchwand und der Tag zögerte. Der Vater der deutſchen Poeſie hatte ſein Tagwerk vollbracht.

Die Peſt wüthete zu Danzig. Furchtlos wandelte unſer Freund noch in der leichenvollen Stadt; ſchon dachte er darauf, ſich ſeinen Freunden in den benachbarten Städten in die Arme zu werfen. Aber ſein Schickſal ereilte ihn. Am 17ten Auguſt (1639) ſprach ihn auf der Straſſe ein mit Geſchwüren und Peſtbeulen bedeckter Bettler um ein Almoſen an; indem er es ihm reichte, ergriff ihn ein Fieberſchauer. Er achtete deß nicht und gieng ſeinen Geſchäften nach. In der folgenden Nacht aber überfiel ihn eine unnatürliche Hitze, ſein Blut ſchien ſich aufzulöſen. Den 18ten war er an das Bett geheftet; hier lag er, unter der Ausſicht auf den gewiſſen

Tod, ohne Klage und ohne Furcht, mit ſtiller Ergebung in den Rathſchluß des Schickſals. Seine Bekannten, ſelbſt ſeine innigſten Freunde, wußten nichts von ſeinem Leiden. Erſt am folgenden Tage ward es bekannt, daß er unrettbar darnieder liege. Eben als er ſelbſt ihn rufen ließ, eilte der reformirte Prediger Niclas zu ſeinem Sterbelager; von ihm erhielt er den Troſt der Kirche und der Freundſchaft.

Jetzt ließ er eine Menge von Briefen, die er nicht in fremde Hände fallen laſſen wollte, vor ſeinen Augen verbrennen; ſiebenzig andre fand man nachher unter ſeinem Kopfkiſſen. Am Morgen des folgenden 20ſten des Auguſt hatte er gelebt. Am 22ſten ward ſeine Leiche unter großem Zulaufe des Volks in der Ober-Pfarrkirche zu St. Marien beerdigt. Ein gemeiner Stein, ohne Innſchrift, deckt ſein Grab; die traurige Zeit in der er ſtarb, war der Verſchönerung ſeiner Stätte nicht günſtig. Seine Schriften, ſeine Verdienſte um Deutſchlands Sprache, Dichtkunſt und Gelehrſamkeit, und das dankbare Andenken der Nachwelt an ſeinen Geiſt und ſein Herz, ſind ſein Denkmal.

Die noch vorräthigen Manuſcripte, die unſchätzbaren Sammlungen zur Dacia antiqua, ſeine Bücher ꝛc. ſind verloren gegangen und in einer Auction, an der, aus Furcht vor Anſteckung nur die gewinnſüchtigſten und gemeinſten Leute Theil nahmen, zerſtreut worden. — Seine Unſterblichkeit iſt gerettet.

Fiſcher.

VI.

Epigramme.

1.

Leſſings Nathan, für die Bühne abgekürzt von Schiller.

Hm! hm! den alten Nathan noch beſchneiden! — — —
— — — — — — — — hm! hm!
Je nun, — ſollt' er dies Kleine auch nicht leiden?
Wie wüßte man, daß er ein Jude wär! —

— e —

2.

Nathans Urbild.

A. Wenn Leſſing lebte noch in unſern aufgeklärten Tagen,
Würd' er wohl einen Nathan noch zu ſchreiben wagen?
B. Was denkſt du Freund? Der eine wurde ſchon ihm ſchwer:
Wo nähm' er jetzt ſein Urbild her?

— e —

3.

Die wiedergekommene Tauſe.

S. Nun hört ihr's doch, Gevatter Velten,
Die Tauſe ſoll ja nicht mehr gelten!
L. Nicht doch, Gevatter, nicht, der heil'ge Geiſt
War nur auf kurze Zeit verreiſt.

— c —

4.

An Sie.

Glänzen wollteſt du nicht im höfiſchen Zirkel der Damen?
Du, die lautre Natur, bei dem erkünſtelten Reiz?
Oder meinſt du, das Auge, vom Fackelſcheine beleuchtet,
Werde die Sonne nicht ſehn in der mittägigen Gluth?

C. G H. Burdach.

5.

Menſchenkenntniß.

Menſchen zu kennen ſey ſchwer? — In der Freude betrachte den Menſchen,
Wie der Vernunft er gehorcht, oder der Leidenſchaft fröhnt.

C. G. H. Burdach.

6.

An die Statue des Fürſten Leopold von Deſſau geſetzet.

Berühmter Mann im militär'ſchen Witze,
O ſag' uns doch, wo bleibt der alte Fritze?
Kömmt er nun bald? — Was macht er? Denkt er unſrer noch?
O alter Deſſauer! ſo geh, und hohl' ihn doch!

Antwort.

Dieß, lieben Kinderchen, ſteht nicht in meiner Macht.
Mich hat die Meiſterhand des Schadow hergebracht;
An dieſen wendet euch, denn Er gab mir das Leben,
Er wird den größten Mann euch lebend wiedergeben.

C. T*****.

VII.

Neueſte ſchöne Literatur.

Die Taſchenbücher und Almanache.

(Fortſetzung.)

14) Raſtatter Taſchenbuch auf das Jahr 1802. Herausgegeben von dem Verfaſſer der Szenen aus Fauſts Leben. Raſtatt, bei Sprinzing, und in Commiſſion bei Schwan und Götz in Mannheim.

(Titelblatt: die Kaiſerin von Rußland, von d'Argent, der es auch dedicirt iſt.)

Seitdem in Raſtatt der bekannte Convent geweſen, und die Stadt aufs neue in der politiſchen Geſchichte berühmt worden iſt, ſcheint man zu glauben, daß man auch von dorther ſein Wort in der gelehrten Welt durchaus mitſprechen müſſe. Nur wenn man dieſe ſelbſtgeſetzte Pflicht annimmt, kann man ſich erklären, wie der Herausgeber durch „die zu ſehr beſchränkte Zeit, bei der Nothwendigkeit mit Taſchenbüchern früh zu erſcheinen“ ſo entſetzlich hat gedrängt werden können. Er rechnet aber auf die Unterſtützung ſeiner Landsleute für den nächſten Jahrgang um ſo ſicherer, „je weniger noch in ſeinem Vaterlande (in Deutſchland oder im Badenſchen?) für Kunſt und Literatur geſchieht.“ — Er hat es ganz vergeſſen, daß er ſich die dieſjährige Angſt hätte erſparen können, da es mit dem Raſtatter Taſchenbuch nicht ſo ſehr eilt.

Uebrigens führt es dieſen Namen bloß, weil es in Raſtatt gedruckt iſt, und es könnte, des Inhalts wegen, auch füglich ein Irkutzkiſches heißen. Es enthält kleine Hiſtorien und Verſe 26 Stück. Man findet hier

1. im griechiſchem Koſtume, die Geſchichte eines Jünglings, der ſich ums Vaterland dadurch verdient machen will, daß er alle Frühjahre junge Obſtbäume nach Athen bringt.

2. im franzöſiſchen, eine überſetzte Geſchichte zweier Blinden.

Allgemeine Anmerkung. Man hat mehrere ſentimentale Erzählungen von Blinden, die ihr Geſicht wieder erhalten. Für Dichter, die dieſen Stoff noch ferner bearbeiten wollen, bemerken wir hier im Allgemeinen folgendes: Wenn die Operation gemacht iſt, ſo können die Patienten nicht ſogleich ſehen, oft iſt es ſogar nicht gut, wenn ſie im erſten Moment etwas deutlich erblicken. Es gehören wenigſtens vier Wochen der ſorgfältigſten Behandlung und leiſeſten Angewöhnung ans Licht dazu, wenn die Operation als gelungen angeſehen werden ſoll. Gewöhnlich aber laſſen die Dichter (wie hier) den Patienten ſogleich vom Stuhle mit vollem Gebrauche der Augen aufſtehen. Dies mag in Schauſpielen ſich nicht vermeiden laſſen; aber in Romanen ſollte man doch (da es hier auf vier Wochen nicht ankommt, die noch dazu zu allerhand ſchönen Schilderungen Anlaß geben) ſich vor dem allzu Unwahrſcheinlichen hüten.

3. im engliſchen, ein Aufſatz über die Mode, nach Goldſmith.

4. im altdeutſchen Ritterkoſtume, eine ordinäre Rittergeſchichte: Vatergroll; die ſich anhebt: Auf ſeiner Burg ſaß Ritter Bodo von Fürſtenegg mit ſeinem Nachbar, dem alten Wulf von Gaisbach, beim vollen Humpen, den ſie, nach ihrer Gewohnheit, fleißig leerten. (Das übrige kann man ſich leicht denken; der grauſame Vater wird unverſehends erſtochen, und was leben bleibt, geht ins Kloſter.)

5. im gemein-modernen, der Sorgloſe (die beſte Erzählung unter den übrigen, nicht ohne Laune.)

Für Abwechſelung iſt ſonach geſorgt; auch ſind Verſe zu leſen, folgender Art und Kunſt:

Epigramm. Verſchiedner Preis:
Der Lorbeer iſt des Menſchenwürgers Lohn;
Dem Wahrheitsfreund — wird eine Dornenkron.
Zwar ſenkte ihn kein Prieſter ein,
Doch ruht in Frieden ſein Gebein,
Denn überall iſt Gottes Boden,
Sein ſind die Lebenden und Todten.

Das einzige Gedicht, worinn einiges Leben zu ſpüren iſt, iſt überſchrieben Klage, und ſteht S. 121.

Zu einer ſogenannten Idylle gehört ein recht artiges Kupfer von d'Argent, und zu nichts der Eingang ins Murgthal von demſelben.

15) Taſchenbuch für Kunſt und Laune auf das Jahr 1802. Köln bei Haas und Sohn.

Sonſt wuſte man wohl, was man von den Produkten, figurirt: Köln, bei Peter Hammer, zu halten hatte; aber wer mit ſolchen Nebenideen dies Taſchenbuch ergreifen wollte, würde ſich ſehr getäuſcht finden. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, von welcher wir eine etwas ausführlichere Anzeige liefern müſſen.

Wir fangen vom Aeuſſeren an. In Rückſicht deſſen ſteht es neben den eleganteſten; ein in Kupfer geſtochner Einband im letzten Geſchmack, ſchöner Druck, Kupfer, Notenblätter und kein zu ängſtliches Format empfehlen es auf den erſten Blick. — Es enthält Proſa und Gedichte; jene aber iſt mit Ungerſchen Lettern, dieſe ſind, ohne Seitenzahlen, mit gewöhnlichen gedruckt; von den Aufſätzen fängt jeder mit S. 1 an. Dieſe ſonderbare Mannigfaltigkeit im Aeußern iſt ein Bild der innern.

Nicht ohne Fug aber ſteht das große Wort Kunſt auf dem Titel; ſieben treffliche Blätter und ihre Erklärungen ſind reine Produkte derſelben. Sie ſind aus andern Anzeigen bekannt.

Jeder Dilettant iſt dem Herausgeber Dank ſchuldig, daß er ihm den Genuß dieſer ſeltnen Meiſterſtücke, wenn auch in verkleinertem Maaßſtabe, verſchaft hat; noch mehr aber dem Verfaſſer des Kunſt-Commentars, der nicht nur über die genannten Gemälde, ſondern über die ganze Manier der Meiſter ſehr gründliche, von tiefem Kunſtſinn zeugende Betrachtungen (wenn auch zuweilen in etwas unkorrekter Sprache) vorträgt.

Darauf folgt: Hurra, ein dramatiſches Gemählde aus Wilhelm Schüll's literariſchem Nachlaſſe, bearbeitet von Aſchenberg. Herr A. hat ganz recht, wenn er ſagt, dieſer Dichter gehe ſeinen eignen Weg, denn auch dies kleine Drama iſt nicht ohne Originalität; aber dieſe Originalität iſt zuweilen ſehr roh. Z. E. Ein Unbekannter tritt auf, und läßt ſich über ſeine Eltern alſo vernehmen, (eine frühere Stelle über dieſen Gegenſtand vermögen wir gar nicht abzuſchreiben):

> Fluch! Fluch über die hölliſche Umarmung, die mich aus dem Chaos der Unerſchaffenheit hervorzog. Die Hand ſey verdammt, die meinen Schedel nicht zerdrückte, als ſie mich dem Mutterleib entwand; und verdammt die Bruſt, die mich nicht verſchmachten ließ, als ich um Labung wimmerte. Der Tag meiner Geburt werde aus der Zeit geſtrichen ꝛc.

Zwar iſt dieſer Unmenſch, wie es ſich hernach ausweiſt, ein Räuberhauptmann, (der ſich am Ende ſelbſt ausliefert, um der armen Wittwe ſeines Freundes den auf ſeinen Kopf geſetzten Preis von 1000 Louisd'ors zu verſchaffen) aber ſo kannibaliſch ſollte man doch keinen Menſchen reden laſſen.

Außer dieſem iſt noch eine Geiſtergeſchichte zu leſen, welche eine Nachahmung der Erzählungen einiger Ausgewanderten zu ſeyn ſcheint, und nicht ohne ein flüchtiges Intereſſe iſt.

Die Gedichte ſind von Herrn Ernſt Moritz Arndt zu Löbnitz in Schwediſch Pommern (welcher auch eine Sammlung ſeiner Gedichte in zwei Bändchen ankündigt). Einzelne Unkorrektheiten abgerechnet, zeugen ſie von poetiſchem Geiſt und Kunſtſinn. Das Gedicht Schickſal ſchließt ſich ſo:

Friſch auf! ob aus den hohen Sitzen
Die Götter lächeln, oder blitzen,
Du wandle wohlgemuth die Bahn!
Viel Holdes blüht am Pilgerwege,
Und gelten dich die Donnerſchläge,
Sie können nimmer dich tiefer ſchlagen,
Als bis zum unterirdiſchen Kahn.

Das zweite Lebenslied geben wir zur Probe ganz:

Steh und falle mit eignem Kopfe!
Thu' das Deine, und thu' es friſch!
Beſſer ſtolz an dem irdnen Topfe,
Als demüthig am goldnen Tiſch.
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Gold hat Kummer und Schlangengeziſch.

Bau dein Neſt, weil der Frühling währet,
Luſtig bau's in die Welt hinein!
Hell der Himmel ſich droben kläret,
Drunten duften die Blümelein.
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet.
Wage! dulde! die Welt iſt dein!

Steh nicht horchend, was Narren ſprechen:
Jedem blüht aus der Bruſt ſein Stern.
Schickſal webet an [illegible] Bächen,
Keinem webet es ſchrecklich fern. (!)
Steige hernieder!
Faſſe die Feder!
Starken folget das Starke gern.

Wechſelnd geht unter Leid und Freuden
Nicht mitfühlend der ſchnelle Tag.
Jeder ſuche zum Kranz beſcheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet,
Freude entfliehet:
Lebe! halte! doch lauf nicht nach!

(Wir wünſchen dem Liede eine Kompoſition von Hurka, ſtatt der beiliegenden von Bergk.)

Bisher ſuchten wir vergeblich nach der Laune, die auf dem Titel ſteht, und finden ſie endlich in dem einzigen Gedicht von Arndt: die Mütze und der Pantoffel, welches wirklich mit Leichtigkeit und ſatyriſcher Laune geſchrieben iſt.

16) Revolutions-Almanach von 1802. Göttingen, in der Dieterichſchen Buchhandlung. 8.

Mit den Revolutionen iſts vorbei, und ſonach auch wohl mit dem Revolutions-Almanach. Er ſcheint ſich zwar an dem Gerüchte von einem Plan zur Republikaniſirung Deutſchlands das Leben friſten zu wollen; allein er giebt die Hoffnung ſogleich ſelbſt auf, indem er (in der Vorrede) hinzufügt: „es dürfe dieſes niemands Furcht erregen, da der edle Conſul nichts weniger, als geneigt ſeyn möchte, ein Paar Schwindler wegen Europa von neuem zu bewaffnen.“ Seine Tendenz ſoll alſo eine friedliche ſeyn; und da dies nicht anders, als in ſeiner Todesſtunde vor ſich gehen kann, ſo wiſſen wir, was ſeine Glocke geſchlagen hat. So fahre er denn in Frieden, wie er in Frieden ſcheidet. Seine „Tendenz“ war nicht immer friedlich, ſeine Rolle nicht immer ehrenvoll, ſein Geiſt nicht immer human, aber — de mortuis bene, d. h. Nichts weiter.

Was der gegenwärtige Jahrgang liefert — und er liefert manches Intereſſante — iſt wahrſcheinlich allen denen, die ſich dafür intereſſiren, ſchon bekannt, und wir dürfen davon, ſo wie von den vielen Bildern, die er an und um ſich hat, nichts weiter erwähnen.

17) **Taſchenbuch der Reiſen**, oder **unterhaltende Darſtellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts**, in Rückſicht der Länder- Menſchen- und Produktenkunde. Für jede Klaſſe von Leſern von C. A. W. v. **Zimmermann**. Erſter Jahrgang für das Jahr 1802, mit 15 Kupf. und 1 Karte. Leipzig bei Fleiſcher d. j.

Was ehmals das bekannte Sprengelſche hiſtoriſche Taſchenbuch war, das ſcheint jetzt das Zimmermanniſche Taſchenbuch der Reiſen werden zu wollen. Der Zweck, welchen der

Titel angiebt, ſo wie die ſolide und ſchöne Ausführung deſſelben, iſt Dankes werth. Die Unternehmung wird ſowohl zur Bereicherung der Erd- und Menſchenkunde, als zu einer geſchmackvollen Unterhaltung gebildeter Leſer beitragen.

Nach einer gründlichen Einleitung: Ueber den Vorzug der neuern Reiſemethoden von denen der Alten; handelt der würdige Verf. von Afrika, und beſonders deſſen weſtlichem Theile, der Küſte von Guiana, mit vollſtändiger Benutzung der neueſten Entdeckungen; von S. 156. folgen: Merkwürdigkeiten aus der Naturgeſchichte von Afrika; von S. 199. Bruchſtücke aus der Völker- und Erdkunde von Afrika, Aſien, Polyneſien, z. B. über die Heirathen verſchiedener Völker, Macao und Camoens, der Orden auf Arichien, Verehrung der Todten in einigen Ländern des Südmeers, von S. 249. Biographie einiger vorzüglichen Reiſenden (Anſon und Tavernier).

Die Kupfer (von Darnſtedt, Schmidt) ſind mehr inſtruktiv, als kunſtſchön, und größtentheils nach Zeichnungen nach dem Leben.

18) **Hamburgiſches neues Taſchenbuch auf das J. 1802, zur Beförderung froher Laune, Menſchen- und Sittenkunde im 19ten Jahrhundert.** Herausgegeben von J. F. Schütze, Kanzleiſekretaire. Mit Kupf. und Muſik. Hamburg bei Meyn und Mahncke, 1802.

Dieſer Titel hält Wort; es iſt würklich ein Hamburgiſches Taſchenbuch, und befördert frohe Laune und

Sitten- (wenn auch eben nicht Menſchen-) Kunde. Es iſt, bis auf einige weinerliche Verſe, durchaus launig und witzig, und ſpricht bald in gebundener, bald in ungebundener Rede. Die vorzüglichſten Aufſätze ſind:

Die Wanderungen durch Hamburg und der ſogenannte Moderoman; die Tabatiere, auch zum Theil die verſifizirten Gemälde des Belletriſten und Afterarzts, gezeichnet nach dem Leben. Unbedeutend ſind die Anekdoten, Randgloſſen, Charaden, Stammbuchs-Inſchriften, und größtentheils die Gedichte; vor allen die Scherflein der Fr. S. Albrecht. Die Proſa iſt ganz vom Herausgeber, ſo auch manche Gedichte. Wir zeichnen von dieſen ein Epigramm aus, das ſeinen Stachel von der Wahrheit geborgt zu haben ſcheint:

Eine gewiſſe Oper.

Der Oper Fall iſt eingetroffen,
Weil, wenn ihrs etwa noch nicht wißt,
Ihr Komponiſt allzu beſoffen,
Ihr Dichter allzu nüchtern iſt.

Die vier Kupfer ſind von Hr. Leo Wolf in Altona nach Zeichnungen von Fr. Catel, und ſtellen zwei Scenen aus dem vorjährigen Taſchenbuche und zwei aus Wallenſtein, nicht ohne Verdienſt, vor. Das Titelbild von einem Hrn. J. C. G. Fritzſch (das Porträt von Büſch) iſt in eben dem Grade ſchlecht gemacht, als es ähnlich iſt.

19) **Taſchenbuch für häusliche und geſellſchaftliche Freuden auf das J. 1802, von Ludwig Lang.** Mit K. von Chodowiecky u. a. Frankfurt a. Main, bei Guilhauman.

Ein ſehr ſchönes Porträt Johanns v. Alxinger, von Rahl, ſteht dieſem Titel gegen über; nach ihm folgen fünf Blätter, das erſte aus dem Jahr 1791 von Chodowiecky, ſodann vier Gartenverzierungen nach Zeichnungen von Thouret, von denen aber nur die erſte von der Hand eines Künſtlers geſtochen iſt. Außerdem ein Paar unbedeutende anonymiſche.

Unter dem Titel: Die Familie Hellmuth, von **Hiemer**, finden wir eine Geſchichte, die mit der Abreiſe eines Schülers auf die Akademie anhebt, und ſodann die Begebenheiten der Familie in aufſteigender Linie, jedoch keineswegs in der Manier der **Lebensläufe** referirt. Beſonders ausführlich iſt die Geſchichte des mütterlichen Großvaters, eines braven, aber betrogenen und verkannten Dorfſchulzen erzählt. Schade nur, daß ſeine Marie, eine ſo gemeine Frau geworden iſt, wie ſie das erſte Kapitel darſtellt.

Sodann folgt: Eugenius, ein Naturgemählde, von **Stl.**

Ferner: Die Geſchwiſter, eine wahre Begebenheit, von T. B. R. **Proſaiſch**, aber eine recht gute Schilderung vom Unglücke des Mißtrauens.

Ein **Allerlei**, welches nicht ohne ſcharfſinnige Gedanken iſt, macht den Beſchluß der Aufſätze.

Gedichte haben geliefert: **Buri, Conz, Denzel** (ein längeres Gedicht, **der Frühling**, mit viel ſchönem

Leben in wechſelnden Sylbenmaßen), Friedrich z. B. ein Epigramm:

An das löbliche Schauſpielperſonal in X.

Ihr Unvorſichtigen! ſezt eurem Archiater
Dem Hauptbevölkerer des Schattenreichs, ein Ziel:
Sonſt wandelt er das Hoftheater
Bald in ein Schattenſpiel.

Haug, Lohbauer, Werthes, Städele, Hutmacher und Schulmeiſter in Memmingen: die Waſſerfahrt, nicht ohne Unkorrektheiten, doch poetiſch. Der Schluß iſt:

Und immer näher gleiteſt du dem Ziele
Das weiſe Schiffer krönt;
Indeſſen ſcheitert, der dem Truggewühle
Der Leidenſchaften fröhnt.

Je länger ſich dein weiſer Lauf hienieden
Erſtreckt, je reiner glänzt
Der Lohn am Port, der frommer Adamiden
Beglücktes Haupt bekränzt.

und anderer Genannten und Ungenannten. — Dabei zwei Lieder von Zumſteeg (wovon das erſte: Wir werden Staub und Aſche ꝛc. ſchon bekannt iſt). Das Ganze ſchließt mit einer Polonese grazioso.

(Die Fortſezung folgt.)

VIII.
Korreſpondenznachrichten.

1.
Schreiben aus dem Mecklenburgiſchen.

Im December 1801.

— — Vierzehn Tage war ich auf Rügen, lernte in Altenkirchen **Koſegarten** kennen, und hörte den 23ſten Auguſt, — nahe dem Vorgebürge Arkona, Angeſichts der Oſtſee, beim günſtigſten, ſchönſten Wetter, vor einer Verſammlung von 3 bis 400 Menſchen von jedem Alter — die diesjährige erſte Ufer-Predigt ihn halten. Wahrlich, eine ſeltene, herzerhebende Feierlichkeit! Eine Gelegenheit für den Redner, die **Koſegarten** meiſterhaft zu nutzen weiß. *)

---

*) Eine Amtsverrichtung, der **Koſegarten** recht con amore vorſtehet. Nach **Sagard** hin, von wo aus ich mich bei ihm gemeldet hatte, ſchrieb er mir in dieſer Hinſicht, unterm 21ſten Auguſt, folgendes: „Sollte gleich das Wetter am Sonntag „der Ufer-Predigt nicht günſtig werden, ſo will ich Sie dennoch „bitten, mich auch zur Predigt in der Hütte zu begleiten. Das „Zuſammendrängen in der engen, dämmernden Hütte, um den „Ewigen zugleich mit unſern armen Brüdern anzubeten, hat et„was ſo Erweichendes und Rührendes, daß ich in gewiſſen weh„müthigen Stimmungen lieber in der demüthigen Hütte rede, „als im majeſtätiſchen Tempel der Natur." Was es mit dieſen Ufer-Predigten eigentlich für eine Bewandniß hat, haben K. und mehrere Reiſende bereits geſagt. D.

— Ich wünſchte, Herr Garlieb Merkel könnte einſt derſelben beiwohnen; er würde den Mann, der gewiß an Arconens Geſtaden ihn erbaute — erſchütterte, nicht mehr ſo gar unglimpflich behandeln, wenn gleich deſſen Romane manches zu wünſchen übrig laſſen, und ich deren Vertheidigung nicht übernehmen möchte. Ueberhaupt wünſchte ich, daß Koſegarten den Gelehrten Deutſchlands perſönlich nicht ſo ganz unbekannt wäre; man würde gewiß bei mehreren Gelegenheiten nachſichtsvoller gegen ihn verfahren ſeyn, und doch in Rückſicht ſeiner gewiß mehr und zweckmäßiger gewirkt haben. Sollte er aber nicht auch ſchon wegen ſeiner ernſthaften, religiöſen Schriften bei den, nur zu bekannten Gelegenheiten, Schonung verdient haben? Wer „des Herrn Abendmahl“ „Schlaf, Erwachen und Wiederſehn“ die Ufer-Predigten, überhaupt Euſebia und die Rapſodien, geleſen hat, der, dächt' ich, könnte, müßte dem Verfaſſer der Ida und der Giglio nicht ſo ganz den Stab brechen; wenn gleich — wie oben geſagt! — Und ſeine Poeſien! Ich bin weit entfernt, mich zum Richter aufzuwerfen — aber doch! meinem Gefühle, meinem Herzen haben viele derſelben wohlgethan. Mehrere günſtige Rezenſionen davon ſind bekannt; und ſollte Deutſchland wirklich die dritte Auflage ſo ſchlechter, unwichtiger Produkte, wie Herr Merkel uns dieſe Poeſien ſchildert, verbrauchen? Ueberhaupt ſcheint es mir, als urtheile Herr M. — deſſen Litteratur Briefe ich übrigens mit ſehr vielem Vergnügen leſe — nicht ſelten zu ſtrenge, zu bitter, zu beißend, faſt möcht' ich ſagen, zu lieblos; er bewirkt dadurch nur böſes Blut — keine Beſſerung! Und mich deucht, der Mann könnte viel wirken, wenn, auch bei gerechtem Tadel, nachſichtsvolle Gutmüthigkeit die belehrende Feder ihm führte. Schade!!

Unter den angenehmſten Rückerinnerungen meiner Rügianiſchen Reiſe gehört wahrlich Koſegartens Bekanntſchaft. Ihm noch ganz unbekannt, nahm er mit zuvorkommender Gaſtfreundſchaft mich mit den Meinigen auf; zwei ganze Tage verlebte ich in ſeinem Hauſe ſehr angenehm. Er iſt ein äußerſt unterhaltender, belehrender Geſellſchafter; und was ich von ihm ſah und hörte, beweiſt mir, daß er auch ein guter, vorzüglicher Menſch iſt. Mit inniger Liebe und Zärtlichkeit hängt er an Weib und drei noch lebenden Kindern; zwei ſchlafen ſchon ſeit einigen Jahren den langen Schlaf unter fruchttragenden Obſtbäumen in ſeinem Garten, wo auch er die Ruheſtäte ſich anwies. *) — Alle, die ihn näher umgeben, ſchätzen und lieben ihn; ſein eigener Diakonus hielt ihm, hinter ſeinem Rücken, die ſchönſte Lobrede gegen mich; ſeine Gemeine trägt ihn auf den Händen!

Die Prediger auf Rügen haben doppelte Gelegenheit, ihren Pfarrkindern wohlzuthun, da ſie — wenigſtens über einen großen Theil derſelben — auch die weltliche Gerichtsbarkeit, und folglich vielen Einfluß auch auf deren zeitliches Schickſal haben. Paſtor Koſegarten nutzt dieſe Gelegenheit als ein menſchenfreundlicher, gerechter, wohlthätiger Mann. Wie man mir ſagte, müſſe die Altenkirchen-

---

*) S. Nernſt's Wanderungen u. ſ. w. Seite 169.

ſche Pfarre bei jetzigen Kornpreiſen beinahe 5000 Thaler jährlich tragen, wenn *Koſegarten* ſie ganz nutzen könnte, nutzen wollte. Theils hindert ihn aber ſeine Unkunde der Landwirthſchaft und ſein leidenſchaftlicher Hang zur geiſtigen Arbeit, theils ſeine Gutmüthigkeit daran. Geiſtige Arbeit iſt ihm Bedürfniß geworden; was er damit erwirbt, wendet er an Kunſtwerke und Bücher. Er beſitzt daher eine ſo reichhaltige als auserleſene Kupfer- und Bücher-Sammlung. *Allwina* — ein liebevolles, viel verſprechendes, dreizehnjähriges Mädchen — iſt Bibliothekar; nur in ihrer Gegenwart darf des Vaters Muſeum gereinigt werden. Mit liebenswürdiger Gewandtheit geht ſie dieſem zur Hand, wenn er einen Fremden damit bekannt macht. Tagelang könnte man darinn verweilen. — Doch genug! Ihren Wunſch, mein Urtheil über den *Menſchen Koſegarten* zu hören, kann ich nur durch obige Bruchſtücke erfüllen; ihn zu *charakteriſiren* würde ich nicht vermögen, auch wenn ich Monden- und Jahrelang bei ihm verweilte: es iſt wirklich kein *gewöhnlicher* Menſch, deſſen Abriß denn auch keinen *gewöhnlichen* Zeichner erfordert. Als Schriftſteller, als Dichter kennen Sie ihn, und ſind wahrſcheinlich mit mir der Meinung: daß in Rückſicht mehrerer, gewiß vortreflicher Arbeiten, man ihn wenigſtens mit Schonung behandeln müſſe, wenn er — zur Erholung aus ſeiner eigentlichen Sphäre ſich wagend — eine *Ida*, einen *Giglio*, eine *Ebba* zur Welt befördert. Jedes freimüthige, beſcheidene Urtheil iſt dem wackern *Koſegarten* angenehm; davon bin ich feſt überzeugt; ich würde Ihnen ſonſt lieber nichts über ihn geſagt —

wenigſtens Sie gebeten haben, keinen öffentlichen Gebrauch davon zu machen; denn wahrlich! ſeine Ruhe, ſeine Freundſchaft ſind mir werther, als das Vergnügen, mich von ihm zu unterhalten. — — Von Rügen ſelbſt ſag' ich Ihnen diesmal nichts; ich hatte wirklich zu wenig Zeit, alle Schönheiten und Eigenthümlichkeiten dieſer von der Natur ſo herrlich ausgeſtatteten Inſel hinlänglich aufzufaſſen. Vergönnen es Zeit und Umſtände nur einigermaßen, ſo ſteure ich bald wieder dahin — wenigſtens iſt es mein innigſter Wunſch: und dann vielleicht ein Mehreres! Bis dahin begnüge ich mich, Sie auf Nernſt, Zöllner und Rellſtab zu verweiſen, und bin übrigens ganz der Meinung des reiſenden Fr. v. K. im 145ſten Stück der Zeitung für die elegante Welt. Nur mit einem vorzüglichen Manne muß ich Sie noch bekannt machen. Den Paſtor von Willich zu Sagard hatte ich Gelegenheit, näher kennen zu lernen, da gedachter Flecken eigentlich mein Hauptquartier war, von wo aus ich meine kleinen Exkurſionen machte. Ein Mann von Kopf und Herz, der mit ſeiner liebenswürdigen Gattin alle Kräfte aufbietet, jedem anſtändigen, beſcheidenen Fremden den dortigen Aufenthalt angenehm zu machen. Die Bemühungen dieſes in jeder Rückſicht vortrefflichen Paares, meiner Frau und mir gefällig zu ſeyn, waren ſo unbegrenzt, daß ich begierig die Gelegenheit ergreife, ihnen hiermit öffentlich meinen innigſten Dank dafür abzuſtatten. — Schon ſeit mehreren Jahren bemühet ſich von Willich eine in ſeinem Pfarr-Sprengel befindliche mineraliſche Quelle wieder nutzbar zu machen, und was die Kräfte eines Partikuliers vermögen, hat er treulich geleiſtet: ſo daß im verwichenen Sommer ſchon 70 — 80 Badegäſte ſich dort einfanden. Wird höhere Unterſtützung ihm nicht fortdauernd verweigert, ſo kann die Anſtalt ſehr heilſam und wohlthätig, zugleich aber für ganz Rügen ſehr vortheilhaft werden. Die Kraft des Waſſers ſoll der des Freienwalder ziemlich gleich kommen. *)

Jetzt, mein Freund, zum Schluß noch einen guten Rath! Wollen Sie einſt, zur wahren Erquickung des Leibes und der Seele, eine Reiſe machen, ſo ziehn Sie nach Rügen; durchkreuzen Sie dies reizende Eiland cum annexis, mit dem Nernſt oder Zöllner in der Hand; lernen Sie von Willich, Koſegarten, und — nicht zu vergeſſen — Paſtor Franck in Bobbin kennen; und wenn ſie dann noch überdem zur Zeit der Ufer-Predigten da ſind, als die da iſt vom 11ten bis 15ten Sonntag nach Trinitatis, ſo ſteh' ich Ihnen dafür: Sie werden Ihres Zwecks nicht verfehlen, und weder Zeit noch Geld bereuen. — Zugleich ſehn Sie dann auch noch das wirklich ſehenswerthe, und von der Seeſeite majeſtätiſch ſich darſtellende Stralſund; und wenn Sie hier am Markte bei Herrn Hintſche logiren, ſo lernen Sie einen ſehr zuvorkommenden, dienſtfertigen, zugleich billigen Wirth kennen, und erfreuen ſich des Abends eines herrlich tönenden Zapfenſtreichs.

B — n.

---

*) Ein Mehreres von dieſer werdenden Bade-Anſtalt iſt zu erſehen aus der zweiten Beilage zu Rellſtabs Ausflucht nach der Inſel Rügen — auch aus Zöllners Reiſe S. 226.

2.

Auszug aus einem Briefe aus Stettin.

— Sie freuen ſich jeder ausgezeichnet ſchönen That, und ſo bin ich gewiß, Ihnen mit folgender einfachen, aber ſtreng wahren Erzählung eine Freude zu machen: Ein Comtoirbedienter in der Handlung des hieſigen reichen Kaufmanns D..., ſpielt in der letzten Ziehung der Klaſſenlotterie mit zwei Looſen, in der Hoffnung, daß wenigſtens eins derſelben in einer früheren Klaſſe herauskommen werde. Es geſchieht bis an die fünfte nicht, und nun geräth er in Verlegenheit, ſeine beiden Looſe auch für dieſe Klaſſe zu beleben. Sein Principal befreit ihn davon, indem er ihm eines derſelben abnimmt, und für ſeine alleinige Rechnung fortſetzt. Beide Looſe hatten aber ſehr verſchiedene Schickſale: der Kaufmann gewinnt auf das an ſich gekaufte, 10000 Rthlr.; der Comtoir-Bediente auf das für ſich behaltene — Nichts. Sie können leicht denken, wie betrübt der Arme über ſein Unglück war. Aber ſein edler Principal verwandelte ſeine Betrübniß in Freude, denn er lies den ganzen Gewinn von 10000 Rthlr., an welchen nur Er allein rechtlichen Anſpruch hatte, dem erſten Inhaber des Looſes auszahlen. — Ich ſetze nicht ein Wort hinzu; eine ſolche Handlung in einem Stande, der ſich gewöhnlich nur durch Ueberſchätzung des Geldes auszeichnet, ſpricht für ſich ſelbſt.

IX.

Theater.

1.

Königliches Nationaltheater.

Den 18ten Februar ward abermals die Nymphe der Donau gegeben. Bei dieſer Gelegenheit ſchalten wir das eingeſandte Urtheil eines verdienſtvollen Künſtlers ein, welches wir im vorigen Monathe aus Mangel an Raum zurücklegen mußten.

„ Es wäre würklich ein ſchöner Stoff zu einer Preisfrage: Woran es doch liegt, daß ſogar der gebildetere Theil des Publikums an dieſem geſchmackloſen Unſinn eben ſo viel Wohlgefallen findet, als der ungebildete? Man antworte ja nicht: der Gegenſtand liegt in dem Gebiete der Fantaſie, der Verſtand muß ſich gefangen geben. Aber auch da fordert doch der vernünftige, denkende Menſch einen richtigen Zuſammenhang und Folge der Ideen, eine natürliche Ordnung in dem Fortſchreiten der Handlung, anſchauliche Würkungen aus vorhergegangenen Urſachen, und endlich Anſtand, Sittlichkeit und eine reine Sprache, wie von einem Gegenſtande, der aus der würklichen Welt, worin wir leben, hergenommen iſt. Nein, man müßte vielmehr die Antwort von dieſer Quelle herleiten: Man geht überhaupt nur in das Theater, ſich, nach dem gewöhnlichen gemeinen Ausdruck, zu amüſiren und die Zeit hinzubringen. Dann kann freilich nichts willkommener ſeyn, als uns an Gaukeleien zu beluſtigen, die die Zeit tödten, den Verſtand leer laſſen, und uns gut verdauen helfen. — Es iſt hier nicht die Rede von dem Gegenſtande dieſer Oper, ſondern von der ſchlechten Behandlung derſelben. Die Macht der Tonkunſt gebietet durchaus nur im Reiche der Fantaſie, da würkt ihr Zauber unwiderſtehlich auf empfindende Herzen, und nur da kann der Tonkünſtler zeigen, ob ihm die Natur jene Schöpferkraft, den Menſchen aus ſeiner würklichen Welt in höhere Regionen hinüber zu zaubern, verliehen habe oder nicht. Ein Gegenſtand alſo von daher genommen, und von einem genialiſchen Dichter bearbeitet, iſt zu einer Oper der tauglichſte, und muß mit einer ausdrucksvollen Muſik begleitet, die größte Würkung hervorbringen. Wenn man aber von dieſem Geſichtspunkte ausgehet, wie armſelig, platt und gemein erſcheint uns die Bearbeitung der Donau-Nymphe. Menſchen kommen und ſprechen und gehen wieder, ohne Sinn und Zuſammenhang. Das halbe Thierreich, Bären, Affen und Ungeheuer aller Art treiben ihren Spott mit ihnen. Scenen folgen auf Scenen, Verwandlungen auf Verwandlungen ohne den mindeſten Aufwand von Einbildungskraft, ohne eine vorhandene Urſache. Hierzu kommt noch, daß die Muſik, etliche gefällige Melodien abgerechnet, die man im erſten Theile ſchon zur Genüge gehört hat, aus nichts als aus Anglaiſen, Polonaiſen, Walzern, deutſchen, banatiſchen und ungariſchen Tänzen zuſammengeſetzt iſt. Von Anfang bis zu Ende trivial, zeichnen ſich beſonders die Chöre und Recitative an Schlechtigkeit aus. Wenn auch hin und wieder der Komponiſt dem Dichter hätte nachhelfen können, ſo wird dieſer nur noch gemeiner, als der erſte ſchon iſt. Es iſt ein ſchönes Ganze aus Geſchmackloſigkeit, Unſinn und Plattitüden zuſammengeſetzt, und von einer leeren Muſik begleitet. Wo bleibt da Nahrung für Herz und Verſtand? "

Ungeachtet dieſes Urtheils hat die Donau-Nymphe doch der Kritik einen Streich verſetzt, deſſen Heilung die Zeitgenoſſen ſchwerlich erleben dürften.

Den 17ten

Bayard,

Schauſpiel in 5 Akten von Hrn. v. Kotzebue.

Wenn man dies Stück zum erſtenmale ſieht, ſo unterhält es recht angenehm; nach näherer Erwägung und nach Abzug deſſen, was man der Darſtellung verdankt, findet man gar leicht, daß ſein Kunſtwerth eben nicht hoch anzuſchlagen ſey. Es iſt eine Sammlung von Anekdoten von dem Ritter Bayard, z. E. daß er einen jungen Maler unterſtützt, das Geſchenk der Breſcianerin, obgleich er ſelbſt arm iſt, an ihre Töchter abtritt, einen gemachten Raub mit dem rohen aber guten Ritter Tardieu theilt, dem Könige den Ritterſchlag ertheilt ꝛc., welche alle ohne innern Zuſammenhang an zwei andere Anekdoten angereiht ſind, die ſich von den übrigen nur dadurch unterſcheiden, daß ſie durch das ganze Stück fortlaufen. Mehrere Perſonen ſind ganz überflüßig, z. E. der König, der Prinz von Bourbon, Ritter Ligny und einige andre Ritter, der junge Maler und das Mädchen. Es iſt alſo ganz der Pendant zu dem Guſtav Waſa von demſelben Verfaſſer, von deſſen, zur äuſſerſten Popularität ſich herablaſſenden Muſe man es ſchon gewohnt iſt, mit Bildern des menſchlichen Lebens, in dem gleichfalls alles ohne Zuſammenhang unter einander läuft, unterhalten zu werden. — Die Darſtellung war vorzüglich, denn Mad. **Unzelmann** ſpielte die Blenca, Mad. Meyer die Miranda, Hr. Beſchort den Bayard. Selbſt Herrn Berger wollen wir lieber als Paolo Manfrone, als als Marinelli ſehen, den er am 16ten ſpielen muſste.

Den 24ſten zum verdienten Benefice des Herrn Beſchort zum erſtenmale

Regulus,

Trauerſpiel in 5 Akten von Herrn Collin.

Schon im Januarſtück der Eunomia gaben wir eine kurze Nachricht von dieſer neuen Erſcheinung aus dem Vaterlande der Prager Schweſtern, der Donaunymphen und des — Dya-Na-Sore. Unſre Erwartung war durch jene Nachricht erweckt; um ſo mehr, da man behauptete, das Stück habe in Wien, der vielen geſtrichnen Stellen wegen, nicht die verdiente Wirkung hervorbringen können. Dieſe Erwartung iſt auch nicht getäuſcht worden. — Regulus hat enthuſiaſtiſche Freunde und Bewundrer, Gleichgültige und Tadler gefunden. Die letzteren greifen entweder den Inhalt oder die dramatiſche Kunſt an; in Rückſicht jenes haben ſie es mit dem römiſchen Alterthume und den dort herrſchenden Geſinnungen zu thun; dieſe ſind getreu dargeſtellt, nur für die Form iſt der Dichter verantwortlich. Es iſt kein Drama, ſagt man, denn es hat keine Ver- und Entwickelung, es wechſelt nicht Furcht und Hoffnung bis ans Ende; mit dem zweiten Akt iſt das Ganze völlig geſchloſſen, das übrige iſt ein dramatiſches Gemälde.

Der erſte Akt, ſo fährt man fort, iſt eine gute Expoſition, der zweite, welcher die Sitzung des Senats und die Erſcheinung des Regulus in Begleitung ſeines böſen Engels darſtellt, giebt einen Beweis von Rednerkunſt, Antiquitätenkunde und Kenntniß großer Geſinnungen; er ſchließt ſich mit Regulus feierlicher Devotion an die Götter der Unterwelt, und — wer die Religion der Römer kennt, der weiß, daß nun unbedingt nichts mehr zu thun und zu retten iſt, daß das theure Haupt den finſtern Mächten verfallen iſt. — Der dritte Akt beſteht eigentlich aus zwei Geſprächen, welche Regulus mit Bodoſtor und Attilia hält, voll rhetoriſcher Kunſt und von großer Wirkung, aber ohne Fortſchritt der ohnehin ſchon geſchloſſenen Handlung. Der vierte ſpielt im Hauſe des Konſuls, und regt einen ſchwachen Verſuch an, den Regulus zu retten, an den man aber von Anfang an nicht glaubt; obendrein thut er Schaden, indem er neben Regulus einen zweiten Helden jener ſtarren Tugend und Größe — der eigentlichen virtus romana — ſtellt, und durch ſeine ſanftere Haltung mit dem Haupthelden in unſerm Herzen wetteifern läßt. Der fünfte endlich beſtürmt uns fruchtlos durch die Leiden der Attilia, und durch den letzten Verſuch des Volkstribun auf die mobilis turba, und endigt ſich mit dem wirklichen Weggang des Römers zum Tode nach Carthago. — Hätte der Dichter, nach geſchehener Expoſition, uns in den Kampf zweier Partheien hineingeriſſen, hätte er uns in Regulus den Streit zwiſchen Vaterlandsliebe, Pflicht, Liebe zu Gattinn und Kindern kräftig aufgeſtellt, und ihn am Ende als Sieger und Held des Vaterlandes ſich feierlich und erhaben devoviren und abreiſen laſſen: ſo würde er unſre edelſten Gefühle aufgeregt und ein ſchönes Kunſtwerk aufgeſtellt haben. Nun aber

Was ſagt nun die Kritik, indem der Vorhang herabrollt?
Schlecht iſt das Drama, doch rein ſpricht die Rhetorik ſich aus.

Auf der andern Seite ſagt man: Regulus erregt unſre Bewunderung, unſre innigſte Theilnahme, das rührendſte Intereſſe; wir wiſſen es, wir ſind es nach ſeiner Devotion überzeugt, daß er verloren iſt, wie es der Grieche von ſeinem Agamemnon und Oedipus ſogleich im erſten Akte überzeugt war; aber unſer Intereſſe iſt von der ſchwachen Erregung der Neugier unabhängig. Der große Mann, obgleich ſein Entſchluß feſt ſteht, hat dennoch bis ans Ende zu kämpfen; er kämpft wie ein Mann von zartem Gefühl gegen ſeine Gattinn und Kinder, er kämpft gegen ſeine Freunde im Senat, gegen ſeinen eignen Sohn, der als Tribun ſein Veto im Senat, ſeine Verzweiflung gegen den Conſul, und in der Volksverſammlung die Liebe und das Mitleid gegen den Vater geltend macht; noch im letzten Augenblick fürchtet man, daß ihm der weiche Tribun das Wort verſagen, daß die Volksmajeſtät (die in dieſem treuen Gemälde eben nicht liebenswürdig erſcheint) etwas durchſetzen werde, was gegen den von uns adoptirten großen Wunſch des Helden ſtreitet. Erſt am Ende ſind wir ſchmerzlich befriedigt, aber auch durch Seelengröße erhoben. — Im ganzen Stück iſt keine müßige Perſon; vor allen ragt der Held von einfacher Größe hervor; ſelbſt der edle Conſul tritt unſerm Herzen nicht näher, da ein leichter Verdacht des Neides auf ihm ruht und es wahrlich größer iſt, zum Beſten des Vaterlandes ſich ſelbſt, als einen andern aufzuopfern. — Dazu kommt die hohe Kunſt der Beredſamkeit, die der Verf. im Senat und in der Volksverſammlung entwickelt, die Kraft der Rede, der erhabenen Sentenzen, die Zartheit der Empfindung und die Größe der Geſinnung, die ſich beſonders im Geſpräch des Regulus mit ſeiner Gattinn, in denen des Konſuls mit Valerius, Appius und Publius ausdrückt; die Einfachheit, Haltung, Beſtimmtheit und Größe aller Charaktere, mit ihren feinen Nüancen, durch die ſich der römiſche Bürgerſinn in jeder männlichen, weiblichen und kindlichen Individualität ausſpricht: die treue Beobachtung des Koſtums in Denkungsart, Rednertalenten, politiſchen Verhältniſſen, Senats- und Volksgeiſt, ſo wie ſelbſt im Koſtume und den Gewändern; die tauſend kleinen klaſſiſchen Reminiszenzen aus unſerm Studium der Alten, der Senat ſelbſt, das Marsfeld mit der Rednerbühne, alle die wohlbekannten Sitten und Plätze, das Ire pedibus in partes, ſo wie ſelbſt die Formeln: Favete linguis, Nil amplius vos moror, Patres; Cedite Quirites, ſi placet u. ſ. w.: ſo daß es wohl nicht zu verwundern iſt, wenn das Stück jeden der klaſſiſche Bildung hat, bezaubert, andre aber, denen natürlich manches unverſtändlich bleiben muß — am allerunverſtändlichſten aber

aber, wie man aus Vaterlandsliebe ſich einem grauſamen Tode freiwillig überliefern könne — kalt läßt. Drum

Laßt die kalte Kritik nur, was wir fühlen, verläumden.
Nimmer verläumdet ſie doch wahre Größe und Kunſt.

Die Darſtellung ſelbſt iſt ſehr lobenswerth. Hr. Iffland giebt den Regulus; Mad. Meyer, als Attilia, ſpielt in dem Geſpräch mit ihrem Gatten im dritten Akt mit großer Zartheit und Würde, bei ihrer Erſcheinung auf dem Marsfelde mit hoher tragiſcher Kraft. Hr Beſchort hat den ſchweren, zwiſchen neuern Gefühlen und altrömiſcher Größe etwas ſchwankenden Charakter des Konſuls mit Glück ergriffen, eben ſo Hr. Bethmann den weichen und ſtürmiſchen des Tribuns. — Zum erſtenmal in einer bedeutenderen Rolle trat ein neu engagirtes Mitglied, Hr. Wunder, als Serran auf, der nicht ohne Talent zu ſeyn ſcheint. — Die heroiſche Ouvertüre und Muſik zu den Zwiſchenakten, die ſich, wie faſt alles von dieſem Komponiſten durch Neuheit und Kraft auszeichnet, und worinn ſich die Stelle, die den Kampf des Flehens gegen die Feſtigkeit des Mannes ausdrückt, beſonders heraushebt, iſt von dem Hrn. Muſikdirektor Weber. — Auch in dergleichen Veranſtaltungen muß das Publikum die Achtung für die Würde der Kunſt erkennen.

Den 10ten März, zur Feier des Geburtsfeſtes Ihrer Majeſtät der Königin (nach einer von Hrn. Beſchort geſprochnen Rede) zum erſtenmale:

Nathan der Weiſe, ein dramatiſches Gedicht in fünf Akten von **Leſſing**, für die Darſtellung abgekürzt von Schiller.

Leſſing lebt noch in den Herzen ſeiner Zeitgenoſſen und Nachkommen, ſeine Weisheit und regelrechte Kunſt iſt noch nicht von dem Genie verſchlungen; Emilia Galotti und Nathan werden noch lange auf unſern beſſeren Bühnen Glück machen, indeß ſeine Luſtſpiele, die überall mehr von dem Vergänglichen der Convenzion an ſich tragen, ruhig ſeinen Sämmtlichen Schriften einverleibt bleiben. Erſt kürzlich iſt Nathan auf der Weimariſchen Bühne (die ſogar den alten Terenz wieder erweckt hat) mit Beifall geſehen worden; auch hat man in früheren Zeiten in Berlin ſelbſt ſchon eine dreimalige Repräſentation davon gehabt *). Für jene Bühne hat wahrſcheinlich Schiller zunächſt die wenigen Abkürzungen gemacht, die ſich faſt nur allein auf die Rolle der Sittah beziehen, und nur im fünften Akte bedeutender ſind. — Genauer werden ſie diejenigen angeben können, denen es beliebt, das Stück mit dem Buche in der Hand anzuhören.

Die Rolle des Nathan ſcheint ganz für Hrn. Iffland gemacht zu ſeyn; beſſer hat ihn keine Bühne aufzuſtellen; bei ſeiner Erzählung von den Ringen zeigt er ſich als Meiſter in der Recitation, ſie wird ſtets mit einer ausgezeichneten Stille angehört. (In Rückſicht des Coſtumes bemerken Kenner: daß die unter den Moslemims lebenden Juden gewöhnlich weiße Gewänder und einen Turban tragen.) Mad. Fleck — als Recha — iſt in der erſten Zuſammenkunft mit ihrem Vater und mit Sittah ganz die liebenswürdige und geiſtreiche Schwärmerin die ſich Leſſings Phantaſie und Geiſt bildete. — Mad. Meyer iſt, als Daja, nicht nur mit einer außerordentlichen Gewiſſenhaftigkeit coſtümirt, ſondern ſpielt auch die ſchwatzhafte, gutmüthige, vorurtheilsvolle und gemeine Chriſtin mit einer bewundernswürdigen Natur, ſo, daß die Jungfrau, die Attilia, Daja und Margarethe in den Hageſtolzen wohl die, ſehr weiten, Grenzen ihrer Kunſt bezeichnen möchten. — Hr. Mattauſch giebt den Tempelherrn mit der Mäßigkeit, die einer Leſſingſchen Perſon gebührt. — So ſehr wir auch die Individualität des verdienſtvollen Künſtlers, der den Sultan macht, lieben, ſo iſt es uns doch unangenehm geweſen, ſie in dieſer Rolle zu ſehr walten zu ſehen. (Bekanntlich tragen auch die Sultane und Emirs das Zeichen der Mahometiſchen Familie, den grünen Turban.) Noch eine Kleinigkeit: Leſſing läßt den T. H. zum Kloſterbruder ſagen:

---

*) Davon hat ſich noch folgende Anecdote erhalten: Jemand fragt den damaligen Direktor: Wer wird doch den Nathan ſpielen? — Ich! war die Antwort, ich ſelbſt! — „Wer aber den Weiſen?“

> Setze ich noch hinzu, ich bin bei — gefangen, ſetze ich hinzu, daß ꝛc. ſo weiß der Patriarch mehr als genung.

Dies: Setze ich hinzu, hängt aber nicht an dem vorhergehenden Satze, ſondern bezieht ſich allemal auf den folgenden, und — „iſt zu ſagen": Wenn ich noch hinzu ſetze. — Auch muß ſich der Kloſterbruder wohl hüten, ſein: Sagt der Patriarch, komiſch zu machen, ſo wie dieſer wohl ſagen mag: der Jude wird verbrannt, ſtatt: der Jude wird verbrannt.

Den 15ten März (Benefiz für Mad. Unzelmann) zum erſtenmale

Der Hausverkauf, Luſtſpiel in einem Akt, aus dem Franzöſiſchen: la Maison à vendre, frei überſetzt von Hrn. Herzfeld (Schauſpieler in Hamburg).

Eine recht gut überſetzte Kleinigkeit, die durch das höchſt komiſche Spiel des Hrn. Breitfuß (Hr. Iffland) und durch das lebhafte des Hrn. Schwadke, als Lindau, ſehr gehoben wurde.

Sodann, auch zum erſtenmale:

Der Waſſerträger, Singſpiel in drei Akten, frei nach dem Franzöſiſchen der deux journées von Hrn. D. Schmieder. Muſik von Cherubini.

Dieſes Stück wird auf den Pariſer Theatern mit Beifall gegeben, und das unſre hat dadurch einen recht guten Zuwachs erhalten. Die Fabel hat Neuheit, die Handlung ſchreitet unter mancherlei Abwechſelungen raſch fort, der Charakter des Michely hat eine ſcharfabgeſchnittene Individualität, man wird für das Schickſal der Verfolgten intereſſirt, und die Muſik iſt, vorzüglich im erſten Akte, gefällig und geiſtreich. Das eingewebte Militäriſche (die Symphonie des zweiten Akts, wird ſogar durch die Reveille unterbrochen) bringt, im Gegenſatze der einfachen Sitten der Savoyarden-Familie und der Landleute, ſo wie der höheren Bildung des Grafen Armand und ſeiner Gemahlin eine angenehme Miſchung hervor. — Hr. Gern, als Waſſerträger, ſang nicht nur, ſondern ſpielte auch vortreflich; der

Waſſerträger iſt unter ſeinen Darſtellungen, das, was der Eſſighändler unter den Ifflandiſchen iſt; er hatte es vollkommen verdient, daß ihm das Publikum nach beendigtem Stücke ſeinen Beifall auf eine ausgezeichnete Art bezeigte. Mad. Unzelmann, die ſeltener ſingt, hat die eben nicht leichte Parthie der Conſtanze mit ihrer lieblichen Stimme ſehr angenehm vorgetragen. Herr Eunike ſang als Anton, und Herr Beſchort ſpielte den Grafen. In Rückſicht des Coſtume, der Dekorationen und der Größe der Chöre war alles geleiſtet, den Reiz des Stückes zu heben. Es ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen.

In dieſem Zeitraum (vom 16ten Febr bis 16ten März) ſind überhaupt gegeben worden: fünf und dreißig einzelne Stücke; darunter

Leſſingſche	viermal;
von Kotzebue	ſechs Stück;
die Nymphe der Donau	ſiebenmal;
Regulus	fünfmal;
Luſtſpiele aller Art	ſechs;
Singſtücke	ſieben.

2.

Schreiben aus Hamburg.

Hamburg, den 16. Febr. 1802.

Unſer Schauſpiel gleicht jetzt einem Blumengarten in der ſchönſten Blüthe. Das Auge verweilet mit Wohlgefallen auf ihm, und jede unſerer Empfindungen wird auf eine angenehme Art gereizt. Traurig, daß keine Vollkommenheit ſo vollkommen iſt, daß ſie Vollkommenheit bliebe! Es iſt der Gang der Natur. Bald wird unſer Auge ſich vergebens nach Blumen umſehen, die Zufall und Schickſal wegnahmen, um ſie in eine andere Gegend, ja in eine andere Welt zu verpflanzen.

Herr Löhrs, gleich geſchätzt als Menſch und Künſtler, ſteht am Rande des Grabes. — Herr und Mad. Langerhanns, und Herr Kruſe mit ſeiner Familie, verlaſſen uns, leider! bald. Wir verlieren keine Bekannte, nein, Vertraute durch viele Jahre, und um deſto empfindlicher iſt uns ihr Verluſt. Für die beiden erſteren wird am 31. März der Vorhang zum letztenmal aufrollen. Wie groß und lebhaft der allgemeine Antheil hieran iſt, mögen Sie daraus abnehmen, wenn ich Ihnen verſichere, daß für dieſen Tag vor drei Wochen ſchon keine Loge mehr zu haben war. Als Wachtmeiſter Werner und Franziska in Leſſings Minna von Barnhelm wird dies würdige Paar Abſchied von uns nehmen.

Da die Direktion ſich angelegen ſeyn ließ, die bedeutenden Abgänge im vorigen Jahre durch bedeutende Künſtler und Künſtlerinnen wieder zu erſetzen, ſo wird ſie auch diesmal nicht müßig ſeyn.

Statt Mad. Haßloch ſehen wir jetzt Mad. Stollmers, eine junge intereſſante Frau, mit einem ſanften melodiſchen Organ, die uns in muntern Rollen entzückt, und in leidenden, Thränen warmer Theilnahme entlockt. Statt Herrn Solbrig ſpielt Herr Arreſto, ein junger Mann mit einer vortheilhaften körperlichen Bildung, einem volltönenden männlichen Organ und allumfaſſenden Feuer, der mit jedem Tage in ſeiner Kunſt und in der Gunſt des Publikums ſteigt. Statt Herrn Ehlers, Herr Coſtenoble, der mit ſeiner komiſchen Ader Jung und Alt entzückt. Statt Herrn Schröder, Herr Demmer, der ſeinen Vorgänger im Geſang zurückläßt. Außerdem hat die Direktion keine unbedeutende Acquiſitionen an Herrn Schwarz und Herrn und Madame Koch gemacht. Herr Schwarz erhielt im Abbe de l'Epée allgemeinen, gerechten Beifall, und berechtigte zu großen Erwartungen: aber wir ſehen ihn, mit geringen Veränderungen, immer in dieſer Rolle. Es iſt wirklich ſchade, daß dieſer Künſtler mit ſeinem guten, ſanften, freilich auch oft eintönigen Organ, keine Lebhaftigkeit und Feuer im Ausdruck und Spiel zu verbinden weiß. Da indeß unſere Bühne ſchon manchem talentvollen Künſtler eine bildende Mutter ward, ſo iſt zu wünſchen und zu hoffen, daß ſie auch gegen ihn nicht ſtiefmütterlich ſeyn werde. Herr Koch muß es der Zeit und ſeinem Fleiße überlaſſen, den Beifall, den er in ſeinem Debüt als Philipp in Johann von Montfaucon erhielt, zu erhöhen und zu befeſtigen. Ob unſer Publikum gegen ſeine Gattinn, unſere erſte

Sängerin, nicht zuweilen ein wenig partheiiſch iſt, wage ich nicht zu entſcheiden. Ich und Mehrere haben ſie einigemal mit Vergnügen gehört; aber die Stimmen Einzelner müſſen oft dem Machtſpruche der Menge weichen. — Ueberhaupt zweifle ich ſehr, daß unſere Oper, ſo vortrefflich auch einzelne Subjekte ſind, ſich jemals zu dem Range erheben wird, den unſer Schauſpiel mit ſo großem Rechte behauptet. — Schillers Muſe hat uns dieſen Winter hohe Genüſſe gewährt, und unſere Direktion hat nichts geſpart, ſie in jedem Betracht in die koſtbarſten Gewänder einzukleiden. — Auch Hr. Arreſto und Hr. Herzfeld haben als dramatiſche Schriftſteller ſich kein kleines Verdienſt erworben. Erſterer in einem Schauſpiele: der Indienfahrer, und letzterer in einem Luſtſpiele: der Hausverkauf. Beide wurden mit allgemeinem, verdientem Beifall aufgenommen. Auch Julius von Saſſen hat eine günſtige Aufnahme gefunden, welches aber wohl mehr der meiſterhaften Darſtellung, als der grotesken Bearbeitung der eben ſo grotesken Fabel zuzuſchreiben iſt. Wir ſahen in dem Enſemble auch nicht die kleinſte Lücke. Die Ehre des ungetheilten, anhaltenden Beifalls, die Herrn Arreſto als Xaver bei dem Annonciren zu Theil ward, verdiente ein jeder der Mitſpielenden. Hätte ich dem Verdienſt einen Kranz weihen müſſen, ſo würde ich Madame Stollmers gebeten haben, ihn anzunehmen, die uns, als Tochter des Zimmermeiſters, ſanfte, wohlthuende Thränen und das höchſte Mitleid entlockte.

Nächſtens mehr.

M.

X.

Poſtſcripte.

26.

Das Poſtſcript.

Ein Poſtſcript gleicht einer humanen Unterredung mit einem Großen der Erde, nachdem man zuvor gezittert, Bücklinge gemacht, das Kleid geküßt und die Huldigungen der Convenienz von der Zunge geſchüttelt hat; oder einem Rathsherrn, wenn er aus der Sitzung kommt; oder einem angenehmen Traume nach einer Gardinenpredigt; zuweilen einem Gewitter nach großer Hitze, oder doch wenigſtens — einer Limonade. Es folgt einem Briefe, wie die Secunda Petri dem vierzigſten Jahre gewiſſer Utopier; iſt das Negligé zu Herzensergießungen, das weiche Kleid, wodurch Mieder und Steifrock abgelöſt wird. Es iſt eine Revolution aus dem Sclavenſtande; ſein Charakter iſt groß und republikaniſch. — Ohne Brief gleicht es einer Geburt ohne Schmerzen, einem Leben ohne Tod. — Man ſchreibe um dieſer Ewigkeit willen, nichts, als Poſtſcripte, und ſchaffe die Makulaturtonnen ab. Die Recenſionspoſtſcripte der Poſtſcripte werden dann, wie Kritiken und Antikritiken nichts gegen einander entſcheiden; ſie werden Kriegserklärungen des Kaziken von

Otaheiti an den König von Preuſſen ſeyn. — Statt aller Gevatter- Gratulations- Condolenz- und Mahnbriefsgedanken, denke man ſich Poſtſcriptgedanken! Was könnten z. B. die Briefe über Schlegels Lucinde ſeyn, wenn ſie Poſtſcripte wären!

M — — rg.

* * * f.

27.

Deutſches Original.

„Vom Main, den 1ſten Jan. Der berühmte Schinderhannes, das Schrecken und die Geiſſel der Juden, beraubt nur ſie, und vertheilt den Raub zuweilen unter die Landleute, **welche ihn daher gern verbergen.** Man erzählt von ihm, er laſſe die ausgeplünderten Juden tanzen, und während der Operation ſein Gewehr von ihnen halten, zahle für die Bauern, kaufe alten Mütterchen Kühe u. ſ. w. Er ſchreibt Kontributionen aus, theilt Sicherheitsworte mit, und weiß zu ſeiner Zeit zu verſchwinden und zu erſcheinen. Unter ſeiner Bande ſoll er die ſtrengſte Mannszucht handhaben. Die Gensd'armerie auf ihren kraftvollen Schlachtroſſen iſt ihm ein Geſpött.“

Wohlauf, Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini, da iſt der Stoff zu einem neuen unſterblichen Werke, von deutſchem Boden geſammlet! Beachte jene Winke von ſchelmiſcher Laune, von Großmuth, Unerſchrockenheit in Gefahren; ſammle die noch übrigen Spitzbubenanekdoten aus den neueſten antihypochondriaciſchen Schriften, ſehe ein hochherziges teutſches Mädchen, welche einigemal unſchuldiger Weiſe den

Staubbeſen erhalten, unter dem Namen der Schinderlieſe hinzu; erzähle, ſo lange dir ſelbſt etwas einfällt, und ſodann laß die Leute ſelbſt reden, bis auch dieſen der Odem ausgeht — und ſiehe! es ſind vier bis acht Bände vollendet, denen es an Ueberſetzern und dramatiſchen Bearbeitern nicht fehlen wird. Der Titel ergiebt ſich von ſelbſt, er heißt:

Schinderhanns,
oder
der noble Judenſatan.
Seitenſtück zu Glorioſo oder dem großen Teufel.

F.

28.

Kynoſarges.

Was urtheilen Sie vom Kynoſarges? fragte ein junger Gelehrter den Herrn — ch, der ſo eben den Theater-Artikel im Archiv der Zeit durchſuchte. — Ich, antwortete er, ſpreche mit Abraham a S. Clara: Bernardus meus dedit odorem suum.

— e —

29.

Die Jungfrau von Orleans.

Sonſt pflegte man nur ernſthafte Gedichte und Schauſpiele zu traveſtiren. Warum hat Schiller es umgekehrt, und giebt uns in ſeiner Jungfrau von Orleans, die Donaunymphe ins Erhabne traveſtirt?

* — R.

30.

Regulus.

Was Iphigenia in Tauris unter den Opern iſt, das wird Regulus unter den Trauerſpielen bleiben.

* — R.

31.

Bäder und Leichenhäuſer.

F. Warum giebt es in Deutſchland faſt ſo viele Badeanſtalten, als Krankheiten?

A. Um der vielen Geſunden willen.

F. Warum giebt es an tauſend Orten in Deutſchland auch nicht für einen Scheintodten ein Leichenhaus?

A. Weil es nur Einem nüzt, und wenige amüſirt.

* * * t.

32.

Bericht.

Sein lebender Leichnam ward in die Kirche gefahren, und ſein todter zum Kirchhofe getragen, — damit die Träger durch alle Sinnen in den Stand geſezt würden, von dem todten Kapitale einen Schluß aufs lebende zu machen.

* * * t.

33.

F. Warum duldet der X Staat ſo viele Quackſalber?

A. Um der Univerſität zu * * t das Handwerk zu legen.

Erfurt

* * * t.

34.

F. Warum ſtudieren in ** ſo viele Jeſuiten Medizin?

A. Weil dieſe Kunſt jetzt ſehr **katholiſch** iſt.

*** k.

35.

F. Warum trinken die B — ner ſo gern Hufelandiſch Gift?

A. Weil ſie ſich für Bienen halten, die aus jeder Blume Honig ſaugen können.

*** k.

36.

Vergeſſenheit.

Einigemal iſt es mir doch begegnet, daß ich im Theater gänzlich vergeſſen habe, daß ich in Berlin ſey, freilich aus ſehr verſchiedenen Gründen. Einmal beim **Hamlet**, das anderemal beim **Wallenſtein**, und das drittemal bei — **den beiden Billets.**

F.

37.

Auch du, Brutus!

Was einem doch nicht in dem Zeitraum von einer halben Stunde begegnen kann! Ich war im Pygmalion, Iffland ſpielte den lyriſchen Monolog. Ein Fremder zu meiner Rechten, deſſen Aufmerkſamkeit der blaue Vorhang, hinter dem die Statue ſteht, im höchſten Grade reizte, lorgnirte von allen Seiten darnach, und da er durchaus nichts erblickte, ſo wandte er ſich ſacht um und gieng davon. Ich hatte mich kaum erhohlt, ſo fragte mich der Fremde zur Linken:

Wer iſt denn der Comödiant?

„Welcher?“

Der dort ſpielt!

„– – – Iffland!“

Das Stück war aus, und als ich noch das ſchöne Spiel des Künſtlers bei mir erwog, kam mein Freund und fragte mit Haſt:

„Stand ſie nicht ſchön?“ (nehmlich Galathee als Statue).

Ich konnte nichts anders, als höchſtwehmüthig ſagen: Auch du, Brutus?

F.

33.

Der ſprechende Taubſtumme.

Kann man mehr ſagen, als Mad. Unzelmann in der Rolle des Teubſtummen, ohne ein Wort zu ſprechen, den Herzen der Zuſchauer ſagt? — Nein, wenn ich die Wahl hätte zwiſchen Taubheit und Blindheit, ich würde nicht, (wie man gewöhnlich thut) dieſe wählen. Wer noch glaubt, daß ein Tauber mürriſch, argwöhniſch, hartherzig, menſchenfeindlich ſeyn müſſe, der ſehe dieſen Theodor, und entſcheide wenigſtens — daß die Menſchenfeindlichkeit nur im Herzen, und weder im Auge noch im Ohre wohne.

F.

39.

Taſchenbücher und Gänſeblümchen.

Ein — Kunſtrichter nennt die jährlichen Sammlungen von Verſen in den Taſchenbüchern, „Herbarien voll Gänſeblümchen, unter die ſich nur dann und wann zufällig ein einzelnes Veilchen verirrt.“ Vielleicht wollte er ſagen: es ſind nur Herbarien (mit der Nebenidee von Trockenheit und Dürre) von gemeinen inländiſchen Dingern, z. B. Gänſeblümchen, Veilchen u. ſ. w. unter die ſich nur zufällig ein Exemplar einer ſeltnen Pflanze verirrt; oder: es ſind Sträuße von Gänſeblümchen, unter die ſich nur zufällig ein Veilchen verirrt. — Mag er aber geſagt haben, was er wolle! was er *gemeint* hat — wer ſollte es nicht verſtehen, und wahr finden?

F.

40.

Witz der Dichter.

Eben derſelbe nennt den *Witz* den letzten Nothbehelf der Dichter. Den Grund davon giebt *Schiller* ſo an:

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er ſeine Hoheit rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

F.

41.

Lobrede auf die Sünde.

In dem alten römiſch-katholiſchen Oſtergeſange, der bei der Kerzenweihung geſungen wird, heiſt es:

O felix peccatum
Quod tantum ac talem meruit habere redemtorem.

Wirklich, man könnte eine ächt orthodoxe, ja eine ächt philoſophiſch-moraliſche Lobrede auf die Sünde halten; — aber freilich nur auf die erſte.

F.

42.

Große Manier, zu leben.

Vor einiger Zeit las ich im Journale des Luxus und der Moden folgende Stelle:

> „Der Hoheprieſter Q. Metellus Pius, der Schwiegervater des großen Pompejus, der Zeitgenoſſe des Cicero und aller geprieſenen Männer jenes Zeitalters — —“

und verſuchte davon folgende Nachahmung:

> Der Soldat X. ward im Jahr 1749 gehangen. Seine Tochter hatte ſich, wider ſeinen Willen an einen jungen Mann verheurathet, der hernach Obriſt wurde. X. ſelbſt war der Zeitgenoſſe Friedrichs des Großen und aller der unſterblichen Helden des Preußiſchen und Oeſterreichiſchen Heeres, die zu ſeiner Zeit lebten.

F.

Anzeiger der Eunomia.

No. IV. April 1802.

I. Literariſche Anzeigen.

Bei dem Verleger der Eunomia iſt ſo eben im Druck erſchienen:

Patriotiſches
Archiv für Deutſchland.
Herausgegeben
von
Sam. Chr. Wagener,
(Verfaſſer der Geſpenſter, in 6 Theilen.)
Vierten Bandes 2tes St. oder 2ten Jahrg. viertes Quart.
Mit einem Titelk. 8. Berlin 1802.

Inhalt.

I. Patriotiſche Belehrungen:

12. Ueber allmählige Verbeſſerung und gewaltſame Umkehrung der Dinge.
13. Zur Gründung und Vorbereitung eines moraliſchen Reiches kann Jeder ohne Ausnahme beytragen.
14. Der Nachruhm — als Ermunterung zum Patriotismus.
15. Leitung des Revolutionsgeiſtes durch Erziehung für den Staat.
16. Daß wenigſtens nicht die Volksaufklärung Revolutionen bewirkte in Griechenland — zu Rom unter Tarquin und Cäſar — in der Schweiz — den Niederlanden — zu Rom unter Rienzi — in Frankreich — Genf — Nordamerika — und der Türkey.
17. Monarchie oder Republik?
18. Ueber Krieger-Ehre.
19. Wichtigkeit der Kinderzucht in den niedern Ständen, in Hinſicht auf künftiges Staatswohl.

D

20. Selbſtliebe iſt zum Wohl der Staaten ein nicht zureichendes Princip der Moral.
21. Ueber Irreligion und Sittenloſigkeit überhaupt.

II. Patriotiſche Vorſchläge und Wünſche:

3. Unfehlbare Verhinderung des Ausbruchs der Rindviehpeſt.
4. Beglückung armer verlaſſener Kinder.
5. Landſchul-Verbeſſerungen.
6. Vorbeugung der Folgen der Theurung.
7. Verſorgung der Armen und der Diebe, auch ohne koſtſpielige Arbeitshäuſer im Großen.

III. Patriotiſche Charakterzüge:

21. Wahre Heldengröße.
22. Ein Landarzt, wie dergleichen überall ſeyn ſollte.
23. Der edle Landrath.
24. Ein ſeltener Vaterlands-Tod.
25. Der ehrliche Invalide.
26. Rudolph von Habsburg.
27. Der Pommerſche Gutsherr.
28. Mund, ein ächter Sachſe.
29. Landesherrliche Sorgfalt in Wernigerode

IV. Patriotiſche Litteratur:

Meine Todſünden.
Ewalds Ideen zur Aufregung des Gemeingeiſtes.

V. Patriotiſche Gedichte:

Preußen das glücklichſte Land.

VI. Patriotiſche Stiftungen:

Hoſpital für Unheilbare.
Schleſiſche Schul-Wittwen-Stiftung.

VII. Patriotiſche Rügen:

2. Ueber ein ungeziemendes Schimpfen und ein unfehlbares Mittel zur Verhinderung alles Bücher-Nachdrucks.

VIII. Patriotiſche Bruchſtücke:

Inconſequenz des Zeitgeiſtes.
Bürgerlicher Verein.

Alphabetiſches Sach- und Namen-Regiſter über alle vier Quartal-Stücke des zweyten Jahrgangs.

Reiſen
der
Spanier nach der Südſee,
insbeſondere
nach
# der Inſel O-Taheite.

Jetzt zum erſtenmale aus dem Spaniſchen überſetzt.

Herausgegeben,
mit Anmerkungen und mit einer hiſtoriſchen Schilderung der Geſellſchafts-Inſeln
begleitet
von
Fr. Wilh. Aug. Bratring.

Mit einer Charte.
gr. 8. Berlin, bei Friedrich Maurer. 1802.
Preis 1 Rthlr.

Inhalt.

A. Die Geſellſchafts-Inſeln. Allgemeine Ueberſicht.

I. Die Inſel O-Taheite. 1) Name. 2) Ausdehnung. 3) Oberfläche. 4) Klima. 5) Gewäſſer. 6) Baien und Vorgebirge. 7) Natürliche Fruchtbarkeit. 8) Gewächſe. 9) Thiere. 10) Mineralien. 11) Bevölkerung. 12) Einwohner. 13) Sprache und Kenntniſſe. 14) Götterlehre. 15) Prieſter und Opfer. 16) Kultur und Sitten. 17) Regierung. 18) Stände. 19) Eintheilung und Diſtrikte.

II. Skizze einer Entdeckungsgeſchichte der Inſel O-Taheite. Pedro Fernandez de Quiros, 1606. Samuel Wallis, 1767. Lewis de Bougainville, 1768. James Cook, 1769. Domingo Boenechea, 1772. James Cook, 1773 und 1774. Domingo Boenechea, 1774. James Cook, 1777. Watts und Sewers, 1788. William Bligh, 1788. Cox und Mortimer, 1789. Edwards und Hamilton, 1791. Georg Vancouver, 1791. James Wilſon, 1797.

II. **Die übrigen Geſellſchafts-Inſeln.** 1) Die Inſel Maatea. 2) Die Inſel Eimeo. 3) Die Inſel Tabu-a-manu. 4) Die Inſel Tethuroa. 5) Die Inſel Huaheine. 6) Die Inſel O-Raietea. 7) Die O-Taha. 8) Die Inſel Borabora. 9) Die Inſel Maurua. 10) Die Inſel Tupai.

C. Skizze einer Entdeckungsgeſchichte der Geſellſchafts-Inſeln.

Pedro Fernandez de Quiros. Samuel Wallis. Bougainville. Cook, 1769. Cook, 1775. Boenechea. Cook, 1777. Watts und Sewers. Bligh. Cox und Mortimer. Edwards und Hamilton. Wilſon.

Erſte Reiſe der Spanier nach O-Taheite, vom Pater Amich.

Beſchreibung der Inſel Amat.

Tagebuch der zweiten Reiſe der Spanier nach O-Taheite.

Fortſetzung der Begebenheiten der Miſſionarien auf O-Taheite.

Notizen von denen um O-Taheite liegenden Inſeln.

Anmerkungen des Herausgebers.

Heinrich von Feldheim, oder: der Officier wie er ſeyn ſollte. Ein Beitrag zur militäriſchen Pädagogik. 2 Theile. 8. Jena, bei Frommann. Jeder Theil geheftet 1 Thlr. 8 Gr.

Der zweite Theil hat auch den beſondern Titel:

Der Officier als Menſch und als Staatsbürger. Ein Handbuch für die intellectuelle und ſittliche Bildung angehender Officiere.

Der Verfaſſer hat ſeinen Ideen und Rathſchlägen zur Verbeſſerung und Veredlung der Erziehung der Officiere und ihres Lebens und Seyns die Form eines Romans gegeben, die alſo jenen Hauptzwecken untergeordnet iſt. Den Geiſt des Buchs charakteriſiren folgende Stellen aus den Vorreden zu beiden Theilen am beſten. Im erſten ſagt er: „Was alle Stände und Verhältniſſe umgebildet und verjüngt hat, das muß auch den Soldatenſtand zu einer höheren Blüthe und Reife führen: auch er muß dem Zuge der beſſeren Grundſätze, dem edlern Geiſte der ganzen Welt folgen, wenn er im neunzehnten Jahrhundert mehr zu den übrigen Ständen des Staats paſſen, und wirklich wohlthätiger für den Staat werden ſoll, als er es ſeit zwei Jahrhunderten war.“ Und im zweiten: „Bei jedem Verhältniſſe dieſer beſondern Stände aber bleibt überhaupt die allgemeine Baſis die, daß der Menſch um ſo tauglicher zu ſeine beſonderen Verhältniſſe wird, je mehr er in der Ausbildung ſeiner allgemeinen Verhältniſſe als Menſch und als Staatsbürger fortgeſchritten iſt.“ Dahin zu wirken iſt die Abſicht des Verfaſſers, der ſeinen Gegenſtand von allen Seiten kennt, und deſſen Buch daher mit Recht ein Handbuch des Standes zu werden verdient, dem es gewidmet iſt.

Chirurgiſches Handwörterbuch zum Gebrauch angehender Wundärzte, von J. G. Bernſtein. Jena, bei Friedr. Frommann. 1801. 813 S. gr. 8. 2 Thl. 16 Gr.

Es war ein anerkanntes Bedürfniß vieler jungen Wundärzte, durch ein Handwörterbuch bei vorkommenden Fällen in der Geſchwindigkeit eine Ueberſicht der Krankheit und der erforderlichen Behandlung ſich verſchaffen zu können. Dieſem Bedürfniſſe abzuhelfen, war der durch ſein praktiſches Handbuch für Wundärzte und ſeine Lehre vom Verbande rühmlichſt bekannte Verfaſſer eben durch dieſe Arbeiten und ſeine Erfahrung um ſo mehr vorbereitet, je mehr eine zweckmäßige Auswahl, Kenntniſſe von nicht gemeinem Umfange erfordert. Die Schreibart iſt kurz, aber dennoch, ſelbſt bei Beſchreibung der verſchiedenen Handgriffe, deutlich; durch das erſtere wurde es möglich, ohne daß das Buch zu mehreren Bänden aufſchwoll, wichtige Krankheiten ſo ausführlich abzuhandeln, wie hier geſchehen iſt, wie z. B. die Augenkrankheiten, Brüche u. ſ. w. Dabei iſt nur ſtets auf die mediciniſche Behandlung — und vielleicht für manchen zu ſehr — Rückſicht genommen! Die Ordnung iſt alphabetiſch, und zwar nach den deutſchen Krankheitsnamen; durch ein latein. Regiſter iſt aber auch das Aufſuchen nach den lateiniſchen möglich gemacht.

F. W. Dörings Anleitung zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Lateiniſche. Erſter und

zweiter Curſus. **Erzählungen aus der Römiſchen Geſchichte in chronologiſcher Ordnung, von Romulus bis zum Tode des Kaiſer Auguſtus.** Zweite verbeſſerte Auflage, nebſt einer Beilage für die erſten Anfänger. 8.

iſt ſchon ſeit Michaelis ausgegeben. Das günſtige Urtheil, welches allgemein über dies Schulbuch gefällt worden, und der ſchnelle Abſatz der erſten Auflage — binnen einem Jahre — beweiſen hinlänglich deſſen Brauchbarkeit beim Unterricht; deſto eifriger iſt man bemüht, dieſe bei der zweiten Auflage noch zu erhöhen. Es ſind dabei die Winke mehrerer erfahrner Schulmänner benutzt worden in Abänderung des Fehlerhaften oder Ueberflüſſigen, und in Hinzufügung einiger neuen Aufgaben und einer 5½ Bogen ſtarken ganz neuen Beilage, dieſe (welche auch für die Beſitzer der erſten Auflage zu 4 Gr. beſonders verkauft wird) wird durch die zweckmäßigſte Auswahl der nach den Regeln der Grammatik zu überſetzenden Formeln und Sätze gewiß vorzüglich brauchbar befunden werden.

Der bei dem höchſt ökonomiſchen Druck doch ſtark vermehrten Bogenzahl ungeachtet habe ich den erſten Ladenpreis von 18 Gr. nicht erhöhet, und bin auch ferner bereit, den Schulmännern, die ſich mit baarer und poſtfreier Zahlung an mich ſelbſt wenden, 24 Exemplare für 14 Thlr. oder 25 Fl. 12 Kr. 12 Exemplare aber für 7 Thlr. 12 Gr. oder 13 Fl. 6 Kr. (in Pr. Cour. oder Laubthaler zu 28 Gr., in Gulden aber den Carolin zu 11 Fl. gerechnet) zu überlaſſen.

Der zweite Theil oder dritte und vierte Curſus erſcheint ſpäteſtens in Jahr und Tag.

Jena, im Februar 1802.

Friedrich Frommann.

Torquato Taſſo's befreites Jeruſalem, überſetzt von J. D. Gries. 2 Thle. 4. 1800 und 1801.

Wenn es auch noch nicht allgemein anerkannt iſt, daß die Ottave Rime der Italiener im Deutſchen nur in regelmäßigen Stanzen wiedergegeben werden ſollten, ſo wird doch die Ueberzeugung immer allgemeiner, daß bei jeder Abweichung von dieſem Sylbenmaße ein großer Theil der Schönheiten des Originals verloren gehe, daß aber auch jene Uebertragung der italieniſchen Dichter des Tons wie der Kraft zu den [illegible] Aufgaben für einen deutſchen Dichter gehört. Herr Gries hat dieſe Aufgabe in dieſen beiden Theilen mit dem entſchiedenſten Glücke gelöſt, wie beinahe alle Rezenſenten, und beſonders die in der allgemeinen Litteraturzeitung und in der allgemeinen deutſchen Bibliothek ihm bezeugen. Jener ſagt unter andern (1802. Nr. 222.): „Bei zwei einander ſo unähnlichen Sprachen, wie die deutſche und italieniſche, erhöht [illegible] poetiſches Gefühl, eine wahre Ader von Dichtergeiſt, ein über Correktion ſtreng richtender Geſchmack, und ein unüberwindlicher Fleiß, bei [illegible] ma [illegible] auch das [illegible] der Deutſchen nicht [illegible], dazu, ein Gedicht, wie die Jeruſalemme Liberata, ſo zu übertragen.

daß die Forderungen alle, dieſe leicht zu machen und ſo ſchwer zu befriedigen ſind, wirklich befriedigt werden. — Herr D. Gries hat durch die That bewieſen, daß ſich dieſe ſelten in einer Perſon zuſammentreffenden Talente ein ſolches Meiſterſtück zu unternehmen, in ihm vereinigt finden; und ſeine Ueberſetzung des Taſſo wird eine der ſchönſten Produkte ſeyn, die jemals aus den ausländiſchen Gebieten der Dichtkunſt auf den deutſchen Boden verpflanzt worden.“ Dieſer ſchreibt (6ſter Bd. 1s Stück): „Dieſe Ueberſetzung iſt unſtreitig die gelungenſte, die wir von Taſſo's Gedicht in unſerer Sprache beſitzen — je größer alle die Schwierigkeiten waren, die eine Ueberſetzung in gleichem Sylbenmaaße zu überwinden hatte, je größer iſt das Verdienſt dieſes Ueberſetzers, der die Fährlichkeiten mit mehr als gemeinem Glücke zu überwinden wußte. — Eine Menge Stanzen bilden Inhalt und Laut treflich nach, und in vielen Stanzen glaubt man kaum eine Ueberſetzung zu leſen, ſo frei, zwanglos und anmuthig tönen ſie in das Ohr! So wird dies Unternehmen eben ſo ruhmvoll für Herrn D. Gries werden, als es kühn iſt.“

Ich habe mich bemüht, als Verleger durch eine einfache Eleganz und Korrektheit des Drucks dieſer Ueberſetzung ein ihrem innern Werthe entſprechendes Aeußere zu geben, und dabei für alle Freunde der Poeſie zu ſorgen. Sie iſt in klein 4to gedruckt, als dem für dieſe Versart ſchicklichſten Format, und iſt in drei Ausgaben zu haben. Auf beſtes Schweizer Velinpapier, geglättet und geſchmackvoll geheftet den Theil zu 2 Thlr. 12 Gr.; auf gutes Schreibpapier und geheftet den Theil zu 1 Thlr. 8 Gr.; auf ſchlechtes Druckpapier ungeheftet beide Theile 1 Thlr. 20 Gr. Der dritte Theil erſcheint zur Oſtermeſſe.

Jena, im Februar 1802.

Friedrich Frommann.

II. Pränumerations-Anzeigen.

Von mehreren Seiten bin ich aufgefordert worden, einen Auszug aus Schneiders griechiſch-deutſchem Handwörterbuche zu veranſtalten. Ein ſolcher erſcheint in dieſem Jahre unter dem Titel:

J. G. Schneiders kleines griechisch-deutsches Handwörterbuch. Ein Auszug aus dessen grösserem Werke nach und mit dem Rathe des Verfassers. Zum Besten der Anfänger ausgearbeitet von F. W. Riemer.

und eine weitläuftigere Anzeige von demſelben iſt in allen Buchhandlungen zu haben. Der Umfang des Ganzen wird etwa 6 Alphabet ſeyn. Die erſte Abtheilung wird in der Oſtermeſſe ausgegeben, die zweite noch vor Schluß dieſes Jahres. Der Ladenpreis iſt 4 Thlr.; wer aber zur oder in der Leipziger Oſtermeſſe darauf pränumerirt, erhält es für 3 Thlr. in Pr. Court. oder in Laubthaler à 36 Gr. Jena, im März 1802.

Friedrich Frommann.

In meinem Verlage erſcheinen in bevorſtehender Oſtermeſſe folgende Predigt-Sammlungen, die ich hierdurch auf Pränumeration ankündige, um an meinem Theile auch auf dieſem Wege die Anſchaffung und Einführung derſelben mehr zu erleichtern.

1) Heyms, M. J. G., vollſtändige Sammlung von Predigten für chriſtliche Landleute über alle Sonn- und Feſttags-Evangelia des ganzen Jahres. Zur häuslichen Erbauung und zum Vorleſen in den Kirchen. Siebente Auflage, verbeſſert und mit einer Vorrede begleitet, herausgegeben von Ludwig Schloſſer. 4. Ladenpreis 1 thlr. 12 gr. Pränumerationspreis 1 thlr.

2) Heyms, M. J. G., vollſtändige Sammlung von Predigten für chriſtliche Landleute über alle Sonn- und Feſttags-Epiſteln des ganzen Jahres. Zur häuslichen Erbauung und zum Vorleſen in den Kirchen. Nebſt einer kurzen Lebensbeſchreibung des Verfaſſers. Verbeſſert und mit einer Vorrede begleitet, herausgegeben von Chr. Fr. [illegible]. Dritte Aufl. 4. Ladenpreis 1 thlr. 12 gr. Pränumerationspreis 1 thlr.

3) M. G. H. [illegible] Predigten über die Epiſteln der Sonntage und Feſte eines ganzen Jahres. 2 Bde. gr. 8. Der erſte Band von 25 Predigten wird in der nächſten Oſtermeſſe, der zweite noch im Laufe dieſes Jahres ausgegeben. Der Ladenpreis beider Bände iſt 3 thlr. Der Prän. Preis 2 thlr. 6 gr.

4) L. Schloſſer kurze Betrachtungen über die Evangelien eines ganzen Jahres; zum Gebrauch der häuslichen Andacht für Landleute, beſonders aber zum Vorleſen in den Sonn- und Feſttags-Betſtunden für Schullehrer auf Filial-Dörfern. Nebſt zwei Anhängen von Betrachtungen auf beſondere Fälle und einigen Gebeten. 4. Ladenpreis 1 thlr. Prän. Preis einen halben Laubthaler oder 19 gr. Preuß. Cour.

Druck und Papier dieſer vier Sammlungen iſt ihrem Zweck angemeſſen, und ſo wie man es von meinen andern Verlags-Büchern gewohnt iſt.

Wer die Güte hat, Pränumeranten zu ſammeln, und für 10 Exemplare einer oder der andern Sammlung das Geld frei in Laubthaler à 38 gr. oder Preuß. Cour. an mich ſelbſt bis zur und in der Oſtermeſſe einſendet, erhält das 11te frei, bei 15 — 17, bei 20 aber 24 Exemplare. Die Ablieferung geſchieht ſowohl in Leipzig und Jena in der Oſtermeſſe.

Eine weitläuftigere Anzeige iſt in allen Buchhandlungen zu haben, welche ſich auch dem Geſchäft der Pränumeration unterziehen. Jena, 1. März [illegible].

Friedrich Frommann.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

May 1802.

I.

Verſuch einer Beantwortung der von der Berliner Geſellſchaft der Freunde der Humanität aufgegebenen Preisfrage:

In welchem Verhältniſſe ſteht der gegenwärtige Zuſtand der Philoſophie, der Geſetzgebung, der ſchönen Künſte und der Literatur zur Humanität?

Von

C. F. Michaelis.

Beſchluß.

Schwieriger ſcheint mir die Unterſuchung zu ſeyn, welche nunmehr über die Beziehung der gegenwärtigen Geſetzgebung zur Humanität anzuſtellen iſt. Ins Einzelne der Regierungsweiſe, der bürgerlichen Anordnungen, der Gerechtigkeitsverwaltung, des Polizeyweſens, der Vertheilung der Aemter, der vielerlei oft verwickelten Arten, wie das Recht ausgeübt und geſchützt wird, einzugehen, in den Geiſt der Adminiſtration des gemeinen Weſens in den verſchiedenen Ländern einzudringen, — dazu würden beinahe die Einſichten eines erfahrenen Staatsmannes von philoſophiſchem Tiefblick erfordert. Ich muß mich begnügen, aus den Thatſachen, welche die Tagesgeſchichte aufbewahrt, allgemeine Reſultate über den jetzt vorzüglich herrſchenden Charakter der Geſetzgebung und Rechtsverfaſſung herzuleiten. Manche Erſcheinungen aufkeimender Humanität kommen auch auf dem politiſchen Gebiete dem menſchenfreundlichen Beobachter entgegen. Freilich ſtehen unſere Staaten mehr oder weniger tief noch unter dem Ideale der Vernunft: noch ſind die meiſten Geſetze, unter welchen die Bürger leben, nicht von dem Inhalt und der Macht, daß ſie lediglich nichts, als Gerechtigkeit, Zulänglichkeit und Sicherheit des Eigenthums im gemeinen Weſen, kurz, nur bürgerliche Freiheit und Wohlfahrt zum Gegenſtande hätten, und dauerhaft begründeten. Es giebt ein Land, wo ihr Buchſtabe mit einem Eigenſinn herrſcht, welcher eben ſo gut die Strafloſigkeit der Schuldigen, als die Beſtrafung der Unſchuldigen möglich macht. Noch werden Leibeigenſchaft, Sklaven- und Frohndienſte, welche bis ins neunzehnte Jahrhundert fortwähren, ſelbſt von gebildeten Denkern nicht bloß entſchuldigt, ſondern ſogar in Schutz genommen; noch übt man in den meiſten, auch kultivirten, Ländern das ſogenannte Recht über Leben und Tod, worüber die denkendſten Rechtsgelehrten und Philoſophen nur eben im

Streit begriffen ſind, weit über die Gränzen einer erlaubten Nothwehr und Sicherheitsmaaßregel hinaus, als völlig entſchieden und nicht ſelten mit aller Grauſamkeit aus; noch iſt der Rechtsverdrehung, dem Betrug und der Gewaltthätigkeit unter dem Scheine des Rechten, nicht von allen Seiten der Zugang verſperrt; noch ſind die freien Verhandlungen der Gelehrten über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit nicht hinlänglich gegen den Obſcurantismus und gegen ganz willkührliche Eingriffe weltlicher Macht geſchützt; noch erſchwert der verwickelte Geſchäftsgang in rechtlichen Sachen oft die Entdeckung und Beſtrafung der Ungerechtigkeit, und die Hülfeleiſtung gegen geheime Bedrückungen und Verfolgungen; noch drücken in manchen Ländern die Begünſtigungen und Vorrechte des Adels die niederen Stände zu Boden; noch iſt zu wenig für die Aufmunterung des Lehrſtandes geſorgt, und zu ſehr alles auf die bloße Vermehrung der Finanzen berechnet, mit Hintanſetzung der im Stillen zur Veredlung der Nation unermüdet wirkenden Männer von Geiſt und Talent; noch ſcheint in manchen Staaten Alles auf den Soldatenſtand und das leidige Kriegsweſen abgezweckt zu ſeyn, und dieſem Ziel ein großer Theil des Familienglücks aufgeopfert zu werden; noch finden Gelehrte und Schulbeamte ſich zu wenig gegen hierarchiſche Anmaßungen und Beſchränkungen auf dem Gebiete ihres der Freiheit bedürftigen Berufes geſichert; noch arbeiten die Geſetze zu wenig dem Nationalhaſſe entgegen; ein ganzes Volk muß in den meiſten Ländern ſeine bürgerliche Subſiſtenz mit einer ziemlich drückenden Lage erkaufen, und ſich unter die herrſchende Glaubensparthei in vielen Stücken tief herabwürdigen laſſen: mithin begünſtigen die Geſetze zum Theil durch ihre Autorität noch manche offenbare Feindſeligkeit und Gewaltthätigkeit. Solche Erſcheinungen beweiſen freilich kein günſtiges Verhältniß der Geſetzgebung unſerer Zeit zur **Humanität**. Allein ſie dürfen auch nicht für charakteriſtiſche Merkmale des allgemeinen gegenwärtigen Zuſtandes der Staaten angeſehen werden: ſie ſind größtentheils nur einige Ueberbleibſel und Folgen einer weniger gebildeten Vorwelt, und ihnen ſtehen auch manche wohlthätige Zeugniſſe des beſſeren Genius unſerer Zeiten entgegen. Die Macht der literariſchen Publicität hat ſchon der Humanität in die politiſche Geſetzgebung und Regierung allmählich großen Einfluß verſchafft. Die zahlreiche Bearbeitung des Natur-, Staats- und Völkerrechts durch die Philoſophen unſerer Zeit hat das Intereſſe manches Staatsmannes geweckt und beſtärkt, ihm wichtige Belehrung dargeboten, und ihn zu den heilſamſten politiſchen Maaßregeln vermocht, durch welche viele Reſte eines barbariſchen Zeitalters abgeſchafft, weiſe Anordnungen zur Bildung des Volkes bewerkſtelliget, und der Geiſt der Geſetzgebung und Rechtsverfaſſung überhaupt der Humanität näher gebracht werden muſte. Schon der Ton, in welchem unſre neueſten Befehle, Dekrete, Manifeſte und Verbote abgefaßt ſind, iſt frei von der deſpotiſchen Härte voriger Zeiten, athmet mehr Zutrauen und Liebe zum Volk. Nicht ſelten werden die noch beſtehenden grauſamen Strafen wenigſtens gemildert, an manchen Orten ſind ſie mit menſchlicheren Sicherungs- und Beſſerungsmitteln vertauſcht. Noch giebt es manche Freiſtätte der verfolgten Denkfreiheit und Wahrheitsliebe unter liberalen Regierungen, welche Philoſophie und Religion als Sache des Geiſtes und Herzens ſchonen und ſchützen, und der Verketzerungsſucht kein Gehör leihen, vielmehr den Bruderſinn unter den verſchiedenſten Glaubenspartheien zu ehren und zu befördern wiſſen. Die Geſetzgebung unſerer Zeit lenkt ſich vorzüglich auf die von ſo vielen neuern Schriftſtellern beleuchtete große Angelegenheit der Kindererziehung und des Volksunterrichts, und fängt wenigſtens hier und da an, von dieſem Punkte aus, zur Beförderung der Humanität beizutragen, obgleich das Geſchäft, im Kampfe gegen eingewurzelte Vorurtheile und Mißbräuche, nur ſehr langſam von ſtatten geht. Bei Beſetzung der Aemter ſind die Anſprüche des Adels ſehr herabgeſtimmt worden: es giebt Länder, wo das innere Verdienſt des Menſchen und des Bürgers allein eine Anwartſchaft zur Anſtellung giebt, und der Vorrang der Geburt kaum in leeren Namen noch dem Gedächtniſſe vorſchwebt.

Einige mir wahr dünkende Bemerkungen aus dem Gemählde von Europa, im letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, entworfen von Hippolytus a Lapide dem Jüngern (26 und letztes Bdchen. Berlin, Leipzig und Gera 1801. 8.) eignen ſich zu ſehr für dieſe Abhandlung, als daß ich ſie nicht hier einrücken ſollte:

„Keine Staatsverwaltung nähert ſich mehr dem Muſter„haften, als die Verwaltung der Preußiſchen Staaten. Der „Geiſt, der den Regenten belebt, iſt hier faſt durchgehends „Geiſt der Verwaltung geworden. In dieſer Verwaltung „iſt — was ſich ſo ſelten findet — Menſchenſchä

„rung, beſonders in einigen Zweigen derſelben, unverkennbarlich ſichtbar und wirkſam. Ungeachtet man keine öffentliche Erklärung der Rechte des Menſchen und des Bürgers einem Conſtitutionscodex vorangeſetzt hat, ſo werden ſie nichts deſto weniger in der Verwaltung anerkannt und geachtet. Was liefert einen gültigeren Beweis hierfür, als die Freiheit der Aeußerungen, die man einem Jeden geſtattet, die Sorge, die man auf die Beförderung einer möglichſt zweckmäßigen Kultur durch alle Stände anwendet, und die Bemühung zur Begründung einer möglichſt vollkommenen Gerechtigkeitspflege, durch eine auf reine Principien des Rechts gegründete Geſetzgebung, und eine durch Humanität geleitete Criminaljuſtiz? Der Geiſt der Thätigkeit, der Dienſtpflicht und der Aufopferung der perſönlichen Abſichten gegen die möglichſte Beförderung des Zwecks des Staates, ſoll, nach dem Beſtreben des Monarchen, nach ſeinem eigenen und dem Beiſpiele der meiſten höheren Staatsbedienten, durch die ganze Verwaltung herrſchen. Hier weiß man nichts von Sine-Cura-Stellen, nichts von Ueberlaſſung der höhern Amtsverrichtungen an Subalterne, nichts von Vergeudung der öffentlichen Einkünfte zur Bereicherung oder für den Luxus einzelner, unthätiger, und den Staat beläſtigender Müſſiggänger. Durch Friedrich Wilhelm III iſt ein erhöhtes Pflichtgefühl belebt, und immer allgemeiner gemacht worden. Er hat gleich bei ſeinem Regierungsantritt laut erklärt, daß er nur den thätigen, fähigen, geſitteten, ſeiner Pflicht nach Kräf-

„ten Genüge leiſtenden Staatsdiener ſchätzen, befördern, belohnen, den pflichtvergeſſenen, unfähigen oder unſittlichen aber von der Theilnahme an der Staatsverwaltung entfernen werde. Und ſchon längſt haben allgemein bekannte Thatſachen bewieſen, daß Friedrich Wilhelms Aeußerungen auch in dieſer Hinſicht nicht leere Aeußerungen bleiben." (S. 175 — 178.)

Wie ſehr ein ſolcher Geiſt der Geſetzgebung der Humanität förderlich ſey, und von ihr ſelbſt zeuge, darf ich nicht erſt ausführen. Er muß allmählich auch den noch übrig gebliebenen Mängeln im Preußiſchen Staate abhelfen, deren Rüge ich dem erwähnten Verfaſſer zu verantworten überlaſſen muß, z. B. „dem Mangel an durchaus zweckmäßiger Vorbereitung künftiger Staatsdiener, manchem geiſtloſen Mechanismus im Civil- und Militär-Weſen, dem egoiſtiſchen Geiſte des Merkantilſyſtems, den noch geduldeten Bordellen. Das Beſtreben nach Vervollkommnung (ſetzt der Verfaſſer S. 180. hinzu), „das Fortſchreiten mit dem Geiſte der Zeit, iſt eine ſo ganz eigentlich charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit der Staatsverwaltung dieſes Reichs, daß man, unter den Auſpicien dieſes Monarchen, vielleicht für keinen Staat eher Vollendung und möglichſte Zweckmäßigkeit erwarten kann, als für dieſen."

Ein großes Verdienſt erwirbt ſich die preußiſche Regierung um die Humanität auch durch ihre thätige Aufmerkſamkeit auf das *Schul- und Erziehungsweſen.*

Unter andern Staaten ſcheint ferner der *Däniſche* vorzüglich die freie Entwickelung und Bildung des menſchlichen Geiſtes zu begünſtigen, indem er den edlen Sinn der

Nation unbeſchränkt ſich an Wiſſenſchaften und Künſten üben läßt, und ſchon längſt das Erziehungsweſen ſich zum Gegenſtande vorzüglicher Sorgfalt gemacht hat.

Die jetzige Regierung Baierns hat ebenfalls die Menſchheit mit neuen Hoffnungen erfüllt: denn ſie ſorgte für höhere und niedere Bildungsanſtalten, ſchützte die Denk- und Gewiſſensfreiheit, ermunterte Künſte und Wiſſenſchaften, ſuchte alte Hinderniſſe der Humanität aus dem Wege zu räumen. Nur ungünſtige Verhältniſſe könnten die Ausführung der edlen Abſichten des über dieſes Land herrſchenden Fürſten aufhalten oder ſtören.

Und wer wollte es leugnen, daß für Frankreich unter Bonaparte eine erfreuliche Morgenröthe heraufſchimmert, welche die Nation zu neuem Leben, zu einem edleren Daſeyn weckt, ihr ein friſches Aufblühen aller Tugenden der Humanität verkündet? Welche treffliche Anſtalten zur Belohnung und Erhaltung tapferer Vaterlandsvertheidiger, zur gemeinnützigen Uebung und Bildung körperlicher und geiſtiger Kräfte, zur Verſorgung oder Wiederherſtellung Hülfloſer, Gebrechlicher und Leidender, zur Kultur aller Künſte und Wiſſenſchaften! Welche Aufmunterung des Handels und Gewerbes, der mannichfaltigen Talente! Welche ſchnelle Anerkennung jedes wahren Verdienſtes, jeder hoffnungsvollen Anlage! Welches Beſtreben, Frieden, Harmonie und Eintracht unter der Nation ſelbſt ſowohl, als auch zwiſchen ihr und andern Völkern und Regierungen zu bewirken, zu erhalten, wieder herzuſtellen! Welche Belebung des Wetteifers der Gelehrten und Künſtler im In- und Auslande durch algemein, auſgegebene Preisfragen und unpartheiiſche Belohnungen auch des ausländiſchen Talentes, durch Anſtellung auch auswärtiger Gelehrten und nützlicher Perſonen überhaupt bei inländiſchen Aemtern! Ohne Zweifel muß ein ſolcher Geiſt der Geſetzgebung und Regierung, an welchem Spuren von eigner Humanität nicht zu verkennen ſind, auch auf die Beförderung einer edleren, liberaleren Gemüthsſtimmung, eines innigeren Intereſſe für ächte allſeitige Kultur und dauerhafte Beglückung des Menſchen, einer unbefangenern, wohlwollenderen Achtung und Schätzung der Menſchheit, ſowol in dem Lande, wo dieſer Geiſt herrſcht, als außer demſelben, wo er nur anerkannt wird, den ſegenvollſten Einfluß haben.

Auch ein gewiſſer teutſcher Staat, deſſen Mitglieder in dem gegründeten Rufe vorzüglicher Sittenfeinheit, Induſtrie literariſcher und moraliſcher Kultur ſtehen, erfreut ſich durch weiſe Staatsverwaltung der Wohlthaten eines vorzüglichen Grades der Humanität. Die Bürger dieſes Landes genießen eines Wohlſtandes und einer geſetzlichen Freiheit, welche ihrem friedlichen Verkehr und ihrer wechſelſeitigen Geiſtes- und Herzensbildung ſehr günſtig ſind. Beſchränkt gleich eine gewiſſe Aengſtlichkeit und Strenge der Cenſur in dieſem Lande einigermaßen das literariſche Gebiet der Gelehrten; hemmt gleich die Sorgfalt, mit der man über kirchliche Glaubensformeln daſelbſt hält, und jede, auch oft nur ſcheinbare, Verletzung derſelben ahndet, die Fortſchritte der Aufklärung auf eine Zeit lang, und erzeugt ſie gleich nur zu oft Heuchelei, ſtatt aufrichtiger Religioſität; erſchwert gleich die von den Oberen dieſes Staates ſanktionirte Anhänglichkeit an manche Reſte eines minder gebildeten Zeitalters die freie Ausbreitung und Ausführung beſſerer Einſichten in moraliſchen, politiſchen und religiöſen Angelegenheiten: — ſo erlaubt doch die übrige Milde jener Regierung manche beſcheidene Reform, manche allmählige und ruhige Abſtellung verjährter Misbräuche und Vorurtheile, das ſtille Weiterſtreben der Vernunft zum Ziele ihrer Veredlung. Ja ſie ſorgt menſchenfreundlich für die leidende Menſchheit durch wohlthätige Verſorgungs- und Rettungs-Anſtalten, wendet viel Aufmerkſamkeit auf gute Schul- und Erziehungs-Inſtitute, und öffnet den Bürgern viele Wege, Geiſt und Herz auszubilden, für das gemeine Beſte thätig zu ſeyn, und Humanität auf vielerlei Art auszuüben. Nur des Adels Vorrechte ſcheinen in dieſem Lande noch den drückenden Rang- und Ahnenſtolz zu begünſtigen, und dadurch der reinen Menſchenſchätzung Abbruch zu thun. Auch manche überflüßige Formalitäten und läſtige Obſervanzen hindern das ſchüchterne Verdienſt, ſich in einen gemeinnützigen Wirkungskreis zu erheben. Noch waltet auf den Akademieen oder Univerſitäten dieſes Staats zu wenig jener liberale Sinn, welcher allein den Wiſſenſchaften Gedeihen bringt, aber durch willkührliche äuſſere Beſchränkungen nur geſchwächt und verdrängt werden muß. Bei dergleichen Mängeln, in welchen ſich das Verhältniß der Geſetzgebung zur Humanität nicht ganz vortheilhaft zu zeigen ſcheint, fehlt es jedoch gar nicht an Aufmunterungen derſelben in dieſer Verfaſſung. Die bürgerliche Ruhe und Ordnung, welche durch ſie begründet und erhalten wird, verbindet ſchon die Landsleute zu freundlichen Verhältniſſen; der durch ſie blühende Handel vermehrt den Wohlſtand, und bewirkt einen Verkehr, welcher Kultur zur Geſelligkeit und eine wohlthätige Vermiſchung der mancherlei Individuen jedes Landes erzeugt, aus welcher für Humanität viele Vortheile erwachſen. Auch weiß dieſe Regierung Beweiſe des Fleißes, des Erfindungsgeiſtes, der ausgezeichneten Früchte von Betriebſamkeit, in Künſten und Wiſſenſchaften durch Belohnungen aufzumuntern, glänzende Verdienſte zu ehren; und ſie arbeitet offenbar darauf hin, ſowol die innere Eintracht des Staats, als ſeine friedliche Lage gegen fremde Staaten zu erhalten und zu befeſtigen; und welche Humanität leuchtet nicht aus dieſem Streben hervor? welche entſprießt nicht aus demſelben?

Humanität aber kann in keinem Lande viel gewinnen, wo die Geiſtlichkeit (ſo wie ſie bisher im Durchſchnitte größtentheils war und größtentheils noch zu ſeyn ſcheint), Kraft geheimer Anmaaßung oder öffentlicher Rechte, am Ende die Uebermacht in Händen hat, und die Beſetzung der Aemter nicht minder, als die Abſetzung oder Abhaltung von denſelben willkührlich nach Begriffen leitet, welche mehr oder weniger dem Eigennutze, der Herrſchſucht und dem Aberglauben ihren Urſprung danken, und ſich nur dazu eignen, die unbefangene Würdigung der Verdienſte und Talente für dieſen oder jenen höheren Wirkungskreis, bei Anſtellung neuer Lehrer und Aufſeher an Kirchen, Schulen und Univerſitäten, und anderer Beamten, immer mehr entbehrlich oder fruchtlos zu machen, und hierin Alles durch eigenmächtige Empfehlung und geheime oder offene Ausnöthigung entſcheiden zu laſſen.

Es leuchtet ein, wie ſehr in einer ſolchen Lage der freie Forſchungsgeiſt zurückgehalten, das wechſelſeitige Zutrauen geſchwächt, Sklavenſinn genährt, und der zwangloſe Gedankenwechſel, welcher der Erleuchtung des Verſtandes und der Erwärmung des Herzens ſo wohlthätig iſt, beſchränkt, wo nicht gar unterdrückt werde. Daß unſere gegenwärtige Lage noch nicht von aller Hierarchie und den aus ihr entſpringenden Hinderniſſen der Humanität befreit iſt, davon liegt die Schuld freilich zum Theil an der Regierung und Geſetzgebung, in wiefern ſie nicht allen heimlichen oder öffentlichen Anmaaſſungen des religiöſen Sektengeiſtes, des Pietismus und Obſcurantismus, des Aberglaubens und der Bigotterie und des Mönchthums freimüthig zuvorkommt und muthig entgegenarbeitet.

Uebrigens dringt der Geiſt beſſerer Einſichten immer mächtiger auch in die Maximen der Staatsverwaltung. Iſt es nicht Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit an ſich ſelbſt, ſo iſt es doch Scheu vor der Publicität, ein gewiſſes Ehrgefühl, wodurch eine edlere Behandlung der Völker und ihrer Angelegenheiten den Beherrſchern und Verwaltern des gemeinen Weſens gleichſam abgedrungen wird. Die reineren Grundſätze, zu welchen eine gründlichere Philoſophie ſich erhob, finden auch ſelbſt in der Geſetzgebung hier und da unvermerkt Eingang, und, jemehr ſie in ihrer Wahrheit und Wichtigkeit unter dem Publikum in Umlauf gekommen ſind, um ſo allgemeiner verbreiten ſie ſich ſelbſt bis zu den Großen, welche die Gewalt in Händen haben; dann kann es nicht fehlen, daß auch dieſe, oft von ihrer überzeugenden Kraft ergrifſen, ſie bei ihren Verfügungen in Anwendung zu bringen gereizt, oder doch wenigſtens, ſie zu verletzen, abgehalten werden.

Je mehr die Geſetzgebung dahin ſtrebt, daß die Nation ihren Wohnplatz ſich zu einem Wirkungskreiſe der Freiheit bilde, die mit ſich ſelbſt harmoniret; je mehr ſie den Feld- und Gartenbau, bequeme und ſichere Anſiedelung, und dadurch ſchon ihre zweckmäßige Thätigkeit und ihren Wohlſtand befördert; je mehr ſie den mannichfaltigen Fähigkeiten, der Geſellſchaft zu nützen, zur freien Entwickelung und Ausbildung Aufmunterung ſchafft; je mehr ſie durch Darbietung angemeſſener Gegenſtände der Beſchäftigung den Menſchen zur Thätigkeit, mithin auch zum Bewußtſeyn ſeiner Kraft und ſeines Werthes erhebt; Alles zu entfernen bemüht iſt, was ſeinen Geiſt an den Boden gefeſſelt hält, ihn in Trägheit und Unmuth verſenkt; dagegen durch Unterrichts-Anſtalten, durch Belebung der Künſte und Wiſſenſchaften die intellectuellen, äſthetiſchen und moraliſchen Anlagen wecken und leiten läßt, ſo daß Menſchen leben und heranwachſen, welche durch gemeinſchaftliche und verſchiedene Bedürfniſſe und mancherley Geſchicklichkeiten an einander gekettet, voll Kraftgefühl für einander und mit einander arbeiten, und ſich ihrer freien harmoniſchen Wechſelwirkung freuen: um ſo mehr befördert die Geſetzgebung Humanität, d. h. allgemeine richtige Schätzung, Achtung und Liebe des Menſchen, und ein freies harmoniſches Geben und Nehmen unter der menſchlichen Geſellſchaft. Je weniger aber ſich die Regierung beſtrebt, die Nation aus ihrer Rohheit, Trägheit, Unwiſſenheit und Disharmonie zu erretten, von Knechtſchaft des Geiſtes und Herzens zu befreien, und gegen alles das Elend zu ſchützen, oder ſich alles deſſen zu entledigen, was aus dem Nichtgebrauch oder Mißbrauche ihrer großen Anlagen entſteht; je mehr ſie die künſtliche unnatürliche Scheidewand aufrecht erhält, welche Menſchen von Menſchen trennt und entfernt, ihnen ihre wechſelſeitige Hülfleiſtung und Ausbildung erſchwert, wo nicht ganz unmöglich macht; je nachſichtiger ſie Anſtalten duldet, welche das Laſter privilegiren, Geſundheit und reine Sitten untergraben: um ſo weiter bleibt dieſe Regierung von dem ſchönen, dem erhabenen Ziele der Humanität zurück. Diejenigen Staaten alſo, wo ſogenannte Vorzüge der Geburt, wo Reichthum und Anſehen allein Einzelne wichtig machen und zu Aemtern erheben, deren Verwaltung doch allein innerer Fähigkeiten und Verdienſte bedarf, durch Ahnenrang und Geld-Stolz aber gefährdet wird; wo manche Klaſſen der Nation von der freien Mitwirkung zum gemeinen Beſten und von jedem Genuſſe, zu welchem ſie doch Bedürfniß, Lage und Verdienſt berechtigen, bloß deswegen ausgeſchloſſen ſind, weil die Geſetzgebung einmal dieſe ſchneidende Abſonderung der Stände will, und gewiſſen Günſtlingen ausſchließende Vorrechte vorbehalten hat: — dieſe Staaten ſind dem Wetteifer freier vernünftiger Weſen, der wechſelſeitigen Ausbildung zu allem Edlen und Großen, der freien Selbſterhebung der Gemüther zum Bewußtſeyn ihres ſelbſterrungenen Werthes, ihrer eigenthümlichen Kraft und ihrer höheren Beſtimmung, mithin der Humanität nicht günſtig. In ihrer Mitte erblickt man lauter Extreme, Herrſchaft und Knechtſchaft, keine ſich frei ausbreitende Liebe, ſondern Furcht und Haß, üppigen Genuß und ſchmachtende Dürftigkeit, Uebermuth und Gefühl der Schwäche und Ohnmacht. Daß es gegenwärtig noch Staaten giebt, in welchen die Geſetzgebung mehr oder weniger entweder in jenem günſtigen oder in dieſem ungünſtigen Verhältniſſe zur Humanität ſteht, wird ſchwerlich ein mit der jetzigen politiſchen und moraliſchen Lage der Welt bekannter Beobachter der menſchlichen Dinge in Abrede ſeyn.

Den vortheilhafteſten Einfluß auf Humanität gewinnt die Regierung durch Anordnung ſolcher Unterrichts-Anſtalten, in welchen die moraliſche Bildung Hauptangelegenheit iſt, und auf dieſelbe ein reiner und herzlicher Religionsunterricht ſich gründet. Die Erwärmung der Gemüther für wahre Tugend erhebt ſie zum Glauben an Vorſehung und Unſterblichkeit; die Erweckung und Nährung des religiöſen Sinnes bringt der Humanität volles Gedeihen. Wo alſo die Regierung auf Läuterung der öffentlichen und der Privat-Inſtitute der Erziehung und Belehrung von abergläubiſchen Begriffen und Gebräuchen, auf edle, geiſterhebende Andachtsübungen ihre volle Kraft und Fürſorge erſtreckt; wo ſie durch die Stadt- und Landſchulen eine zweckmäßige Kenntniß der Landesgeſetze und der Vortheile der bürgerlichen Ordnung verbreitet: da bewirkt ſie gewiß eine ſchöne Menſchlichkeit des Denkens und Handelns unter dem Volke. Daß in dem kultivirten Europa auch hierin eine beſſere Epoche ſich annähert, dürfte wohl eingeräumt werden. Freilich iſt in manchen Ländern noch der Aberglaube theils herrſchend, theils nur mit dem Unglauben, nicht mit dem vernünftigen Glauben im Kampfe; in manchen hat ſich auf den Trümmern des Fanatismus und der Religionsſchwärmerei noch nicht die ächte Religioſität erhoben; aber die richtigern Begriffe von Menſchheit, Tugend, Vorſehung und ewigem Leben haben ſich doch ſchon unter Erziehern und Volkslehrern viel weiter verbreitet und häufiger Eingang gefunden, als vorher; ein edlerer Geſchmack verſchönert unſere Tempel und Gottesverehrungen; das kirchliche Zeremonien- und Formelweſen weicht immer mehr der Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit, und ſelbſt mancher einſichtsvolle Katholik und Jude beſchämt den Proteſtanten durch liberalere Grundſätze über Religion, durch hellere Begriffe von der Würde und Beſtimmung des Menſchen, durch freimüthigere Beförderung der Aufklärung des Geiſtes und der Veredlung des Herzens. Daß von den Ländern, welche der härteſte Despotismus noch drückt und in Finſterniß erhält, ein ſolcher wohlthätiger Einfluß der Anordnung des Religionsweſens auf Humanität nicht gerühmt werden könne, verſteht ſich von ſelbſt.

Der letzte Theil der vorgelegten Preisfrage iſt mir nun noch zu beantworten. Dieſer betrifft das Verhältniß des gegenwärtigen Zuſtandes der ſchönen Künſte und der Literatur zur Humanität. Vorausſetzen läßt ſich hierbei mit gutem Grunde, daß eben ſowol Humanität die Behandlung der ſchönen Künſte und der Literatur beſeelen, als durch dieſe auch Humanität geweckt und verbreitet werden kann; im Gegentheil aber nicht minder eine geiſtloſe und geiſttödtende, mithin inhumane, Uebung und Bearbeitung der Kunſt und Wiſſenſchaft möglich iſt. Es giebt Länder, wo Kunſt und

Wiſſen-

Wiſſenſchaft noch in ihrer Kindheit ſind, wo die Menſchen noch zu ſehr mit der Befriedigung ihrer dringendſten Bedürfniſſe zu thun haben, als daß ihre Phantaſie ſich zur freien Bildung und Wahrnehmung des Schönen oder Erhabenen hätte emporſchwingen können. Ich habe alſo hier nur auf die kultivirten Staaten unſerer Zeit zu ſehen, in welchen Künſtler und Gelehrte einigen Einfluß auf ihr Publikum äußern.

Leugnen läßt ſich wohl nicht, daß mit dem Ende des achtzehnten und mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die Bildung des äſthetiſchen Geſchmacks in der kultivirten Welt eine höhere Stufe der Vollkommenheit erſtiegen hat, als vielleicht die Bildung andrer Gemüthsvermögen, und daß das Intereſſe für ſchöne, einnehmende, wohlgefällige Formen bei allen irgend einer kunſtmäßigen Behandlung fähigen Gegenſtänden zu einer überwiegenden Herrſchaft gelangt iſt.

Der Sinn für Eleganz zeigt ſich immer und überall fein und lebendig genug, ſo ſchwach auch die Empfänglichkeit für gründliche Wiſſenſchaft und ſtrenge Tugend befunden werden möchte. Sind nun gleich mittelſt der Verfeinerung des Geſchmacks manche rohe Laſter eines barbariſchen Zeitalters verdrängt worden, ſo haben ſich dagegen vielleicht andere eingeſchlichen, welche einem verzärtelten Sinn und weichlichen Sitten deſto mehr entſprachen, und unter einer gefälligen Hülle ohne Anſtoß Eingang finden konnten. Zwiſchen Humanität und ſchöner Kunſt und feinem Geſchmack hat überhaupt kein durchaus nothwendiger Zuſammenhang ſtatt. Leider hat unſer Zeitalter manchen Virtuoſen des Geſchmacks, manchen vorzüglichen Künſtler und feinen Kunſtkenner aufzuweiſen gehabt, ohne ihn als Muſter der Humanität darſtellen zu können. Bei vielen wird das moraliſche Gefühl von dem bloß äſthetiſchen Sinne vertreten. Wie viele befriedigen ſich nicht ſtatt aller Tugend mit der Feinheit und Gewandtheit des äußeren Betragens? Wo aber ſchon Humanität Herz und Einbildungskraft erwärmt und begeiſtert, da kann ſie auch in Werken ſchöner Kunſt und in wiſſenſchaftlichen Produkten ſich offenbaren, in andere Geiſter und Herzen fruchtbar ſich ergießen. Gewiß bleibt es ein Ruhm der gegenwärtigen Zeit, durch ſchöne Kunſt vorzüglich manche Erſcheinungen und Lehren der Humanität verewiget zu haben. Teutſchland, England und Frankreich haben gewetteifert, in Gemählden, Kupferſtichen, Gedichten und Schauſpielen manche ſchöne Züge des edlen Familienlebens, des Heldengeiſtes, der Großmuth, der Wohlthätigkeit und anderer Tugenden, der Einbildungskraft und dem Gefühle nahe zu legen. Auch die Tonkunſt hat eine moraliſche oder religiöſe Begeiſterung oft unterſtützen oder verſtärken müſſen; und fehlt es uns wohl an romantiſchen Schriften und andern für Unterhaltung, Belehrung und Erbauung beſtimmten Büchern, in welchen nicht häufig ein Geiſt der Humanität athmete, voll Kraft, das Gemüth zu erheben und zu veredlen?

Da die Sittenlehre die möglichſte Entwickelung und Bildung aller Anlagen und Talente fordert, mit denen der Menſch ſich ſelbſt und Andere auf eine höhere Stufe des Lebens und Daſeyns emporheben kann, und da die Kultur der Fähigkeiten für ſchöne Kunſt ſo ungemein der Humanität zuträglich werden kann: ſo iſt es zu bedauern, daß nicht nur der Kunſtſchulen noch ſo wenige ſind, ſondern auch der Unterricht in den ſchönen Künſten in die wenigſten Schulen aufgenommen iſt, zu ſehr zur bloßen Privatſache, und zu wenig zum Gegenſtande eines gemeinſchaftlichen Wetteifers gemacht wird.

Jetzt will ich es wagen, den gegenwärtigen Zuſtand der ſchönen Künſte und der Literatur nach ſeinem Verhältniſſe zur Humanität in einigen bedeutenden Staaten mit flüchtigen Zügen zu zeichnen: eine Zeichnung, welche bei dem Mangel an unmittelbarer Lokal-Kenntniß, und bei der Schwierigkeit, in allgemeinen Ausſprüchen der Wahrheit im Einzelnen nicht nahe zu treten, der nachſichtsvollſten Beurtheilung bedarf.

In England ſcheinen die ſchönen Künſte mehr aus Luxus und Modegeiſt, als aus reinem Geſchmack, mehr um zu glänzen und um der ſinnlichen Unterhaltung willen, als des innern Nutzens und der geiſtigen Bildung wegen, befördert und geübt zu werden. Man berechnet ihren Werth in dieſem ſo merkantiliſch geſtimmten Staate vorzüglich auf Gewinn und Bereicherung. Bei dem bekannten Handelsgeiſte dieſes Landes beſchränkt ſich das größtentheils nur ſinnliche und eigennützige Intereſſe für Künſte und Wiſſenſchaften faſt nur auf die Reichen und Großen. Da die engliſchen Unterrichts-Anſtalten hinter unſerem gebildeteren Zeitalter ziemlich zurückgeblieben ſind, ſo hält auch ihr pedantiſcher Geiſt die Geſchmacksbildung nur auf, welche übrigens durch geiſtloſen dogmatiſchen Religionsunterricht auch nicht gewinnen, keine edle Richtung erhalten kann. Die Bildung des Gefühls für

Schönheit iſt daher in England nur auf die höheren Klaſſen eingeſchränkt. Wie groß iſt das Sittenverderben unter dem niederen Volke z. B. in London, bei allem unter den Vornehmeren herrſchenden Luxus in der Kunſt und Literatur! Ein ziemlich ſchwelgeriſcher Lebensgenuß kann überdies der äſthetiſchen Bildung nicht günſtig ſeyn, ſondern ſtumpft vielmehr das zarte Gefühl für das Schöne und Erhabene allmählich ab. Die niederen Klaſſen der Nation ſtehen an Geiſteskultur in ſehr weitem Abſtande tief unter den höheren: nur die geringere Anzahl der Vornehmeren zeichnet ſich durch Talente und feinere Empfindung aus, bekümmert ſich aber (einige wenige pädagogiſche Schriftſteller und Schriftſtellerinnen ausgenommen) faſt bloß um eigenen Genuß, wenig um gemeinnützige Mittheilung äſthetiſcher Bildungsmittel für die große Menge, welcher es auch noch zu ſehr an Empfänglichkeit für ächte Ergötzungen des Geſchmackes fehlt. Die Dichter, die bildenden Künſtler und Tonkünſtler arbeiten faſt bloß für den Luxus und die Prachtliebe der Großen und Vornehmen, die ſchönen Ausnahmen abgerechnet, da die Kunſt dem Andenken großer Männer und der Wohlthätigkeit gewidmet wird. — Die engliſche Literatur überhaupt zeugt übrigens vortheilhafter von Humanität, und wirkt mehr für dieſelbe, als die ſchöne Kunſt der Engländer, wiewohl auch faſt nur in der Sphäre der ſchon Gebildeten. Sie nimmt ſich gemeinnützige Erfindungen, Hülfs- Rettungs- und Verſorgungs-Anſtalten und wohlthätige Unternehmungen mannichfaltiger Art vorzüglich zum Augenmerk, und trägt wohl viel bei, einen gewiſſen, dieſer Nation weniger, als andern Nationen, fremden Gemeingeiſt und menſchenfreundlichen Sinn aufzuregen und in Thätigkeit zu ſetzen. Beſonders mag das Gefühl für Menſchenwerth, der Sinn für große, edle Charaktere, und der patriotiſche Enthuſiasmus, wovon viele engliſche, proſaiſche Schriften und Gedichte belebt ſind, humane Geſinnungen einflößen. Aber geſchmack- und ſittenverderbend ſind ohne Zweifel die groben ſatyriſchen Karrikaturen, durch welche die Engländer ihre politiſche Stimmung für oder gegen gewiſſe an der Regierung Theil habende Perſonen und deren Maaßregeln auszudrücken ſuchen.

Oeſtreich und Ungarn bleiben in der Geiſtesaufklärung und Geſchmacksbildung noch hinter England zurück. Der beſſere Geſchmack iſt nur auf die kleine Anzahl Perſonen von Stand, Würde und Reichthum eingeſchränkt. Ihre Literatur liegt unter dem Drucke einer ängſtlichen und willkührlichen Cenſur. Daher auch zum Theil die Fortpflanzung eines kraſſen Aberglaubens und einer auffallenden Geſchmackloſigkeit, welche die dort begünſtigten Schriften am meiſten verbreiten und unterhalten. Die Schauſpiele und Konzerte in dieſen Ländern dienen mehr zur Beluſtigung der Sinne und zum Zeitvertreib, als zur Erweiterung und Erhebung des Herzens und zur Stärkung der Humanität. So wie der äſthetiſche und literariſche Luxus in dieſen Ländern aber geringer iſt, als in England, ſo iſt in denſelben auch die Verdorbenheit der Sitten nicht ſo groß, als unter dem großen Haufen des engliſchen Volkes.

In Italien iſt die wiſſenſchaftliche Kultur noch mittelmäßig, ihre Tendenz zur Humanität und ihr Erfolg für dieſe äußerſt gering. Italiens Kunſtdenkmäler aus dem Alterthume ſind mehr den Ausländern wichtig und lehrreich, als der italiäniſchen Nation; und die Künſtler in Italien (Tonkünſtler und wenige Dichter ausgenommen) beſtehen meiſtentheils aus Fremden. Der muſikaliſche Kunſtſinn und die Talente für Tonkunſt ſind zwar in Italien ziemlich allgemein und auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, allein mehr auf bloßen Sinnengenuß berechnet, als von merklichem ſittlich heilſamen Einfluß. Der Geſchmack für die bildenden Künſte und für die Poeſie beſchränkt ſich auf eine kleine Zahl der Höheren und Vornehmeren, und läßt eben keine ſittlich veredlende Wirkung auf die Nation wahrnehmen, woran der bisherige Mangel an guten und vollſtändigen Unterrichtsanſtalten zur Aufklärung und Verbeſſerung des leidenſchaftlichen abergläubiſchen Volkes große Schuld hat.

In Frankreich verſprechen die neuen vielfachen Aufmunterungen, welche die gegenwärtige Regierung den ſchönen Künſten und den Wiſſenſchaften durch Unterweiſungsanſtalten, Preisvertheilungen, Kunſtausſtellungen u. dgl. widerfahren läßt, einen rühmlichen Fortſchritt in der äſthetiſchen Bildung, durch welche mit Beihülfe guter Erziehung und Belehrung auch für die Sittlichkeit und Humanität allemal große Vortheile errungen werden. Man beeifert ſich, den Patriotismus und die Hochachtung ſeltener Verdienſte dadurch zu beleben, daß man edle Thaten würdiger Perſonen durch Werke der bildenden Kunſt, der Dichtkunſt oder Beredſamkeit feiert, und bei der Uebung ſchöner Künſte ihrer ruhmvollſten Beförderer, auch wenn ſie Ausländer ſind, dankbar gedenkt. Mag auch eine zu lebhafte, flüchtige und warme Phantaſie die Franzoſen oft blenden, ihre Empfindungen überſpannen, ihnen Feſtigkeit und Gründlichkeit rauben: ſo fehlt es ihnen doch nicht an der Gabe, Verdienſte jeder Art leicht zu bemerken, innig anzuerkennen, zu ehren und dankbar zu erwiedern, und ihre natürliche Anlage zur Humanität ſcheint nur einer weiſen Verwahrung vor verführeriſchen Sinnenreizen, nur einer Beſchäftigung mit großen Ideen, einer zweckmäßigen Nahrung durch auserleſene Geſelligkeit zu bedürfen, um ſie vor andern Nationen durch Gemeingeiſt, Gefälligkeit, Großmuth und gemeinnützige Betriebſamkeit in Wiſſenſchaften und Künſten ausgezeichnet darzuſtellen.

In den preußiſchen und einigen benachbarten Staaten blühen Künſte und Literatur nicht ohne merklich heilſamen Einfluß auf die Bildung des Volkes zur Humanität. In dieſen Ländern ehrt und ſchützt die Regierung Aufklärung und Denkfreiheit. Nur das Uebergewicht des militäriſchen Geiſtes ſcheint in den preuſſiſchen Staaten hier und da die ſanftere Seite der Humanität noch zurückzuhalten, während die ungekünſtelte; mitunter rauhe Biederkeit deſto natürlicher hervortritt. — Welche ausgezeichnete literariſche Thätigkeit herrſcht nicht in dem nördlichen Teutſchlande überhaupt? Und ſollte nicht manche Spur der deſſen Bewohnern eigenen Humanität theils im Geiſt ihrer Schriften ſich offenbaren, theils eine Frucht dieſes Geiſtes genannt werden dürfen? Wie groß und mächtig muß bei dieſer ungeheuern literariſchen Thätigkeit der Austauſch der Gedanken, die Erforſchung und Ausbreitung des Wahren und Guten, wie wichtig und heilſam die Wirkung derſelben für Aufklärung und Humaniſirung ſeyn!

Zu dieſen Ländern, in welchen eine ſchöne Wechſelwirkung zwiſchen Humanität und zwiſchen dem Flor der Künſte und Wiſſenſchaften den Menſchenfreund ergötzt, kann man auch die däniſchen und ſächſiſchen Staaten zählen, andere kleinere nicht zu erwähnen, welche ſich mehr im Stillen ihres Glückes freuen.

Nun noch einige allgemeine Bemerkungen über den gegenwärtigen Zuſtand der ſchönen Künſte und der Literatur, und ſein etwaniges Verhältniß zur Humanität!

Durch die höhere Richtung der neueſten philoſophiſchen Spekulationen, durch die weitere Ausbreitung einer tiefer in die Natur und Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes eindringenden Philoſophie, und durch die vermehrte Gründlichkeit der wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und Abhandlungen überhaupt iſt auch unſer Geſchmack verfeinert, mehr, als bisher, auf das Geiſtige und Idealiſche gerichtet und dadurch unleugbar veredelt worden. Die Dichtkunſt hat vorzüglich unter den Teutſchen der neueſten Zeit die Schätze der Philoſophie und Moral auf eine ſchöne, kraftvolle Weiſe ſich zu Nutze zu machen gewußt, und dadurch ohne Zweifel zur Erhebung und Veredlung der Geiſter anſehnlich beigetragen. Auch war es vortheilhaft für die Herzensbildung, daß man die ſchönen Künſte einer ehrwürdigen hohen Einfalt nahe zu bringen ſuchte. Nur die Länder, wo das hellere Licht der Wiſſenſchaft nicht hindrang, den verirrten Geſchmack nicht auf den Pfad der Wahrheit und edlen Simplicität zurückbringen konnte, hängen noch ſklaviſch an Sinnenreizen, und ſtehen auch mithin auf einer niedrigeren Stufe der Humanität.

In der Dichtkunſt ehrt der teutſche Geſchmack Werke von hoher Begeiſterung, von großem Inhalte, von erhabener Energie; ſo weiß man auch in der Tonkunſt den erhabenen Schwung zu ſchätzen: dennoch iſt in dieſen Künſten, wie in den übrigen, eine Vorliebe für das Weiche, Sanfte, Zarte, Schmelzende und Einſchmeichelnde allgemeiner, als der Sinn für das Erhabene in der Kunſt. Die Menſchheit ſcheint hier wohl ſich zu ſanften Sitten und Handlungen der Gefälligkeit, aber noch zu wenig zu dem Adel männlicher Feſtigkeit und Selbſtſtändigkeit gebildet zu haben. Humanität aber fordert beides in Vereinigung; freilich ein Ideal, zu welchem aber auch die Geſchmacksbildung den Weg bahnt. — Indeſſen hat die große Ausbildung des mannichfaltigſten, vielſeitigſten Kunſtgeſchmacks und die Kultur der Künſte ſelbſt in unſerm Zeitalter dieſe Vortheile für Humanität, daß ſie die wundervollen Anlagen, Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten des Menſchen kennen und bewundern, mithin die Menſchheit überhaupt hochachten und hochſchätzen lehrt.

Sollte die jetzt ſo allgemein herrſchende Liebe zum Schauſpiele, welches die handelnde Menſchheit in dem intereſſanteſten Gemählde der Leidenſchaften, Affekte und Charaktere darſtellt, nur immer in Eitelkeit und Zerſtreuungsſucht, nicht größerntheils auch in einem lebhafteren Intereſſe an den tauſendfältigen Erſcheinungen des menſchlichen Geiſtes und Herzens, an dem erhabenen Kampfe der Freiheit für Tugend, Wahrheit und Glückſeligkeit, kurz in einer edlen Sympathie mit Allem, was innere und äußere Menſchheit lebendiger anſchauen, deutlicher begreifen, inniger fühlen läßt, ihren Grund haben? Sollte nicht die ſittliche Bedeutung und Beziehung vieler unſerer dramatiſchen Werke zur Nährung und Erzeugung liebreicher Geſinnungen oder männlicher Entſchlüſſe für das gemeine Beſte, zu edler Erhebung des Gemüths gar Manches beigetragen haben? Daß ein höheres geiſtigeres Intereſſe viele Menſchen von beſſerem Geſchmack der dramatiſchen Bühne zuführe, iſt wohl nicht zu leugnen.

Was nun den Zuſtand unſerer Literatur betrifft, ſo befördert er durch Intenſion und Extenſion offenbar Vielſeitigkeit der Gemüthskultur und jeder wiſſenſchaftlichen Unterſuchung, macht die Menſchen im weiteſten Umfange mit ihren mannichfaltigen geiſtigen und phyſiſchen Verhältniſſen und Kräften vertrauter, vervielfältiget ins Unendliche ihre Annäherungs- und Berührungspunkte, erleichtert ihnen die Kenntniß ihres Weſens und ihrer zufälligen Beſtimmungen, erweckt ſie zur gemeinſamen Berathung und Hülfeleiſtung in ihren Angelegenheiten, und wirkt durch dies Alles der Humanität in die Hände. Der Zuſtand unſerer Literatur überwiegt die Nachtheile, daß er gelehrte Ruhmſucht zu nähren verleitet, und der moraliſchen Sophiſterei und müßigen Leſeſucht manche Zuflucht öffnet, durch folgende Vortheile: Er befördert das für die Kultur ſehr nützliche Beſtreben nach möglichſt allgemeiner Mittheilbarkeit der Gedanken und Empfindungen, und macht ſo die Menſchen und Menſchenangelegenheiten den Menſchen werther; er ſcheucht durch Publicität von manchen Unwürdigkeiten zurück, verbreitet weit umher die heilſame Kenntniß menſchlicher Bedürfniſſe, Sorgen, Wünſche, Hoffnungen, Unternehmungen, Erfindungen, kurz überhaupt Menſchenkunde von dem reichſten Inhalte; er fördert dadurch Schäzung und Achtung des Menſchen, wechſelſeitige Annäherung und Hülfeleiſtung, Gemeingeiſt und Wetteifer nützlicher Art, mithin viele Bedingungen der Humanität.

II.

Gedichte

von

Herrn D. J. G. F. Meſſerſchmid.

1.

Herkules, der Muſenführer.

(Claudian. de Raptu Proserp. L. 2. ad Florentin. Praefatio.)

Orpheus ruhte, der Sänger, es ſchlummern die lieblichen Lieder,
Und die Leyer, ſie hängt ſtumm, die verlaſſene, da.
Nymphen betrauerten ſtill den entführten Troſt der Geſänge,
Um den ſüßen Akkord weinte der trauernde Fluß.
Wilde Natur raſt wieder im Thier', und erzitternd dem Leuen
Flehet die Kuh um Schutz, ſchweigende Zither! dich an.
Rauhe Gebirge beklagen die Still', und Wälder, die oftmals
Dem verführenden Spiel thraziſcher Töne gefolgt.
Aber als der Alcide, geſandt vom Inachiſchen Argos
Thraziens Trauergefild Friedeverkündend beſchritt,
Als, die ſchaurigen Krippen des blutigen Königs zerſtörend,
Er Diomedes Geſpann weidet' auf ſproſſender Flur:

Froh nun weckte der Sänger, entzückt von des Vatergefildes
Feſtlich erſtandenem Glück, ſchlummernder Lieder Getön,
Und mit dem Kiele, dem glatten, die trägen Saiten belebend
Glitt mit beweglicher Hand er auf dem Elfenbein hin.
Kaum erſcholl der Geſang, ſo bezähmt' er Wogen und Winde,
Und mit gefeſſelter Fluth ruhte der Hebrus beſiegt.
Rhodope thürmt' empor die liederdurſtigen Felſen,
Von ſich ſchüttelnd den Schnee neigte der Oſſa ſich vor.
Dem verlaſſenen Hämus entſteigt die erhabene Pappel,
Eichen folgen, wohin freundlich die Fichte ſie zieht.
Und der Lorbeer, obgleich die Künſte des delphiſchen Gottes
Er einſt ſpröde verſchmäht, naht dem Orpheiſchen Klang.
Freundlich ſcherzen Moloſſer mit furchtvergeſſenden Haſen,
Und zum friedlichen Wolf haben ſich Lämmer geſellt.
Mit buntvließigen Tigern vereint ſpielt traulich der Dammhirſch,
Und den Maſſyliſchen Leun fürchten die Hirſche nicht mehr.
Herkules Thaten beſang er, die ſtachelſchwingende Juno,
Ungeheuer, die er tapfer, der Tapfre, bezwang,
Ihn, der die Schlangen erdrückt', und ſie der erſchrockenen Mutter
Zeigend mit trotz'gem Geſicht lacht', ein heroiſches Kind.
„Weder der Stier, der brüllend die kretiſchen Städte beſtürmte,
Noch der ſtygiſche Hund ſchreckt dich mit grimmem Gebell,
Nicht der Löwe, der wieder zur Sternenveſte zurückkam,
Nicht der Eber, der Stolz des Erymanth'ſchen Gebirgs.
Stymphaliden verfolgt dein Bogen, du raubſt Amazonen
Kühn den Gürtel, du führſt Heerden vom Abendgefild.
Stürzend das Rieſengebäu des dreyfachgekörperten Herrſchers
Kehrſt du von einem Feind dreymal ein Sieger zurück.

Kein Fall half dem Antäus, kein wachſendes Leben der Hydra,
Und der geflügelte Fuß rettete nimmer den Hirſch.
Kakus Flammen verglühn, Buſiris röthet den Nilus,
Pholoe röthelt vom Blut wolkenentſproſſ'ner Centaurn.
Libya ſtaunte dich an, dich ſah der gewaltige Atlas
Schaudernd, als, Mächtiger, du mächtig die Himmelslaſt trugſt.
Feſter ruhte die Welt auf dem Herkuliſchen Nacken,
Sonnen- und Sternenglanz wallte die Schultern entlang."
Dieß der thraziſche Sänger. — Du, Florentinus! erſcheineſt
Mir ein Alcide, du weckſt kräftig der Lyra Gewalt.
Du verjüngeſt die Grotten der Pieriden vom langen
Schlummer erſtarrt, du führſt Chör' in melodiſchem Kreis.

2.

Der geliebte Name.

Sonett.

Des Lebens reichſter Schmuck er iſt gefunden,
Der Himmel glüht mit allen goldnen Lichten,
Die Erde prangt, im Lieben und im Dichten
Entſchweben göttlich mir die Götterſtunden.

Ein holder Zauber hat mich feſt umwunden,
Still binden mich des Dienſtes zarte Pflichten,
Die Zukunft blüht in lieblichen Geſichten,
Und freundlich ſchaut ſie auf die ſüßen Wunden.

Wie nenn' ich Sie im heil'gen Lied? — Roſaura,
Luiſe, Blanka, Wilhelmine, Nanny?
Glänzt ſie als Lila, Julie, Lucinde?

Erſcheint ſie als Roſalia, Klorinde,
Als Pſyche, Doris, Mirabella, Fanny?
Nein Alles ſchmilzt im ſüßen Wohllaut: Laura.

3.

Der Verluſt.

Sonett.

Ich ſah der Liebe Frühlingsſchein erblaſſen,
Vom Himmel fordr' ich das entführte Glück;
Doch traurig lächelnd ſiehts auf mich zurück.
So ſteh' ich in der Welt einſam, verlaſſen.

Zwar haſt du mir dein Bild zurückgelaſſen,
Zwar lachte mir der Hoffnung Silberblick,
Doch ſtreng verbeut das eherne Geſchick,
In glüh'nder Seligkeit dich zu umfaſſen.

Nie lab' ich mich, Natur! an deiner Fülle;
Der Morgen kommt, ich ſeh' ihn kalt entfliehn,
Den Tag im Leichenſchmuck vorüberziehn.

Ein friſcher Lenz entblüht in heil'ger Stille
Dem ahnenden Gemüth, das Gott bewacht,
Von Melodien erklingt allein die Nacht.

III.

Paradoxon.

On est convenu, d'appeller de ce nom toute vérité nouvelle, qui n'a pas encore eu son passeport.
Mercier.

Rom hat ſeit ungefähr zweitauſend Jahren ſeine Lage weſentlich verändert, indem es ſich von dem Ausfluß der Tiber ins Meer um eine beträchtliche Diſtanz entfernt hat.

Venedig wird nach 50 Jahren nicht mehr können bewohnt werden, weil ſeine Lagunen es vom feſten Lande abſchneiden; dieſe Lagunen vertrocknen immer mehr, und der Geſtank derſelben nimmt ſo ſehr überhand, daß er die Venetianer vielleicht ſchon nach zwanzig bis dreißig Jahren aus ihren väterlichen Wohnſitzen vertreiben wird, d. h. zu einer Zeit, wo die Lagunen noch Waſſer genug haben werden, um Kähne tragen zu können.

Ravenna, ehemals eine Stadt mit einem blühenden Hafen, liegt jetzt ſo ſehr landeinwärts, daß ihr Hafen gänzlich verſchwunden iſt.

In Frankreich giebt es ein Departement des Landes, das die alten Gallier gar nicht kannten; und dies Departement wächſt mit jedem Jahre an, weil mit jedem Jahre das Mittelmeer immer weiter zurücktritt.

Auf gleiche Weiſe wächſt das nördliche Deutſchland durch alle die Fragmente, welche es mit jedem Jahre der Nordſee abgewinnt.

Auch England wächſt, obgleich die Engländer dagegen ſo gleichgültig ſind, daß ſie es gar nicht bemerken, und ihr Gebiet weit lieber in Oſtindien wachſen ſehen.

Man zitterte vor einigen Jahren für Holland wegen ſeiner Dämme. Ganz ungegründet war dieſe Furcht nicht; aber ſie war übertrieben. Holland muß ſich nothwendig mit jedem Jahre kondenſiren, und ſeine Dämme müſſen immer überflüſſiger werden.

Man werfe einen Blick auf Afrika, um ſich zu überzeugen, daß alle ſeine ungeheure Küſtenlande nach und nach aus dem Meere hervorgegangen ſind. Die Bewohner derſelben, wo ſie auch hergekommen ſeyn mögen, ſind gewiß nicht alt. Die Kultur der Hottentotten, Kaffern u. ſ. w. beweiſt, daß ſie noch von ungeheuren Sandſchellen umgeben ſind; und dieſe Kultur wird nicht eher ſteigen, als bis alle dieſe Sandſchellen ſich in mehr oder weniger fruchtbare Gefilde verwandelt haben.

Daſſelbe gilt von Aſien und Amerika und ihren Bewohnern in denjenigen Gegenden, welche dem Meere näher liegen.

Die Ozeane ſammt und ſonders treten alſo in ſich ſelbſt zurück.

Die Erſcheinung iſt um ſo weniger einem Zweifel unterworfen, da man in Schweden angefangen hat, den jährlichen

Zurücktritt an den unwandelbarſten Maaßſtäben, welche die Natur darbietet, an Felſen, zu bezeichnen. Dieſer Zurücktritt beträgt jährlich beinahe einen Zoll.

Aber wo bleibt die Waſſermaſſe? Wühlen die Ozeane ihre Betten tiefer? Sterben die Bewohner derſelben aus? Daran iſt nicht zu denken, daß auch nur ein Tropfen verloren gehen ſollte, die Athmoſphäre läßt nichts heraus.

Es giebt, glaub' ich, eine beſſere Erklärung für dieſe Erſcheinung.

Mit einem Worte: die Flüſſigkeit kondenſirt ſich. Dieſe Behauptung fordert Beweis. Hier iſt er:

Dem Philoſophen Dämonax legte ein Spitzkopf einmal die Frage vor: Wenn er für tauſend Minen Holz verbrenne, wie viel Minen in Rauch aufgingen? und Dämonax antwortete: Wäge die Aſche; das Uebrige iſt Rauch.

Der alte Dämonax war auf dem beſten Wege, ein großes Naturgeheimniß zu durchſchauen, wenn er es nicht wirklich durchſchaut hat; denn alles, was uns Luzian von ihm erzählt, beweiſet, daß er in ſeinen Räſonnements etwas tiefer ging, als die meiſten von den modernen Philoſophen.

Steckt einen Kern in einen fruchtbaren Boden. Dieſer Kern entwickle ſich zu einem Baum. Der Baum werde nach hundert oder zweihundert Jahren gefällt, verbrannt, in ſeine Beſtandtheile aufgelöſt. Die Flüſſigkeiten, die er enthält, werden in die Luft verfliegen; aber was übrig bleibt, wird noch immer, in Hinſicht der Maſſe, weit mehr betragen, als der eingeſteckte Kern.

Wodurch entſtand dies Wachsthum?

So lang der Baum lebte, zog er theils aus der Erde, theils aus der Luft eine Menge Flüſſigkeiten, welche die Baſis ſeines Wachsthums und Gedeihens waren. Dieſe Flüſſigkeiten kondenſirten ſich. Durch dieſe Kondenſazion wurde der Umfang des Baums in ſeinem Stamm und allen ſeinen Zweigen hervorgebracht. So entſtand nach und nach eine von den Flüſſigkeiten ganz verſchiedene Maſſe, welche, auf dem Wege der Natur oder der Kunſt aufgelöſt, zuletzt die Erdmaſſe vermehren muß.

Was von dieſem Baum gilt, gilt nicht nur von allen Wäldern der Erde, ſondern auch von der ganzen Vegetation zuſammengenommen, deren ewige Baſis die Flüſſigkeit iſt.

Man denke ſich nun — nicht bloß die ganze Vegetation auf allen Punkten unſeres Erdballs, ſondern auch die Vegetation ſeit den vielen Jahrtauſenden, in welchen die Erde exiſtirt hat.

Welche ungeheure Kondenſazion!

Die Kondenſazion erklärt eine Menge von Erſcheinungen, welche ſonſt Räthſel ſind. Die ägyptiſchen Pyramiden liegen jetzt tief unter der Oberfläche. Sie ſind geſunken, hat man geſagt. Wenn Sinken und durch jährlich zunehmende Kondenſazion verſchüttet werden, einerley iſt, ſo mag das Wort ſtehen bleiben; iſt aber ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen beiden, ſo erkläre man die Erſcheinung etwas begreiflicher. Wie viele Triumphbögen und andere Kunſtwerke waren entweder zum Theil oder ganz verſchüttet in und um Rom! Das Werk roher Barbaren! hat man, wer weiß wie oft, ausgerufen. Warum nicht auch das Werk der Kondenſazion welche eine nothwendige Folge der Vegetazion iſt? Doch weiter in der Sache ſelbſt!

In dem Erdkörper iſt, wie in jedem organiſirten Körper, das Verhältniß der flüſſigen Theile zu den feſten, wie 3 zu 1.

Hat dies Verhältniß immer ſtatt gefunden?

Schwerlich.

Ohne in kosmogoniſche, oder vielmehr gäogoniſche Grillen einzugehen, finden wir, daß da, wo wir jetzt hohe Berge entdecken, Waſſerfluthen geweſen ſeyn müſſen, weil wir außer den Muſcheln, die ſich allenthalben finden, tauſend andere Spuren ehemaliger Flüſſigkeit antreffen. Ich erinnere hier nur an die unterſten Erdſchichten, und überlaſſe den Gäognoſten, dieſe Idee weiter zu entwickeln. Man hat dieſe Erſcheinung durch Ueberſchwemmungen, genannt Sündfluthen, erklären wollen; allein dieſe reichen nicht hin, da Ueberſchwemmungen nur immer von kurzer Dauer ſind, und niemals Erdflöze gebildet haben.

Wir müſſen alſo annehmen, daß die Flüſſigkeit urſprünglich nach einem ganz anderen Geſetze über die Erde vertheilt war, als gegenwärtig; daß die Vegetation ſie auf das Verhältniß zurückgebracht hat, worin ſie jetzt mit der Feſtigkeit ſteht; daß eben dieſe Vegetation unaufhörlich an ihrer Verminderung arbeitet u. ſ. w.

Aber, wird man ſagen, wenn dieſe Vegetation ſo ungeheure Wirkungen hervorbringt, ſo müſſen Gebirge, Berge, Anhöhen noch täglich wachſen; und dies widerſpricht aller Erfahrung.

Freilich widerſpricht es aller Erfahrung. Aber den Gebirgen, Bergen, Anhöhen iſt längſt ihr Recht widerfahren. Sie wuchſen, ſo lang ſie wachſen konnten, d. h. ſo lange die Vegetation auf ihnen ihre Rechnung fand; allein ſie hörten von dem Augenblick an auf zu wachſen, wo die Vegetation nicht mehr auf ihnen unterſtützt wurde. Dieſe Vegetation mußte ſich nach und nach in die Thäler herabziehn, weil ſie nur in dieſen ihre Baſis wiederfinden konnte; und dieſe Thäler mußten ſich durch ſie immer mehr anfüllen. Uebrigens bemerke ich noch, daß der Begriff von Berg und Thal ſehr relativ iſt, und daß wir nach ſechstauſend Jahren Thäler, blühende Thäler haben können, wo wir jetzt noch ſcheußliche Abgründe wahrnehmen.

Das Konſumzionsgeſchäft würde äuſſerſt hurtig von ſtatten gehen, hätte ihm die Natur nicht ſelbſt groſſe Hinderniſſe in den Weg gelegt,

1) durch Einſchränkung der Reproduktions-Kraft auf gewiſſe Zeiten;

2) durch Vertilgung der Keime, mit welchen die Natur eben ſo barbariſch als verſchwenderiſch verfährt, indem ſie z. B. nicht erlaubet, daß von Millionen Eichelkernen mehr, als höchſtens ein Dutzend, ſich wieder zu Eichen entwickele;

3) durch ein Verzehrungsſyſtem, welches bei weitem noch nicht hinlänglich beobachtet worden iſt, und vermöge welches das Pflanzenreich theils durch ſich ſelbſt, theils

durch das Thierreich, und dieſes wieder durch ſich ſelbſt gewiſſermaßen kondenſirt oder zentraliſirt wird;

ſo wie durch ſehr viele andere Mittel, welche beſſere Naturforſcher, als ich bin, angeben mögen.

Ohne alle dieſe Hinderniſſe, von der Natur ſelbſt vorbereitet und unterhalten, müßte das Kondenſazionsgeſchäft längſt vollendet ſeyn, und die Flüſſigkeit ſich ſchon lange in Feſtigkeit verwandelt haben.

Wie ſchnell oder wie langſam es aber auch von ſtatten gehen möge, ſo iſt es ausgemacht, daß es immer vorrückt; daß es in eben dem Maaße vorrückt, in welchem die Vegetation zunimmt; und daß es ſein Ziel nicht eher finden kann, als bis die Baſis aller Vegetation, d. h. die Flüſſigkeit verſchwindet.

Nach dieſem Raiſonnement hatten diejenigen alten Philoſophen vollkommen Recht, welche behaupteten, die Welt d. h. die Vegetation ſey aus Waſſer entſtanden: aber eben ſo ſehr irren diejenigen, welche ihr einen Untergang im Waſſer prophezeihen. Dieſer iſt durchaus unmöglich. Die uns umgebende Welt muß in ſich ſelbſt verſchwinden, indem ihr nach und nach ihre Baſis entzogen wird, d. h. indem die Vegetation die Flüſſigkeit verzehrt.

Je größer die Fortſchritte der Vegetation ſind, deſto mehr muß ſich die Geſtalt der Erde verändern; nicht ſowohl in ihrer ewigen Form, als in der Anordnung ihrer Parthien.

Das menſchliche Geſchlecht muß, als integrirender Theil des Thierreichs, der Vegetation im Pflanzenreich und Thierreich folgen, weil es in Hinſicht ſeiner Subſiſtenz auf dieſe angewieſen iſt. Es klingt ſonderbar, aber es iſt deswegen nicht minder ausgemacht, daß es in den Abgrund der Ozeane ſinken muß, um daſelbſt ſeine Nahrung zu ſuchen, und im letzten Akt ſeinen Untergang zu finden, ohne von den Wellen dieſer Ozeane erſäuft zu werden.

Ehe dies geſchieht, können Millionen Jahre vergehen; aber geſchehen muß es, wenn, was ſich nicht bezweifeln läßt, ein feſter Gang in den Operationen der Natur iſt. Nimmt jetzt das Waſſer nach hydroſtatiſchen Geſetzen jährlich um einen Zoll ab, ſo machen zwölf Zoll nach zwölf Jahren einen Fuß, nach zwölf mal zwölf Jahren eine Ruthe u. ſ. w. So entſtehen Meilen, und der Umfang der Erde iſt begränzt.

Die nächſten Folgen ſind unſtreitig: 1) daß alle Bergbewohner ihre Wohnſitze verlaſſen, um ſich in Ebenen zu verlieren. Vielleicht iſt nach zweitauſend Jahren nur noch in der Geſchichte von einer Schweiz die Rede. Die Vegetation muß in dieſem Lande aus einem doppelten Grunde abnehmen. Einmal aus dem bereits bekannten. Zweitens, weil ſich die Region der Kälte, als zerſtörendes Prinzip, in eben dem Verhältniß der Erde zu nähern ſcheint, in welchem ſich die Flüſſigkeit zentraliſirt. Zur Unterſtützung dieſer Bemerkung dient noch die Erfahrung, daß die Kälte die Bewohner der Tyroler Gebirge immer mehr in die Thäler herabdrückt, und daß die Gletſcher immer mehr zunehmen. 2) Daß alle Bewohner der Mittelpunkte von Ländern ſich den Gränzen nähern, in ſofern ſich vorausſehen läßt, daß ſie dadurch den Ozeanen näher kommen.

Die allgemeinſte Folge aber, welche ſich aus dem ganzen Räſonnement ziehen läßt, iſt die: daß der Menſch, in ſofern er als ein providentes Weſen die Vegetation influenzirt, durch den üppigſten Anbau derſelben zur Zerſtörung ſeines Geſchlechts wirkt, ſollte ſie auch erſt nach einer unabſehlichen Reihe von Jahren oder Jahrtauſenden erfolgen.

Welche Aufmunterung zum Torfgraben!

Buchholz.

IV.

Themata.

Es hat noch nie ein Menſch Unſinn gemeint oder im Ernſte gewollt, wenn auch Unſinn geſprochen und verübt, nähmlich für Andre. — Es giebt in keinem Menſchen einen unmenſchlichen Sinn; Alles, was ſo erſcheint, iſt einſeitige Kultur oder Mangel an Kultur in begrifflicher Faſſung — oder auch unglückliche Gewöhnung und Unbeholfenheit im Ausdruck überhaupt. Dieſer Satz, als Glaubensſatz, iſt das Prinzip deſſen, was Humanität heißt; eben auch als ein Glaube und ſeine Werke. —

Kein Selbſtdenker und kein philoſophiſcher Gelehrter iſt zugleich ein ächter Philoſoph, wenn es ihn zuweilen noch anwandelt, philoſophiſche Syſteme, die dem ſeinigen geradezu widerſprechen, für urſprünglichen Unſinn zu halten.

Jedem Philoſophen muß es möglich ſeyn, den Sinn jedes einzelnen Syſtems in dem Sinn aller übrigen wieder zu finden. Das Suchen aber koſtet Zeit und Mühe, und kann in dieſem Fall nicht Jedem angemuthet werden. Nur der Glaube, daß er finden könnte, wenn er ſuchen wollte, iſt unerläßlich.

Die Menſchen könnten nicht ſtreiten, wenn ſie im Verſtehn nicht uneinig wären; und ſie würden nicht ſtreiten, glaubten ſie nicht an Einigkeit im Innewerden. —

Warum iſt es kein Unſinn, eine Regel aufſtellen, und ſich Ausnahmen vorbehalten? Eine Regel iſt eine Abſtraktion zu einem praktiſchen Zweck: alle Abſtraktionen aber begreifen oder umgreifen nur das, wovon ſie abſtrahirt ſind, ſie durchdringen es nicht. Das lebendige Innre des Objekts der Abſtraktion iſt unbegreifbar. Mit andern Worten, alle zu Begriffen verbundenen Merkmale ſind unvollſtändig, in Bezug auf das, was gemerkt werden ſoll, es müßte denn bloß der iſolirte Begriff ſelbſt ſeyn. Ueberall iſt mehr zu merken, als das Abſtrahirte, wenn man auf etwas lebendig Wahres merken will. Dies iſt der Fall bei jeder Regel, die eine eigentliche Ausnahme geſtattet. — Regel und Ausnahme ſuppliren ſich erſt zu einem wahren Ganzen. —

Jeder ächt-philoſophiſche Streit unter Philoſophen geht mit klarer Abſicht nur aufs Verſtehen, und vermeidet Alles, was einem Zweifel an der Möglichkeit eines gleichen Sinnes ähnlich ſehen könnte, oder gar einer impertinenten Erklärung, daß der Gegner Unſinn meyne. Uebrigens iſt es in dieſem Ausfall noch ehrenvoll, wenn man bloß ſagt, der Gegner wolle Unſinn propagiren, es ſey aus Muthwille oder aus Bosheit. — Den meiſten Schein, daß man auch, ohne zu wollen, Unſinn meynen könne, giebt der durchaus einſeitige Proſaiker auf denjenigen Punkt der Nüchternheit, wo er vorgiebt, daß denken für leben gelten könne.

Was iſt denn Sinn und Unſinn? Sinn iſt das Zu- oder Anſprechen eines Begrifflichen im Unbegrifflichen, irgend ein Relationspunkt der iſolirten Tendenz des Denkens zur Geſamtthätigkeit des lebendigen Innern. Wer dieſen Punkt in einem gegebenen Fall nicht findet, für den iſt das Gegebene — Unſinn, aber auch nur in ſo fern. Der ächte Philoſoph wird aber nie wähnen, noch darf er irgend annehmen, daß die begriffliche oder proſaiſche Tendenz ſich ſo weit vom Lebendig-Wahren entfernen könne, daß jemals dieſe Iſolirung einer urſprünglichen Trennung gleich ſeyn müßte, und ſodann wird er auch nie zweifeln, daß jeder Gedankenausdruck einen, ob auch zuweilen ſehr verborgnen, Sinnpunkt haben müſſe. Wenn ein ſonſt bewährter Philoſoph dennoch von Unſinn des Gegners ſpricht; ſo iſt es nur in einem Moment der Einſeitigkeit, oder er meint mit dieſem Worte bloß Unverſtand. — Unbeholfenheit im Ausdruck iſt der gewöhnliche Fehler, den ein ächter Philoſoph ſeinem Gegner, oder auch ſich ſelbſt, vorwerfen darf. —

Was iſt Verſtand einer Rede in Bezug auf den Nebenſatz des Sinnes in derſelben? Verſtand iſt hier die Möglichkeit, den Gedanken-Inhalt in Gedanken umzuſetzen, oder inne zu werden, daß der Inhalt ein Gedanke iſt, daß wir ihn nacherfahren, nachfaſſen können, als Gedanken. Was Sinn der Rede iſt, liegt im vorigen Fragment. Es kann nur ſcheinen, daß ſich wohl etwas denken laſſe, was keinen Sinn hat, und in der abſichtlichen einſeitigen Kultur eines eigentlichen Proſaikers iſt es in ſofern wirklich der Fall, als er den Sinn des Gedankens, als etwas Schlechtes und Niedriges zurückweiſen will und möchte, — (ſo daß in dieſer Rückſicht die nüchterne Proſaität bei aller Verſtändlichkeit, höchſt unſinnig, und die einſeitige und tolle Poeſie bei aller Unverſtändlichkeit höchſt ſinnig ſeyn kann) aber außer dieſem Schein und außer dieſer abſichtlichen Verbildung muß alles Verſtändliche auch etwas Sinnvolles ſeyn. Alles Denken geht aus vom Sinnen, und Sinnen iſt ein Streben zur Faſſung des Poetiſchen im iſolirten Denken, oder umgekehrt zur Rückführung des iſolirten Gedankens ins poetiſch Lebendige. Der Schein, daß Verſtand und Sinn einer Rede entgegengeſetzt ſind, daß man z. B. wohl verſtanden habe: der Inhalt einer Rede ſei Unſinn, (ohne dieſen Schein würde auch kein Menſch das Wort Unſinn jemals gebraucht haben) iſt bloß ein Phänomen in der Sphäre der Mittheilung oder des Verkündens, wofern wir nehmlich dem Verkündiger volles Bewußtſeyn zutrauen, und wofern er nicht mit Abſicht widerſprechende Begriffe als zuſammengehörige geben will.

Faſſen wir den iſolirten Gedanken, ohne noch den Sinn des Gedankens inne geworden zu ſeyn, (ſeine Vermählung mit der Lebendigkeit des Undenkbaren zur Reproduktion lebendiger Ueberzeugung oder Nacherfahrung im Innern): ſo iſt er uns bis zu jener glücklichen Innwerdung eine Verſtändlichkeit des Unſinns, oder beſſer des Nicht-Sinns. — Der ächte Philoſoph weiß, daß dieß Schein iſt, und gebraucht das

Wort eben nur zur Bezeichnung dieſes Scheins, oder auch zur Bezeichnung der dürftig-proſaiſchen Abſichtlichkeit Sinn und Verſtand zu trennen.

Man hört zuweilen das Wort: logiſcher Unſinn. Mir iſt es ein bildlicher und hyperboliſcher Ausdruck für Unverſtand. Dieſer iſt nähmlich die Gedanken-Unfaßlichkeit eines Bezeichneten, das doch als Gedanke oder als eine nach den Denkgeſetzen entwickelte Reihe von Gedanken gegeben iſt, und dafür gelten ſoll, mit Einem Wort: begrifflicher Widerſpruch und Inkonſequenz.

Giebt es einen innern Unterſchied deſſen, was man beſondre Charaktere nennt? — Es giebt einen, doch unbeſchadet der Einigkeit des Innewerdens. Er beſteht in verſchiednen heraushebenden Bildungen des Innern nach einzelnen Strebungen deſſelben (es ſei zur Harmonie oder Disharmonie *),) aber keine dieſer individuellen Heraushebungen tödtet das Lebendige des Nichtherausgehobenen, Nichtgebildeten, ja des abſichtlich Vernachläſſigten. Dieſes lebt fort, ſollt' es auch ſchlummern, und erwacht, wenn es ernſtlich geweckt wird. In dem, was in allen Menſchen-Seelen wacht, oder wenn es ſchläft, aufweckbar iſt, liegt die Einigkeit des Innewerdens. Die beſondern Charaktere ſind das Schlafen und Wachen und deren verſchiedene Grade. —

---

*) Im letzten Fall, Verbildungen.

Ja, Schlafen, Schlummern, Wachen und Munterſeyn, — dieſe Verſchiedenheit in einzelnen Parthien der Faktität des lebendigen Innern giebt die Individualität der Gemüther. Gewöhnlich nennt man dieſe Individualität nur in ſofern Charakter, als ihr Abſichtlichkeit beigelegt, als ſie für eine freie Bildung gehalten wird. Durch die Zugeſtehung dieſer Individualität oder der charakteriſtiſchen Verſchiedenheit iſt die Möglichkeit eines gleichen Innewerdens ſo wenig angefochten, daß ſich dieſelbe ſogar als intenſiv erweitert zeigt. Alle mögliche Verſchiedenheiten der innern Charaktere können inne geworden werden von jedem menſchlichen Innern, ungeachtet jenes eignen beſondern Charakters. —

„Was iſt Innewerden?" Urſprünglich: die Faktität des Innern in der Einheit des Bewußtſeyns. — „Was iſt Verſtehn?" Urſprünglich: ein begriffliches Faſſen und Ordnen des Unbegrifflichen, das doch lebendig wahr iſt. Dies Verſtehn iſt ſelbſt ein Faktum der Faktität des Innern, die wir eben urſprüngliches Innewerden nannten, es wird hier aber als eine iſolirte Tendenz deſſelben genommen. —

Was iſt nun aber Innewerden, und was iſt Verſtehn in der allgemeinen Konverſation der Menſchen mit Menſchen? Dieſe Frage iſt ſchon durch ein früheres Thema zum Theil beantwortet, wir geben die Antwort aber noch ausführlicher. Innewerden in dieſer Bedeutung iſt Mit- oder Nacherfahren oder auch Nachkonſtruiren eines als inneres

Faktum Verkündigten, Aufgeſtellten — in der Faktität unſers eignen Innern. In dieſem allgemeinen Begriff iſt das Verſtehn eine Species, nehmlich ein Innewerden eines in Gedankenfaſſung Gegebnen, als Gedanken-Faktum in uns ſelbſt, kurz das Faſſen des Verſtandes im Ausdruck. Eine zweite Species iſt das Faſſen des Sinnes, ein tieferes Innewerden.

In Abſicht bloß auf begrifflichen Umſatz ſind alſo Verſtehen und Innewerden Eins und daſſelbe. Ich verſtehe einen Ausdruck, d. h. ich werde ſeine Bedeutung inne als einen Gedanken in meinem eignen Denken. In ſofern der Verkündiger nur dies gewollt hat, bin ich ihn ſelbſt inne geworden, bloß durch Gedanken.

In Abſicht aber auf Erweckung im tiefern und volleren Leben, oder in der Stimmung, ſind Verſtehn und Innewerden verſchieden. Das Begriffliche ſoll mir dann eine Andeutung des Unbegrifflichen werden; ich bin noch nicht zum Zweck, wenn ich die Bedeutung des Ausdrucks bloß als Begriff gefaßt habe, dieſer muß mir noch Andeutung werden eines Unbegrifflichen, wovon er ſelbſt nur die bloße Gedankenfaſſung iſt. — In dieſem Unterſchiede läßt ſich behaupten: Innewerden iſt mehr als Verſtehn, das Verſtehn iſt nur ein Mittel zum Zweck des Innewerdens. Auch können ſich die Menſchen inne werden, ohne ſich zu verſtehn, nehmlich durch den unmittelbaren Ausdruck, durch den Ausdruck des Inſtinkts, (der jedoch wieder abſichtlich gewählt, oder inſtinktmäßig ergriffen werden kann) wovon wir an einem andern Orte geſprochen haben.

Es giebt einen Skeptizismus, gegen den nichts einzuwenden iſt. Er beſteht im Zweifel: ob wir uns gegenſeitig in gegebenen Fällen wahrhaft verſtehn und inne werden, ob wir das Rechte, das Gemeinte im Ausdruck, über den begrifflichen Zuſammenhang des Meinens und Ausdrucks hinaus, glücklich errathen, ob wir das verkündigte Gemüthsfaktum des Andern ganz in der Modifikation und Geſchiedenheit innerlich nacherfahren oder nachkonſtruirt haben, in welcher es gerade jetzt in ihr lebendig war, geſetzt auch, daß wir uns im Ausdruck verglichen und einander zugeſtimmt hätten. — Nie können wir wiſſen, daß wir in der Faktität unſers Innern eben das Faktum beſonnen ergreifen, was der Verkündiger anregen und erwecken will. Die allgemeine Möglichkeit iſt ein Glauben, die Wirklichkeit in jedem beſondern Fall iſt ein Ahnen. —

Wird Grammatik im weiteſten Sinne genommen, ſo ſucht alles Philoſophiren, in ſofern es ſich verkünden will, ſeine Sicherheit in der Grammatik, indem es zugleich im Voraus gewiß iſt, daß es ſie nicht darin finden wird. — Es ſteht Philoſophie — gegen Philologie.

Mnioch.

V.

Zeichen der Zeit.

Aufklärung.

Aufklärung entſteht durch die höchſt mögliche Summe heller und allſeitiger Anſichten von den allgemeinen menſchlichen Angelegenheiten, Einrichtungen, Anſtalten, von ihrer Zweckmäßigkeit und ihrem nähern oder entferntern Verhältniß zum Ideal der Humanität.

Wo **Aufklärung** iſt, dort ſtehen **Klarheit des Geiſtes** und **Wärme des Herzens** in innigſter Verbindung; nur dort haben Ruhe, Wohlbehagen und Freude ihren ſichern und gemeinſchaftlichen Wohnſitz.

Schön iſt nur der **heitere warme** Tag des Mayen, alles ſteht in voller Blüthe da, die ganze Natur hat ſich in einen Tempel der Hoffnung verwandelt. Erfreulich iſt nur der **heitere warme** Herbſttag, der Reichthum der Natur hat ſich in allbefriedigende Fruchtbarkeit ergoſſen, alles ladet zum fröhlichen Genuſſe. Doch hat auch der Sommer ſeine **heitern** Tage, aber unter der Hitze derſelben muß alles erſterben, und unter dem klaren Himmel eines **heitern** Wintertages erſtarret jegliche Kraft.

Blitze machen keinen Tag, und hier und da eine Laterne an den Häuſern macht noch keine helle Straße. Wer wird auch eine Wüſte für einen Fruchtgarten halten, weil er in dem Augenblick ſeines aufgeregten Bedürfniſſes einige wilde Kirſchbäume fand, an deren Früchten er ſich laben konnte; und wer möchte die Rechtſchaffenheit, Tugend und Frömmigkeit der Einwohner einer Stadt nach der Anzahl und Pracht ihrer Kirchen berechnen?

Es gab nie ein aufgeklärtes Jahrhundert, und nie ein Jahrhundert der Aufklärung; nie eine aufgeklärte Nation, Stadt, Dorf, nicht einmal ein aufgeklärtes Haus, es gab immer und überall nur einzelne aufgeklärte Menſchen.

Es giebt eben ſo wenig eine falſche oder Afteraufklärung, als es einen falſchen oder Aftertag giebt. Was der mündliche oder ſchriftliche Schwätzer falſche Aufklärung nennt und der kurzſichtige Politiker fürchtet, iſt entweder nichts weiter, als ſein eigenes kleines, unentwickeltes, ängſtliches Ich, oder nichts anders, als klügelnder Egoismus, Licht ohne Wärme, oder blinde Schwärmerei, Hitze ohne Licht.

Aufklärung läßt ſich nicht lehren, nicht befördern, nicht unterdrücken. Gott ſprach, es werde Licht! Und es ward Licht; und wer kann dieſes elementariſche Licht verbreiten, befördern oder unterdrücken? Das Mittelding zwiſchen Geiſt und Thier ſpricht zu ſich ſelbſt: dein Geiſt werde ſelbſt thätig! und er wird es; das Mittelding wird reiner Menſch, wird aufgeklärt; und wo iſt die äußere Macht, die das innere Gebot der Selbſtthätigkeit geben oder aufheben, die Vollziehung derſelben befehlen oder verbieten, die Folgen ausdehnen oder erſticken könnte?

Durch das innere Gebot der Selbſtthätigkeit ſchreitet das Mittelding zwiſchen Geiſt und Thier von der Einſeitigkeit ſeines Standes oder ſeiner Kaſte zur Vielſeitigkeit der Bildung, und von dieſer zur Allſeitigkeit der reinen Menſchlichkeit fort; das Gebiet der Aufklärung iſt alſo im Innern des Menſchen geſchloſſen; dorthin dringt keine Kunſt, keine Macht des Obſkurantismus. Er wird verachtet, wo das Gebot der Selbſtthätigkeit laut geworden iſt; ſeine Künſte wecken es, wo es vor ſeinen Verſuchen noch geſchwiegen hat. Der Aufklärung gegenüber iſt der Obſkurantismus ein ohnmächtiges Schreckengeſpenſt; ſeine Angriffe treffen immer nur entweder den klügelnden Egoismus oder die blinde Schwärmerei; und gegen dieſe **Feinde der Vereinigung zwiſchen Licht und Wärme** iſt Er ein nützlicher Kämpfer.

Es giebt keine religiöſe Aufklärung; was ſo genannt wird, iſt entweder ein vernünftelndes Chriſtenthum, oder ein leichtſinniger Unglaube. Jener iſt dem kirchlichen Chriſtenthume, dieſer der Religion entgegengeſetzt. Das kirchliche Chriſtenthum iſt auf eine obervormundliche Autorität gegründet, das vernünftelnde Chriſtenthum beruhet auf der blinden Willkühr der Unmündigkeit. Der leichtſinnige Unglaube iſt das Erzeugniß der unwiſſendſten Einſeitigkeit, des entſchiedenſten Mangels an harmoniſcher Geiſtes- und Herzensbildung.

Die Religion iſt der höchſte Triumpf der Vernunft, das reinſte Produkt der Vereinigung zwiſchen Licht und Wärme, die reifſte, ſchönſte und edelſte Frucht der allſeitigen Aufklärung, der letzte vollendende Punkt der reinmenſchlichen Bildung. Wohl wäre es der Mühe werth, zu unterſuchen, wer dem menſchlichen Geſchlechte mehr ſchadet, ob die ſogenannten religiöſen Aufklärer und Apoſtel des vernünftelnden Chriſtenthumes; ob die friedfertigen Lehrer und Vertheidiger des reinen Kirchenglaubens? Das kirchliche Chriſtenthum weckt den geſunden und thätigen Verſtand, das vernünftelnde Chriſtenthum ſchläfert ihn ein; jenes erwärmt, dieſes erkältet das Herz; jenes leitet den nüchternen und beſcheidenen Denker auf den geradeſten Weg zur Religion, dieſes führt den ſeichten Klügler in das Labyrinth des Unglaubens; jenes erhöhet und veredelt den Gemeinſinn, dieſes verſtärkt und verhärtet den Egoismus. Warum hat das vernünftelnde Chriſtenthum ſelbſt in dem Prieſterſtande mehr eifrige Verkündiger, als das kirchliche aufrichtige treue Lehrer? Darum, weil bei der Verkündigung des Erſteren man mehr ſein eigenes kleines Selbſt wichtig machen, mehr Witz anbringen und mehr Ruhm ärndten kann, als bei dem gleichförmigen, durch den für immer feſtgeſetzten Lehrbegriff beſtimmten Vortrage des Letzteren. Warum tragen die eifrigen Lehrer des kirchlichen Chriſtenthums ſo wenig bei, den Uebergang vom Kirchenglauben zur Religion zu erleichtern? Darum, weil ſie ihr erhabenes Amt zu ſehr als Gewerbe betrachten, von dem ſie ſich nähren. Sie ſind kurzſichtige Spekulanten, indem ſie vergeſſen, daß in der einmal aufgeregten Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes kein Stillſtand mehr möglich iſt, daß folglich der mit Intereſſe aufgefaßte Kirchenglaube nothwendig, entweder zum vernünftelnden Chriſtenthume oder zur Religion führen muß; ſie ſelbſt aber bei dem allgemeiner werdenden vernünftelnden Chriſtenthume weit mehr, als bei der ſorgfältig beibehaltenen und mit Weisheit gepflegten Cauſalverbindung zwiſchen Kirchenglauben und Religion zu verlieren haben.

Es giebt keine politiſche Aufklärung; wie könnte man auch aufgeklärt ſeyn, ſo lange man Staatswohl und Bürgerglück von Formen und Worten herleiten will, und dabei nicht bedenkt, daß ſo mancher Staat wohl Millionen Egoiſten aber kaum einige Bürger im vollen Sinne des Wortes zählt; ſo lange man im Ernſte behauptet, daß die republikaniſche Form beſſer ſey, als die monarchiſche, und dabei vergißt, daß, ſo lange die Welt ſteht, noch keine Republik in der vollſtändigen Bedeutung des Wortes da war, daß in ſogenannten Republiken und Monarchien Alles immer nur ſo lange gut ging, als der einzelne große Mann die Staatsmaſchine hielt und belebte? Was man politiſche Aufklärung nennt, iſt entweder nur die Kunſt des klugen Egoiſten, durch die er ſich dem wirklichen oder vermeintlichen Druck von oben herab oder von unten hinauf entzieht, oder das Gepolter des erhitzten Schwärmers, den es ärgert, daß er nicht ſelbſt drücken darf.

Es giebt alſo nur eine Aufklärung ſchlechtweg, und Vielſeitigkeit der Anſichten von Allem, was den Menſchen angeht, iſt der Maßſtab ihres Grades. Es giebt keine aufgeklärte Regenten, keine aufgeklärte Staatsmänner, keine aufgeklärte Geſchichtskundige, Philoſophen, Rechtslehrer, Aerzte, Theologen, keine aufgeklärte Juden, Katholiken, Proteſtanten; es giebt durchaus nur aufgeklärte Menſchen. Es giebt überall nur einige Weiſe in einem großen Narrenhauſe, die weder ſich ärgern noch jammern, wenn der eine ſeiner wahnſinnigen Hausgenoſſen den lieben Gott, der andere den leidigen Teufel, einer Alexander den Großen, der andere den Ariſtoteles, jener den Homer oder Göthe, dieſer Plato oder Kant ſpielen will. Es giebt überall nur einige Aerzte in einem großen Krankenſpittal, die weder ſpotten noch mit dem Prügel drein ſchlagen, wenn die Patienten mehr zu eſſen verlangen als ihnen zuträglich iſt, oder den Mund verziehen, wenn die Arzenei ihnen bitter ſchmeckt. Es giebt nur einige geſetzte reife Männer in einer großen Kinderwelt, die weder in Wuth gerathen noch in Hohngelächter ausbrechen, wenn die Kinder unter der wohlverdienten Züchtigung ſchreien; ſich nicht wundern, wenn dieſelben einen langen Mannsrock erhaſchen, ihn anziehen, darüber fallen, und ſich den Kopf zerſchlagen; ſie weder beneiden noch verfolgen, wenn die kleinen Weſen im Spiele ſich geſchäftig hohe Charaktere und vornehme Titel beilegen, ſich mit allerlei Bändern behängen und mit bunten Läppchen ſchmücken: ſondern dem erhabnen Nil admirari getreu, alles, was dieſe liebe Kinderwelt angeht, in hellem Lichte ſehen, und für das Wohl und die Zufriedenheit derſelben mit Wärme ſorgen.

Feßler.

VI.

Epigramme

von

Friedrich Raßmann.

1.

Ottave Rime.

Lieben mußte der Dichter, der dich, o Stanze! gebildet,
Denn dein reizender Bau gleicht Cytherea's Geſtalt.
Ja! Boccacio prangte nicht als dein erſter Erfinder,
Hätt' er — mein Genius ſagt's! — nicht Fiametta geliebt.

2.

Die Gebete.

Eos! Unſterblichkeit haſt du einſt dem Tithon erbeten,
Aber vergaßeſt dabei ewiger Jugend Gebet.
Ach! ſo erfleht ſich noch jetzt der Sterbliche Reichthum vom Himmel,
Aber denkt nicht daran, auch um Weisheit zu flehn.

3.

Libitina.

In dem Tempel der Venus ſtand Libitinens Geräthſchaft;
Die das Leben verſüßt, Liebe verſüßt auch den Tod.

4.

Leiden.

Leiden veredeln den Menſchen, und reiſt die Veredlung auch langſam.
So giebt die Feuersbrunſt oft beſſere Häuſer der Stadt.

5.

Original und Kopie.

Sol hat eigenes Licht, doch Luna ſcheint mit erborgtem.
Ihm gleicht das Original, ihr die matte Kopie.

6.

Das Schwerere.

Schwer iſt's, ſich Freuden *verſagen*: doch ihnen *entſagen*, iſt ſchwerer.
Dort hielt der Faden nur ein, doch riß auf ewig er hier.

7.

Der Freund.

Wie der Aal geſchmeidig iſt anfangs der Freund unſrer Zeiten;
Doch bald ſchlägt er den Arm dir auch entzwei, wie der Aal.

8.

Ueble Laune.

Ueble Laune darf nicht des Geiſtes Funken erſticken.
Auch ſelbſt unter dem Schnee keimen Blümchen hervor.

9.

Hermes und Laverna.

Hermes und Laverna beſchützen den Diebſtahl. O! helft mir!
Denn ich möchte ſo gern ſtehlen; nur ſtehlen ein Herz.

10.

Iphiklos.

Iphiklos lief über Aehren und beugte die Spitzen nicht. Götter
Leihet, eil' ich zur Braut, dieſe Geſchwindigkeit mir.

11.

Der Thätige.

Der iſt nicht thätig, der aufzählt, wie viel er heute gethan hat.
Wer auch dieſe Zeit noch auskauft und nutzet, der iſt's.

12.

Leidenſchaften.

Leidenſchaften! ihr gleicht den Fetialen. Die blut'ge
Lanz' entſinkt eurer Hand. Krieg wollt ihr, ewigen Krieg.

13.

Erſte und letzte Liebe.

Erſte Liebe! du biſt nur eine ziehende Schwalbe,
Letzte Liebe! du bleibſt brütend im heimiſchen Neſt.

14.

Der größere Durſt.

„Gieb mir zu trinken!" ſprach ich einſt, dürſtend nach Wahrheit, zum Meiſter.
Zweifel miſcht' er in den Trank; und ich dürſtete mehr.

15.

Liebe gegen Enkel.

Warum lieben wir Enkel doch mehr, als eigene Kinder?
Friſche Flämmchen ſind ſie auf dem Familienheerd.

16.

Proſelyten.

Wer die Religion, worin er geboren, vertauſchet,
Bleibt auch der neuen nicht treu, und hat keine zuletzt.

17.

Die Brenneſſel.

Weil ich brenne, ſteh' ich im Winkel. Gefährliche Menſchen!
Nehmt ein Beiſpiel an mir, ſondert von Guten euch ab.

18.

Befehlen und gehorchen.

Lerne gehorchen! du trittſt auf die Anfangsſproſſen der Leiter,
Die zu der Endſproſſe führt, wo dir befehlen geziemt.

19.

Das Publikum.

Wen das Publikum lenkt, wird ſelten zwar ſtraucheln und fallen.
Höher ſchätz' ich doch den, wer das Publikum lenkt.

20.

Lücken.

Lücken im Kopfe, fürwahr! ſie bringen nicht ſonderlich Ehre;
Aber der Schande noch mehr Lücken im Herzen, mein Freund!

21.

Der Daktylus.

Frölicher, hüpfender Fuß! du gleichſt den Jahren der Jugend!
Gäb' es kein Alter doch, keinen ſchweren Moloß!

22.

Amor und Hymen.

Amor und Hymen ſind Feinde. Der Liebe Freiſtaat will jener,
Aber dieſer dafür will die monarchiſche Form.

23.

Die Stürme.

Stürme tobten die Nacht, zerſchlugen mein wirthliches Fenſter.
Oft ſchon umtobten dies Herz Stürme; doch ach! es blieb ganz.

24.

Der Genius der Unſchuld.

Wie die warnende Tafel im Park oder engliſchen Garten,
Rufe dein Schutzgeiſt dir zu, biſt du mit Mädchen allein.

25.

Heut und morgen.

Heut iſt — [illegible]
Roſe!
Sei drob nicht ſtolz; denn es holt dich das Knöspchen bald ein,
Und du welkeſt dann hin, verſtreuſt die purpurnen Blätter
In der Vergangenheit Grab, und wirſt „geſtern" genannt.

26.

Eitelkeit.

Eitelkeit heißet das Senkblei, das weibliche Herz zu ergründen,
Taucher! und dennoch erreichſt ganz ſeine Tiefe du nie.

27.

Das Genie.

Nur der Geiſt des Champagners zerſprengt den Riegel der Flaſche;
Alſo wirft das Genie Zwang und Feſſel ſich ab.

28.

An Fanny.

Tanze durchs Leben! Der Saal iſt geräumig, er faßt viele Paare;
Und die Muſik zu dem Tanz ſpielet die Liebe dir auf.

VII.

Neueſte ſchöne Literatur.

Die Taſchenbücher und Almanache.

(Fortſetzung.)

20) Schummels Breslauer Almanach für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. 1ſter Theil. Breslau. 8. Mit dem Motto von Lichtenberg: Das Glück der Welt, wenn ſie es jemals erreicht, muß nicht durch Verheelung geſucht werden, auf keine Weiſe! daurendes Glück iſt nur in Aufrichtigkeit zu finden.

Bloß weil dieſe Schrift den Titel Almanach führt, ſehen wir uns genöthigt, ihrer hier Erwähnung zu thun, da ſie ſonſt weder nach Form und Materie, noch in Anſehung des Aeußeren (ſie iſt nicht einmal eingebunden, und hat kein Futteral!) in die Reihe der hier genannten gehört. Sie erzählt von den Schickſalen und Wercken Breslauiſcher Gelehrten und Künſtler in alphabetiſcher Ordnung, und hat etwas Verdienſtliches und etwas Charakteriſtiſches. Das Verdienſtliche iſt der bewundernswürdige Fleiß, mit welchem der Verfaſſer nach den Umſtänden, den herausgegebnen und noch zu edirenden Werken ſeiner Männer (mit Uebergehung alles deſſen, was ſchon von ihnen literariſch bekannt iſt) geſichtet hat; das Charakteriſtiſche iſt — die Individualität des Verfaſſers, welche auf allen Seiten mitſpricht, ſo, daß er, wie im Schlafrocke dem Publikum, aufrichtig und unbefangen, zu erzählen ſcheint. Schon die Vorrede, welche aus der Nacht des 25ſten bis 26ſten Auguſts 1801 datirt iſt, iſt ganz charakteriſtiſch; er erzählt darin: daß in einer ſchlafloſen Nacht im December 1799 die Idee eines Breslauer Schriftſteller- und Künſtler-Almanachs concipirt worden ſey, daß er ſich ſodann überzeugt habe, wie er, auch nach Meuſel, nichts überflüſſiges unternehme. „Nur eine einzige Anekdote, wie dieſer, ſelbſt bei ſehr bekannten und berühmten Perſonen, fehlgreift, und dadurch zuweilen unangenehme Folgen veranlaßt! Ich komme May 1799 nach Potsdam, logire bei Töpfern, und habe mit dieſem meinem Wirth unter andern folgenden Dialog:

Ich. (Schummel) Es thut mir leid, daß ich einen würdigen Bekannten von mir, den Feldprobſt Kletſchke nicht mehr hier treffe!

Er. (Hr. Töpfer) Wie ſo?

Ich. I er iſt ja nicht mehr hier; er iſt, ich weiß nicht wohin, verſetzt!

Er. Wer hat Ihnen das weiß gemacht?

Ich. Es ſteht in Meuſels gelehrtem Deutſchland.

Er. Es mag ſtehen, wo es will, ſo iſt es nicht wahr! Der Feldprobſt iſt nach wie vor hier; ſein Bruder aber iſt anders wohin verſetzt!

Bei einem Haare alſo wäre ich durch Meuſels Schuld um einige meiner ſchönſten und lehrreichſten Stunden in Potsdam gekommen!“

Da er nun alſo einen Breslauer Almanach nicht nur hinlänglich gedeckt, ſondern von einer Seite ſogar als eine pflichtmäßige Ehrenrettung der Stadt Breslau ſah, ſo dachte er über die Form nach, und beſchloß, einen nicht bloß lesbaren, ſondern ſelbſt unterhaltenden Almanach zu ſchreiben, ſonach Biographien von Lebenden. Bloß gegen die Nachahmer macht er nun die Grundſätze bekannt, nach welchen er biotologiſirt hat 1) ausgeſchloſſen, exilirt ſind alle unmoraliſche Fakta, bloß Fehltritte der Jugend (auch ſeine eignen) ausgenommen, die mit völliger Einſtimmung der Autoren erzählt werden; 2) was durch ſeine Publikation vorherzuſehende nachtheilige Folgen haben würde. (Auch hier, ſagte er, wird es für manchen Leſer manche Attrappe ſetzen. — Jezt, werden ſie glauben, jezt plazt er loß; er wird aber nicht loßplazen ꝛc.) 3) — alles Familienweſen. Denn der Verfaſſer iſt im Leben für die Ehe, im Almanach aber für den Cölibat. — Dagegen richtet er ſein Augenmerk beſonders 1) auf die Bildungsgeſchichte der Autoren und Künſtler; 2) die mannigfaltigen und wunderſamen Schickſale des Lebens, das Hindurchwinden ſo Vieler per aspera ad astra. — Uebrigens verſteht er unter Breslauern, dort domicilirende, nicht gebohrne; und fängt erſt vom Jahre 1800 an ꝛc. Auch wird er nach demſelben Plane einen ſchleſiſchen Almanach bearbeiten. „Mir ſchaudert vor dieſer Arbeit, ſagt er, aber die Liebe zum Vaterlande wird mich be-

„geiſtern, und ich will meine Feder nicht niederlegen, bis „ich das Ausland ausrufen höre: Reſpekt gegen Schleſien!"

Der Almanach ſoll und will endlich keine Lobrede auf Breslau und der Verfaſſer nichts mehr und nichts weniger ſeyn, als der Pendant zu jenem Seifenſieder, der auf ſein Schild ſchrieb:

Help Gott mit Gnaden!
Hie wird ock Seepe geſaden!!

Wer nun noch am **Charakteriſtiſchen** dieſes Almanachs zweifelt, der muß ihn ſelbſt leſen; wo er finden wird: Impromtus auf den Verfaſſer, warum der Verfaſſer ſeinen Kollegen ungern nach Breslau kommen ſah ꝛc. Eben ſo wenig aber iſt am **Verdienſtlichen** des Werks zu zweifeln. Der Verfaſſer hat mit Liebe, Eifer und Fleiß gearbeitet, und eine Menge ſchätzbarer und intereſſanter Notizen gerettet, die ohne ihn vielleicht auf immer verlohren geweſen wären. Dies ſind die Titel der größtentheils ſehr reichhaltigen Artikel: Abt, Arndt, Bach, Bahr, Bandtke, Baron, Barth, von Baumgarten, Berger, Bernard geb. Gad, von Blumenſtein, Börner, Bothe, Bürde, Beronad, Conradi, Cramer, Deckart, Dreicher, Echtler, Eiſermann, Endler, Ezler, Feſſel, Fenzel, Finger, Fiſcher, Förſter, von Francheville, Friebdöſe, Frieſe, Füllborn, Gerhard (Vater und Söhne), Gräſer, Gräve, Gramm, Grüner, Günther, Hagen, Hartmann, Heinrich, Held, Henſchel, Hermes, Hirſch, Hirſchel, Hirt, Höcker, Hoffmann, Horn, Hübner, Jäger, Illgner, Jonathas, Jung, Jamnitz, Kapf, Kahlert, von Kepel, Koſmacher, Klingert, Knell, Koch, König, J. A.

und

und W. G. Korn, von Kortzfleiſch geb. von Wundſch, Krauſe, Krebs, Krocker, Krüger, Krattge, Lachel, Leſſing — Möge der verdiente Verfaſſer fortfahren mit gleichem Enthuſiasmus zu arbeiten; möge er auch, wenn er nicht anders will, ſeine eigenſte Individualität überall einführen. Nur eifre er, ſo laut als möglich, auch hierin gegen ſeine Nachahmer, damit nicht jeder Oekonomiſt, der ſeine Herzenserleichterungen dem lieben Publikum in dem lieben Schleſien vorträgt, ſeine liebe Individualität vorführe; und ſich ſo ein fader, ſüßlicher, breiter, familiär gutmüthiger und ſchlaffer Ton, im Schreiben bilde, den Auswärtige leicht den ſchleſiſchen nennen könnten.

21) Almanach d'Apollon, ou le Parnasse français. Leipsic chez Gerard Fleischer. M. e. K.

Bei dem großen Publikum, welches die franzöſiſche Literatur in Deutſchland hat, war es ein glücklicher Gedanke, jährlich eine Auswahl aus den in franzöſiſchen Journalen verſtreuten Gedichten, Chansons, Madrigals u. d. gl. zu liefern. Er iſt hier gut und zweckmäßig ausgeführt. Außer viel kleinen Gedichten von Delille, la Harpe, Boufflers, le Gouvé und andern berühmten Dichtern, finden ſich hier auch die intereſſanteſten Bruchſtücke aus ihren größeren, noch ungedruckten Werken. Eins der niedlichſten kleinen Stücke iſt folgendes:

Madrigal pour deux Soeurs, von Delille:

Si Chloris est charmante, Iris n'est pas moins belle;
Entre ces deux objets mon coeur reste flottant.

Ne m'en offrez qu'un seul, je vais être fidèle! —
Offrez les moi tous deux, je vais être inconstant.

22) Pennyleß, oder die Kunſt, immer fröhlich zu ſein (ſeyn). Ein Taſchenbuch für 1802. Aus dem Engliſchen. Hamburg, bei Bachmann und Gundermann in Comm.

Der Zuſatz: Ein Taſchenbuch, macht, daß wir von dieſem Werklein Notiz nehmen müſſen, ſo wenig es auch in die Reihe der übrigen gehört. Es ſcheint ein Auszug aus folgendem Buche zu ſeyn: Empfindſame Gedanken bei verſchiedenen Vorfällen von Peter Pennyleß. A. d. Engl. überſetzt. Leipzig, 1770. 8. — Der Name P. iſt erdichtet, und bedeutet — „unter den Griechen den Demos, unter den Römern den Plebs, in ſpätern Zeiten die Cohorten, in Aegypten die Mameluken, in Europa die Gothen und Vandalen, in einer — Schlacht die gemeinen Soldaten.“ (S. 5 — 10.) Dies iſt die Familie des Herrn Peter Pennyleß (die er S. 18. geradezu Pöbel, Geſindel, nennt), aus dieſer ſtammt er, und für dieſe hat er wahrſcheinlich auch geſchrieben. Das ganze Weſen iſt ſo wunderbar, daß wir einige Augenblicke dabei verweilen wollen. Es iſt in 7 Kapitel eingetheilt.

I. Die Familie Pennyleß, wichtiger, als man glauben ſollte. Vide supra.

II. „Die Natur durch ihre verſchiedenen Auftritte verfolgt.“ Zwei Brüder, ein Schuhmacher und ein Methodiſten-Kantor, zanken ſich über die künftige Lebensart eines

Knaben, und ſchlagen ſich darüber die Zähne aus, werfen ſich die Bier Krüge aufs Hühnerauge ꝛc. Der Zögling läuft endlich davon. — O der Glückliche! —

III. „Jeden ziehe ſein eigen Vergnügen.“ Die Tante Sophia Leileſok nimmt die Karten aufs Land mit, und giebt einem Bettler nichts.

IV. „Es iſt das wahre Glück an keinen Ort gebunden,
Es wird nicht hier und da, nein überall gefunden.“
Ein verarmter Weichling findet einen Bettler, der ihn mit Bier traktirt, und ihm räth, unter die Soldaten zu gehen; — welches er auch thut.

V. „Prüf' erſt genau, was wahr, und auch mit wem du ſprichſt.“ — Empfindſame Betrachtungen von folgendem Gehalt: Wir ſind mitleidig, wenn wir auch dem kleinſten Inſekte nicht mit Vorſatz wehe thun: wir ſind mitleidig, wenn wir uns von der geringſten Sache wehe thun und uns beunruhigen laſſen, ohne uns der Kräfte zu bedienen, die uns zur Vertheidigung gegeben ſind.

VI. „Die ſchändliche Begierde, immer haben zu wollen.“ Es thut einer eine Erbſchaft, und wird dadurch geizig und habſüchtig.

VII. Such die Natur zu unterdrücken,
Umſonſt, ſtets wirſt du ſie erblicken. (!)
Während er den Seneka lieſt, wird er zornig und betrübt; und kommt dadurch auf die Idee: daß die zarten Empfindungen die koſtbarſten Antheile der Menſchlichkeit ſind. Zuletzt iſt das allbekannte Gedicht von Kleiſt: Ja, Freund, oft trinkt der Menſch ꝛc. abgedruckt.

Und dies iſt nun die Kunſt immer fröhlich zu ſeyn! Eine Kunſt, an die der Verfaſſer nicht einmal glaubt; denn er ſagt S. 76: „Der Menſch mag ſich ſelbſt unglücklich machen; der Himmel aber kann ihm nur allein das Vermögen geben, mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſeyn ꝛc. Man traut ſeinen Augen nicht, wenn man das ganze Machwerk anſieht, das ſich in die Buchladen verirrt hat, und bloß in die kleinen literariſchen Buden gehört, die an Jahrmärkten „Sechs neue ſchöne Lieder“ verkaufen.

Ein naives Wort ſagt der Verfaſſer S. 10: „Ich könnte die Geduld eines Deutſchen ermüden.“ — Ach Pennpleß! das thun die Taſchenbücher und Almanache ohnehin! aber Du könnteſt den geduldigſten literariſchen Lappländer zur Verzweiflung bringen.

Doch wir müſſen dieſe ausführlicheren Anzeigen der Almanache und Taſchenbücher abbrechen, ehe uns die neue Saat übereilt. Schon iſt, und zwar ſeit dem 30ſten December 1801, im Intelligenzblatte der A. L. Z. ein Taſchenbuch zur Beförderung des Edlen und Schönen auf 1802 angekündigt; ſchon arbeiten Kupferſtecher, Komponiſten, Proſaiker und Poeten für eine neue Erndte; die Scheunen und — Taſchen müſſen geleert werden. — Auch würden wir uns, wenn wir noch länger ſo fortfahren wollten, bald genöthigt ſehen, von den meiſten noch übrigen, nichts, als Liebes und Gutes zu ſagen, da ſie längſt im Schattenreiche wandeln. — Um aber unſre Leſer mit dem üppigen Reichthum auf dieſem Felde der Literatur bekannt zu machen, und um auch die wichtigſten nicht unerwähnt zu laſſen, geben wir ihnen die Titel der noch übrigen Taſchenbücher und Almanache vom laufenden Jahre, welche uns vorgekommen ſind, und zwar in gegenwärtigem Monathe, die, welche zur ſchönen Literatur zu gehören, im folgenden, die, welche die Nutzbarkeit vorzüglich zu bezwecken ſcheinen.

23) **Muſenalmanach für das Jahr 1802.** Herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tiek. Tübingen, bei Cotta.

Davon eine ausführliche Anzeige im Geiſte des Almanachs ſelbſt, in Herrn Bernhardi's Kynoſarges.

24) **Kalender auf das Jahr 1802.** Die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie von Schiller. Berlin, bei Unger.

25) **Taſchenbuch für das Jahr 1802,** herausgegeben von Joh. Georg Jacobi. Hamburg, bei Fr. Perthes. Mit (ſchönen) Kupfern und Muſik. 8.

Wenn für die Taſchenbücher ein Preis ausgeſetzt würde, ſo möchte ihn, in mancher Rückſicht, dieſes erhalten; in anderer Rückſicht das folgende:

26) **Taſchenbuch für 1802.** Braunſchweig, gedruckt und verlegt bei Fr. Vieweg.

(Iſt in Wien, wahrſcheinlich des achten Kupfers wegen, welches eine Prozeſſion darſtellt, und in Anſehung der Erfindung und Compoſition nicht eben das beſte iſt, bei Strafe von hundert Dukaten verboten.)

27) **Muſenalmanach für das Jahr 1802.** Herausgegeben von Bernhard **Vermehren.** Leipzig, bei **Sommer.**

Mit Beiträgen von Conz, Haug, A. v. Imhof, Klopſtock, Koſegarten, Pfeffel, Fr. Schlegel, Tiedge u. a.

28) **Muſenalmanach für 1802.** Herausgegeben von J. G. **Siegfried** und G. **Klinkicht.** Leipzig, bei **Wolf** und Comp.

Verfaſſer, außer den Herausgebern, von N. und S. Abmann, Conz, Eck d. j., Noack und Müller.

29) **Bardenalmanach der Teutſchen für 1802.** Herausgeg. von **Gräter** und **Münchhauſen.** Neu-Strelitz, bei **Albanus.**

Die Haupttendenz dieſes Almanachs geht dahin: unſere Dichtkunſt die nordiſche Mythologie, ſtatt der griechiſchen, wieder zu geben, „unſere Phantaſie wieder für die Götter und Thaten unſerer Vorwelt zu beleben, und unſerem Herzen die Liebe zum teutſchen Vaterlande und ſeinem Ruhme wieder zu ſchenken.“ Für ein Gedicht, das die vaterländiſche Mythologie am glücklichſten benutzt, um entweder die Phantaſie für die einheimiſche Vorzeit zu begeiſtern, oder den deutſchen Patriotismus zu wecken, wird ein Preis von 10 Dukaten ausgeſetzt. — Beiträge haben unter andern geliefert: Buri, Kretſchmann, Ebner, die Fürſtin von Neuwied, Pfeffel, Conz, Graf zu S., die meiſten, Hr. v. Münchhauſen.

30) **Taſchenbuch für 1802.** Wartburg, ein Gedicht in 5 Geſängen. Leipzig, bei **Wolf** und Comp. Mit Kupf.

In deutſchen Jamben, mit untermiſchten gereimten Gedichten, wird die Beſchreibung und Geſchichte der Wartburg, oft nicht ohne poetiſche Erhebung und Erfindung vorgetragen. Die Ueberſchriften und der Inhalt der Geſänge ſind: Ludwig und Adelheid. Der Krieg zu Wartburg. Eliſabeth, die Heilige. Margarethe. Luther.

31) **Neuer Berliniſcher Muſenalmanach** für das Jahr 1802. M. K. von Haas und Muſik von Hurka. Herausgegeben von F. G. **Walther.**

32) **Egeria** auf das Jahr 1802. Herausgegeben von K. **Müchler.** Berlin.

Sehr vorzüglich.

33) **Aglaja.** Jahrbuch für Frauenzimmer auf 1802. Herausgegeben von M. J. **Stampeel.** Mit 7 Kupfer von Jury. Frankfurt am Mayn, bei **Herrmann.**

Mit Beiträgen von Meißner, Mahlmann, v. Oertel, A. v. Imhoff, Merkel u. a.

34) **Muſenalmanach für das Jahr 1802**, oder: Poetiſche Blumenleſe, von Voß und dem bisherigen Herausgeber. Göttingen, bei Dieterich.

35) Romanenkalender für das Jahr 1802. Von Joh. Peter Claris de Florian (Roſalba, eine ſicilianiſche Novelle, überſetzt von Reinhard) K. Guſt. Leopold (das Gewürm oder die drei ſchweren Wetter, eine griechiſche Erzählung) A. G. Meißner (das Damenhemd) Knud Lyne Rahbeck (Selbſtmörder aus Liebe.) Kr. Reinhard und J. Fr. Schink, mit des letzteren Bildniß. Auch unter dem Titel: Kleine Romanenbibliothek. Jahrgang 1802. M. K. Göttingen.

36) Almanach für das Jahr 1802. Bamberg, bei J. B. Reindl. m. K.

Z. B. Scenen aus der vaterländiſchen Geſchichte von Schneidawind, Erzählungen von Soden, Victor; Gedichte an Schlegel, Epigramme von Röſchlaub.

37) Almanach der Muſen und Grazien für das Jahr 1802, von F. W. A. Schmidt, Prediger in Werneuchen. Erſte Fortſetzung des Kalenders der Muſen und Grazien. Berlin, bei Oehmigke.

Nur ein neuer Titel; das übrige von 1801.

38) Berliniſcher Damenkalender auf das Jahr 1802. Mit 15 K. Berlin, bei Unger.

Enthält: Eleuſins, ein Gedicht in 5 Geſängen, von G. A. v. Halem.

39) **Almanac des Dames pour l'an X. 1801 et 1802. av. fig. à Tubingue et à Paris.**

Poetiſche und proſaiſche Aufſätze von berühmten franz. Schriftſtellern, z. E. Mercier, Arnault, Creuze, Parny, Mad. de Genlis, Fontanes, Lebrun, Bouflers, Demouſtier, St. Lambert u. a. Die Kupfer ſind von Roger, Tardieu und Schenker, gezeichnet von Fragonard.

40) **Almanac de Saxe pour l'année 1802. av. fig. Gotha, chez Perthes.**

Nach der Genealogie, die Ueberſetzung der Lafontainiſchen Erzählung: Walter und Julie, und Etwas über Conſtantinopel.

41) **Taſchenbuch auf das Jahr 1802 für die Gegenden am Niederrhein**, von Arndt, v. Harold, G. A. Jacobi, Lehne, Neuwald, Schreiber, Heinr. Stilling, Weppen ꝛc. Herausgegeben von W. Aſchenberg. M. K. von Heß und Muſik. (Titelk. das Portrait J. G. Jacobi's von Groger.) Düſſeldorf, bey Dänzer. Auch unter dem Titel: Bergiſches Taſchenbuch zur Belehrung und Unterhaltung. 4ter Jahrg.

Sehr reichhaltig. Außer den auf dem Titel genannten, auch Gedichte von der reg. Fürſtin zu Neuwied, Pefele, Schütz, Starke u. a. Unter den proſ. Aufſätzen: Beſchreibung des Thals Sorrento von Jacobi, Bergiſche Landesgeſchichte von Aſchenberg, Konrad der Gute von Stilling ꝛc.

42) **Poetiſches Taſchenbuch nach Horaz** zum lehrreichen Unterricht für Damen und Freunde der Satyre und des Scherzes; herausgegeben von J. C. L. Paulmann, Rath und halberſtädtiſchem Domvikar. Mit des Verf. Bildniß. Berlin, bei Schöne.

43) **Taſchenbuch vermiſchten Stoffs.** Von demſelben. Ebendaſelbſt.

(Der Beſchluß im nächſten Stücke.)

VIII.

Theater.

1.

Königliches Nationaltheater.

Am 25ſten März ſahen wir auf dem hieſigen Theater zum erſten Male: Pinto, oder die Verbündung von Portugall, ein Schauſpiel in vier Akten, nach dem Franzöſiſchen des Lemercier, frei bearbeitet von Vogel.

Das deutſche Theater, welches ſich vor kurzem noch von dem franzöſiſchen weiter, als je zu entfernen ſchien, wird jezt mit einer ſolchen Menge von Bearbeitungen und Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen angefüllt, daß man faſt eine allmälige Aſſimilation befürchten muß. Wir würden ſelbſt den deutlichſten Beweis ablegen, daß wir noch bei weitem nicht da in der Kunſt ſtehen, wo wir unſern Standpunkt zu haben wähnen, wenn dieſe Gaſtgeſchenke unſern Wünſchen, Erwartungen und Forderungen entſprächen. Doch dies iſt nicht der Fall; vielmehr ſind wir Deutſchen gutmüthig genug, die Werke unſerer Nachbaren mit einer Nachſicht und Verſchiedenheit zu dulden, welche wir den einheimiſchen Produkten, oft auch nicht ohne richtige Gründe, verſagen. Vielleicht liegt aber auch der Grund in einem gewiſſen Geize, womit wir alles, auch die auswärtigen Mittelmäßigkeiten in der Literatur, uns zu eigen zu machen ſuchen.

Alles dieſes muß dem Zuſchauer gegenwärtig werden, wenn er das Stück, wovon hier die Rede iſt, auf dem Theater erblickt. Das Sujet des Pinto iſt eine Revolutionsſcene: die Befreiung Portugalls von der ſpaniſchen Oberherrſchaft. Pinto, ein Staatsrath des Braganza, iſt der Geiſt und die Feder der ganzen Darſtellung. Ent- und Verwickelung des Knotens iſt zwar, nach den individuellen Anſichten der Dinge, der freien Wahl jedes Dichters überlaſſen; aber er darf dieſe Freiheit nie gebrauchen, den Totaleindruck zu verkümmern, oder gar ganz zu vernichten. Das Große, was eine Revolution, ſelbſt auf dem Theater, in der Seele hervorbringt, wurde aber hier dadurch ganz verſchleiert, daß die Kataſtrophe durch eine karikaturartige Intrigue einer Hofdame der ſpaniſchen Vizekönigin in Portugall mit dem Pinto vollendet wurde. Ferner hebt ſich durchaus bei dieſem Stücke die Einheit des Intereſſe für eine Perſon nicht beſtimmt heraus. Pinto erregt durch ſeine ſchlaue Thätigkeit und immer wache Gegenwart des Geiſtes Aufmerkſamkeit, und hierdurch verliert das Fürſtliche des Stücks, welches den Braganza, als den erſten Mann des Reichs, zum König heraushebt. Ein neuer Mißgriff liegt in der Erſcheinung des Piedro; ſie bewirkt durchaus nicht, was der Dichter bewirken wollte. Er wollte die Gerechtigkeit des Haſſes der Portugieſen gegen die Spanier zeigen, und führt einen ſeiner Zunge Beraubten auf die Bühne, der durch ſeine Gegenwart das menſchliche Gefühl auf eine unangenehme Weiſe beleidigt, ohne wahre Theilnahme für die bedrückte Menſchheit zu erzeugen.

Und ſo könnte man noch mehreres in der erſten Anlage dieſes Drama's rügen, ehe man die Ausführung der Karaktere zum Geſichtspunkt wählt, wo das Reſultat der Unterſuchung die Aufdeckung gleicher Mängel ſeyn dürfte.

Daß ein Stück, worin Herr Iffland die Hauptrolle und Madame Unzelmann eine bedeutende Nebenrolle ſpielt, bei uns nicht ganz mißfallen kann, davon wird ein jeder überzeugt ſeyn, der die Talente dieſer vollendeten Künſtler zu bewundern das Glück hat. Hrn. Iffland als Pinto zu ſehen, iſt mehr werth als das Stück ſelbſt. Herr Unzelmann, als Leibarzt der Vizekönigin von Portugall, wird immer ſein Publikum ergötzen, und durch ſeine Talente für das Niedrigkomiſche unterhalten. Von der Darſtellung der übrigen Schauſpieler iſt es um ſo weniger nöthig hier weiter etwas zu erwähnen, da die Fehler des Dichters der ganzen Darſtellung zur Entſchuldigung gereichen. —

Den 7ten April erſchien (als Benefiz der Demoiſelle Eigenſatz) zum erſtenmale auf unſerer Bühne

Turandot, Prinzeſſin von China, ein tragikomiſches Mährchen in fünf Akten, aus dem Italieniſchen des Gozzi von Schiller.

Von allen neuern Stücken, welche wir durch die Bühne kennen gelernt haben, möchte, nebſt dem muſikaliſchen Drama, faſt wohl kein einziges übler wegkommen als das, von welchem gegenwärtig die Rede iſt. Alle Theorien müſſen wir bei Seite legen, um den richtigen Geſichtspunkt zu faſſen, und allein auf die individuelle Lage des Italieniſchen Theaters, von welchem Turandot ausging, und des Dichters, welcher ſie dorthin brachte, zurückſehen.

Gozzi trat zum erſtenmale mit einem Luſtſpiele: die Liebe zu den drei Pomeranzen, nach einem bekannten Kindermährchen bearbeitet, zu Venedig im Anfange des Jahrs 1761 als dramatiſcher Dichter auf. Er urtheilt von dieſem Stücke ſelbſt: es ſey nichts, als eine übertriebene komiſche Parodie der Werke des Chiari und Goldoni, welche damals faſt in dem alleinigen Beſitze der Bühne waren. Namentlich ſuchte er die Dramen des letztern, den Campiello, die Maſſere und die Baruffe Chiozotte lächerlich zu machen. Der allgemeine Beifall, welchen ſein Stück erhielt, war der beſte Beweis, wie ſehr er ſeinen Zweck erreicht hatte.

Bald darauf erſchien ſein tragikomiſches Märchen, der Rabe. In demſelben bildete er die vier Masken, welche nachher durch alle ſeine Stücke fortſpielen, aus. Er kannte den Geſchmack der Menge zu gut, um nicht feſt überzeugt zu ſeyn, daß theils aus dem Wunderbaren und Aechtromantiſchen, theils aus dem Kontraſte des ernſthaften Stoffes und der Bravour der komiſchen Masken, welche in das Ganze auf das engſte verwebt ſind, ein lebhaftes Intereſſe erwachſen müßte.

Nun ließ Gozzi die Turandot folgen, aus welchem Stück er das Wunderbare verbannte, aber das Romantiſche beibehielt. Der Stoff war ernſthaft, nur die Masken verwebten ihn mit dem Komiſchen. Nach ſeinem eigenen Urtheile ſollte ſie eine Perſpektive von ſcheinbaren Unmöglichkeiten ſeyn, in welcher die Verwickelung ohne Zaubereien entwickelt wurde. Er verließ, wie bei allen ſeinen Dramen, den einmal betretenen Weg, ſeine Gegner in den Masken lächerlich zu machen, nicht. Dieſe letztern waren auf die italieniſche Bühne von der alten römiſchen herüber genommen. Die alten Mimen ſollten hierdurch verbeſſert werden. Verſchiedene neuere Dichter hatten mit Glück den Verſuch gemacht, nach ihrer individuellen Anſicht der Dinge, auf verſchiedene Weiſe das Aechtkomiſche in den Masken darzuſtellen. Flaminio Scala, Francesco Andreini, Ruzante u. m. a. legten ihnen die verſchiedenen italieniſchen National-Dialekte in den Mund, um dadurch Lachen zu erregen. Ja, der letzte brachte ſogar die Neugriechen auf das Theater, und erhöhte durch die hieraus entſtehenden Mißverſtändniſſe und Wortſpiele, wie Plautus ſchon lange vorher durch ſeinen Poenulus gethan hatte, ſeine komiſche Kraft.

Die glückliche Benutzung des Moments, die genaue Kenntniß der dramatiſchen Darſtellung und ihrer Wirkung, die freie Kühnheit, womit er ſeinem Zwecke entgegen eilte, verſchafften dem Gozzi den lauten Beifall, der ſeine Werke noch bis jetzt auf dem venetianiſchen und römiſchen Theater erhalten hat. Die Engländer, ſonſt ſo eiferſüchtig auf den Ruhm ihres Shakespear, nannten ihn den italieniſchen Shakespear, und bemühten ſich, ſeine Stücke auf ihren Boden zu verpflanzen. Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erſchien in der Schweiz eine deutſche Ueberſetzung der Gozziſchen dramatiſchen Arbeiten, und mehrere deutſche Schriftſteller, als Rambach, Dyck u. m. a. bearbeiteten einzelne Stücke für unſre Bühne, aber ohne daß eines derſelben einen ausgezeichneten Beifall hätte erlangen können. Schillers Namen ſollte man faſt für hinreichend halten, einen für das Publikum noch unbekanntern Dichter auf der deutſchen Bühne zu fixiren. Wir wollen nicht die Frage aufwerfen: was den letztern beſtimmen konnte, von allen jenen Stücken gerade die Turandot zu wählen? ſondern ſogleich zu dem, was er gab und geben konnte, übergehn.

Schiller hat äußerſt wenig in dem Stücke ſelbſt, und im weſentlichen gar nichts geändert. Er liefert eine gute verſificirte Ueberſetzung, bei welcher er die Maskenſcenen wie natürlich ausfüllt, da im Originale mehrere derſelben nur dem allgemeinſten Inhalte nach angegeben ſind, und bei der Aufführung improviſirt wurden. Von den vorkommenden drei Räthſeln hat er nur eines ganz beibehalten, das zweite aber verändert, und an die Stelle des dritten hat er ein neues geſetzt. Es läßt ſich aus einigen Stellen dieſer Bearbeitung vermuthen, daß Schiller die Rambachiſche (v. in dem dritten Theile ſeiner Schauſpiele: Die drei Räthſel) kannte. Wenn man beide Bearbeitungen mit einander vergleicht, ſo wird man finden, daß R. die Wirkung der Masken, wenn ſie mit einer gewiſſen Freiheit gehalten werden, ſehr gut zu benutzen verſuchte. Es zeigt ſehr deutlich, wie viel jetzt Schillers Nahme auf der Bühne vermag, denn jene frühere Uebertragung der Turandot iſt nirgends auf die Bühne gekommen; obgleich der weſentliche Unterſchied bei der neuern nur in dem Nahmen des Verfaſſers zu liegen ſcheint, welcher die Ausführung des Komiſchen ganz vernachläſſigte.

Die hieſige Darſtellung fiel im Ganzen genommen ziemlich glücklich aus, obgleich der größte Theil der Zuſchauer, der weder den Geiſt der italieniſchen, noch der ſpeciellen Gozziſchen Bühne kannte, getäuſcht das Theater verließ; denn man hatte ein *Schillerſches Stück* erwartet.

Herr Unzelmann, deſſen komiſches Talent unſer Publikum mit Recht ſo ſehr beklatſcht, hob in der auffallendſten Kleidung das Stück ſehr durch die Rolle des Altoum. Wir hätten ihn, ob wir es gleich nicht verkennen, wie glücklich *gedacht* er dieſe Rolle ſpielte, noch lieber in einer Maskenrolle erblickt, für welche ihn ſeine Stärke im Niedrigkomiſchen ſo ganz beſtimmt hätte. Nach Gozzi's Willen war jene Rolle ganz ernſthaft, wie alle dieſes Stücks, die Masken ausgenommen. Einige Stimmen hatten zwar die Meinung, ein Kaiſer, der einen Tartaglia zum Großkanzler, einen Pantalon zum Sekretair habe, müſſe nothwendig eine komiſche Karrikatur ſeyn. Aber unſer Dichter, der mehr die Einheit des Ganzen, die theatraliſche Wirkung in den Augen hatte, als die Einheit der Perſonen unter einander, gebrauchte auch hier die Masken des auffallenden Kontraſtes wegen.

Mamſell Eigenſatz, als Turandot, würde noch mehr gefallen haben, wenn ſie ihrem Spiele mehr Leben und Intereſſe zu geben verſtände, und nicht in der Adelma die vollendete Künſtlerin, Madame Unzelmann, zur Seite gehabt hätte. Die am Schluſſe vorkommende Scene, die Ergebung an Kalaf, war durch die vorhergegangene anſcheinende Kälte viel zu wenig, oder vielmehr gar nicht motivirt.

Die Masken, welche durch die Ausfüllung ihrer Rollen viel verloren haben, waren wohl etwas zu ſehr vernachläſſigt, als daß ihre Erſcheinung eine bedeutende Epoche auf dem Theater hätte machen ſollen. Da die Direktion wahrſcheinlich über die Kleidung derſelben in nicht geringer Verlegenheit geweſen iſt, ſo wollen wir für die, welche dieſer Gegenſtand intereſſiren könnte, hier noch ein Buch anführen, in welchem man eine rechte gute Abbildung von den vorzüglichſten auf dem italieniſchen Theater erſcheinenden Masken findet, es iſt die Histoire du Theatre Italien, par Louis Riccoboni. —

Herkules, ein Monodrama von Reichardt, wurde den 10ten April auf dem Nationaltheater zum erſtenmale aufgeführt.

> Motto: Wenn alle Bäume Schreiber wären, und alle Aeſte Schreibfedern, und alle Berge Bücher, und alle Waſſer Dinten, noch könnten ſie den Jammer und Elend nicht genugſam beſchreiben, den Lucifer mit ſeinen Engeln in dieſen Locum gebracht hat.
>
> S. Jacob Böhmens Aurora oder Morgenröthe im Aufgange. 16. 26.

Wer die Erſcheinung dieſes Stücks auf unſerer National-Schaubühne anſah, wird ſicher nur einzig von dem kunſtvollen, geiſtreichen Spiele Ifflands durchdrungen ſeyn, und zugleich denſelben bedauren, daß er es unternahm, einen geiſtloſen Stoff, für welchen er nicht geſchaffen iſt, beleben zu wollen. Man hat Herrn Iffland oft getadelt, daß er den Pygmalion ſpiele; ob er gleich ſicher der Einzige iſt, welcher, wenn man dieſes letztere Stück hier einmal verlangt, jene ſchwierige Rolle darzuſtellen vermag. Pygmalion belebt die Statue, aber Iffland wird es nie erlangen, dem Herkules Leben einzuathmen, welchen der Dichter auf eine grauſame Weiſe todt ſchlug.

Herkules auf dem Oeta, ſein Tod und ſeine Vergötterung, die ganze Situation iſt ſicher ein herrlicher Stoff zu einem Monodrama. Selbſt die ſtrenge Kritik, welche vielleicht dieſe ganze Gattung von plaſtiſchen Gedichten nicht toleriren kann, würde bei dieſem Gegenſtande durch die erzeugte Wirkung auf die Zuſchauer zum Stillſchweigen gebracht ſeyn.

Der Dichter dieſes neuen Stücks hat die vorhandenen Quellen, den Sophokles und den Ovid, geleſen, aber nicht verſtanden. Er hat aus Stollbergs und Voſſens Ueberſetzung Worte und einzelne Stellen übertragen, und den Geiſt auf eine unverantwortliche Weiſe verloren gehen laſſen. Es iſt jedem, der auch nur mit dem gewöhnlichſten Gefühle, ohne alle Ahnung von dramatiſcher Kunſt, den erſtgenannten großen Tragiker liebt, einleuchtend, daß bei der ganzen Mythe das wahre Tragiſche auf keine Weiſe in dem Herkules ſelbſt liegt und liegen konnte. Mit der von dem Orakel vorhergeſagten Vollendung würde ſonſt der Dichter in einen alle Wirkung vernichtenden Widerſpruch gerathen ſeyn. Von dieſem allem wußte der Verfaſſer dieſes Stücks nichts. Er läßt den Herkules auftreten, einige Bruchſtücke aus ſeiner Biographie unter ſeltſamen Exclamationen erzählen, die Chöre des griechiſchen Volks, der Jünglinge und Mädchen einige korreſpendirende Floskeln abſingen, einen Scheiterhauſen errichten, eine Rakete denſelben anzünden; und dann den Vorhang fallen. Wahrlich man wünſcht bei dem Ausrufe: Ihr Parzen zerreißt mich! daß Herkules mögte längſt zerriſſen ſeyn, damit er durch dieſe neue Schmach nicht zerſtümmelt werde.

Herr **Iffland** opferte alle ſeine Kräfte auf, um den Zuſchauern einen reinen Genuß zu gewähren; aber wenn dies auch möglich geweſen wäre, ſo unmöglich es in anderer Rückſicht war, ſo hatte wohl der Dichter dafür geſorgt, daß dieſe Möglichkeit nicht erreicht wurde. Indem das Publikum jenes kunſtreiche Spiel beklaſchte, beklagte es überall eine Theaterdirektion, welche ein ſolches Stück für die Bühne aufnahm; ein Schritt, der ſich damit entſchuldigen läßt, daß noch immer die Zahl der Dichter, welche das muſikaliſche Drama bearbeiten, ſo unendlich klein iſt. Was man auch wider unſere trivialeſten Operetten ſagen mag, ſie erkühnen ſich doch nicht mehr, die großen Vollendungen der griechiſchen Vorwelt als läppiſche Karrikaturen zu verunſtalten.

Gh.

(Von einer anderen Hand.)

Was die *Muſik* anbetrifft, ſo ſcheint ſich das Urtheil aufmerkſamer Zuhörer dahin geeiniget zu haben:

Den beſten Effekt macht in dieſer Muſik das *Einfallen der Chöre.*

Aber, ſelbſt von der Ouvertüre an (die für dieſen hochtragiſchen Gegenſtand viel zu kalt und zu ſteif iſt), ſtößt man faſt auf keine einzige Idee, die man nicht ſchon zur Genüge aus den früheren Kompoſitionen des Verfaſſers kennte. Manches ſcheint ſogar von fremder Hand entlehnt. So hat gleich der Anfang des Stücks nach der Ouvertüre eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Prieſtermarſche in der Zauberflöte von Mozart. Unter den Chören der Mädchen würde der erſte, der von der Harfe begleitet wird, Auszeichnung verdienen, wenn nicht faſt die nehmliche Idee ſchon im Zauberſchloſſe da geweſen wäre.

Die Chöre der Jünglinge und Mädchen gegen das Ende dauren viel zu lange, und ſtören die Handlung; man ſehnt ſich ſchmerzlich nach dem Ende, da der Gegenſtand in höchſt peinliche Empfindungen verſetzt, mit welchen der lange Geſang einen ſtarken Kontraſt bildet.

Eine beſſere Wirkung macht der darauf folgende Chor: Wir ſchwören ꝛc.

Daß es der ganzen Muſik (wenn wir eine einzige Stelle ausnehmen) durchaus an Lieblichkeit und Zartheit fehlt, daran hat zum Theil das Gedicht Schuld, welches vom Anfange bis ans Ende raſet und wüthet.

Nur ein Meiſter der Kunſt, wie Iffland, der mit unnachahmlicher Würde und Hoheit den leidenden Heros darſtellte, iſt im Stande, das verunglückte Ganze erträglich zu machen. Nur ſeine Kunſt feſſelt, daß man das Ende erwartet.

Sonach iſt unſere Bühne mit dieſem Melodrama nicht bereichert worden, und wir müſſen und wollen uns begnügen mit den treflichen und unſterblichen Werken von Benda's und Weber's Meiſterhand, ihrer Medea, Ariadne, Pygmalion, Hero und Leander, und Sulmalle, die ein ewiges Denkmal von dem Genie und der Zartheit und Stärke der Empfindung der Komponiſten bleiben werden.

X. und Y.

Vom 17ten März bis 16ten April ſind überhaupt acht und dreißig einzelne Stücke gegeben worden, darunter:

fünf neue

nehmlich: Pinto, oder die Verbündung von Portugall. (zweimal)

Der lebende Todte, komiſches Singſpiel in 1 Akt. Frei nach dem Ital. des Defranceschi. Muſik von Hrn. Kapellmſtr. Paer. (nicht ausgeſpielt)

Turandot, Prinzeſſinn von China. (dreimal)

Der Tod des Herkules. Melodrama mit Chören von Hrn. Kapellmſtr. Reichardt. (zweimal)

Die franzöſiſchen Kleinſtädter. Luſtſpiel in 4 Akten von Picard, überſetzt von Hrn. von Kotzebue. (einmal)

zweimal Nathan der Weiſe;

drei von Kotzebue;

viermal	Nymphe der Donau; (nimmt ab)
gar nicht	Regulus
drei	Schauſpiele;
neun	Luſtſpiele;
neun	Singſtücke.

2.

Zwei Theater-Poſtſcripte.

Das Melodrama, woran unſer guter Iffland in dieſer Marterwoche recht martervoll verſchied, danke ſeine Veranlaſſung, welchem Geſtirne es wolle. Uns allen, die wir den Brennus und die Roſemunde hörten, hat er wenigſtens eine köſtliche Reminiscenz an die Ouvertüren und Chöre dieſer Opern verſchafft. Einige Tadler zwar meinten, es hätten dem Herkules noch ein bischen mehr Trompeten hinzugefügt werden ſollen — ſo wie man ſich auch ſchon bei den beiden genannten frühern Opern dieſen beſcheidenen Wunſch erlaubte —; aber, man ſey doch immer mit den Trompeten zufrieden, die ſich ſchon vernehmen laſſen. Iſt doch dieſe Muſik nicht für ein Auditorium von Halb-Tauben geſetzt! — Was aber der Compoſition ein rechtes Relief gab, das war der Text. Der Komponiſt iſt mit dieſem auch ſo ſehr zufrieden geweſen, daß er dem, zur Zeit noch unbekannten, Verfaſſer deſſelben darüber viel Schmeichelhaftes geſagt, und ihn für einen der größten

Dichter anerkannt haben ſoll. Zwar konnte man nicht alles verſtehen, was geſungen wurde, denn Texte wurden diesmal nicht ausgegeben; am beſten gefiel jedoch von dem, was man verſtehen konnte, das Chor:

O! grauſer Tod, du Menſchenfreſſer! ꝛc.

welches die Gefährten des **Herkules**, ergrimmt über das entſetzliche Raffinement des Todes, womit er ihren Anführer peinigte, vortrugen.

Aber Sie hätten auch dieſen Todeskampf ſehen ſollen! Schaudern, Abſcheu, Entſetzen überfiel einen Jeden. Viele eilten aus dem Schauſpielhauſe hinweg. Mehrere wurden ohnmächtig; einige bekamen Krämpfe; denn Iffland erſchöpfte alle Zuckungen des reiſſendſten Schmerzens. Alles, was die Natur in der Stunde der Auflöſung nur Bitteres, Fürchterliches aufbieten kann, wurde uns dargeſtellt in den krampfhafteſten Wendungen des ganzen Körpers, in dem Rollen der herausgetriebenen Augen, in dem Zucken jeglicher Nerve. Und denken Sie ja nicht, daß dieſer Moment nur einige Minuten währte. So ſtirbt kein Herkules! Er mußte vielmehr mit allen dieſen Gräueln faſt eine Stunde lang kämpfen, und den bittern Kelch aller erſinnlichen Todesqualen vor unſern Augen langſam leeren. Kurz! alle Zuſchauer erſtarrten vor Schrecken und Grauſen. Nur ein alter Feldſcheer ſagte ganz ruhig:

> Wenn ich die Leute unſeres Regiments am Leibſchneiden im Lazarethe in der Kur hatte, da konnte man das doch noch weit beſſer und umſonſt ſehen!

Warum fiel doch dies große Tortur-Stück nicht in die Zeiten der franzöſiſchen Schreckensperiode? Robespierre würde daran viel Wohlgefallen gefunden haben.

* — R.

Spas iſt Spas, mein Freund! aber die Ankündigung eines Kupferſtichs, wie Beſchort im Koſtüm des Konſuls Metells, nach beendigter Darſtellung des Regulus, dem Berliner Publikum das neue Sonntags-Kind auf den folgenden Tag anſagt, — das wäre ein unverzeihlicher Spas, wenn dem Grabſtichel des Künſtlers nicht die Wirklichkeit den Stoff dazu darböthe. Ja, ſie verdient es mit Recht, die Sitte, daß Helden oder ernſte Hausvätern, nach beendigtem Schauſpiele nochmals die Bühne betreten, und den Vorläufer des morgenden Komödien-Zettels machen, — ſie verdient es mit Recht geahndet zu werden! Fielen wir nicht ſo ganz eigentlich aus den Wolken, als jene Ankündigung wirklich im vorigen Monate auf unſerm Theater geſchahe? — Fort war das Hochgefühl, welches der alte ſeltne Römerſinn des Regulus, welches der Kampf widerſtrebender Gefühle des Konſuls uns eingeflößt hatten, als dieſer Konſul wieder vor unſern Augen erſchien, ſich ehrerbietig gegen die Zuſchauer zeigte, und durch Ankündigung des neuen Sonntags-Kindes unter dem Purpur, der den Konſul umgab, ſchon den morgenden Herrn von Haſenkopf hervorblicken ließ. — Warum raubt man uns die ſüße Täuſchung, worin uns eine theatraliſche Darſtellung verſetzt? Warum muß man uns an eine proſaiſche Wirklichkeit ſo grell erinnern? Warum kann nicht das morgende Stück durch einen Schauſpieler, der nicht mitgeſpielt haben und in gewöhnlicher Kleidung auftreten müßte, oder von dem Theaterinſpektor, angekündigt werden? — Wir ſind es überzeugt, Herr Direktor Iffland, deſſen große Verdienſte um das deutſche Schauſpiel überhaupt, und um unſer Theater insbeſondere, wir innig erkennen, werde Maßregeln ergreifen, jenem gerügtem Uebelſtande für die Zukunft vorzubeugen.

* — R.

3.

Schreiben aus Hamburg.

(Fortſetzung.)

Vom 2ten April 1803.

Der Vorhang rollte auf und fiel zum letztenmal für ſie!! — Indem ich dieſes ſchreibe, lieber Freund, ergreift mich eine wehmüthige Empfindung. Herr und Madame Langerhanns hielten am 31ſten März, nach der Vorſtellung von Minna von Barnhelm, ihre Abſchiedsreden. Beide zeigten uns aufs neue, in der Darſtellung ihrer Rollen, welch einen Schatz wir in ihnen beſeſſen und wie — muthwillig wir ihn verſchleudert haben! — Der Ort, der am 20ſten April des v. J. ein Schauplatz bitterer Kränkung für ſie war, hätte, meines Erachtens, an dieſem Tage auch der

Schauplatz einer gerechten Genugthuung für ſie ſeyn müſſen, um ſo mehr, da nur eine Stimme über das Unverdiente jener Kränkung im Publikum herrſcht. Das große und anſehnliche Auditorium, welches ſich bis auf die Bühne erſtreckte, und beiden eine Einnahme von 3000 Mark brachte (die Vorſtellung war nehmlich zu ihrem Benefiz); das Empfangen beim erſten Heraustreten mit allgemeinem Applaudiſſement; das Herausrufen nach Endigung der Vorſtellung; der rührende Vortrag der Abſchiedsrede, die durchaus empfunden wurde: alles dieſes ließ hoffen, es würde eine Aufforderung zum Bleiben erfolgen; aber man klatſchte — rief Bravo! und — ging. — Genug, wir haben ſie gehabt. Wie es heißt, wird Herr Langerhanns die Bühne gänzlich verlaſſen, ſich im deutſchen Vaterlande ein ruhiges Plätzchen ſuchen, und dort in philoſophiſcher Stille den Abend ſeines Lebens vollbringen. Ob Madame Langerhanns ihm ſchon dahin folgen wird, iſt die Frage. Man ſagt, wiewohl unverbürgt, daß ſie entſchloſſen ſey, in ein anderes Engagement zu treten, ja, daß ſie ſogar mit einer gewiſſen Bühne bereits in Unterhandlungen begriffen wäre. Sollten Sie je Gelegenheit haben, dieſe Künſtlerinn zu ſehen, ſo werden Sie ſich ſelbſt überzeugen, daß außer Ihrer liebenswürdigen, mir unvergeßlichen Madame Unzelmann, ſchwerlich die deutſche Bühne eine Künſtlerinn aufzuweiſen hat, die mit einem angenehmen Aeußern, ſo viel Gewandtheit, Delikateſſe und Grazie zu vereinigen weiß.

In der Vorſtellung des vortrefflichen Leſſingſchen Luſtſpiels, zeichneten ſich noch: Madame Stolmers als Minna, Herr Herzfeld als Tellheim und Herr Eule als Juſt aus. Die Rolle des Ricaut de la Marliniere amüſirte, und Herr Wolbrück leiſtete darin, was ſeine Kräfte verſtatteten. Herr Leo, als Wirth, arbeitete mehr als nöthig war, um die obere Region zum Lachen zu reizen. Es ſchien überhaupt, als wäre er mit Leſſing über den Charakter der Rolle nicht einverſtanden.

Unter den neuern Vorſtellungen hat die Oper: Oſſians Harfe, vom Kapellmeiſter Kunze in Kopenhagen, allgemein mißfallen. Hätte Herr Kunze ſein muſikaliſches Talent nicht an einem ſo äuſſerſt faden Sujet verſchwendet, man würde der hie und da ſchönen und gefälligen Compoſition Gerechtigkeit haben wiederfahren laſſen. So kunſtvoll auch Madame Koch ihre Rolle ſang und individuel den Beifall der Kenner erwarb, ſo ſehr Herr Kirchner auch mit ihr wetteiferte, durch ſchönen Vortrag, der Oper einigen Werth zu verſchaffen, ſo waren beide dennoch nicht vermögend, ſolche vor einem totalen Auspfeifen, beſonders bei der Wiederholung, zu ſchützen. Schwerlich dürften demnach die zerriſſenen Saiten dieſer Harfe hier wieder aufgezogen werden. — Ich ſinne oft darüber nach, woran es nur liegt, daß ſo wenig Opern hier bei unſerer deutſchen Bühne, im eigentlichen Verſtande, Glück machen; allein ich kann mir nie gewiſſe Auskunft darüber geben. Die Beſetzung iſt nicht Schuld, denn das Opern-Perſonale iſt jetzt in einem ſehr guten Zuſtande. Das Publikum eben ſo wenig, denn dieſes iſt enthuſiaſtiſch für Muſik eingenommen. Alſo — vielleicht die Auswahl? — Wirklich, die Direktion ſollte es ſich angelegen ſeyn laſſen, auch noch hierin den allgemeinen Wunſch des Publikums zu befriedigen; ſie ſollte der deutſchen Kunſt zu Ehren, den Franzoſen, die dieſen Sommer ihre Bühne ſchließen werden, uns aber gegen eine anſehnliche Subſcription für den nächſten Winter eine vorzügliche Oper verſprochen haben, den Rang abzugewinnen ſuchen. Wer weiß, was ſie thut, um uns angenehm zu überraſchen! —

Großen lärmenden Beifall hat Kotzebues Schauſpiel, die Kreuzfahrer, erhalten. Die äſthetiſche Seite deſſelben hat der Verfaſſer mit Kreuzrittern, Knappen, Türken, Nonnen, Gefechten, Märſchen, Theatercoups, Dekorationen ſo verpalliſadirt, daß man ſie gar nicht ins Auge faſſen kann. Und das iſt wohl das größte Verdienſt dieſes Produkts.

Unter den dazu verfertigten Dekorationen zeichnete ſich eine neue Kirche, von dem Theatermaler Hrn. Mopert, vorzüglich aus, ungeachtet die Architektur derſelben wohl nicht ganz dem Geſchmack des achten Jahrhunderts angemeſſen war.

Die Hauptrollen: Ritter Balduin Hr. Areſto, der Emir Hr. Steiger, deſſen Tochter Mad. Herzfeld, Emma Mad. Stolmers, Aebtiſſin Mad. Eule, Pförtnerin Mad. Fiala, wurden zum Theil vortrefflich, zum Theil gut gegeben. Hr. Koch ließ es ſich äußerſt angelegen ſeyn, die kleine Rolle des Ritters von Schwarzeneck zu heben. Großen allgemeinen Beifall ärndteten Mad. Stollmers, Hr. Steiger und Hr. Areſto ein. Möchte doch letzterer den gut gemeinten Wink eines tadelſuchtsloſen Mannes beherzigen, in zu heftigen Scenen etwas haushälteriſcher mit ſeinem Organ, das gar keiner Anſtrengung bedarf, zu ſeyn, und nicht in den Fehler der Unverſtändlichkeit, beſonders bei den Endſylben zu fallen; wie viel würde ſein, faſt immer, richtiges und wohl durchdachtes Spiel dabei gewinnen!

Haydn's vier Jahreszeiten haben uns zwei ſchöne Abende geſchenkt. Der Muſikdirektor, Herr Hönike, hatte keinen Aufwand geſpart, ſowol die Vokal- als Inſtrumental-Partien aufs vollſtändigſte zu liefern, und keinen Fleiß, durch Präciſion im Vortrage, der Erwartung des zahlreichen Auditoriums zu entſprechen.

Bald hätte ich vergeſſen, Ihnen zu berichten, daß die Mitglieder der Direktion, durch den Tod des Herrn Löhrs, bis auf drei zuſammengeſchmolzen ſind. Man iſt jetzt voll Erwartung, welche Folgen, in Hinſicht der Kunſt, daraus entſtehen werden. Meiner Meinung nach iſt die Direktion jetzt um ſo mehr in den Stand geſetzt, uns eine Bühne zu liefern, die ſich mit jeder andern Bühne Deutſchlands meſſen kann. Verſchiedene neue Mitglieder ſollen, wie es heißt, nächſtens eintreffen.

Ich bin der Ihrige.

IX.

Poſtſcripte.

43.

Geiſtige und leibliche Geburt.

Die Konception iſt für Schriftſteller und Mütter ein leichtes, angenehmes Geſchäft. Die Beſchwerden der Ausbildung des Fötus bei beiden weniger angenehm. Ein Abortus und die Sünden gegen das: nonum prematur in annum ſind ſich gleich; jener aber erfolgt in den Buchladen häufiger, als in den Wochenſtuben; Mondkälber, Monſtroſitäten und Mißgeburten jeder Art nicht weniger. Kinder werden in der Regel ſchwieriger zur Welt gebracht, als Bücher, außer, wenn der Verleger ſelbſt die Zange anlegen muß. Die Taufe geſchieht bei beiden meiſt mit Waſſer; der Verleger und Setzer ſind ſelbſt Pathen, der Ehrenſold — das Pathengeld. Das Titelkupfer iſt die Placenta, an der in der Regel das ganze Werk hängt und ernährt wird. Druckfehler ſind Nachwehen; die erſten Zähne die Recenſenten. In dem erſten Lebensjahre ſterben die meiſten Kinder. Eine Vaccine für die Pockennoth der Schriften giebts noch nicht.

f *** f.

44.

Der Recenſent.

Ein Recenſent iſt ein Reichstagsgeſandter, der viel Gutes zu ſagen hat, aber wenig ausrichtet.

*** f.

45.

Der Luftballon.

Die modiſche Genialität gleicht einem Luftballon, der die Leute ſcheucht, und, dem Winde preisgegeben, ſich in unwirthbaren Steppen verliert, oder auf den dürren Linden eines Kirchhofs hängen bleibt. — Möchte die Direction bald erfunden werden!

*** f.

46.

Genieauswüchſe.

Wenn der Schwedenkopf X. ein Genie iſt, ſo ſind unſtreitig die Haare die beſchnittenen Auswüchſe deſſelben.

*** f.

47.

Das Panorama.

Ich habe im vorigen Jahre das Panorama von London zum Ueberdruſſe oft geſehen. (So ungefähr geht es den Männern mit den offnen Buſen der Damen.) — Ich wünſchte aber wohl, es in zehn Jahren wieder zu ſehen.

*** f.

Anzeiger der Eunomia.

No. V. May 1802.

I. Literariſche Anzeige.

In Friedrich Maurers Buchhandlung in Berlin erſcheinen zur bevorſtehenden Leipziger **Jubilate**-Meſſe folgende neue Bücher:

1. **Agnes Linden**, oder ſcheinbare und wirkliche Liebe. Von Gottfr. **Müller**. 2 Theile. Mit Kupf. 8. Berlin. 1 thlr. 10 gr.
2. **Anweiſung**, gründliche, zur ächten und vollkommenſten Verfertigung und Zubereitung aller vorzüglichen **Rauch- und Schnupftabacke**, von einem erfahrnen Werkmeiſter. Mit Kupf. 2te rechtmäßige verm. und verb. Auflage. 8. (Mit Kön. Preuß. Privilegio.) 1 thlr.
3. **Archiv**, patriotiſches, für Deutſchland. Herausgegeben von **G. Chr. Wagener.** 2ter Jahrg. 4tes und letztes Quartal. 8. Berlin. Der ganze 2te Jahrgang 4 thlr.
4. **Aſcher**, Saul, orientaliſche Gemälde. Mit Kupf. 8. Berlin. 1 thlr. 4 gr.
5. **Bendavids**, Laz., und Prediger **Blocks** zwei Preisſchriften: **Philotheos**, oder über den Urſprung unſerer Erkenntniß. Herausgegeben von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. gr. 8. Berlin. 16 gr.
6. **Brandes**, Joh. Chr., meine Lebensgeſchichte. 1ſter Theil. 2te mit 3 Kupf. verm. Aufl. 8. Berlin. 1 thlr. 4 gr.
   Die Kupfer apart 12 gr.
7. **Dichtungen**, komiſche und humoriſtiſche. M. 6 Kupf. 8. Berlin. 1 thlr 20 gr.
8. **Familiengemälde**, neue, aus dem wirklichen Leben, nach Originalpapieren bearbeitet von G. **Müller**. 1ſter Band. Enthält: **Agnes Linden**, 2 Theile m. Kupf.

9. **Gerlach**, Gottl. Benj., Lehrbuch der Religion, innerhalb den Grenzen der bloſſen Vernunft, für das reifere und gebildetere Alter. 8. Berlin. 15 gr.

10. **Hirſchmann**, C. A., leichte Uebungen für junge Zeichner. Ein nützliches und angenehmes Geſchenk guter Eltern und Lehrer. Nebſt einer kurzen Anleitung zum Zeichnen. gr. 8. Berlin. geheftet 1 thlr.

11. **Kriele**, Joh. Ludw., ausführliche und zuverläßige hiſtoriſch-militäriſche Beſchreibung der Schlacht bei Kunersdorf und Frankfurt am 12ten Aug. 1759. Mit beigefügtem neuen Situationsplane und 1 Kupf. gr. 8. Berlin. 2 thlr. 12 gr.

12. **Moritz**, K. Ph., allgemeiner deutſcher Briefſteller, welcher eine kleine deutſche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls und eine vollſtändige Beiſpielſammlung aller Gattungen von Briefen enthält. 4te Auflage, verm. und verb. von Dr. Th. **Heinſius**. 8. Berlin, 18 gr.

13. **Oerſted's**, Dr. Joh. Ch., Ideen zu einer neuen Architektonik der Naturmetaphyſik, nebſt Bemerkungen über einzelne Theile derſelben. Herausgegeben von Dr. M. H. **Mendel**. 8. Berlin. 5 gr.

14. **Reiſen der Spanier nach der Südſee**, insbeſondere nach der Inſel O-Taheite. Jetzt zum erſtenmale aus dem Spaniſchen überſetzt, herausgegeben, mit Anmerkungen und mit einer hiſtoriſchen Schilderung der Geſellſchafts-Inſeln begleitet von F. W. A. **Bratring**. Mit einer Charte. gr. 8. Berlin. 1 Thlr.

15. **Meine Reiſe nach Frankreich** in den Jahren 1800 und 1801, von **Ludwig Selbiger**. 2ter Theil. Mit Kupf. 8. Berlin. 1 thlr. 14 gr.

16. **Rohlwes**, Joh. Nic., **allgemeines Vieharzneibuch**, oder Unterricht, wie der Landmann ſein Hornvieh, ſeine Pferde, Schafe, Ziegen und Hunde erziehen, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen ſoll. Mit 1 Kupfertafel. 8. Berlin. 21 gr.

Daſſelbe auf Schreibpapier 1 thlr.

17. **Rohlwes**, Joh. Nic., Magazin für die Thierarzneikunde, oder Beobachtungen, Verſuche und Erfahrungen über die innerlichen und äußerlichen Krankheiten der Pferde und des Hornviehes. 4ter Jahrg. 1s und 2s Quartal. Mit Kupf. 8. Berlin. Der ganze Jahrg. a. Schrb. 1 thlr. 12 gr.
auf Druckpapier 1 thlr. 4 gr.

18. **Schmidts**, J. E., die höchſte Angelegenheit des Menſchen, mit ihren feſten Gründen in ſeiner Natur, ohne alle äußere Stütze. Ein Erbauungsbuch für die gebildeten Stände. gr. 8. Berlin. 16 gr.

19. **Troſchel**, Jak. El., über den Zweck und Werth der feierlichen Einweihung zum Chriſtenthum durch die Taufe. gr. 8. Berlin. geheftet 3 gr.

20. **Wageners**, Sam. Chr., neue Geſpenſter. Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit. 2ter Theil oder der Geſpenſter 6ter und letzter Theil. Mit Kupf. 8. Berlin. 1 thlr. 8 gr.

21. **Wolfs**, Joh. Wilh. Fr., Vorſchlag zur zweckmäßigern Einrichtung der Confirmationshandlung, nebſt einigen dazu neu angefertigten Liedern und einer Volkshymne für alle chriſtliche Religions-Partheyen, zugleich mit Anweiſung zum muſikaliſchen Vortrag derſelben, ein liturgiſches Scherflein. 8. Berlin. geheftet 5 gr.

22. **Zöllners**, Joh. Friedr., Predigtentwürfe für das Jahr 1801. gr. 8. Berlin. 1 thlr. 4 gr.

23. Deſſen Leſebuch für alle Stände, zur Beförderung edler Grundſätze, ächten Geſchmacks und nützlicher Kenntniſſe. 10ter Theil. 8. Berlin. 16 gr.
Daſſelbe unter dem Titel: Vermiſchte Schriften. 1s Theil. 8. Berlin. 16 gr.

24. Contes moraux pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse, à l'usage des enfans, avec des notes explicatives. II. Cah. 8. à Berlin. 8 gr.

In Commiſſion:

von **Bandemer**, Suſanne, neue vermiſchte Gedichte und poetiſche Verſuche. 2 Theile, mit dem Bildniſſe der

Verfaſſerinn. gr. 8. Berlin 1802. Auf Velinpapier 2 thlr. 8 gr.

Fragmente aus Kants Leben. Ein biographiſcher Verſuch. 8. Königsberg 1802. auf Schreibpapier 12 gr.
und auf Druckpapier 8 gr.

Der Kritikaſter und der Trinker. Ein Wechſelgeſang von **Karl Müchler**, in Muſik geſetzt von L. Fiſcher. gr. Fol. Berlin 1802. 4 gr.

von Podewils, des Grafen, Wirthſchaftserfahrungen, auf ſeinen Gütern Guſow und Platkow geſammelt. 2ter Band. gr. 4 Berlin. 2 thlr. 12 gr.

Sammlung nützlicher Aufſätze und Nachrichten, die Baukunſt betreffend, für angehende Baumeiſter und Freunde der Architektur. Herausgegeben von mehreren Mitgliedern des Königl. Preuſſ. Ober-Baudepartements. Jahrg. 1801. 1ſter Band. Mit Kupf. gr. 4. 2 thlr.

Vorſchriften zu militäriſchen Situationszeichnungen, entworfen von **Marſchall von Bieberſtein**, Major beim Königl. Cadettenkorps in Berlin. gr. 4. Berlin. 1 thlr. 12 gr.

II. Kunſtanzeige.

Nouveautés
de la
Soçieté calcographique à Dessau.

(Continnation.)

J. G. HUCK.

No 46 Le Torrent, par Ruysdael, l'original à Soeder. 24½ p. de h. sur 19½ p. de l. Pendant du No. 31. 9 fl.

47. Ruine, par Ruysdael, l'original à Soeder. 16½ p. de h. sur 20 p. de l. 3 fl. 36 xr

N. 48. Baron de Brabek, Portrait par Graf, l'original à Soeder. 20 p. de h. sur 15½ p. 3 fl.

49. St. Catherine, par Guercino, l'original à Soeder. 16 p. de h. sur 18 p. de l. 3 fl.

MICHELIS.

50. Guillaume II. Prince d'orange, Enfant, peint par A. v. Dyk, l'original à Mosigkau. 20 p. de h. sur 14 p. d. l. 3 fl. 36 xr.

51. Amelie Auguste, Princesse d'Anh. Dessau, Enfant, peint par Tischbein, l'original à Dessau. 20 p. de h. sur 14½ p. de l. 3 fl. 36 xr.

II.

Feuilles en Manière au Lavis, ou Aqua tinta.

C. HALDENWANG.

No. 52. Chûte d'Eau et Moulin de Ragaz en Grisons, dessiné par Wocher. 26½ p. de h. sur 20 p. d. l. 11 fl.

53. La même en Couleur. 18 fl.

54. Vuë de la Glaçiere de Joungfrauhorn, dessiné par le même, même grandeur. 11 fl.

55. La même en Couleur. 18 fl.

56. Chûte de l'Aar à Unterwesen, dessiné par Birmann. 25 p. de h. sur 19 p. d. l. 11 fl.

57. La même en Couleur. 18 fl.

58. La Valée d'Oberhasli, avec une partie de Meyeringue, dessiné par Birmann. 25 p. d. h. sur 19 p. de l. 11 fl.

59. La même en Couleur. 18 fl.

60. Chapelle de Guillaume Tell, même maitre et grandeur. 11 fl.

61. La même en Couleur. 18 fl.

62. Maria Stein, même maitre et grandeur. 11 fl.

63. La même en Couleur. 18 fl.

64. La Tempête par Hackert, l'original à Worlitz. 20 p. d. h. 26½ p. de l. 21 fl.

65. La même en Couleur. 22 fl.

66. Le Naufrage, par Vernet, l'original à Worlitz, même grandeur. 11 fl.

N. 67. Le même en Couleur. 22 fl.

68. Les Cascades de Tivoli, dessiné par Reinermann. 22 p. de h. 27 p. de l. 14 fl. 24 xr.

C. KUNZ.

69—72. quatre grandes Feuilles Vues de Wörlitz, le Chateau, la maison gothique, le Rocher et le temple de Venus. 19½ p. de h. sur 23½ p. d. l. à 7 fl. 12 xr. ensembl. 29 fl. 36 xr.

73—76. Les mêmes en Couleur à 14 fl. 48 xr. ensemble 59 fl. 12 xr.

W. F. SCHLOTTERBECK.

77—80. Les quatre heures du Jour, par Claude Le Lorrain, dessiné par Nahl, les originaux dans la Galerie de Cassel. 15 p. d. h. 19 p. d. l. à 14 fl. 24 xr. ensemble 57 fl. 36 xr.

81 et 82. Deux paysages, Vue de Vietri, près Salerne et la grotte de Neptune à Tivoli, par Hackert. 17 p. d. h. 19 p. de l. à 3 fl. 36 xr. ensemble. 7 fl. 12 xr.

83 et 84. 1re et 2de Vue de Rochers sur la Côte de Sorrento, par Hackert. 15½ p. de h. 19½ p. d. l. à 3 fl. 36 xr. ensembl. 7 fl. 12 xr.

85. Le Chêne de Silvain, par Hackert. 24 p. de h. 30 p. de l. 3 fl. 36 xr.

86. Ruines de la maison de Campagne de l'Empereur Domitien, dessiné pr. M. le Baron d'Erdmannsdorff. 19 p. d. h. sur 24 p. d. l. 3 fl. 30 xr.

87. Les mêmes en couleurs. 6 fl.

OSTERMEYER.

88. La laiterie par Rubens, l'original dans la galerie de Münic. 14½ p. d. h. 18 p. d. l. 2 fl. 45 xr.

89. La même en Couleur. 6 fl.

90. Le matin, par Cl. Le Lorrain, l'original dans la Galerie de Münic. 21 p. d. h. 15 p. d. l. 5 fl.

91 et 92. Deux feuilles, les pâtres des Appenins, par H. Roos. 13 p. d. h. sur 16 p. d. l. à 3 fl. 36 xr. ens. 7 fl. 12 xr.

93 et 94. Les mêmes en Couleurs, à 6 fl. 12 fl.

95 et 96. Deux Paysages. Chute de l'Aar. et Wisleth en Bade, dessiné par Reinermann. 19½ p. d. h. sur 25 p. de l. à 2 fl. 45 xr. 5 fl. 30 xr. les deux.

N. 97. Le troupeau en repos, par H. Roos. L'original à Mosigkau. 15 p. de h. 19½ p. de l. 5 fl. 30 xr.

J. B. HOESSEL et DIETRICH.

98. Le Pont de Lucas, près Tivoli, peinture encaustique par Reiffenstein, en Coul. 10½ p. d. h. 14 p. d. l. 3 fl.

99. Chemin près Albane, dessiné par J. Hakert, en Couleur. 15½ p. d. h. 19½ p. d. l. 8 fl. 36 xr.

100 et 101. Deux feuilles, fragments d'Architecture romaines, dessiné par Mr. le Baron d'Erdmannsdorff. 11 p. de h. sur 14 p. d. l. les deux 3 fl. 36 xr.

102 et 103. Deux Clairs de Lune, Le tombeau et Ruine d'un Convent, dessiné par Wehle, gravé au lavis par Dieterich. 15½ p. d. h. 19½ p. d. l. les deux 9 fl.

III.

Feuilles en plusieurs Manières par divers Auteurs.

Au Burin.

N. 104. Amour menaçant, par Mengs dans la Gal. de Dresde, dessiné par Seydelmann, gravé par Bause, 2 fl. 45 xr.

105. Le troupeau à son retour par Claude de Lorrain, dessiné par Woehe, et gravé par Haldenwang. 21 p. de h. sur 26½ p. d. l. 11 fl.

106. Femme et Enfant du peintre G. Lairesse, peint par Lui même, gravé par Buchhorn. 15½ p. d. h. 14 p. d. l. 3 fl. 36 xr.

107. Junon jalouse, ou Jupiter et Jo, par P. Lauri l'original à Worlitz, gravé par Buchhorn. 16½ p. d. h. sur 19 p. d. l. 3 fl.

Manière pointillée.

108. Venus et Mars, par Willeborts. L'original à Sonder, gravé par Gebhardt. 17 p. d. h. sur 19 p. d. l. 4 fl. 30 xr.

109. Même Sujet en Couleurs. 11 fl.

110. Danae, par A. v. Dyck. L'original dans la gal. de Dresde, dessiné par Seydelmann, gravé par Arndt. 16½ p. de h. 21 p. d. l. 4 fl. 30 xr.

111. La même en Couleur. 11 fl.

N. 112. **Marcus Bassianus Enfant, reçevant la Couronne d'Empereur, peint par Lairesse.** L'original dans la gal. de Berlin, dessiné par Heussinger, gravé par Arndt. 19 p. d. h. sur 24½ p. d. l. 7 fl. 12 xr.

113. L'amour, par A. v. Dyck, dessiné par Nahl, gravé par Arndt. 19½ p. d. h. 15½ p. de l. 4 fl. 30 xr.

Maniere de Roulette.

Feuilles par J. J. Langenhoefel, d'aprés ses peintûres et Dessins.

N. 114. **St. Jean l'Evangelist**, en Coulour. L'original à Dessau. 13½ p. d. h. sur 10 p. d. l. 4 fl. 30 xr.

115. Le même en noir. 1 fl. 48 xr.

116. Psyche et Mercûre. 18½ p. d. h. 14½ p. d. l. 4 fl. 30 xr.

117. Même Sujet coloré. 9 fl.

118. Amour et Hymen, qui brûle ses Ailes. Medaillon oblongue. 11 p. d. h. sur 15½ p. d. l. 2 fl. 45 xr.

119. Même Sujet coloré. 5 fl. 30 xr.

IV.

Des Oeuvres complettes, et petites Vûës de Dessau et Worlitz.

No. 120—122. Peintures antiques par le Comte de Caylus, en 3 Cahiers: le 1r contenant, la Pyramide de C. Cestius. 6 feuil. coloré et deux en noir. le 2de, Les Bains, de Tite en 5 feuil., et le 3me les Bains de Constantin 10 feuilles, ensemble 21 feuilles, coloré et deux feuilles en noir. 135 fl.

123—126. Quatres Cahiers. Etûdes de l'Architecture, dessiné à Rome, pr. le Mr. le Bar. d'Erdmannsdorff. 12 fl.

127. Etûdes de Têtes academiques, dessiné et gravé pr. Langenhofel. 8 feuilles en Maniere de Roulette. 4 fl. 48 xr.

128—132. Cinq Cahiers pittoresques de plûs beaux Vues et temples de Worlitz, de Dessau et de ses Environs, en 20 feuilles, chaque Cahier en 4 feuilles. 7 fl. 12 xr. ensemble 36 fl.

On peut avoir chaque Cahier separement, comme aussi les mêmes Sujets en Cahiers colorés; chaque Cahiers. à 12 fl. ensemble 60 fl.

Le prix marqués çi devant sont en carolins ou Louis neufs. à 11 fl.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

Junius 1802.

I.

Ueber die gute Geſellſchaft.

Von
dem Herrn Geheimen Ober-Tribunalsrathe Klein.

Der geiſtreiche Aufſatz, deſſen Vorleſung der Geſellſchaft heute vor acht Tagen ſo viel Vergnügen machte *), hat mich

---

*) Bezieht ſich auf den Aufſatz, der unter dem Titel: die feinen Geſellſchaften, verglichen mit dem Ideale der feinen Geſelligkeit, im April-Stücke der Eunomia abgedruckt iſt. Beide Aufſätze wurden zuvor in der Geſellſchaft der Freunde der Humanität vorgeleſen. Fiſcher.

veranlaſt, weiter darüber nachzudenken, ob es nicht etwa einen Unterſchied zwiſchen einer guten und zwiſchen einer feinen Geſellſchaft gäbe; und in wiefern die eine der andern vorzuziehen ſey? So weit man auch überall noch hinter dem Ideale der feinen Geſellſchaft zurückbleibe, und ſo ſehr es zu wünſchen wäre, daß man ſich dieſem Ideal etwas mehr nähern möchte, als es gewöhnlich geſchieht: ſo zweifelhaft iſt es doch noch, ob die ausſchließliche Stimmung für feine Geſellſchaften, und das Streben, keine andere, als ſolche Geſellſchaften um ſich zu verſammeln, durchgängig empfohlen werden könne.

Fürchten darf man zwar nicht, daß der höchſte Grad der Feinheit zu allgemein werden dürfte, und wenn alſo der etwanige Nachtheil der feinen Geſellſchaften nur darin beſtände, daß die wirklich feinen Leute zu ſehr überhand nehmen möchten, ſo hat man wohl von dieſem Uebel wenig zu beſorgen. Auf der andern Seite iſt aber doch die Furcht nicht ganz leer, daß das beſtändige Streben nach Feinheit, und die Ueberzeugung, dieſes Kleinod errungen zu haben, noch größere Uebel hervorbringen möchte, als eine über alle Stände zu ſehr verbreitete Feinheit im Umgange.

In der Beſorgniß, daß das Streben nach Feinheit im Umgange ſo vortheilhaft nicht ſeyn möchte, als es beim erſten Anblick ſcheint, wird man durch das beſtätiget, was von jeher über den Hofton geſagt und geſchrieben worden iſt. Hierbei verſteht es ſich nun wohl von ſelbſt, daß wenn man über den Hof ſpöttelt, darunter nicht der engere Kreis verſtanden werde, welchen ein verſtändiger Regent oder eine liebenswürdier Fürſtin um ſich verſammelt hat. Man kann ſein ganzes Leben am Hofe zugebracht haben, ohne ein Hofmann im ſchlimmen Sinne des Worts geworden zu ſeyn.

Wie man aber auch über den Hof denken mag, ſo liegt es doch in der Natur der Sache, daß man ihn für die Schule des feinen Umgangs halten muß. Denn nur am Hofe wird der geſellige Umgang kunſtmäßig betrieben, und nur dort kann man die Menſchen antreffen, welche Zeit genug haben, ſich gänzlich dieſer Kunſt zu widmen.

Gleichwohl hat die Erfahrung gezeigt, daß die Hof-Cultur dieſe Kunſt ſo weit nicht gebracht habe, als man vermuthen ſollte, und wenn gleich dieſer Erfolg gar ſehr von Zeit und Umſtänden abhängt, ſo will man doch zu allen Zeiten und an allen Höfen bemerkt haben, daß die Materie der geſelligen Unterhaltung zu ſehr unter der Form leide. So wie der erſte Tanzmeiſter nicht immer der angenehmſte Tänzer iſt, weil die Mittänzerinn nicht bloß Tanz, ſondern auch angenehme Unterhaltung während des Tanzes fordert: ſo begnügt man ſich auch in der Geſellſchaft nicht mit der angenehmen Form und an den ſchönen Wendungen, welche der Hofmann ſeinen Geſprächen zu geben weiß; man verlangt auch einen an ſich intereſſanten Inhalt, und das iſt es eben, womit der Hofmann nicht immer dienen kann, weil er den Umgang ſelbſt als ein Geſchäft betrieb, und dieſes Geſchäft ihm keine Zeit übrig ließ, Materien zu ſammeln, welche nur aus Büchern oder aus der ſtillen Beobachtung ſeiner ſelbſt geſchöpft werden konnten. In dieſer Rückſicht iſt der Fall des Hofmannes faſt noch ſchlimmer, als des eigentlichen Geſchäftsmannes.

Denn was er an der Kunſt, ein Geſpräch einzuleiten und zu lenken, abzubrechen und wieder anzuknüpfen, vor dem Geſchäftsmanne voraus hat, das mangelt ihm an den Materialien, welche der Geſchäftsmann bei der Vorbereitung zu ſeinem Stande ſammeln mußte. Ja, was noch mehr iſt, es wird ihm nicht ſelten ſogar ſeine Kunſt ſelbſt hinderlich ſeyn. Denn ſeine Hauptkunſt beſteht in der Beherrſchung ſeiner ſelbſt und der Gegenſtände der Unterhaltung. Schon in dieſer Rückſicht muß er ſich gewöhnen, Alles mit einer gewiſſen Kälte zu betrachten. Iſt der Inhalt des Geſprächs zu hinreißend, ſo reißt es ihn auch ſelbſt mit ſich fort; er wird alſo ſich durch keinen Gegenſtand zu ſehr erwärmen laſſen müſſen. Da ſich nun die, mit welchen er umgeht, in gleichem Falle befinden, und ſich daher eben ſo ſehr hüten müſſen, durch das Feuer der Unterhaltung nicht fortgeriſſen zu werden: ſo können hinreißende Geſpräche in dieſen feinern Zirkeln gar nicht aufkommen. Denn die Mitglieder derſelben würden ſich vor ſich ſelbſt ſchämen, wenn ſie fänden, ſie hätten ſich in lange gelehrte Abhandlungen eingelaſſen, oder ſie wären durch das Geſpräch ſo erwärmt worden, daß es ihnen nicht möglich geweſen wäre, den Faden deſſelben ſogleich wieder abzureißen.

Dies alles ſcheinen indeß nur zufällige Hinderniſſe der wahren Verfeinerung der Geſellſchaft zu ſeyn. Denn die Vorleſungen werden ja jetzt auch von Hofleuten häufig beſucht, und bald wird es vielleicht dahin gekommen ſeyn, daß mancher Hofmann mehr Kenntniſſe in ſolche Zirkel mitbringen wird, als der einſeitig ausgebildete Profeſſor auf ſeine

Catheder. Es fehlt auch in Berlin nicht an Gelehrten von Profeſſion aus allen Klaſſen. Wenn nun dieſe mit einer auserleſenen Anzahl von Hofleuten zuſammenträten, ſo könnte ſich dadurch ein feiner Zirkel bilden, in welchem es auch den Geſprächen an einem intereſſanten Inhalte nicht mangeln würde.

Zufälliger Nachtheil würde zwar auch hiermit verbunden ſeyn. Denn der auf dieſe Weiſe verfeinerte Gelehrte und Geſchäftsmann würde ſeinen Geſchmack in allen Arten der Genüſſe bald ſo ſehr verfeinern, daß ſeine Kaſſe ſie nicht mehr beſtreiten könnte. Wie könnte er ſich aber von dieſen Zirkeln losmachen, wie könnte er ſich an einem weniger feinen Zirkel begnügen, und würde er nicht lieber alles andere über ſich ergehen laſſen müſſen, als zu den ſchlechtern Zirkeln herabſinken?

Aber auch dem Reichern würden mannichfaltige Uebel drohen. Er hat Verwandte, Amtsgenoſſen und Bekannte, mit denen er den Umgang fortſetzen muß, wenn er ſich nicht in unangenehmen Amts- und Familien-Verhältniſſen befinden will. In jene feinern Zirkel darf er ſie nicht bringen, und welche Qual für ihn, wenn er einen eigenen Zirkel für ſie bilden und ſich darin der Langenweile preis geben muß. Dieſen Ekel und dieſe Langeweile wird er bei aller ſeiner Feinheit ſchwerlich ganz verbergen können, und alles wird ſich gegen ihn verſchwören, um ihn in eine ſchlimme Laune zu verſetzen, mit welcher er in ſeinen feinen Zirkeln eine ſchlechte Rolle ſpielt.

Alle dieſe Uebel ſind freilich nur zufällig. Aber was in Abſicht der Idee dieſer feinen Geſellſchaft nur Zufall iſt, iſt in Rückſicht der wirklichen Mitglieder, welche die Geſellſchaft ausmachen, in der Natur der Sache ſelbſt gegründet.

Ja was noch mehr iſt, es liegt ſogar in der Natur der feinern Geſellſchaftskunſt, daß ſie das außerordentlich Intereſſante, das Hinreißende, das Herzerhebende vermeiden muß, und wenn es der feinen Geſellſchaft dennoch an angenehmer Unterhaltung nicht fehlt, ſo liegt dies nur in dem zufälligen Umſtande, daß die Mitglieder derſelben reichhaltige Materialien zu Geſprächen geſammelt haben. Denn dieſe Materie gehört doch nicht zu der ſchönen Form, welche das Weſen der feinen Geſellſchaft ausmacht.

Erwägt man dies, ſo kommt man auf den Wunſch, daß es *gute Geſellſchaften* geben möchte, wenn ſie auch nicht in aller Rückſicht den Titel, der *feinen*, verdienten.

Schon früher hat man vielleicht die nähere Beſtimmung des Begriffs der feinen und guten Geſellſchaft gewünſcht. Man wird mir aber auf mein Wort glauben, daß ich nicht aus Furcht in den Schulton zu fallen, verſäumt habe, von genau beſtimmten Begriffen auszugehen; vielmehr glaubte ich, ich müßte vorher einige Materialien ſammeln, ehe ich dieſe zum Bau zubereitete und in einander fügte.

Unter einer *feinen* Geſellſchaft verſtehe ich eine ſolche, welche die Ausübung der Kunſt des geſelligen Umganges ſelbſt zu ihrem Zwecke macht. Sollten auch die Mitglieder derſelben ſich dieſen Zweck nicht deutlich und beſtimmt denken, ſo würden ſie doch nach Regeln handeln, welche die Kunſt des Umganges, als Zweck, vorausſetzen, und überall würde es die Form des geſelligen Umgangs ſeyn, auf welche ihre ganze Aufmerkſamkeit gerichtet wäre.

Unter einer *guten* Geſellſchaft hingegen verſtehe ich eine ſolche, welche das Vergnügen des Umgangs mit den Pflichten des geſelligen Lebens in Uebereinſtimmung zu bringen ſucht.

Daß es Pflicht ſey, nach einer ſolchen Harmonie des geſelligen Umgangs mit den geſelligen Pflichten zu ſtreben, bedarf wohl keines Beweiſes. Ein jeder hat Gönner, Freunde, Verwandte und Standesgenoſſen, für deren Vergnügen er zu ſorgen verpflichtet iſt, und er wird alſo auch ſeinen geſelligen Zirkel ſo einrichten müſſen, daß er dieſen Pflichten Genüge leiſten kann. Setzen wir den Geſellſchafter noch eine Stufe höher, und machen wir ihn nicht bloß zum guten Haus- und Familien-Genoſſen, ſondern auch zum Patrioten, ſo wird er wünſchen müſſen, daß die Geſchäftsmänner, von deren Einſichten das Wohl der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft abhängt, die aber oft über ihren Akten, das, was nicht aktenmäßig erhellt, ungeachtet laſſen, in die lebendige Welt eingeführt, und zum Nachdenken darüber veranlaßt werden möchten. Nimmt man nun ſogar an, daß der feine Geſellſchafter hohe Ideale liebt, ſo kann er nichts angelegeneres haben, als die Geſchäftsmänner mit dieſen Idealen wenigſtens geſprächsweiſe bekannt zu machen, und er wird ſich alſo herablaſſen müſſen, Zirkel zu ſuchen, wo er den reichen Schatz ſeiner Gedanken ausſpenden kann, ohne etwas von gleicher Art dafür einzutauſchen. Kurz, ſo ſehr auch jemand von dem hohen Werthe ſeiner Geſellſchaften überzeugt ſeyn mag, ſo wird er doch dem innern Drange ſeiner Pflicht nicht widerſtehen können, auch ſolche Menſchen an der Geſellſchaft Theil nehmen zu laſſen, welche, an und für ſich betrachtet, zu ſeinen feinern Zirkeln nicht geeignet ſind. Wenn er daher ſeine

Verhältniſſe genau überlegt, ſo wird er finden, daß er eben ſo wenig, als andere Sterbliche, der Nothwendigkeit überhoben iſt, durch Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen Schulden abzuführen, und, was noch ſchlimmer iſt, die Pflichten gegen ſeine Familie werden ihn oft nöthigen, dieſe Schulden nach den Geſetzen der Sparſamkeit abzutragen, und eine Menge Menſchen auf einmal einzuladen, denen es überlaſſen bleibe, ſich ſelbſt nach Belieben in kleinere Zirkel abzuſondern.

Welche Geſetze wird man nun aber in alle dieſe Zirkel einführen müſſen, wenn ſie den Namen einer guten Geſellſchaft verdienen ſollen?

Die Hauptregel ſcheint mir folgende zu ſeyn:

> ſo wie jedes Mitglied des kleinern Zirkels ſich beſtreben muß, einem jeden, nach Maaßgabe ſeines Verdienſtes um die große Geſellſchaft, Vergnügen zu machen, ſo muß jeder an ſeinem Theile von dem kleinern Zirkel nur ſoviel erwarten, als er ſelbſt zum Beſten deſſelben beiträgt.

Hieraus wird nun alſo folgen, daß die ganze Geſellſchaft ſich beeifern müßte, denjenigen, welcher ſich um das Publikum, um den Staat, oder um die Familie ein vorzügliches Verdienſt erworben hätte, auch in eben dieſem Maaße Vergnügen zu verurſachen, daß aber auch die höchſten Anſprüche auf perſönliche Würdigkeit keinen verleiten dürften, von einem kleinern Zirkel, in welchem er ſich eben befindet, mehr zu verlangen, als er ſelbſt zu deſſen Vergnügen beiträgt. So würde auf der einen Seite das Beſtreben, verdienten Männern, Hausvätern und Hausmüttern den angemeſſenſten

Lohn ihrer Verdienſte zu reichen, zur Pflicht gemacht; aber doch auf der andern Seite die Anmaaßung derer eingeſchränkt, welche leicht mehr fordern könnten, als die Geſellſchaft ihnen zu leiſten im Stande iſt.

Als Regel der Klugheit wird man einwenden, dürfte ſich dieſe Vorſchrift wohl vertheidigen laſſen, aber als philoſophiſcher Grundſatz ſcheine dieſe Regel mit einem innern Widerſpruch zu kämpfen. Denn, wird man ſagen, wenn auf der einen Seite die Pflicht iſt, dem Manne nach dem Maaße ſeiner Verdienſte Vergnügen zu verſchaffen, ſo muß es doch an der andern Seite ein Recht geben, dieſes zu fordern. Allein eine nähere Betrachtung wird dieſen Zweifel bald löſen. Ein Recht auf innige Achtung und Liebe iſt ſchlechterdings nicht denkbar. Rechte ſind Gränzbeſtimmungen der Freiheit; aber die innige Liebe und Hochachtung kennt keine Gränzen, und läßt ſich nicht mit Gewalt hervorbringen, wo ſie nicht von ſelbſt entſteht. Auch das Maaß des Beſtrebens, Andern Vergnügen zu machen, hängt bloß von dem Gefühl eines jeden ab.

So gerecht als auch der Anſpruch des Mannes von Verdienſt ſeyn möchte, zu fordern, daß man ihm Vergnügen machen ſolle, ſo wird er doch nur conventionelle äußere Ehrenbezeugungen, aber keinen gewiſſen Grad des innigen Beſtrebens, ihm Vergnügen zu verurſachen, vorzeichnen können. Dagegen aber kann ein Jeder ſich ſelbſt die Pflicht auflegen, alle ſeine Kräfte anzuwenden, um dem, den er achtet und liebt, Unterhaltung zu verſchaffen.

Die Ausübung dieſer Pflicht dürfte auch ſo ſchwer nicht ſeyn, als es beim erſten Anblick ſcheint. Vergnügen kann nur der genießen, welcher des Vergnügens empfänglich iſt. An Fähigkeit der thätigen Mitwirkung zum Vergnügen anderer kann es Jemandem fehlen, aber deswegen mangelt ihm nicht die innige Theilnehmung an dem, was den Menſchen als Menſchen angeht. Hat er dieſe mit in die Geſellſchaft gebracht, ſo wird es leicht ſeyn, ſeine Theilnehmung zu erregen, und dieſe Theilnehmung iſt es eben, durch welche er auch ſeinerſeits zu dem Vergnügen der Geſellſchaft beiträgt. Wenn der ehrwürdige Greis den Vergnügungen ſeiner Urenkel mit herzlicher Theilnehmung zuſieht, und nur gegen den einen und den andern ein kleines Wörtchen fallen läßt, ſo wird er dadurch zum Vergnügen der ganzen Geſellſchaft oft mehr beitragen, als der geſprächigſte Gaſt. Alſo auch für ihn wird die Beobachtung der Regel, ſeine Anſprüche nach der Maaßgabe ſeiner Beiträge einzuſchränken, nicht ſchwer ſeyn.

Unter guten Menſchen alſo kann es an guter Geſellſchaft ſchlechterdings nicht mangeln, und wo es an guten Subjecten fehlt, wird keine Kunſt in der Welt eine wirklich Herz und Geiſt befriedigende Geſellſchaft hervorbringen können. Vor allen Dingen alſo müſſen wir nur ſoviel als möglich gute Menſchen zuſammenbringen und es übrigens nie aus den Augen laſſen, daß wir dieſelben Pflichten, welche wir in der großen Geſellſchaft haben, auch in die kleinern Zirkel mitbringen müſſen. Dieſe kleinern Zirkel ſind ja nur Theile der größeren Geſellſchaft; was wir jedem Einzelnen in dieſer größeren Geſellſchaft ſchuldig ſind, müſſen wir auch gegen ihn beobachten, wenn er ſich mit Mehreren zuſammenfindet.

Hiernach könnte es ſcheinen, als gäbe es ganz und gar keine Kunſt des feinen Umganges, oder als wäre dieſe Kunſt wenigſtens ſo unbedeutend, daß ein Menſch von Wichtigkeit ſich damit nicht beſchäftigen dürfte. Allein dieſer Schluß wäre ſehr übereilt. Auch der verdiente, kenntnißvolle, geiſtreiche, hoch- und tieffühlende Mann bedarf dieſer Kunſt, wenn er nicht die Pflichten gegen ſeinen Nebenmenſchen aus den Augen ſetzen will. Hat er nicht die Kunſt gelernt, den Strom ſeiner Gefühle und Gedanken in der Geſellſchaft zurückzuhalten, ſo wird er Widerwillen ſtatt Liebe, Gleichgültigkeit ſtatt Theilnehmung einärndten; er wird fortfahren, den Satz zu begründen, wenn Niemand mehr zuhört; er wird in Eifer gerathen, wo er auf disharmoniſche Gefühle ſtößt; er wird den Mann von Einfluß, welchen er für ſeine Meinung gewinnen wollte, gegen ſeine Perſon und gegen alles, was er künftig noch ſagen möchte, empören. Mit einem Worte, er wird die Pflichten des geſelligen Lebens verletzen, indem er ſie zu erfüllen glaubte.

Um dieſem Uebel zuvorzukommen, wird man alſo zur obigen Regel noch folgende hinzuſetzen müſſen:

> beherrſche dich immer und überall, und zeige dich geneigter, ein geduldiger Hörer, als ein immer fertiger Lehrer zu ſeyn.

Dies vorausgeſetzt, beſtimmt ſich alſo auch der Werth der feinern Geſellſchaften im Verhältniß gegen die guten. Als Uebungsplätze für die gute Geſellſchaft werden ſie allerdings nützlich ſeyn, und werden dieſe Uebungen nicht mit der Hauptſache verwechſelt, werden die feinern Geſellſchaften nur zuweilen als Würze des menſchlichen Lebens gebraucht; die ordentliche Nahrung für unſer Herz aber in der guten Geſellſchaft geſucht, ſo wird die gute Geſellſchaft ſelbſt dabei gewinnen.

In dem, was ich bisher geſagt habe, wurde hauptſächlich auf den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge Rückſicht genommen. Es fragt ſich aber, ob nicht eine andere Art des geſelligen Umgangs möglich wäre, wodurch die guten und die feinern Geſellſchaften auf einen höheren Grad der Vollkommenheit gebracht werden könnten. Denn, wenn auch der Einzelne dem allgemeinen Strome nicht widerſtehen kann, ſo wäre es doch vielleicht möglich, nach und nach einen Gebrauch einzuführen, wobei Jedermann ſich beſſer befinden würde.

Da es mir aber theils an hinlänglicher Sachkenntniß, theils an Luſt fehlt, mich über dieſer Punkt weiter auszubreiten, ſo muß ich mich mit einem Fingerzeige begnügen.

Das leichte, muntere Geſchlecht bedarf der geiſtigen Getränke nicht, um ſeine Lebhaftigkeit aufzuregen; und, gut vertheilt, belebt es hier durch fröhlichen Scherz, dort durch Mittheilung ſanfter Gefühle die trägere Maſſe der Geſellſchaft; aber es ſehnt ſich nach ſchönen Formen, und alſo nach einer zierlich beſetzten Tafel und einer guten Erleuchtung, welche ihre Reize in das gehörige Licht ſtellt.

Bei unſerm Geſchlechte verlangt der Gaumen mehr als das Auge, und jener fordert ſtatt Näſchereien gründliche Hauptgerichte und erprobte Weine.

Gute Einfälle und ſchnelle Uebergänge von einem intereſſanten Geſpräche zum andern ſind dem ſchönen Geſchlecht willkommen; eine feſt eingerammte Geſellſchaft iſt alſo nicht nach ſeinem Geſchmacke.

Anders iſt der Geſchmack des Unſrigen; es liebt Bequemlichkeit und innigen Zuſammenhang des nur durch Speiſe und Trank unterbrochenen Geſpräches; es pflanzt ſich daher gern an einen runden Tiſch, weiß bei der neuen Flaſche das abgeriſſene Geſpräch wieder anzuknüpfen, und findet, wenn es an der Garonne zu erkälten anfieng, am Rheine neuen Zunder, es zu erwärmen.

Nur noch eine Bemerkung bitte ich um Erlaubniß hinzuzufügen. Muth ſchätzt das ſchwächere Geſchlecht im Stärkern, aber nicht den, welcher aus der Flaſche ſtammt. Hieraus ergeben ſich einige Regeln der Sparſamkeit, die ich nicht nöthig habe, weiter auszuführen.

II.

Georg Hoffmeiſter.

Im October 1799.

◡ — ◡ — ◡ — ◡◡ — ◡ ⏓
⏓ — ◡◡ — ⏓ — ◡◡ —
— ◡ — ◡ — ◡ ⏓ — ◡
— ◡◡ — ⏓

Zwei unvergeßliche Lehrer meiner Jugend — ſie ſind lange ſchon hinüber! — trag' ich, ſeit dreißig Jahren und darüber, mit jener Verehrung, die durch die längſte Reihe von Jahren nicht kann vermindert werden, in meinem innerſten Herzen. Von dem Choral- und Sangmeiſter Hoffmeiſter lernte ich leſen, ſchreiben und rechnen. Dem ſeeligen Struenſee, Rector der Domſchule vor unſerm Fiſcher, dank' ich alle Sprach- und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, ſo wenig das ſeyn mag, und meine unwandelbare Vorliebe für die freundlichern Künſte der Muſen.

Beiden vortrefflichen Menſchen ein kleines pieriſches Denkmal zu ſtiften, war von je mein ſüßeſter Gedanke. Aber nur zu oft trit einem dies und jenes in den Weg, das die Ausführung verzögert. Man lauft nach andern, oft kleineren Zielen, wo man weniger Freude, und bisweilen wohl gar Reue findet.

Endlich trage ich dem guten Hoffmeiſter meine alte Schuld ab. Was Struenſee an mir zu fordern hat, ſoll gewiß auch noch aufs Reine, ſobald die Muſe rite vocanti erſcheinen will, gebracht werden.

Kein Amt, und wär's das herrlichſte, ſchmückt den Mann,
Wohl aber der Mann veredelt ſein Amt,
Oder ſchändet's, je nachdem er handelt
Gut, oder böſe.

Denn alſo ſpricht Melpomene, Richterinn
Der Todten, die mitweint, wenn auf die Gruft
Nur gerechte Thränen fließen, aber
Furchtbar auch zürnet,

Wo nachgeweint dem Schandebefleckten wird,
Als ſey's der Geweihten einer, wo Lob,
Käuflich, traun! wie Nardenduft den Narren
Bis in die Grabnacht

Hinräuchert. Alſo ſpricht die Untäuſchende;
Gekröneter ſey, Umpurpurter ſey;
Oder Hirt der kleinſten Lämmerheerde!
Häufe des Goldes,

Wie Sand am Ufer; oder, um Tagelohn
Verblichener Groſchen, frohne dich ſchwer
Durch die Spanne Leben: Laub der Eiche
Flecht' ich und Lorbeer

Dem Hirten, wie dem Könige, welcher ſich
Durch Tugenden hebt und löbliche That!
Düſtre Worte werf' ich und des Auges
Zürnende Flamme

Dem Herrſcher in ſein Eiſengewölbe, dir,
Lammhüter! auf deinen Raſen, woſern
Jener dort, nach Launenſpiel, den Zepter
Führte, du da,

Den Hirtenſtab." — Was haſt du, Melpomene?
Wo raſeſt du, ernſte Göttin, mich hin?
Sonnen, die mir eben noch geleuchtet,
Leuchten mir nicht mehr;

Mir ſchwindet weg das ſpätere Grün der Flur;
Mir ſchweiget im Thal der liſpelnde Quell.
Dunkle Wüſten, grauſenvoll, langſam
Rollende Schlammfluth

Verkünden, Plutons rächende Nacht ſey hier;
Verworfene Schatten ſchatten daher.
Führ', o ernſte Göttin, ich beſchwöre
Dich bei des Styxes

Geſtad'!

Geſtad'! o führe mich aus dem Greul hinweg!
Der Sterblichen viele, die reich belohnt
Mit Elyſiums Genuß ich glaubte,
Seh' ich noch Frevel

Abbüßen hier. Ach! wenn nur ein Nachbar, der
Mir lange ſchon hinſchied, der nur nicht auch
Hier an dieſem öden Qualort' hauſet.
Tugenden ſelber

Beklagen oft. Zwar prachtet ſein Name nicht
Im Muſen-, im Helden-Almanach vor.
Aber ſeiner Hand lichtheller Schriftzug —
Lieber, denn Didot's

Geformte Lettern, las ich und pries ich den!
Das Zahlengedräng' im ſinnenden Haupt,
Das mein Mann in Reih' und Glieder ſtellte,
Schnell, wie der Feldherr

Die Legion, ſein unermüdlicher Fleiß,
Sein zarterer Wandel: Alles ja dieß
Mich vertraun, er ſey der Nektarſchale
Werther, wie Viele —

Die Göttin ſchwieg, und führte mich höher auf
Ein ſchöneres Blüthenthal, als ich je
Unter Emma's Thälern ſah, umſchloß mich:
Freundlicher Himmel —

So freundlich ſah' ich nimmer auf Erden ihn! —
Umlächelte mich. Geſellet dem Chor
Auserkorner Schatten, ging Hoffmeiſter,
Heiter mich grüßend.

Wie Sterne ſtralt' er: aber ſie zählen, das
Vermochte der Zahlenmächtige nicht!
Daß er's nicht vermochte, hob den Götter-
Feyernden höher.

Klamer Schmidt.

III.

Empfindungen und Erfahrungen einer Deutſchen in Paris.

Verſailles, den 2ten Ventoſe an X.

„Mademoiſelle de S****, erzählte Herr M., wurde als Kind von ihrem Vater durch die Revolution getrennt; er war gezwungen geweſen zu emigriren, und hatte ſeine Tochter und ſein Vermögen ihrem Vormunde anvertraut. Das junge Frauenzimmer wurde mit dem Sohne ihres Vormundes zugleich erzogen, und bald entſpann ſich zwiſchen beiden eine Art Verſtändniß, welches aber nicht zur Sprache kam, ſondern ſich bloß in Blicken und einzelnen Worten offenbarte.

Der Vormund hatte alle leichtſinnigen herzverderbenden Grundſätze, welche die erſten Unordnungen der Revolution eingeführt hatten, mit eingeſogen. Er glaubte, daß kein Mittel verwerflich ſey, ſobald es zum Glücke beitrüge; er war feſt überzeugt, daß das Recht des Stärkern in der Ordnung der Dinge das geltende Recht ſey: daß Menſchen, die in andere Menſchen Vertrauen ſetzen, werth ſind, die Opfer ihrer Thorheit zu werden, und daß ehrlich ſeyn mit andern Worten und im wahren Sinne ungeſchickt ſeyn heiße. — — — Er beſchloß, nach dieſen verabſcheuungswürdigen Grundſäſen zu handeln, und gründete ſeinen Plan auf die gegenſeitige Zuneigung der jungen Leute. Alles begünſtigte die Ausführung ſeines Verbrechens, die Geſetze ſelbſt ſchützten es. Dieſer Umſtand vorzüglich ermunterte ihn. Auch der ſchlechteſte Menſch hat Gefühl für die Tugend und ſucht entweder als Heuchler ihren Schein, oder als frecher Böſewicht wenigſtens einen Grund, der ſeine Uebelthat rechtfertigen kann und ihn vor deren Strafe ſchützt; es kömmt ihm auch nicht ſowohl darauf an, andere zu täuſchen, als ſich ſelbſt. Der Vormund der jungen Dame ſparte keine Bemühung, um jedes kindliche Gefühl aus ihrer Bruſt zu verbannen. Er würdigte die Religion und alles, was heilig, ehrwürdig und gut iſt, in ihren Augen herab; er flößte ihr Begierden nach rauſchendem Genuß ein, er ſagte ſeinem Sohne ſeinen Plan, und wußte ihn zum vornehmſten Werkzeuge ſeines Vorhabens zu machen.

Von allem umgeben, was die Eitelkeit reizen, die Ueberlegungskraft vernichten und jedes ſanfte Gefühl der Sittſamkeit erſticken kann, wuchs Fräulein S**** heran und erreichte ihr ſechszehntes Jahr. Ihre Unerfahrenheit, ihre, durch den Anblick der freien Lebensart der Menſchen, die ſie umgaben, aufgeregte Sinnlichkeit, machten es dem Sohne ihres Vormundes leicht, ſie zu verführen. Fräulein S**** fiel, ohne nur zu glauben, daß fallen ſtrafbar ſey; ſie verlor die Unſchuld, ohne je deren Werth gekannt zu haben. ...

Als dieſer Schritt geſchehen war, beredete ihr Liebhaber ſie, ihres Vaters Vermögen auf eine Art, welche die hieſigen Geſetze geſtatten, an ſich zu bringen. Sie empfand keinen

Abſcheu bei dieſem Vorſchlage, ihr Herz empörte ſich nicht gegen die Vorſtellung, daß ihr Vater im Elende ſchmachten müſſe, ſobald ſie jenen unnatürlichen Schritt gethan haben würde. Sie nahm auf nichts Rückſicht, als auf das Glück, ihr Vermögen und ihren Liebhaber ungeſtört beſitzen zu können. Sie war ohne Schaam und Vorwurf gefallen. Die Reue allein kann zur Tugend zurückführen, wer aber ohne Gewiſſensangſt und mit heiterem Muthe die Bahn des Laſters betritt, der ſchreitet immer weiter, und verirrt ſich auf ewig in ihren unermeßlichen Labyrinthen.

Sie begieng die entſcheidende That; ihres Vaters Vermögen ward ihr zuerkannt, und ihrem künftigen Manne von ihr verſchrieben; ihre Hochzeit war feſtgeſetzt. Ach, aber was war dieſer Mann, und was ſein Vater! Beide waren an Geiſt und Herzen verdorbene, ſittenloſe Männer, die jedes Gefühl für Rechtſchaffenheit, Ehre, Religion und Pflicht verläugnet hatten, mit einem Worte, wollüſtige Egoiſten...

Mademoiſelle de S.. trug ſchon unter ihrem Herzen die Frucht ihrer unrechtmäßigen Leidenſchaft, als plötzlich und unvermuthet ihr Vater nach Frankreich zurückkam. Er ahndete nicht, daß er alles verloren habe; man unterrichtete ihn von ſeinem Unglück, man ſchilderte ihm den Charakter des Verführers ſeiner Tochter. Der Vater ſuchte ſie zu ſprechen, zu ſehen; es gelang ihm nicht. Die Kunſtgriffe, die Bitten ihres Vormundes und ihres Liebhabers hatten zu viel Macht über Fräulein S..; vielleicht aber bekam ſie auch nun einige Begriffe von der Abſcheulichkeit ihrer That, und ſcheute die Vorwürfe ihres Vaters, denn ach! noch jetzt ſchweigt in dem Buſen dieſer Unglücklichen die Stimme ihres Gewiſſens . . .

Den ehrwürdigen Vater ſchmerzte der Verluſt ſeines Vermögens nicht. Er hatte während ſeiner Emigration das äußerliche Unglück kennen gelernt, und wer es einmal kennt, der weiß, daß es die Seele ſtärkt, wie Anſtrengung der Kräfte den Körper. Er ſagte gefaßt ſeinen Freunden: Laßt jenen Treuvergeßnen ihren Raub, ich verlange keine Wiedererſtattung, aber ich verlange meine Tochter; ſie iſt gefallen, ſie wird der Welt einen Zeugen ihrer Schande geben, aber ſie iſt meine Tochter, und wenn die Welt ihr nicht verzeihen will, ſo kann ich ihr verzeihen. Sie komme; ſie wird meine ganze Liebe beſitzen, ich werde mit ihr theilen, was ich habe, es wird ſie vor dem Mangel ſchützen, und ich werde ſie dem Verderben entreißen . . . Kein Vorwurf ſoll über meine Lippen kommen, ich verlange nichts, als ihre Zufriedenheit und ihr Glück . . .

Jeder Rechtſchaffene wurde von einem ſo edeln Betragen gerührt, man ſtürmte auf Fräulein S.. mit Bitten und Vorſtellungen ein, allein ihr Herz blieb verſchloſſen und hart. Man hinterbrachte dem Vater ihre Reden, man beſchrieb ihm ihre Fühlloſigkeit, er ſeufzte. Mein Kind iſt ſehr verſtockt, ſagte er, aber ſie hat ihren Vater noch nicht geſehn; bei meinem Anblicke würde die Natur ſprechen. Sie verſagt ſich meinen Bitten, ich will ſie vor ein Tribunal fordern laſſen, dort wird ſie mich ſehn, dort wird ſie an mein treues Vaterherz ſinken, und ich werde ſie aus den Händen der Habſüchtigen retten, die ihr Verderben ſuchen . . .

Von dieſer Hoffnung entzückt, läßt der Herr von S.. ſeine Tochter einladen. Sein Herz zittert dieſer Zuſammenkunft entgegen. Er kann die Stunde nicht erwarten; er iſt auf dem Saale, wo die Räthe ſich verſammelt haben; ſie kommen, alles iſt gerührt, geſpannt und theilnehmend, aber Herr von S*** iſt ruhig: er ſieht dem ſüßen Glücke entgegen, ein verirrtes Herz zurechtzuführen, und für die Tugend zu gewinnen. Nach langem Harren öffnet ſich die Thür, und Fräulein S*** tritt herein, Sie wirft kalte ruhige Blicke auf die Anweſenden; ihr Vater eilt mit offenen Armen auf ſie zu, Thränen ſtürzen aus ſeinen Augen, er ſchwankt, und kann keinen vernehmlichen Laut aus ſeiner gepreßten Bruſt ziehen, er will ſeine Tochter umarmen, aber ſie tritt zurück. Komm mein Kind! ruft er aus, verſage dich nicht länger der Stimme der Natur, man hat dich bethört, getäuſcht und verführet, man hat unſer Vermögen geraubt; aber man nehme es hin, ich will es niemanden ſtreitig machen, ich hatte nur für dich gewünſcht, es zu erhalten, ſey mein, und ich werde nichts verloren haben. . .

Die Unglückliche hört dieſe herzliche Anrede ohne Bewegung an, ſieht kalt die Thränen ihres Vaters, und erklärt gefaßt, und ohne das Geſicht zu verändern, daß ſie nichts von ihrem Betragen ändern werde. Sie verläßt ſchnell und heiter die beſtürzte Verſammlung und ihren ohnmächtigen Vater. . . .

Der Kummer hat ihn dem Grabe nahe gebracht, er ſeufzt ſein einſames Daſein hin, er ſieht das Unglück ſeiner Tochter voraus; die Menſchen verachten ſie, aber er kann ihr nicht ſeine Liebe entziehn. O, ſeufzt er, du arme Verirrte, wenn einſt alles dich verläßt, und mein Herz noch ſchlägt, ſo komm, es ſchlägt für dich, und wird Troſt für dich finden. . . .“

Iſt es möglich! rief Frau von Genlis aus, als Herr M** auserzählt hatte. Wir alle waren erſtaunt und erſchüttert. Hier iſt etwas für Ihre Phantaſie, ſagte Herr M** zu Frau von Genlis; machen Sie einen ſchönen Roman aus der Geſchichte; die Dichtung iſt ſo ſchön, wenn ſie nur als Verzierung gebraucht wird, und wenn ihr Grund auf der Wahrheit ruht. Nein, erwiederte Frau von Genlis, ich wüßte hieraus keinen Roman zu machen, denn ſagen ſie mir, wer ſoll darin intereſſiren? Die Heldinn doch wohl nicht? Man müßte, erwiederte Herr M**, das Intereſſe ganz auf den Vater ziehn. „Das geht nicht an, ſagte ſie, denn „er ſpielt nicht die Hauptrolle in der Geſchichte, und iſt nicht „der handelnde, ſondern der leidende Theil. Man kann den „leidenden Theil nicht zum Helden einer Geſchichte machen, „und der handelnde iſt in dieſer hier ſo abſcheulich, ſo unnatürlich, daß er Widerwillen beim Leſen und noch mehr „beim Ausmalen aller Nüancen ſeines Charakters erregen würde.“

Beiläufig, ich höre jetzt alle Verfaſſer und alle ſchöne Geiſter, die ich kenne, ſagen, wenn ſie einen Roman leſen oder machen: Er iſt hübſch, denn er iſt anziehend, und hat von einander abſtechende Charaktere, ohne daß ein Böſewicht hineingeflochten iſt. . . Dies iſt ein Vorzug, den ältere Romane uns nicht ſtreitig machen. Vor zwanzig Jahren, ſelbſt vor ſechzehn und zwölf Jahren noch, gab es keinen Roman, wo nicht ein Teufel neben einem Engel ſtand. . . Man ſollte denken, unſer Jahrhundert ſey nicht allein aufgeklärter, ſondern auch tugendreicher. Man ſehe nur ſeine aufgeſtellten Bilder an. Findet man wohl noch darin einen hartnäckigen Böſewicht, einen ſiegenden Verführer, einen falſchen Freund, einen Mörder, einen Giftmiſcher, einen unerbittlichen Vater, einen betriegeriſchen Vormund und andere Weſen, die ehedem als nothwendiges Ingredienz in das Rezept eines Romanes gehörten? . . . Nein, man gebraucht dieſe grelle Schatten nicht mehr, man läßt alle Farben in einander fließen, tauft das Laſter zur Schwäche um, bekehrt die Verirrten, und nennt die Mattigkeit, die das Ganze durch zu wenigen Abſtich erhält, Haltung und Eleganz. Man richtet ſich bei dem Plane, den man zu ſeinen Romanen macht, nach dem gewöhnlichen Stoffe und Zuſchnitte und dem gegenwärtigen Geſchmacke. Die Klöſter in Frankreich ſind aufgehoben, die Entführungen ſind nicht mehr Mode, und die Romanenſchreiber von der mittleren Klaſſe ſind äußerſt verlegen, wenn ſie in ihren Werken Wechſel und ſteigendes Intereſſe anbringen ſollen. Es giebt auch eigentlich keine unerbittlichen Väter mehr, denn die jungen Frauenzimmer flehen um nichts, ſie lieben was ſie wollen, und heirathen was ſie ſollen und können. Die Jünglinge ſind weit davon entfernt, ihren Vätern zu trotzen und ihre Geliebten zu heirathen. Sie kennen ein Mittel, welches beſſer als die Vernunft über die Leidenſchaft ſiegt, den Genuß. . . Welch eine glückliche Zeit! Alle Kinder ſind gehorſam, alle Eheleute artig gegen einander, und man weiß die äußere Décence mit ſtrafbaren Wünſchen und Handlungen zu verbinden. . . .

Wir ſind kürzlich im Muſeum der Antiquen *) geweſen. Es gewährt jetzt einen herrlichen Anblick. Man hat alle Klöſter und Kirchen ihrer Monumente beraubt, und ſie in den prächtigen Sälen des Gebäudes Les Augustins aufgeſtellt. Alles iſt ſymmetriſch, harmoniſch, erhaben, ſchön. Alles flößt Gedanken des Todes ein, und ſtimmt die Seele zur Betrachtung und zum Nachdenken . . . Ich dachte hier nicht, wie andere bei Gräbern, der Nichtigkeit der menſchlichen Größe nach; nein, ich ehrte die Stufe, auf welche ſie ſich ſchwingen kann. Jahrhunderte und Menſchenalter rauſchen vorüber, man vergißt ihre Thorheiten, ihre Laſter, ihre Schrecken, aber man errichtet ihren großen Menſchen, ihren Siegern, ihren Künſtlern Denkmale. Die letzten Spuren, welche nach Jahrtauſenden von ihnen zurückbleiben, flößen dem, der ſie betrachtet, noch eine lebhafte Ehrfurcht ein, und der Gute, der Große, der Held, genießt der Unſterblichkeit unter den Menſchen, wie unter den Geiſtern. . . .

---

*) Das der Monumente heißt Museum des Antiques, das im Louvre Museum des Statues.

Verſailles, den 26ſten Ventoſe.

Abſchiedslied an das Wieſenthal beim Walde von Meudon hinter unſrer Wohnung.

Lebe wohl mein liebes Thal!
Hingeſtreckt auf deinen Matten
Fand ich einſt in deinen Schatten
Seelenruhe, Einſamkeit,
Stille und Vergeſſenheit.
Süßer fand ich hier die Düfte,
Milder wehten hier die Lüfte,
Und mit ſeelenvollerm Schall
Klagte hier die Nachtigall...
Schönes Thal! in trüben Fernen
Werd ich dich vermiſſen lernen...
Nun der Frühlingsſonne Strahl
Kömmt, die junge Flur zu grüßen,
Werd ich dich verlaſſen müſſen
Mein geliebtes Blüthenthal!....
Wenn zu deiner Hütten Dach
Wiederkehrend, Vöglein ſchweben,
Wenn die Saaten ſich erheben,
Und der ſilberhelle Bach
Rieſelt in beblümten Raſen,
Zu des jungen Hirten Blaſen,
Tönt dir fern mein ſehnend Ach!...
Wenn das Lamm im hohen Klee,
Glänzend weis, wie friſcher Schnee,
Sich zu ſeiner Mutter dränget

Und an ihrem Buſen hänget,
Wenn die Abendglocke klingt,
Und die Blumen ſich verſchließen,
Und der Abendweſt mit ſüßen
Düften ſeinen Fittig ſchwingt;
Wenn in matter blauer Ferne
Neben ſeinem ſanften Sterne
Dich des Mondes Sichel grüßt;
Wenn der Thau die Blüthen küßt,
Wenn die Pappel zärtlich flüſtert,
Und die Nacht den Wald verdüſtert;
Wenn die Felder ſilbern ſtehn
Bei des Mondes ſanften Strahlen,
Und im Quell ſich Weiden malen,
Werd' ich, ach! dich nicht mehr ſehn?...

Eben hat Frau von Genlis einen Brief vom Miniſter erhalten, der ihr eine Wohnung in Paris anweiſt, welche die Regierung ihr giebt. In acht Tagen verlaſſen wir Verſailles, und beziehen dieſe Wohnung, die dem Jardin des Plantes gegenüber liegt, und die Ausſicht auf die Seine hat.

Wir verlieren hier ſchöne Spaziergänge, den prächtigen Park und die ländlichen Gegenden umher. Beſonders liebten wir die Berge, welche man hinter den Häuſern der Avenue de Paris liegen ſieht. Sie ſind hoch, und bieten eine himmliſche Ausſicht dar. Man findet auf ihrem Gipfel zwei große ſilberhelle Teiche neben einem ſchönen engliſchen Garten, der ſtets offen iſt, und von welchem dieſe Berge eigentlich die wilde Parthie ausmachen. Dieſe Beſitzung gehört der Nation, die Teiche ſind die Waſſerbehälter von Verſailles, und werden durch einen künſtlichen Mechanismus lebendig erhalten. Sie machen auf dieſer Höhe eine ſchöne, wunderbare Wirkung.

Ich habe den Spaziergang nach Klein Trianon ſehr lieb, er ſtimmt die Seele zu einer ſanften Schwermuth. Man kömmt durch ſchmale, ſchattige, zwiſchen Bergen ausgehöhlte Gänge nach einem ſchönen freien Plätzchen, wo Hütten ſtehen, und Bäche durch Wieſen und kleine Gebüſche fließen. Die größte dieſer Hütten ſieht nach einem großen Gewäſſer hin; hinter ihr iſt ein hohes dichtes Wäldchen von Ulmen, deren Wipfel ihr Dach bedecken; ſie iſt von Weinreben und Immergrün ganz umrankt, und blickt lieblich aus dem dichten Schatten hervor, der ſie umgiebt. Man tritt hinein und findet niedrige Zimmer im bäuriſchen Geſchmack, aber mit Kaminen von weißem Marmor, mit getäfeltem Fußboden, mit Fenſtern von Spiegelglaſe ... Alles ſieht verlaſſen, trübe aus. Dies war der Luſtſitz der unglücklichen Maria Antoinette; ſie bewohnte dieſe Hütte. Die Hüttchen umher gehörten ihren Hofdamen, zu jeder führte ehedem von der Hütte der Königinn ein duftender Blumengang, jede hatte ein Kraut- und Gemüſegärtchen. Auf der großen ſchönen Wieſe hatte die Königinn Schweizerkühe und ſilberweiße Lämmer. Hier brachte ſie den Frühling zu.... Das Ganze iſt eine reizende Wildniß im engliſchen Geſchmack. Alles iſt von einander verſchieden; Wieſen, Grotten, Felſenſtücke, ſchlängelnde Gänge und Waſſerfälle wechſeln in lieblicher Miſchung ſtets mit einander ab. Ueberall wird der Blick angezogen und wünſcht zu verweilen. ... Alle dieſe Anlagen ſind höchſtens funfzehn Jahr alt, und die unglückliche Kaiſerstochter hat ſie nie in dieſer Schönheit geſehen... Ich finde eine Art Aehnlichkeit zwiſchen Verſailles und Potsdam, welche mir dieſen Ort lieb macht. Es iſt bis jetzt ſehr einſam geweſen, allein man hofft hier auf die Gegenwart des zweiten Konſuls und einiger Regimenter. Bis jetzt war alles hier vernachläßiget, ſelbſt die Erziehung der jungen Leute.

Wir haben kürzlich dem Examen eines Gymnaſiums beigewohnt, welches uns nicht befriedigt hat. Im Wiſſenſchaftlichen ging es vielleicht an, ich verſtehe davon nichts, und kann es nicht beurtheilen, aber, als die Literatur an die Reihe kam, fand ich, daß dieſe jungen Leute ſehr zurück ſind. Einer ſagte, die ſpaniſche Literatur ſey noch nicht alt, und die Spanier hätten kein originelles Theaterſtück. Er bedachte nicht, daß die ſpaniſche Literatur älter iſt, als die franzöſiſche, und daß Moliere den Stoff vieler ſeiner guten Stücke aus dem Spaniſchen genommen hat... Ein andrer ſagte ſehr feierlich: die Iliade ſey Homers ſchönſtes Gedicht; man verlangte eine Analyſe davon, und es fand ſich, daß er ſie nicht geleſen hatte. Man fragte einen Dritten, welches Racinens ſchönſtes Trauerſpiel ſey, er antwortete: Zaire, und als man ihm ſagte, Zaire ſey von Voltaire, ſagte er Alzire, und als der Profeſſor ihm mit finſtrer Stirn zurief, daß Alzire auch von Voltaire ſey, ſagte er **Thalie**. (Er wollte Athalie ſagen.) Als man von einem Andern eine Analyſe von Zaire verlangte, ſagte er ganz kurz: ein Sultan habe ſie erſtochen, weil ſie ihn nicht heirathen wollen.... O! wie haß' ich gelitten, indem ich dieſe Analyſe des göttlichſten Trauerſpiels, welches je ein großer

Geiſt hervorbrachte, mit anhörte. — Man brachte die Rede auf deutſche Theaterliteratur. Ein funfzehnjähriger Knabe ſagte: Les Allemands ont quelques bonnes pieces, mais le gout n'y est pas encore... Man fragte ihn, was die Deutſchen für komiſche Theaterſchriftſteller hätten, er antwortete ſehr ernſthaft; Klopſtock und Kotzebue! — — — Bon! ſagte der Profeſſor.

Es iſt traurig, wenn man junge Leute eingebildet und doch zehn Jahr in Kenntniſſen zurück ſieht; ich kann darüber nicht ſpotten, es macht mich wehmüthig. Einen heiterern Anblick haben mir heut zwei Romane aus dem Engliſchen gemacht, welche ein Knabe von vierzehn Jahren in das Franzöſiſche überſetzt hat. Sie heißen: Belinde und Ethelmina. Dieſer geiſtreiche junge Menſch iſt aus einer guten alten Familie, er heißt Octave Ségur, und iſt, ſagt man, ſo beſcheiden als talentvoll; dieſes bürgt für ſeinen Verſtand ſo wohl, als für ſeinen innern Werth. Der Styl dieſer Ueberſetzungen iſt fließend und angenehm, und ſie erregen hier allgemein Vergnügen und Theilnahme an dem Verfaſſer. Er hat zwanzig Louisd'or dafür bekommen. Wie ſchön muß ihm das Gold entgegen geglänzt haben, welches er durch ſeinen Fleiß gewonnen hat... Das Geſchenk einer Königskrone kann einem feinfühlenden Herzen nicht das Entzücken einflößen, welches ihm ein erworbenes Gut oder eine Belohnung ſeiner Thätigkeit verurſacht.

Helmina Freyinn von Haſtfer,
geborne von Klenke.

IV.

Fragmente.

Von

einem Ungenannten.

a) Geſetzgebung; Juſtizverfaſſung.

Wilde haben keinen Begriff von Geſetzen; ſelbſt ein Gott würde ſich vergeblich bemühen, ihnen, ſey es auf dem Wege der Analyſis oder der Syntheſis, einen Begriff davon beizubringen. Sollen ſie einen Begriff davon erhalten, ſo müſſen ſie nach Europa verſetzt werden, und mehrere Jahre unter Europäern leben. So lange dies nicht geſchieht, kennen ſie nur Sitten, Gebräuche und die augenblicklichen Gebote, welche das Kombinationsvermögen ihrer Anführer ihnen unter gewiſſen Umſtänden diktirt.

So wie die Socialverhältniſſe zuſammengeſetzter werden, gehen Sitten, Gebräuche und augenblickliche Gebote allmählig in Geſetze über; eine Geſetzgebung aber konnte nicht eher ſtatt finden, als bis die Schreibekunſt entdeckt war, welche hier ihre edelſte Anwendung fand.

War Drako's Geſetzgebung mit Blut geſchrieben, wie ſich die Griechen ausdrückten, ſo iſt dies ein Beweis, daß das Fauſtrecht ſo eben aufgehört hatte; denn jede blutige Geſetzgebung ſetzt einen ſehr unvollkommenen Zuſtand der Geſellſchaft voraus, und beweiſet, daß die Socialverhältniſſe um die Zeit, wo ſie zu Stande kam, noch trübe und chaotiſch in einander floſſen. Ein Rückſchluß auf die individuelle Grauſamkeit des Geſetzgebers iſt abgeſchmackt, weil der Geſetzgeber gerade ſo moraliſch iſt, als die Geſellſchaft, für welche er arbeitet, es erlaube.

Solons Geſetzgebung war ſanfter und menſchlicher, weil ſich in einem Zeitraum von ſiebenzig bis achtzig Jahren die Socialverhältniſſe in einem volkreichen Lande mächtig entwikkeln können, und ſich bei den Griechen um die Zeit, wo Solon ſeine Geſetze niederſchrieb, durch den Handel wirklich mehr entwickelt hatten. Die ſoloniſche Geſetzgebung war den damals vorhandenen Socialverhältniſſen ſo angemeſſen, daß ſelbſt Piſiſtratus ſie in nichts veränderte. Späterhin erſt fühlte man ihre Unzulänglichkeit, und erinnerte ſich mit Vergnügen des Ausſpruchs des weiſen Geſetzgebers, als er ſagte: Keine Geſetzgebung kann mehr enthalten, als die Geſellſchaft in einer gegebenen Zeit an Beziehungen darſtellt, und iſt daher einer ewigen Verbeſſerung fähig.

Zwölf Tafeln faßten die ganze Geſetzgebung der Römer, nachdem ihre Decemvire die aus Griechenland erhaltenen Schätze geordnet hatten. Als Juſtinian, nach einer Reihe von Jahrhunderten, eine Sammlung aller römiſchen Geſetze veranſtaltete, da reichten, nach unſerer Art zu reden, kaum zwölf Buch Papier aus, um ſie alle aufzuzeichnen. Und wäre es möglich, dieſen Imperator mit unſeren Geſetzbüchern bekannt zu machen, ſo würde er über den Unterſchied derſelben von den ſeinigen nicht minder erſtaunen.

In Europa hat in neueren Zeiten daſſelbe Fortſchreiten in den Geſetzgebungen ſtatt gefunden. Erſt das Fauſtrecht, dann Vehmgerichte, dann beſtimmte Annahme des römiſchen Rechts (ungefähr eben ſo, wie die Römer, aus Mangel an legislativer Kraft oder Abſtraktionsvermögen, von den Griechen borgten), endlich eine preußiſche Geſetzgebung. Man vergleiche die beiden äußerſten Enden, um ſich zu überzeugen, daß es auch hierbei nicht bleiben kann, und daß, wenn auch die preußiſche Geſetzgebung an und für ſich ewig ſeyn ſollte, ſie dennoch in dem ſtillen Fluſſe der Zeit, ihrem Inhalte nach, verändert und vermehrt werden muß. Es kann ſehr wohl eine Zeit geben, wo ſich die Geſetzgebung zur gegenwärtigen eben ſo verhält, wie der Codex des Juſtinian zu den zwölf Tafeln der Decemvire.

In dieſem Fortſchreiten der Socialverhältniſſe liegt der wahre Grund von den ewigen Klagen über Ungerechtigkeiten verborgen. In der That, die höchſte Gerechtigkeit beſteht zur Zeit noch darin, daß man eingeſtehe, es ſey keine Gerechtigkeit in dem Sinne möglich, worin ſie gefordert wird. Denn da bei der Gerechtigkeit alles auf die Anwendung eines Geſetzes auf einen gegebenen Fall ankommt, ſo kann der Richter, bei dem ewigen Fortſchreiten der Socialverhältniſſe, deren bleibende Abſtrakte die Geſetze ſind, es mit allem guten Willen zur Unpartheilichkeit nie dahin bringen, in der ganzen Sammlung von Geſetzen eins aufzufinden, welches dem gegebenen Fall ganz entſpreche; und dies muß ihn in die Nothwendigkeit ſetzen, entweder das Geſetz nach dem Falle, oder dieſen nach jenem zu dehnen. Dieſem Unglück, wenn es eins iſt, kann nie abgeholfen werden, weil Geſetzgebungen nothwendig immer auf einen längeren Zeitraum berechnet ſeyn müſſen, und ſich nur im Großen verbeſſern können. In dem nächſten preußiſchen Geſetzbuch, welches etwa nach hundert oder hundert und funfzig Jahren zu Stande kommen wird, werden ſehr viele von den Geſetzen, welche gegenwärtig noch das höchſte Intereſſe haben, keine Stelle einnehmen. Dann haben wir Partidas, wie die Spanier, obgleich beſſere.

Sehr übereilen würde man ſich, wenn man aus dem bisher Geſagten den Schluß ziehen wollte, daß alle Geſetzgebungen überflüſſig ſeien. In jedem Geſetz iſt eine Norm enthalten, wodurch die Willkühr des Richters — nicht aufgehoben, ſondern vermindert wird; und dieſe Normen, wie vollkommen oder unvollkommen ſie immer ſeyn mögen, ſind nicht nur der Beibehaltung, ſondern auch unſerer ganzen Achtung werth, weil, wenn ſie aufgehoben werden, der Geſellſchaft nichts anderes übrig bleibt, als zum Fauſtrecht zurückzukehren. Mag der Richter das Geſetz nach dem vorliegenden Falle, oder dieſen nach jenem dehnen, immer kommt eine Entſcheidung zum Vorſchein, und dieſe Entſcheidung iſt immer wenigſtens in ſofern gut, als ſie den Hader der Partheien auf eine unblutige Art beendigt. Hat der Glaube an die innere Wahrheit der Norm beinahe in allen Ländern Europa's Appellationstribunale geſtiftet, ſo ſind auch dieſe nur Beruhigungsmittel. Einen Prozeß gewinnen oder verlieren, iſt durchaus kein Beweis von gerechter oder ungerechter Sache, ſelbſt wenn der Richter ſeinen Ausſpruch ganz unpartheiiſch giebt.

Die höchſte Gerechtigkeit iſt nicht, wie man ehemals wohl ſagte, die höchſte Ungerechtigkeit (summum jus, summa injuria); das kann ſie nur dann ſeyn, wenn ſie durch eine unbeſchränkte Willkür geleitet wird; ſie iſt vielmehr — die höchſte Menſchlichkeit, das Wort im edelſten Sinne genommen, in dem Sinne, der immer klarer zum Vorſchein tritt. Ja, dieſer Gerechtigkeit nähern wir uns, trotz allen ſcheinbaren Anomalien, immer mehr. Wäre um jene Zeit, wo die Carolina abgefaßt wurde, von der gänzlichen Abſchaffung der Todesſtrafe die Rede geweſen, ſo würden die Geſetzgeber vor einem ſo frevelhaften Vorſchlage voll Erſtaunen zurückgetreten ſeyn. Und jetzt iſt im Preußiſchen bereits auf die Abſchaffung derſelben für alle diejenigen Fälle angetragen worden, wo ein todeswürdiges Verbrechen nicht durch das eigene Geſtändniß desjenigen hinlänglich begründet iſt, der es begangen hat. Und dieſe Erſcheinung iſt ein ſicheres Unterpfand, daß ſie, trotz allem Schreien über ſentimentale Gerechtigkeit, über kurz oder lang gänzlich werde abſchaft werden; und dann iſt der Zeitpunkt gekommen, wo man ſich darüber wundern wird, wie Todesſtrafen ſtatt finden konnten; — ungefähr eben ſo, wie man ſich gegenwärtig darüber wundert, daß Menſchen Menſchen ſchlachten konnten, um eine zürnende Gottheit zu verſöhnen.

Da Geſetzgebungen und Juſtizverfaſſungen ſich immer nach gewiſſen Perioden ſtoßweiſe verbeſſern müſſen, ſo brauchen ſie nicht durch tauſend und aber tauſend Verwandlungen zu gehen, um ihre höchſte Vollkommenheit zu erhalten; aber den ewigen Geſetzen der Entwickelung in der Zeit blieben ſie nicht weniger unterworfen. Eine Geſetzgebung und Juſtizverfaſſung a priori ſind baarer Unſinn. Hätten dies die Ruſſen und die Pohlen gewußt, ſo würden ſie ſich nie an Jean Jacques Rouſſeau gewandt haben, nur durch ihn beides zu erhalten. Der Erfolg hat gezeigt, daß ſie ſeine Hirngeſpinſte eben ſo wenig gebrauchen konnten, als Platons Republik, aus welcher ſie genommen waren.

Im letzten Akt müſſen Gerechtigkeit und Menſchlichkeit nothwendig koinzidiren. Dann wird es nicht mehr nöthig ſeyn, daß Fürſten harte Urtheilsſprüche reformiren, und die einzigen praktiſchen Repräſentanten der Menſchlichkeit abgeben; unſtreitig ein angenehmes Geſchäft für ſie, aber durchaus kein Beweis für die Vollkommenheit der Gerechtigkeitspflege. Dann aber wird es auch keine Verbrechen mehr geben.

b) Aufklärung.

Es giebt keine Aufklärung! rufen wohlwollende Philoſophen aus, wenn ſie der Zeit vorgreifen möchten und ihre Zeitgenoſſen ihnen nicht folgen wollen.

Seid nicht ſo ungeduldig, ihr treuherzigen Weſen! Denkt euch die Aufklärung als eine lange Reiſe von Berlin nach Pecking. Berlin haben wir längſt im Rücken, aber um in Pecking anzugelangen, bedarf es noch mancher ſauren Tritte. Indeſſen gehen wir immer weiter und weiter, und kommen gewiß endlich ans Ziel.

Ihr ſelbſt würdet, wenn ihr nur nach zweihundert Jahren ins Leben zurücktreten könntet, euch von ganzem Herzen der kindiſchen Ideale ſchämen, die euch jetzt die Ruhe eures Lebens koſten.

Nein, es giebt keinen Stillſtand in dem großen Entwikkelungsgeſchäfte der moraliſchen Welt. Sehen wir die Bewegungen des Stundenzeigers an der Taſchenuhr, und rückt er gleichwol nicht immer vor? Zeiten mit Zeiten muß man vergleichen, um ſich von den Fortſchritten der Kultur zur Menſchlichkeit zu überzeugen. Da, wo der Rhein entſpringt, kann man über ihn wegſchreiten. Es gab eine Zeit, wo von Berlin und Wien und Paris und London nichts weiter vorhanden war, als eine Fiſcherhütte. Wie mit dem Rhein und der Entſtehung der Hauptſtädte, eben ſo verhält es ſich mit den Fortſchritten der Aufklärung.

Vergleicht den erſten beſten Peſcheray mit Newton. Ihr ſagt zwar, aus dem Peſcheray wird nie ein Newton werden. Aber warum nicht? Hat die Natur ihm der Organe weniger gegeben? Alles, was Newton als Menſch brauchte, um Geſetzgeber der phyſiſchen Welt zu werden, das hat auch der Peſcheray, nur daß dieſer gegenwärtig noch ſeine Zeit damit hinbringen muß, ſeinen Lebensunterhalt in einer rauhen Zone an eisbedeckten Klippen zu gewinnen. In des Peſcherays Lage hätte ſich Newtons Entdeckung auf die Verbeſſerung eines Kahnes, eines Fiſchernetzes, einer Angel eingeſchränkt.

Des Menſchen ganzer Werth hängt von der Geſellſchaft ab, in welcher er lebt, und die Aufklärung iſt immer das, was ſie für eine gegebene Geſellſchaft in einer gegebenen Zeit ſeyn kann, nie mehr, nie weniger, aber auch in der nächſten Minute nicht mehr dieſelbe.

Woher wißt ihr denn, ihr gutmüthigen ungeduldigen Philoſophen, daß, während ihr euch in unfruchtbaren Wünſchen verzehrt und die Welt ein großes Narrenhaus nennt, in welchem es nur einige wenige Weiſe giebt, nicht zehn, zwanzig, vielleicht hundert Meilen von euch entfernt, vielleicht aber auch ganz in eurer Nähe, ein ſtiller anſpruchloſer Denker eine Wahrheit ausſpricht, welche, wie Newtons Gravitazionsgeſetz, ein plötzliches Licht über alle Erſcheinungen der moraliſchen Welt verbreitet, und euch einmal für allemal mit euren Zeitgenoſſen ausſöhnt?

Ihr ſeyd nur ungeduldig, weil ihr das Nachfolgende nicht kennt. Fichte hat die Metaphyſik pulveriſirt. Glaubt ihr, daß es dabei bleiben werde? Gewiß nicht. Es folgt daraus bloß, daß die Denker künftig nicht mehr an dem Gängelbande des Ariſtoteles gehen werden. In Wahrheit, es würde erbärmlich um die moraliſche Welt ſtehen, wenn die Menſchen nicht immer mehr leiſteten, als ſie leiſten wollten. Wie wenig wollte Luther, und wie viel hat er geleiſtet, indem er kräftig eingriff! Eine ganz neue Welt iſt durch ihn aufgegangen, die er jetzt gar nicht im Stande ſeyn würde, mit ſeinem Konzepzionsvermögen aufzufaſſen. Voltaire und d'Alembert dachten an keine Revolution, als ſie den römiſchen Kultus mit ihrem bittern Spöttereien bearbeiteten; und gleichwol iſt nichts gewiſſer, als daß die Revolution wenigſtens in den Wendungen, welche ſie nahm, von ihnen vorbereitet wurde. Fichte's, wie Luthers und Voltaire's Name wird von der Nachwelt mit Achtung genannt werden und es verdienen.

Wiſſet ihr denn nicht, daß negative Größen auch Größen ſind? Wie ſehr ſich der einzelne Menſch auch einbilden mag, poſitive Größe zu ſeyn, er iſt immer nur eine negative; denn als eine ſolche wird er, wenn er wichtig genug iſt, in der Geſchichte aufgeführt, wo er immer in ſeiner Verklärung ſtrahlt, d. h. rund und ganz und frei von allen den ſcharfen Ecken, welche die Empfindlichkeit ſeiner Zeitgenoſſen reitzten. Ich kenne keine höhere Anſicht als dieſe, und würde, wär' ich dazu überhaupt berechtigt, keinen höhern Ruhm briguiren, als dieſen; denn wie viel iſt noch zu entdecken übrig, bis Newtons Gravitazionsgeſetz aufgehört hat, Hypotheſe zu ſeyn, und das menſchliche Kombinationsvermögen durch das Meſſer des Anatomen ſeine Grundoperazion ganz ins Klare geſetzt hat? Wenn wir dahin gekommen ſind, dann wird unſere Aufklärung vielleicht vollendet ſeyn, aber eher gewiß nicht. In der That, ich müßte mich ſehr irren, oder dem, was wir bisher Philoſophie genannt haben, ſteht eine baldige Verwandlung in Gäognoſtik und Anatomie bevor.

Bloß weil die Geſchichte die älteren Philoſophen weit ruhiger darſtellt, als ich die neueren finde, bin ich ſehr oft in die Verſuchung gerathen, die erſteren für ächter zu halten, als die letzteren; doch kann ich hierin ſehr leicht irren; und wenn die Unruhe zu neuen Fortſchritten führt, dann Glück auf den Weg! —

V.

Lied der Gräber und Sterne.

Verkündigt vom Todtengräber zum Neujahr 1802.

Ich will zum neuen Jahr ein Lied Euch ſingen,
Wie ich es oft im ſtillen Kirchhof höre. —
In langer Sommernacht ſängt's an zu klingen
Jetzt aus den Gräbern, jetzt aus blauer Sphäre;
Der Himmel glänzt, kein Lüftchen hebt die Schwingen,
Und Blum' und Zweig horcht auf die leiſen Chöre
Die Gräber mit den Sternen ſind vertraut,
Erzählen ſich, was hier kein Auge ſchaut,
Wovor mir oft im frohen Herzen graut!

Stimme aus den Gräbern.

„Der rauſchende Tag iſt niedergeſunken,
Der Sonne blendender Schein vergangen! —
Uns dämmern wieder die ſtillen Funken
Am Himmel droben, wornach wir uns bangen.
Ihr rühret uns an aus tiefer Ferne
Mit zarten Strahlen, ihr ewigen Sterne!
Das ſchwüle Dunkel, worin wir wallten,
Durchſchimmern kühlige Lichtgeſtalten.“

Stimme von den Sternen.

„Wir Sterne
Aus ſtiller Ferne
Beſuchen mit leiſem Strahl euch gerne! —
Unſre Lichter ſind verwandt
Den dunkeln Geſtalten in eurem Sand.
Was ſich hier oben bewegt,
In kalten Strahlen ſich regt,
Es ſind die geiſtigen Leben,
Die unten in Körpern ſchweben.
Das warme Sinnen-Leben
Es mußte dem Tod erbeben,
Die Sinne ſanken, die Geiſter ſtiegen empor,
Und ſchauen verwaiſ't vom Sternen-Chor.
Es iſt hier oben ſo hell und kalt,
Dort unten iſt es dunkel und warm.
O Sinnen-Leben in Sinnen-Geſtalt,
Wir geiſtigen Leben ſind ohne Dich arm!
Wir überleuchten die ganze Welt,
Die uns nicht übel, nicht wohl gefällt.
Wir ſind nur Augen, uns fehlen die Herzen,
Drum ſcheinen wir ruhig und ohne Schmerzen.
Doch lieben wir noch den Lebens-Genoß,
Der uns auf Erden ſo traut umſchloß,
Möchten ihn gern zum Himmel erheben,
Und hoffen ein wiedervereintes Leben.“

Stimme aus den Gräbern.

„Wir auch wir ſind auch ein wirkend Leben,
Aber ſeit der Geiſt uns hat verlaſſen,

Wußten wir uns ſelbſt nicht mehr zu faſſen,
Mußten uns zurück der Erde geben.
Gehen nun über in Blum und Kraut,
Gedeihn in tauſend fremden Geſtalten,
Und wenn ſie verblühen und veralten,
Regen wir friſche wieder empor,
Machen ſie blühn im neuen Frühlings-Chor.
Uns fehlen die Augen, die Kinder zu ſehn,
Die aus dem Buſen hervor uns gehn;
Wir wallen im Dunkel mit warmen Herzen,
Und fühlen nur Düfte von Freuden und Schmerzen.
Ach, daß wir mit Geiſtigem einſt verbunden
Ein hohes lichtes Daſeyn empfunden,
Dämmert uns oft als ſchwebender Traum.“

Stimme aus den Sternen.

„Seyd geduldig, liebt den ſüßen Traum.
Auch wir ſind nicht gänzlich ohne Schmerzen,
Sehnen uns zurück nach warmen Herzen.
Ob wir auch ſo hell und ſicher ſchaun,
Blieb' uns doch der Scheidung leiſes Graun;
Ob wir noch ſo klar und ruhig blicken,
Fühlt der Menſch doch Schauer im Entzücken.
Aber kommen wird die ſel'ge Zeit,
Ja ſie kömmt und naht mit jeder Stunde,
Die uns löſet von der Einſamkeit,
Die uns knüpft zu einem neuen Bunde.
Sterne ſinken in die Gräber nieder,
Zu den Herzen kehren Augen wieder,
Trennung hat die Liebe tief bewährt.

Geiſt in Leib erquickt
Leib in Geiſt entzückt,
Hat das Leben ſeinen Sieg verklärt.“

Stimme aus den Gräbern.

„Iſt dann auch der alte Streit verſchwunden?
Wird ſich nicht die alte Zwietracht heben?“

Stimme aus den Sternen.

„Ja dann iſt der alte Streit verſchwunden,
Geiſt und Sinn wird dann harmoniſch leben.“

C h o r.

Stimme der Gräber und Sterne.

„O du ſchönes holdes Leben,
Muß durch Tod der alte Streit verſchwinden,
Weile nicht, uns wieder zu verbinden,
Laß die Herzen ihre Augen,
Laß die Augen ihre Herzen finden! —“

Was dieſe Reden klärlich ſagen wollen
Iſt nur dem Todtengräber ſchwach bekannt.
Die Einzel-Sprüche wir uns deuten ſollen
Als Troſtes-Worte aus dem künft'gen Land.
Denn wie ſich auch die Menſchen achten wollen,
Des Lebens eine Hälfte deckt der Sand.
Und kehrt zum nackten Geiſt ein Leib nicht wieder,
Giebt es kein Auferſtehn der Sinnenglieder:
So kehrt ſich ſelbſt der Menſch doch niemals wieder.

Es kündigt Jeſus Chriſt das Auferſtehen!
Chriſtlicher Todtengräber muß dran glauben,
Will er ſein Amt mit frohem Ernſt beſtehen,
Soll nicht der Kirchhof ihm die Kirche rauben.
Er ſchaut den Sinnen-Menſchen ganz vergehen,
Und kann ſo ſchwer ſinnloſes Leben glauben.
Ach, ſeufzt er oft, den Sinn ſoll ich begraben?
Wie kann der nackte Geiſt dort Freude haben? —
Nein! Sinn und Geiſt ſoll wieder ſich begaben! —

Mnioch.

VI.

Ueber die Kultur des Witzes.

Fragment aus einem Briefe.

— — — — — Deſto heiterer wurde der Abend zugebracht. Ich war nämlich bei unſerm Freunde O**, welcher Lichtenbergs Nachlaß mit uns theilen wollte. Daß wir ſämtlich lachende Erben waren, verſteht ſich von ſelbſt, und die froheſte Stimmung beglückte mich noch lange, nachdem ich wieder in mein ſtilles Dörfchen zurückgekehrt war. Ich fühlte, daß der regelmäßigſte und beſte Witz nicht gleich anfangs überraſche, daß er erſt in der Folge, erſt im Nachgeſchmacke gefalle, und genoß daher zu Hauſe wenigſtens eben ſo viel, als ich in der Geſellſchaft genoſſen hatte. —

Warum, lieber Freund, wird bei der Erziehung unſerer Jugend auf die Kultur des Witzes ſo wenig Rückſicht genommen? Witz iſt die Seele aller Geſellſchaften; Witz ſollte nach dem Ausſpruche des witzigſten Schriftſtellers, den ich kenne*), des Deutſchen Erholungsſtunde werden, Gründlichkeit und Ordnung ſein eigentliches Kopfwerk; der Witz hat überdies das Gedächtniß faſt immer in ſeinem Gefolge; —

---

*) Hippel's.

und dennoch pflegen, dieſes Geſellſchaftscavaliers ungeachtet, unſere Educationsräthe auf den Witz, wie die ſogenannten Geſchäftsmänner auf die Belletriſten niederzublicken. Die modernen Erzieher wollen ſo gern Kenntniſſe in die *Taſche ſpielen*, warum nehmen ſie durchaus keine Notiz von dem Projekte, welches der genialiſche Jean Paul — ich glaube in der unſichtbaren Loge — zu dieſer Abſicht mitgetheilt hat? Er ſchlägt dem Herrn Hofmeiſter vor, mit ſeinem Eleven zuweilen auf die Witzjagd zu gehen, und verſichert — experto credite! — daß er ſelten mit ganz leerer Jagdtaſche zurückkehren werde. Der Umſtand, daß man oft Tage lang im Walde umherſtreift, ohne was man ſuchte zu finden, darf uns von ſolcher Luſtparthie nicht abhalten, denn theils wird der wohlthätige Einfluß der Bewegung nie ausbleiben, theils kann man ſich in dieſem Falle damit tröſten, daß dieſelben Trübſale auch über unſere Brüder, welche andere Arten der Jagd lieben, ergehen. Wie oft ſucht ein Philolog zwanzig Jahre hindurch in den Schriften der Alten die Schätze, welche ihm in ſeiner Jugend verheißen wurden, und erſt im ein und zwanzigſten wird er gewahr, daß die heilſame Uebung, die das Interpretiren dem Verſtande gewährt, der einzige Schatz ſei, der mit Hülfe des Gibbenſchen goldnen Schlüſſels gehoben werden kann. —

Aber *geſuchter* Witz, werden Sie ſagen, wer mag den? Welches ärgere Prädikat kann man dem Witze geben, als *geſucht*? Iſt indeſſen nicht, theuerſter Freund, jeder Witz geſucht? und ſtraft man nicht im Grunde nach ſpartaniſcher Art blos dann den Autor, wenn er ſich beim Suchen ertappen läßt? Dem großen Käſtner mag mancher Einfall, manches Epigramm eben ſo viel Mühe und Geburtsſchmerzen gemacht haben, als dem Dichter des Oberon — ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach — manche Stanze, deren leichte Verſifikation uns in Erſtaunen ſetzt. Das geübtere Auge braucht beim Suchen nur kürzere Zeit; es blickt in die Ferne. — Man hat zwar oft behauptet, beim Witze müſſe alles wie von ungefähr kommen, alles ex tempore und pro tempore; es müſſe blitzen, ohne daß man vorher Wolken ſehe: — allein wie ſelten fährt der Blitz herab aus heitern Höh'n, und wie ſehr würden wir uns oft wundern, wenn wir die Geſchichte vieler blendenden Einfälle wüßten, oder wie es zuging, daß ſie geboren wurden.

Sie kennen den gutmüthigen S**, und wiſſen, daß Witz nie ſeine Sache war, ſo wie er denn überhaupt ſelten die Sache der Gutmüthigen zu ſeyn pflegt. Aber gerade er iſt es, der mich in der Meinung beſtärkt hat, daß man ohne vorzügliche Talente, durch bloßen Fleiß, ein witziger Menſch werden könne. Als die frohe Geſellſchaft, von welcher ich vorhin ſprach, auseinander zu gehen im Begriffe war, theilte der ſchalkhafte Wirth Karten aus, worauf einem jeden Gaſte einige Gegenſtände beſtimmt waren, zwiſchen welchen er bei der nächſten Zuſammenkunft Aehnlichkeiten angeben ſollte. S* wollte ſein Blatt zurücklaſſen, indem er verſicherte, daß es ihm zu ſehr an Geld fehle, um einem jungen Engländer nachzuahmen, der ſich einſt in ähnlicher Verlegenheit befunden hätte. — Dieſer ſollte nämlich, ſo wie fünf oder ſechs andere, auf der Stelle einen witzigen Gedanken niederſchreiben, und Dryden's Urtheil ſollte entſcheiden, welchen unter den Competenten die Palme gebühre. Am ſchnellſten wurde ein junger Mann fertig, von dem ein jeder wußte, daß er ſonſt mit Arbeiten dieſer Art nie fertig wurde. Man wunderte ſich allgemein; noch höher aber ſtieg das Erſtaunen, als Dryden erklärte, er müſſe nach reiflichſter Ueberlegung den Einfall auf dem zuerſt erhaltenen Papiere für den ſplendideſten erkennen. Hierauf las er vor: Ich Endesunterſchriebener zahle Herrn Dryden ſogleich 500 Pfund, ſobald derſelbe geäußert haben wird, daß meine Idee die intereſſanteſte geweſen ſei. —

Am Ende mußte S* unſern Bitten nachgeben, und vor einigen Tagen hat er mir die im Schweiße ſeines Angeſichts aufgeſuchten Aehnlichkeiten mitgetheilt. Sie werden freilich hin und wieder die Achſel zucken, allein ſo lange unſere gewöhnliche Definition vom Witze in den Compendien ſtehen bleibt — und dafür werden die Witzigen unſerer Zeit, ihres eigenen Vortheils wegen, wahrſcheinlich Sorge tragen — ſo lange wird man in den Einfällen unſers Freundes wenigſtens ein analogon sagacitatis finden müſſen. Die Fragen, die er beantworten ſollte, waren: Welche Aehnlichkeit iſt zwiſchen einem Prediger und einem Bratenwender? — welche Aehnlichkeit zwiſchen dem heiligen Abendmahl und einem Leuchterknecht? — welche Aehnlichkeit zwiſchen dem Büchlein Rinaldo Rinaldini und einem eſthländiſchen Bauer? —

Auf Nr. 1. antwortete er:

Beide ſind des Sonntags, bei Hochzeiten, Kindtaufen u. dergl. am geſchäftigſten.

Beide pflegen zu ſchnurren.

Beide werden an den Tagen, wo man ſie braucht, wakker aufgezogen.

Auf Nr. 2.:

Nach beiden iſt gewöhnlich erſt dann Nachfrage, wann das Licht bald ausgebrannt hat, und auch dann nur in den Häuſern der Armen.

Auf Nr. 3.:

Man beklagt bei beiden den Druck, den ſie erfahren haben, und jeder gefühlvolle Menſch freut ſich, daß die Auflagen beider bald aufhören werden.

Nur Sie können dieſe Aehnlichkeiten des Aufſchreibens werth achten, da Sie den Aufſinder kennen, und es wiſſen, daß eben er es iſt, an dem uns unſer gemeinſchaftlicher Lehrer E...l*) begreiflich machte, was eigentlich ſtumpf heiße. Allein laſſen Sie den Gott des Zufalls nun noch einmal in einer Geſellſchaft, worin S* ſich befindet, eine ſolche Frage aufs Tapet bringen, und laſſen Sie dieſen nun ſchnell das Reſultat ſeines mühſamen Forſchens an Mann oder noch beſſer an eine Frau bringen, ſo ſtehe ich Ihnen dafür, mancher wird bei der Rückkehr verſichern: heute habe ich einen witzigen Kopf kennen gelernt. Rechnen Sie dazu noch die Fertigkeit im Finden, welche bei wiederholten Uebungen dieſer Art nothwendig gewonnen werden muß, ſo werden auch Sie vielleicht thun, was wir gethan haben, Sie werden den angehenden Witzjäger zur Beharrlichkeit in ſeinem neuen Geſchäfte ermuntern. —

D. H.

---

*) Engel!

Am leichteſten muß es einem Schriftſteller werden, auf dieſem Wege in Ru, zu kommen. Bei der mündlichen Unterhaltung können wir, aller mäandriſchen Wendungen ungeachtet, nicht immer eine Gelegenheit oder einen Vorfall herbeiführen, um unſere irgend einmal auf der Parforcejagd des Witzes aufgetriebenen Gedanken mitzutheilen; aber in einem Romänchen, worin wir ſelbſt die Geſellſchaft und die Ereigniſſe fabriziren, worin wir allenfalls ſelbſt einen Menſchen darſtellen können, der mit Gewalt witzig ſeyn will — in einem ſolchen Buche können wir oft mit dem glücklichſten Erfolge unſere à la S* geſammelten Broſamen dem Publico auftiſchen, ohne daß die Leſer das halsbrechende Gerüſte wittern, worauf wir zu der Höhe, die ſie bewundern, geklettert ſind.

Um ganz aufrichtig zu ſeyn, muß ich Ihnen geſtehen, daß mir der gefeierte Jean Paul auf dieſem Wege — er ſelbſt läßt dies in dem angeführten Werke ahnen — zu ſeiner Celebrität gelangt zu ſeyn ſcheint. Ich ſtelle mir vor, daß gedachter Lieblingsſchriftſteller eine ſehr ausgebreitete Beleſenheit beſitzt, viele Excerpte aufzuweiſen hat und jeden, oft mühſam erjagten Witz ſogleich zu Zettel zu bringen pflegt. In den langen Winterabenden ſetzt er ſich hin, thut einen Griff in den Excerptenkaſten, und ſchwört es ſich feierlich, nicht eher zu ruhen, bis er dieſe Handvoll Bonmots, Maximen und epigrammatiſcher Einfälle in einer expres dazu erfundenen Erzählung künſtlich an einander gereihet hat. Im Grunde findet freilich bei allen Büchern ein ſolcher Griff in den Excerptenkaſten ſtatt; — das ſahen Sie an den abgegriffenen Bänden im hiſtoriſchen Fache der Göttinger Bibliothek; — nur dem Romanenſchreiber würde ihn Herr v. Blankenburg verbieten, es müßte denn etwa ein angehender ſeyn, der ſich zur Weckung des Erfindungsgeiſtes immerhin ſeltſame Ueberſchriften zu ſeinen Capiteln geben laſſen mag.

Meine Vermuthung, in Anſehung der ſämtlichen Richterſchen Werke, gründet ſich auf die Bemerkung, daß man, um ſie vollkommen genießbar zu finden, faſt dieſelbe Arbeit vornehmen müſſe, die der Verfaſſer vorgenommen hat. Man muß nämlich die witzigen Einfälle und die einzelnen hervorſtechenden Sentenzen wieder daraus excerpiren und die ganze Fabel wegwerfen — wenn man geſtehen will, daß Jean Paul ein überaus glücklicher Schriftſteller, und in Betracht der Witzjagd ein wahrer Nimrod, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn ſey.

Ueber die Art und Weiſe, wie man bei der Kultur des Witzes durch ſolche Witzjagden verfahren müſſe, denke ich Ihnen in einem nächſten Briefe meine unmaßgebliche Meinung zu ſagen. Ihr

* * *

VII.

Zeichen der Zeit.

Toleranz und Intoleranz.

In einer Geſellſchaft ruhiger Denker und Beobachter des Zeitgeiſtes behauptete dieſer Tagen der Eine: Toleranz wäre der ſicherſte Maßſtab unſerer Annäherung zu dem Ideal der Aufklärung. — Nein, erwiederte der Andere: Jemehr Toleranz, deſto weniger Aufklärung! Der Oſtwind der Intoleranz muß Nebel und Wolken verſcheuchen, damit die Sonne der Aufklärung in vollem Glanze erſcheinen könne.

Beyde dürften in gewiſſer Rückſicht Recht haben; der Erſte, wenn er die Toleranz einzig und allein als Sache der Regierung betrachtet, und ſie nur von dieſer für alles fordert, was dem klar und beſtimmt gedachten Staatszwecke nicht zuwider iſt; der Letzte, wenn er ſeinen Oſtwind der Intoleranz immer nur nach einem Landregen wehen läßt, und ſeine Kraft lediglich auf Nebel und Wolken beſchränkt. Wehet der Oſtwind bei trockener Witterung, ſo ſieht man die Sonne vor Staub nicht; fährt er tiefer unter Nebel und Wolken einher, ſo reißt er die Ziegeln von den Dächern los, und verwundet oder erſchreckt alles, was darunter vorüber geht.

Eigentlich aber dürften wohl Beyde nicht ſo recht wiſſen, was ſie wollen. Toleranz und Intoleranz, im Verhältniß zur Aufklärung gedacht, könnte überall nur auf reine und freye Aeußerungen der ſelbſtthätigen Geiſteskraft, auf Meinungen, Ideen und Anſichten von den allgemeinen menſchlichen Angelegenheiten, mithin auf Gegenſtände bezogen werden, bei welchen weder Toleranz noch Intoleranz im eigentlichen Sinne des Wortes ſtatt haben kann. Toleranz und Intoleranz ſtehen mit dem Bewußtſeyn der Macht, den geduldeten Gegenſtand aus dem Wege ſchaffen zu können, in innigſter Verbindung; ohne dieſes Bewußtſeyn iſt Toleranz nur nothgedrungene Geduld, Intoleranz nur das Widerſtreben eines ohnmächtigen Kindes. Toleranz und Intoleranz ſind in der Idee mit einer beſtimmten Mißbilligung des Geduldeten verbunden; jene giebt dem Geduldeten in Beziehung auf das Gegentheil entweder nur geringe oder gar keine, dieſe giebt ihm zu viele Wichtigkeit. Da ſich nun niemand einer Macht über reine und freie Aeußerungen der ſelbſtthätigen Geiſteskraft bewußt ſeyn kann; da kein Tribunal vorhanden iſt, welches unter den unendlich mannichfaltigen und verſchiedenen Meinungen, Ideen und Anſichten von den allgemeinen menſchlichen Angelegenheiten die einzig richtigen und wahren zu beſtimmen befugt wäre, mithin keine Mißbilligung des Geduldeten als rechtskräftig denkbar iſt; da das Urtheil von der geringen oder zu vielen Wichtigkeit des Geduldeten, in Beziehung auf das Gegentheil, überall nur einſeitig, ſchwankend und willkührlich ſeyn kann: ſo liegen auch die reinen und freien Aeußerungen der ſelbſtthätigen Geiſteskraft, die unendlich mannichfaltigen und verſchiedenen Meinungen, Ideen und Anſichten von den allgemeinen menſchlichen Angelegenheiten völlig außer dem Gebiete desjenigen, was im Verhältniß zur Aufklärung Toleranz und Intoleranz genannt wird.

In ewiger Ordnung bewegen ſich über uns unzählige ſelbſtſtändige Welten mit ihren unendlich mannichfaltigen Geſchöpfen und Bewohnern fort. Keine duldet, keine verfolgt die andere; jede erhellet ihr eigenes Licht, jede folgt dem Schwunge ihrer eigenen Kraft; in unzerſtörbarer Eintracht. und Harmonie ~~machen alle zuſammen~~ nur Ein Univerſum aus Jede Einzelne dieſer Welten ſoll durch das, was auf ihr frei und geiſtig iſt, zum Spiegel werden, in dem ſich das Univerſum in ſeiner erhabenen Majeſtät abbildet. So ſoll ſich auch auf Erden jedes freie vernünftige Weſen zu einer ſelbſtſtändigen Welt entwickeln. Keines iſt mächtig genug, um das andere bloß zu dulden, noch weniger, um das andere zu verfolgen. Jedes wandle in dem Lichte, das in ihm ſelbſt aufgegangen iſt, jedes folge der Kraft, die ſich in ihm ſelbſt entwickelt hat, damit alle zuſammen nur Ein Univerſum der Vernunft und Freiheit ausmachen, und dies Univerſum in jedem Einzelnen ſich ſpiegle.

Es giebt alſo, außer der Toleranz von Seiten des Staates, in Anſehung der verſchiedenen Meinungen, Ideen und Anſichten von den allgemeinen menſchlichen Angelegenheiten weder Toleranz noch Intoleranz. Alles, was ſo genannt wird, iſt entweder nur ſtolze Anmaßung, oder mit Kleinherzigkeit verbundene Seichtigkeit der Einſichten und Einſeitigkeit der Anſichten; iſt in den meiſten Fällen und bei den meiſten Menſchen nur Aeuſſerung der perſönlichen Zu- oder Abneigung, und das wohlklingende Modewort dient ihnen nur zum Mäntelchen, um ſich ſelbſt und andere mit dem Scheine einer toleranten Aufklärung oder des Eifers für Wahrheit zu täuſchen. Eben daher hat auch der abgenutzte Gemeinplatz: der Sache Feind, der Perſon Freund, oder, der Perſon Feind und der Sache Freund, für den ſcharfſichtigern Beobachter ganz und gar keinen Sinn, denn es giebt im Gebiete der Wahrheit und des Guten überall keine Sache. Alles was ſo heißt, iſt ſchlechterdings nichts anders, als durchaus beſtimmtes Erzeugniß einer freyen ſelbſtſtändigen Perſönlichkeit, einer individuellen Totalität. Dies Erzeugniß wird geliebt oder gehaßt, je nachdem man der Perſon, die in demſelben ihre individuelle Totalität äußert, zugethan oder abgeneigt iſt.

Hiermit erklären ſich die Widerſprüche, in welche man ſelbſt die ſogenannten toleranteſten Menſchen nicht ſelten verwickelt ſieht. Sie loben oder billigen dieſelben Anſichten, Meinungen und Behauptungen in dem einen Menſchen, die ſie in dem andern verwerfen, verſpotten und verfolgen; weil ſie jenem, weiß Gott, aus welchen, oft ihnen ſelbſt unbekannten Rückſichten gewogen ſind, gegen dieſen aber eine unüberwindliche Abneigung empfinden. Sie mißbilligen und verdammen alle Maaßregeln, die der ihnen widrige, von ihnen gehaßte oder gefürchtete Menſch zu ſeinen Abſichten, die ſie gleichfalls mit bewundernswürdiger Sophiſtik zu verdrehen und verdächtig zu machen wiſſen, anwendet, ob ſie gleich ſelbſt eben dieſe Maßregeln zu ihren Zwecken anwenden, oder ſie in der Anwendung von Andern, denen ſie wohlwollen, gut, klug, gerecht und weiſe finden.

Wer alſo das ſchwarz ſieht, was dem andern weiß ſcheint, und es daher auch nach ſeiner Anſicht ſchwarz, nicht nach dem Scheine des andern weiß nennt, der iſt nicht intolerant, ſondern nur wahrhaft. Wer den andern nicht zwingt, das von ihm weiß geſehene ebenfalls weiß zu ſehen, ſondern ihn ohne Spott und ohne Verachtung im ruhigen Beſitz ſeiner ſchwarzen Anſicht läßt, der iſt nicht tolerant, ſondern nur nüchtern und wohl erzogen.

Wer den Kern der Schale, die Idee der Einkleidung wegen verachtet, der iſt nicht intolerant, ſondern albern und blödſichtig. Wer aber von der Einkleidung abſtrahirt, und den Inhalt faßt und ſich eigen macht, wer einen Plato oder Ariſtoteles eben ſo ſchnell in einer bunten Hanswurſt-Jacke, als im ſteifen philoſophiſchen Mantel zu finden weiß, der iſt nicht tolerant, ſondern beſonnen und weiſe.

Wer die Wiſſenſchaftslehre oder den geſchloſſenen Handelsſtaat Erzeugniſſe eines Querkopfes nennt, der iſt nicht intolerant, ſondern grob und pöbelhaft. Wer aber in dieſen Erzeugniſſen eine Fundgrube neuer Ideen und Anſichten findet, oder, wer, ohne einen Begriff von der Wiſſenſchaftslehre, ohne eine Anſicht von dem geſchloſſenen Handelsſtaate, den Erfinder der erſten und Erbauer des letzten ruhig neben ſich wandeln und leben läßt, der iſt nicht tolerant, ſondern nur gerecht.

Wer fordert, daß ſeine Anſichten und Zwecke die Anſichten und Zwecke aller Menſchen ſeyn, ſeine Maßregeln von allen Menſchen angewandt werden ſollen, der erniedrigt ſich in Gottes freier Weltordnung zu einem pedantiſchen Schulmeiſter; er iſt nicht intolerant, ſondern lächerlich. Wer aber ſeine Anſichten den Anſichten anderer ruhig entgegenſtellt, ohne dieſe zu beſtreiten, ſeine Maaßregeln mittheilt, ohne ſie aufdringen zu wollen, der iſt nicht tolerant, ſondern bloß billig und human.

Das ſogenannte Toleriren iſt bequemer, als prüfen, und intolerant abſprechen leichter, als würdigen; aber ein vornehmes Achſelzucken iſt eben ſo wenig Toleranz, als frohſinniger Spaß über ſcheinbare Paradoxien, Intoleranz.

Feßler.

VIII.

Schwedtiſche Erinnerungen aus der ältern Zeit.

1) Aus einem um 1740 gemachten Auszuge aus dem lutheriſchen Kirchenbuche.

Im Jahr 1614 iſt den Schulgeſellen jährlich 3 Thaler für 4 Faden Holz gezahlt worden. (Vorher bekam jeder vierteljährlich 2 Thlr. 12 Gr.)

1615 wird bei Gelegenheit des Baues der Kirche vor dem Thore angemerkt, daß 5000 Mauerſteine 14 Thlr. 14 Gr. koſteten. (1672 beim Schloßbau koſtete das Tauſend ſchon 5 Thlr. 12 Gr., auch 6 Thlr.)

1616. Ein Maurer hat auf ſechs Tage Wochenlohn bekommen 1 Thlr. 18 Gr.; ein Geſelle auf eine Woche 1 Thlr. 9 Gr.; ein Handlanger 21 Gr.

1622. Zu der Kirche vor dem Thore ſind 48 Stück Bäume angefahren; wofür der Heidereiter 1 Thlr. Stammgeld bekommen, die Fuhrleute aber 8 Thlr., die Fuhre zu 4 Gr.

1615. Dem Rectori iſt ein Bett in der Schulen angeſchafft worden vor 2 Thlr. 12 Gr., und das Laken 1 Thlr.

1628. Für Exulanten und arme Vertriebene über 4 Thlr. 1621 — 32. 5 Thlr. 23 Gr., und 1632 — 33. 7 Thlr. 13 Gr.

1635 — 36. 2 Thlr. 6 Gr für einen neuen Glockenreif, weil die Schwediſchen Soldaten ihn entwendet, die auch bei der großen Plünderung (!) in der Kirche, alle Gewölbe an den Thüren zerbrochen, und faſt alles Zinn und Meſſing entwandt, auch zur Schule eingedrungen, die Schul- und Küſtereifenſter zerſchlagen u. ſ. w.

An zehn vertriebene Prediger Gelder von der Kirche gezahlt.

1638 — 39 hat das Städtlein ledig geſtanden und die Kirchenrechnung ceſſiret.

An Kommunionwein iſt ſonſt quartaliter für 2 Thlr. erfordert worden, jetzt für 7, auch wohl 4 Gr.

1640. 41. 42. Weil anjetzo kein Geld bei den Leuten, daß ſie die Kirchenpachtgelder entrichten können, ſo werden von jedem Scheffel Ausſaat 6 Metzen gegeben, es ſei Winter- oder Sommerkorn; und das verkauft die Kirche. Da vorhin die Kirche an 40 Thlr. Landgelder bekommen, ſo hebt ſie nunmehr nicht 6, und da ſie vorher jährlich 200 Thlr. eingenommen, bekommt ſie jetzo nicht 30 Thlr. (1647 wieder 37 Thlr. 12 Gr.)

2) Drollige, doch nicht unnütze, Verordnung eines Markgrafen von Schwedt.

(Diplomatiſch treu nach dem Original-Inſtrument.)

Nachdem durch eine übele Gewohnheit, theils Leuthe zu Schwedt, wan Sie in die Kirche kommen, Anſtadt daß Sie daſelbſt Singen, Bethen undt das heylige Wortt Gottes anhören ſollen, Sich dem Schlaffe ſoforth ergeben, dabenebſt auch högſt Ergerlich das mancher ſeine Hunde mit in die Kirche laufen leſſet; dohero dan nettig gefunden, zu Abhelffung Deſſen allen einen gewiſſen Kirchenwecker und Hundeausjager anzunehmen und zu beſtellen, Worzu Sich der NN (David Schulze) gebrauchen zu laſſen angegeben: Alß iſt demnach gemelter NN zum auffwecker und Hundeausjager bei der Kirchen in Schwedt auff ein Jahr von dato anzurechnen, Ordentlich angenommen Undt beſtellet, Undt zwar Dergeſtalt und alſo, daß derſelbe Sobalt Sich der Gottesdienſt daſelbſt anfähet, Er ſich ſoforth in der Kirchen einzufinden ſchuldig ſein ſoll, Uemb die Schlaffenden Leuthe, es ſey Unterm gebeth Singen Oder Predigt mit aller Behuthſamkeit undt ohne Beſchimpffung derſelben, damit nicht ein Gelächter und Aergernüs daraus entſtehe, auffzuwecken, welches dann mit Anklopfung an die Bänke mit einem Stock geſchehen kan, Vndt zwar da der Schlafende ſitzet Oder in der Gegend deſſelben, damit nicht zugleich ein Wachender und Unſchuldiger mitbeſchämet werde. Was die Hunde, welche in die Kirche kommen, betrifft, So müſſen ſelbe, Sobalt

Sie in die Kirche kommen, mit der Peitzſchen ausgejaget, und davon nichts verabſäumet werden, wohin kegen demſelben vor ſolche Bemühung Eine freye Zelle im Hoſpitahl, alle drey Jahr einen Schwartzen Tüchenen Rock aus der Cämmerey, undt alle Quartahl Achzehn Groſchen aus der Kirchen zur Belohnung gereichet werden ſollen, Im übrigen wen er ſein Ambt mit fleiß verrichten wird, So ſoll Er nach Befinden ferner beibehalten, Undt Ihm gebührender Schutz geleiſtet werden. Sign. Wildenbruch, den 4. Auguſt 1695.

(Dieſer Gebrauch, der ſich bei uns wieder verloren hat, beſteht noch in Schweden, wie man aus der Lenziſchen Reiſe ſieht, nur, daß die Aufwecker [von Hundeausjagern iſt nicht die Rede] weniger ſäuberlich mit den Schlafenden verfahren, indem ſie mit ihrem Stecken zwar erſt heftig auf den Boden aufſtampfen, aber, wenn das nichts hilft, die Köpfe der Schnarcher ſelbſt ihr Holz fühlen laſſen.)

3) Nachſicht gegen einen Kandidaten.

1754 war der Kantor zu Schwedt geſtorben, und man dachte auf Wiederbeſetzung der Stelle. Ein gewiſſer Kandidat der Theologie, Pauli, meldete ſich dazu, und da er die Gunſt des Oberpfarrers beſaß, ſo ward er zur Probe gelaſſen. Allein hier zeigte ſich leider! ſeine Schwäche im Orgelſpielen ſo offenbar, daß ein glücklicher Erfolg ſeiner Bemühung Allen unmöglich ſchien, nur nicht dem Kandidaten ſelbſt und ſeinem thätigen Patron, dem Oberpfarrer. Der Kandidat kam alſo noch einmal bei dem Markgrafen ein, und erbot ſich, noch zwei Jahre Muſikunterricht anzunehmen. Er erhielt folgenden Beſcheid:

> „Zwey Jahre wollen nicht viel ſagen in der Muſique, zum Dudel-Sack kann es angehen. Mir deucht, die Kirche wird ſich einen Pecus auf dem Halſe ziehen."
>
> F. Wilhelm.

Wen hätte dies nicht abgeſchreckt, wenn das verzweifelte Eſſen und Trinken nicht wäre? Der Oberpfarrer nahm nun das Wort für den armen Sünder, und bekam dieſe, nicht viel glimpflichere Antwort:

> „Mir iſt es eins, was rechtes wird da doch nicht hinkommen, überdem bin ich kein Muſikus, viel weniger ein Liebhaber."
>
> F. Wilhelm.

Endlich bewog der Geiſtliche den Kammermuſikus **Zeidler**, ſich des verſäumten jungen Mannes anzunehmen. In einer Schrift, die von allen dreien unterzeichnet iſt, verſpricht der Kammermuſikus treuen Unterricht, der Kandidat treuen Fleiß, „bis er Manual und Pedal recht und in gehöriger Ordnung zu brauchen und zu ſpielen wiſſe," und nun erfolgte dann die Beſtallung.

IX.

Neueſte ſchöne Literatur.

Die Taſchenbücher und Almanache.

(Beſchluß.)

44) **Taſchenbuch** für die phiſiſche (y) Erziehung der Kinder von D. J. A. **Schmidtmüller**, der Arznei= und Wundarzneikunde D. und Privatlehrer auf der hohen Schule zu Erlangen, auf das Jahr 1802. Fürth in Franken, im Bureau für Literatur.

Eine Diätetik für Säuglinge, zum Gebrauch der Wärterinnen, Ammen und Mütter, mit einem anonymiſchen Titelkupfer und Vignette. (Jenes ſtellt Vater, Mutter und Kinder, dieſe die Henne mit ihren Küchlein, ohne Vater, vor.)

45) **Taſchenbuch** für Leute, die gern lange leben und geſund bleiben wollen. Leipzig, bei **Sommer**.

Enthält eine Vorleſung des D. **Garnet**, aus dem Engliſchen überſetzt.

46) Taſchen=

46) **Taſchenbuch für Forſt- und Jagdfreunde** für das Jahr 1802, herausgegeben von L. C. E. H. F. v. **Wildungen**, fürſtlich Heſſiſcher Oberforſtmeiſter. Marburg, in der neuen akademiſchen Buchhandlung. 8.

Mit einem guten Titelkupfer von **Böttger**, und einigen gemalten Thieren; auch verſchiedenen Weidmannsgedichten. Das Ganze ſcheint ſehr zweckmäßig.

47) **Forſt- und Jagd-Taſchenbuch** für das Jahr 1802, (vom Profeſſor Leonhardi) 9ter Jahrgang. Mit Kupfern. Leipzig, bei **Küchler**.

Die Vorrede iſt polemiſch gegen den Herausgeber des vorigen. Der vorzüglichſte Aufſatz iſt: Von den Organen der Gewächſe, welche der Fortpflanzung und Reproduction gewidmet ſind (?) aus dem Engliſchen von D. **Darwin**. Außerdem ,vom wilden Kaninchen, der Kriekente ꝛc. Auch mit gemalten Thieren, und zweckmäßig.

48) **Taſchenbuch für Blumenfreunde**, oder kurze Charakteriſtik und Anweiſung zur Kultur der vorzüglichſten, in neudeutſchen Gärten befindlichen Gewächſe und Zierſträucher, von M. C. G. **Berger**. Leipzig, 1802. Bei **Gräff**. 8.

Trockne Nomenklatur.

49) **Taſchenbuch für Gartenbeſitzer und Blumenfreunde**. Leipzig, bei **Sommer**.

Zeigt die Geſchäfte jedes Monats an.

50) Taſchenbuch auf das Jahr 1802, für Natur- und Gartenfreunde. Mit Kupfern. Tübingen bei Cotta.

Mehrere Aufſätze für ſchöne Gartenkunſt von K. v. Bonſtetten, Tresz, Krauß, Thouret, Ploucquet. Darſtellungen von Gartengebäuden, von Holdenwang, Duttenhofer, Seyffer ſchön geſtochen; auch ein ländliches Gedicht, Balloncheri, von A. A. Simon, eine poetiſche Beſchreibung des Orts

— wo nur die Cypreſſe trauert,
und nur die Thränenweide weint,

voll guter Stellen.

51) Taſchenbuch geſellſchaftlicher Spiele und Vergnügungen, auf das Jahr 1802. Ein Geſchenk für junge Söhne und Töchter von gebildeter Erziehung, zur Beförderung geſelliger Freuden in Familienzirkeln. Herausgegeben von K. F. Tzſchucke. 3ter Jahrgang. Mit Kupfern.

52) Spielalmanach für die Jugend, herausgegeben von Guts Muths, mit 13 Kupfern (von Schule, welche die Spiele verſinnlichen.) Bremen, bei Willmanns. 1802.

In der bekannten Manier des Verfaſſers.

53) Gemählde der merkwürdigſten Hauptſtädte von Europa; ein Taſchenbuch auf das

Jahr 1802, enthaltend Gemählde von London. Mit Kupfern. Gotha bei Perthes.

Eine gute und ſplendide Unternehmung. Zuerſt über William Pitt nebſt einem Portrait nach Graham von Böttger; ſodann etwas zur Erklärung drei ſchöner Kupfer nach Miller von demſelben: Weſtmünſterabtey, Weſtmünſter-Halle und Zollhaus. Endlich unter dem beſondern Titel: Sittengemählde von London, nebſt einer vergleichenden Charakteriſtik ſeiner Bewohner, von H. in London (unter dieſem Titel ſollte es wahrſcheinlich erſcheinen, ehe der Verleger ſich entſchloß, es zu einem Taſchenbuch zu machen) in achtzehn Briefen. Druck und Papier ſind ausgezeichnet ſchön.

54) Almanach für Jünglinge zur Unterhaltung und Belehrung auf das Jahr 1802. Enthaltend Gil Blas Leben und Abentheuer im Auszuge (von Herrn Kinderling), mit vier Kupfern von Krethlow und Bollinger. Berlin, bei F. Maurer. (Nebſt deutſchem und franzöſiſchem Kalender.)

Der Anfang einer auserwählten Romanenbibliothek für Jünglinge, die ihre Einbildungskraft zweckmäßig beſchäftigen ſoll, ohne ihren Sitten gefährlich zu werden. Die Wahl des bekannten Romans von le Sage, der auch ſchon 1772 zu London, für ähnlichen Zwecke bearbeitet, erſchienen iſt, ſo wie der Auszug ſelbſt iſt ſehr glücklich ausgefallen. Die Unternehmung verdient eben den Beifall, wie ähnliche von Campe; die Schreibart iſt correkt, der Druck, mit Ungerſchen Lettern, ſchön.

55) Maximen für den geſelligen Umgang. Taſchenbuch für junge Perſonen von K. H. Heydenreich. Mit Kupfern. 8. Leipzig.

56) Taſchenbuch für Kinder und Aeltern auf das Jahr 1802. Von J. O. Thieß, D. und Profeſſor. Bei Meyn und Mahnke.

57) Kleines Taſchenbuch für freundſchaftliche Zirkel, auf das Jahr 1802. Enthaltend: Räthſel, Gedichte in Stammbücher, kurze Geſchichten, Anekdoten, Sentenzen, Geſellſchaftsſpiele, Pfänderauslöſungen und Charaden. Mit 13 Kupfern. Frankfurt am Mayn, in der Jägerſchen Buchhandlung.

Klein und wohlfeil.

58) Taſchenbuch für Freunde des geſellſchaftlichen Geſangs, auf das Jahr 1802. Magdeburg und Deſſau, bei Bauer.

59) Frohe Geſellſchaftslieder. Ein Taſchenbuch für Freunde geſelliger Freuden, mit hundert Seiten in Kupfer geſtochener Melodien der beſten Tonkünſtler. Leipzig, bei Sommer.

60) Kleines Taſchenbuch zur Bildung und Veredlung der Jugend von Fr. G. Mit 12 allegoriſchen Sprichwörter-Kupfern. Leipzig.

Die Veredlung geſchieht durch Hiſtorien, Sprichwörter Charaden und Räthſel

61) **Neue Heſperiden.** Ein Almanach und Taſchenbuch für gute und fleißige Kinder auf das Jahr 1802, von H. Gardthauſen. Mit 1 Kupfer und Muſik. Hamburg, bei Kratzſch.

Enthält das Reiſeſpiel Urian.

62) **Hiſtoriſch-genealogiſcher Kalender** auf das Jahr 1802. Darſtellung des Luxus und Lebensgenuſſes. Mit Kupfern. Berlin, bei Unger.

Kupfer von Meil. Ueberſicht der Geſchichte von Karl dem Großen bis 1800. Genealogie der hohen Häupter, Poſtkurſe.

63) **Taſchenbuch für die neueſte Geſchichte.** Herausgegeben von D. E. C. Poſſelt. [illegible] und letzter Jahrgang. Mit Kupfern. Nürnberg, bei Bauer und Mann.

Die Geſchichte des Jahres 1800 bis zum Lüneviller Frieden.

64) **Militäriſcher Kalender auf das Jahr** 1802. Berlin, bei Unger.

Mit Porträts, enthält ſechs hiſtoriſche Aufſätze.

65) **Taſchenbuch der Preußiſch-Brandenburgiſchen Geſchichte und Geographie,** verbunden mit einigen ſtatiſtiſchen Bemerkungen.

66) **Tägliches Taſchenbuch für alle Stände,** auf das Jahr 1802. Gotha, bei Ettinger.

67) Tägliches Taſchenbuch für Frauenzimmer, auf das Jahr 1802. Ebendaſelbſt.

68) Tägliches Taſchenbuch für Frauenzimmer in der Haushaltung, auf das Jahr 1802. Magdeburg und Deſſau.

69) Taſchenbuch auf das Jahr 1802 für edle Weiber und Mädchen. Herausgegeben von Wilhelmine Müller, geb. Maiſch. Mit Kupfern. Pforzheim, bei Müller.

Enthält viel von Pfeffel.

70) Almanach der Moden und des Geſchmacks für Damen auf das Jahr 1802, zur Kunde eleganter Gegenſtände und zur Beurtheilung des Schönen in der Tanzkunſt, Schauſpielkunſt, Muſik, Zeichen- (Zeichnen) Kunſt, Malerei, Stickerei ꝛc. Mit Kupfern. Berlin, bei Oehmigke.

Das beſte iſt, was über den Schmuck geſagt worden iſt.

71) Neueſtes Taſchenbuch für Frauenzimmer edlerer Bildung von Eulalia Gutwill. Mit Kupfern. Leipzig, bei Sommer.

Enthält größtentheils Geſchichten.

72) Taſchenbuch für edle deutſche Frauen. Mit Kupfern und Muſik. 1802. Leipzig, bei Müller.

73) Anmuth und Schönheit aus den Myſterien der Natur und Kunſt für ledige und verheirathete Frauenzimmer. Ein Almanach für 1802. N. A. Mit Kupfern. Berlin.

74) Leipziger Taſchenkalender auf 1802, oder Taſchenbuch für Freunde und Freundinnen des Schönen und Nützlichen, beſonders für edle Gattinnen. 12. Leipzig, bei Heinrichs.

(Nur ein neuer Titel zu einem verjährigen Taſchenbuch.)

75) Herzoglich Sachſen-Meiningiſches jährliches gemeinnütziges Taſchenbuch des Jahres 1802. Mit 8 Kupfern.

Enthält unter andern: Hennebergiſche Geſchichte vom Jahr 1073 bis 1291; von der Burg und dem Amte Altenſtein; Beſchreibung des Salzwerkes zu Salzungen; Biographie ꝛc.

76) Neuer Frankfurter Taſchenkalender auf das Jahr 1802. Frankfurt am Mayn. Bei Kämpfe. Mit Kupfern (aus Rinaldo Rinaldini.)

77) Weſtphäliſches Taſchenbuch, herausgegeben von K. G. Horſtig und Ch. U. v. Fr. Ulmenſtein. Minden.

(Nur ein neuer Titel.)

78) Taſchenbuch für junge Zeichner auf das Jahr 1802. Ein Neujahrsgeſchenk für gute Kin-

der. Nach dem engliſchen Werke: the compleat Drawing book bearbeitet und mit einigen Blättern vermehrt von C. A. Hirſchmann.

79) Die junge Stickerinn. Ein Taſchenbuch für Frauenzimmer zur Uebung im Sticken und Malen, von C. A. Hirſchmann. 2te Abth. aufs Jahr 1802 (mit 15 illum. und 15 ſchwarzen Kupfern.) Berlin.

80) Kalender fürs Volk aufs Jahr 1802, von J. C. Fröbing. Hannover. (Erſcheint ſeit 1783.)

Enthält, außer Nachrichten von guten Menſchen und edlen, klugen, thörichten und ſchlechten Handlungen: Eheſtandsſcenen, etwas über die Heiligenfeſte, Erklärung fremder Wörter.

81) Neuer Bauernkalender, oder Taſchenbuch für deutſche Landwirthe auf das Jahr 1802. Leipzig, bei Weigel.

Handelt beſonders von der Schafzucht, und koſtet nur 4 Groſchen.

82) Neuer Kalender für das Jahr 1802, oder Handbuch für den Bürger und Landmann. Herausgegeben von D. J. L. Ewald. Hannover.

83) Taſchenbuch für Jedermann, oder tabellariſche Ueberſicht des Sonnenſyſtems und der Athmoſphäre, der Erde, Berge, Seen, Ströme

und Flüſſe, der Foſſilien, der Bäume und Pflanzen; der Thiere und Menſchen; der Länder und Städte, der Staatengeſchichte, der Regenten, Gelehrten und Künſtler; der Univerſitäten und Akademien; der Erfindungen; der Maße, Gewichte und Münzſorten. Pirna.

84) Normalkalender, worin alle Kalender von den Jahren 1401 bis 2000 in eine bequeme und nützliche Ueberſicht gebracht ſind. Nebſt einer Anweiſung, ſie auch für die folgenden Jahrhunderte leicht zu finden. 4. 1802.

85) Taſchenbuch für Theologen und Prediger, als Freunde der Spekulation und Literatur, auf das Jahr 1802, von J. O. Thieß, D. und Profeſſor. Hamburg, bei Meyn und Mahnke.

86) Taſchenbuch für Prediger. Nebſt einem Amtskalender für die Jahre 1802 — 4. Leipzig, bei Sommer.

87) Taſchenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1802. Auch unter dem Titel: Jahrbuch der Maurerei. 5ter Band. Köthen, bei Aue. 8.

88) Taſchenbuch der Welt- und Lebensklugheit für Perſonen, die in die groſſe Welt treten, oder im Umgang mit der großen Welt leben. Leipzig, bei Sommer.

Enthält die Politik gegen Kabalen.

89) Taſchenbuch der Lebensklugheit, enthält Oxenſtiern's Weisheitsregeln. Zeitz.

90) Unterhaltendes Taſchenbuch für das Jahr 1802, von F. Schlenkert, Verfaſſer Friedrichs, mit der gebiſſenen Wange. Mit Kupfern. Leipzig, bei Sommer.

Soll Gemälde aus der groſſen Welt enthalten.

91) Taſchenkalender auf das Jahr 1802 für Pferdeliebhaber, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgeſetzte groſſer Marſtälle. Herausgegeben von F. M. F. Freih. v. Bouwinghauſen von Walmerode. Mit Kupfern. Tübingen, bei Cotta.

92) Taſchenbuch für Reiſende und Korreſpondenten von P. S. H. Lampe. Berlin 1802.

Enthält die Poſtkurſe von Berlin, Abgang und Ankunft der Poſten, Meilenzeiger und Brieftaxe ꝛc.

X.

Epigramme.

1.

Zwei Dichtergräber.

Pauſilippo's Grotte begrünt ein ewiger Lorbeer,
Denn der Dichter ruht hier, welcher die Aeneis ſchuf.
Aber noch ſchöner lockt ein Mainziſches Grabmal. Wie duftet
Da der Quader von Wein, träufelnd aus Jungfrauenhand.
Andres Sänger erhob nur Helden und Krieg im Geſange,
Frauenlob feyerte nur Minn' und das ſchöne Geſchlecht.

2.

Das Sonnett.

Muratori hat dich Prokruſtes Bette verglichen,
Aber die Muſe vergleicht dich Endymions Bett.

3.

Eiferſucht.

Eiferſucht, der Funken, verſchönt der Liebenden Buſen,
Amor und Hymen ſehn, glimmt er, mit Lächeln ihm zu.
Eiferſucht, die Flamme, verheert mit Schwingen der Windsbraut,
Amor und Hymen verhüllt, lodert ſie auf, das Geſicht.

4.

Erſtreben und erſtrebt haben.

Das: „Ich bin nun am Ziel!“ beglückt den Sterblichen minder,
Als das: „Ich nahe dem Ziel!“ ihn auf der Rennbahn beglückt.

5.

Der Läuter der Todtenglocke.

„Wer ſie ziehet, die Glocke, die Todten läutet zu Grabe,
„Dieſer denkt an den Tod doch wohl vor allen gewiß?“
Der am wenigſten, Freund! Das Geld, das ſein Läuten ihm einbringt,
Und was er kauft für dies Geld, iſt ſein Gedank' an den Tod.

6.

Die ſilberne Kapſel.

Silberne Kapſel! empfang' und verwahre die Briefe der Liebe!
Was ich vertraue dir, iſt edler, als du; es iſt Gold.

7.

Wunſch.

Ach! ich liebe nicht glücklich! Wälzt, Freunde! den Stein mir vom Herzen,
Oder legt lieber aufs Herz einen Grabſtein dafür.

8.

An Göthe.

Homeride ſey nicht! Sey lieber Du, lieber — Göthe!
Deiner Aera ſtellſt du dar ihren eignen Homer.

9.

An gewiſſe Klügler.

Wer den Kuß erſt erläutert und philoſophiſch zergliedert,
Iſt des Kuſſes nicht werth, den ein Mädchen ihm beut.
Denkſt du im Flügelconcert wohl an die Lehre vom Schalle,
Und eilſt fort und ſchlägſt nach gierig die Grenſche Phyſik?

10.

Treue.

Luſtiges Märchen von Treu' in der Liebe! Kein Dummkopf
erſann dich.
Spinnerinnen! erzählt, Ammen! erzählt mir's noch oft.

11.

Unterſchied.

Der ſokratiſche Becher iſt nicht der Schlauch der Mänaden,
Tanz, den die Grazie tanzt, iſt kein ſaliſcher Tanz.

12.

Parallele.

Bambotſchaden zu malen, verwirft der gebildete Künſtler:
So ſingt der feine Poet dir auch, Sterkutius! nicht.

13.

Neubecks Brunnen.

Der umarmet, wie Pan, ein Schilfrohr, ſtatt Syrinx, der Nymphe,
Wer des Vaterlands Gunſt durch dich, Dichtkunſt! erharrt.
Neubecks Brunnen, es ſind kaſtaliſche Quellen! Und dennoch
Schlürft den römiſchen Geiſt nicht das entartete Volk.*)

14.

Stadt und Dorf.

Lager von Purpur und Sammt, und Lager von Roſen und Nelken;
So die Freuden der Stadt, ſo die Freuden des Dorfs.

15.

Strenua.

Strenua hieß bei den Römern die Göttin des Fleißes. Doch nimmer
That eine Göttin ſo viel. Nein! der Fleiß iſt ein Gott.

---

*) Dieſes gilt wohl nur von der erſten Breßlauiſchen Ausgabe der Geſundbrunnen. Seit der ſchönen Würdigung dieſes klaſſiſchen Gedichts von A. W. Schlegel fehlt die Göſchenſche Ausgabe wohl in der Bibliothek keines gebildeten Mannes. Auch haben wir bald eine neue und von dem fleißigen Dichter ſehr verbeſſerte Auflage zu hoffen. . K

16.

Mädchenherzen.

Wie die Platina nicht zerſchmilzt im loderndſten Feuer,
Doch im Silberglanz fließt vor des Brennſpiegels Stral:
Alſo erobert die Herzen der Mädchen kein Pomp und kein Schimmer,
Aber ein fühlendes Herz, Männer! erobert ſie leicht.

17.

Der erſte Schattenriß.

Spielen ſah' an der Wand den Schatten ihres Geliebten,
— Plinius! habe Dank, daß Du's der Nachwelt bewahrt; —
Die Sicyonierin, die Töpferstochter; und eben
Wollte der Liebling fort, eben ſteuern zur See.
Da beſchrieb mit bröckelnder Kohle den flüchtigen Schatten
Die tiefſeufzende Braut, eh' der Theure noch ſchied.
Alſo ſchuf die Liebe den erſten Schattenriß, wie ſie
Auch ins Daſeyn zuerſt Brief und Siegel einſt rief.

18.

Die Liebe.

Aeolus ſchloß in den Schlauch die Wind' und gab ihn Ulyſſen,
Nur der Zephyrus blieb vom Gefängniß befreyt.
Jeden der ſtarken Affekte hat die Natur mir gefeſſelt,
Sanfte Liebe! nur du ſpielſt mir, wie Zephyr, im Schooß.

19.

Der Janustempel.

Sind wir uneins, ſo ſendet mein Liebchen mir Brief über Briefe,
Doch kehrt Eintracht zurück, ſchreibt ſie kein einziges Wort.
Bild des Janustempels! Wenn Kriege tobten, ſo ſtand er
Offen, verſchloſſen doch ſtets, freute des Friedens ſich Rom.

Fr. Raßmann.

XI.

Korreſpondenz.

Ueber das dem Bürgermeiſter Müller in Leipzig zu errichtende Denkmal. *)

— Die Nachwelt iſt nicht undankbar, ſagen wir; doch mag ich die Summe jener nicht berechnen, welche, vernachläſſigt von den Zeitgenoſſen, auf die Dankbarkeit der Nachkommen hinarbeiteten, die ihrer gänzlich nicht gedachten. Die Wohlthäter der Menſchheit ſind faſt alle vergeſſen, indeß die Schrecken derſelben, die Eroberer, alle noch leben; von tauſend nützlichen Erfindungen kennen wir die Urheber nicht einmal den Namen nach. Deſto mehr Pflicht für die Zeitgenoſſen, das Andenken derer zu erhalten, welche ſich um ſie und die Nachwelt, die, wie wir ſchon geſagt haben, ſo gar dankbar nicht iſt, verdient gemacht haben.

So lange der Bürgermeiſter Müller an der Spitze der Regierung von Leipzig ſtand, ſchmeichelte ihm jeder, oder bückte ſich wenigſtens vor ihm. Nur ſelten nahm ſichs ein greiſes Haupt heraus, ihm zu widerſprechen; denn alle ſeine Unternehmungen zweckten auf das Gute, wenn er auch zuweilen dabei das Herkommen beleidigte, das in den Augen nicht gemeiner Menſchen überhaupt nur wenig Gewicht hat. Nach ſeinem Tode hat man in öffentlichen Blättern Müllern

---

*) Wir können die hier mitgetheilten Nachrichten nicht verbürgen, und wünſchen deren wahrhafte Widerlegung. D. H.

bis zu den Sternen erhoben, und hat ihm dadurch Unrecht gethan. Er verdiente eben ſo wenig jenes übertriebene Lob, (wovon er überdies bei ſeinem Leben kein Freund war) als jenen heftigen Tadel, welcher ihn in der Nähe traf.

Nach Müllern wurde der ſo verdienſtvolle als beſcheidene /a Herrmann erſter Bürgermeiſter, Sch/cher wurde zum zweiten erwählt. In einer bald darauf gehaltenen Enge (Comité) wurde vom Rathe beſchloſſen, Müllern ein ſeinen Verdienſten würdiges Denkmal zu errichten, und zwar in den trefflichen Anlagen zwiſchen dem Grimmiſchen und Halliſchen /a Thore, die ſein Werk waren. Allein Sch/cher ſtarb bald nachher, und ſodann erklärte man ſowol mündlich als ſchriftlich: daß derjenige, welcher um bloßer Verſchönerung willen die Kaſſen des Raths ausgeleeret hätte, keines Denkmals würdig ſei; man trat größtentheils dieſer Meinung bei. — , Müllers größten Verdienſtes ward dabei gar nicht gedacht: ſeines Verdienſtes um die öffentliche Erziehung ſo wenig, als des vielen andern Guten, das wir ihm verdanken.

Das Publikum erfuhr nicht ſo bald, daß die Errichtung eines Denkmals Müllers nicht durchgegangen ſei, als ſich eine Geſellſchaft Privatperſonen entſchloß, ihm im Namen der dankbaren Bürgerſchaft ein ſolches zu errichten. Man eröffnete hierzu eine Subſcription, welche einen ſchnellen Fortgang nahm. Selbſt die Zünfte unterzeichneten; nur die Tiſchler und Buchbinder machten, aus unbekannten Urſachen, Ausflüchte.

Herr S., Mitglied einer hieſigen ſehr angeſehenen Familie, mit welcher Müller ſelbſt ſehr nahe verwandt war, ſtand an der Spitze der Unternehmung. Es war aber einmal beſchloſſen: Es ſollte Müllern kein Denkmal werden. Deswegen wurde Herrn S. das fernere Sammeln von Subſcribenten nicht allein ernſtlich unterſagt, ſondern ihm auch zugleich befohlen, die Original-Liſte derſelben auszuliefern. Der ehrliche Mann, der kein Verbrechen in ſeinem Unternehmen fand, (und ich glaube, niemand wird eins darinnen finden), weigerte ſich deſſen, zumal da die bevorſtehende Michaelismeſſe ihm zu dieſem Geſchäft keine Zeit übrig ließ. Es ward ihm bei fünf Thalern Strafe befohlen, bei zehn Thalern, bei funfzehn Thalern. Er verlangte dagegen bloß Zeit, und ſein Advokat ſagte in dem desfalls eingereichten Schreiben, daß er ſich, ſobald man ihm dieſe nicht vergönnte, an eine höhere Inſtanz wenden müßte. Ungeſäumt ſchickte man die Sache zum Verſpruch in die hieſige Juriſtenfakultät, wo das Urtheil, der prompten Juſtiz wegen, über eine Nacht nicht außen blieb, und Herr S., außer den bisher aufgelegten Geldſtrafen, Unkoſten ꝛc., Ungehorſams wegen, zu vierzehntägigem Gefängniß verurtheilt wurde; wovon ihn jedoch gleich darauf die Wittenberger Fakultät frei ſprach, indem ſie den Grundſatz geltend machte: daß es jedem Sächſiſchen Unterthan, wenn er ſich durch die Unter-Obrigkeit beeinträchtigt glaubt, freiſtehe, ſich auf eine höhere Inſtanz zu berufen, und daß alsdann von Ungehorſam eben nicht die Rede ſeyn könne.

Auf ein beſonderes Denkmal für Müller möchte nun wohl für jetzt nicht ſobald zu rechnen ſeyn; doch wollen wohlunterrichtete Perſonen wiſſen: daß man mit Ernſt damit umgehe, einen Obelisk beträchtlicher Größe von ſächſiſchem Marmor auf der Mitte des hieſigen Marktplatzes zu errichten, unter der Benennung: die Bürgermeiſter-Säule, auf welche die Namen aller Leipziger Bürgermeiſter nach dem Alphabete eingegraben werden ſollen, da denn unterm Buchſtaben M. auch der Name Müller ganz gewiß zu leſen ſeyn wird. Leben Sie wohl.

XII.

Theater.

Königliches Nationaltheater.

1) Ion, ein Schauſpiel in vier Akten, (von A. W. Schlegel.)

(Den 15ten und 16ten Mai.)

Die Schauſpiele der Alten, waren ſowohl im Ganzen, als in allen ihren Theilen poetiſch; die unſern ſind größtentheils proſaiſche Exempel zu Regeln, die aus der Poeſie abſtrahirt ſind. Jene wurden mit Religioſität angeſchaut, als Götterfeſte gefeiert und als Nationalopfer begangen; dieſe dienen faſt allgemein noch zu einem anſtändigen Zeitvertreib, und ſelten noch zu einer Scene der Kunſt und des Kunſtſinns, der ſich, ohne Poeſie und Religion, nur mit Mühe über die Sphäre des Amüſements zu erheben vermag.

Eines der beſten Mittel, das Publikum zu dem reinen Geſchmack der Kunſt zu erheben, iſt, Vorführung ſolcher Dichtungen, die den Dichtungen der Alten nachgebildet ſind. Ueberſetzungen vermögen es nicht; denn die Stücke der Alten ſelbſt tragen doch neben dem, was allen Geiſtern und allen Herzen in jedem Zeitalter verſtändlich iſt, ſo viel Graecität oder Latinität in der Zuſammenſetzung an ſich, daß das innere poetiſche Leben für den ungelehrten Zuſchauer verſchloſſen bleibt; daher wohl der in Weimar gemachte Verſuch mit Aufführung Terenziſcher Stücke ohne Nachahmung bleiben möchte. Nur Darſtellungen im Geiſte der Alten, oder ihnen nachgedichtet, in welchen die Poeſie der Handlung und der Charaktere für jegliches Gefühl über die Individualität der Sitten und des Zeitalters waltet, können den Kunſtzweck fördern, und das Theater allmählich zu ſeiner ihm gebührenden Würde erheben.

Zu ihnen gehören unter andern, Schillers Wallenſtein, (der, obgleich in modernem Koſtüm, doch im Geiſte der Alten gedichtet iſt); dazu würde, bei mehr innrer Poeſie, Regulus gehören, dazu gehört entſchieden, Jon.

Auch hier ſind alle einzelnen Theile, wie das Ganze, poetiſch. Die Charaktere haben jene idealiſche Individualität, die ſie ſo wahr und zugleich ſo erhaben macht, (vorzüglich der Charakter des Jon und der Kreuſa); die Region, in welcher die Handlung vorgeht, iſt ſo rein menſchlich und doch über jedes Gemeine erhaben, ſo, daß die Theophanie am Ende einem jeden Sinne natürlich erſcheint; die Sprache iſt durchaus dichteriſch, ſo, daß faſt keine Stelle, durch Verſetzung der Worte in Proſa aufgelöſt werden könnte. — Trotz dem, daß dieſe Namen nie auf einem modernen Theater gehört wurden, daß die alt-griechiſchen Sitten den meiſten Zuhörern unbekannt waren, verfehlte die Darſtellung ihre große Wirkung nicht.

Dies iſt die trockne Fabel des Stücks: Jon lebt als Tempelknabe zu Delphi (wie einſt Samuel im Tempel des Jehovah) ein heilig ſtilles Leben. Xuthes und Kreuſa, die Beherrſcher Athens, kommen mit Weihgeſchenken, um das

Orakel über ihre Kinderloſigkeit zu befragen. Apoll zeigt ſeinem den Jon als Sohn an; dieſe, einſt die Geliebte des Gottes ſelbſt, wird durch dieſe Zurückſetzung und Ungerechtigkeit empört und beſchließt, aufgereizt durch den alten Diener ihres Hauſes, den Jüngling beim Opfermahl ermorden zu laſſen. Der Anſchlag wird entdeckt, Kreuſa bekennt ſich wüthend als Anſtifterin; ſie flieht; Jon verfolgt ſie mit Pfeil und Bogen. Erſchöpft kehrt ſie zum Altar des Apollo als Flehende (ἱκέτης) zurück. Eben als ſelbſt dort Jons Pfeil ſie treffen ſoll, bringt Pythia den Korb, in welchem ſie den Knaben einſt an der Tempelſchwelle fand, und worin noch alles liegt, was ſeine Mutter, als ſie ihn ausſetzte, ihm mitgegeben hatte. Kreuſa iſt dieſe Mutter, Apollo — er beſtätigt es ſelbſt — ſein Vater. Ein zweiter Sohn wird Xuthos und Kreuſen verheißen.

Dieſe Fabel erinnert augenblicklich an den Jon des Euripides, und es iſt nicht zu läugnen, daß Schlegels Jon dem des Euripides nachgedichtet iſt. Aber ſtatt, daß er eine bloße Ueberſetzung oder Nachahmung ſeyn ſollte, iſt er vielmehr poetiſcher, als jener. Es war dies auch eine unerlaßliche Forderung an den neueren Bearbeiter der Fabel; denn wodurch hätte er ſonſt das hohe Intereſſe erſetzen wollen, das der Athener an dem Schickſal ſeines alten Königshauſes und an dem Stifter des herrlichen Joniſchen Stammes nahm, als durch Erhöhung des Nationalintereſſe zum rein menſchlichen? — Es war die Aufgabe zu löſen: den griechiſchen Jon zu einer Dichtung des 19ten Jahrhunderts und aller Zeiten zu erheben, und dieſe Aufgabe iſt befriedigend gelöſt.

Im Ganzen iſt bei beiden Dichtern der Gang der Handlung derſelbe, ſo auch die Charaktere, die nur bei dem neueren ſchärfer ausgezeichnet ſind. Auch im Einzelnen ſind viel Aehnlichkeiten, z. E. Kreuſa erzählt dem Jon ihre Geſchichte, als die einer Freundin; Xuthos hat eine ähnliche Begebenheit mit einer Bacchantin, ihm zeigt Apoll räthſelhaft den Jon als Sohn an; das Opfermahl, die Vergiftung, das verbum male ominatum des Sklaven, der Tod der Tauben ꝛc. wird auf gleiche Art erzählt. Vorzüglich ſchöne Verſe ſind wörtlich aus Euripides beibehalten, z. E. der Doppelſinn in den Worten der Kreuſa:

Phoibos Apollon weiß, wie kinderlos ich bin!

Doch ſind der Verſchiedenheiten in der Handlung und im Einzelnen bei weitem mehrere, und darunter ſolche, die das neuere Gedicht zu einem Original machen. Andere fließen aus der veränderten Anlage der Handlung und der Charaktere, manche ſcheinen indeß den Euripideiſchen nicht vorzuziehen zu ſeyn. Des Orakels des Trophonius wird z. B. im Euripides nur beiläufig erwähnt, da im neuern Jon die Orakelbilder poetiſch ausgemahlt werden; ſtatt der Anrede des Jon an den Chor:

Iſt zurück vom heiligen Tripus und Apolls Ausſpruch gekehrt
Xuthos, oder harrt er drinnen noch, der Kinderloſ' und forſcht? *)

ſingt der Knabe eine Hymne zur Leyer, die ganz im Geiſte des Alterthums gedichtet iſt; beim Euripides giebt der Vater ihm erſt nach der Erkennung ſeinen Namen:

Jon (Ιων) heiß aber nun; ſo will es das Geſchick,
Das deinen Fuß mir, da ich vom Tempel kam
Zuerſt entgegenführte.

---

*) Nach Hrn. Bothe's Ueberſetzung.

Durch den Chor erfähret Kreuſa, daß der Knabe ihrem Gemahl gegeben iſt. Das Gorgoniſche Gift vom Erichthonius verwahrt nicht der Greis, ſondern (und zwar wahrſcheinlicher) Kreuſa ſelbſt, auch macht ſie den Anſchlag gegen Jons Leben; die Geſchichte des großen Opfermahls und der Vergiftung erzählt ein Sklave, nach der Vergiftung giebt ſich Kreuſa nicht ſelbſt, ſondern der Greis, ſie als Anſtifterin an; Pythia hört nicht von der Königin das Geheimniß, ſondern ſie bringt das Käſtchen des Jon ohne alle nähere Veranlaſſung; Kreuſa flieht nicht vor Jon, ſondern rettet ſich ſogleich zum Altare (daher die drei herrlichen Monologen ganz neu ſind); Xuthos erſcheint, nachdem er den angewieſenen Sohn gefunden hat, gar nicht mehr auf dem Theater u. ſ. w.

Ueber jede dieſer Verſchiedenheiten ließen ſich fruchtbare Vergleichungen anſtellen, die den originalen Plan des neueren Dichters vielleicht am beſten ins Licht ſetzen würden. Allein ſie werden beſſer und verſtändlicher angeſtellt werden können, wenn das Gedicht dem Publikum durch den Druck geſchenkt ſeyn wird.

Jetzt erwähnen wir nur zweier bedeutenden Veränderungen, zu welchen wir die Gründe nicht ganz finden können.

Kreuſa ſitzt am Altar, Pythia bringt dem Jon, der ſeine Mutter eben mit dem Pfeil durchbohren will, ſeine Korbwiege; er unterſucht ihren Inhalt, und nimmt ein Stück nach dem andern hervor; als Kreuſa die goldnen Schlangen erblickt, ſpringt ſie herab und ruft: Mein Sohn! und ohne weiteres erkennt Jon, der ſich gegen Xuthos ſo mißtrauiſch gezeigt hat und gegen Kreuſen ſo aufgebracht iſt, daß er ſelbſt den Altar ſeines Gottes nicht achtet, — erkennt ſie ſogleich als Mutter. So in der Schlegelſchen Dichtung. — Beim Euripides bringt ihm Pythia das Käſtchen, damit er ſeine Mutter ſuche; nach einem herrlichen Monolog, worin er zweifelt, ob er dies thun oder das Käſtchen dem Apoll opfern ſolle, und wobei er das Aeußere deſſelben betrachtet, ſpricht Kreuſa:

Welch Bild erſterbner Hoffnung ſchwebt um meinen Sinn?

und ſpringt herab, Jon befiehlt, ſie zu ergreifen.

Kreuſa. — — An dir, Sohn, halt' ich mich,
An dieſem Käſtchen und an dem, was es verbirgt.
Jon. Iſt das nicht unerhört? Mich ſelber reißt ſie fort.
Kr. Nicht ſo! — Die Liebende hält den Lieben nur im Arm.
Jon. Ich lieb dir? und doch haſt du mir den Tod gedräut?
Kr. Mein Kind biſt du! Nichts Lieberes hat die Mutter ja.

Er zeiht ſie des Trugs, und ſie ſagt ihm in einem Dialog, das Käſtchen enthalte ſeine von ihr gewebten Kleider, die Schlangen und den Oelzweig — und nun erſt ruft Jon:

O Mutter, liebend ſchau ich dich,
Die Liebende, und fall' an deine Wange.

So ſcheint die Erkennungsſcene mehr motivirt zu ſeyn, obgleich in der neueren Bearbeitung die Erkennung durch die ſanftere Stimmung, in welcher Jon, durch die Betrachtung jener Stücke aus dem Korbe verſetzt wird, und das Zeugniß der Pythia auch Wahrſcheinlichkeit erhält.

Die zweite Veränderung iſt die, welche der Dichter mit der Theophanie vorgenommen hat. — Xuthos hat Kreuſen verziehen, Jon iſt als ihr und Apolls Sohn anerkannt, man wünſcht nur noch ein Beſtätigungszeichen vom Gotte ſelbſt. Da erſcheint Apoll, auf das kühne Gebet Jons, in der Tempelhalle, erklärt ſich als den Vater des Knaben, und ſpricht über Xuthos und Kreuſens Nachkommenſchaft Vaticinien aus. — Im Euripides zweifelt Jon an der Erklärung ſeiner Mutter: Apoll habe ihn dem Xuthos nur zugeführt, um ihm Theil an der Regierung Athens zu geben, und ſpricht:

So leicht werd' ich, o Mutter, nicht beruhiget;
Nein, in den Tempel geh' ich und befrag' Apoll,
Ob mich ein Sterblicher oder Loxias erzeugt.
Doch ſieh! Vom weihrauchvollen Tempel aufgeſchwebt,
Wer zeigt dies ſonnengleiche Götterangeſicht? —

Athene erſcheint, geſendet von ihrem Bruder:

„Denn euren Anblick ſcheute noch der Göttliche,
Daß ihr ihn des Vergangnen nicht erinnertet —"

und verkündigt: Apollo ſei der Vater Jons, er habe ihn Xuthos gegeben, um ihn ins Haus der Erechthiden einzuführen. Darauf ſpricht ſie die Prophetien aus, und ſchließt:

Verſchweig' es denn, Kreuſa, daß dein Sohn er iſt,
Daß holder Wahn Xuthos Gemüth bethör' und du
Auch wieder deines Glückes dich erfreuen magſt. —

Die Erſcheinung Apolls ſelbſt iſt kräftiger und kühner; aber in der Sendung Athenens, weil der Gott ſich in ſeiner ſeeligen Ruhe durch Erinnerungen nicht ſtören will, und in der gebotenen Verhehlung vor Xuthos, liegt eine gewiſſe — wir möchten ſagen — Delikateſſe (pudor), die von ſchöner Wirkung iſt, und von dem alten Dichter wirklich überraſchen würde, wenn ſie nicht im Geiſte des Alterthums wäre.

Nur noch wenige Worte von der vortrefflichen Darſtellung auf dem hieſigen Theater. Die Dekoration war von dem Dichter ſelbſt angegeben und von Herrn Genelli gezeichnet. Im Hintergrunde der treu nachgebildete Tempel des pytiſchen Apollo zu Delphi auf einer Eſtrade; auf der Scena der Lorberbaum und der Altar. Jon erſchien in der Darſtellung faſt wie ein antiker Mignon, nicht von einem irdiſchen Manne erzeugt, ein Wunderkind, das aus dem Aether herabgeſtiegen iſt, und über deſſen Geſchlecht die Natur kaum entſchieden hat. Mad. Unzelmann war Jon. — Mad. Meyer führte die Wirkung des tragiſchen Kothurns auf unſer Theater; in der Kreuſa ſtellte ſie die ganze Kraft und Würde einer altgriechiſchen Matrone, der Enkelin und Geliebten eines Gottes dar, und lieferte in Wort-, Mienen- und Gebehrdenausdruck Studien für die Kunſt. Der lange Monolog am Altar iſt des Dichters und ihr Meiſterſtück. — Hr. Iffland gab den Xuthos, und rundete dadurch das Ganze zu einer vollkommnen Darſtellung.

Z.

a) Oedipus zu Kolonos. Lyriſches Drama in drei Aufzügen, zur beibehaltenen Muſik von A. Sacchini, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von C. Herklots.

Es iſt ein ſchweres Unternehmen „zu einer beibehaltenen (!) Muſik“ einen lesbaren Text zu machen oder zu überſetzen; daher wollen wir im gegenwärtigen Falle nicht mit Hrn. Herklots über ſeinen Text zu Sacchinis Oper rechten; nur, daß es uns zuweilen bei der Aufführung faſt unmöglich ſchien, daß man mit den Noten und dem Text zugleich fertig werden könne. Dennoch wollen wir hoffen, daß der Text ſich unter der Partitur beſſer, als gedruckt, ausnehme.

Das hochtragiſche Süjet aus dem Alterthum iſt bekannt; es iſt in dieſer Oper ſehr einfach und gut behandelt worden. — Nur eine Bemerkung in Beziehung auf die Muſik. Es findet ſich nehmlich in der ganzen Oper kein Quartett; die ſchönſte Gelegenheit wäre im dritten Auftritt des dritten Akts geweſen, wenn der Dichter den drei handelnden Perſonen Oedipus, Antigone und Polinices (der hier immer Polineik heißt) den Theſeus, als die vierte, hätte zugeſellen wollen. Aber er hätte die Schönheit der Handlung ſelbſt aufopfern müſſen, nach welcher die Verſöhnung durch Antigone aus dem Gemüthe der Handelnden ſelbſt, ohne Dazukommen eines Fremden, entwickelt wird. Ein gewöhnlicher welſcher Opernmacher würde für keinen Preis die Gelegenheit zum Quartett hingegeben haben. Aber der franzöſiſche Dichter hat wohl gethan; denn die Muſik iſt wegen der Handlung. nicht dieſe wegen der Muſik da.

Der Komponiſt iſt dem Dichter Schritt vor Schritt gefolgt. Alle unnützen Zierrathen und üppigen Auswüchſe hat er mit vielem Bedacht hinweggelaßen, und ſeinen erhabnen Gegenſtand durch eine ächt theatraliſche Muſik unterſtützt und verſchönert dargeſtellt. Sey es auch, daß hin und wieder ein kräftigerer Ausdruck vermißt werde: ſo iſt doch über das ganze Werk eine ſeltene Lieblichkeit verbreitet, und jeder ſanfte, zarte Ausdruck des Dichters mit ſüßen und rührenden Melodien wiedergegeben. Man darf nur das letzte Terzett hören, um ſich völlig befriedigt zu fühlen.

Wir würden auch wohl thun, uns an dieſe einfachere Art von Muſik zu gewöhnen. Unſre jetzige rauſchende Orcheſterbegleitung und übertäubenden Blasinſtrumente kontraſtiren freilich gar ſehr mit dieſem einfachen, beſcheidenen Accompagnement, bei welchem die Blasinſtrumente ſich ſanft an die Singſtimme anſchmiegen und ſie freundlich unterſtützen, ſtatt ſie niederzudrücken.

Nur die Ouverture iſt zu tadeln. Sie gleicht mehr einem ganz gewöhnlichen Allegro einer Symphonie, als einer Einleitung zu einer tragiſchen Handlung. Indeſſen haben die Italiener hievon andere Begriffe, als wir Deutſche; einestheils ſind ſie der Inſtrumental-Muſik nicht ſo mächtig, wie wir; anderntheils wollen ſie auch durch ihre Ouverturen ſelten etwas anders ſagen, als: die Oper wird angehen!

Die heutige Vorſtellung war zugleich ein Feſt auf unſrer Bühne, denn Madame Schick betrat ſie, nach einer langen Krankheit, zum erſtenmale wieder als Antigone. Sie ward bei ihrem erſten Erſcheinen mit Auszeichnung und lebhafter, allgemeiner Theilnahme empfangen. Sie ſang und ſpielte unübertrefflich ſchön. Ihre volle, runde und zarte Stimme hat nichts verloren, im Gegentheil, wie Kenner verſichern, ſoll ſie nicht nur durch den größeren Raum im neuen Hauſe, ſondern an und für ſich ſelbſt nach ihrer Krankheit an Geſchmeidigkeit und Zartheit gewonnen haben. Beſonders in dieſer Oper muß ſie mit entſchiedenem Beifall ſingen, da ſie hier vorzügliche Gelegenheit hat, ſich als vollkommne Meiſterin der Kunſt zu zeigen, das Rezitativ ſprechend und richtig, ohne zweckwidrige Verzierung, als reine poetiſche Deklamation, mit Feuer und Kraft vorzutragen; in welcher ſie einzig bleibt. Möge ſie noch lange die Freude und die Bewunderung der Kenner bleiben!

Eben ſo verdienen Herrn Gerns (als Oedipus) trefflicher Geſang und wahres Spiel, die ganze Darſtellung, ſo wie die vortreffliche, präciſe Execution des Orcheſters eine ehrenvolle Erwähnung.

Im erſten und dritten Akte wird auch getanzt, und zwar von einigen königlichen Operntänzern.

X.

---

9) **Ueberſicht.** Vom 17ten April bis 27ten Mai überhaupt ſechs und dreißig Stücke, darunter:

neue	zwei

nehmlich: den 28ſten April, die **deutſchen Kleinſtädter**, Luſtſpiel in 4 Akt. von Hrn. v. Kotzebue. ſehr gefallen. (zweimal) Den 15ten Mai. **Ion**, Schauſpiel in 5 A. (von A. W. Schlegel) ſ. ob. zweimal.

Schauſpiele	vier;
Trauerſpiel	eins;
Singſtücke	neun;

Luſtſpiele	eilf;
Die Nymphe der Donau	nur zweimal;
Die Jungfrau von Orleans	dreimal;
(am 30ſten April zum erſtenmale im neuen Hauſe mit Pracht und großer Richtigkeit des Coſtums)	
Leſſingſche: Nathan und Emilia Galotti, jedes	einmal.
(Hr. Schwadke ſpielte diesmal den Marinelli.)	

Anm. Vom 18ten April bis zum 7ten Mai ſind Herr und Madame **Reinhard**, vom hannöveriſchen Theater, mit vielem Beifall in folgenden Gaſtrollen aufgetreten: Herr R. als Czaar (in den Strelitzen), Oberförſter (in den Jägern); Adelungen; Hauptmann Klinker (im Epigramm); Otto von Wittelsbach und Kaberdar. Mad. R. als Oſſakova in den Strelitzen; Mad. Kreſen die jüngere im Fremden und als Klara.

XIII.

Poſtſcripte.

48.

Sorge für die Kinder.

In einer Anzeige des Induſtrie-Comtoirs in Weimar ward neben Bertuchs Bilderbuch, Krauß Abc des Zeichners, Walthers Betrachtungen über die Natur zur Beförderung religiöſer Ueberzeugungen und Gefühle ꝛc., auch Falks Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre — zu Weihnachts- und Neujahrsgeſchenken für Kinder empfohlen.

M. Steinbrenner edirt Predigten über Hufelands Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, und liefert darin eine Predigt: Ueber den Einfluß der Zeugenden auf die Lebensdauer der Kinder. — Weiter kann man doch die Sorge für die lieben Kleinen nicht treiben.

F.

49.

Zu große Strenge.

Ein großer Kaiſer verurtheilte einen funfzigjährigen Mann zu neunzig Jahren Feſtungsarreſt, und ein Magi-

ſtrat

ſtrat in einer kleinen Stadt einen Bürger zu Gefängniß auf vier Stunden bei — Waſſer und Brodt. — Damit war es wohl Beiden nicht Ernſt; denn man hätte, um das Urtheil in ſeiner Strenge zu vollziehen, jenen zwingen müſſen, 140 Jahre alt zu werden, und dieſen, der wahrſcheinlich ſatt war, Brodt zu eſſen.

F.

50.

Rettung der Manen.

In von Eggers Bemerkungen auf einer Reiſe ꝛc. Kopenhagen 1801. S. 402. ſteht: „Hier (auf dem Kapitol) rief er „(General Berthier) die Namen der Katone und Brutuſſe „auf ꝛc.“ Wie kann man Namen aufrufen? Es ſoll Manen heißen. — Ach! das iſt der Druckfehler, der ſo manchem Schriftſteller ſchon Galle gemacht hat! — Man kann ſich in dieſem Stücke vor den Setzern durchaus nicht retten; alſo — liebes Publikum! präge dir den Namen der Manen tief ein, und ſetze ihn überall, wo es Noth thut, ſtatt Namen. Bedenke, daß du damit gewöhnlich die brillanteſten Stellen retteſt, die ſonſt, ohne dieſe veredelten Geſpenſter, wie der Glaube an dieſe, ganz verlohren gehen.

F.

51.

Das Carmen.

Man muß den Purismus in der deutſchen Sprache nicht zu weit treiben! — Neulich ſagte jemand: Herr N. hat auf die Hochzeit der Jungfer X. ein Gedicht drucken laſſen; und als ich es näher anſah, war es — ein Carmen.

F.

52.

Der Himmel auf Erden.

Die Ehe iſt bekanntlich das Reſultat gegenſeitiger Werthſchätzung, Hochachtung und Liebe, gegründet auf wahrhaft gute und ſchöne Geſinnungen, und verbunden mit einer Vereinigung der äußeren und inneren Schickſale. Wer dies weiß und glaubt, der wird folgende Nachricht zu würdigen verſtehen: Im October 1797 iſt ein Heiraths-Inſtitut (ganz Recht! von Heirath, nicht von Ehe, iſt die Rede) zu London errichtet worden, welches Ehe- (Heiraths-) Luſtigen Gelegenheit zum Briefwechſel und Zuſammenkünften (!) verſchaft. — Noch ſteht die naive Aeußerung dabei: Es wird wahrſcheinlich ſeinen Fortgang haben, weil es ſchon die Verbindung einiger Perſonen, die ſich zuvor ganz unbekannt waren, veranlaßt hat.

Seitdem ſind die Deutſchen auch klüger geworden. Es iſt ein gedruckter Heirathstempel errichtet, und der Reichsanzeiger iſt zum Himmel geworden, wo Ehen geſchloſſen werden.

F.

53.

Es wäre die Frage: welche Perſonen bringen dem Comtoir des Intelligenzblatts, dem Reichsanzeiger u. dgl. mehr ein: die Leſer oder die Nichtleſer? — Man kann ſich ohne Bedenken für die letztern erklären. Die Leſer und Käufer brauchen das Blatt ſtillſchweigend für ein Geringes zu ihrem Nutzen; die Nichtleſer fragen gegen große Inſertionsgebühren an, was ſie eben geſtern hätten beantwortet leſen können.

F.

54.

Die Nymphe der Donau und die natürliche Zauber-Oper.

Herder, in ſeiner Adraſtea, III. S. 173., (womit er den guten Genius wieder verſöhnt) macht zu beiden folgendes Poſtſcript:

> Jedes Wunder muß neceſſitiert werden, ſo daß es jetzt und alſo nicht anders als erfolgen kann, oder man verlacht den Dichter mit ſeinem feingeſchnitzten Gebets- und Glaubensſtabe. Gäbe er ſich vollends Mühe, das Wunderbare uns zugleich nicht wunderbar, d. i. natürlich zu machen; warum gab er ſich denn Mühe, den Wunderſchrank zu zimmern, in welchem er uns gemeines Spielwerk zeigt?

M.

55.

Ein Einfall muß, wenn er ein guter ſeyn ſoll, nicht nur ein Ein-, ſondern auch ein Ausfall ſeyn.

Gh.

56.

Es iſt kein geringes Kompliment, und doch enthält es ſo viel Wahrheit, wenn man ſagt: die Geliebte eines Dichters ſey die Camera obscura des Univerſums.

Gh.

57.

Wenn ein Mädchen einen Spiegel kaufen könnte, in welchem ſich ihre Geſtalt unendlich verſchönert zeigte, als in allen andern Spiegeln, würde ſie es nicht mit Freuden thun? — Liebhaber ſind ſolche Spiegel, und darum hat man ſie oft ſo lieb.

M.

58.

Triumph der Weidmanns-Sprache.

Nur den Hirſch, und nur das ſchwarze ritterlich Wildpret
  Sprach der Weidmann ſonſt an: wie viele Enden er hat;
Ob ein überlaufener Friſchling, zweijähriger Keuler,
  Oder ein Hauptſchwein es ſey. Söhne Dianens, vernehmt's!
Wie wir das Wild, ſo ſprechen die Vorhofs-Kunſtrichter in Weimar
  Werke der Kunſt, es ſpricht Göthe die Bilder jetzt an *).

ΓΟΕΘΕΣΕΒΗΣ,
zu deutſch: Fürchtegott.

---

*) S. Weimariſche Kunſtausſtellung von 1801 u. ſ. w. als Zugabe zum 1ſten B. der Jenaer A. L. Z. v. J. 1802. S. XXIV. „Wäre uns die Geſchichte (der Lucretia) völlig „unbekannt, ſo würden wir das Bild etwa folgendermaſsen „anſprechen, u. ſ. w.“

Anzeiger der Eunomia.

No. VI. Junius 1802.

Literariſche Anzeigen.

In Friedrich Maurers Buchhandlung in Berlin ſind ſo eben im Druck erſchienen:

1.

Meine Reiſe nach Frankreich

in den Jahren 1800 und 1801.

Von

Ludwig Selbiger.

Zweiter Theil. Mit Kupfern. 8.

Berlin 1802.

Preis 1 Thlr. 14 Gr.

Es wird gewiß jeden Leſer von gutem Geſchmack äußerſt angenehm ſeyn, zu wiſſen, daß nunmehr die Fortſetzung dieſer ſo intereſſanten Reiſe erſchienen und zu haben iſt.

2.

Orientaliſche Gemälde.

Von

Saul Aſcher.

Mit Kupf. 8. Berlin 1802.

Dieſes unterhaltende Buch enthält folgende Erzählungen:

- **Sirtha**, oder den Rächer ſtraft ſeine eigene Rache.
- **Murat**, oder Weisheit iſt das Kind der Erfahrung.
- **Alimelek**, oder nur Anſpruchloſigkeit ſchafft ein weiſes Glück.
- **Schach Hallum**, oder das goldene Bruchſtück.
- **Saled**, oder wie muß man Wahrheit ſagen.
- **Kara**, oder dem edlen Willen lohnt nicht immer gute That.
- **Said**, oder nach ſeinem Berufe muß man Wünſche äußern.

Der Preis iſt in allen Buchhandlungen 1 Thlr. 4 Gr.

3.

Magazin für die Thierarzneikunde,

oder

Beobachtungen, Verſuche und Erfahrungen

über die

innerlichen und äuſſerlichen Krankheiten

der Pferde und des Hornviehes,

von

Joh. Nic. Rohlwes,

Königl. Preuß. Pferdearzt auf dem Friedrich-Wilhelms-Geſtüt zu Neuſtadt an der Doſſe.

Vierter Jahrgang 1802. Erſtes Quartal. Mit Kupf. 8.

Berlin, bei Friedrich Maurer.

Inhalt:

1) Abhandlung von dem Rotze der Pferde. (Fortſetzung.)

2) Abhandlung über die Entſtehung, Erkenntniß und Heilung des Stollſchwamms bei den Pferden. (Mit einer Kupfertafel.)

3) Ueber die Anwendung des Pferdeſchuhes.

4) Von dem Verfangen des Rindviehes.

5) Von dem Lungenhuſten des Rindviehes.

6) Vorſchrift der Mittel, wodurch das Blauwerden des Rahmes oder der Sahne auf der Milch zu heben iſt.

7) Von der zähen Milch.
8) Abhandlung von dem einfachen und langwierigen Schnupfen des Rindviehes.

Der ganze aus vier Quartalen beſtehende Jahrgang dieſes Magazins koſtet geheftet auf Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr., und auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

4.

Predigtentwürfe
für
das Jahr 1801.
Von
Joh. Friedr. Zöllner,
Königl. Ober-Conſiſtorial- und Ober-Schulrath, Probſt in Berlin.

Gedruckt zum Beſten der Kirche.
gr. 8. Berlin 1802.

Sind ſo eben erſchienen, und in Friedrich Maurers Buchhandlung, ſo wie auch noch der erſte Jahrgang für das Jahr 1800, jeder für 1 Thlr. 4 Gr. zu haben.

Eunomia.

Eine

Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben

von

Feßler und Fiſcher

Omnibus aequus.

Jahrgang 1802.

Zweiter Band.

Julius bis December.

Berlin,
bei Friedrich Maurer. 1802.

Inhalt
des
zweiten Bandes.

Julius.

I. Poeſie und Proſa. Fragmentariſche Verſuche. Von Hrn. Dir. Mnioch. . . . . Seite 1

II. Hymnus an Hygiea. Von Hrn. D. Neubeck. — 15

III. Briefe über die Vervollkommnung der Kunſt bei den Alten und Neuern. Zweiter Brief. Von Hrn Woyda. . . . . — 20

IV. Die Beredſamkeit vor dem Richterſtuhle der Logik und der Poeſie. Von H--n--s. . . . . . — 35

V. Ueberſetzungen aus dem Horaz. Von Hrn. Klamer Schmidt. . . . . — 46

VI. Zeichen der Zeit.

Bildungsanſtalten. Von S----e. . . . . . . — 52

VII. Zwei Gedichte, von Hrn. Fr. Cramer.

1. Erinnerung . . . . — 58

2. Der Waſſerfall (An W. Wilke.) . . . . . — 59

VIII. Literariſche Fabeln und Paramythien. Von Hrn. Friedrich Raßmann in Halberſtadt. . — 61

IX. Einige Bemerkungen über das lyriſche Trauerſpiel, als Antwort an einen Freund, der dem Verfaſſer verſchiedene Beurtheilungen ſeiner Opern mittheilte. Von Hrn. v. **Filiſtri**. . . . . Seite 70

X. Theater.

  1. Die franzöſiſchen und die deutſchen Kleinſtädter, von **Picard** und **Kotzebue**. . . . . — 89
  2. Ueberſicht der aufgeführten Stücke. . . . . — 92
  3. Theateranekdoten von der böhmiſchen Grenze. — 93

XI. Poſtſcripte. . . . . — 95

Auguſt.

I. Empfindungen und Erfahrungen einer Deutſchen in Paris. Von **Helmina** Freyin v. **Haſtfer**, geborne v. **Klenke**. . . . . — 97

II. Verläumdung. Ein Beitrag zur Philoſophie des Lebens (Nach dem Horaz.) Geſchrieben im Jahr 1797. . . . . — 128

III. Zeichen der Zeit. Von **Philaleth**. . . — 150

IV. Iſt das Studium der alten Literatur nunmehr entbehrlich? Von **Philologos**. . . . . . . — 172

V. Aphorismen. Von Hrn. D. Detmold jun. . . — 181

VI. Theater.

  1. Das öffentliche Geheimniß: ein Luſtſpiel von Gozzi, nach Gotters Bearbeitung. Von Sh. — 184
  2. Ueberſicht der aufgeführten Stücke. . . . . — 186
  3. Ueber den verſtorbenen Schauſpieler **Lißing**. — 187

VII. Poſtſcripte. . . . . — 189

September.

I. Ueber den Verfall der Hauptſtadt Warſchau. Von Hrn Stadtrath Grenan daſelbſt . . . . . Seite 193
II. Ueber die Methode des Hrn. Profeſſor Olivier beim Elementarunterrichte der Kinder. Von Hrn. D. und Profeſſor Weiß in Leipzig . . . . . . — 214
III. Die Jahreszeiten in Valencia. Von Hrn. Chriſtian Auguſt Fiſcher . . . . — 240
IV. Alexander, Friedrich Wilhelm und Luiſe in Memel. Von Hrn. Profeſſor Heinſius. . . . . — 244
V. Zeichen der Zeit.
Schauſpiel. Von Philaleth. . . . . — 247
VI. Julian und Kamilla. Ein hiſtoriſches Gemälde. Von Hrn. Friedrich Cramer. . . . . . . — 260
VII. Theater.
1. Königliches Nationaltheater. . . . . — 275
2. Mahomet, nach Voltaire von Göthe, auf dem Weimariſchen Hoftheater. . . . . — 276
3. Jon, Jphigenia, auf demſelben Theater. . . — 282
VIII. Poſtſcripte. . . . . — 285

Oktober.

I. Ueber die Vervollkommnung der Kunſt bei den Alten und Neuern. Dritter Brief. Von Herrn Woyda. . . . . — 289
II. Nachricht von einer ganz neuen plötzlichen Revolution in der Philoſophie. Von Hrn. K. F. B—r. — 304
III. Denkſteine am Lebenswege. Von Otto Graf von Haugwitz. . . . . — 328

IV. Zeichen der Zeit.

Die Juden. Von Philaleth. . . . . . . Seite 330

V. Die Induſtrieſchule im Harz. Von Hrn. Klamer Schmidt. . . . . — 340

VI. Die Werkſtätte des Bildhauers. Nebſt Nachrichten von den neueſten Arbeiten des Hrn. Direktors Schadow in Berlin. Von Hrn. G. Schadow. . . . . — 346

VII. Korreſpondenz.

1. Ausſtellung der Königl. Kunſt- und Bauhandwerksſchule zu Halle. . . . . — 364

2. An den Verfaſſer der Anzeigen von den Taſchenbüchern und Almanachen in der Eunomia. — 368

VIII. Theater. Königliches Nationaltheater.

1. Ueberſicht und Notizen. . . . . — 370

2. Rodogüne, Trauerſpiel nach Corneille. . . . — 372

3. Die Zauberflöte, von Mozart und Schikaneder. . . . . — 375

4. Leon, oder die Burg Monterero. . . . . . — 379

IX. Poſtſcripte. (Juriſtiſchen Inhalts.) Von Hrn. Prof. Ernſt Adolf Eſchke. . . . . . — 382

November.

I. Ueber die Vervollkommnung der Kunſt bei den Alten und Neuern. Vierter Brief. Von Hrn. Woyda. . . . . — 385

II. Donna Elvira. Ein Prolog. . . . . — 401

III. Was gewinnt der Staat dabei, wenn ſeine Diener ſchlecht beſoldet werden? Ein Wort zu ſeiner Zeit. Vom Herrn Conſiſtorial-Rath Horſtig. . . . . Seite 424

IV. Zeichen der Zeit.

Ueber die Dichtkunſt. Von Herrn B — r. . . . — 439

V. Der Garten. Ein Gemälde aus dem häuslichen Leben. Von Herrn M. Reinecke. . . . . . — 455

VI. Theater Königliches Nationaltheater.

1. Ueberſicht und Notizen. . . . . — 465

2. Don Ranudo de Colibrados, eine Poſſe in 4 Akten nach Holberg, frei bearbeitet von Herrn v. Kotzebue. . . . . — 467

3. Die deutſche Familie, ein Schauſpiel in fünf Akten nach dem Charaktergemählde: Herr Lorenz Stark, vom Prof Engel. Für die Bühne bearbeitet von J. L. Schmidt . . — 469

4. Elfride, ein ernſthaftes Singſpiel in zwei Akten, nach dem Italieniſchen von Hrn. Schaum. . — 472

5. Theateranekdote . . . . — 475

VII. Poſtſcripte. (Juriſtiſchen Inhalts.) Von Herrn Prof. Ernſt Adolf Eſchke. . . . . . — 476

December.

I. Herrmann. Ein dramatiſches Gedicht, von N. . — 481

II. Ueber die Vervollkommnung der Kunſt bei den Alten und Neuern. Letzter Brief. Von Herrn Woyda. . . . . — 545

III. Zeichen der Zeit.

Deſpotismus. Von Philaleth. . . . . Seite 535

IV. Philoſophie des Lebens, zur Vermeidung ſo mancher Uebereilungen. Von Herrn F. H. Bothe. . . . . — 549

V. Theater. Königliches Nationaltheater.

1. Ueberſicht. . . . . — 556

2. Der Puls, ein Luſtſpiel in 2 Akten, von Herrn Profeſſor Babo. . . . . — 557

3. Die Huſſiten vor Naumburg, ein vaterländiſches Schauſpiel mit Chören in 5 Akten, von Herrn v. Kotzebue. . . . . — 560

VI. Poſtſcript zum zweiten Jahrgange der Eunomia. . . . . — 573

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

Julius 1802.

I.

Poeſie und Proſa.

Fragmentariſche Verſuche.

Poeſie und Proſa werden gewöhnlich für Gegenſätze genommen, im Grunde aber ſind ſie nur Nebenſätze, die einander nicht aufheben, ſondern vielmehr ergänzen.

Zunächſt reden wir hier nicht von der dürftigſten Bedeutung jener Wörter, wenn ſie bloß eine Verſchiedenheit der äußern Redeform bezeichnen (die ſogenannte gebundene und ungebundene Rede). Eben ſo wenig von dem ſogenannten

Bildlichen oder Unbildlichen des Ausdrucks, oder dem Ungewöhnlichen und Gewöhnlichen in der Wortſtellung, wornach es poetiſche und proſaiſche Redensarten, oder dergleichen Konſtruktionen geben ſoll. Streng genommen giebt es keine ungebundene Rede. Jede Redeform iſt durch den Inhalt beſtimmt, wenn ſie keine Unform iſt. Durch dieſe Beſtimmung iſt ſie gebundert. Und eben dieſelben bildlichen und unbildlichen Ausdrücke, eben dieſelben ungewöhnlichen und gewöhnlichen Wortſtellungen werden häufig von Dichtern und von Proſaiſten gebraucht, ohne mit der Diktion des Ganzen zu disharmoniren. Iſt aber ihr Gebrauch für den Einen *mehr erlaubt*, als für den Andern, ſo muß ſich auch dies nach dem *Inhalte* der Rede beſtimmen laſſen, nehmlich nach der Poeſie und Proſa deſſelben.

Unter Inhalt verſteh' ich hier Alles, was die Rede ausdrücken will, in ſofern ſie es durch *Gedanken-Zeichen* (durch Worte) *) verſucht: ſowohl alſo den Gedanken ſelbſt,

---

*) Abgeſehen von dem materiellen Charakter der Sprache, (als einer Reihe von Lauten und als Bewegung derſelben) der eben in gewiſſen Modifikationen und Bildungen die verſchiedenen *äußern* Redeformen ausmacht. Die letzten gehören zum unmittelbaren Ausdruck, welcher keinen Gedanken bezeichnet, auch nicht *mittelſt* des Gedankens eine Andeutung des Gefühls, ſondern ein unmittelbarer Ausdruck des Lebendigen iſt. Dadurch, daß die Bildung des Sprachmaterials einen unmittelbaren Ausdruck derjenigen Gemüthsſtimmung giebt, welche der Inhalt durch Gedanken andeutet, entſteht die Harmonie der Form mit dem Inhalt.

das Begreiflich-Faßbare, als auch das Unbegreifliche, die dunkle Lebendigkeit des Innern, die wir im Allgemeinen Gefühl nennen, für deſſen Ausdruck die Gedanken ſelbſt nur gewagte Zeichen ſind, und das ſie eigentlich nur andeuten können.*) Die Worte, als Gedankenzeichen, ſind in der letzten Hinſicht nur mittelbarer Ausdruck. —

Aber zunächſt ſprechen wir auch nicht von Poeſie und Proſa als Inhalt einer Rede. Es läßt ſich ſehr richtig ſagen: Poeſie und Proſa könne geredet werden; aber, da aller Ausdruck ein Inneres ausſprechen muß,**) ſo giebt es Poeſie und Proſa, noch ehe ſie als Inhalt einer Rede erſcheinen. Ueberdies laſſen ſich beide nicht bloß reden, ſondern auch in einem andern Material ausdrücken und verkünden.

Der tiefere Unterſchied zwiſchen Beiden liegt alſo im Innern des Menſchen, auch ohne Tendenz und Zweck des Ausdrucks.

Wie die geſammten äußern und innern Formen des Ausdrucks in proſaiſche und poetiſche geſchieden werden, und der Inhalt dieſe Formen gleichgeſchieden begründen muß: ſo muß ſich auch Alles, was Inhalt eines Ausdrucks werden kann, mithin das ganze ſinnlich-geiſtige Innere des Menſchen ſelbſt, in Poeſie und Proſa, oder in zwei verſchiednen Tendenzen dieſes Namens, ſcheiden laſſen, ſo daß ihre gegenſeitige Supplirung wieder das ſinnlich-geiſtige Leben umfaßt.

---

*) Inhalt der Rede iſt hiernach entweder ein bloßer Gedanken-Ausdruck durch Gedanken, oder eine Andeutung des Lebendigen eben auch durch Gedanken.

**) Sey es zur bloßen Erleichterung oder zum Zweck der Verkündigung.

Es giebt zwei Haupttendenzen des innern oder ſinnlich-geiſtigen Lebens, unter welche ſich alle übrige begreifen laſſen:

> Das Leben in ſeiner Vollheit, in ſeinem Dunkel und Licht, in der urſprünglichen Geſammtthätigkeit von Gefühl und Gedanke — zu leben;
>
> und:
>
> Den bloßen Gedanken in der (Gedanken-) Reflektion (des Lebens) zu orientiren, oder über das Leben iſolirt zu denken.

Die Geſammtthätigkeit des Innern iſt das volle urſprüngliche Leben. So unendlich mannichfaltig die Fakten des Innern, wenn wir ſie ſpecifiſch ſondern, ſeyn mögen, ſie bleiben Fakta des *vollen* Lebens, ſofern die Geſammtthätigkeit der Kräfte in ihnen herrſcht. Sie ſind dann aber auch nur Modulationen oder Regungen eines licht-dunkeln (heiligen) Chaos.

Iſolirt ſich das Denken, tritt es als Abſtraktion aus dem konkreten Gefühl heraus, und beginnt den Verſuch, das Lebendige in Begriffen zu reflektiren: ſo iſt zwar auch dieſe Tendenz des Lebens eine lebendige, aber was ſie wirkt oder erzeugt, iſt an ſich todt. Sie giebt uns eine Zergliederung des Lebens, um uns in ſeiner Konſtruktion, in ſeiner zuſammengeſetzten Faktität zu orientiren; aber alle ihre Zergliederungen ſind ein Unleben, und können nur durch die Anahnung oder Anempfindung der unbegreiflichen Verbindung, wieder lebendig werden. Was wir an begrifflicher Deutlichkeit gewinnen, verlieren wir an voller Lebendigkeit. —

Dieſe verſchiednen Tendenzen, als verſchieden, werden wir inne, *) ſobald ſich das Denken iſolirt. Vor dieſem Ausgange, dieſer Iſolirung des Denkens aus der Geſammtthätigkeit des Innern ſind ſie für unſer faktiſches Bewußtſeyn nicht da. Bis dahin iſt uns das volle Leben, — auch die ganze Tendenz des Lebens; dieſe Tendenz iſt dann weder bloß gefühlt, noch bloß gedacht, ſondern Beides. —

Die innere Ankündigung jener verſchiednen Tendenzen, als verſchieden, hängt nicht ab von der Freiheit des Willens. Wir erfahren ſie (dieſe Tendenzen) im Innern als eine Doppel-Strebung, die ſich verkündigen würde, möchten wir ihr Zwecke geben oder nicht. Sobald wir aber ihre Verſchiedenheit inne werden, und das Bewußtſeyn auf dieſer Verſchiedenheit abſichtlich verweilt, gewinnen wir eine Faſſung derſelben. Das Faſſen der einen oder andern Tendenz des Innern, ſo wie das Beziehen der einen auf die andre, (oder die gegenſeitige Supplirung) iſt frey. Aber Nothwendigkeit iſt's, daß jede Faſſung der lebendigen Fakten in uns Eine von Beiden ſeyn muß, (ſoll die Faſſung eine beſondre ſeyn) oder daß beide Tendenzen in Beziehung geſetzt werden müſſen, (ſoll die Faſſung ſupplirend ſeyn.) Dieſe Nothwendigkeit geht eben aus jenem unfreien Faktum des Innern hervor, das wir oben ein Doppelſtreben nannten. Begrifflich zerlegt.

---

*) D. h. ſie werden uns (durch Bewußtſeyn) Fakta des Innern.

iſt es ein unbegreiflicher Widerſpruch, nehmlich das unendliche Verlangen: das Leben deutlich — zu leben, das unbegreifliche Leben zu begreifen, kurz das volle Leben (die Geſammtthätigkeit von Gedanke und Gefühl) im Denken, als iſolirter Tendenz, doch wiederzufinden.

Ich wag' es, (denn was iſt aller Gedankenausdruck anders, als Wagniß) jene beiden Tendenzen und ihre Faſſung: die urſprüngliche und innerſte Poeſie und Proſa zu nennen.

Die Faſſung des vollen Lebens, oder auch nur das Streben nach dieſer Faſſung iſt, meinem Sinne nach, die Poeſie in Allem, was poetiſch heiſſen kann, ſey es das verſchwiegne Innere an ſich, oder eine Ausſprechung deſſelben in einer Lebensweiſe, in einem Kunſt- und Nicht-Kunſtwerk. *) Die Faſſung hingegen oder das Streben des iſolirten Denkens, der Verdeutlichung, oder des begrifflichen Orientirens im Lebendigen, iſt mir die Proſa in Allem, was proſaiſch genannt werden darf, ſey es ebenfalls das verſchwiegene Innere ſelbſt, oder eine Lebensweiſe, ein Kunſtwerk, ein Nicht-Kunſtwerk.

Weder in der poetiſchen noch in der proſaiſchen Tendenz vermag der Menſch ſich vollſtändig zu faſſen, ſo lange jede Faſſung iſolirt bleibt, und die Kunſt nicht (in Klugheit und Freiheit) Annäherungen auffindet und durchſetzt. —

Die poetiſche Faſſung will zwar volle Faſſung des Lebens-

---

*) D. i. mit oder ohne Konſtruktion der Darſtellung nach einer Zwecks-Idee.

digen ſeyn, aber ſie vermag es doch nicht anders, als indem ſie das Vorſtreben der bloß begrifflichen Tendenz, wodurch freilich die urſprüngliche Harmonie des innern Lebens geſtört wird, das aber doch in dem Weſen dieſes Lebens ſeinen nothwendigen Grund hat, entweder unſchuldig ignorirt, oder abſichtlich einſchreckt. (Ich ſage: das Vorſtreben dieſer Tendenz, eben weil ſich in ihr das Denken iſolirt von der Geſammtheit der Lebensthätigkeiten, und ein vom Dunkel des Gefühls ſcharf geſondertes, für ſich gebildetes Licht ſeyn will, da es urſprünglich ein zerſtreutes war, und nur als Dämmerung das rege Dunkel durchfloß.)

Die proſaiſche Faſſung iſt allerdings noch weniger eine vollſtändige Faſſung des Lebendigen. Alles iſolirte Denken kann nur ſagen, was über das Leben gedacht wird, nicht aber, wie es in der unbegreiflichen Vermählung von Gedank' und Gefühl innerlich und wahrhaft gelebt wird.

Es ließe ſich vielleicht im ſchweigenden Innern Einer dieſer Tendenzen ausſchließlich Raum geben, indem man ſich entweder ganz dem Licht-Dunkel der Empfindung widmet, oder ganz der kalten Helle des Raiſonnirens. Ja auch im Ausdruck durch jedes andre Mittel außer der Sprache (als einem beſtimmten Inbegriff von Gedankenzeichen) ließe ſich die ausſchließliche Widmung zur bloßen poetiſchen Tendenz fortſetzen. In jedem Falle aber würde der Menſch ſich innerlich ſelbſt verleugnen, indem er die Doppel-Tendenz des Lebens verleugnet.

Soll es hingegen zum Sprachausdruck kommen, ſo bedarf die Poeſie durchaus der Proſa. Der Menſch muß ſich in der heiligen Verworrenheit des ſinnlich-geiſtigen Lebens erſt durch iſolirtes Denken orientiren; eh' er verſuchen kann, in eben dieſer Orientirung eine ſtückweiſe Abzeichnung jener lebendigen Verworrenheit, als einer ſolchen, darzulegen. Und das iſt's doch, was der Poet im Sprach-Ausdruck, oder der redende Poet einzig wollen kann. — Das ächt-Konkrete und Unbegriffliche des Lebens muß es dann wagen, durch Abſtraktionen und Begriffe ſich andeuten zu laſſen; denn die Zeichen der letzten ſind dazu gewählt. — Dem Poeten in jedem andern Ausdruck, iſt die Proſa nicht ſchlechthin nothwendig im Beſtreben des Ausdrucks. Er verkünde Freud' oder Leid, Verlangen oder Furcht, Lieb' oder Haß, — in Lauten, in Geberden, ja ſelbſt in Bildungen äußrer Materie; — ein iſolirtes Denken, was ſich jene Empfindungen zu beſondern Gegenſtänden der Betrachtung macht, iſt hier nicht nöthig zur Möglichkeit des Verkündens. Alle jene Ausdrucks-Materialien ſind urſprünglich einem unmittelbaren Ausdruck geneigt, der als Ausbruch, als abſichtloſe Verkündung, kurz, als eine kräftige Strebung des lebendigen Innern zu einer Wirkung nach Außen erſcheint, ohne des Durchgangs durch die begriffliche Tendenz zu bedürfen. Vom poetiſchen Künſtler iſt nicht die Rede, obwohl auch der Poet als Schauſpieler, als Mahler und Bildner, und beſonders als Muſiker (abgeſehn von dem, wodurch er Künſtler iſt) *) die Kultur der begrifflichen Tendenz unend-

---

*) Von der Konſtruktion der Darſtellung nach einer Zweck-Idee.

lich weniger bedarf, als der Poet in Sprache. Ja der reingenialiſche Inſtinkt des Rechten, Treffenden, Wahren; und das genialiſche Talent für die begriffloſe Kultur deſſelben, muß hier ſogar, eben wieder aus genialiſchem Inſtinkt, vor begrifflicher Influenz achtſam bewahrt werden.

Die innere Proſa hinwieder muß es im Verſuch des Sprach-Ausdruckes zum Zweck der Verkündigung hell genug erfahren, daß der Gedanke ſelbſt, als iſolirte Lebenstendenz, mit der Tendenz des vollen poetiſchen Lebens wenigſtens das gemein hat, daß ihr Ausdruck eben auch gewagt iſt. Auch der Proſaiſt muß hoffen auf ein tieferes Errathen eines verwandten Innern. Alle Gedankenzeichen laſſen ſich, ihrer eigentlichen Bedeutung (dem Gedanken) nach, nur wieder durch Zeichen erklären; eine unmittelbare faktiſche Beſtimmung iſt nur im Innern des Denkenden ſelbſt möglich *). Die innere Faktität des Denkens überhaupt, und der einzelne faktiſch-iſolirte Gedank' im Innern ſind an ſich eben ſo unausſprechlich, als die Faktität des heilig-verworrenen Geſammtlebens, und deſſen einzelne Fakta. Dazu kömmt, daß das Innere der Gedankenzeichen, als ſolcher, oder die innere Form derſelben, (abgeſehn vom Material, als Laut und Bewegung, — und von dem eigentlichen Inhalt

---

*) Aller verkündigende Ausdruck gründet ſich auf einen Glauben an die Möglichkeit des Errathens in einem verwandten Innern. — Ich ſage auf einen Glauben, d. i. auf eine Zuſage, eine Ueberzeugung im lebendigen Innern ohne alle Begrifflichkeit, obwohl man verſuchen kann — wie eben jetzt geſchicht — ihn begrifflich anzudeuten.

oder der *begrifflichen Bedeutung*) ein Bild, oder beſſer eine *unbeſtimmte Bildlichkeit* iſt, die urſprünglich in der Geſammtfaktität des Gedankens und Gefühls erſchien, und welche das iſolirte Denken erſt ſpäterhin zum Mittel nahm, ſich ſelbſt feſtzuhalten. Der iſolirte Gedanke kann nur als Iſolirung in der Faktität des Innern reine Proſa heißen. Sobald er, der an ſich als reines Abſtraktum *unbildlich* iſt, ſich durch *Bildlichkeit* bezeichnet, iſt ihm die innere Poeſie (die lebendige Verworrenheit des Denkens und Fühlens) dazu behülflich geweſen. Sie hat ihm ein Bild, ein Konkretum von Licht und Dunkel geliehen, das er freilich zur Bedeutung einer *Unbildlichkeit*, eines *Abſtraktums*, einer bloßen *Lichtzeichnung* beſtimmt wiſſen will.

Nur wer ſich jener beiden Tendenzen des Innern durch Freiheit ermächtigt, und ſie zu Tendenzen ſeiner innern Bildung macht, kann die poetiſche Faſſung durch die proſaiſche ſuppliren. In dieſer Supplirung faßt er den ganzen innern Menſchen, denn er faßt den begrifflichen Widerſpruch, der ſein Weſen ausmacht, und den man eben darum keinen Widerſpruch nennen ſollte, ſondern Satz und Nebenſatz zur Vollſtändigkeit eines Hauptſatzes. Dieſer Hauptſatz iſt das ſinnlich-geiſtige oder geiſtig-ſinnliche Leben ſelbſt, die Doppelſtrebung: das Leben *deutlich* — zu *leben*!

Der beſſere Proſaiſt iſolirt das Denken, nicht in dem Wahn, das Leben durch Begriffe vollſtändig auszuſprechen, ſondern zur beſondern Uebung und Schärfung deſſelben, das mit es, geſchärft und geübt, ſich wieder vermähle mit dem Gefühl. Der beſſere Poet vergißt nicht, daß jener unendliche Verſuch größerer Aufhellung des innern Lebens ihm das eigentliche Ausſprechen des letztern in's Unendliche erleichtern kann, ja daß die einzelnen Aktus dieſer Aufhellung, poetiſch gefaßt, d. h. in die lebendige Verworrenheit des Geſammtlebens zurückgenommen, in eben dieſer Geſammtthätigkeit immer neue und doch wahre lebendige Geſtalten innewerden laſſen, und ſo der Kreis der Poeſie ſich intenſiv unendlich erweitert.

Es iſt Einſeitigkeit, ſeine Lebensanſicht und ſeine ganze Bildung bloß auf Proſa oder bloß auf Poeſie zu beſchränken, obwohl die künſtleriſche, nach einer Zweck-Idee vollendete Darſtellung der innern Poeſie oder Proſa eine beſondre Widmung der Kräfte verlangt, und ein beſondres Talent vorausſetzt.

Von der freien Umfaſſung der iſolirten Poeſie und Proſa des Innern iſt das Miſchen der Beiden verſchieden, nämlich die innere poetiſche Proſa oder proſaiſche Poeſie. Man kann die poetiſche und proſaiſche Tendenz jede für ſich zum Höchſten ausbilden (wenigſtens darnach ſtreben), und doch beide als gegenſeitige Supplirungen zuſammenfaſſen. Aber man kann auch die Supplirung gleich in den Aktus der Ausbildung mit aufnehmen, und dann entſteht ein Poetiſiren und Proſairen durch einander. Der gewöhnliche Menſch iſt poetiſche Proſa oder proſaiſche Poeſie; und wenn dieſe Miſchung nach einer Zweck-Idee durchgeführt wird, kann ſie ſich zu einem würdigen Kunſtleben oder Kunſtwerk veredeln.

Die traurigſte Einſeitigkeit iſt der Proſaiker, ſofern es einen Menſchen giebt, der wirklich nichts mehr iſt. Ich verſtehe darunter einen ſolchen, der ſich den Wahn angeeignet hat, das Lebendige in uns ließe ſich vollſtändig begreifen, gleichſam durch Begriffe errechnen, und der dieſem Wahn alle Mahnungen des Unbegreiflichen in ſeinem eignen Innern verachtend zurückweiſet, mag er übrigens von den höhern Abſtraktionen der Philoſophie, oder vom gemeinſten Handwerk Profeſſion machen. — Durchweg giebt es einen ſolchen Menſchen nicht, oder vielmehr einen ſolchen Wahn giebt es nicht beharrlich in irgend einem Menſchen *). — Freud' oder Traurigkeit, Ehr' oder Verachtung, Lieb' oder Haß, werden ihn fühlen laſſen, daß er ein Herz habe, daß etwas in ihm leb' und wirke, das wahr iſt, ohne daß ein Begriff es faſſen, ein bloßer Gedank' es ausſprechen kann. Der Menſch lebt nicht ohne Poeſie, er kann es nur wähnen, daß er ohne ſie lebe.

---

*) Ich ſagte Proſaiker, nicht Proſaiſt; unter dieſem verſteh ich den Ausbilder der proſaiſchen Tendenz des Innern ohne jenen Wahn, — alſo mit lebendiger Achtung für das Unbegreifliche. Der höhere Philoſoph, oder ſchlechthin der Philoſoph, iſt ein ſolcher. Es verſteht ſich im Aktus jener Ausbildung; in andern kann er Poet ſeyn, auch poetiſcher Proſaiſt. Die Namen müſſen gelten nach der Bedeutung, die aus dem Obigen folgt.

Einſeitige Poeten bloß im Innern ſind eher möglich. Poetiſiren ſie aber im Sprach-Ausdruck, ſo wäre Einſeitigkeit ein Widerſpruch. Sie haben Begriffe gewählt, um Gedank' und Gefühl auszuſprechen, ihr Ausdruck würde ohne Begriffe ſeinen unmittelbaren Inhalt verlieren. Die Kultur der begrifflichen Tendenz, wenigſtens die Kunde dieſer Kultur, iſt ein nothwendiges Bedingniß ihrer Darſtellung. Vergeſſen ſie dies aber im Einzelnen, und giebt ihr Ausdruck zunächſt keine begreifliche Reihe von Begriffen, obwohl dieſe auf's Unbegreifliche deuten ſollen (auf Fakta des heiligen lichtdunkeln Lebens); ſo haben ſie die Mittel über dem Zweck vergeſſen, und mögen in dieſem Moment immerhin Wahnſinnige heißen.

Die Philoſophie, als Kultur der proſaiſchen Tendenz, mit Achtung und Sinn für die poetiſche, iſt eine hochverehrte Schweſter der Poeſie, Sei ſie auch die jüngere (wie man ſagt), ſie macht die ältere immer wieder neu und jung. Das Licht des iſolirten Denkens kehrt immer heller zurück in das rege Dunkel, und immer klarer und klarer wird das innere Leben, ohne ſeine Wärme zu verlieren, und ſeine kräftige Regſamkeit. Der Gedanke durchwebte das Chaos der Gefühle urſprünglich als eine trübe, ſchwankende Lichtmaterie; der Philoſoph formt dieſe in der Iſolirung des Denkens zu einer an ſich kalten Sonne. Aber was ſchwankende Lichtmaterie war, wird jetzt eine Menge von feinen Strahlen, die heller und reiner in's Innere dringen. Freilich, die Regſamkeit und Wärme des Lebendigen werden ſie nimmer beleuchten *): aber ſie beleuchten die tauſend und tauſend Geſtalten, erzeugt und gebildet von dieſer Wärm' und Regſamkeit; und das dunkle Leben freut ſich, daß ſeine Kinder geſehen werden. Der Himmel iſt nicht da, wo die Sonne im leeren kalten Aether ſteht; er iſt, wo ihre Strahlen die warme, blühende Erde verklären.

Beſonders die redende Poeſie empfängt ihr immer neues Blühen, ihre neue und immer andre Jugend als freundliche Gabe der Philoſophie. Iſt doch ſelbſt der iſolirte Gedanke eine Tendenz des Lebendigen. So weit er ſich bildet, ſo weit hat ſich eine Tendenz des Lebens gebildet. Umarme, du volles Leben, deinen Sohn auf jeder Stufe der einſamen Bildung, — dieſe Umarmungen ſind Momente einer ewig jungen, in tauſend Zweigen immer neu aufblühenden Poeſie. — Solche Momente ſind es, die ich z. B. in den kühnen Wagnungen finde, die Phyſik und Chemie zu poetiſiren, wovon uns unter andern *Friedrich Schlegel* neuerdings Proben gegeben hat.

Mnioch.

---

*) Wer das Gegentheil wähnt, iſt eben darum kein Philoſoph, weil er Poeſie nicht achten kann, ihre Strebungen in ſich zurückweiſen muß, und den Sinn für ſie ertödten *möchte*, obwohl es ihm nimmer gelingen wird. — Der ächte Philoſoph, in dem Aktus, worin er dieß ſeyn will, kultivirt die begriffliche Tendenz immer mit dem Vorbehalt der Supplirung durch die unbegriffliche.

II.

Hymnus an Hygiea.

Von

Neubeck *).

Welche der Göttinnen naht? Wem glühn auf hundert Altären
Dankhekatomben? — Erwache, Geſang! Nicht würdiger iſt ja
Eine der Himmliſchen, daß in Begeiſterung du ſie begrüßeſt,
Als Hygiea, die menſchenerhaltende, heilige Göttin.
Ewig blühend in Jugend erſcheinet ſie. Nicht, wie Cytherens
Roſigem Nacken, entſtrömt Ambroſiaduft Hygiea's
Göttlichem Haupt; nein, Thau der Geneſung, den Panacea
Nennen die Himmliſchen, träuft von den goldenen Locken, und ringsum
Lenzt, wie verjüngt, die Erde; genährt vom ätheriſchen Balſam
Sproſſen päoniſche Kräuter, und alles berauſcht im Gedeihn ſich.

---

*) Alle Freunde des Geſanges werden dem Dichter der Geſundbrunnen die Mittheilung dieſes vollendeten Hymnus, wodurch er ſich den Homeriden aller Zeiten anreiht, danken.

— — „Mit Lebensfülle geſegne
Sie ihren Prieſter hinfort, und lohne ſein Lied mit Gedeihn Ihm!"

Kſchr.

Fröhlicher ſehn die Mütter den hold anlächelnden Säugling
An der ſchwellenden Bruſt aufblühn, ſanft wölbet der Jungfraun
Buſen ſich, Jünglinge glühn, durchſtrömt vom Gefühl der Geſundheit,
Und graulockige Greiſe verjüngen ſich. Aber vor allen
Segnet der ſchwer Erkrankte die heilende Macht Hygiea's,
Der, vom ſüßen Gefühl des neuen Lebens beſeligt,
Mit noch zitternder Lippe den Dank der Erhalterin ſtammelt.

Preis dir, Herrliche, Preis! Was lebt auf der heiligen Erde,
Huldiget dir, denn dein iſt die Macht, zu erretten vom Tode.
Selbſt du pflanzeſt den immer lebendigen Trieb der Erhaltung
Allem ins Herz, was athmet. Des Walds hülfloſe Bewohner
Lehreſt du ſelbſt auf den Bergen die heilende Würze zu finden,
Welche die Plag' abwendet, und neu die purpurne Welle
Kräftiget zum harmoniſchen Tanz in den ſchwellenden Adern.
Ohne dich, Göttin, erkrankt die Natur, und verderblicher Seuchen
Schweres Gedünſt wälzt über die Städte ſich; feindliche Sterne
Schütten die Peſt auf das Land, und den Tod und die grauſe Verweſung.
Aber ſobald huldvoll dein Antlitz wieder ſich wendet:
Siehe, dann kläret urplötzlich der Himmel ſich; Heil und Geſundheit
Steigen in goldenen Wolken herab; ein kehret die Freude
Wieder in Dorf und Stadt, und neu blühn Künſt' und Gewerbe.
Feſtlicher Jubel erſchallt: o ſelig, wer Hygiea's
Liebe gewann! Sein Leben, geſchmückt mit Blüthen und Früchten,
Iſt mit Segen erfüllt, und lange Jugend beglückt ihn.
Stärke verleiht ſie, und Muth, und kühn vollendende Kraft ihm,
Klugen Entſchluß in Gefahren, und lebenverlängenden Frohſinn.

Welcher

Welcher Geſang, Hygiea, vermag dich würdig zu preiſen?
Dir lobſingt die ganze Natur. Der gefühlten Geſundheit
Luſt frohlocket im Liede der Nachtigall, jubelt im Frühpſalm
Steigender Lerchen, und hebt mit freudigem Schwunge den Adler
Ueber die Wolken empor. Dein Lob verkündigen aller
Lebenden ſüßeſte Wonnen, und ihrer Entzückungen Frohlaut.

Dein iſt jeder Triumph der jugendlich blühenden Schönheit;
Denn es entfaltet ſich nur die ſüße Blüthe der Anmuth,
Wann Hygiea's Liebe ſie pflegt. Drum ſchallt an der Götter
Feſten der Grazien Weihegeſang dir, wann ſie dich kommen
Sehn, von den Muſen geführt, in der Hand die goldene Schaale,
Die dein göttlicher Vater dir mitgab, als vom Olympus
Er dich zuerſt ausſandte, den arbeitſeligen Menſchen
Auszutheilen die Fülle der lebensfrohen Geſundheit.

Dein ſind unſerer Ehen erfreuende Segnungen. Liebend
Walteſt du über den Schooß der Erzeugerin, ſtets ſie behütend,
Wann weitherrſchende Seuchen daherdrohn. Ach! es ernähren
Fremde Brüſte das Kind, und früh hinwelkend verblüht es,
Wenn nicht deine geheiligte Macht der Gebärerin beiſteht.
Auf! und verehrt Hygieen mit mir, bringt fromme Gelübde
Demuthsvoll der Erhalterin dar, ihr Jünglinge, wenn ihr
Einzugehn euch ſehnt in die bräutliche Kammer. In ihrer
Obhut blühet hinfort der Hoffnungen ſchönſte: das Thränen-
Lächeln der Gattin zu ſehn, wann erſt den Knaben, den Erſtling,
Auf den Armen ſie wiegt, und zum Kuß dem Vater ihn hinzieht.

Siehe, mit edelem Ruhme geſchmückt, und geliebt von den
Menſchen

Iſt der verſtändige Arzt, Hygiea's würdiger Prieſter,
Der mit erfahrenem Sinn der Naturkraft tiefes Geheimniß
Ausforſcht, und den Gewalten der Heilungskräuter gebietet.
Holden Geſang auch pflanzt in die Seel' ihm Föbus Apollo,
Der die melodiſche Leyer erfand, und in Delfos Orakel
Offenbarte die heilende Kunſt den Sehern der Vorwelt.
Du nur, Hohe, verleihſt ihm die Vollmacht, ſelbſt an des Hades
Unrückgängiger Schwelle das ſterbliche Leben zu friſten.
Deiner getroſt, hülfreichſte der Göttinnen, kämpft mit des Python
Schreckniſſen muthig der Held, und vertilgt ſiegreich den Verderber.

Heil, Allſegnende, ſteter Verherrlichung Würdige, Heil dir!
Dir ſind Tempel geweiht an den Strömungen heiliger Quellen,
Wo du beſeligend naheſt den Sterblichen, die um Gedeihn dich
Anflehn unter dem heiteren Dienſt der najadiſchen Jungfraun.
Alle geſunden und leben. Iō! frohlocket ihr Päan.
Ringsum hallen: Iō! die Waldeinöden der Nymphen;
Und mit Bekränzungen ehrt der Geneſenen Schaar den Altar dir.

Preis dir, gefeierte Göttin! Sey hold auch immer und hülfreich
Deinem geweiheten Prieſter! Mit Lebensfülle geſegne
Du mich hinfort, und bewahre dereinſt mich im Alter vor Siechthum!
Heil dir, Königin, Heil! O lohne mein Lied mit Gedeihn mir!

Anmerkungen.

Päaniſche Kräuter. Heilkräuter, von Päan, dem alten Gotte der Heilkunſt.

Dein göttlicher Vater, Aeſklepios oder Aeſkulap. Hygiea wurde als ein Mädchen von ſchlankem Wuchs, in einen langen Talar gehüllt, vorgeſtellt. Sie hatte eine Schaale voll Maza in der Hand, woraus eine Schlange fraß. Verſuch einer pragmatiſchen Geſchichte der Arzneikunde, von Kurt Sprengel. 1r Th. S. 119.

Liebend walteſt du über den Schooß der Erzeugerin. Die Aerzte haben beobachtet, daß Schwangere gewöhnlich von herrſchenden Krankheiten befreit bleiben.

Python, Fäulniß oder Verweſung, die gewöhnlichen Begleiter der Peſt. Nach der alten Fabel war der Python ein ungeheurer Drache am delphiſchen Orakel, welchen Apollo tödtete. — Urſprünglich bezeichnet das Wort Heid oder das alterthümliche Heiland einen Erretter, Befreyer vom Uebel.

Jō Päan! Jō! war den Griechen ein Ausruf der Dankfreude, wenn ſie für irgend eine Wohlthat, hier für die Wiedergeneſung, den Heilbringer Apollo prieſen.

III.

Briefe über die Vervollkommnung der Kunſt bei den Alten und Neuern.

Zweiter Brief.

Sie finden meine Behauptung, daß die Freiheit zur Ausbildung und Vervollkommnung der Kunſt wenig beitrage, und eben deswegen nicht unumgänglich nothwendig dazu ſey, ſo paradox, daß Sie Mühe haben, ſich davon zu überzeugen. — Ich will mich näher darüber erklären, und vielleicht gelingt es mir dann, Sie für meine Meinung zu gewinnen.

Daß die Freiheit, ſo lange ſie nicht gewiſſe Grenzen überſchreitet, einen großen und wichtigen Einfluß auf die Kunſt haben könne, gebe ich Ihnen ſehr gern zu. Aber dieſen großen Antheil, welchen ihr einige beimeſſen zu müſſen glauben, dieſen kann ich ihr unmöglich zugeſtehn. Könnten wir eben ſo leicht, als wir politiſche Syſteme aufſtellen, auch neue dafür paſſende Menſchen bilden, dann würde ich der erſte ſeyn, der ſich zu Ihrer Parthei ſchlüge. Allein ſo lange der Menſch zu allem Guten und Schönen gewiſſermaßen gezwungen ſeyn will, und wenn kein Druck von Außen ihn zur Thätigkeit ſpornt, er ſich der Trägheit überläßt, ſo lange muß auch nothwendig die uneingeſchränkte Anwendung ſeiner Fähigkeiten entweder nachtheilig für's Ganze ausfallen, oder ihre Zwecke werden der darauf verwandten Maſſe von Kräften nicht entſprechen.

Aber frei muß ganz nothwendig der Künſtler ſelbſt ſeyn, das heißt, er muß ſich über gewiſſe politiſche und bürgerliche Rückſichten wegſehen dürfen, er muß Herr ſeiner Muße ſeyn, ſich nach Willkühr ſeinem Genie überlaſſen können, und vor allen Dingen durch nichts geſtört werden, wodurch der in ihm wohnenden Gottheit Gewalt angethan würde. — Nach dieſer Erklärung werden Sie hoffentlich mit mir einverſtanden ſeyn, und die politiſche Freiheit zur Ausbildung der Kunſt nicht mehr für ſo unumgänglich nothwendig halten, als man gewöhnlich annimmt. Um dieſe ſcheinen auch Griechenlands Meiſter ſich wenig bekümmert zu haben, dagegen aber haben ſie die individuelle Freiheit, die einzige, die den Künſten vortheilhaft ſeyn kann, ſich allezeit in einem ſehr hohen Grade zu verſchaffen geſucht, und ich denke, wir werden ſie auch bei allen denen wiederfinden, die, nach ihnen, zu der Vollkommenheit erhabenen Hallen hinangeſtiegen ſind.

Ich kann mich daher auch nicht überzeugen, daß der Verluſt der politiſchen Freiheit, an und für ſich ſelbſt, den Verfall der Künſte in Griechenland bewirkt habe. Hätte die griechiſche Nation, als Nation, nur ihren Gemeingeiſt und irgend ein Nationalintereſſe beibehalten, wäre ſie nicht in Partheien aufgelöſet worden, und hätten die macedoniſchen, und noch mehr die römiſchen Legionen nicht alle Werkſtäte der Künſtler zu Waffenſchmieden umgeſchaffen, und, durch das Geräuſch der Waffen und des Krieges, ihnen nicht jene Ruhe geraubt, die ſie, zur Darſtellung großer, erhabener Ideale, unmöglich miſſen können: ſie würden ſich auch, nach dieſer Epoche, noch erhalten, und immerfort Genies geweckt haben, die es mit den Meiſtern aus den frühern Zeiten gewiß aufgenommen hätten.

Dieſer nachtheilige Zuſammenfluß von Umſtänden und, wenn ich es ſagen darf, auch jene, dem menſchlichen Geiſte eigenthümlich ſcheinende Zirkularbewegung, vermöge welcher die Nationen, wenn ſie eine gewiſſe Höhe von Macht, Anſehn und moraliſcher Ausbildung erreicht haben, die nehmlichen Stufen, die ſie bis zu ihr hinangeſtiegen ſind, wieder ſehr ſchnell herabſteigen, haben gewiß weit mehr, als der Verluſt der politiſchen Freiheit, den Verfall der Künſte in Griechenland bewirkt, und ſie gezwungen, Athen zu verlaſſen, und auf einzelnen Inſeln oder in Latium ein Aſyl zu ſuchen. — So wie ſich, bei ihrem erſten Aufkeimen, alles vereinigt hatte, um ſie ſehr bald zu einer außerordentlichen Vollkommenheit zu erheben, ſo wirkten nun auch eben ſoviel nachtheilige Umſtände zuſammen, um ſie zum Sinken zu bringen. Das National-Intereſſe hörte auf, ſie zu ſchützen, die Epopee war nicht mehr kanoniſch unter den Griechen, die Religion ſelbſt ward durch eine Menge fremder Zuſätze verunſtaltet und herabgewürdigt; man war Sophiſt und gab ſich mit ſpitzfindigen Grübeleien ab, die den Verſtand beſchäftigten, aber der Einbildungskraft nichts boten; der Egoismus nahm allgemein überhand, und grobe, ſinnliche Genüſſe wurden faſt durchgängig jenen geiſtigen vorgezogen, für die der feinere Sinn der Griechen ehmals ſo empfänglich geweſen war.

Auch die Entführung der vorzüglichſten Kunſtwerke mußte unſtreitig viel zum Verfall der Kunſt beitragen. — Die Künſtler belebte Patriotismus und Vaterlandsliebe, ſie wollten nicht für Fremde arbeiten, für Barbaren, für diejenigen, die ſich zu ihren Herren aufgeworfen hatten; und der reiche und geſchmackvolle Grieche wagte es nicht mehr, ſich Werke anzuſchaffen, die, im Verhältniß ihrer Vollendung, die Aufmerkſamkeit des Siegers auf ſich ziehn, und ihn der Gefahr, ſie zu verlieren, nothwendig ausſetzen mußten.

Und glauben Sie wohl, daß die Aufnahme, welche den griechiſchen Künſtlern und der Kunſt, in dieſer Epoche, in Rom ward, wirklich dazu geeignet geweſen ſeyn mag, um ihren Glanz aufrecht zu erhalten? — Geachtet, geſchätzt und geſucht, betrachtete man ſie allgemein in den ſchönern Zeiten des athenienſiſchen Freiſtaats, als diejenigen Männer, auf welche man vorzüglich ſtolz ſeyn könnte; ihre Werke genoſſen den Beifall von Kennern, und die Menge ſtaunte ſie bewundernd an; ſie wurden als National Monumente, Heiligthümern gleich, ſorgfältig aufbewahrt, die ehrwürdigſten Plätze wurden ihnen angewieſen, jeder an ihnen begangene Muthwillen ward als ein Majeſtätsverbrechen beſtraft; und wo der Künſtler hinſchaute, da erblickte er große, erhabene Muſter, und in der ganzen Nation ein Intereſſe, einen Geiſt und einen ſo feinen Sinn für das Schöne und Erhabene, wie er ſie für die Kunſt nicht ausgebildeter wünſchen konnte.

Aber wie ganz anders fanden es die griechiſchen Künſtler, bei ihrer Verſetzung in Rom. — Haabſüchtige und ſtolze Prokonſulen hatten daſelbſt eine außerordentliche Menge der ſeltenſten Werke der Kunſt in ihren Villen und Bädern angehäuft. Dort lagen oder ſtanden ſie von wenigen bewundert, von niemand oft nur bemerkt; ſie dienten bloß dazu, um der Eitelkeit ihrer neuen Beſitzer zu huldigen, und ſie, die ſonſt der Verehrung einer ganzen, großen und gebildeten Nation würdig erachtet worden, und hoher, erhabener Zweck geweſen waren, ſahen ſich zu gemeinen Mitteln herabgewürdigt.

Zwar hatte man auch in Rom verſchiedene Monumente öffentlich aufgeſtellt, und ſogar eine beſondere Magiſtratsperſon dafür angeſetzt. Aber welch einen ganz andern Eindruck machten ſie auf den ſtolzen, rohern und egoiſtiſchen Römer! — Er ſah in ihnen nichts weiter, als eine Trophäe ſeiner kriegeriſchen Anſtrengungen, ein Denkmal ſeiner Siege und den ſchuldigen Tribut, welchen die Herren der Welt von den Völkern der Erde ein Recht zu fordern hätten. Immerhin mochte der Gottheit erhabener Abdruck vor dem glatten Marmor der Maſſe des Volks entgegenſtrahlen, ſie erblickte doch nur den todten Stein in ihm. Zum Auffangen jener feinen Nüancen, in welchen die idealiſche Schönheit den Sinnen nur allein ſichtbar wird, war der Römer bei weitem nicht ſo geſchickt, wie der feinere Grieche; er vermochte nicht, gleich dieſem, ſich in höhere Regionen zu erheben; in den früheren Zeiten der Republik hinderten ihn Politik und Krieg daran, und unter den Kaiſern Genüſſe aller Art, und Wolluſt und des Intereſſes ſchmutzigſte Anſtrengungen, und ſtumpften ihn für alles ab, wozu eine der Sinnlichkeit völlig entzogene Stimmung erfordert wird.

Daher kommt es auch, daß die Nation aus ihrer Mitte ſelbſt keine Künſtler aufgeſtellt hat, die wir den griechiſchen an die Seite ſetzen könnten; und wenn fremde Meiſter ſich in Italien einfanden, ſo waren ſie durch die politiſchen Umſtände ihres Vaterlandes veranlaßt worden, in Rom zu ſuchen, was ihnen Athen nicht mehr bieten konnte; oder ſie gehörten zur Klaſſe jener mittelmäßigen Künſtler, die ihre Kunſt handwerksmäßig trieben, und daher auch von den Römern lange Zeit als bloße Arbeiter behandelt wurden, die durch ihre mechaniſche Fertigkeit ſich bei dem unwiſſenden Patrizier beliebt zu machen verſtanden, und von ihm wie Freigelaſſene angeſehn wurden. Die beſſern und geſchicktern blieben jedoch häufig zurück, und bereicherten mit ihren Werken die Inſeln Griechenlands, denn im Vollgefühl ihrer Schöpferkraft fanden ſie es empörend, mit dem Troß dieſer Miethlinge in eine Klaſſe geſetzt zu werden, und unterdrückten weit lieber das heilige Feuer, welches ſie durchſtröhmte, vergruben ihr Talent, und nahmen billig Anſtand, unter dieſen Bedingungen ihre ſchönſten Ideen zu realiſiren.

Sie werden mir aber hier vielleicht einwenden, daß die Römer nichtsdeſtoweniger einen ſehr hohen Werth auf Bildſäulen gelegt, daß man ſogar ſchon in den erſten Zeiten der Republik ausgezeichnete Verdienſte damit belohnt, daß man nach dem zweiten puniſchen Kriege eine große Menge davon in Rom zuſammengebracht, und daß das Kapitol, die Cella Jovis, das Comitium und die Roſtra mit zahlreichen Statüen verſehen geweſen ſind. — Ich leugne Ihnen keine einzige von dieſen Thatſachen ab, denn ſie haben alle eine ſolche Autorität für ſich, gegen welche ſich nichts einwenden läßt.

Aber dieſes macht die Römer in meinen Augen noch nicht zu Kunſtkennern und Kunſtverehrern. Der Hauptcharakter der Nation, aus Stolz, Ehrgeiz, Ruhm- und Herrſchſucht zuſammengeſetzt, äußerte ſich hierin, ſo wie in allem, was ſie unternahmen.

Es iſt wahr, die Römer legten einen hohen Werth auf Bildſäulen, aber gewiß nicht wegen der Kunſt und ihrer Vollendung, ſondern weil dadurch das Andenken eines berühmt gewordenen Namens erhalten wurde; es ſcheint ihnen ſogar gleichviel geweſen zu ſeyn, wie die Arbeit des Meiſters ausfiele, nur mußte das Ex Senatus Decreto recht deutlich darunter zu leſen ſeyn, und ihre Eitelkeit war befriedigt, wenn die Annalen der Geſchichte zur unverſtändlichen Bildſäule die Erklärung lieferten. — Die nämliche Bewandniß hätte es mit der Entführung der Kunſtwerke aus Syrakus, Kapua, Korinth und Karthago; es war keinesweges Kunſtſinn, der dabei zum Grunde lag, nein, Stolz und Eitelkeit bewogen ſie dazu, und, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, veranlaßten ſie auch, das Kapitolium und andere öffentliche Gebäude und Plätze damit anzufüllen. Wenn die Römer Sinn und Gefühl für Kunſt hatten, ſo war es nur in ſofern, als ſie mit ihrer politiſchen Größe übereinſtimmte. So hatten ſie ſchon in den frühern Zeiten ganz vortreffliche Baumeiſter, und führten, ihrem Charakter gemäß, Werke auf, die, ſo wie ihr Freiſtaat, durch ihre ungeheure Größe und Feſtigkeit, der Ewigkeit zu trotzen ſchienen. Aber zu keiner Epoche ſtellten ſie aus ihrer Mitte Künſtler auf, wie ſie Griechenland hervorgebracht hatte; und eine Nation, von der man dieſes ſagen kann, mag noch ſo viele Kunſtſchätze aus fremden Ländern zuſammenbringen, ſo wird ſie ſich dadurch doch nie auf reines äſthetiſches Kunſtgefühl gegründete Anſprüche erwerben. — Die Erklärung von dieſen beiden höchſt merkwürdigen Erſcheinungen finden Sie faſt auf jedem Blatte ihrer Geſchichte, und in ihren Privat und politiſchen Verhältniſſen die Belege zu meiner Behauptung, daß die Kunſt, in ſofern ſie die Darſtellung von Idealen, die höchſte Vervollkommnung des Schönen bezwecket, die, von welcher hier nur allein die Rede iſt, bei ihnen unmöglich jene Aufnahme und jenen feinen Sinn finden konnte, ohne welchen ſie nie ihrer würdige Zwecke erreicht.

Im Ganzen kann man daher auch annehmen, daß die Kunſt in Rom lange Zeit nach Brodt gehen mußte, und daran waren, außer den ſchon angeführten Urſachen, vorzüglich noch die ewigen Kriege der Nation ſelbſt ſchuld. Zwar war der Schauplatz derſelben weit entfernt von der Stadt; aber die Nachrichten ſtrömten doch alle darin zuſammen, und da die Bürger, der großen Thaten ihrer Vorfahren eingedenk, auch jetzt noch ein ſehr lebhaftes Intereſſe an den ſie begleitenden Ereigniſſen nahmen: ſo ſcheint dieſes nichtsdeſtoweniger hinreichend geweſen zu ſeyn, um ſie vorzugsweiſe und mit Zurückſetzung alles deſſen, was nicht mit ihnen in unmittelbarer Verbindung ſtand, zu beſchäftigen. Alſo ſchon deswegen allein mußten die Künſte von ihnen vernachläßigt werden, wenn es auch möglich wäre, daß jemand, den Kriegsgeſchrei ergötzt, für ihre ſanftern Eindrücke nicht unempfindlich bleiben könnte.

Zu dieſem allen kam endlich auch noch dies hinzu, daß der in Griechenland entſtandene Geiſt der Sophiſterei von den Griechen und Römern nach Rom verpflanzt worden war; die Religion verlohr hier ebenfalls immer mehr und mehr von ihrer ehemaligen Ehrwürdigkeit, und die ganze Nation beſtand aus einer ungeheuren Menge von Freigeiſtern und Sektirern. Unter dieſen waren die Chriſtianer gleich zu Anfange ihrer Entſtehung ſchon die gefährlichſten für die Kunſt. Fanatiſch, ſo wie alle Sektirer, wenn ſie unterdrückt werden, oder der Sieg noch unentſchieden iſt, war ihnen der ſchönſte Apoll ein Greuel des Heidenthums; ſie unterſchieden nicht, und verdammten den unförmlichen Götzen, ſo wie das vollendetſte Kunſtwerk, denn beide waren Auszeichnungen einer Parthei, der ſie abgeſchworen hatten, und deren Beibehaltung und Nachahmung ihnen ſogar im Geſetz, als Bilderdienſt, auf das ſtrengſte verboten war. Ich glaube, man kann daher mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß, nach der Einführung der chriſtlichen Religion, die Kunſt im römiſchen Gebiete keine größern Widerſacher als die Chriſten hatte; und ihr Anſehn ſank in dem nämlichen Verhältniſſe, in welchem die Anzahl derſelben zunahm.

Aber bis zu ihrem gänzlichen Verfall war die Kunſt doch noch nicht gereift, und dieſes iſt um ſo mehr zu verwundern, da beinahe jeder der angeführten Umſtände, einzeln genommen, hätte hinreichend ſeyn ſollen, um alle aufkeimende Genies gewaltſam wieder zu unterdrücken. — Ich kann mir dies nicht anders erklären, als daß die Kunſt deſſenungeachtet unter den Gebildetern der Nation dennoch ſehr tiefe Wurzeln geſchlagen haben, und die in Rom vorhandenen Werke im höchſten Grade vollendet geweſen ſeyn mußten, wenn man ihnen, bei eingetretenen günſtigern politiſchen Umſtänden, den ihnen zukommenden höhern Tribut von Achtung und Verehrung endlich doch noch zu entrichten gezwungen ward. Unter den Kaiſern, und lange nachher ſchon, als griechiſche Künſtler zuerſt in Rom ein Aſyl geſucht hatten, gelang es den Römern, mitten in der ſie umgebenden Verderbniß, und ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die ihnen dabei im Wege ſtanden, einen Styl zu bilden, dem man zwar nur den Namen des Nachahmungsſtyls gegeben hat, der aber nichtsdeſtoweniger, als das letzte Blitzen der noch immer wirkſamen Genies Griechenlands, alle Bewunderung verdient.

In dieſer Epoche ſchien es, als beſeelte plötzlich ein ganz anderer Geiſt die Nation; die Kunſt und mit ihr die Künſtler kamen auf einmal in eine Aufnahme, wie ſie ihnen noch nie in Rom geworden war; man beeiferte ſich allgemein, ſie hervorzuziehn und auszuzeichnen, ihre Werkſtätte ertönten nun wieder von den Meißelſchlägen, die der geſchickte Meiſter führte; die Politik hatte aufgehört, Werth für die Römer zu haben, denn ſie hatten kein Vaterland mehr; alles was groß, und reich und vornehm in der Stadt war, intereſſirte ſich nun eben ſo ſehr für die Kunſt, wie ſonſt für den Staat; es war Ton unter den Mächtigen, die Künſtler zu beſuchen; man war begierig, die Schöpfungen unter ihren Händen hervorgehn zu ſehn, welche ſie immer mehr und mehr vor den Augen der Zuſchauer entblößten, und nahm mit eben dem Enthuſiasmus an ihrer Vervollkommnung Antheil, mit welchem man in den frühern Zeiten der Republik an der Größe des Staats gearbeitet hatte.

Stolz und Eitelkeit lagen jedoch dabei ebenfalls mit zum Grunde, und nächſt dieſen ſcheint die Wiederaufnahme der Kunſt in Rom das Werk einiger Männer geweſen zu ſeyn, die ſich, bei der allgemeinen Verderbniß ihrer Zeit, rein zu erhalten gewußt, die Sinn und Gefühl für's Große und Erhabene hatten, und dieſe ihren Mitbürgern entweder wirklich mittheilten, oder ſie zwangen, ſolche zu heucheln. — Der Einfluß großer Geiſter, wenn ſie auf einer gewiſſen Höhe von Anſehn und Macht glänzen, iſt außerordentlich mächtig und wirkſam auf die große Maſſe des Volks; es koſtet ihnen oft nur einen Wink, um alles ihrer Willkühr zu unterwerfen, und der Menſch, gewohnt zu gehorchen und nachzuahmen, rechnet es ſich um ſo mehr zum Verdienſt an, dem von oben erhaltenen Stoße zu folgen, je weniger er eigene Schwungkraft in ſich fühlt, oder ſich ſelbſt zu erheben im Stande iſt.

Ihnen, und ich möchte faſt ſagen, ihnen einzig und allein, verdankte es Rom, wenn ſich nun daſelbſt ein Styl ausbildete, dem wir manche, mehr als mittelmäßige, Werke zu verdanken haben. Aber um vollendete Modelle und Originale aufzuſtellen, dazu war die Kunſt doch ſchon zu ſehr geſunken, man begnügte ſich nachzuahmen, und verzweifelte billig, die frühern Meiſter zu erreichen, noch weit mehr, ſie zu übertreffen, und ſah überdies auch ein, daß es ihnen an Quellen fehlte, die allen Forderungen entſprächen, um mit Erfolg einen Gegenſtand daraus zu ſchöpfen. — Was den erſten Grund anbetrifft, ſo hoffe ich, wird Ihnen ſeine Triftigkeit aus dem Geſagten ſchon ſo ziemlich einleuchtend ſeyn. Ich brauche mich alſo nicht weiter auf ſeine Erörterung einzulaſſen. Daß man in Rom, nach der Unterjochung Griechenlands, eine große Menge ſeltener und vollkommener Muſter zuſammengebracht, iſt nicht nur eine durch die Geſchichte beſtätigte Thatſache, ſondern auch durch die ſchätzbaren Werke, welche, der Vernichtung von Jahrhunderten glücklich entronnen, bis zu uns gekommen ſind, bewieſen. Wahrſcheinlich hatten die meiſten und beſſern davon die vorzüglichſten Scenen aus der Epopee und der Fabel zum Gegenſtande, und wenn dieſes war, ſo blieb freilich den Künſtlern aus dieſer Epoche nichts anders übrig, als ſie ſo genau als möglich nachzubilden, denn über die nehmlichen Gegenſtände Originale aufzuſtellen, wie konnten, wie durften ſie dieſes wagen? — An minder wichtige aber werden ſie ſich nicht gern gemacht haben, denn dieſe waren entweder nicht poetiſch genug, oder vereinigten nicht in dem hohen Grade ein ſolch allgemeines Intereſſe, daß man darüber ihre Mittelmäßigkeit hätte überſehn können.

Das wichtigſte Hinderniß alſo, welches den Künſtlern bei der Wahl eines Gegenſtandes im Wege ſtand, war, wie Sie ſehn, der Mangel an Quellen überhaupt. — Homer war den Römern nicht mehr das, was er den Griechen geweſen war, und Virgil erſetzte ihn, in Rückſicht auf Kunſt, ſo wie ſelbſt in Rückſicht auf das Intereſſe, welches die Nation an ihm nahm, nur höchſt unvollſtändig. Die Fabel hatte auch ſchon längſt aufgehört, jene Ehrwürdigkeit für ſie zu haben, in welcher ſie ſich bei den Griechen erhalten hatte; die Römer waren mehr oder weniger Freigeiſter, Jupiter mit ſeinen Blitzen war ihnen zum Geſpött geworden, neue Sektirer hatten die Nation in eben ſo viel Religionspartheyen getheilt, und es fand keine Nationalreligion und keine allen gleich ehrwürdige Verehrung der Götter unter ihnen mehr ſtatt.

Von der Seite war alſo, in dieſer Epoche, durchaus nichts mehr für das Idealiſch-Schöne und Erhabene zu machen, man erkannte im marmornen Jupiter oder Apoll nicht mehr den Abglanz der Gottheit, das Volk fiel nicht nieder vor ihnen, und alles, was ſich jetzt für die Kunſt noch thun ließ, war, daß die Künſtler, mehr um dem Stolze und der Eitelkeit der Reichen und Mächtigen Roms zu ſchmeicheln, als um der Kunſt ſelbſt willen, ſie ſelbſt abzubilden, oder die vorhandenen großen Muſter nachzuahmen ſich verſtanden. Sie ſcheinen ungefähr eben das geweſen zu ſeyn, was unſere heutigen Porträtmahler ſind, und wurden auch meiſtentheils nur als ſolche gebraucht; erhielten Geld für ihre Arbeit, und um Geld ſchafft kein Meiſter den Stein zum Gott um. — Getreue Kopie der Natur, ſo viel als möglich verſchönert, aber doch immer nur Menſch, dies iſt der Charakter dieſes Styls, ſo wie er es in ſpätern Zeiten der franzöſiſchen und niederländiſchen Schulen ward. Die berühmteſten Meiſter in ſelbigem waren griechiſchen Urſprungs, die Kunſt gieng, bei aller Auszeichnung, die ihr in dieſer Epoche ward, dennoch nach Brodt, und verlohr ſich gänzlich, wie ſie auch dieſes nicht mehr gewinnen konnte.

Politiſche Verhältniſſe, das Eindringen roher, wilder Barbaren in Italien, der Untergang des römiſchen Kaiſerthums, und endlich der entſchiedene Sieg der Chriſtusreligion über die Gottheiten des Olympos, und mithin über alle bildliche Vorſtellungen der Verehrung eines höchſten Weſens wirkten nun faſt Schlag auf Schlag zum Nachtheile der Künſte in Rom. Sogar die phyſiſche Natur ſchien ſich verſchworen zu haben, auch diejenigen Monumente noch zu vernichten, welche in der moraliſchen verſchont geblieben waren. Traurend ſchwang ſich ihr Genius empor zu den Wolken, die Menſchheit hatte nun ihr Herz ſeinen ſanftern Eingebungen gänzlich verſchloſſen, und Zerſtörung, und Mord, und wilde Raubſucht machten ſie unfähig einer Gottheit zu opfern, die einen Abſcheu an allem Blutvergießen hat.

Dieſes Schickſal traf die Bildhauerei nicht allein. — Auch die Muſik, die Schauſpielkunſt, die Mahlerei, die Steinſchneide- und Baukunſt geriethen mit ihr zu gleicher Zeit in Verfall. So wie die nämlichen Urſachen, welche jene zu einem ſo außerordentlichen Grade von Vollkommenheit erhoben, auch auf ihre Vervollkommnung gewirkt, und ſie Hand in Hand mit ihr zu den Hallen der Vollendung hinan geführt hatten, ſo hielt ihre Abnahme und gänzlicher Verfall nicht nur gleichen Schritt mit ihr, ſondern entſprang auch aus einer und derſelben Quelle. —

Da es meine Abſicht nicht iſt, die Vervollkommnung einer jeden Kunſt hier zu unterſuchen, und da ich mich nur anheiſchig gemacht habe, Ihnen über diejenigen meine Meinung aus einander zu ſetzen, welche vermöge ihrer Natur, zur

Darſtellung von hohen Idealen geeignet ſind, ſo werden Sie keine umſtändliche Erörterung ihrer verſchiedenen Epochen und Schickſale von mir erwarten. Dieſes würde mich theils zu weit führen, theils muß ich Ihnen auch geſtehn, daß ich noch in keinem Gemählde der Alten, in keinem geſchnittenen Steine den Ausdruck der erhabenen Götterſchönheit ſo deutlich habe bemerken können, wie ich ihn in den bis zu uns gekommenen Bildſäulen entdeckt habe. — Ich kann mich irren, aber ich behaupte, in der Mahlerei ſind die Neuern den Alten überlegen, und was die Steinſchneidekunſt anbetrift, ſo ſehe ich ſie nicht für geſchickt an, um die Darſtellung von hohen Idealen in ihrem ganzen Umfange zuzulaſſen. Dagegen haben ſie in der Bildhauerei, der Schauſpiel- und Baukunſt Werke aufgeſtellt, wie wir ſie ſchwerlich erreichen werden; und wenn mich etwas bewegt, die Vermuthung als ziemlich gegründet anzunehmen, daß ſie auch in den übrigen nichts Mittelmäßiges geleiſtet haben mögen, ſo iſt es nur die ſeltene Vollendung von jenen und das gleichzeitige Steigen, Abnehmen und Untergehen von allen insgeſamt.

Ein Hauch beſeelte die Meiſter der Vorzeit; ſie blieben nicht ſtehen im Vorhofe des Tempels; Phidias und Praxiteles, Pyrgoteles und Dioskorides, Apelles und Zeuxis, alle drangen ſie ein in das Innere der erhabenen Hallen, Hand in Hand wandelten ſie der Unſterblichkeit entgegen, und lange nach ihnen verſuchte man es noch, die einmal gebrochene Bahn zu verfolgen, ohne ſo, wie ſie, das Ziel zu erreichen. Rohe Barbaren hinderten endlich aber auch noch dieſe ſchwachen Verſuche und jede Möglichkeit, ſie wieder aufzufinden, ſchien auf immer dahin zu ſeyn.

Weyda.

IV.

Die Beredſamkeit vor dem Richterſtuhle der Logik und der Poeſie.

Zu den Zeiten des untergehenden römiſchen Freiſtaats klagte ein alter Senator die Beredſamkeit auf dem Forum an, und ſagte aus: ſie lehre eine loſe, trügeriſche Kunſt, die Schwachheiten der Menſchen zu benutzen, und ſie durch allerlei Scheingründe zum Böſen zu verführen. Er trug daher darauf an, die Beredſamkeit vor Gericht zu ziehen, ſie zu verurtheilen, und ins Exil zu ſchicken.

Das verſammelte Volk hörte dieſe Klage an, und wählte die Logik und Poeſie zu Schiedsrichtern, um die Beredſamkeit zu verdammen, oder, wenn ſie unſchuldig befunden würde, ſie zu rechtfertigen.

Der Tag, an welchem die Beredſamkeit auf das Forum beſchieden war, kam heran. Das römiſche Volk hatte ſich in unzählbarer Menge verſammelt, um den Ausſpruch der Richter und die Vertheidigung der Beredſamkeit zu hören. Die Logik und Poeſie ſtanden ſchon auf ihren Rednerbühnen, die Eine zur Linken, die Andere zur Rechten. Die Logik war gehüllt in einen dunkelfarbigen Mantel, ihr Antlitz in düſtere Falten gelegt; ihre Augen waren ſtier auf einen Punkt gerichtet, ihre Bewegungen langſam und bedächtig, ihr ganzes Weſen kalt und empfindungslos, und die Rednerbühne ſelbſt gab ein trübes, ſchwermüthiges Anſehen.

Die Poeſie ſaß auf einem leichten, geſchmückten Seſſel; um ihren ätheriſchen Körper wallte ein leichtes, roſenfarbiges Gewand; mit einer himmliſchen Freundlichkeit blickte ſie empor, und eine ſanfte Röthe breitete ſich über ihr liebevolles Antlitz.

Die Beredſamkeit erſchien. Sie hatte weder das leichte roſenfarbige Gewand der Poeſie, noch den dunkelfarbigen Mantel der Logik. Ihre Stirn war nicht in Falten gelegt, aber ihre Wangen lachten auch nicht. Sie war gefällig und anmuthig gekleidet, ihr Blick zeigte Sanftmuth und Kraft, und auf ihrem Antlitz ruhte die Heiterkeit der Seele. So ging ſie würdevoll durch die Schaaren des römiſchen Volks, und nahm ihren Sitz zwiſchen ihren Richtern.

Alles war ſtill. Rechts und links flogen die Blicke der neugierigen Zuſchauer. Endlich unterbrach die Logik die Stille.

„Wer biſt du?“ ſo redete ſie die Beredſamkeit mit mürriſchem Tone an.

Beredſ. Ich bin die Tochter der Rhetorik, mein Name iſt Beredſamkeit.

Log. Was iſt dein Geſchäft?

Ber. Ich treibe die Kunſt des vollkommenen, ſinnlich-vernünftigen Ausdrucks, oder, wenn es dir verſtändlicher iſt: ich theile Gedanken und Empfindungen mit, überzeuge den Verſtand, und rühre und bewege das Herz.

Log. Du biſt angeklagt, daß du eine loſe Kunſt treibeſt, die Schwachheiten der Menſchen benutzeſt, und ſie durch allerlei Scheingründe zum Böſen verleiteſt. Kannſt du dich rechtfertigen?

Ver. Ich werde es, wenn du mich hören willſt.

Log. Antworte mir denn: Benutzeſt du die Schwachheiten der Menſchen, und wie thuſt du es?

Ver. Ich habe in unſerm Freiſtaate Freunde und Schüler. Als ſolche darf ich von ihnen nur Gutes erwarten; dennoch kann ich nicht für ſie verantwortlich ſeyn, ich ſelbſt fühle mich von der Anſchuldigung frei.

Log. Deine Freunde und Schüler ſtiften Böſes in der Republik, und da du ſie ſelbſt deine Schüler nennſt, ſo biſt du der Grund dieſes Böſen.

Ver. Erlaube mir, Logik, dein Schluß verdammt dich ſelbſt. Du, eine Lehrerinn der Vernunft, haſt auch Schüler, welche durch falſche Schlüſſe die Menſchen in Irrthum verwickeln. Willſt du für ſie verantwortlich ſeyn? Jede Kunſt wird unter den Händen ſchlechter Menſchen gefährlich, alſo auch die meine. Willſt du des Mißbrauchs wegen das Gute verwerfen? Laß uns nur der Wahrheit und der Tugend die Waffen geben, welche ſchlechte Menſchen dem Laſter und dem Irrthume darreichen, und Tugend und Wahrheit werden ſiegen.

Log. Spare deine ſchönen Worte. Ich will von dir wiſſen, ob du die Schwachheiten der Menſchen benutzeſt?

Ver. Ich verſtehe dich nicht ganz; erkläre dich deutlicher.

Log. Du wirkſt auf die Empfindungen der Menſchen, rühreſt und bewegſt, erſchütterſt und erzeugſt Aufwallungen und Leidenſchaften. Heißt das nicht die Schwachheiten der Menſchen benutzen?

Ber. Fürwahr, du haſt einen abſchreckenden Namen für den edelſten Theil des Menſchen. Ja, ich wirke auf die Gefühle, ich bewege und rühre das Herz; — die untern Kräfte des Menſchen ſind der fruchtbare Acker, den ich anbaue.

Log. So haſt du dich ſelbſt verurtheilt; du biſt eine Feindinn der Vernunft, alſo auch meine Feindinn.

Ber. Laß mich ausreden; ich haſſe die oberen Seelenkräfte nicht, denn ich unterrichte und überzeuge auch. Dies lernt' ich von dir.

Log. Ei, eine würdige Schülerinn — — !

Ber. Du ſpotteſt meiner, weil du mich nicht kennſt; aber du thuſt mir unrecht. Ich ſage dir nochmals: ich ſtehe zwiſchen dir und der Poeſie mitten inne. Von dir nehme ich die Kraft zu denken, und von der Poeſie die Kraft zu reden. Ich brauche euch beide, und bin eure Freundinn.

Bis dahin hatte die Poeſie geſchwiegen. Jetzt erhob ſie ihre liebliche Stimme. „Ja", rief ſie freundlich in die verſammelten Schaaren des Volks, „ich erkenne die Beredſamkeit als meine Schülerinn. Sie iſt meiner würdig, und wenn ich einſt euren Freiſtaat, ihr Römer, verlaſſen müßte, ſo würde nur ſie meine Stelle einnehmen können. Römer, ſo lange ihr die Beredſamkeit habt, ſeyd ihr im Beſitz der Freiheit! Sie iſt die ſchönſte Frucht der Republik. Bewahret ſie auf, als das Erbtheil griechiſcher Größe. Sie gehöret euch, den freien — unbeſiegten Römern; habt ihr je ſie von euch gewieſen, ſo betreten Sklaven dieſe Rednerbühne, und entkräften euren Muth durch ſüße Schmeicheleien!

Höre auf! riefen die Freunde des Anklägers; wir mögen deine Lobeserhebungen nicht: die Logik ſoll reden! — Ein dumpfes Gemurmel wälzte ſich durch die Schaaren des Volks.

Die Logik fuhr fort:

Du biſt ferner angeklagt, daß du durch allerlei Scheingründe die Menſchen zu böſen Handlungen verleiteſt. Was kannſt du dagegen ſagen?

Ber. Scheingründe kenne ich nicht. Aber, du haſt Recht, Logik, es fehlen meinen Gründen jene ſteifen Formen, jenes regelrechte und trockne Weſen, welches deine Wahrheiten umgiebt, und den Eingang derſelben erſchwert.

Log. Du überredeſt ja; warum ſuchſt du nicht zu überzeugen, wenn du die Wahrheit liebſt?

Ber. Ich thue beides, weil ich es thun muß. Die Sprache des Verſtandes und die Sprache des Herzens verſchmelzen ſich bei mir. Jene wäre ohne dieſe zu leblos und unwirkſam, und dieſe ohne jene zu unbeſtimmt und mangelhaft.

Log. Warum noch überreden wollen, wenn deine Gründe das Volk überzeugen?

Ber. Du ſcheinſt die menſchliche Natur wenig zu kennen. Wirf deinen Blick unter das verſammelte Volk! Sieh jene Plebejer, welche die Tapferkeit, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe als Tugenden preiſen, und doch ſich zu ſchwach fühlen, den Grundſätzen derſelben zu folgen. Weißt und fühlſt du es nicht, daß die Neigung der Menſchen noch widerſtrebt, wenn ſchon der Verſtand gewonnen iſt? Oder erwarteſt du alles von ruhiger Ueberzeugung? — Logik, willſt du fernerhin ſehen, daß die Cohorten des römiſchen Volks als Sieger aus dem Schlachtfelde zurückkehren, ſo laß mich ihre Empfindungen und Leidenſchaften wecken, und ihre Einbildungskraft beleben! Ich erhalte Rom ſeine Größe, und mache es furchtbar ſeinem Feinde.

Log. Stolze Tochter der Rhetorik, die du dir einbildeſt, das Glück unſers Freyſtaats zu ſeyn. Deine verführeriſchen Worte gleiten an mir vorüber; aber dem ſinnlichen Volke ſind ſie ein Gift, das alle Kräfte des Verſtandes verzehret.

Ber. Meine Kunſt iſt nur für den, der den kalten Verſtand an der Empfindung zu erwärmen weiß. Ich fordere Harmonie der menſchlichen Kräfte, und entferne den unſeligen Kampf zwiſchen Kopf und Herz. Ich will überzeugen, und ich mache Gedanken zur Grundlage meiner Rede; ich will überreden, und ich lenke den Willen, und beſtimme den Denkenden zum Handeln. Raſcher Entſchluß, kühne Ausführung, Gewinnung für das Gute, Große und Edle, Wegräumung der Schwierigkeiten — das iſt die Summe deſſen, was ich vermag. Nennſt du dies ein Gift für den Verſtand: wohlan, ſo laß die Erfahrung über mich richten, und — wenn ſie gegen mich zeugt — mich verurtheilen.

Catilina zeuge gegen ſie! riefen die Patricier.

Cicero zeuge für ſie! riefen die Volkstribunen.

Ins Exil! ſchallt' es von der einen, — Sie bleibe! — tönt' es von der andern Seite.

Wohlan! rief die Poeſie von ihrem Seſſel herab; ihr beſſern Römer! wenn ich Euch je werth war, wenn Ihr mich ſelbſt für glücklichere Zeiten erhalten wollt: ſo ſchützet die Beredſamkeit, oder laßt mich mit ihr zugleich das Vaterland fliehen! Ihr Tod bereitet den meinigen, ihr Leben erhält auch mich Eurem Schutze! Vergönnt es ihr, daß ſie noch einmal Eure Gerechtigkeit anrufe, und ſich ſelbſt von den Beſchuldigungen reinige, womit Haß und Neid ſie verfolgen.

Wir wollen ſie hören! riefen die Volkstribunen.

Beſcheiden, mit niedergeſenktem Blick, ſanft und gefällig erhob ſich die Beredſamkeit auf der Rednerbühne. „Ihr vergönnt mir zu reden,“ begann ſie, „weil Ihr meint, daß ich mich ſelbſt genugſam würde vertheidigen können. Wozu ſoll es führen, wenn mein Exil von meinen Feinden beſchloſſen iſt! Laßt mich lieber die Grenzen Eures Staats verlaſſen, als ein Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung unter Euch ſeyn. Vielleicht wird ein anderes Land mich günſtiger aufnehmen.“ — Sie ſchwieg.

Bleibe, rede weiter! rief das verſammelte Volk.

Jetzt warf ſie ihren Blick nach allen Seiten umher; ihr Auge voll Feuer, ihre Stirn frei, ihr Körper voll Kraft, ſtreckte ſie ihre Hände gegen die Patricier aus: „Wohlan denn!“ rief ſie mit gewaltiger Stimme, „ſo ſei es das letzte Mal, daß ich vor Euch, Ihr Patricier, rede. Legt ab

Euren Haß, und wenn Ihr den uralten Ruhm Eurer Gerechtigkeit erhalten wollt — ſo höret mich.“

„Ihr habt mich verurtheilt, weil Ihr meine Macht über die Herzen des Volks fürchtet; aber Ihr habt es vergeſſen, daß Ihr eben dieſer Gewalt Eure und Eures Freiſtaates Größe verdankt, und daß Ihr mich lieben müßt, weil Ihr mich fürchtet. Ihr habt es vergeſſen, daß Ihr mit meiner Verbannung zugleich Eure ſchönſten Gefühle zerſtört und in die Rechte der Natur eingreift, die Eure und meine Lehrerin iſt. Ihr habt es vergeſſen, daß Eure Freiheit, Euer Eigenthum, Euer Leben meinem Schutze anvertrauet iſt; daß Euer Ruhm ſinkt, wenn Ihr den meinigen untergrabt.“

„Römer, Ihr alle, die Ihr hier meine letzten Worte vernehmt, Ihr wißt es, daß ich das freie Griechenland verließ, als es aufhörte frei zu ſeyn. So lange es mir und meiner Leitung ſich hingab, beugte ſich vor ihm der halbe Erdkreis, und erſcholl ſein Ruhm von den Lippen aller Völker. Piſiſtratus, Kleon, Lyſias, Iſäus, Iſocrates und Demoſthenes, Euch rufe ich herbei; Ihr möget Zeuge ſeyn, daß die Freiheit und der Ruhm des nun zertrümmerten Gräciens mein Werk war.“

„Ich kam zu Euch, Ihr Römer, weil nur Ihr würdig waret, auf den Ruinen des ſtolzen Griechenlands Euch zu erheben. Ich war Euch Freundin, Führerin, Rettung und Schutz bei den Gefahren, die Euch drohten; im Frieden erhielt ich Euch Eintracht unter Euch ſelbſt; und im Kriege beſeelte ich Euren Muth und Eure Entſchlüſſe zu Thaten, Schlachten und Siegen. Ich nenne Euch die Namen Craſſus, Antonius, Hortenſius! Ihre Schatten wandeln noch ſegnend unter Euch, ihr Andenken begeiſtert den grauen Krieger, ihren Ruhm trägt die Geſchichte auf alle Jahrhunderte fort. Sie habe ich Euch gegeben, und Ihr habt ſie geliebt; ſie haben Eure Größe begründet, und Ihr habt ihnen gelohnt. Wollt Ihr die großen Namen entheiligen, daß Ihr feindlich gegen mich handelt, die Ihr einſt in ihren Schülern als die Stütze Eurer Freiheit anſaht? Eure Zwiſte zu ſchlichten, Euer Recht gegen die Anmaßungen gewaltſamer Despoten zu vertheidigen, Muth und Standhaftigkeit Euch in die Seele zu ſprechen — das war mein Werk. Wenn Ihr in den Gefahren des Krieges vor der Uebermacht der Feinde erzittertet; wenn auf dem Schlachtfelde der Ruhm der Römiſchen Waffen auf dem Spiele ſtand; dann ſtellte ich mich an die Spitze Eurer Legionen, rief Euch ins Andenken Eure Väter, Eure Kinder, den Ruhm des Sieges, die Schande des Fliehens, ſtählte Eure Bruſt, entflammte Euren Muth, und ebnete die Bahn zum Glück, die Eure kalte Vernunft ſo unwegſam fand. — Was ich einſt gegen den Macedoniſchen König, Philipp, den Feind der griechiſchen Freiheit, vermochte, das habe ich auch unter Euch vermocht. Wie oft, Ihr Römer, habe ich die Trägheit aus ihrem Schlummer geweckt, die Betrügerei entlarvt, der Beſtechlichkeit Hohn geboten, und den kalten Sinn für das allgemeine Beſte in Wirkſamkeit und Leben gewandelt. Für Wahrheit, Freiheit, Sicherheit des Eigenthums habe ich meine eigne Ruhe Euch aufgeopfert. Nur mit Wahrheit und Freiheit, mit hohem Sinn für Euer Glück und Euern Ruhm, mit warmem Gefühl für die Erhaltung Eures Freiſtaate habe ich zu Euch geſprochen. Nicht Verführerin, ſondern Schützerin war ich Euch bei allen öffentlichen Verhandlungen des Staats. Ihr wolltet, und ich leitete Euren Willen und beförderte ſeine Ausführung; Ihr ſchwanktet da, wo raſcher Entſchluß allein das Uebel abwenden konnte, und ich erzeugte ihn in Euch! Was bin ich Euch geweſen? was kann ich Euch ferner ſeyn? Glaubt Ihr, daß Ihr mich als ein abgenutztes, verbrauchtes Kleid von Euch werfen könnt? O Ihr Verblendeten! die Ihr nicht wißt, daß mein Leben nie altert, meine Kraft nie vergeht! Alt wie die Natur, unſterblich wie die Gottheit ſelbſt, führe ich ein ewig wirkſames, unvergängliches Leben. Unter Euch werde ich ſterben, um unter einem andern Volke wieder aufblühen zu können. Das Roſtrum, von dem ich jetzt zu Euch ſpreche, wird zertrümmern, während ein andres Land mir ſchon ſeine Tempel öffnet. Dann, Ihr Römer, wird auch Eure Macht, Eure Freiheit, Euer Glück in Graus ſinken; Despoten werden ſich vor Euren Augen Throne erbauen, und den freien Bürger an Sklavenfeſſeln führen. Von Euren Tugenden wird ſich wehmüthig die Nachwelt erzählen, und traurig der Enkel vor Euern Gräbern vorübergehn, daß Ihr ihm Eure Freiheit — das Erbtheil der Väter — entzogen habt. Lebt in Frieden, Ihr Römer! Ich ſcheide von Euch mit Wehmuth — um vielleicht nach Jahrtauſenden wiederzukehren, und die geſtürzte Freiheit begründen zu helfen, die ein neuer Brutus den unterjochten Römern einſt ſchenken wird."

Hier ſchloß die Beredſamkeit. Das Volk rief mit donnernder Stimme ihr Beifall zu. Aber die Patricier brauchten die Künſte der Macht und Liſt, die Beredſamkeit zu verdrängen; die Freiheit ſank; Sophiſten nahmen die Rednerſtühle ein, und ſo verlor ſich in kurzem die wahre männliche Beredſamkeit; ein kraft- geiſt- und herzloſes Zeitalter folgte den thatenvollen Jahrhunderten Roms; andere Länder nahmen die Tochter der Rhetorik auf, und pflegen ſie nun bis auf beſſere Zeiten in ihren Tempeln — als dem einzigen Aſyl, das der Beredſamkeit übrig blieb.

H—n—s.

V.

Ueberſetzungen aus dem Horaz.

Von

Klamer Schmidt.

1.

An Varus.

Horaz I. 18.

Was für Pflanzen du bauſt, ſenke zuerſt, Varus, die heilige
Reb' um Catilus Burg und in das mild fruchtende Tibur-Land!
Trübſal jeglicher Art laſtete Gott ſchwer auf den Nüchternen.
Anders, wahrlich, auch nicht weichet die herznagende Kümmerniß.
Wer, bei fröhlichem Wein, ſchilt auf des Kriegs Laſt und den Bettelſtab?
Wer nicht plaudert von dir, Bacchus? von dir, reizende Cypria?
Doch vergeude mir ja keiner des Kelchs Freuden! Ihn warnt der Kampf
Der Lapith und Centaur, taumelnd vom moſttriefenden Mahl, gekämpft!
Ihn warnt Evius ſelbſt: fürchterlich ſtraft er die Sithonier,
Wann ſie, thieriſcher Luſt fröhnend, was Ehr', oder was Schande ſey,
Kaum noch ahnen! Von mir, blühender Gott, bleibe dein Heiligſtes

Unberührt, wenn du zürnſt! Nie an das Licht raff' ich, was wankendes
Laub dem Auge verhüllt. Werde mir nicht laut, berecynthiſch Horn!
Schweig', o Trommelgetön! Hinter dem Greul folgt die verblendete
Selbſtlieb'; eiteler Ruhm folgt, der das Haupt, leer von Gehirn, erhebt,
Und Untreue, die, Glas rings um die Bruſt, jedes Geheimniß zeigt.

2.

An die Trinkgenoſſen.

Horaz I. 27.

Zur Freude ſind die Becher geſchaffen: ſie
Zum Kampf erheben: tragiſche Sitt' iſt das.
Hinweg den Greul! Weg, blutumfloßner
Zank aus dem Tempel des frommen Bacchus!

Bei Wein und Kerzen, Brüder! was ſollen hier
Die Meder-Dolche? Was bei dem Leben Tod?
Ungöttliches Geſchrei, verſtumme!
Ruhet in Sühn', auf geſtützten Armen!

Wie nun? Soll ich auch trinken des mürriſchen
Falerners; ſag' erſt, du, der Opuntiſchen
Megilla Bruder, welch ein Pfeil dir,
Lieblich verwundend, in's inn're Herz fuhr?

Du zögerſt? — Keinen Tropfen berühr' ich, Freund!
Bis du bekenneſt, was für ein Auge dich
Bezaubre; nicht erröthen darfſt du!
Nie ſich entweiht durch unedle Glut hat

Dein Herz! — Auf! ſichern Ohren vertraue dann,
Sei's, was es ſey! — Was hör' ich? Unſeliger!
O Jüngling, beſſrer Flamme würdig!
Welche Charybdis umwogt dich, heillos?

Wo nun ein Zauberweib? mit Theſſaler-Kraut,
Ein Magus, dich zu retten? Ach! wo ein Gott?
Dich, den die Dreigeſtalt Chimära
Feſſelt, mag Pegaſus kaum noch löſen!

3.

An Valgius.

Horaz II. 9.

Nicht immer ſtrömt Platzregen, mein Valgius!
Auf öde Flur. Den kaspiſchen Ocean
Durchſchallten immer nicht die wogen-
Wälzenden Stürme. Durch alle Monde

Nicht, laſtet auf Armenia's Küſten Eis.
Wie? oder geißelt Garganus Eichenwald
Der Nordwind ſtets? Bleibt unaufhörlich
Kindliche Laubung beraubt die Buche?

Du

Du aber hangſt, mit jammernden Klagen, ſtets
An Myſtes Urne! Nimmer auch ſtillet ſich
Dein ſehnend Leid, mag Heſper aufgehn
Oder dem Sonnengeſpann' entfliehen!

Nicht ewig trauert um ſeinen Antilochus
Des Greiſen Herz, der menſchlicher Leben drey
Gelebt: nicht ewig um den früh weg-
Blühenden Troilos weinten Eltern

Und Troer Schweſtern. Du auch beſchließe dann
Dein Wehmuthslied; und feyr' im Triumph mit mir
Auguſtus neue Lorbeerkronen!
Singe Niphates umſchneyten Scheitel,

Wie Medos, der auch, ſeinen Genoſſen gleich,
Siegsfeſſel tragend, kleinere Wellen ſchlägt,
Wie durch beſchränkte Flur — wir ſetzten
Schranken? — ſein Roß der Gelone tummelt!

4.

Heldenerziehung.

Horaz III. 2.

An Drang der Armuth, Freunde! gewöhne ſich
Der Jüngling durch abhärtende Kriegeszucht!
Ihm, wirft vom Kampfroß er die Lanze,
Weiche der trozige Parther weit aus!

Wo fern ſich Himmel wölbt, wo zum Tod es gilt,
Da weil' er gern! Ihn ſchaue vom feindlichen
Burgwall die Gattin des bekriegten
Königes, ihn die verlobte Jungfrau,

Auffeufzend: „daß der fürſtliche Bräutigam
Des Spiels unkundig, nur nicht den ſchnaubenden
Leun reizet, den blutdürſt'ge Rache
Mitten durch unſer Gewürg' emporreißt!“

Ruhmvoll und ſchön iſt: Sterben für's Vaterland!
Auch den, der flieht, verfolget der Tod: er ſchont
Nicht ſchwacher Jugend, nicht der Feigheit,
Wann ſie auch Ferſ' ihm und Rücken zukehrt.

Verſagte Würden ſchänden die Tugend nicht.
In eignem Glanze leuchtet ſie, fleckenlos;
Sie nimmt nicht Fasces, oder legt ſie
Ab, nach der Aura der eiteln Volksgunſt.

Den Himmel öffnet dem, der Unſterblichkeit
Verdient, die Tugend; über noch fremde Bahn
Schwebt, kühnern Fluges, Sie, des Pöbels
Rotten und niedrigen Staub verachtend.

Doch harret auch der treuen Verſchwiegenheit
Ein ſichrer Lohn. Wer Ceres geheime Nacht
Enthüllt, nicht unter Einem Obdach
Hauſ' er mit mir, des Aegypters leichten

Kahn löſ' er nicht mit mir! Denn im Zorne rafft
Zeus oft die Unſchuld mit dem Verbrecher hin.
Weit eilt der Frevel vor; doch ſelten,
Ob ſie auch hinkete, bleibt die Straf' aus!

VI.

Zeichen der Zeit.

Bildungsanſtalten.

Vor ungefähr funfzig Jahren ſchränkte ſich der Schulunterricht auf Erklärung der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, beſonders auf die der letzteren ein. Geographie und Geſchichte waren, wenn ſie vorgetragen wurden, nicht viel mehr, als drückende Nomenklatur. Von der Arithmetik wurde nur das Nothwendigſte gelehrt, und wer die fünf Spezies und die Regel de Tri begriffen hatte, wurde für einen tüchtigen Arithmetiker gehalten. Die Geometrie war eine metaphyſiſche Wiſſenſchaft, mit der man ſich nicht befaßte. Die Aſtronomie kannte man kaum dem Namen nach.

Wie ganz anders ſteht es gegenwärtig um den Schulunterricht! Neben der griechiſchen und römiſchen Literatur wird der Schüler auch mit der engliſchen und franzöſiſchen bekannt gemacht; ſelbſt die deutſche fängt man an unter die Gegenſtände der Unterweiſung aufzunehmen. Die Arithmetik hat ſich in eine allgemeine Größenlehre verwandelt, die man nach ihrem ganzen Umfange vorträgt; und brauchte man ehemals Jahre, um den Schüler, wie man's meinte, in der wichtigen Regel de Tri feſtzuſetzen, ſo braucht man dazu gegenwärtig einige

Stunden, ohne der Gründlichkeit des Unterrichts Abbruch zu thun. Die erhabenſte aller mathematiſchen Wiſſenſchaften, die Aſtronomie, iſt auf allen guten Schulen ein permanenter Gegenſtand des Unterrichts geworden, und man findet es nach gerade lächerlich, ſie durch Dogmatik oder römiſches Recht zu erſetzen. Die Geographie eines Hilmar Curas hat der eines Gatterer weichen müſſen, durch welche der Schüler mit der bleibenden Konſtruktion des Erdkörpers bekannt gemacht wird, den er ſonſt nur in der Geſtalt einer ſitzenden Jungfrau kennen lernte, deren Fontange man Portugal, und deren Rock man Rußland nannte. So ſehr man auch noch immer in der Geſchichte auf Schulen zurück iſt, ſo trägt man davon doch etwas mehr vor, als die Fabeln eines Herodot und die erbauliche Geſchichte der Juden; ja, man bekommt ſchon Ahnungen von dem, was Urſach und Wirkung in den moraliſchen Erſcheinungen des Lebens iſt; und ſchwerlich werden funfzig Jahre verſtreichen, bis man auch auf Schulen die Geſchichte als Culturgeſchichte des menſchlichen Geſchlechts behandelt.

Wie unmerklich dieſe Fortſchritte mögen gemacht ſeyn, ſo ſind ſie doch im Verlauf der Zeit ſo bedeutend geworden, daß die Frage: wohin dies alles hinaus wolle? durchaus keine müſſige Frage iſt. Schulmänner werfen ſich dergleichen ſelten auf, weil jeder von ihnen *ſeinen* Strang zieht, und um die Reſultate ſeines Unterrichts, in Verbindung mit den Reſultaten des Unterrichts ſeiner Kollegen, im Ganzen unbekümmert bleibt und — bleiben muß. Aber warum ſollte ein ruhiger Zuſchauer nicht über ſo etwas ſpekuliren?

Es gab eine Zeit, wo die Lektüre der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller durch nichts zu erſetzen war, wenn eine gewiſſe Bildung zu Stande gebracht werden ſollte. Dieſe Zeit iſt offenbar vorüber, weil wir ihnen in allen Gattungen der Künſte und Wiſſenſchaften Werke an die Seite ſtellen können, welche hinter den ihrigen auf keine Weiſe, weder in Anſehung der Form noch des Inhalts, zurück ſind. Um mit den Dichtern den Anfang zu machen, ſo treffen wir in jeder neuern Literatur Produkte an, welche die eines Homer, Aeſchylus, Sophokles, Euripides, Pindar, Anakreon u. ſ. w. vollkommen aufwiegen, wenn wir die Vorurtheile fahren laſſen wollen, welche die Heiligkeit der Namen einſtößt. Demoſthenes, Aeſchines u. ſ. w. ſind durchaus keine beſſeren Redner, als Fox, Pitt, Mirabeau, Vergniaux. Herodot, Thukydides, Xenophon, Livius, Tazitus ſtehen als Geſchichtſchreiber weit hinter Macchiavelli, Robertſon, Hume, Gibbon. Plato, Ariſtoteles u. ſ. w. belehren nicht mehr als Kant, Fichte u ſ. w. Bei dieſem Zuſtande der neueren Literatur iſt es durchaus nicht wahrſcheinlich, daß jene Heroen des Denkens immer und ewig werden geleſen werden. Abſchaffen wird man ſie freilich nicht; aber ſie werden nach und nach verdrängt werden.

In der Natur der Sache liegt es, daß der Gegenſtände des Unterrichts immer mehrere werden müſſen; und indem man dabei das Nöthige dem Nützlichen vorzieht, müſſen jene Griechen und Römer, trotz dem großen Anſehn, in welchem ſie bisher geſtanden haben, in den Schatten treten, bloß weil man es nicht in ſeiner Gewalt hat, aus dem Tage mehr als vier und zwanzig Stunden zu machen. Jetzt ſchon werden die Vorurtheile läſtig, vermöge welcher man noch immer an ihnen klebt; und das iſt der ſicherſte Beweis, daß man dieſe Vorurtheile nach und nach abſtreifen, oder, wie Perſius ſagt, die Großmutter ausziehen werde. Die veränderte Geſtalt gewiſſer Wiſſenſchaften, um derentwillen eine genauere Bekanntſchaft mit der alten Literatur nöthig war, wird nicht wenig dazu beitragen. Welche Verwandlung hat die Jurisprudenz in neueren Zeiten erfahren! Kein lateiniſches Wort braucht man mehr zu wiſſen, um ein tüchtiger Juriſt zu ſeyn; wenigſtens iſt es im Preußiſchen nicht nothwendig, wo wir ein preußiſches Geſetzbuch haben. Und durch welche Verwandelungen iſt die Theologie gegangen! Zwiſchen den phyſiſchen Wiſſenſchaften, welche die Natur ewigen Geſetzen unterwerfen, und der Geſchichte, welche die Entſtehung der Meinungen erklärt, in die Mitte geſtellt, verliert ſie mit jedem Jahre an Umfang und Weſen, und erringt, ſtatt der furchtbaren Geſtalt, die ſie ehemals auszeichnete, eine ehrwürdige, einfache. Auch um ihrentwillen wird man alſo nicht immer genöthigt ſeyn, griechiſch und lateiniſch zu lehren oder zu lernen. Die Fortſchritte der Heilkunde ſind von der Chemie abhängig geworden; und da dieſe ſich eine Sprache bildet, die ſich auf keine Weiſe ins Römiſche oder Griechiſche überſetzen läßt, ſo wird auch die Heilkunde zur Verdrängung der alten Literatur beitragen." Die Philoſophie hat ſchon ſehr viel zu dieſem Endzweck geleiſtet.

So muß alſo nothwendig einmal eine Zeit kommen, wo die Philologie als Profeſſion den Werth eines Antiquarmetiers hat. Jetzt ſchon dient ſie nur der Geſchichte. Von Nachahmungen kann gar nicht mehr die Rede ſeyn, weil wir in der Kultur viel weiter ſind, als Griechen und Römer waren, und unſere Darſtellungen, vermöge der Individualität, die wir unſern beſſeren Verfaſſungen verdanken, alle Aehnlichkeit mit den griechiſchen und römiſchen immer mehr verlieren müſſen. Mag man alſo gegenwärtig noch einen Theil der Zeit dazu anwenden, Römer und Griechen auf Schulen zu erklären; immer wird man dies nicht thun, da ſich allenfalls die Zeit angeben läßt, wo es durchaus aufhören muß.

S — — e.

Nachſchrift.

Dieſem kühnen Propheten, der die Verſchwindung der Griechen und Römer aus unſern Schulen und Bildungsanſtalten nicht nur weißagt, ſondern auch faſt nach Jahr und Stunde zu berechnen droht, können wir beherzt das gegenüberſtellen, was Herr Oberkonſiſtorialrath D. Gedicke in ſeinem vortrefflichen Programm,

Ueber den Begriff einer gelehrten Schule ꝛc.
Berlin, 1801.

welches in den Händen aller ſeyn ſollte, die ſich für gründlichen Unterricht intereſſiren, geſagt hat.

„Bei dieſen Vorſtellungen (heißt es S. 16), nach welchen man das Studium der alten Sprachen für unnütz und überflüßig erklärt, liegt immer die irrige Vorausſetzung zum Grunde, daß der Zweck der gelehrten Schulen einzig oder auch vornehmlich Kenntniſſe ſind, und nicht vielmehr

Uebung und vielſeitige Bildung des Geiſtes, und daß die Kenntniſſe, die die gelehrte Schule gewährt, ſchon ſelbſt letzter Zweck, und nicht vielmehr Mittel, nämlich Vorkenntniſſe zum gründlichen akademiſchen Studium, ſeyn ſollen.“

Nachdem er dieß bewieſen hat, ſpricht er S. 18. die große Wahrheit aus:

> Würde jemals die alte Literatur, ſey es durch Geſetz, oder auch nur durch die öffentliche Meinung, von der Liſte der Gegenſtände des Unterrichts der gelehrten Schulen geſtrichen, ſo wäre dies in der That ein ganz unerſetzlicher Verluſt.
>
> (man leſe bis S. 25.)

Sollte der ſcharfſinnige Verfaſſer des obigen Aufſatzes, mit deſſen einzelnen Behauptungen, als, daß dem preußiſchen Juriſten, des deutſchen Geſetzbuchs wegen, das Studium der lateiniſchen Sprache entbehrlich ſey; daß das Studium der Alten nur der Geſchichte diene und von Nachahmungen gar nicht mehr die Rede ſeyn könne, weil wir in der Kultur viel weiter wären, als Griechen und Römer, ꝛc. — wir keinesweges einverſtanden ſind, ſeine Ideen über gründlichen Unterricht und die Entbehrlichkeit der klaſſiſchen Literatur dabei, noch weiter auszuführen und zu begründen gedenken: ſo wird er es nicht wohl umgehen können, auf das angeführte Programm, das in gedrängter Kürze faſt alles enthält, was über die Kultivirung der Alten zum Behufe wahrer, gründlicher, allgemeiner und vielſeitiger Bildung geſagt werden kann, Rückſicht zu nehmen.

Fſchr.

VII.

Zwei Gedichte.

1.

Erinnerung.

Hier wallte Sie, und ich an ihrer Seite
Durchwandelte die feyernde Natur,
Und Blick und Herz im kühnen Taumel freute
Sich nicht des Lenzes, nein! der Holden nur.

Hier wallte Sie, und unter ihren Blicken
Entſproßte ſchneller der beſonnte Hain.
In ihren Schooß begann mit Hochentzücken
Der Blüthenbaum ſein Füllhorn auszuſtreun.

Hier wallte Sie, von ihrem Blick geſehen
Erblühte ſchöner Florens bunte Schaar;
Ein Sylphe kam mit leiſem Zephyrwehen
Und brachte ihr Violendüfte dar.

Hier wallte Sie, aus jungen Blüthenſproſſen
Begrüßte ſie ein Nachtigallen Chor;
Und Cytiſus, vom hohen Glanz umfloſſen,
Hob freudiger ſein Purpurhaupt empor.

Sie floh hinweg, den Hochgenuß der Freude
Verſcheuchte ſchnell ein zürnendes Geſchick:
Vergebens winkt im bunten Feyerkleide
Der Frühling ſie zu ſeiner Flur zurück.

Sie floh hinweg, mit ihr die Freudentage,
Und einſam tönt mein ſchwermuthsvolles Ach!
Sie floh hinweg! iſt dieſes Haines Klage,
Sie floh hinweg! klagt meine Seele nach! —

2.

Der Waſſerfall.

(An W. Wilke.)

In des Bergſtromes Gebüſch ruhten wir traulich auf der Wanderung
Durch den Harzwald, und erſtaunt ſahn wir die Brandungen der Fluthen
Den Granit ſchäumend umtoſen.

Da ergriff mich die Begeiſtrung, des Gebirgs kühne Gefährtin — ;
Von des Baums heiligem Grün wand ich den Kranz, warf ihn zum Strome,
Als ein Weihopfer der Naias.

Doch die Fluth riß ihn hinab; Wogen und Schaum deckten das Opfer
Und den Blick hüllte die Wehmuth mit der heißrinnenden Zähre;
Ach! er ſank, ſank zu dem Abgrund.

Laß der Zeit ewige Fluth nimmer den Kranz ſenken zum Abgrund,
Den die Freundſchaft dir dem Freunde weiht, hier wo Hercynia's Dryas
Den Fremdling freundlich begrüßte. —

Friedrich Cramer.

VIII.

Literariſche Fabeln und Paramythien.

1.

Die Muſen beim Pfänderſpiel.

Die Muſen plagte einmal die lange Weile. Selbſt Langbeins Talismane dagegen wollten nichts fruchten. Sie beſchloſſen alſo, ſich mit einigen Oreaden und Najaden beim Pfänderſpiel die Zeit zu vertreiben. Da konnten ſie denn auf die Frage: „Was ſoll derjenige thun, dem dies Pfand gehört?“ luſtige Antworten zum Vorſchein bringen, die zugleich von ihrer vertrauten Bekanntſchaft mit der neueſten Belletriſtik zeugten.

Die eine ſagte: „Er ſoll alle Schriften, welche nach Eliſa, oder das Weib, wie es ſeyn ſollte, zugeſchnitten ſind, in chronologiſcher Ordnung, ohne eine einzige auszulaſſen, aufzählen.“

Die andre: „Er ſoll aus Rinaldo Rinaldini die ſchauerlichſten Tiraden recitiren.“

Die dritte: „Er ſoll den rothen Buhlteufel im grünen Rocke äſthetiſch zergliedern.“

Die vierte: „Er ſoll den Lorenz Stark traveſtiren.“

Die fünfte: „Er ſoll ein Paulmanniſches Triolett in eine fremde Sprache übertragen.“

Die ſechste: er ſoll die Ruheſtunden für Frohſinn und häusliches Glück wecken.“

Die ſiebente: „Er ſoll die richtige Abſtammung von Bonaparte's Vornamen Napoleon nachweiſen.“

Die achte: Er ſoll berechnen, wie oft die Nymphe der Donau oder das Donauweibchen auf den berühmteſten Theatern gegeben iſt.“

Endlich die neunte: „Er ſoll neue Xenien, bitterer und anzüglicher, als die alten, auf deutſche Dichter ſchmieden.“ —

Jetzt aber trat Apoll, der in der Ferne hinter einem Lorbeer ihren Einfällen gelauſcht hatte, mit rüſtigem Schritt näher, ſchüttelte den Kopf, winkte, und ſagte: „Stille! ſtille!“

2.

Göthe's Grabſchrift, eine Preisfrage.

„Welche Grabſchrift möchte wohl einmal am paſſendſten für Göthe geeignet ſeyn?“ — Dieſe Frage ward im Olymp als eine Preisfrage aufgeworfen. Eine lange Reihe von Diſtichen, von gereimten Verſen und von Sätzen im Birkenſtock'ſchen Lapidarſtyl buhlten um die Ehre, den Preis, oder mindeſtens das Acceſſit zu gewinnen. Aber der verſammelte Areopag ertheilte nur Thalien die Palme des Sieges; denn ſie erklärte, daß Göthe keiner Grabſchrift, wohl aber einer Tempelinſchrift bedürfe, weil er nach ſeinem Tode der Zahl der Heroen zugehöre.

3.

Die Bittſchrift der Muſen.

Die Muſen reichten eine Bittſchrift beim Aeskulap ein, daß er doch den armen Wezel von ſeiner traurigen Seelenkrankheit heilen möchte. Aeskulap ſchrieb unter die Bittſchrift: „Es ſteht nicht in meinen Kräften, dieſen Unglücklichen von ſeinem menekratiſchen Gottheitsſchwindel zu befreien; vielleicht könnt ihr ihm noch am allererſten Geneſung geben.“

4.

Soltau und Tieck.

Die Muſen ſtritten: Ob Soltau's oder Tieck's Verdeutſchung des Don Quixote den Vorzug habe? Der Streit ward bald ſo lebhaft, und die Stimmen waren ſo ſehr getheilt, daß man den Apoll bat, Schiedsrichter zu ſeyn. — „Kinderchen! erwiederte der Muſaget, denkt bei Soltau's Ueberſetzung, als habe ſie Tieck verfertigt, und bei der Tieckſchen, als rühre ſie von Soltau her.“

5.

Die neue Iris.

„Stelle dir vor, ſagte Iris zur Juno, mein Name ſoll bei den Sterblichen wieder aufgefriſcht werden. Jakobi will eine neue Iris herausgeben. Wird ſich dieſe ebenfalls auf deine Toilette wagen dürfen?“ — Die farrenäugige Göttin gab zur Antwort: „Du wirſt ja auch nicht müde, den bogenförmigen Pfad am Himmel mit gleicher Anmuth zu wandeln!“

6.

Heyne und Wolf.

Die Georgia Auguſta und die Friedericiana trafen einſt zuſammen und warfen ſich höhniſche Mienen zu. „Wir haben einen Heyne!“ triumphirte die erſte. „Und wir einen Wolf!“ frohlockte die andre. — Es hatte faſt den Anſchein, als wenn beide Theile handgemein werden und eine Lanze mit einander brechen wollten. — „Schweſtern! vertragt euch doch! rief plötzlich eine unbekannte, gleich dem Echo verborgene Stimme. Ich habe beider Schriften in dem Muſeum vieler Gelehrten zugleich auf Einem Tiſche befreundet angetroffen.“

7.

Koſegartens Uferpredigten:

Der Ruf von Koſegartens Uferpredigten war auch bis in die Unterwelt erſchollen. — „Wenn ich ihn dir überlieferte, den Uferredner der Oſtſee, ſagte Merkur zum Charon, — zu einer ſolchen Uferpredigt muß er ſich, ehe ihn dein Nachen entläßt, erſt einmal verſtehen. Wie feierlich wird ſie ſich an dieſen heiligen Geſtaden des Schattenreichs ausnehmen!“ — „Bei Leibe nicht! gab der graubärtige Fährmann zur Antwort. Er möchte durch ſeine Beredſamkeit die unbeſtechlichen Richter des Erebus beſtechen. Und ich — käme augenblicklich vom Dienſt.“

8.

Der dreijährige Curſus.

Ein nach der Akademie abgehender Zögling einer verdienſtvollen Schulanſtalt, der keine gemeine Anlagen zur Dichtkunſt verrieth, bekam bei einer öffentlichen Prüfung den Schillerſchen Wallenſtein zur Prämie. Sein Lehrer hatte folgende Zeilen, dem Titel gegenüber, dieſem Andenken einverleibt: „Das erſte Jahr Ihres Aufenthalts auf der Univerſität ſtudiren ſie in Nebenſtunden Wallenſteins Lager, das zweite Jahr die Piccolomini, und das dritte Jahr Wallenſteins Tod."

9.

Dietrich von dem Werder und Gries.

„Du haſt für deine Zeit als mein Ueberſetzer genug geleiſtet!" ſagte Taſſo zu Dietrich von dem Werder, als beide unter einem Säulengange Elyſiums luſtwandelten. „Damals deutſche Ottave Rime, welch ein kühnes Wageſtück! Kaum haſt du unter Guſtav Adolphs Fahnen ſolchen Ruhm eingeerndtet!" — Der deutſche Ritter blieb in ſich gekehrt und traurig. — „Was iſt dir?" fragte Taſſo. „Gnügt dir dieſes Lob nicht?" — „Sänger des befreiten Jeruſalems!" antwortete Dietrich, „es war nur meinem Nachfolger aufgeſpart, dich mit allen Schönheiten deines Originals, mit allem Zauber der achtzeiligen Stanze, die, wie Schiller ſagt, dreimal ſchamhaft flieht, und dreimal verlangend zurückkehrt, den Deutſchen wiederzugeben, und ein Reis aus deinem Lorbeerkranze in ſeine Locken zu flechten."

10.

Der alte, doch nicht alternde Gleim.

Ramler und **Utz** ſaßen in einer Akazienlaube Elyſiums, und unterhielten ſich von dem Bardenveteran **Gleim**. Beide waren der Meinung, daß er jetzt, bei ſeiner durch Alter und faſt gänzliche Blindheit erzeugten übeln Laune, wohl ſchwerlich ſeiner Leyer noch Lieder entlocken möchte, und ſeine Zeit nur damit hinbringen würde, ſich vorleſen zu laſſen. — Mittlerweile kam eine Nachtigall geflogen, ſetzte ſich auf einen wiegenden Zweig, und ſang ſein Stück: „**Mein Vögelchen**“ mit melodiſcher Stimme. Die Freunde erkannten augenblicklich die gefällige Manier des deutſchen Anakreons, und ſprachen mit Rührung: „Er wird nicht, was wir wurden, — alt!“

11.

Der Greis mit der Tafel.

Die **Freude**, die **Hoffnung** und das **Mitleid** luſtwandelten einſt, wie drei verſchlungene Grazien, auf Blumengefilden. Die romantiſche Gegend, der unbewölkte Himmel und die balſamiſche Maienluſt ſtimmten ihren Buſen zum Geſang. Sie wählten ihre eignen Loblieder. Die Freude ſang **Schillers**, die Hoffnung **Bürgers**, und das Mitleid **Salis** Stanzen. Kaum waren die ſchmelzenden Töne verhallt, als ein ehrwürdiger, ſilberlockiger Greis aus einem ſtillen Ulmenwäldchen hervortrat, und den Geweihten eine marmorne Tafel vorhielt. Auf dieſer Tafel ſtand geſchrieben: „Waret ihr **vor** dieſen Liedern minder ſchön?“ — Die Göttinnen wollten nach der Tafel greifen; aber plötzlich war die Tafel mit dem Greiſe verſchwunden.

12.

Sodens Pſyche.

Amor verehrte ſeiner Pſyche an ihrem Geburtstage zum Geſchenk Sodens Pſyche. Sie las die vier Bücher dieſes Märchens aufmerkſam durch, und ſagte am Abend: „Ich danke dir, mein Geliebter! doch haſt du mich vor einigen Jahren, als du mich mit Gleims Amor und Pſyche überraſchteſt, noch beſſer angebunden.“

13.

Die Alexandriner.

Die Alexandriner beklagten ſich bitterlich beim Apoll, daß ſie jetzt gar zu ſehr in Verfall geriethen, faſt in keinem Lehrgedicht, den Anordnungen ihres Vaters Opitz zuwider, mehr als Sylbenmaaß gebraucht würden, und nur noch dann und wann als Schlußzeilen mit den Ottave Rime mitliefen. Der Gott der Dichtkunſt fertigte ſie aber ohne weitere Umſtände mit den Worten ab: „Warum ſeyd ihr ſo ſchleppend?“

14.

Der gebildete und verdorbene Geſchmack.

„Wie iſt es möglich, ſagte der gebildete Geſchmack zu dem verdorbenen, daß das Schauſpielhaus bei der Vorſtellung eines Grafen Egmont, einer Maria Stuart, eines Regulus leer iſt, dahingegen von Menſchen wimmelt, wenn eine Schikanederſche Farce an der Ordnung des Tages ſteht?" — Freund! wer biſt du doch gleich? erwiederte der verderbene Geſchmack befremdend. Ach ja! jetzt eben beſinne ich mich. Wir waren ja im Donauweibchen faſt immer getreue Nachbarn."

15.

Die Muſen und die Parzen.

Die Muſen machten den Parzen heftige Vorwürfe, daß ſie einen Cronegk, Brawe, Unzer, Hölty, Michaelis, Schiebeler, Franz von Kleiſt, in der Blüthe ihrer Jahre, in der erſten Entwickelung ihrer Talente, ſo früh dahingerafft hätten. „Seyd gerecht! antworteten die ernſten Töchter der Nacht. Wir machen ja auch wieder, daß ſich manche eurer Söhne überleben."

16.

Hellas Veilchen.

Es war im Olymp Mode geworden, ſich Stammbücher zu halten. Manche Gottheit wurde aber nicht wenig in Verlegenheit geſetzt, wenn ſie gleich aus dem Stegreif einen Vers in ein ſolches Denkmal der Freundſchaft eintragen ſollte. Man fragte bei den Muſen an, ob ſie kein Hülfsmittel wüßten, deſſen man ſich in dieſem Fall bedienen könnte. Die Muſen ſchlugen Hellas Veilchen, von Herder gepflückt, dazu vor.

17.

Neue Proſodie.

Merkur wollte den Muſen die unverhoffte Nachricht überbringen, daß Voß an einer neuen deutſchen Proſodie arbeite. — „Als wenn wir das nicht wüßten?“ riefen ſie alle einſtimmig. „Wir haben den Eutiner ja erſt darum gebeten, das Gebäude zu vollenden, wozu Moritz nur den erſten Grundſtein legte.“

Friedrich Raßmann
in Halberſtadt.

IX.

Einige Bemerkungen über das lyriſche Trauerſpiel,

als Antwort an einen Freund, der dem Verfaſſer verſchiedene Beurtheilungen ſeiner Opern mittheilte. *)

Meinen herzlichen Dank, geſchätzter Freund, für die Theilnahme, die Sie in Ihrem letzten Briefe für meinen literariſchen Ruf bezeigen! Es iſt ohne Zweifel eine Aeußerung Ihrer Freundſchaft, wenn Sie mich aufmuntern, den Kritikern, die mich aus bloßer Großmuth in ihren Journalen und Wochenblättern mißhandeln, zu antworten. Ich kannte ſchon

---

*) Obgleich der beſchränkte Raum und ſelbſt der Plan des Journals nicht erlaubt, weitläuftige Widerlegungen, Repliken ꝛc. aufzunehmen: ſo glaubten wir doch bei *dieſem* Aufſatze eine Ausnahme machen zu müſſen, theils, weil Herr von Filiſtri ein ſo ſeltner deutſcher Schriftſteller iſt, auch am Schluſſe ſagt, daß er nie mehr auf Beurtheilungen ſeiner Werke antworten werde, theils, weil wir dem Aufſatze ein mehrſeitiges Intereſſe verſprechen können. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß wir alle etwanige Dupliken für überflüſſig halten, daher wir auch das, was über die Fragmente des Märzſtücks der Eunomia geſagt wird, ohne irgend eine Anmerkung abdrucken laſſen. D. H.

einige dieſer Produkte; aber eine neue und überraſchende Erſcheinung war mir das überſandte Blatt der allgemeinen muſikaliſchen Zeitung, welche in Leipzig herauskommt. Wer konnte glauben, daß ein Blatt, welches, ſeiner Beſtimmung nach, nur von Muſik handeln ſollte, bei Beurtheilung eines Drama's, das gar nicht für ein muſikaliſches Forum gehört, in den Ton einer literariſchen Diatribe verfallen würde, ohne daß ſich der Herausgeber des bekannten ne sutor ultra crepidam erinnerte? Wollte ich Ihrem freundſchaftlichen Rath folgen, ſo würde die Vertheidigung meiner Opern zugleich eine allgemeine Kritik dieſer Dichtungsart werden müſſen. Nach dem beſtimmten Charakter, den das lyriſche Trauerſpiel ſeit einem Jahrhundert angenommen hat, müſſen zuvörderſt in kurzen Geſprächen und wenigen Verſen (eine Sache, die mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft iſt) die Umſtände angegeben werden, wodurch die Handlung vorbereitet worden iſt. Dieſe ſogenannte Protaſis nimmt in dem geſprochenen Trauerſpiel, welches lange Erörterungen erlaubt, die das geſungene durchaus verbietet, gewöhnlich den ganzen erſten Akt, und zuweilen noch einen Theil des zweiten ein, und iſt hier gewöhnlich von ſolchem Umfange, daß aus einer gleichen Anzahl Verſe ein ganzes muſikaliſches Drama zuſammengeſetzt werden könnte.

Zu dieſer Schwierigkeit, mit welcher der Operndichter gleich im Anfange ſeines Stücks zu kämpfen hat, geſellt ſich die noch ungleich größere, daß nunmehr die ſchicklichen und intereſſanten Sujets faſt ganz erſchöpft ſind. Dergleichen in den Annalen der alten und neuern Völker aufzuſuchen, ohne die beſſern Muſter zu kopiren und zu entſtellen, iſt äuſerſt ſchwierig, wenn man anders nicht allzuſehr von der Geſchichte abweichen will.

Die Muſik wird jetzt faſt allgemein als die Hauptſache bei den Opern betrachtet, welches eben ſo viel heißt, als wenn man der Kleidung den Vorzug vor der Perſon geben wollte, die ſie trägt. Dem Ariſtoteles zum Trotz, der unter den ſechs Beſtandtheilen des Trauerſpiels, Fabel, Charaktere, Vortrag, Sentenzen, Dekoration und Muſik, der letztern die unterſte Stelle anweiſet, hat ſie ſich unter allen den ſchönen Künſten, die bei der ſchwierigen Executirung eines lyriſchen Dramas concurriren, ein diktatoriſches Anſehn angemaaßt, und, ohne weder bei der Wahl des Stoffe, noch bei der Anordnung der Fabel, noch bei der Einführung der Perſonen, Anlage der Situazionen und Schilderung der Charaktere, noch endlich bei Erfindung der Dekorationen (alles Sache der Poeſie!) mitzuwirken, hat ſich die Muſik in einem ihr nicht angehörigen Hauſe zur Gebieterin aufgeworfen. Indeſſen geſtehen doch alle Komponiſten, daß von der beſſern oder ſchlechtern Beſchaffenheit der Verſe die größere oder geringere Leichtigkeit der Kompoſition abhängt; und wenn wirklich die Muſik in der Oper Brennus ſo ſchön, ſo edel, ſo erhaben iſt, wie die muſikaliſche Zeitung behauptet, ſo hätte ihr Verfaſſer, auch wenn er ſich nicht auf die italiäniſche Poeſie verſtände, vermuthen können, daß die Worte und Verſe in den Arien und Recitativen ſchicklich gewählt und verbunden ſeyn müſſen, wie dies auch in der That alle einſichtsvolle Kenner der italiäniſchen Poeſie geſtanden haben.

Wollte ich bei dem allen, mein theuerſter Freund, Ihrem Wunſche, auf die Anklage meiner Gegner zu antworten, ein Genüge leiſten, wie wollen Sie einem ſolchen Cenſor geantwortet wiſſen, der ſeine Kritik meines Brenno mit der Bemerkung anfängt, daß man im ganzen Stück nicht angegeben finde, wie Brennus nach Rom kommt? weßwegen er kommt? und was er dort zu thun hat? da es doch ſchon die erſten Recitative deutlich genug zu erkennen geben? Cleanth redet vom Konſul Fabius, und fragt den Brennus:

— — Hai forse
Già potuto obliar ch'ei pur del sangue
E' di, que' Fabii istessi,
Che Oratori di Roma
Giunsero a te, quando gli Etrurj campi
Scorrevi già fulmin di guerra; e poi
Con l'armi in pugno, e traditori, e fieri,
D'Oratori che fur, si fer guerrieri? *)

Oper Brennus, Berlin 1789. (pag. 30.)

Brennus antwortet:

Il rammento, lo sò. Per trar vendetta
Della tradita fede
L'armi al Tebro portai; etc. **) (*ibid.*)

---

*) Haſt du ſchon vergeſſen, daß er aus dem Blute jener Fabier ſtammt, die als römiſche Abgeordnete zu dir kamen, da du die Hetruriſchen Gefilde als ein Blitzſtrahl durchfuhrſt, und ſich dann, die frechen Verräther! aus Rednern in Kriegern umwandelten? Akt 1. Scene 3.

**) Ich habe es nicht vergeſſen. Um Rache zu üben ob der gebrochenen Treue trug ich die Waffen zur Tiber. Ebend.

Iſt das nicht klar genug geſprochen? Oder fragt etwa der Cenſor mit den Worten: wie Brennus nach Rom kommt, ob er zu Fuß, zu Pferde oder in einem Wagen dahin gelangt iſt? Ferner mißbilligt der Recenſent, daß ſich Brennus stante pede in die erſte Römerin verliebt, die man in Ketten vor ihn bringt. Was ſoll man hierauf antworten, da das Drama gerade das Gegentheil beſagt? Cleanth kündigt dem Brennus an:

Signore all' armi nostre,
Tutto già cesse, e di gran nuova io vengo
A te felice apportator.
Brenno. Che rechi?
Clean. Ostilia è preda tua. *) (*pag.* 28.)

Mußte nicht Cleanth wiſſen, daß Brennus die Hoſtilia liebte, wenn er zu ihm ſagt: ich bin der glückliche Ueberbringer einer frohen Botſchaft? Hier iſt doch wahrlich nicht von einer Liebe die Rede, die stante pede auf dem Theater entſteht, ſondern von einer ſolchen, die ſchon vor dem Drama ihren Anfang genommen hat. Hoſtilia iſt ja noch nicht einmal auf der Bühne erſchienen! Wie und wann dieſe Liebe entſtanden iſt, brauchte nicht weitläuftig auseinander geſetzt zu werden, da der Gegenſtand des Dramas nicht die Liebe des Brennus zur Hoſtilia, ſondern die Einnahme Roms iſt. Indeſſen kann der aufmerkſame

---

*) Herr! Alles weicht ſchon unſern Waffen. Ich komme, der glückliche Ueberbringer einer frohen Botſchaft. Brennus. Was haſt du mir zu verkündigen? Cleanth. Hoſtilia iſt deine Beute. Akt I. Scena 3.

Leſer doch leicht die Umſtände combiniren, die dazu Veranlaſſung gaben. Brennus hatte, wie man aus den oben angeführten Verſen ſieht, ſchon in Hetrurien mit den Fabiern gekämpft. In der ſiebenten Scene des zweiten Akts ſagt der ihn preiſende Chor:

Fu egual solo a se stesso
D'Allia alle rive appresso,
E fu del Tebro in riva
Anche maggior di se. *) (pag. 96.)

Eine Anſpielung auf den Sieg, den der Held an den Ufern der Allia erfocht. Nach demſelben ging er bewaffnet auf Rom los. Die Römer widerſetzten ſich ihm vor den Thoren. Unter ihnen befand ſich ohne Zweifel Hoſtilia. Denn wäre ſie in der Stadt zurückgeblieben, ſo würde ſie ſich mit den übrigen Einwohnern aufs Kapitol geflüchtet haben, das ſich bekanntlich nach der Einnahme der Stadt noch hielt, wie auch in der erſten Scene des zweiten Akts deutlich geſagt wird. Fabius, ihr Geliebter, würde ſie auch ſonſt nicht außerhalb der Stadt geſucht, und nicht, da er ſie wiederfand, zu ihr geſagt haben:

Mia vita, Ostilia,
Pur ti ritrovo alfin. **) (pag. 38.)

Man kann alſo leicht vermuthen, daß Brennus die Hoſtilia ſchon vor ſeiner Ankunft in Rom kennen gelernt, ſie lieb gewonnen, und ſie bei Gelegenheit der Beſtürmung der Stadt, mit der das Stück beginnt, in ſeine Gewalt bekommen hat. Wenn es übrigens meinem Cenſor mißfällt, daß ſich der Held in die Römerin verliebte, während er noch das blutige Schwerdt gezückt hält, ſo mag er nachleſen, wie ſich beim Metaſtaſio Hadrian in Emirena verliebt. In der dritten Scene des zweiten Akts des Adriano ſagt Hadrian zu ſeiner Sabine, die er eben ſo über Emirena vergißt, wie Brennus die Zelinde über Hoſtilien:

---

*) Sich nur glich er an Alliens Geſtaden. Ueber ſich ſelbſt erhub er ſich an den Ufern der Tiber.

**) Meine theuerſte Hoſtilia, ſo finde ich dich denn endlich wieder? Akt I. Scene 4.

— — amor mi sorprese. Ero nel campo,
Pieno d'una vittoria,
E caldo ancor de' bellicosi sdegni,
Quando condotta innanzi
Mi fu Emirena. Ad un diverso affetto
E' facile il passaggio
Quando è l'alma in tumulto; etc. *)

Hier kann ich wohl ſagen:

Craigne - t'on s'égarer sur les traces d'Hercule?

In der That, ich will lieber mit dem Meiſter im muſikaliſchen Drama fehlen, als mit meinem Cenſor in der Leipziger muſikaliſchen Zeitung etwas beſſer machen wollen. Für den guten Wink, daß es natürlicher ſeyn würde, wenn Brennus Liebe zur Hoſtilia erſt im zweiten Akt

---

*) Die Liebe überraſchte mich. Ich befand mich im Lager, ganz erfüllt von meinem Siege, und noch von der Kriegsflamme lodernd, als Emirena vor mich geführt wurde. Ein verſchiedenartiger Affekt findet leicht Zugang zu unſerer Bruſt, wenn das Herz in Aufruhr iſt.

erſchiene, danke ich ihm verbindlichſt, bedaure aber, daß dies nicht angehn konnte, weil dieſe Liebe gerade dann stante pede und während des Drama's entſtanden ſeyn würde. Eine Liebe aber, die während des Stücks entſteht, kann nicht ſtark, folglich auch nicht tragiſch ſeyn; iſt ſie das aber nicht, ſo darf ſie nicht in die Handlung verflochten werden, wie man von allen Meiſtern der Kunſt, unter andern von Voltaire, lernen kann.

Was ſoll ich, theuerſter Freund, auf den Vorwurf antworten, daß Brennus als ein leerer Wütherich erſcheint, während im ganzen Stück Cleanth als ein Barbar, Brennus hingegen, zwar als ein ſtolzer Krieger, aber immer als ein edler Held geſchildert wird? Sind es Aeußerungen eines Barbaren, wenn er z. B. in der oben angeführten dritten Scene des erſten Akts von Fabius ſagt:

Ei nutre in seno
Un generoso cor, un' alma grande,
Ch'io non so non amar. *) (*pag.* 30.)

und weiter unten, wo ihn Cleanth gegen die Fabier reizen will:

— — non confondo
Col virtuoso il reo; mertano quelli
Di traditori il nome, e questi merta
D' esser chiamato Eroe; comune il sangue
Non fa comun la colpa. *) (*ibidem.*)

---

*) Er trägt in ſeinem Buſen ein edles Herz, eine große Seele, die ich lieben muß.

*) Ich verwechſele nicht den Edlen mit dem Schuldigen. Jene verdienen den Namen Verräther, dieſer aber den eines

Wie mißbilligt er in der folgenden Scene die von ſeinen Kriegern begangenen Unordnungen:

> La militar licenza
> Non è mio fallo, Ostilia, e i suoi eccessi
> Frenar saprò. *) (*pag.* 34.)

Wie reimt es ſich mit der Idee eines Wütherichs, wenn er in der dritten Scene des zweiten Akts zu Cleanth ſagt:

> — — — Impara
> Quel tuo barbaro genio
> A moderar. L'incrudelir col vinto
> L'uom somiglia alle fere, e ai lauri appresso
> Copre d'infamia il vincitore istesso. **) (*pag.* 76.)

Wie mißbilligt er in der dritten Scene des dritten Akts die Ermordung der Senatoren, welche ein Werk Cleanths iſt! Als dieſer nachher vom Fabius umgebracht wird, ſo trauert Brennus darüber nicht: ein Beweis, daß ſich Cleanth durch ſeine barbariſche Denkart ihm ſelbſt verhaßt gemacht hatte, wohl aber liegt ihm das Leben des Fabius am Herzen; denn der erſte Befehl, den er giebt, als er den durch Cleanth veranlaßten Brand Roms zu ſteuern kommt, iſt:

Helden. Gemeinſchaft des Bluts ſetzt nicht Gemeinſchaft der Schuld voraus.

*) Hoſtilia, miß mir nicht die Ausſchweifungen der Krieger bei; ich werde ſie zu beſchränken wiſſen.

**) Lerne deinen barbariſchen Sinn zügeln. Grauſamkeit gegen Beſiegte macht den Menſchen dem Thiere gleich, und ſchändet den Lorbeer des Siegers.

Olà, di Fabio
Si riſpetti la vita. *) (pag. 151.)

Sind das Gefühle und Handlungen eines leeren Wüthrichs, oder vielmehr eines Helden, der ſich per totam orationem als ein ſolcher bewährt? Er entſagt endlich dem Herzen der Hoſtilia, nicht, weil ſie nicht will, — wie ſich mein Cenſor ausdrückt, ſondern aus Seelenadel, der zum Theil durch ſeine Liebe eingeſchläfert worden iſt, aber zuletzt durch das edle Benehmen des Fabius und Sulpitius, die beide nicht den Untergang Roms überleben wollen, der Hoſtilia, die zum Beſten Roms ihren Gefühlen Gewalt anthut, und der Zelinde, die ihn, ohne ihm Vorwürfe zu machen, jedes Verſprechens entbindet, wieder geweckt wird; worauf der Held Hoſtilien dem Fabius, Freiheit dieſem und dem Sulpitius, der Stadt Rom den Frieden, und ſich ſelbſt der Zelinde ſchenkt, eine gewiß für den Zuſchauer überraſchende Entwickelung, wie ich ſie beabſichtigte.

In der That, Freund, der Kritiker ſcheint ſich alle Mühe gegeben zu haben, den Sinn meines Dramas zu entſtellen. Er findet einen Hauptfehler darin, daß Brennus nach der Arie: Calma del cuor le pene, fortgeht, ohne die Antwort abzuwarten, und die Hoſtilia ſtehen läßt. Aber pflegt ein Souverain die Antwort abzuwarten, wenn er befiehlt? Brennus fragt die Hoſtilia nicht, ob ſie ſeine Gemahlinn werden will, ſondern ſagt ihr, daß ſie ſich zur Vermählung anſchicken und an ihr Glück denken

---

*) Man ſchone das Leben des Fabius.

ſoll, worauf er ſie denn nach einigen Augenblicken Nachdenken s verläßt. Verdient wohl eine ſolche Kritik eine Antwort? Verdient der eine Antwort, der es das Maaß poetiſcher Licenz voll machen heißt, daß ich eine Perſon von meiner Erfindung, eine Mlle. Zelinde, wie er ſie ſpöttiſch nennt, einführe? Welche Ungereimtheit und Unwahrſcheinlichkeit liegt denn darin, daß es ein vornehmes und kriegeriſches Frauenzimmer gab, das den Brennus liebte, und ihm in Mannskleidern und unter einem angenommenen Namen folgte, das ſich, da es von ſeiner Expedition nach Rom hörte, gleichfalls dahin begab, das vor Rom auf Römer traf und ſie angriff? Dies iſt meine Fiktion, und es giebt kein poetiſches Geſetz, welches ſie verböte, wohl aber iſt es eine bekannte Maxime der Logik, daß keine Suppoſition negirt wird. Meinem Cenſor mißfällt es, daß Brennus nicht eher etwas davon erfahren hat. Hätte er aber früher darum gewußt, ſo würde er ſich nicht nachher dadurch überraſcht gefunden haben, welches in meinem Plan lag. Er konnte auch nicht früher darum wiſſen, da Zelinde erſt nach dem Gefecht vor Rom mit ihm zuſammenkommt, wie man aus dem Anfange des Stücks erſieht:

— — Che dirà mai
Quando mi vegga, ad in virili spoglie
La sua fedel Zelinda
Scopra nel finto Egisto? *) (*pag.* 28.)

Kaum

---

*) Was wird er ſagen, wenn er mich ſieht, und in männlicher Kleidung ſeine treue Zelinde entdeckt? Act. I. Sc. 3.

Kaum iſt Zelinde angekommen, ſo weiß es Brennus, und er verlangt ſogleich, die unbekannte Kriegerin kennen zu lernen:

— — S'affretti
A me il Guerrier Germano; etc. *) (pag. 30. e. 32.)

Sie ſehen alſo, mein geliebter Freund, daß der Cenſor, wenn er auch nur den Anfang des Stücks mit einiger Aufmerkſamkeit zu leſen ſich die Mühe gegeben hätte, ſchon in den erſten Scenen die Antwort auf ſeine Erinnerungen gefunden haben würde.

Was ſoll ich auf eine andere Kritik in dem Berliniſchen Journal Eunomia erwiedern? Hier erklärt mich ein Kunſtrichter nach eigenem Gutdünken für unbekannt in der literariſchen Welt, obgleich viele Akademien in Italien (ich bin ja ein Italiäner und ſchreibe italiäniſch)! mich unter ihre Mitglieder aufgenommen haben. Ich will damit gar nicht prahlen; allein es bleibt doch darum nicht weniger wahr. Hiernächſt findet er es kaum glaublich, daß ich unter den im Argument des Dramas bemerkten Autoren, denen ich gefolgt bin, auch den Florus und Eutropius aufgeführt habe. Unſtreitig meint er, es ſey kaum glaublich, wie ich ſo ſubalterne Gewährsmänner habe nennen können. Allein gerade dieſe haben mir einige der Hauptmomente der Handlung gegeben. Wir wollen den Florus hören. Dieſer ſagt (Epit. rer. Rom. Lib. I. c. 13.): Galli Senones — Clusium obsidebant. Pro sociis ac foederatis populus

---

*) Man bringe ſogleich den deutſchen Krieger vor mich. Act. I Scene 3.

Romanus intervenit. Missi ex more etc. Conversis igitur a Clusio, Romamque venientibus, ad Alliam flumen cum exercitu Fabius Consul occurrit etc. Fuso exercitu jam moenibus urbis appropinquabant etc. Pontifices et Flamines quicquid religiosissime in templis erat, partim in doliis defossae terrae recondunt, partim imposita plaustris secum auferunt. Virgines simul ex sacerdotio Vestae, nudo pede fugientia sacra comitantur. Tamen excepisse fugientes unus ex plebe fertur, Lucius Albinius, qui depositis uxore et liberis, virgines in plaustrum recepit, etc. Patentes passim domos adeunt (Galli), ubi sedentes in curulibus suis praetextatos senes, velut deos geniosque venerati — nihil respondere dignantes, pari vecordia mactant, facesque tectis injiciunt: et totam urbem igne, ferro, manibus exaequant etc. Wenn ſich mein Kritiker die Mühe geben will, meine Oper aufmerkſam zu leſen, ſo wird er finden, daß die Handlung großentheils, ſelbſt mit Einſchluß des erſten Ballets, in dieſer citirten Stelle enthalten iſt.

Er tadelt mich, weil ich der Meinung gefolgt bin, daß Brennus der Stammvater des preußiſchen Hauſes und der Erbauer der Stadt Brandenburg iſt. Habe ich nicht ſelbſt in der Vorerinnerung zu meinem Drama geſagt, ich wiſſe es wohl, daß die kritiſchen Geſchichtsforſcher dieſe Meinung verwerfen, ich habe aber in dieſem Punkt die Chronikenſchreiber des Landes, Enzelt, Angelus, Leutinger, Abel zu meinen Gewährsmännern machen wollen? Eine ſolche Kritik trifft alſo nicht mich, ſondern die gedachten Chronikenſchreiber, denen ich als Geſchichtsſchreiber nicht gefolgt ſeyn würde, aber als dramatiſcher Dichter folgen wollte, wie es ſo viele andere deutſche Dichter vor mir gethan hatten.

Was ſoll ich einem Mann antworten, welcher ſarkaſtiſch ſagt, daß ich die Namen der Dekorationen in eine Urne werfe, ſie dann auf gut Glück herausziehe, und das meinige gethan zu haben glaube, wenn ich nur die Augen der Zuſchauer ergötze? Man kann dies von jedem Operndichter ſagen, wenn überhaupt nur etwas geſagt werden ſoll. Daß aber die Oper das Wunderbare erheiſcht, weiß jeder, und daß die theatraliſche Wirkung größer iſt, wenn man vom Gewölbe zum Tempel, vom Walde zur Brücke übergeht, iſt eine ausgemachte Sache. Es iſt genug, wenn der dramatiſche Dichter die Dekorationen dem Gange eines Stücks gemäß wählt, und bei keiner etwas unſtatthaftes vorgeht.

Was ſoll man einem Mann antworten, der die Bemerkung macht, daß Mithridat in dem zur Oper Tigranes gehörigen Ballet mit ſtummen Perſonen ſpricht, ohne zu erwägen, unter welchen Umſtänden derſelbe auftritt? Bei ſeiner Erſcheinung fällt ſeine Tochter vor Ueberraſchung in Ohnmacht, und ſeine Schweſter ſinkt, in Thränen ſchwimmend, zu ſeinen Füßen, und kann keine Worte finden, um ihre Freude an den Tag zu legen. Mithridat erſcheint zweimal, um als Monarch Befehle zu ertheilen, welche keine Antwort erfordern; und wenn er ſich den beiden Tänzerinnen wieder zeigt, ſo gebietet er ihnen Stillſchweigen, und giebt gleich anfangs durch die Worte: genug! ſchweigt! u. ſ. w. hinreichend zu erkennen, daß ſie mit ihm geſprochen haben. Und iſt denn ein ſo heftiger Rheumatiſmus auf die Ohren meines Cenſors gefallen, daß er die Chöre nicht hört? Ob dieſe gleich von Choriſten geſungen werden (unmöglich kann man zugleich tanzen und ſingen), ſo muß ſich doch der Zuſchauer vorſtellen, daß ſie von dem ganzen Perſonale der Tänzer geſungen werden, als wenn dieſe zugleich tanzten und ſprächen. Hätte mein Cenſor dies erwogen, ſo würde er nicht behauptet haben, Mithridat ſpreche allein unter einer Geſellſchaft Stummer. Im Gegentheil, es ſprechen alle; und wenn ſich Mithridat mit niemand unterredet, ſo liegt der Grund darin, daß er auf eine Art eingeführt wird, die zu keinem Geſpräch Gelegenheit giebt.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich auf ſolche Kritiken antworten wollte. Es fehlt mir dazu an Luſt und Zeit. Jedoch muß ich noch einige Punkte berühren. Mein Cenſor in der Eunomia, der mich ſelbſt nicht einmal richtig citirt *), rechnet es mir, (wie hämiſch mir, einem Hofdichter)! zu einem Verbrechen an, daß ich der Hoſtilia die Worte in den Mund lege:

Una Romana al nodo
Scender dovrà d'un Rè? **) (pag. 120).

Er ſtellt ſich, als wiſſe er nicht, (oder weiß er es wirklich nicht?) daß dies in dem Geiſt der Römer geſprochen iſt. So ſagt Marcia zu ihrem Vater im Cato des obengedachten Meiſters im muſikaliſchen Drama, der bekanntlich Wiener Hofdichter war:

---

*) So z. B. citirt er als Anfang einer Arie des erſten Akts des Tigranes die Worte: Resta il tuo core, da dieſelben doch den Schluß eines Recitativs ausmachen.

**) Eine Römerin ſoll ſich zu einer Verbindung mit einem Könige herablaſſen?

— — e tu vorrai!
Che la tua prole istessa, una che nacque
Cittadina di Roma, e fù nudrita
All' aura trionfal del Campidoglio,
Scenda al nodo d'un Re? *)

Er nennt es lächerlich, daß ſich Fabius und Sulpitius mit der Flamme ſchlagen wollen. Aber Sulpitius ſucht ſich den Weg zum Quirinaliſchen Hügel zu bahnen,

Ad impedir che avanzi
L'incendio reo ver la Tarpèa pendice. **) (*pag.* 142.)

und Fabius ſucht durch die brennenden Ruinen bis zur Tiberbrücke vorzudringen:

Pur qualche passo
Libero troverò. Per questo calle
Al Tebro ... Oh Dio! Già ne impedisce il varco
La fiamma ultrice! Or che farò? Sul ponte
Se non giungo a impedir; etc. ***) (*pag.* 144.)

---

*) Und du verlangſt, daß deine eigene Tochter, eine römiſche Bürgerinn, genährt in der Luft des triumphirenden Kapitols, ſich zur Verbindung mit einem Könige herablaſſe?

**) Um zu hindern, daß der Brand den tarpejiſchen Felſen ergreiſe. Act III. Scene 8.

***) Ich werde doch irgend einen Ausweg finden. Auf dieſem Pfade hoffe ich zur Tiber ... O Gott! Schon verſperrt mir die rächende Flamme den Weg! Was ſoll ich beginnen? Gelange ich nicht an die Brücke, um zu hindern u. ſ. w. Ebendaſ.

Man ſieht wohl, daß die Kritik die Ausgabe des Brennus vom Jahr 1802 trifft, die gewaltſam verſtümmelt worden iſt, um zu einem langen Ballet nach der Oper Zeit zu gewinnen. Wenn aber meine Cenſoren erſt die Ausgabe vom Jahre 1789 citirten, warum hielten ſie ſich nicht an ſie, ſondern ließen ſie nachher ganz aus den Augen?

Auf Kritiken wollen Sie, theuerſter Freund, geantwortet wiſſen, die mir den offenbar ungerechten Vorwurf machen, daß ich Opern ſchreibe, die ſechs Stunden dauern, wie im Journal Brennus *), welches gleichfalls zu Berlin erſcheint, behauptet wird? Sie wiſſen, daß die Sinfonie um halb ſechs Uhr anfängt, und daß das Schauſpiel um zehn Uhr vorbei iſt, mit Einſchluß eines gar nicht zur Oper gehörigen pantomimiſchen Ballets, welches anderthalb Stunden dauert. Die eigentliche Oper nimmt alſo um halb ſechs Uhr ihren Anfang, und iſt um halb neun zu Ende, ſo daß ſie nicht ſechs, ſondern mit Einſchluß der zugehörigen Ballette, die viel Zeit wegnehmen, nur drei Stunden dauert. Als noch nicht jene ſogenannten großen Ballette, die gar nicht zur Oper gehören, gegeben wurden, war das Schauſpiel ungefähr um neun Uhr aus. Ich frage nun jeden Unpartheiiſchen, der je Opern geſehn hat, ob das zuviel iſt? Es hängt ja überdies nicht blos vom Dichter, ſondern zugleich vom Kapellmei-

---

*) Hat dies für die brandenburgiſchen Länder zunächſt beſtimmte Journal nicht auch etwa ſeinen Namen in der Vorausſetzung erhalten, daß Brennus der Stammvater des brandenburgiſchen Hauſes iſt?

ſter und Balletmeiſter ab, wie lange die Oper dauern ſoll. Der erſte kann die geſungenen Verſe mehr oder weniger oft wiederholen, und der letztere, ſtatt einige Solotänzer zwei oder drei Minuten tanzen zu laſſen, wie dies Veſtris und andre geſchickte Tänzer thun, viele Tänzer und jeden längere Arien tanzend ausführen. Das alles hängt nicht vom Dichter ab.

Wer fürs Operntheater ſchreibt, iſt nun einmal, wie lippis et tonsoribus bekannt iſt, der harten Nothwendigkeit unterworfen, ſich, der Dichtkunſt zum Trotz, nach den Umſtänden zu bequemen, die Befehle zu befolgen, denen er gehorchen muß, und auch oft den Wünſchen der Herrn Komponiſten und Sänger zu genügen. Einen Fall dieſer Art liefert die Roſamunde. Sie haben mein Original geleſen, und darin gewiß nicht in der dritten Scene des dritten Acts die Arie der Roſamunda gefunden, die auf dem Theater geſungen worden iſt. Sie geht in meinem Mannſcript mit den an den abgegangenen Päridäus gerichteten Worten:

Si lusinghi quel fello
A voglia sua, nulla mi cal, ma serva
Al gran disegno, e sia
Fido ministro alla vendetta mia *)

ab; und durfte auch in der That nach dem zur Ermordung Alboins gegebenen Befehl, nicht auf dem Theater bleiben, um noch ein Rondeau zu ſingen. Und doch findet es ſich, aus

---

*) Er ſchmeichle ſich immerhin mit ſeinen Hoffnungen, wenn er nur ein Werkzeug meines großen Plans und ein treuer Diener meiner Rache wird.

den angegebenen Gründen, in meiner Oper. Nur dann kann ſich der Dichter von ſolchen Feſſeln losmachen, wenn er allein vor dem Publikum erſcheint, oder ſeine Arbeit dem Druck übergiebt. Bis dahin ſollte man ihn billigerweiſe mit Kritiken verſchonen.

Da ich den mir gemachten Vorwurf las, daß meine Opern ſechs Stunden dauern, ſo fiel mir die Klage einer Berliniſchen Kaufmannsfrau ein, die ſich bitterlich beſchwerte, daß die Oper neun Stunden gedauert hätte. Ihre Rechnung war folgende: Sie hatte ein Billet zur Noblessenloge erhalten, und war, um es geltend zu machen, um zwei Uhr ins Opernhaus gegangen. Die Oper nahm um halb ſechs Uhr wie gewöhnlich ihren Anfang, und war, mit Einſchluß des großen, nicht dazu gehörigen Ballets, um zehn Uhr aus. Sie wartete noch etwas, bis ſich das Getümmel der Menſchen und Wagen verloren, und da ſie in einer entlegenen Gegend der Stadt wohnte, ſo kam ſie erſt um eilf Uhr zu Hauſe, wo ſie denn in die Worte ausbrach: Herr Gott, wie lange hat das gewährt! Es iſt ſchon eilf Uhr. Neun Stunden dauert die Oper! Nein! da gehe ich nicht wieder hin!

Und Sie wollen, ich wiederhole es noch einmal, daß ich meinen Kritikern antworten ſoll? Ich werde ſtandhaft bei meiner Maxime beharren: Alle Urtheile gelaſſen anzuhören, die treffenden mir zu Nutze zu machen, über die ſchiefen zu lachen, auf keins zu antworten, und mich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß die Oper noch geſchrieben werden ſoll, die nicht zu ähnlichen Kritiken, wie die obigen, Stoff giebt. Leben Sie wohl.

Berlin, den 1. May 1802.

Ihr ergebenſter
P. Filiſtri.

X.

Theater.

1.

Die franzöſiſchen und die deutſchen Kleinſtädter, von Picard und Kotzebue.

Es war allerdings Zeit, daß die Sitten und Gebräuche der kleinen Städte auf die Theater der großen gebracht wurden, damit man nicht den Vorwurf auf ſich ladete, mit den Sitten der Neger und Kamtſchadalen, der Indianer und Chineſen, durch die lebendigen Darſtellungen der Bühne bekannter zu ſeyn, als mit denen unſrer Landsleute, die nur wenige Meilen von uns wohnen. Diejenigen, die das Theater zu einer Schule der Sittlichkeit machen, und die nun vernichtete Inſchrift des alten Hauſes:

Ridentur et corriguntur mores.

ſo unlateiniſch ſie auch geweſen ſeyn mag, als Motto über alle Schauſpielhäuſer geſetzt wiſſen möchten, werden ſich noch überdies freuen, endlich das Uebel der Kleinſtädterei, das mit der Moralitat gar enge zuſammenhängt, auch zum Nutz und Frommen der Großſtädter lächerlich gemacht und alſo — verbeſſert zu ſehen; ſie werden ſogar hoffen, daß ein kühner Direktor einer kleinen Truppe dieſe Stücke in der Mitte ihrer Originale aufführen, und ihnen dadurch endlich die Augen über ihr eignes Weſen eröffnen werde. Andre endlich, die ſich der reinen Darſtellung des Lebens erfreuen, werden ſich dem Lachen eben ſo gern hingeben, als ſie es dem Ernſte in den tragiſchen Dichtungen thun.

Herr v. Kotzebue hat ſein Luſtſpiel über denſelben Gegenſtand neben das ſeines franzöſiſchen Vorgängers geſtellt, er hat dieſes ſogar ſelbſt überſetzt: wir werden alſo ſchließen, daß Herr v. Kotzebue die „deutſchen Kleinſtädter“ für beſſer halte, als die franzöſiſchen, weil er ſonſt entweder dieſe nicht überſetzt oder jene nicht geſchrieben haben würde.

Und er hat Recht. Wenn dort einige glückliche Einfälle ſind, ſo iſt hier das Ganze ein glücklicher, mit lauter glücklichen Einfällen gehaltener, Einfall; wenn man dort an den vorüberziehenden Geſtalten und ſelbſt an der Hauptperſon und der ganzen Handlung wenig oder gar kein Intereſſe nimmt, ſo lebt man hier mitten in Krähwinkel, und intereſſirt ſich für das Schickſal der handelnden Perſonen; wenn man dort die Charaktere der Pariſer Fremden und der Einheimiſchen kaum zu unterſcheiden und feſtzuhalten weiß, ſo ſtehen hier alle Charaktere in feſten Umriſſen und mit ſcharf abgeſchnittener Individualität da; wir kennen ſie von der erſten Erſcheinung an, und wiſſen, was wir uns von ihnen zu verſprechen haben. Wenn dort die Intrigue des Pariſer Paars nur auf einen Tag in die Sphäre der kleinen Stadt verſetzt wird, und man, trotz ſeiner Worte, nicht einſieht, warum der junge Desroches grade hier verweilen will, und Madame Belmont ihn hier trifft: ſo wird hier die Intrigue grade mitten in die Kreiſe der kleinen Stadt geſpielt; Sabine iſt des Herrn Burgermeiſters *) auch Oberälteſten wirkliche Tochter, und

---

*) Mit Vorbedacht habe ich Burger, nicht Bürgermeiſter geſchrieben, und will zugleich einen Beitrag zur Synonymik geben. Der Franzoſe unterſcheidet citoyen (Staatsbürger) von bourgeois (Stadtbürger); wir unterſcheiden beide, im Begriff ſo himmelweit verſchiedene Dinge, auch durch den Redegebrauch: citoyen heißt Bürger, bourgeois aber Burger. Man kann ſich jedesmal davon überzeugen, wenn man ſagen hört: „Ich bin

es iſt die ſchwere Aufgabe gegeben, ſie aus dieſen Kreiſen zu entführen; wenn dort die Eidamſüchtige Madame Guibert ein halbverächtliches Lächeln erweckt, ſo erweckt hier der gediegene Charakter der Frau Unter Steuer-Einnehmerin bei allen ihren ſchreienden Lächerlichkeiten eine gewiſſe Ehrfurcht; man ſetzt in Gedanken beide von Jugend auf in andere Umgebungen und findet bald, daß jene überall eine fade Perſon, dieſe aber in einer andern Welt eine ehrwürdige Matrone geweſen ſeyn würde, und daß die Lächerlichkeiten, weniger ihr, als der kleinen Stadt angehören. Dort erweckt die empfindſame und mannſüchtige Nina Vernon ein gerechtes Erſtaunen und beinahe Ekel; hier wird die hübſche junge Wittwe, die Frau Ober-Floß- und Fiſch-Meiſterin Brendel, durch den züchtigen Familienantrag bloß hochkomiſch. — Außer dieſen und mehreren Aehnlichkeiten, die man zum Vortheil des deutſchen Dichters auffinden könnte, ſind noch ſo viele originelle Einfälle in der deutſchen Bearbeitung, z. B. die Behandlung des Herrn Olmers als König, die Berathſchlagung über den anzufertigenden Roman, das große Feſt, das in der Ausſtellung einer Kuhdiebin auf dem Pranger beſtehen ſoll, ſo wie die ganz neuen Perſonen, z. B. der Herr Vice-Kirchenvorſteher und Gewürzkrämer, und die ganz aus dem Leben gegriffene Rolle des Hausmädchens, — daß die größere vis comica des Deutſchen entſchieden iſt.

Aber freilich müſſen wir mit dieſer Entſcheidung nicht allzuraſch ſeyn; es iſt natürlich, daß wir Deutſche eine größere komiſche Kraft in der Darſtellung deutſcher Kleinſtädterei finden; vielleicht giebt der Franzoſe eben ſo dem franzöſiſchen Luſtſpiel vor dem deutſchen den Vorzug, wenn er beide neben-

---

hier Burger und Meiſter!“ wo man das u ſehr vernehmlich hören wird.

einander auf ſeiner Bühne ſehen ſollte. — Doch aber nur in Rückſicht der Sitten und des Lächerlichen; das deutſche Stück iſt auf alle Fälle beſſer gearbeitet, und hat mehr Kunſtwerth.

Noch von mehreren Seiten könnte das Unweſen der Kleinſtädterei bearbeitet werden, und es verdient mehr, als ein anderes, die Geiſſel der Satyre. Noch fehlen mehrere charakteriſtiſche Züge, noch könnten einige nur angedeutete weiter ausgeführt werden. Auch ſind bis jetzt nur gebohrne und gezogne Kleinſtädter auf die Bühne gebracht; nicht minder komiſch wären Perſonagen, die ſich vom Hofe und aus der Reſidenz vor kurzer, oder langer Zeit in eine kleine Stadt zurückgezogen haben, und mehr oder weniger zwiſchen zwei Zuſtänden ſchweben. Die Kleinſtädterei iſt anſteckend, wie der Schnupfen und das Lachen.

Die Darſtellung beider Stücke auf der Bühne war frei und genialiſch. In den franzöſiſchen ſpielte Herr Iffland, Mad. Unzelmann, Mlle. Döbbelin, Mad. Herdt, Herr Schwadke, Herr Bethmann ꝛc.; in den deutſchen: Herr Unzelmann, Mlle Döbbelin (beide ganz vortrefflich), Mad. Meyer, Herr Labes, Herr Kaſelitz, Herr Beſchort und Mlle. Böheim ꝛc., alle ausgezeichnet gut.

2.

Ueberſicht.

Vom 18ten Mai bis 17ten Junius wurden auf dem königlichen Nationaltheater überhaupt vier und dreißig Stücke gegeben:

neue	keines;
Trauerſpiele	vier;

darunter Regulus einmal, und Lanaſſa mit

Chören von Hrn. Herklots und Hrn. Muſikdirektor Weber.	
Schauſpiele darunter Herrmann von Unna mit Chören vom Herrn Abt Vogler und Tänzen von Herrn Lauchery.	dreizehn;
Luſtſpiele	fünf;
Singſpiele	ſieben;
die Jungfrau von Orleans	zweimal;
die Nymphe der Donau	dreimal;
Jon	gar nicht.

Anm. Mit dem 17ten Mai hörten die Frühlingsvorſtellungen in Potsdam auf.

Vom 25ſten Mai bis 11ten Junius ſpielte Herr Stadler, Mitglied des Hoftheaters zu Kaſſel, folgende Gaſtrollen: den Kriegsminiſter in den Spielern; den Oberförſter Warberger im Vaterhauſe; den Oberhofmeiſter von Werthal in Selbſtbeherrſchung; den Oberſten im Lorbeerkranz und den General Montalban in Lanaſſa.

3.

Theateranekdoten von der böhmiſchen Grenze.

Dialogen, in der großen Stube des Gaſthofes zu T. gehalten.

a. (Kurz vor Anfang des Schauſpiels.)

Ich. (zu meinem Nachbar rechter Hand) Darf ich mir den Komödienzettel ausbitten?

Herr X. Mein beſter Herr von Z! ſie geben keine Zettels, ſie trommeln aus.

Ich. (nach einer Weile zu dem Nachbar linker Hand) Mein Herr von Y! Was für ein Stück wird heut gegeben?

Herr Y. Ein Luſtſpiel, zu Befehl!

Ich Und der Titel?

Herr Y. So viel ich gehört habe, heiſt's: Herr von Ziegler, ein Luſtſpiel in 5 Akten. (Er meinte, wie ich bald ſah, Weltton und Herzensgüte von Ziegler.)

b. (Nach dem erſten Akte.)

Ich. Mein Herr von X., was bedeutet dort am Theater die ſpaniſche Wand?

Herr X. Das Wochenbett der Direktrize ſteht dahinter, mein Herr von Z.! Sie iſt vor fünf Tagen in die Wochen gekommen.

Ich. Nicht möglich! denn, wo ich nicht irre, ſo ſpielt ſie heut.

Herr X. Ganz recht, mein Herr von Z.! ſie macht das Kammermädchen. Wenn ſie aber gerade nichts zu thun hat, ſo legt ſie ſich indeß wieder zu Bette.

c. (Nach dem letzten Akte.)

Der Direkteur erſcheint auf der Bühne.

Direkteur. Mi'r danke heut für geneigte Zuſpruch. Merge wird ma ä herrlich Singſtück aufführe, mit Muſik und viele Lichter. Und ſinge wird ma — — ! wie de Gimpel! Kommen's halter nur recht fleiſſig.

Die Zuſchauer. Bravo! werdens ſchon kommen.

(ſie empfehlen ſich untereinander)

XI.

Poſtſcripte.

59.

Salz und Nihilum album.

Der Witz iſt das Salz der Converſation bei den cultivirteſten Nationen. Einen Negerſklaven macht die erſte Doſis Küchenſalz todtkrank. So gehts noch vielen Deutſchen mit dem Witze; ſtatt deſſen ſie mit ſcheinbarmoraliſchem Nihilum album ihre Lebensfreuden würzen.

* * f.

60.

Ein Gelehrter und ein privatiſirender Gelehrter ſind dadurch zu unterſcheiden, daß den erſten die Welt, der zweite ſich ſelbſt dafür erkennt.

* * f.

61.

Weiber und Blumen.

Warum nennt doch der Profeſſor Y die Weiber aromatiſche Blumen? — Vielleicht weil ſie ihm im Schlafkabinet Schwindel erregen.

* * f.

62.

Purpurfärber.

Die Griechen haben bemerkt, daß nur keuſche Männer gute Purpurfärber ſeyn können. — Schade, daß dieſe große Kunſt um einer ſo kleinen Urſache willen ausſterben mußte!

** f.

63.

Wiedehopfen.

Sehr viele Weiber haben mit den Wiedehopfen das gemein, daß ſie, wie dieſe Vögel, äußerſt geſchmückt umherſtackern, und doch ſehr unreine Neſter haben.

W.

64.

Leichenreden.

Die Ergänzungsblätter der Jenaer Literaturzeitung ſind oft nur Leichenreden über verſtorbene Perſonen, deren Körper man nicht mehr hat finden können, und deren einſtiges Daſeyn man doch gern noch dokumentiren will.

W.

65.

Warum geſchehen in Republiken mehr Grauſamkeiten als in Monarchien? Weil die Republik ein Weib iſt.

W.

Anzeiger der Eunomia.

No. I. Julius 1802.

I. Literariſche Anzeige.

Allgemeines Vieharzneibuch.

Das unter dieſem Titel von dem Königl. Pferdearzt Herrn Kohlwes, nach dem Plane der Märkiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Potsdam, ausgearbeitete Werk, welchem, als dem beſten und zweckmäßigſten von dieſer löblichen Geſellſchaft der Preis von 25 Stück Friedrichsd'or zuerkannt worden iſt, und worauf ich bisher Subſcription angenommen habe, iſt nun im Druck erſchienen. Es enthält einen vollſtändigen Unterricht, wie der Landmann ſeine Pferde, ſein Rindvieh, ſeine Schaafe, Schweine, Ziegen und Hunde nicht nur erziehen, ſondern auch warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen ſoll. Es enthält mithin noch mehr, als ich ankündigte, indem auch die Ziegen und Hunde noch hinzugefügt worden ſind. Ungeachtet es dadurch um mehrere Bogen ſtärker und mit einer Kupfertafel verſehen worden iſt, ſo überlaſſe ich doch jedes Exemplar auf Schreibpapier den Subſcribenten für den äußerſt billigen Preis von 21 Gr. Preuß. Courant. Der Ladenpreis für jedes Exemplar auf Schreibpapier iſt nun 1 Thlr., und auf Druckpapier 22 Gr. Jedem, der ſich noch die Mühe giebt, Exemplare von dieſem, dem größten Theile des Publikums höchſt nützlichen Werke zu debitiren, beſonders ſämmtliche reſpekt. Herren Landgeiſtlichen, überlaſſe ich noch bis Anfang Auguſts zehn Exemplare auf Schreibpapier für den Subſcriptionspreis von 8 Thlr. 18 Gr. Preuß. Courant, und gebe dazu das 11te Exemplar gratis. Jedoch muß ich mir Briefe und Gelder poſtfrei erbitten. Berlin, den 24ſten Junius 1802.

Friedrich Maurer,
Buchhändler, Poſtſtraße Nr. 29.

Der Franzöſiſche Merkur.

Herausgegeben

von

Julius Grafen von Soden.

Sechſtes Heft des 2ten **Jahrgangs** oder 4ten **Bandes** iſt ſo eben erſchienen. Zur Empfehlung dieſes reichhaltigen Journals werden vorläufig die **Recenſionen** in der **Oberdeutſchen Litteraturzeitung, Würzburger gelehrten Anzeigen, Erlanger Litteraturzeitung** ꝛc. hinlänglich ſeyn.

Daß übrigens dieſer 6te Heft den erſtern an Intereſſe gleich kommt, wird die Inhaltsanzeige erweiſen.

I. Innere Staatshaushaltung, Kommerz, Induſtrie ꝛc.

Offizielle Tabelle über den Bevölkerungszuſtand von ganz Frankreich, und deren ſtatiſtiſche Reſultate. — Alabaſterbruch im Thal von Aspe. — Neuer Miniſter der Schatzkammer. — Wahrſcheinliche Wiederherſtellung der Zünfte. — Die letzte Meſſe zu Beaucaire — Roßmarkt zu Guibray ꝛc. — Neueſte Statiſtik des Nievre-Departements (Fortſetzung). — Projekt einer neuen Bank d'Intervention.

II. Tribunal- und Sittengeſchichte.

Die Briefe von Jeruſalem. — Vergötterung Bonaparte's. — Proteſtantiſches Friedensfeſt — Die Beſeſſene zu Ruſſac. — Der Mörder Tartanſon. — Die Räuber zu Evreux. — Ende des theophilantropiſchen Kultus. — Gerechtes Urtheil wegen eines durch Schnellfahren veranlaßten Unglücks. — Der Mörder Anger zu Rouen. — Joſeph Popillon, ein Betrüger ganz neuer Art. — Selbſtmorde ꝛc.

III. Wiſſenſchaften. Wiſſenſchaftliche National- und Privat-Inſtitute.

Der 13jährige François-Juris erringt den Preis der Poeſie in Provins. — Kuhpocken-Einimpfung an Schafen. — Preisfragen des Präfects de deux Sevres, der Ackerbaugeſellſchaft zu Paris ꝛc. — Vorleſungen über die Deutſche Litteratur im Lycäum zu Paris. — Nachricht von den Centralſchulen. — Oeffentliche Handlungsſchule zu Bordeaux.

National-Inſtitut. — Arbeiten der Klaſſe der Moral und Politik im letzten Quartal des 9ten Jahres.

Nekrolog. Dupertuis Tod.

IV. Erfindungen, Moden.

Lalanze neue mechaniſche Werkzeuge: Dreſchflegel ꝛc.

V. Kunſtſachen.

Vandervals ſterbender Hyeronimus — Th. Jefferſons Porträt. — Concurs der Künſtler, um die Stelle in der Franzöſiſchen Akademie zu Rom ꝛc. — Conſular. Beſchluß wegen Verlegung der Zeichenſchule. — Oeffentliche Gemähldeausſtellung im Sallen des Muſäums (Fortſetzung).

VI. Litterariſcher Anzeiger.

VII. Theater.

Dieſer Artikel enthält immer die Anzeige aller neuen, auf ſämmtlichen Bühnen erſcheinenden Stücke, und die Sujets der intereſſanteſten Aufzeichnung des berühmten Mole. — Nachricht von dem neuerrichteten théâtre étranger. Wintergarten im Hameau de Chantilly.

VIII. Anekdoten. Miszellen.

Komiſche Aufforderung an einen Dieb. — Obelisk des General Marceau. — Der Greis zu Evreux. — Monſiau's Gemälde des edelmüthigen Löwen zu Florenz. — Baumpflanzungen im Departement des deux Sevres. — Denkmal Bonaparte's zu Marſeille — Gedicht auf den Engliſchen Frieden. — Projectmacherei des Tages. — Denkmal Olivier de Serres, des berühmten Agronomen. — Denkmäler der Bürger Darcet und Borda. — Neueſte Geſchichte des jungen Wilden von Aveyron. — Nachrichten von der Anpflanzung des Brodfruchtbaums zu Cayenne. — Rumfords Aufenthalt zu Paris.

Intelligenzblatt.

Osnabrück, den 20. Mai 1802.

Heinrich Blothe.

Neue Verlagsbücher der v. Kleefeldſchen Buchhandlung in Leipzig. Jubilate-Meſſe 1802.

Elementarwerk (neues) der praktiſchen Landwirthſchaft. Ein Handbuch für ausübende, beſonders für angehende Oekonomen. Mit Holzſchnitten. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Handwörterbuch der Seelenmahlerei. Zum gemeinnützigen Gebrauch beſonders für Zeichner, Mahler, und Liebhaber charakteriſtiſcher und allegoriſcher Darſtellungen. Nebſt 52 in Kupfer geſtochenen Köpfen, die vorzüglichſten Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften betreffend; von le Brün. gr. 8. 2 Thlr.

Hezel (W. F.) die Kunſt, auf die möglichſt-geſchwindeſte Art Franzöſiſch ſprechen und ſchreiben zu lernen. Oder: Neues franzöſiſches Elementarwerk für franzöſiſche Schulen aller Klaſſen 2te Auflage, in 4 Curſen. gr. 8. 2 Thlr.

Kabalen des Schickſals, 4tes Bändchen (werden fortgeſetzt). 8. 16 Gr.

Liebmann (H.) eine katechetiſche Unterredung über Kuhpocken-Einimpfung, gehalten mit den Kindern einer Dorfſchule. Allen Vätern und Müttern, ſo wie auch allen Geiſtlichen und Schullehrern empfohlen. 8. 4 Gr.

Peßler (B. G.) vollſtändige Beſchreibung und Abbildung einer neuen Dreſchmaſchine, welche ohne alle Verwirrung des Strohes nicht nur reine ausdriſcht, ſondern auch, während des Dreſchens ſelbſt, das gedroſchene Korn ausſiebet und einmißt; auch, wenn man will, nach einer geringen Abänderung, ſtatt einer Flachsbreche dienen kann. 8. 6 Thlr.

Spieß (C. H.) der Alte Ueberall und Nirgends. Eine Geiſtergeſchichte. Zwei Theile. Vierte, rechtmäßige, mit neuen Kupfern verſehene Auflage. 8. 3 Thlr.

Struve (K. F.) Verſuch einer Phyſiognomik der Erde. Oder: Die Kunſt, aus der Oberfläche der Erde auf ihren obern Inhalt zu ſchließen. 8. 16 Gr.

Deſſen vom Scharlachfieber: Vom **Reichſchen** Fiebermittel, zum Schrecken der Quackſalber! und von der Verbannung der China-Rinde in vielen Krankheiten. Aus der Erfahrung abgehandelt. 8. 6 Gr.

Taſſo's (Torquato) nächtliche Klagen der Liebe im Kerker. Ein 1794 in Ruinen zu Ferrara aufgefundenes Werk. Aus dem Italieniſchen überſetzt. Nebſt einigen nöthigen erläuternden Anmerkungen und dem Leben des Verfaſſers. Mit Kupfern Taſchenformat. 1 Thlr 8 Gr.

Winkopp (P. A.) neueſtes Zeitungs-, Reiſe-, Poſt- und Handlungslexikon, oder geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde; enthaltend eine genaue und vollſtändige Beſchreibung aller in den fünf Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrſchaften, Völker, Gewäſſer Gebirge, Waldungen, Städte, Feſtungen, Seehäfen, Handels- und Fabrikorte, Bäder, Geſundbrunnen, Flecken und überhaupt aller, für Geſchäftsmänner, Reiſende, Kaufleute und Zeitungsleſer, in hiſtoriſcher, politiſcher oder kommerzieller Hinſicht bemerkenswerther Ortſchaften, wobei ganz vorzügliche Rückſicht auf deutſche Leſer und Deutſchland genommen, und davon alle Poſtſtationen und Dörfer, ſo wie die vornehmſten Höfe und Weiler angezeigt worden ſind. Nach den Friedensſchlüſſen zu Lüneville und Amiens aus den neueſten Reiſebeſchreibungen, Topographien, Staatsſchriften und handſchriftlichen Nachrichten, auch auf eignen Reiſen geſammelt und verfaßt. 1n Bds. 1ſte Abtheil gr. 4.

Nehr (J. G.) Geſchichte des Pabſtthums. Erſter Theil gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

II. Wiederholte Pränumerations-Anzeige.

Statiſtiſch-topographiſche

Beſchreibung

der geſammten Mark Brandenburg.

Ein Handbuch

für

Statiſtiker, Geſchäftsmänner, beſonders für Kameraliſten.

Seit der Herausgabe der Büſchingiſchen Topographie der Mark Brandenburg, einem Zeitraum von 26 Jahren, ſind in dieſem

Mutterlande des großen Preuß. Staats ſo wichtige Veränderungen veranlaßt, daß jenes Werk, welches die damals vorhandenen Oerter und Etabliſſements nicht einmal vollſtändig enthält, gegenwärtig für den Geſchäftsmann, Statiſtiker und Geographen völlig unbrauchbar geworden iſt. Ein Vorwurf, der dem verſtorbenen Rath **Büſching** aber nicht ſo ſehr zur Laſt gelegt werden kann, als dem Geiſte jenes Zeitalters, indem man damals durch die Bekanntmachung der unbedeutendſten ſtatiſtiſchen Notiz Staatsgeheimniſſe zu verrathen glaubte. Verſchiedene angeſehene Staatsmänner machten uns Hoffnung, dieſe Lücke auszufüllen; allein bis jetzt ſind die Wünſche des Publikums in dieſer Hinſicht nicht befriedigt, ungeachtet faſt alle unſre Nachbaren mit Meiſterwerken dieſer Art beſchenkt wurden. Durch die Vereinigung einiger günſtigen Umſtände ward **ich** in den Stand geſetzt, dieſes für den Staat und für die Wiſſenſchaft gemeinnützige Werk zu unternehmen, und hoffe, mich dieſer freiwillig übernommenen Lieblingsarbeit in einer Art zu entledigen, daß ich da, wo öffentliche Staatspapiere Aufſchlüſſe geben, den gerechten und billigen Forderungen des Publikums völlig Genüge leiſten werde.

Ich hatte das Glück, in Rückſicht meiner Vorliebe für die Wiſſenſchaft und meine mehrjährigen Arbeiten in der vaterländiſchen Literatur von einem hohen General-Direktorio und den beiden hochlöblichen Kammern der Kur- und Neumark Brandenburg mit den nöthigen Akten, ſtatiſtiſchen und hiſtoriſchen Tabellen zu dieſem Behuf, auf eine edle, patriotiſche Weiſe gehörig unterſtützt zu werden. Aus dieſen authentiſchen Quellen habe ich, mit beſtändiger Rückſicht auf die Bedürfniſſe des Publikums, nach einem wohldurchdachten Plan, eine

Statiſtiſch-topographiſche

Beſchreibung

der geſammten Mark Brandenburg

ausgearbeitet, das einem jeden Staats- und Privatmann, der öffentliche und große Geſchäfte betreibt, nothwendig und unentbehrlich iſt. Nur in dem Falle, wenn ſchriftliche Quellen und Aktenſtücke keine Auskunft gaben, nahm ich zu gedruckten Hülfsmitteln meine Zuflucht. Ich folge einem eigenthümlichen Plane, ungefähr demſelben, der meiner Schilderung der **Grafſchaft**

Ruppin (Berlin 1799 gr. 8.) zum Grunde liegt, weil dieſe Ordnung, nach meiner Ueberzeugung, im Geſchäftsleben die zweckmäßigſte und brauchbarſte iſt.

Der Natur des Gegenſtandes nach zerfällt das Werk in zwei Haupttheile. Der erſte enthält die **Kurmark**, welche bekanntlich aus den Provinzen **Altmark**, **Priegnitz**, **Mittelmark** und **Ukermark** beſteht, und der zweite umfaßt die **Neumark**. Zuerſt wird eine allgemeine Einleitung, in ſtatiſtiſcher Hinſicht, von der ganzen Mark, darauf von den beiden Marken insbeſondere, und zuletzt von einem jeden Kreiſe geliefert. Dieſe Einleitung verbreitet ſich über folgende Gegenſtände: **die Lage**, **Grenzen**, **Größe** (mit den übrigen preußiſchen Staaten verglichen), **Oberfläche**, **Fruchtbarkeit**, **Produkte**, **Bevölkerung** (dieſer Abſchnitt wird vorzüglich wichtige Reſultate enthalten, da ich die Zunahme der Bevölkerung vom Jahre 1719 an, von 10 zu 10 Jahren, den Einfluß des ſiebenjährigen Krieges und die Verhältniſſe zum Flächeninhalt vorlege), **Nahrungszweige** der Städte und des Landes, **Induſtrie** **Regierungs-Verwaltung**, kurz die ganze politiſche Oekonomie der Mark Brandenburg.

Der Haupttheil des ganzen Werks enthält **Ortbeſchreibungen**. Die **Städte** folgen gleich auf die allgemeine Einleitung eines jeden Kreiſes, und werden in Abſicht ihrer Lage, Größe, Befeſtigung, Bauart, Lokalbeſchaffenheit, Feuerſtellen, Bevölkerung (ebenfalls von 10 zu 10 Jahren), Garniſon, Nahrungszweige, des Verkehrs, des Magiſtrats, der Kämmerei und und des ſtädtiſchen Eigenthums beſchrieben. — Die **Dörfer**, Kolonien, Etabliſſements, Vorwerke, Meiereien, Schäfereien, Krüge, Mühlen und einzelne Häuſer, welche Namen haben, ſind alphabetiſch in tabellariſcher Form bearbeitet. In der erſten Spalte ſteht der Name; in der zweiten die Qualität, ob Dorf Kolonie, Vorwerk rc.; in der dritten die Anzahl der Bauern, Halbbauern, Koſſäthen, Büdner, Fiſcher, Einlieger, Handwerker, dazu gehörigen Mühlen, Theeröfen, Ziegeleien, ſobald dieſe keinen beſondern Namen führen, und andere dahin gehörige Gegenſtände; in der vierten der Beſitzer; in der fünften die kirchliche Verfaſſung; in der ſechsten die Beſtimmung des Hauptzollamts, zu welchem der Ort gehört; in der ſiebenten die Anzahl der Feuerſtellen; in der achten die Menſchenzahl und in der neunten die Ritter- und kataſtrirten Hufen.

So viel über die Quellen, den Zweck und den Plan eines Werks, das mich nunmehr ſeit einem Jahre beſchäftigt hat, und, wie ich mir ſchmeichele, das leiſten wird, was man von den individuellen Kräften eines einzelnen Mannes, der Billigkeit gemäß, erwarten kann.

Fr. Wilh. Aug. Bratring.

Durch eine dieſer wiederholten Pränumerations-Anzeige vorhergegangene Ankündigung habe ich dem Publikum bereits bekannt gemacht, daß ich den Verlag dieſes Werkes übernommen habe, ſofern ſich eine hinlängliche Anzahl Pränumeranten findet; um mich für die auf den Druck dieſes Werkes zu verwendenden beträchtlichen Koſten geſichert zu ſehen, und es dem Publikum für einen möglichſt billigen Preis liefern zu können. Bis jetzt iſt die Zahl derſelben noch nicht zureichend, daher verlängere ich den Pränum. Termin bis Michaelis d. J., und werde, wenn ſich dann, wie ich nicht zweifle, eine genugſame Anzahl Pränumeranten gefunden hat, den Druck dieſer Topographie ſogleich anfangen laſſen, und ſelbige zu Oſtern k. J. abliefern. Da ſich die Bogenzahl gegenwärtig noch nicht genau beſtimmen läßt, aber gewiß über zwei Alphabete in groß Quarto nach der dem Publikum bereits mitgetheilten Probe betragen wird, ſo habe ich den Pränum. Preis vorläufig auf Zwey Thaler und Zwölf Groſchen Preuß. Cour. feſtgeſetzt. Sollte eine ſtärkere Bogenzahl noch einen geringen Nachſchuß nöthig machen, ſo wird dieſes dem Publikum, bey Ablieferung der Exemplare, durch öffentliche Blätter bekannt gemacht, und kann dieſer bey Empfangnehmung derſelben entrichtet werden. Je größer indeß die Anzahl der Pränumeranten ſeyn wird, je geringer wird dann auch der Nachſchuß ſeyn. Wer auf Zehn Exemplare pränumerirt, erhält das Eilfte unentgeldlich. Die Namen der Pränumeranten ſollen dem Werke vorgedruckt werden, daher ich um deutlich geſchriebene Anzeigen derſelben bitte. Briefe und Gelder erwarte ich poſtfrey.

Sämmtliche in den Königl. Preuß. Staaten befindliche Herren Landräthe, Kriegs- und Steuerräthe, wie auch Poſtämter und Buchhandlungen, werden ergebenſt gebeten, die Erſcheinung dieſes nützlichen Werkes durch Pränumerations-Annahme thätigſt befördern zu helfen. Berlin, den 20ſten Juni 1802.

Friedrich Maurer,
Buchhändler. Poſtſtraße Nr. 29.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

Auguſt 1802.

I.

Empfindungen und Erfahrungen einer Deutſchen in Paris.

Paris, den 28ſten Germinal, im
zehnten Jahre der Republik.

Welch ein allgemeines Freudenfeſt für das Volk! heut bekömmt es ſeinen Gott und ſeine Kirchen wieder; ſtaunend ſegnet es die wunderthätige Hand, die den Frieden in Frankreich verbreitet, und die Franzoſen mit Gott verſöhnt, nachdem ſie mit den Menſchen ſich ausgeſöhnt haben. Mit hoher Pracht wird heut das ſchönſte der Feſte gefeiert; nach einem düſtern jahrelangen Schweigen, tönen heut die feierlichen Schläge der großen Glocken wieder von den ſtolzen Thürmen der Stadt herab. Der Donner der Kanonen hallt ringsumher; in den Kirchen ſchallen Jubeltöne. Kunſt und Gefühl vereinigen ſich zu den erhabenſten Harmonien. Vor den flammenden Altären liegt, von Blumendüften umwallt, von himmliſchen Konzerten umtönt, die Schaar frommer Patrioten. Thränen der Hoffnung und der Freude beben auf ihren Wangen, ein neues Leben wallt in ihren Herzensſchlägen; und der Segen für den Stifter ihres Glückes ſchwebt auf allen Lippen, ruht in allen Herzen, ſpricht aus allen entzückten Blicken, tönt aus den Gebeten der Diener des Herrn, und hebt ſich mit dem Weirauch der feſtlichgeſchmückten Altäre zum Throne des Höchſten empor. . . . . Sollt' ich bei dieſem Anblick kalt bleiben, weil es nicht galliſches Blut iſt, das in meinen Adern fließt? weil, fern von dieſem Himmelsſtriche, eine andre Luft meinem erſten Athemzuge zuwehte? Nein, ich empfinde die allgemeine Freude mit; ſie begeiſtert und erhebt meine Seele, und nie wird der Eindruck, den dieſer Tag auf mein Herz gemacht, in meinem Innern ſchwächer werden; nie werde ich aufhören den Retter dieſes Volkes und die Vorſehung, die ihn ſandte, zu ſegnen. Jetzt ſteht Frankreich wieder auf dem Gipfel des Ruhmes und der Größe, von welchem es ehedem geſunken war. . . . . Schöne, unvergleichliche That! wer deine Größe kennt, wer die rieſenhaften Schwierigkeiten umfaſſen kann, die deiner Vollendung entgegenſtanden, der kann dich nur mit Schauder denken, nur mit unnennbarer Ehrfurcht für den Weiſen, der dich unternahm, für den erhabenen kühnen Sieger der dich vollbrachte! Das Denkmal ſeiner Größe ruht feſt und ewig auf unerſchütterlichem Grunde. . . . Hier iſt mehr als Roms und Griechenlands Helden, hier iſt zugleich ein unüberwundener Sieger, ein Friedensſtifter, ein Weiſer, ein Chriſt! . . . .

. . . .

. . . .

Horch, was ſchlägt die Glocke? ſchon Mitternacht? ſchon rollt dieſer entſcheidende Tag hinunter zur Vergangenheit? Mit dem letzten verhallenden Schlage ſeiner Abſchiedsſtunde erlöſchen die Freudenfeuer der ſchönen Erleuchtung; Todtenſtille herrſcht in Paris, keine wilde Schwärmerei entweiht die ruhige Nacht dieſes Tages und das geheiligte erſte Morgenroth des Glückes und der Gewiſſensruhe. Nicht mit wildem Geräuſch, ehrfurchtsvoll, dankend und heiter durchkreiſte die feſtlichgeſchmückte Menge heut die hellglänzenden Thuillerien. Ruhe, Frieden, Freude, Hoffnung und Liebe hielten ihr Palladium über das lichtſtralende Feſt. Nie hat mir ein Volksfeſt ſo ſchön geſchienen. . . .

Ehe wir dieſen Abend ausfuhren, um die Erleuchtung zu ſehen, ging ich ein wenig nach dem Garten, der unter unſern Fenſtern liegt, und die Ausſicht auf die Seine hat. Die Schönheit des Abends, die Stille ringsum mich her, zogen mich mit ſüßer Zauberkraft an; ich verweilte, gedankenvoll an das breite Gemäuer des Garten gelehnt; bald unterbrachen die ſanften Accorde einer Guitarre die Stille die mich umgab. Am Stamme einer halbgeſtorbenen Ulme ſaß ein

Mann mit blaſſer verſunkener Geſtalt, halb nach dem Gewäſſer zugewandt. Er entlockte ſeinem Inſtrumente, ohne darauf hinzublicken, ſanfte klagende Töne; er ſah nicht nach den Vorübergehenden, er wandte die trüben Blicke zum Himmel oder nach der Landſchaft hin. Sein Spiel war eintönig wie die Seufzer der Betrübten; ſeine Lippen ſchwiegen aber ſeine Töne flehten, und die Vorübergehenden gewährten gerührt die verſchämte Bitte. Es ward ſpäter, der Abendſonne letzter Stral verglühte in Weſten, das Gewühl der Menſchen, welche nach den Thuillerien hineilten, hatte ſich verlohren, nun ward die Gegend einſam ringsumher, da ſang der Kummervolle gedämpft, mit klagenden Tönen, eine franzöſiſche Romanze, deren Bedeutung folgende war:

Komm zurück
Meinem Herzen, Du mein Kummer!
Ach! mein Blick
Bangt nach Dir und ſcheut den Schlummer,
Und mit Sehnſucht ſchöpft mein Herz
Aus des Unglücks Kelch den Schmerz.
Alles ſchon hat mich verlaſſen
Und es floh von meinen blaſſen
Lippen jeder frohe Scherz,
Doch ich liebe meinen Schmerz
Er allein iſt mir geblieben
Warum ſollte ich ihn nicht lieben? — —

Was war es das mich abhielt, den Unglücklichen, dem ich mit inniger Rührung zugehört hatte, herbeizurufen und ihn zu befragen? . . . War es die Madame H**, die mich zum Spaziergange abzuholen kam? Soll uns denn immer auf Erden eine falſche Schaam abhalten menſchlich zu ſeyn? Hätt' ich ihm nicht eine Gabe reichen, einen Troſt zuſprechen können? . . . Alle dieſe Fragen macht ich mir zu ſpät. . . . Gott! was muß ihn nicht alles verlaſſen haben, den Armen, der den Schmerz liebt, weil er ihm geblieben iſt . . . nicht einmal das Wonnefeſt des heutigen Tages hatte ihn beſeelt. . . . Ich möchte die Geſchichte ſeines Lebens wiſſen. Das Unglück zeigt ſich auf Erden in ſo unendlich mannichfaltigen Geſtalten: ich betrachte es mit Aufmerkſamkeit in ſeinen Veränderungen, damit keins ſeiner Schreckbilder mir fürchterlich werde, wenn es einſt mir erſcheint. Warlich das Studium des Unglücks iſt das heilſamſte, das unentbehrlichſte auf Erden, denn wer kann auf ein dauerndes Lebensglück hoffen? Dies vergängliche Leben hat Freuden, ſonſt würden wir es haſſen, allein es hat Schmerzen, damit wir es nicht lieben ſollen. . . .

24ſten Floréal.

War ich in den unwirthbaren Wüſten Afrika's? Ich habe die wilde Hyäne, den ſchleichenden Tieger, die wüthende Löwin geſehn; nein, ich komme bloß von einem Spaziergange zurück: es iſt eine ganz kurze Waſſerfahrt, welche uns nach dem gegenſeitigen Ufer führt, und dem erſtaunten Blicke die Muſcheln und Schätze des Meerſtrandes und die Schrecken der Wüſten Sarah und der Einöden ferner Welttheile darſtellt. Wir ſind im Jardin des Plantes geweſen, und haben die wilden Thiere ſeiner Menagerie betrachtet. Man führte uns zuerſt zur Elephantinn, welche ſeit ſechs Monaten ihren ſanften treuen Mann verlohren und ihren Schmerz ſehr leicht trägt, denn es ſcheint, als ob jene Epiktetiſche Philoſophie, welche zum Leiden lächeln hilft, in der Natur der Thiere läge. Man ſagte uns, der zweite Elephant, welcher den Verluſt des andern, ſowohl dem Publikum als der Wittwe des Verſtorbenen erſetzen ſoll, ſey ſchon in Straßburg, und werde in kurzem ankommen.

Man zeigte uns die jungen Löwen, welche in Frankreich erzeugt und gebohren wurden. Im Winter 1801 pflegten die hieſigen Damen ſie in den Muff zu nehmen und damit zu ſpielen, jetzt aber ſcheinen die jungen Thierchen dem friedlichen ſanften Himmel, unter welchem ſie gebohren wurden, Trotz zu bieten, denn ſie ſind grimmig und dürſten nach Blut. Sie ſind ſchon abgeſondert und einer davon kränkelt ſehr. Ihr Vater iſt in einer andern Klauſe; er ſieht denkend aus, und ſcheint mit ſtillem Ernſte der Schöpfung Geſetze geben zu wollen. Wir kamen vor dem Reviere einer Löwinn, welche unaufhörlich hin und her rannte, und ſich als Feindinn der Geſelligkeit und der Ruhe anzeigte. Dies war die Löwinn aus der Wüſte Sarah, welche man durch keine Bemühung zu zähmen weiß. Man führte uns zu einer andern, welche ruhig vor uns ſtand. Sehn Sie, ſagte ich zu dem Herrn, der mir den Arm gab, welche edle Phyſionomie, welche große prächtige Augen hat dies Thier, ich glaube nicht daß es blutdürſtig iſt! . . . Seh'n Sie denn nicht wie ſie die Zähne fletſcht? entgegnete mein Führer, indem er im Reden die Hand nach ihr ausſtreckte; in dieſem Augenblicke ſtürzte die

Löwinn, brüllend, mit flammenden Blicken, mit gräßlich geöffnetem Rachen, auf das Gitter zu, welches uns von ihr trennte, und welches Schreck und Beſtürzung mir unſichtbar machten . . . mein Blut erſtarrte, ich bebte und erblaßte; aber ich kam mit dem Schreck davon, denn ihr Grimm vermochte nicht des Gitters Stäbe zu zerſprengen. Das Ausſtrecken der Hand meines Führers hatte ſie gereizt. — Das Weibchen des Pantherthiers ließ ſich ſtreicheln, und daß iſt für eine ſo wilde Schönheit artig genug. Man führte uns zu einer andern Löwinn, welche friedlich mit einem niedlichen weißen Hündchen ſpielte. Dies Hündchen iſt ſeit drei Jahren ihr treuer Freund und Gefährte, ißt mit ihr aus einer Schüſſel, trinkt mit ihr aus einem Gefäße und ſchläft auf ihrer Streu. Er würde traurig werden, wenn man ihn von ihr trennen wollte, und ſie ſcheint ohne ihn nicht leben zu können. Er iſt der Meiſter in ihrer Zelle, ſie ſchmiegt ſich nach ſeinen Launen und folgt ſeinen Winken. Zwiſchen ihren Vordertatzen ſitzend ſchaut er munter um ſich her, ſchmeichelt ſeiner mächtigen Freundinn, und ſchmollt bisweilen; ihre Blicke folgen ſeinen Bewegungen, und ihr Nachgeben beweiſt, daß die Macht der Zärtlichkeit ſtärker und unwiderſtehlicher iſt als die der Gewalt und der Kraft.

Die Geſtalt der Hyäne vom Gevaudan gleicht der eines braunen großen Dorfſpitzes, wie man deren häufig im Brandenburgiſchen antrifft, aber ihr kalter liſtiger Blick, ihre Wendungen, die ſtets zum Sprunge geneigte Haltung ihres Körpers, zeugen von ihrer Verſchiedenheit mit dem guten frohen Thiergeſchlechte, welches den Menſchen ſo treu gehorcht und ſie ſo liebevoll begleitet. Der Hüter dieſer Thiere ſagte uns, die Hyäne ſey eigentlich ein wilder Hund; ich kann es nicht glauben; ſollte es aber wahr ſeyn, ſo würde mir dieſe Gleichheit und ihre Verwandtſchaft mit dieſen vortrefflichen Thieren ein Bild der Aehnlichkeit des Böſewichtes mit dem guten Menſchen ſeyn. Die Hyäne iſt gleich ihm lauernd und grauſam. Mit kalter Wuth blicket ſie um ſich her, und möchte alles verderben was nicht zu ihrem Geſchlechte gehört; lebt, gleich ihm; nur für ſich Selbſt, und ſucht, wie er, den Unfrieden, der in ihrem Innern herrſcht, auf alle Weſen um ſich her zu verbreiten.

Nachdem wir mit Bewunderung und einem geheimen Grauen alle dieſe fürchterlichen Geſchöpfe betrachtet hatten, gingen wir nach den offenen Treibhäuſern. Hier blühten Aloee und hohe Myrthen, und die Weſte wehten uns aus Palmenzweigen zu Hier ſogen wir die Düfte ſeltner Blumen ein, ſahen den Kaffe und den Kakao blühen, fanden hohe Bäume von Spargel und eine Menge andrer Gewächſe, welche, ohne Hülfe der Kunſt, nur niedre Stauden bleiben, bei hieſiger Pflege aber zu wahren Bäumen werden. Wir ſahen den Papyrus, auf deſſen Rinde die Alten ihre Briefe und Manuſkripte ſchrieben. Nachher erſtiegen wir den Schneckenberg, deſſen Gipfel die reizendſte Ausſicht darbietet; dann gingen wir nach dem ehernen Pavillon, und ſahen von ſeinem Säulendache weite Gefilde und das ſtolze Paris, eingehüllt von Abendwolken und beglänzt von Lunens erſtem Strale. . . .

Es war nun zu ſpät das Naturalienkabinett und des großen Vanſpaendonk's Gemälde zu beſehen, wir verſparen dies auf das nächſtemal. Oft wird uns die nahe Nachbarſchaft unter die hohen Schattengänge dieſes prächtigen Gartens locken.

26ſten Floréal.

Floréal! ſchöner wohlklingender Name; zu deutſch könnte man Blumenmond ſagen, ſo wie man Wonnemond, Heumonat, Herbſtmond und Weinmond ſagt; ich finde dieſe franzöſiſchen Benennungen äußerſt hübſch, ſowohl wegen ihres Wohlklanges als wegen ihrer Etymologie. Dieſes Jahr aber hat der ſonſt ſchöne Monat ſeinen holden Namen nicht verdient; er hatte Nachtfröſte, Hagel, Reif und Regenſchauer, und Blumen und Blüten ſtarben; ich hoffe der Wieſenmond (Prairéal) wird ſich artiger zeigen. Heut war die Luft denn doch etwas linder; ich machte um ſechs Uhr, als wir vom Tiſche aufgeſtanden waren, einen Spaziergang mit der Madame L.; wir gingen nach den Boulevards, welche gerade vom Arſenale anfangen. Im Gehen bemerkte ich eine große Raupe in den Haaren meiner Begleiterinn; ich ſchleuderte ſie muthig mit dem Fächer weg; Madame L. ſagte mir zum Danke eine niedliche franzöſiſche Fabel, die ich nachher frei überſetzte.

Die Metamorphoſe neuerer Zeit,

Fabel.

„Entſetzliches Geſchöpf! hinweg von meiner Hand . .
„O möchteſt du doch ganz aus der Natur verbannt

„Den Blick der Menſchheit nicht mehr ſchrecken!
„O, wüßt ich doch zu welchen Zwecken
„Dich der Natur geſchäftge Hand
„Erſchaffen, und uns hergeſandt!
„Wie! wenn auf jungen Veilchenauen
„Des Frühlings Freudenthränen thauen,
„Wenn ringsumher im Schattenwald
„Der Nachtigallen Stimm erſchallt;
„Wenn Weſte koſen mit den Düſten
„Und Schwalben ziehen in den Lüften,
„Dann ſchleichſt du giftig, ſcheuslich, rauh,
„Umher auf junger kühler Au,
„Nagſt hämiſch an der Bäume Blüten,
„An Roſen, die gleich Purpur glühten;
„Erſtickſt im Keim die junge Flur
„Und ſchändeſt, Unthier! die Natur.
„Oft ſinkſt du gar von Schattenzweigen,
„Mit Weſten, die herab ſich neigen,
„Der Hirtinn zu, die, ſanft gewiegt,
„In Morpheus Arm, auf Blumen liegt;
„Und trittſt mit frevelhaften Füßen
„Auf Reitze, die Damöt zu küſſen
„Nur kaum in ſüßen Träumen wagt,
„Weil ſtets die wahre Liebe zagt. . . .
So rief, mit Zorn in Blick und Mine
Die junge liebliche Celine
Dem Räupchen zu, das jüngſt im Thal
Sich auf die Hand des Mädchens ſtahl.
Das Thierchen, welches Galle hatte,
Hob ſich empor auf einem Blatte

Und ſprach im Moraliſten-Ton:
„O! ſpare deinen bittern Hohn!
„Der Schimpf verlangt geduld'ge Ohren,
„Der Spott iſt der Verſtand der Thoren.
„Eh wenig Monden noch vergehn
„Wirſt du mich ganz verwandelt ſehn:
„Dann blüht entgegen mir die Blume,
„Und meine Gunſt wird ihr zum Ruhme.
„Geſchmückt mit blau und roth und weis
„Erhalt ich dann der Schönheit Preis,
„Und zeige allen die mich höhnen,
„In mir ein Sinnbild mancher Schönen,
„Die durch Verwandlung nur erlangt
„Daß ſie mit Frühlingsfarben prangt;
„Die ſich als Raup' erhebt vom Bette
„Als Schmetterling von der Toilette. . . . .

Madame L. ſprach ſich mit dieſer Fabel kein Urtheil. Sie verdankt ihren ganzen Liebreitz der Natur. Iſt ſie im Hauskleide, ſo findet man, daß ein künſtlicher Schmuck die bezaubernde Anmuth ihrer ganzen Geſtalt nicht erhöhen würde, und iſt ſie geputzt, ſo iſt ſie es, die ihren Putz hebt, und nicht der Putz, der ihr Reitze giebt. Man ſieht nicht Roſen und Lilien auf ihrem lieblichen Geſichte, aber Geſundheit und Freundlichkeit ſprechen aus ihren Zügen, und die Sanftmuth lächelt aus ihren Blicken. Sie drappirt ſich nicht; aus ihrer ganzen Kleidung blicken keine andern Anſprüche hervor, als die auf Ordnung und Sittſamkeit. Der dreiſteſte Jüngling à bonnes fortunes würde nicht wagen ihr zu geſtehn, daß er ſie reitzend findet; denn eine ungeheuchelte ſtandhafte Sittſamkeit flößt dem roheſten Menſchen Ehrfurcht ein. . . .

Madame L. iſt eine *Franzöſinn*, und man hält die Franzöſinnen für Koquetten, und glaubt in ihrem Betragen mehr Leichtſinn und ſeichtere Grundſätze zu finden, als in dem der Engländerinnen und Deutſchen. Sollte bis zu dem jetzigen Zeitpunkt dieſes Urtheil im Allgemeinen richtig geweſen ſeyn, ſo thut man doch Unrecht keine Ausnahmen zu geſtatten, und die Schuld der Verhältniſſe auf den Charakter derer, die man beurtheilt, zu ſchieben. Die wahre ſchöne Herzensreinheit, die hingebende Sanftmuth, die Strenge gegen ſich ſelbſt, welche den beſſern Theil des weiblichen Geſchlechtes ſo auszeichnend charakteriſiren, verleugnen ſich unter keinem Himmelsſtriche. Man hat dieſe unſchätzbaren Eigenſchaften in ein deutſches Wort zu vereinigen gewußt, es heißt — *Weiblichkeit*. Die franzöſiſche Sprache hat es zwar nicht, aber die Eigenſchaften, die es ausdrückt, werden geſchätzt, geprieſen, geſucht und angetroffen. —

Ich theilte der Madame L. meine Gedanken mit, ſie lehnte beſcheiden das Lob ab, welches ich ihr ertheilte. Ich bat ſie die Beſcheidenheit nicht zu übertreiben, und fragte ſie, ob ſie glaube, daß ihre Grundſätze und ihre Lebensweiſe allgemein ſeyen?

Wenn nun aber dieſes Verhalten, ſagte ſie, mich unterbrechend, Folge eines Kalküls wären?

Eines Kalküls, Madame? Nein dazu ſind Sie zu edel, zu einfach, ſich ſelbſt zu getreu. Ich halte Sie ganz für das Werk Ihres Herzens und Ihrer Grundſätze. . . .

Sie halten alſo, liebe Helmina, Grundſätze für etwas anders als für Folgen einer Berechnung? Sie glauben daß man Grundſätze faſſen kann, ohne Menſchenkenntniß zu haben, ohne ſein eignes Herz zu kennen, ohne Vernunft und Thorheit, Sittſamkeit und Schaamloſigkeit gegeneinander abgewogen zu haben? Nein, durch die Prüfung erſt erkennt man das Gute; die Neigungen werden mit uns gebohren, aber nicht die Grundſätze. Ich kann Ihnen keinen beſſern Beweis von dieſen Wahrheiten geben, als die Erzählung meiner Lebensgeſchichte, dazu müſſen wir aber einen ruhigern Ort wählen. Laſſen Sie uns indeſſen hier ein wenig ausruhen, wir haben das Thor St. Martin im Rücken, und befinden uns ſchon vor dem Fauxbourg Poissonniers. Hier wird uns mein Ottomar antreffen.

Wir ſetzten uns unter den hohen kühlenden Schattenbäumen, welche von dort anfangen. Der Abend war ſchön, es war Sonntag, eine unzählbare Menge ſtrömte vorüber. Man ſah im bunten Gemiſche Gegenſtände der Bewunderung, der Verachtung und des Mitleids. Hand in Hand, mit dreiſten glühenden Blicken, mit lockenden Wendungen, mit hochgerötheten Wangen, bekränzten Locken und hochgeſchürzter Robe ſchlüpften unzählige Mädchen von der gefälligen Klaſſe vor uns vorbei. . . .

Je mehr man ſie betrachtet, je weniger iſt es möglich die zu erkennen, welche zu ihnen gehören. Ein ſolches Mädchen habe einen gelben Hals, einen Buſen ohne Reiz, einen rothen Arm, einen breiten Fuß, ſie muß ihn dennoch zeigen; in ihrer Tracht, in den Farben, welche ſie wählen, in ihrer

Art die Schleppe zu halten, den Kopf zu drehen, iſt etwas unverkennbar Charakteriſtiſches

Indem wir die Vorübergehenden muſterten, kam Ottomar auf uns zu. Er ſetzte ſich neben uns nieder; ſeine Frau bat ihn uns die Menſchen die er kennte, zu bezeichnen; denn, ſagte ſie, ich kenne nicht den vierten Theil deiner Bekannten; wenn du mir aber hier von einigen der Vorübergehenden ein Bild entwirfſt, ſo werde ich wiſſen, wie ich ſie zu empfangen habe, wenn ſie uns einmal die Aufwartung machen.

Das wird aber, erwiederte Ottomar, deiner Freundinn Langeweile machen.

Ich verſicherte ihm das Gegentheil, und bat ihn nur gleich den Anfang zu machen.

Geduld Madame, ich muß erſt welche ausfinden.

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, als ein junger Mann ſich uns nahte; ſein Anſtand war gezwungen und ſtolz, er trug ein Kleid von altem Schnitt, und ſtatt des Tituskopfes, der dicken Binde und des großen Backenbartes, trug er Puder, einen Zopf und ein feſt unter dem Halſe zugeſchnürtes Tuch mit einer großen Schleife; er hielt eine Schreibtafel und eine Bleyfeder in den Händen, begrüßte uns ſehr nachläſſig, und rief Ottomar zu: guten Abend, iſt das deine Frau? Er zeigte dabei auf mich.

Ich bitte um Verzeihung, erwiederte Ottomar, es iſt eine deutſche Dame.

Eine Deutſche! und was macht ſie hier?

Ich ſah das Original verwundert an; du ſiehſt, ſagte Ottomar, was Madame macht, ſie betrachtet einen Narren.

Der Fremde that als hätte er nicht darauf gehört, denn er mochte wohl nicht gleich einen Gegenſtich haben; er ſprach weiter. So iſt das wohl deine Frau? fragte er, indem er den Zeigefinger nach Madame L. hinſtreckte.

Getroffen.

Es freut mich ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, ſagte er, und verſchwand alſobald aus unſern Augen.

Wer iſt der ſonderbare Menſch? fragte Madame L. ihren Mann.

Es iſt, antwortete Ottomar, der Sohn eines reichen Parvenü, der vor kurzen von Reiſen zurückgekommen. Er hat den Tick, in allen ſeinen Handlungen von ſeinen Mitbürgern abzuweichen. Er hat von der geſchmeidigen zuvorkommenden Höflichkeit der Franzoſen gehört, und iſt auf eine lächerliche Weiſe unhöflich, um zu beweiſen, daß er Charakter habe und nicht ein Sklave der Gebräuche ſeiner Nation ſey. Er ſchreibt und lieſt auf den Promenaden, ſtatt ſich in ſeinem Zimmer zu beſchäftigen. Er glaubt, er mache Aufſehn, und hält ſich für einen Mann von Wichtigkeit. Er hat die Geſchichte der Abderiten von Ihrem unſterblichen Wieland geleſen, er ſchwört nun darauf, Paris ſey Abdera, und hält ſich für deſſen Demokrit. Er glaubt ſich wegen ſeiner Vorzüge gehaßt und beneidet. Er irrt ſich, er wird zwar mitunter bemerkt, aber er wird ausgelacht und vergeſſen.

Sehn Sie den jungen Mann dort an der Seite jener artigen Dame? Dies iſt ſeine Schweſter, die Braut eines reichen Handelsmanns in der Provinz. Ihr Bruder, ein Jüngling von den glänzendſten Eigenſchaften, hat einen

Fehler, der das Unglück ſeines Lebens machen wird. Sein Glück iſt noch nicht gemacht, und er iſt ſchon großmüthig, und das muß man ſich hier auf Erden nicht einfallen laſſen, eh man nicht ſelbſt einen feſten Standpunkt hat. Herr *** ſagt zwar, wenn man ihm dieſe Vorſtellungen macht: Wer nicht giebt und nicht gern Gutes thut, der iſt nicht würdig Gutes zu empfangen; er bedenkt aber nicht, daß man, um auszuſpenden, erſt ſammeln muß; denn wer mitten im Sammeln ausſpendet, der wird nie Schätze erlangen; nie im Stande ſeyn, für die Menſchheit etwas wahrhaft Großes zu thun. Eine zur unrechten Zeit angebrachte Großmuth iſt nichts anders, als eine Thorheit. Herr *** aber iſt von dieſer Wahrheit nicht überzeugt. Er kann den Bitten eines Bedrängten nicht widerſtehen; er würde nicht unterlaſſen etwas zu thun, was andern Vergnügen macht, wenn es ihn auch in Sorgen ſtürzen ſollte: er möchte gern alles um ſich her vergnügt und glücklich ſehen, und vergißt darüber ganz ſich ſelbſt; er bedenkt nicht, daß er keine 10,000 Livres Renten hat, und auf die Art, mit welcher er mit dem Gelde umgeht, ſie nie erlangen werde. . . . Ich table ihn oft, aber ich muß ihn lieben, denn ſeine Thorheit iſt der Beweis eines edlen Herzens, und heilſamer als die des Stutzers, den Sie dort ſehen. . . . Dieſer Herr hatte vor dem Jahre 25000 Livres jährlicher Einkünfte, die jetzt ſehr zuſammengeſchmolzen ſind. Dieſe kleine Veränderung in ſeinen Glücksumſtänden hat er dem guten Geſchmacke zu danken. Er ward ſehr jung zum Beſitzer eines Vermögens, welches er für unerſchöpflich hielt. Er wollte nun nach Ton

leben

leben und nach *Geſchmack* eingerichtet ſeyn. Er verſtand die Kunſt, ſich ſchön einzurichten, und ſein Geld auf eine glänzende Weiſe auszugeben, ſehr wohl; allein da er nicht rechnen konnte, ſo ward ſein Vermögen das Opfer ſeines Geſchmackes. Dieſer Theil ſeiner Geſchichte iſt die Geſchichte von tauſend andern; allein ein Zug ſeines Charakters unterſcheidet ihn von den übrigen Verſchwendern. Er iſt nämlich ſo eigennützig, ſo ſelbſtſüchtig als leichtſinnig in ſeinen Ausgaben. Er ſucht niedrige Vortheile mitzunehmen, und hat nie ſeinen Verwandten und Bekannten (denn Freunde hat er nicht; der Egoiſt hat keinen Freund) einen thätigen Dienſt geleiſtet, nie dem Dürftigen die kleinſte Gabe gereicht. Deſto mehr haben ihm ſeine Küchenzettel, ſeine Meubles, Eſſenzen, Weine, Kleider, Chiffons, Pferde und Mädchen gekoſtet ...

Sagen Sie mir doch, fragte ich Ottomar, warum Sie dem Herrn dort den Namen eines Stutzers geben; ich dächte, es gäbe keine Stutzer mehr; die Herren heutiger Zeit ſind ja von jenen faden, ſüßlichen Weſen, die man vor dreißig Jahren Stutzer nannte, himmelweit verſchieden.

Ottomar lächelte; die Stutzer ſterben nicht aus, ſagte er mir. Wenn ſich die Form auch ändert, der Stoff bleibt immer derſelbe. Man trägt jetzt, ſtatt der damaligen hohen Toupée's, kleine Ringellöckchen und Ohrgehenke; aus dem Milchbart iſt ein Backenbart geworden; aus den Pomaden, griechiſches Oel; die geſpannten, geſtickten Röcke mit langen Taillen ſind durch die mit kurzen Taillen, weiten Rückenfalten und hohen Kragen erſetzt; ſtatt im Tanzpas zu gehn, hält man einen Herkulesſchritt. Man iſt aus einem Extrem in das andre gefallen, und ich bemerke beſonders eine weſentliche Veränderung. Vor Zeiten war ein Stutzer ein Weſen voll Eigenliebe und Eigendünkel, aber er war ſanft und gefällig; jetzt aber ſind die Herren dieſer Klaſſe ſo dreiſt, bequem und unartig, als ſie aufgeblaſen ſind. Die Gunſt der Damen iſt noch immer ihr vorzüglichſtes Augenmerk; allein ſie ſuchen ſie nicht mehr zu erlangen, ſie wollen ſie ertrotzen und erſpotten. Dabei möchten ſie mit Philoſophie, Freigeiſterei und Litteratur prangen, und vielen ſteckt in den Pſeudo-Titusköpfen das Ideal eines Römers; man trifft daher in einem Stutzer das lächerlichſte Gemiſch von Verſtand und Unſinn, Spott und Höflichkeit, Prahlſucht und Vernachläßigung ſeiner ſelbſt an . . .

Sehn Sie den dicken Herrn dort neben jener ſchönen Frau? Es iſt Herr Z neben ſeiner Elevin. — Seiner Elevin? Nun ja, er hat ihr nicht ſowohl das Engliſche, als die Kunſt zu lieben gelehrt. Y love you war das erſte, was ſie ihm im Engliſchen zu ſagen wußte. Sie iſt jetzt ſeine Frau, und man könnte viel von ihr ſagen, wenn es ein Mann wagen könnte, das Bild eines Weibes nach dem Leben zu entwerfen. Idealiſiren mögen Männer, Dichter, Romanen- und Komödienſchreiber ſo viel ſie nur wollen; im Gemälde nimmt ſich alles hübſch aus, was ein geſchickter Mahler entwirſt; ſollte aber einmal der gütige Schöpfer ein Weib nach einer Romanenheldin bilden, ſo möchte es wohl nicht erbaulich ausfallen, und derjenige, welcher ein Frauenzimmer ſo genau zu kennen glaubte, daß er getroſt ihr Bild nach dem Leben zu entwerfen wagt, iſt ein

Schwärmer. Die Weiber haben gewiſſe Eigenheiten, gewiſſe Gefühle, welche den dümmſten ihrer Mitſchweſtern ſchwerer entgehen, als dem klügſten Manne; die Männer hingegen ſind leichter zu beurtheilen; ſie haben weniger Gründe, ihre Gefühle und die Triebfedern ihrer Handlungen zu verbergen, als die Weiber, deshalb wird eine denkende Frau ſelten irren, wenn ſie nach reifer Ueberlegung ein Urtheil über einen Mann faßt.

Herr Z. hat ſehr viel Verſtand, und gründliche Kenntniß; er ſpricht verſchiedene Sprachen und iſt muſikaliſch; man wird alſo ſelten das Vergnügen haben, ein langes vernünftiges Geſpräch mit ihm führen zu können, denn er macht es ſich zur Luſt, der ernſteſten Sache im Geſpräch einen zweideutigen Sinn zu geben. Er macht unaufhörlich Wortſpiele, und weiß aus der Rede des andern ſo meiſterhaft Zweideutigkeiten zu machen; er weiß dabei ſo ernſthaft zu bleiben, daß man es nicht einmal bemerkt, und, von ihm ſelbſt falſch geleitet, Zweideutigkeiten ſagt, ohne es zu ahnen; wenn man ſich nun auf einmal hundert Meilen weit von ſeinem Thema entfernt ſieht, und erſtaunt und verlegen daſteht, ſo triumphirt Herr Z. Dadurch verliert ſein Verſtand alles Gründliche und Angenehme, welches er für die Geſellſchaft haben könnte.

Doch dort ſeh ich den Herrn Morlaane ... vergebens möcht' ich ihn rufen, er iſt ſchon vorbei

Laß ihn einmal zum Frühſtück kommen, wenn Helmina uns beſuchen wird, damit ſie ſeine Leier hört, ſagte Madame L.

Sehr gern, erwiederte Ottomar; Herr Morlaane, ſagte er mir, iſt ein artiger, kluger Mann, der Erfinder der franzöſiſchen Leier; dies Inſtrument hat völlig die antique Form einer Leier. Wenn es nicht ſanfter als die Harfe, nicht lieblicher, harmoniſcher als die Laute, nicht anmuthiger als die Guitarre, nicht ſchmelzender als ein ſchönes Klavier wäre, ſo würde man ſagen, es gliche dieſen vier Inſtrumenten; ſo aber könnte man ſagen, um es zu beſchreiben, daß es das Ideal der ſchönſten Töne dieſer vier Inſtrumente iſt. Sein Erfinder hat es vor 18 Jahren erfunden, er hat es ſeitdem ſehr vervollkommt, und ſpielt es zum Entzücken. Er ſpielt auch die Guitarre vortrefflich, und komponirt ſehr hübſch.

Indem Ottomar ſprach, ſah ich ein ziemlich ältliches Frauenzimmer in der Tracht eines Dienſtmädchens mit ruhigem, edlem Anſtand langſam bei uns vorübergehn. Indem ſie uns nahte, ſprang Ottomar erröthend auf, und begrüßte ſie mit allen Zeichen der tiefſten Ehrfurcht; ſie dankte ihm ſehr ehrerbietig, und ging weiter. Ich war über die Bewegung und das Erröthen Ottomars erſtaunt. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn um die Urſach zu fragen; er verſprach mir, meine Neugier zu befriedigen.

Wir machen Helmina an Verſprechungen reich, ſagte Madame L. Ich habe ihr meine Lebensgeſchichte, du haſt die Geſchichte der Haushälterin zu erzählen; aber heut geht es nicht mehr an; laß uns aufbrechen, das nächſtemal, wo ſie bei uns frühſtücken wird, wollen wir ihr halten, was wir verſprochen.

Sie begleiteten mich nun nach dem alten Arſenale zurück, und ich eilte in mein mondbeglänztes Zimmer, welches in einem Pavillon liegt, der zu Heinrich des Vierten Zeit gebaut wurde, und deſſen Balkon, altes Gemäuer und romantiſche Bauart mich in die Zeiten des alten Ritterſtandes verſetzt und meine Phantaſie zwar mit ernſten Bildern, aber lieblich füllet.

Nirgends wird wohl der Sinn des Geruches ſo unaufhaltſam beſchäftigt, als in den Straßen von Paris. Viele, welche mit prächtigen Hotels geſchmückt ſind, und in einer freien, reinen Luft liegen, machen Ausnahmen; diejenigen aber, die nur ſchmal ſind, und wo Laden an Laden ſich ſchließt, bieten das ſonderbarſte Gemiſch von Gerüchen dar. Die Ausdünſtungen des Mülls, welches man nicht, wie in Berlin, in Gruben ſammelt, ſondern aus den Fenſtern ſchüttet, nebſt denen ſo vieler andern Dinge, die man nicht gern nennt, verurſachen Kopfweh und Uebelkeiten; aber Geduld, drei Schritte weit umher verbreitet ein Parfümeurladen die lieblichſten Düfte; man iſt vorbei, man empfindet nicht mehr die ſüßen Gerüche des Ambra's, des Musq, der Blumen-Eſſenzen; des Mandelteigs; aber ein Traiteurladen verbreitet die den Gaumen kitzelnden Düfte der Paſteten, fetten Hennen, Würſtchen und andrer Dinge aus dem Reiche der Göttin Adephagia . . . man geht auch hier vorüber, und zufälliger Weiſe dehnt ſich eine lange Reihe von Tuch-, Leinwand- und Lederhändlern, Eiſenkrämern, und andern nach nichts in der Welt riechenden Boutiquen aus. Hier, wo kein künſtlicher Duft die widrigſten Gerüche übertäubt, erduldet man Höllenquaal. . . . Aber getroſt! dort verbreitet ein Schokolatmagazin die Düfte des Kakao und der Vanille, neben ihm ſitzt ein Sträußermädchen, neben dieſem iſt ein Galanterieladen, ihm folgt ein Kaffeehaus, dieſem ein Kuchenladen, kurz die Naſe hat Unterhaltung, bis wieder ein Töpfer, Papierhändler, ein Strumpfmagazin, ein Seidenhändler ſich folgen, und den niedrigſten Ausdünſtungen volle Freiheit laſſen. . . . Aber ein junger Herr, deſſen ganzes Weſen duftet, bewirkt eine Veränderung in der dumpfen Atmoſphäre, und der häßlichſte Geruch macht eigentlich mit den herrlichſten Wohlgerüchen nur Zwiſchenpauſen. Kömmt man aber nach den Straßen, wo die Menſchen ſich aus den fünf Stock hohen Häuſern die Hände reichen könnten, wo es bei der glühendſten Hitze feucht und ſchmutzig iſt, weil nie der Strahl der Sonne in ihre engen Zwiſchenräume drang; ſo leidet man der Länge der Straße nach unaufhörlich, denn dort ſind nur Handwerker, kleine Krämer und Obſthändler, und alles was zur galanten Welt und zu dem Reiche des Luxus gehört, flieht dieſe Winkel des Elendes. . . . Kann es in ſolchen Straßen Glückliche geben? . . . Ja, man lerne nur dort Haushaltungen kennen, ſo wird man es finden.

Ich nämlich habe es erfahren. Es war an einem heißen Maimorgen, kurz nach unſrer Abreiſe von dem hochliegenden, von reinen Lüften umwehten Verſailles. Ich konnte dieſe von der Hitze der Luft aufgerührten Dünſte nicht ertragen, und befand mich übel. Ein liebliches junges Mädchen ging, mich betrachtend, bei mir vorüber . . . Wird ſie mir wohl etwas ſagen? dachte ich bei mir ſelbſt, und ihr fragender Blick hatte mir Hoffnung gemacht, allein ſie trat in ein Haus Ich war ſchon darüber böſe auf mich, daß ich ihrer Phyſiognomie zu viel zugetraut hatte, als ich ſie wieder herauskommen ſah Um Vergebung, Mamſell, ſagte ſie mir ſchüchtern, ich glaube, Ihnen iſt nicht recht wohl; dieſe Straße riecht heut beſonders übel, weil man die Gemächer ausleert; wollen Sie aber ein wenig hereintreten und ſich erholen, ſo werde ich Ihnen nachher zeigen, wie Sie ſie verlaſſen können; Sie dürfen mir dann nur den Weg ſagen, den Sie nehmen wollen . . .

Ich dankte dem artigen Mädchen mit einem Händedruck, und folgte ihr in das Haus. Es lag gerade in der Mitte einer langen, engen Straße, und ich konnte keine Querſtraße, die mich hinausgeführt hätte, ausfindig machen

Ich ſtieg mit meiner Begleiterin zwei Treppen hinauf; ſie öffnete mir ein Zimmer, in welchem ihre Aeltern ſaßen. Die Mutter plättete, der Vater war mit einem großen Mannsſchuh beſchäftigt. Auf dem Kamine ſtanden zwei Gläſer mit Goldlack, Flieder und Narziſſen. Reinlichkeit und Ordnung herrſchten im Zimmer, und Frohſinn und Zufriedenheit ſprach aus den Blicken ſeiner Bewohner. Das Zimmer war zugleich Küche, Wohnzimmer und Schlafgemach; aber der ſteinerne Fußboden war ſchön roth beſtrichen und glänzend, alles ſtand an ſeiner Stelle; die Luft war rein, und die Blumen auf dem Kamine verbreiteten angenehme Düfte.

Die Mutter nahm ihre Wäſche eilig von dem ſchönſten Stuhl, um ihn mir zum Sitzen anzubieten; darauf holte die Tochter die Eſſigflaſche, und reichte mir ein helles Glas voll Waſſer, in welches ſie einige Tropfen Eſſig goß und Zucker zergehen ließ ... und das alles ſo anmuthig, ſo freundlich ...

Wenn Mademoiſell erlauben, will ich ſie durch den Garten führen, von wo Sie eine andre Straße nehmen können, ſagte das gefällige Mädchen ... Ich dankte und wollte mich thätig dankbar beweiſen, aber ſie ſchien darüber zu zürnen. Ich umarmte ſie, um ſie zu verſöhnen, darauf wurde ſie wieder heiter. Nicht wahr, ſagte ſie freundlich, Sie hätten an meiner Stelle daſſelbe gethan?

Gutes Mädchen! dachte ich, möchteſt du ſtets ſo glücklich ſeyn, als du in deiner Aeltern Hauſe biſt! möchteſt du ſtets den Menſchen zutrauen können, daß ſie edel handeln würden, wie du! ...

Ich war nun in der Gegend des Pont-Neuf, und mußte die Quais lang gehn, um nach dem Fauxbourg St. Germain zu kommen ... War vorher meine Naſe beſchäftigt geweſen, ſo wurden nun meine Ohren mit eben ſo vieler Abwechſelung unterhalten. Stimmen, welche eben ſo heiſcher als grell waren, rieſen mir unaufhörlich zu: Madame, ſchöne Tücher, 36 Sous! ... Madame, vortreffliche Schuhe! ... Madame, meine ganze Boutique, Stück vor Stück 2 Sous! ... Mademoiſelle, prächtige Kupferſtiche! ... Nun kam ein Blinder mit einer Geige und ſang; dann eine Compagnie mit Pfeifen und Trommeln: dann ein Mann mit Lotterieloosen, die er laut anpries: Madame, 20000 Livres für 16 Sols, verſtoßen Sie Ihr Glück nicht . . . Warum, fragte ich, benutzen Sie es nicht ſelber? Ei, erwiederte er, ich bin zu großmüthig, ich mache es mit dem Glücke, wie unſer Held mit den Kronen . . .

Das war ein bon mot, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm ein Loos abzunehmen — ich ſteckte es bei, und ging weiter. Da kam ein Frauenzimmer auf mich zu, und ſteckte mir mit geheimnißvollen Blicken eine Karte in die Hand . . . ich ſehe ſie an, es iſt eine Wahrſagerin, welche das Zutrauen des Publikums und ihre Kunſt rühmt, und ihre Adreſſe giebt. Ich werfe ſie fort, und bin kaum drei Schritt weiter, als eine andre mir eben ſo geheimnißvoll ein gedrucktes Blatt zuſteckt; ich betrachte es, und eine zweite kömmt auf mich zu und reicht mir auch eins . . . Laſſen Sie doch, ſagte die erſte, Mademoiſelle ruhig, und entziehen Sie uns ihre Kundſchaft nicht . . . (beide Adreſſen waren die von Karten-Auslegerinnen) Mit nichten, erwiederte die zweite, Mademoiſelle wird uns beſuchen, denn Madame C. iſt geſchickter, als Madame M. — Was ſagſt du ****? rief die erſte wieder, und im Nu lagen ſich beide in den Haaren, und die Adreſſen flogen in die Seine. — Ich wartete das Ende ihres Streites nicht ab, warf die mir nicht nützlichen Karten weg, und kam endlich wohl betäubt und wohl balſamirt zur Madame L. zum Frühſtück an.

Ottomar kam von ſeinem Morgenſpaziergange zurück. Er legte ſeinen Huth ab, nahm zerſtreut die Taſſe, ſetzte ſie wieder hin, ſah mich nachdenkend an, öffnete den Mund, beſann ſich wieder, kurz ich merkte, daß er etwas auf dem Herzen hatte; es kam endlich heraus.

Sind Sie es ſelbſt, ſagte er, welche die Empfindungen und Erfahrungen einer Deutſchen in Paris ſchreibt?

Woher wiſſen Sie das? fragte ich erſtaunt.

Ei man erfährt ſo etwas, wenn man Korreſpondenten in Berlin hat, und ſehn Sie hier ... (er holte das April-Stück der Eunomia aus einem Schubſack) hier ſteht Ihr ganzer Name, ich kann Deutſch genug, um ihn zu leſen ... Aber, wahrhaftig, ich hätte es Ihnen nicht zugetraut, daß Sie bei dieſem ruhigen Geſichte, dieſem Betragen, welches weder forſchend noch beobachtend ſcheint, uns alle auf das Korn zu nehmen geſonnen wären ... gewiß es iſt zu arg ...

Und was iſt denn Arges dabei? Ich ſatyriſire nicht, wenigſtens nicht perſönlich; ich gehe weder in das Fach der Politik noch der Philoſophie, ich ſchreibe blos eine Art Tagebuch, in welchem ich aufzeichne, was ich ſehe. Ich ſuche der Wahrheit treu zu bleiben und die Natur zu mahlen, ohne die Sittſamkeit zu beleidigen. Weit entfernt, mit hämiſchem Geiſte Gegenſtände des Spottes aufzuſuchen, will ich alles Gute ſchildern, was ich finden werde, damit edle Menſchen, wenn ſie es leſen, ſich freuen, in jedem Lande Seelen zu finden, die ihnen gleichen.

Ihr Plan gefällt mir, ſagte Ottomar. Der Titel, fuhr er fort, ſcheint anzukündigen, daß Sie Ihr Werk in Sterne's Manier ſchreiben wollen ...

In Sterne's Manier? Gott bewahre! rief ich aus. Madame! Madame! wo denken Sie hin? ich will von Ihrem Verſtande nicht hoffen, daß Sie Sterne verachten!

Ich! rief ich wieder. Nein ich ſchätze und liebe ſeinen Geiſt, ſein Herz und ſein Gefühl; aber Sterne war *ein Mann*, ein gebildeter kenntnißreicher Schriftſteller, ein ſeltnes Genie; es iſt unmöglich, zwiſchen ihm und mir eine Parallele zu ziehn. Wenn ich deshalb meine Gedanken in die Form kleiden wollte, in welche er die ſeinigen gekleidet hat, ſo würde es mir nicht gelingen, und meine Schrift würde das einzige was ſie mir ſelbſt lieb macht, die Natur verlieren. Es würde mir unmöglich ſeyn, den lieblichen Flug ſeiner ſchönen Laune zu folgen, ich würde künſteln, ſchwatzen, und mich dem Spott und einem gerechten Tadel ausſetzen. So wie ich ſchreibe, wage ich es auf Nachſicht zu hoffen. Sollte es meiner Feder gelingen zu rühren, und in der Bruſt derer, die mich leſen, ſanfte Gefühle zu erregen, ſo würde ich mir ſelbſt Beifall geben, und freudiger noch ſtets nach Verbeſſerung ſtreben. —

Liebe Helmina, Ihr Thee wird kalt, ſagte Madame L. — Ich ergriff die Taſſe, Ottomar ſchwieg und ſah mich forſchend an. — Sie wollen alſo, ſagte er, nicht *perſönlich* ſpotten, nicht künſtlich ſchwatzen, der Wahrheit treu bleiben und das Gute aufſuchen? Nun ſo gebe ich Ihnen meinen Beifall und meine beſten Wünſche. . . .

Das alles iſt recht ſchön, rief Madame L. aus, allein wenn uns Helmina nicht auf franzöſiſch vorlieſt, was ſie auf deutſch geſchrieben, ſo gebe ich ihr nicht die Abſolution.

Ich ging den Vorſchlag ein, bat aber zuerſt um die Erfüllung des Verſprechens, welches ſie mir gemacht hatte, und um die Geſchichte der **Haushälterinn**, welche **Ottomar** ſo ehrerbietig gegrüßt hatte.

Mit Freuden, ſagte **Ottomar**, er fing ſogleich ſeine Erzählung folgendermaßen an

„Im Schooße ſeiner Familie, im Genuſſe häuslicher Freuden, lebte Herr von M* als glücklicher Gatte und Vater bis die Revolution ausbrach und ihn ſeines ganzen Vermögens beraubte. Die Schrecken blutigen Scenen, die Ausſicht in ein nahes Elend, ſchwächten ſeine und ſeiner Gattinn Geſundheit. Ohne Beiſtand, ohne Hoffnung, ſtets für ihre geliebten Kinder zitternd, kämpften beide muthlos mit den Stürmen des Lebens."

„Ihre Freunde waren entweder emigrirt oder ſelbſt hülflos, das öffentliche Mitleid ſelbſt würde ihn verſagt worden ſeyn, denn ſie waren von Adel und hatten ein glänzendes Haus ausgemacht; in der weiten Welt war keine Zuflucht für ſie. Schon hatten ihre Dienſtbothen ſie verlaſſen, nur eine Frau war ihnen geblieben; ſie kannte ihr Elend nur halb, aber ſie konnte es ahnden, und wollte ſie nicht verlaſſen. Viele Jahre lang hatte ſie ihrem Hauſe mehr aus Anhänglichkeit als um Brod zu erwerben gedient, denn ſie ſelbſt beſaß einiges Vermögen."

„Herr von M. entdeckte ihr den traurigen hoffnungsloſen Zuſtand, in welchem er ſich befand. Er bat ſie ſein Haus zu verlaſſen, weil ſie dort kein Brod mehr finden werde. — Was trauen Sie mir zu! rief die edelmüthige

„Haushälterinn — glauben Sie daß ich Sie im Elende verlaſſen könnte? Nein, ſo ein ſchlechtes Herz hat mir der gütige Himmel nicht gegeben; ich bleibe bei Ihnen; ich werde für Ihre Kinder Sorge tragen und Ihre kränkliche Gattin pflegen, und alles was ich beſitze gehört Ihnen an.“

„Vergebens ſucht der Hr. v. M. dieſen edelmüthigen Entſchluß zu beſtreiten, er wird von ihrer Großmuth überwältigt, und läßt der ſchönen Seele freies Spiel. Mit unermüdetem Eifer pflegt die Gute die Kinder ihrer Herrſchaft, erzieht und bekleidet ſie, arbeitet in ihren Erholungsſtunden, und unterhält acht Jahre lang die ganze Familie durch ihren Fleiß, ihr Vermögen und ihre Wirthſchaftlichkeit. Aber nun iſt ihr kleiner Schatz, nun ſind ihre Kräfte erſchöpft, Kummer und Sorge ermatten ſie ſtärker noch, als ihre unabläſſige Arbeit; ſie fürchtet, ihr ſchönes Werk nicht durchſetzen zu können, und ihre geliebte Herrſchaft im Elende ſchmachten zu ſehn. An ſich ſelbſt denkt ſie nicht, das *Selbſt* dünkt einer liebenden Seele ſo unbeträchtlich . . .“

„Herr und Frau v. M. ſehn den Kummer ihrer geliebten Unglücksgefährtin. Schon ſind ſie der Krankheit und den Gefahren entwichen; ſchon ſchwingt der ſüße Frieden ſeinen Fittig über Frankreich; ſchon athmet der Retter ihres Vaterlandes in den Mauern von Paris, und verbreitet Glück und Ruhe rings um ſich her; nur ſie ſind noch ohne Hoffnung und ohne Freude.“

„Da verziehen ſich plötzlich die Nebel der Zukunft vor ihren Blicken. Beſeelend ſtrahlt die Sonne der Gerechtig-

„keit auf das Land … Der glorreiche erſte Konſul hat das
„Schickſal des Hrn. v. M. erfahren, er ſetzt ihn wieder in
„alle ſeine Rechte ein … Da, wo ſein ſcharfer Blick hin-
„dringt, weint die Unſchuld nicht mehr, darf der Gerechte
„nicht leiden, und der Böſewicht nicht triumphiren. —“

„Die vortreffliche Wohlthäterin ihrer ihr ſo theuern
„Herrſchaft fühlt inniger als dieſe den glücklichen Wechſel
„ihres Schickſals; ihr ermattetes Herz kämpft nun mit der
„Heftigkeit ihrer Freude, wie ehedem mit dem Gewicht ihres
„Kummers. Herr v. M. iſt entzückt, ihr Glück machen zu
„können. Sie ſind, ſagt er ihr, von nun an Beſitzerin
„eines Theiles meines Vermögens. Sie ſollen als unſre
„Schweſter gehalten werden; Ihr Wille wird uns Geſetz
„ſeyn. Ihre Seele hebt Sie auf den höchſten Stand menſch-
„licher Größe; wir wollen Sie öffentlich als unſre Wohlthä-
„terin achten und verehren; wir wollen Ihnen nichts als
„Glück und Freude verurſachen, und wenn Sie einen
„Wunſch auf Erden haben, ſo giebt es keine Aufopferung,
„die wir nicht machen würden, um ihn zu erfüllen …“

„Glanz, Reichthum und Größe, erwiederte die Treue,
„ſind nicht für mich gemacht Mein Herz verlangt nicht
„Dankbarkeit, es verlangt nur Liebe. Ich will den
„Stand nicht verlaſſen, den Gott mir beſtimmt hat; ich ver-
„lange keinen Lohn hienieden. Ich habe eine tugendhafte
„Familie im Elende unterſtützt, das war meine Schuldig-
„keit; wohl mir, daß ich Kraft hatte, ſie zu erfüllen. Ich
„danke für Ihre Wohlthaten. Ich würde ſie als Abtrag
„einer Schuld anſehn, die Ihr Herz allein tilgen kann. Ich

„bleibe Ihre Haushälterin bis an das Ende meines Lebens; „wenn Sie dieſen Vorſchlag nicht eingehn wollen, verlaſſe „ich Sie auf immer.“

„Herr von M* kannte die Feſtigkeit ihrer Entſchlüſſe „und die Energie ihres ſeltnen Charakters, er drang nicht „weiter in ſie. Sie iſt in ſeinem Hauſe und ihm ſo unterwürfig, ſo treu, ſo aufmerkſam auf die Wünſche ihrer „Herrſchaft, als hätte ſie ihr nie eine Wohlthat erzeugt. „Das ganze Haus liebt und ehret ſie. Herr v. M* macht, „ihrer Beſcheidenheit ungeachtet, ihre ſchöne That bekannt. „Er hat ſie mir mit Thränen in den Augen erzählt; begreifen „Sie nun warum ich dies ſeltne Geſchöpf verehre?“

Auch mir entfloſſen Thränen der Bewunderung und der Freude. — Ich dankte Ottomar für die Mittheilung dieſer Geſchichte, und meine Rührung war ihm lieb. — Madame L. drückte mir die Hand — wie ſchön iſt es für uns, ſagte ſie, wenn wir in einer unſerer Mitſchweſtern die Ehre unſers Geſchlechts ſehn! denn nicht wahr Helmina, alle guten Weiber ſind Schweſtern, und die Schönheit der Seele iſt der gültigſte Adel auf der Erde?

Und die Revolutionen können ihn nicht aboliren, ſagte ich; aber meine Liebe, Ihre Lebensgeſchichte? . . .

Die werde ich Ihnen, erwiederte ſie, morgen früh in der Hütte von Chantilly erzählen.

Helmina Freyinn von Haſtfer,
geborne von Klenke.

II.

Verläumdung.

Ein Beitrag zur Philoſophie des Lebens.

(Nach dem Horaz *).

Geſchrieben im Jahr 1797.

Foenum habet in cornu, longe fuge! dummodo riſum
Excutiat ſibi, non hic cuiquam parcet amico.

(*Serm. I, 4.*)

Der eine Engländer **) ſagt, die Verläumdung wäre grauſamer als Schwerdtſtreiche; und ein anderer ***) behauptet: die Verläumdung ſei der einzige Tribut, den das Laſter der Tugend zollen könne. Sie ſcheinen ſich zu widerſprechen; aber das iſt gewiß wahr, daß der aufrichtige Lobſpruch eines Böſen auf einen ehrlichen, und eines Dummen auf einen klugen und gelehrten Mann eine große Kränkung ſeines guten Namens und ſeines Kopfs ſeyn würde. Auch habe ich neulich in einer Dedikation geleſen, wie der Verfaſſer ſeinem Freunde und Gönner zu *dem* Glück wünſcht, was ihm bis jetzt noch abgegangen ſei, und was ſeine Verdienſte außer Zweifel ſetze — der übeln Nachrede.

Aber

---

*) Siehe die Anmerk. Eunomia, Jahrgang 1801, 2ter Band, S. 558. **) Burke. ***) Pope.

Aber was iſt denn das für ein — Gut oder Uebel, gegen welches ein dritter Engländer ſogar einen luſtigen Essay on Conversation geſchrieben hat *)? Wir wollen unſern Horaz fragen.

> — Der Mann (ſagt er), der hinterm Rücken
> des Freundes Ruhm benagt, ihm gegen fremden Tadel
> das Wort nicht redet, der ein loſer Vogel
> zu heißen, und, ſobald ſein Mund ſich öfnet,
> ein berſtend Lachen zu erregen ſtolz iſt,
> von Dingen, die er ſelbſt erdichtet, ſich
> zum Augenzeugen macht, und das Vertraute nicht
> verſchweigen kann, — den nenn' ich ſchwarz, vor dem,
> vor dem, ihr Römer! ſeid auf eurer Huth!
>
> (*Serm. I, 4. p. 131.*)

Man muß daraus ſchließen, daß die Römer dazumal nicht alle tugendhaft geweſen ſind, weil ſie vor dieſen Schwarzen ſo auf ihrer Huth ſeyn ſollten. Oder ſollten wir, ſtatt: ihr Römer, auch: ihr Deutſchen leſen können? Wir müſſen ja am beſten wiſſen, wie weit wir mit unſerer Nationaltugend gekommen ſind.

Mögen die Philoſophen und Juriſten die Verläumdung definiren, wir begnügen uns mit Horazens Beſchreibung, und kennen übrigens die Sache wohl ſchon genauer. Beſonders müſſen ſie die kennen, die ſich ſelbſt ſo ſehr davor fürchten, und andern vor ihr, wie vor einem Geſpenſte, bange machen. So einen, der nicht nur die Sache, ſondern auch die Urſache kennt, wollen wir doch anhören! Sie werden, mein Lieber, den Vogel bald aus den Federn erkennen.

---

*) Fieldings Essay on Conv. war, wie er ſelbſt ſagt, beſtimmt, „eins der verderblichſten Uebel aus der Geſellſchaft hinauszulachen, das Uebel, die rohen Begierden der Selbſtſucht und Bosheit auf Koſten des Glücks und der Ruhe andrer zu befriedigen; — anſtatt durch wahre Humanität Friede und Freude und Zufriedenheit unter unſern Nebenmenſchen zu verbreiten.“

„Sieh doch,“ ſagte der Mann einmal, „welch ein abſcheuliches Intereſſe die Menſchen am Böſen finden, das von Befreundeten und Verſchwägerten erzählt wird. Du wirſt eher zehn ärgerliche Anekdoten lauſchenden Ohren und lächelnden Lippen erzählen können, ehe du für einen edlen oder nur gemein-guten Zug nur ein halbes und gutwilliges Ohr findeſt. Du würdeſt um deinen ganzen Ruf als guter Geſellſchafter kommen, wenn du dich darauf legen wollteſt, nur feine und löbliche Dinge von andern zu erzählen, und wenn du es auch mit doppelter Kunſt und Lebhaftigkeit vortragen wollteſt. Gieb doch acht, wie wahr das noch immer iſt, was Horaz ſagt:

Wir kehren ſelbſt
die Tugenden von unſern Freunden um,
und ſuchen ſie, gleich einem lauteren
Gefäß, mit einem Lak zu überziehn,
der, was hineingegoſſen wird, verfälscht.

(*Serm. I, 3. p. 88.*)

„Den Edelmuth,“ fuhr der fort, der das obige ſagte, „den Edelmuth, die wahre Seelengröße und Herzensgüte, ſucht man nur im Alterthum oder — unter den Esquimaux; man hält Beweiſe davon aus neuern Zeiten und

und ſeiner Nation für verdächtig, und die aus ſeiner Stadt oder ſeinem Dorfe für — Sottiſen; und wenn man ja recht gütig iſt, ſo ſagt man wohlmeinend: Wer hätte das von dem Manne erwartet! nun, er will immer etwas Singuläres haben! Ach

wie häufig ſieht man, daß von Zwölfen, die
um einen Tiſch drei Kanapeen füllen,
ein jeder alle andern zu beſpritzen ſucht —
— — Gleichwohl
heißt euch ſo einer liebenswürdig, witzig,
ein Mann von Lebensart! —

(*Serm. I. 4. p. 130.*)

Unmöglich kann man dagegen, wenn man ja den Muth hat, etwas Gutes und Vortreffliches zu erzählen, es in einer guten Geſellſchaft anders, als mit hämiſchen Seitenblicken; oder, wenn man der Gutherzigkeit ſeiner Zuhörer etwas mehr bieten kann, muß man es mit der eilfertigſten Kürze referiren; oder, wenn man gar darauf trotzen will, es mit einem flüchtigen, kalten und halb undeutlichen Ausrufe: z. B. Nicht übel! Recht gut! u. ſ. w. begleiten. Kurz,

— Wir ekeln alles an,
was unſre Zeit in unſerm eignen Boden
hervorgebracht —

(Br. II, *p.* 50.)

„Oder denkſt du (Sie ſehen, der Hypochondriſt ſpricht immer fort), daß du dem Ungeheuer entfliehen werdeſt, oder daß ſein immergeifernder Mund dich nicht vergiften werde? O Shakeſpear, du kannteſt die Menſchen, als du dem redlichen Manne ſagteſt: Sei keuſch wie Eis, ſei rein wie Schnee, du wirſt doch der Verläumdung nicht entgehen! — Tröſte dich mit deiner Geradheit, Offenheit, Unbefangenheit, ſtehe jedem Rede, laß jeden wie durch ein Fenſterchen in dein Herz ſehen; aber verſprich dir nicht zu viel von dem Fenſterchen, denn die (wie in einem Journale ſteht) von dir gehört haben wollen, was du nie geſagt haſt, die in deinem Buche leſen, was du niemals geſchrieben haſt, die würden auch in deinem Herzen das ſehen, was nicht darin iſt.“

„Oder glaubſt du, leichtſinnig, die Verläumdung ſei nicht gefährlich? Wer in der bürgerlichen Welt lebt, wird täglich erfahren, wie wichtig ihm die gute Meinung ſeiner Mitbürger ſei. Was die Stimme ſeines Gewiſſens dem Manne von moraliſcher und bürgerlicher Wirkſamkeit in ſeinem Zimmer iſt, das iſt ihm die Stimme des Rufs außerhalb deſſelben: die Bedingung ſeines glücklichen Wirkens, die Sonne, unter deren Wärme ſeine Frucht gedeiht. Die Kraft des trefflichſten Mannes wird durch den Ruf geſtärkt oder gelähmt; die Verläumdung iſt der Sturm, der ſeinen guten Saamen auf den Fels wirft, oder der über ſeine blühenden Saaten den Hagel herbeiführt. Und doch kann ein einziges Wort, ein bedenkliches Verſtummen, ein zweideutiges Achſelzucken dir guten Namen, Vertrauen, und Liebe rauben; niemanden entgeht dies Zucken, dies Verſtummen; keiner vergißt es, jeder deutet's auf tauſenderlei Art; die Meinung über deinen Werth oder Unwerth fixirt ſich, und keine Beſſerung, keine Thaten voll Aufopferung und wahrer Güte können ſie verdrängen. Höre Voltären, der die Menſchen beſſer, als den Menſchen kannte, und zittre:

Ridicule une fois, on vous le croit toujours.
L'impression demeure. Envain croissant en âge
On change de conduite, on prend un air plus sage, —
On souffre encore long-tems de ce vieux préjugé,
On est suspect encore lorsqu'on est corrigé;
Et j'ai vu quelquefois payer dans vieillesse
Le tribut de défauts qu'on eut dans la jeunesse.

Tröſte dich nicht, daß Voltäre von ehemaligen wirklichen Fehlern ſpricht; — was kümmert das die Menſchen, ob der Fehler wirklich oder erlogen war, genug, daß davon mit Nachdruck erzählt wurde. L'impression demeure! — Ein Glück, wenn ſich ein herzhafter und ehrlicher Mann des Verläumdeten annimmt, deſſen Autorität wenigſtens das Urtheil auf einige Augenblicke ſchwankend macht; ſonſt iſt der gute Name ſogleich hin. Er ſelbſt kann ſich nicht vertheidigen, denn er weiß von den halben Worten, dem Lächeln, dem Verſtummen, dem Achſelzucken, nichts, und nichts von allen den tauſend Deutungen der Geſellſchaft. Er kann ſich nicht rechtfertigen; — man würde ihm mit Komplimenten und Betheurungen den Mund ſchließen, und — doch glauben, was man wollte. Er hat mit dem ſchrecklichſten aller Feinde, dem verborgenen und unbekannten zu kämpfen; er brennt, ihn zu beſiegen, aber er kann ihn nicht angreifen.“

„Sieh unſre Geſellſchaften an, und die Menſchen, die ſich in ihnen herumtreiben. Wie erſcheinen doch überall die Menſchen, auch die es nicht nöthig hätten, ſo fade, ſo unbedeutend; wie hütet ſich doch jeder etwas zu ſagen oder zu thun, was über den alltäglichen Leiſten hinausgienge; wie ſcheint man ſich doch gegenſeitig das Wort gegeben zu haben, ſich durch keine ernſthafte, außergewöhnliche Idee, durch kein ſtärkeres, erhabneres Gefühl in Unkoſten zu ſetzen; wie arbeitet doch alles, ſich in jedem Augenblick in den Schranken einer erbärmlichen Mittelmäßigkeit zu halten. Und warum das? Man will nicht lächerlich werden, man will der überall lauernden Medisance keine Nahrung geben; man will lieber im Finſtern kriechen, als unter einem ſpöttiſchen Naſerümpfen kleiner Seelen ſeinen Flug in die Höhe nehmen. — —“

„Und warum läſtern die Menſchen? warum kennt man nichts Angenehmeres, als über Andrer Fehler zu ſprechen? Weil man dadurch glaubt, das Geſtändniß von ſich abzulegen, und von ſeinen Zuhörern ablegen zu hören: daß man dieſen Fehler nicht ſelbſt an ſich habe. Daher ſeufzt der Heuchler über den Unglauben, um den ſeinen zu verſtecken; darum ſind alte Weiber und Nichtweiber ſo intolerant gegen jeden anſcheinenden oder wirklichen Verſtoß der Zucht und Keuſchheit; daher ſprechen froſtige Dichter ſo gern von Korrektheit, und Geniemänner von — Alltagsgeſichtern. O des ewigen Beſtrebens, ſich in den Augen andrer heben zu wollen! Sich ſelbſt als Freund der Sittlichkeit darzuſtellen, rügt und ſtraft man das Böſe; aus Eitelkeit, nicht aus Liebe zu den Grazien, recenſirt man das Häßliche. Auf den Ruinen friedlicher Wohnungen will man ſich einen Pallaſt erbauen. Nur mit ſich beſchäftigt, glaubt man durch fremde Tugend die ſeine in Schatten geſtellt; durch die Fehler und das Unglück des andern will man ſeinen Vollkommenheiten oder ſeinem Glück die Folie unterlegen. Dies iſt die Quelle der Läſterungen; verſtopfe ſie, und du wirſt ſehen, daß die Menſchen ſich an dem Guten und Schönen, wo ſie es auch finden, mehr erfreuen, daß ſie von einer braven Handlung des Nachbarn eben ſo gern hören werden, als ſie eine ſolche von einem Unbekannten gern leſen mögen, und daß ſie mit aller Kraft der Menſchlichkeit ſich gegen den Glauben an Unſittlichkeit und Bosheit ſträuben werden. Aber — der Punkt, auf den hier alles ankommt, iſt:

> Wer wahrhaft liebt, hat keine Augen für
> die Mängel des Geliebten; aber wird
> er endlich ſie gewahr, ſo wandelt ſie
> der Liebe ſüßen Wahn in neue Reize.
>
> (Sat. I, 3. p. 86.)

Aber wie könnten die Menſchen wohl vor allen den Eitelkeiten, in denen ſie ſich herumwälzen, wohl zur [illegible] und zu menſchlichem Wohlwollen kommen!“

„Laß die Moraliſten ſich über ihrem [illegible] heiſer ſchreien, niemand hört darauf. Die Rüge der Unſittlichkeit an andern iſt der einzige Tribut, den ſie ihrem Ueberreſte von moraliſchem Gefühl bringen, ſich ſelbſt kennen ſie nicht mehr! —

— Als Mänius einſt
von einem Novius hinter ſeinem Rücken

unglimpflich ſprach, fiel jemand ihm ins Wort:
und du, ſeit wenn biſt du dir ſelbſt ſo fremd
geworden? — Oder glaubſt du uns, als unbekannt,
was weiß zu machen? — „O das iſt was anders,
verſetzte Mänius, mir nehm' ich nichts vorübel! — “ —
Für ſeine Fehler hat er trübe Augen,
und nur für andrer ihre ſieht er ſchärfer,
als Falk' und Schlange! — Nun ſo rechn' er drauf,
daß wir auch ihm nichts überſehen werden!

Sat. I, 3. v. 24. 25.

Aber daraus macht er ſich nichts! Wenn man über ſeine Fehler ſpricht, ſo giebt ihm das nur Gelegenheit, über die Verdorbenheit und Läſterſucht der Welt zu ſeufzen. O, ein jeder ſchüttle doch ſich ſelbſt aus (wie Horaz ſagt), oder kehre vor ſeiner Thür (wie das Sprüchwort ſagt), und ſchaue nicht über die Balken hinweg nach dem fremden Splitter! Wie inconſequent macht doch die Eigenliebe, wie arbeitet ſie, ſich durch ſich ſelbſt zu verſtärken! — “

Wenn der Hypochondriſt auf die Eigenliebe kam, ſo ſagte er immer nicht viel, ein Zeichen, daß er viel zu ſagen hatte. Dadurch bekam ich aber Luſt, um auch dagegen alles zu ſagen, was mir nur einfiel.

Du ſiehſt auch alles ſchwarz, fing ich an; glaubſt du denn, daß die Menſchen aus Vorſatz und aus Bösherzigkeit mediſiren? Glaubſt du denn, daß ſie, wie Horaz ſich ſelbſt ſagen läßt, daß ſie daraus

ſich eine Luſt
und ein Geſchäfte machen, aus böſem Willen
den Leuten wehzuthun — ? (Sat. I, 4. p. 131.)

Nein, nein, ſo böſe meinen Sie's ſelten; das kann man ſchon aus dem, wenn auch apocryphiſchen, Iſraeliten lernen, der ſehr naiv ſpricht: „Man leuget gern auf die Leute; es entfährt oft einem ein Wort, und *meinet's doch nicht alſo*, denn wem entfähret nicht zuweilen ein Wort??" (Sirach 20, 16.) Kennſt du das Uebel, das einen großen Theil der Menſchen plagt, und deſſen nur ein ſehr kleiner Theil Herr werden kann, die *Langeweile*? Was thut da der Menſch nicht, um dieſe Furie los zu werden! Unſchuldigerweiſe fällt ihm ſein Nächſter, ſeine Kleidung, ſeine Kinder, ſein Eſſen und Trinken ein, und er ſpricht darüber, wenn auch nicht immer gerade das, was *hiſtoriſch* wahr iſt, doch das, was Intereſſe hat, alſo *äſthetiſch-wahr* iſt. Wie oft haben Menſchen und Schriftſteller jene Wahrheit der letztern vorgezogen, bloß aus einem gewiſſen äſthetiſchen Inſtinkt, den wir überall mehr kultiviren ſollten, ohne Arg daran zu haben, daß ein gefühlloſer Recenſent ſo ſehr auf die Reinheit der Geſchichte, die doch ſo problematiſch iſt, dringen möchte! So wie der in äſthetiſcher Abſicht ganz vernachläſſigt iſt, der in dem: *gehorſamſten und ergebenſten Diener*, dem *unterthänigen Knecht*, und dem *Wünſche wohl zu leben!* immer den reinen Ausdruck der Geſinnung des Herzens und wahrer Empfindung ſuchen wollte, ſo würde der es nicht weniger ſeyn, der in der lebhafteſten Theilnahme an Executionen an den Hälſen oder dem guten Namen anderer Menſchen, ſo wie an gräßlichen Dramen und Romanen, ſogleich eine Bösartigkeit der menſchlichen Natur finden wollte. Nichts, als Liebe zu intereſſanten Gegenſtänden, und Haß gegen die Langeweile iſt es!

Wir können ja doch einmal in unſern glänzenden Geſellſchaften nichts anders thun, als ſpielen oder ein bischen verläumden, und wenn das letzte nur mit einem Körnchen Salz geſchieht (und, gewiß, die Menſchen ſind nie witziger und liebenswürdiger, als eben da), ſo iſt es ja immer beſſer, als mit den geſchmackloſen Karten das armſelige Geld zu gewinnen oder zu verlieren. Das Spiel iſt doch offenbarer Zeitmord, in dem ſich die Menſchen überdieß in einer Menge ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften umhertreiben, und durch die albernen Kleinigkeiten, die ſie als Wichtigkeiten behandeln, alle Harmonie ihres Geiſtes zerſtören. Es iſt alſo offenbar beſſer —

„ſich zu Tode zu eſſen, als Arſenik zu nehmen,“
murmelte der Hypochondriſt;

ſich wenigſtens (fuhr ich ungeſtört fort) mit Ideen zu beſchäftigen, ſie ſich mitzutheilen, und dadurch ſich Intereſſe an der Geſellſchaft zu erwecken, als ohne alle Ideen und Geiſterthätigkeit immer und ewig den langweiligen Knaul des Spiels auf- und abzuwinden, und ſein ſchwer oder leicht erworbenes Geld, für das man Bücher, Wein, Freunde, Ehre und Geſundheit kaufen kann, ſo ſchnöde zu wagen, oder den andern deſſen zu berauben. Man ſchwatzt ein bischen, und behält das ſchöne Geld in der Taſche;

allenfalls denkt man dabei: heute mir, morgen dir! Man reſignirt ſich, und ſpricht weiter.

Daß es durchaus nicht Bösherzigkeit iſt, ſieht man auch daraus, daß man in Rückſicht *wichtiger Dinge* den Nachbar ſich gänzlich ſelbſt überläßt, z. B.

in ſeinem Innern mag's
ſo ſchlecht ſtehn, ſeine Seele mit ſich ſelbſt
ſo uneins ſeyn, als möglich; lieben, was ſie kaum
gehaßt, verſchmähen, was ſie kaum noch liebte,
nach keiner Regel, keinem Endzweck leben —
darüber lacht man nicht! — (Br. 1, p. 10.)

und das wäre doch wohl werth, daß die Menſchen mit allem Nachdruck darüber ſprächen, und es züchtigten! — Nein, über ganz unſchuldige Kleinigkeiten, bei denen es ſich jedem aufdringt, daß ſie nichts bedeuten; z. B.

Begegn' ich etwa dir einmal mit übel-
friſirtem Haaren auf dem Markt —
ſitzt mir der Mantel ungleich auf den Schultern,
guckt unter meinem wollenreichen Rocke
ein abgetragnes Wamms hervor, ſo lachſt du;
— — — — — — —
und wenn ein Nagel nur an mir nicht recht
geſchnitten iſt, ſo ſteigt dir ſchon die Galle.
(Br. daſ.)

und wäre denn auch Nagel und Haar wirklich recht rund und glatt geſchnitten, wäre Rock und Weſte wirklich ganz neu und au dernier gout geweſen, was ſchadet das dem braven Manne, wenn auch eine ganze Kaffeegeſellſchaft, bloß ihres Intreſſe wegen, das Gegentheil ſagte?

Oder, worüber ſoll man denn in den groſſen Geſellſchaften ſprechen, als über dergleichen unſchuldige Kleinigkeiten? Wir müſſen es hier durchaus machen, wie die vornehmen Weiber auf einer der 150 Freundſchaftsinſeln, die ſich ſehr emſig mit der Verfertigung niedlicher Kleinigkeiten, kleiner Kämme, Halsbänder, Körbchen, deren eins oft ein halbes Jahr Arbeit erfordert, u. dergl. beſchäftigen, wobei ſie, bei dem Anſchein der ſtrengſten Arbeitſamkeit, völlig — müßig gehen. Sie thun was ſie können und ihnen übrig bleibt, denn das übrige thun ja die Sklavinnen! Was bleibt denn uns für unſre Geſellſchaften? — Sollen wir über Religion und Tugend ſprechen? dafür iſt die Kirche, oder, wie die Klügſten ſagen, das Kämmerlein, das man hinter ſich zuſchließt; über das, was „nicht zu wiſſen ein Uebel iſt"? davon haben die Menſchen ſeit ihren Unterrichtsjahren ſo viel vergeſſen, daß es ihnen unangenehm iſt, ſich daran erinnern zu laſſen, und — allenfalls ſind ja dazu die gangbaren Leihbibliotheken! Ueber die groſſen Angelegenheiten des Vaterlandes, an denen jeder Bürger, jede Bürgerin warmen Antheil zu nehmen verbunden iſt? Das wird ja in dem Kabinette des Fürſten hinlänglich abgehandelt, davon lieſt man ja bei Gelegenheit in den ausländiſchen Zeitungen; und am Ende, würde man nicht, wenn man ſo viel vom Wohl des Ganzen, und den erhabenen Anſtalten dazu durch Anleihen, Auflagen und Kriege, ſprechen wollte, für einen unruhigen Kopf gelten? Freilich muß der einzelne Menſch auf den Egoismus und ſeine Tochter die Medisance reducirt werden, wenn er entwöhnt iſt, ſeinen Blick auf große Gegenſtände, auf das Ganze, zu richten, wenn ein Herz ſich nicht für Vaterlands- oder gar Weltbürgergeiſt erweitert hat: aber es iſt ja bekannt, daß die Menſchen über die Menſchheit zu leicht die Menſchen vergeſſen; und der Weltbürgerſinn iſt längſt lächerlich gemacht! Oder ſollen wir über Angelegenheiten der Stadt ſprechen, über gemeinnützige Anſtalten, die nur durch das Zuſammentreten Mehrerer ausgeführt werden können; über Mißbräuche, die durch Verabredung abgeſchaft werden müſſen; über alberne Gewohnheiten und Sitten, die nur genannt werden dürfen, um Schaam und Lachen zu erwecken? Das beſorgt zum Theil die Polizei, zum Theil kann man dergleichen Sachen nicht anſtoßen, ohne auf Geſetzloſigkeit zu treffen, oder die Eitelkeit der Tongeber und Reichen zu kränken. — Es bleibt nichts übrig, als die Thorheiten und Unarten der abweſenden Nachbarn und Bekannten! Dies iſt noch der einzige ſchwache Ueberreſt des öffentlichen Urtheils, den wir bis auf eine beſſere Zeit, wo unſer Blick ſich über die Kleinigkeiten des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens hinaus erweitern wird, ſorgfältig erhalten müſſen *).

Durch ein biſchen Medisance hält ſich die ehrwürdige Stimme unſerer Mitbürger über unſer Thun und Leben in ihrer Wichtigkeit; ſo wie der Gerichtsfrohn immer ein biſchen rauher, als er ſollte, ſeyn kann, um bei den Ungebildeten einer hohen Obrigkeit mehr Autorität zu verſchaffen. Und

---

*) Man leſe nach dieſem Wielands Einleitung zur 3ten Satire des erſten Bandes, Seite 75—78.

die allgemeine Stimme muß man reſpektiren; ſie hat in tauſend Fällen mehr, als eigne innere Moralität bewirkt. Aber freilich wollen wir auch hoffen, daß ſie immer wahrer, feſter und gerechter werden, und den Schurken mit dem Titel der Vortrefflichkeit, des Raths und der Gnade eben ſo wenig als den armen, titelloſen Narren verſchonen werde. Denn

unächte Ehre, unverdiente Schmach,
befriedigt oder ſchreckt nur einen ſchwachen
des Arzts bedürftigen Mann.
(Br. I, 16. p. 221.)

Wen aber das Vorurtheil ſo verblendet, daß er ſeinen guten Namen muthwillig vernachläßigt, und nichts für ihn thut, der verdient, daß er ihn verliert. Man hat Leute über die Verläumdungsſucht bitter räſonniren hören, die alles erdenkliche thaten, ſich in böſen Ruf zu ſetzen, und, nachdem ſie alles ſo weit getrieben hatten, als es nur zu treiben war, gewaltig zürnten, daß die Welt nicht bei ihnen eine Ausnahme mache, und, trotz aller Anzeichen vom Gegentheil, das Beſte von ihnen und ihrem Charakter denken wollte. Dies iſt der höchſte Grad von Egoismus, der ſich alles erlaubt, ſeinen Mitbürgern aber nicht einmal das gereizte Urtheil darüber erlauben will. — Man laſſe alſo das bischen Medisance ſtehen, damit man nicht den Weizen mit dem Unkraut ausreiße.

Man hüte ſich doch ja über Verläumdung zu ſchreien, indeß ſich auch der Beſſere begnügt, gute und löbliche Abſichten zu haben, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ob er ſie auch dem Urtheil der andern genügend dargelegt habe. Freilich wohl, Horaz hat ganz recht, zu ſagen:

Sei wirklich, was du immer
dich nennen hörſt, ſo lebſt du ſicherlich
ſo wie man ſoll! (Br. I, 16. p. 220.)

freilich iſt das:

O wolle gar nichts ſeyn!
Seyn wollen heißt, ſich mit ſich ſelbſt entzwein!

das, was man beim Eintritt in jede Geſellſchaft ſich heimlich zurufen ſollte; freilich muß man (wie Wieland, Hor. Br. S. 216 ſagt) ſich der guten Meinung, die man von der Welt erzwang, erſchlich, oder erbettelte, nie als eines Beglaubigungsbriefs gegen ſein eignes Bewußtſeyn bedienen: aber auch abgerechnet, daß man, wie Horaz ſagt (l. c. S. 24), ſich gern hört, klug und bieder nennen, ſo muß man doch auch auf ſeiner Seite etwas für das Urtheil ſeiner Mitbürger thun, und ſollte es auch nur ſo viel ſeyn, als nöthig iſt, um es nicht zu ſeinem Schaden zu verführen.

Will der Moraliſt aber doch fortfahren, gegen die arme Medisance zu ſchimpfen, ſo vergeſſe er doch ja nicht, daß ſie Gelegenheit zu vielem Guten, ja ſelbſt zu ſchönen Tugenden giebt. Theilen wir das Menſchengeſchlecht in Verläumder und Verläumdete, ſo gewinnen wir noch immer die eine Hälfte, und das will viel ſagen! Man gebe aus dem Schatze der Sittenlehre Regeln und Vorſchriften — und man wird das Gift durch Gegengifte unſchädlich gemacht haben. Da rathe man den Menſchen:

Sei nicht ehrgeizig, ſo wird ein ſchiefes Urtheil dich nicht unglücklich machen. Freilich

— — iſt einer, den die Ruhmbegier
auf ihrem von der leichten Luft der Volksgunſt
getriebenen Wagen, in dies (oder jenes) Fach geworfen,
ſo braucht es nur ein lauſchend oder ſchläfrig
Geſicht, ihn aufzublähen oder zu entgeiſtern.
So wenig iſts! was eine Seele, die
nach Lobe geizt, dahin wirft oder hebt!

Drum alſo

weg mit dem Spiele, wenn der eitle Neid,
den mir das Ziſchen oder Klatſchen müßiger Leute
entgegen weht (oft beides gleich gerecht!),
mich mager oder fett nach Hauſe ſchicken ſoll.

(Br. II, 1. p. 63.)

Mach' es wie Horaz, der ſich

nicht die geringſte Mühe gab, die hohlen Stimmen
des Pöbels jener leichten Dichterlinge
und windigten Entſcheider zu erjagen.

(Br. I, 19. p. 284.)

Laß dir geſagt ſeyn, was eben der Horaz dem Erzphiloſophen Damaſipp auf der Brücke, von der er ſich herunterſtürzen wollte, ſagen läßt:

— Dich ängſtigt, wie ich merke,
die falſche Schaam, für einen Menſchen, der
im Kopfe nicht recht richtig iſt, gehalten
zu werden, und von wem? von lauter Leuten,
die ſelbſt ſo toll ſind, als du jemals warſt.

(Sat. II, 3. p. 80.)

oder

oder begnüge dich mit dem innern, hochherzigen Gefühl: überall deine Pflicht gethan zu haben, überall dem ſtrengen Gebote des Gottes in dir gefolgt zu ſeyn, und mache dich unabhängig von dem Urtheil der Menge, die dir Ehre weder geben noch nehmen kann.

— Und wenn auch dies
beſagte Volk für einen Ehebrecher
und Dieb dich ausſchrie, dir ins Angeſicht
behauptete, du habeſt deinen Vater
erdroſſelt, — ſollſt du dich entfärben, und
die Lügen dir das Herz durchſchneiden laſſen?

(Br. I, 16. p. 221.)

Du biſt ein Biedermann! gut, aber ſei auch deiner Sache gewiß, und mache deine Tugend vom Einfluß fremder Autoritäten und von der Lohnſucht durch Beifall und Ehre frei; begnüge dich mit dem Beifalle deines eignen Gewiſſens, und laß ſeine billigende Stimme nicht von tauſend Stimmen der Läſterſucht überſchrieen werden; mache dir zum Motto deines Lebens die kluge Inſchrift auf jener alten Gemme:

λεγουσιν,
ἃ θελουσιν.
λεγετωσαν!
τι μελει σοι? *)

So wandle ruhig deinen Pfad fort; und wenn du ja an dir nichts mehr zu beſſern finden ſollteſt — und du wirſt wohl noch manchen Fehler entdecken,

---

*) „Die Leute ſagen, was ſie wollen. Mögen ſie! was kümmerts dich?"

— den entweder die Natur
dir eingepflanzt hat, oder du dir ſelbſt
durch böſe Angewohnheit zugezogen;

(Sat. I, 3. p. 86.)

ſo mildre, als den letzten Fehler, den du zu verbeſſern haſt, die Eitelkeit, die beim Geſchwätz der Menge der Ruhe deines Lebens drohte. Jenes kannſt du nicht lenken, nicht ändern; arbeite alſo an dem, was du ändern kannſt, an dir und deinem Innern, glaube, daß die Lehre vom guten Ruf in der Lehre der Tugend gänzlich enthalten ſei; und wenn doch kein guter Erfolg deine Arbeit krönt, nun ſo frage dich, ob du es beſſer haben willſt, als die Socrate, Ariſtides und Phocione, und die beſten Menſchen aller Zeiten und Völker, und ob du ihrer Geſellſchaft dich zu ſchämen habeſt?

Sei auch lieber zu ſtreng im Urtheil gegen dich, als gegen andre, und reize wenigſtens dadurch den Tadel nicht! du wirſt immer noch der Nachſicht andrer bedürfen.

Verzeihe ſelbſt, wenn du Verzeihung brauchſt;
und ſoll ich deinen Höcker überſehen,
ſo halte meine Warzen mir zu gut.

(Sat. I, 3. p. 89.)

und ſprich wie Horaz:

— ich will,
ſo oft ich was aus Thorheit fehle, wie bisher,
auf meiner Freunde Nachſicht rechnen, wie
auch ſie hinwieder auf die meine zählen können.

(daſ. S. 97.)

Auch noch zu mehrerem Guten kann die Verläumdung Gelegenheit geben. Laß dir jede Verläumdung Aufforderung zu näherer Betrachtung ihres Gegenſtandes ſeyn! Der wichtigere und weltklügere Mann kann wohl zuweilen der Verläumder ſeyn, doch der Verläumdete iſt gewiß immer der beſſere; ſo las ich irgendwo und ſo fand ichs oft. Wer die Aufmerkſamkeit einer halben Stadt beſchäftigt, muß gewiß ein Mann von Kraft ſeyn, der den Muth hatte, aus dem Fahrgleiſe des bürgerlichen Lebens herauszutreten, und das Geſchrei der Straßenwandrer zu erregen. Es vergleicht jemand den Verläumdeten mit den Baumfrüchten, unter denen gewöhnlich die die köſtlichſten ſind, die von Vögeln angebiſſen waren. — Man merke aufmerkſam auf dieſen Mann, den die andern ſchwarz nennen. Lernt man ihn auch nicht als einen vorzüglichen und ausgezeichneten Mann kennen, ſo erſcheint uns doch gewiß ſein Verläumder in einem verächtlichen Lichte. Denn wie oft fällt nicht der Hieb, der andern zugedacht war, auf den Geißler zurück?

(ſ. Hor. Sat. II, 1. p. 14.)

Und wie, wenn man nun geprüft und den Verläumdeten nicht nur wirklich als einen ſolchen, ſondern auch als einen braven und vortrefflichen Mann fände, welche Freude, unter der Schaar der boshaften oder unbeſonnenen Plauderer auftreten, und mit Edelſinn ſeine Vertheidigung übernehmen zu können! Wie ſchön, ſich ſo über die Menge der Halbköpfe muthig zu erheben, und dem verkannten Verdienſte zu geben, was ihm gebührt! — Das lehrt Horaz in dieſen goldnen Worten:

Iſt der, den böſe Zungen ſtechen,
dir ganz genau bekannt; ſo halte feſt,
und ſtelle dich dem Mann zur Bruſtwehr dar.

Den eigennützigen Grund, den er hinzuſetzt:

Darf ihn der Läſtrung Zahn vor deinen Augen
benagen, ohne daß dein Herz dir ſagt,
bald könne dich, was ihm begegnet, treffen?
Brennt deines Nachbars Wand, ſo gilts auch dir,
und Unſinn wär's, mit Löſchen warten, bis
das ganze Haus in hellen Flammen ſtünde.
(Br. I, 18. p. 263.)

wirſt du ſchon ſelbſt aus deinem Herzen entfernen, oder ihn aus bloßer Lebensklugheit befolgen.

Noch mehr! — Die Vorſicht, ſagt Leſſing in ſeiner Minna von Barnhelm, hält den ehrlichen Mann immer ſchadlos! — Es iſt wahr! Neben den Giftpflanzen läßt die Natur auch immer Gegengifte wachſen. Die Verläumdung iſt eine Tochter der Convention und unſers geſellſchaftlichen Lebens, ſie hat hier auch das Gegengift gefunden, das ſie unſchädlich macht. — Bedenke, man medisirt nicht aus Liebe zur Tugend, nicht aus Abſcheu am Laſter, nicht aus Boshaftigkeit, oder um zu ſchaden, ſondern, wie ich ſchon oben ſagte, um ſich intereſſant zu unterhalten. Das Weſen der Unterhaltung iſt Neuheit, eine Welle in dieſem Strome verſchlägt die andre; man vergißt das vorige Kapitel aus dem Buche der Läſterchronik über dem neuen, und beachtet am Ende keines. Ein inneres Gefühl lehrt uns ein gerechtes Mißtrauen gegen die Neuigkeiten des Tages. Eh' man in ihrer Gemäßheit handelt, unterſucht man gewiß erſt die Wahrheit des Gerüchts näher. Kein Mann in bürgerlicher Verhältniſſen, den man braucht, oder den man ſonſt als Mann von Kopf kennt, wird, ohnerachtet aller üblen Nachrede, einen Abgang an Höflichkeit oder Einkommen verſpüren.

Die meiſten Menſchen ſind Sklaven des erſten und gegenwärtigen Eindrucks. Ihre Menſchenkenntniß wird aus dieſer Stunde für die folgende geſchöpft. Schon mancher hat durch eine angenehme Stunde, in der er ſeinen bitterſten Gegner in gute Laune verſetzte, die Flecken ſeiner üblen Nachrede ausgelöſcht.

Zuletzt aber bedenke der gute und verläumdete Mann, daß keine üble Nachrede ganz ohne Veranlaſſung ſei; ſollte ſie auch nur in einer bloßen Ungereimtheit, in einem kleinen Fehler oder einer Sonderbarkeit des Aeußeren liegen. Er denke darüber nach, und nehme die unangenehme Empfindung, die die Verläumdung ihm macht, als eine heilſame Arznei an, die ihm die wohlthätige Hand ſeiner Mitbürger reicht.

III.

Zeichen der Zeit.

Kultus.

Es iſt eine unleugbare Thatſache, daß der öffentliche Kultus nicht mehr in derjenigen Achtung ſteht, in welcher er vor ſechzig und achtzig Jahren ſtand.

Woher dieſe Erſcheinung?

Legt man den Geiſtlichen dieſe Frage vor, ſo iſt ihre Antwort in der Regel folgende:

„Die Achtung für den öffentlichen Gottesdienſt geht von der Achtung für die Geiſtlichkeit aus. Achtete man uns gegenwärtig noch eben ſo, wie unſere Vorgänger vor ſechzig und achtzig Jahren geachtet wurden, ſo würde der Kultus ſeinen vollen Werth behalten haben. Ein Spener, ein Schmidt, ein Reinbeck wurden als die erſten Männer im Staate behandelt. Dieſe Behandlung gebot ihren Zuhörern. Daher das Hinſtrömen in die Kirchen. In unſeren Vorträgen kann man nichts antreffen, was einen geringeren Grad von Achtung begründete: denn, erſtlich, ſind ſie, dem kirchlichen Inhalte nach, noch eben ſo beſchaffen, wie vor ſechzig und achtzig Jahren; zweitens, vereinigen wir damit ſo viel Aufklärung, als der Zeitgeiſt fordert; drittens, bieten wir alles auf, unſeren Reden ein großes,

„allgemeines Intereſſe zu geben; ſo daß jeder, der ſich die
„Mühe nimmt, unſere Vorträge mit denen unſerer Vorfahren
„zu vergleichen, wofern er nur einigermaßen billig iſt,
„eingeſtehen muß, daß der Vorzug in jeder Hinſicht auf
„unſerer Seite ſey."

„Frägt man uns, wie wir in der Achtung ſo ſehr geſunken
„ſind, ſo dürften, vorausgeſetzt, daß das Faktum
„ſelbſt nicht zu beſtreiten iſt, die Urſachen ungefähr folgende
„ſeyn."

„Erſtlich hat man eine Philoſophie in Gang gebracht,
„welche ſich mit der Heiligkeit unſerer Aemter ſehr wenig
„verträgt. Der Stifter derſelben iſt Voltaire. Sein Witz
„iſt in alle Köpfe übergegangen, und hat eine Frivolität gäng
„und gebe gemacht, für welche auch das Heiligſte nicht mehr
„heilig iſt. Daher die große Aufgelöſtheit der Sitten, gegen
„die wir vergeblich ankämpfen, weil wir für den übertretenden
„Strom allzu ſchwache Dämme ſind."

„Zweitens iſt unſere ſtaatsbürgerliche Lage ſo angethan,
„daß wir nicht imponiren können. Unſere Vorgänger
„waren auch in dieſer Hinſicht weit beſſer daran. Das
„Geld war zu ihren Zeiten noch nicht ſo ſehr im Preiſe gefallen,
„als gegenwärtig. Dies machte ſie unabhängiger,
„freier. Wir ſind gewiß eben ſo uneigennützig wie ſie; wir
„ſind es vielleicht in einem noch weit höheren Grade, weil
„wir nur durch Uneigennützigkeit denjenigen Theil der Achtung
„retten können, der uns noch übrig geblieben iſt. Aber,
„indem unſere Gehalte durch den geringeren Werth des Geldes
„ſchwächer ſind, iſt der Schein beſtändig gegen uns.

„Wie aufrichtig wir es immer meinen mögen, ſo können wir
„doch dem Verdachte nicht entgehen, daß der Eigennutz im
„Hinterhalte laure; ein Verdacht, der unſere ganze Wirkſamkeit
„aufhebt, und die Beſſeren unter uns gewiß nicht
„ſelten ſehr niedergeſchlagen und traurig macht. Und warum
„ſollten wir es leugnen? Viele unſerer Mitbrüder haben
„durch ein Verfahren, das weder ihrem Amte, noch ihrer
„individuellen Klugheit Ehre bringt, dieſen Verdacht nur
„allzu ſehr verſtärkt, indem ſie das Niedrigſte für das Höchſte
„nahmen. Und wir ſelbſt befinden uns in einer ewigen Verſuchung,
„ihrem Beiſpiele zu folgen, und müſſen, ſo ungern
„wir es thun, dieſer Verſuchung unterliegen, wofern uns
„der Staat nicht zu Hülfe kommt."

„Drittens, indem wir über unſere Lage in der Geſellſchaft
„philoſophiren, müſſen wir zuletzt bekennen, daß
„alles Neue alt wird, und in dieſem Bekenntniß unſere
„Rechtfertigung und unſern Troſt finden. Das Zeitalter iſt
„der Lehre entwachſen, welche wir predigen. Der Kultus
„geht zu Ende. Was auch dabei zu bedauern ſeyn mag, ſo
„iſt es göttliche Schickung, der wir uns ruhig unterwerfen,
„indem wir zu uns ſelbſt ſagen: „das Zeitalter, in welchem
„wir leben, iſt nicht das Jahrhundert der Geiſtlichen." Wir
„klagen Keinen an, wiewol wir einigermaßen dazu berechtigt
„wären. Die Vorſehung wird alles wieder ins Gleichgewicht
„ſetzen. Was ſchadet es zuletzt, daß wir nicht mehr
„ſind, wenn uns nur die Geſellſchaft entbehren kann, ohne
„deshalb ſchlechter zu ſeyn? —"

Auf dieſe Auskunft könnte man antworten: Es kann einen Zeitpunkt geben, wo die Geſellſchaft der Prieſter entbehren kann. Aber nie kann ein Zeitpunkt eintreten, wo die Geiſtlichen ihr entbehrlich wären; der Unterſchied zwiſchen beiden ſpringt in die Augen, und kann, ſeitdem er durch die Reformazion feſtgeſetzt worden iſt, nie wieder aufgehoben werden.

Wahr iſt, daß die Achtung für den Kultus von der Achtung für die Geiſtlichen ausgeht; aber wenn ein Spener, ein Schmidt, ein Reinbeck in einer größeren Achtung ſtanden, als die Geiſtlichen unſerer Zeit, ſo muß das andere Urſachen haben, als die angegebenen. Erſtlich kann man den nachtheiligen Einfluß des Witzes auf die Moralität in Zweifel ziehen, und durchaus behaupten, daß Voltaire von dieſer Seite gar nicht geſchadet habe; denn hätte er geſchadet, ſo müßten der unmoraliſchen Handlungen auffallend mehrere ſeyn, und davon läßt ſich allenfalls das Gegentheil erweiſen, wenn man ſich über die Begriffe von Moraliſch und Unmoraliſch vereinigen kann. Zweitens, kann eine größere Wohlhabenheit nicht an und für ſich zu einer größeren Achtung führen, wenn dieſe Achtung eine moraliſche, d. h. eine freie Achtung ſeyn ſoll; denn wäre dies, ſo müßten die Prälaten aller Länder in einer weit größeren Achtung ſtehen, als unſer Spalding, Teller u. ſ. w., und alle arme Geiſtliche von aller Achtung geradezu ausgeſchloſſen ſeyn; beides iſt aber ganz offenbar nicht der Fall. Drittens, iſt das Geſetz, daß alles Neue alt werden müſſe, kein ſo allgemeines Geſetz, als man ſich einbildet; alle Wahrheiten ſind ſchlechterdings davon ausgenommen; denn ſonſt könnten die mathematiſchen und phyſiſchen Wahrheiten keine Ausnahme machen. Dabei wird übrigens mit der größten Bereitwilligkeit eingeſtanden, daß die Geiſtlichen den beſten Willen haben, ihrem wichtigen Amte Ehre zu machen, und daß es durchaus nicht an ihrer Immoralität liegt, wenn ſich der Kultus im Sinken befindet.

Die ganze Erſcheinung muß alſo anders erklärt werden. Vielleicht gehen aus dieſer Erklärung bleibende Hauptunterſchiede hervor, auf welche man bisher allzu wenig geachtet hat. Vielleicht gelingt es dem Verfaſſer, das Chriſtenthum in einem Lichte zu zeigen, worin man es ſo ungemein ſelten erblickt. Wenigſtens wird man ſeine unbegränzte Hochachtung für daſſelbe gar nicht in Zweifel ziehen können; und da er nicht mit Definizionen ficht, ſondern an ihre Stelle lauter Thatſachen bringt, ſo wird man ihn nicht der Anmaßung beſchuldigen.

Als Galilei mit der Behauptung auftrat: die Erde bewege ſich um die Sonne, nicht dieſe um jene, da mußte er, auf Betrieb der Jeſuiten, dieſe Behauptung nicht nur durch einen langen Aufenthalt im Kerker büßen, ſondern ſie auch, vor einer glänzenden Verſammlung von Kardinälen, als unbibliſch, und eben deswegen als irrig, abſchwören. Ein halbes Jahrhundert darauf trat Newton mit ſeinem Gravitazionsgeſetz auf, und gab dadurch der Galileiſchen Behauptung eine Wahrheit, gegen welche das Anſehen der Bibel durchaus nichts vermochte. In neueren Zeiten gelangte man dahin, durch eine genauere Bekanntſchaft mit der elektriſchen Materie, den Blitz in ſeine Gewalt zu bekommen; und kein Jahr verſtreicht, in welchem nicht irgend eine Entdeckung gemacht wird, wodurch der Menſch ein höheres Maaß von Unabhängigkeit von ſeiner ganzen Umgebung in der phyſiſchen Natur gewinnt. Je mehr die Geheimniſſe dieſer Natur entſchleiert werden, deſto höher ſteigt der Glaube an eine Welturſache, als den letzten Grund aller Erſcheinungen und ihrer Geſetze; dabei kann es aber durchaus nicht fehlen, daß von der Idee dieſer Welturſache alles dasjenige abgeſondert wird, was ſie zu einer Nazionalgottheit macht, oder ihr eine Aehnlichkeit mit dem Menſchen giebt. Nichts bleibt übrig, als die Unbegreiflichkeit, in welche ſich der menſchliche Geiſt verſenket, ohne ſie jemals ergründen zu können.

So haben alſo die Fortſchritte in den phyſiſchen Wiſſenſchaften die Geſtalt der Theologie durchaus verändern müſſen, indem der Glaube an eine Offenbarung durchaus nicht bleiben konnte, was er vorher geweſen war. Eben weil man die vollkommneren Ideen, welche die phyſiſchen Wiſſenſchaften von der Welturſache herbeiführen, in den Schriften des alten Teſtaments nicht wiederfand; eben weil diejenigen, welche man in dieſen Schriften antraf, bei weitem unvollkommner waren, ſah man ſich nothgedrungen, den Glauben an einen übernatürlichen Urſprung dieſer Schriften aufzugeben, weil man ſonſt in einen nicht zu löſenden Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerieth.

Die Theologen waren nicht die Erſten, welche ſich auf Unterſuchungen über dieſen Widerſpruch einließen, aber ſie wurden durch den Zeitgeiſt dazu genöthiget. Wie gering auch die Anzahl derjenigen ſeyn mochte, welche ſich, ausſchließend oder aus Liebhaberei, mit den phyſiſchen Wiſſenſchaften befaßten, ſo gingen doch die Reſultate derſelben nur allzu bald ins Leben über, und ihre Wahrheit war um ſo unwiderſprechlicher, je mehr ſie ſich in Blitzableitern und dergleichen verkörperte. Die Folge davon war, daß man auf Kathedern und Kanzeln mit größerer Vorſicht von der Furchtbarkeit der Gottheit ſprechen mußte, wenn man ſich nicht ſelbſt preisgeben wollte.

Unter ſo nachtheiligen Einflüſſen ſtanden die Spener, die Schmidt, die Reinbeck durchaus nicht. Zu ihrer Zeit kannte man die phyſiſchen Wiſſenſchaften in Deutſchland kaum dem Namen nach; und wenn gleich die Gelehrten etwas von den Behauptungen und Schickſalen eines Galilei wußten, ſo waren ſie doch noch immer ungewiß, was ſie davon halten ſollten, weil das Gravitazionsgeſetz Newtons entweder noch nicht ausgeſprochen, oder noch nicht allgemein bekannt war. Das Anſehn der Bibel war noch in nichts gekränkt. Alle einzelnen Schriften derſelben hatten gleichen Werth. Anerkannt war der göttliche Urſprung derſelben, und mit dieſem die unbedingte Gültigkeit ihres moraliſchen Inhalts. Was nicht zur Lehre geſchrieben war, diente zur Warnung. Die Folge von dem Allen war, daß jeder Ausſpruch der Geiſtlichen, in ſofern er nur durch die Bibel gerechtfertigt werden konnte, zuverläſſig und heilig war.

Das dauerte indeſſen nicht länger als bis die phyſiſchen Wiſſenſchaften allgemeiner verbreitet wurden. Die Natur ewigen Geſetzen unterwerfend, ſchwächten ſie das Anſehn der Bibel, durch Zerſtöhrung des Wunderglaubens. Die Geiſtlichen ſelbſt, von dem Zeitgeiſt fortgetragen, mußten dieſen Glauben nach und nach aufgeben. Bereitwilliger gab man die Schriften des alten Teſtamentes preis, weil ſie nicht ausdrücklich für Chriſten abgefaßt waren. Hatte man ſie bis dahin ohne Unterſcheidung vergöttert, ſo kam man nach und nach dahin, die hiſtoriſchen von den nicht-hiſtoriſchen abzuſondern, und das war das beſte Mittel den Inhalt aller zuletzt bloß hiſtoriſch aufzufaſſen. Hierin wurde man von einer Kunſt unterſtützt, welche, Griechen und Römern unbekannt, das unausbleibliche Produkt der neueren Entwickelung werden mußte.

Aus dem allgemeinen Schiffbruch, welchen die Wiſſenſchaften und Künſte in der Zerſtöhrung der römiſchen Weltherrſchaft durch die Germanen und Sarazenen litten, waren mehrere Trümmer gerettet worden. Dieſe Trümmer erhielten im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert durch die Entwickelung, welche die menſchliche Geſellſchaft auf mehreren Punkten Europa's gewann, einen ganz vorzüglichen Werth. Je mehr ſie geeignet waren, den menſchlichen Geiſt erziehen zu helfen, deſto mehr dachte man darauf, ſie ganz verſtehen zu lernen. Dazu war unter andern erforderlich, daß man die davon vorhandenen Abſchriften unter einander verglich. Die Verſchiedenheit der Lesarten, ſehr oft das Werk der Unwiſſenheit oder des Zufalls, führte zur Kritik. Zog man Anfangs die verſtändlicheren Lesarten vor, weil ſie bequemer waren, ſo verwarf man ſie in der Folge wieder, weil ſie nicht die richtigen ſchienen; und indem ſich die Maſſe antiquariſcher Einſichten mit jedem Jahre vermehrte, erreichte die Kritik, als Kunſt, eine ſolche Höhe, daß man im Stande war, alten Texten, mit einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit, ihre urſprüngliche Reinheit wiederzugeben. Verglich man Anfangs einen Schriftſteller nur mit ſich ſelbſt, um über die Richtigkeit eines zweifelhaften Ausdrucks ins Reine zu kommen; ſo gelangte man bald dahin, ihn mit ſeinen Zeitgenoſſen unter den übrigen Schriftſtellern zu vergleichen: und indem man den einen durch den anderen emendirte, kam man dahin, in zwei ausgeſtorbenen Sprachen den Sprachgebrauch auch verſchiedener Zeiten zu unterſcheiden, und errang ſich zugleich einen ganz neuen Takt, nach welchem und durch welchen man ausmittelte, ob eine Idee in einem gegebenen Zeitalter könne vorhanden geweſen ſeyn, u. ſ. w. Je eifriger und allgemeiner dieſe Kunſt geübt wurde, deſto größer wurden die Reſultate derſelben.

So lange die Idee der Heiligkeit in Hinſicht auf die Schriften, welche, zuſammengenommen, die Offenbarung ausmachten, prädominirte, trug man Bedenken, dieſe Kunſt auf ſie anzuwenden; und wo es geſchah, geſchah es mit einer Vorſichtigkeit, welche an Zaghaftigkeit gränzte. Sobald indeſſen die phyſiſchen Wiſſenſchaften den Glauben an eine göttliche Offenbarung verdrängt hatten, fand eine ungemeſſene Anwendung der Kritik ſtatt. Jetzt zeigte ſich, daß man bisher mehr überſetzt als erklärt hatte; daß nicht nur einzelne Stellen, ſondern auch die ganze Tendenz mehrerer Schriften, unrichtig aufgefaßt war; daß man weder auf Zeit noch Umſtände Rückſicht genommen hatte, u. ſ. w. Unendlich war die Menge der Entdeckungen, welche man machte, und das Reſultat jeder einzelnen Entdeckung und aller zuſammengenommen war: daß weder die Nationalbücher des jüdiſchen

Volks, noch diejenigen Schriften, welche das neue Teſtament ausmachen, irgend ein Kriterion eines übernatürlichen Urſprunges enthielten, und daß, wenn man auch nicht im Stande wäre, Alles zu erklären, dennoch jede Schrift nach den Zeiten gewürdigt werden müßte, in welchen und für welche ſie abgefaßt ſey; daß folglich, wie vortrefflich ſie auch ſeyn möchte, ihre Vortrefflichkeit nicht für alle Zeiten ausreiche.

Theologen ſelbſt waren es, welche dieſe Ausſprüche thaten; Theologen ſelbſt bekämpften alſo Vorurtheile und Wahnbegriffe von dem Augenblick an, wo ſie ſich nicht länger vertheidigen ließen, wenn man ſich einer blinden Antizipazion nicht gewaltſam widerſetzen wollte. Und wir werden in der Folge ſehen, wie nützlich ſie dadurch geworden ſind; wie ſehr ſie wenigſtens die Wege geebnet haben.

Dies neue Licht wurde nicht wenig verſtärkt durch eine Menge von Reiſebeſchreibungen, aus welchen hervorging:

daß die moraliſchen Erſcheinungen auf gewiſſen Stufen der Kultur unter allen Himmelsſtrichen und in allen Zeiten vollkommen gleich ſind;

daß manches, was man bis dahin für Wunder gehalten hatte, weil man es nicht zu erklären vermochte, kein Wunder geweſen ſeyn könne, weil es ſich noch immer nach gewiſſen Naturgeſetzen erneuere;

daß das Lokal über dieſe oder jene Begebenheit ſo und nicht anders zu urtheilen gebiete u. ſ. w.

Kurz Reiſebeſchreibungen beſtätigten die Ausſprüche der phyſiſchen Wiſſenſchaften und der Kritik, und zerſtöhrten dadurch eine Menge von Hypotheſen.

Von dieſer nothwendigen Verwandlung der Theologie ahneten die Spener, Schmidt, Reinbeck wiederum nicht das mindeſte, und ihre Vorträge waren dieſer ihrer Beſchränkung angemeſſen. Daß ſie dadurch eine größere Wirkung hervorbrachten, beweiſet in der That nichts für ihre innere Güte. Dieſe Vorträge waren der Religion näher verwandt, aber ſie waren dadurch nicht nothwendig beſſer. Die Männer ſelbſt unterſchieden ſich ſehr weſentlich von ihren Vorgängern, und dieſe wiederum von den ihrigen; denn zu allen Zeiten trug man dasjenige vor, was man, nach allen Zeitumſtänden zuſammengenommen, vorzutragen genöthigt war, und es läßt ſich, in einem gewiſſen Sinne, durchaus behaupten, daß nie ein Prieſter oder Geiſtlicher es auf Verewigung eines Irrthums oder Wahnbegriffs angelegt habe, wenn gleich der eine oder der andere von ihnen eine Zeitlang in dem Wahne ſtehen konnte: die Beibehaltung deſſelben ſey nützlich, wenigſtens unſchädlich.

So wie man nun genöthigt wurde, dem Glauben an eine Offenbarung zu entſagen, und an die Stelle der davon abhängigen Religion eine andere zu ſetzen, weil das Bedürfniß der Gottesverehrung fortdauerte; konnte man, bei dem ganzen Zuſtande der phyſiſchen Wiſſenſchaften und der Philoſophie, ſeine Zuflucht unmöglich zu einer anderen nehmen, als zur *Vernunftreligion*. Daß darin eigentlich ein Widerſpruch lag, bemerkte man um ſo weniger, weil man die Grundzüge der neuen Religion in den Schriften des neuen Teſtaments, wenigſtens dem Weſentlichen nach, wieder zu finden glaubte. Philoſophie und Theologie waren, in proteſtantiſchen

teſtantiſchen Ländern, nun nicht länger im Widerſpruch. Zwar ſtellten ſich anfangs noch die Myſterien zwiſchen beide; allein da durch ein größeres Polizeiſyſtem eine gewiſſe Toleranz erzwungen wurde, ſo verabredete man ſtillſchweigend, daß Myſterien keine Entzweiung zu Stande bringen ſollten, und wußte es ſelbſt der Kritik ſehr wenig Dank, wenn ſie, um den Stein des Anſtoßes zu heben, ihre auflöſende Kraft mehr verſchwendete als mit Erfolg anwandte. Von Stund an verſchwand aus dem öffentlichen Kultus alles was an die Nazionalgottheit der Juden erinnerte, oder nach Anthropomorphismus ſchmeckte. Die Welturſache wurde, als Weſen aller Weſen, der gemeinſchaftliche Vater aller Menſchen, ohne Ausnahme, und konnte als ein ſolcher für ſeine unermeßlichen Wohlthaten nur durch die Tugend geehrt, nie gefürchtet werden.

Groß und richtig war die Anſicht, die man gewonnen hatte; aber wie das Weſen der Tugend beſtimmen?

Vergeblich ſah man ſich im neuen Teſtament nach einer Definizion um; ſie war nicht darin enthalten.

Voll Verlegenheit wandte man ſich an die Philoſophie. Auch dieſe wußte nicht zu helfen; aber indem ſie zur Geſchichte zurückging, brachte ſie, ſtatt einer, drei Definizionen auf einmal. Die Stoiker hatten die Tugend und mit ihr das Glück in dem Beſitz einer für den Schmerz und die Wolluſt gleich unempfindlichen Seele gefunden; die Epikuräer, in dem weiſen Genuß des Vergnügens und in der Abweſenheit des Schmerzes; die Akademiker, in dem richtigen Mittel zwiſchen Zuviel und Zuwenig. Man hatte die Wahl. Die

Definizion der Stoiker mißfiel mit Recht, weil der Menſch in erträglichen Sozialverhältniſſen für die Ausübung einer ſolchen Tugend nie vorhanden ſeyn kann. Die Definizion des Ariſtoteles empfahl ſich von mehreren Seiten, aber ſie war ſo fein, ſo ſehr auf Schrauben geſtellt, daß man vorherſehen konnte, man werde ſich über das Weſen der Tugend immer und ewig zanken, wenn man ſie ſo in das praktiſche Leben einführen wollte. Man griff alſo zur Definizion der Epikuräer, indem man ſie, zur Vermeidung des Anſtoßes, den Zeitumſtänden gemäß modifizirte. So entſtand die Glückſeligkeitslehre.

Ein unſichtbares, unermeßliches, dem menſchlichen Konzepzionsvermögen durchaus unbegreifliches Weſen ſollte durch die Tugend geehrt werden. Wollte man dies einem jeden möglich machen, ſo mußten die Antriebe zur Tugend, wie es ſchien, aus der ſelbſtiſchen Natur des Menſchen geſchöpft werden. Der Eigennutz wurde auf dieſe Weiſe zum Moralprinzip erhoben. Man unterſuchte, ob ſich dies mit dem Geiſt des Chriſtenthums vertrüge; und da man fand, daß eine große Liberalität das Weſen dieſes Geiſtes ausmachte, ſo glaubte man für immer aufs Reine gekommen zu ſeyn. Von allen Dächern predigte man die Glückſeligkeitslehre. Jeder allgemeine Begriff verwandelte ſich in eine Tugend; aber dies ſchadete nicht, da man die Ausübung derſelben ſo ſehr erleichtert hatte. Hie und da ſtand das neue Geſetz mit den Vorſchriften des Chriſtenthums in einem offenbaren Widerſpruch; aber dies verſchlug ſehr wenig, weil man vorausſetzte, der Stifter deſſelben habe ſich entweder nicht beſtimmt genug erklärt, oder ſey von ſeinen Schülern unvollkommen aufgefaßt oder mißverſtanden worden. Lebensweisheit war das große Wort, um welches ſich alles drehete; Lebensweisheit war die erſte und nothwendigſte aller Wiſſenſchaften.

So groß auch der Eindruck war, den dieſe neue Lehre, bald unter dem Titel einer Vernunftreligion, bald unter dem einer Moral oder philoſophiſchen Sittenlehre machte, ſo hielt er ſich doch nicht. Man ließ den Verkündigern derſelben die Gerechtigkeit widerfahren, daß ſie gute Redner wären, indem man den Unterſchied zwiſchen Schwätzer und Redner nicht ſehr genau auffaßte; aber man konnte nicht umhin ſich ſelbſt zu bekennen, daß dieſe Redner gar nichts Neues, gar nichts Belehrendes, gar nichts zur Tugend Antreibendes ſagten. Ihre Vorträge mit der weißen Salbe vergleichend, urtheilte jeder, daß er, wenn es bloß auf ſolche Bewegungsgründe ankäme, gar nicht nöthig habe, dem öffentlichen Gottesdienſt beizuwohnen, da er ſie ſehr wohl aus ſich ſelbſt ſchöpfen konnte. Das Anſtößige dieſer Lehre wurde noch dadurch vermehrt, daß man die Lehrer ſehr häufig der Lebensweisheit, welche ſie ſo dringend empfahlen, ſchnurſtracks entgegen handeln ſah — ein Uebel, welches gar nicht vermieden werden konnte — und daß junge unbärtige Männer, welche ſo eben erſt die Hörſäle ihrer Lehrer verlaſſen hatten, voll von ihrer angeblichen Weisheit und leer an allem was zur Kenntniß der Lebensverhältniſſe gehört, Prediger einer Tugend wurden, die ſie nicht einmal begriffen. „Nein dies können „keine ächten Tugendlehrer ſeyn," ſagten alle Denkenden zu ſich ſelbſt, und verließen, voll Ekels vor einer Moral, welche durchaus keine Richtſchnur enthielt, die Oerter der Gottesverehrung, die ſie bis dahin mit Intereſſe beſucht hatten.

Indeſſen waren tiefſinnige Unterſuchungen über die menſchliche Vernunft angeſtellt worden; und da man in ihr das Vermögen der Ideale aufgefunden hatte, ſo war es, nach einer Eintheilung in die theoretiſche und praktiſche Vernunft, nicht ſchwer, ſie zum Prinzip der Sittlichkeit zu machen. Hatte man ſich bisher den Epikuräern nur allzuſehr genähert, ſo war jetzt eine auffallende Aehnlichkeit mit den Stoikern unvermeidlich. Zwar ſetzte man das Weſen der Tugend nicht geradezu in eine dem Schmerz und der Wolluſt gleich verſchloſſenen Seele; allein, indem man ſagte: **die Vernunft gebietet immer ſo zu handeln, daß jede Handlung ein Sittengeſetz für alle Menſchen darſtelle**, hatte man den Rigorismus der Stoiker in ſeinem Weſen ergriffen. Vergeblich ſuchte man dieſe Lehre im neuen Teſtament; auch nicht eine Spur von theoretiſcher und praktiſcher Vernunft und einem daraus abgeleiteten Sittengeſetz fand man darin wieder. Indeſſen hatte man ſich im Vortrag des Chriſtenthums ſchon allzuweit von der eigentlichen Baſis deſſelben entfernt, um darin das mindeſte Hinderniß für den Vortrag einer neuen Lehre zu finden. So brachte man alſo auch das neue Sittengeſetz auf die Kanzeln. Von allen Seiten ertönte der kathegoriſche Imperatif. Man ſtaunte; aber man fühlte bald, daß dieſer Imperatif, obgleich angeblich aus dem Menſchen ſelbſt genommen, der Vernichter aller Moralität würde, weil er die Freiheit, dieſe ewige Grundlage derſelben, zertrümmerte. So hatte das neue Geſetz nur eine verſcheuchende Kraft. In der That glich die ganze Lehre dem nächtlichen Geſpenſte, das dem Träumenden mit kaltem Hauche zuflüſtert: du ſollſt ſterben! Weit davon entfernt, daß die Gleichgültigkeit, oder vielmehr die entſchiedene Abneigung vor dem kathegoriſchen Imperativ, wie einige wähnten, ihren Grund in der moraliſchen Schwäche oder Zerbrochenheit der Zuhörer gehabt hätte, war ſie einzig darin gegründet, daß man in Verhältniſſen lebte, welche alle katoniſche Tugend und alle ſtoiſche Philoſophie überhaupt vollkommen überflüßig machten. Dieſer moraliſche Deſpotismus war eben ſo unangebracht, als ekelhaft und abſcheulich.

Man glaubte den rechten Punkt zu treffen, wenn man die Glückſeligkeitslehre mit der neuen Tugendlehre verſchmölze; allein jeder Verſuch zeigte, daß ſie ſich, wie zwei feindſelige Kräfte, gegenſeitig verſtoßen.

Indem man nun zwiſchen beiden ſchwankt und durchaus nicht weiß was man vortragen ſoll, werden die Zuhörer immer lauer und lauer. Ihre ewige Entſchuldigung wegen dieſer Lauheit iſt, daß ſie in den meiſten Fällen unbelehrt von dannen gehen, indem ſie entweder das Entbehrliche oder das Unnatürliche vernehmen. Will man nicht ganz ungerecht ſeyn, ſo muß man bekennen, daß die Schuld nicht an ihrem guten Willen liege. Die Geiſtlichkeit ſelbſt iſt um ſo ſchlimmer daran, weil, nachdem ein vollſtändigeres Polizeiſyſtem die koerzitive Macht der Religion überflüßiger gemacht hat, ſie aller derjenigen Aufmunterungen von Seiten der Regierung ermangelt, welche ihr in früheren Zeiten auf allen Wegen zufloſſen. Die phyſiſche Macht wird ſich ihrer nie annehmen.

Sie ſelbſt müßten ſich einer ſolchen Unterſtützung ſchämen, weil ihr Geſchäft ein durchaus freies iſt und bleiben muß; weil erzwungene Achtung keine Achtung iſt, mit einem Wort: weil ſie Geiſtliche, nicht Prieſter ſind.

So iſt die gegenwärtige Lage der Sachen. Phyſiſche Wiſſenſchaften, Kritik, Reiſebeſchreibungen, eine von der ſpekulativen Philoſophie abgeleitete Moral und ein vollſtändigeres Polizeiſyſtem haben den Verfall des Kultus hervorgebracht, welchen die Geiſtlichkeit ſehr falſch erklärt, wenn ſie ihre eigne oder ihrer Zuhörer Anklägerin wird. Sie ſelbſt hat nichts weſentliches verſehen. Ihre Zuhörer ſind vollkommen unſchuldig und gewiß immer bereit, die beſſere Lehre zu empfangen, welche ſie ihnen geben kann. Keiner kann mit Wahrheit angeklagt werden.

Der Punkt ſelbſt, auf welchem man gegenwärtig ſteht, iſt in jeder Hinſicht ein kritiſcher Punkt zu nennen. Wie wird ſich aber dieſe Kriſis löſen?

Daß, wie einige, ſelbſt unter den Geiſtlichen, wähnen, der Kultus und mit ihm die ganze Geiſtlichkeit zu Grunde gehen ſollte, iſt gar nicht denkbar, weil es aller Erfahrung entgegen iſt; denn ſo lange es eine menſchliche Geſellſchaft giebt, iſt es durchaus unerhört, daß ein beſtimmtes Geſchäft und mit ihm ein beſtimmter Stand zu Grunde gegangen wäre. Nur eine Verwandelung kann ſtatt finden; und dieſe muß, in Hinſicht der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, vermöge ihres beſtimmten Unterſchiedes von der Prieſterſchaft, eine ſehr ſanfte, gefällige und vielleicht ewig dauernde Verwandlung ſeyn.

Es iſt nicht ſchwer die Zukunft vorauszuſehen, wenn man die Vergangenheit und Gegenwart gründlich kennt. Eine ſolche Prophezeihung iſt, im Grunde genommen, ein ſehr einfacher Syllogismus.

Ich glaube alſo, daß man, nach ſo vielen Vorbereitungen, endlich einmal den rechten Punkt für immer treffen werde. Indem man die Moral mehr aus Büchern lernte, als ſelbſt aus dem Leben abſtrahirte, konnte es nicht fehlen, daß man damit hinter der Geſellſchaft zurückblieb; und indem man immer bei weitem mehr auf ein Syſtem als auf die Wahrheit Rückſicht nahm, mußte aus der Moral gerade dies Gemiſch von heidniſcher Philoſophie und Chriſtenthum werden. Dies kann indeſſen nicht lange mehr dauern. Die Geſellſchaft, in welcher wir leben, iſt der Nazionalgottheit der Juden eben ſo ſehr entwachſen, als den Syſtemen griechiſcher Philoſophen. Dieſe Diskrepanz muß den nicht-metaphyſiſchen Gemüthern unter den Geiſtlichen in kurzer Zeit ſonnenklar einleuchten. Wie groß, wie ehrwürdig iſt dieſe Geſellſchaft! Welche Mannigfaltigkeit von Beziehungen ſtellt ſie dar! Wie hält und trägt und unterſtützt eins das andere! Welch ein anhaltendes Studium iſt erforderlich, um dieſe ungeheure Maſchine, in welcher nach gerade alles an ſeinem Orte ſteht, in ihrem lebenvollen Gange kennen zu lernen! Diente die Religion, den Sozialverhältniſſen durch die Furcht vor der Gottheit Achtung zu verſchaffen; ſo dient die Moral, dieſe Sozialverhältniſſe als einen Gegenſtand der unmittelbarſten Hochachtung darzuſtellen. Welch ein unabſehliches Feld für den Unterricht! Und wie anziehend dieſer

Unterricht, da jeder Menſch, ohne Ausnahme, ein ſo nahliegendes Intereſſe hat, die Geſellſchaft kennen zu lernen, von welcher er ein Mitglied iſt und bleibt! Läßt es ſich berechnen, wie hoch die Achtung für denjenigen Geiſtlichen ſteigen werde, welcher einen ſolchen Unterricht zuerſt auf die Kanzel bringt? Es iſt wahr, daß die Moral ſich von dieſem Augenblick an anders konſtituirt; aber konſtituirt ſie ſich nicht beſſer? Sie ſelbſt iſt Kenntniß der Sozialverhältniſſe. Ihr unausbleibliches Produkt, die Moralität, iſt Achtung, freie Achtung für dieſelben. Die Tugend? Was hat die Tugend mit Epikuräismus und Stoizismus und Ariſtotelismus zu ſchaffen? Sie iſt ein, auf Hochachtung gegen gekannte Sozialverhältniſſe gegründetes freies Verfahren im eigenen Wirkungskreiſe, wie groß oder wie klein derſelbe ſey. Welche Einfachheit der Begriffe! Mit den Definizionen verſchwindet von den Kanzeln die Beredſamkeit, welche nur immer Wahrheit vorbereitet, nicht giebt. Die ekelhafte Schöngeiſterei verliert ihren Antheil an den geiſtlichen Reden. Gefühle, die man gegenwärtig mit aller Kunſt der Hiſtrionen nicht zu wecken vermag, entwickeln ſich ganz von ſelbſt. Die Herrſchaft der Liebe (im neuteſtamentaliſchen Sinne des Worts) wird zurückgeführt, indem jedem Zuhörer, auch unaufgefordert, das Geſtändniß abgedrungen wird, daß er nichts durch ſich ſelbſt, alles nur durch und in der Geſellſchaft ſey. Der Miniſter, wie der Handwerksmann und Bauer, muß einen ſolchen Unterricht ſuchen, lieben *).

---

*) Diejenigen Leſer, welche ſich keinen Begriff von Sozial-Verhältniſſen machen können, und in den ſie umgebenden Er-

Gingen, außerdem, die Volkslehrer von Zeit zu Zeit in die Geſchichte zurück, um auf die Verſchiedenheit des geſellſchaftlichen Zuſtandes aufmerkſam zu machen, mit welcher Begierde würde man ihren Vortrag einſchlürfen! Nein, die Geſchichte früherer Zeiten iſt, gehörig vorgetragen, kein der Kanzel unwürdiger Gegenſtand. Man hat eine Predigt von Robertſon, in welcher er den politiſchen, kirchlichen und häuslichen Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts bei der Erſcheinung des Stifters des Chriſtenthums darſtellt; und gerade dieſe Predigt iſt von allen, welche jemals geſchrieben ſind, bei weitem die anziehendſte und lehrreichſte.

Hört der metaphyſiſche Jargon auf, den man gegenwärtig verkündigt, und durch welchen man nur verwirren kann, ſo iſt es keinem Geiſtlichen mehr erlaubt, unvorbereitet vor einer großen, achtungswerthen Geſellſchaft zu erſcheinen, ſich den Eingebungen des Augenblicks zu überlaſſen, und hinterher mit ſeinem Gewäſche zu prahlen. Ein ſchlechter Geiſtlicher zu ſeyn — wer wird die Schande ertragen können? — O Teller, wie oft hab' ich in deinem verklärten Auge Ideen dieſer Art geleſen, ob du ſie gleich nie ausgeſprochen haſt. Du warſt, wie Johannes, vom Schickſal berufen, die Wege zu ebnen. Dein Werk iſt vollendet. Stirb, wie es dem Weiſen gebührt. Ein Chriſtus wird dir folgen —

ſcheinungen nur immer das Individuelle ſehen, erſuch' ich, ſich aus Adam Schmiths Werke: über den Nazionalreichthum, beſſere Begriffe von der Geſellſchaft zu machen. Es iſt in der That auffallend, daß der Inhalt dieſes Werks den Moraliſten ſo ganz entgangen iſt.

Und was das Beſte iſt — welche Uebereinſtimmung dieſer Moral mit dem Chriſtenthum! War denn der Gedanke des Stifters derſelben ein anderer, als die Religion durch eine Moral zu erſetzen? Sagten ſeine Schüler nicht ganz beſtimmt: Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die Liebe treibet die Furcht aus? Predigte Johannes, der Schüler, etwas anderes, als Liebe? Schlimm genug, daß er in Zeiten lebte, wo ſie ſich nur predigen, nicht wecken ließ, wie wir es können. Aber wie rein iſt dieſer Johannes von allen Definizionen, wie ganz durchglüht von dem Evangelium ſeines Lehrers, welcher den Beinamen des Göttlichen mit dem vollſten Rechte verdiente, weil er eine Lehre darſtellen konnte, die für eine ganze Ewigkeit von Entwickelung ausreichte, und ſelbſt in ihrer Verunſtaltung noch heilſam wirken mußte. Auch nicht die kleinſte Spur von unſerer Moralphiloſophie — von dieſer Philoſophie, die unſer Stolz iſt, und deren wir uns ſchämen ſollten, weil ſie uns für die Zeiten verblendet, in welchen wir leben — treffen wir in den Schriften dieſes Johannes an. Nein, in dieſer Philoſophie findet ſich das wahre Chriſtenthum, dieſe einfache, reine Lehre, eben ſo wenig wieder, als im Papismus; aber glücklich ſind die Proteſtanten, daß für und durch ſie alles zur Wiederherſtellung der reinen Lehre vorbereitet iſt; daß nichts in der Welt ſie verhindern kann, dieſe Lehre vorzutragen; und daß, nachdem ſie, in ihrer ſogenannten Vernunftreligion und Moralphiloſophie, bald als Epikuräer, bald als Stoiker erſchienen ſind, und den unvermeidlichen, wenn gleich ungerechten Vorwurf der Immoralität oder Heuchelei auf ſich geladen haben, in einer Moral, welche die Wahrheit ſelber iſt und bleibt, als ächte Chriſten erſcheinen, und als ſolche allen Sektengeiſt von Grund aus vernichten können.

Wäre der Verfaſſer ein Geiſtlicher von Profeſſion, ſo würde er der Verſuchung unterliegen, auf dieſe Weiſe zum Reformator an der Moral zu werden. So wie er jetzt iſt, muß er ſich damit begnügen, dieſe Winke gegeben zu haben und zu wünſchen, daß ſie in ein reines Gemüth fallen mögen!

Philaleth.

IV.

Iſt das Studium der alten Literatur nunmehr entbehrlich?

Der Verfaſſer des Aufſatzes, der im Julius der Eunomia, in dem Artikel: Zeichen der Zeit S. 52. abgedruckt iſt, hat die Meinung öffentlich geäußert, daß in gegenwärtigen Zeiten das Studium der Alten, namentlich der Griechen und Römer, leichter entbehrt werden könne, als in früheren, weil die Neueren in allen Gattungen der Künſte und Wiſſenſchaften den Alten nicht nachſtehen, und daß man ſie wohl beſeitigen werde, theils weil der Gegenſtände des Unterrichtes immer mehrere werden, theils weil die veränderte Geſtalt der Wiſſenſchaften der Unentbehrlichkeit der alten Sprachen nicht mehr das Wort redet.

Dieſe Meinung iſt ſo ſehr dem Zeitgeiſte gemäß und den Ueberzeugungen der Sachwalter einer gründlichen Gelehrſamkeit ſo ſehr entgegengeſetzt, daß es wohl nöthig iſt, ſie näher zu würdigen. Es iſt hier nicht der Ort, die Sache zu erſchöpfen; ich will bloß mit einigen Worten auf das antworten, was in dem angeführten Aufſatze behauptet worden iſt.

Die Zeit, wo das Studium der klaſſiſchen Literatur und Sprachen entbehrlich wäre, iſt, bei allen Fortſchritten der Wiſſenſchaften, noch nicht gekommen, und wird, was auch unſerer Gelehrſamkeit, unſern Kenntniſſen und Einſichten noch bevorſtehe, nie eintreffen, es wird alſo auch nie eine gelehrte Schule geben, in welcher die griechiſche und lateiniſche Sprache und Literatur nicht ferner gelehrt würde. — Die *Bürgerſchulen* bilden den künftigen Bürger vor zu beſſerer Betreibung der Geſchäfte des Lebens, und erheben ihn durch Kenntniſſe zu einem beſonnenen Wirken in dem Kreiſe ſeines Berufs; die *gelehrten Schulen* ſind Vorbereitungsanſtalten zu *allgemeiner* höherer Menſchen- und gelehrten Bildung, ohne Rückſicht auf künftigen Brodterwerb; die *Akademien* führen den allgemein vorbereiteten und gebildeten Jüngling in die tiefere Kenntniß einzelner Zweige der Wiſſenſchaften ein, die mit ſeiner künftigen Wirkſamkeit im Staate in näherem Verhältniſſe ſtehen, oder bilden ihn zum eigentlichen Gelehrten, der beſtimmt iſt, durch fortgeſetzte Denkarbeit das Gebiet der Wiſſenſchaft zu erweitern.

Wir bleiben bei den *gelehrten Schulen* ſtehen. Hier, wo es um allgemeine höhere Menſchenbildung zu thun iſt, muß die Haupttendenz des eigentlichen *Unterrichts* dahin gehen, das zu lehren und das zu üben, *was die meiſte Anſtrengung erfordert und was dieſe Anſtrengung am meiſten verdient.* Dies iſt der Fall bei dem Studium der alten Literatur, und es iſt dieſes mit dem vollkommenſten Rechte auf gelehrten Schulen der Hauptgegenſtand alles Unterrichts, welchem alle übrigen, in Rückſicht des Zeitaufwandes, untergeordnet ſind. Wenn dieſes wahr und aus allgemeinen von den Zeitverhältniſſen unabhängigen

Gründen wahr iſt, ſo iſt erwieſen, daß die alte Literatur heut eben ſo wenig entbehrlich iſt, als ſie es nach einem Jahrhunderte ſeyn wird, oder vor funfzig Jahren es war.

Dieſes Studium erfordert die meiſte Anſtrengung. Nirgends iſt eine gleichförmige und harmoniſche Uebung aller Seelenkräfte möglich, nirgends hat man bei dem Streben nach Genuß mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Während die Phantaſie arbeitet, der Phantaſie des Dichters nachzufliegen, oder der Verſtand um den Vortrag des Redners, die Philoſopheme der Denker, die Thatſachen der Geſchichtſchreiber zu überſchauen und zu faſſen, ringt das Gedächtniß die Wörter zu erklären, die, wie eine Schale die ſüße Frucht, den Sinn des Schriftſtellers verhüllen; muß der Verſtand abſtrakte Regeln des Denkens und des Vortrags anwenden, mit kritiſcher Genauigkeit den einzig wahren Sinn des Verfaſſers eruiren und das Gedächtniß aus ſeinem Vorrathe die Hülfsmittel öffnen, welche die Geſchichte, die Erdbeſchreibung, die Antiquitäten ꝛc zum Verſtändniß liefern; iſt der Geiſt gezwungen, aus der gewohnten Manier zu denken und zu reden, gleichſam aus ſeinen gegenwärtigen Umgebungen herauszugehen, und in einer fernen Zeit, unter einem fremden Volke zu leben, und nach einem ungewohnten Redegebrauche zu denken. Ueberall iſt bei dem philologiſchen Studium der Geiſt mehr gefeſſelt, und ſelbſt die Philoſophie und die Mathematik (von allem übrigen verſteht es ſich von ſelbſt) fallen dem ſtudierenden Jünglinge nicht ſo ſchwer, als die gründliche Erlernung der alten Sprachen und das Studium ihrer klaſſiſchen Schriftſteller; nirgends wird ſeine angeſtrengte

Aufmerkſamkeit auf Kleinigkeiten, ſo wie ſeine Ueberſchauungsgabe, nirgends ſein Sach- und Zeichen-Gedächtniß ſo ſehr in Anſpruch genommen; nirgends lernt er beſſer das, was die Hauptſache beim ganzen Bildungsgeſchäfte iſt — *Arbeiten*, als eben hier. Nirgends aber ſind die *vulgären Hülfsmittel* zum Selbſtſtudium, z. B. Lexica, Grammatiken, ſo unzulänglich als hier, ſo alſo, daß nirgends der mündliche Unterricht ſo unentbehrlich wäre, als eben hier.

Ferner, giebt es überall keine beſſere Vorbereitung zum vielſeitig gebildeten Gelehrten, als die Studien, welche die Alten ſchon mit dem Namen der *menſchlichen* bezeichneten; ſie ſind alſo der größeſten Anſtrengung des jugendlichen Alters, abgeſehen von aller unmittelbaren Nutzbarkeit, am würdigſten.

Wenn irgend etwas den Geſichtskreis des Menſchen erweitert, und ſeinen Ideen Vielſeitigkeit giebt, ſo iſt es vorzüglich das Studium der Sprachen, der verſchiedenen Ausdrucksformen für dieſelbe Sache, die von den Sprachbildern von verſchiedenen Seiten angeſehen, unter mannigfaltigen Beziehungen und Verhältniſſen gedacht, und nach dieſer Anſicht bezeichnet worden iſt. Der Gedanke tritt aus allen Zufälligkeiten heraus, und erſcheint in ſeiner geiſtigen, nothwendigen Form; der Verſtand iſt nicht mehr der Sprache, ſondern dieſe wird jenem unterthan. Die Sprache, als Sprache, wird Gegenſtand des Philoſophirens. — Vorzüglich brauchbar ſind hier die alten Sprachen, die griechiſche und die römiſche. Beide ſind über alles Schwanken der Redeformen erhaben, der Umkreis ihrer Wörter und Wortfügungen iſt geſchloſſen, ihre Grammatik iſt mit philoſophiſcher Präciſion beſtimmt, welches um ſo glücklicher von ſtatten ging, je mehr ihr ganzes inneres Weſen, ihr Bau und ihre Natur nicht nur durch mehrere Jahrhunderte von philoſophiſchen Köpfen betrachtet und beſtimmt, ſondern auch an und für ſich ſelbſt philoſophiſcher, präciſer und feiner iſt, als bei allen neueren Sprachen, deren Lauf noch nicht beendigt iſt, und die noch täglich ſchwanken und ſich bildſam verändern. Je beſſer wir verſtehen lernen, deſto beſſer lernen wir uns verſtändlich machen; nirgends aber können wir jenes beſſer lernen, als bei dem Leſen der Alten, wo wir die Regeln der Sprachphiloſophie und der Auslegungskunſt, an den beſten Muſtern üben können; nirgends lernen wir, das zu allem Verſtehen und zum richtigen Ausdruck höchſtnützliche Konſtruiren beſſer, als bei der Lektüre der Griechen und Römer, deren Wortſtellung ſo abweichend von der unſrigen, und zugleich ſo logiſch genau und rhetoriſch vollkommen iſt.

Je entfernter die Zeiten, je fremder die Denkweiſe und die Sitten ſind, in die wir uns zu verſetzen genöthigt ſind, und je beſſer die Muſter ſind, für die wir dies thun, deſto wirkſamer iſt es zur Bildung für Vielſeitigkeit des Geiſtes. Keine Zeit, vor der gegenwärtigen, in welcher wir leben, kein Volk und keine Sitten, Begebenheiten und Philoſopheme, verdienen es mehr, daß wir ſie uns aneignen und zu unſrer höhern menſchlichen Bildung benutzen, als die der Griechen und Römer. Unſre Kultur iſt zum größeſten Theil Produkt der ihrigen, wir können unſre Kultur ohne Kenntniß der ihrigen nicht einmal verſtehen, und

wenn

wenn wir etwas beſſer machen als ſie, ſo findet der Forſcher den erſten Anſtoß dazu in ihrer ſelbſtſtändigen Kraft. Auch iſt es nichts weniger, als entſchieden, daß wir **alles** beſſer machen; und wenn wir es thäten, ſo ſind die Werke keiner Nation würdiger, mit den unſern verglichen und — wenn auch nur durch dieſe Vergleichung, unſre Lehrer zu werden.

Angenommen, daß wir Dichter haben, die den Homer, Aeſchylus, Pindar und ſogar Anakreon (von dem etwa drei kleine Liederchen übrig ſind) aufwiegen, Redner, die beſſer ſind, als Demoſthenes, Iſokrates, Cicero; — (S. 54) ſollen wir denn **nur** Klopſtock, Schiller, Göthe leſen, **nur** im Moniteur die Reden Vergniaux, Jenards, Mirabeau's, und in den Parlamentsakten die Vorträge Pitt's, Sheridan's, Burke's und Fox's aufſuchen? Sollen wir nicht wenigſtens, wenn wir dieß gethan haben, auch die leſen, welche jene eben als ihre Muſter verehren, da ſie uns doch einmal ein gutes Glück bis auf unſre Zeiten gebracht hat? Sollen wir nicht das Genie auch unter den gebildeten Völkern einer fernen Zeit kennen lernen? — Vielleicht durch Ueberſetzungen? Kann man wirklich noch glauben, daß durch dieſe das Heiligthum der Originale geöffnet, daß durch einen Gipsabguß die Mediceiſche Venus völlig erſetzt werde! Oder, wenn wir dieß glauben, ſollen wir uns einem jeden, der ſich die Mühe giebt, eine Ueberſetzung anzufertigen, als einem Pabſte gläubig hingeben, der uns gebietet zu glauben: ſo und nicht anders hat der Schriftſteller gedacht und geſprochen. Wie ſollen wir denn auch nur zwiſchen zwei Ueberſetzungen wählen, wie unterſcheiden, ob wir im Pope, oder im Stollberg, oder im Voß den Homer haben?

Angenommen ferner, daß Herodot, Thucydides, Xenophon, Livius und Tazitus als Geſchichtſchreiber weit hinter Machiavelli (!) Robertſon ꝛc. ſtehen (S. 54), ſollen wir denn nur die Kunſt der Geſchichtſchreibung (die wir allenfalls aus den Neuern abſtrahiren könnten), oder nur die engliſche, italieniſche Geſchichte ꝛc, oder auch die griechiſche und römiſche kennen lernen, und wenn wir dieß wollen, werden wir da nicht die Männer der Nation ſelbſt hören und zu den Quellen zurückgehen wollen?

Wenn endlich auch Plato und Ariſtoteles nicht mehr belehren (?) als Kant oder Fichte, ſo werden wir doch, denen es uns eben nicht um Dogmatik der Philoſophie und Vordociren, ſondern um Philoſophiren ſelbſt zu thun iſt, wenigſtens wiſſen wollen, wie Plato und Ariſtoteles, eben ſo, wie Newton, Malebranche, Spinoza und Kant, philoſophirt haben. Und ſollen wir dieß bei den Neueren, warum nicht auch bei den Aelteren, warum nicht auch bei den Alten? Wo iſt denn doch das Jahr, über welches hinaus wir uns um nichts bekümmern ſollen? Von den Alten verweiſt uns der Verfaſſer jenes Aufſatzes an die Neueren. Wer ſind denn dieſe Neueren? Die Produkte der letzten Meſſe? oder, da Machiavelli der älteſte iſt, den er citirt, die Schriftſteller vom funfzehnten Jahrhunderte an? Wo iſt denn ein einziger vernünftiger Grund, nicht noch ein oder zwei, drei Jahrhunderte weiter zu gehen, ja ſo lange, bis wir endlich an den Homer kommen; und wenn wir endlich auch dieſen und alle nachfolgenden Schriftſteller leſen können, was ſoll uns denn abhalten, dieß Geſchäft ſo gründlich als täglich zu betreiben?

Er ſagt weiter: der Gegenſtände des Unterrichts (auf Schulen) werden immer mehrere; alle Griechen und Römer werden alſo in den Schatten treten, bloß weil man es nicht in ſeiner Gewalt hat, aus dem Tage mehr als 24 Stunden zu machen (S. 54). — Wenn man auch täglich nur ſechs Unterrichtsſtunden annimmt, ſo wird man doch damit vollkommen, wie bisher, ausreichen, wenn man ſie gut benutzt, und weislich alles Ueberflüßige oder Unzweckmäßige abſchneidet; wenn man alſo das auf Schulen nicht weitläuftig lehrt, was ſich entweder recht gut von ſelbſt durch Lektüre lernen läßt, z. B. Geographie, oder, was beſſer, auf ein reiferes Alter verſpart wird, z. B. Syſtem-Philoſophie, Aſtronomie ꝛc., und das vorzüglich betreibt, was ſich entweder nicht von ſelbſt lernen läßt, was als Vorbereitung und Vorübung gerade für die Schulzeit geeignet iſt, was eine unerläßliche Bedingung aller höheren menſchlichen und gelehrten Bildung iſt, was die Seelenkräfte am meiſten harmoniſch übt und durch Anſtrengung kräftiget, und was in ſpäteren Zeiten entweder gar nicht oder höchſt ſchwer nachgeholt werden kann, das Studium der griechiſchen und römiſchen Sprache; und man wird die Zeit wohl beſetzt haben, wenn man auf gelehrten Schulen zuerſt reichlich ausmißt, was dieſen gebührt, und ſodann allen übrigen Kenntniſſen verhältnißmäßig die Stunden zutheilt, welche übrig bleiben

Wenn derſelbe Verfaſſer endlich (S. 55.) ſagt: Die veränderte Geſtalt gewiſſer Wiſſenſchaften, um derentwillen eine genauere Bekanntſchaft mit der alten Literatur nöthig war, Juriſprudenz, Theologie, Medicin, wird nicht wenig zu ihrer Abſchaffung beitragen; ſo iſt theils die Behauptung ſelbſt falſch, in Rückſicht der gelehrten Kenntniß dieſer Wiſſenſchaften, theils iſt hier der Geſichtspunkt einer unmittelbaren Nutzbarkeit untergeſchoben, der auf das Studium klaſſiſcher Literatur eben ſo wenig Einfluß hat, als wenn man argumentiren wollte: da man ein guter Balletmeiſter ſeyn kann, ohne amo oder τυπτω conjugiren zu können, alſo iſt das Studium der römiſchen und griechiſchen Literatur unnöthig, zweckwidrig und fernerhin unſtatthaft.

Philologos.

V.

Aphorismen.

Es unterſcheidet ſich der gemeine von dem durch Wiſſenſchaften cultivirten Menſchenverſtande vorzüglich darin, daß dieſem an der Wahrheit der Erkenntniß an ſich; jenem aber an ihrem Gebrauche im practiſchen Leben gelegen iſt. Ihm gilt eine Täuſchung ſo gut als eine Wahrheit, wenn nur die Folgen ihm gleich gut, d. i. nützlich ſcheinen.

Es unterſcheiden ſich die Leidenſchaften von den Affekten darin, daß dieſe akute, jene chroniſche Krankheiten des Herzens ſind.

Die Civilgeſetze dürfen und ſollen nichts anders ſeyn, als der Commentar der Naturgeſetze.

Ein jedes Volk iſt urſprünglich eine geſtaltloſe Maſſe, die von der Hand der Zeit jede Form anzunehmen fähig iſt. Allmählig kommen hie und da an dieſer Maſſe einige Züge zum Vorſchein, die, wie in einem weichen Thone, wieder verſchwinden und andern Platz machen, bis der Thon verhärtet iſt.

Das Reich der Tugend iſt Harmonie, das Reich des Laſters Disharmonie.

Oft bannt der Beruf die Thätigkeit des Geiſtes in einen engen Kreis.

Wohin Wind und Wellen auf dem Meere der Sinnlichkeit auch ſtürmen, wir ſind es uns bewußt, daß die Vernunft, wenn ſie das Steuer ergreift, doch unſre Richtung gerade durch jenes hinhalten kann.

Einem Manne, der ſeinen eigenen innern Werth fühlt, muß es allerdings auffallen, wenn neben ihm der Unwiſſende ſich brüſtet, und durch Schleichwege von Protektionen es wagt, Männer, die ihn übertreffen, despotiſch zu kränken und zu unterdrücken. Ironie iſt hier das beſte Mittel; denn wer würde ſich ſo ſehr herabſetzen, ſich mit ſolchen Leuten in eine Fehde einzulaſſen.

Die Weiber ſind grauſamer in ihrer Rache als die Männer; denn ſchwache und furchtſame ſind grauſamer wenn ſie den Gegenſtand in ihre Gewalt bekommen, als ſtarke und beherzte, die auch im Siege eine gewiſſe Großmuth beizubehalten pflegen.

Man geitze und knickere nicht mit den vom Arzte verſchriebenen Medicamenten, oder vorgeſchriebenen diätetiſchen Verhaltungsregeln; denn eine goldene Weſte macht einen kranken Körper nicht glücklich, und eine ſilberne Todtenbare bezahlt einen den Eltern in ſeiner Blüthe entriſſenen Sohn nicht.

Es kömmt nicht darauf an, die Menſchenmaſſe dichter zu ſäen, oder ſie ohne allen Nutzen wie erſtickte Pflanzen in die Höhe ſchießen zu laſſen, damit ſie den Platz füllen mögen; ſondern ſie dauerhaft geſund unter guten Geſetzen zu erhalten.

Berlin.

D. Detmold jun.

VI.

Theater.

1.

Das öffentliche Geheimniß; ein Luſtſpiel von Gozzi, nach Gotters Bearbeitung. Den 30ſten Junius zum erſtenmal gegeben.

In Deutſchland, und vorzüglich auf den deutſchen Bühnen, iſt ſelten der Werth eines Kunſtwerks hinreichend, um Intereſſe dafür zu erwecken. Es bedarf eines großen Namens, als Bürgſchaft, um eine bedeutende Aufmerkſamkeit zu erregen. Schiller bearbeitete die Turandot Gozzi's. Obgleich dieſem Stücke kein allgemeiner Beifall zuſagte, ſo lenkte doch die Aufführung deſſelben die Aufmerkſamkeit der Menge auf den bis dahin in faſt gänzlicher Vergeſſenheit vergrabenen Gozzi. Eine Folge davon war, daß nun auch das Stück, wovon gegenwärtig die Rede iſt, aus dem Dunkel in das freundliche Licht der Bühne von neuem verſetzt wurde.

Dieſe Bearbeitung wurde ſchon im Jahre 1787 durch den Druck öffentlich bekannt; für das Publikum unſerer Bühne aber war und blieb ſie bis jetzt ein *öffentliches Geheimniß*. Gotter, vielleicht zu ſehr durch die Lektüre der franzöſiſchen Literatur verwöhnt, verkannte ganz die immer ſich ſelbſt ironirende Manier des kühnen Italieners. Er ſah den eigentlichen

Zweck der Masken des Originals nicht ein, und fühlte die Tendenz der Motivirung ſo wenig, daß er in mehr als einer Rückſicht dem Kunſtwerke ſeinen ſchönſten Schmuck, die genialiſche Freiheit der Ausführung, raubte. Er taufte den Pantalon zu einem Gouverneur, Simplicio, den Tartaglia zum Zeremonienmeiſter Fortunato, den Brighella zum Hof-Poeten Parnaſſo u. ſ. w. um, und mit dem Namen metamorphoſirte er auch auf die unglücklichſte Weiſe ihre Karaktere, wenn er ihnen gleich einige kleinlichen Züge der Nachbildung ließ. So gingen die Masken ganz verloren, und an ihre Stelle trat ein Etwas, das nur für den ein Intereſſe haben kann, dem die vollendete Schönheit des Originals ein dunkeles Chaos iſt. Die ewigwiederkehrenden Bedientenſcenen, die beleidigende Frechheit des Vito, die Zierlichkeit der eingeſtreuten Verſe, der franzöſiſche Witz in dem Munde der impoviſirenſollenden Perſonen, alles dieſes muß das Mißfallen des ruhigen Beobachters erwecken. Bei der Aufführung entſchädigte ein glücklich gewähltes Enſemble der Künſtler für den Moment indeß doch einigermaßen. Herr **Beſchort**, als geheimer Referendär der Fürſtin, vollendete durch eine zierliche Steifheit die gänzliche Verwiſchung des italieniſchen Karakters zwar, aber es war dies leicht zu entſchuldigen; da er ſich eben dadurch um ſo näher an den deutſchen Dollmetſcher anſchloß. Herr **Bethmann**, als Vito, wußte wohl eigentlich ſelbſt nicht wie er ſich nehmen ſollte, und verſuchte es alſo aufs gute Glück hin zu wagen. Wenn er aber auch von den Kunſtlehrern die Belehrung gefordert hätte, die Antwort wäre rebus sic stantibus ſchwer zu geben geweſen. Wie übrigens durch das Plaſtiſche der Kunſt ein nicht gehörig motivirter Charakter vollendet werden kann, davon gab Madame Unzelmann ein lehrreiches Beiſpiel in der Rolle der Prinzeſſin. — G h.

2.

Ueberſicht.

Vom 18ten Junius bis 15ten Julius wurden auf dem königlichen Nationaltheater überhaupt vier und dreißig Stücke gegeben:

neue	zwei;
(den 23ſten) der reiſende Student oder das Donnerwetter, ein komiſches Singſpiel in zwei Akten, die Muſik von Herrn Kapellmeiſter Winter.	
(den 30ſten) das öffentliche Geheimniß, ein Luſtſpiel in drei Akten, nach Gozzi von Gotter, mit Muſik von Herrn Muſikdirektor Weber.	
Trauerſpiele (von Schiller)	vier;
Schauſpiele	zwei;
Luſtſpiele	zwölf;
Singſpiele	zwölf;
Duodrama	eins;
(Ariadne auf Naxos von Madame Meyer unübertrefflich ſchön geſpielt.)	
Die Nymphe der Donau	einmal.

Herr Direktor Iffland iſt verreiſt.

3.

Ueber den verſtorbenen Schauſpieler Lisring.

Breslau, den 7ten März.

Am erſten vorigen Monats ſtarb hier der Schauſpieler Johann Adolph Lisring, und mit Vergnügen ergreife ich die Gelegenheit ein Paar Worte über dieſen verdienſtvollen Mann zu ſagen. Er ſpielte nie Hauptrollen, aber er ſpielte immer mit Fleiß und ächter Berufstreue; er riß nicht zu lauter Begeiſterung hin, aber er erfüllte ſeine Rolle und verdarb keine einzige; er ſpielte oft Böſewichter, aber er war doch ſtets als Menſch geachtet. Lisring war auf der Bühne eine ſeltne Erſcheinung; ſein Wohlgefallen an dieſer Lebensart erhielt ihn durch beinah 30 Jahr eben nicht in ihr; immer ſehnte er ſich nach einem glücklichen Rückzuge in ein noch ſo kleines bürgerliches Amt, woran ihn der Mangel an Gönnern und ſelbſt ſein Stand hinderte, und doch that er ſeine Pflicht ſo ſtreng, als ob er keinen andern Beruf kannte. Sparſam und eingezogen lebte er von ſeinem kleinen Gehalt, und war, beſonders unter der Direktion der Madam Wäſer, beinah keinen Tag von der Erſcheinung auf dem Theater frei; oft mußte er ſich auch nur auf Augenblicke zu der unbedeutendſten Nebenrolle anziehen. Nie ließ er auf der Bühne eine Laune blicken, das Parterre war für ihn nicht da, er lebte nur auf dem Theater, und verrieth in Pauſen keine Antheilnahme oder Nachläſſigkeit. Er war von mittelmäßiger Größe, ſeine Stimme ſonor, ſeine Bewegungen gemeſſen und etwas einförmig, ſein Mimenſpiel war ſehr expreſſiv, nur ſein etwas ſtarkes Kinn war ihm nicht vortheilhaft. Seine Haltung hatte viel Anſtand. Außer dem Theater war er beſcheiden, ja ſchüchtern; man erkannte in ihm einen Mann, der männlich mit ſeinem Schickſal rang. Er fühlte jede Zurückſetzung, und den Contraſt ſeiner Wünſche mit der Wirklichkeit — aber ſein Gefühl außerte ſich nur in ruhigem Ernſt, nicht in Klagen.

Möchten ſeine Tugenden den Künſtlern von größerem Talent zum Muſter dienen! dann würden ſie neben der zufälligen Bewunderung ihrer Talente, auch die bleibende Achtung der Guten genießen.

VII.

Poſtſcripte.

66.

Lichtenberg macht die Bemerkung, daß diejenigen, welche die Vornamen Marcus, Michael, David ꝛc. haben (wenn ſie dieſelben nur mit dem großen lateiniſchen Anfangsbuchſtaben M und D ſchreiben) gebohrne Magiſtri und Doctores ſeyen. — So ſind andre gebohrne Edelleute, die, deren Namen ſich mit De, A, La ꝛc. anfängt z. E. D'Allaeus, De-Marées, La Fontaine. Ja einer trieb ſogar das Beneficium ſeines Namens ſo weit, daß er ſich, weil er Fontaine hieß, in der kleinen Stadt, wo er wohnte, von Taine ſchrieb, und ſich ſo in aller Stille und ohne Koſten nobilitirte.

M.

67.

Die Spanier verlangten einſt von ihrem Könige, Karl V, daß er gewiſſe Artikel zu beobachten eidlich verſprechen, und weder beim Pabſte noch bei irgend einem andern Prälaten eine Losſprechung von dieſem Eide nachſuchen wolle.

Das ſollte er wahrſcheinlich auch beſchwören. Aber wer bürgte den Spaniern, daß er nicht auch von dieſem Eide, und zwar zu allererſt, Loßſprechung nachſuchte? die ihm der Pabſt gewiß am allerwenigſten verweigert haben würde. — Entweder die Forderung iſt gar zu naiv, oder die Spanier haben ſich auf etwas verlaſſen, was höher als der Eid iſt, was wenigſtens dieſem zum Grunde liegen und ihn verbürgen muß — auf Ehrlichkeit und Gewiſſen. Indem ſie alſo der Religioſität ihres Königs ein geringes Kompliment machten, machten ſie ein größeres ſeiner Menſchheit.

F.

68.

Penser und panser.

Der Graf von Lauraguay (ſo erzählt die Minerva Aug. 1801.) kam nach ſeiner Reiſe in England zu Ludwig XV.

„Sie kommen von England?“ ſagte der König.

Ja, Sire.

„Und was haben Sie dort gemacht?“

Ich bin hingegangen pour apprendre à penser.

„Ja“ — erwiederte der König höhniſchlachend und ihm den Rücken zuwendend — „à panser des chevaux!“

Als Pendant gehört dazu folgende Anekdote. Als der Herzog von Artois ſich vergeblich mit dem Hoſenbandorden geſchmeichelt hatte, ließ er auf ſeinen neuerbauten Marſtall die Inſchrift mit großen Buchſtaben ſetzen:

Honny soit, qui mal y panse.

F.

69.

Die Franzoſen und ihre Schriftſteller ſind Flußgold, abgewaſchen, rein und gerundet. Die Deutſchen ein ergiebiges Bergwerk.

W.

70.

Zu Paris wurde vor nicht gar zu langer Zeit Gleim zu einem Fluſſe im Preußiſchen gemacht. Ob man wohl, wenn die Unwiſſenheit eines Franzoſen dieſes neuerdings wieder behaupten wollte, noch darüber lächeln würde? —

W.

71.

Der Nimbus.

Die äſthetiſche und ſogenannte genialiſche Glorie der Modeſchriftſteller, welche nicht ſelten die ſchönſten Wahrheiten verwahrloſt und unkenntlich macht, gleicht einer angeſetzten Glorie um das Haupt eines Heiligen von Michel Angelo.

* * t.

72.

Das Publikum iſt der Richter des Individuums, begeht aber eben dadurch mehr Verbrechen als dieſes, weil es mehr Anlage zum Dichter als zum Richter hat

* * t.

73.

Die franzöſiſche Nation gleicht im Verlaufe der Revolution einem Mädchen, das zuerſt die Wilde, dann die Spröde, dann die Cokette, dann die Buhlerin und zuletzt die Betſchweſter macht.

* * k.

74.

Was wären unſre meiſten Theater ohne Soufleur, und unſre Schriftſteller ohne die Stichwörter: Humanität, Synthesis, Subjektivität, Kritik, Tendenz, Categorie, Zeitalter, Geſchmack.

* * k.

75.

Warum didiciren ſo viele deutſche Schriftſteller ihre Produkte dem ruſſiſchen Kaiſer? — Weil dieſer Steine Brodt werden läßt.

* * k.

Anzeiger der Eunomia.

No. II. Auguſt 1802.

Literariſche Anzeigen.

An
ſämmtliche reſp. Pränumeranten und Subſcribenten
auf die
Beſchreibung
und
den Plan von der Schlacht bei Kunersdorf.

Dieſes Werk hat nun die Preſſe verlaſſen, und iſt in allen bedeutenden Buchhandlungen Deutſchlands für unten angezeigte Preiſe zu bekommen. Denen reſp. Pränumeranten hierauf aber muß ich hierdurch anzeigen, daß nicht nur die größere Bogenzahl dieſer Beſchreibung, welche ſich bei Ankündigung der Pränumeration noch nicht ſo genau berechnen ließ, ſondern auch die ſeit jener Zeit eingetretene große Theurung des Papiers, und die beträchtlichen Koſten, welche ich auf dieſen großen Plan und das der Beſchreibung beigefügte Titelkupfer habe verwenden müſſen, mir es bei der ſehr geringen Anzahl von Pränumeranten und Subſcribenten nothwendig macht, den Pränumerationspreis auf 1 Thlr 20 Gr. pr. Cour. für Ein Exempl. des illum. und auf ſehr ſchönes Papier abgedruckten Planes nebſt der auf feines engliſches Druckpap. abgedruckten Beſchreibung, zu ſetzen, und alſo diejenigen, welche bereits 1 Thlr. 8 Gr an mich bezahlt haben, um einen Nachſchuß von 12 Gr. zu erſuchen.

Der Verkaufspreis eines Exemplars der auf fein engl. Druckpap abgedruckten Beſchreibung iſt nun incl. des Plans 2 Thlr. 12 Gr., und auf ordin. Druckpap. incl. des Plans 2 Thlr. 4 Gr. Wer indeſſen zehen Exemplare auf einmal nimmt, dem laſſe ich ſie noch bis zu Ende dieſes Jahres für den Pränumerationspreis à 1 Thlr. 20 Gr. pr. Cour. und gebe das Eilfte Exemplar unentgeltlich.

Berlin, am 12ten Julius 1802.

Friedrich Maurer,
Buchhändler. Poſtſtraße Nr. 29.

Des zweiten Jahrgangs viertes Quartal von dem mit verdientem Beifalle aufgenommenen

Patriotiſchen Archiv für Deutſchland,

herausgegeben
von

G. Ch. Wagener,

womit der vierte Band beſchloſſen iſt, hat bereits vor Oſtern d. J. die Preſſe verlaſſen. Es enthält, wie alle vorhergehende ſieben Quartale, eine große Zahl der vortrefflichſten Aufſätze mehrerer vorzüglich geſchätzten Gelehrten über verſchiedene zum allgemeinen Beſten abzweckende Gegenſtände, und verdient darum gewiß in ſehr vieler Menſchen Händen zu ſeyn. Einige Aufſätze zum Beiſpiel aus dem letzten Quartale: 1) Ueber allmählige Verbeſſerung und gewaltſame Umkehrung der Dinge. 2) Gründung eines moraliſchen Reiches. 3) Wichtigkeit der Kinderzucht in den niedern Schulen. 4) Unfehlbare Verhinderung des Ausbruchs der Rindviehpeſt. 5) Vorbeugung der Folgen der Theuerung. 6) Verſorgung der Armen und Diebe ohne Arbeitshäuſer. 7) Ein Landarzt wie ſie überall ſeyn ſollten. 8) Der edle Landrath, der Pommerſche Gutsherr, der ehrliche Invalide u. ſ. w. Der Ladenpreis jeden Jahrganges dieſes ſchätzbaren Werkes iſt 4 Thlr. Um indeß jedermann den Ankauf deſſelben zu erleichtern, will ich jeden Jahrgang bis zur nächſten Leipziger Michaelismeſſe noch für den Pränumerationspreis von 3 Thlr. gegen baare und poſtfreie Einſendung des Geldes überlaſſen.

Berlin, den 24ſten Julius 1802.

Friedrich Maurer,
Buchhändler, Poſtſtraße Nr. 29.

Anzeige für alle Leſebibliotheken und Freunde einer unterhaltenden und humoriſtiſchen Lektüre.

In **Friedrich Maurers** Buchhandlung zu Berlin ſind in letztabgewichener Leipziger Jubilatemeſſe erſchienen und als eine ſehr unterhaltende Lektüre beſonders zu empfehlen:

Meine Reiſe nach Frankreich, in den Jahren 1801 und 1802. Von Ludw. von Selbiger. Zweiter Band, mit Kupfern. 8. Berlin. 1 Thlr. 14 Gr.

Komiſche und humoriſtiſche Dichtungen. Von einem Lieblingsſchriftſteller der Deutſchen. Mit 5 Kupfern von Catel, Bolt, Schumann und Henne; in eleganten Umſchlag geheftet. 8. Berlin. 1 Thlr. 20 Gr.

Agnes Linden, oder ſcheinbare und wirkliche Liebe. Ein Familiengemälde aus dem wirklichen Leben, von G. Müller. Zwei Theile, mit Kupfern. 8. Berlin. 1 Thlr. 14 Gr

Orientaliſche Gemälde. Von S. Aſcher. Mit Kupfern. 8. Berlin. 1 Thlr. 4 Gr

Auch iſt zugleich erſchienen und als eine intereſſante und belehrende Lektüre zu empfehlen:

Reiſen der Spanier nach der Südſee, insbeſondere nach der Inſel Otaheite. Jetzt zum erſtermale aus dem Spaniſchen überſetzt, herausgegeben, mit Anmerkungen und einer hiſtoriſchen Schilderung der Geſellſchafts-Inſeln, von F. W. A. Bratring. Mit einer Karte. gr. 8. Berlin. 1 Thlr.

Anzeige für diejenigen, welche eine belehrende und erbauende Lektüre lieben.

Vor einigen Wochen iſt in Friedr. Maurers Buchhandlung in Berlin im Druck erſchienen:

Die
höchſte Angelegenheit des Menſchen
mit ihren feſten Gründen in ſeiner Natur
ohne alle äußere Stützen.
Von
J. C. Schmidt,
Prediger zu Cruſſow.
gr. 8. Berlin, 1802 Preis 16 Gr.

Möchte doch dies vortrefliche Buch allgemein gekannt und geleſen werden, um alle den Nutzen zu ſtiften, zu deſſen Zwecke es geſchrieben iſt.

Allen denen, welche eine erbauende und religiöſe Unterhaltung lieben, und beſonders Landpredigern, iſt zu empfehlen:

Predigtentwürfe
auf das Jahr 1801.
Herausgegeben
von
Johann Friedrich Zöllner,
Königl. Preuß. Oberkonſiſtorial- und Ober-Schul-Rath,
Probſt zu Berlin.
gr. 8. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Welche in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu bekommen ſind.

Neue Geſpenſter.
Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit.
Herausgegeben
von
Sam. Chr. Wagener,
2ter Theil,
oder
der Geſpenſter 6ter und letzter Theil.
Mit Kupfern. 8. Berlin 1802.
Preis 1 Rthlr. 8 Gr.

Dieſer 6te und letzte Theil eines nicht genug zu empfehlenden und zu Dämpfung des Aberglaubens ſo höchſt nützlichen, belehrenden und unterhaltenden Werkes enthält:

a) **Vorrede**, oder Beantwortung einiger Anfragen, des Hrn. v. Eckartshauſens Schutzſchrift der Geſpenſter und des Umgangs mit Geiſtern betreffend.

b) **Literatur des Geſpenſterweſens** älterer und neueſter Zeit.

c) **1ſte Erzähl.** Ein Schutzengel ruft einen Oekonomiebeamten bei Oels aus einem Schlafgemach, deſſen Bodendecke eben niederſtürzen will; vom Hrn. Regimentsquartiermeiſter **Preuß** bei Großglogau.

2te Erzähl. Ein ſprechender Fiſch beunruhiget das magdeburgiſche Dorf Muſterwitz; von Hrn. Paſtor **Götze** zu Neuenklitſche bei Genthin.

3te Erzähl. Ein verſtorbener Bäckergeſell wird Tambour; von Hrn. Hauptmann v. **Sommerfeld** zu Rothkirſchdorf bei Schweidnitz.

4te Erzähl. Das nächtliche Gewinſel eines Verſtorbenen zu Oſterwiek im Halberſtädtiſchen; von Hrn. Candidat **Schröder**.

5te Erzähl. Die Kirchhofserſcheinung daſelbſt, von demſ.

6te Erzähl. Ein Knabe zu Eberſtadt im Wirtembergiſchen Amte Weinsberg drohet ſterbend, ſpuken zu wollen, und hält Wort; von Hrn. M. **Mauchart** in Nürtingen.

7te Erzähl. Der Geiſtertanz auf dem Rathhauſe zu Derdesheim im Halberſtädtiſchen; von Herrn Candidat Schröder.

8te Erzähl. Nachträge zu Hrn. Nicolai's Phantaſmen.

9te Erzähl. Der Teufel auf dem Kirchthurme zu Gerſtadt im Halberſtädtiſchen; von Hrn. Candidat Schröder.

10te Erzähl. Der Geiſt eines Verſtorbenen zu Hornburg im Halberſtädtiſchen giebt ſich den Seinigen zu erkennen; von demſelben.

11te Erzähl. Das berühmte und berüchtigte Quarizer Geſpenſt in ſeiner Blöße; vom Herausgeber.

12te Erzähl. Ein Ziethenſcher Huſar erſticht zu Berlin einen königlichen Teufel; von Hrn. Rüdiger zu Endorf am Harze.

13te Erzähl. Geiſter illuminiren die reformirte Kirche zu Camen in Weſtphalen; von Hrn. Paſtor Fuhrmann zu Mark bei Hamm.

14te Erzähl. Ein Waldgeiſt breitet die langen Arme nach einem Jäger aus; von Hrn. Paſtor Meißner zu Bielwitz bei Liegnitz.

15te Erzähl. Ein Feldgeiſt im Lauenburgiſchen, unweit Celle, ſeufzet: „ach Gott, ach Gott!" von Hrn. Candidat Kindermann zu Güdow im Meklenburgiſchen.

16te bis 23ſte Erzähl. (Belege zu dem Volkswahne der leiblichen Erſcheinung des Teufels.) Der Teufel zu Garlitz im Meklenburgiſchen; von dem dortigen Müller, Hrn. Wolgaſt.

17te Erzähl. Nicht jede Teufelsrolle darf offen geſpielt und entdeckt werden.

18te Erzähl. Teufelsfaſeleien bringen oft den Unſchuldigen wie den Schuldigen um Ehre und Brod.

19te Erzähl. Der als Teufelswohnſitz verrufene Gaſthof zu Buttſtädt, von Hrn. Lieber daſelbſt.

20ſte Erzähl. Teufelswahn verhindert die Rettung eines Unglüklichen.

21ſte Erzähl. Teufelswahn erklärt die edelſten Menſchenfreunde für Teufel.

22ſte Erzähl. Schwäbiſche Kloſterbrüder morden, als Pfleger des Geiſterwahns, Weib und Kind.

23ſte Erzähl. Die bibliſchen Teufel, und der, mit welchem Luther kämpfte.

24ſte Erzähl. Der Kirchhofsgeiſt mit unnatürlichem Feuer im Auge; von Frau Kriegesr. v. Klenke zu Berlin.

25ſte Erzähl. Das weiße Geſpenſt am hellen Mittage, im Holſteiniſchen.

26ſte Erzähl. Der unerklärliche Piſtolenſchuß; von Hrn. Acciſeeinnehmer Kühnefath zu Perleberg.

27ſte Erzähl. Das Geſpenſt am Galgen.

28ſte bis 31ſte Erzähl. Zu Gramsdorf im Magdeburgiſchen ſtirbt K. am Anblicke ſeiner ihm erſcheinenden verſtorbenen Frau. Nebſt drei Anhängen von den Gefahren der Geſpenſterfurcht.

32ſte Erzähl. Der umgehende Maſchinengott zu Eperies in Ungarn; von Hrn. Sinkenthaler daſelbſt.

33ſte und 34ſte Erzähl. Die Erſcheinungen in den Gießhäuſern zu Danzig und zu Göttingen, von Hrn. Dr. Gumprecht.

35ſte bis 37ſte Erzähl. Das unbegreifliche Seufzen bei Königsberg in Preußen. Von Hrn. Cantor Franz zu Heudober im Halberſtädtiſchen. Nebſt zwei Anhängen von Wunderbäumen bei Spandau und in England.

38ſte Erzähl. Der unſichtbare nächtliche Beſuch; vom Hrn. Oberſt v. Weiſſe zu Weſel.

39ſte und 40ſte Erzähl. Nachträge zum wilden Jäger.

41ſte Erzähl. Der Geiſt unter den Ochſen des Oekonomieamtes Blankenburg; von einem Verwalter des letzten.

42ſte Erzähl. Ein Verſtorbener verläßt, ohne Scheintodter zu ſeyn, den Sarg, und kann nur mit Gewalt in denſelben zurückgebracht werden; von einem Pfarrer der Grafſchaft Mark.

43ſte Erzähl. Ein vierfüßiger Geiſt geht mit einem brennenden Lichte im Garten ſpazieren; von dem K. Däniſchen Capitain Hrn. Abrahamſen zu Kopenhagen.

44ſte Erzähl. Nachtrag zu den Strahlengeſpenſtern.

45ſte bis 49ſte Erzähl. Die Gefahren der Geſpenſterrollen.

50ſte bis 52ſte Erzähl. Geiſter ſpielen um Mitternacht zu Heudeber, zu Hohengörne und zu Kitzingen die Orgel der dortigen Kirchen.

53ſte Erzähl. Die Berggeiſter.

54ſte Erzähl. Der Tod erſcheint und veranlaßt einen Beinbruch des Hrn. Leßmanns zu Halberſtadt.

55ſte Erzähl. Die gehörnte Selbſtmörderſeele zwiſchen Waldenburg und Penig; vom Amtsregiſtrator Hrn. Juriſch zu Penig in Sachſen.

Allgemeiner deutſcher Briefſteller, welcher eine kleine deutſche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls, ein ausführliches Titularbuch und eine vollſtändige Beiſpielſammlung aller Gattungen von Briefen (auch kaufmänniſcher Briefe) und anderer Aufſätze, z. B. Wechſel, Vollmachten, Kontrakte ꝛc. enthält. Von Carl. Phil. Moritz, Königl. Hofrath und Prof. Vierte Auflage. Durchgeſehen, ſehr vermehrt und vervollkommnet von Dr. Theod. Heinſius. 8. Berlin, bei Friedr. Maurer. 1802. 31½ Bogen. Preis 18 Gr.

Mit Recht hat man zu den vielen gemeinnützigen Schriften, durch welche ſich der verſtorbene Moritz ein ſo großes Verdienſt um deutſche Sprachkunde zu erwerben wußte, auch vorliegenden Briefſteller gerechnet, der nun ſchon in dem Zeitraume von einigen Jahren zum vierten Male aufgelegt iſt. Der ſchnelle Abſatz dieſes Buches, das — ungeachtet ſeiner zahlreichen Nebenbuhler — durch ganz Deutſchland verbreitet iſt, macht eine detaillirte Anzeige deſſelben unnöthig, daher wir nur bemerken, daß dieſe vierte Auflage, unter den Händen ihres neuen Bearbeiters, an Korrektheit, Vollſtändigkeit und leichter Ueberſicht der abgehandelten Materien ſichtbar gewonnen hat. Das Ganze iſt um mehr als fünf Bogen vermehrt worden, wodurch beſonders die kaufmänniſchen Briefe und Aufſätze durch richtige Behandlung und Ausführlichkeit ſich vortheilhaft auszeichnen. In einem in der Vorrede verſprochenen Anhange wird von dem öffentlichen Geſchäftsgange, dem Poſtweſen und dem Handel, beſonders in den Preuß. Staaten, geredet werden, ſo daß dieſer allgemeine deutſche Briefſteller ſich als ein vollſtändiges Werk in dieſer Gattung von Schriften noch lange behaupten wird.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

September 1802.

I.

Ueber den Verfall der Hauptſtadt Warſchau.

Daß große, volkreiche und blühende Städte, welche lange Zeit, als Sterne erſter Größe, an dem politiſchen Horizonte die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen und den Blick des ſtillen Beobachters auf ſich gezogen haben, von dem Zenith ihres Glanzes in eine finſtere Nacht hinabſinken, und auf ewig untergehn, iſt ein gar nicht ungewöhnlicher Fall. Tyrus und Karthago, Athen und Corinth, Perſepolis und Palmyra, was waren ſie ehemals, und was ſind ſie jetzt? Wären von dieſen im Alterthume ſo berühmten Städten nicht noch die

Trümmern, als traurig-prächtige Mauſoleen ihrer ehemaligen Größe vorhanden, ſo würde ſelbſt ihre Stätte nicht mehr gefunden werden. Richten wir aber unſern Blick auf die Urſachen des gänzlichen Unterganges dieſer Städte, ſo werden wir bald gewahr, daß eine gänzliche Zerſtörung, als das unglückliche Kind des Krieges und der Eroberung, dieſe Pracht vernichtet, dieſen Glanz in ewige Nacht verwandelt habe.

Es giebt indeſſen andere, zwar nicht ſo ſchnell aber eben ſo ſicher wirkende Urſachen des Verfalls großer und reicher Städte, dieſe ſind: das ſinkende Gewerbe, der ſich wegziehende Handel, das gehobene Gleichgewicht zwiſchen der produzirenden und conſumirenden Volksklaſſe, und die daraus entſpringende Nahrungsloſigkeit der Einwohner. Auf dieſem Bette der Entkräftung haben ſchon ſo manche blühende Städte ihren politiſchen, und, was die unausbleibliche Folge von dieſem iſt, ihren phyſiſchen Tod gefunden.

Zu den letztern Städten gehört unſtreitig auch unſer Warſchau. Zwar exiſtirt es noch, zwar liegen ſeine Häuſer, Paläſte und Tempel noch nicht ganz in Ruinen; allein ſein jetziger Zuſtand iſt gegen den vorigen, was die frohe Exiſtenz des in allen Pulsſchlägen munteres Leben fühlenden Jünglings, gegen die träge Vegetazion des ſchwachen abgelebten Greiſes iſt, der ſeinen vorigen kraftvollen Zuſtand ſehnlich zurückwünſcht, den jetzigen ſchwachen laut beſeufzt, und den künftigen einer gänzlichen Auflöſung ängſtlich fürchtet.

Es ſollte doch wohl der Mühe werth ſeyn, den Urſachen des gänzlichen Verfalls eines nur noch vor wenig Jahren ſo reichen und blühenden Stadt etwas genauer nachzuſpüren. Um aber dieſes mit einiger Hoffnung des Erfolgs thun zu können, müſſen wir bis auf die Zeit vor der Revoluzion zurückgehn; wir müſſen wiſſen, was Warſchau geweſen iſt, um einſehen zu können, wie es werden konnte, was es jetzt iſt.

Vor der Revoluzion war Warſchau das Depot des Reichthums faſt der ganzen Nazion. Der reiche polniſche Edelmann konnte weder auf ſeinen Gütern, noch auch ſelbſt in den übrigen Provinzialſtädten des Reichs ſeinen Reichthum gehörig zur Schau auslegen; nur in Warſchau konnte er das. Glaubte er Geſchmack zu haben, und welcher Reiche glaubt dieſes nicht? ſo fehlte ihm überall das Theater, um dieſen dem Publikum gehörig zu produziren. Auch hier blieb ihm nur Warſchau übrig, wofern er nicht etwa im Auslande glänzen wollte; dieſes aber erlaubte ihm ſelten ſein Stolz, da er ſich in ſeinem Vaterlande nicht blos wähnte ein kleiner König zu ſeyn, ſondern es auch wirklich war. Selbſt jene reichen Edelleute, welche Liebhaber des Landlebens waren, und ſich mit der Verbeſſerung ihrer Güter beſchäftigten, deren es unter dem hohen Adel eine größere Anzahl gab, als man es im Auslande zu glauben geneigt iſt, kamen wenigſtens gegen den Winter nach Warſchau, um hier die anſehnlichen Summen zu verzehren, welche ſie den Sommer über auf ihren Gütern, wo ihnen alles zuwuchs, geſammelt hatten; und ſo ging faſt alles, was nur irgend Vermögen hatte, von der türkiſchen bis zur oſtpreußiſchen und von der ruſſiſchen bis zur ſchleſiſchen Gränze nach Warſchau, um es mit Aufwand und Pracht, und, ſo Gott will, mit Geſchmack zu verzehren.

So groß indeſſen der Luxus dieſer Hauptſtadt gewöhnlich war, ſo war er doch nur unbedeutend gegen die Pracht und den Reichthum, welchen man an den Reichstagen, die gewöhnlich alle zwei Jahre gehalten wurden, und ſechs Wochen, ein Vierteljahr, zuweilen auch weit länger dauerten, zur Schau auslegte. Hier wetteiferte alles, ſich in koſtbarer Kleidung, eleganter Equipage, reicher Livree, großen und koſtſpieligen Diners und Soupers zu übertreffen. Die Miethen ſtiegen während dieſer Zeit um das Doppelte und Dreifache, die Volksmenge vermehrte ſich faſt um ein Drittheil, ja man kann vielleicht behaupten, daß in keiner Stadt Europens, in einem gleichen Zeitraum, ſo viel Geld umgeſetzt, und ſo viel Pracht gezeigt wurde, als in dieſer Periode, in unſerm Warſchau.

Es war ferner für beſtändig hier ein glänzender Hof, der von einem freigebigen und prachtliebenden Könige unterhalten ward. Der Hofſtaat war groß, und die dabei angeſtellten Perſonen wurden, wenigſtens in den erſten zwanzig Jahren der Regierung des Stanislaus Auguſtus, königlich bezahlt *). Dieſer Zuſammenfluß des Reichthums der ganzen Nazion, welcher ſelbſt aus den entfernteſten Provinzen nach Warſchau, als nach einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte, zuſammen-

---

*) Beiläufig will ich hier bemerken, daß die Urſach, warum der König von Polen ſeinen Hofſtaat in der letzten Zeit ſeiner Regierung nicht ſo ſtark, als im Anfange, bezahlte, in den ſich immer mehr häufenden Schulden deſſelben lag. Dieſe nöthigten ihn, ſeinen ehemaligen Hofſtaat auf ⅓ des Perſonals zu reduziren, und dieſe ⅓ auf ⅔ ihres vorigen Gehalts zu ſetzen.

ſtrömte, mußte dann auch natürlicherweiſe ein verhältnißmäßiges Zuſammenſtrömen der Virtuoſen, Künſtler, Profeſſioniſten und Handwerker aller Art zur Folge haben, und an dieſen fehlte es denn auch keinesweges. Man hatte hier eine Menge Arbeiter und Profeſſioniſten von aller Gattung und von vorzüglicher Geſchicklichkeit, ſo, daß man die ſchönſten, koſtbarſten und geſchmackvollſten Arbeiten, ſo gut wie nur immer im Auslande, aber freilich für einen öfters unmäßig hohen Preis, der eine natürliche Folge des Ueberfluſſes an Gelde war, haben konnte.

Das war Warſchau noch kurz vor der Revolution; aber bald änderte ſich dieſe ſchöne Anſicht der Dinge. Die durch die Revolution veranlaßte Theilung Polens, und die Vernichtung der politiſchen Exiſtenz dieſes, in frühern Zeiten, ſo mächtigen Staates, hatte zur nothwendigen unmittelbaren Folge, daß mehr als neun Zehntheil der reichen Einwohner dieſer Stadt, welche nun freilich nicht mehr der Sammelplatz der ganzen Nation, in politiſcher, ökonomiſcher, modiſcher und in ſo mancher andern Rückſicht, ſeyn konnte, und welche den Polen nur zu ſtark an ſeine ſo eben verlorne Selbſtſtändigkeit erinnerte, Warſchau verließen. Manche an Pracht und Aufwand zu ſehr gewöhnte Familien wählten andere Hauptſtädte; die mehreſten aber, durch die Folgen der Revolution jetzt ſelbſt um ihr Vermögen gebracht, zogen ſich auf die wenigen, ihnen noch etwa übriggebliebenen Güter zurück, wo der Ueberreſt ihres Vermögens nur noch eben hinreichte, um ihre erſten Bedürfniſſe zu befriedigen.

Den Schaden den unſer Warſchau durch das Scheiden ſeines reichen Adels und der meiſten begüterten Privatperſonen litt, war unabſehlich, würde aber doch nicht ſo verderblich geweſen ſeyn, wenn mit dieſen eine verhältnißmäßige Anzahl von Künſtlern, Profeſſioniſten und Handwerkern, welche von jenen ihren Unterhalt hatten, ebenfalls die Stadt verlaſſen hätten. Zwar würde Warſchau auf dieſe Art noch einen weit größern Theil von Einwohnern, und gerade die thätigſten, fleißigſten und geſchickteſten Bürger verloren haben; zwar würde jetzt manches Haus leer und unbewohnt ſtehn, welches noch nothdürftig Einwohner hat: aber das ſo nothwendige Verhältniß der konſumirenden zur producirenden Volksklaſſe, ohne welches ſich gar kein Wohlſtand denken läßt, wäre einigermaßen geblieben; wir hätten zwar weniger Einwohner, aber auch weniger unglückliche Einwohner behalten. Allein dieſes war nicht der Fall, und konnte es auch wohl nicht ſeyn. Der Adel, der eigentlich nirgend zu Hauſe war, und Warſchau oft nur als einen großen Gaſthof, den er auf einige Zeit zu beſuchen pflegte, betrachtet hatte, konnte ſich leicht von dieſer Stadt trennen und ſie auf immer verlaſſen; ſo nicht der Künſtler, der Profeſſioniſt, der Handwerker. Wo ſollten dieſe hin? — Wo konnten ſie hoffen, die Kundſchaft wieder zu erhalten, welche ſie hier verlohren hatten. Verkaufte der Profeſſioniſt ſein Werkzeug, wie viel Verluſt! Nahm er es mit ſich, wie viel Koſten! Was blieb ihm alſo übrig, als hier auszuharren, bei völligem Mangel an Arbeit ſein etwa erſpartes Geld zu verzehren, und auf beſſere Zeiten zu hoffen. Aber dieſe erſchienen nicht. Bald war ſein kleines geſammeltes Kapital verzehret, und nun ward er ein Raub des Mangels und Elendes, welche um ſo ſchneller hereinbrachen, da der größte Theil von dieſen Produzenten, die Möglichkeit einer völlig nahrungsloſen Zukunft bei ehemaligem ſo anſehnlichem Verdienſte gar nicht ahnend, ſich vom allgemeinen Strudel des Luxus hatten fortreißen laſſen, und für verdienſtloſe Zeiten wenig oder nichts aufgeſpart hatten. Mancher Profeſſioniſt machte zwar hier eine rühmliche Ausnahme; mehrere hatten, ſey es aus Ahnung einer traurigen Zukunft, oder aus Grundſätzen einer vernünftigen Oekonomie, nicht unbeträchtliche Summen von ihrem anſehnlichen Verdienſte geſammelt; allein der größte Theil dieſer guten Wirthe hatten dieſe Kapitalien den hieſigen Banken übergeben, und verloren mit dem Fall eben dieſer Banken, bis auf eine kaum in Anſchlag zu bringende Kleinigkeit, ihr ganzes Vermögen. Nur ſehr wenige waren es, die, weder vom Strudel des Luxus ergriffen, zu Grunde gingen, noch an den gefährlichen Klippen dieſer Banken ſcheiterten, und ſo ihr Vermögen als eine Beute davon trugen.

Es bedurfte wirklich nichts mehr, als die angeführten Unglücksfälle, um Warſchau von ſeiner Höhe herabzuſchleudern, und einen großen Theil ſeiner Einwohner zu Bettlern zu machen; indeſſen war auch hiermit das Schickſal nicht zufrieden. Um der Stadt noch den letzten Herzensſtoß zu geben, mußten Tepper, Schulz, Prot Potocki und die übrigen hieſigen großen Handlungshäuſer fallen, und unſer Warſchau, ſo wie gewiſſermaßen die ganze Nation, unter den Ruinen ihres Falles begraben.

Dieſe Kataſtrophe war in ihren Folgen für die Nation, und beſonders für unſere Stadt, ſo verderblich, daß wir uns etwas länger bei ihr verweilen müſſen.

Dem auswärtigen Publikum muß es immer unbegreiflich ſeyn, wie das Schickſal nicht nur einer der blühendſten Hauptſtädte Europens, ſondern einer ganzen Nation, mit dem Kredit einiger großen Banken ſo genau verbunden ſeyn konnte, daß der Fall der letztern auch den Ruin der erſten, in ökonomiſcher Hinſicht, nach ſich ziehen konnte. Um nun dieſes ſo außerordentliche politiſche Phänomen zu erklären, müſſen wir auf die ehemalige Verfaſſung Polens, welche zum Theil auch noch die jetzige iſt, zurückgehn, und da vermiſſen wir ſogleich folgende, einem jeden wohleingerichteten Staate unentbehrliche Einrichtungen. Es fehlte hier nämlich:

1) an Hypothekenbüchern;
2) an Feuerkaſſen;
3) an Manufakturen und Fabriken, und
4) an öffentlichen Fonds.

Dem Mangel dieſer vier Einrichtungen verdankt Polen größtentheils den unglücklichen Einfluß, welchen der Fall der hieſigen Banken auf das Schickſal der ganzen Nation hatte. Da hier weder Hypothekenbücher bekannt, noch Feuerkaſſen vorhanden waren, ſo ward der Ankauf von Gütern und Grundſtücken, ſo wie die Belegung der Kapitalien mit Hypotheken, höchſt unſicher und unzuverläſſig. Man konnte weder völlig gewiß ſeyn, daß ein verkäufliches oder mit einer Hypothek zu belegendes Grundſtück ſchuldenfrei ſey, noch konnte man die bereits auf ſelbigem haftenden Schulden mit Sicherheit erfahren. Es waren daher auch Prozeſſe über den Verkauf ſolcher Güter, an denen dem Verkäuſer auch nicht ein Fußbreit Landes gehörte, oder wegen Belegung von Kapitalien auf die vielleicht zehnte Hypothek, wenn die erſte im Kontrakt war feſtgeſetzt worden, gar keine Seltenheit.

Noch unſicherer aber ward der Beſitz von Grundſtücken, wegen Mangel einer Feuerkaſſe, da nichts gewöhnlicher war, als daß bei den vielen hölzernen Häuſern und Schindeldächern, und der Sorgloſigkeit und Trunkenheit der gemeinen Volksklaſſe, Grundſtücke ein Raub der Flammen wurden. In dieſem Falle konnte der Beſitzer niemals auf irgend eine Entſchädigung rechnen, und verlor gemeiniglich Alles. Hätten indeſſen in Polen nur Manufakturen und Fabriken exiſtirt, ſo würde manches anſehnliche Kapital in dieſe nützlichen Kanäle gefloſſen ſeyn, um ſich hernach wohlthätig über die Nation zu ergießen; allein auch dieſe fehlten hier, denn die Verſuche, welche einige reiche Edelleute und Privatperſonen in dieſer Art machten, ſo ſchätzbar ſie auch an ſich waren, bedeuteten doch zu wenig für das ganze Land, um hier beſonders in Anſchlag zu kommen. Daher man denn auch auf dieſe Art die müßig liegenden Kapitalien nicht unterbringen konnte.

Da endlich auch keine öffentliche Fonds vorhanden waren, ſo befand ſich der Kapitaliſt mit ſeinen Kapitalien in einer nicht geringen Verlegenheit. Aus dieſer Verlegenheit riſſen ihn nun die hieſigen Banken. Ihr Kredit war bei ihren ins Ungeheure gehenden Geſchäften faſt unbegränzt, und die anſehnlichen Zinſen, welche öfters gegeben wurden, und die zuweilen zehn und mehrere Prozent betrugen, lockten den unbehutſamen und faſt nur für den Augenblick lebenden Polen, ſo wie nicht ſelten den ſich hier aufhaltenden bedächtigern Ausländer an, ſeine Gelder hier anzulegen. Waren dieſe hohe Zinſen einerſeits eine ſchlimme Vorbedeutung, ſo tröſtete man ſich wieder mit der zum Theil richtigen Vorausſetzung, daß die Banken, bei ihren anſehnlichen Geſchäften und dem dabei bewirkten ſchnellen Umſatz des Geldes, Gelegenheit genug finden würden, die ihnen anvertrauten Kapitalien zu noch höheren Procenten zu nutzen, als dafür bezahlt wurden.

Auf dieſe Art ward möglich, was nur hier möglich werden konnte, daß nämlich an ⅓ des Vermögens der Nation, und gewiß ⅔ des Vermögens der Einwohner Warſchau's, nach und nach den hieſigen Banken überlaſſen wurde.

Die Folgen dieſer unglücklichen aber faſt unvermeidlichen Verblendung ſind bekannt genug. Nur dieſe fürchterliche Kataſtrophe fehlte noch, um Warſchau in den gänzlichen Verfall zu ſtürzen, in welchem wir es jetzt erblicken.

Um indeſſen dieſen Verfall recht anſchaulich zu machen, ſey es mir erlaubt einige, aus ſicheren Quellen gezogene ſtatiſtiſche Nachrichten von der ehemaligen und jetzigen Beſchaffenheit Warſchau's vorzulegen.

Die Volksmenge iſt von jeher als das eigentliche Barometer des Wohlſtandes ganzer Länder und einzelner Städte mit großem Rechte betrachtet worden. In den letzten zehn Jahren, vor der gänzlichen Theilung Polens, belief ſich die Volksmenge, nach den wahrſcheinlichſten Angaben, denn von einer allgemeinen Zählung der Einwohner iſt damals nicht die Rede geweſen, zwiſchen 90 und 95,000 Köpfe: ſie ſtieg aber während der Reichstage weit höher, und kann, ohne alle

Uebertreibung, in der Periode des letzten langen Reichtags zwiſchen 116 und 120,000 Menſchen angenommen werden. Da nun alle zwei Jahre ein Reichstag gehalten wurde, welcher öfters ein Viertel, auch wohl ein halbes Jahr und auch länger dauerte, ſo können wir die mittlere Anzahl der ehemaligen Volksmenge füglich auf 100,000 Menſchen ſetzen.

Unter dieſen 100,000 Perſonen waren etwa 6400 Militärperſonen, und da nach den Privilegien der Stadt keine Juden geduldet werden durften, und ihre Exiſtenz ſo ganz prekär war, daß ſie, ſobald es der jedesmalige Kronmarſchall für gut fand, und dieſer fand es zuweilen für gut, binnen 24 Stunden auswandern mußten: ſo wagten es nicht viele, ſich hier ordentlich niederzulaſſen. Es kann daher ihre damalige Anzahl, nach der wahrſcheinlichſten Vermuthung, denn es finden ſich in den Akten keine Spuren einer ehemals veranſtalteten Zählung derſelben, höchſtens auf 1500 bis 1800 angenommen werden. Wenn wir nun dieſe 1800 Juden nebſt den 6400 Militärperſonen von der angenommenen Anzahl der 100,000 Einwohner abziehen, ſo bleiben immer noch 90,000 Perſonen vom Bürgerſtande übrig.

Unmittelbar nach der preußiſchen Beſitznahme dieſer Stadt, im Mon Febr. 1796, ward von dem damaligen Polizei-Direktorium eine allgemeine Zählung aller hieſigen Einwohner veranſtaltet, deren Reſultat in folgender Art ausfiel. Es fanden ſich:

An Chriſten vom Civilſtande . . .	57,141
An Militär mit Frauen und Kindern .	10,806
An Juden	7,688
Summa	75,635.

Mithin betrug die geſammte Volksmenge der ganzen Stadt 75,615 Köpfe.

Vergleichen wir nun dieſe Volksmenge mit der vor der Revolution, ſo drängen ſich uns folgende Bemerkungen auf.

Es fällt ſogleich in die Augen, daß die Menſchenzahl von Warſchau überhaupt in den Jahren zwiſchen 1794 und 1796 um mehr als 24,000 Menſchen abgenommen hat; dagegen aber iſt die Anzahl der Juden in dieſer Periode um mehr als 5000 Köpfe, mithin auf Zweidrittheil gewachſen. Eben ſo hat ſich auch die Anzahl des Militärs um mehr als 4000 Köpfe, folglich um mehr als ein Drittheil vermehrt.

Die Urſache der großen Abnahme der Volksmenge im Allgemeinen iſt zum Theil ſchon angezeigt worden. Eben in dieſer Periode geſchah es nämlich, daß beinahe der ganze reiche Adel, mit ſeinem anſehnlichen Gefolge, der König mit ſeinem Hofſtaate und eine große Anzahl reicher und wohlhabender Privatperſonen aller Art die Stadt verließen, um ſich einen ruhigern Aufenthaltsort zu wählen. Der Prager Sturm fällt in dieſen unglücklichen Zeitraum und man weiß, daß er über 4000 Einwohner dieſer Vorſtadt Warſchau's das Leben gekoſtet hat. Auffallender iſt es, daß ſich in dieſer ſtürmiſchen Periode die Anzahl der Juden ſo ſehr vermehrt hat. Der Grund hievon liegt in der damaligen Lage der Dinge. Während der Revolution ſchränkten ſich die Beſchäftigungen der damaligen Machthaber faſt nur auf die Vertheidigung der Stadt ein, und man hatte nicht Zeit, an die Aufrechthaltung der Privilegien derſelben zu denken. Man brauchte nöthig Geld, und hoffte dieſes, wie ſonſt immer, von den Juden zu erhalten; daher man das Einwandern derſelben geſchehen ließ. Der Jude hatte dagegen Politik genug, in dieſer gefährlichen Kriſe eine ſehr patriotiſche Maske vorzulegen; ſie formirten eigene Corps, arbeiteten mit großem Eifer an den Wällen der Stadt, und ließen es überhaupt an nichts fehlen, ihre Vaterlandsliebe in das ſtärkſte Licht zu ſtellen; dadurch ſchmeichelten ſie ſich bei der Bürgerſchaft ſehr ein, und man tolerirte ſie gern. Nach der Beſitznahme der Stadt durch die Ruſſen ſchlichen ſich noch weit mehrere ein; da indeſſen ihre Anzahl immer größer ward, glaubte der damalige Magiſtrat nicht länger dazu ſchweigen zu dürfen, reklamirte die Rechte der Stadt gegen ſie, und machte dem damaligen ruſſiſchen General en Chef von Buxhoeſden dringende Vorſtellungen, welche auch denſelben veranlaßten, einen Befehl zu geben: daß alle Juden gegen den 15ten Februar deſſelbigen Jahres 1796 die Stadt verlaſſen ſollten. Weil indeſſen die Ruſſen noch vorher das Kopfgeld von den Juden erheben wollten, ſo ward dieſer Befehl nur 2 Tage vor der am 9ten Januar deſſelben Jahres erfolgten Beſitznahme der Stadt durch die Preußen publicirt; daher denn dieſe die ſämmtlichen in der polniſchen und ruſſiſchen Periode eingewanderten Juden noch vorfanden. Von der preuſſiſchen Regierung ward darauf verfügt, daß die vorgefundenen Juden bis zur endlichen Entſcheidung ihres Schickſals vom Hofe, geduldet werden ſollten.

Weniger muß uns die jetzige größere Anzahl des Militairs, verglichen mit der Zeit vor der Revolution, befremden. Ich muß bemerken, daß hier nicht von dem Zeitraum der Revolution ſelbſt die Rede ſeyn kann, da das beſtändige Ein- und Ausrücken beträchtlicher Truppencorps während dieſer Zeit, keinen beſtimmten Maasſtab geben kann. Beim Einmarſch der preußiſchen Truppen fand ſich gar kein polniſches Militair hier, weil daſſelbe bereits beim Einrücken der ruſſiſchen Truppen die Stadt verlaſſen hatte; nun rückten aber weit mehrere preußiſche Truppen ein, als vor der Revolution hier an polniſchem Militair geſtanden hatte; mithin mußte ſich jetzt auch dieſe Truppenzahl höher belaufen.

Wir haben nun geſehn, wie ſtark die Volksmenge von Warſchau vor der Revolution war; wir ſahen, wie ſtark ſie unmittelbar nach der Revolution geweſen iſt; es bleibt uns nur noch übrig, zu unterſuchen, wie ſich die jetzige Volksmenge zu der, der vorigen Perioden verhält. — Bei der letzten im vorigen Jahre aufgenommenen ſehr genauen Volkszählung fanden ſich vor:

1800.

1) An chriſtlichen Einwohnern vom Civilſtande	54335
2) An Militair mit Frauen und Kindern . .	11328
3) An Juden	9228
Summa	74891

Dagegen im Jahre 1796:

		Differ.
1) An chriſtlichen Einwohnern vom Civilſtande	57141	— 2806
2) An Militair mit Frauen und Kindern	10806	+ 522
3) An Juden	7688	+ 1540
Summa	75635	— 744

Hier findet ſich nun ſogleich im Allgemeinen ein minus von 744 Perſonen gegen das Jahr 1796, wogegen ſich aber bei dem Militair ein plus von 522 Köpfen zeigt, und die Anzahl der Juden ebenfalls mit 1540 Perſonen angewachſen iſt. So hatte alſo Warſchau ſeit 1796 an Civilperſonen verlohren; erſtlich, ſo viel als überhaupt die Menſchenzahl der letzten Zählung gegen die erſte abgenommen hat, nämlich . . . . 744 Perſ.

Ferner ſo viel, als die Anzahl der Juden zugenommen hat, nämlich	1540 —
Endlich ſo viel, als die Vermehrung des Militairs ſeit der Zeit beträgt, nämlich . . .	522 —
	Summa 2806 Perſ.

Es iſt noch zu unterſuchen übrig, ob dieſe Vermehrung des Militairs und der Juden die Stadt wegen des Verluſtes der Civilperſonen ganz, oder zum Theil, ſchadlos halten könne.

Was die Juden betrifft; ſo iſt die Frage nicht ſchwer zu beantworten.

Die allgemeine Klage über Beeinträchtigungen der Einwohner durch die Juden, und das laute Geſchrei aller Stände und Profeſſioniſten gegen dieſelben kann denn doch wohl nicht ohne allen Grund ſeyn. Erwägen wir aber noch, daß nach der obigen Berechnung der Volksmenge von Warſchau, verglichen mit der Anzahl der hieſigen Juden, der achte Menſch hier allemal ein Jude iſt: ſo leidet es wohl keinen Zweifel, daß dieſe Stadt ganz unverhältnißmäßig mit Juden überhäuft iſt.

So groß nun aber an ſich ſchon der Nachtheil iſt, welcher aus dieſer ſo großen Menge Individuen von dieſer Nation entſpringt, ſo würde vielleicht das Uebel noch zu ertragen ſeyn, wenn der Jude hier nur das wäre, was er in Deutſchland und anderwärts iſt; aber dieſes iſt keinesweges der Fall. Es geht ganzen Nationen, wie einzelnen Menſchen; von ihrer Lage und den Umſtänden modificirt, werden ſie das, was jene aus ihnen machen. Der Jude war bisher in Pohlen auf das Aeußerſte verachtet; ſelbſt die Achtung, welche dem geringſten Bettler nicht verſagt wurde, ward ihm verweigert. Dieſe Herabwürdigung des Juden mußte denn die natürliche Folge haben, daß die Nation ſelbſt verächtlich ward. Von dem ganzen Publikum gering geſchätzt, wie konnte ſie ſich Achtung zu verdienen ſuchen? Aus einem überall verachteten Geſchöpfe mußte der Jude bald ein nichtswürdiges werden, und auf die Art die Geringſchätzung der Nation gewiſſermaßen rechtfertigen; eine traurige Progreſſion, welche ſich mit einer gänzlichen Verderbtheit des Charakters endigen mußte! Iſt der Glaube an die Tugend anderer eine der ſtärkſten Stützen unſerer eigenen Tugend, und erlaubt uns der Haß, den uns die unbillige Behandlung ſolcher, mit denen wir in Verbindung ſtehen, einflößt, nicht, gegen ihre etwanigen guten Eigenſchaften gerecht zu ſeyn: ſo fehlt es dem hieſigen Juden an einem der ſtärkſten Bewegungsgründe zur Rechtſchaffenheit; allenthalben findet er hier ein Mißtrauen, welches ihm zeigt, daß er durch Betrügerei nichts mehr an der guten Meinung anderer verlieren könne. Von der Tugend anderer Menſchen

ſchen nicht überzeugt, muß er es für ſehr verzeihlich halten, ſelbſt keine Tugend zu haben. Doch für die Verachtung des Pohlen, welche zuerſt ihren Grund in politiſchen und religiöſen Vorurtheilen haben mochte, und nachher durch das Benehmen des Juden ſelbſt nur zu ſehr gerechtfertigt ward, rächte ſich dieſer durch Betrügereien und Uebervortheilungen aller Art, ſtark genug. Und ſo ward er denn das, was er jetzt wirklich iſt, nämlich ein höchſt eigennütziges, ſelbſtſüchtiges, betrügeriſches Geſchöpf; kriechend bis zum Ekel gegen ſolche, die ihm nützen oder ſchaden können, und hart und unerbittlich gegen ſolche, von denen er zu fordern hat *). Daß nun aber eine ſo große Menge ſolcher Individuen nichts weniger als vortheilhaft für dieſe Stadt ſeyn kann, fällt wohl von ſelbſt in die Augen.

Die Vermehrung des Militairs hat theils in dem hinzugekommenen Bataillon von Strochwitz, theils in den Familien, welche mehrere verheirathete Militairperſonen ſeit 1796 aus den alten Garniſonen haben nachkommen laſſen, ihren Grund. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß durch die hieſigen in Garniſon liegenden Regimenter anſehnliche Summen Geldes umgeſetzt werden; allein eben ſo gewiß iſt

---

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung daß hier von der Nation überhaupt nur die Rede iſt. Jede Regel hat ihre Ausnahme, und zur Ehre der Menſchheit ſey es geſagt, auch dieſe. Es fehlt uns auch hier nicht an Anekdoten von edlen Handlungen hieſiger Juden, die um ſo ehrenvoller ſind, je weniger dieſe Veranlaſſung oder Aufmunterung dazu finden. Und ſo rechtfertigt ſich auch hier die menſchliche Natur. A. d. V.

es auch, daß die Laſt der Einquartirung in den wenigen einquartirungsfähigen Häuſern, deren Anzahl ſich nicht über 2224, und mithin etwa auf den dritten Theil der hieſigen Häuſer beläuft, äußerſt drückend iſt. Erwägen wir nun noch, daß ein großer Theil des durch das Militär in Umlauf geſetzten Geldes von den hieſigen Einwohnern ſelbſt durch den Servis aufgebracht, und alſo ohnedem nur durch andere, aber ganz freiwillige Kanäle in die Cirkulation fließen würde, daß aber die Art, wie dieſer Servis gehoben wird, nämlich durch Erhöhung des höchſtpartheiiſch und ganz unprinzipienmäßig zu polniſchen Zeiten vertheilten Rauchfanggeldes auf funfzig Prozent, die drückendſte und unſchicklichſte iſt, welche nur irgend erdacht werden konnte; ergiebt es ſich, nach Vergleichung der geſammten Volksmenge mit der Anzahl des hieſigen Militärs, daß hier etwas über den ſechsten Einwohner jedesmal Soldat iſt, und finden wir, daß der Servis für das Militär an 18,500 Thlr., dagegen aber die Einquartirung, nach einer ſehr richtigen Berechnung, an 108,000 Thlr. jährlich den Bürgern zu ſtehen kommt: ſo leidet es doch wohl keinen Zweifel, daß durch die obengedachte Vermehrung des Militärs der Wohlſtand dieſer Stadt ebenfalls nicht befördert worden iſt.

Nichts beweiſet indeſſen ſo anſchaulich den noch immer fortdauernden Verfall dieſer Stadt, als die Vergleichung des Verzeichniſſes der jetzt leer ſtehenden unbewohnbaren Häuſer und wüſten Plätze mit denen des Jahres 1796. Damals zählte man an verfallenen Häuſern und wüſten Bauplätzen in Warſchau 125, und in Prag 102, zuſammen 227, und im vorigen Jahre fanden ſich deren nicht weniger als 630: in Warſchau 359 und in Prag 271. Ja, ihre Anzahl würde ſich noch weit höher belaufen, wenn in dieſem Jahre ein neues Urbarium wäre aufgenommen worden. Dieſe vielen, von ihren bisherigen Beſitzern gänzlich ihrem Schickſale überlaſſenen Häuſer, weil jene die darauf haftenden rückſtändigen Abgaben, welche ſich nicht ſelten auf das drei- und vierfache des Werths dieſer Häuſer belieſen, nicht abzahlen konnten, oder die Einkünfte aus den Häuſern bei weitem nicht den Ausgaben für dieſelben gleich kamen; haben der niedern Volksklaſſe einen ganz neuen, ehemals hier, ſo wie gewiß überall, unbekannten Induſtriezweig eröffnet; man trägt nämlich dieſe verfallenden hölzernen Häuſer in den langen Winternächten ab, und nimmt aus den ſteinernen, Thüren, Fenſter, ſo wie das übrige Holzwerk heraus, und verkauft es als Brennholz oder verbrennt es ſelbſt. Bereits fanden ſich im vorigen Jahre 22 Häuſer, welche dieſes Schickſal getroffen hatte; eine Spekulation, welche dem Erfindungsgeiſte des hieſigen Publikums viel Ehre macht, da dieſe Induſtrie bei den jetzigen ſo hohen Holzpreiſen ſich ſehr gut bezahlt. Dieſe Manipulation läßt indeſſen fürchten, daß die äußeren Gaſſen der Stadt in wenigen Jahren gänzlich eingehen werden, wie denn auch wirklich einige ſchon eingegangen ſind. Es würde dann immer noch ein Glück ſeyn, wenn Ceres die ihr abgedrungenen Rechte zurückerhalten, der Pflugſchaar wie vormals dieſe Gegenden umwühlen, und der Bürger das Brodt finden ſollte, wo ihm kein Obdach mehr gewährt wird.

Doch wir wollen unſern Blick von dieſen wüſten Stellen, abgetragenen Häuſern und in Ruinen zerfallenen Paläſten wegwenden, und unſer Auge vielmehr auf den, ſeit der preußiſchen Beſitznahme neu erbauten, und aus ihren Trümmern wieder aufgeſtandenen Gebäuden verweilen laſſen. Aber auch hier finden wir nur wenig Troſt. Nicht mehr als 21 ſind ſeit der preußiſchen Beſitzung neu aufgebaut worden; dieſe aber ſtehen ſo wenig mit denen ſeit dieſer Zeit verfallenen Häuſern und wüſte gewordenen Bauplätzen im Verhältniß, daß es zweifelhaft iſt, ob man ſich mehr über das wenige, was in dieſer Zeit entſtanden, oder über das viele, welches zu Grunde gegangen iſt, betrüben ſoll.

Wir haben geſehn, was Warſchau war vor der Revolution, wir ſahen, was es durch die Revolution geworden iſt, und wir ſehen, was es jetzt iſt. Die natürlichſte Frage, die ſich hier uns aufdringt, iſt nun wohl die: Was wird aus Warſchau werden? —

Beantworten wir dieſe Frage nach der Erfahrung der letzten Jahre, ſo kann die Antwort nicht anders, als höchſt niederſchlagend ſeyn; erwägen wir aber, daß wir unter einer weiſen, menſchenfreundlichen Regierung ſtehen, welche ihre Größe und ihr Glück nur in dem richtig verſtandenen Vortheil ihrer Unterthanen findet; bedenken wir, daß jede zu Grunde gehende Stadt, jedes eingehende Dorf, eine aus der Krone des Monarchen verloren gegangene Perle iſt, und daß die Ehre und das Glück eines Regenten, auch nicht einmal in Gedanken, von der Ehre und dem Wohlſtande ſeiner Unterthanen getrennt werden kann: ſo bekommt der Einwohner dieſer unglücklichen, aber gewiß nicht auf immer vernachläſſigten

Stadt wieder neuen Muth. — Ja! es wird beſſer werden, weil es beſſer werden kann! und iſt es auch nicht möglich, daß Warſchau je wieder das werden kann, was es geweſen iſt; können die zweckmäßigſten Anſtalten, und die anſehnlichſten Unterſtützungen dieſer Stadt nie ihren vorigen Glanz wiedergeben, ſo wird man ſie doch nicht noch tiefer ſinken laſſen. Man wird retten, was noch zu retten iſt, und aufrichten, was noch zu ſtehen vermag. Und wenn auf den heitern aber ſchwülen Mittag das ſtürmiſche Ungewitter der Revolution folgte, ſo wird ein ſtiller ruhiger Abend jenen blendenden Glanz, der uns mit Erſtaunen erfüllt, aber unſere Augen verletzt, nicht mehr vermiſſen laſſen. Kann Warſchau nie wieder die Reſidenz eines Königs, nie der Mittelpunkt des Reichthums, der Pracht und des Luxus einer großen Nation werden, ſo wird ſie auch nicht der Mittelpunkt ihrer Thorheiten und Laſter ſeyn. Beſcheiden wird ſie mit dem Range der Hauptſtadt einer anſehnlichen Provinz vorlieb nehmen, und über gewonnene Tugend und Induſtrie verlorene Reichthümer und Laſter leicht vergeſſen.

Gronau.

II.

Ueber die Methode des Herrn Prof. Olivier beim Elementarunterrichte der Kinder *).

Wenn es möglich wäre, den jungen Menſchen, welcher jetzt anfängt ſich die erſten Künſte des gebildetern Lebens unter unſerer Leitung zu erwerben, wenn es möglich wäre, ihn vom erſten Augenblicke dieſer folgereichen Periode an ſo vollkommen in die neue Welt einzuführen, daß er das einmal Erlernte unverlierbar beſäße, daß er es mit ſeiner ganzen Kraft umfaßte, und ſich in dem ungewohnten Kreiſe nie anders, als mit Luſt und Liebe bewegte: — ſo wäre damit wohl unendlich viel für den Geiſt des Kindes, für

---

*) Dieſer Gegenſtand hat, nächſt dem allgemeinen menſchlichen Intereſſe, auch ein ſehr hohes für die Bewohner der preußiſchen Monarchie, da eben jetzt durch Herrn Prof. Olivier ſelbſt die königl. Prinzen nach dieſer Methode unterrichtet werden. Ich ſah zu Leipzig ihre überraſchenden Wirkungen in der kleinen Schule des Herrn Candidat Tillich, eines glücklichen Schülers des Herrn Profeſſors, in Geſellſchaft des würdigen Hrn. Doktor und Prof. Weiß, und erhielt es von ſeiner Freundſchaft, daß er es übernahm, den Leſern der Eunomia eine Nachricht von dieſer merkwürdigen Erſcheinung zu geben.

Fiſcher.

ſeine künftige weitere Bildung, für die Richtung jeder Thätigkeit in ihm gewonnen, zu geſchweigen, daß ſelbſt der Lehrer ſein Geſchäft hierdurch nicht wenig erleichtert finden, und den Erfolg ſeiner Bemühungen an dem Zöglinge weit früher und häufiger erblicken würde.

Unter mehreren Mitteln, welche zu dieſem Zwecke führen, iſt dasjenige, welches die Olivieriſche Methode Leſen Schreiben und Rechnen zu lehren, an die Hand giebt, gewiß eines der merkwürdigſten, ſchon darum, weil es die Gegenſtände des erſten Unterrichtes betrifft, mithin früher und unmittelbarer als andre den Geiſt des Kindes in Anſpruch nimmt, und weil ein Jeder zugiebt, daß auf die bewegliche Freiheit des Menſchen und ihre Richtung die erſte Nahrung, welche dem keimenden Verſtande gereicht wird, den ungehindertſten und darum bedeutendſten Einfluß haben müſſe.

Viele haben dies gefühlt und geurtheilt, da ſie entweder durch eigene Beobachtung oder durch das Zeugniß Andrer von der genannten Methode unterrichtet wurden. Viele wünſchen dieſer Methode mehr Allgemeinheit, ſollte es auch nur ſeyn, um ſie dadurch einer ſtrengern Prüfung zu unterwerfen. Es wird denen, welche ſie kennen, nicht unlieb ſeyn, ſie hier nochmals kürzlich geſchildert zu finden; und die, welche ſie nicht kennen, finden ſich vielleicht durch dieſe Darſtellung zu einer nähern prüfenden Bekanntſchaft mit derſelben aufgefordert. In beiden Fällen hat der Verfaſſer ſeinen Zweck zum größten Theile erreicht.

Wer leſen kann, der weiß ſichtbaren Geſtalten eine Bedeutung zu geben, welche vorher nur das Hörbare hatte, und hierin beſteht das charakteriſtiſche Merkmal ſeiner Kunſt. Aber dieſe ſichtbaren Geſtalten bezeichnen den Gedanken nicht ſo unmittelbar, als der artikulirte Laut; ſie können nur als Copien des Hörbaren dienen. Ein Jeder mußte daher, um ſie einzeln (als geſchriebene Buchſtaben) genau kennen zu lernen, die hörbaren Zeichen der Begriffe in Beſtandtheile (in tönende Buchſtaben) zerlegen, welche er, ehe er leſen konnte, zwar beſaß und gebrauchte, aber durchaus nicht kannte, und welche ihm daher als ſchlechthin unbegreiflich und ſinnlos erſcheinen mußten, wenn ſie beim erſten Unterrichte ſeinem Geſichtsſinne aufgedrungen würden, ohne vorher von ſeinem Ohre deutlich und unterſcheidbar vernommen worden zu ſeyn.

Wie benahm ſich hierbei die ehemalige Methode des Unterrichtes im Leſen? Man lehrte die Kinder zuerſt das A B C. Die armen Kinder! Sie müſſen ka lernen einmal für immer, und ko leſen in Koch, ki in Kibiz u. ſ. w. Sie ſollten Widerſprüche vereinigen; und wenn es die lügenhafte Kunſt nach langer Mühe dahin brachte, die Natur zu unterdrücken, ſo — war die Natur unterdrückt, und der Knabe ſagte nachher, ohne ſich irren zu laſſen, Amen wo er Omen dachte; denn ſein Organ war zu willkührlicher und mit dem Klange des ganzen Wortes unvereinbarer Bezeichnung der Theile deſſelben gewöhnt worden; es bezeichnete ohne Sinn und Zuſammenhang für den

Verſtand. Aber nichts iſt der wahren Natur ſo unmöglich, als nicht mit voller Einheit der Mittel zum Zwecke, nicht mit voller Thätigkeit aller Vermögen des wachen, erkennenden Menſchen zu wirken!

Jene Methode wurde zu einem Theile verlaſſen, und man behielt das A B C bei, ohne zu buchſtabiren. Dieſelbe Schwierigkeit; denn im Buchſtabiren war der Sitz des Uebels nicht! P hieß immer noch Pe, und in Papa war nichts von Pe zu hören. — Man gewöhnte alſo das Kind, ohne Buchſtabiren und ohne A B C ſogleich die fertige Sylbe auszuſprechen. Es wurde um nichts beſſer. Das Kind zwang ſich, mehrere Schriftzüge mit Einem (zuſammengeſetzten) Laute zu bezeichnen; aber es fehlte ihm die (mechaniſche) Regel für die Verbindung dieſer Züge, welche es im Buchſtabiren einigermaßen gehabt hatte. So viel daher Sylben waren, ſo vielfach erneuert wurde der Zwang, und der Lehrling ermüdete; er half ſich durch Analogie, rathend meiſt auf gut Glück, und die ganze Maſſe des Erlernten ſchwankte ungewiß und ohne Regel in der Einbildungskraft hin und her. Aber die Einbildungskraft iſt eine treuloſe Bewahrerin der Erkenntniß, und jede Freiheit, welche Ihr derſelben über die Grenze verſtattet, rächt ſich empfindlich, wenn auch ſpät, an Eurer unweiſen Milde!

Genug, wer richtig und verſtändig im Leſen unterrichtet werden ſoll, muß vorher alles das, woraus ſein Wort auf dem Papiere gebildet iſt, als Zeichen eines wirklichen, ſprachmäßigen Lautes richtig und vollſtändig vernommen haben. Und hiermit fängt die Olivierſche Methode an. Ehe noch daran gedacht wird, dem muntern Knaben ein Buch oder auch nur einen Buchſtaben zu zeigen, (an welchen er ja, wie jener Indianer an das Brevier, vergebens ſein Ohr halten würde, um den Sinn deſſelben zu erforſchen,) ſpricht der Lehrer mit ſeinen Schülern einzelne Wörter, und kurze verſtändliche und intereſſante Sätze, Sprüche und dergl. oft, genau und richtig durch. Dieß leitet die Aufmerkſamkeit des Kindes fürs erſte auf die Laute in dem Worte, und es wird allmählig an eine Unterſcheidung des Zeichens und der bezeichneten Sache gewöhnt; eine Unterſcheidung, welche durch alles folgende bei ihm vorausgeſetzt wird, welche es aber von ſelbſt zu machen nicht im Stande war. Hierauf theilt der Lehrer ſprechend die Wörter in Sylben, und der Schüler, während er dies bis zur größten Gewandtheit des Organes nachthut, wird gewahr, daß die hörbaren Wörter und Sätze zuſammengeſetzte Dinge ſind, und er wird dies gewahr durch ſein Ohr. Der Lehrer geht noch weiter, und theilt auch die Sylben. Aber wie? Ganz allmählich, und nicht weiter, als das Kind jetzt eben im Stande iſt, die Theilung durch ſein Ohr beſtätigt zu finden. Komm beſteht nicht aus ka-o-em-em, ſondern blos aus k'-omm, und ſo wird jetzt buchſtabiret. Mehr unterſcheidet das Ohr nicht, und mehr darf das Kind noch nicht erfahren. Aber nun iſt es Zeit, jetzt, da das Kind mit der größten Leichtigkeit die längſten Wörter, (z. B. Haushaltungskunſt, Unbehülflichkeit,) ſo buchſtabiret: H'aus-h'al-t'ungs-k'unſt, Un-be-h'ülf-l'ich-k'eit, — kein Vokal darf neben dem apoſtrophirt ſtehenden Mitlauter gehört werden, — es iſt nun Zeit, ihm dieſe nie einzeln in der Ohrſprache vorkommenden Töne, die aber dennoch zerſetzbar ſind, und weil ſie es ſind, mittelſt eines andern Sinnes bekannt zu machen. Jetzt lernt das Kind die gedruckten Buchſtaben kennen.

Die Tabellen, welche zuerſt hierbei gebraucht werden, ſind bekannt. Gegenſtände der Natur, an deren Namen der verlangte Buchſtabe vorzüglich hörbar iſt, müſſen, neben dem Buchſtaben auf das Papier gezeichnet, die Phantaſie des Kindes unſchädlich beſchäftigen, und ihm den, wenn er vernünftig gethan werden ſoll, allzeit ſchwer bleibenden Schritt von dem lebendig Tönenden zu dem todten Schriftzeichen auf dem Blatte erleichtern. So lernt der Zögling das Alphabet kennen, und jeden Selbſtlauter und Mitlauter von den übrigen, ähnlich oder unähnlich klingenden, durch Auge und Ohr beſtimmt unterſcheiden. Er lernt aber auch mehr, als das gemeine Alphabet. Die Leſetafel, welcher die bisher gebrauchte Bildertafel nun Platz macht, iſt ſo eingerichtet, daß er für jeden dem Ohre in ſeiner Sprache unterſcheidbaren Ton das gehörige Zeichen findet. Jeden Diphtong prägt er ſich als einen beſondern Selbſtlauter ein; die Halbſylben en, ent, ung, ing u. a. lernt er nicht bloß nach ihren einzelnen Theilen, ſondern auch als Einheiten, (was ſie für das Ohr im Sprechen des Wortes allzeit ſind,) auf ſeiner Tafel unterſcheiden; und gerade dieß, was ihn beim erſten Anblicke ſcheint verwirren zu müſſen, trägt zu der Beſtimmtheit, mit welcher er die Regel auffaßt, und zu der Sicherheit, mit welcher er ſie anwendet, das meiſte bei. Es bedarf nur weniger Wochen, und in dieſen täglich zweier Stunden des Unterrichtes, ſo hat ein von der Natur nicht ganz vernachläſſigtes Kind die Materialien zum Baue der Wörter und Sätze vollkommen inne, und ſein durch das genaue Vor- und Nachſprechen im voraus ſchon höchſt cultivirtes Organ leitet es in der Verarbeitung des Stoffes, welchen es nie roh, nie ohne Beziehung auf die Beſtimmung deſſelben erhielt, mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit und Treue. Jedes dem Kinde richtig vorgeſprochene und von ihm verſtandene Wort wird nunmehr von ihm ohne Zaudern und Mühe in die Beſtandtheile zerlegt, aus welchen es hörbarer Weiſe beſtehet, und es weiſet dieſelben auf der dazu eingerichteten Leſetafel nach; es ſetzt mit gleicher Fertigkeit und Genauigkeit aus den ihm an der Tafel zuerſt einzeln gezeigten Buchſtaben und Halbſylben ein jedes ihm nicht ganz fremde Wort, und oft ſelbſt ein fremdes, zuſammen. Giebt man ihm hierauf ein Buch in die Hand, am liebſten ein ſolches, worin wenigſtens die längern und ſchwerern Wörter durch Trennungszeichen ſylbenweiſe dargeſtellt ſind; ſo lieſt das Kind in dem Buche nach einer Uebung von höchſtens drei Stunden richtig, ſicher und mit melodiſchem Ausdrucke.

Es iſt gewiß, daß zu dem glücklichen Erfolge dieſer Lehrart, und ſelbſt zu der kürzern oder längern Zeit, in welcher ſie dem Kinde zu dem vollkommenen Beſitze der Leſekunſt verhelfen kann, das Benehmen des Lehrers ungemein viel beiträgt. Nicht allein der lebhafte Vortrag überhaupt, ſondern auch der declamatoriſche und ſelbſt taktmäßig geſticulatoriſche Ausdruck, welchen er ſich beim erſten Vorſprechen und Zerſetzen der Wörter zu eigen zu machen hat, unterſtützt und erhöht die Aufmerkſamkeit des Zöglings ungemein. Aber ſoll denn auf dem Lehrer nichts beruhen? ſoll er nur das Werk einer Maſchine treiben, welche, einmal nach einer feſten Regel in Gang geſetzt, ihren Zweck unfehlbar erreicht? Dann wären es nicht Menſchen auf welche, nicht Menſchen durch welche hier gewirkt werden ſollte. Allerdings aber iſt auch auf der andern Seite dem Lehrer durch die Methode, von welcher wir ſprechen, der Weg ſo beſtimmt vorgezeichnet, daß ſeiner Willkühr nichts bedeutendes zu ändern übrig bleibt; höchſtens vermag er durch Unbehülflichkeit oder durch kindiſche Eilfertigkeit den guten Muth der Kinder zu ſchwächen. Iſt er aber was er ſeyn ſoll, ein Mann von gleicher Lebhaftigkeit und Bedachtſamkeit, von eben ſo viel Gewandheit als Ernſt, vollkommen geſchickt, die plötzlichen, oft unpaſſenden, Einfälle und Ausdrücke eines Kindes zu benutzen, und es von jeder Abſchweifung ſeiner Einbildungskraft unvermerkt auf den Punkt, den es verließ, wieder zurückzuführen: dann findet er in der Methode des Herrn Olivier mehr Unterſtützung, als in irgend einer uns bekannten andern. Es frage ſich ein Jeder, welcher über den Elementarunterricht der Kinder aus eigner Erfahrung ſprechen kann, wie oft es während der von ihm gegebenen Lectionen der Fall war, daß entweder der Schüler einen läſtigen Zwang zum Lernen zu fühlen anfing, oder daß ihn, den Lehrenden, ſelbſt ein Gähnen, ein Ermatten des zu wenig beſchäftigten Geiſtes anwandelte. So etwas findet hier gar nicht Statt. Die Augenzeugen ſind erſtaunt geweſen, zu ſehen, daß Knaben von vier bis fünf Jahren drei Stunden nach einander mit ungetheilter Luſt ein Werk trieben, welches für andre nur eine traurige Nothwendigkeit und von häuſigen Seufzern und Thränen des Mismuthes begleitet war. Und dieſe Knaben machten keine Ausnahme von der Regel; der Grund des Phänomens lag in der Sache ſelbſt. In dem geſunden Kinde iſt Sinn und Einbildungskraft, Verſtand und Vernunft (ſo weit man dieſe Vermögen ihm zugeſtehen will), zugleich beſchäftigt, und dieſer ungetheilt fließende Strom ſeiner friſchen Kraft iſt es, der es ſo fröhlich umhertreibt, der allen ſeinen Aeußerungen jenen intereſſanten Nachdruck, jene Theilnahme des ganzen kleinen Weſens ertheilt. Was wären wir Erwachſene, wären wir hierin wie die Kinder! Und in jener gleichzeitigen und harmoniſchen Beſchäftigung aller bei ihm entwickelten Vermögen bleibt der Zögling unausgeſetzt während des ganzen Unterrichts nach der Olivier'ſchen Methode. Jetzt wird das erſte Wort ihm vorgeſprochen, mit welchem ſein Leſenlernen ihm ſelbſt unwiſſend beginnt. Er hört es richtig ſprechen, dies reitzet ſein Ohr. Er ſieht die abgemeſſene Bewegung der Hand des Lehrers dabei, dies gefällt ſeinem Auge und giebt ihm Takt. Er kennt ſehr wohl das Object deſſen Name genannt wird, und ſeine Einbildungskraft iſt glücklich erregt. Mit Vergnügen ſpricht er es nach. Es gelingt ihm bald, den richtigen Ton zu treffen; eine neue Freude, denn noch nie hatte er dieſes Wort ſo ſchön und richtig geſprochen, noch nie dieſen Gegenſtand ſo vollkommen bezeichnet; jetzt erſt fühlt er, daß er ganz ausgeſprochen hat, was er ſich bei dem Worte dachte. Der Lehrer ſchreitet zu Sätzen fort. Je anziehender ihr Inhalt dem Kinde iſt, deſto höher muß ſein Vergnügen über die plötzlich erlangte Fertigkeit ſteigen, dieſen Inhalt mit dem ganzen Ausdrucke und der vollen Melodie ſeines Sinnes mittheilen zu können. Es wird im Zerlegen der Wörter in deren Beſtandtheile geübt. Alles, was Lebhaftigkeit des Vortrags und Anſchaulichkeit des zu Lernenden für den Sinn vermag, vereinigt ſich hier, ihm ſein Fortſchreiten in deutlicher Erkenntniß und in der Herrſchaft über die Zeichen der Gedanken fühlbar zu machen. Kein Augenblick, wo in dem Zöglinge, wenn er ein vollſtändiges Bewußtſeyn ſeines Zuſtandes hätte, die Frage möglich wäre: wozu dies? eine Frage, welche nach den meiſten andern Methoden faſt ununterbrochen gethan werden müßte. Denn faſt überall in denſelben, und in einer jeden wenigſtens zum Theile, muß der Zögling es ſich gefallen laſſen, Dinge zu erlernen, welche für ihn, ſo wie ſie ihm dargereicht werden, ſchlechthin ſinn- und beziehungslos ſind; und dies, dies vorzüglich iſt es, was das Meiſterſtück der irdiſchen Schöpfung verbildet, indem es ihm eine Richtung giebt, welcher es nur ohne Bewußtſeyn des Zieles folgen kann. Hier nicht alſo. Den Buchſtaben, welchen das Kind ſehen lernt, hat es ſchon vorher deutlich mit dem Ohre vernommen, da, wo er ſich in dem Worte vernehmlich zeigte; und als es in dem Zerlegen der Wörter ohne Buch und Buchſtaben geübt würde, da war in ihm das Gefühl, ein Geſehenes oder Gedachtes beſſer, ausdrucksvoller bezeichnen zu können als vorher, viel zu lebendig erregt, als daß es nicht in ihm ſeine volle Befriedigung hätte finden ſollen. Der Zögling *weidete ſich* damals an der Zerlegung und Zuſammenſetzung der Wörter, als an einer wohlthuenden

Uebung ſeiner jugendlichen Kraft; die Buchſtaben, welche er nachher lernte, waren ihm dadurch zu Zeichen für das, was er gethan und mit Luſt gethan hatte, geworden, und ſo konnten ihm dieſe Zeichen nicht mehr ohne Bedeutung und Zuſammenhang ſeyn.

Manches ließe ſich noch über das Detail dieſer Lehrart, manches auch wohl zur Prüfung des einen oder andern in ihr minder weſentlichen Beſtandtheiles ſagen, aber dies iſt nicht der Zweck dieſes Aufſatzes Wer weitere Bekanntſchaft mit ihr wünſchet, der findet das Nöthige vor der Hand in den von Herrn Olivier ſelbſt über ſie gegebenen Berichten *). Eben dort wird auch ein Jeder weitere Belehrung über den auf einerlei Principien mit dem Leſenlehren gegründeten Unterricht im Schreiben und Rechnen erhalten können. Beſonders die Methode, ſchreiben zu lehren, nach welcher dieſe Kunſt als ein Zweig der Zeichenkunſt betrachtet, und auf die einfachen Elemente des Winkelzuges und der gekrümmten Linie zurückgeführt wird, iſt neu, und der Beherzigung eines Jeden werth. Wunderbar

---

*) Man ſehe deſſen Kunſt, leſen und rechtſchreiben zu lehren, auf ihr einzig wahres, höchſt einfaches und untrügliches Grundprinzip zurückgeführt ꝛc. Deſſau 1801, 72 Seiten. 8. — und: Ueber den Charakter und Werth guter natürlicher Unterrichtsmethoden ꝛc. Leipzig 1802, bei H. Gräff. 32 Seiten. 8.

derbar ſind auch hierin Olivier und Peſtalozzi *) einander begegnet; und möchten ſie ſich weiter vereinigen können, um für das Ganze zu bewirken, was als Folge aus ihrem Theile der großen Kunſt zu erziehen hervorgeht, und was ſie vielleicht bei der Ausbildung ihrer trefflichen Methode für den erſten Unterricht ſelbſt nicht geahnet hatten!

Es wird genug ſeyn, nur auf das eine und andre noch aufmerkſam zu machen, was ſich bei der Betrachtung dieſer Lehrart zur weitern Ueberlegung darbietet.

Warum vernimmt man doch gar keine Einwendungen gegen die Güte der angeprieſenen Methode? Iſt ſie noch zu wenig bekannt? Das kann nicht ſeyn, denn es iſt ja mehreres darüber geſchrieben **), es ſind ja an mehrern volkreichen Orten ***) Erfahrungen über ſie von kundigen Männern eingeſammelt worden. Oder iſt ſie zu offenbar unter allen bekanndie beſte? Faſt möchte man es glauben. Zwar wird das beifällige Urtheil mehrerer Eltern den Zweifler nicht zufrieden ſtellen können, denn ſie konnte Dankbarkeit für die Uneigennützigkeit, welche der biedere Mann an ihnen bewieſen hatte, ſie konnte die Freude über das, was ihre Lieben beſſer leiſteten, als es bei der Methode gemeiner Lehrer zu geſchehen pflegt, zu einem voreiligen Urtheile über die Güte der Sache verleiten. Aber auch Andere *) bekennen, daß ihre anfänglichen Zweifel von Herrn Olivier ſelbſt ſehr bald vernichtet worden ſeyen. Nun wohl dann, wenn dem ſo iſt. Indeſſen mir, der ich dies ſchreibe, iſt es unmöglich, mich bei der erſten Prüfung eines Gegenſtandes nicht ſo mißtrauiſch als möglich gegen ihn zu machen, und ich will verſuchen, die wenigen Einwendungen gegen die beſchriebene Methode, welche ich theils ſelbſt mir erdacht, theils von andern vernommen habe, hier kürzlich zu berühren.

---

*) Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Ein Verſuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder ſelbſt zu unterrichten, in Briefen von Peſtalozzi. Bern und Zürich 1801. 8.

**) Z. B. in der Zeitung für die elegante Welt, vom Jahr 1802, Nr. 41. Eben dahin gehört die Recenſion der angeführten Peſtalozziſchen Schrift in dem 1ſten St. des 2ten Bds. v. J. 1802 der pädagogiſchen Bibliothek von Herrn GutsMuths. Ein ſo oberflächliches Urtheil hier auch der unbekannte Recenſent gefällt hat, ſo hat doch der Herausgeber durch eine von ihm beigefügte Anmerkung gezeigt, daß er den Gegenſtand von einem höhern, umfaſſendern Geſichtspunkte aus zu würdigen wiſſe.

***) In Deſſau, Leipzig, Halle und Berlin.

„Die gerühmte Manier iſt ja *nicht neu*," habe ich von Einigen gehört: „ſo haben wir es ſelbſt bereits mit unſern Kindern gemacht." Es ſey ſo, immerhin; dann bitten wir nur, die Kinder auch forthin unausgeſetzt in Gemäßheit dieſer Manier zu behandeln. Aber ſollte unſere Methode wirklich ganz, ſollte ſie mit Anwendung auf den geſammten Ele-

---

*) Man ſehe den *Nachtrag einiger wichtigen Zeugniſſe und Urtheile über meine neue Methode, leſen und rechtſchreiben zu lehren* ꝛc. von Prof. F. Olivier. Leipzig, 1802, bei Gräff, 30 Seiten, 8. — Sie ſind von den Herren D. Niemeyer, Prof. Eberhard, Wolf, Vater, Klügel, Gilbert, Jacob, Maaß, Voß, Jacob d. j. u. a. F.

mentarunterricht, ſollte ſie von der früheſten Jugend des Zöglings an, alſo ſchon bei der Vorbereitung deſſelben zum künftigen Unterrichte, befolgt worden ſeyn? Es iſt nicht die Abſicht, hierüber zu entſcheiden; man erlaube uns nur, zu bemerken, einmal, daß nach unſerer Ueberzeugung bei der Frage nach der Güte einer Sache ihre Neuheit am Ende ein ſehr unbedeutender Umſtand iſt, ſodann aber, daß die Olivier-Peſtalozziſche Methode, wenn ſie zerſtückelt wird, zugleich ihrem wahren Gehalte nach vernichtet iſt. Die Folge wird dies noch deutlicher zeigen.

Am meiſten hat die **Kürze der Zeit**, binnen welcher ein Kind nach unſrer Methode zu einer hinlänglichen Fertigkeit im Leſen, Schreiben und Rechnen gebracht werden kann, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſie gezogen. In der That, wenn ſonſt der Schüler noch mit dem Erlernen der erſten Elemente gemartert wird, ſo iſt er hier unter der Leitung eines geſchickten Lehrers ſo weit, daß er mit Ausdruck, Anſtand und gehöriger Langſamkeit lieſt, die leichtern Species der gemeinen Rechnenkunſt meiſt fehlerfrei aus dem Kopfe macht, und mit einem leichten und ſichern Zuge in der kleinen Hand, was er verſieht, orthographiſch richtig ſchreibet. Indeſſen aus dieſer durch Erfahrung häufig beſtätigten Eigenthümlichkeit unſrer Methode erwächſt ihr vielleicht der ſcheinbarſte Vorwurf. „Die Summe deſſen, was der Elementarunterricht in ſich ſchließt, iſt doch groß; **der Zögling wird überhäuft und übereilt.** Jedes Einzelne verlangt, wenn es dem Verſtande und Gedächtniſſe bleibend eingeprägt werden ſoll, eine gewiſſe Zeit; dieſe iſt hier zu kurz; das Erlernte bleibt nicht feſt. Sobald der Verſtand nicht die gehörige Zeit hat, um die ihm dargebotenen Vorſtellungen aufzufaſſen und zu verarbeiten, ſo unterſtützt ihn, dienſtfertig, aber zu ſeinem Nachtheile, die Einbildungskraft; dies muß der Fall auch hier ſeyn; die Kinder werden das zu ſchnell und daher nur halb Gefaßte nachläſſig verbinden, werden rathen, anſtatt zu denken, werden wegen der Analogie mehrerer Sinne, was dem Auge gehört hätte, durch das Ohr erſetzen wollen, u. ſ. w."

Man kann ſich, um dieſe Bedenklichkeiten zu heben, nicht auf die bisherige Erfahrung vom Gegentheile berufen. Denn theils iſt es nicht zu leugnen, daß auch die Knaben, welche Herr Prof. Olivier ſelbſt unterrichtet hatte, wie alle Kinder, bisweilen riethen, wo ſie hätten denken können, und falſch riethen; theils aber iſt auch die gemachte Erfahrung zu jung, und wenn ſchon die Knaben bis jetzt alles wohl wiſſen, was ſie gelernt haben, ſo folgt daraus doch nicht, daß ſie es künftig bei einigem Mangel an täglicher Uebung nicht eher, als andere vergeſſen würden. Wir müſſen alſo etwas weiter ausholen, um den Ungrund jener Bedenklichkeiten zu zeigen.

Es iſt unſtreitig, eine pſychologiſche, und auf die höchſte philoſophiſche Anſicht des menſchlichen Verhältniſſes gegründete Wahrheit, daß ein Jeder dasjenige am beſtimmteſten auffaßt und am feſteſten bewahrt, worin er von Anfang an ſo viel als möglich orientirt worden iſt, und was er mit gleichzeitiger Zuſammenwirkung aller dabei intereſſirten Vermögen erlernt hat. Durch das erſte wird ſeine Vernunft, das

Vermögen der Ueberſicht eines Ganzen nach Zwecken, durch das andre wird ſein Verſtand, das Vermögen der Erkenntniß des Einzelnen nach Begriffen, unterſtützt, und beide, Verſtand und Vernunft, äußern ſich zugleich bei dem Erwerbe einer jeden Erkenntniß, wiefern dieſelbe ein Ganzes aus enge verbundenen und in durchgängiger Wechſelbeziehung ſtehenden Theilen iſt. Man frage nicht, ob Kinder von vier bis fünf Jahren orientirt werden können. Man berufe ſich nicht auf Rouſſeau, welcher in einer ähnlichen Beziehung *) behauptet, daß die Vernunft in den Kindern noch ſchlafe, und daß durch Raiſonnement nicht mit Erfolg auf ſie gewirkt werden könne. So meinen wir es nicht; wir wollen die Kinder anfangs nicht mit Bewußtſeyn, ſondern bloß durch den Mechanismus der Kunſt orientiren. Dies war es, was auch Peſtalozzi **) wollte, ohne es zu wiſſen; und aus dieſem Grunde glaubte er, als er einſt mit dem Vollziehungsrath Glayre über ſein Syſtem der Erziehung ſprach, und dieſer ihm ſagte: Vous voulez méchaniser l'éducation, er habe es getroffen. Glayre hatte es nicht getroffen, und Peſtalozzi wollte das nicht, und konnte das nicht wollen. Er ging vielmehr darauf aus, dem Sinne und Verſtande des Kindes in Beziehung auf ſeine Bildung nichts zuführen zu laſſen, was es nicht nach ſeinen weſentlichen Beziehungen auf ein Vor- und Nach- und Umher verſtehen oder fühlen

---

*) Man ſehe den *Emile*, Liv. II. p. 139. fgg. im 7. Bande der Werke nach der Zweibrücker Ausgabe.

**) Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, Seite 32.

müßte. Das aber heißt orientirt ſeyn: ein Ding nicht anders, als in Gemäßheit ſeiner Natur, d. i. ſeiner weſentlichen Verhältniſſe, kennen und behandeln. Man kann orientirt ſeyn auf doppelte Weiſe, entweder mechaniſch oder mit Bewußtſeyn, je nachdem man die nothwendige Regel, durch welche der Gegenſtand da iſt, entweder nur in der Behandlung deſſelben befolget, oder ſie auch vorſtellt. Der jüngere Zögling, deſſen Verſtand noch wenig gebildet iſt, wird ſich vor der Hand mit dem Mechaniſmus des Handelns behelfen müſſen, allein er iſt deshalb nicht mangelhaft orientirt. Freilich, wenn ihr ein Kind das ABC oder das Einmaleins auswendig lernen laſſet, oder ſpäterhin Sum oder τύπτω, wie es gewöhnlich geſchieht; — was können ihm dieſe Dinge bedeuten? Offenbar nichts, und durch ein ſo verkehrtes Verfahren wird der Forſchungstrieb, der Trieb nach durchgängig beſtimmter Erkenntniß, in dem Menſchen mit Gewalt unterdrückt und erſticket. Es wäre freilich lächerlich, wenn man dem Kinde die Nothwendigkeit gewiſſer Erkenntniſſe darthun, oder ihm eine Vorleſung über den Nutzen derſelben in der einen oder andern Wiſſenſchaft halten wollte. Aber giebt es keinen Mittelweg? Kann man nicht in dem Kinde durch eine aus dem zu lehrenden Fache hergenommene, anziehende Beſchäftigung oder auf andre Weiſe Intereſſe für den Gegenſtand, und ich möchte ſagen Bedürfniß deſſelben erwecken? Kann man nicht, was die Hauptſache iſt, dem Kinde das zu Erlernende allmählich und in einer ſolchen Ordnung zuführen, daß es einen jeden Theil an ein Vorhergegangenes, Bekanntes, von ſelbſt zu reihen genöthigt werde? Und wenn dies geſchieht, hat nicht das Kind dann die Beziehung des Einzelnen auf das Ganze gleichſam in der Hand? und wird ihm nicht dadurch alles leicht werden, was ſonſt ſchwer, alles begreiflich, was ſonſt dunkel war? Und ſo verfährt die Olivier'ſche Methode. Der Buchſtabe, den Oliviers Schüler auf dem Papiere ſieht, erſcheint ihm als Zeichen eines deutlich vernommenen Lautes, als nun ſichtbarer, vorher bloß hörbar geweſener Beſtandtheil der Sylbe und des Wortes. Die arithmetiſche Regel der Vermehrung oder Verminderung der Größen bringt ihm nun zu deutlicher Anſchauung, was ihm vorher ſchon praktiſch bekannt geweſen war, ohne daß er darum gewußt hatte. Ueberall hat das Kind bereits gethan, was ihm in den Buchſtaben, in den Rechnentafeln, nur gleichſam abgebildet und zum zweiten Male vor Augen geführet wird; und ſo kann es nicht fehlen, es muß in dem, was es lernt, alsbald zu Hauſe ſeyn. Soll es dadurch nicht gewinnen?

Hierzu kömmt noch der zweite vorhin berührte Punkt, daß der Zögling bei dem Unterrichte nach Herrn Olivier ganz in Anſpruch genommen, daß er beſchäftigt wird mit ſeinem ganzen Weſen *). Wo ein Knabe gähnend das ABC lernet, oder Wörterreihen nach ihm buchſtabiret, da ſind höchſtens ſeine Augen auf das todte Papier gerichtet, und er prägt nur in ſein Gedächtniß ein, was eigentlich beſtimmt war, von ſei-

---

*) Als Augenzeuge bekenne ich, daß gerade dies mir das Auffallendſte bei den Tillichſchen Kindern geweſen iſt. Noch nie habe ich Kinder geſehen, die ſich in dem Kreiſe aller ihrer Kräfte mit ſo viel Freiheit und Luſt bewegten, als dieſe. Fichr.

vom Verſtande ſelbſtthätig behandelt zu werden, und was erſt nachher in dem Gedächtniſſe einen ſichern Platz hätte erhalten ſollen, dadurch, daß es der nach ſtrenger Regel geleitete Verſtand bis zur mechaniſchen Fertigkeit oft und treu behandelt hätte. Nicht ſo nach Herrn Oliviers Methode. Das Leſenlernen iſt hier eine Angelegenheit der Sinne, welche lebhaft in Thätigkeit geſetzt werden durch das, was das Kind zugleich hören und ſehen muß, wenn es das Wort richtig zuſammenſetzen ſoll; es iſt eine Angelegenheit der Einbildungskraft, wiefern dieſe das gehörte Wort alsbald in ſeine Beſtandtheile zerlegen, oder, wenn dieſe zuerſt gegeben werden, aus ihnen das Ganze ohne Unterſtützung durch Druckſchrift bilden muß; es iſt endlich eine Angelegenheit der verſtändigen Urtheilskraft, theils in der eben genannten Hinſicht, theils weil der Zögling doch nichts von dem, was man ihm zu leſen darbietet, ohne Rückſicht auf den Inhalt, lieſt, und zu einer und derſelben Zeit richtig und mit Ausdruck leſen lernet. Und ſo bei dem übrigen allem. Wie könnte aber das, was für mehr denn ein Vermögen des Menſchen geeignet iſt, richtig gefaßt werden, wenn es nicht dieſen Vermögen im Einklange ihrer Wirkung, ſondern einem jeden einzeln gegeben würde? Der Menſch ſelbſt iſt ja nicht ein ſo zerſtückeltes Weſen, wie ihn die Schule darſtellt. In ihm iſt ein enge vereintes Vielartiges ununterbrochen geſchäftig, mit ſtetem Eingreifen des einen Gliedes in das andre. Oder welchen Grund hätte man z. B. für die Behauptung, daß jede Kunſt vollkommener praktiſch erlernt werde, als durch bloße Theorie? Iſt es nicht, weil man weiß, daß dort der

Verſtand begreifen und die Hand üben, die Vernunft der Regel gedenken und die Einbildungskraft das Object nach der Regel entwerfen muß, zu gleicher Zeit? So wende man denn den in ſeiner Allgemeinheit erkannten Satz auch auf den Elementarunterricht der Kinder an. Man ſage nicht, die Kinder haben noch keinen Verſtand, ſie haben noch keine Vernunft. Dieſer Vorſtellung von anfänglichem Nichtdaſeyn der Seelenkräfte, ſo richtig ſie in gewiſſem Sinne iſt, liegt doch bei Manchem eine ſehr verfälſchte Anſicht von Seele und menſchlicher Thätigkeit überhaupt zum Grunde. Unſer Verſtand, unſre Einbildungskraft, unſre Vernunft ſind nichts, als logiſch unterſchiedene Arten einer beſondern Gattung von Wirkſamkeit in unſrer Natur, Arten, deren jede nach einer mit Allgemeinheit und Nothwendigkeit wirkenden Regel erkannt wird. Man nennt ſie Vermögen der Seele. Zu der Erweckung und Ausbildung derſelben kann nun nichts anders gethan werden, als daß man ſie in jedem Falle in diejenigen Umgebungen ſetze, durch welche die Befolgung der ihnen von der Natur unabänderlich vorgeſchriebenen Geſetze der Erkenntniß befördert wird. Uebung iſt es alſo, blos Uebung, deren das Kind bedarf; aber Uebung mit zweckmäßiger Berechnung der Mittel, wenn anders die Erziehung mehr als Geſchäft, wenn ſie Kunſt ſeyn ſoll, die den Menſchen adelt. Wer kann aber ſagen, daß das Kind wahrhaft geübt werde, wenn es eine Reihe einzelner Lectionen, bald für das Gedächtniß, bald für den Verſtand, bald für die moraliſche Vernunft erhält? Das Skelett der Schule mag ſo geübt werden, nicht der Menſch! Und was kann herauskommen, wenn es dennoch ſo gehalten wird? Es iſt klar, wiederum nicht ein Menſch, ſondern ein anatomiſch präparirtes Skelett der Schule.

Ich kehre zur Hauptſache zurück. Da die Olivier'ſche Methode offenbar den beiden vorzugsweiſe angeführten Regeln für den Unterricht auszeichnend Genüge leiſtet, und ſich der pſychologiſchen Lehren von Seelenvermögen und deren Verhältniſſen unter einander nur dazu bedienet, den jungen Menſchen von allen Seiten zugleich und mithin ganz feſt zu faſſen: ſo folgt, daß ſie ſelbſt vorzüglich iſt, und daß die gegen ſie erhobenen Zweifel auf irgend einem Mißverſtande beruhen müſſen. Und ſo iſt es in der That. Davon anzufangen, daß die Zeit, welcher ſie bedarf, zu kurz ſey: ſo iſt nicht eigentlich die Zeit, in welcher das Neue erlernt, ſondern die, in welcher das Kind zum Erlernen des Neuen orientirt wird, vornämlich zu berückſichtigen. Dadurch wird die Zeit im Ganzen ſo kurz, daß das Kind binnen wenigen Stunden fühlend weiß, woran es iſt, daß es in einen höchſt verſtändigen Mechanismus auf eine höchſt verſtändige Weiſe eingeführt und in ihm fixirt wird. Das eigentliche Merken des Neuen, das Ueben deſſelben bis zur unverlierbaren Fertigkeit, erfordert dieſelbe Thätigkeit bei ihm, wie bei jedem andern. Aber dieſe andern bringen eine ſo lange Zeit mit der ganzen Arbeit hin, und ſie koſtet ihnen ſo unendliche Mühe, blos darum, weil ſie das, was vor ihnen ganz da liegt, nicht mit ganzer Seelenkraft ergreifen können, darum, weil man ſie zwingt, mit getheiltem Geiſte zu arbeiten, und ſofort das ganze Leben hindurch die Einbildungskraft im oberſten Stocke des Hauſes wohnen zu laſſen, die Sinne im Hofe und Garten, die Vernunft im Beſuchzimmer, und den Verſtand im Hintergebäude. Oder iſt es nicht alſo? —

Eben ſo wenig läßt ſich der Olivier'ſchen Methode der andere Vorwurf machen, daß ſie die Kinder überhäufe, indem ſie ihnen zu viel auf einmal beibringen lehre. Daß Kinder im Leſen, Schreiben und Rechnen zugleich unterrichtet werden, darin wird man die Ueberhäufung nicht ſuchen, da dieſe Gegenſtände einander nicht ganz ungleich, die Tage des Jahres aber zu lang ſind, als daß ſie mit nur einer Art ernſtlicher Beſchäftigung für die Kinder gehörig erfüllt werden könnten. Daraus aber, daß die Kinder hier binnen vier Wochen allerdings eben ſo viel, wo nicht mehr zu lernen bekommen, als nach andern Methoden in der Zeit von vier Monaten, iſt auch nicht unbedingt auf ein Zuviel für ſie zu ſchließen. Fürs erſte wäre dieſes Zuviel noch zu erweiſen. Dann aber iſt es ausgemacht, daß Kinder, ſobald ſie nur überhaupt des Unterrichtes fähig ſind, weit leichter und lieber merken, als Erwachſene. Es bedarf nur einiger Geſchicklichkeit in der Art und Weiſe, wie der Lehrer das Gedächtniß des Schülers beſchäftigt werden läßt, um dieſe Uebung nicht nur völlig unſchädlich für die weitere Entwickelung des Menſchen zu machen, ſondern ſie auch als Mittel zur Mittheilung manches andern, was belehrt und bildet, zu benutzen. Von zwei gleich ſchweren Beſchäftigungen des Geiſtes ſpannt nur diejenige die Kraft deſſelben in kurzer Zeit ab, welche ihn zu verſchiedenen und zwar divergirenden Richtungen nöthiget; die aber, welche in allen ihren Theilen die Beziehung aller auf einerlei Endpunkt merklich erhält, ſtärkt oft, anſtatt zu erſchlaffen, und kann wenigſtens weit länger, als jede andre in dem gehörigen Maaſſe ohne Nachtheil getrieben werden. Daß aber unſre Methode den Elementarunterricht wirklich zu einer ſolchen Beſchäftigung mache, glauben wir aus demjenigen ſchlieſſen zu können, was bisher zu ihrer Schilderung geſagt worden iſt. — Möge dann auch die Einbildungskraft an einem willkührlichen Laufe durch ſie nicht ganz gehindert werden; es iſt das Geſchäft einer bloßen Lehrart nicht, dies zu bewirken. Die Einbildungskraft iſt ein Vermögen, welches in ſeiner Thätigkeit nur durch moraliſche Mittel in feſte Schranken gebracht werden kann; die Erziehung aber hat, wie überall, ſo auch hier, im Anfange nur negativ zu verfahren. Dazu nun bietet ſich dem Lehrer bei jedem Gegenſtande des Unterrichts ununterbrochen Veranlaſſung dar. Daß durch die Methode, von welcher wir ſprechen, die Einbildungskraft nicht vorzüglich begünſtiget werde, iſt für ſich klar. Wo ſcharfe Aufmerkſamkeit auf die Sinnenobjekte Ordnung des Tages iſt, da iſt dem regelloſen Spiele jenes Vermögens hinlänglich geſteuert. Wir finden einen Beweis mehr für die Vorzüglichkeit unſerer Methode darin, daß ſie, ungeachtet der ſtrengen Regel, nach welcher ſie den Verſtand und die Sinnlichkeit leitet, doch der Einbildungskraft ihren Spielraum nicht zu ſehr verenget; ſie zeigt uns dadurch von einer neuen Seite, daß ſie den untrüglichen Charakter des Wahren und Guten an ſich träget, berechnet zu ſeyn auf den ganzen, einen und untheilbaren Menſchen! —

Wer weiß, ob die Olivier'ſche Lehrart nicht noch mehr und ſchnelleres Glück gemacht hätte, wenn ſie von ihrem Erfinder gleich anfangs nicht ſo ſehr von Seiten ihrer Neuheit als Methode, ſondern vielmehr als das, was ſie iſt, als im weſentlichen vollkommene Anwendung jenes einzig wahren Principes aller Erziehung dargeſtellt worden wäre: *in dem Zöglinge die natürliche Entwickelung ſeiner geſammten Anlagen und Kräfte in Gemäßheit jedes gegebenen Verhältniſſes deſſelben durch teleologiſche Kunſt zu leiten.* Es iſt dieſes Orts nicht, ſowohl die Wahrheit des behaupteten Satzes, als auch die vollkommene Uebereinſtimmung der Olivier'ſchen Methode mit ihm ausführlicher zu entwickeln. Aber gewiß wird der philoſophiſch, d. h. zur Erkenntniß der Dinge nach ihrem vollſtändigen Zuſammenhange, geſtimmte Theil des Publikums weniger wünſchen, eine neue, als, eine dem wahren Principe angemeſſene d. h. vernünftige Methode für irgend einen Zweig der Erziehung oder des Unterrichts zu erhalten. Jetzt nur wenige Worte. Die Erziehung ſoll dem Zöglinge die Natur, welche ihn umgiebt (und welche einen Jeden anders umgiebt, je nachdem das Auge ein anderes iſt, mit welchem ſie angeſehen wird), ſuppliren. Es fehlt dieſer Natur etwas, denn der Zögling iſt, wie man ganz richtig ſaget, noch nicht zur Vernunft gelanget; es fehlt ihr die Regel, welche in der Vernunft für die Natur enthalten iſt. Dieſe Regel nun im Theoretiſchen und Praktiſchen und bei jedem Alter des Zöglings ihm auf die rechte Weiſe anſchaulich zu machen, darin beſteht die ganze Kunſt des Erziehers. Es muß dies aber auf doppelte Art geſchehen, je nachdem die Vorſtellungen in dem Zöglinge entweder von dunklem oder von deutlichem Bewußtſein begleitet ſind, d. h. je nachdem er entweder nur Dinge im Raume und Zuſtände in der Zeit unterſcheidet, oder auch zugleich nach beſtimmten Geſetzen die Beſchaffenheiten, Verhältniſſe und Beziehungen dieſer Dinge und Zuſtände zu bemerken im Stande iſt. Im erſten Falle läßt ihm daher die Erziehung die Dinge ſelbſt regelmäßig, d. h. in einem durch Vernunft beſtimmten Zuſammenhange der Gleichzeitigkeit und Folge erſcheinen — ſie giebt ihm die Regel in concreto; im zweiten, oft erſt ſpät eintretenden, Falle bedient ſie ſich der Begriffe und Worte, belehrend zunächſt den Verſtand, — und ſo giebt ſie ihm die Regel in abstracto. So wie nun das zweite Geſchäft derſelben von Seiten des Lehrers bei großer Behutſamkeit viel Scharfſinn erfordert, ſo verlangt das erſte ungemeine Aufmerkſamkeit und Beſonnenheit; und es iſt ein eigenes, ſeltenes Talent, die Natur jederzeit in ihrer ganzen Gegenwart, und ohne Beimiſchung des Entfernten oder Eingebildeten nur nach den weſentlichen und geſetzlichen Charakteren ihrer Objecte zu ergreifen. Ja, es iſt dies kein bloßes Talent, es iſt eine ernſte Stimmung und Gewöhnung des Geiſtes und Sinnes, bei welcher allein man gewiß werden kann, das, was ſich in der Natur zur Betrachtung darbietet, aus dem rechten Geſichtspunkte zu beurtheilen und zu behandeln. Wir verlangen jene Stimmung, als die ſubjective Bedingung aller Vernünftigkeit, von dem Erzieher vorzüglich, weil ſie allein ihn in Stand ſetzet, dem Zöglinge das Nothwendige in der Natur und dem Geiſte, die Regel, in concreto ſowohl, als in abstracto, vor Augen zu halten; nur dadurch aber iſt es möglich, den Unerzogenen dahin zu leiten, daß er einſt, ſich ſelbſt überlaſſen, nichts anderes in der Natur ſuche und möge, als was der Ausdruck jener ewigen Regel iſt, das Wahre, Schöne und Gute.

Daß Herrn Oliviers Methode, ſo wie das, was der wackere Peſtalozzi unter Erziehung der Unmündigen gedacht wiſſen will, darauf allein und ganz abgeſehen ſey, iſt nicht ſchwer zu finden. Der Verfaſſer aber endet hier ſeinen Bericht über die erſtere, und behält es ſich auf eine andere Zeit vor, ſeine eigenen Anſichten von Menſchheit und deren Beſtimmung durch Anwendung derſelben auch auf die Theorie der Erziehung zu erläutern und zu erweiſen. Sein nächſter Wunſch iſt, daß das viele Gute in den Grundſätzen und Bemühungen jener Männer bald allgemein möge erkannt werden für das, was es iſt, und benutzt werden, wie Jeder gern das erkannte Gute benutzet.

Weiß.

III.

Die Jahrszeiten in Valencia *).

Im Norden wechſelt eigentlich das Jahr nur ſeine Unannehmlichkeiten; im Süden hat jede Jahrszeit ihre eigene Schönheit, ihre eigene Vollkommenheit. Im Norden verfließt das Jahr unter dem wechſelſeitigen Kampfe der Elemente; im Süden reihen ſich die Jahreszeiten ſanft und freundlich an einander an. Doch wenn irgendwo die ſchöne poetiſche Anſicht von dem Cyclus des Jahres neue Reize erhält, ſo iſt es in Valencia.

Bekanntlich pflegt der Januar unter allen Breiten der rauheſte und kälteſte Monath zu ſeyn. In Valencia hingegen kündigt er ſich bloß durch einen verringerten Grad der Wärme etwa zu ſechs bis ſieben Grad über 0 an. Aber auch dieſes iſt nur von der erſten Hälfte zu verſtehen, da das Thermometer gegen den vier und zwanzigſten, ſchon wieder auf neun, auch wohl zehn Grade ſteigt.

Der

---

*) Aus dem jetzt unter der Preſſe befindlichen Gemälde von Valencia, worauf man in allen Buchhandlungen allenfalls noch pränumeriren, wenigſtens Beſtellungen machen kann.

Der Februar tritt ein, und überall ſieht man nun ſchon die zarten roſigen Mandelbäume in voller Blüthe ſtehn. Alle Felder ſind mit jungen Gemüſen bedeckt; der Waizen fängt an ſeine Halme zu heben, und die Orangenbäume treiben neben ihren goldenen Früchten neue üppige Blüthenknoſpen hervor.

Der März erſcheint, und die ganze herrliche Landſchaft ſteht nun in voller Frühlingspracht. Die Wärme ſteigt hierauf von zwölf zu vierzehn Grad, bis endlich um die Zeit des Aequinoktiums etwas Regen fällt. Alle Sommerfelder werden nun vollends zugerichtet, alle Mandel- und Aprikoſenbäume haben ſchon junge Früchte angeſetzt, und die Winterſaat wächſt mit üppiger Schönheit fort.

Mitte Aprils fängt die Sonne an, ſtärker zu wirken; doch ſteigt die Hitze nur ſelten über ſechszehn bis ſiebzehn Grad. Ueberdem giebt es dann und wann ſanfte Nordoſtwinde, die unter dieſer Breite bloß erfriſchend ſind. Die Vegetation wird bei der beſtändigen Bewäſſerung immer ſchöner, die Gerſte wird bereits geſchnitten, und jeder Tag bringt neue Früchte hervor.

So dauert es fort bis Mitte May's, wo endlich die eigentliche dauernde Sommerhitze von achtzehn bis zwanzig Grad ihren Anfang nimmt. Eine Menge der ſchönſten ſüdamerikaniſchen Pflanzen ſtehen nun in voller Herrlichkeit, und die Wieſen werden von nun an alle acht Tage gemähet.

Der Junius kommt heran, die Kraft der Sonne, die Thätigkeit der Natur, die Schönheit der Vegetation haben nun ihren höchſten Grad erreicht. Schon hat die Waizenerndte ihren Anfang genommen; ſchon giebt es der frühern ſüdlichen Früchte in Ueberfluß; der Wein hat bereits groſe Trauben angeſetzt, und alle Felder ſind mit reifenden Saaten bedeckt.

Der Julius und Auguſt halten mit gleicher Wärme und faſt unmerklichen Veränderungen des Barometerſtandes an. Der tägliche Seewind, die häufigen, ſchnell vorübergehenden Gewitter kühlen die Luft ab, und vermehren die Fruchtbarkeit. Die abgemähten Felder werden von neuem beſtellt, und faſt alle herbſtlichen Früchte haben jetzt ihre vollkommene Reife erlangt.

Mitte Septembers gegen das Aequinoktium fängt die Wärme an abzunehmen, es fällt etwas Regen, und die Luft nimmt die milde entzückende Temperatur des beginnenden Frühlings an. Die Wein-, Oliven-, Algarrobas-Erndte u. ſ. w. wird jetzt vollendet, und die Winterſaat iſt bereits in die Erde gebracht.

Der Oktober pflegt mit gleichen Reizen und unter gleichen Beſchäftigungen zu verfließen, und der November hält mit den warmen lieblichen Tagen eines italiäniſchen Herbſtes an. Nur ſelten pflegt der Wind aus Nordoſt zu wehen, wobei jedoch die Temperatur nur wenig verändert wird. Die Landſchaft iſt entzückend, die Blätter haben zwar ein düſtereres Grün bekommen; aber Meer und Himmel glänzen in unveränderter Herrlichkeit.

So erſcheint der Dezember, ohne daß das Thermometer tiefer als zehn, eilf Grade fällt. Schon kann man am Ende des Monats wieder Veilchen, Primeln, Narziſſen u. ſ. w. pflücken, und das Jahr endigt mit Blumen, wie es angefangen hat.

Das iſt die ſchöne Rotation der Jahreszeiten in Valencia, das ſind die wechſelnden Anſichten einer ewig jugendlichen, ewig blühenden Natur! Wohl hatten die Mauren Recht, in dieſen Himmel, ihr Paradies zu verſetzen; ſo wie die Griechen an dieſen Geſtaden ihr Heſperien ſahn!

Dresden.

Chriſtian Auguſt Fiſcher.

IV.

Alexander, Friedrich Wilhelm und Luiſe in Memel.

Den 10ten Junius 1802.

Serus in coelum redeas, diuque
Laetus intersis populo. — —
Horat.

Es eilt von ſeiner Newa Strande
Moscoviens geprieſ'ner Held;
Schon jauchzt das Volk aus fernem Lande
Ihm von der Oſtſee bis zum Belt.

Ein Königspaar — der Stolz der Brennen —
Wirft ſich an Alexanders Bruſt,
Und Weisheit, Stärke, Schönheit nennen
Verbündet ſich — mit Götterluſt.

Beglückte Stadt! das Ausland preiſet
Dich neidend um des Glückes Ruhm,
Noch, wenn der Enkel Haupt ſich greiſet,
In der Geſchichte Heiligthum.

In dir vereinten, was die Hyder
Voll Grimm einſt ſieben Jahr getrennt,
Der Ahnen mildre Enkel wieder,
Von heißer Völkerlieb' entbrennt.

Wenn einſt — nach langen Segensjahren —
Sich wieder Volk mit Volk nun würgt,
Und vor des Mavors Kriegesſchaaren
Sich jammernd Greis und Säugling birgt:

Dann ziehn Europa's Friedensgötter
Der Rache Schwerdt für Völkerruh,
Und aus geſcheuchtem Kriegeswetter
Strömt Segen allen Ländern zu.

Schon ſeh ich, wie im Strahlenglanze
— Der ſchönern Zukunft nun gewiß —
Du jubelnd unter Spiel und Tanze
Dein Haupt erhebſt, Petropolis!

Wie du, mit deinen Königsſöhnen
Berlin! dich weihſt der Kaiſerſtadt,
Und ſtolzen Feinden, die dich höhnen,
Entwindeſt ihres Glückes Rad.

Denn Friedriche und Catharinen
Hat nun der Enkel Geiſt vereint,
Dem, ihrer Völker Glück zu dienen,
Des Friedens mildre Sonne ſcheint.

Aus einem lichten Sterngebilde
Schaut — wenn ein Säculum ſich kreiſ't —
Verbrüdert einſt Luiſens Milde
Und Wilhelm — Alexanders Geiſt.

Vor ihres Sternes ſanftem Strahle
Beugt dankbar ſich des Enkels Knie,
Und ihrer Völker Edenthale
Entſteigt des Sanges Harmonie.

Theodor Heinſius.

V.

Zeichen der Zeit.

Schauſpiel.

Das Schauſpiel iſt ſeit ſeiner erſten Entſtehung unter den Griechen durch ſo mannigfaltige Verwandelungen gegangen, daß es wohl die Mühe belohnt, ſie beſtimmter anzugeben.

Form und Tendenz erhielt es durch den Aeſchylus. Dieſer wilde Demokrat, nicht zufrieden die Invaſionsplane der Perſer zum Beſten des Hippias, vereitelt zu haben, ſann auf ein wirkſames Mittel, ſeinen Mitbürgern das Königthum verhaßt zu machen und fand es in der dramatiſchen Form. In den allergehäſſigſten Zügen ſtellte er die griechiſchen Könige dar; und je mehr Eingang er mit ſeinen Tragödien fand, deſto mehr fühlte er ſich verſucht, ſelbſt Götter den Ausſprüchen des Areopagus zu unterwerfen, blos weil die Wirkſamkeit deſſelben von dem Volke abhing.

In ſeine Fußtapfen traten Sophokles und Euripides, der erſtere mit einer warmen Liebe für die Republik ohne alle Wuth, der letztere mit einer Mäßigung, welche dem

Schüler des Sokrates Ehre machte, ob ſie ihm gleich von ſeinen Zeitgenoſſen den Vorwurf des Royalismus zu Wege brachte *). Wie ſehr ſich auch beide von dem Aeſchylus unterſcheiden mögen, ſo iſt der Zweck ihrer Werke, im Ganzen genommen, immer derſelbe. Republikanern zu ſchmeicheln iſt dieſer Zweck, und ihm gemäß, kennen ſie keine anderen Gegenſtände der Rührung, als das Unglück fürſtlicher Perſonen. Der Selbſtmord eines Ajax aus Ehrgeiz, die unſäglichen Leiden eines Philoktet aus Schickſal, das Elend einer Hekuba, die freiwillige Erblindung eines Oedipus, gegenſeitige Ermordungen, mit einem Worte: Alles was auf eine nähere oder entferntere Art den Zuſchauern ſagt, daß Perſonen, die vom Schickſal ſelbſt verfolgt werden, nicht vorhanden ſind, Völker zu beglücken, iſt der Inhalt und Zweck der griechiſchen Tragödie.

Je intereſſanter dieſe Art des Schauſpiels für Republikaner war, deſto eher mußte ein Mann von Talenten auf den Einfall gerathen, das Widerſpiel davon darzuſtellen. Das that Ariſtophanes. Die atheniſchen Demokraten boten Stoff genug zu einer neuen Gattung dar, welche im Grunde eben ſo vorbereitet war, als die Tragödie. Aus der Perſonalſatyre ward erſt Satyre überhaupt, und nachdem eine erträgliche Gleichheit hervorgebracht war, bloßes Sittengemälde. Wie viel Vergnügen übrigens die Griechen an den Schauſpielen eines Menander und ſo weiter gefunden haben, läßt ſich nur in ſofern beſtimmen,

---

*) Im 9ten Buch der Republik des Plato.

als man mit Gewißheit annehmen kann, daß das wirkliche Leben auf die Bühne gebracht, allenthalben Langeweile verurſachen müſſe.

Die Römer überſetzen die Tragödien und Comödien der Griechen. Je weniger das, was ſie auf ihre Bühnen brachten, ihr eignes Werk war, deſto reiner war das Vergnügen, welches ſie am Schauſpiel fanden. Die Tendenz des griechiſchen Trauerſpiels ging für ſie durchaus verloren, weil ſie als republikaniſche Welteroberer kein lebhaftes Intereſſe weder für noch gegen Könige hatten. Nur die Seltſamkeit des Schauſpiels zog ſie an. Gab es außerhalb des Theaters ein noch ſeltſameres Spektakel, ſo lieſen ſie ihm nach. Terenz klagt bitterlich darüber; aber Terenz hatte Unrecht, weil das, was er gab, in der Beurtheilung des römiſchen Publikums durchaus nicht beſſer war, als die Erſcheinung eines Elephanten, Löwen u. ſ. w auf dem Zirkus. Erſt unter den Imperatoren wurden die Römer mit dem eigentlichen Zweck der griechiſchen Tragödie vertrauter; aber nun waren ihre beſten Arbeiten auch das ſicherſte Unterpfand einer abſchreckenden Beſtrafung. Es iſt zu bedauern, daß, außer den Werken des Seneka, nichts von dieſen Trauerſpielen auf unſere Zeiten gekommen iſt; der Cato und Threſtes des Maternus, waren gewiß ſehr gute Stücke in griechiſcher Manier. *) Die Komödie ſtarb in kurzer Zeit ganz aus, und nach einer Stelle des Quintilian zu ſchließen, haben die Römer nie ein

---

*) S. De causis corruptae eloquentiae.

erträgliches Originalſtück in dieſer Gattung hervorgebracht *). Wie hätten ſich auch die Römer unter einander verlachen können?

Als in neueren Zeiten die Künſte und Wiſſenſchaften wieder auflebten, war Italien das Land, wo die erſten erträglichen Trauerſpiele aufgeführt wurden; aber da ſie den griechiſchen ſklaviſch nachgebildet waren, ſo erregten ſie nie ein anderes Intereſſe, als ſie früher bei den Römern erregt hatten, bis ſich endlich Alfieri ihrer annahm. Genährt durch die Lektüre der Alten, vorzüglich aber durch die Werke des Tacitus zu einem leidenſchaftlichen Republikaner ausgebildet, gab er ſeinen Trauerſpielen ganz die Tendenz der griechiſchen. Dies iſt ihr einziger Fehler. Im Uebrigen ſind ſie ſo vollkommen, daß ſie ihrem Verfaſſer, ſelbſt nachdem ihn die Schreckensperiode in Frankreich von allem Republikanismus geheilt hat, noch immer viel Vergnügen machen müſſen **). Beſſer mußte das Luſtſpiel in einem Lande gelingen, wo die Sozialverhältniſſe ſo elend waren, daß man zu einer gegenſeitigen Verachtung gewiſſermaßen genöthigt war. Goldoni's Komödien fanden daher ſehr großen Beifall, ob ſie gleich uns übrigen ſehr abgeſchmackt erſcheinen müſſen. Federici's Schauſpiele beweiſen, daß man in neueren Zeiten auch in Italien einen höhern ſtaatsbürgerlichen Werth bekommen hat. Könnten nur Schauſpiele unter irgend einem Himmelsſtrich ein hohes Intereſſe erzeugen!

---

*) S. Institutionum l. x. Quintilian ſagt: In comoedia claudicamus.

**) Seine frühere Denkungsart hat dieſer Schriftſteller in zwei Werken offenbaret, welche in Deutſchland ſehr wenig bekannt ſind. Das eine führt den Titel: la tirannide, das andere: il principe e le lettere. Beide ſind der beſte Kommentar zu ſeinen Tragödien.

Die Spanier hatten, nachdem ihre republikaniſche Verfaſſung durch Ferdinands Liſt, Karls Charakterſtärke und Philipps Despotismus zu Grunde gegangen war, ſehr ſtarke Aufforderungen, die Wiederherſteller des griechiſchen Trauerſpiels zu werden; aber Philipp der Zweite begegnete ihrem erſten Verſuchen durch den Befehl, keine fürſtlichen Perſonen, am wenigſten aber Könige, auf das Theater zu bringen. So wurde der Grund zur Tragikomödie gelegt; die abgeſchmackteſte Mittelgattung, welche es giebt! Als unter Philipp dem Vierten die ſpaniſche Bühne von allen Feſſeln befreit wurde, da hatte ſich der alte Freiheitsſinn bereits verloren; und verliebt in eine Gattung, deren Schöpfer ſie waren, fuhren die Spanier in ihren Tragikomödien fort, bis ſie in neueren Zeiten, durch das Beiſpiel der Franzoſen und Engländer aufgemuntert, Trauerſpiele von einigem Werth, wiewol mit Verluſt aller Originalität, erhielten. Beſſer gelang die Komödie; und wie konnte ſie anders als gelingen, da der ganze Nazionalcharakter aus lauter Widerſprüchen zuſammengeſetzt war? Erſt in den neueſten Zeiten haben die Spanier ein Schauſpiel erhalten.

Die Franzoſen erhielten ihre erſten guten Trauerſpiele von Corneille, der ſich zwar nach den Spaniern bildete, aber als ein Mann von größerem Charakter ſeine Muſter nothwendig übertreffen mußte; vorzüglich da er in Zeiten lebte, wo der Despotismus den Freiheitsſinn nur dann verſchonte, wenn er ſich in den Blüthen der Poeſie zeigte, und wo ein ſchöngeiſteriſcher Staatsminiſter ſein Nebenbuhler werden konnte *). Racine verließ dieſen Pfad; und indem er den Euripides zum Muſter wählte, ſchwängerte er ſeine Trauerſpiele mit Rittergeiſt und Loyauté. Voltaire gab den ſeinigen weltbürgerliche Tendenzen. Die ſpäteren Trauerſpieldichter athmen lauter Republikanismus; und zwar um ſo mehr, je näher ſie der Revoluzion kommen. Vortrefflich mußte das Luſtſpiel unter einem Volke gelingen, welches, wie alle Sklavenvölker den Witz zum ausſchließenden Antheil bekommen hatte; auch haben die Franzoſen die meiſten und beſten Luſtſpieldichter. Die Blutſtröme, welche die Revoluzion vergoß, löſchten die Flamme des Witzes aus. Jetzt iſt für die Franzoſen kein Luſtſpiel mehr vorhanden. Die älteren haben ihren Werth verloren, weil keine Lächerlichkeit ſich halten kann; neue kann es nicht geben **).

Die Engländer haben das ſeltſame Schickſal gehabt, daß ein Trauerſpieldichter aus den Zeiten der Königinn Eliſabeth durch ein ſeltenes Darſtellungsvermögen allen ſpäteren Brüdern die Lorbeern entriß. Bei einer fortgeſetzten Entwickelung einer geiſtreichen Nazion zwei Jahrhunderte hindurch als Schauſpieldichter intereſſiren, iſt unerhört und einzig; aber dies konnte auch nur ein Mann, deſſen hiſtoriſches Talent nie übertroffen worden iſt. Hierin liegt Schakeſpears Stärke, welche begreiflicher wird, wenn man bedenkt, daß er in Zeiten lebte, wo das Streben ſeiner Nazion am allervielſeitigſten war. Da er indeſſen endlich einmal für die Bühne veralten mußte, theils wegen der Sprache, worin er ſeine Schöpfungen darſtellte, theils wegen der Schöpfungen ſelbſt, welchen die Zeit ein allzu groteskes Anſehn geben mußte; ſo war im Grunde die Verlegenheit vorherzuſehen, in welche die Schauſpieldirectoren Englands, vermöge der poetiſchen Unfruchtbarkeit einer Nazion kommen würden, welche nur der Induſtrie obliegt. Sie haben ihre Zuflucht zu deutſchen Schauſpieldichtern genommen, während die beſcheidenen Deutſchen, weil ſie gewohnt ſind, den Geiſtesprodukten fremder Nazionen einen unverhältnißmäßigen Werth beizulegen, durchaus nicht begreifen können, wie das möglich iſt. Der Grund kann kein anderer ſeyn, als weil Kotzebue's Dramen, bei allen ihren Mängeln, einen bei weitem größeren poetiſchen Werth haben, als alle nicht ſchakeſpearſchen Stücke der Engländer zuſammengenommen. Was der Deutſche an dieſem Drama Fehler nennt, iſt dem Engländer Vorzug, Vollkommenheit.

---

*) Richelieu.

**) Indem durch Vergießung des galliſchen Bluts auf den Revoluzionsplätzen die Sklaverei vernichtet wurde, trat der Grundcharakter der Germanen hervor, der durchaus nichts lächerliches hat oder duldet.

Die Deutſchen wollten Anfangs durchaus ein Luſtſpiel haben; aber, wie ſehr ſie ſich auch anſtrengen mochten, es kam nicht zum Vorſchein; wenigſtens gelang es nicht. Man hat die Urſach dieſes Mislingens darin zu finden geglaubt, daß die Deutſchen weniger eine Nazion bilden, als die Spanier, Franzoſen, Engländer; allein man hat ſich geirrt. Luſtſpiele gedeihen da am beſten, wo die Sozialverhältniſſe reichlichen Stoff zur Satyre geben. Dies aber ſetzet immer viel politiſches Elend voraus, welchem die Deutſchen zu allen Zeiten weniger unterworfen geweſen ſind, als andere Nazionen, weil ſich von dem Grundcharakter der alten Germanen genug in ihnen erhalten hat, um ſelbſt den Regierungen zu gebieten. Die Folge davon iſt immer die geweſen, daß der Deutſche ſehr wenig Lächerlichkeiten an ſich getragen hat; ſelbſt fremde Nazionen haben ſie niemals finden können, wenn ſie auch hie und da über das eine oder das andere Vorurtheil der Deutſchen lächeln mußten. Ein anderer Umſtand kam noch hinzu: Je mehr in Deutſchland alles geordnet iſt, deſto mehr hat jedes Individuum außer ſeinem perſönlichen Werth noch einen ſozialen, den der Deutſche am wenigſten verkennen kann, und der in den meiſten Fällen ſo beſchaffen iſt, daß er ſogar den perſönlichen Unwerth bedeckt. Ein Militär, ein Gelehrter, ein Künſtler, ein Handwerker haben vielleicht Sonderbarkeiten, die ſie dem Spotte ausſetzen; aber ſie füllen den Platz, auf welchem ſie ſtehen ſo gut aus, daß ihr ſtaatsbürgerlicher Werth der Satyre ein Stillſchweigen auflegt; denn die Satyre muß moraliſch ſeyn, wenn ſie ſich nicht ſelbſt entehren ſoll. So fiel das Luſtſpiel der Spanier und Franzoſen durchaus für die Deutſchen weg. Ehe man dies einſah, überſetzte und imitirte man aus allen Kräften; aber immer ohne Erfolg. Es war, als wenn das ganze Volk den Schauſpieldichtern zurief: „Ihr könnt uns nicht lächerlich machen, ohne ungerecht gegen uns zu ſeyn; und wenn wir eure Werke loben ſollen, ſo iſt die erſte Bedingung, daß ſie uns nicht herabſetzen.“

So war man zum Schauſpiel (im engern Sinne des Worts) gezwungen. Aber dieſe Art von Dichtung, welche eine aus dem wirklichen Leben gegriffene Handlung den Regeln der Kunſt unterwirft, hat mit großen Schwierigkeiten zu ringen, wenn ſie ein lebhaftes Intereſſe erregen will. An jeden Dichter nämlich macht man die ſehr natürliche Forderung, daß er eine andere als die gewöhnliche Welt darſtellen ſolle, und dieſe Forderung lehnt der Verfertiger eines Schauſpiels durchaus von ſich ab. Der großen Verbindlichkeit, die er dafür übernimmt, durch Verwickelung und Entwickelung der Handlung zu intereſſiren, iſt ſchwer zu genügen, weil Kombinazionen dieſer Art nicht ſehr mannigfaltig ſeyn können. Und ſo geſchieht es, daß zuletzt alle Schauſpiele nicht nur Einen Zuſchnitt, ſondern auch Einen Inhalt bekommen; welches durchaus Langeweile machen muß. Es kommt noch dazu, daß man Dramen dieſer Art nicht ganz rein von dem Schmutze des Lebens erhalten kann; ein Umſtand, der die Langeweile nicht ſelten in Ekel verwandelt. Das Schlimmſte aber iſt, daß ſie den Schauſpielern ihre Kunſt verleiden.

Ein jeder weiß, wie ſehr die Schauſpieler in früheren

Zeiten bei allen europäiſchen Nazionen verachtet wurden. War Vorurtheil in dieſer Verachtung, ſo war das Vorurtheil ſelbſt nicht ganz verwerſlich, da es mehr die Kunſt ſelbſt, als eine Ungeſchicklichkeit und Roheit in derſelben traf, und da man immer vorausſetzen kann, daß jedem moraliſchen Gefühl irgend eine Wahrheit zum Grunde liegt, wenn ſie auch nicht beſtimmt ausgeſprochen wird. Worin beſteht die Kunſt eines Schauſpielers? In der gänzlichen Vernichtung ſeiner Individualität, um eine fremde — beſſere oder ſchlechtere, in ſich aufnehmen und darſtellen zu können. Eine ſolche Kunſt ſollte ſich die Achtung germaniſcher Nazionen erwerben können, da ſie durchaus gezwungen ſind, in jedem Schauſpieler, ſo lange er es iſt, einen Sklaven zu ſehen? Dies iſt der einzige Grund der Verachtung, welche die Schauſpieler ſonſt gedrückt hat und noch drückt. Die Schauſpieler ſelbſt beſtätigen die Wahrheit der Behauptung. Liebten ſie ihre Kunſt als Kunſt, ſo könnte es ihnen niemals einfallen, die Heldenrollen zu briguiren; ſie ſtreben blos danach, um weniger verworfen zu erſcheinen. Daſſelbe Gefühl begleitet ſie überall, und wird die Urſach, warum ſie ſich in dem ſogenannten Schauſpiele ſo leicht vernachläſſigen, indem ſie hier ſelten etwas beſſeres darzuſtellen haben, als ſie ſelbſt ſind, und, in den meiſten Fällen, etwas noch ſchlechteres darſtellen müſſen.

Dieſes Gefühl würde, im Verlauf der Zeit, in Deutſchland alle Bühnen zertrümmern müſſen, ſtände den Dramen nicht eine Verwandlung bevor, welche, mit den Bühnen, die Ehre der Schauſpieler retten wird.

Die Tragödie der Deutſchen kann weder die der Griechen und des Grafen Alfieri, noch die der Spanier und Franzoſen ſeyn; aus keinem andern Grunde, als weil uns Unzufriedenheit mit den Regierungen nie zu einer verdeckten oder unverdeckten Satyre auf Fürſten und ihre nächſten Diener verleiten wird, und weil wir auf der anderen Seite viel zu ehrlich ſind, um ihnen in Werken der dramatiſchen Kunſt zu ſchmeicheln. Haben wir bisher nachgeahmt, ſo werden wir gänzlich davon zurückkommen, weil uns eine ganz neue Gattung übrig bleibt. Dieſe iſt das hiſtoriſche Trauerſpiel, ohne alle andere Beziehungen, als welche im Kunſtwerk ſelbſt liegen. Trauerſpiele dieſer Art können den Schauſpieler nie herabwürdigen, weil er wirkliche Perſonen darſtellt, welche irgend einmal den Geiſt ihrer Zeit ausgeſprochen haben, und dadurch zu einem achtungswürdigen Organ wird. Außer den minder vollkommenen Dramen dieſer Art, welche Schiller geliefert hat, haben wir bereits einen Regulus und die ſchöne Ausſicht, daß der Verfaſſer deſſelben ein junger Mann iſt. Und gewiß wird er nicht der Einzige bleiben, wie er es jetzt iſt. Viele werden in ſeine Fußtapfen treten, da das Studium der Geſchichte und mit ihm die dramatiſche Hiſtoriographie immer allgemeiner werden müſſen. Innerhalb zwanzig Jahren werden wir einen ſo groſen Vorrath von ächthiſtoriſchen Trauerſpielen beſitzen, daß wir ganz Europa damit verſorgen können, wenn es, wie es nicht unwahrſcheinlich iſt, im Studium der Geſchichte hinter uns zurückbleiben ſollte.

„Aber das Trauerſpiel ermüdet; die Zuſchauer wollen auch lachen.“

Sehr richtig! Nur ermüdet das hiſtoriſche Trauerſpiel weniger als irgend ein anderes, weil es Wahrheit enthält, die keine Dichtung geben kann; und was das Bedürfniß der Zuſchauer zum Lachen betrifft, ſo wird es ſeine Befriedigung in einer ganz neuen Gattung finden, welche recht eigentlich dazu gemacht iſt, das Lachen zu reizen.

Das Donauweibchen und ähnliche Stücke ſind nicht ſo verworfen, als ſie den orthodoxen Liebhabern des Luſt- oder Schauſpiels ſcheinen. Was kann uns abhalten, darin die erſten Verſuche einer ganz andern Art des Luſtſpiels zu ſehen, welche, frei von aller Satyre, und ohne die Malignität im mindeſten ins Spiel zu ziehen, durch die bloße Sonderbarkeit der Erſcheinungen beluſtigt? Denkt man ein wenig tiefer, als gewöhnlich gedacht wird, ſo muß man bekennen, daß die bisherigen Luſtſpiele, bei aller moraliſchen Tendenz, die man ihnen gab, höchſt unmoraliſche Kompoſizionen waren. Von ihnen kann in einem vollkommneren Zuſtande der Geſellſchaft nicht mehr die Rede ſeyn. Da aber ihre Gattung durchaus nicht untergehen, ſondern ſich nur verwandeln kann: ſo wird ſie durch eine neue Art der Luſtſpiele erſetzt werden, welche die beiden Vortheile vereinigt, nicht ſatyriſch zu ſeyn und die Schauſpieler nicht herab zu würdigen. Die Individualität des Schauſpielers wird ohne allen Nachtheil aufgeopfert, wenn er entweder das hiſtoriſch-Wirkliche oder das phyſiſch-Unmögliche darſtellt. In beiden Arten der Darſtellung bleibt er ein durchaus freier Menſch, dem man ſeine Achtung nicht verſagen kann, weil es immer räthſelhaft iſt und bleibt, wie viel Moralität ſein eigenes Weſen einſchließt.

Das ſind die Tendenzen, welche das gegenwärtige deutſche Drama enthält, und dieſe Tendenzen ſind um ſo untrüglicher, weil ſie aus der Natur der Menſchen und aus dem vollkommneren Zuſtande der Geſellſchaft abgeleitet ſind. Denn jede Kunſt muß ſich in eben dem Grade vervollkommnen, in welchem die geſellſchaftlichen Verhältniſſe vollkommner werden. Die Schauſpieler ſelbſt ahnen davon nichts; aber ihre höhere Entwickelung iſt deshalb nicht minder nothwendig. Nicht zu berechnen iſt die Kraft des Drucks, den die beſſer organiſirte Geſellſchaft giebt, und willig oder nicht, muß jedes Individuum dieſem Drucke folgen.

Philaleth.

VI.

Julian und Kamilla.

Ein hiſtoriſches Gemälde.

Friede Eurem Staube, Eurem Angedenken eine Thräne, Ihr guten Seelen! Die Zeit hat Euren Aſchenkrug verſenkt; aber keine Entfernung der Jahre wird Euren Namen aus dem Herzen der Nachwelt verlöſchen, denn die Liebe kennt dieſen Wechſel nicht. Sie führe auch uns zu Eurer Urne, und ihr Genius lächle freundlich hernieder, wenn wir jene mit dem Cypreſſenkranz umwinden. — —

Ein mildes Klima und empfängliche Herzen riefen in Italien die Künſte aus dem Dunkel hervor. Die Großen fühlten den Werth derſelben, die Gelehrten und Künſtler beiferten, ſich jeden Preis zu verdienen. Italien wurde ein zweites Griechenland, Florenz ein neues Athen. Auf den Medizäern ruhte der Geiſt des Perikles und Alcibiades. Thätigkeit und Kenntniſſe erwarben dieſem Geſchlechte fürſtliche Reichthümer, und, was ſeltener iſt, eine wahrhaft große Denkart. Das Volk, das ſie beherrſchten, betete ſie an, und nur einige Faktionen des alten rauhen Adels arbeiteten ihnen eiferſüchtig entgegen. Kosmus von Medizis bekleidete die erſte Würde des Staats vier und dreißig Jahre, und als der Tod ihn abrief, verehrte das Volk ſein Andenken unter dem Namen: des Vaters des Vaterlandes. — Ein ſeltenes Beiſpiel, daß der Neid nicht den Ruhm eines Mannes mit ſeinem Leben beſchließt, der ſein Vaterland beherrſchte, ohne Fürſt zu ſeyn.

Minder glänzend, nicht weniger rühmlich war der Zeitraum, da ſein Sohn Peter das Ruder des Staats führte; aber alles vereinigte ſich, zwei Kinder, die er bei ſeinem frühen Tode hinterließ, zu den höchſten Stufen eines gerechten Ruhmes hinauf zu führen. Schon in ihren Knabenjahren wurden ſie für ihre große Beſtimmung gebildet, denn mit ihren entſchiedenen Talenten herrſchten ſie eben ſo in der Sphäre ihrer Jugendgeſpielen, als ſie einſt in dem Kreiſe der größern Welt durch ihre Geburt zum Regieren beſtimmt waren. Die Verſchiedenheit der beiden brüderlichen Karaktere griff auf eine ſo glückliche Art in einander, daß ſie, durch die innigſte Liebe wechſelſeitig verbunden, die größte Gewalt in der Republick durch die ihnen ertheilten höchſten Staatsbedienungen erhielten. Der Name ihrer Familie, ihr gewandter Körper, ihr gebildeter Geiſt, ihre Schätze, und die Freigiebigkeit, womit ſie die letztern ſich und dem Volke erſprießlich zu machen wußten, alles dieſes führte jene Lieblinge des Glücks ihrer glänzenden Laufbahn entgegen.

Lorenzo, der Aeltere der beiden, vereinigte in ſeiner Seele Lebhaftigkeit und Großmuth, Verwegenheit und ernſte Ueberlegung, Kraft und Willen; und wenn die Größe ſeines Karakters der ungebildeten Menge zuweilen in Stolz, Hitze und Herrſchſucht auszuarten ſchien, ſo war die ſanfte

Beſcheidenheit, die ruhige Duldung und freundliche Milde ſeines Bruders Julian dazu geſchaffen, alle jene Eindrücke zu verwiſchen, oder vielmehr zu ſeinem Vortheil in ein freundliches Licht zu ſtellen.

Lorenzo lebte mehr der Welt, dem Staate, dem Glanze ſeiner Familie, und den Entwürfen für die Zukunft; Julian ſeinem Herzen, dem ruhigen Genuſſe, einer liberalen Pracht und den Freuden, welche die ſchönen Künſte gewähren. Er bildete ſich einen Tempel des Friedens, indeß jener die Stürme der Kabale und des Neides von dem Glücksſchiffe des Staates und ſeiner Familie abzuwenden ſuchte.

Vorzüglich bemühte Lorenzo ſich, die eiferſüchtigen Kabalen der Pazzi's, eines alten, reichen Florentiniſchen Hauſes, durch eine ſchlaue Politik theils zu entkräften, theils auf verſchiedenen Wegen den nie ruhenden Groll derſelben zu verſöhnen. Aeußerlich gelang ihm dieſes durch die Verheurathung ſeiner Schweſter Blanka an einen jungen Mann jener Familie. Aber in eben dem Augenblicke wo er eine alten Wunden zu heilen ſuchte, wurden durch einen nothwendigen Schritt der Staatsklugheit dieſelben von neuem aufgeriſſen.

Sixtus, der Vierte, regierte in Rom dem Namen nach; der Wirklichkeit gemäß aber hatte der natürliche Sohn deſſelben, der Prinz von Fourly, die ganze Gewalt des Hauptes der Chriſtenheit in Händen. Vater und Sohn, der Figurant in der Papſtgeſtalt und der Pabſt im Ritterkleide, beide haßten die Familie Medizis gleich ſtark, und ſuchten durch Franz Pazzi, der ſich bei ihnen in Rom aufhielt, das Feuer der Zwietracht in den Florentiniſchen Staat zu werfen, Julians ruhiger Beobachtung entging dieſes nicht, und er bewirkte die Zurückberufung des jungen Florentiners. Das ganze Haus Pazzi hielt dieſes für eine nicht zu verzeihende Beleidigung, und, wenn die Vorſicht ſie auch ſchweigen lehrte, ſo erweckte doch dieſer Schritt das unter der Aſche glimmende Feuer von neuem, welches eben gedämpft zu ſeyn ſchien. Der Ausbruch aber wurde durch die Hauptperſonen von beiden Theilen verhindert; denn kurze Zeit nach Franzens Rückkehr ſchien wirklich das Band der Freundſchaft ihn mit dem Manne zu verbinden, der ihn zurückberufen hatte. Man ſuche nicht den Grund dieſer damals wunderbaren Erſcheinung in der Verſtellung, die oft mit ſo groſſer Kunſt auf dem Theater des Lebens erſcheint, um hinter ihrer Larve den feſtgeſteckten Plan deſto ſicherer zu erreichen. Franz und Julian waren werth, durch Freundſchaft auf das innigſte verbunden zu werden, und dies würde auch erfolgt ſeyn, wenn nicht eine mächtige Triebfeder zwiſchen beiden angeſpannt worden wäre, welche nur dann ihrer Beſtimmung zu entſprechen ſcheint, wenn ſie edle Herzen verbindet.

Beide ſahen ſich oft in einem der angeſehenſten Häuſer, welches die Krone der weiblichen Jugend von Florenz zu einem allgemein geſuchten und geehrten Mittelpunkt aller Parteyen machte. Kamilla hatte von der Natur und dem Glücke alle Geſchenke erhalten, um das allgemeine Aufſehn zu rechtfertigen, welches ſie machte. Wenn die gleichzeitigen Schriftſteller von ihr ſagen: ſie ſei ſo ſchön geweſen, wie die freundliche Göttin der griechiſchen Vorwelt, welche von den Horen geſchmücket dem Cypriſchen Geſtade entſtieg, ſo fromm, wie die Mutter des Erlöſers und ſo geiſtreich wie Minerva, ſo ſetzen ſie die Verſicherung hinzu: daß man, der ſonderbaren Zuſammenſtellung ungeachtet, in dieſen Bildern die allerbeſtimmteſte Wahrheit angedeutet ſehen mögte. Die Dichter verkünden in den Geſängen, welche durch ihren Namen unſterblich wurden, nicht ihr Lob, ſondern beklagen die Armuth der Sprache, welche für ſolche harmoniſche Vollkommenheit zu arm ſey.

Julius Medizis und Franz Pazzi wurden beide von dem Zauber dieſer Schönheit ergriffen, und kamen einander durch ein tägliches Zuſammenſeyn bei Kamilla näher, als es ihre öffentlichen Verhältniſſe und ſelbſt das geheime Streben ihrer Herzen wechſelſeitig wünſchen mußte. Julian genoß in ſtiller Bewunderung die Schönheit des weichen, reinen, edlen Herzens der Kamilla, indeß Franz ihren gebildeten Geiſt bewunderte und ihre Reize anbetete. Die edelſten Florentiniſchen Jünglinge traten zurück, da ſie zwei ſolche Männer um die Hand Kamillens werben ſahen; aber die Wahl war ſchon getroffen, da Franz noch hoffte, er werde, als der Glücklichere, durch ſein Glück mit ſeinem Nebenbuhler zur genauen Freundſchaft verſöhnt werden. Kamilla liebte den edlen Julian; er kannte ihre Liebe, und um nicht durch das Schickſal von der einzig Geliebten getrennt zu werden, ehe die beiderſeitigen Familien ſich über dieſe Verbindung vereinigt hätten, hatte er ſich in einem Kloſter mit ihr vermählt, und ein verſchwiegener Prieſter hatte mit dem Segen der Kirche dieſen Bund geheiligt.

Ehe noch irgend jemand dieſes ahnete, wurde das Geheimniß an Franz Pazzi verrathen. Er ſah nur die Größe des Verluſtes, und an die Stelle der edlern Gefühle trat die heftigſte Leidenſchaft, die ſich zur Rache gegen den Beglückten entwickelte. Schnell verließ er Florenz und eilte nach Rom, wo die päpſtliche Politik durch glänzende Verſprechungen das von neuem aufglimmende Feuer anzufachen ſuchte. Bandini, Pazzi's Vertrauter, wußte durch ſeine Verſtellungen alle edlern Empfindungen aus dem Herzen des unglücklich Liebenden zu verbannen. — " Nur der Tod der beiden Brüder, ſagte er, die unſer Vaterland despotiſiren, können dich und deine Familie gegen die ewigen Unterdrückungen, Beleidigungen und eine immer wiederkehrende Schmach ſicher ſtellen. Brutus und Kaſſius opferten einen Tyrannen; biſt du weniger edel, als jene? — Du wirſt dem Staate eine neue Geſtalt geben, und bei dem Geſchenke der Freiheit wird jeder biedere Mitbürger vergeſſen, daß du dein Schwerdt mit Blut benetzt haſt. — Nur eine Pflicht ertöne dir jetzt, es iſt die, deine gerechte Rache mit dem Wohle des Vaterlandes zu verbinden. Und wenn der Verhaßte todt iſt, wer wird dir noch die Hand des herrlichen Weibes rauben, das nur einem Manne von deinem Verdienſte, deinem Adel und deiner Entſchloſſenheit beſtimmt iſt? — "

Ein jedes dieſer Worte war ein neuer Sporn für die Entwürfe Pazzi's; der beleidigte Liebende fiel, von ſeiner Leidenſchaft verblendet, immer tiefer, und erröthete zuletzt nicht mehr vor ſich ſelbſt, als er bey dem entworfenen Plane ſich ſelbſt die Rolle eines Meuchelmörders zutheilte.

In Rom, wo in allen Jahrhunderten gegen den

Frieden der Staaten Minen angelegt wurden, kam auch dieſe Verſchwörung zu Stande. Der Prinz von Fourly verſprach den Abſichten des Pazzi alle thätige Hülfe. Sein Wort war das Wort des Papſtes. Der Erzbiſchof von Piſa, Salviati, und der Kommandeur der päpſtlichen Truppen Montſaca traten den Planen zur Ermordung der beiden Häupter der Medizäiſchen Familie bei. Nur noch ein großes Hinderniß war zu beſiegen, ehe ſich die Verſchwornen einen erwünſchten Ausgang verſprechen konnten, es war die große Liebe des ganzen Florentiniſchen Volkes, welche die beiden Brüder unumſchränkt beſaßen.

Salviati bot die Dienſte der ſeinem Kommando anvertrauten Truppen zwar an; aber erſt mußte man einen ſchicklichen Vorwand finden, unter welchem man die Annäherung derſelben an Florenz verſchleiern konnte. Doch ſolche Dinge finden die Großen nur zu leicht, wenn ihre Privatleidenſchaft das Loos über ihre Feinde beſtimmen ſoll. Der Pabſt gab den Befehl, daß ein Corps gegen Romanien und Toskana aufbrechen ſollte, um das Schloß Monton zu belagern, an welches er gegründete Anſprüche zu haben behauptete. Die Anführer hatten die heimliche Ordre, den Befehlen des Erzbiſchofes von Piſa und des Franz Pazzi unumſchränkten Gehorſam zu leiſten.

In der Mitte ihrer Mitbürger die beiden Brüder fallen zu laſſen, getraute ſich Pazzi nicht. Ein ſonderbares Mittel wurde gewählt, um dieſen Streich auszuführen. Oeffentliche Feſte ſollten veranſtaltet werden, um unter dieſem Vorwande eine Menge von Fremden in die friedlichen Mauern von Florenz zu bringen.

Der Pabſt ſandte den achtzehn Jahr alten Kardinal Riario, welcher bis dahin in Piſa das kanoniſche Recht ſtudirt hatte, unter einem aus dem Schooße der Kirche entlehnten Vorwande, als apoſtoliſchen Legaten nach Florenz. Die hohe Würde dieſes Geiſtlichen erforderte eine Pracht, welche in jenen Zeiten den Glanz der königlichen Gefolge übertraf. Die beſonderen Umſtände und der wahre Zweck dieſer Unternehmung veranlaßten die Verdoppelung der Bedientenzahl, und ſo wurde in aller Stille eine Menge von Verſchwornen und Soldaten ihrem Ziele entgegen geführt.

Riario betrat das Florentiniſche Gebiet, und zu gleicher Zeit beeiferte ſich von allen Seiten Volk und Adel der hohen Würde dieſes päbſtlichen Geſandten durch Feſte und Ehrenbezeugungen ein vollkommenes Genüge zu leiſten. Vier Meilen von Florenz lag das der Pazziſchen Familie gehörige Schloß Montughi. Hier hielt ſich der Kardinal einen halben Tag auf, und genoß die gaſtfreieſte Bewirthung der Beſitzer. Die erſten Häuſer von Florenz eilten herbei, um ihn hier zu bewillkommnen. Der Anſtand und die Politik forderten auch die beiden Brüder Lorenzo und Julian auf, ſich von dieſer ſchuldigen Höflichkeitsbezeugung um ſo weniger auszuſchließen, da ſie die erſten Ehrenſtellen im Staate bekleideten; obgleich ihre Privatverhältniſſe zum päbſtlichen Hauſe nicht die beſten waren. Indem ſie ſo die Pflichten für den Staat der Stimme ihres Herzens vorzogen, wurde das Loos des

Verderbens über ſie geworfen, und nur einem glücklichen Ungefähr hatten ſie es zu verdanken, daß der Meuchelmord nicht ausgeführt wurde. Sie ſollten beide in einem Augenblicke fallen; aber der ſo innig ſeine Kamilla liebende Julian verweilte länger in ihren Armen. Düſtre Träume hatten ſie erſchreckt; bange Ahnungen erfüllten ihr zartes Herz. Er kam erſt in Montughi an, da ſein Bruder das Schloß ſchon wieder verlaſſen hatte. Noch einmal wachte das Schickſal über das ſchöne Leben ſeiner Lieblinge; aber die Verſchwornen bauten einen neuen Plan auf die Trümmer des zerſtörten. Lorenzo lud den Kardinal nebſt der ganzen Familie Pazzi auf ein nahe liegendes Schloß Fieſole für den nächſten Tag ein. Der neue Plan der Verſchwornen wurde durch Julians Abweſenheit, der den Genuß der ſchönſten Liebe dem rauſchenden Glanze der Feſte vorzog, vereitelt.

Der Kardinal hielt endlich ſeinen Einzug in Florenz, und die feierliche Meſſe, welche er am nächſten Sonntage in der Hauptkirche zu halten verſprach, wurde zu der Stunde des Blutbades erkohren, denn hier mußten die edlen Medizäer ihrer Aemter wegen erſcheinen.

Franz Pazzi beobachtete den Tag zuvor die beiden Schlachtopfer genau, um eines längſt gewünſchten glücklichen Erfolges deſto ſicherer zu ſeyn. Er fand den zärtlichen Julian in einem der ſchönſten Gärten der Stadt, und begleitete ihn längere Zeit unter gleichgültigen Geſprächen. Eine düſtere Schwermuth umwölkte Julians Herz. Indem erſchien einer ſeiner Bedienten und überreichte ihm einen Brief. Er las, und wehmüthig benetzte er die geleſenen Zeilen mit einer Thräne.

Schon glaubte Franz, die Verſchwörung ſei ihm jetzt verrathen. Julian ward ohnmächtig und der Brief entſank ſeiner Hand. Die Aufmerkſamkeit ſeines Gefolges war zu ſehr auf ſeine Perſon gerichtet, die unter ſtummen Seufzern ins Leben zurückkehrte. Franz entfloh mit dem geraubten Briefe, und las die Zeilen, die die ſorgſame Kamilla ihrem Gatten nachgeſchickt hatte. Ein Schriftſteller hat uns dieſes Denkmahl weiblicher Zartheit und Liebe aufbehalten. „Nur für dich, mein Julian, ſchreibt ſie, nur für dich lebe ich; darum will ich dir die Qual entdecken, die mein Herz foltert. Wenn mich der Schlaf übereilt in meinen Thränen, ſo quälen mich die fürchterlichſten Träume mit ihren Schreckbildern. Ich habe ſie wieder geſehen die blutigen Tiger, welche dein Bild am Fuße des Altars zerreißen. Nenne es nicht wieder eine zärtliche, aber eitle Furcht! — Ich habe dein Blut fließen ſehn. Meine Gebete und meine Thränen, die um Hülfe flehten, verdoppelten die Wuth der Grauſamen. Ich erſchrak und erwachte. — Es war nur ein Traum, und dafür danke ich dem gütigen Gott auf meinen Knien; aber der Schlaf endet meine Furcht und meinen Kummer nicht. — Das Pfand deiner Liebe lebt unter meinem Herzen. Um dieſes Pfandes willen, beſchwöre ich dich, ſetze dein ſchönes Leben nicht der Gefahr aus, und verachte nicht die Warnungen des Himmels und das Flehn eines Weibes, das dein Leben mehr liebt, als das ihre, welches nur dir gehört. Mein Daſeyn iſt nur eine ohnmächtige Sorge, wenn du von mir fern biſt. Ich fürchte dich verlohren zu haben, wenn mein Arm dich nicht umſchließt. Höre meine Bitten und eile zu mir. — —“

Der Tag der feierlichen Meſſe erſchien. Es war der 26ſte April 1478. Die Rollen des ſchrecklichen Meuchelmordes waren vertheilt, das Signal zur Ausführung war verabredet. Der Graf von Montſeca und das Haupt der Pazziſchen Familie Jacob ſollten dem ältern Medizis am Altare den Dolch in den Buſen ſtoßen, indeß Franz und Bandini den Jüngern durchbohren wollten. Die beiden erſtern aber weigerten ſich, eine ſolche Schandthat an einer heiligen Stätte zu vollbringen; ihnen ward daher das zugeworfene Loos abgenommen, und zwei andern Verſchwornen, dem Anton von Volaterra und einem Mönche, Stephan, zugetheilt. Das Signal des Angriffs waren die Worte der Meſſe: Domine! non sum dignus, bei welchen die kleine Glocke dreimal angezogen wird.

Ein neuer Umſtand ſchien auch jetzt wieder dem Plane eine Vernichtung zu drohen. Lorenzo erſchien ohne ſeinen Bruder. Franz eilte mit mehreren Vertrauten zu Julians Zimmer und fand ihn mit der Abreiſe zu dem Kloſter beſchäftigt, in welches ſich Kamilla ſeit ihrer Verheurathung begeben hatte, um dort zu verweilen, bis ſie öffentlich beiden Familien, als die Gattin des Geliebten, vorgeſtellt werden konnte. Pazzi beſaß Ueberredungskunſt genug, um den nachgiebigen Julian zum Beſuchen der Meſſe zu überreden.

Beide ſetzten ſich in einen Wagen und fuhren zur Kirche. Beim Ausſteigen umarmte Pazzi den Gegenſtand ſeiner grauſamen Rache, um zu ſehen, ob er unter ſeinem Gewande vielleicht einen Panzer verſteckt habe. Julians Stimmung war weit heiterer, als den Tag zuvor; vielleicht träumte er ſich ſchon in die Arme ſeiner Gattin, um ihren zärtlichen Kummer durch ſeine Gegenwart zu verſcheuchen.

Sie traten in die Kirche. Eine ungeheure Volksmenge ſtrömte zum Altar hin. Das Evangelium wurde verleſen. Der entſcheidende Augenblick war da. — Die Glocke ertönte. — Die Mörder zogen die verſteckten Dolche und jeder eilte ſeinem Schlachtopfer zu. — Bandini durchbohrte Julians Bruſt, er ſank ohnmächtig nieder. „Kamilla!“ rief er, und verſchied. Pazzi ſah in den Zuckungen des Todes noch die Zeichen des Lebens, fiel über ihn her, und ſättigte ſeine Rache durch mehrere Dolchſtiche, die ſeine Wuth ſo entflammten, daß er beim Herausziehen des Stahls aus dem entſeelten Körper, ſich ſelbſt am Fuße verwundete. Julians Freund, Neri, zog den Degen, ſeinen Vertrauten zu ſchützen. Es war zu ſpät! — Er wollte ihn rächen. — Bandini durchſtieß auch ihn; er ſank, und das Blut der beiden Jugendgenoſſen vermiſchte ſich.

Minder blutig war der Erfolg auf der andern Seite. Von Schrecken und Furcht verblendet, traf Anton von Volaterra nicht Lorenzo's Bruſt. Er ſtreifte vor ſeinem Geſichte vorbei, ohne ihn zu verwunden. „Halt, Verräther!“ rief Medizis, und fing den zweiten Dolchſtoß des zaudernden Prieſters mit ſeinem Schwerdte auf, ſo daß er nur leicht am Halſe verletzt wurde. Lorenzo ſprang auf und vertheidigte ſich wider den Angriff der Verſchworenen. Das Volk ſtrömte zu ſeiner Hülfe und Rettung herbei. Er entfloh in eine nahe liegende Kapelle. Seine Freunde beſetzten ſie, denn Bandini wollte auch hier ſein Werk vollenden.

Ueberall ſah man nun in der Kirche die gezückten Degen blinken; ein Theil der Gegenwärtigen, unkundig der Urſach des allgemeinen Aufſtandes, nahm die Flucht. An den Thüren entſtand ein entſetzliches Gedränge, welches das Ein- und Ausgehn unmöglich machte. Ein allgemeines Geſchrei erhob ſich. Anton von Volaterra und der Prieſter Stephan ſuchten mit Hülfe der allgemeinen Unordnung durch die Flucht zu entkommen. Aber ſie wurden entdeckt und fielen als ein gerechtes Opfer der Wuth des Volks. Ihre zerſtückelten Leichname wurden als ein Triumph der gerechten Rache durch die Straßen gezogen. Den Cardinal rettete kaum der heilige Purpur und die dicht um ihn her verſammelte Geiſtlichkeit an den Stufen des Hochaltars. Laute Verwünſchungen wurden gegen ihn ausgerufen; lauter noch ertönte das Lob der Medizäer.

Salviati, der Erzbiſchof von Piſa, war indeß der Abrede gemäß, auf das Rathhaus geeilt, und ſuchte ſich hier der Perſonen der Signorie, an der Spitze von hundert Piſanern, zu verſichern. Er trat ein in den großen Verſammlungsſaal derſelben, wohin ſich jene ſogleich begeben hatten, aber Schrecken und böſes Gewiſſen lähmte ſeine Stimme. Der größte Theil des Gefolges verweilte im untern Stocke, um dort den Erfolg der geiſtlichen Beredſamkeit zu erwarten, er hatte ſich aber ſchon ſelbſt in gefängliche Haft gebracht; indem man die Thüren der Zimmer zuſchlug, um das Eindringen des herbeiſtrömenden Volks zu verhindern. Die Schlöſſer konnten nicht von innen ohne Schlüſſel geöffnet werden.

Cäſar Petrucci, der Gonfaloniere, erkannte den Willen des

Erzbiſchofes aus ſeinen unzuſammenhängenden Worten, und ließ ihn von den Gerichtsdienern ohne weitere Unterſuchung aufhängen. Die andern Aufwiegler wurden ein Opfer der Volkswuth, die mit jedem derſelben dem ermordeten Julian ein Sühnopfer zu bringen glaubten.

Franz Pazzi flüchtete ſich in ſeine Wohnung; die Wunde, die er ſich ſelbſt beigebracht hatte, machte ihn zur weitern Ausführung ſeiner Schandthat unfähig. Er hatte mit dem Erzbiſchofe ein gleiches Loos; aber keine Reue, nur Wuth der unbefriedigten Rachgier, entlockte ihm einige Seufzer. Jakob Pazzi und der Graf von Montſeca flohen mit einigen Truppen, von der Menge verfolgt, durch die Straßen, und riefen eine Freyheit aus, die niemand mit ihnen theilen wollte. Endlich erreichten ſie das Thor der Stadt, und ſuchten in den Gränzen von Romanien ihre Sicherheit. Doch auch ſie wurden nach einiger Zeit aufgefangen und mit dem Tode beſtraft. Bandini floh nach Konſtantinopel. Als der Sultan die Schändlichkeit ſeiner That erfuhr, ließ er ihn ausliefern, und die Rache der Geſetze ahndete ſein Verbrechen an ihm und ſeinen Genoſſen.

Die Liebe des Volkes belohnte den der Gefahr entronnenen Lorenzo, der ſein ganzes Anſehn aufboth, um das Leben des Kardinals zu retten. Man brachte ihn in aller Stille unter einem ſichern Geleite über die Gränze.

Lorenzo wurde umringt von allen guten Bürgern, die ihm Leben und Gut anbothen, um ſich und den Staat gegen die heraneilenden päbſtlichen Truppen zu ſchützen. Da aber dieſe den ſchlechten Erfolg des ſchändlichen Planes erfuhren, zogen ſie ſich in das Gebieth ihres Herrn zurück. Bald war die Ruhe wieder hergeſtellt, und der edle Medizis lebte von der Zeit an in ſeinem Vaterlande als ein von allen geliebter Fürſt unter ſeinen Unterthanen; er war es nicht dem Nahmen nach; die Liebe des Volks machte ihn aber wirklich dazu.

Früh ſchon eilte Lorenzo zu der Gattin ſeines ermordeten Bruders. Ach! das Gerücht der Schandthät war ſchneller geweſen, als ſeine Sorgfalt. Ihr gerechter Schmerz war, wie ihre Liebe zu Julian, gränzenlos. Lange zitterte man für ihr Leben. Nach drey Monaten gebar Kamilla einen Sohn; er war das einzige Band, welches ihren Geiſt von neuem an dieſe Welt feſſelte, indeß ihr Herz unzertrennlich den Geliebten in den beſſern Regionen begleitete. Der frommen Sitte der Zeit gemäß, weihete ſie ſich und ihren Sohn dem Dienſte der Kirche. Er ward Prieſter, und beſtieg unter dem Nahmen Klemens des Siebenten, den päpſtlichen Stuhl; ſeine Mutter erlebte dieſes nicht. Der Tod vereinte ſie bald mit dem Geliebten. Sie ſtarb in der Hoffnung des Wiederſehens; das letzte Wort, welches ihren Lippen entſchwebte, war: Julian! —

Friedrich Cramer.

VII.

Theater.

1) Königliches Nationaltheater.

Ueberſicht. Vom 16ten Julius bis zum 17ten Auguſt wurden auf dem Königlichen Nationaltheater vier und vierzig einzelne Stücke gegeben; nehmlich:

neue	zwei;
Wer erſt kommt, mahlt erſt, ein Luſtſpiel in 3 Akten, nach dem Franzöſiſchen frei bearbeitet von Herrn Huber. (zweimal)	
Rodogüne, ein Trauerſpiel in 5 Akten nach Corneille (von Herrn Bode) dreimal.	
Trauerſpiele	drei;
die Jungfrau von Orleans	dreimal;
Schauſpiele	eines;
Singſpiele	achtzehn;
Luſtſpiele	vierzehn;
die Nymphe der Donau	gar nicht.

Zur Feier des Geburtstages Sr. Majeſtät des Königs ſprach Herr Beſchort eine Rede.

Herr Direktor Iffland iſt verreiſt.

2) *Mahomet*, nach Voltaire, von Göthe, auf dem Weimar'ſchen Hoftheater.

Lauchſtädt, den 25ſten Julius 1802.

Geſtern ſah ich auf dem hieſigen Theater *Göthe's* Mahomet, und ich benutze die wenigen Augenblicke vor meiner Abreiſe, Ihnen eine kurze Nachricht davon zu geben. Mögen andre, die den flüchtigen Genuß, den ich nur *einen* Tag hatte, oft und wiederholt haben, Ihnen vollſtändigere und gründlichere Nachrichten ertheilen; ich erzähle Ihnen nur kurz und einfach, was ich ſah und fühlte.

Es ſcheint auf dieſem Theater in aller Stille eine Veränderung vorgegangen zu ſeyn, die man in der übrigen theatraliſchen Welt noch nicht ahnet, und die doch von einer bedeutenden Wirkſamkeit ſeyn könnte. Mit einer ſolchen Spannung und zugleich mit einem ſo innigen Wohlgefühl habe ich noch vor keiner Bühne geſeſſen. Es war mir, als wären alle Individuen vor mir verſchwunden, und es käme mir eine reine Handlung in die Seele; ich war der wirklichen Welt entrückt, ich hatte nur *ein* Gefühl, ich ſchaute ein *Kunſtwerk* an. — Natürlich ließ ich es nicht bei der Verwunderung über dieſe Erſcheinung bewenden; ich fing an, darüber zu reflectiren.

Das Aeußere des Theaters konnte es nicht ſeyn, was dieſe Wirkung hervorbrachte, denn ſo niedlich auch die Dekoration, ſo richtig auch das Koſtume war, ſo findet man doch dies auch anderwärts; das Stück ſelbſt war es auch nicht, denn dies kannte ich ſchon; die Schauſpieler auch nicht, denn ich habe deren berühmtere geſehen und hier ſpielte ſogar eine Anfängerin. Es war etwas von allem dieſem Verſchiedenes, was mich begeiſterte, es war ein gewiſſer Geiſt, der aus dem Ganzen hervorging, und in mir ein unwiderſtehliches, höchſt wohlthätiges Gefühl der Harmonie erzeugte.

Auf allen andern Theatern, die ich ſah, tritt nehmlich jeder Schauſpieler mit ſeiner eigenthümlichen, abgeſonderten Individualität auf, die er in den Charakter der Rolle einzwingt, welche er eben zu geben hat. Sein Gang, ſeine Geberde, ſein Mienenſpiel ſind mehr oder weniger dieſelben, die mit dem Gang und den Geberden aller übrigen Mitſpielenden nichts gemein haben; er iſt in jedem Augenblicke von den andern, ja von ſich ſelbſt verſchieden, und folgt darin bloß ſeinem Studio, ſeinem Ermeſſen, oder der Natur und dem Glücke. Er hat ſich eine Manier gebildet, alle übrigen haben ein gleiches gethan; und ſo hat man alle Augen und Ohren voll zu thun, um nur einen jeden Schauſpieler in ſeiner Art und Kunſt zu begleiten. Dazu kommt, daß neben einem guten und groſſen Schauſpieler immer andre agiren, die für die Zeit, als ſie ſprechen, die Aufmerkſamkeit auf ihre gemeine Individualität hin- und von dem Künſtler, wie von dem Kunſtwerk abziehen. So wird man in jedem Augenblick hin- und hergeriſſen, das Ganze wird ins Unendliche zerſtückt, und kaum weiß man am Ende, was man geſehen und gehört hat.

Hier ſpielen alle Schauſpieler nur in einer Manier. Ihre Haltung iſt edel und voll Anſtand, ihr Gang iſt ruhig liſch und gemeſſen, ihre Bewegungen langſam, ſchön und plaſtiſch; ihre Recitation von der möglichſten Richtigkeit, Deutlichkeit und Würde. Man kann nicht angeben, wie der Schauſpieler, außer der Bühne gehen, ſtehen und ſprechen möge; er ſteht hier auf einem erhabneren Standpunkte, und iſt der dichteriſche Verkündiger dichteriſcher Werke. Alle Eigenthümlichkeit iſt in dem großen Geſchäft der Recitation und Declamation verſchwunden; ja ſelbſt die dargeſtellten Perſonen und Charaktere werden uns nur gleichſam in der Maſſe, in großen, allgemeinen, kräftigen Umriſſen gegeben. Hier ſchaltet der Schauſpieler mit dem Dichter nicht nach Gefallen, und giebt faſt mehr von dem Seinen, als von dem Empfangenen: hier iſt der Dichter der Apoll, der den Sänger begeiſtert, ſein Werk wird vorgetragen, ſeine Schöpfungen ſind es, die ins Leben gerufen werden. Es iſt nicht, als wenn alles erſt in dem Augenblick entſtände, um eine matte Täuſchung hervorzubringen; es erſcheint alles als das beſonnene Werk eines ſchöpferiſchen Genius und reißt uns unwiderſtehlich aus unſrer Wirklichkeit, nicht in ferne Zeiten und Regionen, ſondern, über alle Zeiten und Orte, in die freien idealiſchen Gefilde des Lebens hinauf.

Sie können ſich leicht vorſtellen, daß es bei dem Schauſpieler nicht geringe Aufopferungen koſten müſſe, dieſe Manier zu ergreifen, theils, weil er offenbar ſich dem Dichter nachſtellt, theils, weil er ſeine gewohnte und geliebte Individualität verwiſcht ſieht, theils, weil neben dem größeren Künſtler auch kleinere, bei angeſtrengter Uebung, ohne allzuſehr abzuſtechen, ſehr gut ſtehen können. Aber, was kann auch lohnender ſeyn, als harmoniſch mitzuwirken zur Hervorbringung einer ſchönen Einheit, zur Darſtellung eines wahren Kunſtwerks und zur Erweckung und Erziehung des wahren poetiſchen Sinnes! Dieſe Rückſicht hat ohne Zweifel bei den Mitgliedern des Weimarſchen Hoftheaters vorgewaltet, als ſie dieſe Aufopferungen zu machen anfingen; die große Autorität, die der Schöpfer dieſer Manier in der bürgerlichen und literariſchen Welt vor ſich hat, mußte ſie ihnen erleichtern.

Jedoch, wenn mich nicht alles trügt, ſo iſt dieſe Manier nicht das Höchſte und Letzte, wozu dieſer hohe Genius die dramatiſche Kunſt führen wollte; man ahnet es, daß ſie nur Mittel und Weg zu dem Ziele ſey. Wie? wenn die Bande dieſer Regeln, die vielleicht das Genie ein wenig herabziehen, indeß ſie das Nicht Genie erheben, allmählich erſchlaffen dürfen, wenn ſie nicht mehr Feſſeln ſind, wenn ſich der Künſtler unter dem neuen Gebote mit Leichtigkeit und Freiheit bewegt; — welche Darſtellungen haben wir dann von dem freien, aber erzogenen Genie zu erwarten, welche überraſchende und unglaublich ſcheinende Reſulta wird dieſe einzig zweckmäßige Vorarbeit geben! — Ich kann es nur andeuten, was ich denke; aber ich hoffe, Sie werden meinen Wink verſtehen. Nur zweierlei ſetze ich zu einer Erklärung hinzu; Sie haben Demoiſelle Jagemann auf dem Berliner Theater geſehen, — ihre Manier iſt eben die, von der ich geſprochen habe, in ihr ſpielen alle, die auf ihrem Theater auftreten; und nun können Sie ſich die vollendete Harmonie denken, die in den hieſigen Darſtellungen im

Ganzen und im Einzelnen herrſcht. Sodann aber muß ich Ihnen auch bekennen, daß Sie in Berlin, nach meiner Ueberzeugung, eine Künſtlerin beſitzen, von der man ſagen könnte, daß ſie in der Ausübung der Kunſt gleichſam ſchon über dieſe Vorübung hinaus ins freie Feld der Kunſtſchöpfungen eingetreten ſey. Studieren Sie dieſe in ihren Hauptrollen, und Sie haben ein Beiſpiel von den endlichen Reſultaten, die ich andeutete.

Von der einzelnen Vorſtellung, die ich ſah, kann ich Ihnen, nach dem Obigen, nur folgendes ſagen: Herr Vohs ſpielte den Mahomet, Herr Graff (deſſen metallreiche Stimme alles übertrifft, was ich bisher hörte) den Sopir, Herr Becker den Omar, Herr Malkolmi den Phanor, Demoiſelle Maas die Palmire und Demoiſelle Götz (heut zum erſtenmale) den Seide; ſie hatten ſich vereinigt, den Göthe-Voltairiſchen Mahomet darzuſtellen; alle wirkten zur Hervorbringung eines Ganzen und die Wirkung, die dieſes in den Gemüthern der Zuhörer hervorbrachte, iſt die Charakteriſirung und das höchſte Lob der Einzelnen.

Wie ſehr hätte ich gewünſcht, die Brüder des Terenz und den genialiſchen Prolog, mit dem das neue Haus eingeweiht wurde, auf dieſem Theater zu ſehen! Auch wäre ich neugierig genug auf ein gewöhnliches modernes Luſtſpiel geweſen. Es muß ſehr intereſſant ſeyn, den Kontraſt, in welchen eine Manier, die zu der Höhe des Antiken führt, mit dem gemeinen Modernen und der modernen Gemeinheit tritt, zu beobachten, und auch die Blüthen zu ahnen, die auf dieſem neuen Felde für das Luſtſpiel erwachſen. Mit dem Terenz iſt ein entſcheidender Anfang gemacht worden: mit dem Sophocles wird man vielleicht im Tragiſchen fortfahren und wir werden auf unſern Bühnen ſehen, was wir nie glaubten, und was Leſſing nur zu einer Uebung des Witzes zu vertheidigen ſchien — die Maſken und den Kothurn.

Das Haus in Lauchſtädt habe ich in ſeinen drei Perioden geſehen. Zuerſt war es eine bretterne Bude, worinn dem hellen Tage kümmerlich der Eingang verwehrt wurde, ſodann war die Bude etwas bemahlt und befeſtigt und wurde der Schaafſtall genannt; jetzt ſteht auf einem andern Platze ein niedliches Haus, deſſen ſich die Muſen nicht ſchämen dürfen, und welches im Innern mit Verſtand und Geſchmack angelegt iſt. Man hört und ſieht überall; und die richtig beobachteten Proportionen laſſen auch das verwöhnte Auge nicht die Kleinheit des Theaters bemerken. Erſcheinen auch die Figuren etwas koloſſal, ſo iſt das dem Trauerſpiel wohl zuträglich. Das geräumige Parterre iſt in drei Plätze abgetheilt, und oben lauft der freie, in Logen eingetheilte Balken herum, von welchem aus man in jedem Punkte das Ganze überſieht. — Doch warum beſchreibe ich Ihnen das Aeußere eines Theaters, von deſſen Innern ich nur Winke geben konnte! Vielleicht erhalten Sie bald von andern beſſere Nachrichten. Ich reiſe von hier, aber gewiß nicht mit leichtem Herzen. Leben Sie wohl.

F.

3) Ion, Iphigenia ꝛc. auf demſelben Theater.

Ebendaher, den 20ſten Auguſt.

Lauchſtädt iſt nun wieder leer und proſaiſch geworden; denn die hier verſchloſſene Bühne iſt ſchon in Rudolſtadt geöffnet. Ion, Nathan, die Brüder des Terenz und Iphigenia ſind von größeren Stücken die bedeutenſten, welche man nach Ihrer Abreiſe von hier gab. Ion ward mit großem Beifall aufgenommen und auf Verlangen wiederhohlt. Das brave Spiel des Xuthus (Herr Vohs), der Kreuſa (Demoiſelle Malkolmi), des Greiſes (Herr Graff), und des Ion (Demoiſelle Maaß), machten ein herrlich in einander greifendes Ganze, welches nur durch die unbegeiſterte Pythia und den ſchlechtſprechenden Apollon geſtört wurde. Mit wahrhaft künſtleriſchem Geiſte und ächtem Sinne für das Antike hatten Vohs und Graff ihre Rollen ergriffen; die Conventionswelt war in ihrem Spiele verſchwunden, und ein reines Kunſtwerk trat vor die Seele des Zuſchauers. Als Ion zeigte Demoiſelle Maaß, wie viel man von einer Künſtlerin zu erwarten hat, deren kindliche Unbefangenheit und natürliche Innigkeit, durch Zartheit und Tiefe des Gefühls belebt und durch Studium zu einer idealen Individualität verbunden wird. Zwar wurde Ion etwas zu weiblich gegeben, aber wirklich nur Etwas; und wenn gleich in denen Stellen, wo er ſich ganz als Jüngling fühle, den Ion nicht Kraft genug zu beleben und zu treiben ſchien, um ihn ganz als Göttersohn zu zeigen: ſo war die Darſtellung des liebevollen Knaben, des ſanften, ſchwärmeriſchen, heiligen Zöglings des Tempels deſto anmuthiger und reizender; ſo, daß ich glaube, dieſer kleine Fehler ſei bei weitem unbedeutender, als der entgegengeſetzte, da Schlegels Ion weit jünger, weniger king, aber liebevoller, frömmer, edler und alſo poetiſcher erſcheint, als der des Euripides. — Kreuſa ward richtig und gut gehalten, ſowohl in einzelnen Scenen, als im Ganzen; beſonders ſchön wurden die Monologe deklamirt Ueberhaupt iſt die eigentliche Deklamation die wahre Sphäre dieſer Schauſpielerin, beſonders die hohe tragiſche. Leider ſcheint ſie nur den Cothurn bisweilen auch dort zu tragen, wo er nicht hervorblicken ſollte; und vielleicht möchte es ihr auch in der Action zuweilen an Grazie fehlen, beſonders in der Behandlung des Gewandes (worin Madame Meyer bekanntlich die erſte Meiſterin iſt) ſo, daß dadurch einige Monotonie entſtand. — Neben ſolchen Nachbarn fiel die Pythia, deren Sprache und Action ſich nicht empfiehlt, und der in rauhem, ſtolperndem Baß deklamirende Apollon (Herr Haide), nur noch mehr auf, beſonders der letztere, von deſſen Talent der Deklamation man etwas Göttlicheres zu erwarten berechtigt war.

In der Darſtellung der Iphigenia erhoben ſich Demoiſelle Malcolmi als Iphigenia, Herr Cordemann als Oreſtes, Herr Graff als Thoas in einzelnen Scenen. Arcas ward von Herrn Bekern gut gegeben, Pylades aber von Herrn Halde nicht alſo.

Nathan ſah ich nicht ſelbſt; aber allgemein wird dieſe Vorſtellung als höchſtgelungen geſchildert; beſonders ſoll Hr. Vohs den Tempelherrn meiſterhaft dargeſtellt haben. — Das Mädchen von Marienburg machte den Beſchluß der diesjährigen Vorſtellungen in dem Hauſe, das durch den höchſt poetiſchen und bedeutungsvollen Prolog ſo herrlich eröffnet worden iſt.

St.

VIII.

Poſtſcripte.

76.

Einfluß der klaſſiſchen Literatur auf die häusliche Oekonomie.

Wenn man bisher geglaubt hat, daß unſere Damen über dem Studium der klaſſiſchen Literatur die Häuslichkeit verlaſſen möchten, ſo läßt ſich aus der Geſchichte des Tages ſehr leicht das Gegentheil beweiſen. Denn, ſeitdem ſie gelernt haben, daß **Sokrates** die Kräutermärkte beſuchte, haben ſie die Schaam abgelegt, den Bedarf ihres Hausſtandes mit eigener Hand einzukaufen.

— t —

77.

Politiſcher und literariſcher Friede.

Man wird bemerkt haben, daß mit dem allgemeinen Frieden auch der Friede in die literariſche Welt eingekehrt iſt. Sollte letzterer eine Folge des erſtern ſeyn, ſo ließe ſich wohl erwarten, daß die Wiſſenſchaft einſt noch auf ein Entſchädigungsſyſtem denken möchte, wodurch ſie für die verwüſtenden Streifereien in ihrem Gebiete ſchadlos gehalten würde. Es iſt nur das kleine Bedenken dabei, daß die ſtreitenden Partheien zum Schadenerſatz nicht geeignet ſind, und die Wiſſenſchaft da ihr Recht verlieren würde, wo nichts zu holen iſt.

— t —

78.

Die Leipziger Meſſe.

Fritz. Ach, Vater, was die Leute da für Bücher führen,
Wer mag die alle durchſtudiren!
Vater. Iſt auch nicht nöthig, Fritz, wer eins nur lieſt,
Weiß ſchon was in den andern iſt.

— t —

79.

Neue Goldgrube für Buchhändler und Schriftſteller.

Die Erfindung, die Frauen und Männer darzuſtellen wie ſie ſind, wie ſie ſeyn und nicht ſeyn ſollten, iſt ſo gut erdacht, daß für einländiſche prima materia auf das ganze laufende Jahrhundert überreichlich geſorgt iſt. Man hat jetzt auch einen Officier wie er ſeyn ſollte *), und wer ſteht uns dafür, daß in dem nächſten Zeitungsblatte nicht auch ein Officier, wie er iſt und wie er nicht ſeyn ſollte, angekündigt wird! Dies ſind nur die Präliminarien zu dem, was dem ganzen deutſchen Reiche noch bevorſteht. Man denke ſich, wie unerſchöpflich dieſer Stoff iſt, da für jeden Stand ein — wie er iſt, wie er ſeyn und wie er nicht ſeyn ſoll — angefertigt werden kann; und nicht bloß für jeden

---

*) Auch ein dito Unterröckchen und Teufel.

Stand, ſondern — da es nun doch einmal ins Große getrieben werden muß — auch für jeden beſondern Zweig dieſes Standes. Alſo bei dem **Juriſten** für den Geheimerath, den Kriegsrath, den Stadtrath ꝛc.; bei dem **Officier** für den General, den Obriſten, den Hauptmann ꝛc. bei allen — wie ſie ſind, wie ſie ſeyn und wie ſie nicht ſeyn ſollten. Wenn ſo nach dem Verlauf eines Jahrhunderts für alle Stände und Zweige geſorgt ſeyn wird: ſo bedürfen wir gar keiner **allgemeinen** Anweiſungen, Moralen und Sittenbücher mehr, denn jeder Stand hat ſeine eignen.

— t —

80.

Ankündigung, in Folge des vorigen Poſtſcripts.

Ich kündige vorläufig für die nächſte Michaelis-Meſſe folgende Schriften an:

1) Der Schriftſteller, wie er iſt, wie er ſeyn und wie er nicht ſeyn ſollte. Dieſes Buch wird beſonders auf die Redakteurs der Journale und auf die Theaterkritiker Rückſicht nehmen, nur mit der Einſchränkung, daß ich mich bei den letztern kürzer faſſen werde, da ſie immer ſind, wie ſie nicht ſeyn ſollen.

2) Der Buchhändler. Hier wird beſonders gezeigt werden, wie er ſeyn ſollte, da die Schriftſteller meinen, daß über das **iſt** kein Zweifel mehr vorhanden ſey.

3) Der Docent. Hier wird beſonders gezeigt werden, wie diejenigen ſind, welche Vorleſungen über Aeſthetik halten; da man ſchon daran völlig Genüge haben wird.

ſo ſcheint es auch überflüſſig zu ſeyn, eine Anweiſung zu geben, wie ſie ſeyn ſollten. Endlich

4) wird noch eine beſondere Schrift erſcheinen, in welcher gezeigt werden wird, wie die bisher in dieſer Gattung von Schriften erſchienenen Anweiſungen ſind, wie ſie ſeyn und wie ſie nicht ſeyn ſollten, um dem leſenden Publikum zu zeigen, daß die, welche ſind, nicht immer ſind, wie ſie ſeyn ſollen.

— e —

81.

Helle und Hölle.

Man ſchreibt dem Denken ausſchließend **Helle** zu; es iſt aber für die meiſten Menſchen, nicht bloß für die Lappländer, auch eine wahre **Hölle**, welches man um ſo mehr promiscue gebrauchen kann, da man gewöhnlich beide Wörter einerlei ausſpricht.

F.

82.

Leſebibliotheken.

Man nennt gewöhnlich die **Leih**bibliotheken: **Leſebibliotheken**; ohne Zweifel aus bloßer Satyre gegen die Privatbibliotheken, die gewöhnlich keine **Leſe**bibliotheken ſind.

F.

Anzeiger der Eunomia.

No. III. September 1802.

I. Ankündigung.

In einigen Wochen wird in meinem Verlage
eine
ausführliche Beſchreibung
der
dem Preußiſchen Staate als Entſchädigung
für die
an die franzöſiſche Republik abgetretenen Provinzen
zugeſtandenen,
und von deſſen Truppen in Beſitz genommenen Länder des Deutſchen Reichs ꝛc.

erſcheinen, deren Lage durch eine zu dieſer Beſchreibung neu geſtochene Charte dem Leſer deutlich dargeſtellt werden ſoll.

Jeden, welchem an baldiger Erhaltung dieſer Schrift gelegen ſeyn dürfte, erſuche ich, ſeine Beſtellung hierauf bald und poſtfrei an mich gelangen zu laſſen, da ich ſie denn ſogleich, als ſie die Preſſe verläßt, überſenden werde. Der Preis dürfte ungefähr 12 Gr. betragen.

Berlin, den 12ten Auguſt 1802.

Friedrich Maurer,
Buchhändler. Poſtſtraße Nr. 29.

II. Literariſche Anzeigen.

Komiſche
und
humoriſtiſche Dichtungen.

Mit fünf Kupfertafeln. 8.

Berlin, bei Friedrich Maurer 1802.

Dieſe Erzählungen müſſen zu den unterhaltendſten Produkten der letzten Meſſe gezählt werden. Der Name eines ungenannten, aber in dem Werk ſelbſt beinahe ſich unverkennbar nennenden Veterans unter den deutſchen Schriftſtellern würde dies allein ſchon verbürgen; es herrſcht darin eine Munterkeit und zugleich eine Keuſchheit der Laune, die den Leſer eben ſo angenehm ergötzt, als ſein moraliſches Gefühl befriedigt. In den poetiſchen Erzählungen wird man vielleicht hier und dort an einen bekannten Stoff erinnert; aber die Art, wie der Verſtand den Stoff bearbeitet, iſt immer neu und immer gefällig. Die manchen Bruchſtücke von ſcherzhaften Epopeen erregen einiges Bedauern, daß das Ganze nicht ausgeführt worden: indem ſie keine geringern Talente, als die des Verfaſſers „des Schnupftuchs" ankündigen, in deſſen allgemein bewunderter Manier ſie gearbeitet ſind. Die proſaiſchen Erzählungen athmen die Gutmüthigkeit und Frohlaunigkeit der muſäiſchen, ohne ihr ſchleppendes zu haben: die eingeſtreuten Verſe geben ihnen einen eigenthümlichen Reiz. Die Kupfer ſind wohlgewählt und kräftig ausgeführt, beſonders aber ſind die von Catel gezeichneten, von Bolt geſtochenen, durch pſychologiſchen Ausdruck und durch Feinheit des Grabſtichels vortrefflich.

J — h.

Von dem vom Kurfürſtl. Mainziſchen Herrn Hofkammerrath Winkopp in Aſchaffenburg im vorigen Jahr angekündigten geographiſch historiſch-ſtatiſtiſchen Handbuche iſt nun wirklich des erſten Bandes erſte Abtheilung unter dem Titel:

Neueſtes
Zeitungs- Reiſe- Poſt- und Handlungs-Lexikon
oder
geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Handbuch
von
allen fünf Theilen der Erde;
enthaltend

eine genaue und vollſtändige Beſchreibung aller in den fünf Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrſchaften, Völker, Gewäſſer, Gebirge, Waldungen, Städte, Feſtungen, Seehäfen, Handels- und Fabrikorte, Bäder, Geſundbrunnen, Flecken, und überhaupt aller, für Geſchäftsmänner, Reiſende, Kaufleute und Zeitungsleſer, in hiſtoriſcher, politiſcher oder commercieller Hinſicht, bemerkungswerther Ortſchaften, wobei ganz vorzügliche Rückſicht auf deutſche Leſer und Deutſchland genommen, und davon alle Poſtſtationen und Dörfer, ſo wie die vornehmſten Höfe und Weiler angezeigt worden ſind.

Nach
den Friedensſchlüſſen zu Lüneville und Amiens
aus
den neueſten Reiſebeſchreibungen, Topographieen, Staatsſchriften und handſchriftlichen Nachrichten, auch auf eignen Reiſen geſammelt und verfaßt,

im meinem Verlage erſchienen. Der Preis iſt 1 Rthl. 16 Gr. und das Werk ſelbſt in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben. Die zweite Abtheilung des erſten Bandes wird ohnfehlbar bald nachfolgen; der zweite Band aber in der dießjährigen Leipziger Michaelismeſſe erſcheinen. Leipzig, im Julius 1801.

C. F. R. G. S. von Kleefeld.

Neue Verlagsbücher bei Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Adelung, J. Ch. Auszug aus ſeinem größern Wörterbuche der deutſchen Sprache 4r Bd. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Chladni, E. F. F., Lehrbuch der Akuſtik mit 12 Kupfern, gr. 4. Schrbp. 4 Thlr.

Gesners I. A. W. Kritik der Moral. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Martens Fr. H. kritiſches Jahrbuch zur Verbreitung der neueſten Entdeckungen und Beförderung der Aufklärung in der Geburtshülfe, nebſt Anzeige der neueſten wichtigſten Schriften dieſer Wiſſenſchaft, 1ter Band, mit Kupfern. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Shakespeare's Othello, Trauerspiel, bearbeitet vom Leg. Rath Schubart, mit Melodieen von Zumsteeg, 8. Schwp. 18 Gr.

Tilesius, D. W. G. Ueber die sogenannten Seemäuse oder hornartigen Fischeier, nebst anatomisch-physiologischen Bemerkungen über die Fortpflanzungsweise der Rochen und Hayfische. Mit 5 ausgemalten Abbildungen. 4. 1 Thlr. 16 Gr.

Wagner, J. Jak. Theorie der Wärme und des Lichtes. 8. 10 Gr.

Weiße, D. Chr. E. Geſchichte der Churſächſiſchen Staaten, 1ſter Band. gr. 8. Schrbp. 1 Thlr. 8 Gr.

Wetzel. J. K. Grundriß der einzig zweckmäßigen Propädeutik zum gründlichen und fruchtbaren Studio der **Metaphyſik** oder der Transſcendentalphiloſophie, als der Grundlage des Kerns und Geiſtes aller wahren Philoſophie. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Grundriß ꝛc. der Propädeutik zum Studio der Logik. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wünſch, Chr. E. Lucifer oder Nachtrag zu den bisher angeſtellten Unterſuchungen der Atmoſphäre, vorzüglich in Hinſicht auf das Höhenmeſſen mit Barometern. Mit Kupfern. gr. 8. 3 Thlr.

In der J. G. Beygangiſchen Buchhandlung in Leipzig iſt in der Jubilate-Meſſe 1802 herausgekommen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ormond, oder der geheime Zeuge. Aus dem Engliſchen des Godwin frei überſetzt von Friedr. v. Oertel. 8. 2 Thlr.

Smith, Charlotte, Papiere eines einſamen Wanderers, oder Erzählungen mannichfachen Inhalts. Aus dem Engliſchen frei überſetzt von Ebendemſelben. 3 Theile. 8. 3 Thlr.

Enthaltend: 1r Theil, Eduardens Geſchichte. — 2r Theil, Henriettens Geſchichte. — 3ter Theil, Corriſandens Geſchichte.

Dieſe beiden Romane, welche das Intereſſe des Leſers vom Anfange bis zu Ende feſſeln werden, können wir dem Publikum als die unterhaltendſte Lektüre empfehlen.

Aufſätze, ſtaatswirthſchaftliche, in ſtrenger Beziehung auf Zeitumſtände, und beſonderer Rückſicht auf Böhmen. 3 Theile. gr. 8. 3 Thlr. 2 Gr.

Dem Urtheile eines in dieſem Fache competenten Kunſtrichters zufolge, wiegen die in dieſem Werke mitgetheilten Abhandlungen an Reichthum von Thatſachen und daraus gezogenen wahren und folgereichen Reſultaten, — ganze Bände auf.

Lebensſcenen nach der Natur gezeichnet. Neue Ausgabe. 8. 1 Thlr.

Romane, kleine, für Freunde vaterländiſcher Sagen. Neue Ausgabe. 8. 18 Gr.

Skizzen für Romanenfreunde. Neue Ausgabe. 8. 12 Gr.

So eben hat die Preſſe verlaſſen, und iſt erſt vor einigen Tagen an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Joſeph Mendez Pinto. Eine jüdiſche Geſchichte. Vom Verfaſſer der Alma, des Herrmann von Unna, des Walter von Montbary u. m. a. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Rührend und unterhaltend iſt dieſe Geſchichte, und ſo gut erzählt, als man von dem Verfaſſer oben erwähnter Schriften ſchon im Voraus erwarten kann.

Ferner wird binnen drei oder vier Wochen die Preſſe verlaſſen, und ſogleich an alle Buchhandlyngen verſchickt werden:

Pauline von Ferriores, oder das geraubte Mädchen. Aus dem Franzöſiſchen frei überſetzt von Fr. von Oertel. 8.

Ein ſehr intereſſanter Roman, anziehend durch ſeinen Inhalt und durch ſeine ſchöne Darſtellung.

Leipzig, den 4ten Auguſt 1802.

Joh. Gottl. Beygang,
Buchhändler.

III. Muſikalien-Anzeige.

Im Verlage von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig ſind folgende neue Muſikalien erſchienen:

Alexander, J. Anweiſung zum Violonceltoſpielen. gr. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Bergt, A. 3 Sonates p. le Pianof. av. acc. de Violon et Violoncelle. Op. 1. 2 Thlr.

Bierey, Oper (von Fr. **Rochlitz**) das Blumenmädchen, im Klavierauszug. 2 Thlr.

— — Arie aus derſelben Oper: Ach, wo ſeyd ihr hingeſchwunden. 4 Gr.

Campagnoli. 6 Solos pour Violon et Violonc. ou Viola. Op. 6. 2 Thlr. 8 Gr.

— — 3 Thèmes variés p. 2 Viol. Op. 7. 16 Gr.

— — 3 dito — — — Op. 8. 16 Gr.

— — 3 Duos p. Violon. Op. 9. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Sei Fughe per Violino solo. Op. 10. Liv. 1.

Cherubini, der Waſſerträger (les deux Journées) Oper in vollſtändigem Klavierauszug vom Muſikdirektor **Bierey**. 3 Thlr.

Chladni, E. F. F., Lehrbuch der Akuſtik mit vielen Kupfern. gr. 4. Schrbp. 4 Thlr.

Doiſi, allgemeine Grundſätze für die Guitarre, dieſelbe leicht und vollſtändig ſpielen zu lernen, ſowohl für Anfänger als ſolche, die ſchon einige Fortſchritte auf dieſem Inſtrumente gemacht haben. 1 Thlr.

Eck, Fr. Concertante pour deux Violons principaux avec Accomp. de l'Orchestre. Oeuvr. 8. 2 Thlr.

Haydn, Die Jahreszeiten, nach Thomſon. Mit engliſchem und deutſchem Texte, in Partitur. 2 Hefte. 12 Thlr.

— — — — — mit franzöſiſchem und deutſchem Text. 12 Thlr.

— — Die Jahreszeiten, im Klavierauszug, mit franz. und deutſchem Text. 5 Thlr.

— — — — — mit engl. und deutſchem Text. 5 Thlr.

— — — — — in Quintetten für 2 Violinen, 2 Bratſchen und Violoncell, arrangirt von A. E. **Müller**, L. I. (Frühling und Sommer.) 3 Thlr.

— — Oeuvres compl. pour le Pianoforte. Cah. IV. 3 Thlr.

Haydn, J. Meſſe, (neue große) No. I. in Partitur.
Pränumerationspreis 1 Thlr. 12. Gr.
Ladenpreis 2 Thlr.

Lacroix. 3 Duos pour 2 Violons. Op. 15. 1 Thlr.

Mozart, W. A. Oeuvres complettes p. le Pianof. Cah. X. 3 Thlr.

— — Oeuvres complettes pour le Pianof. Cah. XI 3 Thlr.

— — Concert pour le Pianoforte No. 7. 2 Thlr.

Reineke, Duett mit Begleitung von Fagott, Guitarre und Baß. 4 Gr.
Zumſteeg, J. R. Trauerkantate, in Partitur. 1 Thlr.
— — dito Klavierauszug. 12 Gr.
— — das Pfauenfeſt. Oper im Klavierauszuge. 5 Thlr.
— — Kleine Balladen und Lieder. 4r. H. 1 Thlr. 12 Gr.

Portraits.

Albrechtsberger.	8 Gr.	Jomelli.	6 Gr.
Beethoven.	8 —	Krommer.	8 —
Benda.	6 —	Naumann.	6 —
Chladni.	6 —	Paeſiello.	8 —
Clementi.	8 —	Pär.	8 —
Cramer.	6 —	Piccini.	8 —
v. Dittersdorf.	6 —	Pleyel.	8 —
Graun.	8 —	Salieri.	8 —
Händel	8 —	Schulze.	6 —
Haſſe.	8 —	Schweizer.	6 —
Haydn, M.	6 —	Zumſteeg.	6 —

* Die Titelkupfer zu den Haydnſchen, Mozartſchen, Zumſteegſchen Werken ꝛc. ſind auch einzeln und ohne Schrift bei uns zu haben.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

Oktober 1802.

I.

Ueber die Vervollkommnung der Kunſt bei den Alten und Neuern.

Dritter Brief.

Als der holde Genius der Künſte ſich zu den Wolken empor geſchwungen, und wilde Barbaren Italien überzogen hatten, fand auch beinah in der ganzen übrigen gebildeten Welt eine Epoche ſtatt, die für die fernere Ausbildung des Geiſtes und für die Fortpflanzung der Wiſſenſchaften nicht nur äußerſt wenig zu verſprechen ſchien; ſondern es arbeitete im

Gegentheil alles dahin, von beiden jede Spur auf immer zu vertilgen, und die Menſchheit in jene rohe Unwiſſenheit wieder zu verſenken, aus welcher ſie ſich, nach Entſtehung des erſten geſellſchaftlichen Vereins, ſchon geriſſen hatte.

Ein Chaos deckte die moraliſche Welt, ſo wie die politiſche; es fand eine allgemeine Unordnung ſtatt, und ein Reiben und Stoßen der Völker an einander, welches zwar neue Erſcheinungen zu entwickeln, neue Schöpfungen zu bilden verſprach, aber über deren Natur ſich noch nichts beſtimmtes ſagen ließ. Indeſſen wenn aus der allgemeinen Zerſtöhrung nur ein Theil von den Schätzen gerettet wurde, die der menſchliche Geiſt im Reiche der Künſte und Wiſſenſchaften angelegt hatte, dann war noch nicht Alles verlohren; man konnte alsdann, auf dieſen Grund geſtützt, hoffen, das ſchöne Gebäude, das die Barbarei niedergeriſſen hatte, einſt wieder aufzubauen; und gelang es auch nicht, alle ſeine vollkommenen Formen, das Erhabene und Große, die es auszeichneten, in ihrem ganzen Umfange wieder aufzufaſſen, ſo mußte doch ſchon eine Annäherung an dieſelben mehr leiſten, als man von dem mühſamen Auffinden und Verfolgen neuer Bahnen würde haben erwarten dürfen.

Und dieſes geſchah wirklich, Freund, und es trugen, ſonderbar genug, gerade diejenigen am meiſten zur Rettung jener koſtbaren Ueberbleibſel aus dem allgemeinen Sturme bei, die ihn, wenn nicht erregt, doch gewiß ſeine Heftigkeit um vieles vermehrt hatten. — Sie errathen, daß nur die chriſtliche Religion dieſe ſeltſame Erſcheinung erzeugen konnte.

Ihrer erſten Anlage nach politiſche Zwecke verfolgend, wichen ihre Stifter der Nothwendigkeit, als eine zu früh gewagte Aeußerung derſelben, ihre Ausführung hinderte; kamen aber wieder darauf zurück, nachdem es ihnen gelungen war, ihre Parthei ſo ſehr zu verſtärken, daß ſie glaubten, es mit dem immer mehr verfallenden römiſchen Staate aufnehmen zu können. Die Chriſten verdrängten endlich nicht nur die Vielgötterei der Griechen und Römer, und zerſtörten ihre Tempel und Altäre, ſondern trugen auch zur Vernichtung ihrer politiſchen Exiſtenz ſelbſt bei, und traten, nach einigen erfolgten Abwechſelungen und Modifikationen, in alle ihre Gerechtſame ein.

Aber dieſes war auch Alles, wozu die erſte Einfachheit der chriſtlichen Religion ihre Bekenner veranlaſſen konnte. Es ergieng ihnen, wie allen Anhängern einer neuen Lehre; man hielt ſich ſtreng an die Vorſchriften derſelben, und vernichtete und vernachläßigte Alles, was nicht unmittelbar damit zuſammenhieng. Eine ſolche Lehre konnte jedoch nur, ſo lange Schwärmerei ihre Bekenner beſeelte, große und wichtige politiſche Erſcheinungen hervorbringen; aber ihnen Dauer zu verſchaffen, ſie auf feſte Grundlagen zurück zu führen, und die errungene Gewalt zu behaupten, dies vermochte ſie nicht, dieſem ſtand ihre große Einfachheit entgegen. Den daraus entſpringenden Nachtheil wurde man ſogleich gewahr, als der Kampf entſchieden, ihr Sieg gewiß war, und die Schwärmerei nachgelaſſen hatte. — Eine Religion, wie die chriſtliche, ſo rein, ſo einfach, war nicht geſchickt zur Erreichung politiſcher Zwecke; ſie ſchien Alles vom Staate zu fordern, ohne im Stande zu ſeyn, ihn bei vorkommenden Gelegenheiten wirkſam zu unterſtützen.

Dieſe Untüchtigkeit derſelben zeigte ſich jedoch nicht eher in ihrem ganzen Umfange, als nachdem die Chriſten die Regierung des römiſchen Staats ihrer Sekte zugewandt, und ſich zu Herrſchern der damals kultivirten Welt aufgeworfen hatten. Sie fühlten ſehr bald, daß ſie ohne die Mitwirkung der Religion, mit allen Zwangsmitteln und den weiſeſten Verfügungen nicht vermögend ſeyn würden, die große Menge innerhalb der Schranken zu halten, welche das allgemeine Beſte ihr nie zu überſchreiten erlaubt. Sobald dieſe Ueberzeugung aber bei den damaligen Regenten feſt ſtand, konnte es nicht fehlen, ſie mußten die Unterſuchung anzuſtellen bewogen werden, wie eine Religion beſchaffen ſeyn müſſe, wenn die ihr zugethane Menge nicht in Ausgelaſſenheit verfallen, und der Staat dennoch keine empörende Zwangsmittel dagegen anzuwenden nöthig haben ſolle. Bei dieſer Unterſuchung nun kam die ſo eben verſchwundene Religion der Griechen und Römer vorzüglich in Betracht. Es fand ſich hiebei ganz natürlich, daß ſie deswegen nur, ſo viele Jahrhunderte hindurch, politiſche Zwecke begünſtigt hatte, weil ihr ganzes Weſen und alle ihre Gebräuche und die in derſelben ſtatt findende göttliche Verehrung ſo ſehr auf die Sinne des großen Haufens berechnet geweſen waren, weil man darin vorzüglich auf dieſe zu wirken geſucht, und die Menge durch allerhand auffallende Vorſpiegelungen da zur Handlung zu beſtimmen gewußt hatte, wo Vernunftgründe ſie ſo leicht nicht dazu vermocht haben würden.

Als man hierüber ins Reine gekommen war, zeigte ſich noch die Nothwendigkeit, das Intereſſe der Geiſtlichkeit mit dem des Staats ſo genau zu verbinden, daß ſie mit ihm zu einem und dem nehmlichen Zweck hinwirkte. Dies hielt nicht ſchwer, theils weil ſie mit der geiſtlichen Macht auch die weltliche ſchon wirklich vereinigte, theils weil ſie dadurch die Mittel empfieng, die Regenten allezeit in einer gewiſſen Abhängigkeit von ſich zu erhalten. Es wurde nun ſogleich Hand ans Werk gelegt, und aus der Mythologie, was nur irgend zur Aufnahme in die chriſtliche Religion geſchickt zu ſeyn ſchien, übergetragen. Der öffentliche Gottesdienſt, der ehemals wegen ſeiner groſſen Einfachheit den Nichtgläubigen zum Geſpött gedient hatte, ward nun mit allem möglichen Pomp verrichtet; man erbaute Tempel, und vervielfältigte eben ſo ſehr, wie es die Römer gethan hatten, die Gegenſtände der göttlichen Verehrung. Chriſtus ward zu einer Gottheit umgeſchaffen, in deſſen Bilde man bald den Apoll, bald den Bacchus wieder erkennen konnte; Maria, die Himmelskönigin, ſchien durch ihre Schönheit geſchickt zu ſeyn, die Göttin von Paphos zu erſetzen. Das Geſchlecht der Himmliſchen nahm mit jedem Jahre zu, es ſtanden Götter und Göttinnen auf, wie man ſie ſonſt nur in Athen und Rom verehrt hatte; eine neue Mythologie bildete ſich aus, die Chriſten erhielten ebenfalls ihre Heroen, Nymphen, Genien und Halbgötter, und ihnen zu Ehren errichtete man eben ſo Tempel und Altäre, wie es ehemals die Griechen und Römer gethan hatten.

Da ſtand ſie nun die neue Chriſtusreligion, die ihre Stifter jetzt nicht wieder erkannt haben würden. Und wie ſollten ſie auch dies? War ſie doch in dieſer Geſtalt faſt nichts anders mehr, als die in neue Formen gegoſſene Fabel der Alten. Aber ſie war den Bedürfniſſen einer rohen und unwiſſenden Menge ungleich mehr angemeſſen, wie die, welche man urſprünglich gelehrt hatte, und die nun, aus dem Eigenthum einiger weniger Denker, zur politiſchen Volksreligion umgeſchaffen worden war.

Dieſe Verunſtaltung, die in philoſophiſcher Rückſicht ihr ungemein ſchadete, aber in politiſcher ſehr zweckmäßig ſchien, machte ſie nun auch zur Wiederaufnahme der bildenden Künſte geſchickt. Damit wollte es jedoch lange Zeit keinen rechten Fortgang haben, denn alle Werke, welche ſich aus jener frühern Epoche herſchreiben, ſind ſo unförmlich, ſo grazienlos, daß man ſie kaum mit denen aus dem erſten Style der Aegypter vergleichen kann. Es läßt ſich ein zwiefacher Grund von dieſer Erſcheinung angeben.

Der Umſturz des römiſchen Staats, und bis eine neue politiſche Ordnung in den getrennten und der ſchrecklichſten Anarchie Preis gegebenen Theilen deſſelben wieder ſtatt fand, war, wie ich ſchon erwähnt habe, mit ſolchen Erſchütterungen begleitet, daß die Künſte und Wiſſenſchaften fliehen oder ſich verbergen mußten. In dem allgemeinen Drange der Umſtände dachte niemand an ihre Erhaltung, und noch weniger an ihre Verbreitung; die ganze gebildete Menſchheit war auf ein Schiff gebannt, das bei dem heftigen Sturme, der es bewegte, alle Augenblicke unterzugehen drohte. Es kam hiebei gar nicht darauf an, die Habſeligkeiten zu retten; das Leben war alles, was man zu erhalten ſuchte, und die übrigen Güter gab man den tobenden Wellen Preis. Die Folge davon war, daß diejenigen, welche die Künſte hätten aufrecht erhalten können, Italien mit den Künſtlern verließen, oder aufgerieben wurden, oder unter dieſen Umſtänden keine Schüler mehr fanden.

So traf es ſich denn, als Ruhe und Ordnung ſich wieder zeigten, daß die Künſte faſt gänzlich verſchwunden waren. Freilich, wenn nur irgend ein Funke noch von dem heiligen Feuer, das Griechenlands erſte und beſte Meiſter durchglüht hatte, in den Nachkommen der Römer ſich erhalten hätte, es würde ihnen gewiß ein Leichtes geworden ſeyn, ſich mit Hülfe der geretteten Werke des Alterthums, ſehr bald wieder als würdige Verehrer der Kunſt zu beweiſen. Aber dieſes war gänzlich erleſchen, und diejenigen, die jetzt noch einigermaßen den Meißel zu führen verſtanden, waren gezwungen, ſich neue, noch nie betretene Bahnen zu eröffnen. Hierin aber konnte ſie das Studium der Alten nur allein leiten, von ihnen nur durften ſie erwarten, in die innerſten Geheimniſſe der Kunſt wieder eingeweiht zu werden. Dieſes hinderte jedoch lange Zeit wieder der Fanatismus der Chriſten; ſie wollten nun einmal nichts mehr vom Heidenthum wiſſen; es war ihnen noch in friſchem Andenken, was ihre Vorfahren darunter gelitten hatten; und wenn man weiß, wie ſchwer es hält, die Menge von den einmal gefaßten Vorurtheilen abzubringen, ſo wird man dieſe Strenge gewiß nicht übertrieben finden.

Aus der chriſtlichen Mythologie nur ſollten die Bildner den Stoff zu ihren Beſchäftigungen wählen, und dieſe war, bei ſo veränderten Umſtänden, jetzt auch wirklich die einzige Quelle, aus welcher ſie ihn ſchöpfen mußten, wenn ſie, bei ihrer Arbeit, auf einigen Beifall rechnen wollten. — Allein hier ſtießen ſie gleich anfänglich auf Schwierigkeiten, die wohl ein völlig ausgebildetes Genie zu beſiegen gewußt hätte, die aber jene Stümper, die ſich dazumal mit der Bildhauerei abgaben, unmöglich überwinden konnten.

Der Charakter der Perſonen aus der neuen Mythologie war, für die Kunſt, noch nicht beſtimmt genug, und der, welchen man ihnen gewöhnlich beilegte, ſo wenig geſchickt für ihre Beſchäftigung, daß man ihn zur Darſtellung von Idealen gar nicht gebrauchen konnte. Ein Chriſtus am Kreuz iſt in der That keine äſthetiſche Stellung, ſie iſt wenigſtens nicht für die höhere Kunſt, und es gehört ein ausgezeichnetes Genie dazu, um kein Zerrbild daraus zu machen. Und doch ſcheint dieſes die einzige bildliche Vorſtellung geweſen zu ſeyn, die in jenen Zeiten allgemeinen Beifall erhielt. Die übrigen Perſonen der Mythologie befanden ſich mehr oder weniger in dem nehmlichen Falle, oder genoſſen noch nicht die Achtung und die Verehrung, welche die Künſtler hätte reizen können, ſie zu Gegenſtänden ihrer Beſchäftigung zu wählen.

Und dieſes iſt der zweite Grund von dem Mißlingen ihrer Anſtrengungen. Obgleich um dieſe Zeit die Religion ihre erſte Einfachheit ſchon verloren hatte, ſo war ſie doch nicht ſinnlich genug; der große Haufe war für ihre außerweſentlichen Gebräuche noch nicht ſo entflammt, wie er es hätte ſeyn müſſen, wenn die Kunſt Vortheile daraus ziehen ſollte, und gewiſſe metaphyſiſche Begriffe, die man darin aufgenommen hatte, hinderten ihn auch noch, ſich von den Gegenſtänden der göttlichen Verehrung anſchauliche Begriffe zu machen. Und wie die Menge dachte, ſo urtheilte von ihr der Künſtler. Irgend ein Block, dem man einen Kopf, Hände und Füße gab, war hinreichend, um einen bekannten Namen damit zu verbinden. Dabei blieb es eine geraume Zeit, der Bilderdienſt machte noch nicht einen Theil der Religion ſelbſt aus, um den todten Stein zum Gott zu erheben; und ſo lange dieſes nicht geſchah, fehlte es und mußte es den Künſtlern an der gehörigen Aufmunterung fehlen.

Die Herren und Herrſcher der Völker Italiens waren, von der andern Seite, wieder zu ſehr mit der Erhaltung und Ausdehnung ihrer Macht beſchäftigt, als daß ſie etwas zur Aufnahme der Künſte hätten thun können. Es fand in dem ganzen ſchönen Lande, Jahrhunderte hindurch, ein immerwährender Krieg ſtatt, und dieſer wurde mit einer Barbarey, einer Zerſtöhrungswuth geführt, daß vor dem rohen Söldner nichts, was nur irgend einen Werth zu haben ſchien, ſicher war. Heute noch, wo die Kriege doch gewiß ungleich ſchonender und menſchlicher ſind, welch ein Geiſt der Zerſtöhrung beherrſcht nicht den Krieger aller Nationen! Es ſcheint dies in der Natur deſſelben zu liegen, und die Sucht zu zerſtöhren, zweckmäßig oder nicht, iſt hervorſtechende Leidenſchaft derſelben. Und nun denke man ſich den rohen, ungebildeten Miethling der damaligen Zeit, — wie viel ſchöne und ſeltne Werke der Kunſt muß er nicht zerſtört haben? Iſt dieſes aber außer allem Zweifel, wer durfte es wagen, neue aufzuſtellen, ſo lange ſie einer gleichen Gefahr ausgeſetzt waren, wenn es auch möglich geweſen wäre, daß in jenen drangvollen Zeiten die Künſtler hätten arbeiten können.

Die meiſte Schuld mochte jedoch vorzüglich daran liegen, daß das Anſehn der Päbſte noch nicht beſtimmt und gegründet genug war, um der neuen Mythologie jene Ehrwürdigkeit zu verleihen, welche ſie nothwendig haben mußte, wenn ſie der Künſtler zu ſeinen Zwecken ſollte anwenden können. In dem nehmlichen Verhältniſſe aber, in welchem in der Folge jenes zunahm, und ein gewiſſer Nimbus von Heiligkeit ſie zu umſtrahlen anfing, erhielt der von ihnen eingeführte göttliche Dienſt auch mehr Haltbarkeit, und von den drangvollen Zeitumſtänden ab, wandte man ſich gern zu ſolchen Gegenſtänden, die da, wo alle menſchliche Hülfe unzulänglich ſchien, Troſt und Rettung zu gewähren verſprachen. Man ward bigott, und fing an, ſeine Andacht auf ſinnliche Abbildungen höherer Weſen zu richten. Dieſe ſeltſame, aber natürliche Richtung des menſchlichen Geiſtes entging dem Scharfblick der Politiker und beſonders der Geiſtlichkeit nicht; ſie ſahen voraus, daß ſie die größten Vortheile daraus würden ziehen können, wenn es ihnen gelänge, ſie zu fixiren und ihr immer neue Nahrung zu verſchaffen.

Der Bilderdienſt ward nun von Staat und Kirche mächtig befördert, und um ihm auch ein gewiſſes durch ſich ſelbſt imponirendes Anſehn zu geben, war man bemüht, die unförmlichen Klötze, welche bis hieher die Aufmerkſamkeit des frommen Beters auf ſich gezogen hatten, durch andere, der Vorſtellung, die man ſich davon machte, angemeſſenere zu erſetzen. Um dieſen Zweck zu erreichen aber war es nöthig, daß die Künſtler die bisher betretenen Bahnen verließen, ſich in die höhern Regionen des Schönen und Idealiſchen ſchwangen, und daß durch den Zuſammenfluß von gewiſſen politiſchen Erſcheinungen und die ihnen werdende Unterſtützung, den Beifall und die Belohnung, die ſie dafür zu erwarten hatten, Genie's geweckt wurden, wie bis hieher noch keins aufgeſtanden war. Alle dieſe Bedingungen nun erfüllten, theils durch ſich ſelbſt, jene Zeitalter, von welchen die glänzenden Epochen der neuern Kunſt eine Folge geweſen zu ſeyn ſcheinen, theils wirkten ſie mit ihr vereint ſo mächtig auf die Stimmung der Völker, daß die Künſtler durch den Vorzug, der ihnen allgemein eingeſtanden ward, zu immer neuen und größern Anſtrengungen angefeuert wurden.

Aus der Menge von Ereigniſſen, die in jenem Zeitalter zur Wiederlebung der Künſte beigetragen haben, werden Sie mir geſtehn, kann man die Kreuzzüge füglich oben an ſetzen. Dieſe Unternehmungen, ſo abentheuerlich ſie uns jetzt vorkommen, ſcheinen nichts deſtoweniger auf die damalige Stimmung der Völker, eben ſo mächtig, wie der berühmte trojaniſche Krieg auf die der Einwohner Griechenlands, gewirkt zu haben; ſie gaben dem allgemeinen Ideenſchwunge eine gewiſſe excentriſche Richtung, die die Menſchen für große und außerordentliche Dinge vorzüglich empfänglich macht, und brachten ihnen überhaupt eine ſo vielfältige Menge von neuen Begriffen und Anſichten bei, wie ſie ohne dieſelben gewiß in Jahrhunderten nicht erlangt haben würden. Was war natürlicher, als daß die Kreuzfahrer, nach ihrer Rückkehr ins Vaterland, die auf ihren Zügen geſammelten neuen Ideen daſelbſt auszuführen ſuchten, und was ſie in fernen Landen geſehn, angeſtaunt und bewundert hatten, in ihrer Heimath nachzunahmen bemüht waren?

Dieſes ſcheint beſonders in Rückſicht auf die Kunſt der Fall geweſen zu ſeyn, für welche ſie überhaupt jetzt empfänglicher geſtimmt und zu ihrem Emporbringen mehr wie je geneigt waren. Aber es war nicht mehr der Meißel, zu dem man grif, die Kunſt ihn zu führen hatte dazumal entweder gänzlich aufgehört, oder die Bildhauerei war zu einem Gewerbe herab geſunken, welches wir unter dem Namen von Steinmetz noch kennen. Dafür aber legte man deſtomehr Werth auf jene bildliche Darſtellungen, die ihr Daſeyn dem Pinſel und einer künſtlichen Farbenmiſchung verdanken. Ein Grieche war hierin der neuern Römer Lehrer, und an der Markuskirche zu Venedig können Sie noch die erſten Verſuche davon auf Italiens Boden betrachten. Zwar ſind ſie grob in ihren Umriſſen, beleidigend für's Auge und grell in ihren Schattirungen; aber als erſte Proben einer Kunſt, zu denen man ſchwerlich gute Muſter gehabt haben mag, in ihrer Art bewundernswürdig.

Nun war die Bahn gebrochen, dem Genie war ein ganz neues Ziel geſteckt; wenn die Künſtler das Studium der Alten hinzufügten, durften ſie erwarten, mit der Zeit eben ſo vollendete Werke wie ſie aufzuſtellen. Und dieſes geſchah in der Folge wirklich; man fing an, die vorhandenen Monumente ſorgfältig zu ſammeln, ſuchte ihren Geiſt aufzufaſſen, ſich mit ihren Schönheiten vertraut zu machen; und nachdem man auf dieſe Art die theoretiſche Kunſt wieder hergeſtellt hatte, verfolgte man kühn die geöffnete Bahn, und gelangte endlich auf ſelbiger zu einem ſolchen Grade der Vollendung, daß der große Vorſprung, den die Alten vor den Neuern vorausgehabt hatten, wenn nicht ganz ausgeglichen, doch um vieles vermindert wurde. — Man erhebe noch ſo ſehr die Bilder, welche aus den Zeiten der Griechen und Römer zu uns herüber gekommen ſind, ich werde ihnen Leichtigkeit und Anmuth nicht abſtreiten; aber daß ſie auch bei ihrer erſten Aufſtellung ſchon jene vortreffliche Farbenmiſchung ausgezeichnet haben ſollte, worin ſich die ſpätern Künſtler Italiens einen ſo gegründeten Ruhm erworben haben, davon wird man mich nie überzeugen, und dieſes laſſen auch, nach meinem Urtheil, ihre mangelhaften chemiſchen Kenntniſſe nicht zu. So wie die Neuern ſie mit dem Meißel und Griffel ſchwerlich erreichen möchten, ſo ſind ſie ihnen dagegen mit dem Pinſel weit überlegen.

Und dieſe Ueberlegenheit brachten der Charakter der neuern Kunſt und ſpätern Erfindungen an und für ſich ſchon mit ſich. Zwar fand in Anſehung der Quellen, aus welchen die Künſtler Italiens ihren Gegenſtand ſchöpfen mußten, wenn ſie an ihre Werke das allgemeine Intereſſe der Nation binden wollten, eine große Aehnlichkeit ſtatt, denn die chriſtliche Mythologie und Legende erſetzten bei den Neuern vollkommen die Stelle der Fabel und Epopee. Aber wenn es darauf ankam, den gewählten Stoff ſinnlich darzuſtellen, fanden ſie Schwierigkeiten zu beſiegen vor, welche die Alten nicht gekannt hatten.

Dahin gehörten vorzüglich, daß, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, der Charakter der in der neuen Mythologie aufgenommenen Perſonen nicht äſthetiſch genug war, oder das Nackte nicht vertrug; und, wo dieſes ſtatt findet, geſtehn Sie, läßt ſich da wohl irgend ein beträchtlicher Gewinn für die idealiſche Schönheit erwarten? Gewiß nicht, und beſonders nicht, in ſofern ſie mit dem Meißel erreicht werden ſoll. Wählen Sie irgend eine männliche oder weibliche Perſon aus der chriſtlichen Mythologie, denken Sie ſich ſolche, ihrem Charakter gemäß verſchönert und vergöttlicht in Marmer dargeſtellt, und Sie werden finden, daß ſie in ihrer Abgeſondertheit, wenn nicht als widerliche Figur erſcheint, doch gewiß nicht als eine ſolche, wie ſie uns die Alten in ihrem Apoll, der Venus und andern zur höchſten Bewunderung aufgeſtellt haben. Die Behandlung des Marmers leidet dieſes entweder nicht, oder es iſt ihr die Bekleidung entgegen, und, um Gruppen daraus zu bilden, wie es hier doch nur der einzige mögliche Fall geweſen wäre, dazu gehörten vollendete Meiſter, wie die Schöpfer eines Laocoon, der Niobe, Meiſter, wie ſie die damalige Zeit nicht hatte und nicht zu erreichen ſich ſchmeicheln durfte. Wenn aber durch die Zuſammenſetzung dieſe Nachtheile nur allein gehoben werden konnten, ſo blieb keine andere Wahl, als der Pinſel, und indem man zu dieſem griff, befolgte man, und vielleicht ohne ſich ſelbſt Rechenſchaft davon ablegen zu können, das Geſetz einer Nothwendigkeit, dem die Alten nicht unterworfen geweſen waren.

So kam es denn, daß Handlung der entſchiedene Charakter der neuern Kunſt ward, verſchönerte Handlung, ohne idealiſch zu ſeyn; — aber im Ausdruck der Geſichter ſtrahlte die göttliche Natur der Figuren wieder. Die nothwendige Bekleidung derſelben erzeugte ferner die größere Ausbildung eines wichtigen Theils der Kunſt, den die Alten zwar nicht weniger gekannt, aber in Marmor nicht ſo ſehr hatten vervollkommnen können. Die Draperie ward auf den höchſtmöglichen Grad der Vollendung erhoben, und vereinigte in ihrer Zuſammenſetzung und ohne die ſchönen Formen des Körpers ganz zu verbergen, Natur, Grazie und Anſtändigkeit. Dadurch, wie durch die Handlung ſelbſt, entſtand die Nothwendigkeit einer geſchickten Farbenmiſchung, und als man auch hierin die erforderliche Vollkommenheit erreicht hatte, dann erſt erhielten Sterbende, Leidende, Greiſe und Todte einen Ausdruck, wie Götter ihn haben müßten, wenn ihre Natur dieſe Gebrechen zuließe.

Doch ich komme ganz von meinem Zwecke ab, denn nicht den Charakter der Kunſt wollte ich Ihnen entwerfen, ſondern nur ihre allmählige Vervollkommnung, und Ihnen die Urſachen entwickeln, die in den verſchiedenen Geſchichts-Epochen ſie befördert haben. Aber Sie werden ſelbſt einſehn, daß beide nicht gut von einander getrennt werden konnten, und ſo, hoffe ich, werden Sie dieſe hingeworfenen Züge um ſo eher hingehn laſſen. Dafür aber will ich nun auch in meinem nächſten Briefe die fernere Ausbildung derſelben, ſo wie ſie in Venedig, Florenz und Rom, ſtatt gefunden hat, ohne weitere Ausſchweifungen verfolgen, und jede hiſtoriſche Erörterung vermeiden, die nicht unmittelbar darauf Bezug hat.

Weyda.

II.

Nachricht von einer ganz neuen plötzlichen Revolution in der Philoſophie.

Berlin, d. 7ten Auguſt 1802.

Neues ſoll ich Ihnen ſchreiben, mein Freund? Noch außer der Legion von Zeitungen und Journalen, die Ihnen ihr Neueſtes aus der gelehrten und politiſchen Welt ſpenden, wollen Sie auch Ihre Freunde noch in Contribution ſetzen? Unerſättlicher Mann! Sie verdienten — daß ich Ihnen ſo viel ſchriebe, daß Sie nicht wüßten, wie Sie damit fertig werden ſollten. Und in der That, das bin ich ſehr Willens. Ich habe etwas aufgetrieben, das, wie ich hoffe, ganze Stöße, nicht etwa von Journalnotizen und Theaterkritiken, ſondern auch wohl von Meßkatalogen, aufwiegen ſoll. Daß ichs nur gleich herausſage, es iſt ein Mann in unſerer Mitte aufgetreten, der ſämmtliche Fragen über Welt und Menſchheit, welche den größten bisherigen Philoſophen, von Thales bis auf Schelling, zu ſchaffen gemacht haben, und von keinem derſelben allbefriedigend aufgelöſet worden ſind, ſo klar und überzeugend für jedermann beantwortet zu haben glaubt, daß auch der Beſchränk-

teſte

teſte ihn verſtehen, und jeder, der ſich nicht vorſätzlich die Augen zuhält, ihm beipflichten müſſe.

Gottlob! werden Sie ſagen, wenn's nur wahr iſt! Aber wie wäre das zu erwarten, gerade jetzt, da der Idealiſmus ſo hoch hinaufgeſchroben iſt, daß es nach Fichtens eigener Erklärung Dummheit wäre, ihn mit dem bloßen geſunden Menſchenverſtande begreifen zu wollen?

Ja wohl iſt es weit gekommen mit dem idealiſtiſchen Weſen. Hatte Sokrates nach Cicero's Ausſpruch das Verdienſt, die Philoſophie vom Himmel zur Erde hernieder gezogen zu haben: ſo kann man wohl ſagen, daß Kant und Fichte das Ihrige redlich gethan haben: ſie wieder ſo hoch in die Wolken zu treiben, daß jeder ehrliche Mann, der nicht Aſtronom von Profeſſion iſt, wohl was beſſers thun kann, als ſie dort, auf Koſten ſeines Schlafes, mit Fernröhren aufzuſuchen. Denn dahin iſt es ja gekommen, daß die Philoſophen, wie die Theologen, nur noch ſchreiben und predigen, um ſich unter einander aufzumuntern und ſich die Zeit zu vertreiben, indeß ſämmtliche Laien lächelnd bei ihnen vorübergehen, ihre langweiligen Hörſäle meiden, und ſich ſelbſt, jeder nach ſeinen Kräften, eine Norm des Glaubens und Handelns aus dem Leben abſtrahiren, bei welcher ſie ſich wohl befinden, wenigſtens nie in ſo arge moraliſche Widerſprüche mit ſich ſelbſt gerathen, als die weiſen Idealiſten vom Erſten bis zum Letzten Friedrich der Große, nachdem er den größten vorgeblichen Weiſen ſeiner Zeit ihre Künſte abzulocken verſucht hatte, nachher aber, von einem mächtigen Schickſal ins handelnde Leben hingeſchleudert, von ſeinem ſtärkern Genius gleichſam wider Willen auf den rechten Weg zurückgeführt worden war, that gegen das Ende ſeines Lebens den merkwürdigen Ausſpruch: „Wenn ich ein Land, „recht unglücklich machen wollte, ſo würde ichs von einem „Philoſophen regieren laſſen.“ Bonaparte, der, wie Friedrich, mit wunderbarer Klarheit in den Geiſt ſeines Zeitalters eingegriffen hat, und deſſen Blick die verworrenſten Verhältniſſe der Nationen durchſchaut, freute ſich, in Genf einen Profeſſor der Philoſophie zu finden, der Kanten auch nicht verſtände. Lichtenberg, dieſer achtungswerthe Forſcher der Wahrheit, der faſt keinen Tag hingehen ließ, ohne ſeine Erkenntniſſe klarer und vollſtändiger zu machen; hatte einen ſchönen Theil ſeines Lebens damit zugebracht, die kantiſche Philoſophie zu ſtudiren, und als er ſich endlich — den Kopf voller Formeln und Definitionen — überredete, auf Kants Stelzen ſo ganz erträglich daherſchwanken zu können *), entfuhr ihm einmal bei ſeinem Tagebuche das naive Geſtändniß, es ärgere ihn nichts mehr, als daß er, troß ſeiner beſſeren Erkenntniß, doch für den gewöhnlichen Behuf die Dinge an ſich gerade ſo betrachten und gebrauchen müſſe, wie Hinz und Kunz

Welche auffallende Beweiſe für die Unzulänglichkeit aller bisherigen Philoſophie! Doch wer bedarf noch fremder Beweiſe? Hat es nicht jedermann an ſich ſelbſt erfahren, daß er mit den Idealen der Philoſophen in der wirklichen Welt nicht ausreicht? Muß man, um richtig zu leben, nicht bei-

---

*) Wie ſchwerfällig er ſich darauf bewegt, zeigen viele ſeiner philoſophiſchen Aphorismen.

nahe alles erſt zu vergeſſen ſuchen, was man aus den Compendien gelernt hat? Greifen nicht alle Idealiſten, wenn es zum Handeln kommt, deſto verkehrter und ungeſchickter ins Leben ein, je höher ihr Ideal von Tugend iſt, das ſie realiſiret wiſſen wollen? War nicht Tugend das Loſungswort Robespierres und ſeiner Brüder, und hat die Welt je fürchterlichere Ungeheuer geſehen? Wer da ſagt, ſie hätten das Wort nur zum Deckmantel ihrer Leidenſchaften gebraucht, kennt die Geſchichte nicht *). Sie wollten das reinſte Gute, und Robespierre iſt darauf geſtorben, daß er unſchuldig ſey.

Guter Lichtenberg! wie rührt mich dein treuherziges Bekenntniß! Um zu wiſſen was du biſt, warum du lebſt, und wie du dich zum Ganzen verhältſt, durchſäheſt du die dunkeln Schachten einer engen, labyrinthiſchen Philoſophie, kannſt dich kaum aufrecht darin erhalten, und kommſt am Ende nur betäubt und geblendet heraus, ach! nicht um ein Haar breit klüger, als die, welche draußen geblieben ſind! So, ſtelle ich mir vor, mag es vor dem großen Copernicus den Aſtronomen ergangen ſeyn, die, im blinden Glauben an ihr falſches Syſtem, ſich tauſenderlei Erſcheinungen vergeblich zu erklären ſuchten, die, ſobald das beſſere Syſtem erfunden war, auf das herrlichſte zuſammenpaßten. Soll ich es ſagen, mein Freund, — daſſelbe raſche glückliche Zuſammenſtimmen unzähliger, mir bisher völlig unerklärbarer Erſcheinungen habe ich in dem Augenblick empfunden, als ich die Lektüre des Buches

---

*) Um ihn zu belehren, würde ich ihn auf die letzten Bände des bei Unger erſchienenen Girtannerſchen Werks verweiſen.

geendigt hatte, mit dem ich Sie in dieſem Briefe bekannt machen will. Die Hypotheſe des Verfaſſers löſet mir mit derſelben Klarheit die Möglichkeit aller moraliſchen Erſcheinungen auf, mit welcher das Newtonſche Gravitationsgeſetz die Nothwendigkeit der Bewegungen der Himmelskörper erklärt. Daß der Verfaſſer ſelbſt ſich ſeiner Entdeckung ſo verſichert halte, wie Newton der ſeinigen, zeigt der Titel des Buchs, es heißt: *Darſtellung eines neuen Gravitationsgeſetzes für die moraliſche Welt*, Berlin bei Unger, 1802, 23 Bogen, 8.

Gleich in der Vorrede erklärt er mit kühnem Selbſtvertrauen ſeine Abſicht, den Idealismus und alle philoſophiſche Lehrgebäude von Ariſtoteles bis auf Schelling mit der Wurzel vom Erdboden zu vertilgen, und eine Philoſophie an ihre Stelle zu ſetzen, die dem Könige wie dem Bauer ſein wahres Verhältniß zu der Welt, worin er lebt, klar machen ſoll, wichtig und ideenreich genug, den Staatsminiſter auf die größten Combinationen zu leiten, und faßlich genug, um von den Dorfkanzeln gepredigt zu werden; eine Philoſophie, die über die größten Verhältniſſe der Menſchheit, über Staaten, Religionen, Wiſſenſchaften und Künſte Aufſchlüſſe giebt, und über die mögliche Vervollkommnung derſelben Ausſichten eröffnet, wie ſie keinem Wiſſenſchaftslehrer a priori auch nur im Traum haben einfallen können. Er hofft, es mit Hülfe des heiligen Geiſtes, der in alle Wahrheit leitet, dahin zu bringen, daß Kants Kritik und Fichtens Wiſſenſchaftslehre über zehn Jahre nur noch als hiſtoriſche Raritäten auf großen Bibliotheken neben den weiland gottſeligen Unterſuchungen über die unbefleckte Jungfrauſchaft Mariä werden anzutreffen ſeyn.

Das iſt viel! Ich fühle es, mein Freund, aber ich trage kein Bedenken, dem muthigen Manne ſein gewagtes Wort nachzuſprechen, und ganz unbeſtochen hinzuzufügen, daß daſſelbe auch meine innigſte Ueberzeugung ſey. Doch ich komme zur Sache: Ob ich Sie für den neuen Philoſophen gewinnen werde, wird freilich zunächſt von meiner Darſtellung abhangen, dann aber auch von Ihrer Diſpoſition, ſich aller aprioriſchen Anſichten der Welt auf eine Weile ganz zu entäußern, und beſonders von Ihrem Vorrathe hiſtoriſcher Kenntniſſe Gebrauch zu machen; denn einzig auf dem Wege der Geſchichte iſt der Verfaſſer zu allen ſeinen Entdeckungen gelangt

Die große Frage der Philoſophie iſt die: welches iſt die Beſtimmung des Menſchen? Darauf antworten alle Philoſophen von Ariſtoteles bis auf Schelling: Sie iſt keine andere, als alle ſeine Kräfte gleichmäßig auszubilden, um das Ideal der Tugend, welches die Vernunft einem jeden vorhält, in ſich zu realiſiren. — Und warum das? Aus Liebe zu Gott? Behüte, darüber ſind wir weg. Oder um unſers eigenen Beſtens willen? Pfuy über die Eudämoniſten! Nun warum denn? Um der Tugend ſelbſt willen. — So, nun wiſſen wir es!

Ob das wohl ein lebendiger Menſch außer den Philoſophen glaubt, daß er um der Tugend willen Gutes thun müſſe? „Aber doch, eine Stimme iſt offenbar in mir, die mir ſagt, daß ich eigentlich als ein rechtlicher Menſch ſo und nicht anders handeln müſſe; und das iſt die Vernunft, die ganz unabhängig von aller Erfahrung in mir ſpricht, in jedem ſpricht, der auch nie die Worte Tugend und Moralität hat nennen hören.“

So? fragt der Verfaſſer, das wollen wir ſehen. Geh doch zuerſt in dich ſelbſt hinein, und frage dich: haſt du je mit wahrer Liebe an dem reinen Sittengeſetze gehangen? Haſt du es bei allen Verſuchungen immer der heiligſten Treue werth geachtet? Iſt es dir nicht oft ſo gleichgültig, ſo unbefriedigend, wie ein leeres Wort, erſchienen? Geh dann ferner ein in die Geſchichte. Iſt wohl die Moral jemals bei allen Völkern und zu allen Zeiten dieſelbe geweſen, oder hat ſie ſich nicht erweitert, je mehr neue Verhältniſſe ſich in der Geſellſchaft gebildet haben?

„Erweiterungen ſind nicht Veränderungen, ſagt hier der Idealiſt. Das Urprincip alles vernunftmäßigen Handelns bleibt unter allen Umſtänden daſſelbe.“

Gut, iſt die Antwort, aber die Verhältniſſe beſtimmen ja doch einzig die Anwendung deiner Vernunft. Sie, die du ſo gleichgültig anſiehſt, von denen du dich unabhängig wähnſt, ſie ſtoßen dich wider deinen Willen auf das Rechte, dafern du nur richtig combinirſt. Thuſt du das nicht, ſo mußt du leiden, und daraus ſpringt denn deinem Beobachtungsgeiſte augenblicklich eine ſichere Norm entgegen, wie du verfahren mußt, um unter den Tauſenden von Menſchen, die mit dir in einer Stadt wohnen, ſicher zu leben. Durch eine ſehr natürliche Täuſchung glaubſt du nun dieſe aus den Verhältniſſen abſtrahirte Norm als ein urſprüngliches dir angebohrnes Geſetz in dir ſelbſt vorzufinden, und das ewige Geträtſch der Philoſophen von einem Sittengeſetze, welches ſeit Ariſtoteles, dem Erſinder der Vernunfthypotheſe, die Köpfe verwirrt hat, beſtätigt dich in deinem Irrthume.

Der poetiſirende Jüngling denkt Wunder, mit welcher Würde Kant ihn geſchmückt habe, als er ihm das Gebot gab: Sey tugendhaft, um deine Menſchenwürde zu behaupten. Man kann nicht leugnen, das Wort klingt ſchön, aber unendlich größer und unendlich befriedigender iſt das Geſetz, welches der Verfaſſer des neuen Syſtems an die Stelle des Kantiſchen ſetzt. Es heißt: Thue dein Möglichſtes nach deiner Einſicht, um der Menſchheit willen.

Die Größe dieſer Idee wird Niemandem klar gemacht werden können, der nicht hiſtoriſchen Sinn hat. Von ihr hängt aber die Verſtändlichkeit des ganzen Buchs ab. Ueberlegen Sie einmal recht aufmerkſam folgendes:

Die Natur hat einmal — Gott weiß, wenn? — wenige Menſchen auf diejenigen Theile der Erde verpflanzt, die damals ſchon trocken genug waren, um Pflanzen und Thiere tragen zu können. Wie dieſe Urmenſchen beſchaffen geweſen ſeyn mögen, können wir etwa erfahren, wenn wir von dem Zuſtande der Amerikaner, welche Columbus fand, auf einen noch roheren, unentwickeltern zurückſchließen. Nicht mehr und nicht weniger ſind ſie geweſen, als die dummſten Thiere, nur durch zwei kleine Umſtände von Hunden und Pferden verſchieden. Und durch welche? Durch einen permanenten Geſchlechtstrieb, und durch die eigenthümliche Empfänglichkeit des menſchlichen Magens für alle Arten von Nahrungsmitteln. Der Mangel dieſer beiden Eigenſchaften iſt einzig und allein die Urſach, warum die klügſten Thiere ſich nie zu einem dominirenden Geſchlechte vereinigt haben.

Nicht wahr, Sie ſind begierig mehr zu hören? Wohlan! Vergleichen Sie nun den gebildeten Europäer mit dem Neu-Seeländer, die Thätigkeit eines Bonapartekopfs mit der Schaafsapathie, in welcher der Amerikaner Tagelang auf dem Rücken liegen, und die Spitze ſeiner Naſe anſtarren kann. Vergleichen Sie unſere Staaten, unſere Geſetzgebungen, unſere Künſte und Wiſſenſchaften mit der ungebundenen Lebensart der Peſcherähs auf dem Feuerlande.- Nicht wahr, die Menſchheit hat ſeit 6000 Jahren ungeheure Fortſchritte in ihrer Entwickelung gemacht? Und aus welchen Keimen iſt dieſe ganze geiſtige Entwickelung hervorgegangen? Aus drei einfachen Kräften, die — uns bis jetzt unerklärbar — durch drei körperliche Organe wirken: aus den Kräften des Magens, des Geſchlechtstriebes und des Gehirns.

Jedes Wort iſt hier wichtig, daher leſen Sie ſo langſam, als Sie können. Es iſt kein Theater-Artikel, den man flüchtig durchblättern kann. — Der nicht befriedigte Magen treibt den Menſchen zur Zerſtörung, der Geſchlechtstrieb treibt ihn zur Erhaltung, der Antagonismus beider Kräfte iſt das vollkommenſte Analogon der Newtoniſchen Centrifugal und Centripetalkraft; doch bedarf es zur glücklichſten Ausgleichung deſſelben noch einer dritten Kraft, deren Organ das Gehirn mit allen Sinnenwerkzeugen iſt. Sie ſoll mit einem Worte das Combinationsvermögen heißen. Darunter verſtehen Sie künftig alle ſogenannten einzelnen Vermögen der Seele, Verſtand, Witz, Phantaſie, Gedächtniß, Urtheilskraft, und was die Philoſophen bisher noch alles einzeln haben herausſpalten wollen. Das Geſchäft des Gehirns iſt in allen Fällen daſſelbe, es combinirt Begriffe mit Begriffen, und bringt durch die Vergleichung der gefundenen immer neue hervor. Wie das geſchieht, lehrt keine Pſychologie und keine Logik, und Kant und Fichte wiſſen es ſo wenig, als ſie uns ſagen können, wie die Fibern des Magens operiren. Durch die Vermittelung des angeſtrengten Combinationsvermögens *) erſah allmälig der Urmenſch immer mehr Möglichkeiten, wie er ſeinen Selbſterhaltungstrieb befriedigen könne, ohne mit ſeinem Geſchlecht in ewigem Kriege zu leben, und anderer Seits, wie er dem Hange, in Geſellſchaft zu leben, nachgeben könne, ohne zu verhungern. Denken Sie ſich nun die erſte kleine Menſchenfamilie in raſchem Anwachs, und ſehen Sie dann, zu welchen Combinationen die vermehrte Volksmenge eines kleinen Landes führen mußte. Staaten, Künſte, Geſetze entſtanden aus dieſem ewigen Antagonismus, anfangs roh, dann immer ausgebildeter. Es führt mich zu weit, wenn ich hier auch ſagen wollte, warum die großen aſiatiſchen, afrikaniſchen und amerikaniſchen Völkerſchaften, warum die Eskimos und Feuerländer ſo ſehr hinter den Europäern zurückgeblieben ſind; der Verfaſſer löſet alle dieſe Fragen mit einer Beſtimmtheit, die gar keine Ein-

---

*) Welches ſich, beiläufig, auch in den größten Genien, nur erſt auf den Impuls jener beiden andern Kräfte in Bewegung ſetzt, die Dichter mögen ſagen, was ſie wollen.

wendung mehr aufkommen läßt. Die allgemeine Antwort iſt die: in allen jenen Völkerſchaften iſt jener Antagonismus nie zu einer bedeutenden Lebhaftigkeit angewachſen, und daher hat er das Combinationsvermögen weniger in Thätigkeit geſetzt.

Ich faſſe mich kurz, und gehe nur die europäiſche Geſchichte durch. In Griechenland, einem armen Lande, wirkte der Antagonismus des Selbſterhaltungs- und Geſchlechtstriebes am ſtärkſten; daher die kühnen Combinationen griechiſcher Künſtler und Politiker. Schade daß die griechiſche Staatsverfaſſung ſo ſchlecht war, als ein erſter Verſuch nur ſeyn konnte. Sie mußte zuſammenſtürzen, weil die Zahl der Sclaven die der Bürger weit überſtieg, und das Land mithin Millionen Menſchen ernähren mußte, die ihr perſönliches Intereſſe durchaus nicht mit dem Intereſſe des Staats identificiren konnten. Der Fehler war im Anfang eingeſchlichen, und nachher wäre es ohne große Revolutionen nicht mehr möglich geweſen, ihn wegzuſchaffen. Eben ſo fingen die Römer an, ihre Verfaſſung auf Sklaverey der Beſiegten zu gründen. Alle die Tauſende von Römern, die, wenn ſie engliſche Bürger hätten ſeyn können, ihr Combinationsvermögen zu den kühnſten Erfindungen im Handel und Fabrikweſen würden angeſtrengt haben, waren jetzt müßige Tagediebe, die aus der Staatskaſſe gefüttert werden mußten, wenn es nicht gleich wieder einen Krieg gab. Dadurch, daß die Römer keine Freiheit der Gewerbe kannten, waren ſie gezwungen, ihre müßigen Bürger ſo lange auf Eroberungen auszuſchicken, als noch etwas zu erobern war, und als das aufgehört hatte, mußte ihr ganzer aufgedunſener, ewig wankender Staat zuſammenfallen.

Man wird geſtehen müſſen, daß bis auf Theodoſius Zeit die Menſchheit ihrer Entwickelung immer mehr entgegen gegangen ſey, aber ſchwerer wird mancher Unkundige ſich überzeugen laſſen, daß ſie während des finſtern Mittelalters nicht zurückgegangen ſey. Eine ſo große Revolution, als die Umſtürzung der alten Verfaſſungen und die Feſtſetzung der neuen Barbarenſtämme ſeyn mußte, konnte wohl allerdings nicht in einigen Jahrhunderten zu Stande gebracht werden. Es kam ja auf nichts geringeres an, als da, wo vorher Millionen Sklaven gelebt hatten, eben ſo vielen freien Bürgern ein feſtes Etabliſſement zu verſchaffen. Daß daraus Staaten hervorgegangen ſind, in denen kein einziges Individuum leibeigen iſt, das iſt die Baſis unſerer neueren Cultur, das giebt uns die feſte Gewißheit, daß kein neuerer europäiſcher Staat mehr der Gefahr ausgeſetzt iſt, von Barbaren zertrümmert zu werden. Wohl aber wird die immer ſteigende Volksmaſſe, die immer ſtärkere Reibung der Kräfte an einander, und die Nothwendigkeit, ſich eine größere Subſiſtenzbaſis zu verſchaffen, die kultivirten Nationen nöthigen, die unkultivirteren in ſich aufzunehmen. Man ſehe das kleine England an. Arm von Natur muß es jetzt eilftehalb Millionen Menſchen ernähren, da es unter der Königinn Eliſabeth nur fünf Millionen ernährte. Nicht genug, daß es die feinſten Combinationen im Handel und Fabrikweſen aufbietet, breitet es auch ſeine Subſiſtenzbaſis in beiden Indien aus; und es iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß der große träge Koleß des chineſiſchen

Reichs noch in dieſem Jahrhundert von den Engländern zertrümmert ſeyn wird. Man betrachte das feurige Streben des neuen Franzoſenſtaats, die ſchöne Morgenröthe, die jetzt über die unermeßlichen Staaten des ruſſiſchen Kaiſers aufgeht, die Feſtigkeit und Weisheit der preußiſchen Staatsverfaſſung, die Cicero und Brutus als ein Wunder anſtaunen würden; man ſehe die ungeheuren Fortſchritte der mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften, von denen die Alten gar keine Ahnung hatten, und man kann das rieſenmäßige Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts zu einer gränzenloſen Entwickelung nicht verkennen. Man nehme dazu, daß Kriege und Seuchen immer ſeltner werden, daß mithin die Volksmaſſe ſich ſchneller vermehren muß, und denke nun, was aus dieſem Streben nach einigen tauſend Jahren müſſe geworden ſeyn! Welche Erfindungen können nicht gemacht werden, die uns jetzt noch ganz unmöglich ſcheinen?

Ob man es wohl wagen könnte, die letzte Gränze dieſer Entwickelung des Menſchengeſchlechts zu beſtimmen? Der Verfaſſer, auf ſeine vielſeitigen Kenntniſſe geſtützt, hat wirklich das kühne Wort auszuſprechen gewagt. Hören Sie aufmerkſam, was er prophezeihet, oder vielmehr, was er aus wichtigen Beobachtungen der Phyſiker folgert:

Alle Geologen wiſſen, daß ſeit mehreren tauſend Jahren der Flüſſigkeit auf dem ganzen Erdboden beträchtlich weniger geworden iſt, daß die Meere überall weit zurückgetreten, und ganze Strecken neuen Landes hinzugewachſen ſind. Man denke ferner an die Verſandungen der ägyptiſchen Pyramiden, an die zunehmende Kälte der Schweizer und Tyroler Gebirge, die die Einwohner immer tiefer in die Ebenen hinabgedrückt hat, und es kann ſo ſchwer nicht mehr ſeyn, das Geſetz zu finden, nach welchem dies permanente Condenſationsgeſchäft der Natur von Statten geht. *) Das Reſultat der vielſeitigſten Beobachtungen über dieſen wichtigen Gegenſtand iſt kürzlich dieſes, daß künftig einmal nach langer, langer Zeit die Bewohner der Berge und der Mitten des feſten Landes ihre Wohnſitze werden verlaſſen müſſen, in denen wegen gänzlichen Mangels der Flüſſigkeit die Vegetation aufgehört haben wird; daß ſie ſich immer mehr den Meeren nähern werden, um der Vegetation des Pflanzenreichs zu folgen, ja daß nach immer zunehmender Verfelſung der Erde die letzten Wohnſitze der Menſchen in der tiefſten Tiefe ſeyn werden, wo jetzt Oceane fluthen. Denken Sie ſich nun, daß das Menſchengeſchlecht, deſſen einzelne Parthieen auf allen Welttheilen auf dieſe Art immer näher an einander rücken müſſen; durch dieſe Verengerung ſeiner Subſiſtenzbaſis nach einem Zeitraume von vielen Millionen Jahren zu Combinationen gezwungen worden ſeyn wird, die auch das Höchſte, uns jetzt Unbegreiflichſte ergründen; daß Chemie, Anatomie, Aſtronomie und Mathematik in dem Verhältniſſe fortgeſchritten ſeyn werden, als ſie ſeit hundert Jahren angefangen haben, denken Sie Sich dieſen großen, ungeheuren Gedanken, und ſagen Sie dann, ob es wohl eine Chimäre genannt werden kann, wenn der Verfaſſer des Gravitationsgeſetzes die große Ahnung ausſpricht, daß es der

---

*) Das Nähere hierüber muß aus dem Buche ſelbſt erſehen werden, ich kann hier nur flüchtige Züge herausheben.

Zweck der Natur ſeyn könne, das Menſchengeſchlecht in dem Augenblicke von dem ganz verfelſeten Erdkörper hinwegzunehmen, wenn es durch die letzte aller großen Combinationen das Urgeheimniß der Welturſache entzaubert hat.

Was ſagen Sie dazu? Nicht wahr, ſolche Aufſchlüſſe kann kein Idealiſt geben? Sagt hier einer ſpöttiſch: Gottlob, das will er auch nicht! ſo iſt das ein Zeichen, daß er eher den Mund zum Lachen geſpitzt hat, ehe es ihm klar geworden, wovon die Rede iſt. Ihnen darf ich zutrauen, daß Sie dieſe hiſtoriſche Anſicht von einem ſich ins Unendliche entwickelnden Menſchengeſchlechte, wovon keiner der ſogenannten philoſophiſchen Geſchichtſchreiber, weder Tacitus, noch Hume oder Gibbon, am wenigſten aber der poetiſirende Voltaire einen Begriff gehabt hat, des größten Denkers würdig finden werden. Wenn alſo ein ſolcher Mann entſchloſſen auftritt, und den berühmteſten Philoſophen den Handſchuh hinwirft, ſo iſt er doch wohl der allgemeinen Aufmerkſamkeit ſeines Zeitalters würdig, und darf hoffen, daß man ihn nicht eher belächeln werde, als bis man ihn geleſen hat.

Und nun hören Sie die moraliſchen Reſultate, die ſich aus dieſem Begriffe eines menſchlichen Geſchlechts ergeben, und Sie werden erſtaunen, wie alles, was die Philoſophen bisher aus dem idealiſtiſchen Sittengeſetz ſo gewaltſam herausgeklaubt haben, jetzt, da die Täuſchung einer abſoluten Tugend wegfällt, aufs herrlichſte zuſammenſtimmt.

Welch ein neuer, klarer Geſichtspunkt iſt dadurch allen Regenten eröffnet worden! Können ſie jetzt noch einen Augenblick zweifeln, daß die Beförderung der freien Betriebſamkeit ihres Volks ihr eignes höchſtes Intereſſe ſey? daß ſie ihre Macht durch nichts ſicherer erhöhen können, als indem ſie alle Hinderniſſe wegſchaffen, die der möglichſt größten Vermehrung der Volksmenge, und der möglichſt glücklichen und freien Subſiſtenz derſelben im Wege ſtehen? Und kann der Unterthan ſelbſt ſich nach einer ſolchen Anſicht des Ganzen wohl eine andere Verfaſſung wünſchen, als eine *monarchiſche*, in welcher ein Mann (heiße er König oder Reichsgraf) an der Spitze ſteht, der ſich mit ſeinem Volke identificirt, und der, wenn er auch nicht aus freien Stücken etwas für die Wohlfarth des Ganzen thun will, nur wenigſtens die Individuen nicht hindert, ihren Privatvortheil ſo viel als möglich zu erweitern?

Höchſt wichtig ſind ferner die hiſtoriſchen Entwickelungen des wahren Weſens der Religion, die ſich an dies Syſtem anſchließen. Religion war in den frühſten Zeiten das ſtärkſte Band der noch lockeren kleinen Staaten. Die Furcht vor dem Unſichtbaren zwang diejenigen, die geſelligen Verhältniſſe zu reſpectiren, die noch von keiner äußern Polizey dazu angehalten werden konnten. Je ſchlechter und loſer die geſelligen Verhältniſſe eines Volks befeſtigt ſind, deſto mehr haben die Regierungen die Schwäche ihrer Polizey durch die Macht religiöſer Schreckbilder ergänzen müſſen, wovon das Alterthum und das ganze Mittelalter den Beweis enthält. Je mehr Aufklärung die Menſchen über die ſonderbarſten und erhabenſten Erſcheinungen der Natur durch die phyſiſchen Wiſſenſchaften erhalten haben, deſto mehr kommen ſie von aller Furcht vor dem Unſichtbaren zurück; und es iſt zu erwarten, daß dieſe Furcht, die das Weſen der Religion ausmacht, allmälig mit der ſteigenden Aufklärung ganz von der Erde verſchwinden werde, wie ſie denn aus allen hellen Köpfen in Europa bereits wirklich verſchwunden iſt. Vielen Gutmüthigen wird dieſe Entdeckung wehe thun, denn wer giebt wohl gern einen ſüßen Traum ſeiner Kindheit auf? Aber dieſe mögen ſich durch den Gedanken beruhigen, daß der König von Preußen durch ſeine gute Polizey und ſeine ſtehenden Garniſonen unendlich mehr ſittliche Ordnung in ſeinen Staaten hervorgebracht hat, als der König von Spanien mit allem ſeinem Eifer für die Erhaltung des wahren Glaubens in den ſeinigen, und daß in dem ganzen Umfange ſeines Reichs jährlich nicht ſo viel grobe Verbrechen begangen werden, als in der einzigen Stadt Rom oder Neapel.

Und nun die Moral! Auch hier wird der Gutmüthige ſeufzen, daß ihm ein ſchöner Wahn genommen werden ſoll, aber die Wahrheit muß doch endlich ihr Recht behaupten. Vergebens bildet Ihr Euch ein, Ihr Idealiſten, daß Eure innere tugendhafte Vollendung als Menſch Euren höchſten Werth ausmache; das iſt eine Sache, wonach der wahre Philoſoph durchaus gar nicht fragen darf. Er, der ſeinen Blick nur auf dem weiten Gebiete der Geſchichte ruhen läßt, er kennt keinen andern Werth des Individuums, als den ſocialen. Der Tagelöhner, der durch ſeine redliche, wiewohl geringfügige Arbeit ſeine Kräfte zum Beſten des ganzen menſchlichen Geſchlechts verwendet, ſteht unendlich über dem poetiſchen Träumer, der immer von Gefühlen ſpricht, das Ideal der Vollkommenheit in ſeinem Kopfe herumträgt, und dabei die Geſellſchaft, in der er lebt, ſo verächtlich anſieht, daß er nur vom Hunger gezwungen ſich entſchließen kann, etwas — und auch das wenige noch mit Widerwillen — für ſie zu thun. Die höchſte Größe hat die allgemeine Stimme der Geſchichte immer denen Männern zuerkannt, die am geſchickteſten und am wohlthätigſten in die Geſellſchaft eingegriffen haben. Haben ſie das *mit Liebe* zur Geſellſchaft, und *um der Geſellſchaft willen* gethan, ſo ſind ſie zugleich die moraliſchſten Menſchen geweſen.

Mein Gott, wird mancher voreilig ſagen, iſts weiter nichts als das, ſo wäre ja beinahe alle Moral überflüſſig.

Die idealiſtiſche iſt es auch. Statt alles weitläuftigen moraliſchen Unterrichts würde ich jeden Jüngling mit folgender Anrede, hinreichend für die Welt vorbereitet, entlaſſen: „Betrachte dies Streben eines ganzen großen Menſchengeſchlechts zur gränzenloſeſten Entwickelung ſeiner Kräfte. Sieh, welche Fortſchritte es ſchon darin gemacht und zu welchen ſchönen Banden es ſich verknüpft hat, um gemeinſchaftlich dem großen Ziele entgegen zu gehen. Bewundere es, und vergiß nicht einen Augenblick, daß es deine tiefſte Achtung verdient, und daß an dieſer Achtung auch der geringſte Arbeiter Theil hat, der mit ſeinen Kräften in dieſes große Ganze eingreift Wie aber der größte Theil der Menſchen nur *gezwungen* eingreift, und nicht mehr zum Wohl des Ganzen thut, als ſein Eigennutz fordert: ſo nimm du an dem allgemeinen Streben zur Vollkommenheit mit Bewußtſeyn, mit Vorſatz, mit Liebe

„Theil. Liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt: in dieſem „Worte liegt das ganze Geſetz und die Propheten."

Sagen Sie jetzt noch, daß ein Eudämoniſt oder ein kraſſer Realiſt mich begeiſtert? Realismus iſt das allerdings, aber der edelſte, deſſen ein Menſchenkopf fähig iſt. In der obigen Anrede, glaube ich, iſt alles ausgeſprochen, was jeder wahrhaft gute Menſch bisher aus einem dunkeln Gefühle längſt befolgt hat; das allgemeine Sehnen nach einem letzten Grunde aller Moralität iſt nun ſo vollkommen befriedigt, daß der Gute ſich freuen muß, jetzt ein ſicheres Ziel ſeiner guten Beſtrebungen deutlich aufgeſtellt zu ſehen, und der Böſe nun gar keinen Beſchönigungsgrund für ſeine Verkehrtheit mehr im Rückhalt haben kann. Welche Aufmunterung für jedes redliche Gemüth, in ſeinen guten Beſtrebungen zu beharren, da der Gewinn derſelben dem groſſen Ganzen der zur Vollendung forteilenden Menſchheit zu Gute kom̃t. Wie oft ſieht ſich dagegen der ſogenannte Tugendhafte, der alles nur dem Ideale zu Gefallen thun will, von ſeiner erzwungenen Begeiſterung verlaſſen, und ſinkt dann um ſo tiefer! Und welches idealiſtiſche Hochgefühl kann dem erhabenen Bewußtſeyn unſers Realiſten gleichkommen: „ich lebe, ich wirke, ich opfere mich auf für das „Ganze?" Iſt es nicht eben das, was dem Charakter Jeſu ſeine bis jetzt noch unerreichte Größe giebt?

Wie viele Fragen löſen ſich nun ſo leicht, wenn man erſt jenen heilloſen Idealismus aus dem Kopfe hat? Warum ſcheut ſich z. B. der Menſch, der ſich eine Unredlichkeit erlaubt, weit weniger vor der Stimme ſeiner ſogenannten Vernunft, als vor der Stimme der Menſchen? Unſtreitig darum, weil er denkt: über meine Vernunft bin ich Herr, aber meine Brüder kann ich nicht zwingen, mich länger zu achten, als mir ſelbſt die Verhältniſſe heilig ſind, in denen ich mit ihnen ſtehe. Wer einmal die Socialverhältniſſe muthwillig verachtet hat, der muß fürchten, daß man ihn immer nur als einen Egoiſten, nie als befreundeten Theilnehmer am Wohl des Ganzen betrachten, und ihm mithin alles Zutrauen entziehen werde.

Eine andere Wahrheit, die aus dieſem Syſtem hervorgeht, iſt die: Nur ein wohlgeordneter, beruhigter Staat kann Moraltiät möglich machen. Sehen Sie da auf einmal den Grund des großen Sittenverderbniſſes in dem zerrütteten Römerſtaate, in den erbärmlichen Verfaſſungen Italiens, in den deſpotiſchen und revolutionären Perioden Frankreichs; ſehen Sie da den Grund der ſpaniſchen Barbareien in Amerika, der unſinnigen Laſterhaftigkeit der meiſten Nachfolger Auguſts, und die Urſach ſo vieler andern Erſcheinungen in der Geſchichte, die bisher ſo unbefriedigend, oder wohl gar nicht erklärt worden ſind. Faſſen Sie endlich daraus die ſchöne Hoffnung, daß dergleichen Abſcheulichkeiten, die Tacitus und Herodian berichten, in keinem europäiſchen Staate jemals wieder vorkommen können, ſobald die Staatsverfaſſungen ſich verbeſſern, und ſobald die Könige für gute Polizey, für Zucht und Ordnung in den ſtehenden Heeren, und vor allen Dingen dafür ſorgen, daß keinem Unterthan ſeine Subſiſtenz in ihren Staaten ohne Noth erſchwert wird.

Ich überlaſſe es Ihnen, ſich tauſend andere fruchtbare

Ideen aus dieſem allbefriedigenden Prinzip zu entwickeln, und gebe nur noch kurz das Uebrige des Inhalts an. Der Verfaſſer entwickelt in den folgenden Abſchnitten die bisherigen Fortſchritte der Geſetzgebung, der Polizey, Politik, der Poeſie und Beredſamkeit, der bildenden und zeichnenden Künſte und der Wiſſenſchaften. Alles wird hier hiſtoriſch betrachtet, man lernt ganz deutlich begreifen, wie alle dieſe Erfindungen nothwendige Combinationen der in größere Geſellſchaften ſich vereinigenden Menſchenfamilien waren, und wie ſie durch alle Veränderungen der Geſellſchaft nothwendig bei allen Völkern das werden mußten, was ſie geworden ſind. Die Abſchnitte über Geſetzgebungen, Politik und Beredſamkeit geben durchaus neue und fruchtbare Anſichten, und was über Wiſſenſchaften geſagt wird, möchten wohl die Wiſſenſchaftslehrer a priori in Ewigkeit nicht gefunden haben. Soll ich es geſtehen, in dem einzigen Abſchnitt, der die Poeſie betrifft, ſcheint der Verfaſſer das Terrain noch nicht ſorgfältig genug unterſucht zu haben, und hier möchte er den Gegnern wohl die erſte Blöße geben. Es ſteht aber zu erwarten, daß er auch in dieſen dunkeln Schacht noch einmal tiefer hinabſteigen werde, welches um ſo wünſchenswerther iſt, da weder Schillers noch Schlegels Unterſuchungen uns bis jetzt irgend einen befriedigenden Aufſchluß über das Weſen der Schönheit gegeben haben.

Noch einige Ideen des Verfaſſers muß ich Ihnen doch aus dem Artikel Wiſſenſchaften mittheilen. Es iſt ganz conſequent, wenn er behauptet, daß auch ſie, wie alles, aus dem Antagonismus des Selbſterhaltungs- und Geſchlechts-Triebes hervor gegangen ſind, und daß ſie ſich immer und bis ins Unendliche erweitern werden, je lebhafter durch die Zuſammendrängung der Menſchenmaſſen dieſer Antagonismus werden wird. Wie aber wird es mit den Wiſſenſchaften werden, die ganz allein auf den Idealismus gegründet ſind, und die durchaus nichts zur reellen Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe beitragen? Unſer Verfaſſer freut ſich ſchon herzlich darauf, ſie ſämmtlich auf dem Wege der Alchymie, Magie, Kabbala und Dogmatik, ſeligen Andenkens, zu Grabe tragen zu ſehen. Er hofft, daß man in zwanzig Jahren die Tranſcendentalphiloſophie mit ihrem ganzen Appendix nur noch aus der Geſchichte kennen wird, daß man alsdann auch aufgehört haben wird, die hochgeprieſenen Alten anders, als in hiſtoriſcher Abſicht, zu ſtudiren, keineswegs aber noch daran denken wird, ſie in irgend einer Hinſicht als bleibende Muſter für *unſere* oder gar für *alle* Zeiten zu betrachten. Er hofft, daß über zwanzig Jahre die logiſchen, pſychologiſchen, moraliſchen, ontologiſchen, kritiſchen, äſthetiſchen ꝛc. Collegia keinem Studenten mehr einen Pfennig koſten ſollen, und daß man eine Rhetorik und Poetik lächerlich finden werde. Der Grund von dieſer letztern Behauptung iſt kein andrer als der, daß nach allen hiſtoriſchen Beobachtungen die Beredſamkeit und Poeſie — weit entfernt, einem Ideale zu gehorchen — allemal nichts mehr und nichts weniger geweſen ſind, als die Socialverhältniſſe und der Culturzuſtand ihnen zu ſeyn erlaubt haben. Man vergleiche Aeſchylus, Horaz und Göthe mit den Verhältniſſen, in denen ſie lebten und gebildet wurden, ſo muß die Wahrheit jener Behauptung in die Augen ſpringen *).

---

*) Göthens Iphigenie iſt eine hiſtoriſch-poetiſche Löſung der Aufgabe: Wie würden Perſonen in dem Zeitalter Agamemnons,

Schiller ſagt einmal irgendwo, ein Ausſpruch des Genies müſſe wie das Ey des Columbus daſtehn. Nichts kann wahrer ſeyn. Iſt die Entdeckung gemacht, der jeder ſchon ſo nahe war, ohne ſie ausſprechen zu können, ſo muß, wenn ſie nun ausgeſprochen iſt, jeder rufen wollen: „das hätte ich auch gekonnt,“ und doch ſich ſchämen, es nicht gethan zu haben. So, glaube ich, mein Freund, wird manchem zu Muthe werden, der von dieſer Entdeckung hört. Viele werden dem Verfaſſer ſagen, daß er ihre innigſten Empfindungen klar ausgeſprochen habe. Habe ich Göthens großen Sinn je richtig gefaßt, ſo iſt mirs, als ſähe ich den herrlichen Mann unſerm Verfaſſer die Hand drücken und ihm Beifall zuwinken. Keinem von allen aber hätte ich die Entdeckung des Gravitationsgeſetzes lieber gegönnt, als Schillern, weil keiner demſelben ſchon ſo nahe geweſen iſt, als dieſer unermüdete Denker, der ſich bei ſo viel eigener Kraft ſo unwürdig mit fremden Feſſeln herumſchleppt. Als er ſeine Abhandlung über Völkerwanderung und Mittelalter ſchrieb, wie leicht hätte er ſich da der Idee eines menſchlichen Geſchlechts bemächtigen können, wenn eine größere Kenntniß der phyſiſchen Wiſſenſchaften ſeinen hiſtoriſchen Blick geſtärkt hätte. Indem er ſeinen Octavio und ſeine Eliſabeth von England ſchuf, und das Betragen beider Perſonen ſo motivirte, daß ſie uns durchaus als nothwendige Producte ihres Zeitgeiſts und

---

unter gegebenen Umſtänden, geſprochen und gehandelt haben, wenn ſie mit Göthens richtigem Combinationsvermögen begabt, in den Socialverhältniſſen unſerer Zeiten gebildet worden wären? Welche Idee, ein ſolches Stück antik zu nennen! Euripides würde vor Göthen auf die Knie fallen.

ihrer Verhältniſſe erſcheinen mußten, und nur unſern Unmuth nicht unſern Tadel erregten, wie konnte er über dieſer Arbeit nicht an dem idealiſtiſchen Tugendprinzip irre werden, das hier doch gar nicht zu brauchen war? Iſt er endlich gar der Verfaſſer des launigen Gedichts: die Thaten der Philoſophen (im dritten Bande der Horen), das er wahrſcheinlich aus einer falſchen Scham, als möchte es mit ſeinen übrigen idealiſtiſchen Gedichten zu ſehr contraſtiren, aus der Sammlung weggelaſſen hat, ſo möchte man ſagen, er iſt ſchon auf dem Wege zu unſerm Verfaſſer geweſen, und vor der Hausthür wieder umgekehrt.

Unter den Hiſtorikern fallen dem Verfaſſer des Gravitationsgeſetzes gewiß alle Stimmen zu, denn keinem, als ihnen, giebt ſein Werk größere Aufſchlüſſe. Alle grauſame Zerſtörungsſcenen, z. B. ſind nun erklärt und entſchuldigt; die Natur ſteht völlig gerechtfertigt da, indem ſie das Wohl der Individuen dem Wohl des großen Ganzen aufopfert. Dr. Gall in Wien wird ihn ſeinen Bruder nennen, und lebte Adam Smith noch, ich meine, er würde daſſelbe thun. Die Metaphyſiker möchten ſchwerer zu bekehren ſeyn. Ein Wahn, der ſo alt als Ariſtoteles Ethik iſt, iſt nicht ſo leicht zu erſchüttern. Aber zünde dieſer Funke wenn er wolle: ausgeworfen iſt er einmal, und ſein Schimmer thut dem ungetrübten Auge viel zu wohl, als daß er jemals wieder erſtickt werden könnte.

Ich bin ꝛc.

K. F. B — r.

III.

Denkſteine am Lebenswege.

Die Thermolampe.

Wärme gewährſt du, und Licht, du gleicheſt der Weisheit und Güte,
Ihre Vereinigung ſchaft Leben und Wohlſeyn, wie du!

Auf Buſch und Bellermanns Allmanache.

Wie ſie in kreiſendem Lauf, und tauſend Geſtalten, ſich folgen:
Genius, Scharfſinn, Verſtand, Aberwitz, Thorheit und Traum!
Alſo wollt' es der Vater! — im Wechſel von Wahrheit, und Irrthum,
Zieht er ſein Menſchengeſchlecht, unter dem Monde, ſich groß!

Die Jahrhunderte.

Kämpfend um Leben und Tod, ſo trennt ein Jahrhundert vom andern,
Wie vom Körper der Geiſt, ringend im Scheiden, ſich trennt.
Hart iſt der Meinungen Kampf! Doch ſieh, es entquillet dem Tode,
Wie in der weiten Natur, alſo das Leben auch hier!

Der Geiſt der Zeit.

Rücke den Zeiger der Uhr, die Zeit verrückeſt du nimmer!
Ihren entfeſſelten Strom lenket kein ſterblicher Arm;
Alſo der Geiſt des Jahrhunderts; ihn drängt dein Treiben nicht vorwärts,
Aber nicht Menſchengewalt hemmet des Eilenden Flug!

Leid und Freude.

„Roſen wechſeln mit Dornen, ſo wechſelt mit Freuden die Trübſal.“
Ach! die Roſe verblüht, Narben verläſſet ihr Dorn.

Der Anfang des neuen Jahrhunderts.

Sehet, es zählt die Vernunft ja nimmer die Jahre nach Sonnen,
Thörigte Streiter! drum laßt ruhen den müßigen Zank!
Seinem Jahrhundert voraus entſchwebet der Genius. Ewig,
Hinter dem Fluge der Zeit, bleibet die Thorheit zurück.

Falkenau.

Otto Graf von Haugwitz.

IV.

Zeichen der Zeit. *)

Die Juden.

Eine ſehr merkwürdige Erſcheinung in den europäiſchen Staaten ſind die Juden. Man hat aufgehört, ihre Geſchichte zu ſchreiben, ſeitdem ſie ſelbſt aufgehört haben, eine ſelbſtſtändige Nation zu ſeyn; aber der Gang, den ihre Entwickelung genommen hat, iſt noch immer merkwürdig genug, um eine hiſtoriſche Darſtellung zu verdienen. Ich werde in dieſem Aufſatze weder ihr Lobredner noch ihr Tadler werden; aber ich werde einige Momente angeben, wodurch ihr Standpunkt in der Geſellſchaft genauer bezeichnet, und alſo ihr eigenthümlicher Charakter näher beleuchtet wird.

---

*) Die Redaktoren erklären bei dieſer Gelegenheit, daß ſie ſowohl an dieſem Aufſatze, als an denen, die ſeit dem Julius unter der Aufſchrift: Zeichen der Zeit, erſchienen ſind, keinen Theil haben. Der gegenwärtige eröffnet eine neue Anſicht über den bürgerlichen Standpunkt der jüdiſchen Nation, deſſen Grund andere, z. B. Lüder, kurz und thöricht genug, in der Unvernunft der Regierungen ſuchen. Der Gegenſtand aber, der der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft ſowohl, als den Individuen der jüdiſchen Nation ſelbſt, von der größten Wichtigkeit iſt, iſt der fortgeſetzten öffentlichen Beleuchtung werth; und deshalb konnten wir dieſer einzelnen Stimme nicht das Wort verſagen. D. H.

Man kann mit großer Sicherheit vorausſetzen, daß ſich die Juden, ſeit ihrer Zerſtreuung, zu allen Zeiten, im Ganzen genommen, auf derjenigen Stuffe der Kultur befunden haben, welche den Nazionen eigen war, unter denen ſie geduldet wurden. Dies folgt ſchon aus dem Verhältniſſe, worin ſie lebten; ein Verhältniß, welches von ihrer Seite immer die größte Aufmerkſamkeit nöthig machte, und hie und da zu ihrer Entwickelung führen mußte, wodurch ſie, in einzelnen Fällen, ſogar ein ſcheinbares Uebergewicht des Geiſtes erhielten.

Je mehr indeſſen dies Verhältniß auf Abhängigkeit hinwies, deſto mehr mußte Ihnen diejenige Art zu kombiniren eigen werden, die man Witz nennt; denn dieſe Art der Kombinazion treffen wir über den ganzen Erdboden am meiſten bei Sclavenvölkern an. In der That, wo iſt der Jude, der nicht witzig wäre, oder es nicht wenigſtens ſeyn möchte?

Dieſe Erſcheinung iſt bei weitem wichtiger, als man auf den erſten Anblick glaubt. Gerade weil in das Kombinazionsvermögen der Juden durch ſtaatsbürgerliche Verhältniſſe eine ſo beſtimmte Tendenz nach Witz gebracht wird, fehlt es ihnen durchaus an derjenigen Art zu kombiniren, wodurch man die Geſellſchaft weiter führt und vollkommner macht. Es iſt merkwürdig, aber es wird auf dieſe Weiſe begreiflich, daß eine ſo geiſtreiche Nazion, wie die jüdiſche wirklich iſt, ſeit ihrer Zerſtreuung niemals irgend etwas erfunden hat, wodurch ſie bleibend wohlthätig in die Geſellſchaft eingewirkt hätte. Man gehe die Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften durch, und man wird nirgend finden, daß ein Jude eine neue Bahn gebrochen hätte; das einmal Erfundene iſt von ihnen benutzt, und hie und da erweitert worden, aber nie haben ſie etwas Originelles kombinirt. Hierin liegt durchaus kein Vorwurf. Es iſt die nothwendige Folge der Socialverhältniſſe, wenn die Juden nur Rezeptivität, nicht Genie haben. Nur freie Völker haben Genie, und die Juden werden es von dem Augenblick an beſitzen, wo ſie ein ſelbſtſtändiges Volk werden, oder, weil dies gar nicht denkbar iſt, in gleiche Rechte mit denjenigen Völkern treten, unter deren Schutz ſie ſich befinden.

Geht man auf die erſte Urſach des Unglücks zurück, welches dieſe Nation vor ungefähr achtzehn Jahrhunderten traf, und noch immer verfolgt, ſo kann man nicht verfehlen, ſie in ihrer Religioſität zu finden. Der Glaube an einen Nazionalgott iſt der verderblichſte, den es geben kann, weil er zu der ſtarrſinnigſten Intoleranz führt. Ohne dieſen Glauben würden ſich die Juden den Haß der Römer nie in einem ſo hohen Grade erworben haben, daß dieſen nichts anderes übrig blieb, als die Zerſtörung des jüdiſchen Reichs und die damit verbundene Zerſtreuung der ganzen Nazion. Ohne dieſen Glauben, wie ſehr er ſich auch in einzelnen Ländern vermindert haben mag, würden ſie gegenwärtig etwas ganz anderes ſeyn, als ſie ſind. Selbſt diejenigen Individuen, welche am meiſten davon frei ſind, kranken noch immer an den Folgen deſſelben; denn indem dieſer Glaube der ganzen Nazion ihre Selbſtſtändigkeit koſtete, ſtiftete er zugleich ihre Verhältniſſe mit anderen Nazionen; und da dieſe ihrem Charakter Form und Gehalt geben mußten, ſo iſt man durchaus genöthigt, bei Beurtheilung des letzteren auf ihre Religioſität zurückzugehen.

Furchtſamkeit iſt alſo der Grundzug in demſelben. Viele jüdiſche Individuen in Berlin, Dresden u. ſ. w. werden dies beſtreiten; aber die Sache iſt deshalb nicht minder erwieſen. Grade weil die jüdiſche Nazion ſo furchtſam iſt, iſt ſie ſo klug, ſo verſchlagen, ſo höflich, ſo geſchmeidig. Grade weil die jüdiſche Nazion ſo furchtſam iſt, fehlt es ihr durchaus an dem Sinn fürs Große und Schöne. Gerade weil die jüdiſche Nazion ſo furchtſam iſt, ſtellt ſie keine ſo ausgezeichnete Charaktere mehr auf, als Moſes, Samuel, David waren, — Männer, welche den erſten Griechen und Römern die Wage halten. Gerade weil die jüdiſche Nazion ſo furchtſam iſt, ſtellt ſie gegenwärtig ſo viele Individuen dar, die durch ihr geſchwätziges und vorlautes Weſen ſo äuſſerſt läſtig werden; denn hätten alle dieſe Individuen einen geſetzten Muth, ſo würden ſie durch das Bewußtſeyn ihres inneren Werths zu einer höheren Beſonnenheit geführt werden. Gerade weil die jüdiſche Nation ſo furchtſam iſt, macht ſie ſo viel ohnmächtige Prätenſionen, die nie erfüllt werden können, ſo lange ſie Prätenſionen ſind.

Es lag ganz in dem Charakter der jüdiſchen Nazion, ſo wie er ſich im proteſtantiſchen Deutſchland nothwendig hat entwickeln müſſen, daß eine Geſellſchaft der aufgeklärteſten Familien zu Berlin vor einigen Jahren bei einem der vorurtheilsfreieſten Theologen unſerer Zeit die Anfrage that: Unter welchen Bedingungen ſie, vermöge ihrer Individualität, in den Schooß der chriſtlichen Kirche aufgenommen werden könnte? „Wir ſind dem Weſen nach Chriſten,“ ſagte ſie durch ihr Organ; „nur die Form fehlt uns, und da von dieſer Form in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht ſo viel abhängt: ſo wünſchen wir zu erfahren, wie wir ſie uns aneignen können, ohne unſere innere Freiheit aufzuopfern.“ Teller forderte Unterwerfung unter zwei Symbole, von welchen ſich durchaus nicht leugnen läßt, daß ſie, wenn gleich nicht zum Weſen des Chriſtenthums, doch wenigſtens zur Annahme deſſelben gehören. Dies ſchreckte ab; wenigſtens blieb es bei der Anfrage und Antwort.

Im Grunde wurde die Sache nicht nach ihrem ganzen Werthe genommen. Allzu bereitwillig geſtand man dieſen jüdiſchen Familien ein, daß ſie dem Weſen nach Chriſten wären. Dies waren ſie höchſtens in ſofern ſie ſich von religiöſen Vorurtheilen befreit — vielleicht mehr befreit hatten, als die Chriſten ſelbſt. Aber hierin muß das Weſen des Chriſtenthums nicht geſucht werden. Hätte es mit dieſem Weſen nicht mehr auf ſich, ſo würde der Stifter deſſelben den Zunamen des Göttlichen nicht mehr verdienen, als Sokrates und alle diejenigen Philoſophen, die ſich und Andere von religiöſen Wahnbegriffen befreit haben. Der Gedanke des Stifters des Chriſtenthums — man muß nie chriſtliche Religion ſagen, wenn man die Begriffe nicht durchaus verkehren will — war kein anderer, als die erzwungene Achtung, welche Moſes durch die Furcht vor der Gottheit für die Socialverhältniſſe eingeflößt hatte, in eine freie Achtung für dieſelben zu verwandeln, indem er ſie zum unmittelbaren Gegenſtand einer ſolchen Achtung machte. Ein Gedanke, den nie irgend ein anderer Weiſer des Alterthums gehabt hat und nie haben konnte, weil die Umſtände nie ſo angethan waren, daß er entſtehen konnte. Das Chriſtenthum iſt durch viele Verunſtaltungen gegangen, welche auf ſeine Bekenner mehr oder weniger zurückgewirkt haben; das Chriſtenthum iſt noch jetzt nicht, was es werden kann und nothwendig werden muß; das Chriſtenthum leuchtet ſehr wenigen Chriſten als eine wahrhaft göttliche, d. h. *durchaus wahre* Lehre ein. Allein, wenn es durchaus nicht zu leugnen iſt, daß ſein eigenthümliches Weſen in einer *freien* Achtung für vorhandene Socialverhältniſſe beſteht, und wenn nur derjenige ein Chriſt genannt werden kann, der dieſe Achtung fühlt und zur Richtſchnur ſeiner Handlungen macht; ſo entſteht die Frage: ob ein Jude, dem Weſen nach, jemals ein Chriſt ſeyn könne?

Frei von allen religiöſen Vorurtheilen, die ich verachte, und frei von allem Nazionalſtolz, von welchem mich das Studium der Geſchichte zurückgebracht hat, ſo weit ein Germane davon zurückgebracht werden darf — behaupte ich: daß das eigentliche Chriſtenthum durchaus nicht für den Juden vorhanden iſt. Hier ſind meine Gründe.

Ich ſehe in dem Juden blos den beſchränkten Staatsbürger. Ausgeſchloſſen von allen Aemtern und Würden, verhindert an dem Beſitz eines Grundeigenthums (wenigſtens im Boden), eingeſchränkt auf Handel und Wiſſenſchaften, und ſelbſt darin noch auf mannichfaltige Weiſe beſchränkt, kann der Jude nie dahin gelangen, eine freie

Achtung für die Geſellſchaft zu fühlen, in welcher er lebt; denn um dies zu können, müßte er ſelbſt frei werden, und um frei zu werden, müßte er in gleiche Rechte und Verbindlichkeiten mit den übrigen Staatsbürgern eintreten. Was bleibt aber da übrig, wo dieſe freie Achtung für die Geſellſchaft nicht empfunden werden kann? Man nenne es, wie man es wolle, immer wird ſein Weſen im Haß gegen die Geſellſchaft beſtehen; und was iſt Haß anders, als Immoralität und Antichriſtenthum?

Es iſt traurig, ſo etwas öffentlich ſagen zu müſſen; aber es iſt beſſer die Wahrheit zu ſagen, als ſie zu überkleiſtern. Ich ſetze noch Folgendes hinzu: Das Streben nach Freiheit iſt allen menſchlichen Individuen eigen. Auch in dem Juden wirkt es; ſo nachgiebig, ſo geduldig, ſo unterwerfend er auch ſcheint. Sein Geldgeiz iſt nur der Ausdruck dieſes Strebens. Wäre er freier, dieſer Geldgeiz würde nicht in ihm ſeyn. Seitdem das Geld allgemeines Zeichen geworden iſt, hat der Jude gerade diejenigen Erwerbsquellen aufſuchen müſſen, welche ihn am ſchnellſten in den Beſitz dieſes Zeichens ſetzen. Er beabſichtig dabei weiter nichts, als endliche Freiheit, und, bis er dieſe erreicht hat, eine erträgliche Lage als Staatsbürger. Aber wie unglücklich iſt er durch dieſe Lage, da ſie ihn nur auf Handel einſchränkt, und ſelbſt in dieſer beſchränkt? Nichts bleibt ihm übrig, als Raffinement auf ſeinen ausſchließenden Vortheil. Dies aber vernichtet alle freie Socialität, und macht ihn abwechſelnd zum Gegenſtande der Furcht und der Verachtung, indem es jede Liebe

und

und jedes Vertrauen in ihrem Weſen zerſtört. Selbſt die Miene der Ehrlichkeit verliert ihre gewinnende Kraft; man iſt nur um ſo mehr auf ſeiner Hut, je mehr dieſe Miene zum Vertrauen auffordert. Hierin, nicht in religiöſen Vorurtheilen, liegt die Antipathie der Chriſten gegen die Juden. Verſchwunden ſind jene Vorurtheile; aber die Wirkung bleibt noch immer, und dies iſt ein auffallender Beweis, daß man dieſe Antipathie zu allen Zeiten beſſer hätte erklären ſollen. Es liegt warlich nicht an dem Geiſte der gegenwärtigen Regierungen, wenn in den ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſen der Juden keine weſentliche Veränderung zu Stande kommt. Erzwungen kann dieſe Veränderung nicht werden. Die Juden wünſchen ſie, aber ſie gehen nicht in die Bedingungen ein, unter welcher ſie allein zu Stande kommen kann. Sie begreifen ihr eigenes Weſen nicht; denn ſonſt würden ſie einſehn, daß die Schuld mehr an ihnen liegt, als an den Chriſten *).

Wie wird aber endlich der Druck verſchwinden, unter welchem die jüdiſche Nazion noch immer ſeufzet?

Erleichtert haben ihn die beſſeren Socialverhältniſſe, in welchen wir ſeit einem Jahrhunderte leben; denn durch ſie iſt jene Intoleranz verſchwunden, vermöge welcher der Jude noch unter dem Laſtthier ſtand, und ſeines an ſich ſehr veränderlichen Eigenthums in keinem Augenblicke ſicher war. Auch künftig werden dieſe Socialverhältniſſe, eben

---

*) Es würde abſcheulich ſeyn, wollte man den Juden alle Moralität abſprechen. Sie üben ſie unter einander; aber nie zum Vortheil der großen Geſellſchaft, in welcher ſie leben.

weil ſie bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft ſich immer mehr vervollkommnen müſſen, dieſen Druck erleichtern; aber verſchwinden wird er nicht eher, als bis auf Seiten der Juden, die Religiöſität, welche ihr Weſen ausmacht, in Moralität, d. h. in freie Achtung für die Geſellſchaft übergegangen iſt. Dabei verſteht es ſich ganz von ſelbſt, daß ſie durchaus aufhören müſſen Juden zu ſeyn. Selbſt die Erinnerung an ihre Abkunft muß verwiſcht werden.

Die Zeit, welche alles herbeiführet, wird auch dies Wunder bewirken, ohne daß es in dem Augenblicke der Zeitigung ein Wunder ſcheinen wird. In dem proteſtantiſchen Deutſchland wird es zuerſt zu Stande kommen; denn die Kultur, welche die Juden den Proteſtanten verdanken, muß nothwendig dahin wirken. Vielleicht muß noch ein Jahrtauſend verfließen; aber, wie langſam die endliche Bekehrung auch von ſtatten gehen mag, endlich einmal wird ſie gewiß erfolgen. Der gute Wille der Tolerirten wird dabei eben ſo wenig in Betrachtung kommen, als der der Tolerirenden. Die Chriſten werden beſſere Chriſten werden; und dies wird die Juden nöthigen, ihrem Zuge eben ſo zu folgen, wie ſie ihm bisher gefolgt ſind. Die ganze Sache wird ſich von ſelbſt machen, wie ſich alles in der Welt von ſelbſt macht. Vernunft und Unvernunft ſind nur Wörter, die dem Geſchichtsforſcher nichts bedeuten. Nur in der Koncepzion kann man eine Sache anticipiren, nicht in der Wirklichkeit.

Eitel und vergeblich ſind alle Kalkule der Juden. Je mehr ſie des baaren Geldes an ſich ziehen, deſto mehr verſchlimmern ſie ihre ſtaatsbürgerliche Lage. Nie iſt Freiheit durch Geld erkauft worden, ſelbſt wenn es Individuen gelungen iſt, ſich durch pekuniäre Aufopferungen im Beſitz gewiſſer ſtaatsbürgerlicher Vortheile zu erhalten. Geſetzt auch, es gelänge demjenigen Theil der jüdiſchen Nazion, welcher ſich in Deutſchland befindet, alles baare Geld in ſeine Gewalt zu bekommen, würde er dadurch den Charakter der Germanen beſiegen? Er würde nur ſeine Sklaverei verlängern; denn der reiche Theil der Nazion iſt gegen den ärmeren immer im Nachtheil, und um ſo übler daran, je weiter er die Unterdrückung treibt. Alles hat ſein Maaß, und iſt die Geduld der Unterdrückten erſchöpft; ſo ſtehen ſie in Maſſe gegen ihre Unterdrücker auf, und dann heißt es: **Schwamm, gieb wieder!** Die jüdiſche Nazion hat in dieſer Hinſicht ſo viel unangenehme Erfahrungen gemacht, daß ſie ihr wahres Intereſſe beſſer kennen würde, wäre nicht, außer der Religioſität, etwas in ihr, was ſie nothwendig dagegen verblenden muß.

Dies iſt ihre **Geſetzlichkeit**, welche mit ihrer Religioſität in der engſten Verbindung ſteht, und ſelbſt dann, wenn von dem moſaiſchen Geſetz gar nicht die Rede iſt, ihre Kraft äußert. Allerdings hat der Jude in dem peinlichen Verhältniß, worin er ſich gegen den Chriſten befindet, alle Urſach, einen großen Werth auf die Geſetzgebung des Landes zu legen; denn da alle Geſetze Normen ſind, die Willkühr zu vermindern, ſo kann er nur durch Berufung auf die Geſetze der Unterdrückung entgehen. Aber dieſe abgöttiſche Verehrung gegen das Geſetz verwandelt ſich in Liebe; und nichts iſt, wenn man tiefer in die Sache eindringt, der Moralität nachtheiliger. Alle Geſetzgebungen ſind nämlich Abſtrakte der Socialverhältniſſe während eines beſtimmten Zeitraums; und das poſitive Recht entſteht blos dadurch, daß dieſe Abſtrakte bleiben, indeß die Socialverhältniſſe fortgehen und ſich immer mehr entwickeln. Je mehr man nun an dieſem poſitiven Rechte klebt, deſto mehr wird man ein Fremdling in der moraliſchen Welt; und die nothwendige Folge davon iſt, daß man in Streit und Widerſpruch mit denjenigen geräth, welche in der Zeit fortrücken und die nicht geſchriebene Geſetzgebung der letzten Socialverhältniſſe -- die Moral — zu der ihrigen machen. Man hat bemerkt, daß die Juden die meiſten Prozeſſe gegen die Chriſten gewinnen. Abgeſehen von aller Beſtechlichkeit der Richter, kann und muß dies ſeinen Grund nur darin haben, daß das poſitive Recht in der Regel auf Seiten der Juden iſt. Eben deswegen lieben ſie die Prozeſſe, die der Chriſt nothwendig haſſen muß, weil er durch ſein ganzes Inneres genöthigt iſt, Juſtiz von Gerechtigkeit zu unterſcheiden. Juſtiz mag er nicht: Gerechtigkeit kann ihm nicht zu Theil werden, weil das Recht etwas Poſitives iſt. So vermeidet er die Gerichtshöfe ſo viel es in ſeinen Kräften ſteht, und freut ſich im Stillen jeder Verbeſſerung der Juſtizverfaſſung, indeß der Jude ſie nothwendig fürchten muß, weil er ſeinen Vortheil durchaus nicht dabei findet, und unmittelbar, nachdem ſie zu Stande gekommen iſt, (vorausgeſetzt, daß alles ehrlich von ſtatten geht,) ſeine Prozeſſe gewiß verliert. Es läßt ſich alſo vorherſehen, daß zu einer Zeit, wo die Geſetzgebungen noch bei weitem mehr verbeſſert ſeyn werden, als ſie es gegenwärtig ſind, die Juden allein die Gerichtshöfe beſchäftigen werden; denn in ihnen muß, der Natur der Sache gemäß, die Achtung für die Juſtiz (welche für den Chriſten immer eine erzwungene, für den Juden hingegen immer eine reine Achtung iſt) ganz zulezt ausſterben.

Ich ſchließe dieſe Bemerkungen über den Charakter der Juden mit dem Zuſatze: daß ſich dieſe Vorliebe für das Poſitive in den Werken aller neueren Schriftſteller dieſer Nazion wieder findet. Nie konnten ſie eine Philoſophie in Gang bringen, wie die Kantiſche iſt; aber nachdem ſie durch den Königsbergiſchen Weltweiſen einmal ausgeſprochen war, mußte ſie ſich durchaus ihrer Köpfe bemächtigen, welche ganz dafür eingerichtet waren. Für ſie iſt alles vorhanden, was den Geiſt in Feſſeln wirft; für ſie iſt nichts vorhanden, was eine große Laufbahn eröffnet. Bewieſe man der ganzen Welt die Nothwendigkeit einer gränzenloſen Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts, ſo würden ſie nur zwangsweiſe daran glauben. Ihre Vorfahren kreuzigten einen Weiſen, weil er ihnen ſagte: das Sichtbare iſt vergänglich, das Unſichtbare hingegen iſt ewig. Sie würden ihn nicht mehr kreuzigen; aber ſie würden ihn nicht begreifen können, und eben deshalb haſſen und verfolgen müſſen. Es iſt in der That höchſt merkwürdig, daß dieſe Nazion, die den tiefſten Denker hervorgebracht hat, noch jetzt, nach achtzehn Jahrhunderten, denjenigen einen Phantaſten nennen muß, der ihr ſagt, daß ihr Unglück bloß daher rührt, daß ihre Prieſter und Schriftgelehrten dieſen Denker nicht begriffen.

Philaleth.

V.

Die Induſtrie-Schule im Harz.

Alle.

Auf! muntre Geſpielen!
Zur Arbeit herein!
Auch hier iſt es rühmlich,
Der erſte zu ſeyn.
Auf! ſammelt Gedanken!
Beflügelt die Hand!
Was ſäumend zerſtreuet,
Das werde verbannt!

Chor der Töchter.

Nicht alles vollendet
Hat Gott uns verliehn:
Er will uns durch Mühe
Zur Weisheit erziehn.
Ausbildend das Gute,
Das Gott uns erſchafft,
Erhebet der Geiſt ſich,
Erwachet die Kraft.

Chor der Söhne.

Das Leben bewegt ſich
Im ſchnelleren Kreiſ',
Wenn Arbeit es wenden
Und ſinnender Fleiß.
Der Müßiggang öffnet
Der Schande das Thor;
Aus forſchendem Streben
Hebt Ruhm ſich empor.

Chor der Töchter.

Gott läßet die Ausſaat
Zu Flachſe gedeihn;
Wir ziehn es und ſammeln
Zur Spindel es ein.
Er kleidet die Heerden,
Wir nehmen ihr Kleid,
Und ordnen auf Nadeln,
Was wärmend erfreut.

Chor der Söhne.

Er hebet zu Stämmen
Das ſchwankende Reis;
Wir bilden aus ihnen
Kunſtwerke mit Fleiß.
Er ſchmücket die Landſchaft
Mit Blumengewand,
Wir zeichnen die Blumen
Mit ſicherer Hand.

Alle.

Auf muntre Geſpielen!
Zur Arbeit herein!
Auch hier iſt es rühmlich,
Der erſte zu ſeyn.
Auf! ſammelt Gedanken!
Beflügelt die Hand!
Was ſäumend zerſtreuet,
Das werde verbannt!

Der Aufſeher.

Hier auch ſollen Kränze grünen
Dem, der würdig iſt, zu dienen
Am Altare der Induſtrie.
Wie Salency Preiſe verlieh,
Eh' Galliens Genius weint' auf grauſende Ruinen:
Alſo verleiht ſie auch die kühne Hercynia.
Nimm dann, o gutes Kind! das ſeiner Lebensſtunden
Unthätig keine verſchwinden ſah,
Nimm den Kranz, den dir die Liebe gewunden,
Und die Tugend dir gewann,
Nimm die Opfer der Geſpielen,
Die mit dir laufen nach gleichen Zielen,
Mit fröhlichem Herzen an!

Alle.

Empfange ſie, Schweſter!
Mit fröhlichem Sinn!
Wer fröhlich empfänget,
Hat doppelt Gewinn.

Sey ſpärlich die Gabe,
Die Liebe geweiht;
Sie wuchert dem Herzen,
Das ihrer ſich freut!

Sie wuchert mit Tagen
Der ſeligſten Ruh;
Und wer auch verdient ſie,
Geſpielin! wie du?
Du gehſt auf den Pfade.
Der Tugend! wohl dir!
O geh' ſie noch lange!
Gefährten ſind wir!

Klamer Schmidt.

VI.

Die Werkſtätte des Bildhauers.

Nebſt Nachrichten von den neueſten Arbeiten des Herrn Direktor Schadow in Berlin.

Seit geraumer Zeit hatte ich es im Sinne, Ihnen, verehrter Freund! Nachricht zu geben, gewiſſermaßen eine Rechenſchaft abzulegen, von meinem Künſtlerleben. Aber zum Schreiben gehört eine beſondere Stimmung, und die kommt uns ſelten; Luſt dazu, möcht' ich wohl ſagen, gar nicht; Luſt haben wir Künſtler nur zu unſerer Arbeit; — und wenn wir ja ſchreiben, ſo warten wir am beſten, bis die Fülle der Gedanken uns drängt, auszuſtrömen, was man auf dem Herzen hat. Sie wollen es, und ich ſpreche von mir zu Ihnen.

Meine mehreſte Zeit nehmen beſtellte Arbeiten weg, ſelten bleibt mir eine Stunde, die ich meiner Laune weihen kann; und wie viele Ideen ſchweben einem nicht vor, die man, wenigſtens mit dem Griffel, auf dem Papiere, feſthalten, andre, die man ganz verkörpern möchte!

Manchmal komme ich mir vor, wie ein ehrſamer Meiſter, der in der Stadt ſo ſein Gewerbe treibt, nachdem die Leute es bei ihm beſtellen. Er hat ſeine Werkſtelle, ſeine

Geſellen und Buben, und was in ſein Fach ſchlägt, iſt bei ihm zu haben. So betrachtet, ſieht es proſaiſch um uns aus; iſt aber nicht. Denn weder ich, noch meine Gehülfen, noch meine Buben, gehen an die Arbeit nach Schlag und Stunde; Luſt und Liebe allein bringt uns heran.

Nein, handwerksmäßig arbeitet bei uns nur der Steinmetz, der Steinſchneider, der Steinſchleifer, und der Former; dieſer Former ſpielt aber zwei verſchiedene Rollen. Von Haus aus ein Maurer hat er ſich zum Gipsformer erhoben, und von da zu einem, der Meiſſel und Hammer nach ſtrengen mathematiſchen Geſetzen regiert. Er ſetzt das Modell von Gips, und den Marmorblock, beide unter über ihnen ſchwebende horizontal gerichtete Winkel, von beiden hängen Senkbleie in beſtimmten Abtheilungen herab; mit einem Stabe mißt er die Entfernungen der hervorragenden Theile des Modells, und ſchlägt vom Marmor an eben dieſen Stellen ſo viel weg, bis ſein Stab vom Senkbleie eben ſo tief, als am Modelle, am Marmor herangeht. Wir nennen dies Punkte ſetzen, oder eigentlich: eine Figur punktiren; die Entfernungen unter den Punkten werden mit Zirkeln beſtimmt. So wie das Firmament mit Sternen, iſt der Marmorblock mit kleinen Bleiſtiftpunkten überſäet, wovon kein einziger weder mehr rechts noch links, noch höher noch tiefer ſtehn darf, als er ſteht. Dieſe Arbeit will eine durch nichts zu ſtöhrende Aufmerkſamkeit, und einen rechten Liebhaber des Genauen. Bei Sculpturen auf flachem Grunde, als Bas und Hautreliefs, iſt das Verfahren anders, und geſchieht mit Hülfe einer ſogenannten Krücke; ich ſchweige aber davon, weil das bloße Beſchreiben ſolcher Dinge doch keine anſchauliche Vorſtellung hervorbringt.

Hat es mir doch nur ſelten gelingen wellen, jemandem, der vom Formen und Gieſſen nichts weiß, einen Begriff davon beizubringen, aber auch einer geringen Anzahl halber muß man etwas thun; es lohnet doch.

Den Genuß mag es nicht verſtärken, wenn man ein Werk der Kunſt betrachtet, und dabei weiß, wie es entſtanden iſt; aber Liebe und Achtung müßte es doch dem Künſtler bei ſeinen Landsleuten verſchaffen, wenn ſie wüßten, die vielfachen und mühſeligen Schwierigkeiten, die ſowol ſein Geiſt als ſein Körper zu bekämpfen haben, ehe eine große Arbeit vollendet iſt.

Der Thon iſt zwar eine geſchmeidige und weiche Maſſe, die ſich abnehmen und antragen läßt, indeſſen erfordert doch das Aufbauen ſtehender Figuren, und die Ausarbeitung freier Theile eine mehrjährige Uebung; Arme, Hände, Finger, und überhaupt alle dünneren Theile trocknen ſchneller als das übrige, und erfordern Stützen oder innere Gerüſte von Eiſen, um ſich zu halten. Iſt ein ſolches Modell von Thon beendigt, ſo wird es abgeformt, und in Gips ausgegoſſen, und verwandelt ſich auf dieſe Weiſe aus einer Materie in die andere. Mancher frägt, wozu das? Antwort: weil der Thon ſchwindet, um ein beträchtliches kleiner wird, weil er im trocknen und ungebrannten Zuſtande ſehr zerbrechlich iſt. Man würde ein Modell von trocknem Thon nicht viel drehen dürfen, es würde das Anſetzen großer Zirkelſpitzen zum Maasnehmen nicht aushalten; man könnte es brennen, iſt es aber etwas groß, ſo fehlen die Oefen; dann muß es ausgehöhlt werden, und oft ſpringt es im Feuer in viele Stücke. Der Sicherheit halber unterzieht man ſich alſo lieber des freilich koſtſpieligen Umwandelns in Gips.

In Italien haben vor Zeiten die Bildhauer ſich kleine Entwürfe von Wachs gemacht, und nach dieſen in Stuck eben ſo groſſe Modelle aufgebaut, als in Marmor ausgeführt werden ſollte; welche Methode aber nachmals nur zu metallnen Statuen beibehalten worden iſt. Denn die Fleiſchparthieen kann man ſchwerlich in Stuck mit dem Schmelze und der Weichheit ausführen, als in Thon, und in Marmor noch beſſer, als in Thon.

Die deutſchen Bildhauer ſchnitten ſich ihr Modell aus einem Stücke Holz, ja ſie machten ſogar ihre Studien in Rom auf dieſe Weiſe, und es gab eine Zeit, nehmlich diejenige, in welcher Bernini für groß gehalten wurde, wo ſie, zum Verwundern der Italiäner, auf dem St. Petersplatze und auf der Engelsbrücke ſtanden, und Berninis Arbeiten nachſchnitten. Dieſes aber wird hoffentlich nicht wieder geſchehn. —

Des Wachſes bedienet man ſich heutiges Tages nur noch zu ganz kleinen Entwürfen, oder zu gefärbten Stükken, welche letztere gegoſſen werden, und von andern Modellen abgeformt ſind.

Bevor man das eigentliche ausgeführte Modell macht, entwirft man ein kleines, um ſeine Idee feſtzuhalten; freilich muß man auch öfters eine Zeichnung machen, weil dieſe leichter vorgezeigt, und auch allenfalls in einem Briefe mitgetheilt werden kann; dieſe nutzt aber dem Statuar darum wenig, weil ſie nur eine Seite, eine Anſicht giebt.

Soll es eine bekleidete Statue werden, ſo wird die Gliederpuppe, die lebensgroß ſeyn muß, bekleidet; hier wird manches Stück Gewand wohl zwanzigmal von neuem überworfen, ehe es einem behagt. Hier thut Uebung und Erfahrung die beſten Dienſte. Das Modell ſelbſt wird erſt nackend gemacht, und wenn es etwas gutes werden ſoll, muß freilich ein lebendiges Modell dabei ſeyn.

Bei nackenden Sachen hab ich gewöhnlich vor dem eigentlichen Modelle ein beſonderes Studium nach dem Leben vorangehn laſſen, und Hände, Arme und Kopf wieder nach einem andern lebenden Vorbilde genommen, aus welchen Studien zuſammen ich nachmals das auszuführende Modell unternommen habe.

In Rom giebt es Mädchen, deren Gewerbe es iſt, den Künſtlern zum Vorbilde zu dienen; andre, ſei es aus Sittſamkeit, oder weil ſie Frauen ſind, geben zum Studium nur Kopf, Hals, Nacken, Arme und Hände Hierin ſind uns Deutſchen Gebräuche, Clima und Sitten entgegen, und alle dieſe Riegel wegzuſchieben, muß Jupiters Stratagem bei der Danae oft wiederholt werden

Mit welcher Genauigkeit, mit welchem Calcul wird ein Marmorblock von allen Seiten vermeſſen, um alle Schaalen zu beſtimmen, die die Säge noch wegſchneiden kann; denn dieſe Materie iſt hier ſo, koſtbar, daß auch die kleinſten Stücke verbraucht werden, und wäre es auch nur als Zierathen von Meubles. Was unter dem Schlage des Hammers abgeht, iſt dazu untauglich, weil alle dieſe Stücke verprellt ſind.

Zur Tractation des Marmors gehört eine vieljährige Uebung, und ſollte eine Statue durch einen Arbeiter allein gemacht werden, ſo möchte das Ende davon wohl nicht abgewartet werden; deshalb vertheilt ſich die Arbeit unter drei verſchiedene, deren jeder eine eigene Uebung erlangt hat. Der erſte iſt der ebenerwähnte, der unter den Winkeln die Arbeit punktirt, daraus entſteht ein roh ebauchirtes Gebilde, einem Schneemanne ähnlich; der zweite, ein wirklicher Artiſt, ſchaalt gleichſam die Borcke ab, die aneinander klebenden Glieder werden von ihm durchbrochen, iſolirt; hierbei werden die verſchiedenen Gattungen der Bohrer gebraucht, mit denen auch die tiefen Falten der Gewänder ausgehöhlt werden. Dem dritten, der mit dem friſcheſten Muthe antritt, bleibt die letzte Haut, der letzte Strich in den Haaren, die völlige Ausbildung der Geſichtstheile, wobei der Augenlieder-Schnitt mit dem Meißel das ſchwierigſte Stück iſt, die völlige Ausführung der Hände und Füße, und überhaupt der letzte Hauch, bei welchem ſelbſt das Schleifen mit Empfindung geſchehen muß.

Kommen deutſche Bildhauer an, um in meinem Attelier zu arbeiten, ſo muß man ſie abweiſen, oder von neuem unterrichten, denn ſie kennen dieſe Methode nicht. Meine Vorgänger, von König Friedrich des Großen erſten Regierungszeiten an, waren franzöſiſche Bildhauer, und ihre

Leute Franzoſen und Italiäner; von daher ſchreibt ſich die ganze Verfahrungsart, welche alle Vortheile vereinigt, um prompt und exact den Marmor zu behandeln.

Haben ſie nicht vollkommne Meiſterwerke geliefert, ſo lag es nicht an dem, was ſich an Handgriffen erlernen läßt, denn die wußten ſie; ſondern an demjenigen Theile der Kunſt, der ſich weder durch Werke anderer, noch durch deren Unterricht erlernen läßt, und der aus der Tiefe unſers eigenen Ichs ſich entwickeln muß.

Was frommt die glühende Natur
An deinem Buſen dir?
Was hilft dich das Gebildete
Der Kunſt rings um dich her?
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerſpitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

von Göthe vermiſchte Gedichte.

Dennoch glaube ich, daß wir manche Vortheile der Alten entbehren; ihre Statuen von Porphyr und andern ſehr harten Steinen, und dann die eigene Art von Falten an gewiſſen marmornen Statuen, die nämlich eng beim Eingange ſind, und in der Tiefe immer weiter werden, und doch zuweilen noch eine Falte, wie eine Wand ſtehen haben, kann ich mit unſern Inſtrumenten nicht gut erklären; denn in dieſer Tiefe müſſen doch noch hin und wieder die Spuren des Bohrers ſich zeigen, wie das auch bei alten römiſchen Arbeiten der Fall iſt.

Statuen der erſten Art ſieht man hier zu Lande zwei, im Antikentempel bei Potsdam eine Tochter des Lycomedes und den bekleideten Achill, beide griechiſche Arbeit. In Rom ſtand zu meiner Zeit eine Hygiea im Capitol, an deren Gewand die Falten eben ſo bewundernswürdig waren. Ich bin deshalb auf die Vermuthung gerathen, daß die Alten dieſe Tiefen mit Säuren herausgebeitzt haben, und Verſuche, die ich ſelbſt gemacht habe, beſtätigen mich darinn.

Im Porphyr zwar kann dieſes Mittel nicht angewendet worden ſeyn, auch wird man daran weder dieſe dünnen iſolirten, noch tiefgehöhlten Stellen antreffen. Alles, was die Neuern in Porphyr erzwungen haben, war höchſtens eine Büſte. Ich nehme hier Gefäße und Platten aus, denn was ſich drehen, mit der Säge und dem Schmergel zwingen läßt, iſt zu überwinden. Es läßt ſich vermuthen, daß die Alten in Härtung der Inſtrumente, zu Bearbeitung dieſer Steinarten, manches wußten, worin wir noch zurück ſind, ſo wie wir es unſtreitig ſind in der Kunſt in Metall zu gießen.

Außer Feilen und Raſpeln ſchmieden wir unſre Inſtrumente ſelbſt, eben ſo müſſen wir auch unſre Boßirbeine ſelbſt verfertigen. Es ſcheinen Nebendinge, bedürfen aber Zeit, um erlernt zu werden. So vergeht manches Jahr, bevor man den Thon, den Gips, das Wachs, den Sandſtein, den Marmor, zu handhaben weiß. Geometrie und etwas Architectur muß man auch inne haben, um einen Schnitt im Steine richtig anzugeben, und Piedeſtall, Conſolen u. d. gl. vorzeichnen zu können. Das Schneiden in

Holz erfordert wieder eine eigne Uebung; ſo wie das Gießen in Metall, und das Ciſeliren deſſelben neue und ganz eigne Vorrichtungen und Erfahrungen bedürfen.

Von einer vollſtändigen Werkſtatt der Sculptur könnte man alles dieſes begehren; daß dies alles aber auszuführen ein Menſch nicht hinreiche, iſt leicht einzuſehen. Doch alles zu leiten und anzuordnen muß einer wiſſen und verſtehen. Ein ſolcher kann aber dann nur entſtehn, wenn er das Glück hat, daß in allen Fächern der Sculptur Sachen bei ihm beſtellt werden, und wenn er früh ſchon recht große und complicirte Werke zu Stande zu bringen hat.

Denn auch das Aufrichten oder Verſetzen großer und ſauber gearbeiteter Stücke bietet manche Schwierigkeiten dar, und erfordert einen wohlgeordneten Mechanismus.

Die Noth, die Umſtände erwecken unſer Nachſinnen, und bringen uns auf Mittel, von denen ich hier einige Beiſpiele geben will. Zu der Marmorgruppe der beiden fürſtlichen Schweſtern, hatte ich ein Modell in Gips, ebenfalls Naturgröße, angefertigt. Die Größere, die Königinn vorſtellend, hielt in der rechten Hand einen Korb, der ſich an die Hüfte anlehnte; dieſer Korb mußte auf hohen Befehl wegbleiben, welches auch recht war; aber die Schwierigkeit war, den Arm, wo möglich, in derſelben Lage zu behalten. Ich nahm ein ſchmales und länglichtes Stück Gewand, tauchte dieſes, um das ſchnelle Binden zu verhindern, in einen mit dünnem Biere eingerührten Gips, warf dieſes über die ſchon vorhandenen Falten, ließ es mit der rechten Hand halten, und dann frei wieder niederfallen; die ganze Partie der vorherigen Falten ſchien unter dieſem neuen Ueberzuge durch, und es entſtand eine ähnliche Wirkung, wie an einigen antiken Statuen, wo man durch die obern Falten die untern durchlaufen ſieht.

Die ganze Partie iſt auf der hintern Seite, die nach meinem Plane zu ſehen ſeyn ſollte; die Gruppe iſt aber an eine Wand geſtellt worden, und gerade gegenüber zwei tief herabgehenden Fenſtern, folglich ſehr ſchlecht beleuchtet. Sie konnte an eine Seitenwand in guter Beleuchtung geſtellt werden, es geſchah aber nicht, um für ein paar Concerts an der Tafel Platz zu laſſen.

Lange ſchon hegte ich die Vermuthung, daß die alten griechiſchen Meiſter an den Modellen zu ihren Gewand-Figuren die Drapperie nicht möchten boſſirt haben; nach meiner Meinung haben ſie ihr Modell nackend gemacht, und darüber eingetauchte Tücher gelegt, die feſt geworden ſind, und über dieſe nachher andere, wodurch die erſten durchſchimmerten.

Eine Gruppe, die eheliche Treue vorſtellend, mit deren Ausführung ich gerade jetzt beſchäftigt bin, iſt auf dieſe Weiſe gemacht, der Marmor iſt nämlich geradezu gleich nach dieſer eingetauchten Leinwand gearbeitet. Bei Feſtivitäten, ſowohl Triumphbögen als Trauergerüſten, wo Statuen ſchnell fertig da ſtehen ſollten, iſt dieſe Methode in alten Zeiten ſchon gebraucht worden, und es ſtehen noch hin und wieder dergleichen Stuckfiguren; aber das Gewand iſt nicht aus Fleiſch gelegt, ſondern, was man große Partien nennt, und viel Luft dazwiſchen, auf Art des Bernini.

Eine andere Art Gewandfiguren zu bilden, habe ich angewendet an dem 116 Fuß langen Basrelief von Sandſtein, an dem Münz- und Bau-Akademiegebäude, welches ſich durch die ſorgfältige und ſaubere Ausführung aller Theile ſehr auszeichnet. Ich bekam zeitig genug die Beſtellung, um meinen Theil daran mit Bedacht zu entwerfen und auszuführen.

Bei Betrachtung der Werke des Raphael in Rom, äußerten die Künſtler: Er müſſe bei ſeinen Gewänden nicht die Gliederpuppe, ſondern ein lebendes Modell mit Gewänd bekleidet, gebraucht haben, indem das höchſtungezwungene, und das von einem vorigen in den gegenwärtigen Moment Uebergegangene in den Falten, mit einer Gliederpuppe nicht zu erreichen ſey. Mit einer prompten Fauſt und einem guten Gedächtniſſe läßt ſichs möglich machen, eine Zeichnung als Studium auf dieſe Weiſe zu entwerfen. Daß jemand in der Sculptur dieſes Mittel angewendet habe, iſt mir nicht bekannt.

Nachdem ich mich im Nachzeichnen, und, was eben ſo weſentlich war, mein Modell im Faltenwerfen geübt hatte, verſuchte ich es im Basrelief in Thon. Jener hatte es dahin gebracht, zwei bis drei Stunden, nachdem das Gewand ſich glücklich geworfen hatte, unbeweglich zu bleiben; in welcher Zeit ich mein Thonmodell, Figuren von zwanzig Zoll, entwerfen mußte, nämlich die Falten darüber; was nun noch zu thun war, mußte mit dem friſchen Gedächtniſſe geſchehen. In wie weit dies gelungen iſt, geziemt mir nicht zu entſcheiden. Mehrere Figuren in dieſem Basrelief ſind ſo entſtanden, und dieſe Methode bleibt auf jeden Fall vortrefflich; nur bei freiſtehenden Figuren iſt ſie nicht anzuwenden, weil es nicht möglich iſt, alle Seiten ſo ſchnell zu machen, als ein Menſch ausdauern kann, in derſelben Attitude zu ſtehen. Aber allen, die auf flachem Grunde darſtellen, iſt ſie zu empfehlen.

Figuren in unſerer heutigen Tracht, kann man ganz nach dem Leben ausführen; unſere Kleider werfen, in derſelben Attitüde, wieder dieſelben Falten, oder vielmehr Brüche, und ſo konnte ich bei den Statuen des Generals von Zieten und des Fürſten von Deſſau mit Muße zu Werke gehn. Indeſſen hat eine ſolche Aufgabe dennoch ihre Schwierigkeiten. Würde, Geiſt, Leben, und einen gewiſſen dem Zeitalter angemeſſenen Charakter darzuſtellen, iſt nicht leicht; und das Schickſal, dieſer unſerer Zeitalter-Coſtume, wenn ſie vorüber ſind, iſt, daß man darüber lacht. Nur den Vortheil haben ſie, nicht wie manches Bild und Statue im poetiſchen oder fantaſtiſchen Gewande, verwechſelt zu werden, und ſowohl dieſes als jenes vorſtellen zu können.

Dieſe zwei letzten Jahre habe ich in Bruſtbildern mich zu üben viele Gelegenheit gehabt; in Marmor ausgeführt, betrachtet man ſie gewöhnlich als Denkmäler, und ſo muß eine gewiſſe Celebrität der darzuſtellenden Perſon vorausgehn, ehe man ſich entſchließt, ſie ſo koſtbar bilden zu laſſen. Indeſſen habe ich doch einige von Frauen gemacht, die nach ihrem Tode die Liebe ihrer Gatten verfertigen ließ. Aber daß jemand, um den vorübergehenden Reiz weiblicher Schönheit feſtzuhalten, ſie in Marmor bei mir hätte machen laſſen, iſt zu wenig vorgekommen, als daß man dies dem Geiſte des Zeitalters zurechnen könnte, ein Geiſt, der doch der Kunſt ſo günſtig wäre!

So geſchieht es denn, daß ich oftmals die Büſte zu machen bekomme, nachdem die Perſonen geſtorben ſind, und das Schwierigſte, was ſelbſt nach dem lebendigſten Leben ſchwer zu faſſen iſt, ſoll ich denn ſo obenein geben. Dafür mich zu entſchädigen und zu erholen, mache ich, beſtellt oder nicht beſtellt, eine Büſte die mir behagt, und wovon ich das Vorbild leben und weben ſehe.

Doch hat auch der Tod etwas zuweilen, was der Nachbildung werth iſt. Nachdem Carl Faſch geſtorben war, entſchloß man ſich, ſeine Büſte in Marmor machen zu laſſen; ich hatte ihn im Tode abgeformt, im Leben recht gut gekannt; man gab mir ein Bild von ihm, von Graff gemalt, freundlich lächelnd, (ein Moment, der eben der Sculptur und insbeſondere bei einem alten Manne nicht günſtig iſt), und ſo ſollte ich ein lebendiges darſtellen. Ich fand aber in der abgeformten Maske ein ſo ruhiges, feierliches, verklärtes Weſen, und beſorgte, dies möchte verlohren gehn, daß ich im Marmor nichts that, als dies nachbilden. Dies Geſicht hat Aehnlichkeit mit des Dante Kopf in Raphaels Parnaß.

Das Bruſtbild Meierotto's mußte auf eine andre Art hervorgehn; denn obwohl auch von ihm eine Todten-

Maske da war, ſo hatte ſolche doch wenig Aehnlichkeit behalten, und mein Gedächtniß mußte hier helfen. Große Geſichtstheile, kleinen oben zuſammengezogenen Schädel mit gewaltig hervorragenden Augendecken an der Stirn (nach Gall, großes Ort- und Sachgedächtniß), deutſche und ſtrenge Phyſiognomie, durch ein liebreiches Gemüth gemildert, waren die Hauptzüge ſeines Aeußern.

Dieſe beiden, und dann das Bruſtbild des zu früh verſtorbenen Architekten Gilly's, welches ich ſo zu ſagen ganz aus dem Gedächtniſſe machen mußte, ſtehen als Denkmäler in den Sälen öffentlicher Anſtalten, aber alle drei in einer ſchlechten Beleuchtung.

Schön wäre es, wenn es ſich ziemte, eine Lampe vor einem ſolchen Bilde aufzuhängen, wie die Katholiken vor Heiligenbildern thun, dann würde man ſie zur Nachtzeit gut ſehen, und das iſt für den Marmor das beſte Licht.

Am beſten vorgeſtellt iſt Immanuel Kant von meinem Gehülfen Hagemann, der die Reiſe nach Königsberg deshalb machte, und den Kopf dieſes Weltweiſen alſo noch im Leben nachbilden konnte. Seine Verehrer warteten nicht auf ſeinen Tod, um ihn ſo zu ehren; auch iſt dieſes Bruſtbild ſchon zweimal in Marmor ausgeführt worden.

An dem oben erwähnten Denkmale, die eheliche Treue vorſtellend, — eine Matrone, die nachdenkend bei dem Aſchenkruge ihres Gatten ſitzt, — iſt der Kopf ebenfalls nach dem Leben aufgefaßt, jedoch mit Kunſtfreiheit, und ſo bleibt wohl für viele nur eine leichte Spur von Aehnlichkeit.

Bruſtbilder von Damen, die frühzeitig ſtarben, habe ich dieſe letzten Jahre in Marmor auch einige gemacht, und leider nach Masken und mit Hülfe mittelmäßig gemahlter Bilder von ihnen. Da ſind denn Schwierigkeiten zu überwinden, die auch nicht überwunden werden, um deſto mehr, da es theils junge, theils wohlgebildete Geſtalten waren; die Gräfinn Malzahn, die Frau von Reibnitz, und die verſtorbene Gemahlinn des Herrn Staatsminiſters von S., geborne von Oſtau.

So mußte ich auch nach zwei kleinen mittelmäßigen Bildern den Fürſten von Hohenlohe-Oeringen mit ſeiner Gemahlinn abbilden, ſich einander die Hände gebend, auf einem vertieften Fond en haut relief gearbeitet; das Ganze bildet ein Denkmal im altrömiſchen Styl.

Die Büſte unſers vortrefflichen und unvergeßlichen Curators, des Herrn Staatsminiſters von Heinitz, hab ich leider nur auch erſt nach ſeinem Tode machen können, und ſo iſt ſie weder ganz zu ſeiner ſonſtigen Verehrer, noch zu meiner eignen Genugthuung ausgefallen.

Von Kotzebue, von Göcking, von Goldbeck, und mehrere andere Portraits, hab ich das Vergnügen gehabt, nach dem Leben zu machen. Eben ſo hat Hagemann die Bruſtbilder der Profeſſoren Marcus Herz und Feßler angefertigt.

Weibliche Büſten ſind eine der ſchwerſten Aufgaben in der Kunſt; dieſe zu löſen, hab ich mir immer unglaubliche Mühe gegeben. Aehnlichkeit mit Anmuth zu vereinigen, in einen Moment den Reiz zuſammen zu faſſen, der im Leben, durch das beſeelte Bewegte, Mannichfaltige unendlich vieler Momente liegt, erfordert ein zartes Kunſtgefühl, und einen, möchte ich faſt ſagen, an Liſt gränzenden Beobachtungsgeiſt.

Reichten Worte hin, ſo ließe ſich hierüber viel ſagen; genug, ich ergriff begierig jede Gelegenheit, mich hierin zu üben. Wie weit oder wie wenig ich darin fortgeſchritten bin, zeigen eine kleine Anzahl weiblicher Büſten, die ich in die diesjährige Kunſtausſtellung gegeben habe.

Madame Berger, Madame Mila, Madame Meier, die bekannte Schauſpielerinn, Frau von Knobloch geborne von Schrötter, Henriette von Arenſtein aus Wien, und die Demoiſelle Friederike Unger.

Letztere Büſte iſt eine Statue geworden. Ein alter Schriftſteller erzählt von einer Statue, wovon die eine Hälfte in Rhodus, und die andere in Corinth verfertigt wurde, und beide Hälften, als ſie zuſammengeſetzt waren, ein wohl zuſammenſtimmendes Ganze bildeten. Die Geſchichte dieſer iſt zwar nicht ganz ſo, doch jener ähnlich.

Die erſte Intention war, ihr Portrait en Buste zu machen; da ſie ſelbſt nachher begehrte, die Arme möchten auch dabei ſeyn, ſo wurde ein Ballen Thon untergebaut, und daraus die Arme geſchnitten, gleichſam in einer Attitude, als lehnte ſie ſich auf eine Brüſtung, und blickte freundlich umher in eine ſchöne Gegend. Indem ſie nun dazu ſtand, fand ich die Stellung des ganzen Mädchens, die wohl gebaut iſt, ſehr anmuthig, und meine Büſte mit den Armen allein gar zu fragmentariſch; es entſtand ſo in mir ein recht brennender Eifer, die Figur ganz nachzubilden; es kamen aber

Unterbrechungen. Nach einiger Zeit machte ich den noch übrigen Theil, und ſo iſt es eine ganze Figur geworden, die die Hoffnung vorſtellen ſoll, indem ſie ſich auf einen Anker lehnt. So recht zuſammen ſtimmt nun wohl das Ganze nicht, daher ich auch niemanden rathen will, auf dieſe Weiſe Statuen zu machen, ohne vorherigen Entwurf und Faſſung des Ganzen.

Dieſe Figur iſt drappirt, und ſo ward ich diesmal von meinem Gehülfen Hagemann übertroffen, der eine liegende Najade, mit einer Muſchel ſpielend, gebildet hat, die gar keine Hülle hat. Anmuthvoll und nackend liegt ſie da, jeder Theil iſt beſeelt, und keine Falte verbirgt die einzig ſchönen Umriſſe, die die Natur in den weiblichen Körper, und noch zarter und ſchöner in ſeinen innern Kunſtſinn legte, und die ſich in einem feinen und mackelloſen Marmorſtein blendend entwickelt haben.

Es bleibt mir nur übrig, Ihnen noch etwas von meiner Nebenbeſchäftigung, die Sie kennen, zu ſagen. Meine mathematiſchen Beobachtungen nehmlich über den menſchlichen Kopf, mit Hülfe des Zirkels und Taſters, ſetze ich fort, und ich habe zu dieſem Werke, welches zwanzig Jahre bis zur Beendigung erfordert, ſchon eine gute Anzahl Materialien geſammlet. Camper, Blumenbach, Gall, haben in neuern Zeiten dieſen Gegenſtand rege gemacht; meine Zwecke ſind aber wieder anders, nehmlich Einmal ſoll es eine Geſchichte des menſchlichen Kopfes werden, ſeiner Geſtalt und ſeines Wachsthums, von der Geburt bis zum völligen Auswuchſe; da es ſich denn zeigt, daß die Geſichtstheile weit ſtärker zunehmen, als der gehirnfaſſende Theil oder der eigentliche Schädel; — und dann die Wirkungen des Alters.

Zweitens will ich die unterſcheidenden Merkmale des Weiblichen und Männlichen beſtimmt angeben, welche Beobachtungen hauptſächlich über ſich ähnelnde Brüder und Schweſtern angeſtellt werden müſſen.

Und drittens die Nationalphyſiognomie, nehmlich nur der einen Menſchenrace, die wir unter dem Namen der Caucaſiſchen begreifen.

Ich habe zu dieſem Behufe Spanier, Ruſſen, Türken, Juden u. m. a. gemeſſen, und nach Maaßen gezeichnet, aber von allen dieſen noch nicht genug beobachtet, um entſcheidende Reſultate aufſtellen zu können.

Berlin, den 15ten September.

G. Schadow.

VII.

Korreſpondenz.

1.

Ausſtellung der Königlichen Kunſt- und Bauhandwerksſchule zu Halle.

Halle, den 21ſten Julius 1802.

Unter der Direktion des verewigten Miniſters von Heinitz ſind in mehreren Provinzialſtädten der königlichen Länder Kunſtſchulen etablirt worden, die die Aufmerkſamkeit jedes Freundes der Kunſt und des Geſchmacks verdienen. Ob dieſe Anſtalten zwar unter den Auſpicien der königl. Akademie der Künſte entſtanden ſind, ſo haben doch die Direktoren dieſer Anſtalten das größeſte und faſt einzige Verdienſt dabei, wie ich dies in Halle vorzüglich geſehen habe. Ohne alle Unterſtützung durch Muſter und Modelle, und bloß mit einer geringen an Gelde, hat Herr D. und Profeſſor **Prange** hier eine mit allen Utenſilien und Bedürfniſſen ſo vollkommen ausgerüſtete Kunſtſchule für die Eleven derſelben, für Dilettanten und Schüler errichtet, und ſteht ihr mit einem ſo raſtloſen, und uneigennützigen Eifer vor: daß mir der Beſuch dieſer Anſtalt ſchon um des würdigen Mannes willen, große Freude machte, wenn ich auch nicht die Kunſtprodukte derſelden geſehen hätte, die eben ſeit dem 5ten dieſes Monats in einer öffentlichen Ausſtellung geſammlet waren.

Von den 225 einzelnen Zeichnungen, Gemählden, Aufriſſen und Modellen, die ich in der kurzen Zeit von einer Stunde ſah, kann ich Ihnen nur einige der vorzüglichſten nennen, die in Abſicht der Arbeit oder der Verfertiger meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Ich bleibe vornehmlich bei den Arbeiten der Eleven ſtehen.

Der Mühlknappe Neumann hat 10 Arbeiten theils von eigner Erfindung, theils aus dem Gedächtniß entworfen, geliefert, z. E. das Modell einer Schneidemühle, den Grund- und Aufriß der Feuermaſchiene, einer Schleif- und Poliermühle, eines Getreidemagazins.

Der Zimmergeſelle Kuppe: Grundriſſe, Balkenlage, Durchſchnitt und Aufriß eines Wohnhauſes von eigener Erfindung.

Der Zimmergeſelle Helm die Modelle der neuen Berenburger Brücke, der Schieferbrücke bei Halle und einer Scheune.

Der Maurergeſell Börner ein Portal von doriſcher Ordnung, den Grund- und Aufriß eines Brauhauſes und einer Branntweinbrennerey.

Der Oekonom Weſtfeld, nächſt verſchiedenen Grundriſſen von Oekonomiegebäuden, den einer Gegend bei Halle, und eines von ihm ſelbſt aufgenommenen Gartens. (Aehnliche Grundriſſe von verſchiedenen Gärtnern.)

Der Glaſergeſell Seifarth die Gruppe des Laokoon in ſchwarzer Kreide, eine büßende Magdalena ꝛc.

Der funfzehnjährige Maurerburſche Sckobel zehn

Zeichnungen in ſchwarzer Kreide, darunter vorzüglich ein männlicher Act, und der farneſiſche Herkules.

Der Stellmacher Lehrburſche **Ebert** 6 Zeichnungen von allerlei Arten von Wagen.

Der junge **Bournye**, der unter Prange's Anweiſung einen guten Anfang im Zeichnen gemacht hat, und viel Liebe für die Kunſt zeigt, hat zur Ausſtellung ſieben Stücke geliefert, unter denen der Genius des Ruhms nach A. Caracci vergrößert, eine getuſchte Landſchaft nach J. Roos, der nach der Natur gezeichnete Proſpekt der Moritzburg, und ein Kopf des Diomedes in ſchwarzer Kreide ausgezeichnet zu werden verdienen. Doch ich kann Ihnen von den Arbeiten der 71 Zöglinge nicht einmal das Merkwürdigere nennen; Sie können aus dem Angegebenen ſchon auf die ausgebreitete Wirkſamkeit und Nutzbarkeit der Anſtalt ſchließen.

Nur noch einige Worte von den Arbeiten der Dilettanten. Schon ſeit einer langen Reihe von Jahren giebt Herr Profeſſor Prange den hier Studirenden wöchentlich zweimal, gegen ein höchſt unbedeutendes Honorar, Gelegenheit, ſich in der Kunſt des Zeichnens und Malens zu üben. Schon mancher dankt ihm die Erweckung und Ausbildung des Kunſtſinns, ſchon mancher hat unter ſeiner Leitung nicht unbedeutende Arbeiten geliefert, und ſich ſodann als Hauslehrer durch wieder ertheilten Unterricht nützlich und angenehm gemacht. — Diejenigen, welche jetzt an ſeinem Unterrichte Theil nehmen, haben auch diesmal ihre beſten Arbeiten neben denen der Eleven aufgeſtellt, und dadurch der Ausſtellung einen vorzüglichen Glanz gegeben. Die Arbeiten der Herren Kellner, Herzog, Seckt, Keßlin, Schulze, Theiler, Steinbeck, Fabian u. a. zeichneten ſich ſehr vortheilhaft aus.

Endlich giebt Herr Profeſſor Prange auch den Kindern der Einwohner von Halle Privatunterricht im Zeichnen, Tuſchen, Koloriren. Auch deren Verſuche hat er zur Aufmunterung aufgeſtellt, und dadurch das Vergnügen der Hoffnung mit dem an der Kunſt vereinigt.

Ich habe mich aufrichtig gefreut, zur Zeit dieſer Ausſtellung nach Halle gekommen zu ſeyn, um die Früchte der Bemühungen dieſes raſtlos thätigen Freundes der Kunſt mit einem Blicke überſchauen zu können. Gewiß wird der jetzige einſichtsvolle Curator der Akademie der Künſte auch auf die Provinzialſchulen, die den Geſchmack in die Werkſtätte der Handwerker verbreiten, und dadurch einen großen Einfluß auf die Bildung der Nation gewinnen, ſeine Aufmerkſamkeit richten, und dort das uneigennützige Verdienſt entdecken und unterſtützen.

2.

An den Verfaſſer der Anzeigen von den Taſchenbüchern und Almanachen in der Eunomia.

Sie haben Ihren Anzeigen der diesjährigen Taſchenbücher und Almanache eine literariſche Wendung gegeben, wozu Sie auch, nach dem Mayſtück S. 451 Ihre guten Gründe gehabt haben. Allein da dies Journal das einzige iſt, welches dieſen Zweig der neueſten Literatur vollſtändig behandelt hat, ſo ſollte man auch kein Taſchenbuch und keinen Almanach vom Jahre 1802, wenigſtens dem Titel nach, vermiſſen. Schon die Zahl 92, welche Ihre letzte iſt, hätte Sie auf die Vermuthung führen ſollen, daß Ihnen — wenigſtens acht Stück fehlen; denn unter einer nahmhaften runden Summe thut es der Deutſche nicht! So nehmen Sie alſo die folgenden Acht hin, damit das Hundert erfüllt werde; und noch obendrein einige als Zugabe:

93. Geſundheitstaſchenbuch für das Jahr 1802. von einer Geſellſchaft Wiener Aerzte. Wien.

94. Wiener Muſenalmanach auf das Jahr 1802. herausgegeben von J. Liebel. ebendaſelbſt.

95. Taſchenbuch für Freunde der deutſchen Literatur in Rußland auf das Jahr 1802. Riga bei Müller.

96. Taſchenbuch für Liebhaber engliſcher Anlagen. Leipzig. 12.

97. Taſchenbuch für Tugendhafte, Aufgeklärte und Wißbegierige. Küſtrin. 12.

98. Ta-

98. Taſchenbuch der Weisheit für junge Freunde derſelben. Pretzſch. 8.

99. Moraliſches Taſchenbuch für Jünglinge, die für die Welt tauglich und in derſelben glücklich leben wollen. Ein Auszug aus Cheſterfield's Briefen. Hamburg.

100. Neues Täſchenbuch für häusliche Freuden, als ein Beitrag zum geſelligen Vergnügen für gute Familien. Frankf. a M. 8.

101. Taſchenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe von C. G. Salzmann. Schnepfenthal. (eigentlich ſchon von 1801).

102. Weinligs ökonomiſches Taſchenbuch auf das Jahr 1802. Leipzig bei Gräff.

103. Herzoglich Meklenburg-Strelitziſcher Staatskalender a. d. J. 1802. Neu-Strelitz.

104. Taſchenbüchlein für Kinder der Landleute, welche glückliche Menſchen werden wollen. Marburg. 8.

105. Nordamerikaniſcher Almanach. (mit Portraits).

Wahrſcheinlich iſt noch mancher dieſer Kinder des Jahrs überſehen; allein — die neuen Taſchenbücher erſcheinen ſchon, und es iſt Zeit, das Regiſter der alten zu ſchließen. Ich wünſche den guten unter ihnen eine fröhliche Urſtänd; den ſchlechten — ſey die Mühle leicht!

VIII.

Theater.

Königliches Nationaltheater.

1) Ueberſicht vom 18ten Auguſt bis zum 18ten September, und Notizen.

In dieſem Zeitraum wurden ſechs und dreißig einzelne Stücke gegeben; darunter ein neues, nämlich: den 17ten September zum Benefiz von Madame Schick: Leon, oder die Burg Montenero, Singſpiel in drei Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen von Herrn GR. W., die Muſik von d'Alayrac und Weber; ſechs Trauerſpiele (darunter Hamlet nach der Schlegelſchen Bearbeitung, und dreimal die Jungfrau von Orleans); neun Luſtſpiele; ſechs Schauſpiele (die Muſik zur Sonnenjungfrau von Weſſely, die zu Rolla's Tod von Weber); dreizehn Singſpiele, davon ſechs komiſche und ein Liederſpiel. — Herr Director Iffland iſt zu unſerer Freude von ſeiner Reiſe zurück.

Am 2ten September trat eine gewiſſe Mad. Scholz als Sophie in der Ausſteuer, und am 9ten September

Herrn Schauſpieldirektor **Carl Döbbelin** als Papageno in der Zauberflöte auf (ſ. unten).

Herr **Stentſch**, Mitglied des Bayerſchen Hoftheaters, ſpielte den Rolla am 10ten September in der Sonnenjungfrau, und am 15ten in Rolla's Tod; außerdem den 13ten den Karl von Ruf in der Schachmaſchiene, mit ausgezeichnetem Beifall. Er iſt Künſtler von Talent und Geiſt; richtige Deklamation, Grazie in der Bewegung, und eine feine Geſtalt machen ihn zu einem glücklichen Schauſpieler. Als Rolla beſonders ſahen wir in ihm eine wahre Apollofigur. Am 10ten ward er herausgerufen.

Von einer ſchönen Erſcheinung auf unſerm Theater müſſen wir hier noch eine kurze Notiz geben. Am 20ſten Auguſt ward das franzöſiſche Singſpiel **Palmer**, nach Lebrun von Herklots, Muſik von Bruni, wieder gegeben: wir erwähnen des ſchönen Geſangs der Mad. **Schick** und der präciſen Execution nicht, ſondern allein des **Quartetts** im dritten Akt, von Herrn Muſikdirektor **Weber**, das in Anſehung der Kunſt der Aus- und Durchführung, der ſchönen Harmonie, des effektvollen Eingreifens der einzelnen Stimmen, eins ſeiner vollendetſten Werke und eine der ſchönſten Compoſitionen iſt, die je gedacht und ausgeführt wurden. Es iſt jeder Theaterdirektion, welche den Palmer giebt, Glück zu wünſchen, wenn ſie im Beſitz dieſes Meiſterſtücks iſt, und eine jede ſollte den Palmer, um dieſes Quartetts willen, aufführen.

2) Rodogüne, Trauerſpiel nach Corneille, wieder gegeben den 7ten September.

Die Deutſchen ſind doch eine höfliche Nation. Kaum haben die Franzoſen angefangen, Stücke von Schiller, Kotzebue u. a. auf ihr Theater zu bringen; ſo führen jene ſogleich die berühmten franzöſiſchen Dichter, die ſie ſonſt ihrer pretiöſen Steifheit wegen verſchmähten, ja, die ſie für gar keine Dichter zu halten anfingen, mit großer Pracht auf das ihre; und Voltäre und Corneille fangen an, neben der Johanna und dem Donauweibchen einheimiſch zu werden.

Aber daran möchte wohl die Höflichkeit eben nicht ſchuld ſeyn. Es ſcheint vielmehr planmäßig mit der vorbereiteten Revolution des Theaters, die bei Gelegenheit des Mahomet von Voltäre (ſ. Eunomia, September, S. 276. f.) angedeutet wurde, in einem genauen Zuſammenhange zu ſtehen. Ueberall herrſcht in den franzöſiſchen Trauerſpielen Regel und Haltung; es iſt nicht auf Theatercoups und Ueberraſchung, ſondern auf allmählige Entwickelung und auf ein Ganzes abgeſehen. Die Sprache iſt voll Anſtand und Würde, und giebt zu keinen Extravagationen und Ungebührlichkeiten Anlaß; über den Sitten und Leidenſchaften waltet die Grazie der Nemeſis. Dies alles iſt nun freilich der Declamation, wie ſie ſeyn und werden ſoll, beſonders zuträglich; und ſo wird die Einführung franzöſiſcher Dramen ein ſicheres Beförderungsmittel des Beſſeren.

So viel aber iſt klar, daß deutſche Theater, die den Vorſchritt dazu nicht zu machen gedenken, und auf der Proſa des Converſationstons beruhen, ſich mit dem neuen altfranzöſiſchen Weſen nicht befaſſen können. Und daran thun ſie wohl. Es würde ihnen zu ſchwer werden, die ſententiöſe und tragiſche Sprache elegant vorzutragen, ſie würden noch größere Langeweile als ihr Publikum haben, und endlich würde die Kaſſe dieſe Langeweile büßen müſſen. — Eben ſo klar iſt es, daß, wo die Direktion nicht auf Hervorbringung eines Ganzen in der Darſtellung hinarbeitet, Schauſpieler, die eben nicht ahnen, wo es hinauswill, und die ihrer Natur nicht gebieten können, ſich lieber ähnliche Rollen verbitten ſollten.

Neben mehreren franzöſiſchen Trauerſpielen iſt nun auch die Rodogüne des Corneille, nach einer wohlgelungenen Bearbeitung des Herrn Bode, auf das königliche Nationaltheater gebracht worden. Die Wahl war ſehr glücklich. Die Handlung iſt einfach und groß, und entwickelt ſich ohne Hinderniß aus den Charakteren. Die Charaktere ſelbſt haben Neuheit und Beſtimmtheit, ihre Zuſammenſtellung iſt äſthetiſch, ein jeder tritt heraus aus der Gemeinheit, und ſpricht ſich in ſtarken, individuellen Zügen aus. Vorzüglich vollendet ſind die weiblichen Charaktere. Beide ſtehen an den Gränzen der Weiblichkeit, der eine ſogar an den Gränzen der Menſchlichkeit. Es iſt die vollendete Herrſchſucht, die alle ſanfteren Gefühle der Natur zu Boden tritt, und endlich ſich ſelbſt aufopfert, um die Gehaßte zu verderben; es iſt die vollendete Größe, die die zarteſte Liebe mit der Würde der Tugend und dem Gefühl der Selbſtachtung verbindet. An Geſinnungen des Edelmuthes und an Neigungen gleich, doch in inneren Nüancen verſchieden, ſind die beiden Brüder; ihr Kampf iſt der Kampf der Liebe, des Edelmuthes, der Pflicht; doch minder tragiſch erſcheint die Natur des Antiochus, daher auch dieſer leben bleiben kann. — Obwohl man den traurigen Ausgang ahnet, bleibt das Gemüth des Zuſchauers dennoch bis ans Ende in Spannung; und alles iſt, bis vielleicht auf den Tod des Seleucus, der dem Dichter nothwendig wär, ſtreng durch das Gemüth der Handelnden motivirt.

Die Darſtellung gehöret unter die vorzüglichern unſrer Bühne. Wir kennen Mad. Meyer ſchon in der Rolle einer andern Cleopatra, die dieſer ähnlich iſt. Ihre ganze Stärke in der rhetoriſchen Declamation zeigte ſie in der Anrede an ihre Söhne vom Thron; in ihrem Munde haben die Jamben alle die Würde, die ſie auf der Bühne haben müſſen. Mad. Fleck hat ſich in der Rolle der Rodogüne ſelbſt übertroffen; mit ſo viel Kraft, Sicherheit und Feuer ſahen wir ſie faſt noch nie auf dem Theater. Sie ſprach die Jamben mit Richtigkeit und hohem Anſtand, und gab beſonders die Scenen der ſich halb verrathenden und endlich ausbrechenden Liebe mit feiner Zartheit. Ein vortrefflich gewählter Anzug erhöhte den Reitz ihrer Darſtellung. — Die beiden Prinzen wurden von Herrn Schwadke und Herrn Bethmann dargeſtellt. Beide ſpielen mit Fleiß und mit ſichtbarem Beſtreben, ſich zu vervollkommnen. Doch ſcheint der Letztere ſich eine beſondere Theorie der Recitation gebildet zu haben, und in ſeinem ſehr markirten Vortrage vorzüglich die Zeitwörter herausheben zu wollen, wodurch er ſehr häufig der Richtigkeit und noch mehr der Schönheit der Deklamation ſchadet.

3) Die Zauberflöte von Mozart und Herrn Schikaneder; den 3ten und 9ten September.

Endlich iſt dieſes alte Meiſterſtück von Mozart, das er im Verdruß über den wiederholten Vorwurf der Schwierigkeit ſeiner Theaterarbeiten ſchrieb *), zum erſtenmal im neuen Hauſe auf die Bühne gebracht, und dreimal unter einem ungeheuren Zulauf gegeben worden. Doch waren nicht blos die Dekorationen, ſondern auch die Beſetzung der Rollen neu. Statt Herrn Franz ſpielte Herr Gern den Saraſtro, ſtatt Herrn Ambroſch Herr Eunike den Tamino, ſtatt Madame Beſchort Madame Lanz die Königin der Nacht, ſtatt Herrn Unzelmann Herr Ambroſch den Papageno; am 9ten September aber ſpielte Herr Schauſpieldirektor Döbbelin dieſe Rolle, als Gaſt, mit groſem Beifalle. „Er tanzt den Papageno," ſagte man, ſo wie man von einem andern ſagte „er kriecht ihn," von einem dritten „er lacht ihn," von einem vierten „er ſingt ihn." Aber warum ſoll dieſe ſonderbare Perſonnage, die das ausgelaſſenſte Phantaſieſpiel iſt

---

*) Man erzehlt über die Entſtehung der Zauberflöte folgende, jedoch nicht zu verbürgende Anekdote. Mozart hatte ſchon mehrere Opern geſchrieben, denen man den Vorwurf machte, daß ſie für das Theater zu ſchwer und gelehrt wären. Um den Vorwurf abzulehnen, und ſich ſeinem Publikum gefällig zu zeigen, arbeitete er eine neue, die die leichteſte Muſik enthalten ſollte. Lächelnd gab er ſie einem Freunde zur Durchſicht, und da auch dieſer verſicherte: ſie ſey viel zu ſchwer; ſo warf er das ganze Werk ins Feuer. „Nun will ich den Wienern auch wahre Gaſſenhauer komponiren," ſagte er, — und es entſtand die Zauberflöte.

und zuläßt, nicht getanzt werden? wenn man ſich nur eben nicht erinnert, daß es die Pas und Sprünge des Ballets ſind, die wir machen ſehen. Papageno kann ſich gar wohl anders bewegen, als die übrigen Perſonen.

Die Ausführung der ernſthaften Parthien war ohne Zweifel vortrefflich. Madame Schick bezauberte als Pamina durch ihren vollendeten Geſang und ihr ſchönes Spiel; Herr Eunicke erfüllte alle Wünſche des Publikums als Tamino, und zeigte beſonders in den Arien: Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön ꝛc. Wie ſtark iſt nicht dein Zauberton ꝛc., ſo wie in mehreren Doppelgeſängen den ganzen Umfang ſeiner Kunſt und ſeiner ausgezeichneten Kenntniß der Muſik; Herr Gern erweckte die Bewunderung ſeiner ſchönen Stimme und ſeines edlen Vortrags in vielen Parthien ſeiner Rolle, vorzüglich aber in dem bekannten Geſange: In dieſen heil'gen Hallen, den er jedesmal wiederholen mußte, und den er mit wohlgewählten Abwechſelungen des Textes und muſikaliſchen Vortrags wiederholte. Auch Madame Lanz ſang die ſchweren Arien der Königinn der Nacht mit großer Präciſion und Rundung.

Außer der genannten Arie verlangte das Publikum noch eine andre Wiederholung, nehmlich das Duett mit den vielen Papa-pa pa pa-pa-geno's im 2ten Akt. Als es geendigt war, erſchien die Königin der Nacht mit ihrem Gefolge aus der Verſenkung. Das Parterre aber forderte die Wiederholung des Duetts unabläßig. Die Königin der Nacht, ſchon verfolgt genug durch die Obermacht des Saraſtro, zauderte, aber endlich zog ſie ſich, durch eine andere Obermacht genöehlgt, hinter die Kuliſſen, aus denen ſie ſodann, nachdem die Sache mit den kleinen Papagenos abermals abgemacht war, wieder hervortrat.

Die Dekorationen waren ſämmtlich neu, von Herrn Verona, phantaſtiſch genug, gemahlt. Die Koſten der Aufführung werden auf mehrere tauſend Thaler berechnet, welches ſehr wahrſcheinlich iſt, da die ſich im Kreiſe bewegende brillante Sonne allein 500 Thaler gekoſtet haben ſoll, vor welcher aber die Hauptperſonen im Schatten ſtanden. Es iſt hier von Seiten der Direktion alles geleiſtet, was man in Anſehung der Pracht und des Glanzes fordern kann; aber mit der Handhabung des Mechanismus ſcheint man nicht ganz zufrieden zu ſeyn, wie aus einer Schrift eines andern Verfaſſers erhellt, aus der wir folgenden Auszug herſetzen:

„Was dieſen Vorwurf anbetrifft, ſo iſt er in der That nicht zu entſchuldigen. Bei der Erbauung einer neuen Bühne, wo man über die beſtmöglichen Einrichtungen des Mechanismus gehörige Erkundigungen einziehen kann, iſt es zu erwarten, daß auf einen vollkommneren Erfolg eine beſſere Anlage zu machen geweſen wäre. Man ſehe in Wien das Schikanederſche Theater, und man wird finden, was geleiſtet werden kann. Doch würde ſelbſt dieſes nicht wohl als das letzte Muſter zu empfehlen ſeyn; denn was die Londner Bühnen leiſten, wird zur Fabel, wenn man nur die Deutſchen kennt. Doch auch ſchon Nicolini erweckte in dieſem Felde der Kunſt vor 50 Jahren das Erſtaunen ſeiner Zuſchauer, und es iſt kaum zu begreifen, wie man nach ſolchen Beiſpielen ſo weit zurück bleiben konnte. — Um von der Zauberflöte zu reden, ſo war die Feuer- und Waſſer-Dekoration, was ſich auch ſonſt dagegen ſagen ließe, imponirend für das Auge und von guter Wirkung. Indem man ſich aber über die Schönheit derſelben zu freuen anfangen wollte, entdeckte man die den prächtigen Feuerſtrom drehenden Arbeiter, welche aus Unvorſichtigkeit nicht gehörig verdeckt waren. Bei der dritten Dekoration, welche das Innere des Palaſtes der Königin der Nacht vorſtellt, kontraſtirte der im Hintergrunde ſich zeigende blaue Himmel ſehr ſchwer mit den im Vordergrunde hängenden hochrothen Suffiten. — Oft ſieht man alle in einem Stück vorkommenden Kuliſſen auf einmal neben einander; und trotz des vielfältigen Hin- und Herruderns der Vorhänge, kommt es oft nicht darauf an, ob der Vorhang auf den Boden wirklich aufſtößt, oder ob man zwiſchen ihm und dem Boden die Füße der hinter der Scene gehenden Schauſpieler, Statiſten und Theaterbedienten ſehen kann. Bei der zweiten Vorſtellung der Zauberflöte, war ein Mittelvorhang ſogar in Gefahr, in Feuer aufzugehen, weil er lang genug auf einer brennenden Kerze lag. — Doch es wird der Direktion gewiß bald möglich ſeyn, auch ihren ordnenden Blick auf dieſe anſcheinenden Kleinigkeiten, die aber zur Totalwirkung das ihrige beitragen, zu richten."

Gh.

---

4) Leon oder die Burg Montenero.

Den leichten, faßlichen Styl, in welchem d'Alayracs Opern geſchrieben ſind, trifft man auch in dieſer wieder an. In den Arien, Duetten und Terzetten herrſcht durchgehends eine gefällige, einſchmeichelnde Melodie. Das erſte Finale, die Arie des Ferrando im 2ten Acte, und das Terzett, wo Alfons unverhofft im Gefängniſſe erſcheint, zeichnen ſich in dieſer Hinſicht vorzüglich aus. Lieblichkeit, Naivetät und Anmuth ſind dieſem Componiſten ganz eigen, ſo wie ihm auch Schilderungen ländlicher Scenen und komiſcher Situationen ſehr oft glücken. Große, frappante Züge aber, ſtarke, tragiſche Scenen voll Begeiſterung, die ein durch tieferes Studium der Kunſt oder ein durch große und alte Meiſterwerke gebildetes Genie verrathen, findet man hier ſo wenig, wie in ſeinen andern Opern. So fehlt es der ganzen Scene gegen das Ende des 2ten Akts, in der die unbekannte Stimme ertönt, an Feuer und Kraft; der Dichter hat dem Komponiſten hier einen Auftritt von großer Wirkung vorbereitet, allein dieſer hat ihn ohne alle Energie dargeſtellt. Glücklicher iſt die Erkennungsſcene zwiſchen Alfons, Laura und Melinda, die ſich kurz vorher, in das obenerwähnte Terzett auflöſt. Die Freude des Wiederſehens und die Furcht, entdeckt zu werden, ſind trefflich ausgedrückt.

Was aber dieſe Oper in der hieſigen Aufführung vorzüglich erhebt, ſind die Stücke, die nicht von d'Alayrac ſind. Herr Muſikdirektor Weber, deſſen ſtilles Verdienſt um die Bühne vielleicht zu wenig bekannt iſt, hat auch dieſe Oper durch einige Kompoſitionen von ſeiner Arbeit verſchönert, unter denen ſich die große deklamatoriſche Scene der Laura (Mad. Schick) im 2ten Akte, mit beſonderer Kühnheit hervorhebt. Die Art, wenn wir etwas ähnliches von ſeiner Kompoſition in der Jungfrau von Orleans ausnehmen, iſt neu und im großen Styl. Der plötzliche wilde Einfall der Saiteninſtrumente nach dem lieblichen Geſange der Blasinſtrumente, und der unerwartete Eintritt der durchaus charakteriſtiſchen Arie, zeugen von der blühenden Einbildungskraft und dem Genie des Komponiſten. — Wenn es wahr iſt, daß auch das komiſche Terzett, gleich zu Anfang des 3ten Akts von ihm geſetzt iſt, ſo hat ſich Herr Weber wieder auf einer neuen, für ſein Kunſttalent vortheilhaften Seite gezeigt. Wir wünſchen, daß er in dieſer leichten und gefälligen Manier fortarbeiten, und uns bald ein Gegenſtück zu ſeiner Mudarra, mit der Laune dieſes Terzetts geſchrieben, liefern möge.

Das Ganze ward ſowohl von den ſingenden Perſonen, als vom Orcheſter vollkommen gut dargeſtellt. Obgleich Mad. Schick, als Laura, nicht Gelegenheit hatte, ihren kunſtreichen Geſang zu entwickeln, ſo verrieth doch das, was ſie vortrug, die Meiſterinn der Kunſt. Unter obenerwähnter Muſikbegleitung deklamirte ſie mit einer vollkommenen Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit. Jede bedeutende Stelle in dieſem muſikaliſchen Monolog wurde durch ihr volltönendes Organ, das ſich in einer Harmonie mit der abwechſelnden Orcheſterbegleitung fortbewegte, beſonders gehoben, ſo daß, durch ihren Vortrag, die ganze Scene von hoher tragiſcher

Wirkung war. Herr Eunike, als Ritter Alfons, zeichnete ſich vorzüglich in der erſten Arie und dem letzten Duett mit Laura aus, und erfüllte alle Erwartungen, wozu ſeine Kunſt und ſein ſchönes Organ berechtigen. Herr Ambroſch ſpielte den Longino mit vieler Laune; da aber die komiſchen Scenen (ſie ſind in Knittelverſen geſchrieben) ohnehin etwas ſtark aufgetragen waren, ſo hätte er verſchiedene Stellen eher mäßigen, als noch mehr herausheben ſollen. Seine Singparthie war übrigens in dieſer Oper nicht bedeutend, eben ſo wenig, als die des Ferrando, den Herr Gerl ſpielte.

Als ein Fortſchritt iſt es dieſer Oper anzurechnen, daß ihr Text poetiſch und in Jamben geſchrieben iſt, und ſich ſo dem Geſange, neben dem er ſteht, mehr annähert, als der gewöhnliche, kaum proſaiſche Operntext.

X.

IX.

Poſtſcripte.

(Juriſtiſchen Inhalts.)

83.

Welches Schimpfwort iſt härter, eine Sau oder ein Schaaf? — Theologen und Mediziner würden dies für ein eben ſo ſchweres, als abgeſchmacktes Problem halten; aber wir Juriſten? — für uns iſt nichts zu ſchwer, nichts zu — — Erſt zehen Schaafe, ſagen wir, machen eine Heerde aus; ſchon fünf Säue aber machen auch eine Heerde; *) folglich iſt Madam weniger beleidigt, wenn man ſie eine Sau, als wenn man ſie ein Schaaf nennt!

84.

Man ſtreitet, zu welcher Art des abgeſonderten Guts der Kinder (peculii) **) das Pathengeld gehöre. Brunemann zählt es zu der Art, die man im Kriegsdienſte erwirbt. Denn, ſagt er, das Kind hat ja das Pathengeld deswegen bekommen, weil es im geiſtlichen Streite mit dem Teufel obſiegte. — Alle Heiligen bewahren uns demnach, den Teufel aus unſerer Welt zu disputiren, und mit ihm unſern Kindern ihren Pathenpfennig!

---

*) Pagenſtecher in quaest. jur. sel. n. 30. u. a.

**) Man zählt nehmlich zwei Arten: 1) das, was man im Kriege, und 2) das, was man wo anders her erworben, z. B. von ſeinen Eltern oder ſonſt zum Geſchenke erhalten hat. Dieſe beiden Arten leiden verſchiedene Unterabtheilungen, welche nichts weiter zur Erläuterung beitragen.

85.

Das kanoniſche Recht verſtattet die Ehe unter Verwandten nur im fünften Grade, d. h. ein Ururenkel erſt darf ſich mit ſeines Urgroßvaters Schweſter verheirathen. Tief in der Natur liegt der Grund dieſes Geſetzes, zum Beweiſe, daß die heiligen Väter nie auf der Oberfläche ſchwimmen. Der Menſch, räſonnirt Se. Heiligkeit, beſteht aus den vier Elementen. Mit jeder Generation verfliegt eins derſelben, mit dem Sohne das Feuer, mit dem Enkel die Luft, mit dem Urenkel das Waſſer, und in dem Ururenkel endlich iſt nichts mehr von dem Stammvater übrig. Indeß kann man, um einen billigen Preis, eins, oder wohl alle vier Elemente abkaufen.

86.

Der Kodex *) und die Digeſten beſtrafen eine Wittwe, die ſich innerhalb des Trauerjahrs wieder verehlichet, unmittelbar mit der Infamie; weil, im Fall die Wittwe etwa vor Ablauf des Trauerjahres mit einem Leibeserben geſegnet werde, durch die Ehe der Vater deſſelben ungewiß gemacht würde. Das päbſtliche Recht hebt dieſes Geſetz auf, indem

---

*) L. 1. 11. 12. D. und l. 15. de his qui notantur infam.

doch der Apoſtel **Paulus** ſagt: es ſey beſſer heirathen, als Brunſt leiden.“

87.

„Das Geſtändniß einer Hexe, daß ſie jemanden in ihren Verſammlungen geſehn habe, kann allein ihn nicht zur Special-Inquiſition, geſchweige zur Tortur reif machen.“

Stryk *) hält's für nöthig, dieſe Diepoſition durch die Rechtsanalogie zu unterſtützen, daß nehmlich einer infamen Perſon nicht geglaubt werden dürfe, ſo wenig, als jemandem, der ſeine Wahrnehmungen den äußern Sinnen nicht zu danken habe, und beide Fälle, meint er, griffen bei einer Hexe Platz. Allein, wirft ſich der gewiſſenhafte Mann ein, Hexen-Inquiſitinnen wollen doch in ihrem Brockenkränzchen geſchmauſt, getanzt, und dieſe und jene Perſonen geſehen haben? Aber auch hier löſet er den ſelbſt geſchürzten Knoten prompt durch **Carpzov**. Dieſer Schach der Juriſten hat angemerkt: 1) daß der Teufel der Hexenbrut oft wahre Gegenſtände verſchwinden 2) oft bloß ſcheinbare ſehen läßt; 3) oft endlich ihre Sinne täuſcht. Und da dieſes auch Herr **Johannes Sperlingius** in ſeinen Instit. phys. behauptet: ſo iſts am Tage, daß der Teufel ein Schelm iſt.

Ernſt Adolf Eſchke.

---

*) **Stryk** intr. de jure sensuum, prooem. n. 52 — 56.

Anzeiger der Eunomia.

No. IV. Oktober 1802.

I. Anzeige neuer Bücher.

In bevorſtehender Leipziger Michaelismeſſe erſcheinen bei dem **Verleger** dieſer Eunomia:

Aurora. Taſchenbuch für die Freunde einer unterhaltenden Lektüre auf das Jahr 1803. Herausgegeben von **Karl Müchler**. Mit Kupf. u. Muſik. Im Taſchenformat kl. 8. Berlin. gebunden 1 Thlr.
und auf feines Papier gedruckt, ſauber gebunden, mit vergoldetem Schnitt und Futteral 1 Thlr. 8 Gr.

Beſchreibung, ausführliche, geographiſch-ſtatiſtiſche, der dem Preußiſchen Staate als Entſchädigung für die an die franzöſiſche Republik abgetretenen Provinzen zugeſtandenen und in Beſitz genommenen Länder des deutſchen Reichs. Mit einer neuen Charte. gr. 8. Berlin.

Beiträge zur Geſchichte und Beſchreibung Süd- und Neu-Oſtpreußens. 1ſtes Heft gr. 8. Berlin. 10 Gr.

Eunomia. Eine Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts. Von einer Geſellſchaft von Gelehrten. Herausgegeben von D. und Prof. **Feßler** und Hofrath **Fiſcher**. 2ter Jahrgang auf das Jahr 1802. Julius bis Dezember. gr. 8. Berlin.

Rohlwes, Joh. Nic., Magazin für die Thierarzneikunde, oder Beobachtungen, Verſuche und Erfahrungen über die innerlichen und äußerlichen Krankheiten der Pferde und des Hornviehes. 4ter Jahrg. 3s und 4s Quartal. Mit Kupf. 8. Berlin.

Zöllners, Joh. Friedr., Leſebuch für alle Stände. 10ter Theil. 8. Berlin. Auch unter dem Titel: Vermiſchte Schriften. 1ſter Theil. 8. Berlin.

In meinem Verlage ſind ſeit einigen Monaten folgende Bücher erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aufſätze, proſaiſche und poetiſche, zur anſtändigen Unterhaltung. 8.	12 Gr.
Hartmann, A. Th., morgenländiſche Blumenleſe. Eine Sammlung der beſten orientaliſchen Gemählde. 8.	1 Thlr.
Kamptz, C. C. A. H. von, Beiträge zum Mecklenburgiſchen Staats- und Privatrecht. 5ter Band. 8.	1 Thlr. 8 Gr.
Koſegarten, Ludw. Theob., Jucunde von Caſtel, eine Geſchichte aus der Vendée. 2 Bände. 8.	2 Thlr.
Müller, Joh. Conr., Geſänge am Claviere. Nebſt einem Anhange von 8 neuen Walzern. gr. quer 4.	1 Thlr. 8 Gr.
Schmiedtgen, J. G. D., die friedlichen Thäler an der Starrenburg. Ein Gemählde ländlicher Geſelligkeit. 8.	
Worte, einige, bei Gelegenheit des gegenwärtigen allgemeinen Friedens. 8.	3 Gr.

Neuſtrelitz, im Auguſt 1802.

F. L. Albanus,
Hof-Buchhändler.

Bei **Horváth**, Buchhändler in Potsdam, ſind nachſtehende Bücher herausgekommen:

1) **Lehrbuch der Naturgeſchichte** zum Gebrauch für **Schulen**, nach dem Linneiſchen Syſtem bearbeitet, mit deſſen Bildniß. gr. 8. 18 Gr.

2) **Kabinet zum Unterricht in der Naturgeſchichte**, 260 **Abbildungen** aus den drei Reichen der Natur, nach dem **Linnéiſchen Syſtem** geordnet, auf 13 Kupferplatten. gr. 4. in **ſchwarzen Abdrücken** 2 Thlr. 2 Gr., **ſauber ausgemahlt** 4 Thlr. 2 Gr.
mit dem **Lehrbuch** 4 Thlr. 20 Gr.

3) **Lehr- und Leſebuch für die Jugend edler Erziehung**, mit 108 Abbildungen von Thieren, Vögeln, Fiſchen, Bäumen und Pflanzen, nebſt deren Beſchreibung; wie auch

moraliſche Erzählungen, Fabeln Sprichwörter, Denk- und Sittenſprüche. gr. 8. mit ſchwarzen Kupfern 1 Thlr 12 Gr. ſauber ausgemahlt und gebunden 2 Thlr. 16 Gr.

4) Abrege de toutes les sciences à l'usage des enfans de six ans jusqu'a douze, septième Edition très augmentée. 8. 16 Gr.

5) Bauers Lehrbuch der einfachen Rechnungsarten, für denkende Jünglinge bearbeitet. gr 8. 1 Thlr. 16 Gr.

6) Der königl. neue Garten am heiligen See und die Pfauen-Inſel bei Potsdam; der Lieblings-Aufenthalt Friedrich Wilhelm des 2ten, mit deſſen Bildniß in ganzer Figur, und Plan vom Garten, nebſt Gebäuden. gr. 8. geheftet 22 Gr.

II. Literariſche Anzeigen.

Zu den unterhaltendſten und nützlichſten Schriften unſerer Zeit ſind wohl unſtreitig zu rechnen:

Die Geſpenſter,
Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit.
Von
Sam. Chr. Wagener.

und:

Patriotiſches Archiv für Deutſchland,
herausgegeben
von
Sam. Chr. Wagener.

Von erſterem iſt kürzlich der ſechste Band erſchienen, der den Beſchluß dieſes ganzen Werks macht, das nicht genug empfehlen werden kann, da es ſo ganz dazu geeignet iſt, den noch immer nicht ausgerotteten Aberglauben gänzlich zu vertilgen, und zugleich die belehrendſte und angenehmſte Unterhaltung beim Leſen zu gewähren. Jeder mit zwei Kupfern gezierte Band gilt 1 Thlr. 8 Gr. — Vom zweiten iſt der vierte und letzte Band, oder des zweiten Jahrgangs drittes und viertes Quartal erſchienen. Dieſes Werk enthält ſo viele gemeinnützige und intereſſante hiſtoriſche, moraliſche, ökonomiſche und andere Aufſätze mehrerer bedeutenden Gelehrten und Schriftſteller, daß es deshalb von dem Königlichen Generaldirektorium zu Berlin allen in ſämmtlichen Königl. Preußiſchen Staaten befindlichen Kämmereien zur Anſchaffung und allgemeiner Verbreitung öffentlich anempfohlen worden iſt. Mit dem zweiten Jahrgange, welcher wie der erſte 4 Thlr. gilt, iſt dies Archiv beendigt. Beide Werke ſind in **Friedrich Maurers** Buchhandlung, Poſtſtraße Nr. 29., zu haben.

III. Ankündigung.

In den erſten Tagen des kommenden Monats erſcheinet in meinem Verlage:

Aurora.

Ein
Taſchenbuch
für
die Freunde einer unterhaltenden Lektüre.
auf das Jahr 1803.
Herausgegeben
von
Karl Müchler.
Berlin.

Dieſes Taſchenbuch enthält dramatiſche und proſaiſche Aufſätze und Gedichte. Der Preis eines Exemplars ſauber eingebunden mit vergoldetem Schnitt und Futteral iſt 1 Thlr. 8 Gr., und in Kupferumſchlag in Pappe geheftet 1 Thlr.

Berlin, den 26ſten September 1802.

Friedrich Maurer.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

November 1802.

I.

Ueber die Vervollkommnung der Kunſt bei den Alten und Neuern.

Vierter Brief.

So ſehr Sie es zu wünſchen ſcheinen, und ſo gern ich es thäte, ſo kann ich doch, ohne mich in Weitläuftigkeiten zu verlieren, die hier weniger, wie irgendwo, an ihrem Platze ſeyn würden, mich unmöglich dazu verſtehn, Ihnen zu entwickeln, wie ſich jede der italiäniſchen Schulen ausgebildet hat. Ich will Ihnen gern zugeben, daß es manchen hellen Lichtſtrahl auf meine Unterſuchungen werfen würde, aber für ganz ſo nothwendig halte ich es nicht, wie Sie es annehmen zu müſſen glauben. Und überdies wiſſen Sie ja, enthalten und ſollen dieſe Briefe nichts anders, als einen Leitfaden, das Skelet zu einer ausgedehntern Arbeit über den nämlichen Gegenſtand enthalten. Da ich überzeugt bin, daß Sie einer der würdigſten Verehrer einer Gottheit ſind, deren Weſen die Menſchheit ſo innig durchdringt, daß ihre Natur ſelbſt dadurch veredelt wird, ſo ſetze ich bei Ihnen manches voraus, was ich nicht thun würde, wenn meine Briefe eine andere Beſtimmung hätten, und verlange, daß Sie mir aufs Wort glauben, was ich in der Folge und bei mehrerer Muße mit Belägen unterſtützen zu können hoffe.

Die Stimmung des Volks, die, wie Sie ſich aus dem Vorhergehenden erinnern werden, ihren Grund theils in ſtattgefundenen großen politiſchen Begebenheiten, theils in der Natur des nun eingeführten göttlichen Dienſtes hatte, wirkte eben ſo mächtig auf die Künſtler neuer Zeit, wie auf jene der Alten, und gab Veranlaſſung zu Werken, deren Gegenſtand bald profan, bald religiös war. Die erſtern lieferte vorzüglich der venetianiſche Freiſtaat. Ich habe ſchon erwähnt, daß dieſe Republik in den Kreuzzügen eine ausgezeichnete Rolle ſpielte; ihre Krieger erfochten mehrere glorreiche Siege über die Ungläubigen, drangen vorher triumphirend in Konſtantinopel ein, und kehrten, mit Ruhm, Beute und Trophäen beladen, in die Lagunen zurück. Für ſie, ſo wie für das ganze übrige theilnehmende Europa, war der Krieg gegen die Ungläubigen eben ſo merkwürdig, als es der Kampf gegen die Perſer den Athenienſern nur immer geweſen ſeyn konnte. Indeſſen war es hier nicht die Nähe der Gefahr, die ein ſo allgemeines Intereſſe erregte, aber was daran fehlte, erſetzte der Fanatismus der Menge, und dieſer wirkte um ſo mächtiger, je höhere und erhabenere Motive ihm zum Grunde lagen. Jeder Kreuzfahrer betrachtete ſich als einen unmittelbaren Söldner der Gottheit, es war nicht die Sache irgend eines weltlichen Fürſten, die er verfocht, er ſtritt für das Höchſte, welches der Menſch zu nennen fähig iſt, und den Lohn, den er dafür erwartete, deſſen er gewiß war, dieſen fand er in dem ſtolzen Bewußtſeyn, dem oberſten Monarchen, der über alle Throne erhaben iſt, gedient, für ihn geſtritten und geblutet zu haben. Dieſe Stimmung war allen Kreuzfahrern gemein, und wurde bei ihnen durch alles, was religiöſen Fanatismus erhöhen und die Einbildungskraft erhitzen kann, fortdauernd erhalten.

Indeſſen ſcheinen die Venetianer hierin es allen andern zuvorgethan zu haben. Als die nächſten Nachbarn der Ungläubigen, und von ihnen in ihrem ausgebreiteten Handel beſchränkt, verbanden ſie mit dem religiöſen Fanatismus noch ein ſehr wichtiges Staatsintereſſe. Ihnen war mehr, wie allen übrigen Kreuzfahrern, an der Ausrottung der Ungläubigen gelegen; denn gelang ihr Unternehmen, ſo durften ſie, da ſie in dem alleinigen Beſitz des Levante-Handels waren, hoffen, den größten Vortheil daraus zu ziehen, beſonders wenn ſie bei der ſtattfindenden Ländertheilung ihre Herrſchaft durch neue Beſitzungen erweiterten. Denken Sie ſich zu dieſem allem noch lange vorher gemachte Anſtalten zu dem merkwürdigen Zuge, ein immer wachſendes Intereſſe, durch Fanatismus täglich verſtärkt, endlich das Beginnen des Zuges ſelbſt, die im Fortgange deſſelben eingetretenen Widerwärtigkeiten, ihre glückliche Beſiegung, und vor allen Dingen den Einzug der Venetianer in Konſtantinopel, und die Eroberung dieſer Stadt zum Beſten des Comnenen. — Im Verhältniß gegen ſie war die feindliche Macht ſo ungeheuer, daß ſie ſich kaum ſchmeicheln durften, ſie zu beſiegen, und wenn es dennoch geſchah, wenn ihr Heer vorzüglich dazu mitwirkte, und der Ruhm dieſer Unternehmung und der größte Vortheil ihnen zufiel: ſo war es ihnen gewiß nicht zu verdenken, wenn ſie der Siegesrauſch benebelte, wenn ſie ſich eine noch nie gefühlte Wichtigkeit beilegten, und von nun an nur große und erhabene und kühne Ideen bei ihnen in Umlauf kamen.

Und dieſe Epoche war auch wirklich zu ſchön, zu glänzend, als daß ſie in der Folge nicht hätten ſuchen ſollen, ſie auf alle Art und Weiſe zu verewigen; ſie war der größte Stolz der dadurch mächtig gewordenen Venetianer, und das vorzüglichſte Monument ihres Anſehns und ihrer Größe. Auch für die Wiederaufnahme der Kunſt war ſie, wie ich ſchon erwähnt habe, von den glücklichſten Folgen; ihr verdankte die Nation die erſte Bekanntſchaft damit, ihr, nach ſtattgefundener größerer Entwickelung derſelben und bei zugenommenem Flor des Staats, einen Grad der Vollkommenheit, wie ſie, ohne den glücklichen Zuſammenfluß aller dieſer Umſtände, gewiß nicht erreicht haben würde.

Von ihren Zeitgenoſſen und von der Regierung ſelbſt aufgefordert, ſollten die Meiſter, als ſie es in der Kunſt, Leben und Bewegung auf Leinwand zu zaubern, ſchon zu einiger Fertigkeit gebracht hatten, den Heerzug ihrer Verfahren nach Konſtantinopel und dem gelobten Lande durch ihre Kunſt verewigen, und was ſie Großes und Kühnes gethan, durch ein Denkmal, das der Zeit Trotz böte, für alle künftigen Geſchlechter darſtellen. Da die Künſtler der damaligen Zeit mit der ganzen Nation ſtolz darauf waren, Venetianer zu ſeyn, und von der Ueberzeugung, von dem Gefühl tief durchdrungen waren, daß, wenn es ihnen gelänge, Meiſterſtücke hierüber aufzuſtellen, welche Kunſt und Patriotismus dafür anerkennten, auch auf ſie ein Ruhm davon zurückſtrahlen würde, der dem der abgebildeten Helden beinahe gleich kommen würde: ſo würde man nach dieſen Vorausſetzungen allein ſchon, und wenn kein einziges ihrer Werke bis auf uns gekommen wäre, mit ziemlicher Gewißheit den Schluß haben ziehen können, daß ſie der Größe und Erhabenheit ihres Gegenſtandes, dem Patriotismus der Nation und der Belohnung, die ſie dafür erwarten durften, angemeſſen geweſen ſeyn müſſen. Die Geſchichte der kriegeriſchen Thaten der frühern Venetianer war das einzige klaſſiſche Buch ihrer Nachfolger, es erſetzte bei ihnen, was den Griechen die Fabeln und Homers Dichtungen geweſen waren, und der Künſtler oder Dichter, welcher ſeinen Stoff aus dieſer Quelle ſchöpfte, durfte ſchon um dieſer ſelbſt willen auf enthuſiaſtiſchen Beifall oder patriotiſch ſchonende Nachſicht rechnen.

So entſtand die hiſtoriſche Mahlerei; ſie ward in Venedig auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, wie ſie ihn aus den angeführten Gründen und wegen der Auszeichnung und Unterſtützung, die man den Künſtlern gewährte, dort nur allein erreichen konnte. — Die Neuern ſtellten hierin Muſter auf, die ihnen ihr Genie nur allein eingeben konnte; es war eine noch nie betretene Bahn, die ſie verfolgten, wenigſtens hatten ſie keinen Leitfaden auf dieſelben, und wir haben Urſache, auf dieſen der Kunſt dadurch zugewandten Gewinn um ſo mehr ſtolz zu ſeyn, je weniger uns die Alten darin vorgearbeitet haben.

Aber den erhabenen Schwung des Genies und der Einbildungskraft, welcher Götter ſchafft, dieſen entdeckte man nicht in ihnen. Und dies konnte auch nicht ſeyn, dies ließ die Natur der Gegenſtände nicht zu, und man hatte alles geleiſtet, was man mit Recht von der hiſtoriſchen Mahlerei fordern konnte, wenn Wahrheit, Natur, Einheit der Handlung und eine harmonievolle Zuſammenſetzung der einzelnen Theile das Ganze auszeichneten. Deswegen blieben jedoch die Neuern in der Darſtellung des idealiſchen Schönen hinter den Alten nicht zurück, auch ſie beſeelte ein Hauch dieſer erhabenen Gottheit, und da ſtanden lebend, mit himmliſchen Umriſſen und dem Götterausdruck, der neuern Mythologie vorzüglichſte Heroen.

Ein großes, mächtiges und erhabenes Intereſſe umgab jetzt die, in der Religion aufgenommenen Gegenſtände der göttlichen Verehrung, die Zeit hatte ſie von dem undurchdringbaren Schleier befreit, den eine frühere Anerkennung derſelben über ſie geworfen hatte, und ſie dafür mit einem gewiſſen myſtiſchen Nimbus umgeben, der um ſo vortheilhafter für die Kunſt ſchien, je ausgedehnter das Feld war, welches dadurch der Einbildungskraft eröffnet wurde. Mit der Religion innig vereint ging die Politik Hand in Hand mit ihr, ſie diente ihr bald als Stütze, bald als treue Gefährtin; wo jene nicht hinreichte, da verfehlte dieſe ihren Zweck nie, und Himmel und Hölle öffneten und ſchloſſen ſich, je nachdem es ihre wechſelſeitigen Vortheile erforderten. Sie war, ſo wie jede Volksreligion ſeyn muß, ganz auf die Sinne berechnet; der Verſtand blieb unbeſchäftigt, aber dafür durfte die Einbildungskraft deſto mehr wirken; die Gottheit ſtand dem Menſchen näher, ſie war ſelbſt Menſch, nur größer, nur vollkommner und erhabner, und es hing von der Faſſungskraft eines jeden ab, ihr mehr oder weniger von dieſen Vorzügen beizulegen.

Dieſe religiöſe Stimmung der Menge mußte die Künſtler weit mehr noch anſpornen, die Gottheit den Sinnen der Menſchen zu nähern, wie die Politik der Prieſter, die ein mächtiges Intereſſe hatte, dieſe Stimmung auf alle mögliche Art zu unterhalten. Bei dem geringſten Nachdenken mußten ſie aber auch ein ſeltenes Zuſammentreffen zwiſchen ihr und den religiöſen Vorſtellungen der Alten entdecken, die Uebereinſtimmung zwiſchen der Fabel und der chriſtlichen Mythologie konnte ihnen nicht entgehen, und wenn ſie auch ſelbſt die Devotion, welche der große Haufe dafür bezeigte, nicht theilten, ſo war doch dieſe auffallende Aehnlichkeit ſchon hinreichend, um ſie zu bewegen, eine Bahn zu betreten, die Griechenlands Meiſter mit ſo gerechtem Beifall verfolgt hatten.

Wenn ſie dies thaten, ſo waren ſie jedoch deswegen keine Nachahmer der Alten. Die chriſtliche Mythologie, obgleich im Ganzen genommen mit der Fabel ſehr nahe verwandt, hatte nichts deſto weniger einen eigenthümlichen, von jener ſehr verſchiedenen Charakter; ſie litt, wie ſchon geſagt, das Nackte nicht, ihre Perſonen erforderten einen ganz beſondern originellen Ausdruck, und die Art, wie dieſes geſchah, mit Pinſel und Farben, machte aus den Neuern Schöpfer von Werken, die mit denen der Alten nichts als der Vollendung höchſten Grad gemein haben.

Je weniger die Verſuche früherer Künſtler, die mythologiſchen Perſonen der chriſtlichen Religion ſinnlich darzuſtellen, den Ideen entſprachen, die man ſich allgemein davon machte, und je mehr ſich dieſe in der Folge ausbildeten: um ſo mehr Spielraum erhielt die Einbildungskraft ihrer Nachfolger, und es hing ganz von ihnen ab, ihnen ſolche menſchliche Formen anzudichten, wie ſie dieſelben dem Kunſtzwecke und ihrer Natur nach, für die ſchicklichſten anſahen. Wenn ihnen aber dieſes gelang, wenn der Ausdruck der erhabenen Gottheit aus dem Bilde wiederſtrahlte, wenn ſogar der rohere Menſch nicht umhin konnte, den Charakter eines Weſens höherer Art in ihm zu ahnen, und niederfiel vor ihm, es anbetete und ihm huldigte, wie er die Majeſtät des unſichtbaren, unerreichbaren und für die Sinne unberührbaren Gottes ſelbſt verehrt haben würde, — welch unausſprechliche Gefühle mußten alsdann nicht in dem Künſtler ſich regen, wie mußte ſeine Bruſt anſchwellen, welch ein ſtolzes Selbſtbewußtſeyn ihn erfüllen! — Er ſelbſt ward dadurch über die menſchliche Natur erhoben, und überſchritt ſein Ruhm, in der erſten Zeit, auch nicht den engen Kreis ſeiner Wirkſamkeit, und kamen nicht die Völker der Erde, ſeine Werke zu bewundern: ſo fand er ſich doch ſchon hinlänglich belohnt durch den Beifall ſeiner Mitbürger, durch das Lob, welches aus dem Munde einer Nation wiederſtrömte, deren Urtheile nicht Fanatismus allein leitete, ſondern die auch nun ſchon eine genauere Bekanntſchaft mit den Monumenten der Alten zu Kennern ausgebildet hatte.

Ich habe Sie ſchon weiter oben darauf aufmerkſam gemacht, daß, ungeachtet aller für die Wiederaufnahme der Künſte ſo äußerſt vortheilhaften politiſchen und religiöſen Verhältniſſen, die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften derſelben dennoch vorangehen mußte. Jetzt erlauben Sie, daß ich Ihnen die Nothwendigkeit dieſer Ordnung entwickele.

Mit dem Verfalle der Künſte hatte man aufgehört, die Wiſſenſchaften zu kultiviren; dies geſchah theils aus religiöſer Schwärmerei, theils hatte man zu wenig Sinn dafür, theils erlaubte ſolches nicht die Barbarei der Zeitumſtände. Ein Glück für die Nachwelt war es, daß die meiſten Schriften der Alten der Vernichtung entriſſen, und dadurch die Möglichkeit erhalten worden war, die Lücken einſt wieder auszufüllen, welche Chriſten und Barbaren in die Wiſſenſchaften gebracht hatten. Indeſſen fand nun ſehr lange Zeit hindurch ein anderer Nachtheil dabei ſtatt, der für ihre Ausbreitung und Erweiterung beinahe bald eben ſo nachtheilig ausgefallen wäre, wie die Zerſtörungswuth der Vandalen ſelbſt. Die Mönche hatten ſich in der allgemeinen Unordnung ihrer Hülfsquellen bemächtigt, und waren jetzt die einzigen, welche in ihrer Abgeſchiedenheit von der bürgerlichen Geſellſchaft die nöthige Muße und Ruhe genoſſen, ſich damit abzugeben, ohne daß die Menſchheit beſondere Vortheile daraus gezogen hätte.

Zum Glück für dieſelbe warfen jedoch ſchon früher, und ehe noch die Folgen dieſes Alleinbeſitzes alles Wiſſenswürdigen für die Nachwelt ſich wirkſam äußern konnten, die Begebenheiten Männer aus dem allgemeinen Strudel empor, die, mit Kraft und Scharfblick verſehen, zu beurtheilen im Stande waren, was geſchehen mußte, wenn die überhand genommene Finſterniß wieder zerſtreut werden ſollte. Das Reſultat davon war die Entſtehung von mehreren hohen Schulen und Akademien in Italien, die, als die einzigen in Europa, ſich eben ſo ſehr dadurch, wie durch die Vortreflichkeit ihrer Lehranſtalten auszeichneten. Von ihnen aus verbreitete ſich das Licht über Welſchland, die nächſten zogen den größten Gewinn davon, und was davon in das übrige Europa ausging, war nur der Abglanz von der hellen Fackel, die innerhalb der Grenzen Italiens aufgeſteckt worden war.

Dieſe Lehranſtalten ſetzten nun zugleich auch die Künſtler in den Stand, ſich mit den Werken der Alten bekannt zu machen, ſie erlernten in ihnen die Theorie des Schönen und Erhabenen, und machten ſich mit all den Hülfsmitteln vertraut; welche jenen einen ſo glänzenden Erfolg zugeſichert hatten. Hieraus leiteten ſie in der Folge allgemeine Regeln für ihre Beſchäftigung ab, und dieſe boten ſich ihnen um ſo leichter dar, da die Kunſt Eins in allen Zeiten und Verhältniſſen iſt. So vorbereitet wagten ſie es, in das Heiligthum der höheren Kunſt einzudringen; Genie und Enthuſiasmus leiteten ſie, und die allgemeine Stimmung der Menge verſicherte ihnen im voraus jenen Beifall, der des Künſtlers mächtigſter und einziger Sporn iſt.

Das allgemeine Intereſſe an den Quellen, aus welchen die Künſtler ſchöpften, war die erſte und bei weitem die wichtigſte Urſache von der enthuſiaſtiſchen Aufnahme ihrer Werke, und eben dadurch von dem außerordentlichen Gewinn der Kunſt ſelbſt. Der Stolz des patriotiſchen Venetianers fand ſich eben ſo ſehr dadurch geſchmeichelt, wenn er die Heldenthaten ſeiner Vorfahren durch den Pinſel verewigt und in dem Saale del gran Consiglio aufgehängt ſah, wie die fromme Schwärmerei des Römers, wenn er in St. Peter einen Chriſt, eine Madonna erblickte, aus welcher der Gottheit Abglanz auf ihn zurückſtrahlte. Nur den Künſtlern legte dieſe Stimmung ungleiche Bedingungen auf; von dem einen forderte ſie wahre, verſchönerte Natur, von dem andern mythologiſche Wahrheit, in Verbindung geſetzt mit außerweſentlichen Zügen. Die erſtern fanden die Modelle unter ihren Augen, und durften ſie nur mehr oder weniger getreu kopiren, die andern mußten die einzelnen Theile dazu ſehr mühſam erſt zuſammen ſuchen, und was der Menſch ihnen nicht leiſtete, durch die Muſter der Griechen und ihr Genie erſetzen.

Jene arbeiteten für Individuen oder einzelne Staaten, und hatten daher, ſo wie alle Künſtler, die hiſtoriſche Thatſachen oder Nachahmungen einer gegebenen Natur zu ihrem Vorwurf wählen, nur den Beifall eines beſchränkten Kreiſes von Verehrern und Bewunderern zu erwarten. Dies iſt bei allen Kunſtſachen der Fall, bei welchen kein allgemeines Intereſſe obwaltet, ein Nachtheil, den die Alten ſorgfältig zu vermeiden ſuchten, und weswegen ich auch ſehr geneigt bin, dergleichen Werke vielmehr Geſchichtsmonumente eines Volks, als Denkmäler der Kunſt zu nennen. Dieſe letztern müſſen nothwendig eins ſeyn, das heiſst, ſie müſſen bei allen, die Gefühl und Sinn dafür haben, die nehmlichen Empfindungen erregen, ſie müſſen dieſes zu allen Zeiten und in allen Lagen thun, und kein partielles Intereſſe darf die einen kalt dabei laſſen, wenn andere bei ihrem Anblick erglühen.

Dieſen Zweck — den einzigen der höhern Kunſt, den erhabenſten und ſchwerſten — erreichten die andern, denn ſie arbeiteten für die Geſammtmenſchheit. So weit dazumal das Reich der chriſtlichen Mythologie ſich erſtreckte, verband man eine und die nehmliche Vorſtellung mit den Perſonen derſelben, ihr Charakter war allgemein bekannt, ſie genoſſen der erhabenen Ehre der Götter, und, es mochte ein Römer, Spanier, Franke oder Deutſcher ſeyn, der in die Werkſtätte des Künſtlers eintrat, er erkannte ſogleich den ſterbenden Chriſt und die traurende Madonna, fiel nieder vor ihnen und betete ſie an. Der Erkennung lag die Allgemeinheit des Glaubens zum Grunde, der Anbetung das religiöſe Intereſſe und der Gottheit Abglanz, der in dem Bilde unverkennbar war. Beide erhielten und mußten ſich erhalten, ſo lange die nehmliche Urſache fortwirkte, und heute noch, wo den Freund der Künſte jener Religionsfanatismus nicht mehr beſeelt, der im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte die Völker ſo mächtig ergriffen hatte, heute bringen ſie noch auf Kenner und Nichtkenner eine gleiche Wirkung hervor, und mit Ehrfurcht ſprechen wir die unſterblichen Namen ihrer großen Meiſter aus. Was dem Römer dieſe Verehrung abzwang, was heute den Nichtkatholiken noch mit einem heiligen Schauer, dem untrüglichen Merkzeichen von der Nähe der Gottheit, erfüllt, dies ſind die unverkennbaren Spuren ihres wirklichen Daſeyns in den Werken, die uns ein Raphael, ein Correggio, ein Guido hinterlaſſen haben. Der Künſtler nahm, bei ihrer Schöpfung, ſeinen Schwung über die Wirklichkeit hinaus, dies litt die ihnen beigemeſſene göttliche Natur, erhob ſich in Regionen, in welche es keinem ungeweihten Sterblichen einzudringen erlaubt iſt, ſah Götter in Menſchengeſtalten und fixirte ſie auf Leinwand mit Pinſel und Farben.

In den Motiven, die ihn zu dieſem hohen Schwunge veranlaßten, fand er zugleich ſeine gröſte und ſchönſte Belohnung. Die Vollendung ſeines Werks und der allgemeine fanatiſche Enthuſiasmus, mit welchem die Menge den von ihm geſchaffenen Gott begrüßte, verſicherte ihn der Unſterblichkeit, ſo lange das Reich Chriſti, das, nach der Sage, die Pforten der Hölle nicht ſollten überwältigen können, Beſtand hätte; und der Künſtler, wenn er ſah, wie ſeine Arbeit an heiligen Orten, auf Altären, wo täglich die wunderbarſten Myſterien gefeiert wurden, aufgeſtellt ward, wie ſelbſt jene Klaſſe von Sterblichen, die der fromme Wahn und ihr Beruf zu den innigſten Vertrauten der Gottheit gemacht hatte, ſie bewunderten und ihr huldigten: ſo hätte er nicht die verzehrende Einbildungskraft des Genies haben müſſen, wenn nicht jede ſeiner Fibern dadurch wäre in Bewegung geſetzt worden.

Durch die Einrichtung von mehreren hohen Schulen und Akademien war ferner ſchon um dieſe Zeit unter den höheren Ständen von Italien eine Maſſe von Licht in Umlauf gebracht worden, die man in dem übrigen Europa vergeblich ſuchte, und bei welcher der philoſophiſche Künſtler nicht weniger Urſache hatte zufrieden zu ſeyn. Das Studium der Alten hatte in den Römern jenen denkenden Geiſt und jene Kunſtgefühle wieder geweckt, die in den beſſern Zeiten ihrer großen Vorfahren, dieſe zu Verehrern der Künſte und Wiſſenſchaften gemacht hatten. Sie kamen und bewunderten nicht allein die Werke ihrer Meiſter, ſie wußten ſie auch zum Theil gehörig zu würdigen und mit Kennerblicken die Spuren eines erhabenen Genies von der mechaniſchen Kunſtfertigkeit in der Nachahmung der Natur abzuſondern. Auf dieſe Anerkennung des Werths eines Kunſtwerkes, folgte unmittelbar die Auszeichnung der Künſtler ſelbſt; ſie wurden in einer Epoche, wo die Gränzſcheide zwiſchen den höheren und niedern Ständen ſo hart bezeichnet war, leicht über dieſelbe hinweg gehoben, man machte ſich eine größere Ehre wie jetzt daraus, ihnen in den erſten Zirkeln mit ſeltener Achtung zu begegnen und die Statthalter Chriſti, dieſe über alle andere Monarchen erhabenen Regenten, hielten es ſogar nicht unter ihrer Würde, ſie mit einer Vertraulichkeit zu behandeln, die aus Hochſchätzung und Freundſchaft gleich ſtark zuſammengeſetzt war.

Um dieſe den Künſtlern gewordene Huld und Vorzüge gehörig zu würdigen, ſcheint es nothwendig zu ſeyn, einen Blick auf die Sitten jener Zeiten zu werfen. — Der Adel, ſtolz auf ſeine Verdienſte, ſeine Vorrechte, ſeine Macht und ſeine Reichthümer, hielt allein die Stufen des Throns beſetzt, vereinigte in ſeinen Händen alle Gewalt, und machte die Regenten oft ſelbſt zittern. Und doch umgab dieſe eine Heiligkeit, die ſie faſt zur Gottheit ſelbſt machte; die Menge ſchrieb ihnen eine ganz beſondere Natur zu, und der Glaube war allgemein, daß ſie nur die äußern Formen mit der Menſchheit gemein hätten. Dahingegen war der Bürgerſtand, wenn nicht geradezu verachtet, doch ſo wenig in ſeinen einzelnen Mitgliedern, wie im allgemeinen geſchätzt, daß er es für ein Glück halten mußte, wenn man ihm erlaubte, im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brodt zu verdienen, wenn man ihm die wohlerworbenen Früchte ſeines Fleißes nicht gewaltſam entriß wenn man ihn nicht muthwillig mißhandelte. Mehr forderte er nicht von dem Adel, von ſeinen Regenten; und auch dafür ſchon betrachtete er ſie als die nächſten Perſonen nach der Gottheit, die er anbetete, und zollte ihnen oft eine größere Ehrfurcht, als er dieſer darbrachte. Einem Fürſten, einem Herzog irgend einen Dienſt zu leiſten, war eine Ehre, nach welcher der arme Bürger, als nach dem größten Glück ſtrebte; und von einem dieſer Götter der Erde oder dem Monarchen ſelbſt huldreich und gnädig angeblickt oder angeredet zu werden, war eine Gunſt, ein Vorzug, der Epoche in der Familie machte, deren Mitgliede ſie zu Theil wurde.

Dieſer allgemeinen Stimmung, dieſen Verhältniſſen der Stände unter einander, denken Sie ſich nun den Künſtler bürgerlicher Herkunft gegen über, einen Mann, der, vermöge ſeiner Geburt, die Schwelle der Palläſte der Reichen und Großen nicht anders, als gebückt und in der Stellung der tiefſten Unterthänigkeit zu betreten beſtimmt ſcheint. Kaum oder zeigt er ſich, — und die Thürflügel der innerſten Gemächer öffnen ſich ihm, man kommt ihm zum Empfang entgegen, überhäuft ihn mit Liebkoſungen, läßt ſich herab, ihm zu ſchmeicheln, und behandelt ihn und geht mit ihm um, als wäre er einer aus den edelſten Geſchlechtern des Landes. Die Zauberkraft der Kunſt und des Genies hebt die ſtark bezeichnete Grenzlinie auf, welche Politik und Nothwendigkeit unter den Ständen aufgeworfen haben; der Unterſchied, der ſie zu trennen beſtimmt iſt, ſchwindet dahin, und wenn ja noch einer ſtatt findet, ſo iſt er ganz zum Vortheile des Künſtlers, der ſich alles ſelbſt, und wenig oder nichts dem Zufall zu verdanken hat. — Wenn nun aber heute noch Künſtler und Gelehrte, ihrer Würde und ihres Werths uneingedenk, ſich allein durch den Umgang mit Großen geſchmeichelt finden, es ſich für die größte Ehre ſchätzen, von ihnen bemerkt zu werden, und in dem Punkte überhaupt eine ſeltene Eitelkeit verrathen: wie mächtig mußten nicht ſolche Auszeichnungen in einem Zeitalter wirken, in welchem die Regenten und den Adel ein Nimbus von Größe und Erhabenheit umſchwebte, der in unſern Tagen beinahe ganz verſchwunden iſt!

Daß dieſe engen Verbindungen der Künſtler mit den Großen und Mächtigen ihrer Zeit, außer der Befriedigung ihrer Eigenliebe, auch ihrem Intereſſe Vortheile brachten, verdient hier nur einer ganz flüchtigen Erwähnung. Der große genialiſche Meiſter, wenn er auch um Geld arbeitet, findet darin doch nur die geringſte Belohnung, die ihm zu Theil werden kann; es iſt ihm höchſtens nur Mittel zu Erreichung größerer, erhabener Zwecke.

Woyda.

II.

Donna Elvira.

Ein Prolog.

Perſonen.

Donna Elvira, Königin von Navarra, Wittwe von Don Pedro.
Don Sancio, Bruder Don Pedros.
Don Raimondo di Guevara, Feldmarſchall.
Don Rodrigo, ſein Sohn.
Don Ramiro, Kanzler.
Fernando, Hauptmann.
Granden und Hofleute. Soldaten: Volk.

(Alle in ſchwarzen Trauerkleidern, außer Don Raimondo, Fernando und die Soldaten, die in voller Rüſtung erſcheinen.)

Erſte Scene.

Hof im königlichen Pallaſt. Hauptwache. Soldaten davor. Schildwachen, die auf und ab gehen.

Fernando (bald nachher) Don Raimondo.

Fernando (tritt aus dem Pallaſt.)

Verſtummet! öde Stille herrſche hier
Und überall, die muntere Trompete
Und Trommel hülle ſamt den Fahnen ſich
In Flor, der Krieg betraure ſeinen Helden,
Und um den Sieger trage Leid der Sieg.

Ein Beinhaus iſt Navarra, eine Leiche
Aus der der große Geiſt geſchieden. Hört's,
Den Pedro euer König iſt dahin,
Dahin des Landes Glück, des Reiches Ehre,
Der Bürger Ruhe und der Krieger Stolz.
Bald wird der ernſte Klang vom hohen Dom
Die Trauerpoſt durch alle Lande wimmern.
(Er ſieht in die Couliſſe.)
Was ſeh' ich? Don Raimondo di Quevara
Der Marſchall? ganz allein? vom Lager? jetzt?
Warum nicht früher? denn mit ernſtem Wort
Entſcheidend Ränke zu zerſpalten ziemt
Ihn wohl, den erſten nach dem Könige,
Den erſten jetzt. — Unglückliche Elvira!
Mög' er ein Schutzgeiſt dir, und dem Gekrönten
Erſcheinen, den du unterm Herzen trägſt.

Don Raimondo (tritt auf halb geharniſcht.)

Empfangt ihr ſo mich, euer Oberhaupt?
Warum mir nicht den kriegeriſchen Gruß?
Iſt dies Navarra? Bin ich Don Raimondo?

Fernando.

Dies iſt Navarra, ihr ſeyd Don Raimondo,
Der jüngſt das ſtolze Arragon bezwungen,
Und dieſem Lande ſiegreich Frieden gab.
Obſchon ihr ſo allein, vom Kummer nur
Begleitet naht, umgiebt doch eurer Thaten
Gefolg' euch glänzend. — Allein der Trauer muß
Die Freude weichen, höhrer Pflicht die niedre.

Don Raimondo.

Ich kenne euch, Fernando, wackrer Hauptmann,
Ich kenne alle, die mit mir gefochten —
Der König —

Fernando.

Ach! der König! —

Don Raimondo.

Ruft vom Lager
Mich eilends her durch dieſen Brief, den an
Des Lebens letzter Gränz' er zitternd ſchrieb.
Ich ahne gnug; dem unbekannten Erben
Der nie den Vater ſehn wird, will Don Pedro
Die Krone, und dem Lande Frieden retten.
Mich ruft er her, um Sohn und Reich zu ſchützen
Mit tapferm Arm; in meine treue Hand
Will er den letzten Willen niederlegen!
Fernando laß als Freund' uns reden ſo
Des Königs, wie des Reichs. — Was brütet Sancio?
Was duldet meine edle Königin?
Und was mein theurer Herr, Don Pedro?

Fernando.

Ich
Bin außer Stand euch zu berichten, alles
Iſt ein Geheimniß hier. Der König kränkle,
So hieß es jüngſt; dann: nichts ſey zu beſorgen;
Dann ſchien er wieder tödtlich krank, doch wollten
Geheimnißkrämer von Gefahr nichts wiſſen.
Don Sancio war heiter, Feſt' und Schmäuſe

Erfüllten den Pallaſt, die Großen ſchweigten,
Die tollen ehrten nicht das Krankenbett;
Die Stille floh und Einſamkeit hinweg
Vom Sterbenden; ein feiler Pöbel jauchzte
Um's Schloß, und Sancio hielt reiche Spende
Von Geld und Gnade.

Don Raimondo.

Alſo irrt' ich nicht.
So ſah' ich's längſt voraus. Was iſt der Ehrſucht
Das Recht, was Bruderlieb? Ich lebe noch;
Und der Verräther zittre beym Verrath.
Doch unſre Königin, wie ſtehts um ſie?

Fernando.

Verborgen wird ſie.

Don Raimondo.

Was? verborgen?

Fernando.

Niemand
Erblickt die Donna, die bald Mutter, doch
Noch früher Wittwe iſt. Geheimniſſe,
Lichtſcheue Ränke, Tück' und Bosheit
Sind im Pallaſt zu Haus. Betrug iſt Weisheit
Und Größe, Wahrheit wird verhöhnt, verlacht;
Die Treue vor die Thür hinausgeworfen.

Don Raimondo.

So iſt's an Höfen, wundert ihr euch drob? —
Mich haben Alter und Erfahrung ſchon
Entwöhnt des Staunens. Eine Fabel iſt

Die alte Heldengröß' und Biedertreue,
Und wer ſie ſucht, ein Thor, wie wer ſie übt.
Wie ich gelebt, will ich die Laufbahn enden.
Der Reſt von Jahren iſt, bei Gott! nicht werth
Daß ich zum Lügner werd' an mir. — Doch ich
Verplaudre hier die Zeit. — Zum Könige —

(Er will in den Pallaſt gehen.)

Wache.

Zurück!

Don Raimondo.

Zurück? Kennt ihr den Marſchall nicht?

Fernando.

Bei Lebensſtrafe darf ich niemand zu
Dem König laſſen.

Don Raimondo.

Was? bei Lebensſtrafe?
Und niemand? auch den Marſchall nicht? Es iſt
Am Tag, Verrath, verfluchter, frevelhafter
Verrath, wenn wahr iſt, was ich hör' und ſehe,
Und nicht der Wahnſinn tolle Scherze treibt.
Elvira! Unglückſeel'ge! O mein König,
Vom Schickſal ſchon verfolgt, eh ſeine Hand
Dich faſſen konnte! Vaterland! Navarra!
Laßt mich hinein; dem Könige zu nahn
Darf niemand mir verwehren.

(Er ſteht an der Pforte und ſieht hinein.)

Trauerkleider?
Auch des Pallaſtes helle Marmorwände

Verhüllen ihren Glanz in Schmerz. — Mein König
Iſt todt.

(Verhüllt ſich wehmüthig in ſeinen Mantel.)

(Trompeten und Pauken.)

Stimmen (von innen.)

Don Sancio lebe, unſer König
Don Sancio lebe, lebe!

Don Raimondo.

Ha! Don Sancio! —
Ich kam zu ſpät. — Don Sancio der Erbe
Der Krone! — Mein, des Friedens Freyſtatt, der
Gerechtigkeit geweihtes Heiligthum
Soll kein Tyrann, der blutige, entweihen.
Noch lebt Raimondo; zittert, Buben! bebt!
Noch iſt er da, ein Greis, ein Mann, nicht feig
Und treulos kriechend wie die Sklaven dort.

(Trompeten und Pauken.)

Zweite Scene.

Vorige. Hofleute, Soldaten und Volk
aus dem Pallaſt.

Viele Stimmen.

Don Sancio lebe! unſer König lebe!

Don Raimondo.

Ihr Großen dieſes Reichs; Volk von Navarra!
Soldaten, Waffenbrüder, Freunde, ſtolz
Auf eure Treue war das Vaterland

Und Pedro, euer König. O! entehret
Euch nicht, indem ihr ihn verlaßt, da er
Geſtorben. Könnt ihr den gerechteſten
Der Könige ſo ſchnell vergeſſen? Wäre
Es Lohn für Königs-Treue, daß die Gattin,
Die Königin, die unterm edlen Herzen
Den Erben ſeines Blutes, ſeines Geiſtes
Und ſeiner Rechte trägt, daß ihr die Schwangere
Erhabene verlaßt? Der eure Kinder,
Euch ſelbſt beſchirmte, eh' ihr wimmernd noch
Um Hülfe rufen konntet, — ſeiner Gattin,
Der Wittwe, Mutter, Königin gebricht der Schutz
O! Thiere ehren Mutterwürd' und Recht,
Und Ihr — — ? Nein, Brüder, Donna Elvira
Iſt unſre Königin, die Wittwe, Mutter
Des Königs. — Mit dem frechgeſchaffnen Könige
Hinweg! Der Thron iſt keine Beute, die
Der erſte kühne Räuber nehmen darf.
Wie gegen Fremdlinge mit unſerm Blute
Den Thron wir ſchützten, ſo auch gegen den
Verrath im Herzen unſers Landes. Auf!
Mein Haar iſt weiß, doch glüht mein Muth; wenn ihr
Mir folgt, muß Recht und Würde ſiegen. Ruft
Mit mir: Elvira lebe! unſre Königin!

Dritte Scene.

Vorige. Don Rodrigo (aus dem Pallaſt.)

Don Rodrigo.

Wer wagt es, gegen unſern König hier
Don Sancio, ſo frech, wahnſinnig, tollkühn
Zu ſchrein — ? Mein Vater? aus dem Lager hier?

Don Raimondo.

Hier!

Don Rodrigo.

Eure Hand, mein Vater!

Don Raimondo (dreht ihm den Rücken.)

Aus den Augen,
Nichtswürdiger! Verworfener! hinweg!

Don Rodrigo.

Man weigert ſich, mich anzuſehn? Dreht mir
Den Rücken, mir, Don Rodrigo?

Don Raimondo.

Ich kenne
Dich nicht.

Don Rodrigo.

Den Sohn nicht?

Don Raimondo.

Du mein Sohn?
Noch war der Name di Quevara heilig,
Ihn trug kein Schurk': ich habe keinen Sohn.

Don Rodrigo.

Nichtswürdig? Schurke? und verworfen? Bei

Dem Himmel! nur vom Vater duld' ich dieſe
Beſchimpfung; jedem andern riſſ' ich ſtracks
Mit eigner Hand die freche Zunge aus.

Don Raimondo.

Die Zung' iſt frech, die ehrlos den Verrath
Im innern Herzen ausſpricht — — Und du wagſt
Mit mir zu reden und zu rechten? — Bube!
Navarra's Thron hat ſeinen rechten Erben,
Und dieſem Sancio ſoll die Krone werden?
Des Reiches Große, und der tiefſte Pöbel
Wetteifern um den Preis, den Fluch des Hochverraths. — Im Himmel iſt der edle König;
Doch ſoll den ungebohrnen niemand kränken,
Das Land nicht Spielzeug eines Lüſtlings ſeyn.
Unſchuld'ges Kind, ſo elend, daß das Blut,
Das alte, biedre, der Quevara dich
Verräth, — ich ſchwör' es, König ſollſt du werden,
Auf ſchwachen Armen trag' ich dich zum Thron.

Don Rodrigo.

Mein Vater! Blinder Eifer führet euch,
Ob edel ſchon, zu weit. Wo wäre denn
Der König, dem wir angehören?

Don Raimondo.

In
Der Mutter Schooß, des Himmels theures Pfand.

Don Rodrigo (ironiſch.)

Wo iſt das Haupt, die Krone drauf zu ſetzen?

Wo iſt die Hand, das Scepter zu empfahn?
Und wo die Stimme, die befiehlt und richtet?

Don Raimondo.

Der Mutter Haupt, es iſt das königliche;
Des Schickſals Arm nimmt für dies Kind das Scepter,
Des Königs Stimme tönt in treuer Bruſt;
Doch du, für Gold und falſche Ehre feil,
Quevara nicht, ehrgeiziger Verräther!
Ich blick' auf deiner Seele tiefſten Grund —
Hinweg! Ich habe keine Kinder.

Don Rodrigo.

Ruhig,
Mein Vater, und beſinnt euch —

Don Raimondo.

Was? Beſinnen?
Ja, ich beſinne mich, noch bin ich Don
Raimondo, der ich immer war.

Don Rodrigo.

Wenn's nun
Verſtellung, Täuſchung, Blendwerk wäre, wenn
Die Herrſchſucht heil'ger Namen Schutz erborgt —

Don Raimondo.

Verläumdung, Lüge, von Don Sancio
Erdacht, und nachgeſchwatzt vom Schmeichler-Troß.
Setzt edle Frau'n zu Wächterinnen, und
Erwartet Donna Elvira's Niederkunſt.

Don Rodrigo.

Und wie nun? wenn es eine Tochter wäre?

Don Raimondo.

Auch Königetöchter herrſchen in Navarra.

Don Rodrigo.

Bedenket, Vater, die Gefahr von außen:
Es drohn Caſtilien, Frankreich, Arragon,
Dem Reich. Ein kluger tapfrer König nur
Wird ſchützen, wird der Feinde Schrecken ſeyn,
Nicht des gekrönten Kindes Traumgeſtalt.

Don Raimondo.

Des Landes Schutz iſt ſeiner Bürger Bruſt,
Des Volkes Liebe iſt der Fürſten Salböl,
Iſt ihr Panier und Schild. Der ſchwache Arm
Des Kindes, wunderbar mit Rieſenkraft
Geſtärkt von oben, hält das Scepter ſicher,
Das in des Nahmenskönigs, des Verräthers
Treuloſen Händen ſchwankt und brennt. Das Kind,
Dem ich die Kron' erkämpfe, wird König ſeyn
Durch Gott und Gott mit ihm.

Don Rodrigo.

Dem Alter
Verargt man nicht den ſeltſam kühnen Traum,
Und Grillen ſtehn ihm frey. Doch ernſt, mein Vater,
Wenn Ernſt die Sache heiſcht. Zum Wohl des Reichs
Vereinten für Don Sancio die Stimmen
Navarra's ſich. — Läßt auch die eure nicht
Dem neuem Kön'ge mangeln, folgt der Zeit,
Der herrſchen: unmöglich iſt eu'r Wollen.

Don Raimondo.

Unmöglich? Nein! Noch iſt mit Ehre ſterben,
Unmöglich nicht. — Verworfner Baſtard, beuge
Dein ehrlos Knie, und huldige Donna Elvira
Und Pedro's Sohne! — Zauderſt du? ſo gieb
Mir oder nimm den Tod. (Er zieht.)

Vierte Scene.

Vorige. Don Sancio. Don Ramiro.
Sancio's Gefolge.

Don Rodrigo.

Sennor, ihr ſeht —

Don Sancio.

Den Vater gegen ſeinen eignen Sohn
In Waffen.

Don Raimondo.

Vater iſt hier nicht und Sohn,
Nur Recht und Treu und Trug und Hochverrath;
Als Richter führ' ich dieſes Schwerdt mit Recht.

Don Sancio.

Der Ort, der heilige, verbeut die Rache.

Don Raimondo.

Don Raimond darf ſich mehr, als andere
Erlauben.

Don Sancio.

Ich bin König hier. Eu'r Trotz
Beleidigt mich; ich könnte ſtrafen, wäre

Die Strenge mir erwünſcht, und heiſchte nicht
Der eigne Schmerz die Milde.

Don Raimondo.

Pedro war
Mein König, jetzt gebietet nur Elvira.

Don Sancio.

Verwegner, übermüthger Greis, erkennt
In mir Navarras König, Pedro's Erben;
Denn Kinder mangeln ihm, der Bruder iſt
Der nächſte jetzt. Was Ehrgeitz, Herrſchſucht lügen,
Was ſelbſt des Weibes Liſt mit Würd' und Tugend
Bemänteln will, mag als des Weibes Wahn
Der Wittwe Täuſchung, Mitleid, Nachſicht fodern;
Doch wenn Raimondo in des Weibes Zeter-
Geſchrey die ernſte Männerſtimme miſcht,
Wer wagt es zu entſchuldigen? Dennoch ſollt
Ihr ferner meiner Räthe erſter ſeyn.
Des Reiches Admiral.

(Zu den übrigen.)

Als ſolchen will
Ich Don Raimondo ſtets geehret wiſſen.

Don Raimondo.

Mit euren Würden mögt ihr andere
Bethören, die mit falſcher Ehre Glanz
Verhüllen ew'ge Schmach. (mit einem Seitenblick auf den Sohn.)
Mein Nam' iſt groß,
Iſt ſicher gnug, ich brauche keinen Prunk,

Und ihr habt keine Würden zu vergeuden;
Der König, nicht der Unterthan ertheilet ſie.

Don Sancio.

Ich bin dein König.

Don Raimondo.

Recht und Treue leugnen's.
Seit Pedro ſtarb, bin ich des Reiches Erſter.

Don Sancio.

Du wirſt ihn beugen, dieſen ſtolzen Nacken,
Rebell, und dieſe Hand noch küſſen. —

Don Raimondo.

Nie. —
Die Hand die meines Namens Ehre tilgt.
Don Sancio, Pedros Bruder, ehr' ich, und
Des künſt'gen Königs Oheim. Andere würden
Zum Schein nur huld'gen und die Rache
Verbergen. Laut ſag' ich, ihr ſollt, ihr dürft
Nicht unſer König ſeyn. — Elvira! Mutter
Des unglückſeel'gen Kindes, alle ſind
Verſchworen gegen euch. Eu'r Recht vertrau
Ich dem gerechten Gott. Raimondo di
Quevara iſt nicht mehr Navarras Bürger;
Sey ehrlos wer da will, ich werd' es nicht;
Den Herrn erkenn' ich nie, der unſre Krone
Geraubt, erworben nicht. Wollt ihr den Räuber
Begünſt'gen, ſchützen — thuts, und harrt der Strafe.
Die ich beſiegt, die Feinde, kennen, fürchten,
Verehren mich. Zu ihnen will ich gehn,

Und mit mir geht der Sieg. Der Feinde Schwerdt
Soll euch den ächten König geben. Was mir
Navarra gab, verächtlich werfe ich
Es dem zu Füßen, dem ihr ſelbſt zu Füßen
Wie Sklaven liegt, (er reißt die Orden ab, und wirft ſie zu Boden)
der bald den Fuß wie ein
Tyrann, auf euren Nacken ſetzen wird.
Mir bleibt mein Name und mein Herz, ich gehe
Nicht arm, und frey, denn ich bin kinderlos. (Heftig ab.)

Don Sancio.

Verhaftet ihn.

(Wache ab.)

Don Rodrigo.

Sennor

Don Sancio.

Den Raſenden. —

Don Rodrigo.

Ich bin ſein Sohn. —

Don Sancio.

Und ich ſein König. —

Don Rodrigo.

Gnade!
Es macht das Alter kühn, und ſein Verdienſt
Iſt groß und anerkannt. Ihn liebt das Volk.

Don Sancio.

Ich will in Ketten den Verläumder ſehen
Den frechen Schänder unſrer Majeſtät.
(Leiſe zu Rodrigo.)
Die Gnade iſt wie Straf' in meiner Hand,

Du kennſt mich ja, (für ſich.)
Vergebens hofft er Gnade,
Wie jeder, der den Weg mir ſperren will.

Sechſte Scene.

Vorige. Donna Elvira (in Trauer) mit einem Blatt Papier in der Hand.

Donna Elvira (zu Fernando.)

Wer iſt dies? Sprich (auf Sancio zeigend.)

Fernando.

Don Sancio, der neue
Regent.

Donna Elvira.

Du lügſt. Hier iſt dein König, hier
Don Pedros Kind. — Verbrecher! beugt die Knie,
Und huldiget dem ungebohrnen, der
Schon jetzt durch mich gebietet. Höret mich,
Navarrer, höret Gottes Stimme! Hier
Iſt euer König. Ehret den Befehl,
Den Gott und die Natur euch geben, den
Don Pedro ſein Vermächtniß beyfügt. In
Des Todes ernſter Stunde einſam und
Verlaſſen von den feilen Dienern, die
Don Sancio mit Golde und Verſprechen
Erkaufte, der unbrüderliche Bruder,
Schrieb er dies Blatt, das zur Vormünderin
Mich ſetzt, und Don Raimondo di Quevara,
Den edlen, ſeltnen, treuen, für das Kind

Hier unter meinem Mutterherzen, das nun bald
Ein Augenblick zum Kön'ge macht und Menſchen. —
Wie Pedro euch geliebt, muß ich's erwähnen? O,
Wenn der gerechte, gütige Regent
Nicht länger lebt im Herzen ſeines Volks;
So ſeyd Tyrannen, Könige! Barbaren,
Dann wird das Schrecken noch um eure Leiche
Vernichtend ſchweben, und mit Schaudern wird
Das Volk gehorchen. — Ich bin Königin
Und Wittw' und Mutter, und wie ſteh ich da?
Ha! nur die Mutter trägt den tiefen Gram,
Die in den Tod zwey Leben ſtürzen würde.
Ihr ſchweigt, mein Anblick rührt euch nicht, des Kindes
Unmünd'ges Wimmern nicht in meinem Schooß.
Nicht eures Königs heilig Angedenken,
Nicht meine Thränen und mein Jammern! O!
Erbarmt euch meiner, daß ſich Gott erbarme
Der Euren, daß das Scepter nicht zur Geißel
In Räuberhänden werde; denn bluten ſeh' ich
Navarra, bis geſtürzt iſt der Tyrann.
Hier liegt vor euch, die Mutter in dem Staube,
Schützt ihren Sohn vor Mord, Gefahr und Raube.

(Sie kniet)

Don Sancio.

Steht auf, Sennora! und bedenket was
Ihr war't, und was ihr ſeyd, des Königs Gattin,
Des Königs Schweſter, denn Navarras Thron
Iſt mein, ſo will's das Volk, ſo das Geſetz.

Es war mein Vater König und mein Bruder,
Ich bin ihr Erbe, wer darf widerſtreben?
Was ihr in Wallung ſpracht, es iſt verziehn.
Leicht raſt das Weib, dem Schmerz die Bruſt durchwühlt,
Schmerz um den Gatten, größrer um die Krone,
Die gern ſie ſelber trüge für den Erben,
Den ſie erdichtet.

Donna Elvira.

Setzet Hüter mir
Bringt ins Gefängniß mich, bis Pedro's Sohn
Aus ſeinem Kerker in das Leben tritt.

Don Sancio.

Ich ehre noch in euch des Bruders Gattin —
Doch duld' ich länger nicht, daß ihr das Volk
Empört, und Lügen, Läſterungen ſtreut! —
Seht, daß des milden Königs milde Herrſchaft
Mit eurer Strafe nicht beginnen müſſe.

(Er dreht ihr den Rücken.)

Donna Elvira.

Mir das? Ich lüge, läſtere, empöre?
Ich deine Königin? Du frecher Räuber!
So möge Gott ſich von dir ewig wenden,
Wie du mir jetzt den Rücken kehrſt, Verräther!

Don Sancio.

Zu weit geht dieſe Raſerey. — Bezähmt
Die wilde Zunge, Unbeſonnene!
Eh meine Nachſicht endet. Wie Don Pedro,
Den ſchwachen, ihr gelenkt, Ehrgeitzige,

So wollt ihr nun an Kindes Statt, das Land
Der eignen Herrſchſucht wieder opfern. Herrſcht,
Wo Kinder mit und ohne Bart es euch
Geſtatten. Hier gebiete ich, und was
Der ſinnlos ſterbende auf eu'r Geheiß
Geſchrieben, das gilt's mir. (Er zerreißt das Papier.)
(Für ſich.) Dies Weib ſoll bald
Den Tod, doch nie den Weg zum Throne finden.
(Geht ab mit der Wache.)

Fernando. (Für ſich.)

Ich will ihm folgen; wenn er treu mich wähnt,
Darf ich der edlen Unſchuld kräftiger dienen.

Donna Elvira.

Er geht, und Gottes Donner ruht, der Blitz
Vertilgt ihn nicht? — —

Don Rodrigo.

Ihr habt den König nun
Gehört, Sennora, nehmt euch klug. (Er will gehn.)

Donna Elvira.

Verzieht
Don Rodrigo! Euch liebte mein Gemahl,
Nehmt ſeines Kinds euch an.

Don Rodrigo.

Don Sancio
Dem neuen Könige gehört mein Herz,
Mein Arm. Gebt euch zufrieden, weichet der
Nothwendigkeit, dies iſt mein beſter Rath.

Ich weile länger nicht, denn nur zu leicht
Schöpft der Verdacht, der viel verliehren kann. (Geht ab.)

Donna Elvira.

Was hat das ungebohrne Kind gethan?
Was seine Mutter? was sein Vater, daß
Die Menschen es verlaſſen? — Don Ramiro,
Auf meine Bitte wurdet ihr des Reiches
Canzler, ſeyd dankbar jetzt, ſeht meinen Jammer.

Don Ramiro.

Ich bin als Canzler dieſes Reiches all,
Bereits vom Könige Don Sancio
Beſtätigt, und muß ihm gehorchen. (Geht ab.)

Donna Elvira.

Weh!
Auch Ihr? — O! Menſchen! Menſchen!
(Zu einigen vom Gefolge, die noch verweilen.)
Und ihr gingt
Nicht auch? Ihr hättet Hülfe, Rath und Troſt
Für eine Wittwe, Mutter, Ihr? — War eure Noth
Mir werth, und führt' ich eure Bitte gern
Entgegen der Gewährung, ſo erbarmet
Jetzt meiner euch, die alle Welt verläßt.
Wär' in Navarra nicht ein dankbar Herz?

Ein Edelmann.

Sennor', ihr müßt euch an den König wenden.
(Alle gehn.)

Donna Elvira.

Hier iſt der König, hier! — Die Ungeheuer

Entfliehn! Der neuen Sonne folget das
Gewürm! O! Undank! Undank! Laſter,
In dem der Menſch ſich ſelbſt noch übertrifft,
Verbrechen, das in Menſchenherzen nur
Dem leeren, mitleidsloſen hauſt. Die Steine
Hier tragen ſanfter mich, die Schwerbeladne,
Die öden Mauern hallen dankbar noch
Den lieben Namen Pedro wieder, nur
Den Menſchen iſt der Heil'ge fremd geworden —
Ich bin allein — verlaſſen von Menſchen! von Gott —
Gott! auch von dir? — Die Mutter fürchtet es,
Laß nicht das Kind der Mutter Frevel büßen,
Sein erſter Athemzug ſey auch mein letzter;
Was liegt an mir, wenn Pedro's Sohn nur lebt.

Siebente Scene.

Fernando. Donna Elvira.

Fernando (tritt ängſtlich und ſcheu umherblickend auf.)
Flieht, Königin!

Donna Elvira.
Wo iſt die Königin?

Fernando.
Gemahlin meines Herrn, und Mutter bald,
Nur euch nennt Königin dies treue Herz.

Donna Elvira.
So wär' ein treues in Navarra doch?

Fernando.
Viel treue, nur am Hofe nicht. Doch ſchnell,

Nur wenig Zeit iſt euer noch. Gott gebe
Euch Muth und Kraft; doch ihr ſeyd Mutter.

Donna Elvira.

Du täuſcheſt nicht? Fernando! —

Fernando.

Gott ſey Zeuge!

Donna Elvira.

Und fliehen ſoll ich? Thron und Reich dem Räuber
Don Sancio überlaſſen?

Fernando.

Mutter! Mutter!

Donna Elvira.

Droht meinem Kind Gefahr?

Fernando.

Sie ſchwankten lange.
Erſt ſolltet ihr im Kerker ſchmachten, bis
Das Kind gebohren wär, dem man den Tod
Mit leichter Hand im erſten Augenblick
Des Lebens geben wollte, jetzt ſcheint dies
Zu langſam, ſchneller bringt ſie Gift ans Ziel.

Donna Elvira.

Ha! Gift mir und dem Kinde! Fort! allein
Wohin?

Fernando.

Nur fort! mit dieſem Schlüſſel öffnet
Die geheime Gartenthür, die nach dem Sumpf
Von Miraflor, und in die Felsgebirge
Von Pugnalemmo führt, von da nach Frankreich,

Nach Arragon, — wohin ihr woll't — und wo
Ihr Don Raimondo euren Schutzgott findet —
Nur fort von hier. —

Donna Elvira.

Fernando! durch den Sumpf,
Und in die Felſen ich? allein? die Schwangere?
Die Königin? — Dort iſt der Tod gewiß;
Hier will ich ihn erwarten.

Fernando.

Königin,
Verſchmäht den biedern Rath, den letzten nicht.
Nehmt dieſen Schlüſſel.

(Er giebt ihn ihr, ſie nimmt ihn.)

Handelt, wie ihr wollt!
Mit euch ſey Gott, und mit dem Kön'ge, den
Ihr unterm Herzen tragt. Eh ſterb' ich auf
Der Folter, als ich eure Flucht verrathe.

Donna Elvira.

Gott will! Ich höre ſeiner Stimme Rufen;
Die Wildniß bildet ſich zur Königsbahn,
Und aus den Felſen werden Thrones Stufen;
Dem Herrn der Welt iſt alles unterthan.

(Geht auf Fernando geſtützt ab.)

III.

Was gewinnt der Staat dabei, wenn ſeine Diener ſchlecht beſoldet werden?

Ein Wort zu ſeiner Zeit.

Vom

Herrn Conſiſtorial-Rath Horſtig.

Daß es ſo mancherlei Uebel in der Welt giebt, worüber allgemeine Klagen geführt werden, ohne daß man ſich ernſtlich darum bekümmert, wie ihnen abgeholfen werden könne; davon liegt der Grund bisweilen darin, daß man die Sachen nur von einer Seite anſieht. Klagen ſind Geſtändniſſe, daß man ſich ſelbſt nicht zu helfen wiſſe. Sollen aber andre uns zu Hülfe kommen, ſo muß man ſie auch in unſer Intereſſe zu ziehen wiſſen, oder, welches eben ſo viel ſagen will, man muß in ihnen die Ueberzeugung erwecken, daß die Abſtellung des Uebels nicht bloß dem Leidenden, ſondern auch dem Helfenden zum großen Vortheil gereiche, ſo wie im Gegentheil die Fortdauer des Uebels beiden Theilen zum Nachtheil gereichen würde. Traurig genug, daß der Menſch in unſern Tagen, wo das Gefühl der Pflicht in ihm ſo laut geweckt wird, noch zum Eigennutze ſeine Zuflucht nehmen muß, wenn die gerechten Klagen, die von einem anſehnlichen Theile der leidenden Menſchheit erhoben werden, bis zum Ohre des Helfers dringen ſollen. Denn gerecht ſind ſie doch, die bittern Klagen, die von allen Seiten her auf uns zuſtrömen, daß ſo viele Staatsbeamten ihr wohlthätiges Leben in Kummer und Elend verſeufzen, und auf den frohen Genuß deſſelben für ſich und die Ihrigen ganz Verzicht thun müſſen. Liegt die Urſache hievon an den Perſonen, welche ſich beſchweren? Dann würden die Klagen doch nicht ſo allgemein ſeyn; dann würde ſich hier und da doch noch eine Stimme hören laſſen, welche den Ungrund der Beſchwerden aufdeckte, und der Unbilligkeit der andern Einhalt thäte, die das Elend unter der Sonne ohne Noth vergrößern. Aber auch nicht einer unter tauſenden wird es wagen, zu behaupten, daß die Staatsbeamten in unſern Tagen hinreichend beſoldet würden, einzelne Ausnahmen abgerechnet, die ſo ſelten vorkommen, daß ſie nicht einmal als Ausnahmen von der Regel angeführt werden.

Zu einer hinreichenden Beſoldung gehört nicht bloß, daß man von drückenden Nahrungsſorgen befreit ſey; es gehört dazu auch, daß man die Pflichten ſeines Berufs mit Heiterkeit erfüllen könne, und für die Mühe und Sorge, die man darauf verwendet, wenn auch nicht vollkommen entſchädiget, doch durch einige frohe Lebensaugenblicke belohnt werde. Wo dies nicht geſchieht, da wird man ſich umſonſt bemühen, den beſoldeten Staatsdiener zu bereden, daß er genug habe. Er fühlt ſich unglücklich, und was er auch anfänglich gethan oder verſprochen haben mag, um nur die Stelle zu erhalten, die ihm ſein kümmerliches Auskommen giebt: ſo wird doch in der Folge die nothwendige Vermehrung ſeiner Bedürfniſſe, ſie entſtehe nun aus dem Anwuchſe ſeiner Kenntniſſe oder ſeiner Familie, ihm ſeine Lage ſo erſchweren, daß er jeden andern Stand vorzüglicher finden würde, wenn ihm die Wahl ſeiner Lebensart noch einmal freigeſtellt werden ſollte. Welches ſind aber die Folgen von dieſer Unzufriedenheit, nicht für den, welcher leidet, ſondern für den Staat und für die Menſchheit, welche nothwendiger Weiſe darunter mit leiden muß? Das iſt die Frage, die wir uns vorgenommen haben, zu beantworten.

„Ich möchte in dem Hauſe nicht wohnen, deſſen Mitglieder keine frohe Menſchen ſind"; ſo ſollte billig jeder Landesvater denken, dem das Wohl ſeiner Unterthanen am Herzen liegt. Viele Bewohner des Landes haben es ganz allein für ſich ſelbſt zu verantworten, wenn ſie ihr Glück nicht machen können, weil ſie einzig durch ihren Fleiß und ihre Betriebſamkeit ſich ihres Lebens Unterhalt erwerben. Ganz anders aber verhält es ſich mit denen, die ihre Zeit und ihre Kräfte unmittelbar dem Staate widmen, die ſich entſchloſſen haben, die Verwaltung von Aemtern zu übernehmen, wofür ſie eine beſtimmte Beſoldung erhalten. Was können dieſe anders thun, als ihre Pflichten treu erfüllen, ihr Amt wohl verwalten, und alsdann gewärtig ſeyn, was man ihnen dafür geben will. Sie können weder neue Auflagen machen, noch durch Nebengewerbe ihren Vermögenszuſtand verbeſſern, noch durch Almoſenſammeln den Mangel erſetzen, den ſie empfinden. Sie müſſen es ruhig erwarten, was Zeit und

Umſtände, über die ſie nicht immer gebieten können, zur Verbeſſerung ihrer Lage beitragen werden. Muß daraus nicht eine Unzufriedenheit entſtehen, die um ſo drückender wird, je weniger Mittel man in ſeinen Händen hat, ſie zu heben oder zu vermindern? Was folgt aber daraus? Der Unzufriedne iſt der Mann nicht mehr, der er ſonſt wohl zu ſeyn pflegte, als er noch mit ſeinem Schickſale zufrieden war. Gram und Kummer, der um ſo peinlicher wird, je mehr man ihn vor den Augen der Welt verbergen will, nimmt allmählich von ſeinem Herzen Beſitz. Und was läßt ſich wohl von einem bekümmerten Gemüthe, von einem gramvollen Herzen erwarten? Wenn erſt die Seele um ihre Heiterkeit gebracht iſt, ſo werden die Arbeiten, die wir verrichten ſollen, gewiß nicht mit der Munterkeit betrieben, die zur glücklichen Vollendung der Geſchäfte nöthig iſt. Der Mann ſoll denken, und ſein Geiſt iſt zerſtreut; er ſoll überlegen, und ihn beſchäftiget immer nur die Sorge für ſein Auskommen. Er ſoll ſeine Kräfte anſtrengen, und doch fehlt es ihm an Kräften. Er ſoll für andre ſorgen; wer ſorgt aber unterdeſſen für ihn und die Seinigen? Er ſoll ſich des Wohls ſeiner Mitbürger annehmen; könnte er doch ſein eignes Wohl zuerſt auf eine dauerhafte Weiſe gründen. Er ſoll helfen, und wer iſt der Hülfe bedürftiger, wie er? Er ſoll rathen, und doch hat er oft vergebens Rath geſucht. Er ſoll geben, und weiß nicht, wovon er etwas nehmen ſoll. Giebt es wohl einen bedauernswürdigern Menſchen, als ihn?

Wie ganz anders würde er ſeine Pflichten erfüllen, wenn er in ſeinem Herzen vergnügt wäre. Mit dem erſten Morgenſtrahle würde er erwachen, wenn er einem frohen Tage entgegen ſehen könnte. Die erſten Stunden des Tages, die ruhigſten, kraftvollſten, beſten Stunden würde er an ſeinem Arbeitstiſche zubringen, anſtatt daß er jetzt nur ſpät und mit Unluſt ſich dem Schlummer entreißt, weil dies die einzige Zeit iſt, wo er von ſeinen Sorgen nichts weiß. Mit heiterm Blicke würde er alle ſeine Geſchäfte überſehen, keines von allen würde ihm entgehen, keines würde vergeſſen, keins verſchoben, keins zurückgelegt werden. In der Hälfte der Zeit und mit der Hälfte von Kraft und Anſtrengung hätte er das gethan, was ihm jetzt ſo viele Zeit und Mühe koſtet, und was er am Ende doch nicht ſo vollbracht hat, daß es ihn mit Wohlgefallen und Vergnügen lohnen könnte. Weder gerechtem noch ungerechtem Tadel würde er ſich jemals ausgeſetzt ſehen. Jenen würde er Kraft haben, durch ſeine Aufmerkſamkeit zu vermeiden, dieſen würde er Muth haben, durch ſeine beſcheidene Darſtellung zu widerlegen. Süß würde ihm die Erholung nach vollendeter Arbeit ſeyn. Sein ungedrückter Geiſt würde auch die Stunden der Ruhe zu ſeiner eignen Vervollkommnung benutzen. Speiſe und Trank würde ſeinen ungeſchwächten und geſunden Körper erquicken, und die Freuden der Geſelligkeit, die er ſich nie verſagen dürfte, würden ſeinen Geſichtskreis erweitern, würden ihn welt- und menſchenkundiger machen, und ihn mit Luſt und Kraft zu neuer Thätigkeit erfüllen.

Sollte es wohl nöthig ſeyn, dieſe Betrachtungen noch weiter fortzuſetzen, um ſich zu überzeugen, daß nur der Zufriedene ein brauchbarer und nützlicher Mann in ſeinem

Stande und Berufe ſeyn könne. Wer leidet aber darunter, wenn er es nicht iſt? Müſſen es nicht alle diejenigen empfinden, denen er mit ſeinen Kräften nützen ſoll? Wie ſehr verrechnen ſich diejenigen, welche der Meinung ſind, daß am wohlfeilſten der beſte Kauf ſey. Gebt dem Manne, der euch dienen ſoll, nur die Hälfte mehr von dem, was er gewöhnlich empfängt, und er wird euch doppelte Arbeit verrichten, und ſeine Arbeiten werden doch noch beſſer, als die Arbeiten anderer ſeyn.

Noch ſind die Männer, die über geringe Beſoldung klagen, von der Art, daß man etwas von ihnen erwarten kann, wenn man ſie nur nicht in Unzufriedenheit verſinken läßt. Wird ſich aber die Beſoldung nicht erhöhen, ſo werden in kurzen dergleichen Perſonen nicht mehr zu finden ſeyn. So wie man von einem Dorfſchulmeiſter, der jährlich 50 Thlr. Einkommen hat, nicht verlangen kann, daß es ein Mann von Bildung und Erziehung ſeyn ſoll, wie er es doch unfehlbar ſeyn müßte, wenn er andere bilden und erziehen wollte: eben ſo wenig wird man von einem andern beſoldeten Staatsdiener, der jährlich verhältnißmäßig nicht mehr, wie der arme Dorfſchulmeiſter erhält, erwarten dürfen, daß er ein Mann von Geiſt und Talenten ſey.

Seinen Geiſt zu bilden, in dem Grade wenigſtens, daß man zur Uebernahme öffentlicher Aemter fähig ſey, das iſt in unſern Tagen eine koſtſpielige Sache. Wer erſetzt uns dieſe Koſten? Jetzt wurden wir noch durch die Hoffnung hingehalten, daß eine gute Bedienung alles wieder vergütigen werde. Spricht man aber immer lauter und lauter davon, daß auch die beſte Bedienung ihren Mann nur kümmerlich ernährt und ihn an allen Bedürfniſſen Mangel leiden läßt, die durch die Kultur des Geiſtes erweckt worden ſind; ſo wird in der Folge ein jeder lieber ſich einem andern Geſchäfte widmen, worin er ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit den Preis ſelbſt beſtimmen kann, der ſeinen künftigen Arbeiten zuerkannt werden ſoll. In der That, ich wüßte nicht, was einen vernünftigen Vater abhalten ſollte, ſeine Söhne Handwerker, Künſtler und Landleute werden zu laſſen. Noch herrſcht zwar das Vorurtheil unter den höhern Ständen, daß ſich der Menſch durch die Wahl einer ſolchen Lebensart erniedrige; aber bald wird man einſehen lernen, daß der wahre Reichthum der Einwohner eines Landes in der Hervorbringung und Bearbeitung aller natürlichen Produkte liege, und daß keine Lebensart beſchimpfe, die uns in einen erwünſchten Wohlſtand verſetzen kann. Treibt der hochadliche Rittergutsbeſitzer wohl etwas anders, als der Eigenthümer einer Meierei auf unſern Dörfern? Liegt der ganze Unterſchied zwiſchen beiden nicht lediglich darin, daß der eine bisweilen Hand anlegt, und daß jener nur ins Große treibt, was dieſer im Kleinen wirkt. Laßt nur unſere ſogenannten Vornehmen verſtändig werden, ſie werden bald den Landmann um ſeine Güter beneiden, und anfangen mit weit mehr Einſicht und Verſtand den Boden anzubauen, den der Landmann nach ſeinem alten Herkommen ohne Ueberlegung und Nachdenken beſtellt, und doch dabei nicht ſelten zu einem anſehnlichen Vermögen gelangt. Und was ſollte einen fähigen und talentvollen Menſchen wohl abhalten können, ſich der Kunſt zu widmen? Hat der Staatsminiſter wohl an manchen Orten ſo viel einzunehmen, als eine Operſängerin oder Tänzerin in Paris, Wien oder London? Freilich gehört dazu eine eigene Gabe der Natur und eine glückliche Organiſation, wie ſie nur wenige haben. Aber laßt nur erſt den Sinn fürs Schöne ſich bei allen denen gehörig entwickeln, die von Natur Kraft genug erhalten haben, das Schöne in der einen oder andern Art zu fühlen, und Mittel genug, es auch wieder andern fühlbar zu machen. — Wahr iſt es doch, daß ſich die Kunſt, wenn ſie nur recht getrieben wird, ſehr gut bezahlt, beſſer wenigſtens, als alle mechaniſche Verrichtungen, aus dem natürlichen Grunde, weil ſich zu dieſen jede Maſchine abrichten läßt, zu jener aber Geiſt und Selbſtthätigkeit erfordert wird. Verhält es ſich nicht beinahe eben ſo mit allen andern Künſten, die man bisher nur darum handwerksmäßig getrieben hat, weil ſich der denkende Kopf lieber mit etwas anderem beſchäftigen wollte. Wird man aber erſt zu der Einſicht gelangen, daß kein Stand und keine Lebensart den Weltbürger entehrt, der ſich in ſeinem Fache auszuzeichnen und vor andern nützlich und unentbehrlich zu machen weiß: ſo wird auch ein neuer Geiſt und ein neues Leben in die Mittelklaſſen übergehen, die nicht zu dem Gelehrtenſtande gehören, und der feine und geſittete Mann wird es ſich zur großen Ehre anrechnen, Kinder groß gezogen zu haben, die durch Anlagen neuer Manufakturen und Fabriken, durch eröffnete Werkſtä[illegible] induſtriöſer Betriebſamkeit, durch Verbeſſerung und Erleichterung des Mechanismus bei verſchiedenen Verrichtungen, die dem menſchlichen Leben unentbehrlich geworden ſind, ſich um die Mitwelt und Nachwelt unvergeßliche Verdienſte erwerben. Mögen alsdann die Vorſteher von Ländern und Provinzen ihre öffentliche Lehrſtellen, ihre Gerichtsſtühle, ihre Kammern und Departementer mit dem Ueberreſte von Menſchen beſetzen, denen es behaglicher ſcheint, Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend immer einen und denſelben Faden abzuhaſpeln; während daß die kraftvollern Köpfe und regſameren Herzen im Staate jede Minute auf neue Vortheile denken, wie ſie ihr einträglicheres Geſchäft zu einer immer größern Vollkommenheit bringen wollen.

Doch wir müſſen etwas tiefer in die Sache eindringen. Noch fürchten die Großen und Mächtigen der Erde keinen Mangel an Perſonen, die ſich zu Staatsbedienungen brauchen laſſen. Noch führt der Zufall ihnen manchen auserleſenen Kopf entgegen, der für zehn andere gelten kann; obgleich die Erfahrung lehrt, daß alle Macht und Liſt nicht hinreicht, ſolche aufſliegende Geiſter zu binden und an dem Orte feſt zu halten, wo ſie nach Willkühr Arbeit und Belohnung finden ſollen.

Wir wollen aber einmal zugeben, daß ein ungewöhnlicher Mann in ſeiner Art, durch beſondere Verhältniſſe gebunden, nach keiner Veränderung ſeiner Lage ſtreben ſollte; und wir wollen zugeben, daß alle Staatsbeamten, wenn auch nicht ungewöhnliche Männer in ihrer Art, doch brauchbare und geſchickte Verwalter ihrer Pflichten ſeyn können. Ob ſie es wirklich ſind, daß mag die Erfahrung lehren.

Werden ſie es immer bleiben? woſern man ſie nicht ſo beſoldet, daß ſie in jedem Augenblicke ihres frohen und ver-

gnügten

gnügten Lebens dankbar die Stunde ſegnen, die ſie in die Schranken ihrer Laufbahn eingelaſſen hat. Schranken ſind es doch immer, ſie mögen nun einen weitern oder engern Kreis von Wirkſamkeit umſchließen, wenn jemand ſich zu beſtimmten Arbeiten und Geſchäften, die nothwendiger Weiſe nach Tagen und Stunden abgemeſſen werden müſſen, verbindlich macht. Und jeder freigebohrne Menſch fühlt in ſich einen unwiderſtehlichen Trieb, ſeine Schranken ins Unendliche zu erweitern, und den unvermeidlichen Zwang zu mildern, der ihm ſein zugemeßnes Tagewerk verleidet. Findet ſich aber der fleißige und geſchäftige Mann für ſeine Arbeiten hinlänglich belohnt, ſo verliehrt ſich der Zwang, der anderen ſo beſchwerlich fällt. Er ſieht es klar und deutlich ein, daß ihm keine andre Lebensweiſe eine frohere und zufriedenere Exiſtenz verſchaffen würde, und freiwillig kehrt er nun mit jedem Tage zu den Verrichtungen zurück, die ihn, wenn er dieſe beſtändige Aufmunterung nicht genießen ſollte, durch das ewige Einerlei ſehr bald ermüden würden. Doch es ſind ja nicht bloß die Aufmunterungen zu einer unermüdeten Thätigkeit, die dem Staatsbeamten durch eine angemeſſene Belohnung zu Theil werden. Es ſind ja zum Theil auch die Mittel, wodurch er ſich in Thätigkeit erhalten kann.

Man verlangt durchaus in unſern Tagen von einem Diener des Staats, daß er ſich in ſeinen Fortſchritten, in ſeinem Beſtreben nach erweiterten Einſichten und erhöhten Fähigkeiten, keinen Stilleſtand erlauben ſoll. Wollte er ſich den erlauben, ſo würde er bald zu einer verächtlichen Perſon herabſinken, den jeder Jüngling, wenn er von Akademien kommt, wo alle neue Ideen in friſchem Umſchwunge ſind, wo jeder Anſtoß zu Reformen im Gebiete der Wiſſenſchaften am leichteſten empfunden wird, der verdienten Schande der Unwiſſenheit und des Mangels an aller Theilnahme an dem raſchen Aufſluge des menſchlichen Geiſtes Preis geben würde. Und hätten unſre jungen Männer auch die ſeltene Beſcheidenheit, den bejahrten Perſonen, die hinter ihnen zurückgeblieben ſind, alle Verlegenheiten zu erſparen, worin ſie die Beſchämung ſetzen könnte: würden es nicht andre bald bemerken, wie viel den Alten zu ihrer Brauchbarkeit bei öffentlichen Geſchäften fehle, wenn ſie mit den Fortſchritten ihres Zeitalters keine ununterbrochene Bekanntſchaft unterhalten wollen?

Was hilft aber der Wille, wenn es an Vermögen fehlt. Zu einer hinlänglichen Bekanntſchaft mit den Fortſchritten des Zeitalters kann von uns keiner gelangen, wenn er nicht die großen Werkſtätte wichtiger Verarbeitungen neuer Gedanken und Erfindungen, anſehnliche Hauptſtädte oder Univerſitäten ſelbſt beſuchen, oder doch zum wenigſten das vorzüglichſte, was dort verhandelt und durch tauſend Kanäle in weitern Umlauf gebracht wird, vermittelſt ſchriftlicher Mittheilungen ſich eigen machen kann.

Um dieſen wichtigen Umſtand mehr ins Licht zu ſetzen, müſſen wir uns einige Beiſpiele erlauben. Der Polizey-Beamte ſoll für die Ruhe und Sicherheit des Oeffentlichen ſorgen. Kann er das wohl, ohne von den vortrefflichen Anſtalten, die man an großen Orten in dieſer Hinſicht getroffen hat, ohne von den Vorfällen des Tages, die durch öffentliche

Schriften zur allgemeinen Wiſſenſchaft gelangen ſollen, ohne von den Vorſchlägen, die zur Erleichterung und Vereinfachung eines ſo mühſamen und ſchwierigen Geſchäfts gemacht werden, zur gehörigen Zeit unterrichtet zu werden? Der Lehrer der Religion ſoll für die Seelenruhe der Gemeinen, für die Ausbreitung vernünftiger Begriffe von Gott und unſrer Beſtimmung ſorgen. Kann er das wohl, ohne von der Möglichkeit der Zweifel und Bedenklichkeiten, die in unſern Tagen gegen die Haltbarkeit ſo mancher religiöſen Vorſtellungen erweckt worden ſind, belehrt; ohne von den Aufklärungen der Geſchichte, der Auslegungskunſt, der Sittenlehre, der Philoſophie und ſo vieler andern Wiſſenſchaften unterrichtet worden zu ſeyn? Der Richter ſoll einen Spruch thun. Wie kann er das, ohne ſich zu compromittiren, wenn er nach ſeinem alten Schlendrian geurtheilt hat, und ſeine Richterſprüche gleich in der erſten Inſtanz durch unwiderſprechliche Gründe widerlegt werden. Der Arzt ſoll für den Geſundheitszuſtand ſeiner Mitbürger ein wachſames Auge haben; das verlangt man in unſern Tagen, wo man die Heilkunde für etwas beſſeres anſieht, als für die Kunſt, Recepte zu verſchreiben. Kann er aber ſeine Pflicht erfüllen, wenn er nicht weiß, was Hufeland, Sömmering, Brown, Fauſt und andere zu Tage gefördert haben, oder noch immer durch ihren raſtloſen Eifer, durch gemeinſchaftliches Zuſammentreten, durch öffentliche Bekanntmachungen zu Tage fördern? Noch mehr, in unſern Tagen kann und darf kein Gelehrter (und das pflegt doch der Staats-Beamte in der Regel zu ſeyn) damit ſich begnügen, daß er ſein Brodtſtudium gelernt habe, und ſein Handwerk zu treiben verſtehe. Schon auf Schulen und Univerſitäten hat er den Grund dazu gelegt, ſeinen Geiſt durch mehrere Wiſſenſchaften auszubilden. Soll dieſer Grund umſonſt gelegt ſeyn? Spürt man etwa den Nutzen nicht davon, wenn der Gelehrte ſeinen Vortrag durch Studium der Sprache, Literatur, Beredtſamkeit und Poeſie veredelt, wenn er ſeinen Geiſt durch mathematiſche Wiſſenſchaften ans ſcharfe Denken gewöhnt, das Gebiet ſeiner Erfahrungen durch das Studium der Geſchichte erweitert, den Umfang ſeiner Menſchenkenntniß durch Theilnahme an allen Entdeckungen der Reiſenden, an allen Verhandlungen merkwürdiger Vorfälle, an allen Wahrnehmungen und Beobachtungen ſcharfſinniger Köpfe vergrößert. Spürt man das alles nicht an den Perſonen, die unermüdet fortſtudiren, es geſchehe nun mit Hülfe lehrreicher Schriften, oder durch den lebhaften Verkehr mit einſichtsvollen Menſchen, oder durch Beweiſe eigner Reflexionen, die nicht laut werden können, wenn man nicht weiß, was andre neben uns ſchon gedacht, erfahren, geurtheilt und erfunden haben.

Lebhafter Verkehr mit Menſchen überhaupt gehört zu den unfehlbarſten Mitteln, ſich immer weiter auszubilden und ſeine Lebenskraft in reger Spannung zu erhalten. Der Gelehrte, der immer nur an ſeinen Arbeitstiſch genagelt iſt, muß zuletzt ein ſtumpfſinniger, zu den Geſchäften des Lebens, ſelbſt zu ſeinen Berufsgeſchäften untauglicher Mann werden. Daher kommt das finſtre, alles Zutrauen verſcheuchende Amtsgeſicht; daher jener ſteife Eigenſinn, der ſich nicht bedeuten laſſen will, die ſtörrige Beharrlichkeit bei vorgefaßten Meinungen und der verhärtete, allen Zugängen heilſamer Vorſchläge zu nöthigen Verbeſſerungen gänzlich verſchloſſene Kopf. Ein Glück für den Staat, wenn ſolche Menſchen noch zur rechten Zeit von ihrem Schauplatze abtreten und friſchen Arbeitern Platz machen. Aber auf einmal wird man nicht ein ſolcher Murrkopf. Der Trieb zur Geſelligkeit ward jedem Menſchen ins Herz gepflanzt, und er reitzt und ſtachelt keinen mehr, als den, der von Natur ein volles Maaß von Regſamkeit und Luſt zur Thätigkeit erhalten hat. Nur der Gedanke, an den vom geſelligen Leben ſo unzertrennlichen Aufwand, beſchränkt den Wunſch der Lebensfrohen Arbeiter, ſich im Kreiſe einer lebendigen Welt von ihren eintönigen Geſchäften zu erholen. Noch ſeltner erlaubt ſich der Geſchäftsmann das Vergnügen einer koſtſpieligen Reiſe. Und doch ſind Reiſen nicht allein das wirkſamſte Mittel, ſich vor Hypochondrie, übler Laune und allen andern Arten der Gebrechlichkeit zu verwahren, die das ſtille Leben des eingejochten Arbeiter vor der Zeit zerſtören; ſondern auch die einzige Nothwehr gegen die Verarmung des Geiſtes und das Vertrocknen aller lebendigen Gefühle, deren Aufregung nur durch Veränderung des Orts, nur durch das Anſchauen neuer Gegenſtände erzeugt werden kann. Je mehr der Menſch in ſeine Klauſe ſich verſchließt, deſto weniger fühlt er auch das Bedürfniß der Verannehmlichung und Verſchönerung des Lebens. Um ihn herum darben die Handwerke und Künſte. Was nicht zur Nahrung und Bedeckung gehört, deſſen bedarf der verkümmerte Einſiedler nicht. O er wünſchte ſich ehedem wohl manches, was ſeinen Geſchmack an ſchönen Umgebungen, die einer ſchönen Seele ſo würdig ſind, vor den Augen ſolcher, deren Sinn er bilden konnte, beurkundet hätte. Was hätte ſein durch Wiſſenſchaft und Kunſt geläuterter Geiſt nicht ſchaffen, anordnen und hervorbringen können?

Zu dem allen gehört aber kein geringer Aufwand von Vermögen. Wovon ſoll dieſer beſtritten werden? Soll der Staatsbeamte ſein eignes Vermögen zuſetzen, wie er es ſo oft zu thun gezwungen iſt, was bleibt dann ſeiner Familie übrig, wenn der Verſorger ihr entriſſen wird? Soll ſie im Elende darben, oder zur Schande des Landes, worin man die nützlichſten Mitglieder der Geſellſchaft mit Kummer ins Grab gehen läßt, von öffentlichen Almoſen oder läſtigen Subſcriptionen edeldenkender Freunde leben? Doch wer weiß, ob eigenes Vermögen hinreiche, die nothwendigen Ausgaben des Verſtorbenen zu beſtreiten. Er verſank in Schulden, als er noch lebte, weil er ſich nicht anders zu helfen wußte, und weil er immer hoffte, daß ſein Zuſtand doch noch einmal verbeſſert werden könnte. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß er nicht werde bezahlen können, hat ſeines Lebens letzte Kraft verzehrt. Uebermäßige Anſtrengungen haben das ſchleichende Gift des innern Grams zur ſchnellern Wirkſamkeit gebracht, und nun fallen die Schuldner, die bisher noch einige Ehrfurcht vor ſeiner Gegenwart abſchreckte, über ſeinen todten Leichnam her, und bedecken das Grab des edelwirkenden Mannes, der ſein wohlthätiges Leben im Dienſte der Welt verzehrte, das Grab, worauf der Staat wohl eine Ehrenſäule hätte ſetzen mögen, wenn Ehrenſäulen das Verdienſt belohnen könnten, dies Grab bedecken ſie
mit Fluch und Schande.

IV.

Zeichen der Zeit.

Ueber die Dichtkunſt.

Man ſpricht und ſchreibt jetzt ſo viel von Poeſie, ohne ſich auch nur über den Begriff derſelben vereinigen zu können. Es verlohnt der Mühe, die Bildung deſſelben auf einem andern, als dem bisher betretenen Wege zu verſuchen; vielleicht daß wir auf dem realiſtiſchen Wege auch dieſen Gegenſtand von einer Seite erblicken, die den bisherigen Beobachtern deſſelben auf dem idealiſtiſchen nicht ſichtbar geworden iſt.

Wenn der Verfaſſer des Gravitationsgeſetzes drei Grundkräfte im Menſchen annimmt, den Selbſterhaltungstrieb, den Geſelligkeitstrieb und das Bildungsvermögen, wovon die beiden erſten, in der vollkommenſten Analogie mit der newtoniſchen Centrifugal- und Centripetalkraft, ſich in einem ewigen Antagonismus gegen einander befinden: ſo muß ſich durchaus alles, was je von Menſchen gethan worden iſt, aus drei Quellen herleiten laſſen. Entweder iſt es geſchehen aus Furcht, oder aus Liebe, oder aus dem Beſtreben, den Selbſterhaltungs- und den Geſelligkeitstrieb mit einander zu verſöhnen.

Bei weitem das meiſte, was der Menſch thut, thut er aus Furcht. Bei dem Wilden wird man's auf den erſten Blick zugeben, bei dem cultivirten Menſchen weniger; ja, gerade diejenigen werden gegen dieſe Behauptung am meiſten proteſtiren, bei denen die Furcht am größten iſt. Der Grund liegt darin, daß wir uns der Sache nie oder ſelten deutlich bewußt werden, und daß wir ihr ganz andere Namen zu geben gewohnt ſind. Der Soldat im Kriege hat gewiß die meiſte Urſach, ſich zu fürchten, daher zwingt er ſich am gewaltigſten, die Aufwallungen der Furcht niederzudrücken, und geräth dadurch in eine Exſtaſe, die man bald Muth, bald Tollkühnheit, bald anders nennt. Der Schriftſteller, dem es unmöglich gleichgültig ſeyn kann, ob ſeine Werke die zehnte Auflage erleben, oder ſchon in der erſten Makulatur werden, muß deſto furchtſamer ſeyn, je mehr Neider und Nebenbuhler er hat. Auch ihn treibt dieſe Furcht zu einem Effort, den man Ehrgeiz nennt, der aber bei einem Cicero ſeinen Sitz ſo gut im Magen hat, als die Kühnheit des Hottentotten. Kommt es bei dem Letztern darauf an, ſein Leben zu friſten, ſo liegt dem Erſtern alles daran, ſeinen Poſten, ſeinen Kredit in der Geſellſchaft zu behaupten. Das Zurück will keinem Menſchen ein, und wir verwöhnen uns ſo leicht durch eine Ehre, die wir einmal genoſſen, durch eine Stufe, auf der wir einmal geſtanden haben, daß ein Kammerherr, dem ſein Fürſt die Thür weiſet, gewiß keinen geringeren Schreck hat, als ein Eſkimo, dem ſein letzter Thranſchlauch platzt.

Aber wie in aller Welt hängt das mit der Dichtkunſt zuſammen? — Das wird ſich gleich ausweiſen.

Iſt die Furcht das vorherrſchende Prinzip im Menſchen, und die Mutter des Muthes und des Ehrgeizes, ſo wird ſich auch leicht zeigen laſſen, daß ſie eben ſo auch die Erzeugerinn des Geizes, des Neides, des Mißtrauens, des Mitleids iſt, und daß die entgegengeſetzten Empfindungen, Zufriedenheit, Freude, Spott- und Lachluſt, Folgen der glücklich überwundenen Furcht ſeyn müſſen. Entgegen ſtehen ſich hier Neid und Stolz, Freude und Angſt, Schrecken und Lachluſt.

Neid empfindet der Künſtler, der ein Gemälde bewundert ſieht, das neben dem ſeinigen hängt: *Stolz* ergreift den, der ſich Verfertiger des bewunderten weiß, und den Kenner vor dem daneben hangenden kalt vorübergehen ſieht. *Freude* treibt demjenigen das Blut *in die äußerſten Theile*, dem plötzlich die Nachricht zukommt, daß er das große Loos gewonnen habe: *Angſt* preßt dem das Blut *nach dem Herzen*, der plötzlich die Zeitung von ſeinem Bankerutt erhält. *Schrecken* iſt der höchſte Grad der Furcht, *Lachluſt* der höchſte Grad der Sicherheit *). Beide Empfindungen äußern ſich gleichfalls in ganz entgegengeſetzten körperlichen Erſcheinungen: das Schrecken bewirkt die größte *Erſtarrung*, die Lachluſt die lebhafteſte *Erſchütterung* der Maſchine.

Die Freude kann einen hohen Grad erreichen, ohne ſich gerade durch Lachen zu äußern, wiewohl der innig Fröhliche ſtets in einer Stimmung iſt, da ihn der kleinſte Umſtand lachen macht. Tritt ſie aber ſehr plötzlich ein, ſo kann ihr Gegenſtand an ſich ſehr gering ſeyn, und doch das Zwerchfell tüchtig erſchüttern.

---

*) „Der kann wohl lachen!“ ſagt man von einem, der ſein Schäfchen im Trocknen hat.

Es kommt uns in der Welt ſo wenig reine Freude, daß wir überall, wo ſich's mit Ehren thun läßt, auch die unreine mit zu Hülfe nehmen, um nur deſto öfter lachen zu können. Ich meine die Schadenfreude *), die manchen zum Lachen reizt, der es gewiß nicht würde Wort haben wollen, wenn man ihm ein ſo unreines Motiv ſeines Lachens aufbürden wollte. Ich werde nachher zeigen, daß alle Komödien, von den Wolken bis auf den Don Ranudo, einzig auf die Erregung der unreinen Freude berechnet worden ſind.

Zwei Obſtweiber auf dem Markte können einander nicht ohne Neid betrachten. Ein Tölpel ſtößt aber den Korb der einen um, und die andere fängt laut zu lachen an. Wie nun vorher die Furcht die Quelle des Neides war, ſo wird jetzt die plötzlich beſiegte Furcht die Urſach der lebhafteſten Freude. Erzählte man der Lachenden das Unglück der Andern bloß, ſo würde ſie ihre Freude nur durch Mienen und Worte äußern, aber die Ueberraſchung des eignen Anſchauens ſtößt ein heftiges Gelächter hervor.

Warum lacht ein Gaſſenbube über einen Bucklichten? Darum, weil der plötzliche Anblick deſſelben wohlthätig auf ihn wirkt. „Nun Gottlob! denkt er, wenn der durch die Welt kommt, ſo bin ich oben drauf! So wenig ich bin, ſo

---

*) Oder noch richtiger zu ſprechen, die Freude an fremder Unvollkommenheit.

bin ich doch gegen dieſen ein Glückskind.“ Es verſteht ſich, daß dieſe Vergleichung ſo ſchnell vorgeht, daß ſie nur ganz dunkles Gefühl bleibe.

Warum findet der Gebildetere den Spott über körperliche Gebrechen elend? Antwort: er hat einen höhern Maaßſtab für den wahren Werth des Menſchen, und glaubt, daß nur geiſtige Fehler, und zwar ſolche, die durch Vorſicht hätten vermieden werden können, den Menſchen herabſetzen. Giebt M. eine Blöße, ſo lacht Sch.; iſt Sch. nicht auf ſeiner Hut, ſo hängt ihm M. eins an. Beide ſind — ich bitte ſie um Verzeihung wegen der Zuſammenſtellung — nicht moraliſcher als der Gaſſenbube; jeder lacht nur über das, was ihm lächerlich dünkt.

Aber auch der Gebildete kann wohl dahin gebracht werden, über körperliche Fehler zu lachen, wenn er plötzlich und unerwartet darauf aufmerkſam gemacht wird, in wie große Verlegenheiten man dadurch kommen könne, und wie glücklich er daher ſelbſt ſey, daß ſolche Uebel weit, weit von ihm entfernt ſind. Ich erinnere mich, einmal in Flögels Geſchichte des Groteskekomiſchen eine Scene aus einer italieniſchen Farce geleſen zu haben, die etwa folgenden Inhalts war: Harlekin iſt um ſein Mädchen gekommen, und weiß nicht, wo er ſie ſuchen ſoll. In größter Angſt begegnet ihm ſein Kamerad, ein Dickbauch, der ganz entſetzlich ſtottert. Den fragt er, ob er ſie nicht geſehen, und ein Nick iſt die Antwort. — Was? liebſter Bruder, wo? wo? fragt der entzückte Harlekin; aber, o Jammer, die Straße, die der Stotterer nennen will, fängt ſich mit einem Buchſtaben an, der durchaus über ſeine Kräfte geht. Harlekin will ſeiner Quaal zu Hülfe kommen, er nennt ihm zwanzig Straßen her, aber immer iſt die rechte nicht darunter. Der Stotterer ſchüttelt und drückt, das Geſicht ſchwillt ihm an, der Angſtſchweiß bricht aus, und Harlekin iſt in nicht geringerer Beklemmung. Die folternde Neugier macht ihn zuerſt liebreich, er fächelt ihm mit dem Hute Kühlung zu, er knöpft ihm die Weſte auf, aber zuletzt, da nichts anſchlägt, und der zitternde Stotterer dem Berſten nahe iſt, wagt er einen Verzweiflungsſtreich. Er rennt ihm nämlich mit dem Kopfe gegen ſeinen dicken Wanſt mit ſolcher Gewalt, daß das verlangte Wort jenem wie ein Stöpſel aus dem Munde fährt, und der arme Teufel auf einmal erleichtert wird.

Dieſe Scene würde gewiß jeden Zuſchauer, der ſelbſt den Fehler des Stotterns noch ſo arg an ſich gehabt hätte, zum lauteſten Lachen gebracht haben. „Nun, Gott ſey gelobt, würde ein ſolcher gedacht haben, ſo arg iſt es mit mir doch noch nicht.“ Und am allerlauteſten hat gewiß der dabei gelacht, der ſich am weiteſten von einer ſo unerhörten Verlegenheit entfernt gefühlt hat.

Es iſt nicht anders; die Furcht macht egoiſtiſch. Alles, was wir andern begegnen ſehen, denken wir uns ſchnell in Beziehung auf uns ſelbſt. Daher das Mitleid, unſtreitig eine ganz egoiſtiſche Empfindung; was Salis nicht geglaubt haben mag, da er dem Mitleid ein ſo liebliches Lied ſang. Daher auch die Mitfreude, zu der man ſo geneigt iſt; verſteht ſich, wenn unſer eigenes Intereſſe nicht mit im Spiel iſt. Jetzt habe ich mich meinem Ziele bedeutend genähert.

Fragt nämlich jemand nun: woher kommt dem Menſchen die Neigung, wunderbare Thaten und Schickſale fremder Perſonen anzuhören, die Bücher zu leſen, die Oerter zu beſuchen, in denen uns fremde Schickſale, komiſche oder tragiſche, vor Augen geſtellt werden? ſo würde die Antwort etwa folgende ſeyn:

Der ewige Antagonismus der Kräfte im Menſchen erhält auch den Glücklichſten in einer beſtändigen Spannung. Quält ihn der Hunger nicht mehr, ſo wirft ihn der Ehrgeiz von einem Entwurf auf den andern; läßt dieſer ihn einen Augenblick frei athmen, ſo bemächtigt ſich die Liebe ſeiner. In dieſer ewigen Spannung flieht man nichts ſo ſehr als die Furcht, und man thut alles mögliche, um ſie nicht aufkommen zu laſſen. Der Soldat zwingt ſich zum Muthe, der Politiker zur Schlauheit, der Künſtler zur Begeiſterung, der Philoſoph zu neuen Combinationen, und der allerkleinmüthigſte übertäubt ſeine Furcht — durch die Flaſche. Alle aber, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, ſie ſuchen umher nach Vorbildern, an denen ſie ihren Muth aufrichten können. Ein Heinrich IV. lieſet Plutarchs Biographien, ein Alexander trägt die Ilias mit ſich herum, ein girrendes Mädchen ſchöpft Troſt aus Lafontainiſchen Romanen, und freuet ſich, daß es doch noch treue Liebe giebt. Selbſt die Situationen, in denen wir einen Wallenſtein, Macbeth, Hamlet, ringen und dulden ſehen, ſind troſtreiche Exempel für uns, die wir nie in ähnliche Kriſen zu gerathen fürchten dürfen, denn ſie richten uns eben dadurch um ſo mächtiger auf, daß ſie uns fühlbar machen, theils, wie fern wir noch vom äußerſten Drange des Schickſals ſind, theils, welchen Grad von Kraft dieſer äußerſte Drang aus der menſchlichen Natur hervorzupreſſen vermöge.

Wiſſen alſo will der Menſch, was der Ehrgeiz, die Liebe, der Muth wagen kann, welcher Anſpannung der Menſch fähig iſt, und welche Schickſale dem kühnen Schiffer auf dem Lebensoceane möglich begegnen können. Im Buche des Schickſals kann er nicht leſen, was ihm bevorſteht, daher nimmt er die Geſchichten Andrer zu Hülfe, und fragt ſelbſt nicht einmal, ob es Wirklichkeiten ſind, die ihm der Dichter vorhält; er will ja nur die Möglichkeiten alle kennen. Aber warum ſtudirt man nicht lieber die Geſchichte zu dieſem Behuſe? Einmal, weil die Geſchichte ſelten die Begebenheiten ſo bunt und kraus zuſammenhäuft, als der Dichter, der eben darauf allein ausgeht, und dann will der Geſchichtſchreiber ſie zu einem ganz andern, viel weiter liegenden Zweck erzählt, der Dichter hingegen bloß darum die ſeinigen ausgehoben hat, um ſie uns zur Freude oder zum Troſte vorzuhalten. Läßt er ſich doch ſelbſt in unſere Familienkreiſe nieder, und erzählt uns mit ſorgfältiger Umſtändlichkeit Geſchichten, die der Hiſtoriker als unbrauchbar überſpringt, ſelbſt wenn er ſie findet.

So iſt denn alſo die Dichtkunſt ein Bedürfniß für jeden, der auf ſeiner Bahn des Muths bedarf, und aus eben dieſem Grunde erſtirbt auch der Sinn dafür in dem Menſchen, je mehr er entweder der Welt abſtirbt, oder je mehr andere Hülfsquellen er in ſich hat, um die Furcht zu verbannen.

Aber welche Dichtungsarten paſſen denn nun zu dieſem ſeltſamen Furchtprincip?

Zuerſt wohl unſtreitig alle diejenigen Dramen und Erzählungen, in denen ſchwere Leiden, kraftvolle Anſtrengungen und gefährliche Unternehmungen mit einem glücklichen Ausgange gekrönt werden. Wie erhebt ſich nicht das Herz bei einer ſolchen Kataſtrophe! Beiſpiele fallen gewiß einem jeden ein. — Wie aber, wenn der Ausgang tragiſch iſt? Da erhebt ſich die Bruſt nicht; bang und beklommen ſitzen wir da, und traurig ſehen wir den Vorhang fallen. Aber doch iſt die Wehmuth uns lieb, die wir mit nach Hauſe nehmen. Sie löſet ſich endlich in den Gedanken auf: Gottlob! es war nur ein Spiel, und du ſitzeſt hier geborgen. Die Empfindung iſt ganz homogen mit der, die die Kinder haben, wenn ihnen eine geſchwätzige Alte mit leiſer Stimme bey düſterm Lampenſchimmer gräuliche Geſchichten von Dieben und Mördern erzählt. Indem ſie zuſammenſchaudern, bitten ſie die Alte: „ach liebe Marthe, noch eins, nur noch eins!“

Beide Darſtellungen alſo, die tragiſche und die heitere, ergötzen uns deshalb, weil ſie uns Beiſpiele zur Vergleichung mit uns ſelbſt vorhalten. Bei der tragiſchen, wie geſagt, löſet ſich die angenehme Empfindung in die Idee auf: Gottlob, das wird dir nicht begegnen; bei der heitern in die: Wohlan, ſo kann dir's ja auch noch gehen!

Ich ſetzte ſo eben das heitere Spiel dem tragiſchen entgegen, um es nur erſt von der Hand zu bekommen. Eigentlich ſteht es aber in der Mitte zwiſchen dem tragiſchen und komiſchen, und von dieſem letztern will ich jetzt noch ſprechen.

Das Komiſche iſt, wie aus dem Obigen folgt, diejenige Erſcheinung, die uns auf Augenblicke das Gefühl der höchſten Sicherheit empfinden läßt. Es wirkt auf zweierlei Art auf uns, entweder egoiſtiſch oder ſympathetiſch. Ein Beiſpiel wird meine Meinung ganz deutlich machen.

Im Wirrwarr des Herrn von Kotzebue kommt ein alter Mann vor, der ſo blödſinnig iſt, daß er ſich das tollſte Zeug aufheften läßt, und allen Leuten im Hauſe zum Balle dient; zweitens ein junger, jovialiſcher Menſch, der das ganze Haus vor Uebermuth umkehrt, und gerade diejenigen, die ſich am klügſten dünken, am ärgſten zum Beſten hat. Beide Perſonen werden abwechſelnd belacht, Iffland jedoch am meiſten, weil er wirklich lächerlich iſt, der junge Mann dagegen am wenigſten (gewiß gegen Kotzebues Willen), weil er nur lächerliche Worte ſagt. Daß wir nun über den einfältigen Alten lachen, der ſeiner Frau die Hühner aus dem Garten jagen muß, iſt reine Luſt an der Unvollkommenheit, und fließt aus dem glücklichen Bewußtſeyn, daß dieſer Menſch Gottlob tief unter uns ſteht. Selbſt der bedrängteſte Ehemann kann ſich an dem Exempel einen Troſt holen. Ganz anders aber iſt das Lachen, welches uns der junge Sauſewind erpreßt. Wir lachen mit ihm, wir machen mit ihm Parthei gegen alle die Narren, denen er Naſen dreht, wir dünken uns in dem Augenblick ſo klug, als er. Er bringt uns nur darauf, wir bewilligen ihm alles, und indem wir uns freuen, daß er ſelbſt in dem Kampfe mit ſeiner ſchwächeren Umgebung ein ſo hohes Uebergewicht hat, geht ſeine Freude in unſern mitempfindenden Buſen über.

Dieſes

Dieſes ſympathetiſche Lachen ergreift uns bei jedem witzigen Einfalle, den ein Anderer hat. Uns erfreut nicht ſowohl der Einfall, als der Mann, der ihn hat. In dieſem ſehen wir in dem Augenblicke den freieſten Geiſt, der mit ungeſtörter Agilität auf das ſchwächere, unvollkommene, niederblickt, und jeden Gedanken an ſich ſelbſt weit entfernt hat. Er zieht uns mit ſich fort, und auch wir vergeſſen unſere Furcht, und lachen vielleicht ſelbſt über Männer, vor denen wir gewöhnlicher Weiſe Achtung und Scheu haben. Ich, z. B. bin von wahrer Achtung gegen Voß durchdrungen, und habe doch recht herzlich gelacht, als ich Schlegels Parodie auf ſeine neueſten Gedichte las. Eben aus dieſer Freude an der Kühnheit eines Menſchen, der auch dem Ehrwürdigſten und Heiligſten eine unvollkommene Seite abzugewinnen weiß, und uns dadurch auf einige Augenblicke von der Furcht vor dem Erhabenen befreit, iſt die Begierde aller rohen Völker zu erklären, ihre Götter lächerlich zu machen. Man denke nur an die Kamtſchadalen, an die früheſten Griechen, und an die geiſtlichen Komödien des Mittelalters.

Iſt dieſe Theorie des Lächerlichen richtig, ſo müſſen ſich aus ihr alle dahin gehörige Erſcheinungen erklären laſſen. Ich will hier nur einige Fragen beantworten, unzählige andere mag ſich der Leſer ſelbſt vorlegen. — Welche Leute lachen am meiſten? 1) Diejenigen, die ſich der größten innern Kraft bewußt ſind, und am ſeltenſten von der Furcht ergriffen werden. 2) Diejenigen, welche ſo beſchränkten Geiſtes ſind, daß ſie äußerſt wenig combiniren, und ihre eigene Schwäche nicht merken, folglich da ganz ſorglos ſind, wo der Scharfſichtigere ſehr furchtſam zurückhält. 3) Die Kinder, von denen das eben geſagte im höchſten Grade gilt, und die daher ſchon über ein verzognes Geſicht oder über ein verdrehtes Wort ein unendliches Vergnügen empfinden, und es mit lautem Lachen äußern. — Welche Leute lachen am wenigſten? Die ſich am ſchwerſten von der Furcht losmachen können. Philipp II von Spanien ſoll während ſeiner vierzigjährigen Regierung nur ein einziges Mal gelacht haben.

Ich faſſe jetzt alles vorhingeſagte zuſammen, um noch einige bedeutende Folgerungen daraus zu ziehen. Iſt es des Dichters ſchönes Geſchäft, den Muth der bedrängten Menſchheit zu ſtärken, und ihr Herz von der Furcht zu erheben (ſey es nun, indem er uns Beiſpiele von weit verwickeltern Situationen zeigt, und uns das Reich der ſchönern oder traurigern Möglichkeiten aufſchließt, oder indem er zuerſt die Mängel der Andern um uns her belacht, und uns lockt, uns mit ihm über ſie erhaben zu ſtellen), iſt dies des Dichters ſchönes Geſchäft: ſo kann die Frage, was er darſtellen ſoll, ſo ſchwer nicht mehr ſeyn. Gefühle, die jedem Menſchen theuer ſind; Charaktere, mit denen wir uns am leichteſten aſſimiliren können; Schickſale, die allenfalls uns ſelber treffen könnten, oder theilweiſe uns ſchon betroffen haben — das iſt das Feld des Dichters, der auf allgemeine Liebe Anſpruch machen will. Von dieſem Felde haben die größten Dichter aller Nationen ihre Blumen gepflückt, nur wir tadeln diejenigen thöricht genug, die daſſelbe thun wollen. Homer verherrlichte die großen Ahnherren ſeines Volks auf eben dem Grund und Boden, wo ſie ihre berühmten Thaten gethan hatten; Aeſchylus benutzte den Perſerhaß ſeiner Landsleute, um ihre Gemüther gewaltſam für ſich zu gewinnen; Horaz nahm ſeinen Stoff aus der Mitte ſeiner Leſer; Dante machte ſeinen Landsleuten ſeine Gedichte ganz vorzüglich durch die Einmiſchung wirklicher Begebenheiten intereſſant, die damals allen bekannt waren. Shakſpeare iſt ſo ganz national, daß ihn ſogar der Hiſtoriker wie eine Urkunde gebrauchen kann, um den Zeitgeiſt ſeines Jahrhunderts kennen zu lernen. Nur unſere Aeſthetiker ſchelten uns unaufhörlich, daß wir uns auch nach ſo etwas ſehnen, das unſern Sitten, unſern Bedürfniſſen anpaſſe, und wollen uns mit Gewalt zwingen, griechiſche und römiſche Geſtalten zu bewundern. Es geht wahrhaftig nicht, ſie mögen ſich ereifern, wie ſie wollen.

Aber warum dringen ſie denn ſo ſehr darauf, und warum ſind unter dieſen Aeſthetikern Männer, die ſelbſt zu den achtungswertheſten Dichtern gehören? — Antwort: dieſe Dichter ſind zugleich Männer von ausgebreiteter hiſtoriſcher Wiſſenſchaft; ſie haben namentlich das Alterthum durch eine frühe und lange Beſchäftigung mit griechiſchen und römiſchen Werken liebgewonnen, und es gewährt ihnen doppeltes Vergnügen, ihre Charaktere und Situationen aus einem entfernten Zeitalter herzunehmen, und ihre Perſonen im Geiſte jener Alten ſprechen und handeln zu laſſen. Doppelt iſt daher auch das Vergnügen, das der alterthumskundige Leſer bei ſolchen Werken empfindet; denn außer der Freude an der Dichtung ſelbſt, wird zugleich ſein hiſtoriſcher Sinn dadurch überraſcht und angenehm getäuſcht. Wie groß indeſſen auch immer der Werth ſolcher Dichter ſeyn möge, ſo iſt es doch eine ungebührliche Anmaßung, wenn ſie ſich vor diejenigen her vordrängen wollen, die ihren Stoff aus der gegenwärtigen, jedermann bekannten Welt hernehmen. Sie haben nur für das gelehrte Publikum, alſo nur für ein ſehr kleines, und namentlich für kein einziges Weib, gedichtet.

Um an den Werken der Alten ſelbſt die Wahrheit der Darſtellung ſo innig zu empfinden, als an neueren Schöpfungen, muß man ſchon viel hiſtoriſchen Sinn mitbringen. Weibern und ſolchen Männern, die ſich nicht zehn und mehrere Jahre auf dem Gymnaſium von den Alten haben vordociren laſſen, iſt gar nicht zuzumuthen, daß ſie am Voſſiſchen Homer oder an Schlegels Jon Intereſſe finden ſollen. Diejenigen, die da glauben, daß ihr Wohlgefallen daran nicht auf dem bloßen hiſtoriſchen Sinn beruhe, ſondern etwa eine Folge ihrer höheren Menſchenbildung ſey, täuſchen ſich ganz gewiß. Ich bin überzeugt, daß ich hierin alle Frauen auf meiner Seite habe, die wahrhaft edle Bildung beſitzen, und kein fremdes Gefühl affectiren.

Ueberhaupt kann man nicht verlangen, daß alle ſchöne Gedichte allen fein empfindenden Menſchen gefallen ſollen. Wenn der Dichter eine Empfindung ausſpricht, die eine Folge von hiſtoriſchen Combinationen iſt, die ich nie anzuſtellen Gelegenheit gehabt habe, ſo wird mich dieſe Empfindung wenig rühren. Dieſer Fall wird z. B. bei vielen eintreten, die das ſchöne Göthiſche Gedicht: Der Wanderer, leſen. Herr Prof. Delbrück (in ſeiner Abhandlung über das Schöne) urtheilt gewiß zu raſch, wenn er denen überhaupt Armuth.

an Begriffen zur Laſt legt, die dies Gedicht nicht ſchön finden. Man muß viel in der Vergangenheit gelebt, viel Entzücken aus den Alten geſogen haben, um in Situationen dieſer Art zu gleichen Gefühlen hingeriſſen zu werden. Und wie viele kennen denn die Alten?

Was iſt nun aber das *Ideal*, wovon die Kritiker unaufhörlich ſprechen? Ich weiß es nicht. Wir wollen einzelne Gedichte in dieſer Hinſicht unterſuchen. In wie fern iſt der Wallenſtein ein idealiſirter Charakter? Hat er das nicht wirklich gethan und gelitten, was ihn der Dichter thun und leiden läßt? Ja. Hat er etwa im Gedichte weniger ungeſtüme Leidenſchaften, als er lebend hatte? Nein. Sollte der wirkliche Wallenſtein der Gefühle ganz unfähig geweſen ſeyn, die der poetiſche äußert? Gewiß nicht. Nun was iſt denn der Unterſchied? Schiller hat ihm *ſeine Sprache* geliehen, er hat Worte für die dunkeln Gefühle des rohen Helden gefunden, durch welche es uns nun möglich wird, ganz deutlich in ſeiner Seele zu leſen. Und das iſt denn meines Bedünkens die eigentliche Zauberkraft der Dichtkunſt, die Gefühle in Worte zu bannen, die ſonſt ewig dunkel in uns toſen würden. Wer hat nicht, wenn er jemals an einem herrlichen Sommerabend einer herzlich erſehnten Zuſammenkunft in einer Laube entgegenſah, ſeine Bruſt von tauſend unnennbaren Empfindungen pochen gefühlt? Nun leſe er Schillers *Erwartung*, eins der vortreflichſten Gedichte dieſes Meiſters, in der eine ähnliche Situation gedacht wird, und es wird ihn entzückend überraſchen, jenes Unnennbare in lauter klaren Begriffen ausgeſprochen zu ſehen.

Was iſt denn am *Egmont* idealiſirt? Steht er nicht da, wie er leibt und lebt? Nur ein kleiner Umſtand macht den Unterſchied. Seine Worte gehören dem Dichter, und was das wunderbarſte iſt, dieſer hat ſie ihm nicht etwa abgeborgt, ſondern ſie aus dem Gefühle abſtrahirt, das ihn beſeelte, nachdem er Egmonts Charakter hiſtoriſch in ſich aufgenommen hatte.

Was in aller Welt ſollte doch auch wohl der Dichter mit einem Ideal anfangen, wenn er ſich einen Charakter wählt, der bereits von der Geſchichte ſeine genaueſte Begränzung erhalten hat? Iſt es denn nicht ſein höchſter Lobſpruch, wenn jeder Leſer fühlt, daß der Charakter Wahrheit hat? Die zartfühlende, edelgeſinnte, jungfräuliche Iphigenie, in wiefern iſt ſie denn ein idealiſcher Charakter? Etwa in ſofern es ſolche Frauen in der Wirklichkeit nicht giebt? Ei das wäre mir leid; das glaub' ich nicht. Die Gefühle Iphigeniens ſchlagen gewiß noch heute in unzähligen weiblichen Buſen an, nur gedeihen ſie nie zur Klarheit der Gedanken. Göthens Entbindungskunſt hat ſie einmal entwickelt und in Worten deutlich ausgeſprochen, und das iſt ſeine Kunſt, das iſt ſein Triumph. Ich habe keinen Begriff von einem poetiſchen Ideale, und wollte, daß das Wort lieber ganz verbannt wäre.

Ich breche hier ab, um die Leſer nicht zu ermüden. Sieht gleich dieſer erſte Entwurf theils noch äußerſt dürftig, theils höchſt chaotiſch aus, ſo glaube ich doch, man wird ihm die Tauglichkeit nicht abſprechen, bei einer künftigen Reviſion dieſer wichtigen Materie zu Rathe gezogen zu werden. Vielleicht daß ich ſelber einmal dieſe Reviſion wage, wenn einſt meine Ideen an Umfang und Klarheit reicher geworden ſind.

Berlin.

R — r

V.

Der Garten.

Ein Gemälde aus dem häuslichen Leben.

O nimium felices, sua si bona norint mortales! —

Ein Freund hatte mich zur Einweihung ſeines kleinen Gartenhauſes geladen; es war eine erleſene Geſellſchaft, ein ſchöner Spatſommertag, eine entzückende Gegend ringsum ausgebreitet; nichts fehlte, uns in eine frohe Stimmung zu verſetzen. Welches waren die glücklichſten Momente unſeres Lebens? — Die Frage erging von Mund zu Munde. Wenige wußten ſie in dem Augenblicke zu bezeichnen, ich ſelbſt mußte nachſinnen, welche Minuten meines Lebens ich wohl die glücklichſten nennen könnte. Laſſen Sie uns der Reihe nach erzählen, fing unſer Wirth an, und damit Jemand den Anfang mache, ſo will ich es ſeyn. Meine Geſchichte gehört ausdrücklich für dieſen Tag; es iſt die Geſchichte, wie ich zu dieſem Garten kam. Alles war Ohr, und er begann.

Hab' ich in meinem Leben eine fixe Idee gehabt, ſo war's die: Du mußt einen Garten haben! Hundertmal ſeit meiner Verheirathung, wenn ich mit meiner Frau zuſammenſaß, und wir Wünſche und Plane für die Zukunft machten, war der Refrain unſerer Unterhaltungen — ein Garten. „Ja! wenn wir den hätten! Man iſt doch gar zu übel dran, ſo auf ſeine dumpfen vier Wände in der engen Stadt eingeſchränkt zu ſeyn! Spazierengehn — das lockt mich nicht mehr. Sonſt konnt' ich's halbe Tage lang; jetzt — wie's zugeht, weiß ich nicht — ſo ohne Zweck umherzuſchlendern, will nicht mehr gehen. Ich liebe das Freie, aber Beſchäftigung eben ſo ſehr; eins ohne das andere ſchmeckt nicht. Wenn wir einen Garten hätten!“

Meine Frau ſtimmte ein. Alle Beſchäftigungen, alle Freuden, die an den Beſitz eines kleinen Eigenthums, an den Genuß der ſchönen Natur geknüpft ſind, wurden durchgegangen und durchgenoſſen, und dann ausdrücklich oder ſtillſchweigend mit der niederſchlagenden Bemerkung geendet: Wie wäre in dieſen erdrückenden Zeiten, bei einem kargbeſoldeten Manne, an den Ankauf eines Grundſtücks zu denken! Wir ſchwiegen dann, aber ſicher ging jedes von uns in Gedanken noch ſeinen Weg fort, und machte Plane, wie und wo durch Erſparniß oder vermehrte Thätigkeit ein kleines Kapital zu unſerm Zweck hervorzubringen ſey; meine Frau, indem ſie alle Rubriken der wirthſchaftlichen Ausgaben, wo es Erſparniſſe abwerfen konnte, durchging, und ich, indem ich alle meine etwa ungenutzten Talente und Erholungsſtunden zuſammenzählte, und über ihre Anwendung raffinirte. Ganz ohne Fond war ich überdem nicht. Ich beſaß noch von meinem Vater her ein Stück Land, zwei Acker groß, das noch von meines Vaters Lebzeiten her ein wohlhabender Oekonom des Orts in Pacht hatte. Ich zog meinen Pacht alle Jahr richtig, und konnte, ſo prompt war der Mann, auf den Eingang deſſelben ſo gewiß, als auf den Kalendertag rechnen. An eine Veränderung und Erhöhung des Pachts war daher nie gedacht worden, und die Sache ging fort, wie ſie immer gegangen war. Ich wußte nicht einmal, in welchem Felde das Stück lag. Dies Zweiackerſtück, ſo war meine Rechnung, ſollte verkauft, und mit zu der Kaufſumme für den Garten geſchlagen werden. Ich durfte alſo nur noch ein kleines Kapital in Händen haben, ſo konnte mir bei erſter Gelegenheit ein Gärtchen an der Stadt in einer hübſchen Lage nicht fehlen; zu einem großen verſtiegen ſich meine Wünſche nicht. Immer ſchien mir's, wenn ich nur erſt einen Garten hätte, ſo ſollte zu einem Kapitälchen ſchon Rath werden. Du biſt doch ſo leer nicht an Gedanken und Empfindungen, dachte ich; — nur eine etwas heitere, freiere Lage in einem Gartenhäuschen, entfernt vom Staube deiner Geſchäftspapiere, und du ſollteſt wohl einmal als Schriftſteller auftreten können. Du wirſt nicht um Brodt, du wirſt um Genuß und für Genuß ſchreiben. Es bedarf nur eines kleinen Glücks, und das deinige iſt gemacht.

Unter ſolchen Entwürfen ſchleichen ſich unvermerkt Jahre hin, man weiß es nicht. Daß manches in unſerm Hauſe indeß anders wurde, merkte ich in der Zeit kaum, und habe es erſt hinterher aus der Vergleichung gefunden. Ein Service von Meißner Porcellan — meine Frau hatte es von einer Tante zum Hochzeitsgeſchenke bekommen — ſtand ſonſt auf einem Tiſchchen ihres Viſitenzimmers, und wurde nur an höchſten Ehrentagen gebraucht. Es verſchwand, und ein

Service von engliſchem Steingut, mit artigen eingebrannten Kupferſtichen, und von viel geſchmackvollerer Form, obgleich vielleicht nicht vom zehnten Theil des inneren Werths erſchien an der Stelle. Ich hatte kein Arg daraus. Leere, modiſche Formen an die Stelle der alten, etwas ſteifen Solidität zu ſetzen, iſt in unſern Tagen ſo ganz gewöhnlich und in der Ordnung, daß ich über Grund und Zweck einer ſolchen Aenderung nicht weiter reflectirte, auch wurde mir die große Wohlfeilheit des neuen Geſchirrs ſorgfältig verſchwiegen.

Jeder Geburtstag war ſonſt mit einem kleinen Schmauſe nach unſerer Art verbunden, es fehlte nicht an mancherlei Geſchenken und Angebinden; das nahm ab, ich merkte es kaum, und als meine Frau an meinem letzten Geburtstage mit einem Teller voll Herzkirſchen, und einem freundlichen Geſicht in meine Stube trat, ſo hätte ich geſchworen, daß man gar nicht anders und ſchöner beſchenkt werden könne, ſo ſehr fand ich das in der Ordnung. „Wenn die Kinder groß ſind, putzt man ihnen keine Weihnachtsbäume mehr“, würde ich jedem geantwortet haben, der eine Parallele zwiſchen jetzt und vordem gezogen, und mich um die Gründe der Veränderung gefragt hätte. So gingen vielleicht hundert mir noch unmerklichere Veränderungen vor, die ich nicht aufzuzählen weiß.

Es iſt jetzt über ein Jahr, daß ich, gegen Sonnenuntergang, den Weg dort herauf, hinter dieſen benachbarten Gärten her ſpazieren ging, und einem Rain zwiſchen den blühenden Kleeſtücken, die an dieſer Stelle waren, folgte. Als ich hinter den Hecken hervor hierher ins Freie kam, ſah ich mich um — ich war noch nie gerade an dieſe Stelle gekommen, — und ſtaunte über die Schönheit dieſer mir ganz neuen und unbekannten Anſicht der Gegend. Das Thal mit dem Fluß und ſeinen begrünten Ufern ſenkte ſich vor mir, und erhob ſich an der andern Seite mit ſeinen bunten Gärten und Gartenhäuſern, die zum Theil wie kleine Feenpalläſte im Abendrothe dalagen. Doch — keine Beſchreibung! Sie ſind an der Stelle. Ein Blick aus dieſem Fenſter, und Sie ſehen alles, was ich damals überraſcht zum erſten Mal von dieſer Seite ſah. Meine alte Idee verfolgte mich. Hierher ein Garten! an dieſe Stelle ein Häuschen! rief ich aus, — hier oder nirgends! —

Aber — fiel mir ein — wie iſt es möglich, daß bei der jetzigen Liebhaberei, die in jeden entlegenen und undankbaren Winkel einen Garten und ein ſogenanntes Luſthaus pflanzt, dieſer auserleſene Platz nicht Hunderten vor die ins Auge gefallen iſt? Welchem Eigenſinne von Manne mag der Platz gehören? Einem reichen eigenſinnigen Oekonomen vielleicht, dem an einem Garten hier nichts liegt, und der eben ſo wenig ſein Eigenthum abtreten wird, man müßte es ihm denn neunfach bezahlen.

Mehr mißvergnügt, als fröhlich, über meine ſchöne Entdeckung ging ich wieder nach Hauſe. Aber der Gedanke an die ſchöne Stelle verließ mich nicht. Ich trug mich mehrere Tage damit herum, und mogte gar nicht fragen, wem der Platz gehöre, ſo gewiß war ich überzeugt, daß ſein Beſitz für mich unerreichbar ſeyn würde.

Nach einer Woche vielleicht zieht mich meine Idee wider Willen auf dem Spaziergange an die nähmliche Stelle, und ich ſehe mit Neid die blühenden Kleeſtücke, die herrliche Gegend an. Drei oder vier Acker davon arbeitete ein Bauer Du mußt doch fragen, dachte ich, wem das Feld gehört, ſey's damit wie es wolle. Ich ging zu ihm, und erkundigte mich nach den Beſitzern der umliegenden Felder. „Das Kleeſtück, ſagte er, gehört dem Amtspachter Korn.“ Das war gerade der Pachter meines Zweiackerſtücks. Da haben wirs! dachte ich. Einen ſchlimmern konnt es nicht treffen. Wenn's zu kaufen ſtände, ja, da wäre er der Mann; aber verkaufen, was ihm gehört, und ſo gut gelegen, ſo nahe an der Stadt, — nicht einen Schuh breit. Und wärſt du ſo reich, daß du ihm den ſechsfachen Werth bieten könnteſt, — dazu iſt der Mann wieder zu honett, — auf ſolche Weiſe bekäm es Niemand. Alſo aus dem Sinn geſchlagen! das Stück iſt für dich ſo gut wie nicht da.

Es gingen wieder Wochen hin, wo mir zuweilen einfiel: „Wie, wenn du dem Amtspachter dein Zweiackerſtück zum Tauſch anböteſt? — Du würdeſt nachzahlen müſſen, — vielleicht viel, — würdeſt ſchuldig bleiben müſſen, — das iſt wieder übel, und überdem — Korn iſt ein Eigenſinn, er thuts doch wohl nicht. Inzwiſchen zu verſuchen iſt's; hoffen will ich nichts.“ — Vielleicht hätt ich's noch lange nicht verſucht, wäre mir Herr Korn nicht kurz darauf von ſelbſt in die Hände gegangen. Auf einem Spaziergange zum Thore hinaus ſchlendert mein Pachter eine Strecke vor mir her; ich ſchreite zu: Nehmen Sie mich mit, Herr Korn! — Er wandte ſich recht freundlich um, und wir gingen eine Strecke mit einander. Als wüßte er mein Anliegen, ging der Weg immer näher nach den Kleeſtücken, endlich bog er gar um die Gärten herum, gerade darauf zu. Mir pochte das Herz. Gehts noch weit hinaus? fragte ich. Gar nicht weit, ſagte er. Ich habe gleich hier vorn einen Acker Klee mähen laſſen, und will ſehen ob er zum Einfahren trocken genug iſt. Jetzt ſtanden wir davor. Ich ſah den Acker, ich ſah Herrn Korn an. Herr Korn, — ſagte ich endlich — ich hätte auch Luſt mich ein wenig mit dem Landbau zu beſchäftigen, nur müßt ich ein hübſch gelegenes Fleckchen dazu haben, etwa dies hier. Wie wär's, wenn ich Ihnen das Stück abkaufte, und Sie nähmen das Zweiackerſtück dafür, das Sie in Pacht haben.

Korn ſah mich ein wenig verwundert an: Wie meinen Sie das?

Ich. Ich möchte dies Stück Land haben, es wird auch ohngefähr zwei Acker halten, wie das meinige. Treten Sie mirs ab. Es mag Ihnen freilich gelegener ſeyn, als meins, aber darüber werden wir ja auch wohl zurecht kommen. Ich ſchieße etwas nach.

Korn. (den Kopf ſchüttelnd) Ich verſtehe Sie nicht, Herr Sekretair. Sie wollten mir das Zweiackerſtück hier abkaufen oder abtauſchen?

Ich. Ja, das mein ich.

Korn. Alſo Ihren eignen Acker kaufen? —

Ich. Wie? meinen eignen Acker?

Korn. Freilich. Das Zweiackerſtück gehört ja Ihnen.

Ich. Gehörte mir? —

Korn. Ich weiß nicht anders, als daß ich von jeher Ihr Pächter darauf geweſen bin.

Ich. Iſts möglich! das nämliche Zweiackerſtück iſt —

Korn. Das Ihrige. Wiſſen Sie's anders, ſo bin ich ſeit funfzehn Jahren im Irrthum.

Ich. Sie ſehen, ich bin wie vom Himmel gefallen. Eine ſolche Freude hab ich heut nicht erwartet. Hätten Sie mirs geſchenkt, ich könnte mich nicht mehr freuen.

Korn. Aber Herr, wo in aller Welt haben Sie nur Ihren Acker geſucht? —

Ich. Das weiß Gott, wie weit ins Ackerfeld hinaus ich ihn mir geträumt habe. Geſehen hab ich ihn nie. Was, dacht ich, kann dir daran liegen, einen Acker zu ſehen, der ausſieht, wie alle andern, und den du doch wohl am andern Tage nicht wiederfändeſt. Aber — wie lange läuft Ihr Pacht noch?

Korn. Iſts wirklich Ihr Ernſt, mich hinauszujagen? — Ich denke, zu Michaelis werden ſechs Jahre um ſeyn. —

Ich. Wie erwünſcht! Ja, Herr, ſo lieb ich Sie heut habe, den Acker laß ich Ihnen nicht. Aber ich muß fort, ich muß nach Hauſe! Leben Sie wohl.

Herr Korn ſchüttelte den Kopf und lachte.

Liebe Frau! rief ich, als ich zu Hauſe ankam, und drückte ſie voll Entzücken in die Arme, wir haben einen Garten!

Einen Garten? ſagte ſie ganz verwundert, und wie mirs ſchien, mehr erſchrocken, als freudig. Und ſchon dein? ganz dein? —

Mein, ſagte ich, ganz mein!

Ihre Verwunderung nahm zu. So wünſch ich dir Glück, ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, und ich glaubte etwas Naſſes in ihrem Auge zu ſehen, was nicht Freudenthräthräne war.

Ich ſah ſie ſtarr an. Liebes Weib, ich ſeh es, ich mache dir keine Freude mit meiner Bothſchaft, wenigſtens iſt ſie nicht rein. Sage, was könnte dir unſern langen ſehnlichen Wunſch in dem Augenblicke ſo verleidet haben, wo er faſt ſo gut, als erfüllt iſt. Ich war zu raſch, wenn ich ſagte, wir hätten einen Garten. Der Garten noch nicht, aber Grund und Boden dazu iſt mein, mein, ſeit wir uns kennen, erb- und eigenthümlich, und ich wußte nichts davon.

Jetzt erzählte ich ihr den ganzen Verlauf, und als ich fertig war, hüpfte meine Frau vor Freuden. Jetzt bin ich zufrieden, jetzt ſollſt du auch wiſſen, warum mich die Nachricht anfangs betrübte. Sie eilte fort und kam nach wenig Minuten mit vor Freude glühenden Wangen und etwas Schwerem in der Schürze wieder zurück. Du haſt nun zwar Grund und Boden, ſagte ſie, aber eh' ein Garten daraus wird, das koſtet viel Geld. Ich wollte auch etwas dabei gethan haben, deswegen erſchreckte mich die Nachricht, daß du einen Garten hätteſt. Ich glaubte, du wärſt ohne mich durch deinen Fleiß im Stande geweſen, uns einen zu verſchaffen, und in dem Augenblick traten mir alle die kleinen, aber meinem Herzen oft ſo theuren Freuden vor Augen, die ich uns ſeit Jahren verſagte, um für dieſen Wunſch etwas zu erübrigen. Wirſt du mir meine Thräne vergeben? — Jetzt iſts gut, jetzt brauchſt du Geld, nun kann ich auch etwas thun, und ſie ſchüttete ihre Schürze voll harter Thaler aus. Nun laß hacken und graben und bauen, und übers Jahr ſitzen wir, ſo Gott will, im Schatten wo nicht eigner Bäume, doch eines eignen Hüttchens, und ſehen den Blüthen künftiger Jahre entgegen.

Herzensweib! rief ich, komm, du mußt noch heute unſer Feld mit mir ſehen! Wir gingen, und heute — nicht viel über ein Jahr nachher, ſind wir ſo glücklich, zum erſtenmal Freunde unter unſerm eigenen kleinen Dache bei uns zu ſehen. So bin ich zu meinem Garten gekommen.

Sie lächeln, meine Freunde, aber, ſagen Sie, bin ich wohl der einzige, der einmal nicht wußte, wie reich er war? —

M. Reinecke.

VI.

Theater.

Königliches Nationaltheater.

1) Ueberſicht vom 19ten September bis zum 24ſten October, und Notizen.

Es wurden acht und vierzig einzelne Stücke gegeben; von dieſen (das zweimal gegebne Ballet abgerechnet) waren vier und zwanzig deutſche Originale, und zwei und zwanzig nach Ausländern (darunter allein vierzehn franzöſiſche). Neue Stücke wurden vier gegeben, nehmlich: den 4ten October ein pantomimiſches Ballet, genannt das Opfer vor der Bildſäule des Amor, vom k. Solotänzer Herrn Telle, die Muſik vom k. Kammermuſikus Herrn Gürrlich (zweimal); den 8ten October Don Ranudo de Colibrados (viermal); den 15ten die deutſche Familie (zweimal), und den 16ten Elfride (zweimal). Außer dieſen: ſechs Trauerſpiele (darunter Regulus, mit Ouverture und Muſik von Weber); ſechs Schauſpiele; neun Luſtſpiele; drei Familien- und Sittengemählde; vierzehn Singſpiele, nehmlich ſechs komiſche und acht ernſthafte (darunter Oedipus zu Colonos mit Tänzen von Herrn Balletmeiſter Lauchery).

Herr Stentſch ſpielte den 19ten September den Eduard Ruhberg in Verbrechen aus Ehrſucht; den 1ſten October Don Carlos (zu matt); den 7ten den Pfarrer Ehrmann im Kinde der Liebe (gut), und den 12ten (wie es hieß, auf Erſuchen der Direction) den Unbekannten in Menſchenhaß und Reue (im Ganzen ſehr gut).

Madame Stentſch ſpielte, als einzige Gaſtrolle: Amalie im Kind der Liebe, mit wahrer Naivetät, beſonders in der Scene mit dem Vater (Herrn Herdt).

Herr Carl Schwartz, der hier noch als Abbee de l'Epee in gutem Andenken ſteht, da er dieſe Rolle vor Iffland ſpielte, iſt in drei Gaſtrollen aufgetreten, nehmlich den 21ſten October, als Oberförſter Warberger in den Jägern (zu polternd und grimmig; wir wünſchen dieſe Rolle bald wieder von Herrn Herdt zu ſehen); den 22ſten als Otto von Wittelsbach, und den 23ſten als Dominique der Vater, im Eſſighändler, den ſonſt bekanntlich Iffland ſpielt.

Am 16ten October, zum Geburtsfeſt Ihro Majeſtät, der Königin Mutter, deklamirte Mad. Meyer eine Rede.

Am 21ſten trat Herr Mattauſch nach einer langen Abweſenheit zum erſtenmale wieder, als Anton in den Jägern, auf. Mad. Eunicke erſchien den 24ſten wieder, als kleiner Matroſe, zur Freude des Publikums, und ward mit allgemeinem Applaudiſſement empfangen, und herausgerufen.

2) **Don Ranudo de Colibrados**, eine Poſſe in 4 Akten nach **Holberg**, frei bearbeitet vom Herrn v. **Kotzebue**, zum erſtenmale den 8ten Oktober.

Wäre das artige und feine Luſtſpiel: die Entdeckung, worin Hr. Herdt, Dem. Döbbelin, Hr. Beſchort und Mad. Fleck mit einer vorzüglichen Lebhaftigkeit und höchſt charakteriſchen Schönheit ſpielten, nicht vorhergegangen, ſo hätte dieſes, nicht eben zarte Luſtſpiel, wahrſcheinlich eine beſſere Wirkung gethan. Man wäre nicht von einer feinen Schüſſel zu dieſer derben Koſt gekommen. Statt der Geißel, quae circum praecordia ludit, wird hier mit einem keulenartigen Knittel drein geſchlagen, und der faſt zum Uebermaaß verſpottete vornehme Bettelſtolz, nicht dem Lächeln, ſondern dem Gelächter Preis gegeben. Aber warum wollte man auch einmal eine derbe Koſt verſchmähen? Noch mehr, warum ſollte man den alten Holberg, den ſo wenige kennen und der ohnſtreitig der witzigſte Kopf der Dänen iſt, nicht auf unſerm Theater, nebſt andern Ausländern, aufleben ſehen wollen? — Welch eine Rolle übrigens dieſer vornehme Mangeur de couleuvres (Colibrados) ſpiele, kann man ſchon aus ſeinem Namen ſchließen, der, rückwärts geleſen, im däniſchen O du Nar (welches auch im deutſchen verſtändlich iſt) bedeutet. Er iſt ein Narr, indem er ſich lieber den grimmigſten Hunger und alle Erniedrigungen gefallen läßt, ehe er ſeine Nichte an einen mehr geld- als ahnenreichen Edelmann verheirathet, ein Narr, indem er ſich durch einen plumpen Betrug überliſlen läßt, ohne auf irgend eine Weiſe von ſeinem Elende geheilt zu werden. Seine Narrheit iſt ſo groß und anerkannt, daß es Niemanden einfällt, auf eine etwas delikate Art mit ihm umzugehen, und daß der Bauer, dem er den Käſe wegſpeiſt, mit eben der Grobheit ſeine Bezahlung fordert, als der reiche Edelmann ihm ſeine Börſe anbietet. Wenn man alſo auf ſeine Züge Verzicht thut, ſo wird man alle Nüancen dieſes Charakters in dem illüſtern Don Ranudo und ſeiner venerablen Gemahlin, von der Herablaſſung zum Käſeeſſen an, bis zu dem Stolz, das Haupt nicht zu entblößen, wohl ausgedrückt finden, und einmal darüber recht tüchtig lachen können. Der Charakter Holbergs iſt übrigens nicht verwiſcht, und die ihn noch nicht kennen, werden, wenn auch nicht durch ſein beſtes Werk, doch auf eine gute Art, in ſeine Bekanntſchaft geführt.

Die Darſtellung war vortrefflich. Iffland hatte die Gefälligkeit gehabt, den Don Ranudo zu übernehmen. Das Ausgezeichnete in ſeinem Spiel war dies: daß er den Menſchen nie zur Verächtlichkeit herabſinken ließ, ſondern immer eine gewiſſe Würde beibehielt, die eine Art von Achtung und Mitleiden erweckte, ohne der Lächerlichkeit zu ſchaden. Außer ihm machte Hr. Unzelmann, als Pedrillo, die lebhafteſte Senſation aufs Publikum, ſo wie Mad. Fleck als Dolmetſcher des Mohrenprinzen ſehr gefiel. Mad. Unzelmann ſpielte das Kammermädchen der Donna Olympia (Demoiſelle Döbbelin.)

3) Die deutſche Familie, ein Schauſpiel in 5 Akten nach dem Charaktergemählde: Herr Lorenz Stark, vom Prof. Engel. Für die Bühne bearbeitet von J. L. Schmidt, (Regiſſeur des Magdeburger Theaters), zum erſtenmal am Geburtstage des Kronprinzen den 15ten Oktober.

Die dramatiſchen Bearbeitungen von Romanen hält man nicht eben für die beſten Geſchenke an die Bühne; und die Dramatiſirungen des Siegfried von Lindenberg bis auf Rinaldo Rinaldini haben das Vorurtheil gegen ſie zum Urtheil erhoben. Der Bearbeiter, im Gefühl ſeines untergeordneten Talents, bedient ſich mit unſichrer Hand der Scheere bald zu viel, bald zu wenig, und ſo geſchieht es, daß wir bald aus der Lektüre ſuppliren, bald aber auch hören müſſen, was wir lieber leſen wollten. — Der Charakter des Herrn Lorenz Stark iſt allerdings neu auf der Bühne, und in dieſer Rückſicht könnte die Bearbeitung des Engelſchen Charaktergemähldes gerechtfertiget werden; allein da ſich dieſes nicht ſowohl durch Poeſie des Stoffs und der Begebenheiten im Ganzen, als durch Charakterentwickelungen und moraliſche Expoſitionen im Einzelnen auszeichnet, ſo iſt zu vermuthen, daß die deutſche Familie etwas langweiliger, als Herr Lorenz Stark ſeyn, und dieſer mehr zu unſerm Verſtande und Herzen, als jene zu unſerm Gefühl ſprechen werde. Und ſo iſt es; der Bearbeiter hat, beſonders den 3ten und 4ten Akt nicht vor Longueurs und die Charaktere, außer dem der Hauptperſon, nicht vor einer gewiſſen Halbheit ſchützen können.

Die Mutter (auch wenn man ſie nicht mit der Oberförſterin in den Jägern vergleicht) iſt ziemlich überflüſſig, und ohne allen Einfluß auf den Gang des Stücks; der Doktor ſowohl, als ſeine Frau, ſind, als Maſchienen, nicht ſo gehoben, als ſie es ſollten, und die übrigen Nebenperſonen — kommen und gehen, ohne daß man ſie ſehr gewahr wird.

Dennoch ſind wir Herrn Schmidt großen Dank für ſeine Bearbeitung ſchuldig, denn ſein Stück hat uns einen ſeltnen Genuß verſchafft, den: Iffland, als Lorenz Stark zu ſehen. — Die Vereinigung eines feinen Verſtandes, eines kauſtiſchen Witzes und der Stärke des männlichen Charakters, mit der liebenswürdigſten Weichheit eines edlen Herzens, die ſich in allen ſittlichen Verhältniſſen ausſpricht, kann mit der Wahrheit, der Haltung, Zartheit und Harmonie nur von Ihm dargeſtellt werden. Dieſe Gutmüthigkeit im Geſicht, während deſſen der Mund ſtechende Witzreden ſprach, dieſe Sanftheit in Wort und Miene, während er anſcheinend hart handelte; dieſe Weichheit des guten Menſchen, die ſich mit der Feſtigkeit des Mannes paarte, dieſe Tiefe des Charakters bei aller anſcheinenden Lenkſamkeit — war uns eine neue Erſcheinung. Sein klares Auge lachte gutmüthig ſchalkhaft, indeß eine ſtille Ruhe über ſein ganzes Weſen verbreitet war; der Glanz dieſes Auges trübte ſich nur, wenn er von Dingen ſprach, die ſein Herz betrübten; ſein Lächeln war immer freundlich, nie verwundend oder ſarkaſtiſch, man ſahe es, daß dieſe Züge nur durch die Gutmüthigkeit gebildet waren; ſeine Stimme war die eines Mannes, der ſtets vorher überlegt, ehe er ſpricht, ſie erhob ſich nur in den Augenblicken, wo eine ſtärkere Empfindung ihn anregte; alle ſeine Bewegungen bezeichneten den Mann, der in ſeinem Innern abgerundet iſt, und den nicht leicht etwas aus ſeinem gewonnenen Gleichmuth herausbringen kann.

Wollte man Scenen heraus heben, ſo würde man die, wo er auf dem Zimmer ſeines Sohnes erſcheint, die, wo der Doktor Herrn Specht examinirt, die, wo dieſer ihm von der Großmuth ſeines Sohnes erzählt, die Zuſammenkunft mit Madame Lyk u. a. als vorzüglich nennen können; doch iſt bei einem ſo gewiſſenhaften Künſtler nicht wohl eine Auswahl zu treffen, da er in jedem Augenblick mit der vollſten Beſonnenheit ſpielt und man beim Herausheben dieſer oder jener Scene mehr in Gefahr gerathen könnte, den Dichter nur, und nicht den Darſteller vorzüglich zu loben.

Darum nun wird das Stück, ſo lange Hr. Iffland den Lorenz Stark ſpielt, mit Ehren auf der Bühne bleiben, und die Rolle unter ſeine vorzüglichſten Kunſtdarſtellungen gerechnet werden. — Hr. Prof. Engel hatte ſein Werk in ſeiner erſten Geſtalt ſelbſt für die Bühne beſtimmt, und zwei Akte ausgearbeitet; er würde es vollendet, oder wenigſtens würde ihn die Nachricht von der theatraliſchen Bearbeitung ſeines Charaktergemähldes nicht ſo erſchüttert haben, wenn er ſich Iffland als Lorenz Stark gedacht hätte.

Auch die übrigen Rollen waren gut und glücklich beſetzt. Vorzüglich zeichnete ſich Hr. Beſchort als Karl Stark, beſonders in der letzten Verſöhnungsſcene mit ſeinem Vater aus, wo er die innre Rührung durch Anſtand, Miene und Ton vortrefflich ausdrückte. Es iſt die Schuld des Stücke, wenn die übrigen nicht Gelegenheit hatten, ihre Kunſt mit Auszeichnung zu zeigen; doch werden ſie in dieſen Rollen nicht leicht von andern übertroffen werden. Nur wird, nach der Bemerkung eines Reiſenden, die Frau des Doktors auf der Magdeburger Bühne mit mehr Lebhaftigkeit und Laune geſpielt.

---

4) Elfride, ein ernſthaftes Singſpiel in 2 Akten, nach dem Italieniſchen von Herrn Schaum, Muſik von Paeſiello.

* Dieſe Oper iſt bekanntlich nach einem Schauſpiel deſſelben Namens bearbeitet; ein Unternehmen, welches faſt immer für den Dichter, wie für den Komponiſten ein undankbares bleibt. Die Situationen und Scenen des Schauſpiels müſſen für die Muſik durchaus geändert und öfters zum Nachtheil der Handlung neu geordnet und geſtellt werden. Dem Publikum, das jenes kennt, ſchwebt das Beſſere vor, und die Oper von bekanntem Inhalt, thut, auch bei der beſten Muſik, keine Wirkung, da ſie nicht nur den Reitz der Neuheit entbehrt, ſondern auch nothwendiger Weiſe in Ausführung der Charaktere und Handlung hinter dem Schauſpiel zurück bleibt. Vergleicht man das Schauſpiel und die Oper Elſride, ſo findet man leicht, daß der 2te Akt und das Ende des letzteren kaum zu ertragen wäre, wenn die reitzende Muſik nicht das Ohr feſſelte. Der Zweikampf im 2ten Akte könnte von Bedeutung werden, wäre er ans Ende verlegt; durch denſelben hätte Edgars großmüthige Verzeihung merk-

virt werden, und aus der Ueberraſchung entſpringen können, in die ihn Elfridens Heldengeiſt und Liebe zu Adelwolt, die ſie weder Schranken noch den Tod ſelbſt ſcheuen läßt, verſetzt. Statt deſſen dauert die Geſchichte fort, bis ſie an ihrer eignen Mattigkeit erſtirbt. — Der Ueberſetzer, ſonſt ein vorzüglicher Kenner der Muſik, hat ſich an vielen Stellen doch zu ſehr an die italieniſchen Worte gebunden, wodurch er ſeiner Bearbeitung viel geſchadet hat; doch geſtehen wir gern, daß es nicht leicht iſt, der Muſik einen überſetzten Text unterzulegen, der noch ſo ſangbar wäre, als dieſer.

Die Muſik hat durchgehends einen fließenden, reizenden Geſang, und, wenn man einige Wiederholungen und Reminiscenzen, die an Paeſiellos komiſche Opern erinnern, ausnimmt, ſo kann man ſie, in dem Styl, worinn ſie geſchrieben iſt, vortreflich nennen. Der Schl[illegible] des erſten Finale, das ganze zweite Finale, das Quartett und die beiden Duetten zwiſchen Elfride und Adelwolt, ſind in Hinſicht des Geſanges und der begleitenden Inſtrumente vorzüglich ſchön. Hin und wieder, beſonders in den Recitativen kommt der italieniſche Schlendrian zum Vorſchein; auch die zweite Arie des Königs, welche Wuth und Zorn ausdrücken ſoll, fällt in vielen Stellen ins Leere und Komiſche. Durchaus trivial iſt der zum Ekel wiederholte Marſch im erſten Akt; deſto brillanter iſt der zweite im andern Akt, der beim Aufmarſch zum Turnier ertönt, jedoch, wenn wir uns nicht irren, von einer andern Hand zu ſeyn ſcheint. — Ueberhaupt hat in dem ernſthaften Fache der theatraliſch muſikaliſchen Kunſt, der für das Komiſche ſo genialiſche Paeſiello keine Kraft und Energie; ſo wie es ſelten dieſem Welſchen gelingt, ſo geſangreich auch ſeine Muſik ſeyn mag, der richtigen, wahren Ausdruck des hohen Tragiſchen zu treffen. Nur dem deutſchen Künſtler ſcheint es vorbehalten zu ſeyn, die Wahrheit treu und lebendig und kräftig darzuſtellen. Händel und Gluck ſind hievon, jeder in ſeiner Art, die redenſten Beweiſe.

Mad. Schick ſtellte die Elfride, ſowohl in Anſehung des Geſanges, als des Spiels, mit Würde und Kraft dar; beſonders ſang ſie eine aus der Oper Arianne von Herrn Kapellmeiſter Righini, eingelegte Bravour-Arie mit Feuer, Geſchmack und außerordentlicher Geläufigkeit der Kehle. Herr Eunike, als Edgar, trug beſonders ſeine erſte langſame Arie, ſehr brav vor, doch vermißte man im Ganzen das Königliche. Herr Ambroſch, als Adelwolt, ſpielte eigentlich eine klägliche Rolle, doch that er alles Mögliche, um das Caput mortuum ſeiner Parthie zu beleben. — Es lag im Stücke ſelbſt, daß die Schauſpieler ihre Talente nicht freier entwickeln konnten.

X.

5) Theateranekdote.

Neulich ward auf einem kleinen Theater in Sachſen Ludwig der Springer gegeben. Als den Sohn des Pfalzgrafen Friedrichs brauchte man das drei- oder vierjährige Kind des Schauſpielers, der eben in dieſem Stück den Abt Hilarius ſpielte. In einer beſonders tumultuariſchen Scene, fürchtete ſich das Kind, und fing gewaltig und ganz natürlich an zu ſchreien. Niemand nahm ſich des armen Kleinen an, er ſuchte ſich alſo ſelbſt unter den vielen Leuten ſeinen Vater, und fand ihn glücklich in dem — Abt Hilarius, der ihn auch freundlich auf den Arm nahm, und ihn durch väterliche Liebkoſungen augenblicklich beruhigte. — Wer das Stück kennt, der weiß, wie wenig hier ein ungebührlicher Verdacht ſtatt haben kann; der Herr Abt war auch darüber ganz ruhig und lächelte bei dem Vorfall ganz freundlich und unſchuldig auf die Zuſchauer.

Bei einer andern Gelegenheit, in einem der neueſten Familienſtücke, auf einem ganz andern Theater, fiel ein Kind, welches plötzlich aus einer Seitenthür herauskommen ſollte, ſehr hart über eine Leiſte. Der arme Kleine hatte aber keine Mutter auf dem Theater, die ſich ſeiner hätte annehmen können, denn d[illegible] die ſeine Mutter ſpielte, kümmerte ſich nicht um ihn.

M.

VII.

Poſtſcripte.

(Juriſtiſchen Inhalts.)

88.

Der Kodex zählt die Wittwen unter die **miſerabeln** Perſonen, die ſchwerlich einen Vertheidiger fänden, und erlaubt ihnen daher, wenn ſie eine Klage anſtellen wollen, ſolche unmittelbar, mit Uebergehung der untern Gerichte, an den Landesherrn oder ſein höchſtes Kollegium zu bringen. Unverheiratheten Mädchen aber iſt dies nicht erlaubt. **Huber** *) meint, es ſey vielleicht zu unterſcheiden, ob das Mädchen blühend ſei, oder nicht. Im letztern Fall ſei es billig, weil häßliche Mädchen ſeltner einen Vertheidiger finden würden, als hübſche Wittwen, ſie an dieſer Verordnung Theil nehmen zu laſſen; hübſche Mädchen aber ſchließt er davon aus; denn, ſagt er, denen wird's nicht leicht an Schutzpatronen fehlen. Drollig genug, wo nicht wahr.

Hingegen iſt der Satz des **Novarius** **) deſto abgeſchmackter, wenn er verliebte Geiſtliche zu den miſerabeln

---

*) In Praelect. D. ad tit. de jud. rubr. de for. comp. n. 60.

**) In Fr. de privil. miserabil. person. prael. VIII. n. 6.

Perſonen zählet. Die Herren wiſſen ſich aus ihrer Miſerabilität eher zu retten!

89.

Frauenzimmer dürfen, nach dem gemeinen Rechte, ihre Sache nicht ſelbſt vor Gericht führen. Ulpian giebt den Grund an, daß einmahl eine gewiſſe Afrania zu viel in den Gerichten haranguirt habe.

Borell *) glaubt, daß die Damen dem Richter durch ihren Witz und ihre Schönheit gefährlich werden könnten, wenn ſie ſelbſt vor Gericht erſcheinen dürften. Der Mann verſtehet ſich wenigſtens darauf, etwas Artiges zu ſagen.

90.

Der Kaiſer Konſtantin will in l. 17. C. de poen.: daß man einem Verbrecher, der zum Bergwerksbau verurtheilt würde, ſeine Strafe nicht auf das Geſicht, ſondern lieber auf die Waden oder in die Hände brandmarken ſoll. Die Verordnung iſt vernünftiger, als man ſie von Konſtantin erwarten ſollte. Er hat dies wahrſcheinlich ſelbſt gefühlt, und daher, um nicht etwa darin verkannt zu werden, den Grund hinzugeſetzt: „damit das Geſicht, das nach „dem Modell der himmliſchen Schönheit (d. i. Gott) gebildet iſt, nicht befleckt werde.“ Einer der neueſten Romanenſkribler hält einen Jungen mit einer R — naſe für ein Ebenbild Gottes. Schade, daß er dieſes Geſetz nicht gewußt hat, um ſeine Einfalt zu unterſtützen

---

*) De Magistrat. Edict. l. I. C. VII. n. 47.

91.

Bekanntlich werden Leute, die einen Leibesfehler haben, nicht zu geiſtlichen Aemtern gelaſſen, weil ſie im dritten Buch Moſe, Kap. 21. V. 18. vom Erbprieſteramt des Stammes Aaron ausgeſchloſſen ſind. Das kanoniſche Recht hat einige Einſchränkungen des moſaiſchen Geſetzes gemacht, und z. B. disponirt, daß wenn einer nur mit dem rechten Auge nicht ſehen kann, ihm Diſpenſation zu Dienſten ſtehe; wenn aber das linke Auge einen Fehler habe, er durchaus zu keiner Pfründe zu laſſen ſey; weil dieſes das kanoniſche Auge ſey, das er vorzüglich zum Abſingen der Meſſe brauche. Hingegen ſind abgeſchnittene Ohren kein Hinderniß des heiligen Prieſteramtes.

92.

Ein engliſcher Juriſt *) wirft die Frage auf: Ob die Mutter mit ihrem Kinde in Blutsverwandſchaft ſtehe? und ein anderer **) entſcheidet die Frage mit Nein! Es freut mich, daß die Engländer doch auch Juriſten haben, wie andere ehrliche Nationen.

93.

Die Juriſten haben von jeher wenig Panegyricker unter dem Volke gehabt; gleichwohl aber gab Mutter Natur auch uns einen beſchiedenen Theil Eitelkeit. Was Wunder, wenn wir uns unter einander ſelbſt ein wenig loben? Artet es bis-

---

*) **Swinborn** in testamento. Part. 7. §. 8.

) **Brook Abridg. Tit. Administr. No. 47.

weilen ins Abgeſchmackte aus; je nun, dafür ſind wir Juriſten. Einige Beiſpiele:

Azo heißt vas lectionis, die Leuchte des Rechts, die Quelle der Geſetze. Irnerius wird genannt die Fackel des Rechts; Bartholomäus von Kapua die Thür der Geſetze; Joh. Andreä die Trommete und der Erzdoktor des kanoniſchen Rechts, ſo auch, der Rabbi der Rechtsgelehrten; Alberikus Roſata, die Arche der Geſetze, und der große Mogul der Praktiker; Bartolus, der Leiter der Blinden, und der ſicherſte Fährmann des Rechtes; Baldus, der Monarch beider Rechte; Bulgarus, der goldne Mund; Johann von Tegnano, der Oberſtlieutenant des römiſchen und kanoniſchen Rechts; Kaſtellioneus, der Fürſt der Subtilitäten; Boſianus, der Spiegel der Welt; Andreas von Iſernia, der Evangeliſt der Freudigſten. Sed ohe! Mehr davon findet man in Hommel Pr. Schola juris literaria. §. 48.

94.

Um den unverdächtigſten klaſſiſchen Zeugen um ſeine Glaubwürdigkeit zu bringen, bedarf's, ſagt Caepolla, weiter nichts, als einer Ohrfeige, die ihm der, gegen den er aufgeſtellt wird, geben muß. So ſehr dieſe Kautel ein Einfall, und weiter nichts als Einfall iſt, ſo giebt es doch Leute, die ihre Bekanntwerdung gefährlich finden. Ich für mein Theil bin deshalb ohne Sorgen; giebt der Produkt meinem zu producirenden Zeugen eine Ohrfeige, ſo darf ich ihm nur gleichfalls eine geben, und ſein Zeugniß iſt wieder ſo gültig, als vorher; denn auch ein Feind kann ein unverdächtiger Zeuge ſeyn, wenn er gleich großer Feind vom Producenten, als vom Produkt iſt. Carpzov in dec. pal. C. 16. d. 55.

95.

Jemand, von dem man im eigentlichen, nicht im juriſtiſchen Sinne ſagen konnte: nullum caput habet, (§ 4. Instit. de Cap. deminut.) wurde auf einer auswärtigen Univerſität Doktor der Rechte, oder — wie ich lieber ſchreibe — der rechte Doktor! Der Dekan, welcher ihn kreirte, machte nach den Worten: creo te Doctorem juris, eine Pauſe. Dem Doktoranden ward Angſt, daß er um Eines der Rechte kommen möchte; mit ziemlich vernehmlicher Stimme ſagte er daher: utriusque. — Recte admonuisti, fing der Dekan an, utriusque, nam utramque partem ignoras.

Ernſt Adolf Eſchke.

Druckfehler.

Auf beſondre Veranlaſſung bemerken wir, was ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, nehmlich, daß im Aprilſtücke der Eunomia S. 355 und 56 ſtatt Aretnan und Aretaneus
Arkona und Arkonen's
zu leſen ſey.

Anzeiger der Eunomia.

No. V. November 1802.

I. Literariſche Anzeige.

Bei dem Verleger der Eunomia iſt ſo eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

1.

Aurora.

Taſchenbuch
für
Freunde einer unterhaltenden Lektüre
auf das Jahr 1803.

Herausgegeben
von
Karl Müchler.

Berlin, bei Friedrich Maurer.

Inhalt:

I. Dramatiſche und proſaiſche Aufſätze.

a) Eine Hand wäſcht die andere. Von Herrn Schink.

b) Emma, oder der letzte Abend in Ermenonville. Von Frau von Kroſigk.

c) Die Wette. Von Herrn Dr. Kinderling.

d) Leben und Thaten eines Curländiſchen Hundes. Von Eliſa von der Reck.

e) Glaubensbekenntniß. Von Hrn. Fr. Cramer.

II. Gedichte.

S. Aſcher. Die Brillen.

Suſanne von Bandemer geb. von Franklin. Die Nacht.

v. B. An Wilhelmine v. D. (Bei Ueberſendung einer Roſe im Oktober.)

J. v. Boguslawski. Ueber Adel. — Auf einen Schwermüthigen. — Der erbauliche Prediger. — Auf Dorilis. — Die beiden Schwalben. Fabel.

K. v. Boguslawski. Der junge Fiſcher. Idylle.

F. H. Bothe. Das Leben. (Mit Muſik von J. F. Wendel.) — Schmiert! Schmiert! Schmiert! Hexenterzett. — Die Horen. — Geheimniß des Lebens. — Lied zur Ehre der Freundſchaft. (Mit Muſik von C. T. Moritz.)

Friedr. Cramer. Die Nixe. — Verſchwiegene Liebe.

Eliſa v. d. Reck. Aus einem noch ungedrucktem Schauſpiele. (Mit Muſik von Naumann.)

Gleim. Wiegenlied. — Der reichſte Mann. — An das Glück, gemahlt von Langer dem Sohne in Düſſeldorf. — Stolz und Beſcheidenheit.

G. A. H. Gramberg. Das Jahrhundert des Friedens. — Die Fiſcher. — Geburt der Roſe und Liebe. — Die Bleicherinn.

v. Halem. Die Syrene und der Wanderer. — Der Comet und der Planet. — Malesherbes.

Herklots. Geheime Unterſchrift. — Der zornige Gerechte.

v. Kroſigk, geb. Krüger. Guido's Traumbild.

K. M. Der Abend des Lebens.

Franz Maßlieben. Der Traum.

Mercy. Klage.

L. Monti. Der Minneſänger Salomo in der Hölle.

Karl Müchler. Der Abend. — Die Tauben.

Nordmann. Gold und Eiſen.

O. Nachtgedanken. — Frierlied.

Schink. Aprilwetter.

Klamer Schmidt. Vergißmeinnicht. — An Lyde. (Nach Horaz III B. 11. O.) — Die Chariten. (Nach Auſon's 121 Epigram.) — An Apoll. (Nach Auſon's 102 Epigram.)

Schütz. Der Greis am Erntefeſte.

Schwarz. An Doris.

Der Preis eines Exemplars ſauber eingebunden in Papierſaffian mit goldnem Schnitt und Futteral iſt 1 Rthlr. 12 Gr., und in bunten Kupferumſchlag in Pappe geheftet 1 Rthlr. 4 Gr.

2.

Beiträge zur Beſchreibung von Süd- und Neu-Oſt-Preußen. Erſter Band. Erſtes Heft. gr. 8. Berlin, bei Friedr. Maurer, 1803.

Inhalt:

1) Der Bzekerer Kreis. 2) Prämien-Plan für die Provinz Neu-Oſtpreußen vom 1ſten Junius 1802. 3) Warſchau am Ende des Jahres 1801. 4) Statiſtiſche Ueberſicht von dem Zuſtande Südpreußens im Jahre 1797.

Dieſes Stück iſt in allen Buchhandlungen für 10 Gr. zu bekommen.

II. Pränumerations-Anzeige.

Dem Publikum mache ich hierdurch bekannt, daß nun der Zweite Band von der

Geographie und Statiſtik von Weſt- Süd- und Neu-Oſt-Preußen, vom Hrn. Geheimen Juſtizrath und Regierungs-Director von Holſche,

unter der Preſſe iſt, und nebſt der Karte ſpäteſtens künftige Leipziger Oſtermeſſe an die reſp. Pränumeranten abgeliefert wird.

Wer auf dieſen 2ten Band noch nicht pränumerirt hat, den erſuche ich, ſpäteſtens bis Anfang künftigen Jahres die Pränumeration mit 1 Rthlr. 12 Gr. Poſtfrey an mich einzuſenden.

Berlin, den 29ſten October 1802.

Friedrich Maurer.

III. Kunſtanzeige.

Es war ſchon längſt verſchiedener Kenner, Liebhaber und Verehrer der Kunſt, Wunſch, Anſichten von Schleſien und dem Rieſengebürge zu beſitzen. Die Schönheiten dieſes Gebürges werden ſowohl von ihren Bewohnern als von jedem, der es bereiſet, nach ihrem Werthe erkannt, und iſt ſo reichhaltiger Stoff zu mannichfaltigen Anſichten vorhanden, daß dieſer Wunſch uns bewogen hat, den verdienſtvollen Zeichner und Mahler, Herrn Nathe, zu erſuchen, verſchiedene Gegenſtände, von Schleſien und dem Rieſengebürge, nach der Natur zu zeichnen, welche Herr Haldenwang in Aquatinta bringen wird.

Wir haben vor der Hand die Anzahl auf 12 Bl. geſtellt, und jeder Heft wird 3 Bl. nebſt Erklärungen der Horizonte und ihrer Benennungen enthalten; der erſte Heft wird aus dem Zackenfall bei Schreibershau, Anſicht vom Hochſteine bei Schreibershau gegen Flinsberg, und die Ober-Lauſitz und Anſicht der Schneegruben in Schreibershau beſtehen. Jedes Blatt ſoll die Größe von 12 Pariſer Zoll Breite und 9 Zoll Höhe erhalten; um ſie jedem Theilnehmer gemeinnütziger und preiswürdiger zu machen, wird ein jeder Heft 4 Thlr. Subſcription koſten, und jeder der Herren Subſcribenten erhält die erſten Abdrücke. Die Ablieferung des erſten Heftes kann künftige Oſter-Meſſe in Leipzig geſchehen, und da dieſes Werk Koſten-Aufwand verurſacht, ſo wird jeder Liebhaber erſucht, anzumerken, ob derſelbe auf alle 3 Hefte oder nur auf einen ſubcribirt; bei Ablieferung wird der Betrag eines jeden Heftes ſogleich bezahlt.

Die durchdachte Wahl der Gegenſtände in einen ſo kleinen Raum aufs Papier zu bringen, konnte nur einen Nathe, den perſpektiviſche Grundſätze eigen ſind, und der ſie mit Geſchmack ganz ſeinem Künſtler-Talent angemeſſen vorzutragen weiß, gelingen. Die Ausführung des eben ſo verdienſtvollen Herrn Haldenwang, wird keinen Liebhaber abſchrecken, ſich zu unterzeichnen; indem wir auch gewiß den kunſtliebenden Publikum nie etwas zur Subſcription vorlegten, was nicht preiswürdig war, welches die gelieferten Arbeiten genugſam beweiſen, und denen man gewiß Gerechtigkeit wiederfahren laſſen muß.

Deſſau im September 1802.

Chalkographiſche Geſellſchaft.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

December 1802.

I.

Herrmann.

Ein dramatiſches Gedicht,

von

N. *)

Erſte Scene.

Vor Siegmars Burg. Nacht.

Die Walkyre (erſcheint.)

Dunkel herrſcht mit feierlichem Schweigen,
Wolken ziehen, Mond und Sterne flimmern,
Roß und Mann im Nebel niederſteigen,

---

*) Der Gedanke, nach Klopſtock einen Herrmann zu ſchreiben, iſt freilich kühn; aber der Leſer dieſer Scenen wird bald ein-

Rüſtungen, wie ferne Wetter ſchimmern;
Waffenſturm rauſcht in des Waldes Zweigen,
In den Blättern flüſtert Todeswimmern;
Wenn Erhabne ſich dem Schickſal neigen,
Siegprangt die Walkye' auf Heldentrümmern.

Herrmann raubt die Gattin, — rauſchet, Eichen,
Warnend! — denn die grauen Nornen weben
Todespfeile ihm in's Heldenleben.
Waldſchlacht lehrt die ſtolzen Adler weichen,
Wodan fallen tauſend Opferleichen;
Doch gelingt der Rachſucht arges Streben,
Feldſchlacht muß den Sieg den Römern geben,
Herrmanns Weib der Römerſklavin gleichen.

Argwohn wütet unter Deutſchlands Söhnen,
Herrmann, der für Freiheit nur geſtritten,
Mag' es, ſich mit Eigenmacht zu krönen,
Herrſcher gegen deutſche Recht' und Sitten — —
(Hörner in der Ferne.)
Hörner! die zum Mädchenraube ritten,
Nahn, den Mörder in der Freundſchaft Mitten.
(Hörner näher.)
Wenn einſt frohe Hörner wieder tönen,
Wird das Schickſal Herrmann ſich verſöhnen.
(Sie tritt zur Seite.)

---

eben, daß der geiſtvolle Verf. derſelben ſeinen ganz eigenthümlichen Gang und ohne Vorgänger gegangen iſt. Sie leiten ein großes Ganze ein, und machen auf die Vollendung deſſelben ſehr begierig.
D. H.

Zweite Scene.

Herrmann. Thusnelda. Horſt. Katwald.
Stolberg. Gefährten (mit Fackeln und Hörnern.)
Hernach die Walkyre.

Herrmann (Thusnelden umarmend.)

Jetzt biſt du mein, und ich dem Vaterlande. —
Der deutſche Mann muß Gatte ſeyn; im öden Hauſe
Iſt öd' und leer das Herz, wie in der Fremde,
Er wird die Heimath nicht gewahr, wo er
Die Lieb' entbehrt. Drum hat der Stärke Recht
Geheiliget die deutſche biedre Sitte.

Thusnelde.

Ja, Heimath, Vaterland und Treu' und Liebe,
Bei dir nur find' ich ſie. Die Tochter war
Nicht Tochter — Sklavin in des Vaters Hauſe,
Der undeutſch fremden Sitten fröhnt, und mit
Des Auslands Ketten prunkt. Zur Freiheit haſt
Du aus dem Kerker mich geführt, ins Haus
Der Liebe tret' ich ein, als Gattin dort
Zu walten; deutſches Weib dem deutſchen Manne
Kraftvolle Söhne, zarte Töchter zu
Gebähren, und zu ſäugen. Auch den Vater
Find' ich im Greiſe Siegmar dort, den edlern —
O! daß ich ſegnend nicht das Vaterhaus
Verließ! die Freudenthräne glänzt' im Auge,
Der Liebe Thräne fiel auf deine Bruſt,
Mit tiefem Seufzer ſchöpft' ich froh die Luft

Der Freiheit, deutſche Luſt; ſo ſchwangſt du mich
Auf's Roß zur ſchönen Flucht.

Herrmann.

Und Freya führte
Ans Ziel die Glücklichen, die ſie vereint,
Und Freundſchaft, Männerſtärk' und heil'ge Treue,
Sie gaben das Geleit. — Die Hand mir, Horſt!
Die deine, Stollberg, durch den Handdruck ſpricht
Der deutſche Mann, wie er durch Handſchlag ſchwört.

Horſt.

Mein Waffenbruder!

Stollberg.

Hier und in Walhalla.

Herrmann.

Auch dir die deutſche Rechte, Fürſt der Marſen!
Du haſſeſt ſie, wie du den Vater haſſeſt,
Und trüber Argwohn gegen mich hat dir
Die dunkeln Brauen oft gerunzelt. — Laß
Den Blick nun heiter, wie die Zukunft, ſeyn.

Katwald.

Die Zukunft? mir erſcheint kein heitrer Strahl.

Herrmann.

Ich führe ſonnenhelle Tage her,
Vertraue!

Katwald.

Sohn Segeſtes!

Herrmann.

Siegmars Sohn
Nennt mich der Deutſche.

Katwald.

Zeig's durch Thaten.
Die ſtolzen Adler drohn; gleich ſcheuem Wild,
Muß Freiheit ſich in Klüften bergen. Wir
Sind nicht mehr alle, was wir waren.
Sie haben den Eroberern gedient,
Das deutſche Schwerdt um fremden Sold gezückt,
Und Brudervölker in das Joch gezwängt.
Auf Pharſals Feldern warf der Deutſchen Kraft
Die Freiheit Roms in Staub, ſie gaben ihm
Den König, dem auch ſie bald zinſen ſollten,
Den göttlichen, — ſo heißt er ja — —

Herrmann.

Und unter
Die Deutſchen dieſer Art zählt Katwald mich?

Katwald.

Haſt du dem Cäſar nicht gedient? Zum Ritter
Erhob er dich, die goldne Kette prangt
Um deinen Hals; die Krone fremden Laubs
In deinem Haar.

Herrmann.

Ich werf' ihn weg den Schmuck
Der Dienſtbarkeit, die deutſche Gattin wird
Mir Eichenkränze winden.

Thuſnelde.

Dem Befreyer
Wind' ich den Kranz von deutſchem Laub.

Katwald.

In Rom
O Schmach! mit röm'ſchem Namen lebt dein Bruder;
Kaum zog das deutſche Mädchen dich zurück.
Wie ſeuchenſchwer Gewölk zieht übern Rhein,
Das Mark verpeſtend, Stolz und Ueppigkeit;
Es ſchwinden deutſcher Sinn und Sitte, im
Ordal flammt nicht das heilge Schwerdt, nein, es
Entſcheiden mit langweiligem Geſchwätz
Und nach dem Worte der zwölf Tafeln nun
Sachwalter, was die Götter ſonſt geſchlichtet,
Und unter's Lictors Ruthen-Streichen fließt —
— Ha! daß ich lügen könnt' —

Stollberg.

Halt ein! wirf nicht
Durch böſes Wort ein Todesloos.

Herrmann.

Laß ihn,
Der Glückliche hört gern von ſeiner Pflicht,
Denn Glück beſchwingt den Muth.

Horſt.

Nicht Hochzeitworte
Spricht Katwald, um das Brautbett ſoll nicht Schild
Und Schwerdt erklingen.

Stollberg.

Im Fürſtenrath davon

Ratwald.

Nein hier! eh er die Schwelle dort betritt,
Und froh den Raub genießt, den wir geſchützt,
Soll Herrmann ſchwören, daß das Vaterland
Ihm theurer iſt, als Weib und Kind und Vater.

Herrmann.

Wer in Gefahrenſchwangrer Zeit, durch Lieb'
Und Ehe ſich an's Leben zwiefach bindet,
Bedarf des Schwures nicht.

Ratwald.

Alle Fürſten ſchon
Vertrauend nur auf dich, vereinigt haſt
Du ſie zum Bunde gegen fremde Willkühr;
Du kennſt die Römerſchlacht, mit dir iſt Sieg
Auch ich vertraue dir, ſeit du Thusnelden
Entführt, und dich Segeſtens Haß verfolgt
Verdächtig warſt du mir, ſo lange du
Sie liebteſt, denn ſie iſt des Römerfeindes
Erzeugte, und ich ahnte Hochverrath
Am Vaterlande. Seit er dich verflucht,
Biſt du geſeegnet uns. Hier meine Hand!
Dein Freund, wie Deutſchlands Freund. — So wie du mich
Jetzt kennſt, mußt du mich achten, wenn ich dich
Noch achten ſoll.

Herrmann.

So kannt' ich längſt dich ſchon

Du Jüngling, dem die deutſche Ehr' und Freyheit
Mehr, als das Leben und die Liebe gilt.
Noch iſt Geliebte dir nur Sieg und Ruhm,
Das Schwerdt nur theilt dein Bett. Ich ſchwöre dir,
Des Vaterlandes jüngerm Sohne, gern
Den hohen Eid bey Wodans Eiche. Brech'
Ich ihn, ſo richt' er zwiſchen uns.

Ratwald.

Es gelte
Nur Wahrheit unter uns, du kenneſt mich
Und auch Thusnelda nun den Jüngling ganz,
Der alle Ketten haßt, auch die der Liebe.

Stollberg.

Eil in dein Haus, die Liebe einzuführen,
Lang bot kein ſanfter Frauenblick dem Gaſt
Erwünſchten Gruß.

Horſt.

Und ſeinen Wunden Heilung.

Herrmann.

Zum Vater Siegmar! — Kommt!

(Er wendet ſich mit Thusnelden gegen die Burg, die Freunde folgen. Die Fackeln ſind vorangegangen. Indem Herrmann gehen will, tritt ihm die Walkyre in den Weg, nur ihm allein ſichtbar.)

Die Walkyre.

Zurück!

Herrmann.

Ihr Götter!

Thuſnelda.
Du zauderſt?
Horſt.
Wild flammt ihm das Auge.
Thuſnelda.
Herrmann!
Stollberg.
Ihm ſtarrt das Haar empor.
Thuſnelda.
Mein Herrmann!
Katwald.
So ſah ich ihn in Schlachten nicht.
Thuſnelda.
Erwache!
Herrmann.
Nicht jetzt, du Schauervolle. Laß mich! —
Die Walkyre.
Laß dies Weib!
Sie bringt dir Tod, der Heimath Ketten.
Herrmann.
Fort,
Mein iſt ſie, durch der Liebe Recht, gewonnen
Durch dieſes Herz, geraubt mit dieſem Arm,
Geſchützt durch dieſe Freunde.
Die Walkyre.
Feſſeln werden
Zernagen ihren Arm, den Todesſeufzer

Empfängt ihr Liebesgruß, als Wittwe erſt
Wird ſie den Sohn gebähren, dir dem Todten.

Herrmann.

Verſtumme! — Schweigend auf den Wahlplatz tritt
Dem Streiter herriſch nah, hier iſt nicht Bahn
Nicht Raum für dich! — Thusnelda!

Thusnelda.

Dein!
(Herrmann und Thusnelda gehn.)

Die Walkyre (ihm nachrufend.)

Du achteſt nicht der hohen Warnungsworte?
Wir ſehn uns wieder an der Todespforte.

Stollberg.

Verſteht ihr, was geſchah? ein dunkeles
Geſchick umſchwebt des Vaterlands Befreyer.

Horſt.

Was kommen wird liegt in der Götter Schooß,
Vergebens iſt das Hoffen und das Zagen.
Wie treue Freund' und wackre Waffenbrüder
Es ziemt, laßt uns ihm folgen auch in Blut
Und Tod. —

Ratwald.

Du haſt ein deutſches Wort geſprochen.
Auf ihm ruht Deutſchlands Heil, drum werden auch
Die Götter ob ihm walten.

Horſt.

Laßt uns gehn;
Sein Auge ſieht, wollt ihr die Zukunft wiſſen.

(Horſt, Stollberg und Katwald gehen, die Walkyre faßt Katwald bei der Hand, er bleibt, die übrigen gehn.)

Die Walkyre.

Empor den Blick! in's Götteraug mir ſchaue,
Und tief bewahr' im ernſten Männerherzen,
Was ich mit ernſten Worten dir vertraue,
Wie fern in trüber Zukunft Nacht es graue.
Hoch flattern um das Paar die Hochzeitkerzen,
Allein es naht der düſtre Tag der Schmerzen,
Die Sklavenkette wird das Weib umwinden,
Segeſt durch Herrmanns Freund die Rache finden.

Katwald.

Feſt halt ich dich. Du ſollſt mir nicht entſchwinden;
Sagſt du mir dies, ſo ſollſt du mehr verkünden.

Die Walkyre.

Verwegener! willſt du die Götter binden?
Der Menſch ſoll ahnen, und der Gott ergründen.

(Sie verſchwindet.)

Katwald (allein.)

Sie war's, und alle Sinne hat in mir
Das grauſe Wort erreget. — Die Walkyre,
Kein Ungethüm ſtand da, und hielt die Hand.
O! hätte ſie in Hela's Nacht mich hin-
Geſchleudert, ſtatt in dieſe düſtern Zweifel.
Was Zweifel? wie der trübe Schatten, folgt

Mit treuem Schritt dem Manne das Geſchick.
Nicht Muth entfernt es, nicht des Armes Kraft,
Es geht die ſichre Bahn und wanket nicht.
Es nahe! doch eh' ich mit Schmach ihm diene,
Giebt ihm der Opfertod die würd'ge Sühne.
(Er geht in die Burg.)

Dritte Scene.

Prätorium.

Junius. Publius. (Centurionen.)

Junius.

Ich berg' es länger nicht, geopfert wird
Das Heer. Nicht Feinde ſcheinen wir, die rings
Gefahr bedroht, nein, ſichre Herren, die
Als Schmuck die blanken Waffen führen.

Publius.

Schweig!
Wir ſind hier im Prätorium.

Junius.

O könnt'
Ich's von dem Markte, vom Pallaſt des Cäſars
Durch alle ſieben Hügel ſchrei'n. Für wen
Denn fechten wir? Iſt mein des Sieges Ehre,
Den ich erkämpfe? Goldne Zeit! wo noch
Ein Scipio, Marcellus, Marius
Mit ſtolzen Roſſen fuhr zum Capitol,
Um ſelbſt dem Jupiter zu opfern. Jetzt —

Wie aller Freiheit Er verſchlungen, ſo
Verſchlingt er Aller Ehr' und Namen auch.
Wir bluten hier, er ſchwelgt indeß in Rom
Mit ſeiner Livia, und wir ſind Enkel
Des Brutus, und ſein Rom iſt unſer Rom.

Publius.

Begrab's in tiefer Bruſt.

Junius.

Wer ſieht es nicht?
Erliegen ſollen wir, daß auf dem Throne
Der Cäſar ſicher ſey. Die alten Hallen,
Das Forum, Marsfeld, Capitol, die Tempel —
Es wandeln dort der Scipionen und
Der Grachen edle Schatten; — leicht kann da
Der alte Geiſt erwachen, freie Waffen
Ergreifen, oder Brutus heil'gen Dolch.
Drum ſind wir hier im kriegriſchen Exil,
Fern von der Heimath, zwiſchen Eis und Stürmen.
Der Feldherr ſelbſt giebt uns hier preis; er herrſcht
Mit Stolz und Eigenmacht, als wären ſchon
Beſiegt die blonden Rieſen, und empört ſie nur.
Der kluge Saturnin, wie anders zähmt' er
Die Wilden — Bachus Taumelfeſte führte
Er in den rauhen Forſt, Mänaden
Umtanzten Eichen, und der Zecher ward
Zahm, wie die Tieger an des Gottes Wagen.
Da ſchliefen ſie; vom Rauſch ſind ſie erwacht.

Die tückiſchen, zu dumm zur Liſt, doch grade
Zur Rach' und dumpfen Tücke klug genug.

Publius.

Das iſt des Feldherrn Sache.

Junius.

Wohl, gehorche,
Mit deinem Leben wirſt du zahlen, wirſt
Als Sklav das Roß hier zäumen, wirſt das Vieh
Hier weiden. — Bei der Freiheit Schatten! — o! daß wir
Nur bei dem Schatten ſchwören dürfen — dazu hat
Rom ſeine Söhne nicht erzeugt! — Stünd' Marbod
Gerüſtet auf —

Publius.

Ihn feſſelt Julia.

Junius.

Wie lange?

(Trompeten hinter der Bühne.)

Publius.

Sie nah'n; verbirg dem Heer, was dich
Bekümmert.

Junius.

Von dem Heer hab' ich den Sinn.
Wo jeder zagt, hat nur der Tollkopf Muth.

Vierte Scene.

Vorige. Trompetenſtoß. **Sechs Lictoren** mit den Ruthenbündeln, in welchen die Beile ſtecken. **Varus**, **römiſche Officiere** und **Soldaten**. **Segeſt**, **Siegmund**, als römiſcher Prieſter. **Gambrio**, **Ingomar**, mehrere **Deutſche**. **Wache**, zwiſchen dieſer **vier gefeſſelte Deutſche**.

Varus.

(Nachdem er ſich auf die Sella curulis zur Seite der Bühne niedergelaſſen, drey und drey Lictoren ſtehen auf jeder Seite, daneben die römiſchen Officiere. Im Hintergrunde Wache. Vor ihm ſtehen die gefeſſelten Deutſchen. Gegenüber **Segeſt**, **Ingomar**, **Gambrio** und andere. Auf der Seite der Römer Siegmund.)

Es thut mir weh zu ſtrafen, doch ihr zwingt
Durch Widerſpänſtigkeit den Gütigen
Zur Härte. Seid ihr doch unzähmbarer
Beinah, als eurer Forſte Wild. Es ehrt
Die Gränze, die ihr kühnlich überſpringt
Und ſcheut zurück. Es iſt des Cäſars Wunſch
Euch zu beglücken, wie ſein Rom, die Wildniß
In heitre Fluren zu verwandeln, und
Italiens ſtets heitren Himmel euch
Hier zu erſchaffen; denn der Menſch iſt wie
Die Heimath, welche ihn gebahr, iſt ſanft,
Iſt rauh, wie ſie. Des Jagens wilder Freude
Entwöhnet euch, und ehret den Bezirk,

Den ich geſteckt, ich wills, — der Römer will.
Führet ſie zur Züchtigung!

(Zwey gefeſſelte Deutſche werden mit 2 Lictoren und Wache weggeführt.)

(Zu den gefeſſelten Deutſchen.)

Ein ernſtres Wort
Richt' ich an euch — ein Todeswort. Mit Blut
Und Waffen ward das Recht nach tollem Wahn
Bisher entſchieden — Recht durch Blut! — Es ging
Bewaffnet die Gerechtigkeit, die milde,
Wohlthätige, in der Zerſtörung Schmuck.
Nicht friedlich ſegnend eine Gottheit, ſtand ſie
In Mitte des Verbrechens, und der Unſchuld;
Sie kühlte nicht den innern Groll durch Worte
Der Weisheit, ſie entflammt' ihn höher noch
Den Blut- und Rache-Durſt. Verſöhnung nicht,
Nein Mord gefiel ihr und ein Leichenopfer;
Denn Schwerdt und Fauſt, die mördriſchen, entſchieden,
Was kluger Sinn und Redlichkeit mit Ernſt
Nach des Geſetzes Worten ſchlichten ſollten.
Daß eure Götter, rauh und wild wie ihr,
Von oben her mit Wohlgefallen auf
Dies Mordſpiel ſchaun, der Schwerdter Blitze lenken —
Der Glaub iſt Wahnſinn. Mit ſo wilden Göttern
Hinweg! und mit dem Glauben, der dem Morde
Die Weihe giebt, unmenſchlich Menſchenopfer
Am Altar ſchlachtet. — Sanftre Götter bietet
Auguſt, der, ſelbſt ein Gott, mit ihnen herrſcht

Euch an, laßt Tempel ſich erheben, und
Zum Hain den Forſt ſich wandeln. Jovis Bild
Des Donnerers und Cäſars ſteige auf,
In menſchlicher Geſtalt, der Götter Bild
Für Menſchen, Menſchlichkeit zu lehren, denn
Den Göttern die er ehrt, iſt gleich der Menſch.
Hinweg mit euren Göttern, Rechten, Sitten,
Und mit dem tollen Richterſpruch durchs Schwerdt.
Rom ſendet andere Geſetze euch,
Und Männer, aller Rechte kundig, die
Beredt das dunkele enthüllen, und
Auf jedem Schleiſweg Liſt und Trug entdecken.
Zu eurem Richter ſetzte mich Auguſtus,
Der Herr; nur hier vor meinem Richterſtuhl,
Nach römiſchem Geſetz, ſoll jeder Zwiſt
Entſchieden werden. Was nach toller Sitte
Ihr heimlich ſchlichtet, Mord iſt es, und wird
Wie Mord beſtraft

(Zu den Lictoren.)

Zum Tode führet die
Verbrecher.

Der Erſte der gefeſſelten Deutſchen.

Wir? Verbrecher? was der Römer
Verbrechen nennt, — iſt Edelthat dem Deutſchen.

Der Zweyte.

Wir ſterben für des Vaterlandes Recht
Und freye Sitte.

Der Erſte.

Sterben gern, weil ihr
Noch lebt.

Der Zweyte.

Und uns wird Rache werden, denn
Mit Blut wird büßen, wer mit Blute frevelt.

Varus (befehlend.)

Zum Tode!

Der Erſte.

Wodan! Rache!

Der Zweite.

Rache! Brüder!

(Die Gefeſſelten werden hinweggeführt, im Hintergrunde begegnen ſie:)

Fünfte Scene.

Herrmann. Horſt. Stollberg. Katwald. Vorige.

Herrmann.

(Noch im Hintergrunde deutend zu den Gefeſſelten, welche ſogleich weggeführt werden.)

Nur zu, es überſchäumt des Frevels Maaß,
Und hohe Todtenopfer werden flammen.

(Er tritt vor, und wendet ſich gegen Varus.)

Wenn ich ein kühnes Wort, o Imperator!
Zu reden wage, ſo gebührt mir's wohl,
Dem Bürger Roms, dem Lieblinge des Cäſar,
Den mit dem Ritterring Auguſtus ſelbſt geſchmückt,

Den er hieher mit weiſer Abſicht ſandte;
Denn wohl mag der dem Ueberwinder rathen,
Der in der Heimath Schooß erwuchs, und Wunſch
Und Laun' und Dünkel ſeines Volkes kennt.

Varus.

So ſprich getroſt, Quirit! Ich höre dich,
Weil es Auguſtus will.

Herrmann.

Als ich noch in
Des Cäſars Leibwacht diente, hört' ich einſt
Bei einer kühnen That, die zu Athen
Ariſtogiton und Harmodius,
Die Jünglinge, vollführt. Im heil'gen Laube
Verbargen ſie den Dolch, der für die Bruſt
Hipparchs und Hippias, der Tyrannen,
Geſchliffen war. Es fiel Hipparch, doch auch
Harmodius ſank von den Schwerdtern der
Trabanten, und Ariſtogiton ward
Zur Folter hingeſchleppt, die Edlen alle,
Die für die Freiheit ſich erhoben, zu
Entdecken. Schadenfroh beginnt der Henker
Die grauſe Marter — doch der Jüngling ſchweigt —
Es ſteigt die Qual — er ſeufzt — noch ſchärfere Pein —
Da ſchlüpft ein Nam' ihm durch die Lippen, und
Es fällt das Haupt, das ihn getragen.
Nicht müde wird der Peiniger, die Folter
Erpreßt der Namen viel, und alle büßen
Mit raſchem Tode durch das Henkerbeil;

Denn vorſchnell iſt die Wuth Oed' wird's um den
Tyrannen. „Du nur, Hippias, biſt von
„Verbrechern jetzt noch übrig. Deine Freunde
„Haſt alle du durch mich geſchlachtet,“ ſpricht
Der Jüngling lachend, und ſein Geiſt entflieht.

Varus.

Wie deut' ich, Herrmann! dieſes Wort?

Herrmann.

Nicht vom
Tyrannen, nicht von Dolchen und Verrath
Iſt hier bei uns die Rede, doch ſo wie
Der Jüngling Hippias betrogen, täuſchet
Des Heuchlers böſes Wort dich, Imperator,
Und hin zum Tode ſchickſt du deine Freunde.

Varus.

Sie kennen das Geſetz, es ſodert Tod.

Herrmann.

Daß es ihn ſodert, eben iſt ſein Fehler.
Der Fluch vergoßnen Blutes hängt an der
Eroberung, nie wird geliebt der Sieger,
So lang' den Wahlplatz Bruderleichen decken,
Und Kunde lebt aus freyer Väter Zeit.

Varus.

Was hör' ich?

Herrmann.

Wahrheit! bei Auguſtus ſchwör' ich's,
Dem Göttlichen. Kränkt dich der freie Muth,
Der ausſpricht, was im innern Herzen lebt?

Durch Freimuth iſt der Mann ein Schwerdt, das Lug
Und Trug zertheilt, wie Blitz Gewölk'; ohn' ihn,
Die Scheide, die nur ſcheint, was ſie nicht iſt.

Varus.

So rede denn mit freiem Muth, wie dir
Dein Herz gebeut, mir bleibt doch der Entſchluß.

Herrmann.

Erſt wenn des Siegers blutbeſprütztes Schwerdt
Wohlthätig ſich zur Sichel krümmt, wenn um
Die Lanze ſich die Rebe ſchlingt, wenn ihm
Die Fremde Heimath wird, dem Eingebohrnen,
Er ſelbſt ein Landsmann, Bruder, dann erſt wird
Geliebt als Segen, was als Fluch erſchien.
Des Rheins Geſtad' umgürten eure Feſten,
Durch unſrer Forſte Wildniß bracht ihr kühn
Euch Bahn für Roß und Mann, den Strömen gabt
Ihr neue Betten, und eu'r Seegel weht,
Wo ſonſt der Adler niſtete, geharniſcht
Steht mitten hier im Lande feſt eu'r Fuß.
Wir ſind beſiegt, die Ohnmacht hofft, geſchreckt
Durch den wehrhaften Ernſt, der euch umgiebt,
Der alten freien Tage Rückkehr nicht;
Sie wünſcht den billigſten Vertrag, ſie wünſcht
Durch Treue Cäſars Gnade zu verdienen.

Varus.

Sie kann ihr werden.

Herrmann.

Doch wenn täglich Blut

Und immer Blut in Strömen fließt, wenn wohlfeil
Das Leben wird, der freye Rücken unter
Ehrloſen Ruthenſtreichen blutet, wenn
Mit eins das Volk, entwöhnt der Sitten, Rechte,
Die ihm die Heimath gab, zum Fremdling ſich
Geſtalten ſoll; dahin iſt dann der Werth
Des Daſeyns, der Verzweiflung Wahnſinn füllt
Die Herzen, Schwerdter blitzen, blutvoll ſtürzt
Ins Thal der Strom, und über Leichenfelder
Mag dann der Sieger herrſchen. Das iſt nicht
Des Cäſars Wille; gütig iſt und weiſe
Auguſtus, den die Deutſchen alle lieben.

Varus.

Von jenem Wahnſinn der Verzweiflung, wie
Du ſelbſt es nennſt, hab' ich gehört; auch dir
Füllt er den Kopf, der ſchlaue Wahnſinn —

Herrmann.

Mir?
Und ſo hätt' ich geredet? ſelbſt hätt' ich
Verrathen meines Herzens tiefen Plan?
Mich ſelbſt geliefert dem Gerichte, dem Beile?
Wohl brüllt der Bär, eh' er die Beute faßt,
Es heult der Wolf, eh' er zum Raube ſtürzt,
Doch wir, — wild mag der Deutſche ſcheinen, — toll,
Toll iſt er nicht, bey allen Göttern Roms.

Varus.

Den Wortſtreit haßt, wer mit dem Schwerdt geſiegt,
Wer unterlag, weiß nicht ſich zu erheben,

Und ſicher thront, wer wachſam um ſich ſchaut.
Ihr kennt die Römer. Still davon.

Herrmann.

Nicht ſtill
Davon, ich will ihn kennen den Verläumder,
Der zwiſchen uns, die Einigen, Verdacht
Geworfen, der, wie jener Grieche, Varus,
Durch Schwerdt und Tod dir deine Freunde raube.

Varus.

Sprich ſelbſt, Segeſt!

Herrmann.

Segeſt? das ahnte ich.

Segeſt.

Wo ſie verhöhnt ſich ſieht, da ſchweigt die Wahrheit
Voll innern Stolzes, einmal nur giebt ſich
Dem Spott die Treue Preis. Ich wiederhohl's,
Du, Varus, wirſt an mich gedenken.

Herrmann.

Stirbt
In deinem Herzen nie der alte Groll?
Beſänftigt heil'ger Namen Zauberwort
Ihn nicht? — Segeſt! Thusneldens Vater!

Segeſt.

Fluch
Dem Räuber und dem Raube!

Herrmann.

Ehrt' ich nicht
Des Cäſars heiliges Geſetz, ſo ſollte

Für dieſes Wort mein gutes Schwerdt mir und
Thusnelden, — nein! ihr Vater zürne fort.

Segeſt.

Daß du des heilgen Zornes lacheſt? Geh,
Mein ſtiller Fluch wird ſicher dich erreichen.

Herrmann.

Was Liebe band, wie wird der Haß es löſen;
Des Vaters Fluch holt nie die Tochter ein,
Die Ehr' und Lieb und Unſchuld heilig hält.
Ein Fürſt wie du, warb ich um deine Tochter,
Doch du verſagteſt, was ihr Herz mir zu-
Geſagt, und — Lieb iſt nur der Liebe Preis,
Spricht deutſches Recht. Auf ſchnellem Roß hab' ich
Mit ſtarkem Arm, in dem Geleit der Freunde,
Die ſchöne Braut in meines Vaters Haus
Entführt, geſegnet hat der Vater uns,
Geheiligt die Natur den Bund der Herzen. —
Und nun, dem Meuter gleich, mit argem Leumund
Verfolgſt du mich, der deines Bluts iſt, durch
Dein eignes Herzensblut; des Cäſars Thron
Entweihſt du durch der Lüge giftigen Dampf,
Den du für lautres, biedres Opfer giebſt. —
Entſcheid' o Varus! wo die Treue, wo
Die Rache ſprach, wo Wahrheit, wo die Lüge?

Varus.

Segeſt, ſo lange nicht des Eigennutzes
Verdacht von deiner Klage ſchwindet, zürnt
Der Römer dir.

Segeſt.

Mir gleich! traut ihr dem Worte
Mehr als der That. Den Sohn gab ich als Geiſſel
Euch hin. Fremd iſt die Tochter mir geworden,
Die mit dem Römer-Feind das Bette theilt.

Herrmann.

Der Römer Feinde? Sieh die Bürgerkrone
In meinem Haar, den Ritterring am Finger,
Die goldne Kett' um meinen Hals, die an
Den Cäſar ewig mich und ſtählern bindet.
Verläumder! Sieh, und tritt hervor, und zeige,
Daß gleicher Schmuck dir ward. — Auguſtus
Kennt ſeine Freunde, gleich der Sterne Zahl
Sind ſie, und nimmer kauft' er einen durch
Verbrechen. — Ich werd' auch Verbrecher nicht
Ihm ſcheinen, Lieb' iſt ihm nicht fremd, ſie träuft
Balſamiſcher aus den Orangeblüthen,
Die eine milde Sonn' um Rom erzeugt.
Was Liebe that, wird er genehmigen.

Segeſt.

Genehmigen? Nicht flammt das Schwerdt
Mehr im Ordal; des Jagens freye Willkühr
Hemmt enge Gränze; doch des Vaters Recht
Mag Eigenwill zerhauen und verletzen.

Varus.

Was Recht ſeyn ſoll, wird Rom entſcheiden. Wie
Kannſt du als Sohn verſchmähn, den Cäſar liebt?
Die Liebe ſtiftet Frieden, wer ihn ſtöre

Empört ſich gegen das Geſetz und Recht,
Dem die Natur die Weihe gab. Es will,
Den Göttern gleich, Auguſt gebieten
Durch Lieb' und Wohlthun nur. — Dein ſey Thusnelda.

Herrmann.

Und dem Auguſtus ſey Thusneldens Sohn.

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Ein Centurio (kommt eilig.)

Der Centurio.

Von Staub bedeckt und Schweiß mit Windeseile
Komm ich hierher, am Boden ſterbend liegt
Das dritte Roß —

Varus.

Was bringſt du?

Der Centurio.

Fern empören
Die Anſibaren ſich, die äußerſten
Cohorten ſind gemordet, wie von Bergen
Der Waldſtrom ſchäumend ſtürzt, viel Bäche nähren
Ihn — ſo die Feinde, alle Adler flüchten,
Und naht nicht ſchnell von hier die Hülfe, iſt
Verlohren, was wir theu'r mit Römerblut
Erkauft.

Varus.

Nicht möglich iſt, was du berichteſt.

Der Centurio.

Wenn du noch zweifelſt, wird der Feind ins Lager
Dir ſelbſt die Botſchaft bringen.

Segeſt (zu Varus.)

Hörſt du's jetzt?
Der Donner tönt von fern.

Ingomar (für ſich.)

Sie halten Wort.

Ratwald (zu ihm.)

Nun iſt's an uns, zu handeln.

Gambrio (zu ihnen.)

Laßt ihn ſorgen,
Auf deutſcher Flur ſoll manch Gebein der Römer
Noch bleichen.

Segeſt (zum Varus.)

Sie erblaſſen, einer raunt
Dem andern leiſ' in's Ohr; vertrau dem Freunde,
Verbündet ſind ſie mit den Anſibaren.

Varus.

Fürcht' ich ſie ſchon und ihre wilde Herden?
Noch einmal fühlt den Stahl der Römer! — Nie
Darf den Barbaren hier die Wunde heilen,
Nie heile ſie. — Die Legionen — ſchöner
[illegible]t Rom ſie nie zu Lorbeern ausgeſandt —
Verachten Feinde jeder Art und Zahl.
Schnell ſind Tollkühne überwunden, die
Im Rauſch des erſten Glückes taumeln. Ich
Will ſelbſt die Legionen führen. Herrmann!

Du folgſt ins Lager mir, um die Befehle
Für's deutſche Hülfsheer zu empfahn.

Herrmann.

Es iſt
Bereit. Sieh nur, wie wohl ich dir gerathen,
Der Fürſten Schaaren hier zu ſammeln. Keiner
Kann mit den Auſibaren ſich verbinden. Du
Gebieteſt allen.

Varus.

Gut, — indeß beginne
Der Augur die Auſpicien.

Siegmund.

Sie ſind
Vollbracht, mich trieb's, im frühen Morgenfluge
Der Zukunft-Künder ſchon zu ſpähn.

Varus.

So ſprich.

Siegmund.

Der guten Sache ſind die Götter hold,
Wo Treu' und Muth, wird Sieg und Freude ſeyn.

Varus.

Genug der guten Worte ſprachſt du. Folgt mir!

(Varus geht, die Lictoren voran, ihm folgen die Römer alle, auch Segeſt und Herrmann.)

Herrmann (zu Horſt.)

Um Mitternacht bei Wodans Eiche; ſag's
Den andern. (Er geht.)

Horſt.

Wohl.

Siegmund.

Wo rauſcht ſie?

Horſt.

Römer,

Kniet vor den Göttern deines Capitols.

Siegmund.

Dem Deutſchen gönne deutſcher Eichen Schuz
Vor Göttern, deren Zorn die Lüge reizt.
Falſch war mein Augurſpruch, denn dieſer Schlacht
Wird Rom auf allen ſieben Hügeln beben. (Er geht.)

Katwald.

Vertrau ihm nicht, es iſt Segeſtes Sohn.

Horſt.

Thusnelda's Bruder.

Stollberg.

Trau ihm nicht, es birgt
Geheimes Wort die Tück' und Liſt.

Ingomar.

Mag Herrmann
Entſcheiden. Seyd auf eurer Hut, und kommt
Hinweg, rathſchlagt in Feindes Lager nicht.

Gambrio.

Fällt noch einmal die Hörner, dann begeiſtert
Pflegt Rath bey Wodans Eich', und ſchwört und haltet
Den Römern Tod, und Freyheit Deutſchlands Söhnen.

(Sie gehn von anderer Seite ab.)

Siebente Scene.

(Lichter Platz in einem Walde von hohen Eichen und Tannen umgeben, in der Mitte die Wodans-Eiche, die ihre Aeſte über die ganze Bühne hinbreitet. — Nacht, Mondlicht.)

Siegmund (tritt als Augur gekleidet auf.)

Aus heilgem Laube rauſchen Schauer nieder,
Und frommes Beben ſchüttelt die Gebeine,
Der Heimath theure Götter grüß ich wieder,
Ich bet' an Wodans Eich' im ſtillen Haine.
Zurückgegeben ſind mir Götter, Brüder,
Das Herz mit ſich im glücklichen Vereine
Denkt reuevoll zurück, doch mit Vertrauen
Erwartet es der fernen Zukunft Grauen.
Ein Opfer ſtelle ich mich dar;
Hab ich gefrevelt, fließe am Altar
Verſöhnend Blut und Leben hin.
Wenn ich des Vaterlandes unwerth bin,
So ſchleudert, Götter, von dem Sitze
Der Hoheit, der Vernichtung Blitze
Auf mich herab.
Zufrieden, daß ich hier ein Grab
In deutſcher Erde fand,
Harr ich des Todes ſtill von eurer Hand.
Doch weh! ich ſtehe hier
Entſtellt noch von der fremden Zier,
Die ernſte Götter läſternd höhnt.

Erhabne, ſeyd verſöhnt!
Herunter, giftiges Gewand!
(Er wirft den Augurmantel ab.)
Herab vom Haupt' ehrloſes Band!
(Er wirft die Stirnbinde ab.)
Nichts hängt an mir vom fremden Stand,
Nichts von der Unterjocher Land.
Wie mich die deutſche Mutter hier gebar,
Bring' ich mich euch, o Götter, dar,
Mit freyem Herzen, reinem Sinn.
O! nehmt den Jüngling, dem um's Kinn
Die erſte Locke keimet, nehmt ihn hin; —
Wo nicht, ſo legt die zarten Glieder
Hier neben mein Verbrechen nieder.
(Pauſe.)
Die Eiche ſchweigt, es ſchiffet dort
Der Mond im blauen Meere leuchtend fort,
Nicht ſammelt ſich die Donnerſchwere Wolke:
Zurückgegeben bin ich meinem Volke.
Wodan! Wodan! es flüſtert das Laub,
Es neigt ſich der Zweig auf mein lockigtes Haupt,
Waffen! Waffen! zum Römermord!
Es donnert des Feldherrn gebietendes Wort;
Waffen! Waffen! die Hörner erſchallen,
Die Lanzen ſauſen, die Feinde fallen,
Es ſieget das Rech[illegible]es ſieget der Muth —
O! Waffen! daß ich tilge mit Römer-Blut
Des Vaters Schuld, das eigne Irren —

Entzücken will mir die Sinne verwirren
Ich ſinke, ſinke und ha'te die Eiche umarmt
Bis des reuigen Sohns ſich die Heimath erbarmt.

(Er ſinkt am Stamme der Eiche nieder.)

Achte Scene.

(Trauermuſik von Ferne. Ein Leichenzug, mit Fackeln umgeben und von vielen Männern und Frauen begleitet, geht über die Bühne. In dem Zuge ſieht man Siegmar und Thusnelda, Ingomar, Gambrio, Katwald, Horſt, Theudmar, Stollberg, Bojockal und mehrere deutſche Fürſten.)

Chor (während der Zug vorüber geht.)

Still ſchweigt wohl das ſtille Grab,
Doch tönt das laute Lied,
Die ſchöne Leiche ſinkt hinab,
Ihr Name ewig blühe;
Selbſt warfſt du dir das Todesloos,
Ruh' ſanft in Hertha's kühlem Schooß.

Der Deutſchen Mädchen Tugend ſoll,
Nicht Raub des Fremdlings ſeyn;
Hermina, frey und unſchuldsvoll,
Stürzt' in den Tod hinein;
Und Varus, Sklav der frevlen Luſt,
Zerfleiſchte ſich die wilde Bruſt.

Wohl

Wohl ſchweiget ſtill das ſtumme Grab,
Doch tönt das laute Lied;
Der Heldin Leiche ſinkt hinab,
Hermina's Name blüht.
Werft, Brüder, Römern Todesloos;
Nie hülle Römer Hertha's Schooß.
(Der Zug geht vorüber.)

Siegmund (erhebt ſich.)

Das Todesloos! mich ſchaudert vor dem Worte,
Hinweg, Verbrecher! von dem heil'gen Orte!
Dein Vaterland wird dich verſchmähn,
Verſuche, zurück zum Feind zu gehn —
Du darfſt nicht, — bergt mich! heil'ge Eichen,
Ich muß hier ſterben, oder das Geſchick erweichen.
(Er geht in das Gebüſche.)

Neunte Scene.

Siegmar, Ingomar, Gambrio, Katwald, Horſt, Stollberg, Bajokal, mehrere Fürſten von der Seite zurück, wo die Leiche abging.

Gambrio.

Wir ſind verſammlet, es iſt Mitternacht,
Nur Herrmann fehlt.

Ingomar.

Lang' weilt er in dem Lager
Der Römer.

Horſt (für ſich.)

Ob Segeſt hier ſchleicht? (Er geht umher.)

Katwald.

Im Lager

Der Römer wird er Sieg entſcheiden.

Ingomar.

Auch

Der Drude fehlt.

Stollberg.

Er opfert an dem Grabe.

Horſt (den Augurmantel entdeckend.)

Ein römiſches Gewand! Wir ſind verrathen!

Stollberg.

Des Augurs Mantel!

Gambrio.

Siegmunds!

Ingomar.

Fragt' er nicht,

Wo rauſcht ſie?

Gambrio.

Alſo wär' nicht blind die Kunſt,

Die andre blendet?

Katwald.

Zieht das Schwerdt; ein Hinterhalt

Liegt hier verborgen! (Er und Gambrio ziehen.)

Siegmar.

Ruhig, Freunde! harret,

Bis Herrmann kommt.

Ratwald.

Bis wir erſchlagen ſind;
Denn nie werd' ich die Feſſel klirren hören.

Gambrio.

Sieg, ohne ihn, iſt auch ein Sieg, und Tod
Auch mit ihm Tod.

Siegmar.

Erwartet meinen Sohn.

Horſt.

Da kömmt er ſchnell und froh, wie Götter kommen.

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Herrmann.

Herrmann.

Sie ſind vertilgt, bei Man und Thor! gerettet
Die Freiheit und das Vaterland; wahnſinnig
In das Verderben rennen ſie. Schon ziehn
Die Legionen ihrem Tod' entgegen
In die Gebirg' und Wälder, wo wir bald
Die deutſche Schlacht nun ſchlagen werden,
Wo ihr Gebein die Sonne dörren ſoll.
Ihr Fürſten, dies iſt Varus Wille, zieht
Mit euren Schaaren ſeitwärts hin, daß in
Der Mitt' unangefochten ſich der Römer
Cohorten fortbewegen. Folget dem
Befehl, iſt Herrmanns Rath, und wenn ihr nah
Der Weſer Teutoburgs Gebirg' erreicht,
Dann laßt mit einem Schlag' uns ſie vernichten.

O! Tag des Heils, der nahen Rettung, Tag,
Der unſre Ketten bricht, ha! Ketten, die
Geduldig ſchon der Deutſche trug; willkommen
Des Sieges Tag, des Todes Tag — des Todes
Für's Vaterland. Es ſchüttelt Wodan
Den grauſen Schild. Verderben träuft
Wie Hagelwetter auf die Feinde,
Dem Nebel gleich umgiebt das Schrecken
Und Zagen ſie, der Boden ſchwankt, die Sterne ſchwinden;
Den Tod ſollt ihr, doch nie ein Grab hier finden.

Siegmar.

So hör' ich noch den Schlachtgeſang? o! Sohn!
Sohn Herrmann! — Flavius iſt nicht mein Sohn —
Gebt Schwerdt und Lanze mir, noch nicht zu alt
Bin ich, für's Vaterland zu ſterben! Freiheit!
Walhalla!

Viele Stimmen.

Freiheit! Freiheit!

Ratwald.

Laß die Jüngern
Im Kampfe bluten, Greis!

Siegmar.

Mir winket Wodan;
Pflückt von dem heiligen Laube ſeiner Eiche!
(Man bricht Zweige ab.)
Mir gebt den hehren Schmuck.
(Er geht umher, und vertheilt von dem Laube an die Fürſten.)
Ich weihe dich

Zum edlen Kampfe! — Stirb geſegnet! — Grüße
Der Freiheit Sonne noch! — Dir färbe Blut
Des Feind's die Lanze! — Leich' auf Leiche wirf!
Bring' Varus Kopf auf hohem Speer. — Laß den
Auguſt in ſeinem Rom erbeben, und
Die Zähne knirſchen! — Siege oder ſtirb,
Wie ich. —

Herrmann.

Des Greiſes Wort, es tön' euch laut,
Wie Wodans Donner. Schwört! den Römern Tod!

Alle.

Tod! Tod!

Ingomar.

Und allen Tod! auch nicht ein Bote
Bleib' übrig.

Gambrio.

Varus Kopf iſt Bothſchaft g'nug.

Herrmann.

So wie ihr Fürſten nun mit euren Schaaren
Voranzieht, rufet ſeitwärts leiſe her,
Was euch befreundet; kluge Botſchaft wecke
Zum raſchen Aufſtand, was nur Waffe führt,
Den Tenkterer auf ſchnellem Roß, den Bructerer,
Den kühnen Lanzenkundigen, des Schwerdtes
Erfahrne Marſen und den Katten, flink
Wie ſein Geſchoß, auch die Longbarden, die
Sennonen und Markmänner. Schaar an Schaar,
Wie Wolk' an Wolke ſammle ſich, bis ſie

Mit Blitz und Fluth das ſtolze Schlachtgewitter
Im Teutoburger Thale all' erſäuft.
Mir hat der leichtgetäuſchte Varus mit
Cheruskern ihm den Rücken freizuhalten
Befohlen; weislich denkt der Feldherr Roms
Nicht an den Sieg allein, auch an die Flucht.
Sie ſoll ihm werden; in die deutſchen Schwerdter
Soll jeder Flüchtling ſtürzen, überall
Sey Tod, im Rücken, vorn, zu jeder Seite.
Zerbrochen finden ſie die Donnerbrücken,
Zerſtört die Straßendämme, ein Verhack,
Und Lanzen, Muth und Tod erſchrecke ſie.

Eilfte Scene.

Vorige. Siegmund (von Deutſchen hergeſchleppt.)
Theudmar. Thusnelda. Mehrere
Deutſche.

Viele Stimmen.

Er ſterbe!

Andre Stimmen.

Der Verräther!

Thusnelda (bittend.)

Herrmann!

Siegmund (bittend.)

Schweſter!

Theudmar.

Am Grabe meiner Tochter blute er!

Sie ſtarb, die Heldin, werth, daß ſo ein Sklav
Als Opfer fällt.

Thusnelda.

Mein Bruder! Herrmann! rette!

Gambrio.

Ein Römer! opfert ihn!

Ingomar.

Den Druden ruft,
Ein Opfer will der Sieg.

Ratwald.

Die Schlangenbrut
Segeſt's fall' unter unſern Schwerdtern.

Siegmund.

Hört mich,
Den Sterbenden.

Thusnelde (ſtellt ſich vor ihn.)

Hört ihn! wo nicht, ſo falle
Thusnelda, Herrmanns Weib, mit ihrem Bruder.

Siegmar.

Hört ihn! obſchon des Hochverräthers Sohn.

Herrmann.

Gerechtigkeit ihr Fürſten!

Gambrio.

Sind wir ſchon
Verkauft an Rom? Mit Blut ſollſt du bezahlen.

Herrmann.

Nicht ungehört —

Katwald.
Nur kurz!
Ingomar.
Und Wahrheit!
Gambrio.
Kennt
Er die?
Theudmar.
Der unſre Götter abgeſchworen —
Horſt.
Hier lag ſein Mantel, und der fremden Weihe
Heilloſe Binde.
Herrmann.
Hört ihn, richtet dann.
Sprich Siegmund.
Siegmund.
Ich will reden; wenig Worte
Und all' mein Blut der Freyheit und der Heimath.
Als Knabe hat der Vater mich nach Rom
Verkauft, ich war der frevlen Treue Geiſſel.
Da ſog ich fremdes Gift und fremden Wahn;
Des Vaters Beyſpiel heiligte, was mir
Verbrechen ſchalt das innre Herz, denn nicht
Konnt' ich verdammen den, der mich gezeugt.
So wuchs ich auf im röm'ſchen Prieſterthum;
Die Kunde nur ſprach mir vom Vaterland,
Doch auch ihr Wort ergriff das Herz gewaltig.
Da ſandt' Auguſtus Varus Legionen

Hieher. Mit ihnen mich. Wir gingen über
Den Rhein. Der weite Strom, die alten Berge
Der dichte Hain, mit ernſter Stimme redten
Sie mich, den Frevler an; ich zitterte,
Die bange Bruſt wagt nicht die heil'ge Luft
Zu athmen, an den Boden zieht's mich nieder
Unwiderſtehlich. Ich ſinke hin und küſſe
Das liebe Mutterland.

(Er ſinkt auf die Knie und beugt ſich zur Erde.)

Gambrio.

Der Heuchler!

Theudmar.

Reißt ihm
Die trügeriſche Zunge aus. Wie ein
Sachwalter ſchwatzt er.

Thusnelda.

Hört ihn! hört!

Katwald.

Er weint;
Ehrt Thränen, die kein römiſch Auge kennt.

Siegmund (ſteht auf.)

Gedrückt von meiner Schuld ging ich einher,
Gewiſſensangſt, wie des Verbrechers, beugte
Mein Haupt, das ſcheue Auge wagte nicht
Den Blick empor, zur Sonne, zu der Nacht
Hellblinkendem Gezelt, zum Eichenwipfel,
Wo wie ein Adler Wodan thront; ich bebte,
Wenn leiſe Luft das leichte Laub durchfuhr,

Als ſtreckt die Strafe ſtreng den Arm nach mir.
O! laßt mich büßen, fleht' ich oft, doch müſſe
Aus dem Verbrechen Seegen blühn der Heimath.
Die trügeriſche Kunſt, die ich in Rom
Erlernt, — denn ohne Lächeln ſieht kein Augur
Den andern, — dienſtbar ward ſie eurer Freyheit.
Und als vom Vater ich den hehren Bund
Erfuhr, jagt' ich durch frohe Weiſſagung
Zur Kühnheit, zum Verderben dieſe Römer.
O! glaubt es dem, den Wodan jetzt erleuchtet;
Nie wird der Deutſche fremde Feſſel tragen,
Von Meer zu Meer wird ihn der hehre Adler
Beſchirmen, von dem Rhein zum fernen Eiſe.
Wo ſpät der Name, dem einſt Welten fluchten,
Für Welten Seegen wird. — Nur dieſe Adler,
Die Brut des Jupiters vom Kapitol,
Werft in den Staub.

Siegmar.

O! hört' ihn!

Thusnelda.

Bruder!

Katwald.

Still!

Siegmund.

Der Heimath Götter ziehen vor euch her,
Es mäht das Schwerdt, roth glüht der Speer,
Der blut'ge Strom wälzt weiße Römerleichen.
Ihr Adler wird euch Freyheits, Sieges-Zeichen —

Herrmann.

Sieg tönt aus ſeinem Mund.

Ratwald.

Die Hand mir Jüngling!

Siegmar.

Gebt ihn zum Kriegsgefährten mir.

Ingomar.

Traut nicht!

Gambrio.

Gut iſt das Wort aus gutem Herzen nur!

Siegmund.

Die Freyheit wollt ich mit euch theilen, doch,
Doch zuvor den Sieg; zu Wodans Eiche, wo
Ihr euch verſammlet, eil' ich hin; da liegt
Des Frevels und der Lüge Kleid, den Göttern
Geopfert, wie ich ſelbſt, wenn ihr mir Waffen
Verſagt. Waffen fodr' ich, oder Tod!
Ich will auf deutſchem Boden ſterben,
Sey's kämpfend, oder am Altare.

Viele Stimmen.

Waffen!

Ratwald.

Gebt Waffen ihm.

Siegmund (ſtürzt auf die Knie.)

Dank Wodan! Wodan! Waffen!

Thusnelda (nimmt Herrmanns Schwerdt und giebt es Siegmund.)

Führ' es, wie Herrmann.

Siegmund (küßt es.)

Heil'ges Schwerdt!

Herrmann.

Für Recht
Und Freyheit röth' es Feindesblut; du heft'
An Wodans Eiche dankbar einen Adler.

Siegmund.

Den Adler oder Tod!

Gambrio.

Es gilt!

Siegmar.

Die Hand
Mir, Kriegsgefährt.

Thusnelda.

Mein Bruder!

Herrmann.

Fort!
Nicht Freud' und Liebe jetzt — zum Römermord!

(Er ſtürzt fort, die übrigen folgen, während ſie abgehen, gleich nach den letzten Worten Siegmunds, beginnt der rückkehrende Leichenzug den Chor:

Werft, Brüder, Römern Todesloos,
Nie decke Römer Hertha's Schoos.

und geht über die Bühne. Eh' er noch ganz herüber iſt, fällt der Vorhang.)

II.

Ueber die Vervollkommnung der Kunſt bei den Alten und Neuern.

Letzter Brief.

Bis hieher habe ich Sie bloß mit den Hauptmotiven, welche zur Vervollkommnung der Kunſt in Venedig, Florenz und Rom mitgewirkt haben, bekannt gemacht, und Sie ſowohl auf die große und auffallende Aehnlichkeit der Quellen, welche die Alten und Neuern benutzt, wie auf die politiſchen Begebenheiten, die ſie bei beiden herbeigeführt, aufmerkſam gemacht. Jetzt laſſen Sie uns unterſuchen, was die neuern Künſtler auf der wiedergefundenen Bahn der Vollendung leitete, und welche äußere Umſtände noch auf ſie wirkten, als ſie ſchon das Heiligthum der Kunſt betreten hatten.

Den großen und erhabenen Muſtern der Alten gebührt hierin unſtreitig der erſte Platz. In dieſem Punkte waren die Neuern überhaupt beſſer daran, als jene; ſie hatten nicht nöthig, durch vieljährige Erfahrungen die Regeln des Schönen und Erhabenen zu erforſchen, es kam nur darauf an, daß ſie ihr Weſen gehörig aufzufaſſen verſtanden, und wenn dies geſchehen war, ſie auf den Gegenſtand überzutragen, deſſen Charakter ſie zuließ. Es konnte auch nicht fehlen, das

Studium und der beſtändige Anblick ſo vollkommener Muſter mußten Funken in ihrer Seele wecken, die ſie denſelben oft ſehr nahe brachten. — Der Menſch gleicht hierin einem Kieſel, der nur durch die Berührung Funken von ſich giebt, und äußere Umſtände wirken mehr auf ihn, als man glauben ſollte. Mancher erreicht, in ſeiner Abgeſondertheit, bei dem tiefſten Nachdenken nicht, worauf der Umgang mit geiſtvollen Perſonen oft in einem Augenblicke ihn führt; die Verhältniſſe, in welchen wir uns befinden, machen alles aus uns, und es bedarf oft nur eines leidenden Hingebens, um daraus die überraſchendſten Reſultate hervorgehn zu ſehen.

Dieſe Wirkung ſteht mit der größern oder geringern Beſchäftigung unſers Geiſtes mit ſolchen Gegenſtänden in dem richtigſten Verhältniß; wir empfangen erhabene Ideen, wenn ſie damit verwandt ſind, ſtreben, das Große nachzuahmen, das wir vor uns erblicken; ohne es uns einzugeſtehn, erheben und veredeln wir uns mit demſelben, und wenn wir es auch nicht erreichen, ſo ſpüren wir doch einen gewiſſen Antrieb dazu in uns, und es bedarf oft nur eines günſtigen Zuſammenfluſſes der Umſtände, um uns zu einer Höhe empor zu ſchwingen, die wir lange angeſtaunt, lange als unerreichbares Muſter bewundert haben. — Dieſem oder einem ähnlichen Einfluſſe waren die Künſtler in Rom ausgeſetzt.

Alles in der hochberühmten Stadt erinnerte ſie an die Größe ihrer ehemaligen Bewohner, bei jedem Schritte wurde irgend eine große hiſtoriſche Thatſache lebhaft in ihrer Seele; ſie wandelten auf dem Forum, unter dem verſammelten Volk, hörten, wie es Geſetze gab und Dekrete abfaßte, folgten ihm in die Tempel und zu den gaſtfreundlichen Laren, und die noch erhaltenen Kunſtwerke, ſo wie die Ruinen der koloſſaliſchen Anlagen ihrer Vorfahren wirkten gleich mächtig auf ihre Einbildungskraft, und weckten Ideen in ihnen, die ſie, ohne den Zuſammenfluß aller dieſer Umſtände, nicht gehabt haben würden. Von dieſen Vorſtellungen erfüllt, eilten ſie nun in ihre Werkſtäte, ergriffen Palette und Pinſel, und ſchufen Werke, wie ſie nur der höchſte Grad des Künſtlerenthuſiasmus hervorbringen kann. Ihre lebhafte Einbildungskraft verſetzte ſie unbewußt in höhere Regionen, die Muſter der Alten und der erhabene Charakter der Perſonen aus der Legende ſchwebte ihnen vor, und wenn die einen ſie in das Heiligthum des Idealiſchen mit ſichern Schritten leiteten, ſo ließ der andere ſie die Geſetze der öffentlichen Meinung nicht minder gewiſſenhaft beobachten.

Sagten Sie mir nicht oft, daß Sie Italien zu ſehen wünſchten, ſeinen ſchönen blauen Himmel, ſeine Vegetation, ſeine, mit ſo großen Vorzügen der Kultur und des Klima ausgezeichnete, Landſchaft? — Ich kann es Ihnen nicht verdenken, wenn Sie deswegen und wegen der klaſſiſchen Würde ſeines Bodens ſich hinſehnen, und darüber ſogar die nicht minder großen Annehmlichkeiten Ihres Vaterlandes weniger in Anſchlag bringen. Kunſt und Natur reichen ſich in Italien ſchweſterlich die Hand, ſie ſind nirgends ſo genau mit einander vereint, wie hier, und ihr Einfluß iſt ſo groß, ſo mächtig auf die feurige Einbildungskraft ihrer geweihten Prieſter, daß ſie Erſcheinungen in der moraliſchen Welt erzeugen, die wir anſtaunen und bewundern müſſen.

Was dem kalten Nordländer unausſtehlich iſt, ſeine Thatkraft hemmt und alle ſeine Fibern abſpannt, die brennende Hitze der mittäglichen Länder, dieſe kann der ſüdliche Bewohner nicht miſſen, ſie iſt zu ſeiner phyſiſchen Exiſtenz eben ſo nothwendig, wie zu ſeiner moraliſchen, und treibt und ſpornt ihn zu Dingen an, wovon er unter einem kältern Himmelsſtriche kaum die Möglichkeit auffaſſen würde. Wenn er bei dem kalten, unangenehmen Schauerregen des Winters, oder dem nicht ſeltenen Schneegeſtöber kaum zu vegetiren ſcheint, träg' und muthlos ſich der Unthätigkeit überläßt, und keinen großen, erhabenen Gedanken zu faſſen fähig iſt, ſo ſieht man ihn dagegen, ſobald die Rückkehr des Frühlings die ihm nöthige athmosphäriſche Wärme wiedergebracht hat, von neuem aufleben, er kehrt zurück zur gewohnten Thätigkeit, empfängt, wirket und ſchafft, je nachdem das Blut feuriger durch ſeine Adern ſtrömt.

Nächſt den äußern Umſtänden, die uns umgeben, wiſſen Sie wohl, hängen wir auch noch ganz vorzüglich von dem Umlauf des Bluts in unſern Adern ab, und es iſt nichts weniger als unbedeutend, beſonders wenn von Werken der Einbildungskraft die Rede iſt, darauf zu ſehn, wodurch und in was für einen Grad von Wallung wir geſetzt worden. Wenn das erſte Feuer der Jugend verflogen iſt, bleiben uns oft nur zwei Mittel, ſeine Stelle zu erſetzen, die atmosphäriſche Wärme und der Saft der Traube. Wo die erſtere ſtatt findet, da fehlt es gewöhnlich auch nicht an dem zweiten, und nun denken Sie ſich den italiäniſchen Künſtler mitten im Sommer, und den ſchäumenden Orvietto in der Hand, und

Sie

Sie werden geſtehen müſſen, daß ſeine Einbildungskraft nicht ſelten die Grenzen des Möglichen ſogar überſchreiten müſſe.

Doch vielleicht finden Sie es der Größe des Gegenſtandes unwürdig, daß ich ein Mittel zur Erzeugung des Idealiſchen anführe, deſſen körperliche Natur mit dem Weſen deſſelben in keiner beſtimmten Verbindung zu ſtehen ſcheint. Ich gebe Ihnen dieſes zu, und geſtehe, daß ſeine Einwirkung für uns eben ſo räthſelhaft iſt, wie die des Geiſtigen auf das Körperliche überhaupt. Aber läugnen läßt ſie ſich deswegen nicht; und wären Künſtler und Dichter immer aufrichtig genug, zu geſtehn, wie und wenn ſie die erſte Idee zu einem Meiſterſtück empfangen: wir würden finden, daß eine durch äußere, oft niedrige, Mittel bewirkte Spannung der Einbildungskraft dabei ſehr häufig zum Grunde gelegen habe. Hierin muß ich ganz dem Philoſophen von Genf beiſtimmen, und behaupte, daß, ſo lange der Rauſch dauert, man ſich ihm unbedingt überlaſſen müſſe, ohne ſich an Ordnung und Regeln zu binden, und erſt alsdann, wenn er verflogen iſt, mit kalter Vernunft ſichten müſſe, was wir im Taumel deſſelben niedergeſchrieben, oder auf Leinwand hingeworfen haben. Der Züge des Idealiſchen giebt es ſehr wenige, und, wenn ſie einmal fixirt ſind, kann man ihre äußere Einkleidung leicht nachholen, dahingegen man nur dieſe auffaſſen und jene verfehlen wird, wenn ruhige Ueberlegung bei einem Werke der Imagination obwaltet.

Soll ich Ihnen nun auch noch die Landſchaft ausmalen, die der ſo geſtimmte Künſtler faſt allenthalben in Italien unter ſeinen Augen findet? — Nein, das verlangen Sie nicht, und ich würde auch mit aller Anſtrengung weit dahinter zurückbleiben, denn nur, wenn man an Ort und Stelle, und von ihren Schönheiten mächtig ergriffen iſt, kann man hoffen, ein Bild von ihr zu entwerfen, dem Wahrheit zum Grunde liegen wird. Aber gerade aus meinem gegenwärtigen Unvermögen, ſie Ihnen zu ſchildern, muß ihrer Reize unendlicher Umfang Ihnen einleuchten. Sie werden es natürlich finden, daß ſie die ſchon gereizte Einbildungskraft des Künſtlers noch höher ſpannt, und ihr einen Schwung giebt, den nur das Idealiſche zu befriedigen vermag.

Und die lebende Natur, diejenigen Weſen, die dem Künſtler die Umriſſe liefern, ohne welche er unſern Sinnen der Gottheit erhabenes Bild nicht anſchaulich zu machen im Stande iſt, ſteht ſie nicht mit der todten in dem richtigſten Verhältniſſe? — Freilich würde dieſes manche Ausnahme erleiden, wenn die Männer als einzige Muſter aufgeſtellt werden ſollen. Nicht daß ſie von der Natur vernachläſſiget, oder daß ihre Formen unedel und ihr Ausdruck nicht äſthetiſch wäre. Es giebt ſchöne Männer in Italien, daran iſt gar kein Zweifel, aber zu Modellen ſind ſie nicht ſo geſchickt, wie Griechenlands Jünglinge; daran hindert ſie die genoſſene Erziehung, ihr Anzug und das frühzeitige Verblühen ihrer jugendlichen Schönheit und Anmuth.

Dieſem Mangel an guten Muſtern ſchreibe ich es zu, wenn die italiäniſchen Schulen wenige oder vielmehr gar keine männlichen Ideale von erhabener Schönheit aufgeſtellt haben. Die Chriſte ſind mehrentheils ſchöne Italiäner, denen man durch einen gewiſſen gen Himmel gerichteten Blick irgend etwas idealiſches zu geben geſucht hat; ſie haben aber bei welchem noch nicht den unverkennbaren Abglanz der Gottheit, den die Griechen ihren Figuren zu geben wußten, und die Schönheit der Formen und Stellungen fällt faſt ganz weg, da ſie gewöhnlich eine der erhabenen Kunſt nachtheilige Bekleidung deckt. Indeſſen würde man immer Mühe haben, in der wirklichen Natur lebende und todte Figuren aufzufinden, wie die Chriſte, ein h. Johannes und andere, und dies iſt hinreichend, um ihnen, wenigſtens in dieſer Rückſicht, den Rang unter den idealiſchen anzuweiſen.

Dagegen erfüllen die weiblichen Figuren deſto mehr dieſe Bedingungen. Es laſſen ſich keine reizendere Geſchöpfe denken, wie die Madonnen, die Cäcilien eines Raphael und Correggio, die Venus eines Titian und das Heer von weiblichen Figuren, die alle den vollendetſten des Alterthums an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Sie haben freilich nicht jene erhabene Majeſtät der Gottheit, die Ehrfurcht und Zittern gebeut, aber dafür ſtrahlen ſie in der ganzen Fülle der Majeſtät der Schönheit und himmliſchen Liebe, und erregen die Bewunderung und jene unnennbaren Gefühle, die ein hoher Grad von weiblichen Reizen in unſerem Buſen rege zu machen pflegt. Im männlichen Körper ſcheitert die ſonſt ſichere Hand des Künſtlers faſt immer; die Schönheit deſſelben iſt zu erhaben, als daß ihre Darſtellung in Marmor oder mit Farben, bei jedem Verſuch, erreicht werden könnte; und ſo wie es der Natur ſelbſt nur äuſſerſt ſelten gelingt, ſie zu realiſiren, ſo krönt auch die Bemühungen des Künſtlers nicht immer ein glücklicher Erfolg.

Aber dafür entſchlüpfen ihren ſchöpferiſchen Händen deſto häufiger die ſchönſten weiblichen Figuren, ausgezeichnet bald durch hohes Ebenmaaß, bald durch jene Reize des Ausdruckes, die ſie zu Idealen machen. Dieſe leztern beſonders ſind in Italien in größerer Menge, wie in jedem andern Lande, anzutreffen. Zwei Leidenſchaften, zwei Gefühle nur erfüllen ausſchließend den Buſen der Schönheiten Welſchlands, bei beiden liegt ein hoher Grad von Schwärmerei zum Grunde, ſie ſind der Gottheit oder dem Menſchen geweiht.

Da liegen ſie auf den Knieen in dem Tempel von Andacht durchſtrömt; mit jedem erhöhten Grade der frommen Schwärmerei gewinnt das holde Geſicht neue Reize, das Auge ſtrahlt ein Feuer, dem nichts Irrdiſches anklebt, ihr Ausdruck deutet die Nähe der Gottheit an, ſie entglühen von ihren Eingebungen und in höhern Regionen ſchwebt ihr Geiſt, entfeſſelt vom Körperlichen, aber den Sinnen ſichtbar durch den Abglanz des Göttlichen. — Eine Römerin in dieſem Augenblicke betrachtet, von Künſtleraugen durchdrungen, prägt ſich der Einbildungskraft unzerſtöhrbar ein, ihr Anblick reißt ſie zur Schwärmerei hin, und hohe Ideale entſtehen unter ihren Händen.

Feurig, im höchſten Grade ſinnlich und der Wolluſt ergeben, wird man ſchwerlich ein Weib finden, das, mit ſeltener Schönheit und vorzüglichen Reizen ausgerüſtet, einen höhern Grad von körperlichen Genuß anzubieten im Stande wäre, wie die verführeriſche Italiänerin. Die Liebe kennt und hat bei ihnen nur einen Zweck, und dieſer iſt Genuß; ſie haſſen jede Koketterie, die nicht darauf hinführt, und Verbindungen zwiſchen beiden Geſchlechtern, bei welchen der Verſtand nur Wolluſt treibt, und die Einbildungskraft, und wo die Sinne unbefriedigt bleiben, dieſe ſind ihnen völlig unbekannt. Dafür aber iſt ihre Leidenſchaft auch ohne Gränzen, der Geliebte iſt ihr Abgott, ſie opfern alles ihm auf, und überhäufen ihn mit Seeligkeiten, die oft die ſchwärmeriſche Einbildungskraft Mühe zu faſſen hat. Denken Sie ſich nun ein Weib, von der Natur mit den ſeltenſten körperlichen Reizen begabt, eine Liebe im Buſen, die Welten umfaſſen könnte, und dieſe Gefühle alle auf einen einzigen Mann konzentrirt, den Künſtler ſelbſt, dem ſie als Modell ſitzt, oder deſſen feurige Einbildungskraft ſie ſo eben mit Vorſtellungen erfüllt hat, welche die Liebe einer Römerin nur zu erzeugen fähig iſt, und Sie werden es ſehr natürlich finden, daß ſie uns Muſter von weiblichen Idealen hinterließen, die Liebe und Schwärmerei nur allein auf Augenblicke in die Wirklichkeit hineinzaubern, die aber ſogleich wieder den Sinnen entrückt werden, wenn die Gottheit ſie verläßt, deren Einwohnung ihren Ausdrücken dieſen Abglanz himmliſcher Reize ertheilte.

Von ſeltenen Idealen des Alterthums umgeben, auf klaſſiſchem Boden, geſucht und geſchützt von Allem, was groß und wichtig auf Erden war, verehrt, als Bildner der Gottheit von einer ungeheuren Menge ſchwärmeriſcher Fanatiker, Modelle von Schönheiten jeder Art unter ihren Augen, entglüht für Kunſt und ſinnlichen Liebesgenuß, und in einer Landſchaft, wie Dichter uns die Wohnungen der Götter ſchildern, genoſſen die Künſtler überdies noch jene Freiheit und Unabhängigkeit, welche das Genie nicht entbehren kann, wenn es Schöpfungen des Staunens und der Bewunderung aufſtellen ſoll. Ich will nicht behaupten, daß ſie alle von Nahrungsſorgen frei geweſen ſind, aber gewiß waren ſie alle darüber erhaben, und wer dieſes iſt, und Bedürfniſſe eben ſo gut entbehren als befriedigen kann, der nur allein darf auf eine Unabhängigkeit ſtolz ſeyn, die ihm ſelbſt in den Kerker folgen würde.

Wir wiſſen überdies, daß es den groſſen Meiſtern nicht an Beſchäftigung fehlte, da man faſt in jeder Kirche und Kapelle Bilder von ihrer Arbeit haben wollte. Es war Sitte des Zeitalters, guter Ton, und Sache der Religion und des Volksglaubens, Gemählde aufzuſtellen, und dies verſchaffte den Künſtlern einen gewiſſen Erwerb, der ihre Unabhängigkeit ſicherte, wenn er auch nur wenigen zu groſſen Reichthümern verhalf. Und dieſes iſt und muß der Hauptzweck eines Künſtlers in Rückſicht auf ſich ſelbſt ſeyn, er flieht jede Feſſel, wo er ſie ahnet, ſetzt ſeinen Stab weiter, und weilet da, wo Ruhe, Sicherheit und Freiheit ihm erlauben, zu ſchaffen, oder in träger Unthätigkeit, je nachdem Laune des Augenblicks und Umſtände ihn dazu vermögen, ſich in ſich ſelbſt zu verzehren.

Woyda.

III.

Zeichen der Zeit.

Despotismus.

Wieland ſagt irgendwo: „Der Despotismus iſt der ſchwarze Punkt im menſchlichen Herzen.“

Man muß geſtehen, daß man ſehr wenig von dem Despotismus weiß, wenn man nicht mehr von ihm weiß, als daß er der ſchwarze Punkt im menſchlichen Herzen iſt.

Eine Geſchichte des Despotismus würde ſehr belehrend ſeyn; aber wer ſoll ſie ſchreiben? Kein Anderer iſt dazu fähig, als der das Nothwendige in den moraliſchen Erſcheinungen aufzufaſſen und darzuſtellen weiß. Ein ſolcher aber ſoll noch erſt geboren werden, weil die moraliſche Welt noch immer im Nebel liegt, und alſo recht eigentlich terra incognita iſt — was auch die Philoſophen dagegen ſagen mögen.

Gewiſſermaßen iſt die Geſchichte des Despotismus in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts enthalten; aber es bedarf keines gewöhnlichen Grades von Scharfſinn, um die Geſetze aufzufinden, nach welchen er, in einer Reihe von Jahrhunderten, ſein ganzes Weſen verändert hat, — verändern mußte, weil ſelbſt die Willkühr in den Banden der Nothwendigkeit gehe.

Die Bemerkungen, welche ich in den folgenden Blättern über dieſen Gegenſtand machen werde, haben keine andere Tendenz, als die Vorurtheile zu bekämpfen, vermöge welcher man ſo oft über Despotismus ſchreit, ohne zu wiſſen, worin er eigentlich beſteht.

Nur aus der Maſſe und Beſchaffenheit ſeiner Einſichten kann der Menſch die Beſtimmungsgründe ſeiner Handlungen hernehmen, ſo oft er frei handelt. Je größer und beſſer dieſe Maſſe iſt, deſto mehr Beſtimmtheit und Zweckmäßigkeit wird in dieſen Handlungen ſeyn; je kleiner und ſchlechter ſie dagegen iſt, deſto mehr wird der umgekehrte Fall ſtatt finden. Die höchſte Einſicht, der beſte Wille und die größte Zweckmäßigkeit der Handlungen fallen nothwendig zuſammen. Daſſelbe iſt der Fall mit der beſchränkteſten Einſicht, dem böſeſten Willen und den unzweckmäßigſten Handlungen. Ein Gott kann nicht thörigt, ein Dummkopf nicht weiſe ſeyn.

Wenden wir dies auf menſchliche Verhältniſſe an, ſo ſpringt es in die Augen, daß da, wo dieſe Verhältniſſe durch Perſonen gebildet werden, die in Hinſicht der Einſicht ſich entweder gleich oder beinah gleich ſind, die meiſte Uebereinſtimmung in den Handlungen ſtatt finden werde; und daß hingegen da, wo eine Ungleichheit der Einſichten ſtatt findet, der Widerſpruch unvermeidlich nothwendig ſey. Ein geſcheuter Herr und ein dummer Diener können ſich in ihren Handlungen durchaus nicht begegnen. Hier bleibt nichts anderes übrig, als daß, wenn einmal Zank und Widerſpruch vermieden werden ſollen, der Diener den Herrn, oder dieſer jenen — wenn es möglich iſt — in ſich aufnehme; oder daß beide ſich von einander trennen.

Blicken wir auf das große Verhältniß der Staaten zu den Regierungen; ſo entſcheidet auch hier die Gleichheit oder Ungleichheit der Einſichten über die Harmonie oder Disharmonie der Regierten und Regierenden, und über den größeren oder geringeren Grad des Zwanges, den die Regierenden gebrauchen müſſen, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Aufklärung iſt kein ſo leerer Name, als man uns bisweilen glauben machen möchte. Geſetzt, die Regierung eines aufgeklärten Landes würde nach Otaheti geſandt, um die Bewohner dieſer Inſel zu kultiviren — geſetzt, es würde ihr zur Pflicht gemacht, dies Geſchäft innerhalb eines beſtimmten Zeitraums zu Stande zu bringen; — würde ſie nicht, mit aller ihrer Weisheit, ihre Zuflucht zu dem drückendſten Zwange nehmen müſſen? würde ſie nicht genöthigt ſeyn, im eigentlichen Sinne des Worts zu despotiſiren? Aehnliche Erſcheinungen ſind wirklich vorhanden geweſen. Man denke nur an Peter den Großen und Joſeph den Zweiten zurück. Das höchſte Glück der menſchlichen Geſellſchaft iſt: von Menſchen und nicht von Göttern regiert zu werden, weil die erſteren ihr in Hinſicht der Einſicht mehr verwandt ſind, als die letzteren, und ihr Despotismus aus dieſem Grunde immer der erträglichere ſeyn muß.

Man ſetzt den Despotismus gewöhnlich in die Willkühr, womit das Oberhaupt der Regierung ſeinen Willen an die Stelle des Geſetzes bringt. Aber was iſt darin Haſſenswürdiges? Giebt es nicht Fälle, wo das eine Geſetz ſchlechterdings durch das andere verdrängt werden muß? Iſt nicht die höchſte geſetzgebende und vollziehende Macht das Prärogativ eines Fürſten? Kann eine Geſellſchaft anders beſtehen, als ſo, daß das Prärogativ ungekränkt bleibe? Alle Verſuche, die man bisher gemacht hat, die Willkühr durch eine Abſonderung der Gewalten zu begränzen, ſind zum Nachtheil der Geſellſchaft ausgefallen, zu deren Gunſten man dieſe Trennung vornahm, und weit entfernt, den Deſpotismus dadurch zu verringern, hat man ihn recht eigentlich vermehrt. Es liegt in der Natur einer Regierung, daß ſie eine einige ſey; und vermöge dieſer Natur muß niemals eine Trennung der höchſten Gewalten ſtatt finden, wenn man nicht geradezu die Abſicht hat, Anarchie an die Stelle der Ordnung zu bringen. Ich wiederhole es: das ſchönſte Vorrecht der Fürſten iſt, veraltete Geſetze abzuſchaffen, verbrauchte Formen zu zertreten; denn nur auf dieſem Wege wird die Entwickelung der Geſellſchaft befördert, nur auf dieſem Wege kann Ordnung und Harmonie hervorgebracht und erhalten werden. Alles kommt darauf an, daß das Beſſere (in den Geſetzen und Formen) an die Stelle des Schlechteren gebracht werde. Wo dies geſchieht, da ſollten eigentlich alle Klagen über Deſpotismen verſtummen. Sollte es, nach allen dieſen Gründen, nicht beſſer ſeyn, von dem Deſpotismus zu ſagen: Er beſtehe in der Forderung des (phyſiſch und moraliſch) Unmöglichen?

Im Grunde iſt es immer der geſammte Zuſtand der Geſellſchaft, was dem Deſpotismus ſeinen Charakter giebt. Der Eri-Rahai von Otaheti wird ein arger Deſpot genannt.

Wie, wenn er, bei dem beſten Willen nicht zu deſpotiſiren, den Deſpotismus gar nicht vermeiden könnte? Man kennt die Stufe der Kultur, auf welcher die Otahetier ſtehen. Unbekannt mit der Kunſt zu ſchreiben, haben ſie keine Ahnung von einer Geſetzgebung. Der Staat, welchen ſie ausmachen, iſt groß genug, um einer Regierung zu bedürfen, aber noch viel zu klein, um eine regelmäßige Regierung möglich zu machen. Hierin liegt recht eigentlich der Grund, warum ihr Eri-Rahai Geſetzgeber, Richter und Vollzieher zugleich iſt. Er ſelbſt mag wollen oder nicht, es bleibt nichts anderes übrig, als daß ſeine veränderliche Anſicht von den Dingen das Geſetz enthalte. Daraus folgt, daß jede Uebertretung eines Geſetzes ein Majeſtätsverbrechen iſt. Bei der Gleichheit der Verbrechen, muß auch die Strafe gleich ſeyn. Die Todesſtrafe iſt alſo die einzig übliche, und das Gehäſſige, das allenthalben damit verbunden iſt, wird nur dadurch vermindert, daß dieſe Strafe als Opfer vollzogen wird und Prieſter die Scharfrichter ſind. Dieſer Deſpotismus wird ſtatt finden, ſo lange ſich die Volksmenge in Otaheti gleich bleibt, und verſchwinden, ſo bald dieſe anwächſt und der Staat gerade durch das Anwachſen neue Kräfte gewinnt. Der Otahetier ſelbſt empfindet den Deſpotismus ſeines Eri-Rahai als etwas Nothwendiges, und ſperrt ſich deshalb ſo wenig dagegen, daß er ſeinen Eri-Rahai wie die Gottheit ſelbſt verehrt. Dieſer, ſeinerſeits, findet den Schützer und Ordner der Geſellſchaft nur in ſofern in ſich wieder, als er fleißig die Todesſtrafe diktirt. Ein Todesurtheil, das von dem Oberhaupt einer Nazion von mehreren Millionen nur immer mit Grauſen unterſchreiben wird, koſtet ihm gar nichts.

Hierin ſind ſich die Beherrſcher kleiner Nationen unter allen Himmelsſtrichen ſo ähnlich, daß man ſchlechterdings keinen weſentlichen Unterſchied unter ihnen antreffen kann. Was Willkühr in ihnen ſcheint, iſt nichts, als ein von dem Zuſtande der Geſellſchaft vorgeſchriebenes Geſetz; der humanſte Philoſoph von Europa würde an ihrer Stelle nicht umhin können, in ihre Fußtapfen zu treten, wenn er nicht über dem Regieren zu Gru[illegible] gehen wollte; ja, je gröſſer die geiſtige Diskrepanz zwiſchen ihm und den Otaheitern wäre, deſto mehr würde er, zur Erreichung ſeiner Zwecke, zerſtören müſſen.

Iſt der Deſpotismus morgenländiſcher Regenten milder, ſo rührt dies bloß daher, daß die Geſellſchaft, an deren Spitze ſie ſtehen, gröſſer iſt; aber Deſpoten müſſen ſie ſeyn und bleiben, weil die Fundamente der Geſellſchaft ſo eingerichtet ſind, daß ſie nicht weſentlich durch ſich ſelbſt wachſen kann. Man zerſtöre in der Türkey die Polygamie, ſo hat man von dieſem Augenblick an, auch den Deſpotismus zerſtöhrt. Die Geſellſchaft iſt hier groß genug, um den Deſpotismus zu haſſen; aber ſie iſt in ſich ſelbſt allzu verkrüppelt, um ihn zu vernichten; alles was ſie vermag, iſt — Deſpoten zu zerſtören; dadurch aber gewinnt ſie nie etwas Weſentliches, weil ſie den Nachfolger des Deſpoten jedesmal zwingt, in die Fußtapfen ſeines Vorgängers zu treten.

Regent eines ſolchen Staats zu ſeyn, iſt gewiß keinen groſſen Schwierigkeiten unterworfen; denn wo alles nur das auf ankommt, das einmal Vorhandene (das Geſetz der Väter) zu erhalten, da iſt dasjenige Maaß von Einſicht durchaus überflüſſig, was allenthalben zum Vermehren und Verbeſſern des einmal Vorhandenen erfordert wird. Bei weitem ſchwieriger iſt dagegen das Regieren in denjenigen Staaten, die ihrer ganzen Anlage nach eines fortgehenden Wachsthums fähig ſind. Hier muß die ganze Regierungsmaſchine nicht nur größer und künſtlicher, ſondern auch überhaupt ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie der Entwickelung keine weſentlichen Hinderniſſe in den Weg legt; denn wo dies der Fall iſt, da wird ſich die Regierung immer ſelbſt zerſtören.

In den neueren europäiſchen Staaten ſind aus dem Mißverhältniß der Regierten zu den Regierenden, in Anſehung der Einſicht, die ſeltſamſten Erſcheinungen hervorgegangen.

Im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert war es die Religion, welche ſich zwiſchen beide in die Mitte ſtellte. Philipp der Zweite, und Karl der Neunte, waren gewiß aufs innigſte überzeugt, daß ſie eins der kräftigſten Mittel zur Unterhaltung des Gehorſams und der Ordnung ſey. Vermöge dieſer Ueberzeugung thaten ſie alles, was in ihren Kräften ſtand, das Anſehn des römiſchen Cultus zu ſchützen. Ihre Unterthanen aber dachten über dieſen Gegenſtand anders. Gänzlich entging ihnen die politiſche Tendenz der Religion. Sie wollten darin Wahrheit, nichts als Wahrheit; und in ſo fern ſie ſich betrogen ſahen, ſperrten ſie ſich gegen den Betrug. Es war keinesweges die Regierung an und für ſich, ſondern nur die betrügende Regierung, gegen welche ſie ſich auflehnten. Das unterſchieden aber die Regenten nicht:

und indem ſie ſich einbildeten, daß es auf die Herabwürdigung der Regierung überhaupt angeſehen ſey, veranſtaltete der Eine Scheiterhaufen, der Andere eine Bartholomäusnacht. Könnten beide Regenten ins Leben zurückkehren, ſie würden ſich ihres ehemaligen Verfahrens von ganzem Herzen ſchämen, aber ſie würden zu ihrer Entſchuldigung ſagen: Wir kannten damals noch kein Surrogat für die koerzitive Macht der Religion, und als Beſchützer und Ordner der Geſellſchaft, an deren Spitze wir ſtanden, hatten wir die Pflicht auf uns, das einmal Vorhandene um jeden Preis zu erhalten.

In neueren Zeiten war es die politiſche Freiheit überhaupt, welche ihre Rechte reklamirte. Es fand dabei daſſelbe Mißverſtändniß ſtatt. Die produzirende Klaſſe fühlte ſich von der conſumirenden gedrückt. Alles, was jene verlangte, war Erleichterung; alles, was dieſe zugeſtehen wollte, war Erleichterung innerhalb der Gränzen ihrer Privilegien. Dieſer Streit hätte wiederum ohne alles Blutvergießen beigelegt werden können, hätte es denen, die das Geſchäft der Ausgleichung übernahmen, nicht an allen den Einſichten gefehlt, welche dazu erfordert wurden. Nach einem langen Kampfe gelangte man endlich dahin, ihn erträglich beizulegen; aber vorher mußte eine halbe Generazion zu Grunde gehen.

In beiden Fällen war es die gegen die Entwickelung ankämpfende Regierung, welche die Revoluzionen hervorrief. Welche neue Revoluzionen auch Europa noch bevorſtehen mögen; alle werden ihren eigenthümlichen Charakter haben, inſofern ſie immer die nothwendigen Folgen desjenigen Despotismus ſeyn werden, der alles beim Alten erhalten möchte, weil er keinen Begriff von der fortgehenden Entwickelung hat.

Der beſtimmteſte Gegenſatz des Despotismus iſt eine unmerkliche Regierung, die, indem ſie auf die Geſellſchaft einwirkt, auch eine Rückwirkung geſtattet, und keine Art der Einſicht verſchmäht, um alle diejenigen Stockungen, welche nothwendig in der Regierungsmaſchine entſtehen, ſchnell und ſicher zu heben.

Eine ſolche Regierung ſetzt von der einen Seite einen geſunden Zuſtand der Geſellſchaft, und von der andern eine ſehr genaue Kenntniß der moraliſchen Kräfte voraus; jenen, weil es unmöglich iſt, große Unordnungen ohne kräftige Mittel zu heben; dieſe, weil man ohne eine genaue Bekanntſchaft mit den moraliſchen Kräften der Geſellſchaft immer Gefahr läuft, ein Uebel an die Stelle des andern zu ſetzen. Dabei iſt eine beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Erſcheinungen nothwendig, welche die Geſellſchaft darſtellt.

Wollen wir dem Grafen Giuliani glauben, ſo können Regenten nichts beſſeres thun, als die Hände in den Schooß legen, weil das Schickſal jeder Staatsgeſellſchaft in einem beſtimmten Zirkel eingeſchloſſen iſt, den ſie rettungslos bis zu ihrem Verderben durchlaufen muß. Aber, wenn dies der Fall iſt, wozu bedürfte es alsdann einer Regierung? Die Welt iſt bisher in einer ewigen Entwickelung begriffen geweſen; und obgleich einzelne Staaten in ihrer Zirkelbewegung untergegangen ſind, ſo hat ſich doch die Menſchheit unverhinderlich in einer geraden Linie fortbewegt. Die Regierungskunſt beſteht alſo recht eigentlich darin, daß der einzelne Staat, auf welchen ſie angewendet wird, Antheil an der letzteren Bewegung habe und behalte; und dies erfordert von Seiten des Regenten eine ununterbrochene Thätigkeit, die ſich weder durch die Größe, noch durch den Umfang ſeiner Geſchäfte irre machen läßt.

Andere machen dagegen die Forderung an den Fürſten, daß er ein hohes Maaß von poetiſcher Kraft habe; aber auch dieſe befinden ſich im Irrthum, ohne es zu ahnen. Allerdings giebt es Umſtände, wo ein hohes Maaß von poetiſcher Kraft in dem Regenten ein Glück für die Regierten iſt oder wird; aber dieſe Umſtände werden nur dann eintreten, wenn der Staat noch im Werden oder in ſeiner erſten Entwickelung begriffen iſt. Hinterher würde der Reformazionsgeiſt mehr zerſtören, als aufbauen. Je größer der Staat wird, deſto bedenklicher werden alle weſentliche Veränderungen; und je vollkommner das Ganze in ſich iſt, deſto vorſichtiger muß man im Gebrauch der Heilmittel für kleine Uebel ſeyn, weil ihm ſonſt ſehr leicht begegnen kann, was geſunden Körpern durch den unzeitigen Gebrauch der Arznei begegnet. Joſeph der Zweite richtete nichts aus, weil er alles für den Moment wollte; und indem er den Staatskörper von allen Seiten angriff, ſetzte er ihn in eine nur deſto größere Gefahr. Die gute Abſicht kann keinen Fehlgriff rechtfertigen; und vermieden wird dieſer nur dadurch, daß man mit der größten Beſonnenheit zu Werke geht. Unſer Zeitalter iſt ſehr reich an poetiſchen Fürſten geweſen; aber die meiſten von ihnen haben ihr Leben auf dem Wege der Gewalt eingebüßt, und nur ein einziger hat ſeinen Zweck erreicht. Dieſe Erfahrung

ſollte

ſollte an und für ſich abſchrecken; aber es liegt zugleich in der Natur der Sache, daß ein poetiſcher Fürſt den Staat, an deſſen Spitze er ſteht, nicht ſo kennt, wie er ihn kennen muß, um ihn mit Erfolg zu leiten. Schöngeiſterei und die Kunſt zu regieren ſchließen ſich einander ſchlechterdings aus; man kann nicht zugleich ein Idealiſt und ein Realiſt ſeyn.

Beſchützung und Verbeſſerung des phyſiſchen Daſeyns der Regierten, dies iſt, nach der Ausſage der Geſchichte, der alleinige und ausſchließende Beruf der Regenten. Diejenigen von ihnen, die es auf etwas mehr angelegt haben, ſind nicht nur immer hinter ihren Wünſchen zurückgeblieben, ſondern haben in der Regel auch das Gegentheil von dem geleiſtet, was ſie beabſichtigten. Was man Aufklärung nennt, geht unmittelbar aus der Geſellſchaft hervor, und braucht nur nicht verhindert zu werden, um, im Verlauf die ſchönſten Früchte hervorzubringen.

Ein Staat kann alles, nur nicht ſich ſelbſt ordnen, und in der Ordnung erhalten. Dazu iſt eine Regierung ſchlechterdings nothwendig. Diejenigen, welche ſich einbilden, daß es irgend einmal einen Zeitpunkt geben könne, wo die Geſellſchaft, vermöge ihrer Entwickelung, der Ordner und Schützer nicht weiter bedürfen, oder, wie ſie es ausdrücken, der Vormundſchaft entwachſen ſeyn werde, befinden ſich in einem großen Irrthume. Nie kann dieſer Zeitpunkt eintreten. Die Idee einer reinen Ochlokratie enthält den größten Unſinn, und iſt um ſo weniger anwendbar, je größer und vollkommner die Geſellſchaft iſt, d. h je mehr ſich die Geſchäfte des Ledene getheilt haben; denn da, wo dies ſtatt ſindet, weichet die Individualität nothwendig der Totalität, und die Folge davon kann keine andere ſeyn, als zunehmende Unfähigkeit der Geſellſchaft ſich ſelbſt zu regieren, indem ſie weder ihren Umfang noch ihren inneren Zuſammenhang kennt. Wie vollkommen die Geſellſchaft auch gegenwärtig ſchon iſt, ſo bedürfte es doch nur einer achttägigen Anarchie, um das ganze Gebäude umzuſtürzen, und den Wiederaufbau deſſelben unendlichen Schwierigkeiten auszuſetzen. Es iſt alſo vorherzuſehen, daß Regierungen immer nothwendiger ſeyn werden. Die Geſellſchaft ſelbſt wird indeſſen, ohne irgend eine Ahnung davon zu haben, den Geiſt dieſer Regierungen immer mehr veredlen, die Widerſprüche, worin ſie mit ſich ſelbſt ſtanden, immer mehr ausgleichen, die Summe der deutlichen Einſichten immer mehr vergrößern, und durch dies alles immer weniger von dem eigentlichen Despotismus leiden, der allenthalben nur da ſtatt finden kann, wo, vermöge einer großen Unbekanntſchaft mit den moraliſchen Kräften des Menſchen, an keine bleibende Ordnung zu denken iſt, und immer nur aufs Gerathewol regiert wird *).

---

*) Es iſt in der That merkwürdig, in welche Widerſprüche ſich einzelne Regenten, aus Unbekanntſchaft mit den moraliſchen Kräften des Menſchen verwickelt haben. Ludwig der Vierzehnte ließ durch Colbert die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ſtiften. Was war dies Inſtitut anders, als ein Leichenhaus des römiſchen Kultus? Und doch verfolgte eben dieſer Ludwig die Proteſtanten mit Feuer und Schwerdt. Einen Baum pflanzen, die Früchte

Das Loos jeder unmerklichen Regierung iſt übrigens — unſcheinbar zu ſeyn, und in den meiſten Fällen verkannt zu werden. Da wo ſie ſtatt findet, iſt jeder mit ſeinem Zuſtande zufrieden; aber auch nicht mehr, als zufrieden. Vom Enthuſiasmus für die Regierung keine Spur! Man läßt ſich nicht einfallen, die Pferde von dem Wagen eines Regenten, oder eines ſeiner Miniſter abzuſpannen, und ſich ſelbſt vorzulegen; dafür iſt man aber auch allzubillig, um eben dieſe Perſonen mit Satyren, Zerrbildern und andern Beſchimpfungen zu verfolgen, wenn ſie Opfer heiſchen, die der ganzen Geſellſchaft dargebracht werden müſſen. Die allgemeine Stimmung der Gemüther wird durch den Gedanken geleitet: daß, da die Regierung für den Staat vorhanden ſey, ſie dieſen nicht zerſtören könne, ohne ſich ſelbſt zu vernichten. In dieſer Stimmung iſt das größte Vertrauen enthalten, das einem Regenten zu Theil werden kann. Die Folge derſelben iſt aber auf der anderen Seite eine gewiſſe Gelaſſenheit, vermöge welcher man die nicht vom Geſetz vorgeſchriebenen Huldigungen an ſich kommen läßt; eine Gelaſſenheit, welche unter allen Himmelsſtrichen, der Ausdruck der wahren Freiheit iſt, und, wie dieſe, nur unter einem gerechten Könige gedeihen kann.

---

deſſelben vertheilen, zum Genuß dieſer Früchte einladen, und nach dem Genuß ſtrafen, verfolgen, tödten — Man ſollte kaum glauben, daß ſo viel Widerſpruch in der Bruſt eines Menſchen ſtatt fände. Und doch iſt es ſo, und der Idealismus bringt ihn hervor.

Weit entfernt alſo, daß der Deſpotismus der ſchwarze Punkt des menſchlichen Herzens ſeyn ſollte, iſt er allenthalben die nothwendige Folge des unvollkommenen Zuſtandes der Geſellſchaft. Iſt die Nazion klein, arm, ungebildet und vor allen Dingen ungeordnet, ſo wird ſie deſpotiſirt, ſie mag exiſtiren unter welchem Himmelsſtrich und welchen Einflüſſen ſie wolle Iſt ſie dagegen groß, reich, entwickelt und gut geordnet, ſo verſchwindet der Deſpotismus von ſelbſt, um einer unmerklichen Regierung Platz zu machen. Die Beſtimmung des Deſpotismus iſt recht eigentlich, die Federkraft der Nazion durch Compreſſion zu verſtärken, und dieſer Beſtimmung zu Folge trägt er allenthalben, wo die Fundamente der Geſellſchaft gut ſind, ſehr viel zur Entwickelung bei.

Philaleth.

IV.

Philoſophie des Lebens, zur Vermeidung ſo mancher Uebereilungen.

I. Anſicht des Menſchen.

1. Unvollkommenheit ſeiner Sinnenwerkzeuge.

Der Menſch, in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande der Cultur betrachtet, und zwar der Europäiſche Menſch, iſt zwar unleugbar durch freie verſtändige und fortſchreitende Ausbildung ſeiner Kräfte das vorzüglichſte der Thiere ſeiner Klaſſe geworden; er hat ſeine Kenntniſſe ſeit Jahrhunderten, Jahrtauſenden, unbeſchreiblich vermehrt, hat in Künſten und Wiſſenſchaften, Handel und Gewerbe die ſchönſten Blütheperioden erlebt, er hat die Welt, und (was eben ſo viel werth war) ſich ſelbſt kennen gelernt: aber begreiflicherweiſe bleibt er demungeachtet immer ein ſehr unvollkommenes Geſchöpf. Der Grund hievon liegt theils in der Beſchaffenheit ſeiner Sinne, theils in der, der ihn umgebenden Welt; bei dem halb wilden Naturmenſchen mehr hier (denn das Auge des amerikaniſchen Jägers am Oroneko oder Miſſiſippi hat Adlerſchärfe, und würde, ohne die Krümmung der Erdoberfläche und die Art unſeres Erddunſtkreiſes mit ſeinen Nebeln, Regen, und andern tauſendfachen Veränderungen, vielleicht meilenweit deutlich ſehn); bei dem Kultivirten mehr dort, mehr in ihm ſelbſt, in den durch Lebensweiſe, Art der täglichen Geſchäfte, endlich durch Ausſchweifungen geſchwächten Sinnen; denn es iſt kein Zweifel, daß ein Weichling, (und Weichlinge ſind wir faſt alle) nicht ſo weit ſehen kann (um bei dem einmal erwähnten Sinne ſtehen zu bleiben), als Erd-Oberfläche und Dunſtkreis geſtatten.

2. Unvollkommenheit der Hülfsmittel dagegen.

Man hat dieſe Unvollkommenheit unſerer Sinnenorgane bemerkt, und ihr abzuhelfen geſucht. Alle Arten künſtlicher Gläſer haben das Auge (als den vornehmſten Sinn) entweder zur Verrichtung gewöhnlicher Geſchäfte geſtärkt, oder es die umgebenden Welten der Pflanzen, Thiere, Mineralien genauer kennen gelehrt (wie bewunderswürdig ſind z. B. die Entdeckungen eines Lieuwenhoek an einem Raupenauge), oder ſie haben gar dem menſchlichen Blick die entfernten Räume des Himmels ſcheinbar erweitert und verdeutlichet, ſo daß der Kundige jetzt von jenen erhabenen Regionen wie von bekannten Gegenden ſpricht, die er durchwandert hat.

Aber auch dieſe unſere Werkzeuge ſind, wie wir ſelbſt, nur auf dem Wege zur Vollkommenheit. Welcher Naturforſcher beklagt nicht endlich die Unzulänglichkeit ſeiner Gläſer, ſeiner Maſchinen, wenn er ſie auch lange für vollkommen hielt? Herſchel, ſtets unzufrieden mit ſeinem Inſtrumente, ſetzt einen Fuß nach dem andern hinzu, und wird wahrſcheinlich, wenn ſein Geiſt nicht ſtillſtehet, dieſe Unzufriedenheit mit ſeinem Werke auch auf dem Todbette noch empfinden. „Wie viel entlegene Räume der Sternenwelt (wird der wißbegierige Murrkopf ſagen) hätte ich noch durchſchaut, „wie viel neue Planeten und Fixſterne vielleicht noch entdeckt, „wenn mein Fernrohr weiter getragen hätte!“

3. Unvollkommenheit unſerer Erkenntniſſe überhaupt.

Unvollkommen alſo ſind unſere Sinnwerkzeuge ſelbſt; unvollkommen ſind auch die Hülfsmittel derſelben. Was folgt hieraus?

Leider! nichts Geringeres, als die **Unvollkommenheit unſerer Erkenntniſſe überhaupt**, weil dieſe auf unſern Sinnen größtentheils beruhn. Denn man ſehe nur den Blindgebohrnen, den Taubſtummen, wie viel tauſend Ideen, und zwar der nothwendigſten oder ſchönſten, ihm mangeln. Doch von dieſen Unglücklichen abgeſehen, um bei dem gewöhnlichen guterganiſirten Menſchen ſtehen zu bleiben, ſo kann auch ihm ein ungenauer Sinn, der die Merkmale einer Sache unvollſtändig und undeutlich ergreift, ein unvollſtändiges, ungenaues Urtheil gewähren. Er urtheilt eigentlich immer nur von Theilen, die er für das Ganze nimmt, und es iſt wahr, in gleichgültigen Angelegenheiten des täglichen Menſchenverkehrs ſchaden dergleichen Irrthümer ſo viel nicht. Wir werden aber bald ſehen, daß ein ſolches Verfahren, auf moraliſche folgenreiche Gegenſtände ausgedehnt, ſehr fehlerhaft werden kann.

4. Einziges Mittel, den böſen Folgen derſelben zu begegnen.

Es giebt nur Ein Mittel, ſich gegen die unangenehmen Folgen einer unvollſtändigen Anſicht der Dinge und der daraus folgenden ungenauen Urtheile zu verwahren, nämlich dies: ſich bei der Unterſuchung und Beurtheilung der Dinge (unter welchem Namen ich, der Kürze wegen, auch moraliſche Weſen begreife), mit dem deutlichen Bewußtſeyn, daß man, der menſchlichen Beſchränktheit gemäß, Vieles überſehe, bloß auf die wichtigſten, und, ſo zu ſagen, konſtituirenden Merkmale derſelben zu beſchränken, und die andern unbedeutendern entweder gar nicht in Anſchlag zu bringen, oder doch niemals ein Gewicht darauf zu legen.

Befolgt man dieſen Grundſatz unabänderlich, ſo wird man nicht nur die Dinge weit weniger und ſeltener falſch beurtheilen, als man leider ſo oft ſieht, ſondern (was beinahe, wenigſtens fürs Leben, noch wichtiger iſt) man wird auch billiger urtheilen.

5. Fehlerhaftes Verfahren der leidenſchaftlichen, d. h. der meiſten Menſchen.

Dagegen irren aber die meiſten Menſchen, welche wenig oder nichts ordentlich unterſuchen, durch die ſchwankende Anſicht der Dinge, zu der die Leidenſchaft ſie verführet. Nicht die wirklich vorzüglichſten Merkmale der Dinge ſind es ihnen auch jedesmal, wie ſie es im Kopfe des Lebensphiloſophen immer ſind, und nicht dieſelben Merkmale ſind ihnen immer gleich wichtig. In der Hitze der Leidenſchaft wird das Unwichtigſte hervorgeholt, der kleinſte Flecken geſichtet, gerügt, und darüber das Größte, Wichtigſte überſehen. Was hieraus für verdrießliche Folgen entſtehen, ſieht man beſonders an den Urtheilen des groſſen Hauſens, wozu leider! oft ſogenannte Gebildete gehören, über gewiſſe allgemein bekannte Dinge und Perſonen. Welche Verſchiedenheit der Urtheile z. B. in den frühern und in den ſpätern Jahren der Regierung des groſſen **Friedrichs** über eben dieſe Regierung! Einige harte politiſche und polizeiliche Maaßregeln, die er gegen das Ende ſeines geſchäftvollen Lebens nahm, machten alle Wohlthaten und Segnungen vergeſſen, die er ſechs und vierzig Jahre lang über ſein Land verbreitete, daß, (in der jetzigen Zeitlage kein ſchimäriſcher Vortheil) durch ihn erſt einen Namen im Auslande bekommen hatte. Dennoch ſprach man jetzt nur im Publikum von ſeiner Unbeugſamkeit, ſeinem Despotismus, ſeinem Geize. Dem Einen baute er zu wenig, dem Andern gab er überhaupt weniger aus, als einem groſſen Könige geziemte. Einen Ludwig XIV hätte man gern aus ihm gemacht, wäre auch ein Ludwigſcher Mätreſſenſchwarm über das arme Land hergefallen, um nur nicht durch ſeine unüberwindliche Selbſtſtändigkeit, durch ſein Selbſtunterſuchen, das ſich auf keinen Miniſter, auch nicht auf den bewährteſten ganz verließ, und überhaupt durch den ganzen feierlichen Ernſt ſeiner Regierung, an eigenen Leichtſinn, eigene Schwächen ſchmerzhaft erinnert zu werden. In einer folgenden Periode lebten daher auch dergleichen Tadler (und ihr Name iſt Legion) wie die Mücken im erſten Frühlingsſonnenſtrale auf, und freueten ſich eines veränderten Regiments.

6. Neuere Beiſpiele.

Man ſieht ſchon an dieſem Beiſpiele deutlich, zu welchen Ungerechtigkeiten, welchen Gedankenloſigkeiten eine unrichtige oder unbeſtimmte Anſicht und Beurtheilung der Dinge verleiten kann. Doch es wird gut ſeyn, noch ein Paar ſolcher Warnungsbilder aus neuerer und aus der neueſten Zeit aufzuſtellen, damit ſich der Unwiſſende und der Unvorſichtige daran ſpiegle. Ich würde auch den Neidlichen und den Boshaften erwähnen, wenn an dieſen nicht auch die beſtgemeinte Lehre verloren wäre. So erinnere man ſich denn an die Urtheile über den gefühlvollen, ſinnreichen, ſcharfſinnigen Lavater, als ſeine Phantaſie ihn verleitete, die Religion von einer etwas (doch noch ſehr menſchlich) ſchwärmeriſchen Seite zu faſſen. Man erinnere ſich an Semler, über deſſen Luftſalzwaſſermachen man den großen Gelehrten, den großen Bibelkritiker, den großen Alterthumsforſcher überhaupt vergaß, um — zu lachen. Man denke endlich an Friedrich Leopold von Stollbergs Religionsveränderung, die ſehr vielen, auch manchen wackern Leuten, in einem ſo grellen Lichte erſchien, daß ſie gar nicht mehr von Stollberg, dem wackern vaterländiſchen Dichter, der unſere Sprache bereichert und verſchönert hat, ſondern nur von Stollberg dem Apoſtaten, dem Unlutheraner ſprachen.

O, ihr Menſchen, wann werdet ihr anfangen, das Wichtigere dem Unwichtigern vorzuziehen, und euch durch nichts irre machen zu laſſen! Der Weiſe, der Lebensweiſe meine ich, (nicht der finſtere, von der Welt abgezogene, nur ſich denkende und liebende Syſtemmenſch) oder, wenn man lieber will (denn das iſt Alles Eins, nur die Namen ſind verſchieden) der verſtändige, beobachtende und gutmüthige Mann, beurtheilt die ihn umgebenden Dinge mit dem Auge der Nachwelt, für die der Nebel, der ſie in der Gegenwart unſern Blicken halb verhüllt, geſunken iſt.

Wohlan! was meint ihr, daß man im Jahr 1900 aus den Lebensgeſchichten Friedrichs des Großen, Lavaters, Semlers und Stollbergs erzählen werde? Etwa die Geſchichten der Tabacksregie, einer vorübergehenden Schwärmerei, einer heterogenen Thorheit, die nicht haften konnte, oder eines vielleicht übereilten, doch nicht ſchlechthin tadelnswürdigen, Schritts? Mit nichten! die Nachwelt wird vernünftiger ſeyn! Sie wird Friedrichs Regierungsgeſchichte im Ganzen mit philoſophiſchem Eifer ſtudieren, und, ohne einmal den Nebel zeitlicher Mißverſtändniſſe, Verläumdungen und kleinlicher Verunglimpfungen mehr zu bemerken, wird ſie ſich bloß an dem Weſentlichen, an Lavaters, Semlers und Stollbergs trefflichen Schriften laben.

Und ſo muß es ſeyn, wenn die Welt gut fahren ſoll. Sonſt wird man überall nichts ſehen, als Haß, Gezänke, Verkleinerung, Verläumdung. Wir wollen ja die Leidenſchaften nicht unterdrückt wiſſen, behüte der Himmel! ſie machen einen Hauptbeſtandtheil unſers Weſens aus Wo etwas mit Friedrichs Geiſt überlegt iſt, o da trete die Leidenſchaft hinzu, und führe es mit Bonapartiſchem Muthe aus. Aber ins Ueberlegen nur, ins Urtheilen, miſche die raſche, verwegene Dirne ſich nicht, denn hier iſt ſie augenſcheinlich am unrechten Platze, und kann nichts beſchließen, was der langſam nachgehende Verſtand nicht gleich hinterher wieder verbeſſern müßte.

F. H. Bothe.

V.

Theater.

Königliches Nationaltheater.

1) Ueberſicht.

Vom 25ſten Oktober bis zum 25ſten November wurden ſieben und dreißig einzelne Stücke gegeben; darunter zwei neue: der Puls, Luſtſpiel in 2 Akten von Herrn Prof. Babo (dreimal), und: die Huſſiten vor Naumburg, ein vaterländiſches Schauſpiel mit Chören in 5 Akten, von Herrn v. Kotzebue (ſechsmal); beide mit Beifall, das letztere mit großem. Sodann vier Trauerſpiele (nehmlich die Räuber, Emilia Galotti, Ignez de Caſtro, und Graf Eſſer), fünf Luſtſpiele, und eine Poſſe; vier Schauſpiele (darunter: Nathan), acht ernſthafte und fünf komiſche Singſpiele, ſo wie einmal die Nymphe der Donau.

Ueberwiegend waren in dieſem Zeitraume die ſogenannten deutſchen Originalſtücke, denn nur 11 wurden als Bearbeitungen aus fremden Zungen angekündigt, obgleich unter den übrigen auch viele Früchte ſind, die urſprünglich nicht von deutſchem Boden ſtammen.

2) Den 28ſten Oktober zum erſtenmale:

Der Puls, ein Luſtſpiel in 2 Akten, von Herrn Profeſſor Babo.

„Antiochus, der Sohn des (ſyriſchen) Königs Seleucus, ſo erzählt Valerius Maximus V, 7., brannte von unendlicher Liebe gegen ſeine Stiefmutter Stratonice; erſchrokken vor dieſem Frevel verbarg er ihn aus Kindespflicht in der Tiefe ſeines Herzens. Zwei kämpfende Leidenſchaften, die höchſte Liebe und die größeſte Schaam, wütheten in ſeinem Herzen, und verzehrten ſeine Lebenskraft. Da lag er auf dem Bett, gleich einem Sterbenden; es wehklagten die Verwandten; der Vater, voll Kummer über den Tod ſeines einzigen Sohnes, fühlte ſchmerzlich das Unglück der Kinderloſigkeit; das Haus glich mehr einem Leichenhauſe, als einem königlichen Pallaſt. Aber Leptines, der Mathematiker, oder nach Anderer Bericht, Eraſiſtratus, der Arzt, zerſtreute durch die Weisheit ſeiner Kunſt die Unglückswolke. Er ſaß neben Antiochus, ſah, wie ſein Geſicht bei Stratonicens Eintritt mit Röthe übergoſſen ward, ſein Athem ſich hob; wie bei ihrem Weggehn er erbleichte und ſein Athem heftiger wurde, und entdeckte durch fortgeſetzte Betrachtung die Wahrheit. Ohne ſich etwas merken zu laſſen, ergriff er beim Eintreten und Weggehen der Stratonice die Hand des Jünglings, und fand durch den bald heftiger bald langſamer ſchlagenden Puls, an welcher Krankheit er leide. Er eröffnete dies ſogleich dem Seleucus. Dieſer war bereit, ſeine geliebte Gemahlin dem Sohne abzutreten; die Liebe ſchob er auf

Rechnung des Schickſals, ihre Verbergung bis zum Tode rechnete er der Tugend (pudori) zu."

Dies iſt die Fabel des obengenannten Stücks, aber moderniſirt. Der ſyriſche König iſt ein Graf (er hat im Stück nicht einmal einen Namen, es heißt nur: der Graf), Antiochus iſt, wie natürlich, ſein Sohn, ein junger Graf, die Königin iſt ſeine Braut, und der Mathematikus oder Arzt iſt ein Doktor. Dieſer wird durch den Kammerdiener auf die Spur geleitet, daß eine unglückliche Liebe obwalte; er bittet es ſich vom Vater aus, daß alle Damen, die oft im Hauſe ſind, nach und nach durchs Zimmer gehen, und (da er ohne Zweifel den Valerius Maximus geleſen hat) unterſucht bei jeder den Puls des jungen Herrn. Bei dem Eintritt der väterlichen Braut, denn nach unſern Sitten kann es nicht die Gemahlin ſeyn, wird dieſer zum Verräther der hartnäckig verhehlten Liebe. Nun will der Kranke fliehen, aber der Doktor entſchließt ſich, den Vater zu bearbeiten. Er entdeckt dieſem, daß unglückliche Liebe zu ſeiner, des Doktors, Braut, die Urſach ſeines Uebels ſey; der zärtliche Vater fällt ohne Bedenken auf die Idee des Abtretens, und ſucht alles mögliche hervor, ihn dazu zu bewegen. Endlich ſchickt ihn der Doktor zu ſeiner Braut, um ſie zum Abfall zu disponiren. Als er höchſt unglücklich zurück kommt, entdeckt er ihm die Verwechſelung der Bräute, und die väterliche Liebe ſiegt.

Dieſe Fabel iſt mit viel Lebhaftigkeit und Feinheit behandelt, beſonders aber der Charakter des alten Grafen, der, ſeiner Jovialität und Munterkeit wegen, im Hauſe gewöhnlich der junge Herr, ſo wie ſein melancholiſcher Sohn, der alte Herr heißt. Die väterliche und kindliche Liebe iſt mit ſtarken und ſchönen Zügen gezeichnet, doch iſt man etwas überraſcht, daß die Abtretung der Braut bei dieſem Vater ſo viel Mühe und Umſchweife koſtet. Seine Liebe iſt durch ſeine Jovialität und ſeinen feinen Weltton gemildert, ſie iſt nur auf den Rath ſeines Sohnes entſtanden, ſie äußert ſich auch eben nicht mit großer Stärke, und ſteht von Anfang an gegen die zärtlichſte Vaterliebe im Schatten (man darf nur an das Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn zu Anfange des zweiten Akts denken); und doch tritt ihm der Arzt mit ſo leiſer Circumſpection näher, und erregt durch ſeine endliche Entdeckung einen unerwarteten Kampf, ſtatt daß man glauben ſollte, der Vater werde ſich glücklich preiſen, ſeinen Sohn nur retten zu können. Die Braut iſt ziemlich paſſiv gehalten. Die Rolle des jungen Grafen iſt ſehr leidenſchaftlich, ſein Kampf iſt gut durchgeführt, und er wird mit der Braut gut überraſcht. Die Rolle des Arztes aber iſt, neben der des alten Herrn, die dankbarſte.

Das Stück ward hier ſehr gut gegeben, und wird ohne Zweifel auf allen Bühnen gefallen: eine Erwartung, zu der ſchon der Name des Verfaſſers berechtigt.

3) Den 5ten November zum erſtenmale:

Die Huſſiten vor Naumburg, ein vaterländiſches Schauſpiel mit Chören in 5 Akten; von Herrn v. Kotzebue.

Seit langer Zeit iſt kein Stück mit einem ſolchen Geräuſch auf unſerm Theater aufgetreten, als dieſes. Sehr lange mußten wir auf ſeine Erſcheinung warten, als es auf andern Theatern ſchon mit großem Beifall gegeben war; endlich erſchien es, und zwar als Benefiz des Herrn Direktor Iffland; alle Zeitungen waren voll von Ankündigungen, ſogar die Perſonen wurden, noch früher, als durch die Affichen, bekannt gemacht, und ehe noch von der Aufführung geſprochen wurde, wurden Proben des Stücks ſelbſt gegeben. Endlich gelangte ein kleiner Theil des hieſigen Publikums (ſo viel ihrer nehmlich das Haus faſſen konnte) zum Genuſſe. Das Stück ward mit dem größten Glanze gegeben, an drittehalbhundert Perſonen erſchienen auf der Bühne, und alles, was das Theater an Talenten beſitzt, ward wenigſtens in ſtummen Rollen geſehen. „Jetzt endlich,“ ſchrieb ſodann der Bewunderer, der vielleicht zu eifrig für den Ruhm des Herrn v. Kotzebue ſorgt, „ſcheint die Zeit ſeines (des Herrn v. Kotzebue) vollendeten Sieges gekommen zu ſeyn. Seine heimtückiſchen Läſterer ſind auf eine Weiſe widerlegt, die keine Antwort erlaubt; ſein Genie hat ſich in einem Werke ganz entfaltet, das ihm den erſten Platz unter Deutſchlands wirklich dramatiſchen Dichtern, wenigſtens bei der Nachwelt ohne Widerſpruch, zuſichert.“ Ferner: „Unſre Bühne hat kein Stück, das, ſeiner ganzen Beſchaffenheit nach, den dramatiſchen Meiſterwerken der Alten ſo nahe verwandt wäre, als dieſes, ohne daß es eine Nachahmung derſelben iſt u. ſ. w.“ Wer endlich noch weiß, daß nach der Aufführung die Aerzte alle Hände voll zu thun hatten, um die Irregularitäten, welche die große Erſchütterung hervorgebracht hatte, zu repariren, deſſen Aufmerkſamkeit wird auf dies Stück hinlänglich geſpannt ſeyn.

Wir geben zuerſt eine kurze Skizze des Inhalts: Zwei Chöre Schnitter und Schnitterinnen ziehen am Morgen fröhlich aufs Feld zur Erndte über den Platz vor dem Rathhauſe (welches in der Dekoration getreu nachgebildet iſt). Der Platz iſt leer, und der Viertelsmeiſter Wolf, ein jovialiſcher kräftiger Mann, tritt auf und unterhält das Gemüth mit den Bildern der Ruhe und Fröhlichkeit Auf einmal wird dieſes Glück unterbrochen; voll Entſetzen kehren die geſcheuchten Schnitter mit der Nachricht zurück, ein unabſehbares Heer nähere ſich der Stadt. Alles geräth in Aufruhr, die Sturmglocke tönt, der alte Bürgermeiſter erſcheint, die Furcht wird zur Gewißheit. Ein Herold aus dem Lager der Huſſiten kündigt der Stadt im Namen ihres Feldherrn und Fürſten Procopius unbedingt den Untergang und allen Einwohnern, Greiſen, Männern, Weibern und Kindern noch vor Einbruch des Abends den Tod an, weil der Naumburger Biſchof auf dem Koſtnizer Conzilio zur Verdammung Hußens mitgewirkt habe. Der Bürgermeiſter will ins Lager, um Gegenvorſtellungen zu machen, da tritt Wolf hervor und bewirkt es, daß man es ihm erlaubt, den Herold zu begleiten, obgleich dieſer ihn verſichert, daß es ſein letzter Gang ſey. (1ſter Akt.)

Der Magiſtrat verſammelt ſich, um auf Rettung der Stadt zu ſinnen. Wolf iſt ohne allen Troſt zurückgekehrt. Nur für ſeine Perſon iſt er, weil ſein Weſen ihm gefiel, vom Feldherrn gnädig aufgenommen worden. Als die Väter der Stadt endlich ohne Rath ſind, und auch die vom jüngſten Senator vorgeſchlagene Bewaffnung der Bürger verworfen worden iſt, macht Wolf den Vorſchlag: alle Kinder, in Leichenhemden, ins Lager zu ſenden und ſie um Gnade flehen zu laſſen. Einige Rathsherren, ob ſie gleich wohl wiſſen, daß ſie und ihre Kinder am Abende nicht mehr ſind, wollen ihre Kinder nicht aufopfern; Wolf aber, der ſeine acht Söhne herbeiruft und ſie heldenmüthig der Vaterſtadt zuerſt zum Opfer darbringt, ſiegt mit ſeinem Vorſchlage und er wird zum Beſchluſſe erhoben. (2ter Akt.)

Wolf kömmt zu ſeinem Hauſe, das am Rathhausplatze liegt, zurück; ſein Weib kommt ihm entgegen, er theilt ihr den Beſchluß mit. Sie iſt außer ſich. „Der ſey nicht Vater," meint ſie, „der dieſen Rath gegeben habe." Er eröffnet ihr, er ſey es ſelbſt geweſen. Sie wird an ihm irre und es entſteht der große Kampf zwiſchen Männlichkeit und Weiblichkeit. Endlich wünſcht ſie wenigſtens eins ihrer Kinder zu retten; er giebt nach, er ſchlägt ihr eins nach dem andern vor, welches ſie hingeben könnte, ſie ſträubt ſich gegen den Verluſt eines jeden.

Wie ſollt' ich länger noch (ſagt er) die Mutter fragend quälen,
Die jedes Kind mit Lieb' und Schmerz gebahr!
Sie fühle ſelbſt, wie ſchwer es ſey zu wählen,
Das liebſte Kind iſt jedes in Gefahr.
Man mag wohl oft in tiefem (?) Unmuth wähnen,
Man liebe dieſen herzlicher, als jenen;
Doch ſchlägt die Stunde, ſoll man einen miſſen,
So ſtockt der Mund, die Herzen ſind zerriſſen.

Sie iſt überwunden; da erſcheint die verhängnißvolle Trommel, die die Kinder mit ihren Müttern herbeiruft. Sie kommen, mehr als achtzig, in weißen Kitteln mit grünen Schleifen. Wolf erbietet ſich, ſie anzuführen, und unter dem herzerſchütternden Chor:

Väter ſtammeln zitternd ihren Segen,
Mutterthränen folgen euch!
Ziehet ſtill, wie Opferlämmer pflegen.
Ach! der Feinde Herz bewegen
Möge Gott!

paarweiſe hinaus zum Lager der Huſſiten. (3ter Akt.)

Das Lager der Huſſiten erſcheint. Einige Anführer geben in ihrem Geſpräch, ſo wie die Soldaten in einem Chor, Proben kannibaliſcher Geſinnungen. Die Erſcheinung der Kinder wird angekündigt, alles geräth in Bewegung; in einer Linie dringen ſie an, die Krieger empfangen ſie mit vorgehaltenen Speeren, bei jedem Schritt wollen ſie zuſtoßen, und weichen vor den aufgehobenen Händen der Kleinen zurück. Endlich haben dieſe das Zelt des Fürſten umringt, ſie fallen auf die Kniee und rufen Gnade Der Feldherr kommt heraus, ſein Zorn entflammt, beſonders als er den Viertelsmeiſter wieder erblickt, denn er das Wiederkommen bei Lebensſtrafe verboten hat. Nach einigen gegenſeitigen Reden verlangt jener, Wolf ſolle ihm aus dem Haufen ſeine acht Kinder zum Tode ausliefern; als dieſer zögert, dringt er mit dem Schwerdte auf ihn ein, ſeine Söhne ſtürzen aus dem Haufen herbei, und umringen den Vater. Dies rührt den rauhen Feldherrn, der ſelbſt Weib und Kinder daheim verlaſſen hat; er ſpricht das Wort der Gnade aus, und ſeine Krieger bekräftigen es durch Senkung der Speere. Die Kinder werden mit Wein, Kuchen und Kirſchen bewirthet, die Huſſiten ſingen:

Luſtig, Kinder! faſſet Muth!
Und genießet!
Denn es fließet
Nur der Rebe ſüßes Blut!
Seht der Kirſche lieblich Roth!
Nehmet, eſſet,
Und vergeſſet,
Was am Morgen euch bedroht.

und alles iſt voller Jubel. (4ter Akt.)

Auf einem freien Platze vor dem Stadtthore ſtehen die kinderloſen Weiber und jammern. Endlich kommt Wolf mit den Kindern, die grüne Zweige in den Händen tragen, und kündigt die Rettung der Stadt und den Abzug der Huſſiten noch vor Abend an. Das Ganze ſchließt ſich mit folgendem Chor:

Triumph, Triumph!
Es drohten vierzigtauſend Krieger;
Wir ſandten Kinder gegen ſie aus,
Und unſre Kinder ſind die Sieger,
Sie bringen Frieden ins Vaterhaus.
Triumph! denn Gottes Engel wallen
Mit uns durch das befreite Thor.

ſodann ziehen ſie hinein.

Schon aus dieſem trocknen Abriſſe wird man erſehen, welch eine furchtbare Wirkung dieſes Stück auf der Bühne thun muß. Man weiß aus der Theaterpraxis welch' einen Effekt eins, zwei Kinder machen, und hier — fünf und achtzig! Es zerreißt die Empfindung, ſie als Opferlämmer in Sterbekleidern dem Tode entgegenziehen, es erfreut alle Herzen, die Natur den Sieg über die rohe Grauſamkeit erringen zu ſehen. Aber wenn wir den Effekt von der Kunſt des Dichters unterſcheiden, wenn wir das durch die Geſchichte des Jahres 1432 Gegebene von der freien Schöpfung des dichteriſchen Genies abſondern: ſo müſſen wir unbeſtochen von den Thränen und der Erſchütterung, die Sache näher ins Auge faſſen. — Der Viertelsmeiſter Wolf iſt wirklich, wie in einer guten Beurtheilung des Stücks geſagt wird, die einzige handelnde Perſon, und alles übrige bloß bewegliche

Verzierung. Sein Geiſt ſchwebt wirkend über allen; ſie ſcheinen nur ſeine Maſchienen zu ſeyn, die ſich, wenn auch ein bisgen ſträubend, unter ſeiner Hand bewegen. Sein Charakter iſt groß, ſchön nüancirt und untadelhaft durchgeführt; nicht minder der ſeiner Gattin, und das Geſpräch zwiſchen beiden zu Anfang des dritten Akts iſt die beſte, ja vielleicht die einzige ausgearbeitete Scene im Stück. Dieſer ſchöne Charakter iſt ganz das Eigenthum des Dichters, und wenn ihm auch durch die Naumburger Chroniken ein Vater von acht Kindern gegeben wurde, ſo ward ihm doch nicht dieſer heitre, genialiſche, kräftige, unerſchrockene, tapfre und doch beſcheidne Menſch, dieſer gefühlvolle Gatte und Vater, dieſer heldenmüthige Bürger, der unter einem gemeinen Aeußern das ungemeinſte Innre verbarg, gegeben, und er kann ſtolz darauf ſeyn, dieſen Charakter gebildet und ausgebildet zu haben. Auch ſein Weib iſt ſeiner würdig, und nächſt jenem, ſcheint der Dichter auf ihre Darſtellung den meiſten Fleiß verwandt zu haben, ſo wie alles übrige nur angedeutet und auf den Theatereffect berechnet zu ſeyn. Der Burgermeiſter und alle Rathsherren, ſo ſchöne Geſinnungen auch jener zuweilen entwickelt, wiſſen nicht viel Rath, und mit dem zweiten Akt verliert man ſie gänzlich aus den Augen; Prokopius und die Huſſiten ſind nur angedeutet, obgleich grell genug; der Heerführer gefällt, und man wünſcht, daß ſeine Erſcheinung nicht ſo verübergehend wäre. Seine Gnadenerzeigung iſt übrigens nicht motivirt genug. Auch der Effect dieſer Scene hätte können verſtärkt werden; wenn in ſeiner Scene

z. B. ſtatt der etwas langen Reden zwiſchen ihm und Wolf, der nachfolgende Zug früher angebracht wäre, wenn er ſogleich ſeine Kinder forderte und bei dem geringſten Zögern mit ſeinem Schwerdte auf ihn eindränge und dadurch die Kinder hervorlockte, und ſodann erſt der Kampf zwiſchen beiden Männern begönne: ſo würde dies ohne Zweifel von größerer Wirkung ſeyn. Mit dieſer Scene endlich iſt die Handlung geſchloſſen und der fünfte Akt iſt müßig. Die Weiber jammern, die Kinder kommen zurück, ſie ziehen in die Stadt ein; die Rollen ſind alle zu Ende geſpielt, und wir erfahren nichts Neues mehr, was wir uns nicht hätten denken können. „So machtens nicht die Alten.“ Vielleicht hätte dem fünften Akte noch durch einen Durchzug der Huſſiten durch die Stadt und ein allgemeines Freuden- und Friedensfeſt aufgeholfen werden können.

Das Stück iſt in Jamben geſchrieben, und zwar größtentheils in gereimten. Schiller hat es, nach Shakespears Gebrauch, eingeführt, die Reden, wenn ſie ſich zu größerer Lebhaftigkeit erheben, mit Reimen zu ſchließen; Schlegel hat in ſeinem Jon eine unnachahmliche Kunſt in mannigfaltigen antiken Sylbenmaßen aufgeſtellt: beides hat der Verfaſſer der Huſſiten nachgeahmt, nur, wie es uns ſcheint, die Reime etwas zu häufig angebracht. Von der Kunſt des Versbaues kann man durch bloßes Hören nicht urtheilen, doch ſcheinen die Jamben reiner und fleißiger gearbeitet, als in früheren Stücken deſſelben Verfaſſers zu ſeyn.

Dargeſtellt wurde es ſo gut, als es nur dargeſtellt werden kann. Aber bei einem ſolchen effektvollen Stücke iſt es wieder ſchwer anzugeben, was dem Schauſpieler und was dem Apparat gehört; es ſpielen ſich alle Rollen faſt von ſelbſt, und der gute Schauſpieler wird die ſeine ganz natürlich auch gut ſpielen. Ob ſie noch ein beſonderes angeſtrengtes Studium erfordere, wollen wir nicht unterſuchen. Herr Iffland gab den Viertelsmeiſter mit einer hinreißenden Lebhaftigkeit, Mad. Meyer war ſeine würdige Bertha; Herr Herdt und Herr Mattauſch thaten, als Burgermeiſter und Procopius alles, was ihre Rolle erlaubte. Mehr aber noch, als ſelbſt die Schauſpieler, that die Direktion, durch den reichen Aufwand, mit dem ſie das Stück gab.

Wir ſprechen zuletzt von den acht Chören, die zweckmäßig in das Stück eingeſchaltet ſind und deſſen Effekt nicht wenig verſtärken. Sie ſind von acht verſchiedenen Komponiſten. Mit Recht ſtutzen wir bei einer ſolchen Nachricht. Wir erinnern uns an ähnliche Verſuche, wo mehrere Komponiſten in einem Stücke vereinigt worden waren, z. B. an die Henrath von Nina Vernon und Mendoza; oder der portugieſiſche Vormund, die fünf Verfaſſer hatten und in Paris ausgepfiffen wurden; an die neue komiſche Oper in Coventgarden: das Kabinet, von der es in einer deutſchen Zeitſchrift heißt: „ſie iſt eine Olla, wobei Muſik, (fünf bekannte Compoſiteurs haben zu gleichen Theilen daran gearbeitet) Dekorationen und Ballets kaum hinreichen, um den Nonſenſe, der hier ſchwimmt, über Waſſer zu halten.“ Wir erinnern uns endlich an ein neueres Beiſpiel ſelbſt auf unſerm Theater, wo die im Einzelnen vortrefliche Muſik auch einen doppelten Charakter hatte, und daher als Ganzes minder gefiel. Aber wir dürfen in dieſer Rückſicht für die Huſſiten nichts fürchten, denn es ſind einzelne Chöre, die in ganz verſchiedenen Gemüthsſtimmungen geſungen werden, und hier thut die verſchiedene Manier der Komponiſten dem Ganzen keinen Schaden, weil kein muſikaliſches Ganze anders da ſeyn ſoll, als in dem Einzelnen. So glücklich übrigens die Idee iſt, Chöre in das Stück einzuflechten, ſo möchten wir ſie doch in keiner Rückſicht mit den Chören der alten Tragiker vergleichen, welches einem jeden einleuchten wird, der nur eine oberflächliche Idee von ihrem Weſen hat.

Doch wir wollen über dieſe Chöre das Urtheil des Kenners hören, den die Leſer der Eunomia unter der Bezeichnung von X kennen;

„Es iſt nicht zu läugnen, daß wegen der verſchiednen Tonſetzer, die die Chöre und die Ouvertüre geſchrieben haben, dieſe auch einen ſehr verſchiednen Eindruck machen; keines hat Bezug auf ein anderes, denn ihre Verfaſſer haben nichts von einander gewußt. Einige ſcheinen ſogar die Huſſiten für ein orientaliſches Volk gehalten zu haben, denn ſie laſſen ihre Chöre durch vollſtändige Janitſcharenmuſik begleiten, deren ſich ein andrer, welcher auch die Huſſiten ſingen laſſen mußte, klüglich enthalten hat. Die Ouvertüre (von Weber) fängt, ſehr glücklich, mit einem charakteriſtiſchen und vortreflich gelungenen Marſche an, der nothwendig in der Folge wieder vorkommen müßte, von dem man aber weiter nichts ſpürt — Dies iſt die Folge von dieſer Zerſtückelung, da im Gegentheil alle Chöre, von Einer Meiſterhand geſchrieben, bei der Verſchiedenheit ihres Inhalts und Charakters, ein ſehr vollkommnes Ganze gebildet hätten. Nur wäre dabei noch zu wünſchen geweſen, daß der Verfaſſer auf die Worte der Chöre wenigſtens eine gleiche Aufmerkſamkeit, als auf die übrige Diction gewandt hätte. Aber leider glauben die Dichter, zum Singen ſey alles gut! durch welchen traurigen Grundſatz ſie ſelbſt am meiſten verlieren, und obendrein eine ihnen unverzeihliche Unwiſſenheit in der muſikaliſchen Kunſt verrathen. Doch dies hier im Vorbeigehen! ich wende mich zur Muſik ſelbſt.

Vorzüglich zeichnen ſich, außer der Ouvertüre, die mit dem gewöhnlichen Feuer des braven Komponiſten geſchrieben iſt, das Stück gut einleitet, und worin der Uebergang zu dem folgenden Chor durch ſeine wirklich überraſchende Neuheit vortreflich iſt, der erſte, der zweite und der letzte Chor aus. Der erſte (von Weber) iſt durchaus fröhlich und höchſt reizend; recht glücklich iſt die Idee, die Muſik an einigen Stellen durch das Wetzen der Steine an den Senſen accompagniren zu laſſen, eben ſo, die Wiederholung des Chors einem zweiten herbeieilenden Haufen in den Mund zu legen. Das Ganze hat einen frohen, erhebenden Charakter, und die herrliche Muſik tönt noch lange in der muntern Rede des Viertelsmeiſters nach. Der zweite (von Schulz) imponirt beſonders durch die Begleitung der

Poſaunen. Wären ſie nicht ſo trompetenmäßig geſetzt, und hätte der Komponiſt dem Ganzen mehr Ordnung und Haltung gegeben, ſo wäre dieſe Muſik ganz an ihrer rechten Stelle. Der dritte (von Herrn Kapellmeiſter Danzi) iſt zu geſucht und zu lang, und hat zu viele Zwiſchenſpiele mit den Blasinſtrumenten, als daß er Wirkung hervorbringen könnte. Dieſem Chore ſowohl als dem vorhergehenden, fehlt es an einer Hauptidee, von der die Seele des Zuhörers gleichſam ergriffen wird und in der ſie wieder mit Wohlgefallen ruht. Die Stelle: „Ach, der Feinde Herz bewegen, möge Gott!“ iſt unſtreitig die vorzüglichſte.

Die Chöre der Huſſiten von den Herrn Walther, Kranz und Schuſter, haben zu wenig eigenthümliches, um hervorgehoben werden zu können. Der Marſch des vierten Akts iſt, mit den einzelnen Blasinſtrumenten, womit er anhebt, zu matt und verliert noch mehr, wenn man ihn mit dem imponirenden Marſche zuſammenſtellt, den man am Anfange der Ouvertüre hörte. Dieſer hätte hier ſollen wiederholt werden. — Von eben ſo geringer Wirkung iſt der Chor der Mütter zu Anfang des fünften Akts. Doch vielleicht iſt hier die Situation Schuld, da der Dichter nach dem fröhlichen Ausgange des vierten Akts, den fünften von neuem wieder mit einem Trauergeſange anheben läßt. Der letzte Akt (von Herrn Abt Vogler) zeichnet ſich beſonders durch die meiſterhafte Arbeit aus, mit der er durchgängig geſchrieben iſt. Die Stellen: „Der Gott zu dem wir flehten,“ ferner: „Es drohten vierzigtauſend Krieger,“ und die unſchuldig einſallenden Sopranſtimmen: „Wir ſandten Kinder gegen ſie aus, ſie bringen Frieden" — dieſe contraſtirenden Stellen ſind vorzüglich ſchön gedacht und treflich ausgeführt. Nur Schade, daß der Verfaſſer durch das Wort: Hallelujah, womit er den Chor anheben läßt, ſich zu ſehr hat verleiten laſſen, ſeine guten Ideen in den zu ernſthaften Kirchenſtyl einzukleiden und am Ende eine Art von Orgelpunkt anzubringen.

Was aber auch an der Muſik dieſer Chöre zu tadeln ſeyn möchte, ſo bleibt es doch ſicher, daß ſie ſehr viel zur Wirkung dieſes Stücks beitragen, da ſie der Dichter ſehr glücklich in die Handlung eingewebt hat.

X.

VI.

Poſtſcript
zum
zweiten Jahrgange der Eunomia.

Unter ziemlich ungünſtigen Zeitumſtänden, und ohnerachtet der Concurrenz der mannigfaltigen Journale, hat die Eunomia ihren Platz unter den beſſeren deutſchen Zeitſchriften nicht ohne Erfolg behauptet. Eine große Anzahl achtungswerther Schriftſteller hat an ihr Theil genommen, ſie mit vorzüglichen Beiträgen geziert, und geglaubt, ihre Namen in guter Geſellſchaft zu ſehen. Sie hat von neuen, merkwürdigen Erſcheinungen, zuweilen die erſte, Nachricht gegeben, manche Wahrheit im ernſthaften oder ſcherzhaften Gewande verkündigt, und ſich durch Darſtellungen aller Art zur belehrenden und geſchmackvollen Unterhaltung gebildeter Leſer geeignet.

Es iſt nicht die Sache oder der Zweck der Zeitſchriften dieſer Art, die nicht einer Kunſt oder Wiſſenſchaft ausſchließend gewidmet ſind, Syſteme aufzuſtellen, das Gebiet der Wiſſenſchaften zu erweitern, und eine unbeſtreitbare Wahrheit auszuſprechen; ſie ſollen nur neue Unterſuchungen und Anſichten, eine mehrſeitige Würdigung der Wahrheit veranlaſſen, einen Beitrag zur richtigern Kenntniß der Dinge und der Verhältniſſe, oder wenigſtens zu einer geiſtvollen Unterhaltung liefern, und gleichſam Sprachzimmer ſeyn, wo jeder nach ſeiner Weiſe erzählt, und über ſeine Erfahrungen oder Meinungen in beliebigem Tone referirt; wo man einem Jeden, wieder nach ſeiner Weiſe, antworten kann, und wo der Schweigende ſich denken kann, was er will. — Auch Meinungen wollen ausgeſprochen ſeyn; und da ſie Kinder der Zeit ſind, ſo finden ſie billig in Zeitſchriften ihren Platz. Doch muß man ſich hüten, zu glauben, daß die Herausgeber mit allen Meinungen, denen ſie dieſen Platz geſtatten, einerlei Meinung ſeyen: ſie haben mehr ihre Leſer, als ſich ſelbſt vor Augen, und wünſchen, daß dieſe auch nur ſich allein im Auge haben möchten.

Die belehrenden Aufſätze aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt, welche dieſer Jahrgang liefert, empfehlen ſich durch die Namen ihrer, zum Theil berühmten Verfaſſer: Klein, Tiedemann, Horſtig, Weiß, Mulſch, Buchholz, Woyda, Heinſius, Becker, Michaelis u. a.

Die unterhaltenden durch die Namen: Lafontaine, Chr. A. Fiſcher, Freiin v. Haßler, Cramer, Reinecke u. a.

So klein auch, wie man ſagt, das Publikum für Poeſien in Journalen ſeyn mag, ſo ſind wir doch überzeugt, daß unſre Leſer die, zum Theil claſſiſchen, Gedichte von Neubeck, Klamer Schmidt, Mnioch, Otto Graf v. Haugwitz, Meſſerſchmidt, Gramberg u. a. mit eben dem Vergnügen geleſen haben, mit dem wir ſie aufnahmen. Sie ſind duftende Blumenraine zwiſchen Fruchtbeeten.

Drei Artikel begleiteten das Journal durch alle ſeine Wenden. Der eine betrachtete die Zeichen der Zeit bald mit froher, unbefangener Laune, bald mit erwägendem Ernſte, und gab manche neue Anſicht intereſſanter Gegenſtände. Dieſe Aufſätze ſind von wenigſtens zwei ganz verſchiedenen Verfaſſern, und für diejenigen, die weder Treu und Glauben kennen, noch den Styl eines ziemlich bekannten Schriftſtellers zu erkennen und zu unterſcheiden wiſſen, ſehen wir uns genöthigt, die Anmerkung Oktober S. 320. förmlichſt zu wiederholen. — Der andre gab Nachricht von den Ereigniſſen auf der Bühne, beſonders dem königlichen Nationaltheater zu Berlin. Er begnügt ſich mit dem beſcheidenen Titel bloßer Anzeigen, und macht auf den ſtolzen Namen der Kritik keinen Anſpruch; da wir indeß bisher vergeblich auf die vollendete Theaterkritik hofften, welche, in einer berühmten Zeitungsankündigung von einigen Zeilen, Hoffnung machte, alle andern, ſchlechten Beurtheilungen niederzuſchlagen; da wir ferner zur Fortſetzung dieſer Anzeigen von auswärtigen Theilnehmern aufgefordert wurden, und der Theaterartikel ſchon von den Zeiten des Archivs der Zeit als ein ſtehender angeſehen wurde: ſo glaubten wir, ihn in den Fortſetzungen des Journals nicht weglaſſen zu dürfen. — Der dritte endlich lieferte unter dem Titel der Poſtſcripte frohe Kinder der Laune, und ſcheint nicht ohne Beifall geblieben zu ſeyn.

Wir danken beim Schluſſe des Jahrs für jeden guten und zweckmäßigen Beitrag unſerer geehrten Mitarbeiter; wir haben ſelbſt aus den vielen Zuſendungen, von denen der Plan des Journals uns entweder keinen Gebrauch zu machen erlaubte, oder die wir ihres Werths wegen zu künftigem Gebrauch bewahren, dankbar den Antheil erſehen, den man faſt in allen Gegenden Deutſchlands an unſerer Zeitſchrift nimmt, und glauben mit Zuverſicht, daß der innere Werth derſelben ſie vor dem gewöhnlichen Schickſale der Schriften, die nur ihre Wochen oder Jahre leben, ſchützen, und ihr einen daurenden Platz in den Bücherſammlungen gebildeter Freunde der Literatur gewinnen werde.

D. H.

Anzeiger der Eunomia.

No. VI. December 1802.

I.

An die Leſer der Eunomia.

Auch im nächſtfolgenden Jahre wird dieſe Zeitſchrift ununterbrochen fortgeſetzt, und durch die thätige Mitwirkung und Theilnahme mehrerer Gelehrten ein neues Intereſſe erlangen.

Alle diejenigen, welche dieſes Journal fortzuſetzen oder ſich anzuſchaffen geneigt ſind, erſuche ich, ihre Beſtellungen ſpätſtens in den erſten Tagen des künftigen Monats Poſtfrey an mich gelangen zu laſſen, weil unverlangt keine Exemplare verſendet werden.

Berlin, am 1ſten December 1802.

Friedrich Maurer,

II.

Weihnachts- und Neujahrsgeſchenke.

Als vorzüglich nützliche und angenehme Geſchenke für gute Kinder können allen Aeltern und Lehrern nachfolgende Bücher mit Recht empfohlen werden.

Aurora. Ein Taſchenbuch für Freunde einer unterhaltenden Lektüre, auf's Jahr 1803. Herausgegeben von **Karl Müchler.** 8. Berlin, in bunten Pappumſchlag 1 thlr. 4 gr.

Daſſelbe in Papierſaffian gebunden, mit goldenen Schnitt und Futteral 1 thlr. 12 gr.

f

Bibliothek für die erwachſene Jugend, 1r Band, enthält: Auszug aus Gilblas Leben und Abentheuer, mit 4 Kupfern. 8. Berlin. In ſaubern Einband 1 thlr. 8 gr.

Blumen und Früchte zum Geſchenk für die Jugend, beim Antritt des neunzehnten Jahrhunderts, von F. M. Fr. Seemann, mit Kupf. und Muſik. 8. Berlin, ſauber gebunden 1 thlr.

Ebend. mit illuminirten Kupf. ſauber geb. 1 thlr. 4 gr.

Die junge Stickerinn. Ein Taſchenbuch für Frauenzimmer zur Uebung im Sticken und Malen, erſte Abtheil. mit 15 ausgemalten und 15 ſchwarzen Kupfertafeln und einer ausführlichen Anweiſung zur Stickerei, von C. A. Hirſchmann. Taſchenf. Berlin, in einem buntfarbigen Kupferumſchlag, ſauber geb. mit Futteral 1 thlr. 12 gr.

Ebend. auf Velinpapier, mit einem in Seide geſtickten Modelblatt, eben ſo geb. 2 thlr. 8 gr.

Ebendaſſelbe in Atlas geb. 2 thlr. 20 gr.

Derſelben zweite Abtheilung. Taſchenformat, ebenfalls ſauber gebunden in Futteral 1 thlr 12 gr.

— daſſelbe auf Velinpapier, mit einem in Seide geſtickten Modelblatte, eben ſo geb. 2 thlr. 8 gr.

— ebendaſſelbe in Atlas gebunden 2 thlr. 20 gr.

Taſchenbuch für junge Zeichner. Ein Neujahrgeſchenk für gute Kinder. Nach dem engl. Werke: the compleat Drawingbook bearbeitet, mit einigen Blättern vermehrt von C. A. Hirſchmann. Mit 28 Kupfertafeln Taſchenf. Berlin, ſauber geb. mit Futteral 1 thlr.

Ebendaſſelbe auf Velinpapier gedruckt, mit 4 gemalten Landſchaften vermehrt, eben ſo geb. 1 thlr. 8 gr

Gnattimozin, über die Welt, die Erde und den Menſchen. Kosmologiſches Lehrbuch zum Unterricht ſeines Sohnes. Aus dem Mexicaniſchen von Rittner, mit einer Vorrede vom Königl Prof. der Aſtronomie zu Berlin, Hrn. J. E. Bode. gr. 8. Berlin,
auf Schreibpap. in ſaubern Einband 1 thlr. 18 gr.
auf Druckpap. in ſaub Einb. 1 thlr. 12 gr.

Verſuche zur Beförderung wahrer Lebensweisheit. Deutſchlands Söhnen und Töchtern gewidmet, von Röper, 8. Berlin, gebunden 10 gr.

Weihnachtsgeſchenk für die Jugend, oder Denkwürdigkeiten aus der Weltgeſchichte, Staaten- und Völkerkunde für die erwachſene Jugend, mit illum. und ſchwarzen Kupfern, gr. 8. ſauber eingebunden 1 thlr. 12 gr.

Spiegel der Weisheit für gute Söhne und Töchter. Ein Weihnachtsgeſchenk, zum Gebrauch auf ihrer Wanderſchaft durchs Leben. Mit Kupf. 8. Berlin und Leipzig, ſauber gebunden 1 thlr.

Sotzmanns deutſche und franzöſiſche Vorſchriften, in einzelnen Linien, für Anfänger und zum Gebrauch der Schulen, geheftet 6 gr.

Portefeuille des honnêtes gens, ou pensées morales, politiques et divertissantes; tirées d'un manuscript de feu Mr. le Comte de Schulenbourg. 8. Berl. relié 6 gr.

Contes moraux pour former le cœur et l'esprit des enfans, avec des notes explicatives. Part. I. et II. 8. Berlin, relié . 22 gr.

Friedrich Maurer.

III. Ankündigung eines klaſſiſch-militäriſchen Werkes.

Der Dienſt des Generalſtabs im Frieden und Kriege, theoretiſch, praktiſch und hiſtoriſch bearbeitet vom kurpfalzbaieriſchen Oberſtwachtmeiſter **von Gugomos**.

Das Werk beſteht aus zwei Theilen, deren jeder zwei Bände ausmacht. Das Ganze zerfällt in Kapitel, Abſchnitte und Paragraphen. Der erſte Theil begreift das Studium und die detaillirte Lehre aller in das Fach des Generalſtabs einſchlagenden Gegenſtände, folglich die Theorie der reinen Taktik und Kriegswiſſenſchaft, oder den Dienſt und die Beſchäftigung des Generalſtabs im Frieden. Der zweite Theil wird die angewandte Taktik und Kriegskunſt, alſo den ganzen Dienſt des Generalſtabs im Kriege durch alle ſeine Theile praktiſch und hiſtoriſch darſtellen.

Das Ganze wird durch eine große Anzahl ſchön gezeichneter, in Kupfer geſtochener und illuminirter Plane nebſt mehr als 20 ſehr unterrichtenden und vollſtändigen Tabellen über den Dienſt und alle Munitions- und Verpflegungsgegenſtände faßlich und anſchaulich gemacht. Selbſt für den Liebhaber der Kriegsgeſchichte, ohne Soldat von Metier zu ſeyn, iſt dieſes Werk belehrend, unterhaltend und ideenneu. Eine durch alle Buchhandlungen Deutſchlands vertheilte detaillirte Anzeige jedes Abſchnitts der zwei erſten Bände, nebſt einigen darin abgedruckten Auszügen des Werkes ſelbſt, überzeugen von der ſyſtematiſchen Ordnung des ganzen Inhalts, von des Werkes innerem Werth, und der ſo ruhig als unpartheiiſch philoſophiſchen Beobachtung des Verfaſſers über das ältere und neuere Kriegsſyſtem. Er hat die Theile der Organiſirung und der wiſſenſchaftlichen Gegenſtände des Generalſtabs nebſt der Mappirung und Befeſtigungsbaukunſt ꝛc. auf höhere Veranlaſſung ſchon im Jahre 1796 verfertiget, wegen gewiſſer in dem nämlichen Jahre eingetretener Verhältniſſe aber dort nicht publik gemacht; — überzeugt indeſſen, daß die zum Dienſt des Generalſtabs gehörigen Gegenſtände von den meiſten Autoren zwar theoretiſch und praktiſch richtig, jedoch bis jezt nur oberflächlich, wie das militäriſche Taſchenbuch von Berlin für das Jahr 1801 deutlich bemerket, berühret werden, fand es der Verfaſſer für gut, den Dienſt des Generalſtabs klaſſiſch und ſyſtematiſch zu bearbeiten.

Die Seideliſche Buchhandlung in München hat den Verlag dieſes groſſen und wichtigen Werkes auf Subſcription übernommen. Der Ladenpreis des ganzen Werkes iſt auf 24 Fl. Reichsgeld, oder 16 Thaler Sächſ. feſtgeſezt; die Subſcribenten aber erhalten ſolches um den vierten Theil wohlfeiler. Alle Buchhandlungen Deutſchlands nehmen hierauf Beſtellung an, und werden ſich der Verbreitung und Bekanntmachung dieſes Werkes um ſo eher unterziehen, da ſie vom Verleger für ihre Bemühung noch beſonders entſchädiget werden.

Der erſte Band erſcheint im Jahre 1803, nach deſſen Ablieferung die erſte Hälfte des Preiſes vom ganzen Werke, nämlich 9 Fl., die zweite Hälfte aber bei Ablieferung des dritten Bandes erlegt wird. Das Ganze wird binnen zwei Jahren vollendet. Der Subſcriptionstermin bleibt fünf Monate offen, und die Beſtellungen können entweder durch Buchhandlungen gemacht, oder direkte an den Verfaſſer oder Verleger eingeſendet werden. — Schönes Papier und neue Lettern ſowohl, als reine und akkurate Stiche der Plane, nebſt Vorſezung der Subſcribentenliſte werden von der Verlagshandlung zu allgemeiner Zufriedenheit beſorgt werden.

Am 1ſten November 1802.

Kommerzienrath Seidel
in Sulzbach.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von
einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

Jahrgang 1803.

Erſter Band.
Januar bis Junius.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1803.

Inhalt
des
erſten Bandes.

Januar.

I. Ueber Kunſt und Wiſſenſchaft, in Beziehung auf Unterricht, beſonders den frühern. Von Herrn D. und Prof. Weiß in Leipzig. . . . . Seite 1
II. Die Kapelle der heiligen Anna. Vom Hofrath Fiſcher. . . . . — 20
III. Der Geiſterverbündete. Eine dramatiſche Phantaſie. Von Hrn. Schink in Hamburg. . . — 34
IV. Literariſche Briefe:
  Erſter Brief: Der Meßkatalog. . . . — 53
  Zweiter Brief: Taſchenbücher. . . . — 62
V. Denkſteine am Lebenswege. Von Otto Grafen von Haugwitz. . . . . — 67
VI. Vorſchlag zu Monumenten, als elegante Zimmerverzierungen. . . . . — 69
VII. Bonis auspiciis anni cIↄIↄcccIII. . . . — 72

VIII. Theater:
  1) Königliches Nationaltheater. . . . Seite 73
  2) Die Theaterkritiken. . . . . . — 74
  3) Ernſthafte Erklärung des Ueberſetzers der Donna Elvira. . . . . . . — 78
IX. Poſtſcripte.

Februar.

I. Ueber das Schöne in objektiver Hinſicht; vom Herrn Prof. Michaelis. . . . . . — 89
II. Fauſt in der Kirche zu Wittenberg; von Herrn Schink in Hamburg. . . . . . . — 98
III. Ueber die Univerſitäten; vom Herrn Profeſſor Buchholz. . . . . — 106
IV. Fabeln; von Herrn K. Fr. Becker, Doktor der Philoſophie. . . . . — 117
V. Die Erſcheinung vor und nach dem Tode; eine Erzählung aus einer franzöſiſchen Handſchrift; von Herrn Weyda. . . . . . . — 123
VI. Literariſche Briefe:
  Dritter Brief: Die allgemeine Verwirrung. — 150
VII. Theater:
  1) Königl. Nationaltheater. . . . . — 160
  2) Theaterantiquitäten. . . . . . — 161
  3) Churſächſiſches Hoftheater. . . . — 165
VIII. Poſtſcripte. . . . . — 169

Inhalt des erſten Bandes.

März.

I. Römer-Sinn. Eine Tragödie, aus dem Italieniſchen des Grafen Alfieri. Ueberſetzt von Herrn D. Jeniſch . . . . . . Seite 173
II. Es iſt keine Dunkelheit noch Finſterniß, auſſer bloß in der Einbildung. Eine Vorleſung. Von Herrn Muioch. . . . . — 199
III. Die Stecknadel. Eine Erzählung. . . . — 207
IV. Auch ein Wort über Univerſitäten. Mit Bezug auf den im Februar-Stück befindlichen Aufſatz des Herrn Prof. Buchholz. Von Herrn Prof. Theod. Heinſink. . . . . . . — 219
V. Literariſche Briefe:
  Vierter Brief: An Herrn O. Ueber die literariſch-äſthetiſchen Vorleſungen des Herrn Rath und Prof. Schlegel zu Berlin. — 228
VI. An Herrn Ober-Konſiſtorialrath Gedike bei ſeiner Wiedergeneſung. Von Hrn. D. J. F. Kinderling. . . . . — 241
VII. Theater:
  1) Königl. Nationaltheater. . . . . . — 242
  2) Ueber Sittlichkeit und Schicklichkeit auf der Bühne. Von Hrn. D. G. W. Becker. — 243
VIII. Poſtſcripte.

April.

I. Die Reiſe auf den Aetna. Ein Fragment aus Seume's Wanderungen. . . . . . — 253
II. Du und Sie. Von dem verewigten Rektor Sangerhauſen. . . . . — 272

Inhalt des erſten Bandes.

II. Die Papageno's. Aus Ernſt Scherzers Papieren. . . . . Seite 279

V. Hausgeſpräch zwiſchen Herrn Praxis und Frau Theorie. Von Herrn Doktor Rückert zu Bamberg. . . . . — 290

V. Fragmente aus einer Reiſe durch einen Theil des weſtlichen Frankreichs. Von Herrn C. A. Fiſcher zu Dresden:
  1) Die Inſel Batz. . . . . . . — 298
  2) Roscoff. . . . . — 301
  3) Ein celtiſches Mährchen. . . . . — 303

VI. An Herrn Konſiſtorialrath Streithorſt. Von Herrn Klamer Schmidt. . . . . — 305

VII. Ueber Pflanzenabbildungen. Von Herrn Profeſſor Willdenow. . . . . — 307

VIII. Ueber Georg Guſtav Fülleborn. An Herrn Canonikus Lafontaine zu Halle. Vom Hofrath Fiſcher. . . . . — 311

IX. Literariſche Briefe:
  Fünfter Brief: An Fr. v. S. . . . — 334

X. Theater: Königl. Nationaltheater . . — 336

XI. Poſtſcripte. . . . . — 338

Mai.

I. Die Kultur von Südpreußen. Ein Wort über die unrichtigen Angaben und ſchiefen Urtheile über Südpreußen, welche in mehreren Flug- und Zeitſchriften erſcheinen. . . . . — 341

II. Einige Worte über die Quellen und Grenzen der Satyre. Von Hrn. D. Rückert in Bamberg. — 361

III. Epigramme. Von Klamer Schmidt, Kapf und Burdach. . . . . Seite 368
IV. Sollten die Pole einſt zum heißen Erdſtriche, zur Sonnenbahn werden? Von —ck. . . . . — 371
V. Der Künſtler und Papſt Leo der Zehnte; Eine Anekdote. Von Herrn Fr. Kramer. . . — 380
VI. Noch Etwas zu dem: Etwas Unglaubliches, in der Berliner Monatsſchrift vom April 1802. Von Herrn Richter. . . . . — 386
VII. Mercier, über die Niederlage der Kunſtwerke bei den Petits-Augustins . . . . . . — 392
VIII. Die Feier zu Amathunt. Von Herrn Reinhardt in Dresden. . . . . — 400
IX. Berichtigung, das dem verſtorbenen Bürgermeiſter Müller in Leipzig zu errichtende Denkmal betreffend. . . . . — 408
X. Theater:
  1) Königl. Nationaltheater. . . . . . — 411
  2) Ueber Sittlichkeit und Schicklichkeit auf der Bühne. Von Herrn D. G. W. Becker in Leipzig. (Beſchluß.) . . — 413
XI. Poſtſcripte. . . . . — 421

Junius.

I. Briefe aus der Bataviſchen Republik. Geſchrieben in den Monaten September und Oktober 1800. . . . . — 425
II. Der Barde. Ein Preisgedicht. Von Keltophilos. . . . . — 457

III. Pſychologiſche und äſthetiſche Reflexionen. Von Herrn D. R. in B. . . . . Seite 461
IV. Der alte Warnhild. Erzählung. Von Herrn M. Reinecke. . . . . — 465

V. Literariſche Briefe:

Sechſter Brief: An Fr. v. S. . . . . — 474
Siebenter Brief: An Hrn. O. . . . . — 480
VI. Letztes Wort über den Büchernachdruck. Von Herrn A. Drumann in Erfurt. . . . . — 485
VII. Russia regnante Alexandro. Von Hrn. J. G. Bremer. . . . . — 497

VIII. Theater:

1) Königl. Nationaltheater. . . . . — 498
2) Ueber das Herabſteigen der Bühne zum Parterre. . . . . — 499
IX. Poſtſcripte. . . . . — 504

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunder[illegible]
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Januar 1803.

I.

Ueber Kunſt und Wiſſenſchaft, in Beziehung auf Unterricht, beſonders den frühern.

Unterricht und Leitung werden anerkannt als die beiden Hauptzweige der großen Kunſt der Erziehung, der einzigen, zu welcher von der Natur ein Jeder berufen iſt; der Kunſt, welche wir an den jüngeren bis zu dem Ende ihres phyſiſchen Wachsthums üben, an uns ſelbſt, unter dem Namen der eigenen Ausbildung, das ganze Leben hindurch fortſetzen ſollen. Gewiß iſt von jenen Zweigen [illegible] Leitung der Jugend bei weitem der vorzüglichſte. Denn [illegible] Unterricht ergeht zunächſt nur an den Verſtand, und [illegible]chtiget die Aufklärung deſſelben über die Gegenſtände [illegible] Verhältniſſe des Lebens, während die Leitung eines Zöglings alles übrige umfaſſet, was für die Ausbildung und Richtung irgend einer ſeiner Anlagen zweckmäßig gethan werden kann. Nun aber weiß ein Jeder, daß der Verſtand nicht das erſte Vermögen iſt, welches ſich in dem Kinde entwickelt; und wer nicht ganz eingeſchränkte Begriffe von dem Zwecke der Menſchenbildung hat, der fühlet die Nothwendigkeit, dem neuen Ankömmlinge auf der Erde von dem erſten Augenblicke an, wo er ſich willkührlich im Raume beweget, aufmerkſam leitend zur Seite zu gehen, und jede Aeußerung des erwachenden Geiſtes in ihm, mit Hinſicht auf die vernünftigen Zwecke des Lebens zu richten und zu ordnen.

Bei alle dem aber würden wir dennoch einen weſentlichen Mangel an richtigem Urtheile über den wahren Gehalt des Menſchenlebens verrathen, wenn wir den eigentlichen Unterricht für einen, bei der Erziehung wenig in Betracht kommenden Theil des pädagogiſchen Geſchäftes, halten wollten. Sind doch alle Begriffe, ohne Unterſchied ihrer Objekte, Thätigkeit und Eigenthum des Verſtandes! Wird doch jeder geiſtige Erwerb des Lebens als Vorſtellung aufbewahrt! ſo, daß es unmöglich gleichgültig ſeyn kann, auf welche Weiſe das Vermögen der Vorſtellungen und Begriffe in uns gebildet wird, das heißt eben, wie der Unterricht beſchaffen iſt, den wir erhalten.

Es giebt zwei Wege, auf welchen der Verſtand durch Unterricht genährt und gebildet werden kann. Auf dem einen ſucht der Erzieher den Zögling geſchickt zu machen zu der Hervorbringung irgend eines Zweckes nach Regeln. Dies iſt der Weg der Kunſt. Auf dem andern wird zunächſt nur das Gedächtniß bereichert mit Einſicht in die Beſchaffenheiten und Verhältniſſe der Objekte; und dies wollen wir den Weg der Wiſſenſchaft nennen. Beide ſtehen, wie eine genauere Vergleichung derſelben zeiget, in der engſten Beziehung untereinander. Wenn es wahr iſt, daß in der Welt alles nach Regeln geſchiehet, und daß es auch für den Menſchen Naturgeſetz iſt, mit oder ohne Bewußtſeyn, doch allezeit einer Regel gemäß zu handeln: ſo wird man ſich unter Wiſſenſchaft die Erkenntniß derſelben in dem Wirklichen, unter Kunſt aber die Fertigkeit denken können, ſich einer Regel, einem Zwecke gemäß, zu bedienen. Nach dieſer Anſicht aber lieget die enge Verbindung zwiſchen beiden, und die Unmöglichkeit, die eine von der andern ohne gegenſeitigen Nachtheil zu trennen, am Tage. Kann man, ohne Spiel mit dem Worte zu treiben, von Kunſt in dem Menſchen reden, wenn er ſich des Zweckes bei dem, was er ausrichtet, und der Art, wie die gewählten Mittel zu ihm führen, nicht deutlich bewußt iſt? Wozu aber meinen wir, daß der Menſch Erkenntniß oder Wiſſenſchaft von irgend etwas habe, wenn es nicht zugleich für ihn irgendwo einen Punkt ihrer Beziehung und Anwendung giebt? Auf der einen Seite alſo iſt Kunſt, wenn ſie nicht völlig verſtandloſer Mechanismus ſeyn ſoll, ohne Wiſſenſchaft gar nicht möglich; auf der andern Seite aber hat auch die letztere ſchlechthin keinen unbedingten Werth, ſondern erſcheint dem vernünftigen Menſchen allezeit nur als Dienerin der erſtern, — obwohl hier nicht mehr die Rede iſt von den gemeinen Künſten des täglichen Lebens, ſondern von jeder Fertigkeit, durch welche der gebildete Menſch die Wiſſenſchaft, welche er ſich erworben hat, zu dem ihr angemeſſenen praktiſchen Zwecke hinzuführen verſteht.

Viel ließe ſich von dieſem innigen Zuſammenhange zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie die Vernunft ihn fordert, noch ſprechen. Wir nennen die Natur eine Künſtlerin; allein ihr mangelt das Bewußtſeyn ihres Wirkens; und der ſchärfere Blick, mit welchem wir ſie als getrennt von dem in ihr ſich offenbarenden Geiſte des Lebens betrachten, zeigt uns nicht mehr in ihr, als die ewigen Geſetze eines unendlichen, durch tauſendfache Wirkung und Gegenwirkung ſich bildenden und erhaltenden Mechanismus. Nur der Menſch findet in ſich die Fähigkeit und den Beruf, ſich über das bewußtloſe Treiben der Natur durch Erkenntniß ihrer Regel zu erheben; aber ſo gewiß eine Regel uns überall nur erſcheint als nothwendiges Mittel zur Hervorbringung irgend eines Zweckes, ſo gewiß muß auch die Erkenntniß derſelben in dem Menſchen zu einem Mittel für ſeine menſchlichen Zwecke werden, und ein Wiſſen, welches um ſein ſelbſt willen da zu ſeyn ſich rühmt, iſt dem Vernünftigen eine Thorheit.

Wir überheben uns für diesmal der weitern Erläuterung dieſer Sätze, und bleiben bei dem ſtehen, welcher für unſre gegenwärtige Abſicht der wichtigſte war: daß Wiſſenſchaft ohne Kunſt eben ſo zwecklos, als Kunſt ohne Wiſſenſchaft verſtandlos iſt. Unſre nächſte Frage geht dahin, in welchem Verhältniſſe beide zu dem Geſchäfte des Erziehers ſtehen, und ob und wie er ſich ihrer zu der Bildung ſeines Zöglings beim Unterrichte zweckmäßig bedienen könne. Da iſt aber unſre Behauptung: daß der Zögling zuerſt in der Kunſt unterwieſen werden müſſe, und nicht in der Wiſſenſchaft; und daß nachher, wenn die Wiſſenſchaft im Unterrichte unentbehrlich werde, nur ſo viel von ihr in den Zögling kommen dürfe, als Kunſt in ihm möglich ſey, und nur ſolche Wiſſenſchaft, welche ſich in ihm alsbald in Kunſt verwandeln laſſe.

Zuerſt alſo Fertigkeit, und kein bloßes Wiſſen. Man zweifle nicht, ob dies auch möglich ſey. Ein Jeder von uns verrichtet ja manches gewohnte Geſchäft, ohne der Regel zu gedenken, durch welche die Vollendung deſſelben ihm möglich wird; in dem Kinde aber iſt ohnehin nicht mehr, als eine ſolche Fertigkeit, welche wir mechaniſche Kunſt nennen wollen, möglich. Saget einem Knaben von vier bis acht Jahren, ſo und ſo mußt du dies machen, und zeiget es ihm dabei: ſo wird er jedes Einzelne, was ihr ihm vorthut, richtig behalten und nachahmen, und das beabſichtigte Werk kömmt zu Stande. Nennet ihm aber die bloße Regel, vielleicht für mehrere, nicht eben jetzt gegenwärtige Fälle: ſo verſteht er euch entweder gar nicht oder er verrichtet das, wozu ihr ihn anweiſet, nur bei das eine überhörend, das andre vernachläſſigend, und ſo verliert er unſtreitig mehr, als er gewinnt. Daſſelbe findet ſich in noch höherem Grade, wenn er irgend etwas bloß lernen ſoll, ohne irgend in ſeinem Wirkungskreiſe, der jetzt nur augenblicklich gegenwärtig und ſinnlich iſt, einen Beziehungspunkt dafür zu entdecken. Vergißt er das Gelernte, ſo iſt baarer Verluſt an Zeit und aufgewendeter Kraft; vergißt er es aber auch nicht, ſo mag er freilich etwas erworben haben, deſſen Beſtimmung ihm künftig irgend einmal deutlich werden wird; allein indem er lernte, was ihm als zwecklos erſcheinen mußte, ſo gewöhnte er ſich, das Zwecklose zu treiben, und entfernte ſich dadurch von der Vernunſt, zu welcher ſein Erzieher die gute Abſicht hatte, ihn zu nähern. Nur Kunſt alſo für das jüngere Kind, nur praktiſche Uebung!

Unſre Forderung iſt übrigens, wie wir ſehr wohl wiſſen, nichts weniger als neu. Jener bekannte Satz, daß der Zögling in allem mit ſeinem ganzen Weſen beſchäftiget werden ſolle, daß man ſeine Fähigkeiten in derjenigen Folge und Verbindung wecken und üben ſolle, in welcher ſie von Natur ſich entfalten, derſelbe Satz lautet, beſtimmter ausgedrückt, alſo: er muß durch Kunſt gebildet werden, und nicht durch Wiſſenſchaft. Ueberlaſſen wir es den Gelehrten, daß ſie an ihrem Theile die Erkenntniß vervollkommnen, ohne ſich zunächſt um die Beziehung derſelben auf die praktiſchen (eigentlichen) Zwecke des Menſchen zu kümmern. Ihre Sorge iſt es, daß die Wiſſenſchaft, als das erhabenſte unter allen Mitteln des vernünftigen Lebens, werde, was ſie werden kann: und es iſt zugleich ihre Pflicht, bei der Bearbeitung des Wiſſens die praktiſche Tendenz deſſelben, ſo wie einem Jeden das ſeinige ſie an die Hand giebt, nicht zu verſäumen. Aber ſo gewiß in dem Kinde nicht der Verſtand geboren wird, ſondern der Sinn, ſo gewiß iſt ſeine Naturbeſtimmung nicht, daß es gelehrt, ſondern daß es gewandt und kunſtreich werde. Und thut etwa irgend eine Kunſt, zweckmäßig gelehrt, der Erweckung der ſogenannten höhern Vermögen des Menſchen Eintrag? Wo lebt im Gegentheile ein hellerer Verſtand, als in dem wahren Künſtler? wo ein treffenderes Urtheil, wo eine mehr geregelte Einbildungskraft, eine gerader zum Ziele ſchreitende Vernunft, als in ihm? Und offenbaret ſich uns ſelbſt der unendliche Verſtand anders, als durch die hohe Kunſt ſeiner Natur? Gewiß, wir können unſern jungen Brüdern und Schweſtern, welche einſt, erwachſen, von dem zeugen werden, was wir bis dahin für ſie thaten, wir können ihnen kein beſſeres, kein mehr für ſie geeignetes Geſchenk bei unſrer Erziehung geben, als wenn wir ſie nur in dem unterweiſen, was ſie üben können, und ſo, daß ſie es können.

„Aber, ſo höre ich zu mir ſagen, „du wirſt dem nie entgehen, was du vermeiden willſt. Das bloß mechaniſche Treiben der Kunſt kann in dem Menſchen, ſelbſt wenn er noch Kind iſt, ohne wenigſtens einiges Bewußtſeyn ihrer Regel, welches du Wiſſenſchaft nennſt, nicht lange beſtehen. Indem du alſo deinen Zögling in der erſten unterrichteſt, lehreſt du ihn unfehlbar auch mehr oder weniger die letztere." — Getroffen, Freund, iſt meine Antwort. Was du ſageſt, iſt für mich geſagt; denn ſo, wie du dachteſt, war es von mir nicht gemeint. Kunſt und Wiſſenſchaft ſind beide des Menſchen Werk, und greifen beide eng und feſt ineinander. Könnte ich ſie ſpalten oder entzweien wollen, deſſen ganzes Beſtreben dahin gehet, ſie überall, wo ſie ſich zeigen, in ihrer höchſten, praktiſchen Einheit erſcheinen zu laſſen?

Nur ſo viel Wiſſenſchaft alſo, ich wiederhole es, ſoll nach meiner Ueberzeugung in den Zögling kommen, *als die Kunſt, welche er übet, in ihm unentbehrlich machet, und nur ſolche Wiſſenſchaft, welche ſich in ihm alsbald in Kunſt verwandeln läßt.* Und dies iſt die Hauptſache. Es ſollen nicht Vokabeln gelernt werden, damit einſt der Primaner durch ſie ſeinen Autor verſtehe; nicht ein Katechismus, damit einſt der Mann nach ihm glaube und lebe. Wir hätten hier ganz offenbar eine Wirkung in die Ferne, gegen welche der Naturkenner mit ſo vollem Rechte ſtreitet. Wollen wir wähnen, ſie hier, in der Erziehung, ohne Nachtheil zu verſuchen? Schlimm genug, daß der Verſuch noch ſo häufig gemacht wird! Nein, alle Naturwirkungen (und hoffentlich trägt Niemand Bedenken, auch die der Erziehung zu denſelben zu rechnen) geſchehen unfehlbar in die Nähe; und wenn ſich im zwanzigſten Jahre des Menſchenlebens eine Wirkung offenbaret, deren Urſachen wir noch im vierten zu erſpähen im Stande ſind: ſo ſind dieſe von jenen der Reihenfolge nach gewiß eben ſo entfernt, als ſie es der Zeit nach ſind. Sie hatten zu ihrer Zeit ihre Wirkungen unmittelbar hinter ſich; und wenn der Erzieher mit ihnen auf ein entfernteres Ziel zu treffen meinte, ſo irrte er ſehr zu ſeines Zöglings und ſeinem eigenen Nachtheile. Es ruhet nichts in dem Menſchen von dem, was einmal lebendig in ihm geworden iſt; der für die Zukunft ausgeſtreute Saame entwickelt ſeine bildende Kraft zum Theil in der Gegenwart; und wer daher den Zögling nicht in jedem Augenblicke für den nächſtfolgenden ganz, in jedem Verhältniſſe für das nächſtkommende ganz bildet, — nur er in ſeinem Geiſte hat dabei jederzeit die Reihe aller Verhältniſſe und Bildungsmomente bis zu dem höchſten Ziele des Menſchenlebens berechnend zu überſchauen! — der verbildet ihn ohne Zweifel.

Welche Gedanken häufen und drängen ſich in mir, um die Allgemeinheit dieſer Behauptung, und ihre Anwendbarkeit auf jeden Theil der Erziehung und des Unterrichts in näheres Licht zu ſetzen! Jedoch, ich begnüge mich, für diesmal zu zeigen, wie die erſte Periode der Erziehung ihre Anwendung vorzüglich begünſtigt. Wir thun nicht wohl daran, ſo manche der im engern Sinne genannten Künſte erſt dem heranwachſenden Jünglinge zu geben, und manches andre, was mehr Wiſſenſchaft als Kunſt iſt, in früheren Jahren vorangehen zu laſſen. Für den Knaben iſt die Kunſt, für ihn, der Erkenntniß und Uebung noch nicht zu trennen verſtehet. Je mehr ſich ſchon im ſechszehnten Jahre und früher das Theoretiſche von dem Praktiſchen in dem Menſchen zu entfernen pfleget, deſto entbundener wird bei jedem Geſchäfte des Jünglings die Phantaſie, und deſto lauer erfaßt und behandelt er alles, was nicht ihr vorzüglich dienet, ſondern auf die Zuſammenwirkung der ernſtern Vermögen des Menſchen berechnet iſt. Dagegen der Knabe, wie lebt er zwiefach, wenn er etwas auszurichten geleitet wird! Das Mädchen, wie genießt es mit doppelter Innigkeit, wenn es den Ort für Anwendung des Erlernten in ſeinem engeren Kreiſe findet! O, wir wiſſen alle noch nicht, wie unendlich wir den Genuß und den Ertrag des frühen Menſchenlebens erhöhen könnten, wenn wir das Wiſſen und Lernen der guten Kinder in eine Schule der Kunſt für ſie, aber nicht theilweiſe, ſondern durchgängig, zu verwandeln verſtänden! —

Schritte ſind gethan, ein Anfang iſt gemacht. In jeder guten Erziehungsanſtalt unſerer Zeit, von jedem denkenden Privaterzieher werden wenigſtens die Gegenſtände des erſten Unterrichtes ſo behandelt, daß die Zöglinge Kunſt und Wiſſenſchaft in der beſchriebenen Verbindung, mithin in jedem Augenblicke nur ſo viel Wiſſenſchaft, als zur Kunſt nöthig iſt, erhalten. Der Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen entfernt ſich immer mehr von der unfruchtbaren Methode der Vorzeit, nach welcher z. B. beim Leſenlernen zuerſt ein Stück bloßer Wiſſenſchaft, das Auswendiglernen der Buchſtaben in die Kinder verpflanzt werden ſollte; und ſodann wieder ein Stück bloßer Kunſt, das Buchſtabiren nach dem alten Style, u. ſ. w. Daß derſelbe Fehler beim Rechnen in weit höherem Grade begangen wurde, werden die meiſten Erwachſenen beſtätigen, wenn ſie ſich ihrer Kinderjahre erinnern. Beim Schreiben verſah man es, wie es ſcheint, auf der entgegengeſetzten Seite; hier war bloß Kunſt, welche die unglücklichen Stift- oder Federführer oft nur zu gewaltig drückte. Jetzt, wie geſagt, iſt es beſſer geworden, und vor allen andern dürfte wohl die vor kurzem in dieſer Zeitſchrift beſchriebene Peſtalozzi-Olivier'ſche Methode auch in der gegenwärtig genommenen Rückſicht die Probe beſtehen. Allein, wollen wir nur Leſen, Schreiben und Rechnen lehren? Namentlich die bisher in Leipzig mit ſo ſichtbarem Erfolge nach Herrn Profeſſor Olivier's Anordnung unterrichteten Knaben kommen allmählig weiter; auch in der Sprachkenntniß, auf welche ſich die bei ihnen angewendete Lehrart gleichfalls erſtreckte, werden ſie anderer Gegenſtände zur Uebung ihrer erwachenden Kräfte bedürfen; und ſie bedürfen ihrer um ſo mehr, je begieriger ſie durch die bisher erhaltene Leitung nach jeder zweckmäßigen Geiſtesbeſchäftigung geworden ſind. Was iſt nun zu thun? Sollen ſie, die bisher ſo viel gewonnen, die das gewannen, was ſich zum Theil noch ſpät in ſeinen ſegensreichen Wirkungen zeigen wird — eine feſte Richtung des Geiſtes, ſollen ſie von jetzt an, in andern Dingen nach andrer Methode unterrichtet, ſich gewöhnen, wieder zurück zu treten von der Stufe, auf welcher ſie, ohne es zu wiſſen, einmal ſtanden? Sie werden Unterricht erhalten in Geographie, in Geſchichte, in der Naturlehre, in Muſik, wie dies ihre Jahre und ihre Talente erfordern werden; aber ſoll dies alles nach der alten Weiſe geſchehen? Glaubt ihr wohl, daß von den Vortheilen, welche jene Kinder bisher genoſſen haben, auch nur die leiſeſte Spur zurückbleiben könne, wenn wir da, wohin uns Olivier und Peſtalozzi zunächſt verholfen haben, plötzlich abbrechen wollen? Sollte eine Inconſequenz dieſer Art, welche in der Theorie unvereinbare Widerſprüche erzeuget, im Praktiſchen nicht auf ähnliche Weiſe ſchaden? Eltern und Erzieher, und ihr Uebrigen alle, die ihr ein lebendiges Intereſſe an der heranwachſenden Menſchheit nehmet, hier iſt zum Wirken Beruf und Stoff! Die Kinder, für welche ihr rechtſchaffene Sorge traget, werden unfehlbar verlieren, wenn ſie von dem richtigen Wege, auf welchem ihr ſie jetzo ſehet, hinweggeriſſen, und bei irgend einem neuen Zweige des Unterrichts irgend einen neuen, dem bisherigen nicht völlig analogen, Weg geleitet werden ſollen.

Ihr habt alſo die als gut erkannte Methode des erſten Unterrichtes auf jedes neue Fach der Erkenntniß überzutragen, und in ihm zu wiederholen. Und da ſich eine Methode, als ſolche, allezeit nur auf Einen Gegenſtand bezieht, mithin auf den zweiten und dritten unmittelbar weder übertragen, noch darin wiederholen läßt: ſo habt ihr die *Prinzipien*, auf welchen eure Methode beruhen mag, als den Hebel des ganzen Werkes, zu erforſchen. Erſt wenn ihr damit zu Stande gekommen ſeyd, wird es euch gelingen, jedes andre Unterrichtsfach aus demſelben Geſichtspunkte zu betrachten, aus welchem der Erfinder eurer bisherigen Methode die ſeinigen angeſehen haben muß; und iſt dies geſchehen, ſo kann es euch nicht mehr ſchwer fallen, euer

Verfahren beim Unterrichte der richtig genommenen und ſtreng feſtgehaltenen Anſicht gemäß überall zu ordnen.

Die Vorarbeit hiebei, das, was ich das Orientiren in jeder Erkenntniß nenne, iſt unſtreitig der ſchwerſte Theil. Es beſtehet in der Reproduktion des natürlichen (nothwendigen) Verhältniſſes einer Erkenntniß zu dem Erkennenden, durch Einbildungskraft, mittelſt Beobachtung; und ich habe nicht nöthig mehr zu ſagen, als dies, um auf die Schwierigkeiten, welche in der Sache liegen, aufmerkſam zu machen. Aber es iſt gut für den entſchloſſenen Mann, wenn er mit den Schwierigkeiten ſeines Unternehmens im Voraus bekannt iſt; ſie werden ihm zu Regeln ſeines Verhaltens dienen in tauſend ſonſt nicht beachteten Fällen. Namentlich in der gegenwärtigen Sache wird man finden, daß viel von Vielen über den Unterricht der Jugend geſprochen worden iſt; aber daß ſelten einer die Geduld hatte, ſeine allgemeinen Vorſchriften bis zur Angabe der Methode für ein jedes Fach herab zu individualiſiren. So geſchah es, daß die Prinzipien aus Norden und die Methoden aus Süden kamen; allein das Mittlere, was ſie an dem Orte ihrer Vereinigung bildeten, war nicht das für Geiſt und Körper gleich wohlthätige, temperirte Klima einer mittleren Zone!

Ich glaube — bei weitem noch nicht gethan zu haben, was zu thun iſt, aber — ein Wort zu ſeiner Zeit geſprochen, einen nicht unnützen Wink glaube ich gegeben zu haben, indem ich auf die Bildung der Kinder zur Kunſt auch bei dem Unterricht in den erſten Wiſſenſchaften bringe. Man nehme, wenn man will, das jetzt geſagte zuſammen mit der pſychologiſchen Deduktion der Olivier'ſchen Methode in einem frühern Aufſatze *), und es werden ſich ohne Mühe mehrere hieher gehörige Folgerungen ableiten laſſen. Vor der Hand mögen einige Beiſpiele genügen.

Ich wähle zuerſt *Natur-* und *Erdbeſchreibung*, zwei Wiſſenſchaften, welche, der Reihe und ihrer innern Beſchaffenheit nach, auf den Elementarunterricht der Kinder zunächſt folgen könnten, und anfänglich wenigſtens nicht getrennt von einander vorgetragen werden dürfen. Das Kind ſoll die Natur kennen lernen mit allen ihren Produkten, lebendigen und lebloſen; es ſoll die Oerter kennen lernen, wo dieſe Produkte erzeugt werden und gedeihen. Daß man hier vernünftiger Weiſe nicht mit dem Entfernten und Seltenen anfangen werde, bedarf keiner Erinnerung. Ein Kind, das von den Cordilleras erzählt, während es vielleicht in einer ebenen Gegend lebt und nie einen Berg ſah; oder von der Löwen- und Elephantenjagd, ob es gleich nicht weiß, wie der Jäger im benachbarten Buſche die Vögel, und auf dem Felde die Haſen zu tödten verſteht, — ein ſolches Kind iſt verbildet. Sein Erzieher beging den eben ſo bedeutenden, als vielleicht gewöhnlichen Fehler, den Zögling auf dem Gange ſeiner Bilbung irgend einen Punkt, irgend eine Stufe überſpringen zu laſſen. Jedoch, ich verweile jetzt nicht hierbei, ſondern frage bloß, wie der Unterricht in den genannten Wiſſenſchaften ſo gegeben werden könne, daß der Zögling das ihm Dargebotene als Kunſt aufnehmen und betreiben könne. Mit der Erdbeſchreibung ſcheint der Verſuch am leichteſten zu machen zu ſeyn. Das Kind ſoll allmählig eine deutliche Vorſtellung von der Geſtalt der Erdoberfläche und der Art, wie ſie bewohnt wird, erhalten. Allein es kennt jetzt nicht einmal den Horizont ſeines Ortes. Man fange daher mit dieſem an, und bringe das Kind durch zweckmäßige Spaziergänge dahin, daß es ſich ein vollſtändiges Bild von der nächſten Gegend um ſeinen Wohnort, den Mittelpunkt des Ganzen, her entwerfe. Ein Thurm iſt überall. Auf dieſen ſteige nunmehr (jetzt zum erſtenmale) der Zögling in Begleitung ſeines Lehrers, und lerne von oben herab das ſchon im Geiſte liegende Bild zur Einheit vollenden, wo es nöthig iſt es ordnen, u. ſ. w. Jetzt trägt der Knabe die Landkarte in ſeiner Einbildungskraft, ohne es zu wiſſen. Dennoch aber darf er ſie noch nicht ſehen, ſondern er muß (und da er bereits im Zeichnen unterrichtet worden iſt, ſo fällt ihm dies nicht ſchwer) er muß vorher noch auf ſeinem Zimmer, nach der Himmelsgegend gehörig geſtellt, mit Hülfe ſeines Lehrers die von ihm ſelbſt zuerſt durchwanderte, dabei überlegte, zuletzt von oben herab überblickte Gegend auf das Papier verzeichnen. Wie ſchlecht auch der Verſuch ausfallen mag, er iſt hinreichend, um zu bewirken, daß der Knabe die ihm jetzt erſt zu zeigende Landkarte mit Begierde ergreife, als die erwünſchteſte Auflöſung ſeines eigenen Problems. Unſtreitig muß dieſe erſte Landkarte die Specialkarte ſeiner Gegend, oder doch eines nicht zu großen Landſtriches um ſeinen Wohnort her ſeyn; und wo dieſe noch fehlen, da kann es weder einer Dorf- noch einer Stadtgemeinde ſchwer fallen, ſie für den Gebrauch ihrer Kinder und Enkel verfertigen zu laſſen. Iſt man aber ſo weit gekommen, ſo iſt auch das wichtigſte für den folgenden geographiſchen Unterricht geſchehen. Immerhin mag eine geraume Zeit auch mit den erſten Vorbereitungen und Rudimenten hingegangen ſeyn; das Schnell-Lernen iſt wahrlich die Hauptſache nicht! und dennoch fragt es ſich, wenn man in Anſchlag bringen will, was ſonſt die Kinder vergeſſen, und was hier nicht zu fürchten iſt, wo ſchneller gelernt werde, ob dort oder hier? — Die Vorſtellung von Kugelform der Erde, und was dahin gehört, darf noch lange nicht verſucht werden. Wie viel Merkwürdiges bietet der achte Theil der einen Hemiſphäre dar, ehe man weiter zu ſchreiten ſich genöthiget fühlet! Wie viel Naturbeſchreibung aus allen drei Reichen; wie viel ſelbſt Geſchichte der gegenwärtigen und der vergangenen Zeit mag in jenen Unterricht verwebt, wie manche Reiſe mag in der Wirklichkeit oder nach der Erzählung unternommen werden, bis die Erndte aus dem bisher bekannt gewordenen Lande vollendet iſt! Während deſſen wird der Zögling angefangen haben, ſeine phyſikaliſchen Begriffe zu bilden; er iſt jetzt kein kleines Kind mehr! und ſo wird er auch auf jenem Wege, durch Vorſtellungen vom Mond- und Sonnenlaufe u. dergl. vorbereitet worden ſeyn zu dem ſonderbaren und der ungebildeten

---

*) Im Septemberſtücke der Eunomia vom vorigen Jahre, von welcher Abhandlung in der Zeitung für die elegante Welt Nr. 119 geſagt wird, ſie enthalte das Umfaſſendſte und Klärſte, was über dieſen Gegenſtand bisher geſchrieben worden. d. H.

Denk-

Denkkraft zeitlebens widerſtrebenden Gedanken, daß die Erde, ein runder Körper, in der Luft ſchwebe, ohne auf irgend etwas zu ruhen.

In dieſem ganzen Zeitraume aber, behaupte ich, iſt die Erdbeſchreibung für den Zögling eben ſo weit Kunſt, als Wiſſenſchaft, und dies ſollte ſie ſeyn. Die praktiſche Fertigkeit des Kleinen hebt an mit dem Phantaſiebilde der Gegend in welcher er wohnet; ſie ſetzt ſich fort, und erhöhet ſich mit jeder kleinern oder größern Wanderung, welche er unternimmt, oder von welcher er höret. In Raffs Geographie war es bloßes Spiel, wenn der Lehrer die Kinder reiſen ließ, und führte, wie bekannt iſt, zu gar keinem reellen Zwecke. Hier läßt der Lehrer den Zögling nicht immer abſichtlich reiſen, allein dieſer thut es dafür überall von ſelbſt; und eben ſo ſiehet er, wenn die Rede von den Produkten der Gegend iſt (und nur im Uebrigen die Regel der Gleichzeitigkeit und Folge gehörig beobachtet wird), die Orangen und Citronen in Wäldern wachſen, wie in ſeiner Heimath die Birnen und Schlehen. Weiter aber kann man nicht verlangen, daß der erſte geographiſche Unterricht praktiſch werde.

Der Zweck dieſes Aufſatzes verbietet mir, ſo ausführlich zu ſeyn, als es das Detail einer Methode eigentlich erfordert. — Die Naturbeſchreibung in Kunſt für den Zögling übergeben zu laſſen, hat wenig Schwierigkeit. Er beobachte und verſorge die Hausthiere ſelbſt, er baue ſeinen Garten; und was er noch nicht im Stande wäre auf irgend eine Weiſe aus dem todten Begriffe zur lebendigen Handlung werden zu laſſen, deſſen Erkenntniß ſpare er weiſe für die Jahre der größern Reife und Feſtigkeit ſeines Verſtandes.

Geſchichte ſollte nicht zu früh gelehrt werden. Die Männer, welche in ihr glänzen, ſind todt; der Schauplatz ihrer Thaten iſt für den ſinnlichen Geiſt des Kindes ein leeres Feld. Warum nicht ſich begnügen mit der die Erdbeſchreibung ſo zweckmäßig begleitenden Geſchichte der Gegenwart? Warum nicht, wenn es denn ja Vergangenheit ſeyn ſoll, Geſchichte der Erfindungen? Etwa weil die Bilder- und Leſebücher dazu nicht geeignet, oder die Erzieher oft darauf nicht vorbereitet ſind? — O, wie viel des Wiſſenswürdigen, was durchaus nicht bloß die Erkenntnißvermögen beſchäftigt, umgiebt uns überall! und dennoch ſind wir verlegen um Beſchäftigung der Kinder, welche nun größer werden, und uns drängen, mehr zu befriedigen, als die Bedürfniſſe ihres Körpers.

Ich habe von den Künſten im engern Sinne des Worts bisher geſchwiegen. Aber iſt ihr Gebiet in der vernünftigen Erziehung etwa klein? Oder was kann für die Ausbildung aller Anlagen des Menſchen mächtiger wirken, als die Uebung in überdachter und verſtändiger Hervorbringung irgend eines Mittels zu einem Zwecke des häuslichen oder bürgerlichen, des gemeinen oder des höhern Lebens? — Was aber ſeiner Natur nach Wiſſenſchaft iſt, und nur durch die Lebendigkeit, mit welcher es ergriffen, und durch den Vernunftgebrauch, welcher von ihm gemacht wird, der praktiſchen Fertigkeit, welche Kunſt heißt, verwandt gemacht werden kann, das bleibe entfernt von dem Zöglinge, bis er, ein bis dahin gelehriger Schüler der eigentlichen Künſte, ſich die bleibende Gewohnheit erworben hat, in allem Thun mit ganzem Geiſte gegenwärtig zu ſeyn, und keine von den bei irgend einem Geſchäfte vorhandenen Beziehungen zu verſäumen. Das Leben iſt nicht zu kurz für den, der es nutzend zu füllen weiß; allerdings aber wird dieſe ſeltene Kunſt nur derjenige zu handhaben verſtehen, welcher von früher Jugend an gelernt hat, alle Erkenntniß bloß als Mittel zu einem praktiſchen höheren Zwecke anzuſehen und zu gebrauchen.

Weiß.

II.

Die Kapelle der heiligen Anna.

Warmbrunn, den 26. Jul. 1798.

Ich habe neue ſchöne Bilder im Magazin meiner Phantaſie geſammelt, mein theurer Freund! jene lebhaften Eindrücke, die alle Saiten des Menſchen in Anſprache ſetzen, deren Töne in den innern Reſonanzen des Herzens nur ſpät, vielleicht nie verhallen. Solche Ereigniſſe ſind die Weltbegebenheiten des innern Menſchen, deren fühlbare und unmerkliche Einflüſſe auf unſre Gefühls- und Handlungsweiſe durchaus nicht zu berechnen ſind. Gewiß, wir ſollten es mehr darauf anlegen, unſer ganzes Weſen zuweilen in Spannung zu ſetzen, uns recht durch und durch zu freuen, und uns durch Wehmuth, Freude, Sehnſucht und Genuß in unſerm Innerſten erſchüttern zu laſſen. Vertrauensvolle Hingebungen an die Natur belohnen ſich unausſprechlich, wie die Hingebungen in der Freundſchaft. — Ich bitte dich, Julius, laß dir keine ſolcher wahren Lebensmomente entgehen; achte nichts, ſie recht rein und ganz zu genießen; und wenn du auf deiner Gebirgsreiſe nur Einen ſolchen durchgreifenden Genuß haſt, ſo glaube, du habeſt deinen Lohn dahin!

Wir machten geſtern die Reiſe nach der Annenkapelle; — die ganze wahrhaft edle Familie, in der ich lebe, auch die theure Geneſende, hatten ſich dazu vereinigt, und ſich lange darauf gefreut, die Höhe zu erſteigen, von welcher herab die weiße Kapelle über das ganze Thal glänzt. Wir hatten es wohl geahnet, daß dieſer Standpunkt einer der ſchönſten ſey, und gewiß, wir hatten nicht Unrecht. Die Höhe iſt groß genug, dachten wir, um uns eine weite Ausſicht zu gönnen; nicht ſo hoch, daß ſie der Anſicht das Lachende nimmt, und die Gegenſtände in eine verächtliche Kleinheit hinwirft; der Weg dahin für unſern ehrwürdigen Vater nicht unmöglich, und oben finden wir, nicht eine unwirthbare Höhe, ſondern die Wohnung von Menſchen. — Wie hätte uns dies alles nicht dahin einladen ſollen? An dem uns über alles theuren 19ten Julius ward unſer Wunſch erfüllt.

Erwarte keine Reiſebeſchreibung von mir. So heiter, ſo abwechſelnd luſtig wir auch waren, ſo ſehr wir uns ſcheinbar nur von den äußern Gegenſtänden hinreißen ließen, ſo ſehr auch der kleinſte unſre Verwunderung, unſer Erſtaunen unſre Freude zu erregen ſchien; ſo waren wir doch nur in unſerm Innern beſchäftigt. Wir ſprachen eben ſo oft alle auf einmal, als wir alle auf einmal ſchwiegen. Kaum bemerkten wir es, daß faſt in jeder Minute ſich die Ausſicht auf unſerm beweglichen Standpunkte veränderte, erweiterte, verengte, und bei der Annäherung an die Rieſenwand der Sudeten immer erhabner wurde. Das Stetige in unſerm Geiſte galt uns mehr, als die abwechſelnde Mannichfaltigkeit dieſer wunderbaren Scenerie. So kamen wir in dem letzten Dorfe vor unſerm Ziele, ſo am Fuße des Berges an.

Mit ſonderbarer Geſchäftigkeit begannen wir hinaufzuſteigen, jeder munterte den andern auf, als zweifelte er an der Kraft aller, nur der ſeinen nicht. Mit den Augen auf den waldigten Bergweg gerichtet, ſchon rundum von Bäumen umſchloſſen, ſchien unſrer innerer Geſichtskreis nicht größer, als unſer äußerer. So wanderten wir fort mit aller Anſtrengung unſrer Kräfte — als ächte Egoiſten. Aber bald wurde unſre Bergreiſe das Widerſpiel der Lebensreiſe. Denn ſo wie man hier im Anfange, als Jüngling und Knabe, alle Augenblicke in Verſuchung iſt, die Welt für eine Sammlung guter Freunde zu halten, und ſein Herz nicht für zu klein hält, ſie alle nach und nach hineinzuſchließen; dann aber als Mann, durch den Nordwind der Erfahrung erkältet, ſich in ſich ſelbſt zurückziehet, und die guten Freunde ihren Weg gehen, ſchleichen, oder ſpringen läßt, ohne ſich in ihn hineinzudrängen: ſo thaten wir das letztere in der erſten Hälfte des Weges, unſern Kräften vertrauend, bis Ermüdung und Schweiß uns Beſcheidenheit und Sehnſucht nach dem freundlichen Wort, oder der kleinen Hülfsleiſtung des Gefährten lehrte. — Gewiß, die zweite Hälfte war ſchöner, rührender, humaner, als die erſte. Wir fühlten es, und als es hieß, wir wären am Ziel, ſchien uns der Weg zu kurz.

Nein, ich wage es nicht, Julius, dir die Ausſicht von der Raſenfläche, auf deren Vordergrund die kleine Kirche, in deren Hintergrund die Wohnung des Förſters ſteht, die von drei Seiten dem trunkenen Auge geöffnet, von der vierten durch die Wand eines waldigten Berges verſchloſſen iſt, die Ausſicht auf eins der ſchönſten Thäler der Welt mit ſeinen mehr als zwanzig Ortſchaften, Bergen, Hügeln, Wäldern ſind Büſchen, Teichen, Wegen, und mit gewebtem Schnee bekleideten Wieſen zu ſchildern. Es dauert lang, ehe man Muth bekommt, ſich in dieſes Still-Leben zu verſenken. — Nur der Ehrwürdige, der ſchon auf mancher ernſteren Höhe gedankenvoll geſtanden hat, und die Kleinen, genoſſen bald der Ausſicht ins Unermeßliche; wir andern wandelten um die Kapelle, und lagerten uns in ihrem Schatten, und waren entzückt, auf dieſer Höhe ein eng umſchloſſenes Plätzchen gefunden zu haben, aus welchem wir uns nur einzeln und faſt durch Umwege in den Genuß der Erweiterung wagten.

Ich glaubte nur genießen, und ein andermal meine Gedanken und Empfindungen ſammlen zu können. Allein es kam anders. Als wir nehmlich in die Kapelle gegangen waren, überfielen uns die Schauer eines der Gottheit, auf ſo ungewöhnlichem Platze, geweihten Ortes; wir ſetzten uns in die Bänke, und es war, als ſollten wir beten. „Hier möcht' ich eine Predigt hören!“ ſagte der Vater, neben dem ich ſaß, leiſe zu mir, doch ſo, daß die andern es hörten. Der Antrag überraſchte mich; aber ehe ich ihn noch, wie ich wollte, ablehnen konnte, blickte ich in Beatens auf mich gerichtetes Auge. Ich ſchlug das meine nieder, als ſollte meine Beſcheidenheit um Schonung bitten. „Sie würden uns unſre Empfindungen verſtändigen,“ ſagte ſie mit unbeſchreiblich rührender Stimme; ich neigte mich, um meine Röthe zu verbergen, und ſtand faſt, eh' ich's wußte, auf der Kanzel der Kapelle. Der Ort, wo ich ſtand, die Höhe, auf der er errichtet war, die Perſonen, die den Nachhall und Abdruck ihrer Empfindungen in meinen Worten erwarteten, — alles begeiſterte mich, und ich ſagte, was ich ſeit etwa einer Stunde beſonders lebhaft gedacht und gefühlt hatte.

Ich ſende dir dieſe Rede, Julius! wie ich ſie zwei Tage nachher aufſchrieb. Was ich weggelaſſen habe, war individuell; glaube, daß es beſſer geweſen ſey, als was du lieſeſt. Wie würdeſt du ſonſt das, was du lieſeſt, mit der Wirkung vereinen können, die das Geſprochene auf uns alle machte!

Wenn du einſt in ähnlicher Geſellſchaft auf dieſen Berg wallfahreſt, ſo wirſt du dir vorſtellen können, wie wir die folgenden Stunden verlebten. Wir genoſſen, was die Gaſtfreundſchaft und unſre Vorräthe lieferten; wir lieſen auf dem Platze hin und her; wir kletterten auf die Höhe des Berges; wir machten uns auf entdeckte Schönheiten in der Nähe und Ferne aufmerkſam; wir ſtanden allein, und ſuchten einander. Mit ſtiller Wehmuth verließen wir den freundlichen Platz; wir mußten uns beim Abſchiede alles Ernſtes erinnern, daß wir das nicht zurückließen, was uns dieſe Freude gegeben hatte: die Menſchen und unſer Herz.

Meine Freude wäre vollkommen geweſen, hätteſt Du ſie an meiner Seite genoſſen, Julius! „Ich gehe ihm entgegen,“ ſagte ich mir, als der Aufbruch beſchloſſen war, und doch war ich der Letzte, der hinabſtieg! — Lebe wohl!

Rede, in der Annenkapelle gehalten.

Was iſt es, das auf dieſer Höhe unſre Seele hebt, und ſie zu der feierlichen Wonne ſtimmt, die aus unſern Augen leuchtet, uns im Uebermaaß des Gefühls plötzlich in kurze Einſamkeit treibt, und uns die Worte der Liebe lehrt, mit denen wir uns anreden?

O, womit könnten wir Dich, dem dieſer Tempel und die ganze Natur geweiht iſt, beſſer ehren, als durch Aufmerken auf die Bewegung unſers Innern, dieſes ſchöpferiſchen Zauberſpiegels alles deſſen, was außer uns lebt, webt, und iſt? Wodurch könnten wir Dich und Deine Natur beſſer verſtehen lernen, als daß wir nie ermüden, uns über uns ſelbſt zu verſtändigen!

„Iſt es die reine, balſamiſche Luft, ausgehaucht von den tauſend duftenden Pflanzen des Gebirgs, geläutert in der Nähe des himmliſchen Aethers, unvergiftet von den Dünſten der Erde, — die ſanft und mild unſre Bruſt erweitert, und wie reiner Nektar die Lebenskraft unſers Herzens erfriſcht?“ — Rein iſt alles, was die Natur liefert, überall iſt unſrer, ihm verwandten Seele der himmliſche Aether nahe. Wer ſeinen Hauch ahnet, der fühlt ſein Wehen, auch in den vergifteten Dünſten der Erde und der Gräber, und bedarf der Berghöhe nicht, um ſein Sehnen nach dem Einen, das den Geiſt befriedigt, zur lauten melodiſchen Anſprache zu bringen. — Wir trinken die balſamiſche Luft, ſie erquickt unſre Bruſt, aber nicht unſer Herz.

Oder „iſt es die Ruhe nach der Ermüdung? Süß iſt die vollbrachte That, fröhlich begrüßt der Wandrer nach dem langen, ſteilen Felswege das lachende Plätzchen, das ihn zur Ruhe einladet; und was könnte einladender für uns ſeyn, als der grüne Teppich, der ſich auf dieſem Abhange ausbreitet, auf dem man die ermatteten Glieder löſen, und doch in das ſchönſte Thal hinabſchauen kann!“ — Aber iſt nicht die Freude an der Ruhe ſelbſt ruhig, verſchloſſen und matt? Wo war je die Freude an Ruhe ſo laut, ſo lebhaft und feurig, als die unſre? Trieb ſie uns nicht ohne Raſt umher, ſchien unſre Regſamkeit nicht erſt erwacht, als wir unſer Ziel erreicht hatten? Nein, die *Ruhe* iſt nicht der Charakter, nicht der Quell unſrer Freude.

Oder „iſt es die *Befriedigung des Gemüths* am erreichten Ziele? — Auch wir kämpften mit Anſtrengung unſrer Kraft den ungewohnten Kampf; mancher Tropfen von Schweiß, mancher hervorbrechende Seufzer bezeichnete den Stein- und Wurzelweg, den ſchon viele vor uns ſo bezeichneten, Tauſende nach uns ſo wandeln werden. Jeder Schritt, der uns höher hinaufhob, brachte uns unſer *Ziel* und *unſern Abſtand* von ihm in Erinnerung; je mehr wir uns ihm näherten, deſto koſtbarer wurden die Schritte zur Vollendung. Endlich war unſre Kraft genug geprüft; zu unſern Füßen lagen alle die Schwierigkeiten, und als Sieger betraten wir die freundliche Höhe, zu der ein ernſter Weg uns geleitet hatte. Groß war die Freude, als wir den Samtteppich dieſes Abhangs betraten, als wir dieſes der Andacht geweihte Haus, das den Bewohnern des Thals nur wie ein weißer Stern aus Nebeln glänzt, in der Nähe begrüßten, und auf dem erhabnen Standpunkt ruhend, die ſchönſte Tafel des großen Bildners ſich vor unſerm trunkenen Auge ausbreitete.“ — Aber wer von Ihnen iſt es nicht *gewohnt*, nach dem ernſten Wege das freundliche Ziel zu erreichen; wer von Ihnen hat nicht gearbeitet, und den Lohn der Befriedigung ſchon oft geſchmeckt? Eine gewohnte Freude iſt die Ihre nicht, die ſelbſt das ehrwürdige Angeſicht unſers verehrten Vaters erheitern konnte.

Oder „iſt es die ätheriſche Höhe, die, nach dem Ausſpruche des mehr witzigen als wahren Dichters, uns dem Himmel um ſo viel nähert, als ſie uns von Menſchen entfernt?“ — O, wo wäre doch ein Himmel ohne Seligkeit; wo eine Seligkeit ohne Liebe? Wo der Menſch, der der Liebe nicht bedürfte! — In dem weichen, erweiterten und veredelten Menſchenherzen, das keine Nähe ſcheut, und keine Ferne fürchtet, — dort, oder nirgends wohnt der Himmel! Hier iſt das Paradies, an deſſen Pforte der Cherub mit dem warnenden Schwerdte ſteht.

Fort mit dem engherzigen, unglückſchwangern Wunſche nach einem Anachoreten-Himmel, der uns von den geliebten Menſchen entfernt; fort mit dem Sehnen ſelbſtſüchtiger Thorheit nach einer Ruhe, die keine Ruhe iſt, und die durch die Entfernung der Körper und der Verhältniſſe um ſo weniger bewirkt wird, jemehr ſich die Herzen, von einem geheimen Triebe geleitet, anziehen.

O ihr liebenden Seelen, die das Uebermaaß der Liebe beugt, das aus eurem vollen Herzen ſtrömt, und keinen Gegenſtand zu finden ſcheint, — nur in euch kann dieſer Wunſch, in dem ihr euer Weſen ſo hart verläugnet, entſtehen; in euch, die ihr die Liebe gegen die Einzelnen durch die vorgegebene Liebe zur ganzen Gattung verſteckt; die ihr, nach euren wenigen, aber vielleicht traurigen Erfahrungen, die Menſchen zu fliehen vorgebe, indem ihr euch nur Einigen Unwiderdigen entzieht, und alle übrigen, auch die Unbekannten, nur mit deſto wärmerer Liebe umfaſſet.

Löſet den Mißlaut, und geſtehet eurem Geiſte, was das Herz thut; nur vergebens bemüht ihr euch, dies Herz, das aus eurem Auge, aus euren Worten und Handlungen ſpricht, durch Maximen zu verläumden, und ihm durch Sentenzen einer ſchnell gebornen Nothweisheit einen böſen Namen zu machen.

Glaubet nicht, daß es genug ſey, die Menſchen in ihren Repräſentanten bei euch, euren Gatten, Geſchwiſtern, Kindern, Eltern und Freunden zu lieben. Sie ſind es euch, was ihr ſie nennt, in einem ſchönen, hohen Sinne; aber der erſte Kreis der um euer Herz gezogen iſt, iſt nicht zugleich der letzte; die erſte Sproſſe in der Leiter der Humanität iſt nicht nur um ihrer ſelbſt, ſondern auch um der übrigen Sproſſen willen da. Nicht bloß in ſich exiſtirt auch die glücklichſte, liebendſte Familie; die Baſis der Theilnahme an andern Familien, an Staat und Welt, iſt der ſicherſte Grund, auf den ihr inneres Glück erbaut wird. — O wie oft verliere ich mich in dem Anſchauen des ſtillen, gerundeten Glücks, das die Familie, die nächſt der meinen, mir die theuerſte iſt, in ihrem ſcharf abgeſchnittenen Innern genießt; wie tief fühle ich es dann, daß nur in der und durch die Harmonie der nächſten, heiligſten Verhältniſſe, Harmonie des Menſchen mit der Welt und Gott, Einklang ſeines Geiſtes und ſeines Glücks möglich iſt. Aber an ihrem Beiſpiel lerne ich auch, daß die Blüthe des Familienlebens geknickt, der reine und lebendige Blumenſtaub verwiſcht und getödtet ſeyn würde, wenn ſein Leben nicht durch benachbarte Staubfäden befruchtet, wenn der Familiengeiſt nicht durch Weltbürgergeiſt geſtärkt und verfeinert würde.

Nein, nicht die Freude, den Menſchen entrückt zu ſeyn, hat uns dem Himmel näher gebracht; ſo laut, ſo innig, ſo mittheilend und theilnehmend iſt eine erſonnene Freude nicht.

Vielleicht iſt es das Gefühl, das den Menſchen auf jeden höhern Standpunkt treibt und begleitet, das uns jetzt, beim Anblick jener zu unſern Füßen liegenden Fluren faßt, jener tauſend und aber tauſend kleiner und großer Gegenſtände, die in unſer Auge fallen, und doch es nicht bedrängen; die das Auge, wie unſern Geiſt, in freier, lachender Ueberſicht, in ein leichtes Spiel ſeiner Kraft ſetzen, ohne es durch das Gefühl der Ohnmacht zu verwirren. Fanden wir in dieſem, uns durch unſer ganzes Leben begleitenden, Gefühle nicht ſchon oft den Quell unſrer ſchönſten und reinſten Freuden? Und wir wollten es hier verkennen, wo wir in ſeinem Genuſſe ſchwelgen, wo unſre ausgedehnte Bruſt, unſer in größern Zirkeln ſchlagendes Herz, unſer frei umherſchweifendes Auge, und unſer gehobener Geiſt, nur zu ſtark unſern Zuſtand bezeichnet. Stieg unſre Freude nicht mit jedem Schritte, der unſern Horizont erweiterte? ſanken nicht unmerklich die Hügel und Bäume, die die hintere Gegend verdeckten, wie niedergeriſſene Schranken, zum ebnen Boden hernieder; traten nicht buſchigte Hügel, und Dörfer, und Felder, wie Inſeln aus einem ablaufenden Meere heraus; zählte uns nicht gleichſam die Natur mit verſchwenderiſcher Hand die Tauſende neuer Gegenſtände in jedem neuen Augenblicke zu; giebt ſie uns nicht von dieſer Höhe, wo ſie uns nichts von dem Gegebenen nimmt, nichts verbirgt oder verheimlicht, das Gefühl der ausgedehnteſten Kraft?

Größer, menſchlicher, und darum göttlicher Trieb der Erweiterung! Ohne dich wären wir jung, aber nie Kinder; ohne dich wandelten wir vielleicht ſicher, aber nicht durch eigne Kraft! Ohne dich fühlten wir keine Reue, aber auch nicht die Wonne der Beſſerung; ohne dich lieferten wir Meiſterſtücke, aber ohne Freude, und ohne Verdienſt; ohne dich wären wir ſchuldlos, aber nicht tugendhaft, glücklich vielleicht, aber nicht ſelig! — Schöner, menſchlicher Trieb! dich bringt der Verſtand zum Bewußtſeyn, und formt dich zum Hebel alles des Schönen, Edlen und Großen, das unſre Natur umfaßt; dich entkleidet die Vernunft von der irrdiſchen Hülle, die dich umgiebt, und ſteckt das Ziel ſeiner und ihrer Befriedigung in fernen, dämmernden Regionen! —

Dieſes Genuſſes wollen wir uns freuen in den Tagen der That, im ſtillen häuslichen Leben, auf dem Felde der erhabenen Pflicht, in den Stunden der wohl erworbenen Muße, ſo wie bei den einſamen und friedevollen Arbeiten des Geiſtes; in der Erlernung des Gefundenen, und der Erforſchung der ſtets zu findenden Wahrheit; überall, wo unſer Geiſt und unſer Herz auf einer ſolchen freundlichen Höhe ſteht, als die, von der heut unſer entzücktes Auge hinabſchaut. Freuen wollen wir uns dieſes Genuſſes — mit Selbſtgefühl und Beſcheidenheit.

So thun wir es auch heut. Unſer freier Entſchluß, unſre eigne Kraft führte uns unmerklich, aber ſelbſtthätig, auf dieſen Standpunkt; durch Schweiß und Ermüdung errangen wir, was die Natur uns bereitet hatte. Aber doch überheben wir uns des nicht, ſchreiben unſerer Macht nicht zu, was die Natur geſchmückt und tauſendmal verändert hatte, ehe unſrer hienieden gedacht ward; rechnen uns nicht zum Verdienſt an, wozu uns ein Trieb unſrer Seele lockte, und was während des Erringens uns mit ſo mannichfaltigen Freuden lohnte. — Auch dieſer Standpunkt verführt uns nicht zum Stolze. Wir ſind hier noch immer dieſelben, die wir im niedrigen Thale waren; nicht eine Spanne von der Erde entfernt, nicht einen Fuß breit dem Himmel näher; und ob wir gleich über Tauſende von Menſchen erhoben ſind, ſind wir deshalb doch nicht über ſie erhaben.

O, wer könnte ſtolz aufblicken auf den Zinnen des Tempels der Natur, wo unſre Kniee ſich unwillkührlich zur Erde neigen, den großen Baumeiſter des Tempels anzu[illegible]en, wo unſer Auge ſich ſchüchtern zum Boden ſenkt, im Gefühl unſrer Kleinheit, vor dem Bildner des Größeſten und Erhabenſte[illegible] wo die unruhige Sehnſucht nach dem Höheren und Größeren uns die Beſchränktheit unſeres irrdiſchen Horizonts ſo fühlbar macht.

Mit dieſen Empfindungen wollen wir hinabſteigen in die Thäler, den Dunſtkreis der Menſchen, und ihrer und unſrer Gräber; tief im Herzen die Sehnſucht nach dem weiter geöffneten Geſichtskreiſe, die uns über den irrdiſchen erhebt, uns in Zwietracht ſetzt mit unſerm Plätze, und mit unſerm Herzen, in uns das Gefühl der Kleinheit alles irrdiſchen Thuns und Treibens wach erhält, und unſern Blick von der Ausſicht auf ein Paradies unter den Wolken, in ein geahnetes über ihnen reißt, und uns der Welt — nicht hingiebt und nicht entfremdet.

Es zieht uns hinab in die ſchwülere Luft, in die Verſchloſſenheit des Thals, zur Arbeit, zum Kummer, zum Anblick menſchlicher Thorheiten und Leiden, zu unſern und unſrer Lieben geöffneten Gräbern. Und wir gehen, ergeben und freudig in die Kreiſe menſchlichen Schickſals, wo ein Gott uns aus freier Gnade das nicht ungemiſchte Glück zutheilt; wo Menſchen uns aus freier Liebe die Freuden des Herzens bereiten; wo der Anblick des Unvollkommnen uns ermuntert, das Vollkommne, was in uns wohnt, zu entwickeln; wo Leiden und Thorheiten in uns das große Gefühl der Unzulänglichkeit und der Sehnſucht nach dem Beſſeren und Guten erhalten.

Von dort blicken wir, ſo lange es uns vergönnt iſt, nach dieſer ſonnigten Höhe zurück, auf der wir einige Feieraugenblicke des Lebens genoſſen, deren Genuß und deren Erinnerung nicht weniger innerhalb der menſchlichen Kreiſe liegt. Von dort und von hier, aus den Felsklüften und von den höchſten Spitzen der Berge, zieht es uns hinauf zu größerer Erweiterung.

Einſt, wo ein Flügelſchlag unſers entfeſſelten Geiſtes uns höher hebt, als wir hier durch tauſende mühevoller Schritte klimmen konnten; wo wir von Welten zu Welten

wie

wie hier von Hügel zu Hügel eilen, ohne je wieder herabſteigen zu müſſen; wo wir jede Höhe bevölkert mit heimlichen, verwandten Weſen antreffen; wo unſer geſtärktes Auge ſich freier in den geöffneten Schauplatz der Schöpfung verſenkt, und das zu mächtige Gefühl der Erweiterung nicht mehr unſern Buſen belaſtet: dort werden wir über das Gefühl, das uns auf dieſer Höhe, wie der Ruf aus einer unbekannten Welt, hebt und zieht, über die Ahnung, die hier unſer Weſen beengt und erweitert, ganz verſtändigt ſeyn; dort werden wir die Momente des Genuſſes unſrer Natur nicht unter die verlornen achten, und die Bewegungen eines verwandten Herzens völliger, reiner und harmoniſcher verſtehen und erwiedern können.

Fiſcher.

III.

Der Geiſterverbündete.

Eine dramatiſche Phantaſie.

Vorerinnerung.

Der Stoff iſt die bekannte und ſchon oft bearbeitete Legende von Doktor Fauſt. Der Dichter hat es indeß verſucht, bei der abermaligen Benutzung derſelben von einem Geſichtspunkte auszugehn, der ſeiner Darſtellung wenigſtens den Reiz der *Neuheit* gäbe. Sein Fauſt wird *nicht* die Beute des Teufels. Er ſchließt zwar in einer Lage der Bedrängniß und der Verzweiflung einen Bund mit der Hölle; knüpft aber an dieſen Bund eine Bedingung, durch die er den böſen Geiſt überliſtet, und ſein gefährliches Spiel mit dem Dämonen der Finſterniß gewinnt. Er wagt dies vermeßne Spiel auf Leben und Tod, zu verſuchen, wie weit feſter Wille und unerſchrockner Muth in dem Menſchen ausreichen? er kämpft mit Liſt und Macht des Verſuchers, ſeines Geiſtes Kraft zu üben, und ſtürzt ſich in das drohende Verderben, nur, um als Sieger, und, ſich unverlohren, daraus hervorzugehn. Sein Kampf mit den Geiſtern der

Hölle iſt daher nichts, als ein Kampf mit Leidenſchaft und Verführung, dem er kühn entgegengeht, weil er ſich ſelbſtſtändig genug fühlt, dieſen Kampf durchzuſetzen. Oft zwar ſcheint ſein gewagtes Unternehmen zu ſcheitern; aber in einem liebenswürdigen Weibe ſteht ihm ſein guter Engel zur Seite, der ſeine erſchlaffende Kraft wieder weckt, und die beſſere Seele in ihm aufrecht erhält. So gelingt es ihm, den Triumph der Hölle zu Schanden zu machen; ſich ſelbſt und ſeinem kühnen Entſchluſſe getreu, zu vollenden, was er unternommen hat.

Uebrigens iſt dies Gedicht kein eigentliches Drama, und hat durchaus nicht die Beſtimmung, auf der Bühne vorgeſtellt zu werden. Der Verfaſſer gab ihm bloß die dramatiſche Form, weil ſie ihm für ſeine Darſtellung die bequemſte ſchien, und dem bunten Phantaſieſpiele, dem er ſich darin überließ, einen freiern und lebhaftern Wirkungskreis bot. Uebrigens wechſelt in ſeinem Gemälde das Tragiſche mit dem Komiſchen, das Pathetiſche mit dem Burlesken, das Gefällige mit dem Gräßlichen, und das wilde Spiel der Leidenſchaften mit den ſanften Gefühlen des Mitleids und der Rührung.

Doch genug zu einer Einleitung für folgende Probeſcenen, die dem Leſer hier zu einer vorläufigen Bekanntſchaft mit dem auf der Oſtermeſſe 1803 erſcheinenden Ganzen gegeben werden.

1.

Scene aus der erſten Abtheilung.

(Fauſt hat ſeine Geiſterbeſchwörung vollendet. Sturm und Wolken, aus denen ſich nach und nach Schatten entwikkeln, die am äußerſten Rande des von ihm gezognen Zauberkreiſes ſchweben. Sie verkünden ihm, daß ſie Geiſter der Hölle ſind. Durch Mephiſtopheles vorhergegangne Gaukeleien erwartet Fauſt keine böſen, ſondern gute Geiſter. Er ſtuzt daher bei dieſer Ankündigung, faßt ſich aber ſchnell, und ſagt:

Fauſt.

Euch wollt' ich nicht. Doch ſey's!
Ich wage nichts. Erzählt mir eure Künſte,
Daß ich erfahren mag, ob ihr mir taugt?
Steht ſtill! Mit einem von euch will ich reden.

(er bezeichnet mit ſeinem Stabe den ihm am nächſten ſtehenden)

Es ſey mit Dir! Bis dahin fort, ihr andern!

(die Schatten verſchwinden, bis auf den Bezeichneten. Dieſer tritt in den zweiten Kreis, halb leuchtend, halb dunkel.)

Nun, Geiſt der Hölle, rede! Biſt du Satan?

Der Geiſt.

Ich bin nicht Satan.

Fauſt.

Nicht? wer denn?

Der Geiſt

Ein Geiſt,
Alt, wie die Welt, und mit ihr dauernd. — Ich
Ward mit dem Menſchen. Unterworfen iſt

Das ganze Univerſum mir. Mein Zepter
Reicht von dem Oſten bis zum Süden hin;
Das Große zeug' ich, wie das Kleine. Nichts,
Was Schändliches und Edles in der Welt,
Was Scheußliches und Schönes je geſchahe,
War ohne mich. Ich ſelbſt bin unſichtbar,
Im Segen nur und Fluche bin ich ſichtbar,
Im Schaffen und Vernichten. Hoch empor
Heb' ich den Menſchen, ſtürz' ihn tief hinab;
Adl' und entadle ſeinen Geiſt; den Himmel
Oeffn' ich ihm und die Hölle; meiner Macht
Verſinken Thron' und Reiche; meinen Wagen
Ziehn Weis- und Thorheit; meines Fußes Tritt
Bezeichnen Blut und Blumen, wo ich wandle.

Fauſt.

Dein Prahlen zeigt, daß du ein Teufel biſt,
Ein beſſ'rer Geiſt bewieſe ſich durch Handeln.

Der Geiſt.

Thu ichs denn nicht? Iſt handeln nicht mein Weſen?
Daß du mich riefſt, iſt meines Handelns Werk.
Du ſtaunſt mich an? Iſt nicht dein Name, Menſch?
Und, ohne mich, was iſt der Menſch? Durch mich
Steigt er zum Gott und ſinkt zum Ungeheuer,
Zeugt Abſcheu und Bewundrung, Lieb' und Haß.

Fauſt.

Doch biſt du mir ein unbekannter Geiſt.

Der Geiſt.

Du fühlſt mich doch, wenn du mich auch nicht kenneſt.
Mich kennen wenig Menſchen nur.

Fauſt.

Und die?

Der Geiſt.

Sind Auserwählte, Freie meines Reichs.

Fauſt.

Ich will der Auserwählten einer ſeyn,
Laß mich dich näher kennen dann.

Der Geiſt.

Sehr kühn!

Fauſt.

Bänd' ich ſonſt mit der Hölle Geiſtern an?
So nenne deinen Namen.

Der Geiſt.

Leidenſchaft.

Fauſt.

Dann biſt du nicht der Hölle Geiſt allein,
Du biſt auch Geiſt des Himmels. Sprich, als welcher
Erſcheinſt du mir?

Der Geiſt.

Das ſteht in deiner Macht.
Dir biet' ich meine Güter, wähle du!

Fauſt.

Was bieteſt du?

Der Geiſt.

Des nimmerſatten Durſtes
Nach Gold Befriedigung; Rang, Ehrenſtellen,

Glanz, Ordensbänder und Vergötterung,
Der Fama ſchmetternden Poſaunenhall,
Und einen Namen, ragend an die Sterne,
Der Wolluſt Taumelkelch, dir nie verſiegend.

Fauſt.

O gieb!

Der Geiſt.

Verzögre noch. Ich biete dir
Auch ſtilles Glück in mäßigem Genuſſe,
Des Herzens Glück in nie bewölktem Frieden;
Beglückende, verborgne Thätigkeit,
Ein Paradies im Schooße der Natur,
Ein Leben, das die leichte Sorge würzt;
Ein liebend Weib und einen treuen Freund,
Und wenn durch Leiden dich das Schickſal prüft,
Gelaſſenheit, Ergebung und Geduld.

Fauſt.

Hinweg damit! Dies dargebotne Glück
Iſt ein Geſchenk für kleine Geiſter nur.
Verborgenheit und unbemerktes Wirken,
Das Alltagsleben auf der ſtillen Flur
Und in dem Schatten ſelbſtgepflanzter Bäume,
Taugt meines Geiſtes kühnern Schwingen nicht.
Ich will Gewühl, will Kampf mit Schwierigkeiten,
Will hohe Thaten, will des Ruhmes Kranz,
Und ſtolzen Flug des Wiſſens, ohne Gränze.
Gelaſſenheit, Ergebung und Geduld
Sind Tugenden für zarte Weiberſeelen,

Nicht für des Mannes unbiegſamen Geiſt.
So gieb mir Reichthum, Ehren, Wolluſtrauſch,
Unſterblichkeit des Namens! Dann ſo ſchenke
Die andern Güter, wem du willſt.

Der Geiſt.

Du haſt
Verderben dir gewählt. Wohlan! du ſollſt
Mich haben, wie du mich verlangeſt.

(Eine dunkle Wolkenſäule verſchlingt dieſe Geſtalt. Blitz und ein Donnerſchlag, aus dem ein Ungeheuer hervorſpringt.)

Fauſt (mit abgewandtem Geſichte).

Scheuſal!

Der Geiſt.

So haſt du mich gewollt.

Fauſt.

Fort! Ich will Menſchenbild.
Sey, wie die Sünde, ſcheußlich nur von innen,
Von außen zeige liebliche Geſtalt!

(das Ungeheuer ſinkt in den Boden, eine ſchöne Jünglingsgeſtalt ſteigt hervor)

So! Sprich, wer biſt du?

Die Jünglingsgeſtalt.

Nun ein Geiſt der Hölle.

Fauſt (mit unwillkührlichem Schauer).

Ha!

(nach einer Pauſe)

Wie nennt dich der Abgrund?

Die Jünglingsgeſtalt.

Mephiſtopheles.

Fauſt.

Dein Amt?

Mephiſtopheles.

Iſt Lüge, Spiel mit deines Gleichen.
Des Menſchen ſtolzen, freigeſchaffnen Geiſt,
Durch Fleiſch und Blut mach' ich ihn zur Maſchine;
Der Sinne Sklav, zieht der Gottähnliche
Demüthig an dem Wagen meiner Launen.
Sein Sterbliches nähr' ich mit Nektar-Schaum,
Und darben laß ich ſein Unſterbliches.

Fauſt.

Verkündeſt ſo du dich?

Mephiſtopheles.

Nie anders. Mein Triumph,
Iſt, wenn ich künſtlich Lüg' und Wahrheit miſche,
Dem Menſchen mich zu zeigen, wie ich bin,
Und, offnen Blicks, in's Elend ihn zu ſtürzen.

Fauſt.

Ich wag's auf den Triumph. Wenn auch vom Anbeginn
Dein Lügenamt die Geiſter ſo verſtrikte,
Ich ſteh' ihm,
(auf das Zaubermanuſkript deutend)
Dies ergiebt dich meiner Macht.

Mephiſtopheles.

So iſt's. Gebeut!

Fauſt.

Enthülle mir die Nacht,
Die auf der Welt der Geiſter ſchweigend ruht,
Laß mich erblicken, was kein Auge ſah,

Vernehmen, was kein Ohr von Fleiſch und Bein
Noch je vernahm, was für den Sohn des Staubes
Nicht Laut und Namen hat.

Mephiſtopheles (lachend).

Ei, weiſer Fauſt,
Du trauſt dem Teufel große Dinge zu.
Er ſoll dir tönen heißen, was nicht tönt,
Dein Ohr will hören, was nicht hörbar iſt?
Was ſelbſt die Allmacht nicht vermag, die möglich
Zu machen das Unmögliche, verlangſt
Du vom Geſchaffnen? Hochgelahrter Fauſt,
Du ſtehſt vor mir, ein überreifer Thor.

Fauſt.

Der Lüge Geiſt, du ſpielſt den Moraliſten,
Wohlfeilen Kaufs mich in dein Netz zu locken;
Hinweg von mir, wenn du dies nicht vermagſt.

Mephiſtopheles.

Nun dann! Was noch?

Fauſt.

Ich will der Erde Schätze,
Will, läſtet's mich, wie Augenaufſchlag, ſchnell
Von einem Pol' zum andern wandern können;
Will —

Mephiſtopheles (ihm einfallend).

Angeſtaunt ſeyn, neue Jugendblüthe,
Der Weiber Kuß, und Dauer zum Genuſſe; —
Ich bin bereits bekannt mit deinen Wünſchen,

Und ſage dir auch die Gewährung zu.
Doch, hör' erſt die Bedingung.

Fauſt.

Sprich, ich höre.

Mephiſtopheles.

Schwör' ab den Glauben, daß ein ewiger,
Selbſtſtänd'ger Geiſt des Univerſums Schöpfer,
Erhalter, Herr und Allregierer iſt;
Bekenn', es iſt kein Gott, als nur dein eigner Wille,
Die Vorſehung nur deine eigne Kraft.

Fauſt (Pauſe des Nachdenkens).

Iſt Gott in mir, was brauch' ich einen andern?
Schaff' ich mein Schickſal ſelber mir, wozu
Noch eine Vorſehung? Es ſey! Ich ſchwöre
Den alten Gott dir für den neuen ab.

Mephiſtopheles.

Schwör' ab der Ehe und des Vaters Freuden;
Lieb' alle Weiber, nie vermähle dich;
Füll' an die Welt mit deiner Liebe Kindern,
Doch keines drück' an deine Vaterbruſt;
Nie tön' um dich des Sohns, der Tochter Stimme,
Dein Herz verſchleuß dem Rufe der Natur.

Fauſt.

Wenn du's vermagſt, mich dahin zu entmenſchen,
Gelob' ich dir's.

Mephiſtopheles.

Dann ſchwöre, nach zwölf Jahren
Der Hölle Herrſchaft dich zu übergeben.

Fauſt.

Faſt klingt das ſchrecklich. Doch mich ſchreckt es nicht.
Ich kenne mich und meinen freien Willen,
Und allen deinen Künſten trotzet der.

Mephiſtopheles.

Nicht allzuſehr erhebe dich des Willens!
Du nennſt ihn frei, und lange biſt du ſchon
Nur meiner Leitung Werk. Vernimm, ich gab den Hang
Zu den verbotnen Künſten dir. Ich ſchuf
Das Blendwerk der vergangnen Nacht, erſchien
In Paracelſus Wundermaske dir;
Ich in der Felſenwölbung, webte dir aus Nebel,
Aus Dunſt und Schatten Hexenſabath; ließ
Von Nixen, Elfen, Gnomen, Salamandern
Ein Geiſterpoſſenſpiel dir geben; kam
Als Savoyarde mit dem Wunderkaſten;
Ich äffte dich in dieſen Wald; ich ſpielte
Den Höllenſchlüſſel in die Hände dir.
Da haſt du deines freien Willens Macht!
Armſeliger! Gieb deines Fingers Spitze
Dem Teufel nur, und du biſt ſein auf ewig.

Fauſt.

Du prahlſt und drohſt, doch bin ich ohne Furcht.
Ich wage mit dir das verwegne Spiel.
Iſt nur kein Blendwerk, was du mir verſprichſt,
Wenn ich dir ſchwöre, biet' ich meine Stirn
Dir und der ganzen Rotte deiner Hölle;
Ja, ich will dein ſeyn, wenn du auf mein Herz

Nur ein entſchiednes Laſter wälzen kannſt.
Doch halte Wort, wie ich dir's halten werde.

Mephiſtopheles.

Faſt iſt es um dich Schade, kühner Menſch!
Noch kenn' ich keinen Sterblichen, wie dich,
Der ſo vermeſſen ſelbſt dem Teufel trotzt.
Doch Hochmuth iſt des ſichern Geiſtes Fall.
So nehm' ich die Bedingung an. Geſchloſſen
Iſt unſer Bund. Seid Zeugen, Höllengeiſter!

(Der ganze äußere Kreis wimmelt von höllischen Geiſtern in verſchiedenen Geſtalten. Fauſt und Mephiſtopheles reichen ſich die Hände. Die Geiſter verſchwinden wieder.)

Fauſt.

Du ſahſt, ich bebte nicht. Beginne deinen Dienſt.

Mephiſtopheles.

Er iſt begonnen. Kehr' in deine Wohnung
Nach Wittenberg. Dort treffen wir uns wieder.

(verſchwindet.)

Geiſterchöre.

Geiſter, nun wieder
In's Schreckenreich nieder!
Bringt Satan die Kunde:
In nächtlicher Stunde
Beſchwor er den Bund.

Fauſt.

Verkündet nur! Ich band euch meiner Herrſchaft,
Und, fall' ich euch, werd' ich der euren Sklav

Geiſterchor.

Wir haben's vernommen,
Sind darum gekommen;
Jetzt fahren wir wieder
Zum Abgrund hernieder,
Zum hölliſchen Schlund.

Fauſt.

Hinab, hinab! Doch ſeid nicht Lügengeiſter,
Horcht meinem Wink' und haltet euren Bund.

Geiſterchöre.

Wir werden ihn halten.
Wir wirken und walten,
Wir heimlichen Mächte,
Im Reiche der Nächte;
Wir halten den Bund.

Die Chöre verhallen nach und nach. Fauſt nimmt ſein Zaubermanuſkript, und verläßt mit feſtem Schritte den Speſſerwald.

2.

Scene aus der zweiten Abtheilung.

(Mathilde, Fauſt's verlaßne Geliebte, hat von ihres Ungetreuen gefährlichen Künſten durch einen Traum Kunde erhalten. Eine himmliſche Offenbarung beſtimmt ſie zu Fauſts Schutzengel. In Jünglingstracht bietet ſie ihm ihre Dienſte an. Durch ihre Männerkleidung unkenntlich, und ſchon lange von ihm getrennt, glückt es ihr, ihn zu täuſchen.)

Fauſt. Mathilde.

Fauſt.

Tritt näher, junger Menſch. (welch edler Anſtand,
Des Körpers Haltung wie ſo fein!) Du ſuchſt —

Mathilde.

Ich ſuche nichts mehr, was ich ſuche, find' ich.

Fauſt.

Wie?

Mathilde.

Du biſt Fauſt. Mir ſagt's der Pulſe Wechſel,
Des Herzens raſch're Schläge künden mir's;
Mir ſagt's der Geiſt, der ſich mir offenbart.
Nicht Gold und Ruhm ziehn mich in deinen Dienſt:
Ein Gottesruf, ein himmliſches Geſicht.
Noch wich dein guter Engel nicht von dir,
Er ſendet mich, daß ich dir *ſichtbar* werde,
Was *unſichtbar* an deiner Seit' er iſt,
Dein Genius.

Fauſt (ſeine Arme freudig ihr entgegen breitend).

O ſei willkommen mir!

Mathilde.

Der mir erſchien, hat in mein Herz für dich
Der Freundſchaft reinen, unverfälſchten Sinn,
Der Liebe treue Wachſamkeit gelegt;
Und du *bedarfſt* der Treue wachen Blick.

Fauſt.

(Was iſt's, das mich ſo wunderbar ergreift,
Bei dieſem Anblick, dieſer Stimme Klang?

Was zieht mein Herz ſo ſiegend und ſo warm
An dieſen holden Schwärmer?) Junger Menſch,
Sei's Sympathie, ſei's eines Engels Ruf,
Was dich ſo herzlich an mein Schickſal knüpft,
Willkommen mir! du biſt mein Genius.
Was dich umgiebt, iſt deine Hülle nur,
Gieb, guter Geiſt, mir deine Hand zum Bunde.

Mathilde (überwältigt von ihren Empfindungen, ergreift ſeine Hand, und drückt ſie an ihr Herz.)

Fauſt (höchſt bewegt).

(Was iſt das? wär es möglich? Nein, mich täuſcht
Das rege Spiel nur meiner Phantaſie,
Und doch — bei'm Segen der Vergangenheit! —
So drückte mir Mathilde einſt die Hand.)
Wer biſt du, Jüngling, woher kömmſt du mir?
Dein Blick, dein Ton, ſie wecken die Erinn'rung
An Zeiten —

Mathilde (raſch ihn unterbrechend):

Forſche nicht. Laß das Vertraun,
Und nicht die Neugier unſer Bündniß ſchließen.
Mich ſendet Gott, ich bin der Vorſicht Werkzeug.
Als Gottgeſchenk nimm mich vertrauend an.
Schon geſtern drang mein Ruf in deine Ohren,
Dir unſichtbar, ſang ich das Lied der Wahrheit,
Der Lieb' und Tugend, der drei göttlichen.

Fauſt.

War das dein Ton? Noch ſchwebt er um mein Ohr,
Noch hör' ich ihn in meiner Seele Tiefen.

O ſing'

O ſing' auch jetzt, laß dieſen Himmellaut
Auch jetzt mein Herz mit ſanften Tönen treffen.
Denn auch Geſang iſt ein Geſchenk von Gott,
Ein ſchöner Segen in des Menſchen Leben;
Des Kranken Ohr Erquickung, ſüßes Ahnen
Des höhern Daſeyns für den Sterbenden;
Ein Friedenshall im Sturm der Leidenſchaft,
Ein Lebensbalſam in zerrißne Herzen,
Und Heilungskraft für den zerſchlagnen Geiſt.
O, ſinge mir, dein ganzes Weſen bürgt,
Du wirſt die Töne, die ich ſehne, treffen.

Mathilde.

Mein Lieblingslied mag denn ſein Glück verſuchen.
(Sie präludiert das Lied auf ihrer Laute und ſingt.)

Selig, wer nicht aus den Schranken
Der beſcheidnen Menſchheit dringt;
Nie mit ſchwindelnden Gedanken
Aus des Wiſſens Gränzen ſpringt;
Nicht den Vorhang wagt zu heben
Zwiſchen Geiſt- und Körperwelt,
Und beſcheiden dieſes Leben
Für des künft'gen Schule hält.

Selig, wen der Geiz nach Ehre
Nicht auf Schwindelhöhen führt;
Wen der Weisheit ſtille Lehre
Mehr, als ſtolzer Nachruhm rührt;

Selig, wer *dich* liebt, du holde
Friedensgöttin, Gnügſamkeit;
Durch den kleinen Durſt nach Gelde
Seine Würde nie entweiht.

Selig, wer mit reinem Herzen
Durch dies Pilgerleben geht;
Seines Daſeyns Prüfungsſchmerzen
Weiſ' und duldend überſteht;
Der Verführung Zaubertönen
Feſt und kalt ſein Ohr entzieht;
Und zum Quell des *wahren* Schönen,
In der Tugend Arme flieht.

Fauſt (iſt während des Geſanges in tiefes Nachdenken verſunken).

Mathilde (auf eine Weile ihre Rolle vergeſſend, betrachtet ihn mit zärtlichen Blicken).

Fauſt (erwacht endlich aus ſeinem Nachdenken, und begegnet Mathildens beobachtenden Blicken. Mächtig von ihnen getroffen, faßt er ihre Hand).

Noch einmal, junger Menſch, wer biſt Du? ſprich.
Dein Ton, die Züge deines Angeſichtes,
Der Aufſchlag deiner Augen, alles bringt
Mir meines Lebens ſchönſte Zeit zurück,
Wo ich in Still' und Einfalt glücklich war.
Sie iſt dahin, und kehrt mir niemals wieder!
Verwegne Wünſche heben meine Bruſt,

Und ein vermeßnes Unternehmen regt
Den kühnen Geiſt. — Sei, was du dich verkündeſt,
Mein Genius, bewache mich und warne;
Dein Ton, dein Blick wird meine Seele treffen.

Mathilde (an ſeine Bruſt ſinkend).
Dein bis zum Tode!

Fauſt (hält Mathilden umarmt. Seine Augen glänzen in Thränen. Alle Züge ſeines Geſichtes verrathen die tiefe Bewegung ſeiner Seele).

(Sonderbar! mir iſt
Als läge mir Mathild' itzt an der Bruſt,
Als hört' ich ihres Buſens leiſes Athmen!
Ein ſanft'rer Geiſt ergreift mich. Geiſt der Liebe,
Wie einſt er in Mathildens Augen ſchwamm,
Weht um mich her und ſehnt den alten Frieden.)
(indem er Mathilden aufrichtet und ihr zärtlich in die Augen blickt)
Biſt du's, Mathilde? kehrſt du mir zurück?
O, wende nicht dein Angeſicht von mir;
Laß den verſtoßnen Himmel wieder mich
Zurück erſpähn in deinen reinen Augen.

Mathilde (der Macht ihrer Gefühle erliegend, iſt im Begriffe, ſich zu entdecken. Sie wendet ihr Geſicht auf Fauſt, ihre Lippen öffnen ſich).

Fauſt (hört Mephiſtopheles Fußtritt. Plötzlich läßt er Mathildens Hand fahren, und bebt erblaſſend zurück)

Mathilde (ſteht betroffen, den Blick zur Erde geſenkt).

(Fauſt's böſer Geiſt tritt ein. Mathilde ſieht bald, in weſſen Händen ihr Geliebter iſt. Angſt und Sorge preſſen ihr Herz. Als Fauſt gar in ſeiner Geſellſchaft ſie verläßt, ſteigt die Angſt ihres Herzens. Sie ſtürzt auf ihre Knie, breitet die Hände gen Himmel, und ruft:)

Herab, herab, o all' ihr Engel Gottes,
Umſchwebet mich! Die große Stund' iſt da.
Mein ahnend Herz fühlt des Verderbers Nähe.
Ein Geiſt der Lügen ſodert mich zum Kampf;
O, helft ihn mir beginnen und vollenden!
Ihr habt von je das Weib euch auserkohren,
Wenn ſichtbar ihr der Menſchheit Engel wär't!
Des Weibes Herz, des Weibes Geiſt iſt Liebe,
Und ſeine Stärke feſte Treue nur;
Doch Liebe wacht, wie Gottes Vorſehung,
Und Treue ſiegt, ſelbſt, wenn die Hoffnung ſtirbt.
Durch Lieb' und Treu laßt mich den Sieg erkämpfen.
(Sie ſteht auf und eilt ab.)

Schinck.

IV.

Briefe über die neuſte ſchöne Literatur.

Erſter Brief.

1.

An Fr. von S.

Sie haben mich aufgefordert, gn. Fr., Ihnen die Bücher der neuſten Meſſe anzuzeigen, die Sie ſowohl zu Ihrer eignen, als zur allgemeinen Lektüre gebrauchen könnten. Sie wollen ſich der Vormundſchaft der Buchhändler und Leihbibliotheken entziehen; ſich nicht mehr der Gefahr ausſetzen, ein beim Theetiſche angefangnes Buch entweder auf der dritten Seite beendigen, oder ganze Seiten darin überſchlagen zu müſſen; Sie wollen Ihren Kommiſſionärs die Bücher ſelbſt anzeigen, die ſie Ihnen ſenden ſollen; Sie wollen ſich und Ihre Hausgenoſſen vor der Gefahr der langen Weile und des Erröthens geſichert ſehen, und der Herrſchaft des Zufalls entnommen ſeyn. — Sie haben mir dies alles, als ſo nothwendig, ſo dringend vorgeſtellt, daß ich ſogleich nach dem neuſten Meßkatalog griff, ihn aufs ſchnellſte, mit der Feder in der Hand, durchlas, und am Ende nicht ein einziges Buch aufgezeichnet hatte. Bald glaubte ich ein Buch zu finden, das Unterhaltung verſpräche; dann erinnerte ich mich, daß

Sie nebenher auch immer auf den Nutzen zu ſehen pflegten; bald fiel mir ein ſogenanntes nützliches Buch in die Augen, und ich fürchtete, daß es nicht unterhaltend ſeyn möchte. Bei vielen Titeln verweilte ich ohnehin nicht, der Katalog ſchien mir ſelbſt ſo ungewöhnlich trocken, ſo, daß ich faſt glauben muß, die beſten Bücher ſeyen von ihren Verlegern darin gar nicht angezeigt, oder zu ſpät eingeſandt worden, — und wo ich noch verweilte, da ward mir die Wahl ſo ſchwer, daß ich verwarf und verwarf, bis ich zu — den Muſikalien und den Schriften, welche (ſo Gott will!) künftig herauskommen ſollen, gelangte.

Sie können leicht denken, gn. Fr.! wie traurig ich den armen Katalog anſah, dem ich nicht einmal ein Titelchen, geſchweige eine ganze unterhaltende Bibliothek abgewonnen hatte. Wie es denn ſo geht, wenn man über einen Stein gefallen iſt, ſo ſieht man den Stein an, und wenn man einen Unfall gehabt hat, ſo fängt man an, über den Unfall zu räſonniren. Das that ich denn nun auch, und ich fand, daß mir die Nützlichkeit die ganze Sache erſchwert hatte. Was iſt doch das für eine Nützlichkeit? fragte ich mich ſodann. Geht ſie auf neue Erfindungen in der Oekonomie, auf die Futterkräuter, die Runkelrüben, oder die allerneuſte Schaafzucht und das Butterfaß, wie es ſeyn ſollte? Iſt es um neue Beobachtungen in der Medicin oder Chirurgie, um Aufklärungen in der Geographie, der Wechſelordnung, der Naturgeſchichte oder der Exegeſe zu thun? Dafür könnte wohl Rath werden; aber das iſt es nicht! denn Sie wiſſen zu gut den Ort, wo das hingehört, ſo eigentlich nützlich das alles auch iſt oder ſeyn mag. Unterhaltung iſt die nothwendige Bedingung und der Zweck; das Buch ſoll der Phantaſie anmuthige Bilder geben, die Empfindung angenehm anrühren, das Herz feſſeln, den ganzen Menſche beſchäftigen. — „Ganz recht!“ höre ich Sie hinzuſetzen, „und den Verſtand bilden, der Geſinnung gute und ſchöne Maximen an die Hand geben, die Erfahrung bereichern, und zum Guten ermuntern.“ — Nun verſtehe ich Sie! — Oder vielmehr, ich verſtehe Sie ganz und gar nicht. Sie wollen etwas vereinigen, was unvereinbar iſt; Sie wollen etwas als Zweck, was man gar nicht wollen kann. Unvereinbar iſt es, wenn man ſein Gemüth in eine lebhaftere, freiere Schwingung, und ſonach in einen poetiſchen Zuſtand verſetzen will, damit die platte Proſa der Nützlichkeit zu paaren; unmöglich iſt es, durch Maximen auf die Tugend, durch Deklamationen auf die Erfahrung und Weltkenntniß, durch Rührungen auf die Bildung des Herzens und der Sitten wirken zu wollen. Wer dergleichen will, wird unvermerkt auch dort eigennützig, wo er durch Zwecklosigkeit ſeinen Zweck am beſten erreicht; er verliert ſich und das Leben aus dem Auge, und giebt ſich der Welt hin, und will auch, daß ſich ihr andre hingeben ſollen. Er verliert die Kraft, ſich über ſeine Individualität und ſeine Umgebungen zu erheben, und reibt ſich in einer Welt auf, in der er oft die geringſte Kleinigkeit nicht nach ſeinem Willen lenken kann. Kann denn wohl jemand durch einen andern zum Guten gebracht werden? oder, wenn dies möglich iſt, darf man ſich dies zu einem Nebenzweck bei der Unterhaltung ſetzen? Würde die wirklich gute Unterhaltung nicht ſelbſt einen großen Nutzen dadurch haben, daß ſie die Seele in ein freieres Spiel ſetzt, den guten Muth erhält, und die für den einzelnen Menſchen, wie für die Geſellſchaft höchſt verderblichen Uebel der langen Weile aufhebt? Und iſt der bloße Genuß des vernünftigen und guten Menſchen — bei dem bekanntlich alles, was er denkt, fühlt und thut, vernünftig und gut iſt — etwas ſo Verächtliches, daß wir es unbedingt von der Hand weiſen müßten?

Wie wäre es doch, wenn Sie, gn. Fr.! ganz unbedingt und mit der Ihnen eignen Strenge, das Geſetz des Nutzens ganz aus der frohen Stunde verbannten, die Ihre liebenswürdige Familie und Ihre Freunde um Sie her verſammlet. Wie wär' es, wenn Sie bei der Lektüre am Theetiſche nur fragten: Wie viel oder wie wenig gefällt es; wie ſchön und anziehend, oder wie langweilig iſt es; nie aber: hat es dieſem oder jenem, oder mir genützt? Gewiß, Sie würden ſich eine ängſtliche, und, aufrichtig geſagt, unmögliche Berechnung erſparen, Sie würden eine rein heitre Stunde für ſich und die Ihren gewinnen, und — vielleicht in der Folge den Nutzen ſehen, den man aus der Verbannung der Nützlichkeit ziehen kann.

Ich dachte noch weit mehr bei dem Räſonnement über meinen Unfall, was ich nicht, ohne weitläuftig oder ernſthaft zu werden, aufſchreiben könnte; aber ich faßte neuen Muth, gelobte mir, etwas recht Unterhaltendes auszuſuchen, und griff mit beſonderer Freudigkeit zu meinem Meßkatalogus. Aber — ich geſtehe es Ihnen — meine Freudigkeit ließ bald nach. Ich glaubte recht viel herrliche Bücher anszeichnen zu können, denen ich das Intreſſe ſchon am Titel anſehen würde, aber da ich fertig war, hatte ich nur ſehr wenige angezeichnet. Mag es ſeyn, daß die Titelphyſiognomik noch ſchwerer iſt, als die Menſchenphyſiognomik, oder mag die neueſte Lieferung guter Bücher zur Unterhaltung wirklich ſo klein ausgefallen ſeyn; genug, meine Bibliothek iſt eben nicht ſtark geworden. Doch ich gebe, was ich fand, und beginne geradezu mit den Romanen.

Im Vorbeigehen muß ich Ihnen zuerſt melden, daß die Zauber- und Geſpenſterromane nun gänzlich, wie die Geſpenſter ſelbſt, verſchwunden zu ſeyn ſcheinen: ſtatt deren ſind die Räuber und Banditen an der Tagesordnung. Was einmal im Spas prophezeiht wurde *), iſt im Ernſt ausgeführt worden. Drei Romane führen den berüchtigten Johann Bükler, genannt Schinderhannes, und zwar wirklich als Gegenſtück zum Rinaldo Rinaldini, im Titel; außer dem findet man noch: Blandetto, der Bandit von Treviſo, auch Seitenſtück zu dem Rinaldini; desgleichen: Lorenzo, der kluge Mann im Walde, oder das Banditenmädchen; ſogar: das Nordhäuſiſche Wundermädchen, ein weiblicher Rinaldo Rinaldini, ferner: Cäſar Caſſarelli, Graf von Caſora, der Räuberherzog; Aſtolfo, eine Banditengeſchichte, zweite Auflage (!); der Seeräuber von Neapel, frei nach dem Engliſchen bearbeitet; und: das Mädchen unter Räubern und ihr wunderbarer Ret-

---

*) Eunomia 1802, B. 1, S. 378.

ter. Sie ſehen, wir werden bald eine beſondre Räuberlitteratur haben, und die Diebe, wenn ſie zum Leſen Zeit hätten, könnten Reſpekt für ihr Handwerk bekommen, das ehrlichen Leuten ſo nützlich wird. — Doch verzeihen Sie, daß ich Sie auf einen Augenblick in ſchlechte Geſellſchaft führte.

Zuletzt melde ich Ihnen, daß Lafontaine einen neuen Roman: Fedor und Marie, oder Treue bis zum Tode, geſchrieben hat; ferner hat Friedrich Laun ein Mährchen, Prinz Gelbſchnabel genannt, und das Schleppkleid, eine Kleinigkeit in hundert Kapiteln, herausgegeben; von Caroline Pichler, geb. v Greiner, iſt Olivier, oder die Rache der Elfe, in zwei Theilen, das Sie ſchon aus der guten Erzählung im vorjährigen Wiener Muſenalmanach zum Theil kennen, erſchienen; K. l. Sch. hat komiſche und humoriſtiſche Dichtungen (von denen ſich die proſaiſchen Erzählungen mehr, als die verſificirten empfehlen); Langbein einen grauen König; Starke den fünften Theil der Gemälde aus dem häuslichen Leben herausgegeben; und die Beckerſche Buchhandlung in Gotha hat ein goldnes Kalb verlegt. Fr. v. Oertel (den Sie als einen fleißigen Ueberſetzer ſchon kennen) hat von der Engländerin, Marie Roche, den Nachtbeſuch, und von dem Franzoſen [illegible]: Pauline, de Ferriere oder das geraubte Mädchen; Mylius, aus dem Franzöſiſchen, Montjoie Fernando Texado; C. A. Fiſcher, aus dem Spaniſchen, die Geſtändniſſe eines Weltkindes; Müchler, aus dem Franzöſiſchen: Sie und ich, oder Verirrung und Rückkehr; von Soden, das Leben eines Leoniſchen Bettlers, aus dem Spaniſchen; und ein Ungenannter: Chateaubriants René, oder die Wirkungen der Leidenſchaft, Seitenſtück zu Atala, überſetzt. — Noch muß ich Ihnen melden, daß von dem guten deutſchen Originalroman: Siegfried von Lindenberg, die ſechste, und von dem engliſchen Roman: der Mann von Gefühl, die fünfte Auflage erſchienen iſt.

Noch geringer, an Originalen ſowohl, als an Bearbeitungen, iſt die Ausbeute von dramatiſchen Werken; Don Karlos, von Schiller, iſt aufs neue, und ſeine Turandot, Prinzeſſin von China, ein tragikomiſches Mährchen, nach Gozzi, zum erſtenmale gedruckt; ſo wie von Göthe: Mahomet, und Tankred, nach Voltäre. Collin's Regulus kennen Sie ſchon; aber nächſtens wird Schlegels Meiſterſtück: Ion, erſcheinen; Tiek's Kaiſer Octavianus, Luſtſpiel in zwei Theilen, iſt gedruckt; und Süvern hat, als Probe ſeiner Ueberſetzung des Sophocles, die Trachinierinnen geliefert. Ich nenne Ihnen die letzteren mit gutem Vorbedacht, denn es iſt die Zeit gekommen, wo das Theater der Alten auch den Nichtgelehrten bekannter werden muß.

Von epiſchen Gedichten kann ich Ihnen nur eine kurze Anzeige geben; von Baggeſen iſt eine Parthenais, oder der Jungfrauen Wallfahrt, in neun Geſängen erſchienen, die, der Verleger wahrſcheinlich, ein Seitenſtück zu Herrmann und Dorothea, und zur Luiſe nennt; Soltau hat den Reineke Fuchs zur Versart des Originals, und das ſind Knittelverſe, zurückgeführt; und Gries hat Taſſo's befreites Jeruſalem mit dem vierten Bande vollendet.

In Rückſicht ſogenannter vermiſchter Schriften melde ich Ihnen nur, daß der fünfte Band von den Lichtenbergiſchen, und der zweite Theil von Novalis Schriften erſchienen iſt, und daß — Beckers Erholungen fortgeſetzt werden. — Rouſſeau's auserleſene Briefe ſind von K. F. v. O. überſetzt; und Lavaters Lebensgeſchichte, von Geßner, iſt mit dem dritten Theile beendigt.

Taſchenbücher und Almanache ſind abermals über hundert edirt, und ſie ſehen ſich ſo ähnlich, daß ich Sie geradezu auf die vorjährigen Anzeigen derſelben in der Eunomia verweiſen kann. Als die vorzüglichſten nenne ich Ihnen vorläufig: Beckers Taſchenbuch, das Taſchenbuch für Damen von Huber, Lafontaine, Pfeffel u. a.; das Braunſchweigiſche von Herder, Huber, Lafontaine und Wieland; den dramatiſchen Almanach von Soden (enthält Anna Boleyn); den Romanenkalender; Aurora, von Müchler; die Iris, von J. G. Jacobi; und das Taſchenbuch der Reiſen, von E. A. W. von Zimmermann.

Da ich endlich auf Reiſen gekommen bin, und ich wohl weiß, daß ein verehrtes Mitglied Ihres Zirkels ſie vorzüglich liebt, ſo zeichne ich zu dieſem Behuf folgende aus: C. A. Fiſcher hat zwei Theile ſeiner neuen Reiſeabentheuer und ſein Gemälde von Valencia, Malners die Beſchreibung einer Reiſe nach Stuttgard und Straßburg, **Arndt** den fünften Theil ſeiner Reiſen durch Teutſchland, Italien und Frankreich, **Selbiger** den zweiten Theil ſeiner Reiſe nach Frankreich herausgegeben; **Hornemanns** Reiſe in das Innere von Afrika iſt von König überſetzt; und die Briefe eines reiſenden Ruſſen, von **Karamſin**, ſind bis zum ſechsten Bändchen gediehen.

Dies iſt es aber auch alles, was ich mit Hülfe des Meßkatalogs für Sie, gn Fr.! gewonnen habe. Die Lieferung iſt kurz, der Winter iſt lang. Aber laſſen wir den Muth nicht ſinken. Die Buchhändler fangen an, ſich weniger an die Meſſe und den Katalog zu kehren, und verſenden ihre Artikel, beſonders die guten, zu jeder Zeit. Der nächſte Monat kann uns ſchon etwas Intereſſanteres bringen, als wir, im Vertrauen auf den Katalog, hätten hoffen ſollen. Wie leicht iſt auch etwas Gutes überſehen, und, ſo wie die Menſchen oft klüger und beſſer ſind, als ſie ausſehen, ſo ſind die Bücher oft klüger und beſſer, als ihre Titel. Künftig will ich Sie aber nicht mit Titeln, ſondern von Büchern unterhalten, und ich wünſche nichts angelegentlicher, als daß dieſe Sie wirklich *unterhalten* möchten.

M.

Zweiter Brief.

An dieſelbe.

Was ich vorherſagte, iſt eingetroffen; es finden ſich ſchon Schriften, die aller Aufmerkſamkeit werth ſind, und zu deren Auszeichnung der Meßkatalog eben nicht veranlaßte; noch ehe ich meinen erſten Brief abſende, eile ich, Ihnen ein Taſchenbuch zu nennen, welches ich wahrſcheinlich nicht genannt haben würde, wenn ich es nicht geleſen hätte; es iſt das, welches der Liebe und Freundſchaft gewidmet heißt, und zu Frankfurt am Main erſcheint. Der Titel bleibt ſonderbar, eben ſo ſonderbar iſt die Erfindung des (ſonſt recht ſchönen) Titelkupfers, wo Erato, „welcher die Liebe ihren Namen gab," zwiſchen dem Genius der Liebe und der Freundſchaft ſteht, von denen jener bald von ſeinem Poſtament herunterfallen wird, und dieſer einen Eichenkranz „die Belohnung bürgerlicher Tugend" trägt. Ich eile über die übrigen Kupfer hinweg, von denen Ihnen die beiden aus der Johanna, das, welches Hüon und Amanda, und welches Ottilia unterſchrieben iſt, vorzüglich gefallen werden (in dem erſten können Sie ſogar eine Aehnlichkeit mit der Johanna des Berliner Theaters finden), um Ihnen mit wenig Worten den wörtlichen Inhalt anzuzeigen. Vor allem bitte ich Sie, das wahrhaft romantiſche Mährchen: die Liebesgeneſung, von Sophie B., zu leſen. Es wird Sie wunderbar ergreifen, denn es iſt eine herrliche, durchaus poetiſche Dichtung, die von Gemüth zum Gemüth geht. Unter den ſchönen Gedichten, die ſehr ſchicklich eingewebt ſind, mache ich Sie auf das erſte und zweite beſonders aufmerkſam, weil ſie wegen einer beſondern Kunſt der Reime merkwürdig ſind; denn ihre erſten Strophen enthalten gleichſam das Thema zu den Reimen der folgenden ſechs andern: wie? das mögen Sie ſelbſt beym Leſen hören und fühlen. Sodann leſen Sie: Unterhaltungen, von A. W. Ihr Thema iſt wieder die Liebe; beſtimmter iſt es in den erſten Zeilen angegeben: „Und ſo" ſchloß unſer junger Philoſoph ſeine Rede, „wäre bewieſen, was mir zu beweiſen oblag, daß Liebe ohne Gegenliebe nicht zu denken, eine unglückliche wahre Liebe demnach nicht möglich iſt" — nehmlich das Gegentheil von dieſem Propos. Sie werden das Hohe fühlen, gn. Fr.! was hier angedeutet iſt. — Sehr ſinnreich iſt die Erzählung, die — wie ſoll ich es nennen? nun, der Traum, wie es der Verfaſſer (Bouterwek) ſelbſt nennt: Die Dichter der Liebe. Mit vielem Vergnügen werden Sie hier den Proſaiſten vor dem König Salomo, dem Braminen Kalidas, Anakreon, Sappho, Ovid, Tibull, Dante und J. J. Rouſſeau über Ideal- und Naturgefühl, philoſophiſche und gemeine Proſa, Natur- und Idealpoeſie, Liebe der Verliebten und die wahre Liebe, die mehr als Poeſie iſt, philoſophiren oder poetiſiren hören, bis der göttliche Plato ſowohl den Liebespoeten als dem ſogenannten Proſaiker zuruft: Erwacht aus euren Träumen! — Gewiß, wenn irgend jemand hier von Träumen ſprechen kann, ſo iſt es Plato, der ſchönſte Verkündiger und der reinſte Prieſter dieſer göttlichen Myſterien. — Noch einen Traum werden Sie finden: Kalligenia (Kalligeneia, ſo können Sie immer ſprechen), die Mutter der Schönheit, von Herder, der mir, ich geſtehe es, unverſtändlich geblieben iſt. Kallias ſchläft über Berkleis Reiſe des Gaudentio di Lucca ins innere Afrika ein, und findet ſich auch auf einer Reiſe, nehmlich nach dem Lande der Schönheit. Durch eine Wüſte, wo man die Schönheit macht, bei dem Lande des Abſcheu's vorüber, durch den Garten der Unſchuld, geläutert im Bade der Geſundheit (denn nur geſund erkennt und genießt man die Schönheit) gelangt er an den Parnaß, von wo ihn Leſſing zur Schule Athens, in die Werkſtatt der Künſtler, zu den Botanikern und Aſtronomen führt. Aber überall ſieht er nur zerſtreute Schönheiten, nicht das Urbild ſelbſt; endlich ſteht eine majeſtätiſche Geſtalt vor ihm, eine Mutter, auf ihrem Arme ein Kind tragend: „Ich bin, die du ſucheſt," ſpricht ſie, „Kalligenia, die Mutter der Schönheit; mein Kind iſt die Natur. Aus Schönheit entſpringt Liebe, Liebe erſchaft und genießt die Schönheit. Sie glänzt in Allem, was hold iſt; am reinſten in Dir, wenn du weiſe, gut und mächtig handelſt (?) ꝛc." Wie geſagt, ich verſtehe dieſe „Kalligenia, die mütterliche Liebe, den Quell aller Schönheit," nach dem nicht geforſcht werden ſoll, und die ſich doch hier enthüllt — in der That nicht, und ich möchte Sie wohl auffordern, mir, wie Sie oft thaten, auch dieſen Traum auszulegen. — Außer dem werden Sie noch die liebliche Schilderung von Rouſſeau's Aufenthalt auf der Peterſinſel, ſogenannte abentheuerliche Briefe (von Böhlendorf), die eben nicht ſehr abentheuerlich ſind, und viel recht guter Gedichte von S. Mereau,

Mereau, Amalie von Imhoff u. a. nebſt drei Räthſeln von Schiller finden, deren Auflöſung Sie gewiß augenblicklich errathen werden. Außer dieſem aber auch manches eben nicht Lobenswerthe. So ſind z. B. den obengenannten Dichtungen immer kleine Verſe von einem gewiſſen Herrn Gerning angehängt, die mir wie ein Glas kalten Waſſers auf einen Pokal begeiſternden Cypriers vorgekommen ſind. Derſelbe hat auch auf acht Seitchen die häuslichen Sitten und Gebräuche der Griechen abgethan, wobei wir lernen, daß vorn in den Briefen der Griechen die trauten Worte: Heil und Freude! und am Schluſſe: Lebe geſund und glücklich! ſtanden; daß die beſte Proſa war und iſt, die der Poeſie am nächſten kommt, die beſte Poeſie, die ſich der Proſa nähert; daß „Hyppokrates" die Votivtafeln benutzt hat, um die Hauptregeln der Heilkunde daraus abzuleiten ꝛc. Ferner hat ein Herr Bernh. Meyer den Unterſchied zwiſchen Freundſchaft und Liebe alſo geſtellt, daß jene ſtets jung bleibt, dieſe ſchnell alt wird; jene durch innern, dieſe durch äußern Werth erregt wird; jene ein geſetzter Mann, dieſe ein junges, ſcherzhaftes Mädchen iſt; jene denken, dieſe plaudern lernt (lehrt?) ꝛc. Auch ein neuer Text zu der Melodie: Freut euch des Lebens ꝛc. iſt gedruckt. Warum wollte doch der ungenannte Herausgeber nicht lieber einige Bogen weniger liefern? dann wäre der Genuß an dieſem Taſchenbuche reiner geweſen. Muß denn alles gedruckt werden? und kann ſo ein kleines Taſchenbuch, an dem doch viel vorzügliche Schriftſteller Theil genommen haben, ſich durch eine größere Strenge in der Auswahl, die ſogar durch die

Leſung der meiſten Stücke im Manuſcript erweckt und veranlaßt werden mußte, nicht auf einer gewiſſen Höhe erhalten? Unſre Literatur hat ſich nun einmal größtentheils in dieſe kleinen Dingerchen verkrochen; man ſollte dieſen Umſtand benutzen, und von dieſem Winkel aus das ſogenannte Publikum mit beſſeren Sachen überraſchen. Gewiß, es würde es ſich nicht nur gefallen laſſen, ſondern auch dankbar annehmen, was zu ſeiner Bildung geſchieht; aber dann wäre der höchſte Ernſt nothwendig. — Doch ich finde, daß hier in einem Briefe an Sie der Ernſt eben nicht nothwendig iſt, da Sie längſt gewohnt ſind, ſo vieles ernſthaft zu nehmen, worüber der gewöhnliche Leichtſinn ſpaßt, und über ſo vieles zu lachen pflegen, wozu faſt die ganze Welt eine ernſthafte Miene macht.

Nach Ihrem Verlangen lege ich Ihnen das Beckerſche Taſchenbuch, ſo wie das für Damen bei, ohne ein Wort darüber hinzuzuſetzen. Ich würde auch über das obige nicht geſprochen haben, wenn ich nicht beſorgt hätte, daß Sie es überſehen möchten.

M.

V.

Denkſteine am Lebenswege.

Thränen.

(im November 1801)

„Thränen wecken die Todten nicht auf!“ Ja! aber dem Herzen,
Schwer verwundet von Gram, geben ſie Leben zurück!

Erinnerung.

Tochter der fliehenden Zeit, o du, des Vergangnen Erinn'rung!
Leite mit freundlicher Hand du mich das Leben dahin;
Schnell iſt der Gegenwart Flug; wer lüftet den Schleier der Zukunft?
Aber nicht Göttergewalt raubt der Vergangenheit Glück!

An **

Rede mir nicht von Wohlthat der Willkühr! zwar, den Gedrängten
Hebt ſie mit mächtigem Arm, wieder zum Leben empor;
Aber ſie gleichet dem Schau'r, nur einzelnen Wolken entträufelnd,
Nicht vor zukünftiger Gluth ſchützt er die Pflanzennatur!

Das Widerlichſte.

Kennſt du der Thorheit Gebild? der Einfalt gefälliges Lächeln?
Oder der Dummheit Geſchrei? ſiehe! das drückt und empört. —
Aber die widerlichſte, von allen Widerlichkeiten,
Iſt's, wenn mit der Vernunft Würde der Unſinn ſich bläht!

Das Unmögliche.

Uebermüthiger Thor! du gebieteſt dem Lichte: „bis hieher
Werfe den Schimmer, und dort laß mir Cimmeriſche Nacht!“
Fordr' Unmögl'ches nicht! es ſchmilzt das Feuer dein Eiſen,
Willſt du mit kindiſchem Sinn, daß es den Strohhalm verſchont?

Falkenau. O. Gr. v. Haugwitz.

VI.

Vorſchlag zu Monumenten, als elegante Zimmerverzierungen.

Ich weiß es, ich greife in die Kreiſe des Journals des Luxus und der Moden, und der Zeitung für die elegante Welt ein, indem ich folgenden Vorſchlag für dies Journal beſtimme; allein das ſoll mich nicht abhalten, ihn zu machen. Mögen jene Zeitſchriften ihn ſodann würdigen, ausbilden und unterſtützen.

Auf der letzten Ausſtellung der Kunſtakademie ſah ich eine Büſte Friedrichs des Großen, wenn ich nicht irre, von Herrn Bardou, auf einem hohen, hölzernen Poſtamente von ſchöner, antiker Form, marmorartig gemahlt. Dies Poſtament war hohl, mit Fächern verſehen, und durch eine Glasthür verſchloſſen. Durch ſie ſah man — die aufgeſtellten Werke des Königs in zierlichen Bänden. Dieſer Gedanke gefiel mir ſehr; ſo oft ich in dem Saale war, betrachtete ich Friedrichs Büſte und ſeine Werke; es freute mich, bei dem Anblick dieſer das Bild ihres Verfaſſers, und bei der Büſte des großen Königs die Monumente, die er ſeinem Geiſte und ſeinem Esprit geſetzt hat, vor Augen zu haben. Ich hielt dies bald für die beſte Art, wie man einem berühmten Schriftſteller in der Nähe der freundlichen Laren ein Monument ſetzen könne.

Man hat die Büſten der berühmten Männer, man ſtellt ſie in ſeinen Zimmern an den Wänden, hoch auf Conſolen, unter ſchlechter Beleuchtung, auf; man betrachtet ſie flüchtig, lobt allenfalls die Kunſt des Bildhauers, die Aehnlichkeit; — aber man bleibt kalt, denn die Werke eben dieſes Mannes ſtehen entfernt, vielleicht zerſtreut in der Bibliothek. Wenn wir ſie leſen, wie lieb würde es uns ſeyn, das Bild ihres Verfaſſers vor Augen zu haben; wie dankbar würde, wenn ſein Geiſt den unſern ergriffen hat, unſer Blick auf dem theuren Bilde ruhen, wie beſeelt würde es uns erſcheinen, wie würde es uns den todten Buchſtaben verſtändigen! — Man vereinige doch, was ſo natürlich und zweckmäßig zu vereinigen iſt.

Wie oft iſt es geſagt worden: das beſte Monument, das man einem Schriftſteller ſetzen kann, ſind ſeine Werke! Selbſt unter den Vorſchlägen zu dem Denkmale Friedrichs des Großen iſt der: in einem ihm gewidmeten Tempel ſeine Schriften aufzuſtellen. — Wenn auch bei Friedrich, der nicht bloß Schriftſteller, ſondern ein größerer König war, das Monument nicht alles erſchöpfen ſollte, ſo geſchieht es doch gewiß bei dem Gelehrten, der den ganzen Schatz ſeiner Ideen, ſeiner Erfahrungen und Beobachtungen, die Früchte ſeiner Laune, wie ſeiner göttlichen Eingebungen in ſeinen Werken niederlegte.

Man kann ſeinem Lieblingsſchriftſteller (denn nur von dieſen ſey hier die Rede) kein ſchöneres Monument ſetzen, das uns ſelbſt einen höheren Genuß gewährte, als ein ſolches, das ſein Bild und ſeine Werke vereinigt. Der Anblick eines ſolchen Monuments muß unbeſchreiblich rührend ſeyn. Wie in einem gläſernen Sarge verſchloſſen, ſtehen die Kinder ſeines Geiſtes, die uns belehrten, rührten, begeiſterten, uns der Wirklichkeit entrückten, um uns ihr veredelt wiederzugeben; — und über ihnen ſchwebt ſeine bleiche Geſtalt, wie ein abgeſchiedener Geiſt, und ruft uns zur Verehrung. — Wir können bei ſeinem Anblick nie vergeſſen, was er that und lieferte, denn die Titel ſeiner Werke ſprechen uns mächtig an; wir können bei ſeinen Werken nie vergeſſen, wer der war, der durch ſie zu unſerm Geiſt und Herzen ſprach.

Auch für den bloßen Prunk würden ſich dieſe Monumente empfehlen; zwei davon, gegeneinander über geſtellt, würden kein Zimmer verunzieren, und die Bücher unter der Büſte würden die ſchönſte Unterſchrift und Erklärung ſeyn. Die hieſige Stukfabrik der Gebrüder Catel würde geſchmackvolle Poſtamenter zu den herrlichen Büſten Schadow's liefern; und der Freund der Wiſſenſchaft und der Kunſt würde in ſeinen Zimmern dem Verdienſte das ſchönſte Monument errichten.

K.

VII.

Bonis auſpiciis anni CIↃIↃCCCIII.

Solis ad occaſum viget altera, ſolis ad ortum
Altera, *Napoleon* natio dixit; item:
Europae gentes ſunt una familia tantum,
Quas fere lex eadem relligioque ligat.
Bella gerent quoties, ibunt in proelia fratres
Atque eadem clades ſeque ſuoſque ferit. —
Forſitan eveniet, populos ſapientior olim
Spiritus (?) aeterna proſperitate reget. —
Discite justitiam moniti nec temnere Divos! —
Virgilius dixit; quo (?) ſine nulla ſalus!

Zwo Nationen ſind nur auf Erden; im Abend die Eine,
Die andre im Morgen, ſagte Napoleon jüngſt.
Alle Völker Europens ſind nur Eine Familie gleichſam
Von faſt einerlei Kraft, Sitten und Religion;
Gehn ſie in Krieg, ſo gehn nur Brüder gegen einander,
Wo derſelbe Verluſt ſie und die Ihrigen trift. —
Doch, es mag ſeyn, daß ein weiſerer Geiſt die Völker in Zukunft
Zu ihrem eigenen Wohl lenkt mit verträglichem Sinn —
Fürchtet die Gottheit, ſo rath' ich euch, und lernet gerecht ſeyn! —
Sagt der Sänger Virgil, ohne das habt ihr kein Heil!

J. G. Bremer.

VIII.

Theater.

1) Königliches Nationaltheater.

Vom 26ſten November bis zum 23ſten December wurden fünf und dreißig einzelne Stücke gegeben; nehmlich ein neues zweimal; zwei Trauerſpiele, acht Luſtſpiele, zwei Poſſen, und drei Schauſpiele. Die Huſſiten vor Naumburg wurden viermal, bei vollem Hauſe, wiederholt. Ernſthafte Singſpiele wurden ſechs, komiſche ſieben, und ein Liederſpiel gegeben.

Unter dieſen Stücken waren (die Wiederholungen ungerechnet) eilf ausländiſchen Urſprungs.

Am 6ten December ward, zum Beſten des verdienten Herrn Gern, die Oper Titus, von Mozart, zum erſtenmale im neuen Hauſe aufgeführt.

Am 10ten ward zum erſtenmale geſpielt: die Mohrin, ein Originalſchauſpiel in vier Akten, von Herrn Ziegler in Wien. Es hat nicht gefallen.

Den 21ſten trat Herr Ochſenheimer, Mitglied des Churfürſtl. Sächſiſchen Hoftheaters zu Dresden, als Amtmann in den Jägern, zum erſtenmale mit vielem Beifall auf.

2) Die Theaterkritiken.

Seit Leſſings Hamburgiſcher Dramaturgie ſind die Theaterkritiken Mode geworden; das Theater hat ſeine Zeitſchriften, Annalen und Wochenblätter erhalten, ein jeder, der gern ins Schauſpiel geht, und dabei dieſen oder jenen Gedanken hat, glaubt ſich zu einem Kritiker und zu einem Stimmgeber des Volks über die Bühne und die Schauſpieler berufen, und ſpricht ſein: „Entzückend, meiſterhaft, trefflich, natürlich, brav, mittelmäßig, ſchlecht, gemein, erbärmlich!“ — und wie die Kunſtwörtchen weiter heißen — über dieſelben aus, ohne zu irgend einem derſelben durch Einſicht und Gefühl das Recht zu haben. Nur wenig Worte ſind bisher über das Theater geſagt, die von einem innern Beruf zum Sprechen, und einem höheren Standpunkte des Beurtheilers über das Beurtheilte zeugten.

Auf zweierlei gehen dieſe Kritiken aus, auf das dargeſtellte Stück oder auf die Darſtellung, oder auf beides. Wozu aber?

Das Schauſpiel iſt für das Publikum, dieſes iſt der Richter des Schauſpiels. Die Bühne ſteht entweder der Bildung des Publikums gleich, oder geht ihr voran; im erſtern Falle wird man bald mit ihr zufrieden, bald unzufrieden ſeyn, ſie aber fortwährend zum Vergnügen beſuchen; im letztern Falle wird man ſie als einen Tempel der Kunſt ehren, und die Beſſeren werden ihr einen erhöhten Genuß des Lebens danken. Ein wahrhaft gutes Stück wird von ſelbſt ſtehen, oder, wenn es etwa zu voreilig erſchien, wird es ſich zurückziehen, bis es mit größerem Glanze wiederkehren kann; ein ſchlechtes wird ſich ſeines erſchlichenen Triumphs nicht lange erfreuen; es hat in dem erſten Beifall und der gefüllten Kaſſe ſeinen Lohn dahin, und ſteht nach einigen Jahren ruhig im Repertoir, oder iſt auch bald nach ſeiner erſten Erſcheinung gefallen. Das Publikum folgt dem lebendigen Eindrucke, und thut daran wohl. Eilt es der Bühne in ächter Bildung zu ſehr voran, ſo wird dieſe wohl gezwungen ſeyn, nachzueilen; bleibt es zurück (welches wohl der ſeltnere Fall ſeyn möchte), ſo wird es ſich ſo lange verwundern, bis es ſie begreifen wird.

Ueberall hinken die gedruckten Beurtheilungen, wie beim Homer die Abbitte dem böſen Streiche nach, und das Publikum achtet ihrer nicht. Ehe jene nur zu Worte kommen, hat dieſes ſchon kräftig entſchieden. Gute Stücke werden entweder bewundert und genoſſen, und wenn alle Recenſenten der Welt ihr: Erbärmlich! ausſchrieen, oder werden leer, nachdem die Neugier geſtillt iſt — und wenn alle Preſſen über den Beweiſen ihrer Klaſſicität ſchwitzten; ſchlechte werden beſucht, wenn fortwährend in ihnen etwas zu ſehen, zu lachen oder zu weinen iſt, oder werden ohne Barmherzigkeit ausgepocht, und wenn die Kritiker ſich auch über ihrem: Schlecht! oder: Vortrefflich! heiſer ſchrieen. Stimmen jene aber mit dem Urtheil des Publikums gänzlich überein, ſo machen ihre paar Worte mehr, mit denen ſie es ſagen, ſie nicht weniger überflüſſig.

Durch die Kaſſe herrſcht das Publikum als Souverain, und zwar mit allem Rechte. Was nichts einbringt, iſt ein ſchlechtes Stück; was ein volles Haus macht, iſt ein gutes, man mag es begreifen oder nicht.

Oder ſollten die Beurtheilungen etwa für die Schauſpieler ſeyn? Die guten könnten gute Kritiken wohl brauchen; aber dieſe können ſich, wenn ſie es mit der Kunſt ehrlich meinen, das Urtheil eines Kenners auch ſonſt verſchaffen; die ſchlechten werden durch Tadel nur ſchüchtern und ſcheu gemacht, und verlieren die Zuverſicht, die ſie ſonſt noch erhob und erträglich machte, oder ſie werden durch öffentliches Lob unrettbar verdorben. Uebrigens hat die Erfahrung zur Genüge gelehrt, daß beide ſich an gute und ſchlechte Kritik gleich wenig kehren. Sie haben Recht. Eine gute Natur bedarf der Wegweiſerei eben ſo wenig, als eine ſchlechte ſie gebrauchen kann.

Oder endlich ſind ſie für die Dichter? Der wahre theatraliſche Dichter erkennt keinen andern Beurtheiler, als das vor der geöffneten Bühne verſammlete Publikum; für dieſes hat er gearbeitet, auf die Darſtellung, auf die Unterſtützung durch die verſchwiſterten Künſte hat er ſeinen Effekt berechnet, ihn lohnt das erhöhte Gefühl des Lebens, das ſein Publikum ergreift; und wenn ſein Werk nicht mit Gerechtigkeit aufgenommen wird, ſo bleibt ihm nichts übrig, als an beſſere Künſtler oder an ein gebildeteres Publikum zu appelliren. Uebergiebt er ſein Werk ſodann noch den todten Buchſtaben — nun, ſo ſind Recenſenten genug bereit, über den todten Buchſtaben Gericht zu halten. — Schlechte Schriftſteller kommen entweder nicht über die Barriere der Direktion hinweg, oder ſie beſtrafen dieſe für ihre Nachſicht und ſich ſelbſt durch den frühen oder ſpäten Fall des Stücks.

Alſo nicht für das Publikum, nicht für die Schauſpieler, nicht für die Dichter ſind die Theaterkritiken. Für wen ſonſt? — Für die Kritiker ſelbſt? —

Zu allem dieſem kommt noch die Beſchaffenheit dieſer ſogenannten Kritiken. Gewöhnlich ſtehen ihre Verfaſſer auf dem allgemeinen Standpunkte, oder ſtellen ſich darauf, und verrichten ſonach das höchſt überflüſſige Geſchäft, eine vorübergehende Meinung durch den Druck zu fixiren. Sie ſchwimmen auf dem breiten Strome der Zeit ihren Gegenſtänden nach, und erſcheinen, wie dieſe, dem Auge nur in einem Moment und gehen, ja noch früher wie dieſe, in den Fluthen des großen Meeres unter. Dazu erſcheinen neben jedem großen Theater, beſonders in einer mit Schriftſtellern reichlich bevölkerten Stadt, deren mehrere zugleich, die, da dieſer oder jener Verfaſſer, oder alle zuſammen, von keinen feſten, beſtimmten Principien ausgehen, ſich unter einander ſelbſt widerſprechen, aus Rückſichten loben und tadeln, ſich wohl gar einander ſelbſt angreifen, dadurch ſich um den letzten Reſt des Kredits bringen, und die Aufmerkſamkeit von der beurtheilten Sache ab, nur auf ſich ſelbſt ziehen.

So iſt auch hier ein Kritiker (*si Dis placet*) aufgeſtanden, der durch ſein Beiſpiel die Wahrheit von der gänzlichen Ueberflüſſigkeit, Zweckloſigkeit und Lächerlichkeit der gewöhnlichen Theaterkritiken in ein überraſchendes Licht ſetzt.*) Er ſcheint Entſchloſſenheit genug zu haben, den Beweis dieſer Wahrheit bis zur Evidenz auch für den gemeinſten Verſtand fortzuführen. Das Theaterperſonale iſt groß genug, um ihm für ſeine lobpreiſenden Phraſen, für ſeinen galanten, leichthingeworfenen, faſt ſeiner Gutmüthigkeit (?) nur abgedrungenen Tadel, einen weiten Spielraum zu eröffnen, und er wird weder über den Eckel der wahren Künſtler an ſeinen Lobhudeleien, noch über die durch ſeine Vergötterungen genährte Arroganz der Stümper von Gewiſſensbiſſen angeregt werden. Ihm würde das Weſen allein zu überlaſſen ſeyn, bis es in ſich ſelbſt zerfällt.

---

*) Damit meint der Einſender nicht die guten Theateranzei- in der Ungerſchen Zeitung.

Dagegen thut eine ſolide Zeitſchrift, für welche die Theateranzeigen ohnehin nur Nebenſache ſind, wohl, ſich höchſtens mit der Mittheilung einer kurzen hiſtoriſchen Notiz (vielleicht mit Ausnahme der Muſik) zu begnügen, und nur zuweilen ein Wort des Ernſtes und der Liebe zur Kunſt im Allgemeinen zu ſprechen.

3) Ernſthafte-Erklärung des Ueberſetzers der Donna Elvira.

Das Gozziſche Stück: die Strafe im Abgrunde, zu welchem Elvira als Prolog gehört, iſt, wie Kenner wiſſen, eine ſeiner beſten Arbeiten. Auch iſt es ſogar mit gutem Erfolge ſchon auf deutſchen Bühnen, und namentlich in Hamburg, gegeben werden, wo Schröder mit dem vollſten Effekte den Raimondo ſpielte. Hätte der unwiſſende Miscellenmacher in den Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen das gewußt, er würde wahrlich nicht ſo lächerlich darüber geſprochen haben.

Wollte man ihm auf die Frage: Wie Donna Elvira bei den Worten: hier iſt Euer König! zu geſtikuliren habe, ernſthaft antworten, ſo könnte man etwa folgendes ſagen: ſie legt dabei die Hand auf diejenige Stelle der linken

Bruſt, wo alle Menſchen Etwas klopfen fühlen, nur ein gewiſſer Herr M. nicht, außer wenn er in Angſt iſt. Dies thut ſie aus dem ſimplen Grunde mit vollem Recht, weil die deutſche Sprache für den Begriff der Schwangerſchaft einen Ausdruck hat, um welchen jede andre Sprache ſie beneiden muß, nehmlich den: ein Kind unter dem Herzen tragen. Wohl wünſchte ich dieſe Stelle von unſrer Meyer geſprochen zu hören. Sie würde ſie mit ſolcher Kraft und Würde ſprechen, mit einer ſo erſchütternden Aktion begleiten, daß alle — nur Einer nicht — davon gerührt werden müßten. — Uebrigens iſt es doch eine höchſt ſeltſame Delikateſſe von ihm, keine ſchwangere Frau oder Königin auf der Bühne ſehen zu wollen, und ſich an das Wort derſelben: ich trage den künftigen König unter meinem Herzen, zu ſtoßen, da man oft genug weibliche Perſonen unter dieſen Umſtänden, die eben keine Königinnen ſind, auf dem Theater ſehen muß, an welchen ſich jener Herr M. pflichtmäßig nicht ärgert. Doch ich merke, woran es liegt. Wahrſcheinlich nur iſt es das, daß die Königin Elvira es auf eine ehrliche und honnette Weiſe geworden iſt, was ihn hier beleidigt. — Die Wiederholung der Worte, die übrigens nicht ſo arg iſt, als der beſcheidene Mann ſie vorſtellt, mache er mit Gozzi aus, und erkläre ihn immer für einen ſchlechten Dichter, der „Stückchen" macht. Das iſt ſein Privilegium, daß er alles Große in den Schlamm herabzieht.

Ne numerus quidem iste est, ſo wenig, als die Statue des Pasquino unter die Menſchen in Rom gezählt wird. Völlig ohne Witz, wie ſie, dient er nur dazu, daß andre ihren Witz an ihn heften.

R.

IX.

Poſtſcripte.

1.

Cultur der Naivetät.

Hippel ſagt in den Lebensläufen nach aufſteigender Linie: Naivetät iſt eine Satyre auf die Kunſt, es beſtehe dieſe Satyre in Worten oder Gebehrden. — Nach dieſer Definition wird heut zu Tage im Naiven erſtaunlich viel geleiſtet.

K. F. K.

2.

Die Humanität des Zeitalters.

Errare humanum est. — Wer wollte alſo unſerm Zeitalter Humanität abſprechen!

Derſ.

3.

Vorſchlag zu Geſchenken.

Stümper ſcheint von dem Worte ſtumpf herzukommen und ſonach einen Menſchen zu bezeichnen, der mit ſtumpfen Werkzeugen arbeitet, folglich nichts feines zu Markte bringt. Man ſollte deshalb Stümpfer ſagen.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich den Wunſch nicht unterdrücken, daß die großen Herren, ſtatt der Doſen und Ringe,

zuwei-

zuweilen an gewiſſe Perſonen gute, ſcharfe Federmeſſer austheilen möchten.

Derſ.

4.

Aufklärung.

In der Berliniſchen Monatsſchrift wurde es vor einiger Zeit gerügt, daß ein Nachtwächter in Dramburg um Mitternacht etwas vorſchnell geſchrieen habe:

Der Tag vertreibt die finſtre Nacht!

Unſtreitig aber iſt dies der modernſte Nachtwächter; denn es gehört ja zu den Zeichen unſrer Zeit: Licht! zu ſchreien, wenn uns gleich noch die dicke Finſterniß umhüllt. Billig müßte ihm das neue Nachtwächtergeſangbuch dedicirt, und er ſelbſt zum — Capital-Nachtwächter erhoben werden.

Derſ.

5.

Die armen Schriftſteller.

Das Schickſal der Schriftſteller iſt beklagenswerth. Zuerſt erfahren ſie den häßlichſten Druck — in der Folge druckt man wohl gar noch ein wenig nach, — dann werden ſie gepreßt, aufgelegt und gegeißelt; ja ſie müſſen es ſich ſogar zur Ehre rechnen, wenn ſie recht oft angeführt werden.

Derſ.

6.

Wer lacht?

In dem Laufe des Septembers ward eine Beurtheilung der in der Weimarſchen Ausſtellung um den Preiß konkurrirenden Kunſtwerke an die Redaktion der Zeitung für die elegante Welt (wie es heißt, von Berlin aus) geſchickt. Dieſe Ausſtellung aber exiſtirte nur in der Phantaſie des Beurtheilers, und ſie hatte alle die Bilder erfunden und gemahlt, die für die Kritik in ihren Sälen aufgeſtellt waren. Der Bericht beginnt ganz unſchuldig und mit allen Kennzeichen der Wahrheit, nach und nach ſchießen einzelne Blitze hervor, und im ſchönſten Crescendo entwickelt ſich der Witz in ſeiner ganzen Offenheit, ſo, daß endlich der Redakteur der Zeitung die allzu große Freimüthigkeit billig bedenklich findet und abbricht. — Noch wußten die wenigſten Leſer, daß die ganze Kunſtausſtellung, wie ſie dort beſchrieben war, ein Unding ſey, ob es gleich viele hätten rathen können, als Herr M. im Vorbeigehen die Sache erfuhr. Nun lachte er, denn er glaubte, der Redakteur ſey häßlich angeführt, und verkündigte ſeine Entdeckung. Jener verſicherte das Gegentheil, und erklärte die Sache für das, was es iſt, ein Witzſpiel, das er wohl gekannt habe, und welcher Kenntniß auch nichts von allem, was er ſelbſt bei dieſer Gelegenheit geſagt hat, widerſpricht. — Wer lacht nun? Ich glaube alle, die bei dem Handel intereſſirt ſind. Herr M. kann lachen, daß er das zufällige und für ſeine Anekdotenjägerei ungeheure Glück gehabt hat, den Spaß zuerſt zu entdecken; der Redakteur, daß ſeine Zeitung ein Meiſterſtück des Witzes geliefert hat; **die beurtheilten Künſtler**, weil die Kritik hier nur erdichtete Werke trifft; und am meiſten — **der Verfaſſer derſelben**, weil er zu einem unauslöſchlichen Gelächter Anlaß gegeben hat.

M.

7.

Die erſte Veranlaſſung.

Im Decemberſtück der Eunomia, bei Gelegenheit der Huſſiten vor Naumburg, S. 560, iſt geſagt worden:

„Der Bewunderer, der vielleicht zu eifrig für den
„Ruhm des H. v. K. ſorge, habe dies und das
„geſchrieben ꝛc.“

(Es hätte geſagt werden ſollen: Der unberufene Poſauner, der dem verdienten Ruhme des H. v. K. mehr ſchädlich, als nützlich iſt, u. ſ. w.)

Dieſer Bewunderer iſt Herr m, und die in der E. angeführten Stellen ſind zu finden in den **Berliniſchen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen**, von welchen beſagter Herr m aus Frankfurt a. d. O. gegenwärtig der Redakteur iſt.

Das hat denn nun der Herr m. geleſen und übel genommen. Sobald dergleichen geſchehen iſt — wie ihm dergleichen oft paſſirt — ſo ſteht plötzlich zu erwarten, daß der Herr m. darauf repliciren und nach ſeiner Art drein ſchlagen werde. Dies iſt denn auch richtig geſchehen, und zwar in Nr. 149. derſelben Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, alſo:

> „Die Herausgeber eines Journals (der Eunomia) erklären am Ende des Jahrgangs 1802 (December S. 576), es habe eine Menge vortrefflicher Sachen geliefert, und werde gewiß, nach Verdienſt, von geſchmack- und geiſtvollen Lesern in Bibliotheken aufgeſtellt werden. Auch dieſe Aeußerung von muthiger Selbſtſchätzung (? die Herausgeber haben das wenigſte geliefert) darf nicht ohne Beifall überſehen werden, da das Publikum bisher ſo wenig Notiz von jener Zeitſchrift nahm (?). Da man ferner in demſelben (lies: derſelben, es iſt aufs nächſte Subjekt zu beziehen) von zehn Aufſätzen immer neun voll ſchiefer Räſonnements (So?) oder platter Witzeleien fand (So?? iſt Herr m. Mitarbeiter?), und die Herren Herausgeber (hear him) bisher noch keine Werke geliefert haben (Ei! ei! wie gehören denn dieſe hierher?), die durch etwas anders, als ihre Korpulenz, Anſpruch auf einen Platz in Bibliotheken machen konnten.“ Punktum.

Nun hat ſich der Herr m gerächt! Nun iſt alles ſchief und fade im ganzen Journal, weil er auf einer der letzten Seiten der Bewunderer genannt wurde!

Warum iſt aber darauf zu achten? Deswegen: Es ſteht nehmlich zu erwarten, daß der Herr m von nun an das Journal Eunomia ſeiner Aufmerkſamkeit würdigen, und in den Staats- und gelehrten Sachen, ſo wie in gewiſſen, freilich ſehr dünnen Briefen, ſeinen Witz über das Journal im Ganzen und im Einzelnen auslaſſen werde. Damit das Publikum nun wiſſe, woher ihm, dem Herrn m., dies komme, ſo iſt es gut, die erſte Veranlaſſung auf der Stelle anzugeben, und dadurch ſeinem eignen Beiſpiel zu folgen, welches er neuerlich durch Aufdeckung der erſten Veranlaſſung ſeiner anderweitigen Händel gegeben hat.

Obige Stelle iſt die erſte ſichtbare Veranlaſſung.

Den 14ten December 1801.

K.

8.

Nachſchrift zu dem vorigen.

Der Verfaſſer des vorhergehenden Poſtſcripts hat Recht. Herr m. würdigt in der That die Eunomia ſeiner Aufmerkſamkeit, und hat eine Stelle aus dem im Novemberſtück eingerückten Prolog Elvira, dem Er freilich ſeinen Urſprung nicht anſehen konnte, nach ſeiner Art bekrittelt. Man muß ihm zu Hülfe kommen. „Das Stückchen" iſt von dem berühmten Dichter Gozzi — Der beſcheidene Herr T — r. alſo (denn der noch beſcheidenere Redakteur der Aviſen erſchöpft das ganze Alphabet, um durch Pſeudonymie zu erſetzen, was er Einem Namen nicht zutraut,*) wird ſich ſchon ſelbſt die Mühe geben müſſen, darüber nachzudenken, wie der berühmte Gozzi ſeine Schauſpielerin die Deklamation dieſer Stelle gelehrt habe.

---

*) Dennoch iſt es wohl möglich, daß dies Stückchen, von dem hier die Rede iſt, wirklich eingeſandt ſey, und zwar von einem unſerer geſchätzten Freunde. Der Herr Redakteur ſcheint nur den Anfang und noch einige Einſchaltungen aus der Fülle ſeines Herzens hinzugefügt zu haben, wofür ihm alles

Man ſieht denn doch aus dieſem zweiten Stückchen den guten Willen des Herrn m., der es ſogar nicht geſcheut hat, durch verrathene Unwiſſenheit lächerlich zu werden, um nur nach ſeiner Art einen Spaß zu machen.

Den 16ten Dezember. * *

9.

Die grönländiſche Sitte.

„Wenn ein Grönländer gegen den andern erzürnt iſt, „verfertigt er ein ſchmähendes Lied auf ihn, ruft den „ganzen Stamm zuſammen, und ſingt es ab, indem „er dazu mit lächerlichen, ſchmutzigen Geberden tanzt. Der „Gegner muß ſogleich bereit ſeyn, den Angriff eben ſo zu „erwiedern, oder er iſt geſchlagen. Wer das meiſte Ge„lächter erregt, iſt Sieger.“

(Berl. Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Nr. 148.)

Wenn Herr m. auf irgend jemand erzürnt iſt, verfertigt er Schmähreden, jedoch in Proſa, auf ihn, und läßt ſie vor dem ganzen Publiko drucken, in[illegible]m er dabei auf

---

Ernſtes ein Dank gebühret; dennoch aber ſteht zu vermuthen, daß er nächſtens, mit oder ohne Wendung, die Eunomia doch nennen werde. D. H.

eine poſſierliche Weiſe hüpft und ſpringt. Der Gegner muß ſogleich bereit ſeyn, den Angriff mit eben ſo viel oder ſo wenig Witz zu erwiedern, oder er iſt abgeſchlagen. Wer am meiſten über ſich ſelbſt lacht, hält ſich für den Sieger.

Und dieſe grönländiſche Sitte, „ſich ſelbſt preis zu geben, ſich wegzuwerfen, um nur dem Gegner wehe zu thun“ und dadurch das ganze Schriftſtellerweſen verächtlich zu machen, — wer hat ſie am frechſten unter uns nationaliſirt?

M.

8.

Das kleine Geſpenſt.

Man hat den Ausdruck „ein ſchönes Kind“ für ein ſchönes Frauenzimmer. Dabei machte ein Berliniſcher Theaterſchriftſteller vor mehreren Jahren die glückliche Bemerkung: Er habe dieſen Ausdruck nicht eher verſtanden, bis er Mad. U geſehen hätte,

Nun ſagt man auch im gemeinen Leben ſpaßhafterweiſe: Du kleines Geſpenſt! — Hätte man nicht irgendwo, in der Literatur oder im gemeinen Leben, ein poßierliches, überall ſpukendes, ſonſt unſchädliches Weſen, wodurch man ſich jenen Ausdruck ſo recht verſinnlichen könnte? — O ja, man darf nur den Herrn * anſehen, das iſt ſo ein kleines Geſpenſte.

M.

9.

Die große Ehre.

Kinder erhalten Weinachtsgeſchenke, auch die böſen, nehmlich eine Ruthe. Eine ſolche wird auch, dem Vernehmen nach, für unſer kleines Geſpenſt gebunden, und ſoll bald in allen Niederlagen zu haben ſeyn. Aber das kleine Geſpenſt, das auch gelegentlich die Frechheit hat, zu erklären: es ſey als Feind nicht zu verachten, wird unter den Streichen doch denken: Wohl mir, daß ich geſchlagen werde; man verachtet mich doch alſo nicht nach Verdienſt. — Und wirklich geſchieht ihm mit einer gründlichen Auseinanderſetzung ſeiner Nullität eine zu große Ehre; das höchſte, was man ihm zukommen laſſen kann, iſt dann und wann ein Poſtſcript.

M.

Anzeiger der Eunomia.

No. I. Januar 1803.

Literariſche Anzeigen.

Die vor einigen Monaten angekündigte

geographiſch-ſtatiſtiſche
Beſchreibung
der
im Jahre 1802
dem Preußiſchen Staate
zugefallenen
Entſchädigungsprovinzen.
groß Oktav, Berlin, 1803.

iſt nun im Druck erſchienen, und mit der dazu gehörigen neuen ſchön geſtochenen

Karte,

auf welcher, zu größerer Nutzbarkeit, die Poſtkurſe durch die alten und neuen Preußiſchen Provinzen, nebſt der Meilen-Entfernung, genau angegeben ſind, in allen Buchhandlungen für den ſehr billigen Preis von 16 Groſchen Preuß. Cour. zu haben. Berlin, den 30. December 1802.

Friedr. Maurer.

Neue Verlags-Artikel der von Kleefeldſchen Buchhandlung in Leipzig von der Michaelismeſſe 1802:

Brunner J. Handbuch der Gebirgskunde für angehende Geognoſten, m. Kpf. 8. 21 gr.

Nehr J. G. Geſchichte des Pabſtthums, 2ter und letzter Theil. gr. 8. 2 thl. 12 gr.

Rößig C. G. ökonomiſch-botaniſche Beſchreibung der verſchiedenen und vorzüglichſten Arten, Ab- und Spielarten der Roſen, zu näherer Berichtigung derſelben für Liebhaber von Luſtanlagen und Gärten. 2ter Theil. Nebſt Nachträgen zu dem erſten Theile. 8. 16 gr.

Spieß C. H. der Alte überall und nirgends. Eine Geiſtergeſchichte. 3ter Theil oder fünftes Jahrhundert 8. 18 gr.

Winkopp P. A. neueſtes Zeitungs-Reiſe-Poſt- und Handlungslexicon, oder geographiſch hiſtoriſch ſtatiſtiſches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde; enthaltend eine genaue und vollſtändige Beſchreibung aller in den fünf Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrſchaften, Völker, Gewäſſer, Gebirge, Waldungen, Städte, Feſtungen, Seehäfen, Handels- und Fabrikorte, Bädern, Geſundbrunnen, Flecken und überhaupt aller für Geſchäftsmänner, Reiſende, Kaufleute und Zeitungsleſer in hiſtoriſcher, politiſcher und commercieller Hinſicht bemerkungswerthen Ortſchaften, wobei ganz vorzügliche Rückſicht auf deutſche Leſer und Deutſchland genommen, und daher alle Poſtſtationen und Dörfer, ſo wie die vornehmſten Höfe und Weiler angezeigt worden ſind. Nach den Friedensſchlüſſen zu Lüneville und Amiens aus den neueſten Reiſebeſchreibungen, Topographien, Staatsſchriften und handſchriftlichen Nachrichten, auch auf eigenen Reiſen geſammelt und verfaßt. Erſten Bandes zweite Abtheilung. gr. 4.

Joannis Horn Commentatio de sententiis eorum Patrum, quorum auctoritas ante Augustinum plurimum valuit de peccato originali. Praemio a Theologor. Ordine ornata.

Dieſe Geſchichte der Erbſünde, die von der theologiſchen Fakultät in Göttingen den Preis erhielt, übertraf, nach dem lateiniſchen Programm des Hrn. C. G. Heyne, alle Erwartungen, die die theologiſche Fakultät ſich gemacht hatte. — Sie iſt erſchienen zu Göttingen, bei

Dieterich.

Joannis Horn Historia Conversionum, quas theol. moralis Sec. XVIII experta est apud Lutheranos, Catholicos, atque Sectas minores. Praemio a Theol. Goetting. Ordine ornata.

Dieſe Schrift erhielt 1802 am 4ten Junius von der theologiſchen Fakultät zu Göttingen den Preis, und entſprach, nach dem lateiniſchen Programm des Hrn. C. G. Heyne, völlig den Erwartungen, die man ſich gemacht hatte, indem ſie nicht nur eine Geſchichte der wiſſenſchaftlichen Moral enthält, ſondern auch der populären, der Aſcetik und Caſuiſtik. — Sie iſt erſchienen zu Göttingen, bei

Ruprecht.

Thomson's Jahrszeiten, mit kritischen, erklärenden und ästhetischen Anmerkungen von J. P. und J. Horn, Collaboranten an der Königl. Universitäts-Bibliothek zu Halle, und Mitglied der Herzoglich-deutschen Gesellſchaft in Helmstädt. Mit einer Vorrede von Maaſs, Dr. und Professor der Philosophie in Halle.

Dieſe Ausgabe der Jahreszeiten Thomſons liefert einen, von dem gewöhnlichen ſehr abweichenden und in Deutſchland noch unbekannten Text, nach einer ſeltenen engliſchen Originalausgabe, mit vielen Anmerkungen und einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung.

Ueber die unfehlbare Erhörung des Gebets im Geiſte Jeſu; eine Predigt, die von der theologiſchen Fakultät zu Göttingen das Acceſſit am 4ten Junius erhielt. Von J. Horn.

Dieſe Predigt zeichnet ſich nach dem deutſchen Programm des Herrn Dr. Ammon „durch Originalität aus, und wurde mit vielem Beifall gehalten.“

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Februar 1803.

I.

Ueber das Schöne in objektiver Hinſicht.

Kant hat das Schöne mehr in ſubjektiver, als in objektiver Hinſicht erwogen, mehr die innern geiſtigen Bedingungen des Schönheitsgefühls, als die äußeren ſinnlichen Beſtandtheile der ſchönen Gegenſtände ſelbſt entwickelt und aufgeſtellt. Das Letztere aber iſt nicht minder lehrreich, für den Pſychologen ſowohl, als für den Künſtler. Ich will hier die Frage zu beantworten ſuchen: welche Zuſammenſetzung, welche

Bildung und Einrichtung unterſcheidet den ſchönen Gegenſtand von dem häßlichen, und überhaupt von dem nicht ſchönen? oder was nehmen wir für beſtimmte Eigenſchaften, welche Struktur oder Miſchung der Theile an den äußeren Erſcheinungen wahr, welche wir allein ſchön nennen ſollen? Einige Beiſpiele wenigſtens ſollen hier das objektive Weſen des Schönen kenntlich machen; die vollſtändige, detaillirte, ausführliche Angabe deſſelben gehört in die beſondere Theorie jeder einzelnen ſchönen Kunſt.

Die Schönheit beſteht in einer gewiſſen zweckmäßigen Form, welche ſich nur an irgend einem Stoffe offenbaren kann. Wie iſt nun der Stoff geformt oder gebildet, welchen wir für ſchön erklären? Bei ſichtbaren Gegenſtänden, die den Raum erfüllen, iſt dies bekannter, und leichter zu erklären, als bei unſichtbaren, welche nur in der Zeit wahrgenommen werden. Allgemeine negative Bedingung aller Schönheit der Gegenſtände iſt Proportion. Uns kann kein Gegenſtand als ſchön gefallen, welcher durch Mißverhältniß oder Unverhältnißmäßigkeit uns beleidigt. Der Mangel an Proportion zeigt ſich erſtens darin, daß die Form des Objektes das Mittelmaaß oder die mittlere Größe, die wir unſerm Urtheil zum Grunde legen, überſchreitet. Je mehr ſich der Gegenſtand unſerm natürlichen Maaßſtabe nähert, deſto eher läßt er ſich als ſchön beurtheilen, obgleich in dieſer Proportion noch nicht ſeine Schönheit beſteht. Je höher er ſich über dieſen Maaßſtab erhebt, deſto mehr nähert er ſich dem Ungeheuern und Koloſſaliſchen, welches wohl dem Erhabenen, aber nicht dem Schönen verwandt iſt. Je tiefer er unter unſer Mittelmaaß herabſinkt (den ſchon gewohnten und angenommenen verjüngten Maaßſtab abgerechnet), deſto mehr gränzt er an das Winzige, Kleine, Niedliche, und entfernt uns von der unerſchöpflichen Ergötzung, mit welcher wir vor dem Schönen verweilen. Die Schönheit verliert durch den übertriebenen verjüngten Maaßſtab faſt nicht weniger, als durch die koloſſale Vergrößerung und Ausdehnung: in jenem Fall überſieht und umfaßt entweder die Einbildungskraft das Objekt mit ſeinem Mannichfaltigen gar zu ſchnell und zu leicht, oder das Unterſcheidbare verwirrt ſich und verſchwindet vor dem ſchon angeſtrengten Sinne, welchem das Objekt einmal unproportionirt iſt; in dieſem verliert ſich die Harmonie der Theile, durch zu große Ausbreitung, immer weiter aus den Sinnen, und die Auffaſſung und Zuſammenfaſſung des Mannichfaltigen in Ein Ganzes findet immer mehr Schwierigkeit.

Zweitens iſt die Proportion verletzt, wenn die Theile, welche ein ſchönes Ganzes bilden ſollen, in einem unharmoniſchen, zweckwidrigen Verhältniſſe zuſammen ſtehen; ihrer Größe, Beſchaffenheit, Figur, Lage, oder Bewegung nach nicht zu einander paſſen. Ein einziger Theil darf nur eine verhältnißwidrige Größe, Stärke oder Richtung haben, ſo wird ſchon der gefällige Eindruck gehindert, oder doch geſchwächt. Zum Beiſpiel, eine übrigens regelmäßige Geſichtsbildung kann durch eine zu große, zu ſcharf abſtehende, zu ſpitzige Naſe, oder durch zu kleine Augen entſtellt werden. Füße oder Aerme einer Menſchengeſtalt können, im Verhältniß zu den übrigen Theilen, zu lang oder zu kurz, zu ſtark oder zu dünn ſeyn. Ein falſcher Reim, eine unpaſſende bildliche Vergleichung, eine Ungleichheit des Tones oder Ausdrucks können den gefälligen Eindruck eines ſonſt regelmäßigen Gedichtes ſtören oder vernichten. In der Muſik wird z. B. die innere Proportion, das innere Ebenmaaß verletzt durch einen falſchen, der übrigen Melodie unangemeſſenen Rhythmus, durch unſchickliche Harmonieen, durch unrichtige Bewegung im Takt oder Zeitmaaß, u. d. gl. In der Mahlerei kommt auf zweckmäßige Vertheilung des Lichtes und Schattens, auf treffende Wahl und Miſchung der Farben, auf Beobachtung der Nähe und Ferne der Objekte (der Perſpektive) nicht minder, als auf richtige Zeichnung und Anordnung der Figuren, viel an, wenn das innere Ebenmaaß, die innere Proportion oder Verhältnißmäßigkeit nicht verletzt werden ſoll. Einen ſichtbaren Gegenſtand, deſſen Beſtandtheile in keinem richtigen Verhältniß zu einander ſtehen, nennen wir ungeſtalt, unförmlich; auch den einzelnen unproportionirlichen Theil nennen wir ſo. Die Richtigkeit aber und Regelmäßigkeit, die innere und äußere Proportion der Objekte macht noch keinesweges ihre Schönheit aus; ja die Schönheit kann ſelbſt ſo groß ſeyn, daß wir eine kleine Verletzung der Regel überſehen, oder doch wenig achten. Indeſſen giebt es Hauptzüge der Darſtellung, in denen jedes Mißverhältniß ſogleich in's Auge fallen und beleidigen würde.

Das ſchöne Objekt muß alſo überhaupt wohl proportionirt ſeyn; dies iſt allgemeine Bedingung, ohne deren Erfällung Schönheit theils gar nicht, theils nur in eingeſchränktem Grade möglich iſt. Betrachten wir nun das Eigenthümliche ſchöner Gegenſtände näher, ſo finden wir, daß man Recht hat, wenn man zur Schönheit des Sichtbaren eine gewiſſe Glätte, ſanfte Rundung, leicht hinfließende Bewegungen, die allmählich hingleitenden Umriſſe der Hogarthiſchen Wellenlinie, eine milde Miſchung der Farben verlangt. Zum Beiſpiel ſcheint eine Geſichtsbildung uns um ſo ſchöner, je ſanfter und freier die Stirn ſich wölbt, je holder das Kinn ſich rundet, je unmerklicher und allmählicher die Züge ſich ausbreiten und verlieren, je weniger Naſe, Mund und Auge eckige Umriſſe oder ſcharfe Winkel bilden. In ſofern muß die Proportion und Regelmäßigkeit gar keinen Zwang blicken laſſen, höchſt frei und ungebunden ſeyn. Das Schöne erfordert alſo eine freie Regelmäßigkeit, einen Ausdruck von Leichtigkeit in der Vereinbarkeit des Mannichfaltigen, in der Harmonie der Theile. Das Zwangvolle, Peinliche, Schwerfällige, Aengſtliche iſt der Schönheit zuwider. Wenn auch die Umbildung des Stoffs für des Künſtlers Abſicht noch ſo viel Mühe und Gewalt erforderte, ſo darf doch davon in dem Kunſtwerke und in der Ausübung der Kunſt nichts bemerkbar ſeyn. Das Kunſtwerk muß in ſofern natürlich ſcheinen, wie ein Produkt der Natur, als durch ſich ſelbſt beſtimmt ausſehen. Wo nun das Mannichfaltige ſcheinbar zufällig und ungezwungen ſich zu einem harmoniſchen Ganzen vereiniget, aus dem Ganzen gleichſam Ein Geiſt ſpricht, alle Beſtandtheile in Gemeinſchaft wie von ſelbſt zu einem und demſelben Ausdruck zuſammen zu ſtimmen ſcheinen, da findet ſich Schönheit, wenn nicht andre Bedingungen derſelben verletzt ſind. Das Schöne gehört zwar nur der Form an, und Form iſt immer Begränzung, Beſtimmung in Zeit oder Raum, mithin eine Einſchränkung, und, wenn ſie von außen kommt, der Freiheit entgegen geſetzt; iſt aber die Form als Selbſtbeſchränkung zu beurtheilen, welche doch keinen Zwang, keine Schwierigkeit blicken läßt, ſondern aus der innern Natur des ſich beſchränkenden Weſens mit Nothwendigkeit hervorzugehen ſcheint, ohne daß wir doch dieſe innere Nothwendigkeit begreifen; — ſo dünkt ſie uns ſchön, und ergötzt uns. Die Schönheit wäre daher eine vernunftähnliche Form; ſie beſtände in einer ſolchen Begränzung, welche nicht als Einſchränkung, ſondern vielmehr als Sphäre und Ausdruck von innerer Geſetzmäßigkeit, von Freiheit und Leben ſich offenbaret. In der Schönheit iſt nämlich die Geſetzmäßigkeit nicht aufgedrungen, nicht von außen abgenöthigt, ſondern wie aus dem Innern des ſchönen Objektes hervorgegangen, eine freie Geſetzmäßigkeit, eine Geſetzmäßigkeit der bloßen Freiheit. Im Schönen fühlen wir eine überraſchende Harmonie und Geſetzmäßigkeit; ſie dünkt uns ganz zufällig, gewährt uns unverhoft ſo viel Ergötzung. Das bloße Schöne erſcheint uns durch keinen Begriff beſtimmt, ſondern kommt erſt einem Begriff gleichſam entgegen; im freien Spiele der Kräfte ſcheint ſich von ſelbſt ihre Harmonie gefunden zu haben, die uns entzückt.

Die ſchöne Form iſt alſo eine freie Begränzung, welche nicht als Einſchränkung, ſondern als freie, durch innere Nafürgeſetzte geleitete und gehaltene Ausbreitung und Ausdehnung, mithin als Offenbarung von Freiheit und Lebensfülle betrachtet wird. Wo die Begränzung nicht frei, nicht aus dem Innern des Weſens hervorgehend erſcheint, nicht aus der in ſich ſelbſt harmoniſchen Natur des Gegenſtandes zu begreifen iſt; wo ſie Zwang und Schwierigkeit verräth, gewaltſam ausſieht: da ſind die Umriſſe ängſtlich, unnatürlich, hart und ſchwankend, die Bewegungen rauh, abſtoßend, eckig, ſcharf und wild; da findet ſich wohl eher Häßlichkeit, als Schönheit.

Das ſchöne Objekt iſt ein in ſich beſchloſſenes, in ſich vollendetes Ganzes, welches ſich ſelbſt mit Freiheit und zur Freiheit organiſirt zu haben ſcheint. So ſind Thiergeſtalten um ſo ſchöner, je mehr freie Organiſation und leichtes Spiel der Kräfte ſich an ihnen offenbart. Je plumper und ſchwerfälliger ihre Maſſe Gewandtheit der Bewegung, Sanftheit in den Biegungen ihres Körpers auszuſchließen ſcheint, um ſo entfernter iſt ihre Geſtalt von Schönheit. So nennen wir unter den ſchönen Thieren mit Recht das edle Roß, wegen ſeiner ſanften wellenartigen Umriſſe und Bewegungen, wegen der freien Kraft, die aus ſeinem ganzen Bau hervorleuchtet. Das behende Windſpiel finden wir oft noch ſchöner. Unter den Vögeln erfreuen uns alle die durch ihre Schönheit, deren geſchmeidige Bildung ſie fähig macht, leicht durch die Luft zu ſchweben, oder, mit ſtiller Majeſtät, wie der Schwan, auf den Fluthen zu ſchwimmen. So ſind unter allen Thieren diejenigen die ſchönſten, deren freie Bildung und innere Kraft alle Schwere der Maſſe und alle harten Geſetze des Mechaniſmus beſiegt zu haben ſcheint; welche einen geſchmeidigen, glatten, leicht beweglichen, ſich frei erhebenden Körper haben. Oft finden wir auch, dieſer Beſchaffenheit wegen, einzelne Theile oder Gliedmaßen des Körpers beſonders ſchön, z. B. den Hals des Schwans, die liebliche Bildung des menſchlichen Mundes, des Kinns oder Auges u. ſ. f. In der Pflanzenwelt finden wir viel Schönheit, weil wir hier ſo viele Sinnbilder der Freiheit erblicken. Hier waltet ein liebliches, freies Spiel organiſcher Kräfte, hier verſchwinden die meiſten Spuren von roher widerſtrebender Maſſe; hier wölbt und rundet ſich Blatt und Blüthe und Frucht oder Krone zur anmuthigſten Geſtalt; hier verkündet ein freies Emporſtreben, ein ſchlanker Wuchs, eine gefällige Ausbreitung lauter ungehemmtes Leben, lauter wohlthätige Harmonie.

In den Werken der Dicht- und Tonkunſt kommt uns auch nur der leichte Fluß der Empfindungen, das zarte harmoniſche Gewebe der Begriffe, der ſüße Wohllaut des Ausdrucks, kurz, der Schein von Freiheit bei aller innern Regelmäßigkeit, das ſanfte Spiel der Phantaſiebilder bei aller Einheit und Tiefe der Begriffe, der ungekünſtelte, zufällig ſcheinende Zuſammenhang des Mannichfaltigen in Gedanken und Gefühlen, als Schönheit entgegen. In dem ſchönen Gedicht ſpricht jedes Wort und die ganze Reihe der Begriffe an unſer Herz durch die Einbildungskraft; Alles webt und lebt darin mit freier, leichter Handlung; ſelbſt der abgezogenſte Gedanke ergreift uns darin mit körperlicher Geſtalt, befreundet ſich mit unſern Anſchauungen und Gefühlen gleich einer wirklichen, liebenden Perſon.

Die ſchöne Melodie offenbart ſich im lieblichen Wellenſchlage der Empfindungen, in einem harmoniſchen Reihentanze der Töne, welche, Huldgöttinnen gleich, Hand in Hand in anmuthigen Bewegungen dahin ſchweben. Auch in ihr waltet eine natürliche, ungeſuchte, freie Eintracht. Unmerklich fließen die Töne aus einander und in einander, und bilden ſich, wie von ſelbſt, zu einem lieblichen Ganzen, das, bei allem Scheine von Freiheit und Feſſelloſigkeit, doch durch innere Nothwendigkeit zuſammenhängt.

Chr. Friedrich Michaelis

aus Leipzig.

II.

Fauſt in der Kirche zu Wittenberg.

(Fauſt will durch Mephiſtopheles Höllenkünſte der Stadt Wittenberg ein Gaſtmal und ein Zauberſpiel geben. Die Fakultäten der Akademie und die andern Honoratioren der Stadt ſind bereits eingeladen. Jetzt iſt er mit Mephiſtopheles in der Kirche, ſich ſeine weiblichen Gäſte anzuſuchen. Eben iſt das Amt der Meſſe zu Ende gegangen, und ein groſer Theil der Andächtigen hat die heilige Stäte ſchon verlaſſen.)

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Die Kirch' iſt leer; hier werd' ich nicht viel ſehn.

Mephiſtopheles.

Nicht vieles, aber viel.

Fauſt,

Das heißt?

Mephiſtopheles.

Die Schönſten.

Fauſt.

Doch nicht in deinen Augen? Wenn das iſt,
So kehr' ich wieder um. Des Teufels Schönheitsſinn
Iſt mir allzuverdächtig, ihm zu trauen.

Die Schönheit wird durch Reiz allein zur Schönheit,
Und Reiz iſt nur das Werk der Grazien.
Wie käm' von denen Kund' in den Kozyt.
Da ziſchen nur der Eumeniden Schlangen.

Mephiſtopheles.

Doch ſpiegelte ſchon manches hübſche Lärvchen
Sich in den ſchwarzen Fluten des Kozyt;
Ich könnte dir berühmte Namen nennen,
Der Schönheit Stolz einſt auf der Oberwelt,
Ein ganz Regiſter Phrynen, Meſſalinen — —

Fauſt.

Du widerlegſt mit dieſen Namen nicht.
An Meſſalinen ſchmiegt ſich keine Charis,
Nie iſt die Wolluſt wahrhaft ſchön,
Scheint Schönheit nur, iſt nur der Schönheit Schminke;
Nie haben ſich die Grazien geſchminkt.
Doch ſtill. Wozu dir ein Kollegium
Von Schönheit? Traun! von allem Unäſthet'ſchen,
Das aus Pandorens Hand hervorging, iſt
Der Teufel wohl das Unäſthetiſchſte.
Jetzt will ich muſtern. Schönheitskenner biſt
Du nun wohl nicht, doch ſicher Weiberkenner;
Denn dieſes leicht-bewegliche Geſchlecht
Entgeht nur ſelten euren Lügenkünſten.
Hilf mir dann muſtern, zeige deinen Witz,
Und gieb mir ihre Chronique ſkandaleuſe.
Doch ſchnell, denn ſieh, die ſchöne Welt bricht auf.

Mephiſtopheles.

Zu Ende geht die Kour bei Sankt Maria,
Nur hier und da läßt Ihre Majeſtät,
Die Königin des Himmels, noch zum Handkuß.

Fauſt.

So laß uns ſo die Stellung nehmen, daß
Die Kourentlaßnen, wie die Kourenden,
Wir ſehen können. Du mahlſt ihr Portrait,
Ich prüfe dann, ob es dem Urbild ähnelt.

Mephiſtopheles.

Ich halte ſchon den Pinſel in der Hand.
Siehſt du die ſtolze, fürſtliche Geſtalt,
Die eben jetzt den Hochaltar verläßt?
Mit hoher Stirn' und dunklen Augenbraunen?
Mit einem Blick', als ob ihr Herrſcherſtab
Bis an der Erden fernſte Enden reichte?
Als hätte ſie für Fürſten Feſſeln nur,
Nur für die Schönſten, Edelſten ein Lächeln?
Als wäre ſie nur Sieg'rin, nie Beſiegte?
Wen glaubſt du dieſer Juno Ganymed?

Fauſt.

Ich wette ſchier, Adonis iſt er nicht,
Denn Wolluſt brennt in dieſen Flammenaugen,
Und zügelloſe, thieriſche Begier;
Es wohnt das Schöne nicht in ihrer Seele.
Der ſtolze Blick zeigt nur gemeinen Stolz,

Ein Sklavenherz blickt durch die Herrſchermiene,
Das unterjocht von ſeinen Lüſten wird.

Mephiſtopheles.

Du biſt ein Zaubrer, prüfeſt Herz und Nieren,
Denn Zug für Zug haſt du ihr Bild gemahlt:
So ſieh den Herrn von dieſer Heroin.
Der Neger dort mit der zerpletſchten Naſ',
Mit Wollenhaar' und ungeſtalten Lippen,
Den ſchielen Augen, ungeheuren Ohren,
Doch breit von Schultern, derb von Knochenbau,
Der iſt Beherrſcher dieſer Herrſcherin.
Demüthig trägt er ihr die ſeidne Schleppe;
Auf ihrem Wagen, den ſechs Roſſe ziehn,
Steht er als Sklav, rollt durch die Straßen ſie.
Im Kabinett theilt er mit ihr den Sopha,
Und ſeine Launen unterjochen ſie.
Mit einem Blick' aus ſeinen ſchielen Augen
Kirrt er zur Sklavin dieſe Juno ſich;
Mit ſeinem Grinſen, das ihr Lächeln dünkt,
Gebeut er, als deſpotiſcher Gebieter.

Fauſt.

Pfui, der Entartung! Wohl erkannt' ich ſie
Am frechen Zug' um die wollüſt'ge Lippe.
Hinweg dies Unweib! Wo nicht holde Schaam
Sich an das Weib mit ſtiller Anmuth ſchmiegt,
Da iſt's Verläumdung, es noch Weib zu nennen.
Dort naht ſich eine, lieblicher zu ſchaun!

Doch, wenn mich nicht der erſte Anblick trügt,
So iſt ſie nicht der Grazien Geſpielin.

Mephiſtopheles.

Wenn eines Halſes, weiß, wie Merzenſchnee,
Und eines Buſens, der der Tugend Tod
Durch ſeiner Fülle ſüßen Zauber wogt;
Wenn eines Arms, der Künſtlern zum Modell
Für eine Venus dienen könnte, ſich
Die Heidendamen nicht zu ſchämen haben:
So hat dies Mädchen eine Aehnlichkeit
Doch mit Sokrat's berühmten Schutzgöttinnen,
Der äußern Schönheit ſchönes Ebenmaaß.
Doch wenn der Anmuth holde Töchter du
Auch in den Augen dieſer Nymphe ſuchſt,
So ſieh hinweg! Wenn in der Nymphe Munde
Du ihren Ton und Laut vernehmen willſt,
So fodre ja ſie nicht zum Sprechen auf.
Die Augen ſind ein wenig waſſerblau,
Der Mund ſchwatzt nur von Mod' und Stadtgeſchichten,
Und lächelt nur, der ſchönen Zähne Reihe,
Die kußgeformten Lippen dir zu zeigen.

Fauſt.

Man muß ſie küſſen, und dann laufen laſſen!
In bunter Reih' an offner Tafel, wo
Stadtanekdoten und das wicht'ge Thema
Von Band und Kleid auf ihrem Platze ſind;
Bei'm muntern Tanze, wo die ſchöne Welt

Gewöhnlich nur den Geiſt im Fuße zeigt,
Wird immer ſie ein hübſch Figürchen machen;
Drum nehme Theil an meinem Gaſtmahl ſie!

Mephiſtopheles.

Wenn du ein Freund von ſchönen Seelen biſt,
Von ſolchen nehmlich, die ſich dafür geben,
So ſiehſt du dort ein ächtes Exemplär,
Ein kleines, ſchmächt'ges, zartgewebtes Ding,
Leicht, wie ein Lüft'chen, bleich, mit Mondſcheinaugen;
An Nerven ſchwach, an Waſſer wunderreich,
Denn nie verſiegen ſeiner Thränen Bächlein;
Auch iſt's empfindſam, wie ein Turteltäubchen,
Und hat ein Herzchen, weich, wie Frühlingshauch;
Gehirn beſchwert das ſchmale Köpfchen nicht,
Nur Blumenſtaub trägt es in dünner Schaale;
Denn Denken liebt die ſchöne Seele nicht,
Sie will nur fühlen, lebt nur in Empfindung — —

Fauſt (einfallend).

Wird ſterbenskrank, wenn Morgen-, Abendthau
Die kleinen Füßchen beim Spaziergang netzt;
Wird nimmer frei von Schnupfen und Katharr,
Und klagt beſtändig über Krämpf' und Schwindel;
Zerfließt in Wehmuth bei des Mondes Schein,
Und ſchnappt nach Luft in des Jasmines Düften;
Ohnmächtig wird ſie, ſingt die Nachtigall,
Aus lauter Luſt, und fühlt vor Uebermaaß
Der ſie ergreifenden Gefühle — nichts.
Vom Halſe mir mit dieſer Weiberart,

Ich habe gegen Krämpf' Antipathie,
Und alle wäſſ'rige Empfindſamkeit,
Nur äußernd ſich in feuchten Augendrüſen.

Mephiſtopheles.

Doch möcht' ich ſie dir für dein Feſt empfehlen.
Viel Spaaß wird uns ihr Waſſerüberfluß
Im Zauberſpiel, das du entworfen, geben;
Den Paſtor fido ſpiel' ich dann bei ihr,
Ihr weiches Herz erobr' ich mir durch Thränen;
Und wenn ſie ſchmachtend mit mir Küſſe tauſcht,
Raun' ich ihr zu, daß ich der Teufel bin,
Und eine Ohnmacht giebt es a merveille.

Fauſt.

Gut. Es mag ſeyn! Es kann die Züchtigung
Nicht der Empfindung falſchem Spiele ſchaden.
Doch ſollſt du ſie nur ſchrecken, weiter nichts,
Und nicht etwa ſie in dein Netz empfindeln;
Sollſt heilen ſie von ihrer Thorheit, ſollſt
— Ich will es ſo! — ganz gegen Teufelsſitte,
Sie beſſern. Hörſt du? Keinen Widerſtand!
Streng zu gehorchen haſt du dich verpflichtet;
Gehorſam dann! Jetzt weiter! Wer iſt die,
Die roſenwangig, braungelockt und üppig
Den ſchlanken Wuchs, die volle Bruſt enthüllt?
Die ſchwarzen Augen leuchten weit umher,
Als wollten ſie die halbe Welt entzünden;
Ihr Lächeln ſtammt aus Mahoms Paradies,
Der liebe Gott thront auf den ſchönen Lippen;

Und

Und doch, was iſt's, daß ſie nicht Liebe giebt,
Die Sinne nur, und nicht das Herz entzündet?

Mephiſtopheles.

Frägt ſo ein Kenner? Das nimmt Wunder mich.
Du ſpürſt doch ſonſt den Teufel überall,
Und hier entgeht dir der gefährlichſte,
Der an des Reizes zarter Blume nagt?
Es iſt ein Teufel, weiblichen Geſchlechtes,
Der, ſelber herzlos, nur mit Herzen ſpielt,
Nichts liebt, als ſich; Gefallſucht iſt ſein Name.

Fauſt.

Ich bin beſchämt. Wie konnt' er mir entgehn,
So deutlich aus in jedem Zug ſich ſprechend?
Was ſonſt kann ſo des Weibes ſchönſten Ruf,
Durch Lieb' um Lieb' uns feſſeln und beglücken,
Zum frechen Spiel mit Menſchenglück entweihn?
Was bei der Schönheit ſüßem Anſchaun, das
Sonſt ſo begeiſternd unſer Herz ergreift,
Uns, kalt und todt, zu bloßen Gaffern machen, —
Als der Gefallſucht ſchönheittödtender,
Verderblicher, heilloſer Genius?
Und nun genug! Schon bin ich dieſer Muſterung
Der Schönheit, ohne Schönheit, herzlich ſatt.
Laß uns —

Hier fallen Fauſts Augen auf eine weibliche Schönheit, im höchſten Sinne des Wortes. Sein Geiſt, wie ſein Herz, werden davon ergriffen. Doch genug der Proben.

Schink.

III.

Ueber die Univerſitäten.

Das Urtheil über den Werth der Univerſitäten hat ſich ſeit den letzten dreißig Jahren ſehr weſentlich verändert. Wer hätte ſich vorher einfallen laſſen, an der Nützlichkeit dieſer Anſtalten zu zweifeln? Und wer ſchreibt jetzt nicht entweder über ihre Ueberflüßigkeit, oder über ihre unheilbaren Gebrechen? Einige revoluzionäre Köpfe wollen ſie mit Stumpf und Stiel ausrotten; andere, gemäßigtere, wollen ſie nur von ihren Fehlern befreien, und glauben dadurch allein ihre alte Würde wieder herſtellen zu können.

Zu leugnen iſt es nicht, daß Univerſitäten gegenwärtig nicht mehr ſind, was ſie ehemals waren. Dauern ſie fort, ſo verdanken ſie dieſe Exiſtenz mehr ihrer Zunftmäßigkeit, als dem Bedürfniß der Zeiten. Es iſt, als müßten ſie, wie fruchtbare Mütter, in ſich ſelbſt zu Grunde gehen, nachdem ſie das ihrige gethan haben, die ganze Welt in eine groſe Univerſität zu verwandeln. Es erfolge indeſſen von beiden, was da wolle, ſo müſſen diejenigen, welche ſich auf Vorſchläge zur Verbeſſerung dieſer Anſtalten einlaſſen, auf die Urſachen eingehen, welche alle die Wirkungen hervorgebracht haben, die der Gegenſtand ihres Tadels ſind; denn ohne eine genaue Kenntniß dieſer Urſachen wird man es nie dahin bringen, die Wirkungen aufzuheben *).

Es gab eine Zeit, wo man von Deutſchland aus nach Italien und Frankreich reiſete, um ſich in der Nähe eines berühmten Doktors zu befinden. War man einmal an Ort und Stelle angelangt, ſo verfolgte man ſeinen Zweck gewiß mit allem Eifer. Es fehlt nicht an Denkmälern, welche dies beweiſen; und wenn es daran fehlte, ſo würde das Beiſpiel der Künſtler, die das Ausland bereiſen, uns aufs beſtimmteſte ſagen, was wir von dem Fleiße und der ganzen Aufführung jener Wißbegierigen zu urtheilen haben. Es liegt in der Natur des Menſchen, dem, was er für das Höchſte hält, alles aufzuopfern, und wer das Bedürfniß zum Lernen wirklich fühlt, ſucht auch ſeine Zeit hoch auszubringen.

Man könnte auf den Gedanken gerathen, daß das Bedürfniß nach Wiſſenſchaft in eben dem Grade abgenommen habe, in welchem die Befriedigung deſſelben erleichtert worden iſt. Allein dies iſt gewiß nicht der Fall, da das raſtloſe Streben der Menſchen nach größerer Einſicht aus tauſend und aber tauſend Erſcheinungen hervorgeht, und ſelbſt auf

---

*) Das iſt, meines Erachtens, weder in der Schrift: Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Gelehrtenrepublik und der akademiſchen Lehranſtalten, von A. Hummel, noch in dem Werke: Ueber die Univerſitäten in Deutſchland ꝛc. geſchehen. Beider Verfaſſer meinen es ſehr ehrlich; aber damit allein wird in der Welt nichts ausgerichtet.

Univerſitäten alle diejenigen, welche im Beſitz einer reellen Wiſſenſchaft ſind oder dahin gelangen wollen, als Lehrer oder Schüler, noch immer den Charakter wahrer Wiſſenſchaftsfreunde führen, d. h. alles, was nicht in das Gebiet ihrer Wiſſenſchaft gehört, als gar nicht für ſie vorhanden betrachten.

Will man den wahren Grund der Lauigkeit für einzelne Disziplinen aufſinden, ſo muß man ihn weniger in der Verkehrtheit der Lehrer und Schüler, als in der zeitigen Beſchaffenheit der Disziplinen ſelbſt ſuchen; denn jene Verkehrtheit wird gewiß nur eine Folge dieſer Beſchaffenheit ſeyn. Dies erfordert eine weitere Auseinanderſetzung.

Vielleicht hört der Zuſtand der Kriſis für die geiſtige Welt nie auf; aber ihr Charakter wird zu verſchiedenen Zeiten immer verſchieden ſeyn. Die Kriſis, in welcher wir uns gegenwärtig befinden, iſt durch den Widerſpruch herbeigeführt worden, worin die Theorie mit der Praxis ſteht. Ehemals glaubte man, eine gute Theorie könne nur von einer ſcharf beobachteten Praxis abſtrahirt werden, und reiche niemals weiter, als dieſe gehe. Gegenwärtig glaubt man, die Theorie müſſe die Praxis beherrſchen. Eine Folge davon iſt, daß die poſitiven Wiſſenſchaften ihren Werth verlieren; und in ſofern die Univerſitäten die Centralpunkte der poſitiven Wiſſenſchaften ſind, können ſie nicht anders, als in ihrem Anſehn verlieren. Dies wird fortdauern, ſo lange die Kriſis währt. Vorherſehen läßt ſich, daß ſie ſich zum Nachtheil der Spekulazion entſcheiden werde. Alsdann wird man mit deſto größerem Eifer zu den poſi tiven Wiſſenſchaften zurückkehren; aber vorher werden ſie ihre ganze Natur geändert haben *).

Die ſpekulative Philoſophie konnte nur auf Univerſitäten geboren werden, und gedeihen. Hier, wo man, von der praktiſchen Welt geſchieden die poſitiven Wiſſenſchaften als ein heiliges Depot bewahrt, das weder vermindert noch vermehrt werden darf, hier mußte man, im Verlaufe der Zeit, in Widerſpruch mit der praktiſchen Welt gerathen, und dieſer Widerſpruch mußte um ſo ſchreiender werden, je mehr in der erſten Anlage der Univerſitäten dadurch verſehen wurde, daß man, um dem Unterrichte ein Fundament zu geben, eine fremde Wiſſenſchaft zur Grundlage nahm **). Unbekannt mit den Entwickelungsgeſetzen der menſchlichen Natur, weil man ſich wenig oder gar nicht aufgefordert fühlte, ſie zu beobachten, mußte man, als endlich der Widerſpruch zwiſchen Theorie und Praxis nicht länger zu verbergen war, auf ein Mittel bedacht ſeyn, die zwiſchen beiden befeſtigte Kluft auszufüllen. Dies konnte nur auf zwei Wegen geſchehen; einmal, indem man den Inhalt der Geſchichte zur Baſis machte, und ſo die Theorie ergänzte; zweitens, indem man von dem Inhalte der Geſchichte gar keine Notiz nahm, und Begriffe, welche die Geſellſchaft allein entwikkelt hatte, als Vernunftbegriffe in und durch ſich ſelbſt erklärte. Beides hatte ſeine Schwierigkeiten, obgleich das letztere Verfahren das leichtere war. Es geſchah unſtreitig aus dieſem Grunde, daß man es vorzog. Die nothwendige Folge dieſes Vorzugs aber war: daß, vermöge mannichfaltiger unſtatthafter Vorausſetzungen, Theorie und Praxis für immer von einander getrennt wurden. Dieſe Trennung war früher vorhanden; aber ſie war zum Vortheil der Praxis, in ſofern die Theorie immer aus ihr ergänzt werden muß. Sobald aber die ſpekulative Philoſophie, durch ihre Vorausſetzungen, die Theorie über alle Praxis hinausgehoben hatte, ward die Trennung bleibend gemacht, wenigſtens für die ganze Dauer der Spekulazion. Die poſitiven Wiſſenſchaften, welche nur einer Ergänzung und Umformung bedurften, blieben nun in ihrer alten Geſtalt. War das Intereſſe für ſie vorher lau geweſen, ſo wurde es jetzt noch lauer. Sie erſchienen nun in dem Lichte alten Trödels, den man zu nichts gebrauchen kann, und alle diejenigen, welche ſich mit dem Verkauf oder Einkauf dieſes Trödels befaßten, waren mehr als jemals zur Verachtung ihrer Beſchäftigung gezwungen.

---

*) Man vergleiche mit dieſer Privatanſicht des Verf. über das Verhältniß der Theorie zur Praxis, Fichte's Vorrede zu ſeinem geſchloſſenen Handelsſtaat. D. H.

**) Die der Griechen und Römer.

In der That, es liegt in den Wiſſenſchaften ſelbſt, wenn die Profeſſoren der Theologie und Jurisprudenz kein Intereſſe für dieſe Wiſſenſchaften einflößen. Das Mißverhältniß, worin ſie als Theorieen zur Praxis ſtehen — ein Mißverhältniß, wovon die Profeſſoren ſehr wenig ahnen, weil ſich die Wiſſenſchaft für ſie in Handwerk verwandelt hat — entſcheidet über das Urtheil des Schülers zum Nachtheil des Fleißes. Was ſoll mir das? Wozu kann ich es künftig gebrauchen? Das ſind die Fragen, die ſich angehende Theologen und Juriſten aufwerfen, die ihnen nie beantwortet werden, und die ſie ſich ſelbſt nicht anders beantworten können, als mit Verachtung ihrer Wiſſenſchaften. Will man gegen ſie nicht ungerecht ſeyn, will man ſie nicht deſpotiſch in bloße Lernmaſchinen verwandeln, ſo muß man geſtehen, daß die Geſchäfte eines praktiſchen Juriſten und eines Geiſtlichen gegenwärtig von ganz anderer Art ſind, als ſie vor achtzig und hundert Jahren waren, während Jurisprudenz und Theologie als Wiſſenſchaften auf Univerſitäten, im Ganzen genommen und auf das Weſentliche geſehen, noch immer eben ſo gelehrt werden, wie ſie es vor einem Jahrhundert wurden. Wie kann aber ein Schüler lehrbegierig ſeyn, ſieht er in ſeinem Lehrer einen Mann, der in ſeinen Manieren, ſeinem Vortrage, und ſelbſt in der Art ſeiner Kenntniſſe von allen übrigen Menſchenkindern abweichend, ihm nur lächerlich erſcheinen kann? Wie kann ein Schüler lehrbegierig ſeyn, iſt der Gegenſtand des Unterrichts außer aller Beziehung mit der Welt, ſo wie er ſie kennen gelernt hat? Wie kann ein Schüler lehrbegierig ſeyn, kommt es bloß darauf an, Formeln einzulernen, über welche er nicht im Stande iſt, ſich Rechenſchaft abzulegen, und über welche ſelbſt ſeine Lehrer ein tiefes Stillſchweigen beobachten? Wie kann ein Schüler lehrbegierig ſeyn, quält er ſich unaufhörlich ohne Zweck, indem er nie ſich ſelbſt dafür eingeſtehen kann, daß er morgen noch wiſſen werde, was er ſich heute aufgedrungen hat?

Alles Uebrige folgt von ſelbſt. Kräfte, welche nicht durch die Wiſſenſchaften erhöht und geſtärkt werden können, müſſen ſich durch Liederlichkeit ſelbſt zerſtören. Man kann unſtreitig nicht Böſes genug von der Immoralität der Studenten ſagen; allein man irrt, wenn man ſie dadurch aufzuheben glaubt, daß man die Univerſitäten den Penſionsanſtalten näher bringen müſſe. Sollen ſtrengere Aufſicht und eine künſtlicher organiſirte Polizei entſcheiden, ſo wird daraus nichts anderes entſtehen, als ein Kampf der Liſt gegen die Macht; und dieſer Kampf wird noch mehr, als bisher, auf Koſten der Moralität geführt werden, und die Liſt um ſo eher obſiegen, weil alle durch Wiſſenſchaft gebildete Charaktere (die der Profeſſoren) das Gepräge der Ehrlichkeit haben. Man mag das Thun und Treiben auf Univerſitäten noch ſo genau kennen, kennt man den Menſchen nicht, ſo läuft man immer Gefahr, aus Uebel Aerger zu machen. Das würde gewiß der Fall ſeyn, wollte man mehrere Vorſchläge realiſiren, welche die beiden oben angeführten Verfaſſer machen.

Wie ſehr das wiſſenſchaftliche Intereſſe über das ganze Verhalten der Studirenden entſcheidet, ſieht man auf Univerſitäten dann am deutlichſten, wenn man Theologen mit Juriſten, und dieſe mit Medizinern vergleicht. Was kann denn in aller Welt der Grund ſeyn, warum die Theologen von allen Studirenden die minder fleißigen und geſitteten ſind? Auf Schulen waren ſie es nicht; da lernten ſie mit treuem Eifer, was ſie für nützlich hielten. Auf Univerſitäten aus ihren bisherigen Angeln gehoben, und an eine metaphyſiſche Wiſſenſchaft gekettet, von welcher ſie nichts begreifen, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als ſich von ihr loszureißen, und entweder zu einer verwandten Wiſſenſchaft überzugehen, oder, wenn ihnen dies nicht geſtattet iſt, ſich für die Langeweile, die ſie in ihrem Studium finden, durch ſinnliche Genüſſe aller Art zu entſchädigen. Die Juriſten geben ihnen wenig nach, weil auch ſie kein natürliches Intereſſe für ihre Wiſſenſchaft faſſen können, welche, ſo wie ſie auf Univerſitäten gelehrt wird, mit dem Leben in einem ſehr lockeren Zuſammenhange ſteht; aber ſie können ſich von dieſem Intereſſe nicht ganz los machen, weil ihre Lehrer, wenigſtens in ihren Beiſpielen, auf das Leben zurückzukommen genöthigt ſind; und dies iſt der Grund, warum ſie weniger ausſchweifen. Die am meiſten geſitteten Studirenden ſind die Mediziner, und man begreift nun ohne Mühe, warum ſie es ſind. Ueber ihnen ſtehen nur noch diejenigen, für welche die Idee von einem ſogenannten Brodtſtudium gar nicht vorhanden iſt, und die irgend eine Wiſſenſchaft oder Kunſt, wo nicht um ihrer ſelbſt willen, doch wenigſtens wegen noch höherer Zwecke, als das bloße Leben iſt, ergreifen.

Für die Moralität der Studirenden iſt alſo hinlänglich geſorgt, wenn ein wiſſenſchaftliches Intereſſe Statt finden kann; und gar nicht geſorgt, ſo lange man nicht im Stande iſt, dieſes zu entzünden. Frägt man mich, wie es entzündet werden müſſe, ſo kann ich keine andere Antwort geben, als: durch Annäherung der Theorie an die Praxis. Man lehre alſo den Theologen und Juriſten nichts, als was er für ſein ſtaatsbürgerliches Leben mit Erfolg gebrauchen kann, und er wird gewiß dem Unterricht Ehre bringen. Wie dieſe Annäherung der Theorie an die Praxis zu Stande gebracht werden müſſe? iſt eine Frage, die, wenn ſie auch beantwortet werden könnte, wenigſtens in dieſen

Blättern nicht beantwortet werden darf, weil die Beweiſe eine große Ausführlichkeit erfordern würden.

So wie die Sachen jetzt liegen, iſt an kein Heil zu denken. Will man das, was allein durch ein wiſſenſchaftliches Intereſſe gewirkt werden darf, durch polizeiliche Einrichtungen erzwingen, ſo läuft man Gefahr, auch das wenige Gute zu zerſtören, das Univerſitäten bisher noch hervorgebracht haben. Irgend einmal muß das Individuum ſeiner eigenen Kraft vertrauen lernen. Dazu haben die Univerſitäten bisher Gelegenheit gegeben, indem ſie Sammelplätze für eine Menge junger Männer waren, welche, in ihren Kräften einander gleich, und in ihrem Intereſſe einander vielfach entgegen-geſetzt, ſich auf mannichfaltige Weiſe gegenſeitig reiben und eben dadurch nur deſto beſſer entwickeln mußten. Dies hört aber auf, ſobald man die Univerſitäten in Penſionsanſtalten verwandelt. Die einzige Frucht, die ſich dann mit Beſtimmtheit erwarten läßt, iſt: daß die Zahl der Dummköpfe vermehrt wird. Kommen bei dem bisherigen Zuſtande der Wiſſenſchaften junge Männer unwiſſend von der Univerſität zurück, ſo werden ſie, wenn dieſer Zuſtand bleibt, aus der Penſionsanſtalt verdreht oder boshaft zurückkommen; und was von beiden das Schlimmere iſt, läßt ſich leicht ausmachen. Orden, Kränzchen u. ſ. w. werden von ſelbſt verſchwinden, wenn ein großes inneres Intereſſe da iſt, wodurch ſie verdrängt werden können. Will man dieſen, nicht unſchuldigen, aber bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Univerſitätswiſſenſchaften ſehr natürlichen Zerſtreuungsmitteln mit Gewalt ein

Ende machen, ſo ſtockt vollends alle Entwickelung. Eine gänzliche Dumpfheit bemächtigt ſich der jungen Gemüther. Keine Spur von Liberalität wird ſich in ihnen mehr antreffen laſſen. Eben diejenigen, die jetzt von ihnen gering geſchätzt werden, ſind alsdann Gegenſtände ihres Betrugs. Ihre Erziehung iſt um ſo ſchlechter, weil die, von welchen ſie ausgeht, größtentheils ſelbſt in ihrer Erziehung vernachläßigt ſind. Kurz, wir werden alsdann in Deutſchland eben das erleben, was in England geſchieht: Unſere Studirenden werden blöde, verlegen, ungeſellig, und, mit wenigen Ausnahmen, zu den Geſchäften des Lebens unbrauchbar ſeyn.

Die Univerſitäten werden nicht zu Grunde gehen; ſie werden aber auch nicht alle die Unvollkommenheiten behalten, die ihnen jetzt in Hinſicht der poſitiven Wiſſenſchaften eigen ſind. So wie dieſe mit der Zeit der Praxis näher kommen werden, wird ſich auch der Charakter der Univerſitäten verwandeln. Ein großer Schritt zu ihrer Verbeſſerung würde dadurch gethan werden, daß man die erſten Lehrerſtellen mit Männern beſetzte, welche die Praxis zur Theorie geführt hat, und die eben deswegen nicht mehr Gefahr laufen, ſich in die Tiefen eines unfruchtbaren Wiſſens zu verlieren. Man kann ein ſchlechter Theologe und ein vortrefflicher Geiſtlicher ſeyn; beides hängt gar nicht mehr mit einander zuſammen, und ſollte eben daher auch als bereits getrennt behandelt werden. Auf eben dieſe Weiſe kann man ein ſchlechter Juriſt und ein vortrefflicher Richter ſeyn; denn was hat z. B. die Preußiſche Geſetzgebung mit dem Römiſchen Recht zu ſchaffen? Gern wird man von Männern lernen wollen, die wirklich etwas Brauchbares lehren können; gern wird man ſich zugleich nach Männern bilden, die wahre Bildung beſitzen. Alle Gebrechen der Univerſitäten ſind daraus hervorgegangen, daß man ſich in den drei Hauptſtudien zu keiner Zeit an die Wirklichkeit eng angeſchloſſen hat, um die Theorie nicht mit der Praxis in Widerſpruch kommen zu laſſen; alle Gebrechen werden verſchwinden, ſobald man in dieſer Hinſicht einſichtsvoller handelt, und aufhört, Wiſſenſchaften, die nur noch in der Geſchichte vorhanden ſind, als lebendige und brauchbare vorzutragen. Es würde nicht ſchwer ſeyn, über dieſen ſeltſamen Widerſpruch ſehr viel Schneidendes zu ſagen; aber es würde nur erbittern. Die Univerſitäten, die immer à la hauteur der Nationalentwikkelung ſeyn ſollten, ſind immer hinter derſelben zurückgeblieben. Dies iſt ihr Uebel; dieſem muß abgeholfen werden.

Buchholz.

IV.

Fabeln.

Die Fliege und der Bücherwurm.

Ein Bücherwurm fand eine Fliege, der ein muthwilliger Bube die Flügel und einige Füße abgeriſſen, und eine Nadel durch den Leib gebohrt hatte. Armes Thier, ſprach er mitleidig, du dauerſt mich herzlich; aber ich will dir ein großes Wort zum Troſte ſagen. Sieh, dieſe deine Marter iſt ſo genau mit in den Kreislauf der Dinge von Anfang an berechnet, daß ohne ſie vielleicht ein großes Glück nicht Statt finden könnte, und du würdeſt den Regierer des Weltalls für dieſe Todesqualen bewundern und preiſen, wenn du den genauen Zuſammenhang derſelben mit ſeinen übrigen Planen einſehen könnteſt.

Elender! wimmerte die zappelnde Fliege, wie kannſt du ſo grauſam ſpotten?

Ich deiner ſpotten? rief der Wurm. O vergib mir, ich meinte es gut; ich habe es dieſen Morgen wörtlich ſo in einem geiſtlichen Buche gefunden.

Die Pferde.

1.

Auf einer Landſtraße lag ein altes krankes Pferd in letzten Zügen, welches ein unbarmherziger Fuhrmann nach unſäglichen Mißhandlungen endlich ausgeſpannt, und ſeinem Schickſal überlaſſen hatte. Da kam deſſelben Weges ein kleiner türkiſcher Gaul, den ein Franzos von Stadt zu Stadt herumführte, und für Geld ſehen ließ; denn er hatte ihm mit vieler Mühe die Kunſt beigebracht, weggeworfene Tücher zu holen, mit Hufſchlägen die Stunden nach einer vorgehaltenen Uhr anzugeben, u. ſ. w. Der kleine Türk ſtand ſtill und ſprach: Ich ſehe, Alter, du biſt nahe daran, die Reiſe ins andere Leben anzutreten.

„Ins andere?" fragte der röchelnde Karrngaul. „Ach, wenn du nur wüßteſt, wie ſehnlich mich verlanget, des gegenwärtigen entledigt zu ſeyn!"

2.

Wie? fragte der Türk, du freuſt dich nicht, dort deinen Peiniger büßen zu ſehen für ſeine Barbareien?

„Ei nicht doch; ich bin nie rachſüchtig noch ſchadenfroh geweſen."

Gut; aber Gerechtigkeit darfſt du doch wohl erwarten. Denn kannſt du wohl glauben, daß ſolche Bosheiten ungeſtraft bleiben ſollten?

„Ach, mein Herr war nicht boshaft; er ſah es nur nicht ſo ein, wie unrecht er mir that. Oft mochte er auch wohl nicht anders können; denn ich habe es ihm wohl angeſehen, des Lebens Bürde drückte auch ihn ſehr ſchwer; nie ſah er heiter aus, und ich glaube, er mag ſich wohl eben ſo ſehr nach der letzten Stunde ſehnen, als ich.“

3.

Nun wahrlich! rief der Türk, du biſt bei allem deinem Unglauben das gutmüthigſte Thier, das ich je geſehen habe. Du verdienteſt, von der künftigen Fortdauer ausgeſchloſſen zu werden.

„Ach, das hoffe ich auch zu Gott!“ ſeufzte der Karrngaul.

Aber was ſollte denn aus deiner Seele werden? So ein künſtliches, unbegreifliches Weſen ſollte von ſeinem eigenen Schöpfer zernichtet werden können?

„Warum nicht? Werden doch täglich neue geboren. Uebrigens habe ich meinen Körper nie für ein geringeres Werk der Allmacht, als meine Seele, gehalten, und doch — —

4.

Hm! daran habe ich noch nicht gedacht. Aber laſſen wir die Vernunftgründe. Genug, daß Unſterblichkeit und Wiederſehen Bedürfniſſe für das Herz ſind. Ha, ihr ſüßen Freundinnen meiner Jugend, denen ein grauſames Schickſal mich — ach! zu früh entriß! Euch ſollte ich nicht wiederſehen? Was könnte den unglücklich Liebenden tröſten, wäre es nicht die Hoffnung, daß Liebe ewig iſt, und daß die Herzen dort ſich wieder finden, um nie getrennt zu werden.

„Aha! gehts da hinaus? Nun, die Freude will ich dir nicht verderben.“

5.

Wie? du ſpotteſt dieſer ſeligſten Gefühle? Doch freilich, was kann ſo ein knochendürrer Krippenſetzer von der Liebe wiſſen! — Indeſſen, ſperre dich, wie du willſt, du mußt fortdauern, denn, daß ich's nur gerade heraus ſage: du haſt hienieden deine Beſtimmung gar nicht erreicht; es ſchlummern Anlagen in dir, die dein ganzes Leben hindurch nicht geweckt worden ſind. Wenn du meine Künſte ſehen ſollteſt, ſo würdeſt du ſelbſt geſtehen müſſen, du habeſt deine ſchönſten Kräfte nicht kennen und nicht brauchen gelernt, du habeſt vergebens gelebt.

„Ei, das ſollte ich doch nicht meinen, erwiederte jener. Ich habe mein ganzes Leben dem Dienſt der Menſchen hingegeben. Zuerſt trug ich einen muthigen Reiter durch tauſend Todesgefahren; dann zog ich lange ſeinen Wagen, und meine letzten Kräfte gehörten noch dem betriebſamen Kärrner, der Güter und Lebensmittel aus einem Lande ins andere ſchafte. Es kann wohl ſeyn, mein Freund, daß du eine andere Beſtimmung haſt; aber daß ich die meinige nicht erreicht haben ſollte, das wirſt du mich nicht überreden.“

6.

Aber ſage mir nur, du wunderliches Thier, wenn du weder Zukunft noch ewige Vergeltung glaubteſt, was

konnte

konnte dich denn in aller Welt bewegen, dein Lebelang ſo fromm und treu und arbeitſam zu ſeyn?

„Ei nun, war die Antwort; iſt denn nicht von Tage zu Tage mein Fleiß mir ſelber am meiſten zu Gute gekommen? Oder glaubſt du, daß ich durch Trägheit und Störrigkeit mein Leben glücklicher gemacht haben würde? Ich habe immer an meinen Gleichen geſehen, daß diejenigen, die den Menſchen nichts Gutes thun wollten, ſich ſelber am meiſten Böſes thaten.“

7.

Nun aber, ums Himmels willen! wo ſoll denn der liebe Gott nach dem Tode mit deiner Seele hin?

„Das iſt ſeine Sorge. Ich denke aber, da er ſie im Leben dem Leibe zur treuſten Begleiterin gegeben hat, ſo wird er ſie auch im Tode nicht von ihm trennen wollen.“

8.

Abſcheuliche Grundſätze! rief der Türk. Wenn ein dummer Eſel oder Ochſe ſo dächte, ſo ließe ich's hingehn, denn die haben freilich keine Seelen zu verlieren. Aber ein ſo vollkommenes Geſchöpf, als ein Pferd, ſo verſtändig, ſo edel — —

„O der Eitelkeit! O des jämmerlichen Dünkels! Weil du eine Stufe höher ſtehſt, als Ochſe und Eſel, wähnſt du ſchon, Gott könne dich gar nicht zerſtören. Was würdeſt du dir nicht erſt einbilden, wenn du ein Menſch wäreſt!“

9.

Der beleidigte Türk wandte den Rücken und ging. Erbärmliche Beſchränktheit! ſagte er zu ſich ſelbſt. Traurige Folge der vernachläßigten Erziehung! Von Jugend auf gewöhnt, nicht über ſeine Krippe hinaus zu denken, verkennt ſo ein Vieh ſein edelſtes Weſen. Aber wahrhaftig! wenn ich's recht bedenke, ſo möchte ich ihm ſelbſt die Vernichtung zugeſtehen. Denn wozu ſoll ein ſolches Geſchöpf auch fortdauern? Ja, ganz gewiß herrſcht auch unter den Pferden jene Abſtufung, die ſich im ganzen Thierreich findet, und nur die Genies meiner Art konnte der Schöpfer einer höheren Beſtimmung aufbehalten, indeß das gemeine Geſchlecht der Laſtthiere mit dem letzten Lebenshauch auch ſeine Seele ausbläſet.

Ein derber Peitſchenhieb ſeines Führers, der jetzt ſein Gepäck in Ordnung gebracht hatte, ſtörte das weiſe Thier in ſeiner tiefen Betrachtung. Es drehte ſcheu den Kopf nach dem Karrngaul um, ob dieſer vielleicht den Schimpf mit angeſehen hätte; aber das gute Thier war einen Augenblick vorher ſanft und ruhig verſchieden.

K. Fr. Becker.

V.

Die Erſcheinung vor und nach dem Tode.

(Ein Fragment aus einer franzöſiſchen Handſchrift.)

Es war nach der Schlacht bei * * * — erzählte der Hauptmann — als ich Befehl erhielt, das Schlachtfeld und die Ufer der Etſch zu unterſuchen. Wo ich hinblickte, ſah ich Todte oder Sterbende; die leicht Verwundeten hatte man ſchon weiter gebracht. Der Anblick des Ganzen war gräßlich; theils mehr oder weniger verſtümmelt, theils ihrer Kleidungsſtücke beraubt, lagen die Gefallenen da. Hier konnte man nicht mehr unterſcheiden, wer Freund oder Feind geweſen war; ein gleiches Schickſal hatte ſie alle ausgeſöhnt, ſie ruhten insgeſammt am Buſen der gemeinſchaftlichen Mutter Natur.

Unter der Menge riß eine Figur vorzüglich meine Aufmerkſamkeit an ſich. Eine edle, ſanfte Geſichtsbildung hatte der Tod nicht entſtellt, das Auge war geſchloſſen, von blonden Locken umflattert, blaß wie eine Kalkwand, ruhte das Geſicht auf einem Steine, die linke Hand deckte die Wunde auf der Bruſt, die rechte war im Buſen verborgen. Als ich den Verwundeten näher betrachtete, fand ich, daß noch Leben in ihm war. Ich band mein Pferd an einen Baum kniete nieder neben dem holden Jüngling und verſuchte es, ihm ein Daſeyn zu erhalten, an welches ſich, wie mir mein Herz zuflüſterte, das Glück von manchem andern Weſen noch anſchließen mußte.

Der Puls ſchlug noch, aber ſo leiſe, ſo ſchwach, daß ich alle Augenblicke befürchtete, er werde ſtill ſtehen. Mit etwas Liqueur, den ich gerade bei mir hatte, rieb ich ihm die Schläfe, und zu meiner größten Freude ward ich gewahr, daß der Jüngling die Augen aufſchlug. Sie waren gebrochen, der letzte Lichtſtrahl glänzte aus ihnen hervor. Er verſuchte zu ſprechen, aber die Zunge verſagte ihm den Dienſt. Einige Tropfen Liqueur hielten die letzten noch in ihm wohnenden Lebensgeiſter zurück; er ergriff meine Hand, legte ſie aufs Herz, drückte ſie ſchwach, ſtammelte Emilie und verſchied.

— Eine Thräne floß auf ſein Geſicht, ſie war dem unbekannten Jünglinge geweiht, der jungen Eiche, die ein Sturmwind entwurzelte, ehe ſie Schatten geben konnte. — Mein Beruf erlaubte mir nicht, länger an ſeiner Leiche zu verweilen, und ich war ſchon im Begriff, wieder zu Pferde zu ſteigen, als ich unter dem aufgeriſſenen Halstuche etwas roſenfarbenes hervorſchimmern ſah. Dies bewog mich, ſeinen Hemdkragen aufzulöſen, und da fand ich um den Hals eine Schnur von Haaren, die mit einem roſenfarbenen Bande zuſammen gehalten war und an welcher, auf die Bruſt herab, eine kleine, weiß atlaſne, geſtickte Brieftaſche hing. Nachdem ich beides zu mir genommen, unterſuchte ich nun auch ſeine Taſchen, fand aber nichts weiter, als ein Bund Papiere, das ich ebenfalls zu mir ſteckte.

Mit dieſer Beute bereichert, ſetzte ich meinen Weg ſort; mein Herz billigte, was ich gethan hatte, und damit tröſtete ich mich, wenn man mir über mein langes Ausbleiben Vorwürfe machte. — Die Armee rückte nun immer vorwärts, ich war faſt beſtändig zu Pferde, hatte Tag und Nacht keine Ruhe und konnte weder an mich, noch an die Unterſuchung der gemachten Beute denken. Eingeſiegelt ſteckte der ganze Fund in meinem Mantelſacke, ich hatte ihn meinem Bedienten aufs Gewiſſen gebunden und bekümmerte mich daher nicht eher darum, als bis die Armee eine ſolche Stellung genommen hatte, die uns einige Tage Ruhe erwarten ließ.

Hier benutzte ich den erſten freien Augenblick, um die Brieftaſche und die gefundenen Papiere näher zu unterſuchen. In der erſten fand ich eine kleine goldene Kapſel, die ein Portrait und eine Locke enthielt, einige Briefe, Emilie unterzeichnet und einige kleine Gedichte, die wahrſcheinlich eben dieſe Emilie zur Verfaſſerin hatten. Unter den Papieren waren Briefe von des Gebliebenen Eltern und beſonders von einer Schweſter Adelaide, die in den zärtlichſten Ausdrücken der beſorgten Schweſterliebe abgefaßt waren. Die ganze Sammlung war äußerſt intereſſant und rührend, und es war mir faſt unmöglich, bei Durchleſung derſelben mich der Thränen zu enthalten.

Wenn Emilie, die Geliebte, das Schickſal des theuren, zärtlich geliebten Freundes zu ahnen ſchien und ihm, durch die Mittheilung ihres Kummers, manche bange Augenblicke gemacht haben möchte, ſo hatte hingegen die ſtärkere Schweſter, ſeinen Muth aufrecht zu erhalten, ſein Ehrgefühl zu ſtählen geſucht, und, ohne ihm den Schmerz zu verbergen, welchen ſein Verluſt ihr verurſachen würde, ihn geheißen, ſeinem Geſchick getroſt entgegen zu gehn und einen Ruhm zu behaupten, der, wie ſie ſich ausdrückte, ihrer Familie ſchönſtes Erbtheil ſey.

„Aber — ſchreibt Emilie in ihrem letzten Briefe, den der Gebliebene kurz vor der mörderiſchen Schlacht erhalten haben mußte und den ich beſtändig bei mir trage — ich ſehe dich „nicht wieder, Karl, dies ſagen mir furchtbare Ahnungen, „die mir jede Ruhe rauben, mich Tag und Nacht verfolgen „und gräßliche Schreckbilder vor meine Phantaſie führen. „Und wer weiß; biſt du nicht jetzt ſchon, in dieſem Augenblicke, wo ich dir noch ſchreibe, ein Opfer des furchtbaren „Schickſals, das auch mich mit dir zu vernichten droht!"

„Ach! ich fürchte, es war kein leeres Geſicht, kein „Blendwerk meiner Sinne, das dich mir in einer Geſtalt „zeigte, wie ſie nur der Tod ſo ſchrecklich verzerren kann. — „Mitternacht ſchlug die Glocke auf dem Thurm, alles ſchlief „um mich her, ich ſaß und wachte noch und dachte an dich „und an die Gefahren, die dich ſtündlich umlagern. Da „wehte mich plötzlich ein Säuſeln an, wie wenn die Luft das „Zimmer durchſtrömet, ein Todtengeruch verbreitete ſich umher, aus der offnen Thür meines Kabinets trat eine weiße, „verhüllte Geſtalt; Furcht und Schrecken überfielen mich, „ich verſtecke mich in die Kiſſen des Sophas, auf welchem „ich gerade ſaß. An dem Rauſchen ihres Gewandes bemerkte „ich, daß ſie mir näher kam. Ich beſiege endlich meine Furchtſamkeit, blicke auf, und, o Gott und alle ihr Heiligen!

„wie ward mir, als die Figur das Gewand aus einander „ſchlug und ich dich erkannte, und ſie auf ihre offene, von „Blut gefärbte Bruſt zeigte, mir winkte und verſchwand.“

„Es war ſchon ein Uhr vorüber, als ich aus der „Ohnmacht wieder zu mir kam, in welche ich darüber verſunken „war; das Licht war unterdeſſen ausgegangen und ich „befand mich in einer ſchauerlichen Dunkelheit. Noch voll „von dem gehabten Geſicht fiel ich nieder auf die Knie und „ſchwur es bei dir und bei unſrer Liebe, daß ich dir folgen „wolle, wenn dich das Schickſal mir entreißen ſollte. — „Aber nur ein Zeichen gieb mir alsdann, Karl, dies flehe „ich dich, ein ſicheres Zeichen, und ich bin ſogleich bei dir. „Jedoch in der Schreckengeſtalt wünſchte ich nicht, daß du „mir wieder erſchienſt. Sende mir die Brieftaſche, die „ich dir ſtickte oder den Ring oder mein Portrait und ich „werde wiſſen, was es zu bedeuten hat und dir nacheilen in „Gefilde, wo es keine Kriege mehr giebt, wo nichts die „Liebenden trennt, wo ungeſtörte, nie getrübte Freuden der „ſeligen Geiſter harren.“

Gute Emilie, dachte ich dazumal — fuhr der Hauptmann in ſeiner Erzählung fort, indem er den Brief ſorgfältig zuſammenlegte — wenn nur eins von dieſen Zeichen dich zu einer raſchen That beſtimmen kann, dann ſollſt du ſie nie begehen, und damit packte ich den ganzen Nachlaß meines unbekannten Freundes wieder zuſammen, gab ihn meinem Bedienten zum Aufheben und nahm mir feſt vor, ſo lange ich in Italien bliebe, nie etwas davon gegen irgend jemand zu erwähnen. Dieſes letztere hielt ich für eine un nothwendigere Vorſicht, da kein einziger Brief über die Familie des Gebliebenen und ſeiner Geliebten Aufſchluß gab, ich konnte alſo leicht, durch die Mittheilung dieſer Geſchichte, ſie gerade an diejenigen verrathen, welche ſie am wenigſten erfahren ſollten.

Der Winter kam nun heran, wir bezogen eine Art Winterquartiere, die uns auf einige Wochen Ruhe verſchafften. Aber ſobald es die Witterung zuließ, ging auch das Gemetzel wieder los. Doch dieſen Feldzug ſollte ich nicht mehr in Italien mitmachen. Ich ward gleich, nach Eröffnung deſſelben, nach Deutſchland beordert, wo ich auch ſchon eintraf, als der Schnee kaum auf den Feldern zu ſchmelzen anfing. Auf einem großen Umwege, wie es ſchien, wollte mich das Schickſal einer Beſtimmung näher führen, der ich durch meine Verſetzung ſchon gänzlich entgangen zu ſeyn glaubt hatte.

Ich war noch nicht vierzehn Tage bei der Armee in Deutſchland, meine Pferde und mein Bedienter waren noch nicht angekommen, als ich ſchon die mörderiſche Schlacht bei *** mitmachen mußte. Ein Unglück, dem ich bis dahin in allen Gefechten glücklich entgangen war, traf mich hier, wo ich es am allerwenigſten befürchtet hatte. Ich ward gleich zu Anfang der Schlacht tödtlich verwundet und ohne alles Bewußtſeyn auf ein Schloß gebracht, das ungefähr eine kleine Stunde von dem Kampfplatz entfernt lag. Die Grenadiere von der Garde hatten mich auf eigenen Antrieb dahin geſchafft, und wahrlich, ſie hätten mich nirgends beſſer unterbringen können.

In den erſten Tagen meines Aufenthalts auf demſelben und ſo lange ich noch mit Tod und Leben rang, war ich freilich nicht im Stande, weder die vortreffliche Pflege, welche man mir erwies, noch die Sorgfalt, mit der man mich behandelte, noch auch den liebenswürdigen und intereſſanten Charakter der Familie, bei der ich mich befand, zu beobachten. Aber als die Kriſis vorüber war und die Wundärzte zu hoffen anfingen und ich ſelbſt mich beſſer fühlte, und bemerkte, was um mich herum vorging, da ward es mir ſehr bald einleuchtend, daß ich einſt noch mein Unglück ſegnen würde, weil es mich mit Menſchen in Verbindung gebracht, die ſo ganz das ſind, was ſie alle ſeyn ſollten, Menſchen, im wahren Verſtande des Worts, Menſchen, wie man ſie unter Millionen nicht antrifft. — Die Familie beſtand aus Vater und Mutter, einem abweſenden Sohne, einem gegenwärtigen, zweien Töchtern und einer Kouſine. —

Dieſe letztern hatten ſich in meine Pflege getheilt; eine jede hatte ihren beſtimmten Tag, an welchem ſie beſtändig bei mir blieb und alles beſorgte, was ich nöthig hatte, die übrigen gingen dann nur ab und zu, und über ſie führten beide Eltern die Oberaufſicht und beſuchten mich, je nachdem ſie glaubten, daß ich Geſellſchaft wünſchte, oder nachſehen müßten, ob mir nichts abgehe. Da ich, bis zur Ankunft meines Heinrichs, noch einen deutſchen Bedienten angenommen hatte, der zwar ein ſehr gutmüthiger, aber auch ein ſehr einfältiger Menſch war, und den Dienſt beinah gar nicht verſtand, ſo würde ich, ohne dieſe Sorgfalt der Familie, in vielen Stücken ſehr übel daran geweſen und gewiß nicht ſo geſchwind beſſer geworden ſeyn, als es wirklich geſchah.

In Zeit von ſechs Wochen war ich ſchon ſo weit, daß ich des Tages einige Stunden außer dem Bette zubringen konnte. Man brachte mich dann gewöhnlich ans Fenſter, aus welchem ich die ſchöne Gegend überſehn und die majeſtätiſchen Anſichten bewundern konnte, welche mit dem alten gothiſchen Schloſſe, das ich bewohnte, ſehr angenehm abſtachen. Mit der Familie hatte ich nun auch ſchon nähere Bekanntſchaft gemacht, das heißt, ich hatte ihre Namen kennen gelernt, denn mit ihrem Herzen war ich verwandt, noch ehe ich die Schwelle ihres Hauſes betreten hatte.

Die älteſte Tochter hieß Louiſe; ſie konnte dazumal 17 bis 18 Jahre haben. Ein herrliches Geſchöpf in jedem Betracht. Schöner Wuchs, Grazie, Anſtand und richtiges Ebenmaaß ſind die minder vorzüglichen Eigenſchaften, die ſie auszeichnen; ihr Herz übertrift ſie bei weitem. Auf ihrem Geſicht ruht Unſchuld, Güte, und das reinſte, edelſte Wohlwollen; ſie iſt ſich immer ſelbſt gleich, immer zuvorkommend artig und höflich gegen jedermann, und es thut ihr weh, wenn ihr ſehr gebildeter Kopf ſie manchmal zu Aeußerungen verleitet, die ihr zart geſtimmtes Herz nicht billigen kann. — Mit gleichen Vorzügen des Kopfes und des Herzens, iſt Marie doch viel zu lebhaft, als daß man ſie nicht manchmal verkennen ſollte. Aber wenn ihr das Schickſal Kummer beſtimmt hat, ſo wird ſie ihn leichter ertragen, wie Louiſe; nicht ſo ſchnell erliegen, wie ſie, nicht verzweifeln. — Ganz Senſitive, äußerſt fein und richtig geſtimmt, bringt jede, auch die leiſeſte Berührung auf Emilien, die Kouſine, die ſeltenſte Wirkung hervor. Es ſind mir im Leben noch wenige, oder richtiger geſprochen, es iſt mir noch gar kein Weſen aufgeſtoßen, das ich mit ihr vergleichen möchte, wo alle Akkorde ſo vortrefflich harmoniren, ſo übereinſtimmen, wo nichts als Gefühl, heißes, unnennbares Gefühl ſich äußert, wo das Körperliche kaum da zu ſeyn ſcheint, und der Geiſt ſich erhoben über jede gröbere Hülle zeigt.

Nach dieſen Schattenriſſen meiner liebenswürdigen Wärterinnen kann man ſich wohl keine andere, als eine ſehr vortheilhafte, Vorſtellung von den Eltern ſelbſt machen. Und dieſer entſprachen ſie auch wirklich, ſchon durch die Art und Weiſe, wie ſie mich in ihrem Hauſe aufnahmen, mich pflegten, für mich ſorgten. — Ich habe viel geſehn, viel erfahren, den Charakter von ſo mancher Nation kennen gelernt, und unter allen über Einzelne wichtige Bemerkungen geſammelt Aber dieſe Bravheit, dieſe ſeltene, uneigennützige Tugend, die ich unter den Deutſchen fand — ich muß es mit Erröthen geſtehn — dieſe bemerkte ich nirgends, weder in dem hohen Grade, noch in dem Umfange.

Und den beſten von ihnen, meinen Hausherren, dieſen in jeder Rückſicht ſo ausgezeichneten, liebenswürdigen und moraliſch guten Weſen mußte ich, durch eine unglückliche Verkettung der Umſtände, durch Zufall, und, was weiß ich, was ſonſt noch unſere Handlungen beſtimmt, all das Gute, was ſie an mir thaten, die Freundſchaft, die Liebe, die ſie mir bewieſen, mit Undank lohnen, und gerade dasjenige Glied aus der ſchönen Kette, die ſie zuſammen bildete, mit Gewalt herausreißen, welches ihre äußerſten Punkte zuſammenhielt, und wodurch ſie nun auf immer getrennt ſind. — Doch ich will der Erzählung nicht vergeſſen, ſo viel es mich auch koſtet, durch ihr allmähliges Fortſchreiten, alle jene Auftritte wieder in mein Gedächtniß zurückzurufen, die ich, wenn es möglich wäre, auf immer daraus verwiſchen möchte.

Da der Krieg noch fortwährte, ſo war es ganz natürlich, daß in der Familie oft darüber geſprochen wurde. Der älteſte Sohn war kaiſerlicher Offizier, die Eltern hatten keine Nachrichten von ihm, und dieſe Ungewißheit über ſein Schickſal ließ ſie, was man ſich leicht denken wird, mehr traurige, als angenehme Erwartungen hegen. In dieſe Unterredungen miſchten ſich manchmal auch die Frauenzimmer, nur Emilie brachte das Wort Krieg nie über ihre Lippen; ſie ſchwieg ganz oder ging aus dem Zimmer, wenn man ſich zu ſehr darin vertiefte.

Der Name Emilie hätte mich gleich anfangs an einen Vorfall erinnern und auf einen Verdacht leiten ſollen, der mir unmöglich gleichgültig ſeyn konnte. Aber ſey es nun, daß meine Krankheit die darüber erhaltenen Eindrücke verwiſcht hatte, oder daß ich noch immer der Meinung war, daß ich mit meiner Entfernung aus Italien, auch aus aller Verbindung herausgetreten ſey, die mich einer mir ſonſt ſehr merkwürdigen Emilie näher bringen könnten, genug, es war mir nicht ein einzigesmal eingefallen, ſie hier auch nur zu vermuthen. Das Betragen Emiliens, wenn vom Kriege geſprochen wurde, rief mir den gehabten Vorfall zuerſt wieder ins Gedächtniß zurück; ich fing an Verdacht zu ſchöpfen, ſtellte Wahrſcheinlichkeiten auf, die zuſammen eine Art von Gewißheit geben konnten, und beſchloß am Ende, mir in dieſer äuſſerſt delikaten Sache, Ueberzeugung zu verſchaffen.

Bei der nächſten Gelegenheit, als wieder vom Kriege geſprochen wurde, lenkte ich die Unterredung auf die in Italien ſtehenden Armeen, und erzählte, daß ich dort einige Feldzüge mitgemacht, und bei der Schlacht bei *** geweſen ſey. Aber ich hatte kaum dieſen Namen ausgeſprochen, als ich Urſache fand, es zu bereuen. Emilie, die zugegen war, und hoch aufhorchte, als ich von Italien erzählte, ſtand nun plötzlich auf, zog ihr Schnupftuch hervor, bedeckte das Geſicht damit und eilte zum Zimmer hinaus. — „Das arme Kind!“ — ſprach der Vater, als ſie fort war — und ich fühlte tief das Grauſame meiner Neugierde, und in meinem ganzen Innern hallte es ſchrecklich wieder: „Das arme Kind!“ — Aber nun war das Eis einmal gebrochen, und ich mußte jetzt auch über die nähern Umſtände Licht erhalten, da ich über das Ganze ſchon Gewißheit hatte. — Der Vater erzählte, daß ein Jugendfreund von ſeinem älteſten Sohne, Emiliens verſprochener Bräutigam, ein ganz vortrefflicher, liebenswürdiger junger Mann, bei der italiäniſchen Armee geſtanden und in der Schlacht bei *** — Doch nicht geblieben? — unterbrach ich ihn haſtig. — Nein — fuhr der Vater fort — gefangen genommen worden ſey, und bis jetzt keine

Nachrichten von ſich gegeben habe. Seine Eltern und Familie ſind untröſtlich darüber, ſchon fangen ſie beide an, ihn für todt zu halten, obgleich der General hoch und theuer verſichert, daß er noch lebe, und irgendwo in Frankreich in der Gefangenſchaft ſeyn müſſe.

Das wird er auch, das wird er gewiß! — erwiederte ich, und zerbrach mir ſchrecklich den Kopf, um Beiſpiele zu erfinden, wodurch ich ihnen zu beweiſen hoffte, daß dergleichen Fälle im Kriege ſehr häufig vorzukommen pflegten. Ich hatte mich ganz müde und matt geſprochen, Emilie kam nicht wieder zurück ins Zimmer, und ich ſah ſie auch dieſen Tag nicht mehr

Mit dem feſten Vorſatz, dieſe für ſie ſo reizbare Saite nicht wieder zu berühren, und jene Zeichen, die ihr von dem Tode des Geliebten nur allein Gewißheit geben konnten, ſobald als möglich zu vernichten, legte ich mich zu Bette, und brachte eine ruhigere Nacht zu, als ich erwartet und eigentlich verdient hatte. Den andern Morgen hatte ich mein Frühſtück kaum zu mir genommen, als Marie mir anzukündigen kam, daß ich den ganzen Tag mit Emilien allein zu Hauſe bleiben würde, weil Vater und Mutter und Töchter in die Nachbarſchaft, zu den Eltern von Emiliens Bräutigam, führen, die Nachrichten von ihrem Sohne erhalten hätten. — Eigentlich hätte ich zu Hauſe bleiben ſollen — fuhr ſie fort — und Emilie an meiner Stelle mitfahren; aber ich weiß nicht, was ſie hat; ſeitdem ſie keine Briefe mehr von Karl erhält, will ſie auch nicht mehr zu ſeinen Eltern; und als ich ihr ſo eben ſagte, daß heute wohl welche an ſie angekommen ſeyn könnten, da lächelte ſie — ach! ich kann gar nicht ſo lächeln — ſchüttelte den Kopf: — Todte ſchreiben nicht, ſprach ſie, fing an zu weinen, und ließ mich ſtehn.

Es war mir gar nicht recht, daß ich mit Emilien allein zu Hauſe bleiben ſollte, ein gewiſſes Etwas, das ich mir ſelbſt nicht zu erklären wußte, ließ mich ahnen, daß der Abend nicht ſo heiter ſeyn würde, als es der Morgen geweſen war. — Die Familie kam, Abſchied von mir zu nehmen und ſich zu entſchuldigen, daß ſie mich mit Emilien allein ließe. Ich fand es ganz natürlich, daß ſie eilten, an einer Nachricht Theil zu nehmen, die ſie alle ſo ſehr intereſſirte. — Ja wohl! Ja wohl! — ſagte der Vater, und Emilie lächelte dabei ungefähr eben ſo, wie es mir ſchon Marie beſchrieben hatte. — Als wir allein waren, bat ich ſie, mich den Vormittag mir ſelbſt zu überlaſſen, dagegen aber mir nach dem Eſſen etwas vorzuleſen. Sie verſprach beides um ſo ungezwungener, da es nicht das erſtemal war, daß ich es von ihr verlangt hatte.

Als ſie mich verlaſſen hatte, befahl ich meinem Heinrich, die Thüre zu verriegeln, ein Kaminfeuer anzuzünden und mir alsdann die ihm ſehr wohl bekannten Briefſchaften hervorzuſuchen. Ehe ich ſie vernichtete, wollte ich ſie vorher noch einmal leſen und beſonders jenen Brief, in welchem Emilie von der Erſcheinung ſpricht, die ſie gehabt zu haben vorgiebt. Ein Freund von Allem, was die Einbildungskraft ſtark erſchüttert, verſprach ich mir hier eine um ſo größere Wirkung davon, da ich höchſt wahrſcheinlich das nehm liche Zimmer bewohnte, in welchem ſich Emilie dazumal befunden hatte. — Aber Heinrich ſuchte und ſuchte und konnte die bewußten Papiere nicht herausfinden. Bei ſeiner Ankunft aus Italien hatte ihm mein deutſcher Bedienter die Sachen im Ganzen übergeben, und da ſeine Treue und Ehrlichkeit bekannt war, ſo hatte Heinrich es für überflüſſig gehalten, jedes Stück einzeln nachzuſehn.

Hätten die Brieftaſche und das Medaillon irgend einen großen, in die Augen fallenden Werth gehabt, ich würde geglaubt haben, daß man mir das ganze Paket geſtohlen hätte. Aber nichts von der Art war daran zu bemerken, und überdies lagen gewöhnlich nebenbei verſchiedene Nippes, die ſehr in die Augen fielen, und wovon doch keine einzige fehlte. — Indeſſen war die Sache zu wichtig für mich, als daß ich nicht die ſtrengſte Nachfrage darüber hätte anſtellen ſollen Der deutſche Bediente wurde gerufen, um mir das Verſchwinden dieſes Pakets zu erklären. Seiner Verſicherung nach kannte er es nicht einmal, und behauptete ſteif und feſt, daß er nie etwas ähnliches davon bei meinen Sachen geſehen habe Wenn es wirklich verlohren gegangen ſey, ſo war er der Meinung, daß es nur hier im Hauſe geſchehen ſeyn könne, weil er ſonſt nirgends die Sachen ausgepackt, hier aber es hätte thun müſſen, da ſie der Regen, in welchem er mir nachgereiſt, ganz durchnäßt gehabt hätte. Auf meine Frage, ob jemand dabei zugegen geweſen ſey, antwortete er, daß ihm zwei Fräulein geholfen, jedes Stück beſonders ausgepackt, aufgemacht, angeſehn und zum Trocknen mitgenommen hätten.

Es war klar, daß eben dasjenige, welches ich bisher am meiſten zu verbergen geſucht hatte, gerade denen in die Hände gefallen war, die es, nach meiner Abſicht, nie zu Geſicht bekommen ſollten. Emilie, Emilie nur allein konnte mir den Nachlaß ihres Geliebten entwendet haben. Dieſe Entdeckung peinigte mich außerordentlich, ſie ließ mich ein furchtbares Gewebe von ſeltſamen Vorfällen vorherſehen, und ich war gezwungen, etwas mehr, als die ungewiſſe und ſchwankende Fügung des Zufalls darin zu bemerken. — Aus Italien mußte ich fort, weil dort mein Geheimniß wahrſcheinlich nie an den Tag kam; ich mußte nach Deutſchland, wo es ſeinen Urſprung erhalten hatte; ich mußte dort verwundet werden, was mir noch nirgends begegnet war, und die Gutmüthigkeit der Soldaten mußte mich gerade in das Haus bringen, wo die einzige Perſon lebte, welche das größte Intereſſe hatte, ſich über das Schickſal ihres Geliebten eine Gewißheit zu verſchaffen, wie ich ſie ihr nur allein geben konnte.

Dies alles konnte nicht Zufall ſeyn. Nicht von ungefähr geſchah es, daß Heinrich zurück blieb; daß der Regen meine Sachen durchnäßte, und, unbekannt mit dem Geheimniſſe, das ſie enthielten, mein neuer Bediente es gerade denjenigen preis gab, die nie etwas davon erfahren ſollten. Eine Kette von Urſachen und Wirkungen umſchlingt uns oft unſichtbar, gleich Kindern führt uns das Schickſal unſrer Beſtimmung entgegen, und oft werden wir derſelben nur um ſo ſicherer näher gebracht, je mehr wir ihr auszuweichen bemüht ſind.

Damit waren denn auch meine Ahnungen, die ich des Morgens gehabt hatte, erklärt, ich wußte nun ferner, warum Emilie zu Hauſe geblieben war, und kannte die Veranlaſſung zu ihrem ganz eigenen Lächeln, wenn von dem Wiederfinden des Geliebten die Rede war. Aber poſitive Gewißheit hatte ich deswegen noch nicht darüber, denn das Paket konnte eben ſo gut einer ihrer Kouſinen in die Hände gefallen ſeyn. Allein würden dieſe es wohl behalten haben? Dies war nicht wahrſcheinlich; wenigſtens würden ſie etwas davon erwähnt haben, wenn es geſchehn wäre. So gern ich mir noch mehr Licht in dieſer äußerſt delikaten Sache verſchaft hätte, ſo mußte ich nicht nur befürchten, eine Unſchicklichkeit zu begehn, ſondern wußte auch nicht recht, wie ich es anfangen ſollte, um Emiliens Reizbarkeit nicht mehr zu erſchüttern, als ſie zu ertragen fähig wäre.

Meine Wunde ſchmerzte mich an dieſem Tage ſo ſehr, daß mir der Arzt rieth, nicht das Bette zu verlaſſen, und jede ſtarke Bewegung zu vermeiden. Ich ließ mich ankleiden, und blieb im Bette. — Den Morgen brachte ich mit Nachdenken über mein und Emiliens Schickſal zu, bewunderte die ſeltene Verkettung, welche zwiſchen uns ſtatt fand, und verfolgte den Einfluß, den ich, ohne es zu ſuchen, auf ihr Geſchick erlangt, und, ohne es zu ahnen, wirklich ſchon ausgeübt hatte. Ich ward dadurch in eine gewiſſe Stimmung verſetzt, die mehr als Traurigkeit war; es überfiel mich eine ganz ungewöhnliche Schwermuth, die mir nur düſtere und ſchwarze Bilder von Tod und Vernichtung verführte; das Leben ſchien mir eine Laſt, die man ſobald als möglich von ſich werfen ſollte; meine eigenen unangenehmen Schickſale ſtellten ſich mir dar; ich fühlte, und ein gewiſſes Etwas in mir beſtätigte es, daß meine Jugend und mein ganzes Daſeyn mir noch wenig Freuden gewährte; ach! und wer über dieſe Epoche des menſchlichen Lebens mit abgewandten Blicken weggleiten muß, was kann der für einen Erſatz noch finden, wenn die Roſen der Jugend abgeblüht ſind, und Stumpfſinn oder Gleichgültigkeit ihn für Freuden unfähig machen, die, bei dem lebhaften Feuer einer jugendlichen Einbildungskraft, ihn mit Götterwonne durchſtrömt haben würden. Es giebt nur eine Glückſeligkeit für den Menſchen, und dieſe bietet ihm die Jugend dar; muß er ſie entbehren, entreißt ſie ihm ein mißgünſtiges Geſchick, dann kann er Methuſala's Alter erreichen, heiter und froh und zufrieden die Jahre des Mannes und Greiſes verleben, und er wird nichtsdeſtoweniger als ein Gläubiger des Verhängniſſes ins Jenſeit hinübergehen.

Emilie war bei Tiſche außerordentlich heiter, ſo heiter, wie ich ſie noch nie geſehn, und an dieſem Tage am allerwenigſten zu finden erwartet hatte. Es wurde in meinem Zimmer geſpeiſt, der Tiſch ſtand vor meinem Bette, wir waren faſt die ganze Zeit allein, und ich hatte oft große Luſt, ſie auszuholen, unterließ es aber, aus Furcht, ſie dadurch wieder zu verſtimmen. Als wir abgegeſſen hatten, gab ſie vor, daß ſie noch eins und das andere in der Wirthſchaft zu beſorgen hätte; ſobald es aber geſchehen ſey, wolle ſie wiederkommen und mir vorleſen. — Es iſt heute ein wichtiger Tag für mich — ſprach ſie, als ſie von mir ging — und dieſen möchte ich nicht gern unbenutzt vorbeiſtreichen laſſen. Scheint Ihnen das räthſelhaft, ſo bin ich bereit, es Ihnen zu erklären, ſobald ich wiederkomme.

Und damit war ſie zur Thür hinaus. Ihre letzten Worte waren ſo bedeutungsvoll ausgeſprochen worden, ſchienen einen ſo tiefen Sinn zu enthalten und auf irgend Etwas Bezug zu haben, das mich ebenfalls angehn konnte, daß ſie noch lange nachher in meiner Seele nachhallten, und mich lebhaft beſchäftigten. Dies hinderte jedoch nicht, daß ich, nicht von der Hitze des Tages überwältigt, und durch mein Uebelbefinden geſchwächt, bald darauf einſchlummerte. Aber mein Schlaf, weit entfernt erquickend zu ſeyn, war ſo unruhig, ſo ſchwerfällig, daß ich lieber gewünſcht hätte, ihn bekämpft zu haben. Ich befand mich in einer von jenen ſonderbaren Stimmungen, wo Schlaf und Wachen ſich mit einander ſtreiten; wo wir alles, was um uns her vorgeht, zu bemerken glauben; wo die Vergangenheit ſich uns in einem ganz andern Lichte darſtellt; wo ſchreckliche Bilder uns ängſtigen, und wo wir die Wirklichkeit derſelben ableugnen, ohne jedoch ihren Charakter als Traumgebilde anzuerkennen.

Als ich ungefähr eine Viertelſtunde in dieſem Zuſtande gelegen haben mochte, träumte ich, daß mich der Donner des Geſchützes plötzlich aufgeweckt hätte. Ich war geſund, völlig angezogen, und befand mich an der Spitze eines Dragonerregiments, das ſich anſchickte, in den Feind einzuhauen Der Angriff gelang, wir ſprengten die feindliche Linie, metzelten nieder, was uns vorkam, die Grenadiere rückten nach, der Feind wich, das Schlachtfeld blieb unſer, und

Sieg ertönte es von allen Lippen. — Es war die Schlacht bei ***, die ich im Traume noch einmal mitfocht. Unter den Verwundeten fiel mir ein feindlicher Offizier wegen ſeiner ſchönen Geſtalt auf, ich ritt näher zu ihm hinan, und erkannte Emiliens Bräutigam in ihm. Er lebte noch, dies bemerkte ich an einer Bewegung, die er mit der rechten Hand machte. Schnell ſprang ich vom Pferde, um ihn, wo möglich, noch zu retten. Aber er weigerte ſich, durch Zeichen, meine Hülfe anzunehmen. — Ich habe geendet — röchelte er mir entgegen, als ich mich zu ihm niederbückte — dies ſagen Sie Emilien. Dieſes Zeichen — er deutete auf etwas, das er auf der Bruſt hatte, mehr konnte er nicht ſprechen. Noch einmal erholte er ſich, ſchlug die Augen auf, ſtammelte: Am Jahrstage — ſehn — Sie mich — wieder — und verſchied.

Ich ergriff heftig ſeine Hand und erwachte. Aber, wie erſchrack ich, als ich Emiliens Hand in der meinigen hielt, und ſie mit Thränen im Auge vor meinem Bette ſtehen ſah. Meine ganze Beſinnung und meine Kräfte hatten mich verlaſſen, ich konnte lange kein Wort vorbringen, keine Bewegung machen. Als ich mich erholt hatte, war mein erſtes, zu forſchen, ob ich etwa im Traume laut geſprochen, und ob Emilie, was ich geſagt, gehört habe. Allein ſie verſicherte mich, daß ich nur ſehr unruhig geſchlafen, aber ſonſt keinen Laut von mir gegeben hätte. Dies beruhigte mich in ſo weit, daß ich Emilien über die Veranlaſſung zu ihrer Traurigkeit befragen konnte, die mir um ſo mehr auffiel, da ſie bei Tiſche ſo heiter geweſen war.

„Dies erfordert eine weitläuftige Erklärung — erwiederte ſie — die ich auch nicht abgeneigt bin, Ihnen zu geben. Aber vorerſt will ich dafür ſorgen, daß wir nicht geſtört werden, und dann mich zu Ihnen ſetzen, und Ihnen, was Sie zu wünſchen verlangen, und endlich auch einmal wiſſen müſſen, erzählen.“ — Sie gab den Bedienten im Vorzimmer die nöthigen Befehle, und ſetzte ſich zu mir ans Bette. Ich ahnte, was ſie mir ſagen würde, und war ganz Ohr.

„Wovon ich noch mit niemand geſprochen — fing ſie an — was ich noch niemand anvertraut, ein Geheimniß, das tief in meiner Bruſt verborgen liegt, dies, lieber Hauptmann, will und muß ich Ihnen entdecken, darüber muß ich mich mit Ihnen unterhalten. Wie Sie gerade dazu kommen, ein Fremder, ein Ausländer, daß ich Sie zum Mitwiſſer deſſelben gewählt habe, dies werden Sie in der Folge erfahren, wenn Ihnen nicht jetzt ſchon Ihr Bewußtſeyn alles klar und deutlich vor Augen ſtellt. Und ſollte ich mich irren, dann bürgt mir Ihr edler Charakter für Ihre Verſchwiegenheit, Ihr Gefühl für Ihre Theilnahme, Ihre Ehre für Ihre Delikateſſe. Mehr braucht es nicht, und damit iſt alles abgethan, was als Einleitung zu meiner Erzählung, in welcher ich Sie nur noch bitte, mich durch keine Sylbe zu unterbrechen, vorangeſchickt werden mußte.“

„Daß ich die verſprochene Braut des Grafen Karl von D . . . bin, der in kaiſerlichen Dienſten bei dem Regimente E. K. ſtand, oder vielleicht auch noch ſteht, wird Ihnen zuwohl ſchon die ſprachſelige Marie verrathen haben. Die iſt jedoch das allerunbedeutendſte, was Sie von dieſer Verbindung wiſſen können. Wichtiger für Sie muß es ſeyn, ihr Entſtehen und den ganzen, grenzenloſen Umfang von Liebe kennen zu lernen, der mich zum ſeligſten, zum glücklichſten Geſchöpfe auf Gottes weiter Erde machte, und noch machen würde — ſetzte ſie mit Thranen hinzu — wenn ein grauſames Geſchick es nicht anders verfügt hätte.“ —

„Karl iſt der Sohn ganz vortrefflicher Eltern, er erhielt die beſte Erziehung, und dieſe und das Beiſpiel bildeten ihn zu einem ſo vollkommen moraliſch guten Menſchen und gefühlvollen Weſen aus, daß es wirklich ſchien, als ſey er mehr für jene, wie für dieſe Welt beſtimmt. Sein Aeußeres, ſo wenig ich auch darauf ſehe, machte ihn zum ſchönſten Manne, den ich kennen gelernt habe; es war der reine Spiegel ſeiner fleckenloſen Seele. — Unſere beiderſeitigen Eltern hatten uns ſchon von früher Jugend an für einander beſtimmt, und ein ſeltener Zufall wollte, daß die Vereinigung unſrer Herzen dieſe Verbindung in der Folge rechtfertigte. Wir wurden zuſammen erzogen, verlebten die glücklichſte Jugend mit einander, und als jene Gefühle, welche das Glück unſers ganzen künftigen Lebens ausmachen ſollten, die Natur der Liebe angenommen und ſich näher entwickelt hatten, da ſanken wir einander in die Arme, geſtanden uns, was unſern Buſen füllte mit ſchaamhaftem Erröthen, und genoſſen eine Seligkeit, wie ſie nur reine, veredelte Liebe gewähren kann.“

„Wenn ſtarke Gefühle, wenn Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, wenn eine lebhafte, feurige Imagination Schwärmer bilden, Schwärmer machen, dann waren wir es beizu einem ſehr hohen Grade. Das Gute und Schöne hatte unwiderſtehlichen Reiz für uns; wir bemerkten und faßten es auf, wo wir es antrafen, und, in unſere Seelen übergetragen, ſchufen und bildeten wir es zu einem Ganzen um, das Ideal ward. Aber eben ſo bangten und zitterten wir auch da ſchon, wo weniger reizbare Nerven noch nicht das geringſte geahnet haben würden, und, in Furcht und Hoffnung gleich ausſchweifend, ſtanden wir ewig im Kampfe mit der Wirklichkeit. — Bei mir ward dieſe Stimmung noch unendlich erhöht, als Karl von mir ſich trennen, und zu ſeinem Regimente nach Italien abgehn mußte Der Krieg war dazumal von neuem losgebrochen, und ich ſah ihn daher allen Gefahren, die er mit ſich führt, ausgeſetzt; ich ſah ihn im Blute ſchwimmend auf dem Schlachtfelde daliegen, und von aller menſchlichen Hülfe verlaſſen, einer barbariſchen Behandlung ausgeſetzt, ſeine ſchöne Seele aushauchen.

„Was ich dabei litt, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, wenn je Liebe Ihre Bruſt erfüllte, und Sie eine geliebte Freundin daheim ließen. Eine weiß atlaßne Brieftaſche, die ich in glücklichen Zeiten geſtickt, mein Porträt und eine Locke von meinem Haar, war Alles, was er, nebſt meiner unausſprechlichen Liebe, mit von hier in den Krieg und nach Italien nahm." — Ich machte hier eine Bewegung, als wollte ich Emilien unterbrechen, ſie bemerkte es, und erinnerte mich an mein Verſprechen, ſie, bis zu Ende ihrer Erzählung, durch keine Sylbe zu ſtören. Aber dadurch hatte ich mein Geheimniß verrathen, und dies hatte ich meiner Lebhaftigkeit zu verdanken, die mir ſchon manchen unangenehmen Streich geſpielt hat.

„Ich erhielt regelmäßig Nachrichten von ihm, — fuhr Emilie fort — und dieſes beruhigte mich in ſofern, als es nicht von mir abhing, ſeine Verhältniſſe zu ändern. Wem genügt nicht auch die unbedeutendſte Kleinigkeit, der geringſte Troſt, wenn die eiſerne Nothwendigkeit uns in Lagen verſetzt, wo wir, ohne ſie, der Verzweiflung Preis gegeben ſind. — Aber nun iſt es beinahe ſchon ein Jahr, daß ſeine Briefe ganz ausgeblieben ſind. Nach dem letzten Schreiben zu urtheilen, das ich von ihm erhalten habe, ſchien er auf lange Zeit nicht der geringſten Gefahr mehr ausgeſetzt zu ſeyn, er war von der Armee ins Innere detaſchirt worden, und ſollte dort einige Monathe verbleiben. Und doch war ich in dieſer Epoche unruhiger und ängſtlicher, wie je. — Ein Phantom, irgend eine Erſcheinung, die ich in dieſem Zimmer hatte, ließ mich das ärgſte ahnen. — Da ſaß ich auf dem Sopha, und dachte an ihn; es war Mitternacht. Alles ſchlief ſchon im ganzen Schloſſe, ich war allein noch [illegible]h. Plötzlich geht die Thür von dieſem Kabinet da auf, und eine weiße Geſtalt tritt heraus und kommt auf mich zu. Ich" —

Mehr konnte Emilie nicht ſprechen; ich wurde gewahr, daß ſie ihre Augen ſtier auf das Kabinet heftete, dem ich den Rücken zukehrte. Mit offenem Munde, in welchem die Fortſetzung ihrer Erzählung erſtorben war, ſchien ſie außer ſich zu ſeyn; irgend ein heftiger Schmerz hatte alle ihre Geſichtsmuskeln fixirt, ihre Aufmerkſamkeit war aufs äußerſte geſpannt, eine furchtbare Erſcheinung ſchien alle ihre Sinne in den Sehnerven konzentrirt zu haben, ihre Lippen bewegten ſich krampfartig, man ſah, daß ſie ſprechen wollte, aber ſie vermochte es nicht. **Karl!** — ſchrie ſie dann plötzlich, und ſtürzte zu Boden.

Meine Verlegenheit, ſelbſt meine Bangigkeit waren bei dieſem Auftritte aufs höchſte geſtiegen. Ich ſprang ihr bei, ſo viel es ſich in meiner Lage thun ließ, hob ſie auf, und trug ſie aufs Sopha. Nie, nie ſehe ich einen ſolchen Blick wieder, mit welchem ſie hier ihr Auge aufſchlug, und, von mir weg, nach dem Kabinette hinſah. — „Verzeihen Sie, beſter Hauptmann — ſtammelte ſie — wenn ich Sie erſchreckte; aber es ſoll nicht wieder geſchehn, ich will Muth faſſen, und ſo ſchreckenvoll ihn das Verhängniß mir zeigte, mich ſeiner Abſicht fügen und mich zermalmen laſſen, um keine Selbſtmörderin zu werden."

Als ich gewahr wurde, daß ſie ſich einigermaßen erholt hatte, ſuchte ich ſie zu bereden, ſich auf ihr Zimmer zu begeb[illegible] Aber ſie widerſtand meinem Zureden. — „Nein — fuhr ſie fort — ich will vollenden, was ich angefangen, den Becher meiner Leiden bis auf den letzten Tropfen ausleeren, und ſo gereinigt und geläutert ihm nacheilen und folgen, wohin er mich ruft, ins gränzenloſe Jenſeit. — So wie ich ihn vor ungefähr einem Jahre ſah, erblickte ich ihn in dieſen Augenblicken, und dies war die Urſache meines Schreckens. — Wenn es Ihre Kräfte zulaſſen, bleiben Sie hier bei mir auf dem Sopha; denn noch hat mich nicht alle Furcht verlaſſen.

Auch Sie wiſſen vielleicht nicht, was heute für ein Tag iſt; es iſt der Jahrstag von der Schlacht bei * * *, von eben der Schlacht, in welcher Karl fiel, jetzt die Stunde, wo er auslitt, der Augenblick, wo er ſeinen Geiſt aufgab, und hier das untrügliche Zeichen von ſeinem Tode."

Bei dieſen Worten zog ſie die bekannte Brieftaſche hervor, und hielt ſie mir triumphirend unter die Augen. Dieſe Wendung ihres Geſprächs, ſein Inhalt und meine Laune wirkten ſo heftig auf mich, daß ich alle Beſinnung verlohr, und lange nichts zu antworten im Stande war. Und was hätte ich auch gegen dieſe augenſcheinlichen Beweiſe von dem Verrath meines Geheimniſſes aufbringen können? — Aber ich glaubte es dennoch verſuchen zu müſſen. Ich erklärte, daß ich die Brieftaſche von einem Soldaten erhalten, der ſie in [illegible]r Schlacht bei Arcole einem kaiſerlichen Offizier, den er zum Gefangenen gemacht, abgenommen habe.

„Ich bewundere Ihre Geſchicklichkeit in Erfindung von Ausſichten -- erwiederte hierauf Emilie, — aber diesmal möchten Sie ſchwerlich Ihren Zweck erreichen, denn außer dieſem Zeichen hier — indem ſie auf die Brieftaſche deutete — erhielt ich ſo eben einen neuen Beweis von der ſchrecklichen Gewißheit menier Ahnungen. So wie ich es von ihm erfleht hatte, erſchien er mir, nur in furchtbarer Geſtalt, und darum bemächtigte ſich ein ſo ungewöhnlicher Schreck aller meiner Sinne. Alſo geſtehn Sie nur, Sie ſahen ihn fallen, oder unter Ihren Händen verſchied er, und von ihm oder nach ſeinem Tode erhielten Sie dieſe Brieftaſche. Ich bin auf alles gefaßt, ſchon längſt war ich es, und wartete nur auf das verlangte Zeichen, um ihm zu folgen. Jetzt hab' ich beides, Ihr Geſtändniß kann nichts zu zu meiner Ueberzeugung mehr hinzufügen, ſie kann mich nicht elender machen. Nur wiſſen möcht' ich, wie er verſchied, ob er viel litt, ob er Emiliens gedachte."

Hier konnte ich mich nicht länger erhalten. Emilie! war ſein letztes Wort, rief ich, als er unter meinen Händen verſchied.

In dem nehmlichen Augenblicke ließ ſich in einiger Entfernung eine ſanfte Muſik hören, ſie kam immer näher, ward immer ſtärker, und begierig horchten wir auf ihre harmoniſchen Akkorde. — „Er kommt! — flüſterte Emilie mir zu, und zeigte nach dem Kabinette hin, das ſo wie das Zimmer, in welchem wir uns befanden, nur wenig erleuchtet war, weil man, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten, die Fenſterladen angelehnt und die Vorhänge herunter gelaſſen hatte. Ich war erſchüttert, gerührt, und blickte unverwandt nach der Gegend hin, auf welche Emilie hingedeutet hatte. — Ein ſanftes Wehen berührte mich fühlbar; daß es Emilie auch empfand, gab ſie mir durch einen Händedruck zu erkennen. Ihr Geſicht war ganz begeiſtert, ſie ſchien in höhern Regionen zu ſchweben. — Auf einmal erfüllt das Kabinet eine ſanfte Helle, ſo wie die Strahlen des Mondes ſie zu verbreiten pflegen. Sie dehnt ſich allmählich aus, und gelangt bis in das Zimmer, in welchem wir uns befinden. — Jetzt! jetzt! — ſtammelt Emilie — und eine weiße Geſtalt ſcheint von der Decke herab zu ſchweben.

„Nur nicht furchtbar, Karl!“ — ruft zitternd Emilie. Die Geſtalt entwickelt ſich immer mehr aus dem Nimbus, der ſie umgiebt; auf einmal läßt ſie das Gewand fallen, und in dem reizenden Jüngling, der vor uns ſteht, erkenne ich Emiliens gebliebenen Geliebten. — Er naht langſam und ernſt, aber ſanft und mild, dem Sopha, gleitet bei mir vorüber, und berührt mit dem rechten Zeigefinger Emiliens Stirn. Sie ſtarrt ihn an; *ich folge* — ruft ſie dann plötzlich, ſinkt zurück aufs Sopha, die Geſtalt verſchwindet, die Muſik verſtummt, und Emilie liegt entſeelt mir zur Seite.

Woyda.

VI.

Literariſche Briefe.

Dritter Brief.

An Herrn O.

Sie beklagen ſich, th. Fr.! über die große und allgemeine Verwirrung, die jetzt in der ſchönen Literatur herrſcht, über den Kampf der Partheien, die Bitterkeit, mit welcher geſtritten wird, die ſchneidenden und widerſprechenden Urtheile, die man von allen Seiten hört, und über die totale Ungewißheit, in welcher alle Dilettanten in Sachen der ſchönen Kunſt und Literatur ſchweben; Sie fordern mich auf, Sie darüber zu beruhigen, und Ihnen die wahre Lage der Dinge zu ſchildern.

Dies iſt die ſchwerſte Aufgabe, die Sie mir geben konnten, mein geehrter Freund! Nicht, als wenn es mir unmöglich wäre, Ihnen etwas darüber zu ſchreiben, ſondern weil es unmöglich iſt, in der Kürze eines Briefes die große und weitgreifende Angelegenheit nur einigermaßen zu erſchöpfen. Ich möchte Sie alſo am liebſten zur Geduld und zum ruhigen Zuſehen verweiſen, beſonders da ich gänzlich außer Stande bin, Sie zu *beruhigen*; allein ich bin zu gewohnt, Ihre Wünſche zu befolgen, als daß ich nicht, auch auf die Gefahr der Unvollſtändigkeit, wenigſtens einige Ideen über das aufgegebene Thema aufſchreiben ſollte.

Die Verwirrung, die Sie zu empfinden beginnen, und an die Sie doch noch nicht recht zu glauben ſcheinen, exiſtirt wirklich, und zwar in einem ziemlich hohen Grade. Erwägen Sie nur, wenn Sie, auf dem Sitze der Ruhe und der Abgeſchiedenheit, ihre Wirkungen fühlen, wie vielmehr wir, die wir in den Stapelplätzen der Literatur leben, wo ſich dieſe Verwirrung durch die perſönliche Gegenwart der Stimmführer und durch eine Menge Ephemeren zeigt, die nicht zu Ihrer Kenntniß gelangen. Noch mehr, dieſe Verwirrung herrſcht nicht blos in der ſchönen Literatur, ſondern in der Literatur überhaupt und in faſt allen Feldern der Wiſſenſchaft. Faſt weiß niemand mehr, was er in ihr lehren oder lernen ſoll.

Um Ihnen nichts zu verhehlen, ſo laſſen Sie mich bei den ſogenannten ernſteren Wiſſenſchaften anfangen. Unſre Theologie iſt ſo beſchabt und beſchält, daß man nicht mehr weiß, was an ihr iſt; der eine will, daß man die heiligen Bücher, wie ſie liegen, aufs gründlichſte mit Hülfe der Kritik der Antiquitäten ꝛc. verſtehen und erklären ſoll, der andre deutet ſie nach den Forderungen der Aufklärung gleichſam als Produkte des 18ten Jahrhunderts, der dritte braucht ſie nur zu Accommodationen einer reinen Moral; außer dieſem ſind ganze theologiſche Disciplinen, z. E. die theologiſche Moral, die Polemik, verſchwunden, welche andre aufrecht erhalten wiſſen wollen. Von der Jurisprudenz behauptet man, daß ſie im deutſchen Landrecht völlig enthalten, und ſonach das Studium des römiſchen Rechts völlig überflüßig ſey. In der Medicin iſt im Ganzen und in allen Theilen eine vollkommene Spaltung organiſirt, und man weiß nicht, ob man den Humoralpathologen, oder der Browniſchen Theorie mit allen ihren Veränderungen, oder der Naturphiloſophie folgen ſolle. In der Philoſophie herrſcht vollends eine völlige Desorganiſation, wie Ihnen die einzige Geſchichte Reinholds beweiſen kann. Einige der Philoſophen von Profeſſion halten feſtiglich am alten Glauben an das Leibnitziſch-Wolfiſche Syſtem, andre ſind reine Kantianer, und ſuchen nach beſten Kräften den Kriticismus zu dogmatiſiren, andre verſuchen ihre Kraft am Fichtiſchen Idealismus, einige folgen dem Logiker Bardili, andre warten auf die Erſcheinung einer durchaus praktiſchen Philoſophie, andre ſpielen die Eklektiker und beſchäftigen ſich unterdeß mit der ſogenannten Erfahrungsſeelenlehre, indem ſie auf die Seelenbewegungen im krankhaften Zuſtande lauern, um der Seele ſelbſt auf die Spur zu kommen, andre läugnen alle menſchliche Vernunft, andre transcendentaliſiren die Unvernunft. — Eben ſo groß iſt die Verwirrung in der Poeſie und in der ſchönen Literatur und Kunſt; einige machen die Poeſie zu einer unſchuldigen (jedoch brodtloſen) Gemüthsergötzlichkeit, die etwa durch Ernſt der Einſicht, der Moralität, dem Herzen, durch Spaß aber dem Magen dienen, und alſo entweder Weisheit und Tugend, oder eine beſſere Verdauung, ganz nach den Regeln des Ariſtoteles, hervorbringen ſoll; andre nehmen die Sache ernſthafter, verſchmähen jede erſchli-

chene

chene Autorität, und betrachten die Poeſie als eine Offenbarung des Göttlichen in unſrer Natur.

Alle dieſe verſchiedenen Partheien (denn überall haben ſich ziemlich entſchloſſne Partheien gebildet, und der Indifferentismus wird nicht geduldet) bekämpfen einander nun mit allen möglichen Waffen des Ernſtes und des Spottes, perhorresciren ſich gegenſeitig, und vernichten ſich. Meinungen treten auf gegen Meinungen, die Wahrheit ſelbſt wird zur Meinung, oder als ſolche behandelt, und die entgegenſtehende Meinung gilt als Dummheit oder Bosheit. Da heißt es: G. iſt der größeſte Dichter! Nein! ſagen andre; er iſt gar keiner. Dort heißt es: W. iſt für keinen Dichter zu achten. Doch! ſagen andre, er iſt der Stolz des Jahrhunderts. Jene heißen Phantaſten und Träumer, dieſe Philiſter; jene werden wegen ihres beſtimmten Tons angefeindet, dieſe wegen ihrer Laxität verlacht; jene leben in einer andern Welt, und haben ein beſſeres Zeitalter vor Augen, dieſe leben mit der Wirklichkeit in ſüßer Vertraulichkeit, und ſind mit dem, was ſie zu bewundern gewohnt ſind und was dieſem ähnelt, höchlich zufrieden. Alle aber ſtehen gegen einander gerüſtet im offenen Felde, machen ſich, ſo gut es gehen mag, lächerlich, und thun ſich alles erſinnliche Herzeleid. Der Krieg aller gegen alle iſt ſo weit gediehen, daß er nicht, nach der Weiſe der Neuern, Heer- und Gliederweiſe, ſondern, nach Art der Alten, von Einzelnen gegen Einzelne, ſie mögen ſonſt zu einer oder zu keiner Parthei gehören.

geführt wird. Die Polemik, die aus der Theologie verſchwunden iſt, hat ſich über alles verbreitet; man lieſt keine Erörterung der Sache mehr, ſondern Widerlegungen; man vergißt es, Meiſterwerke zu liefern, um durch Anſpielungen, Hindeutungen oder Sarkasmen den Gegner zu Boden zu ſchlagen. Die müßigen Dilettanten haben alles Urtheil verlohren, ſie haben nicht mehr den Troſt, auf eine Recenſion warten zu können, denn die Recenſionen haben keinen Kredit mehr; ſie müſſen ſich bloß an *Namen* halten, und haben bloß den Vortheil, nach Maaßgabe des Namens, ein Werk oder einen Ausſpruch, für gründlich oder für dumm, für ſchön oder für fade, für witzig oder für albern zu erklären.

Sie werden über dieſen Zuſtand der Dinge erſtaunen, Sie werden es nicht glauben, daß es ſo weit hinein böſe iſt; aber Sie werden noch mehr erſtaunen, wenn ich Sie alles Ernſtes verſichre, daß es *noch lange nicht böſe genug iſt, und daß alles dies noch viel ärger werden wird und muß*. Noch empfinden die Verwirrung in den Wiſſenſchaften vorzüglich nur die Univerſitäten und die ſich ausſchließend mit ihnen beſchäftigen, noch iſt der Kampf über Poeſie und Kunſt gar nicht zur Kraft und zur allgemeinen Kunde gekommen, noch glaubt man in der Philoſophie ſich mit einem gewiſſen Eclekticismus behelfen zu können. Das wird aber alles noch ganz anders werden; die Ungewißheit und die Verwirrung wird ſich aus den Hörſälen immer weiter ins gemeine Leben verbreiten, man wird immer mehr an der Wahrheit verzweifeln, der Scepticismus und der Indifferentismus wird immer allgemeiner, und die Kämpfe der Partheien werden immer heftiger, bitterer, ja grauſamer werden. Rettungslos muß ſich endlich ſelbſt das Menſchengeſchlecht erſcheinen, bis alle Furchtſamen anfangen, ſelbſt zu denken, und die Kecken zweifelhaft zu werden, bis das böſe Princip im Kampfe mit dem guten zu ermatten beginnt, und ein neuer Meſſias aufſteht, der alle zum Glauben und zur Religion zurückbringt.

„Aber iſt denn keine Vereinigung der Partheien möglich?“ Sie iſt völlig undenkbar, denn noch nie ſtanden ſich zwei Partheien ſo ganz geradezu entgegen, als die gegenwärtigen in der ſchönen Literatur und Philoſophie (um allein von dieſen zu ſprechen); noch nie haben Gegner die abſolute Unmöglichkeit einer Vereinigung ſo ſelbſt gefühlt, als die jetzt auf dem Kampfplatze ſtehen. Ehe kann Feuer und Waſſer zu einem Elemente werden, ehe können die Fiſche zu reden anfangen, und die Löwen zu Hausthieren werden, ehe hier eine Vereinigung möglich iſt. So lange man noch an dieſe glaubt, iſt die Verwirrung noch nicht groß, der Kampf nicht ernſthaft genug.

„Alſo wird die Wahrheit von Einer Seite ausgehen?“ So ſcheint es; und damit Sie vorausſehen können, von welcher dies geſchehen möchte, ſo laſſen Sie uns einen Verſuch machen, die Principien zu erforſchen, die beiden Gegenſätzen zum Grunde liegen. Ich glaube, ſie Ihnen mit zwei ſprichwörtlichen Wörtern angeben zu können, ſie heißen: Dichten und Trachten. Die eine Parthei, die bis jetzt in der Mitte des Zeitalters ſitzt, und aus ihm herausredet, und ſich über den Boden der Wirklichkeit nicht erheben kann, trachtet d. i., ſie will in allem, was ſie thut und denkt, einen bedingten Zweck, die Brauchbarkeit zu irgend etwas, eine Nützlichkeit fürs gemeine Leben ſehen; die andre dichtet, und ſchwebt über dem Zeitalter, und will das Höhere, das Ideale, indem ſie unbedingte Zwecke ſetzt und in ihrem Streben nach dem ewig und abſolut Wahren und Schönen alle irrdiſche Brauchbarkeit verſchmäht. So wie man jetzt beim Studium der Theologie nur auf das ſieht, was man zum Predigen, bei dem der Jurisprudenz, was man zur Praxis braucht, ſo geht man auf jener Seite in der Philoſophie darauf aus, eine nützliche Moral, die die Menſchen artiger, gezogener und klüger macht, ein brauchbares Naturrecht, welches man bei der Geſetzgebung und beim Criminalrecht zum Grunde legen kann, hervorzubringen; durch Hülfe der Pſychologie Verrückte zu kuriren, und vermittelſt einer gründlichen Logik die Dummen zu widerlegen; überhaupt aber den ſchädlichen, die Leute arm machenden Aberglauben zu verhindern, und die wahre, einträgliche und ſparende Lebensklugheit zu lernen. Durch die Poeſie beſtrebt man ſich, nützliche Maximen zu verbreiten, durch eine ſinnliche Darſtellung die „Wahrheiten" anſchaulich zu machen, die Menſchen von Unarten, die dem Beutel oder dem guten Nahmen nachtheilig werden könnten, abzumahnen, und durch Sylbenmaaß und Reime dem Gedächtniß beim Behalten aller der nützlichen Sachen zu Hülfe zu kommen.

Die Andern, indem ſie erkennen, daß ſie einmal als Philoſophen oder Dichter nichts Irrdiſches treiben, laſſen das Irrdiſche aus ihrem Dichten hinweg, und richten ihr erhobenes Auge auf etwas Höheres. Sie wiſſen es wohl, daß tauſend andre dafür ſorgen, wie man wohl eſſe und ſich kleide, ſpare und erwerbe; aber ſie wiſſen auch, daß ſie ihren Namen einem anderen Berufe gegeben haben, den ſie mit gutem Rechte einen höheren nennen. Von der Religion (und an ihrer Spitze ſteht Leßing) erwarten ſie das Heil der Menſchheit, und von der Wiederherſtellung der Ideen überhaupt in ihrer ewigen Würde und Klarheit, nicht von der Chemie, oder der Kunſt, den Acker zu düngen, das Vieh wohlfeil zu füttern, oder eine wohlfeile, jedoch nahrhafte Suppe zu kochen.

Nur mit flüchtigem Umriß habe ich Ihnen die Grundprincipien beider Partheien gezeichnet; aber machen Sie den Verſuch, dieſen Grundſätzen überall nachzuforſchen, leſen Sie mit dieſem Blick alle Schriften, die Ihnen vorkommen, alle Journale und Zeitbücher, ja ſogar nur die Titel in den Katalogen, und Sie werden die beiden gänzlich verſchiedenen Tendenzen in allen ihren Verkleidungen entdekken, und obige Angabe wahr finden.

Nur vor einem Irrthume muß ich Sie warnen: Glauben Sie nicht, daß die, welche die Sache des Idealismus in der Philoſophie und Poeſie führen, die Feinde und Gegner aller Nützlichkeit überhaupt ſind. Sie wiſſen wohl, daß das Nützliche durch den Staat, durch den geſammten Nährſtand gewirkt und gethan werden muß; aber ſie wollen nicht, daß man das für das Einzige halte, was dem Menſchen obliegt und ſeiner würdig ſey; daß man dem Trachten nicht einen ſublimen Namen gebe, und der, der bloß räſonnirt und meint, ſich einen Philoſophen, der Verſe ſchmiedet und die Ausflüſſe ſeines guten Herzens in Reime bringt, ſich einen Poeten nenne. — O! man verbeſſere doch immerfort und unabläßig den äußeren Zuſtand des Menſchen im Kleinen und im Großen; man mache mit Hülfe der Erfahrungswiſſenſchaften täglich neue Entdeckungen, durch die wir beſſer wohnen, uns beſſer kleiden und nähren; man mache die Menſchen klüger, vorſichtiger, und halte die Ausbrüche ihrer Wildheit durch eine tüchtige Polizei, durch Zucht- und Arbeitshäuſer in Schranken: aber man erniedrige das Göttliche nicht zum Gemeinen, man gebrauche den Scepter der Majeſtät nicht zur Zuchtruthe, man halte den Magen und die Haut nicht für das Erhabenſte in der Natur, und ſehe andre, die mit hohem Ernſt von etwas Höherem ſprechen, nicht als Hummeln und Drohnen an, die den Arbeitsbienen nur den Honig wegeſſen. Wir ſind ja Menſchen, nicht bloß verſtändige Thiere oder Orang Outangs; und indem man mit dem Magen in dieſer Zeitlichkeit lebt, verſchließe man doch Augen und Ohren nicht den Lichtſtralen und den Lauten, die aus einer andern Welt zu uns, die wir auch ſchon in dieſer andern Welt leben, herüberkommen.

Indem ich abbreche, fühle ich es, wie unvollſtändig und unzulänglich das iſt, was ich Ihnen über den Zuſtand unſrer Literatur (wenn wir uns anders in einem ſtrengen Sinne deren rühmen können) geſchrieben habe. Man ſagt, den Gelehrten ſey gut predigen, und ſo gewiß das iſt, ſo gewiß iſt es auch, daß einem ſelbſtdenkenden Geiſte, wie der Ihrige, auch unvollſtändige Winke hinlänglich ſind, um die Sache, von der die Rede iſt, ohne genauere Ausführung, gründlich zu erforſchen, und die Anwendung auf's Einzelne von ſelbſt zu machen. Leben Sie wohl!

F.

VII.

Theater.

1) Königliches Nationaltheater.

Vom 25ſten December (denn der 24ſte iſt einer der wenigen Tage, an denen kein Schauſpiel iſt) bis zum 25ſten Januar ſind überhaupt vier und vierzig einzelne Stücke gegeben worden; darunter waren zwei neue, nehmlich Iphigenie auf Tauris, ein Schauſpiel in 5 Akten von Göthe (dreimal gegeben) und Alexis, ein Singſpiel in einem Akt, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Herrn Herklots, Muſik von d'Allairac (fünfmal geſpielt), beide zum erſtenmal den 27ſten December durch Wahl und zum Benefiz für Mad. Unzelmann; ferner 7 Trauerſpiele, darunter Tancred von Göthe; 11 Luſtſpiele, 3 Poſſen, 5 Schauſpiele (die Huſſiten zweimal); ernſthafte Singſpiele 4, komiſche 6; beide Theile der Nymphe der Donau jeder zweimal. — Ausländiſchen Urſprungs waren etwa Neun.

Am 28ſten December ſpielte Herr Ochſenheimer die eingelegte Rolle des Herrn van Sperling in den Unglücklichen mit groſem Beifall; als er herausgerufen ward, nannte er Iffland ſeinen großen Lehrer; zum letztenmal trat er am ſolgenden Tage als Franz von Moor mit gleichem Beifalle auf.

Vom 9ten Januar an, werden bei zahlreich beſuchten Stücken zwei Kaſſen geöffnet.

Den 10ten Januar ward ſtatt des angekündigten Don Juan das rothe Käppchen gegeben, weil Mad. Schick auf auf dem Königl. Operntheater, bei plötzlich eingetretener Krankheit von Mad. Marchetti, ſang. Dieſe große Künſtlerin gab bei dieſer Gelegenheit einen außerordentlichen Beweis von Kraft, dadurch, daß ſie die Rolle der Epponina in weniger als 48 Stunden und nach einer einzigen Probe einſtudierte, und öffentlich mit ihrer bekannten Präciſion und Schönheit vortrug.

2) Theaterantiquitäten.

In einem Werke, in welchem man nicht leicht einen Beitrag zur Theaterliteratur ſuchen würde, in **Royko's** Geſchichte der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz. **Prag**, 1796, ſindet ſich eine Notiz zur Feſtſetzung des Alters der Komödie in Deutſchland.

Die geiſtlichen Komödien eröffneten bekanntlich die Bahn; auch wird in jenem Werke angeführt, daß man ihre Einführung in Deutſchland dem Johannes Reuchlin zuſchreibe, welcher im Jahre 1497 zu Heidelberg in dem Pallaſte des Biſchofs von Worms eine lateiniſche Komödie aufführen ließ. Aber ſchon 1417 wurden in Deutſchland dramatiſche

Repräſentationen gegeben, und zwar in Koſtnitz, wo damals die große allgemeine Kirchenverſammlung die Ketzer durch die Flammen widerlegte, und die Angelegenheit der drei heiligen und untrüglichen Väter der Chriſtenheit durch die Wahl Martins des Fünften beendigte.

In dieſer Zeit gaben die Biſchöfe, beſonders die Engliſchen, Robert von Salisbury und der Biſchof von London, zur Stärkung der Arbeiter im Weinberge prächtige Gaſtmahle, unter welchen ſich dasjenige beſonders auszeichnete, welches ſie den 24ſten Januar 1417 anrichteten, und während deſſen man eine geiſtliche Komödie in 3 Akten ſpielte, „vorſtellend die Geburt des Herrn, die Anbetung der Weiſen aus dem Morgenlande, und wie Herodes, der König, die unſchuldigen Kinder tödten ließ.“

Der alte Schriftſteller Dacher beſchreibt jenes Gaſtmahl und die Komödie, und zwar dieſe, als eine noch nie geſehene Sache, in ſeiner Beſchreibung der großen Pracht des Koſtnitziſchen Concilii, folgendermaßen:

„Am 24ſten Tag des Monats Januarii, das war auf
„Timotheus Tag, da luden die Biſchöff aus Engeland
„alle Räth zu Coſtnitz und ſonſt viel ehrbare
„Burger daſelbſt, in Burchard Walters Haus, das
„man vor Zeiten nennt zu dem Burghof, jetzt zu
„dem gulden Schwert, allernächſt bei St. Laurenz.
„Und gab ihnen faſt ein köſtlich mahl, je drei Gericht
„nach einander, jedes Gericht beſonders mit acht Eſſen:
„die trug man allweg einmal dar, deren allweg
„waren vier vergüldet oder verſilbert. In dem Mahl,

„zwiſchen dem Eſſen, ſo machten ſie ſolch Bild und
„Geberd als unſer Frau ihr Kind, unſern Herrn und
„auch Gott, gebahr, mit faſt köſtlichen Tüchern und
„Gewand. Und Joſeph ſtellten ſie zu ihr. Und die
„heiligen drei Könige, als die unſer Frauen die Opfer
„brachten, und hatten gemacht einen lautern guldnen
„Stern, der hing vor ihnen, an einem kleinen eiſern
„Drath. Und machten König Herodem, wie er den
„drei Königen nachſand, und wie er die Kindlein ertödtet. Das machten ſie alles mit köſtlichem Gewand, und mit groſſen guldenen und ſilbernen Gürteln, und machten das mit groſſer Gezierd und mit
„groſſer Demuht."

Dieſe heilige Komödie — welche wahrſcheinlich nur pantomimiſch, ohne dabei zu ſprechen, vorgeſtellt wurde, da überdies wohl die Spieler Ausländer waren — fand ſo vielen Beifall, daß ſie am 31ſten Januar deſſelben Jahres, an welchem Tage die Engliſchen Biſchöfe, dem Kaiſer Sigismund zu Ehren, ein groſſes Gaſtmahl gaben, wiederholt werden mußte.

Vielleicht findet der gelehrte Fleiß noch ein früheres Datum für die erſte Komödie in Deutſchland, aber ein früheres Beiſpiel von einer Deutſchen Theaterkritik wird man ſchwerlich auffinden. Nach dem Verlauf von faſt vierhundert Jahren ſind dieſe nicht mehr ſo zahm, außer — bei heiligen Komödien.

* — R.

Zuſatz.

Von ähnlichen Schauſpielen giebt William Roſcoe in ſeiner Lebensbeſchreibung des Lorenz von Medici folgende Nachricht: Bei dem Beſuche des Herzogs von Mailand, Galeazzo Sforza in Florenz, 1471 im März, wurden drei öffentliche Schauſpiele gegeben: eins ſtellte die Verkündigung der heiligen Jungfrau, das zweite die Himmelfahrt Chriſti, und das dritte die Ausgießung des heiligen Geiſtes vor. Das letztre ward in der heil. Geiſt-Kirche aufgeführt; und weil man zu dieſem Schauſpiel ſo viel Feuer brauchte, ſo gerieth unglücklicher Weiſe das Gebäude in Brand, und ward von Grund aus zerſtört; eine Begebenheit, die die Frömmigkeit des Volks dem offenbaren Mißfallen des Himmels zuſchrieb. — Dabei macht Herr Prof. K. Sprengel die gelehrte Anmerkung: Es war der Geſchmack des Zeitalters, geiſtliche Schauſpiele zu geben, da die Geiſtlichkeit auch die theatraliſchen Vorſtellungen unter ihr Gebiet zu ziehen ſich genöthigt ſah. Dieſe Vorſtellungen wurden Myſterien genannt, und wahrſcheinlich wurde die erſte der Art 1244 zu Padua gegeben. In Friaul gab man eine 1298. Daß in Rom eine eigne Compagnia del Gonfalone errichtet worden, um die Direktion der aufzuführenden Paſſion zu führen, bezeugt Napoli-Signorelli. (Doch waren es auch die Kardinäle Riari, ſagt er an einem andern Orte, die die erſten theatraliſchen Vorſtellungen im neuen Rom aufführen ließen, worin ihnen die Grammatiker Pomponius Laetus und Johannes Sulpitius behülflich waren).

Noch in dieſem Jahrhunderte mußten aber die geiſtlichen Komödien den Schauſpielen des Plautus und Terenz weichen, die zuerſt in Rom, nachher auch in Ferrara, und zwar unter der Direction des Herkules Strozzi, öffentlich aufgeführt wurden. In Ferrara war die erſte öffentliche Vorſtellung der Menächmen des Plautus den 25ſten Jan. 1486. Der Herzog von Eſte hatte ſelbſt an der Ueberſetzung dieſes Stücks gearbeitet. Am 21ſten Januar des folgenden Jahres gab man die Vorſtellung eines Schäfer-Drama, des Cefalo, welchen Nicolaus de Carreagio in ottave rime geſchrieben hatte. Nachher wurden auf eben dieſem Theater, im Pallaſt des Herzogs von Eſte, mehrere alte Tragödien und neuere Schauſpiele aufgeführt.

Man ſieht aus dieſer Nachricht, wie viel weiter die Italiener in der dramatiſchen Kunſt vor den Deutſchen voraus waren, und daß die Aufführung alter Komödien, z. B. des Terenz, auf den modernen Bühnen nicht etwas ſo Neues iſt, als man oft glaubt.

---

3) Churſächſiſches Hoftheater.

Dresden, den 12. Januar 1803.

Wenn Sie Ihren Leſern recht kurz ſagen wollen, was wir auf unſerm Theater geſehen haben, ſo theilen Sie ihnen das Blatt mit, was der Zettelträger beim italieniſchen und deutſchen Theater ſeinen Gönnern zum Neujahr überreicht hat. Es hat bei uns Senſation gemacht, und bis jetzt drei

Auflagen erlebt; wahrſcheinlich werden Sie die Idee recht artig finden. Der Verfaſſer des Gedichts iſt Herr Mühlhäuſer, — Nach einer Einleitung, die die Abſicht angiebt, fährt er ſo fort:

Ein Vorhang fällt, ein andrer rauſchet auf,
ſo wechſeln heute Alt und neue Zeit,
und mir gebieten mächtig Lieb' und Pflicht,
bei des Vergangenen Erinnerung,
daß ich den erſten Dank nicht ſchuldig bleibe.

Heil, Friedrich Auguſt, dem Gerechten, Heil!
Ihn zieret Fürſtengröße, Vaterfreude,
Ihn liebt und ſegnet jeder Unterthan,
denn Bürgerglück iſt Seiner Sorgen Frucht:
drum trüg' auch, wie den Grafen von Burgund,
auf Händen Ihn, bedürft' Er's je, Sein Volk.

Dienſtpflicht begeiſtert Seine Räthe, Sie
täuſcht nicht Vorurtheil, nicht Scheinverdienſt,
des Ruhmes Lorbeerkranz und Lohn der Wahrheit
ſei Ihres Denkens, Ihres Thuns Erfolg.

Hausfriede werde jedem meiner Gönner
und Selbſtgefühl und Selbſtbeherrſchung leit' Ihn.
Trifft eine Wendung unvermuthet ein,
ſo laß Ihn eigenes Bewußtſeyn nicht
im Wirrwarr unberathen kraftlos ſtehn;
und wann der Herbſttag ſeines Lebens nah't,
ſo bleiche das Gewiſſen nicht die Roſen,
die zu der Silberhochzeit froher Feier
der Kinder Schaar um Seine Schläfe kreiſt.

Der Menſchheit Loſungswort ſey Lieb' um Liebe!
Verzweiflung und Rache, Haß und Täuſchung
verſchwinde von der Welt. die edle Lüge
ſey ein verbotnes Gift, den Weiſen nur
im Nothfall und zum guten Zweck vergönnt.
Giebts dann noch Elend, ſo bewaffne Hoffnung
und frohe Laune die Unglücklichen.

Die Sitten der Voraͤltern zu erhalten
ſey jede Hütte, jeglicher Pallaſt
ein Vaterhaus; Hausehre, Ehrenwort,
ſey ſtets der Takt in unſrer Zeiten Ton,
und weit verbannt die fade Sucht zu glänzen.

Hieronimus Knicker möge nie
das Muſter unſrer Reichen werden; denn
kein Dienſt bleibt unbelohnt, und Viktorine
belehret uns, daß Wohlthun Zinſen trägt.
Ein ſeltner Fall ſey der Undankbare,
und findet einer ſich, ſo mach er ja
geſchwind, geſchwind eh' jemand es erfähre,
es wieder gut durch Reue und Erſatz.

Der Wildfang werde zahm; von Schadenfreude
ſey die Satyre frei; der Schwätzer ſcheue
den Afterruhm: Er mengt in alles ſich!

Verſöhnung folge jedem Mißverſtändniß.
Erbſchleichern aber und dem ganzen Troß
der falſchen Spekulanten ſey der Strich
durch die Rechnung ſchnell gema[illegible]

Man halte Frauenſtand in Ehren: gleich
Emilie Galotti — wenigſtens
der Tochter der Natur, — ſey jede Tochter;
ſo wird nicht eine kluge Frau allein,
und nicht im Walde nur, ihr Weſen treiben,
und ſtreichen wird der Hageſtolz die Segel.
Die Herzensehen, die der Ring geknüpft,
verbitt're nicht Delikateſſe, die
an Thorheit gränzt; es ſtelle nur die Bühne,
nicht das Parterr, die Eiferſüchtigen
zum Lachen bald, und bald zum Mitleid aus.
Ausſteuer aller Mädchen bleibe Zucht
und Häuslichkeit; die Wiederbellerin,
die Läſterſchule ſey fortan nicht mehr.

Das Räuſchchen ſollte doch nun billig mit
aufs Wohl der Gönner vorbehalten ſeyn;
ich tränk' es gern, denn Durſt und falſche Schaam
ſind — ich geſteh es — meiner Neigung fremd;
allein der Waſſerträger führt nicht Wein,
und die Kartoffeln ſind nicht Martinsgänſe;
drum kann ich Alter Ueberall und Nirgends
mit kargem Schlaftrunk nur den erſten Tag
des Jahrs, und meinen letzten einſt mit Dank
für meiner Gönner Gnad' und Gütigkeit,
wie's Edelſinn und Armuth ziemt, beſchließen.

VIII.

Poſtſcripte.

10.

Das Poſtpapier.

Warum hat man das *feinſte* Papier Poſtpapier genannt da dieſer Name doch, der Analogie zufolge, dem Packpapiere gebührt?

Auf meiner letzten Reiſe, die ich mit Extrapoſt machte, glaube ich der Auflöſung des vorſtehenden Problems nahe gekommen zu ſeyn. Ich erinnerte mich nämlich, daß man von dem ſogenannten Poſtpapier nur einen *halben* Bogen erhält, wenn man gleich einen *ganzen* fordert und bezahlt. Die Uebereinſtimmung dieſes Umſtandes mit der Theorie von den Extrapoſten hat daher vermuthlich zu einer Benennung Gelegenheit gegeben, welche, wenn man bloß auf die *Feinheit* des Papiers ſieht, allerdings widerſinnig iſt.

W. Karl Ferd. K***.

11.

Die Verführung zum Schreiben.

Da ſo viele Menſchen in der Tinte ſitzen, ſo iſt es wohl kein Wunder, wenn ſie zum Zeitvertreibe damit ſpielen.

Derſ.

12.

Conjugare

hat zwei Bedeutungen. Die eine macht dem Knaben viel Mühe, die andere dem Jünglinge viel Vergnügen. Ohne die Hülfsverba ſeyn und haben kommt man in keiner Art des Conjugirens weit. Merkwürdig iſt noch, daß beim Conjugiren, man mag es nun in der erſten oder in der zweiten Bedeutung nehmen, die Participien der künftigen Zeit (einer, eine, die da ſeyn wird) aus dem Supino ihren Urſprung nehmen.

Derſ.

13.

Ein deutſcher — faſt zu deutſcher — Schriftſteller hat nunmehr den ganzen Horaz motto-weiſe ſeinen Werken einverleibt. Da er wahrſcheinlich für die nächſte Meſſe in Verlegenheit iſt, ſo ſchlagen wir ihm folgendes Sentenzchen vor:

> Nemo solide natus est.
>
> *Petron. 47.*

Das Schellerſche Lexicon wird ihm weitere Aufſchlüſſe geben.

Derſ.

14.

X für ein U.

Woher mag der Ausdruck entſtanden ſeyn, jemandem ein X für ein U machen?

Vielleicht ſchrieb man anfänglich: eine X für eine V machen, und brauchte es demnach von Menſchen, welche 10 Thaler einſtrichen, wo ſie nur 5 hätten nehmen ſollen.

Oder da in unſerm Alphabete das x nach dem u folgt, ſo ſchrieb man vielleicht ſonſt: ein x vor dem u machen, und bezeichnete damit einen Menſchen, welchem es um ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit und Aufmerkſamkeit auf die Folge eben nicht zu thun iſt.

Derſ.

15.

Wo man Funken wittert, muß man kein Papier hinlegen. So oft auch die Zeitungen dieſe Warnung bekannt machen, ſo kann ich doch nicht umhin, ſie aus Liebe gegen den Bürgerſtand, der bei Feuersgefahren ſtets am meiſten arbeiten muß, zu wiederholen.

Doch giebt es gewiſſe Schriftenſtellerchen, die wegen der Waſſerhaltigkeit ihrer Blättchen nichts zu beſorgen haben.

Derſ.

16.

Die Liebe zur Dichtkunſt will, wie die Liebe zu den Mädchen, Hinderniſſe haben, wenn die Neigung zur Leidenſchaft anwachſen ſoll. Einſt vereinigten die ſogenannten ſoliden Gelehrten Ermahnungen mit Hohn, um den Jüngling aus den Banden der Sirene zu dem Pergamentbande zurückzureißen; daher fällt auch in dieſe Periode der Triumph der Dichtkunſt. Jetzt fallen die Hinderniſſe weg; die Dichtkunſt wird uns zur Geliebten gleichſam vorgeſchlagen, und die Verbindung mit ihr hat aus dieſem Grunde auch nichts von dem Feuer, welches eine verſtohlne Liebe ſtets zu begleiten pflegt.

Derſ.

17.

Gallia caligata.

Die alten Römer kannten ein *Gallia braccata*; die neuern kennen nunmehr, da die Franzoſen den großen Stiefel von Europa angezogen haben, auch eine *Gallia caligata.*

Derſ.

18.

Er hat nichts gefunden.

A. Der Herr m. hat die Eunemia, wie vorher geſagt worden, durchgeleſen, und — Nichts gefunden (nehmlich nichts Gutes). Welch ein Glück, welch ein Lob! Denn ginge der Herr m. ſo weit, irgend einen der vielen Aufſätze im Ernſt gut zu finden — wie würde ſich ſein Verfaſſer tröſten können?

B. Der gute Mann hat Nichts gefunden (nehmlich nichts Schlechtes). Denn wenn er nur Etwas gefunden hätte, wie würde er dagegen losgezogen haben!! Nun ſieht man ihm die Wehmuth über ſein Unglück an, nichts gefunden zu haben.

C. Er wird wohl noch einmal leſen. .

M.

Anzeiger der Eunomia.

No. II. Februar 1803.

I. Literariſche Anzeigen.

Bei dem Verleger der Eunomia ſind im vorigen Jahre folgende neue Bücher erſchienen, und in allen guten Buchhandlungen für beigeſetzte Preiſe zu haben:

Agnes Linden, oder ſcheinbare und wirkliche Liebe. Von Gottfr. Müller. 2 Theile. Mit Kupfer. 1 thlr. 14 gr.
(Auch unter dem Titel: Familiengemälde.)

Anweiſung, gründliche, zur ächten und vollkommenſten Verfertigung und Zubereitung aller vorzüglichen Rauch- und Schnupftabacke, von einem erfahrenen Werkmeiſter. Mit 8 Kupfern. 2te rechtmäßige und verbeſſ. Aufl. 8. (Mit Kön. Preuß. Privilegio.) 1 thlr.

Archiv, patriotiſches, für Deutſchland. Herausgegeb. von G. Chr. Wagener. 2ter Jahrg. 4tes und letztes Quartal. 8. Der ganze 2te Jahrg. 4 thlr.

Aſchers, Saul, orientaliſche Gemälde. M. Kupf. 8. 1 thlr. 4 gr.

Aurora. Ein Taſchenbuch für Freunde einer unterhaltenden Lectüre auf das Jahr 1803. Herausgegeb. von Karl Müchler. 8. In bunten Pappumſchlag geb. 1 thlr. 4 gr.

Daſſelbe in Pap. Saffian ſauber geb. in Futteral 1 thlr. 12 gr.

Bendavids, Laz., und Prediger Blocks zwei gekrönte Preisſchriften: über den Urſprung unſerer Erkenntniß. Herausgegeb. von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. gr. 8. 16 gr.

Beiträge zur Geſchichte und Beſchreibung Süd- und Neu-Oſtpreußens, 1ſtes Heft. gr. 8. 10 gr.

Brandes, Joh. Chr., meine Lebensgeſchichte. Erſter Theil. 2te, mit 3 Kupfern vermehrte Auflage. 8. 1 thlr. 4 gr.

Dichtungen, komiſche und humoriſtiſche m. 5 K. 8. 1 thlr. 20 gr.

Eunomia. Eine Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts. Von einer Geſellſchaft von Gelehrten. Herausgegeb. von Feßler und Fiſcher. Jahrg. 1802. gr. 8. 5 thlr.

Familiengemälde, neue, aus dem wirklichen Leben, nach Originalpapieren bearbeitet von G. Müller. 1ſter Band. Enthält: Agnes Linden, 2 Theile. mit Kupf. 8. 1 thlr. 14 gr.

Gerlach, Gottl. Benj., Lehrbuch der Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, für das reifere und gebildetere Alter. 8. 15 gr.

Hirſchmann, C. A., leichte Uebungen für junge Zeichner. Ein nützliches und angenehmes Geſchenk guter Eltern und Lehrer. Nebſt einer kurzen Anleitung zum Zeichnen. gr. qu. 8. geb. 1 thlr.

Ebendaſſelbe mit 4 illum. Landſchaften 1 thlr. 8 gr.

Kriele, J. Ludw., ausführliche und zuverläſſige hiſtor. milit. Beſchreibung der Schlacht bei Kunersdorf und Frankfurt am 12. Aug. 1759. Mit beigefügtem neuen Situationsplane und 1 Kupf. gr. 8. Auf ordin. Druckpap. 2 thlr. 4 gr.

Auf engl. Druckpap. 2 thlr. 12 gr.

Moritz, K. Ph., allgemeiner deutſcher Briefſteller, welcher eine kleine deutſche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls und eine vollſtändige Beiſpielſammlung aller Gattungen von Briefen enthält. 4te Aufl., vermehrt und verbeſſert von Dr. Th. Heinſius. 8. 18 gr.

Oerſted's, Dr. Joh. Ch., Ideen zu einer neuen Architektonik der Naturmetaphyſik, nebſt Bemerkungen über einzelne Theile derſelben. Herausgegeben von Dr. M. H. Mendel. 8. 5 gr.

Reiſen der Spanier nach der Südſee, insbeſondere nach der Inſel O-Taheite. Jetzt zum erſtenmale aus dem Spaniſchen überſetzt, herausgegeben mit Anmerkungen und mit einer hiſtor. Schilderung der Geſellſchafts-Inſeln begleitet von J. W. A. Bratring. Mit einer Charte. gr. 8. 1 thlr.

Meine Reiſe nach Frankreich in den Jahren 1800 und 1801, von L. Selbiger, 2ter Th. Mit Kupf. 8. 1 thlr. 14 gr.

Rohlwes, Joh. Nic., allgemeines Vieharzneibuch, oder Unterricht, wie der Landmann ſeine Pferde, ſein Rindvieh, Schafe, Schweine, Ziegen und Hunde erziehen, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen ſoll. Mit 1 Kupf. 8. 21 gr.

Daſſelbe auf Schreibpapier 1 thlr.

Deſſelben Magazin für die Thierarzneikunde, oder Beobachtungen, Verſuche und Erfahrungen über die innerlichen

und äußerlichen Krankheiten der Pferde und des Hornviehes, 4ter Jhrg. Mit Kupf. 8. Auf Schreibpap. 1 thlr. 12 gr.
Auf Druckpap. 1 thlr. 4 gr.

Schmidt, J. E., die höchſte Angelegenheit des Menſchen mit ihren feſten Gründen in ſeiner Natur, ohne alle äußere Stützen. gr. 8. 16 gr.

Troſchel, Jak. Cl., über den Zweck und Werth der feierlichen Einweihung zum Chriſtenthum durch die Taufe. gr. 8 geh. 3 gr.

Wageners, Sam. Chr., neue Geſpenſter. Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit. 2ter Th. oder der Geſpenſter 6ter u. letzter Theil. Mit Kupf. 8. 1 thlr. 8 gr.

Wolfs, Joh. Wilh. Fr., Vorſchlag zur zweckmäßigern Einrichtung der Confirmationshandlung, nebſt einigen dazu neu angefertigten Liedern und einer Volkshymne für alle chriſtliche Religions-Partheien, zugleich mit Anweiſung zum muſikaliſchen Vortrag derſelben ein liturgiſches Scherflein. 8. 5 gr.

Zöllners, Joh. Friedr., Predigtentwürfe für das Jahr 1801. gr. 8. geh. 1 thlr. 4 gr.

Contes moraux pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse, à l'usage des enfans, avec des notes explicatives. Cah. 2d. 8. 8 gr.

II. Pränumerations-Anzeigen.

Dem Publikum mache ich hierdurch bekannt, daß gegenwärtig unter der Preſſe ſind, und künftige Leipziger Oſtermeſſe im Druck erſcheinen:

Geographie und Statiſtik
von
West-Süd- und Neu-Oſt-Preußen,
vom
Hrn. Geh. Juſt. Rath und Regierungsdirector
von Holſche
in Bialyſtock.
Zweiter Band, nebſt einer Karte.

Hierauf wird noch bis Ende März d. J. 1 Thlr. 12 Gr. Pränumeration angenommen.

Statiſtiſch-Topographiſche
Beſchreibung
der
gesammten Mark Brandenburg.
Ein Handbuch
für
Statiſtiker, Geſchäftsmänner, beſonders für Kameraliſten.
In groß Quarto.

Auch hierauf nehme ich noch bis Ende des Monats März d. J. 2 Thlr. 12 Gr. Pränumeration an.

Berlin, den 16ten Januar 1803.

Friedr. Maurer.

Anzeige von Schuderoffs Predigten.

Aufgefordert von mehreren ſeiner Zuhörer und Freunde, hat ſich Herr Diakonus Schuderoff hieſelbſt entſchloſſen,

Predigten über die Evangelien der Sonn- und Feſttage des Jahres 1802, wie ſolche im Fürſtenthume Altenburg gefeiert werden,

in unſerm Verlage herauszugeben. Dieſe Predigten werden zur Oſtermeſſe 1803 in 2 Oktavbänden, ſauber gedruckt, unfehlbar erſcheinen. Der Ladenpreis derſelben wird zu 2⅔ Thaler ſeyn. Um den Freunden einer vernünftigen Religionslehre den Ankauf zu erleichtern, kündigen wir ſolche auf Pränumeration an. Der Pränumerationspreis für Ein Exemplar iſt 1½ Thaler in Conventionsgeld; und wer auf acht Exemplare voraus bezahlt, erhält das neunte als Zugabe. Die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. Sobald es erſchienen iſt, tritt der volle Ladenpreis ein, und es kann kein Exemplar um den Pränumerationspreis weiter abgelaſſen werden.

Daß die Pränumeranten und Käufer der angezeigten Schrift etwas nicht Gemeines zu erwarten haben, dafür bürgen die mannigfaltigen Proben, die der Verfaſſer von ſeinen Predigertalenten bereits abgelegt hat, und das hieſige und auswärtige Publikum hinlänglich kennt. Nur ſo viel bemerken wir noch, daß dieſe Predigten, da ſie einen vollſtändigen Jahrgang ausmachen, ſehr bequem zur Hausandacht benutzt werden können. Altenburg, im Oktober 1802.

Rink und Schnuphaſe.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

März 1803.

I.

Römer-Sinn.

Eine Tragödie, aus dem Italiäniſchen des Grafen Alfieri*)
überſetzt
von
D. Jeniſch.

(Das Forum.)

Numitoria. Virginia (ihre Tochter.)

Numitoria.

Komm, komm, was zögerſt Du? wir gehn nach Hauſe.

---

*) Der Graf Vittorio Alfieri, der erſte Tragiker der Italiäner, iſt in ſeinen Werken, in Rückſicht der neuern italiäni-

Virginia.

An dieſem Forum, Mutter, geh' ich nie
Vorüber, daß ich unwillkührlich, nicht,
In ſchönen Tiefſinn hingeſunken, weile.

ſchen Bühne, Original, und hat ſich in Sprache, Oekonomie der Stücke und der Geſinnungen einen eignen Weg eröffnet. Zu Aſti im Piemonteſiſchen geboren, bildete er ſich nach kurzen Kriegsdienſten, auf ſeinen Reiſen in Deutſchland, Frankreich und England, lebte in Siena (wie er in ſeiner Zueignung an Waſhington ſchreibt) per potere, nato non libero, altamente scrivere di libertà, und nährte ſeinen Geiſt, nächſt dem Studium der Alten, vorzüglich durch die Leſung des Dante und Machiavelli. Im Jahr 1783 gab er ſeine Virginia (hier Römerſinn genannt) nebſt dem Filippo und Polinice, als den erſten Band ſeiner Tragödien heraus; in den zwei folgenden den zweiten und dritten Band. Da ſich die Kritiker gegen ſeine Neuerungen in der Sprache erhoben, ſo arbeitete er nicht nur die zehn gedruckten Tragödien um, ſondern gab auch den neun übrigen eine größere Eleganz der Diktion, ohne ihnen die tragiſche Kraft zu nehmen. In Paris, wo er ſeit 1788 lebte, gab er ſeine ſämtlichen Tragödien in 6 Bänden heraus, die in ſeinem Vaterlande mit dem größten Beifalle aufgenommen wurden. Die Greuel der franzöſiſchen Revolution trieben ihn nach Florenz, wo er noch lebt. — (Vergl. Idelers Handbuch der ital. Sprache und Literatur. II. S. 305 f. Berlin 1802.) Eine edle, freie Geſinnung, kräftige Sprache, Neuheit und Einfachheit des Plans zeichnen ſeine Arbeiten aus und füllen auf der italiäniſchen Bühne eine beträchtliche Lücke. In Deutſchland ſind ſie unbekannter, als vielleicht ihr Verfaſſer; kaum iſt ſein Name von unſern Literatoren genannt worden. Selbſt in Italien, (zu Rom, Neapel, Siena, Florenz, Turin u.

Dies iſt der Ort, wo mein Icilius
Als Volks-Vertreter, hoher Freyheit Sprüche
Ertönen ließ. — Der übermüthigen
Decemvirn Allgewalt ſchloß ihm den Mund.
Ha! wie gerechter Zorn und Gram durchwühlt
Seitdem ſein Herz!

Numitoria.

Du kannſt, wofern Icil
Dich liebt, des Herzens Bitterkeit vielleicht
Ihm heute noch verſüßen.

Virginia.

Ich? verſüßen?
Noch heute? und wofern Icil mich liebt?
Was ſagſt du da? Wie iſt das Wort zu deuten?

Numitoria.

Dein Vater fügt ſich endlich deinen Wünſchen;
So ſchreibt er aus dem Lager mir. Er ſelbſt
Will eure Hochzeit nun beſchleunigen.

---

t. O) ſind — aus begreiflichen Urſachen — ſeine Tragödien nur auf Privattheatern aufgeführt worden: zur Zeit der parthenopiſchen Republik aber in Neapel auch öffentlich mit großem Beifalle. — Von einer deutſchen Ueberſetzung iſt dies der erſte Verſuch, und Herr M. Jeniſch hat eine ſehr verdienſtliche Arbeit unternommen, die Virginia des Dichters in Deutſchland bekannter zu machen. Wir theilen aus ſeiner Ueberſetzung (da der beſchränkte Raum des Journals die Mittheilung des Ganzen nicht geſtattet) einige Scenen des erſten und die letzten des fünften Aktes mit.

Fſchr.

Virginia.

So wäre dann des Herzens ſchönſter Wunſch
Erfüllt! wie glücklich, Mutter, machſt du mich!
(indem ſie ſich der Mutter anſchmiegt)

Numitoria.

Nicht minder deinem Vater, als dir ſelbſt
War theuer ſtets Icilius. Sie ſind
Ja beyde Römer, Römer mit der That,
Nicht blos an Namen. Höher konnteſt du
Dein Herz nicht ſtellen, Mädchen, als auf ihn.
Auch wollte dich der Vater eher nicht
Ihm angeloben, bis er ſeiner dich
Werth hielt. Erſt ſollteſt du an Tugend, wie
An Schönheit glänzen; alsdann wollt' er euch,
Ein glücklich Paar, einander werth, vereinen.

Virginia.

So glaubt er mich denn des Icilius
Nun würdig? Unausſprechliches Gefühl!
Solch einen Gatten zu beſitzen, ſchien
Mir einſt das Höchſte; aber größer iſt's
Doch wahrlich, dieſes Gatten werth zu ſeyn.

Numitoria.

Icil verdienet, und verdient allein
Virginien, Virginia Icilen.
Denn er allein erkühnte wacker ſich,
Als Römer ſich zu zeigen, während Rom
Sein ſtolzes Haupt dumpfſchweigend niederhängt,
Und in der Sclaverey ſich frey noch glaubt.

Wie klein erſcheinen gegen ihn doch ſie,
Die ihn verriethen, die Patricier;
Nur ihre Ahnen wiſſen ſie zu rühmen.
Im Herzen deines künftigen Gemahls
Wohnt Tugend, Tapferkeit und hoher Sinn.

Virginia.

Er iſt von dieſen keiner: das iſt gnug,
Das macht ihn mir ſo werth! Auf ſeiner Stirn,
So frey als kühn, ſtrahlt volle Majeſtät
Des Römer-Volks. Sein edler Wahrheitsſinn,
Sein unerſchrocknes Herz, ſein Laſter-Haß; —
Und alles dies — in Tagen, wo ſogar
Der Schmeichler dem Geſchmeichelten erzittert, —
Das iſts, was mein Gemüth ihm zugewandt.
Selbſt aus dem Volk entſprungen, bin ich ſtolz
Auf gleiche Abkunft mit Icilius.
Tief unter ihn erniedrigte mich nur
Geburt aus der Patricier Geſchlecht.

Numitoria.

Wohl ſprichſt du, wie's die Mutter dich gelehrt!
Denn mit der Mutter-Milch ſchon trankeſt du
Haß gegen das Patricier-Geſchlecht;
Gerechten Haß! denn mit des Glückes Wechſel
Verändern ſie ihr luſtiges Gemüth,
Bald ſtolz, bald kriechend, immer gleich verächtlich,

Virginia.

Virginia ſich ihrer Abkunft ſchämen?
Nein! nimmermehr. — Du weißeſt nicht, o Mutter!

Was dieſen Haß noch brennender entflammt. —
Hör' an die kränkende Beleidigung,
Die ich bisher in ſtille Lippen ſchloß.

Numitoria.

Beleidigung? Ha! wie? — Doch laß uns weiter gehn.
(indem beyde einige Schritte verſchreiten)

Virginia.

Erſtaunen wirſt du, wie gefährlich mir
Geringe Reize werden, die mir nur
Um meines Theuren willen etwas gelten.

Marcus, (der Unterhändler des Appius, tritt, von der Seite her, mit einigen Sclaven, auf die Bühne.)

Die iſt es, die. (auf Virginia hindeutend)
Ihr Sclaven, ſchleppet ſie
Fort in mein Haus; in meinem Hauſe ward
Sie, ſo wie ihr, als Sclavin mir geboren.

Numitoria.

Was hör' ich! Und wer biſt du, daß du's wagſt,
Mir Sclavin eine Römerin zu nennen?

Marcus.

Umſonſt, und allbekannt ſchon iſt dein Trug!
Vergebens ſuchſt du ſie den Feſſeln, denen
Sie angehöret, zu entziehn: denn nie
War ſie dir Tochter, und nie Bürgerin.
Auch ich bin Bürger Rom's, und kenne Rom's
Geſetze, ehre und vollbringe ſie.
Sie, die Geſetze, geben mir das Recht,
Was mir gehört, von dir zurückzufordern.

Virginia (mit hohem Erſtaunen und bedeutungsvoller Langſamkeit.

Ich — Sclavin —? Deine — Sclavin —? Ich?

Numitoria.

Sie — mir —

Nicht Tochter? — Ha! des Lügners! — Und du wärſt
Roms Bürger? . . . Sclaven des Tyrannen und
Noch ärgeres als Sclaven, nenn' ich dich
Nach deinen Worten, deinen Handlungen.
Doch ſey, wer du auch biſt; allein vernimm!
Wir ſind vom Volk, vom reinſten Stamm im Volk;
Ihr Vater iſt — merk dir's! Virginius;
Ich — ſeine Gattin; eben jetzo, ſteht er
Für Rom im Felde. Ha! der Mann vermag's
Dir dieſe Räuber-Klauen abzuſtumpfen!

Marcus.

Vernimm nun auch von Marcus ein paar Worte! —
Du haſt den guten, braven Mann getäuſcht.
Von dir getäuſcht, glaubt er ſie ſeine Tochter;
Nie wußt' er es, und weiß es jetzt noch nicht,
Durch welchen Trug du ſie ihm unterſchobſt.
Beweiſe für mein Wort will ich dir ſtellen,
So bald es das Geſetz erfordert. — Jetzt
Soll meine Sclavin mit mir gehn. Ich bin
Kein Lügner, und ich fürchte mich
Vor keinem Krieger in dem Lager Roms;
Mich ſichert des Geſetzes heil'ger Schirm.

(die Sclaven des Marcus wollen die Virginia ergreifen.)

Virginia.

O Mutter! dich ſoll ich verlieren, dich
Und mit dir — Vater, Bräutigam, und Freyheit?

Numitoria.

Bey allen Göttern Roms beſchwör' ich es:
Das Mädchen da — iſt — meine wahre Tochter.

Marcus.

Umſonſt nur ſchwörſt du. Frevel iſt dein Schwur!
Vergebens ſchmähet mich dein falſcher Mund!
Sie folgt auf der Stelle meinen Sclaven:
Wo nicht; ſo ſoll Gewalt zur Pflicht ſie führen.
Willſt vor Gericht du nachher mit mir rechten:
Es ſey; Rechtsgründe ſollen mir nicht fehlen.

Numitoria.

Du wähnſt uns waffenloſen Weibern dich
Hier überlegen? Sieh! Du täuſcheſt dich.
Gewalt zu brauchen gegen Bürgerinnen
Biſt du zu ſchwach. — Den Ort zur Volksbeſchimpfung
Haſt du nicht gut gewählt. — Du kennſt wohl nicht
Das Forum? — Laß das ſeyn! — Ein Schrey,
Und alles Volk ſtürzt hülfreich zu uns her,
Und tauſend Schützer ſtehn um meine Tochter.

Virginia.

Und wenn auch niemand mir zu Hülfe eilte; —
Ermorden ſolltet ihr mich eh, ihr Henker,
Denn mich als eure Sclavin, mit euch ſchleppen.
Ein ächter Römer iſt mein Vater, und
In meinem Buſen ſchlägt ein Römiſch Herz.

So ſchlüg's mir nicht, hätt' eine Sclavin mich
Von einem Sclavenvater dir gebohren.
(mit Verachtung auf den Marcus hindeutend)

Marcus.

Bald wird, in Sclaven-Ketten, Sclaven-Sinn
Dir kommen; mit dem niedern Stande wird
Sich deine hohe Sprache ändern. — Doch
Die Zeit verſtreicht mit nichtigem Gerede;
Ergreifet ſie!

Numitoria.

So reißt dann mich auch mit!

Virginia.

O Mutter! nichts kann, nichts — mich dir entreißen.

Marcus (an ſeinen Sclaven.)

Umſonſt nur ſträubt ſie ſich; man reiß' ſie los!
Die iſt nicht Mutter, und nicht Tochter die;
Es iſt nur eine mir entlaufne Sclavin.

Virginia.

Herbey ihr Römer, wenn ihr Mitleid fühlt!
(eine Menge Volk eilt herzu)

Numitoria.

O edle Mavors-Söhne! Römerinn,
Wie ihr, und frey geboren, ſo wie ihr,
Iſt ſie, die ich an dieſen Buſen drücke.
Sie ſollen Böſewichter mir entreißen?
In Mitte Roms, vor euren Augen mir,
Im Angeſicht der Götter mir entreißen?
(Icilius kommt)

Icilius.

Welch ein Getümmel! Welch Gekreiſch! Was ſeh' ich?
Virginia? ſie iſt's.

Virginia.

O komm!

Numitoria.

Der Himmel
Hat dich geſandt! — Lauf, eile, fliege. — Schwer
Droht deiner Braut Gefahr.

Virginia.

Man raubt mich dir,
Der Mutter und mir ſelbſt; man ſchilt mich Sclavin.

Icilius.

Dich — Sclavin? Ha du Niederträchtiger!
Das, das ſind deine Thaten! alſo kämpfeſt
Du auf dem Forum hier, ſtatt in der Schlacht?
Du, mehr als Sclave, wagſt es, dieſe Jungfrau
Mit Sclaven-Namen zu brandmarken? Du?

Marcus.

Zu Kämpfen nur, und blut'gem Streit gewöhnt,
Bringſt du die Krieger-Sitte auch nach Rom.
Umſonſt. — So lange, dir zum Trotz, in Rom
Geheiligte Geſetze noch beſtehn,
Soll ich vor dir mich fürchten? — Meine Sclavin
Iſt ſie, — ich ſag's; und wer Beweiſe fordert,
Der ſoll Beweiſe ſehen. — Du nicht, keiner nicht,
Die hier mit unverſchämtem Lerme toben,
Sind meine Richter.

Icilius.

Ich, Icilius,
Und wenige mir gleichgeſinnte, ſtehn
Als Mauer um die Unſchuld.

(auf Virginien hindeutend)

Höre mich,
Roms Volk! — Ich, der ich einen Meineid nie
Geſchworen, meine Ehre nie verkauft,
Und nie verrathen; dem ein biedres Herz
Von Volks-Blut klopft; ich rede! Hör's, o Volk!
Hier dieſe unbeſcholtne Jungfrau iſt
Die Tochter des Virginius. —

(nach einer beträchtlichen Pauſe)

Ich ſeh's, —
Zorn flammt euch bey den Worten in's Geſicht —

(wieder eine beträchtliche Pauſe)

Virginius ſteht jetzt für Rom im Felde.
Und unterdeß — ſchaut mir die argen Sitten! —
Bleibt ſeine Tochter hier, in Rom, der Schmach,
Dem Hohne blosgeſtellt. Von weſſen Hand?
Von dieſes Marcus Hand. —

(indem der Ankläger Marcus beſchämt ſich ins Gedränge zurückziehn und verſtecken will)

Hervor! Hervor!

(indem man den Marcus hervorſtößt, in die Nähe des Icilius)

Du zitterſt? wie? — Doch ſeht! ihr kennt den Mann:
Es iſt der niedrigſte der Sclaven, iſt

Der erſte Diener unſres Appius: —
Des Appius, des frechen Tugend-Haſſers,
Des harten, wilden, ſtolzen Appius,
Der euch die Freyheit raubte, und zum Hohn,
Zum Hohn euch nur, das Leben friſtete. —
(Pauſe)

Virginia ward mir als Braut verlobt: —
Ich liebe ſie. — Wer ich bin darf ich euch
Nicht in die Seele rufen; euer Mund
Und Volksvertreter war ich einſt . . . Umſonſt! —
Ihr trautet mehr auf andrer Schmeichelreden,
Als auf mein kühn geſprochnes Freyheits-Wort.
Dafür nun ſchmachten wir gemeinſchaftlich
In Sclaverey. — Kein Wort mehr. — Dieſen Arm,
Dies Herz, und dieſen Kühnſinn — kennet ihr.
(eine Pauſe)

Von euch nun ford'r ich meine Braut, — von euch!
Der (auf den Marcus deutend) ſpricht euch nicht um Hülfe an: er ſchilt
Sie Sclavin, nimmt ſie mir, und ſchleppt ſie fort.
Wer von uns beyden iſt der ſchnöde Lügner?
Ich? oder er? Roms Volk! entſcheide du!

Marcus.

Die weiſen, ſchrecklichen, geheiligten
Geſetze, welche du, Roms Volk, dir ſelbſt
Gegeben, waget ihr zuerſt zu brechen?
Ihr wagt's nicht! Die Götter dulden's nicht.
(mit bedeutungsvoller Langſamkeit)

Iſt Marcus falſcher Anſpruch' überzeugt,
Gerichtlich überzeugt; — ſo ſtürze euer Grimm
Mit voller Schwere auf ſein ſträflich Haupt.
So lange aber ſtolze Prahlerey'n,
Und ſchwarze Schmähungen, und frecher Hohn
Der allerhöchſten Staatsgewalt, allein
Die Gründe ſind, womit man mich bekämpft —
Wer unterſteht ſich meine Sclavin mir
Aus dieſer Hand zu reißen?

Icilius.

Ich zuerſt,
Und alle Römer ſchließen ſich mir an.
Ein ungeheures, unnennbar Geheimniß
Verſteckt ſich unter deiner Foderung.
Was dich dazu bewegt? wer weiß es? wer
Kann, will es wiſſen? — Ich -- wahrhaftig nicht.
Zu viel der Greuel kämen an den Tag.
Seit Rom der Zehenmänner Beute ward,
Hat's unter'm Schleyer der Geſetze, doch
Zu viel der Greu'l geduldet und der Frevel!
Ich — bin noch nicht zu ſolchen Kränkungen
Gewöhnt: wer ſie erträgt, verdienet ſie.
Die Braut Icils kann eine Sclavin nicht,
Sie kann nicht Sclavin ſeyn; und wäre ſie's
Geboren. — Kann's ein ungerechteres
Geſetz wo geben? . . . Sclaven in dem Schooß
Der Freyheit? . . . Und wem fröhnen dieſe Sclaven?
Dem Prachtſchmuck ſchwelgender Tyrannen. Nein!

Nicht Schwelger müſſen Sclaven haben. — Uns,
Die Hand und Muth dem Vaterlande weih'n,
Und Feinde ſchlagen, ziemen Sclaven; ſie,
Der ſtolze Preis des Siegerſchwerts. — Doch Rom
Zähl' tauſend Sclaven, und noch tauſende!
Nur ſey Virginia nicht in der Zahl!
Traut, Römer, eurem wackeren Tribun:
Dies iſt die Tochter des Virginius!
Ich ſchwör' es euch; es iſt ſein Angeſicht,
Sein Aug', ſein Blick, ſein hoher Römer-Sinn.
Ich liebe ſie, — und ſie gehört mir an.
Und ſie ſoll ich, ſo ſchändlich, nun verlieren?

Volk.

Unglücklicher Liebhaber! Ach! wer weiß,
Was dieſen Marcus zu dem Streiche ſpornt!

Icilius.

Ich ſeh's, ihr fühlt mit mir; — ich bin es werth.
Schaut an! — Am Tage, wo ich auf dem Gipfel
Der Wonne mich ſchon glaube, ſtürzt man mich
Zum Jammer-Abgrund. — Nur zu viele ſind
Der Feinde mir in Rom; die eurigen
Sind all' die meinen; hochgewaltig ſind ſie
Und doch — noch tückiſcher. Wer merkt es nicht!
Die Braut iſt ihre Beute; bald auch ich.
Seht ihre Frechheit! Lügen weben ſie;
Und Marcus kommt, mit ſchlau gewebtem Netz
Uns allen Füß' und Hände zu umſtricken.
Wohlan denn, Rom, wofür entſcheid'ſt du dich?

Ihr ſchnöden Freyheits-Unterjocher, ihr
Patricier, ſeyd hier die Sclaven! ihr
Verdientet der Ketten Eiſen-Laſt,
Ihr — mit den Seelen voller Trug und Truz,
Und niedrer Habſucht, denen ew'ger Neid
Auf unſere Plebejer-Tugenden
Am Herzen naget, Tugenden, die ihr
Nicht braucht, nicht kennet. — Die Misgünſtigen!
In Doppel-Feſſeln wollen ſie das Volk,
Wie Zwing-Herrn ſchlagen, ſtatt die ſüße Freyheit
Mit ihm zu theilen. Die Verworfenen!
Des Volkes Freude iſt — ihr Jammer nur;
Des Volkes Jammer ihre Freude. Doch
Die Zeiten werden, hoff' ich, bald ſich ändern;
Der Tag iſt nah . . . .

Volk.

O bräch' er doch ſchon an!

Marcus.

Hör' auf, Tribun! Du kommſt vom Schlachtfeld her,
Und willſt ein neues Blutbad hier bereiten.
Die Götter wenden's, daß ich meine Hand
Nicht mit der greuelvollen Flut beſudle!
Daß ich, — auch nicht zu einem Morde nur —
Den Dolch dir ſchärfe, deine Hände ſtärke!
In dieſer immerfert'gen Helfer Mitte,
(auf das Gefolge des Icilius hindeutend)
Da — ſchmiede Ränke, ſprütze weit dein Gift!
Sie, die Geſetze, ſtell' ich einzig dir

Entgegen. — Wohl nun! ſo erſcheine dann
Virginia vor Appius' Gericht!
Mit ihr die falſche Mutter! Beyden werd'
Ich gegenüber an dem Richtſtuhl ſtehn.
Nicht wild Geſchrey und Jammerflüche nicht,
Das kalte Recht allein nur ſoll entſcheiden.

(geht ab)

Icilius.

Ich ſelbſt, ihr Römer, will ſie dorthin führen,
Und hoffe, (zu der kleinen Schaar der Freyen
Und Tapfern red' ich nur) und hoffe, euch
Als Zeugen meiner Sache dort zu ſehn.
Roms jeder Vater, jede Mutter wird
Dort lernen, ob's bey uns noch Ehen giebt?
Und in den Ehen — ächte Töchter ſind?

(das Volk geht ab)

(Nun erklärt Virginia ihrem Geliebten die Nachſtellungen des Appius. Icilius hofft noch alles von rechtlicher Entſcheidung durch die Geſetze, doch erklärt er (am Ende des erſten Akts), daß, wenn der Weg dem Rechte nicht offen ſtehe, das Schwerdt den Weg zur Rache ſich bahnen werde.)

Zweyter Akt.

(Appius, trotzend auf ſeine Gewalt durch die Geſetze und durch die Habſucht der Patrizier, zeigt in einem Selbſtgeſpräch ſeinen Entſchluß zu herrſchen. Virginia, von Mutter, Geliebten und Volk begleitet, erſcheint vor ihm; Numitoria führt ihre Klage, Marcus von der andern Seite die ſeine; der heftige Icil provocirt auf den Vater, Appius

läßt

läßt ihn von den Lictoren umringen, dieſer entdeckt dem Volk die verbrecheriſche Leidenſchaft des Decemvir, der ihm die Beſchuldigung der Tyrannei zurückgiebt. Icilius giebt ihm die gleiche Beſchuldigung, belegt mit Beyſpielen, zurück und ſagt:

Wenn Rom nicht andre Römer in ſich faßt,
So biet' ich mich, todt oder lebend, ihm,
Ihm, einem anderen Tarquinius,
Ein andrer Brutus an.

(Virginia beſänftigt ihn und Appius bewilligt den Aufſchub des Gerichts bis morgen und die Herbeirufung des Virginius. Das Volk bürgt bey Marcus für Virginien.)

Dritter Akt.

(Am Abend kommt Virginius in Rom an, er trifft Icilius auf der Straße, der ihm die Ereigniſſe des Tages erzählt; Numitoria und Virginia kommen zu ihnen. Indeß Icilius auf alles gefaßt iſt, bietet Virginia, als eine zweyte Lucretia, ihr Leben zum Opfer dar.)

Vierter Akt.

(Beym Anbruche des Tags gehn Vater, Mutter und Tochter in Trauerkleidern umher. Marcus verkündigt dem Appius die Ankunft des Kriegers; Appius beharrt auf ſeinem Plane. In einem Geſpräch mit Virginius ſucht er ihn mißtrauiſch gegen Icilius zu machen, und ihn durch Verheißung eines höheren Ranges in dem Heere zu gewinnen. Virginius, bisher nur der ſanfte Greis, antwortet ihm:

— — Erkaufen willſt du mich?
Der Tugend Lohn ſoll mir durch deine Gunſt,
Durch Gunſt des Appius ſoll er mir kommen?

Durch welch Verbrechen hab' ich Deine Gunſt
Erlangt? — Schon iſt der Ehre heil'ger Saame
Im Lager längſt erſtickt. Rom weiß, Rom
Und alle ſeine Feinde wiſſen's: Meucheldolch
Gedungner Mörder ſchafft die Edlen fort.
Die ehrenvollen Wunden, welche mir
Die Bruſt durchnarben, Wunden, die die Mütter
An ihren Kindern ſegnen, würden mir
Brandmale ſeyn, wenn man für dich nur kämpfte.
Rom ſchwur ich Treue; Rom muß ſich erneu'n,
Woſern ich in das Lager kehren ſoll.
Du ſprichſt mir ſchlau; antwort' ich tapfer dir?
Soldat und Bürger, Vater — das bin ich;
Jedwedes andre Uebel trag' ich nicht.
So lange Rom es duldet, duld' ich mit;
Doch meine Tochter —

(Appius verſpricht ſie ihm wieder zu geben, wenn er ſie dem Icilius verweigre, denn ſeine Braut gehe mit dem Bräutigam zugleich zu Grunde. Virginius geht nach der Weigerung. Auf's neue macht er heimlich Virginien Anträge, ſucht ihre Eitelkeit zu reizen, ihr zu beweiſen, daß ſie Icil nicht liebe, droht mit dem Tode ihres Geliebten und Vaters. Virginia bittet nur um einen Tag Aufſchub, erhebt ſich aber bald wieder als Römerin. Tyrannei und Liebe herrſchen gleich ſtark in Appius.

Fünfter Akt.

(Virginius und Icilius verbinden ſich, Rom zu retten oder zu ſterben. Dieſer geht, die Weiber zu geleiten, und wird, während eines Geſprächs des Vaters mit Appius, angefallen. Numitoria erzählt:

Icilius ſchwingt reiſſend ſchnell ſein Schwerdt.
Es ſtürzt Arent, es ſtürzt, wer ſich ihm naht.
Alsbald erſchrecken feige Flüchtlinge
Die rings erſtaunte Menge durch den Schrey:
„Ein Hochverräther iſt Icilius,
Ihr Römer! König, König will er ſeyn!"
Kaum tönt das Wort — von vorn, von hinten ſtürmt
Man auf ihn ein — und unabwendbar iſt
Sein Tod.

Virginius.

Und welch ein Tod für ſolchen Mann!

Numitoria.

Doch keines andern Schwerdt vermochte ihn
In Staub zu ſtrecken. Er ſelbſt kehrete
Den eignen Dolch auf ſeine nackte Bruſt
Und rief hinſinkend: „Nein, nicht herrſchen wollt' ich,
Nur dienen nicht. Den freyen Tod von mir
Du, meine Braut! —"

(Appius ſucht nun den Tod Icils zu beſchönigen)

Nein,

ſagt Virginius.

Du täuſcheſt nicht.
Du täuſcheſt keinen! Warum Worte ſpenden?
Ein jeder kennt den Thäter dieſer Rache.
Nachdem Icilius ermordet iſt,
Haſt mehr du, als den halben Sieg gewonnen.

Nur weiter fortgeſchritten, Appius!
Sprich aus das Urtheil! Doch! was fordre ich?
Wer lieſt es nicht auf dieſen blanken Waffen?
Und in dem Schweigen des erſchrocknen Roms?

Appius.

Treuloſe! Wie? Seit ihr des Aufruhrs euch
Umſonſt erfrecht, ſeit eure eigenen
Verräther euch verrathen; ſchuldiget
Ihr mich drob an? Treuloſigkeit nur täuſchte
Treuloſigkeit? Was iſt natürlicher?
Zu euch, ihr Römer, ſpreche ich nunmehr.
Bewehrte Schaaren ſeht ihr hier ringsum
Geſtellt; allein ſie drohn zum Heile Roms.
Wer wagt es, dem vereinten Wunſch des Volks
Zu widerſtehn? Gewiß, kein Appius.
Doch gegen eine Rotte Böſewichter
Roms Majeſtät, die ihr mir anvertraut,
Zu ſichern, — ſchien mir keineswegs zu kühn.
Vielleicht iſt ſchon mit ihm, Icilius,
Die Rotte ganz vertilgt? — Hieher, Lictoren!
Virginius ſteh hier, von euren Beilen
Umzingelt, bis das Urtheil ausgeſprochen.
Zu keinem guten Zwecke kam er her.
Rechtsgründe, — hat er ſie, — er bring' ſie vor:
Gewalt zu brauchen iſt ihm nicht verſtattet.

Numitoria.

Ich Arme!

Virginia.

Auch der Vater! O ich Arme!

Virginius.

Wahr iſt's, ich bin ein ſchwerer Hochverräther;
Ich bin der Vater von Virginien.
Ein Hochverräther war Icilius:
Er war ja Bräutigam Virginien's.
Ein Hochverräther iſt, wer ſie die Tochter,
Und Braut, des Appius Gelüſt verweigert.
Seyd ihr von ſeiner Luſtgier noch nicht klar
Genug überzeugt? — Nein, Römer, ſo unſchuldig auch
Ich bin; laßt immer mit Icilius
Mich und noch tauſend andere zum Tod
Hinſchleppen! — Aber dieß unſträfliche
Geſchöpf nur rettet! — Aergres noch, als Tod,
Steht ihr bevor. — Ich flehe nicht für mich,
Für ſie nur zittre, für ſie jammre ich.

Numitoria (zu den verſammelten Römern.)

Ihr ſtimmet nicht in unſre Klagen ein!
Was euch erwartet, Väter, lernt von uns
An dieſem Tage. — Unempfindliche!
Kein einz'ger wagt's, die Lippen aufzuſchließen?
An euch, ihr zarten Mütter, wend' ich mich.
Ihr liebet ſie gewiß, die theuren Pfänder,
Von eurem Blut erzeugt, an eurer Bruſt
Genähret. Vernehmt! Das Kinderzeugen iſt
Verbrechen! — Iſt euch eurer Kinder Ehre,

Iſt eure eigene euch theurer — dann
Ermordet ſie mit kalter Mutterhand.

Appius.

Von Mutterliebe ſpricht ſie! Hört es! hört's!
Wer ſieht's nicht, daß die Mutter untergeſchoben,
Getäuſcht der Vater iſt! — Man foderte,
(Und ſehr gerecht war's!) daß Virginius
Dem Streit beywohnte. Sieh! da iſt er nun.
Doch kann die Gegenwart des Vaters auch
Die Hände binden der Gerechtigkeit?
Die Zeugniſſe der Kläger ſind geprüft.
Sie ſtimmen überein; des Klägers Recht
Iſt klar, ich ſchwör's hier offen vor dem Volk.
Die Mutter iſt bis zu dem Augenſchein,
Als falſche Mutter überführt. — Drum ruft ſie jetzt
Den Volkstumult auf zur Vertheidigung.
Den guten Vater aus der Täuſchung ziehn
Zu müſſen, kränkt gewiß mein Herz, und doch
Iſt's meine Pflicht. —

(zum Marcus)

Dein iſt Virginia!
Hier, Marcus, nimm ſie. Länger kann ich's dir
Nicht vorenthalten.

Numitoria.

Wo? wo hörte man
Ein ſolches Richter-Urtheil? . . und es achtet
Niemand auf mich?

Virginia.

Du ſiehſt, wie der Vater
Von Beilen rings umgeben iſt; du ſiehſt
Daß er für mich nun weiter nichts vermag.
Faſt ſind die Lippen ihm geſchloſſen. Gieb,
Gieb mir den Dolch! Du haſt es mir verſprochen.
Der Bräutigam iſt mir ermordet. Soll
Ich auch die Ehre mir geraubet ſehn?

Virginius.

Vom Himmel ſelbſt verwieſne Sclaven-Herde!
So ganz hat euch der Schreck das Herz betäubt?
Ruf, Kinder, Freyheit, alles — gilt euch nichts,
Für ein verächtlich Leben! — Murmeln hör' ich wohl
Doch niemand iſt kühn genug, herauszutreten.
O doppelt niedrig! zu empfinden, und
Empfindung nicht zu äußern. — Seht ein Loos,
Wie meines hier, kann jeden unter euch
Auch treffen; und wenn's noch ein ſchlimm'res giebt,
Auch dieß. Beraubt der Haabe und der Kinder,
Beraubt der Waffen und des Ehrgefühls
Kann der von euch begünſtigte Tyrann
Euch auch das ſchandbefleckte Leben nehmen,
Das ihr, auf ſolche Koſten, euch erfriſtet!

Appius.

Es murret Rom, doch über dich allein.
Nun ſchweige, Verwegner. — Lictoren! gebt
Hier auf der Stelle ihrem Herrn die Sclavin!
Euch hemme nicht der leere Pöbelsſchrey

Der unterſchobnen Mutter! Raſch — die Tochter
Der falſchen Mutter von dem Buſen weg-
Geriſſen.

Numitoria.

Mich erſt ſollt ihr morden, mich!

Virginia, (indem ſie von der Mutter weggeriſſen wird.)

O Mutter! Mutter!

Volk.

Welch ein Tag des Unheils!

Virginius.

Nur einen Augenblick verſchiebe noch,
Und höre mich, o Appius! verſchieb's,
Und höre mich. — Ich zog das Mädchen auf,
Als meine Tochter; mehr noch, als mich ſelbſt
Hab ich's geliebt. Hat mich mein Weib getäuſcht,
So weiß ich nichts um den geſpielten Trug.

Numitoria.

Was muß ich hören, o gerechte Götter! . . .
So tief erniedrigen dein edles Weib?
Hat Schreck und Unbild dir den Sinn bethört?

Virginia.

O Vater! Deine Tochter ſoll ich nicht
Mehr ſeyn? Ich deine Tochter nicht mehr ſeyn?

Virginius.

Sey wer du biſt, ich liebe innigſt dich,
Wie dich der beſte Vater lieben kann.
Noch einmal laß mich, Appius, die Tochter
Andrücken der einſt väterlichen Bruſt.

Schau! wie mein Trotz hinſinkt; er iſt nicht mehr.
(mit verſtellter Ruhe)
In dir verehre ich Roms Majeſtät,
Verehre Roms Geſetz, Roms Gottheit ſelbſt.
Doch iſt es möglich, mir den Vaterſinn,
Der mir durch ſo viel' Jahr' in's Herz gewachſen,
In einem Tag, in wen'gen Augenblicken
Mir aus der Seele Tiefen wegzureißen?

Appius.

Die Götter laſſen mich den Hartſinn nie
So weit gar treiben, daß die Vaterliebe
Zur Strafe von mir angerechnet werde.
Beſinne dich, ſprich, wie's dem Bürger ziemt,
Und wie es mich geziemt, antwort' ich dir.
(zu den Lictoren)
Lictoren! — Jetzt das Leben ihm geſchenkt!

Virginius (zur Tochter.)

Komm, Tochter, an den Vater Buſen, komm!
Noch einmal dich mit dieſem Namen nennen
Iſt mir ſo ſüß! noch einmal nur —
(indem er ſie an ſeinen Buſen drückt und ihr den Dolch in die Bruſt ſtößt)
Empfange
Von meiner Hand der Liebe letztes Pfand,
Die Freyheit und den Tod.

Virginia.

O . . . wahrer . . . Vater!

Numitoria.

O meine Tochter!

Appius (zu dem Virginius.)
Was haſt du gethan?
Lictoren her!
Virginius, (indem er ſich ſelbſt den Dolch durch die Bruſt ſtößt.)
Den Unterirdiſchen
Gottheiten weihe ich mit dieſem Blut
Dein ſtrafbar Haupt.

Volk.
O gräßlich! gräßlich Schauſpiel!
Tyrann iſt Appius! Tyrann! Tyrann!

Virginius, (ſchwer aufſtöhnend.)
Jetzt endlich, Römer, reizt euch Zorn die Bruſt
Zu ſpät! . . . Die todte Unſchuld weckt ihr nicht!
(auf Virginia hinzeigend)

Volk.
Tyrann iſt Appius! Er ſterbe! ſterbe!

Appius.
Der Tochter-Mörder ſterb'! es ſterben alle
Rebellen.

Virginius.
Wenigſtens zur Rache bleibt
Euch, Tapfre, Zeit, eh' euch das Mordſchwerdt trifft.

Appius (zu Virginius.)
Auch mir ſoll nicht der Augenblick entgehn,
Dich, eh' in Tod ich ſinke, zu beſtrafen.

Volk.
Es ſterbe Appius! Er iſt Tyrann! er ſterbe!
(Appius wird ermordet.)

II.

Es iſt keine Dunkelheit noch Finſterniß, außer bloß in der Einbildung.

(Eine Vorleſung.)

Meine Herren!

Ein bedeutender Hauptzweck alles Philoſophirens iſt der, den Menſchen zu befreyen von eitler Furcht und Sorge. Was anders als Philoſophie, hat ſchon in frühern Zeiten Phantome vertrieben, wodurch die blöde, kindliche Sinnlichkeit des Menſchen, noch undiſziplinirt durch den Verſtand, ſein ganzes Leben gleichſam verzaubert hatte. Wie kräftig und tiefgewurzelt, wie allgemein verbreitet war vormals der Glaube an Teufel, Hexen und Geſpenſter, an ſchwarze und weiße Magie! Es mußte dem großen Haufen unmöglich ſcheinen, daß alle dieſe Vorſtellungen künftig einmal als Verirrungen einer kranken Phantaſie vor dem Lichte der Aufklärung verſchwinden und in ihr Nichts zurückfallen würden. Und doch, es iſt geſchehn, geſchehn durch Philoſophie, durch Diſziplin der dunkeln Sinnlichkeit mittelſt klarer Begriffe.

Aber noch iſt dieſe Diſziplin nicht vollendet, noch giebt es Phantome genug, die allgemein für Wahrheit genommen werden, weil man noch nicht gewagt hat, ſie mit dem kalten und ruhigen Strahl der philoſophiſchen Kritik zu beleuchten.

Eins von dieſen iſt die phyſiſche Dunkelheit. Ich wag' es zu behaupten: daß Dunkelheit und Finſterniß gar nicht ſind, außer in einer kranken Einbildungskraft.

Die Dunkelheit ſoll ein ſinnlicher Zuſtand ſeyn, und zwar ein Zuſtand der äußern Sinne. Das wird im Allgemeinen behauptet. —

Auch der neuſte Idealiſt wird, im ordentlichen praktiſchen Leben, die wahren, nicht erträumten ſinnlichen Zuſtände von den bloß erträumten unterſcheiden müſſen. Die Phantaſien eines Kranken, wie z. B. die höchſt merkwürdige Hemorrhoidal-Phantaſie eines verdienſtvollen Mannes, müſſen ihm ganz etwas anders ſeyn, als diejenigen Erſcheinungen, über deren Annahme Sinn und Verſtand im geſunden und wachen Befinden gleichſam überein gekommen ſind, denn ſonſt könnte überhaupt von Geſundheit und Krankheit niemals die Rede ſeyn, es gäbe weder Kranke noch Verrückte. —

Die Wirklichkeit eines ſinnlichen Gegen- oder Zuſtandes, in der Bedeutung, welche wir eben feſtgeſetzt haben: (daß nämlich über die Annahme der Erſcheinung Sinn und Verſtand im geſunden und wachen Befinden überein gekommen) kann nur mittelſt der Sinne unter Lenkung des Verſtandes erprobt werden. Das Daſeyn eines Lauts durch ein geſundes und verſtändiges Hören, eines Geruchs durch ein geſundes und verſtändiges Riechen u. ſ. w.

Die Dunkelheit, als etwas für die äußern Sinne, müßte ſich demnach entweder hören, riechen, ſchmecken, fühlen oder ſehen laſſen, und zwar auf eine verſtändige Art, d. h. unter Bedingungen, worunter der Verſtand ihre Annahme als Erſcheinung eines geſunden und wachen Befindens genehmigen könnte.

Hören läßt ſie ſich nicht, ſo auch nicht riechen, ſchmecken, fühlen *). Sehen bleibt noch übrig.

Die Dunkelheit müßte ſich alſo ſehen laſſen, und die Erprobung ihres Daſeyns könnte nur durch den Sinn des Geſichts geſchehn.

---

*) Außer vielleicht von unſren tranſzendenten Dichtern, welche den Blumen-Duft ſingen hören, die Farben mit dem Auge ſchmecken, und die Töne der Vögel, in Geſtalt eines Regenbogens, mit dem innern Gehöre beſchaun. Eine gar zu verrückte Verrücktheit, die nebſt dem übrigen anerkannten Wahnſinn einiger ſo genannten genialiſchen Köpfe unſrer Zeit, hoffentlich ohne Folgen ſeyn wird für die Nachwelt.

Das Schmecken, Riechen u. ſ. w. kurz alle Sinne müſſen gehörig durch den Verſtand abgetheilt und rubrizirt werden, indem man ſonſt allerdings nicht recht wiſſen kann, ob man jetzt ſieht, oder bloß riecht. An und für ſich ſind die Sinne konfus, wenn ſie nicht auf eine begriffliche Weiſe in Ordnung und Disziplin gehalten werden. Sie greifen wunderlich und toll in einander, und machen die Wahrnehmung der ganzen Natur chaotiſch.

Hiezu gehört aber vor allen Dingen, daß man ſehen könne, und iſt das Sehen-Wollen bey dieſer ganzen Unterſuchung vorausgeſetzt.

Zum Sehen-Können ſind wenigſtens zwey Stücke erforderlich: das innre Sehvermögen des Auges und äußres Licht *).

Demnach müßte man, um ſich von der Exiſtenz der Dunkelheit, als eines nicht krankhaften Geſichts-Zuſtandes, gehörig zu überzeugen, die Dunkelheit in's Licht bringen, oder ſie beleuchten.

Abſichtliche Verſuche dieſer Art würden lächerlich ſeyn. Es weiß jeder, daß die Dunkelheit nicht zu ſehen und überhaupt nicht zu finden war, ſobald das erforderliche und gehörige Licht zugelaſſen wurde. Schon aus dieſer alltäglichen Erfahrung ſollte der geſunde Menſchen-Verſtand ſchließen, daß die Dunkelheit niemals exiſtirt hat, wo man bey dieſem nothwendigen Prüfungsmittel ihrer Exiſtenz ſie nicht entdecken konnte. —

Freylich nach der Behauptung der neuern Philoſophie ſollen bloße Erfahrungen nichts Nothwendiges geben können. Aber es läßt ſich auch aus bloßen Begriffen und alſo der Form

---

*) Es iſt eigentlich ein uneigentlicher Ausdruck, wenn man ſagt, daß die Katzen bey Abweſenheit des Lichtes ſehen können, indem nur ihre Augen von ſolcher Beſchaffenheit ſind, daß ſie eine geringe und zerſtreute Lichtmaterie gehörig ſammeln und gleichſam konzentriren, und in dieſem Stück die Lichtwirthſchaftlichkeit des menſchlichen Auges in der That übertreffen.

noch a priori beweiſen, daß die Dunkelheit gar nicht einmal exiſtiren könne. Ihre Wirklichkeit iſt ein Verſtoß gegen den unumſtößlichen Satz des Widerſpruchs, d. h. ſollte ſie demohngeachtet exiſtiren, ſo geſchäh' es auf eine ganz unvernünftige Weiſe, und ſie könnte demnach bloß von unvernünftigen Weſen angenommen werden.

Sie ſoll ein ſinnlicher Zuſtand ſeyn, und zwar einer für's Geſicht, und doch ſoll ſie zugleich, nach der Behauptung ihrer Gläubigen (was wir nur geſtehen wollen) eigentlich im Mangel des Lichts beſtehn. Mit andern Worten: ſie ſoll geſehen werden, obwohl ſie unſichtbar iſt. Man müßte alſo, bloß um ſie wahrzunehmen, (geſchweige um ſie zu erproben) zugleich Licht haben, und kein Licht haben, — zugleich ſehen, und nicht ſehen, — welches gegen alle Vernunft anſtrebt.

Iſt ſie nun nicht, wie ſie denn wirklich nicht iſt, und wird doch vorgegeben; ſo bilden ſich die Leute die Dunkelheit bloß ein. Sie iſt ein Phantasma, und, wenn ſie geglaubt wird, ein Vorurtheil, ein Aberglaube, kurz eine Unaufgeklärtheit. —

Gegen-Argumente ad oculos ſind hier um ſo weniger zu fürchten, als ſelbſt der Gegenſtand des Streites nicht ad oculos iſt.

Löſchen Sie, meine Herren, dieſe Lichter, (Sie wiſſen, ich leſe meine Collegia über die Aufklärung am liebſten in ſolchen Stunden, wo der Unaufgeklärte nicht ſagen kann, daß wir dem Geiſte der Zeiten oder Umgebungen huldigen) ich ſehen Sie alſo dieſe Lichter, und laſſen Sie uns dann gegenſeitig fragen: „Sind wir nun überzeugt, daß es eine wirkliche und wahrhafte Dunkelheit giebt?“ Was werden wir antworten, wenn wir ſonſt die begriſliche Konſequenz gehörig achten? Mit nichten! werden wir ſprechen. Davor bewahrt uns unſer gute Verſtand! Gerade vom Gegentheil ſind wir noch mehr überzeugt, — davon, daß die Dunkelheit bloß ein Aberglaube iſt.

Wir haben uns ja ſo eben die einzige Bedingung genommen, unter der wir ſie prüfen und ihre Richtigkeit gewahr werden müßten, gleichſam als wollten wir uns gegenſeitig betrügen, damit wir, ohne alle Prüfung, das Phantasma der Dunkelheit für wahr halten möchten, gegen alle unſre wohlgeordnete Ueberzeugung.

Freylich, da wir nun nicht ſehen können; ſo ſtehen wir in Gefahr, allerhand Unfug anzurichten, und wenn wir uns unvorſichtig und ungeſchickt benehmen, ſogar den Hals zu brechen. Aber das ſpricht nur noch mehr *wider* jenen Aberglauben, er iſt nicht bloß *unvernünftig*, ſondern auch *gefährlich*, *halsbrechend* und ganz *untolerabel*.

Laſſe man uns hingegen die nöthigen Prüfungsmittel, ein helles Licht und ein offnes geſundes Auge, und dann bringe man uns ſo weit, daß wir eingeſtehen müſſen: *wahrhaftig, es iſt doch dunkel!* —

Hier kann ich ſchließen, denn der Beweis iſt vollſtändig geführt und beendet; und wenn auch das Reſultat gegen das-

tenlar

jenige ſtreiten ſollte, was man ſo gewöhnlich Gefühl zu nennen pflegt, ſo kann dieſes doch die Ueberzeugung des Verſtandes und die Richtigkeit dieſes philoſophiſchen Raiſonnements nicht anfechten! Nicht das Gefühl darf den Begriff zurecht weiſen, ſondern es iſt die höhere Beſtimmung des Menſchen, daß er ſtrebe, ſeine Empfindungen durch Begriffe zu diszipliniren, welches Vermögen wir Vernunſt nennen.

Mit dieſen Worten iſt Alles geſagt, was Sie, meine Herren, auf ewig von aller Furcht vor der Dunkelheit oder Finſterniß befreyen muß: denn was vernünftiger Weiſe überhaupt nicht ſeyn kann, das läßt ſich auch von einem vernünftigen Weſen weder lieben noch fürchten!

Auf die heilſamen Folgen dieſer Aufklärung im täglichen Leben will ich nur hindeuten. Ihrem eignen Nachdenken ſey die Ausführung überlaſſen.

Wenn die Ueberzeugung, daß Dunkelheit und Finſterniß bloß Phantome einer noch unerzognen oder kranken Einbildungskraft ſind, erſt tiefer eingreift: wie könnte dann noch der thätige Geſchäftsmann, der Handwerker, der Feldbauer, ſeine Arbeiten bloß darum unterbrechen, weil es dunkel wird? Es wird gar nicht dunkel, denn es kann nicht dunkel werden. — Die Müdigkeit nach langer Anſtrengung iſt eine Sache für ſich. Aber wenn wir nur diejenigen Arbeitsverſäumungen in Anſchlag bringen, die man ſich bisher, ohne alle Müdigkeit, bloß wegen des Vorurtheils der Dunkelheit, in allen Aemtern und Gewerben erlaubt hat, wie viel hat die

Weit, wie viel der Staat verloren! Wie viel Prozeſſe wären den ſchneller beendigt, wie viel Fabrikate mehr geliefert ſeyn, und o, wie viel wohlhabende Leute weniger wären zu Grunde gegangen durch das, was ſie Feyerabend nennen, und welches größtentheils mit jenem Aberglauben in geheimer Verbindung ſteht, — wenn die Ueberzeugung von der Nichtigkeit deſſelben längſt allgemein geweſen wäre. — Die einzelnen Poſten des Verluſtes mögen einem unökonomiſchen Auge klein dünken, die Summe iſt ungeheuer.

Hier ſehen Sie, meine Herren, zugleich ein Beyſpiel, wie wahre Philoſophie, wahre Aufklärung das zeitliche Wohl des Menſchen im Auge haben ſolle.

Wahrlich, alle Spekulationen ſind leer, und tödten die Zeit nicht weniger, als das Vorurtheil der Dunkelheit, — wofern ihre Reſultate nicht unmittelbar in's weltliche Leben eingreifen, und heilſame Reformen in allen Geſchäften deſſelben bewirken können. Das iſt auch der einzige Weg, die Weisheit liebenswürdig zu machen, daß man zeigt: die Weisheit führe zum Wohlſtande! —

Warſchau, den 12. Oktober
1800.

Mnioch.

III.

Die Stecknadel.

Eine Erzählung.

Wir ſaßen eben heiter und fröhlich bei Tiſche, unſer Wirth war ungewöhnlich munter, die Gräfin um deswillen doppelt und dreifach liebenswürdig; geiſtig und fein und lebhaft war Wein und Geſpräch, wir lebten, im vollſten Sinne des Worts. Das Deſſert war ſchon herumgegeben, als ein Bedienter dem Grafen einen Brief überreichte. „Keine Geſchäfte!" rief er, „Geſchäfte ſind Vorbereitungen zum Leben, und wer froh iſt, muß genießen!" und ſo wollte er den Brief eben abgeben, als der Bediente, nach der gewöhnlichen Dienſttrockenheit dieſer Leute hinzuſetzte: Der Expreſſe warte. — „Alſo doch Geſchäfte! Sie ſehen, ich muß, und bitte um Verzeihung!" Er entfaltete den Brief, der nur wenig Zeilen enthielt, las ihn flüchtig mit lächelnder Miene durch und ſagte eben: Sehr willkommen! als ſein Auge auf eine Stecknadel fiel, die unten an dem Blatte, ſtatt des Namens, mit Sorgfalt eingeſteckt war. Er ſtutzte, las die Zeilen noch einmal, ſah wieder auf die Nadel und ſein Blick blieb unverwandt auf ihr haften. „Sonderbar!" ſagte er leiſe, und betrachtete die Nadel ohne Aufhören, — „ſollte es möglich ſeyn? — Wie käme doch — Aber nein! —" Plötzlich erwachte er aus ſeinem Sinnen, befahl ſogleich den Expreſſen mit dem Auftra ge: daß die Herrſchaft mit Ungeduld erwartet werde, abzufertigen, und wandte ſich an uns mit den Worten: „Sie ſehen mich in einer ſonderbaren Gemüthsſtimmung, lieben Freunde! — Dieſer Brief hat eine Erinnerung in mir aufgeregt, von der ich nicht weiß, ob ſie angenehm oder unangenehm iſt, die mich aber in die höchſte Spannung verſetzt. —"

„Nun, ſo theile uns den Wunderbrief mit, damit wir dir die Räthſel löſen helfen," ſagte die Gräfin. Er gab ihn ihr und ſie las:

> Durch einen Zufall höre ich, daß Graf Julius Velden nur eine Viertelſtunde von der Stadt wohnt, in der ich eben angekommen bin. Der Name iſt mir ſo bedeutend, daß ich um die Erlaubniß bitten muß, noch heut mich in Friedburg überzeugen zu dürfen, ob es der Velden ſey, den ich ſo ſchmerzlich ſuche.

Wirklich ſonderbar! ſagte ſie; ich würde die Sache für einen Spaß halten, mit dem ſich ein älter Bekannter ankündigen wollte, wenn der ernſthafte Schluß nicht wäre.

Und die Nadel! ſetzte der Graf hinzu. — Dieſe iſt vielleicht noch ernſthafter. Er nahm den Brief zurück und verwahrte ihn, oder vielmehr die Nadel durch den Brief aufs ſorgfältigſte. Wir ſahen ſeine Unruhe und ſtanden auf. So ſehr er es zu verbergen ſuchte, ſo war doch ſeine Aufmerkſamkeit allein aufs Fenſter gerichtet, und als eine prächtige engliſche Chaiſe über den Hof flog, ſtand er ſchon auf der Brücke des Schloſſes.

Eine edle männliche Geſtalt ſtieg aus dem Wagen und lag im Augenblicke in den Armen des Grafen; eine noch ſchönere weibliche kam nach und mußte allein ins Schloß gehen; denn der Graf hatte ſeinen Gaſt ſo ſchnell hinein geführt, als wenn er ihn in ſeine Mauern retten wollte.

Sie traten ein, aber, ſtatt uns zu begrüßen, umarmte ihn der Fremde aufs neue und rief: Gott ſey Dank! ich habe meinen Julius wieder, er hat mir vergeben und ich habe das Ziel meiner Reiſe gefunden!

Still, ſtill! rief der Graf! — Ich habe meinen Eduard wieder, nach dem ich ſo oft mich geſehnt habe.

Der Fremde. Und du lebſt glücklich?

Der Graf. Glücklich! — Dieß iſt meine Frau!

Der Fremde, (nach einer herzlichen Begrüßung der Gräfin.) Und dieß die meine!

Die Frauen, die bisher eine ſtumme Rolle geſpielt hatten, umarmten ſich, und betrachteten ſich gegenſeitig mit Wohlgefallen, nur war an der Gräfin eine kleine Spannung der Neugier nicht zu verkennen. Endlich ſetzte man ſich in einen Kreis, der Hausfreund war vorgeſtellt worden, und blieb. Die übrigen giengen nach der Gewohnheit. Die Männer führten das Wort, niemand verſtand ſie, denn ſie ſprachen in lauter abgebrochenen Worten, reichten ſich bald die Hände, bald lachten ſie, bald umarmten ſie einander. Die fremde Dame ſah ihnen lächelnd zu, die Frau vom Hauſe konnte unter ſchnell angeknüpften und eben ſo ſchnell abgebrochenen Geſprächen ihre wachſende Verlegenheit nur ſchlecht verbergen. Mich ergötzte das lebhafte Spiel aller handelnden Perſonen ungemein.

Aber ſehen Sie denn nicht, meine Herren! fieng endlich die Gräfin an, daß unſer Freund dort (ſie zeigte auf mich) und vielleicht auch noch eine andre Perſon vor Neugierde brennen, zu wiſſen, was das alles bedeutet. Und wenn anders keine Geheimniſſe obwalten, ſo bin ich ſo frei, den Reden etwas mehr Zuſammenhang zu wünſchen.

Der Graf. Verzeihung, meine Gute! — Sieh, das iſt Lord Farmer —

Der Lord. Der graden Weges aus London nach Friedburg kommt, um ſeinen alten Freund zu verſöhnen, und ſeiner ſchönen Gemahlin die Aufwartung zu machen.

Gräfin. Doch ſieht es nicht aus, als ob hier eine Verſöhnung nöthig wäre —

Der Graf. Sie war im erſten Augenblick des Wiederſehens geſchloſſen — O! ſie war es ſchon längſt! Mit welcher Sehnſucht habe ich deiner gedacht!

Farmer. Ich wahrlich nicht minder! — Und da ich beſonders die verwünſchte Nadel wieder fand, hatte ich keine Ruhe, und meine Jenny mußte vierzehn Tage nach unſrer Heurath ſich zur Reiſe aufs feſte Land anſchicken —

Gräfin. Tauſendmal willkommen! — Aber, lieber Mann! — Dieſen Namen höre ich heut zum erſtenmal?

Der Graf. Das ſind die Folgen der Strenge in Abſicht auf Briefſchreiben! Hätte ich von Göttingen aus die gnädige Erlaubniß zu einer Correſpondenz erhalten können, ſo hätteſt du den Namen Farmer auf allen Seiten meiner Briefe gefunden.

Gräfin. Alſo eine Bekanntſchaft von der Akademie! Dieſe ſollen ſehr angenehm ſeyn!

Farmer. Die unſre war die innigſte Freundſchaft Wir waren unzertrennlich. — Weißt du noch, Belden! man nannte uns —

Graf. Les inseparables! Wir wohnten endlich den letzten Sommer in einem Gartenhauſe, wir ſtudirten zuſammen, aßen, ſchliefen, ritten und fuhren zuſammen, und waren nicht eine Stunde von einander getrennt. —

Farmer. Und doch kamen wir ſo weit, daß wir uns aufs bitterſte haßten, daß wir uns kalt trennten, daß wir uns — o Sie werden mich haſſen, Gräfin! —

Gräfin. Nun, das muß eine ſehr wichtige Urſache geweſen ſeyn, die —

Farmer. Die allerunwichtigſte, eine Stecknadel —

Der Graf. Iſt es dieſelbe? (den Brief hervorziehend.)

Farmer. Dieſelbe!

Gräfin. Um ſolcher Dinge willen können Männer, Freunde, ſich entzweien?

Farmer. Leichtſinn, Eiferſucht, etwas Starrköpfigkeit von meiner Seite. —

Der Graf. Eine unverzeihliche Hitze von der meinen. —

Farmer. Nein, Belden! Keine Entſchuldigung für mich! Es war ein leichtſinniger Streich von mir, daß ich dir die Nadel nahm. —

Der Graf. Mit etwas mehr Vernunft hätte ich ſie wieder erhalten. —

Gräſin. Aber bei alle dem erfahren wir doch nicht, was es mit der Nadel für eine Bewandniß hatte.

Farmer. Ich will erzählen. Belden war ſchon ein halb Jahr auf der Akademie, als ich hinkam; wir fanden uns bald und wurden Freunde, im engſten heiligſten Sinne des Worts. Täglich hatte er, ſo lange er in Göttingen war, vorn am Halſe eine Nadel getragen, die er am Abende aufs ſorgfältigſte aufhob. Möchte er noch ſo elegant angezogen ſeyn — die gemeine Nadel war richtig an ihrem Platze; niemand trug dergleichen, ſie diente zu keiner Nothwendigkeit, noch weniger zum Putze und ich fieng an, nach dem ſonderbaren Inſtrumente zu fragen, und, da er meinen Fragen auswich, darüber zu ſpotten. Er bedeutete mich einigemal ernſthaft, und ich — konnte den erſten luſtigen Einfall über die Sache wieder nicht unterdrücken. Wir wohnten endlich zuſammen, und nun ſah ich alle Abende, mit welcher Sorgfalt er ſie an die Fenſtergardine heftete und am Morgen an ihren Ort befeſtigte. Die Nadel war meine Anfechtung! — Auf einmal war ſie fort. O Gräfin! Sie hätten die Angſt ſehen ſollen, man ſuchte ſie —

Gräfin. Wie eine Stecknadel! — Und Mylord hatte ſie entwandt!?

Der Graf. Das glaubte ich leider! Ich war bitter, ich forderte mit Ungeſtüm meinen Schatz zurück, ich äußerte den unwürdigſten Verdacht, ich vergaß meinen Freund. — O! Farmer! wie viel habe ich Dir abzubitten!

Farmer. Hatte nicht mein leichtſinniger Spott den Verdacht reichlich verdient? — Das fühlte ich und wurde nicht böſe. Aber ich wollte ihn beſchämen, und nun ſuchte niemand eifriger, als ich. Wirklich war ich ſo glücklich, die Unglücksnadel in einem Spalte der Diele zu finden, in den die ſchlecht befeſtigte von der Gardine gefallen war. Ich ſteckte ſie ſtillſchweigend, als er ausgegangen war, an ihren Platz und wir hatten — eine zärtliche Scene.

Der Graf. Und doch konnte ich in der Folge ſo aufbrauſen!

Farmer. Still! ich muß erſt die Erzählung vollenden. Eine Zeitlang ſchwieg ich von der Nadel, die ihr Amt wieder angetreten hatte; aber ich hatte meine Feindſeligkeiten gegen ſie keinesweges aufgegeben. Dann kamen unter den jungen Leuten die goldnen Tuchnadeln auf; dieß ſchien mir die beſte Gelegenheit zu ſeyn, das gemeine Ding aus ſeinem Anzuge zu verdrängen. Stillſchweigend kaufte ich die ſchönſte Nadel, die ich finden konnte und ſteckte ſie ſtillſchweigend neben jene. Belden fand ſie am Morgen, lächelte und ſteckte die alte an. Das ärgerte mich. —

Der Graf. Doch habe ich, als ich merkte, ſie käme von Dir, die goldne zuweilen neben der meſſingnen getragen.

Farmer. Ja, aber nur zuweilen, wenn er mir ein recht groſſes Kompliment machen wollte. Nun wurde ich in allem Ernſt eiferſüchtig, und die Kinderei gewann ein bedeutendes Anſehen. Ich ſetzte feſt, die Nadel ſey von einer Geliebten und repräſentire bei ihm alſo die Liebe; die meine ſollte die Freundſchaft repräſentiren und — ſagen Sie ſelbſt, gnädige Gräfin! iſt es nicht ein entſetzliches Verbrechen, daß man die Freundſchaft nicht einmal neben der Liebe dulden will?

Gräfin. Darüber kommt mir keine Entſcheidung zu! — Aber, ich danke Ihnen! Sie haben mir einen wichtigen Beitrag zur früheren Geſchichte meines Herrn Gemahls gegeben. Von einer früheren Geliebten alſo war die Nadel, daran iſt kein Zweifel. Wiſſen Sie nicht von wem?

Farmer. Nicht ein Wort! bis auf den heutigen Tag nicht! Das betrübte mich eben, daß er in dieſem einzigen Punkte ſo unbegreiflich, ſo unfreundſchaftlich verſchloſſen blieb.

Gräfin. Alſo werde ich mich wohl an den Frevler ſelbſt wenden müſſen. Nun, mein Herr Gemahl! von wem war die Nadel?

Der Graf. Von Emilie —

Gräfin. Welcher Emilie? —

Der Graf. Von Emilie von Malſen, meiner jetzigen Gebieterin —

(Hier fiel ihm die Gräfin um den Hals; die innigſte Liebe leuchtete aus beider Augen)

Der Graf. Wie hätte ich Dir von Emilien erzählen können, da ich nicht ein Wort, kaum einen ſchüchternen Blick der Liebe gewagt hatte, da ich mir ſelbſt dieſe Liebe kaum geſtand. Die Nadel war das einzige, was ich von ihr beſaß und mein Heiligthum, wie mein Geheimniß.

Farmer. Nun, Gräfin! weiß ich durchaus nicht, wie ich weiter erzählen ſoll; Sie müſſen mich haſſen und verabſcheuen. — Aber ich muß auch büßen, und fahre fort. — Ich war eiferſüchtig, und meine Eiferſucht wuchs mit jedem Tage. Ich lauerte täglich, ob er meine Nadel anſtecken würde und war verſtimmt, wenn es nicht geſchah, beſonders wenn ich es erwartet hatte. Mein Geburtstag fiel ein, er trug meine Nadel und ich war ſeelig, ich erklärte es für das ſchönſte Angebinde; der ſeine traf nicht lange darauf; acht Tage vorher war ich geſpannt, ob er ſie tragen würde, ich erſchrak aufs heftigſte — als ich die Nadel der Liebe an ſeinem Halſe und die der Freundſchaft an der Fenſtergardine erblickte — Von dieſem Augenblicke ſchwur ich jener den Untergang, wenigſtens wollte ich mir die Veranlaſſung zu einer täglichen heimlichen Erbitterung aus den Augen ſchaffen. Nach einigen Tagen war die Nadel verſchwunden.

Der Graf. Ach Farmer! nun laß uns abbrechen!

Farmer. Du haſt mir vergeben, und ich muß abbüßen! Alſo zu Ende! — Mit einer fürchterlichen Gleichgültigkeit ſah ich ſeine Angſt: ließ ihn alle Winkel der Zimmer ausſuchen, Preiſe über Preiſe auf das Wiederfinden der unglücklichen Nadel ſetzen, die indeß ruhig in dem geheimen Fache meines Portefeuille lag. Oft wollte er gegen mich losbrechen und mir die Entwendung der Nadel ſchuld geben, aber er befürchtete eine zweite Beſchämung. Endlich konnte ich ſein Leiden faſt nicht mehr anſehen: aber — zu meinem Entſetzen verſchwand auch meine Nadel, und dieſe Bemerkung führte mich zur Hartnäckigkeit und Verſtockung. Wir ſprachen nicht — ſein Verdacht gegen mich wuchs — und am dritten Tage gab er mir geradezu die Verheimlichung ſeiner Nadel ſchuld. Ich antwortete bitter — ich verlor das Recht auf ſeine Schonung — mit einem Worte, wir endigten mit einer Herausforderung.

Gräfin. Großer Gott! Und Sie ſchlugen ſich?

Farmer. Mit einer Erbitterung, die nur aus unſrer Freundſchaft erklärbar iſt. — Wir wurden beide verwundet, ich ſehr leicht am Kopfe, Velden an der Hand.

Gräfin. O laß mich die theure Hand küſſen, die für unſre Liebe kämpfte und blutete! — O dieſe Narbe! Alſo deshalb mußte ich ſo oft vergeblich nach ihrer Veranlaſſung fragen — deshalb die finſtre Wolke auf Deiner Stirn, wenn ich die Urſache wiſſen wollte! — O Mylord! wir ſind quitt! die Liebe ſtörte die Freundſchaft, aber ſelbſt in die Umarmungen der Liebe begleiteten den Freund trübe Erinnerungen.

Die beiden Freunde reichten ſich die Hände, zwei weibliche fügten ſich über ihnen zuſammen; es war ein ſchöner Moment des Herzens.

Können Sie glauben, fieng der Graf an, meine Damen, daß zwei Freunde, deren Herzen ſich unverrückt achteten und liebten, ſich kalt, ohne Abſchied, ohne Thränen trennen konnten? Es geſchah, jeder von uns, ich glaub' es feſt von Dir, Farmer! gieng mit einem heimlichen Gram in ſein Vaterland; wir fühlten, daß wir uns noch liebten; daß wir uns mißverſtanden hatten. Eine Probe von meiner Seite werde ich Dir ſogleich geben.

Er ſtand auf und gieng in ſein Zimmer. Nach wenig Minuten kam er zurück, reichte ſeinem Freunde eine blanke goldne Nadel hin, und ſagte: Ich habe ſie treu verwahrt! — Mit Entzücken erkannte Lord Farmer ſein Geſchenk.

„Mir dieſe Nadel!“ rief die Gräfin, und befeſtigte ſie am Halſe ihres Gemahls. Gerührt küßte ihr der Lord die Hand, und ſagte: Das vermag nur die ſichre, glückliche Liebe.

Nun zog der Graf auch den Brief aufs neue hervor und küßte die Nadel, die er enthielt. „Aber wie fandeſt Du ſie wieder?“ fragte er.

„Als ich in England angekommen war,“ ſagte jener „dauerte es nicht lange, ſo war ich von den Reizen dieſer Dame gefeſſelt, die Liebe triumphirte auch bei mir über die Freundſchaft. Ich war glücklich und vergaß des Schatzes in meinem Portefeuille.“

Das iſt nicht genau erzählt, fieng die Lady an, vier Wochen nach unſrer erſten Bekanntſchaft erzählte er mir ſchon von ſeinem deutſchen Freunde und zeigte mir die Nadel. Ich ſchalt ihn wacker aus, und fragte ihn, ob er ſie Ihnen noch vorenthalten wolle? Ich befahl ihm, (wir waren damals noch nicht verheurathet!) ſie ſogleich in einem Briefe nach Deutſchland zu ſenden. Nein, rief er, der Brief kann verloren werden, das Schiff kann untergehen und — ich weiß nicht einmal die Addreſſe meines Freundes. Bringen will ich, wollen wir ſie ihm und — Sie werden es nicht glauben, vierzehn Tage nach der Hochzeit mußte ich zu Schiffe. Nun ſind wir mit der Nadel an Ort und Stelle.

„O du meine geliebte Nadel!“ rief der Graf: „ſey mir willkommen, wie die Erinnerung meiner erſten und einzigen Liebe. Auch du ſollſt wieder an Ort und Stelle gelangen, ohne ſie je wieder zu verlaſſen.“ — Und ſo befeſtigte er das Zeichen der Liebe kühn neben dem Zeichen der Freundſchaft.

IV.

Auch ein Wort über Univerſitäten.

(Mit Bezug auf den im Februar-Stück befindlichen Aufſatz des Herrn Profeſſor Buchholz.)

Wenn man Univerſitäten als höhere Bildungsanſtalten für gelehrte Geſchäftsmänner betrachtet: ſo iſt allerdings zwiſchen Theorie und Praxis eine ungeheure Kluft. Der Theologe als Prediger, und der Rechtsgelehrte als Richter geſtehen es ſich allgemein, daß ſie von dem, was ſie auf der Univerſität als Brodſtudium treiben mußten, für ihr Amt herzlich wenig gebrauchen können. Ja, ein großer Theil unſrer Studirenden würde vielleicht auch die Vorleſungen ſeiner Facultät nicht einmal hören, wenn er ſich nicht vor dem Examinator fürchtete. So iſt oft eine einzige Stunde der Prüfung das ganze Motiv, das den ſo genannten Studenten in ſeine Brodt-Kollegia treibt; denn vor dem weitern Fortkommen iſt ihm eben darum nicht bange, weil er weiß, daß die zum Amte erforderlichen Kenntniſſe, nach den Univerſitätsjahren, praktiſch erlernt werden können, und weil er ſieht, daß die meiſten Geſchäftsmänner ihre Pflichten erfüllen, ohne von ihrer Univerſitäts-Gelehrſamkeit mehr, als eine dunkle Erinnerung übrig behalten zu haben. Dieß gilt vorzüglich von den Theologen, und in einem geringern

Grade auch von den Juriſten. Unter den vielen brauchbaren Männern, die in beiden Ständen gefunden werden, möchte kaum die Hälfte ihre Amtsgeſchicklichkeit der Univerſität verdanken; eigene Anlagen, glückliche Verkettung der Umſtände, und praktiſche Anleitung nach den akademiſchen Jahren bildeten Tauſende zu ihrem Berufe weit ſchneller und beſſer aus, und machten ſie brauchbar für den Wirkungskreis, in den ſie geſtellt wurden. Es ſcheint alſo wohl ausgemacht, daß die Univerſitäten, wenn man ſie als Amtsvorbereitende Bildungsanſtalten anſieht, für den Theologen und Juriſten, wenn nicht überhaupt zweckwidrig, doch wenigſtens ſehr entbehrlich ſind.

Allein von dieſer Seite dürfen wir auch jene literariſche Inſtitute nicht betrachten. Sie ſind gleichſam Depots für das Univerſum des gelehrten Wiſſens, und ſollen dazu dienen, die wiſſenſchaftliche Kultur überhaupt, ohne Rückſicht auf eine beſondere Benutzung derſelben zu einem beſondern Zweck oder für eine gewiſſe Lage, zu pflegen und zu verbreiten. In dieſer Hinſicht ſind ſie als erweiterte gelehrte Schulen zu betrachten, die nicht auf beſondere Stände berechnet ſind, ſondern vielmehr auf die allgemeine Ausbildung des Menſchen überhaupt; dadurch unterſcheiden ſie ſich eben von dem zunftmäßigen Charakter gewiſſer ſpeciellen Unterrichts-Anſtalten, die nur das lehren, wovon ſich unmittelbare Anwendungen auf das bürgerliche Leben und auf einen beſtimmten Erwerbzweig abſehen läßt. Jeder Studirende findet nun in der Univerſität eine allgemeine literariſche Schule höherer Art, wo er das ganze Feld des menſchli-

chen

chen Wiſſens bearbeiten, und ſich in der ſtrengſten Bedeutung des Worts zu einem *Gelehrten* ausbilden kann. Der Staat braucht ſolcher Gelehrten zwar in jedem Zeitpunkte nur wenige, aber dieſe wenigen ſind ihm auch unentbehrlich, um durch ſie die ſtrengern Wiſſenſchaften — als die Quellen des ernſten Wiſſens — vor dem Verſiegen zu bewahren, und wo möglich das Feld der Gelehrſamkeit zu erweitern. Sein nächſter Zweck geht alſo nicht ſowohl dahin, durch die Univerſitäten Prediger und Richter zu ziehen, ſondern *Gelehrte*, welche die Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt willen erlernen.

Bei dieſer Anſicht kann nun auch nicht mehr die Frage ſeyn: ob die Univerſitäten gute Erzieher, Richter und Prediger liefern, oder, ob ſie ſolche nach ihrer Verfaſſung liefern können? Sie ſind zweckmäßig, ſobald ihre Einrichtung ſo iſt, daß jeder Studirende Gelegenheit findet, ſich durch ſie, ſobald er will, zu einem wirklichen Gelehrten ausbilden zu können. Iſt daher für einen gründlichen Unterricht durch gelehrte Profeſſoren in allen gelehrten Sprachen und Wiſſenſchaften hinlänglich geſorgt: ſo hat der Staat ſeiner Verpflichtung gegen die Gelehrſamkeit in dieſem Punkte vollkommen genügt.

Dennoch bleibt es ſehr wünſchenswerth, daß unſre Univerſitäten auch amtsvorbereitende Bildungsanſtalten für den gelehrten Geſchäftsmann ſeyn möchten. Sie ſind ja die letzte Schule, aus welcher der Jüngling ſogleich in das bürgerliche Leben übergeht; ſie ſollten ihn alſo auch mit den

Pflichten, welche er hier zu übernehmen hat, praktiſch bekannt machen. Bei dem Mediziner iſt dies, ſo viel ich weiß, wirklich der Fall. Die Vorleſungen, welche er beſucht, greifen genau in ſein künftiges Geſchäfft ein; ſie ſind ihm unentbehrlich, um ein brauchbarer Arzt zu werden. Bei dem Juriſten iſt es nicht ganz ſo. Er muß manches hören, was nicht als nothwendige Vorbereitung zu ſeinem künftigen Amte angeſehen werden kann; er würde auch ohne Staatsrecht, auch ohne Kenntniß der römiſchen Geſetze, bei einer guten Urtheilskraft und bei gehöriger Bekanntſchaft mit dem Landrechte, einen brauchbaren Richter in einer Landſtadt abgeben können. Der Prediger, wenigſtens der Dorfpfarrer, braucht von dem, was er hören muß, wenig oder gar nichts. Selbſt die Exegeſe, als das erſte Brodtkollegium, iſt ihm, wenigſtens in dem Umfange, zu ſeinem Amte nicht nöthig. Man kann einen ſehr erbaulichen Vortrag über einen religiöſen und moraliſchen Gegenſtand halten, ein trefflicher Seelſorger ſeyn, und alle actus ministeriales verrichten, ohne Exegeſe und Dogmatik ſtudirt, oder ein ganzes Kollegium über Kirchengeſchichte gehört zu haben. — Für den Juriſten und Theologen wären alſo die Univerſitäten keine ganz zweckmäßigen Vorbereitungsſchulen; denn ſie lehren ſolche Gegenſtände, welche nur für die Gelehrten beider Stände, nicht aber für den Geſchäftsmann in denſelben gehören.

Wenn nun aber auch wirklich mehr Zuſammenhang der Theorie mit der Praxis bewirkt werden könnte: würde denn dieß für die Studirenden ſelbſt von großem Gewinn ſeyn? —

Ganz gewiß; doch geſtehe ich offen, nicht in moraliſcher Hinſicht, wie Herr Profeſſor Buchholz in ſeinem ſonſt ſo leſenswerthen Aufſatze behauptet. Der Grund der ſo verſchrieenen Ausſchweifungen und unſittlichen Lebensart der Studirenden liegt nicht in dem Widerſpruch zwiſchen Theorie und Praxis! Es gab eine Zeit, wo Exegetik, Dogmatik und Polemik nicht nur von den Kathedern gelehrt, ſondern auch von den Kanzeln herab geprediget wurden. Damals ſtanden Theorie und Praxis in engem Zuſammenhange, und — die Studirenden waren doch ausſchweifend, nur auf eine andere, dem Geiſte damaliger Zeit angemeſſene Art. Schwerlich möchte alſo auf dieſem Wege die Moralität der Studirenden verbeſſert werden, und (daß ich es hinzuſetzen darf) vielleicht giebt es hier überhaupt kein Mittel zu einer Radical-Cur. Der freie Geiſt der Studirenden regt ſich ſchon auf den Schulen; ungebunden ſchwingt er ſich da über alle Schranken der Legalität hinaus, wo kein äußerer Zwang, keine unmittelbare Gewalt ſtatt finden kann. Faſt jeder Menſch hat in ſeinem Leben einen Zeitpunkt, wo die ſich entwickelnde Kraft mit Ungeſtüm hervorbricht: wie ſollte der Student frei davon ſeyn, der in allen ſeinen Umgebungen dieſe Kraft genährt und alle die äußern Hinderniſſe und Beſchränkungen entfernt ſieht, welche die Ausbrüche ſeines Muths zurückhalten können! Daß aber dieſe wilden Ausbrüche, dieſe illegalen und, wenn man will, unmoraliſchen Aeußerungen der Studirenden bei den Medizinern am wenigſten, und bei den Theologen am häufigſten angetroffen werden, liegt warlich eben ſo wenig in der größern oder mindern Uebereinſtimmung der Theorie mit der Praxis. Die Mediziner machen auf allen Univerſitäten den kleinſten und bemittelſten Theil der Studirenden aus; die Theologen dagegen den größten *) und ärmſten. Mehr als die Hälfte unter ihnen iſt in den Werkſtätten erzogen, und durch Armuth und Abgeſchiedenheit von der großen Welt, auf Schulen und Waiſenhäuſern in einer beſchränkten, geiſtverkrüppelnden Lage groß geworden. Die Natur aber behauptet ihre Rechte. Aus dem Käfich entlaſſen, der ſtrengen Aufſicht entzogen, bricht nun die lang unterdrückte Freiheit des jungen Menſchen aus, und äußert ſich um ſo gröber und ſinnlicher, da ihm alle dieſe Genüſſe neu ſind, und er ſelbſt — ſeiner frühern Erziehung nach — nur durch grobe Genüſſe befriedigt wird. Die Menge ſeines Gleichen, unter denen er lebt, nährten und förderten dieſen Sinn, und ſo kann es nicht fehlen, daß gerade die Theologen den Ausſchweifungen am meiſten Geſchmack abgewinnen müſſen.

Der Gewinn, der aus einer näheren Vereinigung der Theorie mit der Praxis entſteht, möchte alſo wohl nicht moraliſcher Art ſeyn. Allein er läßt ſich in ſcientifiſcher und bürgerlicher Hinſicht mit Sicherheit erwarten. Dem jungen Theologen, der nichts als eine Pfarre begehrt, würden technologiſche und ökonomiſche Kenntniſſe weit wohlthätiger ſeyn, als alle Dogmatik und Exegeſe. Lernt er die

---

*) Dies möchte jetzt auf wenig Univerſitäten mehr der Fall ſeyn. D. H.

Kunſt, Lehrer und Rathgeber zu ſeyn, in ſolchen Gegenſtänden, welche das häusliche, eheliche und bürgerliche Wohl des Landmannes angehen: ſo iſt Theorie mit der Praxis vereint. Dem Staate kommt es nachher zu, dem Prediger die Grenzen ſeines Wirkungskreiſes zu ziehen, und der ſchädlichen Pfuſcherei auf dem Gebiete des Arztes und Rechtsgelehrten einen Damm entgegen zu ſetzen.

Indeſſen geſtehe ich aufrichtig, daß vielen Studirenden — wenigſtens dem größern Theile der Theologen — eben dieſe Vereinigung der Theorie mit der Praxis, den Beſuch einer Univerſität ſehr entbehrlich macht. Wenn er wirklich jener gelehrten Kenntniſſe zu ſeinem Amte nicht bedarf, ſo ſehe ich nicht ein, warum er eine Univerſität beſuchen ſoll. Ohnedies ſteht der Koſtenaufwand, welchen ſein Studiren erfordert, mit dem Ertrage ſeines künftigen Amts ſehr oft in gar keinem Verhältniſſe. Man hat Predigerſtellen, die noch nicht 100 Rthlr. tragen und fordern dann einen Literaten. Iſt es doch, als wenn man auf die Unwiſſenheit calculirt hätte; denn ein kenntnißvoller Mann wird hoffentlich der Annahme ſolcher Stellen ſich ſchämen.

Unter dieſen Umſtänden würde es ſehr zweckmäßig ſeyn, für die angehenden Theologen ſolche Seminarien zu errichten, als man bereits für die Schullehrer hat. Beide laufen einander ſehr parallel. Der Schulmann, welcher ſich für eine gelehrte Anſtalt ausbilden will, geht auf eine Univerſität; der, welcher den Unterricht des Bürgers und Landmannes bezweckt, beſucht ein Seminar, oder bildet ſich, in

Ermangelung deſſelben, unter Anleitung eines erfahrenen Freundes. Der Theologe, welcher ſich für das Stadtleben beſtimmt, oder nicht bloß Prediger, ſondern Gelehrter ſeyn will, mag ſeine Univerſität nach wie vor beſuchen: begnügt er ſich aber mit einer Dorfpfarre, will er bloß Prediger und Seelſorger ſeyn: ſo fordere man von ihm nicht, daß er gelehrte Kollegia über theologiſche Wiſſenſchaften höre. Man lege vielmehr Seminarien für dergleichen Theologen an, und mache ſie hier mit dem bekannt, was zu ihrem Amte gehört. Und da auf dieſe Art die ohnedies nicht frequenten Univerſitäten weniger beſucht werden möchten *), ſo

---

*) Dieß würde gewiß eintreffen, ja ſie würden wahrſcheinlich gar nicht mehr beſucht werden, wenn man ſie, als allgemeine Bildungsanſtalten, auch außer bürgerlichem Zuſammenhange mit dem geſelligen Leben ſetzen wollte. Als nur der reichere Jüngling, der ein Gelehrter werden und auf höhere und einträglichere Staatsbedienungen Anſpruch machen wollte, würde die Univerſität beſuchen? Wer aber würde dieſe Anſprüche aufgeben, oder wer würde durch mehrere Jahre ſich bloß mit der Vorbereitung zum Gelehrten, (denn der Zuſammenhang der Lehrgegenſtände auf Univerſitäten mit der Praxis wird durch die Anlegung von Seminarien nicht herbeigeführt) beſchäftigen, wer den ſo gebildeten Gelehrten irgendwo anſtellen wollen? — Auch ſind die Univerſitäten von einer andern Seite ſehr zu beachten, als Entwickelungs- und Uebungsplätze des Charakters, der Selbſtſtändigkeit, der liberaleren Geſinnung: worinn ſie durch keine andre Anſtalt erſetzt werden möchten.

Fſchr.

ziehe man einige derſelben ganz ein, und nutze den Fonds derſelben zur Anlegung von Predigerſeminarien. Etwas ähnliches könnte mit Einſchränkung unter den Juriſten geſchehen. Nach welchem Plane? -- davon vielleicht ein anderes Mal. — Auf dieſe Art würde Theorie mit Praxis vereint, und die Univerſitäten beſtänden ferner als höhere Schulen für das Univerſum des menſchlichen Wiſſens.

Theodor Heinſius.

V.

Literariſche Briefe.

Vierter Brief.

An Herr O.

Sie verlangen einen nähern Bericht über die literariſch-äſthetiſchen Vorleſungen des Herrn Profeſſor Schlegel's, von denen Sie etwas gehört haben. Ich ſehe es Ihrem Briefe an, daß dies nicht viel Gutes ſeyn mag, denn Sie ſprechen ganz bedenklich darüber, und laſſen gar wohl errathen, daß Sie dies Katheder für die Scene der Dunkelheit und der Paradoxie, und vielleicht von etwas noch Schlimmerem, halten.

Ich könne, ſagen Sie, dieſe Forderung nicht wohl ablehnen, da ich dieſe Vorleſungen ſelbſt höre; und es ſey mir Nüchternheit genug zuzutrauen, da ich ſchon in früheren Jahren mit Beſonnenheit und Auswahl Collegia gehört, ſodann durch eine ziemliche Reihe von Jahren ſelbſt dergleichen gehalten habe, und in Abſicht der in Rede ſtehenden Gegenſtände kein Fremdling ſey; allein ich gebe Ihnen wohl zu bedenken, daß ich doch nur mit Schüchternheit etwas darüber ſagen könnte, theils weil dies als eine Vertheidigung des Mannes ſelbſt ausſehen möchte (welche, auch ſelbſt in einem freundſchaftlichen Briefe anmaßend ſeyn würde) theils weil ich Ihnen, ohne ſehr weitläuftig zu werden, ohne Anführung von Gründen, von individuell ausgeführten Beiſpielen, nur einen unvollkommnen Begriff davon geben könnte, und mir doch bei jedem Worte der Gedanke kommen würde: Man muß ihn ſelbſt hören.

Wenn mir aber im Gegentheil die ſonderbaren Gerüchte einfallen, die Sie darüber gehört haben können, ſo möchte ich auch wieder nicht Anſtand nehmen, Ihnen wenigſtens mein ehrliches und unbefangenes Urtheil, auch ohne Beleg und Beweis, niederzuſchreiben, und es Ihnen ſodann überlaſſen, über manches Einzelne, was Sie mit dieſem allgemeinen Urtheile nicht reimen könnten, beſonders zu fragen. Ich wenigſtens will ohne ſpecielle Aufforderung lieber ein Urtheil, als eine Relation mittheilen; jenes habe ich allein, dieſe hätte mehr ein andrer zu verantworten. — Es iſt ja das traurige Schickſal jedes mündlichen Lehrers, beſonders des ausgezeichneten, daß Aeußerungen von ihm und auf ſeine Rechnung nacherzählt werden. Sie wiſſen, (und wir haben es ſelbſt erfahren!) wie es ſodann geht: man hat mit halben Ohren gehört und erzählt mit halbem Munde; bei der zweiten Tradition hat nun die Sache ſchon eine ſonderbare Geſtalt, bei der dritten eine abentheuerliche, bei der vierten eine unſinnige. Da heißt es (und ich ſpreche hier aus eigner Erfahrung): Dies und das hat S. von X. geſagt. „Er hat den Namen noch nicht genannt!“ — So hat er über — geurtheilt. „Ja, im Ganzen wohl, und dies iſt der Zuſammenhang und dies die Gründe.“ Man findet nun dieſes

Urtheil wahr und vortrefflich, das man ſonſt, gelind geſprochen, paradox fand. — Um wie vieles beſſer ſind doch die Schriftſteller daran; ſie können geleſen und wieder geleſen werden, bis alle Zweifel über ihren wahren Sinn im Zuſammenhange gelöſt ſind; aber das Wort des Sprechenden iſt verhallt, und wer es nicht mit einem feinen Kopfe und guten Herzen gefaßt hat, kann es leicht mit und zu einem verkehrten Sinne weiter bringen. — Wenn ich alſo nur im Stande wäre, durch einige wahrhafte Aeußerungen darüber auch nur ein übereiltes oder ungerechtes, auf falſche Tradition gebautes Urtheil zu verhüten, oder wenigſtens eine Scheu vor Vorſchnelligkeit zu veranlaſſen, ſo würde ich mich ſelbſt nicht ſcheuen, ſie öffentlich zu thun. Für jetzt empfangen Sie ſie alſo allein, aber vergeſſen Sie nicht, daß ich nicht von dem Manne ſelbſt, nicht von ſeinem Syſtem, nicht von dem, was er in Schriften davon entdeckt hat, ſondern (als wenn wir nie etwas von ihm geleſen oder gehört hätten) blos von ſeinen Vorleſungen ſpreche.

In der Ankündigung derſelben ſagte er: die Prüfung der allgemeinen Theorie der Kunſt, die Darſtellung des Geiſtes der verſchiedenen Künſte und die Grenzbeſtimmung ihrer beſondern Sphären, habe ihm in den vorjährigen Vorleſungen für die Poeſie ſo wenig Stunden übrig gelaſſen, daß er nur die allgemeinen, ſie betreffenden Lehren von der Sprache, dem Sylbenmaaße und der Mythologie ausführlich behandeln konnte, über die Dichtarten aber, wie ſie bei den Alten erſcheinen, ſich kürzer zu faſſen genöthigt und von der Geſchichte der modernen Poeſie blos einen flüchtigen Abriß zu geben im Stande war. Um dieſen Mangel zu ergänzen, werde er ſich nun ausſchließend mit der Poeſie beſchäftigen, und ſogleich damit anfangen, vom Homer an bis auf die neueſten Zeiten, die ausgezeichnetſten Werke, welche die griechiſche und römiſche, dann die italiäniſche, ſpaniſche, engliſche, franzöſiſche und deutſche Literatur in dieſer Kunſt aufzuweiſen hat, zu charakteriſiren und zu beurtheilen, wobei er zugleich Proben von unbekannteren ausländiſchen Gedichten in eignen poetiſchen Nachbildungen mittheilen werde. — Dies iſt der Gegenſtand und der Zweck ſeiner Vorleſungen, und ſo hat er bis jetzt, nach einer allgemeinen Einleitung, die Geſchichte der epiſchen (beſonders der homeriſchen) Poeſie, des ſcherzhaften Heldengedichts, der lyriſchen und meliſchen Poeſie, (der Jamben und Elegien, der Skolien, der Chorgeſänge, des Dithyrambus, der künſtlichen Lyrik, der Heroiden) ferner des Lehrgedichts nebſt ſeiner Abart, des beſchreibenden Gedichts von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, durch alle gebildete Nationen, abgehandelt, und wird nach den noch übrigen antiken Dichtarten, zu der romantiſchen Poeſie übergehen.

Sie ſehen wohl, dies konnte nur ein Mann unternehmen, der den ganzen Umfang dieſes großen Gebiets kennt, der eine philoſophiſche Theorie mit einem gründlichen Studium des Alterthums und einer genauen Kenntniß der neueren Sprachen und der klaſſiſchen Werke der modernen Poeſie in ſich vereinigt, ſich ſeiner Mutterſprache bemächtigt hat, und ſelbſt Dichter iſt. Er hat ſein Verſprechen ſo geleiſtet, daß unter den modernen Gelehrten nicht leicht einer gefunden werden möchte, bei dem dieſe Vereinigung des Geſchmacks mit klaſſiſcher und alt-gründlicher Erudition und Sprachgelehrſamkeit, dieſe vereinigte Kenntniß der Wiſſenſchaft und der Kunſt, des Antiken und Romantiſchen, angetroffen werde.

Das erſte, was ein kundiger Zuhörer dieſer Vorleſungen mit einem beſonderen Wohlgefallen bemerken würde, iſt der Ernſt, mit welchem S. ſeinen Gegenſtand behandelt. Ihm iſt alle ſchöne Kunſt, und ſonach auch die Poeſie, nicht ein leerer Luxus des Geiſtes, den man zu ſeinem oder andrer Ergötzen treibt; ſondern ſie iſt ihm das Organ, das Göttliche im menſchlichen Gemüth zu offenbaren, ſie fließt ihm aus einer urſprünglichen Hauptanlage des menſchlichen Geiſtes, die mit den übrigen aufs innigſte verwandt iſt, ſie hat ihm nicht den Preis eines Mittels zu einem bedingten Zweck, ſondern einen unbedingten und ewigen Werth. So bezeugt er, indem er Kunſt und Poeſie nicht zu feilen Ergötzungsmitteln, Moral nicht zur Klugheitslehre, und Religion nicht zu einem leeren Verſtandesphantom herabwürdigt, eine tiefe und unendliche Achtung für Menſchheit, und drückt dieſe Achtung in allen ſeinen Aeußerungen und Urtheilen aus. Und da er eben über Literatur zu reden hat, ſo iſt ihm die Literatur eines Volks nicht ein rohes Aggregat von Büchern, ohne Zuſammenhang und Einheit, ſondern der Kreis von Werken, die ſich zu einem Syſtem vervollſtändigen und für jedes geiſtige Bedürfniß Befriedigung gewähren, ſo, daß die Nation immer und zu allen Zeiten wieder zu ihnen mit Wohlgefallen zurückkehrt. —

Bei dieſer ernſten Anſicht der Sache kann er nun freilich alles Halbe, Uncorrekte, Laxe und Schlaffe, Formloſe und Manierirte, das Nachgeahmte vom Nachgeahmten der Nachahmung, nicht loben, ſondern kann nur der wahren Originalität, der eigenthümlichen Richtung des Geiſtes auf das ewig Schöne und Gute, der Genialität, wie der beſonnenen Korrektheit die gebührende Ehre zutheilen; und ſo wie er von der Geſchichte fordert, daß ſie keine unhiſtoriſche Freidenkerei, von der Philologie, daß ſie keine Ungründlichkeit zulaſſe und von der Naturwiſſenſchaft, daß ſie nicht in einem bloßen Regiſtriren der Erſcheinungen beſtehe: ſo dringt er in der Poeſie, auf — Poeſie, und nur darauf, und in der Piloſophie auf unbedingtes Streben nach Wahrheit. Es iſt wohl natürlich, daß dieſe ernſte Behandlung großer Gegenſtände ein gutes Vorurtheil erwecken und ſehr anziehend ſeyn muß, beſonders in einem Zeitalter, das ſich in allen Dingen, die ſich nicht zunächſt oder entfernt auf den tyranniſchen Magen beziehen, zur Schlaffheit hinneigt und ſich durch ein frevelhaftes Verkleinern und Profaniren alles Großen, Ehrwürdigen und Heiligen auszeichnet. Dieſer Ernſt, der die neue Schule in der Poeſie bedeutend charakteriſirt, ob er ſich gleich oft in mannichfaltige Formen kleidet, ſcheint recht eigentlich in ſeinem Innern die Oppoſition gegen die Frivolität und Formloſigkeit des Zeitgeiſtes zu ſeyn; und da er natürlich eine ſcharfe Reaktion erwecken muß, ſo iſt ſehr zu wünſchen, daß er die Gemüther nicht blos zu dem Strohfeuer der Leidenſchaft, ſondern zu dem verzehrenden Eifer der tieferen Unterſuchung entzünden möge. — Doch ich kehre zu den Vorleſungen zurück

Wenn Sie nun dieſen Ernſt mit Wohlgefallen wahrgenommen hätten, ſo würden Sie nun auch auf die Ausführung des Einzelnen acht geben; da es ſich wohl treffen könnte, daß ein Dichter von der Würde der Poeſie durchdrungen ſeyn, ihm aber doch die gründliche Kenntniß ihrer Geſchichte in allen ihren Theilen abgehen könne. Allein ich bin überzeugt, S. würde Ihnen bei der genaueſten Aufmerkſamkeit genügen, denn Sie würden bald S. den Gelehrten anerkennen. Wie jedem guten Lehrer, merkt man es ihm an, daß er von einer Menge Notizen, die er beibringen könnte, um ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, mehr als die Hälfte unterdrückt, weil ſie ſeinem Publikum wenig nutzen oder nur verſtändlich ſeyn würden. Aber aus der Auswahl erkenne man den Gelehrten, der das Unwichtige und Unintereßante kurz berührt, neue Entdeckungen überall einſtreut, und das Wichtige, Fruchtbare, mit Deutlichkeit und Präciſion, auch den Ungelehrten verſtändlich, entwickelt. Bei aller Kunſt der Auswahl iſt aber die Vollſtändigkeit, mit der er alle Zweige der Poeſie durch die ganze Zeit ihres Daſeyns, behandelt, bemerkenswerth *); ſchlechte und dunkle Dichter werden wenigſtens ge-

---

*) Ein gelehrter Fremder, der einer Vorleſung ſehr aufmerkſam beigewohnt hatte, machte die Bemerkung, daß die Dichter doch wohl unvollſtändig aufgeführt würden und in der Reihe der epiſchen Gedichte namentlich die Araucana, vergeſſen ſey. Sein Nachbar konnte ihm die Nachricht geben, daß dies ziemlich unbekannte ſpaniſche Gedicht in der vorigen Vorleſung hinlänglich gewürdigt worden wäre.

nannt und mit ein paar Worten, treffend charakteriſirt; unbekannte, entweder nach Verdienſt herausgehoben oder der Vergeſſenheit zurückgegeben, berühmte ſo abgehandelt, daß nur der Philologe von Profeſſion, nicht der geſchmackvolle Kenner des Alterthums etwas hinzuzuſetzen finden möchte. Die Kundigen erhalten überall fruchtbare Winke, die Unkundigen, wenn ſie ſich die Aufmerkſamkeit nicht reuen laſſen, grade ſo viel, als ſie von dem Gegenſtande, als Reſultat gründlicher Forſchungen, zu wiſſen brauchen; und ſo wird die Kenntniß eines jeden Zuhörers durch den Vortrag gewiſſermaßen vervollſtändigt und abgerundet. Dabei bleibt er den Beweis ſeiner Urtheile nie ſchuldig, außer wo er ſich jedem Verſtande aufdringt, oder wo er in der vorhergegangenen Theorie ſchon vollſtändig geführt war. — Alles dies wäre ihm unmöglich zu leiſten, wenn er nicht mit einer ſeltenen Sprachkenntniß und einer ungeheuren Beleſenheit ausgerüſtet wäre. Oder halten Sie es für etwas gewöhnliches, daß ein Gelehrter neben der gründlichen oder geſchichtlichen Kenntniß der alten Sprachen, in allen ihren Zweigen, ſowohl nach ihrer organiſchen Bildung, als nach ihren feinſten Anklängen, ſich auch aller gebildeten neueren Sprachen, der engliſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, italiäniſchen, holländiſchen, ſo wie der Mutterſprache, auf eine grammatiſche, kritiſche und geſchichtliche Weiſe bemächtigt hat, daß er faſt alles, und gewiß alles Bedeutende, was eine Nation im Fache ſchöner Literatur aufzuweiſen hat, geleſen und ſtudirt hat? Nur ein ſolcher, der dieſe Gründlichkeit mit Geſchmack und Philoſophie vereinigt, und das ganze Gebiet überſchaut, iſt im Stande, einen jeden Schriftſteller, auf ſeinem Zeitpunkte, und im Verhältniß zu ſeiner Nation, und zur geſamten poetiſchen Maſſe, gründlich zu würdigen.

Sie wiſſen, was wir darunter zu verſtehen haben; und ich ſetze daher nur hinzu, daß dieſe Würdigung auch mit allem guten Willen d. h. mit Gerechtigkeit geſchieht, wenn Sie nicht etwa ſchon glauben, daß die Gerechtigkeit in der Gründlichkeit enthalten ſey. Denn man iſt für ſein Urtheil nur in ſo weit verantwortlich, als man es nicht mit Gründen erweiſen kann; und dieſe Gründe conſtituiren allein die Gerechtigkeit des Urtheils, nicht ſein lobender oder tadelnder Inhalt. Nach dieſen Gründen ſieht S. ſich freilich genöthigt, manchem mit Unrecht gefeiertem Namen ſeinen Glanz zu nehmen; aber noch lieber huldigt er dem unbeſtrittenen, wie dem verkannten oder vergeſſenen Verdienſt; und wenn er z. B. genöthigt iſt, dem Heſiod, dem Anakreon, dem Virgil, dem Horatz oder Ovid einen falſchen Ruhm zu entziehen, ſo erhebt er den wahren eines Homer, einer Sappho, eines Alcaeus und Pindar, eines Lucrez und Properz über allen Zweifel. Indem er alle manierirte Nachahmung und allen Proſaismus in der Poeſie verwirft, erhebt er das Genie nach Verdienſt und mit hingegebner Bewunderung, und läßt jeder poetiſchen Gattung, Ab- und Unart, wie jedem Dichter und Dichterlinge aller Nationen das gebührende Recht wiederfahren. — Vielleicht könnte man ihm eine Vorliebe fürs Alte (ich meine nicht das Antike) vorwerfen Allein, was iſt alt? Iſt nicht alles Neue, ſelbſt das Allerneuſte, Produkt heutiger Bildung, befruchtet mit alter? oder iſt es unſre Schuld, wenn die

Gründe

Gründe der Vortrefflichkeit ſo natürlich auf die Seite deſſen treten, was die prüfende Zeit bewährt hat? — Gern gäbe ich Ihnen über dieſe und andre Punkte die Beweiſe in ausführlichen Beiſpielen, wenn ich zu dieſen Ausführungen ein Recht zu haben glaubte.

„Aber er ſpricht unverſtändlich und paradox, wie man ſchon aus ſeinen Schriften vermuthen kann.“ Die Unverſtändlichkeit, mein theurer Freund! iſt etwas ſehr relatives. Wer die Sachen nicht ſchon einzeln kennt, dem wird ihre Zuſammenſtellung oft ſehr dunkel ſcheinen; wer nur auf dem Felde der Begriffe zu leben gewohnt iſt, muß freilich die Ideen, die ſich nur mühſam in Worte kleiden, indeß ſie die ganze Geiſterwelt beſeelen, ſehr unverſtändlich finden. Auch der Chemiker muß gleiche Reſultate auf gleichem Wege gewinnen, und nur dem, welcher auf gleichem Wege wandelt, kann ein ihm plötzlich zukommendes Reſultat langer Forſchungen, in willkommnem und gutem Lichte erſcheinen. Indeß mögen Sie manches, was S. geſchrieben hat, z. B. die Fragmente im Athenäum, immer dunkel finden; ſeine Zuhörer haben ſich über keine Dunkelheit zu beklagen. So ſchön, ſo geiſtreich und präcis, ſo gründlich und witzig ſein Vortrag iſt, ſo deutlich iſt er zugleich; und wahrſcheinlich iſt in dem Laufe der Vorleſungen, einem jeden Zuhörer ſo manches verſtändlich und wahr erſchienen, was ihm früher unüberwindlich dunkel und ſinnleer vorkam. Das Paradoxe (von dem ſchon Mercier ſagte: On est convenu, d'apeller de ce nom toute vérité nouvelle, qui n'a pas encore eu ſon passeport) kann freilich bei einem Gelehrten nicht ganz fehlen, der es ſich vorgeſetzt zu haben ſcheint, lieber κατ' ἀλήθειαν, als κατα δοξαν zu ſprechen, und der ſich berufen fühlt, der Meinung entgegen und über ſie hinauszugehen, um zu der Wahrheit zu gelangen. Aber die Paradoxität (indem ſie bloß ein ſtolzes Beſtreben ausdrückt, ſeine Meinung im Gegenſatze der gewöhnlichen geltend zu machen) verſchwindet bei dem mündlichen Vortrage gänzlich vor den entwickelten Gründen, und er ſelbſt ſcheint ſie gefliſſentlich zu vermeiden, indem er ſogar zuweilen auf den Vorwurf der Paradoxität Rückſicht nimmt.

Damit hängt genau zuſammen, was ich Ihnen über ſeine Beſcheidenheit ſagen möchte, ſo zweideutig auch dieſe Tugend ſeyn, und oft eine gewiße Laxität und Ungründlichkeit des Urtheils andeuten mag. — Wer mit Energie urtheilen kann, und doch nie ſeine Autorität als Beweis aufſtellt (obgleich kompetente Richter von den Unkundigen mit allem Recht fordern können, daß ſie ihrem Worte glauben) ſondern die Gründe und Beiſpiele ſelbſt ſprechen läßt, wer von ſeinen eignen Arbeiten, als von Verſuchen, überhaupt faſt gar nicht von ſich ſelbſt ſpricht, wer oft gradezu ſagt, daß er ſich über dies und jenes des Urtheilens enthalte, weil er es nicht kenne: den können wir wohl mit Recht beſcheiden nennen. Doch mit der Gründlichkeit iſt immer ächtes Selbſtgefühl und Wahrheitsliebe verbunden, und dieſe Gründlichkeit äußert ſich nicht ſelten als Beſcheidenheit.

Was aber ſeine Zuhörer vorzüglich gewinnen muß, iſt, neben der Schönheit und Lebhaftigkeit ſeines Vortrags, der Fleiß und die Gewiſſenhaftigkeit, mit dem er ſeine Vorleſungen vorbereitet. Er ehrt nicht nur ſein Auditorium dadurch, daß er ihm nicht zutraut, es werde ſich mit einer eleganten Oberflächlichkeit begnügen, daß er vielmehr vor einer Geſellſchaft geſchmackvoller Gelehrten und feiner Denker zu ſprechen glaubt, denen die Sache, wie ihm ſelbſt, am Herzen liegt: ſondern er übernimmt auch für ſeine Zuhörer Arbeiten, die nicht leicht ein Docent übernehmen würde, wenn er es auch könnte. Um nehmlich durch Beiſpiele zu erläutern, was ohne ſie dem Verſtande und dem Ohre dunkel bleiben würde, arbeitet er von größeren oder kleineren Stücken der Dichter, die entweder gar nicht oder ſchlecht überſetzt ſind, Nachbildungen in dem Versmaße des Originals, die ſehr treu, erläuternd und vortrefflich ſind, und, außer von ihm, in gleicher Vollkommenheit nicht leicht gegeben werden könnten.

Die Verskunſt iſt unter den Neueren, nach den ſtrengen Forderungen der Alten, etwas ſeltenes; man ahmt entweder nur ohngefähr oder ohne Wohllaut nach. Nur wenige Dichter z. B. Klopſtock und Voß ſind in das innre Geheimniß der Metrik näher eingedrungen, nur wenige Philologen, welche Herausgeber alter Dichter waren, haben ihre metriſche Virtuoſität in richtigen Emendationen und den Verſuchen zu Wiederherſtellung der alten Silbenmaße bewieſen. Noch liegen viele der Alten, beſonders die Tragiker, im Argen; noch ſind die Spuren einer tieferen Kenntniß der Metrik in den Nachbildungen ſchwerer Silbenmaße ſelten; und man würde ohne Zweifel A. W. Schlegel für einen Meiſter der Kunſt erkennen, wenn es ihm gefiele, die Metrik ſyſtematiſch zu bearbeiten, und in dieſem Fache Geſetzgeber für die deutſche Sprache zu werden, wozu er, der alle antiken und modernen Silbenmaße kennt und in ihr Weſen eingedrungen iſt, allerdings einen vorzüglichen Beruf hat. Es wäre auch faſt nicht zu glauben, wie er, der zugleich ein genialiſcher Dichter iſt, dieſes abſtruſe Studium ſo tief ergründet habe, wenn er nicht feſt von dem innern und nothwendigen Zuſammenhange zwiſchen dem Inhalt und der Form der Poeſie überzeugt wäre.

Doch ich komme auf das zurück, was ich oben äußerte: Man muß ihn ſelbſt hören! Alle Relationen, die nicht ins Einzelne gehen, geben keinen beſtimmten Begriff. Begnügen Sie ſich indeß mit meiner ehrlichen Anſicht; ich bin vielleicht ſo glücklich geweſen, Sie, bei Ihrer Entfernung vom literariſchen Verkehr, auf einen Mann aufmerkſamer gemacht zu haben, von dem die Poeſie, die Kunſt und die Gelehrſamkeit mit Recht die größeſten Erwartungen hegen.

Leben Sie wohl.

F.

VI.

An
Herrn Ober-Konſiſtorial-Rath Gedike,
bei ſeiner Wiedergeneſung.

> That life is long, which answers life's great end.
> Young

Wiedergeſchenkt den trauervollen Muſen,
Allen Edlen des Volks zum reichen Seegen,
Hörten fern wir, Dich liebend, Deines Schickſals
Glückliche Wendung.

Freude des regen Selbſtbewußtſeyns kränze
Stets Dein Daſeyn; geſchützt von Hygieia
Sammle Lorbern noch viele, Deines Nachruhms
Freuen ſich Enkel.

D. J. F. Kinderling.

VII.

Theater.

1) Königliches Nationaltheater.

Vom 26ſten Januar bis zum 25ſten Februar wurden überhaupt neun und dreißig einzelne Stücke gegeben; darunter zwei neue, nehmlich am 10ten Febr. zum Beneſiz für Herrn und Mad. Herdt Hugo Grotius, ein Schauſpiel in 4 Akten, von Herrn v. Kotzebue (zweimal) und: Liſt und Liebe, ein Luſtſpiel in einem Akt, von Herrn Herklots (dreimal); ferner zwei Trauerſpiele, ſieben Luſtſpiele, ſechs Schauſpiele, vier Poſſen und ſechzehn Singſpiele. Etwa neun waren ausländiſchen Urſprungs.

2) Ueber Sittlichkeit und Schicklichkeit auf der Bühne, von Dr. G. W. Becker.

Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit ſind die drey unabläßigen Bedingungen, welche jedes Kunſtwerk charakteriſiren müſſen, wenn es auf den Titel der Vollkommenheit Anſpruch machen will; und der mimiſche Künſt ler muß am meiſten dieſer heiligen Trias huldigen, da ſeine Kunſt alle übrigen bey weitem an Einwirkung übertrifft.

Ich verbinde mit der Sittlichkeit zugleich das, was ich über das Schickliche und Anſtändige ſagen will, weil beides nach unſern Begriffen nicht immer gleich zu trennen iſt. Der Schauſpieler kann gegen das Geſetz ſeiner Kunſt, die Sittlichkeit der Geſinnung in dem Menſchen zu veredeln und befördern, kann gegen das Gefühl für die Tugend, das dem Menſchen eigen ſeyn ſoll, bald mehr oder weniger handeln, zumal wenn ſein eignes feines Gefühl — und dies iſt leider in dieſem Stande noch immer nur zu oft der Fall — ſchwach iſt. Entweder kann er eine in dieſem Punkte fehlerhafte Stelle gerade ſo geben, wie der Dichter ſie hinwarf, ohne ihr das Anſtößige zu nehmen, ohne das Auffallende zu mäßigen, oder er kann durch ſelbſt erfundenes Spiel, durch üppige Pantomime das, was er nur angedeutet vorfand, aufs deutlichſte ausmahlen; oder er kann endlich — und dies iſt der unverzeihlichſte Fall, der faſt täglich beobachtet wird, ſelbſt Obſcönitäten, Zweydeutigkeiten von eigner Erfindung zuſetzen, vor welchen jeder Geſittete erröthen wird, ob ſie ſchon von der Gallerie mit einem lauten Gelächter aufgenommen zu werden pflegen.

Es gab eine Zeit, wo die beſten Meiſterwerke der berühmteſten Dichter mit Zoten, wollüſtigen Attitüden und Situationen angefüllt waren. Die Trauerſpiele des Shakeſpeare, Thomas Olwey, Beaumont, und Fletcher, die

Luſtſpiele des Moliere, des Foote, und ſelbſt neuerer engliſcher Dichter ſind redende Beweiſe davon. Mich wundert es wenig, wenn fromme Seelenväter im heiligen Eifer diejenigen zur Höllenſtrafe verdammten, welche z. B. die 2te Scene im 2ten Akt im Arzt wider ſeinen Willen, die 6te im 4ten des Tartüffe, die Späßchen des Merkutio, in Romeo und Julie, 2tem Akt, und das obſcöne Herausrufen des Jago vor Brabantios Hauſe im erſten Akte des Othello darſtellen, oder auch nur mit anſehen und hören konnten. Dergleichen Dinge, welche die Kunſt des Dichters verunehren, ſind leider in unſern Zeiten noch nicht ganz vergeſſen worden. Wer erinnert ſich nicht an die Stelle in Kabale und Liebe, 1ſten Akt, 5ten Auftritt, wo der Präſident ſagt: bei uns wird ſelten eine Mariage u. ſ. w. Wem fällt nicht die Rolle des Puffs in Heimburg und Marie bey? Wie manche Zweideutigkeit findet ſich nicht in Jüngers Luſtſpielen? Der Schauſpieler muß hier durchaus eine Ehre darinn ſuchen, hinter dem Dichter zurück zu bleiben und entweder über ſolche Stellen leicht hinwegſchlüpfen, ſie ſo wenig herausheben, als es ihm möglich iſt *), oder, welches vielleicht das ſicherſte iſt, ſie ganz aus der Rolle entfernen, wie Herr Chriſt bei der nur ſo eben angeführten Stelle in Kabale und Liebe thut.

Sehr oft hebt der Schauſpieler, vorzüglich der komiſche, ſolche Zweideutigkeiten, die dem Dichter entwiſch-

---

*) Dies that z. B. der berühmte Fleck in Berlin bey der Stelle im Götz von Berlichingen: Aber ſag's ihm, er kann mich u. ſ. w. ſ. d. 3 Akt.

len, durch ſein Spiel auf die verächtlichſte Art hervor. Dies geſchieht ſehr häufig in der bekannten Rolle des Puffs, die ich zur Ehre des Herrn Bretzner ganz aus der dramatiſchen Welt entfernt wiſſen möchte. Es iſt erſtaunlich, wie ſehr dieſe Rolle, da die übrigen, den Fritz und den Aſſeſſor von Moll ausgenommen, nur ſchwach und ſogar hie und da ſchwankend gezeichnet ſind, in dieſem Stücke hervorragt, wenn ſie auch ohne alle Prätenſion geſpielt, und nur ſchwach marquirt wird; und doch ſieht man, daß die Schauſpieler, vorzüglich auf kleinen Theatern, wo ſie die Geiſſel der Kritik nicht fühlen, ſich oft alle Mühe geben, dieſen Charakter recht auffallend, und mithin ja recht unſittlich darzuſtellen. Ich kenne einen ſolchen Afterkünſtler — er war vor kurzem bey der in Schleſien bekannten Voigtſchen Geſellſchaft — der dieſen Wirth nicht allein mit einem Pflaſter auf dem Auge und einem hinkenden Fuße darſtellte, ſondern ſogar die unverzeihliche Frechheit hatte, die ſo oft vorkommenden Wörter: was gehts mich an? mit einer Pantomime in der Gegend des Unterleibes zu begleiten, die mir eben die Materie zu beſchreiben verbietet, von der ich jetzt rede *). Es wäre nicht unbillig,

---

*) Herr Bretzner hat bald nach der Erſcheinung dieſes Stücks, aus leicht zu begreifenden Gründen, dieſer Rolle das Auffallende dadurch zu benehmen geſucht, daß er den H—wirth in einen Wirth verwandelt, der auf Pfänder leiht, allein da dies bloß durch Veränderung einiger Stellen geſchieht, übrigens aber alle Situationen der Rolle bleiben, ſo hat er dadurch Nichts weiter gewonnen, als daß er den Charakter nur etwas undeutlicher gemacht hat.

wenn die Obrigkeit den Schauſpieler, der ſo etwas unternimmt, vor Gericht zöge; wenigſtens widerführe ihm nichts mehr, als was der Schriftſteller täglich von der Cenſur zu befürchten hat.

Der dritte Fall, wo der Schauſpieler durch ſelbſt erdachte Lazzis und gemachte Späßchen das wichtigſte Geſetz ſeiner Kunſt vernachläßigt, wird, wie ich ſchon erinnerte, nur gar zu oft beobachtet. Selbſt berühmte Künſtler fallen oft in dieſen Fehler auf Koſten ihrer Ehre, und — wenn ſie dieſes haben — ihres Gewiſſens. Selbſt in Leipzig wohnte ich der Aufführung der Schachmaſchine bey, hörte von dem daſelbſt allgemein berühmten Komiker einen Zuſatz gegen die Baronin von Rink, der die Letztere nicht als Künſtlerin, ſondern als Menſch überhaupt, mit einem Worte perſönlich beleidigte, die Hälfte der Zuſchauer außer Athem zu lachen machte und die andere Hälfte zum Unwillen und Pochen reitzte.

Ich komme auf die zweyte Hälfte dieſes Abſchnitts, auf die Bemerkungen über das Anſtändige und Schickliche. Unſchicklich und unanſtändig ſind zwei Begriffe, die gewöhnlich immer für gleichbedeutend geachtet werden, genau genommen aber als zwei von einander zu unterſcheidende Grade betrachtet werden müſſen; und was hiervon gilt, das läßt ſich denn auch auf die affirmativen Ausdrücke anwenden. Da das Schickliche und das Anſtändige zwiſchen dem, was wir Schönheit und Sittlichkeit nennen, mitten inne zu liegen ſcheint, ſo ſieht man leicht ein, daß derjenige, welcher einen von beiden Punkten verletzt, auch entweder der Schönheit oder der Sittlichkeit zu nahe tritt. Indeſſen beruht doch Alles, was man als unſchicklich anzuerkennen pflegt, genau genommen blos auf Convention, und es iſt daher kein Wunder, wenn ſich die Begriffe vom Unſchicklichen mit der Zeit verändern, oder bei verſchiedenen Nationen auch verſchieden ſind. Um von dem blos relativen Weſen des Schicklichen und Unſchicklichen einen kleinen Beweis beizubringen, ſo erinnere man ſich an einige alltägliche Beiſpiele. Wenn jetzt ein junger Geiſtlicher eine große Knotenperücke, oder ein junges, vielleicht ſehr kleines Mädchen einen Reifrock tragen wollte, ſo würde man dies allgemein als unſchicklich anſehen, und eben ſo würde man die jetzt gewöhnliche Art der Kleidung vor funfzig Jahren für unſchicklich gehalten haben. Der Menſch, welcher bei uns in einer guten Geſellſchaft den Hut aufbehalten wollte, würde für ſehr unhöflich *) gehalten werden, und der Türke, der ſeinen Turban abnimmt, thut es gewiß nur, wenn er berauſcht iſt. Wenn es für den Dichter und für den Schauſpieler unabläßliche Pflicht war, die Sittlichkeit nie aus den Augen zu laſſen, ſo kann es hier hingegen Pflicht für ihn werden, das Unſchickliche in Kleidung und Geberden beim Luſtſpiele ſo weit aufzunehmen, als es ſich mit der Wahrheit und der Schönheit ſelbſt vereinigen läßt, da die Wirkung des Unſchicklichen bei dem Beobachter Lachen hervorbringt, und, wie ich ein andermal zeigen werde, das Komi-

---

*) Unhöflich, unartig u. ſ. w. ſind nichts weiter als Mittelgrade zwiſchen dem Unſchicklichen und Unanſtändigen.

ſche einem großen Theile nach hieraus entſpringt. Man ſieht leicht ein, daß der komiſche Schauſpieler für ſeinen Beobachtungsgeiſt hier einen weiten Spielraum vor ſich findet, und daß Jünger Recht hat, wenn er das Verdienſt des wahren Komikers, der alle hierher paſſende Züge aus der Natur zu entlehnen und gehörigen Ortes anzubringen weiß, ſelbſt über das des tragiſchen Schauſpielers zu ſetzen wagt.

Wie falſch aber der Grundſatz von der Beobachtung des Unſchicklichen und der Darſtellung deſſelben auf der Bühne zum Nachtheil des Ganzen oft angewendet zu werden pflegt, das kann man ſchon aus den Klagen abnehmen, welche Engel *) darüber führt, und man wird es noch jetzt täglich bei der Aufführung der jetzt gewöhnlich ſogenannten Schauſpiele ſehen, in denen die ſchon ſelbſt an ſich auffallend gezeichneten Rollen vom Schauſpieler in Kleidung und Pantomime ſo ſehr erhöht und herausgehoben werden, daß ſie nun dem Stücke ſelbſt, dem Ganzen deſſelben, merklich ſchaden. Möchte doch jeder Schauſpieler in ſolchen Fällen Iflands Beyſpiel nachahmen. Sein Haushofmeiſter Bittermann in Menſchenhaß und Reue war eine treue Kopie der Natur, aber wie fein wußte er die politiſche Wuth und die auffallenden Züge dieſes Charakters, die dem Ganzen hätten ſchaden können, und die ſo leicht das Spiel des Unbekannten und der Eulalia zu verdunkeln vermögen, in einen bloßen Humor, der den Künſtler hier aufs deutlichſte zeigte, zu ver-

---

*) Siehe deſſen Mimik 2r Th. 39r Br.

wandeln, und dadurch ſowohl den Charakter zu veredeln, als auch das Intereſſe des Ganzen zu vermehren *).

(Der Beſchluß künftig.)

---

*) Meiner Meinung nach, die ich durch Ifflands Beiſpiel noch beſtätigt fand, darf die politiſche Neugierde des Bittermanns, wenn das Ganze nicht geſtört werden ſoll, durchaus nicht bis zur Albernheit getrieben werden. Man leſe und unterſuche den Charakter des Vicar of Wakefield. Die ſonderbare Meinung, der dieſer Geiſtliche alles aufzuopfern im Stande iſt, würde unter den Händen eines andern gewiß nie das geworden ſeyn, was Goldſmith aus ihr zu machen wußte. Der Schauſpieler behandle nach dieſem Muſter den Bittermann, er wird das ſchallende Gelächter der Gallerie vermiſſen, aber den Beifall des wahren Kenners dafür erhalten.

VIII.

Poſtſcripte.

19.

Die Zahlenlotterie, ein Beförderungsmittel der Aufklärung.

In dem vor kurzem erſchienenen Précis historique de la guerre civile de la Vendée wird die Bigotterie der Vendeer und ihr Glaube an Zauberer, denen ſie den Donner, Hagel und alle Lufterſcheinungen zuſchrieben, geſchildert, und hinzugeſetzt, daß dieſer Glaube ſchon zu wanken anfange. Und wodurch? durch die *Lotterie*! „Denn, ſagt der Verf. des Buchs, die guten Leute begreifen wohl, daß die Zaubrer durch Errathen der Nummern in der Lotterie längſt ihr Glück gemacht haben müßten; nun aber ſehen ſie, daß ſie alle arme Teufel ſind. Alſo — —“

Nun iſt den Zahlenlotterien ohne Gnade durchgängig und ohne Ausnahme der Stab gebrochen! Sie ſind verloren, *entweder* als die Peſt der Volksmoralität, *oder* als Beförderungsmittel der Aufklärung. Aus *jenem* Geſichtspunkte haben gute und weiſe Fürſten ſie entweder bereits aufgehoben oder beginnen ihre Vernichtung, wie jetzt Friedrich Wilhelm der Dritte; aus *dieſem* aber werden *andre* Regenten, die die Aufklärung ihrer Unterthanen eben nicht lieben, ſo ſehr als möglich eilen, ein Inſtitut aufzuheben, das ſogar den rohen Volkshaufen zum Nachdenken zwingt.

x — R.

20.

Hier iſt der Junge.

In dem Ritterſchauſpiel *Ludwig der Springer* ſpielte auf dem kleinen ſächſiſchen Theater (ſ. Eun. Nov. 1802. S. 475) Herr K—bs die Rolle des Jugendfreundes von Graf Ludwig, Reinhard. Er hatte ſchon durch das ganze Stück höchſt jämmerlich und beinah — *unglaublich* deklamirt. Doch war man auf das folgende nicht vorbereitet. Als nehmlich Pfalzgraf Friedrich vom Grafen Ludwig im Zweikampfe erlegt war und die Sachſen betreten um ſeine Leiche ſtanden, erſcheint Reinhard, Friedrichs Sohn auf dem Arme tragend, mit den Worten des Troſtes: Hier iſt der junge Pfalzgraf von Sachſen. Dieſe Worte ſchrie Herr K—bs laut und vernehmlich alſo ab:

Hier iſt der Junge!

(und nachdem er einige Schritte vorwärts gethan, ſetzte er etwas leiſer hinzu) Pfalzgraf von Sachſen.

23.

Friedrichs und Heinrichs Liebe zu den Deutſchen.

Die Deutſchen haben es *Friedrich* II, und neuerlich auch dem verſtorbenen Prinzen *Heinrich* zum Vorwurf gemacht, daß ſie ihre Landsleute den Franzoſen nachgeſetzt hätten. Wenn dies wahr iſt, ſo läßt ſich daraus der Beweis führen, daß ſie ſich als ächte Deutſche gezeigt haben, indem ſie die charakteriſtiſche Redensart ihrer Nation „ach! der iſt nicht weit her“ auf ſie ſelbſt, mit ſo richtiger Interpretation, anwandten.

— e —

25.

Unumſtößlicher Beweis, daß Herr m. und der Aviſenſchreiber nicht einerlei Perſon ſind.

Herr R., der Miszellenmacher in den Aviſen, erhält die Eunomia nur durch ſeine Freunde, er ſelbſt aber kann dennoch nicht verbürgen, daß eine ſolche Zeitſchrift exiſtirt. Wer ſind doch dieſe Freunde?. Wahrſcheinlich der Freund im Singulari, Herr m.; denn der kennt die Eunomia gewiß. Woher? Von ihm, den Herrn m., ſteht nehmlich im Jahrgange 1801, Januar, eine etwas ungerathene Ueberſetzung der Gallerie nach Parny, wo ès unter andern heißt:

> ſie umſchloß in ihren liebkoſenden Armen einen eingebildeten Gatten

(deutſch: den Mann, den ſie für ihren Gatten hielt) außerdem noch eine Originalabhandlung: Ueber die Humanität. Der Herr m. kennt alſo die E. zuverläßig, und kann durchaus nicht mit jenem ignorirenden Herrn R. eine Perſon ſeyn.

M.

Anzeiger der Eunomia.

No. III. März 1803.

I. Literariſche Anzeigen.

Bei dem Verleger der **Eunomia** ſind im Jahre 1802 nachſtehende Bücher erſchienen, und in allen Buchhandlungen für beigeſetzte Preiſe zu finden:

Agnes Linden, oder ſcheinbare und wirkliche Liebe. Von Gottfried Müller. 2 Theile, mit Kupfer.
1 thlr. 14 gr.
(Auch unter dem Titel: Familiengemälde.)

Anweiſung, gründliche, zur ächten und vollkommenſten Verfertigung und Zubereitung aller vorzüglichen Rauch- und Schnupftabacke, von einem erfahrnen Werkmeiſter. Mit 8 Kupfern. Zweite rechtmäßige und verbeſſerte Auflage, 8. (Mit Kön. Preuß. Privilegio.)
1 thlr.

Archiv, patriotiſches, für Deutſchland. Herausgegeben von S. Chr. Wagener, 2ter Jahrgang, 4tes und letztes Quartal, 8. Der ganze zweite Jahrgang
4 thlr.

Aſchers, Saul, orientaliſche Gemälde. Mit Kupfern, 8.
1 thlr. 4 gr.

Aurora. Ein Taſchenbuch für Freunde einer unterhaltenden Lektüre auf das Jahr 1803. Herausgegeben von Karl Müchler. 8. In buntem Papierumſchlag geheftet
1 thlr. 4 gr.

Daſſelbe in Papierſaffian ſauber gebunden, in Futteral
1 thlr. 12 gr.

Bendavid's, Laz., und Prediger **Block's** zwei gekrönte Preisſchriften: **Ueber den Urſprung unſerer Erkenntniß.** Herausgegeben von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, gr. 8. 16 gr.

Beiträge zur Geſchichte und Beſchreibung Süd- und Neu Oſtpreußens, 1ſtes Heft, gr. 8. 10 gr.

Brandes, Joh. Chr., **meine Lebensgeſchichte.** 1ſter Theil, zweite mit 3 Kupfern vermehrte Auflage. 8. 1 thlr. 4 gr

Dichtungen, komiſche und humoriſtiſche. Mit 5 Kupf. 8. 1 thlr. 20 gr.

Eben dieſelben, ohne Kupfer, auf Druckpap. 1 thlr. 8 gr.

Eunomia. Eine Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts. Von einer Geſellſchaft von Gelehrten. Herausgegeben von **Feßler** und **Fiſcher.** Jahrg. 1802. gr. 8. 5 thlr.

Familiengemälde, neue, aus dem wirklichen Leben, nach Originalpapieren bearbeitet von G. **Müller.** Erſter Band. Enthält: **Agnes Linden.** Zwei Theile, mit Kupf. 8. 1 thlr. 14 gr.

Gerlach, Gottl. Benj., **Lehrbuch der Religion innerhalb den Gränzen der bloßen Vernunft**, für das reifere und gebildetere Alter. 8. 15 gr.

Hirſchmann, C. A., **leichte Uebungen für junge Zeichner.** Ein nützliches und angenehmes Geſchenk guter Eltern und Lehrer. Nebſt einer kurzen Anleitung zum Zeichnen gr. qu. 8. geb. 1 thlr.

Ebendaſ. mit 4 illum. Landſchaften. 1 thlr. 8 gr.

Kriele, Joh. Ludw., ausführliche und zuverläßige hiſtoriſch-militairiſche **Beſchreibung der Schlacht bei Kunersdorf und Frankfurt**, am 12. Aug. 1759. Mit beigefügtem neuen Situationsplane und 1 Kupfer. gr. 8. Auf ordin. Druckpap. 2 thlr. 4 gr.
Auf engl. Druckpap. 2 thlr. 12 gr.

Moritz, K. Ph., allgemeiner deutſcher Briefſteller, welcher eine kleine deutſche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls und eine vollſtändige Beiſpielſammlung aller Gattungen von Briefen enthält. Vierte Auflage, vermehrt und verbeſſert von Dr. Th. Heinſius. 8. 18 gr.

Oerſted's, Dr. Joh. Ch., Ideen zu einer neuen Architektonik der Naturmetaphyſik, nebſt Bemerkungen über einzelne Theile derſelben. Herausgegeben von Dr. M. H. Mendel. 8. 5 gr.

Meine Reiſe nach Frankreich in den Jahren 1800 und 1801. Von L. Selbiger. Zweiter Theil, mit Kupfern. 8. 1 thlr. 14 gr.

II. Ankündigung.

Zu Oſtern erſcheinen meine, in der Allg. D. Bibl. angekündigten galvaniſchen Verſuche, von welchen Hufeland's Journal ein Fragment lieferte.

Bis dahin bezahlt man auf ein Exemplar 12 Gr. voraus; hernach koſtet es 20 Groſchen. Die Namen der Beförderer ſtehen voran.

Ohne jemand beſonders aufzufordern, bitte ich jeden, welcher an dem Wohle des Taubſtummen (der doch bekanntlich noch etwas mehr, als bloß Körper iſt) Theil nimmt, ſich für die Sache zu verwenden, und, außer meinem Danke, das ſiebente Exemplar für ſeine Bemühung anzunehmen.

Die angezeigte Schrift iſt, wie meine Anſtalt ſelbſt, Hufeland's Verſicherung nach, dem Arzte, dem Pſychologen und Menſchenfreunde nicht ganz unwichtig.

Berlin, am 30ſten Januar 1803.

Eſchke.

Ich nehme auf obige Schrift Pränumeration an.

Fr. Maurer.

III. Kunſtanzeige.

Ankündigung einer Beſchreibung der Churfürſtlichen Antiken Gallerie in Dresden, mit Abbildungen.

Die reiche Antiken Gallerie in Dresden enthält, wie bekannt, nicht nur eine der zahlreichſten Sammlungen alter Kunſtwerke, ſondern ſie beſitzt auch mehrere Stücke vom erſten Range, und darunter einige, die wegen ihrer Vortreflichkeit einzig in ihrer Art genannt werden können. Ein anderer Vorzug dieſer Sammlung iſt, daß ſie gleichſam eine Geſchichte der alten Kunſt aufſtellt, indem ſie, außer einigen Werken von ägyptiſchem Style, verſchiedene höchſt merkwürdige Denkmäler aus der älteſten griechiſchen Kunſtperiode, und eine Menge ſchöner und zum Theil ſehr intereſſanter Werke, vielleicht aus allen Perioden, von der Zeit des Geſchmacks an, bis zur Verfallzeit der Kunſt, aufzuweiſen hat. Wenn dieſe vortrefliche Sammlung eine geraume Zeit weniger berühmt geblieben, als ſie es nun ſeit mehreren Jahren geworden iſt, ſo rührte dies von ſehr natürlichen Urſachen her. Rom mit ſeiner umliegenden Kunſtwelt verlor dieſe Schätze, bevor man anfing, die dort vorhandenen Werke der alten Kunſt durch Schriften bekannter zu machen. Daher blieben die Denkmäler der Dresdner Sammlung, worunter mehrere die große Berühmtheit der ſchönſten Kunſtwerke getheilt haben würden, beinahe unbekannt, bis unſer Durchlauchtigſter Churfürſt, Friedrich Auguſt, ihnen einen würdigen Tempel anwies, in welchem ſie mit nicht geringen Koſten, unter der Generaldirektion und Fürſorge Sr. Excellenz des Herrn Oberſtallmeiſters Grafen Marcolini, aufgeſtellt wurden. Früh genug ſuchte ſie zwar le Plat durch Abbildungen in Kupfer bekannter zu machen; aber dieſe geriethen, wenn man einige Blätter von Preisler ausnimmt, ſo ſchlecht, daß ſie keinesweges als Darſtellungen dieſer ſchönen Kunſtwerke zu betrachten ſind. Winkelmann berührte nur einige derſelben in ſeinen Schriften, denn ſie kamen ihm zu früh aus dem Geſichte, um an ihm einen würdigen kritiſchen Darſteller zu erhalten. Caſanova ſprach in ſeinem Diſcorſo von mehrern mit vieler Kunſteinſicht. Ein beſchreibendes Verzeichniß aller in der Dresdner Antiken-Gallerie befindlichen Werke gab vor einigen Jahren die Wacker-Lipſius'ſche Beſchreibung. Aber noch fehlt es an einer anſchaulichen und kritiſchen Darſtellung ihrer ſchönſten und intereſſanteſten Werke, und dieſe wage ich hiermit den Freunden der Kunſt und der Alterthumskunde anzukündigen.

Wenn ich meine Unternehmung mit jenen Worten benenne, ſo wird hoffentlich das Anmaßende, was darin zu liegen ſcheint, bei näherer Erklärung verſchwinden. Niemand kann von der damit verbundenen Schwierigkeit überzeugter ſeyn, als ich. Je weiter man ſich in das Studium der alten Kunſtgeſchichte hineinarbeitet, deſto weniger getraut man ſich, wenn man nicht Autoritäten oder angenommenen Meinungen blindlings folgen will, einen entſcheidenden Ausſpruch zu thun. Oft iſt ein ſolcher nicht einmal möglich. Weit leichter vermag der wahre Kunſtſinn, ſein Urtheil über ein altes Denkmal als Kunſtwerk auszuſprechen, als es (aus Gründen, die ich hier nicht entwickeln kann) in eine Periode der Kunſtgeſchichte zu ordnen. Eben ſo ſchwer wird es oft dem Alterthumsforſcher, ein Denkmal zu erklären, und nur zu oft hat man bloße Muthmaßungen, wozu ſich keine Beweiſe finden laſſen, für entſchiedene Erklärungen gegeben und angenommen. Gelehrſamkeit allein reicht nicht immer hin, ein altes Denkmal der Kunſt gehörig zu würdigen, ſo wie der Kunſtſinn allein nicht in alle ſeine Beziehungen eindringen kann; aber aus der Vereinigung beider, durch ein langes Studium gereifter, Eigenſchaften kann ein umfaſſendes Urtheil entſpringen, in ſofern es hinlängliche Beweiſe möglich machen; und wo dieſe fehlen, gilt auch der Ausſpruch des wahren und gelehrten Kenners, daß es unnütz ſey, etwas Unerklärbares erklären zu wollen. Da ſich aber jene Eigenſchaften nur ſelten in einem hohen Grade vereinigt finden können, ſo verdienen einzelne Bemühungen einen zweckmäßigen Beitrag zur Kunſtgeſchichte des Alterthums zu liefern, um ſo mehr Nachſicht; und um dieſe muß ich bei dieſer Unternehmung beſonders bitten.

Meine Abſicht iſt weder ein gewöhnliches Bilderbuch von unſerer Antiken-Gallerie zu liefern, noch alle und jede unrichtige Werke in Kupfer bringen zu laſſen. Ich gedenke nur das Schöne und das für Kunſt und Alterthumskunde Intereſſante in Abbildungen mitzutheilen, aber in Abbildungen, wie wir noch keine einzige Sammlung beſitzen. (Von den übrigen guten, aber allzuſehr mißhandelten Werken, wie auch von den geringern, ſoll jedoch in der Beſchreibung ebenfalls gehandelt werden.) Da unſtreitig nur dasjenige, was wirklich antik iſt, intereſſiren kann, und die Ergänzungen nur zu oft ſowohl die Schönheit, als den Sinn eines alten Kunſtwerks, verunſtalten: ſo werde ich von ergänzten Werken nur das wahrhaft Antike mit dem Grabſtichel ausführen, die Ergänzungen aber, weil die Statuen nun einmal mit dieſen Ergänzungen bekannt ſind, in bloßen Umriſſen angeben laſſen. Selbſt da, wo alte Werke gebrochen geweſen, ſoll der Riß angedeutet werden, damit man den Gegenſtand ganz treu und wahr vor Augen habe. Der Styl eines jeden Werks ſoll, ſo viel es nur immer möglich iſt, in die Abbildungen übergetragen werden, wie es ſich auch von ſo geſchickten Künſtlern, die mir ihre Hand dazu geboten, erwarten läßt. Was alſo den wichtigſten Theil des Werks anbetrift, ſo glaube ich davon etwas Vorzügliches und Brauchbares verſprechen zu können. — Was aber meine Beſchreibung dieſer Kunſtwerke anbelangt, ſo muß ich Kennern überlaſſen, über ihren Werth oder Unwerth zu entſcheiden. Da ſich die wahren Abbildungen dabei befinden, ſo kann wenigſtens Niemand durch meine Beſchreibungen getäuſcht werden. Habe ich unrichtig erklärt, ſo iſt jeder ſcharfſichtige Kenner in den Stand geſetzt, meine Meinung zu berichtigen. Ich bin kein Freund von Erklärungen, die nicht von Beweiſen unterſtützt werden, daher werde ich in meinen Beſchreibungen, ohne deswegen bloße Muthmaßungen ganz zu unterdrücken, bald umſtändlicher, bald kürzer ſeyn, und alle unnütze Weitläuftigkeiten vermeiden, welche die großen Koſten des Werks, da ich zumal ſowohl Kupfer als Text auf einerlei vortreffliches Schweizerpapier drucken laſſe, ohnedies nicht geſtatten. Man betrachte das Werk als eine Ausſtellung der vorzüglichſten und intereſſanteſten Kunſtwerke der Dresdner Gallerie. Bin ich in meiner Unternehmung, wozu allerdings Muth gehört, nicht unglücklich, ſo liefere ich vielleicht am Schluſſe des Werks einen Nachtrag, in welchem auf alle über einzelne Gegenſtände gefällten Urtheile, ſo wie auch auf andere Anſichten der beſchriebenen Werke Rückſicht genommen werden ſoll.

Da das Werk, ſeiner Beſchaffenheit nach, nicht wohlfeil ſeyn kann, ſo will ich es, um den Ankauf zu erleichtern, in einzelnen Heften, auf Pränumeration herausgeben; doch ſoll die heftweiſe Erſcheinung im Ganzen keine Verwickelung verurſachen. Die Anzahl der Hefte wird ſich auf zehen bis zwölfe belaufen. Jeder Heft wird zwölf Kupferblätter mit der dazu gehörigen Beſchreibung enthalten; nur der erſte Heft wird aus zehen Kupferblättern beſtehen, weil in ſelbigem die vortreflich erhaltenen Mumien, oder vielmehr ihre gemahlten Decken, in dem nämlichen Farbenton, den ſie noch haben, geliefert werden, ein Aufwand, der durch das Wegbleiben zweier anderer Platten noch lange nicht vergütet wird. Das Format iſt Folio. Kupfer und Text werden auf einerlei vortreffliches Schweizer Velinpapier gedruckt. Die Einſchnitte der Platten ragen über das Format hinaus. Die Bogen der Beſchreibung werden geglättet, und von der Schönheit des Drucks brauche ich nichts zu erwähnen, als daß Herr Göſchen in Leipzig ihn beſorgen wird. Bei einem ſo koſtſpieligen Werke wird man mir wohl nicht verargen, wenn ich größerer Zuverläſſigkeit wegen um Pränumeration, und nicht um Subſcription bitte, es ſey denn, daß die Subſcription aus entfernten Gegenden auf einer ſichern Anweiſung beruhe. Der Pränumerationspreis für jeden Heft iſt 6 Reichsthaler Sächſiſch, oder 4 Laubthaler. Wollen begüterte Kunſtfreunde die Pränumeration auf das ganze Werk oder auf die Hälfte deſſelben entrichten, ſo bitte ich, es durch Anweiſungen an gute Handelshäuſer zu thun, jedoch ſo, daß die Zahlung für jeden Heft voraus, nämlich bei Ablieferung des erſten für den zweiten, und ſo ferner, geſchehe. Die Namen der erſten Beförderer dieſes Werks ſollen ihm beim Schluß deſſelben vorgedruckt werden; dieſe genießen übrigens den Vortheil, daß ſie das Werk weit wohlfeiler erhalten. Wer aus Freundſchaft gegen mich, oder aus Neigung zur Unternehmung ſelbſt, ſich der Annahme von Pränumeration unterzieht, ſoll gern einen verhältnißmäßigen Vortheil genießen. Ich beſtimme den Termin der Pränumeration [illegible] Januars [illegible], weil zur Michaelismeſſe d. J. der erſte Heft erſcheinen ſoll. Nach verfloſſenem Termin wird der Preis eines jeden Heftes Acht bis

Neun Reichsthaler ſeyn; es verſteht ſich aber, daß wegen des koſtbaren Papiers kein beträchtlicher Ueberſchuß von Exemplaren abgezogen werden wird. Da ich das Werk auf eigne Koſten unternehmen muß, ſo bitte ich, daß man ſich mit Beſtellungen an mich ſelbſt wende. Wem dies aber ungelegen iſt, kann jeder ſoliden Buch- und Kunſthandlung ſeinen Auftrag ertheilen.

Sollte ſich in Deutſchland keine hinlängliche Anzahl von Pränumeranten finden, und alſo ein Werk, das in Deutſchland erſcheint, größtentheils für das Ausland berechnet werden müſſen: ſo könnte ich, ſo leid es mir auch thäte, den Text nur in franzöſiſcher Sprache drucken laſſen; doch würde ich in dieſem Falle für die deutſchen Beförderer des Werks eine Ausgabe der Beſchreibung in kleinem Format nachliefern. Geſtattet aber die Anzahl der Pränumeranten in Deutſchland nur einigermaßen, daß ich dieſen doppelten Aufwand wagen kann: ſo werde ich dem Werke das Bürgerrecht in der deutſchen Litteratur nur zu gern zu erhalten ſuchen; und die franzöſiſche Ausgabe bleibt dann dem Auslande allein beſtimmt. Dresden, am 16. Jan. 1803.

W. G. Becker,

Profeſſor, und Aufſeher der Churfürſtl. Antiken-Gallerie und des Münzkabinets.

Ich nehme auf obiges, bis jetzt in ſeiner Art einzige und prächtige Werk bis Ende Mai's d. J. Pränumeration an, welche für das Erſte Heft 6 Rthlr. Sächſ. oder 6 Rthlr. 12 Gr. Preuß. Courant beträgt. Berlin, am 26. Febr. 1803.

Fr. Maurer,

Buchhändler, in der Poſtſtraße Nro. 29.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

April 1803

I.

Die Reiſe auf den Aetna.

Ein Fragment aus Seume's Wanderungen *).

Der Wirth im Elephanten in Katanien, in deſſen Buche ich viele Bekannte fand, und der ſich als einen ſehr guten

---

*) Bekanntlich hat der originelle Seume in noch nicht ſechs Monaten faſt neunhundert deutſche Meilen meiſtens zu Fuß von Wien nach Neapel u. ſ. w. und von Neapel über Paris u. ſ. w. wieder nach Sachſen gemacht. Die Leſer ſeiner Wanderungen, auf die man ſchon vorläufig in den

Hodegeten ankündigte, beſorgte mir, eben nicht wohlfeil, einen Mann mit einem Thiere, der mit mir die Fahrt beſtehen ſollte. Ich packte meinen Sack voll Orangen und ritt nun bergan. Wieviel ich Dörfer und Flecken durchritt, eh' ich am Sandkloſter ankam, weiß ich nicht mehr. Dieſes Kloſter gehört bekanntlich den reichen Benediktinern unten in der Stadt, die hier nur einen Layenbruder haben, welcher die Oekonomie beſorgt; denn ſie haben rund umher weite Diſtrikte von Weinbergen. Bey den Mönchen gilt ſelten das Sprichwort: im Weine iſt Wahrheit, ſondern, im Weine iſt Schlauheit. Ich kann mir nicht helfen, und wenn mich die Mönche zum Abt machten, ich würde ſagen, „je größer das Kloſter, deſto größer die Sottiſe. — Die Mönche unten ſind gar feine Kauze, die das Inkonſequente und Bedenkliche und Kritiſche ihrer jetzigen Lage ſehr gut fühlen und die Kutte durchzuſchauen wiſſen; dieſe waren freundlich und höflich. Der Layenbruder hier im Sande war etwas grämelnd und murrſinnig. Er nahm meinen Empfehlungsbrief, betrachtete ihn und ſagte mir ganz trocken:

„Der Abt, mein Vorgeſetzter, hat ihn nicht unterſchrieben, er geht mich alſo nichts an."

Das iſt ſchlimm für mich, ſagte ich.

Buchhandlungen Beſtellung machen kann, können alſo auf eine äußerſt unterhaltende Reiſebeſchreibung voller Abentheuer rechnen.

C. A. F.

E. Ja wohl!

J. Was ſoll ich nun thun?

E. Was Sie wollen.

Er beſann ſich indeſſen doch etwas; man trug eben das Eſſen auf. Er fragte mich, ob ich miteſſen wollte; und ich machte natürlich gar keine Umſtände, weil ich ziemlich hungrig war. Wir ſetzten uns, und über Tiſche ward mein Wirth freundlicher. Mein Mauleſel mit dem Führer wurde nach dem nächſten Orte Nikoloſi geſchickt, und mir Quartier und Pflege geſichert. Man meldete, daß eine fremde ſehr vornehme Geſellſchaft ankommen würde, die auch auf den Berg ſteigen wollte; das war mir lieb. — — —

Es kam ein anderer Herr, der uns trinken half. Dieſer ſchien ein etwas beſſeres Stück von Geiſtlichen zu ſeyn. Mein Wirth zog den Brief aus der Taſche und ließ ihn den Andern vorleſen; da ergab ſich denn erſt, daß der Herr Layenbruder wol gar nicht leſen konnte. Der Brief lautete ungefähr, daß der Pater Sekretär ihm im Namen und auf Befehl des Abts ſchreibe, den deutſchen reiſenden Herrn, der von dem Miniſter ſehr empfohlen wäre, nach Würden beſtens zu bewirthen. Von meiner Entfernung war nun gar nicht mehr die Rede. Der Bruder erzählte mir ſeine Reiſen und ſeine Schickſale, und daß ihn der Pabſt kenne. Bald kam er auf meine Ketzerey und ſegnete ſich. Er ließ ſich mein Seelenheil und meine Bekehrung noch etwas angelegener ſeyn, als der palermitaniſche Steuerreviſor in Agrigent, fand mich aber ganz refraktariſch; er mußte mich mit ſeinem beſten Futter in die Hölle gehen laſſen. Der vornehmſte Grund den er brauchte, mich zum Chriſten zu machen, war: „Ich hätte „doch einen ſehr gefährlichen Weg vor mir, es ſeyen auf „dem Berge ſchon viele umgekommen; nun könnte ich, „wenn ich auch todt gefunden würde, nicht einmal chriſtlich „begraben werden.“ Das war nun freylich ein triftiges Argument; denn bey dieſen Herren iſt kein Akatholikus ein Chriſt. Ich ſagte ihm, ſo ſanft als möglich, die Anekdote des Diogenes, der ſich im ähnlichen Falle ausbat, man möchte ihm nach dem Tode einen Stock hinlegen, damit er die Hunde wegjagen könnte. Der Mann ſchüttelte den Kopf und — trank ſein Glas.

Nun wurde mir ein Führer beſtellt, der theuer genug war, und auf alle Fälle alles in Ordnung geſetzt, wenn auch die Geſellſchaft nicht kommen ſollte. —

Ich machte eine Ausflucht gegenüber auf die Monti roſſi, die ſich bey der letzten großen Eruption gebildet haben, vermuthlich von der Farbe den Namen tragen, und von ihren Gipfeln eine herrliche Ausſicht geben. Man hat eine ſtarke Viertelſtunde nöthig, ſie zu erſteigen, und von ihnen ſieht man noch jetzt den ganzen ungeheuren Lavaſtrom, der hier ausbrach, alles umwälzte und zernichtete, einen großen Theil der Stadt zerſtöhrte, und tief hinter derſelben ſich als eine hohe Felſenwand in der See ſtemmte. Ich weiß wohl, daß Stolberg anderer Meinung iſt, aber ich habe es hier ſo von vielen Einwohnern gehört, unter denen auch manche ziemlich unterrichtete Männer waren.

Als ich herunter ſtieg, begegnete ich zwey Engländern, von der Parthie aus Nikoloſi, die den nehmlichen Spaziergang hierher gemacht hatten. Ihrer waren fünfe, lauter Offiziere von der Garniſon aus Malta, die von Neapel kamen, und unterwegs den Berg mit ſehen wollten; ein Major, ein Hauptmann und drey Lieutenants. Sie freueten ſich, noch einen zur Parthie zu bekommen, und ich holte flugs meinen Sack vom Mönche und zog herunter zu den Engländern ins Wirthshaus nach Nikoloſi, wo ſchon vorher mein Führer einquartiert war. Der Mönch machte ein finſteres Geſicht, murrte etwas durch die Zähne, vermuthlich einige Flüche über uns Ketzer alle; ich dankte und ging.

Hier trieben wir nun, die fünf Britten und dein Freund, unſer Weſen ſehr erbaulich. Die Engländer hatten den Wirth vom goldenen Löwen aus Katanien mitgebracht; ich trat zur Geſellſchaft, man gab mir ein Bett, ſo gut als möglich, und wir legten uns nieder und ſchliefen nicht viel. Die Herren erzählten ihre Abentheuer, militäriſche und galante, von der Themſe und vom Nil, und bald traf die Kritik einen General, bald ein Mädchen. Vorzüglich war der Gegenſtand ihrer Reminiſcenzen eine gewiſſe originelle Trompetersfrau, die ſie nach allen Prädikamenten zur Königin ihres Lagers in Aegypten erhoben.

Gegen Mitternacht kamen die Führer, und nun ſetzte ſich die ganze Karavane zu Maulesel; ſechs Signori forestieri, zwei Führer mit Laternen und ein Proviantträger. Es war, wenn ich nicht irre, den 6ten April zu Mitternacht, oder den 7ten des Morgens. Den vorigen Tag war es trübes Wetter geweſen, hatte den Abend gegen ſich ſtark geregnet, hellte ſich aber auf, ſo wie wir aus dem Wirthshauſe zogen. Wir gingen bey meinem Mönch in Sanct Nicolas del bosco oder della rena vorbey. Es war friſch und ward bald kalt, und dann ſehr kalt. Wir trottirten und tranken uns warm. Dann deklamirte der Major Grays Kirchhof, dann ſangen wir God save the King nach Händel, und Britannia, rule the waves, und andere engliſch-patriotiſche Sachen. Jeder gab ſeinen Schnack. We are already pretty high, ſagte der Eine; it is a bitter nipping cold, der Andere. Methinks, I hear the dogstar bark, and Mars meets Venus in the dark, fuhr ein Dritter fort. Is that not smoke there? fragte ein ſubalterner Mops; I believe I see already old Nock smoking his pipe. But, my dear, ſagte der Major, you are pur blind upon your starboard eye; it is an oaktree *). So war es; das gab Gelächter, und wir ritten weiter. Bald kamen wir aus der bebauten Region in die waldige, und gingen nun unter

---

*) Wir ſind ſchon ziemlich hoch. — Es iſt eine bittre, ſchneidende Kälte. — Mir deucht, ich höre den Hundsſtern bellen, und Mars giebt der Venus ein Stelldichein im Dunkeln. — (ſprichwörtlich aus Shakſpeare) — Iſt das dort nicht Rauch? — Ich glaube, ich ſehe ſchon den alten Nick (Teufel) ſeine Pfeife rauchen. — Ei mein Beſter! Sie ſind halb blind auf dem rechten Auge; es iſt ja eine Eiche.

den Eichen immer bergauf. Ungefähr um 1 Uhr kamen wir in der Gegend der Geißhöhle an, die aber jetzt außer Uebung kommt. Der Fürſt von Paterno, hat dort ein Haus gebaut, wo die Fremden eintreten, und ſich bey einem Feuer wärmen können. Das Haus iſt ſchlecht genug, und ein deutſcher Dorfſchulze würde ſich ſchämen, es nicht beſſer gemacht zu haben. Indeſſen iſt es doch beſſer, als nichts, und vermuthlich bequemer als die Höhle. Hier blieben wir eine kleine Halbeſtunde, beſtiegen wieder unſere Maulthiere und ritten nunmehr aus der waldigen Region in den Schnee hinein. Ungefähr eine Viertelſtunde über dem Hauſe und der Höhle, hörte die Vegetation ganz auf, und der Schnee fing an hoch zu werden, der ſchon um das Haus her, hier und da neu und alt lag. Wir mußten nun abſteigen und unſere Maulthiere hier laſſen. Der Schnee ward bald ſehr hoch und das Steigen ſehr beſchwerlich. Unſere Führer riethen uns, nur langſam zu gehen, und ſie hatten recht; aber die Herren ruhten zu oft Abſchnitte, und darin hatten dieſe nicht recht. Methinks I smell the morning air *), ſagte der Major, und fuhr ganz drollig fort, als ein junger Lieutenant durch den hohen Schnee auf ein Lavaſtück fiel, und über den Fuß klagte: Alack, what dangers do environ the man that meddles with cold iron! **).

Die Kälte des Morgens ward ſchneidend, und die Engländer, die wohl in Aegypten und Malta eine ſolche Parthie nicht gemacht hatten, ſchüttelten ſich wie die Matroſen. Endlich erreichten wir den Steinhaufen des ſogenannten Philoſophenthurms, und die Sonne ſtieg eben glühend über die Berge von Kalabrien herauf und vergoldete, was wir von der Meerenge ſehen konnten, die ganze See und den Taurus zu unſern Füßen. Ganz rein war die Luft nicht, aber ohne Wolken; um deſto magiſcher war die Scene. Hinter uns lag noch alles in Nacht und vor uns tanzten hier und da Nebelgeſtalten auf dem Ocean. Wer kann beſchreiben? Nimm Deinen Benda und laß auf ſilbernem Flügel dem Mädchen auf Naxos die Sonne aufgehen: und wenn Du nicht Etwas von unſerm Vergnügen haſt, ſo kann Dir kein Gott helfen. — So ging uns Titan auf; aber wir waren über dem werdenden Gewitter; es konnte uns nicht erreichen. Einer der Herren lief wehklagend und hochaufſchreyend um die Trümmern herum, denn er hatte die Finger erfroren. Wir halfen mit Schnee und rieben und wuſchen, und arbeiteten uns endlich zu dem Gipfel des Berges hinauf. Mir däucht, man müßte bis zum Philoſophenthurm reiten können, bis dahin iſt es nicht zu ſehr jäh; aber die Kälte verbietet es; wenigſtens möchte ich nicht von der Kavallade ſeyn. Von hier aus kann man nicht mehr gehen, man muß ſteigen, und zuweilen klettern, und zuweilen klimmen. Es ſcheint noch eine Viertelſtunde bis zur höchſten Spitze zu ſeyn, aber es iſt wohl noch ein Stündchen Arbeit. Die Britten letzten ſich mit Rum, und da ich von dergleichen Zeug nichts trinke, aß ich von Zeit zu Zeit eine Apfelſine aus der Taſche. Sie waren ziemlich gefroren, aber ich habe nie ſo etwas köſtliches genoſſen. Als ich keine Apfelſinen mehr hatte, ſtillte ich den Durſt mit Schnee, arbeitete immer vorwärts, und war, zur Ehre der deutſchen Nation, der Erſte an dem oberſten Felſenrande der großen ungeheuren Schlucht, in welcher der Krater liegt. Einer der Führer kam nach mir, dann der Major, dann der zweyte Führer, dann die ganze kleine Karavane bis auf den Herrn mit den erfrornen Fingern.

---

*) Mir deucht, ich wittre Morgenluft.

**) Ach! in welche Gefahren geräth der Menſch auf unbekanntem Pfad.

Hier ſtanden und ſaßen und lagen wir, halb in den Qualm des aufſteigenden Rauchdampfes eingehüllt, und keiner ſprach ein Wort und jeder ſtaunte in den furchtbaren Schlund hinab, aus welchem es in dunkeln und weißlichen Wolken dumpf und wüthend herauftobte. Endlich ſagte der Major, indem er ſich mit einem tiefen Athemzuge Luft machte: Now it is indeed worth a young man's while to mount and see it; for such a Sight is not to be met with in the parks of old England *). Mehr kannſt du von einem ächten Britten nicht erwarten, deſſen patriotiſche Seele ihren Gefährten mit Roſtbeef und Porter ambroſiſch bewirthet.

Die Schlucht, ungefähr eine kleine Stunde im Umfange, lag vor uns, wir ſtanden alle auf einer ziemlich ſchmalen Felſenwand, und bückten uns über eine ſteile Kluft von 60 bis 70 Klaftern hinaus. Einige legten ſich nieder, um ſich auf der grauſen Höhe vor Schwindel zu ſichern. In

---

*) Nun, 's verlohnt ſich ſchon der Mühe, daß ein junger Mann da hinaufſteigt; ſolch einen Anblick hat man ſelbſt in den Parks von Alt-England nicht.

dieſer Schlucht lag tief der Krater, der ſeine Stürme aus dem Abgrunde nach der entgegengeſetzten Seite hinüberwarf. Der Wind kam von der Morgenſonne und wir ſtanden noch ziemlich ſicher vor dem Dampfe; nur daß hier und da etwas durch die Felſenſpalten heraufdrang. Rund herum iſt keine Möglichkeit, vor den ungeheuren ſenkrechten Lavablöcken, bis hinunter ganz nahe an den Rand des eigentlichen Schlundes zu kommen. Bloß von der Seite von Taormina, wo eine ſehr große Vertiefung ausgeht, muß man hineinſteigen können, wenn man Zeit und Muth genug hat, die Gefahr zu beſtehen: denn eine kleine Veränderung des Windes kann tödtlich werden, und man erſtickt, wie Plinius. Uebrigens würde man wohl unten am Rande weiter nichts ſehen können. Hätte ich drey Tage Zeit, und einen entſchloſſenen, der Gegend ganz kundigen Führer, ſo wollte ich mir wohl die Ehre erwerben, unten geweſen zu ſeyn, wenn es der Wind erlaubte. Man müßte aber mit viel größerer Schwierigkeit von Taormina hinaufſteigen.

Nachdem wir uns von unſerm erſten Hinſtaunen etwas erholt hatten, ſahen wir nun auch rund umher. Die Sonne ſtand nicht mehr ſo tief, und es war auch auf der übrigen Inſel ſchon ziemlich hell. Wir ſahen das ganze große, ſchöne, herrliche Eiland unter uns, vor uns liegen, wenigſtens den ſchönſten Theil deſſelben. Alles was um den Berg herum liegt, das ganze Thal Enna, bis nach Palagonia und Lentini, mit allen Städten und Flecken und Flüſſen, war wie in magiſchen Duft gewebt. Vorzüglich reizend zog ſich der Simäthus aus den Bergen durch die ſchöne

Fläche lang, lang hinab in das Meer, und man überſah mit Einem Blick ſeinen ganzen Lauf. Tiefer hin lag der See Lentini und glänzte wie ein Zauberſpiegel durch die elektriſche Luft. Die Folge wird zeigen, daß die Luft nicht ſehr rein, aber vielleicht nur deſto ſchöner für unſern Morgen war. Man ſah hinunter bis nach Auguſta, und in die Gegend von Syrakus. Aber die Schwäche meiner Augen und die Dünſte des Himmels, der doch faſt unbewölkt war, hinderten mich weiter zu ſehen. Meſſina hab' ich nicht geſehen; und mich dünkt, man kann es von hier nicht ſehen: es liegt zu tief landeinwärts an der Meerenge, und die Berge müſſen es decken. Palermo kann man durchaus nicht ſehen, ſondern nur die Berge umher. Von den Liparen ſahen wir nur etwas durch die Wölkchen.

Nachdem wir rund umher genug hinabgeſchaut hatten, und das erſte Staunen ſich zu etwas Ruhe ſetzte, ſagte der Major nach engliſcher Sitte: Now to be sure, we needs must give a shout at the top down the gulf *); und ſo ſtimmten wir denn dreymal ein mächtiges Freudengeſchrey an, daß die Höhlen des furchtbaren Rieſen wiederhallten, und die Führer uns warnten, wir möchten durch unſere Ruchloſigkeit nicht die Teufel unten wecken. Sie nannten den Schlund nur mit etwas verändertem Mythus: la casa del diavolo, und das Echo in den Klüften: la sua risposta.

Der Umfang des kleinen, tief unten liegenden Keſſels mag ungefähr eine kleine Viertelſtunde ſeyn. Es kochte und

---

*) Es iſt billig, daß wir auf der Spitze unſer Freudengeſchrei in den Grund hinab rufen.

brauſ'te, und wüthete und tobte und ſtürmte unaufhörlich aus ihm heraus. Einen zweyten Krater habe ich nicht geſehen; der dicke Rauch müßte vielleicht ganz ſeinen Eingang decken, oder dieſer zweyte Schlund müßte auf der andern Seite der Felſen liegen, zu der wir wegen des Windes, der den Dampf dorthin trieb, nicht kommen konnten. Auch hier waren wir nicht ganz vom Rauche frey; die rothe Uniform der Engländer mit den goldenen Achſelbändern war ganz ſchwarzgrau geworden; mein blauer Rock hatte ſeine Farbe nicht merklich geändert.

Ich hatte mich bisher im Aufſteigen immer mit Schnee gelabt, aber hier am Rande auf der Spitze war er bitterſalzig, und konnte nicht genoſſen werden. Nicht weit vom Rande lag ein Auswurf von verſchiedenen Farben, den ich für todten Schwefel hielt. Er war heiß, und wir konnten unſere Füße darin wärmen. Wir ſetzten uns an eine Felſenwand, und ſahen auf die zauberiſche Gegend unter uns, vorzüglich nach Katanien und Paterno hinab. Die Monti roſſi bey Nikoloſi glichen faſt Maulwurfshügeln, und die ganze große ausgeſtorbene Familie des alten lebendigen Vaters, lag rund umher. Nur er ſelbſt wirkte mit ewigem Feuer in furchtbarer Jugendkraft. Welche ungeheure Werkſtatt muß er haben! Der letzte große Ausbruch war faſt drey deutſche Meilen vom Gipfel hinab, bey Nikoloſi *). Wenn

---

*) Der allerneueſte vom 15ten Nov. v. J. war aus einer neuen Oeffnung, an der öſtlichen Seite, auf der halben Höhe des Berges. D. H.

er wieder durchbrechen ſollte, fürchte ich für die Seite von Taormina, wo nun die Erdſchicht am dünnſten zu ſeyn ſcheint. Die Luft war troz dem Feuer des Vulkans und der Sonne doch ſehr kalt, und wir ſtiegen wieder herab.

Unſer Herabſteigen war vielleicht noch belohnender, als der Aufenthalt auf dem oberſten Gipfel. Bis zum Philoſophenthurm war viel Behutſamkeit nöthig Hier war nun der Proviantträger angekommen, und wir hielten unſer Frühſtück. — Indem wir aßen, genoſſen wir das ſchönſte Schauſpiel, daß vielleicht das Auge eines Menſchen genießen kann. Der Himmel war faſt ganz hell, und nur hinter uns über dem Simäthus hingen einige kleine lichte Wolken. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch an der Küſte Kalabriens; die See war glänzend. Da zeigten ſich zuerſt hier und da einige kleine Fleckchen auf dem Meere links vor Taormina, die faſt wie Inſelchen ausſahen. Unſere Führer ſagten uns ſogleich, was folgen würde. Die Flecken wurden zuſehends größer, bildeten flockige Nebelwolken, und breiteten ſich aus, und floſſen zuſammen. Keine morganiſche Fee kann eine ſolche Farbenglut und ſolchen Wechſel haben, als die Nebel von Moment zu Moment annahmen. Es ſchoß in die Höhe und glich einem Walde mit den dichteſten Bäumen von den ſonderbarſten Geſtalten, war hier gedrängter und dunkler, dort dünner und heller, und die Sonne ſchien in einem noch ziemlich kleinen Winkel auf das Gewebe hinab, das ſchnell die ganze nördliche Küſte deckte, und das wir tief unter uns ſahen. Der Glutſtrom fing an, die Schluchten der Berge zu füllen, und hinter uns lag das Thal Enna mit ſeiner ganzen Schönheit in einem unnennbaren Halblichte, ſo daß wir nur noch den See von Lentini als ein helles Fleckchen ſahen. Dieſes alles, und die Bildung des himmliſchen Gemähldes an der Nordoſtſeite, war das Werk einer kleinen Viertelſtunde. Ich werde eine ſo geſchmückte Scene wahrſcheinlich in meinem Leben nicht wieder ſehen. Sie iſt nur hier zu treffen und auch hier ſehr ſelten; die Führer prieſen uns und ſogar ſich ſelbſt deswegen glücklich. Wir brachen auf, um, wo möglich, unten dem Regen zu entgehen. In einigen Minuten ſahen wir nichts mehr von dem Gipfel des Berges; alles war in undurchdringlichen Nebel gehüllt, und wir ſelbſt ſchoſſen auf der Bahn, die wir im Hinanſſteigen gemacht hatten, pfeilſchnell herab. Ohne den Schnee hätten wir es nicht ſo ſicher erkannt. Nach einer halben Stunde hatten wir die Blitze links, immer noch unter uns. Der Nebel hellte ſich wieder auf, oder vielmehr wir traten aus demſelben heraus, das Gewitter zog neben uns her nach Katanien zu, und wir kamen in weniger als der Hälfte Zeit wieder in das Haus am Ende der Waldregion, wo wir uns an das Feuer ſetzten, nehmlich diejenigen, die es wagen durften. Die Engländer hatten zu dieſer Bergreiſe eine eigene Vorkehrung getroffen. Weiß der Himmel, wer es ihnen mag gerathen haben; die meinige war beſſer. Sie kamen in Nikoloſi in Stiefeln an, ſetzten ſich aber dort in Schuhe, und über dieſe Schuhe zogen ſie die dickſten wollenen Strümpfe, die man ſich denken kann, und die ſie ſogar, wie ſie mir ſagten, ſchon in Holland zu dieſem Behufe gekauft hatten. Der Aufzug ließ ſonderbar genug; ſie ſahen mit den großen Aetnaſtöcken, von unten auf alle ziemlich aus wie ſamojetiſche Bärenführer. Ich ging in meinem gewöhnlichen Reiſezeug mit gewöhnlichen baumwollenen Strümpfen in meinen feſten Stiefeln. Schon hinaufwärts waren einige holländiſche Strümpfe zerriſſen; herabwärts ging es über die Schuhe und die Unterſtrümpfe. Einige liefen auf den Zehen, die ſie natürlich erfroren hatten. Meine Warnung, langſam und feſt, ohne abzuſetzen fortzugehen, hatte nichts geholfen. Mir fehlte nicht das Geringſte. Vorzüglich hatte Einer der jungen Herren die Unvorſichtigkeit gehabt, ſich mit warmem Waſſer zu waſchen und an das Feuer zu ſetzen. In einigen Minuten jauchzte er vor Schmerz, wie Homers verwundeter Kriegsgott, und hat den Denkzettel mitgenommen. Vermuthlich wird er in Katanien oder Malta zu kurieren haben.

Du kannſt ſehen, welcher auffallende Kontraſt hier in einer kleinen Entfernung in der Gegend iſt: unten bey Katanien raufte man reifen Flachs, und die Gerſte ſtand hoch in Aehren; und hier oben erfror man Hände und Füße. Nun ritten wir noch immer mit dem Gewitter durch die Waldregion nach Nikoloſi hinab, wo wir eine herrliche Mahlzeit fanden, die der Wirth aus dem goldenen Löwen in Katanien kontraktmäßig angeſchafft hatte. Wir nahmen Abſchied; die Engländer ritten zurück nach Katanien, und ich meines Weges hierher nach Taormina.

Es iſt vielleicht in ganz Europa keine Gegend mit ſo vielfältigen Schönheiten, als um dieſen Berg. Seine

Höhe kann ich nicht beſtimmen. In einem geographiſchen Verzeichniß wurde er hier beträchtlich höher angegeben, als die höchſten Alpen; das mögen die mathematiſchen Geographen ausmachen. Der Profeſſor Gambino aus Katanien will dieſen Auguſt mit einer Geſellſchaft hinaufgehen, um oben noch mehrere Beobachtungen zu machen. Man hat in der Inſel das Sprichwort vom Aetna: On le voit toujours le chapeau blanc et la pipe à la bouche. — Der Schnee ſoll nie ganz ſchmelzen; das iſt in einem ſo ſehr ſüdlichen Klima viel. Man nennt ihn in Sicilien meiſtens, wie bekannt, Monte Gibello; aber man nennt ihn auch noch ſehr oft Aetna, oder den Berg von Sicilien oder geradezu vorzugsweiſe *den Berg*. Die letzte Benennung habe ich am häufigſten, und zwar auch unten an der ſüdlichen Küſte gefunden. Mir ſcheint es überhaupt, daß man jetzt anfängt, die alten Namen wieder hervorzuſuchen und zu gebrauchen. So habe ich den Fluß unten nie anders, als Simäthus nennen hören.

Bis an das Bergkloſter der Benediktiner, iſt der Aetna von dieſer Seite bebaut, und ziemlich gut bebaut; weiter hinauf iſt Wald und faſt von lauter Eichen, die jetzt noch alle kahl ſtanden; und, nicht weit von der Geißhöhle oder dem jetzigen Hauſe von Paterno, hört die Vegetation auf. Wir fanden von dort an bis zum Gipfel, hohen Schnee. Die bebaute Region giebt eine Abwechſelung, die man vielleicht ſelten mehr auf dem Erdboden findet. Unten reifen im lieblichſten Gemiſche die meiſten Früchte des wärmern Erdſtrichs; alle Orangengeſchlechter wachſen und blühen

und

und glühen in goldenem Glanze. Weiter hinauf gedeiht die Granate, dann der Oelbaum, dann die Feige, dann nur der Weinſtock und die Kaſtanie, und dann nur noch die ehrwürdige Eiche. Am Fluſſe triffſt Du alles dieſes zuſammen in ſchönen Gruppen, und zuweilen Palmen dazu.

Auf meinem Wege nach Taormina, zeigte mir mein Führer, nur auf einem Punkte, den alten großen Kaſtanienbaum in der Ferne. Kaum kann ich ſagen, daß ich ihn geſehen habe; ich wollte ihm aber nicht einen Tag aufopfern. Die Nacht mußte ich in einem kleinen elenden Dörfchen bleiben. — Der Weg nach Taormina gehört zu den ſchönſten, beſonders einige Millien vor der Stadt. Dieſer Ort, welcher ehemals unten lag und nun auf einem hohen Vorſprunge des Taurus ſteht, hat die herrlichſte Ausſicht nach allen Seiten, vorzüglich von dem alten Theater, einem der ſchönſten Werke der Alten. Rechts iſt das ewige Feuer des Aetna, links das fabelhafte Ufer der Inſel, und gegenüber ſieht man weit, weit hinauf an den Küſten von Kalabrien. Höchſt wahrſcheinlich iſt das Theater nur römiſch; man hat es nach der Zerſtörung durch die Saracenen, ſo gut als möglich wieder zuſammengeſetzt, ſcheint aber dabey nach ſehr willkührlichen Konjekturen verfahren zu ſeyn. Es iſt bekanntlich eines der erhaltenſten, und alles, was alt iſt, iſt ſehr anſchaulich, aber für das neue Flickwerk möchte ich nicht ſtehen: und doch hat eben der ſchönſte und prächtigſte Theil am meiſten von den Barbaren gelitten. Das alte Schloß, welches noch höher als die Stadt liegt, muß ſchwer zu nehmen ſeyn. Die heilige

Mutter vom Felſen könnte es alſo ziemlich gut vertheidigen, wenn ihre Kinder verſtändige und brave Kriegsleute wären.

Nach Taormina hatte ich eine Empfehlung von Katanien an den Kommandanten, die einzige in Sicilien, welche ſchlecht honorirt wurde. Man wies mich in ein Wirthshaus unten am Fuße des Berges, welches aber eine ſtarke Stunde hinunter iſt. Das konnte mir mein Mauleſeltreiber auch ſagen; und hätte ich oben ein Wirthshaus finden können, ſo wäre ich dem Herrn gar nicht beſchwerlich gefallen. Bey den Kapuzinern ſprach ich gar nicht ein, denn ihre Ungefälligkeit und ihr Schmutz waren mir ſchon geſchildert worden. Ich ſchickte hier meinen Mauleſeltreiber fort, und wanderte wieder allein zu Fuße weiter; denn an der See hinauf, dachte ich, kann ich nun Meſſina nicht verfehlen. Ein alter Sergeant von Taormina, der mir dort den Cicerone machte, wollte mir eine Ordre an den Kommandanten von Sankt Alexis, einen unter ihm ſtehenden Korporal, mitgeben, daß er mir das Schloß auf der Felſenſpitze zeigen ſollte; ich dankte ihm aber, mit der Entſchuldigung, daß ich nicht Zeit haben würde. Der Weg hinauf und herab von Taormina iſt etwas halsbrechend, und hat einige ſchöne, gut bebaute Schluchten. Mein Aufenthalt oben dauerte aus angeführten Urſachen nur zwey kleine Stunden, bis ich das Theater geſehen hatte. Der ehrliche alte Sergeant wollte mich für die Kleinigkeit durchaus einige Millien begleiten, damit ich den Weg nicht verlieren möchte. Einen gar ſonbarbarei, langgezogenen, nicht unſonoriſchen Dialect haben hier die Leute. Auf die Frage, wie weit ich noch zum nächſten Orte habe, erhielt ich die Antwort; Saruhu incuhra cincuuh migliah; welches Jeder ohne Noten verſtehen wird.

Dieſe Nacht blieb ich in einem kleinen Orte, der glaube ich, Ginmarrineſe hieß, und noch 18 Millien von Meſſina entfernt iſt. Ein Seebad nach einem ziemlich warmen Tage, that mir recht wohl; und die friſchen Sardellen gleich aus der See, waren nachher ein ganz gutes Gericht; man thut ſich hier darauf etwas zu Gute, und behauptet mit Recht, daß man ſie in Palermo nicht ſo ſchön haben kann. Einige Millien vor Meſſina fand ich wieder Fuhrgleiſe, welches mir ordentlich eine Wohlthat war; denn ſeit Agrigent hatte ich keinen Wagen geſehen. In Syrakus kann man nur eine Viertelſtunde an der See bis an ein Kloſter vor der Stadt fahren; und eine geiſtliche Sänfte, von Mauleſeln getragen, die ich in den Bergſchluchten zwiſchen Lentini und Auguſta antraf, war alles, was ich einem Fuhrwerk ähnliches gefunden hatte.

II.

Du und Sie.

Bei Gelegenheit einer Stelle im patriotiſchen Archiv, des erſten Jahrgangs vierten Stücks, Seite 268:

> – – – „Und damit ſich die demokratiſche Gleichheit ja nicht an irgend etwas ſtoßen möchte, ſo fiel man ſogar auf die Grille, einen jeden ohne Unterſchied zu duzen, um auch hierin den Wilden in Amerika zu gleichen.“

Vom
verewigten Rector Sangerhauſen *).

Was hat dir vielgeleſner Mann,
Was hat dir unſer Du gethan?
Dies ſüße Wort, das von des Vaters Lippe ſchallt,
Dies ſüße Wort, das ihm der Knab entgegenlallt,

---

*) Die Zeitungen kündigten den Tod des würdigen Mannes ſo an: Am 22ſten December ſtarb zu Aſchersleben im 63ſten Jahre ſeines Alters der Rector der daſigen Stadtſchule Herr M. Sangerhauſen, als Schulmann und als Dichter gleich rühmlich bekannt. — Wir freuen uns, unſern Leſern dieſen ſchönen Beweis ſeiner Geſinnungen und ſeiner Talente, zu Erneuerung ſeines Andenkens, mittheilen zu können. D. H.

Dies traute Wort, das Freund an Freunde bindet,
Wenn jeder ſich im andern wiederfindet,
Dies ſüße Wort, das auf den Bund das Siegel drückt,
Der Liebende beglückt.

Vom großen Mäoniden,
Bis zu dem Redner Cicero,
Von Troja's Sturz, bis zu dem Lüneviller Frieden,
Sprach jeder Dichter ſo.
So trifft zuerſt die Muſen deine Rache.
Denn ihre Sprach' iſt auch die Sansculottenſprache,
Und klingt fürwahr nicht ſchlecht! Denn ſieh, die großen Herrn
Bezahlen öfters ſie und hören ſtets ſie gern.

Schon hatte ſeit viel tauſend Jahren
Mit ſeinem Lichtgeſpann Apoll die Welt umfahren,
Und Künſt' und Völker untergehn,
Und andr' aus ihrer Aſch' entſtehn,
Und alle großen Seltenheiten
Mit ihren größern Kleinigkeiten
Schon überall geſehn: und doch begnügte ſich
Die Welt noch überall mit Du und Ich,
Und hatte doch ſchon viele Sprachen,
Nebſt Sitten, Kenntniſſen und Sachen.

Wo ſind die großen Staatsminiſter,
Die Philoſophen und die Prieſter,
Die einem Ariſtoteles,
Pericles, Alcibiades,
Und Plato und Demoſthenes

Und kurz den Männern von Athen
Zur Seite ſtehn?
Es ſprach im alten Griechenlande
Einſt Lais und Aſpaſia,
Es ſprach darauf am Tiberſtrande
Calpurnia und Arria,
Viel feiner als im deutſchen Vaterlande,
Das Fräulein, nebſt der gnädigen Mama.

Der Höflichkeit, ſo wie der Grobheit Grenzen,
Sind deutlich gnug gezeichnet. Guten Ton
Verdirbt kein Du und macht kein Sie.
Der Höflichkeit Ingredienzen
Sind eine gute Portion
Von Weltphiloſophie,
Mit Witz verzuckert und verſetzt mit Laun' und Güte.
So thut ſie wohl dem menſchlichen Gemüthe,
Sei das Vehikel Du, ſey's Sie.
Klingt Ihr wohl höflicher, wie ſonſt der Franzmann ſprach?
Doch ſprach's die feine Welt, ſo wie der Hof, ihm nach.

O deine ganze Höflichkeit
Iſt eine buhleriſche Dirne,
Mit glatter Zung und frecher Stirne,
Gehüllet in ein Flitterkleid,
Die, gäb es keine Komplimente,
Auch nie gefallen könnte.

Sie dünkt ſich Herr und nennt ſich Knecht
Und bittet um ihr eignes Recht,

Nimmt ſich die Freiheit, bald zu kommen, bald zu gehen.
Und hat die Ehre, bald zu hören, bald zu ſehen,
Und hat die Gnade, bald zu ſitzen, bald zu ſtehen,
Und eh ſie ſagen darf: ja, oder nein;
Holt ſie vorher dazu ſich die Verzeihung ein.
Sie pflegt mit Antwort, Rath und Geld,
So wie mit Schnupftaback, ſo wie mit Stuhl und Karten,
Und kurz, mit allem in der Welt,
Ganz unterthänig aufzuwarten.

Wird man durch Du ein Sanscüllot,
So war auch Socrates und Chriſtus Sanscüllot,
So iſt auch gegen Gott
Ein jeder Chriſt ein Sanscüllot.

Nicht mit den vielen Unterſchieden,
Die die Natur bei Menſchen macht, zufrieden,
Erfand der Deutſch' (und was erfand
Nicht deutſcher Geiſt und deutſche Hand?)
Erfand die Kunſt, ſich plötzlich zu vergrößern,
Und die Natur unmerklich zu verbeſſern.
Nunmehro maßen die Perſonen
Die Grenzen jedes Standes ab.
Das Wir und Sie erſtieg die höhern Regionen,
Jhr, Er und Du ſank in die niederen hinab.
Und daß vielleicht aus niedrer Menge
Nicht ein Genie hinauf ſich dränge,
Tritt in die Welt der Junker ſchon, als Herr,
Der Bürger aber ſtirbt als: Er.
Auch bleibt zu jeder Zeit den höhern Regionen

Die Macht, zu züchtigen, ſo wie auch zu belohnen.
„Ihr' Excellenz befahlen dieſe Kleider — —“
Ganz recht, fürwahr Sie ſind ein allerliebſter Schneider — —
„Und auch die Rechnung —“ Nun, die Rechnung, die leg' Er,
Indeſſen nur hierher.
„Und wann befehlen —“ Was? wie unverſchämt ſeid Ihr!
Hier iſt das Geld, dort iſt die Thür.

— — — — — — —

Und ſagt ein Candidat zu ſeiner Dorfgemeinde:
So haben wir demnach, geliebte Freunde,
Euch kürzlich dies und das gezeigt;
Dann bin ich ſo es zu verſtehn geneigt:
Was jedesmal ihr von mir hört,
Das haben Wir, mein Buch, mein Heft und ich gelehrt.

Iſt dies der Deutſche noch, der Varus Legionen
Einſt rühmlich überwand?
Und nicht die Feſſeln nur von andern Nationen,
Auch ihre Sitten ſchändlich fand?
Und nunmehr nur noch durch Perſonen
Den edeln und den weiſen Mann
Vom Sklaven unterſcheiden kann?
Iſt dies der Deutſche noch, nach dieſem Unterſchiede,
Groß in der Schlacht und groß im Liede,
Seit dem er hier den Orient,
Seit dem er dort den Occident
Von ſeinen Thorheiten entleerte
Und ſie mit eigenen vermehrte?
Selbſt als, o großer Friederich,

Unſterblich nur durch dich,
Des Brennus ſpätre Söhne kriegten,
Da waren die, die ſie beſiegten,
Auch deutſch? O lang genug und theuer
Hat Gallien die wilden Ungeheuer
Gebüßet und verflucht,
Und ihre Frevel zu verbeſſeren geſucht! — —

O! Patriotenſinn erſchafft kein dickes Buch,
Kein ſchiefer frommer Sittenſpruch,
Nebſt manchem untermengtem Fluch,
Kein buntes Band und keine Schätze; —
Ihn ſchafft ein Fürſt, wenn er, gerecht, wie die Geſetze,
Nur die Vernunft und nie den Schmeichler hört,
Und ſich allein im Menſchen liebt und ehrt.
Wer eingekerkert und geknutet,
Ein Opfer blinder Willkühr, blutet,
Dem iſt der Name, Patriot,
Nichts anders, als ein bittrer Spott.
Nur ein Beweis, beſtimmt und leicht und klar,
Entſcheidet für den Fürſtenthron,
So wie für die Religion:
Die beſte nur iſt wahr!

Der du noch ſchläfſt, geſpart den ſpätern Jahren,
Wohl dir, beglückter Enkel, dir!
Wohl dir, denn alles das, was wir
Nur ahnen, das wirſt du erfahren.
Es wird ein allgemeines Band,
Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land,

Die Menſchheit überall umfaſſen.
Kein Nachbar wird den Nachbar haſſen.
Wenn jeder dann, ſo viel er darf, genießt,
Iſt, was er will und gilt nur, was er iſt,
Und die Natur, zu jeder Zeit bekrieget,
Ihr Recht behauptend, endlich ſieget:
Dann kehrt die Welt, ſo wie zum Glück,
So auch vielleicht zum Du zurück.

Nicht, weil ich der Philoſophie
Und ihrer Weisheit traue —
Denn was iſt trüglicher, als ſie? —
Nein, weil ich auf die Thorheit baue.
Die Thorheit iſts, die in der Welt
Mehr, als die Weisheit, ſtets erhält.
Durchlauf das wichtige Kapitel
Der Kompliment' und Titel,
Denn höher ſtieg die Höflichkeit noch nie.
Wer heißt nicht ſchon? wer heißt nicht künftig Sie?
Doch überall hat die Natur nur eine Bahn.
Wenn ſie nicht höher ſteigen kann,
Dann ſinkt ſie plötzlich wieder
Zum erſten Standpunkt nieder,
Und findet ſo den Punkt der Ruh
Zuletzt in ihrem erſten Du.

III.

Die Papageno's.

Aus Ernſt Scherzers Papieren *).

Wenn ein Kater im Felde ſpatzieren geht, und zu jeder ſingenden Lerche hinauf ſeufzt: „Ach, wie ſchön würdeſt du mir „ſchmecken, wenn ich dich hätte!“ ſo iſt das ſeiner Katernatur wohl zu verzeihen; und man darf ſich im Ernſt nicht entrüſten, wenn er ſein Möglichſtes thut, ſich ſo eine Virtuoſin zum Frühſtück, Mittag- oder Abendbrodt zu verſchaffen.

Auch dem armen Teufel von Papageno, der ſich aus Hunger, in Ermangelung eines andern, einen Singvogel fängt, muß ich ſeine Sünde verzeihen, ſo lange ich es mir ſelbſt verzeihe, Fleiſchbrühſuppen und Braten zu eſſen; denn das Leben eines ſtummen oder brüllenden Thieres iſt nicht weniger, als das eines ſingenden werth. Was können Fiſche,

---

*) Einer unſrer beliebteſten Schriftſteller hat, zum Zeichen, daß er ſich es vorgeſetzt habe, ridendo dicere seria, den Namen Ernſt Scherzer angenommen. Schon aus dieſem Aufſatze, für deſſen Mittheilung wir ihm ſehr danken, wird man ſehen, wie leicht es ihm gelingen wird, den neuen und angenommenen Namen neben den bekannten und wahren zu ſetzen. Die Leſewelt hat ein Bändchen ähnlicher launigt-ernſthafter Aufſätze von ihm zu hoffen.

F.

Tauben, Schaafe und Ochſen dafür, daß die Natur ihnen nicht die Gabe des Geſangs verlieh? Wenn nur dieſe den Maaßſtab für den Werth eines Geſchöpfs und für die Gerechtigkeit ſeiner Anſprüche auf das Leben gäbe, ſo wären unſre Opernkaſtraten die glänzendſten Edelſteine unter den lebendigen Geſchöpfen, und dürften ſich vielleicht einfallen laſſen, diejenigen, von denen ſie bisher zum Theil bewundert, zum Theil bemitleidet worden ſind, todt zu ſchlagen, und nach Belieben zu kochen oder zu braten.

Doch bis es ſo weit kommt, hat es noch Zeit; und vor der Hand ſind wohl noch keine Advokaten gegen die Sänger nöthig, wohl aber für dieſelben: nehmlich für die auf dem Theater, daß unberufne Kritiker ihnen nicht die Galle in das Blut treiben; — für die auf dem Felde und in den Büſchen, daß nicht hundert und tauſend Papageno's ſich an ihrer Freiheit und ihrem Leben verſündigen.

Dem Hunger, wie geſagt, muß ich ſie ſchon Preis geben, denn der kennt, außer ſich ſelbſt, keine Geſetzgeber, und weicht nur einer ſtärkeren Gewalt. Die meinige wär' ihm aber nur ein Spott, weil meine einzigen Waffen Worte ſind. Alſo nicht mit den hungrigen, ſondern nur mit den muthwilligen, kindiſchen, empfindelnden, trägen, Langeweile habenden Papageno's hab' ich es zu thun. Und ſchon mit dieſen es aufzunehmen, iſt warlich keine Kleinigkeit. Es iſt möglich, daß ich keinen einzigen von ihnen zu meinem Glauben bekehre, allein, das ſoll mich nicht abhalten, ihnen meine Meinung zu ſagen, und dadurch wenigſtens zu verſuchen, dem Einen und dem Anderen die egoiſtiſche Brille, wodurch er die ganze Welt betrachtet, auf ein Weilchen von der Naſe zu ſchieben. —

Dem kleinen Dorfjunker, den ich da eben von dem altväterlichen Ritterſitze in den nahen Buſch laufen ſah, könnt' ich wohl beikommen, wenn ich ein Freund vom Hauſe mit Wapen und Portepee wäre. Dann dürft' ich ihm ſagen, daß das Fangen und Kopfeindrücken oder Füttern der kleinen Singvögel gar keine ächt adeliche Uebung und Beluſtigung ſey! das Tiefſte, bis zu welchem ſich ein Junker herablaſſen dürfe, ſey eine Haſenhetze; von ſeinen Ahnen aber wär' es ausgemacht, daß ſie ſich in ihren Zimmern nur mit Hunden, auf dem Hofe nur mit Pferden, und im Walde nur mit wilden Säuen und Hauern abgegeben hätten; nur dieſe dürfe daher auch er, als würdiger Sprößling ſeines Stammes, nach Luſt und Laune füttern und zu Tode prügeln, reiten und ſchießen.

Mit dieſer Wendung gewönn' ich gewiß augenblicklich den alten gnädigen Herrn; dieſer gäbe mit ein paar wohlmeinenden, pädagogiſchen Flüchen dem angebornen Ehrgeitze des Junkers eine höhere Richtung, und eine Menge unſchuldiger kleiner Vögel blieben ungefangen und ungemartert.

Doch mit Ermahnungen und Vorſtellungen, wie ſie etwa der beſcheidne Hofmeiſter dem übermüthigen Zögling nur geben darf, wird nichts ausgerichtet; und die kleinen Vögel bleiben alſo dort ohne Rettung vogelfrei, bis es an ihrer Stelle die Haſen, die Hauer und die hübſchen Mädchen der Gegend, bei dem veränderten Geſchmack des heranwachſenden Junkers, werden. Jedes Wort der Vernunft und der beſſeren Menſchlichkeit wäre dort verloren. Zu einem holden; gefühlvollen Mädchen in der Stadt will ich mich daher lieber wenden.

Eliſe kann die empfindſamſten Stellen aus hundert Gedichten und Romanen auswendig; ſie ſchreibt ſogar eine Menge ſelbſt erdachter, ſchöner Sentenzen in ihr Tagebuch, denen allen es weder an Gefühl, noch an orthographiſchen Schnitzern fehlt; ſie geräth beim Anblick eines Baugefangenen auſſer ſich, daß es Richter giebt, die ſo grauſam ſind, ihre Nebenmenſchen der Freiheit zu berauben; und beim Anblick des blutigen Meſſers, womit ihre Köchin eine Gans geſchlachtet hat, ſinkt ſie vor Schauder faſt in Ohnmacht. — Jedes fremde Leiden fühlt ſie aufs ſchmerzlichſte mit; das Elend der ganzen Welt ſehnt ſie ſich ausrotten zu können. Aber von dem Jammer ihres eingeſperrten Vogels weiß ſie nichts, und über der anziehenden Lektüre des nächſten, bänderreichen, empfindſamen Romans läßt ſie ihn vielleicht aufs kläglichſte verhungern und verdurſten.

Nicht zu bezweifeln iſt es freilich, daß ſie ſeinem Leichnam dann eine Menge Waſſer zum Sühnopfer nachgießen wird, nehmlich Thränen ins Schnupftuch und Reime aufs Papier. Auch iſt es wohl möglich, daß der kleine Gefangene bald eines *natürlichen* Todes ſtirbt, oder vielleicht gar noch recht lange lebt. Allein wäre die Verlängerung ſeines Lebens wohl etwas anders, als eine Verlängerung ſeiner Qual? Iſt er nicht vielleicht gerade zur Zeit des Brütens gefangen, und ein verlaßnes Neſt voll unbefiederter Jungen bedarf ſeiner Wärmung und Fütterung? Der allermächtigſte Trieb, den die Natur ihren Geſchöpfen gab, erfüllt ihn mit der ängſtlichſten Sehnſucht nach ſeinen verwaiſten Kleinen. Unaufhörlich, vom frühſten Morgen bis zum Abend, hüpft er in dem engen Raume ſeines Kerkers umher, und pickt gegen die Stäbe deſſelben, um einen Ausgang zu finden. Eliſe findet ſein Flattern und jede ſeiner unruhigen Bewegungen allerliebſt, ohne ſeine Qual zu ahnen; ſie ergötzt ſich an ſeinen Klagetönen, ohne ſie zu verſtehn. Aber wenn ſie auch von ſeinem Neſt und von ſeinen Jungen nichts weiß, ſo muß ſie doch wiſſen, daß der Vogel überhaupt das beweglichſte, Freiheit begehrendſte Geſchöpf der Natur iſt. Eine Spinne darf man vielleicht ohne Grauſamkeit in einen Glaskaſten ſperren, denn ſie wird ſich wohl befinden, wenn ſie von Zeit zu Zeit nur eine Fliege in ihr Netz verwickelt ſieht; doch einen Vogel, der, faſt keine Minute ruhend, von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum zu hüpfen und zu flattern gewohnt iſt; der ſonſt über Thäler und Berge, Mauern und Flüſſe, Feld und Wald im ſchnellſten Fluge hinſchoß, bald ſich auf duftenden Blüthenzweigen wiegte, bald mit ſeinen Flügeln die Wolken berührte, und dann wieder ſeine warme Bruſt in den Wellen eines kühlenden Stromes badete — einen ſolchen freyen Bürger der Erde und des Himmels in einen ſpannelangen Käfig einſperren, um ihn zu füttern und zu liebkoſen, iſt tauſendmal grauſamer, als ihm den Finger ſchnell ins Gehirn drücken, um ihn zu rupfen und zu braten. Und wenn der arme Gefangene ſich in einiger Zeit auch ſcheinbar an ſein Schickſal gewöhnt, kehrt ſeine Unruhe nicht zehnfach wieder, wenn der Herbſt kommt, wo ein innrer Trieb ihn nach fremden, wärmeren Gegenden zieht, oder wenn mit dem Frühling die

Sehnſucht nach einem Gatten und einem ſelbſt gebauten Neſtchen in ihm aufs neue unwiderſtehlich erwacht? — Mit welcher Sentenz begründet Eliſe ihr Recht, das fröhlichſte, unſchuldigſte Geſchöpf ſeiner ſchönen Freiheit zu berauben, und es dem qualvollen Kampfe zur gewaltſamen Unterdrückung der mächtigſten Triebe, die ihm die Natur zutheilte, Preiß zu geben? — Das Futter, was Eliſe ihrem armen Gefangenen reicht, fänd' er reichlicher und geſünder in Feld und Wald; ihren Zucker kann er entbehren; und ihre Küſſe verſteht er nicht zu deuten. Was hilft es ihm, daß er von ihr die zärtlichſten Liebesverſicherungen erhält? Was man liebt, muß man zu beglücken ſuchen, nach der Art, die ihm angemeſſen iſt. Darum gebe Eliſe ihrem Vogel ſeine Freiheit, und ihrem Liebhaber die Küſſe, für deren Süßigkeit kein Sinn weder in einem bunten Flügel noch in einem blanken Schnabel iſt.

Ich wollte auch wohl eine Wette darauf eingehen, daß Eliſe dem Vogel ſeine Freiheit wiedergiebt, ſobald ihr Liebhaber die ſeinige erſt ganz und gar verloren hat, und daß ſie jetzt überhaupt dieſen mit den Küſſen, welche ſie jenem giebt, nur nach dem Honig ihrer Liebe recht lüſtern machen will. Sobald ſie geheirathet hat, wird ſie nicht nur weniger empfindſam, ſondern auch weniger thöricht und grauſam ſeyn, als bisher. Unter dem Vorwande, daß ihr Mann eiferſüchtig werden könne, kündigt ſie dem Vogel, wahrſcheinlich gleich nach der Hochzeit, das bisherige zärtliche Verhältniß auf, und in einer Stunde, wo ſie ſich durch ihren Gatten recht glücklich fühlt, öffnet ſie dem einſamen

ſamen Gefangenen den Käfig, um ihn im Buſche bey ſeines Gleichen eben ſo glücklich werden zu laſſen.

Eliſens Vogel ſäh' ich alſo gerettet; aber deſto weniger, iſt für ſeine unglücklichen Verwandten in Herrn Wipperts Knechtſchaft zu hoffen. Auf eine menſchlichere Sinnesänderung durch Liebe und Eheglück iſt bei Herrn Wippert durchaus, nicht zu rechnen, denn er liebt, ſchon ſeit langen Jahren, nichts. als ſich ſelbſt, und iſt ein ſo eingefleiſchter Hageſtolz, wie es jemals einen gegeben hat. Es gehört einmal bei ihm zur Ordnung des Tages, zu einer beſtimmten Stunde ſeine Vögel zu füttern, und in einigen unbeſtimmten Stunden ſich ihnen mit ſeiner Pfeiffe in den Lehnſtuhl gegenüber zu ſetzen, um ſie ruhig zu betrachten und zu behorchen. Er nennt dieß ein unſchuldiges Vergnügen, und pocht darauf, daß ihm die kleine Kapelle ſein ſchönes Geld koſte, indem er manchen ſeiner Virtuoſen mit einem Louisd'or bezahlt habe.

Als ich ihm dennoch einmal etwas von Unrechtmäßigkeit ſagen wollte, ſah er mich wie einen Nachtwandler an, und rief mir zu: „Sie ſcheinen ganz zu vergeſſen, wovon „die Rede iſt. Meine Menagerie beſteht ja aus nichts, „als Finken, Hänflingen und Nachtigallen. Mir Faſanen fangen zu laſſen — und wenn ich ſie auch noch ſo „theuer bezahlte — das wäre freilich ſehr unrecht, denn „die gehören unſerm gnädigſten Landesherrn, und an denen vergreif' ich mich alſo nicht, ſo gern ich auch dann „und wann einen auf der Schüſſel hätte: allein aus dem

„kleinen Zeuge, das man nicht zu eſſen, ſondern nur
„zu hören pflegt, machen ſich die großen Herren eben
„nichts; die kleinen Singvögel gehören alſo Jedermann,
„und darum kann ich mir fangen laſſen, ſo viel ich will.“

„Mit nichten, Herr Wippert! Was Jedermann
„gehört, beſonders wenn es nicht im Ueberfluſſe zu haben
„iſt, dürfen Sie ſich nicht auf eine Weiſe aneignen, daß
„Niemand, außer Ihnen, mehr einen Genuß davon hat.
„Auf tauſend Menſchen kommt vielleicht in unſrer Ge-
„gend kaum eine Nachtigall, begehn Sie nun keine Ver-
„ſündigung an fremdem Eigenthum, wenn Sie ſich an-
„maßen, ſo viel von dem gemeinſchaftlichen kleinen Schatze
„für ſich allein zu nehmen, als eigentlich Tauſenden ge-
„hört? Kein bürgerliches Geſetz iſt Ihnen freilich dabei
„in unſerm Bezirk im Wege; allein wehe uns, wenn es
„Mode werden ſollte, nichts der Geſellſchaft Nachtheiliges
„zu unterlaſſen, als was durch ein beſtimmtes, obrigkeit-
„liches Geſetz verboten iſt! Seine menſchlichſten, heilig-
„ſten Geſetze giebt der unverdorbene, ſittlich gute Menſch
„ſich ſelbſt.“ —

Ein armer Pfarrer, der gern Wein trank, und ſelten welchen hatte, bewieß ſeiner Gemeinde einmal auf der Kanzel: es wachſe jährlich ſo viel Wein, daß auf den Mann täglich wohl eine Kanne zur Erquikung komme, aber die reichen, unmäßigen Schwelger tränken ihren ärmern Brüdern ihren Theil mit weg. Im höchſten Eifer des auch ihm widerfahrenden Unrechts rief er endlich aus: „Verdammt ſey der Schurke, der mir täglich meine „Portion wegſäuft!“

Mit mehrerem Rechte, als jener Pfarrer auf die unmäßigen Weintrinker, könnte ich wohl, bei jedem Spaziergange in unſern Büſchen und Gärten, auf Herrn Wippert und Konſorten ſchelten, und es wäre mir nicht zu verdenken, wenn ich ziemlich entrüſtet ausrieſe: „Verdammt ſey Herr Wippert und jeder Papageno, der mir und tauſend Anderen die ſchönſte Frühlingsfreude verdirbt!“

Nicht allein das *Auge* des Menſchen will der göttliche Frühling entzücken, ſondern auch das *Ohr* deſſelben. Darum läßt er den Zephyr mit zarten Flügeln die grünenden Zweige durchſäuſeln; darum läßt er die Wellen des kleinſten Bachs jedes Hinabhüpfen von einem höheren auf einem niedrigeren Kieſel mit lieblichen Tönen verkündigen; und darum verlieh er den kleinen gefiederten Bewohnern des Feldes und des Waldes die melodiſchen Stimmen, mit denen ſie einander ihre Liebe, ihre Freuden und ihre Schmerzen erzählen. — Welch ein entzückendes Konzert, wenn das Geſäuſel der Blätter, das Gemurmel der Bäche und der Geſang der Vögel in holdem Einklang ertönen! Welch eine Feier des Frühlings! Welch eine Hymne zur Ehre des großen, allwaltenden Geiſtes in der Natur! Durch dieſe Töne verkündigt ſie Jedem ihren innern, regen Geiſt. Das öde Feld, der finſtre Wald, und die nackte Felſenklippe werden durch dieſe Töne beſeelt. Das ſtille, leblos ſcheinende Bild der Natur ſpringt erſt durch dieſe Töne vor uns recht deutlich ins Leben, und regt auch *unſer* innerſtes, heiligſtes Leben auf. — Beym frohen Triller der Lerche, die ſich hoch über das grüne Saatfeld erhebt, blickt man froher und muthiger der aufgehenden Sonne entgegen, und ein erhöhtes Gefühl von Wohlſeyn und Dank gegen den Schöpfer und Erhalter der ganzen Natur und des Menſchen, hebt unſre Bruſt leichter und höher empor. Beym ſanften Flöten der Nachtigall in der lauen Maynacht, wird der kunſtloſe Buſch, der anſpruchloſe Fruchtbaumgarten zum Feenhain: die zarteſten Saiten unſers Gefühls erklingen ſympathetiſch bei dem melodiſchen Geſange; und die Freude und der Schmerz, die Freundſchaft, die Liebe und jede menſchliche Tugend ſchweben in ſchöneren Geſtalten unſere Blicke vorüber, und durchdringen unſer Herz mit einer ſanfteren, heiligeren Wärme.

Hinweg alſo mit euern Netzen und Schlingen, ihr engherzigen, ſelbſtſüchtigen Menſchen, die ihr den ſchönen Tempel der Natur bloß betretet, um euch mit unheiligen Händen an ihm und an tauſenden eurer Mitmenſchen zu verſündigen! In hundert Büſchen ſind ſchon die ſüßeſten Stimmen durch eure gefühlloſe Raubgier verſtummt. Wer gab euch das Recht, aus dem großen allgemeinen Konzertſaale die lieblichſten Sänger zu entführen, und in einer engen Klauſe, in einem noch engeren Käfig, zu der grauſamſten Gefangenſchaft zu verurtheilen? Wißt, daß ihr nicht werth ſeyd, ihre holden Geſänge zu hören, wenn ſie euch nicht in den grünen Hallen der Wälder, auf den Blumenaltären der Hügel und Berge, in dem hohen Dome der Natur am lieblichſten klingen. Aber wie wäre bei euch noch dieſer reine, höhere Sinn zu erwarten, die ihr ſo tief in Kleinlichkeit, Selbſtſucht und Trägheit verſunken ſeyd! Ihr betrachtet in tieferer Ehrfurcht den Stern auf einem Gallakleide, als das zahlloſe Heer von Sternen am Himmel. Euch erſcheint euer elendes Ich als der Mittelpunkt, um welchen die ganze Schöpfung ſich dreht; und was euch anzieht, und ihr mit euren Händen ergreifen und feſthalten könnt, nehmt ihr daher als euer rechtmäßiges Eigenthum. Ihr haltet es nicht der Mühe werth, hinaus in den großen Tempel der Natur zu gehn, um ihre zahlloſen Wunder zu belauſchen. Nur was ihr Stückweiſe in eurem Lehnſtuhl, ohne Anſtrengung und ohne Aufopferung eurer Bequemlichkeit, betrachten, behorchen, betaſten oder kauen könnt, iſt euch lieb. Ihr ließet, zu eurer Beluſtigung, die Alpen und das Weltmeer in eure Klauſe tragen, wenn es angienge, ohne euch darum zu kümmern, ob die zahlloſen Geſchöpfe, die in dieſem ſchwimmen und auf jenen kriechen, laufen und ſpringen, ſich dabei wohl befänden oder nicht. Ja, ſelbſt den großen, höchſten Geiſt der Welten ſperrtet ihr gern in einen von euren vergoldeten Käfigen, um ihn in müßigen Stunden über dieſes und jenes niedliche Kunſtſtück in ſeiner Schöpfung zu befragen, wenn dieſe auch über die Gefangennehmung ihres Regierers und Erhalters zu Grunde gienge.

Wie könnte man von euch die Freilaſſung einer gefangenen Nachtigall erwarten!

IV.

Hausgeſpräch

zwiſchen Herrn Praxis und Frau Theorie *).

Herr Praxis. Aber ſagen Sie mir endlich, Madame, was ſoll die exzentriſche Lebensweiſe, der Sie ſich, eine geraume Zeit her, zum Skandal aller guten Eheleute und zum Verderben unſers Hausweſens öffentlich und zügellos ergeben? Sie verachten Mann und Beruf, ziehen mit einem tollen Haufen ſchwärmeriſcher Halbphiloſophen den langen Tag umher, und haben in dieſer ſaubern Geſellſchaft alle ſchlimmen Tugenden angenommen. Kein Mann in einem Romane würde es länger aushalten. Sie affektiren einen Haß gegen meine *Gemeinheit*, ein Ausdruck, der zwar nichts mehr und nichts weniger bedeutet, als die geſunde Vernunſt — die Ihnen und den Ihrigen gebricht, — welche Sie aber von nun an, auf vier Beinen abgemahlt, als den allgemeinen Sündenbock in der Philoſophie aufzuſtellen für gut finden. Was denn Ihre häuslichen Verdienſte betrifft, ſo muß ich ſeit Ihrer neueſten Transformation, beym Himmel! herzlich froh ſeyn, wenn Sie ſich vom Heerde ſelbſt ſo weit als möglich entfernt halten, da Sie mir die Suppe nach Prinzipien a priori jedesmal richtig verbrannt haben. Unter dieſen Umſtänden, Madame, ſehe ich mich bewogen, auf eine völlige Scheidung zwiſchen uns anzutragen.

---

*) Schon einige Mal iſt von dem Verhältniß der Theorie zur Praxis in der Eunomia die Rede geweſen: hier iſt das Urtheil eines Mannes, der in der Geſchichte der neueſten Philoſophie, durch den ungewöhnlichen Weg, den er betrat, wohl bekannt iſt. Wer ſein Syſtem kennt, den wird ſein Urtheil über dieſen Gegenſtand nicht befremden. Die Akten darüber ſind allerdings noch nicht geſchloſſen. — Es verſteht ſich übrigens ganz von ſelbſt, daß die Herausgeber durch Aufnahme von Aufſätzen mit bekannten Namen, weder eine Theilnehmung an ihrem Inhalte bezeigen, noch irgend eine Verantwortlichkeit dafür übernehmen. D. H.

Frau Theorie. Triumpf! Nun bin ich gewiß, die höchſte Höhe philoſophiſcher Vollkommenheit erſchwungen zu haben. Denn die Philoſophie fängt erſt dann an, die höchſte und wahrſte Philoſophie zu ſeyn und zu heißen, wenn ſie dem gemeinen Menſchenverſtande total ungenießbar und abſolut zuwider wird; eben ſo wie es dieſer für ſie.

Herr Praxis. Was das leztere betrifft, ſo möchte ich an dem Faktum ſelbſt mit Recht zweifeln; ungeachtet Sie es bisher nicht haben fehlen laſſen, mir in Worten Ihren Abſcheu gegen mich auf jede abſcheuliche Art zu erklären. In dem Punkte des Schändens und Schmähens fangen Sie ſeit Kurzem an, alle Fiſch- und Gemüſeweiber hinter ſich zu laſſen.

Frau Theorie. Abermals Triumpf! Es giebt, müſſen Sie wiſſen, Herr gemeiner Menſchenverſtand, eine Art von göttlicher Grobheit — das non plus ultra der

Grobheit — welche dem ächten Philoſophen ganz eigenthümlich und anſtändig, dem ledernen Empiriker aber völlig fremd, und, gleich der höchſten Höhe der Weisheit durchaus unzugänglich iſt und bleibt. Wohl mir, daß ich auch dieſen andern Pol philoſophiſcher Kultur, wie es ſcheint, erflogen habe! Denn die Philoſophie iſt ſtets um ſo gröber, je wahrer ſie iſt; und umgekehrt. Das merken Sie ſich wohl.

Herr Praxis. Ich ſehe nun vollkommen ein, daß eine abſolute Differenz der Geſinnungen und Denkart zwiſchen uns eingetreten, und ein öffentlicher Bruch eine unvermeidliche Sache geworden iſt. Denn andrerſeits, Madame, — damit ich Ihnen nur alles bekenne — gefallen Sie, ſeitdem Sie noch den mediziniſchen Doktorhut aufgeſetzt haben, auch meinen Augen nicht mehr. Der häufige Genuß reizender Potenzen hat Ihnen ein etwas kupfrichtes Ausſehen, den taumelnden Gang eines immer Trunkenen, verbunden mit dem exzentriſchen und nicht ganz anſtändigen Benehmen deſſelben, gegeben — Qualitäten, die, wie hoch ſie auch an Ihren Polen mögen geſchätzt ſeyn, hier unten bei uns gemeinen Leuten nicht ſonderlich geliebt werden.

Frau Theorie. Welch eine rohe empiriſche Anſicht! Wie? Jene glänzende Feuerfarbe des erhöhten Lebensprozeſſes, jene erhabne Trunkenheit der Idealität, welche mir die Mutter aller herrlichen Genialität heißt — dieſe ſchönen Symptome eines Lebens der vollſten Begeiſterung, wären ekelhaft und nicht vielmehr die höhere Zierde der

Menſchen-Erſcheinung? Doch ich vergeſſe, daß ich zu dem Ungeſchmack, zur Unform des gemeinen Menſchenverſtandes ſpreche.

Herr Praxis. Und bei alle dem die abgeſchmackte Affektation, eine — Griechin zu ſeyn und zu heißen! Ihr Grazien, welcher Differenzpunkt!

Frau Theorie. Zwiſchen mir und dem platoniſchen Ideal waltet eine abſolute Indifferenz; die Differenz müßte denn darin geſucht werden, daß ich jenes Ideal realiſirt habe.

Herr Praxis. Daß Sie ſich, ſeit Ihrer neueſten Abſolutheits-Apotheoſe ſchlechterdings für einen Seelenverwandten des nüchternen und beſcheidnen Spinoza ausgeben wollen, klingt noch paradoxer.

Frau Theorie. Ich bin als Naturphiloſophie wahrer Spinozismus, nur mit der Differenz, daß der Spinozismus nicht wahre Naturphiloſophie iſt.

Herr Praxis. Und Ihren etwas unverſchämten Cul de Paris hier, Madame, würde ſich kein gut realiſtiſcher Ehemann in unſern Zeiten mehr gefallen laſſen.

Frau Theorie. Dieſe ſogenannte Voltaiſche Batterie, mein Herr, iſt durch meine tranſcendentale Behandlung derſelben ohne alle Widerrede mein Fleiſch und Bein geworden. — Doch was treibe ich mich länger auf Ihren Gemeinplätzen herum. Meine Ehre ſteht zu hoch für Sie, als daß Sie dieſelbe je verwunden könnten.

Herr Praxis. Dazu kommt noch, daß dieſe hohe, tranſcendentale Ehre jeden Augenblick regelmäßig die Farbe wechſelt, und ſich gerade ſo oft zu widerſprechen pflegt, als es ihr einfällt, den Mund zum zweitenmale zu öffnen, ſo daß der Gegner, wie einem ſchielenden Fechter gegenüber, immer Fehlſtöße zu thun in Gefahr iſt.

Frau Theorie. Poſſen! Meine Ehre liegt in dem beſtändigen Fortſchritte zum Neuen.

Herr Praxis. Auf dieſe Art werden ſich, wie ich fürchte, Mode und Philoſophie bald um ihr Eigenthum zanken, und Weimar *) und Jena ſich nächſtens in den Haaren liegen. Sonſt wohl hieß es, der Werth und die wahre Ehre der Theorie liege theils in ihrer ungeſuchten Uebereinſtimmung mit der Praxis, theils auch darin, daß ſie ſelbſt Praxis werden könne. Theorie ohne praktiſche Tendenz nannte Sokrates unnütze unwürdige Grübeley, Zeitverderb, wie Ihnen wohl wird bekannt ſeyn.

Frau Theorie. Fy über den Sokrates! Was ſoll mir dieſer Rumfordiſche-Suppen- und Runkelrüben-Präſident? Mit einem Worte, es giebt nur ein Mittel, wodurch Sie, mein Herr gemeiner Menſchenverſtand, ſich in der Folge auf einen leidlichen Fuß mit mir ſetzen, und vor einer völligen Vernichtung Ihren hinfälligen Kredit bewahren können: — Abſolute Anerkennung meiner Abſolutheit. Begegnen Sie mir, ſo ziehen Sie höflich die Kappe ab, nen-

---

*) Das Modejournal. D. Verf.

nen mich die erhabne Theorie, Ihre Meiſterin, ja nicht Ihre Frau. Wagen Sie kein Urtheil *vor* mir und *über mich*. Dieß wäre nichts als *Vorurtheil* und ſtrafbare Vermeſſenheit. Theilen Sie mir Ihre Erfahrungen immer hübſch unter vier Augen mit, und laſſen mir ungehinderten Zutritt zu allen Ihren Fächern, ſo —

Herr Praxis. Herrliche Kapitulation! Ich ſoll Ihre Abſolutheit und meine Nullität öffentlich ausrufen, ja auf der Stirne tragen, heimlich aber wollen Sie mich, wie bisher, von allen Seiten ausziehen und plündern, und das ſauer-erworbene Eigenthum meiner Erfahrungswiſſenſchaften hinternach unter einer transcendentalen Firma für Ihre A Prioritäten ausrufen und feilbieten! Was Sie aber doch nur dazu ſagen möchten, meine erhabne Gebieterin, wenn es mir einmal einfallen ſollte, Ihnen den Prozeß der Aeſopiſchen Henne zu machen, und zum Spaße der Welt aus Ihrem transzendentalen Fittiche die mir abgeſtohlnen Federn von oben bis unten auszurupfen? Fürwahr, Sie beſtehlen mich ſeit einiger Zeit auf die gröbſte Art von der Welt, und haben noch die ſeltne Unverſchämtheit, bei Ihrem unerträglichen, lügenhaften Prahlen mit *meinem* Eigenthume allen Ekel der Undankbarkeit über meine Ehre bei jeder Gelegenheit auszugießen. Keine Kammer, kein Behälter, kein Winkel, nichts in meinem Hauſe, iſt vor Ihren diebiſchen Händen mehr geſichert; und drauſſen vor der Thür lauern Ihre Helfershelfer, und in einiger Entfernung der betrogene Haufe leichtgläubiger Schüler, die, in die Wolken gaffend, ihre erhabne Meiſterin wohl nicht in der Schatzkammer der Empirie im Plünderungsgeſchäfte begriffen, vermuthen. Bisher habe ich dieſem Unfuge mehr mit Mitleiden und mit der Großmuth eines Reichen, als mit Unwillen zugeſehen. Ich bemerke aber, daß, indem Sie das ächte Siegel von meinem Eigenthum abbrechen, um das Ihrige darauf zu fügen, die ewige Natur ſelbſt in Gefahr iſt, unter Ihren Händen in Ihr windiges Phantom verkehrt zu werden. Setzen Sie nun, nach dieſer ernſtlichen Ermahnung, Ihre Unarten noch ferner fort, ſo möchte Sie wohl, ſammt Ihrem berühmten Anhange, zur gerechten Strafe über kurz oder lang das beſchämende Loos der falſchbefiederten Henne treffen. Gehen Sie einmal in ſich, kehren Sie nach langer Verirrung wieder zu Ihrem wahren Beruf, zu den Pflichten einer treuen Hälfte zurück. Orientiren Sie ſich. Die Phantaſie iſt Ihnen über den Kopf gewachſen, und umnebelt Ihren Sinn; und welchen eigenen Weg Sie auch hinfort gehen mögen; ſo vergeſſen Sie doch nie Anfang und Ende, wo ich Ihnen ſtets begegnen werde.

Frau Theorie. (für ſich.) Ich bin verwirrt, doch darf ich mir's öffentlich nicht merken laſſen. Aber Geduld! im nächſtfolgenden Hefte meines Journals ſoll er mir's doppelt büßen!

Rückert.

V.

Fragmente aus einer Reiſe durch einen Theil des weſtlichen Frankreichs *).

1.

Die Inſel Batz.

Das Wetter war heiter, ich beſchloß eine Luſtfahrt nach der kleinen Inſel Batz zu machen, die ohngefähr zwey Lieuen von der franzöſiſchen Küſte, und dem engliſchen Hafen Plymouth gerade gegen über liegt. Sie hat eine Lieue in der Länge, und Dreyviertel Lieue in der Breite, und ſcheint ehedem mit dem feſten Lande zuſammengehangen zu haben, worüber bey den Einwohnern auch eine Tradition vorhanden iſt. Der öſtliche Theil der Inſel beſteht aus lauter Felſengruppen, deren höchſte Spitze indeſſen kaum ſechzig (Pariſer) Fuß über das Meer erhaben ſeyn mag;

---

*) Aus der künftig herauskommenden: Reiſe durch einen Theil des weſtlichen Frankreichs. Nach einem franzöſiſchen Originale, von Chriſtian Auguſt Fiſcher (Leipzig, Hartknoch) worin man eine Menge neuer und intereſſanter Bmerkungen über einen bis jetzt faſt völlig unbekannten Theil der ehemaligen Bretagne, das heutige Departement Finisterre, finden wird. F.

der oſt-nord-oſtliche Theil hingegen iſt flach, und wird beynahe vom Meere überſpült. Das Clima iſt rauh, wie man es erwarten kann, und Stürme und Ungewitter ſuchen die Inſel unaufhörlich heim.

Batz hat achthundert Einwohner, die in drey Dörfer vertheilt ſind. Man findet weder Bäume, noch Geſträuche auf der Inſel, doch werden einige Gemüſe, etwas Roggen und viel Gerſte gebaut. Uebrigens hat die Inſel eine Beſatzung von funfzig Mann, und ſcheint durch vier Batterien und zwei Forts hinlänglich vertheidigt zu ſeyn.

Sämtliche Einwohner ſind Matroſen; die Felder werden daher blos von Weibern beſtellt. Der Boden iſt ſandig, die Erndten ſind ungewiß; oft wird der Saame zwey- bis dreymal von den Winden verweht. Trieben die Weiber nicht noch ein wenig Viehzucht und Flachsſpinnerey, ſo würden ſie ſchwerlich mit ihren Männern auskommen können. Aber ſo kaufen ſie damit immer noch etwas Getreide u. ſ. w. an der Küſte ein. Alle Einwohner machen hier gleichſam eine einzige Familie aus, und lieben ihre Inſel mit gleicher Anhänglichkeit. Wenn irgendwo vollkommne Freyheit und Gleichheit herrſchen kann, ſo ſcheint es unter ihnen zu ſeyn. Alles Eigenthum iſt ſeit Jahrhunderten aufs genauſte bekannt und abgetheilt; jeder Hausbeſitzer hat ſeine zwey bis drey Stück Rindvieh, ſein Pferd, ſein Ackerfeld, ſein Dutzend Hühner u. ſ. w. — keine Prieſter, keine Advocaten, keine Aerzte; überhaupt keinen von den Ständen, die mit der Sclaverey oder mit der Verderbniß unſrer geſellſchaftlichen Verhältniſſe verbunden ſind. Die Einwohner dieſer Inſel ſind ſo frey und ſo unſchuldig, als die Bewohner von den höchſten Alpen, an die ich überdem durch die hieſigen Lebensmittel z. B. Gerſtenbrodt, Milch, Käſe u. ſ. w. auf das lebhafteſte erinnert ward.

Ich ſaß auf der Spitze eines ihrer höchſten Felſen, auf der Bütte de Moulin; mehrere Einwohner geſellten ſich zu mir und ließen ſich in ein Geſpräch mit mir ein. Ich bewunderte die Würde, die Feſtigkeit, die Treuherzigkeit, die Einfachheit dieſer wahren Republikaner von Batz. Ich vergaß die Küſte, die vorbeyſegelnden Schiffe und dies unermeßliche Meer, um mich an das Intereſſanteſte, an die Menſchen, zu halten. Die Einwohner von Batz ſind eben ſo ſtill, bedachtſam und mäßig, als die Matroſen zur See. Sie ſcheinen ihre Inſel nur wie ein großes Schiff zu betrachten, und alle ihre Ideen, ihre Geſpräche, ja ſelbſt ihre Sitten haben Bezug darauf. Keine Freude, als wenn das Meer Tang im Ueberfluß angetrieben hat; keine Luſtigkeit, als wenn der Fiſchfang ergiebig geweſen iſt; wenig häusliche Feſte, und nichts, gar nichts von den Raffinements der Empfindſamkeit. Ohne Blumen, ohne wollüſtige Zephyre, ohne Mondſchein und ohne Nachtigallen — ſcheint ſelbſt die Liebe hier nur ein kaltes Gefühl zu ſeyn.

Kein Mann konnte mir hier etwas von Liebesleuten, von kleinen unſchuldigen Galanterien, von Hochzeitsfeyerlichkeiten erzählen; ſelbſt die Weiber, die, im Vorbeygehen geſagt, freylich ſehr häßlich ſind, kamen immer wieder auf ihre ſimpeln Ideen zurück. Alles, was ich von ihnen erfuhr, war die Geſchichte eines kleinen Schabernacks, der einmal einem neuvermählten Paare geſpielt worden war. Die jungen Mädchen hatten ihm nemlich ein gefallenes Pferd vor die Hütte geſchleppt, und ſich, wie es ſchien, ſehr luſtig dabey gemacht. Ich geſtehe es, ich konnte nichts Witziges daran finden, aber die Weiber belehrten mich bald vom Gegentheil. Sie konnten ſich nicht ſatt darüber lachen, und jede gab mir mit einer ganz eigenen Miſchung von Eitelkeit, Zufriedenheit und Lebhaſtigkeit zu verſtehen, daß auch ſie mit bey dem Feſte geweſen war.

2.

Roscoff.

Ich verließ meine guten Inſulaner, um mit der Nachmittagsfluth wieder an das feſte Land nach Roscoff herüber zu fahren, das der Inſel gerade gegen über liegt. Der dazwiſchen befindliche Canal iſt ein vortrefflicher Ankerplatz für alle Convoys in der Mancha, und pflegt ihm nur bey heftigen Weſtwinden, wo ſie ſich aber nach Morlaix retten können, gefährlich zu ſeyn.

Roscoff liegt auf einem ſandigen Boden, und mag höchſtens tauſend Einwohner haben. Die Häuſer ſind klein, die Straßen ungepflaſtert, und man findet keinen Brunnen und keinen Marktplatz in der Stadt. Auch ſind weder Aerzte, noch Apotheker, weder Primairſchulen noch Privatlehrer hier, kurz, Roscoff iſt in dieſer Hinſicht um hundert Jahre zurück. Deſto anſehnlicher aber iſt der Handel, der hier von jeher, beſonders mit England, getrieben ward; da es dazu auf der ganzen nördlichen Küſte dieſes

Departe-

Departements keinen ſo gut gelegenen Haſen, als Roscoff, giebt. Zwar kann er höchſtens 50 Schiffe von 7 bis 40 Fuß Tieſe faſſen, droht ſich ohne jährliche Reinigungen zu verſanden, und wird bey der Ebbe völlig waſſerleer; aber dennoch war er ſchon ſeit vierzig Jahren der Mittelpunkt des engliſchen Schleichhandels, wobey Roscoff außerordentlich gewann.

Die Hauptartikel dieſes Handels ſind Thee, Wein und Brandwein, deren Einfuhr in England verboten iſt. An funfzig engliſche Fahrzeuge von vier bis zu ſechzig Tonnen, von drey bis zu dreyßig Mann Equipage fahren unaufhörlich zwiſchen den beyden Küſten hin und her, und bringen auf der Hin- und Herreiſe oft kaum einige Tage zu. Man hat den Betrag dieſes Schleichhandels auf vier Millionen Livres berechnet, und dieſe Angabe ſcheint mir nicht übertrieben zu ſeyn. Die Artikel zu dieſem Schleichhandel, ſogar die Tauben zu den Fäſſern, werden Roscoff von mehr als hundert, theils franzöſiſchen, theils fremden Schiffen zugeführt, von denen es zugleich Eiſen, Cider und Theer zu ſeiner eigenen Conſumtion erhält. Dazu kommt noch der Commiſſionshandel mit Leinſaamen, den Roscoff aus Riga, Danzig, Lübeck und den ſchwediſch-pommerſchen Häfen zieht, und deſſen Betrag man jährlich im Durchſchnitt auf 500,000 Livres anſchlägt.

In Roscoff herrſcht ein ſonderbarer Gebrauch, der in der That etwas Rührendes hat. Wenn nemlich Sonntags die Meſſe in einer gewiſſen Kapelle (de la St. Union) geendigt iſt, ſo kehren die Weiber, Bräute und Schweſtern der auf den Flotten dienenden Matroſen den Staub vor den Thüren zuſammen, nehmen ihn auf, und blaſen ihn nach der Seite hin, wo ihrer Meinung nach ihre Männer, Bräutigame und Brüder herkommen müſſen. Auf dieſe Art hoffen ſie einen günſtigen Wind für ſie zu erhalten und ſie unverhofft in ihren Armen zu ſehn. Dabey fallen mir die Weiber von Croiſic, in einem andern Theile der Bretagne, ein, die ſich in ihrem beſten Putze auf einen hohen Felſen ſtellen und mit gen Himmel gehobenen Händen den Meerſchwalben zurufen: Goelans! Goelans! Ramenez nous nos maris, et nos amans!

3.

Ein celtiſches Märchen.

Ein kleiner Sohn des Prinzen von Leon — ſagt das Märchen. — hatte ſich einmal am Geſtade des Meeres verirrt. Es ward Nacht; es fieng an zu donnern und zu blitzen, und ein furchtbarer Sturm trieb die Wellen an's Land, und unſer kleine Prinz wußte vor Angſt und Schrecken nicht mehr wohin. Endlich wird er den Eingang zu einer tiefen Höhle gewahr und geht einem ſchwachen Schimmer nach, der aus dem Hintertheile derſelben kommt. Nachdem er ſich ziemlich mühſam vorwärts gearbeitet hat, muß er ſich um eine Ecke drehen, und auf einmal thut ſich eine glänzende, prächtig erleuchtete Grotte auf. Hier erblickt er eine majeſtätiſche Dame, die von Diamanten funkelt, und ſinkt erſchrocken zu ihren Füßen hin. Kaum hat jedoch die

Göttin den ſchönen Knaben bemerkt, als ſie ihm freundlich die Hand reicht und mit zärtlicher Stimme ſagt:

„Armes, bedauernswürdiges Kind, was willſt du hier an dieſem ſchrecklichen Orte? — Eben höre ich meine grauſamen Söhne kommen. — Geſchwind, verſtecke dich in eine Spalte, damit ſie dich nicht finden können!“ — Das Kind verſteckt ſich hinter die Göttin, und in dem Augenblick treten die Ungeheuer zur Grotte herein.

Die Lichter verlöſchen, die Felſenwände erbeben, die ganze Grotte iſt mit Sturm und Ungewitter erfüllt. Alle Elemente ſind in Aufruhr, und die Ungeheuer ſcheinen im Kampfe mit ihnen zu ſeyn. Zitternd ſucht ſich das Kind im tiefſten Winkel ſeiner Spalte zu verbergen, bis endlich ein Ungeheuer nach dem andern die Grotte verlaſſen hat und die Ruhe allmählig zurückgekehrt iſt. Bald dämmert nun ein reizendes Roſenlicht auf, ein lieblicher Frühlingsduft ſcheint aus den Wänden zu ſtrömen, und die Göttin zieht unſer armes Kind ſanft aus der Spalte hervor. — „Sie ſind fort“ — ſagt ſie liebkoſend, und nimmt es auf ihren Schooß. — „Sie ſind fort, mein ſüßes Kind, aber gleich wirſt du einen Geſpielen bekommen!“

Kaum hat ſie dieſe Worte geſagt, ſo ſchwebt ein holder lächelnder Knabe, mit Roſenknoſpen bekränzt, zur Grotte herein. Schmeichelnd ſchmiegt er ſich an den Prinzen, und in wenig Minuten hat er ſich dieſen zum Freunde gemacht. Endlich verſpricht er, ihn mitzunehmen, und nachdem der Prinz noch einige Minuten geſchlummert hat, treten die beyden lieblichen Knaben ihre Reiſe an.

In roſigen Morgenduft gehüllt, fliegen ſie nunmehr über Berg und Thal, über Land und Meer immer am Himmel hin, nähern ſich den Sternen, ſpielen im Glanze der Sonne, und ſenken ſich endlich in den Garten des Prinzen von Leon (des Vaters) hinab; — womit das Märchen zu Ende iſt.

Man ſieht leicht, daß die Grotte, die Grotte der Winde, und die Göttin die Mutter derſelben war; man erräth die Namen der tobenden Ungeheuer, und weiß, wer der milde liebliche Zephyr geweſen iſt. — Man bemerkt — doch dem Gefühl der Leſer vorgreifen zu wollen, würde eine Beleidigung ſeyn.

Dresden.

C. A. Fiſcher.

VI.

An Herrn Konſiſtorialrath Streithorſt.

Den 18. May 1799.

⏓ — ⏑ — ⏑   — ⏑ ⏑   — ⏑ ⏓
⏓ — ⏓ — ⏓   — ⏑ ⏑   — ⏑ —
⏓ — ⏓ — ⏓ — ⏓ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓

O glücklich, wem die Summe der Tugenden
Sich mit des Lebens fliehenden Tagen mehret,
Wer, froh zu ſeyn und froh zu machen,
Dieſe ſo ſeltene Kunſt, im innern

Gemüth verſchwiſtert! Du biſt der Glückliche,
Mein Streithorſt! Jeden Faden, den Lacheſis
Dir anknüpft an die zarte Webe,
Taucht ſie vorher in des Himmels Nektar;

Daß eingedenk der hohen Beſtimmungen
Du immer ſeyſt, daß reiner du lebſt und liebſt,
Daß du des Pöbels angeſtauntes
Ziel zu erlaufen, zu groß dich dünkeſt,

Nicht achtend, ob der Pöbel den Sonderling
Dich heiß'! Auch den Staub ſchüttle du lächelnd ab!
(Er darf der Tugend angebohrnen
Glanz und ihr Heiligſtes nicht beflecken!)

Und geh' die Laufbahn, welche dein Herz entwarf,
In Frieden weiter! Siehe! dein alter Freund
Streut Roſen ihr, wirft Beyfalls-Küſſe,
Wo du auch wandelſt, dir mild entgegen.

Noch milder wirft dir Küſſe dein Genius,
Dir unſichtbar; der Sängerin aber nicht:
In heil'ger Stunde, ſieht ſie den auch
Schweben, und freuet ſich deiner Freundſchaft.

Klamer Schmidt.

VII.

Ueber Pflanzenabbildungen.

Die Kunſt, natürliche Gegenſtände mit lebenden Farben täuſchend darzuſtellen, iſt, man mag auch die Mahlerey der Alten noch ſo ſehr bewundern, erſt am Ende des verfloſſenen Jahrhunderts zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gediehen. Die älteren Künſtler faßten nur den Haupteindruck auf und ſtellten, dieſem gemäß, die natürlichen Gegenſtände dar. Alle Abbildungen von Gewächſen, die wir von alten Künſtlern haben, ſind denen gleich zu ſtellen, die wir aus dem Mittelalter beſitzen. Sie ſind zwar dem Originale ähnlich, von dem ſie genommen ſind, aber die freye Kunſt überſah daher die feinern Merkmale, die nur dem geübten Auge des Botanikers einleuchten. Viele dieſer Darſtellungen ſind von der Art, daß ſie auf zwey oder drey ähnliche Gewächſe paſſen. In der neuern Zeit hat man in botaniſchen Werken die ſchönſten Abbildungen aufzuweiſen, wo Kunſt und Natur, beyde auf das genaueſte verbunden ſind. Der Künſtler iſt ängſtlich dem Urbilde gefolgt, aber doch ohne das Auge durch ſteife Figuren zu beleidigen. Leider aber muß der Freund der ſchönen Natur noch dieſen Mangel an Genauigkeit bey Naturgemählden vermiſſen, die nicht in naturhiſtoriſchen Werken ſtehn. Kein Blumen ſtrauß, kein mit Blumen und Früchten ausgeſchmückter Korb iſt botaniſch richtig entworfen. Der Mahler ſoll doch treuer Nachahmer der Natur ſeyn, warum erlaubt er ſich aber ſolche Freyheiten, die gegen dieſe ſtreiten, und warum iſt man nicht darauf bedacht, dieſen Fehler zu verbeſſern?

Ich glaube, daß man dieſe Frage bey dem Steigen der Kunſt aufwerfen muß; da, meiner Meinung nach, ein Gemälde, wenn es vollendet ſeyn ſoll, nichts zu wünſchen übrig laſſen muß. Wenn an einem Vergißmeinnicht die Stellung der Blumen, die Lage der Blätter botaniſch unrichtig iſt, wenn die Blattanſätze der Roſe fehlen, oder die Zahl der Blätter und deren Zähne nicht mit der Natur genau übereinſtimmen, und mehrere Gartenblumen Verſtöße gegen die Natur aufzuweiſen haben: ſo nennt man dieſes „mahleriſche Freyheit“ oder „nach leichter Manier bearbeitet“ und begnügt ſich mit dem Total-Eindruck.

Auf der andern Seite höre ich aber die Klage: daß es bey der großen Menge guter botaniſchen Abbildungen noch an ſolchen fehle, durch die man die nutzbaren Gewächſe kennen lernt. Die Klage mag ſo ungegründet nicht ſeyn. Wenigſtens ſind die meiſten der Art, daß ſie ein undeutliches und unzuverläßiges Bild der Pflanzen geben. Wer nur wenige Kenntniß von Gewächſen hat, weiß gewiß, wie nahe verwandt verſchiedene Pflanzen unter einander ſind. Die Peterſilie, der Schierling und ähnliche ſchädliche Pflanzen dürfen nicht mit Vernachläßigung der botaniſchen Merkmale und mit mahleriſcher Freyheit abgebildet werden. Aengſtlich muß der Künſtler jedes Spitzchen, jedes Härchen nachbilden, um dem Originale ſo nahe zu kommen, als möglich. Kann eine Abbildung wohl, die dieſe Bedingungen nicht erfüllt, zur Belehrung dienen? Gewiß nicht, und deshalb dürfen wir uns nicht wundern, daß ſo ſelten der beabſichtigte Zweck erreicht wird.

Unter den nutzbaren Gewächſen ſind diejenigen, welche zum Arzeneygebrauche dienen, und die giftigen Gewächſe, am häufigſten abgebildet werden. Wenn ich aber kritiſch alle über dieſen Gegenſtand herausgegebenen Werke durchmuſtere: ſo muß ich offenherzig geſtehn, daß mir keins derſelben durchaus gefällt. Wenigſtens läßt ſich bey allen etwas tadeln, und viele Gewächſe ſind nur dem Kenner zur Noth, dem Unkundigen aber gar nicht erkennbar.

Neuerdings hat uns ein junger ſehr geſchickter Botaniker, Herr **Hayne**, mit einem Werke beſchenkt, was die Abbildungen aller arzneykräftiger Gewächſe enthalten ſoll: Der Titel deſſelben iſt folgender:

Getreue Darſtellung und Beſchreibung der in der Arzeneikunde gebräuchlichen Gewächſe, wie auch ſolcher, welche mit ihnen verwechſelt werden können, von Friedrich Gottlob Hayne, Aſſiſtenten bey der Königl. chemiſchen Fabrik zu Schönebek, der naturforſchenden Geſellſchaft zu Halle, der phyſikaliſchen und phytographiſchen Geſellſchaft zu Göttingen Mitgliede. Berlin 1802, auf Koſten des Verfaſſers, 4to. *)

---

*) Eine ausführliche Ankündigung dieſes vortrefflichen Werks iſt in den Buchhandlungen zu finden.

Schwerlich wird irgend ein Liebhaber des Gewächsreichs ohne Belehrung die beyden bis jetzt erſchienenen Hefte aus der Hand legen. Die Pflanzen ſind mit der größten Genauigkeit abgebildet, ihre Fruktifikationstheile ſorgfältig zergliedert, und ähnliche Gewächſe, welche leicht mit einander verwechſelt werden können, zuſammengeſtellt und auf das genaueſte unterſchieden, ſo, daß auch kein Zweifel mehr übrig bleiben kann. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ſelbſt geübte Botaniker einige ſehr gute Bemerkungen darinn finden werden, die ſie in andern Werken vergebens ſuchen. Nicht blos der Arzt, ſelbſt der Oekonom wird einige Pflanzenabbildungen in dem Werke finden, die ihm nicht unlieb ſeyn werden. Daß Herr **Hayne** dieſes Werk fortſetzen wird, dafür bürgt ſeine mir wohl bekannte Genauigkeit und Aemſigkeit. Wenn es ihm gefallen wollte, auf eben die Art die ökonomiſchen und technologiſchen Pflanzen abzuhandeln, ſo würde er ſich kein geringes Verdienſt erwerben, weil gerade dieſe Gewächſe am wenigſten durch ſchöne Abbildungen deutlich vorgeſtellt ſind.

Willdenow.

VIII.

Ueber Georg Guſtav Fülleborn.

An Herrn Canonicus Lafontaine zu Halle.

Die öffentlichen Blätter werden Ihnen die überraſchende Nachricht von unſerm Freunde zugebracht haben. Die Trauer um ihn iſt, beſonders in meinem Vaterlande, allgemein; zu dem Schmerz über den Verluſt deſſen, was der ausgebildete Mann war und leiſtete, geſellt ſich die Wehmuth über das, was ſeine blühende Reiffe noch verſprach. Darum iſt die Trauer um ihn ſo bitter und wehmüthig, denn mit den Früchten ſind die Blüthen gefallen. — Jene ſeltne Vereinigung des Tiefſinns und der Gelehrſamkeit mit den Grazien des Witzes, des außerordentlichſten Gedächtniſſes mit holder Phantaſie und durchdringendem Verſtande, des tiefen Gefühls mit klarer Beſonnenheit, der liebenswürdigen Genialität mit unermüdeter Arbeitſamkeit, der Menſchenkenntniß mit der Liebe zu den Menſchen, des zarten Familienſinnes mit kräftigem Weltbürgergeiſt, — das war es, was ihm die Achtung, die Schätzung, die Liebe aller Herzen gewann, und was ihn einſt in unſerm kleinen, glücklichen Kreiſe, was ihn bis an ſeinen Tod ſo ehren- und liebewerth machte. — Laſſen Sie mich Ihnen, mein theurer Freund! von dem ſchreiben, deſſen Bild in dieſen Tagen uns doch nicht verläßt, und ſein Andenken in wehmüthiger Feier ehren.

Der kaum 18jährige Jüngling *), den wir in Halle kennen lernten, war ſchon ein ausgebildeter Mann, und hatte gegründete Anſprüche auf den Namen eines Gelehrten. Faſt alle bedeutenden römiſchen Schriftſteller, und viele der Griechen, hatte er geleſen und ſtudiert, der kritiſche Sinn für die Leſung der Alten war ihm aufgegangen, in keinem Fache der Erfahrungswiſſenſchaften war er fremd, mit Fertigkeit und Zierlichkeit ſchrieb er ſeine Mutterſprache, mit ſeltner Richtigkeit und Eleganz die lateiniſche. Ausgebildet und feſt war ſein liebenswürdiger Charakter. Er kam aus den Armen und dem Umgange eines treflichen Vaters.

Seine Jugend war ernſt und faſt allein den Wiſſenſchaften gewidmet geweſen. Bis in ſein 7tes Jahr war er kränklich, und litt zuweilen an fürchterlichen Krämpfen, die den Aerzten eine auffallende, vielleicht erſt jezt erklärbare Erſcheinung waren. Erſt als die Krankheit nachließ, erwachte ſein Geiſt mit eigenthümlicher Kraft; ſein wunderbares Gedächtniß, ſeine ſchnelle Faſſungs- und Urtheilskraft riſſen ihn unwiderſtehlich zum Lernen und Denken fort, Ehrgefühl, kindliche Liebe und Geſchmack ketteten ihn an die Wiſſenſchaft. Durch zehn Jahre, von den Elementen der lateiniſchen Sprache an, bis zur Univerſität, war er der Schüler eines

---

*) Er war den 2ten März 1769 zu Gr. Glogau geboren.

Mannes von gründlicher, wenn auch beſchränkter Gelehrſamkeit, des verſtorbnen Rektor Uhſe an der glogauiſchen Stadtſchule, der ihn von der Erlernung der Grammatik an, bis zum freieſten Selbſtſtudium der Alten führte. Doch könnte man ihn faſt unter die Autodidakten rechnen, denn auch ſelbſt in der Schule war er ſich, beſonders in den letzten Jahren, meiſt ſelbſt überlaſſen und beinah der Gehülfe des Lehrers; die zu große Ungleichheit ſeiner vielen Schüler machte es dem braven Manne unmöglich, den Beſſeren, unter denen Fülleborn, ohne einen Zweiten, der Erſte war, anders, als durch Winke nützlich zu werden. — Mit ſeinem Vater lebte er, wie ein jüngerer Freund; er nahm Theil an deſſen juriſtiſchen Arbeiten, hielt mit ihm gelehrte Geſpräche und ſchenkte ihm ſein ganzes Vertrauen und ſeine ganze Zärtlichkeit. Wem, ſo ſchrieb er 1798 ihm zu ſeinem 70ſten Geburtstage:

Wem darf ich ſo vertraulich klagen,
Und gegen wen, ſo unbeſorgt mich freun?
Wer kennt mich, ſo wie Du? — Wenn Neid und Heuchelſchein
Und Tadelſucht an mir ſich irren,
Verſtehſt Du nur mein Herz allein,
Und läßt Dein Urtheil nicht verwirren.

— und ſo dachte und fühlte er ſchon als Knabe. Die Trennung von dieſem geliebten Vater war ihm die ſchmerzhafteſte, als er im Jahre 1786 zu uns nach Halle kam.

Er ſollte Theologie ſtudieren, beſuchte auch anfänglich einige theologiſche Kollegia; aber er merkte bald, daß die

Theologie nicht der Gegenſtand ſeines Studiums ſeyn konnte. Er beſchränkte ſich auf Privatarbeiten; die kritiſche Philoſophie, die damals allgemeiner bekannt zu werden anfieng, zog ihn durch ihre Schwierigkeit an; zufällig lernte er die Kritik der reinen Vernunft kennen, und ſie ward ſein Buch. Er ſchrieb Aufſätze darüber, ſandte ſie an Herrn Profeſſor Cäſar in deſſen philoſophiſche Denkwürdigkeiten, die dieſer, der Seltenheit wegen, aufnahm, über deren Dunkelheit und Unverſtändlichkeit der Verfaſſer aber in der Folge mit ſeinen Freunden herzlich lachte. Nun wollte er das Licht aus Reinholds Briefen ſchöpfen; aber bald wandte er ſich zur Geſchichte, ſtudierte die Philoſopheme der alten und die Theorien der neuern Philoſophen, von Carteſius an, brachte ſie in einen Auszug, und ſuchte vergebens nach einem allgemein gültigen, oberſten Prinzip. Er kehrte zu Kant zurück, und nun fieng das Licht an ihm aufzugehen. Man ſah es ihm an, wie glücklich er war, und er hatte die Gewohnheit, ſeinem Freunde, der damals allein mit den philologiſchen Studien beſchäftigt war, oft mit den klarſten, einfachſten Worten eine Reihe philoſophiſcher Sätze vorzutragen, und ihn zu fragen, ob er dies nicht ganz natürlich und wahr finde.

Aber er hatte zugleich ein neues, ſeiner würdiges Studium gefunden, das ſeine ganze Kraft forderte. Er ward der Schüler des großen F. A. Wolf, und entſchied ſich für die Alterthumswiſſenſchaft. Dies Studium gewährte ſeinem Geiſte einen unendlichen Spielraum, es ſagte dem Gefühl ſeiner Kräfte zu, es befriedigte ihn, indem es ihn ohne Unterlaß reizte und ihm ein fernes, unerreichbares Ziel ſtekte. In der Philoſophie war er ſich ſelbſt überlaſſen, hier hatte er den größeſten, ſcharfſinnigſten und genialiſchſten Lehrer zum Führer, und ſeine Freunde zu warmen Theilnehmern. Er war fleißig im Kollegienbeſuch, und noch fleißiger in Privatarbeiten; das ganze Feld des klaßiſchen Alterthums war das Feld ſeines Forſchens. — Als das Königl. Seminar geſtiftet wurde, war er unter den erſten, die ſich um die Mitgliedſchaft bewarben und ſie durch eine gelehrte Probeſchrift verdienten. Seine Arbeiten zeichneten ſich vortheilhaft aus; ſeine Abhandlungen waren gelehrt, neu und ſchön, ſeine Erklärungen der Autoren präcis und inſtruktiv, ſeine Diſputationen, wegen der Schönheit ſeiner lateiniſchen Diction, ergötzend. Ein Eifer belebte alle Mitglieder; und gewiß erinnern ſich die Herrn Stützer, Ideler, Delbrük, Blähdorn, Lange, Klöſe, Oelsner, Etzler u. a. ſeiner noch jetzt mit dem Vergnügen, mit welchem er ſich ihrer ſtets erinnerte. — Nach der Einrichtung der Anſtalt beſchloß er ſeine akademiſche Laufbahn mit einer öffentlichen Diſputation, über das kleine, gewöhnlich dem Ariſtoteles beigelegte Buch: De Xenophane, Zenone et Gorgia, worinn er in einer kritiſchen Unterſuchung über die Aechtheit des Buchs, und in einer Menge neuer Erklärungen und Emendationen, die Früchte ſeines Ariſtoteliſchen Studiums darlegte. Seine öffentliche Vertheidigung dieſer Schrift war ein Triumph für ihn; er entzückte durch ſeine treffenden, gelehrten Antworten, durch ſeine fließende, klaſſiſche Sprache; ihn begleitete das ausgezeichnete und herzliche

Lob ſeines Lehrers, und der würdige Greiß, **Semler**, nahm öffentlich Gelegenheit, durch außerordentliche Oppoſitionen ſeine Achtung für den jungen Gelehrten an den Tag zu legen.

Mit ſeinem Herzen gehörte er, beſonders in den leztern Jahren, vorzüglich uns an. Wie froh war er in dem kleinen Kreiſe, der ſich nach arbeitsvollen Tagen, an jenen glücklichen Abenden verſammlete! Wie war er geliebt von Ihnen, mein theurer Freund! von **Maaß**, von **Mnioch**, von dem verewigten **Rolle**, von **Gräter** (den er uns zuführte) von **Wentzky** und von **Arnſtädt**! — Wie erheiterte er unſern Ernſt, wie belebte er unſern Scherz! — Keine Verſchiedenheit der Meinungen und Studien ſtörte den ſchönen Kreis; ungebunden war das Spiel des Witzes, wie der Herzen; ganz genoß der Ernſt, und ganz der Scherz ſein Recht, und die perſönliche Theilnahme, das Vertrauen, die Liebe, würzte unſre Feſte und verherrlichte unſer Leben. Das Andenken an dieſe glückliche Vereinigung blieb auch ihm theuer, und unſre Arbeiten, wie unſre Spiele, gehörten ſtets unter ſeine ſüßeſten Erinnerungen.

Er beſonders gefiel ſich in dieſem enggeſchloſſenen Kreiſe, da er ſich nur unter **Bekannten** wohl befand. Der Grund ſeiner Geſellſchaftsſcheu war ſchon in ſeiner Jugend gelegt worden, die er größtentheils einſam, bei den Büchern und bey ſeinem Vater zugebracht hatte. Er ſcheute nichts heftiger, als öffentliche Verſtoße gegen Schicklichkeit und Convention, und fühlte ſich nicht ganz vor ihnen ſicher. Daher liebte er vorzüglich Erzählungen von ſolchen Bulls der

Gelehrten, daher erinnerte er ſich mit ſo lebhafter Empfindung ſo mancher kleiner Vorfälle der Art aus ſeiner Jugend, daher aber auch verabſcheute er alle Prunkgeſellſchaften, und konnte ſich z. B. nicht überwinden, den wiederholten Einladungen des Herrn Kanzlers v. Hoffmann zu folgen; daher war es auch vorauszuſehen, daß er bei einer künftigen Heirath am allerwenigſten auf Familienverbindungen ſehen, und eher eine Gattinn wählen würde, die ihm die geſellſchaftliche Convention nicht eben zur Pflicht machte. Bei den Büchern, vor ſeinem Pult, überhaupt bei jeder gelehrten Beſchäftigung, wo er ſeinen Kreis überſchaute, und unter wohlbekannten Freunden, befand er ſich wohl; die fremde Welt der Convention ſetzte ihn in unangenehme Spannung, und er ward oft trocken, verſchloſſen, ja anſcheinend ſtolz, wo er ſich in dem freien Spiel ſeiner Kräfte auf irgend eine Weiſe eingeengt fühlte. Nur in dieſem Mißbehagen fühlte er zuweilen eine Anwandlung von Eitelkeit, und einem ſeiner gelehrten Freunde, der ſpäterhin in einer Geſellſchaft, wo man dieſem ein arabiſches Manuſcript vorlegte und er es nur mit Hülfe eines Wörterbuchs überſetzen zu können verſicherte, geſtand er aufrichtig, daß er ſich zu einem ſolchen öffentlichen Geſtändniſſe nicht aufgelegt fühle. — Dieſe Scheu hat ſich jedoch nachher in ſeinem bürgerlichen Leben ſehr geändert, und er war in der Folge auch in gemiſchten Zirkeln der unterhaltende Geſellſchafter, der er, nach ſeinem reichen, ſchnellen und treffenden Witze ſo ausgezeichnet ſeyn konnte.

Im Jahr 1788 machte er, in Geſellſchaft eines ſeiner Schulfreunde, eine große Fußreiſe nach der Pfalz am

Rhein. Er ſprach mit großem Wohlgefallen von den einfachen Sitten und der patriarchaliſchen Lebensweiſe der muntern Pfälzer, beſonders der würdigen Predigerfamilie, in der er eine Zeitlang lebte. Dort machte er auch, aus Gefälligkeit, mehrere, und zwar ſehr glückliche Verſuche im Predigen, welche ihn in der Folge zu ähnlichen in ſeiner Vaterſtadt bewegen.

Dorthin kehrte er 1789 zurück, und unſer freundſchaftlicher Zirkel ward aufgelöſt. Er lebte aufs neue bei ſeinem guten Vater, und ihr zartes Verhältniß knüpfte ſich immer feſter. Hier ſetzte er ſeine philologiſchen und philoſophiſchen Studien fort, gab eine Sammlung vermiſchter Aufſätze, unter dem Titel: Papiere aus Heno's Nachlaß (Züllichau) heraus, nahm an einer Geſellſchaft, die ſich mit kritiſcher Philoſophie beſchäftigte, einen vorzüglichen Antheil und — ward ein ſehr beliebter Prediger. Der reformirte Prediger lag nehmlich an einer langwierigen Krankheit darnieder, und der lutheriſche Kandidat Fülleborn, der ſchon von ſeiner Reiſe her, in reformirten Kirchen zu predigen gewohnt war, übernahm die Verwaltung des Gottesdienſtes. Sein fließender, ſachreicher, lebhafter und kräftiger Vortrag erwarb ihm bald ein glänzendes Auditorium aller gebildeten Einwohner ſeiner Vaterſtadt. Jeden Sonntag hörte man ſeine Reden mit neuem Entzücken und nach vielen derſelben (z. E. einer über die Liebe) erhielt er Briefe und Gedichte, mit und ohne Namen, von männlichen und weiblichen Verfaſſern, die ihm mit Enthuſiasmus für Belehrung und Erbauung dankten. Es war Sache des Geſchmacks geworden, ihn zu hören, und (nach einer gedruckten Nachricht) gieng die Bewunderung gegen ihn ſo weit, daß ihn die reformirte Gemeine zu ihrem beſtändigen Prediger zu behalten wünſchte, die lutheriſche aber ihn feierlich im Jahr 1791 zu dem dritten Diakonus ihrer Kirche erwählte. Er ſelbſt ſchätzte dies Rednertalent weniger, als die gelehrte Wirkſamkeit, und lehnte alle Anträge zum Predigtamte ab.

In dieſer Zeit ward er Freimaurer. Dieſe Geſellſchaft zog ihn an, weil er in ihr eine anſtändige Unterhaltung, ohne Beiſeyn des zweiten Geſchlechts, und ohne conventionellen Zwang erwartete. Seine überwiegenden Talente, ſo wie ſein durchaus rechtlicher Charakter, empfahlen ihn, und er machte ſchnelle Fortſchritte. Er ward auch hier ein bewunderter Redner und lies auch zwei Trauerreden auf verſtorbene Brüder drucken, in denen er mit ſiegender Beredſamkeit, Freimüthigkeit und Humanität die Charaktere der Verewigten entwickelte und mit Gründlichkeit und Feuer erhebende Wahrheiten den Brüdern ans Herz legte. — Auch auf dieſem labyrinthiſchen Felde rang er nach Licht; er ſchlug den einzigen, ihm bekannten Weg ein, und las alle gedruckten Schriften über die Brüderſchaft, die er erhalten konnte. Da er hier natürlich von aller hiſtoriſchen Sicherheit verlaſſen war, auch ſelbſt nicht Gelegenheit hatte, einen feſten Standpunkt zu gewinnen: ſo hatte er das Schickſal ſo mancher guten Köpfe; er ward Sceptiker und nahm die Philoſophie zu Hülfe. Er ſtand in der Folge ſogar eine kurze Zeit an der Spitze einer Loge, die er gern zu einer philoſophiſchen Schule gemacht hätte; weshalb denn weder er ſelbſt, noch die Loge Befriedigung finden konnte.

In der Zeit ſeines Aufenthaltes in Glogau ſah ich ihn dort wieder, wo ich auch Sie zum erſtenmal wieder ſah. In Hirſchberg lebten wir mehrere Tage, ganz ununterbrochen, bei einander. Er war nicht gekommen, die Schönheit der Gegenden zu bewundern, ſo empfänglich ſein Herz auch für die Reitze der Natur war, noch weniger aber, neue Bekanntſchaften zu machen. Faſt ohne das Zimmer zu verlaſſen, lebten wir uns, der Literatur und ſchönen Erinnerungen glückliche Tage.

Im Jahr 1791 ward, durch den Abgang des verdienten Prof. Gedike zum Rektorat nach Bautzen, die Profeſſur der alten Sprachen am Eliſabethanum zu Breslau offen. Unſer Freund, ob er gleich zu einem größern Wirkungskreiſe beſtimmt ſchien, beſchloß, ſich um dieſes Amt zu bewerben. Mochte man ihn in Breslau nicht kennen, mochte man vielleicht auf ſeine Jugend Rückſicht nehmen, oder einen andern an ſeine Stelle wünſchen, — genug, es fanden ſich Schwierigkeiten gegen ſeine Erwählung, die er aber durch ſeine perſönliche Erſcheinung und ſeine Probelection ſiegreich beſtand. Man hatte ihm dieſe öffentliche Vorleſung wahrlich nicht erleichtert, an irgend eine Vorbereitung dazu war nicht zu denken: allein er löſte die ſchwierige Aufgabe mit einer Sicherheit und Zuverläßigkeit, mit unbefangener Entwickelung einer ſo tiefen Gelehrſamkeit und klaren Einſicht, daß er allgemein bewundert das Katheder verließ, und zu ſeiner Wahl alle Stimmen vereinigte. Am 19ten October d. J. trat er ſein

Lehramt an, und erwarb ſich bald durch ſein Genie und ſeine Gelehrſamkeit die allgemeine Achtung, die Freundſchaft ſeiner Kollegen, die Verehrung ſeiner Schüler. Eben ſo gewann er das Vertrauen des verehrungswürdigen Herrn Chef-Präſidenten, Freiherrn von Seidlitz, der ihn zum Inſpektor des Königlichen Seminars für Lehrer ſtädtiſcher Schulen und zum Mitgliede der pädagogiſchen Examinationscommiſſion ernannte.

Er war bald mit dem Umfange ſeines Amtes vertraut, und übte mit unnachläßlicher Strenge gegen ſich ſelbſt, alle Pflichten deſſelben. Mit Eifer und wahrer Meiſterſchaft ertheilte er den öffentlichen Unterricht, nahm Theil an ſeinen Schülern, gab ihnen Rath über die beſte Einrichtung ihres Studierens, verbeſſerte mit Sorgfalt ihre ſchriftlichen Arbeiten, und war überall der Freund eines jeden, der den Freund in ihm ſuchen wollte. — Alle, die er zu prüfen hatte, ſowohl die Kandidaten des Schulamts, als die theologiſchen, welche Hauslehrerſtellen annehmen wollten, und für welche in Breslau das pädagodiſche Examen angeordnet war, rühmten die Zweckmäßigkeit und Humanität ſeiner Prüfungen, und unterwarfen ſich gern ſeinem Urtheile, als dem eines Kenners und billigen Richters.

Dieſe Aemter, ſeine Kränklichkeit und ſelbſt die Beſchränktheit ſeiner Einnahme, machten es ihm unmöglich, in dieſer Periode Werke von längerem Athem zu liefern; doch ſtudierte er mit raſtloſem Eifer fort, und benutzte fleißig die wohlausgerüſtete Bibliothek ſeines Gymnaſiums. Das Studium der Philoſophie, welches ſonſt ein Lieblingsgegenſtand ſeiner Privatarbeiten war, ſcheint er nicht mit dem alten Eifer fortgeſetzt zu haben; er äuſſerte mir ſogar einmal im Vertrauen: daß es ihm ſchiene, als wolle die neue Philoſophie in alte ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit ausarten. „Wir wollen, ſo ſchrieb er auch, über der Speculation nicht vergeſſen, daß der Menſch handeln ſoll.“ — Dagegen wandte er ſeinen Fleiß vorzüglich auf die Geſchichte der Philoſophie, wobei er ſeine philologiſchen Kenntniſſe mit ſeinen philoſophiſchen Einſichten verbinden konnte. Erfreuliche Beweiſe davon hat er der gelehrten Welt durch ſeine Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie die von 1791 an herauskamen, gegeben. Das erſte Stück, welches er noch in Glogau bearbeitete, eröffnete er mit einer Vorleſung von Reinhold: Ueber den Begriff der Geſchichte der Philoſophie; auch Forberg, Niethammer, Bardili, Carus, Garve u. a. gaben ihm Beiträge; das meiſte arbeitete er ſelbſt. Die Stücke wuchſen an Wichtigkeit, Reiffe und Reichhaltigkeit; die erſten beiden erlebten 1796 eine zweite Auflage, und unter ſeinen Abhandlungen ſind ohnſtreitig: die kurze Geſchichte der Philoſophie, die der Logik bei den Griechen, Abriß einer Geſchichte und Literatur der Phiſiognomik, hiſtoriſche Vorbereitung zu einer Geſchichte der Politik, ferner: Ueber Chr. Thomaſius Philoſophie, über Vanini, Tſchirnhauſen, Thomas Campanella, Jordano Bruno; die Sammlung der Fragmente des Parmenides und Xenophanes, Timäus von der Weltſeele, Geiſt des Ocellus, und ſeine Ariſtoteliſchen Unterſuchungen, die wichtigſten, voll neuer Entdeckungen und lichter Darſtellung.

Außer den Beiträgen gab er noch mehrere gelehrte und andre Schriften heraus, die ich Ihnen, ſo weit ich ſie kenne, nennen will; nehmlich: die Orationes funebres Georgii Gemiſthii (Plethonis) et Michaelis Apoſtolii Editio princeps. (Lips. 93.) — Kurze Theorie des lateiniſchen Styls. (Breslau 93.) Perſius Satyren. Text und Ueberſetzung, mit Einleitungen und Erläuterungen. (Züllichau 94.) Die Fragmente des Parmenides (ibid. 95.) Encyclopaedia philologica (Breslau 98.) ferner ordnete er einige Bände des Leßingſchen Nachlaſſes und ſchrieb ein Leben Leßings, gab die bunten Blätter heraus, auch: Kleine Schriften zur Unterhaltung. (Breslau 97.) das erſte Stück einer Zeitſchrift: Nebenſtunden (ib. 99.) und außer dem mehrere einzelne Aufſätze in den Schleſiſchen Zeitſchriften, Gräters Bragur u. ſ. w. woraus Sie auf ſeine Thätigkeit ſchließen können.

In der letzten Zeit Garve's war er ſein täglicher Geſellſchafter und ſein Freund. Er liebte ihn, und ſprach mit großer Hochachtung von Garve, dem guten Menſchen, dem denkenden Manne und popularen Philoſophen. Er ſelbſt war der Popularphiloſophie günſtig geworden (welches man ſich aus dem Gange ſeines Studiums gar wohl erklären kann) und er erklärte ſich ſchon im 3ten Stücke ſeiner Beiträge (1793) darüber ſo: „Je länger ſich die Philoſophen ſtreiten, deſto mehr muß auf der einen Seite das Anſehen der Speculation ſinken, während ſie auf der andern übermäßig erheben wird. — Aber dieſe Art von Metaphyſik iſt darum nicht die einzige Philoſophie: ſie muß auch derjenigen ihre Rechte laſſen, welche die Speculationen für das Leben verarbeitet, welche über den Menſchen, wie er iſt, über menſchliche Verhältniſſe im Großen und Kleinen, mit einem Worte, über das curſive Leben philoſophirt, aus welcher man Rath, Troſt und Maximen holen kann, und welche ihren Verehrern und Freunden den Titel Philoſophen in dem ehrwürdigen Sinne ertheilt, worinn ihn die Alten nahmen, wenn ſie einen Mann bezeichnen wollten, der über den kleinen Geiſt der Menge erhaben, in ſich ſelbſt groß und glücklich iſt.“ — Er übernahm die Herausgabe der Garveſchen Ueberſetzung von der Politik des Ariſtoteles, (Breslau. 1799) die ihm nicht geringe Arbeit machte, da Garve meiſt alle ſchweren, ihm unverſtändlichen oder an der Kritik leidenden Stellen, gradezu weggelaſſen und eine Menge andrer nur nach Gutdünken oder auf Autorität ſeiner Vorgänger überſetzt hatte. Auch begleitete er dieſe, beinah ſeine, Ueberſetzung mit Anmerkungen und Abhandlungen.

Im Jahre 1794 hatte er ſich mit einem guten und wohlgebildeten Mädchen bürgerlichen Standes verheurathet, grade auf die Art, wie ſeine Freunde vorausgeſehen hatten, daß er allein heurathen würde. Er hatte ein ſehr glückliches Verhältniß geſchloſſen; ſeine Gattin lebte allein ihm und ihren Kindern; Dankbarkeit und Liebe verknüpften ſie gegenſeitig und ein volles Vertrauen gab ihrer Ehe eine ſeltne Zartheit und Innigkeit. Seine Freunde, die dies Verhältniß näher beobachten konnten, rühmen einſtimmig die Herzensgüte und die aufopfernde Liebe der guten Frau.

Er hatte einen Cirkel von einigen alten und einigen neu gewonnenen Freunden um ſich verſammlet, in dem er ſich glücklich fühlte. Sein Witz und ſeine Laune wich nicht von ihm, und er bot durch ſie ſeiner unerklärbaren Kränklichkeit, die man blos Hypochondrie nannte, Trotz. Er war ſogar poetiſcher geworden, denn er ſchrieb nicht nur ſelbſt eine Menge ernſter und launigter Gedichte und ſentimentaler Aufſätze (welches er ſonſt nicht that), ſondern ſuchte auch bekannte und vergeßne Poeſien mit Wohlgefallen auf, recitirte ſie mit Empfindung, und forderte ſeine Freunde zu deren Genuſſe auf. Auch übernahm er es, drei Jahrgänge eines unterhaltenden Wochenblattes zu ſchreiben, das unter dem Titel: **der Breslauiſche Erzähler**, in ganz Schleſien bekannt war und mit großem Beifalle geleſen wurde.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß ein ſo ausgezeichneter Gelehrter, wie er, ſich herabließ, Volksſchriftſteller zu werden. Allein theils war es die einträglichſte Art der Schriftſtellerei, die er finden konnte (und er bekannte ganz offen, daß er Urſach habe, dieſe Rückſicht zu nehmen), theils erlaubten ihm ſeine drückenden Berufsarbeiten nicht, der Schriftſtellerei zu viel Zeit zu ſchenken, theils ergötzte es ihn, ſeine Launen wöchentlich mitzutheilen und die luſtigen Einfälle anderer, z. B. veralteter und vergeſſener Schriftſteller, die er mit Mühe aus den Bibliotheken herausſuchte, zu erzählen. Seine Blätter ſind, bei aller anſcheinenden Leichtigkeit, voll von Reſultaten abſtruſer Gelehrſamkeit; er ſagte mit Lachen die Wahrheit, gab oft in wenigen Zeilen tiefgedachte und eindringende Reflexionen, verletzte in keinem Augenblicke

Sitte und Anſtand, verſchmähte jede Perſönlichkeit, und drang nie in das Heiligthum der Laren ein: ſo ward er dem gelehrten, wie dem ungelehrten Leſer angenehm und unterrichtend, und ſo gab er zugleich ein Muſter zweckmäßiger und erheiternder Volksſchriftſtellerei. — Wirklich beſchäftigte ihn in den letzten Jahren der Erzähler ſo, daß er, außer ihm, beinah nichts weiter ſchrieb; doch hat man unter ſeinen Papieren eine vollendete komiſche Oper: Pervonte oder die Wünſche, und ein unvollendetes vaterländiſches Trauerſpiel: die Tartarſchlacht, gefunden; von welchen jene, nach dem Bericht eines ſeiner Freunde, vortrefflich ſeyn, dieſes aber viel ſchöne Stellen enthalten ſoll. Außerdem hat er keine größere Arbeit hinterlaſſen; aber ſein Nachlaß iſt der eines Gelehrten, der täglich reflectirt und beobachtet, zu künftigen Arbeiten ſammlet, und ſeine kritiſchen, hiſtoriſchen und antiquariſchen Obſervationen aufzuſchreiben gewohnt iſt.

Der Gedanke an ſeinen Nachlaß führet uns zu der traurigen Erwähnung ſeiner Krankheit und ſeines Todes. Ich erzähle Ihnen nun größtentheils mit den Worten eines ſeiner Freunde aus dem zehnten Stück der Breslauiſchen Wochenſchrift: „Schon im Jahre 1795 zeigten ſich, nach einer harten Niederlage, die ſonderbaren, unerklärlichen Wirkungen eines unbekannten Uebels durch Erſcheinungen, die bei dem Kranken theils große gegenwärtige Leiden, theils die quälendſten Beſorgniſſe für die Folgen verurſachten. Immer klagte er über ganz eigne Bewegungen ſeines Herzens. Sie verloren ſich zwar nie ganz, aber er wurde nach und nach mit ſelnem Uebel vertraut, und der Gebrauch der Bäder zu Landeck und Altwaſſer (wo auch ich vor einigen Jahren ihn beſuchte) ſchien ſeine Geſundheit größtentheils wieder hergeſtellt zu haben. Aber ſeit etwa einem halben Jahre zeigten ſich Symptome, die einen Rückfall befürchten ließen; eine außerordentliche Bläſſe des Geſichts, eine fliegende Röthe unter den Augen, dann und wann Zufälle, die auf einen wirkenden Magenkrampf oder auf Bruſtwaſſerſucht zu deuten ſchienen, denn in dem letzten Vierteljahre ſeines Lebens litt er häufig an einem plötzlichen Aſthma. Er erholte ſich abwechſelnd; bis ein Anfall von Engbrüſtigkeit, den er vier Wochen vor ſeinem Tode in der Nacht bekam, und der ſo heftig war, daß er daran beinahe erſtickt wäre, größere Beſorgniſſe erregte. Aber auch von dieſem Anfalle erholte er ſich wieder, und erſt eilf Tage vor ſeinem letzten, ward er wirklich bettlägrig. Doch ſaß er, der Athemloſigkeit wegen, gewöhnlich aufgerichtet, konnte aber aus Schwäche das Bett nicht verlaſſen.

Sein Geiſt blieb, wie gewöhnlich, heiter und frei. Er beſchäftigte ſich bis an ſeinen Sterbetag mit literariſchen Arbeiten und machte während ſeiner letzten Krankheit nicht weniger als ſieben Gedichte. Er ſagte oft, halb ſcherzend, daß er ſterben würde. Nach einiger Erleichterung ward es, zwei Tage vor ſeinem Tode, an den jedoch niemand glaubte, wieder ſchlimmer. Noch zwei Stunden vorher, ehe er den Todeskampf anfing, legte er die letzte Hand an ſein letztes Blatt des Erzählers, diktirte einen Aufſatz für den folgenden Bogen und corrigirte die griechiſche Rede eines ſeiner Schüler. Am ſechzehnten Februar um ſieben Uhr des Abends überfiel ihn plötzlich ein convulſiviſches Aſthma, das ihm den Todeskampf ſehr ſchwer machte. Er fühlte unter den heftigſten Schmerzen das Nahen des Todes, und er blieb unerſchüttert. „Wie viel Mühe macht doch das Sterben!“ ſagte er mit ſchon gebrochnem Auge und mit einem unbeſchreiblich angenehmen Lächeln und mit der Miene eines Menſchen, dem eine vollendet gute That gelungen iſt. „Was macht Ihr Kopf?“ fragte ihn ſein Arzt. „Er iſt ſo hell,“ erwiederte der Sterbende, „daß ich ſchreiben wollte.“ Dies war ſein letztes Wort. Wenig Minuten darauf, Abends neun Uhr, verſchied er mit frohem Bewußtſeyn der Erhabenheit über die Schrecken des Todes, in den Armen ſeines Arztes und Freundes.

Die Oeffnung der Leiche gab den Aufſchluß über die räthſelvollen Zufälle, die ihn von ſeiner frühen Jugend an gepeinigt hatten. Man fand beinah in dem ganzen Umfange der Scheidewand, welche die linke oder hintere Vorkammer des Herzens von der linken Herzkammer ſelbſt trennt, eine große, zackige Verknöcherung, die viel Aehnlichkeit mit der Form von Korallenzacken hatte. Die Oeffnung dieſer Klappe ward dadurch anfänglich erſchwert, zuletzt ganz gehemmt, und dadurch entſtand eine ungewöhnliche Erweiterung der Herzkammer. Dies fühlte auch der Verſtorbene; er behauptete oft, daß er ein zweifach großes Herz haben müſſe; und man fand es wirklich um ein Drittheil größer, als es gewöhnlich zu ſeyn pflegt. Dies verurſachte ſeit ſechs Jahren die unausſprechlichen Leiden, die er mit ſo ſtarker Ergebung trug, dies verurſachte ſeinen Tod, dem er als Held entgegen ging.“

So mußte der, der ſo viel Lebenskraft in ſeinem Geiſte und Körper hatte, durch einen organiſchen Fehler des Herzens ſterben, das ſonſt ſo geſund, ſo weich und ſo rein war! — Wie viel iſt mit ihm begraben worden! — Was hätte er noch in ſeinem Wirkungskreiſe geleiſtet, was in einem gröſſeren; mehr befreit von Sorgen, den reifen Geiſt allein auf Bereicherung und Erweiterung der Wiſſenſchaft gerichtet! — Welch ein Vater würde er ſeinen herangewachſenen Kindern geworden, welch ein Freund ſeinen Freunden geblieben ſeyn! —

So vollendet auch ſeine ernſten Arbeiten ſind, — ſie waren, bey ſeiner Jugend, doch nur Proben, was er einſt in dem großen Gebiete der Gelehrſamkeit geleiſtet haben würde. Wohin er ſeine Aufmerkſamkeit richtete, dort ward es lichter, dort machte ſein heller, geübter und umfaſſender Blick neue Entdeckungen, dort war er einheimiſch. Genie und Gelehrſamkeit unterſtützten ſich bei ihm harmoniſch; er forſchte mit eben der unbeugſamen Redlichkeit, mit der er handelte; und fürchtete kein Reſultat, wie keine Folgen. Der Wahrheit huldigte er mit Aufopferung, das Schöne liebte er mit Hingebung und Wärme, das Gute umfaßte und übte er mit entſchiedner Entſchloſſenheit. — Jede Dunkelheit (denn er hatte durch ſie ſelbſt zu viel gelitten) war ihm zuwider, ja lächerlich; daher verſchmähte er in ſeinen ſpätern Schriften und in ſeinen mündlichen Vorträgen jedes Schiefe und Unverſtändliche, ſchrieb und ſprach mit Klarheit und Beſonnenheit, mit dem Zweck, etwas zu ſagen, hielt ſeinen Gegenſtand in beſtimmter Begränzung feſt und erſchöpfte ihn. Nichts, was ſeiner Unterſuchung und Kenntniß werth ſchien, wies er, ohne ſich zu zerſtreuen, von ſich ab; eine bewundernswürdige

Ordnung herrſchte in ſeinem Wiſſen. — Für Poeſie entſchied er ſich erſt in ſeinem Berufsleben, wahrſcheinlich um ſich aufzuheitern und zu erholen; er würde wahrſcheinlich, bei veränderter Lage, ſich entweder mit größerem Ernſt ihr ergeben haben, oder zu den gelehrten Forſchungen ausſchließend zurückgekehrt ſeyn. Und — wenn irgend einer, ſo hätte er früher oder ſpäter unſerer Literatur einen Unvergeßlichen, auch früh Verlornen zurückgegeben, den, in welchem die gleiche Vereinigung der Kenntniſſe und Talente herrſchte — Leſſing.

Ich ſchließe mit ſeinem Teſtamente. — Unter ſeinen Papieren fand man ein ſchwarz geſiegeltes Billet, mit der Addreſſe: Herrn Kammerſecretär Streit. In die Provinzialblätter ad inser. Es enthielt ſein Vermächtniß, das einzige, was er hinterlaſſen hat:

> „Mein Herz, von einer unerklärlichen Krankheit gepreßt, hat ſeit einem Jahre ſehr unruhig geſchlagen, aber nie bänger und beklommener, als wenn ich an das Schickſal der Meinigen dachte. Jetzt thue ich, was ich lange beſchloſſen hatte. Ich empfehle allen, die mich je liebten, mein braves Weib, die mich mit inniger Zärtlichkeit und beiſpielloſer Aufopferung geliebt hat, mit meinem Kinde, zu Rath und Beiſtand. Helft, theure Seelen, ſie vor Kummer und Mangel ſchützen. Ich will euch aus jener Welt ſegnen.
>
> Habe Dank, Ewiger! für mein erſtes Leben, für alle ſeine tauſend Freuden, für dieſe ſchöne Erde.“

(Später, vielleicht erſt am Morgen ſeines Sterbetages, waren noch die Worte: „Es ruht“ beigeſchrieben.)

Ich ſetze dieſen Worten, die ſeine Freunde geleſen haben oder leſen werden, nichts hinzu, als die Worte des Herrn Profeſſor Reiche: „Er hinterließ ſeiner troſtloſen Gattin alles, was ein redlicher Jugendlehrer hinterlaſſen kann, den gerechten Anſpruch auf die Erkenntlichkeit für Verdienſte, die ihm während ſeines Lebens nicht belohnt wurden,“ und die Nachricht: daß Herr Kanzleidirektor Rambach zu Breslau, und die Verlagshandlung der Eunomia Beiträge zur Unterſtützung der verlaßnen Wittwe und Kinder des theuren Verſtorbenen von denen, die ihn je liebten,“ annehmen.

Der Welt, den Denkern und Gelehrten, ſeiner Familie, ſeinen Schülern und vor allen ſeinen Freunden, wird das Andenken an die Verdienſte, die Achtungs- und Liebenswürdigkeit des verehrten und geliebten Mannes ſtets heilig bleiben.

Leben Sie wohl.

Fiſcher.

IX.

Literariſche Briefe.

Fünfter Brief.

An Fr. v. S.

Heut nur ein Paar Worte von einem Romane, einem Mährchen und einem merkwürdigen Trauerſpiele. Der Roman iſt: Ferdinand Warner, der arme Flötenſpieler, von A. G. Eberhard, eben dem, den Sie ſchon aus mehreren gefälligen Erzählungen in Taſchenbüchern kennen. Sein Thema iſt ein etwas Ungewöhnliches, die Freundſchaft zwiſchen zwei ſehr edlen, durch Mißverſtändniſſe aber häufig getrennten Menſchen. Die Liebe, das erſte Thema aller Romane und Schauſpiele, ſteht hier im Hintergrunde, ſie iſt entweder nicht von der rechten Art, oder unglücklich. Vielleicht würden Sie wünſchen, daß die Freunde mit der Liebe in Kolliſion gekommen wären, oder ein Beiſpiel gegeben hätten, wie Liebe auch neben der Freundſchaft in einem Herzen beſtehen könne; vielleicht würde es Ihnen wohlthun, beide Freunde, die des ſchönſten Glücks ſo würdig ſind, auch in dem Genuſſe deſſelben zu ſehen; vielleicht wird manches Ihnen weniger romantiſch, als romanhaft und beſonders gegen das Ende, unwahrſcheinlich

vorkom-

vorkommen: allein das Unglück iſt größer, als das Glück, und zieht ſtärker die Empfindung an, der Charakter iſt ſchöner und zarter, der jedes Glücks würdig iſt, und doch das Unglück anzieht, und, wenn Sie die Hauptperſonen nur im Auge behalten, ſo werden Sie ſich auch über Unwahrſcheinlichkeit nicht zu beklagen haben. Die Darſtellung iſt charakteriſtiſch, die Sprache rein, ruhig und klar, genug, der Roman iſt einer von denen, welche geleſen zu werden verdienen. Eine Stelle, die eine artige Bemerkung enthält, muß ich Ihnen vorläufig mittheilen. Ferdinand verliert in ſeiner Jugend ſein väterliches Erbtheil, der Onkel nennt ihn deshalb einen armen Teufel, darüber bemerkt er an ſeinen Freund: „Warum nennt man denn einen guten Jungen, ſobald er arm geworden iſt, ſo einen Teufel, oder wenn man mit Schonung ſprechen will, wandelt man ihn in einen Schelm um? Scherzend nennt man den luſtigen Mann oft einen Sünder ſchlechtweg, aber ernſtlich nennt man den Bösewicht, dem das Urtheil geſprochen iſt, einen armen Sünder. Iſt's doch, als ob die Reichen den Plan gemacht hätten, durch giftige Worte die Unglücklichen aus der Welt zu treiben, deren traurigen Anblick ihnen im Genuß ihrer behaglichen Ruhe eben ſo ein ſtörender Geruch iſt.“ Es iſt auch wirklich ein Beweis von unſrer großen Schätzung des Geldes, daß wir den Armen an Gelde geradezu mit dem allgemeinen Ausdrucke arm bezeichnen, und dagegen den noch weit ärmeren Armen, den am Geiſte, erſt mit einem erklärenden Zuſatze andeuten müſſen: ſo wie es auch wirklich nicht recht human klingt. ꝛc.

nen, es ſey im Ernſt oder im Scherz, einen Teufel zu nennen, obgleich der letztere Ausdruck nicht urſprünglich deutſch iſt.

Ein andrer beliebter Schriftſteller, der aber auf dem Wege der Naivetät wandelt, hat zwei neue und artige Sachen geliefert. Es iſt der, auf den Sie ein bischen böſe ſind, weil, wie Sie klagen, die Hand dem Leſer bei dem ewigen Umblättern müde wird, und weil er ſeine Perſonen oft gar zu ſchnöde behandelt — Friedrich Laun (d. i. Herr Schulz). Aber nehmen Sie ſeinen Prinz Gelbſchnabel nur wieder in die Hand, Sie werden finden, daß das Mährchen recht gut erfunden, mit wahrer Naivetät, lebhaft, gefällig und witzig erzählt iſt; dabei verſichere ich Sie auch, daß es nicht in Kapiteln geſchrieben iſt und der Verleger doch etwas auf eine Seite gedruckt hat. Voran ſteht aber der heil. Dreikönigsabend, oder die Geſchichte des Mährchens, ganz in der alten Manier des Verf. Darinn wird erzählt, wie der Gottlieb eigentlich das Mährchen geſchrieben und Laun es nur verbeſſert habe. Der Gottlieb iſt wirklich kein übler Schriftſteller. Sehr naiv ſagt er S. 50 zu Laun: Zu allen Sachen gehört freilich Glück. Von Dir z. B. drucken ſie jede Scharteke; mir hingegen haben ſie ein Paar recht ſchöne Manuſcripte zurückgeſchickt. Herr Laun ſollte dafür ſorgen, daß das nicht wieder geſchehe und den Gottlieb nur immer ſchreiben laſſen. — Das Schleppkleid, eine Kleinigkeit in hundert Kapiteln von demſelben Verf. (aber nicht von dem Gottlieb) iſt recht artig.

Als die allerletzte Neuigkeit ſende ich Ihnen: Lacrimas, ein Schauſpiel (von H. v. S.) herausgegeben von A. W. Schlegel, Berlin 1803. Ehe Sie an die Lectüre dieſes wunderbaren Werkes gehen, ſo bitte ich Sie, alle Rückerinnerungen ans Antike unbedingt aufzugeben, und es als ein rein romantiſches Gedicht mit Andacht zu leſen. Es weht in ihm der orientaliſche, oder wenn Sie wollen, der altſpaniſche Geiſt mit jugendlicher Fülle; es iſt kein Wort griechiſch oder deutſch darinn, aber dennoch die zarteſte und erhabenſte Poeſie. Eine Gegenüberſtellung dieſes Gedichts mit Iphigenia oder Jon, alle von Deutſchen geſchrieben, jenes ſo ganz romantiſch, dieſe ſo ganz griechiſch, müßte zu überraſchenden Reſultaten führen.

M.

X.

Theater.

Königliches Nationaltheater.

Vom 26ſten Februar bis zum 25ſten März wurden überhaupt neun und dreißig Stücke gegeben; darunter drei Trauerſpiele, ſechs Luſtſpiele, eine Poſſe, drei Schauſpiele, ſieben Singſpiele, ein Liederſpiel, ein lyriſches Duodrama, und folgende neue:

Am 28ſten Februar zum Benefiz für Madame Fleck:

Genua und Rache, ein Trauerſpiel in fünf Akten von Herrn Profeſſor Babo (in dieſem Monate dreimal).

Am 10ten März (zur Feier des Geburtstages der Königin, nach einer von Madame Fleck geſprochenen Rede)

Mariane, ein Trauerſpiel in drei Akten von Gotter, nach der neuen Bearbeitung des Verfaſſers. (zweimal) und:

Gegenliſt, ein Luſtſpiel in 3 Akten nach dem Franzöſiſchen des Alexander Düval. (dreimal)

Am 18ten März, zum Benefiz des Herrn Kaſeliz:

die Schule der Frauen; ein Luſtſpiel in fünf Akten von Moliere; frei überſetzt in Knittelverſen von Herrn v. Kotzebue: (zweimal) und der Kalif von Bagdad, ein Singſpiel in einem Akt, aus dem Franzöſiſchen des St. Juſt, zur Muſik von Boieldieu, überſetzt von Herrn Herklots. (zweimal)

Außerdem ward zum erſtenmal im neuen Hauſe mit Prachtaufwand am 7ten März, zum Benefiz für Herrn Franz, gegeben:

die Geiſterinſel, ein Singſpiel in drei A. von Shakſpeare und Gotter, nach Reichards trefflicher Kompoſition.

XI.

Poſtſcripte.

23.

Hiſtoriſche Parallele.

„Bei der Vertreibung der Mediceer aus Florenz, und nach der Flucht des Peter von Medici (ſagt Roscoe) ſuchten ſeine Vettern, die Söhne Peter Franzens, dadurch die Gunſt des Volks zu erwerben, daß ſie ſich Popolani nannten; aber vergebens, ſie trugen das Schickſal ihrer ganzen Familie.“ —

Bei dem Sturz der regierenden Familie in Frankreich ſuchte der Vetter des Königs, der Herzog von Orleans, dadurch die Gunſt des Volks zu erwerben, daß er ſich Egalité nannte, aber vergebens, er trug das Schickſal ſeiner ganzen Familie.

M.

24.

Kleider machen Leute.

„Wegen des Ablebens des Prinzen * — ſo ſchrieben vor kurzem die Zeitungen, hat unſer Hof auf 3 Monate Trauer angelegt; wegen der Entbindung der Prinzeſſin * iſt bei Hofe 3 Tage große Galla geweſen.“

So wie ſchwarze Kleider, Trauer bedeuten, ſo bezeichnen Galla-Kleider und grande parure die Freude;

nur muß die Trauer noch intereſſanter ſeyn, als die Freude, da man jene 3 Monate, dieſe nur 3 Tage dauren läßt. Man ſollte, um die Freude zu Ehren zu bringen, auch Monatsweiſe in Gallakleidern einhergehen.

M.

25.

Das Nationaltheater.

In der Zeitung für die elegante Welt No. 126 heißt es bei Gelegenheit des ſogenannten Frankfurter Nationaltheaters:

> Mit Recht erwarte der Fremde, daß Frankfurts Bürger in die Führung und Leitung des Theaters, als Nationaltheaters, ein Wort mitzureden haben, daß die Theatervorſteher, ſo wie alle Vorſteher einer Nation, auf den Geſchmack und die Würde ihrer Kommittenten Rückſicht nehmen, dem Publikum Achtung beweiſen werden u. ſ. w. von dem allem finde ſich aber keine Spur.

Man würde dem Verfaſſer dieſes Artikels unrecht thun, wenn man glauben wolle, er wiſſe nicht: daß Nationaltheater nichts anders bedeute, als ein Theater, auf welchem die deutſche Nationalſprache, wie ſie ſo in der Stadt und im Lande geſprochen wird, geredet wird, und in deutſcher Mundart geſchriebene Stücke (alſo keine lateiniſche, franzöſiſche u. ſ. w.) aufgeführt werden. Es iſt blos eine Wendung, womit er der Frankfurter Direktion einige Wahrheiten ſagen wollte.

M.

26.

Dramaturgiſche Annonce.

In dem dramaturgiſchen Journal für Deutſchland in Fürth, welches ſich überhaupt durch eine abſolute Incorrectheit auszeichnet, lieſet man im Auguſtſtück S. 481 folgende koſtbare Nachricht, die ich mit diplomatiſcher Treue abſchreibe:

> Dem Vernehmen nach beſtehen ſie (nemlich Ifflands Gaſtrollen in Mannheim) in der Rolle des Hausvaters, in der Familie Pygmalion, Monodrama; Conſtant in Selbſtbeherrſchung, vom Verfaſſer Dominik; Vater im Eſſighändler; Ekbert in den Mahlern ꝛc.

Eben daſelbſt, und zwar S. 489 in einer Beurtheilung der Jungfrau von Orleans heißt es unter andern:

> Agnes Forel, geb. Demoiſ. Jaime ꝛc.

Was Forel heißen ſol., ſieht man wohl; aber, um aller Götter willen! was ſoll das geb. heißen? Doch wohl gebohrne? Es iſt alſo hier eine, Madame oder Jungfer (?) Agnes Forel, welche eine gebohrne Demoiſelle Jaime iſt.

K. H.

Nachricht. Die frohen Kinder der Laune, unter dem Namen: Die Poſtſcripte, oder das epigrammatiſche Gaſtmahl des Herrn v. K. Ein Gedicht in zwei Geſängen, Leipzig 1803, ſind bei uns glücklich angelangt, und, ſo weit es uns betrifft, mit frohem Lachen empfangen worden. Wir fordern den witzigen Verf. zum Mitarbeiter an dem Artikel der Poſtſcripte auf. Künftig mehr.

D. H.

Anzeiger der Eunomia.

No. IV. April 1803.

I. Nöthige Bekanntmachung.

Ich höre, daß man mich in dem 8ten Stück der hier herausgekommenen Freimaurerbibliothek geradezu den Verfaſſer eines Aufſatzes oder Briefes in dem Köthener Taſchenbuche für Freimaurer genannt hat; ich erkläre alſo, daß ich weder eine Zeile für dieſes Taſchenbuch geſchrieben habe, noch mit dem Herausgeber deſſelben in der geringſten Verbindung ſtehe. Berlin, den 14. März 1803.

Fiſcher.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Bei dem Verleger der Eunomia erſcheinen zu bevorſtehender Leipziger Jubilate-Meſſe folgende neue Verlagsbücher:

Beiträge zur Geſchichte und Beſchreibung Süd- und Neu-Oſtpreußens. 2tes Heft.

Benkowitz, C. F., Reiſe von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Trieſt, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel. 8

Beſchreibung, geographiſch-ſtatiſtiſche, der im Jahr 1802 dem Preußiſchen Staate zugefallenen Entſchädigungsprovinzen. Mit einer Karte. gr. 8.

Blätter, Berliner gemeinnützige, zur Beförderung der Moralität und Belebung der Induſtrie, für das Jahr 1802. 4

Commentarii Societ. philologicae Lipsiensis. Edit. curavit Ch. Dan. Beckius. Vol. III. P. 1. et 2. 8. maj. Lips. et Berol. In Commiſſion.

Cramers, H. M. A., Briefe über Schulen und ihre Verbeſſerung. Nach des Verfaſſers Tode mit einer kurzen Biographie und Vorrede herausgegeben von Herrn Abt, Dr. H. P. K. Henke, Prof in Helmſtädt. 8.

Auch unter dem Titel:

Cramers, H. M. A., hinterlaſſene Schriften. 1ſter Theil.

Durch Schaden wird man klug. 2ter Theil: Einhundert und vierzig Geſchichten aus der wirklichen Welt enthaltend. 8.

Auch unter dem Titel:

Werdet glücklich durch mein Unglück. Einhundert und vierzig neue Thatſachen 8.

Eunomia, eine Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts. Von einer Geſellſchaft von Gelehrten. Herausgegeben von **Feßler** und **Fiſcher**. Jahrgang 1801, Januar bis July. gr. 8.

v. **Holſche**, Geographie und Statiſtik von Weſt-, Süd- und Neu-Oſtpreußen. Nebſt einer kurzen Geſchichte des Königreichs Polen bis zu deſſen Vertheilung. 2ter Band, mit einer Karte von Weſt-, Süd- und Neu-Oſtpreußen. gr. 8.

v. **Hovan**, Eliſens und ihrer Erzieherin Eulalia Waller Unterredung in Briefen. Eine Unterhaltung für gefühlvolle Mädchen bei ihrem Eintritt in die große Welt. 8.

zu **Moritz**, K. Ph., allgemeinen deutſchen Briefſteller Anhang, von Dr. Th. **Heinſius**; enthält: Vorkenntniſſe zur ſichern Betreibung der kaufmänniſchen Korreſpondenz; kaufmänniſche Statiſtik; Kenntniß der Civilanſtalten und des öffentlichen Geſchäftsganges; Nachrichten vom Poſtweſen und andern nützlichen Aufſätzen 8.

Auch unter dem Titel:

Vorbereitender Unterricht für Geſchäftsleute und kaufmänniſche Korreſpondenten, von Dr. Th. **Heinſius**. 8.

v. **Podewils**, des Herrn Grafen, Wirthſchaftserfahrungen auf ſeinen Güthern Guſow und Platkow geſammelt. 2ter Band. gr. 4.

meine Reiſe nach Frankreich in den Jahren 1800 und 1801, von Ludw. **Gelbiger**. 2ter und letzter Theil. m. K. 8.

die Reiſe ins Bad. Herausgegeben von Ludw. v. **Gelbiger**. mit Kupf. 8.

Röpers, F. L., Schimpf und Ernſt. 8.

Auch unter dem Titel:

Röpers, F. L., Verſuche zur Beförderung wahrer Lebensweisheit 2ter Theil 8.

Romane: Eudemenes Eine griechiſche Erzählung m. K. 8.

Sammlung nützlicher Aufſätze und Nachrichten, die Baukunſt betreffend, für angehende Baumeiſter und Freunde der Architektur; herausgegeben von mehreren Mitgliedern des Königl. Preuß. Ober-Baudepartements. 5ter Jahrgang, 1ſter Bd. mit Kupf. gr. 4.

die Schule der Erfahrung für alle, welchen Zufriedenheit, Leben und Geſundheit etwas werth ſind. Warnende Thatſachen zu Verhütung alltäglicher Unglücksfälle. Der erſten Auflage 4ter Theil, oder der 2ten Ausgabe 3ter Theil. 8.

Sophocles Philoctetes, e Brunkiana potissimum recensione cum commentario perpetuo J. H. Ch. Barby. 8.

Wolfs, Joh Wilh Fr., vollſtändiger Confirmations Aktus, mit neuen Liedern, der dazu gehörigen Muſik, und mehrern erläuternden Bemerkungen. 8.

Zöllner, Joh Fr., vermiſchte Schriften. 1ſter Theil. 8.

Auch unter dem Titel:

Zöllners, Joh. Fr., Leſebuch für alle Stände, zur Beförderung edler Grundſätze, ächten Geſchmacks, und nützlicher Kenntniſſe. 10ter Theil. 8.

——— deſſen Predigtentwürfe für das Jahr 1802. gr. 8.

Neues Kupferwerk für die Jugend. Bilderbogen. Enthaltend, in alphabetiſcher Ordnung: Darſtellungen ausgeſuchter Gegenſtände zur angenehmen Unterhaltung, nützlichen Beſchäftigung, und fruchtbaren Belehrung für die Jugend. Mit zweckmäßigen, gedrängten Beſchreibungen. Erſte Lieferung, ein Alphabet auf 2 Bogen in gr. Folio, colorirt. 1 Thlr. 8 Gr. Leipzig, bei Voß und Compagnie.

Die Verleger kündigen dies Unternehmen mit inniger Ueberzeugung an, davon den ungetheilten Beifall der Eltern und aller Jugendfreunde erwarten zu dürfen. Angabe und Beſchreibung der Gegenſtände, Zeichnung und Stich derſelben, ſind von Männern, die das Publikum liebt und ſchätzt. Das angemeſſene Aeußere iſt angelegentliche Sorge der Verleger. Jede Lieferung enthält, auf zwei großen Foliobogen, vierundzwanzig Gegenſtände, alphabetiſch geordnet, welche mit allem Fleiß ausgemahlt ſind. Durch dies Arrangement haben die Käufer den Vortheil, in jeder Lieferung etwas Completes zu haben.

Die erſte Lieferung iſt von Ende März an zu haben, jedoch nicht gleich in Menge, da das Illuminiren Zeit erfordert, und bloß die beſtellten Exemplare können gleich expedirt werden. Jede gute Buchhandlung übernimmt mit Vergnügen dazu Aufträge.

Beiträge zur Erziehungskunſt, zur Vervollkommnung ſowohl ihrer Grundſätze, als ihrer Methode. — Eltern und Erziehern gewidmet. — Herausgegeben von Chriſt. Weiß (Profeſſor der Philoſophie), und M. Ernſt Tillich.

Da dieſe Zeitſchrift für ein größeres Publikums berechnet iſt, ſo hat der Verleger Urſache zu vermuthen, daß ſie die beſte Aufnahme und die allgemeinſte Verbreitung finden werde. Und wenn die Bemerkung der Herren Herausgeber gegründet iſt, „daß es in einer jeden Erkenntniß dahin gebracht werden müſſe, daß Theorie aus Prinzipien und Praxis an der Hand der Erfahrungen einander auf jedem Punkte begegnen," ſo läßt es ſich mit der größten Zuverſicht hoffen, daß ſie es in der Erziehungskunſt dahin bringen werden. Denn von Seiten der Theorie hat ſich der Herr Profeſſor Weiß ſchon längſt als einen ſcharfſinnigen Denker rühmlichſt bekannt gemacht; von Seiten der Praxis hat der Herr M. Tillich ſeit ſeiner erſten genauern Verbindung mit dem Herrn Profeſſor Olivier ſchon mehrere Proben ſeiner Erziehungstalente und mehrere Beiſpiele ſeiner pädagogiſchen Kunſt aufgeſtellt. Auch die beſte Theorie könnte unmöglich allein auf alle Kinder ohne Unterſchied gleich ſchnell und überraſchend wirken, wie es in ſeinem Inſtitute der Fall iſt, wenn nicht aufmerkſames Beobachten und richtige Anwendung deſſelben mit der beſten Theorie innig verbunden würden. Nur durch die Vereinigung ſolcher Männer, und durch das Zuſammengreifen ihrer Kräfte läßt ſich für die Erziehung etwas Vorzügliches hoffen. Möchte die Art ihres Verfahrens nur allgemeiner gekannt und verbreitet werden! Die gegenwärtige Zeitſchrift wird gewiß das Ihre dazu beitragen. Wird doch in unſern Zeiten ſo viel und mancherlei geleſen; warum ſollte man nicht hoffen dürfen, daß, bei dem allgemeinen Intereſſe für dieſen Gegenſtand der menſchlichen Kunſt, eine ſolche Schrift in die Hände eines jeden Erziehers, und einer jeden auf Bildung Anſpruch machenden Mutter kommen ſollte.

Leipzig, im Januar 1803.

Heinrich Gräff.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Mai 1803

I.

Die Kultur von Südpreußen *).

Ein Wort, über die unrichtigen Angaben und ſchiefen Urtheile über Südpreußen, welche in mehrern Flug- und Zeitſchriften erſcheinen.

Ad regna quoque vertenda valet occasio.

Viele Herausgeber von Journalen und Flugſchriften, glauben denſelben einen beſonderen Schwung zu geben, wenn ſie Nachrichten aus, oder über Südpreußen darin mittheilen können. Dies Aushängeſchild mag denn wohl hin und wieder einen Leſer locken, indem die Einwohner der altländiſchen Provinzen allerdings wißbegierig ſind, ihre zugetretenen Landsleute näher kennen zu lernen; ſo wie diejenigen, deren Verwandte in den neuen Beſitzungen angeſtellt worden, neugierig ſind, zu erfahren, ob ſie die Ihrigen in einem Elyſium oder in einer Quaal Provinz ſuchen ſollen; denn an barokken Vorſtellungen von dem ehemaligen Polen mag es im Mutterlande nicht fehlen, nach dem zu ſchließen, was dortige Schriftſteller darüber radottiren! Wer dieſe Neugier genügend befriedigen könnte, würde ſich ein Verdienſt erwerben. Allein Alles, was bisher in Zeitſchriften, und in einigen Flugblättern über Südpreußen, die ehemalige Verfaſſung Polens und den Einfluß der alten auf die neuere Regierung, vorgekommen iſt, wäre beſſer ungeſchrieben geblieben. Daß Zerboni's Schrift: über das Bildungsgeſchäft von Südpreußen, Beckers Beiträge zur Kenntniß des polniſchen Rechts, wovon nun auch der begierig erwartete zweite Band erſchienen iſt, in jeder Rückſicht eine ehrenvolle Ausnahme machen; daß Struenſee's Blicke auf Südpreußen, vor und nach 1793, manches Gute enthalten, und eine Abhandlung des Oſtpreußiſchen Krieges- und Domainenraths von Wedel, in den eingegangenen Jahrbüchern der Preußiſchen Monarchie, nur

---

*) Mitgetheilt von einem angeſehenen, in einem wichtigen Staatsamte ſtehenden Manne aus dieſer Provinz, den wir am

---

Schluſſe der ſachreichen und mit patriotiſchem Eifer geſchriebenen Abhandlung um Nennung ſeines Namens bitten.

D. H.

die Kürze des Aufſatzes bedauern läßt, darf für Sachkundige kaum erinnert werden *) Man könnte zwar das übrige Geſchreibe, dieſen Gegenſtand betreffend, ſtillſchweigend der nahen Vernichtung Preis geben, wenn nicht dennoch hin und wieder durch dieſe unberufenen Richter und Tages Geſchichtsſchreiber manche Vorurtheile genährt, manche Verleumdung verbreitet, ſelbſt ſehr wohl überdachte Schritte der Regierung in ein falſches Licht geſtellt, dadurch die Landesadminiſtration eines Mangels der nöthigen Umſicht verdächtig gemacht würde, und ſolche Aeußerungen einen nachtheiligen Einfluß haben könnten, wenn die Eingebohrnen Südpreußens deutſch verſtänden, überhaupt an der Leſerei Geſchmack fänden, und nicht lieber ihren Ungariſchen Nektar niederſchlürften, von dem die Journaliſten oft nur träumen oder dichten. Allein, da doch von dergleichen Sachen geſprochen wird: ſo ſcheint es nicht undienlich, ihre Blößen aufzudecken. Denn

---

*) Des Auditeurs Hahn Bemerkungen, welche in letztgedachter Schrift vorkommen, betreffen größtentheils Danzig, und enthalten ſonſt Gemeinplätze aus der Kameraliſtik, ohne Anwendung auf die Individualität

Die in ihrer Kathegorie preiswerthe Schrift des Kammerdirektor Nicolai, unter dem Titel: ökonomiſch-juriſtiſche Grundſätze von der Verwaltung des Domainenweſens in den preußiſchen Staaten, iſt, in Rückſicht auf die Einrichtung Einer Landes Adminiſtrations Branche, local; ſo wie auch die Schrift des Regierungsraths Schwarz, über die Einführung eines Creditſyſtems in Südpreußen.

A. d. V.

beſonders ſollte man ſich hüten, auf Hörenſagen Maßregeln der Regierung, ja ſelbſt auf Kabinetsbefehl ſich gründende Anordnungen tadeln zu wollen, wie dies ein gewiſſer Philalethes im 21ſten Stück der Berliniſchen Blätter dreiſt genug gewagt hat. Dieſe, auf ganz falſchen Thatſachen beruhende Darſtellung, von Beſtrafung einiger widerſpenſtigen Bauern, wird offiziell widerlegt werden, ſobald eine, dieſer Verleumdung wegen veranlaßte gerichtliche Unterſuchung die Abſicht des Verfaſſers jenes Aufſatzes näher entdeckt haben wird. Alle dergleichen Schriftſteller drehn ſich einzig um die Achſe der Sklaverei, unter welcher ſie den Südpreußen, gleich den Schwarzen in den engliſchen Kolonien, erliegend erblicken. Alle rufen dieſe armen Sklaven zu den Waffen, und fordern ſie auf, ihre Feſſeln zu zerbrechen; behaupten, die Regierung habe nichts eiligers zu thun, als an drei Millionen Menſchen, (denn ſo viel dürften Süd- und Neuoſtpreußen enthalten) mit den Rechten und Freiheiten eines Franzöſiſchen oder Bataviſchen Bürgers zu zieren. Dieſe Herren haben aber ſchwerlich weder einen Begriff von der Sklaverei und Freiheit, noch ſind ſie von der Lage, den Verhältniſſen, dem Zuſtande und den Vorſtellungen von Glückſeligkeit, welche der Bürger und Bauer der ehemaligen polniſchen Provinzen hat, im entfernteſten unterrichtet.

Es iſt wahr, faſt allgemein herrſcht in dieſen Provinzen das Unterthänigkeits-Verhältniß, und Freibauern, Kontraktbauern, Puſtkowianer und Hauländer, (eine zwar an ſich nicht unbedeutende Anzahl freier Leute) machen im Ganzen doch eine geringe Ausnahme. *) Es iſt wahr, daß der polniſche Bauer und ſelbſt der unterthänige Bürger in kleinen Mediatſtädten zu polniſchen Zeiten kein Recht hatte, vor Gericht zu ſtehn, und gegen ſeine Grundherrſchaften oder andere Bedrücker zu klagen. Es iſt Thatſache, daß der faſt mit unbegränzter Macht (nicht durch Geſetze, ſondern durch Anmaßungen unbegränzt) verſehene, beſonders höhere Adel, ſich einzelne Grauſamkeiten und an Unmöglichkeit grenzende Dienſtforderungen erlaubte; daß nicht ſelten das sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas! Forderungen begründen mußte.

Es iſt ferner nicht zu leugnen, daß verhältnißmäßig mehrere Dienſte den Unterthanen zur Pflicht gemacht worden, als nach der bisherigen Landeskultur erforderlich waren; daß die Unterthanen das Getreide zu zwanzig bis dreißig Meilen weit auf die nahe an den Strömen belegenen Marktplätze und Niederlagen, als Poſen, Wraclaweck, Wyßzegrod, Thorn und Danzig verfahren mußten; aber blieb wohl bei dem Mangel an mehrern ſchiffbaren Flüſſen und Kanälen ein andrer, als dieſer harte Weg zu Verſchleißung der Produkte übrig? **) wahr, daß Dienſtzwang ſtatt fand, daß ſich die Gutsherren mitunter die Verſetzung der Unterthanen, nicht nur von einem Gute auf das andere, ſondern oft in entferntere Gegenden, wo ſie auch Güter beſaßen, erlaubten; daß ſie einen fleißigen Wirth, wenn er ein verwahrloſetes Gehöft in gute Verfaſſung geſetzt hatte, hier wegnahmen und wieder auf ein verfallenes ſetzten, um auch dies empor zu bringen, und dies wohl vier- bis fünfmal hinter einander der Fall war, wo denn der Fleißige allerdings nie die Frucht ſeiner Betriebſamkeit ärntete; es iſt wahr, daß, wenn auch Geſetze wider dieſe Mißbräuche vorhanden waren, es ihnen an Wächtern und Nachdruck fehlte, ſie geltend zu machen, der Uebermuth der Großen, wie Remus über die Mauern von Rom, darüber hinwegſetzte, und die beſten Anordnungen des einen Reichstags und Königs, von den nachfolgenden vernichtet wurden. Dies iſt die harte Parthie des Gemäldes, aber es hat auch ſeine beſſern, mildern Anſichten.

---

*) Unterdeß giebt es auch viele ſogenannte Zinsdörfer, welche keine Dienſte leiſten, ſondern Geldzins entrichten, oder Naturalien. Letzteres ein unleugbares Mittel, bei einem Volk wenigſtens einige Kultur zu befördern! A. d. V.

**) Auch fehlt es in den alten Provinzen nicht an auffallenden Dienſtpflichten. Denn ſo ſind die Bauern eines von Lewezowſchen Guts in der Altmark verbunden, ihren Herrn nach Paris zu fahren. A. d. V.

Der Unterthan war zwar ganz von der Herrſchaft abhängig, allein ihr lag auch einzig die Erhaltung der ganzen Familie des Unterthans, ſeines Viehes und ſeiner Hofwehr ob. Von dem Dominio forderte man die Landesabgaben; nur dem Herrn und nicht der Gemeinde wurden Uhlanen zur Exekution eingelegt, und erſterm überlaſſen, wie er von letztern ſeine Auslagen beitreiben wollte. Nur dem Grundherrn verhagelten die Felder, nur er trug den Ausfall ſchlechter Jahre, das Unglück der Viehſeuchen; und die ſo häufig vorfallenden Feuerſchäden, (eine Folge, mehr der Fahrläſſigkeit und des abergläubiſchen

Räucherns in den Stallungen, als der Bosheit muthwilliger Brandſtifter, wie man in Deutſchland glaubt) trafen nur ihn, und die Anſtellung eines neuen Wirths konnte oft nicht unter hundert Dukaten bewirkt werden. Er hätte aber ſeinen Vortheil ſchlechterdings mißverſtehen müſſen, wenn er dem dürftigen Bauer keinen Vorſchuß zur Saat, kein Brodtkorn im Winter zur Erhaltung und kein Geld zur Anſchaffung ſeines eingegangenen Viehes verabreicht hätte. Auch vergaßen ſie, ohne den Komiker Philemon geleſen zu haben, nie deſſen

Here, quisquis est homo natus, quamvis serviat,
Is servitutem, tamen esse, homo non desinit.

Es wäre jenes ein um ſo thörichteres Verfahren geweſen, als Polen jederzeit wenig bevölkert war, Tagelöhner zudem beim Mangel an freien Menſchen nicht zu haben waren, und alles durch Unterthanenarbeit geſchehen mußte.

Nicht Gefühl einer unglücklichen Lage, wie man immer ſehr falſch vorausſetzt, veranlaßte die Völlerei des gemeinen Mannes. Sorgloſigkeit, das behagliche Erbſtück ſeiner aſiatiſchen Abkunft, welches auch den Vornehmen und beſonders das weibliche Geſchlecht charakteriſirt, Sorgloſigkeit, die Tochter eben dieſer glücklichen Unterthänigkeit, weil der Herr ihm aus aller Noth helfen mußte, machte dem Bauer das Erſparen überflüßig. Ein kaltes Klima und Arbeit unter freiem Himmel forderte die Erwärmung ſeines Körpers durch geiſtige Getränke; ſie wurden ihm in der Folge wohlſchmeckend, ein Reizmittel für ſeine Phantaſie, die ſonſt in Stumpfheit und Gefühlloſigkeit ſtarrte. Freundlich befördert ward dann dieſe zur Leidenſchaft erwachſene Gewohnheit, durch das leichte und aufgedrungne Borgen jüdiſcher Krugpächter; durch Begünſtigung dieſer Volksluſt von unbedächtigen Edelleuten ſelbſt, *) weil ſie manchem, von Strömen und großen Orten entfernten Gutsbeſitzer das einzige Mittel zeigte, den Ertrag ſeiner Länderei zu verſilbern, daher auch die Propination, denn ſo heißt hier Brau- und Branntwein-Urbar, als der Edelgeſtein in jedem Landguthe betrachtet wird. **) — Dies gab denn freilich Gelegenheit, daß der Bauer größtentheils ſein Getreide auf dem Halm aß, oder vielmehr vertrank, und vordenkende Gutsbeſitzer mitunter auf den Gedanken brachte, um die künftige Subſiſtenz ihrer Unterthanen und die Beſtellung ihrer Aecker zu ſichern, von ihrer Erndte ſo viel in Beſchlag zu nehmen, als ſie zum Unterhalt für den Winter, und zu Saatgetreide brauchten. Dies Verhältniß zeigt denn, daß der Südpreußiſche Bauer, an und für ſich betrachtet, nicht ein Sklave,

---

*) Einſichtsvollere betrachteten die Sache wohl aus einem richtigern Geſichtspunkte, und drangen ſelbſt auf einem Reichstage auf ein Geſetz, wornach den Juden keine Krüge mehr verpachtet werden ſollten; allein die eigennützigere Majorität machte den Plan ſcheitern.
A. d. V.

**) Nur ihr haben die Kirchenheiligen vorzüglich die Feier ihres Gedächtniſſes zu verdanken; denn kaum iſt die Meſſe zu Ende, kaum der letzte Ton der Kirchenmuſik verhallt; ſo eilt der Bauer zur Schenke, wo ihm ſchon die Sackpfeife oder eine Fidel entgegen ſummt.
A. d. V.

ſondern daß er gleichſam als ein Dienſtbote zu betrachten ſey, der für ſeinen und der Seinigen Unterhalt dem Herrn Dienſte zu leiſten ſchuldig iſt.

Nach dem Grade ſeiner Geiſtesfähigkeit iſt er daher auch nicht unglücklich und ſelbſt nicht unzufrieden, iſt auch gewiß dreimal glücklicher, als die Bewohner Griechenlands und Roms waren, welche nicht zu der privilegirten Klaſſe der Bürger gehörten. Der hieſige Bauer arbeitet viel, aber nicht übermäßig, beſtellt ſeinen Acker erbärmlich, weil er ſich auf die üppige Vegetation ſeines Bodens verlaſſen kann, und iſt, nebſt ſeiner Familie im Ganzen genommen beſſer gekleidet, als der Bauer in manchen ältern Provinzen Deutſchlands, und vornehmlich in Ober- und Niederſchleſien diſſeits der Oder; ja, viele beſitzen nicht unbedeutende Summen baaren Geldes, und die Kontraktbauern, Puſtkowianer und Hauländer ſind alle im Wohlſtande, Eigenthümer von mitunter beträchtlichen Viehheerden, und haben oft mehrere tauſend Thaler im Vermögen, ſo wie jetzt ſchon in Gegenden, wo ein vorzüglicher Produktenabſatz ſtatt findet, die Culmſche Hufe Landes für achthundert bis tauſend Reichsthaler verkauft wird. Selbſt das Zwanggeſinde dient ſich Stellenweiſe höher, als im alten Lande. *)

---

*) So erhält z. B im Wieluner Kreiſe an Naturalien und Bekleidung nach der Fraktion, ein Voigt 41 Rthlr. 11 Pf., ein Meyer 35 Rthlr. 5 Sgr. 10 Pf., ein Großknecht 34 Rthlr. 24 Sgr. 10 Pf., ein Pferdeknecht 31 Rthlr. 8 Sgr. 2 Pf., ein Halbknecht 22 Rthlr. 7 Sgr., ein Pferdejunge 15 Rthlr. 11 Sgr.

Eine andre Frage bleibt es jedoch, ob nicht in ſtaatswirthſchaftlicher und kosmopolitiſcher Rückſicht durch Aufhebung der Unterthänigkeitsverpflichtung eine beſſere Ackerkultur, dadurch vermehrte Produktion, ein ausgebreiteterer Handel erzielt, die Volksmenge vermehrt, der Umlauf des Geldes beſchleunigt, und höherer, ſittlicherer Lebensgenuß den vornehmen und niedern Ständen zu Theil werden würde?

Welches denn allerdings zu bejahen iſt! Dies wollen denn nun die gedachten Schriftſteller durch ihr Geſchrei über Sklaverei und Löſung ihrer Feſſeln bezwecken. So wenig man wider dieſe vorauszuſetzende gute Abſicht etwas haben kann: ſo unleugbar iſt es doch, daß dieſe, ſich ſelbſt ſo nennenden Patrioten die Sache ſehr übereilen, und wenn man blindlings ihrem Aufruf folgen wollte, die Urheber vielleicht nie wieder abzubüßender Mißgriffe ſeyn würden!

Unter allen dieſen unzeitigen Freiheitspredigern und Kulturverbreitern, welche ihre Schriften mit mehr als anglomaniſirender Selbſtzufriedenheit für Säemaſchinen der Vernunft halten, zeichnet ſich nun der Verfaſſer des, unter dem Titel: Südpreußen, ein National-

---

9 Pf., ein Ochſenjunge 11 Rthlr. 26 Sgr. 9 Pf., eine Köchin 22 Rthlr. 22 Sgr., eine Große-Magd, desgleichen eine Hausmagd 21 Rthlr. 25 Sgr., eine Kuhmagd 20 Rthlr. 15 Sgr., eine Schweinemagd 15 Rthlr. 26 Sgr. 9 Pf., eine Federviehwärterin 16 Rthlr. 6 Sgr. 9 Pf., eine Gänſewärterin 12 Rthlr. 29 Sgr. 9 Pf. A. d. V.

gemälde, im erſten Heft der Feuerbrände für Deutſchland, Seite 33 bis 40, abgedruckten Aufſatzes vorzüglich aus.

Schon die Ueberſchrift des Aufſatzes iſt unglücklich gewählt; des Unlogiſchen derſelben nicht einmal zu erwähnen, da ein Land wohl kein Gemälde ſeyn kann, und es heißen müßte: Ein Nationalgemälde von den Einwohnern Südpreußens. Demnächſt iſt aber auch das Beiwort national überflüßig, denn wenn ich ein Land oder die Einwohner deſſelben ſchildre, ſo beſchreibe ich eben dadurch die Eigenthümlichkeiten deſſelben, und dieſe Eigenthümlichkeiten ſind eben das Nationale.

Das ſchlimmſte aber iſt, daß der Titel dem Inhalte des Aufſatzes, auch gar nicht entſpricht. Der Verfaſſer iſt nichts weniger, als ein Mahler; hat nicht den geringſten Begriff von einem Gemälde, und hat daher auch keins geliefert. Seinem angeblichen Gemälde fehlt Leben und Colorit, hiſtoriſche Wahrheit, und ſatyriſche Dichtung; es iſt das Horaziſche Ungeheuer: humano capiti cervicem pictor equinam etc. Der Vordergrund, wenn man ja die Allegorie beibehalten wollte, kann als Waſſer betrachtet werden, auf welchem Auswürfe übelverſtandener Philoſophie herum ſchwimmen. In der Mitte erſchießt ein, wahrſcheinſcheinlich trunkener Fürſt einen Judenjungen, und büßt ſein Verbrechen bei der Mutter des Knaben durch ein Geſchenk, noch zu klein zum Allmoſen für einen Bettler, ab; in der Luft fliegen Drachen mit Freiheitsfahnen herum, und Jakobinermützen, mit der Umſchrift: widerſetzt Euch; im

Hintergrunde balancirt die erſte Magiſtrats-Perſon im Staat, die Geld-Börſen der Juſtiz-Commiſſarien, und ein neuer Deukalion wirft Steine hinter ſich, aus denen Menſchenlehrer werden. Hätte der Verfaſſer ein Gemälde liefern wollen, ſo mußte er die Folgen des vermeinten Despotismus, oder Ariſtokratismus, (denn Polen war eigentlich eine Ariſtokratie, unter der Firma einer republikaniſchen Monarchie), anſchaulich darſtellen; Scenen aus dem öffentlichen und Privat Leben der Unterdrückten, und der unterdrückenden Klaſſe ausheben; ſo im Herzen des Leſers Entſetzen und Mitleid erregen, und die, welche der Sache abhelfen könnten, dadurch erwärmen, daß ſie Hand ans Werk legten, dieſen Götzendienſt des Despotismus zu zerſtören. Um dies aber zu können, mußte er unter der Nation gelebt, ihre Sprache, Sitten und Geſetze beobachtet haben; mit den Geſinnungen der Pallaſtbewohner, und dem unausgeſprochenen Gefühl der in Hütten Lebenden vertraut ſeyn. Von dem allen ſcheint ihm aber nichts beyzuwohnen. Um ſo verwegener iſt daher ſein Unternehmen, da es bis itzt noch keiner, ſelbſt von denen, die ſich ſeit der Beſitznahme in Südpreußen befinden, wagte, ein Sittengemälde zu liefern. Selbſt die es Stückweiſe verſuchten, wie der Verfaſſer eines Aufſatzes in einer vielgeleſenen Zeitung, welcher in den Polinnen einen Charakter entdeckt haben will, der alle berühmten Weiber des Alterthums verdunkelt, ſie als Amazoninnen ſchildert, die mit indiſcher Liebes-Gluth, die Herrſchſucht einer engliſchen Eliſabeth, und die Kultur einer Chriſtine von Schweden verbinden, — ſind verunglückt.

Die Tirade von Selbſtgefühl der Preußiſchen Armee im ſiebenjährigen Kriege, womit der Aufſatz beginnt, paßt weder als Einleitung, noch als Beiſpiel. Der Patriotismus, der eine Lieblingsphraſe des Verfaſſers iſt, gehört eigentlich ins Land der Träume, und iſt, wie dies einer unſerer denkendſten Köpfe nur kürzlich irgendwo dargethan hat, in einer reinen Monarchie nicht zu Hauſe.

Gehorſam, aus Anerkenntniß der Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Anordnungen des Staats, iſt das Panier, welches ſie führt, und der Patriotismus gehört blos für das Oberhaupt des Staats, welches allein wiſſen kann, was dieſem frommt, und in den Plan der Adminiſtration eingreift; und im Einzelnen für einen Feldherrn in der Schlacht.

Das neue Gefühl der Freyheit, welches der Verfaſſer den Südpreußen lobend beilegt, iſt ein, nur ihm bekanntes Geheimniß.

Dem gemeinen Mann, nicht nur in Polen, ſondern ſelbſt in Deutſchland, in Italien und Spanien, wo übergroße Hitze, einen der größten Kälte ähnlichen phyſiſchen Einfluß hat, Indolenz erzeugt, iſt es ziemlich gleichgültig, wie er regiert wird; er trägt ſo viel er kann, erkennt nicht das Gute, das ihm wiederfährt, ſchreibt es wenigſtens nie dem Willen der Regierung, ſondern dem Ohngefähr, oder der Leitung überirrdiſcher Mächte zu. Selbſt allein von Eigennutz geleitet, ſetzt er auch beim Staat keinen andern Bewegungsgrund ſeiner Erleichterungen voraus; und iſt ihm dies wohl zu verargen, da ſeit Hugo Grotius Zeiten nur der Vortheil der Regenten das

Steuer der Adminiſtratoren war, und Humanität in der Staatenregierung ſich nur erſt ſeit Friedrich dem Zweiten datirt; außer deſſen Reich wohl in den Prachtreden der Republikaner ertönt, aber aufs Volk keinen beglückenden Einfluß hat; und es daher noch immer im Ganzen mit Recht heißt: Plebs nempe res est valida, sed mentis carens.

Auch hat in der That für die neuen preußiſchen Provinzen des ehemaligen Polens, noch nicht viel geſchehen können.

Die Volkskultur iſt keine Sache, ſo durch Reſkripte und Edikte zur Reife kommt; ſie iſt das eigne Werk jedes Menſchen, und alles, was die Regierung dabei thun kann, beſteht in der Freyheit, ſeiner Ausbildung keine unzeitige Schranken zu ſetzen, ſondern ſie zu begünſtigen. Dies thut die Regierung, wie am Schluſſe gezeigt werden ſoll; und mehr iſt für itzt nicht zu fordern.

Das Anekdötchen vom Fürſten und dem Judenjungen, ſey auch der weiſe Salomon Maimon der Erzähler, beweiſt nichts für und nichts wider die Fürſten Polens, noch die Nation, und trägt zudem nicht das Gepräge des National-Charakters an ſich. Ein Gegenſtück liefert die Tagesgeſchichte unter Friedrich dem Zweiten Einer ſeiner berühmteſten Generale erſchoß im Rauſch eine ſchwangere Frau mit einer Windbüchſe, um eine Wette zu gewinnen, weil diejenigen, welche die Wette mit ihm eingegangen waren, nicht glaubten, daß er unbeſonnen genug ſeyn würde, den Schuß zu wagen. Friedrich verwieß ihm ſolches ernſtlichſt, ſchönte nur ſeines Kopfs, weil durch ihn bei einem ausbrechenden

Kriege mehrerer Unterthanen Köpfe erſpart werden konnten, und hielt ihn zu einer anſehnlichen Entſchädigung der Hinterlaßenen der Getödteten an.

So wenig dieſe Thorheit (?) der Preußiſchen Armee zugerechnet werden kann; eben ſo wenig beweiſt der angeführte Fall die Rohheit des polniſchen Adels. Rohe Charaktere, unglückliche Auswüchſe der menſchlichen Natur, Organiſationen, die mit ihren Köpfen im Himmel, und mit ihrem Herzen in der Hölle ſtehn, giebt es in allen Ländern, unter allen Völkern. Der Pole entzweit ſich leicht im Trunke, ſchreitet dann wohl zu Thätlichkeiten; aber verſöhnt ſich eben ſo leicht und ſchnell. Der Teutſche rächt Beleidigungen im Duell; oder wenn er dies nicht kann und will, auf andre hämiſche Weiſe. Welcher Charakter iſt natürlicher? Wird nicht der Pole den Vorzug haben? Selbſt der gemeine Mann überläßt ſich im Rauſche mehr den Empfindungen der Freundſchaft, als der Zankſucht: der Grund davon liegt vielleicht in der Gleichheit der Glücksgüter, welche Anmaßungen von Vorzüglichkeit nicht verſtattet, und in der Achtung, die ein jeder für den Höhern hat; Anlagen, die zum Wohl der Geſellſchaften geeigneter ſind, als Freyheits-Träume. Daher ſteht es noch ſchlecht mit dem Triumph, den unſer Verfaſſer jubelnd anſtimmt: „daß der Landmann „ſich bey den Frohndienſten ſtark erhebe, und nicht mehr leiſten wolle, als er, den Gerechtſamen nach, ſolle und „müſſe" Zum Glück ſind dieſe Fälle ſelten, und einige Gemeinden, die ſich nicht aus Gefühl der Selbſtſtändigkeit, ſondern angereizt durch Winkel-Conſulenten und verlaufene Deutſche, welche wegen Contrebandirens und anderer Verbrechen, oder aus Furcht vor dem Soldatenſtande, nach dem ehemaligen Polen übergetreten, ſich den geordneten Dienſten entziehen wollten; ſind, was man hier ſehr nöthig hielt, durch Gaſſenlaufen zu ihrer Pflicht zurück geführt worden.

Der Verfaſſer wird zwar dies Benehmen der Regierung mit dem Bildungsgeſchäft dieſer Provinz nach ſeiner koſmopolitiſchen Phantaſie, nicht übereinſtimmend finden; denn er verlangt: „daß der Geiſt der Widerſetzlichkeit gemein werden müßte.“

Der Verfaſſer muß dieſe, Seite 36. Zeile 7 und 8, von unten, ſtehende Aeußerung in einer gänzlichen Abweſenheit des Geiſtes geſchrieben haben; oder er verdient öffentlich zur Verantwortung gezogen zu werden. Hinterher ſcheint er zwar erſchrocken zu ſeyn, und ſucht dieſen Aufruf dadurch zu mildern, daß der Geiſt der Widerſetzlichkeit ſich ſoll leiten und vor Ausartungen bewahren laſſen. Eine Sache, die, wenn ſie nicht ſchon einen Widerſpruch in ſich ſelbſt enthielte, ſehr ſchwer wäre, wie die franzöſiſche Revolution bewieſen hat Oder hält ſich wohl der Verfaſſer für den Mann, der die Widerſetzlichkeit mehrerer Millionen zügeln könnte? Er leſe doch, um einigermaßen einen Begriff vom Schwierigen der Sache zu erlangen, die von Göthe ſo ſchön in der beſſern Sprache, obzwar auch in Knittelverſen, wiedergegebene Jakob Böhmſche Parabel: von Petro und der Gauß! Wie ein Widerſetzlicher für, und nicht wider den König und den Staat ſey, dies Problem wolle

doch

doch der Verfaſſer uns des nächſten löſen! Allein, es ſcheint, er kennt bloß ſeine Sprache nicht; er vermengt Widerſetzlichkeit mit Wunſch und Trieb zur Freyheit, mit dem Beſtreben des Menſchen, deſſen Denkkraft reift, gerecht behandelt zu werden; denn er nennt Seite 37. jene Widerſetzlichkeit die erſte Stufe der Entwickelung der Menſchheit. Aber ſchlimm iſt's doch in der That, wenn man ſo mit Redensarten um ſich wirft, die man nicht verſteht, auch von Dingen ſpricht, die man nicht überdacht hat; als z. B. die Leichtigkeit, mit der nach Seite 38. und 39. Herr Krieges- und Domainen-Rath Fiſcher, Schullehrer bilden, und die polniſche Sprache ſoll vernichten können Niemand, der ihn kennt, zweifelt an den Talenten des Herrn ꝛc. Fiſcher; aber dieſer reſpektiven Bildung und Vernichtung muß das ſchöpferiſche Werde! „laßt uns Menſchen machen, ein „Bild, das uns gleich ſey!" vorausgehn. Und dies Menſchenmachen in Maſſe, möchte doch wohl Herrn Fiſchers Werk nicht ſeyn. Man wird alſo doch wohl von der Zeit erwarten müſſen, daß polniſche Kinder in Trivial-Schulen erſt Teutſch, und auf Gymnaſien wiſſenſchaftliche Kenntniſſe erlernen, und denn erſt in Seminarien ſich zu Schullehrern bilden.

So preiswürdig Unpartheylichkeit in der Gerechtigkeitspflege, und Gewiſſenhaftigkeit bei denen iſt, welchen die Partheyen die Ausführung ihrer Anſprüche übertragen haben; ſo iſt dies doch nicht der Boden, auf dem die Cultur einer Provinz mehr, als durch alles andre, befördert wird.

Sicherheit des Lebens, des Eigenthums, der Geſundheit, und der bürgerlichen Ehre, ſind die vier Pfeiler, auf welchen die ſtaatsbürgerliche Geſellſchaft ruht; aber ſie ſind nur beziehungsweiſe, und entfernt, Beförderungsmittel der Kultur. Kultur iſt Bildung des Geiſtes und des Herzens; muß durch Unterricht und Beiſpiel gepflegt werden, und iſt eine Geburt der Zeit. Sie übereilen und in Treibhäuſern erzwingen wollen, heißt: ſie verkrüppeln, oder tödten. Die Organiſation von Südpreußen beweiſt, daß man dieſen richtigen Grundſatz nicht aus dem Auge verlor. Die Reſignation des Departements Chefs, die Erndte des ausgeſtreuten Saamens der Zukunft anzuvertrauen, und auf augenblickliches Lob über neue zauberhafte Schöpfungen Verzicht zu thun, verdient Bewunderung, und iſt der Bürge eines großen Charakters! Am Ende läßt der Verfaſſer die Göttin der Gerechtigkeit Blindekuh ſpielen, und mit negativen und poſitiven Tugenden der Juſtiz-Commiſſarien tändeln. Er mag ſich hüten, daß dieſes zweydeutige Lob ihm keine böſen Händel zuziehe! Doch mehr, als zu viel, über den Inhalt dieſes Aufſatzes.

Um das oben gegebene Verſprechen, daß in Rückſicht der Löſung des Unterthänigkeitsbandes, von Seiten des Staats ſo viel als möglich geſchehe, zu erfüllen, führen wir zum Schluß noch einige Bruchſtücke aus der Südpreußiſchen Landesadminiſtrationsgeſchichte an.

Wer einen Kranken heilen will, muß deſſen Uebel kennen. Die Erforſchung vom Plagen, die ein ganzes Land drücken, iſt nicht das Werk Eines Tages, am wenigſten für Fremde, und mit der Landesſprache und Verfaſſung der Vorzeit unbekannte Officianten. Die Laſten der Unterthanen beruhen nicht nur auf Geſetzen; ſondern auf Willkühr und Uebermacht von einer, auf Kraftloſigkeit und Gefühlloſigkeit von der andern Seite. Die Erforſchung des Zuſtandes der Unterthanen hat die Staatsverwaltung geraume Zeit beſchäftiget; und ſie konnte nur erſt bey Uebernahme und Einrichtung der Domainen den Schlüſſel zu Vielem erhalten. Allein auch damit iſt noch nicht alles ins Klare gebracht; man hat die Dienſte nach den Veranſchlagungsprincipien berechnet, hat deren eine große Summe, als zur gewöhnlichen Kultur nicht unumgänglich nöthig, aufgefunden, und ſie reſervirt; den Pächtern keine Befugniß zugeſtanden, von dieſen reſervirten Dienſten eigenmächtigen Gebrauch zu machen, ohne vorher die Genehmigung der Cammern dazu einzuholen. Dieſe reſervirten Dienſte werden von letztern, theils zu Meliorationen, zu außerordentlichen Bauten, und Landes-Polizey-Anſtalten, als: Wegebeſſerungen, u. dgl. bewilliget, und dabei ſtets die Präſtations Fähigkeiten der Unterthanen berückſichtiget. Hiernach kann nun der Fall: Dienſte zu *fordern*, welche ſie außer Stand ſetzen könnten, in präſtationsfähigem Stande zu bleiben, *nicht* eintreten. Die Erfahrung wird lehren, in wiefern mit den veranſchlagten Dienſten auszukommen; und ſind dann Hauptmeliorationen bewirkt, und von dem Vielem, was in der Wirthſchaftskultur in dieſer Provinz noch geſchehn muß, ein anſehnlicher Theil bewirkt worden: dann wird man dieſe reſervirten Dienſte, gegen Erlegung eines Aequivalents in Gelde erlaſſen können; dann wird der Unterthan ſeiner eignen Wirthſchaft vorzuſtehn im Stande ſeyn; und die künftige Generation, durch den nächtern erhaltenen Soldatenſtand, entwöhnter von dem Hang zum Trunk, Liebe zum Eigenthum und Bequemlichkeit gewinnen. Vom Adel läßt ſich erwarten, daß er die Einrichtung auf Königlichen Gütern nachahmen werde; aber itzt mit Regulirung der Urbarien vorzugehn, würde ein Feuerbrand ſeyn, den man auf ein Pulver-Magazin würfe, und eine, in ihren Folgen nicht zu berechnende Exploſion veranlaſſen.

Der Erwerbung des Eigenthums und Loskaufung des Unterthänigkeitszwanges, wird man auf den Königlichen Gütern gern, und mit Billigkeit die Hand bieten, ſo wie überhaupt ſchon auch den Unterthanen in dieſer Provinz die Rechte der ältern Provinzen nach den Beſtimmungen des allgemeinen Landrechts eingeräumt werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Einige Worte über die Quellen und Grenzen der Satyre.

Der Menſch allein lacht, und er allein iſt zu belachen. Die Natur hat ihn durch das Lachen zu einer beſondern Art des Vergnügens, und zu einer beſondern Art der Züchtigung ausgezeichnet: ſie hat den Menſchen durch jene Fähigkeit über ſeine übrigen thieriſchen Mitbrüder erhoben, und durch dieſelbe Fähigkeit ihren Liebling wieder zu ſeinen vernunftloſen Halbbrüdern herab demüthigen wollen, ſobald ſeine Erhebung ihn würde vermeſſen machen. Die Natur ſteht mit der Vernunſt im innigſten Bunde, und die unſchuldigſte, wohlthätigſte Anlage in der menſchlichen Bruſt tritt als fürchterliche Rächerin der Vernunſt, gegen ihren thörigten Feind in Waffen auf. Was fürchtet der Menſch mehr, als den ſcharfen Stachel der lachenden Satyre, die ſein innerſtes Mark durchbohrt?

Aber eben deswegen, weil der Spott für den Menſchen ſo fürchterlich gewaffnet erſcheint, kömmt ſelbſt die gute Sache auf dieſem Erdenrunde bei ſeiner Reitzbarkeit nicht ſelten in Gefahr. Jede empörte Leidenſchaft greift ſchneller oder überlegter zu jenem gefürchteten Werkzeug ihrer Rache, ſchlägt alles um ſich her nieder, was ſich ihr in den Weg ſtellt, treibt die gekränkte Ehre des Mitbruders durch alle Stufen der Verzweiflung, bis zur letzten, fort, wo denn gewöhnlich den frechen Spötter zum Lohne, ſeine Freundin, die Ehrloſigkeit ſelbſt in ihre eiſerne Arme ſchließt.

Aber er kämpft mit Gewalt, oder vielmehr die niedergedrückte Menſchheit in ihm kämpfet, aus den ſchändlichen Banden ſich loszureißen. Er ruft in dieſem bedenklichen Kampfe über ſich, die Rechte der Satyre an, dehnt dieſelben zu ſeiner falſchen Rechtfertigung über ihre wahren, geheiligten Grenzen aus, und verwirret durch die Blendwerke einer lug- und truqvoller Sophiſtik dem unphiloſophiſchen Auge die weiten und ſcharfen Grenzlinien der gerechten Satyre und des ehrloſen Pasquills geſchickt in- und durcheinander.

Unſere Zeit iſt reich an Beiſpielen. Aber ich habe es hier nicht mit Beiſpielen, ſondern mit der Entwirrung jener Verwirrung im Allgemeinen zu thun. Das ewige Brandmal von der Stirne des Pasquillanten abzuwaſchen, iſt dem Philoſophen ſo wenig, als irgend Jemanden in dieſer Welt gegeben; aber den durch jenen zweideutig gewordenen wahren Begriff der Satyre kann und ſoll er retten und berichtigen.

Lächerlich im Allgemeinen nennen wir das, was den Affekt des Lachens, d. h. nach Vater Kant, den Affekt in unſerem Gemüthe erregt, der aus der plötzlichen Verwandlung einer geſpannten Erwartung in Nichts, hervorgeht.

Dem Lächerlichen an und für ſich ſelbſt fehlt der Charakter der Allgemeinheit; es kömmt bei ihm alles auf die eigne Erwartung an, die Jemand haben mag, und die ſich jetzt auf die oben beſchriebene Art plötzlich vernichtet ſieht. Soll das Lächerliche allgemein mittheilbar, allgemein ſichtbar werden, — eine Eigenſchaft, in der daſſelbe allein Objekt der Satyre ſeyn darf — ſo muß die Erwartung ſelbſt eine allgemein-mittheilbare, durch keine Individualität bedingte, in jeder Menſchenbruſt vorauszuſetzende ſeyn. Sie muß ſich mit einem Worte auf die nothwendigen Anlagen der Menſchheit gründen, eine Erwartung der vernünftigen Art ſeyn. Außerdem lacht der Lacher allein, er belacht ſein eignes Nichts.

Das Lächerliche, als Gegenſtand der Satyre, iſt ſonach der Menſch, und er allein. Nur er allein kann bei andern ſeines Gleichen eine vernünftige Erwartung von ſich erregen, und er allein kann dieſe Erwartung eine Weile täuſchen, und zuletzt wieder plötzlich vernichten.

Zum Letztern, damit es das Lachen der Satyre errege, gehöret nothwendig, daß der Menſch es bei jenem Nichts, in das er unſere Erwartung plötzlich auflöſete, noch ernſtlich meine. Außerdem wäre es freier Scherz. Ferner, daß er jenes Nichts, ein Nichts für die Vernunft, zur Würde und Wichtigkeit des Vernünftigen ſelbſt, erhebe. Die plötzliche Nachlaſſung unſerer Erwartung und ihr Verſchwinden in Nichts erregt den ſinnlichen Affekt des Lachens, zu dem ſich hier noch der höhere Affekt eines Unwillens der beleidigten Vernunft in unſerm Gemüthe geſellt, der jenem die heitere Miene einer angenehmen, harmloſen Gemüthsbewegung zum Theile wieder raubt, und einen ſtrafenden Ernſt mit dem luſtigen Humor Hand in Hand gehen heißt.

Wer eine Nullität der Vernunft mit ernſthaftem Beſtreben erhebt und verfolgt, dieſe Nullität ſich ſelbſt und andern für das Vernünftige deutet, der verläugnet die Anlagen der Menſchheit in ſich, er widerſpricht dem Wahrſten und Gewiſſeſten in ſeinem eigenen Herzen. Das relative Nichts für den Verſtand in den Aeußerungen des Scherzes, verwandelt ſich hier für die vernünftige, durch den Anblick eines ernſthaften und ernſthaft aushaltenden Beſtrebens, erregte Erwartung in ein abſolutes Nichts, in einen frechen Widerſpruch gegen die Vernunft.

Jeder Vernünftige ſieht dieſen Widerſpruch mit Recht an als eine willkührliche oder doch verſchuldete Verletzung der vernünftigen Natur, deren Stimme in jedes Bruſt laut und vernehmlich genug ertönet; und zu dieſer Erkenntniß geſellt ſich bei einem gewiſſen Grade der Lebhaftigkeit überall auch ein geheimer Antrieb, die beleidigte Vernunft an dem Thoren zu rächen. Und wie? Da es nicht anders ſeyn kann, was ein frivoles Gemüth über jene geheiligten Grenzen hinaustreibt, als eine übergewachſene, unbegrenzte Selbſtſucht, ſo deutet die Natur in dem hierbei erregten Reihe zum Spott bereits ſelbſt auf das rechte Mittel, eine eitle, vermeſſene Willkühr zu züchtigen. Ein Thor dieſer Art kann nicht durch Gründe gebeſſert werden. — Nicht an ſeiner intellektuellen Unfähigkeit, in der durchaus ſelbſtſtiſchen Richtung ſeines Willens, liegt der Grund ſeiner Verirrung. Die ſelbſtſtiſche Richtung haftet aber, ihrer Natur nach, an Meinung und Schein, die ihm der entgegenwirkende Spott der Satyre ohne Gnade zerſtöret.

Die Satyre wäre demnach der witzige Spott der Vernunft über die Thorheit, in der ſich vermeſſener Dünkel in eigner Verblendung anmaßlich an die Stelle der Vernunft ſetzt. Kein Thor ſpottet des andern Thoren. Die Vernunft allein treibt ihr empfängliches Subjekt zum Spotte an. Der Menſch trägt mit ſeiner Anlage überhaupt bereits ſchon eine Anlage zur Satyre. Er hat aber eben deswegen urſprünglich nur eine Richtung zum vernünftigen Spotte. Zugleich kann er bei einiger Reflexion, ſo wie ſpäterhin auch noch zum Ueberfluſſe durch Erfahrung erkennen, daß der vernünftige Spott auch der allein treffende, eindringende und verwundende Spott ſey.

Es iſt neuerlich unter uns die Frage aufgeworfen werſen werden, ob denn nun auch die Philoſophie ein Gegenſtand der Satyre werden könne und dürfe? Nicht die Philoſophie, dünkt mich, wohl aber das Philoſophiren, wofern es bei dieſem offenbar geworden, daß es ſeinen Vernunftzweck gänzlich aus den Augen verloren, und dafür einen willkührlichen ſich vorgeſteckt habe. Man entblödet ſich aber dermalen nicht, gegen eine Philoſophie ohne Vernunft eine Satyre ohne Vernunft zu ſchreiben, und man nimmt keinen Anſtand, Beides von jenſeits und diſſeits für die wahre Philoſophie und für die wahre Satyre auszurufen und anzuerkennen. Wer erkennt an dieſen Geſchichtchen nicht das hohe Nichts und tiefe Elend unſerer Erziehung in ihrem ganzen Umfange? Der Philoſoph und Satyriker, ſelbſt verblendet durch Worte und Laute, verblenden hinwiederum durch Worte und Laute den, nach Worten und Lauten erzogenen Haufen. Dieſe Ueberzeugung iſt mit dem ſie begleitenden Elende ihrer Reife ſo nahe, daß man ihren Ton nur von ferne anſchlagen darf, um uns plötzlich aus allen unſern herrlichen Luftſchlöſſern, wie durch einen erweckenden Donnerſchlag, verwirrt und beſchämt in unſer wahres Nichts herabzuſtürzen. Unſere Erziehung entflieht mit uns der wahren Bildung; ſie, die uns ſprechen lehrt, ehe wir ſehen und hören, die uns fühlen lehrt, ehe wir empfinden, die uns denken lehrt, ehe wir angeſchaut, und die, um ihr Werk würdig zu krönen, uns bald möglichſt über unſer ſo gelerntes Sprechen, Fühlen und Denken philoſophiren, d. h. beweiſen lehrt, daß wir dies alles recht und gut verſtehen. Daher dann das bodenloſe, auf dem Flügel unſers abſoluten Dünkels daherſchwebende Phantom unſers Wiſſens. Daher dann, daß wir lachen, wo wir ernſthaft bleiben ſollten, daß wir ernſthaft bleiben, wo wir lachen ſollten. Unſer Scherz iſt Ernſt, und unſer Ernſt iſt Scherz. Es fehlt uns das rechte Organ, der Sinn für das Richtige, den die Natur jedem mütterlich verliehen, den aber eine verkünſtelte Erziehung verkehrt und zerſtört hat.

Wir ſtreben voll edler Nacheiferung, mit Griffel und Feder in der Hand, nach der Unſterblichkeit der Alten; ihre Erziehung und Selbſtbildung aber, die am Leitfaden des Anſchaulichen und an der urſprünglichen Richtung der vernünftigen Natur in ihrer Bruſt mit heiliger Treue Schritt für Schritt, langſamreiſend, fortgingen — kümmern uns wenig, ſeitdem wir die weit bequemere Methode des Fliegens erfunden haben. Jener ſtrengen Diſziplin iſt der mündiggewordene Sohn des Jahrhunderts, Dank dem Himmel! endlich entwachſen: ſagen wir zu uns ſelbſt, und blicken mit froher Erhabenheit hinter uns zurück. Aber unſere Werke? Werfen wir einen Blick auf dieſe unſere Pfauenſätze — wie tief ſinkt der ſtolze Flügel! Wir kehren dann immer wieder zu jenen groſſen Alten zurück, und möchten uns ihrer Ewigkeit gegenüber zuweilen wohl ſelbſt für die Kinder halten.

Rückert.

III.

Epigramme

von

Klamer Schmidt, Kapf und Burdach.

1.

Wie man gut ſchlafen könne.

Nach dem Lateiniſchen *).

(„E membrana, ſagt Barth im erſten Theil ſeines Statius S. 496, olim hospitis nostri Columnae Agrippinae Michaelis Marcelli descriptum.“)

Soll mit ruhiger Nacht dir Morpheus kommen, o lebe
Schuldlos, pflücke des Tags Blüte beſcheidener ab!
Wer des Tages Genius trotzt, der trotzet dem Schlaf auch:
Furien, rächend den Greul, ſtehn um den freundlichen Gott.

Klamer Schmidt.

---

*) Hier das längere Original:

Ut placidus noctu tibi Morpheus adsit, oportet
Ut faciat laetum sobria vita diem
Qui laesere diem, laesere tyrannida somni.
Hic Furias, quo se vindicet, ultor, habet
Casta placent somno: mala sunt insomnia praesto,
Ebria lux foedis cum fuit acta jocis.

Durch Abkürzung hoff' ich, ſoll es weniger verloren, als gewonnen haben.

2.

Geiſt und That.

In der wechſelnden Form das Ewigbleibende faſſen,
Iſt dem denkenden Geiſt höchſtes, erhabenſtes Ziel.
Die unendliche Kraft in endliche Formen zu kleiden
Iſt der Thätigkeit nur vollſtes, lebendigſtes Seyn.

K. G. Kapf.

3.

Vergleichung des Mittelalters mit unſerm Zeitalter.

„Liebſt du mich?“ rief zu dem Ritter ſein Mädchen im Amphitheater *),
„Glauben will ich es dir, bringſt du den Handſchuh zurück!“
Sprach's; es ſtürzte der Jüngling beflügelt zum Kampfplatz der Löwen,
Warf ihn verachtend ihr zu, ſahe die Stolze nicht mehr. —
Mitleidsvoller ſind unſre Schönen. Sie fordern ſo viel nicht;
Denn — ſie fordern nicht gern, ohne erhöret zu ſeyn!

---

*) Dem Ritter Des Lorges, am Hofe Franz des erſten in Frankreich.

4.

Gut und beſſer.

Fliehen willſt du das Weibergeſchlecht, damit dich die Holde
Die du einzig nur liebſt, führe zum bleibenden Glück?
Träume dir doch nicht ewiges Glück in einſamer Liebe,
Weil das menſchliche Herz ewig das Neue begehrt.
Fliehe das Gute drum nicht, damit du das Beſſ're behalteſt:
Durch Vergleichung gefällt ewig das Beſſ're uns nur.

5.

Gegründete Klage.

„Laſterhaft ſind ja die Weiber!“ So klagt ihr Männer mit Recht oft;
Aber ſie werden's durch euch: weil ihr nicht beſſ're verdient.

6.

Die Schwüre der Liebe.

Warum ſeh' ich ſo oft die Schwüre der Liebe gebrochen?
Weil ſie, gezeichnet in Sand, jegliches Lüftchen verweht.

7.

Die Heiligen.

Nur zum Heiligen wollt ihr bilden den Menſchen? — Ihr wißt nicht
Daß er am heiligſten iſt, wenn ihr zum Menſchen ihn macht!

C. G. H. Burdach.

IV.

Sollten die Pole einſt zum heißen Erdſtriche, zur Sonnenbahn werden?

Dieſe Frage zerfalle in ſieben andere, und gebe dann die völlige Antwort.

1.

Was ſagen die Aſtronomen? Zwiſchen dem Nord- und Südpol, von beiden Orten gleich weit entfernt, beugt ſich, wie bekannt, der Aequator um die Erde herum, und theilt ſie in zwei gleiche Hälften. Schief durch dieſen Aequator geht die Sonnenbahn in einem Winkel von drei und zwanzig Grad, acht und zwanzig Minuten. Nach der Behauptung der Aſtronomen nimmt dieſer Winkel ab, woraus folgt, daß die Sonnenbahn endlich ganz in den Aequator hinein falle. Der natürlichen Regel gemäß, kommt ſie auf der andern Seite wieder heraus, bildet einen neuen Winkel, welcher zunimmt, bis er ein rechter Winkel, endlich von neunzig Grad wird, und damit zugleich durch den Nord- und Südpol geht. Hiemit würde ſchon obige Frage mit einem: Ja, beantwortet werden können.

Wer aus Neugierde die Zeit, in welcher ſolche Begebenheit in Erfüllung komme, berechnen will, der nehme mit der gewöhnlichen Theorie an: der Winkel verkleinere ſich alle hundert Jahre um eine Minute, acht und zwanzig Sekunden, ſo findet ſich, daß nach einer runden Zahl von hundert tauſend Jahren die Sonnenbahn mit dem jetzigen Aequator eine und dieſelbe Straße geworden ſey. Bis dahin, wo die Sonne durch beide Pole läuft, verſtreichen vielleicht vier hundert tauſend. Ich nehme eine etwas hohe Summe an, weil die Sonne periodiſch immer etwas wieder zurück geht.

Eine ſolche Veränderung geſchieht langſam; das lehrt die Natur der Sache. Aequator und Pole ſind alsdann an demſelben Orte nicht mehr. Ihre Orte ſind vielmehr gerade vertauſcht.

2.

Iſt's wahrſcheinlich? Wenigſtens nicht unglaublich. Alles, wie die Naturlehrer wiſſen, bewegt ſich in einem außerordentlich mannigfaltigen Lauf. Wir wollen uns nur bey der Betrachtung der Erde verweilen. Rückt ſie nicht in ihrer Stellung gegen die Fixſterne auch? Alle zwei und ſiebenzig Jahre dreht ſie ſich von Morgen gegen Abend um Einen Grad noch beſonders. Von demſelben Punkt der Erde nehmlich, und zur rechten Zeit empor geſehn, erblickt man am Himmel unter den Fixſternen ein anderes Sternbild, als unſere Vorfahren ſahn. Das Sternbild der Fiſche prangt jetzt, wo ehemals der Widder ſtand, und der Widder nimmt die Stelle des Stiers ein. Es iſt meine Abſicht nicht, alle Bewegungen der Erde oder den mannigfaltigen Lauf der Sterne anzugeben, es iſt genug, darauf aufmerkſam zu machen und zu

ſchließen

ſchließen, daß eine ſolche Erſcheinung als die, von der wir eigentlich reden, nichts unwahrſcheinliches ſey.

3.

Mögte es nicht nothwendig ſeyn? Es ſcheint faſt. Es iſt ausgemacht, daß die Erde durch ihre ſtete Fruchtbarkeit an Kräften abnehme. Daher laſſen die Söhne des Pfluges ſie ein Jahr und nach Umſtänden mehr als ein Jahr ungeackert liegen und ausruhn, oder unterſtützen ſie durch Dünger. Dieſe Mittel wollen wir mit einem Pflaſter auf einer Wunde, mit einer Arzenei für einen Kranken vergleichen. Wie nun? wenn ſich im Körper keine Heil- und Lebenskraft mehr regt, werden alle angewandten Mittel helfen? Eben ſo wenig wird dieſe kurze Ruhe, werden die ausgeſuchteſten Düngungsmittel, welche die Menſchen haben, hinreichen, ſobald die innere Kraft der Fruchtbarkeit durch einen zu langen Aufwand verzehrt worden.

Der Schöpfer häuft nicht Wunder auf Wunder. Er verwendet ſeine Allmacht ſo, daß, nachdem er durch ſie gewiſſe Prinzipien feſtgeſtellt, nun alles möglichſt natürlich hervorgehen muß. Die Erde wird nicht durch ſtete Wunder der Allmacht befruchtet; nein, der an Erfindung, daß ich mich ſo ausdrücke, unerſchöpfliche Agent, läßt jeden Erdſtrich, wenn er nach langer Thätigkeit endlich entkräftet iſt, durch ein größeres Jahr der Ruhe, durch ein großes Winterjahr ſich wieder ermannen. Die Pole in ihrem Eiſe, in ihrem Schnee, in ihren Meeren, in ihrem ungeackerten Boden, gewinnen zu ihrer künftigen Fruchtbarkeit, werden dereinſt als ein Jüngling ſich zeigen, werden wie ein lieblicher Garten mit jeder Anmuth prangend, das Auge der Erde ausmachen. Die geprieſenen Länder der jetzigen heißern Gürtel hingegen, wo die Dattel erquickt, Roſen, Lilien die Auen zieren, und mehr als eine Erndte das Jahr krönt, haben zu der Zeit ihre Reitze verloren. Morgen und Abend ſind Pole geworden, fühlen das kälteſte Clima, ſind nach ihrer Tagesarbeit zu Grabe gegangen, bis der Sonnenſtrahl von neuem ihr Eis ſchmilzt, und ihr Haupt mit Früchten und Blumen ſchmückt.

4.

Iſts billig? Darf der Thon mit ſeinem Meiſter rechten? Dürfte er rechten, nun kann er nicht. Kein Winkel der Erde darf, noch kann er ſich erheben, auf einen andern verächtlich herabſehn und ſprechen: meine Ströme weben von ſilbernen Wogen und nähren an ihren Ufern nutzbare Stauden, meine Hügel reichen aus ihren Eingeweiden köſtliche Metalle hervor, meine Triſten duften Wohlgeruch und ſetten die Heerden: ich, ich ernähre Menſchen, ich bin beſſer als du, Winkel am Pol! — Kein Theil der Erde klagt: warum mußte ich ein Opfer deines Zorns, o Schöpfer, werden, ein verachteter Erdſtrich, zur Unfruchtbarkeit und eiſigten Einöde verdammt, o Gott, warum haſt du mich alſo gemacht! Alles ruft nun am Ende freudig aus: der Herr hat alles wohl und gleich gemacht, wunderbar ſind ſeine Werke!

Es iſt dies kein Angriff auf Gottes Allmacht, keine Entehrung ſeiner Herrlichkeit. Nein, es iſt vielmehr eine neue Anſicht der Tieſe ſeiner Erkenntniß und der Mannichfaltigkeit ſeiner Wege. Bei allem ſcheinbaren Wirrwarr herrſcht die vollkommenſte Ordnung, Einheit und Harmonie.

5.

Aber kann die Erde ſo lange ſtehen, wird ſie nicht ſchon verbrennen, ſobald der Aequator mit der Sonnenbahn Eine Straße geworden? — Ueberläßt man ſich dem Gebiete der Phantaſie, ſucht man das Mögliche auf, wer findet in Dingen, die nicht offenbar vor den Augen liegen, einen unbeſtreitbaren Punkt? Dieſer ſpricht: Ungezieſer, das Schickſal der heißen Länder, werden jedes Geſchöpf verzehren, zerſchmetternde Gewitter werden die Grundfeſten erſchüttern, die Erde zertrümmern; einbrechen wird ihr letzter Tag. Jener ſpricht: ſie wird berſten, wie der jüngſt entdeckte Planet Ceres und Pallas geborſten ſeyn ſoll, oder, ſie wird zu einem Kometen brennen, der mit ſeinem drohenden Schweiſe unzuberechnende Kreiſe durchirrt und — verſchwindet.

Sie kann auch bleiben, was ſie war — unſre gute Mutter, die Ernährerin ſo vieler Geſchöpfe. Den Aequatorſtrich decke nun eine Sandwüſte, oder beſchwemme das Meer, was größtentheils jetzt ſchon geſchieht. Noch mehr, es iſt ja nicht ausgemacht, daß ſie deshalb verbrenne. Die Witterung, Kälte und Hitze hängt freilich von dem Strahle der Sonne ab, aber doch nicht ganz allein. Amerika z. E. iſt unterm gleichen Himmelsſtriche kälter als Afrika. Wo hier der Mohr brennt, iſt es dort erträglicher, und in Aſien bringen die Inſeln Sumatra und Borneo die ſchönſten Früchte, und ſpeiſen ihre zahlreichen Einwohner mit Wohlgefallen.

Island, wer ſollte es glauben, giebt feuerſpeiende Berge, aus ſeinem ſtarren Boden ſprudeln heiße Quellen. Ovid erzählt, daß zur Zeit ſeiner Verweiſung der Pont Euxin mit

Eis bedeckt geweſen und er hinüber gegangen ſey; er erzählt, daß man in Thrazien und an den Ufern der Donau den Wein mit Aexten zerhauen habe; auch fiel hier, nach Ausſage Virgils der Schnee ſieben Ellen hoch, septem assurgit in ulnas semper hiems. Die Charte lehrt, daß dieſe Gegenden mit dem warmen Spanien unter einerlei Himmelsſtrich liegen. Hitze und Kälte hängt alſo vom Strahle der Sonne nicht allein ab, denn ſonſt müßten dieſe Länder eine ganz andere Witterung gehabt haben und zum Theil auch jetzt haben. Es müßten alle Climate in allen fünf Welttheilen ſich gleich ſeyn. Aber es wuchern im flüſſigen Meere, ſo wie im feſten Lande, tauſenderlei Arten von Stoffen, welche die Witterung mächtig beſtimmen helfen. Wie viel bleibt dem regierenden Arme des Allweiſen nicht übrig! Er ſtreuet den Saamen dazu aus, wie er will.

Der Naturlehrer, der Phyſiker ſchaffet auf ſeiner Studierſtube Kühlung und Wärme; wer will es Gott abſprechen, den Aequator durch ganz einfache Mittel gegen den verzehrenden Brand der Sonne zu ſchützen?

6.

Aber wo bleibt der Menſch? wie eng wird die Schranke ſeiner Behauſung! denn jetzt ſchon ſehn ſich die Pole nicht bewohnt, dann werden die gemäßigten Zonen ſich auch unbewohnt ſehn, weil die Sonne von der Aequatorbahn bis dahin ihre Strahlen nicht wirft; welcher enge und traurige Wohnplatz für ein nur kleines Menſchengeſchlecht! — Nicht doch!

So wie der an Reichthum der Macht unerſchöpfliche Gott den heißen Boden zu kühlen vermag, ſo vermag er durch ſeine Miſchungen den kühlen Boden zu wärmen. Zwey tens kommt die Sonne vielen Gegenden zwar nicht mehr ſo nahe, aber ſie entfernt ſich dagegen auch nie ſo weit.

Drittens können, um einen Wohnplatz groß genug zu machen, die allenthalben anſehnlichen Gewäſſer ſich zu Ländern umbilden. Das Mittelländiſche, das Caspiſche Meer, die Oſtſee, die Nordſee, der Belt, und was ſonſt mit ſeinen Wellen ſchlägt, werde feſt. Statt des Wimpels am Maſtbaume wehe die Fahne am Thurme, ſtatt des Ruders am Schiffe ziehe der Ochſe am Pfluge; ſo findet die Menſchheit, nach großer Vermehrung, noch Raum genug. Oder ſollte eine andere Noth hereinbrechen, Mangel an Waſſer? Ich antworte: Es iſt hinlänglich, wenn kleinere Seen und Ströme für Fiſche und mäßigere Schiffe offen ſtehn. Handel und Wandel, die Quelle ſo vieles Nützlichen und Schönen, die Quelle, aus der ſo viel zur Bequemlichkeit des menſchlichen Lebens und zur Befriedigung unſerer Kenntniſſe fließt, iſt damit nicht aufgehoben, ſie iſt deſto mehr von vielen Gefahren befreit.

7.

Wie, Waſſer ſoll zu Land werden? Eine alte Behauptung! Meint daſſelbe eine ſehr große Anzahl ehrenvoller Philoſophen und Naturforſcher doch auch. Sie ſagen, was mit den berühmteſten Nahmen belegt werden kann, daß anfangs nur eine Inſel hervorgeragt habe. Neulich behauptete ein Gelehrter, daß ſogar alles Gewäſſer ſich nach und nach zu einer feſten Maſſe umbilden und ganz verſchwinden werde; er fügte ſeine Gründe hinzu. *) Man hat Nachrichten alter Zeit, daß

---

*) Eunomia 1802. Mai. S. 416. unter dem Titel: Paradoxen.

D. H.

die Schiffer aus dem Mittelländiſchen Meere bei Engelland vorbeifuhren, von dem ſie nichts als jene Zinngegend, die heutige Grafſchaft Cornwall, ſahen; dann ihren Weg über Dännemark nahmen, welches unter Waſſer lag; von hier auf ihrer weitern Fahrt kaum etwas von Schweden erblickten und zuletzt über Pohlen, wie durch einen offenen See, in's ſchwarze Meer hineinſegelten Hiemit ſtimmt überein, was in ſeiner Naturlehre Hube behauptet: die Weichſel trage ſichtbare Spuren, daß ſie breiter geweſen ſey. Verlangt man von der Umbildung des Waſſers in Land Beweiſe aus der heutigen Zeit? ſo frage man

Europa. Lockte nicht Ravenna in Italien einſt als der ſchönſte Hafen die Seefahrer an? jetzt liegt dieſe Stadt und dieſer Hafen umgeben von Land. In Frankreich zieht ſich die Welle jährlich immer weiter von Languedok und vielen andern Ufern zurück. Gehe zu Schwedens öſtlichen Küſten und betrachte die Oſtſee, wie ihre Oberfläche verſinkt. Was war Finnland mit ſeinen Scheeren, was nun? Man frage

Afrika, ſo tritt Aegypten auf, und zeigt ſein wachſendes Delta. Alexandrien, Damiette u. ſ. w. beſpülte die See, jetzt ſehen ſich dieſe Städte von Aeckern umringt. Auch Oberägypten ſoll Meer geweſen ſeyn. Man frage Amerika, ſo antwortet Louiſiana.

Das Caspiſche Meer ſcheint mit dem ſchwarzen Meere ein Eins gebildet zu haben, und — welche gewaltige Länder trennen es heut!

Wollte man annehmen, daß feſtes Land dagegen wiederum verſchlungen werde, ſo dünkt mich bei aller Erdkunde, daß dieſes Verſchlingen im Vergleich nicht einmal zu nennen ſey.

Da nun das feſte Land ſich vergrößert, für Wohnorte der Menſchen keine Sorge, die Verbrennung der Erde nicht nothwendig zu befürchten, da die allmählige Vorrükkung des Sonnenlaufs billig, da ſie nothwendig, da ſie wahrſcheinlich und mit den Beobachtungen der Aſtronomen übereinſtimmend iſt: ſo könnte man wohl den kühnen Schluß wagen: die kalten Pole, der Norden und Süden, werden einſt zum heißen Erdſtriche, zur Sonnenbahn werden.

Den 11ten März 1803.

— — ck.

V.

Der Künſtler und Papſt Leo der Zehnte.

Eine Anekdote.

Ludovico war als Knabe in dem Viertel Roms, welches ſeine Aeltern bewohnten, ſeiner Klugheit und Talente wegen bekannt; ſein außerordentlich ſcharfes Geſicht aber machte ihn ſo berühmt, daß er allein dieſer Eigenſchaft wegen ſchon darauf hätte Anſpruch machen dürfen, in Hufelands Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern, gelegentlich genannt zu werden. Seine Mutter, eine gute aber ſtolze Frau, beſtimmte ihn zum Goldarbeiter; denn, ſagte ſie zu ihrem Eheherrn, das Gold iſt doch das edelſte Metall, und wer auf einen edlen Grund baut, hat immer gut gebaut. Der Vater, ſelbſt ein halber Künſtler, ſtimmte für einen Kupferſtecher; denn er zählte unter ſeinen Vorfahren einen, der als ſolcher bei einem Kardinal ſein Glück ſehr gut gemacht hatte. Des Vaters Wille ging, wie ſelten geſchieht, durch; Ludovico ward Kupferſtecher, und brachte es nicht nur in dem mechaniſchen Theile der Kunſt, vermöge ſeines ſcharfen Geſichtes zu einem hohen Grade von Fertigkeit und Eleganz, ſondern erhob ſich auch von dem Mechaniſchen zu dem wirklich Artiſtiſchen, und

Kunſt und Leben waren die Genien, welche alle ſeine Blätter beſeelten.

Aber alles dieſes ſchien vergebens dem Ludovico eine glückliche bürgerliche Exiſtenz zuzuſichern. Seine Arbeiten fanden Beyfall, aber auch Neider. Sein Vater ſtarb in dieſem Abſchnitte ſeines Lebens, und mit deſſen Tode ward ihm auch die Sorge für Mutter und Geſchwiſter übertragen. Viele Bemühungen, ſich eine wirkſame Protektion zu verſchaffen, waren fruchtlos, und die Mutter rief oft ſeufzend, wenn ſie ihm eine Kupferplatte zu einer neuen Arbeit abſcheuern mußte: Alle unſere Arbeit iſt fruchtlos; denn wer zum Kupferpfennig geſchlagen iſt, wird nie wie Gold geſchätzt werden.

Ludovico's zweiter Bruder gerieth mit einem rachſüchtigen Menſchen in Streit; beyde zogen ihre Dolche, und mit dem Stiche, der dem Unſchuldigen zu Theile ward, traf ihn ein ſchwerer Schlag des Schickſals; er durchbohrte ſeinen Beleidiger, und mußte in die Arme der Juſtiz, das heißt in den Kerker wandern.

Eben als dieſe Trauerpoſt den Ludovico erſchütterte, kam ein Kalabrier, und beſtellte bei ihm das Portrait des damals lebenden Papſtes, Leo X., welches er als Kupferſtich einem Gedichte vorzuſetzen die Abſicht hatte. Der Kalabrier war ſelbſt Verfaſſer deſſelben und wollte es dem Pabſte widmen; es enthielt Klagen über das dürftige Loos eines nicht begünſtigten Künſtlers, und ſchien der Lage des Römers eben ſo angemeſſen zu ſeyn, als der des Ausländers;

nur daß jener den Namen eines Künſtlers mit Recht verdiente und errungen hatte, dieſer aber dieſes Prädikat, als einen Ehrentitel uſurpirte. Der Dichterling ließ dem Kupferſtecher, zur Entflammung ſeiner Begeiſterung, ſein Werkchen, und erwartete ſehnſuchtsvoll die Stunde, in welcher der Kupferſtich vollendet wäre, damit er bei dem Vater der Kirche ſein Glück verſuchen könne. Wie ſehr war er erfreut, als er das Portrait fertig ſah! Es übertraf ſeine Erwartung und war zum Sprechen ähnlich. Dir, Ludovico, rief er aus, habe ich es zu verdanken, wenn das Gelingen meines Plans mir ein dauerndes Glück zuſichert. Dann gieb mir Gelegenheit, dir zu zeigen, wie ich deine Verdienſte um die Kunſt und um mich zu ſchätzen weiß. — „So weit," antwortete der Kupferſtecher, „brauchſt du deine Dankbarkeit nicht hinauszuſetzen; willſt du mir wirklich gefällig ſeyn, ſo erlaube, daß ich dich zum heiligen Vater begleiten darf; in deiner Geſellſchaft werde ich leicht dort Zutritt erhalten." — Der Dichter willigte ein, und beide wanderten in einer gelegenen Stunde zum Vatikan.

Sie wurden vorgelaſſen. Der Kalabrier überreichte mit einer zierlichen Rede ſein Geiſtesprodukt. Der Pabſt las einige Zeilen und fragte den Redner, ob er der Verfaſſer des Gedichtes ſey? — Mit mehr Begeiſterung, als jenes verrieth, flog über ſeine Lippen ein ſchnelles Ja, denn er wähnte, den Beyfall des Papſtes gefeſſelt zu haben. „Aber warum, fuhr der mit den Künſten vertraute heilige Vater fort, begleiten dieſe gewöhnlichen Verſe, ein ſo ungewöhnlich ſchönes, ſauberes und vollendetes Kunſtwerk, in welchem ich, nur geſchmeichelt, mein Bildniß erkenne. — Wer hat es gemacht? —"

Ludovico trat beſcheiden aus dem Hintergrunde des Zimmers hervor: das Verlangen, allerheiligſter Vater! ſprach er, etwas euern Augen Angenehmes zu verfertigen, trieb mich an, dieſes Blatt zu verſuchen.

Leo betrachtete von Neuem ſein Bildniß und befahl ſeinem Schatzmeiſter, dem Jünglinge tauſend Goldgulden auszuzahlen. Beſchämt ſtand der arme Dichter da, und fühlte die Zurückſetzung ſeines Gedichts um ſo tiefer, da ſein Begleiter eine ſchmeichelhafte Aufnahme gefunden hatte. Ludovico bemerkte ſeinen Kummer. Zur Steuer der Wahrheit, hub er an, muß ich Eurer päpſtlichen Heiligkeit geſtehen, daß dieſer Mann einen größern Antheil an meinem Werke hat, als man auf den erſten Anblick glauben ſollte. Er hat mich nicht nur durch ſeine Beſtellung zur Verfertigung des Portraits aufgefordert; der Inhalt ſeines Gedichts, der ſo tief in den Zuſtand meines bürgerlichen und Künſtler-Lebens eingreift, hat bey der Arbeit auch ſo mächtig auf meinen Grabſtichel gewirkt, daß dieſe kleinen Striche in verſchiedenen Wendungen bei genauerer Betrachtung durch ein Vergrößerungs-Glas zeigen werden, was ſie ſind. Sie enthalten nehmlich das ganze Gedicht dieſes braven Mannes. Sein Verdienſt iſt von meiner Arbeit unzertrennlich; drum theile ich auch gern mit ihm die Ehre und Belohnung, welche Ihr mir ſo gnädig ertheilt habt.

Der Papſt unterſuchte mit einem Vergrößerungsglaſe den Kupferſtich, und erhob mit neuen Lobſprüchen die Beſcheidenheit Ludovico's und die Vollendung ſeines Meiſterſtückes. Er fragte ihn, wie es möglich wäre, ohne gänzliche Zerrüttung der Augen ſo feine Arbeit unternehmen zu können?

Der Jüngling antwortete: die Natur hat meinen Augen eine ſo glückliche Organiſation gegeben, daß ich nicht nur am Tage weit feinere Sachen zu ſehen im Stande bin, als andere Menſchen, ſondern ſelbſt in der Finſterniß kann ich mit Leichtigkeit Gegenſtände deutlich erkennen, die den Blikken der Uebrigen verborgen ſind.

Von dem erſten, fuhr Leo X fort, haſt du mir einen erfreulichen Beweis gegeben, wir wollen auch noch einen Verſuch mit dem letztern machen.

Sogleich wurden alle Fenſter mit Vorhängen verdeckt, ſo daß das Gemach ohne alles Licht war. Dann reichte man dem Ludovico ein zufälliger Weiſe auf dem Tiſche liegendes Blatt Papier, damit er verſuchen ſolle, das darauf ſtehende zu leſen.

Er fing an, und beſtätigte mit den erſten Zeilen des Papiers die Wahrheit ſeiner Erzählung; aber jetzt ſtockte er auf einmal, er ſchwieg, und ſank ohnmächtig zu Boden. Dies Blatt war ein Bericht des Gouverneurs von Rom, daß er den Bruder Ludoviko's wegen eines im Duell begangenen Mordes zum Strange verurtheilt habe.

Das Zimmer ward ſogleich wieder erhellt, und der Jüngling durch angewendete Arzeneymittel ins Leben zurückgerufen. Die erſten Worte, welche ſeiner beklemmten Bruſt Luft machten, waren die Löſung des Räthſels und zugleich die innigſten Bitten um Begnadigung. Leo's Herz war zu weich, als daß es von der wunderbaren Begebenheit nicht hätte ſollen gerührt werden; aber es war auch zu gerecht, als daß es dem Gange der Gerechtigkeit in den Weg getreten wäre, wenn nicht dringende Milderungsgründe exiſtirten. Die Schuldloſigkeit des Verhafteten an dem Duelle und der nur aus Nothwehr entſtandene Tod des angreifenden Theiles waren ſolche. Der Pabſt begnadigte ihn, und machte den Ludowico wenige Zeit nachher zum Aufſeher der Katakomben zu St. Sebaſtian.

Der arme Dichter hatte gehofft, der Sitte der Zeit gemäß, von der Hand des Papſtes den Lorbeerkranz zu erhalten, den ihm die Muſen vielleicht verſagten; Leo ſchenkte ihm einen geweihten Roſenkranz, der mit einer reichen, goldenen Medaille geſchmückt war.

In den großen Kupferſtichſammlungen findet man noch jetzt Ludovicos Portrait Leo des X., und mit Recht wird dieſes Kunſtwerk bewundert. Die Geſchichte ſeines Entſtehens hat uns ein gleichzeitiger Schriftſteller, der eben nicht zu Leo's Lobrednern gehört, aufbehalten. —

Fr. Cramer.

VI.

Noch Etwas

zu dem:

„Etwas Unglaubliches,“

in der Berliner Monatsſchrift vom April 1802.

„Wir loben,“ ſagt La Bruyere, „weit mehr das was gelobt wird, als das was lobenswerth iſt.“ — Wirklich iſt meines Dafürhaltens die Lobeſucht ſo anſteckend, als die Tadelſucht. Gewiſſe Schriftſteller wurden und werden erſt gelobt und dann berühmt; man wüßte wahrlich nicht Warum und Wie, wenn das Phänomen ſich nicht aus jener Sucht, das Gelobte ohne Weiteres nachzuloben und ſo gedankenlos Geſchwatztes gedankenlos nachzuſchwatzen, erklären ließe. Es giebt noch jetzt dergleichen Schriftſteller unter uns, deren Werke eine gründlichkritiſche Prüfung nicht aushalten, und ſo nach ihrer verſchiedenen Beziehung dem Philoſophen nicht gnügen, und den Mann von ächtem Gefühl und Geſchmack nicht vergnügen können. Wer darf ſie aber jetzt ſchon nennen, ohne ſich dem Hohn und der Läſterung abſeiten der modiſchen Leſewelt preis zu geben? Wer z. E. darf ſagen, daß der große Chriſtoph, zu dem in gewiſſen literaren (buchſtäblich literaren, möcht ich ſagen) Gewiſſenszweifeln jeder flüchtet, ſelbſt ein grober verſtockter

Sünder; daß der liebe Johann ein Faſeler iſt, der die ihm etwa gekommenen oder aufgegriffenen guten Gedanken und Einfälle in einer Sündfluth von Worten ertränkt, und ſein Publikum ſich an ſeinen Geiſtesergießungen gähnend wonnet; daß er ꝛc.? Jener iſt nun einmal in jener Literatur Diktator, und dieſer wird nun einmal geleſen und geprieſen. Mitmache man doch einſtweilen, der Sicherheit wegen, das Letztere oder widerſpreche wenigſtens nicht!

Indeſſen iſt auch das wahr, daß wenn den Werken der Glücklinge in der Schriftſtellerwelt der innere Werth abgeht, und ſie nicht von wirklich ächtem Gehalte ſind, mit der Zeit und oft noch ehe dies Geſchlecht vergehet, der dem Götzen geopferte Weihrauch um ihn her verdampft und der gewöhnliche Menſch in ſeiner ganzen Sterblichkeit ſichtbar wird.

In einer Ode, geſungen zum Lobe der Schauſpiele *), wird der ſelige Johann Chriſtoph Gotſched alſo haranguirt:

„Du, o der deutſchen Dichtkunſt Lehrer,
Der Einſicht und der Kunſt Vermehrer,
Der alten Weisheit Ebenbild!
Dein Ruhm, o Gotſched, ſcheut die Gränzen:
Ganz Deutſchland hat ſein helles Glänzen,
Was Deutſchland! noch weit mehr erfüllt.
Der Bühnen Pracht wird dich erheben,
Die Du in Deutſchland hergeſtellt:
So weicht Dein Ruhm, ſo flieht Dein Leben
Nicht eher als die ganze Welt.“

---

*) Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes. Leipzig 1742.

Bekanntlich überlebte Gottſched (deſſen Eifer für die Aufhelfung der deutſchen Literatur übrigens nicht anerkennen, Undank ſeyn würde) ſeinen Ruhm dermaßen, daß ſein eingebildeter Vorſatz, auf dem deutſchen Parnaß zu glänzen, ein Gegenſtand faſt allgemeinen Spottes wurde.

Klopſtock — man verzeihe mir die unwillkürliche und nicht wohl vermeidliche Antitheſe dieſes Feuers mit jenem Waſſer! — Klopſtock dagegen, der bey ſeiner Ankunft auf dieſem Parnaß ſehr kalt, und von dem genannten Literaturpräſidenten und deſſen Jüngern ſogar verächtlich empfangen ward, bis ein Commentator deſſen neue Dichterſprache der Welt dolmetſchte, und ihn dadurch, ſo zu reden, von Neuem einführte, wird wohl — Klopſtock bleiben.

Der wirklich hohe Werth ſeiner beſſern Werke ſichert ihm ſeinen Ruhm auch bey der Nachwelt, wiewohl ſelbſt Leſſing damals in einem lateiniſchen Epigramm das Gegentheil prophezeihte. Und — ja doch:

Lob, Ehr und Preis ſey jedem, dem jedes gebühret. Nur keinem Sterblichen Vergötterung und Anbetung, ſelbſt nicht in gebundener Rede, wiewohl in dieſer noch allenfalls Vergötterung und Anbetung, ſo wie Kriecherei und Speichelleckerei, erträglich ſind. Der große Gelehrte, der tiefdenkende Forſcher, der Weiſe,

Der, deſſen nächtliche Lampe den ganzen Weltkreis erleuchtet,

iſt vor dergleichen faſelnder Idololatrie ſo ziemlich geſichert. Dieſe wiederfährt faſt ausſchließlich nur dem Sinne- und Phantaſievergnügenden Künſtler und Dichter, wie hiervon ſchon die verſchiedenen metriſchen Dankergießungen und Lobausſtrömungen über dieſen und jenen Schauſpieler, Hörſpiegen und Tagesſchriften zeugen.

ausſtrömungen über dieſen und jenen Schauſpieler, Hörſpieler, ꝛc. ſtarken ſowohl, als ſchönen Geſchlechts in den Zeitungen und Tagesſchriften zeugen. Und, beiläufig zu fragen, wodurch haben jene Künſtler ſo ſchönen Dank und großes Lob verdient? Antwort: Sie haben einmal für ihr gutes Gehalt oder für geforderte gute Bezahlung ihre Sache gut gemacht, alſo weiter nichts als ihre Schuldigkeit gethan, was ſie eigentlich jedesmal thun ſollten. — —

Daß ein Einzelner für einen andern Einzelnen bis zur Niederwerfung und Entzückung eingenommen iſt, kann ſeine eigenen, ganz unſträflichen Gründe haben, und wenn er ſeine Verehrung, Bewunderung, Dankbarkeit u. dgl. auf eine überſpannte Weiſe öffentlich äußert, ſo kann man es ihm als menſchliche Schwachheit zu gut halten. Wenn er aber ſein ganz und gar ſelbſteigenes Wonne- und Hochgefühl ſogar auf Andre, auf Alle überzutragen ſich anmaßet: nun dann werde er — verlacht!

In der Hamburgiſchen poetiſchen Blumenleſe von 1776 lieſt man Folgendes:

„Dann, wann Er, unter den ſäuſelnden Aeſten des
Frühlings,
Vom Himmel die Gottheit ruft,
Oder mit unſterblichen Schwingen
Ueber die Sonn' ihr entgegen fliegt;
Möchte dann ein einziger Blick,
Den Er der fallenden Erde nachwirft,
Meinem bewundernden Blicke begegnen!
Ach! dann wäre dieſe Thräne verklärt:

Dann müßte das ſchattige Ungeheuer Vergeſſenheit
Ewig tief
Unter meinem Namen hinſchweben!

Müller.

Ohne die Ueberſchrift die freilich den Namen eines mit vollem unantaſtbarem Rechte berühmten Dichters nennt, könnte man nur auf etwa einen Erzengel oder auf den gen Himmel fahrenden Heiland rathen, dem dieſe Verehrung gälte. —

Dem Verfaſſer dieſes reimloſen Verſes wird ſonder Zweifel mehr, als irgend einem andern Verehrer der hohen Poeſie das Geſpräch eines Königs mit ſeinem Miniſter willkommen ſeyn, welches gereimt alſo lautet:

Miniſter. Der uns den Hering ſalzen lehrte
Verdiente wahrlich unſern Dank,
Und daß man ſeinen Namen ehrte,
Vielmehr als der, der uns die Meſſiade ſang:
Man muß Verdienſt, glaub' ich, nach ſeinem
Nutzen meſſen.
König Er wird wohl gerne Hering eſſen. —

Der Erdenſohn iſt wirklich trefflich abgeführt. Iſt er aber auch wirklich beſchämt? Vor aller Welt beſchämt? — Nun, als Staats- und Finanzminiſter gewiß nicht! Als ſolcher wäre es noch eher der Himmelsſohn von Miniſter in einem andern Geſpräche mit einem andern Könige:

M. Der uns die Meſſiade ſang
Verdienet wahrlich unſern Dank,
Weit mehr, als der Alltagsverſtand,

Der Mühle oder Uhr erfand;
Mehr iſt er, als ein irrdiſch Weſen.
K. Er wird wol gerne Verſe leſen. —

Weit entfernt, Verdienſt lediglich nach deſſen leiblichem Nutzen zu meſſen, glaube ich doch, daß einer ein Mann von ſchönwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und äſthetiſchem Gefühle ſeyn kann, ohne dieſe oder jene poëtiſche Darſtellung über alle andere Erzeugniſſe menſchlichen Verſtandes und Witzes hinaufzuſetzen. Jener Miniſter verdiente die königliche Abfertigung, weil er ſeinen irrdiſchen, und dieſer, weil er ſeinen überirrdiſchen Sinn zu ſtark und andres Verdienſt herabwürdigend äußerte. Weiter will ich mit dieſer Zuſammenſtellung nichts ſagen, da ich über den Vorzug eines unſterblichen Werks des Geiſtes für den Geiſt, und den der Erfindung eines glücklichen mechaniſchen Kopfs für den praktiſchen Gebrauch, keinen Zweifel erregen mag.

Berlin

J. G. Richter.

VII.

Mercier, über die Niederlage der Kunſtwerke bei den Petits-Auguſtins. *)

Es war gewiß eine der merkwürdigſten Epochen der Revolution, als die wilden Mörder, welche ſie erzeugte, auf einen Augenblick den Lauf ihrer Ermordungen hemmten, um ihr Schwerdt gegen Bronzes und Bildſäulen zu richten. Sie ſahen den Marmor und das Erz athmen, und tödteten Freundſchaft, Tugend, Wohlthätigkeit und Genie zum zweiten Male.

Nachdem ihre wüthenden Rotten in den Kirchen Oper gegeben und eine Sängerin auf den Hochaltar geſtellt hatten, nachdem ſie aus den Kelchſchüſſeln Gebackenes gegeſſen, aus den Kelchen ſelbſt Branntwein getrunken hatten, ſtürzten ſie die Bildſäulen der Märtyrer, die der Päpſte mit dreifachem Diademe, aus ihren Niſchen; riſſen die Grabſteine von den Gewölben, ſchändeten die Todten in ihrem letzten Zufluchtsorte, und ſtreueten Heloiſens und Abälards Aſche in den Wind.

---

*) Man vergleiche die Anſicht des genialiſchen Franzoſen mit den Empfindungen einer deutſchen Frau über eben dieſen Gegenſtand: Eunomia Jun. 1802. D. V.

Die bleiernen Särge wurden in Kugeln, die Adelsdiplome in Patronen, die Gitter in Piken, die ehernen Verzierungen in Kanonen verwandelt.

Die Könige vom erſten, zweiten und dritten Stamme, die am Fuße der Altäre zu St. Denis eine zwiefache Verehrung zu ſchützen ſchien, wurden in ihren geheiligten Ruheſtätten aufgeſucht. Revolutionaire Hebebäume öffneten ihre Gräber, brachten ihre königlichen Gebeine, welche jetzt weder Furcht noch Achtung einflößten, an das Tageslicht, und **Camille Desmoulins**, der bei dieſem Ausgraben zugegen war, und dem einen den Zeigefinger, dem andern die Barthaare ausraufte, rief aus: welch ein Tag für einen Königsmörder!

Man ſah die Geſichter der Monarchen entblößt, die aus ihren prachtvollen Monumenten, dem letzten Schmucke ihres eitlen Stolzes, hervorgingen; aber man lächelte nur über Ludwig XIV., der ſeine Allongenperücke erhalten hatte.

Alle dieſe Könige, die Jahrhunderte in der Tiefe ihrer Gräber trotzen zu können ſchienen, welche vergeblich durch Bilder der Engel und Heiligen, durch Wunder des Meißels geſchützt wurden, alle empfanden nach ſo vielen Jahren der Ruhe die Größe dieſer unglaublichen Umwälzung.

Auf dem Kirchhofe der benachbarten Kirche wurde eine tiefe Grube gegraben, welche den Elementen der Natur dieſe einbalſamirten, getrennten und mit Inſchriften bedeckten Körper zurückgab; jetzt wurden ſie durcheinander geworfen und vereinigt. Ludwig der Große, der mit Franz dem erſten und Dagobert in ein gemeinſchaftliches Grab fiel, drehete im Fallen ſeinen Arm ſo, daß er ihn gegen den Platz Vendome erhoben hielt und dem Gräber, der ihn auf immer von der Erde vertilgte, zu drohen ſchien.

Dann ſtürzt man ſich auf die Bildſäulen der Fürſten, Feldherren, Magiſtratsperſonen und Miniſter, doch mit mehr Schonung, als auf die Menſchen ſelbſt.

Dieſe Tage des Wahnſinns verfloſſen; bald ſprach man davon, daß man die geſtürzten Statuen ſchonen und wieder aufſtellen wolle, daß man dieſe Denkmäler der Kunſt, dieſe Werke ſo vieler Jahrhunderte achten müſſe; und ſchnell ſah man die mehr oder weniger verſtümmelten Bildſäulen ſchaarenweis nach dem Depot in der Straße der Petits-Auguſtins bringen. Ihr Anblick zeugte, daß ſie aus einem Treffen, oder von den Orgien einer lange gefeſſelten, und plötzlich freigelaſſenen Menge kamen. Kurz, man ſammelte alles, was der blinden Wuth eines Volkes, das ſelbſt ſeine Altäre vernichtete, entgangen war. — Welch eine reiche Quelle zu Betrachtungen für den denkenden Beobachter! Derſelbe Karren, welcher vor einigen Tagen den Freund zum Richtplatze geführet hatte, rollte jetzt langſam auf dem Aſchenkruge einer angebeteten Gattin die Liebe in Thränen, nach dieſem Depot.

Hieraus entſprang ein ganz einziges Schauſpiel, das neueſte, eindrucksvollſte das ſich je meinem Auge und meiner Einbildungskraft darſtellte. Heilige und mythologiſche Götter, Helden, Jungfrauen, Antiken, Cardinäle, etruriſche Vaſen und Weihkeſſel, Medaillons, Säulen, Büſten, die coloſſaliſchen Bildſäulen Carls des Großen und des heiligen Ludewigs, welche den Fuß egyptiſcher Pyramiden geziert hätten, — Alles wurde ſorgſam hingebracht, aber nach dem Ohngefähr hingeſetzt, geſtellt und gelegt; kurz Alles zeigte in dieſem Muſeum das unregelmäßige, aber treffende Bild einer Verwirrung von Jahrhunderten.

Es war der treue Spiegel unſerer Revolution. Welch ein Contraſt, welche bizarre Vereinigung, welch Spiel des Ohngefährs und der Laune, welch ſonderbares Chaos! Acht ganze Tage konnten meine Blicke und meine Neugier an dieſen kühn gehäuften Bildern ſich nicht ſättigen; und welche Beredtſamkeit ſprach aus dieſem Spiele des Zufalls!

Ich ging auf Gräbern, und überſchritt Mauſoleen. Alle Ränge, alle Coſtüme, alle Kronen waren unter meinen Füßen; ich ſchaute das Geſicht und den Buſen der Königinnen. Die berühmteſten Perſonen waren von ihrem Fußgeſtell geſtiegen, mit mir von einer Höhe; ich konnte ihre Stirnen, ihren Mund berühren, Richelieu ins Ohr flüſtern, und Türenne und Malebranche fragen.

Dort reichten ſich vor meinen Augen alle Jahrhunderte die Hand, und von tauſend Ideen überwältigt, mit dem Fuße an alle dieſe Kenotaphien klopfend, wanderte ich wie in einem en Relief vorgeſtellten Thale Joſaphat. Nein, nie warf das Ohngefähr eine erhabnere tragiſche Scene auf den Erdball, als dieſe unvorhergeſehene, ſchnelle Zuſammenhäufung, welche die kälteſte Einbildungskraft entflammt hätte. Ja wahrlich, hier müßte man Fenelons oder Fontenelle's Todtengeſpräche leſen, oder vielmehr neue verfertigen.

Die zuſammengeſtellten Grabmähler, welche die größeſten, die berühmteſten Feinde vereinigten, zeigten, daß der

Tod und die Zeit die wahren und friedfertigen Beherrſcher der Welt ſind. Auf einen Augenblick glaubte ich ſogar die Trompete des jüngſten Gerichts zu hören; ich hatte eine Erſcheinung wie Ezechiel; alle Bildſäulen, die verwirrt durcheinander lagen, ſchienen ſich zu erheben und eine lebendige Stellung anzunehmen; aber mit jener Gleichheit, die alle Menſchen vor dem ewigen Richter ihrer Handlungen haben werden. Hier fühlte ich den Gang dieſer gebietenden Geſetze, die den Fall alles Großen, Mächtigen und Berühmten herbeiführen, ſtärker als an jedem andern Orte.

Ach! dieſe köſtliche Verwirrung iſt nicht mehr, dies große dramatiſche Schauſpiel iſt erloſchen, alle hiſtoriſchen Erinnerungen, alle pikanten Contraſte ſind verſchwunden. Die blinde Claſſicomanie hat ſie vernichtet, und warum? Sie wollte Kapellen zu Ehren der Künſtler errichten, die Jahrhunderte unterſcheiden und trennen, den Fortgang der Bildhauerkunſt bezeichnen; — ſie hat den Tempel der Erinnerung und des Nachdenkens geſtürzt.

Man fragte ſich, welche Zauberkraft dieſe prächtig-verwirrte, poetiſch unordentliche Sammlung von ſo vielen Orten auf einen Punkt zuſammengebracht habe? wer dieſe Denkmäler der Kunſt auf eine ſo begeiſternde Art gemiſcht und verwirrt habe? Die kalte Symmetrie vertrieb dieſe erhabene Unordnung; man iſt nicht mehr bewegt, nicht mehr erſtaunt, nicht mehr überraſcht; alle dieſe Bildſäulen redeten, weil das Ungefähr ſie auf eine beredte Art zuſammengeſtellt hatte; jetzt ſind ſie wieder ſtumm geworden. Die Künſtler fühlten nicht, was ſie vor Augen hatten; ihre verwegenen Hände fingen an, die Grabmähler nach der Schnur zu ſtellen, die Epitaphen aufzufriſchen, die Inſchriften zu vergolden, die Mauſoleen und Säulen parallel zu richten, endlich, alle Statuen chronologiſch zu ordnen. Ach! — jetzt iſt es das Kabinet eines Neugierigen, nicht mehr das Univerſum des Denkers.

Sie haben meinen Zaubertempel zerſtört, es iſt vorbei, ſie haben alle Werke der verſchiedenen Künſtler geſondert, ſo wie ehemals in den ſtaubigten Klaſſen der Schulen die Schüler vom achtzehnten Jahre bis zur Rhetorik vertheilt waren.

Ich berufe mich auf den Verſteher des Muſeums; er hat meinen Verdruß, meine Verzweiflung geſehen. Mit ihm nahm ich alle dieſe Figuren an, die, gleich verzweifelnden Schatten, in Menge ankamen, als ob die zerſtörenden Hände der Barbaren ſie noch verfolgten. Ich hörte, daß man neben mir ſchon von Ordnung, Symmetrie, von chronologiſcher Ordnung ſprach; ſeufzend ſagte ich: ach, ihr werdet alles verderben, beſonders durch eure Kapellen, ihr werdet die ſonderbaren, einzigen Zuſammenſtellungen zernichten. Richtet wenigſtens nicht alle Bildſäulen auf, die jetzt auf ihren Gräbern kniend, mit dem Tode gefalteten Händen, den Ewigen beſtändig um Vergebung ihrer Verbrechen anflehen. Von ihren Fußgeſtellen herabgeſtiegen, ſind ſie jetzt in ihrer ſchicklichen Stellung; aus allen dieſen ſtolz errichteten Statuen mache der republikaniſche Genius ein großes Leichengerüſt, denn dies erhabene Schauſpiel der Gleichheit kehrt vielleicht nie wieder, oder doch nur nach einem neuen großen und tieſen, allgemeinen Krampfe, — und welcher Barbar würde dieſen Wunſch wagen!

Aber der Zauber iſt gelöſet, meine Einbildungskraft iſt in ſich zurückgeſunken. Wie ſoll man dieſem Muſeum das Anſehen eines Kirchhofes nehmen? Wie dieſen Jahrhunderten, welche ſich umarmten, und die man nun getrennt bezeichnet, und unter dem lächerlichen Vorwande, mich von dem zu unterrichten, was ich ſo gern errathen hätte, in Kapellen verſetzt hat, das Leben wiedergeben?

Wie! dies ſind **Germain Pilons** drei Grazien, welche die Urne trugen, in der ſich das Herz Catherinens von Medizis befand? Werft dieſe Urne auf **Carls** des neunten Sarkophag, daß ich nicht zweimal ſeufzen muß.

Bringt Fackeln! Alles belebe ſich; der Kirchhof mit ſeinen Umgebungen von Leichenkapellen verſchwinde. Dies Muſeum ſey während des Tages verſchloſſen, der Eintritt nur des Nachts erlaubt. Bringt Fackeln, daß dies ſymetriſch geordnete Volk von Statuen ſich bewege und koloſſaliſch werde; daß ich beim Schein der Brände dieſe Stadt der Todten, dieſe Mauſoleen, dieſe Gräber aller Perſonen, deren Anblick mir die Geſchichte zurückruft, durchwandern, daß Carls des Großen und Ludwig des neunten Schatten bis zu dem Gewölbe ſteigen, alle andern Monumente beleben, und von dem Schatten Jeſaias, Moſes und anderer Propheten, deren Erhabenheit meinen Geiſt entzückt, begleitet werden.

Und kömmt ein fremder Fürſt, der in der Folge einen Thron beſteigen wird, dann ſage man ihm kein Wort.

Schweigend führe man ihn durch alle dieſe Mauſoleen; er errathe, erzähle die Namen aller dieſer geſtürzten Größe. Dann führe man ihn vor dies herrliche Relief in Bronze, auf welchem der Tod, auf einem Wagen ſitzend, vor welchem zwei ſchnaubende Stiere geſpannt ſind, ſeine ſicher treffenden Pfeile auf mit Biſchofsmützen und Diademen gezierte Häupter abſchießt Endlich zeige man ihm das bronzene Fußgeſtell der Statue Ludwigs des funfzehnten zu Pferde, und der Aufſeher des Muſeums ſagte ihm in's Ohr: — Fürſt, dies iſt alles, was von drei Dynaſtien übrig blieb!

Hannover.

E. L.

VIII.

Die Feier zu Amathunt.

Es brach herein das ſchöne Feſt.
Die Meiſter holder Töne zogen
Von nah und fern aus Oſt, und Weſt,
Zu Wagen und auf Wogen,
Gen Amathunt,
Mit Hand und Mund
In ſüßen Weiſen —
Durch Feſtgeſang
Und Saitenklang
Der Göttin Huld zu preiſen,
Die Aller Herz beſiegt
Und ſanft in ſich geſchmiegt,
Umleuchtet nur von Wolluſt und Entzücken,
Wie ſie dem Schaume ſich entwand,
Vor Paris trunknen Blicken
Einſt auf dem Ida ſtand;
Dann, in der zarten Roſenhand
Den goldnen Apfel der Erynne,
Süßlächelnd zum Olympus ſchwand,
Indeß mit aller Kraft der Sinne
Genießend — ſchwelgend, für Verſtand,

Für Hoheit Macht und Ehre
Der Geber nichts empfand,
Und nur für ſie, die himmliſche Cythere. —
Um Amathunt zieht ſich ein Hain:
Sanft ladet er in kühle Schatten
Den müden Waller ein.
Hier lagern ſich auf weiche Matten
Die Sänger hin. — Im bunten Kreis
Umringen Kind und Greis
Und Mädchen ſie und Hirten.
Das Zauberſpiel beginnt:
Mild in die Lüfte rinnt,
Gleich einem Bach, es durch die Myrten
Im leichten Wellentanz.
Vom grauen Wolkenſchleier
Entkleidet ſich der Himmel ganz
Zur großen Tagesfeier;
Im reinſten Glanz
Prangt Jupiter — Gehorchend ſeinem Willen,
Kehrt in die ſtarke Hand
Der Bliz; die Donner brüllen
Nicht ferner das erſchrockne Land;
Die Stürme ſauſen —
Die Wogen brauſen
Nicht ferner übers wilde Meer;
Der Hain, die Flur verſtummen;
Aufhöret zu ſummen
Der Käfer Heer;
Und näher wallen
Die Nachtigallen,

Sie ſtaunen ſehr
Und ſitzen ringsumher auf Zweigen
Und ſchweigen;
Pan nimmt das melodienvolle Rohr
Vom offnen Munde,
Und ſpitzt das Kennerohr
Und Echo fühlt des Herzens Wunde
Nicht weiter — drängt den Klagelaut zurück.
Die Wonne dieſer Stunde
Erheitert ihr Geſchick;
Ins Thal vom Berge rieſeln
Die Silberquell'n nicht mehr,
Und Zephyr athmet leis und ſchwer,
Und Freude regt ſich ſelbſt in Kieſeln,
Und alle Weſen der Natur
Sind hochentzückt und hören nur.
Der Töne Zauber binden
Die Lippen und entwinden
Der Bruſt das Herz,
Und reißen's himmelwärts,
Indeß die Sinne ſchwinden. —

Da glänzt heran
Auf Aetherwogen
Von Taub und Schwan
Leicht fortgezogen
Der Herzen Allgebieterin.
Ihr Zaubergürtel ſäumt den Buſen,
Und Roſenduft wallt vor ihr hin.
Die Horen, Grazien und Muſen

Umtanzen ſie im Chor:
Neugier lockt Oreaden
Aus dem Gebüſch hervor. —
Hebt, rund von Bruſt und Waden,
Neriden und Najaden
Aus blauer Fluth empor.
Auf Silberwölkchen
Wiegt ſich voran
Ein muntres Völkchen,
Der Reiz, die Luſt, der holde Wahn,
Die Cupidinen,
Und Amor mitten unter ihnen.

Wie im Triumphe naht
So Anadyomene,
In unnennbarer Schöne:
Auf ihrem Pfad
Sprießt eine Blumenſaat,
Und lächelnd blickt ſie nieder:
Da ſchweigen alle Lieder,
Ein Wonneſchauer bebt
Den Sängern durch die Glieder
Und tauſend Seufzer hebt
Auf ſammetnem Gefieder
Der lieblichſte Favon,
Und legt ſie opfernd nieder
Vor Aphroditens Thron. —

Und o! die Huldin lächelt wieder:
Da jubeln Kind und Greis,

Die Mädchen und die Hirten,
Und Lob und Dank und Preis
Wallt rauſchend durch die Myrten,
Gleich einem Strom im Thal; —
Da jauchzen im Choral,
Mit trunknen Blicken,
Gruß und Entzücken
Die Sänger und erneu'n
Die höchſten Feierlieder
Und Echo hallt ſie wieder
Vom Felſen in den Hain,
Und fröhlich plätſchern
Von ſteilen Gletſchern
Die Quellen drein.
Und ſchmetternd fallen
Die Nachtigallen
Ins Tutti ein;
Und ſüß und rein
Und lieblich ſingen
Auch ſie, die holden Muſen mit:
Die Grazien nah'n im Flügelſchritt
Cytheren, und umſchlingen
Ihr Haupt mit einem Kranz,
Und leicht und raſcher ſchwingen
Die Horen ſich im Tanz;
Die Blumen tauchen
In ſchönern Glanz
Sich ein, und hauchen
Den ſüßten Duft
Gleich Balſam in die Luft:

Die

Die Todten leben,
Die Monumente beben,
Nacht gähnt aus tiefer Kluft;
Und während ſich die Steine heben
Entwallen Schatten ihrer Gruft,
Und alle Götter ſchweben
Nach Amathunt hinab.
Dem azurblauen Himmel
Entfliehn die Silberſchimmel;
Dort rudern ſie zum ſchnellen Trapp,
Gleich Straußen, mit dem Flügel;
Die Mähne flattert auf;
Ihr Führer kürzt die Zügel,
Da hemmen ſie den Lauf.
Indeß im fetten Raſen
Die edlen Thiere graſen,
Grüßt ſtill umher und lauſcht
Dem ſchönen Lied, das Anadyomenen
Jetzt milder rauſcht, —
Den ſüßen Zaubertönen,
Der Kunſt, die er zuerſt geübt,
Mit heitrem Blick Apoll und giebt
Den Siegen ſeinen würd'gen Söhnen. —

Auf einmal unterbricht
Ein lauter Schreier
Die ſanfte Feier.
Er wagt's, in Cypris Angeſicht
Die rauhe Stimme zu erheben.
Erſchrecken beben

Die Sänger; doch, nur um ſo dreuſter ſpricht
Er ihnen Hohn, denn Neid und Haß verzehren
Den ruhm- und kenntnißloſen Wicht;
Voll Dünkels, wie ihn Jünger nähren,
Erkühnt er ſich, der Euphonie
Geſetze Meiſtern zu erklären,
Schwatzt von der Melodie
Und Harmonie der Sphären,
Und lang und breit
Von zartern Tinten
Des Ausdrucks, klagt von Zeit zu Zeit
Dann bitterſpottend über Quinten. —

„Fort mit dem tadelſücht'gen Thor,
Der ſich mit Weisheit brüſtet
Und Feindſchaft dem Verdienſte ſchwor!“
Rief da Apoll entrüſtet,
Ergriff in Eil
Den Silberbogen. —
Schon ründet er ſich angezogen;
Doch eh der Todespfeil
Der Senne noch entflogen,
Denkt ſeiner Würd' und Majeſtät
Der Gott und winkt und geht;
Und brauſend, wie des Meeres Wogen,
Entſtürzt dem nahen Fichtenwald
Ein Schwarm der wildeſten Satyren,
Des Winks Bedeutung zu vollführen.
Der Krittler flüchtet ſchnell; doch bald
Ereilen ſie den frechen Spötter

Der Kunſt, des Schönen und der Götter. —
Schon wird des Marſyas Geſchick
An ihm vollſtreckt zur Sühne.
Die Meiſter ſenken ſtill den Blick,
Und Gnidia mit ernſter Miene
Entflieht — — —.

Dresden.

C. H. L Reinhardt.

IX.

Berichtigung,

das
dem verſtorbenen Bürgermeiſter Müller in Leipzig
zu errichtende Denkmal betreffend.

Obgleich dieſe Berichtigung etwas ſpät — beinah erſt nach einem Jahre — eingegangen iſt, ſo tragen wir doch kein Bedenken, ſie aufzunehmen, ja wir freuen uns, daß eine löbliche Zunft es ihrer Ehre für nachtheilig hält, der Nichttheilnahme an dem verdienten Todtenopfer eines, um die Stadt unſterblich verdienten Mannes, beſchuldigt zu werden. Auswärtige, die die Namen Leipzig und Müller immer zuſammen zu nennen und dort überall unter ſeinen Monumenten, die er ſich ſelbſt geſetzt hat, zu wandeln gewohnt ſind, werden vielleicht aus dem eben mitzutheilenden Briefe aufs neue die Hoffnung ſchöpfen können, bald auch ein des Namens würdiges Denkmal, das ihm der Dank ſeiner Mitbürger ſetzt, an dem dazu ſich ganz eignenden Platze aufſteigen zu ſehen. — Uebrigens, wenn, nach der Verſicherung des Herrn Obermeiſters Barthel, in dem angeführten Aufſatze (Eunomia 2ter Jahrgang 1 B. S. 561.) noch andre Unrichtigkeiten ſich vorfinden ſollten: ſo haben die, denen die

Sache am Herzen liegt, an ihrem Orte eine vortreffliche und weit verbreitete Zeitſchrift, die Zeitung für die elegante Welt, deren Herausgeber gewiß jede dieſen intereſſanten Gegenſtand betreffende Nachricht gern aufnehmen wird; dort werden die Leſer der Eunomia und wir mit Vergnügen leſen, daß auch nicht eine Zunft ſich der Subſcription entzogen hat, und daß Müllers Denkmal ſich ſeiner Vollendung nähert. — Wir liefern nun das eingegangene Schreiben ohne Veränderung, und erfüllen dadurch das gerechte Verlangen ſeines Verfaſſers.

D. H.

Leipzig den 18ten März 1803.

Ew. haben in das Juniusſtück der Eunomia von 1802, unter dem Artikel: Correſpondenz, eine Unwahrheit aufgenommen, die ich auf Verlangen der Buchbinder-Innung berichtigen muß. Sie *) ſagen nehmlich: die Tiſchler und Buchbinder hätten, aus unbekannten Urſachen Ausflüchte gemacht, zu dem zu errichtenden Denkmahl des Bürgermeiſters Müllers zu ſubſcribiren; dieſes iſt, in Rückſicht auf unſere Innung, nicht wahr: denn es iſt nicht allein gleich bey der erſten Aufforderung an die Innung, von uns allen ein unſerer Verfaſſung angemeſſener Beitrag bewilligt und unterſchrieben worden, ſondern er iſt auch bereits, nach erfolgter Einwilligung eines hochedlen hochweiſen Raths unſerer Stadt, zur Errichtung des Monuments, an Herrn Schnett-

---

*) Nicht wir, ſondern der uns unbekannte Einſender. d. H.

ger durch mich bezahlet worden. Wenn alſo die Anmerkung der Herausgeber, nehmlich die Bitte, um wahrhafte Widerlegung Ernſt iſt, ſo werden Sie ſich hoffentlich nicht weigern, dieſes uns nachtheilige Gerücht zu widerlegen, wozu denn vielleicht in dem nächſten Monatsſtücke ſich ein Plätzchen finden würde. Was übrigens in der ganzen Correſpondenz über dieſen Gegenſtand noch unrichtig iſt, das mögen andere berichtigen.

Ich bin übrigens ꝛc.

Johann Gottfried Barthel,
Obermeiſter der Buchbinder-Innung.

X.

Theater.

1. Königliches Nationaltheater.

Vom 26ſten März bis zum 25ſten April wurden ein und vierzig einzelne Stücke gegeben, darunter vier neue, ein Trauerſpiel, ein Schauſpiel, eine Poſſe, aber vierzehn Luſtſpiele (der Gaſtrollen wegen), ſieben Singſpiele und fünfmal das komiſch-pantomimiſche Ballet: der ländliche Morgen oder der ſorgfältige Pachter, von Lauchery und Fränzel dem Vater.

Neue: Am 28ſten März zum Benefiz für Herrn und Mad. Eunicke: der Hahnenſchlag, ein Schauſpiel in einem Akt von Herrn v. Kotzebue (viermal geſpielt), und Je toller, je beſſer, ein Singſpiel in zwei Akten, nach der franzöſiſchen Operette: Une folie von Bouilly, bearbeitet von Herrn Herklots, Muſik von Mehul (viermal).

Am 12ten April zum Benefiz für Herrn Unzelmann: Jocriſſens Leiden und Verzweiflung, eine Poſſe in zwei Akten, aus dem Franzöſiſchen von C. Dorvigny. (zweimal.)

Der Zinngießer, ein Vaudevilleſtück in zwei Akten, nach Holbergs politiſchem Kannengießer, von Herrn

Treitſchke, Kaiſerlich-Königlichem Hoftheaterdichter (zweimal); angekündigt, mit der Anmerkung: Dieſes Stück enthält den doppelten Verſuch, ein altes beliebtes Luſtſpiel in einem neuen Gewande wieder zu geben, und die frohen Gattungen der franzöſiſchen Vaudevilles auf unſre Bühne zu verpflanzen. Das Liederſpiel liefert neue Kompoſitionen zu bekannten Geſängen, das Vaudeville bietet neue Worte zu Volksmelodien.

Gaſtrollen:

Herr **Opitz**, Regiſſeur des Churf. Sächſ. Hoftheaters in Dresden, deſſen Name in den Annalen des Theaters ſchon längſt ehrenvoll verzeichnet ſteht, und den Deutſchland unter ſeine erſten Künſtler rechnet, hat vom 29ſten März bis zum 14ten April mit entſchiedenem Beifall folgende Gaſtrollen geſpielt: am 27ſten März den Major von Waller in Kabale und Liebe, den 29ſten Baron St. George im Schwätzer von Weidmann. Den 1ſten April: Lelio im Lügner von Goldoni, den 3ten wieder den Schwätzer. Den 4ten, Graf von Klingsberg im Ring von Schröder, und den 6ten, denſelben, in der unglücklichen Ehe aus Delicateſſe von demſelben. Den 7ten Figaro im Luſtſpiel von Beaumarchais. Den 9ten, den Kaufmann Freſen im Fremden, von Iffland. Den 10ten abermals den Schwätzer. Den 14ten den Karl von Ruf in der Schachmaſchine.

Herr Fiſcher, Mitglied des Hoftheaters zu Caſſel, ſang den 16ten April den Saraſtro in der Zauberflöte, den 22ſten den *Figaro* im Singſpiel gleiches Namens von Mozart, und den 25ſten den Don Juan im Singſpiel von demſelben.

---

2. Ueber Sittlichkeit und Schicklichkeit auf der Bühne, von D. G W. Becker in Leipzig.

(Beſchluß.)

Das *Unſchickliche* und die damit verbundenen Grade, das *Unhöfliche*, *Unartige* gehen endlich, in dem letzten, äußerſten Grade, in das *Unanſtändige* über, welches ſich dann in das *Unſittliche* ſelbſt verliert. Das erſtere, das *Unſchickliche*, bringt Lachen hervor, ohne daß es die gute Meinung von dem, den wir es in Natura begehen ſehen, bei uns verringert, und deswegen kann und darf es mit gehöriger Vorſicht auf der Bühne nachgeahmt werden. Das *Unanſtändige* hingegen wird im geringern Grade, *Unwillen*, im höhern aber *Verachtung* und *Haß* bewirken, und es muß daher eben ſo, wie das *Unſittliche*, von der Bühne entfernt bleiben, wenigſtens darf es nie als Zweck der Darſtellung erſcheinen. Es giebt verſchiedene Fälle, wo der Dichter dieſe Regeln vergaß, und den Schauſpieler durch vorgeſchriebenen Ausdruck und Pantomine in Verlegenheit ſetzt. Die erſte Hälfte des erſten Aktes in *Kabale und Liebe*, in den Scenen zwiſchen *Müller*, *ſeiner Frau* und *Wurm*, iſt wohl, um einige andre Beiſpiele aus *Götz von Berlichingen* nicht anzuführen, ein genugthuendes Beiſpiel hiervon. Hier iſt es durchaus nöthig, daß der Schauſpieler ſolche frappante Bewegungen und Ausdrücke auf edlere und beſſere herab oder hinaufſetze, und z. B. ſtatt des Ohrenkratzens etwa eine Priſe nehme, ſtatt des Ohrenkneipens einen unbedeutenden Schlag auf die Schulter gebe, kurz, daß er nach den nämlichen Grundſätzen verfahre, die ich bei den ähnlichen Fehlern des Dichters in der erſten Abtheilung dieſer Abhandlung beſtimmte.

Es giebt eine Menge Wörter, die durch Convention, Gewohnheit und wegen anderer Urſachen theils gewiſſe Nebenbegriffe angenommen haben, Theils aber auch gar nicht mehr zur Bezeichnung deſſen benutzt werden, wofür ſie unſere Vorfahren erfanden. Der Schauſpieler hüte ſich, in der Hitze der Leidenſchaft, vorzüglich wenn er nicht ganz feſt memorirt hätte, ein ſolches Wort hören zu laſſen, welches alle ſeine Bemühungen vereiteln könnte.

Was von einzelnen Wörtern und Redensarten gilt, kann auch bei gewiſſen Bewegungen und Angewohnheiten ſtatt haben, welche dem Schauſpieler auf der Bühne entwiſchen, und alſo auch da ſich einſchleichen, wo er ſein eignes Ich ganz zu Hauſe laſſen ſollte. Man ſieht ſehr oft, daß ſelbſt Künſtler, denen es weder an Bildung noch an Talenten fehlt, und die ſelbſt noch den Vortheil eines gewählten Umganges und einer ausgeſuchten Geſellſchaft genießen, ſich ſolche Fehler zu Schulden kommen laſſen. So erinnerte mit Recht der ungenannte Verfaſſer der Kritik des Churfürſtl. Sächſ. Hoftheaters den bekannten und beliebten Hafner an eine üble Angewohnheit, die nicht einmal ein gewöhnlicher Bürger im gemeinen Leben an ſeinem Sohne ſelbet. Frauenzimmer haben in dieſem Punkte noch mehr Urſache, auf ſich Achtung zu geben, und ich bedauerte jene brave Aktrice bei derſelben Geſellſchaft in der Octavia von Kotzebue, welche die Charmion machte, und die Worte: „Stoß zu!“ im 5ten Akte gegen den Antonius mit einer Stellung begleitete, die bloß aus Unachtſamkeit entſtand, denn ihr guter Ruf war bekannt. Störung dieſer trefflichen Scene, und unmäßiges, für die Schauſpielerin beſchämendes Gelächter, war die Folge von dieſem Mangel an Aufmerkſamkeit auf das, was auf der Bühne anſtändig und ſchicklich iſt. Der Schauſpieler muß, um ſich gegen ſolche Fehler zu ſichern, ſo oft als er kann, das Betragen wohlgezogener Menſchen ſtudiren, auf ſeine Bewegungen und Angewohnheiten genau Acht haben, und ſich in Geſellſchaften der feinern Welt ſo oft zu bringen ſuchen, als es ſeine Verhältniſſe nur immer erlauben wollen.

Wenn der Dichter einen Charakter in ſeinem Stücke entwirft, ſo nimmt er, einzelne Fälle weggerechnet *) die hierher nicht gehören, auf die Figur und Eigenheiten keines einzelnen Schauſpielers Rückſicht, dem nachher dieſe Rolle zu Theil wird. Daher kann es denn nun ſehr leicht kommen, daß in der hier und da ſkizzirten Beſchreibung dieſes Charakters kleine Eigenheiten vorkommen, die der Dichter ſehr gut feſtſetzen konnte, welche aber dem Schauſpieler von Na-

---

*) Wie z. B. Babo die Oſſakowa in den Streliʒen für die Prima Donna des Münchner Theaters ſchrieb.

tur mangeln, ohne daß er deswegen zur Rolle ſelbſt untauglich wäre. Der Sekretär Wurm beſchreibt Louiſen als das ſchönſte Exemplar einer Blondine, und wir haben ſie vielleicht ſchon als Brünete kennen lernen. Die Frau Paſtorin in den Martinsgänſen wirft ihrem Manne die Magerkeit vor, und wir können ihn doch vielleicht wegen ſeines gutgenährten Körpers zur Rolle des Droſt in der Entdeckung *) für tauglich halten. Solche kleine, vom Dichter ſehr richtig angegebenen Züge werden in ſolchen Fällen unſchicklich und der Würkung zufolge, die die geringeren Grade des Unſchicklichen hervorbringen, lächerlich, nur aber wohl zu merken, auf unrechtem Orte lächerlich, und der Schauſpieler hat mithin darauf zu ſehen, daß er ihnen entweder andere ſubſtituire, oder ſie, wenn dies nicht angeht, ganz entferne.

Es giebt einige Dinge, welche im gemeinen Leben und ſelbſt in den Produkten der übrigen Künſte für ſchicklich angeſehen werden, auf dem Theater aber, zufolge einer überall bei Zuſchauern und Schauſpielern recipirten Gewohnheit, ein- für allemal demjenigen, der ſie nicht weiß oder vergißt, den Vorwurf der Unſchicklichkeit zuziehen. Daß einer, der ſich vor ſeinem Vater oder vor ſeinem Mädchen auf die Knie wirft, dies mit beiden Knien thue, kann aus den Kupferſtichen des Jury, Chodowiecki, Kohl und anderer Künſtler in dieſem Fache ad oculos demonſtrirt werden. Auch ſcheint es aus dem Geſetz der Hogarthichen Schlangenlinie ſehr deutlich zu fol-

---

*) v. Steigenteſch.

gen. Allein unſere Theateretiquette hat ein-für allemal nur ein Knie dazu beſtimmt, und jedermann hat ſich daran gewöhnt, dieſe ziemlich eckige Figur ohne Anſtoß tagtäglich zu ſehen. *) Eine andere Theateretiquette, deren Verletzung mit Recht für noch unverzeihlicher geachtet wird, iſt das Geſetz, daß der Künſtler in allen ſeinen Bewegungen und Handlungen dem Zuſchauer ſo wenig als möglich den Rücken zukehre. Eine für manchen nicht ſo unnöthige Anmerkung, als ſie auf den erſten Anblick ſcheinen mag. Unſere Vorfahren in der Kunſt, zu Schuchs und Kochs Zeiten, drückten ſie mit den Worten aus: daß der Schauſpieler beſtändig zwei Drittheil ſeines Geſichts den Zuſchauern gönnen müſſe. Der Schauſpieler fehlt hier, wenn er noch furchtſam und auf dem Theater nicht eingewohnt iſt, oder einer der Mitſpielenden nicht den Standpunkt faßt, der ihm auf der Bühne in einer gegebenen Scene zukommt. So ſah ich einmal einen Kaberdar in Kotzebue's Indianern in England, der die ſo dankbare Scene zwiſchen ihm und der Liddy im zweiten Akte ſo ſpielte, daß der Zuſchauer nichts als ſeinen Rücken ſah, und halbgebrochene Worte hörte,

---

*) Komiſche Rollen machen hiervon eine Ausnahme. Der Gürge und der Schnapps im Stammbaum würden alſo einen großen Fehler machen, wenn ſie jener Etiquette folgen wollten. Eben ſo wenig darf ſie bei der Vorſtellung griechiſcher Charaktere beobachtet werden, wie wir dies auch von Iffland als Pygmalion abnehmen. Eben ſo wie auch das Frauenzimmer von dieſem Zwange frei iſt.

da alle ſeine Töne in den Kouliſſen und an dem hintern Vorhang verhallten. Der Fehler lag zuerſt an der Libby, welche, der Himmel weiß, warum? ſich im Mittelgrunde des Theaters hielt, und dann am Kaberdar ſelbſt, welcher, wenn er Routine genug gehabt hätte, ohne Mühe ſeine Geſpielin mit einem zärtlichen Händedruck in eine, mit ihm parallele Linie bringen konnte. Gut iſt es daher, wenn ſolche Stellungen in den Proben ſorgfältig verabredet werden, und der Inſtruktor ſie auch bei der Probe, die zur Wiederholung des Stücks gehalten wird, ins Gedächtniß zurückführt.

Es giebt noch einige andere Dinge, welche der Schauſpieler, der Routine hat, gern ausüben ſieht, ohne daß ſie gerade wichtigen Einfluß auf das Spiel ſelbſt hätten. Ein Mädchen mit zwei Mannsperſonen pflegt zwiſchen beiden mitten inne zu ſtehen, und umgekehrt. Andrer ſolcher Dinge zu geſchweigen, welche bloß nach dem Gefühle des Gebildeten und den Beobachtungen über freie Schönheit zu beurtheilen ſind.

Die Materie, die ich hier auseinanderſetzte, hat dann vorzüglich für den Schauſpieler großes Intereſſe, wenn ſie, wie es einmal in einer Abhandlung über den zu beobachtenden Einfluß der Temperamente aufs Aeußere des Körpers bei den darzuſtellenden Rollen, geſchehen ſoll, auf die einzelnen Fälle angewendet wird. Sie iſt in dem, was die Eberhard'ſche und Platnerſche Theorie Aeſthetik nennt, gewiß die ſchwerſte Aufgabe, und ſelbſt Home *),

---

*) Elements of Criticism. Vol. II. on the congruity, and propriety.

der ſich noch am meiſten darüber ausgebreitet hat *) iſt hier mehr, als an andern Orten ſchwankend und unrichtig. Ein ſehr einfacher Begriff, den man ſich hier machen kann, iſt vielleicht der, daß man annimmt, das Schickliche ſteht in Verbindung mit der Schönheit, und bezieht ſich — wenn man nur den Menſchen betrachtet — auf ſein Verhältniß zu den Dingen, die ihn umgeben, zu ſeiner Kleidung, zu ſeinen überall recipirten Gewohnheiten u. ſ. w. Das Anſtändige hingegen hängt mit der Sittlichkeit ſelbſt ſchon zuſammen und bezieht ſich daher auf ſeine Geſinnungen und Handlungen. Das Schickliche kann nur übergehen in das Unſchickliche, Unartige, Unhöfliche, Grobe, endlich in das Unanſtändige; Grade, die noch viel andere aufnehmen können, die wir aber, aus Armuth der Sprache, für dieſe, noch viel zu wenig durchdachten Gegenſtände nicht hinlänglich deutlich zu beſtimmen und zu benennen im Stande ſind, ob wir ſchon ihre Exiſtenz aus ihren Wirkungen abnehmen können. Wir lachen z. B. über die ſteifen Verbeugungen des Baldrian, im argwöhniſchen Liebhaber von Bretzner, weil ſie nicht mit unſern Begriffen von Schicklichkeit übereinkommen; wir ſind unwillig über das Betragen des Wirths gegen Wilhelmine in Kotzebues Kind der Liebe, und wir haſſen den Präſidenten von Walter in Kabale und Liebe, der Louiſen wie eine gemeine Metze ſo unverdienter Weiſe behandelt. Der Schauſpieler kann

---

*) Heuſinger hat ſie ganz mit Stillſchweigen übergangen, und ſie keines beſondern Abſchnittes gewürdigt.

hieraus abnehmen, wie leicht er, wenn ihm dieſer Gegenſtand unbedeutend ſcheint, einen Charakter vergreifen und in einem ganz falſchen Lichte darſtellen kann, wenn er Züge, die nach dem Willen des Dichters bloß Lachen, oder höchſtens einen vorübergehenden Unwillen hervorbringen ſollen, übertreibt und verunedelt. Im Gegentheil kann er aber auch ſehr oft das Auffallende ſolcher moraliſchen Ungeheuer mäßigen, wenn ſein Blick, ſeine Bewegungen in einer ruhigen Scene hier und da, als Falbring, als Präſident von Wallborn in der Tochter der Natur von Lafontaine, noch einen Strahl der ſittlichen Geſinnung durchblicken laſſen, die wir in keinem Kunſtwerke vermiſſen ſollten *), und die ſo mancher Kunſtbefliſſene doch auch da noch zu übertreiben bemühet iſt.

---

*) Man ſehe nach, was Leſſing im 74ſten Stücke ſeiner Dramaturgie ſo gründlich über ſolche Ausgeburten der Hölle geſagt hat.

XI.

Poſtſcripte.

27.

Iſt er, oder iſt er nicht?

Wenn in den Traueranzeigen geſagt wird:

> Unſer theurer und geliebter ** iſt *nicht mehr*,

weiß man wohl, daß die Hinterlaſſenen ſagen wollen:
Verſtorbene ſey für ſie und die Welt nicht mehr da.
r wenn es in einem bekannten und berühmten Gedicht
t:

Es ſteigen *Seraphim* von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: Er iſt nicht mehr! —
Der Ewigkeiten Nachhall klage;
Er iſt nicht mehr!

Dann wird die Phraſe bedeutender; denn die *Sera-*
s ſollten doch wohl wiſſen, daß der Geſtorbne nicht zu
aufgehört hat; und die Ewigkeit hat wohl auch et-
nders zu verkündigen, als die Ewig*keiten* hier *nach-*
n.

K.

28.

Problem für Chirurgen.

ch dem Bericht von einem Todesfall hieß es vor
Zeit in öffentlichen Blättern wörtlich alſo:

Dieſe Wunde meines Herzens, welche nur in meinem Grabe heilen wird, mache ich unſern Bekannten und Freunden ganz gehorſamſt bekannt.

Frage: Kann eine Wunde im Grabe heilen? (man nehme ſogar auf den Scheintod Rückſicht) oder iſt die Wunde und das Grab metaphoriſch zu verſtehen?

K.

29.

Buchhändleranzeige.

In der Hamburger Zeitung ſtand im vorigen Jahre folgende Anzeige, die ſich gänz luſtig leſen läßt:

„Bei dem Buchhändler F. in L. ſind folgende Cramerſche Romane in Menge (!) zu haben.“ Nun gehts damit los! „Haſper a Spada, Jacob Luley, Erasmus Schleicher, Hans Stürzebecher, der lahme Wachtelpeter, Paul Yſop, Fräulein Runkunkel, Kir von Kaxburg — und auf der andern Seite: Cramer, der arme Görge.

Und doch ſind dieſes reichen Kramers Schriften in ſolcher Menge da, daß ſeine Opera omnia, die neueſten noch nicht mitgerechnet, auf ſiebzig Thaler koſten würden, indeß manche behaupten, ſie ſeyen die Leſegroſchen nicht werth, die man an die Leihbibliotheken für ſie bezahlt.

K.

30.

Die Fliegen.

Man hat im gemeinen Leben viele Vergleichungen von Fliegen hergenommen. z. E. er iſt unverſchämt wie eine Fliege, die Menſchen ſterben hin, wie Fliegen u. ſ. w. Wahrſcheinlich, weil dieſe Thierchen den Menſchen ſo häufig vor die Augen kommen, daß ſie ſich gleichſam zum Gebrauch in der Sprache aufdrängen. Sollte nicht bald etwas ähnliches mit den Romanen geſchehen, vorzüglich mit denen: wie ſie ſeyn ſollten?

K.

31.

Beſtand an Zärtlichkeit.

Die Direktion der R—lſchen Bühne wünſcht (nach den öffentlichen Blättern) einige brauchbare Mitglieder zu engagiren, nehmlich „einen zärtlichen Vater, eine zärtliche Mutter, die auch in den Opern mitſingt, und einen zärtlichen Liebhaber zu Opern, der auch in Stücken ſpielt.“ Auf dieſem Theater ſcheint gegenwärtig die Zärtlichkeit gänzlich ausgegangen zu ſeyn und nur noch in den Liebhaberinnen zu beſtehen, als welche allein nicht ge-
ucht werden.

K.

32.

Wer gewinnt?

Wer hat die größten Anſprüche auf Dank zu machen, r Schriftſteller, der zum Beſten der Armen ſchreibt, oder die Armen, für die er ſein Werk drucken läßt? — Augenſcheinlich der erſtere; denn, abgerechnet, daß die Nothleidenden gewöhnlich nicht viel aus einer ſolchen Spekulation erhalten, ſo hat doch die gute Abſicht und das Mitleid, das man den Leidenden ſchenkt, einen unbemerkbaren Einfluß auf die Kritik, daß man wenigſtens dem Herzen des Schriftſtellers Gerechtigkeit wiederfahren läßt, indem man über ſeinen Kopf ſich zu urtheilen enthält.

M.

Anzeiger der Eunomia.

No. V. May 1803.

I. Pränumerations-Anzeige.

Um den mündlichen und ſchriftlichen ſo vielfältig an mich ergangenen Anfragen ein für allemal zu begegnen, kann ich ſämmtlichen reſpect. Pränumeranten die Nachricht mittheilen, daß die

Statiſtiſch-topographiſche Beſchreibung der geſammten Mark Brandenburg, von Friedr. Wilh. **Auguſt Bratring**, in gr. 4.

bereits unter der Preſſe iſt, und beſtimmt noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinet. Zugleich kann ich dem Publikum die Verſicherung geben, daß dieſes Werk eine wichtige Lücke in unſerer vaterländiſchen Literatur ausfüllen wird.

Um dem Publikum die Anſchaffung dieſes Buchs, das billig in den Händen eines jeden Geſchäftsmannes und Patrioten ſeyn ſollte, zu erleichtern, bin ich erbötig, noch bis Johannis dieſes Jahres Pränumeration mit 2 Thlr. 12 gr. ohne den noch nicht zu beſtimmenden geringen Nachſchuß anzunehmen. Der nachherige Ladenpreis wird allerwenigſtens um ein Drittheil höher zu ſtehen kommen, zumal nur wenige Exemplare außer den pränumerirten gedruckt werden. Briefe und Gelder muß ich mir poſtfrey, und die Namen rc zum vordrucken deutlich geſchrieben, erbitten.

Berlin, am 12ten April 1803.

Friedrich Maurer,
Poſtſtraße Nr. 29.

II. Anzeige einer Dreſchmaſchine.

Abbildung und Beſchreibung einer wohlfeilen, einfachen, nutzbaren und bewährten Dreſchmaſchine, wichtig für jeden Oekonom. Mit nachgeſuchtem Chur-Sächſ. Privilegio. Erfunden von A. H. **Meltzer**, Doktor der Weltweisheit. — [illegible] iſt dieſe Maſchine, weil ſie nur 10 Friedrichsd'or koſtet; einfach, weil ſie leicht zu bauen und auszubeſſern, und nur 6 Fuß lang und 4 Fuß breit iſt; nutzbar, weil ſie, ohne das Stroh zu verwirren, in zwei Stunden ein Schock Getraide einer ausdriſcht, als auf zeitherige Art; und bewährt, weil ſchon öffentliche Verſuche in Gegenwart von ökonomiſchen Geſellſchaften damit angeſtellet werden, und man noch einem Jeden auf Verlangen allhier wiederholen und vorzeigen kann. Dieſe Erfindung iſt deswegen für jeden Staat und Oekonom wichtig, weil viele Millionen Menſchen, durch Erſparniß der Zeit auf eine andere Weiſe mehrere Monate nutzbar können beſchäftigt werden.

Eine fertige Maſchine von dauerhaftem eichnen Holze und gutem Eiſen, koſtet mit Emballage 11 Friedrichsd'or, und wiegt zur Fracht drei Centner. Ein richtiges Modell davon koſtet 1 Friedrichsd'or, und die Abbildung und Beſchreibung 1 Thaler. Man wendet ſich mit poſtfreien Beſtellungen und baarer Zahlung entweder an den Herrn J. G. Beygang, Beſitzer des Muſeums, oder an den Buchhändler Herrn Joachim in Leipzig. Uebrigens warnt man jeden Käufer, weder eine Maſchine, noch ein Modell, noch eine Beſchreibung wegen Aechtheit und Genauigkeit anzunehmen, wenn ſie nicht mit Siegel und Unterſchrift des Erfinders bezeichnet iſt.

III. Literariſche Anzeige.

Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von J. D. Gries. 4ter und letzter Theil. 4.

Mit dieſem vor kurzem erſchienenen 4ten Theil iſt dieſe Ueberſetzung geendigt. Sie iſt durchaus in der Versart des Originals geſchrieben, und alſo das größte Gedicht von dieſem Umfange, das die Deutſchen in der für ihre Sprache ſo ſchwierigen Ottavarima beſitzen. Dieſe Versart iſt ohne Zweifel für das romantiſche Heldengedicht, was der Hexameter für das reine Epos iſt; die Beibehaltung dieſer Form war alſo nothwendig, denn an einem Gedicht iſt ja wohl nichts weniger willkührlich, als eben die Form. Der Ueberſetzer hat ſich ſo treu wie möglich an ſein Original gehalten. Er hat eine Ueberſetzung liefern wolſen, und keine **Traveſtirung**, weder in der Popeſchen noch Blumauerſchen Manier. Er hat, mit einem Worte den ganzen Taſſo, und nichts als den Taſſo liefern wollen, und würde es wahrſcheinlich für einen größern Vorwurf halten, wenn man ihm Verſchönerung, als wenn man ihm Verhäßlichung ſeines Originals Schuld geben wollte! Wie groß und mannigfach die Schwierigkeiten waren, mit denen der Ueberſetzer bei dieſen ſich ſelbſt aufgelegten Geſetzen zu kämpfen hatte; mit welch einem ſeltenen Glücke er dieſelben überwand und wie er alles leiſtete, was nur die ſtrengſten Forderungen ihm zur Pflicht machen konnten, dies alles haben die mehreſten Recenſenten anerkannt.

Mit allgemeiner Stimme hat die Kritik, wie der Beyfall des Publikums, dieſe Ueberſetzung den wenig wahrhaft poetiſchen beygeſellt, deren wir Deutſchen von den Muſterwerken älterer und neuerer Dichter uns rühmen können.

Dankbar erkenne ich es, daß man auch mein Bemühen das Aeußere dieſer Ueberſetzung dem innern Gehalt derſelben, wie ſeines Originals, anzupaſſen, nicht verkennt. Drey Ausgaben liegen dem Geſchmack der Freunde ſchöner Literatur zur Auswahl dar. Die **erſte** — doch nur noch in geringer Anzahl — auf beſtes Baſeler Velinpapier geglättet und geheftet alle 4 Theile zu 10 Thlr. oder 18 fl. Die **zweite** auf gutes Schreibpapier geheftet alle 4 Theile zu 5 Rthlr. oder 9 fl. 46 xr.

Die **dritte** auf gewöhnlich Druckpapier alle 4 Theile 3 Rthlr. 16 gr. oder 6 Fl. 36 xr.

Jena, im Februar 1803.

Friedrich Frommann.

IV. Forſt-Anzeige.

Allen reſp. Herrſchaften und Guthsbeſitzern, in und außerhalb Landes, welche in ihren Waldungen dem fürchterlichen Raupenfraß Einhalt thun wollen, mache ich hierdurch bekannt: daß ich ein ſicheres Mittel erfunden habe, dergleichen Forſten vor dem Raupenfraße, und zwar mögen die Bäume in den Revieren groß oder klein ſeyn, zu bewahren. Ich bin erbötig, mit dieſem Mittel jedermann zu dienen, und deshalb Aufträge zu übernehmen, ohne dafür irgend eine Bezahlung zu verlangen, als bis ſich durch den Erfolg ausweiſet, daß die Forſt, welche ich: und zwar nach der Morgenzahl übernommen habe, von den Raupen völlig gereinigt worden iſt, und die Bäume conſervirt bleiben. In Bezweifelung meines in der That wirkſamen Mittels bin ich erbötig, die ſchon dafür ſprechenden Verſuche zu documentiren; jedoch erwarte ich, daß mir, wo etwa Raupen zum Vorſchein kommen dürften, zeitig Anzeige davon gemacht werde, ehe und bevor die Bäume von den Inſekten zu ſehr beſchädiget werden. Auch bin ich erbötig, dergleichen Forſten gegen einen jährlichen Canon auf beſtimmte Größe nach der Morgenzahl auf immer zu übernehmen, und mich zu verbürgen, daß von den Raupen der Forſt niemals ein beträchtlicher Schade zugefügt werden kann, ſo lange ich ſolche in meiner Gewährleiſtung habe; nur verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich dieſe Forſten des Jahres zweimal nehmlich im Frühjahr und im Herbſt bereiſen muß; damit ich in den Stand geſetzt werde, zeitige Vorkehrung zu treffen. Da ich auch alljährlich nur eine gewiſſe Anzahl dergleichen Forſten übernehmen kann, ſo erbitte ich mir aufs baldigſte die ſchriftlichen Aufträge poſtfrey; worauf ich denn die nähern Bedingungen, unter welchen ich jeden Auftrag übernehmen kann, jeder Gutsherrſchaft anzuzeigen nicht verfehlen werde. Berlin, 1803.

Der Ordens-Forſtrath Schiedler,
Auf der Neuſtadt in der letzten Straße Nr. 3. wohnhaft.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Juni 1803.

I.

Briefe
aus
der Bataviſchen Republik.

Geſchrieben
in den Monaten September und Oktober 1800 [*]).

Erſter Brief.

Nie habe ich ſchönere Herbſttage erlebt, als die, an denen träge Poſtpferde mich durch die Münſterſchen Heiden ſchleppten. Der Weg, ich glaube Sie kennen ihn ſchon aus eigner

---

*) Ungeachtet dieſer Jahrszahl, ſind dieſe Briefe doch ſo intereſſant durch die individuellen Anſichten ihres Verfaſſers,

Erfahrung, hat wenig Angenehmes, und gehört zu den einförmigſten, die ich kenne. Wenn der Wagen viele Stunden im Sande gepflügt hat, und das ermüdete Auge in der weiten Ferne keinen Gegenſtand finden kann, an dem es gern verweilt: ſo überraſcht nichts angenehmer, als der oft unerwartete Anblick eines freundlichen Weilers, der mit ſeinen Eichen, Obſtbäumen und lebendigen Hecken gleichſam eine Inſel bildet, die in ihrer anmuthigen Bekleidung das einförmige Grau der unabſehbaren Heidefläche lebhaft unterbricht.

Oft begegnet man auch kleinen Kapellen mit den übelgerathenen Bildniſſen der Jungfrau Maria oder anderer Heiligen und noch öfterer einzelnen Kreuzen, mehrentheils von Holz. Der Anblick dieſer geſchmackloſen Denkmähler würde wenig anlocken, wenn ſie nicht größtentheils mit Linden umpflanzt wären, die den ſchattenſuchenden Wandrer aufmuntern, die Beſchützer des Orts zu begrüßen. In der Nähe einiger Klöſter, die nicht fern von dieſer Straße liegen, findet man dies am häufigſten, und man kann dann auch Zeuge ſeyn, wie ſie von andächtigen Prieſtern oder Layen beſucht werden. Landſitze und Schlöſſer habe ich nur wenige bemerkt, aber darunter zwei von moderner und geſchmackvoller Bauart, andre in einem Styl, der an die Zeiten des Ritterthums, dem ſie auch wahrſcheinlich ihr Daſeyn danken, erinnert.

---

des Herrn F. M. Baron v. d. B. in G., daß wir keinen Anſtand nehmen, ſie, wenn auch hie und da abgekürzt, als einen willkommenen Beitrag zur Kenntniß dieſes ſeltner bereiſten und beſchriebenen Landes, abdrucken zu laſſen. D. H.

Den Freund der vaterländiſchen Baumzucht muß es freuen, in dieſem Lande überall viele Aufmerkſamkeit für die Fortpflanzung des Aeltervaters unſerer Baumarten, ich meine die Eiche, anzutreffen. Nirgends ſieht man dieſe Holzart jeder andern in dem Grade vorgezogen; Höfe, Felder und Wege, ja ſelbſt die Alleen ſind damit bepflanzt, und der oft ſehr magere Boden hat ſogar die Eigenthümer nicht abhalten können, ihm dieſe Lieblinge anzuvertrauen.

In keiner Provinz Deutſchlands haben die Landſtädte ein erbärmlicheres Anſehen, als in dem größten Theil Weſtphalens. Dieſe Bemerkung wird durch den Anblick einiger ſolcher elenden Oertchen beſtätigt, durch welche die Poſtſtraße führt. Von den ſchmutzigen Einwohnern bis zu den Düngerhaufen vor den räucherigen Häuſern, erblickt man nichts als Gegenſtände, die Ekel und Widerwillen erregen; der Fremde findet ſeine Ideen von Weſtphäliſcher Unſauberkeit in einem Grade realiſirt, der gewiß vielen unvergeßlich ſeyn wird. Unter den mancherlei Uebelgerüchen, die hier die Naſe beleidigen, iſt der Torf- und Steinkohlendampf für den Neuling gewiß der unangenehmſte. Unleugbar ſind dieſe Brennmaterialien eine große Wohlthat für holzarme Gegenden; aber nie werde ich mich weder an die erſtickenden Dünſte der Kohlen, noch an den durchdringenden Rauch des Torfs, der in dieſer Gegend ſchlecht iſt, und nur aus einer mit Heidekraut durchwachſenen Erde beſteht, gewöhnen können.

Von allen Städten, durch die ich gekommen bin, ehe ich die Bataviſche Republik erreichte, ſcheint Warendorf, die letzte Station vor Münſter, den meiſten Handel zu haben.

Der Ort iſt nicht groß, aber dem Anſehen nach wohlhabend.

In Münſter habe ich mich nicht aufgehalten, obgleich dieſer alte Ort die Aufmerkſamkeit eines Reiſenden wohl verdient. Die hohen Häuſer, mehrentheils in einem ſehr verjährten Geſchmack erbauet, und die nicht geraden, zuweilen auch engen Straßen würden den Ort traurig machen, wenn nicht viel Leben da wäre, das durch die Anweſenheit einer Preußiſchen Garniſon für jetzt noch vermehrt wird; auch das überaus gute Pflaſter trägt nicht wenig zur freundlicheren Anſicht des Ganzen bei. Einen großen, für das öffentliche Vergnügen angelegten Spaziergang, das biſchöfliche Reſidenzſchloß, die Domkirche, oder wie hier geſagt wird, den Münſter, beſucht man mit Vergnügen. Für den Fußgänger ſind die Arkaden eine höchſt bequeme Sache; man findet ſie hier zu beiden Seiten der Hauptſtraßen, aber nicht in allen Quartieren der Stadt.

Noch war alles von dem Grafen Stollberg voll, der vor Kurzem hier öffentlich zum katholiſchen Glauben übergegangen war. Der Eindruck, den dieſer Schritt gemacht hat, iſt allgemein, aber das Urtheil darüber verſchieden. Die meiſten ſchreiben ihn dem vertrauten Umgange zu, in welchem der Graf mit dem verdienſtvollen Miniſter von Fürſtenberg und der bekannten Gräſin Gallizin lebte, andere behaupten, den Grund davon in einem eigenen Ideenſchwunge gefunden zu haben, der ſchon mehr Männer ähnlichen Geiſtes auf eben den Weg geführet haben ſoll.

Am liebſten ſchließe ich mich dieſer Meinung an, weil es mir unglaublich ſcheint, daß ein Mann von Fürſtenbergs Gehalt zum Proſelytenmachen herabſinken könnte, und weil ich eben ſo wenig Luſt habe, mit dem andächtigen Haufen an die Eingebungen des Geiſtes zu glauben. — Es iſt faſt allgemein anerkannt, daß der römiſch-katholiſche Cultus viel Anziehendes für den ungebildeten Chriſten hat; aber nach meiner Ueberzeugung muß er die rege Einbildungskraft ſolcher Menſchen noch bei weitem leichter in Schwung bringen, die gewöhnt ſind, jede Idee in ein dichteriſches Gewand zu kleiden: es gehörte warlich nur eine kleine Reform in den kirchlichen Gebräuchen dazu, um alles, was Sinn für das große Bildliche hat, unwiderſtehlich anzuziehen. Wer kann leugnen, daß die Meſſe der Katholiken, ſie werde in St. Peter zu Rom, oder in einer Dorfkapelle bei Münſter gefeiert, ein Gepräge von Feierlichkeit hat, das durch keine Kanzelrede aufgewogen werden kann! Doch ich breche ab, und überlaſſe dieſe Betrachtungen den Theologen.

Von Münſter an nimmt die Unſauberkeit ſehr merklich ab, und verliert ſich endlich faſt gänzlich, ſo wie das Niederdeutſch einer andern Mundart, die aber noch kein reines Holländiſch iſt, Platz macht. Perſonen, die eine genaue Kenntniß von den innern Theilen der Bataviſchen Republik haben, verſichern, daß ſchwerlich ein Land von ſo geringem Flächeninhalt gefunden werden könne, das an Mannigfaltigkeit der Dialekte dieſem gleich geſtellet werden könnte. Am unverſtändlichſten, ſelbſt für den gebornen Holländer, ſoll das Frieſiſche ſeyn, und dem Engliſchen nahe kommen. Auf der deutſchen Grenze hat die Ausſprache etwas Eigenthümliches, das ſich nachher verliert; an der Brabantiſchen Seite ſpricht der gemeine Mann wieder ein eignes Holländiſch, und im Innern ſelbſt ſtößt man faſt ſtündlich auf weniger merkliche Verſchiedenheiten der Ausſprache, die einem geübten Ohre nicht entgehen.

Sonderbar überraſchte mich die Anrede eines Reiſenden, der im Mainzer Dialekt nach etwas fragte, und ich konnte den übrigen Theil des Tages meinen Geiſt nicht von der Erinnerung an jene einſt glückliche Gegenden trennen, wo jetzt die Traube nicht mehr für den deutſchen Krieger reift. Ein Freiheitsbaum, den man hinter Landwehr, der erſten Holländiſchen Station, erblickt, erinnerte mich noch lebhafter an die Begebenheiten unſrer Tage. Dieſer Flecken iſt nicht unbeträchtlich, ſauber und gut gebauet. Ob es gleich Sonntags war, luſtwandelte doch die ſonſt wohlgekleidete Jugend in Holzſchuhen, eine Fußbekleidung, an der die Eingebornen viel Vorzüge finden, die aber wegen ihrer plumpen Form und der ſchwerfälligen Bewegung, wozu ſie nöthigt, das ungewöhnte Auge beleidigen muß.

Ehe ich mich ganz von dem deutſchen Vaterlande trenne, muß ich noch mit einigen Worten in das allgemeine Klagelied der Reiſenden gegen unſer Poſtweſen einſtimmen.

Gleich bei dem Eintritt in das Bißthum Münſter drang man mir drei Pferde auf, obgleich mein leichter Halbwagen nur mit zwei Perſonen beſetzt und ohne alles Gepäck war. Auf einigen Stationen konnte man mir nur zwei Pferde vorſpannen, ob ich gleich für drei bezahlen mußte. Gewöhnlich halten die Poſtmeiſter nur ſo viel Pferde, als zur Fortbringung des Poſtwagens erforderlich ſind. Trifft man dieſe nicht auf der Station an, ſo wird nach Bauernpferden geſchickt. Ich ſelbſt mußte einmal fünf Stunden auf dieſe warten; endlich kamen drei Pferde von verſchiedenen Landleuten, jeder Eigenthümer gieng ſelbſt mit, und ſo fuhren wir im leiſeſten Schritt davon. Ausländer, oder auch Deutſche, die an ordentliche Poſtbedienung gewöhnt ſind, werden durch ſolche elende Anſtalten oft ungeduldig gemacht, aber vergebens ſuchen ſie Hülfe bei den Geſetzen, denn dies Land hat keine eigene Poſtordnung, und richtet ſich auch nicht nach der allgemeinen des Römiſchen Reichs, weil es ſein Poſtweſen von jenem getrennt hat.

Wenn meine Reiſe nicht reicher an Begebenheiten wird, als ſie es bis dahin war, oder wenn auch nur meine Stimmung noch länger derjenigen gleichen ſollte, mit der ich fruchtlos nach Gegenſtänden umher blickte, die Ihnen eine heitere Minute verſchaffen könnten, ſo wird die Antwort auf dieſen Brief ohne Zweifel den Widerruf der Aufforderung enthalten, der heute meine Feder in Bewegung ſetzte.

Zweiter Brief.

Iſt es wirklich Ihr Ernſt ſich nicht mit der erſten Probe meiner Nachgiebigkeit zu begnügen? Nun, ſo fahre ich auf Ihre eigne Gefahr fort.

Wenn man auch durch nichts anders den Wechſel der Länder gewahr würde, ſo müßte doch die Verſchiedenheit der allgemeinen Klagen den Reiſenden erinnern, daß er ſich bei einem andern Volke befinde. In jedem Münſterſchen Dorfe hört man bittere Beſchwerden über die Einquartierung der Regimenter, welche zur Demarkationslinie gehören, da doch der Landmann dieſen Truppen es hauptſächlich zu danken hat, daß er von dem namenloſen Jammer befreit blieb, mit dem die Freiheitsknechte Tauſende ſeiner Mitbürger in andern Ländern zu Boden traten. Aber noch lauter erhebt der Holländer ſeine Stimme, um über die Menge neuer Auflagen, über das Stocken der Handlung und über den ungewohnten Zwang zum Militärdienſt zu ſeufzen, wenn man kaum ſeine Grenzen betreten hat.

In der Erwartung eines ſehr ſcharfen Examens in dem erſten Grenzorte, hatte ich mich mit einem guten Paſſe verſehen; um ſo mehr befremdete es mich, am Thore zu Doesburg von einem wachthabenden ſehr jungen Unterofficier bloß auf die gewöhnliche Art befragt zu werden, welches die Wache am andern Thor ſogar zu wiederholen für unnöthig fand. Die Garniſon beſtand aus einigen Compagnien bataviſcher Infanterie, und einem kleinen Depot franzöſiſcher Truppen.

Was mir von den erſtern zu Geſicht gekommen iſt, waren faſt durchaus junge und wohlgebildete Leute, die ſich in ihren Montirungen, ganz nach franzöſiſchem Zuſchnitt, recht gut ausnahmen.

An den Feſtungswerken der Stadt wurde gearbeitet, und ich erfuhr, daß es nur die Ausbeſſerung einer Beſchädigung ſey, die noch aus den erſten Jahren des Krieges herrühre.

Uebrigens ſcheint Doesburg einen ſehr untergeordneten Rang als Feſtung zu behaupten; die Stadt iſt nicht übel gebaut, aber ziemlich todt.

Noch vor Tagesanbruch ſetzte man mich in einem platten Fahrzeuge über die Yſſel; die erſte Hälfte des Weges bis Arnim iſt überaus ſandig, ſo daß die beiden Pferde meines Fuhrmanns einen beſchwerlichen Stand hatten; indeß ſuchte er doch ſo geſchwind als möglich zu fahren. In ganz Holland werden zwar keine Extrapoſt-Pferde gehalten, aber dagegen fehlt es nirgends an Miethskutſchern, die verpflichtet ſind, den Reiſenden weiter zu befördern; und nirgends habe ich, wie es mir unzählige Male in Deutſchland begegnet iſt, mehrere Stunden auf die Abfertigung warten müſſen. Die Pferdemiethe iſt zwar um die Hälfte theurer, als im angrenzenden Weſtphalen, aber dagegen wurde ich auch überall mit zwei Pferden bedient. Nimmt man dagegen die Theurung der Fourage (in Haag koſtet der Unterhalt eines Pferdes jährlich über 300 fl.) und daß die Holländiſchen Stunden alle andere, die Schweizeriſchen vielleicht allein ausgenommen, an Länge bei weitem übertreffen, ſo wird man darin keine Unbilligkeit finden können. Unangenehm iſt das öftere Einkehren der Kutſcher, um die Pferde zu erfriſchen; indeß wird man hieran ſchon in Niederdeutſchland gewöhnt, wo dergleichen Pauſen, aber öfterer zum Beſten des Poſtillions als der armen Thiere, die ihm wenig am Herzen liegen, Statt finden. Die letzte Hälfte des Weges iſt nicht ſo ſandig, als die erſte, und faſt überall mit Bäumen beſetzt. Die Dörfer und Flecken, durch die man fährt, haben ein überaus lachendes Anſehen; auch die unbedeutendſten ſind ſo gut gepflaſtert, daß nur wenige unſrer Städte ihnen darin gleich kommen.

Die vielen Landhäuſer mit ihren ſchönen Gärten und langen Alleen, gewähren den angenehmſten Anblick, den man in einem Lande erwarten kann, wo die Natur ſo ſparſam an Abwechſelungen iſt. Mit Vergnügen bemerkt man, daß der altväterliſche Gartengeſchmack auch hier nach und nach von Anlagen verdrängt wird, die ſich dem Urbilde der ſchönen Gartenkunſt mehr nähern. Die Liebhaberei an Blumen, die bei vielen in Leidenſchaft ausartet, ſoll dagegen faſt in ganz Holland merklich abgenommen haben. Vielleicht iſt der jetzt ſchleichende Gang des Handels und die vermehrten Staats-Bedürfniſſe auch hieran Schuld.

In Arnheim, einer nicht kleinen befeſtigten Stadt, hielt ich mich nur wenige Augenblicke auf, aber doch lange genug, um Zeuge zu ſeyn, daß man auch hier mit der jetzigen Ordnung der Dinge, wenigſtens nicht allgemein, zufrieden iſt. Nicht nur hörte ich einige Bürger über den Druck der Abgaben Klage führen, ſondern auch ohne Rückhalt die alte Verfaſſung lobpreiſen, und vorzüglich den Verfall des benachbarten Adels bedauren, der ſonſt der Arnheimer Erwerbsklaſſe einen Theil des Jahrs hindurch reichlichen Verdienſt ſchaffte, dagegen jetzt ſeine Landſitze nur ſelten verläßt. Mehrere der reichſten Familien ſollen ſogar von ihrem Vaterlande auf immer Abſchied genommen haben.

Eine ebenere Heerſtraße, als die von Arnheim nach Nimwegen führt, findet man nicht leicht; indeß muß der Reiſende dieſen Vortheil auch theuer genug bezahlen, denn auf dieſem Wege von nicht mehr als drei Stunden, wurden mir 2 fl. 12 Stüber für Wegegeld abgefordert. Vermuthlich wird die Unterhaltung des Dammes, auf dem die Straße faſt ununterbrochen fortläuft, mit von dieſer Einnahme beſtritten, weil ſonſt der Ueberſchuß ungeheuer groß ſeyn müßte.

Mein Fuhrmann benutzte die Güte des Weges, und eilte geſchwinder an den vielen Wohnungen und den fetten Weiden, die ſich dem Auge darbieten, vorüber, als es mir lieb war. Die rege Thätigkeit auf dem Wege ſelbſt, die Schönheit der Dörfer und Flecken zwiſchen dem ausgebreiteten Wieſenplan, der häufig von großen oder kleinen Kanälen durchſchnitten und von dem ſchönſten Hornvieh begraſet wird, gewähren einen ungewöhnlichen aber angenehmen Anblick, den die vielen Thürme in der Ferne und die bewimpelten Maſten der Rheinſchiffe noch mehr beleben.

Auf die Architektur der Kirchthürme verwenden die Holländer überaus vielen Fleiß, und ich erinnere mich irgendwo geleſen zu haben, daß ſie darin den meiſten Bewohnern flacher Länder gleichen; ſo wie wir nach einem ſo langen Zeitraum ſchwerlich den Giganten-Bau der Pyramiden und Obelisken bewundern würden, wenn Aegypten Alpen oder Pyrenäen gehabt hätte. In den Zeiten des hartnäckigen Kampfes, den dies Volk gegen den Tyrannen Spaniens und Mexiko's ſtritt, dienten die Glockenthürme oft, Signale zu geben oder zu beantworten; und in dem letzten Kriege ſollen ſie zu ähnlichen Zwecken gebraucht werden ſeyn.

Keine von den Holländiſchen Städten hat ſo viel Anhöhen in ſeiner Nachbarſchaft, als Arnheim; zum Theil ſind ſie nicht ganz unbeträchtlich, von mannichfaltiger Form und faſt durchgehends mit Gebüſch bekleidet. Dieſes günſtige Lokal haben die Eigenthümer trefflich benutzt, um ihre Güter zu verſchönern. Man kann ſich ſchon im Vorüberfahren einen Begriff von den trefflichen Ausſichten machen, die von den hochliegenden Schlöſſern beherrſcht werden; was man von der Heerſtraße aus zu ſehen bekommt, ſind zwar keine große Naturſcenen, aber unſtreitig eine Landſchaft, die durch Reichthum und Leben einnimmt.

Von einer Art Terraſſe, die ſich vor einem reinlichen Wirthshauſe befindet, hat man eine herrliche Ausſicht. Unter den Linden, die dieſen ziemlich erhabenen Ort beſchatten, erwarten die Reiſenden gewöhnlich die abfahrende Schiffbrücke. Gegen über liegt Nimwegen auf dem etwas hüglichten jenſeitigen Ufer des hier ausgebreiteten Rheins. Es war ein lebendiger Anblick, von dem Standpunkt, den ich mir gewählt hatte, die Menge der kleinen Fahrzeuge im Schimmer der frühen Herbſtſonne umher rudern zu ſehen, indeß die dreifarbigen Wimpel einer kleinen Flotte Cöllniſcher Schiffe im friſchen Morgenwinde flatterten. Mit dem emſigen Haufen, der beſchäftigt war, die geankerten Schiffe auszuladen, vereinigte ſich ein Gedränge von Wagen, Pferden und Fußgängern, die den Augenblick der Ueberfahrt ungeduldig erwarteten.

Ungern trennte ich mich von dieſer lachenden Scene; aber die Schifsglocke rief mich zu einem nicht weniger angenehmen Anblick. Auf der Mitte des Fluſſes kann man ſeine Krümmungen und die ſchönen Ufer, die er beſpühlt, freier überſchauen. Sie kennen meine Leidenſchaft für den Vater der deutſchen Ströme, und können ſich alſo einen Begriff von den Empfindungen machen, mit denen ich die wogende Fläche überſchaute, die mich trug. In dem leichten Nebel, der auf den Wellen hinunterglitt, verlor ſich manches raſch ſegelnde Fahrzeug, das, von Wind und Strom begünſtigt, abwärts eilte. Nicht dieſem folgte mein Auge mit leiſer Sehnſucht, aber wohl dem trägen Gang eines andern, das von Pferden aufwärts gezogen wurde. Wahrlich, es würde den Genuß erhöhen, wenn ich mit langſamen Zügen die Schönheiten des Fluſſes genießen könnte, der im erſten Frühlingsalter ſchaudernde Bewunderung erzwingt, und ſpäter dem Fleiß ſeiner glücklichen Kinder reichliche Gaben ſpendet.

Am Thore zu Nimwegen waren die Ladungen zu ſehen, die man eben aus den größten Schiffen ſchleppte. Mehrentheils beſtanden ſie aus Steinkohlen und Geſchirren von ſogenannter Cöllniſcher Erde; doch bemerkte ich darunter auch eine ziemliche Menge Schaafwolle.

Die Feſtungswerke der Stadt Nimwegen ſcheinen von nicht großem Belang zu ſeyn, und auch das Innere iſt nicht ſchön; aber nach dem großen Gewühl in den Straßen zu urtheilen, muß dieſer Ort einen überaus lebhaften Handel führen. Mit Mühe arbeitete ſich unſer Führer durch eine Wagenburg von beladenen Karren, die einen weniger Geübten in große Verlegenheit gebracht haben würde.

Hinter Nimwegen fährt man eine gute Strecke auf einem ebnen Wege zwiſchen ſchönen Baumreihen; aber da, wo die Straße nach Utrecht abgeht, hört dies auf, und man hat eine öde Heidegegend mit tiefen Sandgleiſen vor ſich.

In einem Wirthshauſe das ſehr einſam liegt, hörte ich zum erſtenmale den Gleichheitstitel Bürger, den ſich einige Reiſende wechſelſeitig gaben, in Holländiſcher Sprache; in den Orten, durch die mich bisher mein Weg geführt hatte, war mir dieſe Franzöſiſche Nachahmung nicht zu Ohren gekommen. Mein Kutſcher war auch der erſte Eingebohrne, an dem ich eine dreifarbige Freiheitskokarde wahrnahm. Die der Bataver iſt ſchwarz, und wird nur an aufgeſtutzten Hüten getragen. Zur Urſache gab er an, daß er oft in's Ausland, vorzüglich in die Gegend von Cleve reiſen müßte, wo ihm der Mangel jener Bandſchleife ſchon zweimal Unannehmlichkeiten verurſacht habe. Er beklagte ſich bei dieſer Gelegenheit über die rohe Behandlung, welcher die Reiſenden aller Stände bei den Nachſuchungen der Commis ausgeſetzt ſind, und verſicherte, daß auch die Gensd'armes der Franzöſiſchen Republik die Polizei in den vormals Preußiſchen Provinzen mit empörender Härte handhaben.

Der Anblick der kleinen aber wohl angelegten Feſtung de Grave iſt überaus traurig. In der weiten Ebne umher ſieht man überall Trümmern ehemals ſchöner Landhäuſer und die Ueberreſte verbrannter Hütten, die das kleine Eigenthum ihrer einſt glücklichen Bewohner verſchüttet haben. Auch in Grave ſelbſt ſind noch an vielen Häuſern Spuren der Verheerung zu ſehen. Die Wichtigkeit dieſes Orts und ſeine tapfre Gegenwehr haben Franzoſen und Holländern, Deutſchen und Engländern manchen braven Krieger gekoſtet. Es freute mich, aus dem Munde aller Zeugen jener blutigen Scenen das Lob der Hannöveriſchen Truppen zu hören, die durch

Tapferkeit, Ordnung und Menſchenliebe der Deutſchen Nation in dieſen Gegenden ein Denkmal geſtiftet haben, das auf ſpäte Enkel forterben wird.

Wie auffallend kontraſtirt dies Zeugniß gegen die Verwünſchungen, womit der Landmann das Andenken der Franzöſiſchen und Engliſchen Corps brandmarkt! Keine Räuberbande kann mit mehr Abſcheu genannt werden, und wirklich erregt die bloße Erzählung ihrer Gräuelthaten Schauder.

Bei den Anhängern von der altholländiſchen Verfaſſung iſt die Bravour einiger Soldaten noch im warmen Andenken, die eine Dorfkirche unweit dieſer Stadt mit ſeltener Entſchloſſenheit vertheidigten, und lieber in dem brennenden Gebäude ihren ſichern Tod erwarten, als ſich zu dem Ruf: es lebe die Republik! der von ihnen gefordert wurde, entſchlieſſen wollten. Später habe ich dieſe Erzählung mit allen Umſtänden von einem franzöſiſchen Officier wiederholen hören, der die ſtandhafte Gegenwehr der Holländer pries, und dagegen die Grauſamkeit ſeiner Landsleute mit einer Bitterkeit tadelte, die von der tiefen Achtung, womit der Mann von Gefühl ſelbſt das Verdienſt in einem Feinde zu ehren weiß, zeugte.

Die Freunde vom Wettrennen, die in Holland nicht ſelten ſind, waren noch überall mit der raſchen Reiſe eines Grafen van Wieland beſchäftiget, der vor wenigen Tagen in 15 Stunden von Amſterdam nach Cleve und wieder zurück gefahren war, folglich in dieſem Zeitraum einen Weg von 23 Meilen zurückgelegt hatte. Die Haupt- und Nebenwetten, nebſt den Koſten, welche dadurch veranlaßt wurden, betragen eine Summe von vielen tauſend Gulden. Auch erfuhr ich bei dieſer Gelegenheit, daß kürzlich ein Harttraber von beſonderer Güte für nicht weniger als 2000 Stück Dukaten verkauft worden ſey; ein Beweis, daß die Nation ihre ehemaligen Liebhabereien noch nicht alle vergeſſen hat.

Es war ſchon finſter, da wir Herzogenbuſch erreichten. Die Beſatzung dieſer großen und wichtigen Feſtung iſt ſo ſchwach, daß die Bürgerſchaft, oder nach dem nunmehrigen Ausdruck, die Bataviſche Nationalgarde, die Thore beſetzt hält. Sie ließen mich ohne Examen in die Stadt, welches gegen meine Erwartung war.

In dem jetzigen Kriege hat die Feſtung Herzogenbuſch und das nahe liegende Fort Crevecoeur nur ſchwachen Widerſtand geleiſtet, doch iſt dies mehr den Befehlshabern der Beſatzungen, als der Haltbarkeit beider Orte zuzuſchreiben. Zwar iſt es ausgemacht, daß Herzogenbuſch einer ſtarken Beſatzung bedarf, um ſich gehörig zu vertheidigen, dagegen aber hindert die ebene und moraſtige Gegend rings umher den Belagerer an den nöthigſten Operationen.

Sie werden ſich aus den Zeitungen erinnern, was für liſtige Ränke von den Siegern angewandt wurden, um der vielen Emigranten habhaft zu werden, die ſich in dieſer Feſtung befanden, und daß an die dreihundert auf dem Markte erſchoſſen wurden, weil der Commandant lieber ſeine Habſeligkeiten durch einen Artikel der Kapitulation, als das Leben dieſer Unglücklichen retten wollte.

Crevecoeur dankt ſeinen Namen einem Ausruf, den die tapfere Gegenwehr der Beſatzung dem eitlen Ludwig XIV

abnö-

abnöthigte, als er vergebens verſucht hatte, die Wälle des Forts auf den Leichen ſeiner geopferten Grenadiere zu erſteigen. Hätte der Geiſt jener frühern Epoche auch jetzt den Befehlshaber beſeelt, ſo würde es ihm leicht geweſen ſeyn, einen ähnlichen Nachruhm zu erwerben; aber wozu nützen die Thaten der Vorwelt, wenn Partheigeiſt oder Eigennutz mit ihrem Zauberſpiegel blendet.

Verzeihen Sie, wenn ich in meinem Briefe zu lange bei dem blutigen Andenken des Krieges verweilte; aber in dieſem Lande erinnert alles daran, und wie wollte die Quelle ſo unſäglicher Leiden nicht jeden aufmerkſam machen, dem das Wohl ſeiner Brüder am Herzen liegt!

Dritter Brief.

Sie wiſſen, daß meine Geſchäfte mich nöthigten, länger in Herzogenbuſch zu verweilen, als in irgend einem andern Orte der Bataviſchen Republik. An ſich iſt die Stadt nicht häßlich, und hat zum Theil recht wohlgebaute Straßen; aber für mich hat jede Feſtung etwas Beängſtigendes; ſchon mit dem Anblick der Gräben, Wälle und Zugbrücken vereinigen ſich unangenehme Empfindungen, gegen die ich mich vergebens ſträube. Gewöhnlich verlaſſe ich ſolche Orte mit dem Gefühl eines Vogels, der ſeinem Käfícht entronnen iſt, und alles ſcheint mir heitrer, als innerhalb der verhaßten Mauern.

Wenn aber vollends eine große befeſtigte Stadt, wie Herzogenbuſch, von keiner zahlreichen Garniſon Leben erhält, wenn überdem noch der Handel nebſt den Gewerben ſtecken, ſo daß Unzufriedenheit oder Kummer ſich auf allen Geſichtern malen, dann wird der Aufenthalt mir zur Quaal, und nur mit der größten Anſtrengung kann ich eine leidliche Stimmung in mir erhalten.

Schon mein voriger Brief hat Ihnen geſagt, daß die Thore von Bürgermiliz bewacht werden; und daraus haben Sie abnehmen können, wie ſchwach die Beſatzung iſt. Außer einigen Kompagnien Artilleriſten und Mineurs, dann einem kleinen Depot franzöſiſcher Kavallerie, befindet ſich kein regelmäßiges Militär in dieſer Feſtung, eine Hand voll Menſchen, die man in dem großen Herzogenbuſch kaum gewahr wird. Bereits vor dem Kriege gehörte der Ort nicht zu den eigentlichen Handelsſtädten, aber doch gab ihm ſein ſtarker Korn- und Viehumſatz einen Platz unter den nahrhafteſten Städten Hollands. Seitdem die Hauptquelle des Nationalreichthums, der Seehandel, verſiegte, hat auch Herzogenbuſch viel verloren, und die bürgerlichen Gewerbe, worunter die Nadelfabriken den erſten Rang einnahmen, ſind bei weitem nicht mehr, was ſie zu den Zeiten waren, da eine blühende Schiffahrt ein Häufchen emſiger Menſchen mit ſeinem Füllhorn überſchüttete.

Außer den Wällen, die mit Linden und Ulmen beſetzt ſind, hat Herzogenbuſch keine Spatziergänge. Der Markt und der Paradeplatz ſind die beiden einzigen freien Plätze.

Die größten öffentlichen Gebäude ſind das Rathhaus und die Hauptkirche. Erſteres iſt unbedeutend, die letztere aber vorzüglich von innen ſehenswerth. Bis jezt haben nur die Reformirten Gottesdienſt darin gehalten, die Katholiken ſuchen ſie aber daraus zu verdrängen, welches neuen Stoff zu bürgerlichen Zwiſtigkeiten giebt. Nach der alten Verfaſſung war dieſe Religionsparthei, obgleich die größte Anzahl der Bürger ihr zugethan iſt, von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen; eine Folge dieſer Intoleranz war, daß die Katholiken eine Regierungsveränderung wünſchten, die jenem Druck ein Ende machen könnte. Natürlich wurde daher die franzöſiſche Parthei vorzüglich durch ſie verſtärkt, und in der That erreichten ſie ihren Endzweck, denn jetzt, da aller Religions-Unterſchied aufgehoben iſt, ſind die Katholiken zu den erſten Staatsbedienungen gelangt. – Sollte es ihnen glücken, durch die Beſitznahme der Hauptkirche einen auffallenden Beweis ihrer Obermacht abzulegen, ſo würde die Erbitterung der andern Religionspartheien aufs höchſte ſteigen.

So wie in der franzöſiſchen Republik, iſt auch hier das Kirchengeläut verboten; aber nichts deſto weniger ſind die Glocken in unaufhörlicher Thätigkeit, theils um die Schüler in die Lehrſtunden zu rufen, theils um den Nadlern die Arbeitsſtunden zu beſtimmen; und endlich ermüden die Glockenſpiele aller Kirchthürme viertelſtündlich das Gehör durch ein erworrenes Geklimper.

In manchen Holländiſchen Städten läßt ſich dieſe Muſik nz leidlich anhören, wenigſtens kann man die Melodie un- nſcheiden; aber hier iſt es unmöglich ſie zu errathen, oft gar wird der Stundenſchlag völlig übertönt, und der utzen der Glocken geht verloren. Hätten die mächtigen formatoren aus Süden ſtatt des Kirchengeläuts dieſes ckloſe Gehämmer abgeſchafft: ſo würde der andächtige

Theil der altholländiſch Geſinnten einen Grund weniger zur Klage finden, und dagegen eine höchſt mißtönende Muſik aufhören.

Der lebhafteſte und angenehmſte Platz in dieſer Stadt iſt der kleine Hafen, der alle Fahrzeuge aufnimmt, die auf- oder abwärts der Yſſel fahren. Aus den Fenſtern einiger nahen Wirthshäuſer kann man ſämmtlich Schiffe ankommen oder abfahren ſehen. Nach Rotterdam, Amſterdam, Gorchem, Haag, Dort und vielen andern Städten gehen am beſtimmten Tage große und bequeme Schiffe ab, die Paſſagiere, Briefe und Gepäck mitnehmen. Gewöhnlich ſind dergleichen Fahrzeuge mit zwei Maſten verſehen, und halten 30 bis 36 Schritte in der Länge; die Breite beträgt 14 Schritte. An dem Hintertheil ſind Verzierungen von vergoldetem Schnitzwerk und der Name des Schiffs angebracht. Inwendig enthält es das Pavillon oder den erſten Platz, worin ſich 7 bis 8 Perſonen aufhalten können, und das den Vorzug einer freyen Ausſicht aus den kleinen Fenſtern hat, dann den erſten Kuff, ungefähr von eben der Größe, aber wegen Mangel an freier Ausſicht weniger angenehm. Der zweite Kuff kann am meiſten Menſchen enthalten, und wird auch gewöhnlich auf eine beängſtigende Weiſe vollgepfropft. Die Mannſchaft beſtehet mehrentheils aus dem Eigenthümer oder Kapitän, einem Steuermann und zwei Schifferknechten. Wenn man von Herzogenbuſch nach dem Haag reiſen und das Pavillon ganz miethen will, ſo bezahlt man etwas über 4 Dukaten, für einen einzelnen Platz aber nur einen Dukaten. Die Miethe des erſten Kuffs beträgt im Ganzen 12 fl., für Einzelne werden 3 fl. entrichtet. Was im zweiten Kuff bezahlt wird, iſt mir unbekannt, aber es wird nie im Ganzen gemiethet.

Obgleich die Schiffe, von denen die Rede iſt, zuweilen an ſeichten Stellen, wenn ſie Stromaufwärts ſegeln und der Wind ſie nicht begünſtiget, durch Pferde gezogen werden, darf man ſie doch nicht mit den Treckſcheuten oder Zugſchiffen verwechſeln. Dieſe gehen zwar auch an beſtimmten Tagen und Stunden ab, ſind auch mit eben den Bequemlichkeiten verſehen, weichen aber in ihrer Bauart beträchtlich von den erſtern ab. Da ſie zu Reiſen auf Kanälen beſtimmt ſind, haben ſie nur ungefähr die halbe Breite der Schiffe, keine Maſten, und werden allein von Pferden fortgezogen. Den Führer dieſer Pferde nennen die Holländer den Jäger, ob er gleich niemals mit ſeinen Thieren aus dem gewöhnlichen Schritt kommt.

Es iſt intereſſant, an dem mit Bäumen bepflanzten Hafen das Gewimmel der emſigen Schiffer zu ſehen, die hier ein- oder ausladen, und beſtändig von einem Trupp Menſchen umgeben ſind, die ihnen Briefe oder Packete anvertrauen. Am hitzigſten wird der Schiffer von den Freunden leckerer Biſſen angefallen, der friſche Seefiſche bringt.

Mit der erſten Schiffsgelegenheit werde ich nach dem Haag reiſen, und Ihnen in meinem folgenden Briefe Rechenſchaft von dieſer Fahrt geben.

Auf dem Rückwege vom Hafen begegnete mir ein Detaſchement Mineurs, und ich erfuhr, daß vor einer halben Stunde das Todesurtheil an einem Deſerteur vollzogen werden ſey. Jeder Soldat, der ohne Erlaubniß ſein Corps verläßt, hat, und wäre es auch ſeine Abſicht nicht auszubleiben, das Leben verwirkt. Der Unglückliche, den man heute der Strenge der bataviſchen Militärgeſetze opferte, war in dieſem Fall, und ſtarb daher durch die Hand ſeiner Kameraden; ein muthwilliger Ausreißer oder Komplottmacher wird gehängt. Die Nationalverſammlung allein kann die Uebelthäter begnadigen, und macht nicht ſelten von dieſem ſchönen Vorrecht Gebrauch.

Vierter Brief.

An einem hellen Herbſtmorgen ſchiffte ich mich mich auf dem Fahrzeuge ein, das wöchentlich zweimal die Reiſe nach Rotterdam macht. Ich hatte einen Platz im Pavillon gemiethet, einer wohleingerichteten Kajüte, worin noch drei andre Paſſagiere meiner warteten.

Wenn man mit einem ſolchen Schiffe, das gewohnt iſt, Reiſende aus den höhern Klaſſen aufzunehmen reiſet, ſo fehlt es nicht an den nöthigen Bequemlichkeiten. Für Mundvorrath muß man ſelbſt ſorgen, aber dagegen kann man beſtändig darauf rechnen, ſaubere Betten, kochendes Waſſer, und gegen beſondere Bezahlung auch Brodt und Wachholderbrandtewein, das gewöhnliche Getränk der Holländer, anzutreffen.

Unſer Schiffer, im gemeinen Leben ſagt man Kapitain, ein junger Mann von ſanfter und einnehmender Bildung, hatte viele Aufmerkſamkeit für uns. Es befremdete mich, ihn franzöſiſch und hochdeutſch, wie ſeine Mutterſprache reden zu hören, bis ich aus ſeinem Munde erfuhr, daß er in jüngern Jahren große Seereiſen gemacht hätte.

Im Beginn der Bataviſchen Revolution gab dieſer Schiffer einen ſeltnen Beweis der Anhänglichkeit für einmal gefaßte Grundſätze. Er weigerte ſich ſtandhaft, den Theil des Bürgereides zu ſchwören, der zum Haß gegen das Haus Oranien verpflichtet. Man befeſtigte ſein Schiff mit Ketten in dem Hafen, und hielt den Beſitzer drei Monate lang gefangen; endlich wirkten ſeine Freunde aus, daß ein Agent ihn verhören durfte, deſſen Denkungsart von beiden Parteien geehrt wurde. Der Schiffer trat mit eben der Ruhe vor ſeinen Richter, womit er das Steuerruder ſeines Schiffs führt. „Bürger, redete ihn der Agent an, warum weigert ihr euch den Eid zu ſchwören, den wir alle dem Vaterlande geleiſtet haben?“

Weil, antwortete jener, ich gerne als ein ehrlicher Mann ſterben möchte. Mein Schwur würde falſch ſeyn, weil ich niemanden haſſen kann, dem ich Dankbarkeit ſchuldig bin; der Statthalterſchen Familie danke ich meinen Wohlſtand, und nie werde ich es vergeſſen.

„Eure Unbiegſamkeit, hob der Agent wieder an, könnte den Verluſt eures Vermögens, ja ſelbſt die Verweiſung aus dem Vaterlande nach ſich ziehen, und ihr allein wäret der Urheber des Elends eurer ganzen Familie.“

Lieber Herr! ſagte der Gefangene ohne außer Faſſung zu kommen, mein Vater hat 20 Jahre lang Weib und Kinder als ein armer Fiſcher ernährt, warum ſoll ich es nicht auch einmal an einer fremden Küſte verſuchen?

Der Richter ſah wohl, daß ſeine Beredſamkeit ſcheitern müſſe, aber er dachte zu edel, um eine rechtſchaffene Familie ins Unglück zu ſtürzen, mit einem derben Verweis gab er dem Schiffer die Freiheit, und leiſe äußerte er den Wunſch, daß die neue Verfaſſung viele Anhänger dieſes Schlages haben mögte.

Anfangs geht die Fahrt etwas langſam, vorzüglich wenn, wie es uns begegnete, der Wind nicht ganz günſtig iſt. Unter den Wällen des Forts Crevecöur warf man die Anker bei einer großen Schleuſe, die ſich dort befindet. Indeß die Schiffer auf dem Lande ziemlich lange verweilten, muſterte ich den kleinen Büchervorrath eines jungen Rotterdammers, der ſich mit uns eingeſchifft hatte, und fand unter andern eine Ueberſetzung von Kotzebue's Sonnenjungfrau. In ſofern ich es beurtheilen kann, iſt ſie wohl gerathen; und die Scene, wo Rolla ſeinen Vater entdeckt, mögte wohl in der fremden Sprache gewonnen haben.

Mein Reiſegefährte, der große Freude an holländiſcher und franzöſiſcher Literatur fand, belehrte mich, daß die Schauſpiele dieſes Dichters faſt alle in ſeine Mutterſprache überſetzt, und mit dem ungetheilteſten Beifall vorgeſtellt würden. Es war mir auffallend, hier, wie von Engländern, Kotzebue's Stücke mit Begeiſterung preiſen zu hören; da hingegen Ifflands dramatiſches Verdienſt auch in Holland unbekannt geblieben iſt

Was mich einigermaßen mit dem Theatergeſchmack dieſes Landes wieder ausſöhnt, iſt der ungetheilte Beifall, womit eine Vorſtellung des Don Carlos auf dem Nationaltheater zu Amſterdam alle Zuſchauer hinriß. Nach einer Ueberſetzung von Göthe's ſchönem Trauerſpiel: Graf Egmond, fragte ich überall vergebens.

Weiter abwärts des Stroms werden die Ufer lachender. Mehrentheils ſieht man dicht am Strande Weidengebüſch, das als Schlagholz benutzt wird; hohes Holz erblickt man nur in einiger Entfernung, da wo es einen Kreis um freundliche Landhäuſer oder verſteckte Weiler ſchließt. Wir waren, dem ſchönen Wetter zu Gefallen, alle auf das Verdeck geſtiegen; mein junger Holländer ſtimmte ein Liedchen an, das ich Ihnen herſetze, ſo gut ich es verſtehn und überſetzen kann;

Eile, Tapfrer *), hin zum Strande,
Den mein klopfend Herz dir zeigt,
Spanne alle Seegel, lande,
Eh' des Tages Glanz ſich zeigt.
Könnt' ich auf des Windes Flügel
Hin zu der Geliebten fliehn:
Würde, Liebe, ſchon dein Siegel
Längſt auf meinen Lippen glühn.

O! wie arm, du treue Kleine,
Wär ich ohne deinen Kuß!
Sollte Gold und Edelſteine
Gleich mir Indiens Ueberfluß!
Bald, bald kann ich es dir klagen,

---

*) Der Name eines bekannten Schiffs.

Was dem Reichen noch gebricht,
Ja, mein Blick muß es dir ſagen,
Ehe noch mein Mund es ſpricht!

Dünkt Ihnen nicht, daß die Empfindungen eines Seefahrers, der nach einer weiten, aber einträglichen Reiſe dem Hafen ſeines Glücks nahe iſt, in dieſen Strophen trefflich geſchildert ſind? Die Melodie iſt einfach, und wurde vom Dichter, ich glaube er heißt van Weſſel, ſelbſt komponirt.

Früher, als mir es angenehm war, erblickten wir Gorchem, wo ich mich von der angenehmen Unterhaltung meines Reiſegefährten trennen mußte. Sobald unſer Schiff ſich der Stadt gegenüber befand, ruderte ein kleines Fahrzeug herbei, um diejenigen aufzunehmen, die am Lande zu ſeyn wünſchten; mich nöthigte ein Geſchäft dazu, und in einer halben Viertelſtunde war ich in Gorchem. Das Aeußere dieſer Stadt hat, zumal von der Waſſerſeite, viel Angenehmes. Die Straßen ſind gerade und bequem, aber überaus todt. In der Revolution, die 1787 den erſten Grund zu Hollands Ruin legte, hielt dieſe Stadt eine kurze Belagerung gegen die preußiſchen Truppen aus, und beinahe wäre ihr die Unerfahrenheit einiger Poſten, welche auf einen feindlichen Trompeter, der die Beſatzung aufforderte, Feuer zu geben, theuer zu ſtehen gekommen. Uebrigens ſind die Feſtungswerke von gar keinem Belang, und verdienen kaum dieſen Namen.

In der Nähe von Gorchem befinden ſich verſchiedene ſchöne Landſitze, worunter der des Herrn Mehrmann Baron von Dalem, den erſten Platz einnimmt. Die Reiſebeſchreibungen dieſes Schriftſtellers ſind, wie Sie wiſſen, auch in unſere Sprache überſetzt, und in den Händen aller Freunde der Länderkunde.

Vor nicht langer Zeit iſt er von einer großen Reiſe zurückgekommen, und wahrſcheinlich ſammelt er jetzt in der ſtillen Zurückgezogenheit für das Publikum die reiche Erndte ſeiner Bemerkungen.

Gewiß hätte ich mich zu der Bekanntſchaft dieſes verdienſtvollen Gelehrten gedrängt, wenn mein kränklicher Zuſtand mir nicht den einzigen Tag geraubt hätte, der frei blieb.

Fünfter Brief.

Ein anderes Schiff, das für Rotterdam beſtimmt war, nahm mich auch jetzt wieder auf. So ſehr ich die Geſellſchaft meines erſten Reiſegefährten vermißte, ſo konnte ich doch nicht mit Grund über die klagen, mit der mich auch jetzt das Ungefähr vereinigte. Schwerlich hat Holland auch nur verhältnißmäßig ſo viel eigentliche Gelehrte aufzuweiſen, als Deutſchland; aber dagegen findet man mancherlei Kenntniſſe unter Menſchenklaſſen, bei denen man ſie in unſerm Vaterlande vergeblich ſuchen würde. Der Fremde hört oft mit Erſtaunen aus dem Munde von Krämern und Viehhändlern die treffendſten Urtheile über Gegenſtände bildender Künſte, vorzüglich über Mahlerei. Wen dieſe intereſſiren, oder wer über die verſchiedenen Gänge des Handels und die Verfaſſung ferner Länder Aufſchluß verlangt, wird den Stoff zu einem unterhaltenden Geſprach ohne Mühe finden. In unſerm Pavillon befand ſich z. B. ein Mann, der beide Indien bereiſt hatte, zweimal in Amerika geweſen war, und die Küſten des mittelländiſchen Meeres ſo genau kannte, als ich die Ufer des Rheins.

Was man im Auslande faſt allgemein von der Grobheit der Holländer hört, fand ich nur bei dem geringen Pöbel, der nirgends ſeine Sitten hat, beſtätigt.

Der Grund davon liegt wahrſcheinlich an dem trockenen Weſen der Nation, und einigen Sprachgebräuchen, die von Fremden mißverſtanden werden. Mancher deutſche Krämer glaubt durch beleidigenden Hochmuth den Ton eines Großhändlers annehmen zu müſſen, indeß der Millionär aus Amſterdam jede Anrede freundlich beantwortet. Ohne mich auch nur dem Namen nach zu kennen, haben mir auf meiner Reiſe Menſchen aus allerlei Ständen kleine Gefälligkeiten erzeigt, und eine Theilnahme geäußert, der ich mich beſtändig mit Dank erinnern werde. Titelſüchtig iſt dieſe Nation gar nicht; man hört nur ſelten, daß Jemand nach ſeiner Bedienung angeredet wird, und die lächerliche deutſche Gewohnheit, auch den Frauen die Amtstitel ihrer Männer beizulegen, findet gar nicht ſtatt. Schriftlich werden etwas mehr Umſtände gemacht, wiewohl bei weitem nicht in dem Grade, wie es unter uns Mode iſt.

Auch auf dieſer Fahrt hatte ich einen heitern Himmel, aber widrigen Wind; dabei war das Waſſer ſehr ſeicht, und mehrmals lief das Schiff Gefahr, auf dem Grunde ſitzen zu bleiben.

Die Stadt Dort behielten wir lange im Geſichte; in dem kleinen Hafen lagen viele Schiffe, die theils auf günſtigen Wind warteten. Einige aus unſerm Schiffe ließen ſich ans Land ſetzen, ich aber blieb auf dem Verdeck, weil mir das Ein- und Ausſteigen viele Mühe verurſachte. Inzwiſchen genoß ich einer ſehr angenehmen Ausſicht auf die Stadt, welche faſt ganz am Waſſer hin gebauet iſt. Vor dem Thore befindet ſich ein Gaſthof, über deſſen Thür mit ungeheuer großen Buchſtaben Bellevüe ſtehet. Von dem Balken dieſes Hauſes muß man in der That einer trefflichen Ausſicht genießen: denn ein Theil der Stadt mit ihrem Hafen, der breite Strom mit ſeinen Ufern und Fahrzeugen liegen im Geſichtskreiſe jenes Altans.

Die Schiffer mußten zu den Rudern greifen, und unſere Fahrt ging dennoch ſehr langſam. Zwiſchen Rotterdam und Dort erblickt man am linken Ufer, in der Gegend von Crympen, die Ruinen eines Gebäudes, von welchem behauptet wird, daß Karl der Große es erbauet habe. Es ſind die noch wohl erhaltenen Trümmer eines Schloſſes von nicht großem Umfange, das wahrſcheinlich ehedem von den vorbeiſegelnden Fahrzeugen Zoll erhob. Merkwürdig iſt es, daß dieſes von Ziegelſteinen aufgeführte Gebäude der Waſſerfluth widerſtehen konnte, die einſt in dieſer Gegend 72 Dörfer wegſpülte, und daß auch die kleineren Ueberſchwemmungen, wovon es ſo zu ſagen jährlich heimgeſucht wird, ſeine Dauer nicht untergraben können.

Je mehr man ſich Rotterdam nähert, um ſo dichter folgen die Landhäuſer auf einander, welche größtentheils ihren Beſitzern bloß zum Sommeraufenthalte dienen.

Das ſchönſte darunter liegt am linken Ufer in einem beträchtlichen Gehölze, das zu Anlagen im beſten engliſchen Geſchmack benutzt iſt; das Gebäude gleicht mehr einer fürſtlichen Wohnung, als dem Landſitze eines Privatmanns.

Aus allen Reiſebeſchreibungen, die Sie über Holland geleſen haben, werden Sie ſich erinnern, daß Rotterdam, die zweite Handelsſtadt dieſer Republik iſt. Unendlich aber übertrifft ſie ihre Nachbarin an äußerer Schönheit; von welcher Seite man ſich ihr auch nähert, gewährt ſie eine prächtige Anſicht. Wir konnten ihre Thürme und Hafenſchiffe ſchon in beträchtlicher Entfernung wahrnehmen; verhältnißmäßig, wie man ſich nähert, tritt ein großer Gegenſtand nach dem andern aus der allgemeinen Maſſe hervor, und endlich unterſcheidet man deutlich die Reihen von Palläſten hinter den Alleen, welche einen großen Theil der Kanäle einfaſſen. Bald darauf befindet man ſich im Gewühl der kleinen und großen Fahrzeuge, zwiſchen denen man durchſteuern muß, und vor ſich ſieht man am Landungsplatz ein Gewimmel thätiger Menſchen.

In Rotterdam wird man weder von einer Wache examinirt, noch das Gepäcke von Acciſebedienten durchwühlt; dagegen belagern Packträger in Menge den Ankommenden; am ſchnellſten wird man der übrigen los, wenn man gleich beim Ausſteigen einen wählt. In den ſchönen Straßen dieſer Stadt iſt viel Leben, vorzüglich aber da, wo die Schiffe ankommen und abgehen.

Die Merkwürdigkeiten, welche von den meiſten Fremden beſucht werden: das Rathhaus, die Börſe, Erasmus

Bildſäule und Wohnung, übergehe ich mit Stillſchweigen; lieber möchte ich Sie von dem Nationaltheater unterhalten, das hier recht gut beſetzt ſeyn ſoll, wenn mir es möglich geweſen wäre, eine Vorſtellung abzuwarten.

Das Zugſchiff, welches mich einnahm, iſt eines von denen, die ſtündlich nach dem Haag abfahren. Es war gepfropft voll Menſchen, die aber zum Theil zwiſchen Rotterdam und Delft ausſtiegen. Der Regenguß, womit uns der Himmel heimſuchte, verhinderte mich, die ſehr bebaute Gegend ſo genau zu ſehen, als ich es gewünſcht hätte. In Delft miethete ich einen Wagen bis Haag, wohin ein ſehr ebener Weg führt. Das Wetter hatte ſich aufgeklärt, und es war heller Mondſchein, ſo daß man die nicht zu fernen Gegenſtände deutlich unterſcheiden konnte. Wegen der vielen Landhäuſer und Gärten, die hier eine fortdauernde Reihe bilden, glaubt man beſtändig in einem engliſchen Garten zu reiſen, und dieſe Täuſchung wird noch durch den ſchmalen Kanal erhöht, den man zur Linken behält.

Von Delft kann ich Ihnen nichts ſagen, als daß es eine nicht unbeträchtliche aber ſehr todte Stadt iſt. Man ſieht dort noch das Haus, in welchem Wilhelm, Fürſt von Naſſau, der erſte Statthalter Hollands, von einem Meuchelmörder erſchoſſen wurde. Die Anhänger des Hauſes Oranien hätten gerne geſehen, daß der Staat es angekauft, und die Simplicität der altväteriſchen Bauart als ein merkwürdiges Denkmal für die Nachkommen erhalten hätte: aber ſchon lange vor der jetzigen Staatsveränderung wurde es von Privatleuten gänzlich umgeſchaffen.

Der Haag iſt bekanntlich ein offener Ort, und obgleich mehrentheils eine ſtarke Beſatzung hier garniſonirt; ſo wird der Fremde doch von keiner Wache angehalten. Im Gaſthofe zeichnet man dagegen den Namen, Stand und gewöhnlichen Aufenthalt des Reiſenden auf, auch verlangt man von ihm, daß er eine Perſon aus der Stadt angebe, der er bekannt iſt.

Wenn gleich die Fahrt zu Schiffe nicht ſehr ermüden kann, ſo betäubt doch die beſtändig ſchaukelnde Bewegung denjenigen ungemein, der mehr ans feſte Land gewöhnt iſt. Beinahe möchte ich glauben, daß die Schiffswiege meine Nerven beruhigt; denn in langer Zeit habe ich nicht ſo gut geſchlafen, als nach einer Waſſerfahrt.

(Der Beſchluß künftig.)

II.

Der Barde.

Ein Preisgedicht.[*]

Weg mit eurem goldnen Weine:
Braunes Bier
Winket hier,
Hier in Wodans Schauerhaine.
Unſer hohes Luſtgeſchrey
Töne o Braga, dir zu Ehren.
Dieſe Humpen auszuleeren,
Bragabrüder, eilt herbey;
Eilt, ſie wieder anzufüllen,
Mit dem Trank der teutſchen Flur;
Brüllen laßt uns, laßt uns brüllen
Lauter, wie der laute Ur.
Schwache, weiche Weiberſeelen
Ohne teutſche Rieſenkraft
Mögen mit der Traube Saft
Netzen ihre leiſen Kehlen,
Uns, uns mundet Gerſtenſaft!

---

[*] S. Bardenalmanach 1802. S. 268.

Schlaget eurer Telyn Saiten,
Daß der Wald
Wiederhallt,
Laßt ſie den Geſang begleiten!
Kann wohl eine teutſche Bruſt
Bei der Welſchen leiſen Spielen
Der Begeiſtrung Stürme fühlen
Und erſchwellen hoch in Luſt?
Wenn aus Asgaards Feyerhallen
Donnernd ſpricht der hohe Thor,
Und wenn Schlachtgeſänge ſchallen,
Lauſchet freudig unſer Ohr.
Eure Zithern, Geigen, Flöten,
Teutſche, wollt ihr Teutſche ſeyn,
Schlagt an dieſen Felſenſtein;
In das Schmettern der Trompeten,
Bragabrüder, ſtimmet ein!

Weiche, du geſchmückte Schöne,
Kein Genuß
Iſt dein Kuß
Für Thuiskons ächte Söhne.
Reiß herab den Modehut
Mit den Flittern, die ihn zieren;
Ihren Leib ſo eng zu ſchnüren
Steht der teutſchen Dirn nicht gut:
Flattern laß die blonden Locken,
Tummle ein geſchwindes Roß,
Faſſe Muth und unerſchrocken
Schwinge du dein Jagdgeſchoß;

Würdig wirſt du ſo der Helden;
Wird ein Edler dich gewahr,
Traun, er führt dich zum Altar;
Dann beſingt dich, wie Thusnelden,
Unſre Bragabrüder Schaar!

Frey und ſtolz ſind wir Germanen,
Romas Macht
Ward verlacht
Einſt von unſern kühnen Ahnen:
Barden ſingt den Schlachtgeſang,
Daß zu gleichen Heldenwerken
Muthig ſich die Enkel ſtärken,
Fühlend ihrer Väter Drang!
O der dreimal großen Schande
Ueber den erzürnten Rhein,
Drang zum Hohn dem Vaterlande
Die — — — ein;
Auf ihr Sueven, Kauzen, Catten,
Zieht zur Rache ſchnell heran,
Zu den Waffen Jedermann;
Weiber, treibet eure Gatten,
Treibt zum Kampf die Feigen an!

Wodan wird uns Sieg verleihen,
Herrmann glänzt,
Ruhmbekränzt,
Herrlich her vor unſern Reihen;
Und wer im Getümmel ſinkt,
Den ergreifen die Walkyren

Nach Walhalla ihn zu führen,
Wo er unaufhörlich trinkt;
Leert die Humpen, Bragabrüder!

Wer den edlen Trank nicht ehrt
Und verſchmähet unſre Lieder,
Der iſt Niflheims Qualen werth.
Laßt uns nun zum Schluſſe ſchwören,
Deutſchlands Götter für und für,
Wie bei dieſem Feſte hier,
Hoch zu halten und zu ehren.
Schwörts bei dieſem braunen Bier!

Keltophilos.

III.

Pſychologiſche und äſthetiſche Reflexionen.

1.

Es giebt einen leichtfertigen Witz, der an ſich ein fader Burſche iſt, aber mit einem derben Knittel in der Hand, und überhaupt mit einer guten Doſis von Grobheit verſetzt, in unſrer Zeit Aufſehen zu machen das Glück hatte. Denn wenn die Grobheit auch gerade nicht etwas Göttliches bei ſich führte, ſo hat ſie — wenigſtens da, wo ſonſt nur der gute Ton zu Hauſe war, und aufgeſucht wurde — ein kühnes, ſtarkes und originelles Anſehen.

Dieſer Grobwitz ſcheint der äſthetiſche Appetit unſers ausgezeichneten Jahrhunderts geworden zu ſeyn, eine Art von Gerſten- und Kleienbrod in der theuern Zeit.

Sollte dieſer Witz einer witztheuern Zeit unter uns — wie es allen Anſchein hat — guter Ton zu werden anfangen, ſo würde er alsdann nothwendig mit ſeiner Originalität auch Intereſſe und Beyfall bei uns verlieren, und in ſeine erſte Fadheit zurückſinken.

Aber was dann nur anzufangen? Wenn unſer etwas ſkythiſch desorganiſirtes Geſchmacksorgan weder der fade leichtfertige, noch der Knittelwitz mehr befriedigen, ſo iſt, dünkt mich, jene Fülle der Zeiten herbeigekommen, die den Aberwitz gebiert, einen halbverrückten Schwärmer, halb-

Poeten, halb Philoſophen, der in der Philoſophie dichtet und in der Poeſie philoſophiret — eine glänzende Epoche der Phantaſterei, welche durch die geiſtige Verwilderung der Grobheitsepoche nothwendig hervorgebracht wird.

Ob dieſe glückweiſſagende Prophezeihung je eintreffen, und wie dieſer ſeltſame Baſtard nach pſychologiſchen Naturgeſetzen entſtehen und leben könne, darüber dürfen wir uns keine grauen Haare wachſen laſſen: denn glücklicherweiſe hat ſich dieſe Wundergeburt bereits ereignet, das Kind lebt, wächſt, gedeiht, und wird von uns — bewundert.

R.

2.

Betrachtet man die ſogenannte niedere Klaſſe der Menſchen, ſo iſt das Leben ein wahrer Schleppſack. Welch ein elendes Loos! Eine Arbeit ohne Reiz, durch und durch mechaniſch, und bloß durch den Tirannen Hunger mit eiſerner Geißel getrieben! Gleichwohl ſcheint es noch eine weit traurigere conditio vitae zu geben, dieſe iſt das Zellenleben des Mönchs. Dieſer beneidet auf eine Art, die ihm ſeine köſtliche Tafel in ein ekles Mahl verwandelt, die Glückſeligkeit eines elenden Holzhackers, der nach getragener Laſt und Hitze des Tages an dem magern Buſen einer liebenden Gattin auszuruhen, und von ihren Lippen das ſeelige Vergeſſen ſeiner Leiden mit einem Kuſſe zu trinken das Glück hat. Daher denn die merkwürdige Erſcheinung in unſern ſekulariſirenden Tagen, daß da, wo den Kloſtermännern die Wahl frei gegeben iſt, in der Regel zwanzig gegen fünf für das Leben extra clausuram ſtimmen, und eine geringe Penſion im Genuſſe der Freiheit der wohlbeſetzten Kloſtertafel vorziehen.

K.

1.

Merkwürdig iſt es, daß in dieſem Augenblick ein Weib vielleicht gegen das ganze männliche gelehrte Korps in Frankreich für die moraliſche Natur des Menſchen, ſo wie für eine moraliſche Weltordnung öffentlich in die Schranken tritt. Wer kennt nicht den neueſten Roman der Frau von Stael? — So wäre dann dermalen jenſeits des Rheines die wahre Philoſophie, die Philoſophie des Weibes!

Wenn ein Reich, das alles auf das Spiel ſetzt, ſich eine beſtimmte neue glänzende Geſtalt zu geben, nicht auf dem Wege, den es ſich ſelbſt vorgeſetzt, ſondern auf einem ganz andern, auf den der allmächtige Arm des Schickſals es hinüberreißt, groß wird, ſo muß dieſe unerwartete Wendung unſtreitig einen entſcheidenden Einfluß auf ſeine Denkart äußern. Dieſe Aenderung wird aber nur auf Seiten derjenigen ſichtbar und auffallend werden, die, da ſie an ihrem eignen idealen Plane mit bloßer Schwärmerei gehangen, nach dem Mißlingen deſſelben eben ſo bereit ſind, ihn jetzt für ein nicht zu realiſirendes Phantom zu erklären, und ſo überhaupt jede noch ſo würdige und erhebende Idee, die mit jener erſten in naher oder entfernter Verbindung ſtand, mit ihr in das alte Nichts zu verweiſen. War der erſte Plan Freiheit, ſo wird man in der Vereitlung deſſelben den waltenden eiſernen Arm des blinden Fatalismus zu erkennen glauben, und nach dieſer Bemerkung ſeine ganze Denkart über die Beſtimmung des Menſchen und über die Welt ſelbſt ändern — ein Reſultat, das wenig Tröſtliches bei ſich führt, und, wofern daſſelbe Maxime würde, zu noch weniger Tröſtlichem führen dürfte.

Das Weib, mehr gefühlvolle Zuſchauerin, als thätige Theilnehmerin an den Weltbegebenheiten, mehr ſich anſchmiegend an das gegebene Geſetz, als nach Freiheit und Selbſtgeſetzgebung ſtrebend, erkennt, da daſſelbe weniger reflektirt, gemeiniglich nur ſein eignes Herz in jenen Begebenheiten, welches bei der Legalität des letztern die Folge hat, daß aus der Geſchichte der Welt für das weibliche Auge ein tröſtlicheres Reſultat hervorgeht. Denn man kann bei aller Achtung für ein weibliches Genie — wofern es anders dergleichen geben ſollte — nicht annehmen, daß jene erhabenen philantropiſchen Ideen der Frau von Stael auch wirklich aus philantropiſcher Abſicht und Weisheit hervorgegangen, wohl aber können und müſſen ſie als Bedürfniſſe eines veredelten Herzens, und in ſofern als praktiſche Ueberzeugungen deſſelben angeſehn und verehrt werden.

Merkwürdig bleibt es immer, daß, nachdem ein Mann den politiſchen Staatskörper Frankreichs gerettet, ein Weib — kein Prieſter oder Philoſoph — dazu beſtimmt ſcheint, den moraliſchen zu retten.

IV.

Der alte Warnhild.

Erzählung.

Mit einer Thräne im Auge hatte Warnhild den letzten Roſenſtock auf das Grab ſeiner jüngſten Tochter gepflanzt, lehnte den Spaten an den nahen Fliederſtrauch, und überzählte die Hügel, die nach und nach die Stellen ſeiner Blumenbeete eingenommen hatten. — „Da mein älteſter Sohn — dort mein Weib — neben ihr der Säugling, dem die Sonne des Lebens an einem Tage auf- und unterging — da mein Karl — dort Gertrud — und nun auch du meine letzte, meine einzig übrig gebliebene Thereſe. — Das ſind eure Gräber, und die Gräber meiner Hoffnungen. Nun bin ich fertig. Der Tod kann mir nichts mehr nehmen, als meine Blumenſtöcke, und meine eigene morſche Hütte. Wie gern hätte ich ſie hingegeben, wenn du Thereſe ſtatt meiner hätteſt hierbleiben können. Was ſoll ich noch hier? Sechzig Jahre hab' ich gelebt; zwanzig davon war ich — Kind oder wenig mehr; noch zehen war ich andern wenig nütze; ich dachte nur an mich, ſelbſtſüchtige Wünſche, bunte Träume von Ehre und Reichthum beſchäftigten mich; mit den Dreyßigen nahm ich ein Weib, vergaß das Groß- und Reichwerden, und dachte, rechtſchaffen, ein guter Ehemann und Vater zu ſeyn, wäre beſſer als Reichthum. Das war vielleicht das erſte Vernünftige, was ich dachte; Gott gab ſeinen Segen, ich wurde Vater, mein Weib und meine Kinder liebten mich, — das beſte Zeugniß, daß ich ein guter Ehemann und Vater war. Ob ich auch gegen andere ein rechtſchaffener Mann war? — darüber, Warnhild, kann dir Niemand Zeugniß geben, als du ſelbſt, und — du darfſt es. Wozu nun alles, was ich that? — Das Gute, hoffte ich, ſollte in meinen Kindern und durch ſie fort leben: dort ſchläft es nun mit ihnen, ich allein blieb übrig, überlebe ſie, und in ihnen mich ſelbſt. — Armer Mann, was haſt du auf der Welt gethan? Wenn der Todesengel kommt, und dich abruft, wo bleibt die Spur, daß du dageweſen biſt? — Es iſt doch traurig, ſo weggehen zu müſſen, und nichts gethan zu haben. — Und was kann ich noch thun? — Mein Alter noch eine Spanne lang hinfriſten, das iſts alles. Heißt das auch etwas gethan? — Und auch dazu hat mein alter Arm kaum Kräfte genug.

Wenn ich jetzt freiwillig hinginge, wo ihr ſeyd, meine Kinder, wer könnte ſagen, ich hätte nicht Fug dazu? — Was ſoll ich noch hier? Für meine Seligkeit ſorgen? — Armer Alter! es ſtünde ſchlimm mit dir, wenn du erſt jetzt daran denken wollteſt, da alles, woran du dir einen Anſpruch auf die himmliſche Freude verdienen könnteſt, nicht mehr iſt! — Nein, Vater dort oben, fuhr er fort, und eine Thräne rann aus ſeinen aufwärts gerichteten Augen, wenn ich mich jetzt in den Kreis meiner Kinder legte, die du von mir gerufen haſt, ſo könnte ich nichts Unrechtes thun. Auf dem

Poſten, den ich verließe, iſt ja nichts mehr zu bewachen." Er ließ die Hände ſinken, ſah noch eine Weile ſtarr auf die ſechs Grabhügel, die um ihn her lagen, nahm dann ſeinen Spaten, und ging in die Hütte zurück.

Auf dem Tiſche lag noch Thereſens letzte Arbeit, ein kleiner Teppich von Stroh, der nicht vollendet war. „Einfaches leichtes Gewebe, ſagte er, Bild ihres einfachen anſpruchloſen Lebens, das unvollendet blieb, wie ſelbſt Du! — Unvollendet? — Wer weiß es!" Dort war ihr Spinnrocken, dort lagen Kleider von ihr. Neue Gegenſtände der Rührung für den Alten. Er ſchlich aus einem Winkel der Hütte in den andern, fühlte ſich überall ſo verlaſſen, ſo ſchauerlich einſam. Er trat ans Fenſter. Für wen blühte nun die ſchön beſchnittene Hecke, die er um die Hütte zog, die Blumen, die Gemüſe, die er pflanzte, der ganze Garten, den er pflegte? Alles war todt, war vergebliche Arbeit. Wohin er ſich wandte, rief alles ihm zu: Du kannſt gehen, Alter! Niemand braucht dich mehr.

Zwei Tage ging er ſo in ſeiner Hütte, im Garten und Felde umher, um Ruhe zu finden. Jetzt fühlte er erſt, daß der größte Theil von dem, was er für ſich zu thun geglaubt hatte, wirklich nicht für ihn geſchehen ſey, daß er es nicht genießen konnte, da er es nun allein beſaß. „Arme Selbſtſucht, dachte er, wie hart würdeſt du beſtraft werden, wenn du alles, was du allein haben willſt, wirklich allein genießen ſollteſt! Es giebt keine Freude ohne Mittheilung; und der Menſch wäre nur für ſich da? — Ach, ich fühle es, daß ich gar nichts bin, da ich nichts für andere ſeyn kann. —

Was ſoll ich mit dem Walzen meines Feldes, mit den Früchten meines Gartens? Mich ſättigen, das iſt alles. Es wird mir nicht einmal wohlſchmecken. Aber wenn Thereſe davon des Feſttags Stollen buck, und wir uns über die lockeren Kuchen freuten, wenn ſie die Aepfel und Birnen ſammlete, und Horden voll trocknes Obſtes in die Vorrathskammer trug, worüber freute ich mich da? Wie würde ihr dabei geweſen ſeyn, wenn ich nicht mehr geweſen wäre? — Das Band, welches der Eigennutz jeden Augenblick zu trennen ſucht, hat ein Gott geknüpft; er müht ſich vergebens, und weh ihm ſelbſt, wenn es ihm gelänge, es aufzulöſen!" Er ging durch ſeinen einſamen Garten nach der Hütte zurück, denn es ſtieg ein Gewitter auf. Im Graſe fand er einen halbbeſiederten Vogel, den der Wind, welcher ſich erhub, aus dem Neſte geworfen hatte; er ſuchte das Neſt, fand es, trug den Vogel wieder hinein, und die kleine Beruhigung, die er fühlte, einem Geſchöpfe genutzt zu haben, das ohne ihn umgekommen wäre, das erſte angenehme Gefühl, das ſeinen Schmerz einen Augenblick unterbrach, diente ihm zur Beſtättigung deſſen, worüber er eben mit ſich ſelbſt geredet hatte. Er trat ans Fenſter, ſah wie das Gewitter heraufzog, der Wind auf dem Heerwege die Staubwolken empor trieb, und der Regenguß endlich ſeine Ausſicht beſchränkte, noch immer ohne Antwort auf die Frage, die er ſich jeden Augenblick wiederholte: Warnhild, was machſt du noch hier?

Indeß kam ein Reiſender auf der Straße her. Warnhilds Häuschen lag einſam in ziemlicher Entfernung von einem Dorfe, nicht weit vom Wege; es war nichts ſeltenes, daß Reiſende unter ſeinem Obdach Schuz ſuchten, auch dieſer Pilger trat herein, um vor dem Regenguſſe Schuz zu haben. Es war ein junger Menſch, der durch ſeine Kleidung keine gemeine Herkunft verrieth. Warnhild ließ ſich nach den gewöhnlichen Fragen über ſeine Reiſe in ein Geſpräch mit ihm ein, der junge Menſch wurde zutraulich, und erzählte mit der gewöhnlichen Offenherzigkeit und Unbeſonnenheit der Jugend, daß er auf dem Wege ſey, ſich der väterlichen Herrſchaft zu entziehen, und ob er gleich zu einem andern Stande beſtimmt und erzogen ſey, unter das Militär zu gehen. Er ſprach von Härte ſeines Vaters, der ſich ſeinen liebſten Wünſchen widerſetze, ihm ein kleines Verſehen zu hoch angerechnet habe, und dergleichen mehr. Warnhild ließ ihn ausreden. Das wird gewiß Ihren Vater ſehr ſchmerzen, ſagte er, daß Sie ſo ohne ſein Wiſſen und Willen ihn verlaſſen, und ſich einem Stande widmen, zu dem er Sie nicht beſtimmt hat. Er braucht ſie vielleicht nothwendig.

O nein, das nicht; er braucht mich nicht; ich kann ihm bei ſeinen Geſchäften nichts helfen.

Nun dann wird es ihm alſo wohl gleichgültig ſeyn, daß Sie weggegangen ſind.

Nein gewiß nicht! Ich weiß, daß es ihn ſehr ärgern wird, aber er mag ſehen!

Das nenn ich einen ſonderbaren Mann, ſagte Warnhild. Er kann Sie nicht brauchen, wie Sie ſagen, kann ohne Sie ſeyn, und doch ſchmerzt es ihn, daß Sie fortgehen. Es kann nicht anders ſeyn, als er muß Sie ſehr lieb haben. Nicht wahr?

Das wohl.

Wirklich? — Und du junger Undankbarer, fuhr er ernſter fort, verläſſeſt ihn, du ſuchſt ihn dafür, daß er dir uneigennützig wohlwill, zu kränken? Was ſollen andere von dir erwarten, die dir nicht ſo viel Gutes thaten? — Verdienſt du, daß man dir ein Obdach im Regen bietet, da du gegen deinen erſten Wohlthäter ſo verfährſt? Du willſt deinem Vater nicht gehorchen, der das, was er von dir verlangt, wie du ſelbſt geſtehſt, nicht um ſeinetwillen will, und dich einem Stande widmen, wo Gehorchen die erſte, unnachläßlichſte Pflicht iſt? — Unbeſonnener junger Mann, gehen Sie zurück, und bitten Sie Ihren Vater um Verzeihung. Wo Sie hinkommen, wird jeder Rechtſchaffene von Ihnen denken müſſen, wie ich denke: daß Sie ein Thörichter, ein Undankbarer, und des Mitleids unwerth ſind. Doch — wenn Ungehorſam Ihr Vergehen iſt — gehen Sie hin, Sie ſind auf dem Wege, wo die angemeſſenſte Strafe dafür Sie nicht verfehlen kann.

Der junge Menſch war betroffen, Warnhild trat wieder ans Fenſter, das Bild jenes Vaters ſtand vor ihm, der von ſeinem vielleicht einzigen Sohne verlaſſen, nun auch einſam trauerte; er verglich jenen Unglücklichen mit ſich, und fand, was ihm einen Augenblick vorher nicht ſo geſchienen hatte, daß ſein Schmerz noch nicht immer ohne Troſt ſey, daß es wenigſtens noch Unglücklichere geben könne, als ihn. Deine Thereſe, deine andern Kinder verließen dich, aber es war der Ruf der Natur, dem ſie folgten; das, was du Gutes von ihrer Erziehung erwarteteſt, ſcheint für dieſe Welt zwar aufgehoben, aber auch deine Verſehen, und biſt du vor denen ſicher? — Pflanzen ſie ſich nicht durch eine ausgeartete, vom Mutterſtamme losgeriſſene Wucherpflanze fort? Vielleicht hat das Beiſpiel, das du bei ihrer Erziehung deinen Nachbarn gabſt, hie und da ein gutes Saamenkorn geſtreut, und das wäre denn doch ein reiner Ertrag deines Lebens und deiner Mühe. Du haſt dann, es ſey ſo wenig oder ſo viel als es wolle, wenigſtens das gewirkt, was du, Beſchränkter, konnteſt. Und wer kann mehr? —

Jetzt wandte er ſich zu dem jungen Mann, und führte ihn an das Fenſter. Sieh, Jüngling, dort den Gang hinab, wo die Flieder einen Raſenplatz mit Blumen umgeben, dort begrub ich vor wenigen Tagen mein letztes Kind. Sie riſſen ſich nicht muthwillig von meiner Hand los, der Himmel rief ſie zurück, und doch, junger Mann, — hier ergriff er ſeine Hand und legte ſie auf ſein Herz — wenn du fühlen könnteſt, wie es in dieſem Herzen arbeitet, wie ſchmerzhaft die Wunde iſt, wenn ſich ein geliebter Theil von uns losriß. Auch du willſt ja einſt Mann und Vater werden, willſt von deinen Kindern Gehorſam und Liebe verlangen; wie kannſt du das, wenn du ſelbſt ſie deinem Vater verſagteſt? Kehre um! geh zurück, thu was du ſollſt, und glaube einem alten Manne, dem du nichts angehſt, gegen den du nicht Urſach haſt mißtrauiſch zu ſeyn, und der wenigſtens aus Erfahrung das Leben beſſer verſtehen muß, als du. Du nimmſt dir auf dieſem Wege alles, was dich einſt als einen rechtſchaffenen Mann glücklich machen kann, das Bewußtſeyn, daß du deine Schuldigkeit thateſt. Und wenn du meinſt, daß du auf einem andern Wege glücklich werden könneſt, ſo irreſt du. Geh hin und überlege, was du zu thun haſt.

Der Jüngling ſchwieg, der herzliche Ton des Alten, und ſein einfacher Rock, nach dem er eine ſo ernſthafte Lektion von ihm nicht erwartet hatte, ſetzten ihn in Erſtaunen und Rührung. Das Gewitter war vorübergezogen, der helle Himmel lachte wieder zwiſchen gebrochenen Wolken hervor, der Wanderer griff nach ſeinem Stabe, drückte dem Alten die Hand und ging. Warnhild ſah aus dem Fenſter ihm nach, und ſah mit inniger Freude, wie er langſam und nachdenkend ſeinen vorigen Weg zurückging.

Warnhild fühlte eine Veränderung in ſich, ſeine Ideen hatten eine andere Richtung bekommen; er ging in den Garten hinaus, die Luft war kühler und erfriſchender, Baum und Hecken ſtanden wie verjüngt, und blitzten noch an allen Blättern von dem erquickenden Regen, der ſie begoß und ihr Grün verſchönerte. Das Gewitter war gut, ſagte er, es hat den Feldern Erfriſchung gebracht, und auch meinen Schmerz gekühlt. Jetzt ſtand er unter dem Baume, auf dem der Fink, dem er ſein Junges wiedergebracht hatte, mit voller Kehle die wiederkehrende Heiterkeit des Himmels begrüßte. Würdeſt du auch ſo fröhlich ſingen, ſagte er, wenn dein Junges, im naſſen Graſe verirrt, nach deiner Hülfe ſchriee, und du es kraftlos eine Beute des erſten Räubers werden ſäheſt? Er fühlte, daß er auch Schöpfer der fröhlichen Melodie war, daß er, obgleich ſelbſt ſo troſtlos und verlaſſen, noch zwei Vätern hatte ihre verlornen Kinder wiedergeben, und zwei Geſchöpfe dem nahen Untergange entreißen können.

können. Die Frage: Alter, was machſt du noch hier? hatte ſich alſo ſchon durch die That beantwortet, ehe er daran dachte, und ein Blick auf ſeine von den Schloßen beſchädigte Aurikelflor gab ihm Antwort auf manches andere, was ſeinem Schmerze unbeantwortlich geweſen war. Nein, — die Sonne hat nicht umſonſt geſchienen, ſagte er, wenn auch dieſe Blumen zerſchlagen wurden, ehe ſie Saamen trugen.

Der Himmel hat die Blumen auf eurem Grabe begoſſen, ſagte er, indem er ſich auf einen Hügel ſetzte, ihr, die er auch nur zu Blumen beſtimmte, die ſeine Schöpfung durch einen kurzen Frühling verſchönern ſollten. Die Natur iſt Herr in ihrem Hauſe; wer will ſie meiſtern, daß ein Gefäß zur Zierde, nicht ein Geſchirr zum Nutzen oder ein Werkzeug zur Arbeit iſt? —

Die Dämmerung beflorte allmählig den Garten, und machte ſeine Laubengänge dunkler, da ging Warnhild in ſeine Hütte zurück, er zündete das Lämpchen an, das jede Nacht, ein Stern für Reiſende, durch ſein Hüttenfenſter nach dem Wege hinſchimmerte, legte ſich dann zur Ruhe, und ſchlief zum erſtenmale wieder leiſen Schlaf bis zur Morgenröthe.

M. Reinecke.

V.

Literariſche Briefe.

Sechſter Brief.

An Fr. v. S.

Ohne Zweifel haben Sie ſchon das neue (epiſche) Werk des däniſchen Dichters geleſen, das kürzlich unter dem Titel: Parthenäis, oder die Alpenreiſe, ein idylliſches Epos in neun Geſängen, von Jens Baggeſen. Hamburg und Mainz, ohne Jahrszahl! erſchienen iſt; und ich fürchtete in der That, mit einer Anzeige oder Beurtheilung des Werks zu ſpät zu kommen, wenn ich mich nicht, mit Vorausſetzung Ihres eignen vollſtändigen Urtheils über das Ganze, auf die Mittheilung einiger einzelnen Bemerkungen beſchränken wollte. Das Werk hat Aufſehen gemacht, man hat es mit Voſſens Luiſe und Göthe's Herrmann und Dorothea verglichen, ſo ernſthaft auch dieſe Zuſammenſtellung ſeyn mochte; man hat zwar geſagt, der eine dieſer Dichter (Voß) habe dem neuen Dichter den Preis (nehmlich vor dem ſeinen) zuerkannt, woran wir eben nicht zweifeln wollen.' Schon die Zuſammenſtellung der Göthe- und Voſſiſchen Gedichte iſt vollkommen unſtatthaft: denn die Luiſe iſt, ſelbſt nach der Abſicht des Dichters, kein Epos, ſondern es ſind drei Idyllen, die in ſehr verſchiedenen Zwiſchenräumen, ohne einen anfänglich angelegten Plan der Einheit, entſtanden ſind; Herrmann und Dorothea aber iſt, nach dem Willen des Dichters, ein wahres Epos, das unter den Deutſchen, ja in der modernen Poeſie aller Völker, die reine epiſche Form, die ſeit den Homeriſchen Zeiten verſchwunden war, wiederhergeſtellt hat. Baggeſen hat beides, Idylle und Epos, vereinigen wollen, und ſein Gedicht ein *idylliſches Epos* genannt, alſo ein Epos in der Sphäre der Idylle, wie ſie von den Neueren beſchränkt worden iſt. Vielleicht aber wäre der Titel: *epiſche Idylle*, paſſender geweſen, da gegen die Objektivität der epiſchen Darſtellung ſchon die Nachricht Zweifel erregt, daß der Dichter ſeine eigne Geſchichte und unter dem etwas barbariſchen Namen: *Nordfrank*, ſich ſelbſt dargeſtellt habe; da das Intereſſe, wie in den Geßnerſchen Idyllen, mehr ſentimentaler Art iſt, und die eingewebte Mythologie, die vielleicht das Gedicht epiſiren ſollte, gänzlich verfehlt, und ein heterogener Theil des Ganzen zu ſeyn ſcheint.

Der Dichter reiſet mit den drei Töchtern des Guthsherrn von Bonal unter mancherlei Vorfällen auf die Spitze der Jungfrau; ſeine Liebe zur jüngſten der ſchönen Schweſtern entwickelt ſich auf der Reiſe, und geht gegen das Ende derſelben in eine eheliche Verbindung über. Dies iſt der Stoff des Gedichts, den die wirkliche Welt geliefert, und den der Dichter mit Freiheit poetiſirt hat. Da er ſich ſelbſt, und zwar *als Dichter*, darſtellte, ſo mußte er ex officio zur poetiſchen Natur werden, und dieſe Natur durch dichteriſches Porträtiren, ſo wie durch Erfindungen ſymboliſcher und mythologiſcher Art, zu erkennen geben. Ob er gleich mit ſeinen Begleiterinnen aus der konventionellen Welt herausreiſet, ſo erhält er uns doch unabläſſig, beſonders durch die genauen geographiſchen Beſtimmungen (man ſehe z. B. das unpoetiſche Namenregiſter S. 290 und 91) in der Wirklichkeit ſo feſt, daß uns die Thätigkeit des Merkur, Eros, Apoll und des ganzen Olympus, ſo wie die förmliche Theophanie, der Venus Urania in der Höhle, nur als beſonnene Dichtung und Ausſchmückung erſcheint. Dazu kommt noch der ganz beſondre Gebrauch der Mythologie, nach dem er ſich zwar der bekannten griechiſchen, aber nur etwa ſo, wie ſie in einem ſcherzhaften Heldengedichte vorkommen könnte, bedient. So iſt Eros und Merkur auf dem Kirchweihfeſt in Hasli, ſie kehren in Wirthshäuſern ein, und gehen dann ohne Bezahlung fort; Nordfrank berichtigt ihre Rechnung:

Träumt' er doch nicht, was er thut (heißt es), für
Nebenbuhler die Zeche
Zahlend zugleich und entrichtend die Schuld unſterblicher Götter.

Merkur heißt der bebeutelte Kaufgott (S. 70 und 71), auch der fuhrobwaltende Poſtgott, und die Poſt iſt ſein Departement (γέρας) geworden; ſo ſind alle Götter auf eine ungebührliche Weiſe moderniſirt, und, wie man ſieht, mit dem Zeitalter fortgeſchritten. Zeus beſonders iſt ſehr beleſen, er kennt Schillers Götter Griechenlands, Wielands Göttergeſpräche, Göthe's Propyläen, und Voſſens Homer. Eros ſogar weiß etwas vom Chriſtenthum, denn er ſagt S. 68:

> Wahrlich! derweil wir Olympier doch die theſſaliſchen Berghöhn
> Flohn, aus den erblichen Sitzen verſcheucht von türkiſchen Barbarn,
> Die, ſelbſt nimmer im Scherz, uns huldigen, welches zum Glück hier
> Chriſtliche Dichter doch thun, und mehr noch zu wagen bemüht ſind — —

Würden Sie in dieſen Worten wohl, wenn man Ihnen den Sprechenden nicht nennte, die Sprache des Eros erkennen? — Wahrſcheinlich erhalten wir nächſtens z. B. in der Reiſegeſchichte eines theologiſchen, juriſtiſchen oder mediziniſchen Kandidaten, auch eine Muſe des Kriminalrechtes, der Polemik und der Materia Medica, Apoll ſpielt den Clavicylinder, Mars protzt die Kanonen los, Minerva citirt die Kritik der reinen Vernunft, Iris dirigirt einen Luftballon, und Vertumnus den Bau der Runkelrüben. Was wollen denn auch die Götter voraus haben? ſind wir proſaiſch geworden, ſo können ſie es auch werden! — Nicht genug aber, daß unſer Dichter die alten Götter moderniſirt hat, er hat auch neue geſchaffen, d. h. er hat mit etwas, das im Glauben der Nation leben muß, wenn es etwas ſeyn ſoll, ſeine Leſer, als mit ſeiner Erfindung, überraſcht, ſo daß die Leſer der Parthenäis nun, wenn ſie ein gutes Gedächtniß haben, eine ganz eigne Mythologie beſitzen, vor der alle andere Sterbliche nichts wiſſen; welches jedem Begriffe von Mythologie widerſpricht. Er hat nehmlich eine homeriſche Muſe, die er anruft, ſo wie überhaupt (S. 34) homeriſche Götter, dergleichen es nirgends giebt, er hat eine mythologiſche Jungfrau und einen Mönch, er hat endlich einen ganz neuen Gott am Schwindel:

— — ihn zeugte der Himmel
Einſt zur Hölle geſellt in chaotiſcher Felſenumarmung (?) ſ. S. 218 ꝛc.

Sie ſehen alſo wohl aus dem allem, daß der Gebrauch der Mythologie dem im ſcherzhaften Heldengedicht gleicht, obgleich der Verfaſſer gar nicht das komiſche, ſondern das ſentimentale Intereſſe beabſichtigt hat. Wahrſcheinlich hat ihn die alte Regel von Göttermaſchinen im Epos, das er einmal ſchreiben wollte, zu dieſen Erdichtungen verführt, oder er hat nebenher, da der Reiſende ein Dichter iſt, dieſen nur ein bisgen mit Göttern ſpielen laſſen, um ſeinen Beruf mehr zu verherrlichen; aber er hatte an dem Götheſchen Epos ein Muſter, wie er, ohne alle Maſchinen, einem modernen Privatſüjet den Charakter der Allgemeinheit, Vollſtändigkeit und Größe geben konnte, und den Dichter hätte er durch Darſtellung poetiſcher Naturen wahrlich mehr glorificiren können, als durch Einführung proſaiſcher Götter. —

Obgleich nun das Gedicht inkorrekt im Ganzen iſt, ſo iſt es doch voll von einzelnen poetiſchen Stellen, erhabnen Bildern und Gemälden (vorzüglich ſchön iſt die einſame Wanderung des Dichters im neunten Geſange), und reizenden Schilderungen; vorzüglich athmet es eine zarte, keuſche und ſchöne Geſinnung. Wir können ihm alle Vorzüge zugeſtehen, nur nicht den der Klaſſicität. Denn die Inkorrektheit, die im Ganzen erſcheint, iſt auch im Einzelnen ſichtbar. Obgleich die Hexameter nicht ohne Kunſt gebildet ſind, ſo ſtehen ſie doch weit unter den Voſſiſchen, und ſind ſich ſehr ungleich: bald beginnt die zweite Hälfte nach der Caeſur mit einem Daktylus, gewöhnlich mit einer kurzen Vorſchlage, bald mit einem Trochäus oder Spondäus, z. B.

Als dort jenem erſchien glanzhell Urania's Antlitz (S. 185.)

bald ſind ſie ohne Ceſur, wie:

Hoch in der Mitte der ſchimmernden Stadt unermeßliches
Umfangs (S. 218.)

bald aber weiß man gar nicht, wie man ſie leſen ſoll; z. B.

Alſo durchwandelte jetzt das Cryſtallhelatempylos Nordfrank (S. 320.)

oder:

Ach! dich ſtürzet dein Muth, Unerſchrockener, einſt von
der Strahlſpitze (S. 310.)

Der ſchrecklichſte Vers aber, bei dem man für ſeine Sprachwerkzeuge fürchtet, ſteht S. 7.:

Heil! ihn lehr das Geſchick, den wandrerumwanderndennden Nordfrank.

Sind ſo die deutſchſchreibenden Dichter nicht ſelbſt Schuld an der fortdaurenden Meinung von der barbariſchen Härte unſrer Sprache? und kann das Beiſpiel Göthe's, Schlegels und Voſſens wohl gegen ſolche enorme Beiſpiele beſtehen? Es iſt wahr, unſre Sprache hat gegen mannigfaltige Schwierigkeiten zu kämpfen, und ſie wird ſich vielleicht nie zum Wohllaut der italiäniſchen erheben; aber es kommt nur auf den ernſten Willen und ein tiefes Studium von Seiten unſrer Dichter an, ihr die Rauhheit des Nordens auszuziehen, und ſie ihrer holden Schweſter, der griechiſchen, an die Seite zu ſtellen.

Sollten Sie übrigens die Parthenäis noch nicht geleſen haben, ſo bitte ich Sie, zu glauben, daß Sie ſie durch die hier ſtehenden Bemerkungen keinesweges kennen gelernt haben. Von der ſchönen, lebhaften und zarten Empfindung des Dichters, die ſich in den Bildern und Beſchreibungen, in ſehr vielen vortrefflichen Stellen, ſpiegelt, ſage ich Ihnen um deswillen nichts weiter, weil Sie das Gedicht entweder ſelbſt geleſen haben, oder noch leſen werden. Es wird gefallen, und verdient zu gefallen, wenn wir auch eben nicht glauben ſollten, daß dadurch unſre poetiſche Literatur bereichert worden ſey.

M.

Siebenter Brief.

An Herrn O.

Man habe die Bemerkung gemacht, ſchreiben Sie mir: Unter den neueren Kunſtmännchen (wie man ſpricht) ſey nicht ein Mann von reiferem Alter; hingegen gehörten die Damen, die der neuen Sekte (wie man auch gern ſpricht) anhängen, ſchon zu den reiferen Schönheiten. Dieſe Bemerkung, obwohl ſie etwas ſchalkhaft ſeyn mag, enthält dennoch viel Wahres.

Ich kann mir es nehmlich gar wohl denken, daß die Poeſie des Idealismus vorzüglich gebildete Frauenzimmer anziehen müſſe, da gerade ſie es am frühſten müde werden mußten, umherzutappen, ohne für ihren fein ahnenden Geiſt Befriedigung zu finden. Jüngere Frauenzimmer, die ſich um einige Geiſteskultur zu bekümmern anfangen, ſind wohl zufrieden mit den flüchtigen Gefühlen und Rührungen, die ihnen ein Roman, ein Schauſpiel erweckt; die erweckten Gefühle tönen fort, bis ſie, ohne ihren Kummer, wieder und immer wieder anders erweckt und angeſtoßen werden. In dem Leichtſinn ihres Herzens geben ſie ſich dieſen Anregungen hin, ohne über den Grund derſelben zu reflektiren Sie thun wohl, dies ſo lange als möglich zu unterlaſſen, denn wenn ſie das Wagniß beſtehen, ſo finden ſie ſich plötzlich im Leeren. Dieſe Wahrnehmung wird ihnen um ſo drückender, jemehr der unzerſtörbare weibliche Takt, mit dem ſie das Wahre und Schöne treffen, ſie nach einem Etwas treibt, deſſen Daſeyn ſie wohl lebendig fühlen, dem aber nichts von dem, was ſie bisher etwa zu leſen oder zu hören Gelegenheit hatten, entſpricht. Wenn dieſe nun, nach der Höllenfahrt der Reflexion, die neue Welt der Ideen ſich eröffnet ſehen, dann finden ſie ſich wieder, dann ſehen ſie ihre Ahnungen realiſirt, und ſie finden den Lohn ihrer angewandten Kraft. Natürlich aber kann dies nur erſt in den reiferen Jahren der Beſonnenheit geſchehen, und nur — wenn es nicht Nachbeterei oder Modeſucht iſt — die Wirkung einer kräftigeren Natur ſeyn.

Bei den Männern iſt das gerade umgekehrt. Der Jüngling, der noch der ganzen Menſchheit, nicht einem

Stande angehört, der noch nach allgemeiner Menſchenbildung, nicht nach einer beſonderen Standesbildung ſtrebt, kann allein den Idealismus mit freiem Muthe umfaſſen. Dann tritt er in einen bürgerlichen Wirkungskreis ein, deſſen Geſchäfte ihn in die Proſa der Wirklichkeit hineinziehen, ihn mit ihren irrdiſchen Banden immer mehr umſtricken, und ihm das Streben nach Nutzbarkeit zur Pflicht, und nach und nach zu einem Vergnügen machen. Der reifere Mann, der kein Kapitaliſt iſt, hat an ſich, ſeine Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten, und an die Seinen zu denken; es wird alles in und um ihn her immer mehr wirklich, jemehr ſich ſein Körper verdickt und verknöchert, er wird für die Brauchbarkeit belohnt, und gefällt ſich in der Nützlichkeit, welche ihm die unfruchtbaren Ideen nur ſtören würden. Diejenigen aber, die durch ihre Lage eben nicht verhindert würden, ſich der Wiſſenſchaft zu ergeben, und das mit Ernſt zu ſtudiren, womit ſie ſonſt nur geſpielt haben, ſind zu ſtolz oder zu träge, um noch in reiferen Jahren zu lernen, oder ſie haben nicht Herz genug, um ſich ihre Unwiſſenheit und ihren Leichtſinn zu geſtehen.

So kann es wohl kommen, daß die Wiſſenſchaft und die Kunſt weniger den jungen Mädchen und den alten Herren, als kräftigen Jünglingen und geiſtreichen Frauen am Herzen liegt. Allein es liegt weder in dem Alter, noch in der Jugend; ſondern in Zeitumſtänden, in Unkunde der Sache, oder im Willen — und es kann eben ſo bald eintreffen, daß junge und ſchöne Damen ſich zu Ideen erheben, und reife Männer die Wiſſenſchaft und die Kunſt in den Stunden ihrer

Muße mit dem nämlichen Ernſte treiben, der ihnen gebührt. Wie viele Dichter und Philoſophen ſind über der Beſchäftigung mit Poeſie und Philoſophie grau geworden! Glauben Sie denn, daß dieſe Männer nichts gethan haben, als Reime ſchmieden und Paragraphen ſchnitzen? Sollten ſie mit dem Höchſten, zu dem ſich unſre Natur erheben kann, nur geſpielt und alles nur auf Nutzbarkeit und Effekt berechnet haben? Gewiß iſt die freie Natur des Idealismus in ihnen thätig geweſen, wenn ſie ihn auch nicht mit den Worten der Schule ausgeſprochen haben.

Laſſen Sie immer gebildete Frauen ſich mit Ideen beſchäftigen, und eine neue Zeit in ſich anfangen. Es iſt immer ein Beweis, daß man das Denken nicht verſchmäht, und auf die großen Bewegungen, die in unſerm literariſchen Bethesda vorgehen, Acht hat. Die Sache iſt bei uns ſo gefährlich nicht. In Rom geriethen (wie wir aus dem Sitten- und Kulturgemälde von Rom wiſſen) neulich in einem Wirthshauſe ein Schuſter und ein Bedienter *über den Taſſo* in Streit; der Schuſter wollte den Taſſo wahrſcheinlich für keinen rechten Dichter, oder wenigſtens nicht für einen ſo großen, als ſein Gegner, paſſiren laſſen, und dieſer ſchlug den Schuſter todt. Bei uns würden weit vornehmere Leute, und am wenigſten Damen, ſich wegen Schlegel oder Kotzebue, wegen Fichte oder Nikolai, nicht ein böſes Wort ſagen, ſie möchten über dieſe auch denken wie ſie wollten, noch weniger würden ſie ſich deshalb ſchlagen oder gar todt ſchlagen. — Glauben Sie mir, die *eigne Meinung* iſt noch gar ſelten unter uns, und ſo wie man eine Meinung um der Perſon willen gefaßt hat, ſo iſt man auch höflich genug, ſie, der Perſon wegen, fahren zu laſſen oder zu verſchweigen.

Darinn aber haben Sie vollkommen recht, daß Frauen nie eigentlich Parthei nehmen, noch weniger aber ſich zu Schimpf- und Spottreden auf die Gegenparthei herablaſſen ſollten. Das iſt eine wahre Verletzung des Heiligthums der Weiblichkeit. Ein gebildetes Weib ſpricht wohl: das gefällt mir, das finde ich ſchön und wahr, weil ich es ſo fühle; aber ſie fängt keine logiſche Klopffechterei an, ſie thut noch weniger Seitenblicke auf eine Gegenparthei, die für ſie nicht exiſtirt, am allerwenigſten aber erlaubt ſie ſich Stichel- und Schimpfreden, die ſie nur dann wagen könnte, wenn ſie dokumentirte, daß ſie den ganzen Stand der Sache über- und durchblickte, und, nach Art und Pflicht der Männer, mit Gründen gegen Gründe kämpfen könnte. Es iſt auch unmöglich, daß wahrhaft gebildete und gute Frauen, bei aller Feſtigkeit ihrer Geſinnungen und Ueberzeugungen und unter allen perſönlichen Verhältniſſen, in dieſe Unförmlichkeit gerathen ſollten, und wo ſich ja eine oder die andere in die Region der Amazonen verirrt, ſo führt die Natur ſie bald wieder von der Verirrung zurück. Die Fabel der Pſyche, die wir noch kürzlich vor unſern Augen ſahen, lehrt ſie ihre leichte Verführbarkeit, und warnt ſie vor dem Wiſſen, das der weiblichen Pſyche nicht beſchieden iſt. — — — — — — — — — — — — —

F.

VI.

Letztes Wort über den Büchernachdruck *).

Viele brave, gelehrte und ſchätzbare Männer unternahmen es, die Unrechtmäßigkeit und die Nachtheile des Büchernachdruckes darzuthun. Ihr Unternehmen war theils durch eigne Beeinträchtigung, theils durch edles moraliſches Gefühl, theils durch Autormanie motivirt. Sie gingen mehrentheils von verſchiedenen Punkten aus, nahmen verſchiedene Axiome an, folgerten in verſchiedener Manier, — allein dieſe Verſchiedenheit gründete ſich gewöhnlich nur in der Form und im äußern Anſtrich, war aber im Innern ſehr nahe vergränzt. Die Einwürfe eines Reimarus, eines Knigge haben oft die Stimme der Logik und des ſcheinbaren Naturrechtes für ſich; allein ſie würden nie aufhören, dem *innern Gefühl* des aufgeklärten Biedermannes zu widerſtehen. Wären ſie alſo auch unwiderlegbar, ſo würde ſchon dieſer Widerſtreit eines kultivirten Ehrbarkeitsgefühls hinreichen, ihre Baſis mächtig zu erſchüttern. Mit dem Naturrecht können wir alsdann erſt *ganz aufs Reine* kommen, wenn uns unſere Natur

---

*) Nicht aus Arroganz ſage ich „*letztes Wort*", ſondern weil hoffentlich nun bald allgemeine beſtimmte Geſetze alles Gerede über dieſen Eriſapfel unnöthig machen werden.

Anmerk. d. Verf.

in keiner Hinſicht mehr problematiſch, wenn uns jedes unſerer kleinſten Verhältniſſe durchaus anſchaulich und begreiflich iſt. Wann wird es aber dahin kommen? — Die Folgerungen unſeres Naturrechts, ſo wie es gegenwärtig aufgeſtellt iſt, können alſo nur Hypotheſen, in wenigen Fällen apodiktiſche Gewißheit bilden. Jeder brave, unpartheiiſche und gebildete Kosmopolit wird keinen Augenblick anſtehen, dem Nachdrucker den Stab zu brechen, ſelbſt dann nicht, wenn es ihm unmöglich wäre, das zu widerlegen, was man hin und wieder ernſtlich und ironiſch zu Gunſten des Büchernachdrucks aufgeſtellt hat; das unverdorbene Gefühl, das allgemein einleuchtende Sittengeſetz: was Du nicht willſt, u. ſ. w. — ſpricht zu laut und zu deutlich gegen dieſe Dieberei, als daß noch von einer ernſtlichen Vertheidigung derſelben die Rede ſeyn könnte. Indeſſen ſind Gefühle und Ausſprüche des menſchlichen Empfindungsvermögens nicht hinreichend, um ein poſitives Geſetz zu begründen. Da uns nun, langer Erfahrung gemäß, das Naturrecht nur hypothetiſche Federſprüche zu Waffen gegen den literariſchen Diebſtahl liefert, ſo müſſen wir uns umſehen, ob ſich nicht anderswo kräftigere Streitäxte auffinden laſſen, die noch überdem den Vorzug haben, daß ſie dem geſunden Menſchenverſtande durchaus einleuchten, und ſich durch keine metaphyſiſchen Winkelzüge verwerflich machen laſſen. Das Fundament dieſes Zeughauſes iſt

der geſellſchaftliche Vertrag.

Herr v. Knigge leitet uns in ſeiner Schrift über den Büchernachdruck auf eine ſchlecht befriedigende Manier in ſein

Abiſſinien, wo das Konventionelle und Vertragsmäßige ein noch unbekanntes Gebiet des Wiſſens iſt. Er hätte bedenken ſollen, daß es eine logiſche Inkonſequenz ſey, die Idee vom Büchernachdrucksrecht und diejenige von Nichtexiſtenz aller Konvention und jedes Geſellſchaftsvertrages zuſammen zu ſtellen. Im Stande der Natur kümmern wir uns wenig um die Proceduren anderer Menſchen, wir begnügen uns durchaus an dem hinlänglichen Beſitz von phyſiſchen Bedürfniſſen für uns und unſere Familie. Wo man Bücher druckt, da exiſtirt ſchon das Beſtreben, etwas Individuelles zur res publica zu machen, das Produkt unſeres Geiſtes ſoll zunächſt für die Abtheilung des menſchlichen Geſchlechtes wirkſam werden, welche ſich ſchon durch die gemeinſchaftliche, von andern Landes-Mundarten unterſcheidende Sprache, durch gemeinſchaftliche Verbindung in Kriegen, durch ähnliche Sitte und Manier u. ſ. w., zu einer Geſellſchaft, zu einem ſtillſchweigend konventionellen Geſammtintereſſe vereinigt, mithin (wenigſtens dunkele) als Norm angenommene Ideen von dem hat, was dieſem Geſammtintereſſe zuwider (in unſerer Sprache geſetzwidrig) oder demſelben zuträglich (geſetzmäßig) iſt.

Aus dieſem Grunde kommen wir bei der dermaligen Beſchränktheit unſeres Erkenntnißvermögens in unſern Diskuſſionen über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks nie zur Evidenz, wenn wir denſelben als Sünde gegen das abſolute Naturrecht beurtheilen. Wo für ein Publikum Bücher gedruckt werden, da muß durchaus ſchon ein geſellſchaftlicher Vertrag, da muß Konvention, da müſſen poſitive oder ſtillſchweigend zur Norm angenommene Beſtimmungen von Recht und Unrecht (Geſetze) ſtatt finden. Der Menſch im Urſtande braucht kein Buch, er theilt ſich mündlich oder wenigſtens einſeitig mit; er kennt kein Nationalintereſſe, er ſorgt für ſich und für diejenigen, deren Exiſtenz ſich auf ihn und ſeine Neigung unmittelbar bezieht. Wer ein Buch drucken läßt, intereſſirt ſich in der Regel für die bürgerliche Geſellſchaft; in dieſer gelten konventionelle Pflichten und Rechte; wir thun alſo wohl, wenn wir den Büchernachdruck nach einem Maaßſtabe würdigen, der ſeiner Natur gemäß und nicht ſo offenbar unangemeſſen iſt, als der, welchen uns das leider noch ſo ſehr umnebelte Naturrecht aufdringt. Wir leben nicht mehr im Stande der Natur, wir haben einen geſellſchaftlichen Vertrag anerkannt, und genießen die unendlichen Vortheile deſſelben; läßt es ſich alſo darthun, daß der Büchernachdruck eine Sünde gegen dieſen, oder, mit andern Worten, daß er eine Verletzung der einmal in einer bürgerlichen Geſellſchaft gültigen und zur Norm angenommenen Beſtimmungen von Recht und Unrecht (Geſetze) iſt, ſo wird kein Richter Anſtand nehmen, ihn als ein Staatsverbrechen, als einen wirklichen Raub zu verfolgen und zu beſtrafen. — Es iſt keiner Frage mehr unterworfen, ob der Nachdruck ſich dem innern Gefühl eines gebildeten Biedermanns als eine Abſcheulichkeit darſtelle; allein man könnte den ſophiſtiſchen Einwurf machen, daß das innere Gefühl von Recht und Unrecht nicht mehr in ſeiner einfachen individuellen Natürlichkeit und Reinheit angetroffen, ſondern daß es nach und nach durch Erziehung,

hung, Umgang, Umſtände, Lektüre u. ſ. w. umgemodelt, und mehr oder weniger konventionell oder dem groſſen Hauſen anpaſſend verbildet wird; mithin läßt ſich in dieſer Manier ein Beweis gegen die Rechtmäßigkeit des Büchernachdrucks nicht mit Evidenz, nicht mit apodiktiſcher Ueberzeugungskraft für Jedermann führen. Auch haben wir es in dieſem Beweiſe weniger mit unverdorbenen, biedern Seelen, als mit Schurken und Sophiſten zu thun, die ſich gewöhnt haben, ihr Verfahren nicht mit dem Sittengeſetz, ſondern quovis modo das Sittengeſetz mit ihrem Verfahren in Akkord zu ſetzen. Jeder aufgeklärte Verbrecher handelt nach einem Princip, das er ſich, ſeinen individuellen Neigungen und Abneigungen gemäß, aufgeſtellt hat; ſein leidenſchaftlicher Egoismus blendet ihn, er ſieht ſein Phantom in einer Geſtalt, die ihn ſo lange befriedigt und beruhigt, als er in ſeiner Planſluth forttaumelt. Doch zur Sache!

Was iſt der geſellſchaftliche Vertrag? — Er iſt eine ausdrückliche oder ſtillſchweigende Uebereinkunft einer gewiſſen Abtheilung von Menſchen, ſich zu ihrer Geſammt-Wohlfahrt zu vereinigen. Sie gehen als freiwillige Mitglieder die unverlezliche, geſetzmäßig gewordene Pflicht ein, zur Beförderung und Erhaltung des Zwecks der vereinigten Geſellſchaft, ſo viel als es Kräfte und Umſtände erlauben, mitzuwirken, und alles, was der Geſammtwohlfahrt zuwider iſt, zu unterlaſſen. Wer ſich dieſer, zum allgemeinen Beſten und zur Erhöhung der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit durchaus nothwendigen und unter keinem Verhältniß zu verletzenden Uebereinkunft nicht unterwerfen will, wer gefliſſentlich den eingeführten Beſtimmungen entgegen handelt, wer Sophiſmen geltend zu machen ſucht, die offenbar und nach ſeiner eigenen Ueberzeugung das Gemeinwohl zerſtören, wenn ſie allgemeine Rechtsbeſtimmung (geſetzmäßig) würden, wer die Geſellſchaftsglückſeligkeit der ſeinigen nachſetzt und aufopfert, wer dem natürlichen und durch keine Trugſchlüſſe widerlegbaren Sittengeſetz: was Du nicht willſt u. ſ. w. leichtſinnig und gefliſſentlich entgegen handelt: der wird — im Fall gegen ſein Vergehen ausdrückliche Rechtsbeſtimmungen (poſitive Geſetze) beſtehen — verhältnißmäßig geſtraft und zum Schadenerſatz nach einer eingeführten Methode (oberrichterlich) gezwungen; oder, im Fall eines Mangels ſolcher ausdrücklichen Rechtsbeſtimmungen — vogelfrei. Er hat ſich freiwillig und eigenmächtig von der geſellſchaftlichen Kette losgeriſſen, er darf und kann auf keinen Vortheil, auf keinen Schutz, auf keine Bequemlichkeit — welche von der Geſellſchaft bei Erfüllung conventioneller Bedingungen gewährt werden — ferner Anſpruch machen; er verſetzt ſich eigenwillig in den Urſtand der Natur, nach welchem es demjenigen, dem er in ſeinen Rechten, in ſeinem Eigenthum u. ſ. f. Eintrag thut, erlaubt iſt, Selbſtrache zu nehmen, ihn perſönlich zu züchtigen, oder ſich auf eine beliebige Art durch einen der Beſitzverletzung gemäßen Antheil von dem (bisherigen, durch die geſetzmäßige Theilnahme an der bürgerlichen Geſellſchaft ſanktionirten und geſchützten) Eigenthum des Geſetz Uebertreters Entſchädigung zu nehmen. In jeder bürgerlichen Geſellſchaft liegt nothwendig der Satz zum Grunde, daß der Vortheil des Individuums, des einzelnen Gliedes, dem Geſammtbeſten nachſtehen, daß folglich jedes Mitglied des Vertrages an ſeinen Operationen gehindert werden muß, ſobald es etwas unternimmt, was, mit *Beeinträchtigung* des *allgemeinen* Wohls, nur auf partialen Gewinn berechnet iſt. — Wer aber von uns, wie von allen denen, die Literatur- und Merkantil-Kenntniſſe nur in mäßigem Grade vereinigen, bedarf einer Beweisführung, daß der Büchernachdruck, ſobald er allgemein geduldet, und von jedem Induſtrie-Ritter frei und ungeſtört geübt werden kann, ein unglückliches Grab für Gelehrſamkeit, Geiſteskultur, Staatsordnung, merkantiliſcher durchaus nothwendiger Solidität und für tauſend andere Verhältniſſe ſey, welche kettenartig eine Unordnung, eine Geſetzwidrigkeit nach der andern nach ſich ziehen, und ſo ſtufenweiſe aus dem geſellſchaftlichen Vertragsgebäude einen wilden Fauſtrechtsturnirſaal machen, worinn die Wörter: Ordnung, Geſetz, *bürgerliche* Freiheit, Eigenthum, Wohlſtand, Einigkeit u. ſ. w. zu bedeutungsloſen Tönen werden. Den biedern Geſellſchaftsbürger befriedigen keine Sophismen, ſie genügen ihm nicht zur Widerlegung der vielfach aufgeſtellten und jedem ehrlichen Gefühl vollgültigen Beweiſe, daß redlich erworbene Verlagswerke ſich, wie jede andere Kaufmannswaare, zu geſetzmäßigem Eigenthum qualificiren, daß ſie in Beziehung auf ihren Zweck und ihre Würde unſtreitig von allen Waaren auf den erſten Rang Anſpruch machen können, daß ihr ehrlicher Beſitzer auch ohne ſpeciell buchſtäbliches Geſetz in ſeinem Dominio geſchützt, und der Räuber des anerkannt vertragsmäßigen Eigenthums — ohne Rückſicht auf ſpitzfindige Hirngeſpinſte und politiſche Spiegelfechtereien — gehindert, geſtraft und zum Erſatz gezwungen werden müſſe. Ueberdem hat wohl noch kein Nachdrucker oder Verlagsräuber exiſtirt, der, ohne alle Rückſicht auf ſeine Börſe, ſich das Gemeinwohl oder die Literaturvervollkommnung hätte ſo angelegen ſeyn laſſen, um aus dieſem eine Veranlaſſung zu Operationen zu nehmen, die zwar immer und ewig als Raub genannt und behandelt werden müßten, aber doch in Beziehung auf den gutgemeinten nur verkehrt gedeuteten Zweck, zur Milderung eines Urtheils über den moraliſchen Charakter des verirrten Unternehmers gereichen könnten.

Man leſe die Schriften eines Becker, eines Müller, eines Pütter u. v. a. über den Büchernachdruck, und man wird mir die hier unſtatthafte Wiederholung vieler Darſtellungen, Beweiſe und Folgerungen gern erlaſſen. Meine Behauptung ſchränkt ſich jetzt bloß auf die einleuchtende Wahrheit ein, daß es keines ſpeciell-buchſtäblichen poſitiven Geſetzes bedürfe, um die oberrichterliche Gewalt zur Hinderung, Beſtrafung und Schadenerſtattung des Büchernachdrucks zu veranlaſſen; daß die allgemeinen Rechtsbeſtimmungen über Staatsordnung, Beſitz, Eigenthum, Schutz, bürgerliche Freiheits- und Perſönlichkeitsverletzung u. ſ. w. ſchon mehr als hinreichend ſind, um die Obrigkeit zu dem gedachten durchaus nothwendigen Verfahren in Rückſicht auf Verlagsräuber zu berechtigen: daß der rechtmäßige in ſeinem ehrlichen Beſitz gekränkte Verleger, als ordentliches Staatsmitglied, Schutz und Hülfe gegen ſeinen Räuber von dem Obern fordern darf, und im Verweigerungsfalle das Recht erhält, ſich ſelbſt eigenmächtig eine verhältnißmäßige Schadenvergütigung von dem Nachdrukker zu verſchaffen *). Denn in dieſem Fall tritt der Urſtand der Natur ein; wo mir in der Vertheidigung meines rechtmäßigen Eigenthums Niemand hilft, da muß ich mir ſelbſt helfen, und der Staat, der von mir Abgaben, Dienſtleiſtungen u. ſ. w. bei richterlicher Strafe fordert, kann mir nicht wehren, mein Eigenthum als nothwendiges Mittel zur Befriedigung dieſer Anforderung zu vertheidigen, und dann perſönlich meinem Räuber abzunehmen, wo der Staat mich nicht, wie er doch ſollte, vertreten will. — Wo das Recht fehlt, da fehlt auch die Pflicht; wer nicht vertragsmäßig handelt, berechtigt mich zu gleichem Verfahren; wer mich nicht ſchützen will oder kann, wo ich Schutz bedarf, darf mich nicht an Selbſtſchutz und Selbſthülfe hindern, ſo lange ich die Urrechte der Menſchheit nicht verletze; wer

---

*) Der ehrwürdige Bürger dachte ſchon bei ſeinem vortrefflichen Vorſchlage zu einer Aſſekuranz gegen die Nachdrukker an eine eigenthätige Schadenerholung, wenn der Staat ſeinen Schutz verweigert.

mich ſtraft, wenn ich ihm nicht vertragsmäßig bezahle, was er bedingungsweiſe von mir fordern kann: der muß mich auch in dem Stande zu erhalten ſuchen, dieſer Obliegenheit zu entſprechen; kömmt er ſeiner Pflicht gegen mich nicht nach, ſo giebt er ſelbſt zuerſt ſein — wenigſtens ein ſpecielles — Recht über mich auf, und muß mir erlauben, da das Urrecht meiner Perſönlichkeit zu vertheidigen, wo er ſich vertragswidrig weigert, an meiner Statt zu handeln. Mithin darf der Buchhändler, den der Staat auf ſein Erſuchen nicht gegen Nachdruck und Verlagsraub ſchützen und entſchädigen kann oder will, dieſen nicht abſolut zur Zahlung ſeiner bürgerlichen Abgaben und Steuern geſetzmäßig zwingen, oder wenigſtens nicht ſtrafen, wenn er ſeinem Nachdrucker quovis modo das nimmt, was er zu Befriedigung ſeiner Gläubiger bedarf. Die Staatsordnung wird dann zur Chimäre; — allein der Beraubte kann ſich frei ſprechen von einer Schuld, welche einzig auf den Räuber und die Staatsverweſer fällt — —

Doch wie erfreulich iſt die Bekanntwerdung, daß jetzt überall nachdrückliche Geſetze den literariſchen Eigenthümer gegen Verlagsraub ſchützen ſollen. Glücklich die Staaten, wo der Souverain nicht bloßer Finanzier, nicht bloßer Soldat, wo er Vater, wo er weiſer Beſchützer von Volksrecht und Bürgerfreiheit iſt. Und wäre denn auch wirklich der Büchernachdruck eine erlaubte, rechtmäßige Finanzoperation — ein edlerer Zweck hat doch wohl noch keinen Verlagsraub motivirt! — ſo iſt es eine richtige

Bemerkung, daß überhäufte Concurrenz in vielen Fällen ungleich mehr Nachtheil als Nutzen ſchaffe. Man beobachte ſich ſelbſt; Sachen, die uns gleichſam aufgedrungen werden, die wir zu den unverhältnißmäßig niedrigſten Preiſen in jeder Dorfflecken-Boutique von lumpigten Colporteurs, oder in tagtäglich angeſtellten Auktionen kaufen können, werden uns nach und nach immer weniger theuer; Waaren, die verſchleudert werden, kauft man ſeltener aus Neigung und Bedürfniß, als um von der unverhältnißmäßigen Wohlfeilheit zu profitiren. Bücher gehören gewiß zu den ehrwürdigſten Waaren, die es giebt; man ſollte ihren Preiß durchaus mit der möglichſten Billigkeit beſtimmen, aber auch nie, wie mit verdorbenem Eſſig, eine eben ſo unwürdige und niederträchtige, als dem literariſchen Publikum nachtheilige Schleuderei und Trödelei damit treiben. Als die Bücher noch ſelten waren, da befand ſich die Gelehrſamkeit in einem ſolideren Zuſtande, als jetzt, wo alles ſchreibt und lieſt, wo die mehreſten Schriftſteller ſich in der ſeichten Oberflächlichkeit beſchränken; damals war es den Gelehrten wahrer Ernſt, das Feld der Wiſſenſchaften zu bauen, der Mangel an Licht lag weniger in ihrem biedern Eifer, als in vielen Nebenumſtänden. Man treibe mit den achtungswerthen Produkten würdiger Schriftſteller einen ſoliden, braven Handel, man ſchütze die Verleger in ihren Rechten, und behandle die Literatur mit mehr Würde und Ordnung; man übertreibe nicht Honorar und Bücherpreiß, aber beides werde auch nie zur niedrigen Baggatelle; man laſſe ſich nicht mit elenden

Schmierern und geldſüchtigen Compilatoren, aber auch eben ſo wenig mit Buchhändlern ein, die, nach Abzug der Ehrlichkeit, mit den Schwefelfadentrödlern parallel ſtehen: dann werden Wiſſenſchaft, Literatur und Buchhandel ſich ſtolz emporheben zu erhabener Würde und zum wirkſamen Vehikel heilbringender Geiſteserleuchtung.

Erfurt.

A. Drumann.

VII.

Russia regnante Alexandro.

Graecus Alexander placidum turbaverat orbem,
Fervidus, et vano nomine magnus erat.
Russorum pacis fulgens diademate Caesar,
Magnus Alexander nomine reque viget.
Acriter intentus felicem reddere gentem,
Legibus humanis imperiisque studet.
Caesare quae tanto ter felix Russia gaudet,
Digna fuit genio liberiore frui.

Rußland unter der Regierung Alexanders.

Brauſend beſtürmt' Alexander der Grieche den ruhigen Erdkreis,
Und ward, mit eitlem Namen nur groß genannt.
Rußlands Kaiſer, geſchmückt mit hoher friedſamer Krone,
Iſt Alexander der Große mit Namen und That.
Eifrigſt geht ſein Beſtreben dahin, ſein Volk zu beglücken,
Milde Geſetze nur und milde Befehle giebt Er.
Eines ſolchen Kaiſers freut ſich das glückliche Rußland,
Das würdig eines freieren Genius war.

J. G. Bremer.

VIII.

Theater.

1. Königliches Nationaltheater.

Vom 26ſten April bis zum 25ſten May ſind ſechs und vierzig einzelne Stücke gegeben worden: darunter zwei neue, nemlich:

Den 7ten May, **Dichterlaunen**, ein Singſpiel in einem Akt, nach dem Franzöſiſchen von Herrn Herklots, die Muſik von dem Herrn Kapellmeiſter Mußini; und

den 23ſten May, **Pagenſtreiche**, eine Poſſe in fünf Akten vom Herrn v. **Kotzebue**.

Ferner: ein Trauerſpiel, ſechzehn Luſtſpiele, drei Schauſpiele und zwei Poſſen; vierzehn Singſpiele, ein Vaudevilleſtück und ſieben Ballets, nämlich: **das Opfer vor der Bildſäule des Amor** von Herren Telle und Gürrlich viermal, und **der ländliche Morgen** dreimal.

Am 28ſten April ſpielte Herr **Fiſcher** den Mafferu im unterbrochnen Opferfeſt, als letzte Gaſtrolle.

Den 5ten May trat ein neues Mitglied, Dem. **Weber**, zum Erſtenmal als Louiſe in Armuth und Edelſinn auf.

Den 10ten May ward Madame **Meyer**, da ſie nach einer langen Kränklichkeit als Frau Brendel in den deutſchen

Kleinſtädtern zum Erſtenmal wieder ſpielte, mit allgemeiner Freude aufgenommen.

Den 20ſten May ſpielte Herr **Beſchort** den Baron St. George im Schwätzer, und erhielt dadurch das Stück, das durch Herrn Opitz wieder aufgelebt war, auf der Bühne. Früher hatte auch Herr **Mattauſch** die Rolle des Otto von Wittelsbach übernommen.

2. Ueber das Herabſteigen der Bühne zum Parterre.

Es giebt Orte, wo die Bühne in einem genauen Zuſammenhange mit dem Parterre ſteht, und wo beide in einer ſüßen Vertraulichkeit leben. Die halb oder ganz angezogenen Schauſpieler gehen durch die Zuſchauer, ſprechen mit ihren Bekannten, borgen ſich von ihnen Uhren, Stöcke, Tabatieren ꝛc. indeß die eleganten Zuſchauer hinter den Kuliſſen die Bühne in der Nähe betrachten, und mit Punſch und allerlei Witzreden die Zeit der Muße und der Zwiſchenakte auszufüllen bemüht ſind. An andern Orten iſt entweder durch die Worte der Affichen: Ein hochgeehrtes Publikum wird um ſeines eigenen Vergnügens willen erſucht, das Theater mit Beſuchen zu verſchonen; oder durch die Bauart des Hauſes, oder durch ſtrenge Geſetze, aller Zuſammenhang mit der Bühne und dem Parterre abgeſchnitten.

Allein man weiß ſich dennoch zu helfen. Iſt die Bühne zu hoch, und kann man nicht mehr durch die Kuliſſen zu ihr gelangen, ſo hat man einen einfachen Mechanismus erfunden, vermöge deſſen man die Bühne ſo herunterſchrauben kann, daß ſie mit dem Parterre wagerecht ſteht.

Sonſt lebten die Perſonen der Bühne entfernt von den Zirkeln des Parterres. Sie waren nämlich nicht, wie andere bürgerliche Perſonen, aus einer Specialſchule in ihr Amt gekommen, ſondern waren aus andern Ständen, oft durch Leichtſinn, oft durch die Noth getrieben, hinter die Kuliſſen und aus dieſen auf die Scene gedrängt worden; man hatte Vorurtheile gegen Männer und Frauen, die, ſo weit man abſehen konnte, ſich nur dem öffentlichen Vergnügen gewidmet hatten, und glaubte, ſie nach dem Princip der Nützlichkeit verdammen und ihnen eine gewiſſe Art von Gottloſigkeit zuſchreiben zu müſſen (denn die Ehre und Würde der Kunſt war noch nicht erſchienen); man glaubte, daß die tägliche Verſetzung in fremde Charaktere dem eigenen ſchade, oder ihn nach und nach gänzlich vernichte; es drangen aus den geſchloſſenen Zirkeln der Schauſpieler die Gerüchte von Hader und Neid und allerhand ärgerlichen Auftritten ins Publikum, und man meinte wohl gar, ſie überhaupt für ein reizbar-zänkiſches Geſchlecht halten, und ſich vor ihnen in Acht nehmen zu müſſen.

Auf der andern Seite konnte man ſeine Augen nicht vor ihrer Liebenswürdigkeit und Gewandtheit verſchließen; man fand bei ihnen eine ſchöne Leichtigkeit der Lebensanſichten; es war ſchmeichelhaft, den allein oder im kleinen Zirkel zu ſehen, den man ſonſt nur in Geſellſchaft von tauſend Augen ſehen konnte; man freute ſich der Talente, womit die Geſangskünſtler und Mimicker die Momente der Freude verſchönern können. Dazu verſchwanden eine Menge Vorurtheile, und der Begriff von der Würde der Kunſt ward immer bekannter; man ſah eine Zeitlang ſogar das Theater als die Schule der Sitten an, und ſtellte den Schauſpielbeſuch mit dem Predigtbeſuch, und, ganz in der Stille, den Schauſpieler mit dem Prediger in Parallele; man achtete wenigſtens den großen und guten Schauſpieler dem allgemein geſchätzten Mahler, Bildhauer, Tonkünſtler :c. gleich, und indeß ſich ausgezeichnete Gelehrte mit den Geſetzen ſeiner Kunſt beſchäftigten, lernten Ungelehrte die Kunſt bewundern, und ahnen, daß der Schauſpieler nicht um ihres Plaiſirs willen, ſondern eben der Kunſt wegen da ſey.

Nun traten die Schauſpielkünſtler in die beſſeren, ja ſelbſt in die höheren Kreiſe des geſellſchaftlichen Lebens ein. Dadurch entſtanden für ſie ſelbſt bedeutende Vortheile: ſie lernten die feineren Manieren des Umgangs, den Ton der eleganten Welt, der ſchon auf die Bühne gebracht war; ſie traten als Glieder der großen bürgerlichen Geſellſchaft ein, und lernten ſich als ſolche ſelbſt mehr achten; noch eine andre Ehre, als die in ihrem geſchloſſenen Zirkel auf der Bühne herrſchte, ward ihr Geſetz, und führte ſelbſt in ihre nächſten Verhältniſſe einen feineren, anſtändigeren Ton ein, der ſie vor zu heftigen Ausbrüchen der Leidenſchaft ſchützte, und wieder zurück auf ihren bürgerlichen Ruf wirkte.

Aber neben dieſen Vortheilen fiengen ſich andre Nachtheile zu äußern an. Im Parterre bildeten ſich Partheien, die in etwas ganz anderem, als in dem Talent oder der Ungeſchicklichkeit des Schauſpielers ihren Grund hatten; ſeine näheren Bekannten und Freunde waren ohne Bedingung und überall mit ſeinen Darſtellungen zufrieden; die Freunde ſeines Nebenbuhlers äußerten, eben um dieſer Freundſchaft willen, nicht aus Liebe zur Kunſt, ihre Unzufriedenheit. So organiſirten ſich hie und da Partheien, die der guten Sache nachtheilig waren, weil ſie für die Perſon, nicht für die Sache kämpften, die Unpartheiiſchen beunruhigten, die Kunſt von dem guten Willen abhängig machten, und den wahren Geſichtspunkt verrückten.

So wie ſich nun das Parterre hier gleichſam zur Bühne erhebt und mitſpielt, ſo ſinkt auf der andern Seite die Bühne zum Parterre herab. Man ſieht, wie die beſten Künſtler und Künſtlerinnen ſich vernachläſſigen, und auf die Scene vor das Publikum, als vor eine Geſellſchaft guter und lieber Bekannten treten, ſtatt zu ſpielen, d. i. darzuſtellen und mit voller Beſinnung in die Handlung einzugreifen, bloß recitiren und die Worte des Souffleurs eben ſo tonlos, nur etwas lauter, nachſprechen; indeß aber ſich nach ihren guten Freunden umſehen, allerhand kleine Poſſen treiben, bei den ernſthafteſten Verhandlungen lachen, und am unrechten Orte ſchalkhaft thun, ſo daß das übrige Publikum nicht weiß, wie es mit der Darſtellung daran iſt, geübtere Augen aber gar bald herausfinden, welch ein zweites Spiel hier obwalte.

Darüber aber geht aller Ernſt der Kunſt verloren; die Bühne wird durch den Zuſammenhang mit dem Parterre immer proſaiſcher, und ihre vielbedeutende ſymboliſche Erhöhung wird zur Poſſe. In der That, was die Schauſpieler bloß der Kunſt verdanken, ſollten ſie dieſer nicht entgelten laſſen, und ihre Freunde ſollten ſich beſcheiden, daß ſie den liebenswürdigen Geſellſchafter auf der Bühne in ſeinem ernſthaften Berufsgeſchäfte erblicken. Jene ſind hier nicht zum Vergnügen ihrer Freunde, oder zu ihrem eigenen, oder zu dem des Publikums da, ſondern ſie dienen als Prieſter in dem Tempel der Kunſt; dieſe, ſollten ſie ſich auch nur amüſiren wollen, müſſen bedenken, daß ſie ſelbſt dieſen untergeordneten Zweck nur durch gänzliche Trennung der Bühne vom Parterre erreichen können.

Doch, ich erinnere mich, die Schuld liegt im Grunde nicht in Schauſpielern und Zuſchauern, ſondern dieſer. Die dramatiſchen Dichter haben alles gethan, die Bühne zu proſaiſiren, und deren Erhöhung über das Parterre niederzureißen. C'est tout comme *chez nous*, wir ſind hier wie zu Hauſe, ſagt man im Schauſpiel, und ſo wird Bühne und Parterre zu einer Familienſcene. Es iſt auch einer geiſtvollen Schauſpielerin nicht eben zu verargen, wenn ſie gerade Langeweile hat, daß ſie ſich nebenher einen kleinen Spaß macht; beſonders, wenn ſie merkt, daß das, was ſie extemporirt, beſſer iſt, als das, was andere indeß ſprechen.

IX.

Poſtſcripte.

33.

Es iſt nicht richtig.

A. Warum ſind Sie ſo traurig?

B. Da ſehen Sie meine deutſchen Dichter — ich habe den Glauben an ſie verloren.

A. Ei warum das? — Ah ich verſtehe! Die neue Schule hat die Herren bei Ihnen um den Credit gebracht.

B. Nein, nein! — Aber die Gegner dieſer Schule und die Vertheidiger meiner lieben Dichter ſind *gar zu* bitter über die Angriffe jener, und — Freund! *dann iſts nicht richtig!*

A. Ha ha ha! Alſo auf Autorität mißtrauiſch?

B. Ja wohl, wie vorher auf Autorität gläubig.

K.

34.

Erinnerung an die alte Zeit.

Man iſt geneigt zu glauben, daß die literariſchen Streitigkeiten (das heißt nicht, die *gelehrten*, ſondern die durch *Buchſtaben*, nicht durch die Fäuſte geführet werden)

an

an Erbitterung und Heftigkeit nie ihres gleichen gehabt haben. Wer daher nur das folgende Epigramm, welches doch wohl ſchon mehrere Decennien alt iſt *), und ſo lautet:

Als Fell der Geiſerer auf dumpfes Heu ſich ſtreckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr, daß geſchah?
Fell ſtarb am Stich? — Ei ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

leſen will, der wird bald merken, daß die älteren Zeiten den allerneueſten nichts nachgeben. In der That, man möchte ſchwören, es ſei erſt geſtern gemacht.

K.

35.

Die Lächerlichkeit.

„Es iſt der abſcheulichſte Despotismus,“ ſagt der Couſin Jacques in ſeinem Dictionnaire néologique, „wenn eine literariſche Geſellſchaft ſich die Rechte des Publikums anmaßt.“ Damit kann der Herr Couſin nicht meinen, wenn eine ſolche Geſellſchaft, z. B. die zur Herausgabe einer Literaturzeitung verbundene, urtheilt, und ihre Urtheile im plurali majestatico ausſpricht; ſondern wenn ſie ſich ſelbſt zum **Publikum** konſtituirt, und als ſolches löſet und bindet. Dies mag Despotismus ſeyn (und ein verdienter, wenn das Publikum ſich despotiſiren läßt); aber wenn Ein Menſch ſich zum Publikum macht, und ſeine beſchränkten Anſichten für

---

*) Der Einfall iſt von Voltaire, und urſprünglich aus dem Griechiſchen.

Gottesurtheile des Volkes giebt, ſo iſt das nicht Despotismus, ſondern die abſolute Lächerlichkeit, die der eines Betrunkenen gleicht, dem die Welt zugehört, indeß er ſich in ſeinem mäandriſchen Gange kaum eines Fußſteiges bemächtigen kann.

K.

36.

Die Zeit wird's lehren.

Vor einiger Zeit ſtand im Intelligenzblatte der A. L. Z., Herr Pr. D. wolle Annalen einer Wurſtakademie herausgeben. Die Annonce war mit der gewöhnlichen Ausführlichkeit abgefaßt, mit allen Kennzeichen der Aechtheit, und mit dem vollen Namen des Herausgebers verſehen. Einige Zeit darauf erſchien eine Erklärung unter *demſelben Namen*, und eben ſo gedruckt, worin die erſte Ankündigung zwar für unächt, aber doch für eine glückliche Nachahmung des Stils und der Manier jenes angeblichen Herausgebers erklärt wurde. — Fragt ſich nun, *welcher Bericht* iſt ächt? *Beide? oder nur einer? oder beide nicht?* — Aeußere Gründe, z. B. das Zeugniß der Redaktoren für das eine oder das andere, ſind nicht vorhanden; die innern Gründe der Aechtheit ſind bei beiden gleich. — Es bleibt uns nichts übrig, als abzuwarten, ob die Wurſtannalen wirklich erſcheinen werden. —

K.

37.

Die meiſten Dichter ſind den Sultanen ähnlich, die ihre Brüder abſchlachten, um ſich auf dem Throne zu befeſtigen. Es iſt gut, daß die Dichter nicht Sultansmacht, wie Sultanswillen haben. — So ſtraft alſo die Erfahrung jene alte Fabel Lügen, nach welcher die Schlangen, welche von den Kräutern des Helikons gefreſſen haben, ihr Gift verlieren.

Kaſſel.

P. F. Br.

38.

Derjenige, welcher mit der Gegenwart unzufrieden iſt, legt der Vergangenheit eine lügenhafte Vollkommenheit bei, die nur die Maske ſeines Mißvergnügens iſt. Er lobt die Todten aus Haß gegen die Lebenden, und ſchlägt die Kinder mit den Knochen ihrer Eltern.

Derſ.

39.

An den Menſchen liebt man die *Simplicität*, an den Blumen die *Duplicität*. Ganz natürlich! die Blumen werden durch dieſe verſchönert; Duplicität des Charakters aber nimmt aus dem Leben des Menſchen jeden Reiz des Vertrauens, der Freundſchaft und der Liebe.

Derſ.

40.

Der große Gelehrte ** gefiel ſich nicht beſſer, als in ſeinem zerfetzten Schlafrocke; es ging ihm damit eben ſo, wie einem tapfern Regimente mit ſeinen zerſchoſſenen Fahnen.

Derſ.

41.

Eine Hauptmaxime der Politik ſollte es ſeyn, nach einem geendigten Kriege die kontrahirten Schulden abzutragen; beides, die Schulden an Geld und gegen die Menſchheit.

Derſ.

42.

Warum muß man ſich vor gewiſſen Leuten ſo tief bükken? — Weil ſie ihre Ohren an den Füßen haben.

Derſ.

*43.

Mit den Titeln der Bücher hat es oft gleiche Bewandniß, als mit den Krücken, die man an Geſundbrunnen aufzuhängen pflegt.

Derſ.

Anzeiger der Eunomia.

No. VI. Junius 1803.

I. Literariſche Anzeigen.

Beiträge zur Geſchichte und Beſchreibung von Süd
und Neu-Oſtpreußen. 2tes Heft. gr. 8. Berlin. 10 G
Beſchreibung, geographiſch-ſtatiſtiſche, der im Jahr 18
dem Preußiſchen Staate zugefallenen Entſchädigungspr
vinzen. Mit einer Karte. gr. 8. Berlin. 16 G
Durch Schaden wird man klug. 2ter Theil: Ei
hundert und fünf und dreißig Geſchichten aus der wirk
chen Welt enthaltend. 8. Berlin. 10 G
Auch unter dem Titel:
Werdet glücklich durch mein Unglück. Ei
hundert u. fünf u. dreißig neue Thatſachen. 8. 10 G
Eudomenes. Eine griechiſche Erzählung. Mit 4 Ku
8. Berlin. gebunden 1 Th
Eunomia; eine Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunder
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten. Herausgege
von Feßler und Fiſcher. Jahrgang 1803, Jan
bis Juni. gr. 8. Berlin. Der ganze Jahrgang 5 T
v. Holſche, Geographie und Statiſtik von Weſt-, S
und Neu-Oſtpreußen. Nebſt einer kurzen Geſchichte
Königreichs Polen bis zu deſſen Zertheilung. 2ter Ba
Mit einer Karte von Weſt-, Süd- und Neu-Oſtpreuſ
gr. 8. Berlin. 2 Thlr. 16
v. Honau, Eliſens und ihrer Erzieherin, Eulalia Wal
Unterredung in Briefen. Allen gefühlvollen Mädchen

f

ihrem Eintritt in die große Welt gewidmet. Mit einem Titelkupfer. 8. Berlin. 18 Gr.

Anhang zu Moritzens, K. Ph., allgemeinem deutſchen Briefſteller, von Dr. Th. Heinſius; enthält: Vorkenntniſſe zur ſichern Betreibung der kaufmänniſchen Korreſpondenz, kaufmänniſchen Statiſtik, Kenntniß der Civilanſtalten und des öffentlichen Geſchäftsganges, Nachrichten vom Poſtweſen, und andere nützliche Aufſätze. 8. Berlin. 6 Gr.

Auch unter dem Titel:

Der vollkommene Geſchäftsmann; oder: Anleitung zur Beförderung einer richtigen Kenntniß der kaufmänniſchen Korreſpondenz und Statiſtik, des öffentlichen Geſchäftsganges und des Poſtweſens in Deutſchland. Von Dr. Th Heinſius. 8. Berlin. 6 Gr.

Reiſe von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Trieſt, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel. Vom Verfaſſer des Natalis. Mit einer von Hrn. Gubitz in Holz geſchnittenen Vignette. 8. Berlin. 1 Thlr.

Die Reiſe ins Bad. Von L. v. S. Mit Kupf. 8. Berlin. 1 Thlr. 12 Gr.

Meine Reiſe nach Frankreich in den Jahren 1800 und 1801. Von Ludw. Selbiger. 3ter und letzter Theil. Mit Kupfern. 8. Berlin. 1 Thlr. 16 Gr.

Röpers, F. L., Schimpf und Ernſt für Jung und Alt. 8. Berlin. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Röper's, F. L., Verſuche zur Beförderung wahrer Lebensweisheit. 2ter Theil. 8. Berlin. 12 Gr.

——— derſelben 1ſter Theil, 2te Aufl. 8. Berlin. 8 Gr.

Sammlung nützlicher Aufſätze und Nachrichten, die Baukunſt betreffend, für angehende Baumeiſter und Freunde der Architektur; herausgegeben von mehreren Mitgliedern des Königl. Preuß. Ober-Baudepartements. 5ter Jahrg 1ſter Band. Mit Kupf. gr. 4. Berlin. geh 2 Thl

Die Schule der Erfahrung, für alle, welchen Zufriedenhei Leben und Geſundheit etwas werth ſind. Warnende Tha ſachen zu Verhütung alltäglicher Unglücksfälle. Der erſte Auflage vierter Theil, oder der zweiten Ausgabe dritt Theil. 8. Berlin. 10 G

Zöllner's, J. Fr., Predigtentwürfe für das Jahr 180 gr. 8. Berlin. 1 Thlr. 4 G

In Commiſſion:

Artistische Versuche von Fr. Bolt. 3te Lieferung. Enthaltend acht Kupfertafeln in 4. 1 Thl

Auswahl von Maurergesängen, mit Melodien der vo züglichsten Componisten; herausgegeben von F. M **Boheim**. 2 Theile. 4. 1 Th

Blätter, Berliner gemeinnützige, zur Beförderung d Moralität und Belebung der Induſtrie, für das Ja 1802. 4. 2 Thl

Commentarii Societ. philologicae Lipsiensis. Edit. c ravit Ch. Dan. Beckius. Vol. III. P. 1. et 2. 8. m Lips. et Berol. 1 Thl

v. **Podewils**, des Herrn Grafen, Wirthſchaftserfahru gen auf ſeinen Güthern Guſow und Platkow geſamme 3ter Band. gr. 4. 1 Thlr. 12 G

Sophoclis Philoctetes, e Brunkiana potissimum rece sione cum commentario perpetuo J. H. Ch. **Barth** 8. 16 G

Testamentum novum graecum. Ed. **Matthaei**. II. To 4 Thlr. 12 G

Wolf's, Joh. Wilh. Fr., vollſtändiger Confirmations Akt mit neuen Liedern, der dazu gehörigen Muſik, und m rern erläuternden Bemerkungen. 8. 12 G ihrem Eintritt in die große Welt gewidmet. Mit einem Titelkupfer. 8. Berlin. 18 Gr.

Anhang zu Moritzens, K. Ph., allgemeinem deutſchen Briefſteller, von Dr. Th. Heinſius; enthält: Vorkenntniſſe zur ſichern Betreibung der kaufmänniſchen Korreſpondenz, kaufmänniſchen Statiſtik, Kenntniß der Civilanſtalten und des öffentlichen Geſchäftsganges, Nachrichten vom Poſtweſen, und andere nützliche Aufſätze. 8. Berlin. 6 Gr.

Auch unter dem Titel:

Der vollkommene Geſchäftsmann; oder: Anleitung zur Beförderung einer richtigen Kenntniß der kaufmänniſchen Korreſpondenz und Statiſtik, des öffentlichen Geſchäftsganges und des Poſtweſens in Deutſchland. Von Dr. Th Heinſius. 8. Berlin. 6 Gr.

Reiſe von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Trieſt, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel. Vom Verfaſſer des Natalis. Mit einer von Hrn. Gubitz in Holz geſchnittenen Vignette. 8. Berlin. 1 Thlr.

Die Reiſe ins Bad. Von L. v. S. Mit Kupf. 8. Berlin. 1 Thlr. 12 Gr.

Meine Reiſe nach Frankreich in den Jahren 1800 und 1801. Von Ludw. Selbiger. 3ter und letzter Theil. Mit Kupfern. 8. Berlin. 1 Thlr. 16 Gr.

Röpers, F. L., Schimpf und Ernſt für Jung und Alt. 8. Berlin. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Röper's, F. L., Verſuche zur Beförderung wahrer Lebensweisheit. 2ter Theil. 8. Berlin. 12 Gr.

——— derſelben 1ſter Theil, 2te Aufl. 8. Berlin. 8 Gr.

Sammlung nützlicher Aufſätze und Nachrichten, die Baukunſt betreffend, für angehende Baumeiſter und Freunde der Architektur; herausgegeben von mehreren Mitgliedern

des Königl. Preuß. Ober Baudepartements. 5ter Jahrg
1ſter Band. Mit Kupf. gr. 4. Berlin. geh 2 Thl

Die Schule der Erfahrung, für alle, welchen Zufriedenhei
Leben und Geſundheit etwas werth ſind. Warnende Tha
ſachen zu Verhütung alltäglicher Unglücksfälle. Der erſte
Auflage vierter Theil, oder der zweiten Ausgabe dritt
Theil. 8. Berlin. 10 G

Zöllner's, J. Fr., Predigtentwürfe für das Jahr 180
gr. 8. Berlin. 1 Thlr. 4 G

In Commiſſion:

Artistische Versuche von Fr. Bolt. 3te Lieferung. -
Enthaltend acht Kupfertafeln in 4. 1 Thl

Auswahl von Mauergesängen, mit Melodien der vo
züglichsten Componisten; herausgegeben von F. A
Böheim. 2 Theile. 4. 5 Thl

Blätter, Berliner gemeinnützige, zur Beförderung d
Moralität und Belebung der Induſtrie, für das Jah
1802. 4. 2 Thl

Commentarii Societ. philologicae Lipsiensis. Edit. c
ravit Ch. Dan. Beckius. Vol. III. P. 1. et 2. 8. m
Lips. et Berol. 1 Thl

v. **Podewils**, des Herrn Grafen, Wirthſchaftserfahru
gen auf ſeinen Güthern Guſow und Platkow geſamme
3ter Band. gr. 4. 1 Thlr. 12 G

Sophoclis Philoctetes, e Brunkiana potissimum rece
sione cum commentario perpetuo J. H. Ch. **Barth**
8. 16 G

Testamentum novum graecum. Ed. **Matthaei.** II. To
4 Thlr. 12 G

Wolf's, Joh. Wilh. Fr., vollſtändiger Confirmations Actu
mit neuen Liedern, der dazu gehörigen Muſik, und m
rern erläuternden Bemerkungen. 8. 12 G

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von
einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

Jahrgang 1803.

Zweiter Band.
Julius bis December.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1803.

Inhalt
des
# zweiten Bandes.

Julius.

I. Scenen aus dem Agamemnon, einem Trauerſpiele des Grafen Vittorio Alfieri d'Aſti. . . . . Seite

II. Briefe aus der bataviſchen Republik. Geſchrieben in den Monaten September und Oktober 1800. (Fortſetzung.) . . . . —

III. Rede des Don Pedro Rodriguez Grafen de Campomanes; gehalten in einer Sitzung der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Madrid im Jahr 1794. Abgekürzt und überſetzt vom Herrn Prof. Buchholz. . . . . —

IV. Zwei der letzten noch ungedruckten Gedichte von Gleim und Sangerhauſen:
  1. Deutſchlands Genius an die ſchlafende Vaterlandsliebe. . . . . —
  2. Das Vaterland an ſeinen Gleim. . . . —

V. Literariſche Briefe:
Achter Brief: An Fr. v. S. Die Oſtermeſſe. Seite 57
VI. Reiſen und Leben; ein Andenken an liebe Reiſende, von Joh. Caſp. Lavater. . . . . — 73
VII. Theater:
Königl. Nationaltheater. . . . . . . — 77
VIII. Poſtſcripte. . . . . — 79

Auguſt.

I. Reiſen und Leben; ein Andenken an liebe Reiſende, von J. C. Lavater. (Fortſetzung.) . . — 85
II. Die Freiheit des Willens. An meine Freunde. Von Herrn Doktor K. F. Becker. . . . — 99
III. Nadir und Dely. Eine Erzählung. (Frei nach dem Franzöſiſchen bearbeitet.) Von Frau von Kroſigk, geb. Krüger. . . . . . . — 118
IV. Ueber Schriftſtellerei und Rotüre. . . . — 139
V. Literariſche Briefe:
Neunter Brief: Ueber die Morgenſcenen im Putzzimmer einer reichen Römerin. . . — 147
VI. Theater:
1. Königl. Nationaltheater. . . . . . — 155
2. Gute Wünſche. . . . . — 157
VII. Poſtſcripte. . . . . — 165

September.

I. Der Einfall der Sarazenen in Spanien. Von Hrn. Profeſſor Buchholz. . . . . . Seite 169

II. Reiſen und Leben; ein Andenken an liebe Reiſende, von J. C. Lavater. (Fortſetzung.) . . — 186

III. Shakſpear und Voltäre. Von Hrn. Hauptmann von Löwenſtern in Warſchau. . . . — 192

IV. Stradella und Philipp Bertrand. Zwei kleine Erzählungen. Von Herrn P. F. Brede, in Kaſſel. — 210

V. Ueber die Wirkungen des Galvanismus auf Taubſtumme. Ein Brief des Hrn. Direktor Pfingſten an die galvaniſche Geſellſchaft in Paris. . — 215

VI. Nöthiger Zuſatz zu der im vorigen Stücke der Eunomia befindlichen Abhandlung: über die Freiheit des Willens. Von Herrn Doktor K. F. Becker. — 225

VII. Euphroſyne. Eine Legende. Von Hrn. A. N—r. zu Halle. . . . . — 228

VIII. Philoſophiſche Aphorismen. Von Herrn. J. Stutzmann, Privatlehrer in Göttingen. . — 231

IX. Theater:

1. Königl. Nationaltheater. . . . . — 241
2. Die Schauſpielerſchule. . . . . — 242

X. Poſtſcripte. . . . . — 249

Oktober.

I. Der Einfall der Sarazenen in Spanien. Von Hrn. Prof. Buchholz. (Beſchluß.) . . . — 253

II. Shakſpear und Voltäre. Von Hrn. Hauptmann v. Löwenſtern. (Beſchluß.) . . . . . Seite 272

III. Eine Reiſe in Deutſchland; in ſtatiſtiſcher, philoſophiſcher und äſthetiſcher Rückſicht. . . . . — 287

IV. Reiſen und Leben; ein Andenken an liebe Reiſende; von J. C. Lavater. (Beſchluß.) . . . . — 310

V. An Wilhelminen, als ich ihr nach unſerer Trennung eine Roſe überſandte. Am 10ten Mai 1803. Von Gottlieb Hiller. — Nebſt einer Nachricht vom Verfaſſer. . . . . — 316

VI. Theater:

1. Königl Nationaltheater. . . . . . — 322

2. Kritiſche Aphorismen über das Theater. Von Herrn Geh. Legationsrath D. Albrecht. . . . . — 323

VII. Poſtſcripte. . . . . — 332

November.

I. Anſichten aus den Pyrenäen. Von Chriſtian Auguſt Fiſcher. . . . . — 335

II. Vasko di Gama's Landung beim Könige von Melinda. Ein Fragment aus dem zweiten Geſange der Luſiade des Luis de Camoens. . . . . . — 348

III. Die Entführung. Von Herrn C. A. Weyda in Stettin. (Ein Auszug aus dem noch ungedruckten Romane: Sechs Abſchnitte aus dem Leben des Grafen Karls von Roſenau.) . . . . — 365

Inhalt des zweiten Bandes.

IV. Geiſtiger Nahrungsſtoff. Von Herrn Konſiſtorialrath Horſtig in Bückeburg. . . . . . —
V. Literariſche Briefe:
Zehnter Brief: Blumenſträuße italiäniſcher, ſpaniſcher und portugieſiſcher Poeſie; von A. W. Schlegel. . . . . . —
VI. Theater:
1. Königl. Nationaltheater. . . . . . —
2. Kritiſche Aphorismen über das Theater. Von Herrn Geh. Legations-S. D. Albrecht. (Fortſetzung.) . . . . . —
VII. Poſtſcripte. . . . . —

December.

I. Ueber den Oupnek'hat, das geheime Religionsbuch der Indier. Von Hrn. D. Horn in Göttingen. —
II. Lomonoſſow's neunte Ode, nach Hiob. Aus dem Ruſſiſchen. . . . . —
III. Bemerkungen, geſammelt auf einer Reiſe über den großen St. Bernhard, im Monat Auguſt 1803. Ein Bruchſtück aus dem Tagebuche eines Reiſenden. . . . . —
IV. Die Eheloſen. Am 13ten Junius 1803. Von Philippine Engelhard, geb. Gatterer. —
V. Literariſche Briefe:
Eilfter Brief: Ueber den Chor im modernen Drama . . . . —
Zwölfter Brief: Ueber die vermiſchte Anwendung der Religionen in der Tragödie . —

VI. Theater:

1. Königl. Nationaltheater. . . . . . Seite 482
2. Kritiſche Aphorismen über das Theater. Von Herrn Geh. Legations-S. D. Albrecht. (Beſchluß.) . . . . . . — 483

VII. Poſtſcripte. . . . . — 491

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Juli 1803.

I.

Scenen aus dem Agamemnon,

einem Trauerſpiele
des Grafen Vittorio Alfieri d'Aſti *).

Zweiter Aufzug.

Dritter Auftritt.

Aegiſth.

Haß mich, Elektra, haß mich nur. Aegiſth
Verabſcheut dich ganz anders noch. Und nicht
Mit eiteln Reden ſchlägt mein tiefer Haß,

---

*) Der vorzüglichſte Tragödiendichter der Italiäner ſcheint in Deutſchland immer größere Aufmerkſamkeit zu erregen. Im Märzſtück dieſes Jahres lieferten wir die erſten Proben einer

Du ſollſt es ſehen, in die Luft. Aegiſths
Furchtbarer Haß, iſt Tod. — Ha, Stamm des Abſcheus,
So biſt du endlich ganz in meine Hand
Gefallen. — O, wie nagt' an meinem Herzen
Die Sorge ſchon, es möchte der Atride
Der Fluten Zorn zum Raub geworden ſeyn!
Ha, welchen und wie großen Theil der Rache
Entzogen dann die Fluten mir! Zwar hätten
Mir Atreus greulich Todesmahl die Kinder
Mit ihrem Blute, ja mit Blut gebüßt.
So hätt' ich deinen heißen Durſt, Thyeſt,
Etwas gelöſcht, ſo, wenn nicht ganz, zum Theil
Den blutigen, furchtbaren Schwur erfüllt.
Allein was ſag' ich? ſoll des Vaters Leben
Vom Tod die Kinder retten? — Sieh, es naht
Des ſiegumrauſchten Königes Gefolge.
Auf; weiche denn des tollen Pöbels Freude.
Kurz ſoll die Freude dauern. — Jedem Feſt,
Wo Blut nicht fleußt, bin ich ein Fremdling hier.

---

metriſchen Verdeutſchung in den Scenen aus der Virginia, von Hrn. Prediger D. Jeniſch. Ein andrer deutſcher Gelehrter arbeitete indeß in Italien ſelbſt an einer Ueberſetzung der ſämtlichen Werke des Grafen, und wird ſie im Verlag einer hieſigen angeſehenen Buchhandlung herausgeben. Wir haben nun das Vergnügen, auch von dieſer Ueberſetzung Proben in dem größten Theile des Agamemnon zu liefern, und ſind überzeugt, daß das Publikum ſie mit verdientem Beifalle aufnehmen werde. d. H.

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Klytämneſtra. Elektra.

Agamemnon.

Ich ſeh euch endlich wieder, meines Argos
Erſehnte Mauern; wo ich wandle, ruht
Der Heimath lieber Boden, den ich einſt
Als Kind betrat, und Freunde ſind's, ſo viel
Mich rings umſtehn; Gemahlinn, Tochter, du,
Mein treues Volk, ihr meines Heerdes Götter,
Die endlich ich zurückgekehrt verehre. —
Was bleibt mir mehr zu wünſchen, — was zu hoffen
Noch übrig und erlaubt? Wie lang, wie laſtend
Sind doch zehn Jahr' im fernen Land durchlebt,
Getrennt von Allem, was uns theuer iſt!
Und, o wie ſüß, zur Heimath wiederkehren,
Nach ſo viel Ungemach des blut'gen Kriegs!
O Friedensport der wahren Ruh im Schooß
Der Seinigen! — Doch bin ich's hier allein,
Der ſich erfreut? Gemahlinn, Tochter, ihr
Steht ſchweigend da, und heftet ſcheu zur Erde
Den unruhvollen Blick? O Himmel, wäre
Nicht meine Luſt der euren gleich, da ihr
In meine Arme wiederkehrt?

Elektra.

O Vater! . . . .

Klytämneſtra.

O Herr, — zu raſch erfuhren wir den Wechſel
Des Schickſals heut, . . . vom Hoffen bald zum Schmerz.

Bald unverhofft vom Schmerz zu froher Luſt,
Unſicher hin und her getrieben . . . Schwach
Erhält das Herz ſich bei ſo plötzlichen,
Verſchiednen Regungen.

Elektra.

Wir zitterten
Bis jetzt für dich. Es flog der Ruf, von dir
Schreckhafte Kunde zweifelhaft verbreitend,
Die uns der ſtürmiſch wütende Orkan,
Der Tage lang ob den ergrimmten Fluten
Die Herrſchaft hielt, als wahrhaft glauben ließ,
Und bittre Thränen uns mit Recht entlockte.
Gerettet biſt du endlich, kehrſt als Troja's
Bezwinger endlich, heiß erfleht, zurück,
Ja, ſo umſonſt ſchon ſeit ſo vielen Monden,
So vielen ſchon erfleht. Auf dieſe Hand,
Auf dieſe ſelbe deine Hand, o Vater,
Wo, noch ein Kind beinah, bei deiner Abfahrt,
Ich kindlich-warme Küſſe drückte, preßt
Nun heiß're Küſſe endlich die Erwachſne.
O Hand, vor welcher Aſien erbebte,
Verſchmähe nicht darum die Huldigung
Des ſchlichten Mädchens. Nein, ich bin gewiß,
Mehr als bezwungne Könige, und mehr
Als die errungnen Reiche, iſt dem Herzen
Des beſten Vaters ein entzückend Schauſpiel,
Sein folgſames geliebtes Töchterchen
Nun aufgeſproßt zu ſehn und zu umarmen

Agamemnon.

Ja, Tochter, ja, viel theurer als mein Ruhm,
Iſt mir mein Blut. O wär' ich ſo beglückt
Als Gatt' und Vater, wie als Fürſt und Krieger!
Allein nicht euch, mich ſelbſt nur klag' ich an,
Und mein Verhängniß. Eine Tochter hat
Der Himmel mir geraubt. Mein Vaterherz
Bei meiner Rückkehr völlig zu beglücken,
Fehlt ſie allein. Der Himmel wollt' es nicht.
Ich muß, ich muß von jener Unglücksſcene
Abwenden meinen Blick. — Du bleibſt mir noch,
Elektra, du, die auch in ihrem Jammer
Der unglückſeel'gen Mutter übrig blieb. —
Und o, wie wirſt du, zärtlich treue Tochter,
Ihr einz'ger Troſt in meinem langen Fernſein,
Als unzertrennliche Genoſſinn ſtets
Die lange Klag' und die Bekümmerniß,
Der Sorgen Laſt, mit ihr getheilet haben! —
O wie viel Tage, wie viel Nächte brachtet
Ihr mein gedenkend hin! — und ſo auch ich; —
Ja, bei der Kriegesthaten wildem Wechſel,
Bei Blut und Ruhm und Tod, behielt ich ſtets
Euch gegenwärtig, eures Herzens Pochen,
Und euer Weinen, Zweifeln und Nichtwiſſen.
Oft weint' ich ſtill, in meinen Helm gehüllt.
Dem Vater nur war's kundig. — Doch jetzt naht
Des Weinens End'; und Klytämneſtra nur

Erkenn' ich nicht an dem betrübten Antlitz,
Der thränenvollen Augenwimper.

Klytämneſtra.

Ich
Betrübt? . . . .

Elektra.

Ach ja; der Freude Laſt, wenn ſie
Zu heftig iſt, drückt wie der Schmerz uns nieder.
Laß nur, o Vater, ihre Lebensgeiſter
Sich wiederum erholen. Ungleich mehr
Verlangt ſie dir, denn ich, zu ſagen; drum
Sagt ſie dir ungleich weniger.

Agamemnon.

Noch ſprach
Sie mir auch von Oreſt nicht. . . . . .

Klytämneſtra.

Von Oreſt? . . . .

Elektra.

Ihn zu umarmen, Vater, komm!

Agamemnon.

Oreſt,
Du, meine einz'ge Hoffnung, treue Stütze
Und Erbe meines Thrones: bis ich dich
Nicht tauſendmal an's Vaterherz gedrückt,
Will ich auch keines Augenblickes Ruh
Den müden Gliedern gönnen. Gattinn, auf!
Ihn zu umarmen, jenen theuren Sohn,
Den du mir nicht genannt, von welchem du
Doch Mutter biſt, den ich in Windeln noch,

Mit Thränen einſt, ſo ungern ſcheidend, ließ.
O ſprich, wächſt er? Was macht er? Aehnelt er
Dem Vater auch? Hat er der Tugend Pfad
Bereits betreten? Bei des Ruhmes Namen,
Bei meines Schwerdtes Blitzen, ſprüht ihm da
Die ungeduldig⸗edle Glut vom Auge?

Klytämneſtra.

Nicht länger halt' ich meine Thränen . . .

Elektra.

Komm,
O Vater, ihn zu ſehn. Dein Ebenbild
Iſt er; nie ließ ich ihn, ſeit du hinwegzogſt.
O holde Einfalt! wenn er oft von uns
Den Vater nennen hörte; „wann, o wann
Soll ich ihn ſehen?“ rief er. Dann von Troja,
Von Wehr und Feinden hörend, rüſtet er
Sich kindiſch ſpielend oft zu deinem Schutz,
Und will bewehrt den Kriegsgefahren trotzen.

Agamemnon.

Nichts weiter — fort! — denn jeder Augenblick,
Bis ich ihn ſeh', iſt meinem Herzen Tod.

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Zweiter Auftritt.

Agamemnon. Elektra. Aegiſth.

Aegiſth.

Darf — ohne Beben — ich mich nahn vor Troja's
Ruhmvollen Ueberwinder? vor der Herrſcher
Erhabnen Herrſcher? — Einer Gottheit Glanz
Und hohe Majeſtät ſeh' ich verbreitet
Auf deiner hehren, ſchreckenvollen Stirn . . . .
Ja ſchrecklich, doch erbarmungsvoll zugleich;
Und oftmals wandten Götter auch den Blick
Von ihrem Thron auf Leidende herab.
Ein ſolcher iſt Aegiſth; den Streichen
Des harten Schickſals Ziel bis jetzt; — gemeinſam
Hat er mit dir die Ahnen. Ein Geblüt
Fließt in den Adern uns. Drum wagt' ich's hier
In dieſer Burg, nicht Beiſtand zwar zu ſuchen,
Doch eine Freiſtatt, die den grauſamen
Verfolgern mich, — die mir doch Brüder ſind,
Entreißen möchte.

Agamemnon.

Schaudern machſt du mich,
Denk ich, daß Eines Bluts wir ſind. — Gewiß
Für alle wär's, es zu vergeſſen, beſſer.
Wohl iſt es Noth, daß ſich Thyeſtens Söhne
Einander ſelbſt verabſcheun; aber nicht
Daß ſie zur Freiſtatt Atreus Feſte kühn

Sich anderſehn. Aegiſth, du warſt und biſt
Für dich bis jetzt mir unbekannt. Ich haſſe
Dich nicht, und liebe dich auch nicht. Und doch,
Wie gern ich mich des namenloſen Haſſes
Entſchlagen wollt', ich kann dich nicht erblicken,
Daß in der Bruſt ein unbekanntes Etwas
Sich mir nicht regt; die Stimme ſelbſt, die Stimme
Kann ich nicht hören von Thyeſtens Sohn.

Aegiſth.

Das wußt' ich ſchon, eh' du's geſagt, daß du
Nicht haſſen kannſt, hochherziger Atride.
Ein groß Gemüth hegt keinen niedern Trieb.
Der Ahnen Muth, nicht ihren Haß, ererbſt du.
Zu ſtrafen wüßteſt du, — wenn's Einer wagte,
Dich zu beleid'gen, — oder zu verzeihn.
Doch wer dir völlig unbekannt, gleich mir,
Und unglückſelig iſt, hat auf dein Mitleid
Ein heilig Recht, und wär' er Troja's Sohn.
Zu hohen Unternehmungen erkohr
Dich nicht vergebens Griechenland zum Führer.
In Edelſinn, Gerechtigkeit und Treu
Und Heldenmuth hielt es, o König, dich
Hoch über alle Könige erhaben.
So halt' auch ich von dir, und glaubte nie
Mich ſichrer, denn in deines Ruhmes Schatten.
Sieh, ich vergaß, daß ich Thyeſtens Sohn
Geboren ward. Ich bin des Unſterns Sohn.
Den Flecken meines Blutes glaubt' ich ganz

Von meinem Drangſal abgeſpült; — und muſte
Dir bei Aegiſthens Namen graun, ſo hofft' ich,
Du ſollteſt drauf beim Namen des Bedrückten,
Des Flehenden, Unglücklichen, Verbannten,
In deiner edeln, königlichen Bruſt
Erhabnes Mitleid gegen mich empfinden.

Agamemnon.

Und wollt' ich auch, wie, würdeſt Mitleid du
Von mir erdulden?

Aegiſth.

Doch, wer bin denn ich?
Der zu verſchmähn wagt' ein Geſchenk von Dir?

Agamemnon.

Du — biſt vom ärgſten Todfeind meines Vaters
Doch ſtets entſproſſt. Du haſſeſt mich, und muſſt's.
Ich kann dich drum nicht tadeln. Weit getrennt,
Auf ewiglich, — ſind wir durch unſre Väter;
Nicht wir allein, auch unſre Söhn', und fern
Die ſpäteſten der Enkel. — Atreus Weib
Hat einſt, du weiſſ'ts, der frevelnde Thyeſt
Geſchändet und geraubt. Als Atreus drauf
Thyeſtens Söhn' erſchlug, ſtellt' er dem Vater
Zum Mahl ſie auf. — Und nun? — o Blutgeſchichte,
Was denk' ich deines wechſelnden Entſetzens!
Ein kaltes Grauſen ſchüttelt mich. Ich ſehe
Thyeſt und ſeine Furien in dir.
Und kannſt du mich mit anderm Auge ſchaun?
Stell' ich dir nicht den blutbefleckten Atreus

Im Bilde dar? Und kannſt du dieſe Mauern
Gefärbt vom Blute deiner Brüder ſehn,
Daß deines nicht in jeder Ader kocht?

Aegiſth.

Graunvoll war Atreus Rache, doch gerecht.
Und jene Kinder, die Thyeſtes ſich
Verletzen ſah auf fluchbeladnem Tiſch,
In Blutſchand' all' erzeugt. Zwar war er Vater,
Allein ſie bracht' ihm heimlich des zu tief
Beleidigten und ungerochnen Atreus
Treuloſes Weib. Der Schimpf war groß, doch größer
Die Strafe noch. Sie waren Brüder zwar,
Allein der Erſt' es zu vergeſſen war
Thyeſt, der zweite Atreus. Und noch ſcheint
Des Himmels Zorn in mir nicht nachzulaſſen.
Voll jedes Guts, und minder ſchuldig iſt
Dein Stamm. Thyeſt gab andre Brüder mir,
Und nicht, wie ich, blutſchänderiſch erzeugt,
Und nimmer raubt' ich ihre Weiber mir,
Und dennoch ſind ſie härter gegen mich,
Als Atreus ſelbſt. Sie haben ganz vom Thron
Mich ausgeſchloſſen, mehr noch, jeden Theil
Des väterlichen Erbtheils mir entriſſen.
Und noch genügt's den Felſenherzen nicht.
Wie erſt das Gut, ſo wollen ſie das Leben
Mir nun entziehn. — Sieh, ob ich unrecht fliehe!

Agamemnon.

Du fliehſt mit Grund, doch hieher fliehſt du übel.

Aegiſth.

Wohin ich trete, trag' ich auch, ich weiß es,
Mit mir die Schmach des väterlichen Namens
Und meiner Abkunft hin. Allein wo darf ich
Thyeſt zu nennen, weniger erröthen,
Als unterm Auge des Atriden? Du, —
Wärſt minder du mit Ruhm bedeckt, und lebteſt
Du unglückſeelig, völlig wie Aegiſth,
Dann fühlteſt du das laſtende Gewicht,
Dann ganz das Graun, das ſich an Atreus Stamm,
Nicht weniger denn an Thyeſtens knüpft;
Drum nimm auch du an meinen Leiden Theil.
An mir thu' Atreus Sohn, was er von Andern,
Wär' er Aegiſth, gethan ſich wünſcht!

Agamemnon.

Aegiſth? —
Ich? — wiſſe denn, wie widerwärtig auch
Mein Zuſtand wäre, wie verzweiflungsvoll,
Nie hätt' ich, nie, zum Königſitz Thyeſts
Den Schritt gewandt. — Dir kein Gehör zu leihn,
Ruft mir im Herzen eine Stimme zu,
Die es verſchließt dem Mitgefühl. — Jedoch,
Weil du mein Mitleid willſt, und ich es nie
Zu weigern pflege, werd' ich mich (ſo viel
Mein Nam' und meine Macht den Griechen gilt)
Dich einzuſetzen in dein Vaterrecht
Bemühn. — Doch fern entweich indeß von Argos.
An deiner Seite würd' ich trübe Tage

Und unruhvolle Nächte ſtets durchleben.
In Eine Stadt gehn Atreus und Thyeſts
Entſproßne nicht. Vielleicht in Griechenlands
Umgränzung ſind wir allzunah uns noch.

Aegiſth.

Auch du verjagſt mich! Weſſen zeihſt du mich?

Agamemnon.

Des Vaters.

Aegiſth.

Iſt's genug?

Agamemnon.

Zu viel! — Hinweg!
Der neue Tag ſeh dich in Argos nicht:
Dir werd' ich helfen, weiß ich dich nur ferne.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Klytämneſtra.

Die Stund' iſt da. — Im Schlaf liegt Agamemnon
Verſenkt, — und ſoll dem holden Licht er nimmer
Die Augen öffnen? . . . Dieſe meine Rechte,
Ihm einſt der Treu und keuſchen Liebe Pfand,
Will ſeinen Tod zur Dienerin ſich machen? . . .
Das ſchwur ich? — ja, nur zu gewiß . . . Ich muß
Es halten, . . . Auf denn! — Fuß, und Herz, und Hand
Und Alles an mir bebt. — Weh! was gelobt' ich! . . .
Ach! Schändliche, was unternehm' ich! — . . . O!

Wie ganz verſchwindet bei Aegiſths Verſchwinden
Mein Muth! — Ich ſeh von meiner Greuelthat
Die ungeheure Scheußlichkeit. Ich ſehe
Nur der Atriden blut'ges Schattenbild. —
O Anblick! ach! vergebens bürd' ich Frevel
Dir auf. — Ach nein! Kaſſandra liebſt du nicht;
Liebſt mich, und mich allein, mehr als ich's werth bin.
Kein Frevel drückt dich auf der Welt, — als der,
Gemahl von mir zu ſeyn. — Atrid'! — o Himmel!
Du aus dem Arm des ſichern Schlafs, dem Arm
Des Tod's — durch meine Hand? — Und wohin berg' ich
Mich dann? — O des Verraths! — wie kann ich Frieden
Je hoffen, — je? ... Welch gräßlich Leben, voll
Gewiſſensbiß und Thränen, und voll Blut! ...
Aegiſth, — ja ſelbſt Aegiſth, — wie darf er's wagen,
Der gattenmörderiſchen Gemahlin ſich,
Im blut'gen Bett, zur ehrenloſen Seite
Zu legen, ohne ſelbſt für ſich zu zittern? — —
Du, meiner Schmach und aller meiner Uebel
Verwünſchtes Werkzeug, — ferne, fern von mir,
Fluchwürdig Eiſen! — den Geliebten geb' ich,
Das Leben geb' ich eh dahin. Doch ſoll
Nicht ſolch ein Held durch mich gemordet ſinken.
Der Griechen Ehre, Aſiens Entſetzen,
Mögſt du dem Ruhm, den theuern Kindern leben, ...
Und — einer beſſern Gattin! — Aber horch!
Welch leiſer Tritt! — Wer dringt in dieſe Zimmer,
Bei Nacht? — Aegiſth! — Weh mir! Ich bin verloren!

Zweiter Auftritt.

Aegiſth. Klytämneſtra.

Aegiſth.

Vollbrachteſt du das Werk?

Klytämneſtra.

Aegiſth . . . .

Aegiſth.

Was ſeh' ich?
Verzehrſt du dich in Thränen hier, o Weib?
Unzeitig iſt das Weinen, iſt zu ſpät,
Iſt eitel, kann uns theuer koſten.

Klytämneſtra.

Du;
Du hier? . . . und wie? — Elende, was gelobt' ich?
Welch ſchnöder Rath? . . . .

Aegiſth.

Und war der Rath nicht dein?
Dir gab ihn Liebe, Furcht entreißt ihn dir. —
Doch, — wohl, mich freuts, daß du nun reuig biſt. —
Froh werd' ich mindſtens ſterben, daß ich dich
Nicht ſchuldig weiß. Ich ſagte dir's, daß hart
Die That war; — aber du, zuviel auf den,
Den du nicht haſt, den Männermuth vertrauend,
Du wagteſt ſelbſt zum Streiche deine Hand,
Die ungeſtählte, zu erſehn. — Der Himmel
Verleihe nur, daß dir zum Schaden nicht
Selbſt der Gedanke des Vergehns gereiche.
Verſtohlen kehr' ich, von der Finſterniß
Begünſtigt her, und unbemerkt verhoff' ich. —

Wohl muſt' ich ſelber dir verkünden, daß
Mein Haupt nunmehr unwiderruflich ſchon
Der Rache deines Königes geweiht iſt. . . .
Klytämneſtra.
Was redeſt du? und woher weißt du es?
Aegiſth.
Mehr als er wollte, hörte der Atride
Von unſrer Liebe ſchon, und ſchon empfing ich,
Nicht mehr von Argos wegzuziehn, Befehl.
Bei Tagesanbruch will er mich vor ſich,
Und dies Geſpräch, du ſiehſt es, — iſt mein Tod.
Doch fürchte nicht, — ich werde jede Kunſt,
Auf mich allein die Schuld zu wälzen, brauchen.
Klytämneſtra
Was hör' ich? Alles weiß ſchon der Atride?
Aegiſth.
Er weiß zu viel. Doch ſicherer und beſſer
Iſt ja die Wahl, mich dem gefährlichen
Verhör ſogleich durch Sterben zu entziehn.
So rett' ich deine Ehr', entgehe ſelbſt
Dem ſchandevollen Tod zugleich. — Von dem
Was vorging dir den letzten Wink zu geben,
Den letzten Abſchied dir zu geben, kam ich,
Um weiter nichts. — Leb', und erhalte dir
Untadelich den Ruf. Für mich ergreife
Kein Mitleid dich. Ich bin beglückt genug,
Iſt mir für dich, durch meine Hand zu ſterben,
Vergönnt.

Klytämne-

Klytämneſtra.

Aegiſth — o weh mir! welche Wuth
Fühl' ich bei deinen Reden in der Bruſt
Mir kochen! — Wär' es wahr? — dein Tod? . . .

Aegiſth.

Iſt mehr
Als ſicher. . . .

Klytämneſtra.

Und ich tödte dich! . . .

Aegiſth.

Ich will
Gerettet dich.

Klytämneſtra.

Was führet dich mir vor,
Was für ein heillos Höllenſcheuſal iſt's,
Das deinem Schritt Geleite giebt, Aegiſth!
Ich ſterb' vor Gram, ſollt' ich dich nicht mehr ſehn.
Doch ſchuldlos ſterb' ich mindeſtens. Und nun
Treibt mich aufs neu zum ſcheußlichen Verbrechen,
Mir ſelbſt zum Trotz, dein Anblick hin. — O Himmel! —
Durch alle Adern und Gebeine zuckt
Ein unbekanntes Zittern mir. — So iſt's
Denn wahr? und bleibt uns anders nichts zu thun? . . .
Doch wer enthüllt' ihm unſre Liebe?

Aegiſth.

Wer,
Als nur Elektra, wagt' es wohl, dem Vater
Von dir zu reden? Wer dem König dich,
Denn ſie allein, zu nennen? Gottlos ſenkt

Die Tochter dir den Stahl in's Herz, — und will
Dir erſt die Ehr' und dann das Leben rauben.

Klytämneſtra.

Und ſoll ich's glauben? . . Weh mir! . . . .

Aegiſth.

Glaube denn,
Glaubſt du nicht mir, doch meinem Schwerdt. In Zeiten
Laß ſterben mich zum mindeſten. . . . .

Klytämneſtra.

O Himmel!
Was thuſt du? Fort mit deinem Schwerdt! — Ich will's,
O Nacht des Grauns! — Hör' an, — Es hat vielleicht
Nicht der Atrid' im Sinne . . . .

Aegiſth.

Was vielleicht? . . . :
Atrides, der Beleidigte, Atrides,
Der Herrſcher, wälzt im hochmuthvollen Sinn
Jetzt anders nichts, als Rach' und Blut. Schon iſt
Mein Tod gewiß; der deine zweifelhaft.
Doch, ſchont er dein, welch Leben er dir laſſe,
Das denke du. — Und ſah man mich hieher
Allein in ſpäter Stunde ſchleichen; — wehe,
Wie ſchaudert mir, aus Angſt um dich! — Bald ſteigt
Das Morgenroth empor, dem düſtern Zweifel
Dich zu entreißen. — Ich erwart' es nicht. —
Feſt ſteht's bei mir, zu ſterben, eh — Leb wohl —
Auf ewig dein! —

Klytämneſtra.

Halt, — nein, du ſollſt nicht ſterben!

Aegiſth.

Gewißlich nicht von einer andern Hand,
Als von der meinen, — oder, ſo du's willſt,
Der deinigen. — Auf, ſchwinge du den Streich!
Entſeele mich! und ſchleppe mich halbtodt,
Verſcheidend hin vor deinen ſtrengen Richter.
Dir ſei mein Blut der Unſchuld hoher Zeuge.

Klytämneſtra.

Was ſprichſt du? — Weh! ich Unglückſelige! . . .
Verlieren ſoll ich dich? . . . . .

Aegiſth.

Nun, welche Hand
Beſitzeſt du, die weder den, der dich
Am meiſten liebt, noch den, der dich am meiſten
Verabſcheut, zu erſchlagen taugt. So muß
Dir meine helfen . . . . .

Klytämneſtra.

Nein, ach nein! . . . .

Aegiſth.

Willſt du
Gemordet den Atriden oder mich?

Klytämneſtra.

O welche Wahl! . . . . .

Aegiſth.

Und wählen mußt du doch.

Klytämneſtra.
Ich Tod verleihen? . . .
Aegiſth.
Oder ihn empfahn,
Und erſt vor dir mich umgebracht erblicken.
Klytämneſtra.
Ach, daß nur allzuſehr die Miſſethat
Nothwendig iſt . . . . .
Aegiſth.
Und ſchärfer drängt die Zeit.
Klytämneſtra.
Doch — Kräfte — Kühnheit —
Aegiſth.
Kühnheit, Kräfte, — Alles
Wird dir die Liebe geben.
Klytämneſtra.
Meine Hand
Erbebt — ich — ſoll — ich — dem Gemahl — den Dolch —
Aegiſth.
Dem grauſamen Erwürger deiner Tochter
Sollſt du in's Herz, mit feſter Hand, die Stöße
Verdoppeln.
Klytämneſtra.
Ich — fern — ſchleudert' ich — den Dolch —
Aegiſth.
Sieh da, — ein Dolch, und wohl von anderm Stahl,
Wo noch das Blut der Söhne der Thyeſt
Geronnen klebt. In Atreus Greuelblut

Es blank zu waſchen, zögre nicht. — Fort! — Eile!
Dir bleiben kurze Augenblicke. — Fort! —
Führeſt du den Stoß nicht glücklich, — oder ſollte
Dich's etwa noch, o Weib, gereun, — ſo wende
Den Fuß nicht mehr in dieſe Zimmer her.
Von eigner Hand entſeelt, in einem Meer
Von Blute ſchwimmend, würdeſt du mich finden.
Fort, bebe nicht, gewagt! hinein! ermord' ihn!

Dritter Auftritt.

Aegiſth.

Herauf nunmehr aus des Avernus Tiefen,
Es iſt nun Zeit, herauf, Thyeſt, und zeige
In dieſer Burg dein gräßlich Schattenbild.
Ein reichlich Gaſtmahl, freue dich, wird hier
Von Blute dir bereitet. Ob dem Herzen
Schwebt deines ehrenloſen Feindes Sohne
Nackt ſchon der Stahl, ſchon zückt, ſchon zückt man ihn.
Ihn zückt ein treulos Eheweib. Sie, nicht ich,
Muſſt' es vollbringen. Deſto ſüßer iſt
Die Rache dir, je größer das Verbrechen. . . .
Neig' itzt mit mir dein angeſpanntes Ohr,
Und zweifle nicht, daß ſie's erfülle; — Lieb',
Und Zorn und Furcht, ziehn das gottloſe Weib
Nothwendig zum Verbrechen. —

Agamemnon (hinter der Scene).

O Verrath!
Du, Weib? — o Himmel! — o Verrath! — ich ſterbe — . . .

Aegiſth.

Ja, ſtirb nur, ſtirb! Und du o Weib, verdopple,
Verdopple ſie die Streich'! In ſeinem Herzen
Birg ganz den Stahl. Vergieß es ganz, das Blut
Des Böſewichts. In unſerm baden wollte
Der Unmenſch ſich.

Vierter Auftritt.

Klytämneſtra. Aegiſth.

Klytämneſtra.

Wo bin ich! was vollbracht' ich! . . .

Aegiſth.

Erwürgt haſt du den Frevler. Endlich biſt
Du meiner werth.

Klytämneſtra.

Es raucht der Dolch von Blut, . . .
Und Händ' und Kleid, und Antlitz, — Alles iſt
Voll Bluts! — o welche Rache wird dereinſt
Ob dieſem Blut geſchehn! . . . Ich ſeh, ich ſehe
Denſelben Stahl auf meinen Buſen ſchon
Zurückgewandt — von welcher Hand! — ich ſtarre — . . .
Ich ſchaudre — wanke — weh mir! — es gebricht
Mir Kraft, — und Stimm' — und Odem — ha, wo bin ich! . .
Was that ich! . . . weh mir! . . .

Aegiſth.

Schon erhallt umher
Vom Jammerſchrein die ganze Königsburg.

Zeit iſt es jetzt, zu zeigen, wer ich bin!
Von meinem langen Dulden jetzo Zeit
Die Frucht zu pflücken — jetzt — ich eile fort. —

Fünfter Auftritt.

Aegiſth. Klytämneſtra. Elektra.

Elektra.

Ruchloſer, niedrer Mörder meines Vaters!
Dir bleibt noch mich zu tödten. — Was erblick' ich! . . .
O Himmel! — ſie — die Mutter? — Gottlos Weib!
Du hältſt das Eiſen in der Hand? Du thaſt
Den Gattenmord? O Anblick!

Aegiſth.

Schweig, und räume
Den Durchweg mir. Bald kehr' ich um. Erzittre!
In Argos König bin nun ich! — Allein
Zu wichtig iſt's, und weit mehr, als Elektren,
Zu tödten den Oreſt. —

Klytämneſtra.

Oreſt! o Himmel! —
Jetzt kenn' ich dich; Aegiſth — . . .

Elektra.

Gieb mir, o gieb
Dies Eiſen mir!

Klytämneſtra.

Aegiſth, halt ein — den Sohn
Mir umzubringen? — Eh' erwürgſt du mich!

Sechster Auftritt.

Elektra.

O Nacht! — o Vater! — Euer Werk, o Götter,
War jener mein Gedank', in Sicherheit
Oreſt zu bringen. — Niedriger Verräther;
Du ſollſt ihn nirgends finden. — Leb', o leb'
Oreſt. — Dies Sündenſchwerdt bewahr ich deiner
Erwachs'nen Hand. In Argos wirſt, ich hoff' es,
Du einſt, des Vaters Rächer, wiederkehren.

II.

Briefe
aus
der bataviſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Sechster Brief.

Gewiß haben Sie ſchon von manchem Reiſenden das Lob eines Orts gehört, der unſtreitig die Aufmerkſamkeit eines Jeden verdient.

Der Haag liegt in einer Gegend, die zwar völlig eben iſt, aber durch unzählige Landhäuſer, Gärten und Anlagen Abwechſelung erhält. Mehrere Kanäle durchſchneiden den wohlgebauten Ort, der dadurch, wie durch ſeine Volksmenge, ſehr lebhaft wird. Beſtändige Seewinde reinigen die Luft. Lebensmittel ſtrömen von allen Seiten herzu, und für jede Art der Vergnügungen iſt reichlich geſorgt. Wie angenehm muß es für den beobachtenden Reiſenden ſeyn, der alle Länder Europa's beſucht hat, hier auszuruhen, und noch einen Blick auf die vollbrachte Arbeit zu werfen.

Der Standpunkt, ſo nahe bei England, Frankreich und Deutſchland, ſcheint einzig, wenn man dazu noch die enge Verbindung zählt, die der Handel zwiſchen Holland und den fernſten Nationen geknüpft hat. Dieſe Verhältniſſe ſind denn auch an dem außerordentlichen Gemiſch von Nationen ſchuld, das den Fremden leicht auffällt, und mit dazu beiträgt, dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit zu geben. Dem großen Zufluß von Fremden iſt wohl die erſtaunliche Menge von Gaſthöfen zuzuſchreiben, die man, zumal in den Gegenden, wo Schiffe landen, erblickt. „Logement und Kaffee!“ lieſt man über den Thüren unzählig vieler Häuſer, und noch mehr Kaufläden von allerlei Gattung nehmen die untern Zimmer ein. Die Fenſter und Thüren, durch deren große Glasſcheiben man die wohlgeordneten Waaren ſieht, tragen dazu bei, der Stadt ein lachendes Anſehen zu geben.

Alle öffentliche Gebäude ſcheinen gut gebaut und eben ſo unterhalten zu ſeyn; die neuern unterſcheiden ſich durch eine geſchmackvolle Bauart. Beſonders aber gefallen mir die vielen Brücken; weil immer Schiffe unten durchfahren müſſen, ſind die Bogen überaus hoch gewölbt, und deshalb hat man von den meiſten die Anſicht auf den Kanal und die nächſten Straßen. Innerhalb der Stadt fehlt es nicht an freien Plätzen; das Werbhaus und der Paradeplatz ſind die anmuthigſten, weil ſie mit Bäumen bepflanzt, und allein für das Vergnügen beſtimmt ſind.

Die Fahrt nach Schevelingen iſt allgemein beliebt; die Fremden ergötzen ſich dort an dem köſtlichen Anblick der offenbaren See, und die Einheimiſchen benutzen die ſchöne Allee mit dem trefflich geebneten Wege häufig, um zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuße dahin zu eilen.

Wegen der öftern Landungsverſuche, womit die Engländer die Seeküſten unaufhörlich bedrohen, werden dieſe ſorgfältig bewacht; auch bei Schevelingen befindet ſich eine Wache von bataviſcher Infanterie und Kavallerie. Bei dem Wachthauſe auf einer Düne iſt ein Telegraph errichtet, wodurch den andern Poſten Signale gegeben werden können. Gern hätte ich dieſe Maſchinen in der Nähe geſehen, aber es iſt durchaus verboten, den Hügel zu beſteigen, auf dem ſie errichtet iſt; ſo viel iſt gewiß, daß dieſer Telegraph keine Aehnlichkeit mit den Modellen, Zeichnungen und Beſchreibungen hat, die mir davon in Deutſchland zu Geſichte gekommen ſind.

Außer einigen Fiſcherfahrzeugen konnte ich auf der See nichts entdecken, obgleich ein Küſtenbewohner ſo gefällig war, mir ſein gutes Fernrohr anzuvertrauen. Kurz zuvor hatten ſich aber noch einige engliſche Schiffe, auf der Höhe von Schevelingen kreuzend, ſehen laſſen. Wer für Größe und Erhabenheit Sinn hat, den muß die Anſicht der offenbaren See zu den lebhafteſten Empfindungen hinreißen. Das immer belebte Element verändert unaufhörlich den Schauplatz; das ſanfte Schaukeln der Wellen, wenn ſie nur durch ſich ſelbſt dieſe Regung erhalten, beſchleicht uns mit einem ſehnenden Gefühl, für das die Sprache zu arm iſt, und vielleicht befällt uns an eben der Stelle, wenige Stunden ſpäter, ein mächtiger Schauer bei dem Anſchauen der kämpfenden Naturkraft. Ein Sonnenuntergang von der Meeresküſte geſehn, iſt ein eben ſo ſchönes Schauſpiel, als das Aufſteigen der Morgenröthe an dem unbegrenzten Horizont, und eine ſternenhelle Nacht muß durch den Wiederſchein ihrer unzähligen Lichter die Scene prachtvoll verändern. Wenn aber an den flachen Seeküſten, die mir zu Geſicht gekommen ſind, der unermeßliche Plan des Oceans tiefen Eindruck auf mich machte, wie unendlich muß der Genuß an einem Ufer ſeyn, das ſelbſt die Scene großer Naturerſcheinungen iſt? Ein Blick aus der Fingalshöhle, vom Gipfel des Aetna's, oder von einer Baſtei Gibraltar's, würde mir mehr werth ſeyn, als manches Jahr ſchleichenden Lebensgenuſſes!

Gewöhnlich laſſen ſich die Fremden in die Kirche zu Schevelingen führen, die für ein Fiſcherdorf groß und ſchön iſt; die Merkwürdigkeit, welche darin aufbewahrt wird, iſt ein Gerippe, das vor vielen Jahren an die Küſte geſpült wurde, und das gemeinhin für die Ueberbleibſel eines Wallfiſches gehalten wird, wovon aber ein holländiſcher Naturforſcher bewieſen hat, daß es einem andern Seeungeheuer angehöre. Es iſt keine bloße Volksſage, daß vormals dieſe Kirche, die jetzt beinahe am Strande ſteht, den Mittelpunkt des Dorfes ausmachte, und daß die See allmählich, ihre Grenzen erweiternd, viele Wohnungen wegſpülte; ſeit Jahren iſt dies indeß nicht mehr der Fall geweſen.

Die Einwohner leben vom Fiſchfange, viele auch von den Fremden, die hier häufig Unterhaltung ſuchen. Wenn man am Strande ſpazieren geht, wird man gewöhnlich von bettelnden Kindern, auch oft von geſunden und erwachſenen Perſonen verfolgt. Unter allen, die ich geſehen habe, waren nur zwei, die Anſpruch auf wahres Mitleiden machen konnten; der Seedienſt hatte beide elend verſtümmelt, und weil ſie nur auf einem Privatſchiffe unglücklich geworden waren, durften ſie nicht auf Verſorgung durch den Staat Anſpruch machen.

Schevelingen verſorgt die Hauptſtadt größtentheils mit Seefiſchen, und dieſe werden in kleinen Karren, mit zwei oder drei Hunden beſpannt, dahin geſchafft. Es iſt außerordentlich, welche große Laſten dieſe geduldigen Thiere fortſchleppen, und wie ſie gewöhnt ſind, jedem Worte ihrer Führer zu gehorchen.

Auch an dieſem Orte ſieht man einen Freiheitsbaum, an dem ich zum erſten Male das charakteriſtiſche Unterſcheidungszeichen zwiſchen dem franzöſiſchen und bataviſchen Gleichheits-Fanal bemerkte; der erſte trägt nehmlich eine rothe Mütze, der letztere einen ſchwarzen Hut. Wenn, wie ich glaube, dies Zeichen der Freiheit aus den Zeiten der erſten helvetiſchen Revolution herſtammt, indem es an Geßlers Uebermuth und an Wilhelm Tells Kühnheit erinnern ſoll: ſo haben die Holländer ein richtigeres Symbol gewählt, als ihre Lehrer.

Dieſer Blick auf die Entſtehung einer Republik, die mit der, worin ich mich jetzt befinde, neuerlich ein gleiches Schickſal gehabt hat, erinnert mich an den alten niederländiſchen Orden vom Bettler-Ranzen. Würde es nicht dem National-Konvent anzurathen ſeyn, ihn, verſteht ſich, mit einer veränderten Inſchrift, von den Todten zu erwecken, weil ſchwerlich ein treffenderes Symbol für die Gleichheit der Stände gefunden werden kann? In Erwartung der Wirklichkeit müßte vorzüglich den Batavern ein Transport ſolcher Ranzen überſendet werden, aber ja nicht zur See, weil ſie ſonſt unfehlbar in die unwürdigen Hände engliſcher Kaper fallen würden

Siebenter Brief.

Wahrſcheinlich haben Sie ſchon öfter von dem Luxus reden hören, der im Haag herrſchte, und ſich vorzüglich durch ſchöne Equipagen, Häuſer, und den Schmuck des Frauenzimmers äußerte. Von allem dem wird man jetzt nicht viel mehr gewahr. Die glänzenden Equipagen der ſtatthalteriſchen Familie und ihrer Anhänger ſind verſchwunden, unzählige Privatleute haben die ihrigen abſchaffen müſſen, und auch die, welche noch exiſtiren, fallen nicht mehr, ſo wie ehemals, in's Auge, weil niemand ſeine Bedienten in Livree kleiden darf. Nach dem Augenſchein zu urtheilen, ſollte man faſt glauben, daß mehr Mieths- als eigene Kutſchen gebraucht werden, und nur ſehr wenige von dieſen haben ein gutes Aeußeres. In ſofern ich es beurtheilen kann, herrſcht ein großer Aufwand im Innern der Häuſer. Die ganze Nation liebt koſtbaren Hausrath, und natürlich erhält er in den Hauptſtädten das geſchmackvollſte Aeußere.

Silbergeſchirr trifft man wohl in keinem Lande ſo häufig an, und doch ſoll es ſeit der Revolution merklich vermindert ſeyn.

Das Hausgeſinde iſt weniger zahlreich, als in Deutſchland, und nicht nur wegen des theuren Unterhaltes, ſondern auch in Rückſicht der Abgaben, die von dem Brodtherrn entrichtet werden müſſen, ſehr koſtbar.

In den Gaſthöfen ſpeiſt man vortrefflich, und mit einem Aufwande, den man nicht in Privathäuſern antrifft.

Seitdem kein Hof mehr im Haag reſidirt, ſoll der Luxus in koſtbarem Schmuck, womit ſich das Frauenzimmer ſonſt zeigte, unendlich vermindert ſeyn. Dagegen ſoll er in den ſchneller vorübergehenden Moden merklich ſteigen, und vorzüglich die Klaſſe hinreiſſen, die bis dahin der alten Bürgertracht treu geblieben war.

Die Männer kleiden ſich hier, wie jetzt überall, einfach und bequem; ſchwarzes Unterzeug mit ſeidenen Strümpfen von gleicher Farbe ſieht man mehr als an andern Orten. Alle Bürger- und Bauertrachten, die mir zu Geſichte gekommen ſind, beleidigen das Auge. Die langen Jacken und vielen Röcke der Weiber entſtellen den Wuchs, und der Schnitt ihrer Hauben das Geſicht. Die Nordholländerinnen und Friesländerinnen haben eine eigene aber eben ſo geſchmackloſe Tracht, die ungeheuer großen goldenen Ohrringe und ein Stirnband von demſelben Metalle müſſen ein beſchwerlicher Schmuck ſeyn.

Unter den Bürgern und Bauern trifft man viele an, die ganz ſchwarz gekleidet gehen, auch tragen ſie, ſelbſt ohne Noth, runde Perücken, über die ſie einen ſpitzigen Huth ſetzen. Viele ſieht man in dicken blauen Bieber gekleidet, mit einer ungeheuren Menge ſilberner Knöpfe an den Kamiſölern und weiten Hoſen. Die Schiffsleute haben ihr eigenes Koſtüm. Im Haag, ſo wie in ganz Holland, wird ſehr über Abnahme des geſelligen Vergnügens geklagt; unſtreitig iſt der Partheigeiſt der Bewohner, die Abnahme des Wohlſtandes, und vielleicht auch der allgemeine Geiſt unſerer Zeit, daran Schuld. Große Zirkel finden auch ſeit der Entfernung des oraniſchen

Hauſes wenig mehr ſtatt, und ſo ſchränkt ſich alles auf Familien-Umgang, Schauſpiel und kleine Landparthien ein.

Das Theater wird häufig beſucht, obgleich zwei verſchiedene Geſellſchaften, eine holländiſche und eine franzöſiſche, ſich beſtändig daſelbſt aufhalten.

Die erſtere gab bei meiner Anweſenheit eine Vorſtellung von Kotzebue's Menſchenhaß und Reue, einem Schauſpiel, das auch in der Ueberſetzung vielen Beifall findet. Die franzöſiſche Truppe unterhält das Publikum mehrentheils mit Opern, und hat unter ſeinen Mitgliedern mehrere gute Stimmen.

Die Holländer, und mithin auch die Einwohner des Haags, haben einen entſchiedenen Hang für den Landaufenthalt während der Sommermonate. Vorzüglich die, welche in öffentlichen Aemtern ſtehen, erholen ſich am liebſten auf ihren Landſitzen von den trockenen Geſchäften, und verleben dort die Ferien ſammt den freien Tagen der Woche. Natürlich ſucht jeder ſich ſeinen Sommeraufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen, und die Folge davon iſt der außerordentliche Aufwand, womit Landhäuſer gebaut, Gärten und Luſtwäldchen angelegt worden ſind. Da dieſe Gütchen beinahe ausſchließend nur dem Vergnügen gewidmet ſind, ſo tragen ſie wenig oder nichts ein, wogegen ihr Unterhalt beträchtliche Summen koſtet. Der Ankauf eines ſolchen Landſitzes iſt auch jetzt noch unbegreiflich koſtbar. Am meiſten werden diejenigen geſucht, welche eine freie Ausſicht auf ein Fahrwaſſer haben, und an einer Heerſtraße liegen. An dem Wege, der vom Haag nach Leiden führt z. B., ſtößt ein Garten an den andern, und in kleinen Entfernungen ſieht man die zum

Theil

Theil mit vielem Geſchmack und Aufwand erbauten Landhäuſer. Gewöhnlich führt eine Allee, die mit einem Gitterthor verſehen iſt, dahin, und über dieſem verſchloſſenen Eingang lieſ't man die Namen des Gartenguts.

Der widrige Geſchmack, womit unſre Voreltern ihre Gärten verunſtalteten, iſt faſt gänzlich verſchwunden, aber dagegen finden die Freunde wahrer Gartenkunſt auch hier die oft gerügte Verſchwendung, womit die ſogenannten engliſchen Anlagen überladen werden. Der kleine Flächeninhalt dieſer Beſitzungen iſt der grenzenloſen Freigebigkeit vollkommen entgegen, womit ihre Beſitzer oft Grotten, Tempel, Einſiedeleyen und Monumente zuſammen drängen. Ein reicher Privatmann in dieſer Gegend hat ſeinen Landsleuten gezeigt, daß man aller dieſer Ueberladungen nicht bedürfe, und doch ſeinem Eigenthum ein angenehmes Aeußeres verſchaffen könne. Er fing damit an, ſeinem Gartengut den beſcheidenen Namen: das Fiſcherhaus, zu geben. Auf einem Hügel, von dem ein ſchönes Fahrwaſſer überſehen werden kann, erbaute er ein geräumiges Haus, das bei dem äußeren Anſehen einer Hütte, alle ſtädtiſche Gemächlichkeiten in ſich ſchließt. Das Dach iſt von Schilf, und mit Netzen behangen, als ſollten ſie dort trocknen. Die äußeren Wände werden von Rankengewächſen bekleidet, und verbergen die großen Spiegelfenſter; um die Wohnung zieht ſich ein Garten, der beim erſten Anblick klein und unbedeutend ſcheint, bei näherer Unterſuchung aber von beiden das Gegentheil iſt. Statt in einer Allee wandelt man im Schatten unregelmäßig geordneter Baumgruppen bis zum Periſtyl der Hütte, deſſen

Säulen von Holz mit Weinreben bekleidet ſind. Dem Gebüſch, das ſich an den Garten ſchließt, ſieht man die Hand des Gärtners nicht an, der es pflanzte, nur die mancherlei fremden Holzarten verrathen menſchlichen Fleiß. Das einzige Gebäude, außer dem Wohnhauſe ſteht am Ende eines ſchönen Wieſenplans auf einer geringen Anhöhe; es ſtellt die Trümmer eines kleinen Neptuntempels vor, iſt aber von innen zu Gartenzimmern eingerichtet, aus denen der Kanal überſehen werden kann. Selbſt der Graben, der die kleine Beſitzung einſchließt, verräth ſeine Beſtimmung nicht, und bis zur Einfaſſung einer ländlichen Menagerie mit ihrem ſchönen Waſſerbehälter, wußte der Beſitzer alles in den Plan des Ganzen zu paſſen, indem das Gitter von Eiſendrath ſehr täuſchend aufgeſpannte Netze nachahmet. Man verſichert, daß nicht dieſer Gartenfreund allein das Beiſpiel eines unverdorbenen Geſchmacks gegeben habe; und wirklich ſchienen mir mehrere Gärten, an denen ich vorüber kam, von allen Lächerlichkeiten frei zu ſeyn. Vielleicht dankt der Verehrer glücklicher Naturnachbildung auch dies unſerm Hirſchfeld, deſſen Werke über die Gartenkunſt in's Holländiſche überſetzt, und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden ſind.

Achter Brief.

Heut nur noch einige Worte über die National-Verhältniſſe der bataviſchen Republik.

Nicht leicht wird man ein Land finden, wo die Franzoſen allgemeiner verhaßt wären, als hier; wie ſchwer mußte es daher den Batavern fallen, auf ihren Befehl eine Nation zu bekriegen, die mit der ihrigen immer in einer Verbindung geſtanden hat, die man Verwandtſchaft nennen kann, die ruſſiſche. Man braucht nicht lange in Holland zu verweilen, um die verachtende Kälte gewahr zu werden, die auf beiden Seiten ſtatt findet. Der wortreiche Franzoſe äußert ſeine Geringſchätzung am lauteſten; aber der Holländer, glaube ich, fühlt weit tiefer jenen Widerwillen, der gleichſam mit ſeinem ganzen Weſen verwebt iſt. Selten trifft man daher Franzoſen in den Geſellſchaften der Eingebohrnen an, ja ſogar haben die Erſtern ein eigenes Kaffeehaus im Haag, das, als ich es beſuchte, voller Menſchen war, unter denen aber kein einziger Einheimiſcher zu ſeyn ſchien. Den Fremden dient es ſchon zu einer Art von Empfehlung, wenn er nicht zu der verhaßten Nation gehört; es würde ſogar beſſer ſeyn, für einen Engländer, als für einen Bürger der mächtigen Schweſter-Republik zu gelten.

Dieſe Stimmung leidet wenige Ausnahmen, und möchte wohl dereinſt eine Vereinigung der Partheien hervorbringen, um der gewaltſamen Umarmung ein Ende zu machen, in der Frankreich ſeine älteſte Schweſter beinahe erdrückt hat.

Ueberhaupt darf wohl behauptet werden, daß Holland einer zweiten Revolution entgegen reiſt, zumal, wenn der Krieg mit England noch lange fortdauern ſollte.

Die durch das Stocken des Handels hervorgebrachte Unzufriedenheit ſteigt mit jedem Jahre, und muß ſich bald der ganzen Nation bemächtigen. Sollte einmal der Augenblick erſcheinen, wo Frankreich ſeine ganze Macht den zahlreichen Feinden, denen es bis jetzt glücklich widerſtand, entgegen ſtellen müßte, bedürfte es nur eines kleinen Stoßes, um das ganze lockre Gebäude der bataviſchen Konſtitution niederzuſtürzen. Schwerlich würden die erbitterten Feinde des oraniſchen Hauſes dazu die Hände bieten; aber nur ein geringer Theil der Nation gehört zu dieſen, der Ueberreſt fühlt den Druck der jetzigen Verhältniſſe zu ſehr, um ſich länger bethören zu laſſen. Sollten ihr vollends die wirklichen Vortheile zugeſichert werden, wodurch einige Stände und Religionspartheien für die Revolution gewonnen werden, ſo ließe ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit auf den ungetheilten Beiſtand des ganzen Volkes rechnen.

Der politiſche Traum eines meiner Freunde, der zwar ein Niederdeutſcher iſt, aber Holland ſeit mehreren Jahren bewohnt, gefiel mir ſo ſehr, daß ich Ihnen denſelben mittheilen muß.

Dies Land, meint er, könnte noch leicht das glücklichſte von ganz Europa werden, und durch einen allgemeinen Frieden ſeine und Deutſchlands Exiſtenz auf viele Jahre befeſtigen. Dazu gehört weiter nichts, als daß es ſich dem Reiche anſchlöſſe, indem es mit den deutſchen Ständen ungefähr in eben die Verhältniſſe träte, worin unſere Reichsſtädte ſtehen. Seine ehemalige Verfaſſung nach den Provinzen, ja ſelbſt die Statthalterſchaft, könnte mit einigen Veränderungen beibehalten werden. Sicherte das Haus Oeſterreich der Republik ſeine freie Schiffahrt auf beſtändig zu, erhielte es ſeine Kolonien zurück, ſo würde bald eine Periode beginnen, die wahrſcheinlich den alten Glanz der ſieben Provinzen verdunkeln würde. Welche Vortheile, fragte ich, hätte aber

Deutſchland von dieſer Vereinigung? Unendlich viele, gab er mir zur Antwort. Das drückende Monopol mit fremden Waaren, das jetzt, zum größten Nachtheil unſers Vaterlandes, England zu Theil geworden iſt, würde aufhören, und dagegen unſere Produkte den beſten Abgang finden. Durch dieſe enge Verbindung müßte das baare Vermögen der betriebſamen Holländer in Deutſchland zum Umlauf kommen, und unſere Verbündeten könnten nicht leicht Mangel an den Produkten (Holz, Getraide, Flachs) leiden, die ihnen von der Natur verſagt ſind. Welche Macht des Erdbodens würde das deutſche Reich anzutaſten wagen, wenn die lockere Kette feſter angezogen, und dieſer neue Ring hinzugefügt würde? Keine, darf ich behaupten, ſelbſt die Beherrſcherin des Oceans nicht mit ihren Schätzen und Flotten.

Ich verſprach Ihnen einen Traum, und hielt Wort. Leider! ſcheint die Unmöglichkeit entſchieden, daß er je in Wirklichkeit übergehe. Geſetzt auch, alle Beſitzungen kämen durch den allgemeinen Frieden wieder in die Hände ihrer alten Eigenthümer, können Frankreich und England jemals die Vereinigung Hollands mit dem deutſchen Reiche zugeben? Können unſere Fürſten Großbrittanien durch die Wegnahme der hannöveriſchen Länder zum Nachgeben zwingen? Keinesweges; denn die Nation verliert nichts durch dieſe Provinzen.

Selbſt die Bataver würden aus falſch verſtandenem Freiheitsſinne ſich dieſer Verbindung widerſetzen, und die entfernten Reichsſtände wenigſtens nicht dazu mitwirken wollen. In den Zeiten der erſten Revolution, da die Holländer ſich ohne Verbündete der ſpaniſchen Monarchie mit aller Energie eines gedrückten Volkes entgegenſtemmten, ein deutſcher Fürſt ihre Krieger ſiegen lehrte, da wäre der günſtigſte Zeitpunkt geweſen, dies Land mit dem deutſchen Staatenſyſtem zu vereinigen. Familienverhältniſſe, Aberglaube und Partheigeiſt entriſſen damals beiden Nationen dieſen Vortheil; jetzt iſt es zu ſpät, und wahrſcheinlich bleibt das ſonſt ſo mächtige Holland nichts anders, als Englands oder Frankreichs nachfahrende Schaluppe.

III.

Rede

des

Don Pedro Rodriguez Grafen de Campomanes,*)

gehalten
in einer Sitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Madrid im Jahre 1794.

Abgekürzet und überſetzt
von
F. Buchholz.

Meine Herren!

Sie haben mir vor mehreren Monaten die Ehre erwieſen, mich unter die Zahl der Mitglieder dieſer Akademie aufzunehmen. Seit dieſer Zeit wohn' ich Ihren Sitzungen, wie Sie wiſſen, unausgeſetzt bei. Die verſchiedenen Vorleſungen, die ich angehört habe, mußten Ideen aller Art in mir veranlaſſen. Ich habe ſie niedergeſchrieben, und werde ſie irgend einmal öffentlich bekannt machen. Gegenwärtig erlauben Sie einem Manne, der den größten und beſten Theil ſeines Lebens damit zugebracht hat, über geſellſchaftliche Verhältniſſe und Inſtitutionen nachzudenken, daß er Ihnen ſeine Meinung über Akademien der Wiſſenſchaften überhaupt, und über die unſrige inſonderheit vorlege. Der Gegenſtand iſt nur in ſofern neu, als Corporationen eben nicht gewohnt ſind, über ſich ſelbſt zu reflektiren. Was Sie von mir als Redner zu erwarten haben, wiſſen Sie, da Sie mich aus meinen Schriften kennen; in der That, ich ſchätze das größte rhetoriſche Talent gering, weil die Wahrheit es entbehren kann.

---

*) Der Graf von Campomanes, welcher vor einigen Jahren ſtarb, iſt der Verfaſſer mehrerer äußerſt nützlicher Schriften, als z. B. Discurso sobre el fomento de la industria popular, und Discurso sobre la educacion popular de los Artesanos, y su fomento. Auf das Allermannichfaltigſte hat er ſich um ſein Vaterland verdient gemacht. A. d. V.

Welchen beſonderen Triebfedern die Akademieen der Wiſſenſchaften in Europa auch ihre Entſtehung verdanken mögen: ſo ſind ſie doch, als geſellſchaftliche Inſtitutionen, ehrwürdige Denkmäler der Liberalität der Regierungen. Vergeblich würde man im Alterthum Spuren ähnlicher Inſtitutionen aufſuchen; ſie ſind nicht zu finden, weil das Verhältniß der Regierer zu den Regierten ein ſo unglückliches war, daß die erſteren es bei weitem mehr darauf anlegen mußten, eine freie Entwickelung zu verhindern, als zu befördern. Wie groß die Römerwelt auch war, dennoch fühlten ſich die meiſten Imperatoren aufgelegt, die Philoſophen und die denkenden Köpfe überhaupt aus ihrer Umgebung zu verbannen; und wenn einzelne eine Ausnahme machten, ſo war der Schutz, den ſie den Wiſſenſchaften und ihren Repräſentanten angedeihen ließen, bei weitem mehr das Werk der Affektazion, als eines ächten Bedürfniſſes nach Belehrung und der Ueberzeugung, daß die Aufklärung, dieſe ewige Frucht der Freiheit, etwas allgemeines werden müſſe. Wie hätte unter dieſen Umſtänden eine Vereinigung der beſten Köpfe zu irgend einem großen Zwecke zu Stande gebracht werden können? Ein jeder konnte nur für ſich denken. Daher zum Theil die Originalität der alten Schriftſteller, daher ferner die geringen Fortſchritte, die man in den eigentlichen Wiſſenſchaften machte; daher endlich die Farbe der Poeſie, die allen ihren Werken aufgetragen iſt, ſie mögen ſeyn, von welcher Gattung ſie wollen. Eine große Verwandelung mußte mit der Geſellſchaft vorgehen, wenn mehr Einheit und innere Kraft in dieſelbe gebracht werden ſollte; vor allen Dingen mußte ſie eine ſo gute Grundlage bekommen, als ihr die Germanen durch einen beſſeren Familienzuſtand gaben.

Es ſind aber beſonders einzelne Erfindungen, welche geſellſchaftliche Inſtitutionen umwandeln, oder neu erſchaffen. Sagen Sie ſelbſt, meine Herren, ob Sie ſich eine Akademie der Wiſſenſchaften ohne die Erfindung der Buchdruckerkunſt denken können? In der That, dieſe Kunſt iſt ſo ſehr ihre Grundlage, daß, wenn es möglich wäre, ſie heute zu vernichten, alle Akademien der Wiſſenſchaften ihr morgen nachſtürzen würden. Denn was iſt der letzte Zweck aller Akademien der Wiſſenſchaften? Belehrung. Sie ſind diejenigen Anſtalten, welche, in ihren verſchiedenen Theilen, alle Zweige des öffentlichen Unterrichts, und, in ihrem Ganzen, den höchſten Grad menſchlicher Erkenntniß, ſo weit die jedesmallige Entwickelung reicht, darſtellen ſollen. Alles, was alle Menſchen zuſammengenommen wiſſen, ſoll hier in ſeiner höchſten Vollkommenheit gelehrt werden; alles, was alle vom Feuer des Genies durchglühten Menſchen gedacht und dargeſtellt haben, ſoll hier der allgemeinen Kunde dalleßen; die Akademien der Wiſſenſchaften ſollen die Zentralpunkte der Intelligenz ſeyn, und aus ihrem Schooſſe ſoll jenes Lichtmeer ausſtrömen, das die Geiſter erleuchtet und verbindet, den Unterſchied der Nazionen aufhebt, und nach und nach die Welt in Ein großes Ganzes verwandelt. Und dieſer ehrwürdige Zweck — wie iſt er zu erreichen, wenn es keine Kunſt giebt, Geiſtesprodukte zu vervielfältigen, und ſchnell über einen groſſen Flächenraum zu verbreiten, ſo daß alle homogenen Geiſter zu gleicher Zeit, wie ſehr ſie auch durch den Raum getrennt ſeyn mögen, mit denſelben Ideen geſchwängert, und zu gleicher Beſchäftigung genöthigt werden können? Sie ſehen, meine Herren, daß Akademien der Wiſſenſchaften durchaus unmöglich ſeyn würden, hätten ſie ihre Baſis nicht in einer Kunſt, die, ſo einfach und unbedeutend ſie auf den erſten Anblick ſcheint, die größten Wirkungen hervorbringt und unterhält.

Indem ich mich auf dieſe Weiſe über Akademien der Wiſſenſchaften erkläre, ſtelle ich ſie weniger in ihrem wirklichen, als in ihrem idealiſchen Seyn dar. Glauben Sie aber deshalb nicht, meine Herren, daß ich es auf Beſchämung anlege. Niemand kann von einer ſolchen Abſicht entfernter ſeyn, als ich es bin. Ich geſtehe, daß ich zum Idealiſiren einige Neigung habe; da aber in mir alles aufs Praktiſche gerichtet iſt, ſo idealiſire ich nur für daſſelbe; und nachdem ich ſo oft die Erfahrung gemacht habe, daß ſich auch das Größte und Edelſte darſtellen läßt, wenn man nur alles da angreift, wo es angegriffen werden muß: ſo trag' ich um ſo weniger Bedenken, Ihnen meine Gedanken über Akademien zu eröffnen, und überlaſſe es Ihrer eigenen Billigkeit, mich wegen meiner Kühnheit zu rechtfertigen.

Groß und achtungswerth war die Idee eines Colbert, als er die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ſtiftete. Nicht minder groß und achtungswerth war die Idee des Stifters der unſrigen, wenn ſie gleich nur eine Copie der franzöſiſchen iſt. Beide verſahen es nur in Etwas, und dieſes Etwas mußte, auf eine ganz unerwartete Weiſe, der Zerſtörer ihrer Schöpfungen werden. Beide glaubten nämlich, daß, um Zentralpunkte der Intelligenz zu ſchaffen, nichts weiter erforderlich ſey, als die beſten Köpfe der Nazion (oder auch verſchiedener Nazionen) auf Einem Punkte zu vereinigen. In ihren Köpfen ſpiegelte ſich das Gebiet des menſchlichen Wiſſens entweder weit kleiner ab, als es wirklich war, oder, wenn es ihnen nach ſeinem ganzen Umfange einleuchtete: ſo hielten ſie wenigſtens dafür, daß es eine Allmende ſey, welche jedes Mitglied einer Akademie für ſich zu benutzen geneigt ſeyn werde. Was auch von beidem der Fall ſeyn mochte, immer war die Folge davon die, daß die Wiſſenſchaften, in ſofern ſie durch Akademien repräſentirt werden, eine demokratiſche Verfaſſung erhielten. Und dieſe demokratiſche Verfaſſung iſt es, was ich anſtößig finde, und wogegen alle nachfolgenden Bemerkungen gerichtet ſind.

Jede demokratiſche Verfaſſung führt nothwendig zur Anarchie. Dieſe Anarchie kann den Wiſſenſchaften günſtig ſeyn, ſo lange ſie ſich noch nicht getheilt haben; aber von dem Augenblick an, wo dieſe Theilung geſchehen, und die Univerſalität verſchwunden iſt, wird ihnen die Anarchie auf eine ſehr begreifliche Weiſe nachtheilig. Sobald es nämlich nicht mehr auf das multa, ſondern auf das multum ankömmt, verſtehen ſich nur die homogenen Köpfe, nicht die Köpfe überhaupt. Sind nun die Mitglieder einer Akademie durch die Verfaſſung gezwungen, ſich, trotz aller Verſchiedenheit ihres Erkennens und Wiſſens, neben einander zu ertragen: ſo kann die Folge davon keine andere ſeyn, als die, daß das wiſſenſchaftliche Intereſſe nach und nach gänzlich verſchwindet, und daß eben dadurch die Akademie, als geſellſchaftliches Inſtitut, aufhört, eine geſellſchaftliche Kraft zu haben. Alles hängt von jetzt an von der Kraft der Individuen ab, welche die Akademie formiren; die Akademie ſelbſt iſt ein todter Körper, der durch nichts in der Welt aus ſeinem Schwerpunkt herausgehoben werden kann. Die individuelle Kraft ſelbſt aber muß, da ſie durch keine Geſamtkraft verſtärkt wird (wie ſie eigentlich ſollte), nothwendig vermindert werden; denn da die Produkte der individuellen Kraft von der ganzen Geſellſchaft immer mit gleichem Kaltſinn aufgenommen werden: ſo wird auch keine beſondere Sorgfalt mehr darauf verwandt, und die Folge davon iſt, daß das Gebiet der Erkenntniß, in ſofern es von den Akademien abhängt, unerweitert und ewig daſſelbe bleibt.

Was ich hier im Allgemeinen ſage, iſt ſo ſehr die Wahrheit, daß Sie, meine Herren, es ſich nur in Concreto denken dürfen, um dieſe Wahrheit tief zu empfinden. Stellt nicht jede unſerer Sitzungen die Fabel von dem Fuchſe und dem Kranich dar? Bunt unter einander gemiſcht, wie wir da ſitzen, machen wir uns gegenſeitig die tödtlichſte Langeweile; — der Mathematiker dem Chemiker, dieſer dem Anatomen, dieſer dem Botaniker, dieſer dem Hiſtoriker, dieſer dem ſyſtematiſchen Philoſophen, jeder Einzelne allen übrigen; die flache Schüſſel des Einen paßt nicht für den Schnabel des Andern, und die eng zulaufende Flaſche dieſes nicht für das Maul jenes. Und ſo geſchieht es, daß wir mit der ehrenvollſten Beſtimmung und mit der Möglichkeit, dieſer Beſtimmung in jedem Augenblick zu genügen, an dem Bau des babyloniſchen Thurmes arbeiten, der nicht von der Stelle rückt. Auf die ſeltſamſte Weiſe von der Welt ſind wir dahin gebracht, uns ſelbſt zu entgeiſtern, um mich nicht eines noch ſtärkeren Ausdrucks zu bedienen; denn indem eine gewiſſe ſympathetiſche Antipathie, als Reſultat einer verſchiedenen Anſicht deſſelben Gegenſtandes, ganz wegfällt, und eine vollendete Apathie an ihre Stelle tritt; ſo kann es nicht fehlen, daß jeder von uns nur ſich ſelbſt lieſet, und daß alle Uebrigen, trotz der Miene von Aufmerkſamkeit, die ſie ſich geben (um nicht gegen die Regeln der guten Lebensart zu verſtoßen) mit Ungeduld den Augenblick erwarten, wo die Vorleſung geendigt ſeyn wird. Ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen, ob dies nicht der Fall iſt; ich frage Sie aber zugleich, ob Sie ein wiſſenſchaftliches Intereſſe, wenn es möglich wäre, nicht gern in ſich aufnehmen möchten? Ich kenne Sie nicht alle; aber was ſollte mich abhalten, anzunehmen, daß jeder Einzelne vortrefflich in ſeinem Fache iſt, und im Stillen die Unmöglichkeit bedauert, dieſem Fache Freunde zu verſchaffen? In der That, je vortrefflicher jedes einzelne Mitglied dieſer Akademie in ſeinem Fache iſt, deſto weniger iſt er für die Akademie vorhanden; denn deſto mehr Ekel und Ueberdruß muß er in den Sitzungen derſelben empfinden. Wären wir lauter anerkannte Genies, ſo würde uns die Akademie in eben ſo viel Dummköpfe verwandeln müſſen.

Wie uns nun aus dieſem Schlamme hervorarbeiten?

Ich bleibe bei dem Grundſatz ſtehen, daß eine Akademie der Wiſſenſchaften, wenn ſie dem Zwecke, um deſſentwillen ſie vorhanden iſt, entſprechen ſoll, dem jedesmaligen Zuſtande der Wiſſenſchaften gemäß, organiſirt ſeyn muß. Da nun der gegenwärtige Zuſtand der Wiſſenſchaften ſich durchaus mit keiner demokratiſchen Verfaſſung der Akademien verträgt, und vielleicht noch Jahrtauſende verſtreichen können, ehe die verſchiedenen Zweige des menſchlichen Wiſſens ſich in Eine große Wiſſenſchaft wiedervereinigen; ſo ſcheint mir diejenige Organiſation die angemeſſenſte, welche uns einer republikaniſchen Verfaſſung in unſerer Akademie näher bringt. Jede Wiſſenſchaft hat alsdann ihre beſondern Repräſentanten, welche, abgeſondert von den übrigen, einem einzelnen Intereſſe obliegen, nämlich dem, das Feld dieſer ihrer Wiſſenſchaft nach ſeinem ganzen Umfange anzubauen. Die ganze Akademie zerfällt alſo nicht nur in mehrere Klaſſen, ſondern dieſe Klaſſen ſind auch auf das allerbeſtimmteſte von einander geſchieden, und zerfallen, wo es nöthig iſt, wiederum in mehrere Abtheilungen. Zuſammen ſitzen nur diejenigen, welche Ein wiſſenſchaftliches Intereſſe haben, und die unmittelbare Wirkung davon iſt, daß an die Stelle der bisherigen wiſſenſchaftlichen Apathie, wiederum jene ſympathetiſche Antipathie tritt, welche den Anbau der Wiſſenſchaften allein befördert; ich verſtehe darunter jenen Eifer, der dadurch hervorgebracht wird, daß man Individuen von gleichen Neigungen zuſammen bringt und es dem unvollendeten Zuſtande der Wiſſenſchaften überläßt, alle die Einwendungen, Zweifel und verſchiedenen Anſichten hervor zu rufen, deren letztes Reſultat bleibende Wahrheit iſt.

Nach dieſer kurzen Angabe läßt ſich der Plan zu einer neuen Akademie der Wiſſenſchaften entwerfen, welche nicht bloß für Spanien, ſondern für die ganze Welt vorhanden ſey. Ohne darüber in ein weiteres Detail einzugehen, bemerke ich nur, daß durch dieſe beſſere Organiſation (welche mit keinen weſentlichen Schwierigkeiten verbunden iſt, und, um in kurzer Zeit zu Stande gebracht zu werden, nur von dem Oberhaupte der Nation geboten werden darf) mit den übrigen Gebrechen der Akademien auch der Ariſtokratismus derſelben verſchwinden werde, der, als Reſultat ihrer demokratiſchen Verfaſſung, ſich darin offenbaret, daß alle diejenigen, welche einmal in dem Rufe ſtehen, Meiſter in ihrer Kunſt oder Wiſſenſchaft zu ſeyn, alles aufbieten, um die Aufnahme ihrer Geiſtesverwandten zu verhindern, blos, damit ſie nicht von ihnen verdunkelt werden mögen. Denn wie will dieſer Ariſtokratismus da Wurzel faſſen, wo ein wiſſenſchaftliches Intereſſe nicht nur möglich iſt, ſondern durch eine beſſere Verfaſſung ſogar nothwendig wird?

Um die von mir in Vorſchlag gebrachte Verwandlung zu realiſiren, dürfen Sie nur wollen. Der Staat hat nicht nur kein Intereſſe, ſie zu verhindern, ſondern ſogar das größte Intereſſe von der Welt, ſie zu befördern. Der Aufwand, den die Regierung zur Unterhaltung der Akademien macht, iſt zuletzt kein geringer, und dieſe Regierung bleibt wenigſtens ſich ſelbſt verantwortlich, wenn ſie fortfährt, dieſen Aufwand ohne allen weiteren Erfolg für Aufklärung der Nation, noch länger zu machen. Ihre gute Abſicht liegt in der Exiſtenz der Akademien ſelbſt, am Tage. Da ſie einmal den Zweck will, ſo wird ſie auch die Mittel wollen, und in ſofern das Hauptmittel in einer beſſeren Verfaſſung der Akademien enthalten iſt, müſſen ihr alle darauf abzweckenden Vorſchläge höchſt willkommen ſeyn. Von dieſer Seite iſt alſo auch nicht das unbedeutendſte Hinderniß zu befürchten.

Das einzige und größte liegt in Ihrer eigenen Trägheit. Alle großen Geſellſchaften bewegen ſich langſam, und haſſen jede Veränderung, die auf eine Verwandlung hindeutet; dies weiß ich aus ſo vielen Erfahrungen, daß ich auch Ihren Widerſpruch auf das beſtimmteſte vorherſehe. Bedenken Sie indeſſen, daß die Verfaſſung, in welcher ſich die Akademie gegenwärtig befindet, ihr nothwendiges Verderben iſt; bedenken Sie nämlich, daß der Geiſt, der die Akademien in ihrem Urſprung belebte, ſchon gegenwärtig ſehr verflogen iſt, und immer mehr verfliegen muß. Ich mache keinem Individuum von uns den mindeſten Vorwurf; aber ſagen Sie ſelbſt, wie groß iſt das Beſtreben eines Jeden, der langen Weile zu entgehen, welche durch Vorleſungen hervorgebracht wird, die er nicht verſtehen kann; wie ſtark fühlt er ſich verſucht, mit ſeinem Nachbar zu plaudern; wie ſucht er alles hervor, die

Geſellſchaft

Geſellſchaft von dem Gegenſtande, der ſie beſchäftigen ſollte, abzuleiten! Wer ſteht Ihnen dafür, daß dies mit der Zeit nicht immer mehr zunehme, und daß ſich die wiſſenſchaftliche Unterhaltung nicht allmählig in eine bloße Konverſation verwandele, wobei derjenige der allerwillkommenſte iſt, der die meiſten Schwänke und Anekdoten zu erzählen hat? Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Repräſentanten irgend einer Wiſſenſchaft und einem Bajazzo! Und doch muß ſich der erſtere in den letzteren verwandeln, wenn die alte Verfaſſung bleibt.

Aufmerkſam gemacht auf die unbedeutenden Wirkungen, welche von uns ausgehen, nennt der klügere Theil des Publikums die Akademie der Wiſſenſchaften ſchon jetzt ein Hoſpital, in welches nur diejenigen Zutritt finden, welche keiner Kraftäußerungen mehr fähig ſind. Es befindet ſich im Irrthum, aber es iſt deshalb ſehr zu entſchuldigen Lebten wir in einer Verfaſſung, welche eine Reibung homogener Köpfe geſtattete, ſo würden wir unſeren Antheil haben an den Entdeckungen, welche die Welt verſchönern und beglücken. Geſetzt aber auch, wir leiſteten für die *Erweiterung* des Gebiets der Wiſſenſchaften nichts; ſo würden wir noch immer eine ſehr achtungswerthe Korporation ſeyn, wenn wir uns mit der Ausſpendung der durch Andere gewonnenen Früchte befaßten. Mit den hohen Schulen in Verbindung geſetzt, könnten wir das Unſrige dazu beitragen, die Theorien mit der Praxis in Zuſammenklang zu bringen, und zu erhalten. Selbſt um den erwerbenden Theil der Nation, welcher des Unterrichts ſo ſehr bedarf, könnten wir uns ſehr weſentlich verdient machen, wenn wir einen Theil unſerer Muße dazu anwendeten, die Methode zu verbeſſern, und ihm ſo das Leben zu erleichtern. So wie wir jetzt ſind, iſt unſere Ueberflüſſigkeit keinem Zweifel unterworfen; und überflüſſig werden wir bleiben, ſo lange wir uns unſerer Schwerkraft überlaſſen. Aber haben wir einmal unſere Verfaſſung dem Zeitgeiſt angepaßt, ſo ſind wir auch, was wir nach der Idee der erſten Stifter der Akademien ſeyn ſollten, — die feinſten Blüthen einer wohlgeordneten und durch ſich ſelbſt gehaltenen Geſellſchaft, die Verbreiter der Wahrheit, die Ausſpender der wahren Freiheit.

Was mich betrifft, ſo bin ich dem Rufe der Ehre, der mich in Ihren Schooß hinzog, blindlings gefolgt. Kann ich mir das Verdienſt erwerben, die Geſtalt der Akademie zu ihrem und der ganzen Nation Vortheil zu verändern, ſo werd' ich mich glücklich ſchätzen, ein Mitglied derſelben geworden zu ſeyn. Iſt dies aber unmöglich, ſo thue ich von heute an Verzicht auf die Ehre, Ihren Sitzungen noch länger beizuwohnen. Meine Zeit iſt mir allzu koſtbar, als daß ich ſie einem eiteln Gepränge aufopfern könnte. Für mich giebt es keine Entſchädigung, als die in einer gemeinnützigen Thätigkeit enthalten iſt. Wo ich auch ſtehen mag, allenthalben will ich meinem Vaterlande nützlich ſeyn. Bedarf es noch beſonderer Aufopferungen, um die von mir in Vorſchlag gebrachte Verwandelung zu Stande zu bringen, ſo bin ich von ganzem Herzen dazu bereit. Soll aber alles beim Alten bleiben, ſo bin ich unnütz und läſtig; denn ich kann nicht ſpielen mit einer Beſtimmung, worin etwas Großes liegt, und alzuviel hab ich mich mit der menſchlichen Geſellſchaft beſchäftigt, um ſie nicht achtungswerth zu finden, um ihr nicht das Gute, das ſie mir gewährt, im vollſten Maaße zurückzugeben, — um ein bloßer Genußmenſch zu ſeyn, und die Verbeſſerung ihres Zuſtandes dem Zufall und der Nothwendigkeit zu überlaſſen. Mein öffentlicher Charakter und mein ganzes Leben ſprechen mich von dem Vorwurf der Eitelkeit und Prahlerei, den Sie ſich verſucht fühlen könnten, mir zu machen, frei; im Uebrigen geb' ich mich Ihrem Urtheil preis.

IV.

Zwei der letzten, noch ungedruckten, Gedichte

von

Gleim und Sangerhauſen.

1.

Deutſchlands Genius an die ſchlafende Vaterlandsliebe.

Vaterlandsliebe! wach' auf! du ſchläfſt, und zu ſchlafen
Iſt nicht die Zeit! Auf! auf! erwache, zu wachen!
Vaterlandshaß wirbt Freunde, hat ſchon geworben!
Vaterlandsliebe! wach' auf! das Vaterland könnte,
Während du ſchläfſt, in manche Todesgefahren
Leicht gerathen. Wach' auf! Und alle fünf Sinne
Gegen geſchärft, die größten und kleinſten Gefahren
Auszuſpähen. Wach' auf! du ſchläfſt ja ſo feſte!
Haben Schlaftrunk dir Verräther gegeben? —
Vaterlandsliebe! wach' auf! die Feinde gewinnen
Stärke. Wach' auf, und aufgewacht ſchlafe nicht wieder,
Bis die Gefahren alle vorübergegangen.
Aber auch dann ſo tiefen Schlafs zu ſchlafen,
Kann ich nicht rathen. Gefahren, du Gute, ſind immer:
Darum ſollteſt du, liebliche Vaterlandsliebe!

Nimmer nicht ſchlafen, oder die wachendſten Wächter,
Dich zu wecken, beſtellen. Beſtelle, du Gute!
Mich zum Wächter! Ich will nicht ſchlafen, und wecken,
Bei den allergrößten Gefahren und kleinſten,
Will ich dich gleich; will deines Erwachens mich freuen!
Gute! Du wachſt, ich freue mich. Schlafe nicht wieder.

Gleim.

Darauf ſchrieb der früher verewigte Sangerhauſen eine Antwort:

2.

Das Vaterland an ſeinen Gleim,

aus welcher wir, ihrer Länge wegen, nur folgende Strophen mittheilen:

Kämſt du, mich höflich aufzuwecken,
So würd' ich dir den Dienſt verzeihn;
Allein umſonſt mich aufzuſchrecken,
Das iſt, bei Gott! das iſt nicht fein!

Und ſprich, warum mich aufzuſchrecken?
Wo iſt denn Feu'r, mein lieber Gleim?
Ich ſehe keins, in allen Ecken
Keins, nicht einmal in deinem Reim.

— — — — —

Hat nicht die Politik zur Wüſte
Die Welt ſchon oft genug gemacht?
Wozu nun noch die Mordgerüſte,
Für ihre Söhne ſelbſt erdacht?

So löſcht ein Timon nur das Feuer,
Indem er Oel darunter gießt,
Und jederzeit erſchuf der Schreier
Das Unglück, das der Weiſe büßt.

Wann war ich ſorglos eingeſchlafen,
Wann wacht' ich nicht bei Tag und Nacht
Durch Weisheit, durch Geſetz' und Strafen,
Und durch Gerechtigkeit und Macht?

Nicht meinen Grund, nur meine Höhe
Mißt dein argwöhniſch-ſcheuer Blick.
O wiſſe, daß ich ſicher ſtehe!
Ich ſteh' auf Weisheit und auf Glück!

Sieh, wie in fetten Weizenfeldern
Sich Aug' und Fuß mit Luſt verliert,
Indeß in Thälern und in Wäldern
Der Wandrer wehrlos ſicher irrt.

Sieh, wie der Mann von Würd' und Ehren
Auch Menſchen ohne Titel ehrt,
Und was die ſeltnen Weiſen lehren,
Der vormals todte Pöbel hört!

Sieh, wie aus ſchwelgenden Paläſten
Der Ueberfluß in Hütten zieht,
Und bei den becherreichen Feſten
Der Künſtler und der Pflüger glüht!

Wie Themis in der ernſten Halle
Das Recht ohn' Unterſchied gebot,
Und Mars mit bloßem Waffenſchalle
Den Frieden und das Recht erdroht.

Wie Schätz' auf Meeren zugefloſſen,
Die Wind' in meine Häfen wehn,
Des Janus Tempel zugeſchloſſen,
Und alle andern offen ſtehn.

— — — — —

Denn Lehnsvaſall und Domkapitel,
Geſetzt auch, daß ſie untergehn,
Es ſind ja doch nur neue Titel,
Die nicht in Moſes Schöpfung ſtehn.

Geſetzt, ich ſtimmt' in deine Klagen,
Und in dein ſturmgebietend Lied;
Kann man den Feind mit Waffen ſchlagen,
Wenn man ihn nicht mit Augen ſieht?

Die Meinung, welche man bekrieget,
Gewinnt mit jedem Schritte Land:
Bewaffnet nur, und nicht beſieget,
Verſtärkt ſie ſich durch Widerſtand.

— — — — —

Den Sturm bedächtig abzuhalten,
Dies iſt der Weisheit Pflicht und Kunſt.
Auch wilde Feuerköpf' erkalten,
Unſchädlich aufgelöſt in Dunſt.

Zum Siegesherold ſonſt beſchieden,
Trägſt du dich nun als Wächter an.
Daß Phöbus ſeinen Invaliden
Nicht rühmlicher verſorgen kann!

Gefahr, als Wächter, anzuzeigen,
Iſt Wächterpflicht, iſt recht und ſchön;
Doch iſt es auch den Wächtern eigen,
Geſpenſter in der Nacht zu ſehn.

O daß, wenn du und alles ſchliefe,
Zur Strafe dir, im Lärmgeſchrei
Dein Wächter: Feuer! Feuer! riefe,
Und auf die Frage: wo es ſey?

Mit ängſtlich ſchreckenden Gebehrden
Dir ſagte: noch iſt's nicht der Fall,
Kann aber doch in Zukunft werden,
Denn Brennſtoff lieget überall.

O Gleim! wenn jugendliches Feuer
Noch jetzt in deiner Leyer glüht,
Wohlan, ſo ſtimme deine Leier,
Und ſinge mir ein ſüßers Lied.

V.

Literariſche Briefe.

Achter Brief.

An Fr. v. S.

Sie ſind neugierig auf die Oſtermeſſe, und freuen ſich auf all' das Schöne, was ſie geliefert haben wird. Ja, ſie hat *Vieles*, ſehr vieles geliefert, denn der Katalog iſt dicker, als je; man ſieht ihm den harten Winter, die langen Abende, ſo gut, wie dem von der Michaelismeſſe die langen Tage und das ſchöne Wetter an. Es liegt darin in der That etwas verkehrtes. Während die Schriftſteller ſpazieren gehen, ſollen die Leſer ſitzen und leſen; während die Schriftſteller ſitzen, wollen die Leſer ſpazieren. — Indeß, wenn nur *Viel* gebracht iſt, wenn nur in dem weiten Garten recht viel perennirende Pflanzen ſtehen: ſo wird es nicht an Vorrath fehlen auf die Zeit, wo ſich die Leſer wieder geſetzt haben. — Ueber das *Vieles* kann kein Zweifel entſtehen, über das *Viel* will ich Ihrem Urtheil nicht vorgreifen.

Die ſogenannten ſtrengen, noch mehr aber die Erfahrungswiſſenſchaften haben manchen nicht unwichtigen Beitrag, und manche Erweiterung gewonnen. Aber dieſe gehen uns hier nichts an; wir fragen nur, was die *Unterhaltung*, oder, wenn Sie wollen, die *Poeſie* gewonnen hat. Ich bitte Sie nun, gn. Fr.! ſelbſt zuzuſehen, ob Sie aus meinem flüchtigen Bericht über Titel einen ungefähren Ueberſchlag des Gewinnes machen können.

Der Bücher, welche den Titel der romantiſchen führen, giebt es abermals eine große Menge, aber, ob nicht der größte Theil nur Titular-Romane ſind, iſt eine andere Frage. Man hält es, bei einer etwas lebhaften Einbildungskraft, gewöhnlich für ſehr leicht, einen Roman zu ſchreiben; man fängt an zu erzählen, hat etwas von Charakter, von Motiviren und Verwickeln gehört, man läßt die Leute reden, nimmt an ihnen gehörig Theil, läßt ſie allerlei leiden, und tröſtet ſich dabei, daß dieſe Leiden doch der Herrlichkeit nicht werth ſind, die an ihnen am Ende durch eine Heurath u. dgl. ſoll offenbaret werden. So wird eine Geſchichte nach der andern fertig, woran die Kunſt, der Verſtand und die Phantaſie wenig Theil hat, und die rein vergeſſen iſt, wenn der Verfaſſer das Honorar verzehrt, der Buchhändler ſeine Koſten gedeckt, und der müßige geneigte Leſer ſeine Neugier geſtillt hat. Wie viel nun unter den neu gedruckten Romanen die nächſte Meſſe erleben werden, iſt nicht zu beſtimmen, aber ganz gewiß werden folgende Bücher, die ſich durch ihre Verfaſſer empfehlen, in keiner Leſegeſellſchaft fehlen. Der humoriſtiſch-ſentimental-naive Jean Paul hat mit dem vierten Bande ſeinen Titan geſchloſſen, und es iſt nicht zu zweifeln, daß die Beſitzer der drei erſten Bände auch dieſen letzten kaufen werden. Lafontaine hat außer den neuen Auflagen der Familie Halden und des St. Julien der ganzen Leſewelt einen neuen Roman in 2 Bänden, unter dem Titel: So gehts in der Welt; Koſegarten den 5ten und 6ten Band ſeiner romantiſchen Dichtungen, Adele-Cameron; Sophie Mereau, außer einer Auswahl neuer engliſcher Romane, einen eignen in Briefen: Amanda und Eduard, geliefert. Von dem launigten Laun ſind ſcherzhafte Bagatellen, luſtige Erzählungen, und eine dito unter dem Titel: zwei Bräute für einen Mann, von Mahlmann aber eine Sammlung Erzählungen und Mährchen erſchienen. Huber hat den Roman der Miſtris Reche: die Erben, frei bearbeitet; Vermehren ein Mährchen: Schloß Roſenthal; Schilling einen komiſchen Roman: die Ignoranten; Zſchocke (der Verf. des Abällino) Alamontade, der Galeeren-Sklave, in zwei Bänden; der Verfaſſer der grauen Mappe den zweiten Theil der Amaranthen geſchrieben, und der Landprediger von Wakefield iſt neu verdeutſcht worden. Außer dieſen ſind von der Frau v. Genlis fünf, von Herrn Vulpius vier, von Herrn Kramer drei, und von dem ſeel. Herrn Spieß acht Werke theils neu erſchienen, theils wiederholt worden. Der Rittergeſchichten ſind wenige, der Familienhiſtorien aber deſto mehr; der Geiſter- und Zaubergeſchichten etwa dreizehn, der Seitenſtücke zu Lafontaine, Kotzebue und der Attala, ſo wie der Geſchichten aus dem franzöſiſchen Kriege weniger, als man hätte erwarten ſollen; der komiſchen oder vielmehr ſpaßhaften Romane aber, die ſich als ſolche auf dem Titel ankündigen, wohl über zwanzig, welches doch in der That für die ernſthaften Deutſchen nicht unbedeutend iſt. Rechnen Sie nun dazu noch die, denen man die Tücke nicht an der Phyſiognomie anſieht, die luſtigen Schriften unter andern Rubriken, und die Romane, die trotz des bittern Ernſtes von Seiten der Verfaſſer doch zum Todtlachen ſind: ſo erhalten Sie eine allerneuſte komiſche Literatur, die Sie bei gegenwärtigen friedlichen Zeiten wohl nicht erwartet hätten. — Aber ich bin mit meinem Referat über die Romane noch nicht zu Ende. Ich muß Ihnen noch jene Sammlungen nennen, die nicht einzeln, ſondern rottenweis aufziehen, und die Romane in Maſſe liefern. Seit den älteren Sammlungen der Art, und den etwas neueren „Originalromanen der Deutſchen“, war das Unger'ſche Journal der Romane die faſt einzige bedeutende Unternehmung der Art, welche aber jetzt gänzlich eingegangen zu ſeyn ſcheint. Statt deren ſind nach dem Meßkatalog folgende im Gange: Journal von neuen deutſchen Originalromanen (Penig, 2ter Jahrgang). Neue Bibliothek deutſcher Romane (Leipzig). Bibliothek der Grazien (Pirna). Neue Gallerie romantiſcher Dichtungen (Poſen). Neues Romanen-Magazin (Dresden). Romantiſche Dichtungen (Leipzig); und engliſche Romanenbibliothek (ebendaſelbſt). Solche Anſtalten haben viel Unbequemes; die Verleger haben ſich zu regelmäßigen Lieferungen anheiſchig gemacht, und ein Vorrath guter Romane möchte bei der großen Schwierigkeit der Gattung nicht immer vorhanden ſeyn, die Leſer möchten alſo das Gute oft mit Mittelmäßigem oder gar Schlechtem vermiſcht erhalten; es wird dabei vorzüglich auf Leihbibliotheken gerechnet ſeyn. — Was die Ueberſetzungen betrifft, ſo ſind deren aus dem Franzöſiſchen etwa 20, aus dem Engliſchen ungefähr die Hälfte, und aus dem Italiäniſchen ſehr wenige erſchienen, die letzteren aber ſind deſto merkwürdiger. Benvenuto Cellini, von Göthe überſetzt und bearbeitet, iſt nun vollendet; es iſt ein wirklich romantiſches Buch, und es thut dem Intereſſe keinen Eintrag, daß dieſe Biographie zugleich wahr iſt; wir dürfen keinen Anſtand nehmen, ſie unter die vorzüglichen Romane zu rechnen. Sodann hat man es auch unternommen, den Urvater des proſaiſchen Romans, der im Mittelalter den entſchiedenſten Einfluß auf die Literatur von Europa hatte, den die berühmteſten Dichter aller kultivirten Nationen nachahmten, und der in der ganzen eleganten Welt damaliger Zeit mit Bewunderung geleſen wurde — Boccaccio's Dekameron, aufs neue zu überſetzen, und dies unſterbliche Werk den Deutſchen zu einem neuen Studium anzubieten. Soltau, der bei der Ueberſetzung des Cervantes mit Tiek um den Preis warb, hat ſich dies Verdienſt erworben. Wir können nun unterſuchen, wie weit wir in der romantiſchen darſtellenden Proſa, ſeit ihrem Stifter, fortgerückt ſind, wir können aufs neue von ihm lernen, der Darſtellung das poetiſche Gewand zu geben, und ſie in die Mitte des Lebens hinein, und zugleich aus ihm heraus zu führen. — Solche Unternehmungen können auf den Gang unſerer Literatur einen bedeutenden Einfluß haben; von der divina Comedia des Dante ſind zwei Ueberſetzungen angekündigt, der Anfang des Calderon iſt erſchienen, Shakſpeare und Cervantes liegen in guten Ueberſetzungen vor uns; — hier haben Sie nun die Homere der romantiſchen Literatur, und es kann nicht fehlen, daß das Zurückgehen zu ihnen uns nicht über ſo manche Faſeleien unſerer ſogenannten Literatur aufklären, und das Schwankende, Gehalt- und Formloſe derſelben aufdecken, und einer ganz neuen Unterſuchung über das Weſen der modernen Poeſie und der Poeſie überhaupt, welche einige große Köpfe ſo glücklich begonnen haben, den Weg öffnen ſollte.

Was haben wir dagegen aufzuweiſen? — Neben einigen guten Halbromanen, einen Schwall von Spitzbuben- und Mördergeſchichten, von Männern und Weibern wie ſie ſind, oder ſeyn ſollten, *) und von Anekdoten (deren die letzte Meſſe an zwölf Sammlungen geliefert hat.) Es iſt faſt nicht zu begreifen, wie es doch möglich war, daß der gehaltloſe Rinaldo Rinaldini eine ſolche Senſation machen, und unſerer Literatur dieſe mörderiſche und diebiſche Wendung geben konnte. Gegen zwanzig ſolcher Bücher ſind als Seitenſtücke zu jenem großen Räuber erſchienen. Da giebt es: Agathina, Rinaldo's Geliebte, aus dem Engliſchen! Carlo Orſino, Räuber und Zeitgenoſſe des R. R.; Nino Harto-

---

*) Bücher, die noch immerfort dieſen ſonderbaren Titel, mit einer wahrhaft kindiſchen Nachäfferei als Aushängeſchild aufſtellen, ſind wieder eine ganze Menge erſchienen, als Lorimon, der Menſch, wie er iſt; Betzi oder die Liebe, wie ſie iſt, ein Roman, der keiner iſt; aus dem Franzöſiſchen (!) Die ſchöne Pachterin, oder das Weib, wie es iſt, zu Erfurt, und zu Maynz daſſelbe, mit dem Zuſatz: und der Jüngling, wie er nicht ſeyn ſollte; von Robert, oder der Mann, wie er nicht ſeyn ſollte, iſt der dritte Theil, und obendrein von dem Unterröckchen, wie es ſeyn ſollte, die zweite Auflage erſchienen.

bello, der verwandelte Räuberhauptmann, Seitenſtück zu R. R.; Schinderhannes, Bükler genannt, (umgekehrt!) der berüchtigte Räuberhauptmann, ein wahrhaftes Gegenſtück zu R. R. (außerdem noch drei bis vier Werke von dieſem großen Manne, der immer noch nicht gehangen iſt); Antonio Gargiulo, Kapuziner, Räuberhauptmann und Feldherr; Apollonia, oder die Räuber der Gebirge; Mazarino, der große Räuber in Lothringen und im Elſaß; Maroldino, der edle Banditenſohn, 3 Th.; Joh. de Polignano, ein romantiſches wahres Räubergemälde unſerer Tage; Lorenzo, oder das Banditenmädchen, 4ter Band; die Seeräuberin von Tunis, eine Arabeske des achtzehnten Jahrhunderts; Tofana, die Meuchelmörderin von Palermo, u. ſ. w. Welch eine Armuth des Geiſtes, wenn wir nirgends, als in den Hölen der Räuber und in ihrem thieriſchen Leben das Romantiſche ſuchen; welch eine Verwirrung aller moraliſchen Begriffe, wenn wir gewöhnt werden, in jedem Böſewicht, der, ehe er auf dem Rabenſteine ſtirbt, an der Spitze einer Bande von Ungeheuern ſteht, die er nach ſeinem Gelüſt auf das Eigenthum und das Leben friedlicher Bürger losläßt, einen edlen Helden, einen eminenten Geiſt, und einen großen Menſchen zu ſehen! Wirklich, es ſcheint, als wolle man durch Edelſinn, Großmuth, Seelengröße und alle heroiſchen Tugenden die — Redlichkeit und die Tugend aus der Welt bald hinaus weinen, bald hinaus ſtehlen. — Sollte nicht mancher junge Menſch, den das Erlernen einer Wiſſenſchaft oder Kunſt inkommodirt, ſich in den Räuberbanden eine Reſſource eröffnet glauben, wobei er noch obendrein ein edler, großer Menſch werden kann, und darüber die koſtbare Gegenwart vergeuden? Sollte nicht manches Mädchen, voll von der Unwiderſtehlichkeit eines göttlichen Räuberhauptmanns, im Stillen die Sehnſucht hegen, daß doch der erhabne Glorioſo, der große Teufel, ſie holen möchte? Und ſollten nicht bald alle die, die ſonſt auf die Ritter- und Zauberromane ſchimpften, dieſe wenigſtens zurückwünſchen? Doch, wir ſtehen nun auf dem tiefſten Punkte, bei der wohlgefälligen Darſtellung der Hefen der Menſchheit; tiefer können wir, und das ſey unſer Troſt, nicht mehr ſinken; vielleicht ruft der Genius der Poeſie bald uns auf beſſere Pfade zurück — Dennoch aber bleibt es eine höchſt niederſchlagende Wahrnehmung, daß es nur eines barokken Einfalls eines Schriftſtellers oder Buchhändlers bedarf, um ſogleich unſrer Romanſchreiberei eine momentane Wendung zu geben, und den ſchreibeluſtigen Leuten, wie in einer Schule, ein Thema zu diktiren, das ſie in ihrer Geiſtesarmuth begierig auffaſſen und mit ihren Händen bearbeiten; daß die Laune der Mode uns lauter Sterblinge liefert, und wir uns immer weiter davon entfernen, uns, gleich andern Nationen, einer poetiſch-romantiſchen Literatur rühmen zu können. Doch, ich erinnere mich, Sie wollen von mir nicht Lamentationen, ſondern einen Bericht über Neuigkeiten hören; ich gehe alſo ſchnell zum Theater über.

Eine Relation über das Neuſte im dramatiſchen Fache wird freilich von dem Direktor eines großen Theaters [illegible], als von einem flüchtigen Leſer des Meßkatalogs [illegible] den können. Allein es iſt uns hier nicht [illegible] des Faches, ſondern um die Titel einiger gedruckten Bücher zu thun. *Jon*, von A. W Schlegel, der nun erſt im Katalog verzeichnet iſt, kennen Sie ſchon. Es iſt ein wichtiger Beitrag zum Studium der antiken Poeſie, und eine in der That *griechiſche* Arbeit, und dies um ſo mehr, je antieuripideiſcher ſie ſeyn mag. So wie Euripides es zur Zeit der ſinkenden Tragödie in Griechenland wagte, die Größe ſeiner Vorgänger zu moderniſiren und zu euripideiſiren, ſo iſt der Jon ein höchſt genialiſcher und tiefgreifender Verſuch, den Euripides zu ſophocleiſiren, und zur alten Höhe griechiſcher Kunſt zurückzuführen. Wer den alten Jon mit dem neuen vergleicht, der möchte wohl verſucht werden, dieſen für den alten, und jenen für den modernen zu halten; aber er müßte beide mit einem ſehr ſcharfen Auge und mit gründlicher *hiſtoriſcher* Kenntniß betrachten, ſonſt würde er (beſonders da der Verfaſſer ſo boshaft geweſen iſt, weder in einer Vorrede, noch in Anmerkungen den geringſten *Wink* zu geben) nicht recht wiſſen, was der Verfaſſer doch eigentlich wolle, und es für eine etwas freie Ueberſetzung oder gar *Verdeutſchung* des Euripides halten. — Von den übrigen *einzelnen* Dramen will ich Ihnen nur, der Verfaſſer wegen, folgende auszeichnen: *Engels* Eid und Pflicht; ein bürgerliches Trauerſpiel in fünf Akten; *v. Sodens* Bianka Kapello, und Romeo und Julliette (nicht Romeo und Julie), Zſchocke's Hippolit und Roswida; ferner iſt abermals Addiſons Cato von einem Herrn Feiß überſetzt worden, und Herr *Bode* hat ſeine Ueberſetzung von Corneille's Rodogüne herausgegeben. Den Beſchluß mache, wie bei den Alten, ein ſatyriſches Drama, welches ſich durch eine fröhliche Laune auszeichnet: Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeiſter, ein Schau- Trauer- und Thränenſpiel in drei Akten, Cölln bei Peter Hammer, welches ſogar ſchon, obgleich mit einigen Veränderungen, aufs Theater gebracht worden iſt, und unſre Neigung zum Lachen ſowohl beweiſen als verſtärken kann.

Außer dieſen einzelnen Stücken ſind aber noch eine beträchtliche Menge dramatiſcher Sammlungen erſchienen, die unſre Erndte vergrößern; nämlich: von Iflands dramatiſchen Werken der 16te Band; von Herrn v. Kotzebue's neuen Schauſpielen der 9te Band; Jüngers theatraliſcher Nachlaß, 2 Bändchen; Rambachs dramatiſche Gemälde, und Becks Theater, 1 Band. — Leſſings Luſtſpiele ſind in der 4ten Auflage, in 2 Bänden, und ſeine Emilia Galotti in der Prachtausgabe der „Trauerſpiele der Deutſchen" herausgegeben worden. Herr Walder hat „kleine Theaterſtücke für geſellſchaftliche Bühnen," und Herr Kügelgen „ein Erziehungstheater" geſchrieben. Die neue Ausgabe von Eſchenburg's Shakſpeare, die jetzt bis zum 9ten Bande gediehen iſt, erinnert uns an eine andere Ueberſetzung des Dichters, deren Fortſetzung wir ſchon lange mit Sehnſucht erwarten, und deren Vollendung ein wichtiges und wohlthätiges Geſchenk für unſre Literatur ſeyn würde. So brauchbar auch die gelehrte Ueberſetzung Eſchenburg's iſt, die wir als einen fortlaufenden Kommentar betrachten können: ſo wenig können wir doch der treuen Nachbildung des Dichters zu unſern Studien der romantiſchen Poeſie entbehren, die Schlegel mit ſo großem Glücke zu geben angefangen hat. — Indeß hat dieſer anerkannte Meiſter in der Ueberſetzungskunſt ein neues wichtiges Werk unternommen, welches ohne Zweifel einen bedeutenden Einfluß auf unſre dramatiſche Literatur haben wird. Sein ſpaniſches Theater, oder Don Pedro Calderon de la Barca's Schauſpiele, 1 Band, ſind in dieſer Meſſe erſchienen. Es iſt bekannt, welchen Einfluß Shakespear's Erſcheinung auf unſerm Theater auf dramatiſche Praxis und Theorie gehabt hat. Freilich, er ward verdeutſcht, nach unſrer Manier zugeſchnitten, und gleichſam für unſer Theater arrangirt; er ward angeſtaunt, als ein rohes Genie angeſehen, das eine gute Charakteriſtik habe, das man aber bearbeiten müſſe; aber er kam doch auf die Bühne, ward durch die wirkliche Darſtellung den Deutſchen bekannt, und ging erſt ſpäter von den Bühnen in die Bibliotheken über. Neben ihm, oder ihm gegenüber ſteht Calderon; beide zuſammen vollenden den Kreis des romantiſchen Drama's; beide ſind die Geſetzgeber der eigenthümlich modernen Gattung, die Lehrer und Wegweiſer für das, was wir auf unſerm Theater realiſiren und finden ſollen. Der zweite dieſer Heroen tritt nun theils mit größerem Glück, theils mit größerem Unglück in unſern Kreis; jenes, weil wir ihn gleich ganz, unverſtümmelt und in einer vollkommnen Nachbildung erhalten; dieſes, weil er nicht durch die Bühne, ſondern durch den todten Buchſtaben zu uns gelangt, und von dieſer Erſcheinung die Senſation nicht zu erwarten ſteht, die die Erſcheinung Shakeſpear's durch die Bühne erregte. Er iſt nun mehr dem Studium und der

Nachahmung, als dem unmittelbaren Genuſſe des Publikums übergeben, und eine entſcheidende Wirkung dieſes energiſchen, geiſtreichen und höchſt verſtändigen Dichters iſt dadurch problematiſcher geworden. Vielleicht gefällt es dem Ueberſetzer, der gerade dieſen Dichter mit ernſter Ueberlegung, als Zeitbedürfniß wählte, den Geiſt und das Weſen Calderons, im Gegenſatz und Einklang mit dem Geiſte Shakeſpear's, zu entwickeln, und dadurch ſeinen Zeitgenoſſen tiefere Blicke in ſeine Theorie zu eröffnen, die er bis jetzt nur durch ſeine literariſchen Unternehmungen mehr angedeutet als aufgeſtellt hat, und dadurch das Studium des großen Spaniers ſowohl zu erleichtern, als für unſre Bedürfniſſe fruchtbar zu machen.

Zum Schluſſe dieſes Artikels nenne ich Ihnen noch das Neuſte aus Indien. Sie kennen den unausſprechlichen Zauber, der auf der herrlichen Dichtung: Sakontala, ruht; dieſes indiſche Schauſpiel von Kalidas, das Georg Forſter zuerſt unter uns bekannt machte, iſt nicht nur in einer zweiten Auflage von Herder herausgegeben, ſondern es iſt auch ein Seitenſtück dazu erſchienen: Gita Govinda, ein indiſches Singſpiel von Jajaveda, deutſch von D. Majer. Sollte dieſe wunderbare Poeſie, von der man nicht weiß, ob man ſie zur klaſſiſchen oder zur romantiſchen rechnen ſoll, unter uns bekannter werden? Bis jetzt haben wir nur Ueberſetzungen von Ueberſetzungen, alſo unvollkommne Nachbildungen, ohne das lebendige eigenthümliche Kolorit. Nur wenn ein deutſcher Dichter, Gelehrter und ächter Kunſtkenner das Studium der indiſchen Sprache übernähme, und dieſe zarten exotiſchen Pflanzen mit heiliger, kunſterfahrner Hand auf unſern Boden verpflanzte, daß wir nicht nur ihre Geſtalt, wie in einem Herbarium, ſondern auch den friſchen Farbenſchmelz, den aromatiſchen Blüthenduft erhielten, dann würden wir jene Hoffnung faſſen können; und wir können es, wenn die Nachricht gegründet iſt, daß Friedrich Schlegel in Paris ſich mit der Erlernung der indiſchen Sprache beſchäftigt. Und in der That, es iſt dringend nothwendig, daß wir unſern Begriff von der Poeſie nicht an den Produkten der letzten Meſſen, ſondern an den klaſſiſchen Werken aller Zeiten und Nationen mit hiſtoriſchem und philoſophiſchem Geiſte prüfen.

Mit wenig Worten, nenne ich Ihnen noch die Titel der neueſten Gedichtſamlungen, die etwa Ihre Aufmerkſamkeit erwecken könnten, und zwar nach der Ordnung des Alphabets. Baggeſens Gedichte in 2 Theilen ſind erſchienen; von Blumauers ſämmtlichen Werken 3 Theile, in einer neuen Auflage (die Aeneide); von Gramberg, unter dem Titel „Kränze“ ein Gedicht: des Pfarrers Sohn von Cola; v. Kleiſts ſämmtliche Werke ſind nach dem Original, nicht nach den Ramlerſchen Variationen, zum Erſtenmale abgedruckt; Koſegarten hat „eine ländliche Dichtung in 5 Eklogen,“ unter dem Titel Jucunde herausgegeben; von Matthiſſon und Salis ſind 1 Bändchen Gedichte, der 2te Band von Schillers Gedichten und von Tiedge Elegien erſchienen.

Das Fach der Reiſen endlich, von dem ich auch gewohnt bin, Ihnen einige Nachricht zu geben, liefert Ihnen einige angenehme Beiträge zur Unterhaltung. Mehr möchte dieſe, als die Erweiterung der Geographie durch die letzte Meſſe gewonnen haben. Aber Sie werden die nun erſchienenen Reiſen gewiß mit Vergnügen leſen; nehmlich den 9ten Theil von Thümmels Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich; ſo wie den 3ten Theil der Reiſe nach Frankreich von Selbiger, ſeinem glücklichen Nachahmer. C. A. Fiſcher, dieſer höchſt angenehme Erzähler, hat außer der Fortſetzung ſeines Gemäldes von Valenzia, ſpaniſche Miſcellen (in Form einer Zeitſchrift) und die Ueberſetzung einer Reiſe durch einen Theil des weſtlichen Frankreichs, von der Sie im Aprilſtücke der Eunomia ſchon Proben geleſen haben, Seume, dieſer intereſſante Reiſende, die Beſchreibung ſeiner Wanderung, unter dem Titel: der Spaziergang nach Syrakus, herausgegeben. Ueber England ſind Reiſen von Küttner, und der letzte Theil der Briefe von Madam Bernard, jetzt Demeier, geſchrieben während ihres Aufenthalts in England und Portugall, erſchienen.

Noch könnte ich Ihnen manche Merkwürdigkeit nennen, die mir bei dem Durchblättern des Meßkatalogs aufgeſtoßen iſt, aber ich fürchte mit Recht, daß ſie Ihnen nicht ſo merkwürdig ſcheinen möchte als mir, und ich denke alles Ernſtes darauf, meinen langen Brief und kurzen Bericht zu ſchließen. Nur mit zwei Worten melde ich Ihnen noch, daß der 6te Band von Lichtenbergs vermiſchten Schriften herausgegeben, und von Kant eine Pädagogik, von der man früher nichts ahnete, erſchienen iſt. Unter die Curioſa gehört der 7te Theil von Asmus omnia sua secum portans, oder der ſämmtlichen Werke des Wandsbeker Boten, über deſſen Erſcheinung man ſich, als über eine Erſcheinung aus dem Grabe, zu heutiger Zeit, billig verwundert; und unter die nützlichſten Schriften folgendes Taſchenwörterbüchlein: „für Schimpfluſtige adliche und nicht adliche Herren und Damen, Romanendichter, Komödienſchreiber, Schulmeiſter, Handwerker, Fuhrleute, Heringsweiber zum wahren Nutzen und Vergnügen,“ welches, wenn es mit gehöriger Applikation gearbeitet iſt, einem dringenden Bedürfniſſe in unſerer heutigen Literatur abhilft.

Doch ich erinnere mich, daß ich ſchließen will. Sehen Sie nun zu, gn. Fr.! wie weit ſich Ihre Hoffnungen bewährt haben. Nur um das eine bitte ich Sie, zweifeln Sie lieber an der Vollſtändigkeit meines Berichts, als an der Größe des Gewinns von der letzten Meſſe für die deutſche Literatur.

M.

VI.

Reiſen und Leben;

ein Andenken an liebe Reiſende,

von

J. C. Lavater. *)

1. Hier, mein Lieber, einige vermiſchte Gedanken für Reiſende, die mehr Wahres als Neues enthalten.

Wer reiſet, lernt, daß nichts ganz Altes, und nichts ganz Neues unter der Sonne iſt.

2. Wer uns Stoff zum Denken giebt, iſt uns lieb, wie alles uns lieb iſt, was unſre Kräfte ſanft aufregt.

3. Weiſe Erinnerungen an genoßene Vergnügungen leicht in uns erwecken, unbeſtimmte Gedanken ſcharf prägen,

---

*) Dieſe denkwürdigen, den ſchönen Sinn des Verewigten oft ganz ausſprechenden Aphorismen, ſind der Eunomia, als ungedruckt, von einem ſeiner Freunde zur öffentlichen Mittheilung überliefert worden. Lavater pflegte ſie „lieben Reiſenden" als Xenien, in dem allerkleinſten Format geſchrieben, und niedlich eingebunden, als ein „Andenken" mitzugeben. Die gegenwärtigen ſcheinen 15 — 16 Jahre alt, nicht von ſeiner Hand geſchrieben, aber mit ſeinen Einſchaltungen und Korrekturen verſehen zu ſeyn. Niemand wird ſie ohne Theilnahme und Vergnügen leſen.

F.

halben Empfindungen Solidität und Ganzheit geben; Lücken unſerer Erkenntniſſe ausfüllen, uns einen Stuhl, einen Stein, oder gar eine Leiter bringen, worauf wir ſtehen, und weiter ſehen können, als es auf dem ebenen Lande nicht möglich iſt. —

Das alles nennen wir Wohlthat.

Der Zweck aller Lektüre, alles Umgangs, eines jeden Beſuches, einer jeden Reiſe, und eines jeden Bruchſtückes jeglicher Reiſe, — und auch dieſer winzig kleinen Schrift, iſt etwas von dieſer Art.

4. Wer empfangen hat, giebt gern, wenn er nicht bös iſt; wie klein es ſey, was ich geben kann, das gute Herz, das mir gern gab, nimmt gern an, was ein dankbares Herz giebt.

5. Glückliche Reiſe!

Ruft man dem Scheidenden nach; Si duo idem faciunt, non est idem. — Wenn zwei daſſelbe thun, ſo iſt es nicht daſſelbe. Bei den Wünſchen denkt man meiſtens am wenigſten. An den Wünſchen erkennt man den Weiſen, und den Thoren — und an dem Sinne der Wünſche den Guten und den Böſen.

6. Glückliche Reiſe! . . . wünſch' ich dem lieben Scheidenden . . . Was heißt das? Etwas mehr, als: Gut Wetter! unausgewaſchene Wege! willfährige Poſtmeiſter, frohmüthige Poſtillions! gefällige und billige Wirthe! treue Lohnlaquayen, redliche Banquiers.

7. Glückliche Reiſe! Was heißt das? Etwas mehr, als: Dir nahe ſich kein Unbeſcheidner! Dich verfolge kein Jude! Dir aufdringe ſich kein Schwätzer! Dich

belaure kein Schalk! Kein Schiefkopf komme Dir in die Quere! Kein Geck pflanze ſich dir gegenüber! Kein Allwiſſler pflanze ſich dir an die Seite! Kein Prätendent runzle Dir ſeine Stirn! Kein Stölzling reize Dich zur Verachtung! Kein Halbkenner durchbohre Dich mit Deziſionen und Sentenzen! Kein Verliebter unterhalte Dich mit ſeiner Liebesgeſchichte! Kein Pedant kriege Dich zwiſchen vier Wände! Kein Philiſter vor ſein Paar Augen! Kein vornehmer Bettler trete in Dein Zimmer! Kein Betrüger beheuchle Deine Gutherzigkeit! Kein Frömmler beſeufze Deinen Frohſinn! Kein Spieler . . . Doch, was hat der Spieler mit dem zu thun, dem ich dies Andenken mitgebe. . . . Kein Sammler erzähle Dir die Genealogie ſeiner Seltenheiten! — Kein Arzt die Geſchichte ſeiner Kuren. — Kein Autor zergliedre Dir ſeine Schriftſtellerey. — Kein Dichterling leſe Dich zu Boden. — Kein Charlatan mache Dir Herzweh. — Kein berühmter Narr mache ſich Dir prätios, kein unberühmter bekannt.

8. Reiſe glücklich!

Was heißt das mehr noch?

Gehe mit offnem, geſundem, ſcharfſichtigem Auge, alles Sehenswerthe zu ſehen, und deinem Aug' erſcheine viel Sehenswerthes! Und ſehenswerth ſey Dir nur das, was Dich nie gereuen wird, geſehen zu haben.

9. Gehe mit offnem, freiem, ſcharfhörendem, ganz auffaſſendem Ohre! Und viel Hörenswerthes begegne Dir! Und was wird Dir Hörenswerth ſeyn? Alles, was gute Gedanken in Dir aufruft, milde, liebliche Empfindungen belebt, und harmoniſirt; gebundne Kräfte entbindet, und irgend

einem wohlthätigen Zwecke näher führt. — Alles, was Dich nie gereuen wird, gehört zu haben.

10. Reiſe glücklich! Suche Gutes, und finde Gutes! Gewinne neue, verliere keine alte Wahrheit! Tauſche nichts Brauchbares an etwas Unbrauchbares, nichts Bewährtes an etwas Unbewährtes.

11. Prüfe den neuen Freund, und vergiß des alten nicht, um des neuen willen.

12. Werde lebendiger, genußfähiger, genießbarer, thätiger, leidſamer, glaubender, liebender, hoffender! Verzeihe! Verzeihe nicht! Der Prediger konnte ſich nicht verläugnen! Glückliche Reiſe!

13. Ich ſpreche ſo vertraulich mit Dir, wie mit einem Bruder.

Wärſt Du dieſes Vertrauens unwerth! . . . Deſto ſchlimmer für Dich. . . . Doch, alles iſt eher möglich, als dies. Vertraulichkeit iſt die Seele des Lebens. Mißbrauch harmloſer, alles vergeſſender Vertraulichkeit iſt ein Mord der Seele des Lebens. Immerhin mög' er von zehn leichtſinnigen Heuchlern der Ehrlichkeit begangen werden — Du begehſt ihn nicht.

14. Keine Furcht, kein Argwohn raube, — ſchwäche, verbittre mir das allermenſchlichſte Vergnügen harmloſer, alles vergeſſender Vertraulichkeit! Ich behandle gern den Halbehrlichen wie ganz ehrlich, um, wo möglich, ihn durch mein Betragen ganz ehrlich zu machen.

15. Soll ich dann den Ganzehrlichen — wie's ein

Adamskind aus Erde, Waſſer, Salz und Oel gebaut, ſeyn kann, wie einen Halbehrlichen behandeln?

16. Man lebt nie, als im Momente harmloſer, alles vergeſſender Vertraulichkeit. . . . Ein Weltling, der dies läſe, würde hiebei lächeln. . . .

Der gutherzige Schwärmer! Er kann's nicht laſſen! Keine Erfahrungen werden ihn klug machen! Aber, was hab' ich hier mit dem klugen Weltling zu ſchaffen? . . . Ich denke lieber an die Lieben, denen ich dies Andenken der Liebe, dies Pfand der Vertraulichkeit gebe.

17. Es iſt noch keine Kunſt zu reiſen, keine Logik für Reiſende, nach dem Bedürfniſſe der gegenwärtigen Zeit, geſchrieben. Ich bin unendlich davon entfernt, eine ſchreiben zu wollen, oder zu können, — aber herzlich gern gäb' ich meinen kleinen Beitrag zu einigen Winken der Erinnerung, die auch der Klügſte bisweilen in der Zerſtreuung der Reiſe zu vergeſſen in Gefahr kommen könnte!

(Die Fortſetzung künftig).

VII.

Theater.

Königliches Nationaltheater.

Vom 26ſten May bis zum 24ſten April ſind überhaupt ein und vierzig einzelne Stücke gegeben worden. Darunter: die Jungfrau von Orleans, als einziges Trauerſpiel, fünfmal, neun Singſpiele, drei Luſtſpiele, ſechs Poſſen (darunter die Pagenſtreiche fünfmal), ein Vaudevilleſtück und zwei Ballets.

Außer dieſen folgende neue:

den 7ten Juni: Lehmann oder der Thurm von Neuſtadt, ein Singſpiel in drei Akten, nach dem Franzöſiſchen von Herrn Sievers. Muſik von d'Alayrac (viermal).

den 9ten: das Gemälde, ein Luſtſpiel in einem Akt, nach Duval (dreimal) und

den 14ten: die Braut von Meſſina, oder die feindlichen Brüder, ein Trauerſpiel in 4 Akten von Herrn von Schiller. Die zur Handlung gehörige Muſik iſt vom Herrn Muſikdirektor Weber, (dreimal). Als eine neue Erſcheinung auf dem Theater wird bemerkt, daß die Chöre in dieſem Trauerſpiele geſprochen werden.

Nach einer langen Pauſe und mit einer Umänderung kam den 10ten wieder das komiſche Singſpiel: die Schweſtern von Prag, vom Verfaſſer und Komponiſten des Neuſonntagskindes, ſo wie das Schauſpiel in fünf Akten: der Weiſe in der That nach Sedaine von Gotter, auf's Theater.

Ein komiſches Ballet: Die Luſtbarkeiten im Wirthsgarten, oder Sommerbeluſtigungen, vom k. Balletmeiſter Herrn Lanchery und dem Churf. Baierſchen Kapellmeiſter Winter, iſt dreimal gegeben worden.

VIII.

Poſtſcripte.

44.

Kommen in einer Erzählung auch Begebenheiten vor?

Das kann man ſo eigentlich von allen Erzählungen nicht ſagen, von Einer aber doch mit Gewißheit; nehmlich von einer, die 36 Kreuzer koſtet, und Heinrich und Emma, oder das heimliche Gericht, heißt. Von dieſer behauptet nehmlich die Verlagshandlung in ihrer kurzen, aber wahrhaften Rezenſion: Es ſey eine Erzählung, welche durch die darin vorkommenden Begebenheiten ſteigende Theilnahme errege. — Wie gut iſts doch, daß dieſes Werk nicht allzuſtark iſt! (für 36 Kreuzer kauft man nicht viel) denn wenn die Erzählung mit den Begebenheiten ſo fortginge, wie weit müßte die Theilnahme nicht ſteigen! Es wäre am Ende mit Theilnehmen nicht auszuhalten!

K.

45.

Eintheilung der Menſchen.

Obige Buchhandlung theilt die Menſchen kürzlich ein: in Geſunde und Kranke, und hat ein Buch für beide Klaſſen geliefert, nehmlich: „Krankheit und Geneſung, ein Buch für denkende und fühlende Menſchen“, welches ſie alſo rezenſirt: (v. Intelligenzblatt des Journ. des L. u. d. Moden, 1803, S. LXVII) „Eine in einer ſchönen, edlen Sprache geſchriebene Lektüre, vorzüglich für Kranke, welcher jedoch auch Geſunde ihren Beifall gewiß nicht verſagen werden.“ — Alſo für Alle, für Alle iſt dieſe geſchriebene Lektüre! Ihr, die ihr krank ſeyd und ſchwach an Seele und Leib, kauft, denn für Euch iſt ſie vorzüglich! Und Ihr Geſunden — Aber wer iſt geſund? Ach! jeder Menſch hat ſeine materia peccans, die ihm im Kopfe, im Herzen oder in den Eingeweiden ſitzt! Aber ſeyd auch geſund, das Buch müßt ihr dennoch kaufen. — Koſtet in allen Buchhandlungen, ohne Rabbat, 45 Kreuzer.

Derſ.

46.

Liebe und Theetrinken.

Bei den meiſten Menſchen iſt die Liebe nichts, als ein Theetrinken. Aus dem Getränk ſelbſt machen ſie ſich gewöhnlich nicht viel; aber die eleganten Gefäße, die niedlichen Taſſen, die Zuckerbrödchen, die artige Geſellſchaft gefällt ihnen. Dies ſind die Liebesworte, die Händedrücke, die Küſſe; — und wer dieſe genoſſen hat, der glaubt, er habe geliebt.

Derſ.

47.

Taſchenuhren und Menſchen.

Beide können oft durch ähnliche Mittel kurirt werden. So wie manche unrichtig gehende oder ſtillſtehende Taſchen-

Uhren nur geſchüttelt werden dürfen, um ſie in Ordnung zu ſetzen, ſo hilft das Schütteln durch Stockſchläge bei Narren und Hypochondriſten aller Art oft mehr, als alle andre Mittel. Ueberhaupt ſollten alle Brownianer die Prügel, als einen heroiſchen Gegenreiz, kräftiger empfehlen, und die Arzneikunde eben ſo, wie die Pädagogik und die komiſche Poeſie zu ihnen zurückkehren.

Derſ.

48.

In Abrazad (vid. Almuſa der Sultansſohn. Bremen 1801.) wächſt mit dem Geiſte ebenmäßig der Körper. Dies gewährt den Einwohnern den Vortheil, ihre großen und kleinen Männer ſogleich nach allen Stufenfolgen von einander unterſcheiden zu können. Jeder weiß hier genau, wen er überſieht, und von wem er überſehen wird; und ſtatt aller Prüfungen der Amtskandidaten, die immer problematiſch bleiben, dürfte man nur den Schneider einen Bericht über die Länge und Weite ſeiner Maaße ablegen laſſen. — Leider iſt man bei uns in die entgegengeſetzte Meinung verfallen; und ſelbſt bei Büchern können wir nicht von ihrer Korpulenz auf die Größe des inwohnenden Geiſtes ſchließen.

M.

49.

„Die Geſchichte, ſagt Mercier, iſt eine Apotheke." — Ja wohl iſt ſie das; da ſteht das Arſenik neben der China, die Belladonna neben den Zuckerplätzchen, die assa foetida neben dem Ambra. Man muß daher Pharmazie ſtudiert haben, um nicht ein Quackſalber oder ein Giftmiſcher zu werden.

Kaſſel. P. J. Br.

50.

Das Leben gleicht einem Park, der nur einen Eingang, aber zahlloſe Ausgänge hat.

Derſ.

51.

Ich bin ſo gut ein Philoſoph, pflegte lächelnd ein Pharaoſpieler zu ſagen, als Bias von Priene. Jener trug ſein ganzes Vermögen bei ſich, ich auch; nur mit dem Unterſchiede, jener im Kopfe, ich an den Spitzen meiner Finger.

Derſ.

52.

Ein vornehmer Grieche wollte die ſchöne Lais von Korinth beſuchen (denn „nicht jedem war es vergönnt, nach Korinth zu reiſen"), fand ſie aber für ſeinen Beutel zu koſtbar, daher ſagte er, oder läßt ihn der Lateiner ſagen: *Tanti poenitere* non emo. (Um ſolchen Preis kaufe ich die Reue nicht.) — Sollte dies vielleicht ein illuſtrirendes Beiſpiel der bekannten Fabel vom Fuchs und der Weintraube ſeyn?

Derſ.

53.

Die Seele liebt die Symmetrie, aber auch den Kontraſt. Harmonie iſt die Mutter der Liebe, aber auch Disharmonie. Dies klingt paradox, aber es iſt wahr, nur — Exempla sunt odiosa.

Derſ.

54.

Ein eleganter Stutzer mit leerem Kopfe und Herzen gleicht einer zierlichen Flaſche mit Piquette *); einer ſchöngemahlten ſpaniſchen Wand, hinter der nichts, als ſchlechtes Rumpelwerk verborgen iſt.

Derſ.

55.

Die Verleger kündigen ſo manchen Roman als unter der Preſſe befindlich an, welchen der Autor noch unter der Oel- oder Zitronenpreſſe der Phantaſie bearbeitet. Ein ſolcher Verleger gleicht mit ſeinem Büchertitel einem Admiral auf einem getackelten Schiffe, deſſen Matroſen noch gepreßt werden ſollen.

— k.

56.

In einigen Gegenden von Frankreich erſetzt man den Mangel an Bruthennen durch Kapaunen, denen man die Federn aus dem Unterleibe rupft, denſelben mit Eſſig und Neſſeln reibt, und ſie ſodann auf die Eier ſetzt. Sie bleiben dort maſchinenmäßig zu ihrer eigenen Schmerzlinderung, bis ſie endlich einer Art von mütterlicher Liebe empfänglich werden, die Eier ausbrüten und die Küchlein pflegen. — Gäbe es doch ein eben ſo wirkſames Mittel für ſchlechte Ammen, Erzieherinnen, franzöſiſche Gouvernanten und Stiefmütter!

— k.

57.

Wenn man Sperlingseier in Singvögelneſter legt, ſo ſoll der Geſang der jungen Sperlinge dadurch veredelt wer-

---

*) Waſſer, auf ausgekelterte Trauben gegoſſen.

den. Man verkenne daher die gute Abſicht unſrer jungen Dichter-incroyables nicht, die ihre ſchlechten Eier in das Liederneſt großer Dichter legen. Aber freilich hört man ſie leider noch neben der Nachtigall ihr Gukguk ſchreien.

— k.

58.

Nach le Vaillant giebt es auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung auch einen Singfalken, welcher der einzige bekannte Stoßvogel dieſer Art iſt. Es fragt ſich billig, ob er wohl Diskant ſingt? und ob er überhaupt ſeine guten und ſchlechten Perioden hat, wie unſer einheimiſcher Falk?

— k.

Anzeiger der Eunomia.

No. I. Julius 1803.

I. Pränumerations-Anzeigen.

Als mein vieljähriger Freund, der Herr Amtmann **Dietrich**, in Großenhayn, vor einigen Jahren eine Erholungsreiſe nach **Wörlitz** machte, begeiſterte ihn der daſige berühmte Fürſtl. Garten zu einer **Ode**, worinnen er ſeine Empfindungen ausgedrückt, und die ich, da die muſikaliſche Welt meine übrigen Arbeiten nicht ohne Beyfall aufgenommen hat, Vers für Vers für's Fortepiano componirt habe. Liebhaber der Muſik, die ich damit bekannt machte, haben mich veranlaßt dieſe Ode drucken zu laſſen und ich darf mir wohl ſchmeicheln, daß auch dieſe meine Arbeit, auf die ich einen Theil meiner Nebenſtunden verwendet, ſowohl Muſikkennern als Dilettanten einiges Vergnügen gewähren wird. Herr **Maurer** in **Berlin**, der das Werk in Verlag genommen hat, und ſolches ſplendid in Querfolio auf Pränumeration drucken laſſen will, wünſcht, daß ich alle meine mir ſo lieben Freunde erſuchen möge, Pränumeranten zu ſammeln, welches ich um ſo williger thue, da ich überzeugt bin, daß jene die Erſcheinung dieſes Werks begünſtigen, und ſich dieſes Geſchäfts aus Freundſchaft unterziehen, und mich zum Dank dafür verpflichten werden. Hohenſtein im Schönburgiſchen, am 10ten May 1803.

Chriſtian Gotthilf Tag,
Cantor und Muſikdirektor.

Vorſtehende ſehr geiſtvoll componirte Ode des Herrn Amtmanns **Dietrich**, welcher die Schönheiten des berühmten Wörlitzer Gartens mit ſo vieler Empfindung mahlt, und wo der Componiſt ganz in den Geiſt des Dichters eingedrungen iſt, verdient, im Beſitz aller Freunde der Tonkunſt zu ſeyn. Ich habe daher den Verlag davon übernommen, und biete ſie allen Liebhabern des Saitenſpiels und Geſangs für 1 Thl. — Preuß. Cour. Pränumeration an. Sie wird bald nach Johannis d. J. unter dem Titel:

Wörliz,

eine Ode von J. F. Dietrich.
In Muſik geſetzt
von
Chr. Gotthilf Tag,

im Druck erſcheinen. Der Pränumerations-Termin dauert bis Ende des Julius d. J. Die Namen der Pränumeranten, welche ſich zeitig melden, werden vorgedruckt. Man wendet ſich in frankirten Briefen, entweder an mich ſelbſt in Berlin, oder an den Herrn Muſik-Direkter Tag in Hohenſtein. Wer ſonſt die Güte hat, Pränumeranten zu ſammeln, erhält auf zehn das Elfte Exemplar gratis, und erſuche ich alle meine Freunde hierum recht angelegentlich. Berlin, den 1ſten Juny 1803.

Friedrich Maurer,
Buchhändler, Poſtſtraße, Nr. 29.

Sämmtlichen reſp. Pränumeranten auf

Des
Herrn Geh. Rath v. Holſche

Geographie und Statiſtik

von
Weſt-, Süd- und Neuoſtpreußen,
zweiten Band

zeige ich hierdurch ergebenſt an, daß benanntes Werk jetzt unter der Preſſe iſt, und nun bald mit der dazu gehörigen Charte abgeliefert werden wird. Diejenigen der Herren Pränumeranten, welche die rückſtändige Vorausbezahlung auf dieſen 2ten Band binnen 6 Wochen von dato noch an mich einſenden, ſollen denſelben ebenfalls, ſo wie den 1ſten Band für 1 thl. 12 gr. erhalten; der nachherige Preis des 2ten Bandes mit der Charte wird 2 thl. 16. gr. ſeyn.

Friedrich Maurer,
Poſtſtraße Nr. 29.

II. Literariſche Anzeigen.

Allen Käufern und Leſern der

Reiſe nach Frankreich
in den Jahren 1800 und 1801,
von
Ludwig Selbiger.
8. Berlin, bei Friedr. Maurer.

wird es hoffentlich nicht anders als angenehm zu erfahren ſeyn, daß der dritte Band dieſes intereſſanten Buches erſchienen, und in Friedr. Maurers Buchhandlung zu Berlin, wie auch in allen übrigen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands für 1 Thlr. 16 Gr. zu bekommen iſt.

Jedem Freunde einer unterhaltenden und belehrenden Lektüre, und allen Leſebibliotheken, ſind nachſtehende, ſo eben in Friedr Maurers Buchhandlung zu Berlin erſchienene neue und intereſſante Schriften mit Recht zu empfehlen:

Eudemenes. Eine griechiſche Erzählung. Mit Kupfern 8. geheftet	1 Thlr.
Die Reiſe ins Bad. Von L. v. S. Mit Kupfern. 8.	1 Thlr. 12 Gr.
Reiſe von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Trieſt, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel. Von Hrn. Benkowitz, Verfaſſer des Natalis, des Zauberers Angelion ꝛc. 1ſter Theil, mit einer von Hrn. Gubitz in Holz geſchnittenen Vignette. 8. geheftet	1 Thlr.
Verſuche zur Beförderung wahrer Lebensweisheit. Von K. L. Röper. 2ter Theil. 8. Auch unter dem Titel: Schimpf und Ernſt. 8.	12 Gr.
Deſſelben Buchs 1ſter Theil, zweite Auflage. 8.	8 Gr.

Allen angehenden Baumeiſtern und Freunden der Architektur muß es angenehm ſeyn, zu erfahren, daß ſo eben in Friedrich

Maurers Buchhandlung in Berlin die Preſſe verlaſſen hat, und daſelbſt für 2 Thlr zu haben iſt:

Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend, für angehende Baumeister und Freunde der Architektur; herausgegeben von mehreren Mitgliedern des Königl. Preuſs. Ober-Baudepartements, 5r Jahrg. 1r B. m. Kupf. gr. 4. geh. 2 Thlr.

Ein die ganze Menſchheit intereſſirendes Buch.

Die Menſchen bringen ſich ſo oft um ihr Leben, oder wenigſtens um ihre Geſundheit, und zwar mehrentheils nur, weil ſie die bei mancherlei Vorfällen des Lebens ihnen aufſtoßenden Gefahren nicht kennen, oder nicht daran denken. Nachſtehendes Buch, woraus ſie abermals durch 134 warnende Thatſachen unterrichtet werden, kann daher, ſo wie die vorhergegangenen Theile nicht genug empfohlen werden. Möchte es doch jeder Menſch leſen und im Gedächtniß behalten, um ohne Schaden an Leben oder Geſundheit klug zu werden. Es iſt betitelt:

Die Schule der Erfahrung, für alle, welchen Zufriedenheit, Leben und Geſundheit etwas werth ſind. Warnende Thatſachen zu Verhütung alltäglicher Unglücksfälle. Der erſten Auflage vierter Theil, oder der 2ten Ausgabe 3ter Theil 8. 10 Gr.

auch unter dem Titel:

Durch Schaden wird man klug. 2ter Theil, 134 Geſchichten aus der wirklichen Welt enthaltend. 8 Berlin 10 Gr.

Dieſer 2te Theil, oder des Buchs: Die Schule der Erfahrung 3ter Theil, iſt auch für diejenigen, welche die erſtern Theile nicht kaufen wollen, unter dem Titel:

Werdet glücklich durch mein Unglück. für 10 Gr. beſonders zu haben.

Allen Geſchäftsmännern, und vornehmlich allen jungen Leuten, beſonders denen ſich der Kaufmannſchaft widmenden, wie auch allen denen, welche den ſo nützlichen und vorzüglichen Allgemeinen deutſchen Briefſteller des verſtorbenen Herrn Hofrath und Profeſſor Moritz, nach des Verfaſſers Tode bei der 4ten Auflage durch Zuſätze vermehrt vom Herrn D. Heinſius, beſitzen, kann ein Anhang zu dieſem Briefſteller ſicht anders als ſehr willkommen ſeyn, der ſehr viel nützliche und wiſſenswerthe Dinge enthält, wie man aus nachſtehendem Inhaltsverzeichniſſe bemerken wird. Er iſt auch unter dem beſondern Titel für den geringen Preis von 6 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben.

Der vollkommene Geſchäftsmann, oder Anleitung zur Beförderung einer richtigen Kenntniß der kaufmänniſchen Korreſpondenz und Statiſtik, des öffentlichen Geſchäftsganges und des Poſtweſens in Deutſchland. Von D. Th. Heinſius. 8. 6 gr.

Inhalt.

I. Abſchnitt. Nöthige Vorkenntniß zur richtigen und ſichern Führung der Korreſpondenz.

1. Kap. Vorſichts- und Klugheitsregeln bei Briefen und kaufmänniſchen Papieren.
2. Kap. Mittel zur Verhütung des durch Eröffnung der Briefe entſtehenden Nachtheils; Anweiſung und Gebrauch ſympathetiſcher Tinten; Anweiſung zu Chifferſchriften.
3. Kap. Alphabetiſches Verzeichniß der gebräuchlichſten kaufmänniſchen Kunſtausdrücke.
4. Kap. Vollſtändiger Unterricht von Wechſeln und Wechſelgeſchäften.

II. Abſchnitt. Kaufmänniſche Statiſtik, mit beſonderer Hinſicht auf die preuß. Staaten:

1. Kap. Von den Gewäſſern in Deutſchland.
2. Kap. Von den vorzüglichſten Natur- und Kunſt-Produkten.
3. Kap. Vom Handel.
4. Kap. Vom Münzweſen und Geldkours.

III. Abſchnitt. Von den Civil-Anſtalten und dem öffentlichen Geſchäftsgange.

1. Kap. Rechtspflege in Deutſchland überhaupt.
2. Kap. Allgemeine Ueberſicht der Obrigkeiten, Landeskollegien und anderer öffentlichen Staatsbehörden im Preußiſchen.
3. Kap. über den Zuſammenhang der verſchiedenen Kollegia.

IV. Abſchnitt. Von dem Poſtweſen in Deutſchland.

V. Abſchnitt. Beilagen.

1) Reſolvirungs-Tabelle, wie die Friedrichsd'or und Louis.

der nach ihren ſteigenden und fallenden Courſen von 5 bis 16½ Procent das Stück in Silbergeld rendirt.

2) Intereſſe-Rechnungen auf Jahr und Monath.

Dem ſchönen Geſchlechte überhaupt, und allen jungen Frauenzimmern, welche ihr Herz und ihren Verſtand bilden, und dadurch das Glück ihres Lebens gründen wollen, iſt die Lectüre eines Buches mit Recht zu empfehlen, das vor wenig Wochen im Druck erſchienen, und für 18 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben iſt. Es führt den Titel:

Eliſens von Honau
und
ihrer Erzieherin, Eulalia Waller,
Unterredung in Briefen.

Allen gefühlvollen Mädchen bei ihrem Eintritt in die große Welt gewidmet. Mit einem Titelkupf. 8. Berlin, 1803.

Allen Predigern und Schullehrern werden nachſtehende beide Bücher empfohlen.

Predigtentwürfe für das Jahr 1802. von Joh. Fr. Zöllner, Königl Pr. Oberkonſiſtorial- und Ober Schul-Rath und Probſt zu Berlin. gr. 8. Berlin, 1 Thlr. 4 Gr.

Auch die beiden vorhergehenden Jahrgänge von 1800 und 1801. ſind à 1 Thlr. 4 Gr. in allen guten Buchhandlungen zu finden.

Vollſtändiger Confirmations-Aktus, mit neuen Liedern, der dazu gehörigen Muſik, und mehreren erläuternden Bemerkungen. Von J. W. Fr. Wolf, Prediger zu Britz. 8. Berlin. 12 Gr.

Jedem Geſchäftsmanne in den preußiſchen Staaten und jedem, den ſein Vaterland intereſſirt, wird nachſtehende vor kurzen erſchienene Schrift willkommen ſeyn:

Beiträge zur Geſchichte und Beſchreibung Süd- und Neu-Oſtpreußens. 1s und 2s Heft gr. 8. Berl. 1803.

Der Preis eines jeden Heftes dieſes ſehr belehrenden und die richtigſten ſtatiſtiſchen Nachrichten ertheilenden Werkes gilt in allen Buchhandlungen 10 Gr.

Die Kunſt,
ſich glücklich
als
Kaufmann oder Fabrikant
zu etabliren;

oder: Belehrungen für junge Kaufleute und Fabrikanten, welche ſich etabliren und dieſen ſehr wichtigen Schritt nicht zu ihrem und anderer Menſchen Unglück thun wollen. Größtentheils nach mehrjährigen Beobachtungen mitgetheilt von Ehregott Meyer, Herzogl. Sachſ. Coburg-Saalfeld. Kommerzienrathe.

8. Weimar, gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 16 Gr. od. 3 fl.

In dieſem Buche findet man weder eine Anleitung zur Waarenkenntniß, noch zur Comtoirkunde, wohl aber in neunzehn Kapiteln Belehrungen über hunderterlei Wahrheiten und Gegenſtände, an welche, leider! viele junge Kaufleute nicht denken, und noch weniger zu ihrem unſtreitigen Wohl handeln. Der Verfaſſer iſt ſelbſt Kaufmann, ſpricht aus Erfahrungen aus den innern Verhältniſſen des Kaufmannsſtandes, und wer ihm folgt, kann vielleicht Tauſende erhalten, Glück und Ehre gewinnen. Möchte doch jeder, wer als Kaufmann oder Fabrikant ſich etabliren will, die kleine Ausgabe für dieſes Buch ſeine erſte Ausgabe zum Etabliſſement ſeyn laſſen!

D. H. L. W. Völker's
Forſt-Technologie;

oder: Handbuch der techniſchen Benutzung der Forſtprodukte, für Forſtmänner, Kameraliſten und Technologen.

8. Weimar, gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Dies Werk iſt nicht bloß Forſtmännern, Kameraliſten und Technologen zu empfehlen, ſondern überhaupt allen Güterbeſitzern, welche zugleich mit, viel oder wenig, Wald verſehen ſind. Herr D. **Völker** hat alle Vortheile, welche man aus Waldungen ziehen kann, zuſammengeſtellt, und mancher Leſer wird von dem Wahne befreit werden, daß man das Holz bloß zum Verbrennen baue. Man findet hier folgende Belehrungen einen Wald zu benutzen: 1) Was für Hölzer die ſehr verſchiedenen Kunſtgewerbe nöthig haben, und in den Wäldern für ſie ſortirt werden können. 2) Den Wald zum Kohlenbrennen zu benutzen. 3) Das Aſchebrennen und Potaſcheſieden. 4) Theerbrennen, Pechſieden, Kiehnrußbrennen. 5) Die zum Gerben dienlichen Forſtprodukte. 6) Forſtprodukte für die Färberei. 7) Wein- und eſſiggährige Forſtprodukte, zur Verwendung beim Branntweinbrennen, Bier- und Eſſigbrauen. 8) Forſtſaamen zum Oelſchlagen. 9) Mehrere Stoffe, welche aus den Forſten zum Spinnen, Weben, zur Papierbereitung, zum Huthmachen u. ſ. w., mit einigem Vortheil gebraucht werden können.

Vollſtändiges Lexikon
der
Gärtnerei und Botanik;

oder: Alphabetiſche Beſchreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländiſchen, ökonomiſchen, offizinellen und zur Zierde dienenden Gewächſe, von **Friedrich Gottlieb Dietrich**, Herzogl. Weimariſchem Hofgärtner. Dritter Band.

gr. 8. Weimar, gedruckt und verlegt bei den Gebr. **Gädicke**, und zu haben in allen Buchhandlungen für 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr.

Die ununterbrochene Fortſetzung dieſes, die ganze Gärtnerei und Botanik umfaſſenden, Werks giebt den ſchönſten Beweis, daß daſſelbe großen Beifall erhalten. Auch tragen die Verleger dazu bei, die Anſchaffung deſſelben zu erleichtern, denn noch immer laſſen ſie den Pränumerationspreis für jeden Band 2 Thlr. 6 Gr. Sächſ. oder 4 fl. gelten, und die Liebhaber dazu können ſich deshalb an jede beliebige Buchhandlung, oder, wenn es nicht zu entfernt iſt, auch nach Weimar wenden.

Der Paſſagier auf der Reiſe in Deutſchland

und einigen angrenzenden Ländern, vorzüglich in Hinſicht auf ſeine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit. Ein Reiſehandbuch für Jedermann. Verfaſſet und herausgegeben vom Kriegesrath **Reichard**, auch Verfaſſer des Guide des voyageurs en Europe. Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit einer großen Poſtkarte. 8. Weimar, 1803.

Gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern **Gädicke**, und daſelbſt, ſo wie in allen andern Buchhandlungen in farbig Papier geheftet zu haben für 2 Thlr. 16 Gr. Sächſ. oder 4 fl. 48 kr Reichs-Conv.

Der ſchnelle Abſatz der erſten Auflage dieſes Werks giebt den unſtreitigen Beweis, daß daſſelbe ſehr brauchbar ſey, und in dieſer zweiten Auflage hat es unzählige Verbeſſerungen und Vermehrungen erhalten. Reiſenden, wes Standes und Würden ſie auch ſeyn, und welche Tour in Deutſchland und in den angrenzenden Ländern, der Schweiz u. a. ſie auch machen mögen, kann man daher dies Buch mit vollem Rechte empfehlen. Es enthält einen Schatz größtentheils eigener Erfahrungen des durch ähnliche Arbeiten ſchon rühmlich bekannten Verfaſſers, und diejenigen, welche auf ihren Reiſen die Merkwürdigkeiten vieler Orte und Gegenden kennen, Reiſeklugheit überhaupt, und Belehrungen über die mancherlei An- und Unannehmlichkeiten bei den verſchiedenen Arten zu reiſen, als zu Fuße, zu Pferde, mit eigenen oder mit Miethspferden, mit dem Poſtwagen, mit Extrapoſt oder zu Waſſer, erlangen, desgleichen ſich noch über viele andere Gegenſtände, als über Sicherheitsmaaßregeln, über Reiſegefährten, Gewehrgebrauch, Päſſe, Geld- und Kreditbriefe, Reiſeanſchläge, Geſundheit, Wahl der Wirthshäuſer, Klugheitsregeln an fremden Orten, Badereiſen und mehrere Badeörter, viele Reiſerouten, Münzen, Maaße, Regenten u. ſ. w. unterrichten wollen, werden hinlängliche Befriedigung finden. Die große, jetzt auch verbeſſerte Poſtkarte vermehrt die Brauchbarkeit des Buchs ungemein, und es verdient, daß die Reiſenden daſſelbe unter ihren Reiſerequiſiten aufnehmen.

Für Eltern, welche ihre Söhne in die Lehre bringen wollen, iſt folgendes nützliche Buch geſchrieben, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wegweiſer für Eltern und Jünglinge bei der Wahl eines Erwerbzweiges für die Letztern, oder die Kunſt ein nützlicher und zufriedener Bürger des Staats zu werden, von Ehregott Meyer. 1802. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 41 kr.

Folgendes in allen Buchhandlungen vorräthige und in mehreren gelehrten Zeitſchriften ſehr herausgehobene Buch, kann als praktiſcher Wegweiſer für alle Candidaten angeſehen werden:

Der Candidat der Theologie, oder mitgetheilte Erfahrungen für Candidaten der Theologie und solche die es werden wollen, zur Erlangung vortheilhafter und glücklicher Verhältnisse im bürgerlichen Leben, von W. Schenck, Diaconus zu Ilmenau. 1802. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Allen Gartenbau- beſonders Blumen-Liebhabern ſind des berühmten Superintendenten

Schröters Erfahrungen in ſeinem Blumen- Obſt- und Gemüs-Garten, (Preis 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.) ſehr zu empfehlen. Zu haben in allen Buchhandlungen.

Beſonders für unbefangene Theologen iſt gedruckt und in allen Buchhandlungen für 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr. zu haben:

Der Schriftforſcher, zur Belebung eines gründlichen Bibelſtudiums und Verbreitung der reinen, verſchönernden Religion, herausgegeben von J. C. W. Scherer. Erſtes Stück.

Mehrere der vorzüglichſten aufgeklärteſten Gelehrten arbeiten an dieſem Werke.

Der Schlaf und das Schlafzimmer in Beziehung auf die Geſundheit. Enthaltend eine ausführliche Belehrung für diejenigen, welche einen erquickenden und geſunden Schlaf zu haben, und durch dieſen ihr Leben zu verlängern wünſchen. 1802. 12 Gr. oder 54 kr.

Dieſe ſehr nützliche Schrift iſt in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Des Weimariſchen Hofgärtners Herrn Friedrich Gottlieb Dietrichs Garten- und Botaniſche Schriften.

1) Auf deſſen vollſtändiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik, wovon bereits drei Bände erſchienen ſind, wird noch in jeder Buchhandlung für dieſe und den folgenden Band auf jeden 1 Thlr. 6 Gr Sächſ. oder 4 fl. Pränumeration angenommen. Im Ladenpreiſe koſtet jeder Band 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr. 2) Von dieſem überall geſchätzten und durchaus praktiſchen Schriftſteller ſind noch folgende Bücher in allen Buchhandlungen zu haben: A. Die Gemüſe- und Fruchtſpeiſenwärterin, oder Anweiſung alle Arten von grünen und trocknen Gartengewächſen lange Zeit aufzuheben, vor dem Verwelken, Erfrieren und Verfaulen zu bewahren. Ein Buch für jede ökonomiſche Hausmutter. Zweite verbeſſerte Auflage. 12 Gr. oder 54 kr B. Der Wintergärtner, oder Anweiſung, die beliebteſten Modeblumen und ökonomiſchen Gewächſe ohne Treibhäuſer und Miſtbeete, in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern oder für den offenen Garten vorzubereiten. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet. Zweite verbeſſerte Ausgabe. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr. C. Der Apotheker-Garten, oder Anweiſung für teutſche Gartenbeſitzer, viele in den Apotheken brauchbare ausländiſche Gewächſe zu erziehen und dadurch die Garteneinkünfte zu vermehren. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. D. Modeblumen für Botaniker und Blumenliebhaber, (oder die Linnéischen Geranien) durchaus neu, und nach der Natur abgebildet, und nach sorgfältigen Beobachtungen beschrieben. Ersten Bandes 1s bis 4s Heft, mit 16 ausgemahlten Kupfern in Quarto. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

D. Danz, Rektors in Jena, Vorſchriften zu einer vollſtändigen Uebung in der deutſchen Rechtſchreibekunſt,

werden alle Haus- und Schullehrer mit ſehr vielem Nutzen als Vorlege-Blätter, wenn die Schüler nicht mit etwas anderem zu beſchäftigen ſind, gebrauchen können. Zu haben in allen Buchhandlungen für 12 Gr. oder 54 kr.

III. Militär-Anzeige, beſonders für junge Offiziere.

Der Herr Verfaſſer, der mit ſo vielem Beifall aufgenommenen Schrift: „Der Soldat als Beiſtand der Polizei; oder: Anleitung zur Kenntniß der Garniſonpolizei, und der Beſtimmung des Militärs in Friedenszeiten,“ (Preis 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.) ließ als Vorläufer zu derſelben drucken:

> Beweis, daß der Civilſtand durch den Militärſtand weſentliche Vortheile erhalte; oder: der Nutzen und die Nothwendigkeit ſtehender Armeen, und ihr wohlthätiger Einfluß auf bürgerliche Verhältniſſe in Friedenszeiten.

(Preis 12 Gr. oder 54 kr.) Beide Werkchen ſind für jeden, beſonders junge Offiziere, ſehr inſtruktiv, und in allen Buchhandlungen zu haben.

IV. Intelligenz-Anzeigen betreffend.

Alle diejenigen, welche in öffentlichen Blättern etwas bekannt machen wollen, und einige Schwierigkeiten dabei finden, können ſich folgenden Büchelchens, welches in allen Buchhandlungen für 18 Gr. oder 1 fl 24 kr. zu haben iſt, mit Nutzen bedienen:

> Die Intelligenzblätterkunde, für den nicht unterrichteten Privatmann;

enthaltend eine Beiſpielſammlung der vorzüglichſten Intelligenz-Artikel, eine kurze Anleitung, ſie richtig abzufaſſen, und ein alphabetiſches Verzeichniß der bekannteſten Intelligenzexpeditionen, welche Anzeigen zu öffentlichen Bekanntmachungen annehmen.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Auguſt 1803.

I.

Reiſen und Leben;
ein Andenken an liebe Reiſende,
von
J. C. Lavater.
(Fortſetzung.)

18. Reiſen . . . damit man jeden Tag der Menſchheit froher werde, um der weiſen, guten, edeln Menſchen willen, die uns erſcheinen.

Reiſen . . . um jeden Tag der Natur — dieſer Göttinn und Königinn alles Guten und Schönen — froher zu werden;

Reiſen . . . um jeden Tag ſeiner ſelbſt, als eines Königs der Königinn froher zu werden; —

Reiſen . . . um Collektanea froher und frohmachender Exiſtenz zu ſammeln;

Reiſen . . . um neue Vergleichungspunkte zu finden, für alles, was wir geſehen haben, und ſehen werden — gehört haben, und hören werden — genoſſen haben, und genießen werden;

Reiſen . . . um zu lernen, was man hat, und nicht hat — haben und nicht haben kann — wiſſen und nicht wiſſen ſoll, — was man lernen und verlernen muß, was mit Weisheit genoſſen, und mit größerer Weisheit gemißt wird: — das heißt, denk' ich, wie Du es denkeſt, mit Vernunft, Abſicht, Zweck reiſen . . . So reiſeſt Du — dem ich dies Andenken auf die Reiſe mitgebe.

19. Die Reiſen der meiſten Sterblichen ſind Wallfahrten des Egoismus zum Egoismus.

20. Der Egoiſt beſitzt weder die Kunſt zu genießen, noch die, genoſſen zu werden. Wie Du zu genießen weißeſt, ſo biſt Du genießbar. Der Egoiſt genießt ſein Ich, nicht ſich.

21. Wer ſein Ich genießt, drückt alle andere Egoiſten und Nichtegoiſten durch ſein Ich.

22. So wie nichts verachteter und lächerlicher zugleich iſt, als ein reiſender, ſich allenthalben ankündender, prätenſionreicher Egoiſt, — wie gewiß keiner iſt, der dies Andenken der Liebe, dies Pfand meines Vertrauens aus meiner Hand empfängt: . . . So iſt gewiß nichts verehrenswürdiger und allgemein verehrter, als ein beſcheidener, anmaßungsloſer, unegoiſtiſchen Selbſtgenuß ſuchender Reiſender.

23. Die Kunſt, oder die Naturgabe zu ſehen, iſt ſelten bey denen, die die Kunſt oder die Naturgabe beſitzen, ſich lieber ſehen zu laſſen. Wie Du geſehen werden willſt: ſo wird Dir die Gabe fehlen, ſelbſt zu ſehen. Wie Du gehört werden willſt: ſo wird Dir die Gabe, ich ſollte ſagen, die die Gnade fehlen, zu hören.

24. Wer ſich will hören laſſen, iſt unduldſam gegen den Sprecher.

25. Sich am meiſten vergeſſen, heißt, ſich am innigſten genießen.

26. Wie der Egoismus zunimmt, nimmt der Selbſtgenuß ab, — wie der Egoismus abnimmt, nimmt der Selbſtgenuß zu.

27. Es iſt ein ſehr weiſes Wort des jüdiſchen Sokrates: . . Wer ſein Leben verliert, der wird es finden. Aber es faſſen dies Wort nur die, denen es gegeben iſt.

28. Der ächte Beobachter vergißt ſich, ſein Ich im Momente reiner Beobachtung.

Wer ſich im Beobachten vergißt, den Beobachter im Beobachter, der, und der allein iſt ein weiſer Beobachter.

29. So wie der ein ächt guter Menſch iſt, der ſich im Andern, ſein Leiden im Leiden des Andern, ſeine Freud' in des Andern Freude vergißt.

30. Wer ſich ſo vergißt, daß Er von jedem, der ihn ſieht, und hört, ſelbſt vergeſſen wird, daß er jeden, der ihn ſieht und hört, ſeiner ſelbſt vergeſſen macht; — Wer ſo genießbar iſt, daß ſein Ich verſchwindet, wie das genießende

Ich dem Genießer zu verſchwinden pflegt . . . der iſt . . . mehr als ein guter, weiſer Menſch — gezeugt aus dem Willen des Mannes und des Fleiſches.

31. Viele, ſehr weiſe Menſchen, verſtehen nicht, halbweiſe reiſen zu können. Sie ſind nur auf einem gewiſſen Flecke weiſe — nur in ihrem Cabinette, ihrem Negligée, an ihrem Pulte. — Mit ihrem Schlafrocke ziehen ſie ihre Weisheit aus, mit ihrem Pulte verlaſſen ſie ihren Scharfſinn, mit ihrem Cabinette ihre Klugheit.

32. Wer weiſe reiſen kann, iſt ſehr weiſe.

33. Wer allenthalben derſelbe iſt, iſt wahrhaft groß.

34. Wer exiſtenter, konſequenter, permanenter geworden iſt, und alle, mit denen er Gedanken und Empfindungen wechſelte, exiſtenter, konſequenter, permanenter zu machen ſtrebte, der iſt beynahe ein heiliger Reiſender.

35. Lerne jeden Tag beſtimmter werden.

36. Alle Unbeſtimmtheit macht verlegen, — Unbeſtimmtheit des Zweckes ſowohl, als Unbeſtimmtheit der Mittel. Alle Beſtimmtheit wird von Kraft erzeugt, und erzeugt Kraft.

37. Licht kömmt von Licht, und Energie von Energie.

38. Ohne Beſtimmtheit keine Energie.

39. Ein Reiſender, ohne Beſtimmtheit des Zweckes — ſetzt ſich und alle beſtimmten Charaktere in Verlegenheit.

40. Bedürfniß nach Beſtimmtheit zeigt Energie der Seele, die ſich durch neue Energie der Vollführung belohnt.

41. Alles in der Natur iſt frey und beſtimmt. Alles hat Zweck.

42. Alles Gezwungene, Unbeſtimmte, Zweckloſe iſt Sünde wider die allfreye, allbeſtimmte, zweckreiche Natur.

43. Der Weiſe ſucht Freyheit und Beſtimmtheit in allen Charaktern, Kunſtwerken, Geiſtes Produkten, Geſprächen, Gebehrden, Akzenten. — Wer Beydes zugleich ſucht, wird ſelten unrichtig, nie ſchief urtheilen.

44. Ich ſprach von Beſtimmtheit des Zweckes. — Vereinige mit dieſem möglichſte Freyheit in den Mitteln — und Du wirſt nie ſehr unweiſe handeln, nie ganz ohne Nutzen reiſen.

45. Je beſtimmter der Zweck Deiner Reiſe, jeder Abſchnitt derſelben, je beſtimmter Deine Abſicht bey jedem Beſuche, jedem Geſpräche, jeder Beſichtigung: deſto größer, entſcheidender, bleibender der Nutzen und das Vergnügen.

46. Richtig, unbefangen, gerade hin zu ſehen, iſt das Leichteſte und das Schwerſte; für den, der es kann, iſt es durchaus keine Kunſt; es iſt ſeine Natur. Er iſt gerade gebaut, ſieht gerade vor ſich hin, und kann nicht anders, als gerade ſehen. Es würde für ihn die gröſste Kunſt ſeyn, ſchief zu ſehen. Aber für jeden, der ſchief gebildet iſt, iſt's ſchwer, iſt's unmöglich, gerade zu ſehn. Weich' ihn aus! Flieh' ihn! Hör' ihn nicht an!

47. Es giebt unter tauſend Sehenden kaum einen Seher; unter tauſend Hörenden kaum einen Hörer.

48. Unter tauſend Reiſenden kaum neunhundert neun und neunzig, die genau wiſſen, warum ſie reiſen, und was ſie eigentlich wollen.

49. Und wer nicht genau weiß, was er will, will nicht von ganzem Herzen — und wer nicht von ganzem Herzen will, der will überall nicht.

50. Unter tauſend Reiſenden nicht neunhundert neun und neunzig, die wahr erzählen.

51. Wer wahr erzählen kann, was er geſehn und gehört hat, ſo erzählen kann, daß der unſichtbarſte Mitzeuge nichts dazu und nichts davon zu thun wüßte, der iſt ein weiſer, guter, kraftvoller Menſch.

52. Die Lüge iſt allgegenwärtig, wie die Menſchheit; die Wahrheit ſo ſelten, wie Engelserſcheinung.

53. Ein ganz wahrer Menſch iſt ein ganz wahrer Gott.

54. Der, auf deſſen Lippen kein Betrug erfunden wird, iſt der wahrhaftige Gott, und das ewige Leben.

55. Je wahrer der Menſch, deſto göttlicher, königlicher, inviolabler.

Wer Ihn beleidigt, oder verleumdet — greift in Gottes Augapfel; wer Ihn Lügner nennt, hat ſein Gewiſſen unheilbar verwundet.

56. Suche, wie einen Schatz im Acker, und wie jene große Perle, Wahrheit und Liebe in Einem.

57. Wer die reine, klare Wahrheit nicht ſieht, iſt ein verlohrner Menſch. Ein Menſch ohne Wahrheitsſinn, iſt kein Menſch.

58. Wie Dein Wahrheitsſinn, ſo Deine Menſchheit.

59. Wie der wahre Hörer, ſo der wahre Menſch. Durch's Hören kömmt der Verſtand, die Vernunft und der Glaube — wie durch's Sehen die Liebe.

60. Jeder wahre Hörer bildet ſich zum weiſen Lehrer.

61. Die ſchärfſten Augen ſind nicht immer die beobachtendſten; die feinſten Ohren nicht immer die horchſamſten. Intereſſe, Bedürfniß, Ahnung iſt's, was ſehen und hören macht.

Aus Intereſſe, Bedürfniß, Ahnung entſteht ein Verlangen, eine kräftige Luſt — und erſt aus dieſem allem der Wille, — der ſo oft mit bloßem Verlangen verwechſelt wird.

62. Die verlangenreichſten Charaktere ſind nicht immer die wollendſten. Ein Senfkorn Wille hat mehr Kraft, als ein Zentner Verlangens.

63. Die wenigſten Menſchen verſtehen die Kunſt aller Künſte — Wollen zu können.

64. Daß die Menſchen ſo verſchieden ſind, daß ſie nicht verſchiedner ſeyn könnten, das lernt der Reiſende alle Tage.

65. Daß die Menſchen ſich ſo ähnlich ſind, daß ſie bey der nothwendigen Verſchiedenheit ſich nicht ähnlicher ſeyn könten, das lernt der Reiſende alle Tage.

66. Wie der Menſch, ſo die Meynungen, Vorurtheile, Handlungen, Tugenden und Laſter des Menſchen — ſo das, was man Glauben, Aberglauben, Unglauben nennt. Alles dies iſt nichts anders, als der Menſch ſelbſt.

67. Der immer neue Menſch iſt immer der alte.

68. Das Neue und Alte, oder vielmehr das Neue im Alten, das Alte im Neuen zu ſuchen, zu ſehen, zu bezeichnen, erſt ſcharf zu ſondern, dann wieder innigſt vereinfachen zu können — ſich im Erkennen des Allgemeinen und Beſondern zu üben, im blitzſchnellen Trennen und Sondern von

Beiden, iſt weiſer Reiſender Zweck, deſſen Erreichung ſie immer genießbarer und genießender macht.

69. Der wahre Weiſe genießt immer, und wird immer genoſſen. Er ſammelt, und giebt immer; hat, indem er giebt, und giebt, indem er empfängt.

70. Ruhig empfängt er, ruhig giebt er, ruhig genießt er, ruhig mißt er, ruhig verſchließt er ſich, ruhig theilt er ſich mit. Leicht weiß er ſich zu verbreiten, aber nur ſo weit, als ſein Zweck es geſtattet. Leicht weiß er ſich zuſammenzunehmen, aber nur ſo ſehr, als es der Gegenſtand ſeiner Betrachtung werth iſt

71. Der Weiſe weiß zu rechter Zeit alles über Einem, und zu rechter Zeit nicht Eins unter allem zu vergeſſen. Er weiß, Tage aufzuopfern, um gewiſſer Momente willen, und mit Momenten zu geizen, als wären's ganze Jahre.

72. Er weiß, zu fixiren, was flüchtiger iſt, als ein Blumenduft, und zu prägen, was nachgiebt, wie die Luft.

73. Er weiß ſich zu unterwerfen, und frey zu bleiben — und durch Willenloſigkeit zu herrſchen, ohne herrſchen zu wollen.

74. Er verſteht das Geheimniß, ſich angenehme Reminiſzenzen zu bereiten.

75. Seine Frohheit iſt nie Leichtſinn; ſein Witz nie Witzeley; ſein Geben nie Verſchwendung; ſeine Veſtigkeit nie Eigenſinn.

76. Mir halt' ich dies Bild vor, um mich darnach zu bilden.

Auch Du, brüderlicher Freund! wirſt es Dir oft vorhalten. Wenn wir uns wiederſehn, ſoll es einer dem andern anmerken, daß er ſich dies Bild oft vorgehalten hat.

77. Wer gewiſſe Dinge nicht auf den erſten Augenblick ſieht, wird ſie nie ſehen, wenn ſie ihm auch hundertmal noch ſo klar gezeigt werden.

78. Wer gewiſſe Schritte ſich geſtatten kann, wird nie überzeugt werden können, daß er ſie nicht hätte thun ſollen.

79. Es iſt ein Starrſinn in der menſchlichen Natur, der allem Trutz bietet; wo Du dieſen unbelehrbaren Hartſinn wahrnimmſt, da wirſt Du alles, was Perle und Heiliges heißt, ſchnell einpacken, und ſo ſehr, wie möglich, verbergen.

80. Kleine Züge verrathen oft ſehr viel, — man mag ſo klug ſeyn, als man will, ein kurzes oder zerriſſenes Hemd kann unſere Blöße nicht immer bedecken.

81. Kleine Mängel verrathen oft große Armuth. Kleine Nachläſſigkeiten ſind oft für einen ſchrecklichen Geiſt der Unordnung unwiderſprechlich entſcheidend. — Der weiſe Reiſende läßt ſolche entſcheidende Kleinigkeiten nicht unbemerkt.

82. Wer das Schönſte, Beſte, was vor ſeinen Augen liegt, nicht gewahr wird, und etwas Mittelmäßiges, Kleinliches, das neben an liegt, heraushebt, bewundert, lobpreiſt . . . der hat wider ſich entſcheidend entſchieden.

83. Wer von einer ganz vortreflichen Sache ſchnell wegſpringt — oder Dich ſchnell davon abführen will, um auf etwas Zweytes, Drittes, Viertes zu merken, oder Dich aufmerkſam zu machen, mit dem mache keine genaue Freundſchaft.

84. Wer in Gegenwart eines Weiſen wenig hört, und viel ſpricht, — den Weiſen nicht benutzt, und andere hindert, ihn zu benutzen — iſt ein ſchwer verbeſſerlicher, allenthalben peinlicher, überläſtiger Menſch.

85. Wer mit einem Weiſen, oder Gelehrten, über triviale Dinge ſpricht, worüber er mit dem Lehn-Laquayen eben ſo gut ſprechen könnte, iſt, ich weiß nicht was, ein . . . Philiſter.

86. Wer unſaubere Briefe aus offener Taſche hervorzieht, zeigt wenig Geiſt der Delikateſſe.

87. Wer eine Karte, die man ihm zur Empfehlung giebt, ſtatt reinlich in die Brieftaſche zu legen, ſo lange drückt, zuſammenlegt, beſchmizt, daß man ſie ohne Ekel nicht anſehen kann, iſt ein unweiſer, indiskreter, indelikater Menſch.

88. Wer ſeinen Namen nicht klar, leichtleſerlich, unmißverſtehbar ſchreibt, der iſt nicht mein Freund; denn er iſt kein Freund der glücklichmachenden Genauigkeit; denn er ſcheint nicht ſehr geübt, ſich bey dem, was er thut, Zwecke vorzuſetzen — denn es iſt ihm nicht zur Natur geworden, ſich in des Andern Stelle hineinzudenken.

Es verſteht ſich, wenn es nicht von Fürſten iſt, und wenn es das erſtemal geſchieht. Die Fürſten haben das Privilegium, ohne Leſerlichkeit ihres Namens, dem Namen nach bekannt zu ſeyn.

89. Wer mit Vorſatz einen fatalen Namen, eine ärgerliche, unerwieſene Anekdote, eine ſchiefe Beurtheilung in Gegenwart deſſen hervorzudrängen ſucht, auf den ſie eine

Beziehung zu haben ſcheint, und zwar in der Abſicht, einen guten Menſchen in Verlegenheit zu ſetzen — der hat etwas von der Nichtliebe, welche die galiläiſche Schule mit dem Todtſchlag in eine Linie ſetzt.

90. Jede Frage, wovon man vorausſehen kann, ſie ſetzt einen guten, beſcheidnen Menſchen in Verwirrung, iſt eine Frage der Bosheit.

91. Wer ſich eine poſitive Bosheit erlaubt, iſt ein poſitiv-böſer Menſch.

92. Bosheit kann durch nichts, was es auch ſey, vergütet werden.

93. Bosheit iſt ein Brandmal der menſchlichen Natur, zu deſſen Vertilgung die Natur keine Salbe hat.

94. Wer affektirt, etwas genau und gewiß zu wiſſen, wovon er genau und gewiß weiß, daß er es weder genau, noch gewiß wiſſe, iſt ein grundſchlechter Menſch, der dem, der ihn kennt, eine nie durch nichts bedeckbare Blöße zeigt.

95. Wer eine Bitte thut, die eben ſo ſchwer iſt abzuſchlagen, als zu gewähren, hat einen fürchterlichen Beweis wider ſich gegeben, daß er in dieſem Momente ſinnlos gehandelt; ſinnlos wie ein Thor, wenn er nicht daran dachte; ſinnlos wie ein Böſewicht, wenn er ſich die Schwierigkeit beym Ja und Neinſagen klar vorſtellte. Daß es Fälle giebt, wo der, ſo die Bitte thut, die Verlegenheit nicht vorausſehen konnte, vielleicht gar noch eine Gefälligkeit zu erweiſen glaubte, iſt freylich nicht zu vergeſſen.

96. Traue der Weisheit und Redlichkeit deſſen nicht, der den Weiſeſten ohne Thorheit, und den Beſten fehlerfrey

glaubt oder wähnt. Denn genau zu reden, glaubt man nichts als Wahrheit, ſo wie man nichts lieben kann, als was gut iſt.

97. Haſſe, wie das Häßlichſte, den Sinn, der nichts Gutes in dem ſchlimmſten Menſchen findet.

98. Findeſt Du einen Menſchen, der das Unglück hat, nur die ſchlimme Seite der Schlimmen, und die gute der Guten nicht zu ſehen; — der Dich einen ganzen langen Abend, oder wohl gar einen ganzen langen Tag mit nichts, als Fehlern, Schwachheiten, Thorheiten andrer unterhalten kann. . . dem weh und übel wird, wenn man ihm etwas Gutes von guten oder ſchlimmen Menſchen erzählt, dem das *aber* unabtreiblich auf den Lippen ſitzt, wo es, gleich einem Drachen, jedes Lob und Löbchen von einem andern ſogleich zu verſchlingen ſucht — o, ſo laß keine Gutherzigkeit Dich bereden, ihm etwas mehr zu vertrauen, als was Du dem Stein auf der Gaſſe vertrauen würdeſt.

99. Findeſt Du einen Menſchen, der abſprechen könnte, und nicht leicht abſpricht — ſo halt ihn noch höher, als Martial den hält, der gute Verſe machen könnte, und keine macht.

100. Kein Heiliger, der je kanoniſirt worden, iſt heiliger, als der, der Kenner iſt ohne Kennerey, der dezidiren könnte, und nicht dezidirt, tranſchiren könnte und nicht tranſchirt, — Alles um ſich her gleichſam vernichtigen — und allem Leben und Werth zu geben ſucht, und zu geben weiß. Solch einen Mann kanoniſirt ſein eigen Herz, und ohne dieſe Kanoniſation hilft keine des apoſtoliſchen Stuhles; ſolche

Herzenskanoniſationen aber unterzeichnet der Papſt aller Päpſte — der einzige Herr aller Herren, und Knecht aller Knechte.

101. Das Abſprechen, Totalabſprechen vor genauer vollſtändiger Unterſuchung, giebt Kennerey bey Unweiſen, und iſt Siegel der Thorheit . . . in den Augen aller Weiſen.

102. Ueber jeden Abſprecher wird abgeſprochen werden.

103. Berühmte Namen wähnen das Monopolium zu haben, über alles mit Einem Wort abſprechen und ſentenziiren zu dürfen . . . Jedes ihrer Worte iſt für jeden, der anderer Meynung iſt, ein Dolch und Gnadenſtoß. Ich verbäte mir die Ehre, und das Monopol, ein frecher und dummer Menſch, ein ſteinharter Charakter, und ein mit dem Rade vertrauter Scharfrichter zu ſeyn.

104. Wer andre ſcharf richtet vor Dir, wird Dich ſcharf richten hinter Dir.

105. Percontatorem fugito, nam Garrulus idem est. Fliehe den Frägler, er iſt, ſo wie er fräglet, ein Schwätzer.

106. Setze Dich täglich an die Stelle des Beſuchten, wenn Du beſucheſt . . . an die Stelle des Beſchäftigten, wenn Du müßig biſt; an die Stelle des Leidenden, wenn Du froh biſt; an die Stelle und in den Geſichtspunkt des Bleibenden, wenn Du weggehſt. So nur wirſt Du duldſam und edel werden.

107. Wer viele Reiſende ſieht, unterſcheidet täglich leichter das Angenommene und das Natürliche, das Entlehnt und das Eigene.

108. Das Natürliche allein empfiehlt ſich dem ächten Menſchenkenner. Je mehr Du Eigenes haſt, deſto reicher und achtungswerther biſt Du in ſeinen Augen.

109. Es iſt ſonderbar: unter hundert Menſchen giebt es wohl neunzig wahrhaft Eigennützige, aber kaum Einen, dem es um ächtes Eigenthum zu thun iſt.

110. Tauſende wollen nur ſcheinen zu haben. Haben will gemeiniglich nur Einer unter Tauſenden — nur Einer, will ich hinzuſetzen, damit ich nicht zu ſcharf abzuſprechen ſcheine, dem es bloß und allein um's Haben, und nicht auch um den Schein des Habens zu thun iſt.

(Der Beſchluß künftig.)

II.

Die Freiheit des Willens *).

An meine Freunde.

Ich habe das Unglück gehabt, mir durch meine neueſte Schriſt, „die Dichtkunſt, aus dem Geſichtspunkte des Hiſtorikers betrachtet,“ das Vertrauen mehrerer, mir ſehr achtungswerther Männer zu verſcherzen, indem ich darin, meiner innigſten Ueberzeugung gemäß, durchgehends eine unbedingte Nothwendigkeit menſchlicher Handlungen an die Stelle der Freiheit geſetzt habe. Mancher lieber Freund iſt ſeitdem irre an mir geworden; Andere, die feſter zu ſtehen meinen, begnügen ſich, über meine Inconſequenz zu lächeln. „Ich bin,“ ſchreibt mir einer unſerer berühmteſten Theologen, „wie Sie erwarten werden, nicht überall Ihrer Meinung. Beſonders thut es mir recht leid, in mehreren Aeußerungen

---

*) Wir nehmen keinen Anſtand, dieſen lebhaft geſchriebenen, und durch die ſchätzbare Individualität des Verfaſſers intereſſanten Aufſatz aufzunehmen, ob wir gleich, in Abſicht des Gegenſtandes ſelbſt, nicht ſeiner Meinung ſind, und vielmehr glauben, daß die Welt, von der er ſpricht, und auf deren Sphäre er ſich als Hiſtoriker beſchränkt zu haben ſcheint, nicht die ſey, aus der er redet. D. H.

Ihrer neueſten Schriften die Tendenz zum Determinismus und dem entſchiedenſten Unglauben an das Heiligſte und Göttlichſte im Menſchen, an ſeine Freiheit, zu finden. Ich kann denn damit freilich Ihr vortrefliches Kapitel von dem Verhältniß der Poeſie zur Moral in gar keinen Zuſammenhang bringen — ein Kapitel, das mir aus der Seele geſchrieben iſt ꝛc."

Das Vertrauen guter, und die Achtung verſtändiger Menſchen iſt mir zu werth, als daß ich jenes Bedauern und dieſes Lächeln ſo gleichgültig hinnehmen könnte Und da überdies eine Unterſuchung über einen ſo wichtigen Gegenſtand der practiſchen Philoſophie für jeden denkenden Menſchen ein Intereſſe haben mus, ſo trage ich kein Bedenken, meine Vertheidigung hier vor dem größern Publikum zu führen. Es kömmt hier auf die Unterſuchung dreier Fragen an: 1) Iſt der Determinismus wirklich ſo unnatürlich? 2) Hebt er wirklich die Moralität auf? Und 3) würde es von gefährlichen Folgen ſeyn, wenn er allgemein würde?

Warum ſind wir gezwungen, in Werthers Leiden die tiefe Menſchenkenntniß des Dichters zu bewundern? Weil wir erkennen, daß er gerade die innern und äußern Umſtände zu erfinden, und ſie gerade in der Folge aufzuſtellen gewußt habe, in welcher ſie den edelſten, verſtändigſten Mann zum Selbſtmord führen mußten; muſsten, — ohne Rückſicht auf Vernunft und Moral. Indem wir nun das erkennen, geben wir da nicht offenbar die Nothwendigkeit gewiſſer Folgen aus gewiſſen Anläſſen zu? Fühlen wir nicht ganz deutlich, daß die Schickſale eines Menſchen allemal das Product ſeiner

Neigungen,

Neigungen, ſeiner Einſichten und ſeiner äußern Verhältniſſe ſind? Können wir uns denn verhehlen, daß die Tugenden eines Sokrates, und die Laſter eines Borgià gleich natürliche Früchte zweier Charaktere waren, die ſich nur unter ganz verſchiedenen Umſtänden gebildet hatten, von einem ganz verſchiedenen Zeitgeiſt umgeben waren, und von zwey ſehr verſchiedenen Temperamenten unterſtützt wurden? Würde Richard III ſeine unmenſchlichen Grauſamkeiten haben begehen können, wenn er am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gelebt hätte? Würde Cato der ſtrenge Weiſe haben ſeyn können, wenn er die Geilheit des Antonius beſeſſen hätte? Man denke ſich den frommen Gellert als den Sohn einer Pariſer Operntänzerin, und urtheile dann, ob er unſer Gellert geworden ſeyn würde. Nehmt endlich Luthern ſeine freudenloſe Jugend, ſeine ſtrenge Erziehung, die theologiſchen Begriffe ſeines Zeitalters und ſeine fleiſchlichen Verſuchungen, und Ihr werdet bekennen müſſen, daß das ſeinen ganzen Charakter zerſtören heißt. Und wer kann denn ſagen, ob die gerühmte Humanität unſres Zeitalters nicht im Grunde nur ein edleres savoir vivre iſt, ob die Sittenreinheit eines Sokrates nicht auf einem ſtreng beobachteten point d'honneur, und die Großmuth Heinrichs IV auf einer ſehr richtig berechneten Politik beruht habe? In allen drei Fällen könnte alſo die glänzendſte Tugend gar wohl von derſelben Klugheit erzeugt worden ſeyn, die einen Philipp II, einen Ludwig XI, und ähnliche Tyrannen unter andern Umſtänden zu ſo empörenden Gewaltthaten reizte.

Friedrich Auguſt, König von Polen, wußte die ſchöne und tugendhafte Gräfin von Königsmark durch eine Reihe der zaubervollſten Genüſſe ſo ſüß zu betäuben, und ſo planmäßig zu umſtricken, daß dies unſchuldigſte aller Weiber endlich doch aus eigner Ergebung ein Opfer ſeiner Wolluſt ward *). Petrarca hatte in ſeiner Jugend bei aller Keuſchheit ſeiner Vorſätze doch in einigen unbewachten Augenblicken zweien Kindern das Daſeyn gegeben, die er zwar väterlichſt verſorgte, aber doch als einen bleibenden Vorwurf für ſein ganzes Leben betrachtete. Taſſo, der ſich in hoffnungsloſer Liebe zur ſchönen Herzoginn von Ferrara verzehrte, erhielt einſt einen Beſuch von einigen Freunden, die, um ihn von ſeiner Melancholie zu heilen, drei reizende Buhlerinnen mitgebracht hatten, welche alle ihre Künſte an ihm verſuchten, aber ſeine Tugend unüberwindlich fanden. Franz I, König von Frankreich, hatte, da er noch Herzog von Angouleme war, von der achtzehnjährigen feurigen Gemahlin des entkräfteten Königs Ludwig XII eine geheime Einladung zu einer Schäferſtunde erhalten; Grignaux, einer ſeiner treuſten Hofkavaliere, der ihn prächtiger geputzt ſah, als ſonſt ſeine Gewohnheit war, fragte ihn im Scherz, auf welche Eroberung er denn heut ausgehe; der freudetrunkene Prinz vertraute ihm darauf ſein Geheimniß; „Wie, gnädiger Herr,“ erwiederte der Alte, „wollen Sie eine Krone verlieren, die

---

*) Man kann dieſe Geſchichte, die kürzlich im zweiten Bande des zu Halle erſchienenen Biographen aus dem galanten Sachſen wieder erzählt worden iſt, nicht ohne Wehmuth leſen.

Ihrer wartet, und Sich ſelbſt einen Herrn ſetzen?" Franz ſtutzte, und unterließ nicht nur den Beſuch, ſondern ließ auch die Schritte der jungen Königinn aufs ſorgfältigſte bewachen, damit das Unglück, das er ſelbſt vermied, ihm nicht durch einen Andern angethan werden könnte. — Der Ritter Bayard war einmal von der Schönheit eines Mädchens lebhaft gereizt worden, deſſen Tugend er für feil hielt. Er ſandte einen Diener nach ihr aus, und dieſer ſchleppte ſie faſt mit Gewalt in ſein Zimmer. Als er ſich entfernt hatte, fiel die züchtige Jungfrau vor dem Ritter nieder, und beſchwur ihn mit den rührendſten Thränen, ihrer noch nie entweihten Unſchuld zu ſchonen. Bayard ſchämte ſich ſeiner Aufwallung, bat ihr ſein Vergehen ab, und entließ ſie mit dem aufrichtigſten Lobe.

Sehet da fünf verſchiedene Fälle, die doch ſehr nahe unter einander verwandt ſind. Welcher von den genannten Männern hatte hier wohl das meiſte moraliſche Verdienſt? Der König von Polen wohl nicht, denn er achtete ja die Tugend ſeiner Geliebten ſo wenig, daß er ohne alle Gewiſſensbiſſe darauf einſtürmte. Petrarca auch nicht, denn was hilft alle Reue, wenn im entſcheidenden Augenblicke doch die Leidenſchaft ſiegt? Taſſo gar nicht, denn nur ſein Ideal war Schuld, daß ihn die Verführung nicht berühren konnte. Franz I vollends nicht, denn dieſen machte ja bloß die Klugheit enthaltſam. Aber Bayard! Ja, Bayard!

Ein gerader, vernünftiger Mann, der unter den ſtrengſten Begriffen von Ritterehre aufgewachſen war, und keinen andern Beruf als Rittertugend kannte, dem immerdar die

Muſter vollkommener Helden vor der Seele leuchteten, die einſt in glänzenderen Zeiten ihren Ruhm darin geſucht hatten, verfolgte Frauen zu beſchützen, und ſich der Dame ihres Herzens rein und keuſch aufzuſparen: ein ſolcher Mann hätte hier wie ein gemeiner Wollüſtling handeln, er hätte dieſe herrliche Gelegenheit, ſeine Bravheit, ſeine Feſtigkeit, ſeinen Ritterſtolz zu zeigen, nicht benutzen ſollen? O wahrlich, das Mädchen durfte ihn nur daran erinnern, daß er der edle Ritter Bayard ſey, um ſogleich ſicher zu ſeyn. Da war gar keine Wahl in ſeiner Seele; aus dieſem Kopfe konnte nur dieſer eine Entſchluß hervorgehn, und wer ihn in ſeinem zwölften Jahre gekannt hatte, der hätte ſchon vorher beſtimmen können, daß er einſt in ſeinem dreiſſigſten ſo und nicht anders handeln würde.

War nun wohl dieſer Charakter ſein Werk, ſein eigenes Verdienſt? Hatte er ſich die Geburt, den Körper, das Temperament, die Erziehung, den erſten Umgang, die bildenden Umſtände ſelbſt gegeben, die ihm ſchon, ehe er über ſich ſelbſt nachdenken konnte, die feſte Richtung zu jenem Heldenſinne verliehen hatten? Und war es alſo nicht eben ſo natürlich, daß er in jenem Falle das Mädchen nicht berührte, als daß der weicher organiſirte Petrarca im Kampfe zwiſchen Fleiſch und Geiſt dem erſtern den Willen ließ, oder daß der mit franzöſiſcher Hofmoral aufgezogene Friedrich Auguſt für das ſchüchterne Sträuben einer weiblichen Unſchuld gar kein Gefühl, als das des heimlichen Kitzels hatte?

Hatten nun wohl alle jene fünf Männer in jenen Fällen einen ganz freien Willen? Allerdings, ſie konnten die Sünde thun oder meiden. Aber ſie wählten doch ganz beſtimmt nur eins. Und was wählten ſie? Das, was dem Charakter eines jeden angemeſſen war. Den erſten vermochten ſeine Grundſätze, die Handlung zu vollziehn; den letzten, ſie zu unterlaſſen. Der eine ward von der Klugheit, der andere vom Ekel beſtimmt; von dem, was wir Vernunft nennen — keiner.

Es macht mir Vergnügen, zuweilen über meine eigenen Motive nachzudenken, und dabei muß ich oft erſtaunen, wie wenig ſo manches Lob, das ich hier und da wohl erhalten habe, mir eigentlich gebührte. Wie ich mich ſo betrachte, kann ich nicht anders als mich für einen äußerſt gutmüthigen und durchaus rechtſchaffenen Mann halten, der zwar oft aus Mangel an ſchneller Einſicht des Rechten, aber ſelten oder nie aus böſem Willen gefehlt hat. Ich glaube auch nicht, daß irgend jemand es anders wird ſagen können. Aber eben weil ich mir als ein ächter Lutheraner bewußt bin, dieſen Charakter „ohne mein Verdienſt und Würdigkeit, bloß aus Gottes Gnade“ (oder wie man ſonſt dieſe Kirchenformel ausdrücken will) zu tragen, habe ich kein Bedenken, mir jenes Zeugniß öffentlich zu geben. Ich kann in Wahrheit mit Paulus ſagen: Wenn ich mich rühmen ſoll, ſo will ich mich meiner Schwachheit rühmen. Denn ſie war es in der That, die mich williger unter das Joch des Gehorſams beugte, und mich zwang, in der Hülfe, Achtung und Liebe anderer mein Heil zu ſuchen; ſie erleichterte mir den Kampf der Jugendleidenſchaften, und lehrte mich, der ich ſelber der Gerechtigkeit ſo ſehr bedurfte, auch an Andern Gerechtigkeit üben. Und wie der Schwache bei der Herrſchaft einer ſtrengen Moralität am meiſten gewinnt, ſo iſt er auch gerade am eifrigſten bemüht, ſie aufrecht zu erhalten, und der Wortführer der guten Sache zu ſeyn. Ich könnte gar kein Betrüger ſeyn, wenn ich auch wollte. Das falſche Wort würde mir auf der Lippe erſterben, und Augen und Wangen würden meine Verräther werden. Ich könnte nicht hart und grauſam ſeyn, auch wenn damit viel zu verdienen wäre. Dank ſey es den Perſonen und den Umſtänden, welche mich erzogen und meinen Neigungen gerade dieſe Richtung gegeben haben.

Frage ſich doch jeder Leſer ſelbſt, ob er im Stande iſt, den unbedeutendſten Entſchluß zu faſſen, der nicht das Ende einer unabſehbaren Kette von vorhergegangenen Ideen iſt, deren Anfang ſich in ſeine erſten Knabenjahre verliert. Ob ich dieſen Abend im Schauſpiel zubringen oder im Cicero leſen will, ſteht zwar in meiner Willkühr; aber wenn ich endlich eins von beiden wähle, wer kann mir nachweiſen, woher die Reihe von dunklen Gefühlen ſtammt, deren letztes mich endlich für den Cicero, und nicht für das Schauſpiel beſtimmt?

Kann nun wohl nach allem dieſem etwas klarer ſeyn, als daß die Handlungen der Menſchen eben ſo beſtimmt die Früchte ihrer verſchiedenartigen Charaktere ſind, als die Aepfel unwillkührliche Produkte des Apfelbaums? Ich weiß wahrhaftig nicht, wie man dagegen noch ein Wort aufbringen will.

Aber wenn die Sache wirklich ſo klar wäre, wie könnte man denn noch immerfort von Freiheit ſprechen? Wie könnte ſelbſt ein Kant geſtehen, daß das Problem unauflöslich ſey?

Geht etwa hier eine Täuſchung in uns vor, derjenigen ähnlich, durch welche wir, trotz unſerm beſſern Wiſſen, von einem Auf- und Untergang der Sonne ſprechen, oder immer oben auf der Erde zu ſtehen, oder uns mitten im Weltall zu befinden glauben? Wenn man nur hiſtoriſch ausmitteln könnte, wie und wann die Idee von einer Freiheit des Willens zuerſt in die Welt gekommen ſeyn möchte. Das könnte vielleicht zu etwas führen.

Als der erſte Geſetzgeber die Idee faßte, gewiſſe Normen aufzuſtellen, nach denen ſich alle ſeine Untergebene richten ſollten, ging er dabei ganz deſpotiſch zu Werke. Auf gewiſſe Handlungen, ſie mochten veranlaßt ſeyn wie ſie wollten, ſtand eine gewiſſe Strafe. Sonderbar genug: indem man die gewiß höchſt conſequente und nothwendige Ermordung eines Feindes mit dem Tode beſtrafte, nahm man eine Freiheit des Willens an, und beging alſo eine große Ungerechtigkeit; aber ſobald das Todesgeſetz gegeben war, fiel auch jene Ungerechtigkeit wieder weg, denn die Furcht vor dem Geſetze ward jetzt ein neues kräftiges Gewicht gegen den böſen Willen. Der leidenſchaftliche Bürger der erſten geſchloſſenen Menſchengeſellſchaft kam jetzt in einen ſeltſamen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, denn auf der einen Seite mußte er doch wohl fühlen, daß Zorn, Rachſucht, Geſchlechtsluſt, unvertilgbare Triebe ſeiner Natur ſeyen, deren Befriedigung große Süßigkeiten habe; auf der andern dagegen konnte er ſich nicht verbergen, daß die bei ruhigem Gemüth entworfenen Geſetze allerdings auch im Augenblick der Leidenſchaft ſeine vollkommenſte

Achtung verlangten, und daß ohne ihren wohlthätigen Zwang die Geſellſchaft nicht beſtehen könne. Da ihn nun ſeine Erfahrung oft belehrt hatte, daß im Wahnſinn des feurigſten Zorns ein Gedanke an die rächenden Geſetze Macht genug habe, ſeinen ſchon aufgehobenen Arm zurückzuhalten, ſo mußte er leicht darauf fallen, daß etwas in ihm ſey, das noch ſtärker als ſelbſt die Leidenſchaft auf ſeinen Willen wirke. Dies Stärkere war offenbar die Furcht, aber wer geſteht ſich wohl gern ſelbſt dies Motiv? Die ſophiſtiſirende Eigenliebe ſchlug ſich hier ſchnell ins Mittel. Ich habe, ſprach ſie, das Geſetz in ruhiger Stimmung für gut erkannt, und dieſelbe Vernunft, die mir damals zu dieſer Erkenntniß diente, erwacht nun immer in mir, ſo oft ich daran bin, das Geſetz aus Leidenſchaft zu übertreten, und ſo iſt ſie es alſo, die geſetzgebende Kraft in mir, das Heiligſte und Göttlichſte im Menſchen, die erhabene Vernunft ſelbſt, die in jedem Augenblick über meinen Willen gebietet.

Mich dünkt, nichts auf der Welt mußte natürlicher, als dieſe Täuſchung ſeyn. Und ſollte ſich nicht noch bis auf dieſen Tag jeder ſo betrügen, der ſich mit dem ſtolzen Gedanken ſchmeichelt, es geſchehe jedesmal durch einen freiwilligen Act ſeiner Vernunft, wenn er dem Sittengeſetze gemäß handelt? Ach freilich, es thut der menſchlichen Eigenliebe gar zu wohl, ſo hinſehn zu können auf eine ganze Reihe edler Thaten, die man alle aus freier Achtung für das Sittengeſetz vollbracht zu haben meint. Da ſchleicht ſich dann ſo gern der ſtolze Gedanke einer Gottähnlichkeit mit ein, und wie wiegt ſich dann die eitle Seele auf dem Polſter der Selbſtzufriedenheit! Wie thöricht ſcheint ihr dann der Zuruf eines Paulus oder Luther: „Nicht um der Werke willen, aus Gnaden ſeyd ihr ſelig werden!“ Aber dieſe wackern Männer wußten wohl was ſie ſagten, denn beide hatten in ihrem eigenen Charakter die Converſion durch wunderbare äußere Umſtände zu lebendig erfahren, als daß ſie ſich ſelbſt für die freien Schöpfer ihrer nachherigen guten Werke hätten halten können. Es war ja auch ein Axiom ihres Meiſters: „ein guter Baum bringt gute Früchte.“

So wie ein ſchöner Tänzer auch außer dem Theater und wenn er nicht bemerkt wird, immer einen edlen Gang und Anſtand zeigt, ſo wird auch einem Sokrates, der ſich gewöhnt hat, vor den Augen des Publikums ſtets als ein geiſtreicher und edler Mann aufzutreten, die Reinheit des Gemüths ſo eigenthümlich werden, daß er keiner Heuchelei bedarf, um Andern ſchöner als ſich ſelbſt zu erſcheinen. Ja ich wollte es wahrhaftig keinem rathen, der ein Schelm ſeyn will, die Rolle eines ehrlichen Mannes allzu lange zu ſpielen; es könnte ihm leicht begegnen, daß er wirklich einer würde. Nur ein wenig Gewohnheit verwandelt ja im Menſchen ſelbſt das genialiſchſte Geſchäft ſogleich zum Mechanismus, und hatte nun Sokrates in ſeinen Kinderjahren die Richtung zum Guten erhalten, hatten Zeitgeiſt und äußere Umſtände den Vorſatz nachher in ihm feſtgeſtellt, in der Ausübung der vollkommenſten Tugend ſeinen Ehrgeiz zu ſuchen, ſo weiß ich nicht, wie er die letzten vierzig Jahre ſeines Lebens ein anderer, als Sokrates, hätte ſeyn können.

Was folgt nun aus dieſem allem? Daß der Determinismus*) die Moralität aufhebe? Ei, das verhüte der Himmel! Die Moralität iſt ſo ſehr zum Heil der Geſellſchaft erforderlich, daß es ein Zeichen einer ganz verrückten Philoſophie wäre, wenn dieſe jener in den Weg treten wollte. Ich muß aber hierbei den Leſer bitten, einmal von aller idealiſtiſchen Moral (mit der freilich kein Determinismus beſtehen kann) zu abſtrahiren, und ſich unter der Moralität weiter nichts, als herzliche Liebe und Achtung für die Geſellſchaft und ihre Individuen zu denken. Zu dieſer Achtung gelangt man entweder durch klare Einſicht in den hohen Werth und die wunderbare Einrichtung der Geſellſchaft, oder durch frühe Gewöhnung zum Wohlwollen gegen Andere, und zur Unterdrückung ſeines Egoismus. Iſt man auf einem von dieſen beiden Wegen zu einer durchaus moraliſchen Geſinnung gelangt, ſo mag man ſich immerhin tugendhaft nennen, aber man beſcheide ſich nur, ſich dieſe Tugend nicht zum Verdienſt anzurechnen. Es iſt ſehr gut, daß man tugendhaft iſt, ſo wie es ſehr gut iſt, daß ein Pferd fromm iſt. Aber hat man es je dem frommen Pferde zum Verdienſt angerechnet, daß es die Wildheit ſeines natürlichen Zuſtandes in den Wäldern der Ukraine verlaſſen hat?

---

*) Es verſteht ſich, daß ich bei dieſem Ausdrucke keine vom Anbeginn der Welt vorherbeſtimmte, und dem Menſchen vorgewogene Schickſalsreihe im Sinne habe. Ich wüßte auch nicht, wozu dieſe Hypotheſe dienen ſollte. Man ſollte alſo anſtatt Determinismus lieber Nothwendigkeitslehre ſagen.

Nicht alſo die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Tugend, ſondern nur ihre Verdienſtlichkeit hebt der Determinismus auf. Beſcheidenheit lehrt er uns, ſo wie er den trefflichen Paulus Demuth und Gottergebenheit lehrte, daß er alles, was er hatte, allein der göttlichen Gnade zuſchrieb. Wem dieſe religiöſe Vorſtellung fremd geworden iſt, der mag ſeinen Dank, ſtatt an die Gottheit, an ſeinen Genius oder an das Glück richten. Ja, Glückliche ſollten wir Guten uns nennen, und diejenigen als Unglückliche bedauern, die wir jetzt als Böſewichter verabſcheuen. Sie wären ja gern auch Gute geworden, wenn ſie die Reihe von guten Einflüſſen in ihrer Gewalt gehabt hätten, die von der Geburtsſtunde an dazu erforderlich ſind, um dem Menſchen die Richtung zum Guten zu geben.

Schiller hat ganz Recht, wenn er ſich über diejenigen Moraliſten luſtig macht, die das Gute, das aus Neigung geſchieht, nicht für reine Tugend erkennen wollen. Wenn es keine andere Tugend gäbe, als die mit dem innigſten Widerwillen verrichtet werden müßte, ſo wäre ja der wahre Tugendhafte die geplagteſte Creatur auf der Erde. Sagt man, Sokrates ſey eben dadurch ſo groß in den Augen des Moraliſten, daß er für die Pflicht ſein Leben hingegeben habe, ſo folgt daraus noch gar nicht, daß er mit innerem Widerwillen der Tugend dies Opfer gebracht habe. Diejenige Art des Seyns, in der er ſich wohlgefiel, ſtellte ihm noch ein höheres Gut als das Leben auf; wie hätte er alſo, um jenes zu erhalten, dieſes nicht hingeben ſollen? Das Leben iſt ja nicht jedem Menſchen das Höchſte. Man denke doch nur an die Märtyrer. Ja, mit welcher Gleichgültigkeit haben nicht oft ſchlechte Kerle ihr Haupt auf den Block gelegt. Es iſt gar kein anderer Weg zur Tugend möglich, als daß man das Gute lieb gewinne, ſo lieb, daß man gar keine andere Neigung hat, als zum Guten, oder daß doch jede andere Neigung dieſer untergeordnet iſt *). Iſt alſo das Gute dem Guten ein Gegenſtand der Neigung, iſt es ihm Bedürfniß, nothwendige Expoſition ſeiner innerſten Natur: nun ſo fällt ja wiederum alles Verdienſtliche weg. Und nimmermehr werde ich glauben, daß je eine wahrhaft edle Handlung mit Widerwillen des Handelnden geſchehen ſey.

„Hm! könnte jemand ſagen, wenn gute Handlungen ſo verdienſtlos ſind, wie die ſchönen Früchte für den Baum, der ſie trug: warum ſollte ich denn den Guten noch achten? Warum lobt man ihn noch? Warum belohnt ihn ſogar die Geſellſchaft? Welche Thorheit, etwas zu belohnen, das niemandem zugerechnet werden kann!“

Zugerechnet werden! Ja das iſt ein anders, und das macht eben die Schwierigkeit. Es iſt ein ſo wunderlicher Handel, wie der mit dem Umdrehen der Erde, das jedermann demonſtriren, aber niemand glauben kann **). Die

---

*) Daher iſt es eine ganz unmögliche Forderung, die die neueſten Aeſthetiker an den moraliſchen Menſchen thun, wenn ſie verlangen, daß er ſeine moraliſchen Bedürfniſſe bei der Beſchauung eines Kunſtwerks unterdrücken ſolle.

**) Ein Gutsbeſitzer in Sachſen rühmte mir einmal ſei-

Sache beruht offenbar auf einer Täuſchung. Man erinnere ſich an das, was ich oben geſagt habe. Der Geſetzgeber, indem er das Geſetz giebt, handelt ungerecht, aber nachdem er es gegeben hat, verhindert er dadurch Tauſende von böſen Thaten. Eben ſo thun wir dem Thäter einer guten That durch unſer Lob eine unverdiente Ehre an, aber indem wir ſie ihm anthun, reizen wir ihn dadurch zu tauſend neuen moraliſchen Beſtrebungen Indem wir uns die guten Handlungen als frei *denken*, legen wir uns die *Nothwendigkeit* auf, ſie zu thun.

Iſt es nicht derſelbe Fall mit dem Künſtler jeder Art? Kann man nicht hiſtoriſch ganz genau deduciren, wie Raphael zum Raphael werden *mußte*? Und hat er dann nicht eben ſo wenig Verdienſtlichkeit als jene Tugendhelden, wenn man ſeine Organiſation, ſein Temperament, ſeine Erziehung und ſeine Verhältniſſe in Anſchlag bringen will? Mit Dichtern und Philoſophen kann man daſſelbe Experiment machen. Aber was gewinnt man damit? Wenn ich jemandem erkläre, durch welche mühſame Pflege ich die Früchte meines Apfelbaums ſo außerordentlich veredelt habe, kann ich darum erklären, warum dieſer Baum überhaupt Aepfel trägt, und wie er meiner Pflege empfänglich wird?

Alſo distinguendum est! Der Geſchichtſchreiber ſpüre nur immer den Geſetzen der Nothwendigkeit nach; der handelnde Menſch fahre fort, ſich frei zu denken, damit ihm der

---

nen Hofmeiſter ſehr, bis auf einige wunderliche Grillen, die er an ſich habe, z. B. daß ſich die Erde beſtändig rundum drehte, und daß die Sonne ſich nicht vom Flecke rührte.

Wahn die Wirklichkeit erreichen helfe *). Ihn begeiſtere ſeine Größe, wenn er handeln ſoll, und ſeine Kleinheit tröſte ihn; wenn er gehandelt hat.

„Aber du, der du den Determinismus predigſt, und das Göttliche im Menſchen für Wahn erklärſt, du rotteſt ja eben dadurch den Keim zu allem Guten, den eignen Trieb im Menſchen muthwillig aus.“

Seyd unbeſorgt; in dieſem Punkte gleiche ich der Kaſſandra. Man wird mir eben ſo wenig glauben, oder vielmehr, man wird meiner Lehre eben ſo wenig Einfluß auf das Leben einräumen, als die aſtronomiſchen Wahrheiten von der Umdrehung der Erde und dem nur ſcheinbaren Stande derſelben im Mittelpunkte des Weltalls auf unſere ſinnliche Vorſtellung und auf unſern Sprachgebrauch haben. So wie man immer ſagen wird: die Sonne geht auf oder unter, ſie ſteht hoch oder niedrig ꝛc. ſo wird man immer ſagen: Du hätteſt dies oder das thun oder nicht thun ſollen, **). So

---

*) Gellert hat dieſen Widerſpruch auf ſeine theologiſche Weiſe ſo ausgedrückt:

> Die Heiligung erfordert Müh;
> Du wirkſt ſie nicht, Gott wirket ſie.
> Du aber ringe ſtets nach ihr,
> Als wäre ſie ein Werk von Dir.

**) Auch der Richter muß ſo ſprechen, und ſollte er darüber noch ſo ungerecht werden. Die neuere Criminaljuſtiz ſcheint mir daher ſehr inconſequent zu verfahren, wenn ſie die Strafen nach Maaßgabe der ſtärkern oder ſchwächern Veranlaſſung zum Verbrechen mildert. Darauf darf ſie ſich gar nicht einlaſfällt denn auch die Inconſequenz weg, deren mich die zu Anfang dieſes Aufſatzes angeführte Stelle aus dem Briefe eines angeſehenen Theologen bezüchtigt. Ich habe nämlich in dem Kapitel meines Buches, das der letztere ſo vortrefflich findet, meine Stimme gegen die unmoraliſchen Begriffe Göthens von der Heiligkeit der Ehen ein wenig erhoben. Damit habe ich aber keinesweges geſagt, daß G. dieſe Vorſtellungen nicht hätte haben müſſen; ich finde es vielmehr natürlich, daß er ſie hat. Daß ich die entgegengeſetzten habe, iſt eben ſo wenig mein Verdienſt; meine ganze äußere Lage zwingt mich, ſie feſtzuhalten, und jenen würdigen Geiſtlichen zwingt die ſeinige noch mehr dazu, da er verheirathet iſt. Ich kann aber bei aller Beſcheidenheit gar nicht umhin, meine Anſicht von der Ehe für weit moraliſcher zu halten, als die Göthiſche; und ſo habe ich ſie in dem Vertrauen niedergeſchrieben, daß ſie vielleicht fähig ſeyn könnte, in manchem, beſonders jungen Leſer den böſen Eindruck einigermaßen wieder zu verwiſchen, den die Lektüre jenes Dichters auf ſein moraliſches Gefühl gemacht hat.

Was will man denn? Hebt denn der Determinismus alle Geſetze der Denkkraft auf? Findet denn nicht auch bei dem Deterministen ein gutes Wort eine gute Stelle? Wahrhaftig, wenn mir jetzt ein verſtändigerer Freund bewieſe, daß dieſe Abhandlung Unſinn wäre, ich würfe ſie auf der Stelle

---

ſen, ſonſt muß ſie alle Verbrecher frey ſprechen. Sie iſt gar nicht da, um zu unterſuchen, ſondern bloß um zu ſchrecken. Auge um Auge, Zahn um Zahn.

ins Feuer, ſo ſehr ich jetzt noch Willens bin, ſie drucken zu laſſen. Gehören denn die Vorſtellungen Anderer nicht mit zu den äußeren Motiven, die mit der Kraft der Nothwendigkeit auf uns einwirken? Und iſt alſo des Pädagogen Mühe wohl umſonſt?

Im Gegentheil, man faſſe nur meine Anſicht recht ſcharf ins Auge, und man wird zu dem Geſchäfte des Erziehens mit erneuerter Kraft, Luſt und Hoffnung zurückkehren. Werden die Meinungen, die Einſichten, die Fertigkeiten und die Neigungen eines Kopfes durch tauſenderlei Umgebungen von außen beſtimmt, nun ſo beſtrebt Euch, Ihr Freunde der Jugend, Euren Geiſt deſto reiner und nachdrücklicher in die Seelen Eurer Kinder zu hauchen; hütet ſie deſto mehr vor allen böſen Einflüſſen, zwingt ſie vom erſten Jahre an zu allen guten Gewöhnungen, die, früh vernachläſſigt, dem Manne ſo ſchwer werden; gebt ihnen die Richtung, die ſie, Eurem Wunſche gemäß, für ihr ganzes Leben behalten ſollen; dreſſirt ſie mit der Emſigkeit eines Bereiters oder Jägers, und ſeyd dann gewiß, daß ein nur bis ins ſechzehnte Jahr ſo ſorgfältig geübter Knabe durch alle Strudel der Verführung mit unerſchütterlicher Selbſtſtändigkeit hindurchdringen werde. Mag er dann das Gute, das durch ihn geſchieht, unwillkührlich oder freiwillig thun, immer wird es ſein Glück ausmachen, und ſelbſt wenn er ein Determiniſt wird, ſo wird er, zur Vergeltung für das viele Lob, das er unverdient erhält, auch Euch für ſeine Erziehung danken, die eben ſo wenig Euer Verdienſt war.

Ihr aber, werthe Freunde, die Ihr mit gleichſam zit-

ternd

ternd nachſaht, wie die Henne dem ſchwimmenden Entenküchlein, das ſie ausgebrütet hat, laßt Euch nicht leid um mich ſeyn. Ich lebe in meinem Elemente ſo harmlos und ſo ſicher, als Ihr in dem Eurigen. Wollt Ihrs aber mit mir verſuchen, ſo ſtürzt Euch gleich ganz hinein. Nur wer langſam ins Waſſer geht, empfindet jenes unbehagliche Zittern. So iſt auch der Uebergang zu einem neuen Glaubensſyſtem nur peinlich. Die Angſt verſchwindet erſt, wenn man ſich ganz entſchieden hat, und alles klar und ſicher um ſich weiß.

Der Maleficus,
Der einzige, der ſchadet, iſt der Zweifel.

K. F. Becker.

III.

Nadir und Dely.

Eine Erzählung.

(Frei nach dem Franzöſiſchen bearbeitet.)

Mitten in den weiten Einöden von Afrika iſt ein Land; deſſen Einwohner von eben ſo altem Urſprunge, ſo zahlreich und ſo gebildet, als die Chineſen ſind; ſein Name iſt Mezora.

Ein Gebrauch, den Jahrtauſende als ehrwürdig geheiligt hatten, gab einſt Veranlaſſung zu der ſeltſamſten Begebenheit. Auf Mezora's anmuthigen Gefilden wird zweimal im Jahre das Feſt der Sonne gefeiert; denn da ſie zwiſchen beiden Wendezirkeln, aber mehr dieſſeits als jenſeits der Linie, liegen, ſo kränzt ſie der himmliſche Frühling zweimal mit ſeinen Blumen; zweimal bekrönt der feurige Sommer die Felder mit goldnen Aehren. Bei dem Anfange jedes Frühlings wird in allen Nomen — ſo heißen die verſchiednen Stämme, in welche die Nation ſich theilt — das ſchöne Geſtirn des Tages mit heiliger Feier begrüßt. Das Feſt wird auf freiem Felde gefeiert, um anzudeuten, daß die Sonne die unmittelbare und wirkende Urſach alles deſſen iſt, was die Natur hervorbringt. Man bietet ihr fünf kleine Pyramiden von Weihrauch in goldnen Schaalen zum Opfer dar, nach der Anzahl der Nomen. Der Regent erwählt fünf Jünglinge und eben ſo viel Mädchen, um dieſe Schaalen auf den Altar zu ſetzen, wo ſie bleiben, bis das heilige Feuer ſie von ſelbſt anzündet. Jünglinge und Mädchen ſind in die Farbe ihres Stammes gekleidet, und mit Blumen bekränzt. Sie wandeln langſam und paarweiſe, immer ein Jüngling und ein Mädchen, durch zwei Reihen, welche die blühendſte Jugend des einen und des andern Geſchlechts bildet, während die Zuſchauer ſich auf einer Art von weitem Amphitheater befinden; nichts übertrifft den ſchönen Anblick, welchen dieſe Verſammlung gewährt.

Die Jünglinge und Mädchen treten hervor, und nachdem ein jeder ſein Opfer auf den Altar geſetzt hat, begrüßen ſie einander; dann kehren die fünf Jünglinge längs den Reihen der Mädchen, und die fünf Mädchen längs den Reihen der Jünglinge zurück. Sobald die zehn erſten vom Altar zurückgekehrt ſind, treten alle übrigen Jünglinge und Mädchen in derſelben Ordnung hervor, und beobachten die nämlichen Ceremonien. Dieſes Feſt iſt die günſtige Gelegenheit, einander zu ſehen und Bekanntſchaft zu machen, da das ſtrenge Geſetz ſonſt dem Umgange beider Geſchlechter ſehr enge Schranken zieht.

Diejenigen, welche noch frei waren, vertauſchen hier gewöhnlich die Freiheit ihres Herzens; — und wer vertauſcht ſie nicht gern für die ſüßen Feſſeln der Liebe? — Ein jeder beſtrebt ſich, diejenige, welche ſeinen Blick auf ſich zog, durch wiederholte Zeichen der zärtlichen Leidenſchaft zu gewinnen. Um Eiferſucht und Nebenbuhler zu vermeiden, bietet der Liebende ſeinem Mädchen eine Blume, die noch in der Knospe iſt; gefällt er ihr, ſo nimmt ſie ſie an, und ſteckt ſie mit reizender Beſcheidenheit in den Buſen; iſt ihr Herz verſagt, ſo zeigt ſie ihm, daß ſie ſchon eine andre Blume im Buſen trage. Iſt dieſe noch in der Knospe, ſo bedeutet es, daß ſie ein bloßes Geſtändniß der Liebe empfangen und günſtig aufgenommen hatte; iſt ſie halb entfaltet, ſo bedeutet es das ſüße Einverſtändniß gegenſeitiger Liebe; iſt ſie ganz aufgeblüht, ſo iſt die Wahl der Schönen entſchieden, und dem, welcher jetzt ihr nahte, iſt alle Hoffnung unterſagt, obgleich ihre Hand noch frei iſt, ſo lange ſie das Zeichen ihres erſten Bündniſſes nicht öffentlich trug.

Wenn aber das Mädchen nicht ſchon liebt, und der Jüngling, welcher ihr die Blumen reicht, ihr nicht gefällt, ſo verbeugt ſie ſich gleichgültig gegen ihn, und verſchließt die Augen, bis er ſie verlaſſen hat. Indeß empfindet das weibliche Herz in Mezora, wie überall; es will nicht, daß man ſeine Gefahr zu ſchnell erräth, und verhüllt ſie deswegen zuweilen lieber in ſchlaue Verſtellung; daher iſt jene naive Erklärung nicht immer ganz zuverläſſig, und mancher, vor dem ſeine Erwählte anfänglich die Augen verſchloß, verliert deshalb nicht alle Hoffnung, ihren Buſen einſt mit der aufgeblühten Roſe zu ſchmücken. — Ein Jüngling, der nicht mehr frei iſt, trägt, als das Zeichen zärtlicher Verbindung, eine Schärpe, oder ſonſt ein ſüßes Andenken, von der Hand ſeiner Geliebten verfertigt. Die

Mädchen, welche nie von einem Jünglinge geſucht wurden, behalten nur die Wahl, entweder Jungfrauen zu bleiben oder ſich in die Klaſſe der Wittwen zu begeben — denn als ſolche betrachtet man ſie — und ſie dürfen dann, wie dieſe, bloß Gattinnen der Wittwer werden. — Doch, es iſt Zeit, zu unſrer Geſchichte zu kommen.

Nadir und Dely waren die ſchönſten Jünglinge, welche je auf Mezora's Gefilden lebten. Ihr Auge glich dem Auge des königlichen Adlers, wenn es begierig der Sonne reines Licht auf dem Scheitel hoher Gebirge trinkt; ihr Haar war ſchwarz und glänzend, wie Ebenholz; ihre Farbe blühend, wie junge Thäler im Frühling ſind, und männliche Kühnheit blickte von ihrer gewölbten Stirn, ſtralte aus dem Feuer der Augen. Muthig bekämpften ſie den grimmigen Löwen; ihre Pfeile kamen nie ohne Beute der Jagd zurück; aber ſie wußten auch dem ſanften Saitenſpiel harmoniſche Töne zu entlocken, und Dely's entzückender Geſang floß lieblich in die Saitentöne, wie aus dunkeln Mirthengebüſchen eine zärtliche Nachtigall in das Flüſtern murmelnder Bäche ſeufzt. Beide waren Zwillingsbrüder, und die Aehnlichkeit ihrer Geſichtszüge war ſo groß, daß es auch dem ſcharfſichtigſten Auge unmöglich geweſen wäre, ſie nicht mit einander zu verwechſeln; nur ihre Gemüthsart unterſchied ſie, denn Nadir war feurig und ungeſtüm, wie ein reißender Strom, der ſich von Bergen herabſtürzt; Dely ſanft, wie ein lieblicher Bach, der ſich durch maleriſche Blumenufer windet.

Nadir hatte beim Feſte der Sonne das Glück, die ſchöne Zulima zum Opferaltar zu führen. Zulima war die lieblichſte

Blume der Thäler von Mezora; keine im jugendlichen Reihen der Mädchen war ihr gleich. Ein einfacher Kranz von duftenden Kornblumen ſchmückte an dieſem Feſt ihr Haar; ein langes himmelblaues Gewand wallte von ihren Schultern; bei jedem Blick, welcher ſich auf ſie richtete, floß ein ſanftes Erröthen über ihre Wangen; ſo glich ſie der jungen Aurora, wenn ſie am lächelnden Frühlingsmorgen dem Gott des Tages die goldne Pforte des Himmels öffnet.

Ihr erſter Anblick feſſelte den feurigen Nadir ſo ſehr, daß er alles um ſich her vergaß, und mit trunkenem Entzücken nur allein die ſchöne Zulima ſah. Er war ſo beſtürzt, daß er nicht einmal daran dachte, ihr das erſte Zeichen einer aufkeimenden Liebe, die Blumenknospe, darzubieten; er verließ ſie ſchweigend, als die andern Jünglinge und Mädchen zum Opfer herantraten; nur in ſeinen Blicken las Zulima die Stärke ſeiner plötzlich erwachten Leidenſchaft, und ihr Herz geſtand ihr, daß es nicht gleichgültig dagegen ſey. Aber indem ſie durch die Reihen der Jünglinge vom Opferaltar zurückkehrte, naht' ihr Dely — bei ſeinem Anblick durchdrang eine nie gefühlte Empfindung des Mädchens Seele. Sie wähnte, er ſey der nämliche, den ſie zuerſt am Altare ſah; ein ſüßes Erröthen färbt' ihre Wangen, als Dely's Blick dem ihrigen begegnete; ein verſtohlnes Lächeln, nur dem ſcharfſichtigen Auge der Liebe bemerkbar, umfloß ihre roſenfarbnen Lippen. Tief war der Blick in Dely's Herz gedrungen — „wenn ſie noch frei wäre,“ ſo ſeufzt' er, „Götter, wenn ſie noch frei wäre! Wenn ſie es aber nicht mehr iſt — unglücklicher Dely!“

Sanfte Zähren im Auge, brach er eine Roſenknoſpe, deren erſtes Roth kaum hervorglühte: ſie war noch von Aurorens ſilbernen Thränen benetzt. „Sie iſt das Bild meiner ſchüchternen Liebe!“ ſo dacht' er, und bot der ſchönen Zulima mit bebender Hand die Knoſpe. Sie nahm ſie mit einem Blick, worin für den glücklichen Dely alles lag, was ihr Mund Zärtliches hätte ſagen können; mehr zu ſagen, erlaubten für jetzt die Geſetze beiden nicht, und Dely's ſchüchterne Zärtlichkeit hätte ihm auch nicht Worte zugelaſſen; er verlor ſich im Gedränge, flüchtig wie ein Reh, welches über bethaute Geſträuche hüpft. Nach wenigen Minuten bemerkte Zulima, daß die Knoſpe aus ihrem ſchönen Buſen gefallen und verloren war Innig bekümmerte ſie dieſer Verluſt. Heilige Gottheit, ſprach ſie ſeufzend, ſollte dies ein unglückliches Zeichen ſeyn? — Hab' ich vielleicht die Untreue des Jünglings zu fürchten, ohne welchen ich — ach! nur zu ſehr fühlt es mein Herz — nicht leben kann? — Oder wenn auch dies nicht iſt, wird ihn nicht der Leichtſinn, mit welchem ich ſein Geſchenk ſo ſchlecht bewahrte, beleidigen? Ach! wüßteſt du, wie theuer, wie erwünſcht es mir war, du würdeſt nicht . .

Während ſie in dieſen ſchwermüthigen Betrachtungen verloren war, hatte ſich Nadir ihr genaht. Ihr traurig geſenkter Blick gab ihm wenig Hoffnung für ſeine Liebe; — ſich ſeiner ſelbſt kaum bewußt, bot er ihr eine Roſenknoſpe, und wandte ſich ſchüchtern, indem er ſie ihr bot. „Er iſt es,“ rief Zulima freudig beſtürzt, „oder täuſcht mich ein Wahn? Bot mir nicht ſeine Hand die geliebte Blume? . . Hier hielt ſie inne, und machte ſich tauſend ſtille Vorwürfe wegen ihrer

Unachtſamkeit. Sie bewunderte die zuvorkommende edle Zärtlichkeit ihres Geliebten, und hob mit beſchämtem Erröthen den Blick zu ihm empor. Nadir durfte nicht länger verweilen, aber er hatte genug geſehn, genug gehört, um ſich für den Seligſten aller Sterblichen zu halten, und verließ ſie mit wonnetrunknem Entzücken.

Nachdem einige Tage verfloſſen waren, wandelte Dely einſam unter den Silberpappeln, welche, mit duftenden Roſenhecken vermiſcht, dem Häuschen der ſchönen Zulima ihren freundlichen Schatten liehen. Des Mondes ſanftes Licht floß durch die Zweige der Silberpappeln und durch der Roſengeſträuche zartes Grün; ein lieblicher Geſang, von den Tönen einer Laute begleitet, drang fernher in Dely's Ohr. Er nahte dem Fenſter; das ſüße Lied war geendet, und, o Glück! Zulima, ſchön, wie das Morgengeſtirn aus ſilbernen Thaugewölken ſtralt, erſchien am Fenſter. Entzückt flog der Jüngling zu ihr; ſeine Sehnſucht hatte ihm die Tage der Trennung zu Jahrhunderten verlängert. O die Stunden der Trennung ſind ſchmerzende Dornen unter den Roſen der Liebe! Zulima erkannte den Jüngling wieder, deſſen Andenken, ſeit dem Feſte der Sonne, ſie unaufhörlich beſchäftigte; ihr Herz ſchlug hoch empor, und dies Herz, zu zärtlich, zu unſchuldig, um ſeine Gefühle zu verſtellen, verbarg ihm nicht, daß er geliebt ward.

Dely, durch die ſchuldloſe Offenheit ſeiner Geliebten kühn gemacht, wagt' es, und brach von dem bethauten Geſträuch eine halbgeöffnete Roſe, das Zeichen einer zu ſüßen Hoffnungen berechtigten Liebe. „Geliebte," ſprach er, indem er ſie ihr darbot, „ein einziger deiner Blicke iſt hinreichend, eine Fülle von Seligkeit in meine Seele zu ſtrömen; aber,“ fügte er ſchüchtern hinzu, indem er ihr die Blume bot, „darf dies Zeichen ſüßer Erwartungen, darf es Erwiederung hoffen?“ —

Zulima nahm die Roſe, blickte ſanftlächelnd ihn an, und ſteckte ſie in ihren Buſen. Darauf löſ'te ſie eine Schärpe von ihrer Schulter, und warf ſie durch das leichte Gitter, welches die Liebenden trennte, um Dely's Schultern. Ihre Sinnbilder, ſprach ſie, werden dir ſagen, daß du geliebt biſt; aber laß mich nicht vergebens um verſchwiegene Liebe bitten! — Für dich empfand ich zuerſt dies ſüße, unnennbare Gefühl — wenn es mich getäuſcht hätte — Götter! — wenn die Liebe, die du mir ſchwureſt, einſt erkaltete! Ach, fuhr ſie mit einer ſanften Thräne fort, dann hätte ich nur den Troſt, daß deine Untreue vor edlen Herzen verborgen bliebe, daß niemand wüßte, um weſſen willen die unglückliche Zulima in ſchweigendem Grame zum Grabe ſank!

Indem ihr Dely antworten wollte, entſtand ein kleines Geräuſch im Innern des Hauſes, und dies nöthigte ihn, zu entfliehen. Mezora's Geſetze verboten geheime Zuſammenkünfte der Liebenden, und der edelmüthige Jüngling hätte eher ſein Leben aufgeopfert, als ſeine geliebte Zulima auch der leichteſten Kränkung ausgeſetzt. Sie zog ſich vom Fenſter zurück, und obgleich Dely noch lange hinter den Silberpappeln lauſchte, ſo gewann er doch nichts damit, als daß er die ſeidnen Vorhänge vom Fenſter ſeiner Geliebten in der leichten Abendluft wehen ſah. Er betrachtete jetzt im lichten Mondſchein die Sinnbilder der Schärpe; es waren zwei Herzen, von einem kleinen Dornengebüſch nur wenig noch getrennt. Himmliſche Zulima, rief der entzückte Dely, ich weiß es, noch ſind Schwierigkeiten zu beſiegen — o die zärtlichſte Liebe für dich wird ſie leicht machen! Er eilte in ſeine Wohnung zurück, und ſüße Hoffnungen lächelten in ſeinen roſigen Traum.

Auch Nadir fand bald Gelegenheit, Zulimen an dem nemlichen Fenſter zu ſehen. Die Nacht, nur vom Dämmerlicht der Geſtirne ſchwach erhellt, ließ nicht zu, daß er die halbaufgeblühte Blume an Zulimens Buſen wahr nahm; heftig und ungeſtüm in allen ſeinen Leidenſchaften, vergaß er die Sprache der ſchüchternen, angehenden Liebe, und ſprach nur wie die beglücktere zu ſprechen wagt; daher befremdete es ihn nicht, daß Zulima die nemliche Sprache führete. Er hielt ihre Zärtlichkeit für die mächtige Sympathie, welche das Herz zu ſchnell hinreißt, als daß es vielen Bedenklichkeiten Raum geben könnte. „Warum hört ich nicht bloß auf die Stimme meines Herzens,“ ſprach er, indem er Zulimens dargebotne Hand mit tauſend Küſſen bedeckte. „Warum ließ ich Tage der Trennung öde und freudenleer verſchleichen; warum ſanken je die Schatten einer Nacht auf Mezora's Gefilde, in der ich dir nicht ewige Treue ſchwur — oder vielmehr, warum bedurft' es des Geheimniſſes; warum durfte nicht ganz Mezora meine Liebe für dich wiſſen, indem ſie, ewig unauslöſchlich, in meinem Buſen entſtand? Wenn du mich liebſt, wie ich dich liebe, reizende Zulima . . .

Raſch brach er die ſchönſte der völlig entfalteten Roſen;

ſein Herz, auch in der Liebe trotzig, verſchmäht' es, ſich der Ceremonie der halbaufgeblühten Blume zu unterwerfen. Er reichte ihr die Roſe, und rief lebhaft: „Zulima!“ — Mehr ließ ihn ſeine Ungeduld nicht ſagen. Hätte die Nacht ſeiner Geliebten nicht den Blick voll raſchen Ungeſtüms verhüllt, der Nadir's Handlungen alle zu begleiten pflegte, ſie hätte unmöglich zwiſchen ihm und dem ſanften, zärtlichen Dely irren können; ſo aber empfing ſie die vielſagende Blume, obwohl mit zögernder Schüchternheit. Sie reicht' ihm ein Band, woran zwei Herzen hiengen, von ihren eignen Haaren geflochten; zwiſchen ihnen war das reizende Sinnbild eines Granatenzweiges mit faſt reifer Frucht. „Noch eine kurze Prüfung,“ ſprach ſie, „o Geliebter! Deine Liebe erwachte ſchnell — ach, ſollt' ich nicht fürchten, ſie könne eben ſo ſchnell wieder vergehen? — Sieh mich nicht eher wieder, bis das zweite Feſt der Sonne nah' iſt; und wenn dann immer gleiche Beſtändigkeit mich deiner Liebe verſichert . . .

Der ſanfte Druck der Hand, der zärtliche Ton, mit welchem Zulima dieſe Worte ſprach, unterwarfen auch ſogar Nadirs ſtolzes Herz ihrem Willen. Du wünſcheſt es, Zulima, ſprach er; nach dieſer ſchweren Prüfung ſey öffentliche Verbindung der Lohn meiner Beſtändigkeit.

So genoſſen die beiden Jünglinge und ihre Geliebte einer vollkommenen Zufriedenheit. Die Brüder trugen zwar öffentlich die Zeichen der Gunſt ihrer Erwählten, und wünſchten ſcherzhaft einander Glück dazu, aber Nadirn hielt Zulimens Verbot ab, das Geheimniß ſeiner Liebe zu entdecken, und Dely'n hatte ſie, faſt bei dem Entſtehen ſeiner Zärtlichkeit gebeten, ihren Namen nie zu nennen; der Schleier des Geheimniſſes machte dem feinempfindenden Dely die Liebe auch nur reizender, und ſo hielten Beide den Namen ihres angebeteten Gegenſtandes vor einander verborgen. Zwar bekümmerte es den ſanften Dely, das liebe roſenbeſchattete Fenſter nicht mehr geöffnet zu finden, auch wenn der Mond noch ſo lieblich mit Silberſtralen die Gefilde beleuchtete, auch wenn die lauen Lüfte des Abends noch ſo erquickend wehten, aber die ſchmeichelnde Hoffnung ſagt' ihm, daß nach einer kurzen Prüfung die Liebe ihn um ſo ſüßer belohnen würde, und er ſeufzte nur im Stillen, wie die zärtliche Turteltaube in verſchwiegener Einſamkeit ihre Trennung von dem Geliebten klagt.

Endlich näherte ſich das zweite große Feſt der Sonne, und Dely, deſſen Hoffnungen ſich allmählig in ſchwermüthigen Kummer verwandelten, beſchloß, ſeiner Geliebten das letzte Zeichen treuer Liebe, die aufgeblühte Blume darzubieten, und dann die Entſcheidung ihres Herzens, die lange erwartete Entſcheidung zu empfangen. Er konnte Zulimen nicht untreu wähnen, denn wo er Gelegenheit hatte, ſie öffentlich zu ſehen, drückten ihre ſprechenden Blicke ihm immer die lebhafteſte Zärtlichkeit aus; die kleinen Aufmerkſamkeiten, welche den ſüßeſten Zauber einer neuen Liebe ausmachen, und welche ſich nicht mehr erkünſteln laſſen, wenn das Herz ſie nicht einflößt, waren und blieben ſich immer gleich unter den beiden Liebenden; dieſe Gelegenheit, ſich zu ſehen, fand ſich indeſſen zu ſelten, als daß der Irrthum zwiſchen den beiden Brüdern dadurch hätte können entdeckt werden.

Indeſſen liebte Zulima ihren Dely mit ſchwärmeriſcher Liebe, denn auf mannichfaltige Art feſſelte der holde Jüngling, noch eh er ſelbſt mit dieſer ſüßen Empfindung bekannt war, manches Mädchenherz im Stillen. Schon damals dichtete er Lieder, ſüß und lieblich wie die Geſänge ſeiner Saiten, und Mezora ſang ſie in jedem ſeiner Kreiſe nach, der der Tugend ſchuldloſen Freuden geheiligt war. Jetzt ſang er die zärtlichen Klagen, welche aus Trennung und verſchwiegener Liebe ſo ſanft herfloſſen, wie ein ſilberner Quell aus Myrtenſchatten; und dieſe Geſänge waren ſo ſüßes Zaubers voll, daß noch heut ein Jüngling von Mezora, der ohne Erwiederung, oder mit nur ſchwacher Hoffnung liebt, die zärtliche Sprache der Lieder Dely's entlehnt, um das Herz ſeines Mädchens zu rühren. Ach, innige zärtliche Gefühle ſind ein Zauber, dem ſo leicht kein Herz widerſteht, reizende Geſänge feſſeln auch das unempfindlichſte Herz zur Liebe; wie hätte denn Zulima den gefühlvollen Dely, den holden Sänger nicht ſchwärmeriſch lieben ſollen? — Das Feſt der Sonne ſchien ihr diesmal länger auszubleiben, als gewöhnlich; noch kämpfte ſie eine Zeitlang mit ſich ſelbſt, aber endlich — das Feſt war immer noch nicht da, — wallten an einem ſchönen mondhellen Abende die ſeidnen Vorhänge von dem beſchatteten Fenſter zurück, die ſüßen Akkorde tönten leiſe, wie die Nachtigall aus Roſenſträuchen mit ſchmachtender Klage den Gatten lockt, und o Wonne! Zulima ſtand hinter den Vorhängen lauſchend, und erwartete mit klopfendem Herzen den Geliebten.

Sie wartete nicht vergebens, denn Dely wandelte an jedem Abende den Gang unter den ſchattigen Silberpappeln hoffte an jedem Abende auf die ſanften Akkorde der Laute; ſie tönten, und er flog zu ihr; lange dauerte es, ehe er Worte fand, ihr ſein Entzücken zu ſagen, denn o welche Seligkeit in der Liebe iſt Wiederſehn nach der Trennung!

„Geliebte," ſprach er endlich, „laß, o laß dieſe lange Trennung die letzte Prüfung der Treue deines Dely ſeyn! Würdige mich, dieſe Blume von meiner Hand anzunehmen, ſie als Zeichen ewiger Verbindung öffentlich zu tragen, und vergönne, daß ich deinem Vater meine Liebe für dich und ihre heißen Wünſche entdecken darf! — Indem er dies ſprach, bot er ihr eine durch Kunſt verfertigte aufgeblühte Nelke; ihre vollen Blätter waren mit kleinen goldnen Flammen und Herzen verſchlungen.

Zulima, welche jene völlig entfaltete Roſe, die Nadir ihr gab, von Dely's Hand wähnte empfangen zu haben, ſah in dieſem Geſchenk nur eine ſüße Beſtätigung der zärtlichen Gefühle ihres Geliebten; ſie ſteckt' es an ihren Buſen, und verbarg es nicht mehr, wie ſie die andern verborgen hatte — offen ward es das ſüße Spiel des leiſeſten Lüftchens, welches vom Abendgefilde wehte, und ihre ſchönen Lippen berührten es oft mit inniger Zärtlichkeit. „Ja, Dely," ſprach ſie, „die Tage der Prüfung ſind vorüber, und o, vielleicht litt in dieſen Tagen dein Herz nicht mehr, als das meinige! Ich trauerte während der Trennung von dir, o Geliebter! — ſo trauert die zärtliche Taube um ihren Gatten; ſo trauern die Gefilde, wenn ſich ihnen die göttliche Frühlingsſonne verbirgt. Sprich mit meinem Vater, mein zärtliches Herz giebt dir willig dieſe Erlaubniß . . ."

„O ſo ſoll,“ rief der entzückte Dely, „ſchon die morgende Sonne mich als den glücklichſten Liebenden ſehn! Morgen, Geliebte, eil' ich zu Zemrud . . .“

„Lebe wohl! ſprach Zulima mit ſanfter Schüchternheit, indem ſie ſich hinter die Vorhänge zurückzog, wie die erröthende Abendſonne ſich hinter leichte Thaugewölke verbirgt. — Umſonſt fleht' er: „Zulima, nur noch einen Blick, einen nur!“ — Das ſanfte Mädchen wagte nicht mehr, zu ihm aufzublicken, nachdem ein ſo zärtliches Geſtändniß ihren Lippen entſchlüpft war. O wahre Liebe und zarte Schüchternheit, holde Gefährtinnen — unzertrennlich vereinten euch Kränze aus Blumen des Himmels! — Lebe wohl, theurer Dely! tönt' ihre Silberſtimme noch leiſe hinter den Roſenſchatten hervor, und der glückliche Dely eilte fort; kaum berührte ſein flüchtiger Fuß die Spitzen des wankenden Graſes, und die Nacht, welche zwiſchen dieſer frohen Stunde und dem morgenden Tage lag, dünkt' ihm weit länger, als jene, welche einſt, Jupiters und der ſchönen Alkmene Liebe zu begünſtigen, mit dreifacher Dauer auf der Erde Gefilden ruhte.

Am folgenden Morgen eilte Dely, geſchmückt mit der Schärpe, welche Zulima ihm gab, zu dem ehrwürdigen Zemrud, ihrem Vater. Eben hatte er angefangen, dem Greiſe die Abſicht ſeines Beſuchs zu erklären; eben bat er ihn um die Hand der reizenden Zulima, als im nemlichen Augenblicke Nadir hereintrat. Ungeduld der Liebe hatte ihn zu dieſem raſchen Schritte befeuert, ſie beſeelte auch jedes ſeiner Worte, und mit hinreißendem Feuer ſagt' er dem Greiſe faſt alles das, was Dely eben geſagt hatte.

Gütige Gottheit, ſprach Zemrud, iſt es möglich — darf ich euern Worten trauen? Ich habe keine andre Tochter, als die einzige Zulima, und ihre Tugend verſichert mich, daß ſie nicht fähig iſt, zwei Liebhaber zu gleicher Zeit zu ermuntern, das Geſetz Mezora's und edler Zärtlichkeit ſo unwürdig zu übertreten. Ein unglücklicher Irrthum muß . . . aber was ſehe ich? . . . Die vollkommenſte Aehnlichkeit aller eurer Züge . . . o gewiß, hier war es leicht, zu irren. Zulima iſt unſchuldig!

Er ſandte ſogleich hin und ließ ſeine Tochter rufen; das freudige Schlagen ihres Herzens ſagte ihr, Dely ſey die Urſach davon; ſie ſchmückte daher ihren Buſen mit einer Roſenknospe, einer halbaufgeblühten und einer ganz entfalteten Roſe; in der Hand hielt ſie die künſtliche Nelke, welche Dely ihr gab. So trat ſie vor ihren Vater, in aller Anmuth, welche Unſchuld, Schüchternheit der erſten Liebe und ſanfte Freude nur über ein ſchönes Geſicht zu verbreiten vermögen. Venus Aphrodite, als ſie von den Zephyren leicht auf ſchäumenden Wogen getragen, und von den lächelnden Grazien begleitet, Paphos beblümte Geſtade zuerſt betrat, Venus Aphrodite, die holde Göttin der Liebe, war nicht ſchöner als Zulima, da ſie mit ſanftem Lächeln ihren Vater und ihren geliebten Dely begrüßte.

Aber was empfand ſie, als ſie die beiden Brüder erblickte! Beider Geſtalt und Züge waren einander völlig gleich, beide waren mit den Geſchenken geſchmückt, welche ſie glaubte, einem Einzigen, als Beweiſe ſchuldloſer Zärtlichkeit gegeben zu haben. Mächtige Sonne, rief ſie, heiliges Licht des

Himmels,

Himmels, welches meine Unſchuld kennt . . unglücklicher Irrthum . . . Sie war nicht fähig zu endigen, und ſank ohnmächtig in ihres Vaters Arm. Todesbläſſe bedeckte ihr ſanftes Geſicht. Zemrud neigte ſich ſprachlos über ſie hin, und ſchien mit ihr ſterben zu wollen.

Welch ein Anblick für den gefühlvollen Dely! Er ſank auf die lebloſe Hand ſeiner Zulima, drückte ſeine brennenden Lippen auf ſie, und benetzte ſie mit hervorbrechenden Zähren. Zulima, rief er, Zulima, erwache! Nein, Du biſt nicht ſtrafbar, Du kannſt es nicht ſeyn! Theure Zulima! kehre ins Leben zurück, oder laß Deinen Dely mit Dir ſterben!

Eiferſucht und Wuth blitzten aus Nadirs Augen — vielleicht wären die unſeligſten Folgen daraus entſtanden, hätte jetzt Zulima nicht wieder die ſchönen Augen geöffnet, welche die Hand des Todes ſchon auf ewig zu ſchließen ſchien. Aber ſie öffnete ſie nur, um ihren ſtrömenden Zähren freien Lauf zu laſſen. Unglückliche Zulima, rief ſie, nun wird die Verachtung von ganz Mezora Dein Loos ſeyn! Deine Kindheit, deine Jugend, waren die Wonne eines liebenden Vaters, einer zärtlichen Mutter, und ihrem Alter ſollte jetzt Schimpf und Bitterkeit drohen? . . . Hier floſſen ihre Thränen ſtärker; ihr Haupt ſank auf ihres Vaters Schulter zurück, und im Gefühl des höchſten Schmerzes entzog ſie dem armen Dely ihre Hand, und verbarg ihr Geſicht vor ihm. Dely überließ ſich ganz der Verzweiflung, und hörte die Vorwürfe nicht, mit denen der ungeſtüme Nadir ihn überhäufte. Zemrud brach bald in rührende Klagen aus, bald beſchwor er wieder ſeine Tochter in den zärtlichſten Ausdrücken, ihren Kummer zu mäßigen, und umarmte ſie mit tauſend Verſicherungen ſeiner ewig unveränderten Liebe, indeß ſeine Güte ihr ſchuldloſes Herz nur noch tiefer verwundete. Nie war etwas fähiger, Mitleid zu erregen, als die beſtürmenden Empfindungen dieſer drei gefühlvollen Herzen es waren.

Indeſſen beruhigte ſich Zulima allmählig, und rechtfertigte ſich bei ihrem Vater durch die Erzählung ihrer Begebenheiten ſeit dem letzten Feſte der Sonne. Du weißt, mein Vater, ſprach ſie, nie verbarg ſich im Herzen Deiner Tochter ein Geheimniß vor Dir; ich verſchwieg Dir nicht, daß ich liebte, zärtlich liebte, nur den Namen meines Geliebten nannt' ich Dir nicht. . . ich traute mir zu wenig Reize zu, ihn unauflöslich zu feſſeln . . eine ſchüchterne Ahnung. . . Vater, Dely konnte mir untreu werden, und hätt' ich Dir ſeinen Namen genannt, ſo hätteſt Du ihn ja nicht mehr für den edelſten Jüngling Mezora's gehalten, wie Du ſonſt thateſt!

Bei dieſen Worten voll der unſchuldigſten Zärtlichkeit richtetete Zulima einen Blick auf den armen Dely; — bleich ſtand er, wie die Lilie im Mondſchein an ſtillen Gräbern ſteht. — Mit dem Blick des unausſprechlichſten Ausdrucks reichte ſie ihm ſchweigend die Hand, deren ſanfter Druck ihm ſagte, wie ſehr ſie ihn noch liebe, die ihm lindernden Troſt darreichte, wie die lächelnde Göttin der Geſundheit in ihrer goldenen Schaale dem ſchmachtenden Kranken Balſam des Lebens reicht.

„Ich bin ruhiger, ſprach ſie zu ihrem Vater und ihrem Geliebten; einer ſchuldloſen Seele kann die Ruhe nicht lange fremd ſeyn. Die Gottheit wird nicht zugeben, daß die Unſchuld verkannt werde. Laß uns vor den König und die Aelteſten des Volks treten, ihre Weisheit enthüllt vielleicht dieſes unglückliche Geheimniß. Finden dieſe mich ſchuldig, legten die Geſetze mir eine Strafe auf . . . aber Du weißt, Vater, meine Seele iſt der Tugend heilig, ſie iſt des niedrigen Betrugs nicht fähig, zwei Jünglinge in gleicher Zeit mit Hoffnungen zu ermuntern, die eine tugendhafte Liebe einem nur gewähren, bei einem nur begünſtigen darf." — Sie giengen alle zu der ehrwürdigen Verſammlung des Königs und der Greiſe, welche auf einer anmuthigen Ebene, unter dem Schatten bejahrter Palmen gehalten ward. — Zemrud, den ſeine Tugend mehr noch als das Silber ſeiner Locken ehrwürdig machte, trug die Sache dem Könige und den Greiſen mit kunſtloſer Beredtſamkeit vor, dann nahm er an ihrer Seite ſeinen Platz unter den Richtern von Mezora ein.

Aller Augen waren auf die reizende Zulima gerichtet; ſchön in ihren Thränen, wie der liebliche Mond, wenn ein leichtes Schleiergewölk über ihn hinfließt, erwärmte ſie ſogar die Herzen der Greiſe zu ſanften Empfindungen; nicht einer war unter ihnen, der nicht von Herzen wünſchte, die ſchöne Zulima freizuſprechen.

Der König fragte, welcher von beiden das Mädchen zum Altare begleitet hätte. Ich war es, ſprach Nadir, niemand darf wagen, dies zu läugnen! — Ich läugne es nicht, ſprach Dely. Und welchen Eindruck, fragte der König Zulimen, machte ſein Anblick in deinem Herzen. Er hat mir gefallen, ſprach Zulima voll unſchuldiger Offenheit, aber ich liebte nur den, der mir die erſte Knospe bot. O, der war ich, rief Dely mit Entzücken. — Ich verlor ſie, fuhr Zulima erröthend fort, und hielt denjenigen, welcher kurze Zeit darauf mir eine andere brachte, für meinen Geliebten, aber ſein Anblick machte nicht den Eindruck in meinem Herzen, als da er mir die erſte überreichte. Treuloſe, rief Nadir, warum nahmſt du denn die aufgeblühte Blume von meiner Hand? — Und woher kömmt es, Zulima, ſprach der König, daß du dieſer Blumen zwei am Buſen trägſt? — Mächtiger König, und ihr, weiſe Väter von Mezora, ſprach Zulima, welcher unter euch kennet nicht die lieblichen Geſänge, in welchen Dely die Tugend, die Freude, und die ſchuldloſe Liebe erhöhte? Nach dem Feſte der Sonne ſchilderte ich meinen Geſpielinnen den Jüngling, für welchen ich zuerſt das Gefühl der Liebe empfand, und ſie nannten einmüthig Dely's Namen; — auch meine trauteſten Freundinnen beneideten mich um den Beſitz ſeines Herzens. Du ſiehſt, o König, eine dieſer Blumen brachte die Kunſt, die andere die Natur hervor; beide glaubt' ich von Dely's Hand empfangen zu haben.

Wenn alſo die Geſetze, ſprach der König, dir die Wahl freiſtellten, ſo würdeſt du allein Dely'n wählen?

Ihn allein! flüſterte ſie kaum hörbar und ſanfterröthend, mit einem Blicke, in welchem ein Himmel für den glücklichen Dely lag, der nicht wußte, ob er ſich nicht des Unfalles, welcher ihm die ganze Zärtlichkeit ſeiner Geliebten zeigte, mehr erfreuen ſollte, als der Wonne der ruhigſten Liebe.

Ein jeder erwartete mit Ungeduld des Königs Entſcheidung, ein jeder beſtrebte ſich, das Urtheil, welches er fällen würde, in ſeinen Augen zu leſen; beſonders Dely und Zulima ſtanden bleich und zitternd, und von Zemrudens ehrwürdigen Wimpern floß eine ſtille Zähre.

Endlich erhob ſich der König, wandte ſich mit ernſtem Blick gegen Zulima und ſprach: Meine Tochter, dein Unglück, oder vielmehr deine Unvorſichtigkeit verhindert Dich jemals einen von beiden deinen Gemahl zu nennen; du haſt ihnen beiden gleich unauflösliche Rechte auf deine Hand gegeben. Nur in dem einzigen Falle, wenn einer ſeine Anſprüche aufgäbe, wäre es Dir erlaubt, Dich mit dem andern zu verbinden. — Was ſagt ihr dazu, meine Söhne? Welcher von euch kann ſich entſchließen, ſein Glück dem Glück ſeines Bruders aufzuopfern?

Ich will lieber ſterben, als Zulimens Beſitz entſagen! rief Nadir. Dely's Wange ward bleich, und er blieb ſprachlos.

„Wohlan, ſagte der König zu Zulimen, da beide an Deine Hand gleiche Anſprüche machen, ſo muß ich dich zum eheloſen Stande verurtheilen, bis der eine deiner Liebhaber eine andere Verbindung trifft, oder ſein Tod Deine Bande auflöſt.“

Die Verſammlung that einen unwillkührlichen Ausruf des Schmerzens; ein ſtrengeres Urtheil war nie unter Mezora's heiligen Palmen geſprochen worden, denn in Mezora war der eheloſe Stand ſchimpflich. Doch des Königs ernſter Blick gebot Schweigen; die Verſammlung ſtand auf, und war im Begriff ſich zu trennen, als Dely die Hand der halb entſeelten Zulima mit einem Blick voll unausſprechlichen Schmerzens an ſeine Bruſt drückte und plötzlich ausrief: Haltet ein, zu ſtrenge Richter, ich allein will die Strafe tragen, welche ihr die Unſchuld auferlegtet. Geliebte Zulima, mein Tod ſoll

Dich befreien — ich entſage Dir! Nimm ſie, Nadir, ſey glücklich mit ihr, und mache ſie glücklich! Und Du, Zulima, verzeih mir den Kummer, welchen meine ſchuldloſe Liebe Dir verurſachte; weihe dem Grabe Deines Dely zuweilen eine Zähre — dies iſt alles was er von Dir bittet.

Schon wollte Dely hinwegeilen, aber der König hielt ihn. Bleib, ſprach der König, großmüthiger Jüngling — ich ſehe, Dein Herz iſt edel, wie die Geſänge, welche Du der Tugend heiligteſt. Du haſt keinen Nebenbuhler mehr; Deine Geliebte iſt Dein! Indem Du ihr Glück dem Deinigen vorzogſt, haſt Du Dir den einzigen wahren Anſpruch auf ſie erworben. Vereinigt vor dieſer ehrwürdigen Verſammlung eure Hände, wie eure Herzen längſt vereinigt waren, und lebt glücklich in der Seligkeit einer ſchuldloſen Liebe.

Ein lauter Ausruf der Freude gab dieſer weiſen Entſcheidung Beifall. Dely und Zulima, die glücklichen Liebenden, wurden verbunden, und ſo groß Nadirs Schmerz in dieſem Augenblick auch war, bot ihm die Hand der Liebe dennoch bald ſanften Troſt. Er ſah am nächſten Feſt die junge Zoradine, ſchön, wie das Morgengeſtirn, wenn es vor der goldgelockten Aurora hergeht; — lange hatte ſie ſchon den feurigen Jüngling geliebt. Er ſah ſie, bot ihr die ſüße vielſagende Blume der Wahl, und ihre Zärtlichkeit machte die Gefühle ſeines ſtolzen Herzens milder; ihre Hand beglückt' ihn mit eben der Seligkeit, mit welcher Zulima ihren geliebten Dely beglückte.

E. v. Kroſigk, geb. Krüger.

IV.

Ueber Schriftſtellerei und Rotüre.

Ein junger Mann von Adel antwortete einem Bürgerlichen, der, indem er ihm eine Unbeſonnenheit zum Vorwurf machte, alle Schonung bei Seite ſetzte: „Ein Karrenſchieber und ein Mann von Erziehung können dieſelbe Sache thun; aber die Art, wie ſich beide dabei benehmen, wird den letzteren aufs beſtimmteſte von dem erſteren unterſcheiden.“

In dieſer Antwort iſt das Weſen der Rotüre ſehr glücklich angedeutet; denn, wie man auch den Gegenſatz derſelben fixiren mag, ſo wird ſich immer finden, daß dabei alles auf Manier beruht, indeß die Rotüre, in ihrem Weſen aufgefaßt, von aller Manier frei ſeyn muß.

Zwar entſpricht der Ausdruck Roturier dem Ausdruck Bürgerlicher eben ſo wenig vollkommen, als homme d'éducation mit Edelmann ſynonym iſt;*) allein deshalb findet ſich die Rotüre nicht weniger bei den Bürgerlichen, ſo wie die Gentileſſe, als das letzte Produkt der feinern Erziehung nur bei dem Edelmann anzutreffen iſt.

---

*) Es iſt merkwürdig, daß es ſelbſt in der franzöſiſchen Sprache keinen ganz beſtimmten Gegenſatz für Rotüre giebt. Dies rührt unſtreitig eben daher, daß man ſich die Manier als etwas ins Unendliche zu Vervollkommnendes dachte.

Will man den Grund dieſer Erſcheinung auffinden, ſo muß man ihn in den Verhältniſſen aufſuchen, worin der Edelmann geboren und erzogen wird; Verhältniſſe, die, weil ſie bei weitem unbeſtimmter und eben deshalb für die Exiſtenz des Individuums unendlich wichtiger ſind, als ſie es im bürgerlichen Stande jemals werden können, einen höheren Grad von Aufmerkſamkeit, und alſo dadurch ein größeres Maaß von Selbſtbeherrſchung, Entſagung ſeiner ſelbſt, Gefälligkeit, u. ſ. w. nöthig machen.

Die wenigſten Adlichen wiſſen dies, und ſind ſehr geneigt, für etwas angebornes zu halten, was nichts anderes iſt, als das Werk einer ſorgfältigeren Erziehung. Aber ſie halten aus einer Art von Inſtinkt auf feine Manieren. Ein Mann vereinige die ſeltenſten Eigenſchaften in ſich; fehlt es ihm an Manieren, ſo fehlt ihm in dem Urtheil der Adlichen Alles, um ihres Umgangs würdig zu ſeyn. Haben ſie die Wahl zwiſchen zwei Erziehern, von welchen der eine im Beſitz, nicht nur der beſten Kenntniſſe, ſondern auch der vorzüglichſten Methode iſt, der andere hingegen durch feinere Sitten gebietet: ſo werden ſie dem letzteren den Vorzug geben, ohne zu bedenken, daß die Form an und für ſich nichts iſt, und nur dann einen Werth hat, wenn ſie ſich in einem reichen Stoff abgedrückt befindet. Eben deshalb werden wahre Adliche nie ganz mit der Erziehung zufrieden ſeyn, welche ihre Kinder auf ſolchen Ritterakademien bekommen haben, deren Vorſteher und Lehrer Bürgerliche ſind. „Ich bin vollkommen mit den Fortſchritten zufrieden" — ſchrieb eine Frau von Adel an den Erzieher ihres Sohnes, der Lehrer an der Ritterakademie zu

D . . . war — „die mein Sohn in den Wiſſenſchaften gemacht hat; aber ich finde ihn links und rüde; er hat auch nicht die mindeſten Egards, und wäre im Stande, die Wahrheit gegen Perſonen zu vertheidigen, denen er Achtung ſchuldig iſt. Sie werden mich unendlich verbinden, wenn Sie ihn ein wenig manierlicher machen; denn Manierlichkeit iſt für ſeinen Stand zuletzt die Hauptſache.“ Die Dame hatte vollkommen recht; aber zu bedauern war der arme Erzieher, an welchen dieſe Forderung erging; denn wie ſollte er es anfangen, Dinge mit einander zu vereinigen, die, weil ſie Entgegengeſetzte ſind, ſich durchaus nicht mit einander vereinigen laſſen?

Hat aber die Manier ihren Werth, ſo hat die Unmanier ihn gleichfalls. Da wo es um Wahrheit zu thun iſt, ſtellt ſich die letztere von ſelbſt ein. Der Satz, daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich zwei rechten Winkeln ſind, iſt gar nicht für diejenigen vorhanden, welche die Forderung machen, daß er auf eine gefällige und höfliche Art vorgetragen werden ſolle. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit allen philoſophiſchen Sätzen. Aber noch mehr: Wenn man aufmerkſam auf das Benehmen der Menſchen iſt, ſo wird man immer finden, daß ſie, wie ſehr auch die Manier mit ihrem ganzen Weſen verwachſen ſeyn mag, immer in die Unmanier zurückfallen, ſo oft man ihren feſten Ueberzeugungen zu nahe tritt, oder ſie in ihren Rechten kränkt. Der Adliche ſey noch ſo ſehr ein Mann von feinen Sitten; wird er da angegriffen, wo er das Recht auf ſeiner Seite glaubt, ſo wird er ſich bemühen, ſeinen Gegner für ſeine Ueberzeugung zu gewinnen:

gelingt ihm dies aber nicht, ſo wird er zu dem Degen greifen, und eben dadurch zeigen, daß er mit ſeiner Manierlichkeit zu Ende iſt.

Man hat ſehr häufig die Frage aufgeworfen, woher es komme, daß unter Deutſchlands Schriftſtellern ſo wenig Adliche ſind? Dieſe Frage iſt ſehr verſchieden beantwortet worden; am ſchlechteſten aber von denjenigen, welche auf eine natürliche Unfähigkeit der Adlichen zur Schriftſtellerei zurückgeſchloſſen haben; denn eine ſo partielle Unfähigkeit iſt nicht denkbar. Von dem Augenblick an, wo der Adel eine hinlängliche Aufforderung zum Schreiben hätte, würde er auch das Talent dazu haben. Der allgemeinſte Grund dieſer Erſcheinung iſt darin zu ſuchen, daß, da die Schriftſtellerei nie etwas anderes iſt, als ein ſelbſtgewählter Erſatz für das eigentliche Handeln; derjenige Theil der Staatsbürger, welchem die meiſten und wichtigſten Regierungsgeſchäfte übertragen ſind, gar nicht nöthig hat, dieſen Erſatz zu ſuchen, und wenn er es gleichwohl thäte, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung geradezu entgegenhandeln würde. Ein Nebengrund aber iſt der; daß der Adel ſich mit einem Geſchäft, wie die Schriftſtellerei iſt, nur Bedingungsweiſe verträgt. Das zu beweiſen, mach' ich folgende Bemerkungen.

Es giebt Dinge, welche nur Eine Art der Anſicht geſtatten, und in ſofern ſie wiſſenſchaftliche Dinge ſind, für alle Menſchen ohne Ausnahme gleich ſehr vorhanden ſind. Dahin gehört die ganze Mathematik; dahin gehört die Finanzwiſſenſchaft in allen ihren Theilen und die Wiſſenſchaft des politiſchen Rechts in ihrem ganzen Umfange. Was nun alle dieſe Wiſſenſchaften betrifft, ſo kann man ſich darin auch als Schriftſteller auszeichnen, ohne ſeinem Adel den mindeſten Abbruch zu thun. Ja, der Adel gewinnt ſogar einen neuen Glanz durch die Intelligenz, welche die Beſchäftigung mit dieſen Gegenſtänden vorausſetzt; nur muß Gelderwerb nicht die letzte Abſicht ſeyn. Der Herr von Zach hört ſo wenig auf, von Adel zu ſeyn, weil Aſtronomie und mathematiſche Geographie ſeine Lieblingsſtudien ſind, daß man ſeinem Namen das Von, ich weiß ſelbſt nicht mit welcher Befliſſenheit und Gewiſſenhaftigkeit hinzufügt, ſo oft von ſeiner Schriftſtellerei die Rede iſt. Der Staatsminiſter von Struenſee wird immer mit beſonderer Hochachtung genannt, wenn von Männern die Rede iſt, welche über Gegenſtände der Finanzwiſſenſchaft mit Präziſion geſchrieben haben. Eben ſo mehrere andere Miniſter, welche über die Rechtswiſſenſchaft ein neues Licht verbreitet haben. Der Grund davon kann kein anderer ſeyn, als der, daß Schriftſteller dieſer Art es mit *Wahrheit* zu thun haben, die, weil ſie alle Manier überflüſſig macht, nie mit der Manier in Kolliſion gerathen, und folglich dem Adel nie ſchaden, wohl aber frommen kann; indem nämlich die Leſer bedenken, wie wahrhaft edel und brav es iſt, einen weſentlichen Theil ſeiner Muße der Aufklärung des Publikums aufzuopfern.

Wie aber, wenn man aus dem Kreis dieſer Wiſſenſchaften hinaustritt, und ſich mit Gegenſtänden befaſſet, die keinen Beweis zulaſſen, und bei denen es folglich auf ein bloßes Gefallen oder Mißgefallen ankömmt?

Es hat ganz das Anſehn, als ob jede Art von Induſtrie dem Adel etwas von ſeiner Würde nähme. Ein Graf, ein Baron, ein ſchlichter Edelmann, von welchem bekannt würde, daß er Geldhandel triebe, könnte als ein ſehr ehrlicher Mann geſchätzt ſeyn; aber ſeinen Adel hätte er in der allgemeinen Meinung für immer verloren. So in Hinſicht jedes bürgerlichen Geſchäfts. Selbſt die Künſte ſcheinen nur als Gegenſtände des Genuſſes für den Adel vorhanden zu ſeyn. Man hat ſeit ungefähr zwei Jahrhunderten ganz vorzügliche Künſtler adeln wollen; dies iſt aber niemals gelungen, indem der Adel immer in die Kunſt verſunken iſt. So oft noch gegenwärtig von dem Dichter Opitz die Rede iſt, nennt man ihn nie den Herrn von Boberfeld. Herr von Göthe wird ſchlechtweg Göthe genannt, ſo oft ſeines Wilhelm Meiſters Erwähnung geſchicht. In Hinſicht Schillers kann man es gar nicht über ſich erhalten, ihn den Herrn von Schiller zu nennen. Man würde lachen, wenn Wieland noch in ſeinen alten Tagen nobilitirt würde; ſo wie man darüber lächelt, daß einer von unſern politiſchen Schriftſtellern ſich nicht entwöhnen kann, die Leſer daran zurückzuerinnern, daß er ehemals Hauptmann in preußiſchen Dienſten geweſen iſt. In allen dieſen Fällen ſagt man: „Was ſoll dem Künſtler der Adel? Iſt er als Künſtler vortrefflich, ſo bedarf er deſſelben nicht. Iſt er nicht vortrefflich, ſo kann der Adel der Gemeinheit nicht aufhelfen, und dieſe muß auf dem natürlichſten Wege von der Welt dazu beitragen, den Adel herabzuſetzen.“ Dies Urtheil ſcheint um ſo richtiger, weil in Gegenſtänden des Geſchmacks nur derjenige in der Meinung etwas gilt, der alle Erwartungen übertrifft, indem er etwas darſtellt, was noch nicht vorhanden war, z. B. eine Meſſiade. Der, bei welchem dies nicht der Fall iſt, ſtellt ſich den Uebrigen gleich, und wird dadurch ein Plebejer. Es kommt aber noch dazu, daß ein ſolcher in Zeiten, wo die Kritik ihre Rolle ſpielt, einen harten Stand bekommt. Was ſoll er machen, wenn man, während er ſelbſt etwas Vortreffliches ſeyn ſollte, ſein Produkt ein *ſchlechtes* nennt? Er ſelbſt hat ſich dem öffentlichen Tadel bloßgeſtellt, und muß jedes noch ſo freie Urtheil über ſich ergehen laſſen, wenn er nicht in Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerathen will. Noch mehr: Es tritt vielleicht der Verleger mit der Verſicherung auf, daß er bei dem Werke en queſtion ſehr zu kurz gekommen ſey. Sobald dies letztere der Fall iſt, fehlt es nicht an Schriftſtellern, welche, unter dem ſpecieuſen Vorwande, daß die Wahrheit ihnen über alles gehe, dem adelichen Schriftſteller das Handwerk zu legen bemüht ſind. Der Federkrieg, welcher nun entſteht, iſt recht eigentlich dazu vorhanden, den adlichen Schriftſteller zum Roturier zu machen. Da nämlich in Sachen des Geſchmacks keine Beweiſe möglich ſind, ſo vertritt der Witz ihre Stelle, und indem die Erbitterung, die er hervorruft, in Grobheit ausartet, iſt es um alles geſchehen, was den eigentlichen Adlichen konſtituirt.

Man kann mit voller Wahrheit ſagen, daß alle Schriftſtellerei zur Rotüre führt. Diejenige, welche ſich innerhalb der Schranken der erweislichen Wahrheit hält, *entſagt* den Fazons ohne auf eine poſitive Art unmanierlich zu werden; diejenige, welche aus dieſen Schranken tritt, *will* die Fazons, aber indem ſie dieſelben nicht behaupten kann, wird ſie durchaus zur Rotüre herabgebracht. Lord Cheſterfield, dem es bei der Erziehung ſeines Sohnes ſo ſehr um die Grazien zu thun war, handelte ſehr konſequent, wenn er ſeinen Liebling von der Muſik abzog. Hätte er in unſeren Zeiten gelebt, ſo würde er ihn eben ſo nachdrücklich vor der Poeſie und vor jeder Art von Schriftſtellerei gewarnt haben, die mit der erweislichen Wahrheit nichts gemein hat. In der That iſt dies ein Punkt, der die Beherzigung jedes Vaters von Stande verdient, wofern ihm an der glücklichen Entwickelung ſeines Sohnes eben ſo viel gelegen iſt, als dem engliſchen Lord — den in Deutſchland ſehr viele geleſen, aber wenige verſtanden haben, weil ſeine Briefe nur an einen jungen Mann addreſſirt ſind, der 100000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte hatte. Mit einer ſolchen Einnahme thut man weit beſſer daran, große literariſche Unternehmungen zu begünſtigen, als ſich [illegible] in den Chor der Schriftſteller einzudrängen, um eine Reputazion zu erhaſchen, die, wenigſtens in unſeren Zeiten, nie von großem Werthe ſeyn kann. Auf jeden Fall müſſen die ſtrengen Wiſſenſchaften die Gegenſtände der Geiſtesthätigkeit für Adliche hergeben. Büffon iſt unſterblicher, als alle übrigen franzöſiſchen Schriftſteller zuſammengenommen. Dieſe Unſterblichkeit verdankt er aber der klugen Wahl ſeines Gegenſtandes: — und dieſe kluge Wahl war ohne ein großes Vermögen nicht zu treffen.

Was iſt alſo für den eigentlichen Adel vorhanden?

Ich will es mit einigen Worten ſagen:

„Viel Wiſſen, viel Begreifen, auf der Höhe der Entwickelung ſchweben, an der Entwickelung ſelbſt aber keinen thätigen Antheil nehmen, um vor allen den kleinen Leidenſchaften bewahrt zu bleiben, welche jene befördern, indem ſie den Adel zerſtören."

V.

Literariſche Briefe.

Neunter Brief.

Ueber die Morgenſcenen im Putzzimmer einer reichen Römerin.

Ich muß Sie frühzeitig mit einem Buche bekannt machen, das Ihrer Liebe zu antiquariſchen Unterſuchungen nicht anders, als willkommen ſeyn kann, und von welchem es zweifelhaft iſt, ob es mehr in die Bibliotheken der Gelehrten, oder auf den eleganten Leſetiſch der Frauen gehöre. — Sie vermuthen vielleicht, daß es politiſche, oder kriegeriſche, oder religiöſe, oder artiſtiſche Antiquitäten enthalte, die Sie ſo ſehr lieben; von allem dieſem nichts, ſondern die Antiquitäten des Putzes, und zwar des weiblichen. Sie ſollen Ihre eigenthümlichen Antiquitäten kennen lernen, und verſuchen, ob das Studium der römiſchen Kosmetik Sie länger beſchäftigen werde, als die Sorge für den modernen Putztiſch Sie zu beſchäftigen pflegt. — Das Buch, wovon die Rede iſt, und welches ſowohl für Sie, als für einen großen Theil der Gelehrten ſelbſt eine ziemlich neue Materie zuerſt ausführlich behandelt, heißt: Sabina, oder Morgenſcenen im Putzzimmer einer reichen Römerin. Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum beſſern Verſtändniß der römiſchen Schriftſteller. Von C. A. Böttiger. Mit 13 Kupfern (Umriſſen nach Antiken). Leipzig, 1803.

Einen Theil dieſer Berichterſtattungen (das haben Sie ganz recht errathen) kennen Sie ſchon aus dem Journal des Luxus und der Moden, aber auch nur einen Theil. Hier ſind dieſe Scenen als ein Ganzes vollendet, und, nebſt den Beilagen, Excurſen und erläuternden oder beweiſenden Anmerkungen zu einem vollſtändigen Compendium über dieſen Gegenſtand ausgearbeitet. Wahrſcheinlich verdanken wir dieſe Erſcheinung auch jenem Journal allein. Sie wiſſen, daß der Verfaſſer des Buchs auch zugleich Hauptredacteur deſſelben iſt; es war ein natürlicher Gedanke, ſeine Gelehrſamkeit auch für den Gegenſtand deſſelben zu benutzen; er richtete ſeine Aufmerkſamkeit näher auf den Luxus der Römerinnen; er durchlief noch einmal die Quellen, benutzte die unkritiſchen Hülfsmittel, welche neuere Sammler zuſammen getragen haben, combinirte, unternahm neue Unterſuchungen, knüpfte den größten Theil ſeiner Materialien an eine Tagsgeſchichte einer Sabina, und vertheilte die übrigen einzeln an ſchickliche Plätze: — ſo entſtand das Werk, das die Heimlichkeiten der Gelehrten über die Toilette an die Toilette verrieth.

Von der Materie des Buchs ſag' ich Ihnen nichts; es iſt alles mit Fleiß, Scharfſinn und Geſchmack geſammelt, die Materie iſt erſchöpft. Was Sie nur zu wiſſen wünſchen von der Kleidung der römiſchen Damen, mit allem Zubehör, vom Kopfputz, Farbe und Schmuck der Haare, von Kultur der Augenbraunen und Zähne, Schminke, Ohrgehänge, Perücken, Kämmen und Diadem; von den Gewändern, ihrem Faltenwurf und Schleppe, den Armſpangen, Buſenbinde und Gürtel, Schleier, Hand-, Hals- und Fußbändern, den Perlen, den Kränzen, Ringen, der Nägelkultur, den Fächern, kurz, dem Anzuge im Negligee und full dreſs, bis auf die Schuhe; von der Toilette, dem Spiegel, dem Sonnenſchirm, den Vaſen und Pots aller Art, den Sänften und Wagen — ſo wie von den Leibhündchen, Affen, Schlangen und Paraſiten, den Papageyen und Hausphiloſophen, den Zwergen, Sklaven und Sklavinnen, und über tauſend andre Dinge mehr: das iſt hier mit Wahrheit, Gründlichkeit und Geſchmack, nach den glaubwürdigſten Gewährsmännern, erzählt. Nur über die Einkleidung will ich einige Worte hinzuſetzen.

Alles, was der Antiquar über jene Gegenſtände referiren kann, iſt in der Morgengeſchichte einer Dame, von ihrem Austritt aus dem Schlafgemach an, bis zum Beſteigen des Tragſeſſels, auf dem ſie ſich zu einem öffentlichen Feſte tragen läßt, und zwar in acht Hauptabſchnitten (hier, etwas uneigentlich, Scenen genannt) enthalten. Dieſe Dame ſpielt alſo eine Hauptrolle, und wir können erwarten, daß ſie auch nach ihrem Charakter gezeichnet ſeyn werde. Dies iſt geſchehen; aber, wie man aus einer Stelle der Vorrede (S. XII.) ſchließen kann, nicht ohne daß der Verfaſſer dabei in einer großen Verlegenheit geweſen iſt. Er mußte wünſchen, daß ſein Gemälde einen wohlgefälligen Eindruck in der Seele des Leſers mache, daß die Dame, die mit dieſer äußerſten Sorgfalt vor unſern Augen geſchmückt wird, auch dem Zuſchauer gefalle (denn der Schmuck eines Ungeheuers macht einen widrigen Eindruck): aber gegen dieſen natürlichen Wunſch kämpften die vorliegenden Collectaneen. Urtheilen Sie ſelbſt, ob dieſe Sabina irgend jemand gefallen könne. Sie lebt nicht zu der Zeit der ehrwürdigen Veturien, Cornelien ꝛc., ſondern, um alles zu erſchöpfen, zu den Zeiten Domitians, zu einer Zeit, wo ein unermeßlicher Reichthum ſich mit der römiſchen Plumpheit verbunden, und wo eine thieriſche Schwelgerei die Nachkommen des Brutus und Cato zu verächtlichen Dienern der Toll- und Schwachköpfe von Kaiſern erzogen hatte. Sie iſt reich — wie eine Fürſtin? Das will wenig ſagen! Wie eine Königin? wo iſt eine Königin ſo üppig-reich? Man kann ſie nur mit ſich ſelbſt vergleichen, denn ſie vereinigt in ihrem Hauſe „die ungemeſſene Verſchwendung eines ausgearteten Zeitalters, das in der Weltgeſchichte nur Einmal ſo angetroffen wird." Dies iſt nun ſehr zweckmäßig und weiſe gewählt. Aber — ſie tritt aus ihrem Schlafzimmer, ohne Augenbraunen, ohne Haare, ohne Zähne, mit einem Teige von Brodt in Eſelsmilch angefeuchtet über dem Geſichte, gleich einem Todtenkopfe, oder, nach einem Lucianiſchen Vergleiche, mit der Phyſiognomie einer Meerkatze. Dieſe Meerkatze iſt die Furie ihrer zweihundert Diener und Dienerinnen, die ihr Leben damit zubringen, ihr täglich nur einen gewiſſen Einen Dienſt zu leiſten. Ein kleines Verſehen, und die Dame ſchlägt einem dieſer unglücklichen Mädchen mit geballter Fauſt ins Geſicht, daß das Blut aus Mund und Naſe ſtrömt, und übergiebt ſie endlich „heroiſch und grauſam" wie es S. 426 heißt, dem Peiniger, ſie an den Block zu ſchließen. Dieſe Schönheit, die ſich um ihren Gemahl nicht kümmert, hat einen Liebeshandel mit ihrem Vetter Saturnin, einem jungen Ritter, der (nach S. 395) ihren Liebhaber ſpielt, ſo lange er bei der reichen und freigebigen Frau Muhme ſeine Rechnung findet, und nebenbei wird noch S. 430 auf allerhand mögliche Verhältniſſe mit ihren kappadoziſchen Haiducken angeſpielt. Kurz: Intolerabilius nihil est, quam femina dives (nach Juvenal), welches der Verfaſſer ſelbſt ſo überſetzt:

Unausſtehlicher iſt nichts, als die reiche Sabina.

Und der ſorgfältigſten Ausſchmückung dieſer Unausſtehlichen ſind alle 505 Seiten gewidmet, und der Verfaſſer grüßt mit herzlicher Aufwallung jeden Leſer und jede Leſerin, deren Wange vor Scham und Unmuth bei dieſen Schilderungen üppiger Grauſamkeit und frecher Prunkſucht erglüht! — In der That, durch dieſe Einkleidung iſt ein Mißſtand erwachſen, der dem Gefühle nicht wohlthut; und es ſcheint, als hätte der Verfaſſer entweder bloß, wie Meiners, Meierotto ꝛc. die Antiquitäten des weiblichen Putzes erzählen, oder eine beſſere römiſche Matrone (und deren gab es denn doch?) ſchildern und die Anführung der ſonſt gewöhnlichen Grauſamkeiten und Unbilden in die Noten verweiſen ſollen. — Ich bin überzeugt, die meiſten Leſerinnen werden dies wünſchen, indeß die Antiquarier ſie und ſich damit tröſten werden: Es ſey nun einmal in der Regel zu Rom nicht anders geweſen.

Mit einer bewundernswürdigen Kunſt ſind überall die beſten Notizen in den Zuſammenhang gefügt, und mit immer reger Erfindſamkeit Veranlaſſungen herbeigeführt, neue Entdeckungen mitzutheilen, bekanntere Sachen in ein neues Licht zu ſtellen, Stellen alter Dichter einzuſchalten, und den Offenbarungen einer profunden Gelehrſamkeit und ausgebreiteten Beleſenheit die Geſtalt einer leichten und gefälligen Unterhaltung zu geben, wozu dem Verfaſſer ſelbſt ſeine Kenntniß der modernen Sitten und Gebräuche ſehr nützlich war. Beiſpiele davon finden ſich auf allen Seiten. Nur in äußerſt wenigen Fällen wird er Ihnen in dergleichen Einführungen nicht ganz glücklich zu ſeyn ſcheinen. Nach einer langen Einleitung z. B., wodurch er auf ein Sinngedicht des Martial aufmerkſam macht, das um eine Haarnadel gewickelt iſt, theilt er endlich das Diſtichen ſelbſt mit (S. 112), das ſo lautet:

Daß die geſalbten Haare das ſeidne Gewand nicht beflecken,
Hält den gewundenen Zopf ſichrer die Nadel dir feſt.

Ei wenn's weiter nichts iſt! werden Sie denken, aber alles im ganzen Putzzimmer ruft: Schön, ſehr ſchön! und abermals: Schön, ſehr ſchön! — Indeß, wenn der Antiquar auch eben nicht in dieſen Ruf einſtimmen ſollte, ſo würde es ihm doch lieb ſeyn, wenn er nirgends anders, als daraus lernen könnte, daß die Römerinnen die Haare ſalbten, ſeidne Gewänder und einen gewundenen Zopf trugen, und dieſen mit einer Nadel befeſtigten. — Ferner werden Sie wahrſcheinlich (mit mir) nicht einſehen, warum der Verfaſſer S. 384 die Nachricht: daß die römiſchen Damen gern Putzſtücke aus der Verlaſſenſchaft berühmter Fürſtinnen beſaßen, ſo einkleidet, als ſchriebe er ſie von einem alten verblichenen Pergamentblatte ab, da er ſich ſonſt nirgends dieſer Einkleidung bedient, und er, als Gelehrter, wenn er eine Membrane hatte, dieſe gewiß mit der größeſten Genauigkeit beſchrieben haben würde.

Der Stil des Werks iſt lebhaft und elegant, welches dem Verfaſſer zu einem doppelten Verdienſt anzurechnen iſt, da ihm bei jeder Periode eine ſolche Fülle von Materialien zuſtrömt, daß er ſie kaum überwältigen kann, und immer noch eine Menge davon in die Noten verweiſen muß; daher Sie dieſen elegant-gelehrten Schriftſteller ſchon an den Noten zu erkennen pflegen. Hier ſind dieſe nicht unter, ſondern hinter den Text und die Beilagen geſetzt, und ſo geht die Erzählung ſelbſt in einem ſchönen leichten Fluſſe fort, und feſſelt durch eine vorzügliche Eleganz und Lebhaftigkeit. Nur wenigen Stellen werden Sie die Schule anſehen, und die folgende, die ich Ihnen abſchreibe, iſt faſt die einzige, worin der reiche Stoff nicht ganz bezwungen zu ſeyn ſcheint:

> Schon die Benennungen κουρευς und tonsor, nebſt den davon abgeleiteten Wortfamilien beweiſen hinlänglich, daß das ganze Geſchäft, welches wir in den neuern Sprachen von dem barbariſchen barbatorius, das aber doch ſchon in der lingua rustica beim Petron vorkommt, Barbier nennen, eigentlich nur vom Haarbeſcheerer ausging. (S. 110.)

Mit Vergnügen ertheile ich Ihnen die vorläufige Nachricht, daß der gelehrte Verfaſſer ſchon verſprochen hat, die

Dame Sabina auch einmal in die Seebäder nach Bajae, und nebenher zugleich bei einem Beſuch in einem Iſistempel zu begleiten; Sie werden das angekündigte Buch mit dreifacher Sehnſucht erwarten, wenn Sie das gelieferte werden geleſen haben. — Möchte es ihm doch gefallen, noch mehrere Seiten des römiſchen Privatlebens ausführlich darzuſtellen, und z. E. uns einen Sabinus zu geben, und dieſen aufs Forum, in den Circus, in die Bäder, zur Coena ꝛc. zu führen. Er iſt in der That faſt der einzige, den eine ausgebreitete Gelehrſamkeit, ein glücklicher Scharfſinn, und ein gebildeter Geſchmack in den Stand ſetzen, dies ergötzende, aber durch Beſchränktheit und Pedantismus älterer Philologen ungenießbar gemachte Studium zu erleichtern, zu erhellen und zu empfehlen. Zu einer vollſtändigen Bearbeitung der geſammten griechiſchen und römiſchen Antiquitäten ſcheint Er den entſchiedenſten Beruf zu haben. — Doch Sie wollen von mir nicht wiſſen, was man in literariſcher Rückſicht wünſchen möchte, ſondern Sie wollen nur, daß ich Sie auf merkwürdigere literariſche Erſcheinungen aufmerkſam mache; und dies habe ich gethan, indem ich Ihnen den Titel der Sabina nannte.

M.

VI.

Theater.

1. Königliches Nationaltheater.

Vom 25ſten Junius bis zum 25ſten Julius wurden zwei und vierzig einzelne Stücke aufgeführt: nehmlich fünf Tragödien (die Braut von Meßina dreimal) ſieben Luſtſpiele und ſechs Poſſen, fünf Schauſpiele und Sittengemälde, neun ernſthafte und komiſche Singſpiele, ein Vaudevilleſtück und drei Ballets, nebſt folgenden neuen:

den 12ten und 13ten Julius: Die natürliche Tochter, ein Schauſpiel in fünf Akten vom Herrn von Göthe.

den 18ten: Das Labyrinth, oder der Kampf mit den Elementen, zweiter Theil der Zauberflöte. Ein großes heroiſch-komiſches Singſpiel in zwei Akten von Emanuel Schikaneder, in Muſik geſetzt vom Herrn Kapellmeiſter Winter; zum Benefiz für Madam Schick. Außerdem noch dreimal.

Am 25ſten Junius trat Herr Julius, vom Breslauer Theater, in dem Luſtſpiel: Er mengt ſich in alles, als Plumper, und den 29ſten im Hausverkauf, als Lindau auf.

In dieſem Monathe hatte Berlin das Glück, einen der erſten und berühmteſten deutſchen Künſtler, deſſen Name in der Geſchichte des Theaters neben dem Ekhofs, Schröders, Ifflands, unſterblich iſt, wieder zu ſehen, Herrn Brockmann aus Wien. Wer kennt nicht Brockmann als Hamlet! daß er dieſe Rolle, als er 1778 von Hamburg ſchon mit großem Rufe hieher kam, zuerſt auf das Döbbelinſche Theater brachte, daß er (wie es in einem öffentlichen Blatte heißt) zuerſt die Flamme für die höhere Kunſt unter den damaligen Schauſpielern anzündete, daß Berlin eine Medaille auf ihn prägen ließ, daß ſein Bild öfter in Kupferſtichen, vorzüglich auf dem ſchönſten Blatte Chodowiecky's: die Mausfalle dargeſtellt wurde, iſt bekannt: weniger bekannt aber ſcheint die ganz authentiſche Anekdote zu ſeyn, daß er die Veranlaſſung zu Einführung einer Sitte des hieſigen Theaters, der des Herausrufens der Schauſpieler gegeben habe; denn das erſte Beiſpiel davon auf dem Berliniſchen Theater geſchah den 8ten Januar 1778 nach ſeiner letzten Vorſtellung des Hamlet. Nun hat er jenes Außerordentliche, wozu ein allgemeiner Enthuſiasmus die Zuhörer drang, als eingeführte kalte Sitte wiedergefunden.

Brockmann gab bis jetzt folgende Darſtellungen: den 15ten Julius, v. Beaumarchais im Clavigo von Göthe; den 17ten, Viertelsmeiſter Wolf in den Hußiten vor Naumburg; den 19ten und 20ſten, Oberförſter Warberger in den Jägern und dem Vaterhauſe; den 24ſten, Franz Berthold in Verſöhnung.

2. Gute Wünſche.

Während in allen Hauptſtädten Europens das Theater eine bedeutende Rolle ſpielt, und Sache der Nation geworden iſt; während in Paris, London, Wien ꝛc. täglich eine Menge großer und kleiner Bühnen geöffnet und beſucht ſind: klagt man in Berlin über Nichttheilnahme an dem Einen Theater, das hier exiſtirt, über den Mangel eines eigentlichen Theaterpublikums, und über verhältnißmäßig geringen Beſuch der Bühne. In der That iſt das in Verhältniß zu der großen Stadt ſehr kleine Haus, nur bei neuen Stücken, und vorzüglich ſolchen, die im Voraus die Aufmerkſamkeit erregt haben, oder bei andern außerordentlichen Ereigniſſen, ganz gefüllt, ſo, daß eine Menge Schauluſtiger aus Mangel an Platz wieder zurückzugehen genöthiget ſind; dagegen iſt es an gewöhnlichen Tagen, ſelbſt bei den ſchönſten Darſtellungen leer oder nur zur Hälfte voll, und die Theaterfreunde ſind zu zählen, denen es Bedürfniß wäre, ein gutes Stück wenigſtens ſechsmal, und eine gute Oper zwölfmal zu hören.

Es wäre wohl der Mühe werth, die Gründe dieſer Erſcheinung erſchöpfend zu unterſuchen; man möchte ſie nun in individuellen Beſchaffenheiten der Bühne und des Publikums, oder in der Concurrenz von Umſtänden, die in größerem oder geringerem Grade allen Städten und Theatern gemeinſam ſind, aufſuchen. Man könnte ſagen, man wolle ſich mehr amüſiren, als der Kunſt genießen, man verſtehe ſich ſelbſt auf das Amüſement und den Genuß nicht, indem man ſich während des Schauens nur ein Urtheil abmartert, welches man am Ende geltend machen wolle, und ſich dadurch die reine Hingebung verleidet; man ſcheue ſich ſogar, um nicht etwa vorlaut zu ſeyn d. h. ehe man die gedruckten Kritiken, die an der Tagsordnung ſind, geleſen hat, ſein Wohlgefallen zu geſtehen, und finde es nach der Mode, die dieſe Kritiken etablirt haben, gerathener, vornehm die Achſeln zu zucken, zu ſchweigen, und ſich durch das alles den wahren Genuß und die Sehnſucht nach ſeiner Wiederholung zu verkümmern. Man könnte bemerken, daß man, auch bei dem beſten Willen, nicht immer von den Schauſpielern ſelbſt unterſtützt würde, die bei öfterer Wiederholung eines und deſſelben Stücks lau werden, und mehr herſagen als darſtellen. Ferner könnte man ſagen, daß trotz der Größe des Perſonals, die Anzahl der ausgezeichneten Künſtler doch nicht ſo groß ſey, daß man ſich nicht zuweilen eine Abwechſelung wünſchen ſollte, oder daß bei dem ungeheuren Umfang der auf dem Königl. Nationaltheater aufzuführenden Stücke, in dem die alleralbernſten, wie die allererhabenſten Dinge ſich brüderlich zuſammenfinden, und wo die ernſthafte Oper, die Tragödie, das rührende Schauſpiel und das regelmäßige Luſtſpiel ſich geduldig zu der komiſchen Operette, dem Vaudeville und der Poſſe geſellen, — man doch manches und zwar das Wichtigſte vermiſſe, nehmlich die großen Werke eines Gluk, Sarti, Paer, Righini, Reichhardt, Himmel, u. a., die man nur etwa in den kurzen Wochen des Carnevals auf dem großen Operntheater mit allem vereinigten Zauber der Künſte höre und ſehe, und die dann oft für immer verſchwinden. Man könnte dieſes Vermiſſen ſogar auf der entgegengeſetzten Seite bemerken, und wünſchen, daß auch die ſatyriſchen Dramen, die Parodien, dieſe neuern Erzeugniſſe der Laune, vor unſre Augen gebracht würden, da wir wohl fühlen, es ſey etwas anders, ſie in lebendiger Darſtellung zu ſehen, als ſie zu leſen. Endlich könnte man, wenn man von zu geringem und ſeltenem Theaterbeſuch redet, ſogar anführen, das Königl. Nationaltheater ſey faſt nur für die Einwohner der Friedrichs- und der Neuſtadt, für die zahlreichern aber von Kölln, Berlin, der Königsſtadt ꝛc. zu weit, und ſein Beſuch, beſonders bei ſchlechtem Wetter zu beſchwerlich oder zu koſtbar.

Mag von dieſem allem wahr ſeyn, was da wolle, mögen die Gründe der zu geringen Theilnahme an unſerm Einzigen Theater in den angegebenen oder andern Umſtänden liegen: ſo viel iſt ausgemacht, daß die Theilnahme an dieſer Anſtalt hier bei weitem nicht ſo lebhaft iſt, als in Paris oder in Wien, ſelbſt in Hamburg; und daß alle, die ſich an dieſen Orten aufgehalten haben, darin übereinkommen. Statt die innern Gründe dieſer Erſcheinung aufzuſuchen, bleiben wir nur bei einem einzigen, gleich auffallenden Unterſchiede ſtehen. Hamburg hat drei Theater (das Altonaer mitgerechnet) Wien hat deren fünf, Paris weit über die Hälfte mehr; Berlin *nur Ein einziges*. Sollte darin vielleicht der Grund liegen, daß die Liebe zum Schauſpiel ſo wenig geweckt wird, daß man ſich bei aller Vortrefflichkeit des Einen Theaters, nach Abwechſelung ſehnt, daß man gleichgültiger gegen Etwas bleibt, das man nicht mit dem Aehnlichen vergleichen kann? — Toujours perdrix! Immer daſſelbe Haus! immer dieſelben Perſonen! — Daher dieſe Sucht nach Abwechſelung, dieſer große Ambitus von Stücken aller Art, dieſe nothgedrungene Planloſigkeit, dieſe ſchreienden Kontraſte, dieſes ungeheure Repertorium; — und auf der andern Seite dieſe ewige Krittelei, dieſes vornehme oder gezwungene Zurückziehn, dieſe halbe Liebhaberei für die Sache.

Ich laſſe die weitere Ausführung dieſer Dinge fallen, um einen höchſt einfachen Vorſchlag zu thun, deſſen Zweckmäßigkeit ſich bei tieferer und allſeitiger Erwägung von ſelbſt ergeben möchte.

Um den Genuß der großen Meiſterwerke berühmter Komponiſten zu gewähren, werden jährlich mit königlicher Pracht und Freigebigkeit, in dem bewundernswürdigen und klaſſiſch gebauten großen Operntheater zwei Prachtſchauſpiele gegeben, deren jedes etwa vier- oder fünfmal wiederholt wird. Dieſe Schauſpiele ſind — man mag auch dagegen ſagen, was man wolle — groß, prächtig und wahrhaft poetiſch, und wirken mit allem vereinigten Zauber der darſtellenden Künſte, die mit einander in einer üppigen Anarchie um den Preis ringen. Der Dichter iſt hier ein eigentlicher Troubadour, ein Erfinder der Scenen; ſeiner Worte kann man leicht entbehren; die herrliche Muſik, vorgetragen von talentvollen Stimmen, und von einem der erſten Orcheſter in der Welt, eine geſchmackvolle Scenenmalerei, ein gefälliger und kunſtvoller Tanz, eine phantaſtiſche Pracht in Gewändern — hat ſich vereinigt, uns ſtatt der Worte, durch ein poetiſches Leben zu begeiſtern, und uns der gemeinen Wirklichkeit zu entrücken — Aber nach der kurzen Friſt eines Monaths iſt all' dieſer Zauber verſchwunden, das Haus iſt durch beinahe 11 Monate geſchloſſen; die Künſtler bleiben ohne Uebung und ohne den Genuß ihres Talents, und das Publikum hat die großen Kompoſitionen, die obendrein ſelten in Druck erſchienen ſind, gehört! Zuweilen wird wohl dieſe oder jene Oper z. E. Roſamunde von Reichardt, Tigranes von Righini ꝛc. wiederholt, aber alle die übrigen, für die der Aufwand an Kleidung, Decorationen, Studien aller Art gemacht iſt, für welche das ganze Perſonale Jahr aus Jahr ein da iſt, gehen verloren, und kehren nie und nirgends wieder. Wie ſehr müßte man aus dieſen und andern Gründen nicht wünſchen, daß die große Oper Jahr aus Jahr ein (mit Ausnahme einiger Sommermonathe) wöchentlich gegen Entreegeld ſpielte, hier alle alten Opern wiederholte, und nur im Carneval, ganz mit Beibehaltung der jetzt gewöhnlichen Einrichtung, (vermöge deren dieſes Schauſpiel zu den Hoffeſten gehört) die neuen Opern und Ballette gäbe. Denn was von der Oper gilt, gilt auch von dem, mit ihr verbundenen großen Ballet, nach dem ſich die Freunde der mimiſchen Orcheſtik ganz beſonders ſehnen. Dieſe große und wahrhaft königliche Anſtalt würde, trotz der jährlichen Einnahme, wenn ihr Glanz und ihre innere Solidität noch erhöht werden ſollte, der königlichen Unterſtützung nicht entbehren können; aber — ſelbſt wenn auch der Fonds nicht vermindert und der neuerwachſende Fonds, außer der koſtbaren Unterhaltung, zu Verbeſſerungen, zu Gehaltszulagen ꝛc. angewendet würde — die Anſtalt würde von einem vorübergehenden Prachtſchauſpiel, zu einer bleibenden Kunſtanſtalt erhoben die auf die Kunſtbildung Berlins einen höchſt wohlthätigen Einfluß haben würde, und Berlin hätte gleich Wien und Paris den fortwährenden Genuß der italiäniſchen Oper und eines reitzenden Ballets. — Die Ausführung dieſes unmaßgeblichen Vorſchlages oder Wunſches wäre allerdings mit nicht unbeträchtlichen Schwierigkeiten verbunden; die aber doch, allein durch Einen Willen beſiegbar wären.

Zwiſchen der großen italiäniſchen Oper und — einer andern Anſtalt, von der wir bald ſprechen werden, ſtünde nun das Königl. Nationaltheater, als regelmäßige deutſche Bühne, als Tempel des deutſchen Geſchmacks, mitten inne, und würde, was ſie in der That leicht werden kann, das Muſter theatraliſcher Kunſt. Mit Beiſeitigung aller zu gemeinen Poßen, der Vaudevilles, ſo wie der Ballets, ſelbſt der zu pomphaſten Schauſtücke ohne Gehalt, cultivirte das Nationaltheater neben der deutſchen heroiſchen Oper und der Operette, das regelmäßige Trauer- und Luſtſpiel; reizte die großen Köpfe der Nation, ſich der Bühne mehr als bisher zu widmen, eignete ſich, mit Hinſicht auf deutſche Kunſt, alles Vortreffliche aller Zeiten und Nationen an, und führte durch Talent, Studium und harmoniſche Darſtellung, die Recitation, Deklamation und Mimik der Vollendung entgegen. Durch den zu großen Umfang der aufzuführenden Stücke aller Art nicht mehr geſtört, und weder zu unverhältnißmäßiger Geltungmachung des Dekorations- und Maſchinenweſens, noch zu einer ungebührlichen Frivolität genöthigt, könnten die Künſtler nun feſt und unverrückt die Kunſt ins Auge faſſen, und ohne Zerſtreuung dem Ziele nachſtreben, an dem das Theater, nicht als Beluſtigung der Sinne, ſondern als Tempel der Kunſt und Bildungsanſtalt der Nation ſteht.

Endlich könnte, in einem anderen entfernteren Theile Berlins, etwa in der Königsſtadt, ein *komiſches Theater* errichtet werden, wohin die Neuſonntagskinder, die Prager Schweſtern, die chriſtlichen Judenbräute, die Zinngießer ꝛc. ꝛc verwieſen würden, und welches das Nationaltheater mit *Parodien* und *Traveſtirungen* Schritt vor Schritt begleitete. Wie das Weinen, iſt das Lachen ein Bedürfniß; der gebildete Mann, wie der ungebildete, und der fleißige Arbeiter, fühlt das letztere beſonders lebhaft; die Neigung zum Lachen iſt ein herrlicher Zug unſerer Natur, der mit allem Ernſt cultivirt werden ſollte. Dieſe Cultur aber kann, unter gegenwärtigen Umſtänden, von einem großen Nationaltheater nicht in ihrem ganzen Umfange betrieben werden, beſonders ſtehen der Aufführung ſatyriſcher Stücke und Parodien auf demſelben, die doch immer mehr und mehr aufzukommen ſcheinen, große Schwierigkeiten entgegen. Das neue Theater zu St. Georg in Hamburg giebt Traveſtirungen, z. E. die der Agnes Bernauerin, einen Aeneas, mit Muſik von Weigel ꝛc. mit großem Beifall; und daß man hieſigen Orts daran auch Gefallen findet, beweiſt der häufige Beſuch des Carl Döbbeliniſchen Theaters in Charlottenburg, wo z. E. Herodes vor Bethlehem auf vieles Begehren ſchon gegen zwanzigmal, der hyperboräiſche Eſel, der traveſtirte Abällino, ſchon öfter wiederholt worden ſind. Neben dieſen Kindern der Laune wäre dem komiſchen Theater ſein-

Grenze leicht anzuweiſen, und ihm würde es durch die Zauber- und Hexenopern, die kleinen Luſtſpiele und Poſſen, ſo wie durch komiſche Ballets, nicht an Abwechſelung fehlen. Der beſte Direktor und Unternehmer eines ſolchen Theaters, das uns ein Bedürfniß zu ſeyn ſcheint, würde durch ſeine Talente und ſeine Genialität Herr Döbbelin ſeyn, deſſen Name in der Berliniſchen Theatergeſchichte ſchon Celebrität genug hat.

Dies wären die äußern Umriſſe eines Vorſchlags, der ſich vielleicht den Freunden der Kunſt durch Zweckmäßigkeit und Einfachheit empfiehlt. Es ſey genug, ihn in den allgemeinſten Zügen hingeworfen zu haben; ſein Schickſal wird ſeinen Urheber nicht kümmern.

* * * *

VII.

Poſtſcripte.

59.

München und Berlin.

Ein Münchner Korreſpondent in einer berühmten Zeitung, referirt von einem der geſchäzteſten Mitglieder unſers Theaters: er habe dort, nehmlich in München (und vielleicht in ganz Bayern) zwar einen ſchönen Baß geſungen, aber weder Figur, Anſtand noch Talent — (zum Schauſpieler? zum Mimiker? zum Künſtler überhaupt? Nein! —) ſich zu kleiden gehabt. — Was Herrn Gerns Figur betrifft (denn von ihm iſt wirklich die Rede) ſo finden wir ſie, ſo lange er nicht den Tarar, den Tamino, den Prinzen Ragotzy ꝛc. zu ſpielen unternimmt, recht gefällig, charakteriſtiſch und ſchön; ſeinen Anſtand — ja, der iſt oft ſchlecht genug! da er den edlen Anſtand des Saraſtro nicht als Müller Jakob im Bettel-Studenten, den des Maſſeru nicht als Wirth im König Theodor, oder als Waſſerträger, den des Cerberti nicht als Schulmeiſter in der Dorfgalla, beibehält, da er als verſtellter Jäger im Lehmann ſich ſchlechter trägt, als in den Augenblicken, wo er die Würde des Feldherrn durchblicken läßt, alſo zuweilen wirklich den ſchlechten Anſtand eines alten oder gemeinen Mannes, ja den ſchlechteſten eines Betrunkenen hat, — wenn wir ihn nur nicht aus andern Rückſichten grade um dieſes ſchlechten Anſtandes willen zu bewundern gewohnt wären. Was endlich das weibliche Talent, ſich zu kleiden betrifft, von deſſen Betrachtung uns ſein herrlicher Geſang bisher zu ſehr abzog, ſo ſey uns die beſcheidne Frage erlaubt: Ob zu Herrn Gerns Zeiten die Münchener Garderobe in gutem Zuſtande geweſen ſey? — Wer hat nun Recht, Berlin, das Herrn Gern ſchätzt, liebt und bewundert, — oder München, d. i. wohl nur Ein Münchner, der ihn tadelt?

Berlin **M. R. und S.**

60.

Knalleffekt.

In einer unſerer neueſten und beliebteſten Opern wird viel auf dem Theater geſchoſſen. Sollte man dieſer Oper (mit einem von den Malern entlehnten Ausdrucke) nicht einen **Knalleffekt** beilegen können? Und beabſichtigten etwa gewiſſe Schauſpieler, die die Manier haben, mit flacher Hand auf die Lenden zu ſchlagen, etwas ähnliches?

Bei dieſer Gelegenheit könnte man den Malern den Rath geben, unter den Knalleffekten einen Unterſchied zu machen, und von Knallkugel-, Büchſen- und **Kanoneneffekt** zu ſprechen.

K.

61.

„Seht nur, ſagt der Mondkaiſer in der alten Poſſe zum Hofpoeten, ihr müßt ſie zwingen, wider Willen zu lachen. O ſie mögens gar zu gern, daß ſie lachen, und immer dazu ſagen: *Ach! das iſt ja elendes Zeug, das iſt erbärmlich!* das heißt: ich bin doch entſetzlich klug, ich habe doch erſchrecklich viel Witz, daß ich das ſchlecht finden kann."

Das wäre der Brief. Das Poſtſcript dazu wird man in nördlichern Gegenden leichter, als in ſüdlichern machen; wenn man nicht etwa das Obige ſchon für ein Poſtſcript zu manchen neuern Begebenheiten halten will.

K.

Br.

62.

Erziehung.

Bei allen Vorſchlägen zur Weltverbeſſerung ſetzt man gewöhnlich die *Erziehung der Kinder* oben an, und erwartet endlich alles von der neuen Generation. Man glaubt das *Wahre* gefunden zu haben, das heißt das, wobei man ſich vollkommen beruhigen könne.

Wie man dies ſchon ſeit mehreren Generationen thut, (denn bei den Alten findet ſich dieſes Beruhigungsmittel nicht) ſo iſt zu glauben, daß man dies noch durch einige Generationen fortſetzen werde, bis man endlich aufs neue auf den Gedanken kommen wird, die Verbeſſerung *bei ſich ſelbſt* anzufangen.

F.

63.

Stryk's Teſtament.

Was kann ſchlimmer ſeyn, als das ſeltne Unglück, das dem berühmten Juriſten Stryk widerfuhr, der bei ſeinem Leben ſo viele berathen hatte, und deſſen eignes Teſtament wegen Nullitäten kaſſirt wurde! —

Seltnes Unglück? Guter Freund, das iſt noch ſeltſamer, daß du nicht täglich weiſe Leute gefunden haſt, die für andre vortrefflich decidiren, und ſich ſelbſt erbärmlich berathen.

K. Br.

64.

Bonbons.

Schmeicheleien ſind für die Weiber, was Bonbons für die Kinder, darum ſind in Spanien die Dulces gradezu an die Stelle der Komplimente getreten, die der dienſtbare Ritter (cavaliere servente) ſeiner Schönen zu machen (d. i. zu geben) hat.

Derſ.

Anzeiger der Eunomia.

No. II. Auguſt 1803.

I. Literariſche Anzeigen.

Bei dem Verleger der Eunomia und in allen Buchhandlungen iſt zu bekommen:

Reiſe von Glogau nach Sorrent,

über

Breslau, Wien, Trieſt, Venedig, Bologna, Florenz,
Rom und Neapel.

Vom Verfaſſer des Natalis.

Erſter Theil. 8. Berlin, 1803. (Preis 1 Rthlr. geheftet.)

Inhalt:

Entſchluß zur Reiſe nach Italien. — Anſtalten zur Reiſe. — Der Pferdemarkt. — Abreiſe und Begleitung. — Chauſſeen in Schleſien. — Erſtes elendes Nachtlager. — Dyhrenfurth. — Breslau. — Die Gräfinn Lichtenau in Breslau. — Madame Unzelmann auf dem Breslauiſchen Theater. — Das Panorama, und die Geiſtererſcheinungen des Herrn Enslen. — Der Jahrmarkt in Brieg. — Unbilliger Wirth in Brieg. — Weg von Brieg nach Neiße. — Neiße. — Trügeriſcher Wegweiſer bei Neiße. — Ueberfahrt aus dem Preußiſchen in das Kaiſerliche den 16ten September. — Roßwalde. — Abſcheulicher Weg bis Troppau. — Erſcheinungen über Troppau. — Begebenheiten in Troppau. — Der reiche Mann in Troppau. — Das Unbekannte. — Unterhaltung, oder vielmehr Nichtunterhaltung in Troppau. — Verſuche, aus dem Käfiche zu entwiſchen. — Fernerer Aufenthalt in Troppau. — Endliche Löſung des Knotens. — Abreiſe aus Troppau. — Die Kaiſerſtraße. — Weg von Troppau bis Andersdorf. — Der Hemmſchuh. — Beginnende Theurung in Sternberg. — Etwas von Umwegen. — Ollmütz. — Die kleinen Städte. — Probe aus einem katholiſchen Lehrbuche der Geſchichte. — Brünn. — Ruhetag im neuen Wirthshauſe bei Brünn. — Die Weinleſe. — Der Fremdling unter den Weinbergen. — Letzte Tagereiſe vor Wien. — Wien. — Der Stephansthurm. — Geräuſch und Gefahr auf den Straßen in Wien. — Was man in großen Städten findet und nicht findet. — Der Schriftſteller in Wien. — Das Seeſchiff auf der Donau. — Die Bildergallerie. — Der Prater. — Auch etwas Unbekanntes von Wien. — Schauſpiele in Wien. — Das Schikanederſche Schauſpiel. — Die Hoftheater. — Das Marinelliſche Theater in der Leopoldſtadt. — Was iſt der Kaſperl? — Das Joſephstheater. — Schönbrunn. — Der preußiſche Geſandte in Wien. — Nachrichten von einigen anderen Geſandten in Wien. — Freunde in Wien, und Empfehlungsſchreiben. — Behandlung in der italieniſchen Staatskanzellei. — Abreiſe von Wien. — Schottwien. — Der Sömmering, oder Semring. — Das Mürzthal. — Der Kanal. — Die Ruinen. — Der Troſt. — Das Naturgemählde. — Das Murrthal. — Einige Gedanken während des Reiſens im Murrthal. — Der kleine Bürgermeiſter mit der großen Perrücke. — Frohnleiten. — Die Erſcheinungen. — Erinnerungen an Alexander den Großen. — Badel. — Grätz. — Freundſchaftliche Aufnahme in Grätz. — Die Seidenfabrik. — Vergötterung der Schauſpieler. — Das Dorf im Gebirge auf dem Theater in Grätz. — Fortſetzung der Reiſe von Grätz bis Feiſtritz. — Das geputzte Bauerweib. — Das hübſche Bauerweib. — Gefahr auf dem Berge. — Die ſeufzende Kreatur. — Cilli. — Table d'hôte in Sachſenfeld, und Patriotiſmus. — Das Krainerland. — Laybach. — Elender Weg hinter Laybach. — Der Erfinder und der Nachahmer. — Das Gebirge hinter Ober-Laybach. — Der Berg: comment l'appellés-vous? — Klima dicht vor Italien. — Die ſteinerne Natur. — Erſter Anblick des Meers. — Einfahrt in Trieſt. — Ein kleiner Schreck. — Das Meer in der Nähe. — Trieſt. — Das Kaſtell. — Das Schauſpiel. — Abreiſe von Trieſt. — Verirrung. — Bewirthung und Nachtlager. — Fahrt durch unwegſame Gebirge. — Gebirgsausſicht. — Hinunterfahrt in die Gefilde Italiens. —

Ein die ganze Menſchheit intereſſirendes Buch.

Die Menſchen bringen ſich ſo oft um ihr Leben, oder wenigſtens um ihre Geſundheit, und zwar mehrentheils nur, weil ſie die bei mancherlei Vorfällen des Lebens ihnen aufſtoßenden Gefahren nicht kennen, oder nicht daran denken. Nachſtehendes Buch, woraus ſie abermals durch 134 warnende Thatſachen unterrichtet werden, kann daher, ſo wie die vorhergegangenen Theile nicht genug empfohlen werden. Möchte es doch jeder Menſch leſen und im Gedächtniß behalten, um ohne Schaden an Leben oder Geſundheit klug zu werden. Es iſt betitelt:

Die Schule der Erfahrung, für alle, welchen Zufriedenheit, Leben und Geſundheit etwas werth ſind. Warnende Thatſachen zu Verhütung alltäglicher Unglücksfälle. Der erſten Auflage vierter Theil, oder der 2ten Ausgabe dritter Theil. 8. 10 Gr.

auch unter dem Titel:

Durch Schaden wird man klug. 2ter Theil, 134 Geſchichten aus der wirklichen Welt enthaltend. 8 Berlin 10 Gr.

Dieſer 2te Theil, oder des Buchs: Die Schule der Erfahrung 3ter Theil, iſt auch für diejenigen, welche die erſtern Theile nicht kaufen wollen, unter dem Titel:

Werdet glücklich durch mein Unglück, für 10 Gr. beſonders zu haben.

Der Inhalt deſſelben iſt folgender:

Afterarzt, tödtet zu Herne einen jungen Menſchen. — Anſteckung, die, bösartiger Krankheiten unfehlbar zu verhindern. — Aprilſchicken, deſſen Gefahr. — Aufruhr, deſſen Folgen. — Austauſchung, diebiſche. — Bethörung der Gerichtsdiener. — Betrugspläne. — Bettlerheuchelei. — Bettenentwendung. — Branntweinſaufen, führt zum Selbſtmorde. — Briefverfälſchung, täuſcht einen Vater. — Comödiantenbetrug, zu Workniaton. — Creditſyſtem einer Räuberbande. — Diebsliſt und Betrug. — Ehrbegriff, verſchrobener, führt zum Selbſtmorde. — Einſammlung zu vorgeblichen Begräbniſſen. — Emigrirten-Induſtrie. — Fallthürengefahr. — Flachsdampf, vergiftender. — Froſtableitung von den Bäumen. — Froſtkur, verpfuſchte. — Gefahr des Lachens beim Eſſen. — Gefahren berüchtigter Gaſſen. — Gegenliſt zur Entdeckung einer Dieberei. — Gelderpreſſung durch Kinderentwendung. — Glockenläuten beim Gewitter. —

Guineenwechſlerin. — Gurkenſchädlichkeit. — Hawkes Schurkenverſtand. — Hengſtgefahren, mehrere Beiſpiele davon. — Hopfenkiſſen, deren Gefahr — Hundswuth. — Jeſuitenkniff — Kaminfeuer — Kampher, ein Mittel gegen Kälte. — Kapuzinerpulver, wird tödtlich — Kindermuthwille beim Fahren. — Kinderraub. — Kinderverwahrloſung. — Kleiderentzündung. — Kleygefahr. — Kohlendampf. — Krähenaugenvergiftung, zu Werden. — Krankenbettgefahr. — Krötengift. — Küchenunvorſichtigkeit. — Lebensverkürzung durch Muthwillen. — Liſt eines Gefangenen. — Mäuſegift. — Mißbrauch des Zutrauens. — Mißgriff im Entehren eines Zöglings. — Mörderliſt. — Mutterkorngefahr. — Mühlengefahr. — Nachtlektüre, deren Gefahr. — Neugierde, vergiftet. — Ofentopfwaſſer. — Perlenentwendung. — Pferdeſchen, bringt zwei Kinder in Lebensgefahr. — Pflanzenausdünſtungen, vergiften. — Pfuſchermord. — Poſtbriefe Unterſchlagung. — Quackſalberei. — Rauchtabak, vergifteter. — Räuberrolle, eine übelendende. — Rocktauſch eines Straßenräubers. — Saatbenutzung nach Hagelſchlag — Sandgrubengefahr. — Sargdieberei, zu Deptfort. — Scharfrichterſpeculation — Scheibenſchieſſen, verurſacht zu Göttingen den Tod eines Knaben. — Scheintodte. — Scheintodtenbelebung, zu Nächſt Wunsdorf. — Scherz, unüberlegter. — Schießgewehr. — Schießgewehr, blind geladenes. — Schießgewehr, Gefahr der verroſteten. — Schifferbetrug. — Schornſteingefahren. — Schüſſelragout, Gefahr deſſelben. — Seidenwurmgefahr. — Selbſtentzünder — Selbſtentzündung. — Siegellackvergiftung. — Spargel, eine zweideutige Speiſe. — Spielſucht. — Stickluft, wird tödtlich. — Stubenluftgefahr. — Stubenöfengefahr. — Unvorſichtigkeit beim Reiten. — Unvorſichtigkeit gegen Unbekannte. — Vergiftung. — Vergiftung durch ſchlafmachende Mittel. — Verpeſtung durch Diebe. — Vogelhändlerbetrug. — Wachebethörung — Weinhefendünſte. — Zuckerdiebſtahl. — Zuckerwaren, gefärbte. —

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Gotters literariſcher Nachlaß.

Derſelbe enthält: Das Trauerſpiel Mariane; (neue, umgearbeitet hinterlaſſene Ausgabe.) Das poetiſche Schloß, ein Luſtſpiel und die Geiſterinſel. Voraus geht eine Vorrede und eine Biographie des Dichters vom Herrn Rath Fr. Schlich-

tegroll. Für die Beſitzer ſeiner vor mehreren Jahren erſchienenen 2 Bände Gedichte iſt noch der beſondere Titel: F. W. Gotters Gedichte, dritter Band, beigefügt werden. Druck und Papier wird man anſtändig finden. Der Preis iſt 2 Rthlr. Sächſ. oder 3 Fl. 3 Kr. Rheinl.

Juſtus Perthes,
in Gotha.

Neue Verlagsbücher der von Kleefeldchen Buchhandlung in Leipzig. Jubilatemeſſe 1803.

Brunner, Joſ., Handbuch der Gebirgskunde für angehende Geognoſten. Mit Kupfern. 8. 21 Gr.

Kabalen des Schickſals, 5tes Bändchen. 8.

Laubender, Bernhard, naturgeschichtliche Darstellung aller ansteckenden Krankheiten bey Menschen und Thieren, nebst deren Kur und Behandlung. Ein nützliches Handbuch für Aerzte, Nichtärzte und Oekonomen, vorzüglich Landgeistliche, welche in Fällen der Noth sich gern thätig bezeigen. Erster Band: Ansteckende Krankheiten bey Menschen. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Nehr, J. G., Geſchichte des Pabſtthums, 2 Theile. gr. 8. 4 Rthlr.

Gräfin **Ottilie**. Ein Beitrag zur weiblichen Vollkommenheit, mit 1 Titelkupfer. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Rößig, C. G., ökonom. botan. Beſchreibung der verſchiedenen und vorzüglichen Arten, Ab- und Spielarten der Roſen, zu näherer Berichtigung derſelben für Liebhaber von Luſtanlagen und Gärten. Zweyter Theil, nebſt Nachträgen zu dem erſten Theile. 8. 18 Gr.

Spieß, C. H., der Alte Ueberall und Nirgends. Eine Geiſtergeſchichte, 3r Theil oder fünftes Jahrhundert. 8. 16 Gr.

Deſſelben Buches 4r und letzter Theil, oder ſechſtes Jahrhundert. 8.

Winkopp, P. A., Neueſtes Staats-, Zeitungs-, Reiſe-, Poſt- und Handlungs-Lexikon, oder geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde; enthaltend eine genaue und vollſtändige Beſchreibung aller in den fünf Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrſchaften, Völker, Gewäſſer, Gebirge, Waldungen, Städte, Feſtungen, Seehäfen, Handels- und Fabrikorte, Bäder, Geſundbrunnen, Flecken und überhaupt aller, für Geſchäftsmänner, Reiſende, Kaufleute und Zeitungsleſer, in hiſtoriſcher, politiſcher oder commercieller Hinſicht bemerkungswerther Ortſchaften, wobey ganz vorzügliche Rückſicht auf deutſche Leſer und Deutſchland genommen, und davon alle Poſtſtationen und Dörfer, ſo wie die vornehmſten Höfe und Weiler angezeigt worden ſind. Nach den Friedensſchlüſſen zu Lüneville und Amiens und dem Hauptſchluſſe der außerordentlichen Reichsdeputation vom 25ſten Februar 1803. aus den neueſten Reiſebeſchreibungen, Topographien, Staatsſchriften und handſchriftlichen Nachrichten, auch auf eignen Reiſen geſammelt und verfaßt. Erſten Bandes zweite Abtheilung. gr. 4. 2 Rthlr.

Deſſelben Buches, Erſten Bandes dritte und letzte Abtheilung. gr. 4.

II. Ankündigung.

Unter den vielen ſchönen Gegenden Sächſens zeichnet ſich ohnſtreitig die Gegend um Schandau, Hohnſtein und Lohmen vorzüglich aus, und man hat ihr daher, wegen ihrer Aehnlichkeit mit Schweizer-Gegenden, den Namen der ſächſiſchen Schweiz gegeben. Ihre beſondern Schönheiten und Seltenheiten haben nicht nur unzählige Einheimiſche, ſondern auch ſehr viele Fremde aus allen Ländern Europens herbeigezogen und immer noch iſt die Zahl derer groß, die ſie beſuchen oder zu ſehen wünſchen. Jedoch faſt Alle haben nur blos die Kuhſtall-Höhle, den Winterberg, den Hohnſteiner, Rothner, Ottowalder und Liebethaler Grund geſehn; die auſſerordentlichen Schönheiten und prächtigen Standpunkte aber, welche ſie weiter hin gegen Norden, beſonders gegen Oſten und über der Elbe hat, und welche den bis jetzt bekannten nicht nur nichts nachgeben, ſondern ſie zum Theil noch übertreffen, kennen nur Wenige. Das kommt ohnſtreitig daher, weil es immer noch an einer genauen und vollſtändigen Anweiſung und dieſes alles umfaſſenden Beſchreibung gemangelt hat. Diejenigen, welche ſie beſchrieben, haben nur einen Theil davon kennen lernen die Führer, denen ſie ſich überließen, kannten ſelbſt weiter nichts, als das Gewöhnliche und ſchon Bekannte, oder waren zu bequem, den Reiſenden weiter zu führen, und ihr Zweck beabſichtigte auch nicht Vollſtändigkeit. Selbſt meine Beſchreibung dieſer Gegend in meiner 1786 herausgegebenen Geſchichte und Beſchreibung des Amtes Hohnſtein iſt zu unvollſtändig gegen das Ganze dieſer Schönheiten, und mehr nur Wink. Seit dieſer Zeit habe ich nun dieſe Gegend, in welcher ich ſeit länger als

20 Jahren ununterbrochen lebe, mit ihren einzelnen Schönheiten und Merkwürdigkeiten ſo genau als möglich kennen zu lernen geſucht, und auf jeder neuen Wanderung immer wieder etwas Neues entdeckt. Ich habe insbeſondere als ein warmer Freund der Mineralogie, in dieſer beſonders auch mineralogiſch-merkwürdigen Gegend manche wichtige Entdeckung gemacht, und Bemerkungen geſammelt; ich habe mich mit ihrer Geſchichte ſo vertraut als möglich zu machen geſucht, und überhaupt alles geſammelt und niedergeſchrieben, was auf dieſe Gegend Beziehung hat, und zu wiſſen und zu ſehen werth iſt, und ich ſchmeichle mir, mich durch dieſes Alles in den Stand geſetzt zu ſehen, eine vollſtändigere Beſchreibung dieſer Gegend zu liefern, welche die Wißbegierde des Freundes der Natur befriedigen, den Reiſenden überall ſicher leiten, und ſelbſt diejenigen, welche ſie ſchon zum Theil geſehn haben, zu bewegen, daß ſie ſie noch einmal und vollſtändig bereiſen. Dieſe Beſchreibung kündige ich nun hierdurch dem Publiko unter dem Titel an:

Schandau und ſeine Umgebungen, oder Beſchreibung der
ſogenannten ſächſiſchen Schweiz.

Sie wird, in einem Oktav-Bande, wenigſtens 20 Bogen ſtark werden, und zugleich einen ſichern Wegweiſer in ſich enthalten, wie man in wenig Tagen die ganze Gegend bereiſen, und welchen zum Theil von mir ſelbſt unterrichteten Führern man ſich dabei am beſten anvertrauen kann, nebſt einem Unterrichte für Badegäſte in dem neuen Bade zu Schandau, wie ſie während ihrer Badezeit nach und nach alles bequem bereiſen können. Um dieſe Beſchreibung aber noch angenehmer zu machen, werden noch 8 Kupferſtiche hinzukommen, von Herrn Günther gezeichnet und geſtochen, welche faſt alle noch gar nicht bekannte und gezeichnete außerordentlich ſchöne Anſichten darſtellen werden, und ich bin gewiß, daß das Publikum mit der Wahl dieſes berühmten Künſtlers zufrieden ſeyn wird. Außerdem werde ich noch eine genaue und vollſtändige Reiſecharte der ganzen Gegend von einem geſchickten Künſtler dazu ſtechen laſſen.

Da ich nun aber wegen der Verlagskoſten geſichert zu ſeyn wünſche ſo ſchlage ich den Weg der Pränumeration ein, und hoffe mit vollem Zutrauen zu den vielen Freunden und Kennern dieſer ausgezeichneten Gegend, ſo wie zu jedem Freunde der Schönheiten der Natur, daß Sie mir Ihre Unterſtützung willig ſchenken werden. Der Pränumerationspreis auf das Exemplar iſt 1 Thlr. 8 Gr. Sächſiſch, den Louisd'or zu 5 Thlr., und ich glaube, daß für wenigſtens 20 Bogen Text, 8 Anſichten von einem

Günther, auf Schweizerpapier, und eine gute richtige Charte, das Publikum dieſen Preis gewiß billig finden wird. Für gutes Papier, guten und richtigen Druck, ſo wie ſchöne Abdrücke der Kupfer werde ich beſtens beſorgt ſeyn. Die Pränumeranten erhalten die erſten Abdrücke der Kupfer. Sollten übrigens Liebhaber und Sammler ſchöner Naturgegenſtände die Kupfer noch beſonders zu haben wünſchen, um ſie in ihre Sammlungen aufzunehmen oder unter Glas ziehn zu laſſen, da ſie ſich vom Texte nicht wohl trennen laſſen, ſo ſollen ſie ihnen noch beſonders für 1 Thlr. abgelaſſen werden, und zwar ebenfalls in den erſten Abdrücken. Jedoch können bloß diejenigen, welche auf das Buch ſelbſt pränumeriren, ſie für dieſen Preis erhalten. Bis Ende des Novembers ſteht der Pränumerationstermin offen, und zur Oſtermeſſe ſollen die Exemplare abgeliefert werden. Nach Verlauf des Pränumerationstermins wird der Preis beträchtlich erhöht werden. Wer auf 9 Exemplare pränumerirt, erhält das 10te für ſeine Bemühung; wer 25 Pränumeranten ſammelt, erhält 3 Freiexemplare, und wer 30 und mehr ſammelt, erhält 20 pro Cent für ſeine Bemühung, jedoch müſſen alle Briefe und Gelder poſtfrei an mich abgeſendet werden. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt, und bitte daher, ihren Namen und Charakter, richtig und deutlich geſchrieben, an mich einzuſenden. Als Beförderer meines Vorhabens, welche Pränumeration anzunehmen die Güte haben wollen, kann ich vorjetzt nennen: in Bautzen, Herrn Buchdrucker Monſe; in Dresden, das privilegirte Addreß-Comtoir, und das Kommiſſions-Comtoir des Herrn J. A. Tode; in Leipzig, das privilegirte Intelligenz-Comtoir; in Pirna, Herrn Kandidat M. Hentſch; in Sebnitz, Herrn Diac. M. Richter; in Schandau, Herrn Kaufmann Herting; in Wittenberg, Herrn Gerichtsſchreiber Fränkel; in Zittau, Herrn Kand. und Notarius Venus, und in Neuſtadt den Verfaſſer. Uebrigens bitte ich alle Buch- und Kunſthandlungen, Poſtämter, Intelligenz- und Induſtrie-Comtoirs, Zeitungs-Expeditionen und Inhaber von Leſebibliotheken, ſo wie jeden meiner Gönner und Freunde und jeden Freund der Natur, Sich der Pränumeranten-Sammlung gefälligſt zu unterziehen.

Neuſtadt bey Stolpen über Dresden, den 16. Jun. 1803.

M. Wilhelm Leberecht Götzinger,
Diakonus.

Auch ich nehme Pränumeration darauf an.

Fr. Maurer.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

September 1803.

I.

Einfall der Sarazenen in Spanien.

Die Kunſt, moraliſche Erſcheinungen in ihrem Zuſammenhange darzuſtellen, war im achten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung in ihrer Kindheit, weil Prieſter die einzigen Geſchichtſchreiber waren. Daher das Dunkel, welches auf dieſem Theile der Geſchichte ruht; denn jedes Unglück, das die eine oder die andere Nazion trift, iſt in ihrer Darſtellung immer ein Reſultat des göttlichen Zorns, und dieſe unbegreifliche Urſache ſpielt ſelbſt da ihre Rolle, wo wir, mit beſſeren Einſichten ausgerüſtet, die Nothwendigkeit der Erſcheinung wo nicht vollkommen begreifen, doch aufs beſtimmteſte ahnen.

Wollen wir den ſpaniſchen Geſchichtſchreibern glauben, ſo gab es um die Zeit, wo der Einfall der Sarazenen in Spanien erfolgte, kein ſündlicheres Volk, als die Gothen. Begreiflich iſt, daß ſich in einem Zeitraume von drei Jahrhunderten alles dasjenige aus dieſem nordiſchen Volke verloren hatte, wodurch es ſich bei ſeinem erſten Eintritt in Spanien auszeichnete — ſeine Gleichgültigkeit gegen Gefahren, ſein Brudersinn; denn wenn von der einen Seite ein mildes Klima die Neigung zum Lebensgenuß geweckt hatte, ſo hatte von der andern der Umgang mit den frühern Bewohnern des Landes jene Einſeitigkeit der Gefühle vernichtet, welche ſich in allen erobernden Völkern findet. Allein durch beides wurde nur die urſprüngliche Rohheit verdrängt; und was Spaniens Geſchichtſchreiber in dem Lichte der Aufgelöſtheit erblicken, kann billigerweiſe für nichts anders gehalten werden, als für die erſte Annäherung zur Kultur. Die Barbarei wich; alles übrige kam auf die Rechnung des geſellſchaftlichen Zuſtandes, ſo wie er gerade in dieſem Zeitraume vorhanden war.

So unvollkommen auch die Nachrichten ſind, die wir von dieſem geſellſchaftlichen Zuſtande haben, ſo wiſſen wir wenigſtens, daß die königliche Autorität weder erblich noch uneingeſchränkt war; daß das Feudalſyſtem noch in ſeiner Unform da ſtand; daß die Geiſtlichkeit, oder vielmehr die Prieſterſchaft, den Richtungen folgte, die ſie von Rom aus erhielt; und daß die Juden an der Spitze der Finanzen ſtanden. Bedarf es aber mehr, um auf einen ſehr unvollkommnen geſellſchaftlichen Zuſtand zurückzuſchließen? Wo

Könige nach Unumſchränktheit, Vaſallen nach der Krone, und Prieſter nach politiſcher Wichtigkeit ſtreben, da iſt an keine Einheit, keine Ruhe, keine ſtille Entwickelung zu denken. Auch war Spanien im ſiebenten und achten Jahrhundert ein ungeheurer Tummelplatz wilder Fehden. Bekämpften die Vaſallen nicht den König, ſo bekämpften ſie ſich unter einander. In beiden Fällen war die Prieſterſchaft die Schiedsrichterin. Das Chriſtenthum, mit jeder Art des Aberglaubens verſetzt, enthielt, in der Geſtalt der Religion, die einzige zuſammenhaltende Kraft, weil mit der Weltherrſchaft der Römer die ſtehenden Armeen untergegangen waren. Je lockerer aber dies Band war, deſto üppiger und frecher bewegte man ſich, deſto kühner war man in allen ſeinen Beſtrebungen.

Spaniens Königen fehlte es mehr an Macht, als an großen perſönlichen Eigenſchaften. Was auch Spaniens Geſchichtſchreiber von Witiza's Sittenloſigkeit ſagen mögen, ſo löſen ſich ihre Beſchuldigungen, bei einer näheren Beleuchtung, doch in leere Dunſtgeſtalten auf. Wie alle ſeine Vorgänger, ſtrebte Witiza nach Unumſchränktheit; und da die Prieſterſchaft ihm am meiſten hinderlich war, ſo kam es auf ein eben ſo populäres als entſcheidendes Mittel an, ihren Einfluß in alle Staatsangelegenheiten zu vernichten. Witiza glaubte es in der Einführung der Prieſterehe zu finden. Allerdings mußte dies einfache Mittel im Verlauf der Zeit die päbſtliche Macht auf das allerbeſtimmteſte zu Boden ſtürzen, und der königlichen Autorität eine Nachhülfe geben, die ſie, ſo lange alles beim Alten blieb, nie erhalten konnte. Allein die Erzbiſchöfe und Biſchöfe Spaniens kannten ihren Vortheil allzu gut, um den Plan des Königs zu unterſtützen. Verſcherzt war ihre Unabhängigkeit, ſobald ſie gemeinſchaftliche Sache mit Witiza machten; feſt gegründet und unerſchütterlich blieb ſie, wenn ſie, unter dem Schutze geheiligter Inſtituzionen, das als Frevel bekämpften, was im Verlauf der Zeit die Grundlage eines höheren Wohlſtandes der Nazion durch die Einheit der Regierung werden mußte. Durch grobe Verleumdungen von Sittenloſigkeit, Polygamie u. ſ. w. erreichten ſie ihren Zweck; und um ſich deſto ſicherer zu ſtellen, veranſtalteten ſie die Kabale, deren Opfer Witiza wurde.

Hatte Witiza die Prieſterſchaft durch Liſt und Macht zu unterjochen geſucht, ſo ſtrebte ſein Nachfolger, Rodrigo, einzig dahin, die Großen ſeines Reichs durch die Prieſterſchaft zu demüthigen. Witiza hatte zwei Söhne hinterlaſſen, Eba und Siſibut. Von dem Thron ausgeſchloſſen, wurden ſie Gegenſtände der Verfolgung. Ihr Schickſal theilten alle diejenigen, welche durch die Bande des Bluts, oder als Beförderer der Plane ihres Vaters, ihre natürlichen Anhänger waren. Die gegenſeitige Erbitterung war um ſo größer, weil, bei dem gänzlichen Mangel einer vermittelnden Kraft, nur der Untergang der einen oder der andern Parthei der Fehde ein Ende machen konnte. Da die Parthei der ausgeſchloſſenen Prinzen für den Augenblick die ſchwächere war, ſo blieb für Eba und Siſibut nichts anderes übrig, als Spanien zu verlaſſen, und ſich nach Afrika zu begeben, wo ſie, in ſtiller Zurückgezogenheit, in der ſogenannten Mauritania

Tingitana lebten, welche ſich noch immer unter gothiſcher Bothmäßigkeit befand. Unterdeſſen blieb ihre Parthei in Spanien nicht müßig. An der Spitze derſelben ſtand Don Oppas, Erzbiſchof von Toledo und ihr Oheim; zuſammengeſetzt war ſie aus allen denjenigen, welche ſich gedrückt fühlten, und durch eine Staatsumwälzung ihre Freiheit wieder zu erhalten wünſchten. Ein Bürgerkrieg ſchien allein die Spannung endigen zu können; denn von Seiten der Pyrenäen ſchien eben ſo wenig Hülfe kommen zu können, als von Seiten des Meeres; das fränkiſche Reich war in ſich ſelbſt allzu kraftlos, um auf Eroberungen ausgehen zu können, und von der Meeresſeite verhinderte Graf Julian, ein treuer Anhänger des Königs, als Gouverneur von Mauritania Tingitana und von Andaluſien, jede Ueberfahrt von ſarazeniſchen Hülfstruppen.

Spaniens Geſchichtsſchreiber ſtellen den König Don Rodrigo als einen Mann von hohem und ſtarkem Körperwuchſe dar, und geben dieſer gebietenden Form einen eben ſo kräftigen als gewandten Geiſt, der alles, was ſich ihm näherte, in ſeinen Strudel zog. Dieſe Schilderung iſt unſtreitig der Wahrheit gemäß. Enkel des Königs Chindaſvinthe und Sohn Theofredo's, hatte er, gleich nach der Thronbeſteigung Witiza's, die Flucht ergriffen, um dem Schickſal ſeines Vaters zu entgehen, welchem Witiza, einer barbariſchen Sitte gemäß, die Augen ausſtechen ließ, weil er ihm als Herzog von Cordova ſeinen Beiſtand verſagte. Als Flüchtling lebte Rodrigo unter den griechiſchen Spaniern, d. h. unter denjenigen Bewohnern Spaniens, welche die Ober herrlichkeit der gothiſchen Könige nie anerkannt, und ſich, in ihrer Entfernung von den griechiſchen Kaiſern, eine Art von republikaniſcher Verfaſſung gegeben hatten, die ſie mit Entſchloſſenheit gegen alle Angriffe vertheidigten. In ihrer Mitte erwarb Rodrigo, vermöge der Abhängigkeit, worin er lebte, Tugenden, welche ihm, als Herzog von Cordova, ewig fremd geblieben ſeyn würden; Tugenden, welche ihn würdig machten, an die Spitze der Parthei zu treten, die Witiza'n ſtürzte; Tugenden, welche, eben weil ſich jede in Verſchlagenheit und Liſt auflöſete, den Weg zum Throne bahnen mußten; Tugenden endlich, welche in einem Partheikampfe die größten Vortheile auf Seiten desjenigen feſthielten, der einmal im Beſitz der königlichen Macht war. Nur Graf Julian ſchien ihm gefährlich werden zu können; und Graf Julian ward es auf eine eben ſo unerwartete, als nachdrückliche Weiſe.

Wie überall auf europäiſchem Grund und Boden, ſo herrſchte auch in Spanien die Sitte, die Kinder der vornehmſten Vaſallen an den Hof zu nehmen. War gleich Erziehung der Vorwand, ſo war die wahre Abſicht doch keine andere, als die Väter durch die ſtärkſten aller Bande an das Intereſſe des Hofes zu feſſeln. Geiſeln waren alſo dieſe Kinder. Um ſie aber doch zu etwas zu gebrauchen, ſo mußten die Knaben, in einem zarten Alter, die Perſon des Königs in den Wohnzimmern und bei Tiſche umgeben, mehr herangewachſen, auf die Jagd oder in den Krieg begleiten. Die Mädchen wichen nicht von der Seite der Königin, in deren Gegenwart ſie in weiblichen Arbeiten, im Singen, im Tanzen, unter richtet wurden, bis ſie, mannbar, demjenigen ihre Hand gaben, den ſich der Hof beſonders zu verbinden wünſchte.

Dieſer Sitte gemäß hatte auch Graf Julian ſeine einzige Tochter an Rodrigo's Hofe zurückgelaſſen, als er an der Seite ſeiner Gemalin in die Provinz ging, deren Gouverneur er war. Cava — dies war ihr Name — übertraf alle ihre Geſpielinnen an Schönheit und Wohlgeſtalt. Rodrigo's lüſterne Blicke hatte ſie längſt auf ſich gezogen, als eine unbeſonnene Enthüllung ihrer ſtärkſten Reize, ein bloßes Wohlgefallen an ihrem Anblick in die heftigſte Leidenſchaft verwandelte. Dieſe Enthüllung geſchah in dem Kreiſe munterer Geſpielinnen unter dem Fenſter des Königs: und von dieſem Augenblick an achtete Rodrigo keiner Schranken mehr. Einzig mit der Entehrung des jungen Mädchens beſchäftigt, erreichte er ſeinen Zweck nicht eher, als bis er ſie überfiel; und in demſelben Moment wurde, im Zuſammenhange mit allen Staatsgebrechen, durch dieſen Akt der Unenthaltſamkeit, Spaniens Schickſal auf acht Jahrhunderte hinaus beſtimmt.

Die Geſchichte giebt uns keine Aufſchlüſſe über die Urſachen des Widerſtandes, den Cava einem eben ſo ſchönen als gewandten Könige leiſtete; aber ſie ſagt uns, daß ſie, durchdrungen von dem Gefühl ihrer gewaltſamen Entehrung, folgenden Brief an ihren Vater geſchrieben habe:

„Mein Vater und mein Herr! O möchte ſich die Erde unter meinen Füßen öffnen, und mich lebendig in ihre Schlünde hinabziehen, eh' ich den Brief vollende, den ich Ihnen zu ſchreiben angefangen habe! Wenigſtens würde ich den Troſt haben, Ihnen den folternden Schmerz zu erſparen, in welchen Sie die Nachricht, die ich Ihnen geben werde, unfehlbar ſtürzen wird. Nein, nie wird es die Zeit vermögen, dieſen gerechten Schmerz zu beſänftigen; denn, nie wird ſie das Brandmal auslöſchen können, das Ihrem Hauſe aufgedrückt iſt. Könnt' ich nur die Thränenfluth hemmen, die ſich auf mein Papier ergießet, und alles vertilget, was ich niederſchreibe! Gewaltſam unterdrück' ich meine Seufzer, und mit der größten Anſtrengung ſchreib' ich dieſe Zeilen; denn, ſchöb' ich es noch länger auf, ſo würd' ich mich ſelbſt für ſchuldig erklären, und Sie zu dem Wahn veranlaſſen, ich ſelbſt könnte wohl einen Antheil an dem Verbrechen haben, das Ihre Familie mit ewiger Schande bedeckt, und nicht ſowohl entehrt ſeyn, als mich ohne Widerſtand einer viehiſchen Luſt hingegeben haben. O, wie wird das Elend endigen, das mich zu Boden drückt! Wer anders als Sie kann den Unglimpf rächen, der Ihrem Hauſe zugefügt iſt? Und wollen Sie den Zeitpunkt abwarten, wo das, was jetzt noch ein Geheimniß iſt, der ganzen Welt bekannt wird, und eine Schmach mich bedeckt, der ich den grauſamſten Tod vorziehen würde? Vor Schaam brennt mein Geſicht bei dem bloßen Gedanken, Ihnen zu melden, was, noch länger zu verbergen mir nicht vergönnt iſt, und was ich, ohne mich eines Verbrechens ſchuldig zu machen, Ihnen vor allen Menſchen am wenigſten verheimlichen darf. O beweinenswerthes Geſchick! Ihre Tochter, Ihr Fleiſch und Blut, eine Prinzeſſin aus dem königlichen Geſchlecht der Gothen, iſt entehrt, gewaltſam geſchändet von dem König Rodrigo, dem Sie mich, zu meinem Unglück, anvertraut hatten, wie man das ſchuldloſe Lamm dem gierigen Wolfe anvertraut. Iſt Ihnen eigene Ehre noch etwas werth, und ſind Sie nicht ganz gefühllos für die Schande Ihrer Tochter, ſo dulden Sie nicht, daß der Tyrann ungeſtraft der Wolluſt in meinen Armen genoſſen habe. Tödtliches Gift werde ſie für ihn, und die ganze Welt müſſe erfahren, daß Rache und Beſtrafung dem Verbrechen auf dem Fuße gefolgt ſind!“

Selbſt wenn dies Schreiben die Erfindung eines moraliſirenden Geſchichtſchreibers ſeyn ſollte, ſo begreift man leicht, wie Graf Julian auf die Entehrung ſeiner Tochter einem Könige abtrünnig werden konnte, dem er bisher mit Liebe gedient hatte. Rache brütend, und außer Stande, ſelbſt Rache zu nehmen, beſchloß er bei ſich ſelbſt, ſich mit der Parthei der Mißvergnügten zu vereinigen, auch Rodrigo'n von eben der Höhe wieder herabzuſtürzen, auf welche er durch ihn gehoben war. Um aber ſeinen Zweck deſto ſichrer zu erreichen, kehrte er an den Hof zurück. Meiſter in jeder Art der Verſtellung, wußte er ſeine Verdienſte ſo geltend zu machen, daß Rodrigo ihm mehr als jemals vertraute. Eine beſondere Feinheit bewies er darin, daß er die Liebe zu ſeinem Kinde, wie mächtig ſie auch in ihm anſprach, durchaus nicht laut werden ließ, und dadurch den ſchuldbewußten König in die Nothwendigkeit ſetzte, dem Vater zu bewilligen, was er dem Vaſallen ſtandhaft verweigert haben würde. Seine Tochter aus dem königlichen Pallaſt in ſeine veſte Burg zu führen, wandte er eine gefährliche Krankheit ihrer Mutter vor, welche ohne den erquickenden Anblick ihrer Tochter tödtlich werden könnte:

und indem er Rodrigo'n verſprach, beide nach kurzer Friſt zurück zu bringen, ließ er einer abſchlägigen Antwort vollends keinen Raum. Einen noch größeren Beweis gränzenloſen Vertrauens erhielt er dadurch, daß Rodrigo ihm auf ſeine Vorſtellung erlaubte, alle die Truppen, welche die Hauptſtadt des Reichs (Toledo) deckten, nach Andaluſien zu führen, um die Sarazenen deſto ſicherer von den Gränzen abzuhalten.

Kaum war Julian im Beſitz aller dieſer Vortheile, als er ſich den Mißvergnügten eröffnete. Es läßt ſich leicht erachten, daß der Bund in kurzer Zeit geſchloſſen war. Der Erzbiſchof Oppas wurde der Mittelpunkt der ganzen Verſchwörung. Da man den eigenen Kräften nicht traute, ſo wurde beſchloſſen, eine fremde Kraft zu Hülfe zu rufen. Man würde ſeine Zuflucht zu den Franken genommen haben, wären ſie im Stande geweſen, hülfreiche Hand zu leiſten. Die Auflöſung, worin ſich das fränkiſche Reich befand, war unſtreitig die Urſache, daß man ſich zu den Sarazenen wandte. Auf dem Berge Calderino wurde dies feſtgeſetzt.

Zwanzig Jahre hatten die Waffen der Sarazenen im Weſten geruht, als endlich ihre bürgerlichen Zwiſtigkeiten durch das Uebergewicht beigelegt wurden, welches die Familie der Ommyah erhielt. Von den Afrikanern ſelbſt wurde der Kaliph Moavvah zu Hülfe gerufen. Die Nachfolger des Heraklius waren von dem Tribut unterrichtet, welchen die Araber den Bewohnern der afrikaniſchen Seeküſte aufgelegt hatten; aber, anſtatt des Erbarmens, das ſie ihnen hätten beweiſen ſollen, legten ſie ihnen, zur Strafe, einen Tribut von gleichem Belange auf. Taub blieben die byzantiniſchen Miniſter gegen die Klagen der Armuth und des Elendes, bis endlich die Bedrückungen des Patriarchen von Karthago, welcher, die geſetzgebende und vollziehende Macht für dieſe Provinz vereinigend, bei weitem mehr ein harter Prokonſul als ein Geiſtlicher war, eine Verzweiflung ins Leben riefen, die ſich damit endigte, daß nicht nur Sektirer, ſondern ſelbſt die Katholiken mit ihrer Religion der Autorität ihrer Tyrannen entſagten, um unter dem Szepter eines Einzigen zum Lebensgenuß zurückzukehren. Moavijah's General ſchlug ein Heer von 30000 Griechen, eroberte Karthago, und bereicherte die Abentheurer Syriens und Aegyptens mit der Beute, die er in dieſer berühmten Handelsſtadt fand.

Doch der eigentliche Titel eines Eroberers von Afrika gebührte noch mehr ſeinem Nachfolger Akbah. Von Damaskus aus drang er an der Spitze von 10000 der entſchloſſenſten Araber in das Innere von Afrika ein, und nachdem er jene Wildniß, in welcher ſeine Nachfolger Fez und Marocco gründeten, durchzogen hatte, erreichte er den Atlantiſchen Ozean und die große Wüſte. Der Susfluß, welcher ſich von der Weſtſeite des Atlas ergießt, befruchtet, gleich dem Nil, das angränzende Land, und ſtürzt ſich unweit der Kanariſchen Inſeln in die See. Hier wohnten die letzten der Mauren, ein Volk ohne Geſetz und Disziplin. Gold und Silber hatten ſie nicht. Schöne Weiber waren die einzige Belohnung der Eroberer, die ſich hier ganz unerwartet am Ziel erblickten. Der gränzenloſe Ozean war ein niederſchlagender Anblick für den unternehmenden Akbah.

Sein Roß in die Wellen deſſelben treibend, und ſeine Augen gen Himmel richtend, rief er in dem Ton eines würdigen Schülers Mahomets: „Großer Gott! wäre dieſer Ozean nicht eine unüberſteigliche Mauer, ſo würd' ich muthig eindringen in die unbekannten Königreiche des Weſten, um die Einheit deines heiligen Namens zu verkündigen, und alle die rebelliſchen Nazionen, welche andere Götter verehren, durch das Schwerdt zu dir zurückzubringen." Akbah vermochte indeſſen nicht, ſeine großen Eroberungen zu behaupten; und indem ihn der Abfall der Griechen und Afrikaner von den Ufern des Atlantiſchen Meeres zurückrief, fand er ſeinen Tod in der Großmuth, womit er einen Nebenbuhler behandelte, der ſich auf ſeinen Poſten ſchwingen wollte, und, als ein Zweikampf über das größere Verdienſt entſcheiden mußte, an Akbah's Seite ſein Leben aushauchte.

Zuheir, der dritte General, rächte und litt den Tod ſeines Vorgängers; denn nachdem er die Eingebornen in mehreren Schlachten überwunden hatte, wurde er ſelbſt von einem großen Heere geſchlagen, welches Konſtantinopel zu Karthago's Befreiung ſandte. Von dieſer Zeit an war Afrika für die Sarazenen verloren, bis Abdamalek im Jahr 692 nach Chr. Geb. die Wiedereroberung deſſelben unternahm. Das Oberkommando wurde Haſſan gegeben, der ſich an die Spitze eines 40000 Mann ſtarken Heeres ſtellte, das die jährlichen Einkünfte Aegyptens in Bewegung geſetzt hatten. In dem Wechſel des Kriegesglücks gingen die innern Provinzen eben ſo oft für die Sarazenen verloren, als ſie von ihnen erobert wurden. Die Seeküſte befand ſich in den

Händen der Griechen, weil Haſſan's Vorgänger den Namen und die Feſtungswerke Karthago's geachtet hatten, und die Beſatzung durch die Flüchtlinge von Cabes und Tripolis vermehrt war. Kühner, als ſeine Vorgänger, drang Haſſan bis nach Karthago vor, und, ohne ſich bei einer regelmäßigen Belagerung aufzuhalten, erſtieg er die Mauern der Hauptſtadt auf Sturmleitern, und eroberte ſie. Die Unterjochung Afrika's ſchien vollendet, als plötzlich ein unermeßliches Heer von Griechen, Sizilianern und Gothen an der Seeküſte landete, die Araber zum Rückzuge nach Cairoan und Tripolis zwang, und Karthago ſiegend beſetzte. Haſſan blieb den ganzen Winter hindurch in einer vortheilhaften Stellung; aber den nächſten Frühling griff er die Feinde an. Bald darauf kam es in den Gefilden von Utika zu einer entſcheidenden Schlacht; und nachdem die Griechen und Gothen über das Meer zurückgetrieben waren, wurde Karthago den Flammen geopfert, und blieb ein Haufen Schutt und Graus, bis der zwanzigſte Theil ſeines alten Umfanges von dem erſten der fatimitiſchen Kaliphen von neuem bevölkert wurde.

Jetzt blieb nur noch die Unterjochung der Mauren in den inneren Provinzen Afrika's übrig. Groß war der Widerſtand, welchen Haſſan antraf; aber er überwand ihn. Die Thätigkeit Muſa's, ſeines Nachfolgers, vollendete dieſe Unterjochung, indem er einen großen Theil des Volks — nach den Angaben der arabiſchen Schriftſteller, 300000 — zum Beſten des öffentlichen Schatzes als Sklaven verkaufen ließ, und 30000 auserleſener Jünglinge in dem arabiſchen Heere anſtellte. Mauren und Araber ſchmolzen von dieſem Augenblick an zuſammen, und drohend ſtand die Macht der Kaliphen den gothiſchen Königen gegenüber. Muſa verſuchte, denjenigen Theil von Mauritanien, welcher noch zur Vollendung der gänzlichen Eroberung Afrika's fehlte, an ſich zu nehmen; aber die Wachſamkeit und Tapferkeit des Grafen Julian vertrieb ihn von Ceuta's Mauern. Von dieſer Zeit an wartete Muſa auf eine günſtige Gelegenheit, als ihn Julian ganz unerwartet um ſeinen Beiſtand bat.

Spaniens vorzüglichſter Geſchichtſchreiber erzählt, Julian habe dem General der Gläubigen für die Gefälligkeit, ihn an Rodrigo'n zu rächen, ganz Spanien zur Belohnung verſprochen; aber, wie ſehr auch Julian von Rachdurſt gequält ſeyn mochte, ſo läßt ſich doch nicht glauben, daß er ihn zu einer ſo verderblichen Freigebigkeit verleitet habe. Julian's und Muſa's Vertrag blieb ein Geheimniß; und nur indem man aus dem Erfolge deſſelben auf ſeinen Inhalt zurückſchloß, mußte man auf den Verdacht gerathen, daß Julian nicht nur an ſeinem Könige, ſondern auch an ſeinem ganzen Vaterlande habe zum Verräther werden wollen.

Um in einer ſo wichtigen Sache nicht eigenmächtig zu handeln, ſuchte Muſa die Erlaubniß des Kaliphen Walid nach; und ſelbſt als dieſe erfolgt war, ſandte er, gleichſam zum Verſuch, nur einen ſehr kleinen Theil ſeines Heeres in das Land der Ungläubigen. Hundert Araber und vierhundert Afrikaner oder Mauren gingen von Tangier oder Ceuta nach Spanien über. Der Ort ihrer Landung an dem entgegengeſetzten Ufer der Meerenge wurde nach ihrem Anführer Tarif genannt, und die Zeit derſelben fällt in das Jahr 710 nach Chriſti Geburt. Von hier aus drangen ſie durch ein felſiges Land bis nach Algezire vor, einer Stadt des Grafen Julian, welcher ſie dieſen Namen — Algezire bezeichnet im Arabiſchen eine grüne Inſel — um ihrer reizenden Lage willen gaben. Der erſte Anfang war gemacht; das Uebrige leicht.

Sobald die Parthei der Unzufriedenen ſah, daß Julian ihre Angelegenheit mit Erfolg betrieb, unterſtützte ſie ihn aus allen Kräften, wenn gleich noch heimlich. Köſtliche Bewirthung, reiche Geſchenke, Aufmunterungen anderer Art, und die ungetrübte Ausſicht auf einen ungehinderten Rückzug, mußten den angekommenen Hülfstruppen ein Sporn zur Tapferkeit, und ihren zurückgebliebenen Brüdern die kräftigſte aller Einladungen ſeyn. Kaum waren alſo einige Monate verfloſſen, als Muſa 12000 ſeiner beſten Truppen unter Tariks Befehlen nachſandte. Dies geſchah ſo heimlich, daß ſie auf ſpaniſchem Grund und Boden ſtanden, ehe Rodrigo ihre Ankunft erfuhr. Sobald die Sarazenen in Spanien gelandet waren, bemächtigten ſie ſich des Berges Calpe und der Stadt Heraclea, welche auf dieſem Berge lag, und, von dieſem Augenblick an, den Namen Gibraltar (von dem arabiſchen Worte Gebal, Berg, und dem Namen Tarik) erhielt. Hierauf erfolgte ihre Vereinigung mit ihren Brüdern und Julians Leuten.

Dreizehntauſend Sarazenen mochten unbequeme Gäſte ſeyn, aber furchtbar waren ſie noch nicht in einem Lande, deſſen Bevölkerung wenigſtens ſechzehn Millionen betrug. Dies war unſtreitig die Urſache, warum Rodrigo gleichgültiger, als er wohl geſollt hätte, bei dieſer Landung blieb. Um aber wenigſtens etwas zu ihrer Vertreibung zu thun, ſandte er ſeinen Vetter Sancho an der Spitze eines zwar nicht unbeträchtlichen, aber in der Eil zuſammengebrachten und eben deswegen ganz undiſziplinirten Heeres gegen ſie. Die feindlichen Heere trafen bald auf einander, und nach einigen unbedeutenden Gefechten kam es zu einer Hauptſchlacht. Sancho war ein tapferer Mann, deſſen Beiſpiel nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Die Gothen kämpften alſo mit einer Entſchloſſenheit, welche den Sieg lange zweifelhaft machte. Endlich aber trug die größere Dieziplin der Sarazenen den Preis davon; denn indem ſie die Gothen umwickelten und ein fürchterliches Blutbad anrichteten, fiel Sancho, und der Verluſt des Anführers ward für die Gothen das Signal zu einer allgemeinen Flucht. Die Sarazenen, Meiſter des Wahlplatzes, ſäumten nicht, den errungenen Sieg zu benutzen. Ganz Andaluſien durchſchwärmend, drangen ſie bis nach Luſitanien vor. Raub und Flammen zu entrinnen, öffneten ihnen die meiſten Städte ihre Thore, oder vielmehr, da Witiza, um den Bürgerkriegen ein Ende zu machen, die Feſtungswerke der meiſten Städte hatte niederreißen laſſen, und alſo gar kein Widerſtand möglich war, ſo gingen die Einwohner den Siegern allenthalben bittend entgegen.

Von nun an war jeder Augenblick koſtbar. Auf ein königliches Aufgebot in Maſſe ſtellten ſich die Herzöge und Grafen, Biſchöfe und Edlen der gothiſchen Monarchie an der Spitze ihrer Leute ein. Das Heer, das Rodrigo auf dieſe

dieſe Weiſe zuſammenbrachte, beſtand aus wenigſtens hunderttauſend Mann; aber, wie zahlreich es auch ſeyn mochte, ſo war es wiederum ohne alle Disziplin, und ſich theils hierdurch, theils durch den Mangel an Lebensmitteln ſelbſt hinderlich. Indeſſen kam es noch immer darauf an, ob nicht die Eile entſcheiden würde. Rodrigo führte alſo ſein Heer ohne Zeitverluſt nach Andaluſien. Die Sarazenen, die ihn erwarteten, waren bei Xeres poſtirt. Der Guadalete war ihre Vormauer. An dem diſſeitigen Ufer des Fluſſes machte der König Halt. Acht Tage ſtanden die feindlichen Heere einander gegenüber, ohne daß es zur Entſcheidung kam; man maß ſich nur in kleinen Gefechten, um ſich gegenſeitig zu einem hartnäckigen Kampfe zu erhitzen, und an dem Tage, der Entſcheidung bringen mußte, die nöthige Erbitterung zu haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Reiſen und Leben;

ein Andenken an liebe Reiſende,

von

J. C. Lavater.

(Fortſetzung.)

111. Ein Wort von Klugheit und Politik.

Klugheit iſt die Kunſt, ſeine Zwecke zu erreichen.

112 Die Summe aller Zwecke iſt Frohheit, Freiheit, ruhiger, friedlicher, furchtloſer, ſicherer, nie gereuender Selbſtgenuß.

113. Alles, was Reue zeugt, Freiheit hemmt, Frohheit hindert, Schaam gebiert, Zwang und Verlegenheit mit ſich oder nach ſich führt, iſt zweckwidrig, unklug, Thorheit.

114. Jeder Zweck darf, um der Schwachen willen, die ihn weder verſtehen, noch tragen möchten, wenn ſie mit einmal ganz ſähen — eine Zeitlang verhüllt werden; aber der Zweck, der nie enthüllt, der Weiſen und Guten nicht geſagt werden darf, iſt kein guter Zweck; und es iſt nicht wahre Klugheit, einen unguten Zweck zu haben — denn die nie ausweichbare Entdeckung deſſelben wird Schaam

verbreiten, und es iſt nicht Klugheit, Schaam ſäen und erndten zu wollen.

115. Klugheit, die ihres Zweckes verfehlt, iſt gleich der Thorheit, deren Weſen und Natur iſt, ihres Zweckes zu verfehlen, oder zwecklos zu handeln.

116. Die reinſte Ehrlichkeit iſt die feinſte Politik. Das haben wir hundertmal gehört; ob wir's auch durchgedacht, durchempfunden, durchgeglaubt, und oft ſchon bewieſen haben, daß wir's, wie alles, was wir durch und durch glauben, uns zur Natur gemacht haben?

117. Ohne complette Ehrlichkeit giebt es keine complette Klugheit.

118. Jeden Zuſatz von Kupfer zu dem feinſten Golde — entdecken Kunſt und Zeit.

119. Alle Unredlichkeit in der Klugheit iſt Thorheit, iſt Kupfer im Golde, das Zeit und Kunſt zu entdecken nicht unterlaſſen werden. — Dieß iſt eine der geſagteſten, vergeſſenſten, Beherzigungswertheſten Wahrheiten, an die ſich ehrliche Leute gern erinnern.

120. Wo ein Zweck beginnt, der am Ende wenigſtens nicht geſagt werden darf, . . . da gehe die Ehrlichkeit abſeite.

121. Die Ehrlichkeit hat gute, ganz gute, nur gute Zwecke, die aller Ehrlichkeit, die gute, nur gute, ganz gute Zwecke hat, geſagt werden dürfen, wenigſtens wenn ſie erreicht ſind, oder ihre Erreichung nicht mehr gehindert werden kann.

122. Es giebt wohl keine größere Inſulte gegen den wahren, gemeinen, ſchlichten, geraden Menſchenſinn, als das

Anpreiſen der Klugheit, wenn man nichts, als abſichtliche egoiſtiſche Verſtellungskunſt, Charlatanerie des Herzens, Grimaße von Beſcheidenheit, Gaukelſpiel von Schmeicheley, Verheimlichung elender Abſichten darunter verſteht, und was anders wird gemeiniglich darunter verſtanden? Doch ich merke, daß ich unvermerkt in einen Locus communis ausgeglitten bin.

123. Ich will dieſen Punkt mit der einzigen Bemerkung beſchließen: Nichts iſt auffallender, leicht merkbarer, anſtößiger, beleidigender, demüthigender, als Lobſprüche der falſchen Klugheit, als Schmeicheleien, mit denen man einen nicht ganz kindiſchen Mann zu vergölden ſucht Du willſt Dich einſchmeicheln, und Du wirſt ekelhaft; Du willſt Gegenlob erndten, und erndteſt Verachtung; Du willſt klug ſcheinen, und man fühlt durch und durch, daß Du ein Thor biſt.

124. Der Weiſe lächelt oft, doch ſelten wird er lachen.

125. Wo Kraft iſt, da iſt Ruh', und iſt Geduld mit Schwachen.

126. Wer Feur' und Flammen ſprüht, — gehört ins Reich der Drachen.

127. Wer nicht zu leben weiß, kann nicht lebendig machen.

128. Der Gang des Menſchen zeigt ſeinen Wandel, wie ſeine Stimme ſein Herz.

129. Es giebt eine Art von Weſen, die viel Weſens machen — und nie als auf den Zehen exiſtiren, die nie zum Stehen kommen, geſchweige zum Sitzen, ſie laſſen uns auch

nicht zum Sitzen kommen. — Ihr ſeyd nicht von dieſer Weſen Art, Ihr, die dieß leſen. Ihr erkennt ſie auf hundert Schritte, — und weiſt ſie, ohne ſie zu beleidigen, auszuweichen; — oder gehts nicht an, ſo ſtellt Ihr ihnen, wie den Fliegen, eine Schaale mit Zucker vor.

130. Oeffne dein Auge, zu ſehen die poſitiven Menſchen, und die poſitive Seite der poſitiven Menſchen.

131. Der negativen Menſchen . . . iſt eine große Zahl; doch jeder noch ſo negative Menſch hat eine poſitive Seite.

Dieſe ſuche, gegen dieſe wende Dich mit Deiner poſitiven Kraft.

132. Ich beobachte gern den Menſchen, wenn ich gewiß bin: Er denkt nicht daran, beobachtet zu werden.

133. Wer, unbemerkt geglaubt, ſo handelt, daß er dem unbemerkten Bemerker ehrwürdig iſt . . . der ſey mit dem heiligen Roth bezeichnet in dem Kalender Deines — nur für Dich ganz geſchriebenen Tagebuches.

134. Jede gefliſſentliche Auslegung ſeiner Aeußerlichkeiten iſt Auslegung innerlicher Thorheit.

135. Je mehr Berührungspunkte ein Menſch für Dich hat, deſto genießbarer iſt er für Dich.

136. Wer die Saite von Dir berührt, die Zehntauſend unberührt laſſen — vor deſſen Zauberkraft kannſt Du Dich in Acht nehmen.

137. Vergiß, Reiſender, nichts, was vergeſſen zu haben Dich peinigen würde.

138. Sammle, damit Du habeſt.

139. Lerne, damit Du wiſſeſt.

140. Wiſſe, damit Du genießeſt.

141. Empfange, damit Du gebeſt.

142. Doch, ich ſpreche mit Weiſen, als ob ſie lernen müßten; — Sie, von denen ich mehr gelernt habe, als ihre Beſcheidenheit denken mag. — Doch auch Weiſe hören gern die Lehren, die ſie befolgen.

143. Dein guter Genius verlaſſe Dich nie! und damit er Dich nie verlaſſe, beleidige ihn nie — und damit Du ihn nie beleidigeſt, ſo gehorche ſchnell ſeinen leiſeſten Warnungen. Sie ſind dem Einfältigen ſchnell hörbar, leicht verſtehbar — und dem Redlichen leicht befolgbar.

144. Lauf Deinem Genius nicht vor, deſto ſchneller folg' ihm.

145. Suche nicht zu begierig das Berühmteſte. Das Berühmteſte iſt ſelten das Ruhmwürdigſte.

146. Erforſche mit Ernſt das Preiswürdigſte, was kaum bekannt — und um ſo viel vortrefflicher iſt, je weniger es gekannt, angeſtaunt und geprieſen iſt.

147. Selten ſteht die wahre Menſchheit auf dem Theater der Celebrität.

148. Siehſt Du Schriftſteller, ſo ſey das Dein Augenmerk: Steckt ſein Buch im Verfaſſer? Iſt es Frucht des Baumes, den Du vor Dir ſieheſt? oder angehängte Frucht? Hat der Schriftſteller durch ſeine Schriftſtellerei nichts von ſeiner Menſchheit eingebüßt? Hat der Schriftſteller den Menſchen nicht verſchlungen? Sein Ruf ſein Herz nicht angefreſſen?

149. Wer ſich und andre am wenigſten betrügt, iſt der Weiſeſte und Beſte.

150. Wer ohne Grund erwartet, iſt ein Narr, und betrügt ſich ſelbſt.

151. Wer ohne Grund erwarten macht, und weiß, daß er es thut, iſt ein Betrüger andrer.

152. Der edelſte Menſch ſucht immer mehr zu ſeyn, als zu ſcheinen; mehr zu geben, als erwarten zu machen.

153. Reiſen lehrt immer weniger erwarten. Wer reiſet, und wird nicht bald alle Tage in ſeinen Erwartungen herabgeſtimmt? Wie fandet ihr nicht beinahe alles anders, als man es euch beſchrieb?

Ihr habt ſchon eine ſchöne Lektion hinter Euch, wenn Ihr hienieden viel zu erwarten verlernt habt

Auch dies Büchelchen entſpricht Eurer Erwartung nicht. Auch dieſe Erfahrung helf' Euch mit, allen Erwartungen abſterben!

154. Es wird mir unter der Feder immer anders, als ich's erwartete, oft vielleicht ſchlechter, oft denke ich, um etwas beſſer. Man ſagt und thut ſo ſelten ganz, was man ſagen und thun will, oder vielmehr zu wollen meint.

(Der Beſchluß künftig.)

III.

Shakſpear und Voltäre.

Das ächte Genie, überzeugt, daß nur aus ihm jede Regel für die Kunſt geſchöpft werden müſſe, wird überall, mög' es allein oder bewundert vor der Welt auftreten, auch unter dem Schleier jungfräulicher Beſcheidenheit ſeine Ueberlegenheit, und zwar mit ſo größerem Rechte fühlen, als es leider gar zu oft von der profanen Menge die Entweihung ſeiner Heiligthümer mit Gelaſſenheit ertragen mußte; es durch Kritik heben oder erniedrigen wollen, iſt — ſo ſcheint es mir — ein ſehr undankbares Geſchäft, wenn der Kritiker nicht eine gleiche Maſſe von Kraft in Thätigkeit zu ſetzen vermag.

Allerdings wird man ſagen, ich erſchwere mir durch dieſe Forderung die gegenwärtige Arbeit; aber wahrlich der Stachel, den ſie verbirgt, kann nie wider mich zurückkehren, denn ich will nur einen Voltäre kritiſiren, auch gar nicht etwa ſagen, daß man ein Kunſtwerk müſſe geſchrieben haben, um ein Kunſtwerk zu kritiſiren. Vielmehr iſt meine Meinung dieſe: ſoll der Kritiker alle Lichtmaſſen und Schattirungen in den einzelnen Parthien eines Kunſtwerkes, ſoll er die kleinſten Nüanzirungen in der Kompoſition deſſelben ganz ſo fühlen und inne werden, wie ſie der Künſtler in der reinſten Begeiſterung empfing, um beſtimmen zu können, in wiefern das Genie in der Darſtellung ſeinen Zweck erreichte oder verfehlte. — Soll er dies? wahrlich ich rufe aus: dies Werk iſt größer, als die meiſten dafür halten, die ihre Kritiken geradezu ins Ganze hineinhauen, ungefähr gleich dem Bildhauer, der ſeinem Steine zwar die erforderliche Größe, aber noch keine Geſtalt gab.

Das Genie will in jedem Leben mitleben, ſich gerne mittheilen, aufmerkſam auf alle Winke des Schönen erhalten, aber nicht immer belehrt oder unmündig behandelt ſeyn, am wenigſten von dem, dem es höchſtens nur vergönnt ſeyn ſollte, von ſeinem Schatze zu praſſen. Jede präzeptorartige Regelgerechtigkeit erſcheint ihm lächerlich; kühn durchblickt es jede Natur, jede Schöpfung iſt die ſeinige, wie könnt ihr wähnen: es müſſe ſtaunen über den leeren Schall eurer Worte, wie über das Wiſſen eines höheren Weſens? Was man ihm zu ſagen vermag, ſind eigentlich nur großſcheinende Kleinigkeiten, die es eher überſah, als nicht fühlte. In ſich reich, kennt es außer ſich keine Kraft, die ihm unter gleichen Umſtänden überlegen wäre; entblößt von jedem Mittel, ſich zu bilden, würde es ſeine eigene Gattung ſchaffen; und, könnte es keine Buchſtaben mahlen, es würde, um ſich einer unbekannten Welt mitzutheilen, gleich dem großen Correggio, der, unwiſſend in der Miſchung der Farben, ſie ſich durch den Saft aus Blumen zu erſetzen wußte — ſeine eigne Sprache erfinden. Du Thor, der Du dieſe göttliche Kraft zu würdigen nicht verſteheſt, nach welchem Wiſſen ſtrebſt Du noch? Willſt Du das Große und Göttliche außer Dir nur deswegen bekritteln, weil es allein ſteht? Willſt Du, dem in ſeiner Leere jede Wiſſenſchaft der höchſte Zweck ohne Zweck iſt, das Genie bekritteln, das ſie auf ſeinem Wege nur als Mittel, als Werkzeug ergreift, wie der Mahler die todte Farbe, um ihr Leben zu geben? — O du Wahnſinniger! Nicht um die Natur in andern zu tadeln nach Schulgeſetzen: um Deine Kräfte kennen zu lernen und ſie zu heben, groß und prächtig ins Herz der Gottheit hinein, wardſt Du geſchaffen: ſo lehrt das Genie wohl Dich, Deiner Lehren aber bedarf es nicht.

Ramler, ſagt man, war ein ſolcher Präzeptor; Voltäre, ſo ſcheint es mir, bloß Witzling der Mode, ohne poetiſches Talent; beide würden wir in ihrem Tadel eher zum Gegenſtande der Satyre, als dem der gründlichen Kritik wählen, wäre der Einfluß des letzteren auf den Geſchmack eines großen Theiles der Welt nicht zu bedeutend, als daß er nicht gründlich beſtritten werden müßte; auch halten wir es eben ſo ſehr für Pflicht, den Witzling, der ſich zum Herrſcher des Genie's aufwerfen will, auf ſein Nichts zurückzuführen, als dem jungen Schriftſteller ſelbſt jene Beſcheidenheit anzuempfehlen, die er als Neuling von ſeinem Kritiker unbedingt zu verlangen das Recht hat.

Voltäre pflegte gern jeden Gedanken zu Gelde zu machen; unter den mehr als hundert Bänden, die er ſchrieb — von denen jedoch heut zu Tage in Deutſchland nur wenige die zweite Auflage erleben dürften — beſtätigt nichts ſo ſehr dieſe Meinung, als was er von Shakspear ſagt. Es iſt kaum anzuhören, mit welcher Unbeſcheidenheit er dieſe Sünde begehen und doch ſo lange leben konnte; die größte Bitterkeit gegen ihn kann verziehen werden, wenn man bedenkt, wie ſeine Einfälle über den Künſtler einſt ſo ſehr Mode waren, daß, hätte man vergeſſen: Shakſpear lebte zweihundert Jahre früher, als Voltäre, — man dieſen für ſeinen Lehrer gehalten haben würde.

So weit konnte es das Anſehen der Frechheit über das des wirklich beſcheidenen Talents bringen! Doch Voltären möge das ſchiedsrichterliche Anſehen entſchuldigen, das man einſt ſeiner Nation einräumte, obgleich dieſe bis jetzt, wie Schlegel bemerkt — außer Büffon und Rouſſeau keinen Dichter aufzuweiſen hat; vielmehr, nachdem ſie den letztern dieſer bedeutenden Männer zu dem höchſten Werke der Poeſie in ihrer Staatsveränderung vorbereitet hatte, nicht nur zu ſchwach war, ſich zu erhalten, ſondern ſogar ſo ſehr zur niedrigſten Proſa herabzuſinken vermochte, daß jene augenblickliche Krafterſcheinung jetzt nur noch dient, die ganze Poeſie des ſeltenen Mannes lächerlich zu machen *); Voltäre — ſagte ich — iſt zu entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß eine ſolche Nation, die es einſt wagte, einer halben Welt Geſetze der Kunſt vorzuſchreiben, ihn lange als einen Dichter verehrte.

Ob dies wirklich geſchah, wird wohl niemand fragen, der nur einigermaßen den Einfluß eines ihrer Zöglinge erwog, deſſen poetiſche Werke heute noch geleſen werden, obgleich er durch die Natur eben ſo wenig, als durch ſeine königliche Ge-

---

*) Unſtreitig hat Rouſſeau durch ſein Contract Social keinen geringen Antheil an der franzöſiſchen Revolution gehabt. d. V.

burt, zum Dichter beſtimmt war. Wer — ſo ſagt Friedrich *) — wird wohl heute noch einen Augenblick zweifeln, daß die Henriade der Iliade vorzuziehen ſey? Jedoch, Eiſen und Steine — ſo möchte ich ihm antworten — müſſen durch Amboſſe verarbeitet werden, die Leier des griechiſchen Orpheus rührte ſie einſt nur in der Phantaſie des Dichters **).

Hier iſt Cäſar von Shakspear, und hier deſſen Tod von Voltäre. Der erſtere iſt die getreueſte Darſtellung römiſcher Charaktere, ein ächtes Kunſtwerk; der letztere ein Gewühl raſender Franzoſen, unter denen man unaufhörlich die Stimme des Verfaſſers: „ich habe Shakspear verbeſſert,“ zu hören wähnt. Man halte jedoch die von ihm geänderten Stellen, ſo wie die von ihm erſetzten, mit dem Original zuſammen, und man wird eingeſtehen, daß er nichts that, als die ſchönſten ihres Schmuckes berauben; nichts mehr, als geraubtes Gold durch ſchweres Blei zu erſetzen.

Was Voltäre von ſich ſagt: „ich ſpreche am beſten Franzöſiſch, wenn ich zornig bin“ ***), iſt eben ſo wahr, als ganz Voltäriſch geſagt. Alle ſeine Charaktere kommen durch ihre Steigerung am Ende ſo ſehr ins Feuer, daß man, ohne Rückſicht auf die Wildheit ihres Temperaments zu nehmen, unmöglich die Unanſtändigkeit ihrer Ausdrücke würde verzeihen können. So höchſt übertrieben daher ihm auch immer der phantaſtiſche Stoff in den Werken der Engländer und Italäner vorkommen mag; wir finden jedoch nur ihn ſelbſt dieſes Verbrechens ſchuldig, und dafür um ſo verdammungswerther, als ihm gänzlich die Phantaſie und das poetiſche Talent der Getadelten fehlt. Folgende Vergleichungen mögen unſern Ausſpruch rechtfertigen.

---

*) In den frühern Werken des Philoſophen von Sansſouci.

**) In den von Eſchenburg angeführten Kritiken über Shakspear findet man einen Franzoſen, der wenigſtens mehr Gefühl zu haben ſcheint, als Voltäre; die Kritik der Mrs. Montegu aber iſt uns gänzlich unbekannt.

***) Dies ſoll ganz wörtlich ſeine Aeußerung geweſen ſeyn.

Brutus: Die reinſte Liebe, die mächtigſte Beſonnenheit —; höchſt rechtlich iſt dieſer Charakter im Shakſpear; das letzte zwar, aber auch entfeſſelt in wilder Leidenſchaft, iſt der des Franzoſen, eine höchſt ſchwächliche Natur, die ſich, um Cäſar'n zu morden, gleichſam betäuben muß, ganz wie ihn Voltäre nur wünſchen kann — denn Voltäre ſpricht, wie ich Euch eben ſagte, gerne ſchön Franzöſiſch — im Zorne gemacht.

J'en doute —

ſo kündigt ihn uns Antonius gleich anfangs an —

je connais sa fermeté farouche:
La secte dont-il est n'admet rien qui la touche,
Cette secte intraitable, et qui fait vanité
D'endurcir les esprits contre l'humanité
Qui dompte et foule aux pieds la nature irritée,
Parle seule à Brutus et seule est écoutée.

Weiter unten ſagt Brutus ſelbſt:

Dans une heure au Senat le tyran doit se rendre
Là je le punirai, là je le veux surprendre,
Là je veux, que ce fer, enfoncé dans son sein,
Venge Caton, Pompée et le peuple romain.

Wie ganz anders erſcheint dagegen der Römer im Shakspear, z. B. in dieſer Rede der Portia, ſeiner Gattin:

Unfreundlich ſtahlt Ihr, Brutus,
Von meinem Bett Euch; und beim Nachtmahl geſtern
Erhobt ihr plötzlich Euch, und gingt umher
Sinnend und ſeufzend mit verſchränkten Armen;
Und wenn ich Euch befragte, was es ſey;
So ſtarrtet ihr mich an mit finſtern Blicken;
Ich drang in Euch, da riebt ihr Euch die Stirn,
Und ſtampftet ungeduldig mit dem Fuß;
Doch hielt' ich an, doch gabt ihr keine Rede,
Und winktet mit der Hand unwillig weg,
Damit ich Euch verließ.

Ferner halte man folgende Stelle mit jener zweiten des Franzoſen zuſammen:

Zu blut'ge Weiſe —

ſagt Brutus —

Cajus Caſſius, wär's,
Das Haupt abſchlagen und zerhau'n die Glieder,
Wie Grimm beim Tod, und Tücke hinterher;
Antonius iſt ja nur ein Glied des Cäſars;
Laßt Opferer uns ſeyn, nicht Schlächter, Cajus.
Wir alle ſtehen gegen Cäſars Geiſt,
Und in dem Geiſt des Menſchen iſt kein Blut.
O könnten Wir dann Cäſars Geiſt erreichen,
Und Cäſarn nicht zerſtücken! Aber ach!
Cäſar muß für ihn bluten. Edle Freunde,
Laßt kühnlich uns ihn tödten, doch nicht zornig;
Zerlegen laßt uns ihn, ein Mahl für Götter,

Nicht ihn zerhauen, wie ein Aas für Hunde.
Laßt unſre Herzen, ſchlauen Herren gleich,
Zu raſcher That aufwiegeln ihre Diener,
Und dann zum Scheine ſchmählen, dadurch wird
Nothwendig unſer Werk, und nicht gehäſſig;
Und wenn es ſo dem Aug' des Volks erſcheint,
Wird man uns Reiniger, nicht Mörder nennen;
Was Mark Anton betrifft, denkt nicht an ihn,
Denn er vermag nicht mehr, als Cäſars Arm,
Wenn Cäſars Haupt erſt fiel.

Nicht minder als Shakſpear's Brutus, iſt ſein Cäſar, eine große, herrliche Natur der Liebe, ich möchte faſt ſagen: nur herrſchſüchtig im Ueberfluß geiſtiger Kräfte — denn nicht ohne Grund macht uns der Künſtler auf alle phyſiſchen Schwächen dieſes Helden aufmerkſam; nicht ein bloßes Ohngefähr ſtellte ſie ſo bewundernswürdig zuſammen, daß das Einzelne, ſo wie das Ganze, dadurch mit jedem Fortſchreiten mehr und immer mehr intereſſiren, und endlich alle Erwartung in der völligen Vollendung befriedigen muß; wahrlich, nicht ein Ohngefähr ſchuf dieſen Cäſar zu jenem Brutus.

Auch Voltäre, nicht minder als Shakſpear, bildete dieſe beiden Charaktere für einander, nur mit dem Unterſchiede, daß Shakſpear Römer gab, wie er ſollte; Voltäre aber nur Franzoſen; übrigens iſt der Cäſar des letztern zum Unterſchiede von ſeinem Brutus auch noch eitel, gleich einem Schulknaben, die getreueſte Kopie moderner Feldherren, und, um Voltäriſch zu ſprechen, die gemeinſte Natur ohne Hoſen *).

---

*) Dies bezieht ſich auf ein Bonmot Voltäre's über Shak-

Auch nicht einmal ſeiner Leidenſchaften Herr iſt der Herrſcher der Welt; er raſt ſich herunter, gleich einem Uhrwerke; wenn es abgelaufen iſt, zieht man's wieder auf; wir aber wünſchten wohl, daß ſich nie wieder ein Verleger finden möchte, der ihn zu dieſem Behufe noch ferner aufzöge! Denn wahrlich man kann nicht begreifen, warum uns der Tod dieſes ſehr unintereſſanten Menſchen rühren ſoll? — Man zeige uns in dem ganzen Werke des Franzoſen eine einzige Stelle, die der folgenden aus Shakspear gleich käme; eine einzige, die, wie ſie, uns aufforderte, dem großen Manne ein beſſeres Schickſal zu wünſchen; eine einzige, durch die der Gedanke Shakspear's — von Darſtellung iſt gar nicht die Rede — der Gedanke: der Geiſt meines Cäſars ſoll die Hinfälligkeit ſeines Körpers zum bildlichen Attribut eines Gottes erheben, wenigſtens verkündigt würde, wie in dieſer:

Der Feige ſtirbt ſchon vielmal, eh' er ſtirbt,
Die Tapfern koſten einmal nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß ſich Menſchen fürchten,
Da ſie doch ſehn, der Tod, das Schickſal aller,
Kommt, wenn er kommen ſoll.

Oder in dieſer:

Gar wohl weiß die Gefahr,
Cäſar ſey noch gefährlicher, als ſie;
Wir ſind zwei Leu'n, an einem Tag geworfen,

Und

---

peare'n: mon cul est aussi dans la nature, mais je porte des culottes.

Und ich der ältere und der ſchrecklichſte;
Und Cäſar wird doch ausgehn.

Der große Menſch, zu feſt und ſicher im Gefühl edler Menſchlichkeit, giebt gern der Bitte ſeines Weibes, nicht auf das Capitol zu gehen, Gehör; jedoch auch zu poetiſch, um auf die Schmähungen des proſaiſchen Pöbels zu achten, ſpricht er, als Calpurnia ihn mit Krankheit bei dem Senat entſchuldigen ließ:

Hilft Cäſar ſich mit Lügen?
Streckt' ich ſo weit erobernd meinen Arm,
Graubärten ſcheu die Wahrheit zu verkleiden?
Geht Decius! ſagt nur: Cäſar will nicht kommen.

Erſt nachdem er war erinnert worden, daß ihm das Volk die Krone verweigern könnte, wenn er ausbliebe, und er die Gattin überwunden ſah durch die Gründe des Decius, ſpricht er lächelnd:

Wie thöricht ſcheint nun eure Angſt, Calpurnia!
Ich ſchäme mich, daß ich ihr nachgegeben;
Reicht mein Gewand mir her, denn ich will gehn.

So ſpricht der Mann der Liebe an dem Herzen ſeines Weibes; ganz anders dagegen im Gefühl ſeiner Kraft auf dem Capitol zu Cimbern:

Dein Bruder iſt verbannt durch einen Spruch,
Wenn Du für ihn Dich bückſt, und flehſt und ſchmeichelſt,
So ſtoß' ich Dich wie einen Hund hinweg,
Wiſſ', Cäſar thut kein Unrecht; ohne Gründe
Befriedigt man ihn nicht.

Ferner, weiter unten:

Ich ließe wohl mich rühren, glich ich Euch;
Mich rührten Bitten, bät' ich, um zu rühren.
Doch ich bin ſtandhaft, wie des Nordens Stern,
Des unverrückte, ewig ſtete Art
Nicht ihres Gleichen hat am Firmament.

Erſcheint Euch Shakſpear's Cäſar in ſeiner Kraft anmuthig, gleich einem italiäniſchen Gemählde des berühmteſten Künſtlers, ſo werdet ihr im Voltäriſchen den Vergleich mit einer niederländiſchen Bauernprügelei wohl nicht minder gerecht finden, wenn man den franzöſiſchen Cäſar, nachdem er die Krone bittweiſe verlangt hatte, von den Verſen:

Ainsi vous voulez donc dans vos témérités
Tenter ma patience et lasser mes bontés?

bis zu dem:

Si vous n'avés su vaincre apprenés à servir.

ſprechen gehört hat.

Was, in aller Welt, ſoll mir nun wohl in der angeführten Stelle, die alle übrigen vertritt, mehr gefallen, die Frechheit Cäſars, oder ſeine Herrſchſucht? Shakſpear, um das Werk der Liebe nicht zu entſtellen, bedeckt dies Laſter mit jungfräulicher Schaam; er behandelt es, wie eine Schwäche, deren ſich die Menſchen ſchämen, indem ſie ſie begehen müſſen; er übergeht ſie gleichſam, wie die Geſetze des Alterthums den Vatermord, mit Stillſchweigen. Caſka nur — nur dieſen, man bemerke wohl, — um nicht zu oratoriſch wider dieſes Laſter zu werden — nur den einſylbigen Caſka läßt er von ſeiner Krönung, und zwar in einem ganz ſonderbaren Tone, ſprechen. Voltäre ſcheint dies zu ahnden, jedoch, um die rauhe Seite in dem Charakter ſeines Cäſars zu mildern, verfällt er in einen weit größern Fehler, in den des Widerſpruchs. Es ſey denn, daß dem franzöſiſchen Cäſar, wie ſeinem Schöpfer, nichts Größeres obliege, als ſchön Franzöſiſch zu ſprechen.

Zu Anfang des erſten Aktes ſagt er zu Mark Anton:

Je veux me faire aimer de Rome et de mon fils.

Ein andermal:

Va, ce n'est qu'aux combats que je veux qu'on me craigne.

Und derſelbe Cäſar, bei dem dieſe Züge jedoch nur leicht hindurchſchimmern, tritt die heiligſten Rechte ſeiner Mitbürger mit einer Frechheit zu Boden, die man bis jetzt nur einem Attila verzieh; in die ungezügelteſte Wuth bricht er aus, als Brutus den Königstitel mit ihm zu theilen verächtlich ausſchlug *).

Endlich, um nicht immer zu tadeln, müſſen wir geſtehen, daß uns Voltäre, nachdem er uns ſtundenlang mit dem Getöſe ſeines Zorns gequält hatte, auch einmal gefällt, obgleich nicht ſowohl ſeiner Kunſt, als der Reue wegen, über die Sünde ſeines Trauerſpiels; ſein Cäſar ruft aus — und was ſeine Helden ausrufen, ruft Voltäre im ähnlichen Falle gewiß nicht beſſer aus, als ſie — Voltäre und ſein Cäſar alſo rufen aus:

---

*) Man leſe von dem Verſe: Ah barbare ennemi, tigre que je caresse, bis zu dem: Je deviendrai barbare et toi seule en es cause.

O Rome, o rigueur héroique,
Que ne puis-je à ce point aimer ma république.

Du arme Republik, ja wohl hat ſich Voltäre ſchwer an dir verſündigt; aber vergieb ihm, damit durch deine Güte das Werk ſeines Zornes, ein Werk der Liebe werde!

Nichts ſchildert mir mehr den enthuſiaſtiſchen Franzoſen, nichts ſcheint mir in dem Charakter eines römiſchen Brutus proſaiſcher zu ſeyn, als folgende Stelle:

Br. Jurés-donc avec moi, jurés sur cette épée
Par le sang de Caton, par celui de Pompée,
Par les manes sacrés de tous ces vrais romains,
Qui dans les champs d'Afrique ont fini leurs destins.
Jurés par tous les dieux vengeurs de la patrie,
Que César sous vos coups va terminer la vie. — —

(Man leſe bis zu dem Verſe:

Allons, préparons-nous, c'est trop nous arrêter.)

Bei dieſem Eide knüpft Voltäre den Knoten ſeines Stückes an, und er hat — wie es mir ſcheint — nicht ganz Unrecht; denn wer möchte wohl von hier aus nicht ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Entwickelung ſpannen, da es bis jetzt noch immer zweifelhaft war, ob ein Franzoſe — außer jenen großen Männern der Nation, zu denen Voltäre wohl nicht gehören kann — ein Werk vollendete, das er beſchwor; Shakſpear dagegen, der immer hielt, was er verſprach, ſcheint ſich in der Seele ſeines Brutus dieſes Eides zu ſchämen.

„Nein, keinen Eid — ſagt der Römer — wenn nicht der Menſchen Antlitz
Das innere Seelenleid, der Zeit Verfall —
Sind dieſe Gründe ſchwach, ſo brecht nur auf,
Und jeder fort zu ſeinem trägen Bett."

Bei dem franzöſiſchen Brutus mußten, als man ihn die Bande der Natur gewaltſam zu zerreiſſen, wider Vater und Sohn ſchwören ließ, die gemeinſten Kunſtgriffe angewandt werden. Dieſer liebt Cäſarn; beide Charaktere ſtimmen in einem hohen Klang zuſammen, bilden die ſchönſte Mannigfaltigkeit in Harmonie; ja auch der Tod — wie es keine Liebe giebt ohne Zwiſtigkeiten — iſt bei dieſen groſen Seelen nur Liebe. Das ganze Werk zwiſchen Brutus und Cäſar ſteht feſt, kann weder erhöhet noch erniedrigt, das Band der Liebe im Shakſpear durch den Tod nicht entrückt werden, es iſt ein göttliches Werk *).

Voltäre mochte auch hier etwas ähnliches ahnden, als er ſeinen Cäſar von Brutus ſagen ließ:

Il a d'autres vertus, son superbe courage
Flatte en secret le mien même alors qu'il l'outrage.

Und weiter unten:

S'il est fils de César, il doit hair un maitre;
J'ai pensé comme lui dès mes plus jeunes ans,

---

*) „Ich kenne nur eine Tragödie," ſagt Leſſing in ſeiner Hamburgiſchen Dramaturgie, „an der die Liebe arbeiten half, das iſt Romeo und Julie von Shakſpear." Ich möchte dies nicht minder von Cäſar geſagt haben.

J'ai détesté Sylla, j'ai haï les tyrans,
J'eusse été citoyen, si l'orgueilleux Pompée
N'eut voulu m'opprimer sous sa gloire usurpée;
Né fier, ambitieux, mais né pour les vertus,
Si je n'étois César, j'aurois été Brutus.

Ahnden möchte er wohl — ſagte ich — etwas von jener hohen Harmonie, als er dies ſchrieb; aber ſie mit der Zartheit des Engländers erklingen und leben zu laſſen, das ganze Werk hindurch, das — freilich durfte man nicht verlangen von dem Ungeſtüm des Franzoſen, bei dem alles ſtark und grell die Sinne zerreiſſen muß, ehe es an die Seele des gemeinen Menſchen dringt, der für Voltären empfänglich ſeyn mag. Wahrlich, er hätte den Knoten ſeines Werkes nicht beſſer wählen können, um zu erſchüttern, ohne phantaſtiſch zu ſeyn. Leſt Shakspearn, ich bitte euch, um zu ſehen wie klein der nüchterne Franzoſe vor dem geiſtreichen Künſtler ſtehe.

Nie hört ihr dieſen im Zorne, nie mehr in einem ſeiner Charaktere wie in dem andern ſprechen; er ſchuf ſie alle, iſt über alle erhaben und nur zu ahnden in ſeinem Werke, wie der Schöpfer der Welt in der Natur; ſchön iſt bei ihm alles und phantaſtiſch, dort gemein und übertrieben.

Im erſten Akt führt uns Shakspear die Charaktere und Begebenheiten vor, die uns vor der Haupthandlung bekannt ſeyn müſſen; das thut auch Voltäre. Aber welche Mannigfaltigkeit, welche Zartheit in der Behandlung bei jenem! welche Monotonie, welche Kraftloſigkeit bei dieſem! Ich möchte faſt ſagen: Voltäre ſtehe neben Shakspear; wie der entnervte wollüſtige Franzoſe, der dem Weine zwar einiges Feuer im Blute, aber auch eben ſo die Abſpannung ſeiner Nerven verdankt, neben der kräftigen unverdorbenen Unſchuld der Natur.

Gleich in der erſten von Voltäre ſo ſehr getadelten Scene, läßt Shakspear die beiden Tribunen Marullus und Flavius neben einigen Bürgern auftreten. Voltäre hält den Witz dieſer Handwerksleute für abgeſchmackt. Allerdings würde er dies an einem andern Orte auch ſeyn und man ſeines Voltäres bedürfen, um zu erfahren, daß nur Handwerker ſo ſprechen; wohl aber eines Shakspears, um die Laune dieſer Menſchenklaſſe ſo darzuſtellen. Es ſind drollige ſpaßhafte Menſchen, an denen man ſogleich das wetterwendiſche Volk erkennt, das zehnmal in einem Athem mit Ja und Nein wechſelt, und in der Folge eben ſo geſchwind bald für Brutus, bald für den Antonius ſtimmen wird. Shakspear verſtand Helden und große Männer reden zu laſſen, eine Kunſt, die Voltäre von ihm hätte lernen ſollen; hier bedurfte er Handwerker, und ſie werden nicht minder gefallen, als ſeine Helden. Voltäre vergaß bei ſeiner Kritik über Shakspearen, daß nicht jede Anſtändigkeit in jeder Natur dieſelbe bleibt, daß es eine Natur giebt, die durch mehr Anſtändigkeit ſogar lächerlich werden kann, ohne jedoch im geringſten an Zierlichkeit zu gewinnen; er ſcheint gar nie geahndet zu haben, daß gewiſſe Dinge durch die höchſte Eleganz nur matt und am wenigſten das werden, was ſie ſeyn ſollten. Je mehr man die Schönheiten Shakspears nachempfindet, je lächerlicher erſcheint der elegant redende Hofmann, der, fern von dem großen Talent jede Natur zu durchleben, wie Shakſpear, überall nichts als Ausdruck und Anſtand zu prüfen weiß.

So unbedeutend jene Scene auch an ſich ſcheinen mag, für ſo durchaus erforderlich halten wir ſie in der Kompoſition des Ganzen; gerade dieſer Scherz ungebildeter Menſchen war ſo und nicht anders für dieſe Charaktere nöthig, ſo und nicht anders waren es dieſe für das Ganze. Man halte nur einmal dieſe kindiſch kindlichen Menſchen, für die eigentlich alles geſchieht, das ganze Stück hindurch im Geiſte feſt, und man wird eingeſtehn, daß der Gedanke an das unabſehbare Unglück eines armen unmündigen Volkes, das zwar ſchwach, aber auch gutmüthig genug iſt, um auf ein beſſeres Schickſal Anſpruch machen zu dürfen, in uns nur erweckt werden ſollte, um den Schmerz bei allen Erſcheinungen auf die rührendſte Weiſe zu erhöhen, der ganzen Kompoſition einen höchſt tragiſchen Schmelz zu geben. Um keinen Preis möchte ich dieſe fröhlichen, unbefangenen Shakſpeariſchen Menſchen für die weiter unten erſcheinenden Römer im Voltäre vertauſchen, die nur ihrer Schwäche wegen zu verachten, nicht wie jene, zu lieben und zu bedauern ſind.

Nach dieſer Scene erſcheint Cäſar mit einem großen Gefolge. In ſeiner Bitte an den Antonius giebt er ſeine Neigung zu erkennen: ſein Freund ſolle — begehrt er — die Calpurnia im Wettlauf berühren, um ſie des Fluches der Unfruchtbarkeit zu entladen. Cäſar war ganz Geiſt, ſchwächlich nur die Natur des Menſchen in ihm. Darum deutet es dem Cäſar nicht übel, daß er abergläubiſch die unmittelbare Einwirkung höherer Mächte auf ſich glaubte; groß mußte bei ihm das Gefühl des Geiſtes wie das Hinderniß der körperlichen Hinfälligkeit ſeyn, damit er noch größer als Sieger über ſich erſchiene; nur ein ſolcher Geiſt, deſſen ganzes Streben, unabhängig vom ſklaviſchen Körper ſich in ſich ſelbſt vollendete, durfte einſt wieder erſcheinen, um einen engelreinen Brutus ſich nachzurufen.

Aus der Menge ruft der Wahrſager ſein monotones: Nimm vor des Märzen Idus dich in Acht! Cäſar frägt: Wer iſt der Mann? und man bemerke wohl, wer darauf antwortet: es iſt Brutus, der zwar in dieſem Werke noch nicht handelnd erſchien, doch bei dem Namen Cäſars ſich dem gemeinſten Pöbel aufdrängt, wie der Name Chriſti bei dem ſeines göttlichen Vaters: es iſt — ſo antwortete er auf jene Frage — ein Wahrſager, er warnt euch vor des Märzen Idus. Der Wahrſager tritt hervor und ſpricht — warum denn mit derſelben Einſilbigkeit? mich dünkt: um durch dieſe Naivetät den feierlichen Ernſt des Träumers, wie ihn Cäſar nennt, fürchterlicher zu machen — abermals nichts mehr und minder, als: Nimm vor des Märzen Idus dich in Acht.

(Der Beſchluß folgt.)

v. Löwenſtern.

IV.

Stradella und Philipp Bertrand.

Zwei kleine Erzählungen.

1.

Stradella.

Eine junge venezianiſche Dame, ſchön und lieblich, wie eine Charitin; jugendlich heiter, wie die Sonne nach ihrer Geburtsſtunde; feurig, ſchwärmeriſch-empfindend, wie Sappho, — war mit dem Sohn eines Senators, den ſie weder haßte, noch liebte, verſprochen. Der Zufall fügte es, daß ſie Stradella hörte. Töne entzückender Harmonie entſtrömten ſeiner Geige. Welche bewundernswürdige Feſtigkeit, welche Reinheit und Leichtigkeit des Striches! — Der Zauber ſeiner Muſik entwand ihrer Bruſt das Herz, ſie fühlte ſich hingeriſſen, und geſtand Euterpe'ns Günſtling ihre — Liebe. In Stradella's Adern glühten die Flammen des ſüdlichen Himmels. Wie hätte er grauſam ſeyn können? Er erwiederte ihre Liebe, es bedarf nur einiger Worte, — denn die Sprache der Verliebten iſt lakoniſch, — noch in derſelben Nacht entfliehen ſie nach Rom.

Man denke ſich die Beſtürzung, die Wuth des eiferſüchtigen Venezianers. Er ſetzt den Flüchtlingen nach; Rache iſt ſein einziger Gedanke. Schon umſchließt ihn die ſtolze Roma. Ein Andächtler, geht er in die nächſte Kirche, um Gott und den Heiligen für ſeine glückliche Ankunft zu danken. Zufälligerweiſe wird hier eine große Muſik aufgeführt. Eben feſſelt ein Violiniſt durch ſein Zauberſpiel aller Ohren, aller Lippen. Jedermann iſt begeiſtert und von Bewunderung ergriffen. Der Sohn des Senators lauſcht, jeder Nerv an ihm wird zum Gehör, der Grimm der Eiferſucht verſchwindet. Kaum iſt das Konzert geendigt, ſo durchſchneidet er das Menſchenmeer, ſtürzt ganz außer ſich auf das Orcheſter, umarmt im Taumel der Freude den Künſtler, und ruft: „Bravo! Braviſſimo!“ — Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er in ihm ſeinen Nebenbuhler erkannte. Unbeweglich ſteht er da vor Ueberraſchung, ſein Zorn will erwachen; allein ſein Kunſtenthuſiasmus ſiegt. „Freund! ruft er ihm in Extaſe zu, ich verzeihe Dir. Ich ſehe wohl, daß Du geſchaffen biſt, aller Herzen zu bezaubern!“

2.

Philipp Bertrand.

Bertrand war ein Kaufmann in Bordeaux, der einen zwar kleinen, aber doch ſoliden Handel trieb. Die franzöſiſche Staatsumwälzung, die ganz Frankreich bis in ſein Innerſtes erſchütterte, brachte auch in der Handlung die größten Unordnungen hervor. Schiſſe wurden gekapert, kaufmänniſche Plane in ihrer ſchönſten Blüthe zerſtört, der Geldmangel nahm überhand, das öffentliche Zutrauen verſchwand, zahlreiche Bankerutte unter Großen und Kleinen waren die unausbleibliche Folge. Auch Bertrand, ein zärtlicher Vater, ein braver Bürger, hatte dies Schickſal.

In der Zeit von wenigen Tagen ſah er ſich blutarm, ſeine Gläubiger drangen auf Bezahlung, ſeine Gönner und Freunde verließen ihn, niemand wollte für ihn gut ſagen, niemand ihn unterſtützen. Man bediente ſich des ſtrengen Rechts, ließ ihn beim Kopfe nehmen und in den Schuldthurm ſetzen.

Da ſaß er nun und weinte,
Und alles, alles einte
Zu ſeinem Unglück ſich;
Da ſeufzte er und klagte,
Vom Abend bis es tagte,
Den Mauern bitterlich.
Die Gattin ſelbſt, die Holde,
Verſchied vor Gram, er wollte
Vor herbem Schmerz vergehn;
Allein ein Pfand der Liebe,
Ein Sohn voll edler Triebe,
Ließ ihn noch männlich ſtehn.

Dieſer Sohn hieß Philipp, ein Jüngling, begabt mit Geiſt und Herz. Man kann leicht denken, wie traurig ſeine gegenwärtige Lage ſeyn mußte, denn er liebte und verehrte ſeinen Vater aufs innigſte. Er hatte weder Ruhe noch Raſt, ſo lange er den, der ihm Alles war, im Gefängniſſe wußte. Tag und Nacht ſchlug er ſich mit Gedanken und Entwürfen herum, um ein Mittel zu ſeiner Rettung ausfündig zu machen. Das Glück begünſtigte ſeine Wünſche.

Der Sohn eines ſehr reichen Nachbars ſollte konſkribirt und nach der Armee geſchickt werden. Vater und Mutter befanden ſich in der peinlichſten Noth. Sie fürchteten das eiſerne Zepter der Regierung, und wagten es nicht, ſich ihren Maaßregeln zu widerſetzen. Sie erklärten ſich bereitwillig, jedes, auch das koſtbarſte Opfer darzubringen, um nur den Liebling ihres Herzens bei ſich zu behalten. Dies erfuhr Philipp. Freudig eilte er hin und erbot ſich, ſtatt ſeiner unter die Fahnen zu treten, wenn man ihm ſeine Forderung gewähren wolle. Er that ſie. Man erſtaunte über ihre Größe. „Es iſt das Löſegeld für meinen Vater!“ ſprach Philipp, und eine große Zähre ſpiegelte ſich in ſeinem Auge. Citoyen Tardy, ſeine Gemahlin und ſein Sohn, Menſchen von der trefflichſten Denkungsart, fühlten ſich tief gerührt, und billigten alles. Tardy verſprach noch obendrein, ſich ſeines Vaters auf das thätigſte anzunehmen. Die Summe wurde ausbezahlt. Geſpornt durch liebevolle Ungeduld, ſtürzte Philipp nach dem Kerker hin, und kündigte ſeinem Vater die Freiheit an. Welch eine Szene der Wonne und des Entzückens! —

Philipp wurde als Gemeiner bei einem Regiment reitender Jäger angeſtellt. Seine Schönheit, ſeine Pünktlichkeit, ſein offener Kopf, ſein raſtloſer Eifer im Dienſte, ſeine ausgezeichnete Tapferkeit erregte die Aufmerkſamkeit des Oberbefehlshabers. Er wurde hervorgezogen, und bekleidet gegenwärtig die ehrenvolle Stelle eines Majors. Sein Vater fand in dem alten Tardy einen großmüthigen Wohlthäter. Durch ſeine uneigennützigen Vorſchüſſe wurde er in den Stand geſetzt, von neuem eine kleine Bude anzulegen; Fleiß, Sparſamkeit und Dienſtfertigkeit ſind ihm behülflich geweſen, ein bequemes und ſorgenfreies Daſeyn zu erringen.

Kaſſel.

P. F. Brede.

V.

Ueber die Wirkungen des Galvanismus auf Taubſtumme.

Ein
Brief des Herrn Direktor Pfingſten
an
die Galvaniſche Geſellſchaft in Paris *).

P. M.

Kiel, den 16ten Januar 1803.

Für die Ehre, welche die Société galvanique mir durch die Aufnahme als korreſpondirendes Mitglied erwieſen, danke ich verbindlichſt, und werde mich wo möglich beſtreben, dieſe Ehre durch Mittheilung meiner Beobachtungen, ferner zu verdienen.

---

*) Man hat dem Galvanismus ein ſehr unwahres Lob gemacht, wenn man behauptete, daß er Taube und Harthörige, Blinde und Blödſinnige heile. Bei den Entzündungen des innern Ohres ſtiftet er eben ſo viel Schaden, als wenn man heiſſe Tropfen hinein gießt. Die ſtockende Lymphe, welche ſich immer mehr anhäuft und die Gefäße immer mehr ausdehnet, macht ſich endlich Luft, und bringt einen Zuſtand hervor, dem man den Nahmen der Eiterung giebt. Gewöhnlich nimmt dieſe Eiterun-

Da ich nicht gewiß weiß, ob meine Schrift, die ich vor einigen Monaten herausgab, der Société bekannt worden iſt; ſo führe ich hier noch den Titel davon an: **Vieljährige Beobachtungen und Erfahrungen über die Gehörfehler der Taubſtummen, als Winke beim Galvaniſiren u. ſ. w.** Dieſe Schrift enthält manches

Neue,

ſammlung ihren Ausweg durch den Gehörkanal; ein Theil davon fließt auch wohl in die Euſtachiſche Röhre, oder ſenkt ſich in den Warzenfortſatz; und der Kranke — welcher geheilt worden wäre, wenn man ſeinen Zuſtand wie ein Entzündungsfieber behandelt hätte — wird durch die Anwendung des Galvanismus völlig taub. Derjenige, deſſen Augen nach einer ſchweren Krankheit ſo ſchwach wurden, daß dieſe Schwäche entweder an Blindheit gränzt oder wenigſtens die gegründete Beſorgniß einer völligen Blindheit hervorbringt, wird das Uebel durch den Galvanismus vermehren, da er es hingegen bloß durch eine vollkommene Schonung der Augen vermindern und ganz heben kann, wenn er ſeiner Augen ſo lange ſchont, bis der Körper wieder genug Kräfte beſitzt, um eine Anſtrengung im Ganzen, oder in einzelnen Organen zu leiden.

Augenſcheinlich hat der Galvanismus auch gegen die Taubheit wenig Nutzen. In anderer Rückſicht ſpreche ich ihm die Eigenſchaften nicht ab, die im Guten und Böſen ihm eigen bleiben. Wollen Sie, ſo können Sie es in der Eunomia bekannt machen, was Herr Pfingſten an die galvaniſche Societät nach Paris ſchrieb. Er hat es meinem Gutdünken überlaſſen, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen, und mir zugleich gemeldet, „daß bei „den vierzehn Zöglingen im Leipziger Inſtitute das Galvaniſiren „eben ſo fruchtlos geweſen iſt, als bei den meinigen.“

Berlin, den 2ten Auguſt 1803.

Ernſt Adolf Eſchke.

Neue, und iſt bei dem Buchhändler Hoffmann in Hamburg in Commiſſion, auch wird ſie ſchon in Leipzig zu haben ſeyn. Seitdem arbeite ich noch an einer andern, wovon ich hier etwas mittheile.

Da ich Urſach hatte zu glauben: daß einige Taubſtumme öfter noch etwas hören können, aber es nicht anzugeben verſtehen, weil ſie keine richtige Vorſtellung vom Gehör haben; oder daß ſie ihr Hören auch zu verſtehen geben, man aber nur nicht ihre Zeichen verſteht, wodurch ſie dies ausdrücken: ſo bin ich auf den Gedanken gekommen, daß dieſe Gehörfähigkeit den Taubſtummen eben ſo wie einem alten Krieger der Kanonendonner zur unbewußten Gewohnheit geworden ſey.

Nimmt man nun einen ſolchen Taubſtummen in die galvaniſche Cur, ſo iſt es nicht anders, man hält ihn für ſtocktaub. Die gewöhnliche Art des Verfahrens hiebei iſt nun folgende: nach jedesmaligem Galvaniſiren ſtellt man hinter dem Taubſtummen Proben über die Erfolge an; man bringt Schalle oder Töne hervor, und fragt ihn nun durch Zeichen: ob er etwas gehört habe. Anfangs wird er zu erkennen geben: er bemerke nichts; allein die tägliche Wiederholung dieſer Proben und vorgelegten Fragen, machen ihn bald aufmerkſam, und er giebt dann zu verſtehen: er höre etwas. Kaum aber iſt dies geſchehen, ſo iſt man gar zu geneigt, dieſes ſogenannte Hören oder vielmehr Bemerken, blos der Wirkung des Galvaniſirens beizumeſſen. Jedoch hier iſt es eben, wo auch der ſorgſamſte Beobachter getäuſcht werden kann, und Irthum gar zu leicht möglich iſt.

Um nun aber auf dieſe Art, wie gewöhnlich, nicht getäuſcht zu werden, ſtellte ich bei einem Taubſtummen, der noch nie galvaniſirt worden war, drei Wochen hindurch, ohne ihn zu galvaniſiren, folgende Proben vorher an: nämlich, ich klingelte hinter ihm mit einem Glöckchen, klatſchte in die Hände, klimperte mit den Fingern auf den Saiten der Geige, klopfte auf eine Schachtel, ſchrie u. ſ. w. Der Taubſtumme bemerkte Anfangs nichts, allein nach einigen Tagen gab er zu verſtehen, er höre etwas; und am Ende der dritten Woche hörte er das Klingeln, Klatſchen, Klimpern, Klopfen und Schreien, ohne daß er je galvaniſirt worden war *). Jetzt erſt brachte ich ihn an die Voltaiſche Säule, und bemerkte bei dieſer Cur nach Ablauf von vier Wochen nur einen ſehr geringen Grad der Zunahme ſeines Gehörs.

Dieſelbe Probe machte ich nachher bei einem andern, der nicht allein taub, ſondern auch blind und lahm war. Dieſer empfand nicht einmal den heftigſten Schlag auf einer Trommel. Ja was noch mehr iſt; er ſah ſich nicht einmal um, wenn ich ihn hinten an den Kopf ſtieß; er ſchien alſo nicht nur taub, ſondern auch gefühllos zu ſeyn. Eben daher richtete ich auch bei dieſem durch jene genannten Gehörproben

---

*) Ich getraue mir, einen Taubſtummen, der in einem Inſtitute *reden* (nicht blos *ſprechen*) gelernt hat, ſo zu gewöhnen, daß er einzelne, ein- und zweiſylbige Wörter, die man ihm in das Ohr ſchreit, an dem beſondern Luftſtoße erkenne. Welche Mühe es koſten würde, iſt begreiflich: ſie wäre in gar keinem Verhältniſſe mit dem Nutzen, der daraus entſtände!

Eſchke.

nichts aus. Da ich vor kurzem angefangen habe, ihn zu galvaniſiren; ſo erwarte ich nun, welche Reſultate bei dem Erfolge dieſer Cur, für meine Erfahrungen daraus hervorgehen werden *).

Sonderbar iſt es, daß die mehrſten Taubſtummen, wenn ich ſie einigemal galvaniſirt habe, von der Idee eingenommen ſind, als wenn ſie nun ſchon hören könnten **). Allein, meine ſtets geſpannte und anhaltende Aufmerkſamkeit, die durch öftere Täuſchung behutſam geworden iſt, machte, daß ich nach genauer Unterſuchung bald fand, daß auch hier Schein für Wahrheit galt, und Täuſchung im Spiele war. So hatte ich z. B. ***) einen Taubſtummen, deſſen Gehörfähigkeit ich unterſuchte, mit dem Geſichte gegen ein Fenſter geſtellt, und gab hinter ſeinem Rücken einzelne Töne an, die er, wenn er ſie hören würde, zählen ſollte. Nun mochte ich auf der Geige oder Flöte Töne angeben, ſo verſicherte er, ſie

---

*) Er blieb ſo taub, wie er war. **Pfingſten.**

) Dieſe Erfahrung ſtimmt auch mit der meinigen überein. Glauben doch die mehrſten Taubſtummen eben ſowohl in zwei bis drei Tagen alles ſprechen zu können, denn ſie meinen: „die kleine Tauſendkünſtlerin aller Gedanken und Worte haben wir ſo gut als andre Menſchen.“ Der Taubſtumme hält es für etwas leichtes, alle Schalle und Töne nachzumachen, und bildet ſich ein, wie Monboddo ſagt, der Mockbird unter den Geſchöpfen der Erde zu ſeyn. **Eſchke.

***) Einige dieſer Beiſpiele, die hier Hr. **Pfingſten** ſelbſt berichtet, ſtehen, nach einer mündlichen Relation von ihm, kürzer erzählt in der Neuen Berliniſchen Monatsſchrift, Junius 1802, S. 468. u. f. d. H.

gehört zu haben. Was geſchah aber? Am Ende entdeckte ich, daß er alles, was hinter ihm geſchehen war, hinter den Fenſterſcheiben eines gegenüberſtehenden Hauſes, wie in einem ſchwachen Spiegel geſehen, und ſich ſo bemerkt hatte.

Damit ich nun nicht wieder auf dieſe Art getäuſcht werden möchte, ſo kehrte ich einen andern Taubſtummen bei einer Gehörprobe mit dem Geſichte gegen die Wand, und verſuchte nun, ob er einzelne Schalle oder Töne, die ich in langſamen Tempos hinter ihm hervorbrachte, würde hören und zählen können. Auch dieſer verſicherte, er höre. Und ob er gleich im Zählen irrte, ſo gab er doch das Werkzeug oder Inſtrument richtig an, womit ich die Schalle oder Töne hervorgebracht hatte. Jedoch auch hier wurde ich auch wieder, wie vorher getäuſcht. Denn durch die Hülſe eines andern Taubſtummen entdeckte ich bald nachher: daß jener, bei dem die Gehörprobe angeſtellt worden war, nichts weniger als wirklich das jedesmal angegebene Inſtrument gehört, ſondern Alles was er angab, aus den Bewegungen meines ſehr ſchwachen und (da die Sonne nicht ſchien) kaum bemerkbaren Schatten am Fußboden gefolgert und ſo, als von ihm gehört, mir zu verſtehen gegeben hatte.

Man höre weiter. Um nun durchaus nicht mehr getäuſcht zu werden, ließ ich bei den folgenden Gehörproben den Taubſtummen eine undurchſichtige Decke vor die Augen halten, damit ſie, durch den Gebrauch des Geſichtes geleitet, nichts für Gehör ausgeben könnten, was kein Gehör ſey. Und dennoch ſelbſt bei dieſer Vorſicht ward ich abermal von einem Taubſtummen getäuſcht. Er verſicherte nämlich drei Töne gehört zu haben, die ich hinter ihm auf der Flöte geblaſen hatte. Dies war freilich richtig, allein daß er ſie durchs Gehör wirklich ſollte bemerkt haben, daran zweifelte ich ſehr. Wie aber, wird man fragen, konnte er jetzt noch täuſchen, da ihm ſein Geſicht nicht mehr zu Hülfe kam? Dies geſchah auf folgende Weiſe: er hatte nämlich bei den Gehörproben, die ich mit ſeinen Mitſchülern angeſtellt, genau die Zeit berechnet, die ich brauchte, um zwei bis fünf oder zehn Töne anzugeben; ja es ſchien ſogar, daß er die Secunden gezählt hatte, die ich zum An- und Abſetzen der Flöte am und von dem Munde, und zum Blaſen eines jeden Tones mit den Zwiſchenpauſen brauchte. Um nun zu unterſuchen, ob das eben Angeführte ſich ſo verhielte, ließ ich dem Taubſtummen die Decke wieder vorhängen, und berechnete, ſtatt zu blaſen, nun ſelbſt in Gedanken die Zeit, die ich gebrauchen müſſe, um die Flöte anzuſetzen, und fünf Töne mit Zwiſchenpauſen hervorzubringen, ohne daß ich die Flöte in die Hand nahm. Wie ich nun fragte, ob er etwas gehört habe, war ſeine Antwort: ja, fünf Töne. Wie ihm aber ſeine Mitſchüler zu verſtehen gaben, daß ich die Flöte gar nicht in der Hand gehabt, noch weniger darauf geblaſen, ſondern ganz ſtill geſtanden hätte; ſo kam das Geheimniß der Täuſchung heraus.

Noch einen andern Taubſtummen, bei dem ich einige Zunahme des Gehörs zu bemerken glaubte, wollte ich gleichfalls auf die Probe ſtellen, um zu erfahren, ob er ſchon das Picken einer Taſchenuhr hören könne. Zu dem Ende gab ich ihm eine Uhr in die Hand. Er hielt ſie ans Ohr, horchte, ſtreckte ſeine Hand mit der Uhr allmählig bis auf einer Elle weit vom Ohre aus, und verſicherte: er könne in dieſer Ferne das Picken der Uhr noch hören. Hierauf gab ich ihm eine ſtillſtehende Uhr, die gar nicht pickte, in die Hand. Auch mit dieſer machte er dieſelben Manövres, und verſicherte: das Picken derſelben gehört zu haben. Hier war alſo wieder die Täuſchung offenbar.

Aus dieſen und ähnlichen Beiſpielen ergiebt ſich, wie ſehr der Taubſtumme wünſcht, eine Naturfähigkeit zu beſitzen, die er an andern Menſchen wahrnimmt; und wie leicht er, eben durch dieſen Wunſch geleitet, ſich ſelbſt überredet, das, zu beſitzen, was er doch wirklich nicht hat *). Daher er denn auch ſich und die erfahrenſten Beobachter täuſcht. Möchte doch dieſe Erfahrungswahrheit, inſonderheit in unſern Tagen, da man durch den Galvanismus dieſen Unglücklichen das Gehör zu geben ſucht, mit goldener

---

*) Vielleicht liegt der Grund auch in ſeinem Nachahmungstriebe. Die rohen, unwiſſenden Taubſtummen täuſchen in jeder Sache gern. Dies thun die kultivirten nie. Von der Sprache fängt die Vernunft und Kultur der Taubſtummen an: denn nur durch ſie beherrſcht er auch ſich ſelbſt, und wird des Nachſinnens und Wählens mächtig, dazu er durch ſeine Organiſation nur fähig war. Höhere Geſchöpfe ſcheinen mir oft die Taubſtummen zu ſeyn, deren Vernunft durch das Auge erwacht, weil ihnen ein geſehenes Merkmahl ſchon genug iſt, Ideen zu bilden und ſie unterſcheidend zu fixiren; wir andern Menſchen ſind nur Zöglinge des Ohres, durch welches wir die Sprache allmählig verſtehen lernen.

Eſchke.

Schrift in öffentlichen Blättern geſchrieben und nie vergeſſen werden.

Da ſeit einiger Zeit mehrere deutſche Blätter ſo viele Wunderkuren erzählten, die durch den Galvanismus an Taubſtummen bewirkt ſeyn ſollten, und mir wegen der Wichtigkeit der guten Sache daran gelegen war, zu wiſſen, ob ſich dies Alles ſo verhielte; ſo wandte ich die Koſten daran und ließ meinen Sohn, einen jungen Chirurgus, eine Reiſe machen, um alles an Ort und Stelle zu unterſuchen. Durch dieſen ſowohl, als auch nachher durch aufmerkſame und für das Menſchenwohl fühlende Freunde erfuhr ich leider: daß jene Nachrichten theils ganz unwahr, theils falſch und übertrieben wären. Ferner, daß verſchiedene unglückliche Verfälle, die bei dieſen Kuren ſich zugetragen, theils ganz verſchwiegen, theils ſehr verkleinert worden wären. So weiß ich, daß das Galvaniſiren bei einer jungen etwas harthörigen Frau, das Blut ſo in Unordnung brachte, daß ſie, um ihr Gehör nicht ganz zu verlieren, ihr ſäugendes Kind von der Bruſt entwöhnen mußte. Den näheren Umſtänden ſehe ich hierüber noch entgegen.

Bei einem tauben Mädchen von zwölf Jahren, das täglich vor einer Säule von ſechzig Plattenpaaren funfzehn Minuten lang galvaniſirt wurde, ſtellte ſich ſchon die monatliche Reinigung ein, welches in unſerm kalten Klima in dieſem Alter faſt unerhört iſt. Die Taubheit blieb.

So wurde auch ein Taubſtummer vor einer Säule von ſiebzig Plattenpaaren täglich acht und vierzig Minuten galvaniſirt. Die Folge davon war, daß ihm Blut aus den Ohren floß, und er tauber ward, als er geweſen war.

Bei einigen Gehörkranken ſtellten ſich nach dem Galvaniſiren hartnäckige Ohrengeſchwüre ein; bei andern entſtanden Mandelgeſchwülſte, ſteife Hälſe, blaſſes Geſicht u. dgl.

Jetzt arbeite ich an einem Apparate, wovon ich eine Verſtärkung des galvaniſchen Fluidums hoffe *). Sollte dieſer Verſuch gelingen, ſo werde ich ihn der Geſellſchaft mittheilen.

Ich grüße ergebenſt; und habe die Ehre zu ſeyn,

meine Herren,

Ihr

ergebenſter Diener,

G. W. Pfingſten,

Vorſteher und Lehrer des Taubſtummen-Inſtituts zu Kiel, und korreſpondirendes Mitglied der Société galvanique zu Paris.

---

*) Meine Zeit hat es noch nicht erlaubt, hieran weiter fortzuarbeiten. Pfingſten.

VI.

Nöthiger Zuſatz
zu der
im vorigen Stücke der Eunomia befindlichen Abhandlung
über die Freiheit des Willens.

„Abſcheulich! abſcheulich!“ rief ein Freund, als er dieſe Abhandlung geleſen hatte. „Mit dieſem Glauben, wenn er allgemein werden könnte, wären alle Kräfte im Menſchen gelähmt, alle Antriebe zum Großen und Guten fielen weg, und der Menſch, der ſich als einen willenloſen Ball des Schickſals betrachtete, hielte es nun für ein thörichtes Beſtreben, etwas für ſich ſelbſt thun zu wollen. Und die Geſchichte, dieſes herrliche moraliſche Bildungsinſtitut, ſinkt nun, mit allen ihren begeiſternden Vorbildern, zu einem unbrauchbaren Gedächtnißkram herab, der höchſtens dem Politiker noch nützlich ſeyn kann. Das Leben ſelbſt iſt todt, wenn der Determinismus allgemeiner Glaube wird.“

Aber ich habe ja geſagt, er wird es nie werden. Ich habe mich ja ausdrücklich dabei des äußerſt analogen Beiſpiels von der Umdrehung der Erde bedient.

„Nun alſo — — Wenn der Determinismus, als Glaube und deutliches Bewußtſeyn, nie Eingang in die Menſchenköpfe finden kann, wozu denn dein Räſonnement?“

Je nun, wozu denn des Aſtronomen Demonſtration von der Umdrehung der Erde?

„Die Fälle ſind ganz verſchieden. Das Reich der Natur und das Reich der Freiheit, — welche himmelweite Kluft iſt zwiſchen beiden befeſtigt!“

Dem Deterministen wirſt du es wohl als conſequent durchgehen laſſen müſſen, wenn er dieſe Kluft nicht ſieht, und das Reich der Natur als das Einzige, ja als das wahrhafte Univerſum anerkennt. Aber wer hilft mir den unendlichen Begriff des heiligen und unbegreiflichen Wortes Natur ausdenken! Meine Blicke verwirren ſich, je ſtarrer ich in dieſe Tiefe ſchauen will, und unter den vielen Gedanken, die ſich mir bei dieſer Betrachtung in die Seele drängen, erkenne ich nur einen deutlich, mit dem ich billig jene Abhandlung hätte beſchließen ſollen. Es iſt dieſer:

Die Gottheit ſcheint in gewiſſen Fällen, wo ſie es nicht zuträglich für uns fand, daß wir den Mechanismus der Welteinrichtung klar durchſchauten, ſich dadurch geholfen zu haben, daß ſie uns gewiſſe Empfindungsformen anſchuf, die alle Reſultate des grübelnden Verſtandes umſtoßen, und uns über die Wahrheit in einer ewigen Täuſchung erhalten ſollten. Sie erlaubte uns, die Art der Bewegung unſers Erdkörpers mit dem Verſtande zu entdecken, aber ſie gab uns eine Empfindung, die der Wahrheit jener Entdeckung ewig Hohn ſprechen wird, weil wir die unglücklichſten Geſchöpfe von der Welt ſeyn würden, wenn wir es fühlten, daß wir immerwährend, wie in einer ruſſiſchen Schaukel herumgetrieben würden, und des Nachts, wie die Fliegen an der Decke hingen. Sie erlaubte uns, mit dem kalten Verſtande das Materielle in dem Umgange beider Geſchlechter deutlich einzuſehen, aber ſie gab uns, außer dem ſinnlichen Wolluſttriebe, ſogar noch eine edlere Empfindung hinzu, vermöge welcher das andere Geſchlecht auch unſerm Geiſte in einem idealiſchen Lichte erſcheinen mußte, ja ſie ertheilte dieſer Empfindung eine ſolche Stärke, daß der eindringendſte Rath und die herzlichſte Warnung der Weisheit ſelber nichts über den Jüngling vermögen ſollten, der einmal von der moraliſchen Vortrefflichkeit ſeiner Erwählten überzeugt wäre. So endlich hat ſie uns auch erlaubt, die ewige Anhänglichkeit unſers Willens von Nothwendigkeit und Zufall klar zu demonſtriren, aber, um jeder üblen Wirkung dieſer troſtloſen Ueberzeugung vorzubeugen, gab ſie uns den unüberwindlichen Glauben an die Freiheit, und mit ihm nicht nur Freude und Leben, ſondern — den ſtärkſten Hebel der Nothwendigkeit ſelbſt. O Kraft des Glaubens, wer ſpricht deine Seligkeit aus! Ich lebe durch dich, während mir der Verſtand die Nichtigkeit deiner Gebilde klar wie das Tageslicht darlegt.

K. F. Becker.

VII.

Euphroſyne.

Eine Legende.

Eine keuſche Jungfrau, Euphroſyne,
Treu dem Glauben, den uns Chriſtus lehrte,
Wurde dem Tirannen ausgeliefert.
„Willſt du nicht, ſo ſprach er, dich bekehren,
Und den vaterländ'ſchen Göttern opfern,
Wirſt du meine ganze Streng' erfahren“
„Herr, erwiedert ſie, ich kann nicht anders,
Und ich bleibe treu dem Chriſtenglauben;
Mein Erlöſer iſt für mich geſtorben,
Hat am Kreuz unſchuldig leiden müſſen,
Und ſo will auch ich für ihn denn ſterben.“
„Uebergebt die ſtolze Chriſtendirne
Einem Krieger hin zu eignem Willen!“
Rief erzürnt den Dienern zu der Kaiſer.
Und die Jungfrau blickte zu dem Himmel,
Flehte brünſtig mit erhabnen Händen:

„Herr, errette deine Magd von dieſer
Schmach, die ihr der wilde Heide drohet,
Laß ſie lieber ſterben, als entehren,
Daß ſie rein zu deinem Himmel ſchwebe!“
Als ſie nun von rohen Dienerhänden
Fortgeſchleppt — vergebens war ihr Flehen —
Gab die Mutter Gottes ihr ein Mittel,
Wie durch Liſt ſie ihre Unſchuld rette.
Und ſie warf ſich vor dem Krieger nieder:
„Schone mein, und laß mein höchſtes Kleinod,
Meine Unſchuld, mir, ich will dir lohnen!“
Welchen Preis, erwiederte der Krieger,
Giebſt du mir für dieſes höchſte Kleinod?
Spricht die keuſche Jungfrau zu dem Heiden:
„Ich will dich ein Zaubermittel lehren,
Das dich ſichert vor des Stahles Schneide
Und des Pfeiles ſcharfgeſchliffner Spitze.“
Und der Krieger, froh des Anerbietens,
Ließ das Mädchen Zauberkräuter ſammeln,
Die ſie unter heimlich ſtillen Formeln
In des Keſſels weiter Höhle kochte.
Als der Saft den Kräutern nun entzogen,
Nahm die reine Jungfrau wen'ge Tropfen
Und benetzte ſich des Halſes Weiße.
„Nun verſuche, ſprach ſie zu dem Krieger,
Ob ich nicht ein wahres Wort geſprochen.“

Und ſie ließ ſich auf die Kniee nieder,
Bot des Schwerdtes Schärfe ihren Nacken,
Glaubensvoll empor zum Himmel blickend.
Da entzog das ſcharfe Schwerdt der Scheide
Schnell der Krieger, führt den Streich — er ziſchte,
Traf der Jungfrau weißen Nacken —
Und das ſchöne Haupt mit goldnen Locken
Rollte blutend auf den Boden nieder.
Doch die reine Seele flog zum Himmel,
Eine Jungfrau, zu der heilgen Mutter.

A. N — r.

VIII.

Philoſophiſche Aphorismen.

In der Philoſophie zeigt ſich die ganze Größe des menſchlichen Geiſtes, ſeine hohe (weit über das Irrdiſche hinausgehende) Natur und das Ziel ſeines Wirkens und Seyns. Der ſich über das Weltall Wegſchwingende muß ſelbſt höher als das Weltall ſeyn, denn das Thun korreſpondirt dem Können, und das Können der Kraft; Kraft aber und Thätigkeit iſt der Geiſt; was er ſonſt noch iſt und ſeyn mag, iſt er wenigſtens für uns nicht. Die Philoſophie ſucht den Grund und die nicht weiter bedingte (alſo abſolute) Bedingung alles deſſen, was iſt und handelt, was man weiß und glaubt, ja den Grund des Wiſſens und Glaubens ſelbſt. Das Abſolute ſucht ſie alſo. — Aber das Abſolute iſt das Unendliche, du magſt dieß letztere rückwärts oder vorwärts betrachten. Rückwärts iſt es durch ſich ſelbſt, ohne von einem andern, als ſeiner Bedingung, das Daſeyn zu haben; ſeine Reihe iſt Anfangslos. Vorwärts iſt es endlos, denn alles, was iſt, iſt entweder ein Endliches oder ein Unendliches; die Grundlage des Endlichen, ſeine poſitive und negative Bedingung iſt nothwendig das Unendliche; das Ende des erſtern führt alſo keineswegs auch zum Ende des letztern. Kann nun das Endliche nicht das Unendliche zerſtören, ſo kann dieß, da es kein drittes giebt, nicht zerſtört werden. Sich ſelbſt aber zerſtört es nicht, denn wäre dieß, ſo müßte das, was einſt die Reihe von ſelbſt aus abſoluter Selbſtthätigkeit anfing, ſie nun entweder nicht weiter fortſetzen wollen oder können. Für das Wollen giebt es keinen Grund, denn wenn es ſie wirklich nicht fortſetzen wollte, ſo würde es ſie durch das Wollen in der That weiter fortſetzen. Könnte es die Reihe nicht weiter fortſetzen, ſo hieße das eben ſo viel, als es könnte ſie nicht von ſelbſt beginnen (denn jeder Moment des Fortſetzens muß nothwendig, in Rückſicht auf die Thätigkeit ein neuer Anfang ſeyn, und der Akt heißt nur ein Fortſetzen, in Rückſicht auf den vorhergehenden), was der Vorausſetzung aber widerſpricht. Folglich iſt das Abſolute in jeder Rückſicht das Unendliche. Wenn alle Begriffe des menſchlichen Geiſtes ſeine Produkte ſind, ſo iſt es auch der Begriff des Unendlichen. Iſt dieß, ſo folgt, daß er ſelbſt ſeinem Weſen nach unendlich ſeyn muß: denn der Begriff drückt (eben dadurch bekömmt er Sinn für den Menſchen) eine Handlung aus, der Begriff des Unendlichen drückt aber die Handlung des Unendlichen aus, folglich iſt der Handelnde ſeinem Weſen nach ſelbſt unendlich. Ich ſage: ſeinem Weſen nach; denn er — wie er ſich jetzt erſcheint, d. h. wie er im Daſeyn begriffen iſt, iſt in die Endlichkeit hineingepreßt, und die Bedeutung dieſes ſeines ganzen Daſeyns iſt, ſich ihr wieder zu entwinden, frei zu ſeyn, wie er es von Natur (dem Weſen nach) iſt; und eben vermittelſt dieſer Erhabenheit und Unbeſchränktheit ſeiner urſprünglichen Natur

tur wird es erſt möglich, daß er zum Begriffe der Endlichkeit kommt, daß er ſagen kann: ich bin jetzt ein endliches Weſen; denn das Endliche wird immer nur erkannt im Gegenſatz gegen das Unendliche. So zeigt die Tiefe der Philoſophie den Menſchen in ſeiner ganzen Größe und Würde.

Die *Neugierde* iſt ein Abdruck des Strebens des menſchlichen Geiſtes, ſich *theoretiſch* zu erweitern, indem er ſich praktiſch erweitern *ſoll*. Dieſe Bedeutung liegt ihr ſicher urſprünglich zum Grunde, und in ſofern giebt es allerdings eine pflichtmäßige Neugierde. Neues giebt es nur durch die That: denn neue Worte, neue Schriften und neue Syſteme ſind nichts als neue Formen, wenn ihnen nicht neue Thaten zum Grunde liegen, oder wenn ſie nicht dieſen ihr Daſeyn danken. Der Geiſt iſt Thätigkeit; Thätigkeit ſoll auch ſein Leben ſeyn, und eben daher dringt auch die Moral mit Recht aufs Praktiſche. Selbſt die Philoſophie hat nur eine ſichere Stütze, wenn ſie — nicht mit dem Spalten der Begriffe (oder Formen) nicht im Analyſiren der Objekte (denn ein Syntheſiren kann es da vernünftigerweiſe nicht geben), ſondern mit der Thätigkeit ſelbſt beginnt. Denn wem etwas durch die Philoſophie gewiß werden ſoll, der muß nothwendig ſchon etwas Gewiſſes haben, und zwar ein ſolches, was es durch ſich ſelbſt iſt; dieß iſt aber der Fall beim Handeln des Geiſtes; mit ihm fängt daher eigentliche Gewißheit an. Was eigentlich Neues iſt alſo nur die That: denn ſie entſpringt aus der Freiheit, folglich aus einem ſich ſelbſt beſtimmenden Vermögen; das aus ihr Entſprungene trägt folglich nirgends Spuren des Alten, das ſchon vorher war; ſondern es entſpringt ſelbſt aus der Quelle, aus der auch das Alte entſpringt. Wollt ihr etwas Neues haben, Menſchen, ſo thut was Neues: denn aus jeder andern Quelle ſchöpft ihr, nur unter andern Formen, immer wieder das Alte.

Die Religionstheorie gieng und geht immer gleichen Schritt mit der Cultur des menſchlichen Geiſtes: denn der Geiſt ſchließt auf das Objekt der Religion nur aus ſich. Das Objekt der Religion iſt Gott; die Ideen von Gott korreſpondiren daher immer der Cultur des menſchlichen Geiſtes. Der noch nicht zur bewußten Thätigkeit gekommene Geiſt des Menſchen denkt ſich auch die Gottheit thatenlos; ſie iſt ihm Klotz oder Stein; je ſelbſtſtändiger der Geiſt des Menſchen wird, deſto thätiger und ſelbſtſtändiger wird ihm die Gottheit. So hatte die älteſte Religion der älteſten Perſer eine hohe, ächte Simplicität und Würde, die groß iſt im Kleinen, die mit Wenigem viel andeutet, aber das Angedeutete zwar einfach und kunſtlos, doch treffend darſtellt, wenigſtens treffend gerade für dieſen Grad der Cultur des Geiſtes. Wenn der Menſch einfach iſt, ſo iſt es auch ſeine Religion: denn ſie iſt ein Produkt des Menſchen, und nimmt als ſolche nothwendig Spuren von ſeiner Cultur an. Sie hatten keine Tempel, keine Bildniſſe ihrer Götter, denn ihr Geiſt hieng noch an der Natur; die Kraft, die bei höherer Cultur in uns Ideen erweckt, waren für ſie noch Gefühle, die noch bewußtlos ihrer Seele entſchwebten; es war der

Zeitpunkt, wo man fühlt, aber noch nicht zum Wiſſen kömmt. So konnten ſie (was in einer andern Periode und auf einer andern Stufe der Cultur dem Menſchen ſo ſehr leicht und natürlich war) noch keine Bildniſſe erfinden: denn ſie waren ſich eigentlich des Abzubildenden noch nicht bewußt. Das Bild iſt aber nur dann möglich, wenn das Original dem Geiſte ſchon in aller Klarheit vorſchwebt. Aber ſobald der Menſch zur Sprache kömmt und ſeine Sinne gebraucht, wird es ihm doch (eben weil er ein Menſch iſt) nothwendig, das Innere äußerlich darzuſtellen, für das, was ſeyn ſoll, was er als Wahrheit ahndet, wenn auch noch nicht als ſolche erkennt, in der Sinnenwelt ein Zeichen zu erfinden, wodurch er das, was nicht in der Sinnenwelt gefunden wird, wenn auch nicht darzuſtellen, doch wenigſtens beſtimmt genug anzudeuten vermag. Daher war den älteſten Perſern das Feuer ein heiliges Symbol für die Bezeichnung ihrer Gottheit. Das Feuer iſt aber auch wirklich in der Sinnenwelt das, was in der Sinnenwelt unter allen in ihr enthaltenen Objekten am beſtimmteſten auf das Ueberſinnliche hinweiſ't; ſein Weſen korreſpondirt wirklich in gewiſſer Rückſicht dem des menſchlichen Geiſtes ganz treffend, und es iſt in der That kein Wunder, daß kein Volk, weder im Alterthum noch in neuern Zeiten, gefunden wird, das nicht ſich des Feuers oder Lichtes zur Bezeichnung deſſen bedient hätte, was ihm das Heiligſte und Wichtigſte war, zur Bezeichnung der Gottheit. Denn zur Bezeichnung des Ueberſinnlichen paßt allerdings das am beſten, worin die Natur ſelbſt noch am deutlichſten ihren überſinnlichen Urſprung verräth, wie ſie es im Feuer und Licht thut, denn in dieſen iſt die Kraft in der Materie noch am ſichtbarſten. Dem Ausdehnen der Strahlen des Lichts oder Feuers gleicht der in die Unendlichkeit ausſtrebende Geiſt, und dieſe Aehnlichkeit iſt der Grund, warum das erſte zum Symbole des zweiten dienen kann und faſt immer gedient hat.

Schon die Geſchichte der Wahrheit kann uns nicht ſelten auf die Wahrheit hinführen (obwohl ſie die Wahrheit weder beweiſen, noch uns von ihr gänzlich überzeugen kann). Der menſchliche Geiſt fand im Ganzen den Weg zu ihr ziemlich präcis; wenn auch gleich nur auf einigen Umwegen. Umwege ſind Mittel, um ſich in der unbekannten Gegend noch beſſer und weiter zu orientiren. Dieß beſtimmte Auffinden der Wahrheit zeigt zugleich auch, wie feſt die Anlagen des Geiſtes im Menſchen gegründet ſind, und wie wenig die Urſache und Grund zu ihren Behauptungen haben, welche glauben, der Zufall oder die äußere blinde Nothwendigkeit, oder das Bedürfniß nach Zufriedenheit und Glück habe die Menſchen darauf gebracht. Herzensgüte, Tugend, einen großen Muth, eine humane liberale Denkart, hat die Menſchheit in allen Stufen der Cultur immer geachtet und geſchätzt; die Bosheit und das Laſter wurde zwar geübt, aber geachtet nie; und wer es auch that, wollte doch nicht, daß es Bosheit ſey, was er that. Auf die Art brachte oft der Laſterhafte der Tugend den ſchönſten Zoll; denn während er ſeine laſterhafte That verleugnete, erkannte er negativ den Adel und die Würde der Tugend an. Schön und groß ſprach ſchon das Alterthum von der Tugend. Nur ſie hält der ſanfte Sophokles (im Eriphyleas) für das wahrhaft Reelle, Dauernde, was nie zerſtört werden könne, und was allein unter allem, was man uns zuſchreibt, im eigentlichen Sinne unſer ſey *). Euripides (in Andr.) zeigt, wie innig er von ihrem innern Werthe überzeugt iſt, da er ihr auch dann noch Dauer zuſichert, wenn bereits die modern, die ſie einſt übten. Das iſt die große Idee, die das Gewiſſen uns aufgiebt, an deren innerer Wahrheit auch kein Redlicher zweifelt, daß die Tugend auch an ſich ſelbſt ein hohes Gut ſey, das nicht aufhört es zu ſeyn, wenn auch die höchſten Nachtheile uns darüber treffen würden. Nicht die Zeit (ſingt dieſer Dichter) kann je das Gute zerſtören, was redliche Männer hienieden einſt übten; auch nach dem Tode noch ſtrahlt ſie im himmliſchen Glanze **). So wie aber die Tugend ſiege — fährt derſelbe Dichter an einem andern Orte (in Temen.) fort, ſo wie die gute That nie ganz verloren, nie zu Grunde gehen könne: ſo müſſe auch (und es muß in der That) das Böſe weichen; — was wirklich die wahrhaftige Bedeutung aller irrdiſchen Veränderungen iſt und ſeyn muß: denn das Böſe kann nicht ſiegen, wenn die Welt nicht ein widerſprechendes Räthſel ſeyn und bleiben ſoll ***). Die Tugend unterwirft ſich

---

*) Er ſagt: *ἀρετῆς βέβαια δ' εἰσὶν αἱ κτήσεις μόναι.*

**) *οὔτοι λείψανα τῶν ἀγαθῶν ἀνδρῶν ἀφαιρεῖται χρόνος· ἁ δ' ἀρετὰ καὶ θανοῦσι λάμπει.*

***) Ἀρετὰ δέ, ſagt er, κἂν θάνῃ τις, οὐκ ἀπόλλυται — ζῇ δ' οὐκ ἔτ' ὄντος σώματος. Κακοῖσι δὲ — ἅπαντα φροῦδα συνθανόντ' ὑπὸ χθονός.

alſo (auch nach unſers Dichters Meinung) Alles, und behauptet eben dadurch die höchſte Würde und den höchſten Rang; das Irrdiſche, und was mit demſelbigen gegeben iſt, muß ihr weichen, oder ihr als Mittel ſich unterordnen. Daher die Kraft zur Tugend (jeder andern Kraft völlig unanalog), im Ueben und Kämpfen nie abnimmt, ſondern ſich ins Unbeſtimmte immer und immer mehr erweitert. Sonſt nutzt der Gebrauch ab, hier ſtärkt und erhöht er ungemein *). Kein edleres Gut giebt es nicht, als die Tugend: denn weder dem Reichthume, noch der Gleichgültigkeit, noch dem thörichten Wunſche des Pöbels wird ſie ſich je unterwerfen; nein, ſie iſt frei, und je weiter ſie ſtrebt, deſto größer wird ihre Kraft, deſto höher und edler ihr innrer Gehalt.

Wer Religionszweifler iſt, zweifelt nur an Begriffen der Religion. Aber ſie ſelbſt liegt über Begriffe hinaus, und wer an ihr zweifelte, der müßte an der Menſchheit und dem menſchlichen Geiſte verzweifeln, d. h. er müßte ſelbſt zweifeln, daß er zweifle.

Wer Zweifel hat, der halte ſich entweder zur Parthei der edelſten Menſchen, oder, wo dieß nicht auszumachen ſteht, der genievollſten. Er hält ſich dann in jedem Falle doch an

---

*) οὐκ ἐστὶν ἀρετῆς κτῆμα τιμιώτερον.
οὐ γὰρ πέφυκε δοῦλον, οὔτε χρημάτων,
οὔτ' ἀσφαλείας, οὔτε θωπείας ὄχλου.
ἀρετὴ δ' ὁσῷπερ μᾶλλον ἂν χρῆσθαι θέλῃς,
τοσῷδε μᾶλλον αὔξεται τελειουμένη.

den Menſchen, und nur auf ſich ſelbſt geſtützt, wird der Menſch ein Menſch, aus ihm allein entſpringt Wahrheit für ihn. Nichts Göttlicheres kannſt du ergründen, als dich ſelbſt.

Wer den reizbarſten und innigſten Sinn für die Schönheiten des Univerſums hat, ſeine geheimſten Regungen fühlt, auch im Mangelhaften das Vollkommene, im Kleinen das Große, im Endlichen das Unendliche, in der Welt ein Außerweltliches erblickt; wer alles Beſchränkte als Darſtellung eines Unbeſchränkten, alles Einzelne als einen Theil des Ganzen, alles Irdiſche als Symbol eines Ueberirrdiſchen, alles Gebildete als Abbild eines Vorbildlichen, hinnimmt; wer in jedem Seyn vordringt mit ſeiner Geiſtesanſchauung bis zum Princip des Seyns; innig überzeugt iſt, daß jedes Stück aus dem Ganzen von unendlicher Fruchtbarkeit, und mit der Möglichkeit aller Weſen (dem Geiſte aller Geiſter) geſchwängert iſt; in weſſen Seele ſich alles in ein unendliches, abſolutes Eins bildet, dem alles ruhig beiſammen bleibt, was in unſerer Verſtandestrennung ſich himmelweit flieht; dem ein Ding nur dadurch Realität hat, daß ſeine eigentliche Bedeutung, ſein eigentliches Seyn, außer und hinter den Dingen iſt; wer in der Syntheſis die Analyſe, in dieſer jene, (abgeſehen von der Verſtandesform) wer in allem Eins, und in dem Einen alles, in der Duplicität ſelbſt die Identität, erblickt: — der hat *wahre Religion*, der *glaubt an Gott*.

Wer eine höhere Wahrheit, eine höhere Idee, erſinnt und ausſpricht, als die: es iſt ein Gott! der melde ſich, und — er ſoll in Ewigkeit für den größten aller großen Geiſter gelten.

Erſt wenn einſt der Boden unter uns bricht, fangen wir wahrhaft an zu ſeyn.

Εκ παντων ἓν, και εξ ἑνος παντα — ſagt Heraklit. Wer es ihm nicht nachſagen kann, gebe das Philoſophiren auf.

J. Stutzmann,
Privatlehrer in Göttingen.

VI.

Theater.

1. Königliches Nationaltheater.

Vom 26ſten Julius bis zum 26ſten Auguſt wurden neun und dreißig einzelne Stücke gegeben, darunter ein neues, nehmlich den 3ten und 4ten Auguſt, Coriolan, ein Trauerſpiel in fünf Akten von Hrn. Collin; ferner drei Tragödien, ſechs Schauſpiele, zwölf Luſtſpiele und zwei Poſſen, neun Singſtücke und außer dieſen das Labyrinth fünfmal.

Zur Feier des Geburtsfeſtes Sr Majeſtät des Königs, den 3ten Auguſt, ſprach Hr. Direktor Iffland eine Rede.

Hr. Brockmann hat ſeine Gaſtrollen mit verdientem Beifalle fortgeſetzt und unter lautem Enthuſiasmus des Publikums am 21ſten Auguſt beſchloſſen. — Am 23ſten Julius ſpielte er den Grafen Klingsberg im Ringe von Schröder. Den 29ſten Regulus, im Trauerſpiel gleiches Namens. Den 2ten Auguſt den alten Grafen Klingsberg in den beiden Klingsbergen; und den 3ten und 4ten den Senator Sulpitius im Coriolan. Nach einer durch Krankheit verurſachten Unterbrechung ward er den 16ten als Kriegsrath Dallner in Dienſtpflicht von Iffland aufs neue begrüßt; den 17ten gab er den Proſtoſerdof in den Strelitzen; den 19ten den Herrn

Wardamm in Erinnerung von Iſſland; und den 21ſten nahm er, nach der Rolle des Oberförſter Warberger im Vaterhauſe, Abſchied. Er geht, begleitet vom Dank und den guten Wünſchen aller Freunde der Kunſt.

2. Die Schauſpielerſchule.

So lange man keine Erziehungskunſt hatte, ſagen einige, ſo lange wurden die Kinder gut erzogen, ſo lange man nicht ſo viel auf Methode hielt, hielt man mehr auf die Sachen, und ſo lange man nicht die Theorie der Wiſſenſchaft und Kunſt ungebührlich erhob, gab es gründliche Gelehrte, originelle Denker und genievolle Dichter und Künſtler. Jetzt iſt die Praxis durch die Theorie in Verfall gekommen, und eine vage Kritik über das, wie es ſeyn ſollte, iſt an die Stelle der Kunſtwerke, wie ſie ſeyn müſſen, getreten. Eben ſo wird es mit der Schauſpielkunſt ergehen; je mehr Fleiß man auf die Theorie verwenden wird, deſto mehr wird die Praxis leiden. Das Genie erzieht ſich ſelbſt, die Größe dringt durch eigne Kraft ans Ziel, und eine ſchlechte Natur wird eben ſo wenig durch eine Schule zu einer vortreflichen gemacht, als eine kraftloſe und todte durch die Hand des Arztes zu einer geſunden und ſtarken.

So unerſchütterlich wahr das letztere iſt, ſo zweifelhaft möchte das erſtere ſeyn. Alſo durch die Theorie wäre die Praxis verdorben worden? Bei Genie's oder bei Halbköpfen? Jene ſchaffen, mit und ohne Theorie, Meiſterwerke; bei dieſen iſt, mit und ohne Theorie, nichts zu verderben. wohl aber durch ſie manches gut zu machen. — In ganz andern Umſtänden lag der Verfall der Kunſt, der Poeſie, der Gelehrſamkeit, als in den aufgebauten Syſtemen; man hätte ſie vielleicht noch nicht gebaut, wäre ihr Gegenſtand nicht ſchon früher in Verfall gerathen, und hätte der Mangel an gegenwärtigem Genuß nicht zur einſamen Beſchauung und nach und nach zu kritiſcher Betrachtung der alten Meiſterwerke getrieben. — Was wäre denn ferner eine unſyſtematiſche, unkritiſche Gründlichkeit? Steht denn die Vortreflichkeit in Widerſpruch mit dem Syſtem, das Genie im Kampf mit der Theorie? oder iſt die Geſetzgebung in Beiden nicht dieſelbe, nur anders ausgeſprochen? — Ja, ſelbſt zugegeben, daß im Einzelnen die Kritik und das Studium die ſcheinbare Genialität begrenzte, und mehr eine negative Vollkommenheit und Kunſt in Vermeidung der Fehler erzeugte: ſteht etwa unſre Schauſpielkunſt auf der genialiſchen Höhe, daß wir fürchten müßten, ſie durch Empfehlung eines gründlichen, vollſtändigen Studiums, durch Aufſtellung einer haltbaren Theorie derſelben, herabzuziehen und zu verderben? Sollen wir denn, aus Verzweiflung daß wir nicht lauter erſte Meiſter haben können, unterlaſſen, unſre Schüler planmäßig zu bilden, und der Mittelmäßigkeit, deren wir doch nicht überhoben ſeyn können, wenigſtens die negative Vollkommenheit zu geben, wodurch ſie den Eindruck und die Wirkung des Vortreflichen, das neben ihr exiſtirt, nicht ſtöret? Und unſre Genies — werden dieſe die Wohlthat der Regeln, die ganz eigentlich für ſie da ſind, die ſie geben, die ſie allein in ihrem Umfange verſtehen, und, eben Kraft ihres

Genies, anwenden können, verſchmähen? Und endlich, wie ſoll denn je das erreicht werden, was eigentlich den Effekt einer Darſtellung vollendet, — das Zuſammenſtimmende, das Harmoniſche im Ganzen, wenn nicht ein Geſetz erkannt und herrſchend werden ſoll? — Es iſt ja doch nichts anſtändiger in den menſchlichen Beſtrebungen, als der Nothwendigkeit und der Willkühr die Herrſchaft zu beſchränken, und die Regierung der Beſonnenheit, und der verſtändigen Zweckmäßigkeit immer mehr und mehr geltend zu machen; welches in allen Zweigen des menſchlichen Thuns, und ſo auch der Kunſt, bei dem, der überhaupt dazu berufen iſt, doch allein dadurch geſchieht, daß er über den ganzen Zweck und Umfang ſeines Treibens nachdenkt, ſich darin gründlich unterrichten läßt, und ſich die Regeln ſeines Handelns ſo aneignet, daß er ſie ungezwungen, mit Fertigkeit und Leichtigkeit, an gehörigem Orte, unterſtützt von einer guten und ſchönen Natur, anwenden kann.

Doch, mag ein anderer die Nothwendigkeit des Studiums bei freier Ausübung einer Wiſſenſchaft oder Kunſt, und insbeſondere bei Ausübung der Schauſpielkunſt, erweiſen; mag er die Nützlichkeit einer Erziehung zum Schauſpieler, für den, der ſich dieſer Kunſt widmet, in ſtaatsbürgerlicher Rückſicht darthun, und ſowohl aus der großen Schwierigkeit dieſer Kunſt (an die wir wohl ſo große Forderungen machen können, als die Alten an ihre öffentlichen Redner machten) als aus der Würde und dem Einfluſſe derſelben auf die Geſchmacksbildung des Publikums, ja aus den bürgerlichen Verhältniſſen des Schauſpielerſtandes, die Nothwendigkeit einer regelmäßigen Ausbildung und eines durch Jahre fortgeſetzten, ausſchließenden Studierens der mimiſchen Kunſt, auseinanderſetzen: ich begnüge mich, die Skizze des Plans zu einer Schauſpielerſchule oder Akademie anzugeben, überzeugt, daß von deren Errichtung die Würde der Kunſt, ihr Einfluß auf die allgemeine Geſchmacksbildung und die Ehre des Schauſpielerſtandes zum großen Theile abhänge.

So, wie ſich der Jüngling zu jedem andern Berufe beſtimmt, oder von ſeinen Eltern dazu beſtimmt wird, ſo wie, nach Erforſchung ſeiner natürlichen Talente, alle ſeine Beſchäftigungen und Arbeiten als Vorbereitung zu ſeinem künftigen Stande z. B. eines Juriſten, Arztes, Predigers, Künſtlers ꝛc. eingerichtet werden: ſo beſtimme ſich der Jüngling, der dazu Beruf in ſich fühlt, der eine angenehme Geſtalt, eine feſte Bruſt, viel Gedächtniß, eine feurige Einbildungskraft und ſchnelle Faſſungskraft hat, frühzeitig zu dem Berufe des mimiſchen und darſtellenden Künſtlers, und leite von den Jahren der Wahl an, alle ſeine Beſtrebungen auf Erreichung dieſes Zwecks hin. Er ſtudiere auf einem Gymnaſium oder einer gelehrten Schule gerade ſo, als wenn er ſich zur Univerſität vorbereiten wollte, und erlerne, neben dem grammatiſchen Studium der klaſſiſchen Sprachen des Alterthums, vorzüglich die neueren Sprachen der dichteriſch gebildeten Völker, der Franzoſen, Italiäner, Spanier und Engländer; die Mutterſprache erlerne er gründlich. Sodann trete er ein in die *erſte Klaſſe* der Schauſpielerakademie. Hier wird der Zögling, außer dem fortgeſetzten Studium der fremden Sprachen, vorzüglich im guten und richtigen Vortrage klaſſiſcher Stellen aus deutſchen Dichtern und Proſaiſten, ſo wie in Anfertigung von eignen Aufſätzen und Ueberſetzungen aller Art, ſo wie in Erklärung und Entwickelung deutſcher Gedichte geübt; der Unterricht in Geſchichte und Geographie, wird mit beſonderer Hinſicht auf Sitten und Gebräuche aller Nationen fortgeſetzt; es wird eine einfache und zweckmäßige Geſundheitslehre (Diätetik) vorgetragen und außer ununterbrochnen Gedächtnißübungen, werden die Künſte der Gymnaſtik, des Tanzes, des Zeichnens, des Singens und des Klavier- oder Violinſpielens mit beſonderem Fleiße getrieben.

In der zweiten Klaſſe wird die Kunſt der Deklamation praktiſch geübt, die Stylübungen werden fortgeſetzt, und zu einer Betrachtung der Dichterwerke, im Ganzen und Einzelnen Anleitung gegeben. Der hiſtoriſche Unterricht geht in einen Curſus der Antiquitäten, und in nähere Betrachtung des Koſtumes aller Völker über. Es wird eine Anthropologie, Pſychologie und Moral für Schauſpieler vorgetragen, und neben der Fortſetzung der obengenannten Kunſtfertigkeiten, mit der Erlernung der Theorie der Muſik der Anfang gemacht.

In der dritten Klaſſe endlich wird, außer dem, was fortgeſetzt werden muß, die Theorie der Deklamation, Action und Mimik, nebſt einer vollſtändigen Geſchichte der antiken und modernen dramatiſchen Kunſt, ferner Poetik und Rhythmik, vorgetragen; eine Klugheits- und Rechtslehre für Schauſpieler, ſo wie eine Theorie der Kosmetik (Verſchönerungskunſt im weiteſten Sinne) gelehrt; Beurtheilungen einzelner Stücke, einzelner Charaktere und deren Darſtellung auf der Bühne des Orts angeſtellt, und den Kunſtfertigkeiten noch das Fechten hinzugefügt.

Die Zöglinge der Akademie ſind abwechſelnd bei allen Vorſtellungen des Theaters, die der erſten Klaſſe aber auch bei Proben gegenwärtig. Sie werden ſelbſt, nach dem Ermeſſen des Direktors (der zugleich Direktor des Theaters und der Akademie iſt) zu kleinen Rollen gebraucht; ſie ſtudiren ausgewählte Stücke ein und führen ſie vor den Augen der Schauſpieler, vielleicht auch zuweilen vor dem Publikum auf, und werden nach jeder Vorſtellung von den Lehrern und ihren Mitſchülern beurtheilt. Sie erhalten, jedoch nur in der erſten Klaſſe, ein ihrer Applikation angemeſſenes Gehalt und können nun nicht mehr abgewieſen werden, ſondern treten nach vollendeten Lehrjahren unfehlbar in die Reihe der ordentlichen Mitglieder des Theaters, entweder desjenigen, an welchem ſie gebildet worden, oder des, zu welchem ſie verſchrieben worden ſind, ein. (Denn es iſt zu vermuthen, daß alle deutſche Bühnen ſich wegen neuer Mitglieder an die Direktion der Akademie wenden werden.)

Was die Erziehung der Schauſpielerinnen anbetrifft, ſo hat dieſe wenig Schwierigkeit und iſt von der der männlichen Jugend wenig verſchieden. Ihre Beſchäftigung neigt ſich, vermöge ihrer Oeffentlichkeit, mehr zum männlichen Charakter hin. Sie wohnen den öffentlichen Collegien bei, und nehmen an den praktiſchen Uebungen Theil; von fremden Sprachen erlernen ſie nur die franzöſiſche, und ſtatt der mannichfaltigen ſchriftlichen Aufſätze lernen ſie nur ihre Gedanken correkt in Briefen u. dgl. vortragen. Der gymnaſtiſchen Uebungen bedürfen ſie weniger, aber dafür einer beſondern Anweiſung zur weiblichen Kosmetik. — Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die, welche ſich der Oper ausſchließend widmen wollen, ſich mit der Muſik vorzüglich beſchäftigen müſſen; indeß allen die Erlernung des Singens und das Spielen eines Inſtrumentes nöthig iſt.

Bei der Akademie iſt eine vollſtändige Bibliothek, welche die theatraliſche Literatur aller Nationen, nebſt den beſten Ueberſetzungen, ſo wie alle Dramaturgien, Theaterkritiken und Beiträge zur Geſchichte der Bühne enthält, und die Theils dem Gebrauche der Lehrer und der Zöglinge der Erſten Klaſſe, ſo wie aller Schauſpieler offen ſteht.

Wenn eine ſolche Anſtalt für das Gedeihen der dramatiſchen Kunſt in Deutſchland Noth iſt, an welchem Orte vereinigen ſich mehr günſtige Umſtände zu deren Errichtung, als in Berlin?

* * * *

X.

Poſtſcripte.

65.

Die Kunſt, eine gedanken- und geiſtreiche Literatur zu ſchaffen.

Dieſe Kunſt, nach der ſich die beſten Köpfe und redlichſten Männer bisher vergeblich ſehnten, iſt nun entdeckt, und auf der 184ſten Seite des Buchs, welches: die Kunſt zu denken, heißt, kürzlich alſo gelehrt:

> Es liegt die Schuld an uns, wenn uns ein Buch gehaltleer vorkommt. Jedes Buch iſt eine todte Maſſe, die bloß dadurch belebt wird, daß wir mit unſerm Verſtande ſelbſtthätig bei der Lectüre deſſelben verfahren. Wir müſſen daher dasjenige aus uns ſelbſt hervorlangen, was dieſes Lettengerippe nicht enthält, und wir müſſen ihm durch Selbſtthätigkeit Geiſt einhauchen, wenn es kraftlos zu Boden ſinken will. Leibnitz ſagte von ſich, daß er kein Buch ohne Nutzen leſe. Dieſer ideenreiche Kopf lieh dem Buche, was es vielleicht ſelbſt nicht hatte, nämlich Gedanken. ꝛc.

Es bedarf alſo nur eines einzigen geiſt- und gedankenreichen Leſers, um eine geiſt- und gedankenreiche Literatur hervorzubringen; in ſeiner Hand wird gerade das fadeſte Buch zum beſten, weil er durch kein erwecktes Intereſſe geſtört wird, es ganz in der Stille zu dem allerbeſten zu machen.

O ihr Recenſenten! die ihr ſogenannte ſchlechte Bücher tadelt und verachtet; wem habt ihr nun den Stab gebrochen? — Euch ſelbſt! — Ihr habt die todte Maſſe nicht belebt, ihr habt in träger Faulheit unterlaſſen, dem Todtengerippe Geiſt einzuhauchen. Denn iſt nicht jegliches Buch eine todte Maſſe, das, gebunden oder nicht gebunden, in eure Hände kommt? — Fortan alſo ſchreibt Recenſionen, nicht über die unſchuldigen Bücher, ſondern über die ſchuldigen Leſer, und vor allen, über Euch ſelbſt!

K.

66.

Die Andern.

In einem Verzeichniſſe von ein und neunzig deutſchen Schriftſtellern heißt es eben daſelbſt unter andern von dem ſeel. Bürger:

> Seine vorzüglichſten Gedichte ſind: a) des Pfarrers Tochter von Taubenheim, b) das hohe Lied, c) Leonore und Andere.

Ja, ja! das will ich glauben! — Warum hat der Verfaſſer ſichs nicht auch ſo commode gemacht, und, ſtatt ein und neunzig Autoren aufzuführen, nicht ſo geſprochen:

> Die geiſtreichſten Schriftſteller der Deutſchen ſind: Weikard, Brandes, Claudius, Nikolai, Jeniſch, (welche er wirklich anführt) und andre.

K.

67.

Beiſpiel eines alten Poſtſcripts.

Eins der älteſten Beiſpiele von Poſtſcripten, in unſerm Sinne, iſt das von Horaz, was am Ende der zehnten Satire des erſten Buchs, die bekanntlich mit dem Worte nostra zu Ende iſt, ſteht:

— — Demetri, teque Tigelli
Discipularum inter jubeo plorare cathedras.

welches man wohl hinter ſo manches Werk eines heutigen galanten Demetrius und Tigellius, der um die Putztiſche der Frauenzimmer her heult, ſchreiben möchte. Kenner werden jenes Vale verſtehen.

M.

68.

Es wird nicht geſpielt.

Man iſt ungerecht gegen die unter uns gewöhnlichen Schauſpiele und Familienſcenen; wir bedürfen ihrer.

„Aber die Alten verſagten der Proſa allen Zugang auf dem Theater; jede ihrer Darſtellungen war durch und durch poetiſch."

Wahr! doch auch wir haben Stücke, die in Wahrheit poetiſch ſind.

„Aber wie ſelten!"

So ſoll es ſeyn. Führten denn die Alten auch alle Tage ihre Tragödien und Komödien auf?

„Nein, nur zur Feier großer Götterfeſte. = "

Ei, ſo halte bei uns die Aufführung eines poetiſchen Stücks für ein Götterfeſt, und glaube, daß in den Zwiſchentagen, wie bei den Alten, nicht geſpielt werde.

M.

69.

Die Väter.

Unter die wichtigſten Perſonen unſers Jahrhunderts gehören die berühmten Männer Rinaldo und Papageno; bei beiden war es den Liebhabern der pragmatiſchen Geſchichte bisher problematiſch, wie ſie das geworden ſind, was ſie ſind. Jetzt iſt dieſe Dunkelheit glücklich zerſtreut, indem das ganze deutſche Publikum und jene Liebhaber nun Gelegenheit haben, die Väter jener theuren Männer kennen zu lernen. Der Vater des Papageno tritt nehmlich nebſt ſeiner ganzen Sippſchaft im Labyrinth oder dem Kampfe mit den Elementen vor der ganzen Welt auf das Theater, und der Erzeuger des edlen Rinaldo (wir meinen nicht den Herrn Vulpius) erſcheint in folgendem, unſtreitig trefflichen Werke:

> Der Sohn des Waldes, oder Baſtard und Kronenräuber in einer Perſon, der Vater des berühmten Rinaldo, eine ſchauerliche Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Weißenfels 1803. 8.

Nun kann man nachmeſſen, wie weit oder wie nahe der Apfel hier vom Stamme gefallen ſey.

K.

Kilian, D. C. J. Differenz der echten und unechten Erregungstheorie in steter Beziehung auf die Schule der Neubrownianer. gr. 8. 1 thlr. 4 gr.

——— Entwurf eines Systems der gesammten Medizin. Zum Behuf seiner Vorlesungen und zum Gebrauch für praktizirende Aerzte. Erster oder fundamentaler Theil, darstellend die Allgemeine Heilkunde. Zweiter oder angewendeter Theil, darstellend die Besondere Heilkunde. Zwei Bande. gr. 8. 4 thlr. 12 gr.

Löffler, D. J. F. Chr. Magazin für Prediger. Iſter Band 1ſtes Stück, mit dem Portrait des Herrn Probſt und O. C. R. Teller in Berlin. gr. 8. 18 gr.

Erſcheint nun regelmäßig als Fortſetzung von und wie Tellers neues Magazin für Prediger, welches mit dem Xten Bande geſchloſſen iſt.

Mellin, G. S. A. encyklopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie u. s. w. Vter Band 1ste und 2te Abtheilung. gr. 8. 2 thlr. 16 gr.

Die letzte Abtheilung dieſes Werks erſcheint noch in dieſem Jahre.

ΟΡΦΕΩΣ ΑΡΓΟΝΑΥΤΙΚΑ. Orphei quae vulgo dicuntur Argonautica. Ex libris scriptis et conjecturis virorum doctorum suisque aucta et emendata interpretatus est Joh. Gottl. Schneider. 8. maj. 2 thlr.

Teller, D. W. A. die älteſte Theodicee oder Erklärung der drei erſten Capitel im erſten Buche der vormoſaiſchen Geſchichte. 8. 10 gr.

Portrait des Herrn Pr. und O. C. R. Teller in Berlin, nach Graff, geſtochen von Lips. Gute Abdrücke. 8 gr.

In unſerm Verlage iſt eine neue Auflage des Buches erſchienen:

Mein Vaterland unter den hohenzollerſchen Regenten, ein Leſebuch für Freunde der Geſchichte von

K. H. Krauſe, Feldprediger u. ſ. w., 1ſter und 2ter Theil mit einem Kupfer. 8. Halle.

Der Recenſent der vorherigen Auflage in der Jenaiſchen Litteratur-Zeitung rühmt von dieſem Buche, das es ſich vornehmlich durch die Auswahl der Materie, ſo wie durch die zwar ſchmuckloſe, aber reine Darſtellung derſelben gar ſehr auszeichne: auch andere kritiſche Blätter haben dieſes günſtige Urtheil wiederholt, und es als eine Schrift empfohlen, die eine befriedigende Ueberſicht aller wichtigen Ereigniſſe in der brandenburgiſchen Geſchichte und der Urſachen der ſteigenden Größe des preußiſchen Hauſes liefert, zur Erweckung patriotiſcher, häuslicher und menſchlicher Tugenden ganz geeignet iſt, und Lehrern und Eltern viel Stoff zu nützlichen Unterhaltungen und Belehrungen darbietet. Nur die Einkleidung in Geſprächsform mißfiel allgemein. Die neue Auflage hat nicht nur dieſes unſchickliche Gewand abgeworfen, ſondern ſie erſcheint auch erweitert, verbeſſert, und in einer weit gefälligern äußern Geſtalt. Jedem Abſchnitte iſt eine kurze die Aufmerkſamkeit weckende Inhaltsanzeige vorgeſetzt. Am Ende jeder Regierung wird nicht nur der Länderzuwachs nach Quadratmeilen beſtimmt, ſondern es werden auch die Hauptfakta jeder Regierung wiederholt, um dem Leſer Veranlaſſung zum nochmahligen Ueberblick des Geleſenen zu geben. Der dritte Theil, welcher das Ganze mit Friedrich Wilhelm's II Regierung beſchließt, wird bald nachfolgen.

Beide Theile koſten 2 thlr. und ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Hemmerde und Schwetſchke.
Buchhändler.

In letzter Oſter-Meſſe iſt bei Friedr. Frommann erſchienen:

Gedanken eines evangeliſchen Chriſten über zwei Schriften des Biſchofs Auguſtinus, und die Beilagen und Anmerkungen des Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. 8. geheftet. 10 gr.

Eine kleine mit Ruhe und Geſchmack geſchriebene Schrift, welche keiner unbefriedigt aus der Hand legen wird, dem der auffallende Schritt des Herrn Grafen nicht gleichgültig war; keiner der auch jetzt noch ſich fragt: „Wie kann er die katoliſche Kirche, von der Auguſtin redet, und ſie vertheidigt, für diejenige nehmen, zu der er ſich bekennt, wie die Lehrſätze der jetzigen römiſchen päbſtlichen Kirche in denen der Kirche des vierten Jahrhunderts wieder erkennen?“

III. Anzeige des Bildungsinſtituts für erwachſene Töchter.

Sehr oft äußerten mir Eltern und einſichtsvolle junge Frauenzimmer ſelbſt den Wunſch, daß eine Anſtalt vorhanden ſeyn möchte, wo erwachſene Töchter einen Unterricht bekämen, der etwas mehr als bloßer Schulunterricht ſey, wo dieſer durch eine vollendete und ſorgfältige Ausbildung erſt mit wirklichem Nutzen angewendet werden könnt.

Eine ſolche Anſtalt ließ ſich ſehr leicht mit meinem Seminarium für Erzieherinnen vereinigen; ich habe ſie daher errichtet, die Anzahl der jungen Frauenzimmer, welche daran Theil nehmen können, bis auf acht feſtgeſetzt, und bis zu Anfang des Oktobers, den Eintritt in dieſe Geſellſchaft offen gelaſſen. Nach dieſer Zeit werden nur erſt wieder zu Oſtern neue Mitglieder angenommen, und ſo alle halbe Jahre damit fortgefahren.

Nur auf Verlangen einiger Perſonen, die meine ganze Werthſchätzung beſitzen, mache ich durch dieſe kurze Anzeige auf das Bildungsinſtitut aufmerkſam; aber aus dem raſtloſen Beſtreben, in möchlichſter Ausbreitung das Gute zu befördern, benachrichtige ich bei dieſer Gelegenheit Eltern oder Vormünder, die das künftige anſtändige Fortkommen ihrer Töchter oder Mündel wünſchen, daß Berlin ein Seminarium für Erzieherinnen hat, wo Perſonen, welche ſich dem Geſchäft der Erziehung künftig widmen wollen, mit herzlichem Wohlwollen aufgenommen, und z dieſem edlen Berufe gebildet werden.

Was den Unterricht betrifft, ſo wird er im regelmäßigen Ueberſetzen, Sprechen und Schreiben der franzöſiſchen Sprache ertheilt; ferner wird damit verbunden, eine deutliche und zweckmäßige Ueberſicht der ältern und neuern Geſchichte, Geographie, Unterricht in der deutſchen Sprache, Zeichenkunſt u. ſ. w. Ferner werden auch engliſche und italieniſche Lehrſtunden, wenn ſie verlangt würden, gegeben.

Weder meine Zeit noch meine Grundſätze erlauben mir, die Zahl der vielen ſchon exiſtirenden weitläuftigen Entwürfe zu vermehren, ich bitte daher diejenigen, welche ſich für das Bildungsinſtitut intereſſiren, dies bloß als Anzeige zu nehmen, daß es ſeinen Anfang genommen habe, und ſich wegen des Nähern, Montags, Mittwochs und Donnerſtags von zehn bis eilf Uhr in meiner Wohnung, in der Spandauer-Straße No. 61., zu erkundigen.

Erneſtine v. Krofigk,
geb. Krüger.

Anzeiger der Eunomia.

No. III. September 1803.

I. Ankündigungen.

Unter dem Titel:

Die Familie Bendheim.

Lehrreiche Unterhaltungen
für die Jugend
von
K. Hahn,
Rektor der Königl. Garniſonſchule in Berlin.
(Mit 17 illuminirten Kupfern)

wird zu Michaelis d. J. ein Werk erſcheinen, das eine lehrreiche und angenehme Unterhaltung der Jugend gewähren ſoll. Der Zweck des Verf. iſt nämlich, die Vorſchriften der Moral und Weltklugheit auf ſo eine Art zu entwickeln, die dem Kindesalter am meiſten gefällt, und den tiefſten Eindruck zurückläßt. Gewöhnlich findet bei Moralen in Beiſpielen die Nutzanwendung am Ende, und die Ueberſchrift zeigt ſchon, daß dieſes oder jenes Kapitel der Moral abgehandelt werden ſolle; in dem angezeigten Werke aber wird die Unterhaltung das Wichtigſte ſcheinen, und die Moral, nach der Anordnung des Ganzen, ſich den Leſern von ſelbſt aufdringen, indem ſie gelegentlich hingeworfen ſcheinet, in der That aber nothwendig aus dem vorhergegangenen ſich er-

5 Kapitel. Die Ankunft in der Stadt. Die Bettelknaben auf der Kutſche. — Limburgs Kinder. Vetter Limburg und ſeine Frau. Wilhelms Stube. In guten Büchern zu leſen iſt nicht Mode. — Euch muß jeder Tag wichtig ſeyn, an dem ihr etwas lernen könnet. Die Mahlzeit. — Verlegenheit. Die Artiſchocken. Der zerbrochene Teller. Drei Stückchen Lachs. — Der Gang auf den Jahrmarkt. Der Zuckerbäcker. Augen und Naſe zu. — Glücksſpiel. — 24 Pfefferkuchen. Eduard gewinnt ſo viel, daß er nichts mehr hat. — Karl leihet ihm, und Wilhelm borgt. — Die Schweſtern weinen. — Ei! ich geb' es gern. — Die Aeltern an der Schuhmacherbude. Beſchämung. Eduard ſpielt noch einmal; großer Gewinn. — Der undankbare Knabe. Ihr habt die Sache nur ſchlimmer gemacht. Beitrag für Abgebrannte zur Beruhigung. Wilhelm iſt verſchwunden. — Abſchied von Limburgs. — Räthſel.

6 Kapitel. Die Rückreiſe. Der Knabe auf der Wagendeichſel. Traurige Folgen der Nachahmung. Die Gans ausnehmen, der Aderlaß. — Die untergehende Sonne. — Dankbarkeit. Die dankbare Hirtenfrau. — Räthſel ꝛc. — Man muß kurz werden, und kann nur die Ueberſchriften der Kapitel noch anführen.

7 Kapitel. Die Wundermenſchen. Darin beſonders die engliſchen Kruſtenmänner.

8 Kapitel. Der umgeſetzte Ofen oder man muß alles lernen, wozu man Gelegenheit hat.

9 Kapitel. Die Katzen.

10 Kapitel. Der engliſche Kronprätendent, Karl Eduard, auf ſeiner Flucht.

11 Kapitel. Der Hauſen und ſein Fang.

12 Kapitel. Die Geſchwiſterliebe.

13 Kapitel. Die Seeſchnecken. Hierbei unter andern die Abbildung der Schnecke cedo nulli, deren Exemplar, als das einzige, bis jetzt entdeckte, ſich in einem Berliner Kabinette befindet.

Vorſtehende Inhaltsanzeige wird das Publikum hinlänglich unterrichten, wie mannichfaltig, unterhaltend und lehrreich die angekündigte Jugendſchrift des Hrn. Verfaſſers ſeyn wird, der ſich ſchon durch andere Schriften für die Jugend allgemeinen Beifall und Ruhm erworben hat; vornehmlich auch durch das vor kurzen im Druck erſchienene Werk:

Stoff zur Bildung des Geiſtes ꝛc.

über welches in Gutsmuths Bibliothek, März 1803, das günſtigſte und verdienteſte Urtheil gefällt worden iſt, welches Auszugsweiſe ſo lautet:

> Man kann leicht tauſend Jugendſchriften durch die Hände gehen laſſen, ohne eine Einzige zu finden, die ſich in Hinſicht auf Stoff, auf Sorgfalt in Ausarbeitung, auf Munterkeit, auf Intereſſe für die Jugend, ſelbſt auf äſthetiſchen Werth und vorzüglich auf praktiſchen Gehalt mit obiger vergleichen ließe. Das iſt viel geſagt, allein man nehme das Buch, leſe die ſieben oder acht und funfzig Aufſätze, vergleiche ſie mit dem loſen Machwerke, was man ſo häufig für die Jugend und für baares Geld aus den Aermeln ſchüttelt, und man wird den Recenſenten Beifall geben. Der Verf. beſitzt in hervorſtechendem Grade die Gabe der lebhafteſten, munterſten Darſtellung und komiſchen Laune; ſein Styl iſt gewandt, leicht, nirgends merkt man mühſelige Anſtrengung, alles kommt gleichſam von ſelbſt, die häufig eingemiſchten Verſe nicht ausgenommen, in denen durchweg ſo leicht der Reim an Reim ſich fügt, ſelten verjagt. Ich bin noch nicht fertig, ich kenne keinen Jugendſchriftſteller, der ſich mit dieſen vergleichen ließe. Nur ein Schriftſteller hätte ſo etwas ſchreiben können, das war Muſeus. Selbſt gebildete Leſer können des Verf. Erzählungen mehrmals hinter einander immer mit neuem Vergnügen leſen; wie kann man das wohl mit unſern gewöhnlichen Fabrikſachen! —

Der Zweck des Verfaſſers iſt Geiſtesbildung der Jugend, wie der Titel ſchon angiebt Dieſen Zweck hat er durch die ganze Schrift hindurch feſt und unverrückt im Auge behalten, alle ſeine Aufſätze ſtreben deutlich dahin, die geiſtigen Kräfte zu erwecken, zu entwickeln ꝛc.

Dies wird genug ſeyn, um das Publikum auf das hier angekündigte Werk aufmerkſam zu machen, das mit möglichſter Eleganz gedruckt, mit ſchönen Kupfern geziert, und ſauber eingebunden, unfehlbar bevorſtehende Leipziger Michaelis-Meſſe in meinem Verlage erſcheint.

Wem daran gelegen iſt, dies Werk bald und mit den beſten Kupferabdrücken zu erhalten, um es nächſtkommende Weihnachten als ein ſehr angenehmes und nützliches Geſchenk zu benutzen, der beliebe ſich mit ſeiner Beſtellung in Zeiten entweder an mich ſelbſt, oder an die ihm zunächſt gelegene Buchhandlung zu wenden.

Berlin, den 20ſten Julius 1803.

Fried. Maurer,
Buchhändler.

Die weit früher verſprochene Erſcheinung der 2ten Abtheilung von:

Kleines griechisch-deutsches Handwörterbuch. Ein Auszug aus J. G. Schneiders kritischem griechisch-deutschen Handwörterbuche. Nach und mit dem Rathe des Verfassers zum Besten der Anfänger ausgearbeitet von F. W. Riemer.

hat ſich leider ſehr verſpätet, und ich werde oft dringend daran erinnert. Mehrere ganz außer meiner Willkühr liegende Urſachen, ſetzten ſich der Vollendung des Drucks derſelben entgegen, wie die Reiſe des Herrn Verfaſſers nach Italien, Krankheit u. ſ. w. Ich bitte deshalb das dafür intereſſirte Publikum um Verzeihung, mit der Verſicherung, daß vor Ende dieſes Jahres dieſe zweite Abtheilung gewiß ausgegeben werden wird. Wie ſehr übrigens ein ſolcher Auszug aus dem Schneiderſchen Handlexicon Bedürfniß war, mit wie gründlicher Kenntniß, mit wie viel Sorgfalt, Fleiß und Genauigkeit, mit wie glücklicher Kürze Herr Riemer denſelben ausgearbeitet, hat noch ganz kürzlich ein ſehr competenter Recenſent in der Jenaer allgem. Litt. Zeitung 1803. No. 207. hinlänglich bewieſen. Auf dieſe Recenſion ſey es erlaubt hinzuweiſen; ſie wird am beſten dienen den Gebrauch und die Einführung in Schulen zu empfehlen.

Jena, im Auguſt 1803.

Friedr. Frommann.

In dieſem Jahre iſt in meinem Verlage erſchienen:

G. S. A. Mellin encyclopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie, oder Versuch einer faſslichen und vollständigen Erklärung der in Kants kritischen und dogmatischen Schriften enthaltenen Begriffe und Sätze. Mit Nachrichten, Erläuterungen und Vergleichungen aus der Geschichte der Philosophie begleitet und alphabetisch geordnet. Vter Band 1ste und 2te Abtheilung. gr. 8. 2 thlr. 16 gr.

und noch vor Ende dieſes Jahres erſcheint der VIte Band in einer Abtheilung die das ganze Werk beſchließt, und auch die nöthigen Haupt- und Real-Regiſter enthalten, und dadurch die Brauchbarkeit deſſelben noch ſehr erhöhen wird. Die Vorzüge dieſes Wörterbuchs ſind mit allgemeiner Stimme anerkannt worden, und möchten ſich, ſo viel es der Raum erlaubt, wohl dahin concentriren laſſen. Die Faßlichkeit der eigenen Darſtellung; die Zuſammenſtellung deſſen, was über einen Gegenſtand in Kants Schriften zerſtreut iſt; die große Vollſtändigkeit; daß dies Buch der beſte Commentar über Kants Schriften, beſonders über die kritiſchen, iſt; die hiſtoriſchen Artikel; die Vergleichung des Kriticismus mit den Theorien der ältern und neuern Philoſophie; die Wiederlegung der wichtigſten Einwürfe; die Aufnahme aller Kenntniſſe aus der Logik, Mathematik u. ſ. w. die der Kriticismus vorausſetzt; die vollſtändige Erklärung von Kants Naturmetaphyſik, mit beſtändiger Rückſicht auf Phyſik; das viele Neue welches man vorzüglich in allen weiter ausgeführten Artikeln finden wird, von denen mehrere als ganz ausführliche

Abhandlungen über die bearbeiteten Gegenſtände anzuſehen ſind. Einige der intereſſanteſten Artikel dieſer Art möchten, um nur einige anzuführen, wohl folgende ſeyn: Apriori, Analogie, Anſchauung, Bewegung, Chriſtenthum, Critik der reinen Vernunft, Dunkelheit in der Auflöſung des äſthetiſchen Problems, Erfahrungsurtheil, Euklides, Figur, Freiheit, Geſchmack, Gewiſſen, Gott, Kategorie, Kraft, Leibnitz, Materie, Pflicht, Phyſik, Poſtulat, Raum, Recht, Religion, ſynthetiſches Urtheil, Theologie, Urtheil, Vernunft, Vernunftbegriff ꝛc. So iſt dies Wörterbuch das zweckmäßigſte Repertorium für den Kenner wie für den Laien in der Philoſophie.

Jena, im Auguſt 1803.

Friedr. Frommann.

II. Anzeigen neuer Bücher.

Friedrich Frommann's, Buchhändler in Jena, neue Verlags-Bücher. Jubilate-Meſſe 1803.

Gedanken eines evangeliſchen Chriſten über zwo Schriften des Biſchofs Auguſtinus, und die Beilagen und Anmerkungen des Herrn Grafen Friedrich Leopold zu **Stolberg**. **8. geheftet.** 10 gr.

Glatz, Jakob, Naturhiſtoriſches Bilder- und Leſe-Buch, oder Erzählungen über Gegenſtände aus den drei Reichen der Natur. Nebſt 300 illuminirten Abbildungen von Horny, und einer kurzen Erklärung derſelben in Verſen. gr. 8. in Pappe gebunden 4 thlr.

mit ausgeſuchten Kupfern und beſſer gebunden. 4 thlr. 8 gr.

Himly, Dr. K. und Dr. J. A. Schmidt ophthalmologische Bibliothek. Iter Band 3tes Stück 8. geheftet. 14 gr.

Von nun an erſcheint dies Journal regelmäßig in meinem Verlage und jährlich wenigſtens ein Band von drei Stükken. Dies Stück ſchließt aber den erſten Band, und die nächſten zwei Stücke folgen noch in dieſem Jahre.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Oktober 1803.

I.

Einfall der Sarazenen in Spanien.

(Beſchluß.)

Gekommen war der Tag der Entſcheidung. Geordnet ſtanden die beiden feindlichen Heere einander gegenüber. Gemäß der Sitte gothiſcher Könige, wenn ſie an der Spitze ihrer Heere kämpften, fuhr Rodrigo, ein Diadem von Perlen auf ſeinem Haupte, in ein Gewand von reicher Stickerei gehüllt, auf einem von zwei weiſſen Mäulern gezogenen elfenbeinernen Wagen längs den Reihen der Seinigen dahin, und durch folgende Anrede ermunterte er ſie zur Tapferkeit:

„Ein freudiges Gefühl belebt mich, wenn ich bedenke, daß er endlich gekommen iſt, der glückliche Augenblick, wo wir die angethane Schmach rächen, unſern heiligen Glauben vertheidigen und dieſem von Gott und Menſchen verfluchten Geſindel zeigen werden, daß man tapfere Gothen nicht ungeſtraft überfällt. Was konnte dieſe Sarazenen bewegen, uns den Krieg zu erklären? Was anders, als die Begierde, Spanien zu erobern, euch zu Sklaven zu machen, eure Weiber zu ſchänden, eure Kinder zu ermorden. Was will dies Gezücht? Plündern will es, und zerſtören die Tempel unſeres Gottes, und entweihen die geheiligten Altäre, und vernichten unſere Heiligthümer. Ihr Verfahren iſt bekannt genug; ihr ſelbſt ſeid Zeugen deſſelben in allen Gegenden Spaniens geweſen, wohin ſie den Fuß geſetzt haben, und was ihr nicht geſehen habt, hat euch in glaubwürdigen Berichten mit Abſcheu und Wuth erfüllt. Aber heute ſollen ſie erfahren, daß man kräftige Gothen nicht ſo leicht unterjocht, als aſiatiſche Verſchnittene und afrikaniſche Memmen. Sie haben über eine kleine Anzahl der Unſrigen unbedeutende Vortheile davon getragen, und dies hat ſie keck gemacht; allein ſie werden ihre Verblendung bereuen und dem Augenblicke fluchen, wo ſie ſich ſelbſt in unſere Hände gaben. Freunde und Cameraden! ehemals griffen wir die Sarazenen in ihrem eigenen Lande an, und jetzt — Ha! der Schande, die ſich nur durch den Tod tilgen läßt! — erblicken wir uns in unſerer Heimath von ihnen befehdet. So weit iſt es gediehen, daß wir nicht ohne den Verluſt unſerer Freiheit zurück können. Wir müſſen ſiegen oder ſterben. Der Sieg iſt leicht, wofern wir ihn nur erringen wollen; denn was vermöchte wohl dieſe Handvoll Räuber gegen unſere Ueberzahl? Aber wie leicht er auch ſey, dennoch muß Rache euren Buſen beleben. Trieſt nicht das Land von dem Blute eurer Brüder? Wurden nicht eure Freunde von dieſen Ungläubigen barbariſch gemordet? Sind nicht eure Städte zerſtört, eure Gefilde verwüſtet, das ganze Land verheert? Ruhiges Blicks ſollten wir ſie vordringen ſehen? Was mich betrift, ſo glaub' ich meine Pflicht gethan zu haben. Nichts hab' ich unterlaſſen, was nöthig war, um tapferen Gothen das Glück geneigt zu machen. Hier ſteht das zahlloſe Heer, das ich verſammelt habe; und dieſem Heere fehlt es nicht an Mitteln, ſeine Kraft zu zeigen. Alle meine Offiziere ſind entſchloſſen, ihre Pflicht zu thun, und jeder weiß, wie er operiren ſoll. Auch hab' ich ein bedeutendes Reſervekorps, um euch zu Hülfe zu eilen, wo es nöthig iſt, oder vielmehr, um den Feind, den die Stärke eures Arms zu Boden geworfen hat, gänzlich zu zermalmen. Ich habe noch andere Maasregeln genommen, deren glückliche Wirkungen ihr im Kampfe ſelbſt erfahren werdet. Kurz, allen meinen Veranſtaltungen zufolge, muß das Land mit dem Blute der Ungläubigen getränkt werden. Das Uebrige ſteht in euren Händen. Den Sieg zu erringen, bedarf es nur der Entſchloſſenheit. Greift dieſe Barbaren muthig an, durchbrecht ihre Reihen, umwickelt ſie von allen Seiten, damit auch nicht ein einziger entrinne. Erinnert euch des Ruhms, den eure Ahnen durch ihre Siege erfochten haben. Erinnert euch der heiligen Religion, die ihr bekennt, des Gottes, der euch beſchützt. Bedenkt, daß ihr heute zur Verherrlichung ſeines Namens kämpft.“

So ſprach der König der Gothen. Tarik, der Anführer der Sarazenen, ſtellte unterdeſſen die Seinigen in Schlachtordnung. Auf einem arabiſchen Hengſte vor der Fronte haltend, redete er die Araber und Mauren alſo an:

„Brüder! Hinter uns iſt das Meer, vor uns der Feind; wir müſſen ſiegen oder ſterben. Da jeder Ausweg zur Flucht verſperrt iſt, ſo bleibt uns nichts anderes übrig, als entweder unter dem Schwerdte des Feindes zu ſinken, oder ſeine Geſchwader zu durchbrechen; nur unſeren Säbeln, unſerem Arm, unſerer entſchloſſenen Tapferkeit können wir unſer Leben anvertrauen. Was wählt der Muſelmann, wenn es Tod oder Freiheit gilt? Dieſer Tag macht euch entweder zu Gebietern Europa's, oder ihr fallet in dieſer Ebene; ein Drittes giebt es nicht, und ich brauche euch nicht zu wiederholen, daß der Tod das Ende aller Leiden und der Sieg der Anfang alles Glücks iſt. Wie, die Eroberer Aſiens und Afrika's ſollten ſich heute von einem Volke ſchlagen laſſen, über das ſie ſchon mehr als einmal triumphirt haben? Bedenkt noch, daß ihr nicht gewaltſam hieher geführt ſeyd. Ihr ſelbſt verlangtet dieſen Feldzug; die Begierde, Spanien zu erobern und deſſen Schätze an euch zu nehmen, war es, was euch aus eurem Vaterlande trieb. Bisher waret ihr der Schrecken aller Nazionen. Eure Tapferkeit ſollte euch in eben dem Augenblick verlaſſen, wo eine angemeſſene Belohnung ihrer harrt? Spaniens unermeßliche Reichthümer winken euch, und ihr könntet ſie aus Feigheit verſchmähen? Hier giebt es keine brennenden Sandwüſten, wie in Afrika; hier finden wir endlich ein fruchtbares Land, und in ihm den Mittelpunkt der Schätze Europa's. Nur müßt ihr ſiegen.

Was kann euch Widerſtand leiſten? Sind alle dieſe Kämpfer nicht ohne Waffen, ohne Kriegeszucht, ohne Erfahrung, ohne Tapferkeit? Wie könnten ſolche Krieger euch Furcht einflößen? Die Ueberzahl? Der Muth iſt's, der den Ausſchlag giebt; und nur allzubald werdet ihr ſehen, wie dieſer ungeheure Haufen ſich in ſich ſelbſt verwickelt, und wie die Furcht vor einer zweiten Niederlage ihm den letzten Reſt von Kraft entreißt. Sie ſollten über euch triumphiren? Es nur zu denken, hieße euch beleidigen. Der Muth, der aus euren Augen blitzt, die Freude, die euer Antlitz umſtralt, ſind mir die ſicherſten Unterpfänder des Sieges. Nicht in die Schlacht zieht ihr; nein, ihr eilt in die Arme des Sieges. Die Kämpfe, in welchen ihr obgeſiegt habt, ſtreiten in dieſem Augenblicke mit euch. Günſtig lächelt der Himmel auf euer Unternehmen herab. Zeuge eurer Tapferkeit, wünſcht der Prophet muthige Enkel in euch zu erblicken. Durchbrecht ſie alſo, die feindlichen Geſchwader, die ſich nur verſammelt haben, euch mit reicher Beute zu beglücken. Dürftige Hütten und brennenden Sand vertauſchen wir heute gegen Palläſte und blühende Gefilde. Das Schickſal der Welt liegt in euren Händen; beſtimmt es, wie es immer beſtimmt worden iſt, durch die Stärke eures Arms. Ich ſelbſt werde euch das Beiſpiel geben; denn ich will entweder heute ſterben, oder dieſes Roß über den Leichnam des letzten der römiſchen Könige treiben.“

Das Zeichen zum Angriff wurde gegeben; auf Seiten der Gothen mit Trompeten und Pauken, auf Seiten der Sarazenen mit Zymbeln. Hurtiger waren die Schritte der

Gothen; denn mit geſetztem Muthe näherten ſich die Sarazenen. Steine, Pfeile, Wurfſpieße verfinſterten die Luft; aber Schleuder und Bogen hielten nicht lange vor. Die Schwerdter ziehend, drangen die feindlichen Geſchwader auf einander ein. Von beiden Seiten gleiche Hartnäckigkeit, von gleichem Muthe gehalten. Stromweiſe fließt das Blut, indem die Sarazenen ihren Ruhm behaupten, die Gothen ihren Grund und Boden, und mit ihm Weib und Kind vertheidigen. Lange bleibt der Sieg zweifelhaft. Endlich ſcheint er ſich für die Ueberzahl zu erklären. Schon dringen die Gothen von allen Seiten vor; ſchon ſind ſie im Begriff, den Feind zu umwickeln, zu zermalmen; ſchon ertönt ihr Freudengeſchrei — als plötzlich Don Oppas an der Spitze ſeines Korps zu den Sarazenen übergeht, dem gothiſchen Heer in die Flanke fällt, und die fürchterlichſte Verwirrung verurſacht. Die Gothen ſtaunen. Furcht und Argwohn bemächtigt ſich der Sieger. Sie weichen zurück. Ein jeder ſucht ſeine Rettung in der Flucht. Der Sieg wird ihnen in eben dem Augenblick entriſſen, wo ſie, ihn zu erringen, ihre letzte Kraft aufgeboten haben.

Mehr betroffen, als alle Uebrigen, war Rodrigo. Doch ſchnell gefaßt, ſprang er von ſeinem elfenbeinernen Wagen, ſchwang ſich auf das ſchnellſte ſeiner Roſſe, Namens Orella, ſtellte ſich an die Spitze ſeines entmutheten Heeres, kämpfte mit der Unerſchrockenheit der Verzweiflung, führte Flüchtlinge ins Treffen zurück, ermahnte und drohte und ſchlug. Vergeblich. Don Oppas hatte durch ſeinen Abfall Spaniens Geſchick zum Vortheil der Sarazenen entſchieden.

Ohne Wirkung blieben Rodrigo's Bemühungen. Die Flucht der Seinigen war allgemein. Für den König ſelbſt blieb nichts anders übrig, als Gefangenſchaft oder Flucht. Er wählte die letztere. Wie er geendigt hat, iſt ungewiß. Wenig Tage nach der Schlacht fand man ſein Diadem, ſein Gewand und ſeinen Renner an dem entgegengeſetzten Ufer des Bätis oder Guadalquivir. Er ſelbſt war verſchwunden. Die allgemeine Sage war, daß er ſich aus Verzweiflung in die Wellen dieſes Fluſſes geſtürzt habe, bis man zwei Jahrhunderte nach der Schlacht bei Xeres zu Viſeu, einer kleinen Stadt in Portugal, in einer Kirche auf einem Grabſteine die lateiniſche Inſchrift fand: Hier ruhen die Gebeine Rodrigo's, des letzten Königs der Gothen. Nach dieſer Inſchrift muß man ſchließen, daß er ſich ſeiner königlichen Hülle entledigt, und im Gebiete von Portugal ein Kloſter aufgeſucht habe, um den Reſt ſeines Lebens darin zu beſchließen.

Groß war das Gemetzel an dieſem Tage. Die Gothen, welche dem Schwerdte des Feindes entronnen waren, flüchteten in die benachbarten Städte, Schrecken und Beſtürzung verbreitend. Graf Julian glaubte es unſtreitig in ſeiner Gewalt zu haben, die Sarazenen mitten auf der Bahn des Sieges aufzuhalten; aber er ward in ſeinen Erwartungen durch Tarik betrogen. Da die Geſchichte ſeiner nach dem Tage bei Xeres nicht länger erwähnt, ſo muß man annehmen, daß die Niederlage des gothiſchen Heeres die ſeines Anſehens war. Einige Chronikenſchreiber melden, er habe ſich mit dem Anführer der Sarazenen entzweit, und dieſer, im Gefühl ſeiner Macht, ſey entſchloſſen genug geweſen, den Verräther ſeines

Fürſten in einen Thurm einſperren zu laſſen, worin er Hungers geſtorben. Unwahrſcheinlich iſt dies nicht, wenn man bedenkt, daß auch der Söhne Witiza's keiner weitern Erwähnung geſchieht, und daß der ſarazeniſche Anführer die ſtärkſten Beweggründe zur Unterdrückung der ganzen Parthei hatte, durch welche er in Spanien eingedrungen war.

Tarik verfolgte ſeinen Sieg mit der Thätigkeit eines klugen Generals. Ein großer Theil der Flüchtlinge hatte ſich nach Aſtiga gerettet, und erwartete, vereinigt mit den Einwohnern dieſer Stadt, den verfolgenden Feind. Doch kaum zeigte ſich Tarik an der Spitze ſeines ſiegreichen Heeres, als Mangel an Anführung die Entſchloſſenen wieder auseinander trieb. Aſtiga wurde alſo ohne Schwerdtſtreich eingenommen, und Tarik hatte in ihr einen bequemen Sammelplatz gefunden. Das Eroberungsgeſchäft zu beſchleunigen, vertheilte er ſeine Truppen. Magued, ein römiſcher Gefangener, den der Caliph ſelbſt in Freiheit geſetzt hatte, griff Cordova mit 700 Mann Reuterei an; und nachdem er muthig den Fluß paſſirt, die Stadt überrumpelt, und die Chriſten in die große Kirche getrieben hatte, vollendete er die Unterjochung der Einwohner dieſer Stadt, nach einem Widerſtande von drei Wochen. Ein anderes Detaſchement nahm den Weg nach Malaga und Granada, um die Seeküſte von Bätica zu erobern, welche in der Folge das Königreich Granada ausmachte. Tarik ſelbſt marſchirte von dem Guadalquivir nach dem Tajo, und nachdem er die Sierra Morena, welche Andaluſien von Kaſtilien trennt, durchwandert hatte, erſchien er plötzlich vor den Mauern von Toledo. Die Thore dieſer

Stadt waren verſchloſſen; aber ſie blieben es nicht länger, als bis Tarik eine von den Einwohnern in Vorſchlag gebrachte Kapitulation angenommen hatte. Die Hauptpunkte derſelben waren: daß es Jedem freiſtehen ſollte, ſich mit ſeinem Vermögen ins Exil zu begeben; daß ſieben Kirchen für die chriſtlichen Bewohner unverwandelt bleiben ſollten; daß der Erzbiſchof und die Geiſtlichkeit das Recht hätten, ihre Aemter noch ferner zu verrichten; daß die Mönchsorden der Stadt unangetaſtet blieben; und daß die Gothen und Römer in allen Civil- und Kriminalfällen der untergeordneten Jurisdiktion eigener Geſetze und Magiſträte überlaſſen würden. Tarik nahm dieſe Bedingungen an; aber er belohnte gleichwohl die Juden, durch deren Unterſtützung er in ſo kurzer Zeit ſo raſche Fortſchritte gemacht hatte. Eine Politik, welche den Haß der Chriſten noch mehr entzündete, als er es bereits durch die Bedrückungen war, welche die Juden ſeit einem Jahrhundert an ihnen ausgeübt hatten; eine Politik, welche die Stellung dieſes unglücklichen Volks ſehr weſentlich veränderte, und nach vielen Jahrhunderten, als endlich durch das Chriſtenthum eine kräftige Reaktion möglich geworden war, eine ewige Vertreibung nach ſich zog.

Toledo war zwar die Hauptſtadt des Königreichs, aber ihr Fall machte den der übrigen Städte nicht nothwendig; denn die Geſellſchaft hatte im achten Jahrhundert bei weitem noch nicht den innigen Zuſammenhang, welchen in unſeren modernen Reichen jede Hauptſtadt zum Hauptorgan des politiſchen Lebens bildet. Von Toledo aus verbreitete Tarik alſo ſeine Eroberungen nach dem Norden hin. Caſtilien und

Leon wurden erobert, und Tarik ruhte nicht eher, als bis der Mangel an nöthiger Garniſon nothwendigen Stillſtand in eine Unternehmung brachte, welche mit ſo wenigen Schwierigkeiten verbunden war, daß Tariks Marſch mehr einem Spatziergange, als einer Kriegesoperation glich. Von Gibraltars Felſen bis in die Bay von Biscaya wurde Spanien, das den Römern zwei Jahrhunderte hindurch Widerſtand geleiſtet hatte, den Sarazenen in wenigen Monden unterworfen. Dieſe Erſcheinung würde unerklärbar ſeyn, wäre den Sarazenen nicht ein beſonderer Umſtand zu Hülfe gekommen, der, ſo wie er vorhanden war, durchaus nicht von ihnen berechnet werden konnte, und dennoch ſo erſtaunlich viel für ſie that. Spanien hatte ſich nämlich noch nicht von einem Mißwachs erholt, der das Land zwei Jahre hintereinander getroffen hatte. Hunger und anſteckende Krankheiten hatten die Kraft der ganzen Nazion vermindert. Kein Gouverneur durfte es wagen, eine Stadt der Eroberung auszuſetzen, weil die Eroberung ſelbſt eine Trennung von dem Lande, d. h. von einer ſpärlichen Zufuhr mit ſich führte.

Die Kunde von der unerwarteten Wendung, welche die Sachen in Spanien genommen hatten, erſcholl in Afrika. Muſa vernahm ſie mit eben ſo viel Erſtaunen als Eiferſucht. Wiewohl Tariks Entſchloſſenheit dem Obergeneral der Gläubigen nur eine Nachleſe übrig gelaſſen hatte, ſo verſchmähte er ſelbſt dieſe nicht, um ſich ſeines Poſtens nicht ganz unwürdig zu zeigen. Den älteſten ſeiner Söhne in Afrika zurücklaſſend, ging er im Gefolge der edelſten Koreiſchiten an der Spitze von 10000 Arabern und 8000 Afrikanern über das

Meer. Ohne ſich in Algezire, wo er landete, aufzuhalten, begann er ſogleich die Belagerung von Medina Sidonia. Dieſe Stadt war hinlänglich befeſtigt und ihren Bewohnern fehlte es nicht an Entſchloſſenheit zum Widerſtand; aber der Ungeſtüm der Sarazenen überwand in kurzer Zeit alle Hinderniſſe, und nachdem mehrere Hunderte von den Einwohnern ihr Leben in einer unzeitigen Vertheidigung eingebüßt hatten, wurde die Stadt erobert und geplündert. Gleiches Schickſal traf Carmona, eine der ſchönſten Städte Andaluſiens. Sevilla und Merida blieben noch übrig. In beide Städte hatten ſich alle diejenigen Flüchtlinge geworfen, welche noch nicht ganz an ihrer Rettung verzweifelten. Während man noch mit Sevilla's Befeſtigung beſchäftigt war, erſchien Muſa an der Spitze ſeines Heers vor den Mauern der Stadt. Dieſer Anblick entmuthete; und indem die Vertheidiger die Flucht ergriffen, blieben allein die Juden zurück, welche keinen Augenblick verloren, den Siegern die Thore zu öffnen, und ſich freundſchaftlich mit ihnen zu vereinigen. Die Fliehenden hatten ſich zunächſt in Beja geworfen; aber auch aus dieſer Stadt vertrieben, eilten ſie nach Merida, wo man die Sarazenen mit einem Muth erwartete, der von den alten Römern ſelbſt herzuſtammen ſchien.

Merida war eine von den vorzüglichſten Kolonien, welche die Römer in Spanien angelegt hatten, und ſo wie ſie im achten Jahrhunderte daſtand, hatte ſie nur ſehr wenig von ihrem alten Glanze verloren. Der Anblick ihrer Brücken, Waſſerleitungen, Triumphbögen und Theater ſetzte den ſarazeniſchen General ſo ſehr in Erſtaunen, daß er zu ſeiner

Begleitung ſagte: „Das ganze menſchliche Geſchlecht muß zur Erbauung dieſer Stadt beigetragen haben, und wer ſie erobert, iſt gewiß ein glücklicher Mann.“ Muſa wollte dies Glück erringen; aber die Bewohner Merida's fühlten ihre Abkunft von Cäſars kräftigen Legionarien. Einer förmlichen Belagerung zuvorzukommen, ſchlugen ſie ſich mit den Sarazenen in der Ebene, worin Merida liegt. Das Glück begünſtigte indeſſen dieſe Entſchloſſenheit ſo wenig, daß ſie genöthigt waren, ſich hinter ihre Mauern zu retten. Von hier aus wagten ſie einen zweiten Ausfall; aber auch dieſer endigte ſich unglücklich, weil der ſarazeniſche General die Liſt mit der Stärke verband. In der Nähe der Stadt befand ſich nämlich ein alter Steinbruch, geräumig genug, um eine beträchtliche Anzahl Reuterei zu verbergen. Muſa, der ihn beim Rekognosziren entdeckt hatte, ermangelte nicht, ihn zum Hinterhalt zu benutzen. Damit er aber deſto beſtimmter das Verderben der tapfern Bewohner Merida's werden möchte, traf er ſeine Anſtalten ſo, daß die Einwohner gerade von dieſer Seite einen Sturm erwarten mußten. Seine Liſt gelang. Die Sarazenen zurückzutreiben, machten die Einwohner ihren Ausfall. Je wüthender er war, deſto ſchneller zogen ſich die Sarazenen zurück, bis ſie die Tapferen über den Steinbruch hinausgelockt hatten. Jetzt machten ſie plötzlich Halt, und indem die ſarazeniſche Cavallerie in demſelben Augenblick aus dem Steinbruch hervorbrach, entſtand ein Gemetzel, das einem großen Theil der Belagerten das Leben koſtete. Gleichwol verloren ſie den Muth nicht. Feſt entſchloſſen, ihre Kräfte zu ſparen, erwarteten ſie Muſa's Unternehmungen mit ruhiger Standhaftigkeit. Dieſer ſchritt zum Gebrauch aller der Eroberungsmaſchinen, welche man in dieſen Zeiten kannte; aber die Belagerten vereitelten alle ſeine Bemühungen, bis eine Hungersnoth allem Widerſtande ein Ende machte. Doch ſelbſt in dieſer verzweiflungsvollen Lage kapitulirten die Meridaner noch; und wollte Muſa eine Eroberung, von deren baldigem Erfolge ſo viel für das Glück ſeiner Waffen abhing, nicht in die Länge ziehen, ſo mußte er ſeine Ungeduld hinter Gnade und Achtung verbergen. Es wurde alſo feſtgeſetzt: 1) daß das Vermögen derjenigen, welche während der Belagerung gefallen waren, zum Beſten der Sieger konfiszirt werden ſollte; 2) daß von den Einwohnern der Stadt alle diejenigen, welche innerhalb des Bezirks derſelben bleiben wollten, ihr Vermögen behalten, und alle diejenigen, welche das Exil vorzögen, ohne den geringſten Abzug an ihrer fahrenden Habe auswandern ſollten; 3) daß man die Kirchen zwiſchen beiden Religionen theilen wollte. Unter dieſen Bedingungen hielt Muſa ſeinen Einzug in die Hauptſtadt Luſitaniens.

Sein Aufenthalt war nur von kurzer Dauer. Sobald er ſeinen Marſch nach Toledo angekündigt hatte, zog Tarik ihm entgegen. Beide Generale begegneten ſich an dem Bache Tictar, der die Ebene von Aruñuelo durchfließt. Kalt und förmlich war von beiden Seiten der Empfang; und nachdem Tarik den Obergeneral der Gläubigen in den Pallaſt der gothiſchen Könige geführt hatte, mußte er ſich gefallen laſſen, Rechenſchaft von jedem ſeiner Schritte, beſonders aber von der Verwendung der Schätze abzulegen, die er an ſich genommen hatte. Muſa's Eiferſucht war nicht leicht zu beſänftigen, und ſo heftig war ſeine Erbitterung, daß er den Untergeneral mit eigenen Händen geiſelte, weil er ſein Verfahren nicht in allen Theilen rechtfertigen konnte. Dennoch kam dieſe Behandlung auf die Rechnung des Eifers für die Disziplin; und ſo ward es möglich, daß Tarik, ſelbſt nach einer ſolchen Beſchimpfung, auf ſeinem Poſten bleiben konnte. Beide Generale wandten ſich, nach einem kurzen Aufenthalt in der Hauptſtadt, nach Terragonien (Celtiberien). Saragoza widerſtand dem feindlichen Heere nicht; und nachdem die Hauptſtadt der Provinz eingenommen war, fielen die übrigen Städte von ſelbſt. In Saragoza erbaute die Freigebigkeit der Koreiſch, von der gemachten Beute unterſtützt, eine Moſchee. Syriens Schiffen wurde der Hafen von Barcelona geöffnet. Ueber die Pyrenäen hin wurden die Gothen nach Languedoc, damals Septimania genannt, vertrieben; und nachdem Muſa auf dieſe Weiſe ganz Spanien in allen ſeinen Theilen zur Unterwerfung gebracht hatte, kehrte er, an Tariks Seite, nach den Ufern des Ozeans zurück.

Während ſeiner Abweſenheit war in Sevilla eine Inſurrektion ausgebrochen. Beza's und Ilipula's Bewohner wähnten, daß es möglich ſey, die Araber aus Spanien zu vertreiben, wenn der geſunkene Muth durch ein großes Beiſpiel von Entſchloſſenheit gehoben würde. Voll von dieſem Gedanken bemächtigten ſie ſich Sevilla's, als derjenigen Stadt, worin ſich ein kräftiger Widerſtand offenbaren ließe. Niedergemacht ohne Erbarmen, wurde die ganze arabiſche Beſatzung der Stadt vernichtet. Schon triumphirte man in

Sevilla; ſchon rief man alle ächten Gothen zu Hülfe; ſchon ſprach man von Ausrottung der Uſurpatoren. Doch kaum hatte ſich Abdelazig, Muſa's zweiter Sohn, an der Spitze ſeines Korps vor Sevilla's Mauern gezeigt, als dieſer hohe Muth von neuem ſank, die Inſurgenten ihre Anführer auslieferten, und geduldig zum Gehorſam zurückkehrten. Von Sevilla aus vollendete Abdelazig die Eroberung Valencia's und der ganzen Küſte des Mittelmeeres. Wo die Spanier Widerſtand leiſteten, wurden ſie geſchlagen; und geſchreckt von dem allgemeinen Schickſal Spaniens öffneten die Städte Dania, Alicante und Huerta ihre Thore unter den Bedingungen: daß ſie ihre Kirchen behielten, in der freien Ausübung ihrer Religion nicht geſtört würden, und gegen Erlegung eines gewiſſen Tributs in dem ungekränkten Beſitz ihres Vermögens blieben; Bedingungen, welche der junge Held ſo großmüthig annahm, daß er ſogar den Tribut mit Mäßigung beſtimmte.

In dieſer Revoluzion war des einzelnen Elendes genug, indem die Habſucht und der religiöſe Enthuſiasmus der Eroberer die Menſchlichkeit oft unter die Füße trat; allein, wenn man von dem Individuellen wegzuſehen im Stande iſt, ſo muß man über den Geiſt der Mäßigung erſtaunen, womit die Araber im Allgemeinen verfuhren. Der ganze Krieg hatte ſo wenig den Charakter eines Vertilgungskrieges, daß von allen großen und kleinen Städten nur eine einzige zerſtört wurde: Ilipula, zwiſchen Cordova und Sevilla gelegen, und jetzt unter dem Namen Penaflor bekannt.

Obgleich die Laſt der Jahre auf Muſa drückte, ſo waren dennoch ſeine Entwürfe mit dem Stempel der Jugendlichkeit gezeichnet. Er betrachtete nämlich die Eroberung Spaniens als den erſten Schritt zur Gründung einer großen europäiſchen Monarchie. Mit einem ungeheuren Heer wollte er über die Pyrenäen marſchiren, die Königreiche der Franken und Longobarden in Gallien und Italien vernichten, im Vatikan die Einheit des höchſten Weſens verkündigen, und von hier aus nach Deutſchland vordringen, den Lauf der Donau, von ihrer Quelle bis zum Pontus Euxinus, verfolgen, das griechiſche Kaiſerthum über den Haufen werfen, und ſo, von Europa nach Aſien zurückkehrend, die neu eroberten Beſitzungen mit Antiochien und Syrien verbinden. Dieſer ungeheure Plan, deſſen Ausführung, ſo wie die Welt damals lag, nur in dem Freiheit und Gleichheit liebenden Charakter der Germanen Schwierigkeiten finden konnte, wurde durch eine Kabale an dem Hofe von Damascus vereitelt. Wie viel Freude es auch dem Caliphen Walid machen mochte, das Königreich Spanien ſeinen übrigen Beſitzungen einverleibt zu ſehen und Mahemeds Lehre in Europa ausgebreitet zu wiſſen; ſo verſtanden doch Tariks Freunde die Kunſt, ihm Muſa'n verdächtig zu machen; und da die erſte Aufforderung zur Rückkehr nach Damascus ohne Erfolg blieb, ſo wurden kräftigere Maaßregeln genommen. Ganz unerwartet erſchien alſo in dem Lager zu Lugo in Gallizien ein Abgeordneter des Caliphen, der in Gegenwart der Sarazenen und Gothen Muſa's Roß anhielt, als er eben von ſeinem Zelte abreiſen wollte. Eigene Geſetzlichkeit, oder die Furcht vor den Folgen der Widerſetzung im Angeſicht

der

der Truppen, gebot die Pflicht des Gehorſams; und Muſa gehorchte um ſo bereitwilliger, weil auch Tarik zurückberufen wurde, und der Caliph die Gnade hatte, Abdalla'n und Abdelazig mit den Gouvernements von Afrika und Spanien zu bekleiden. Nach ſeiner Ankunft in Damascus wurde Muſa eben ſo behandelt, als er ſelbſt ſeinen Untergeneral behandelt hatte, und nachdem er einen Tag hindurch vor dem Thorwege des Pallaſtes des Caliphen in der Sonne geſtanden hatte, wurde er, vermöge ſeines hohen Alters, durch ein Exil begnadigt, das man in eine Wallfahrt nach Mecca verwandelte. Die Erbitterung des Caliphen aber offenbarte ſich bald darauf an Muſa's beiden Söhnen, indem ſowohl Abdalla als Abdelazig hingerichtet wurden; der erſtere aus Urſachen, welche ſich nur in der Laune oder Furcht eines Despoten wiederfinden laſſen; der letztere, weil er ſich mit Egilona, der Wittwe Rodrigo's, vermählt hatte, und dadurch, dem religiöſen Geiſte der Zeiten gemäß, ſowohl den Sarazenen als den Chriſten anſtößig geworden war.

Spanien hatte in einer Reihe von Revoluzionen den Geiſt der Karthaginienſer, Römer und Gothen angenommen und entwickelt; aber obgleich von allen Eroberern, deren Joch es ſeit mehr als einem Jahrtauſend getragen hatte, die Araber am allerglimpflichſten verfuhren, ſo bewies es doch, von jeher, die meiſte Abneigung und die beſtimmteſte Oppoſizion gegen dieſe [illegible] Gebieter Die Urſache dieſer Erſcheinung war, im Allgemeinen, gewiß keine andere, als daß die Spanier ſich ihrer Ueberlegenheit über die Sarazenen bewußt blieben. Wie unvollkommen auch der geſellſchaftliche Zuſtand unter den letzten gothiſchen Königen ſeyn mochte, ſo war er doch ein vollkommnerer, als der, den man in Arabien oder Afrika antraf; und wenn die Araber ſich in der Folge durch ihre Geiſteskultur auszeichneten, ſo konnte das nur in Spanien der Fall werden, wo ſie, als Gebieter über eine ſo große Geſellſchaft, in derſelben eine Baſis zu ihrer Entwickelung hatten. Bei allem Gefühl der Ueberlegenheit aber würden gleichwol die Eingebornen Spaniens ſich in die kleinere Anzahl ihrer Gebieter verloren haben, d. h. dem Geiſte nach in ihnen aufgelöſt worden ſeyn, hätten die letzteren nicht die Unvorſichtigkeit begangen, das Chriſtenthum, deſſen Wirkung ſie nicht kannten, als Sektenlehre zu dulden.

Wie viel auch das Chriſtenthum von ſeiner urſprünglichen Reinheit verloren haben mochte, ſo durfte der edlere Geiſt deſſelben doch nur durch ein kräftiges Organ ausgeſprochen werden, um den erſten Grund zu einer neuen Revoluzion zu legen, welche, ſie mochte nun erfolgen, wann ſie wollte, den Spaniern ihre Unabhängigkeit und Freiheit wiedergeben mußte. Dieſes Organ fand ſich in Don Pelayo. Sohn Favila's, Herzogs von Cantabrien oder Biscaya, war er, nach Witiza's Tode, von ſeinem Vetter Don Rodrigo an den Hof zurückgerufen worden. Kräftig hatte er dieſem in der Schlacht bei Xeres beigeſtanden. Um nicht in die Hände der Sarazenen zu fallen, war er, begleitet von vielen edlen Gothen und von Don Urban, Biſchof von Toledo, in Aſturia's Gebirge geflüchtet. Ein hoher Körperwuchs, eine edle Miene, der Ruhm früherer Heldenthaten, und ein durch das Alter gereifter Verſtand eigneten ihn zum Helden; aber der religiöſe Geiſt, der ihn belebte, machte ihn — was unter den gegenwärtigen Umſtänden von der höchſten Wichtigkeit war — zum Genius des ſchwachen Reſtes der freien Spanier, die ſich in die Gebirge zurückgezogen hatten. Durch die Religion die Brüderlichkeit weckend, und durch dieſe die Entſchloſſenheit zum Widerſtande hervorrufend, begeiſterte er die Gothen zu einem Abſcheu vor den Sarazenen, welcher, in Verbindung mit den mannichfaltigen Fehlern, welche dieſe als Regenten begingen, zuletzt dahin endigen mußte, daß Spanien ſeine Unabhängigkeit wiedergewann, und, obgleich vorübergehend, eins der glänzendſten Königreiche wurde.

Buchholz.

II.

Shakſpear und Voltäre.

(Beſchluß.)

Unter den übrigen Perſonen, die uns der Künſtler im erſten Aufzuge vorführt, bemüht ſich Caſſius vorzüglich, theils neue Glieder der Verſchwörung zu werben, theils die ſchon ſichern in ihrem Vorſatze zu befeſtigen. Mit jedem ſpricht er nach ſeiner Weiſe, mit Brutus anders, wie mit Caska; ſein Witz iſt unerſchöpflich, und ſeine Sprache wahrlich elegant genug, um Voltären Muſter zu ſeyn. Bei Brutus, dem Manne der Liebe, kommt es — das weiß er — darauf an, zu zeigen, wem die ſchwächere gebühre, Cäſar'n oder Rom. In welches Licht, weiß er nicht, — nachdem er mit der Schlauheit des feinſten Weltmanns die Furcht vor einem Weſen zu ſchildern begann, das nicht mehr und minder iſt, als er, — die Gebrechlichkeit dieſes Weſens zu ſtellen! Nachdem er die Begebenheiten der frühern Jugend ſchilderte, in denen Cäſar weit minder kräftig auftrat, als er, fängt er an:

Und der Mann
Iſt nun zum Gott erhöht, und Caſſius iſt
Ein arm Geſchöpf, und muß den Rücken beugen,

Nickt Cäſar nur nachläſſig gegen ihn.
Als er in Spanien war, hatt' er ein Fieber,
Und wenn der Schau'r ihm ankam, merkt' ich wohl
Sein Beben: ja, er bebte, dieſer Gott!

Weiter unten:

Brutus und Cäſar — was ſteckt doch in dem Cäſar,
Daß man den Namen mehr, als euren ſpräche?
Schreibt ſie zuſammen: ganz ſo ſchön iſt eurer,
Sprecht ſie: er ſteht den Lippen ganz ſo wohl,
Wägt ſie: er iſt ſo ſchwer; beſchwört mit ihnen:
Brutus ruft Geiſter auf ſo ſchnell, wie Cäſar.

Er hört Jubelgeſchrei, und fährt dann fort:

Nun iſt in Rom fürwahr des Raums genug,
Find't man darin nur einen einz'gen Mann.
O beide hörten wir von unſern Vätern:
Einſt gab es einen Brutus, der ſo gern
Des alten Teufels Hof, als einen König
Geduldet hätt' in Rom.

Um einen römiſchen Brutus zu gewinnen, war dies letzte zu viel geſagt, und ſollte es auch ſeyn; ihm erwiederte — wie es Caſſius nur wünſchen konnte — Brutus mit aller Würde des rechtlichen Mannes:

Daß ihr mich liebt, bezweifl' ich keineswegs;
Worauf ihr bei mir dringt, das ahn' ich wohl;
Was ich davon gedacht und von den Zeiten,
Erklär' ich euch in Zukunft. Doch für jetzt
Möcht' ich, wenn ich euch freundlich bitten darf,
Nicht mehr getrieben ſeyn. Was ihr geſagt,
Will ich erwägen; was ihr habt zu ſagen,

Mit Ruhe hören, und gelegene Zeit,
So hohe Dinge zu beſprechen, finden.
Bis dahin, edler Freund, beherzigt dies:
Brutus wär' lieber eines Dorfs Bewohner,
Als er ſich zählte zu den Söhnen Roms
In ſolchem harten Stand, wie dieſe Zeit
Uns aufzulegen droht.

Mit Caska, dem plumpen Burſchen, wie ihn Brutus nennt, dem einſylbigen, mürriſchen Caska, ſpricht Caſſius wieder anders. Blinde Gottesfurcht iſt bei dieſem redlichen Charakter wohl zu ſuchen! Caſſius erzählt ihm, wie er ſeine Bruſt dem Blitze entblößt habe, und nachdem Caska ihm dies in folgender Stelle verwieſen hatte,

Warum verſuchtet ihr den Himmel ſo?
Es ſteht dem Menſchen Furcht und Zittern an,
Wenn die gewalt'gen Götter ſolche Boten,
Furchtbarer Warnung, uns zu ſchrecken, ſenden.

erwiedert er ihm:

O Caska, ihr ſeyd ſtumpf; der Lebensfunke,
Der glühen ſollt' in Römern, fehlt euch, oder
Ihr braucht ihn nicht. Ihr ſehet bleich und ſtarrt,
Von Furcht ergriffen, und verſenkt in Staunen,
Des Himmels ungewohnten Grimm zu ſchau'n.
Doch wolltet ihr den wahren Grund erwägen,
Warum die Feu'r, die irren Geiſter alle,
Was Thier und Vögel macht von Stamm entarten,
Und Greiſe faſeln, Kinder prophezeih'n;
Warum all dieſe Dinge ihr Geſetz,
Natur und angeſchaff'ne Gaben wandeln

In Mißbeſchaffenheit: nun ſo erkennt ihr,
Der Himmel hauchte dieſen Geiſt in ſie,
Daß ſie der Furcht und Warnung Werkzeug würden
Für irgend einen mißbeſchaffnen Staat.

Wie ſchön und richtig iſt die Sprache Caska's; nur ſelten ſpricht er, ſeinem Charakter gemäß, in Verſen; vorzüglich ſchön, als ihn Brutus und Caſſius um die Krönung Cäſars befragen, in ungebundener Rede. Wie wenig Voltäre die Sprache des Engländers gekannt haben mag, beweiſt die Stelle ſeines Trauerſpiels, wo Cimber dieſelbe Begebenheit in ſehr langen Alexandrinern erzählt. Jedoch, um nicht Alles abſchreiben zu dürfen, verweiſen wir unſere Leſer auf beide Originale.

Noch erſcheint in dieſem Akte Cicero; man könnte fragen: was will er, da er das ganze Stück hindurch in keiner Handlung erſcheint? Ich möchte jedoch hier nicht einſtimmen; es iſt der gebildete Hofmann, ſpricht ſehr gut Griechiſch, und, wie wir von Caska hörten, dieſem ſehr unverſtändlich; die Verſchwornen mögen mit ihm nichts zu thun haben, er verſchwindet, wie er erſchien, nachdem er gefragt hatte: ob Cäſar auf das Capitol käme? Mir gefällt er ſehr, dieſer zierliche Römer, unter ſeinen kräftigen Landsleuten. Auch ſcheint es mir überhaupt, Shakſpear habe die Kunſt verſtanden, durch ſcheinbar iſolirte Züge das Ganze merklich zu beleben, ohne dem Hauptgegenſtande die Aufmerkſamkeit zu entziehen. Es iſt bei ihm nichts überflüſſig, nichts kann ihm entwandt werden, ohne daß man das Ganze entfädele.

Shakſpear bleibt eine ewig unverſiegbare Quelle für jeden Künſtler.

Euch erſcheint vielleicht Ligarius eben ſo überflüſſig, als Cicero; mir aber wahrlich eben ſo nöthig, als irgend ein Charakter, den Shakſpear ſchuf, um die Liebe ſeines Brutus in das glänzendſte Licht zu ſetzen. Nachdem Portia dem edelſten Gatten von ihrer Liebe, nachdem ihm die Verſchwornen von ihrer Anhänglichkeit die reinſten Beweiſe gegeben hatten, erſcheint auch er. Was wollt ihr mehr von ihm? Krank, wie er iſt, überwindet er nicht jede Schwäche, um an dem großen Werke der Liebe Antheil zu nehmen? Soll er, um matt zu werden, oder um alles matt zu machen, mehr ſagen, als die wenigen Worte, womit er erſcheint, ſeine kräftige Betheurung ſchließt, und verſchwindet:

Macht Euch nur auf,
Mit neu-entflammtem Herzen folg' ich Euch,
Zu thun, was ich nicht weiß; doch es genügt,
Daß Brutus mir vorangeht — — !

Ueber den erſten Akt des Voltäriſchen Trauerſpiels iſt nicht viel zu ſagen. Unter den Verſchwornen, die alle in einem Tone und Charakter ſprechen, unterſcheidet ſich der lebhaftere Brutus, jedoch nicht ſowohl durch ſeinen Charakter, als vielmehr durch die größeren Hinderniſſe, die dieſen Charakter zu wetzen, ſich ihm vorzugsweiſe darbieten.

Bei Cäſar'n machen wir unſere Leſer noch auf den ſehr modernen Liebeshandel mit der Servilla, der Tochter Cato's, aufmerkſam. Wir wiſſen ſehr wohl, daß ſich die Menſchen von Adam an, auf dieſelbe Weiſe geliebt haben; ob aber ein geheimer Bund ſich mit dem Charakter der ſtrengen Servilia, wie ſie Voltäre ſelbſt nennt, gehörig vertrage? ob eine ſolche Intrigue nicht eher das Zeitalter Ludwig des Vierzehnten, als des Cäſars charakteriſire? dies ſind — wie es mir ſcheint — Fragen, die ſich wohl von ſelbſt beantworten möchten. Ueberall ſieht man nur die heutige Welt, überall nur Franzoſen, nirgends Römer. Hat dies Voltäre gewollt, und hat er dies wollen dürfen? Warum gab er ſeinem Cäſar nicht einen andern Namen? Denn wahrlich, was hier vorgeht, iſt des Charakters eines willenſtarken Beſiegers ſeiner Leidenſchaften ſehr unwürdig. — Voltäre iſt immer elegant; man merkt ihm wohl an, daß ihm am Cäſar das taube Ohr nicht gefällt, daß ihm ekelt vor der fallenden Sucht; aber wahrlich, um den Geiſt eines Cäſars dargeſtellt zu ſehen, ſind mir dieſe körperliche Gebrechen lieber, als der ganze Liebeshandel mit der Servilie, wenn er auch eben ſo am rechten Orte ſtände. Um unſere Leſer mit der Eleganz des Verfaſſers bekannter zu machen, theilen wir ihnen das Billet der Servilie an Cäſar'n mit; es lautet, als ob es eine Maintenon, dü Barry, oder Pompadour geſchrieben hätte:

Cesar, je vais mourir, la colère celeste
Va finir à la fois ma vie et mon amour.
Souviens toi qu'à Brutus Cesar donna le jour.
Adieu, puisse ce fils éprouver pour son père
L'amitié qu'en mourant te conservait sa mère.

SERVILIE.

Wie, in aller Welt! konnte man nur einen ſolchen Charakter neben dem großen römiſch-weiblichen einer Portia denken? Wie es wagen, mit ſo wenig Genie einem Shakſpear einen Cäſar nachzuſchreiben?

Nur einige Worte wollen wir die Römerin ſagen hören, die den ganzen zweiten Akt hindurch lebt; wir rechnen aber dabei auf Nachſicht, wenn die von uns angeführten Stellen unter der Menge von Schönheiten ohne Wahl hervorgezogen wurden:

Wohn' ich denn
Nur in der Vorſtadt eurer Zuneigung?
Iſt es nur das, ſo iſt ja Portia
Des Brutus Buhle nur, und nicht ſein Weib.

Weiter unten:

Ich habe meine Stärke hart erprüft;
Freiwillig eine Wunde mir verſetzend
Am Schenkel hier, ertrug ich das geduldig,
Und ein Geheimniß meines Gatten nicht?

In derſelben Portia, die dies that, ſeht ihr am Ende des zweiten Aktes wieder ganz das liebende Weib eines liebemächtigen Brutus:

„Ich muß ins Haus!“ —

ſpricht ſie, als Brutus ſchon auf dem Capitol war —

„Ach welch ein ſchwaches Ding
Das Herz des Weibes iſt! O Brutus!
Der Himmel helfe deinem Unternehmen!
Gewiß — der Knabe hört es — Brutus wirbt um etwas,
Das Cäſar weigert. — O, es wird mir ſchlimm!
Lauf, Lucius, empfiehl mich meinem Gatten;
Sag', ich ſey fröhlich, komm zu mir zurück,
Und melde mir, was er dir aufgetragen.“

Mit dem wildeſten Ungeſtüm eilen jetzt bei Voltäre die Verſchwornen dem Werke der Rache entgegen. So ſprechen dagegen bei Shakſpear, im Werke der Liebe, Cäſar und Brutus vor dem letzten Gang, den ſie mit einander thaten:

Cäſar.

Lieben Freunde,
Kommt mit herein, und trinkt ein wenig Weins,
Dann gehen wir, gleich Freunden, mit einander.

Brutus (bei Seite).

Daß gleich nicht ſtets daſſelbe iſt, o Cäſar!
Das Herz des Brutus blutet, es zu denken.

Bis zu dem Tode Cäſars ſcheint bei Shakſpear das ganze herrliche Werk der Liebe auf die letzten großen Worte des Helden berechnet zu ſeyn, die gleichſam den Himmel auf dieſe Erde hinzaubern.

Brutus, auch Du? So falle Cäſar.

Voltäre hingegen hat nach dem Tode des Tyrannen weiter nichts vorzutragen, als einige ſehr übel überſetzte Stellen aus der ſchönen Rede des Mark Antons; das Trauerſpiel iſt geendigt, denn ſeine Franzoſen haben ausgeraſt; er fürchtet Erſchlaffung, vielleicht auch, da er weiß, wie abhold ihm die Geiſter, vorzüglich in der Dichtkunſt ſind, die Erſcheinung des Geiſtes *). Mehrere Morde — dachte er — möchten Greuel und Abſcheu erregen. Dies letzte durfte Shakſpear nun eben nicht fürchten; denn wahrlich, wer

---

*) Dies beweiſt Leſſing vorzüglich in ſeiner Kritik über die Semiramis. Hamb. Dram.

bei ihm an Abſcheu denkt, der hat ihn nicht verſtanden, und muß ſich verabſcheuen. Das herrliche Werk der Liebe — dachte er — umarme ſich noch nicht genug im gewölbten Himmel der Gottheit; Shakſpear durchſuchte die Geiſterwelt. Wer hier nicht fühlt, wie weit dieſer Künſtler als Original griff, nicht vor der Kühnheit dieſes Genies vor Bewunderung im Entzücken zuſammenſchaudert, oder noch gar an Tadel zu denken vermag, der ſey, wie Voltäre, ewig verdammt, den allgemeinen Schlendrian der Mode nachzupredigen!

Dies ſchöne Werk zu vollenden — höre es, du, der du Shakſpear'n zu verbeſſern glaubteſt, indem du dein Trauerſpiel mit dem Tode Cäſars beendigteſt! höre es, du Schüler! wie der große Lehrer; höre es, du Schullehrer! wie das große Genie ſeinen Plan entwarf; hört es alle, und lernt daraus!

„Der Tod Cäſars — ſo ſprach Shakſpear — ſey der „erſte Haupttheil des Kunſtwerkes."

„Der größte Menſch ſey mit Liebe geopfert, aber die „Liebe des rechtlichen Brutus umarmend, ſoll der Tod „eine Grazie werden."

Ihr kennt dieſen Haupttheil; ihr habt geſehen, wie groß darin der Held auftrat. Gerade ſo mußte er Euch erſcheinen, damit ihr im zweiten ſeinen Mörder anbeten, und vor ihm knieen könntet, wie vor einem Heiligen.

„Hier — ſpricht Shakſpear ferner — verſöhne der „göttlich-reine Brutus, wie einſt Chriſtus, dieſe That „durch ſeinen eigenen Tod."

„Er zerfalle in zwei Nebenparthieen oder Akte, nämlich den vierten und fünften des ganzen Trauerſpiels. „Im erſten bereite alles die Erſcheinung des Geiſtes vor; „Cäſar fordere nach ſeinem Tode ſeine Züchtiger nach Philippi; und damit die Erſcheinung ſeines Geiſtes und ſeine „Aufforderung deſto furchtbarer wirke, trete der am Körper gebeugte Brutus um ſo herrlicher in ſeiner Liebe hervor.“

So dachte Shakſpear; ich aber, um eben ſo wenig nichts zu beginnen, als matt zu werden, nach dem Beginnen, — wage nicht, Euch auseinander zu ſetzen, was er darſtellte; ich will Euch die Handlung nur erzählen in dem Tone, wie ich ſie empfand.

Zuerſt erſcheinen Octavius, Lepidus und Antonius. Die verſteckte Schlauheit dieſer Menſchen, und ihre Schwäche, ſtehn als Contraſt im Vordergrunde, damit die heilige Liebe des rechtlichen Menſchen aus dem Hintergrunde lebendiger hervorleuchte. Gleich einem Engel des Lichtes, erſcheint nach ihnen der unbeſcholtene, reine Brutus. Warum aber iſt ſeine Rede wider den Caſſius ſo bitter?

Denkt an den März, denkt an des Märzen Idus!
Hat um das Recht der große Julius nicht
Geblutet, welcher Bube legt an ihn
Die Hand wohl, ſchwang den Stahl, und nicht ums
Recht?
Wie? ſoll nun einer derer, die den erſten
Von allen Männern dieſer Welt erſchlugen,
Bloß weil er Räuber ſchützte, — ſollten wir

Mit ſchnöden Gaben unſre Hand beſudeln?
Und unſerer Würden weiten Kreis verkaufen
Für ſo viel Plunders, als man etwa greift?
Ein Hund ſeyn lieber und den Mond anbellen,
Als ſolch ein Römer.

Wer kann die Aeußerung des engelreinen kindlichen Mannes ohne Rührung hören, als Caſſius ihm eine Summe Geldes für den Unterhalt ſeiner Soldaten abſchlug?

Ich kann kein Geld durch ſchnöde Mittel heben;
Beim Himmel! lieber prägt' ich ja mein Herz,
Und tröpfelte mein Blut für Drachmen aus,
Als daß ich aus der Bauern harten Händen
Die jämmerliche Habe winden ſollte.

Caſſius bewies ſeine Unſchuld; warum konnte da Brutus noch ſo hart, vielleicht gar ungerecht ſeyn? Um auch bei der Verſöhnung zu zeigen, daß Brutus ein Mann, aber nicht halsſtarrig war; daß er nachgiebig ſeyn, daß er auch Reue fühlen konnte. Um das Ideal ſeiner Liebe vollendet darzuſtellen, mußte ihn Shakſpear auch im Zwiſte mit dem Freunde zeigen; mit nie gehörter Sanftmuth läßt er ihn weiter unten ſagen:

Ja, Caſſius, wenn ihr allzuſtreng
Mit eurem Brutus ſeyd, ſo denkt er,
Die Mutter ſchmäl' aus Euch, und läßt Euch gehn.

Dennoch immer nicht ganz beſänftigt iſt Brutus; ſiehe, ein Poet tritt auf; der frohe, launige Menſch ſpricht in Reimen. Was iſt mit Brutus vorgegangen? Warum erwiedert er mit Schmähworten die gutgemeinte Rede des Poeten? Ach! ein groſier Schlag ward verkündigt durch dies alles: weinen ſolltet ihr mit Brutus:

„Kein Menſch“ — ſagt er von ſich mit feſtem Tone,
„trägt Leiden beſſer — „Portia ſtarb.“

Portia ſtarb? — Sie ſtarb; aus Gram über die wachſende Macht des Octavius und Antonius, hatte ſie Feuer verſchlungen; — und — Brutus hat nicht einmal Zeit zum Klagen; eine Thräne auszuweinen für die Einzelne erlaubte ihm nicht einmal das Werk der Liebe für das Ganze; o wie gerne verzeiht ihr ihm jetzt nicht jede Uebereilung!

Zerrüttet und gebeugt, Sehnſucht nach Ruhe im Herzen, fragt er den Knaben Lucius nach ſeiner Laute. Varro und Claudius ſollen ſich in ſeinem Zelte betten, um bequemer zu liegen; indeſſen findet er ein Buch in der Taſche ſeines Gewandes; es iſt daſſelbe, das Lucius verloren haben ſollte, Brutus bittet ihm das Unrecht ſeines Verweiſes ab:

Hab' Geduld mit mir — ſagt er, —
Mein guter Junge, ich bin ſehr vergeßlich;
Hältſt du wohl noch die müden Augen auf,
Und ſpielſt mir ein paar Weiſen auf der Laute?

Der Knabe — giebt es etwas Lieblicheres, als dieſen Knaben? — ſingt und ſchläft ein; Brutus fährt fort:

Die Weiſ' iſt ſchläfrig. — Mörderiſcher Schlummer,
Legſt du die blei'rne Keul' auf meinen Knaben,
Der die Muſik macht? Lieber Schelm, ſchlaf wohl!
Ich thu dirs nicht zu leid', daß ich dich wecke;

Nickſt du, ſo brichſt du deine Laut' entzwei;
Ich nehm' ſie weg, und ſchlaf nun, guter Knabe!

Liebe, Liebe, und lauter Liebe! mit dem Herzen voll Liebe wird er jetzt dem geliebten Cäſar folgen.

Die Diener ſchlafen alle; jeden Athemzug vermag man zu hören, ſo ſtille iſt es in Brutus Zelt. Er ſetzt ſich nieder. „Laßt ſehn" — ſagt er —

Iſt, wo ich aufgehört zu leſen,
Das Blatt nicht eingelegt? Hier, denk' ich, iſt's.
(Der Geiſt Cäſars erſcheint.)
Wie dunkel brennt die Kerze! Hm! wer kommt?
Ich glaub', es iſt die Schwäche meiner Augen,
Die dieſe ſchreckliche Erſcheinung ſchafft;
Sie kommt mir näher. — Biſt du irgend was?
Biſt du ein Gott, ein Engel, oder Teufel,
Der ſtarren macht mein Blut, das Haar mir ſträubt?
Gieb Rede, was du biſt.

Geiſt.

Dein böſer Engel, Brutus.

Brutus.

Weswegen kommſt du?

Geiſt.

Um dir zu ſagen, daß du zu Philippi
Mich ſehen ſollſt.

Brutus.

Gut, ich ſoll dich wieder ſehn.

Geiſt.

Ja, zu Philippi —

Wie war das? Hat Brutus geträumt, und ſeine Diener ſchreien gehört im Traume? — Sie wiſſen von Nichts. Das war wirklich Cäſars Geiſt? Nun dann, nach Philippi geht der Zug; dort will der rechtliche Brutus dem geliebten Cäſar Rede ſtehen.

So endigte der vierte Akt. Habt ihr dabei etwas zu bekritteln und zu erinnern: viel erklären und auseinander ſetzen kann ich nicht; wehe euch, wenn ihr fühllos ſeyd! denn wahrlich zu zart für jede Sprache iſt Shakſpear.

Im fünften Akte ſoll der Tod Cäſars durch das freiwillig vergoſſene Blut der Verſchwornen gerächt werden; aber ein anderer Tod, als der der Liebe, würde den des liebevollen Brutus, auf den alles hinleitet, entweihen helfen. Liebe, hört es, Ihr, die Ihr wie Voltäre die vielen Morde verabſcheut, hört es: Liebe heißt der Tod der Verſchwornen.

Caſſius, der als Brutus ſo viel rauhere Caſſius, ehedem der Lehre des Epikurs, jetzt nach ſo viel Wundererſcheinungen, dem Glauben an Dinge zugethan, die das Künftige deuten, iſt der erſte, der ſich entleibt. Er glaubt ſeinen Titinius im Gefechte verloren, hält ſich für freundlos, und an dem Tage ſeiner Geburt, — der Tag dieſes Werkes war alſo wirklich von jeher bezeichnet durch höhere Mächte! — Liebe im Herzen, erſticht er ſich mit den Worten:

Cäſar, du biſt gerächt,
Und mit demſelben Schwerdt, das dich getödtet.

Titinius lebt noch, er ſieht den Leichnam ſeines Caſſius, der ſich für ihn erſtach, ergreift das Schwerdt, durch das Cäſar fiel, und, Liebe im Herzen, erſticht er ſich für den Freund.

Brutus, als er dies hörte, rief aus:

Julius Cäſar, du biſt mächtig, noch
Dein Geiſt geht um; er iſt's, der unſre Schwerdte
In unſer eignes Eingeweide kehrt.

Brutus verabſcheute jeden Selbſtmord; dennoch aber lag in dieſen Worten eine dämmernde Ahnung. Lucilius giebt ſich in der Gefangenſchaft für ihn aus — wieder Liebe und Liebe — er will erſtochen ſeyn; auch dies mag uns einſtweilen mit dem Gedanken an ſeinen Tod bekannter machen ſollen. Endlich erſcheint der Geiſt wieder; aber ſiehe, nicht um ihn, wie das erſtemal, in die Schlacht zu rufen, um ihm hinüber zu winken in das Gebiet der Geiſter, erſchien er zum zweiten- und letztenmal; und nicht Bangigkeit in der engen Behauſung des Körpers — es iſt Liebe und Gefühl der Rechtlichkeit, die Brutus zu folgen befiehlt; nicht der Selbſtmord gemeiner Art, den er tadelte, es iſt der Tod ſeiner Natur, den er für Cäſar'n ſtirbt. Freundlich bittet er alle ſeine Freunde, ihm den letzten Dienſt der Liebe zu erweiſen; aber alle, bis auf Strato, weigern ſich deſſen; dieſer hält ihm das Schwerdt, durch das Cäſar fiel, und Brutus mit dem letzten Worte der Liebe:

Beſänft'ge, Cäſar, dich,
Nicht halb ſo gern bracht' ich dich um, als mich.

ſcheint den geliebten Cäſar zu umarmen, indem er ſich jetzt in das Schwerdt wirft.

So war das Werk vollendet, und ich ſage Euch, Ihr ſollt es in heiliger Stille nachfühlen, aber ſprechen darüber ſollt Ihr nicht.

v. Löwenſtern.

III.

Eine Reiſe in Deutſchland,

in ſtatiſtiſcher, philoſophiſcher und äſthetiſcher Rückſicht *).

Erſtes Kapitel.

Veranlaſſung zur Reiſe.

Ich las eben in Mungo Parks Reiſebeſchreibung durch Afrika, und fühlte mich abermals bei ſchlechtem Appetit, als meine liebe Frau auf mein Zimmer kam, und mich mit gewohnter Zärtlichkeit fragte: Mein Schatz! wie befinden Sie ſich? — Da ich von jeher die Aufrichtigkeit geliebt habe,

---

*) „Dieſer Titel, m. H., iſt von meiner Wahl, und die Reiſebeſchreibung, die ich Ihnen zu beliebigem Gebrauch einſende, iſt aus den Briefen gezogen, welche mein lieber Mann während ſeiner Abweſenheit an mich geſchrieben, oder vielmehr ſeinem Heinrich diktirt hat. Da ich dieſe Fragmente, wenn auch nicht für mich, doch für andre, für ſehr lehrreich halte, ſo wünſche ich, ſie gedruckt zu ſehen, beſonders auch, weil ich meinen lieben Mann mit der Ehre, ein Schriftſteller ohne ſein Wiſſen zu ſeyn, überraſchen will. Für Satyre werden Sie dieſe Reiſebeſchreibung nicht halten, noch weniger für einen Reiſe-Roman, der nach funfzehn aufgegebenen Worten gemacht wäre ꝛc.“

Eulalia ***

ſo verhehlte ich es ihr nicht, daß ich ſchon ſeit zwei Tagen einen ſchlechten Appetit zu Speiſe und Trank in mir verſpürte. Während ich ſie mit einer kläglichen Miene anſah, warf ſie einen flüchtigen Blick auf mein Buch, und ſagte: Sie ſollten reiſen. „Nach Afrika?“ rief ich ganz erſchrokken, „weißt du, daß Mungo Park“ — Nein! rief ſie, nach Appetit! — Sie fahren aus, etwa nach Sachſen; dabei werden Sie Motion haben; Ihr Appetit wird ſich einſtellen, und wenn Sie merken, daß er vollkommen befeſtigt iſt, ſo kommen Sie in meine Arme zurück. Ich gebe Ihnen dazu tauſend Thaler, und erlaube Ihnen, den Heinrich mitzunehmen. In drei bis vier Wochen iſt alles gemacht.“

Ich war erſtaunt und überraſcht. „Und wenn? —“ „Sie können noch heut Abend reiſen, es iſt Mondſchein, und, Sie wiſſen, ich fahre heut mit dem Vetter aufs Land, mein Wagen würde Sie ohnehin in der Ruhe ſtören.“

Sie ging fort, und es war mir, als wenn ich ſchon im Voraus die wohlthätigen Wirkungen einer Reiſe verſpürte. — Im Hauſe ging es nun an ein Einpacken, der Reiſewagen ward auf den Hof geſchoben, die Poſtpferde beſtellt; ich ließ mich anziehen, konnte beinah nichts eſſen, hielt eine ziemlich ruhige Sieſte, der Vetter, nämlich der Herr Kriegsrath, kam, wie ein Adonis angezogen, der Wagen fuhr vor, meine liebe Frau nahm den zärtlichſten Abſchied von mir, ich beſchwor den Herrn Vetter, ſie nach ſeinen Kräften zu tröſten (welches die gute Frau aufzuheitern ſchien), beide begleiteten mich recht freundlich bis an die Thüre. „Bleiben Sie geſund, mein Schatz!“ rief die Engelsſeele, „nehmen Sie keinen Schaden, und machen Sie ſtatiſtiſche, philoſophiſche und äſthetiſche Bemerkungen. Alle Poſttage habe ich einen Brief.“ Unter dieſen Worten war ich auf dem Sitz angelangt. „Vorwärts!“ rief der Herr Vetter, und ich flog zur Stadt hinaus.

Zweites Kapitel.

Die Nachtreiſe.

Meine liebe Frau hat ſo Unrecht nicht, das Nachtreiſen iſt gar nicht unangenehm, beſonders für einen Mann, der nicht gern Bemerkungen macht, und ſie doch machen ſoll. Man ſieht wenig oder gar nichts, man iſt ſo ziemlich auf ſich allein eingeſchränkt, man braucht ſich um die Dinge, die vorausfliegen, nicht zu bekümmern, unter dem Vorwande, daß man ſie doch nicht deutlich ſehen kann, und ſo kann man recht ruhig ſchlafen. Ehe ich dies that, freute ich mich über die Häuſer in den Dörfern; in der Nacht iſt ſich alles hübſch gleich, die Bauerhütten ſahen ſo reinlich aus, die erleuchteten Fenſterchen lachten mich freundlich an, und es machte mir viel Vergnügen, mir vorzuſtellen, was die Leute hinter den Fenſterchen thun möchten. Der Gedanke an ihre Ruhe brachte mich bald in einen erquickenden Schlaf, und ich verſchlief wirklich zwei Stationen. Darüber werden mich viele Leute beneiden; denn es wird wenige geben, die nicht wünſchen ſollten, eine oder ein paar Stationen ihres Lebens verſchlafen zu können.

Drittes Kapitel.

Statiſtiſche Bemerkung.

Wir fuhren in ein Dorf hinein, an deſſen Eingange uns ſchon etwas Merkwürdiges begegnete. Ein Ochſe war wild geworden, ich weiß nicht weswegen, und rannte ſpornſtreichs auf unſre Pferde zu. Schwager! rief ich in der größeſten Angſt dem Poſtillon zu, Schwager, um Gottes willen blaſe! — Warum denn? ſagte er. „Sieh doch die wilde Beſtie! Sobald du bläſeſt, ſo iſt der Ochſe gehalten, auszubeugen.“ — Der Poſtillon und mein Heinrich lachten beide laut, und der Ochſe lief glücklich vorüber. „Herr!“ ſagte der Schwager, „heut zu Tage weicht weder Menſch noch Vieh der Poſt aus: es iſt keine Autorität mehr.“

Ich ließ es mir gefallen, da die Sache mich weiter nichts anging, und ſo glücklich abgelaufen war; ich war aber doch aufmerkſam geworden, und daher machte ich hier eine ſtatiſtiſche Bemerkung. Da es eben Kirſchenzeit war, ſo wollte ich Kirſchen eſſen. Mein Heinrich, der deshalb mit der Wirthin ſprach, meldete mir, daß im ganzen Dorfe keine Kirſche zu finden ſey. Das kam mir merkwürdig vor, und ich ſprach deshalb mit der Wirthin ſelbſt. Ich fragte ſogleich nach dem Grunde, und ſie entgegnete: daß ſie keine Kirſchbäume hätten. Ich fragte abermals, warum? und es ergab ſich, daß ſie hier nicht fortkämen. — „Es giebt alſo ein Dorf in Deutſchland, wo die Leute ſterben können, ohne Kirſchen gegeſſen zu haben, nämlich, wenn ſie nicht aus dem Dorfe herausgehen, oder dieſe Obſtart nicht aus der Fremde hingebracht wird.“ Dieſe ſtatiſtiſche Bemerkung machte ich auf der Stelle. — Herr, ſagte Heinrich, das hätte in Naumburg nicht paſſiren dürfen! „Wie ſo?“ fragte ich. — Sehen Sie, fuhr er fort, hätten die Naumburger nicht alle Jahre Kirſchen gehabt, ſeit einigen Jahrtauſenden ungefähr, ſo hätten ſie den Kindern keine geben können; hätten ſie den Kindern keine gegeben, ſo wäre kein Kirſchenfeſt geweſen; wäre das weggefallen, ſo hätte man nichts von den Hußiten gewußt; hätte man von den Hußiten nichts gewußt, ſo — „Halt ein!“ ſchrie ich, „du machſt eine zu lange Bemerkung; indeß ſchreibe ſie hier neben die meinige, wir wollen ſie an die gnädige Frau ſchicken.

Viertes Kapitel.

Die Sitten.

Da, wie ich wohl weiß, ein jeder Reiſender überall auf die Sitten und Gebräuche Acht haben muß, welche ſich in den verſchiedenen Ländern und Dörfern finden: ſo beſchloß ich bei mir ſelbſt, ob es mir gleich meine Frau nicht ausdrücklich gebeten hatte, auch auf die Sitten mein Augenmerk zu richten, ſo wie es auch Mungo Park im Innern von Afrika gethan hat. Zu meinem wahren Glücke kamen wir nicht nur am Sonntage nach Holzweißig, ſondern es war auch gerade die Station im Dorfe, wo ich alſo glücklicherweiſe ſo lange verziehen konnte, bis die Leute aus der Kirche kamen. Hier hatte ich nun die beſte Gelegenheit, die Sitten zu obſerviren. An den Männern merkte ich eben nichts beſonderes; aber als ich die Weiber anſah, mußte ich plötzlich eine Obſervation machen.

Heinrich, rief ich, iſt es nicht Sommer?

„Ja, gnädiger Herr!“

Sieh nur die Weiber an, ſie haben alle die Jacken zu Hauſe gelaſſen.

„Es wird ihnen zu warm ſeyn.“

Nun ſo laß deine Augen von den bloßen Armen bis zu den Händen herabgleiten. Was obſervirſt du?

„Sie haben alle ſchwarze Pelzmuffe.“

Richtig! — Aber ſage mir, ums Himmels willen, wozu?

„Ei, ſie werden in der Kirche mit den Händen nichts anzufangen wiſſen. —

Mein Heinrich hat in Abſicht des Grundes gewiß Recht. Solche Sitten aber greifen um ſich, es wird eine Mode draus, und ich bin feſt überzeugt, daß nächſtens unſre Schauſpieler im Sommer und Winter mit Muffen aufs Theater kommen werden.

Fünftes Kapitel.

Die Chriſtenverfolgung.

Tags vorher war ich in die Stadt Deſſa—u gekommen. Der Heinrich, der ſchon in der ganzen Welt und alſo auch in D. geweſen iſt, und der mir vor jeder Stadt und vor jedem Dorfe etwas davon erzählen mußte, damit ich gleich wüßte, woran ich wäre, hatte mir von der Stadt D. erzählt, daß mich die Juden auf allen Schritten und Tritten verfolgen würden. Mir wurde anfänglich bange, und er mußte mir die Merkwürdigkeit weitläuftig beſchreiben. Nun wurde es mir ſpaßhaft, und ich ſehnte mich gewaltig nach D. Ich ſtellte mir ſchon im Geiſte vor, wie ich auf dem Sopha ſitzen, ein Jude nach dem andern den Kopf zur Thür hereinſtecken, und mir ſeine Waaren vorzeigen würde. „Ich werde gar nichts anders vornehmen,“ ſagte ich, „die Kerle mögen mich amüſiren, und wenn ich ja etwas kaufen muß, ſo ſchicke ich es meiner Frau.“

Wir kamen an, ich ſtieg aus — Nirgends ein Jude! „Sie werden alle ſchon oben ſeyn,“ dachte ich, und ließ mir die Zimmer anweiſen. Weder auf der Treppe, noch auf dem Corridor ein Jude. Ich trete ein, ſetze mich auf den Sopha, und ſehe unverwandt nach der Thür. Niemand klopft. — Heinrich kommt endlich. „Lieber Heinrich!“ rief ich, „wo bleiben denn die Juden?“ — Es wundert mich ſelbſt, ſagte er, daß ſie noch nicht erſcheinen; ſie ſtehn ſonſt ſchon vor dem Thore, und gehn mit dem Wagen, damit ſie gleich da ſind. Ich werde Erkundigung einziehen.

Er ging, und mir wurde die Zeit gewaltig lang. Wahrſcheinlich haben ſich die guten Leute, wegen barbariſcher Behandlung von Seiten der Chriſten von hier weggewandt. Nun, ſo werden ſich die Reiſenden auch von hier wegwenden! —

Heinrich kam und meldete: Es ſey heut Sonnabend, und ein Spaßvogel habe unten im Hauſe geſagt: die Chriſtenverfolgung ceſſire, von wegen des Sabbaths.

Nun war für mich in D. nichts mehr zu thun; ich befahl alſo, daß angeſpannt werden ſollte.

„Wollen Sie nicht das Schauſpielhaus ſehen? fragte Heinrich.“

Es iſt ja leer!

„Der Mann unten ſagte, da wär' es gerade am ſchönſten.“

Nein, — ſagte ich, — nichts, als eſſen und fortfahren. Und ſo geſchah es.

Sechstes Kapitel.

Das große Haus.

Das muß ich ſagen, L—g iſt eine Stadt, wo man erſtaunlich viel obſerviren kann. Ich will nur gleich die allergrößeſte Merkwürdigkeit nennen. Auf dem Markte ſteht ein Haus von ein und ſiebzig Fenſtern, nämlich in den drei Stockwerken ſind neun und dreißig, und im Dache zwei und dreißig. Ich ging alle Tage auf den Markt, um mir das Haus anzuſehen, und meine Gedanken dabei zu haben. **Was müßte doch auf dem Markte vorgehen, wenn aus jedem Fenſterflügel ein Menſch herausſehen ſollte?** Das iſt die Frage, die mir zu meinem Unglück einfiel. Wenn die Univerſität einen Magiſter unter freiem Himmel creirte?— Darum kümmert ſich kein Menſch. — Wenn zwei deutſche Gelehrte oder Zeitungsſchreiber ſich auf dem Markte prügelten?— Darnach ſieht kein Menſch. Wenn fremde Thiere oder Bonaparte durchkämen? Dann würde es ziemlich voll. — Wenn ein Menſch mit glühenden Zangen gezwickt und dann geviertheilt würde? Dann wären die ein und ſiebzig Fenſter noch zu wenig. Das iſt meine Antwort; ich weiß keine beſſere.

Siebentes Kapitel.

Die Leiche.

Ich war einen ganzen Tag nicht ausgegangen, als mir mein Heinrich keine Ruhe ließ, daß ich mir noch eine kleine Motion machen möchte, damit ich wegen des Abendeſſens nicht aus dem Appetit fiele. Da dies nun der Zweck meiner koſtbaren Reiſe war, ſo ließ ich mir's gefallen, und ſpazierte auf das —ſche Thor zu. Nicht weit davon kam ich eben zu einer traurigen Handlung zurechte. Um ein Haus hatte ſich eine große Anzahl von Männern und Knaben in Trauermänteln mit Fackeln verſammelt, welche Sterbelieder ſangen.

Heinrich! ſagte ich, dort iſt ein Begräbniß, wir wollen hin, das ſehe ich gern.

Wir gingen unter das Volk vor dem Trauerhauſe, das von oben bis unten mit Menſchen, die recht zufrieden ausſahen, und zuweilen lachten, beſetzt und feſtlich erleuchtet war.

Heinrich! ſagte ich, ſieh die Leute an! — Er that's. — Haſt du ſchon lachende Erben geſehen?

Nein!

Das ſind ſie! — Sie verbeißen nur das Lachen, des Volks wegen.

Ich und der Heinrich vergaßen das Hören über dem Sehen, weil wir uns die lachenden Erben recht einprägen wollten. Da ich nun eine Paſſion auf Leichen habe, ſo wollte ich mich durchdrängen, um die Leiche zu ſehen. Aber wie ging mir's! Unter unzähligen Stößen erfuhr ich, daß hier keine Leiche wäre, ſondern ein lebendiger Menſch, der Rektor, dem die Schüler eine Abendmuſik zur Ergötzlichkeit bringen. — Ich ließ mich gleich wieder nach Hauſe führen, und hatte weiter keine Ideen darüber.

Achtes Kapitel.

Die Philoſophie.

Auch am folgenden Tage ſpürte ich merklich dieſen Mangel an Ideen, und ſagte es dem Heinrich. Der ſagte es dem Lohnbedienten, und der wußte Rath. Ich mußte nämlich noch Vormittags mich in die Philoſophie begeben. Der Lohnbediente erklärte mir alles, und ich fuhr hin. Der Saal war ganz artig gemalt, und mit allerlei Köpfen geſchmückt; und da ich auf einem feſten Stuhle ſaß, ſo ſchlief ich, der Wärme und der vielen Menſchen wegen, ein bischen ein. Vorher aber obſervirte ich, daß einige etwas aufſchrieben; ich erinnerte mich daher gleich an meine liebe Frau, und befahl dem Heinrich, auch etwas aufzuſchreiben. Als wir glücklich nach Hauſe gekommen waren, brachte mir der Heinrich ſein geſchriebenes Blatt, welches ich denn ſogleich als philoſophiſche Bemerkungen alſo abſchrieb:

„Der barwariſche Geſchmack geht aufs Vornehme, Prächtige und Glänzende. (Daraus merke ich, meine liebe Herzens-Eulalia, daß du den rechten barwariſchen Geſchmack haſt.) Alles muß mit den Patriarchen und der Idyllenwelt verglichen werden, wenn man alles

> recht verſtehen will. (Das werde ich künftig immer thun.) Naturſinn iſt einerlei mit Geiſt, Geiſt iſt Empfänglichkeit für Welt und Natur (z. B. ein geſunder Appetit, das iſt die rechte Empfänglichkeit). Ein Dichter iſt der, der was macht, ohne zu wiſſen, wie es zugeht. (Der tauſend! was bin ich für ein Dichter! ich weiß nie, wie das zugeht, was ich mache.) Geiſt im Philoſophen und Künſtler iſt einerlei, jener zum Denken, dieſer zum Empfinden. (Ich bin doch mehr ein Künſtler, als ein Philoſoph.) Wolf hat Talent zur philoſophiſchen Klarheit, aber keinen Naturſinn, Descartes aber hatte Genie.“ (Das verſtehe ich nicht recht.)

Nun war ich, eh' ich mich's verſah, wieder zu Ideen und obendrein zu philoſophiſchen Bemerkungen gekommen. Das muß man der Philoſophie laſſen, die Ideen fließen darin, wie Waſſer.

Neuntes Kapitel.

Der dicke Herr.

Nun kann ich auch nicht mehr in den Lindenalleen ſpazieren gehen! — Stelle Dir vor, meine theure Eulalia, was mir begegnet iſt — es zittern mir noch die Glieder, indem ich es Dir erzähle! — Ich gehe nach meiner Weiſe, um mir eine kleine Bewegung zu machen, zum Halle—ſchen Thore hinaus, und bin ſchon meiner Bank ganz nahe, als ein Mann auf mich zukam, mich recht ſatyriſch anſah, und mich anredete:

Der Herr ſind ein Fremder?

Zu dienen, war meine Antwort.

Der Herr ſuchen wahrſcheinlich Müllers Monument?

Was ſollte ich ſagen? ich wußte nichts von Monument und von Müller; aber in der Angſt ſagte ich: Ja.

Suchen Sie nur recht fleißig, fuhr er fort, zwiſchen dem H—ſchen und S—ſchen Thore, und überall werden Sie es finden. Ich empfehle mich.

Ei du wirſt dich in meinem Leben nicht empfehlen, dachte ich, denn ich ſah deutlich, daß der Menſch verrückt war. Aber er hatte mich einmal auf das berühmte Monument aufmerkſam gemacht, und nun fing ich an zu ſuchen, ſo viel es die große Hitze erlaubte. Endlich war es gar nicht mehr möglich, weiter zu ſuchen, ich ſetzte mich alſo auf eine feſte Bank, auf der niemand als ein hübſcher dicker Herr mit einer großen Perücke ſaß. Ich weiß nicht, wie ich auf den unglückſeligen Einfall kam, den dicken Herrn nach dem Monument zu fragen, aber — Ach! gütiger Himmel! — wie böſe der Mann wurde! Ich verſtand nur die Worte: Naſeweis — Aufklärer — Journaliſt — Jakobiner — dann ſpuckte er aus, und ging im Grimme fort. Ich war von dem Rennen, der Hitze und dem Schreck halb todt, und ſah dem dicken Manne mit ſtarren Augen nach.

„Ei, was gabs denn da,“ ſagte auf einmal ein junger Mann, der mein Unglück mit angeſehen haben mochte. Ich erzähle ihm die Begebenheit, und er bricht in ein helles Lachen aus. — Sie ſind gewiß ein Fremder? ſagte er; und jener dort war ein Rathsherr — und ſo ging er lachend von dannen.

Daraus werde ein andrer klug, dachte ich; ſollten denn die Leute hier alle verrückt ſeyn? — Ich ging den nächſten Weg nach Hauſe. Sonſt bin ich faſt immer in den Linden geweſen, aber ich thu's nicht wieder.

Zehntes Kapitel.

Die Ruhe.

Du weißt, meine liebe Frau! wie viel ich auf Ruhe halte, und mit welcher Ruhe ich mich derſelben ergebe; hier aber ſucht man ſie mit einer ſolchen Unruhe, daß ich nicht weiß, was ich davon glauben ſoll. Die Sache iſt dieſe. Mein Heinrich hatte geſtern mit dem Lohnbedienten abgeredet, daß ich in die Komödie gehn ſollte, weil ſie ein ganz pretiöſes, neues Stück aufführen würden, welches ſie den Hamlet nannten. Die guten Leute hatten mir ſchon einen Platz in einer Loge beſtellt, auf welchen ich mich auch recht ruhig niederſetzte. Ich hatte eine Zeitlang meine Betrachtungen gehabt, wie doch die Leute ins Parterre es mit dem Stehen ſo lange aushalten könnten, als ſie alle mit einmal anfiengen, Ruhe! zu ſchreien. Nein, Du haſt keinen Begriff davon, was das für ein Brüllen war, da die guten Leute alle auf einmal aus vollem Halſe ſchrien. Ich erſchrak gewaltig, aber, da ich mich erholt hatte, ſo konnte ich es ihnen nicht verargen, daß ſie ſich bei dem ewigen Stehen nach Ruhe ſehnten. — Nach und nach gewöhnte ich mich daran, wie an die Kanonen bei der Revüe; und da ich bemerkt hatte, daß man immer erſt ein kleines Geräuſch vorhergehen ließ, ehe man ſeinem Jammer Luft machte, ſo lauerte ich immer auf ein ſolches Geräuſch, etwa wie bei den Kanonen auf den Bliß, worauf jedesmal der entſetzliche Donner losbrach. Auf einmal aber war alles ganz, ganz ſtille, denn es war ein Mädchen auf dem Theater toll geworden, die über und über mit Stroh behangen war, und ganz leiſe ſprach. Ich horche hin, und halte den Athem zurück, — keine Maus rührt ſich. — Auf einmal aber fiengen die Leute wieder ſo fürchterlich an zu brüllen, daß ich vor Schreck zuſammenfuhr, und beinah den Stuhl zerbrochen hätte. Ich mußte mich hinwegbegeben, denn ich zitterte am ganzen Leibe.

„Heinrich! ſagte ich, als wir zu Hauſe waren, in die Komödie führ' mich nicht mehr; das koſtet mir den Tod, und ich könnte am Ende vor dem allerſchönſten Worte einen rechten Abſchen bekommen. — Haſt du vor der Thür auch die Ruhe vernommen?"

O ja! ſagte Heinrich, das hört man vor dem Thore. Aber deswegen führt man auch hier den Hamlet auf!

„Wie meinſt du das?" fragte ich.

Die Leute hier haben eine Liebhaberei auf das Schreien. Das nimmt ſich aber am beſten aus, wenn alles recht ſtill iſt. In keinem Stück aber ſoll es ſo ſtill hergehen, als in dem Hamlet, wenn die Mamſell toll wird, denn in den andern Stücken wird zu laut geſprochen. Damit man nun den Effekt von dem Brüllen recht merken ſoll —

„Ich verſtehe, lieber Heinrich! — Ja, ja, den Effekt, — den habe ich gemerkt. Reiche mir doch das niederſchlagende Pulver, — die Ruhe iſt mir in alle Glieder geſchlagen.

Elftes Kapitel.

Die Station.

Da ich mich in L. keinen weiteren Fatalitäten ausſetzen wollte, ſo reiſte ich ab, und fand ſo gute Wege, daß ich recht bequem ſchlafen konnte. Als ſich aber der Heinrich nach einer Station wieder einſetzte, war er ganz erhitzt und unruhig, ſo daß ich ihn endlich fragen mußte: ob ihm etwas fehle? — Er machte eine lange Erzählung, aus der ich ſchloß (was er auch ſagte), daß der Poſtmeiſter gegen ihn grob geweſen ſey.

Heinrich! ſagte ich, die Herren Poſtmeiſter ſind nie grob, das weiß ich. Und weißt du auch, warum?

Er war begierig, es zu hören.

Denke dir einen armen Reiſenden, fuhr ich fort, der Tag und Nacht auf dem jämmerlichen Wagen ſitzt, vielleicht bei Kälte, ſchlechtem Wetter, Schnee und Sturm; er ſpricht mit keinem Menſchen, als auf der Station mit dem Poſtmeiſter, wenn er die Pferde bezahlt; er hängt gleichſam mit der ganzen Menſchheit nur durch die Poſtmeiſter, die in der warmen Stube ſitzen, zuſammen. Sollten dieſe denn grob gegen ihn ſeyn? Würde es ihm, wenn er dann wieder in ſeinem Wagen allein ſitzt und den Gedanken nachhängt, nicht vorkommen, als wenn alle Menſchen gegen ihn grob geweſen wären? — Sieh', Heinrich! das überlegen die Herren Poſtmeiſter, und ſind doppelt freundlich gegen die armen Reiſenden, damit dieſe nicht endlich auch grob und menſchenfeindlich werden.

Der Heinrich meinte, ich kennte nur die Leute nicht, und wäre ein viel zu guter Herr, das hätte er zu Hauſe ſchon immer geſagt.

Ich war zufrieden damit, und ermahnte ihn nur noch, die Poſtmeiſter nicht in üblen Ruf zu bringen.

Zwölftes Kapitel.

Das Obſervatorium.

Ich habe dir recht lange nicht geſchrieben, meine allerliebſte Frau! Ob ich gleich ſehr weit hin und her gefahren bin; aber ich habe ſeit der Station zu *** keine Obſervation mehr gemacht, und das hat mir recht wohl gethan. Ich glaube, es könnte einem Reiſenden die ganze Reiſe, bloß der Obſervationen wegen, ſchlecht bekommen, beſonders wenn er ſie drucken laſſen wollte. Das kommt mir nun zwar nicht in den Sinn; aber ich halte es doch für ſchwerer, eine einzige rechte Obſervation zu machen, als ganze Bände voll drucken zu laſſen.

Jetzt aber kann ich mich gar nicht mehr enthalten, dergleichen zu machen, denn ich bin recht im Mittelpunkte aller Merkwürdigkeiten in der Welt, in einem wahren Obſervatorium, nämlich in der Rüſtkammer zu D.resden. Wenn man die geſehen hat, ſo hat man alles geſehen, und ich gehe alle Tage hin, um mich nur recht ſatt zu ſehen, und alles zu behalten. Du wirſt erſchrecken, wenn ich Dir ſage, daß zwei und dreißig Zimmer voll der obſervabelſten Raritäten vorhanden ſind, von denen ich alle Tage zwei Zimmer betrachte, wozu ich denn ſechzehn Tage gebrauche.

Dieſe lange Obſervation hat auch ein gewaltiges Aufſehen gemacht, da ein großer Herr die Sache, ich weiß nicht warum, bedenklich und gefährlich finden wollte. Aber der Herr Inſpektor hat ihm den wahren Bericht gemacht, und da ſoll der große Herr ſehr gelacht und geſagt haben: ich möchte ein ganzes Jahr obſerviren. Das werde ich aber nicht thun, denn ſo kühl auch in dieſem heißen Sommer dieſe koſtbaren Zimmer ſind, ſo fürchte ich doch, daß ſie aus Mangel an Oefen zur Winterszeit ſehr kalt ſeyn mögen. Auch werde ich mich bald in Deine Arme zurückbegeben, meine liebe Eulalia, worauf ich mich nicht wenig freue, da ich dann nicht mehr gehalten bin, Obſervationen zu machen.

Damit Du nun einen Begriff haſt, was ich hier alles obſervirt habe, ſo ſchicke ich Dir anbei das vollſtändige Verzeichniß aller der vortrefflichen Sachen, die ich nicht hinlänglich genug admiriren kann. Der Heinrich hat das Verzeichniß geſchrieben, und Du wirſt das viele Porto dafür gewiß gern geben, wenn Du erſt ſehen wirſt, welch einen Schatz Du erhalten haſt. — Was meinſt Du nun zu dem Skalpirmeſſer, womit man einem den Tituskopf, wie eine Perücke, herunternehmen kann? Oder zu der Schnur, womit die Türken einander den Hals zuſchnüren, welches ſie ſtranguliren nennen? — Das Trauer- und Freudenpferd ſollteſt Du ſehen! Mit der Trauer haben ſie eben nicht viel Umſtände gemacht; aber die Freude haben ſie ſich etwas koſten laſſen, denn ein gewiſſer Chriſtian der Erſte hat allein für das Freudenpferd 14000 Thaler gegeben;

nun denke, was ihm die übrige Freude gekoſtet haben mag! Ich habe nicht obſerviren können, *worüber* er die große Freude empfunden, und ob er oder andre hinterher etwa über die Freude ein großes Leid gehabt haben; aber bewundernswürdig bleibt die Sache immer. — Nicht wahr, die Perlen von August II Krönungsſchabrake möchteſt Du haben? Du müßteſt auch in dem Krönungsſchmucke allerliebſt ausſehen. Zu den Federn von den beiden Anführern der Tournier-Compagnien aber will ich Dir nicht rathen, die ſind wenigſtens fünf Ellen hoch, und in Wahrheit keine *Federbüſche*, ſondern *Federwälder*, die Dich auf dem Haupte gewaltig inkommodiren würden. Dagegen haſt Du bei den 80000 Stück Schwungfedern von allen Farben (die Reiherbüſche ungerechnet) eher das Ausſuchen. Das Allercurioſeſte aber iſt das Hochzeitkleid August II — Drap d'or mit Gold geſtickt; denke nur Goldſtoff mit Gold! Die Leute wußten alle nicht, weswegen ich dabei ſo entſetzlich lachen mußte; aber es war, trotz der Wichtigkeit der Sachen, nicht zu evitiren, denn mir fiel unſer lieber Gaſt, der magre Poet, bei, welcher den geſalzenen Hering zu ſalzen pflegt, worüber ich Dir ſo oft ſchon meine Verwunderung an den Tag gelegt habe. Sage mir nur, ob ich nicht lachen ſollte, obgleich der Heinrich meinte: bei einer Hochzeit, beſonders der von vornehmen Leuten, könne man nicht zu viel Geld anbringen, wenn man's darnach hätte; welches ich obendrein nicht einmal recht verſtand.

Das wirſt Du denn doch einſehen, liebe Eulalia, daß ich mich in dem wahren Obſervatorio befunden habe. Ja, ja! man muß auf Reiſen gehen, wenn man etwas ſehen und obſerviren will.

Dreizehntes Kapitel.

Das Vorſtadttheater.

Ob ich gleich den Heinrich gebeten hatte, mich nicht mehr in ein Theater zu führen, ſo konnte er's doch nicht laſſen, weil er eine ſo große Liebhaberei aufs Theater hat. Ich denke, wir fahren ſpazieren, denn es ging weit zum Thore hinaus; aber auf einmal befand ich mich in einem Schauſpielhauſe: und es hat mich nicht gereut. Ja! wenn alle Theater ſo wären! —

Sie führten aber auch ein ganz vortreffliches Stück auf, das von einem darin vorkommenden Herrn Grafen den Namen hat, nämlich Graf Waltron, wobei das das Schönſte iſt, daß es (wie Heinrich ſagte) mit zwei Akten aus ſeyn könnte, und doch durch fünfe hindurch dauert. Das Stück war aber auch gar zu rührend, und es war mir bald, als wäre ich in der Kirche, und bald auch nicht. Das erſte glaubte ich, weil die Herren alle ſo natürlich, wie Prediger ſprachen, ob ſie gleich nicht darnach angezogen waren (ſie ſollen auch alle Theologen geweſen ſeyn, die das Predigen ordentlich gelernt haben), und weil alles ſo beweglich zuging, daß das ſämmtliche Auditorium in Thränen ſchwamm. Ich gab gleichſam das Signal zu dem Weinen, und ſo weinten alle mit; welches bei der entſetzlichen Hitze beinah ans Uebernatürliche grenzte. Dann aber fiengen ſie wieder alle ſo gewaltig mit den Händen zu klatſchen an, daß ein Fremder neben mir ſich ſehr verwunderte, und als es ſtille ward, meinte: Man müſſe einem ſo vortrefflichen Publikum ſeinen Beifall bezeigen; worauf er und alle übrigen aufs neue zu klatſchen anfiengen. Zwiſchen den Akten hat man hier eine ganz vortreffliche Sitte, die ich noch nirgends obſervirt habe. Man läßt nämlich, ſobald der Vorhang heruntergefallen iſt, von der einen Seite das Tageslicht ein, ſo daß die Sonne recht freundlich die Zuſchauer anſcheint. Du glaubſt nicht, liebe Frau, wie wohl mir das that, wenn ich bei den traurigen Ereigniſſen auf dem Theater ſo beängſtigt war, und die liebe Sonne kam auf einmal wieder: ſo war mir's, als wenn ich von einem böſen Traume aufwachte, und doch noch im warmen Bette bleiben konnte.

Ich könnte Dir noch viel von dem vortrefflichen Theater erzählen, wenn ich es nicht vergeſſen hätte; z. B. von der ſchönen Dekoration, worauf ein Lager vorgeſtellt war, in welchem die Zelte wie Kaffeekannen ausſahen, hinter denen Bäume ſtanden, ſo groß, wie es kaum in der Welt welche geben kann; auch von der rührenden Begebenheit ſelbſt, welche vorging — aber, wie geſagt, ich habe gar zu viel von den ſchönen Sachen vergeſſen.

N. S. Ich bitte Dich, der Chriſtine zu ſagen, daß ſie meine Weſten immer etwas weiter machen kann, denn ich verſpüre einen großen Nutzen von meiner Reiſe, und werde bald zurückkommen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Gemäldegallerie.

Was habe ich nicht alles geſehen! Liebe Frau! — Ich hatte mir in der Stille vorgenommen, ich möchte noch ſo lange nicht nach Hauſe reiſen, keine einzige Obſervation mehr zu machen, da das Obſerviren doch nicht ohne einige Incommodität von ſtatten geht; aber bei dem, was ich nun geſehen habe, habe ich mich ordentlich des Obſervirens nicht enthalten können. Der Heinrich führt mich nämlich in ein großes Haus, und ſagt, das ſey das Bilderhaus. „Heinrich!“ ſagt' ich, „wozu ſoll ich die Bilder ſehen? wir haben zu Hauſe doch das ſchönſte, das Bild von meiner Frau; und meine Frau hat auch eine kleine Bildergallerie in ihrem Sekretär, von lauter ſchönen Herren, z. B. vom Herrn Vetter, die ſie mich nicht ſehen läßt.“ Er meinte aber, ich ſolle nur kommen, die Fremden gingen alle in die Gallerie.

Mit der Gallerie aber war es nur Spaß; denn es war keine Gallerie, ſondern ein großer Saal, in dem keine Spiegel, keine Tiſche, und, was entſetzlich war, kein Sopha, ja nicht einmal ein Stuhl, ſondern lauter Bilder ſich befanden. Da war Dir alles mögliche abgemahlt, was nur in der Welt iſt und vergeht: Haſen, Hüner, alte Weiber, Drachen, Blumen und Birnen, heidniſche Götzen, die bibliſche Geſchichte, und Leute von allen Nationen; ſogar gemahlte Stühle, welche mir am beſten gefallen hätten, wenn man ſich nur darauf hätte niederlaſſen können. Es ging ein Herr mit, der allerlei ſprach, was ſich auf die Bilder zu beziehen ſchien; aber ich gab nicht Achtung darauf. Endlich erblickte ich in einem Fenſter einen kleinen Stuhl; auf den ſetzte ich mich, weil ich ſehr müde war, und zum Glück ward der Herr, der wahrſcheinlich die Bilder alle gemacht hat, meiner nicht gewahr. Ich mochte ſchon ein gut Weilchen geſchlafen haben, als mich Heinrich aufweckte, und mir ſagte: Wenn ich noch etwas ſehen wollte, ſo müßte ich eilen, denn es ſey bald vorbei. Das war mir erfreulich zu vernehmen, und ich ſah nun mit dem Heinrich, was nur zu ſehen war. Ich betrachtete nämlich alle weiblichen Geſichter, um Dein Porträt zu finden. Aber ſie waren alle zu häßlich abgemahlt, z. B. die Maria und die Venus, u. dergl. Endlich war ich denn doch ſo glücklich, Dich zu finden. Wir gingen nämlich in eine kleine Stube, wo Paſtellgemählde ſeyn ſollten, und da Du auch, liebe Eulalia, in Paſtell gemahlt biſt, ſo zweifelte ich nicht einen Augenblick, Dein Bild anzutreffen. Und richtig! gleich an der Thür rechter Hand — wie Du leibſt und lebſt — nämlich wie ehemals — mit dem Mützchen, dem kurzen Jäckchen, einen Teller mit einer Chokoladentaſſe in der Hand. Du glaubſt nicht, wie reizend Du damals ausſahſt, wenn Du mir ſo die Chokolade brachteſt, ehe Du noch meine Gemahlin wurdeſt; und ſo ſiehſt Du auch hier aus. Ich wollte gleich den Leuten das Bild abkaufen, aber ſie wollten nicht; wahrſcheinlich haben ſie Dich auch lieb, wie alle Welt, und wollen Dein Porträt nicht von ſich geben. Der Herr Liotard ſoll es gemahlt haben; und da er wahrſcheinlich Dein guter Freund iſt, ſo grüße den Herrn Liotard von mir, und bitte ihn, daß er mir es noch einmal mahlt.

Funfzehntes Kapitel.

Die Heimkehr.

Es iſt eine ſchöne Sache um das Reiſen; aber es iſt eine noch ſchönere um die Heimkehr. — Laſſe mich künftig reiſen, ſo oft Du Luſt haſt, meine liebe Frau! aber verſchone mich mit dem Obſerviren; es fällt am Ende auf den Magen, verdirbt den Appetit, und alle Frucht der Reiſe geht verloren. — Bei dem Worte Appetit muß ich Dir nur melden, daß der meinige, ungeachtet des vielfältigen Obſervirens, ganz außerordentlich geworden iſt, und daß ich mich über keinen Tag zu beklagen habe, als über den, wo mir der dicke Herr und die Ruhe zuſetzte. Morgen reiſe ich ab, und in einigen Tagen bin ich in Deinen Armen.

N. S. Bitte doch auf den Tag meiner Ankunft den Herrn Vetter zum Abendeſſen; da will ich Euch beiden beweiſen, was ich auf der Reiſe profitirt habe. Du kennſt wohl meine Lieblingsgerichte, und ich freue mich außerordentlich darauf — Dich wieder zu ſehen.

IV.

Reiſen und Leben;

ein Andenken an liebe Reiſende,

von

J. C. Lavater.

(Beſchluß.)

155. Man bezahlt etwa für ſchlechten Weg gutes Weggeld — und iſt mit jeder Strecke, die des Weggeldes nicht ganz unwerth iſt, zufrieden. Der Reiſende gewöhnt ſich, ſich in Alles zu finden; er verzeihet dem guten Willen gern eine Nachläſſigkeit, die von keinen Folgen iſt.

Er nimmt gern nützliche Erinnerungen an das Bekannteſte an, das leicht vergeſſen wird.

156. Nichts iſt ſeltener, als ein Menſch, der mit der Zeit wohl hauszuhalten weiß. Der leichtſinnigen Geldverſchwender ſind viele — doch ihrer ſind wenige nur, in Vergleichung mit der unzählbaren Menge der viel leichtſinnigern Zeitverſchwender.

157. Spare deine Louisd'or und deine Thaler, lieber Reiſender! Du thuſt wohl, wenn du nicht Einen zwecklos ausgiebeſt; — aber noch mehr Sorge trage zu deiner Zeit, das heißt, nicht zu deinen Tagen und Stunden, nicht zu deinen

Viertelſtunden, ſondern ganz allein zu deinen Minuten. Du kannſt Tage wegwerfen — ich habe nichts dagegen — nur bitt' ich dich, zu deinen Minuten Sorge zu tragen.

158. Deine Taſchenuhr ſey dir, wie ein Genius! Laß allenfalls einen Begleiter dich erinnern, Plus ultra! Doch ſchau ruhig, was du ſchauſt!

159. Wer alles genießen will, genießt nichts. Man muß entſagen lernen, um genießen zu lernen.

160. Der hat viel geſehen, der Eins recht geſehen hat — und ſehr genoſſen, der ruhig genießen konnte.

Du haſt viel gelernt, Reiſender! wenn du auf Einmal nur Eins ſehen, nur Eins genießen gelernt haſt.

161. Benutze jeden Menſchen nach ſeiner individuellen Benutzbarkeit, daß es dich nie gereue, ihn ſo, und nicht anders benutzt zu haben — daß es ihn immer freue, dir ſo und nicht anders nützlich geweſen zu ſeyn. Durch nichts kannſt du dem Weiſen und Guten mehr Ehre beweiſen, als wenn du den Nutzen von ihm zieheſt, den nur du — nur von ihm ziehen kannſt.

162. So verewige die ſchnellen Tage deiner Wallfahrt. Ein einziger Tag iſt mehr werth, als ein verſchwundenes Jahr.

163. Ein ganz guter Menſch, wie's Menſchen ſeyn können, iſt liebenswürdiger, genießbarer, wohlthätiger, als hundert halb gute zuſammengenommen.

164. Ein ſelbſtſtändiger, konſequenter Charakter wiegt tauſend Sklaven des Vorurtheils auf. Millionen Dummköpfe ſind nicht werth, was ein einziger Weiſer.

165. Suche das Mannigfaltigſte in Einem. Opfere dem Guten viel Mittelmäßiges, dem Beſten viel Gutes auf.

166. Frage beim Beſten dem Beſten nach.

167. Von wem alle, auch die Schlechten, gut ſprechen, ſey dir nicht ſo wichtig, wie der, von dem die Beſten auf's beſte, die Schlimmſten das Schlimmſte ſprechen.

168. An den Fragen erkennt man den Menſchen noch mehr, als an den Antworten; an dem Hören und Verſtehen der Antwort noch mehr, als an den Fragen.

169. Sehr wenige verſtehen zu fragen, noch wenigere verſtehen zu hören und zu verſtehen.

170. Die zweite Frage läßt gemeiniglich mehr ſehen, als die erſte, und die dritte mehr, als die zweite.

171. Wer bis ans Ende wohl zu fragen weiß, muß als weiſe verehrt werden — er mag wollen oder nicht.

172. Die unaufhörlichen Frager ſind ſelten reine Wahrheitsfreunde — es ſey denn, daß ihre Fragen aus Seelenbedürfniß entſpringen.

173. Die unaufhörlichen Frager haben ſehr ſelten die Gabe zu hören und zu antworten.

174. Die unaufhörlichen Frager ſind ſelten wiſſensbegierig — kaum neugierig. Sie wollen nur das zu ſeyn ſcheinen; ſie ſind höchſtens erzählensbegierig.

175. Frage des geiſtigen Bedürfniſſes. Ehrwürdige Frage! Wer dich thun kann, hat das Siegel Gottes auf ſeiner Stirne.

176. Es iſt eine Bitte des Herzens, die zum Herzen dringt, und nie ganz ohne Antwort bleibt.

177. Frage nie, was dich nicht intereſſirt zu wiſſen.

178. Wer die Kunſt zu bitten verſteht, verſteht die Kunſt zu empfangen, zu beſitzen, zu genießen.

179. Fragen iſt bitten. Dem Wahrhaftbittenden wird gegeben, dem Wohl- und Weislichfragenden wird wohl und weislich geantwortet.

180. Der Bedürfnißreiche iſt kraftreich.

181. Ich ſpreche von geiſtigen Bedürfniſſen. Wie das Bedürfniß, ſo die Kraft zu genießen.

182. Aber der Bedürfnißheuchler giebt es ſo viele, als der Genußheuchler und der Kraftheuchler.

183. Noch ein Wort von Fragen. Beſtimmte Fragen, die einen beſtimmten, edeln Zweck haben, ſind immer in dem Herzen des Reiſenden.

184. Du, der dies Andenken aus meiner Hand empfängt, du wirſt dich nie zum kleinlichen, zweckloſen Frager erniedrigen; du nie durch eine halb indiskrete Frage in Verlegenheit ſetzen; du nie unweiſer, beleidigender Publizirer des Vertrauten ſeyn können. — Du nicht vergeſſen, wie leicht eine Antwort, im harmloſen Kreiſe gegeben, aus dem Zuſammenhange der Veranlaſſung herausgehoben, auch noch ſo wahr erzählt, fürchterlich mißverſtanden, und Verbitterung eines ganzen Lebens werden kann.

185. Alle Vertraulichkeit hat ein Ende, wenn der Inhumanität unſers Jahrzehends, dem nichts mehr heilig iſt, durch weiſe und edle Reiſende und Reiſebeſchreiber nicht Gränze geſetzt wird.

186. Je redlicher der Beſuchte, deſto unbefangener und

offener . . . Wehe dem profanen Verdreher einer ſchön veranlaßten Herzensäußerung! . . . Wer ein Herz und eine Zunge hat, entſcheide ſich auf ſeinen Reiſen wider dieſe zur Sitte gewordene Barbarei.

187. Wer uns nichts giebt, und nichts von uns verlangt, iſt uns gleichgültig — und ſeine Gegenwart wird uns langweilig und überläſtig.

188. Wer uns giebt, ohne Etwas von uns zu verlangen, kann reich, und edel, und groß ſeyn; — aber nur, wer uns eben ſo gern und leicht giebt, als er von uns annimmt, was wir leicht und gern geben, iſt unſer Freund.

189. Das höchſte Vergnügen iſt Ebbe und Fluth des frohen Gebens und Nehmens.

190. Desiderium sui relinquere — (Verlangen nach ſich zurückiaſſen) iſt die Natur alles Aechtwahren, Aecht guten, Aechtſchönen.

191. Verlangen nach ſich zurücklaſſen — ſoll zwar ni der Zweck des Reiſenden ſeyn. Wie du dir dieſes Zweckes be wußt biſt, deſto weniger wirſt du ihn erreichen.

192. Aber, wenn du Verlangen nach dir zurückläſſeſt ſo biſt du nicht umſonſt geweſen, wo du wareſt.

193. Der ächte Weiſe hat nur eine Eine Logik für alle Menſchliche — Einen Maaßſtab, alles zu meſſen.

194. Alle Menſchen, menſchliche Szenen, menſchlich Produkte, Kunſtwerke, Länder, Ausſichten, Konverſatio nen, Luſtparthieen, Kabinetter, Beſuche, Reiſen, Alles — An Desiderium sui relinquant! (läßt's Verlangen na ſich zurück, und ſüße Erinnerung?)

195. Wer Etwas ſchlechter verlangt, iſt ſchlecht. Wie größer das iſt, was du verlangſt, deſto größer biſt du — deſto mehr läßt alles Mittelmäßige dich gleichgültig — erregt alles Große dein Streben.

196. Der weiſe Reiſende wird durch jede neue Größe, die er erblickt, höher gehoben . . . fähiger, neue Größen, und unfähiger, unbeſtimmte Kleinheiten zu genießen.

197. Wer Gutes thut, der iſt aus Gott. Gut ſeyn und göttlich ſeyn, iſt Eins — Froh machen und froh ſeyn, iſt Eins — bei Gott und allen Guten, das iſt, göttlichen Menſchen.

198. Wie du in der Freude anderer froh biſt, und im Leiden anderer leideſt — biſt du gut.

199. Sey gut, ſo weiſſeſt du, was Gott iſt.

200. Gott iſt die Güte. Die Güte kennen, iſt Unſterblichkeit.

201. Genug für dießmal.

Mache dir das Bekannteſte, Aelteſte durch Anwendung neu, — und das Unwichtigſte durch guten Gebrauch wichtig.

202. Wir werden wieder zuſammenkommen, wenn wir gut bleiben, und immer beſſer werden.

Zürich.

J. C. Lavater.

V.

An Wilhelminen,

als ich ihr nach unſrer Trennung eine Roſe überſandte.

Am 10ten Mai 1803.

Vorerinnerung über den Verfaſſer.

Indem wir dies Gedicht, eines der neuſten des neuſten Dichters, mittheilen, ſind wir unſern auswärtigen Leſern eine Nachricht über den Verfaſſer ſchuldig, der jetzt, bei ſeinem Aufenthalte in Berlin, durch ſein poetiſches Talent, ſeinen Charakter, ſeinen Stand und ſeine Schickſale die allgemeine Theilnahme erweckt hat. Wir können dieſe Nachricht nicht beſſer, als mit ſeinen eignen Worten geben, die er in der eben erſchienenen *Ankündigung* ſeiner Gedichte über ſich geſprochen hat:

„Aufgemuntert (ſo ſagt er *ſelbſt*) durch den gütigen Beifall verehrter Gönner, die zu loben mir nicht geziemen würde, wag' ichs, dem Publikum eine Sammlung meiner Gedichte anzubieten. Ohne Namen, faſt ganz unbekannt der literariſchen Welt, weiß ich dieſe Kühnheit, und ſelbſt die Aufmunterungen, mit denen man mich beehrte, nicht anders

anders zu rechtfertigen, als indem ich offen erzähle, wer ich bin.“

„1778 wurde ich zu Landsberg bei Leipzig geboren, wo mein Vater ein Fuhrmann war. In meinem zweiten Jahre erhielt ich einen Tagelöhner in Anhalt-Köthen zum Stiefvater. Meine Erziehung, als ich etwas erwachſen war, beſtand darin, daß ich meinem Stiefvater im Frühling bei ſeinen Feldarbeiten helfen, des Sommers Aehren leſen, und des Winters Holz ſpalten mußte; ich konnte nur ſelten die Schule beſuchen; indeſſen hatte ich doch, außer einigen beſchränkten Religionskenntniſſen, leſen und ſchreiben gelernt, als ich in meinem funfzehnten Jahre konfirmirt, und an einen Fuhrmann verdungen wurde, mit dem ich bis zu meinem zwanzigſten Jahre Reiſen machte. Jetzt zwangen mich die häuslichen Umſtände meiner Eltern, in meiner Heimath zu bleiben; ich ergriff das Gewerbe, im Winter Taubenneſter und Fußmatten zu flechten, im Sommer aber Lehm- oder Luftſteine zu ſtreichen. Meine Beſchäftigung ließ mir die Morgen- und Abendſtunden und Sonntage frei, und mein Hang zur Einſamkeit machte, daß ich dieſe Muße nicht zu jugendlichen Vergnügungen, ſondern zur Lectüre anwendete; ſie war anfangs freilich ſonderbar gemiſcht; aber mein guter Genius wollt' es, daß mir bald gute Schriften in die Hände fielen. Ein gebildeter Bürger Köthens, der meine Begierde zum Leſen bemerkte, theilte mir aus ſeinem Büchervorrathe mit, was er mir dienlich hielt. Wielands Schriften verſenkten mich in eine dichteriſche Träumerei, und ein unbedeutender Zufall ward Anlaß, daß ich im Herbſt 1801 zum erſtenmal etwas niederſchrieb, das ich freilich nur für eine Spielerei hielt, welches vielleicht auch nicht mehr iſt, das mir aber, da es in Köthen in Umlauf kam, die Bekanntſchaft mehrerer dortigen Gelehrten erwarb, und mir Ruf machte; es war mein Gedicht: „An eine grüne Schoote.“ Seitdem erhielt ich ſehr häufig Aufforderungen, Verſe zu machen; mein eigener Hang dazu ließ mich jede Gelegenheit ergreifen — ich darf mir indeß ſelbſt das Zeugniß geben, daß ich mein Geſchäft deshalb nicht vernachläſſigte; — flechtend erſann ich Gedichte, und in den Stunden der Muße ſchrieb ich ſie nieder. Viele derſelben ſind in Zeitſchriften aufgenommen worden, und haben, wenn ich ſehr gütigen Verſicherungen trauen darf, gefallen. Jetzt bin ich reich genug daran, um eine kleine, mit ſtrenger Auswahl geordnete Sammlung bekannt machen zu können.“

„Zwar hatte ich bisher den Plan, den Druck dieſer Sammlung erſt nach ein paar Jahren zu veranſtalten, da mir Herr Legationsrath Matthiſſon die Beſorgung der Ausgabe meiner Gedichte zu übernehmen verſprach. Aber zwei Gründe, die man hoffentlich hinreichend finden wird, beſtimmen mich, nicht länger zu zögern. Ich fürchte nämlich, daß meine Gedichte durch ſpäteres Umſchmelzen und Feilen das verlieren könnten, was ihnen vielleicht jetzt, trotz ihrem Mangel an Vollendung, einiges allgemeines Intereſſe geben könnte — den eigenthümlichen Charakter bloßer Naturprodukte, das Gepräge, daß ein ungeleiteter und wenig gebildeter Geiſt ſie durch eigene Anſtrengung und ohne einen andern Zweck, als ſeine Empfindungen und Gedanken auszudrücken, hervorbrachte. Ich wünſche ferner, durch die gegenwärtige Ausgabe etwas zu gewinnen, das mich in den Stand ſetzt, künftig mehr Zeit auf meine Bildung zu wenden, und ihr mit froherem Muthe nachzuſtreben. Es darf keine bedeutende Summe ſeyn; bei meiner einfachen Lebensart, und meinem Gewerbe, das ich fortſetzen werde, reicht ſchon eine geringe hin, mich glücklich zu machen, und mir die Bahn zu öffnen, die zu gehen mir ein dringendes Bedürfniß geworden iſt, ſeitdem mein Geiſt unwillkührlich über das Geſchäft meiner Hände hinwegblicken lernte.“

Um dieſe löblichen Zwecke auch an unſerm Theile zu befördern, fügen wir die Nachricht bei, daß er künftiges Jahr ein Bändchen ſeiner Gedichte, nebſt ſeiner Selbſtbiographie, herausgeben werde; daß der Pränumerationspreis Ein Thaler Preuß. Cour. iſt; daß der Verfaſſer „ſämmtliche Herren „Buchhändler, die Poſtämter, und jeden Menſchenfreund, „dem es Freude macht, Gutes zu wirken,“ erſucht, Pränumeranten zu ſammlen; daß er ſich den Ertrag der Sammlung nebſt den Namenverzeichniſſen, unter der Addreſſe: An Gottlieb Hiller in Anhalt-Köthen, erbittet; und daß hier in Berlin an der Spitze der Pränumeranten-Sammler: Se. Königl. Hoheit Prinz Louis Ferdinand von Preußen, und Se. Durchl. Fürſt Radzivil, ſtehen; ſo wie ſich zu gleichem Zweck mehrere bekannte Gelehrte und angeſehene Männer, nebſt dem Verleger der Eunomia, genannt haben.

Das Gedicht, welches wir hier mittheilen, iſt ein Blatt aus der Geſchichte ſeines Herzens. Schon ehe er ſeinen Beruf zum Dichter kannte, als er nur durch Handarbeiten ſein ſparſames Brodt erwarb, liebte er ein gutes Mädchen, die Tochter eines, in Vergleichung mit ihm, wohlhabenden Ackerbürgers in Köthen. Das weibliche Herz verſtand den Jüngling zu würdigen, da noch die Liebe ſeine ganze Poeſie war. Als er auch die Worte zu ſeinen Ideen und Gefühlen entdeckt hatte, erſchien die Göttergabe mehreren ſeiner Mitbürger als Thorheit und Träumerei, — Si quis sanus fecit (poëmata), sanus facis et tu, ſagte mancher Damaſipp — und der Dichter verlor die Hoffnung, welche der Verfertiger von Lehmſteinen und Taubenneſtern gehabt hatte. Die gehorſame Tochter entſagte ihm, — wir wiſſen nicht, ob auch ihrer Liebe. Seine Empfindungen für ſie drückt er in dem folgenden Gedicht aus, das er zu ihrem Geburtstage ſchrieb, und die Leſer mögen urtheilen, ob die aus der Liebe entſtandene Freundſchaft nur eine poetiſche oder eine wirkliche ſey. Vielleicht erzählt er uns in ſeiner Biographie künftiges Jahr, als glücklicher Gatte, daß es mit der Freundſchaft nicht ſo recht Ernſt geweſen ſey.

An Wilhelminen.

Darf als Denkmal meiner Liebe
dieſe Roſe Dir nicht ſeyn:
nun, ſo ſey vom Freundſchaftstriebe
ſie — als ächtes Siegel Dein.

Bleibt getrennt, zu unſern Schmerzen,
unſer Bündniß vor der Welt:
o, ſo bleib' es doch im Herzen
durch die Freundſchaft feſtgeſtellt.

Stille Achtung will ich hegen,
gutes Mädchen! ſtets für Dich;
bis einſt meine Glieder legen
zu der Friedensruhe ſich.

Weht vielleicht des Todes-Flügel
früh vom Lebensbaum mich hier;
o, dann ſtreu' auf meinen Hügel
dieſe Roſenblätter mir.

Laß dann eine Thräne fließen
auf mein grünes Grab, und ſprich:
„Den die Raſen hier umſchließen,
ach, der liebte heilig mich!

Falſch und tückiſch war er nimmer,
ſondern ſtets dem Schwure treu;
war er gleich als Jüngling immer
nicht von Thorheitsfehlern frei.

Ungerecht, o Schickſal! trennte
hier uns deine ſchwarze Hand:
weil man uns das Glück mißgönnte,
das um unſre Bruſt ſich wand.

Schickſal! ja, mit ſtiller Klage
und verhülltem Angeſicht —
folg' ich dir zu jenem Tage,
wo Gott dir dein Urtheil ſpricht!!"

Gottlieb Hiller,
aus Anhalt-Köthen

VI.

Theater.

1) Königliches Nationaltheater.

Vom 27. Auguſt bis zum 27. September wurden überhaupt ſechs und vierzig einzelne Stücke gegeben, nämlich:

Fünf Trauerſpiele, zwölf Luſtſpiele und drei Poſſen, vier Schauſpiele, Dramen ꝛc., und vierzehn Singſpiele, darunter das Labyrinth dreimal.

Als neu waren anzuſehen: Den 14. Sept. **Jeannette**, ein Luſtſpiel in drei Akten, von **Gotter** (zweimal gegeben); und

denſelben Tag: **Der Kapellmeiſter**, ein **Intermezzo**; Muſik von Cimaroſa und Weigl (zweimal).

Neue: Den 16. Sept.: **Eduard in Schottland**; oder: die Nacht eines Flüchtlings. Hiſtoriſches Drama in drei Akten, von Duval; aus dem vom Verfaſſer mitgetheilten Manuſcript frei überſetzt vom Hrn. von Kotzebue (zweimal).

Den 27ſten: **Das Geheimniß**, ein Singſpiel in einem Akte, zur Muſik von Solié; aus dem Franzöſiſchen frei überſetzt von Hrn. Herklots (zweimal).

Am 10. Sept. ſpielte ein Herr Reinhard jun., vom Prager Theater, den Kammerjunker v. Falkenau in den Unglücklichen.

2) Kritiſche Aphorismen über das Theater.

Erſter Brief.

Freund! die Schaubühne war beinahe bei allen Völkern, wenn ſie ſich zu kultiviren anfingen, eine Lieblingsergötzung. Aber es liegt Dir weniger daran, zu wiſſen, was ſie war, als was ſie iſt; ſie iſt nun auch die unſrige. —

Sieh' da, einen andern Geſichtspunkt, aus welchem die Bühne von Dir betrachtet werden muß. Man hält ſie gewöhnlich für eine Sittenſchule. Es verdient unterſucht zu werden, in wiefern dies wahr ſey oder nicht? Laß uns ſehn. Diderot ſagt: on y instruit des momens, mais on seduit des années. —

Die Bühne hat verſchiedene Beziehungen, wovon die auf den Unternehmer nicht die kleinſte iſt. Er kann die moraliſche Tendenz wenig ins Auge faſſen, da nur der Vortheil, den er aus ſeinem Geſchäfte zieht, ihm Zweck ſeyn kann. Und allerdings verdient ſeine Mühe, ſein Patriotismus, ſein aufs Ungewiſſe hinaus gelegter Koſtenaufwand einen Gewinnſt, der ja überdem oft nur ſehr unbedeutend iſt, und ganz zuletzt von dem Ueberſchuſſe abfallen muß. Wer könnte es ihm alſo verargen, wenn er bei der Wahl der aufzuführenden Stücke ſich nach dem Geſchmacke des Publikums richtet, und auf Erhöhung und Verfeinerung der Gefühle weniger Rückſicht nimmt? —

Bei den Zuſchauern iſt die moraliſche Tendenz der Bühne ebenfalls nur Nebenſache. Man geht hinein, um ſich zu zerſtreuen, Vergnügen zu haben, und der ganze Unterſchied unter den verſchiedenen Gattungen der Zuſchauer beruht darauf, was eine jede vorzüglich ergötze?

Unter dem Staate, in ſofern die Bühne auf ihn Beziehung hat, iſt nicht die Perſon des Regenten zu verſtehn. Der Regent für ſich beſucht die Schauſpiele aus keiner andern Abſicht, als jeder andre Zuſchauer, — um ſich zu vergnügen. Aber der Staat iſt hier die Regierung des Landes, welche jede Handlung, jede Anſtalt mit ihren daraus abzuleitenden nutzbaren oder ſchädlichen, wirklichen oder möglichen Folgen erwägt. Schon als Aufruf zur Freude ſind die Schauſpiele der Regierung von eben der Wichtigkeit, von welcher ihr öffentliche Spaziergänge, gemeinſchaftliche Rendezvous und dergleichen mehr ſind, wodurch ſie ihren Bürgern die Bequemlichkeit verſchaft, ſich von ihren mühſamen Beſchäftigungen zu erholen, und gleichſam ihre Kräfte zu neuer Anſtrengung zu ſchärfen.

Wie ſie öffentliche Luſtparthien nicht zu moraliſchen und religiöſen Zwecken beſtimmt, ſo fordert ſie dies auch nicht von der Bühne. Doch, wie ſie es nicht zugeben kann, daß öffentliche Luſtörter dem Laſter, dem Verderbniſſe der Sitten, der Unverſtändigkeit zu einem freien Felde dienen können: ſo kann ſie auch nicht geſtatten, daß die Vorſtellungen auf der

Bühne den öffentlichen Wohlſtand, die Sitten, die Tugend beſchimpfen, und gleichſam der Sittlichkeit Fehde ankündigen. Hieraus folgt nun ganz natürlich, daß die Unternehmung ihren Vortheil nicht geradezu auf Koſten der Sittlichkeit ſuchen müſſe, und ſich bei weitem eher einen Verſtoß gegen den guten Geſchmack erlauben könne. Wenn gleich eine ſchaamloſe Gallerie eine Zote mit rauſchendem Beifalle aufnimmt, oder ein ungebildetes Parterre elenden Anſpielungen oder Betrügereien noch ſo ſehr zulacht: ſo muß ſie dennoch ein ſolches Stück aus Achtung für das Sittengeſetz nicht wiedergeben laſſen, wenn auch von Seiten des Staats keine Einwendung geſchähe. Eben ſo wenig darf zugegeben werden, daß der Schauſpieler ſich den Beifall auf Koſten der Anſtändigkeit erwerbe. Die Schauſpielerin darf auf der Bühne keine Stellung machen, keine Kleidung wählen, die auf Frivolität bezogen werden könnte, und muß auf keine Art die guten Sitten beeinträchtigen.

Wenn Du, mein Freund, mit dem Theaterweſen in vielen großen Städten bekannt ſeyn ſollteſt, ſo wirſt Du leicht finden, daß dieſe allgemein von mir hier aufgeſtellten Sätze leicht in treffenden Beiſpielen auf einzelne Fälle angewandt werden könnten. Dies Verſtandesſpiel will ich Dir aber ſelbſt überlaſſen. Lebe wohl!

Zweiter Brief.

Du erinnerſt Dich, mein Freund, eines Streites, der zwiſchen der franzöſiſchen Nationalbühne und dem Miniſter der innern Angelegenheiten wegen der Oberaufſicht des Theaters vor einiger Zeit vorfiel. Er wurde dahin entſchieden, daß dem Staate die Oberaufſicht über die Schaubühne allerdings zukäme. Wenn nun gleich die politiſchen Gründe, welche dieſe Entſcheidung in Frankreich zum Theil bewirkten, bei uns weniger anwendbar ſind: ſo iſt ſchon der Staat, nach meiner Meinung, aus dem Grunde zu der Oberaufſicht autoriſirt, damit ſie nicht ungeſittet werde. —

Man nehme an, daß die Bühne gar keinen beſſere (ob ich gleich unten dieſen Satz wenigſtens nicht allgemein wahr finden werde): ſo kann ſie doch ſehr vielen ſchädlich und gefährlich werden. Das Uebel drängt ſich hier gleichſam auf zwei Wegen, auf dem des Gehörs und dem des Geſichts, auf; und wenn die Wahrheit der Handlung durch die Geſchicklichkeit der ſpielenden Perſonen unterſtützt wird: ſo iſt keine Gefahr der gleich, welche die Sittlichkeit von dem Eindrucke der Bühne zu beſorgen hat. Und hierauf bezieht ſich wohl das oben angeführte Motto: On y instruit des momens, mais on seduit des années. Was nützen die trefflichſten Denkſprüche, wenn das Laſter die Oberhand gewinnt? Der große Abſtand, der gewöhnlich zwiſchen dem Zuſchauer und den handelnden Perſonen Statt findet, vernichtet glücklicherweiſe das Gefährliche, was daraus folgen könnte.

Man kann dreiſt behaupten, daß das Unterrichtende der

Bühne, von welcher Art es ſey, für viele von einem ſtärkern Eindrucke und Nutzen iſt, als ein moraliſches Buch oder eine Predigt. Unter hundert Menſchen, welche die Schauſpiele beſuchen, ſind vielleicht nicht zehn, die ein moraliſches Buch zu leſen verlangen; vielleicht nicht drei, die in eine Predigt kommen. Und man würde ſicher nach einem natürlichen Hange auch hier dem Unterrichte ausweichen, wenn nicht die Neugierde durch den Antheil an den Vorfällen gereizt und in Spannung erhalten würde. So, möchte ich mich ausdrükken, liegt der Unterricht gleichſam im Hinterhalte, und überfällt den Zuſchauer, wo er es am wenigſten vermuthet.

Segnius irritant animum dimissa per aures,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus.

Als Hannibal ſich über die unwegſamen Alpen einen Weg in Italiens Ebenen geöffnet hatte, und nun ſeinen Soldaten Vertrauen zu ihrer Tapferkeit und Geringſchätzung gegen die Römer einflößen wollte: ſo bewies er nicht durch Gemeinplätze der Beredſamkeit, daß ein abgehärteter Afrikaner und Iberier beſſer fechten würde, als ein Neuling im Kriege aus dem römiſchen Heere; er bewies es plaſtiſch. Zwei Sklaven mußten, einer in puniſcher, der andre in römiſcher Rüſtung auftreten, und im Angeſichte ſeines Heeres kämpfen. Der Römer wurde überwunden, und der kluge Feldherr wirkte durch dies kriegeriſche Schauſpiel bei ſeinen Soldaten weit mehr, als durch die ſchönſte Rede, die er immer gehalten haben würde.

Das Abſcheuliche des Laſters läßt ſich für die Sinnlichkeit nicht beſſer und deutlicher, als auf der Schaubühne, vor ſtellen. Die nüchternen Spartaner, bei denen nichts ſo ſehr zur Schande gereichte, als die Trunkenheit, gaben an den Feſttagen den Heloten ſo viel zu trinken, daß ſie aufs äußerſte berauſcht wurden. In dieſem viehiſchen Zuſtande führten ſie ſie auf öffentliche Plätze, und ließen ſie da im Angeſichte der ſpartaniſchen Jugend die Abſcheulichkeiten ungeſtört ausüben, die der Wein begehen macht. Dies Schauſpiel hielten die weiſen Lacedämonier für unterrichtender, als alle Ermahnungen der Pädonomen. So dürfte man von einer lehrenden Täuſchung *) auf der Bühne auch bei uns die glücklichſten Folgen erwarten; wie umgekehrt auch durch Ausbreitung laxer Begriffe und üppiger Frivolitäten das Gegentheil entſtehen muß.

Hieraus folgt nun aber gar nicht, daß die ſittlichſten Stücke auch die beſten ſeyn müſſen. Die

---

*) Eine lehrende Täuſchung? Möchte mit der Täuſchung nicht auch die Lehre verſchwinden? und wenn auch die Lehre bleibt, wo iſt denn der Zuſammenhang zwiſchen Wiſſen und Thun, zwiſchen der Lehre und der ſelbſtthätig im Innern entſpringenden Geſinnung? — Daß die Spartaner den Anblick betrunkener Sklaven für nützlich hielten, daran hatten die Spartaner Recht; aber dies war keine Täuſchung, es waren wirklich Betrunkene und Sklaven. Die Lehre hieß: Trunkenheit iſt ein Sklavenlaſter, und eines Freien unanſtändig. — So können auch wir lehrreiche wirkliche Ereigniſſe nützlich finden; doch für den Zweck einer beabſichtigten Wirkung durch Beiſpiele würde der Anblick des Staupbeſens, Brandmarkens, Köpfens und Hängens zweckdienlicher ſeyn, als der Anblick eines Kunſtwerks auf dem Theater.

F.

Moral hat mit den Grundſätzen der dramatiſchen Dichtkunſt keinen nothwendigen Zuſammenhang; ſie kann aber ihre äſthetiſchen Schönheiten zur Einkleidung einer gefälligen Sittenlehre anwenden, ohne in einen ſteif-pedantiſch-didaktiſchen Ton zu fallen. Ridiculum acri fortius, et melius magnas plerumque secat res. Die Ironie vermag oft mehr, als der Ernſt. Die Bühne darf Wahrheiten wagen, die der Geiſtliche in hundert Beziehungen nicht wagen dürfte. Die leichte, ſchwatzhafte Einkleidung mildert oft die Bitterkeit, erleichtert der Wahrheit den Zutritt, öffnet ihrem Eindrucke das Ohr bald bei einem Fürſten, bald einem Miniſter, wohin die Stimme der Religion — —

Und wie manches Unanſtändige giebt es nicht in der Welt, das allerdings nicht der Vorwurf eines Geſetzes werden kann, ſo nützlich es wäre, wenn es abgeſchafft würde. Welcher Geſetzgeber wird eine lächerliche Gewohnheit im Umgange, in Kleidungen u. dergl. gern durch förmliche Verbote abſtellen wollen? Hier kann die Bühne ſeine Hand wenden. Das Lächerliche iſt ihr eignes Feld. Moliere machte ehedem durch ſeine femmes savantes der Blauſtrumpf-Akademie mit einemmal ein Ende. Wie vielen Nutzen mag wohl der bourgeois gentil-homme geſtiftet haben? —

Wenn aus dieſen allgemeinen und gewiß wahren Sätzen der Vortheil und Nachtheil einer Bühne auf den Staat ſich ganz natürlich ergiebt: ſo folgt unwiderſprechlich, daß jede Bühne ſich unter Aufſicht der höheren Polizei befinden, und im Ganzen einer weit ſtrengern Cenſur unterworfen werden müßte, als bis jetzt geſchehen iſt, wenn nämlich ihr Nutzen mit dem Vergnügen Hand in Hand gehn, und aller Nachtheil abgewandt werden ſoll. Ich könnte hier eine Reihe Schauſpiele in deutſcher und franzöſiſcher Sprache aufführen, die offenbar durch laxe Moral ſich Eingang zu verſchaffen ſuchen, und ihres Zwecks nicht verfehlen. Eheliche Treue, die Grundlage des häuslichen Glücks, wie wenige giebt es, worin ſie gepredigt, wie viele, worin Untreue, als ſehr erlaubte Galanterie, zum Tone der Zeit gehörig, behandelt wird? —

Aber ich bemerke, daß mein Vortrag mürriſch wird, und will daher lieber hier abbrechen. Doch drängt ſich mir noch eine Bemerkung auf.

Man fängt ſeit mehrerer Zeit an, um die Neugierde ſtärker zu reizen, ungedruckte und folglich der Cenſur noch nicht unterworfene Stücke auf das Theater zu bringen. Der Staat begeht hiedurch offenbar eine Ungerechtigkeit an dem Schriftſteller. Während dieſer unter der Scheere der Cenſur gehalten wird, ſteht es einer andern Gattung Leute, bei welcher größtentheils wiſſenſchaftliche Bildung nicht vorherging, frei, den erſten Einfall, den ſie gar nicht überdachten, den nächſten Ausdruck, der ſich ihrem Gedächtniſſe nur anbietet, als Inpromptû in die Welt zu ſchicken. Allerdings hat man die Schauſpieler für die Beleidigung der Sittſamkeit im Allgemeinen verantwortlich gemacht; aber kann man durch ſolches Verbot jede Zweideutigkeit verhindern, zumal ſich der Schauſpieler hinter den dadurch erlangten Beifall des Publikums ſcheinbar verſtecken kann?

Es wäre alſo wohl nöthig, daß die Schauſpieler, nach dem Beiſpiele der Schriftſteller, einer ſtrengern Cenſur, beſonders in Manuſkriptſtücken, unterworfen würden. Denn ſo ſehr mancher Schriftſteller ſich mit der weitern Ausbreitung ſeines Geiſtesprodukts täuſchen mag: ſo iſt ſo viel ganz gewiß, daß der Schauſpieler einen bei weitem größern Wirkungskreis hat, worin ſich die zarteſte Jugend beiderlei Geſchlechts befindet, bei der oft ein einziges unbehutſames Wort, mit paſſender Geſtikulation begleitet, der Keim zum künftigen Verderben werden kann. Viva vox docet.

(Die Fortſetzung künftig.)

VII.

Poſtſcripte.

70.

Zu Eunomia, September, S. 215.

Ein gar ſonderbarer Druckfehler hat ſich in meinen Brief eingeſchlichen. Es ſoll darin heiſſen: *Blinde und Blödſichtige*; anſtatt deſſen aber ſteht S. 215, Z 6 von unten: *Blinde und Blödſinnige*.

So viel mir bekannt iſt, hat noch niemand daran gedacht, den Galvanismus bei Blödſinnigen anzuwenden; und ich mag nicht, daß ein unſchuldiger Druckfehler dazu Veranlaſſung gebe, ob ich gleich von Herzen wünſchte, daß man Mittel fände, ſolchen Mitleidenswürdigen zu helfen.

Vor ungefähr zehn Jahren lernte ich einen Mann im Holſteinſchen kennen, welcher dergleichen Perſonen kurirte. Aber ſeine Methode war grauſam.

Er unterſchied ganz richtig die verrückte, zerſtörte oder nur verderbte Einbildungskraft in zwei Klaſſen:

1) in die irreproducible Einbildungskraft, bei welcher der Menſch das Hunderſte ins Tauſendſte ſpricht, jedes Bild ſogleich wieder verliſcht, u. ſ. f.;

2) in die anhaltend reproducible Einbildungskraft, bei

der

der ſich Bilder und Ideen fixiren, von welchen der Menſch gar nicht abzubringen iſt.

Den erſtern legte er Ein Bild vor, das ſie ununterbrochen anſehen, ganze Stunden vor demſelben ſtehen bleiben, es beſchreiben oder nennen mußten. Rührten ſie ſich von der Stelle oder ſprachen ſie nicht von dem Bilde, ſo peitſchte er ſie, und ſchrie unmenſchlich dazu. Dies trieb er ſo lange, bis die Einbildungskraft wieder zu reproduciren anfing, und die Kranken auswendig eine Beſchreibung von dem Bilde machen konnten. *Närriſch darüber werden* (ſagte er) *können ſie nicht.*

Den zweiten legte er *verſchiedene* Gemälde vor, ſie mußten von einem Gegenſtande zum andern hüpfen, und die Namen oder Merkmale davon angeben.

Mit dieſen brachte er längere Zeit zu; und bei beiden verfehlte er ſelten ſeines Zwecks.

Eſchke.

71.

Welche Senſation Zimmermanns Schrift: *Von der Einſamkeit*, erregte, iſt bekannt. Allein das iſt vielleicht nicht ſo bekannt, daß faſt alles, was darin ſteht, ſich ſchon in einem weit ältern lateiniſchen Schriftſteller findet. Ein Katholik, deſſen Schrift, unter dem Titel: *Von dem Leben der heiligen Altväter*, verdeutſcht worden iſt, ſagt in einem Foliobande daſſelbe, nur in einem altmodiſchen Style. Dies wollte ich bereits vor zwölf Jahren in einer anonymen Schrift beiläufig rügen; ich führte den ganzen Titel jenes alten Wälzers an, und die Mönchsbibliothek, worin er ſich befindet; aber entweder die Cenſur oder der Verleger vernichtete dieſe Stelle. Mein Werkchen ward in Braunſchweig verlegt, und ich weiß nicht, an welchem Orte gedruckt. Jetzt kann ich mich nicht auf den Titel beſinnen, und ihn auch unter meinen Papieren nicht finden. Das Kloſter, worin ich das Werk ſah, lag im Elſaß. Es iſt begreiflich, daß noch keine literariſche Spürnaſe dies witterte, da die Mönche um die neue Literatur wenig ſich kümmern, und uns — nur ein glücklicher Zufall eine Kloſterbibliothek öffnet.

Eſchke.

72.

Die alte Allongenperücke.

Was würden wohl die ſteifen Römer geſagt haben, wenn ein Senator, während er eine Rede hielt, ſeine Toga bald abgeworfen, bald aufgerafft, bald, in einen Strick zuſammengerollt, über die Schultern geworfen hätte? — —

Ungefähr das, was die alten Pariſer von einem Parlamentsgliede geſagt hätten, das im Feuer der Rede ſeine Allongenperücke abgenommen, ſie um ſich geſchleudert, in die Höhe geworfen und wieder gefangen hätte — ohne ſich in ſeiner Staats- und Prachtrede ſtören zu laſſen.

K.

Anzeiger der Eunomia.

No. IV. Oktober 1803.

I. Literariſche Anzeigen.

Bei dem Verleger der Eunomia erſcheinen in der jetzigen Leipziger Michaelis-Meſſe:

Die Familie Bendheim; lehrreiche Unterhaltungen für die Jugend. Vom Hrn. Rektor Hahn. Mit 17 illum. Kupfern. In Taſchenformat. Gebunden 2 Thlr. 12 Gr.

Der Kartoffelbau in Hinterpommern; oder: Beiträge zu der Behauptung, daß viele Hinterpommerſche Landgüter durch die jetzige Dreifelderwirthſchaft ſehr ſchlecht genutzt werden, ſchnellen Deteriorationen ausgeſetzt ſind, und durch eine Mehrfelderwirthſchaft und den Kartoffelbau ungleich höher genutzt werden könnten. Durch Thatſachen und ſpecielle Beiſpiele, namentlich von den Elvershagenſchen Gütern, erläutert. Mit angehängten Bemerkungen über die Fortſchritte der Veredlung der Schäfereien in Hinterpommern. Von Georg Friedrich Häſe, Beſitzer des Gutes Ganckow, und Ehrenmitglied der märkiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Potsdam. gr. 8. 18 Gr.

Ueber die Aufhebung der Spanndienſte, beſonders in Hinſicht auf die Mark; durch ein Beiſpiel erläutert von K. A. Sebald. gr. 8. 8 Gr.

Geographie und Statiſtik von Weſt-, Süd-, und Neu-Oſtpreußen. Nebſt einer kurzen Geſchichte des Königreichs Polen, bis zu deſſen Zertheilung. Bearbeitet und herausgegeben von A. C. v. Holſche, Königl. Preuß. Geheimen Juſtizrath und Regierungsdirektor zu Bialyſtock. Nebſt einer Charte von Weſt-, Süd- und Neu-Oſtpreußen. 2ter Band. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Die Brodnoth; oder: Partheiloſe Beleuchtung der Frage: Iſt der Regent, oder ſind die Räthe, oder wer und was iſt an der fortwährenden Theurung im deutſchen Reiche ſchuld, und welches ſind die zweckmäßigſten Mittel, einen ſtets mäßigen, für den Bürger- und Bauerſtand heilſamen Getreidepreis hervorzubringen und zu erhalten? 8. geheftet. 7 Gr.

In voriger Jubilate-Meſſe ſind in eben deſſelben Verlage erſchienen:

Beiträge zur Geſchichte und Beſchreibung Süd- und Neu-Oſtpreußens. 2tes Heft. gr. 8. 10 Gr.

Beſchreibung, geographiſch-ſtatiſtiſche, der im Jahr 1802 dem Preußiſchen Staate zugefallenen Entſchädigungsprovinzen. Mit einer Karte. gr. 8. 16 Gr.

Durch Schaden wird man klug. 2ter Theil: Einhundert und fünf und dreißig Geſchichten aus der wirklichen Welt enthaltend. 8. 10 Gr.

Auch unter dem Titel:

Werdet glücklich durch mein Unglück. Einhundert und fünf und dreißig neue Thatſachen. 8. 10 Gr.

Eudomenes. Eine griechiſche Erzählung. Mit 4 Kupfern. 8. gebunden 1 Thlr.

Eunomia, eine Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts. Von einer Geſellſchaft von Gelehrten. Herausgegeben von Feßler und Fiſcher. Jahrgang 1803. Januar bis Julius. gr. 8 Der ganze Jahrgang 5 Thlr.

v. Holſche, Geographie und Statiſtik von Weſt-, Süd- und Neu-Oſtpreußen. Nebſt einer kurzen Geſchichte des Königreichs Polen bis zu deſſen Zertheilung. 2ter Band, mit einer Karte von Weſt-, Süd- und Neu-Oſtpreußen. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

v. Honau, Eliſens und ihrer Erzieherin Eulalia Waller Unterredung in Briefen. Allen gefühlvollen Mädchen bei ihrem Eintritt in die große Welt gewidmet. Mit 1 Titelkupf. 8. 18 Gr.

Anhang zu K. Ph. Moritz allgemeinem deutſchen Briefſteller, von Dr. Th. Heinſius; enthält: Vorkenntniſſe zur ſichern Betreibung der kaufmänniſchen Korreſpondenz, kaufmänniſchen Statiſtik, Kenntniß der Civilanſtalten und des öffentlichen Geſchäftsganges, Nachrichten vom Poſtweſen und andern nützlichen Aufſätzen. 8. 6 Gr.

Auch unter dem Titel:

Der vollkommene Geſchäftsmann; oder: Anleitung zur Beförderung einer richtigen Kenntniß der kaufmänniſchen Korreſpondenz und Statiſtik, des öffentlichen Geſchäftsganges und des Poſtweſens in Deutſchland. Von Dr. Th. Heinſius. 8. 6 Gr.

Reiſe von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Trieſt, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel. Vom Verf. des Natalie. Mit einer von Hrn. Gubitz in Holz geſchnittenen Vignette. 8. 1 Thlr.

Die Reiſe ins Bad. Von L. v. S. Mit Kupf. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Meine Reiſe nach Frankreich in den Jahren 1800 und 1801, von **Ludw. Selbiger.** 3ter und letzter Theil. Mit Kupf. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Röpers, F. L., Schimpf und Ernſt für Jung und Alt. 8. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Röpers, F. L., Verſuche zur Beförderung wahrer Lebensweisheit. 2ter Theil. 8. 12 Gr.

— — deſſelben Buches 1ſter Theil, 2te Auflage. 8. 8 Gr.

Sammlung nützlicher Aufſätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend, für angehende Baumeister und Freunde der Architektur; herausgegeben von mehreren Mitgliedern des Königl. Preuſs. Ober-Baudepartements. 5ter Jahrg. 1ster Band. Mit Kupf. gr. 4. geheftet 2 Thlr.

Die Schule der Erfahrung, für alle, welchen Zufriedenheit, Leben und Geſundheit etwas werth ſind. Warnende Thatſachen zu Verhütung alltäglicher Unglücksfälle. Der erſten Auflage 4ter Theil, oder der zweiten Ausgabe 3ter Theil. 8. 10 Gr.

Zöllners, Joh. Fr., Predigtentwürfe für das Jahr 1802. gr. 8. geheftet 1 Thlr. 4 Gr.

In Commiſſion.

Artistische Versuche von Fr. Bolt. 5te Lieferung. — Enthaltend acht Kupfertafeln in 4. 1 Thlr.

Auswahl von Maurergesängen, mit Melodien der vorzüglichsten Componisten, herausgegeben von F. M. Böheim. 2 Theile. gr. 4. 5 Thlr.

Blätter, Berliner gemeinnützige, zur Beförderung der Moralität und Belebung der Induſtrie, für das J. 1802. 4. 2 Thlr.

Commentarii Societ. philologicae Lipsiensis. Editio curavit Ch. Dan. Beckius. Vol. III. P. 1 et 2. 8. maj. Lips. et Berol. 1 Thlr.

v. Podewils, des Herrn Grafen, Wirthſchaftserfahrungen auf ſeinen Gütern Guſow und Platkow geſammelt. 3ter Band. gr. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Sophocles Philoctetes, e Brunkiana potissimum recensione cum commentario perpetuo J. H. Ch. **Barby**. 8. 16 gr.

Testamentum novum graecum. Edit. Matthaei, II Tom. 8. maj. Berolin. 3 Thlr.

Wolfs, Joh. Wilh. Fr., vollſtändiger Confirmations-Aktus, mit neuen Liedern, der dazu gehörigen Muſik, und mehreren erläuternden Bemerkungen. 8. 12 Gr.

II. Anzeige an Aeltern, Schullehrer und Kinderfreunde.

K. T. Thieme's, Rektors zu Löbau, Gutmann, oder der Sächſiſche Kinderfreund. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Die Gutmanniſche Schule. 1ſter Theil. Mit einer Kupfertafel. 18 Gr. Leipzig, bei C. F. E. Richter.

Dieſe einfache Ankündigung von dem Daſeyn dieſes Buchs iſt alles, was wir bei ſeiner Erſcheinung zu ſagen nöthig haben. Thieme's Name iſt ihm ſtatt aller Empfehlung. Zu Michaelis erſcheint von dieſem Werke der zweite und letzte Theil. Die Beſitzer der beiden erſten Theile, welche bei Hrn. G. F. Cruſius in Leipzig erſchienen, werden erſucht, ſich der Fortſetzung wegen an jede ſolide Buchhandlung zu wenden. Wer ſich mit einer Beſtellung von mehreren Exemplaren an den Verleger wendet, erhält Vortheile.

K. T. Thieme's, Rektors zu Löbau, Grundlinien zu einer Geſchichte aller poſitiven Religionen. Seiner ſämtlichen hinterlaſſenen Schriften Erſter Theil, herausgegeben von J. G. Gruber. Leipz. bei C. F. E. Richter. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter den hinterlaſſenen Papieren des ſel. Thieme, die wir von deſſen Wittwe und Kindern an uns gekauft haben, befinden ſich mehrere ganz vollendete Werke, die aus verſchiedenen Urſachen nicht bei ſeinem Leben erſcheinen ſollten. Darunter iſt auch das gegenwärtige, auf welches der Verſtorbene einen vorzüglichen Werth geſetzt hat, und das ſich nicht bloß durch ſeinen Inhalt, ſondern auch durch ſeine Form jedem Gebildeten empfiehlt. Der übrige Nachlaß wird von Zeit zu Zeit folgen. Man wird beſtätigt finden, was der Herr Herausgeber in der Vorrede zu dieſem erſten Bande ſagt: daß vieles von hohem Werthe, die Frucht langen Nachdenkens und tiefen Studiums ſey, und daß man den Verfaſſer von Seiten werde kennen lernen, von denen ihn das Publikum noch gar nicht kennt: einen Weiſen, in Sokrates Geiſt und Charakter. —

Darſtellung, hiſtoriſch-ſummariſche, der vorzüglichſten Staatsveränderungen, welche ſich in den verſchiedenen

Völkerbeherrſchungen, ſo weit die Geſchichte reicht, ereignet haben; als Erklärung der hiſtoriſchen Welt-Charte, nach dem Engliſchen des D. Prieſtley. Ein Hülfsmittel beim hiſtoriſchen Unterricht in obern und mittlern Schulen. Zweite, vermehrte Ausgabe. Fortgeſetzt bis auf die neueſten Zeiten, von C. P. Funke. 4. Mit der illum. Charte auf Leinwand, broſch. in Futteral. Leipzig, bei C. F. E. Richter. 3 Thlr. 20 Gr.

Die erſte Ausgabe von dieſem Werke kam gar nicht ins Publikum, und wurde in Wien auf eigene Koſten unternommen, auch faſt bloß dort verkauft. Gegenwärtige Ausgabe unterſcheidet ſich von der erſten bloß dadurch, daß man das ungeheure, aber nothwendige Format der Charte durch Aufziehen auf Leinwand bequemer gemacht hat, und daß die Fortſetzung bis auf jetzige Zeiten von geſchickter Hand ausgeführt worden. Die Charte verdiente, in allen Lehrſälen aufgehängt zu werden, indem dieſelbe die ſchönſte Ueberſicht der Univerſalgeſchichte auf einen Blick gewährt.

III. Ankündigung.

Der neue Vignola, oder: Anfangsgründe der Baukunſt, dem Faſſungsvermögen der ungeübteſten Lehrlinge angemeſſen. Von J. A. K., Architekten in Paris. Aufs neue bearbeitet, in Kupfer geſtochen, und mit der Erklärung in deutſcher und franzöſiſcher Sprache herausgegeben von J. N. Ch***, Ingenieur und Kupferſtecher zu Leipzig. Erſter Theil, in welchem die Grundſätze der fünf Säulenordnungen nach Vignola erläutert ſind. Klein Folio, mit 36 Kupfertafeln, ohne Schattirung (au trait), welche alle Theile der fünf Ordnungen der Baukunſt, das Joniſche und Neu-Corinthiſche Kapital, und die Römiſche Ordnung nach Palladio enthalten; nebſt einer vollſtändigen, in zwei Kupfertafeln vorgeſtellten Säulenordnung, in getuſchter Manier geſtochen, welche in der Kunſt, die Zeichnungen in getuſchter Manier zu ſchattiren, als Muſter gebraucht werden kann. Ein Werk, welches öffentlichen Lehranſtalten für die Baukunſt, Militär- und Bürgerſchulen brauchbar, und zugleich verſchiedenen Künſtlern, Kunſtliebhabern und ſolchen jungen Leuten beiderlei Geſchlechts *) nützlich werden kann, welche durch ihre Entfernung von großen Städten außer Stand geſetzt, mündlichen Unterricht zu genießen, ſich doch einige Kenntniß der Baukunſt und Fertigkeit im Zeichnen zu erwerben wünſchen, welches ſie mit Hülfe dieſes Lehrbuchs, ohne fremde Beihülfe, in kurzer Zeit erlangen können. Der Preis iſt 7 Thlr. 12 Gr.

Das ganze Werk wird einen vollſtändigen Curſus der Baukunſt ausmachen. Es ſoll aus drei Theilen beſtehen, deren jeder 36 Kupfertafeln enthält. Der erſte handelt, wie bereits geſagt, von den Grundſätzen der fünf Säulenordnungen, und macht für ſich allein ein vollſtändiges Werk aus (welches auch beſonders verkauft wird). Es enthält daſſelbe weit mehr, als alle bisher unter **Vignola's** Firma erſchienene Elementarbücher, welche alle unzulänglich, unvollſtändig, und mit dieſem neuen **Vignola** ganz und gar nicht in Vergleichung kommen. Dieſer erſte Theil wird unverzüglich erſcheinen, und es wird ſchon darauf Beſtellung angenommen. Der zweite wird von den Nebendingen bei den Säulenordnungen, und von den Verzierungen, die ſie charakteriſiren, handeln. Der dritte wird ihre Anwendung zeigen, und Regeln zu guten Werken der Baukunſt ertheilen. Aber dieſe zwei Theile ſind nur für diejenigen unentbehrlich, die ſich der Baukunſt ganz widmen, oder für ſolche Liebhaber, welche ſich mit den Grundſätzen der ſchönen Compoſition bekannt machen, und ihren Geſchmack für dieſelben bilden wollen.

Leipzig, im Julius 1803.

C. F. E. Richter.

---

*) Viele Damen zeichnen ſehr Werke der Baukunſt. Warum ſollten ſie nicht lernen, welche Ordnung zu der Verzierung des Pallaſts, deſſen Pracht ſie anſtaunen, des Theaters, in dem ſie ſich ergötzen, des Tempels, in dem ſie die Gottheit verehren, gedient hat. Uebrigens zeichnen viele Frauenzimmer Landſchaften; ſind ihnen die Anfangsgründe der Baukunſt ganz fremd, ſo werden ſie bei dem Wunſche und dem Verſuche, eine mahleriſche Anſicht zu zeichnen, ſogleich Anſtoß und Hinderniſſe finden, ſobald ſie etwa einen Tempel, Triumphbogen, eine Ruine, oder ein anderes regelmäßiges Werk der Baukunſt aufſtellt.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

November 1803.

I.

Anſichten aus den Pyrenäen *).

1.

Einwohner der Weſt-Pyrenäen.

Ein Paar Worte von den Einwohnern der Weſt-Pyrenäen, die in Anſehung ihres Urſprunges, und ihres Charakters, in Anſehung ihrer phyſiſchen und moraliſchen Formen, gleichſam zwei verſchiedene Völker ausmachen, und troz ihrer

---

*) Aus den noch ungedruckten Bergreiſen von Chriſtian August Fiſcher, wovon der erſte Theil die intereſſanteſten Parthien aus den Pyrenäen enthalten, und nächſtens bei Hartknoch in Leipzig erſcheinen wird.

liſche Simplicität der erſten geſellſchaftlichen Verhältniſſe erhalten; in ihren Sitten iſt keine der mannichfaltigen Modificationen zu bemerken, die die Vermiſchung der Nationen, die Veränderung politiſcher Verhältniſſe, und die Fortſchritte der Geiſtescultur hervorzubringen pflegen. Die moraliſchen Formen der Basquen ſind eben ſo rein und unvermiſcht geblieben, als ihre phyſiſchen, und die ganze Nation ſcheint nicht ſowohl aus ſucceſſiven, als aus einer einzigen immer verjüngten Generation zu beſtehen.

Zu dieſer Einheit, zu dieſer Stetigkeit, zu dieſer Energie ihrer moraliſchen Formen, trägt unſtreitig ihre ganz originelle, aus ſich ſelbſt gebildete Sprache bei, die mit keiner übrigen die mindeſte Aehnlichkeit hat, und äußerſt reich, äußerſt maleriſch, äußerſt ausdrucksvoll, aber doch immer nur auf den kleinen Kreis der alten urſprünglichen Nationalbegriffe eingeſchränkt iſt. — Doch genug, um die Aufmerkſamkeit der Leſer auf dieſes intereſſante Volk zu lenken; um ſo mehr, da uns ein geiſtvoller Schriftſteller (der ältere Herr von Humboldt) ein größeres, und wahrſcheinlich vollſtändiges Werk (bei Sander in Berlin) darüber verſprochen hat.

2.

Vallee d'Aſpe.

Man erreicht die ſchöne, ihrer Weiden und Waldungen wegen bekannte Vallee d'Aſpe am beſten von Bayonne aus, über Navarrine und Oleron. Auch unabhängig von ihren pittoresken Gegenden, würde ſie ſchon wegen der merkwürdigen Maſten-Exploitation in den Wäldern von Iſſaux und du Packe eines Beſuches werth ſeyn. Hier ſind einige Details über dieſe intereſſanten Operationen, wobei jedoch zu bemerken iſt, daß die Arbeiten in den letzten zehn Jahren aus Mangel an Fonds und an Stämmen, größtentheils liegen geblieben ſind. Immer verdienen indeſſen jene Anlagen und Manoeuvres, als Zeugen eines genialiſchen Mechanismus die größte Aufmerkſamkeit.

Um aber dieſelben vollkommen würdigen zu können, muß man wiſſen, daß ſich jene Tannenwälder auf äußerſt ſteilen Berggipfeln und Bergabhängen befanden; daß man die gehauenen Stämme bis zu dem ziemlich entfernten Floßplatze zu transportiren gezwungen war; daß das Flößen ſelbſt nur auf einem wilden Gebirgsſtrome geſchehen konnte, daß man, mit einem Worte, überall eine große, wilde und mächtige Natur zu bekämpfen fand. Welche Reihe von mannichfaltigen Anlagen und Manoeuvres dabei erfordert wurden, wird nun hinlänglich aus folgenden Details zu erſehen ſeyn.

Was zuerſt den Weg vom Fällplatze bis zum Floßplatze anlangt, ſo war er in zwei Theile getheilt; das heißt, man unterſchied den höchſten und ſteilſten, wo man die Maſten nur durch Menſchenhände fortbringen konnte, und den niedrigern und bequemern, wo man ſie auf Wagen fortzuſchaffen im Stande war. Beide Anlagen hatten große Schwierigkeiten, von beiden wird daher eine umſtändliche Beſchreibung gewiß willkommen ſeyn.

Bei dem erſten Wege, das heißt, vom Fällplatze bis zum Fuhrplatze hin, kam es demnach vor allen Dingen auf eine ſogenannte Gliſſoire an. Dieſes war ein Regenbette, ein Ravin, eine ſchmale abſchüſſige Felſenrinne, wie man es nennen will, worin mit dicken, immer ſechs Fuß weit von einander entfernten Querbalken, eine hölzerne Unterlage, gleichſam in Form einer Leiter, angebracht ward. Dabei verſteht es ſich von ſelbſt, daß eine ſolche Gliſſoire von allem Geſträuche gereinigt, und mit vieler Sorgfalt, beſonders in der Nähe des Maſtendepots gewählt werden mußte.

Wenn nun ein Maſt auf dieſem Wege heruntergeſchafft werden ſollte, ſo ward er an jedem Ende mit einem ſtarken Taue verſehen. Das Tau am obern, oder dünnen Ende diente zum Anhalten, das am untern oder dicken zum Herunterziehn. Jenes ward nur von einem, dieſes von fünf bis ſechs Arbeitern dirigirt; außerdem wurden zum Forthelfen und Richten des Maſtes ſelbſt, je nachdem die Gliſſoire lang oder kurz war, noch zu beiden Seiten derſelben zwanzig bis dreißig Arbeiter geſtellt.

Hierbei verſteht es ſich von ſelbſt: Einmal, daß der Arbeiter, der den Maſt oben anhalten ſollte, einen Point d'Appui haben mußte. Dieſes pflegte gewöhnlich ein Baumſtock zu ſeyn, von dem er ſein Tau allmählig ablaufen ließ, und den er, ſo wie der Maſt tiefer rückte, immer mit einem tiefern vertauſchte. Zweitens: daß die Arbeiter, die am untern Ende zogen, es immer ruckweis und übereinſtimmend mit dem Nachlaſſen des obern Endes thaten, weshalb auch gewiſſe Zeichen verabredet waren. Drittens: daß die zu beiden Seiten der Gliſſoire poſtirten Arbeiter dem Maſte beſtändig folgen mußten, um bei einer entſtehenden Stockung ſogleich mit ihren Hebeln, Aexten, u. ſ. w. bei der Hand zu ſeyn.

Nicht immer ging indeſſen jene Operation ſo gleichförmig und ſo glücklich von Statten, als es ſo eben beſchrieben worden iſt. Oft fehlte es an Baumſtöcken, die zu den nöthigen Anhaltspunkten dienen konnten; noch öfter waren die Felſenrinnen ſo ſteil und abſchüſſig, daß ſich häufig, wohl fünf bis ſechs Toiſen in der Länge, keine hölzerne Unterlage anbringen ließ.

In ſolchen Fällen mußte man ſich helfen, ſo gut es möglich war; die Taue mußten an Felſenſpitzen befeſtigt, die ſchwierigſten Stellen geſprengt, die Arbeiter verdoppelt werden u. ſ. w. Gleichwohl ging es, bei dem Manoeuvre ſelbſt, nicht immer ganz ohne Unglücksfälle ab. So fuhren z. B. die Maſten bei einem zu abſchüſſigen Gliſſoire bisweilen mit ſolcher Schnelligkeit herunter, daß ſie die Halttaue zerſprengten, eine kreisförmige Bewegung annahmen, in mehrere Stücke zerſchellten, oder ſechzehn bis achtzehn Fuß tief in die Erde ſchlugen, u. ſ. w. wobei mancher Arbeiter verwundet ward. — Dies von dem erſten Wege (vom Fällplatze bis zum Fuhrplatze) jetzt von dem zweiten (vom Fuhrplatze bis zum Floßplatze) deſſen Anlegung mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war.

Man denke ſich Abhänge von 12 — 1700 Fuß Höhe, voller Winkel, Ungleichheiten, Regenbetten, Abgründen und Felſentrümmern; wo demnach ein Fahrweg von 12 Fuß Breite und 1500 — 3000 Toiſen Länge nöthig war. Man denke ſich die Mühe, ein ſolches Terrain zu applaniren, und die Kunſt, dennoch den verhältnißmäßigen Abhang dabei zu beobachten! Wie viel Felſen mußten geſprengt, wie viel Abgründe ausgefüllt, wie viel hundert Toiſen des Weges oft in ſenkrechte Felſenwände eingehauen, wie viel gleichſam ſchwebende Brücken aufgeführt werden. Alles das galt beſonders von dem Fahrwege aus dem Walde von Iſſaux nach dem Floßplatze von Atas, der ein ewiges Denkmal von dem Genie und den Kenntniſſen ſeines Erbauers Leroy bleiben wird.

Was den Transport der Maſten auf dieſen Wegen ſelbſt anlangt, ſo fanden eine Menge ſehr künſtlich ausgedachter Operationen dabei ſtatt, die aber ohne Kupfer nicht verſtändlich ſind. So wurden z. B. Wagen von einer ganz beſondern Bauart dabei gebraucht, wodurch das Auf- und Abladen außerordentlich erleichtert ward; ſo hatte man eine Menge Maſchinen und Hülfsmittel, theils zum Aufheben, theils zum Befeſtigen der Maſten, theils zur Direktion und zur Sicherheit beim Umlenken ausgedacht u. ſ. w.

Was nun endlich die dritte Hauptoperation, oder das Flößen der Maſten betrifft, ſo kam es dabei vor allen Dingen auf die Schiffbarmachung des dazu beſtimmten Gebirgsſtromes, des ſogenannten Gave d'Oleron an. Dieſer Fluß, auf dem man die Maſten in den Adour, und ſo nach Bayonne brachte, war urſprünglich nichts als ein wilder Gebirgsbach, der ſelbſt beim Schneeſchmelzen höchſtens zwei bis drei Fuß Waſſer hatte, und zwiſchen 25 — 30 Fuß hohen Felſenwänden, in einem ungleichen, äußerſt abſchüſſigen, mit lauter Schieferblöcken angefüllten Bette floß.

Wie viel Arbeiter, um einen ſolchen Strom für 100 Fuß lange, und 14 Fuß breite Flöße ſchiffbar zu machen; bald ſein ſchmales Bett um 12 — 15 Fuß zu erweitern; bald, wenn es, der Klippen wegen, nicht anders möglich war, die ganze Waſſermaſſe 50 — 60 Toiſen weit in ein anderes Bett zu leiten, und bei allen dieſen mannichfaltigen Operationen noch auf eine Tiefe von wenigſtens 4½ Fuß, ſo wie auf die unvermeidlichen Krümmungen, auf die häufigen Paſſagen über die Mühlendämme, und auf das erforderliche Gefälle bedacht zu ſeyn!

Nicht weniger Aufmerkſamkeit verdienten die Flöße ſelbſt, deren Einrichtung ganz auf die Natur eines ſolchen Stromes berechnet war. Um dieſelben zuſammenzuſetzen, hatte man bei Atas ein eigenes Baſſin von 300 Fuß Länge, 100 Fuß Breite, und 5 Fuß Tiefe gegraben, das durch einen 100 Toiſen langen, 20 Fuß breiten, und 5 Fuß tiefen Canal mit jenem Gave oder Bergſtrome zuſammenhing. Sehr künſtlich waren die Details der Zuſammenſetzung, der Direktion, mit einem Worte, des ganzen Floßſyſtems ausgedacht; das ſich aber freilich ohne Kupfer nicht gut verſtändlich machen läßt.

Das iſt die Skizze einer Holz-Exploitation, die man in allen ihren Theilen nicht ohne Bewunderung betrachten kann. Die mannichfaltigen Anlagen auf dem Fällplatze, an Hütten für die Arbeiter, an Schmieden, Magazinen u. ſ. w., die künſtlichen Gliſſoires mit ihren Gerüſten; die prachtvollen Fahrwege mit ihren am Ende befindlichen Magazinen, Schuppen, Ställen, u. ſ. w., die Gebäude und Baſſins bei den ſogenannten Ports oder Floßplätzen, die Tauſende von Arbeitern, die von der Spitze des Gebirges bis nach Atas hinab in unaufhörlicher Thätigkeit waren — Alles bildete eine groſſe lebendige Waldcolonie, die ſelbſt in ihrem jetzigen Verfalle noch die Aufmerkſamkeit jedes Reiſenden verdient.

3.

Vallee d'Oſſau.

Aus der Vallee d'Aspe kommt man in das Thal von Oſſau, das nach dem von Hoyaerry das lieblichſte und fruchtbarſte in der ganzen weſtlichen Kette iſt. Felder und Wieſen, Wein und Obſt Pflanzungen wechſeln hier in der bunteſten Mannichfaltigkeit ab, und zeigen die ganze Friſchheit, Schönheit und Lebendigkeit einer ſüdlichen Bergvegetation.

Noch intereſſanter ſind die Einwohner dieſes Thales, die ſogenannten Oſſelais, in deren Sitten man die ſchönſten Bilder des patriarchaliſchen Idyllenlebens wieder zu finden glaubt. Wie einfach, und dennoch wie erhaben ſind zum Beiſpiel die Feierlichkeiten, mit denen der alte Gränzvertrag mit den Einwohnern des ſpaniſchen Val de Canfran jährlich am erſten Auguſt erneuert wird. Mit Einbruch der Dämmerung kommen beide Gemeinden auf einer, eigends dazu beſtimmten, mit Bäumen umgebenen Wieſe zuſammen, die durch die Kreuze, welche die Grenze bezeichnen, in zwei gleiche Theile getheilt iſt. Anfangs nähern ſich nur die beiderſeitigen Jurats oder Richter einander, ohne daß dabei ein Wort geſprochen wird. Die Oſſauer halten ihre Piken in die Höhe, die Canfraner legen die ihrigen in die Queere darauf. Dieſes giebt eine ſymboliſche Vorſtellung des neuen Friedensſchluſſes ab, wobei ſich die ganze Verſammlung auf die Knie wirft.

Aber in dem Augenblicke, wo ſich die Jurats die Hände geben, eilen auch die beiden Gemeinden in frohem Getümmel auf einander zu. — „Patz avant! — Patz avant!“ (Friede von nun an!) ertönt es jetzt aus Aller Munde, und alle ſchütteln einander die Hände, und umarmen ſich. Rund um die Wieſe werden nun große Kienäſte angezündet, die Oßauer bringen ihre Schinken, die Canfraner ihre Weinſchläuche herbei, und alles ſetzt ſich zu einem fröhlichen Bundesmahle hin. Nachher werden noch die drei weißen, von den Oßauern zu liefernden Kühe in Prozeſſion herbeigeführt, bis endlich das Ganze mit einem feſtlichen Tanze beſchloſſen wird.

Schade, daß dieſes liebliche romantiſche Thal von Oßau, trotz ſeiner verhältnißmäßig niedrigen Lage dennoch von den härteſten Wintern heimgeſucht wird! Am ſchrecklichſten ſind dann die ſogenannten Bergorkane, die ohne die mindeſten Anzeichen, oft bei dem heiterſten Himmel, gleichſam aus den Felſenhölen hervorbrechen, und jene furchtbaren Windlawinen bilden, die man hier Congeres zu nennen pflegt.

Wehe dem Maulthiertreiber, wehe dem Reiſenden, der von einem ſolchen Orcane überfallen wird! Und wenn es am hellen Mittag wäre, in einem Augenblicke iſt es völlig Nacht um ihn. In eine undurchdringliche Schneemaſſe eingehüllt, und aller ſeiner Sinne beraubt, kann er dem Tode dann nur durch ein Wunder entgehn.

Kein Winter, wo man nicht wenigſtens einige ſolcher Unglücksfälle zählt, die oft mit herzerſchütternden Umſtänden begleitet ſind! So war z. B. im Jahre 1789 der zwölfjährige Sohn eines armen Holzhauers aus Pradella, in einem benachbarten Dorfe geweſen, als er auf dem Rückwege, kurz vor Sonnenuntergang, von einem ſolchen Orkane überfallen ward. Kaum iſt die Luft ein wenig dünner geworden, ſo macht ſich der Vater auf, um ihn, wo möglich, noch zu retten, findet ihn aber erſt nach mehreren Stunden mühſamen Suchens völlig im Schnee erſtickt. Jetzt nimmt er den Leichnam auf ſeine Schulter, trägt ihn nach Hauſe, und wirft ihn mit barbariſcher Zärtlichkeit der erſchrockenen Mutter vor die Füße hin: — „Da haſt Du Deinen Sohn!“ —

Vor einigen Jahren war ein Einwohner aus demſelben Dorfe zu einer Kindtaufe nach Arcons geritten, bei welcher Gelegenheit dann wacker getrunken worden war. Als er um neun Uhr Abends bei dem heiterſten Wetter zurückreiten will, wird er, kaum eine Viertelſtunde vom Dorfe, von einem ſolchen Orkane überfallen, und büßt, wie gewöhnlich, das Leben dabei ein. Drei Tage vergehen, ehe man, trotz allem Suchen, die mindeſte Spur von ihm entdecken kann. Endlich wird man ſein Pferd unbeweglich auf einer Anhöhe gewahr, kommt hinzu, und findet den Leichnam, neben dem das treue Thier ruhig ſtehen geblieben iſt. Auf dieſe Art hatte es ſechs und ſiebenzig Stunden, bei einer Kälte von drei und zwanzig Grad, ohne Futter und ohne die mindeſte Bedeckung unter freiem Himmel zugebracht.

Beiſpiele von ähnlichen Unglücksfällen würden indeſſen noch häufiger ſeyn, fänden nicht ſelbſt bei dieſen Orkanen noch einige Grade der Stärke und Schwäche, beſonders im Anfange, ſtatt. So gelingt es denn zuweilen einem muthigen Wanderer oder Maulthiertreiber, ſich in ein benachbartes Dorf zu retten, zumal, wenn er noch die Signalſtangen am Wege erkennen, oder das dann gewöhnliche Glockengeläute hören kann. Aber nur eine Minute länger, und ſeine Rettung wird unmöglich ſeyn.

Das iſt das Thal von Oßau, von deſſen Bergen man in die herrlichen Ebenen des ehemaligen Bearn, voll des mannichfaltigſten Anbaues hinunterſteigt. Die meiſte Aufmerkſamkeit zieht hier ſogleich das niedliche Städtchen Pau mit etwa 7000 Einwohnern auf ſich, das äußerſt reizend, und wie in einem großen herrlichen Garten, hart am Fluſſe liegt. Da die Luft von Pau geſund, und das Clima verhältnißmäßig ſehr mild iſt, da die Lebensmittel äußerſt wohlfeil, und die Einwohner eben ſo gutmüthig und geſellig ſind, ſo hat dieſes niedliche Städtchen von jeher den Ruf eines ſehr angenehmen Aufenthaltes gehabt.

Chriſtian Auguſt Fiſcher.

II.

Vasco di Gama's Landung beim Könige von Melinda.

Ein Fragment aus dem zweiten Geſange der Luſiade des Luis de Camoens *).

60.

Es hatte ſchon die ſanfte ſtille Reiſe
Der Nächte bleiche Göttin halb geendet,
Und der Geſtirne ſchimmerreiche Kreiſe
Den Schlummernden am Himmel hingeſendet,
Als ab von ſeiner Sorgfalt ſtetem Fleiße
Der Held nun auch die müden Augen wendet,
Um mit der halben Mannſchaft auszuruhen,
Indeß die Andern froh das Ihre thuen.

---

*) Die Luſiade des größeſten Dichters der Portugieſen, welche faſt in alle Sprachen überſetzt iſt, iſt bisher den Deutſchen unbekannt geblieben: nur Herr Meinhard hat zwei Fragmente daraus: die Epiſode von Ines de Caſtro und die Erſcheinung des Adamaſtor, Herr von Werdenberg den erſten Geſang in Bertuchs Beiträgen überſetzt; und in den eben erſchienenen Blumenſträußen von A. W. Schlegel ſteht eine muſterhafte Uebertragung eines Stücks aus dem ſechſten Geſange. Wir haben jetzt das Vergnügen, unſern Leſern nicht nur ein ſchönes Fragment aus dem zweiten Geſange, ſondern auch die Nachricht mitzutheilen, daß nächſtens eine vollſtändige Ueberſetzung dieſes unſterblichen Gedichts in dem Versmaße des Originals von Herrn F. A. Kuhn in Dreſden erſcheinen werde. D. H.

61.

Da trat Merkur zu ihm in leiſen Träumen
Und ſprach: o fliehe, fliehe Luſitane!
Nicht lange wird der böſe König ſäumen,
Dich zu verderben in dem ſichern Wahne;
Nicht Stürme droh'n und nicht die Wellen ſchäumen,
Die Sonne ſchwimmt auf glattem Oceane.
In ſichern Hafen wirſt du bald gelangen,
Wo andre Herrſcher gaſtfrei dich empfangen.

62.

Hier wird nur blut'ge Gaſtfreundſchaft genoſſen,
Wie Diomedes einſt den Gäſten weihte,
Der, ſtatt des gold'nen Hafers, ſeinen Roſſen
Der Gäſte Glieder wild zur Nahrung ſtreute:
Buſiris Altar, ſtets von Blut umfloſſen,
Harrt deiner hier zu ſicherem Geleite;
Willſt du dich nun vor Untergang bewahren,
So fliehe dieſer Ufer falſche Schaaren.

63.

Weit ab von dieſer Küſte böſen Tücken
Wird dir ein Land aus blauen Fluthen ſteigen,
Wo bang' und heiß der Sonne Strahlen drücken,
Und Tag und Nacht an Stundenzahl ſich gleichen,
Das wird, dich zu empfangen, ſchön ſich ſchmücken,
Sein König gern die Hand zum Gruß dir reichen,
Und ſichre Herberg' deiner Schaar bereiten —
Durch Lootſen dich nach Indien geleiten.

64.

So ſprach Merkur; und von dem Augenliede
Des Helden hoben ſich des Schlummers Schwingen;
Erwachend ſah die ſchimmernden Gebiete
Sein Auge ſchnell ein heil'ges Licht durchdringen;
Nun ward ihm klar, wenn er dies Land nicht miede,
Verdürb' er in der Feinde böſen Schlingen,
Drum läßt er doch erfriſcht mit neuem Leben
Den leichten Winden alle Segel geben.

65.

Er ſpricht: — Die Segel auf! — die Winde wehen!
Es ſchirmen uns die himmliſchen Gewalten;
Ihr lichter Bote ward von mir geſehen,
Den hohen Rath mir liebreich zu entfalten.
Da wollen Alle friſch zur Arbeit gehen,
Daß hier- und dorther laut die Stimmen ſchallten.
Die Anker wurden freudig eingehoben
Mit hoher Kraft, von Jeglichem zu loben.

66.

Da nahen ſtill und ränkevoll die Heiden,
Um die ſich rings die dunkeln Schatten bogen.
Die Ankerthaue liſtig zu zerſchneiden,
Die ab vom Ufer noch die Segel zogen;
Doch als die Falſchen ſchon ihr Werk bereiten,
Gewahren ſie die Chriſten auf den Wogen;
Drum eilen ſie, den Wachen zu entrinnen
Mit Segeln nicht, auf Fittigen von hinnen.

67.

Und ſchon zertheilt der Schiffe leichter Kiel
Des naſſen Silbers tiefe lange Straßen;
Im hohen Segel rauſcht der Lüfte Spiel,
Die ſchmeichelnd auf die Fluth ſich niederlaſſen;
Beſtandner Jahr gedenkend oft und viel,
Wird nun der Rede Zügel frei gelaſſen:
Denn großes Unglück, das ſo furchtbar drohte,
Vergißt man nicht im erſten Morgenrothe.

68.

Die Sonne war einmal ins Meer gegangen,
Und glänzte wieder an dem Himmelsbogen,
Als ſich zwei Barken durch die Fluthen ſchlangen,
Vom Morgenwinde leiſe fortgezogen;
Hin zu den Mohren ſchneller zu gelangen,
Durchſchnitt die Flotte kräftiger die Wogen;
Doch Eine Barke fürchtete Gefahren,
Und trug ans Ufer, die am Borde waren.

69.

Die Andre, nicht von gleicher Angſt befallen,
Vertraut der Hand der edeln Portugieſen:
Vulkanus läßt nicht ſeine Wuth erſchallen,
Mars nicht das Blut von ſcharfen Schwerdtern fließen;
Ob auch der Mohren Herzen muthig wallen,
Mag doch das Häuflein ſolchen Kampf nicht kieſen:
Drum wollen ſie nicht lange widerſtehen,
Sie müßten alle doch nur untergehen.

70.

Und da vor allem Gama hoch begehret,
Nach Indien Piloten zu erlangen,
Und ſie zu finden nun die Hoffnung nähret,
Weil er der Mohren Fahrzeug aufgefangen:
So wird ſie doch dem Helden nicht gewähret,
Denn keiner will ſich deſſen unterfangen,
Doch ſagen Alle, daß er zu Melinde
Gewiß viel kundige Piloten finde.

71.

Den König preiſt der Mohren froher Mund:
Er herrſche mild und gütig auf dem Throne,
Und herrlich ſchweb' ein hoher ſchöner Bund
Von Tugenden um ſeine lichte Krone.
Weil aber Gama war daſſelbe kund
Geworden von der Maia Götterſohne,
Vertrauet er der Mohren Wort, und reiſet,
Wohin es ihn, wohin der Traum ihn weiſet.

72.

Es war die frohe Zeit, wo Phöbus Wagen
Europens Stier im Strahlenflug ereilte,
Und Flora hoch von Lüften fortgetragen,
Und Amalthea mild am Himmel weilte,
Der heilge Tag, glorreich vor allen Tagen,
Die mit der Erde noch die Sonne theilte,
An welchem er, dem unterthan die Stärke,
Das Siegel aufgedrückt dem großen Werke.

73.

Die Flotte nahet nun den milden Grenzen,
Wo aus der Fluthen Reich Melinda ſchwebet;
Die ſchönſten Wimpel alle Schiffe kränzen,
Weil aller Herz der heilge Tag erhebet;
Paniere zittern, ſchöne Fahnen glänzen,
Des Purpurs Strahl nach weiter Ferne ſtrebet;
Die Trommeln klingen und der Cymbeln Töne. —
So nahen froh Dianens Heldenſöhne!

74.

Es füllen ſich Melindas weite Strande
Mit Schaaren an, die Schiffe zu betrachten;
Ein gutes Volk, gewohnt, der Treue Bande
Und Menſchlichkeit vor manchem Volk zu echten;
Der Anker ſinkt hinab zum nahen Lande,
Und von den Mohren, welche mit ſie brachten,
Ziehn zween aus, dem König zu verkünden,
Daß ſich am Port die Luſitanen finden.

75.

Der König, welcher ſchon den Nahmen kannte,
Den dieſe Helden groß und ruhmvoll tragen,
Und wie ſie deſſen werth, vor Freude brannte,
Daß ſie bereits in ſeinem Hafen lagen,
Ergoß im Wort, das alle Furcht verbannte,
Gefühle, ſo in reiner Bruſt nur ſchlagen,
Begehrend, daß ſie bald ans Ufer kämen,
Und Jegliches, als wär' es eigen, nähmen.

76.

Und redlich iſt des Königs Art und Weiſe,
Und wohlgemeinet ſind die frohen Gaben,
Geſandt den Chriſten, nach der langen Reiſe,
Sich wiederum mit guter Koſt zu laben.
Der zarten Lämmer wohlbekannte Speiſe,
Und Küchlein, wie ſie auch am Duro haben,
Und Früchte werden ihnen reich beſchieden,
Und immer möcht' er beſſeres noch bieten.

77.

Und es empfängt der Held mit frohen Händen
Die Gaben, die der König ihm beſcheidet,
Und will nun wieder zur Vergeltung ſenden,
Was lange ſchon zu dieſem Zweck bereitet,
Den Purpurmantel, Augen ſchier zu blenden,
Korallen, ſchön an Schnuren hingebreitet,
Korallen, weiche Ranken in den Wogen,
Und felſenhart, ans Licht emporgezogen,

78.

Er ſendet wen, der Sprache wohlerfahren,
Das Bündniß mit dem König abzuſchließen,
Und zu entſchuldgen, daß die fremden Schaaren
Zur Stunde noch die Flotte nicht verließen;
Beredt von Allen, die am Borde waren,
Führt er das Recht der tapfern Portugieſen,
Und ſpricht zum Könige, mit hoher Kunde,
Ihm einſt geworden aus der Pallas Munde.

79.

Erhabner König! vom Olymp erkohren!
Erwählet auf des Schickſals heilgen Wegen,
Zu bändigen die ſtolzen wilden Mohren,
Die hohe Liebe dennoch zu dir hegen,
Wir waren ſchier im weiten Meer verloren,
Da kam dein ſichrer Hafen uns entgegen,
Berühmt vor Allen hier im ſchönen Morgen,
Daß er uns mög' entheben unſrer Sorgen.

80.

Du ſiehſt hier nicht grauſame Räuberhorden,
So wild durchſtreifend ſchwacher Städte Hallen,
Mit Flamm' und Schwerdt die ſichern Bürger morden,
Zu rauben, was dem Fleiße zugefallen;
Weit von Europa ſind geſandt wir worden,
Nach fernen Landen ſchiffend hinzuwallen,
Und Indien, das reiche, zu erkunden,
Sind unſerm großen König wir verbunden.

81.

Doch, welches Volk an dieſer Meere Stranden!
O ſchlimmer Brauch! mehr als Barbaren-Sitten!
Die Schiffe zu verderben, welche landen,
Zu tödten, die um mildes Gaſtrecht bitten,
Als wenn nur Trug in unſrer Bruſt vorhanden,
Und ſie das Aergſte ſchon von uns erlitten, —
Will uns, die Wenigen, ihr Netz umſchlingen,
Der kleinen Schaar Tod und Verderben bringen.

82.

Du aber, Herr! auf deſſen Wort wir bauen,
Weil jeder Argwohn völlig uns verſchwunden,
Auf deſſen Huld und Hülfe wir vertrauen,
Wie bei Alcinous Ulyß gefunden —
Daß wir uns hier in deinem Hafen ſchauen
Nach tauſend Fahrten, mühvoll überwunden,
Das haben nur die Himmliſchen verliehen,
Die klar und deutlich mit den Frommen ziehen.

83.

Auch ſey es übel nicht von dir vernommen,
Daß unſer Feldherr, froh dich zu begrüßen
Und dich zu ſehen, nicht ans Land gekommen,
Als ob er Argliſt noch befahren müſſen;
So that er nur, gehorſam nachzukommen,
In Allem, ſeines Königes Beſchlüſſen,
Der ihm geboten, nie ans Land zu gehen,
Wenn auch im ſichern Port die Schiffe ſtehen.

84.

Und, weil es der Vaſallen ſtrenge Pflicht,
Dem Haupt als Glieder unterthan zu leben,
So willſt Du König auch gewißlich nicht,
Daß ihrem König Andre widerſtreben:
Doch wird der Feldherr, wie er Dir verſpricht,
Für jede Wohlthat, die Du ihm gegeben,
Nach beſtem Wiſſen ſteten Dank Dir zollen,
So lang ins große Meer die Ströme rollen.

85.

So ſprach er, und es ſcholl von Aller Zungen,
Der Fremden Ruhm in des Geſpräches Kreiſe,
Daß ihrem Muth die große Fahrt gelungen,
Durch viele Himmel, vieler Meere Gleiſe;
Der König, von Erſtaunen tief durchdrungen,
Ob ſolcher Treue glänzenden Beweiſe,
Begann den großen König hoch zu achten,
Auf deſſen Wort ſo fern die Helden achten.

86.

Im Auge Lächeln und der Freude Luſt,
Wollt' er nun alſo zum Geſandten ſprechen:
Verbannt den Argwohn ganz aus eurer Bruſt!
Laßt euern Muth durch keine Sorge brechen!
Denn euer Werth iſt aller Welt bewußt;
Die Zeiten werden ſeinen Glanz nicht ſchwächen,
Und wer vermöchte Schlingen euch zu legen,
Kann hohen Sinn nicht in dem Buſen hegen.

87.

Daß all die Schaaren nicht ans Ufer gehen,
Dem eingeführten Brauche nach zu trachten,
Das laß ich freilich ungern nur geſchehen,
Doch muß ich hoch des Volks Gehorſam achten;
Und da Verbote dem nun widerſtehen,
Wie Deine Worte ſorgſam mir gedachten,
So will ich nicht die ſeltne Treue ſtören,
Nicht auf den Wunſch in meiner Seele hören.

88.

Und morgen, wenn die Sonn' emporgeklommen
Aus blauem Meer, zum Himmel wieder ſteigt,
Will ich die Flotte zu beſuchen kommen,
Nach der ſich lang mein Sehnen hingeneigt;
Und kann dem Feldherrn irgend etwas frommen,
Das auf dem weiten Meer zum Troſt gereicht:
So ſoll er das aus Freundes Hand erhalten,
Und über Vorrath und Piloten ſchalten.

89.

So ſprach er, und in kühle Wellen bog,
Latonens Sohn mit ſeinem goldnen Wagen,
Der Flotte zu die leichte Barke flog,
Die frohen Abgeſandten hinzutragen;
Und Jubel ein in aller Herzen zog,
Daß um Erfolg nun fürder nicht zu zagen, —
Nun würden ſie nach Indien gelangen;
Und feſtlich ward die ſchöne Nacht begangen.

90.

Wie zitternde Kometen glanzvoll ſchweben,
Beginnen die Raketen aufzuwallen;
Die Stücke fangen donnernd an zu beben,
Daß Land und Meer und Wolken wiederhallen,
Und der Cyclopen alte Künſte leben
In Kugeln, die erpraſſelnd niederfallen;
Der Inſtrumente rauſchendes Getümmel,
Und laute Jubel ſchlagen an die Himmel.

91.

Vom Ufer tönt der Mohren Antwort wieder,
Mit Strahlen, die ſich hochaufrauſchend ſchwingen,
Es ſteigt das Rad, und ſinkt im Bogen nieder,
Da bunt hervor des Schwefels Gluten dringen.
Der Pol erſchallt vom Sturm der wilden Lieder,
In Flammen ſich des Meeres Wogen ſchlingen;
Das Ufer glüht. — ſo feyern ſich die Schaaren,
Die auf der Flotte, die am Lande waren.

92.

Schon wieder hieß der Himmel lautes Wort,
Die Menſchen an die Arbeit fröhlich eilen,
Die dunkeln Schatten zogen duftig fort,
Sich thauend auf die Blumen zu vertheilen;
Und von dem Lande, von der Schiffe Bord,
Entfloh der Schlummer vor Apollens Pfeilen,
Als ſich Melindas Herrſcher dem Geſtade,
Die Flotte zu beſuchen, langſam nahte.

93.

Es fluthet rings der ſchöne große Strand,
Und zittert von des frohen Volkes Wogen.
In Purpur ſchimmert jegliches Gewand,
Mit zarter Seide kunſtreich überzogen;
Kein Mordbeil ſchwingt der Mohren feſte Hand,
Und kein Geſchoß und keinen krummen Bogen,
Nur Palmen werden hoch empor gehalten,
Wie ſie der Sieger Locken einſt umwallten.

94.

Auf einem großen, ſchön geſchmückten Kahn,
Um welchen ſeidne Flaggen luftig ſchweben,
Beginnt Melindas König nun zu nahn,
Von vielen Großen ſeines Reichs umgeben;
Mit reichen Kleidern iſt er angethan,
Und reine Woll und Gold und Seide weben
Sich um die Stirne hin zu weichen Binden,
Nach eignem Brauch, im Orient zu finden.

95.

Ein Purpur-Mantel aus Damaſcus Seide,
Vor allem werth, die Könige zu ſchmücken,
Von feinem Gold das glänzende Geſchmeide,
Wo Kunſt und Stoff das Auge gleich entzücken,
Ein ſchöner Dolch mit diamantner Scheide,
Im weichen Gürtel, herrlich anzublicken,
Und an den Füßen ſchwellende Sandalen,
Wo Gold und Perlen auf dem Sammet ſtrahlen.

96.

Ein Diener trägt an einer goldnen Lanze
Den hohen Schirm, aus Seide ſchön gewoben,
Den König ſchützend vor der Sonne Glanze,
Hielt er den Stab gen Himmel aufgehoben;
Die Hörner ſchmettern fröhlich durch das ganze
Geſchmückte Schiff mit wilder Laute Toben,
Daß in den großen ungeheuren Tönen,
Die Flotte zittert, und die Ufer dröhnen.

97.

Von ſeiner Helden ſtolzer Schaar geleitet,
Die jubelnd ſich in leichte Barken ſchwangen,
War Gama hoch und ſtattlich ſchon bereitet,
Auf offnem Meer den König zu empfangen.
Kaſtiliſch iſt der edle Held gekleidet,
Doch war ihm noch ein Mantel umgehangen,
Nach Frankreichs Schnitt und vielbejahrter Mode,
Und ſchimmernd in Venedigs ſchönſtem Rothe.

98.

Von Knöpfen ſind die Aermel feſtgehalten,
Aus deren Gold der Sonne Strahlen ſchoſſen,
Von goldgeſtickten kriegeriſchen Falten,
Des Feldherrn Hüften maleriſch umfloſſen,
Die Taſchen, ſo am Leibrock niederwallten,
Mit goldnen Neſteln zierlich zugeſchloſſen;
Italiſch ſank herab der goldne Degen,
Auf das Barret will ſich die Feder legen.

99.

Es glänzen ſeine feſtlichen Begleiter,
Im Purpur, den die ſeltnen Muſcheln zollen,
Und andren Farben, daß die Blicke heiter
An hundert Trachten auf und nieder rollen;
Wenn ſolchen Schmuck der bunten ſchönen Kleider,
In Einen Strahl die Augen faſſen wollen,
So gleicht er nur der Iris Farbenbogen,
Der ſchönen Nymphe, von Taumant erzogen.

100.

Die Töne ſchmetternder Trommeten füllen
    Die Herzen, daß im frohen Muth ſie ſchwellen;
Der Mohren Kähne, zahllos ſchier, verhüllen,
    Mit loßgebundnen Wimpeln alle Wellen;
Die großen Donner der Geſchütze brüllen,
    Daß auf zur Sonne Rauch und Wolken quellen.
Die Donner und die Blitze rauſchen wieder,
Und zagend ſtürzen faſt die Mohren nieder.

101.

Mit Gruß und Kuß den Helden zu empfangen,
    Verläßt der König ſeines Fahrzeugs Bord,
Und, wie mit Königen es Sitt' und Recht verlangen,
    Beut ihm der Feldherr Huldigung und Wort;
Der Fremden Brauch und nie geſehnes Prangen,
    Reißt zur Bewunderung den Mohren fort,
Er muß den Sinn der Heldenſchaaren achten,
Die ſo fern her weit nach dem Indus trachten.

102.

Mit hoher Rede will er ihm gewähren,
    Was nur den Feldherrn irgend mög' erfreuen,
Und ſollt' er Vorrath jeder Art begehren,
    So dürf' er nicht die Bitte furchtſam ſcheuen;
Er kenne ſchon die jetzt im Hafen wären,
    Der Portugieſen Volk, der tapfern Treuen,
Schon lange her ſey Nachricht ihm gekommen,
Was ſie in andern Ländern unternommen.

103.

Ganz Afrika ſey von dem Ruhm durchdrungen,
Der Thaten, die ſie glorreich ſchon beſtanden,
Als ſie daſelbſt im ſchweren Sieg errungen
Die Krone von der Hesperiden Landen.
Das kleinſte, was den Muthigen gelungen,
Und doch das größte, was die Mohren kannten,
Wird nun mit vielen Worten laut geprieſen,
Doch alſo ſprach der Held der Portugieſen:

104.

O du! der einzig Mitleid noch bezeigte,
O milder König! unſern müden Schaaren,
Die hohe Noth durch alle Meere ſcheuchte,
So ſchwache Schiffe kämpfend noch befahren;
Er, der in finſtern Nächten Schirm und Leuchte,
Und hoher Schutz, wenn wir in Trübſal waren,
Der ewge Gott mag, was wir nicht vollenden,
Für deine Gunſt dir Lohn und Gnade ſpenden.

105.

Denn du allein, im großen Licht der Sonne,
Gewährteſt uns des Hafens Troſt und Frieden;
Der Geißel wilder Stürme kaum entronnen,
Iſt frohe Herberg uns bei dir beſchieden;
So lang der Pol mit Sternen überſponnen,
Und Licht der Sonne Strahlen bieten,
Wird nie dein Lob in meiner Bruſt verwehen,
Und herrlich ſtets von Mund zu Munde gehen.

106.

Dieß ſprach er, und der Barken Ruder fliehen
    Den Schiffen zu, wie längſt der Mohr gedachte,
Ein jedes muß vorüber einzeln ziehen,
    Daß er an Allem alles wohl betrachte,
Zum Himmel auf, flog, vom Vulkan verliehen,
    Der Stücke Blitz, daß rings der Donner krachte,
Antwortend läßt, indeß Trommeten ſchallen,
Der Mohren Volk die Hörner wiederhallen.

K.

III.

Die Entführung.

(Ein Auszug aus dem noch ungedruckten Romane: Sechs Abſchnitte aus dem Leben des Grafen Karls von Roſenau, von Woyda.)

Eine pſychologiſche Erſcheinung hatte, um dieſe Zeit, in Straſburg die Aufmerkſamkeit aller denkenden Köpfe, bis zum niedrigſten Pöbel herab, erregt, und wenn ich nicht eher davon ſprach, ſo geſchah es deswegen, weil der Graf zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, bis hieher keine Zeit gehabt hatte, ſich näher darüber zu unterrichten, oder weil er das Ganze überhaupt für Charlatanerie und eine, nur für Schwärmer oder müſige Köpfe würdige Belohnung gehalten hatte. Aber jezt, da ſein Freund abweſend, die Mar[illegible]ſe ruhig war, und die Gräfin ſeiner Leidenſchaft keine angemeſſene Nahrung mehr gab, jezt wurde er endlich auch mit einer Wiſſenſchaft bekannt, die in Frankreich unter die ausgebreiteſten gehörte, und Tauſende von Anhängern und Vertheidigern hatte. Der angebliche Vater und Erfinder derſelben, der große Demiurg, Meßmer ſelbſt, war ſeit einigen Wochen wieder in Straſburg, und verrichtete Wunder, wie man ſie noch von keinem ſeiner Schüler geſehn hatte. Natürlich mußte ſein Lob dafür von allen Lippen ſtrömen; die Schönen beſonders ließen es ſich ſehr angelegen ſeyn, es überall zu verbreiten, und wer ſein Glück bei ihnen machen wollte, mußte ſich zu Meßmern bekennen und an die Unfehlbarkeit des Somnambulismus glauben.

So oft man es ſich auch ſonſt ſchon hatte angelegen ſeyn laſſen, den Grafen Roſenau in die Myſterien dieſer Sektirer einzuweihen, ſo waren doch entweder ſein Unglauben oder ſeine Flatterhaftigkeit jederzeit unüberwindliche Hinderniſſe dagegen geweſen. Aber jezt war er unbeſchäftigt, er fühlte eine gewiſſe unbehagliche Leere in ſich, und befand ſich in einer von denen Lagen, in welchen wir, aus Apathie und mechaniſch, ſehr oft Dinge thun, die wir, bei der geringſten Ueberlegung, gewiß unterlaſſen würden. Ich weiß nicht, ob man dieſen Moment berechnet hatte, oder ob es Zufall war, genug, man benutzte ihn, um den Grafen dem großen Meiſter zuzuführen, und dieſer war ſo gefällig, daß er es geſchehen ließ. — Meßmer empfing den Heros der Strasburger Schönen, den einzigen Ungläubigen, der noch nicht zu ſeiner Fahne geſchworen hatte, auf eine Art, die ganz dazu gemacht war, ihm die vortheilhafteſte Meinung von ihm beizubringen. Seine Anhänger triumphirten deswegen ſchon nach dieſer erſten Zuſammenkunft, denn ſie hielten ihn nun für ihre Parthei zuverläſſig gewonnen; aber der Meiſter ſchwieg vorſichtig, und nicht einmal eine Miene verrieth ſeinen tief angelegten Plan.

Auf dieſem Wege nur allein war es möglich, dem Grafen beizukommen; dies wußte und hatte der große Demiurg vorher-

vorhergeſehn, und eben deswegen ihn eingeſchlagen. Er kannte ſchon längſt ſeinen hellen Kopf, ſeinen von jeder, auf übernatürliche Erſcheinungen gegründete, Schwärmerei befreiten Geiſt und jenes Streben, ſich die auffallendſten und ungewöhnlichſten Dinge immer durch natürliche Urſachen zu erklären. Vor allen Stücken mußte er ſein Zutrauen gewinnen, und dies konnte er nur, wenn er ſich ihm, in Rückſicht auf Herz und Kopf, von einer Seite zeigte, die ihn als einen Menſchen darſtellte, der auch, ohne den Nimbus des Wunderbaren, auf eine gewiſſe Stufe von moraliſcher Höhe geſtellt zu werden Anſpruch machen konnte. — Bei ihrer erſten Zuſammenkunft kam alſo kein Wort von Magnetismus vor, eine Behandlungsart, die Meßmer bei Ungläubigen und ſtarken Geiſtern nie vernachläſſigte; die gewöhnlichen Freundſchaftsverſicherungen, eine ganz oberflächliche Unterredung über Muſik, Literatur und Kunſt, und das wechſelſeitige Verlangen, einander näher kennen zu lernen, füllten die Unterredung von ungefähr einer halben Stunde aus, und ſie trennten ſich mit dem Verſprechen, ſich bald wieder zu ſehn.

Dies geſchah ſchon den folgenden Tag. Meßmer gab dem Grafen ſeinen Beſuch zurück, und nichts war mehr in der Regel, wie dieſes. Aber er hatte den Moment dazu ſo glücklich gewählt, daß er ihn nicht nur allein traf, ſondern auch nicht leicht befürchten durfte, von Jemand geſtört zu werden.

Ohne ein ſchönes und gutes Deutſch zu ſprechen, noch auch im Franzöſiſchen ſich mit der Zierlichkeit und Geläufigkeit auszudrücken, die zu der Rolle, welche er ſpielte, unumgänglich erforderlich zu ſeyn ſchien, wirkte ſein gefälliges, ſanftes und harmoniſches Aeußere nichts deſto weniger ſo ſehr auf ſeine Zuhörer, und bei dieſer zweiten Zuſammenkunft ſchon auf den Grafen, daß er in ihm den Magnetiſeur überſah, und nur den angenehmen und unterrichteten Geſellſchafter erblickte. Das Pianoforte, welches in dem Zimmer ſtand, und die Violine, die darauf lag, brachten ſie auf das Kapitel von der Muſik. Meßmer geſtand dem Grafen, daß er mehrere Inſtrumente, als Klavier, Klarinette und Fagott, aber alle ſehr ſchlecht ſpielte. Sie kamen überein, einander auf die Probe zu ſtellen, und der nächſte Nachmittag wurde zu dieſem muſikaliſchen Wettkampfe ſchon beſtimmt; für die nöthige Begleitung verſprach der Graf zu ſorgen.

Aber auch dieſer ging vorüber, ohne daß man von etwas anderem geſprochen hätte, als was unmittelbar auf den Gegenſtand ihrer Zuſammenkunft Bezug hatte. Der Graf lobte ſeinen ſanften und angenehmen Ton auf der Klarinette und dem Fagotte, und Meßmer bewunderte ſeine Geläufigkeit und den ſchönen Ausdruck auf dem Klavier und der Violine. Vom Magnetismus war ſo wenig die Rede, als wenn der Graf nie etwas davon gehört, oder Meßmer ſich nie damit abgegeben hätte.

Es verging von nun an kein Tag, an welchem ſie ſich nicht geſprochen hätten. Der Graf hatte Zutrauen zu ihm gefaßt, und gefiel ſich in ſeinem Umgange. Aber ſo ganz ohne Rückhalt war er nicht mit ihm, ſo lange ſie ſich noch nicht über einen Gegenſtand verſtändigt hatten, der ſie entweder auf immer von einander trennen, oder unauflöslich verbinden mußte. Meßmer verſtand allem, was Bezug darauf hatte oder auf ihn führen konnte, ſehr geſchickt auszuweichen, und vermied ſorgfältig jede Gelegenheit, den Grafen zum Zeugen von Auftritten zu machen, die, bei ſeiner Stimmung, ihn nothwendig noch den Hauptzweck verfehlen laſſen mußten. Aber nicht ſo zurückhaltend konnte der Graf ſeyn; mehr als einmal ſchwebten die Worte, Magnetismus und Charlatanerie, ihm auf den Lippen, und er mußte ſich ſehr in Acht nehmen, wenn er ſeine geheimen Geſinnungen nicht laut werden laſſen wollte.

Der Graf liebte die einſamen Spaziergänge, und Meßmer war mehrentheils ſein Begleiter auf denſelben. Hier konnte es nicht fehlen, daß ſie nicht manchmal ſich über Gegenſtände unterhalten hätten, die mit dem, welchem ſie beide gefliſſentlich auszuweichen ſchienen, in näherer Verbindung ſtanden. Meßmer war Arzt und Botaniker, und es war ganz natürlich, daß ſie über die Arzneikunde und die Heilkraft der Pflanzen ſprachen. Nach ſeiner Meinung ſollten alle Krankheiten aus einer Urſache, die in den Verdauungswerkzeugen läge, entſtehen, und folglich auch ein einziges Mittel zur Heilung derſelben hinreichend ſeyn. Ohne mehr von der Heilkunde zu verſtehen, als man von einem Uneingeweihten in die Geheimniſſe Aeskulaps fordern kann, ſchien dieſer Satz dem Grafen doch ſo parador, daß er den Adepten aus Ingolſtadt zu widerlegen verſuchte. Aber es fehlte ihm bald an den gehörigen Beweismitteln, um alle Folgerungen, welche der Meiſter aus den wenig bekannten, wundervollen und geheimen Wirkungen der Natur herleitete, diejenige bindende Schlußkraft zu benehmen, die ſie, vermöge ſeiner geſchickten Darſtellungskunſt, zu haben ſchienen.

„Wir kennen uns ſelbſt — fuhr er fort — und die Natur zu wenig, um uns herauszunehmen, ihre Thätigkeit gewiſſen Geſetzen zu unterwerfen, oder ſie in ihren geheimſten Operationen zu belauſchen. Indeſſen können und müſſen wir mit der Zeit auch noch dieſen Grad der moraliſchen Vollkommenheit erlangen, und ſogar jetzt ſchon, dies werden Sie mir eingeſtehn, kann es eben ſo gut Menſchen geben, die, feineren Sinnes, ihr manches ihrer Geheimniſſe abgelockt haben, als es mehr oder weniger unterrichtete und gelehrte Männer giebt. Was wir noch nicht erforſcht haben, gehört deswegen nicht unter die unmöglichen oder nie zu begreifenden Dinge, und das, was wir heute als Uebernatürlich, Wunderbar und gegen die uns bekannten oder vielmehr von uns eigenmächtig aufgeſtellten Geſetze der Natur betrachten, kann nach Jahrhunderten, oder vielleicht noch früher oder ſpäter, unter die gewöhnlichen Kenntniſſe des menſchlichen Wiſſens gezählt werden.“

„So viel iſt gewiß, daß wir mit allem, was uns umgiebt, in der genaueſten, der innigſten Verbindung ſtehen; ſo wie wir auf Dinge, die außer uns ſind, wirken, ſo wirken ſie auch wieder auf uns zurück. Es kommt nur darauf an, die Art und Weiſe zu entdecken, wie dieſes geſchieht, und diejenigen Weſen zu kennen, die mit unſerer individuellen Natur am meiſten harmoniren. Haben wir es einmal dahin gebracht, dann, ſehn Sie von ſelbſt ein, ſind ſie uns nicht nur unterwürfig, ſondern wir ſind auch im Stande, vermöge ihrer Kräfte ſolche Wirkungen hervorzubringen, die ſo ſehr von allen bekannten Geſetzen der Thätigkeit in der Natur abweichen, daß ſie an's Wunderbare grenzen.“

Dawider wußte der Graf nichts einzuwenden; denn bis hieher hatte er ſich bloß mit ſinnlichen Erſcheinungen, von welchen er die Urſachen begriff, allein beſchäftigt, und nichts auf Phänomene gehalten, bei deren Erklärung er übernatürliche oder wenigſtens ihm unbekannte Kräfte zu Hülfe nehmen mußte. Aus Mangel an Kenntniß alſo, und nicht aus Ueberzeugung gab er dem Demiurgen Recht, und ſo war der erſte Schritt in ein Feld gethan, auf welchem er von einer Hypotheſe zur andern fortſchreiten ſollte, bis er endlich auf den Punkt geriethe, wohin man ihn zu bringen gedachte. Seine Verbindung mit Meßmern mußte ihn nothwendig dahin führen, ſo wenig ihn dieſer ſelbſt kannte; denn im Grunde war er eben ſo, wie der Graf, Maſchine, nur eine vollkommnere Maſchine, und deſſen, was er that, ſich mehr bewußt, wie er.

Das große Wort, das beiden lange die Zunge band, das dem Grafen beſonders bei jeder Gelegenheit entſchlüpfen wollte, war endlich auch von ihnen ausgeſprochen worden; ſie hatten ſich über die Wirkungen des Magnetismus unterhalten. Ihre Muſikliebhaberei hatte ſie darauf geführt, und der Graf hatte, ohne es zu wollen, ſo viel davon eingeſtanden, daß Meßmer ihn nun auch ſchon unter ſeine würdigſten Schüler zählte. Den Einfluß der Muſik auf unſere animaliſche Organiſation konnte er nicht leugnen, denn er ſelbſt empfand oft der Töne mächtige Wirkung.

„Nun aber ſind Töne — ſchloß Meſmer — nichts anders, als eine gewiſſe geiſtige Flüſſigkeit, die ſich ſo innig mit unſerm Weſen verbindet, daß durch dieſe Vermiſchung Reſultate entſtehen, die, ſo wie ihre Urſache, nichts mit dem Körper gemein zu haben ſcheinen. Den nämlichen Effekt bringen alle andern Dinge von gleicher Natur auf uns hervor, ſie wirken geiſtig, weil ſie geiſtig ſind, und ihre Kraft äußert ſich mehr oder weniger ſtark, je nachdem ſie eine höhere oder niedrigere Region einnehmen, oder eine größere oder ſchwächere Verwandtſchaft finden. Das Feuer nimmt, ſo wie in der phyſiſchen Welt, alſo auch in der geiſtigen, die oberſte Stelle ein; es iſt jene nichtkörperliche Flüſſigkeit, die alles durchdringt und belebt, und wo ſie mitgetheilt wird, da entſpringen Erſcheinungen, die eben ſo wunderbar als ſelten ſind. — Die Lehre vom Magnetismus beruht darauf, die in demſelben wirkende Kraft iſt eine Art Feuer, aber von dem feinſten und geiſtigſten, es ſteht in der genaueſten Verbindung mit unſerm innern Sinn, und bedarf des Körpers nicht, um thätig zu werden.“

Der Graf verlangte nun auch eine Probe davon zu ſehn, um ſich durch den Augenſchein zu überzeugen, wovon er jetzt ſchon geiſtige Gewißheit erlangt zu haben meinte. Aber der Meiſter hielt ihn entweder noch nicht für vorbereitet genug, oder hatte andere Abſichten mit ihm; er weigerte ſich lange, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Unterdeſſen ging der Unterricht ſeinen Gang fort, ohne daß es den Anſchein davon hatte, und wenn auch manches myſtiſche und unverſtändliche für den Grafen dabei vorkam, ſo hatte es doch für ihn den Vertheil, daß er, auf ſich ſelbſt und die Geſellſchaft, mit welcher er in Verbindung ſtand, aufmerkſam gemacht, ſich und ſeiner Beſtimmung erhabenen Zweck kennen lernte, und von Frivolitäten abgeführt wurde, die ſeines Kopfes und ſeines Herzens unwürdig waren. Er war in kurzer Zeit ein ganz anderer Menſch geworden, und ſtand im Begriff, von nun an nach höheren Dingen ausſchließend zu ſtreben, und einer neuen Leidenſchaft ſich zu ergeben, die verwüſtend oder wohlthätig wird, je nachdem die Richtung iſt, die ihr die äußern Umſtände mittheilen. — Ein Zufall, oder noch wahrſcheinlicher, ein tief angelegter Plan war Urſache, daß das künſtliche Gebäude ſeiner Sinnesänderung auf einmal wieder zuſammen ſtürzte.

Gewohnt, ſeinen Freund und Lehrer zu jeder Stunde des Tages und unangemeldet zu beſuchen, trat er eines Morgens in ſein Zimmer, als er ſich gerade mit einer ſeiner beſten Somnambüle in Rapport geſetzt hatte. Sie lag auf einer blauſeidenen Chaiſelongue; ein weißer, mußelinener Schlafrock umhüllte ihre ſchönen, durchſcheinenden Formen, der volle Buſen war halb entblößt, das kaſtanienbraune Haar bedeckte ihn unvollkommen, und floß über das bleiche Geſicht und die feſtverſchloſſenen Augen herab. Der Graf blieb, betroffen über ſo viel Reize, an der Thür ſtehen, und fürchtete, ſie aus dem Schlafe zu wecken. Aber der Meiſter winkte ihm, näher zu treten, und er ging auf den Zehen zu ihr hin. Kaum war er ſo nahe, daß er ihr ſchweres Athemholen bemerken konnte, als ſich die Schlafende langſam erhob und auf der Chaiſelongue eine ſitzende Stellung annahm.

Willkommen, Graf Roſenau — flüſterte ſie mit verſchloſſenen Augen — ſchon längſt erwartete ich Sie. Eine wichtige Nachricht ſteht Ihnen heute noch bevor, ſtählen Sie ſich mit Muth, denn Sie bedürfen ſein, um ſie zu ertragen.

Meßmer gab ihm zu verſtehn, daß er ſich eine nähere Erklärung darüber ſollte geben laſſen.

Der Graf fragte: Wer wird ſie mir ertheilen, dieſe Nachricht?

Ein unverdächtiger Freund — war der Schlafenden Antwort.

Betrifft ſie mich oder jemand andern?

Sie betrifft Sophien.

Vielleicht ihren Verluſt?

Ihren augenblicklichen.

Wo find' ich ſie wieder?

Da, wo Sie es am wenigſten vermuthen. In Paris ſtehen Sie am Ziel.

Werde ich bald dort ſeyn?

Sie kommen gezwungen weit früher hin, als es Ihr Vorſatz iſt.

Iſt die Markiſe ruhig?

Sie ſcheint es, trauen Sie ihr nicht.

Wo lebt ſie?

Allenthalben, wo Sie ſind.

Ein tiefer Seufzer ſtieg jetzt aus ihrer Bruſt, ſie fiel bewußtlos auf die Chaiſelongue zurück, und antwortete nicht mehr. Der Meiſter erklärte, ſie würde erwachen, und wirklich fing ſie bald darauf an, ſich zu bewegen und die Augen auszuſchlagen. Als ſie den Grafen gewahr wurde, bedeckte ſie ihr Geſicht, und ſchien ſich vor ihm zu ſchämen. Meßmer gab ihr zu verſtehen, daß er ein Freund ſey, vor welchem ſie keine Urſache ſich zu fürchten hätte. „Fürchten thue ich mich eigentlich auch nicht — erwiederte ſie — aber ich glaubte allein zu ſeyn, und daher meine Ueberraſchung, als ich auf einmal einen mir ganz unbekannten Mann vor mir ſtehen ſah. Ich habe ſehr unruhig geſchlafen, ein furchtbarer Traum quälte mich, es war mir, als würde ich von Räubern fortgeführt, ich ſah Waffen blinken, hörte mehrere Schüſſe fallen, und war ganz von Blut befleckt.“

Der Graf bat ſie nun um nähere Erklärung über das, was ſie ihm im Schlafe geſagt hatte, aber ſie wußte nichts davon. Ohne eigentlich zu glauben, was er erfahren hatte, verließ er ſie doch ſehr unruhig, und wünſchte, daß die Sonne bald untergehen möchte, um einen Beweis von der Richtigkeit ihrer Prophezeihung zu erhalten. Aber kaum war er nach Hauſe gekommen, als er Briefe von der Poſt, aus Deutſchland erhielt. Man meldete ihm aus München, daß Sophie unſichtbar geworden ſey, und entſchuldigte ſich, daß man ihm nicht eher Nachricht davon gegeben, weil man ſich immer geſchmeichelt hätte, ihren Aufenthalt zu entdecken, und ſie wieder zurück zu bringen. Die Umſtände, unter welchen ſie München verlaſſen hatte, ſahen mehr einer gewaltſamen Entführung, als einer freiwilligen Entweichung ähnlich, und ohne es geradezu einzuſtehen, ließ man den Grafen nicht undeutlich merken, daß ſeine Mutter ihren Aufenthalt wohl könnte entdeckt, und ſie ihm zum zweitenmale entriſſen haben.

Dieſer Argwohn von Seiten ſeines Korreſpondenten, erhielt dadurch noch mehr Gewicht, daß ihn ſeine Mutter in dem Briefe, den er zu gleicher Zeit von ihr erhalten hatte, einer geheimen Kenntniß des Einverſtändniſſes mit Sophiens Schickſal beſchuldigte, und von ihm verlangte, ihr auf immer zu entſagen.

Wenn die Zeiten der Verwandlungen noch ſtatt gefunden hätten, der Graf würde gewiß bei dieſer Nachricht das Schickſal eines der Helden Ovid's gehabt haben. Es war nicht Beſtürzung, die ſich ſeiner bemächtigte, eine gänzliche Abſpannung, und ein totales Aufhören des Wirkens aller ſeiner Fähigkeiten machten ihn zur lebloſen Bildſäule, und jede Beſinnungskraft, jedes Nachdenken hatte in ihm aufgehört. Aber ſie war auch ganz dazu geeignet, dieſe Nachricht, und von ſolchen Umſtänden begleitet, um ihn aus aller Faſſung zu bringen. — Auf die Entfernung Sophiens hatte die Markiſe hingedeutet. Die Sonnambüle hatte es ihm mit trockenen Worten geſagt, und den nehmlichen Tag erhielt er noch die Beſtätigung durch einen Zeugen, in deſſen Aufrichtigkeit er nicht den geringſten Zweifel ſetzen konnte.

Zurückgeſchleudert in die Irrgänge des Geheimniſſes, und zwar eines Geheimniſſes, an deſſen Aufklärung ihm alles lag, ſtand er nun da, wußte nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Sophie hatte, aller ſeiner Verirrungen ungeachtet, nie aufgehört, den erſten Platz in ſeinem Herzen zu behaupten. Er konnte ihr zwar auf Augenblicke untreu werden, aber ihn gleichgültig gegen ſie zu machen, war Niemand in der Welt im Stande. Sie war das Theuerſte, was er in dieſem Leben beſaß, ſeine erſte und einzige Jugendfreundin, ſeine erſte und einzige Schülerin, mit einem Worte, Alles, was ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln, ſeinen Ehrgeiz befriedigen, ſeinem Verſtande entſprechen, und ſeinem Herzen wohl thun konnte. Ein ſolches Kleinod zu verlieren, wie viel koſtet das nicht, wer wendete nicht alles an, um es ſich wieder zu verſchaffen! —

Dies war auch der erſte Gedanke des Grafen, als er wieder einen zu faſſen fähig war. Aber wo er ſie ſuchen ſollte, wo ſie finden, darüber hatte man ihm zu wenig beſtimmte Auskunft gegeben. Wenn er nicht geglaubt hätte, ſeine Mutter ſchonen zu müſſen, er würde auf der Stelle nach München abgereiſet ſeyn, und dort ſeine Nachforſchungen über ſie angefangen haben. Allein, dies durfte er nicht wagen, und er mußte ſich begnügen, ſeinen treuen Heinrich dahin abzuſchicken. Aber auch damit noch nicht zufrieden, ſchrieb er zugleich an den Ritter und an alle ſeine deutſchen Freunde, und meldete ihnen ſeinen Verluſt. Alle wurden erſucht, Sophien nachzuſpähen, und weder Mühe noch Koſten zu ſcheuen. Er ſelbſt behielt ſich vor, ſie in Strasburg und in der Nähe der Stadt zu ſuchen; denn daß ſie dort ſich aufhalten könne, ſchloß er aus der Markiſe und der Somnambüle Vorherverkündigung, ja es gab Augenblicke, wo er beide in Verdacht hatte, an ihrer Entführung Theil genommen zu haben. Auch der Gouverneur wurde im Geheim davon unterrichtet, und die Polizei erhielt den Befehl, alles zu ihrer Entdeckung anzuwenden. Nur der Frau von Dükaſtell verſchwieg er, was vorgefallen war, er fürchtete, ſie durch ſeine Theilnahme zu kränken, wollte ihr den Triumph, eine Nebenbuhlerin los geworden zu ſeyn, nicht verſchaffen, und ſah ſie ſeit einiger Zeit überhaupt viel zu wenig, um ſie über das, was ihn perſönlich anging, weitläuftig unterhalten zu können.

Obgleich der Magnetiſeur und ſeine Somnambüle darauf beſtanden, daß ſie von dem Schickſale Sophiens durchaus nichts wüßten, ſo erklärte der Graf dennoch ihre Kunſt für Charlatanerie, und zog ſich von ihnen zurück. Er war nun ſich ganz allein und ſeinem ſtillen Kummer überlaſſen, man ſah ihn in keiner von den Geſellſchaften, in welchen er ſich ſonſt ſo wohlgefallen hatte, und in ſich gekehrt und niedergeſchlagen wich er den Menſchen aus, und ſuchte die einſamſten und abgelegenſten Spaziergänge.

In der Nähe von Strasburg befindet ſich ein Gehölz, das an einer kleinen Bergkette ſich hinanzieht, die nur mit den Vogheſen in Verbindung ſteht. Sie erhebt ſich faſt unmerklich ſchon von dem linken Ufer der Ill an, und gewähret, auf einigen Punkten, die ſchönſten Ausſichten. Alte Ritterſchlöſſer, oder vielmehr die verfallenen Ruinen derſelben, ſtehen auf ihrer höchſten Spitze; man ſieht ſie in weiter Entfernung, aber es hält ſchwer, und man muß ſich durch unwegſame Gegenden, und das dickſte Gebüſch hindurchwinden, um ſie zu erreichen.

Dahin pflegte der Graf zu luſtwandeln, als er von Frobeneck wieder nach Strasburg zurück gekommen war. Gewöhnlich geſchah es in Begleitung des Ritters oder Heinrichs, und ſeitdem er von beiden getrennt war, gieng er allein dahin. Er kannte alle Fußſteige, die nach denſelben führeten, ſo genau, hatte die Anhöhe ſchon ſo oft beſtiegen, und war mit der ganzen Gegend ſo vertraut, daß er auf keinen Fall ſich verirren konnte. — So ſaß er eines Nachmittags auf der hohen Mauer eines der Schlöſſer, und blickte nach der Gegend des Rheins hin. Er war ſo ſehr mit ſeinem Unglück und mit Sophien beſchäftigt, daß es ihm ſchien, als müßte ſein Auge ſie nothwendig irgendwo entdecken, ob er gleich noch nie auf dieſer Höhe einen Menſchen geſehen, oder Spuren von ihnen bemerkt hatte.

Indem er ſo in ſeinen Gedanken vertieft da ſaß, glaubte er auf einmal mehrere Stimmen zu vernehmen, und wenn er recht gehört, ſo hatten ſie ſogar den Namen Sophie ausgeſprochen. — Dieſe ungewöhnliche Erſcheinung machte ihn ſtutzig, er wußte nicht, ob er ſich verbergen, oder ruhig an ſeinem Platze bleiben ſollte. Es konnten Bauern aus der Nachbarſchaft ſeyn, ſie konnten von einer ganz andern Sophie geſprochen haben; aber wer glaubt nicht gern das unwahrſcheinlichſte, wenn es unſern geheimen Wünſchen entſpricht? — Der Graf war überzeugt, daß von keiner andern Sophie, als von der ſeinigen die Rede ſeyn könne. — Dies beſtimmte ihn zu bleiben, um wo möglich noch mehr von ihr zu erfahren; er war bewaffnet, und glaubte übrigens nichts befürchten zu dürfen.

Aber die Stimmen entfernten ſich immer weiter, bis er endlich nicht den geringſten Laut mehr vernahm. Da die Sonne bald untergehen ſollte, ſo dachte er nun an den Rückweg, und trat ihn auch wirklich an. — Am Fuße des Berges, auf welchem das Schloß erbaut war, iſt ein kleiner

Thal, das zwiſchen zwei Bergketten hinläuft, von welcher er bis jetzt nur die äußerſten Spitzen kennen gelernt hatte. Er hielt es für unbewohnt, und war daher nicht wenig überraſcht, als er am Eingange zu demſelben ein Mädchen gewahr ward, die aus der Stadt zurück zu kommen ſchien, wo ſie verſchiedene Sachen eingekauft hatte. Der Graf hielt ſie an, und ließ ſich mit ihr über die Bewohner des Thals in eine Unterredung ein. Sie erzählte ihm, daß es nur von einigen Bauerfamilien bewohnt ſey, daß aber am Ende deſſelben, ungefähr eine Viertelſtunde weiter in das Thal hinein, ein ſchönes Schloß ſtehe, das ſeit einigen Tagen zwei Frauenzimmer bezogen hätten, die niemand in der ganzen Gegend kannte, und die auch ſo wenig ausgiengen, daß man ſie nicht einmal in der Meſſe zu ſehn bekäme.

Sophie mußte eines von den beiden Frauenzimmern ſeyn, daran zweifelte er nicht im geringſten. Ohne ſich von dem Mädchen nähere Auskunft über ſie geben zu laſſen, erkundigte er ſich bloß nach dem Wege, und lief ſogleich nach dem Schloſſe hin. Die Sonne war ſchon untergegangen, als er es zu Geſicht bekam. In einiger Entfernung und von den Schatten der Nacht umgeben, glaubte er zwei weibliche Weſen zu bemerken, von welchen eines Sophiens Bild ſo lebhaft in ſeine Seele zurückrief, daß er ſie ſelbſt vor ſich zu ſehen wähnte. Er eilte unbeſorgt auf ſie zu, aber ſie hatten ſich ſchon im Gebüſche, das einen Theil des Gartens auszumachen ſchien, verlohren. Keine Seele war zu erblicken, die er darüber um Auskunft hätte fragen können: er war außer ſich, Indem er noch überlegte, ob er nicht geradezu ins Schloß gehen und ſich da nach ihr erkundigen ſollte, hörte er auf einmal von der Gegend her, wo ſie verſchwunden war, ihre Stimme um Hülfe rufen. Ohne zu überlegen, eilt er darauf zu, ſieht ſie im Kampfe mit einigen Menſchen, die ſie fortzutragen bemüht ſind, will ſie retten, wird aber ſelbſt von ihnen übermannt, und, während die Perſon, welche er für Sophien hält, ſich im Gebüſch verliert, in einen zugemachten Wagen gebracht, und im ſtärkſten Galopp davon geführt.

Wenda.

IV.

Geiſtiger Nahrungsſtoff.

Der Menſch bedarf zu ſeiner geiſtigen Exiſtenz ſo gut der Nahrung, wie zu ſeiner phyſiſchen, wenn er nicht verkümmern und verderben ſoll.

Unmäßiger Genuß, oder vielmehr Ueberfüllung kann ſchaden. Aber Hunger ſchadet noch mehr. Jene macht uns krank; dieſer läßt uns ſterben. Vor beiden müſſen wir uns in Acht nehmen.

Ueberladung betäubt den Geiſt. Er kann ſich nicht durcharbeiten; — er ermattet, und wird ſtumpf und träge. Mangel an geiſtigem Genuſſe macht zwar nicht müde, im Gegentheil erzeugt er oft einen wahren Heißhunger; aber wenn man ſeine Kräfte nicht übt, ſo verroſten ſie, und wo kein Nervenſaft eingegoſſen wird, da hört alles Leben und alle Empfindung auf.

Im üppigen Boden und unter einem milden Himmel gedeihen die Pflanzen am beſten, aus keinem andern Grunde, als weil ſie genugſamen Zufluß von Nahrungstheilen aus Luft und Erde haben. Je mannigfaltigern Stoff ich miſchen kann, deſto gedeihlicher wird die Erde für meine Blumen.

Sorge für den Zufluß der mannigfaltigſten Ideen — iſt alſo die erſte Regel für das Wachsthum unſers Geiſtes. Das heißt:

1) lerne dich immer beſchäftigen.

Beſchäftigung entwickelt Ideen. Im Schlafe und im Traume wird uns nichts gegeben; und wenn ich Tage lang immer zu einem Fenſter hinausſchaue; ſo erfahre ich nach Verlauf von einem Jahre — wäre es auch auf dem Markte zu Leipzig — nicht viel mehr, als ich in den erſten vier Wochen geſehen, gehört und beobachtet habe. Selbſtthätigkeit hingegen bringt augenblicklich neue Veränderungen hervor, zeigt neue Vortheile, neue Gelegenheiten, neue Entdeckungen ꝛc.

2) fliehe die Einſamkeit.

So nöthig dem Menſchen die ſtille Abgezogenheit zur ruhigen und ungeſtörten Vollendung ſeiner Geſchäfte, zum Verarbeiten ſeiner Ideen, zum Nachdenken und Erfinden iſt: ſo nothwendig iſt es gleichwohl, daß der Menſch, ſo viel er nur kann und darf, ſich der Einſamkeit entziehe, um ſeinen Geiſt nicht in Einförmigkeit verſinken zu laſſen.

Schon das Beiſammenſeyn mehrerer Mitglieder in einem Hauſe, in einem Zimmer — das gemeinſchaftliche Arbeiten, das geſellige Vergnügen giebt unſerm Leben einen Reiz von Mannigfaltigkeit, ohne welche wir leiden und darben müßten. Aber noch mehr das gefliſſentliche Aufſuchen der Menſchen, beſonders der lebensreichen, geſchäftigen und betriebſamen Menſchen. Je weniger alltäglich die Verrichtungen derſelben ſind, an denen wir Antheil nehmen; je geiſtreicher, kraftvoller und thätiger ihr Thun und Handeln iſt, welches wir beobachten: deſto mehr Ideen ſtrömen uns zu, deſto mehr wird unſer Geiſt durch dieſen Anblick geweckt und unſere Fackel an ihrer Flamme entzündet.

Von dieſer Art ſind die Vortheile großer, lebensvoller Städte, wenn man ſie recht zu benutzen weiß. Man kann darin an einem Tage mehr ſehen und lernen, als man anderwärts in vielen Jahren, vielleicht im ganzen Leben nicht lernen kann. Zur vollendeten Bildung des Menſchen wird durchaus erfordert, daß er wenigſtens eine Zeitlang ſich an ſolchen Orten aufgehalten habe.

Weil aber jeder Ort ſeine Eigenheiten hat, ſo iſt die öftere Veränderung des Orts ein nicht minder bedeutendes Erforderniß, den Geiſt zu wecken und ihn mit Kenntniſſen und Erfahrungen zu bereichern. Wer immer auf einer Stelle ſitzen bleibt, wenn er ſich auch noch ſo viele Veränderungen an dem Orte ſeines Aufenthaltes machen wollte, aus dem kann unmöglich das werden, was bei einer öfters veränderten Lage und unter abwechſelnden Verhältniſſen aus ihm hätte werden können. Es giebt daher für die Mittelklaſſen keine wohlthätigere Einrichtung, als daß der Handwerksmann und Künſtler einige Jahre auf Reiſen zubringen muß. Bei dem Landmann bringt zuweilen der Soldatenſtand eine ähnliche Wirkung hervor. Ein Menſch, der ſich in der Welt umgeſehen hat, iſt und bleibt ein ganz anderer Menſch, als der, welcher nie aus ſeines Vaters Hauſe kam.

Soll aber der Menſch zu ſeiner völligen Reife gelangen, ſo iſt es nicht genug, daß ſeinem Geiſte hinlängliche Nahrung dargeboten wird; er muß ſie auch verarbeiten können. Was nützt dem Kranken eine volle Tafel, wenn ſie auch mit den auserleſenſten Speiſen reichlich beſetzt wäre; und was gewinnt der Körper dabei, wenn wir ihn mit Speiſe überfüllen?

Zur Verarbeitung des geiſtigen Nahrungsſtoffes gehört Zeit und Ruhe. Der an Arbeit und Geſchäftigkeit gewöhnte Menſch kann freilich an einem Tage mehr ausrichten, als ein anderer in einer ganzen Woche. Aber, wenn er in einer immerwährenden Anſpannung lebt und ſich kaum Zeit nimmt, zu eſſen und zu ſchlafen: ſo erſchöpft er ſeine Kräfte nur zu bald, und hört deſto früher auf zu arbeiten, je unerſättlicher er war.

Mannigfaltigkeit und Abwechſelung in den Beſchäftigungen erfriſcht den Geiſt, und vertritt bei den Beſchäftigungen die Stelle der Erholung, die der Müßiggänger in träger Unthätigkeit zubringt. Aber dieſe Mannigfaltigkeit überſchwemmt auch den Geiſt. Sie verwirrt und betäubt, daß der Menſch oft nicht weiß, was er zuerſt oder zuletzt anfangen und beendigen ſoll. Die Ueberfüllung raubt ihm das heitere Bewußtſeyn, die klare Ueberſicht des Ganzen, ſo wie den Ueberblick der Theile, die nicht auf einmal, ſondern nach einander, zur gehörigen Zeit und in der gehörigen Ordnung gefaßt werden wollen.

Der vorſichtige Menſch verſagt ſich daher nicht ſelten einen Genuß, wobei die Seele überſättigt wird. Er verſteht ſeine Begierde, alles vorkommende Schöne, Nützliche und Gute auf einmal zu verſchlingen, weislich zu bändigen, und genießt lieber theilweiſe ein Vergnügen, welches auf einmal genoſſen, nichts, als Ueberdruß und Ekel erzeugen würde.

Oft läßt ſich der Menſch durch den Gedanken verführen, daß ſich die Gelegenheit dazu ſo bald nicht wieder finden werde. Der Kluge weiß in ſolchen Fällen unter mehreren Dingen, die ſich ihm aufdrängen, diejenigen bald abzuſondern, die ſich ihm in ſeinem Leben noch öfters darbieten werden, und verſpart dieſe letztern mit vorſichtiger Enthaltſamkeit auf eine gelegnere und bequemere Zeit.

Oft fühlt ſich der Menſch durch einen unerwarteten Vorfall in Eifer und Wärme verſetzt, und dieſer Eifer reißt ihn hin, mehr zu umſpannen, als er feſthalten kann, und mehr zu beginnen, als er zu verarbeiten und auszuführen vermag. Der Bedachtſame hingegen behält auch bei der regeſten Anreizung noch immer ſo viel Beſinnung, um ſchnell zu überdenken, was er nach Maßgabe ſeiner Zeit und ſeiner Kräfte, nach Maßgabe der Beförderungen und Hinderniſſe ſeiner Thätigkeit, der Gelegenheiten und Mittel, glücklich zu Stande bringen, oder unvollendet liegen laſſen würde.

Oft wird der Menſch vom Eigennutz getrieben, bei einer Sache länger zu verweilen, als es ſeinem Geiſte zuträglich iſt. Er möchte nicht gern dieſes oder jenes Buch, dieſe oder jene Zeitſchrift ungeleſen laſſen, da er ſie doch einmal bezahlen muß. Es genügt ihm nicht, die Aufſätze nur zu leſen, die ihn beſonders intereſſiren ſollten; er will ſie alle geleſen haben, um wenigſtens ſagen zu können, er habe ſie geleſen. An der bloßen Anzeige der Schriften, die in ſeinen Geſichtskreis fallen, hat er nicht genug, er will auch noch jede Re zenſten darüber von Anfange bis zu Ende durchgeleſen haben. Darüber verliert er oft einen ungemeſſenen Theil von Zeit, worin er ſich mit etwas ungleich Nützlicherm und Zweckmäßigerm hätte beſchäftigen können.

Auf die nämliche Weiſe hält ſich Mancher für verpflichtet, keine der geſellſchaftlichen Vergnügungen zu verſäumen, zu deren Unterhaltung er ehrenthalber ſeinen Beitrag liefert. Auf die nämliche Weiſe arbeitet Mancher in ſeinem häuslichen Kreiſe für Tagelohn, der in derſelben Zeit wohl etwas Beſſeres verrichten könnte; bloß, weil er die Ausgabe ſcheuet, die ihm der fremde Arbeiter koſten würde; ungeachtet er, wenn er nur wollte, leicht berechnen könnte, daß er ſich durch edlere Arbeiten in der nämlichen Zeit noch einmal ſo viel verdient, wenn er auch nicht immer den Lohn in baarem Gelde empfängt.

Es wird aber allerdings ein ſicherer, feſter und ſcharfer Blick dazu erfordert, unter tauſend Möglichkeiten, wie man ſeinen Geiſt beſchäftigen kann, gerade das heraus zu finden, was dem Wachsthume unſers inwendigen Menſchen am zuträglichſten iſt; — und ein beſonderer genüglicher Sinn, ſich öfters dem Taumel zu entziehen, um recht langſam und mit vollem Bewußtſeyn das Vergnügen zu ſchmecken, welches uns die nähere Bekanntſchaft mit dem Einzelnen verſchafft. Denn erſt alsdann, wenn wir über jedes Einzelne völlig Herr geworden ſind, gelangt unſre Seele beim Zuſammenfaſſen deſſelben in ein wohlgeordnetes Ganze, zu der ſeligen Empfindung des Genuſſes, den der betriebſame Geiſt mit jeder Minute ſeiner Exiſtenz im vollen Reichthume ſeines Bewußtſeyns empfindet.

Horſtig.

V.

Literariſche Briefe.

Zehnter Brief.

Blumenſträuße italiäniſcher, ſpaniſcher und portugieſiſcher Poeſie; von Auguſt Wilhelm Schlegel. Berlin, 1804.

Indem ich Ihnen das gegenwärtige Werk ankündige, durch das ſich A. W. Schlegel ein neues Verdienſt um unſre Literatur erworben hat, erlauben Sie mir, Ihnen den Geſichtspunkt anzugeben, aus welchem wir, um es nach ſeinem wahren Werthe zu würdigen, dies Unternehmen betrachten müſſen; ſonſt möchte es uns leicht begegnen, daß wir, etwa von der Lektüre der übrigen Taſchenbücher kommend, nur das Sonderbare und Fremdartige dieſes Taſchenbuchs anſtaunen, manchen einzelnen Ausdruck auffallend finden, ihn, aus dem Zuſammenhange geriſſen, bekritteln, und darüber den ſehr ernſthaften Zweck des Buchs aus den Augen verlieren möchten. Er ſcheint mir — außer der Mittheilung wahrer Poeſien an die Empfindung — ein doppelter zu ſeyn: die deutſche Literatur, in ihrem löblichen Beſtreben nach Vielſeitigkeit zu unterſtützen, und durch muſterhafte Nachbildungen der ſchönſten Idiome, der bildſamen deutſchen Sprache zu größerer Weichheit und Geſchmeidigkeit zu helfen.

„Die deutſche Literatur (heißt es im 3ten Stück der Europa, S. 50) wird, nach dem gegenwärtigen Anfange zu urtheilen, in nicht gar langer Zeit, alle andern älteren Literaturen verbannen, ſich einverleibe und in ſich aufgenommen haben. Daher es auch ſehr zu loben iſt, daß einige vortreffliche Dichter es ſich angelegen ſeyn laſſen, die Schönheiten der italiäniſchen und ſpaniſchen Poeſie auf einheimiſchen Boden zu verpflanzen, da der friſche Blüthenreiz und die kunſtreiche Zierde derſelben recht eigentlich dazu gemacht ſcheinen, den nordiſchen Ernſt altdeutſcher Dichtkunſt zu ſchmücken und zu erheitern.“ Wenn dies wahr iſt, wenn der aus Ungründlichkeit der neuern Zeiten entſtandene Mangel an Bekanntſchaft mit den großen Geiſtern der Vorzeit und des Auslands ein Uebel iſt; wenn ein leeres, zweckloſes Schwanken zwiſchen modernen Tendenzen und dem Studium der Alten nebſt deren Nachahmern unſre Literatur drückt, und ſie kaum zu einer Literatur werden läßt: ſo iſt das Beſtreben derer, die uns zur Bekanntſchaft mit der rein romantiſchen Dichtkunſt in ihren italiäniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Meiſtern verhelfen, unſern Blick auch über die Franzoſen und Engländer hinaus leiten, uns dadurch zu neuen, großen Reſultaten führen, und der deutſchen Art und Kunſt einen feſten Standpunkt vorbereiten, allerdings verdienſtlich und höchſt dankenswerth. Je weniger einſeitig wir ſind, deſto glücklicher werden wir treffen, was für uns das Rechte iſt; deſto ſicherer und ſchneller werden wir uns zu dem literariſchen Range unter den gebildeten Völkern Europa's erheben, der uns noch aufbehalten zu ſeyn ſcheint.

Wenn dieſe poetiſche Sammlung einen bedeutenden Beitrag zu dieſem Zwecke, oder Wunſche, aller derer, die es mit Poeſie und Literatur ernſtlich meinen, liefert: ſo trägt ſie auch nicht wenig zu dem andern Zwecke bei, den ich mir dachte, dem: unſrer Sprache eine zartere Geſchmeidigkeit und gleichſam eine ſüdlicher poetiſche Kultur zu geben. Die deutſche Sprache iſt eine lebende, jugendliche, bildſame; ihr Umkreis iſt noch nicht geſchloſſen, ihre Formen nicht unveränderlich befeſtigt, und gleichſam verknöchert: von jeher aber ſind die Dichter ihrer und aller Sprachen Bildner und Geſetzgeber geweſen. Die größeſten Aufforderungen dazu hat der poetiſche Ueberſetzer; und wenn Sie es eingeſtehen, daß unſre Sprache durch die Nachbildungen der alten und todten an Präciſion gewonnen habe: ſo werden Sie leicht glauben, daß ſie durch Nachbildungen der zarteſten und ſüßeſten (der italiäniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen) an Wohllaut und Lieblichkeit gewinnen werde. Wie wäre es auch möglich, dieſe herrlichen Töne in einem rauhen Nachklange herzuleiern, wie, dieſe zarten Blumen mit harter Fauſt zu brechen! — Mögen es die Sprachkünſtler unterſuchen, wieviel hier einer unſrer größeſten Sprachkünſtler, bald durch Wiedererweckung veralteter Formen, bald durch Erſchaffung weicherer Redearten und Terminationen, bald durch glückliche Wortſch gungen geleiſtet hat; wie er durch bisher unverſuchte, aber weichere Reime (an deren Stelle der Meiſter wohl gewöhnlichere hätte finden können) unſrem Ohre wohlthut, indem er ſich inniger ſeinen Originalen anſchmiegt, und unſer Idiom verſchönert. Wir wollen uns mit dem Zeugniß begnügen, in dem alle Kenner übereinſtimmen, daß jedes einzelne Gedicht ein Meiſterſtück der Ueberſetzerkunſt ſey, durch welche uns nicht nur die Ideen und Bilder der Originale, ſondern auch ihr ganzes inneres Leben, die Blüthen eines ſchöneren Himmels, nicht bloß nach Geſtalt und Farbe, ſondern auch mit ihrem ganzen Wohlgeruche, gegeben worden ſind.

Die gewählten Dichter, von denen wir dieſe vollkommenen Nachbildungen erhalten, ſind als die berühmteſten in aller Munde, und wenn man auch den einen oder den andern für den größeren und origineleren Meiſter halten ſollte: ſo herrſcht doch über den hohen Dichterwerth aller in allen Zeitaltern und unter allen Partheien nur eine Stimme. Sie ſind alſo gewiß, wahre Dichterwerke zu leſen, die Ihnen, ſowohl der Poeſie als der Verfaſſer wegen, intereſſant ſeyn müſſen. — Neun Dichter, von denen bisher die allgemeine Verehrung Ihnen größtentheils nur den Namen und etwa eine ungelungene Dollmetſchung zubrachte, werden Sie nun aus zweckmäßig gewählten Proben näher kennen lernen; es ſind theils die Heroen der frühern und ſpätern italiäniſchen Schule, theils die Repräſentanten der lyriſchen Poeſie der Spanier und Portugieſen auf dem Parnaſſe.

Sehr ſchicklich beginnt der groſſe Vorgänger des Petrarca in der Gattung kleinerer Gedichte, der göttliche Dante, den Reihen, mit einer Ballate, einer Canzone und zwei Sonetten. Dann folgt

Petrarca ſelbſt, mit acht und dreißig Sonetten (darunter mehrere von Gries überſetzt), einer Ballate, drei Madrigalen, drei Canzonen (unter denen man die S. 69 f. nicht genug leſen kann) und einer Seſtine. Er, der durch zwei Jahrhunderte faſt allein nachgeahmt, und ſeit ſeiner Erſcheinung allgemein bewundert worden iſt, ohne daß man vielleicht oft wußte, worauf ſich dieſe Bewunderung gründe, der durch die idealiſche Schönheit ſeiner Sprache der Geſetzgeber ſeiner Nation und das höchſte Muſter der Dichter wurde, und durch ſeine Originalität die moderne Lyrik zur höchſten Verklärung brachte; — er verdiente vorzüglich dieſen ausgezeichneten Platz und dieſen Fleiß in der Bearbeitung. — Ihm folgt der Vater der italiäniſchen Proſa, der als Dichter weniger bekannte

Boccaccio. Er ſteht, wie Fr. Schlegel ſagt, mit Petrarca, in Rückſicht der ſpätern italiäniſchen Poeſie, in entſchiedenem Gegenſatze, und nach ſeinem herberen, kühneren Styl hat ſich beſonders die Florentiniſche Schule, in welcher Poliziano, die Pulci, Lorenzo di Medici glänzen, gebildet. Da wir hier von dieſer keine Proben finden, ſo müſſen wir ihn, als den Repräſentanten dieſer ſeiner Schule annehmen. Der Ueberſetzer giebt zuerſt drei Ballaten von ihm, womit er die drei erſten Dekurien ſeines Decamerone bekränzt hat, und welche der neuſte Verdeutſcher deſſelben ebenfalls im erſten Bande S. 136, 378 und 557 zwar in der Versart des Originals, doch weniger ſtrenge, und die letzte ſogar ohne Reime, übertragen hat; ſodann den Anruf des Dichters aus dem Ameto, „das erſte unter den zahlreichen Gedichten, welche die Proſa dieſes allegoriſchen Romans im hohen Style unterbrechen.“

An ihn reihen ſich die Meiſter der lombardiſchen Schule, die Nachahmer des Petrarca: Arioſto, Taſſo und Guarini.

Von erſterem ein Bruchſtück aus dem erſten Geſange des raſenden Roland, als Probe einer Ueberſetzung dieſes Gedichts von Gries, dem rühmlich bekannten Ueberſetzer des befreiten Jeruſalems.

Von dem zweiten, der Prolog und ein Chorgeſang der Hirten aus dem Amyntas, vier Madrigale und drei Sonette.

Von dem dritten, deſſen Sonette, außer Petrarca, die meiſte Epoche in Italien machten, und der durch ſein antik-romantiſches Hirtengedicht den Amyntas verdunkelte, ſechs Sonette, dreizehn Madrigale, und drei Scenen aus dem Pastor fido.

Alle dieſe italiäniſchen Dichter ſind Ihnen theils literariſch, theils nach ihren Werken, wenn auch nicht in ſo vollkommenen Nachbildungen, bekannt. Eben ſo bekannt ſind Ihnen auch die beiden Occidentalen, die den Beſchluß machen; nur der, welcher den Uebergang von jenen macht, wird Ihnen noch nicht dem Namen nach bekannt ſeyn, daher ich Ihnen am Schluſſe eine kurze literariſche Notiz über ihn mittheilen werde. Wir wenden uns nun zu

Cervantes, den Sie als Verfaſſer des Don Quichote zu bewundern gewohnt ſind, weniger aber als verſificirenden Dichter kennen. Ihn führt der Ueberſetzer mit einer gewiſſen Feierlichkeit ein, indem er den drei Stücken aus dem Perſiles des Dichters, ein Sonett auf Perſiles und Sigismunda, von ihm ſelbſt, vorſetzt, das Sie ſchon in der Sammlung ſeiner Gedichte geleſen haben, und das ſeine Verehrung gegen das größeſte und reifſte Werk dieſes ausgezeichneten Genies ausdrückt. In der That verdiente dieſes Meiſterſtück eines heroiſchen Romans eine vollſtändige Ueberſetzung von Schlegel ſelbſt; denn in ihm hat ſich Cervantes poetiſcher Geiſt größer und vollſtändiger entwickelt, als in dem Don Quichote ſelbſt. — Nächſt zwei Sonetten daraus: „Gruß des Pilgers," und „die Sündfluth," und dem Geſang auf die Jungfrau Maria, finden Sie noch aus der Galatea deſſelben Dichters (die er bekanntlich, vielleicht über ſeinem großen Werke, unvollendet hinterlaſſen hat) fünf kleine, liebliche Gedichte, die, verbunden mit jenen feierlichen, Ihnen ein ſehr erfreuliches Bild von dem Dichter geben werden. Nun folgt, wie Sie wahrſcheinlich ſchon errathen haben,

Camoens, der Dichter der Portugieſen. In ſeinen kleinen lyriſchen Gedichten, heißt es in der oben angeführten Abhandlung, herrſcht Anmuth und tiefes Gefühl, die hinreißendſte Schwermuth mit Reinheit und Klarheit des einfachen Ausdrucks verbunden. Seine Luſiade iſt ein wahres Heldengedicht, nicht nur über Helden, ſondern mit Heldenmuth und Heldenſinn gedichtet. Das Werk ſelbſt iſt der höchſte Moment der kurzen, aber herrlichen Epoche der portugieſiſchen Nation, der Schwanengeſang eines untergegangenen Heldenvolks. — Aus ihr finden Sie ein Fragment des ſechsten Geſanges, überſchrieben: Die Zwölf von Engellande, das Sie bald mit einer andern Ueberſetzung, die nächſtens vollſtändig erſcheinen wird *), werden vergleichen können; außerdem zwei Sonetten und drei kleine Gedichte von demſelben, unter denen das zweite höchſt launig iſt.

Nun endlich nenne ich Ihnen Ihren unbekannten Dichter, von dem ich ſo glücklich bin, Ihnen aus einem ungedruckten literariſchen Werke eine Notiz mittheilen zu können, die unſern Literatoren nicht unwillkommen ſeyn dürfte, weil ſie viel Neues enthält. Er heißt **Montemayor**, und in den Blumenſträußen iſt aus ſeinem Schäfergedichte Diana, der Canto de Ninfa unter dem Titel: Abſchied Sireno's und Dianens geliefert; die Literarnotiz aber, die ich bei dieſem, als dem unbekanntern Dichter, einſchalte, iſt dieſe:

„**Jorge de Montemayor** wurde vier Meilen von Coimbra in einer kleinen Stadt, Namens Montemor, geboren, von welcher er ſeinen Namen hat; wenigſtens verſichert dies der Dichter Franc. de Saa de Miranda, ſein Freund und Landsmann, in einem Briefe an ihn.

---

*) und von welcher in dieſem Stück der Eunomia eine Probe erſcheint.

D. H.

Er war in ſeiner Jugend Sänger in der Spaniſchen Hofkapelle, und machte (vermuthlich) mit Philipp dem 2ten, als er noch Infant war, eine Reiſe durch Italien und die Niederlande. Aus ſeinen Werken erhellet, daß er hierauf in Kriegsdienſte ging, und ſich als Soldat auszeichnete. Den Schauplatz ſeiner kriegeriſchen Thätigkeit kennt man indeſſen nicht; und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß der ſanfte Montemayor dieſer Beſchäftigung bald überdrüſſig geworden ſey. Er verließ die Waffen, um ſich den Muſen zu widmen. Sein Genie befeuerte ſich durch die Liebe für eine Dame, die er unter dem Namen Diana beſang. Seine Werke wurden von ſeinen Zeitgenoſſen um ſo mehr bewundert, weil man wußte, daß er die Wiſſenſchaften nie kultivirt hatte, und weil er, als Portugieſe, das Spaniſche ſo rein ſchrieb, daß er den beſten Schriftſtellern dieſer Nation gleich ſtand. Er ſtarb den 26ſten Februar 1561 eines gewaltſamen Todes, wie man verſichert. Piemont wird als der Ort angegeben, wo er geſtorben ſey; über den an ihm begangenen Mord aber iſt man im Dunkeln. S. Nicolai Antonii Bibl. Hisp.

Das vorzüglichſte Werk des Montemayor iſt ſeine Diana. Nach mehr als zweihundert Jahren hat dies Schäfergedicht noch immer ſeine Reize. Niemand hat es, meines Erachtens, richtiger beurtheilt, als Herr von Florian in ſeinem Essai sur la pastorale, wo dieſer gefühlvolle Schriftſteller ſagt: George de

Montemayor, Portugais, a écrit en espagnol dans le seizième siècle un roman mêlé de prose et de vers, appellé la Diane. Ce roman pêche par la conduite, par l'invraisemblance et multiplicité des épisodes; il a plus le défaut capital de commencer par l'infidélité non motivée de l'héroine, et d'employer la magie pour guerir le héros de sa passion. Le charme du style lui rachéte tout cela. Chaque detail, chaque morceau de poësie porte un caractère de tendresse, de douceur, de sensibilité, qui attache le lecteur, et lui fait verser des larmes, en lisant des histoires mal conçues, impossibles, qui ne tiennent jamais au fond du roman. La Diane est un de ces ouvrages, où le goût est souvent blessé, mais où le coeur jouit presque toujours. Il faut la lire et non la traduire (?) parceque la grâce ne se traduit pas. (?) — Montemayor ließ dies Werk unvollendet. Es fanden ſich zwei, welche es zu endigen verſuchten. Der erſte war Alonzo Perez, ein Lehrer der Arzneikunſt zu Salamanka; der andere Gaspar Gil Polo, der einen dritten Theil, unter dem Titel: Diana enamorada en cinco libros, ſchrieb. — Cervantes Urtheil über die Diana, mit ihren Fortſetzungen, findet man im 6ten Kapitel des erſten Theils vom Don Quixote. Das Werk des Montemayor, heißt es daſelbſt, ſoll von einigen Albernheiten gereinigt, das des Doktors zu Salamanka verbrannt, und das des Gil Polo aufgehoben werden, als ob es von Apollo ſelbſt wäre. Florian bedauert, hierüber nicht der Meinung des Cervantes ſeyn zu können, und zieht die Diana von M. vor.

Außer dieſem Romane hat man noch eine Sammlung Gedichte von ihm, welche unter dem Titel gedruckt ſind: Cancionero de Jorge de Montemayor. Die erſte Ausgabe derſelben iſt zu Zaragoza, 1561, 12. erſchienen, und von dem Verfaſſer dem Herzoge von Seſſa zugeſchrieben. Die folgenden ſind zu Salamanka 1571, 1572 und 1579 12., und zu Madrid 1588 8. herausgekommen. Die vorzüglichſten Ausgaben der Diana ſind: zu Pamplona 1578 8., zu Antwerpen 1580, zu Valencia 1602, und zu Lisboa 1624 8. Sie iſt beinahe in alle Sprachen überſetzt."

So weit meine literariſche Nachricht — Sie wiſſen nun, was Sie in dieſem höchſt merkwürdigen kleinen Buche, das ſein Verfaſſer mit ſehr ernſthafter Abſicht und mit einem bewunderuswürdigen Fleiße gearbeitet hat, zu ſuchen haben. Proben gebe ich Ihnen daraus nicht, denn Sie werden das Ganze ſelbſt leſen. Sie werden es nicht in einem Athem durchleſen; denn dieſe Dulces, zu häufig genoſſen, würden Ihnen nicht wohl bekommen; aber Sie werden ſich das Buch zu einem ſüßen und nie alternden Gefährten erwählen, der Sie in dichteriſchen Momenten erfreuen und erquicken wird. Seinen literariſchen Werth überlaſſen Sie immer den Gelehrten, und glauben Sie, daß die großen Geiſter der romantiſchen Zeit unmittelbar zu Ihnen ſprechen. Erhöhen werden

werden Sie ſich den Genuß, wenn Sie der fernen Zeiten und Zonen gedenken, aus denen dieſe Geiſterſtimmen zu Ihnen herüber tönen, und durch die Anſicht, die den Dichter bei der Uebertragung dieſer Werke leitete, und die er in ſeiner *Zueignung an die Dichter*, die er überſetzt hat, ausgeſprochen hat. Es ſind wunderſchöne Laute, die in aller Herzen wiederklingen; man kann ſie nicht genug leſen, und ich will nicht, daß Sie ſie einen Augenblick länger miſſen ſollen, ſeitdem Sie von ihnen gehört haben. Ich ſchreibe ſie Ihnen mit innigem Wohlgefallen ab:

Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge Manen!
Wie Göttern biet' ich euch die eignen Gaben.
Mit euch zu leben und den deutſchen Ahnen,
Iſt, was mir einzig das Gemüth kann laben.
Halb Römer, ſtammt ihr dennoch von Germanen;
So laßt mit deutſcher Red' euch denn begaben,
Und heim euch führen an des Wohllauts Banden
Zu nördlichen aus ſüdlich ſchönen Landen.

Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, deß Boden hehr entſproſſen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Ritterthum ſchuf Kämpfer zu Genoſſen,
Für *Einen* Glauben wollten Alle ſtreiten,
Die Herzen waren *Einer* Lieb' erſchloſſen; —
Da war auch *Eine* Poeſie erklungen,
In Einem Sinn, nur in verſchied'nen Zungen.

Nun iſt der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, ſie der Barbarei zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit ſich erſonnen;
Was Ohnmacht nicht begreift, ſind Träumereien.

Doch, mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will nichts, was göttlich iſt von Art, gedeihen.
Ach! dieſe Zeit hat Glauben nicht noch Liebe;
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten;
Vergangenheit muß unſre Zukunft gründen.
Mich ſoll die dumpfe Gegenwart nicht halten;
Euch, ew'ge Künſtler, will ich mich verbünden.
Kann ich neu, was ihr ſchuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröthe künden,
Und ſtreu'n vor ihren Himmels-Heiligthumen
Der Erde Liebkoſungen, ſüße Blumen.

So wollen wir denn den Dichter, der wohl das Recht hat, eine neue Morgenröthe zu verkünden, auf ſeinem ſchönen und bedeutungsvollen Wege mit unſerm Dank und guten Wünſchen begleiten, und ihm in dieſer undichteriſchen Zeit die Worte des Petrarca zurufen, die dieſer prophetiſch geſungen zu haben ſcheint:

Am Himmel will kein mildes Licht mehr tagen,
Wodurch ſich ſonſt geſtaltet menſchlich Leben;
So daß man den zum Wunder ſieht erheben,
Der Quellen aus dem Helikon will ſchlagen.
Wer iſt, dem noch an Myrt', an Lorbeer läge?
Arm kommſt du, nakt, Philoſophie, geſchritten;
So ſpricht das Volk, nur trachtend zu gewinnen.
Wenig Gefährten auf dem andern Wege
Find'ſt du; drum muß ich, edler Geiſt, dich bitten,
Nicht fahren laß dein großgeherzt Beginnen. — —

VI.

Theater.

1) Königliches Nationaltheater.

Vom 28ſten September bis zum 28ſten Oktober wurden ein und funfzig einzelne Stücke gegeben; nämlich fünf Trauerſpiele und Tragödien, ſieben Dramen und Schauſpiele (darunter die natürliche Tochter einmal), acht Luſtſpiele und eine Poſſe, neun größere und kleinere Singſpiele, und das Intermezzo zweimal.

Außer dieſen folgende neue:

den 28ſten September: Beſonnenheit und Liebe, ein Luſtſpiel in einem Akt von Pigault Lebrun. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Herrn Herklots (viermal).

Den 6ten Oktober: Der Vater von ungefähr, ein Luſtſpiel in einem Akt. Aus dem Franzöſiſchen der Herren Pain und Vieillard vom Herrn von Kotzebue (dreimal).

Den 7ten: Die Schatzgräber, ein Singſpiel in einem Akt, von Hrn. Jäger. Muſik von Mehul (dreimal).

Den 13ten: Scherz und Ernſt, ein Spiel in Verſen, nach Dieulafoi gedichtet von Herrn Doktor Stoll (dreimal).

Den 15ten, zur Feier des Geburtstages S. K. H. des Kronprinzen:

Das Singſpiel, ein Singſpiel in einem Akt, nach dem Franzöſiſchen frei bearbeitet von Herrn Treitſchke. Muſik von Domeniko Della Maria (zweimal), und

Cervantes Porträt, ein Luſtſpiel in drei Akten, nach dem Franzöſiſchen des Dieulafoi (dreimal).

Den 16ten: Angiolina oder die Heirath durch Getöſe, ein komiſches Singſpiel in zwei Akten, aus dem Italiäniſchen. Muſik vom Herrn Kapellmeiſter Salieri (zweimal).

Am 2ten Oktober traten Herr und Madame Eunicke, mit großem Beifall empfangen, nach ihrer Reiſe zum erſtenmal im Singſpiel Titus auf.

Den 16ten ſprach zur Feier des Geburtstages J. K. M. der Königin Mutter Madame Meyer eine Rede.

Den 17ten ſpielte Herr Reinhard jun. vom Prager Theater den Marinelli in Emilia Galotti, und den 19ten den Baron St. George im Schwätzer.

2) Kritiſche Aphorismen über das Theater.

(Fortſetzung.)

Dritter Brief.

Das geſittete Ergötzen iſt alſo der wahre Geſichtspunkt, aus dem wir die Schaubühne betrachten müſſen, und alles Uebrige iſt vom Uebel. Wie muß uns der Schauſpieldichter dies verſchaffen? — Dieſe Frage drängt ſich unwillkührlich auf.

Ich trete vor die Bühne, und bringe den Willen, mich einige Stunden täuſchen *) zu laſſen, mit dahin. Bereit, Begriffe in Empfindungen zu verwandeln, unterwerfe ich mich frei dem angenehmen Betruge, eine Handlung nicht erzählen zu hören, ſondern anzuſehn. Der Dichter, der es unternimmt, für die Bühne zu arbeiten, errichtet mit mir einen ſchweigenden Vertrag, dieſe Täuſchung zu unterſtützen, und die Erfüllung dieſes Vertrags wird nun von ſeiner Seite unwandelbare Pflicht, von der ich ausgehn kann, ihn in dem ganzen Bezirke meiner Forderungen herum zu führen.

Es iſt unmöglich, ſich in einem Augenblicke nach Wien, in einem andern nach Conſtantinopel zu verſetzen. Mag der Dichter mit den handelnden Perſonen, die das Werk ſeines

---

*) Die Illuſion (ſagt Schiller vor ſeiner Braut von Meſſina), die man verlangt, wenn ſie auch wirklich zu leiſten wäre, würde immer nur ein armſeliger Gauklerbetrug ſeyn. Alles Aeußere bei einer dramatiſchen Vorſtellung iſt nur ein Symbol des Wirklichen; alles iſt ideal, und die Handlung ſoll real ſeyn, und ſo der Theil das Ganze zerſtören? —

Kopfes und — ſeiner Hände ſind, noch ſo viele Veränderungen vornehmen, das ſchadet nichts, meine Phantaſie kann ſich immer an etwas halten; denn der Thon darf nicht zu dem Töpfer ſagen: warum thuſt du das? Wenn er aber ſeine ihm von Gottes Gnaden gegebene Macht auch über die Zuſchauer ausdehnen, und über ſeine Füße gebieten will, ſo überſchreitet er die Grenzen ſeiner Macht, die wir ihm nicht einräumen können. Mag er reiſen, wie andre Erdenſöhne, oder gleich dem Doktor Fauſt durch die Lüfte, wir ſind nicht willens, ihm zu folgen. Die Täuſchung hört auf, Täuſchung zu ſeyn, wir ſind ruhig im — Hauſe, und belachen die Parodie.

Die Einheit des Orts iſt alſo eine Barriere, die der Schauſpieldichter nicht überſpringen darf, weil die Täuſchung, wozu er ſich gegen den Zuſchauer verpflichtete, hiedurch aufgehoben wird *).

Dieſe Unveränderlichkeit des Schauplatzes erſtreckt ſich ſogar auf die Zauberſtücke, die man ſeit einiger Zeit zu einem fruchtbaren Zweige der dramatiſchen Dichtkunſt gemacht hat. Wenn man nämlich die wunderwirkende Macht gewiſſer

---

*) „Die Kunſt iſt nur dadurch wahr, daß ſie das Wirkliche ganz verläßt, und rein ideal wird. Die Natur ſelbſt iſt nur eine Idee des Geiſtes, die nie in die Sinne fällt. — Bloß der Kunſt des Ideals iſt es verliehen, oder vielmehr, es iſt ihr aufgegeben, dieſen Geiſt des Alls zu ergreifen, und in einer körperlichen Form zu binden. Auch ſie ſelbſt kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre ſchaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und dadurch wahrer ſeyn, als alle

Menſchen oder Geiſter vorausſetzt, ſo ſehe ich nicht, warum uns ein ſolches Feenſtück nicht eben ſo wohl, freilich auf eine andere Art, vergnügen könnte, als ein Stück, was unter gewöhnlichen Menſchen ſpielt! Bin ich einmal mit dem Dichter eins geworden, daß es Weſen giebt, welche übernatürliche Veränderungen durch geheime Künſte zu Stande bringen können, ſo iſt es gar nicht mehr unwahrſcheinlich, daß plötzlich ein Pallaſt entſteht, wo vorher ein Schutthaufen war, daß ein blühendes Mädchen ſich in ein altes Weib, ein Zwerg in einen Rieſen verwandle, daß Bildſäulen ſprechen können. Das Reich des Wunderbaren ſteht dem dramatiſchen Dichter, nach meiner Meinung, unter dieſer Vorausſetzung nicht weniger zu Gebote, als dem epiſchen. Wenn im Homer Cupido in Geſtalt des Askan der Dido Liebe einhaucht, wie Ulyſſes Gefährten in Thiere verwandelt werden, ſo beleidigen dieſe Empfindungen eben ſo wenig das Gefühl, als den Geſchmack, weil ſie aus bedingten Hypotheſen fließen. Der Schauſpieldichter ſey alſo immerhin ein Zauberer, ich werde mich ſeiner Täuſchung gern leihen. Sobald aber ſeine Fee oder ſein Unthier durch Zauberei auch mich verändern, und mich mit ſeiner Perſon zugleich viele Meilen weit durch die

---

Wirklichkeit, und realer, als alle Erfahrung. — Es iſt hier kein anderer Ort, als der bloß ideale Raum, und keine andere Zeit, als bloß die ſtetige Folge der Handlung. Nur die Franzoſen, die den Geiſt der Alten zuerſt ganz mißverſtanden, haben eine Einheit des Orts und der Zeit, nach dem gemeinſten empiriſchen Sinne, auf der Schaubühne eingeführt." Schiller a. a. O.

Lüfte ſchleppen will, ſo weigere ich mich, ihm zu folgen, und wenn er mich ganz frei halten wollte. Ich ſehe die Schwäche ſeiner Gewalt, und glaube nun auch das Uebrige nicht mehr.

Wenn alſo ein Dichter, um die Geſchicklichkeit des Machiniſten zu unſerer Unterhaltung mit einzuflechten, eine Zauberkomödie verfertigt, ſo laſſe er uns Zeuge des Wunderbaren ſeyn, was ſeinen handelnden Perſonen begegnet, er wolle uns aber nicht ſelbſt mit ins Spiel ziehn. (?) Der Platz, wo wir uns befinden, ſey nach ſeinem bon plaisir bald eine Sandwüſte, bald eine Ebene; er laſſe, wenn ich mich ſo ausdrücken kann, und ſein Zauberſtab ſo mächtig iſt, Stambul und Pecking zu uns kommen, nur transportire er nicht ſeine Perſonen in einem Nu von Braunſchweig dorthin, und fordre nicht, daß wir ſie durch die Luft dorthin begleiten ſollen. —

Da die Einheit des Orts aus dem Grundſatze der Täuſchung abgeleitet wird, die Täuſchung aber ſelbſt nichts anders iſt, als eine lebhafte Vorſtellung des Wahrſcheinlichen, nach einer bedingten Vorausſetzung: ſo iſt es leicht, die wahren Grenzen dieſer Einheit zu finden, ſie muß die Täuſchung nicht vereiteln, und der Wahrſcheinlichkeit nicht widerſprechen *).

---

*) „Und eben darum, weil es hier nur auf eine vorübergehende Täuſchung abgeſehen iſt, ſo iſt auch nur ein Schein der Wahrheit oder die beliebte Wahrſcheinlichkeit nöthig, die man ſo gern an die Stelle der Wahrheit ſetzt. — Die wahre Kunſt aber hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgeſehen, es iſt ihr Ernſt damit, den Menſchen wirk-

Die zu ſtrenge Einheit des Orts, welcher ſich nach Ariſtoteliſchen Grundſätzen die Franzoſen von jeher unterworfen haben, iſt im Grunde wieder ein Fehler im umgekehrten Falle; denn ſie vereitelt die Täuſchung, und widerſpricht der Wahrſcheinlichkeit. Wie läßt es ſich denken, daß z. B. eine Verſchwörung in dem Zimmer, in dem Hauſe deſſen ſtatt finden wird, dem ſie gelten ſoll? Dies bewirkt einen Uebelſtand, ich möchte ſagen, einen Froſt, der ſich unwillkührlich jedem Zuſchauer mittheilt. Hier möchte man ausrufen: medium tenuere beati! Der Schauſpieldichter kann den Zuſchauer von einem Zimmer in das andere, von einem Platze der Stadt auf den andern führen, doch muß jede Verbindung des Orts nach der Logik des Wahrſcheinlichen zu berechnen ſeyn.

Wenn aber der Schauſpieldichter die Freiheit hat, den Platz ſeiner Handlung zu verändern, ſo iſt es billig, daß er ſie nicht mißbrauche, ſondern ſie nur gebrauche, um deſto mehr Spiel in das Stück zu bringen. Jede Veränderung, die ohne Noth geſchieht, bleibt nach dieſer Regel fehlerhaft. —

---

lich und in der That frei zu machen, und dies dadurch, daß ſie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die ſinnliche Welt, die ſonſt nur als ein roher Stoff auf uns laſtet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unſeres Geiſtes zu verwandeln, und das Materielle durch Ideen zu beherrſchen. — Darum errichtet ſie auf der Wahrheit ſelbſt, auf dem feſten und tiefen Grunde der Natur ihr ideales Gebäude."

Schiller a. a. O.

Vierter Brief.

Die willkührliche Täuſchung leidet nicht, daß die Begebenheiten anders auf einander folgen, wie ſie in der Wirklichkeit auf einander folgen können. Dies iſt das zweite Grundgeſetz, die Einheit der Zeit, nach welchem nicht etwa ſolche Begebenheiten an einander gereiht werden, die ſich wirklich in einem Zeitraume von vierundzwanzig Stunden zutrugen, ſondern, wo kein Widerſpruch vorhanden iſt, daß ſie ſich ereignen könnten.

Aber man nehme an — ich wähle abſichtlich ein Beiſpiel, wo der Uebelſtand ſichtbar in die Augen fällt — man nehme an, daß in einem Stücke zum Anfange ein Kronprinz geboren werde, dem die Seitenverwandten nach dem Leben ſtehn, um den Scepter an ſich zu reißen; im zweiten Aufzuge erſcheine der Prinz bereits fähig, die Waffen zu führen, er zeige einen mehr als männlichen Muth, und erflehe von ſeinem Vater die Erlaubniß, in den Krieg zu gehn; im dritten Aufzuge endlich führe er ſelbſt das Kriegsheer gegen ſeine Feinde, ſiege, komme im Triumphe zurück, beſteige den Thron, heirathe und — ſterbe. Da hier die Zeit ein nothwendiges Stück der Täuſchung iſt, müßte uns nicht ein Dichter, der dieſen Stoff ſo behandelte — und wirklich giebt es dergleichen — wider ſich aufbringen, und uns ſichtbar zum Beſten haben?

Die Zeiteinheit iſt alſo im Grunde nichts, als eine Anwendung des Geſetzes der Täuſchung, oder die beibehaltene und durchgeführte Beobachtung des Wahrſcheinlichen. Der Dichter muß den frappanteſten Zeitpunkt auffaſſen und ihn erſcheinen laſſen. Die weniger anziehenden, vielleicht zur

Haltung des Ganzen nothwendigen Auftritte können und dürfen nicht erſcheinen, ſondern müſſen erzählt werden.

Hieraus läßt ſich der Zeitraum für die Vorſtellung einer Handlung auf der Bühne genau beſtimmen. Terenz hat ſich der Freiheit nur einmal bedient, ein Stück von der Nacht des einen Tags bis in die Nacht des andern auszudehnen. Die beſten Schauſpieldichter beſchränkten ſich immer auf vierundzwanzig Stunden. Es ſcheint auch gar keine ausgedehntere Zeit erforderlich zu ſeyn, denn eine Begebenheit von längerer Dauer iſt der theatraliſchen Wahrſcheinlichkeit ganz unfähig. Welcher Zuſchauer könnte wohl die Selbſttäuſchung ſo weit treiben, über Geſchöpfe ſeiner Art Licht und Finſterniß einigemal abwechſeln zu ſehn, während er an demſelben Orte weder Schlaf, noch Hunger, noch ſonſt ein Bedürfniß der Menſchheit gefühlt hat.

Aus eben dieſer Quelle entſpringt die Einheit der Handlung, zu welcher den Dichter beinahe mehr ſein eigener Vortheil, als die Forderungen der Zuſchauer verpflichten. Seine Abſicht iſt, mich durch das ganze Stück in Spannung und Erwartung zu erhalten. Er läßt mich wünſchen, hoffen, fürchten, erſchrecken, alles, um meiner Theilnahme ſich zu verſichern. Ich bin es zufrieden, ſo lange mich nichts zerſtreut; mein Mitleiden, meine Freude gehört denen an, für welche er es zu erregen wußte. Plötzlich eröffnet ſich eine neue Ausſicht, er läßt jemand erſcheinen, der — entweder wichtiger iſt, als die Perſonen waren, die ich bis jetzt kannte, oder gleichwichtig oder unwichtig. — Im erſten Falle wende ich mich von den vorigen Perſonen weg, weil mich der wichtigere an ſich zieht, und das Hauptintereſſe iſt entkräftet. Im zweiten Falle wird meine Aufmerkſamkeit

Verlaſſens getheilt, und was getheilt iſt, wird — ſchwächer. Ganz unwichtige Geſchöpfe aber, wozu kommen dieſe auf den Schauplatz? — ich werde ſie nicht eines Blicks würdigen.

Soll alſo die Täuſchung erhalten werden, ſo leite der Dichter ſie auf eine Handlung, wo nichts ſie ſchwächt, oder abzieht. Kein eingeſchobener Zwiſchenfall, keine Perſon, die nur da iſt, um da zu ſeyn, und vielleicht einen Schauſpieler mehr dem Publikum zu zeigen, noch weniger zwei Handlungen, die durch ihr Durchkreuzen einen unangenehmen Knoten ſchürzen, und ſich wie ein Knäulfaden nur durch das Abhaspeln entwickeln. Episoden, ſeyen ſie auch noch ſo anziehend, hemmen jederzeit den Gang des Stücks; warum wählte der Verfaſſer ſie nicht zur Hauptfabel, wenn er ihnen ſo viel zutraute? —

Dieſe Bemerkungen weiter auseinander zu ſetzen, würde wider die Abſicht dieſer Briefe ſeyn, die Dich, mein Freund, nicht als Kritiker, ſondern als Liebhaber der Bühne über Deine Rechte belehren ſollen.

Fünfter Brief.

Der Zuſchauer kömmt vor die Schaubühne, einen Zeugen der Geſchichte abzugeben, nicht allein, ſie zu hören. Darin beſteht die theatraliſche Täuſchung, die erfordert wird, und ohne ſie iſt zwiſchen einem Buche, worin eine Handlung beſchrieben, und einem Schauſpiele, worin ſie aufgeführt wird, jeder Unterſchied verloren. Die ganze Macht der körperlichen Beredſamkeit, der Schauſpielerkunſt und der Mimik bleibt ohne Nutzen und Abſicht.

Ich will ſehn, **etwas vorſtellen ſehn.** Dieſer Ausdruck verweiſt den Schauſpieldichter zu einer ſeiner weſentlichſten, aber, wie ich zugleich geſtehn muß, ſchwerſten Pflichten, ſeine Perſonen nicht nur dialogiren, ſondern auch handeln zu laſſen.

Hat ein Dichter ſeinen Stoff glücklich genug gewählt, ſo beſteht der Faden ſeiner Handlung aus vorhergehenden Zufällen, und aus ſolchen, die in dem Zeitraume, worin er ſie uns zeigt, einfallen. Von dieſen letztern ſind einige ſo beſchaffen, daß ſie mit Wahrſcheinlichkeit unter die Augen gebracht werden können, oder nicht. Weil aber der Dichter den Zuſchauer, der Lebhaftigkeit wegen, in die Mitte der Geſchichte verſetzen muß, ſo muß er nothwendig die vorhergehenden Handlungen und Umſtände, die zum Verſtande der Sache unentbehrlich ſind, erzählen laſſen. Was für ein Mittel hätte er ſonſt, uns von dem Nachricht zu geben, ohne daß alles übrige für uns ein Räthſel bliebe?

Die Alten machten in dieſem Falle nicht viele Umſtände. Ein Vorredner erſchien und erzählte alles her. Wer glaubte wohl da, etwas zu ſehn? Aber dieſe Vorrede war auch kein Stück des Schauſpiels ſelbſt, und die Täuſchung nahm nur nach dem Prologe den Anfang *).

Die meiſten Schauſpieldichter bereiten ſich auf jeden Fall einen Vertrauten oder eine Vertraute, die dazu ganz gut

---

*) Eben aus dem Prologe wäre zu ſchließen, daß **Täuſchung** nicht die Abſicht der alten Tragödien war. Doch dieſe Prologen waren bei Euripides nur ein Nothbehelf, um ſeiner Expoſition zu Hülfe zu kommen, da er bei ſeinem (modernen) Zwecke der Rührung die alten Mythen mit unheiliger Willkühr behandelte. K.

ſind, daß ihnen eine Menge Umſtände erzählt werden, welche man ſo mit guter Art bei dem Zuſchauer an den Mann bringen will. Ei, ei! denke ich oft in den mehreſten franzöſiſchen Dramen, hatte Monſieur, Madame nicht eher Zeit, ihre Vertraulichkeit zu zeigen, als eben jetzt, da ich ſie mit hören muß? Der Betrug iſt hier wirklich zu fühlbar, und die Täuſchung leidet zu ſehr. Die beſte Art der Expoſition iſt mit dem Fortgange der Handlung, die hie und da Gelegenheit genug giebt, Beziehungen zu machen, die das nothwendige Licht in die Sache legen, und uns von vorigen Umſtänden unterrichten. —

Die Monologen ſind nichts anders, als Dialoge, deren ſich der Dichter als Hülfsmittel bedient, entweder den Zuſchauer von ſeinen geheimen Entwürfen zu unterrichten, oder einen vorhergehenden Auftritt mit einem folgenden zu verbinden. Da uns aber der Dichter, um nicht die Täuſchung aufzuheben, ſeine Bedürfniſſe wenig zu erkennen geben muß, ſo muß er ſo wenig Monologen, als nur möglich, in das Spiel bringen; denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein Menſch, der ſeine Vernunft nicht größtentheils verloren hat, ſich da hinſtelle, ſich ſeine eignen Gedanken laut vorzuſagen. Nur dann, wenn die Leidenſchaft ſtark geſpannt iſt, die Empfindungen des Herzens den Verſtand überwältigen, nur dann iſt ein Selbſtgeſpräch in kurzen, abgebrochenen Ausbrüchen möglich, vorzüglich, wenn die redende Perſon irgend einen Gegenſtand, eine Bildſäule, eine Grabſtätte findet, wodurch die verſchloſſene Empfindung leichter geöffnet wird.

(Der Beſchluß künftig.)

VII.

Poſtſcripte.

73.

Menſch.

Die Hebräer nennen die Weiber Menſchen (denn Enosch, Menſch, heißt in der Mehrzahl vorzugsweiſe: Weiber); die Franzoſen aber nennen den Mann — den Menſchen (l'homme). Was thun die Deutſchen? Sie halten es mit beiden, und brauchen Menſch für Weib und Mann. Ganz gewöhnlich iſt nämlich die Redensart: ein junger Menſch, für Bezeichnung männlicher — und noch gewöhnlicher der jetzt niedrige Ausdruck: ein Menſch, von weiblichen Perſonen. Ich ſage jetzt niedrig; denn daß er es ehemals nicht war, ſieht man aus einer Stelle des Buches:

> Ein ſchön Lied von eynem Ritter auß Steyermark genannt Trimunitas und von eines Künigs Tochter auß Denmark genannt Floredebel. Getruckt zu Nürnberg 1532

wo es heißt:

Der könig het ein tochter zart
keyn ſchöner Menſch geſehen ward
ein erb des königreiche —

Dieſen alten Gebrauch hat der Verfaſſer des goldnen Kalbes wahrſcheinlich nicht gekannt, weil er bloß bei dem Schimpflichen des Ausdrucks ſtehen bleibt; aber er macht darüber S. 5 des erſten Theils eine ſehr ſcharfſinnige Bemerkung:

> „Das Menſch, ſagt er, iſt wohl nur darum ein Schimpfwort, weil es die Bezeichnete außer die Grenzen ihres Geſchlechts deportirt, ohne ſie in dem Gebiete des andern Geſchlechts niederzuſetzen. Sie wird durch das Wörtchen das gleichſam vogelfrei gemacht.“ (Auch das Fräulein?) — „Ach, wie mancher Mann ſollte dieſe Verbannung nach der moraliſchen Cayenne dulden! — Aber die Männer haben die Grammatik gemacht.“

Vielleicht verfällt nächſtens ein eleganter Grammatiker darauf, die gemein gewordene Redeform, in honorem foeminarum, wieder zu veredeln; oder ein mürriſcher Moraliſt, ſie auch auf die Jünglinge anzuwenden.

J.

74.

Zu Brovdale in England überlebte neulich eine eingeſperrte Pute ohne Nahrung fünf Wochen, verlor aber von zwanzig Pfund an Gewicht ſechzehn. — — Mancher Engländer verliert erſt die Pfund, und dann erſt hungert er ſich bei vollem Gewicht zu Tode.

— l.

Anzeiger der Eunomia.

No. V. November 1803.

I. Anzeige für Aeltern und Erzieher.

Mit vollem Rechte iſt nachfolgendes vortreffliche, für die Jugend äußerſt nützliche Werk angelegentlichſt zu empfehlen, das ſo eben in Friedrich Maurers Buchhandlung zu Berlin erſchienen, und ſauber eingebunden für 3 Thlr. 12 Gr. in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu bekommen iſt:

Die Familie Bendheim.

Lehrreiche Unterhaltungen für die Jugend
von
K. Hahn,
Rektor der Königl. Garniſonſchule in Berlin.
(Mit 17 illuminirten Kupfern.)
In Taſchenformat.

Der Zweck des Verfaſſers iſt nämlich, die Vorſchriften der Moral und Weltklugheit auf ſo eine Art zu entwickeln, die dem Kindesalter am meiſten gefällt, und den tiefſten Eindruck zurückläßt. Gewöhnlich ſtehet bei Moralen in Beiſpielen die Nutzanwendung am Ende, und die Ueberſchrift zeigt ſchon, daß dieſes oder jenes Kapitel der Moral abgehandelt werden ſolle; in dem angezeigten Werke aber wird die Unterhaltung das wichtigſte ſcheinen, und die Moral, nach der

Anordnung des Ganzen, ſich den Leſern von ſelbſt aufdringen, indem ſie gelegentlich hingeworfen ſcheinet, in der That aber nothwendig aus dem vorhergegangenen ſich ergiebt. Der Verfaſſer glaubet als Schulmann, der verſchiedene Erfahrungen gemacht hat, die Kindesſeele in dieſer Hinſicht richtig bemerket und beurtheilet zu haben, daß alles beiläufige mehr Eindruck auf das Kind macht, als das jetzt von dem Lehrer beabſichtigte. Es iſt auch ganz natürlich: denn das beiläufige iſt dem Ideengange der Zuhörer mehr angemeſſen. Der Verfaſſer hat ſich nun auch in den Ideengang der Kinder bei ſeiner Arbeit gedacht, und nicht damit zufrieden, die letzte noch mit Kindern geprüft, und ganz nach dem Erfolge abgeändert, erweitert oder verkürzt. Zugleich führet er ſeine jungen Leſer auf diejenigen Fehler zurück, die zu kleinlich und gewöhnlich ſcheinend meiſtentheils überſehen werden; aber den Keim zu vielen gröbern Fehlern enthalten. Dabei ſollen mancherlei ſchwere Begriffe aus dem gemeinen Leben erkläret, und viele neue Anſichten aus dem Naturreiche gegeben werden. Endlich ſind noch der Abwechſelung wegen Räthſel und Fabeln eingeſtreuet, welche ganz das Gepräge der Neuheit haben werden. Die Eintheilung des Ganzen iſt folgende: In mehrern Kapiteln wird das häusliche Leben einer Landpredigerfamilie erzählet, wobei der Dialog oft gebrauchet worden iſt. Die Kinder, als Hauptperſonen, erſcheinen bald gut, bald fehlerhaft, doch ſo, daß man ſie mit allen ihren Fehlern, und bei der großen Verſchiedenheit ihres Charakters lieben muß. Die Aeltern zeigen ſich, wie natürlich, immer von der beſten Seite. Die Erzählung und das Geſpräch ſind nicht immer gleich, Ernſt und Laune wechſeln nach dem zu verarbeitenden Stoffe ab. Damit man aber im Voraus wiſſe, was zu erwarten ſey, ſoll ein Theil des Inhaltes ausführlich hier folgen.

1. Kapitel. Blick in die Familie Bendheim — Großvater. — Minna. — Eduard. Die Federn fliegen in der Luft. — Das erſchlagne Hünchen. — Karl. — Adelheid. — Vater, Mutter. Ueber die Auflöſung der Sinn- Wort- und Buchſtabenräthſel. — Räthſel.

2. Kapitel. Der Strohhut. — Veranlaſſung der Unterhaltung. — Journal. — Entweder der Arm oder das Leben. Man muß ſein Leben auf jede Art zu erhalten ſuchen — Nichts iſt in unſerm Schickſale eine Kleinigkeit. — Geſchichte des Strohhutes — der Vetter Alkmar in Buchheim — der Sturm nimmt Auguſten den Hut. — Das Gewitter ſchlägt in Buchheim ein — die alte Muhme verbrennet. Der ſchönſte Tod iſt der, wenn man als rechtſchaffener Menſch ſtirbt. — Der Hut rettet Auguſten. — Nach zehn Jahren reiſet der Großvater mit einem Kaufmanne; der erzählt, daß er durch einen Strohhut glücklich geworden ſey. Schlaf unter der Eiche. Strohhut bleibt am Strauche hangen. Im Strauche ein fürſtliches Petſchaft. Parforcejagd Belohnung Kammerhuſar. Kaufmann glücklich. Großvater wird Prediger. — Räthſel.

3. Kapitel. Der Fiſchfang. Einladung nach Louiſenbrunn. Erſte Ueberraſchung: der gräfliche Poſtzug — der Kutſchbeck. Man muß immer offen handeln. — Zweite Ueberraſchung: Agnes als Fiſcherinn. — Ein Fiſcherliedchen. Dritte Ueberraſchung: der große Karpfen. Der Knabe im Fiſchbauche. — Der Louiſenbrunner See. Das Rudern auf dem Lande. — Der Fiſchzug. — Vierte Ueberraſchung: die Bauern. Fünfte Ueberraſchung: die Gartenthür. — Verſchiedene Art Fiſche zu fangen. Der Lachsfang. — Die Chineſen. — Die Tuſche. Der Dintenwurm. — Der chineſiſche Fiſchvogel — der Fang mit dieſem Vogel. — Der Honigkukuk und Honigdachs. — Räthſel.

4. Kapitel. Die Reiſe nach dem Jahrmarkte. — Wie es gewöhnlich auf dem Jahrmarkte mit den Kindern

hergebet. — Seyd zufrieden mit dem, was ihr habet. — Geſchichte der drei Brüder. — Vetter Limburg. — Der neue Wagen. — Eduard hat Recht. — Der Mond. Eduard betet. — Abreiſe. — Die Soldaten auf dem Marſche Ein alter Freund Holdenburg. Er mußte ſeinen Freund dem Tode nahe bringen, um ihn nach 14 Jahren vom Tode zu retten. — Eine Räubergeſchichte. — Einkehr in Fichtenthal. — Das Kalb mit zwei Köpfen. — Das todte Kind aus Wachſe. Wer nichts geben will, darf auch nicht zuſehen — Fortſetzung der Reiſe. Wie Holdenburg ſeinen Freund dem Tode nahe brachte. Was iſt ein Doktor? — Räthſel.

5. Kapitel. Die Ankunft in der Stadt. Die Bettelknaben auf der Kutſche. — Limburgs Kinder. Vetter Limburg und ſeine Frau. Wilhelms Stube. In guten Büchern zu leſen iſt nicht Mode. — Euch muß jeder Tag wichtig ſeyn, an dem ihr etwas lernen könnet. Die Mahlzeit. — Verlegenheit. Die Artiſchocken. Der zerbrochene Teller. Drei Stückchen Lachs. — Der Gang auf den Jahrmarkt. Der Zuckerbäcker. Augen und Naſe zu. — Glücksſpiel. — 24 Pfefferkuchen. Eduard gewinnt ſo viel, daß er nichts mehr hat. — Karl leihet ihm, und Wilhelm borgt — Die Schweſtern weinen. — Eßt! ich geb' es gern. — Die Aeltern an der Schumacherbude. Beſchämung. Eduard ſpielt noch einmal; großer Gewinn. — Der undankbare Knabe. Ihr habt die Sache nur ſchlimmer gemacht. Beitrag für Abgebrannte zur Beruhigung. Wilhelm iſt verſchwunden. — Abſchied von Limburgs. — Räthſel.

6. Kapitel. Die Rückreiſe. Der Knabe auf der Wagendeichſel. Traurige Folgen der Nachahmung. Die Gans ausnehmen, der Aderlaß. — Die untergehende Sonne. — Dankbarkeit. Die dankbare Hirtenfrau. — Räthſel ꝛc. —

Man muß kurz werden, und kann nur die Ueberſchriften der Kapitel noch anführen.

7. Kapitel. Die Wundermenſchen. Darin beſonders die engliſchen Kruſtenmänner.

8. Kapitel. Der umgeſetzte Ofen, oder man muß alles lernen, wozu man Gelegenheit hat.

9. Kapitel. Die Katzen.

10. Kapitel. Der engliſche Kronprätendent, Karl Eduard, auf ſeiner Flucht.

11. Kapitel. Der Hauſen und ſein Fang.

12. Kapitel. Die Geſchwiſterliebe.

13. Kapitel. Die Seeſchnecken. Hierbei unter andern die Abbildung der Schnecke cedo nulli, deren Exemplar, als das einzige, bis jetzt entdeckte, ſich in einem Berliner Kabinette befindet.

Vorſtehende Inhaltsanzeige wird das Publikum hinlänglich unterrichten, wie mannichfaltig, unterhaltend und lehrreich dies Werk des Herrn Verfaſſers iſt, der ſich ſchon durch andere Schriften für die Jugend allgemeinen Beifall und Ruhm erworben hat.

II. Anzeige für Aeltern und junge Frauenzimmer.

Allen jungen Frauenzimmern, denen es darum zu thun iſt, Herz und Verſtand zu bilden, und allen Aeltern, die ihren guten Töchtern ein angenehmes Weihnachtsgeſchenk machen wollen, kann nachfolgendes, von einer geiſtvollen Verfaſſerin herausgegebene ſchätzbare Buch, das für 18 Groſchen in allen Buchhandlungen zu haben iſt, als ſehr zweckmäßig empfohlen werden:

Eliſens von Honau
und
ihrer Erzieherin, Eulalie Waller,
Unterredung in Briefen.

Allen gefühlvollen Mädchen
bei ihrem Eintritt in die große Welt
gewidmet.
Mit einem Titelkupfer.
8. Berlin, bei Friedrich Maurer, 1803.

In Friedrich Maurers Buchhandlung zu Berlin iſt vor wenigen Tagen im Druck erſchienen:

Gedächtnißrede
auf den wohlſeligen
Königlich-Preußiſchen Staatsminiſter
Herrn
Ant. Friedrich Freih. von Heinitz.

In
der öffentlichen Verſammlung
der
Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften
gehalten
von
Dr. Karl Abraham Gerhard,
Königl. Geheimen Ober-Finanz-, Krieges- und Domainenrathe, Mitgliede der Königl. Geſetzkommiſſion, der Königl. Akademieen der Wiſſenſchaften und bildenden Künſte, und mehrerer Akademieen und gelehrten Geſellſchaften.

---

gr. 8. Berlin, 1804. (Preis 5 Groſchen.)

Anzeige

für ſämtliche reſp. Pränumeranten und Subſcribenten
auf den zweiten Band
der

Geographie und Statiſtik
von
Weſt= Süd= und Neuoſt=Preußen

von
A. C. von Holſche,
Königl. Preuß. Geheimen Juſtizrath und Regierungsdirektor
in Bialyſtock.

Dieſer zweite Band, welcher Südpreußen enthält, iſt nun, ſo wie die dazu gehörige, von dem Herrn Geheimen Kriegs=Sekretär **Sotzmann** mit größtem Fleiße und Genauigkeit gezeichnete vortreffliche Karte, welche Weſt=Süd= und Neuoſt=Preußen nach den neueſten Vermeſſungen enthält, erſchienen, und kann von allen reſp. Pränumeranten, gegen Zurückgabe der Pränumerationsſcheine, in **Friedr. Maurers** Buchhandlung zu **Berlin** abgefodert werden. Der Verkaufspreis dieſes zweiten Bandes nebſt der Karte iſt nun 2 Thlr. 16 Gr., wofür er in allen Buchhandlungen zu bekommen iſt.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

December 1803.

I.

Ueber den Oupnek'hat *),
das
geheime Religionsbuch der Indier.

Von
Joh. Horn in Göttingen.

Die vielen Nachrichten, die wir ſeit Cteſias über die Religion der Indier bekommen haben, enthielten, wenn man ſie unter einander verglich, zu viele Abweichungen und Wider-

---

*) Der Titel dieſes für die Religionsgeſchichte ſehr wichtigen Werkes iſt: *Oupnek'hat* (i. e. secretum tegendum) opus

ſpräche, als daß man ſie hätte in Harmonie bringen, und die ächte Indiſche Religion daraus kennen lernen können.

Schon die vielen Wunder, welche uns Cteſias *) von Indien erzählt, erwecken kein günſtiges Vorurtheil für die Glaubwürdigkeit der Nachrichten von der Religion dieſes Landes. Was Herodot uns über dieſen Gegenſtand ſagt **) iſt zu unbedeutend und fragmentariſch. Mehr Fleiß wandten die gelehrten Begleiter Alexanders auf die Kenntniß der merk-

---

in ipsa India rarissimum, continens antiquam et arcanam, seu theologicam et philosophicam doctrinam e quatuor sacris Indorum libris (*Rak Beid*, *Djedjr Beid*, *Sam Beid*, *Athrban Beid*) excerptam, ad verbum e persico idiomate samskreticis vocabulis intermixto, in latinum conversum; dissertationibus et annotationibus difficiliora explanantibus illustratum, studio et opera *Anquetil du Perron*, Indico-Pleustae, inscript. et humanarum litterarum Academiae olim pensionarii et directoris.

Quisquis Deum intelligit, Deus fit.
Oupnek'hat Mandek, tom. 1. p. 393.

Tomus I. Argentorati, typis fratrum *Levrault*; Parisiis apud eosdem. IX (1801). 870 pag. 410. Bei uns iſt dieſes Werk noch nicht bekannt geworden. Die franzöſiſchen Journale (z. B. La Décade philosophique An 9. n. 20. S. 124. 125.) kündigten es ſchon unlängſt an, als eine production unique en son genre, et qui doit faire époque dans le XIX siècle, als le fruit d'une réclusion volontaire de *trois ans* de l'Auteur, das ſonſt ſeit faſt vier Jahren unter der Preſſe war. Vgl. auch Magazin encyclopédique, 1802, tom. 3. pag. 173.

*) Indica *Ctesiae*, cap. 6. 8. 10. 12. 18. 20. 23. 30.

**) *Herodot*. libr. 3. c. 98.

würdigen Indiſchen Religion, beſonders Nearchus und Oneſicritus. Allein dieſe ſcheinen mit allen Alten, die über Indien geſchrieben, ſich die Hand darauf gegeben zu haben, ſtatt Wahrheit nur Mährchen und lächerliche Fabeleien zu berichten, daß z B. die Indier oft nur drei bis vier Spannen hoch wären, daß ſie oft keine Naſen und Ohren hätten u. dgl. m. *) Mit Recht könnte man in den neuern Reiſebeſchreibern beſſere und wahrere Aufſchlüſſe über die Indiſche Theologie erwarten; allein auch ſie ſind unter ſich abweichend und lückenhaft, wie dies leicht ſchon aus Prieſtley's Buche: Vergleichung der Religion des Moſes und der Hindus, erhellen mag. Viele von ihnen hatten ſchon, ehe ſie zu den Indiern kamen, ein günſtiges oder ungünſtiges Vorurtheil für ſie gefaßt, und trugen dann ihre Lehre ſo vor, daß ſie Bewunderung oder Verachtung bei andern erzeugen möchte. Dies iſt ſelbſt auf Holwell, einen ſonſt gewiß ſehr braven Mann, der dreißig Jahre in Bengalen geweſen war, anwendbar; ihm erſcheint die Religion der Indier als die wahreſte und einzig-richtige, und ihre Sittenlehre als die reinſte und wirkſamſte **). Sicherer ſind die Nachrichten, die uns der um die politiſche und literariſche Geſchichte Indiens ſo hoch verdiente Jones mittheilt ***), und beſonders die des Bru-

---

*) *Strabo* pag. 710. u. 14. 687. *Arrian*, Exped. Alex. IV, 10. 28. V, 2. 3. 5. Indic. 7. 8. 9.

**) Man ſehe: *J. Z. Holwell*, Interesting historical Events of Bengal. London, 1766. Deutſch: Leipzig, 1780. 8.

***) Z. B. in ſeinen reichhaltigen Dissertations and miscellaneous pieces, relating to the history and antiquities, ders Paullinus, eines Miſſionairs der Römiſchen Propaganda, der, wie er ſelbſt ſagt, mit verſchiedenen gelehrten Brahmanen ſehr genau bekannt war *). Nur möchten dieſe ihm, wie mehreren Andern, wohl mehr Commentare über die ächten Indiſchen Religionsbücher, als dieſe ſelbſt vorgelegt haben. — Daraus würden ſich am beſten die Widerſprüche, die man bei Vergleichung der neuern Nachrichten über Indien findet, erklären laſſen Darſtellungen der Indiſchen Religion, nicht aus der ächten, lautern Quelle derſelben, ſondern nach der beſondern Auslegung einzelner Männer, die vielleicht auch ganz verſchiedenen Secten (deren es allerdings bei den Indiern giebt) anhingen, müſſen nothwendig unter ſich abweichend ſeyn.

Aber die ächte und wahre Indiſche Religion haben wir nun durch eben den Anquetil kennen gelernt, der 1769 — 71 die fünf Quartanten des Zend-Avesta franzöſiſch herausgab. Er hat ſie uns aus den Veda's, dieſen Hauptbüchern der Religion und der Wiſſenſchaften der Indier, vorgetragen, welche, nach den Angaben der Indier, noch vor Moſes geſchrieben ſeyn ſollen, aber bisher in Europa ſo unbekannt waren, daß man geglaubt hat, ſie wären in Indien nicht

---

the arts, sciences and literature of Asia. London, 1792. Vol. 1. u. 2. Deutſch: Riga, 1795.

*) Von ihm hat man das: Systema Brahmanicum liturgicum, mythologicum, civile. Ex monumentis Indicis Musei Borgiani Velitris, dissertationibus historico-criticis illustravit Fr. Paullinus a S. Bartholomeo. Romae, 1794. 4.

mehr zu finden *), oder ſie hätten überhaupt nie exiſtirt **). Allein ſie befanden ſich wirklich, entweder vollſtändig oder im Auszuge, auf der Nationalbibliothek zu Paris, nur in der Grundſprache, dem Samſcrit. Das Samſcrit iſt die alte Sprache Perſiens und Indiens, ſie iſt die liturgiſche und gelehrte Sprache der Brahmanen, ſehr ausgebildet und vollkommen; ſie iſt die Mutter von zwölf lebenden Sprachen †); in ihr exiſtiren noch jetzt eine zahlloſe Menge alter wiſſenſchaftlicher und literariſcher, poetiſcher und proſaiſcher Werke; — nur treibt man ſie nicht in Europa, und in Frankreich war bisher keiner, der durch die Kenntniß derſelben die Schätze der Pariſer Bibliothek hätte gemeinnützig machen können ††).

Unter dieſen Umſtänden muß Anquetils Oupnek'hat, dieſe lateiniſche wörtliche Verſion einer perſiſchen Ueberſetzung der vier Vedas, welche die alte geheime Theologie und Phi-

---

*) **Sonnerat**, Voyage aux Indes, tom. 1. pag. 214. De Sainte-Croix, Observ. prélim. sur *l'Ezourvedam*, tom. 1. pag. 111. Supplément aux Recherches sur les Arts de la Grèce, par *d'Hancarville*. Londres, 1785. p. 38.

) Der gelehrte **Paullinus hält ſich in ſeinem Systema Brahmanicum p. 281. über die Engländer und Franzoſen auf, die von den Veda's als wirklich exiſtirenden Büchern geſprochen haben.

†) *Paullinus*, de Antiquitate linguae samscrdamicae. Romae, 1798. 4.

††) Dies wird nun **Fr. Schlegel** in Paris thun, der ſich jetzt faſt ausſchließend mit dem Samſcrit beſchäftigt. H.

loſophie enthält, in einem hohen Grade das Intereſſe und die Aufmerkſamkeit eines jeden Freundes der Literatur auf ſich ziehen. Die Natur des Gegenſtandes, das Alter des Syſtems, ſeine auffallende Aehnlichkeit mit andern ältern und neuern Religionen, der berühmte Name, und die tiefe Gelehrſamkeit des Ueberſetzers, ſeine Reiſe nach Indien, ſein langer Aufenthalt daſelbſt, um mit bewundernswürdiger Entſagung alte Denkmähler aufzuſuchen und die Wiſſenſchaften weiter zu bringen, ſein ſtoiſches Leben, ſein arbeitſames Alter, ſein lebendiger Styl, ſeine großen, kühnen und tiefen Gedanken, ſeine nicht ſelten gegen die franzöſiſche Revolution gerichteten Betrachtungen, wie die Anſpielungen auf ſie, die gelehrten hiſtoriſchen und literariſchen Unterſuchungen, philoſophiſche, theologiſche und politiſche Bemerkungen, mit welchen er dieſes neue Werk ſeiner Feder bereichert hat; — alles in dieſem Werke reizet die Neugierde ſeiner Leſer.

Der Oupnek'hat war in Europa unbekannt, als Anquetil ihn 1778 ankündigte, und eine Ueberſetzung verſprach, die nunmehr erſchienen iſt *). Man findet ihn einmal in den Asiatick Researches **) angeführt; und Herr White, Profeſſor der arabiſchen Sprache zu Oxford, hat in engliſcher Sprache einige Fragmente davon im Jahr 1783 drucken laſſen. Herr Halhed hat im Jahre 1781 ein Fragment in engliſcher Sprache herausgegeben ***), und Paullinus hat in einem 1793 herausgegebenen Buche von dem Oupnek'hat als einem durch Interpolationen ſo verunſtalteten Buche geſprochen, daß es kein Licht über die Religion und Philoſophie der Indier verbreiten könne *). Dies iſt die Meinung eines Mannes, der zwar zu den größeſten Orientaliſten gehört, aber auch zu den abſprechendſten Schriftſtellern; die That eines Anquetil hat ſie am beſten widerlegt, von welcher es dem Publikum nicht unangenehm ſeyn wird, einen etwas umſtändlichen Bericht zu erhalten. Das ganze Werk des berühmten Mannes wird wohl nur, da es ſehr theuer iſt, in öffentliche Bibliotheken, und in einige Privatbibliotheken einiger weniger Freunde der Religionsgeſchichte kommen. Den Hauptinhalt wollen wir daher hier in einer bequemen Ueberſicht mittheilen, und laſſen demnächſt vielleicht eine Ueberſetzung des ganzen Werkes folgen, wenn wir im Stande ſeyn ſollten, dieſes wohlfeiler, als das Original zu liefern.

---

*) Législation orientale. Paris, 1778 p. 21.

**) Tome 1. p. 346.

***) Man ſehe ſeinen Code des Lois de Gentoux. Paris, 1788. p. XV.

Der erſte bis jetzt nur erſchienene Band des Oupnek'hat fängt mit einem Avertiſſement und einer einleitenden Abhandlung an, welche 300 Seiten einnehmen. Es folgt

---

*) „*Bhagavat Ghita* quem *Wilkins*, et *Oupnek'hat* quem *Anquetil du Perron* nullo samscrdamicae grammaticae et lexici adminiculo praediti converterunt, tam aperte vagis et errantibus additionibus scatent, ut ex iis indicae gentis religio et philosophia non solum dignosci nequeat, sed etiam majoribus tenebris maneat involuta." Musei Borgiani Velitris codices MM. SS. Avenses, Peguani, Siamici, Indostani, auctore Paulino a S. Bartholomaeo. Romae, 1793. p. 6.

die Vorrede des perſiſchen Ueberſetzers, dann 300 Seiten des Oupnek'hat mit kurzen Anmerkungen; und dieſer Theil enthält nur erſt die ſechs erſten von den funfzig Abſchnitten der Perſiſchen Ueberſetzung. Es folgen andere Anmerkungen, Abhandlungen und Verbeſſerungen, die 400 Seiten einnehmen.

Nach dem Vorbericht ſchickte Bernier, ein franzöſiſcher Banquier, dem Herrn Anquetil das perſiſche Manuſcript des Oupnek'hat im Jahre 1775, von Seiten des verſtorbenen Herrn Gentil, franzöſiſchen Reſidenten zu Faiſabad. Nach dieſem Exemplar und einem andern, welches Anquetil aus eben der Stadt und von eben demſelben Gelehrten erhielt, iſt dieſe Ueberſetzung ausgearbeitet. In England exiſtiren von eben dem Werke noch zwei perſiſche Handſchriften, welche dem Herrn Bougthon Rouſe, ehemaligem Gouverneur von Bengalen, gehören, und aus welchen Herr White Fragmente in engliſcher Sprache hat drucken laſſen; nur mit weniger Genauigkeit, wie hier deutlich gezeigt wird.

Nach Anquetil hat der Verfaſſer des Oupnek'hat über 2000 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung geſchrieben; in verſchiedenen Anmerkungen ſucht er dieſes näher zu beweiſen.

Die einleitende Abhandlung enthält eine räſonnirende Vergleichung der Philoſophie und Theologie des Oupnek'hat mit der mehrerer berühmter Rabbinen, einiger alten chriſtlichen Lehrer, catholiſcher und nicht catholiſcher Theologen, und verſchiedener neuer Schriftſteller. Es ſoll ſich daraus ergeben, daß die Jüdiſchen Dogmen unter dem Namen der orientaliſchen Philoſophie von den Indiern zu den Perſern *), von den Perſern zu den Griechen, von den Griechen zu den Römern ſich fortgepflanzt haben.

Aus der Vorrede zu der (von dem Prinzen Mohammed Dara Schakoh beſorgten) perſiſchen Ueberſetzung des Oupnek'hat, führen wir nur folgendes an; ſie ganz zu überſetzen würde zu lang und unnütz ſeyn.

„Im Jahre Chriſti 1640 reiſete Mohammed Dara „Schakoh **) in dem ſchönen Lande Cachemire, und „fand da Molaſchah, den gelehrteſten unter den Islamiten. Er ließ ſich alsdann myſtiſche Schriften holen, um „ſich über die Lehre von der Vereinigung mit Gott zu belehren, welche im Coran dunkel iſt. Er ließ ſich dann das „Geſetz Moſis, die Pſalme Davids und die Evangelien „bringen. Allein er fand in dieſen göttlichen Schriften „nichts deutliches, und nahm nun zu Indiſchen Schriften „ſeine Zuflucht. Eine alte Caſte bei den Indiern redete beſonders viel von der Vereinigung des Menſchen mit Gott. „Bei dieſer wurden die vier Vedas vorzüglich geſchätzt, man „ſetzte ſie über alle göttliche Bücher, ſagte, ſie wären den „Propheten vom Himmel geſchickt, und enthielten die wahre

---

*) Oder vielmehr umgekehrt, wie ich dies im erſten Theile meiner Preisſchrift „über die bibliſche Gnoſis" erwieſen habe.

**) Er war der älteſte Sohn des Kaiſers Schachdjehan, und Bruder des Aurengzeb, der ihn 1657 tödten ließ. M. V. *Catrou* hist. génér. de l'emp. du Mogol, 1715. t. 2. p. 39. und 204.

„Lehre von der Vereinigung mit Gott. Das Beſte aus ihnen enthält der Oupnek'hat, der aus ihnen zuſammengezogen iſt. Beſeelt von dem Eifer für Wahrheit entſchloß ſich der Prinz, nun dieſes Werk ins Perſiſche überſetzen zu laſſen, und ihn den Islamiten mitzutheilen. Im Jahre 1656 ließ er Gelehrte aus der Schule von Benares kommen, und dieſes alte und vortreffliche Werk ins Perſiſche überſetzen."

„Wer dieſes Buch lieſet und verſteht, mit Reinigkeit und Einfachheit des Herzens, als eine Ueberſetzung des Wortes Gottes, wird eines unendlichen Glückes genießen."

Das Syſtem des Oupnek'hat iſt ein wahrer Miſchmaſch von Spinozismus, Pantheismus, Theoſophismus, Quietismus und ſelbſt Idealismus. Es iſt zwar mit Geſchichte und Mythologie, mit Indiſchen Sitten, mit phyſiologiſchen und metaphyſiſchen Ideen, die mehr oder weniger genau ſind, mit myſtiſchen und allegoriſchen Phraſen vermiſcht, iſt daher oft ſchwer zu begreifen, und ſcheint oft nur Träumereien oder ernſthafte Thorheiten zu enthalten. Es enthält aber auch zugleich eine Menge der vortrefflichſten religiöſen und moraliſchen Ideen, welche unabhängig von den Syſtemen, an welche ſie in dieſem Werke geknüpft ſind, beſtehen können.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen über den Oupnek'hat, wollen wir hier ſeinen Inhalt über einige der intereſſanteren Punkte darlegen. Wir wollen unſern Auszug unter die vier Rubriken: Gott, die Schöpfung, gute und böſe Engel, die Welt, die Menſchen, bringen, und mit Zahlen auf die Brahmen *) zurückweiſen, wo man den Text der lateiniſchen Verſion, von welcher wir hier eine Ueberſetzung oder Analyſe verſuchen, finden kann. Wahr iſt es allerdings, was ein Correſpondent in Schlegels Europa ſagt: „des alten Anquetils dü Perron „lateiniſche Ueberſetzung des Oupnek'hat iſt allerdings eine „merkwürdige Erſcheinung, nur herrſcht darin eine „ziemlich undurchdringliche Dunkelheit **).“ Wenn man ſich nicht vorher etwas mit der Indiſchen Religion bekannt gemacht hat, ſo kann man hier manche Bogen leſen, und verſteht von Allem nichts. Iſt man aber auch im Allgemeinen mit der Theologie der Indier bekannt, ſo hat das Verſtehen dieſes Buchs dennoch viele Schwierigkeiten, weil Anquetil zu wörtlich nach dem Perſiſchen überſetzt hat, die perſiſche Sprache aber von der lateiniſchen, und noch mehr von der teutſchen, ihrem Geiſte nach, verſchieden iſt. Hie und da kommt auch Einiges vor, was ſich zu widerſprechen und nicht genau zuſammenzuhängen ſcheint; dieſes zu vereinigen und zu verbinden, wird man nicht von uns verlangen.

1. Gott.

„Er iſt der Schöpfer; ſein geheimer Name iſt Oum, „den man in drei Malen ausſprechen muß. Haſt du dieſes

---

*) So heißen die einzelnen philoſophiſchen oder moraliſchen Parthien der funfzig Abſchnitte des Oupnek'hat.

**) Europa, eine Zeitſchrift von Fr. Schlegel. B. 1. Heft 2. S. 115.

Wort gehört, ſo denke ſogleich darüber nach, denn es iſt ein unvergleichliches Wort. Darum ſpreche man ihn im Samaveda (Samscrit. Name des erſten Veda) laut und mit Wohlklang aus."

„Dieſes Wort begreift die drei Veda's. Man ſpricht nicht von dem vierten, denn er hat in den drei andern ſeine Quelle; er iſt nach ihnen und aus ihnen entſtanden (12)."

„Man nennt Gott auch Atma, d. h. die Seele vorzugsweiſe; ferner die Weltſeele, die Seele der Seele (p. 21); pram atma d. h. die erſte Seele; Karta d. h. der Wirkſame vorzugsweiſe; antidjanis d. h. das einzige Weſen; anandsroup d. h. Freude ohne Ende (65. 82. 83. 84. 86)."

„Er erfüllt alles; er iſt in allem, und über alles; er hat alles gemacht; er verdankt ſein Daſeyn keinem andern; er iſt unſterblich; er hat keine innern und äußeren Sinne; er iſt rein, das feinſte aller Weſen; das einzige und allgemeine Weſen (81)."

Folgendes Gebet enthält die älteſten Vorſtellungen der Indier über die Gottheit:

„Du biſt Brahma, Vichenou, Rudra *); du biſt Pradjapat **), du biſt das Feuer; du biſt Deiuta †); du biſt die Luft; du biſt Andr ††); du

---

*) Name der drei Kräfte Gottes, als Schöpfer, Erhalter und Zerſtörer betrachtet

**) Inbegriff der groben Elemente.

†) Collectivum für gute Genien und Engel.

††) Der König, das Haupt, der Wächter der guten Genien.

„biſt der Mond; du biſt die Nahrung; du biſt Djam *); du biſt die Erde; du biſt die ganze Welt; du biſt der Aether; du biſt dem Irrthum nicht unterworfen; du biſt das Geſetz und die Welt. O Herr der Welt! Dir gebühret Unterwerfung. O Seele der Welt, der du die Welt zerſtöhreſt; der du das Vergnügen der Welt koſteſt. O Leben der Welt, die innere und äußere Welt ſind das Spiel deiner Macht! Du biſt der Herr. Weltſeele! Dir gebührt demüthige Unterwerfung. O du, der verborgenſte unter allen verborgenen Dingen! o du, erhabener, als unſre Gedanken und Begriffe, du haſt weder Anfang noch Ende! Dir gebührt demüthige Unterwerfung (67)."

„Die Weltſeele begreift alle Zeiten; ſie iſt allenthalben gegenwärtig. Aber ſo wie ſie das Geſicht der Geſichter, das Gehör der Gehöre, der Gedanke der Gedanken, die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften iſt, ſo kann ſie nicht verſtanden, begriffen, vernommen werden, da ſie das Princip und die Wurzel von Allem iſt (35)."

„Das allgemeine Weſen iſt nicht Ton, Geruch u. ſ. w.; es bleibt in ſich ſelbſt; was wir durch unſere Sinne zu begreifen ſcheinen, iſt nur Schein."

„Der Schöpfer iſt die Zeit. Er hat zwei Formen; die eine die Zeit, die andre ohne Zeit. Vor der Sonne gab es keine Zeit; ſeit die Sonne exiſtirt, exiſtirt auch die Zeit."

„Es giebt verſchiedene Theile der Zeit. Der Augenblick, der Gheri (24 Min.), die Stunde (60 Min.),

---

*) König, Wächter, Haupt der Seelen der Todten.

„der Pher (welches der achte Theil des Tages iſt), dann der Tag, die Nacht, das Jahr,) welches aus zwölf Monaten beſteht)."

„Die zwölf Monate werden in zwei Theile getheilt. Der erſte begreift die ſechs Monate, in welchen die Sonne nach Norden zugeht, von dem Zeichen des Steinbockes bis zu dem der Zwillinge; das iſt die Zeit der Hitze; und die zweite, die ſechs Monate, in welchen ſie nach Süden zugeht, von dem Zeichen des Krebſes bis zu dem des Schützen; das iſt die Zeit der Kälte."

„Der Schöpfer iſt die Zeit und die Sonne; von ihm kommt der Mond und die Planeten, die Fixſterne und alle andere Productionen."

„Wie man in dem Kern den Baum ſieht, in dem Funken das Feuer, in dem Strahle des Lichts die Sonne, ſo verkündigen auch die Welt und das Leben in dem Menſchen, die Sinne, das Herz und der Verſtand die allgemeine Seele, von welcher ſie ihren Urſprung haben. Von ihm kommt jedes Leben, alle Welten, alle göttlichen Bücher, alle Elemente; er iſt das wahre Weſen, und der Oupnek'hat lehrt den wahren Weg, ihn zu erkennen (74)."

„Das Feuer, die Luft, die Sonne, die Zeit, das Waſſer, Brahma, Wichenou und Mahadewa; alles dieſes iſt der Schöpfer; er iſt unermeßlich, er hat kein Ende; er hat keinen Körper. (66)"

2. Die Schöpfung.

„Die ganze Welt iſt der Schöpfer, kommt von dem Schöpfer, iſt in ihm und kehrt zu ihm zurück."

„Vor der Schöpfung war der Schöpfer in Ruhe, und dachte über ſich ſelbſt. Er ſprach das Wort Oum, die Benennung Gottes, in welchem die drei Welten exiſtiren."

„Vor allem war das vollkommene Weſen, ohne Namen, einzig und ohne Gleichen, ohne Laſter und ohne Fehler.

„Es giebt Unwiſſende, welche behaupten, die Welt habe urſprünglich nicht in ihrem Schöpfer exiſtirt; ſie ſey aus nichts gemacht worden. Wie kann aber aus Nichts Etwas entſtehen? Dieſes erſte einzige und unvergleichliche Weſen war im Anfange Alles.

„Es wollte ſich unter verſchiedenen Geſtalten vermehren.

„Da ließ es Feuer aus ſeinem Weſen hervorgehen, welches das Licht iſt.

„Dieſes Feuer wollte ſich unter verſchiedenen Formen vermehren.

„Es ließ Waſſer aus ſich hervorgehen, woher es kommt, daß im Menſchen der Schweiß aus Hitze entſteht; und er vermehrte das Waſſer unter verſchiedenen Geſtalten.

„Die Erde erſchien darauf, und alles, was auf der Erde wächſet, alles, was Leben hat, ſo wie Eier und Samen.

„Dieſes unvergleichliche Weſen, das Licht der Lichter, hat aus ſich das Waſſer und die Erde erzeugt, und wollte, daß alle Körper aus dieſen drei Elementen beſtehen ſollten. Er legte Seelen in die Körper, welche einen Theil der allgemeinen Seele ausmachen.

„Anfangs exiſtirte nur dieſe allgemeine Seele allein; „von ihr rühret alles her.

„Als ſie verſchiedene Körper hervorgebracht hatte, waren ſie wie Steine ohne Bewegung, wie trockne Bäume, „ohne Leben.

„Er durchdrang ſie mit ſeiner Kraft, und ſie hatten „Leben.

„Alles hatte Bewegung durch eine gehörige Miſchung „der drei Eigenſchaften, der ſchaffenden, erhaltenden und „zerſtörenden (62).

„Der ſchaffende und zerſtörende Gott iſt wie eine „Spinne, die aus ſich die Fäden ihres Gewebes ſpinnt, und „nach den Gelehrten, ſie wieder in ſich zurückzieht (67).

„Nichts war da, als das unendliche Weſen, das durch „ſich ſelbſt beſteht. Es wollte ſich offenbaren. Da ließ es „das Weltei erſcheinen

„Nach einem Jahre ſpaltete ſich dieſes in zwei Theile; „der eine war von Gold, der andere von Silber.

„Aus der ſilbernen Hälfte wurde die Erde; aus der andern der Himmel.

„Die Welt, welche wir ſehen, war urſprünglich nicht. „Harenguerbehab, oder der Inbegriff der feinern Elemente, enthielt alles in ſich. Er hatte keine Eigenſchaft als „die zu eſſen oder zu zerſtören.

„Er redete, und der Same (semen virile) entſtand, „die Sonne ging aus dieſem Samen hervor, und vor der „Sonne war kein Jahr. In dieſem Samen kam die Sonne „in einem Jahre zur Vollendung, und darauf erſchien ſie.

„Der

„Der Harenquerbehah wurde von Hunger gequält, „und wollte die Sonne verſchlingen Vor Schrecken ſchrie „dieſe *bhan.* Er glaubte, daß das Verſchlingen der Sonne „für ſeinen Appetit noch wenig verſchlagen würde; mit der „noch neuen Sonne brachte er alle Arten von Geſchöpfe „hervor, und vermehrte ſo ſeine Nahrung.

„Aus dem Worte bhan machte er die Namen, die er „jedem Geſchöpfe gab, darauf vollendete er die Schöpfung.

„Er mochte nicht mehr allein ſeyn; er wollte eine Gemahlin haben, und er fand ſich mit ihr vereinigt, indem „ſein Körper in zwei Hälften ſich theilte. Sein Name iſt „Man, und der ſeiner Frau Satroupa. Aus ihrer „Vereinigung entſtand das menſchliche Geſchlecht.

„Satroupa bedachte, daß ſie ſelbſt aus dem Leibe des „Man entſtanden ſey, und mochte ſich daher ihm nicht ergeben; um ihn zu meiden, verwandelte ſie ſich in eine Kuh. „Aus Liebe zu ihr verwandelte ſich Man in einen Stier, und „aus ihnen entſtand das Geſchlecht der Stiere und Kühe. „Durch eine Folge von andern Verwandlungen, denen Satroupa aus demſelben Grunde ſich unterwarf, wurden alle „übrigen Thiere hervorgebracht (21)."

Die Fortſetzung dieſes Aufſatzes erſtreckt ſich über die Punkte: Engel, Welt, Menſchen, ihre Beſtimmung, Körper, Seele und Pflichten. Ueber dieſe Punkte iſt die Lehre des Oupnek'hat wirklich auch etwas deutlicher, als über die von Gott und Schöpfung. Hier möge der Anfang des erſten Theiles noch ſtehen, um einen Beweis von der großen, ſchon von mehrern bemerkten, Dunkelheit deſſelben zu geben.

Pag. 15. *Oum* hoc verbum (*esse*) *adkit* ut sciveris, sic τὸ *maschghouli* fac (*de eo meditare*), quod ipsum hoc verbum *aodkit* est; propter illud quod hoc (*verbum*) *oum*, in *Sam Beid*, cum voce altà, cum harmonia pronunciatum fiat.

Alkiteh porrò cremor (*optimum*, *selectissimum*) est: quemadmodum ex (*prae*) omni quieto (*non moto*), et moto, pulvis (*terra*) cremor (*optimum*) est; et è (*prae*) terra aqua cremor est; et ex aquâ, comedendum (*victus*) cremor est; (*et*) è comedendo, comedens cremor est; et è loquelà, *aiet* τὸ *Beid*, et ex aïet, τὸ *siam*. id est, cum harmonia (*pronunciatum*), et è *Sam*, τὸ *adkit*, cremor est; id est, *oum*, voce altà, cum harmonia pronunciare, *aokit*, cremor cremorum (*optimum optimorum*) est. Maior, ex (*prae*) *adkit*, cremor alter non est.

Da wohl nur Wenige ſich in dies dunkle Buch hineinzuſtudiren Neigung haben werden, ſo werden wir deſto bedächtiger die in demſelben verſteckten Goldkörner herauszuheben und mitzutheilen ſuchen. Beſonders intereſſant ſcheint uns das, was der Oupnek'hat von der Vereinigung mit Gott lehrt, und von den Mitteln, zu ihr zu gelangen.

II.

Lomonoſſow's neunte Ode, nach Hiob.

Aus dem Ruſſiſchen *).

O Menſch, der du mit frecher Stimme
Dich wider Gott empörſt im Ungemach,
Vernimm, was er in ſchreckenvollem Grimme
Zu Hiob aus den Wolken ſprach. —
Er blitzt in Regen, Hagel, Sturmgetümmel,
Den Donner ſelber übertönt ſein Wort,
Ihm bebt der weite Kreis der Himmel,
Und ſtrafend zürnt er ſo ihm fort: —

---

*) Eingeſandt im Oktober d. J. aus Moskau. Denen, die den intereſſanten Verfaſſer dieſer Ueberſetzung (Herrn K — n) kennen und lieben, wird folgende Nachricht aus dem Briefe ſeines edlen Freundes angenehm ſeyn: „Er hat von Moskau aus verſchiedene Wanderungen unternommen, und iſt bis Tiflis vorgedrungen. Dieſen Herbſt wollte er ſeinen Wanderſtab nach der Türkei tragen; aber die Peſt, welche dort wüthet, hinderte ihn daran. Indeſſen hat er die Zeit nicht unbenutzt gelaſſen, und ſich vorzüglich mit Erlernung der Türkiſchen und Perſiſchen Sprache, ſo wie des Neugriechiſchen beſchäftigt. Er iſt ruhig und heiter." K.

„Jetzt ſammle alle deine Stärke,
Zu ſtehen Rede mir; ermanne dich.
Wo warſt du, als ich meine Wunderwerke,
Die ſchönſte Welt erſchuf ſo meiſterlich;
Da ich der Erde Veſte, ſich zu gründen,
Der Himmel Schaar Bewegung anbefahl?
Vermag es deine Weisheit zu verkünden,
Wie mächtig ich, wie groß ohn' Maß und Zahl?

Wo warſt du, als ein zahllos Heer von Sternen
Von meiner Hand urſchnell in Flammen ſchlug,
Und meine Herrlichkeit in alle Fernen,
In alle Räume meiner Schöpfung trug;
Der Strom des Lichts nach allen Regionen
Aus meiner Sonne Feuerquelle floß,
Und über öder Nächte dunkle Zonen
Der ſchöne Mond die mildern Strahlen goß?

Wer bändigte das Meer mit feſten Schranken,
Wer gab dem Abgrund Maß und Ziel,
Daß ſeiner Tiefe Grenzen nimmer wanken
In aufgebrachter Wogen wildem Spiel?
Ich rief, daß in des Chaos Nächten
Der finſtre, dicke Nebelqualm zerſtob;
Ich war's, der mit der ſtarken Rechten
Den ſchweren Ocean vom Lande hob.

Kannſt du die Morgenröthe früher wecken,
Erquickſt du je mit Thau das dürre Feld;
Kannſt du die Flur mit kühlem Regen decken,
Wenn ſie des Tages Glut und Durſt entſtellt?
Kannſt du den günſt'gen Wind dem Schiffer machen,
Der ihn zum fernen Lande bringt —
Wird deinem Ruf die Erde berſtend krachen,
Damit der Riß der Frevler Brut verſchlingt?

Kannſt du in Meeresabgrund niederſteigen
Und ſeiner Tiefen Heimlichkeit erſpähn,
Damit ſich dir dort alle Wunder zeigen
Der Heerden, die im Grunde gehn?
Sprang deinem Wink des Todes Pforte,
Wo Nacht und Schrecken nimmer wich,
In ihren Flügeln auf, ſchloß deinem Worte
Wohl je der Hölle Rachen ſich?

Kannſt du der Wolken Nacht durch Sturm verdichten,
Zum ſchwarzen Schleier vor der Sonne Brand,
Der Atmoſphäre Klarheit ſtracks zernichten,
Und Wolkenbrüche ſtürzen auf das Land?
Kannſt du mit Augenſchnellen Blitzen,
Mit Donnerkeil Verderben dräun,
Der Erde Enden regen, Berge ſchlitzen,
So deines Zornes eigner Herold ſeyn?

Schwingt ſich des Adlers kühn Gefieder
Auf dein Geheiß zum Himmel auf?
Dem Sturm die Flügel breitend, blickt er nieder
Auf Meereswuth, auf raſcher Ströme Lauf.
Er ſchwebt in ungemeßnen Höhen
Nach ſeinem Raub in Thal und See,
Den ich ihm ſorgend gab zu ſpähen.
Schufſt du ſolch ſcharfes Auge je?

Sieh dort den Behemot in ſeinem Reiche;
Wie dir, haucht' ich ihm Leben in die Bruſt;
Mit unverletztem Fuß die Dornenſträuche
Zu Staub zu treten iſt ihm Luſt.
Wie dicke Seile flecht' ich ſeine Sehnen,
Von Erz goß ich die Rippen ihm.
Verſuch' es, ihn mit deiner Kraft zu höhnen,
Und wende ſeines Hornes Ungeſtüm.

Kannſt du des Leviathan's Schwere
Mit einer Angel an das Ufer ziehn?
Sieh ihn im tiefen Kern der Meere
Dahin mit Pfeilesſchnelle fliehn —
Sieh ſeiner Schuppen Silberblitzen:
Den eh'rnen Schild deckt' ich ihm vor,
Und Keule, Schwerdt und Lanzenſpitzen
Verachtet er wie morſches Rohr.

Hörſt du ſein großes Herz ſo mächtig ſchlagen,
Sieh, wie der Zähne Sicheln ſchrecklich dräun;
Wer wird den Arm hineinzuhalten wagen?
Stets wird zum heißen Kampf bereit er ſeyn.
Zum Schlafe wird er Felſentiefe wählen,
Er fühlet ihre harte Schärfe nie,
Ich wußte ſeinen ſtarken Leib zu ſtählen,
Und nur für weichen Moder hält er ſie.

Iſt's Noth, daß er zum Kampf ſich ſtelle,
Gleich ſchäumt das Meer wie kochend auf,
Es raucht ſein Rachen wie der Schlund der Hölle,
Das Waſſer wirbelt, dampft von ſeinem Lauf;
Sein grimmig Auge wird ihm glühen
Wie Kohlen, die in Lohe ſtehn;
Der Feinde Rotte muß erſchrocken fliehen;
Wer, tobt er, will mir widerſtehn?

Rief ich beim Ordnen meiner Himmel
Nach deinem beſſern höhern Rath?
Ob ich für jenes Sterngewimmel
Um Deiner Weisheit Regel bat?
Warum verlangteſt du kein andres Weſen,
Da ich am Anfang meinen Finger hob,
Den Staub zum Menſchen auszuleſen,
Den ich mit meinem Hauch organiſch web.“

Und dieß, o Sterblicher, ſollſt du bedenken.
Ergieb dich in des Weltenſchöpfers Macht,
Laß ſeinen heil'gen Willen ſtets dich lenken,
Geduldig leide, was dir zugedacht —
Zum Heil wird er gewähren und verſagen,
Nie ſchläft ſein gnädig Vaterohr;
Mit Hoffnung duld', und trag' ihm deine Klagen
Mit Demuth, ohne Murren, vor.

III.

Bemerkungen,

geſammlet
auf einer Reiſe über den großen St. Bernhard,
im Monath Auguſt 1803.

Ein Bruchſtück aus dem Tagebuche eines Reiſenden.

Von Vercelli aus kam ich über St. Germano, Santhia und Caraglia nach Ivrea Hinter Caraglia erhebt ſich das Terrain wellenförmig, die Gegend iſt romantiſch, vortrefflich angebaut, und die Vegetation üppig; vorzüglich ſchön ſind die Umgebungen des in einem Keſſel liegenden kleinen Sees Viverone oberhalb Caraglia, den ich auf meiner Fahrt links liegen ließ. Die häufigen Schlöſſer und Caſinen tragen in dieſer Gegend nicht wenig zur Belebung derſelben bei, wiewohl dieſer Weg keine Haupt-, ſondern nur eine Neben-Straße iſt

Ivrea ſelbſt, liegt an der Dora-Baltea, iſt befeſtigt und hat eine kleine Citadelle, die aber nicht viel ſagen will. Dieſer Ort iſt ziemlich hübſch, und die Juden nahmen hier, ſo wie in vielen andern Städten Italiens großen Antheil an der Revolution. Ivrea that ſo wenig als die Citadelle bei Annäherung der Franzoſen Widerſtand. In einiger Entfernung von der Stadt ſetzten ſich die Oeſterreicher den Franzoſen entgegen, ſie mußten aber nach einigem Widerſtande der feindlichen Uebermacht weichen, und zogen ſich nach Turin zurück.

Hinterhalb Ivrea tritt man in das eigentliche Aeſter Thal, durch welches ſich die bereits oben angeführte Dora ſchlängelt. Das hier durch die Secundair- oder vielmehr Tertiär-Gebirge gebildete Thal iſt bald eine Viertelſtunde, bald vier- bis fünfhundert Schritte breit. Unterhalb St. Martin geht man auf einer ſteinernen Brücke über die Eiſe, die ſich in die Dora ergießt, und cotoyirt alsdann dieſen Fluß auf einen terraſſenmäßigen, Stellenweiſe chauſſirten Damm bis St. Martin

Bei dieſem Orte drängt ſich das Thal eng zuſammen, ſo daß kaum Platz für dieſen Ort und die Dora übrig bleibt. Auf einer Höhe über dieſem Orte liegt ein altes Schloß, welches zwar vernichtet, aber vielleicht dennoch benutzt werden könnte, wenn man die nebenbei liegenden dominirenden Berge beſetzte. Der Weg von St. Martin nach dem Fort de Bard iſt wie der oben beſchriebene; das Thal erweitert ſich etwas hinter erſterem Orte, um ſich bei Bard wieder zuſammenzudrängen.

Das Schloß von Bard war ehemals ſehr ſtark, nun iſt es geſchleift, und man erblickt nichts mehr, als jenen kahlen Felſen, den einſt die ſtarken Werke krönten.

Bourcet ſagt in ſeinen Memoires militaires sur les frontières de la France, du Piemont et de la Savoye etc.

„Auf einem Vorſprunge gelegen, in ſeinem ganzen Umfange eſcarpirt, erforderte die Wegnahme dieſes Forts eine ganze Campagne.“ — Wirklich ſcheint deſſen Lage ſehr vortheilhaft geweſen zu ſeyn. Man ſtelle ſich eine Kluft von unerſteiglichen Bergen vor, die ſo dicht in einander gedrängt ſind, daß ſie nur Raum für einen ſchmalen Weg, einen winzigen eingeklemmten Flecken und einen reißenden Fluß übrig laſſen. In der Mitte, das heißt, zwiſchen dem Wege und der Dora, lag nun auf einem ſchroffen Felſenkern das Fort, welches mit 400 Oeſterreichern beſetzt war. Der kleine Flecken Bard war ebenfalls befeſtigt und durch mehrere Mauern ziemlich ſtark gemacht; allein weder Bourcet noch die neuern Vertheidiger dieſes Forts ahndeten die Möglichkeit der Umgebung deſſelben, und dieſe iſt es eben, was ich für das Beſchwerlichſte des ganzen Marſches halte.

Ungefähr tauſend Schritte oberhalb Bard erſtieg Bonaparte die Anhöhen oder jähen Felſen von Albard, welche dies Fort beherrſchen; er ließ es nun umgehen, und beide, Fort und Flecken, von dieſen Höhen beſchießen, und eroberte letzteres mit dem Verluſte von 2000 Mann. Nun ließen die Franzoſen Geſchütz aus dem unterdeß eroberten Ivrea kommen, und placirten ſelbſt ein Stück deſſelben auf das abgeriſſene Dach eines nach italiäniſchem Brauch ſtark gewölbten Hauſes, und beſchoſſen beinah ohne Verluſt das Fort, welches ſich nach einer vierzehntägigen Belagerung ergab.

Die Garniſon ſoll zu ſchwach geweſen ſeyn, um das Schloß nebſt dem Flecken zu beſetzen, ſie war daher ſtets unter dem Gewehr, und mußte ſich troß dem beſten Willen, durch die gehabten zu großen Strapatzen ermüdet, ergeben. Auch führt man zu ihrer Entſchuldigung an, ſie hätten einen beſtimmten Befehl gehabt, ſich nicht länger zu halten; — ein Verſtoß wider ſolchen dürfte ihnen aber wohl nicht zum Verbrechen angerechnet worden ſeyn.

Die Höhe, welche Bonaparte erſtieg, iſt ein jäher, Appareil ähnlicher Abhang, der den Felſen hinaufführt, und beim erſten Anblick unerſteiglich ſcheint. Betrachtet man ihn aber genauer, ſo verſchwindet dieſe Unmöglichkeit, und man findet, daß die Bäume, womit er bewachſen iſt, das Erſteigen erleichtern. Auch werden die Früchte derſelben, da es größtentheils Obſtbäume ſind, von den Eingebornen gepflückt, und das übrige Holz zum Verbrennen geſchlagen.

Was freilich mühſelig war, iſt die Erſteigung dieſer Höhen durch die Cavallerie. Da aber Bonaparte einen Weg durch einige hundert Sappeurs bahnen ließ, ſo wurde auch hierdurch der Uebergang für die Pferde merklich erleichtert *). Was das Geſchütz anbetrifft, ſo iſt dies meines Erachtens faſt überall fortzubringen, wenn man nur Menſchenhände genug hat, und keine Koſten ſcheut.

Von Bard nach Chatillon iſt der Weg gut zu paſſiren. Noch ehe man an dieſen Ort kömmt, findet man einen Theil des Felſens dicht an der Dora weggeſprengt, wo-

---

*) Späterhin erfuhr ich durch den bekannten Hiſtoriographen der Alpen, Bourrit, daß ein ſogenannter Ziegenſteig über dieſe Felſen führe, und daß er nicht allein für Menſchen, ſondern auch für Mauleſel und Pferde gangbar ſey.

durch man eine Straße erhalten hat. Es waren Herzoge von Savoyen, welche dieſe langwierige und mühſame Arbeit zum Beſten der Menſchheit ausführen ließen. Folgende an den Felſen gehauene Inſchrift, von welcher die Franzoſen die beiden erſten, wahrſcheinlich auf ihre Urheber deutenden Zeilen auslöſchten, iſt noch vorhanden:

— — — — — — — —
— — — — — — — —
Intentatam Romanis viam.
Per aspera montis Jovis iuga
Ad faciliorem Commerciorum
Et thermarum usum
Magnis impensis patefactum
Augustani.
Perfecerunt A. 1771.

Bei Chatillon kam es zwiſchen den Franzoſen und den Oeſtreichern zu einem Gefecht. Letztere vertheidigten den Uebergang einer oberhalb dieſer Stadt über einen Bach führenden ſteinernen Brücke; General Lannes griff die Oeſtreicher mit einem Theile der Avantgarde an, und nöthigte ſie, nach einem gegenſeitigen Verluſte, ihren Poſten und Chatillon zu verlaſſen. Mich wundert es, daß die Oeſtreicher dieſe Brücke nicht ſprengten; ſie würden hierdurch den Franzoſen den Uebergang ſehr erſchwert haben, da an dieſem Orte das Thal ſich ſehr zuſammendrängt, und die ſteilen und hohen Ufer keinen andern Uebergang geſtatteten.

Der Weg von Chatillon nach Aoſta iſt, ſo wie auch das ganze Thal von Ivrea an, vortrefflich und das

Land ſehr fruchtbar. Von letzterm Orte an bis Aoſta ſteigt man beinahe unvermerkt hinan, und die Berge werden höher und rauher, und hier kommt man eigentlich an den Fuß der penniniſchen Alpen. Vor dieſem Orte widerſetzten ſich die Oeſtreicher kurze Zeit dem weitern Vordringen der Franzoſen; als erſtere aber befürchten mußten, abgeſchnitten zu werden, zogen ſie ſich in die Stadt, und aus dieſer noch weiter zurück. Gleich jenſeits der Brücke, die vor Aoſta über den in die Dora ſich ergießenden Bach führt, kam ich durch einen noch ziemlich wohl erhaltenen antiken ſteinernen Triumphbogen.

Die Stadt Aoſta iſt häßlich, und die vielen Kröpfe, die man darin ſieht, machen nicht den angenehmſten Eindruck auf den Fremden. Welches die Urſache dieſer unförmlichen Auswüchſe ſeyn möge, bleibt wohl bis jetzt noch Hypotheſe. Vielleicht iſt es das Waſſer oder die Ausdünſtungen; denn die ſchlechtere oder beſſere Lebensweiſe kann wohl hierzu nichts beitragen, da Arme und Vornehme ohne Ausnahme damit verziert ſind. **Bourrit** ſagt, Seite 119 ſeiner Descriptions des Alpes pennines et rhetiennes etc.: „daß Gegenden, die niemals Kröpfe gekannt hätten, damit behaftet worden, nachdem ſie durch Inondationen, die neue Ravins und Bäche gebildet hätten, heimgeſucht worden ſeyen; dahingegen ſie ſich an ſolchen Oertern, wo die Gewäſſer ausgetrocknet wären, vermindert hätten.“ — Ich ſah einige artige Geſichter; blickt' ich aber auf den Hals, ſo wandelte mir ein Ekel an, während bei ihnen die Größe der Auswüchſe die Schönheit beſtimmen ſoll.

In Aoſta nimmt man nun Pferde oder Maulthiere, um ſeinen Weg weiter fortzuſetzen. Mir wurden zwei Pferde und ein Maulthier zu Theil; erſtere für mich und meinen Bedienten, letzteres aber für meine Bagage. Ich beſtieg mein ziemlich mattes Pferd, und nun ging der Zug hinan.

Der Weg von Aoſta über Gignod nach Etroubles iſt ſehr gut; man ſteigt allmählig hinan, und da die Straße ziemlich breit iſt, ſo iſt ſie auch ſehr gut zu befahren; deshalb ließ auch Bonaparte ſein Geſchütz bei Etroubles aus ihren Schleifen nehmen und auf die Affüten legen. Eine einzige Stelle, die über eine Schlucht führt, und deren beide Ränder durch eine Brücke verbunden ſind, ſcheint gefährlich; allein wenn die Balken der letztern gut ſind, ſo verſchwindet jede ſcheinbare Gefahr.

In St. Gignod und Etroubles ſah ich einige niedliche Geſichter ohne Kröpfe, und ein kurzleibiger, dicht anliegender, braun-wollener Rock — denn dies iſt die Hauptfarbe in dieſem Thale und im Walliſerlande — mit einem nach ſpaniſcher Weiſe, gleich einem Kragen umgelegten Buſenſtreif, erhoben, eben ſo wie ein kleiner ſeitwärts auf dem Kopfe eingedrückter Strohhut, die Reize dieſer Schönen nicht wenig; Schade nur, daß es ihnen doch an einem gewiſſen Grad von Reinlichkeit fehlte.

Von Etroubles nach St. Remi ſteigt der Weg etwas ſteiler hinan, allein er iſt ſeiner Breite nach ſehr gut fahrbar, nur müßte man vorher die an einigen Stellen herunter gerollte Erde etwas abſtechen. St. Remi liegt in einem kleinen eingeengten Thal am Fuße des eigentlichen Bernhards. Ich kam Abends um ſechs Uhr daſelbſt an, wurde aber durch die Viſitatoren oder Gabeloups — wie man ſie im Franzöſiſchen nennt — aufgehalten, und da es ſtark regnete und überdies die Tourmente, ein ſtarker, orkanähnlicher Wind, in den höhern Regionen wehte, ſo ſah ich mich genöthigt, in dieſem Orte zu übernachten. Hier glaubte ich mich in den Winter verſetzt, und es war wirklich ſo kalt, daß einige ſtarke wollene Decken mich kaum im Bette vor der Kälte ſchützten. — Den andern Morgen ſtellten ſich drei zu meinem Uebergange erforderliche Maulthiere ein, und als alles bepackt war, beſtieg ich meine graue Roſinante, und eröffnete, an der Spitze reitend, den Zug. Ich hatte mich in meinen Mantel gewickelt; allein ich, der ich nicht einmal im Winter eine ſolche Kleidung zu tragen pflege, fror ſelbſt unter dieſem, und mein Bedienter wollte der Kälte wegen lieber zu Fuße gehen.

Der Weg von St. Remi nach dem Kloſter iſt ſehr ſteil, und führet über Felſen und loſe Steine; allein dennoch finde ich an dem Hinauf- und Herunterſteigen dieſes ſo verſchrienen Weges nichts beſonderes. Ich ritt dieſen ganzen Strich, alſo konnte Cavallerie und Infanterie eben ſo gut, als ich und alle Reiſende, hier paſſiren. Was aber das Geſchütz anbetrifft, ſo fehlte es nicht an Menſchenhänden, und dieſe vermögen, wie geſagt, viel. Auf einigen hohen Stellen, wie auch in einigen Schluften, fand ich noch Schnee.

Endlich kam ich durch den Col de fenêtre, und erblickte

den

den kleinen See und das an ihn ſtoßende Kloſter. Der Anblick dieſes anſehnlichen Kloſtergebäudes iſt von unbeſchreiblicher Wirkung in einer Gegend, wo das an Gärten, Wieſen, Bauerhöfe, Ströme und Wälder gewöhnte Auge — beſonders wenn man, wie ich, aus der fruchtbaren Lombardey kommt — nichts erblickt, als Rieſengipfel, um deren Scheitel ſich Gewölke bunt durcheinander wälzen, und Eis- und Schneelagen ſich labyrinthiſch durch melancholiſche Thäler und Schluften verbreiten.

In dieſer 1246 Klafter über die Meeresfläche erhabenen Region wehen die Lüfte eines immerwährenden Winters, nur iſt es falſch, wie einige Reiſende behaupten: daß der kleine an der Südſeite des Kloſters gelegene See niemals aufthaue, und daß auf deſſen beeiſtem Geſtade kein grünendes Schilf und kein Binſenkranz wachſe. Ich ſah ihn ganz offen, und erblickte ich gleich kein Schilf und keinen Binſenkranz, ſo entſchädigten mich doch die am Ufer ziemlich üppig wachſenden Vergißmeinnicht, die Alpenveilchen, die blaue Glocke und andere Blümchen reichlich für erſtere. Wahrſcheinlich durchreiſten jene Fremde dieſe Gegend früher oder ſpäter als ich, wo ſie dann den See mit Eis belegt fanden. Als Bonaparte zum Beiſpiel über den Bernhard ging, war der See noch ganz mit Schnee bedeckt, und ſo hart gefroren, daß er mit ſeiner ganzen Armee hinüber marſchiren konnte.

Ich ſah den Ort, wo ſonſt ein Jupiter-Tempel geſtanden hatte. Einige wenige Ueberbleibſel bezeichnen dieſe Stelle, und man findet beim Nachgraben zuweilen noch Münzen und andere Alterthümer.

Im Kloſter wurde ich äußerſt artig empfangen, ein ehrwürdiger Vater kam mir entgegen, und führte mich nach der Kirche, woſelbſt ich einige Reiſebekannte vor einer Art Kamin bei einem großen Feuer ſitzend fand. Ich nahm ſogleich Platz neben ihnen ein, und blieb daſelbſt wohl eine Viertelſtunde. Allein ſelbſt in meinen Matin gehüllt, hatte ich Mühe, mich zu erwärmen. Ich wurde hierauf in einen Saal geführt, wo man mir mit einer guten Suppe, mit Braten, Käſe, Obſt und Wein aufwartete. Ich genoß dies alles mit dem größten Wohlbehagen, und ſtellte die phyſiſchen Kräfte einigermaßen wieder her. Nach der Mahlzeit unterhielt ich mich mit den Geiſtlichen, ſowohl über den Bernhard ſelbſt, als auch über den Zug Bonaparte's. Einer derſelben erzählte mir hierbei unter andern, daß Bonaparte während ſeinem Hierſeyn ſich ängſtlich nach dem Fort de Bard erkundigt, und hierbei genaue Nachrichten über die Stärke dieſes Forts und ſeine Beſatzung zu erhalten geſucht hätte. Auch ſollen ſich beim Uebergange der Reſerve-Armee mit einem Male 11000 Mann hier beiſammen gefunden haben, welches die Geiſtlichen in keine geringe Verlegenheit geſetzt hatte. Dieſe Truppen lagerten ſich indeß theils in der Kirche, theils in den Stuben und in allen Gängen umher.

Es waren gegenwärtig ſieben ehrwürdige Väter und vier Novizen im Kloſter; im Winter verbleiben deren aber nur vier und einige Novizen. Hier ſtößt einem die ſeltene Menſchenfreundlichkeit dieſer ehrwürdigen Väter Bewunderung ein. Sie nehmen einen jeden, weß Standes er auch ſeyn mag, mit offenen Armen auf, und nur Religion und Tugend können ſie zu ſolchen Handlungen vermögen, da ihre Lebensweiſe mühſam iſt, und ſie nur den Dank der durch ſie Gepflegten einerndten. Wären alle Orden ſo wohlthätig, oder brächten ſie die Grundſätze ihrer Statuten eben ſo gut als dieſe in Ausübung, ſo dürfte ein großer Theil der leidenden Menſchheit glücklicher ſeyn, als jetzt —

Hatte ſich mein Körper erwärmt und geſtärkt, ſo war dies nicht minder der Fall mit meiner Seele. Ich fühlte mich zu guten Handlungen geſtählt, und hätte in dieſem Augenblick alle mir theuer Gewordene umarmen mögen: ſo treibt der Anblick guter Handlungen den Willen zur Nachahmung.

Ich ſah noch drei Hunde von der ächten Race, die, wie bekannt, dazu abgerichtet ſind, die im Schnee verirrten oder verſchütteten Menſchen aufzuſuchen. Allein zwei dieſer guten Thiere haben ſich dergeſtalt gebiſſen, daß ſie ſterben werden. Sie wankten voller Narben umher, und von dieſem ganzen, um die Menſchheit ſo verdienten Geſchlechte bleibt alsdann nur einer übrig. Die Mönche haben zwar junge Hunde, die ſie abrichten; allein dies iſt ein ſehr mühſames Geſchäft, das nicht immer einſchlägt, und daher geht ihnen der Verluſt ihrer ehemaligen treuen Diener ſehr nahe. Das traurige Hin- und Herwanken dieſer armen Thiere flößte mir ordentlich Wehmuth ein.

Ehe ich abreiſte, muſte ich meinen Namen in ein hierzu beſtimmtes Buch eintragen. Hier traf ich Menſchen aus allen Nationen, fand ſelbſt mehrere Bekannte, und unter dieſen den General O-Faril, ſpaniſchen Geſandten in Berlin, den ich hier, wie auch an mehreren Orten, verfehlte.

Ich empfahl mich den ehrwürdigen Vätern, beſtieg ein friſches Reiſethier, und ſenkte mich auf der nördlichen Seite des Bernhards nach St Pierre-Dentremont zu.

Beim Hinuntersteigen ſah ich Alpenveilchen und einige andere Blumen ſtellenweiſe dem rauhen Felſen entblühen; ich ſtieg von meinem Maulthier ab, überließ es dem Führer meiner Equipage, der eben über eine Strecke von gefrornem Schnee gieng, und verfolgte nun eifrig die hin und her zerſtreuten Blumen, um einen Strauß davon zu pflücken. Bei dieſer Gelegenheit kam ich ganz vom Pfade ab, und befand mich, als ich mich nach meinem Führer und meiner Equipage umſah, wohl einige hundert Fuß, auf einem unerſteiglich ſcheinenden Felſen über ſie erhoben. Nun blieb mir nichts weiter übrig, als entweder ſo gut als möglich hinunter zu ſteigen, oder umzukehren, um den eigentlichen Pfad einzuſchlagen. Letzteres war ſicherer, aber langwieriger; ich zog daher die erſtere Weiſe vor, und rutſchte, bald wie ein Bergmann, bald auf allen Vieren, doch ohne den geringſten Schaden, hinunter. Hätte ich niemals dergleichen Berge erſtiegen, und wäre ich unmittelbar von einer flachen Gegend auf eine ähnliche Stelle verſetzt worden, ſo würde ich mich voller Schauder niemals zu einer ſolchen Fahrt verſtanden haben; allein mit dieſen Gefahren durch öftere Uebung vertraut, wuchs mir das Kind zu keinem Rieſen.

In einiger Entfernung vom Kloſter ſah ich zwei kleine ſteinerne Gebäude, worein die im Schnee erſtarrten und todtgefundenen Menſchen, ganz gekleidet, gelegt werden, damit ſie von ihren Freunden und Verwandten erkannt werden können.

Etwas tiefer erblickt man linker Hand, am Abhange eines hohen Bergrückens, eine große Meierei, woſelbſt über hundert Stück Kühe und anderes Vieh zum Unterhalt des Kloſters gehalten werden; auch wird Butter und Käſe hier verfertigt. An einigen andern Stellen ſah ich noch Sennhütten. —

In einem unterhalb der Meierei im Thale gelegenen Ravin ſtieß ich auf einen wilden Bergſtrom, der, durch den Regen erzeugt und durch den geſchmolzenen Schnee angeſchwellt, ſich tobend in die Drance ſtürzte. Sein Bett war voller Felsſtücke und Steine, und das Hindurchreiten ſchien mir daher beinahe unmöglich; allein mein mit dieſen Hinderniſſen vertrauter Führer verlor den Muth nicht: er ſchwang ſich hinter mir auf das Maulthier, und nun ſtürzte ſich mein durch ſeine Prügel aufgemuntertes Langohr in die gelben lehmigen Fluthen, und bis auf einige Verunreinigungen ſah ich mich glücklich ans jenſeitige Ufer dieſes Stromes verſetzt.

Der Weg von dem Kloſter nach St. Pierre Dentremont iſt beſchwerlich, da der Steig an vielen Stellen über bloße Klippen und loſe Steine führt. Allein man ſieht nichts von jenen ungeheuren Abgründen; und waren auch gleich die Berge, als Bonaparte hinüber zog, mehr mit Schnee als jetzt bedeckt, ſo war dennoch an keine Lavine zu denken; auch verunglückte kein Menſch durch einen ähnlichen Unfall, wie man dies ſchriftlich angeführt findet. Dies weiß ich durch die Mönche des Kloſters und von den Männern, die das Geſchütz über die Berge leiteten. Einem einzigen Manne wurden beim Hinunterrutſchen eines Stücks die beiden Beine zerbrochen, und weil in dieſer kalten Zone jede Pflege unmöglich geweſen wäre, und ſelbſt eine glückliche Wiederherſtellung ganz unwahrſcheinlich war, ſo nahmen ihn ſeine Kameraden auf, warfen ihn ins Waſſer, und deckten ihn mit Steinen zu.

Dieſe Seite des Bernhards iſt nicht ſo ſteil, als die mittägliche, die nach Italien führt; jedoch iſt ſie rauher, und man trifft auf ihr weit mehr Schnee, als auf jener an.

In St. Pierre ließ Bonaparte die Kanonen von ihren Affüten nehmen, ſie in ausgehöhlte, vorn wie ein Schiffsſchnabel aufgebogene Bäume legen, und nach Etroubles bringen. Hier und in den umliegenden Dörfern ließ der General Marmont auf Befehl Bonaparte's bei Trompetenſchall bekannt machen: daß der Transport einer jeden Kanone, mit Inbegriff der Lavette und Pulverkiſte, über den Bernhard bis nach Etroubles, nach Maßgabe des Kalibers, mit ſechs- achthundert, bis tauſend Franken bezahlt werden ſollte. Eine Menge Bauern eilten hierauf mit ihren Pferden und Maulthieren herbei; allein ſie bereueten ihre Dienſtfertigkeit und Habſucht bald, da man nur die erſtern unter ihnen bezahlte. Sie ſuchten ſich daher, ſo gut als möglich, davon zu ſchleichen. Die übrigen Geſchütze wurden nach Maßgabe der Umſtände von vierzig bis funfzig und mehreren Menſchen gezogen. Auf dieſe Weiſe wurden ſechzig Stück Geſchütz, meiſtentheils Vier- und Achtpfünder, hinüber geſchafft.

In St. Pierre ließ ich mir friſche Thiere geben, und erhielt zu meiner Vetura ein zweijähriges Pferd, welches eben von der Arbeit gekommen war, und folglich nicht ſehr große Luſt zum Gehen hatte. Dies hatte ſein Eigenthümer vermuthet; daher begleitete er mich, mit einer Ruthe bewaffnet, und munterte damit meinen kleinen Crapaud — denn ſo hieß dies Thier — zum Gehen auf. Die Eingebornen ſprachen hier Franzöſiſch, und es war mir viel wohler zu Muthe, mich nun unter minder intereſſirten Menſchen, als die Italiäner waren, zu befinden. — Ich war noch ſo ſehr an die bona mana gewöhnt, daß ich ſtets einige kleine Münzen in verſchiedenen Abtheilungen zwiſchen den Fingern hielt; allein kein Menſch foderte mir hier etwas ab, und ich ſteckte ſie wieder ein.

Von St. Pierre nach St. Branchier führt der Weg nur allmählich hinunter; er iſt gut, und daher für alle Arten von Truppen und ſelbſt für Geſchütz gangbar. In dieſen Thälern ſah ich überall die Scheunen von den Wohnhäuſern abgeſondert; ſie ruhen auf Pfeilern, zwiſchen welchen und dem Gebäude ſelbſt große flache Steine liegen, die das Hinanſteigen der Mäuſe verhindern ſollen.

St. Branchier liegt zwiſchen hohen und ſteilen Bergen, deren unterer Theil jedoch vortrefflich angebauet iſt; auch trifft man hier wieder Weinberge an, und man merkt es, daß man ſich der Ebene um ein merkliches genähert hat.

Dies wäre nun der berühmte ſchwierige Uebergang Bonaparte's; denn der übrige Weg iſt vortrefflich, und verdient in militäriſcher Hinſicht keine Erwähnung.

Nach den Beſchwerlichkeiten des Marſches zu urtheilen, kann man ihn nicht zu etwas Außerordentlichem erheben.

Wohl verurſachte der Tranſport des Geſchützes einige Mühſeligkeiten; allein ich finde auch hierin nichts Außerordentliches, es ſey denn, daß Bonaparte das Verdienſt hat, der erſte zu ſeyn, der Geſchütz hinüber brachte. Denn Truppen ſind ſchon zu verſchiedenen Zeiten in großen und kleinern Maſſen hinüber gegangen, und die ältere Geſchichte, wie auch die des Mittelalters, und ſelbſt die neuere, führen uns Beiſpiele davon an. Und ohne zu entſcheiden, ob Hannibal wirklich über den Bernhard ging, und ob die penniniſchen Alpen ihren Namen wirklich von dem Punier erhielten, erſieht man aus dem antoniſchen Itinerarium, daß die Ueberwinder Galliens und Germaniens eine militäriſche Straße hier hatten; — das Heer des Cäcina, und ſelbſt ein Heer von Lombarden ſollen, erſteres im Jahr 69 und letzteres im Jahr 571, über den großen Bernhard gezogen ſeyn. Unter Carl dem Großen und in den Kriegen Herzogs Carl von Burgund gegen die Schweizer, im Jahr 1456, ſollen Truppen über dieſen Berg gegangen ſeyn. In neuern Zeiten zogen ſich ein Bataillon vom Schweizerregiment Rockmondet und ein Detaſchement von der leichten Legion, die ſich im Jahr 1792 von den Franzoſen in Carouge und Thonon abgeſchnitten ſahen, durch das Walliſerland über den großen Bernhard nach Aoſta. Ein gleiches that das Regiment Sardignea und das von der Marine, nachdem ſie ſich in der Maurienne abgeſchnitten fanden. Auch ſollen in dieſen letztern Kriegen, in einem Zeitraume von drei Jahren, viele Tauſende an dem Kloſter vorbeigegangen ſeyn. — Hierdurch verſchwindet nun einigermaßen das

Wunderbare dieſes Ueberganges, allein tollkühn bleibt er dennoch, als Operation betrachtet. Denn erwägt man, daß ſich eine beträchtliche Armee, bloß mit einigem Zwieback und Schlachtvieh verſehen, in ähnliche Defileen wagt, ſo muß man ſich über den Unternehmungsgeiſt des Feldherrn, der dies wagte, wundern. Allein Bonaparte benutzte die großen Fehler ſeines Gegners, und der Erfolg krönte eine Unternehmung, die bei größerer Thätigkeit des öſtreichiſchen Feldherrn ſcheitern, und alsdann für romanesk gehalten werden mußte.

Der Weg von St. Branchier nach Martinach (Martigny) iſt vortrefflich, man cotoyirt die Drance, die ſich ſchäumend über die in ihrem Bette ſich befindenden Felſenblöcke bricht, und die rauhen, hohen, zackigen Felsmaſſen, welche dies Thal einſchließen, machen den Contraſt mit dem unten gut angebauten Thale noch ſichtbarer.

Am rechten Ufer der Drance, am Fuße eines Schachtes, aus welchem ehedem Zinn und Silber gewonnen wurde, erblickt man nur die verlaſſenen und öden Wohngebäude und die mit Mühe dem felſigen Boden abgewonnenen kleinen Gärten eines Trapiſten Kloſters. Die Revolution nöthigte die Mönche, ihren Wohnſitz zu verlaſſen; ſie flüchteten nach Rußland, und nun ſtehen Gebäude und Gärten verlaſſen da. Am dieſſeitigen Ufer ſteht vor einer über die Drance führenden Brücke ein hölzernes Kreuz mit folgender tröſtenden Inſchrift: venez ici, vous serez consoles! —

Welchen Nutzen dieſe katholiſchen Zenobiten der Menſchheit durch ihren Stoicismus leiſten, iſt bis jetzt, mit wenigſtens, unbekannt. Große Verbrechen, hoffnungsloſe Leidenſchaften, nagender Gram, konnte nur dergleichen Menſchen vermögen, ſich ähnliche Kaſteyungen und Mühſeligkeiten für den Reſt ihrer Tage aufzulegen. Warum machen ſie ſich nicht, gleich dem wohlthätigen Orden des St Bernhards und anderer ähnlicher Inſtitute, Gaſtfreiheit und Bedienung der leidenden Menſchheit zur Pflicht, ſtatt ſich und allen denen, die ſie umgeben, die Hölle auf Erden zu bereiten? — Doch genug von einem Orden, deſſen Statuten Schauder und Widerwillen gegen die Menſchheit erregten.

In der Nähe von Martinach trat ich in das fruchtbare Thal der Rhone, das mit dem Thale der Drance beinah einen rechten Winkel macht. Ich cotoyirte einige Zeit dieſen lehmigen, ſchnell laufenden Strom, und langte glücklich in Martinach an. Vortrefflich iſt das ſich bei dieſem Orte erweiternde Thal; herrliche Wieſen und Gärten voller Obſtbäume zieren, ſo wie auch die an einigen Stellen mit Wein bepflanzten Kalkgebirge dieſe Gegend ſehr.

Während ich in Martinach mein Fuhrwerk umwechſelte, begab ich mich zu Fuße nach dem, eine kleine Viertelſtunde von dieſem Orte entfernten Priorate, um dem Prior Murrith meine Aufwartung zu machen; ich fand ihn aber nicht zu Hauſe. Man erbot ſich mir zwar, ihn holen zu laſſen, allein da er erſt den vorhergehenden Abend von einer botaniſchen Excurſion nach dem St. Plom zurückgekehrt, und ſich eben bei einem ſeiner Freunde befand, ſo wollte ich nicht unbeſcheiden ſeyn, und verbat es. Ich bereute ſpäterhin meine Discretion, weil ich die Bekanntſchaft eines würdigen und gebildeten Mannes verſäumte. Herr Murrith beſchäftigt ſich mit der Mineralogie und Botanik, und ſoll ein intereſſantes Cabinet beſitzen; was mich vorzüglich intereſſirt haben würde, iſt eine Sammlung von Alterthümern aus der umliegenden Gegend, die er beſitzen ſoll. In dieſer ſollen ſich unter andern Inſchriften in Bronze, und eine Sammlung kupferner römiſcher und ſelbſt carthagiſcher Münzen befinden, die auf dem Bernhard und ſelbſt an derjenigen Stelle, wo man den Uebergang Hannibals vermuthet, gefunden worden ſeyn ſollen. Ueber letztere Gegenſtände hätte ich gerne ſeine Meinung erforſcht, denn ob Hannibal wirklich über den Bernhard in Italien eingedrungen ſey, iſt übrigens, trotz den auf dem Bernhard gefundenen carthagiſchen Münzen und den auf dem kleinen Bernhard gefundenen Elephanten-Knochen, nicht erwieſen. Weiter oben bei Erwähnung des Mont-Viſo und der Rochemelon habe ich meine Gründe angeführt, warum ich geneigt bin zu glauben, daß er über den Mont Genevre nach Turin und nicht über den Bernhard nach Italien zog *). Es kann ſich zwar ein Trupp Carthager, es können ſich auch einzelne Elephanten in dieſen Theil der Alpen verlaufen haben, allein wenn auch ſelbſt dies der Fall nicht wäre, ſo könnte man die Auffindung von dergleichen Gegenſtänden denſelben Urſachen zuſchreiben, als die Vorfindung dieſer Gegenſtände, ſelbſt auf ſolchen Theilen unſers Bodens, wo man die Gegenwart dergleichen Völker und Thiere nicht nachweiſen kann.

---

*) Dies in den vorhergehenden Briefen, die mit der Zeit erſcheinen werden.

In Marcards Reiſe durch die franzöſiſche Schweiz und Italien im Jahre 1799 findet man von Seite 218 bis 219 intereſſante Bemerkungen über dieſen Gegenſtand, und die Gründe, warum der Verfaſſer geneigt iſt, zu glauben, daß dieſer große Feldherr, nach des Marquis de St. Simon Abhandlung über Hannibals Zug, entweder über den Col-Dargentières, den Mont-Viſo oder den Mont Genevre gegangen ſey. Das durch Marcard angeführte Werk: The course of Hannibal over the alps ascertained etc. worinnen er den Uebergang Hannibals über den Bernhard zu bekräftigen ſucht, konnte ich nicht erhalten.

Daß große Truppenmaſſen zu verſchiedenen Zeiten über den Bernhard gezogen und dabei viele Menſchen verunglückt ſeyn müſſen, beweiſen die an mehreren Stellen in der Erde eingeſcharrten Maſſen von Menſchenknochen, die man auf dem Bernhard findet, weswegen man dieſe Stellen Kirchhöfe nennt. Dies wurde mir von den ehrwürdigen Geiſtlichen des St. Bernhards mitgetheilt.

In Martinach erfuhr ich, daß der Probſt Lüder geſtorben ſey. Bonaparte logirte bei ſeinem Durchzuge einige Tage im Priorate; er ſoll während dieſer Zeit nur wenig geſprochen und ſehr unruhig geweſen ſeyn. Bei dieſer Gelegenheit muß ich bemerken, daß die Geſchichte ſeiner Gefangennehmung durch eine öſterreichiſche Patrouille wahr ſeyn ſoll. Man ſagt, er habe hiebei der Mannſchaft mit einer feſten Stimme vorgeſtellt: Sie ſollten ihn gehen laſſen, denn dieſe ſeine Gefangennehmung würde ihnen nicht viel helfen, höchſtens würde nur der Officier unter ihnen belohnt werden, dahingegen er ſie alle glücklich machen würde. Dies ſoll ſich in der Gegend von Aoſta zugetragen haben, und mehrere Menſchen wollen den öſterreichiſchen Officier, bei ſeiner Durchreiſe nach Paris, wohin ihn Bonaparte mit guten Empfehlungsſchreiben geſchickt hätte, geſehen haben.

Um nun den Faden meiner Reiſe wieder anzuknüpfen, ſo verließ ich mißvergnügt das Priorat, und bereute meine Discretion; allein der Sache war nun einmal nicht mehr abzuhelfen, und ich kehrte daher zu der Straße, die nach St. Maurice führt, zurück, und beobachtete während einer Stunde, die ich auf meinen Wagen wartend dort zubringen mußte, mehrere Cretinen von allem Alter und Geſchlechte. Man findet in Martinach viele Cretins; einige derſelben ſaßen vor ihren Hausthüren mit verziertem Huthe oder Kleidern, wie ſie ſich die Kinder aufzuputzen pflegen. Man weiß bis jetzt nicht, welcher Urſache man dieſe Krankheit zuſchreiben ſoll. Mehrere Gelehrte haben hierüber Unterſuchungen angeſtellt und ihre hierüber gefaßten Muthmaßungen geäußert. Unter dieſen ſind die Beobachtungen eines Doctor **Michaelis**, — in Blumenbachs mediciniſcher Bibliothek dritten Bandes viertem Stück — die des Profeſſor **Authenried**, **Foderé**, **Malacarae**, **Marcard** in ſeinen Reiſen ꝛc. vorzüglich aber die der Gebrüder Joſeph und Carl **Wenzel** in ihrem Werke: Ueber den Cretinismus, nach einer im Jahre 1792 im Erzſtift Salzburg unternommenen Reiſe, merkwürdig.

Bourrit, der dergleichen Geſchöpfe auf ſeinen Reiſen in den Alpen oft beobachtete, ſetzt ebenfalls in ſeiner Description des alpes pennines et rhetiennes etc. Seite 120 der

Genfer Ausgabe den Grund des Cretinismus in der erſten Erziehung der Kinder. Man läßt ſie, ſagt er, in warmen Stuben ganz ohne alle Thätigkeit, wobei man ihnen jedoch das Eſſen nicht verſagt. Ein Beiſpiel großer Vernachläßigung iſt folgendes mir durch einen glaubwürdigen Augenzeugen mitgetheiltes Factum. Er fand nämlich in einer Stube, wo er eingekehrt war, ein Kind, das an einem an der Decke befeſtigten Strick, der ihm um den Leib ging, dermaßen aufgehängt war, daß es ſich bei geringſten Bewegung gleich einem Perpendikel hin und her bewegte, und oft wie eine Spindel herumdrehte. So oft die Mutter oder eins ſeiner Geſchwiſter vorbeiging, hielt es ſich an deren Kleidungsſtücken feſt, und da dieſe unbekümmert ihren Weg fortſetzten, ſo mußte es endlich los laſſen, und nun ſchaukelte und drehte es ſich hin und her. Dies konnte unmöglich einen wohlthätigen Einfluß, weder auf die phyſiſche noch auf die intellectuelle Entwickelung deſſelben haben.

Man hält ſich für glücklich, dergleichen Cretinen in ſeiner Familie zu haben, und man verſorgt ſie daher in allem, was ſie bedürfen, nach Kräften auf das Beſte.

Dieſe Art von Menſchen ſcheint glücklich zu ſeyn, ſie kennen keine andern Bedürfniſſe, als die Befriedigung der thieriſchen, und verleben, da ſie aufs Beſte verſorgt werden, in dieſer Hinſicht unbekümmert ruhige Tage. Die meiſten, die ich ſah, waren vergnügt, und einige unter ihnen grüßten mich mit einem grinzenden Lächeln.

Ich ſah ein Mädchen von ungefähr zwölf bis vierzehn Jahren, ſich, mit dem Geſichte nach der Wand zugekehrt, während einer ganzen halben Stunde, in der ich ſie beobachtete, einige monotoniſche Töne ſingend, ſich hin und her wiegen, jedoch ohne ſich von den Vorübergehenden ſtören zu laſſen; eine Puppe hielt ſie nur automatenmäßig in der Hand. Die meiſten dieſer Cretinen haben einen wankenden Gang.

Dieſe an Körper und Geiſt verkrüppelte Menſchen flößen einem den größten Eckel ein; ihre ungeheure Kröpfe, ihre fahle Farbe, ihre übrigen verſtellten Züge, ihre närriſche Tracht, die Unreinlichkeit und der Geſtank ihrer Wohnungen — nämlich in den niedern Klaſſen — erwecken den größten Widerwillen gegen ſie. Monstra horrenda informia! —

Etwas unterhalb Martinach kam ich über den Trient, da, wo dieſer Fluß in die Rhone fällt. Auf dem linken Ufer deſſelben, ſieht man auf einem hohen und ſteilen Felſen die Ruinen eines alten Schloſſes, welches dem ehemaligen Biſchof von Sitten gehört haben ſoll. Man bedauert, daß es nicht mehr bewohnbar iſt, weil man von ſelbigem aus eine herrliche Ausſicht auf das Rhonethal haben würde.

Das Rhonethal iſt ſehr fruchtbar, aber von rauhen zackigen Felſen eingeſchloſſen, auf welchen der kühne Jäger Murmelthiere, Gemſen und anderes Wild zu jagen pflegt. Alle Arten von Federwild ſollen im Ueberfluſſe vorhanden ſeyn. Auf dieſer Fahrt nach St. Maurice kam ich an dem berühmten Waſſerfall Piſſevache vorbei. Dieſer Fall ſcheint mitten aus dem Felſen zu brechen, und kommt dennoch von einem Glätſcher. Der Strom iſt beträchtlich; daß er aber nach einigen Reiſenden von einer Höhe von 600 Fuß herunter fallen ſollte, bezweifle ich ſehr. Vielleicht iſt mein Auge nicht geübt genug, dergleichen Gegenſtände zu ſchätzen, allein ich kann deſſen ungeachtet nach den angeſtellten Vergleichungen mit den ihn umgebenden Gegenſtänden, ihm nicht mehr als hundert und aufs höchſte einige Fuß drüber geben. Ich ſah in Anſehung der Höhe ähnliche Waſſerfälle, allein dieſer übertraf ſie wegen ſeines beträchtlichen Stromes an Schönheit. Mir wurde der Anblick der auf dieſer Waſſermaſſe ſich brechenden Sonnenſtralen nicht zu Theil, und ich entbehrte hierdurch, nach der Verſicherung Aller, die ihn unter dieſen Umſtänden ſahen, ein herrliches Schauſpiel.

Schon oberhalb dieſes Falles empfindet man im Thale einen ſtark wehenden kühlen Wind, der alle Tage regelmäßig von zehn Uhr Morgens bis gegen Abend wehen ſoll. Welches die Urſache hiervon ſeyn mag, verdiente wohl durch Sachkundige näher unterſucht zu werden. Sollte ſie vielleicht in der Dilatirung der dickern Luft durch die Sonnenſtrahlen liegen? —

Ich kam nun glücklich nach St. Maurice. Dieſer Ort liegt am äußerſten Ende des untern Wallis; denn gleich jenſeits der Rhonebrücke, die aus einem Bogen beſteht, und von den Römern erbauet ſeyn ſoll, tritt man in die helvetiſche Republik. St. Maurice liegt zwiſchen den beiden Bergrücken, die ſich hier dicht an der Rhone zuſammendrängen, gleichſam eingeklemmt; die meiſten Häuſer ſind auf dem rohen Felſen, und eine Reihe derſelben ſelbſt unter überhängenden Felſenmaſſen dermaßen angelehnt, daß man ſich des Felſens als einer Mauer bedient.

Dieſer Ort ſoll ehemals Agaunum geheißen, den jetzigen Namen aber von einer im ſechſten Jahrhundert vom Könige Sigismund erbaueten und dem Heiligen dieſes Namens geweiheten Abtei erhalten haben.

Dies

Dies iſt der Haupteingang ins Walliſerland, den man aber, wenn man den jenſeits der Brücke gelegenen Bergrücken gehörig beſetzt, mit weniger Mannſchaft gegen eine überlegene Anzahl vertheidigen kann.

Ich fuhr über die Rhonebrücke, und befand mich wieder in meiner geliebten Schweiz. Ich kam durch eine herrliche und fruchtbare Gegend über Aigle nach Villeneuve. Erſterer Ort iſt hübſch, und liegt in einem anmuthigen Thale; ich aß daſelbſt zu Mittage, und fuhr nach Tiſche nach letzterem Orte, woſelbſt ich noch vor Abend ankam.

Das Thal zwiſchen Bex, St. Triphon, Aigle und Villeneuve iſt flach, und ſchien mir ein durch den Abſatz der Rhone angeſchwemmtes Land zu ſeyn; man findet noch eine halbe Lieue vom jetzigen Seeufer ein Dorf, Namens Port-Vallais, deſſen Namen man von Portus Vallesiae herleitet.

Alſo werden nach Myriaden von Jahren die Reize deiner dich umgebenden Fluten, o Leman! merklich verlieren, und ein tiefes ſteiniges Thal wird alsdann, gleich andern ähnlichen trockenen Thälern, dem Geologen und Geognoſten die Erinnerung deiner Fluthen zurückrufen!

Es ſey mir noch erlaubt, zu bemerken, daß der Weg von Martinach nach St Maurice, den ich befuhr, auf der ſonſt in vieler Hinſicht ſchätzenswerthen Bourcetſchen Karte nicht bemerkt iſt; die Straße führt auf ſolcher am rechten Ufer der Rhone vorbei; ob eine dorten vorhanden iſt, weiß ich nicht, wenigſtens ſah ich keine.

IV.

Die Eheloſen.

Am 13ten Junius 1803.

Sünd' und Irrthum nur verhöhnet
Reiner Ehe Seligkeit,
Die die leiſen Wünſche krönet,
Welche jedes Herz ihr weiht.
Zur Beharrlichkeit im Fleiße
Spornt ihr Bild den Jüngling an;
Zu ihr ſtrebt mit ſauerm Schweiße
Bürgerſtand und Bauersmann.

Aber herrſchend iſt geworden
In dem feinern Theil der Welt
Dieſer Hageſtolzen-Orden,
Der laut gegen Gott ſich ſtellt.
Iſt es Recht, der Dichter ſchweige,
(Dem das Richteramt gebührt)
Wenn der ſchönſte Theil der Zweige
Vom Naturſtamm ſich verliert?

Bei der Vorzeit knappem Solde
Darbt des Staates Diener zwar;
Weil, was jetzo kaum dem Golde,
Einſt dem Silber möglich war.
O, Ihr Großen dieſer Erde!
Wenn Euch Menſchenwohl erfreut,
Schafft Vergnügen ſtatt Beſchwerde;
Lohnt nach unſrer theuren Zeit.

Bis zu dieſes Flehn's Erfüllen
Sind doch viele froh vermählt.
Rang und Armuth ringt im Stillen,
Von der Häuslichkeit beſeelt.
Doch im Schooß des Glücks befinden
Viele ſich, die ohne Noth,
Aus verſchiednen falſchen Gründen,
Ehe flieh'n bis an den Tod.

Der — nennt eines Weibes Küſſe
Langeweil' und Einerlei;
Wahl und Wechſel ſcheint ihm ſüße. —
O Verirrter, tritt herbei!
Sieh hier in der Zukunft Spiegel,
Was die Kraft durch Mißbrauch ward;
Sieh dich dort im Grabeshügel
Jung und unbeklagt verſcharrt!

Wenn der holden Gattin Glieder
Fleiß der eignen Hände ſchmückt,
Und ihr Auge, froh und bieder,
Nur nach ihrem Gatten blickt;
So lacht jedem deine Dirne,
Iſt nur halb dein Eigenthum,
Schminkt die Wang' und ſchmückt die Stirne,
Sucht im theuern Kleid' nur Ruhm.

Schimpf und Armuth wirſt du bringen
Der Verführten und der Frucht.
Gift wird bis zum Enkel dringen,
Das durch Schmerzen Hülfe ſucht.
Deiner Luſt folgt eignes Wehe —
Fluch von Mutter und von Kind; —
Wenn die Kinder frommer Ehe,
Wie die Eltern, glücklich ſind. — — —

— — — — — —

Ja, nach alter deutſcher Weiſe
Richtet Weiber-Treu und Zucht,
Weil der Myſogyn oft leiſe
Fremdes Eigenthum beſucht. —
Thätig im verborg'nen Zimmer
Sey die Jungfrau, fromm und ſtill;
Dann lockt niemals eitler Schimmer
Sie, wohin der Wüſtling will. —

Mancher wähnt, mit ſtolzen Sinnen,
Seine Freiheit zu beſchränkt,
Wenn ein Weibchen ſein Beginnen
Oft zu ſeinem Beſten lenkt.
Schweſter, Nichte oder Baſe —
Auch ein Miethling, der bald flieht,
Führt den Klugen bei der Naſe,
Der die Hand der Lieb' entzieht. — — —

Hier meint einer, er erſpare
Viel, wenn er den Eh'ſtand flieht,
Und vertrauert ſeine Jahre,
Weil ſein Herz von Sehnſucht glüht.
Doch ſein Hausſtand geht zurücke,
Denn die Unordnung verzehrt;
Und der Weiber ſcharfe Blicke
Sind, was Lüg' und Trug verwehrt.

Doch wenn er auch wiegt und zählet,
Darbt und ſorget Tag und Nacht,
Sich für frohe Erben quälet,
Hat er Undank reich gemacht;
Und der Laurer und der Prahler,
Schon verſchuldet, ſeufzen ſchwer:
Lumpichte zehntauſend Thaler!
Hat der alte Filz nicht mehr? — — —

Jener ſpricht: Vor Arbeitsſorgen
Bleibt zur Eh' mir keine Zeit;
Denn der Abend, wie der Morgen,
Iſt dem Arbeitstiſch geweiht.
O, ein Stündchen Ruh' bleibt Allen,
Oder Trübſinn zehrt ſie aus;
Spiel und Trunk ſind ihre Fallen,
Locken bald ſie aus dem Haus.

Mann! ſtrahlt dir des Liebchens Schimmer
Durch den Dunſt von Geld und Ruhm;
Wandelt ihr Beſitz dein Zimmer
Bald dir in Elyſium!
Reicht die liebe Hand dir labend
Speis und Trank mit frohem Sinn;
Sinkt dein müdes Haupt am Abend
An den ſchönen Buſen hin.

Weckt ihr ſüßer Mund dich ſchmeichelnd,
Küßt dir ſanft den Morgengruß,
Fleht ein Kindlein bald, dich ſtreichelnd,
Auch um deinen Vaterkuß;
Wirſt du dies dein Bild erziehen,
Schön und klug und tugendreich;
O, dann werden Lebensmühen —
Schwer wie Blei — dir federleicht.

Dringt im Wiſſenſchafts-Gefilde
Deiner Gattin Denkkraft fort;
Oder horcht, mit Engelmilde,
Sie auf dein und fremdes Wort.
Werden ihr Talent' und Künſte
Männergunſt und Weiberneid;
Gab zu Nadel und Geſpinnſte
Man ihr nur Geſchicklichkeit.

— — — — — —

Du kannſt doch einſt ſterbend ſagen,
Daß du als ein Menſch gelebt;
Edle werden dich beklagen,
Wenn man dich als Greis begräbt.
Giebſt erſt Kindern Lehr' und Segen,
Weinend ſtützt das Weib den Mann;
Und ihr Bild ſtrahlt dir entgegen,
Ging ſie etwa ſchon voran.

Trug nicht Frucht der Eh' Umarmung,
Oder blieb euch keine Frucht;
Tröſt' euch Achtung und Erbarmung,
Denn ihr habt dies Glück geſucht.
Und in dem und allem Kummer
Gab die Gattin Troſt und Ruh,
Frohern Tag und ſüßern Schlummer;
Dank der Armuth hatteſt du!

* * *

Es kennt Ehſtands-Freud' und Leiden
Drei und zwanzig Jahre lang,
Sie, die (unverhüllt beim Scheiden)
Euch der Ehe Loblied ſang.
Grüb' es doch, als edle Geißel,
Strahlend in der Wahrheit Schein,
Ewigkeit mit ſcharfem Meißel
Dem Altar der Ehe ein!

Philippine Engelhard, geb. Gatterer.

V.

Literariſche Briefe.

Eilfter Brief.

Sie haben ſehr recht, th. Fr! wenn Sie behaupten, Schiller habe durch ſeine Abhandlung: Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie, die er in ſeiner Braut von Meßina vorgeſetzt hat, ein kräftiges Wort zur rechten Zeit geſprochen, aus welchem die, welche Schauſpiele ſehen, und ſelbſt die, welche dergleichen ſchreiben, erkennen können, was es mit dem Drama und insbeſondre mit der Tragödie eigentlich für eine Bewandniß habe. Es ſind goldne Worte, die er über die hohe Würde der Kunſt, über Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit, über Natur und Ideal, über das Reale und Symboliſche, über die Erhabenheit der Tragödie, über ihre poetiſche Sprache und über den Zweck des tragiſchen Chors ſagt, und es ſind Worte eines Mannes, der es mit Poeſie und Kunſt wahrhaft ehrlich meint, und der, gleich weit davon entfernt, einer Parthei zu huldigen, als eine Parthei zu machen, nur ſeine innerſten Ueberzeugungen auszuſprechen, und die allgemeine Aufmerkſamkeit für ſeine Ausſprüche zu gewinnen gewohnt iſt. Mit Recht wünſchen Sie daher, daß dieſe Worte beherzigt werden mögen, damit die, welche ohne Philoſophie und Hiſtorie die Kritik unabläßig handhaben, ein bischen anhalten, und ſich nach haltbareren Principien umſehen möchten, wenn darüber auch ihre bisher gerühmten und beliebten Stücke nicht haltbar bleiben ſollten. Aber nur wer Ohren hat zu hören, der höret.

Wenn Sie aber meinen, daß nun zu hoffen ſtehe, der nach Schillers Ideen modificirte und moderniſirte Chor werde nun wirklich auf unſrer Bühne einheimiſch werden, dann kann ich in Ihre Hoffnungen nicht einſtimmen. Es iſt wahr, es iſt alles erſchöpft, was über die Schönheit und Nothwendigkeit des tragiſchen Chors in den neuen tragiſchen Dichtungen geſagt werden kann, daß er als Kunſtorgan, das die Poeſie hervorbringen hilft, von dem Dichter zu gebrauchen ſey, daß er dieſem die gemeine moderne Welt in die poetiſche alte verwandle, und ihm alles das unbrauchbar mache, was der Poeſie widerſtrebt, daß ſelbſt die unausweichliche Reflexion durch ſeine lyriſche Sprache poetiſirt werde, daß er, durch Abſonderung der Reflexion von der Handlung ſelbſt, das tragiſche Gedicht reinige, dem Kunſtwerke die ihm gebührende edle Ruhe zutheile, und ſowohl den Beſchauern unter den heftigſten Paſſionen ihre Freiheit, als den tragiſchen Perſonen ihre Beſonnenheit und Würde ſichre. Aber dennoch wird wohl der antike Chor unſrer modernen Bühne fremd bleiben, wenn nicht mit uns ſelbſt und mit der Bühne bedeutende Veränderungen vorgehen. — Auf die geſchichtliche Einführung des Chors durch die Feſte des Bacchus bei den Alten will ich mich gar nicht berufen: wir können ſie ſogar bei den Alten ſelbſt vergeſſen, wo wir den Chor ſchon als einen weſentlichen Beſtandtheil der Tragödie finden, der von den Tragikern ſelbſt hätte erfunden werden müſſen, wenn er ihnen auch nicht durch die Geſchichte auf eine natürliche Weiſe wäre überliefert worden. Hier trat, in dem großen Conflikt der Freiheit und Nothwendigkeit, alles das ein, was Schiller zur Rechtfertigung ſeiner Zurückführung des Chors auf die moderne Bühne ſagt. Er war, bei der natürlichen Oeffentlichkeit der Handlung, das perſonificirte Gefühl über dieſelbe; aus ihm ſprach der Dichter, als Repräſentant des Volks, das überall mitſprach, und der Menſchheit, die überall mitſprechen ſollte; durch ihn erklärte ſich der nationale Gemeingeiſt (der wirklich da war) und die allgemeine menſchliche Theilnahme. Abgeſondert von den Handelnden, ſtand er auf der Seite des Volks vor der Bühne, als erſter Zuſchauer und als Repräſentant der zuſchauenden und innig theilnehmenden Welt; unverflochten in die Handlung war er ruhig, ſo lange ſie dauerte, und nur, wenn er einen Theil derſelben vollſtändig aufgefaßt hatte, bewegte ihn die Unruhe einer theilnehmenden Reflexion und einer auf das Ganze gerichteten Empfindung. Er war daher ſtets nur Einer, weil er nur eine Einheit repräſentirte, und nur das allgemeine Menſchliche ausſprach, ja ſelbſt, wenn er ſich zuweilen in zwei Hälften theilte, theilte er ſich nur in Einem Sinne und zu Einem Zwecke — Was aber drängt uns, einen Chor zu fordern? Wo iſt jener nationale Gemeingeiſt, der eine Sprache verlangt? wo die allgemeine Theilnahme, an uns fremden Begebenheiten? wo die Religion, die Nationalität, ſelbſt der Kunſtſinn, der ſich in unausweichlichen

Reflexionen zu äußern ſtrebt? Wo die Beſonnenheit, die gerettet, wo das ſtarke Mitgefühl, das durch die Ruhe der Beſchauung gereinigt und erhoben werden müßte? Wo endlich iſt auch nur der Platz für einen Chor, der ſich (ſeltne Fälle ausgenommen) nicht mit den Handelnden vermiſchen, ſondern frei, in ſeiner Abſonderung vor ihnen da ſtehen muß, da die Orcheſtra jetzt bekanntlich, wenigſtens größtentheils, von den Inſtrumenten occupirt iſt, die in den Zwiſchenakten die Stelle des Chors vertreten. — Ich will nichts erwähnen von andern Schwierigkeiten, z. B. die ein redender Chor findet, da die Laute einer impoſanten Menge doch wohl nur durch den Geſang auf eine wohltönende Weiſe zuſammengehalten und mit der Einheit eines Organs ausgeſprochen werden können; wobei wir entweder, um den Geſang des Chors mit der erhöhten Deklamation der Handelnden in Harmonie zu ſetzen, die Muſik der Alten in unſre Tragödie zurückführen, oder unſre Tragödien gänzlich in Opern verwandeln müßten. Vor allem aber würden wir gegen einen doppelten Chor zu proteſtiren haben, weil dadurch in der That ſein Weſen aufgehoben wird, und er nie als blinde Menge mit handeln, ſondern als ideale Perſon immer Eine und mit ſich eins ſeyn muß. Durch dieſe Proteſtation allein aber haben wir den ganzen Chor aufgehoben; denn es iſt nicht abzuſehen, wie unter gegenwärtigen Umſtänden, der Chor je anders, als ein doppelter auf unſrer Bühne eingeführt werden könnte (wozu ſich auch der Verfaſſer der Braut von Meſſina ganz natürlich gedrungen geſehen hat), wodurch ihm nun eine unnatürliche ja gewiſſermaßen doppelte Duplicität des Chors, einmal als idealer Perſon, nach der Weiſe der Alten, und dann als mithandelnder Menge, nach moderner Art, und hier wieder als ſtreitender Weſen, die unter einander in Zwiſt ſtehen, ja mit den Schwerdtern auf einander losſtürmen, erwachſen iſt. Man ſieht in der That nicht ein, da den beiden feindlichen Brüdern ein Chor zugegeben war, und nun einmal Chöre entſtanden waren, warum nicht auch der Mutter und Schweſter ein eigner Chor zugegeben worden iſt. Bei jener ſcheint er ſogar durch die Aelteſten von Meſſina angedeutet zu ſeyn.

Wir werden alſo, da uns das Hülfsmittel des Chors fehlzuſchlagen ſcheint, für die Einführung der Poeſie in die Tragödie, uns nach andern Mitteln umſehen müſſen; dieſe werden die wahrhaft poetiſchen Dichter leicht finden, wenn ſie, nach der Beherzigung deſſen, was Schiller über das Weſen der Tragödie geſagt hat, vorzüglich die romantiſchen Dichter, und unter dieſen Shakſpeare und Calderon, ſtudieren wollen.

Vielleicht könnten wir ſogar eher einen komiſchen, als einen tragiſchen Chor bekommen. Für die Tragödie iſt uns noch nicht recht der Sinn aufgeſchloſſen, und man muß uns unſre Gefühle ſchon ſelbſt überlaſſen, ohne das Gefühl über die Handlung perſonificiren zu wollen, als wozu unter gegenwärtigen Umſtänden eine wahre Tragödie noch zu erhaben zu ſeyn ſcheint. Aber die Komödien, Schauſpiele und Poſſen können eher eine Veranlaſſung geben, ein allgemeines Urtheil perſonificirt darzuſtellen, indem hier der Chor, die gewöhnlichen witzigen Kritiken in gewiſſen öffentlichen Blättern, die ſich zum Publikum conſtituirt haben, und welche von den Vielen gewöhnlich adoptirt werden, ausſprechen, und in ihrem Ton und Geiſte in den Zwiſchenakten die Handlung recenſiren könnten, welches in der Melodie von Bänkelſängerliedern, und in der Kleidung von Leuten, die viel auf den Straßen leben, am beſten geſchehen würde. Dieſer Einfall iſt vielleicht ernſthafter, als Sie beim erſten Anblick glauben werden, ja er iſt gewiſſermaßen ſogar in Tieks geſtiefeltem Kater realiſirt. —

Zwölfter Brief.

Für heute nur noch ein paar Worte über eine andere Bemerkung, welche Schiller eben der Abhandlung, von der ich im vorigen Briefe ſprach, angehängt hat. Er ſagt nehmlich, er habe ſich die ſchwerer zu rechtfertigende Freiheit genommen, die chriſtliche Religion und die griechiſche Götterlehre vermiſcht anzuwenden, ja ſelbſt an den mauriſchen Aberglauben zu erinnern. Außer der Entſchuldigung, die er vom Schauplatz dieſer Tragödie hernimmt, erklärt er aber auch: er halte es für ein Recht der Poeſie, die verſchiedenen Religionen als ein kollectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweiſe ausdrückt, ſeine Stelle finde. „Unter der Hülle der Religionen, ſchließt er, liegt die Religion ſelbſt, die Idee eines Göttlichen; und es muß dem Dichter erlaubt ſeyn, dies auszuſprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemſten und treffendſten findet.“ Daraus ſcheint mir zu folgen: daß es dem Dichter erlaubt ſey, zu ſeiner Tragödie ein chriſtliches oder heidniſches Sujet zu wählen, da überall die Idee des Göttlichen verborgen liegt, je nachdem er es am beſten findet, eine antike oder romantiſche Tragödie zu ſchreiben; aber nicht, daß es ihm erlaubt ſey, in einer und derſelben alle Religionen vermiſcht anzuwenden. — Gegen dieſe meine Behauptung ſcheint aber nicht bloß die Autorität unſers Dichters, ſondern auch die der Italiäniſchen und Spaniſchen zu ſtreiten, welche überall die chriſtliche und griechiſche Mythologie vermiſcht anwenden, je nachdem ihnen dieſe oder jene ein ſchöneres Bild an die Hand giebt. Dazu kommt noch die Aeußerung eines unſerer vorzüglichſten Kritiker, der dieſe Vermiſchung bei Gelegenheit des Camoens in Schutz nimmt:

„Man hat die Einmiſchung alter Fabel (ſagt Fr Schlegel in ſeiner Europa 2tem Stck. S. 66.) in die chriſtliche Dichtart tadeln wollen. Aber warum wäre ein gänzliches Vergeſſen der alten Fabel, ein abſolutes Stillſchweigen darüber in einem chriſtlichen Gedichte nothwendig? In welcher Zeit des Chriſtenthums hat jenes geforderte abſolute Vergeſſen der alten Fabel je Statt gefunden, oder nur Statt finden können? Camoens gebraucht ſie als eine ſchöne Bilderſprache für ſinnreiche Allegorie, wie auch andre Dichter und Maler der romantiſchen Zeit ſie oft mit mancher willkührlichen Neuerung betrachteten und gebrauchten.“ Daraus aber ſcheint mir nur zu folgen: daß dem Dichter erlaubt ſey, ſeine Bilderſprache durch mythiſche Vorſtellungen aller

Art zu verſchönern, alſo etwa in einem chriſtlichen Gedichte zu ſagen: „ſchön wie Venus und die Grazien,“ u. dgl. überhaupt für einzelne Ausdrücke, Phraſen, Vergleichungen u. ſ. w. die Fabeln aller Art vermiſcht anzuwenden: aber eine ganz andere Frage bleibt es, ob dem tragiſchen Dichter bei Anlegung des Ganzen erlaubt ſey, die verſchiedenen Religionen zu vermiſchen, oder ob dieſer nicht vielmehr entweder ein Chriſt oder ein Grieche ſeyn müſſe. Den lyriſchen und elegiſchen Dichter wollen wir nicht beſchränken, den epiſchen und komiſchen auch nicht (beſonders da dem letztern in der Ungebundenheit des Scherzes alles erlaubt, bei ihm auch von Religion weiter gar nicht die Rede iſt), den tragiſchen ſogar nicht, in einzelnen Redensarten; aber in Rückſicht des Geiſtes, der das Ganze beſeelt, möchte dieſer wohl an Eine Religion gebunden ſeyn. Eine jede Religion hat ihren inneren Geiſt und Charakter, der von dem einer andern verſchieden iſt; der Geiſt der alten vorchriſtlichen Religionen ſteht dem des Chriſtenthums ganz entgegen. Jene Götter ſind furchtbar und neidiſch, ſie wollen nicht gereizt ſeyn weder durch Frevel noch durch zu großes Glück, ſtreng wägen ſie das Maaß der Glückſeligkeit gegen die Würdigkeit ab, und der Menſch muß für ſich und ſeine Nachkommen zittern, wenn jene Schale ſank, und er irgend durch einen Uebermuth (ἄτη, ὕβρις) die leichtbeweglichen Götter reizte, welche alleſammt mit den Menſchen wieder unter der Gewalt eines unerforſchlichen Schickſals ſtehen, das im gigantiſchen Kampfe der Freiheit zu ſiegen gewohnt iſt. Der Gott der Chriſten dagegen iſt ein Abgrund der Liebe; er

freuet

freut ſich des höchſten Glücks, das ſeine Kinder, auch unverdient, im Glauben genießen, er öffnet einem jeden die Seligkeit, bei ihm iſt für jeden Frevel Gnade. — Für einen oder den andern Glauben müſſen ſich die tragiſchen Perſonen und der Dichter entſchieden haben, eben ſo wie für das Idiom, in welchem ſie ſprechen wollen; und ſo wie es unmöglich wäre, ein Gedicht bald in lateiniſcher, bald in griechiſcher Sprache vermiſcht zu ſchreiben, ſo wäre es auch unmöglich, eine Tragödie bald mit vorchriſtlichen, bald mit chriſtlichen Geſinnungen anzulegen, und die tragiſchen Perſonen bald den Glauben an Jupiter und das Schickſal, bald an Gott und Chriſtum bekennen zu laſſen. Es würde aus dieſer Glaubensvermiſchung ein ungebührliches Schwanken entſtehen, das den Zuſchauer unangenehm beläſtigen würde; denn während der Geiſt und die innere Tendenz der Tragödie ſich für eine oder die andere Religion entſchieden hätte (wie denn das immer der Fall ſeyn wird und muß), ſo würde man die Ideen und Gefühle, die aus der entgegengeſetzten aufgenommen wären, für bloße Redensarten halten. Wollen Sie Beiſpiele, ſo vergleichen Sie einmal die Andacht zum Kreuze von Calderon (die den chriſtlichen Charakter hat) mit Göthe's Iphigenia und Schlegels Ion, welches antike Tragödien ſind; aber wenn Sie ein Beiſpiel aus der vor uns liegenden Braut von Meſſina haben wollen, ſo betrachten Sie zuerſt den ganzen Gang der Handlung — Sie werden finden, daß ſie ganz antik iſt, wie denn das Süjet von Etheokles und Polynices in ihr deutlich angetroffen wird — und vergleichen Sie ſodann damit ſolgende Stelle, welche Iſabella ſpricht, da ihr Lieblingsſohn ermordet iſt, und ſie nun alles anwendet, wenigſtens den zweiten zu retten, der den Furien dahin gegeben iſt, und ſie durch Selbſtmord zu verſöhnen ſtrebt:

> Reich iſt die Chriſtenheit an Gnadenbildern,
> Zu denen wallend ein gequältes Herz
> Kann Ruhe finden. Manche ſchwere Bürde
> Ward abgeworfen in Loretto's Haus,
> Und ſegensvolle Himmelskraft umweht
> Das heil'ge Grab, das alle Welt entſündigt.
> Vielkräftig auch iſt das Gebet der Frommen,
> Sie haben reichen Vorrath an Verdienſt;
> Und auf der Stelle, wo ein Mord geſchah,
> Kann ſich ein Tempel reinigend erheben.

Sie ſehen, das iſt chriſtlich. Nun kommt es darauf an, ob Don Ceſar dies glaubt; — glaubt er es, dann wirft er ſich in die Arme der Kirche, dann findet er Ruhe bei den Gnadenbildern, wird am heiligen Grabe entſündigt, und reinigt ſich durch Erbauung eines Tempels. Hoffend und reſignirend in die Gnade des erbarmenden Gottes, der nicht den Tod des Sünders will, unterläßt er dann, durch Selbſtmord Frevel auf Frevel zu häufen, und erhält ſich dem Reiche und vielleicht auch der Liebe. Aber er glaubt an alles dieſes nicht; er geht, als ob an keine Entſündigung und keine Gnade zu denken wäre, in den eiſernen Banden des Schickſals; und das Regentenhaus von Meſſina ſtürzt, wie das von Theben, zuſammen. — Die Tragödie iſt alſo antik, und in der obigen Stelle iſt gleichſam nur ein Verſuch mit dem Chriſtenthume gemacht; da aber niemand, als die Mutter eine Chriſtin iſt (obgleich auch dieſe ſich hin und wieder, z. E. bei ihren Sarkasmen gegen die Orakel, als Heldin zeigt), und die Handlung gleich, nach antiker Weiſe, fort, und zu Ende geht: ſo erſcheint obige Stelle nur als eine ſchöne rhetoriſche Floskel, welche, neben dem übrigen griechiſchen Charakter des Ganzen, zu vertheidigen, keinen großen Gewinn bringen möchte.

Uebrigens habe ich Ihnen über die Tragödie ſelbſt nichts hinzuzuſetzen; ſie iſt von Schiller, und Ihr Urtheil iſt das meine. Laſſen Sie uns immer alles, was den literariſchen Betheſda in Bewegung ſetzt, für einen guten Engel halten. —

F.

VI.

Theater.

1) Königliches Nationaltheater.

Vom 29ſten Oktober bis zum 28ſten November wurden abermals ein und funfzig einzelne Stücke gegeben, nämlich

vier Tragödien, fünf Schauſpiele und ſogenannte hiſtoriſche Dramen, eilf Luſtſpiele, das Spiel in Verſen zweimal, und drei Poſſen. Ferner vierzehn große und kleine Opern, und einmal das Liederſpiel.

Neue:

Den 11ten November: Der todte Neffe, ein Luſtſpiel in einem Akt, nach dem Franzöſiſchen des Martainville (zweimal).

Den 14ten zum Benefiz des Herrn Labes:

Die barmherzigen Brüder. Schauſpiel in einem Akt vom Herrn von Kotzebue (dreimal).

Helene, ein Schauſpiel mit Geſang in drei Akten. Frei nach Bouilly von Herrn Treitſchke, Muſik von Mehul (dreimal).

Den 28ſten zum Benefiz des Herrn Schwadke:

Der Zauberbrunnen, ein Luſtſpiel in einem Akt.

Muttertreue, ein Singſpiel in einem Akt, zur beibehaltenen Muſik von D'Alayrac, aus dem Franzöſiſchen frei überſetzt von Herrn Herklots.

Wallenſteins Lager. Ein Schauſpiel in einem Akt vom Herrn von Schiller.

Den 27ſten trat Herr **Reinhard**, als neuengagirtes Mitglied, zum erſtenmal als Syndikus Moorland in den Verläumdern, einem Schauſpiele des Herrn von Kotzebue, auf.

Herr **Beſchort** iſt zur Freude aller Kunſtfreunde von ſeiner Reiſe nach Wien ꝛc. glücklich zurückgekommen.

---

2) Kritiſche Aphorismen über das Theater.

(Beſchluß.)

Sechster Brief.

Wie ein ſchwerer Körper, wenn er einmal den Stoß zum Fallen erhalten hat, ſo wie er ſich der Erde nähert, ſeine Geſchwindigkeit vergrößert und am Ende am ſchnellſten fällt, — eben ſo muß der Gang eines Stücks, je mehr es ſich dem Ende nähert, eiliger werden. Die Triebfedern der Handlungen müſſen alle geſpannt, alles muß in Bewegung gebracht werden, alle Hinderniſſe, wenn noch einige übrig bleiben, mit Gewalt aus dem Wege geworfen, das Schikſal der ſpielenden Perſonen entſchieden werden. Dieſe Regel ſcheint mir aus dem oben angeführten Grundſatze der Täuſchung nothwendig zu fließen. Wir haben uns ihr auf eine beſtimmte Zeit unterworfen. Dieſe Zeit geht nun zu Ende, meine Uhr oder die niedergebrannten Lichter erinnern mich daran, und ich habe noch keine Hoffnung, den Ausgang zu ſehen. Meine Ungeduld bringt mich zu mir ſelbſt. Wenn alſo der Knoten geſchürzt iſt, und die Hinderniſſe gehörig vorbereitet ſind, ſo müſſen ſie denn auch bald gehoben, und die Handlung zu Ende gebracht werden. Freilich muß kein dramatiſcher Alexander den Knoten mit einem Schwerdte zerhauen, keinen Zauberer, keinen Gott oder Fürſten zu Hülfe rufen, überhaupt keinen ſogenannten Theatercoup anbringen, wenn er nicht fein motivirt iſt. Ein ſolcher Betrug iſt zu fühlbar, und kann durch einen kleinen, weder von dem Dichter noch von dem Schauſpieler abhängenden, Umſtand über das ganze Stück ein Lächerliches verbreiten.

Ich rechne hierzu alle die durch die unvermuthete Ankunft eines Zweiten verhinderten Selbſtmorde, worauf doch öfter die Theilnahme an das Stück gebauet iſt. Hier ſteht ſie, die Untröſtliche, und überlegt in einer langen breiten Rede, daß es unmöglich ſey, ſich aus ihrer traurigen Lage zu reißen. Soll ſie in ihrer Wahl ihrem Herzen folgen, ſo beleidigt ſie den beſten, gütigſten Vater. Nimmt ſie den Geliebten aus den Händen des Vaters, welche unglückliche Tage bereitet ſie ſich? Schon zückt ſie den Dolch, eben ſoll er ihr Eingeweide durchwühlen, als ihr von den Göttern dahin geführter Geliebter durch ihm ſonſt verſchloſſene Thüren ganz zufällig kömmt, und — den verwegenen Arm zurückhält. Um das Unſchickliche dieſer Anlage recht ſichtbar zu machen, ſo denke man (was ſich leicht denken läßt, weil es ſich ereignen kann), der Schauſpieler ſey mit ſeinem Kleide an der Couliſſe hängen geblieben, und er könne ſich nicht ſo ſchnell loswickeln, um den verwegenen Arm zurückzuhalten. Was wird aus dem ganzen Stücke, was aus der Schauſpielerin werden? — Die Verlegenheit, worin ſie ſich befindet, muß mit nichts zu vergleichen ſeyn, und der Zuſchauer, der in dem Augenblicke zittern ſollte, wird in ein helles Gelächter ausbrechen, wenn er ſieht, wie wenig es dem guten Kinde Ernſt war, ſich Leid zu thun.

Wenige Schauſpieldichter, und noch weniger Zuſchauer haben von dem, was man Theatercoup nennt, ob es gleich jetzt ein Lieblingswort geworden iſt, einen beſtimmten Begriff. Viele verwechſeln es mit dem Unerwarteten, und ſuchen darin eine vorzügliche Schönheit, theils weil das Unerwartete mehr frappirt, theils weil ſie gehört und geleſen haben, daß es gefalle und dahin reiße. Der eigentliche Unterſchied zwiſchen dem Unerwarteten und dem Theatercoup beruhet darauf, daß erſteres zwar von der gewöhnlichen Handlungsweiſe abweicht, doch aber nach dem Charakter der handelnden Perſonen möglich war, der Theatercoup aber weder aus der Geſchichte, noch aus dem Charakter der handelnden Perſonen entſpringt, ſondern Einfall des Dichters iſt. Hieraus folgt nun, daß der Dichter, um einen Theatercoup zu machen, nothwendig einen beſtimmten Zeitpunkt, einen beſtimmten Augenblick ſo zu dem Weſen der Handlung nehme, daß ſich der Knoten gleichſam darum drehe. Folglich iſt der Theatercoup, wenn er nicht vorzüglich motivirt iſt, ein Fehler gegen die Wahrſcheinlichkeit. Wenn alſo ein Mann, der bis dahin als ſtörriſch und unbiegſam geſchildert iſt, mit einemmale Gründen des Gefühls Gehör giebt, — ſo iſt dies *unerwartet*; wenn aber irgend eine Handlung, oder gar die Haupthandlung durch die Dazwiſchenkunft eines Fremden, eines Geräuſches ꝛc. motivirt wird, ſo iſt dies ein Theatercoup. Und hiervon ſind unſere meiſten Schauſpiele voll. — Die Empfindungen dieſer Art gehören zu dem Wahren, das bei aller Wahrheit gleichwohl unwahrſcheinlich iſt, weil es ſich ſo ſelten zuträgt, daß man es in ſeiner Art für ein Wunderwerk halten kann, wenn es ſich zuträgt. —

Siebenter Brief.

Dies, mein Freund, kann ungefähr zureichen, den Werth eines Schauſpieldichters richtiger zu beurtheilen, um nicht Lob oder Tadel geradezu auf ihn zu verſchwenden, und das Schimmernde von dem wahren Gehalte gehörig zu ſondern. Es giebt aber noch eine Menge ſanfter Verſchmelzungen, die das Vergnügen des Kenners ausmachen, und ein deſto größeres Verdienſt von Seiten des Dichters ſind, weil er an ihnen die feinſte Kenntniß des menſchlichen Herzens und der verborgenſten Springfedern der Leidenſchaften beweiſet. Nimm Leßings Emilie zur Hand, Du wirſt verſtehn, was ich ſagen will. Hier noch einige Anmerkungen über die Diction.

Die Sprache des heroiſchen Trauerſpiels iſt eine Sprache aus einer eingebildeten Welt, (beſonders wenn ſie in Jamben geſagt wird,) die man nicht lernen kann, ſondern die man ſich ſelbſt bilden muß. Die Sprache des Schauſpiels iſt umgekehrt eine Sprache, die man ſich nicht ſelbſt bilden, ſondern lernen, in dem Kreiſe lernen muß, welcher nachgeahmt, vorgeſtellt werden ſoll. Man findet zehn Menſchen, die die Sprache der Helden zu reden wiſſen, gegen einen, der die Sprache der feinern Welt mit Manier auf die Bühne zu bringen weiß. Aber auch die, welche große Uebung der Welt und ihrer Gebräuche, mit andern Worten, den geſellſchaftlichen Ton ganz inne haben, ſind darum nicht ſchon auch fähig, ein Theatergeſpräch zu verfertigen, das eine genauere Kritik aushält. Der Fehler liegt darin, daß ſie ſich nicht an die rechte Stelle zu verſetzen wiſſen, und Schriftſteller ſind, wo ſie Geſellſchafter ſeyn ſollen. —

Wenn in dem ganzen Stücke eine Einförmigkeit herrſcht, wenn Johann wie Julie, und beide wie ihre Herrſchaft, wenn der Fürſt wie der Landmann ſpricht; wenn die Sprache der Freude, der Hoffnung, mit der Sprache der Furcht, der Betrübniß, oder der Leidenſchaften ganz dieſelbe iſt; wenn allgemeine Denkſprüche vorkommen, die nach ſtudierter Gelehrſamkeit riechen, oder Antworten epigrammatiſch witzig ſind, ſo ſticht immer der Schriftſteller, der Mann hervor, welcher gleich der Raupe ein Blatt für ſeine Welt halten mußte. Die Kunſt des Dialogs erfordert ganz etwas anders, als ſeinen Geſchöpfen oratoriſche Declamationen in den Mund zu legen, die man am Pulte ruhig, ſtets derſelbe, als Lehrer des Volks entworfen hat. Nicht alles Schöne hat auch Localſchönheit, wie nicht jede Farbe auf einem Gemälde an jedem Orte zugleich ſchicklich iſt. Allerdings gehört inzwiſchen viel Selbſtverläugnung dazu — und hierin wird mir jeder, der mit Empfindung für das Theater arbeitete, beiſtimmen — einen ſinnreichen Einfall blos wegen des verdammten: sed nunc non erat huic locus wegzuſtreichen. Die Wahrſcheinlichkeit wird inzwiſchen auf jeden Fall aufgehoben, wenn ein Menſch im Feuer des Affekts mit ſchillernden Phraſen um ſich wirft, wenn ein Kaufmann bei einem unvorhergeſehenen Unglücksfalle ſpitzig ſpricht, oder ein Sterbender ſich in metaphyſiſche Tranſcendentalien einläßt.

Ueberhaupt ſind alle Schauſpiele, wo lange diſputirt wird, froſtig, und es befiehlt die Klugheit dem Dichter, die nebenſtehenden Perſonen wenigſtens als die Hebel des Geſprächs, wenn das Schiff verſinken will, zu gebrauchen. Es iſt überdem unpaſſend, viele Perſonen auf der Bühne zu finden, die nur da ſind, um da zu ſeyn, oder weil ſie der Dichter nicht mit guter Manier zu entfernen wußte. Für die Sprache des Dialogs glaube ich alſo keine beſtimmtere Regel angeben zu können, als ſie muß *geredet*, nicht *geleſen* werden; ich will ſagen, ſie muß alles Schleppende vermeiden, und überall Leben, Wärme und Wahrheit verbreiten. Und nach dieſer Auseinanderſetzung, verglichen mit dem, woran Dich meine vorigen Briefe erinnerten, wirſt Du leicht finden, woher es der Natur der Sache nach überaus ſchwer ſeyn müſſe, ein guter dramatiſcher Dichter zu ſeyn. Nur dem Unverſtändigen mag die Arbeit leicht ſcheinen, und jeder Gelehrte, der es ſeine erſte ſchriftſtelleriſche Bemühung ſeyn läßt, Schauſpiele zu ſchreiben, beweißt eben dadurch, daß er keinen Beruf dazu habe.

Schluß.

Bei den mehreſten deutſchen Schaubühnen bemerkt man einen Fehler, der in der Darſtellung der Stücke von großem Einfluß iſt, nehmlich, den Mangel einer genugſamen Abwechslung unter den Schauſpielern.

Während daß ein anſehnlicher Theil der Einnahme dazu verwendet wird, eine Menge Menſchen, die kaum zu Bedientenrollen zu gebrauchen ſind, und die für jeden andern Stand ſich beſſer qualificiren würden, ärmlich zu erhalten, iſt oft an guten Schauſpielern offenbar ein Mangel, ſo daß der, welcher in dem erſten Stücke den tragiſchen Helden ſpielte, in dem Nachſtücke den luſtigen Johann darzuſtellen hat.

Die Sprache der Helden mag da noch ſo elegant gewählt ſeyn, ich muß über den maskirten Johann lachen, ja, ſeine Sprache macht gerade auf mich die Wirkung, welche ein prächtiges Gleichniß aus einer Epopoe auf eine Kleinlichkeit angewendet, auf mich machen würde.

Es iſt auch, nach meiner Meinung ganz unmöglich, in einer oder der andern Art vorzügliche Schauſpieler zu haben, wenn man will, daß ſie es in beiden zugleich ſeyn ſollen. Das tragiſche Spiel kann ſich nicht mit dem mehr niedrigen vertragen. Es gehört eine außerordentliche Feſtigkeit der Gedanken dazu, daß ſich auch ein wahrhaft in beiden Methoden vollkommener Schauſpieler nie mit einem Schritte, mit einer Gebehrde vergeſſen, und aus dem Charakter, den er zu unterſtützen hat, in einen andern übergehn ſollte. Eine einzige ſolche Miene, ein einziger Spaß, — weg iſt der Held, den ich ſehn ſollte; — ich ſehe durch das ganze Stück nichts mehr, als den Buffo, der auf allen Seiten aus dem Kleide des Helden hervorguckt.

Und wo ſind denn die Schauſpieler, die in beiden Gattungen zugleich eine große Stufe erreicht haben? Den Anſtand eines Fürſten, eines Mannes aus der artigſten Geſellſchaft, und zugleich die Stellung des ungebildeten Bauers nach der Natur zu copiren, jetzt durch ſein Anſehn Ehrfurcht einzuflößen, wieder durch ſeine Albernheit Spott zu verdienen, dazu ſind faſt zwei Seelen nothwendig, eben wie zwei ganz entgegengeſetzte Denkungsarten dazu gehören.

Hier, mein Freund! habe ich Dir nach der Reihe einige kritiſche Bemerkungen über das Theater mitgetheilt. Dem Gelehrten ſind ſie allerdings nicht neu, doch aber können ſie Dich, der Du nur Liebhaber des Theaters biſt, auf den rechten Punkt ſtellen, und Dir den Beſuch der Bühne nützlicher machen. Lebe wohl!

VII.

Poſtſcripte.

75.

Der wahre Roman.

Es iſt neuerlich edirt worden: die Meuchelmörderin, nebſt der Beichte ihrer Sünden ꝛc. *ein wahrer Roman*, von ihr ſelbſt geſchrieben (wahrſcheinlich eine Nachahmung des bekannten pſychologiſchen Romans: die Giftmiſcherin). Was aber bedeutet der Zuſatz: ein wahrer Roman? Soll es heißen, ein *wahrer* Roman, gleichſam ein hölzerner Schleifſtein, ein porzellänenes Eiſen, ein diamantenes Elfenbein; oder ein wahrer *Roman*, ein wirklich und in der That romantiſches Buch? Nach dem letztern ſieht es nicht aus; es mag alſo wohl heißen ſollen: ein Buch, dem man gewiſſer Umſtände wegen gern den Ruf eines *Romans*, und gewiſſer Umſtände wegen gern den der *Wahrheit*, und, wieder gewiſſer Umſtände wegen, durch eins *oder* das andre, am liebſten recht viel *Käufer* verſchaffen möchte.

N. S. Aehnliche Betrachtungen ſind anzuſtellen über das Werk: Joſ. de Polingano, ein wahres *Räuberge*mälde unſerer Tage. Halle bei Hendel.

K.

76.

Verba non semper valent, sicut nummi.

Münzen und Wörter ſind oft verglichen worden, aber auch dieſe Vergleichung hinkt, wie jede andre. Eine Münze in der Mehrzahl gilt nehmlich immer mehr, als dieſelbe Münze in der Einheit; mit den Wörtern aber iſt es oft verſchieden, und ihre Bedeutung, die im Singular groß und erhaben war, ſinkt im Plurali zu einer oft ganz unerwarteten Gehaltloſigkeit. Welche große Begriffe ſind z. B. Wahrheit, Tugend, Gefühl, Würde; und was ſind dagegen Wahrheiten, Tugenden, Gefühle, Würden! Von den letztern ſagt der Verfaſſer eines witzigen Romans: ſie verhalten ſich zur Würde, wie Goldblech (oft wie Meſſingblech) zu Goldbarren.

S.

77.

Wörter und Münzen.

Auch in der Art, ſie in Cours zu ſetzen, findet man eine leichte Aehnlichkeit. Giebt man die ſchönſten Münzſorten einem Geizhalſe, ſo verſchließt er ſie in ſeinen Kaſten, und ſie kommen in langen Jahren nicht zu Tage, da ſie dagegen durch Verſchwender den lebhafteſten Cours erhalten. So bleiben die beſtgeprägten Wörter in einem ſchlechten Buche unbemerkt und unnachgeahmt, da ſie im Gegentheil durch gute Dichter, und beſonders durch Comödienzettel, in den beſten Cours kommen. So hat Iffland ſich durch ſchnelle Einführung mehrerer Wörter um die Sprache verdient gemacht, z. B. Vaterhaus (welches Schiller in der Glocke ſchon gebraucht hat) leichter Sinn, nach deſſen Analogie man auch eigner Sinn ſtatt Eigenſinn ſagt.

Möchte man doch nach und nach auch alle im gemeinen Leben ſo falſch gebrauchten Worte auf Comödienzettel bringen, damit man z. B. nicht mehr ſagte: ich habe eine phyſikaliſche (phyſiſche) Erſcheinung am Himmel bemerkt, der Kaufmann N. N. iſt ein ſpeculativer (ſpeculirender) Kopf, die Muſik war von blaſenden Inſtrumenten (Blasinſtrumenten) u. ſ. w. Wer erklärt, um bei den letztern ſtehen zu bleiben, folgende Unterſchrift in einem öffentlichen Blatte:

> N. et N. muſikaliſch blaſende Holz-Inſtrumenten-Verfertiger. ?

S.

78.

Die Journalleſegeſellſchaften.

Eben heute den 10ten November las ich im Reichsanzeiger, den ich in meiner Journalgeſellſchaft erhalte, folgendes:

> Wer für die Reize der Natur in einer ſchönen Gegend Sinn hat; wer ungezwungene geſellſchaftliche Vergnügungen liebt, wer an unterhaltenden und belehrenden Schauſpielen Geſchmack findet; wen erheiternde Muſik und muntere Tänze auf Bällen und Redouten erfreuen; wer gern einige Zeit auf einem Vereinigungspunkte von Menſchen aus vielen Ständen und verſchiedenen Gegenden verweilt: den laden wir hierdurch zu unſerm Vogelſchießen ein.

Ei, dort muß ich hin, und ſollte es funfzig Meilen weit ſeyn! Hier iſt mir ein wahres Lebensfeſt bereitet — Natur, Schauſpiel, Muſik, Tanz, fröhliche Menſchen — — wo, wo? — Endlich konnte ich weiter leſen:

„Wir machen öffentlich bekannt, daß es in dieſem Jahre „den 16ten Auguſt“ — — Wie? im Auguſt dieſes Jahres? — Iſts ein Druckfehler?

Nein, das Publicat iſt vom Junius 1803 datirt, das Blatt des K. priv. A. R. iſt vom 15ten Julius, — und ich Armer leſe es den 10ten November.

O das ſchöne Vogelſchießen! — O der traurigen Journalleſegeſellſchaften!!

R.

Berichtigung.

Im vorigen Stück der Eunomia iſt der Titel No. 2. S. 358 ſo zu leſen: Vasco da Gama's Landung beim Könige von Melinde; und in der Anmerkung war nicht von Gerſtenberg, ſondern von Seckendorf als Verfaſſer der wenig gelungenen Ueberſetzung zu nennen. D. H.

Notiz.

Künftig erſcheint die Eunomia in der Sanderſchen Buchhandlung zu Berlin. Alle Beiträge und Briefe, die das Journal betreffen, werden unter Addreſſe dieſer Buchhandlung erbeten. D. H.

Anzeiger der Eunomia.

No. VI. December 1803.

I. Anzeige für alle, welche die franzöſiſche Sprache auf eine leichte Art lehren und lernen wollen.

So eben iſt in Friedr. Maurers Buchhandlung zu Berlin im Druck erſchienen, und für 8 Groſchen zu bekommen:

Abrégé
de
Grammaire françoise.
Avec
un Plan sur la manière d'enseigner
à l'usage
des jeunes gens.
Par
Philib. Franç. de Grandpont,
Maitre de langue française, attaché à la maison des cadets de Berlin.

II. Anzeige für alle Gutsbeſitzer und Landwirthe.

In Friedr. Maurers Buchhandlung zu Berlin iſt ſo eben im Druck erſchienen, und für 18 Groſchen in allen Buchhandlungen ſowohl, als auf den mehreſten Pommerſchen Poſtämtern zu bekommen:

Der
Kartoffelbau in Hinterpommern,
oder:
Beiträge
zu
der Behauptung:
daß viele Hinterpommerſche Landgüter
durch
die jetzige Dreifelderwirthſchaft
ſehr ſchlecht genutzt werden,
ſchnellen Deteriorationen ausgeſetzt ſind,
und durch eine
Mehrfelderwirthſchaft und den Kartoffelbau
ungleich höher genutzt werden könnten.
Durch
Thatſachen und ſpecielle Beiſpiele,
namentlich
von den Elvershagenſchen Gütern,
erläutert:
Mit
angehängten Bemerkungen
über die Fortſchritte der Veredlung der Schäfereien
in Hinterpommern.

Von
Georg Friedrich Häſe,
Beſitzer des Gutes Ganskow, und Ehrenmitglied der Märkiſchen
ökonomiſchen Geſellſchaft zu Potsdam.

III. Verzeichniß von Weihnachts-Schriften.

Zu dem bevorſtehenden Weihnachts- und Neujahrsfeſte ſind, außer vielen andern vorräthig gebundenen vorzüglichen Kinderſchriften auch folgende neue Bücher als angenehme und gewiß ſehr nützliche Geſchenke in Friedrich Maurers Buchhandlung für beigeſetzte Preiſe zu bekommen:

1. Die Familie Bendheim. Lehrreiche Unterhaltungen für die Jugend, von Hrn. Rektor Hahn, mit 17 illum. Kupf. 12. Berlin, ſauber geb. 3 thl. 12 gr.
2. Eliſens von Honau und ihrer Erzieherin Eulalia Wallier Unterredungen in Briefen. Allen gefühlvollen Mädchen bei ihrem Eintritt in die groſe Welt gewidmet. Mit einem Titelkupfer. 8. Berl. ſauber gebunden 1 thl.
3. Allgemeiner deutſcher Briefſteller, welcher eine kleine deutſche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls und eine vollſtändige Briefſammlung aller Gattungen von Briefen enthält, 4te verbeſſ. u. verm Aufl. mit einem Anhange von Hrn. Dr. Heinſius 8. ſauber gebunden 1 thl 6 gr.
4. Guatimozin über die Welt, die Erde und den Menſchen. Koſmologiſches Lehrbuch zum Unterricht ſeines Sohnes. Aus dem Mexikan. von H. Rittner, m. e. Vorrede von Hrn. Prof. J. E. Bode. gr. 8. auf Schrbpap. ſaub. geb. 1 thl. 18 gr. und auf Druckpap. ſaub. geb. 1 thl. 12 gr.

Abrégé de Grammaire françoise avec un plan sur la manière d'enseigner à l'usage des jeunes gens. Par Philib. Franç. de Grandpont; maitre de langue franç. attaché à la maison des cadets de Berlin. 8. Berl. relié 12 gr.

Contes moraux pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse, à l'usage des enfans, avec des notes explicatives II. Cah. 8. Berl. rel. 1 thl.

Denkwürdigkeiten aus der alten und neuen Weltgeſchichte und aus der Staats- und Völkergeſchichte; ein Weihnachtsgeſchenk für die erwachſene Jugend, mit 14 illum. Kupf. gr. 8 Berl. geb. 1 thl. 18 gr.

Etwas zum Zeichnen für Kinder und Erwachſene, mit 8 Kupf. im Taſchenformat, geb. 8 gr.

Gleims, F. W Fabeln. Originalausgabe, Taſchenformat. Berl. geb. 12 gr.

Stickerinn, die junge, ein Taſchenbuch für Frauenzimmer, zur Uebung derſelben im Sticken und Malen, mit zweien in Seide geſtickten Modellblättern, 30 ausgemahlten und 28 ſchwarzen Kupfertafeln, und einer ausführlichen Anweiſung zur Stickerey. 2 Thle. Taſchenform. gebunden, im Futteral 4 thl. 16 gr.

Stickerinn: Eben dieſelbe, ohne die geſtickten Modellblätter. 2 Thle. geb. im Futteral 3 thl.

Seemanns, A. N. F. Blumen und Früchte zum Geſchenk für die Jugend, beim Antritt des 19ten Jahrhunderts, m Kupf. u. Muſik. 8. Berl. gebund. 1 thl.

— daſſelbe mit illum. Kupf. 8. gebund. 1 thl. 4 gr.

Vorſchriften, deutſche und franzöſiſche, in einzelnen Linien, für Anfänger und zum Gebrauch für Schulen, geſchrieben von Sotzmann, gebunden 6 gr.

Hirſchmann, E. A. leichte Uebungen für junge Zeichner, ein nützliches und angenehmes Geſchenk guter Eltern und Lehrer. Nebſt einer kurzen Anleitung zum Zeichnen, gr. qu. 8. Berl gebunden 1 thl.

— — daſſelbe mit 4 illum. Landſchaften 1 thl 8 gr.

Erzählungen, Fabeln und Lieder, zweckmäßig ausgewählte, zur moral. Bildung der Jugend, wie auch zur Uebung im richtigen Leſen und Deklamiren. 8. Berl. Druckp. geb. 22 gr. Schreibp. geb. 1 thl.

Bibliothek für die erwachſene Jugend, zur angenehmen Unterhaltung und Belehrung, 16 Bdchn. enthält: Gil Blas Leben und Abentheuer im Auszuge, m. 4 Kupf. 8. Berl gebunden 1 thl. 8 gr.

Ramlers Fabeln und Erzählungen aus verſchiedenen Dichtern geſammelt. Eine Fortſetzung der Fabelleſe. 8. Berl. geb auf Schreibp. 1 thl. 6 gr. Holl. Pap. 1 thl. 14 gr.

— deſſen kurzgefaßte Mythologie oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums, 8. Berl. m Kupf. ſauber geb. 1 thl. 10 gr.

Uebungen für angehende Landſchaftszeichner, als Fortſezzung der Anleitung zur charakteriſtiſchen Landſchaftszeichnung, 18 — 46 Heft, qu. Fol. Prag 4 thl. 16 gr.

Salzmanns, C. G. Konrad Kiefers Bilderbüchlein, qu. Fol. Schnepfenthal, geb. 1 thl. 6 gr.

J. Glatz Unterhaltungsbuch der kleinen Familie Grünthal, oder Erzählungen für die zarte Jugend. 2 Bde. 8 Leipz. geb. in 2 Bde. 2 thl. 4 gr.

Portefeuille des honnêtes gens, ou pensées morales, politiques, et divertissantes. Tirées, d'un manuscript de feu, Mr. le Comte de Schulenbourg. 8. Berl. rel. 8 gr.

Gallerie der merkwürdigſten Säugthiere; ein lehrreiches und unterhaltendes Bilderbuch für die Jugend, 2te Aufl. 12. Zürich, geb. 1 thl. 18 gr.

J. G. D. Schmiedtgen, Theobalds Morgengabe für ſeine Enkeltochter Pauline, ein Buch für deutſche Töchter aus den mittlern und höhern Ständen, mit 1 Kupf. 8. Leipz. geb. 1 thl. 10 gr.

J. A. C. Löhr, die Natur und die Menſchen, ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten, für Leſer aus allerlei Ständen. 2 Bände. 8. Leipz. geb. - 3 thl. 4 gr.

Abrégé de toutes les sciences à l'usage des enfans de six ans jusqu'à douze. Septième edit. 8. à Potsdam rel. 10 gr.

Fables de Lafontaine, avec un nouveau commentaire par Coste. Ornées de 216 Figures en taille douce, dediées à la Jeunesse. III Tom. 8. Leips. broché 4 thl. 12 gr.

Jauffret's, L. F., Idyllen und Erzählungen, franzöſiſch und deutſch. 4 Theile. 8. Hamburg. geb. 2 thl. 4 gr.

le bon Fils, Comédie par Florian. Der gute Sohn, ein Luſtſpiel von Florian. Mit einem Kupfer. 12. Lpz. geheftet 16 gr.

Seidel, C. A., erſte Blicke in den weiblichen Wirkungskreis. Ein Bilderbuch zur erſten Kenntniß häuslicher Geſchäfte, für gute Töchter von ſechs bis zwölf Jahren. Mit illum. Kupf. 12. Leipz. geb. 1 thl. 21 gr.

Glatz, J., naturhiſtoriſches Bilder- und Leſebuch, oder: Erzählungen über Gegenſtände aus den drei Reichen der Natur, nebſt 300 illuminirten Abbildungen. gr. 8. Jena, geheftet 4 thl.
und in beſſern Einband 4 thl. 8 gr.

Bilderbuch, ökonomiſches, oder: hiſtoriſch-bildliche Darſtellung der Landwirthſchaft in allen ihren Theilen. 1ſtes und 2tes Bändchen. Mit illum. Kupf. 12. Dresden. gebunden, in 2 Bänden 3 thl. 18 gr.

Strick-Büchlein, neues, worin nicht nur viele neue Zwickel, Buchſtaben und Zahlen, ſondern auch viele Zierrathen befindlich ſind. Nürnb. in Futteral 1 thl.

Maleriſche Charakteriſtik der Länder und Nationen, für Kinder und Erwachſene ꝛc. 1ſtes Heft: Ruſſen und Kalmucken. Mit illum. Kupf. 4. Lpz. 1 thl. 12 gr.

Gruber, J. G., Beſchreibung von Grönland und Spitzbergen, mit den Wundern der Natur- und Menſchenwelt und dem Nordpol. Mit Kupfern und Karten. gr. 4. Leipzig. geheftet 2 thl. 16 gr.

Lehrbuch der Naturgeſchichte, zum Gebrauch für Schulen, mit 260 Abbildungen aus den drei Naturreichen, nach Linnéſcher Ordnung, mit deſſen Bildniß. gr 8. Potsdam. geb. . 1 thl. 12 gr.

— daſſelbe mit illum. Kupf. ebendaſ. 2 thl. 16 gr.

Mannichfaltigkeiten, neue, zu einer nützlichen Unterhaltung für die Jugend. Mit illum. Kupf. 2 Theile. 8. Leipzig. gebunden 1 thl. 3 gr.

Orbis pictus, neuer englischer, oder die Geſchichte des Menſchen und der menſchlichen Geſellſchaft in Bildern, zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend. 1ſtes und 2tes Heft. gr. 8. Leipz. geb. 2 thl.

Numa Pompilius, second Roi de Rome, par M. de Florian. Nouv. Edit. av. fig. 8. Leips. rel. 18 gr.

Sphinx, eine Sammlung von Charaden und Räthſeln, für Kinder, zu Erweckung und Uebung ihres Scharfſinnes; mit 128 illum. Bildern, welche die Auflöſung enthalten. 12. Leipz. in Futteral 1 thl. 16 gr.

Feierabende, oder: Erzählungen und Unterhaltungen über allgemeine Gegenſtände des gemeinen Lebens, für das zarte Kindesalter, von C. A. Seidel. 1ſter Theil, mit illum. Kupf. 12. Leipz. gebunden 1 thl. 16 gr.

— deſſen 2ter Theil. ebendaſ. geb. 1 thl. 21 gr.

Lebensbeſchreibungen für Knaben und Mädchen. A. d. Engl. 2 Bändchen. m. Kupf. 12. Leipz. geb. 1 thl. 4 gr.

Bilder vaterländiſcher Thiere, nebſt ihrer kurzen Beſchreibung, franzöſ. und deutſch 12. Leipz. geb. 3 thl.

Campe, J. H., hiſtoriſches Bilderbüchlein, oder: die allgemeine Weltgeſchichte, in Bildern und Verſen. 1ſtes Bändchen. 12. Braunſchw in Futteral 1 thl. 16 gr.

Schiffahrts-Bilderbuch, oder: nautiſcher Kinderfreund, enthaltend das Merkwürdigſte und Intereſſanteſte aus der ganzen Schiffswiſſenſchaft. Nr. 1. gr. 4. Leipz. Mit illum. Kupf. 1 thl., mit ſchwarzen Kupf. 16 gr.

Löhr, J. A. C., erſtes Bilder- und Lehrbuch zur zweckmäßigen Beſchäftigung des Verſtandes, und zur angenehmen Unterhaltung. gr. 8. Lpz. m. K. geb. 2 thl 12 gr. mit illum. Kupf. geb. 5 thl.

Gallerie der Menſchen, nach alphabetiſcher Ordnung, ein Bilderbuch für die Jugend. 3 Theile. Mit illum. Kupf. 12. Leipzig gebunden 6 thl. 4 gr.

Auswahl Aeſopiſcher Fabeln für die Jugend, franzöſ. und deutſch. Mit illum Kupf. 12. Leipz. geb. 1 thl. 12 gr.

Die Erwartung, oder: bitte, bitte, lieber Vater, gute Mutter ꝛc., ſchenk' uns dies Bilderbuch. Ein neues Bilderbuch zur Ausbildung des Verſtandes. Mit 24 illum. Kupf. 12. Leipz. gebunden 2 thl.

Campe, J. H., väterlicher Rath für meine Tochter; ein Gegenſtück zum Theophron. Sechſte Ausgabe. Mit 1 Kupf. 8. Braunſchw. geh. 1 thl. 12 gr.

Eunomia.

Eine

Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben

von

Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

Jahrgang 1804.

Erſter Band.

Januar bis Junius.

Berlin,
in Sanders Buchhandlung.

Inhalt
des
# erſten Bandes.

Januar.

I. Idee einer pſychologiſchen Symbolik der deutſchen Sprache. Deutſchlands philoſophiſchen Sprachforſchern zur Prüfung vorgelegt von Hrn. D. Jeniſch. . . . . Seite 1
II. Der Maler. . . . . — 31
III. Reiſe nach Warſchau. Von Hrn. Mnioch. — 39
IV. Heiligen-Geſpräche:
1) Apologie Pius VI. . . . . — 55
2) Kanoniſationen. . . . . — 64
V. Froher Gruß eines Todtengräbers zum Neujahr 1804. . . . . — 69
VI. Literariſche Briefe:
Erſter Brief. . . . . — 71
VII. Poſtſcripte. . . . . — 85

Februar.

I. Vittorio Alfieri von Aſti. Vom Herrn Profeſſor Buchholz. . . . . Seite 89

II. Lobgedicht auf Urban den VIII. Aus dem Latein. des Sarbievsky. Fünfte Ode des erſten Buchs. Von H. . . . . — 106

III. Reiſe nach Warſchau. (Fortſetzung.) . — 110

IV. Einige Bemerkungen über D. Gall's Schedellehre. Vom Hrn. D. C. F. Michaelis zu Leipzig. . . . . — 134

V. Heiligen-Geſpräche:

3) Inquiſition gegen den Atheismus. . . . — 151

4) Der Himmel. . . . . — 158

VI. Poſtſcripte. . . . . — 163

März.

I. Vittorio Alfieri von Aſti. Vom Herrn Prof. Buchholz. (Beſchluß.) . . . . . — 169

II. Kleine Aushebungen aus einer neuen Gedichtſammlung, von J. J. Mnioch.

1) An Ferdinanda. (Bei Rückſendung einiger Atlas-Blättchen, worauf Urnen und Grabmähler unter Blumen und Grün mit zierlicher Kunſt geſtickt waren.) . . . . — 184

2) Sinn im Vokalſpiel. Eine Lebensgeſchichte. . . . . — 185

3) Zweifel und Antwort. . . . . . . — 186

4) Begriff und Sinn der Rede. . . . — ib.

5) Wort. . . . . — ib.

6) Einung durch Kunſt. . . . . — 187

7) Anſicht einer gewiſſen Zeit. Zwei Sonette. . . . . — ib.

8) Unter M—s Büſte. (Geſchrieben im Jahre 1786.) . . . . — 188

9) Herder. . . . . — ib.

10) Klopſtock. . . . . — 189

11) Sprüche. . . . . — 190

III. Nachrichten und Anekdoten von Cornwallis, Nelſon, Sheridan und Fox. Von Hrn. F. W. Gillet. . . . . — 192

IV. Philoſophiſche Aphorismen. Vom Hrn. Dr. und Prof. Joſua Stutzmann zu Göttingen. . . . . — 205

V. Theokrits neunzehnte Idylle. Vom Hrn. Dr. C. F. Michaelis zu Leipzig. . . . . . — 218

VI. Der Beinbruch, ein Kapitel aus: den Organen, einem Schwanke von Immerſo. . . — 219

VII. Ueber die Univerſitäten. Ein drittes Wort. Vom Herrn —ß. . . . . — 229

VIII. Literariſche Briefe.

Zweiter Brief. Die Söhne des Thales. Ein dramatiſches Gedicht. . . . . — 239

IX. Poſtſcripte. . . . . — 258

April.

I. Reiſe nach Warſchau. Von Hrn. Mnioch. (Beſchluß.) . . . . — 251

II. Vier Sonette. . . . . — 272

III. Ueber den mißverſtandenen Zweck der Vernunft, welcher der ſpeculativen Philoſophie zum Grunde liegt. Vom Herrn D. Kirſten. . . . . — 275

IV. Epigramme aus der lateiniſchen Anthologie. Vom Herrn Gr. O. v. Haugwitz. . . . . — 284

V. Leocadie. Eine franzöſiſche Novelle nach Cervantes, von Florian. Ueberſetzt von Heinrich Müller. . . . . — 292

VI. Johanna und Ludwig. Scene aus einem Epos in fünf Geſängen. Von Herrn Luden. — 306

VII. Armuthspflege. Vom Hrn. Oberkonſiſtorialrath Horſtig in Bückeburg . . . . . . — 312

VIII. Literariſche Briefe.
Dritter Brief. Die Söhne des Thales. Ein dramatiſches Gedicht. Zweiter Theil. . . . — 315

IX. Poſtſcripte. . . . . — 330

Mai.

I. Wanderung in Italien. Vom Herrn Hofrath Hirt. . . . . — 333

II. Leander an Hero. Vom Herrn Grafen Otto von Haugwitz. . . . . — 354

III. Ueber die alte ungariſche Schreibart. Vom Herrn D. Horn in Göttingen. . . . . — 363
IV. Ueber das Kunſtgenie. Vom Herrn K. A. Döring. . . . . — 370
V. Welchen Einfluß hat die Kunſt auf das Wohl der Menſchheit? Vom Herrn D. Roſenheyn in Königsberg . . . . . . — 390
VI. Bemerkungen über Herrn Mnioch's Reiſe nach Warſchau. Vom Herrn von —ski zu Halle. . . . . — 398
VII. Künſtleranekdoten. Von Herrn Kellner zu Kaſſel. . . . . — 404
VIII. Auszug aus einem Briefe. . . . . — 412

Junius.

I. Andeutungen. Von Herrn Mnioch. . . — 417
II. Heinrich der Löwe. Ein Epos von Herrn St. Kunze, Prediger zu Huy-Neinſtedt im Halberſtädtiſchen. . . . . — 426
III. Ueber die neuere Literatur der Neu-Griechen. Vom Herrn D. Horn, in Göttingen. . . . . — 444
IV. An die Erde. Vom Profeſſor J. D. Hartmann. . . . . — 452
V. Heiligengeſpräche.
  1. Wunder. . . . . — 458
  2. Unfehlbarkeit. 461

VI. Beſchreibung einer unterirdiſchen Höhle in der Grafſchaft Mark. Von Herrn Ernſt Adolf Eſchke. . . . . — 464
VII. Ueber das Studium der Botanik, und die Jagdliebhaberei. Zwei Aufſätze vom Herrn Oberkonſiſtorialrath Horſtig in Bückeburg. . . . . — 469
VIII. Woher kommt es, daß der Gelehrtenſtand in Deutſchland überhaupt und vorzüglich von deſſen höhern Ständen ſo wenig ausgezeichnet und geachtet wird? — . . . . — 471
IX. Poſtſcripte. . . . . — 489

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Januar 1804.

I.

Idee
einer pſychologiſchen Symbolik der deutſchen Sprache.

Deutſchlands philoſophiſchen Sprachforſchern
zur Prüfung vorgelegt
von
D. Jeniſch.

Die geiſtige Handlung des Denkens und die ſinnliche des Sprechens verhalten ſich urſprünglich zu einander, wie die Urſache zu ihrer Wirkung, wie das Bezeichnete zu dem Bezeich-

---

Anmerk. Von dem verſtorbenen Ober-Conſiſtorial- und Ober-Schul-Rath Gedicke in der Akademie der Wiſſenſchaften vor mehrern Jahren vorgeleſen.

nenden. Der Gedanke iſt gleichſam das unhörbare Wort des Geiſtes; durch die Sprache wird dies Wort hörbar, das heißt überhaupt, dem äußern Sinne vernehmlich.

Wir können nicht mehr ſprechen, als wir denken können, denn das Wort ſetzt den Gedanken voraus; wir können nicht mehr denken, als wir durch Worte ausdrücken können: denn der Gedanke iſt nur ein unausgeſprochenes und eben deswegen ausſprechbares Wort. Da überdem alle Gegenſtände unſeres Denkens nur Anſchauungen betreffen, d. h. mehr oder minder concrete Vorſtellungen, oder ſolche, die als wirklich gegeben, und, wenigſtens ihren erſten Elementen nach, ſinnlich dargeſtellt werden können, z. B. ſelbſt der erhabene Begriff von einer Gottheit: ſo betrachten wir die Sprache (als das allgemeine Mittel der Darſtellung der Gedanken) mit Recht als den Maßſtab der letztern; wenn gleich hieraus nicht folgt, daß alle und jede Aeuſſerungen unſers innern Sinnes, ſelbſt diejenigen, deren wir uns ſehr lebhaft bewußt ſind, durch Worte und Sprache darſtellbar ſeyn müſſen. Denn einige dieſer Kraftäußerungen z. B. die ſubjectiven Empfindungen des Geſchmacks, Geruchs, Gehörs u. ſ. f. ſind offenbar von der Art, daß wir ſie nicht bis zu der Klarheit der Gedankens zu erheben vermögen, — des Gedankens, als derjenigen unter allen Energien unſeres geiſtigen Ichs, die, eben wegen des vorzüglichen Grades der Klarheit, mit welcher die Seele hier die ſinnlichen Eindrücke auffaßt und zergliedert, allein nur der Bezeichnung durch Worte fähig iſt. Denn Worte ſind unter allen andern ſinnlichen Zeichen unſrer Vorſtellungen, (wohin

z. B. muſikaliſche Töne, Geberden u ſ. f. gehören) die am meiſten geiſtigen, am meiſten beſtimmten und durchgängig mittheilbaren: wie wir denn auch für die erhabenſten und glänzendſten Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes z. B. für die philoſophiſchen und mathematiſchen Unterſuchungen jeder Art, für die kühnen Schwünge dichteriſcher Einbildungskraft u. ſ. f. keine andre Art der Bezeichnung, als Worte haben.

Es iſt alſo klar, daß unter allen Kraftäußerungen unſers geiſtigen Ichs Gedanken der eigenthümliche Gegenſtand der Bezeichnung durch Worte, und Worte das unmittelbarſte Product des Gedankens ſind.

(Unter Gedanken aber befaſſe ich hier offenbar zugleich alle diejenigen Empfindungen oder ähnliche Energien unſerer Seele, die wir noch bis zur Klarheit des Gedankens erheben können. — So mahlt der Dichter Leidenſchaften, Gefühle körperlicher Schmerzen u. dgl.)

Sinnlichkeit und Verſtand ſind nach den Grundſätzen der älteſten und der neueſten Philoſophie die Quellen unſerer Gedanken; Sinnlichkeit und Verſtand müſſen daher auch die urſprüngliche Charakteriſtik der Sprache und jedes Worts bilden. Da aber die Einbildungskraft, als das bindende Mittel zwiſchen Sinnlichkeit und Verſtand, mithin als ein nothwendiger Beſtandtheil des Gedankens ſelbſt angeſehen werden muß, indem, wie ich gleich an einem Beiſpiel zeigen werde, vermittelſt der Einbildungskraft das Leiden der Sinnlichkeit mit der Thätigkeit des Verſtandes verknüpft, und der ſinnliche Eindruck gleichſam für die geiſtige Behandlung des Verſtandes verarbeitet wird), ſo muß auch die Sprache und jeder ihrer größten oder kleinſten Beſtandtheile mit dem Charakter der Einbildungskraft bezeichnet ſeyn.

Folgendes Beiſpiel wird die Sache erläutern:

In dem einfachen Satze: „Dies iſt Gold“ bezeichnet das Wort „dies“ als ein Vorwort ſtatt des Subſtantivs — etwa dies Ding — einen ſinnlichen Gegenſtand überhaupt; „iſt“ bedeutet das ſeyn, beſtehen, dauern in der Zeit, alſo ebenfalls einen ſinnlichen Begriff: „Gold“ den gegebenen wirklichen Gegenſtand der Sinne. — Der Satz hat alſo in allen [illegible] Beſtandtheilen zuvörderſt den Charakter der Sinnlichkeit.

Aber ferner:

„Dies“ als Pronomen, deutet als ſolches auf einen ſinnlichen Gegenſtand überhaupt, alſo auf einen Verſtandsbegriff hin: denn offenbar kann immer nur ein einzelner Gegenſtand der Sinne, nie aber ein Gegenſtand überhaupt, in der Erfahrung erſcheinen; „iſt“ bedeutet das ſeyn, beſtehen, dauren in der Zeit überhaupt, und kann daher nicht blos von dieſen, ſondern von allen und jeden Gegenſtänden prädizirt werden; es liegt ihm alſo eben wegen dieſer Allgemeinheit ſeiner Bedeutung offenbar ein Verſtandsbegriff zum Grunde; daſſelbe gilt von dem Worte „Gold“, denn dies bedeutet allerdings einen unter beſtimmten Bedingungen der ſinnlichen Anſchauung gegebenen Gegenſtand, den wir Gold nennen;

aber indem wir ſchlechthin ſagen: „das iſt Gold“, ſo abſtrahiren wir von dem Gewicht, von der Form, der Farbe u. ſ. f. der von und mit dieſem Namen bezeichneten gegenwärtigen Maſſe, und würden z. B. einer jeden andern Maſſe dieſer Gattung, von einem größern oder kleinern Gewicht, von einer runden oder viereckigten Form u. ſ. f. daſſelbe Prädikat „Gold“ beilegen: mithin befaßt der Begriff des Goldes etwas *allgemeines*, und iſt alſo als ſolches, ein *Verſtandsbegriff*, demnach hat ein jeder einzelner Beſtandtheil dieſes Satzes auch den *Charakter des Verſtandes*.

Endlich:

Einem jeden Worte des Satzes „das iſt Gold“ liegt nicht nur, wie wir eben geſehen, ein allgemeiner Verſtandsbegriff zum Grunde, ſondern auch überdem noch ein gewiſſer zwiſchen Sinnlichkeit und Verſtand gleichſam in der Mitte ſchwebender, unbeſtimmter Mittelbegriff, der ſich eben durch dieſes Schwebende, Schwankende, zwiſchen jener und zwiſchen dieſem Zweifelhafte, als ein Product der Einbildungskraft ankündiget. Die Vorſtellung des „Goldes“, ſo wie wir ſie eben jetzt als einen Verſtandsbegriff entwickelten, kann offenbar nur durch die *thätige Bildſamkeit* und *bildſame Thätigkeit* der Einbildungskraft (denn dies iſt im Gegenſatz mit Sinnlichkeit und Verſtand, deren jene *nur leidend*, dieſer *nur thätig* iſt, der Charakter der Einbildungskraft) dazu erhoben werden, indem ſie den rohen Eindruck des ſinnlichen Gegenſtandes zu einem abgezogenen Bilde für den Verſtand bearbeitet.

Das Geſchäft der Einbildungskraft bei den Worten „dies iſt“ erhellet auf ſolgende Art: Mit ſo unglaublicher Schnelligkeit auch unſre Seele Worte und Gedanken in Eins knüpft, ſo werden wir doch bei aufmerkſamer Beobachtung der geiſtigen Operazion des Denkens und bei der Zerlegung der Elemente unſerer Vorſtellungen finden, daß jede allgemeine Vorſtellung bei der Anwendung auf einen gegebenen wirklichen Gegenſtand eine aus der allgemeinen Vorſtellung des Verſtandes und aus dem wirklichen Gegenſtande zuſammengeſetzte Bedeutung annimmt, d. h. ein Bild der Einbildungskraft enthält.

So iſt nichts gewiſſer, als daß, obgleich in den beiden Sätzen: dies iſt Gold, und: dies iſt Waſſer, Wort und allgemeine Bedeutung von „dies“ und „iſt“ einerlei ſind, daß dennoch unſerer Seele bei den Wörtern „dies iſt“ in Verbindung mit dem Prädikat „Gold“ andre Anſchauungen unterliegen, als in Verbindung mit dem Prädikat „Waſſer„; — Anſchauungen, die ſich, wenn wir ſie gleich nicht beſtimmt anzugeben vermögen, (indem ſie als Produkte der Einbildungskraft immer etwas unbeſtimmtes, durch Worte nicht völlig darſtellbares haben) offenbar nach den Hauptbegriffen „Gold und Waſſer“ modeln, und in dieſen Vorſtellungen gleichſam tingiren. Der erfahrne Reiſende verbindet, wenn er ſagt: ich bin in Italien geweſen, mit dem Ausdruck: „ich bin geweſen“ ganz andere Ideen, als wenn er eben dieſen Ausdruck in der Verbindung ausſagt: ich bin in England geweſen. Die unbeſtimmten, analogen, aber von einander verſchiedenen Bilder, welche ihm bei dem „ich bin geweſen" in jenem und in dieſem Fall vorſchweben, wonach beſtimmen ſie ſich? Nach dem Hauptbegriffe; alſo im erſten Fall durch den von Italien, d. h. von dem, was in dieſem Lande im Ganzen oder im Einzelnen ſeine Einbildungskraft vorzüglich rührte; im zweiten durch den Begriff von England — oder von dem, was hier im Ganzen oder im Einzelnen ſich der Einbildungskraft am lebendigſten einheftete. So liegen dann alſo dieſen, ſo wie allen und jeden Wörtern von einer allgemeinen Bedeutung in jedem gegebenen beſondern Falle, auf welchen ſie angewendet werden, gewiſſe beſonders beſtimmte Vorſtellungen zum Grunde, welche die Einbildungskraft dem jedesmaligen Hauptbegriff oder Totaleindruck, oder auch irgend einem insbeſondere hervorſtechendem Zuge in demſelben, gemäß, hervorbringt. Hieraus erhellet alſo auch endlich, daß ein jeder einzelne Beſtandtheil des obigen, und jedes Satzes in der Sprache, auch mit dem Charakter der Einbildungskraft bezeichnet iſt.

So fruchtbar indeſſen und über alles wichtig unter den drei Charakteren der Sprache und jedes Worts (dieſe Charaktere ſind alſo — Sinnlichkeit, Verſtand und Einbildungskraft) der letztbemerkte insbeſondere, bei allen philoſophiſch-kritiſchen Unterſuchungen über die Sprache iſt: ſo leiten wir doch aus dieſem dreifachen Charakter nur eine zweifache Eintheilung aller Wörter der Sprache ab, nemlich in ſinnliche und in abſtrakte oder abgezogene. Denn da das Geſchäft, welches die Einbildungskraft bei der Handlung des Denkens verrichtet, nichts anders iſt als die Abſtraktion, d. h. Läuterung, Verfeinerung, Verallgemeinerung des Eindrucks der Sinne, als wodurch eine Vorſtellung allein nur Gegenſtand des Verſtandes und ſeiner Bearbeitung zur Aufnahme der Vorſtellung in das reine (nach dem Ausdruck der Kritik der reinen Vernunft — tranſcendentale) Bewußtſeyn, werden kann; da alſo hier die Einbildungskraft blos zum Behuf des Verſtandes, und dieſer wiederum nur vermittelſt jener als der „conditio sine qua non" handelt, ſo können auch die beiden Charaktere, welche jedes Wort der Sprache durch den Verſtand und durch die Einbildungskraft erhält, füglich unter der gemeinſchaftlichen Benennung „Abſtraktion" begriffen werden, und die obenentwickelte Eintheilung aller Wörter in ſinnliche und abſtrakte, iſt nach dem bekannten logiſchen Satze: a potiori fiat denominatio, hinlänglich gerechtfertiget. In dem ganzen Gange unſrer künftigen Unterſuchungen aber werden wir den dreifachen Charakter der Sprache und jedes Sprach-Elements, als höchſt wichtig beherzigen müſſen.

Eine äußerſt merkwürdige und für den Sprachforſcher ſehr fruchtbare Schlußfolge aus dem bisher geſagten iſt auch dieſe: daß nicht nur jedes abſtrakte Wort eine urſprünglich ſinnliche Bedeutung hat, ſondern auch (was auf den erſten Anblick widerſinnig ſcheint) jedes ſinnliche Wort als ſolches, zugleich eine abſtrakte Bedeutung hat.

Niemand zweifelt, daß z. B. der erhabenſte aller abſtrakten Begriffe, der Begriff von einer Gottheit, von dem Wort gut, und dieſes wiederum von irgend einem andern unmittelbar-ſinnlichen Wurzelworte abſtammt. Aber nehmen wir folgende unmittelbar-ſinnlich bedeutſame Wörter, wie Baum, Feuer, Thier, Menſch; ſo haben ſie, im wirklichen Gebrauch bei der Handlung des Denkens immer eine gewiſſe allgemeine, das heißt, abſtrakte Bedeutung: indem wir die Vorſtellung des Baums, des Thieres, des Menſchen auf tauſend, und tauſend unter einander verſchiedene Einzel-Dinge dieſer Gattung anwenden. Ja ſelbſt bei der Vorſtellung jedes beſtimmteſten Einzel Dinges, (z. B. wie ein Menſch von der und der Gemüthsart, Lebensweiſe u. ſ. f., oder ein rechtwinklichter Triangel), abſtrahiren wir immer noch von gewiſſen, in dem gegenwärtigen Einzel-Dinge wirklich gegebenen Eigenſchaften; ſo kann der ſo beſtimmt gedachte Menſch einen ſchwarzen oder blauen Rock anhaben, krank oder geſund ausſehen; ſo kann der rechtwinklichte Triangel mit Kreide oder mit Bleiſtift gezeichnet ſeyn u. ſ. f. Offenbar iſt alſo jedes ſinnlichſte Wurzelwort und jedes beſtimmteſte Einzel-Ding, welches wir irgend durch die Sprache bezeichnen mögen, noch ein Abſtraktum, und überhaupt jedes Wort iſt nur dadurch Wort, das heißt Zeichen des Gedankens, daß es außer der unmittelbar-ſinnlichen Bedeutung noch eine allgemeine hat. Denn ohne dieſe letztere würde daſſelbe kein Gegenſtand des Verſtandes werden können, deſſen eigenthümlichſtes Geſchäft es iſt (wie ich eben geſagt), die vermittelſt der Einbildungskraft verallgemeinerten Vorſtellungen in das reine Bewußtſeyn aufzunehmen, das heißt, zu denken.

So wie die Sprache mit Recht als das bewundernswürdigſte Kunſtwerk des menſchlichen Geiſtes angeſehen wird, welches, in ſeinen größten und kleinſten Theilen, nur durch eine außerordentliche Anſtrengung der edelſten Energien deſſelben, der Einbildungskraft, des Witzes, des Scharfſinns, der Urtheilskraft, zu Stande gebracht werden konnte: ſo ſind es vorzüglich die *Abſtraktionen*, welche den kunſtreichſten Theil dieſes menſchlichen Wunderwerkes bilden; ja, dieſe Abſtraktionen müſſen gewiſſermaßen als der lebendige Geiſt angeſehen werden, durch welchen das unendlich feine Getriebe der Sprache ins Spiel geſetzt, ununterbrochen im Gange erhalten, und mit der fortſchreitenden Ausbildung des menſchlichen Geſchlechts, immer und immer ins Feinere ausgearbeitet wird.

Daher ſind auch dem philoſophiſchen Sprachforſcher dieſe Abſtraktionen nicht nur der bei weitem wichtigſte Theil der Sprache, ſondern die Sprache ſelbſt betrachtet er in allen ſeinen Unterſuchungen gewiſſermaßen einzig — als Gegenſtand der Abſtraktion: ſo wie auch die Klaſſe der *ſinnlichen Wörter* ſeinen Scharfſinn vorzüglich von *der* Seite auffordert, wo ſie als die Elemente der Abſtraktion angeſehen werden müſſen.

Die Geſchichte der allmähligen Abbiegung, Anbiegung, Verfeinerung und Verallgemeinerung der ſinnlichen Wörter durch die Abſtraktion iſt die eigentliche philoſophiſche Geſchichte der Sprache; und *dieſe Geſchichte iſt ſelbſt wiederum der feinſte Theil der Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Geiſtes* überhaupt; als welcher eben vermittelſt der Sprache, wie der Bildhauer mit dem Meißel, ſeine feinſten und erhabenſten Bildungen ſchafft, die er alſo auch, nur nach dem Maaße der Grobheit oder der Feinheit dieſes Meißels, ungeſtalt-roh, oder bewundernswürdig fein aufſtellt.

So wie die Juno des Sängers der Iliade mit Einem Schritt beyde entgegengeſetzte Punkte des Horizonts des Himmels umſpannt: eben ſo erblicken wir den menſchlichen Geiſt von der einen Seite auf der niedrigſten Stufe der Rohigkeit, von der andern — auf der höchſten Stufe der Verfeinerung: wenn wir die erſten Ausrufe thieriſcher Sinnlichkeit des Menſchen, wenn wir ein Ah! oder O! womit der Menſch irgend einen ſeiner roheſten Sinnenausdrücke, etwa des Schmerzes oder der Freude bezeichnete, gegenüber ſtellen und in Vergleichung ſetzen mit folgender Periode voll rhetoriſcher Kunſt in Engels berühmter Lobrede auf Friedrich II: „Ein Blick auf das Ganze eines Charakters, wie der eines ſolchen Königs, iſt wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo ſich jeder einzelne Theil in der Vorſtellung verdunkelt; alles, was Sinn, was Einbildungskraft, was Pinſel des Mahlers davon faſſen und vorſtellen können, ſind nur einzelne Seiten, ſind nur hie und da herausgehobene Scenen: das Ganze ſelbſt iſt kein Anblick und kein Gemälde mehr; es iſt eine Wirkung der nachſinnenden Vernunft, ein Gedanke;“ oder auch mit dieſem kurzen, aber all-umfaſſenden Satze der Kritik der reinen Vernunft: „Raum und Zeit ſind die Formen der Sinnlichkeit.“

Wie lange mußte der Geiſt ſeine Begriffe läutern, verfeinern und gleichſam abklären von dem rohen Stoffe der Sinnlichkeit! an wie viel tauſend Bildern das ſchöpferiſche Vermögen der Einbildungskraft, an wie viel tauſend Analogien ſeinen Witz, an wie viel tauſend Abſtraktionen Scharfſinn und Urtheilskraft üben, ehe er den Meißel ſeiner geiſtigen Schöpfungen, ehe er die Sprache von jenen rohen Thierlauten bis zu der rhetoriſchen Periode eines *Engels*, bis zu dem tranſcendentalen Satz einer Vernunftkritik abgefeilt und ausgeſchliffen hatte! Ich wiederhole es noch einmal: bei Vergleichungen dieſer Art überſehen wir, wie mit Einem Blick, die zwei entfernteſten Endpunkte der Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Geiſtes; und jedem Denker gewährt es einen der reinſten Genüſſe, ſich dies kunſtvolle Abſtraktionsgewebe nach ſeinen zahlloſen Fäden und deren unendlich verſchiedenen Graden der Feinheit, der Farben, des Einſchlags, der Abſonderung des Einzelnen in die feinſten Theile, der verwickelten und doch nicht verworrenen Verſchränkung dieſer Theile unter einander, und der Verbindung aller zu einem umfaſſenden Ganzen, auseinanderzufalten, den rohen Kneuel (der thieriſchen Sinnlichkeit) mit dem feinen Geſpinnſte ausgebildeter Vernunft zu vergleichen, dann, die beiden entfernteſten Endpunkte in der Hand, auf den großen Künſtler, den menſchlichen Geiſt, einen Blick zu werfen, und — zu ſtaunen.

Die beyden Quellen unſrer Erkenntniß, Sinnlichkeit und Verſtand, bilden nur durch ihre gemeinſchaftliche Vereinigung den Gedanken! Die allgemeinen Begriffe des Verſtandes ſind durchgängig nichts anders, als minder individuelle, minder beſtimmte, verfeinerte Sinneneindrücke, und wir denken daher im eigentlichſten Sinne nur durch Abſtraktion: (denn eben dieſe iſt es ja, welche die Vorſtellungen verfeinert, verallgemeinert und ſie dadurch für den Verſtand bearbeitet). Eben deswegen aber ſind wir nicht im Stande, für jeden unſerer Begriffe ein eigenthümliches, und dieſem Begriffe allein entſprechendes Wort zu prägen: ſondern unſere Seele, unfähig, ſich ſelbſt und ihre Operazionen rein anzuſchauen, taſtet gleichſam, mit der Handhabe der Abſtraktion, wie bei ihren tiefen und am meiſten geiſtigſcheinenden Begriffsentwickelungen, immer nur wie in der Mitte zwiſchen Verſtand und Sinnlichkeit, zwiſchen Geiſt und Körper dahin, ohne jemals eine einzige, gleichſam nackte, und mit keinem ſinnlichen Stoffe untermiſchte Vorſtellung des Verſtandes, oder auch eine reine Anſchauung ihrer ſelbſt erhaſchen zu können. Demnach muß, ſo wie jeder Gedanke, alſo auch jedes, einem Gedanken zuſagende Wort ſelbſt noch alsdann, wenn beide zu den abgezogenſten ihrer Gattung gehören, nur als ein Beſtreben angeſehen werden, ſich der reinen Anſchauung unſers geiſtigen Selbſt, die offenbar dem Gedanken, ſo wie dem Worte zum Grunde liegt, zu nähern, ohne ſie doch jemals zu erreichen.

Da wir alſo nur ſinnlich anſchaubare Gegenſtände, aber keine reine Anſchauung unſers geiſtigen Selbſt und keinen Verſtandsbegriff mit Worten vollkommen und durchaus erſchöpfend bezeichnen können; da desungeachtet die geſammte

Maſſe der Kenntniſſe des menſchlichen Geiſtes nicht ſo wohl durch die ſinnlich-anſchaubaren Gegenſtände, welche ſie betreffen, als vielmehr durch unſre geiſtige Anſicht und intellektuelle Behandlung dieſer Gegenſtände bewundernswürdig iſt; da endlich die geiſtigen Anſchauungen der ſinnlichen Gegenſtände ins Unendliche gehen, die Anzahl der wirklichen Gegenſtände der Sinne aber endlich und eingeſchränkt iſt: ſo muß die Anzahl der ſinnlichen Wurzelwörter für die Bezeichnung der letztern ſehr eingeſchränkt, die der Abſtraktionen aber zur Bezeichnung der geiſtigen Anſchauungen unendlich ſeyn.

Der philoſophiſche Sprachforſcher kann daher auch nie glauben, dieſelben alle vollſtändig aufzuzählen, und es muß ihm gnügen, die allgemeinſten, und nach Maaßgabe der gegenwärtigen Bildungsſtufe der Sprache beſtimmteſten dieſer Abſtraktionen darzuſtellen. Die von ihm aufgeſtellten Abſtraktionen aber für die einzig-möglichen zu halten, oder ſich zu überreden, daß dieſelben nicht durch künftige Fortſchritte der Bildung verfeinert, verallgemeinert und mannigfaltig umgebildet werden können, dies würde offenbar nichts anders heißen, als der Erweiterung des menſchlichen Geiſtes ſelbſt Schranken ſetzen.

Unendlich mannigfaltig indeſſen, wie die Abſtraktionen ſind, können ſie dennoch auf folgende fünf Klaſſen zurückgeführt werden.

Sinnlichkeit und Verſtand, als die Quellen aller unſerer Gedanken, erkennen, jene — Zeit und Raum, dieſe — die ſogenannten Kategorien der Quantität, Qualität, Realität und Modalität, als die oberſten Bedingungen ihres wirklichen Gebrauchs.

Demnach muß auch ein Theil der Abſtraktion in der Sprache dieſe oberſten Bedingungen alles Denkens, ſo wie alles das, was nahe oder ferne von ihnen abgeleitet wird, zum Gegenſtande haben. Dieſe Klaſſe wollen wir, eben weil ſie die Bedingungen alles Denkens betreffen, die logiſche nennen.

Obgleich die Abſtraktionen der Mathematik nichts anders als Modifikationen derer von Zeit und Raum ſind, und als ſolche zu den logiſchen gerechnet werden können: ſo verdienen ſie doch, wegen ihrer ausgezeichneten Eigenthümlichkeit, eine beſondere Klaſſe zu bilden, die wir alſo mit dem Namen der mathematiſchen belegen.

Die Energien unſers Ichs, z. B. die mannigfaltigen Aeußerungen des wirklichen Denkens und Empfindens, des Handelns und Leidens u. ſ. f können wir eben ſo wenig, als die oberſten Bedingungen alles Denkens, auf eine andere Art, als nach Analogien der ſinnlichen Eindrücke, alſo durch Abſtraktionen bezeichnen. Dieſe Gattung derſelben nennen wir, da ſie alle und jede Thätigkeiten unſerer intellektuellen Subſtanz befaſſen, die pſychologiſche.

Die vernunft- und willenbegabten Weſen ſtehen, als ſolche, in beſtimmten Verhältniſſen zu einander, die wir moraliſche nennen.

Diejenigen Kraftäußerungen (gute oder böſe) des moraliſchen Ichs, welche aus dieſen Verhältniſſen hervorgehen, bilden die dritte Klaſſe der Abſtraktionen, welche wir die moraliſchen nennen. (Dieſe Klaſſe iſt offenbar nur eine Untergattung der pſychologiſchen. Weil aber unſerer moraliſchen Anſchauungen eine ſo ausgezeichnete Menge iſt, ſo machen ſie billig eine eigene Gattung.)

Endlich können wir einige unſerer logiſchen, pſychologiſchen und moraliſchen Begriffe bis ins Gebiet des überſinnlichen ſteigern. So entſtehen die in der neueſten Philoſophie ſogenannten Ideen — als Gottheit, Geiſt u. ſ. f. und Ideale z. B. von Tugend, Schönheit u. dergl.

Hieraus ergiebt ſich die Gattung der metaphyſiſchen Abſtraktionen, welche wir eben deswegen, weil ſie ins überſinnliche, μετα τα Φυσικα, hinausſtreben, mit dieſem Namen bezeichnen.

Die aufgeſtellten fünf Gattungen der Abſtraktionen entſprechen allen möglichen Anſchaunngen unſers geiſtigen Ichs. Denn dieſes können wir entweder blos nach den oberſten Bedingungen der Sinnlichkeit und des Verſtandes (logiſch und mathematiſch), oder nach allen und jeden ſeiner geiſtigen Energien (pſychologiſch und moraliſch), oder auch als ins überſinnliche hinausſtrebend (metaphyſiſch) betrachten. Da nun, wie wir eben geſagt, allen Abſtraktionen reine Anſchauungen unſers geiſtigen Ich zum Grunde liegen, als welchen ſich die Seele, vermittelſt der Abſtraktionen, zu nähern ſtrebt (obgleich ſie dieſelbe nie erreicht), ſo iſt auch eben dadurch die aufgeſtellte Eintheilung der Abſtraktionen als vollzählig erwieſen, und es kann deren in keiner Sprache und in keiner Epoche unſerer Geiſtesentwickelung mehrere geben.

So wie aber die Seele vermittelſt der Abſtraction die reinen Anſchauungen ihres geiſtigen Ichs den Sinnen zu nähern ſtrebt; eben ſo ſtrebt ſie auch, vermittelſt dieſer Abſtraktion die ſinnlich-anſchaubaren Gegenſtände der reinen Anſchauungen des geiſtigen Ich zu nähern, das heißt, die letztern auf die erſtern anzuwenden, und dieſe, die ſinnlichen Gegenſtände als Einzelvorſtellungen, jenen, als allgemeinen Begriffen zu ſubſumiren d. h. zu denken.

So iſt z. B. alle unſre Naturkenntniß, (dieſen Begriff in ſeiner größtmöglich-erweiterten Bedeutung genommen) nichts anders, als Subſumtion der Gegenſtände der Sinne unter die allgemeinen Bedingungen des Denkens.

Hieraus entſteht alſo eine gegenſeitige Beziehung der ſinnlichen Gegenſtände auf die reinen Anſchauungen unſers geiſtigen Ich, ſo wie, nach dem vorigen, der reinen Anſchauungen dieſes Ich auf die ſinnlichen Gegenſtände.

Demnach müſſen auch diejenigen Abſtractionen, welche durch die Beziehung der ſinnlichen Gegenſtände auf die reinen Anſchauungen entſtehen, denen parallel laufen, welche durch die Beziehung der reinen Anſchauungen des geiſtigen Ich auf die Gegenſtände der Sinne entſtanden.

Wir ſagen z. B. „die Zeit verfließt,“ und beziehen durch den Ausdruck „verfließt“ eine reine Anſchauung unſeres geiſtigen Ich, die Zeit, als Form der Sinnlichkeit auf Gegenſtände der Sinne, d. h. wir ſtellen ſie durch Vergleichung mit der Bewegung des Fluſſes, in concreto dar.

Wir ſagen aber auch: „die Dinge entſtehen und vergehen in der Zeit,“ und beziehen alſo die Gegenſtände der Sinne auf eine reine Anſchauung des geiſtigen Ich auf die Zeit, d. h. wir verſetzen die Gegenſtände der Sinne gleichſam in die geiſtige Anſchauung, und afficiren jene mit dieſer; eine Verſchmelzung, welche offenbar in den Wörtern „entſtehen und vergehen" tönt. Denn die Dinge entſtehen oder vergehen nur dadurch, daß wir ſie als in der Zeit daſeyend, betrachten.

Die nämliche Beziehung der reinen Anſchauungen des geiſtigen Ich auf die Gegenſtände der Sinne, und dieſer wiederum auf jene, und die aus dieſer gegenſeitigen Beziehung hervorgehenden Abſtractionen, kann man auch durch dies Beiſpiel erörtern, wenn wir ſagen:

„Der Gedanke ſchweift umher," wo wir offenbar eine geiſtige Energie auf einen Gegenſtand der Sinne übertragen; und

„das Geräuſch unterbricht den Gedanken," wo, umgekehrt, ein Gegenſtand der Sinne auf eine geiſtige Energie übertragen wird.

Man verſuch's, irgend einen Perioden, irgend eine Rede-Gattung nach den darin enthaltenen Abſtractionen zu zerlegen, und man wird keine einzige finden, die nicht entweder eine Beziehung ſinnlicher Gegenſtände auf reine Anſchauungen, oder dieſer auf jene, ausdrückte, und welche, möge ſie zu der einen oder zu der andern Gattung gehören, nicht irgend einer der oben aufgeſtellten Abſtractionen beigezählt werden müßte.

So gehören z. B. die grammatiſchen Elemente der Sprache, oder die ſo genannten partes orationis, als nomen, verbum, adverbium etc. zu der erſten Klaſſe der Abſtraktionen, der logiſchen. Denn alle betreffen die urſprünglichen Bedingungen des Denkens; eine Anſicht der philoſophiſchen Sprachlehre, welche Herr Haße in ſeiner Grammatologie der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, (einem ſehr verdienſtlichen Werkchen) mit viel Glück gewagt hat.

Unter den berühmteſten Sprachkünſtlern, wohin wir den Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Philoſophen rechnen, bearbeiten der Dichter und Redner vorzüglich die pſychologiſchen Abſtractionen, der Geſchichtſchreiber vorzüglich die moraliſchen, der Philoſoph vorzüglich die logiſchen und metaphyſiſchen, wenn gleich alle vier Arten der Redekünſtler, und insbeſondere die drey erſtern, dieſe Gattungen mit einander vereinigen.

Die Dichtkunſt, als die ſinnlichſte Darſtellungsart (denn der Redner und Geſchichtſchreiber unterſcheiden ſich von dem Dichter nur durch den geringern Grad der Sinnlichkeit der Darſtellung) kann zugleich als das maximum der ſinnlichen Anſchauung betrachtet werden; die Philoſophie dagegen, (beſonders die ſpeculative), als die abſtracteſte Darſtellungsart, iſt das maximum der geiſtigen Anſchauung.

Daher wird der Dichter die Sprache vorzüglich mit derjenigen Gattung von Abſtractionen bereichern, welche aus der Beziehung der ſinnlichen Gegenſtände auf die Anſchauungen des geiſtigen Ichs; der Philoſoph aber vorzüglich mit derjenigen, welche aus der Beziehung der Anſchauungen des geiſtigen Ichs auf die Gegenſtände der Sinne entſteht. Eben dies gilt alſo auch von den andern Redekünſtlern, je nachdem ſie ſich in ihrem Vortrage mehr der dichteriſchen oder der philoſophiſchen Darſtellungsart nähern.

Ein Wörterbuch nun, in welchem jedes Wort der Sprache, insbeſondre aber jedes eigentlich abſtracte, von ſeinem Wurzellaut an, bis auf ſeine gegenwärtige Form, von ſeiner urſprünglichen ſinnlichen Bedeutung an, durch alle die verſchiedenen Anbiegungen, Abbiegungen, Verſetzungen mit andern, Verfeinerungen und Verallgemeinerungen bis zu ſeinem gegenwärtigen Begriffsumfange hin, verfolgt, durch Beläge aus der Geſchichte der Bildung der Sprache beurkundet, nach den, dem Worte ſelbſt in allen Umwandelungen ſeiner Bedeutung jedesmal unterliegenden Anſchauungen des geiſtigen Ichs pſychologiſch entwickelt, mit ähnlichen Worten und geiſtigen Anſchauungen in dieſer und anderen, wenigſtens in den berühmteſten Sprachen verglichen, und ſo nach ſeinem eigentlichen Sinn, Umfang und Gebrauch beſtimmt würde — ein ſolches Werk würde ich ein philoſophiſch-kritiſches Wörterbuch oder auch eine pſychologiſche Symbolik der Sprache nennen.

In einem ſolchen Werke müßten alſo

I. Die Wörter nach Primitiven und Derivativen, und beſonders nach der kleinſtmöglichen Anzahl der Wurzelwörter zuſammengeordnet ſeyn.

II. Die Wurzelwörter ſelbſt müßten nicht nur aus dem gegenwärtigen Sprachvorrath und aus lebenden Dialekten, ſondern auch aus den älteſten Urkunden und

Sprachdenkmälern und aus verwandten Sprachen, ſorgfältig zuſammengeſucht, und (was wenigſtens bei einem nicht kleinen Theile der bekannteſten Sprachen geſchehen kann) bis zu ihrer Verwandſchaft mit den als Stammmüttern anerkannten Sprachen, hinaufgeleitet werden; geſetzt auch, daß der gegenwärtige Wortvorrath der Sprache keine Derivativen dieſer alten Wurzelwörter enthielte.

III. Die allmähligen Abbiegungen, Anbiegungen ꝛc. der abſtracten Bedeutung eines Worts müßten nach der Reihe angegeben werden, ſo wie ſie da

1) durch Dialekte,
2) durch Einmiſchung fremder Sprache.
3) durch wiſſenſchaftliche und moraliſche Kultur, bisweilen auch
4) durch bloßen Zufall, durch gewiſſe Gebräuche, oder durch andre wahrſcheinliche Urſachen gebildet wurden, wenn gleich alles dies nur in Hinſicht auf die mehreſten und wichtigſten Abſtractionen geſchehen könnte.

IV. Die Anſchauungen des geiſtigen Ichs, welche dem Worte in dieſen verſchiedenen Epochen ſeiner Begriffsbildung unterliegen, müſſen pſychologiſch entwickelt, und mit verwandten Abſtractionen dieſer Sprache, ſo wie mit ähnlichen Abſtractionen, Rede-Wendungen, älterer und neuerer, roher und verfeinerter Sprachen verglichen werden.

Endlich muß

V. durch alles dieſes Sinn, Umfang und Gebrauch jedes Worts richtig beſtimmt werden.

Derjenige Theil des Werks, welcher unſtreitig den meiſten Scharfſinn erfordert, würde die Einleitung ſeyn, als in welcher nichts geringeres entwickelt werden müßte, als die ganze Theorie der Sprache, (nicht wie ſie da zuerſt oder wahrſcheinlich von den Menſchen erfunden worden, denn dieſer Gegenſtand dürfte hinlänglich erörtert ſeyn) ſondern wie ſie, ſchon erfunden, ſich von ihren urſprünglichen Elementen an, durch alle Stufen der uns aus der Geſchichte der cultivirteſten Völker bis dahin bekannten Verfeinerung, bis zu der gegenwärtigen grammatiſchen, logiſchen, und philoſophiſchen Vollkommenheit allmählig und allmählig heraufgearbeitet. Wir haben ſehr ſcharfſinnige und glücklich ausgeführte Theorien über den Urſprung der Sprache; es giebt aber bis dahin noch keine vollſtändige Theorie der Rede, ich will ſagen, der allmähligen Ausbildung und Vervollkommnung der Sprache.

Für ein Wörterbuch dieſer Art iſt unter allen lebenden Sprachen Europens die Deutſche aus folgenden Urſachen vorzüglich geeignet. Denn

1) Sie iſt die urſprüngliche Tochter der berühmten Sprache der Scythen, deren Verwandſchaft mit der griechiſchen, lateiniſchen und den orientaliſchen Stammſprachen, von allen Geſchichtſchreibern und Sprachforſchern anerkannt iſt.

2) Sie rühmt ſich einer viel ausgebreitetern Verwandſchaft mit andern noch lebenden Sprachen, als die

lateiniſchen Töchter, z. B. die Engliſche, Holländiſche, Däniſche, Schwediſche, Polniſche, Ruſſiſche, Litthauiſche, ſind mit ihr Eines Urſprungs.

3) Sie hat in den menſchenreichen Gauen Germaniens einen Reichthum von Dialekten, wie ihn keine andere Europäerin hat.

4) Ihre geſchichtlichen Denkmäler reichen bis ins fünfte Jahrhundert hinauf, und ſind, wenigſtens vom achten Jahrhundert an, ziemlich vollſtändig zum lerikaliſchen Gebrauch.

5) **Adelung**, und, für den allerſchwierigſten Theil eines Wörterbuchs dieſer Art, den geſchichtlichen, noch mehr als er, **Wächter** und **Fulda**, haben dem Unternehmer deſſelben brauchbare Materialien geliefert.

Ein philoſophiſch-kritiſches Wörterbuch, oder eine pſychologiſche Symbolik der Deutſchen, nach dieſer Idee ausgeführt, würde **zuvörderſt weſentlicher Gewinn, ſowohl für die Tranſcendental-Philoſophie, als für die angewandte Logik ſeyn.**

Denn in der Sprache und in ihren urſprünglichen Elementen, ſo wie in ihrer ganzen Organiſation, — auf dieſe Art zergliedert und dargeſtellt, — würden wir die feinen Momente alles Denkens und Empfindens, welche in dem erſten Theil der Kritik der reinen Vernunft, der die Theorie des Denkens enthält, mit alldurchſpähendem Tiefſinn entwickelt werden, verwirklichet, praktiſch gemacht, erläutert, und gegenſeitig durch einander beſtättigt oder berichtigt ſehen.

Denn der allerfeinſte und künſtlichſte Theil der Sprache verliert ſich offenbar in die Theorie des Denkens, ſo wie dieſe in jene.

Da ferner zwar alle Wiſſenſchaften eine allgemeine Logik, (nämlich die unter dieſem Namen in der Philoſophie bekannte) haben; eine jede Wiſſenſchaft aber eine beſondere Anwendung jener allgemeinen Geſetze der Logik, auf ihre eigenthümlichen Grundſätze, mithin, wie Kant ſehr richtig bemerkt, jede Wiſſenſchaft auch ihre beſondere Logik erfordert: ſo würde ſich aus einem ſolchen Wörterbuche die beſondere Logik der Sprache, (von welcher unſre gewöhnlichen Grammatiken nur Bruchſtücke ſind,) allein entwickeln laſſen.

Weiter:

Für die Pſychologie würde ein ſolches Werk gleichſam das zweite Auge ſeyn.

Denn bei allen ſeinen tiefſten Unterſuchungen über das Weſen unſeres Geiſtes, kömmt der Pſychologe zuletzt immer auf Sprache und Worte, als das Subſtrat aller ſeiner Vorſtellungen zurück; und die reinen Aeußerungen des geiſtigen Ichs, dieſer eigentliche Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen, liegen, wie wir oben gezeigt, den urſprünglichen Bedeutungen der Worte der Sprache zum Grunde, und ihre Erörterungen machen den eigentlich philoſophiſchen Theil unſeres Wörterbuches aus. Man bemerke nur, wie die ſcharfſinnigſten alten und neuen Pſychologen, Moraliſten, und Aeſthetiker, gerade da, wo ihre Unterſuchungen, z. B. über Recht und Tugend, über das Schöne und Erhabene, am feinſten ſind, den letzten Begriff an die eigenthümlichſte Bedeutung des Wortes heften, und daß daher eine Pſychologie, Moral und Aeſthetik aus der Sprache, ſehr weſentliche Lücken in der Philoſophie ausfüllen müßte. Wie viel ein Werk nach unſerer Idee hierin leiſten würde, erhellet von ſelbſt.

Ferner:

Wenn Schriftſteller und Kritiker über Verworrenheit, Unbeſtimmtheit und ſchwankende Synonymität in der Sprache ſo häufige und gerechte Klage führen: worin liegt es anders, als daß bis dahin noch keine Sprache ein Werk vorzuzeigen hat, in welchem die urſprünglichen Bedeutungen der Wörter auf die oben angezeigte Art erforſcht, entwickelt und beſtimmt werden. Selbſt das, was man, in dieſer Rückſicht, in der Sprache „die Tyranney des Gebrauchs" nennet, könnte ſo allein nur — eingeſchränkt, oder wenigſtens nach Grundſätzen der Sprach-Philoſophie richtiger geleitet werden.

Endlich:

Die Sprache eines Volks wird mit Recht die eigentliche Niederlage der Schätze ſeines Witzes, ſeines Scharfſinns, der Schwünge ſeiner Einbildungskraft und ſeiner ganzen Geiſteswendung angeſehen: ein Lambert z. B. ſchließt aus dem franzöſiſchen Ausdruck à propos ſehr richtig auf die ausgezeichnete Lebhaftigkeit des franzöſiſchen National-Charakters; ein Raynal aus dem engliſchen Ausdruck: the majeſty of the people auf den republikaniſchen Freiheitsſinn der Briten; und ich getraue mir, aus den allmähligen Umwandelungen in der Bedeutung der Wörter: Religion, Freiheit, Liebe, Tugend, in der Sprache, eine mehr als wahrſcheinliche Geſchichte der religiöſen, politiſchen und moraliſchen Kultur eines Volkes abzuleiten.

Hieraus iſt alſo klar, daß ein *philoſophiſch-kritiſches Wörterbuch einen der wichtigſten Beyträge zu dem feinſten Theile der Geſchichte eines Volkes, ſeiner intellectuellen und moraliſchen Entwickelung, und der Geſchichte der Menſchheit überhaupt*, liefern würde.

Ungeachtet aber alles deſſen, was wir ohnehin zu einem ſolchen Wörterbuche erforderten, würde daſſelbe dennoch nicht mehr als die Hälfte des Adelungſchen einnehmen.

Denn *erſtens* hat es ein ſolches Werk nach ſeiner urſprünglichen Idee, vorzüglich mit den eigentlichen Abſtraktionen in der Sprache zu thun, davon die vornehmſten nach meiner ſehr genauen Berechnung zwiſchen fünfhundert bis ſechshundert fallen, und wo die Derivativen ſich meiſtentheils durch die Primitiven von ſelbſt beſtimmen, oder wenigſtens mitbeſtimmen laſſen.

Zweitens würde dieſes Werk, obgleich nach einer eigenthümlichen Idee ausgeführt, und ganz für ſich beſtehend, dennoch nur als ein nothwendiger und berichtigender Anhang zu dem Adelungſchen angeſehen werden.

Ich bin nicht ſo glücklich, unter meinen Papieren die nach der entworfenen Idee völlig ausgearbeiteten Artikel eines philoſophiſch-kritiſchen Wörterbuchs, von ungefähr zwanzig der umfaſſendſten und reichhaltigſten Abſtraktions-Wurzeln, aufzufinden; ich muß mich daher begnügen, in der Geſchwindigkeit folgenden Einen kurzen, bei welchem das hiſtoriſche der minder ſchwierige, das philoſophiſche der wichtigere Theil iſt, faſt aus dem Gedächtniß hieher zu ſetzen:

„Zeigen“ allgemeine Bedeutung: Etwas der Beobachtung der Sinne oder des Verſtandes darbieten (denn beide Arten der Beobachtung werden ſo wie im Gedanken ſelbſt, alſo auch im Worte nie deutlich unterſchieden). Beim Ulphilas, als dem allerälteſten deutſchen Schriftſteller, Marc. 5, 19. heißt es: Gutheih im huam, filu thas Jan gatawida (annuntia illis, quantum tibi Deus fecerit) alſo: zeige oder melde ihnen. In dieſer Stelle liegt alſo eine offenbare Umdeutung des ſinnlichen Vorzeigens auf das geiſtige: indem das Melden nichts anders iſt als gleichſam „ein Vorzeigen des Geſchehenen.“ Der urſprüngliche Grundbegriff des Worts zeigen, oder nach dem Ulphilas „teihen“, iſt von dem Weiſen mit dem Finger, hergenommen, als welches eine der erſten Geberden des ſich zum vernünftigen Bewußtſeyn entwickelnden Menſchen iſt. Dem deutſchen Laut entſpricht offenbar das griechiſche δεικειν (ſtatt δεικνυω, δεικνυμι) monſtrare, deutſch, zeigen, wovon δακτυλος, (quasi δεικτελος), digitus herkömmt, (welches digitus, nach einer ſehr gewöhnlichen Verwechſelung des k mit g, des l mit t, und der Vokalen untereinander, ganz das griechiſche Wort iſt). Beobachtet man die kleinen Kinder, ſo findet man, daß die Sylben „da, ta“, zu den wenigen gehören, die ſie mit ihrem unausgearbeiteten Sprachorgan bilden können, und die daher auch zu den erſten Grundtönen menſchlicher Sprache gerechnet werden müſſen; wie denn auch dieſer Laut in den Artikeln faſt aller Sprachen, die wir haben, gehört wird, z. B. der, die, das, the, der Griechen το, τȣ, της, τȣ, mit welchen Artikeln wir durch ihre urſprüngliche Beſtimmung offenbar nichts anders thun, als auf den Gegenſtand hinzeigen, hindeuten. Mithin würde dies „zeigen" zugleich eines der ſehr wenigen Wörter ſeyn, die wir bis auf den erſten Wurzellaut, aus welchem ſie nach und nach zuſammen gebildet werden, zurückführen können.

In den lateiniſchen Wörtern tangere, tactus, ſo wie auch in dem deutſchen „taſten", tönt der nemliche Urlaut mit einem auf die Urbedeutung hinweiſenden Grundbegriff: denn das „berühren, taſten" iſt das urſprüngliche Geſchäft des Fingers.

Das „ziehen" lat. trahere, tractare, iſt, ſo wie den Wurzellauten, alſo auch der urſprünglichen Deutung nach, nur ein anderes, aber analogiſch beſtimmtes Geſchäft der Finger, oder welches einerlei iſt, der Hand; und, da es im Anfange, wo die Menſchen Dinge und Begriffe noch ſo wenig von einander ſonderten, unter zeigen oder zeihen, zugleich mit befaßt wurde, ſo ſonderte man nach und nach bei fortſchreitender Vernunftentwicklung Grundlaut und Grundbegriff in dieſen abgeleiteten Laut und Begriff: aus dem zeigen wird ziehen, aus dem allgemeinen Geſchäfte des Fingers ein beſonders beſtimmtes.

So wie es mit den beiden ſinnlichen Wurzelwörtern zeigen und ziehen erging — ſo mit der Abbiegung des ſinnlichen Zeigen, und des minderſinnlichen „Zeugen" z. B. vor Gericht. Der Zeuge vor Gericht, oder überhaupt jeder, der etwas als geſchehen bezeugt, thut nichts anders, als daß er das geſchehene oder geſagte gleichſam vorzeigt. So wie ſich alſo hier nach und nach die Begriffe des Zeigens mit dem Finger, und des Zeigens als Bewahrheitens immer beſtimmter ſonderten und fixirten, ſo wird auch die letzte Art des zeigens mit dem neugeprägten, obgleich nur durch einen einzigen Buchſtaben verſchiedenen, zeugen, benahmet.

Da es ferner der höchſte Grad der Klarheit menſchlicher Einſicht iſt, daß wir ein Ding ſo beſtimmt und deutlich erkennen, als wenn es uns jemand mit dem Finger zeigen, oder, als Zeuge, bewahrheiten könnte: ſo deuten wir den höchſten Grad der Klarheit ſubjektiver Erkenntniß durch das Wort „überzeugen“ an. Das hinzukommende „über“ führt den Begriff der Unmöglichkeit einer andern oder entgegengeſetzten Einſicht mit ſich, indem wir uns gleichſam überwunden bekennen, ſo denken zu müſſen, ein Begriff, der in dem Ausdruck, deſſen ſich der Lateiner hier bedient „convincere“ ganz deutlich enthalten iſt. Daß wir aber dies Wort immer nur von ſubjektiver, nie von objektiver Erkenntniß brauchen, und z. B. nie ſagen: ich bin von dem und dem mathematiſchen Satz überzeugt, ſcheint darin zu liegen, — daß jede objektive Erkenntniß eine eigentliche Erkenntniß aus Vernunftgründen; jede ſubjektive aber eine Erkenntniß der Sinne iſt, davon, in dem beſtimmteſten Sinne des Worts, etwas vorgezeigt werden kann, und wo man ſich auch allein bei dieſem Vorzeigen an die Sinne beruhiget; indem ſinnliche Anſchauungen überall mehr gelten, als Vernunftſchlüſſe, wenn gleich die letztern, durch ihre Natur, einen eigenthümlichen Grad der Gewißheit haben.

In dieſem Sinne brauchen wir auch den Ausdruck

„Zeugniß des Gewiſſens“ oder auch Ueberzeugungen des Gewiſſens. Denn das moraliſche Bewußtſeyn hat durch die Gedanken, die ſich einander verklagen oder entſchuldigen, auffallende Aehnlichkeit mit einem Gerichtshofe, (wie dies auch ſo viele andere Metaphern in der Sprache von dem Richterſtuhl des Gewiſſens, von ſeinem richterlichen Ausſpruch u. ſ. f. beweiſen), und ſeine unwiderſtehlich einleuchtende und höchſt beſtimmte Ausſagen werden daher ſehr angemeſſen mit dem Namen des „Zeugniſſes“ belegt; ſo wie wir auch die ganze Summe ſubjektiver moraliſcher Erkenntniß unter der Benennung „Ueberzeugungen“ befaſſen.

Die Wurzelwörter Zeigen und Weiſen brauchen wir in den meiſten Fällen als gleichbedeutend. So wie aber das Weiſen die abſtrakteren Derivativen „wiſſen, weiſe,“ hat: ſo bleibt ſich dieſe abſtrakte Bedeutung auch gleich in dem Derivativ „beweiſen“ im Verhältniß zu „bezeigen.“ Denn mit jenem deuten wir, z. B. in der Mathematik auf objektive Vernunfterkenntniß hin, und ein „Beweis“ iſt in dieſem Sinne nichts anders, als eine gegliederte Schlußreihe; da im Gegentheil „bezeugen“ als ein urſprünglich-ſinnlicherer Begriff immer nur von ſubjektiven Anſchauungen der Sinne gebraucht wird. Wir beweiſen einen mathematiſchen Satz, wir bezeugen eine Thatſache der Erfahrung.

Anmerk. Die Wurzelwörter Denken, Ding, Gut ꝛc. ſind nebſt ſo vielen andern unter den Papieren verloren gegangen.

II.

Der Maler *).

Fabula narratur.

Ein frommer Maler mit vielem Fleiß
Hatte manchmal gewonnen den Preis,
Und manchmal ließ er's auch geſchehn,
Daß er einem beſſern nach mußt' ſtehn;
Hatte ſeine Tafeln fortgemalt,
Wie man ſie lobt, wie man ſie bezahlt.
Da kamen einige gut hinaus;
Man baut' ihm ſogar ein Heiligenhaus.

Nun fand er Gelegenheit einmal
Zu malen eine Wand im Saal.
Mit emſigen Zügen er ſtaffirt,
Was öfters in der Welt paſſirt;
Zog ſeinen Umriß leicht und klar,
Man konnte ſehn, was gemeint da war.
Mit wenig Farben er kolorirt,
Doch ſo, daß er das Aug' frappirt.

---

*) Unter dem Namen eines großen Dichters mitgetheilt. Wir können ihn nicht näher charakteriſiren, aber es uns auch nicht verſagen das Gedicht mitzutheilen. D. H.

Er glaubt' es für den Platz gerecht,
Und nicht zu gut und nicht zu ſchlecht,
Daß es verſammelte Herr'n und Frau'n,
Möchten einmal mit Luſt beſchau'n.
Zugleich er auch noch wünſcht' und wollt',
Daß man dabei was denken ſollt'.

Als nun die Arbeit fertig war,
Da trat herein manch Freundespaar,
Das unſers Künſtlers Werke liebt,
Und darum deſto mehr betrübt,
Daß an der loſen, ledigen Wand
Nicht auch ein Götterbildniß ſtand.
Die ſetzten ihn ſogleich zur Red',
Warum er ſo was malen thät',
Da doch der Saal und ſeine Wänd'
Gehörten nur für Narrenhänd';
Er ſollte ſich nicht laſſen verführen,
Und nun auch Wänd' und Tiſche beſchmieren;
Er ſollte bei ſeinen Tafeln bleiben,
Und hübſch mit *ſeinem* Pinſel ſchreiben.
Und ſagten ihm von dieſer Art
Noch viel Verbindlich's in den Bart.

Er ſprach darauf beſcheidentlich:
Eure gute Meinung beſchämet mich.
Es freut mich mehr nichts auf der Welt,
Als wenn euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Thiere erſchuf,

Daß auch ſogar das wüſte Schwein,
Kröten und Schlangen, vom Herren ſeyn,
Und e r auch manches ebauchirt,
Und gerade nicht alles ausgeführt,
(Wie man den Menſchen denn ſelbſt nicht ſcharf
Und nur en gros betrachten darf):
So hab' ich als ein armer Knecht
Vom ſündlich menſchlichen Geſchlecht.
Von Jugend auf allerlei Luſt geſpürt,
Und mich in allerlei exercirt,
Und ſo, durch Uebung und durch Glück,
Gelang mir, ſagt ihr, manches Stück.
Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Dürft' einer auch einmal verſchnaufen,
Ohne daß gleich Jeder, der wohl ihm wollt',
Ihn 'nen faulen Bengel heißen ſollt'.

Drum iſt mein Wort zu jeder Friſt,
Wie's allezeit geweſen iſt:
Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt,
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt.

III.

Reiſe nach Warſchau.

Von

Mnioch.

Wir kamen von Weſtpreußen durch einen kleinen Theil Oſtpreußens nach Polen, dem jetzigen Südpreußen. Die letzte Beſitznehmung war bereits geſchehen. Es war im Auguſt des Jahres 1796.

Gedeihlicher Boden, aber kümmerliche Beſtellung, ließen uns manches hoffen und wünſchen. — Trümmern von abgebrannten und im letzten Kriege halb zerſtörten kleinen Landſtädten und Dörfern fuhren wir vorüber. Der reiche Boden, das dürftige Gewächs, die Kruzifixe und Marienbilder am Wege, umlagert von Bettlern und Krüppeln, die ſchwarzen Mauerſkelette von einigen Häuſern, dazwiſchen hölzerne Hütten, in der Mitte ein wohlbehaltenes Kloſter- und Kirchengebäude mit hohem Thurm, — die mit der Erndte beſchäftigten armen Bewohner in langen orientaliſchen Kleidern von grober Leinwand, am Gurt einen Roſenkranz, die geſchäftig ſchreienden Juden in ſchwarzen Talaren mit langen Bärten, hie und dort die Befehlenden, — dies Alles war uns ein zu mannigfaltiges Schauſpiel, und erweckte zu verſchiedenartige Empfindungen, als daß wir uns ſelbſt ſagen konnten, wie uns zu Sinne war. — Wir dachten an die traurigen Schickſale dieſes Landes, an das mannigfaltige Elend durch innere und äußere Bedrückungen, und viele Geſichter die uns anſahn, beſonders alte, ſchienen zwiſchen Kummer und verhaltenem Ingrimm zu wechſeln.

„Und was würde," ſagte die gute Marie, „dieſem „dürftigen Landvolk, dieſen verarmten und geplünderten „Städtern, das alte und neue Elend erträglich machen, „wenn es nicht noch dieſe Kruzifixe, dieſe Heiligenbilder „wären, und daß ihre Kirchen noch daſtehn unter den „Trümmern ihrer Häuſer, und daß ſie der Roſenkranz begleiten kann in ihre ſaure und doch undankbare Arbeit."

„Vergeſſen ſie den Branntwein nicht!" bemerkte der Herr des Fuhrwerks. „Er iſt das ſchlimmſte Uebel und „leider der beſte Troſt des gemeinen Polen. Iſt er nüchtern, ſo iſt er unglücklich; fröhlich ſieht man ihn nur im „Rauſch; aber dieſe Fröhlichkeit kommt ihm theuer zu „ſtehn, denn gemeiniglich vertrinkt er ſeine halbe Erndte „vor der Erndtezeit." Er ſprach noch viel über die Faulheit des gemeinen Polen, über ſeine Unwiſſenheit, ſeine unordentliche Wirthſchaft, ſeine gräulichen Krankheiten, über ſeinen tückiſchen Sinn, ſeinen Hang zum Betrügen u. dgl.

Wir hatten nicht Stimmung, etwas dagegen einzuwenden, beſonders da der Mann in den teutſchen Volksbüchern der heutigen Aufklärung bewandert war, und ſich feſt überzeugt hielt, daß gute Schulen, Aufhebung des Pfaffenthums, durch aufgeklärte Prediger, Ausrottung des

Aberglaubens, Verminderung der Feſttage, tüchtige Arbeitshäuſer und aufmerkſame Polizey, den verwahrloſeten Polen theils erſt humaniſiren, theils civiliſiren müßten.

Ferdinand bemerkte jedoch, daß die meiſten Mittel, die man jetzt zur Bildung des gemeinen Mannes vorſchlägt, immer etwas vorausſetzten, was früher geſchehn müßte, hauptſächlich äußere Freigebung, im Vertrauen auf innre Selbſtthätigkeit des Menſchen zu eigner Bildung. Alle Anſtalten von Seiten des Staats könnten dies Streben nur äußerlich erleichtern; zur Bildung zwingen wollen, ſey eine ſich ſelbſt widerſprechende Idee, die nirgend geglückt ſey, noch glücken könne.

Ich und Marie waren mit ihm einverſtanden, und ſetzten ſeine Bemerkung fort: Oft wiſſe man nicht, wie die vorgeſchlagenen Kulturmittel unter ſich geordnet werden ſollen, ob Alles zugleich angefangen werden müſſe, ob beſſer Eines dem Andern folge? wie bald? und in welcher Reihe? — Ob man z. B. die aufklärenden Schulen vorangehen laſſe, um das Pfaffenthum und den Aberglauben zu ſtürzen, oder ob man die letzten auf kürzerm Wege angreifen müſſe, um die erſten zu ſichern? Ob überhaupt nicht alle ſolche Vormundsanſtalten einen Sinn, eine Empfänglichkeit und Liebe für ihren Zweck und ihre Mittel bei den Mündeln vorausſetzen? und wie hinwieder dieſer Sinn ſelbſt zu veranſtalten ſey? —

Marie beſonders war wider alle harten Maasregeln gegen den Aberglauben. Was wir ſo nennen, ſprach ſie, ſcheint mir Poeſie des Glaubens. Ein Unterſchied kann nur darin ſeyn, daß ſie nicht von Allen wie Poeſie getrieben wird, ſondern von Vielen wie Taſchenſpielerey.

Der Herr des Fuhrwerks, ein vormaliger D** er Kaufmann, der nach einigen unglücklichen Handelsſpekulationen ſich ſelbſt penſionirt und als Schirrmeiſter von zwei eignen Frachtwagen zur Ruhe geſetzt hatte, gab unſrer Bemerkung den ſonderbaren Namen einer ſchwärmeriſchen Spekulation, und hörte nicht weiter darauf. — Er ſetzte ſich hinaus aus dem bedeckten Wagen auf die ſogenannte Vorkelle; wir kamen eine Anhöhe hinunter in tiefen Sand, und der Herr und der Fuhrknecht verhandelten über den leidlichſten Weg nach dem beſten Wirthshauſe, wo wir heute übernachten ſollten.

Ferdinand, Marie und ich, führten in der bequemen Sandfahrt das Geſpräch fort. Das Thema ward in Variationen gereiht. Es nahm ein Ende ohne Reſultat, das letzte war etwa folgendes:

Marie. „Ein friedliches Erwecken der Kräfte, die „ſich hernach im Unfrieden der Welt ſelbſt üben und bilden „ſollen, iſt doch das Erſte. Die ſtille Erde ſchützt mütterlich „die Entwicklung jedes Keims in ihrem Schooße, ehe ſie „ihn als Halm und Reiß in den wechſelnden Ungeſtüm des „offnen Himmels hervortreibt. Von Pfleg' und Zucht des „elterlichen Hausſtandes geht alles Entwickeln der Kräfte „zur künftigen Bildung des Menſchen aus, wenn er als „fruchttragende Pflanze gedeihen ſoll. Aber keine Anſtalt „des Staats, überhaupt nichts, was öffentlich iſt, kann „den unöffentlichen, den geheimen, ſtillen, zarten Ein für den freundlichen Hausſtand erzeugen. Man ſchätze ihn nur, daß er gedeihen kann durch Liebe und Treue, die nicht gelernt noch gelehrt werden können. Man räume hinweg, was die erſte und glücklichſte Liebe erſchwert, und was den Frieden des Hausſtandes äußerlich ſtört. Und dann iſt gar viel hinwegzuräumen, ſogar manche Anſtalt, die gut gemeint war.“

Ich. „Du haſt Recht, Marie. Auch mir iſt der Hausſtand die Bedingung aller harmoniſchen Kultur der Menſchheit; nur muß er die verſchiedenen Karaktere der Menſchen frei laſſen. Die erſte Entwickelung der Menſchheit im Menſchen bedarf eines pflegenden, ſchützenden Bodens, Gatten- und Elternliebe. Nur ſey er liberal, wie die mütterliche Erde, und laſſe gedeihen jeden Keim in Kraft und Geſtalt ſeiner Art.“

Ferd. „Ihr dreht euch um das Bild eures engen Ausdrucks! Wenn aber der Menſch nicht eben eine fruchttragende Pflanze, wenn er ein unruhiges Waſſer ſeyn ſoll, das hierhin und dorthin ſtrömt, wie der ewigunruhige Geiſt ſeiner Natur ihn treibt und der Boden ihn führt? Es ſpiegelt ſich der Himmel im Bach, wie im Strom. Und wer über Felſen hinab muß in's Thal, der wird ein Katarakt.“

„Redet mir nichts von abſichtlicher Entwickelung oder Bildung des Menſchen durch andre Menſchen. Alle Anſtalten dazu, und ſelbſt der friedliche, treue, liebende Hausſtand ſind nur einzelne und ſpäte Produkte der ſelbſt ſchon bildenden Kraft der Menſchheit. Alle Bildungsan-

„ſtalten ſind Produkte der Bildung, und ſo iſt Bildung ohne Anſtalten dazu vorher geweſen. Die Kraft der eignen Natur und das Schickſal bildet, beide ohne Abſicht des klügelnden Menſchen! — Alle großen Nationen des Alterthums, deren Geiſt und Thätigkeit, deren kräftige Bildung wir noch als unübertroffen bewundern, waren einſt Barbaren und arbeiteten ſich durch freie Verſuche, begünſtigt von Natur und Schickſal empor. Damals waren Inſtitute der Bildung als freie Bündniſſe der Theilnehmer anzuſehn, es waren freie Geſellſchaften zu einem gemeinſamen Zweck, den Geſammtkräfte ausführten. Sie waren große Erſcheinungsweiſen der Bildung, nicht wollten ſie Pumpen und Röhrwerk derſelben ſeyn. Unſre modernen Inſtitute, und ſelbſt der beengende Hausſtand, was können ſie anders als Uniformität bewirken, und ſeichte bequeme Brauchbarkeit des Menſchen für die Zwecke, die ſich der Aeltere, der Mächtigere oder Klügere mit ihm vorſteckt. Ausbildung der Kräfte in ſich, ohne Hinſicht auf Inſtrumenten-Nutzen, kann ſie der Staat, (d. h. ſeine mächtigen Beamten), kann ſie der Hausſtand anders befördern, als negativ? dadurch, daß er nichts gegen ſie thut und thun läßt.“

Ferdinand ſprach dies mit der Wildheit und Unordnung, die wir an ihm gewohnt ſind, wenn von dieſen und ähnlichen Gegenſtänden die Rede iſt.

„Sagt mir,“ ſo ſchloß er, „woher hat der erſte Bildner ſeine eigne Bildung? Er muß ſie ohne einen fremden Bildner gehabt haben. Laßt uns aufſtehn, jeder in ſeine

„eignen Bildung, und wer ſie nachfaſſen und liebgewinnen
„kann, der wird folgen mit Sinn und Kraft und in der
„Weiſe, die ihm ſelbſt die natürlichſte und glücklichſte iſt.
„Das iſt Alles, was der Menſch für den Menſchen zu
„thun vermag, ohne daß er es abſichtlich wollen darf, denn
„eben das Abſichtliche verdirbt Alles. Der Menſch gewinnt
„keine menſchliche Kultur, wenn ſie nicht aus ihm
„ſelbſt hervorgehe!" —

Freundlich ſagte Marie: „Ferdinand ſchüttet bald das
„Kindlein aus mit dem Bade! — In der Hauptſache ſcheinen
„wir einig. Lieb' und Treue entwickeln den Menſchen
„nicht abſichtlich und wollen keine Uniformität. Sie wollen
„nichts, als eben ſchützen und bewahren vor allem, was
„die eigne Bildung beengen und ſtören kann, und dies
„wollen ſie herzlich."

Der Wagen ging langſam fort, obwohl wir wieder auf feſterm Boden waren. Wir gelangten durch eine kleine Waldſtrecke auf eine weite Ebene. Zwiſchen Getreidefeldern und durch einige Dörfer wand ſich der ebene Weg.

Die Gegend hatte nichts erfreuliches, nichts anſprechendes. Die Natur kam uns hier ſo gleichgültig, ſo abgeſpannt vor. Ein dünnes Dunſtgewebe gab dem Tage ein ſchläfriges Anſehn. Die Sonne leuchtete ohne Strahl hindurch, als wenn ſie nun einmahl doch leuchten müßte; die geberdloſe Erde trug ihr grünes Gras und die auf den Feldern in kurze Garben gebundne Erndte, weil ſie nun einmal nicht anders konnte. Auf einigen Feldern gingen zwiſchen den ſpärlichen Aehrenhalmen einzelne Menſchen mühſam und gebückt einher, und ſchnitten mit der kurzen Sichel (Senſen ſieht man hier nicht) die dünnen Halme in der Mitte durch. — Die ſtiefmütterlichen Gaben der Erde wurden mit ſtiefkinderlicher Gleichgültigkeit empfangen. Man fühlte die Mühe, ſie erſt nehmen zu müſſen, noch die Hand darnach auszuſtrecken.

Die kleinen Kinder in den Dörfern ſaßen einzeln oder mehrere zuſammen vor den Thüren und an den Strauchzäunen, aber ſie ſpielten nicht miteinander, ſie ſprachen nicht, zankten nicht, ſangen nicht, ſie blickten vor ſich hin, und ſcharrten mit den nackten Füßen im Sande. Um Almoſen baten die wenigſten. Wir gaben einige Groſchen hin, ſie wurden angenommen, aber nicht mit der Dreiſtigkeit, wie gewohnte Bettelkinder ſie annehmen. Der Dank wurde vergeſſen über dem Beſehen der Gabe. Für einen Kuchen, eine Birne gab es einen freundlichern Blick. —

Vor einer Schenke, an der wir hielten, fanden wir eine nicht alte Frau mit zwei Kindern. Das jüngſte, etwa von einem halben Jahre, trug ſie in einem Sackbündel auf dem Rücken. Es ſteckte zuweilen den Kopf hervor und klammerte ſich winſelnd an die mütterliche Schulter. Die Mutter konnte das Bündel an einem leinenen Tragriemen durch den rechten Arm nach vorne ziehn, und gab dem Schmachtenden die Bruſt. Sie mußte ein ſchönes Weib geweſen ſeyn, in ihrem bleichen entkräfteten Geſicht waren noch Spuren davon. Das Angeſicht des kleinen Jungen war voll und rothwangig, ſein dunkles Auge munter und voll Lebensluſt. — Das zweite Kind war ein Mädchen, etwa von neun oder zehn Jahren, bleich wie die Mutter, aber zarter. Die Frau bettelte. Wir legten eine Kleinigkeit zuſammen und Ferdinand, der die polniſche Sprache verſteht, erfragte ihre kleine Geſchichte.

Tiefer aus dem Lande war ſie zur Zeit der Gartenbeſtellung nach Weſtpreußen gewandert, um dort (wie es jährlich von vielen geſchieht) bei den reichen und vornehmen Bauern in einem der drei Werder *) für geringen Taglohn zu arbeiten. Aus Unvorſichtigkeit durchſchnitt ſie ſich an einer Senſe ein Ligament des rechten Fußes, ſie ward ſchnell kurirt, d. h. gar nicht. Eine Hinkende wollte kein fleißiger Wirth in die Arbeit nehmen. Das ſäugende Kind auf dem Nacken, das andre neben ſich, hinkte ſie jetzt an einer Krücke nach ihrer Heimat zurück.

Die Frau bettelte, aber durchaus nicht wie eine deutſche Bettlerin aus gleichem Stande. Mit freundlichem Vertrauen in Blick und Stimme ſprach ſie ihr bittendes Wort. Es ſchien, als wenn ſie mit demüthigem aber hoffnungsvollem Herzen einen guten Engel oder einen Heiligen anſpräche. Sie ſagte nicht viele Worte, nur ein bittendes ave, einen bittenden Gruß. Für eine empfangene Gabe konnte ſie auf polniſche Weiſe nicht danken, die Krücke erlaubte nicht, daß ſie die Füße des Gebers berührte. Sie ſagte bloß: Gott oder Jeſus Chriſtus mög' es vergelten! Das zehnjährige Kind aber vertrat die Stelle der Mutter, und ich muß geſtehn, daß ich mit gleicher herzlichen und religiöſen Anmuth

---

*) Danziger, Marienburger, Elbinger Werder.

noch nie habe danken ſehn. Auch hier ſchien es, als ob die Wohlthat aus der Hand eines guten Engels empfangen wäre. Das Mädchen beugte ſich mit frommer Blödigkeit, mit niedergeſchlagenen Augen und leiſe berührenden Händen gegen die Knie des Wohlthäters, und wiederholte mit ſanfter Stimme die Worte der Mutter.

Aus dem groben Kittel, der doch rein und ganz war, und aus der nonnenhaften Leinen-Hüllung um Schultern und Haupt, blickte eine zarte und feine Geſtalt hervor. Marie fand rührende, wehmüthige Madonnenzüge in dem Geſichte des Mädchens. Ein Koffer wurde geöffnet, und ein wenig Leinenzeug dargeboten. Das Kind wiederholte dieſelbe dankende Bewegung mit gefalteten Händen und mit einem Kuß auf die Gabe, ohne ein Wort zu ſagen. Da es ein kleines Bündel öffnete, um das Geſchenk hineinzulegen, ſahen wir ein Paar rein gewaſchne Tücher und Hemde, dazwiſchen einige Heiligen-Bildchen und Blätter von einem Kraut, das man hier weihen läßt, um gegen mancherlei Unglück ſicher zu ſeyn. — Der Fuhrmann wollte bemerkt haben, daß die Mutter ein Kreuz gemacht hätte über Mariens Gabe, und ſprach in einem lachenden, aber derben Tone: Mutter, graut euch vor dem Almoſen einer Ketzerin? Die Frau legte die Hand auf die Bruſt und ſagte mit demüthigem Ernſt: Gott mög' es ſegnen! —

Die Wirthin der Schenke, ein häßliches, freches Weib, ſah mit neidiſchen Augen zu. Wir hatten um einige Gläſer Milch gebeten, die wir, um das eſſigſaure Bier nicht zu trinken, doppelt und dreifach bezahlen wollten, und ſie hatte die Herbeiſchaffung verſprochen. Wir warteten lange, und da wir von neuem anfragten, rief ſie keck aus der Spelunke heraus: „hier wird Bier und Branntwein geſchenkt; keine Milch.“ — Die Milch war eben gebracht, wir boten das Fünf- und Sechsfache des kurrenten Werths; nichts, die Antwort blieb dieſelbe. Jetzt baten wir um Branntwein und einige Gläſer Waſſer, um beides zu miſchen. Den erſtern ſollten wir haben, aber Waſſer ſey nicht da! Als der Fuhrmann Gewalt brauchen wollte, ſetzten wir uns in den Wagen, und verſchmerzten den Mangel der gehofften Labung.

Die hinkende Frau mit ihren Kindern ging ſchon am Ende des Dorfs, wir hörten ſie ſingen in der ſchwermüthigen Weiſe der pſalmodiſchen Kirchenlieder, und nachdem ſich die rührende Pilgergruppe bei unſerm Vorbeifahren noch einmal andächtig gebeugt hatte (ohne den Geſang zu unterbrechen), ſchied ſie einen andern Weg.

Der Fuhrherr machte uns eine lange Erklärung über die Tückiſchheit (wie er ſich ausdrückte) und die boshafte Misgunſt des polniſchen Landvolks, und vergaß dabei ſeine vorige Anrathung von guten Schulen und aufgeklärten Pfarrern, indem er betheuerte, daß der Stock und der Kantſchu noch eine Weile fortwalten müßten, denn dieſe Menſchen hätten keine Raiſon, und nähmen darum keine an.

Ferdinand bejahete es mit dem Zuſatz, daß Raiſon haben und annehmen auf dieſem Wege am ſchnellſten befördert würde, und daß die Koſten und Mühen für Schul-Anlagen, Ausrottung des Aberglaubens, Erbauung tüchtiger Arbeitshäuſer und dergleichen unter dieſen Ausſichten wahre Verſchwendung ſeyn würde. Ordnung und Ruhe komme doch nur, wenn der große Hauſe an die Raiſons deſſen glaubt, der ihm zu befehlen hat, u. dgl.

Die Ironie war zu hart. Der Fuhrherr (übrigens ein guter Mann für gute Bezahlung) ward ungehalten, und brummte, indem er ſich wieder aus dem Wagen herausſetzte: „Mein Herr, ich rede von verſchiedenen Generationen. Die beſſern Schulen ſind für die künftige. Sie wollen mich nicht verſtehn, und ſo kann ich Ihnen nichts erklären.“

Marie war ſtumm und betrübt.

Ohne ſofort jedes Begegniß, jeden traurigen, fröhlichen oder gemiſchten Anblick zu einem Raiſonnement zu verarbeiten, und in klugen Geſprächen aus dürftigen Werten darüber zu verhandeln, gaben wir uns nur der Aufmerkſamkeit und der Empfindung hin.

„Was haben wir denn, daß wir etwa verſtehn und einſehen, wie die Menſchen elend ſind, wenn wir ihnen doch nicht freundlich helfen können. Und wer kann mit Sicherheit ſagen, daß er's verſtehe und einſehe? Das Bemühen um dieſe Einſicht macht uns kalt und theilnahmlos. Glauben wir endlich, die Mittel der Hülfe ſeyen in Gedanken errechnet, ſo fehlt gemeinhin das warme, liebende Herz, dieſen Mitteln friedlichen Eingang zu verſchaffen. Wir haben einen kalt erſonnenen Plan auszuführen, eine Maſchine zu bauen oder zu repariren, haben vergeſſen, daß wir nicht in eine Menge von todten Mate-

„rialien Ordnung, Einung und Geſtalt bringen ſollen, ſondern in eine Menge lebender Menſchen, in lebendes Material, wovon jedes einzelne Stück ſich ſelbſt etwas bauen „will, eben wie der politiſche oder moraliſche Baumeiſter „von Profeſſion." —

Der Abend nahte.

Mit einer Trägheit und Freudenloſigkeit, wie ſein müdes, wankendes Pferd vor dem kleinen gebrechlichen Wagen, führte hier ein zerlumpter Sklave ſeine dürren Aehren nach der zerfallenen Scheure. Ein Paar Kinder in Fragmenten von ſchmutzigen Hemden krochen oder ſchwankten hinten nach. Die eben auch in Lumpen gehüllte Mutter ſchalt, daß ſie durch die ſtechenden Stoppeln nicht ſchneller gingen, um aufzuſammeln, was vom Wagen herabfiel. Sie ſelbſt aber ſammelte nicht auf, ſondern ſah mit einem dumpfen gleichgültigen Blick in den Weg fallen, was fiel.

Auf einem andern Felde mußten die gebrechlichen Pferde ſchneller gehen, mehrere waren vor einen großen Wagen geſpannt. Es war die Erndte für den Gutsherrn. Der Verwalter oder Pächter ritt herum, und wenn die Kantſchuſchläge nicht ſo häufig fielen, als in vorigen Zeiten, ſo ſchallten doch die Worte: Beſtie und Kanaille, lärmend und drohend genug, nur ohne von dem ſich ſelbſt träg hin ſchleppenden Sklaven viel mehr zu bewirken, als ein demüthiges Niederbücken zu den Füßen des Treibers, das wir einmal mit Fußſtößen vergelten ſahen. —

So innerlich verachtet und gehaßt der gemeine Jude in Polen iſt, ſo ſahen wir ihn doch auf einigen Dörfern die

Rolle des Gutsherrn ſpielen. Er zahlt übertriebene Pacht, wobei er nicht beſtehen könnte, wenn er die Bauern nicht despotiſiren und plündern dürfte. Sonderbar iſt der Anblick, den katholiſchen Chriſten mit einem Roſenkranz am Gurt und einem Skapulier an der Bruſt vor dem gehaßten und verdammten Juden knieen, und ſeine Füße umarmen zu ſehen, wie das Bild eines Heiligen. Der Flehende redet eine ſchöne volle Sprache, die Töne ſchmiegen und winden ſich ſo ſchmeichelnd und rührend, wie die Geſtalt und die bittenden Blicke. Der erzürnte Jude quakt und ſchreiet in ekeln Mistönen, und führt ſeine ſchnellen und widerlichen Geberden wie zackige Blitze über dem Haupt des Flehenden. Es war uns, als ſähen wir den Teufel in chriſtlicher Weiſe anbeten.

Doch ſchauten wir auch freundliche Scenen, ruhige, ſtille Geſichter voll Gutmüthigkeit, und aus düſtern, ſchwermüthigen Zügen ſchimmerte dann und wann der Funke innerer Jovialität, der gern einmal Flamme werden möchte. Wir hörten Geſang auf den Feldern; frohe Geſchwätzigkeit belebte manche Reihe von Jünglingen und Mädchen, die uns vorüber zogen von der Arbeit, und die nur auf Augenblicke das lachende Geſpräch verſtummen ließen, wenn ſie an ein Kruzifix oder Heiligen-Bild kamen. Eine Kniebeugung, ein Kreuzzeichen vor Bruſt und Stirn, mit ſo andächtiger Geberde, als wäre man zur Andacht hergekommen, und unmittelbar darauf der leichte Fortgang des muntern Geſchwätzes. —

Wir übernachteten in einem Städtchen, von dem außer der Kirche und einem Mutter-Gottesbilde in einer beſondern Mauer-Niſche auf dem Markt, nur noch ſechs oder ſieben Häuſer nebſt einigen Hütten ſtehen geblieben waren. Das Uebrige hatte bei einem Durchzug der feindlichen Truppen ein Brand verzehrt.

Unſer Wirth war ein Edelmann derjenigen Klaſſe, die man Szlachta nennt. Viele aus ihr, wenn ſie keine eigenen kleinen Güter beſitzen, widmen ſich den verſchiedenſten Land- und Stadt-Gewerben, ja die ärmſten gehen in Dienſt, oft als Bauerknechte, ohne darum ihren ſtändiſchen Anſpruch, wenigſtens innerlich, aufzugeben. Der Greis mit ſeiner langen Figur, mit wenigem ſchneeweißen Haar um das tonſirte Haupt, einem Knebelbart, der bis auf die Schultern reichte, in einem blauen Gewande mit einem reinlich weißen Gurt, grüßte uns mit kaltem Ernſt. Daß er beſſere Tage und Verhältniſſe gelebt habe, ſprach der Geiſt des ſanft ausgebildeten Geſichts.

Der Herr des Fuhrwerks, der dieſen Weg jährlich zehn bis zwölf Mal zu machen pflegte, kannte den Alten ſeit anderthalb Jahren, ſo lang er dies Wirthshaus bewohnte, und ward freundlicher bewillkommt, als wir. Da der Alte erfuhr, daß wir nach Warſchau reiſten, und ich und Ferdinand vielleicht bei der neuen Organiſation angeſtellt werden würden, ward er gegen uns noch ernſter und beinahe verdrießlich. Er ſelbſt bediente den Fuhrherrn, und ſah zu, daß auch die Fuhrknechte bald das Ihrige bekamen. Wir drei Paſſagiere aber mußten uns zunächſt ſelbſt bedienen.

Die Stube war geräumig und mit mehreren großen

Tiſchen verſehen, im Kamin wurde gekocht. Die Magd am Herde war reinlich angezogen, die Töpfe und andre Geſchirre blank geſcheuert; wir fanden keine Spur von dem Schmutz der gewöhnlichen Wirthsſtuben in Polen. Statt der kalten Küche, die wir aus S** mitgenommen hatten, weil uns vor der berüchtigten Kocherey der polniſchen Wirthinnen graute, wünſchten wir hier doch ein warmes Eſſen.

Wir verlangten eine Hühnerſuppe. Zwei Hühner wurden geſchlachtet und abgebrüht, dann legte die Magd ſie roh hin auf den Tiſch an dem wir ſaßen. Da iſt! ſagte ſie polniſch. — Der Alte merkte unſer Befremden, und wandte ſich in teutſcher Sprache zu Marien: „Mamſell oder Madam werden wohl ſelbſt kochen! dem Teutſchen macht der Pole nichts zu Dank. Wir geben, was und wie wir's haben, der Preuße weiß es ſchon zu appretiren, und ißt es in ſeiner Manier. Gutes Fleiſch und Brodt iſt in Polen, aber nicht gute Kochkunſt.“ Er ſprach dies mit einer gewiſſen bittern Freundlichkeit, indem er ſich den Bart ſtrich, ſtand dann auf, verneigte ſich höchſt artig gegen Marie, und brachte ſelbſt die Geräthe herbei, die zur weitern Zurichtung nöthig waren.

Niemand von uns wußte, was er zur Stelle antworten ſollte. Marie dankte mit eben der Höflichkeit, ſetzte ſich luſtig zum Kamin und kochte. —

Wir Männer ſuchten ein Geſpräch mit dem ſonderbaren Manne, erhielten aber ſehr lakoniſche, oft indirekte Antworten. —

Wir beklagten den Unfall der Stadt.

„Beklagen iſt recht gut,“ ſagte er. „Aber danken „für's Beklagen, das iſt ſchwer.“

Und wo ſind denn die guten Leute, deren Häuſer in Schutt liegen? Thut man nichts für ſie?

„Sie ſind bei unſern abgeſetzten Beamten und abgedankten Officieren. Wollen Sie ihnen zu eſſen geben; ſo ſind ſie bei Ihnen.“ —

Alter Vater, Sie ſprechen zu hart. Der König wird jene gewiß nicht vergeſſen, er wird für ſie ſorgen *). Iſt ihm doch ſein großer Vorfahr mit Beiſpiel vorgegangen bei der Beſitznahme von Weſt-Preußen.

„Eh' es dahin kommt, wird die Sorge klein werden.“

Bedenken Sie, daß es ſchwer iſt, viele wichtige Geſchäfte auf einmal auszurichten, ſo daß man ſelbſt, und daß Andre zufrieden ſind. (Wir ſprachen mit halbem Herzen, es war uns an der nähern Bekanntſchaft des Alten gelegen).

„Meine gnädigen Herren, (er ſtand auf und verneigte „ſich) viele wichtige Dinge geſchehen auf einmal. Die „Häuſer dort brannten in zwei Stunden ab, und keiner von uns war damit zufrieden.“ (Er wandte ſich zum Fuhrmann:) „Der Wind blies recht kräftig in „die Flammen. Er bläſt noch zuweilen, aber er kann „den Schutt nicht zuſammen bringen zu bewohnbaren

---

*) Was auch ſpäterhin durch Penſion und Anſtellung in kleinen Dienſten geſchehen iſt.

„Häuſern. Es waren freilich nur alte und häßliche „Gebäude, und wenn die Regierungen einmal Hülfsgelder geben; (wofür ihnen Gott Wohnungen geben „möge im Himmel!) werden zwar neue hübſche und „vielleicht feſtere Häuſer daſtehn; aber mußten die alten „darum ein Paar Jahre vorher abbrennen? — Doch „es iſt alles gut, meine gnädigen Herren,“ ſetzte er hinzu mit einem Blick auf uns; „das Feuer kann keine „Penſionen verſprechen, und niemand hofft darauf. „Die Hoffnung aber iſt ſchön, ſehr ſchön, ſo lange „man dabei zu eſſen hat.“

Die räthſelhafte Sprache war uns nur zu verſtändlich. Wir fühlten aber, der Alte wollt' uns nicht beleidigen. Er wechſelte oft mit Ton und Geberde, er kolorirte grell im Vortrage, ohne viel mit den Händen zu geſticuliren. Er ſprach wehmüthig und fröhlich, demüthig und keck, mit Ernſt und ironiſch, mit bedeutendem Accent, mit leiſer Stimme, mit Erhebung des Haupts, mit Verbeugung und Achſelzucken, Alles in ſo ſchnellem Wechſel und doch ſo verflößt, daß uns weniger die Bilder und der Sinn ſeiner Worte durchdrang und rührte, als dieſe tragiſche Vortragsweiſe, dieſes lebendige Spiegeln ſeines innerſten kämpfenden Gemüths. — Er brach plötzlich ab, ſchüttelte das Haupt und die kurzen grauen Locken im Nacken, ging gravitätiſch nach dem Wandſpinde, und ſetzte eine große Flaſche mit Branntwein und zwei Bouteillen Meth auf den Tiſch. — „Das „da,“ ſagte er ſehr freundlich, „iſt beſſer als Hoffnung!“ —

Der Fuhrmann nahm das Wort! „Vater Szlachcic *), die beiden Herren hier ſind eigentlich Ihre gebornen Landsleute. Sie ſind aus Weſt-Preußen, dem vormaligen polniſchen oder Frei-Preußen, und ſicher vor dem Jahre 1772 geboren.“ (Während er's ſagte, gab er uns einen klugen Seitenblick). „Auch denken ſie in vielen Dingen noch gut polniſch, wie ich gemerkt habe.“

„Das mag ſeyn,“ gab der Alte zur Antwort, „dafür denk' ich auch gut Preußiſch. Der alte wahre Preuße iſt ein Bruder des Polen. Aber,“ fuhr er übereilt hinaus, „den Teutſchen hole der Teufel! Ich meine,“ ſetzte er mit Lachen hinzu, „die bekannten vormaligen teutſchen Herren oder Marienritter, die er freilich nicht mehr holen kann.“

Ferdinand glaubte ihn zu verſtehn, und da der Alte nach ſeiner Uebereilung gefälliger ſchien, hob er ein wildes und ausgelaſſenes Geſpräch mit ihm an in der indirekten oder Räthſel-Weiſe, worin dieſer zuerſt geſprochen hatte.

Wir nahmen die beiden Bouteillen Meth, und baten um mehrere Gläſer. Er gab uns nur Eins. Wir ſollten trinken nach alter polniſcher Sitte. Der Bewirther trinkt

---

*) Ein Edelmann ſchlechthin, er mag Güter beſitzen und zu befehlen haben oder nicht. Nach der alten Verfaſſung war jeder Szlachcic wahlfähig zur Krone. Die Reichern aber und Mächtigern haben ſeit geraumer Zeit jenen Namen den ärmern überlaſſen, ſo daß er jetzt ſo viel heißt, wie: armer oder gemeiner Edelmann, obwohl er im Gegenhalt mit dem freien und unfreien Bauer und mit dem Stadtbürger noch immer als Ehrentitel gilt.

zuerſt, und bringt's dem nächſten Gaſte, dieſer trinkt, und bringt's dem andern, und ſo geht daſſelbe Glas immer friſch gefüllt in die Runde. Der Vordermann füllt es dem Folgenden, auf deſſen Wohl er's geleert hat. —

Ferdinand oder ich ſollten anfangen, aber der Fuhrherr zankte: das ſey unrecht, der Gaſtwirth müſſe es thun. (Er ziſchelte mir nachher die Erklärung zu: die Sitte ſähe traulich aus, ſey aber eigentlich aus Mißtrauen entſtanden. Der Weinbeſorger hätte den Mundſchenk machen müſſen, wegen der Furcht vor Vergiftung, was man hier freilich nicht fürchten dürfe. Die Sache ſey aber ſo richtiger und gründlicher). — Um den Streit zu beenden, brachte der Greis eine dritte Bouteille: „das iſt die meine, damit will ich den „Wirth machen!" Er trank und bracht' es Marien. Sie bat um die Erlaubniß, die Hälfte davon als Libation der guten Göttin der Kochkunſt darzubringen. Den Alten ergötzte die Bitte als fröhlicher Muthwill. — Wir Männer tranken luſtig und faſt zu ſchnell in die Runde. Der Meth war feurig und mild, einem guten Unger-Weine vergleichbar. —

Während deſſen kreiſ'te ſich das wilde Geſpräch zwiſchen Ferdinand und dem Szlachcic in kleinen und immer größern Zirkeln, und wenn ſie, wie die Waſſerzirkel, verlaufen waren, warf einer oder der andere einen neuen Stein in die Wellen.

Von den Marienrittern fing's an, und von dem Recht oder Unrecht ihrer Beherrſchung des alten eroberten Preußens. Er ging ſchlimm über ſie her, bis auf den Hochmeiſter Albert, den Lehnsempfänger. Der Alte unterſtand ſich, ihn einen Teutſchen zu nennen, der ein Polniſcher Herzog in Preußen geweſen. —

„Mein Freund,“ ſagte Ferdinand, indem er vertraulich eine Prieſe Taback aus der Doſe des Gegners nahm, — „ſo alt und groß Ihr jetzt ſeyd, ein neugeborner kleiner „Junge wart ihr doch zuerſt.“

„Der Herr hat Recht,“ antwortete der Greis, und machte beinahe eine Juden-Geberde: „dafür erzieht man „die Kinder, macht ſie ſtark und klug, daß ſie unſre Haushälter werden, und uns die Krücke reichen, wenn wir alt „ſind. Gott im Himmel ſieht's, das ſind dankbare Kinder.“

„Ihr meint, erwiederte Ferdinand, die Alten möchten „noch gerne ſelbſt arbeiten, ſelbſt haushalten, und wieder „jung werden am Stabe, den ſie ſich von einem friſchen „Baume abſchneiden im eigenen Garten.“

„Mein gnädiger Herr, ich meine nichts als die Erbſchaft!“ Mit dieſen in ganz jüdiſchem Schacher-Ausdruck geſprochenen Worten brach er ab, und ging in die Kammer, aus der wir dann und wann einzelne Laute einer Kinderſtimme gehört hatten.

In mehreren ähnlichen und zeitvertreibenden Wortwechſeln über andre Gegenſtände, (z. B. über den Unterſchied, der für einen Polen zwiſchen einem Preußen und Teutſchen Statt finde, über den Sittenverderb in Polen, den zunächſt die eingepilgerten Teutſchen nebſt einigen Franzoſen bewirkt haben ſollten, u. dgl.) zeigte ſich's immer klarer, daß der ſonderbare Mann in ſeiner Jugend andre Verhältniſſe gekannt, und ſich in Welt und Büchern umgeſehen haben mußte.

Er ließ es ſich gefallen, bei der Hühnerſuppe und kalten Küche unſer Gaſt zu ſeyn, und vertraute uns, auf unſre bittenden Fragen, die im Ganzen ſehr einfache Geſchichte ſeines Lebens, die er im Einzelnen bunt ausmahlte. Zwiſchen inne trank er eine ungeheure Menge Branntwein. Unſre Verwunderung bemerkte er: „Das thun wir, um nüchtern „zu bleiben, und geduldig!“ — Auch war ihm durchaus keine unächte Begeiſtrung anzumerken. —

Ein Dorf in Kaſſuben, einem Theil des vorigen Pomerellens, unweit Danzig, war ſein Geburtsort. Sein Vater, der ein großes Bauergut beſeſſen, hatte ihn in das Jeſuiterkollegium bei Danzig zum Unterricht gegeben. Vielerlei ſollt' er lernen, und Allerlei werden. Der Vater ſtarb, das Bauergut fiel an Gläubiger; er ward ordinairer Schreiber bei einem reichen Polen. Mit dieſem lebt er eine Zeitlang in Dresden, hernach in Paris. Hier avancirte er vom Schreiber zum Poſten eines zweiten Kammerdieners, war aber noch zu geſund, wie er ſagte, um die Liederlichkeit der Kameraden auszulernen. — Späterhin ward er scriba bei einem Advokaten in Warſchau, und er wäre ſelbſt Advokat geworden, wenn er ſich nicht mit der Schweſter deſſelben verheirathet hätte. Sie war Wittwe eines Szlachcic, und beſaß ein mäßiges Gütchen an der Preußiſchen Gränze. Aus einigen Städten im damaligen polniſch Preußen, z. B. Elbing, Marienburg u. a. hatten Handelsleute ihre Söhne zu ſeinem Vorfahren in Penſion gegeben, um ſie für den polniſchen Handel die polniſche Sprache erlernen zu laſſen. Er übernahm das Geſchäft ſeines Vorfahren, und mehrere jetzt angeſehene Kaufleute in E. waren ſeine Penſionairs. Teutſch verſtand er von frühen Jahren her, und der jetzige Verkehr mit den teutſchen Preußen machte ihn mit vielen unſrer älteren Schriften bekannt. Einige Schriften von Luther gehörten mit dazu. In Warſchau hatte er ſich eine kleine Bibliothek hiſtoriſcher Bücher geſammelt, und war in das Labyrinth der Reichsverfaſſung eingeweiht werden. Auf dem Lande ſetzte er ſeine Studien fort, unterſtützt von zwei gelehrten Mönchen eines benachbarten Kloſters. Als die Barrſche Konföderation ihren Anfang nahm, trieb ihn der Ingrim gegen die widerrechtliche Anmaßung der Gegenpartei, in die Dienſte der Konföderirten. — Er nannte das Unternehmen derſelben konſtitutionsmäßig. „Es iſt auch „ganz falſch,“ behauptete er, „daß die berüchtigte Gefangennehmung des Königs durch einen verſchwornen Trupp „der Konföderirten die Abſicht hatte, ihn vom Thron zu „ſtürzen, oder gar umzubringen. Nur der Ruſſiſchen Partie, welche die Perſon des Königs (die ſie im Grunde „eben auch gefangen hielten) zum Unterjochen des Vaterlands „mißbrauchte, ſollte entkräftet werden. Wär' es geglückt, „Poniatowsky wäre noch heut König von Polen, und die „Sachen ſtänden anders. Zum Heerführer, der uns damals in der Perſon eines Königs ſo nöthig war, eignete „ſich dieſer gemächlich lebende und gelehrte Mann nicht, „ſeine Talente und Kenntniſſe gehörten der feinen Geſellſchaft und dem Muſeum. Es war ſein unheilbringendes „Loos, auf einer Stelle zu ſtehn, wo ſein zartes, weibliches Herz und ſein fein geſchliffner Verſtand ewig dekliniren

„mußte. Hätte die Konföderation geſiegt, er wäre die zierende Krone geblieben auf einem kräftigen Haupt; jetzt „blieb er eine goldene Wetterfahne auf einem in Trümmern „zerfallenden Pallaſt.“ —

Dies ſind zwar nicht die einzelnen Worte des Mannes, aber es ſind die Bilder und der Sinn ſeiner Erzählung, gegen die wir aus den uns bekannten Schriften über die neue Polniſche Geſchichte vieles einwandten, das er aber ſchlechthin für unwahr erklärte. —

Der damalige päbſtliche Nunzius in Warſchau, ſo erzählt' er, ließ dem Könige, am Morgen ſeiner Befreyung nicht Glück wünſchen, was alle übrigen Großen gethan hatten. Der König meldete ihm daher ſchriftlich ſeinen Unfall und Gottes gnädige Errettung, mit der Bitte, die Eminenz möchte ſeiner in ihren Gebeten vor Gott gedenken. Die dreiſte mündliche Antwort des Nunzius war: Glaubt der König, daß ihn Gott errettet habe, ſo mög' er es wagen, ihm in eigner Perſon zu danken.

Der Alte fuhr in ſeiner Geſchichte fort:

(Die Fortſetzung künftig.)

IV.

Heiligen-Geſpräche *).

1.

Apologie Pius VI.

St. Gregor VII. St. Pius VI.

St. Pius. Ich ſchwöre es Ihnen bei dem heil Geiſte, es war mit menſchlichen Kräften nichts weiter zu thun, als ruhig zu ſeyn, und ſich mit Würde zu ergeben. Nie fühlte ich die abſolute Menſchlichkeit meiner geweihten Perſon ſo lebhaft, als in jenen fürchterlichen Tagen, da die fränkiſche Macht, gleich einem brauſenden, alles verſchlingenden Meere über Italien hereinbrach. Nein! alle Seligkeiten des Himmels werden das ſchreckliche Andenken jener Zeit nicht aus meinem Herzen zu vertilgen im Stande ſeyn.

---

*) Heiligen-Geſpräche, wie Götter-Geſpräche, die durch Lucian und Wieland eingeführt ſind. Götter und Heilige laſſen ſich leicht paralleliſiren, und ſo muß man es auch mit den Geſprächen thun, die ſie führen. Man würde ſehr unrecht haben, wenn man glauben wollte, Jupiter und alle Götter ſollten in jenen Dialogen lächerlich gemacht werden. Die Mythologie aller Völker iſt eine zu ernſthafte, ehrwürdige Sache, als daß dieſer Zweck vorgeſetzt und erreicht werden könnte. Aber man kann Gegenſtände, die an ihrem Orte groß und erhaben ſind, nach einem beſtimmten individuellen Zwecke behandeln, und die Götter, wie die Griechen, in den ſatyriſchen Dramen, zum feſtlichen Scherz auftreten laſſen, ohne ihrer Würde und Anbetung zu nahe zu tre-

St. Gregor. Wie? ſo plötzlich hätte der heilige Pantoffel alle ſeine gewaltigen, niedertretenden Kräfte verloren? Alle jene Bannblitze des angebeteten und gefürchteten Vatikans, die, gleich dem Feuer des Himmels, ohne Blitzableiter, drohend und verzehrend durch die bebende Welt fuhren; alle ſie wären ausgelöſcht, von einem aufbrauſenden Völkchen jenſeits der Alpen ausgelöſcht, und der ewige Stuhl Petri ſelbſt, dieſer Fels der Kirche und des päbſtlichen Anſehens, wäre von einigen ſchwachen Kriegsſtößen, gleich einem elenden, gemeinen — Holzklotze ſo ſchimpflich umgeſtürzt worden? O Zeiten! O Sitten!

St. Pius. Mir war es, als ſtürzte das Weltgebäude über mir zuſammen, als dieſe kühnen Rebellen in Rom einzogen, und mich in meinem Pallaſte, ja auf dem geheiligten Throne Petri ſelbſt gefangen nahmen. Gregor! es war für einen Pabſt der erſte Moment, um, ſammt dem heil. Geiſte über ſich, wahnwitzig zu werden.

St. Gregor (mit wüthender Gebährde). Mich hätten ſie nicht gefangen nehmen ſollen, die Verräther, mich! Nein, es ſcheint unmöglich, es hört ſich an, wie ein blaues

---

ten. — Gegenwärtige Heiligen-Geſpräche, welche fortgeſetzt werden ſollen, ſind aus dem ſüdlichen Deutſchlande von einem den Leſern der Eunomia ſchon bekannten Verfaſſer eingeſandt, und ähnliche Arbeiten von ihm ſchon in andern Zeitſchriften mit großem Beifalle geleſen worden. F.

Märchen, wie ein weſenloſer, ängſtlicher Traum. Man ſagt es allgemein, Pius, Sie hätten ſich viel, viel zu paſſiv bei der empörenden Geſchichte verhalten. Ich habe dreimal hier im Himmel auf den Boden geſtampft, daß es donnerte, als ich die ungeheure Nachricht vernahm.

St. Pius. Ach! keinen ſchrecklichern Donner, glauben Sie es mir, giebt es, als den Donner der Kanonen, und keinen furchtbareren Blitz, als den, der aus dieſen verheerenden Feuerſchlünden fährt.

St. Gregor. Ich verſtehe dieſe Sprache nicht in dem Mund eines Pabſtes! Wie, ein durch Jahrhunderte geheiligtes Anſehen! ein Felſenthron, auf den Glauben einer halben Welt, auf Königs- und Fürſten-Rücken ſtolz erbaut, ein halbgöttlicher Name, bei deſſen Schalle noch vor kurzem der Erdball zitterte, deſſen allmächtiger Athem Könige erſchuf und vernichtete, wie es dem Herrn der Welt gefiel — eine ſolche Macht, ein ſolches Anſehen ſollte ſich nicht gegen einen Haufen wilder Verräther haben ſicher und ſiegreich behaupten können? Ich kann es nimmer glauben, ich vergehe vor Unwillen und Wuth!

St. Pius. Ereifern Sie ſich nicht, Herr Kollege! Sie haben eine andere Zeit vor Augen, eine Zeit, in der Vernunft und Meinung noch gleich einem demüthigen Sklaven, blind gehorchend, an den Schemmel des heil. Stuhls gefeſſelt lagen, wo die Fürſten in ihrer eigenen Perſon die päbſtliche Gewalt, wenigſtens noch äußerlich und zum Scheine reſpektirten. Schon der kühne Joſeph II. gab ein gefährliches Beiſpiel, und was durch ihn nicht geſchaft, das vollendete damals das losgeriſſene Volk der Franzoſen. O! ich bin durch die Demüthigungen meiner Zeit und jenes Fürſten in der That demüthig geworden, und meine Bannblitze verloren ihre Kraft unter dieſen Umſtänden völlig, wenn mir auch der Muth nicht entſunken wäre, dieſelben zu ſchleudern. Deſſen ungeachtet bin ich mit der Achtung meines Jahrhunderts von dem Schauplatze meiner Hoheit und des Lebens abgetreten. Gregor! merken Sie auf, es war eine Zeit, wo die höchſte Stufe irrdiſcher Glorie ein Pabſt ſeyn hieß, welcher Menſch man übrigens auch ſeyn mogte. In meinem Zeitalter galt es, die ſinkende Würde des Pabſtthums durch die Würde des Menſchen aufrecht zu halten; in der That, und ich bin nicht wenig ſtolz darauf, daß ich das bis auf einen gewiſſen Punkt konnte, und that. Dies iſt mein einziges Verdienſt und meine Apologie. Ich ſtieg aus den Trümmern des Pabſtthums ohne die dreifache Krone — mit Ehre ins Grab.

St. Gregor. O ſchwächliche Ohnmacht der päbſtlichen Allmacht! — Ach! und was ſagte nun die ſchüchterne Heerde der Gläubigen zu dieſer traurigen Kriſis des päbſtlichen Stuhls, des geheiligten Sitzes ihres Glaubens? Ohne Zweifel erwarteten die guten Leute übernatürliche Hülfe, Zeichen und Wunder. Man hätte ihnen dies unglückliche Ereigniß im Geiſte ihres Glaubens erklären und unter der Hand ein brillantes, zweckmäßiges Wunder veranſtalten ſollen. — Sie verſtehen mich, Pius!

St. Pius. In Mantua weinte ein Marienbild und verdrehte die Augen zum Schrecken von ganz Italien. Aber — es war zu weit am Tage und die Macht eines raſenden, ungläubigen Feindes über uns!

St. Gregor. Es iſt traurig, daß die berühmteſten Wunderbilder nur gegen ihre Feinde und Ausplünderer diesmal, zu ihrem und unſerm größten Nachtheile, alle ihre wunderthätigen Kräfte verloren hatten. Es iſt ein verzweifelter Streich!

St. Pius. Die Aufklärung bringt dermalen auf der Erde gleich einer Sonne mächtig und unwiderſtehlich hervor. Der Wunderglaube iſt mit dem Geſpenſterglauben faſt allenthalben entflohen, und beide haben höchſtens hier und da nur noch ihre Schatten zurückgelaſſen. Der alt- und dickgläubige Theil der Menſchen iſt aber ſo gering, daß er von der Stimme des aufgeklärten zehnfach überſchrieen wird. Was übrigens dieſe kühnen Neufranken betrifft, ſo hätten ſie ſchwerlich auf eine andere Art von ihren ungeheuern Thaten abgehalten werden können, als durch ein dienſtbares Erdbeben, das ihr ganzes Heer auf einmal verſchlungen hätte. Dieſe außerordentliche Nation hatte mit ihren politiſchen Banden auch ihre geiſtlichen Feſſeln zerriſſen; *ich* war ihnen ein — *Menſch*; wohl mir, daß ſie mich noch dafür erkannten, denn ſo behandelten ſie mich wenigſtens menſchlich.

St. Gregor. Das Uebernatürliche an uns Päbſten iſt freilich nur das, was uns das Volk giebt, und was wir uns ſelbſt in ſeinem Glauben zu geben verſtehen. Dem Himmel ſind wir nichts mehr ſchuldig, als jeder andere, und wer auf ihn rechnet, iſt ein ſchlechter Pabſt. Unſere übernatürliche Kraft iſt unſere Politik und die Meinung. Dies war mein Syſtem, und ich zeigte mich um ſo ſelbſtthätiger, je weniger ich von oben erwartete; die Welt aber ließ ich gerade das Gegentheil glauben. Und ſo gelang es mir, an der päbſtlichen Gewalt das zweite große Schöpfungswerk zu vollbringen, das der Ewigkeit, wie ich jetzt ſehen muß, ach! nur zu trotzen ſchien.

St. Pius. Gleich jedem menſchlichen Werke Dieß iſt Ihr Troſt, großer Mann! Der hohe Geiſt Ihres Syſtemes wurde von dem noch höhern Zeitgeiſte eingeholt, überflügelt, und zuletzt völlig beſchämt. Man verachtete —

St. Gregor. Sagen Sie mir das nicht. Der große Haufen — und auf dieſen muß doch immer das Syſtem des Herrſchers berechnet ſeyn — dieſer Haufen bleibt immer zu träge für wahre Aufklärung. Seine Bequemlichkeit liebt das Kiſſen des alten Glaubens. Ich kann mich nicht überreden, daß nicht eine geſchicktere und entſchloſſenere Hand, als die Ihrige, das ſinkende päbſtliche Anſehen noch in dem letzten Augenblicke der unglücklichen Entſcheidung hätte retten können. Den Grundcharakter des Menſchen ändert keine Zeit. Der Menſch iſt ein Geſchöpf der Gewohnheit; nur muß man zu verhindern ſuchen, daß er ſeine Gewohnheit nicht vergißt. Wenige nur gehen durch eigne Kraft aus dem gewohnten Geleiſe heraus; und dieſe Wenige ſind am Ende — nur Wenige, die noch überdieß immer die geärgerte Menge zum Feinde haben. Doch was verliere ich meinen Athem über Dinge, die durch uns wenigſtens nicht mehr zu ändern ſind, die aber, wie ich im Geiſte vorausſehe, über kurz oder lang nach meinem Syſteme ſich gewiß wieder ändern werden, denn der Menſch bedarf eines Pabſtes.

St. Pius. Wir wollen das Beſte hoffen. Aber ich will St. Peter mein Compliment machen.

2.

Canoniſationen.

St. Markus. St. Johannes (der Jünger.)
St. Chriſtoffel.

St. Chriſtoffel. Der Kardinal Ch. M. wäre zum Nachfolger Peters auf dem heiligen Stuhle erhoben, ſagt Ihr? Nun Gottlob! daß das unfehlbare Wort mit den Heiligſprechungen auf dieſe Art auf Erden nicht ausgeſtorben iſt. Denn abgerechnet, daß die ganze bürgerliche Gemeinde des Himmels durch den gefürchteten Stillſtand der Heiligenfabrik gewaltig verloren hätte; wie traurig wäre dieſes unglückliche Ereigniß für meine Perſon allein geweſen, da mir bekanntlich die Neuen hier oben zur Erleichterung meinen Buben da eine Weile mühſam tragen helfen. Denn aufrichtig geſagt, es wird mir immer beſchwerlicher, ein Kind — das mich nichts angeht — blos wegen ſeines ſeltenen Gewichtes, gleich einer Kindermuhme, Jahr aus Jahr ein durch den dritten Himmel zur Schau zu tragen, und ich ſehe nicht,

wel-

welches Stück von Heiligen-Seligkeit und Ehre gerade in dieſem ſonderbaren Dienſte liegen ſoll? *)

St. Johannes. Ich für meinen Theil weiß es nicht, was ich von dem Adel der Neu-Heiligen halten ſoll? Es iſt doch etwas ganz anderes um einen Heiligen, der ſeine Ahnen von Jeſu ſelbſt herzählt, und an deſſen Bruſt geſchlafen hat. Gieng' es nach meinem Kopfe, ſo hätten die Heiligſprechungen mit dem neuen Pabſtthum gänzlich aufhören müſſen. Denn in Geſellſchaft ſolcher neugebackenen Heiligen von dunkler Geburt wird das ächte Gold unſrer alten Heiligkeit ſelbſt immer mehr verdunkelt und verdächtig. Man brauchte ja noch vor nicht gar langer Zeit nur ein Kloſter, eine Kirche zu ſtiften, oder auf dem — zu ſterben, um das Diadem eines Heiligen an ſich zu reißen.

St. Markus. Wahr iſts, die Kerls rochen manchmal gar übel, beſonders einer der letztern, ein ſchmutziger, blödſinniger Geſelle, als je einer aus dem Stall ins Narrenhaus kroch. Ich wollte, der neue Pabſt unterließe zu ſeiner und unſerer Ehre dergleichen zweideutige Promotionen hin-

---

*) Dieſer Herkules des chriſtlichen Himmels hat nach der Legende, durch einen Fluß, der keine Brücke hatte, Leute hin und her getragen. Bei dieſer Gelegenheit ſoll auch ein Knabe gekommen ſeyn, der hinüber getragen ſeyn wollte; als ihn St. Chriſtoffel am jenſeitigen Ufer niederſetzte, ſoll er keuchend ausgerufen haben: „du biſt ſchwer, wie die ganze Welt!“ worauf ihn der Knabe verſicherte, daß er auch die Welt getragen habe mit ihm. — Auf allen Gemälden dieſes Heiligen erſcheint der Knabe auf ſeinem Arme.

fort gänzlich, was auch St. Peters Chatulle dagegen erinnern möchte.

St. Chriſtoffel. Ohne Zweifel kommt der Adel der Neu-Heiligen mit dem unſrigen in gar keine Betrachtung, darin hat St. Johannes ganz Recht; und dieß iſt es auch, warum dieſe neue Herren hier oben keinen Platz an den erſten Spieltiſchen erhalten; aber —

St. Markus. Und wenn ſie dann am Ende nur *ehrliche* Leute wären! Aber da ſchickt man uns Diebe, Charlatane, Ratzenbeſchwörer und dergleichen heilloſes Lumpengeſindel mehr mit dem Heiligenſcheine heraus, bei deſſen Erblickung man ſich ſeines eignen ſchämt. Das geſchieht nun aber blos und allein zu *dem* frommen Zwecke, um den Altären und Opferſtöcken durch die ganze katholiſche Welt neue Kundſchaften zu verſchaffen. Ich erwarte, daß man nächſtens aus ähnlichen frommen Abſichten auch noch meinem Löwen da, ſo wie der Beſtie des Lukas, den Heiligenſchein aufſetzen werde. Es iſt in der That dermalen ein gar zweideutiges und proſtituirliches Ding um ſo einen Lichtzirkel.

St. Johannes. Du ſprichſt von den Neu-Heiligen.

St. Markus. Von der ganzen himmliſchen Sippſchaft. Wenn uns der ſehr dünne und mager gewordne Aberglaube des gutmüthigen ſchwachen Häufchens verläßt, ſagt nur, was bleibt uns dann noch übrig? Nichts als das wahre Verdienſt, das ſich jeder von uns einſt bei ſeinem Erdenleben um die gute Sache gemacht. Wie viele werden dann durch das kritiſche Sieb hindurchfallen, womit man die Spreu von dem ächten Korne ſondern wird! Von unſrer *Heilig-*

keit aber iſt alsdann, fürcht' ich, gar nicht mehr die Rede.

St. Johannes. Bei St. Peter! dahin wird es nie auf Erden kommen.

St. Chriſtoffel. Poſſen! unſere Verdienſte werden ſtets erkannt werden und heilig bleiben.

St. Markus. Wie geſagt, es kömmt und wird künftig alles auf die Art unſrer Verdienſte ankommen, damit unſre Namen nur mit Achtung genannt werden dürfen. Wenn ein großer rieſenhafter Mann, wie du, mein lieber Chriſtoffel, in einem Fluſſe ohne Brücke eine Schiffbrücke vorſtellt, und mit einem Baume in der Hand; arme Leute umſonſt hinüber trägt, damit man dem frommen Helden deſto mehr opfert, ſo iſt das eben nichts, was nur ein menſchenfreundliches Verdienſt genannt zu werden verdiente, weit gefehlt, daß eine ſolche ganz gemeine Handlung auch nur die Achtung der vernünftigen Welt, oder gar den Heiligenſchein verdiente. Auch iſt dein großer Knittel hier in der Hand wahrlich nicht der erbaulichſte Zug in dem Bilde eines Heiligen.

St. Chriſtoffel. Sonderbar! warum wäre ich denn nun wohl auf dieſe Art ein Heiliger? Ich bitte dich, erkläre mir das Räthſel.

St. Markus Unter uns, ich erkläre mir's ſo: du, ls ein ſtarker Mann, ſollteſt den päbſtlichen damals imer größer werdenden Opferſtock durch die liebe Chriſteneit tragen helfen, wozu zur Zeit die Anzahl der Heiligen h nicht mehr völlig ſtark genug fühlte.

St. Chriſtoffel. Dem ſey nun wie ihm wolle, ich bin ein Heiliger, gleich jedem andern, gerade mit demſelben Recht; und nichts dagegen vernünftelt, Herr Secretair, wenn ich bitten darf.

St. Johannes. Nur ein ſanfter, ſentimentaler und etwas ſchwärmeriſcher Geiſt qualifizirt ſich zum Heiligen.

St. Markus. Und zum — Dichter. Aber genug! wir ſind einmal im Himmel und berühmt, wie mancher ſchlechte Romanenſchreiber. Die Welt fragt über ihre Heiligſprechungen hintennach nicht leicht quid juris? — Beati possidentes! Aber ein Pabſt in unſern Tagen ſollte ſich billig auf ein wenig Politik über dieſen Punkt verſtehen, meyne ich nur.

V.

Froher Gruß eines Todtengräbers zum Neujahr 1804 *).

Von jenem Orte komm' ich her,
Wo Mancher gar nicht gerne wär,
Könnt' er's nur anders fügen.
Doch wer dort ſchläft, iſt ohn' Gewalt,
Und ohne Willen. — Jung und Alt,
Sie müſſen ruhig liegen.

Ich geh vom Tod, ins Leben aus,
Begrüße jedes werthe Haus
Zum frohen neuen Jahre.
Nicht komm' ich mit zu ernſtem Gruß,
Er macht den Menſchen nur Verdruß,
Wie ich es oft erfahre.

Ein Todtengräber iſt ein Mann,
Der auch die Welt genießen kann,
Und viel bedarf ſein Leben.
Er mag ſich recht des Lebens freun,
Denn oft muß er in's Grab hinein,
Und ſoll doch nicht erbeben.

---

*) Von einem bekannten Dichter, den man an ſeiner treuherzigen Manier erkennen wird.

Ein Jeder ſtirbt wohl nur Einmal,
Ein Todtengräber ſtirbt ohn' Zahl,
Will er ſein Werk bedenken;
Und hätt' er ſonſt nicht frohen Sinn,
Ihm wär's, als müßt' er ſtets dahin,
Und müßt' ſich ſelbſt verſenken.

Ihr ſitzt bei mancher Leich' zu Haus,
Blickt ruhig wohl zum Fenſter aus,
Und ſchaut den Pomp der Leitung.
Ich aber führ die ernſte Sach',
Mir rollt der Sarg dicht hinten nach, —
Da grauſt mich die Bedeutung.

Viel munterer, als Ihr ſonſt mich ſeht,
Wenn Neugier an den Fenſtern ſteht,
Viel munterer ſeht mich heute.
Ja freundlich könnt Ihr heut mich ſchau'n,
Ich komm' jetzt ohne Todes-Grau'n,
Und ſuch' lebend'ge Leute,

Heut' ſag' ich nicht: „beſtell' dein Haus,
„Denn bald iſt's mit dem Leben aus."
Ich ſprech' gar umgekehret:
„Das Leben iſt noch lang nicht aus,
„Drum bau' und ziere noch dein Haus,
„Sey froh, ſo lang' es währet."

Ihr kennt ja wohl im Farbenglanz
Den Nürrenberger Todtentanz,

Ein Bild voll Luſt und Leben *).
Mit Kaiſer und mit Bettelmann
Hebt da der Tod zu tanzen an,
Sie müſſ'n die Hand ihm geben.

Er tanzt herum durch alle Reihn,
Will gar ein muntrer Mitgaſt ſeyn,
Sich Aller Gunſt gewinnen.
Viel' zögern mit pomphaftem Schritt,
Doch Mancher geht auch hüpfend mit,
Vergnügt in allen Sinnen.

So ernſthaft-luſtig iſt beſtellt
Das Leben wohl auf dieſer Welt,
Man muß im Weinen lachen.
Der Tod iſt überall zur Hand,
Doch oft ſo höflich und gewandt,
Daß Tanz wir mit ihm machen. —

So macht den frohen Todtentanz
Auch dieſes Jahr im Lebensglanz,
Auch ich vermehr' die Gäſte.
Und iſt das bunte Feſt vorbey,
So geh'n wir ohne Schmerz und Reu'
Zu einem edlern Feſte! —

---

*) Ein alter, farbiger Kupferſtich, der ſonſt häufig zu finden war. Nicht die Künſtlichkeit, ſondern die Bedeutung war unſ'ren frommen und munteren Vorfahren zugleich ernſthaft und ergötzlich

VI.

Literariſche Briefe.

Erſter Brief.

Wenn ich das Buch, das dieſe Meſſe in Halle erſchienen iſt, und Kritik der Titel heißt, geleſen, ja ſtudiert hätte, ſo würde ich wahrſcheinlich das beſte Hülfsmittel zu meinem Bericht über die Michaelismeſſe, den ich Ihnen lange genug ſchuldig geblieben bin, gewonnen haben; ja ich möchte Ihnen dieſen Bericht ganz ſchuldig bleiben, theils weil ich jene Theorie nicht ſtudiert habe, theils weil ich fürchte, daß die Ausbeute des ſchriftſtelleriſchen Sommerfleißes Ihnen ſo gering vorkommen werde, als mir ſelbſt. Ja, gn. Fr! — iſt die Oſtermeſſe ſchon aufgezehrt, und verbirgt der Katalog nicht etwa, allzu beſcheiden, eine große Menge trefflicher und wirklich erſchienener Werke, ſo weiß ich nicht, wie die Leſer in kleinen Städten und auf Dörfern (denn die in großen Städten haben Carneval) den langen Winter ohne Langeweile zubringen werden. Denn es iſt unglaublich, wie viel die Deutſchen, die nur das allerneueſte leſen, Tag aus Tag ein zu ihrer Unterhaltung bedürfen, ſo daß ſie nach der reichſten Meſſe ärmer, als z. B. die Italiäner und Spanier, ohne Büchermeſſe, ſcheinen. Das kann allein daher kommen, daß dieſe ihre berühmten Schriftſteller ſehr oft und immer mit neuem Entzücken zu leſen, die Deutſchen dagegen ihre beliebteſten Autoren nicht mehr als einmal zu durchblättern gewohnt ſind. Sind wir aber nach der reichſten Meſſe arm, wie arm müſſen wir nach einer ſolchen Michaelismeſſe ſeyn! wenn nicht etwa zufällig ein oder das andere Buch geliefert wäre, was eine ganze Bibliothek aufwöge. Sehen Sie nun ſelbſt zu, ob Sie im folgenden dieſe Bücher herausfinden.

Von Romanen kann ich Ihnen diesmal keinen nennen, der unſre Aufmerkſamkeit erregen könnte, welches wahrſcheinlich allein daher kommt, daß ich ihren Titeln nicht die innere Vortrefflichkeit abzuſehen vermag. Zwar ſind einige, und zum Verwundern wenige, Räuber- und Mörder-Hiſtorien, und etwas mehr Familiengemälde edirt; zwar haben die Herrn Cramer und Vulpius, jener einen Domſchütz nebſt ſeinen Geſellen, dieſer einen Maltheſer bearbeitet; zwar iſt in Leipzig an gewöhnlichen Orten mehreres aus franzöſiſcher und engliſcher Mundart verdeutſcht worden; allein dies alles kann uns noch nicht befriedigen. — Fragen Sie nach Nachahmungen, Seitenſtücken ꝛc. ſo ſind wir freilich in dieſer Armuth etwas reicher, ſo iſt zu dem Roman Delphine, (welcher ein franzöſiſcher, von einer gelehrten Dame geſchriebner Roman iſt), Amalie Mansfield als Seitenſtück erſchienen, und zu Berlin angeblich aus dem franzöſiſchen überſetzt worden; zu dem goldnen Kalbe iſt ein ſilbernes (man ſpricht, es ſey eigentlich nur von ſprödem Eiſen, ja es verlautet, daß noch mehrere literariſche Kälber auftreten werden) als Zugabe gekommen, und Ludolphs Lehrjahre, auch aus dem Franzöſiſchen (!) ſollen den kundigen Leſer an Meiſters Lehrjahre erinnern. — Iſt Ihnen dies alles noch nicht ſonderbar genug, ſo würden Sie gewiß, wenn

Sie den Meßcatalog geleſen hätten, folgende Titel als Curioſa ausgezeichnet haben; da iſt nehmlich einer angeführt, der theils der Leſſingſchen bekannten Regel: ein Titel ſoll kein Küchenzettel ſeyn, offenbar Hohn ſpricht, theils aber auch zugleich eine Probe von dem hinter dem Titel angebrachten Styl giebt (wie an Kaufmannsläden neben der wörtlichen Anzeige auch eine Waarenprobe zu hängen pflegt) und ſo lautet: Mathildens Carriere über Land und Meer durch Inquiſition und Serail bis in die Arme ihres Vielgeliebten. Halle. Wobei ich Ihnen anheim ſtelle, ob Sie dieſen Styl oder den auf dem Titel des Tſchokkeſchen Romans: „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten, und ward Zerſtörer des heimlichen Gerichts," für kräftiger halten wollen. Ferner werden Sie finden: Biographien dreier berüchtigter (?) Mörder und Mörderinnen (Breslau); Rudolfin, ein Roman für wenige Leſer (damit iſts wohl nicht Ernſt, man müßte denn bei den wenigen Leſern an viele Käufer denken) und: das Weib ohne phyſiſche Liebe, eine wahre Geſchichte. — Fragen Sie weiter nach der allerneuſten komiſchen Literatur, ſo kann ich Ihnen wohl ſagen, daß wir darin nicht rückwärts gekommen ſind, denn unter mehr als zwölf Büchern, die gleich an der Stirn das Zeichen des Komiſchen (d. h. hier bloß des Scherzhaften) tragen, finden ſich einige, die uns in der That ein herzliches Lachen verſprechen, unter welchen ich Ihnen nur Bode's Burlesken und die Maske, vom Verfaſſer des Herodes vor Bethlehem nennen will. — Fragen Sie endlich nach den Anſtalten, welche Romane in Maſſe liefern, ſo habe ich von denen, welche ich Ihnen im letzten Berichte nannte, keine als das Journal von deutſchen Originalromanen wiedergefunden, dagegen aber drei noch ungenannte entdeckt, nehmlich: eine romantiſch hiſtoriſche Bibliothek in Leizig, deren 2ter Theil den Paßwan Oglu behandelt (der unſern Schriftſteller bisher eben ſo, wie der Ottomaniſchen Pforte entwiſcht war), ferner eine Sammlung neuer Romane aus dem Engliſchen von Sophie Mereau (wahrſcheinlich von Damen geſchrieben, von einer Dame überſetzt und herausgegeben, und — von Männern zu leſen) endlich einen Romanenfreund, d. i. eine Sammlung intereſſanter Rittergeſchichten, die, aller Mode zum Trotz, ſchon bis zum 9ten Bande gediehen iſt.

Aber bei alle dem habe ich Ihnen noch nicht einen einzelnen ordentlichen Roman genannt, ja ich bekenne es Ihnen noch einmal, daß ich Ihnen keinen dergleichen zu nennen weiß (denn ſelbſt von Lafontaine iſt keiner angezeigt) man ſcheint ſogar keine dergleichen mehr zu ſchreiben. Sey es nun, daß man die Sache immer für ſchwerer zu halten anfängt, ſeitdem man von Poeſie geſprochen hat, mit der die Romane behaftet ſeyn müßten, ſey es, daß die ernſthaften Ermahnungen der Kritiker, die die bisherigen Romane noch viel zu poetiſch und zu wenig nützlich fanden, etwas gefruchtet haben, oder daß irgend eine Bizarrerie der Mode hier obwaltet: genug, wir haben, ſtatt der Bücher von langem Athem, deren von etwas kürzerem, die ſich Erzählungen u. dgl. nennen, und welche wahrſcheinlich durch die kleinen Almanache und Taſchenbücher aufs neue zu Ehre und Liebe gekommen ſind. Deren kann ich Ihnen nun mehrere nennen: Mahlmanns, Eberhards Erzählungen (der letztre hat auch: Fet-Eloſ, oder der Streit mit den Mohren geſchrieben) Launs luſtige Erzählungen und ſodann: Romaneſken; Langbeins neue Schriften werden auch wohl hieher gehören; Rochlitz hat den 4ten Theil ſeiner Charaktere intereſſanter Menſchen herausgegeben, und Wieland führt einen Herrn Wieland, welcher Erzählungen und Dialogen bringt, in die Societät ein. Endlich hat ein Ungenannter ein Buch geſchrieben, deſſen Titel mir ſehr wohl gefällt, er heißt: Antigone, Züge der Pietät aus dem Alterthum. Die Idee iſt recht ſchön, und es iſt zu wünſchen, daß ſie mit gutem Sinne ausgeführt ſey; ſo wie der Gebrauch des herrlichen und ganz unüberſehbaren Wortes Pietät ſehr zu loben iſt, welches ſchon längſt verdient hätte, in unſre Sprache eingeführt zu ſeyn.

Sehen Sie nun zu, ob Sie ſich bei dieſer Romanenliteratur für reich halten wollen oder nicht; in der Dramatiſchen verkündige ich Ihnen einen fröhlichen Reichthum, denn ich habe Ihnen drei bis vier bedeutende Schriften zu nennen. Sie wiſſen aus dem 131 und 134ſten Stücke der Zeitung f. d. e. Welt, daß Göthe ein Trauerſpiel unter dem Titel: die natürliche Tochter, als Taſchenbuch herausgegeben hat, und Sie haben die ſchönen, würdigen Worte, die dort darüber geſagt ſind, geleſen *), ja das Werk ſelbſt iſt wahrſcheinlich ſchon in Ihren Händen. Alſo nichts weiter, als daß ich Ihnen zu dieſer Lectüre Glück wünſche. Ein

---

*) Es wäre zu wünſchen, daß dort nicht mit einer Sylbe des ſonderbaren, aber doch unbedeutenden Vorfalls im Berliner Schauſpielhauſe erwähnt worden wäre. Nicht „ein großes Parterre" wie es dort heißt, ſondern nur einige ſehr wenige Zuſchauer haben ſich dabei „charakteriſirt."

andres dramatiſches Gedicht, unter dem Titel: die Söhne des Thales, iſt erſchienen, deſſen erſter Theil, die Templer auf Cypern, und der zweite, die Kreuzesbrüder, überſchrieben iſt, und die letzten Tage des Tempelherrnordens, ſowohl in ſeiner Heimath als in Paris, ſchön und poetiſch ſchildert. Dieſer Gegenſtand, der auch in neueren Zeiten durch Anwendung auf eine andre weit verbreitete Geſellſchaft, ein lebhafteres Intereſſe gewonnen hat, verdiente dieſe würdige Bearbeitung, und ich bin gewiß, daß dieſes Buch, theils durch ſein Urkundenmäßiges Coſtüm, theils durch ſeine Poeſie, viel Glück machen werde. Der Verfaſſer des Prometheus, Falk, hat ferner einen Amphitruon, ein Luſtſpiel in zwei Theilen herausgegeben, welches ohne Zweifel eine ernſthafte dichteriſche Tendenz haben und mit ſeinem bekannten Geiſte bearbeitet ſeyn wird, ſo wie E. M. Arndt, der bekannte Verfaſſer der Reiſen, eine recht genialiſche Tragödie in drei Aufzügen: der Storch und ſeine Familie, worin nach Ariſtophaniſcher Art, die Vögel und andre Thiere die Perſonen ſind, herausgegeben hat. Er ſcheint wohl ein bischen zu ſatyriſiren, allein eine gutmüthige und verſtändige Satyre lieſt man immer gern.

In der Mitte zwiſchen Romanen und Gedichten, gleichſam als die Amphibien, die in dem Element der Poeſie und Proſa zugleich leben, ſtehen die Taſchenbücher und Almanache. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen die ganze Centene dieſer leichten Truppen herzähle; die wenigſten ſind im Meßkatalog angeführt, und ſo bin ich ihrer vollſtändigeren Nennung überhoben; allein Sie ſelbſt werden rathen, daß die gewöhnlichen abermals erſchienen ſind, daß Sie alſo nach dem Beckerſchen zum Nutzen und Vergnügen, dem

Tübinger und Berliner Damenkalender, nach Pokels Taſchenbuch, dem angenehm-unterrichtenden Almanach der Reiſen von Herrn von Zimmermann u. a. dgl. nicht vergeblich fragen werden. Recht niedlich iſt das Oeſtreichiſche Taſchenbuch, welches nicht nur einige ſchöne Kupfer, ſondern auch gute Beiträge von Car. Pichler, Meißner, Ratſchky, von Retzer, von Gruber u. a. enthält. Der koſtbarſte unter ihnen und allen bisherigen iſt das Taſchenbuch, der Liebe und Freundſchaft gewidmet, welches vier Rthlr. achtzehn Ggr. koſtet, ein Preis, wofür man in unſerer Jugend noch Folianten und Quartanten kaufte, die man nicht in die Taſche ſtecken konnte. Außer dieſen aber hat Wieland eine griechiſche Erzählung: Menander und Glycerion, als Taſchenbuch herausgegeben, Jacobi ſeine Iris, und Göthe einen Liederalmanach. Doch warum nenne ich Ihnen ſchon bekannte Sachen? Lieber will ich Ihnen noch eine literariſche Merkwürdigkeit anzeigen, die Ihnen leicht entgehen könnte, und die Anzeige davon mit einem mir mitgetheilten Urtheile begleiten; es iſt der Muſenalmanach von C. A. von Chamißo und Varnhagen (gedruckt zu Leipzig, die Herausgeber und Verfaſſer leben größtentheils in Berlin), und das Urtheil iſt dies: „Ein deutſcher Muſenalmanach, herausgegeben von einem Pariſer, der ſich erſt ſeit wenigen Jahren mit dem Studium der deutſchen Sprache und Literatur beſchäftigt hat, und jetzt ſich ſchon in den ſchwerſten äſthetiſchen Formen mit einer Leichtigkeit bewegt, die ſelbſt bei einem gebornen Deutſchen, bei einem geübten Jünger deutſcher Kunſt ruhmvoll ſeyn würde. Dieſes äſthetiſche Phänemen iſt Herr von Chamißo, der zwar bis jetzt ſo wenig, als ſeine

Mitarbeiter (Varnhagen, Neumann, Robert, Eduard u. a.) öffentlich bekannt iſt, aber ſchon jetzt zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt. Er hat ſich den Feſſeln ſeiner Mutterſprache ſo zu entwinden, ſeine Wortſtellung ſo von allen Gallicismen rein zu erhalten, ſich im eigentlichſten und edelſten Sinne ſo zu verdeutſchen gewußt, daß es unmöglich iſt, in ihm den Franzoſen zu erkennen. Wer es weiß, was dies beſonders bei einem Dichter dieſer Nation ſagen will, und Chamißo's Gedichte unbefangen geleſen hat, der wird eingeſtehen, daß er für uns eine noch nie geſehene, kaum möglich geglaubte Erſcheinung iſt. Aber nicht nur in der Form, die er ſeinen Ideen und Gefühlen gegeben hat, ſelbſt durch ihren innern Gehalt, durch ſeine Anſichten, verräth er eine Mannigfaltigkeit und Tiefe, die von der flachen, wenn gleich höchſt künſtlich ausgearbeiteten und feinpolirten Einſeitigkeit ſeiner transrhenaniſchen Landsleute himmelweit verſchieden, und doch dem Innerſten ſeines Gemüths entquollen, keinesweges aber leere Nachahmung einer neuern äſthetiſchen Gattung iſt, die, eben weil ſie ſo innig mit dem Höchſten der Menſchheit verwebt iſt, am wenigſten gehaltloſe Kopien verträgt."

Dies führt uns nun zu den Gedichten ſelbſt. Neue Originalwerke kann ich Ihnen nicht nennen, nur Repetitionen und Ueberſetzungen; ſo iſt von Gleims ſämtlichen Schriften, neue Aufl., der vierte Band, von Matthiſſons lyriſcher Anthologie (in der er, nach Ramlers Beiſpiel, die Dichter verbeſſern ſoll!) der dritte und vierte Theil, und in Wien ſind Prachtausgaben von Gerſtenbergs Tändeleien, Höltys Gedichten, Thümmels Wilhelmine und Inoculation der Liebe erſchienen, die letztern wahrſcheinlich zu einem Beweiſe, daß Nachdrücke eben nicht immer auf grauem Löſchpapier ſtehen dürfen. Bode's Polychorda fährt fort, poetiſche Ueberſetzungen und Nachbildungen zu liefern. Vorzüglich aber hat ſich Tiek durch eine gewählte Sammlung von Minneliedern aus dem Schwäbiſchen Zeitalter, ſowohl um unſre Alten, deren Andenken er ehrenvoll erneuert, als um ſeine Zeitgenoſſen, die es nöthig haben, zu den alten Schätzen zurückzukehren, verdient gemacht. Schlegels Blumenſträuße, die jetzt erſt im Meßkatalog angezeigt ſind, kennen Sie ſchon, aber Sie würden ihren Titel nicht finden; denn er iſt durch einen Irrthum unter die ausländiſchen Büchertitel gerathen. Sonderbar! während Schlegel auf ächt-hiſtoriſche Art die Ausländer zu Deutſchen macht, macht man ſein ächt-deutſches Werk auf unliterariſche Art zu einem ausländiſchen! — Doch eben ſehe ich, daß ich Unrecht hatte, wenn ich ſagte, man habe keine Originalwerke erhalten. Es hat ein gewiſſer Herr Bommer „Ueber die Todesſtrafen und die Behandlung der Verbrecher" ein — Gedicht geſchrieben, und ſelbiges zu Frankfurt a. M. drucken laſſen, welches ein Originalwerk zu ſeyn ſcheint. Vielleicht erhalten wir künftig mehr dergleichen didaktiſche Gedichte, z. E. über die Kur der Waſſerſucht, über die verſchiedenen Arten der Folter, oder über die wahre Applikation der Dreſchmaſchine; welche Poeſien ſich denn (nach der Lehre derer, die Poeſie und Proſa für einerlei halten) an die nützlichen Werke über die Bereitung eines wohlfeilen Kaffees, die Benutzung der Knochen zu Suppen, über die beſte Art, Flecke auszubringen, engliſchen Cheſterkäſe zu bereiten, Hunde abzurichten

und

und Kanarienvögel gebührend zu halten (worüber dieſe Meſſe mehrere Werke erſchienen ſind) ſchicklich anſchließen werden.

Da wir nun eben in die Nützlichkeit hineingerathen ſind, ſo wird es nützlich ſeyn, auch der nützlich-lehrenden Werke zu erwähnen, nach denen Sie etwa fragen könnten. Ich will Ihnen daher, weil ſie mit der ſchönen Kunſt in näherem Zuſammenhange ſtehen, von erſchienenen theoretiſchen und mythologiſchen Schriften, ſo wie von denen, welche Popular-Philoſophie verhandeln, einige Nachricht geben. —

Um die Theorie der ſchönen Kunſt, die man auch wohl Aeſthetik zu nennen pflegt, ſteht es übrigens in heutigen Tagen ſehr ſchlimm. Wenn man doch nur ein tüchtiges Werk hätte, auf das man ſich bei Geſchmaksurtheilen, nach Seitenzahl und Paragraphen gehörig berufen, und welches ſowohl das eigne Urtheil motiviren, als bei etwa ſtreitigen Fällen in letzter Inſtanz entſcheiden könnte! Welche Noth würde ein ſolcher poetiſcher Euklides enden! denn jetzt iſt, ſeitdem man ſogar entdeckt hat, daß man von der Geſetzgebung des Ariſtoteles nur ein Fragment, vielleicht gar nur im Auszuge habe, und ſeitdem auch dieſe Urautorität, in der alle andere Autoritäten ruhten, auf eine unwiderſtehliche, theils hiſtoriſche theils philoſophiſche Art, erſchüttert worden iſt, die Bangigkeit und das Schwanken unſerer Kritiker faſt bis zur Verzweiflung geſtiegen, beſonders da diejenigen, die durch ihre Werke ſo mächtig gegen alle ſogenannte Theorie proteſtiren, obwohl ſie es könnten, ſich noch nicht die Mühe geben, ihre Theorie philoſophiſch und hiſtoriſch begründet, aufzuſtellen. Selbſt Kants Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft hat nicht das Glück gehabt, zu einem canoniſchen Buche erhoben zu werden, und nicht nur die Ariſtoteliker ſondern auch die Dichter und Künſtler, die wahrſcheinlich mit dem tranſcendentalen Idealismus näher zuſammen hängen, erklären ſich gegen dieſe moraliſirende Verſtands-Aeſthetik, ohne jedoch bisher ihre eigne Theorie anders, als in Exemplificationen und in Proteſtationen gegen die gewöhnliche Meinung verrathen zu haben. — Wie gut iſt es doch, gn. Fr! daß wir nicht kritiſiren dürfen, ſondern für uns, das, was uns gefällt und begeiſtert, mit Andacht leſen, und das Schlechte, Gemeine, Verfehlte in der Stille belachen können! denn die meiſten Kritiker aus den jetzt laufenden Jahren werden einem künftigen Geſchlecht wahrſcheinlich nicht blos ſeicht und partheilich, ſondern unglaublich vorkommen. — Bis dieſe Noth ſich endet, wollen wir lieber die Werke ſchöner Kunſt, als die Kritiken darüber leſen, und uns mit gutem Muth und Herzen mehr an das Schöne, als an die darüber aufgeſtellten Regeln halten. — Indeß, wenn man auch mit dem ſcharfſinnigen Eberhard nicht in Principien einig ſeyn ſollte (er iſt ein Nachfolger des rationalen Baumgarten), ſo wird man doch in ſeinem Handbuch der Aeſthetik, wovon eben das zweite Heft gedruckt iſt, viel einzelne feine Bemerkungen und Beiſpiele finden, und wenn man auch Engels Mimik, von der, als der 7te und 8te Theil ſeiner Schriften, die zweite Auflage erſchienen iſt, nur für einige Kapitel aus der Mimik halten muß, ſo wird der Schauſpieler doch dieſe Kapitel nicht ohne Nutzen leſen. Ob aber das Werk: Euryalus, über das Schöne, aus dem Holländiſchen überſetzt, uns weiter bringen werde, kann ich nicht ſagen, obwohl ich weiß, daß die zu Wien herausgegebene metriſche Ueberſetzung von Boileau's Dichtkunſt dies nicht thun werde.

An mythologiſchen Büchern werden wir von Jahr zu Jahr reicher, ob auch an richtiger Anſicht der Mythologie, iſt eine andre Frage. In dieſer Meſſe allein ſind vier dergleichen Bücher erſchienen. So iſt des alten Damms Mythologie der Griechen und Römer (eigentlich des Homer) nach Fr. Schulz aufs neue von Konr. Levezow bearbeitet, und von Hrn. Hempel eine griechiſche und römiſche Mythologie für Liebhaber und Künſtler geſchrieben worden. Ich kann nicht ſagen, ob in dieſen Büchern nur die gewöhnlichen Götter- und Heroen-Fabeln in ihrer chaotiſchen Verwirrung, oder richtige Ideen über den Kreis mythiſcher Dichtungen geliefert worden ſind; aber wenn Sie auf dieſe Verzicht leiſten und eine elegante und witzige Unterhaltung über mythologiſche Gegenſtände haben wollen, ſo kann ich Ihnen mit Recht die: griechiſchen und römiſchen Mythen, in Briefen an Emilie, frei nach dem Franzöſiſchen des Demouſtier und Treſſan bearbeitet, ſechs Theile, empfehlen. Was man aber von folgendem Buche: Allgemeines Mythologiſches Lexicon, aus Originalquellen bearbeitet von Fr. Mayer, denken ſoll, weiß ich noch nicht, denn abgerechnet, daß die erwähnten Originalquellen einen auffallenden Pleonasmus enthalten (indem die Original-Schriftſteller, welche die „Origines" und den Sitz der Mythen enthalten, mit Quellen derſelben für einerlei zu achten ſind), ſo iſt es doch wohl ein eben ſo ſonderbares Unternehmen, ein ſo organiſches Ganze als die Mythologie iſt, in ein Lexicon nach dem Alphabet zu zerſtücken, als das lebendige Ganze der Philoſophie in einer gleichen Form zu tödten. Man wird alſo wohl aus jenem Buche die Mythologie nicht kennen lernen, aber es kann doch für den, welcher ſie ſchon kennt, als Hülfsmittel brauchbar ſeyn und im Einzelnen viel Gutes enthalten.

Was nun endlich die Popular-Philoſophie betrifft, ſo haben wir uns ſchon ein andermal darüber verſtändigt, und es wird mir immer problematiſcher, ob die Philoſophie ſich auch populariſiren laſſe, und ob das, was ſo gar populär gemacht werden kann, auch Philoſophie ſey. Denn die Schwierigkeit des Verſtehens, über welche ſich die Leſer ſo oft beklagen, kann wohl nicht in den bloßen Worten liegen, die nur etwa noch gemeiner und alltäglicher ſeyn dürften, um ganz begriffen zu werden; ſondern, wenn es beſonders auf das eigne Philoſophiren, nicht auf ein Erlernen hinauslauft, ſo möchte wohl eine tiefer liegende Schwierigkeit obwalten, die ſich auch durch eine waſſerhelle Klarheit der Worte nicht beſiegen laſſen möchte. Dies ſcheinen aber auch die Popular-Philoſophen nicht eben zu beabſichtigen, ſondern ſie wollen nur gewiſſe Klugheitsregeln; Lebensanſichten und Maximen an die Hand geben, die ſie nur noch nach einer alten franzöſiſchen Gewohnheit Philoſophie nennen. Dergleichen Schriften können von nachdenkenden Perſonen, beſonders wenn ſie mit Geiſt geſchrieben ſind, mit vielem Vergnügen geleſen werden, und dazu ſcheint Bouterweks neue Veſta oder kleine Schriften zur Philoſophie des Lebens und Beförderung der häuslichen Humanität (wovon der dritte Band erſchienen iſt) zu gehören, obwohl man nicht einſieht, warum die hier beförderte Humanität nur eine häusliche ſeyn ſolle. Ferner iſt auch ein Recept-Taſchenbuch (für Pferdekrankheiten? dergleichen ſchon edirt worden — nein!) zur Philoſophie des Lebens, des Umgangs und des Lebensgenuſſes, zu Leipzig, und von Hrn. Röper Verſuche zur Beförderung wahrer Lebensweisheit, 2 Thle. zu Berlin erſchienen. — Für diejenigen, welche ein philoſophiſches Syſtem kennen wollen, wird wohl kein beſſeres Buch, als Kieſewetters faßliche Darſtellung der wichtigſten Wahrheiten der kritiſchen Philoſophie zu empfehlen ſeyn, von welcher der zweite Theil die Darſtellung der Kantiſchen Kritik der Urtheilskraft enthält.

Indem ich hier meinen kurzen Bericht ende, fühle ich, was ich ſchon am Anfang deſſelben im Stillen gefühlt habe, daß ich beſſer gethan hätte, Sie auf die Lectüre des Meßkatalogs ſelbſt zu verweiſen, beſonders da er ſich dazu durch ſeine Kürze vorzüglich empfiehlt. Indeß wenn ich auch manches überſehen habe, was ich Ihnen hätte nennen ſollen, ſo habe ich Ihnen doch vielleicht manches Buch genannt, was Sie überſehen hätten. Und nennen wollte ich nur, ohne Vollſtändigkeit und ohne Urtheil, wofür ohnehin ein Katalog nicht geeignet iſt. — Mit einer guten Hoffnung will ich ſchließen, nemlich mit der, daß wir künftig noch immer vortrefflichere Bücher erhalten werden, wenn nemlich die erſchienenen Beiträge zur Bibliopöie (d. i. Buchmacherkunſt) ihren Zweck erfüllen, und die Grundlage zu einem Syſtem dieſer höchſt wichtigen Kunſt an die Hand geben. So wollen wir denn wünſchen, daß die Schriftſteller, die den Winter über fleißig ſeyn wollen, dies Buch fleißig ſtudiren mögen, damit wir uns auf die Oſtermeſſe freuen können. —

VII.

Poſtſcripte.

1.

Der dramatiſche Kirchhof.

Nach dem Verzeichniß der vom 10ten Jun. 1771 bis zum 19ten März 1781 in Berlin auf dem Kochſchen und Döbbelinſchen Theater aufgeführten einzelnen Stücke aller Art (welches in dem Entwurf einer Theatergeſchichte von Berlin ſteht) ſind von 426 Stücken, zu denen noch etwa 272 dort bemerkte Wiederholungen kommen, noch jezt zu Anfange des Jahres 1804, alſo nach dem kurzen Zeitraum von 23 Jahren noch übrig, und auf dem Theater, nach manchem Scheintode lebendig geblieben:

Dreißig

Stücke; die andern ſind alle gänzlich todt, begraben und (ausgenommen bei noch lebenden Verwandten) vergeſſen, ſo, daß man unter dieſen Entſchlafenen wie auf einem großen Kirchhofe wandelt. Noch mehr, damit man ſehe, was es koſtet, nur jene dreißig zuſammenzubringen, ſo leſe man das Verzeichniß derſelben:

Der Poſtzug oder die noblen Paſſionen, Luſtſpiel von Airenhofer; die Komödie aus dem Stegereiſe, nach Poiſſon; der Diener zweier Herrn, nach Goldoni; der Weſtindier, nach Cumberland; der Schwätzer, von Weidmann; der Lügner, nach Goldoni; der Schubkarren des Eſſighändlers; Mariane, von Gotter; der Juriſt und der Bauer, von Rautenſtrauch; Graf Waltron, von Möller; Galora von Venedig; die Läſterſchule, nach Sheridan; der dankbare Sohn, von Engel; Jeanette, nach Voltaire, von Gotter;

Der Hausvater, nach Diderot; Clavigo, von Göthe; Julius von Tarent; Emilia Galotti; Minna von Barnhelm; Romeo und Julie und Hamlet; — ſo wie die Opern: der Dorfbalbier; die Dorfdeputirten; Soliman der Zweite; der Barbier von Sevilla, von Beaumarchais; das Grab des Mufti; Romeo und Julie, von Gotter; und die ſogenannten Melodramen: Ariadne und Medea.

In wie vielen, die nur noch durch die Kunſt dieſes oder jenes Schauſpielers gefriſtet worden, iſt jedoch nur noch ein kleines Leben, das bald verlöſchen wird. In abermal 20 Jahren, wie viele werden noch von dieſen übrig ſeyn!

Man ſagt, das Wandeln auf Kirchhöfen ſage dem menſchlichen Stolze nicht zu, und ſo könnte das Durchblättern der Theatergeſchichte, beſonders von S. 392 — 434, wohl manchen, der in unſern Tagen fürs Theater, ja für ein recht volles, arbeitet, zu ernſten und demüthigen Betrachtungen ſtimmen. Sind doch unter den vergeſſenen Stücken ſo manche, die damals mit Entzücken geſehen und als unſterblich geprieſen wurden; waren doch unter den damals aufgeführten: Miß Sara Sampſon, Götz von Berlichingen, Erwin und Elmire, Stella, Othello, Makbeth, Richard der 3te und Heinrich der 4te — und dieſe werden nicht mehr geſehen. Geſchieht das aber am grünen Holz, was ſoll am dürren geſchehen!

F.

2.

Erklärung eines Horazischen Verſes.

In einem Singſpiel, welches durch ſeine Langweiligkeit die Zuſchauer faſt zur Verzweiflung brachte, trat Mad. U. auf. Nun endlich, glaubte man, wäre der Zauber gelöſt. Die bloße Erſcheinung der liebenswürdigen Künſtlerin, an die ſo manche ſchöne Erinnerung geknüpft war, machte, daß man ſich für gerettet hielt, und, ehe ſie noch ein Wort geſprochen hatte, bewillkommte man ſie mit lautem Beifall.

Haec est conditio dulcis sine pulvere palmae, ſagte ich andächtig mit Horaz (in der erſten Epiſtel). — In der That, ehrenvoller war noch nie ein Empfang.

K.

3.

Gratis.

Neulich fand ich in einem Romane die Note:

> „Ein Magister legens auf einer gewiſſen Univerſität ſchlug eine öffentliche Vorleſung an, und drückte das gewöhnliche gratis zierlicher durch frustra aus.“

Das hätte ſich der Herr Magiſter allerdings erſparen können, wenn er gewußt hätte, daß ohnehin ſchon gratis ſo viel als frustra (umſonſt — vergeblich — fruchtlos) heißt.

Ach, wie viele Vorleſungen und Predigten werden gratis gehalten!

K.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Februar 1804.

I.

Vittorio Alfieri von Aſti.

In Italien, Frankreich und Deutſchland beginnt die Mittelmäßigkeit — um nicht zu ſagen, die Gemeinheit — einen Mann vor ihr Tribunal zu ziehen, der, ſein ganzes Leben hindurch, alle Mittelmäßigkeit und Gemeinheit unter die Füße trat, und, ohne ſich ſelbſt zu begreifen, in kräftiger Individualität, ein wahrer Rieſe ſeines Zeitalters da ſtand. Wenigen bekannt, läuft dieſer Mann Gefahr, entſtellt und verdunkelt auf die Nachwelt zu kommen. Unter dieſen Umſtänden wagt die Geſchichte, ſich ſeiner anzunehmen, ſeine Werke aus ſeiner Individualität zu erklären, und, ohne irgend ein Tribunal zu eröffnen, dieſe Individualität in beſtimmteren Umriſſen zu zeichnen.

Vittorio Alfieri wurde um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts (1743) zu Aſti im Piemonteſiſchen geboren. Sein Vater war Graf, und gehörte zu den reichſten und angeſehenſten Eigenthümern. Als einziger Sohn erhielt der junge Vittorio eine Erziehung, deren Grundcharakter zärtliche Sorgſalt war. Die Reizbarkeit, welche dadurch in ihm niedergelegt wurde, blieb ihm ſein ganzes Leben hindurch. Beim Eintritt in das Jünglingsalter in die Militär Akademie zu Turin gebracht, offenbarte er nur Widerſetzlichkeit. Von den Gegenſtänden des Unterrichts waren ſehr wenige für ihn vorhanden und fremd blieben ihm, wie er ſelbſt geſteht, die ſtrengen Wiſſenſchaften. Die ſchönen lernte er nur in dem modernen Gewande kennen, das man ihnen in dem neueren Italien, und beſonders in Frankreich gegeben hat. Er las viel, der Langeweile zu entgehen; aber er verſtand ſehr wenig, und die natürliche Folge davon war, daß er unwiſſend blieb.

Es ſchlug die Stunde, wo er die Militär-Akademie verlaſſen mußte. Der Sitte piemonteſiſcher Edelleute gemäß, nahm er Dienſte in einem Garniſonregimente. Das Leben, welches er führte, war das eines jungen Offiziers, der im Militär nicht ſeine letzte Beſtimmung findet; und dies Leben gränzte unſtreitig um ſo mehr an eigentliche Liederlichkeit, je nachſichtiger die militäriſche Disziplin in ſeinem Vaterlande war. Alfieri fühlte die Zweckloſigkeit ſeiner Exiſtenz, ohne ſich ſeine Sehnſucht nach einer beſſeren erklären zu können.

Der Tod ſeines Vaters ſetzte ihn in Freiheit. Beſitzer eines großen Vermögens, verſäumte Alfieri keinen Augenblick, Urlaub zu nehmen, um auf Reiſen zu gehen. Er beſuchte Deutſchland, Frankreich, England. Man hat behauptet, er ſey mit Nutzen gereiſet, aber in ſeinen Werken findet ſich davon keine Spur. Alfieri war Graf, und reiſete als ein ſolcher. Beobachtete er, ſo beobachtete er ganz im Allgemeinen. Gleichgültig gegen das ſtaatsbürgerliche Thun und Treiben in allen denjenigen Staaten, wo er ſich aufhielt, merkte er nur auf den allgemeinen Ausdruck des Volkscharakters; und ſelbſt dieſer ſcheint ihn in einem früheren Alter ſehr wenig intereſſirt zu haben. Wie die meiſten Perſonen ſeines Standes machte er ſich ſelbſt zum Mittelpunkte des Intereſſes. In England verweilte er, ohne engliſch zu lernen, und ganz Großbritanien hatte für ihn nur in ſofern einen Werth, als es das Vaterland einer ſchönen Frau war, in welche er ſich verliebte. Die Heftigkeit des Italieners zeigte ſich in dieſem Verhältniß in ihrer ganzen Stärke. Nicht zufrieden mit der Verführung, dachte Alfieri auch auf Entführung, als der grobe Eigennutz des Ehegatten ins Mittel trat, und, engliſche Staatsgeſetze benutzend, dem Verführer ſeiner Gattin einen Prozeß machte, der ſich nur mit dem Verluſt einer bedeutenden baaren Summe endigen konnte.

Es begreift ſich ohne Mühe, daß ein ſo proſaiſches

Verfahren den poetiſchen Alfieri in ſein Vaterland zurückſchleuderte. Er hatte auf ſeinen Reiſen Gegenſtände für ſeinen Thätigkeitstrieb geſucht, und keine andere gefunden, als Schauſpiele und Liebeshändel. Der Muße und Langenweile zurückgegeben, quälte er ſich lange ſelbſt, bis er durch einen Gelehrten von ſeiner Bekanntſchaft auf das Studium der römiſchen Literatür geleitet wurde. Dieſem Studium ungehinderter obliegen zu können, nahm er förmlich ſeinen Abſchied als Offizier. Die römiſchen Dichter wurden ſeine Lieblingslektüre, und blieben es, bis er in der Kenntniß der römiſchen Sprache und des geſammten römiſchen Alterthums weit genug vorgerückt war, um den Tacitus leſen zu können.

Die Lektüre dieſes großen Geſchichtsſchreibers bewirkte eine Totalrevoluzion in ſeinem Kopfe. Fade und abgeſchmackt erſchien ihm alles, was er bis dahin geleſen hatte; und ſchwerlich hat der Geiſt des vorzüglichſten der römiſchen Hiſtoriker jemals ein reineres Gefäß gefunden, als Alfieri's Kopf.

Von Tauſenden, welche den Tacitus leſen, verſteht ihn kein Einziger ſo, daß er ihn in ſeinen Gefühlen und Ideen begriffe. Hieran iſt nichts ſo ſehr Schuld, als der ſtaatsbürgerliche Standort der Leſer. Was der Geſchichtſchreiber darſtellt, liegt ihnen allzufern; und ſelbſt wenn ſie Einbildungskraft genug haben, ſich die Gegenſtände näher zu rücken, ſo bleibt ihnen doch die Art und Weiſe ihrer Abbildung unbegreiflich. Es iſt der Römer, der leidenſchaftliche Republikaner, der durchaus moraliſirte Menſch im Tacitus, was ſie nicht in ſich aufzunehmen im Stande ſind. Daher ſeine Dunkelheiten; daher die ewige Klage über die Menſchenfeindlichkeit, die aus dem Schriftſteller ſpreche. Wie könnte es anders ſeyn, da ſie nie geliebt oder gehaßt haben, was ein Tacitus liebte oder haßte?

In einem ſolchen Falle befand ſich Alfieri nicht. Reich und von edler Geburt war er dem Throne näher, als Millionen anderer Sterblichen. Er begriff alſo den Tacitus beſſer, als irgend einer von ſeinen Erklärern. Ohne ſich in Unterſuchungen über die Nothwendigkeit der Fürſtenmacht einzulaſſen, erblickte er, wie Tacitus, in ihr das Hauptfoment der ſcheinbaren Demoraliſation, die, ſeit den Zeiten der römiſchen Republik, die Welt verunſtaltet. So erwachte in ihm ein düſterer Fürſtenhaß. Die Entſtehung deſſelben würde unmöglich geweſen ſeyn, wäre Tacitus als Geſchichtſchreiber das, was jeder Geſchichtſchreiber ſeyn ſollte: Darſteller der Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Geſchlechts (in ſeiner Totalität oder in ſeinen Parthien) nach dem ewigen Geſetze, welches die Natur zur Beförderung der Entwickelung in jede Menſchenbruſt niedergelegt hat. Je weniger Tacitus vor einem ſolchen Geſetze begriff, je weniger er auf einen Kauſalzuſammenhang in den einzelnen Erſcheinungen drang, kurz: je weniger er Philoſoph war; deſto mehr mußte er für ſich ſelbſt an eine gewiſſe urſprüngliche Immoralität glauben, und deſto mehr mußten ſeine hiſtoriſchen Werke das Gepräge der Poeſie tragen, vereinigt mit jenem melancholiſchen Anſtriche, der ſie vor allen Geſchichtswerken auszeichnet.

Was in dem Geiſte des Tacitus feſt und unerſchütterlich da ſtand: daß die unbeſchränkte Fürſtenmacht an und für ſich zum Despotismus, und folglich zur Immoralität führe, wurde auch in Alfieri's Geiſte ſehr bald ein unumſtößliches Axiom. Vernichten wollte er alſo jede Scheidewand, die den Menſchen vom Menſchen trennt. Niemand ſollte herrſchen, niemand beherrſcht werden. Da einmal die Einſicht nicht bei den Chefs der Nationen zu finden war, ſo ſollte auch die Gewalt nicht bei ihnen anzutreffen ſeyn. So entſtand in ihm der Grundſatz, daß außer dem Kreiſe der Demokratie kein Heil zu finden ſey. Ein Blick auf ſein Vaterland, 'auf das ganze Italien, auf Frankreich, auf England, auf jedes andere größere oder kleinere Reich, das er geſehen hatte, beſtärkte ihn in ſeinem Glauben. Ueberall hatte er: die Tugend und Einſicht bei den Regierten, die Trägheit und den Unverſtand bei den Regenten gefunden. Die Macht allein hatte die Furcht erzeugt. Die gegenwärtige Ordnung der Dinge, ganz auf dieſe Furcht gegründet, erhielt das menſchliche Geſchlecht in einer ewigen Sklaverei, welche alle kühneren Aufſtrebungen unmöglich machte. Zerſtört ſollte ſie alſo werden, dieſe gegenwärtige Ordnung der Dinge, die nur dem Einzigen diente, und das Verderben aller Uebrigen war. Nur ein geborner Graf, der ein reicher Mann iſt, der in Italien lebt, wo, aus mannichfaltigen Gründen, die Unterordnung ſo locker iſt, konnte, auf Veranlaſſung des Tacitus, zu ſolchen Planen emporſteigen. Getrennt durch viele Jahrhunderte begegneten ſich zwei edle Geiſter, die ſich auf der Stelle befreundeten; und hätte es nie einen Tacitus gegeben, oder wären ſeine Schriften in dem Schiffbruch, den die Zerſtörung des Römerreichs den Künſten und Wiſſenſchaften verurſachte, ganz untergegangen, ſo würde es nie einen Alfieri gegeben haben.

Alfieri's Theorie hatte ſich in der Einſamkeit gebildet. Es bedurfte nur eines Zurücktritts in das geſchäftige Leben, um die Diskrepanz dieſer Theorie von der gewöhnlichen Anſicht gewahr zu werden. Da war auch nichts vorhanden, was die Realiſirung einer ſolchen Demokratie, als Alfieri in ſeinem Kopfe trug, als möglich darſtellte. Während indeſſen dem Kühnen alles in dem Lichte der Verworfenheit erſchien, befeſtigte er ſich noch mehr in ſeinem Syſtem. Die Lektüre einzelner franzöſiſcher Schriftſteller wirkte nicht wenig zu dieſem Zweck. Es waren beſonders Montesquieu und Rouſſeau, welche Alfieri'n in ſeinen Träumen beſtärkten; der Geiſt der Geſetze des erſteren und der geſellſchaftliche Vertrag des letzteren entflammten ſeinen in ſich ſelbſt vulkaniſchen Geiſt zu den heftigſten Ausbrüchen. Das Studium Macchiavelli's vollendete den Demokraten. Nicht als ob Macchiavelli's Werke an und für ſich dieſe Wirkung hätten hervorbringen können; aber ſie brachten ſie in dem Gemüth eines Mannes hervor, deſſen Anſicht einmal eine verkehrte war, und der, indem er für ſeine Perſon nicht untergeordnet ſeyn wollte, in jeder Unterordnung nur ein Syſtem von Sklaverei erblickte, welches, durch einen Einzelnen gehalten, über den Haufen geworfen werden muß, wenn noch einmal aus der Welt etwas Großes werden ſoll.

Fürſtendiener konnte Alfieri in keiner Beziehung mehr werden, wofern er ſich nicht mit ſich ſelbſt in den ſchreiendſten Widerſpruch ſetzen wollte. Auf ſeine Güter zurückgehen, und daſelbſt die Einförmigkeit des Landlebens ertragen lernen, war für ihn eben ſo unmöglich geworden, nachdem er einmal eine feindſeelige Tendenz in ſich aufgenommen hatte, die ſich nur im Revoluzioniren offenbaren konnte, und jede Freiheit verſchmähte, welche nicht das Produkt einer ganz anderen Ordnung der Dinge wäre. Immer zurückgeworfen in den Mittelpunkt der Geſellſchaft, und nimmer vergnügt mit ſeinem Schickſale, gelangte er ſehr bald dahin, nur eine Art von Thätigkeit ertragen zu können: *die Schriftſtellerei*.

So wie die Schriftſtellerei jetzt gewöhnlich getrieben wird, muß man ſie als einen Zweig der Induſtrie betrachten, bei welchem Brodterwerb der Hauptzweck iſt. In ihrem Urſprunge war ſie etwas anderes; die griechiſchen Schriftſteller wenigſtens ſtanden unter einem ganz anderen Antriebe, der, wenn man ihn genauer zerlegt, uns eine unbegränzte Ruhmliebe als den Hauptbeſtandtheil *ihres* Impulſes zur Schriftſtellerei darſtellt. Es würde hier zu weit führen, wenn nachgewieſen werden ſollte, warum aus der Schriftſtellerei, ſeit einem Zeitraume von mehr als drei Jahrtauſenden, gerade das werden mußte, was ſie jetzt wirklich iſt. Genug, daß ſie, ſelbſt als Zweig der Induſtrie, nicht nothwendig ſchlechter iſt, als ſie zu einer Zeit war, wo man noch keine Ahnung von einer ins Unendliche getriebenen Theilung der Arbeit hatte, und daß ſie ſelbſt in in dieſem Zuſtande die Ruhmliebe nicht ausſchließt. So wie die Sachen aber gegenwärtig liegen, kann niemand durch die Ruhmliebe allein zur Schriftſtellerei begeiſtert werden. Daher die Erſcheinung, daß der vornehme und begüterte Theil der Nationen ſich nur in ſehr ſeltenen Fällen mit Schriftſtellerei befaßt. Wie ſollte er dazu kommen? Verbindet er mit Rang und Reichthum Kenntniſſe und Einſichten, ſo wird er ſich durch geſellſchaftliche Einrichtungen ſehr leicht auf einen Standort ſchwingen können, wo er ſeine Individualität durch Handlungen ausſprechen und offenbaren kann, und hierin ſeine Befriedigung finden. Nur in den wenigen Fällen, wo ein ungünſtiges Geſchick ihn von einem geliebten Standorte verdrängt, wird er die Feder ergreifen, um ſich auf irgend eine Weiſe zu rechtfertigen. Im Ganzen genommen, kann man mit der größten Wahrheit annehmen, daß jeder wirklich kräftige Menſch nur handeln (herrſchen) will, und daß die Schriftſtellerei nichts anderes iſt, als ein ſelbſtgewählter oder aufgedrungener Erſatz fürs Handeln bei allen denjenigen, welche hiervon ausgeſchloſſen ſind Wem es alſo erlaubt iſt, zu handeln, der wird ſich immer ſehr wenig geneigt fühlen, als Schriftſteller zu glänzen, und wem es gelungen iſt, ſich als Schriftſteller einen Namen zu machen, den wird man immer ſehr bereit finden, das einſame Geſchäft der Schriftſtellerei aufzugeben, um auf die Bühnen des Lebens zurückzutreten, und die Wahrheit ſeiner Ideen praktiſch zu erforſchen.

Alfieri befand ſich, nach ſeiner ganzen Individualität, in der Lage, nichts anders werden zu können, als ein Schriftſteller. Ohne Zweifel fühlte er die Beſchämung, zu einer Klaſſe von Staatsbürgern zu gehören, welche ihn, vermöge ſeines ganzen Standorts in der Geſellſchaft, nur in ſofern intereſſiren konnte, als ſie ſeine Einſichten erweiterte; denn der wahrhaft Adliche verabſcheut jede Induſtrie, als ſeinem Weſen fremd, und da ihm die Einſicht nicht gleichgültig werden kann, wenn er ſeinen Werth nicht einbüßen will, ſo nimmt er ſeine Stellung immer ſo, daß er ſie in ihren Reſultaten empfängt, d. h. ohne irgend eine von den Leidenſchaften getheilt zu haben, welche ſie hervorbrachten. Doch der Antrieb, unter welchem Alfieri ſtand, ſchien ihn über die Klaſſe gemeiner Schriftſteller hoch hinaus zu heben; und daher fand er ſich in ſeinem Geſchäft adlicher, als in jedem anderen, zu welchem er durch Geburt und Reichthum hätte gelangen können. Es iſt der Mühe werth, ihn über dieſen Gegenſtand ſelbſt zu vernehmen. Niedergelegt ſind ſeine Gedanken über Schriftſtellerei in demjenigen ſeiner Werke, welches den Titel führt: der Fürſt und die Wiſſenſchaften; ein Werk, welches nie geſchrieben ſeyn würde, hätte Alfieri ſich nicht die Würdigkeit ſeiner Beſchäftigung klar zu machen geſucht.

„Schriftſtellerei — ſagt er im erſten Kapitel des zweiten Buchs des eben angeführten Werks — iſt bei ſehr vielen das Werk der Noth. Solche ſind nur in ſehr wenigen Fällen wahre Schriftſteller, wenigſtens kann ich

„ſie nicht dafür halten. Bei einigen wenigen iſt Schriftſtellerei das Werk der Herzenserleichterung, und dieſes kann, wenn es gut geleitet, modifizirt und von jedem anderen Bedürfniſſe gänzlich abgeſondert iſt, den Menſchen der Gottheit näher bringen.

„Leider iſt es nur allzuhäufig der Fall, daß die beſten Köpfe mit Brodtmangel zu kämpfen haben. Ich bin ſehr weit entfernt, den Reichen das Wort zu reden; ſie ſind in der Regel weder von Seiten des Körpers noch des Geiſtes vorzüglich organiſirt. Aber ich möchte gern alle Schriftſteller überzeugen, daß ſie nie einen ächten Ruhm und unbefleckten dauernden Ruf erhalten, und folglich bei ihren Leſern niemals wahren und großen Nutzen ſtiften werden, wenn ihre Schriften nicht erhebend, wahrheitliebend, frei und von jedem Nebenzweck vollkommen rein ſind. Indem ich mir alſo große Köpfe denke — und auch unter dieſen möcht' ich es, wo möglich, nur mit den vorzüglichſten zu thun haben, — ſag' ich ihnen, im Fall ſie, vermöge einer Ungerechtigkeit des Schickſals in Armuth und Mangel leben ſollten: ſie müſſen, ſobald ſie ihre eigentliche Beſtimmung ahnen, ihr Schickſal, wenn es irgend möglich iſt, durch irgend eine andere Kunſt oder Gewerbe verbeſſern, um ſich dadurch unabhängig zu machen und ihrem Genie jede Wirkſamkeit geſtatten zu können. Bei dem großen Nutzen, welchen ihre Schriften für alle Menſchen haben werden, und bei dem ſtrahlenden Ruhm, der auf ſie zurückfließen muß, möcht' ich ſie darum beſchwören! Können ſie

„durchaus nicht ſo zu Werke gehen, ſo rath' ich ihnen, „die Schriftſtellerei gänzlich aufzugeben, und irgend ein „anderes Erwerbmittel zu ſuchen, welches zu allen Zeiten „und unter jeder Verfaſſung weit einträglicher ſeyn wird, „als das Schriftſteller-Handwerk. Kurz, ich behaupte, „daß der Reichthum dem Genie, aber nicht das Genie „dem Reichthume dienen müſſe.

„Wenn unter allen Geſchäften, die Menſchen treiben, „das edelſte, erhabenſte, heiligſte, und ich möchte „ſagen, göttlichſte, darin beſteht, Anderen Einſichten zu „verſchaffen, ihr Herz zu bewegen, und mit Liebe für die „Tugend und einem edlen Wetteifer in der Ausübung derſelben „zu entflammen, taugt dann zu dieſem wichtigen „Unternehmen derjenige, welchem die Noth gebietet, verworfen „zu ſeyn, oder ſich dazu zu machen? In vielen „und beinah in allen Republiken ſind die von der Stimmengebung „ausgeſchloſſen, welche kein Eigenthum beſitzen. „Die freien Griechen unterſagten den Sklaven ſogar die „Malerei. Und zur Ausübung einer ſo edlen Kunſt, als „die Schriftſtellerei iſt, ſollte in einer ſo ehrwürdigen Republik, „als die der heiligen Wiſſenſchaften, jeder Bedürftige „und Bettler, kurz jeder Menſch gelangen, welcher, „außer dem reinen Ruhme, noch etwas bedarf? Ich halte „eine ſolche Ausſchließung für keine Ungerechtigkeit. Die „Erfahrung beweiſet, daß es keine iſt. Die größten „Schriftſteller hatten entweder alle Bequemlichkeiten des „Lebens, oder ſie begnügten ſich mit ihrer Armuth, und „wo dies nicht der Fall war, da verloren ſie von ihrer

„Größe gerade ſo viel, als ſie Mühe anwenden mußten, ihr Schickſal zu verbeſſern. Wer dem Virgil die Lobeserhebungen des Auguſt und der Cäſare, dem Arioſt und Taſſo die der Fürſten von Eſte, und ſo vielen andern Schriftſtellern alle Schmeicheleien und feigen Rückſichten ausſchneiden könnte, würde der nicht den Ruhm dieſer Schriftſteller und zugleich die Belehrung, das Vergnügen und den Nutzen der Leſer ungemein vermehren? Unabhängigkeit iſt dem guten Schriftſteller ſo unumgänglich nothwendig, daß ich behaupten möchte, Fürſten würden, wenn ihnen ihre Lage, Erziehung und Sitten erlaubten, die Menſchen kennen zu lernen, und irgend etwas gehörig aufzufaſſen und durchzuführen, vermöge ihrer vollkommenen Unabhängigkeit von irgend einem Individuum, welches mächtiger iſt, als ſie, vorzugsweiſe die guten Schriftſteller der Nation ſeyn; kein Rückblick, keine Klugheit, keine Furcht würde ſie zwingen, die Wahrheit zu verſchweigen, oder zu verunſtalten.“

So ſpricht nur der Adelige, der durch irgend einen ſtarken Antrieb zur Schriftſtellerei geführt, den Adel ſeiner Natur auf ſein Geſchäft zu übertragen ſtrebt. Noch heller — um nicht zu ſagen, noch glänzender — ſpringt in Alfieri der Ariſtokrat im achten Kapitel des dritten Buchs ſeines Werkes hervor. Es iſt der Mühe werth das Weſentliche deſſelben zur Charakteriſtik des Grafen hier mitzutheilen.

„Unter freien Völkern, ſagt er, wagt man alles zu denken, zu ſagen, zu ſchreiben, was den guten Sitten

„nicht entgegen iſt. Unter knechtiſchen Völkern kann, außer den guten Sitten, vielleicht nichts ungeſtraft beleidigt werden. Wenn nun die Wiſſenſchaften nichts anderes ſind, als ein Inzentiv der Wahrheit und Tugend, ſo iſt aus den vorhergehenden Axiomen ſo gut als erwieſen, daß ſie entweder die Wirkung einer bereits beſtehenden Freiheit, oder die nächſte Urſache derſelben ſeyn müſſen, vorausgeſetzt, daß ſie an ihrem heiligen Amte nicht zu Verrätherinnen werden. Da die Wiſſenſchaften nur in wahren Republiken ganz ſeyn können, was ſie ſeyn ſollen: ſo folgt daraus, daß alle Bürger derſelben, als freie Menſchen, Hand an die Wiſſenſchaften legen können, ohne ſie herabzuwürdigen, oder von ihrem Ziel abzuleiten, wenn ſie anders den zum Anbau derſelben erforderlichen Kopf haben. In monarchiſchen Verfaſſungen hingegen, wo die wahren Wiſſenſchaften die Urſach der Freiheit und Tugend ſeyn und werden ſollen, können ſie, wie es ſcheint, nur von denjenigen angebaut werden, welche weniger Sklaven ſind, als die Uebrigen. Nun ſind in einer Monarchie, wie es ſcheint, nur die weniger Sklaven, welche, als geborne Edelleute, theils durch eine gewiſſe Unabhängigkeit, die eine Folge des Reichthums iſt, theils durch eine minder elende Erziehung, die ſie vom erſten Eintritt in das Leben genoſſen, theils durch eine Liberalität, die ſie mit der Muttermilch einſogen, theils endlich durch einen gewiſſen Trotz und eine Doſis von Muth, die man nur unter den Waffen erwirbt -- welche, ſag' ich, durch dies alles

„abgehalten ſind, ſich durch den Hof zu beflecken. Sind
„ſie es nicht, ſo iſt es ihre Schuld. Indem ich zu ihnen
„rede und von ihnen vorausſetze, daß ſie unfähig ſind,
„die Wiſſenſchaften zu verunſtalten, ſprech ich zu jedem
„Andern, der, wenn gleich von niedriger Geburt, ſich in
„ihren Umſtänden befindet, und ſo denkt, wie jene denken
„ſollten. Die Adlichen alſo, oder die Unabhängigen
„und Begüterten können, vermöge ihres Standortes,
„zwiſchen dem Volke und dem Fürſten (deſſen größte
„Stütze und Glanz ſie bisher nur zu ſehr geweſen ſind),
„in den gegenwärtigen Zeiten die Schwäche und das
„Nichts des Fürſten am vollkommenſten kennen, und es
„dem Volke am beſten aufdecken, und da ſie zugleich
„die Stärke und die heiligen Rechte des Volks kennen
„und achten gelernt haben, ſo können ſie dieſelben zugleich
„den Fürſten und das Volk lehren. Sie thun es
„nicht, weil ſie in der Regel an den Höfen zur Sklaverei
„erzogen werden, und kein Schimmer von wahren
„Wiſſenſchaften durch ihre mit unendlichen Vorurtheilen
„und Irrthümern angefüllte Seelen dringen kann, wenn
„ſie gleich gebildet und aufgeklärt ſcheinen, oder vielmehr
„ſcheinen wollen. Wären ſie es wirklich, ſo würden ſie,
„wie ſehr ſie auch Sklaven ihres Stolzes ſeyn möchten, unendlich
„lieber in einer gut eingerichteten Republik das
„werden wollen, was in dem unverderbten Rom Senat
„und Patrizier waren und in England die Pairs ſeyn
„ſollten, als: Kammerherrn, Jagdjunker, Compagniechefs,
„Geſandte, Seneſchalle, Oberhofmeiſter und was

„weiß ich? in einer monarchiſchen Verfaſſung. Indeſſen
„wie die Adlichen oder die begüterten Unabhängigen einer
„Monarchie auch immer angethan ſeyn mögen, ſo haben ſie
„doch zuletzt noch mehr Einſichten, als das Volk, weil ſie
„mehr Zeit und Mittel haben, zu leſen, zu ſprechen, zu
„reiſen, zu ſehen, und folglich auch eine gewiſſe Geiſteskraft
„zu erwerben. Ich möchte alſo, daß der kleine geſunde
„Theil von ihnen, welchem bei der allgemeinen Verfinſterung
„irgend ein Strahl der Wahrheit in die Seele fälle,
„ſobald als möglich jedes Amt aufgäbe, weil alle diejenigen
„beſchimpfend ſind, welche ein Einziger geben und nehmen
„kann. Vor allen Dingen möcht' ich, daß ſie das Waffenhandwerk
„niederlegten, welches nur da achtungswürdig
„und ehrenvoll ſeyn kann, wo es ein Vaterland giebt, das
„vertheidigt werden muß, und durchaus ſchändlich und
„lächerlich iſt, wo man für Einen, d. h. gegen ſich ſelbſt
„und die Seinigen kämpft. Gereinigt von ihrer doppelten
„Erbſünde, geborne Adliche und Nichtbürger zu ſeyn, müßten
„ſie, meinen Wünſchen zu Folge, ſich einzig den Wiſſenſchaften
„widmen, weil dieſe dem Menſchen ein wahres
„und ehrenvolles Mittel an die Hand geben, mit der Zeit
„ein Vaterland ins Leben zu rufen, welches, als wirklich
„exiſtirend, mit wahrem Ruhme durch ihre Waffen und ihr
„Blut vertheidigt werden könnte. Vorausgeſetzt, daß der
„muthige Mann in einer Monarchie nicht ſtumpfſinnig iſt,
„kann er ſich unmöglich verbergen, daß in einer ſolchen Verfaſſung
„unendlich mehr Muth dazu erfordert wird, die Feder
„zu ergreifen, als den Degen. Ich möchte alſo, daß

„unter dieſem kleinen Haufen von aufgeklärten Adelichen, „jene Wenigen, die ſich von Ruhmliebe bewegt fühlen, „entſchließen könnten, die Decier der entſtehenden Republik „zu werden, d. h. den Staat, in welchem ſie geboren „wurden, verließen, um die Freiheit da zu ſuchen, wo ſie ſich „findet, und alle ihre gegenwärtige Habe und Vorzüge „ihrem künftigen Vaterlande zum Opfer brächten. Hätten „ſie auf dieſem Wege den ganzen Gebrauch ihres Genies „und ihrer Feder wieder erhalten, ſo möcht' ich, daß ſie „der ungerechten und verderblichen unumſchränkten Gewalt „einen ſo lebhaften und vielſeitigen Krieg ankündigten, daß „durch ihre himmliſche Flamme zuletzt, wann es auch „geſchehen möchte, alle Nationen entzündet würden. Ihre „adelige Geburt würde ihren Gründen den größten Nachdruck „geben." u. ſ. w.

Indem Alfieri ſo über ſeine Schriftſtellerei räſonnirte, mußte ſie ihm als Geſchäft unendlich heilig werden, und indem wir Uebrigen ihn von dieſer Seite kennen, werden wir im Stande ſeyn, ſeine Tragödien richtiger, als bisher geſchehen iſt, zu beurtheilen.

Buchholz.

(Der Beſchluß folgt.)

II.

Lobgedicht auf Urban den VIII.

Aus dem Lateiniſchen des Sarbievsky.

Fünfte Ode des erſten Buchs. *)

Den Krieg um Tyrus, welcher ſich jüngſt entſpann,
Mit ſeinen Schlachten, ſing' ich in andrer Zeit;
Jetzt, Urban, mög' allein die ſanfte,
Dir nur geheiligte Laute tönen! —

Vor deinem Arm' entfliehet das eiſerne,
Erglänzt, von Gold und Edelgeſtein ein neu
Jahrhundert: Diamanten krönen
Jedes erwachenden Tages Purpur.

Nuper recepta bella super Tyro,
Pugnasque serum, ludere distuli,
Urbane, nunc jurata lenem
Increpuit tibi Musa buxum! —

Per te refecto ferro adamantinum
Offulsit auro Sæculum, et undique
Gazis coronatumque gemmis,
Purpureo revirescit ævo.

---

*) Da das Original wohl in den Händen weniger Leſer ſeyn möchte, ſo iſt es, zu beſſerer Würdigung dieſer trefflichen Ueberſetzung, beigefügt. R

So quollen dort, voll Nektars und Balſamen,
Die Flüſſ' und ſieben Hügel, zur Väter Zeit,
So ſtrömten einſt, in weiten Bächen,
Köſtlicher Wein und geſchmelzner Honig.

Da fand am Abend, ſagt man, von ſelbſt den Weg
Zu ſeinem Hürdenſchlage das Wollenvieh,
Mit ſtrotzend angefülltem Euter
Und dem Aſſyriſchen ſchweren Goldfell.

Wohin dein Fuß dich leitet, da folgen dir
Zur Seite Frömmigkeit und Gerechtigkeit,
Die Unſchuld krönt dich, und die Tugend,
Nie des erkohrenen Ziels vergeſſend.

Quo foeta quondam nectare flumina,
Utroque septem balsama collibus
Manare, vinove et liquenti
Melle vagos properare rivos.

Et sponte sero vespere turgidas
Ad septa, narrant, lanigerum pecus
Mammas reportare, et comatum
Assyrio grave vellus auro.

Te fas, piumque, et justitiæ comes
Utcumque sacrum lætus agis pedem,
Candor coronat; te fidelis
Propositi studiosa virtus.

Ausſpendend folgt dir Ceres, die blonde, nach,
Und Amalthea, welche das volle Horn,
Vom raſchen Zweigeſpann getragen,
Ueber die Völker und Länder ausgeußt.

Gewaltſamkeit, und Trauer, und Kriegesfurie,
Von hundertfacher eherner Wuth umringt,
Und Sorgen, blaſſe Seuch' und tauſend
Seltſam gebildete Nachtgeſtalten.

Sie ſind entflohen! Ueberfluß ziehet nun,
Von dir geleitet, wieder ins Aerndtefeld;
Und, ſicher vor den Stürmen, ſegelt
Durch das Carpatiſche Meer der Schiffer.

Te pone flavo larga Ceres sinu,
Rerumque plenis, non sine cornibus
Felix Amalthee citatis
Rura subit, populosque bigis.

At vis, et ater luctus, et æneis
Stipata centum Bella furoribus,
Curæque, pallentesque morbi, et
Foeda, modis simulacra miris,

Cessere retro! Te duce Faustitas
Secura frugum rura perambulat,
Tutæque per venti tumultus
Carpathii volitant carinæ.

Am Feierabend ſinget dem Fürſten dann
Der Greis und Knabe, ſinget daheim die Schaar
Der Mütter und der Mädlein, wann die
Sonne ſich ſenket, und wann ſie aufſteht;

Und wir, o Vater, beugen die Kniee dir,
Wenn Du einherzeuchſt; ſchneeigten Silberklee
Dir dreimal auf den Weg, und dreimal
Purpurgefärbete Roſen ſtreuend!

H.

Te feriati, cum pueris senes,
Nec non recluso cum nuribus canunt
Regem puellae: sive reddit
Sive citum rapit hora solem.

At nos recurvo poplite per vias
Patrem colentes, ter niveum Tibi
Nimbum ligustri, ter rosarum
Puniceum jaciemus imbrem!

III.

Reiſe nach Warſchau.

(Fortſetzung.)

Nach Auſeinandergang der Konföderation mochte er nicht zurückkehren auf ſein Gütchen. Seine Frau verkaufte daſſelbe, und beide zogen mit ihrem einzigen Kinde, einer Tochter, nach Polniſch Litthauen auf die Beſitzung eines Magnaten, wo er die Stelle eines Großverwalters übernahm. Die Jahre, die er dort gelebt, waren ihm die glücklichſten. „Wir kamen, ſagt' er, auf manchen guten Weg durch eignen Verſtand, ohne viel von dem allgemeinen guten Rath zu wiſſen, der in Büchern ſteht. Der brave Herr erlaubte mir manche Erleichterung des Bauerndienſtes. Zur Zeit der Ackerbeſtellung und Erndte erließ man den einzelnen Bauer-Familien wechſelweiſe einige Robottage. Der Feldbau gewann durch glückliches Beiſpiel, und ehrendes kräftiges Zureden. Die Obſtzucht begann, und die Leute wurden inne, daß Feld und Garten den Schweiß der Arbeit mit einem Segen und Wohlſeyn belohne, wovon ſie vordem nichts geahnet hatten. Die alten, ſchmutzigen und kleinen Schenken ließen wir umreißen. Die neuen wurden geräumig, hoch und hell angelegt, und mußten ein heiteres und hübſches Anſehen haben. Sie wurden nicht verpachtet, ſondern auf Rechnung des Hofes verwaltet. Auf Reinlichkeit, gute Waare und gefällige Bedienung hielten wir mit Strenge. Der Menſch wird ein Schwein und eine Kröte, wenn er in Schweineſtällen und dunkeln Löchern hauſen muß. — Ich veranſtaltete große und luſtige Feſte bald für dieſe, bald für jene Dorfſchaft, es durfte aber niemand ohne ein reinliches Feſtkleid erſcheinen. Dieſe Bedingung that uns viele gute Dienſte. —

Meine Tochter wuchs unterdeſſen heran, und ward eine ſchöne und fromme Jungfrau. Sie hatte manches gelernt, theils durch mich und die Mutter, theils durch einen mehrjährigen Aufenthalt bei einer ehrwürdigen Staroſtin, die beſtändig auf ihrem Landgute lebte, und ſie zur Geſellſchafterin ihrer beiden Töchter erbat. — Ohne Mitgabe ward ſie die Gattin eines reichen Neffen der Staroſtin, eines ehrlichen Patrioten." —

Hier brach er ab; Thränen hingen an den grauen Augenwimpern des ehrwürdigen, ſchmerzvollen Geſichts. Er warf den Kopf in den Nacken, ſchüttelte ſich, ſtand auf und ging mit gravitätiſchem Schritt wieder in die Kammer.

Eben wollt' uns der Fuhrherr allerhand Erläuterungen nachliefern, als der Alte mit einer wunderbaren Verklärung in ſeinem Geſicht, in ſeiner ganzen Geſtalt zurückkam, und ein etwa zweijähriges Kind auf dem Arme trug, das zwiſchen Schlafen und Wachen kämpfte. „Das iſt mein Enkel!" ſprach er, und legt' ihm die Hand über die ſchlaftrunkenen Augen. „Sein väterliches Schloß ging in Feuer auf, als ihn die flüchtende Mutter am Wege gebahr, als ſein Vater in grimmiger Wehr gegen die in's Land gefallenen ruſſiſchen Plünderer durchſtochen ward. Sein Erbe iſt konfiscirt, Katharina die Große hat dieſen kleinen Jungen beerbt, als er eben gebohren ward!" — Er ſprach dies ſo feſt und kalt, daß uns grauſ'te. Das Kind war ganz erwacht, zog die Hand des Großvaters von den Augen, und ſchaute mit offenen und hellen Blicken umher. Mit einem Kuß auf die Stirn ſetzte dieſer den Knaben auf die Erde in den rothen Schein der glühenden Kohlen des Kamins, nahm das letzte noch gefüllte Glas Meth, trank kaum die Hälfte und bracht's in förmlicher Sitte dem begierigen Enkel. Eine ſchauerliche Miſchung von Scherz und Ernſt war in dieſem Benehmen. Der Knabe trank bis auf den letzten Tropfen.

„Ein eigner Mann!" ſagte der Fuhrherr, „mit ſeinen Verbeſſerungen war er auf keinem ſchlimmen Wege."

Marie lehnte ſich auf einen Stuhl in der Ecke des Zimmers an ein Paar Hauptkiſſen, und ſchlummerte. Der letzte Auftritt hatte ſie innigſt gerührt; ſie hatte aber kein Wort, keine Meinung darüber. Sie drückte mir die Hand, und ließ ihre Thränen fließen; das war die ganze ſtille Aeußerung ihrer Theilnahme.

Wir Männer thaten Verzicht auf den Schlaf dieſer Nacht. Der Kleine lief eine Weile im Zimmer umher, ſpielte mit einem Eiſenſtabe in den Kohlen, und freute ſich, wenn ein heftiger Schlag eine Menge von Funken emporſtäubte.

Der Alte ergänzte uns die Erzählung ſeiner letzten Schickſale mit dem ruhigen Ton einer freundſchaftlichen Theilnahme an ſich ſelbſt.

Die Ruſſen überſtrömten grauſam und verheerend jede Beſitzung eines antiruſſiſchen Polen der dortigen Gegend. Der leiſeſte Verdacht, die unerweißlichſte Angabe eines ſchlechten Kerls war ihnen genug. Die Beſitzer nahmen ſie gefangen, die Schlöſſer wurden geplündert, die Bauern, ihre Weiber und Kinder gemißhandelt, auch ermordet, ganze Dörfer abgebrannt und verödet. So ſtürmten ſie auch in das Hauptdorf ſeines Schwiegerſohns, der wenige Stunden zuvor ſein ſchwangeres Weib zu den Schwiegereltern geſchickt hatte, ſelbſt aber in der grundloſen Hoffnung zurückblieb, durch ſeine Gegenwart die Gewaltthätigkeiten des Feindes gegen ſeine Unterthanen mäßigen, wo nicht ganz verhüten zu können. Er hatte zum ruhigen Empfange derſelben manche klug berechnete Anſtalt gemacht. Es wäre vielleicht gelungen, wenn er ſelbſt ruhiger geblieben wäre. Er blieb es nicht; der ruſſiſche Anführer des Trupps hatte einen polniſchen Verräther bei ſich, den Stallmeiſter eines föderirten Magnaten gegen die neue Konſtitution. Nach einer guten Bewirthung, die ſich der Ruſſe gefallen ließ, inſtigirte ihn der Letzte zur umſtändlichen Viſitation des Schloſſes. Man fand einige Feuergewehre, etwas Pulver und eine Menge von Säbeln. „Wir hatten lange die Abſicht gehabt, auch „manchen Verſuch gemacht, die jüngeren Bauern im Ge„brauch von allerhand Waffen zu üben. — Der Säbel," fuhr der Alte mitten in ſeiner ruhigen Erzählung begeiſtert empor, „iſt doch das herrlichſte und dreiſteſte Waffenſtück; „kein anderes iſt dem herzhaft kämpfenden Menſchen ſo na„türlich. Die meiſten andern engen und preſſen den Muth

„und die Kraft. Der Leib kann ſich nicht ſchwingen, wie „es Herz und Muth mächtig begehren. Und wenn alles „Uebrige nicht entſcheidet, ſo thut es zuletzt doch der Säbel, „oder der Spieß. . . . Unſre Bauern verſtanden den Säbel, und ritten gewandt. Dieſe Uebungen waren uns oft „herrliche Feſte, und die Leute wurden darnach muntrer und „ſtolzer, und hielten auf ſich.“ — Der Ruſſe nahm die Gewehre in Beſchlag, und ſchien mit der Angabe ihres vormaligen Gebrauchs zufrieden. Aber der inſtigirende Verräther führte ihn zum Schreibebureau des Gutsherrn, und verlangte die Eröffnung deſſelben. Es war durchaus keine verfängliche Schrift darin. Aber das bloße Verlangen und der Haß gegen den nichtswürdigen Menſchen empörte den Beſitzer. Die Wuth übermannte ihn; er ſchlug den Verräther ſo gewaltig vor die Bruſt, daß dieſer zu Boden taumelte. Soldaten ſtrömten herzu; er zog den Säbel, ſich nicht gefangen zu geben. Eine Pike durchſtach ihn, das Schloß ward geplündert, und ging in Brand auf. Seine Gattin gebahr unter Angſt und Entſetzen auf der Reiſe; und als ſie den Tag darauf bei den Eltern eintraf, verſchied ſie. Die beiden Alten flohen mit dem Kinde. Die Beſitzungen des Magnaten, der als erklärter Gegner der ruſſiſchen Parthei bekannt war, beſetzten die Ruſſen als Eigenthum. Die bejahrte Großmutter ſtarb vor Gram; der Alte ließ ſich mit dem wenigen Gelde, das er baar mitnehmen konnte, hier in der Gegend ſeiner vormaligen Bekanntſchaft nieder, und in wechſelnder Betrübniß und Freude über das gerettete Kind ſieht er dem künftigen Schickſal unruhig entgegen. —

Gleich nach Sonnenaufgang wollten wir weiter reiſen.

Nachdem der Alte in der erſten Dämmerung das Kind zu Bette gebracht hatte, und Hof und Garten umgangen war, fanden wir ihn wieder ſo verdrießlich und einſylbig, wie am Abend zuvor. Er ſah uns mißtrauiſch an. Auf mehrere freundliche Fragen gab er endlich die unpaſſende Antwort: „Drei Meilen von hier ſteht ein preußiſcher Oberſter! Haben Sie Adreſſen an ihn?“ —

Ferdinand fiel dem Greiſe mit Rührung um den Hals: „Guter Vater, wir ſind ehrliche Leute; und wer, dem ein „menſchliches Herz im Buſen ſchlägt, kann den friedlichen „Ausbruch deines ſo vielfach gepreßten alten Herzens verdammen, oder nur übeldeuten? Wenn Euch dieſer Erguß „Eures Leides nicht frei gelaſſen würde, wie dürfte man „künftig auf Eure Liebe hoffen?“ —

„Der gnädige Herr,“ erwiederte der Alte mit affektirter Froſtigkeit, „ſagt mir da Worte, die ich nicht verſtehe. — „Wie heißen Sie, mein Herr, und was bedienen Sie? „Ich bin hier bloß der Gaſtwirth. Es iſt Zeit, daß Sie „anſpannen laſſen.“

Von dieſem Augenblick an war er ganz der eigentliche Gaſtwirth, höflich-fragend, gefällig-beſorgend. Uns wollte der wunderliche Menſch beinahe verdrießen.

Der Wagen iſt vorgefahren; adieu, Herr Szlachcic! rief der Fuhrherr. Der Alte dankte in polniſcher Sprache. Wir reichten ihm die Hand; er umarmte uns mit einem Blick, der weniger als freundlich, der im edelſten Sinn gnädig war, und küßte uns dabei die Schulter. Gegen

Marie verbeugte er ſich tief, ſaßte ihre Hand bei den Spitzen der Finger, und führte ſie mit einer Grazioſität, in der ſo viel Ernſt war, daß die Sonderbarkeit uns nicht zu lachen machte, in den Wagen. Das Dienſtmädchen übergab ihm ein Körbchen mit eben gepflückten Kirſchen; artig legte er die Gabe auf den Schooß Mariens, und: Grüßen Sie mir Ihre künftigen Freunde in Warſchau, waren ſeine myſtiſchen Abſchiedsworte.

Wir fuhren davon. Ferdinand ſagte verloren: mich ärgert der Mann, und doch freuet es mich, daß er nicht anders iſt!

Marie ſah mehrmals zurück. „Ich hatte nichts, was „ich dem hübſchen Kinde ſchenken konnte,“ ſprach ſie leiſe zu mir. Es war, als wollte ſie ſich bei ſich ſelbſt entſchuldigen — „Geſchlafen hab' ich nicht,“ fuhr ſie freundlicher fort; „ich habe Alles gehört, und ich fühl's, ich würde „muntrer ſeyn, wenn ich gar nicht geſchlummert hätte.“

Der Himmel war klar, die Sonne hell, die Luft ging friſch, die Pferde raſch, der Wagen rollte auf feſtem Boden dahin. Den halben Vormittag blieben wir wach und geſprächig. Aber über die myſtiſchen Erſcheinungen des verlornen Abends ward nichts verhandelt, was doch der Fuhrherr, obwohl er wieder vorn auf dem Wagen ſaß, und ſich zum Mitſprechen mühſam umkehren mußte, ſo gern zu wollen ſchien.

„Der Alte muß ſich in Acht nehmen,“ ſagt' er über die Schulter hin. „Wir denken nun zwar anders, wie viele „Leute; aber ein unruhiger Kopf iſt es doch.“

Jetzt kam eine Menge von polniſchen Anekdoten, bei denen wir mit ganzem Herzen theils uns verwundern, theils lachen konnten. Eine davon, deren Wahrheit uns ſpäterhin beſtätigt wurde, möge hier ihren Platz finden.

Wir ſprachen von der ungeheuren Eigenmächtigkeit, welche ſich vordem einzelne Große des Reichs nicht nur (wie alle adlichen Gutsbeſitzer) im Verfahren gegen ihre Unterthanen poſitiv-rechtlich erlaubten, ſondern auch gegen die Schwächern ihres eigenen Standes poſitiv-unrechtlich.

Einer der bedeutendſten lithauiſchen Magnaten, ein Herr von Thießenhauſen, wünſchte das kleine Landgut eines benachbarten Szlachcic zu kaufen. Es lag zwiſchen den großen Beſitzungen des Magnaten, und dieſer wollte ſich arrondiren. Dem Szlachcic war ſein Dorf als ein altes Erbe der Familie unverkäuflich. Jener bot mehr als das Doppelte des Werths, und verſuchte theils durch Bitten und Gefälligkeiten, theils durch abſichtlichen Zwiſt unter den Verwaltern ſeiner Güter mit den Bauern des Nachbars, ja ſogar durch Prozeßverwickelungen, den Sinn des Letztern zu beugen. Es gelang nicht.

Nach einiger Zeit ſtellte ſich der Magnat, als fänd' er die Beharrlichkeit des Szlachcic ehrenwerth, und ein freundſchaftlicher Nachbarverkehr ward einen ganzen Winter hindurch fortgeſetzt. Zu Anfange des Frühjahres gab der Magnat ein großes Feſt, das mehrere Tage dauerte. Der Szlachcic, ſeine ganze Familie und Hausbedienung war dabei. Man fuhr von einem Schloſſe des Magnaten in das andere, und machte zuletzt Beſuche auf fremden, mehr entlegenen Gütern.

Gaſtfahrten dieſer Art ſind bei dem Adel auf dem Lande etwas Gewöhnliches *). Der Magnat behielt ein wachſames Auge auf den Szlachcic und ſeine Familie. Oft ſchon wollten ſie im Stillen ausbrechen, und wegen der nahen Feld- und Gartenbeſtellung für ſich allein nach Hauſe fahren. Aber durch immer neue Unterhaltungen, neue Trinkgelage und freundſchaftliche Bitten unterblieb es bis zum achten oder neunten Tage. Auch war bei der Menge von Pferden und Wagen, die in den Stallungen nicht Platz fanden, das Geſpann des Szlachcic immer auf ein entferntes Dorf geſchickt. — Endlich beurlaubte ihn der frohe Veranſtalter der Feſtlichkeiten mit den befremdlichen Worten: „Ich will dich nicht länger aufhalten, mein Freund; reiſe glücklich, und komme „vergnügt wieder. Du hinterläßt einen treuen Freund, der „Alles für deine Wünſche thun wird, ſobald du von deinem „Eigenſinn abgehſt.“ Der Szlachcic fuhr im Nebel des

---

*) Beſonders in der Zeit des Carnevals. Die Geſellſchaft vergrößert ſich von Gut zu Gut; zwiſchen Eſſen und Trinken, Tanzen und Kartenſpielen vergeht der halbverträumte Tag und die wilde Nacht. Die Betrunkenen ſchlummern ein wenig, bloß um ſich von neuem betrinken zu können. Es iſt ein Gewühl oft von hundert und zweihundert Perſonen, von denen jeder thut, was er will. Oft ſpielen die Gäſte den Wirth, der ihnen die Schlüſſel zu Speiſekammer und Keller ausliefert, und ſie ſelten eher wieder bekömmt, als bis Alles geleert iſt. Er ſchließt ſich jetzt den luſtigen Räubern an, und genießt daſſelbe Gaſtrecht bei einem andern Wirthe. Man nennt dieſe ſchwärmenden Feten: Kulicks.

letzten Rauſches verdrießlich hinweg. Vier Meilen hatt' er bis zu ſeinem Dorfe. Es wird Abend; plötzlich hält der Knecht die Pferde an. Was giebt's? ruft man aus dem Wagen. „Ich weiß nicht, wo ich bin!“ iſt die Antwort. Mit einem Fluch ſpringt der Szlachcic heraus. Er ſieht, er reibt ſich die Augen, er ſieht — einen wohl bekannten Weg ſich in einen unbekannten verlieren. „Wir müßten zu „Hauſe ſeyn,“ ſagte der Knecht; „dort iſt der Kloſterberg, „das dort iſt der Fußſteig nach dem Walde. Gott ſey uns „gnädig; unſer Dorf iſt in die Erde geſunken!“ — Die Familie ſteigt aus, und ſtarrt umher; der Szlachcic ſchlägt an den Säbel, und ſchreit: „Tauſend Teufel und die Uebrigen *)! wir ſind alle beſoffen! Fahr' weiter!“

Ein Dorf von elf Bauerhütten, nebſt den gemauerten Hof- und Wirthſchaftsgebäuden des Gutsherrn, iſt verſchwunden. Die irren Beſitzer — ſtehn bei Sonnenuntergang auf der Stelle, wo es vor acht Tagen geſtanden hat, und keine Spur iſt zu finden. Alles iſt gepflügter Acker, eben friſch beſät. Hier und da ein unbekannter Baum in lockerer Erde, kleine Ziegel- und Kalkbrocken, und Holzſplitter liegen zerſtreut in den Furchen. Nirgend hört, noch ſieht man ein menſchliches Weſen. —

Im benachbarten Kloſter ward dem Szlachcic der wüſtige Argwohn beſtätigt. Tießenhauſen, (dem Namen nach aus einer teutſchen Familie, die ſich jedoch vor langer Zeit in Lithauen nationaliſirt haben muß,) Tießenhauſen hatte

---

*) Einer der wildeſten polniſchen Flüche.

mehrere Tauſend Bauern, unter Befehl einiger Vertrauten, hingeſandt. Das Dorf wurde umſetzt, ſeine Einwohner gefangen genommen, und ohne Frag' und Antwort führte man ſie auf fern entlegene Güter des Magnaten. In drei Tagen waren alle Gebäude abgebrochen, und der Schutt in raſchen Fuhren theils in die Wälder verſchleppt, theils in nachbarliche Teiche geſchüttet. In anderthalb Tagen iſt die Stätte des Dorfs umgeackert und beſät. Ein neuer Weg wird gebahnt, junge Bäume des nächſten Waldes leichthin an die Seiten gepflanzt. —

Der Prozeß begann, der Magnat ſpendete Geld, der Szlachcic hatte nichts zu leben. Ein Vergleich endete. Entfernte Güter des Magnaten von dreifach größerm Werth wurden die Vergütung.

Da wir Männer kein Wort darauf ſagten, und Ferdinand lachte, ſprach Marie mit der Schüchternheit, die ihr bei ſolchen Dingen natürlich iſt, aber zugleich mit einer Unbeſtimmtheit und Kälte des Tons, von der wir nur Fragen des Kopfs, nicht des Herzens von ihr gewohnt ſind: „Friedrich der Zweite hat ſich, ſo viel ich weiß, beſſer benommen, „als dieſer Tieſenhauſen. Ich erinnere mich einer Anekdote. Der König wollte eine Mühle kaufen neben einem „ſeiner Luſtſchlöſſer, weil ſie ihm, glaub' ich, da im Wege „ſtand. Der Müller aber liebte ſein Eigenthum, und der „König mochte ihn nicht verdrängen." —

„In aller Welt!" rief Ferdinand, „wie kommen gerade Sie zu dieſer ängſtlichen Parallele?"

„Weil

„Weil ich mich wirklich ängſtige!“ ſagte Marie, und machte eine Geberde, die es entſchuldigen wollte, daß ſie einen ſcheinbaren Wortwitz ſpielte.

„Dein Lachen, Ferdinand,“ nahm ich das Wort, „könnte wohl ängſtigen.“

„Warum ſollt' ich nicht lachen? Die Gewaltthätigkeit „indignir' ich mit ganzem Herzen. Aber es geſchehen Hunderte ſolcher und ähnlicher Gewaltthaten, im Kleinen und „Größern, die viel plumper und frecher ſind, und gar nicht „ſo luſtig. Mir gilt das Ganze wie ein Mährchen; der „Magnat iſt der Zauberer darin, und zum Schluß wird „doch Alles wieder gut gemacht.“

„Ja, durch ein fremdes Gut, ſtatt des geliebten Erbes! Deine Faſſung ſagt mir nicht zu.“

„Sie würd' auch mir nicht zuſagen, wenn ich's nicht „wollte. Fremde Güter gegen ein geliebtes Erbe werden „jetzt überall mit Gewalt umgetauſcht, wenn noch getauſcht „wird. In einer gewiſſen Sphäre iſt der barbariſche Magnat „ein gar feines und humanes Muſterbild, dem Viele nachſtreben ſollten. Wär' ich übrigens der Szlachcic geweſen, die Geſchichte wäre leicht aus einem Mährchen ein „Trauerſpiel geworden.“ —

Unter ſolchen Erzählungen und Geſprächen, die am Ende immer geſuchter und dürftiger wurden, ſchlieſen wir ein, und der Wagen wiegte uns ein Paar Meilen im lockern Wege dahin.

Der Mittag ward heiß. Zu beiden Seiten lag ſchattenloſes, ebnes Feld, deſſen Anblick im vollen brennenden

Sonnenſchein uns die Erquickung des Schlafs nur auf wenige Augenblicke nachempfinden ließ. Vergebens ſchauten wir aus unſerm Verdeck hervor nach einem Bach, einem Teich, einem grünen Baum, um unſre Blicke zu kühlen.

Je tiefer wir ins Land kamen, je mehr Bettler begegneten uns. Mitten in der größten Hitze hatte ſich ein Kreis von ihnen an den Weg gelagert, dicht vor einem Wirthshauſe, wo wir Station machten.

Zum erſtenmal ſahen wir hier den ſogenannten Weichſel- oder Weichtel-Zopf (plica polonica) an einem jungen, übrigens ſehr geſund ausſehenden Manne. Es iſt dies die in einigen Provinzen Polens (nicht bloß an der Weichſel, wie der teutſche Name zu ſagen ſcheint) einzig vorkommende Haarkrankheit. Ein gewiſſer Krankheitsſtoff (Einige halten ihn für ein verjährtes und durch Anerbung ganz eigen modificirtes veneriſches Gift) ergießt ſich in die Haare, ſo daß dieſe anſchwellen, und in der Form, worin ſie beim Austritt des Miasma waren, ſich verſteifen. Beſonders bei den Weibern (ein großer Theil der Männer iſt nach alter Sitte mönchiſch tonſirt) ſieht das kranke Haar wie ein verwachſenes wildes Geſträuch aus. — Der junge Bettler, den wir mit dieſer Krankheit behaftet ſahen, trug langes Haar. Der Weichſelzopf hatte ſich ſchon abgeſetzt, und hing nur noch am friſchen geſunden Nachwuchs. Weil ein zu frühes Abſchneiden oft fürchterliche Erſcheinungen nach ſich zieht, z. B. Lähmungen, Blindheit, ja Verrücktheit; ſo ſchneiden ihn die Meiſten lieber zu ſpät, als zu früh ab. Die Reinlichſten tragen ihn ſo lange in eine Art von Sack eingehüllt. — Für eine gründliche Kur geſchieht wenig oder gar nichts. Die Krankheit iſt höchſt anſteckend, und verbreitet ſich immer in mehrere Provinzen, ja man hat ſie ſchon im alten Oſt-Preußen gefunden.

Wir fragten den jungen, wohlgeſtalteten und gut angezogenen Kerl, der ſeit ein Paar Wochen aus Warſchau gewandert war: wie er ſich bei ſeinem Uebel befände. Liederlich und frech ſagt' er: „Recht wohl! Ich danke Gott für „die Krankheit, ſie hat mir Brodt verſchafft, und nun werd' „ich recht geſund werden auf meine alten Tage. Gott erhalte ſie mir nur noch ſo lange, als die Preußen im Lande „ſind, damit ſie mich nicht zum Soldaten nehmen.“

Er ſchien der Anführer zu ſeyn von fünf oder ſechs andern Bettlern, die kränker und tückiſcher ausſahen, und in widerlichen Lumpen und ſchmutzigen Bärten dahergingen. —

Dieſe Leute waren dreiſt und unverſchämt in ihren Foderungen, und fluchten, wenn ihnen die Gabe zu klein dünkte. —

Wir ließen die Pferde füttern, konnten aber ſelbſt keinen Biſſen zu uns nehmen. Der Anblick war zu ekelhaft.

Das Landvolk iſt ſehr gedrückt von dieſen verwahrloſeten Menſchen, und theilt oft aus mancherlei Furcht ſein letztes Brodt mit den Tagedieben. — Die ſchlimmſten ſind, die in den größern Städten, und beſonders in Warſchau, gleichſam ausſtudiert haben. Sie machten ſonſt jährlich Beſuchreiſen in die Provinzen, einige als förmlich beorderte Quäſtores eines vormals beſtehenden Bettler-Klubs, der ſich zunftmäßig organiſirt hatte.

„Wir haben jetzt in Warſchau die Nahrung verloren, „gnädige Herren!“ ſagte der junge Vagabonde, indem er ſich eben ein Glas Branntwein geben ließ, das er auf unſer Wohlſeyn und unſern Beutel leerte, — „die Bleſſirten und Abgebrannten aus Prag haben den Vorrang; „die können einmal reiche Leute werden, wenn ſie die Profeſſion verſtehn, und die Preußen ſie nicht über die „Gränze bringen. Ich wollte, mancher von ihnen könnte „mir eine Kugel im Bein, oder eine Narbe in der Schulter, zu billigem Preiſe verkaufen.“

Wir theilten noch einige Groſchen aus, und eilten in den Wagen. Die Unbefriedigten ſprangen uns nach. Ein altes ſchreiendes Weib, das nichts erhielt, fiel auf die Knie, und indem ſie betend gen Himmel blickte, wünſchte ſie: daß wir ein Rad brechen möchten und den Hals. —

Der Fuhrmann erinnerte wieder an ſeine Arbeitshäuſer und den Kantſchu.

Wir trieben zur raſchen Fahrt, und ſahen uns bald in einer gebirgigen Waldgegend. Der Weg krümmte ſich zwiſchen Hügeln und Thälern. Erquickend ging die Luft durch die Bäume, rothe Beeren nickten an den Geſträuchen. Bienen ſummten über duftenden Kräutern, hier und da ſchimmerten Rinder-Heerden durch die Gebüſche. —

Ein Bach, der von der Höhe herab rann, bot uns das lange vermißte Getränk eines kühlen und hellen Quellwaſſers dar. Wir tranken und aßen unter den Bäumen, unſre Sinne wurden wacker, unſer Herz guter Dinge. Manch fröhliches Lied wurde geſungen. So fuhren wir weiter, die Decke des Wagens von beiden Seiten aufgeſchlagen.

Es mochte gegen fünf Uhr ſeyn, als wir den Wald verließen und ein Städtchen vor uns erblickten. Wir ſahen eine Menge Hin und Hergehender auf verſchiedenen Wegen. Der Fuhrmann verkündete uns, daß wir zu einem Ablaßfeſt und Jahrmarkt kämen.

Die Sonne ſtand hinter dem hohen Kirchthurm, und die friſchen rothen Dächer der wenigen gemauerten Häuſer, zwiſchen den alten grünbemooſten der hölzernen Hütten, glänzten in erfreulicher Miſchung uns entgegen.

In den Straßen war ein buntes Gewimmel; eine Menge von ſchlanken und kräftigen Geſtalten und glühenden Geſichtern drängte ſich durch einander; es waren Landleute, Männer und Frauen. Zum feſtlichen Tage hatte ſich Alles feſtlich geſchmückt nach ſeiner Weiſe. In den langen Gewändern von grauer und weißer Leinwand, in den bunten Tüchern, die zierlich und doch leicht und frei die geflochtenen Haare umwanden, erſchienen uns ganze Gruppen von blühenden Bauermädchen; die Meiſten mit einem neu gekauften Bande geziert, den ſie vom Gurt oder vom Haartuch hinflattern ließen, oder am Korallen-Kranz in eine Schleife über die Bruſt gebunden hatten, wo er um ein kleines Metallkreuz ſchwebte. Zwiſchen durch drängten ſich ähnlich geſchmückte junge Bauerburſche, und geſellten ſich, der eine zu dieſem, der andre zu jenem Mädchen, jeder hatte irgend etwas anzubieten, etwas zu ſchenken, und überall, wo wir es genauer beobachteten, geſchah es mit einer natürlichen Gefälligkeit, mit einer beinahe zarten Geſchmiegſamkeit, kurz mit einer kunſtloſen Artigkeit und Galanterie, die uns beim teutſchen Bauer nie vorgekommen war, nicht einmal in der Aufführung der beſten Land-Operetten, die wir haben. Freilich, der Empfang des Angebotenen war nicht eben verſchämt, nicht blöde. Man gab überall ein lautes oft lachendes Wort für eine freundliche Gabe, und außer Blumen, Bändern und Tüchern, ward auch ein Glas Branntwein und ein Honigkuchen dargeboten, und luſtig angenommen; aber die Weiſe, in der Alles geſchah, brachte Alles in Harmonie. Wir ergötzten uns an dem bunten und freien Feſt-Leben dieſer Menſchen, die trotz aller äußern Bedrückung noch die Kraft und den Muth nicht verloren, in den wenigen Stunden der Freigebung, heiter, fröhlich, ja luſtig und muthwillig das Leben zu genießen, wie es ihnen ſich darbeut, und die, ungeachtet ihrer Unkultur, (des Mangels an Erziehung für die herrſchenden Meinungen des Wohl und Uebelanſtändigen,) die Grenze des edlern Genuſſes vielleicht nicht überſchreiten würden, geſchäh' es nicht in der Verzweiflung, die ſie oft ergreifen muß, wenn ſie mitten in ihrer Freude an das drückende thieriſche Joch zurück denken, das ihnen nach wenig Stunden wieder aufgelegt wird.

Nicht bloß, was wir hier bemerkten, ſondern was wir durch mehrere Beobachtungen zuſammenreihten, überzeugte uns von der Wahrheit jener Vermuthung Der gemeine Pole auf dem Lande, wenn er geſund und noch jung iſt, fängt den Kreis ſeiner Heiterkeit in freien Stunden mit einer gewiſſen Eleganz und Zierlichkeit in ſeinem Betragen an. Er iſt dann kein gemeiner Mann, bis etwa auf ſeine groben oder zerriſſenen Kleider. Um den würdigen Anſtand und den ſinnigen Ausdruck, womit er ſeinen Nachbar oder Freund über ernſte Gegenſtände unterhält, um die gefällige Schmiegſamkeit und Zartheit, und um den naiven Witz, womit er ſich dann um jedes hübſche Mädchen bemüht, möcht' ihn mancher teutſche Hofmann beneiden. Dieſe Formen ſind ihm nicht angekünſtelt, und daher ſind ſie auch nicht bloß Formen. Im Gemüthe ſelbſt müſſen ſie ihren Grund haben, und welcher kann dies ſeyn, wenn es nicht der natürliche Sinn und das natürliche Talent iſt für die edlere Menſchheit und ihre edle Erſcheinung? —

Es kann aber nicht fehlen, daß er im Kreiſe ſeiner Heiterkeit, im erquickenden Genuſſe ſeiner Selbſt, im freien Aufblicken aus ſeiner dunkeln und elenden Altagsſphäre, den Kontraſt tief und angreifend fühlt, zwiſchen dem, was er ſeyn möchte und was er ſeyn muß. Je mehr er ihn fühlt, je unruhiger und banger das Gemüth darüber wird, deſto mehr ringt er, den Kontraſt zu vergeſſen. Das Erſäufen der Beſinnung über die verzweifelte Disharmonie ſeines Lebens, iſt anfangs bloß momentane Verzweiflung, — und wird mit der Zeit kränkliche Gewöhnung des Ueberfüllens in aller Art. So wird denn ein urſprüngliches tiefes noch unverderbtes Gefühl der freiern Menſchheit, und das unverbildete Talent für ihre Erſcheinung, der Grund von den widerlichſten und ekelſten Betäubungen deſſelben, und bringt den Menſchen zur Viehheit hinab. Auch ſolche Erſcheinungen ſahen wir noch dieſen Abend.

Wir hielten auf dem Markte. Eben hatten die großen Glocken des Kloſters ausgeläutet. Die Vesperandacht war geendet, und in einer Stunde war es auch der Jahrmarkt. Unſre zwei Frachtwagen hielten am Kloſter. Auf den zweiten hatte der Fuhrmann eine in D** umgegoſſene kleine Meßglocke geladen, die eben dies Kloſter beſtellt hatte.

Die Glocke ward an ein hölzernes Geſtell, das vor der Kloſterpforte aufgerichtet war, befeſtigt, und einige Patres ließen ihren Klang vorläufig probiren. Auf dem luſtigen geräuſchvollen Markt erfuhr man bald ihre Beſtimmung, und obwohl ſie noch nicht getauft und geweiht war, ward doch plötzlich alles ſtille, da die erſten hellen Schläge tönten. Viele zogen Hüte und Mützen ab, Einige beugten die Knie. Uns war es nicht lächerlich, da ein Paar alte Mütterchen und ein Paar junge Leute, die in der Nähe ſtanden, ihr Meth- oder Branntwein-Glas auf die Markttiſche ſetzten, mit einer Miene, in der ſich alle Luſtigkeit plötzlich in eine demüthige Andacht verwandelte, den Roſenkranz ergriffen, und mit jenem halbgebrochenen Blick, den wir den katholiſchen Gebet-Blick nannten, ihr pater noster und ave leiſe abſprachen.

Der Herr des Fuhrwerks kehrte ſich gegen Marie, und ſagte leiſe mit einem ſchlauen ſelbſtzufriedenen Lächeln: „Sie „ſprachen geſtern von Poeſie des Glaubens: ſehen Sie ſich „um, da wird welche gemacht.“ —

Wir waren ausgeſtiegen, und miſchten uns unter die bunte Menge. Vor jedem Wirthshauſe verſammelte ſich ein froher Kreis, hie und dort tönte Muſik. Gemeine Bauern ſpielten die Geige, und obwohl die Weiſe ſehr einfach, beinahe monotoniſch war, ſo wurden doch die Töne rein und voll geſtrichen, und mit unter einige Zierlichkeiten angebracht. Ferdinand, der oft in Polen geweſen, und der deshalb unſer Dollmetſcher, Erklärer und Geſchäftsträger war, ſagte uns, daß er mehrmals bemerkt habe, die gemeinen Polen hätten ein eignes Talent für die Geige. Sie kauften ſich häufig die ſchlechteſten ſolcher Inſtrumente, oft nur Kinder Fideln, erfänden ſich ſelbſt Griff und Strich, ſpielten nach dem Gehör, und gelangten durch eigne Uebung ſehr bald dahin, keine unreinen Töne zu greifen. Ihr Anſtand ſey dabei nicht mühſelig und dürftig. Am liebſten ſpielten ſie dies Inſtrument im Stehen und Gehen. Die Geige ſchwebe mehr auf Arm und Schulter, als daß ſie beſchwerlich angedrückt und mit Anſtrengung feſtgehalten würde. Der Arm mit dem Bogen bewege ſich in natürlich ſchönen Linien ohne allen Zwang. Man könnte ſagen, beide Arme tanzen um die Geige, ja die ganze Geſtalt tanze um das leichte Inſtrument, das gleichſam nach den Bewegungen dieſes Tanzes erklingt. — Der Spieler, zu dem wir eben traten, war ein Exempel zu dieſer Bemerkung. Er tanzte mitten im Kreiſe, und die ganze Manipulation, womit er das Inſtrument ſpielte, ward ein Akzent, ein angenehmer freier Mitausdruck ſeiner eignen Empfindung für die Muſik und den Text, den er zugleich abſang. Es war ein einfaches Liedchen, die Weiſe eben ſo einfach, in Moll ſo nen. Der Inhalt, den uns Ferdinand überſetzte, läßt ſich ohngefähr ſo wiedergeben:

Der Halm trug volle Aehren,
Die Garben ſind gebunden,
Im Frühjahr ſchenkt' ich Blumen,
Jetzt bring' ich volle Aehren.
Du biſt mir gut geweſen.
Jetzt mußt du mich heirathen. — —
Biſt Du mir gut geweſen?
Willſt Du mich jetzt heirathen? —

Der Halm trug volle Aehren,
Die Garben ſind gebunden,
Im Frühjahr ſchenkt' ich Blumen,
Jetzt bring' ich volle Aehren.
Willſt Du mir nicht antworten?
Verſteck Dich hinter die Garben,
Ich werd' Dich finden im Schatten,
Und Deine Antwort wiſſen.

Der Halm trug volle Aehren,
Die Garben ſind gebunden,
Im Frühjahr ſchenkt' ich Blumen,
Jetzt bring' ich volle Aehren.
Ich hör' Dich hinter den Garben,
Und kann Dich doch nicht finden,
Du bleibſt nicht auf der Stelle,
Du neckſt mich herum um die Garben.

Der Halm trug volle Aehren,
Die Garben ſind gebunden
Im Frühjahr ſchenkt' ich Blumen,
Jetzt bring' ich volle Aehren.
Und wenn ich Dich nicht ergreife,
So weiß ich doch Deine Antwort:
Du biſt mir gut geweſen,
Nach der Erndte iſt die Hochzeit.

Der Halm trug volle Aehren,
Die Garben ſind gebunden,
u. ſ. w.

Mit einem eignen Gemiſch von poſſierlicher Schalkheit und wehmüthiger Zärtlichkeit trug der Sänger und Spieler ſein Liedchen vor, noch ſonderbarer durch das Einförmige der Melodie in Moll-Tönen, und das im wiederkehrenden Theil des Liedes beinahe Pſalmodiſch-Myſtiſche des Geſanges. Es war ein ſprechender Geſang von einem paſſenden Mienenſpiel begleitet; das Ganze lebte; es war nicht bloß Geſang und Spiel, ſondern im eigentlichſten Sinne die *Aufführung* eines Liedes. Die jungen und alten Leute, die umher ſtanden, hörten mit heitrer, lachender Aufmerkſamkeit zu, und die wiederkehrende Hälfte der Strophe

Der Halm trug volle Aehren,

wurde in freiem, mäßig gehaltnem Chor mitgeſungen. — Nach mehreren Geſängen ähnlichen Inhalts, und da in den Pauſen Branntwein, Bier und Meth überflüſſig herum gegangen war, ward die Luſtigkeit rauſchender. Der Haufe vermehrte ſich, und auf offnem Markte begann ein Tanz, zu dem mehrere Spielleute zuſammen traten. Die Tanzenden ſangen, es war der damals ſogenannte Kosziusko Tanz. Der geſungene Text beſtand aus einer ewigen Wiederholung von ein Paar Phraſen und Ausrufungen, untermiſcht von einzelnen Begrüßungen, die einer und der andre Tänzer ſeiner Tänzerin beſonders machte. Bei einzeln durchgreifenden, aufſteigenden Paſſagen ward aus dem Geſang ein wortloſes Jauchzen, aus dem Takt-Gang ein Takt-Stampfen. Die Männer ſchwenkten die Mützen, oder ſtrichen den Knebelbart. So wild dies Spektakel klang, ſo war es doch für den Anblick nicht wild, nicht chaotiſch. Die meiſten Tänzer waren jugendliche, volle und große Geſtalten, (die ſich in der polniſchen langen Tracht beſonders vortheilhaft ausnehmen), die Bewegung leicht, angenehm, bei vielen gratiös, doch ohne Ziererei. Man ſah es ihnen an, daß ſie ohne Bezug auf Zuſchauer vom Tanz ſelbſt begeiſtert waren, und den Genius des urſprünglichen Nationaltanzes (denn dies war er) ſo fühlten, wie einſt ihre Väter. Die Mädchen und Weiber ſchienen weniger luſtig, als vorher. Es war, als ob ſie dies Vergnügen mit einer gewiſſen Feierlichkeit genießen wollten. Aus den Augen Einiger glänzte freilich ſchon ein fremder Spiritus. Der Tanz-Zirkel ward immer größer, und umging den halben Markt. Die Spielleute theilten ſich, und tanzten ſpielend neben der Reihe her.

Ueber die Kloſtermauer ſchauten aus kleinen Fenſtern die lüſternen Mönche. Sie hatten's nicht hehl, daß ſie gern theilgenommen hätten. Aus einem der Fenſter, klang eine Geige als leiſes Echo des Tanzes.

Endlich ward die Luſt ſtürmiſch. Eine Menge von betrunkenen Männern und Weibern taumelte aus den Spelunken der Nebengaſſen hinzu. In Kurzem ward der Tanz ein Durcheinandertaumeln, das Jauchzen ein wüſtes Geſchrei. Militair und Magiſtrat machten der bacchantiſchen Raſerei ein baldiges Ende.

Als wir nach ſieben Uhr zur Stadt hinaus fuhren, lagen hier und dort in den Straßenwinkeln Beſoffene, um die ſich niemand kümmerte. Einige ſchliefen mit nacktem Kopf auf dem harten Steinpflaſter, andre wälzten ſich noch viehiſch umher. Ein beſoffenes Weib war mitten in der Straße niedergeſunken. Erſt auf mehrmaliges Rufen unſers Fuhrknechts ſchleppte ſie Einer zur Seite, und legte ſie ziemlich unſanft gegen einen Eckſtein.

Wir eilten. Die Stille des weiten Feldes umfing uns unter dem Schimmer der ſinkenden Sonne, dem Glanze des aufgehenden Mondes.

(Der Beſchluß künftig.)

IV.

Einige Bemerkungen über D. Gall's Schädellehre.

Philoſophen und Mediciner ſind ſelten ganz einverſtanden geweſen. Der Philoſoph hat meiſtentheils mehr dem Idealismus und Spiritualismus gehuldigt, als der Mediciner, welcher ſich gewöhnlicher zu den realiſtiſchen und materialiſtiſchen Syſtemen hinneigte Jener, hauptſächlich mit innern Gemüthserſcheinungen auf dem Gebiete des Geiſtigen beſchäftiget, war geneigt, entweder eine gewiſſe Unabhängigkeit dieſes Gebiets von der Körperwelt zu behaupten, oder doch die materiellen Erſcheinungen aus einer geiſtigen Quelle herzuleiten, und von ihrem hohen Range, den ſie in dem Auge des empiriſtiſchen Arzneigelehrten und Phyſiologen haben, tief herabzuſetzen. Vielleicht naht die Zeit, da man heller die Einheit in der Natur erblickt, das Band zwiſchen Innerem und Aeußerem weniger verkennt, im Einzelnen beſſer den alles beſeelenden Geiſt des Ganzen begreift.

Die Beobachtungen und Entdeckungen des Hrn. D. Gall haben mit Recht große Aufmerkſamkeit erregt. Die Unterſcheidung der rationellen Eigenheiten in der Schädelbildung iſt zwar nichts Neues, und fällt auch einem, wenig zum Beobachten aufgelegten Kopfe leicht auf. Aber die Sammlung von ſeinen Beobachtungen gewiſſer Wölbungen und Vertiefungen an dem Schädel, in Proportion zu gewiſſen Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen des Gemüths, ſowohl bei Thieren, als bei Menſchen; der Verſuch, körperliche Organe im Gehirn für die Seelenverrichtungen, Triebe und Fähigkeiten der lebenden Weſen ausfindig zu machen, und die hieraus für praktiſche Wiſſenſchaften (als Pädagogik, Kriminalrecht u. ſ. f.) gezogenen Reſultate, — alles dies iſt ohne Zweifel etwas Neues und der Erwägung Würdiges.

Indem ich hier einige Bemerkungen über die neue Theorie niederſchreibe, habe ich keinesweges die Abſicht, ihren Werth durch ein Räſonnement a priori herabzuſetzen. Erfahrungsſachen, Fakta der ſorgfältigſten Beobachtung und Vergleichung will ich nicht beſtreiten. Der Naturforſcher muß ſich getreu an die wirklichen Naturerſcheinungen halten. Ich will bloß einige Fragen aufwerfen, oder einige Ideen andeuten, um Anlaß zur weitern Erörterung des Gegenſtandes zu geben. Ich will bloß verſuchen, wie ſich etwa hier das Phyſiologiſche mit dem Pſychologiſchen, das Empiriſche mit dem Tranſcendentalen vereinigen, kurz, wie ſich der ganzen Sache eine höhere philoſophiſche Anſicht abgewinnen laſſe. Zugleich will ich auf einige Punkte aufmerkſam machen, wo der beobachtende Phyſiolog in ſeinen Schlüſſen zu raſch zu verfahren ſcheint, und auf einzelne Erfahrungen zu allgemeine Behauptungen gründet. Ich will auch ſelbſt gewiſſe Ideen, als bloße Hypotheſen, hinſtellen, welche vielleicht zu richtigeren Anſichten führen.

Die Thatſachen von einem genauen Verhältniſſe des Gehirns und der Schädelbildung zu den ſowohl allgemeinen, als individuellen, thieriſchen und menſchlichen Fähigkeiten und Neigungen zugegeben, entſteht die Frage: wie läßt ſich dieſe Lehre mit den philoſophiſchen Behauptungen von der Selbſtthätigkeit und Selbſtſtändigkeit des menſchlichen Geiſtes vereinigen, und gegen den Verdacht alles Materialiſtiſchen rechtfertigen?

Dieſer Frage liegt nun wieder folgende zum Grunde! Hängt die Beſchaffenheit des Gemüths oder der Seele vom Körper, oder hängt die Bildung des Körpers von der Seele, von dem geiſtigen Princip, ab? Erfahrung beweiſet allerdings eine wechſelſeitige Abhängigkeit. Die Seele entwickelt ſich, und nimmt ab mit dem Körper. Die Seele wirkt bald zur Vervollkommnung, bald zur Verſchlimmerung und Zerſtörung ihres Körpers.

Aber welches Princip iſt urſprünglich eher? Oder fällt hier alle Zeitvorſtellung weg? Sind beide Principien, das geiſtige und das körperliche, vielleicht unzertrennlich, vielleicht nur eins und daſſelbe, von verſchiedenen Seiten angeſehen? Muß nicht die Seele ſich nothwendig einen Körper bilden? Muß nicht das unendliche geiſtige Princip ſich nothwendig beſchränken, ſich ſelbſt und Andern in einer ſinnlichen individuellen Form erſcheinen? Dieſe ſinnliche körperliche Form wird nicht mit Freiheit und Bewußtſeyn urſprünglich gebildet Die Seele wird ſich derſelben erſt dann allmählich deutlich bewußt, wenn ſie ſich dieſelbe ſchon unbewußt und nothwendig gleichſam angebildet hat. Sie erſcheint ſich

noth-

nothwendig unter individuellen Beſtimmungen, welche nicht von ihrer Freiheit abhangen, aber doch in ihrem urſprünglichen Weſen gegründet ſind, und ihre Individualität ausmachen.

Das Individuelle läßt ſich nicht weiter erklären. Unbeantwortlich iſt die Frage: warum hat dieſer Menſch gerade dieſe angebornen eigenthümlichen Fähigkeiten und Neigungen, wo nicht der Art, doch dem Grade nach? Die Antwort: „weil er dieſe Gehirn- und Schädelbildung hat," würde nichts ſagen. Denn man würde die Frage wiederholen, und wiſſen wollen: warum und woher er gerade eine ſolche organiſche Bildung haben mußte? Uebrigens würde durch eine ſolche Antwort das Geiſtige materiellen Verhältniſſen unterworfen, folglich ſelbſt materialiſirt.

Könnte man vielleicht von der Galliſchen Schädellehre folgende höhere Anſicht nehmen? Die allgemeine ewige Vernunft organiſirt ſich gleichſam auf unendlich vielfache Art, ergießt ſich gleichſam in tauſenderlei Adern, zeigt ſich in den mannichfaltigſten Beſchränkungen. Das Geiſtige ſpiegelt ſich im Körperlichen auf unendlich verſchiedene Weiſe ab. Das Weſen bleibt immer daſſelbe; aber nach dem Naturlaufe erſcheint es in unendlich vielen Modifikationen. Die Naturgaben; welche von phyſiſchen Bedingungen abhangen, bilden ſich ſchon im Mutterleibe, und das Gehirn und ſein Einfluß auf die Schädelbildung ſind äußerliche Erſcheinungen oder Zeichen der urſprünglichen Fähigkeiten und Richtungen des lebendigen Geſchöpfs, und insbeſondere des Menſchen, welche, ſo wie ſie von Natur ſind, nicht von ſeiner

Vernunft und Freiheit abhangen, aber wohl in der Folge von ihm modificirt werden können. Der Menſch iſt auch ein organiſches Naturprodukt, und gleicht in vielen Stücken einer Pflanze. Er bildet ſich, wie ſie, als ein Ganzes; man kann nicht ſagen, in der Krone oder in den Blättern des Baumes liege der Grund ſeiner Eigenſchaften, ſondern dieſe gehören ſelbſt zu ſeinen Eigenſchaften, zu den unterſcheidenden Merkmalen, Kennzeichen und Entwickelungsarten ſeines Weſens. Das Gehirn iſt aber gleichſam der Keim oder die Wurzel, von wo aus ſich alles, was zunächſt die nächſte Sphäre und die ſinnlichen Bedingungen der Thätigkeit der Seele ausmacht, weiter entwickelt und bildet.

Alles Innere muß einem Aeußeren, alles Geiſtige einem Körperlichen entſprechen, und umgekehrt. Die menſchliche Seele wirkt unter gewiſſen äußeren materiellen Zeichen und Spuren ihrer Wirkſamkeit. Man kann die ſichtbaren und empfindbaren körperlichen Theile, welche gewiſſen Eigenſchaften, Zuſtänden und Richtungen des Gemüths entſprechen, Organe deſſelben nennen. Von ihnen hängt eine beſtimmte Thätigkeit gewiſſer Gemüthsvermögen ab. Dieſe hören auf, thätig zu ſeyn auf dieſe beſtimmte Weiſe, wenn dieſe Organe zerſtört oder zerrüttet werden. Sie ſind alſo Bedingungen, obgleich nicht Gründe ihrer Thätigkeit oder der Vermögen ſelbſt.

Kann man dem bloßen Gehirn Verrichtungen zuſchreiben, wie D. Gall thut? Wenn von ſolchen in Gall's Theorie die Rede iſt, ſo iſt nur vom belebten Gehirn die Rede, und es können nur ſolche Veränderungen damit gemeint werden, welche theils an und in dem Gehirne, theils von dem Gehirn aus wahrgenommen, oder doch nach der Analogie vorausgeſetzt werden. Allein es würde voreilig geurtheilt ſeyn, das bloße Gehirn ſelbſt zum Princip ſeiner Thätigkeiten und den von demſelben aus ſich weiter erſtreckenden Veränderungen und Einflüſſe zu machen. Vielmehr erſcheint das Gehirn, aus höherem Standpunkte, nur als Organ oder Werkzeug der Seelenverrichtungen und des phyſiologiſchen und intellektuellen Lebens. Man kann, dünkt mich, nur ſagen: das Gehirn gewährt im belebten Weſen die erſten deutlichſten Kennzeichen in ſeiner Größe und Bildung, in ſeinen näheren und entfernteren Einwirkungen auf alle andere Organe, von den äußern Bedingungen gewiſſer Fähigkeiten und Neigungen des Gemüths, und man kann aus dem Gehirn und der Schädelbildung, wie Beides im lebenden Weſen iſt oder war, deſſen ihm eigenthümliche Neigungen und Fähigkeiten abnehmen

Daß gewiſſe Vertiefungen oder Erhöhungen am Schädel durch das Gehirn bewirkt werden, mag der Anatom und Phyſiolog unterſuchen und beweiſen. Aber wie das Gehirn gerade ſo ſich ausdehne oder zurückziehe, und auf die es umgebende Subſtanz wirke, bedarf einer neuen Unterſuchung. Und es dürfte immer ein unerklärliches, geiſtiges, belebendes Princip den wunderbaren Richtungen des Gehirns zum Grunde gelegt werden müſſen.

Es mag ſeyn, daß mit Veränderungen und Eigenthümlichkeiten des Hirns und Schädels Veränderungen und Eigenheiten des Temperaments, des Naturells, des Charakters, beſondere Fähigkeiten und Neigungen, als Anlagen, nothwendig verbunden ſind, und daß ſich die letztern aus dem erſtern deutlicher, als aus andern Theilen des organiſchen Körpers, erkennen laſſen. Daraus folgt jedoch noch nicht, daß Gemüthseigenſchaften ganz allein im Hirn ihren Grund haben. Es folgt daraus bloß, daß das letztere Kennzeichen jener liefere, oder höchſtens, daß gewiſſe Gemüthsbeſtimmungen durch die Beſtimmungen des Hirns bedingt und veranlaßt ſind. Aber die urſprüngliche Beſchaffenheit und fernere Beſtimmung des Gehirns ſelbſt kann wohl ein höheres unſichtbares Princip haben.

Daß es (nach Gall) angeborne Fähigkeiten und Neigungen gebe, welche durch Erziehung und Unterricht weiter entwickelt und gebildet, aber nicht ganz ausgerottet werden können, iſt wohl nicht zu leugnen. Denn ſie bilden das individuelle Weſen des beſeelten Geſchöpfes. Die weitere Ausbildung hängt bei dem vernünftigen Geſchöpf von ſeiner inneren freien Selbſtbeſtimmung und von äußeren Umſtänden ab. Fähigkeiten und Neigungen alſo, als allgemeine Anlagen, ſind, wie mir ſcheint, freilich angeboren, nur wohl nicht in ihrer Beziehung auf beſtimmte empiriſche Gegenſtände. So beſitzt jeder Menſch von Natur Fähigkeit zu Erkenntniſſen, Neigung zum Angenehmen überhaupt. Doch läßt ſich auch wohl nicht leugnen, daß durch Abſtammung dem Menſchen manche hervorſtechende Fähigkeiten und Neigungen angeerbt werden. So hat es ganze Künſtlerfamilien gegeben; und ſo haben ſich auch wohl bösartige Eigenſchaften in Familien fortgepflanzt. Wollte man ſelbſt der Erziehung und dem

Einflüſſe günſtiger Umgebungen dort ihren Effekt einräumen, ſo bleibt doch immer noch auf die natürlichen Gaben etwas zu rechnen, bei welchen Unterricht und Bildung ſo gut anſchlagen. Auch iſt wohl nicht zu leugnen, daß mit der natürlichen Organiſation des Körpers ein gewiſſes Temperament prädiſponirt, und dadurch mehr oder weniger Empfänglichkeit für gewiſſe Vorſtellungen und Empfindungen, und ein Hang zu dieſem oder jenem Genuſſe vorbereitet werden könne. Das angeborne Temperament führt immer gewiſſe Fähigkeiten und Neigungen mit ſich. In dieſem Sinne könnte man wohl ſagen, daß dieſe ſelbſt angeboren wären.

Allein, was erſt durch Verbildung und Verwahrloſung, durch Mißbrauch der Vernunft entſteht, was bloße Ausartung iſt, ſollte man nicht, als dieſem oder jenem Individuum angeboren, der Natur aufbürden, wie mit dem Organ des Mordſinnes und des Hanges zum Stehlen bei Gall zu geſchehen ſcheint. Sollten ſich bei berüchtigten Mördern, Dieben und Räubern auszeichnende Schädel- und Geſichtsbildungen gefunden haben, wie ich nicht bezweifeln will: ſo läßt ſich dieſe Ankündigung des Innern durch das Aeußere vielleicht auf folgende Weiſe erklären:

Frühe Angewöhnung zu vernunft- und naturwidrigen Handlungen zeigt ihren Einfluß nicht ſelten auch in einer gewiſſen Entſtellung des Körpers, und beſonders des Kopfs, wo die Struktur ſo zart und empfänglich iſt. Das anfangs Flüſſige und Bewegliche wird endlich feſt und ſteif. Auch gebe ich zu, daß gewiſſe üble Organiſationen des Kopfs und ſchlimme Diſpoſitionen des Temperaments angeerbt ſeyn können, und nur einer höchſt aufmerkſamen, kraftvollen Erziehung weichen, und auch dem gewiſſenhafteſten Menſchen noch oft einen ſchweren Kampf verurſachen können.

Es läßt ſich wohl nicht leugnen, daß die Natur auf Uebereinſtimmung zwiſchen Innerem und Aeußerem hinarbeite, daß ſie auch in die äußeren Formen der Thiere und Menſchen etwas Charakteriſtiſches zu legen ſuche, welches bald vor ſchlimmen Eigenſchaften warnt, bald zu guten Zutrauen einflößt. Vielleicht war es eine Vorherbeſtimmung im Weltplane, daß ſo die Natur mit der Freiheit in der Regel harmoniren, daß meiſtentheils die ſchlimmen Charakterzüge ſich auch in widrigen Formen offenbaren ſollten. Kant iſt freilich nicht der Meinung des Sokrates, welcher in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele vermuthete. Er drückt ſich in ſeiner **Anthropologie**, S. 270., hierüber folgendermaßen aus:

„Nach der Analogie eines menſchlichen Künſtlers mit dem unerforſchlichen Schöpfer der Natur wäre es ungereimt, zu ſchließen: daß er etwa einer guten Seele auch einen ſchönen Leib werde beigegeben haben, um den Menſchen, den er ſchuf, bei andern Menſchen zu empfehlen und in Aufnahme zu bringen, oder auch umgekehrt, einen von dem Andern (durch das: Hic niger est, hunc tu Romane caveto) abgeſchreckt haben werde. Denn der Geſchmack, der einen bloß ſubjektiven Grund des Wohlgefallens oder Mißfallens eines Menſchen an dem andern (nach ihrer Schönheit oder Häßlichkeit) enthält, kann der Weisheit, welche objektiv

„das Daſeyn derſelben (der Menſchen) mit gewiſſen Naturbeſchaffenheiten zum Zweck hat (den wir ſchlechterdings „nicht einſehen können), nicht zur Richtſchnur dienen, um „dieſe zwei heterogenen Dinge, als in einem und demſelben Zweck vereinigt, im Menſchen anzunehmen.“

Uebrigens geſteht Kant (Anthropol. S. 255.) ſelbſt, daß Temperamente, die wir bloß der Seele beilegen, doch wohl insgeheim das Körperliche im Menſchen auch zur mitwirkenden Urſache haben mögen. Nimmt man nun, daß die mehr oder weniger gutartige Beſchaffenheit des Temperaments auch von der körperlichen Organiſation abhange, und ſich in ihr ausdrücke, ſo könnte doch wohl aus einer vortheilhaften Körperbildung mit einiger Wahrſcheinlichkeit eine, der gutartigen Stimmung der Seele günſtige Muthmaßung gezogen werden.

Daß das denkende und wollende Princip auf die körperliche Natur des Menſchen keinen unbedeutenden Einfluß habe, iſt bekannt. Man kennt die Wirkungen des Grams, die grau gewordenen, die ausfallenden Haare; man weiß, daß Glieder des Körpers, welche der Geiſt beſonders in Thätigkeit ſetzt, ſich vorzüglich entwickeln, u. d. gl. Ein ſolches Verhältniß der Seele zum Gehirn und Schädel hat daher Analogie für ſich.

Allein ſollte man nicht den Menſchen mehr als Ganzes anſehen? Der ſcharfe Abſchnitt zwiſchen Körper und Geiſt hat viel Schaden gebracht. Der Menſch iſt verkörperter Geiſt, oder vergeiſtigter Körper. Der Geiſt muß ſich ſelbſt erſcheinen, ſinnlich werden, individualiſiren; der Körper muß leben und Seelenorgan ſeyn, wenn das Ganze Menſch heißen ſoll. Wir kennen keine abgeſonderte Seele, wir kennen ſie nur, wie ſie ſich im organiſchen belebten Körper offenbart. Iſt nun die Seele ſelbſt, wie wir ſie in unſerm gegenwärtigen Leben kennen, das bewegende und bildende Princip der edelſten Theile des Körpers, ſo iſt es nichts Unbegreifliches, daß ſie ſich z. B. auch im Gehirn und in der Schädelbildung ausdrücke. Der Körper ſelbſt iſt nur die *Sphäre* der Seele für die gegenwärtigen Verhältniſſe, nur die Art, wie ſie ſich ſelbſt äußerlich ihrer als Menſch bewußt werden kann. Aeußere und innere Erſcheinungen aber hangen als Erſcheinungen, als Vorſtellungen, mit einander zuſammen.

Die Galliſche Theorie lehrt, die Fähigkeiten und Neigungen des Menſchen habén ihren *Sitz*, ihren *Grund* im Gehirn. Ich kann mit dieſen Ausdrücken nur folgenden ſtatthaften Gedanken verbinden. Das organiſche Weſen offenbart dem beobachtenden Phyſiologen und Anatomiker die körperlichen Kennzeichen ſeiner Fähigkeiten und Neigungen zunächſt und am unverkennbarſten in der Beſchaffenheit und verhältnißmäßigen Größe des Gehirns, und in der von deſſen lokaler Ausdehnung abhangenden Bildung des Schädels. Das Gehirn iſt zwar zum bloßen vegetirenden und animaliſchen Leben nicht unentbehrlich, wohl aber zu den ſinnlichbedingten Gemüthserregungen und Geiſtesthätigkeiten innerhalb den Erfahrungen des gegenwärtigen Daſeyns. Wenn das Gehirn verletzt wird, ſo leiden verhältnißmäßig die Gemüthsthätigkeiten Veränderungen in ihrer Ausbreitung und Richtung, in ihrer extenſiven und intenſiven Stärke, im organiſchen Zuſtande der gegenwärtigen Daſeynsperiode.

Allein, daß die Fähigkeiten und Neigungen im Gehirn ihren eigentlichen Grund haben, ſcheint zu viel geſagt. Das Gehirn iſt vielleicht nur eine Bedingung ihrer größeren oder geringeren, ſchnelleren oder langſameren, ſtärkeren oder ſchwächeren Thätigkeit. Man könnte auch umgekehrt annehmen, eine urſprünglich größere Geiſteskraft habe eine größere Menge von Gehirn zur Folge, oder doch zum begleitenden Zeichen. Kurz, das Aeußere, welchem zunächſt und am genaueſten das Innere von mit Gehirn begabten Thieren entſpricht, iſt das Gehirn. Dies Letztere aber iſt nichts für ſich, ſondern nur eine äußere Erſcheinung, eine Aeußerungsart des Innern für das Innere. Der Menſch ſchreibt ſich, als Erfahrungsweſen, nothwendig ein Gehirn zu, unterſcheidet ſich aber, dem Geiſte nach, von dieſem bloßen Objekte, das nur in Beziehung auf ſein empiriſches Denken und Anſchauen Etwas iſt.

Die Erfahrungen von dem gefährlichen und ſogar tödtlichen Einfluſſe der Gehirnverletzungen ſind nicht abzuſtreiten. Nur die in die Metaphyſik übergehende dogmatiſche Behauptung, etwas Materielles, bloß Objektives, eine bloße äußere Erſcheinung, das Gehirn, ſey Grund von etwas Subjektivem, Geiſtigem, Ueberſinnlichem, iſt nicht zu geſtatten, wegen ihrer Unhaltbarkeit und der aus ihr fließenden materialiſtiſchen Folgerungen für die Sterblichkeit der Seele.

„Wer den Natur-Urſachen nachgrübelt (ſagt Kant in der Vorrede zu ſeiner Anthropologie), worauf

z. B. das Erinnerungsvermögen beruhen möge, kann über die im Gehirn zurückbleibenden Spuren von Eindrücken, welche die erlittenen Empfindungen hinterlaſſen, (nach dem Carteſius) hin und her vernünfteln; muß aber dabei geſtehen: daß er in dieſem Spiele ſeiner Vorſtellungen bloßer Zuſchauer ſey, und die Natur machen laſſen müſſe, indem er die Gehirn-Nerven und Faſern nicht kennt, noch ſich auf die Handhabung derſelben zu ſeiner Abſicht verſteht; mithin alles theoretiſche Vernünfteln hierüber reiner Verluſt iſt.“

Deſſen ungeachtet ſtatuirt dieſer Philoſoph (S. 141.) die Möglichkeit eines verderblichen Einfluſſes einer körperlichen Verſchrobenheit der Seelenorgane in folgender Stelle.

„Die Frage: ob der Angeklagte bei ſeiner That im Beſitze ſeines natürlichen Verſtandes- und Beurtheilungsvermögens geweſen ſey, iſt gänzlich pſychologiſch; und obgleich körperliche Verſchrobenheit der Seelenorgane vielleicht wohl bisweilen die Urſache einer unnatürlichen Uebertretung des jedem Menſchen beiwohnenden Pflichtgeſetzes ſeyn möchte: ſo ſind die Aerzte und Phyſiologen überhaupt doch nicht ſo weit, um das Maſchinenweſen im Menſchen ſo tief einzuſehen, daß ſie die Anwandlung zu einer ſolchen Greuelthat daraus erklären, oder (ohne Anatomie des Körpers) ſie vorherſehen könnten; und eine gerichtliche Arzneikunde iſt, wenn es auf die Frage ankommt, ob der Gemüthszuſtand des Thäters Verrückung oder mit geſundem

Verſtande vorgenommene Entſchließung geweſen ſey, — Einmiſchung in fremdes Geſchäft, wovon der Richter nichts verſteht, wenigſtens es, als zu ſeinem Forum nicht gehörend, an eine andre Fakultät verweiſen muß,"

Was die Gall'ſche Theorie von den an der Schädelbildung bemerkten Organen, ſo weit dieſelbe bekannt iſt, betrift, vermißt man an ihr noch ſyſtematiſche Eintheilung. *Dann müßten folgende Organe zum Grunde gelegt werden,* nämlich Organe 1) des Erkenntniß- 2) des Gefühls- 3) des Begehrungsvermögens. Auch ſind die einzelnen angenommenen Organe noch nicht genug nach ihrer Verwandtſchaft klaſſificirt. So weit ich ſie aber aus Herrn Geh. Rath Mezgers Schrift über den menſchlichen Kopf, nebſt einigen Bemerkungen über D. Gall's Hirn- und Schädeltheorie (Königsberg 1803.) welche ich gerade vor mir liegen habe, aufnehmen kann, würden ſie ungefähr folgendermaßen, obwohl noch keineswegs ſtreng, ſich ordnen laſſen.

Zu den Organen des Erkenntnißvermögens würden gehören 1) die Organe der fünf äußern Sinne 2) das Organ der Beobachtung 3) das Organ der Einbildungskraft, 4) das Organ des Scharfſinns, 5) das Organ der Vorſichtigkeit und Urtheilsreife, 6) das Organ der Sagacität und des Witzes, 7) das Organ des Gedächtniſſes, 8) das Organ der zeichnenden und mechaniſchen Künſte.

Hier ſieht man leicht, wie verwandt manche Organe ſind. So würden die Organe der äußern Sinne und der Beobachtung an einander gränzen, ferner die Organe des

Scharfſinnes, der Vorſichtigkeit und Urtheilsreife zuſammengehören; die Organe der Sagacität, des Witzes, der Einbildungskraft und der zeichnenden Künſte mit einander in naher Verbindung ſtehen, wie etwan die Organe des Gedächtniſſes und der mechaniſchen Künſte. Es iſt die Frage, ob ſich nach den Beobachtungen des Herrn D. Gall dieſe Organe nicht noch mehr ſimplificiren und auf eine kleinere Zahl zurückführen ließen.

Zu den Organen des Gefühlvermögens würden gehören die Organe 1) der Reizbarkeit, 2) der Lebenskraft, 3) des Muths, 4) des Stolzes, der Eitelkeit und des Ehrgeizes, 5) der Güte und Sanftmuth, 6) der Muſik, 7) der Religioſität und Theoſophie.

Zu den Organen des Begehrungsvermögens würde man zählen müſſen die Organe 1) der Zeugungskraft, 2) der reinen Liebe, 3) der Freigebigkeit, 4) der Feſtigkeit und Beharrlichkeit, 5) des Neides, 6) der Liſt und des Hanges zu ſtehlen.

Sollte nicht das Organ der Einbildungskraft das Grundorgan der ſchönen Künſte ſeyn, und in die Zweige der Organe für die einzelnen ſchönen Künſte übergehen? Auch findet ſich nach Gall, das Organ der zeichnenden Künſte höher im Stirnbein hinauf zwiſchen dem Organe der Muſik und dem des Gedächtniſſes; das Organ der Einbildungskraft in der Mitte des Stirnbeines.

Wie läßt ſich aber in der Gallſchen Theorie ein Organ des Mordſinnes und des Hanges zu ſtehlen, bei manchen Menſchen teleologiſch rechtfertigen? Giebt es vielleicht Organe, die nur durch Ausartung oder widernatürliche Richtung der Thätigkeit aus an ſich zweckmäßigen Organen entſtehen?

Daß Fähigkeiten und Neigungen, theils von einander, theils unter einander verſchieden ſind, iſt dem Herrn D. Gall nicht abzuſtreiten; nicht ſo ganz, daß ſie von einander unabhängig ſind. Wo viel Fähigkeit von Natur iſt, findet ſich gewöhnlich auch viel Neigung. Nur verkennt man oft ſeine wahre Fähigkeit, und vergreift ſich nicht ſelten in der Wahl ihrer Gegenſtände. Oft aber bleibt die urſprünglich der Fähigkeit entſprechende Neigung, wenn die erſtere ſchon wider die Natur verdorben, entſtellt oder geſchwächt iſt. Selten fühlt man zu Etwas wahrhafte ſtarke Neigung, wozu alle Fähigkeit fehlt. Bloße Launen und Einfälle, bloßes Gelüſten darf man nicht mit anhaltender Neigung verwechſeln.

Es giebt aber, wie mir ſcheint, viel Zuſammenhang unter Neigung und Fähigkeit, Trieb und Kraft, Begierde und Luſt, unter der Richtung des Begehrens, und unter der Anlage es zu befriedigen, unter Thätigkeit und Empfänglichkeit. Auch Fähigkeiten ſtehen mit einander eben ſo oft in naher Verwandtſchaft, als Neigungen, in Rückſicht der Erkenntnißkräfte, welche dabei im Spiele ſind, z. B. Stolz und Herrſchſucht, Liebe und Schönheitsſinn, Neid und Schadenfreude, Leichtſinn und Ueppigkeit, u. ſ. f.

Daß übrigens eine Fähigkeit durch Uebermaaß die andre zurückhalten, eine Neigung, eine Leidenſchaft der andern Abbruch thun können, iſt bekannt.

Folgt aber aus der Verſchiedenheit und Unabhängigkeit der Fähigkeiten und Neigungen unter einander, daß ſie ihren Sitz in verſchiedenen und von einander unabhängigen Theilen und Stellen des Hirns und Schädels haben müſſen? Man könnte ſagen, nach der Analogie mit den verſchiedenen Vermögen der ſinnlichen Wahrnehmung, mit den Sinnen und Sinnwerkzeugen des Gehörs, Geſichts u. ſ. f. Aber der Ausdruck: „ſie haben ihren Sitz da,“ iſt unbequem, und verträgt ſich nicht wohl mit dem Begriff von geiſtigen Thätigkeiten.

C. F. Michaelis.

V.

Heiligen-Geſpräche.

3.

Inquiſition gegen den Atheismus.

St. Peter. St. Paul. St. Markus. St. Katharina (die Patronin der Philoſophen)

St. Peter. Da du, meine liebe Katharina, als Freundin der Philoſophie bekannt, und als die alte und allgemeine Patronin der Philoſophen ohnehin für alle Meinungen und Lehrſätze der Letzteren implicite verantwortlich biſt: ſo haben wir dich vor einen engern Ausſchuß unſers geiſtlichen Rathes berufen, damit du dich gegen jene heilloſen atheiſtiſchen Prinzipien verantworten mögeſt, die dein Anſehn dermalen unter deinen Freunden auf der Erde protegiret. Dies hat uns um ſo nöthiger geſchienen, da zu beſorgen iſt, du werdeſt bei Gelegenheit deiner Vorleſungen, die du einigen Liebhabern hier oben privatissime zu halten gedenkeſt, den Samen dieſes Unkrautes auch über den heiligen Boden des Himmels ausſtreuen. Denn wer weiß es nicht, daß uns — nach dem löblichen Beiſpiele einiger Conſiſtorien auf der Erde — gar ſehr daran gelegen ſeyn muß, dergleichen gefährliche Grundſätze auf Leben und Tod auszurotten, da unſer Intereſſe durch eine ſogenannte Vernunftreligion am meiſten gefährdet wird. Oder ſage mir, wer wird uns ferner noch Opfer bringen, unſere Bilder mit andächtigen Seufzern, Blicken und Küſſen verehren, ja nur die Kappe vor ihnen rücken, wenn Gott ſelbſt endlich noch aus dem Himmel und aus den Kirchen geleugnet, oder, was daſſelbe iſt, durch irgend eine frevelhafte philoſophiſche Umbildung, oder gar Entbildung, aus der alten traulichen Verbindung mit uns geriſſen wird? Werden wir dann nicht erſcheinen, gleich traurigen Emigranten, die ihren König verloren haben, verarmt und unſcheinbar, halb zum Bedauern, halb zum Geſpötte der Welt? Welche Epoke für Heilige! — Rede alſo, und lege ein deutliches Glaubensbekenntniß vor unſern Augen ab, damit wir erkennen, ob wir in deiner Perſon eine treuloſe Atheiſtin zu verdammen, oder eine gute gottſelige Heilige zu verehren haben? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mir's dann noch immer bevorhalte, zuletzt ein unfehlbares Wort zu ſprechen.

St. Katharina. So erlaubet mir denn, daß ich meine Apologie kurz faſſe. Vors erſte könnte ich ſagen: ich bin die Patronin der Philoſophie; als *heilige* Patronin kann ich, meiner Natur nach, nur das Heilige und Ewigwahre jeder Philoſophie protegiren. Was gehn mich aber die Grillen und Ausſchweifungen dieſer Leute an, die ſich Philoſophen nennen? Das verhüte der Himmel, daß ich alle Narrheiten dieſer produktiven Geiſter zu verantworten hätte! Denn wenn es keinem einzigen unter ihnen bisher noch gelungen, eine wirklich bleibende, wahre und heilige Philoſophie zu lehren, ſo liegt der Fehler nicht an mir, ſondern an dem tiefen Fluge dieſer Seelen, die ſich zur Höhe und Reinheit meiner Eingebungen — noch nicht erheben können. Dies und dergleichen könnte ich antworten, wollte ich nach Art manches neuern Philoſophen euch abfertigen. Aber laßt mich aufrichtiger ſeyn, und geſtehen, daß ich über manchen Punkt ſeit undenklicher Zeit — ja ſelbſt auch im Himmel — nicht viel klüger geworden bin, als meine armen Freunde unten; nur mit dem Unterſchiede vielleicht, daß ich dies weiß, gern geſtehe, und gleichwohl im Nachforſchen nicht ermüde. Warum man mich gerade zur Patronin der Philoſophie gemacht — wenn es nicht um jenes ganz negativen Verdienſtes willen, oder, welches am wahrſcheinlichſten iſt, durch die ſonderbar kombinirende Galanterie jener Zeit geſchehen wäre — weiß ich nicht. Philoſophie und Kirchenheiligkeit vertragen ſich übel, und in meinem Geſchlechte liegt doch wohl kein wahrſcheinlicher Grund zu einer Patronenſchaft der Art, da Schönheit und Liebe an uns bekanntlich wohl Kunſtbegeiſterung, nie aber Begeiſterung zur Philoſophie einflößen — es müßte denn ſeyn, daß die Schöne zugleich eine Krone trüge *).

St. Peter. Gut geſagt; aber ſcheint es doch, meine artige Philoſophin, als wollteſt du mit allen dieſen ſchönen Wendungen uns über die eigentliche Frage nur aus den Händen entſchlüpfen? Darum erkläre dich kathego-

---

*) Chriſtine.

riſch, wie in einer Beichte, damit dir die Abſolution zu Theile werde.

St. **Paul.** Sprich deine Ueberzeugung klar aus. Du ſchaueſt jetzt nicht mehr durch einen Spiegel im Dunkeln, ſondern von Angeſicht zu Angeſicht!

St. **Katharina.** Ein Mann, ein Wort, St. Paul!

St. **Paul** (vor ſich.) Eine verzweifelte Hexe! (zu Katharinen.) Nichts leichter! Denn — denn (er huſtet heftig.) wer weiß nicht —

St. **Markus.** Daß er nichts weiß? Bravo! Der kürzeſte, ſokratiſche Weg, den Fragenden — abzuführen.

St. **Paul.** Keineswegs. Die Sache iſt klar. — Doch, was ſinne ich auf eine Frage, deren Beantwortung von Gerichts wegen mir nicht aufgegeben iſt? Ich ſelbſt ſitze hier zu Rathe, habe zu beurtheilen und zu richten; nicht zu antworten, und mich oder dich zu vertheidigen, meine naſeweiſe Philoſophin.

St. **Markus.** Braviſſimo, Herr Bruder! Aber geſetzt auch, man wollte dich gegen Recht und Billigkeit einmal wegen deines unſchuldigen „Spiegels und Schauens von Angeſicht zu Angeſicht" in philoſophiſchen Anſpruch nehmen: ſo ſollteſt du dir für deine Ehre, bei meinem Barte! nicht bange ſeyn laſſen. Ich ſetze meinen Heiligenſchein daran, daß ich dich, nach Art der neueſten Theologen, mit Hülfe einer gewiſſen philoſophiſchen Auslegungskunſt, aus deiner Verlegenheit, ſo wie aus deinem dunkeln Bilde glücklich herausexegetiſiren wollte. In der That, hätten wir damals auf eine ſo gefällige und höchſt liberale Exegeſe rechnen können, wir hätten in unſern Schriften noch weit mehr wagen dürfen!

St. Peter. Ich lobe mir den wörtlichen Verſtand!

St. Markus. Verſteht ſich, wenn — *Verſtand* im Worte iſt.

St. Katharina. Ohne Bild und Kommentar! Was ihr von mir zu wiſſen verlangt, iſt nur eine Frage für *Menſchen*, und kann nur *für* Menſchen beantwortet werden. Vergeſſen dies manche meiner Freunde unten, die Philoſophen, ſo thun ſie daran ſehr Unrecht, wofern ſie es anders mit Fleiß vergeſſen — wie es denn in der That zuweilen den Schein hat. Der Menſch lebt, was das Höchſte für ihn betrifft, nur in *Bildern*, an denen ſich ſein Geiſt gläubig aufrichtet und veredelt. Das *an ſich* iſt — nichts für ihn; und wohl ihm, wenn er über ſeine Bilderwelt nie hinausſtreben zu müſſen glaubt. Sein Bild wird ſtets ſo beſchaffen ſeyn, wie ſein individuelles Ich es *bedarf*, und wie er ſelbſt im Innerſten beſchaffen, wird auch ſein Gebilde ſeyn. Und hiermit habt ihr nun, wie es ſich für eine philoſophiſche Beichte gebührt, ganz, kurz und klar, was ich ſelbſt über jenen dunkeln Gegenſtand zu wiſſen glaube.

St. Peter. Sonach wäreſt du mit St. Paul einig, was den „Spiegel im Dunkeln" betrifft? Wenigſtens wäre es mir lieb, wenn deine Erklärung mit der heil. Schrift übereinkäme.

St. Katharina. Mit deiner Erlaubniß! Wenn es wahr iſt, daß jedes Individuum der Menſchengattung *das* Gottesbild im Herzen trägt, deſſen es bedarf, um ſich auf ſeinem Standpunkte an demſelben zu erheben; wenn es wahr iſt, daß das an ſich für den Menſchen, als ſolchen, keine Bedeutung hat: ſo beſitzt der Menſch über dieſen Punkt in der That eine gar helle innere Anſchauung, und der dunkle Spiegel —

St. Markus. Verwandelt ſich zuletzt noch gar in einen falſchen Spiegel! Aber gieb Acht, meine gute Philoſophin, daß du uns mit deinem hellen, ganz nahe beſehen, nicht etwa gar nur einen — Vexierſpiegel in die Hände geſpielt haſt, worin, anſtatt ihr Beſtes zu ſchauen, die Menſchen gerade nur ihr Schlimmſtes, Mißrathenſtes — ihre Vorurtheile, Thorheiten, Grillen und Schwächen erblicken. Durchblättert man die Bücher der Philoſophen, wird man oft verſucht, deinen Spiegel für einen der letztern Art anzuſehn.

St. Katharina. Mag ſeyn! Dem Philoſophen bleibt das Nächſte und Deutlichſte aufzufaſſen immer am ſchwerſten, und die unfreiwilligen Verirrungen deſſelben in dem Labyrinthe der Spekulation ſtören den eignen Glauben ſeines Herzens in der Regel gar nicht, wie denn überhaupt weder Glaube noch Unglaube aus der Philoſophie herfließen — und von dem Glauben iſt doch wohl allein die Rede. Wozu demnach philoſophiſche Meinungen über dieſen Punkt in Inquiſition ziehen? Scheint es doch, als habe man ſelbſt bei einem ſolchen Gerichte mehr eine ſtehende Meinung vor Augen, als den Glauben! Aber dieſer gehört, ſeiner Seits, ſchlechterdings vor kein Gericht, und antwortet keinem Gerichte, da er von keinem ſtehenden

Dogma herrühret, ſondern der Athem Gottes ſelbſt in dem menſchlichen Herzen iſt.

St. Peter. Ich begreife dich nicht ſonderlich; antworte mir demnach mit dürren Worten: ſoll man an Gott glauben, und zwar auf die Weiſe, wie ihn die Kirche vorſtellt? —

St. Katharina. Ohne Zweifel ſoll man an Gott glauben, wie man an Gott glauben kann, d. h wie man wirklich an ihn glaubt. Denn außerdem glaubt man gar nicht an ihn.

St. Peter. Das heißt doch wohl: man ſoll an Gott glauben, wie die Heerde der Gläubigen, deren Hirt ich zu ſeyn die Ehre habe, an ihn glaubt? Und wer auf dieſe Art nicht glaubt, iſt ein — Atheiſt. — Ganz recht! — Fahre denn hin in Frieden, liebe Heilige; und, bei Gefahr meines Bannblitzes, zeihe dich hinfort Niemand des Atheismus!

St. Paul (zu St. Markus.) Und was ſagſt denn du zu Apologie und Abſolution, Herr Bruder?

St. Markus. Ich bin mit beiden zufrieden, und möchte nur wünſchen, daß alle philoſophiſchen Apologieen über dieſen Gegenſtand ein ähnliches Ende nähmen, zur ernſthaften — Befriedigung des Abſolvirenden, und zum — Lachen des Abſolvirten.

4.

Der Himmel.

St. Peter. St. Katharina.

St. Katharina. Du haſt mich durch einen Engel hieher berufen laſſen, Apoſtelfürſt! Was iſt dein Wille?

St. Peter. Eine weitere philoſophiſche Unterhaltung mit dir, liebe Katharina. Dein Syſtem gefällt mir immer mehr, je länger ich darüber nachdenke. Denn von ſchönen Lippen entlehnt die ſtrenge Wahrheit ſelbſt einen gefälligen Reiz. Ich wünſchte daher, von Zeit zu Zeit ein Stündchen unter vier Augen mit dir zu philoſophiren, um ſo mehr, da — in gegenwärtigen harten Zeitläuften die Kraft der Philoſophie auch mir vorzüglich noth zu thun anfängt.

St. Katharina. Wohl! Ueber welche Materie wünſcheſt du mit mir zu philoſophiren?

St. Peter. Dir ſey die Wahl überlaſſen, Kleine!

St. Katharina. Etwa über das Recht der Vernunft und des eigenen Gefühls in Glaubensſachen?

St. Peter. Laß das für heute, meine Beſte! Außerdem, wie dir wohl bekannt ſeyn wird, iſt dies alles bereits feſtgeſetzt.

St. Katharina. Vielleicht philoſophirſt du lieber über die Täuſchungen in der Religion, über Wunder, Aberglauben und dergleichen?

St. Peter. Auch dies laß uns für diesmal auf der Seite liegen.

St. Katharina. Oder über die ſittlichen Vortheile, die aus den Säkulariſationen für das Menſchengeſchlecht entſpringen?

St. Peter (ſeufzend.) Dieſe unglückliche Materie ſchmerzt mich, wie eine noch halb offene Wunde an meinem Herzen. Laß uns lieber über den uns nächſten und liebſten Gegenſtand — über den Himmel ſelbſt — ein wenig philoſophiren, von dem ſchon die Menſchen ſo viel Schönes zu ſagen wiſſen. Was denkſt du von dem Himmel und ſeinen Seligkeiten?

St Katharina. Was die Vorſtellung des Menſchen von dem Himmel betrifft, ſo iſt dieſe nichts anders, als eine gemeinhin bloß ſinnliche Anſchauung, oder beſſer, ein von dieſer Anſchauung begleitetes ſeliges Vorgefühl eines Zuſtandes der Freiheit nach dem Erdenleben, ein Gefühl, das dem ähnlich iſt, das in der Bruſt eines Gefangenen bei dem Gedanken an ſeine Befreiung aufſteigt. Und hier gilt wieder der Satz: jeder Menſch hat ſeinen eigenen Himmel nach ſeinem eigenen höhern oder niedern, mehr oder minder veredelten Bedürfniß.

St. Peter. So gäbe es dann wieder ſo viele Himmel, als Menſchen? Sonderbar genug!

St. Katharina. So viele anders modificirte Bilder eines und deſſelben ewigen und wahren Himmels. Der wahre und einige Himmel giebt ſelbſt kein Bild für den Menſchen, und demnach auch keinen Begriff. Zwar erhebt er ſein Bild immer höher zu jenem einigen und wahren Himmel, der aber gleichwohl für ihn auch nur im Gedanken menſchlich unerreichbar bleibt.

St. Peter. Aber erreicht ihn denn nicht wenigſtens der Philoſoph, der ſich dieſes Erreichen ja gerade zum Ziele ſetzt, wie mich dünkt?

St. Katharina. Auch der Philoſoph bleibt auf dem Wege des Strebens über dieſen erhabenen Gegenſtand, nur, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in einer größern Sonnennähe.

St. Peter. So bliebe es denn dabei, daß wir Heiligen nur allein den Himmel, in dem wir wohnen, vollkommen erkennen und begreifen!

St. Katharina. Ich denke, jeder Hingeſchiedene ſo gut, als wir.

St. Peter. Ey! das geht ja ſchnurſtracks gegen den Glauben, meine Liebe. Faſſe dich! du haſt dich wohl nur etwas falſch ausgedrückt.

St. Katharina. Mit nichten! Es müßte denn dies ſeyn, daß ich hier vom Begreifen menſchlicher Weiſe geſprochen.

St. Peter. Wie? Sonach begriffen wir hier oben etwa den Himmel eben ſo wenig wahrhaft, als der Menſch?

St. Katharina. Wir leben in ihm -- aber das Begreifen iſt unſere Sache nicht; es iſt in einem gewiſſen Sinne nur Sache des Menſchen, und ſein höchſter Begriff iſt ſelbſt etwas ganz Unmögliches, das lediglich als Leben und Zuſtand eintreten kann.

St. Peter. Immer paradoxer! Faſt ſcheinſt du zu glauben, als hätten wir Heiligen auf der Erde oder vielmehr in der Erde unſern — Verſtand zurückgelaſſen?

St. Katharina. Mit andern menſchlichen Unvollkommenheiten mehr. Unſer Leben iſt Anſchauung, und unſre Anſchauung iſt Leben. Unſer altes Individuum hat aufgehört; wir leben im Ganzen mit der Anſchauung des Ganzen, da wir ſonſt mehr in der Anſchauung und Empfindung unſers ſehr beſchränkten Ichs lebten — dies und nichts anders iſt unſer jetziger Zuſtand; der geprieſene Himmel und Gott weiß, wie durch welches Wunder wir beide in dieſem Augenblicke dazu kommen, ſo individuell und menſchlich mit einander davon zu ſprechen, wenn es nicht darum wäre, damit wir es ſprechen? Aber wie geſagt, dieſer Zuſtand iſt keine Vorſtellung für den Menſchen, der jenen ſich nach der Eingeſchränktheit ſeines ſinnlichen und irdiſchen Zuſtandes abbildet. Und auf dieſem Wege entſteht denn, wie ich ebenfalls bemerkt habe, jedem ſein eigner Himmel, dem Grobſinnlichen ein Himmel mit Speiſ' und Trank in geiſtloſer unthätiger Schwelgerei — ein Leben wie im Schlaraffenlande, da Einem, wie es heißt, die gebratenen Tauben in den Mund fliegen; — dem Verfeinerten, ein Himmel mit feinen Genüſſen der Einbildungskraft; dem Philoſophen, ein Himmel im reinen Genuſſe des Wahren und Vollkommenſten in der Idee. Kurz, jeder ſetzt und findet in ſeinem Himmel, was er ſelbſt am meiſten liebt, und wohin ſich ſein höchſtes Beſtreben richtet, nach dem

Beiſpiele jener beiden Mondbeſchauer, einer Dame und eines Geiſtlichen, von denen die Erſte durch den Tubus im Monde ein zärtliches Paar Verliebter, der Prieſter ſeiner Seits einen Kirchthurm entdeckt haben wollte.

St. Peter. Aber in welchen Himmel kommen denn nun eigentlich wir ſelbſt nach dieſer ſonderbaren Klaſſifikation zu ſtehen. Wie phantaſiren ſich dieſe Menſchen insbeſondere den Apoſtelfürſten, meine eigene Perſon? Denn ich gehöre doch einmal unumgänglich zu jedem Himmel, als Primas und Einlaſſer? — Einige werden mich ihrer Einbildungskraft als einen großen diamantenen Fels darſtellen, auf dem die Kirche ruht; andere als einen Großfürſten im prächtigſten Ornate, andre wieder als das eigentliche und ewige Oberhaupt der Kirche, die dreifache Krone auf dem Haupte, mit Engeln rings umgeben, u. ſ. w.

St. Katharina. Nicht, daß ich wüßte! Auf dem Bilde, das man in alten Kirchen von dir erblickt, erſcheinſt du gewöhnlich als ein ältlicher Mann, mit ziemlich derben fiſchermäßigen Knochen, eine große Glatze auf dem Kopfe, einige vergoldete Schlüſſel in der Hand, und ſtatt der dienſtbaren Engel einen — immer krähenden Gakelhahn zur Seite. Und dies ſcheint auch in der That die gewöhnliche ſinnliche Vorſtellung zu ſeyn, die ſich die Menſchen von dir machen.

St. Peter (vor ſich.) Der verwünſchte Hahn! (zu Katharinen) Welch ein häßliches, höchſt unwürdiges Bild!

St. Katharina. Man ſchien in der letztern Zeit ſelbſt einen Fehler daran zu bemerken und ihn korrigiren zu wollen, indem man dir, als dem geiſtlichen Oberhaupte der Kirche, nur noch einen Schlüſſel in die Hand gab, und den andern, der den Schein gegeben, als habe der Himmel zwei Thüren, — eine große und einen — Schlupfwinkel — zur Sicherſtellung deiner Ehre gänzlich von dir entfernte.

St. Peter. Sehr reſpektabel von mir gedacht. (vor ſich) Verdammt ſeyen ſie alle für die unerbetene Ehre! — Sage mir, welches iſt denn nun aber das Bild, welches ſich der edlere Theil der Erdenbewohner von mir und dem Himmel entwirft, dem ich vorzuſtehen die Ehre habe? Wie denken ſich ungewöhnliche Leute mich und ihn?

St. Katharina. Was die mehr verfeinerte und kultivirte Klaſſe betrifft, ſo hält ſie ſich faſt die Naſe vor deinem Himmel zu, nennt ihn den Himmel der katholiſchen Bauern und mancherlei zweideutigen und ſchmutzigen Geſindels, und affektiret einen herzlichen Widerwillen gegen ihn und ſeine geprieſenen Seligkeiten. Dich ſelbſt, als berühmten Thürwärter dieſes Himmels, ſtellen ſie ſich als einen ſehr eigennützigen verſchmitzten Pedanten, mit einer Jeſuiten-Kappe auf dem Kopfe, und einem ungeheuren Opferſtocke an deiner Seite vor.

St. Peter. O, böſe verdorbene Welt! Ich werde ſchon meine Ehre bei den wenig Vernünftigen und Aufgeklärten unten ſuchen müſſen.

St. Katharina. In der That, dieſe denken im Vergleich mit jenen noch am billigſten. Sie ſtellen ſich den päbſtlichen Himmel, ſammt allem was er enthält, als ein einträgliches und übrigens ſehr wohl erſonnenes — Mährchen der römiſchen Politik vor, den ſchwärmeriſcher Aberglauben eines rohen Zeitalters erzählt, und durch einen langen Glauben geheiliget, das aber, was die erhebende Kraft und Schönheit betrifft, weit, gar weit hinter dem viel erhabnern und ſchönern Mythos der Heiden zurückſtehe.

St. Peter. Ich bitte dich, halte ein, wofern du mich nicht völlig um Sinn und Verſtand bringen willſt! Denn ich weiß zuletzt wahrhaftig ſelbſt nicht mehr recht, wer und was ich bin, und wo ich bin?

VI.

Poſtſcripte.

4.

Landſtreicher ꝛc.

Lichtenberg in ſeiner Vertheidigung zweier getaufter Juden läßt ſich über das Wort Landſtreicher aus, und vernichtet es, als Schimpfwort. Da es aber einmal da iſt, ſo wollen wir es durch Analogie benutzen, eine Lücke im Wörterbuche großer Städte auszufüllen. Wie ſoll man einen Menſchen nennen, der nichts zu thun hat, faſt nie zu Hauſe iſt, von einem Kaffeehauſe zum andern, von einem Spectakel zum andern läuft, und täglich in allen Revieren der Stadt zu finden iſt? — Pflaſtertreter hat andre Nebenideen. Alſo — Stadtſtreicher, ganz ad analogiam von Landſtreicher.

(Man hat ſogar ſchon die Engel in Klopſtocks Meſſias, wegen ihres müßigen Umherziehens auf den Sternen, Sterneſtreicher nennen wollen.)

* * *

5.

Allgemein.

Man ſtreitet, wie es heißt, welche Literaturzeitung die allgemeine heißen ſolle.

Man weiß, daß in der Sprache der kritiſchen Philoſophie die Wörter allgemein und nothwendig als Synonymen gebraucht werden; könnte ſich nun nicht die eine oder die andre dieſer Zeitungen die Nothwendige nennen? Es würde dies nicht eben mehr bedeuten, als bisher das Wort: allgemein bedeutete.

* *

6.

Es ſpricht ſich aus.

Neulich iſt erſt ein Mann geſtorben, der bis an ſeinen Tod gegen das Wort Entſprechen proteſtirte, indeß dieſes Wort ganz ruhig ſein unverlierbares Bürgerrecht ſchon längſt gewonnen hatte. Jezt giebt es andre, die ſich eben ſo gegen den Ausdruck: Es ſpricht ſich aus z. E. ein Kunſtwerk, auflehnen, und immer, und immer, und unabläßig, und unermüdlich mit dieſer Redeformel ihren Spaß treiben.

Fragt ſich, was ſpricht ſich in dieſem Spaße aus? Etwa eine große Geiſtesarmuth?

K.

7.

Die lebende Todte.

In der N. A. D. B., Band 80. St. 2. S. 497, hebt ſich die Recenſion von der Schrift: Encyklopädie für die weibliche Jugend (Prag 1802), folgendergeſtalt an:

„Wir wiſſen nicht, warum dieſe Schrift, die der ſchon längſt verſtorbenen Maria Thereſia gewidmet iſt, ſo ſpät (1802!) erſcheint. Wir wollen doch nicht hoffen, daß hier nur bloß um ein altes Buch ein andrer Titel geſchlagen worden ꝛc.“

Alle dieſe Sorgen hebt aufs kräftigſte das erſte beſte genealogiſche Verzeichniß vom letzten Jahre, wo man unter den jetzt lebenden hohen Familien die römiſche Kaiſerin Maria Thereſia klar und deutlich finden wird. Iſt denn die verſtorbene Kaiſerin, Maria Thereſia die Einzige?

M—f.

8.

Praeſcript.

In der Theatergeſchichte von Berlin vom Jahre 1781 heißt es S. 215, in Bezug auf den in der Eunomia (vorig. Jahrg. Sept. S. 242. f.) gemachten Vorſchlag alſo:

„Noch immer giebt's kein Deutſches Theater, durch deſſen Sorgfalt man eine wohleingerichtete Erziehungsanſtalt oder Pflanzſchule für die Kunſt, imgleichen eine auf ſoliden Grundſätzen errichtete Akademie zu Ausbildung der Künſtler aufweiſen könnte. — — Wie ruhmvoll für Berlin, wenn es ſich für zwei ſo nützliche Künſtler-Inſtitute intereſſiren, und dadurch ſowohl für die Aufnahme der Bühne, als für die Aufrechthaltung des guten Geſchmacks in ſpäteren Zeiten Sorgfalt bezeigen wollte! — Gründlicher Unterricht in der Theorie, mit der Anweiſung zu allen für den theatraliſchen Künſtler erforderlichen Ne-

> benwiſſenſchaften vereinigt, die das Augenmerk des Erziehungsinſtituts ſeyn würde, könnte folglich zur Baſis der Akademie dienen ꝛc.“

Vielleicht macht jemand nach einigen zwanzig Jahren den Vorſchlag wieder, und beruft ſich dabei darauf, daß er in früheren Zeiten ſchon zweimal gemacht worden.

* * * *

9.

Man ſpottet oft der Dichter, die die Kraft des Rebenſaftes beim Waſſerkruge beſingen. — Dies kann man am beſten beim Weinkruge, nehmlich das Spotten; aber nur den Dichter, dem die Gabe des Bacchus eine ſeltne Göttergabe iſt, kann Apoll zu einem Liede über die Gottheit ſeines Bruders begeiſtern, nicht den, der als Prieſter in fremden Tempeln wohnt.

M.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

März 1804.

I.

Vittorio Alfieri von Aſti.

(Beſchluß.)

Alfieri hatte ſich alſo in ſich ſelbſt zum Brutus aller Cäſarn konſtituirt. Um als ein ſolcher ſeine Rolle zu ſpielen, mußte er auf ein Mittel bedacht ſeyn, ſeine Geſinnungen dem großen Haufen einzuimpfen. Mit ſich ſelbſt war er darüber einig geworden, daß dies in unſern Zeiten nur durch Schriftſtellerei geſchehen könne. Da aber nicht jede Schriftſtellerei die erwünſchte Wirkung hervorbringt, und da er, alles gehörig überlegt, ſelbſt als Schriftſteller noch mit groſſen Hinderniſſen zu kämpfen hatte: ſo wählte er die dramatiſche Form, als die am meiſten günſtige. Hergebracht war es, zur Erzeugung großer Eindrücke fürſtliche Perſonen auf das Theater zu bringen; hergebracht war es ferner, von allen fürſtlichen Handlungen nur ſolche darzuſtellen, welche ein großes Schickſal in ſich ſchließen, das ſich auf eine tragiſche Weiſe endigt. Beides ließ ſich vortrefflich benutzen, die Herrſcher und Tyrannen, als nothwendig unmoraliſch in ſich ſelbſt, der Verachtung und dem Haſſe preis zu geben; und Alfieri benutzte es ausſchließend zu dieſem Endzweck.

Dem Auge des Philoſophen erſcheint der Fürſt mehr als ein Abſtrakt, denn als eine moraliſche Perſon; der Philoſoph betrachtet die Staatsgeſellſchaft als ein Ganzes, das eines Beſchränkers ſeiner Kraft bedarf. In dieſem Lichte geſehen, erſcheinen die Handlungen der Fürſten, als eben ſo viel Bemühungen, das Ganze der Geſellſchaft zuſammenzuhalten, und die eigene (perſönliche) Kraft durch die Kraft dieſes Ganzen zu vermehren. Dieſe Handlungen ſind vielleicht nicht rechter Art; allein, es mag ſich damit verhalten, wie es wolle, ſo kommt dabei weit mehr die Einſicht, als die eigentliche Moralität in Betrachtung, ſo daß Handlungen, welche von Seiten der erſteren gerechtfertigt ſind, durchaus nicht weiter vor das Tribunal der letzteren gehören. Ob Fürſten ſich ſelbſt mehr als Abſtrakte oder moraliſche Perſonen betrachten, geht den Philoſophen nichts an; genug, wenn ſie als Abſtrakte handeln und zu ihren Zwecken die wirkſamſten Mittel wählen. Mit einem Wort: der Philoſoph ſetzt die Einſicht über die Moralität, oder vielmehr er findet die Moralität in der Einſicht wieder, ſo oft von den Handlungen der Fürſten die Rede iſt. Der Privatmann im Fürſten kann bei ihm in keine Betrachtung kommen, da die öffentliche Perſon allein den Ausſchlag giebt.

Nicht ſo der Dichter, wenn er zu politiſiren beginnt. Für ihn iſt die Welt eine Welt der Ideen, nicht der Verhältniſſe. Die Geſellſchaft ſoll gerade das ſeyn, was er aus ihr machen, oder wenigſtens in ihr erblicken möchte. Verhaßt iſt ihm alſo alles, was gerade dieſe Geſtalt der Dinge verhindert. Die Gewalt mag in ſich ſelbſt noch ſo nothwendig ſeyn, um die Geſellſchaft zuſammen zu halten; die unumſchränkte Gewalt mag ſogar das beſte Gegengewicht des Despotismus enthalten, und eben darum von der Natur ſelbſt beabſichtigt ſeyn: Er erblickt darin nur das Reſultat einer vorſchreitenden Uſurpazion, und das Mittel, eine allgemeine Sklaverei zu organiſiren. Weil die monarchiſche Regierungsform verhindert, daß nicht aus Allem Alles werden kann, iſt ſie ihm eine abſcheuliche; denn in ſeiner Anſicht der Dinge würde er, unter günſtigeren Umſtänden, d. h., bei einem höheren Maaß der Freiheit zur Entwickelung, etwas ganz anderes und zwar etwas weit beſſeres geworden ſeyn. Er wird ſich alſo — wie Alfieri — den Fürſten als denjenigen definiren, „der alles kann was er will, und das will was ihm beliebt; und der von ſeinem Verfahren keine Rechenſchaft ablegt, weil Keiner vorhanden iſt, der ihn von ſeinem Wollen abbringen, oder ſich ſeinem Können zu widerſetzen vermöchte.“ Und in dieſer Anſicht wird ihm der Fürſt im Mittelpunkt der Geſellſchaft daſtehen, „wie ein Löwe unter einer Heerde von Schaafen, die, um nur nicht von ihm zerriſſen zu werden, von der Furcht geleitet, jedem ſeiner Winke zu folgen bereit iſt." *).

Man leſe Alſieri's Tragödien von der erſten bis zur letzten, und man wird dieſe Anſicht in jeder derſelben wiederfinden. Eben deswegen nannte er dieſe ſeine Werke: Tragedie di libertà. Sein höchſter Stolz war dieſe Anſicht; dies ſieht man aus allen ſeinen Aeußerungen, indem er allenthalben, wo es ihm geſtattet iſt, darauf zurückkommt, daß er, ohne frei geboren zu ſeyn, ſich durch ſeine Philoſophie dazu gemacht habe. Inſofern er ſeiner Anſicht die höchſte Wahrheit zuſchrieb, muß er vor dem Richterſtuhl der Moral Gnade finden; denn ſchwerlich hat jemals ein großes Gemüth es mit der Menſchheit im Großen beſſer gemeint, als er. Kein Opfer war ihm zu theuer. Um dem Regenerazionsgeſchäfte mit deſto beſſerem Erfolge obzuliegen, trat er, als er kaum zu arbeiten angefangen hatte, denjenigen Theil ſeines großen Vermögens, welcher ihm läſtig geworden war, ſeiner Schweſter ab; und, um mit deſto größerem Nachdrucke zu ſchreiben, ſtudirte er die Werke früherer Italiener mit einem Eifer, der den Grafen aus ihm zu verdrängen ſchien, und ihn zum bloßen Gelehrten machte.

Mit welchem Vergnügen er ſeine erſten Stücke aufführen ſah, läßt ſich leicht berechnen. Indeß entſprach die Wirkung, welche ſie hervorbrachten, den Erwartungen nicht, die er ſich davon gemacht hatte. Groß genug war der Bei

---

*) Siehe den Anfang des Werks von Alſieri: Der Fürſt und die Wiſſenſchaften.

fall, den ſie ihm erwarben; aber indem man den Inhalt ſeiner Stücke nicht in ſeinem Sinne nahm, ließ ihn aller Beifall gleichgültig. Seinen Wünſchen nach, ſollte man Perſonen verabſcheuen, welche ſolcher Handlungen fähig wären, und ſolche Schickſale litten; aber man hielt ſich, wie immer, an den letzteren, und, je tragiſcher ſie waren, deſto leichter zerſtörte das Mitleid die Erbitterung, welche der Künſtler beabſichtigt hatte, und eben dadurch die ganze Tendenz ſeines Werks. Dazu kam nun noch, daß eben dieſe Stücke ſehr wenig geeignet waren, vor einem zahlreichen Publikum aufgeführt zu werden, theils wegen ihres revoluzionären Inhalts, den die Regierung nicht verzieh, theils wegen ihres alleinigen Endzwecks, von welchem die große Zahl der Zuſchauer nichts begriff. Hieraus erklärt ſich Alfieri's Unzufriedenheit mit der Unempfindlichkeit und Gefühlloſigkeit ſeiner Zeitgenoſſen, welche in ſeinen Abhandlungen überall zum Vorſchein tritt.

Alfieri's Leidenſchaft war indeſſen allzu tief, als daß er den Muth hätte verlieren ſollen. In der feſten Ueberzeugung, daß die nächſten Generazionen mehr Empfindlichkeit für die Wahrheit ſeiner Ausſprüche haben würden, hörte er nicht auf, ſein Ziel zu verfolgen; und irr' ich nicht, ſo muß man aus der Tiefe dieſer Leidenſchaft und ſeiner übrigen Individualität auch die auszeichnenden Eigenſchaften ſeiner Tragödien erklären.

Nichts hat man an dieſen Tragödien mehr bewundert, als den prägnanten Dialog. Aber dieſe Prägnanz kommt lediglich auf die Rechnung der Leidenſchaft Alfieri's. Alle

Menſchen ſprechen nicht nur mit Nachdruck, ſondern auch mit Kürze, wenn ihr Gemüth voll iſt von einem Gefühl, das ſich nicht ſtark und ſchnell genug mittheilen kann; nur in dem Zuſtande der Ruhe und Gemächlichkeit ſind wir weitſchweifig und unbeſtimmt. Alfieri's an Wuth gränzender Ariſtokratismus war alſo die einzige Quelle ſeiner energiſchen Sprache. Es würde in der That abgeſchmackt ſeyn, wenn man, wie viele, annehmen wollte, Alfieri habe hierin blos den Dante nachgeahmt. Wahr iſt, daß Dante einer von den Lieblingsſchriftſtellern Alfieri's war; in einem ſo hohen Grade, daß er ihn, wie er ſelbſt geſteht, ſehr ſelten aus den Händen legte. Aber Dante hätte in einem noch weit höhern Grade Dante ſeyn können, als er es wirklich iſt; Alfieri würde ſich ſeinen Geiſt nie zu eigen gemacht haben, wäre die Grundlage in Beiden nicht dieſelbe geweſen; ich meine die Leidenſchaftlichkeit. Man weiß, welche Antriebe Dante'n zum Schreiben bewogen. Unter ähnlichen ſtand Alfieri. Je mehr beide zu unterdrücken hatten, um ſich ſtaatsbürgerlich nicht noch unglücklicher zu machen, als ſie bereits geworden waren; deſto mehr Intenſion gewannen ihre Gefühle, und deſto mehr Stärke und Kraft der Ausdruck derſelben. Entlehnen konnte keiner von dem andern, weil ſie durch mehrere Jahrhunderte von einander getrennt waren; allein ſie waren durch die Erziehung, welche das Schickſal giebt, Zwillingsbrüder, von welchen der jüngere den älteren lieben mußte, ohne es jemals darauf anzulegen, ſich etwas von ihm aneignen zu wollen. Vielleicht liebte Alfieri die eine und die andere Gedankenform, weil ſie von

Dante herrührte; aber ſeine Gedanken ſind, wie ſeine ganze Anſicht, ſein Eigenthum, und kennt man nur einigermaßen das Zeitalter Dante's, ſo begreift man leicht, wie in ſeinen Werken keine von Alfieri's Ideen wiederzufinden iſt.

Die hohe Einfachheit der Alfieriſchen Stücke hat ſehr viele Perſonen auf ein ſorgfältiges Studium der Griechen zurückſchließen laſſen. „So wenig Perſonen, daß in einzelnen Tragödien deren nur vier auftreten! Kein künſtlich angelegter Plan! Keine Verwickelung und keine Entwickelung! Oft ein bloßer Familienzwiſt, der ſich tragiſch endigt! Dabei kein Theatergepränge! Ein Trauerſpieldichter dieſer Art muß die edlen Griechen begriffen und nachahmenswerth gefunden haben.“ Gleichwol kannte Alfieri die Griechen nie; er ſelbſt hat dies in ſo vielen ſeiner Schriften wiederholt, daß darüber kein Zweifel übrig bleibt. — „Wie aber dieſe Erſcheinung erklären, welche, wenn ſie nicht das Werk der Nachahmung iſt, ſich an keinem modernen Dichter offenbart hat?“ — Aus der Individualität des Dichters ſelbſt. Man muß nie vergeſſen, daß Alfieri ein Graf war. Als ein ſolcher konnte er nicht, wie andere Dichter, welche keine Grafen ſind, ſein Vergnügen an Darſtellungen überhaupt finden. Ich bin der Meinung, daß Alfieri ein vollkommner Shakſpear hätte werden können, hätte er die Erziehung und die Antriebe dieſes Dichters erhalten; da dies aber nicht der Fall war, ſo konnte ſeine poetiſche Welt nie einen ſo großen Umfang erhalten, als Shakſpear's. Eine große Menge von Charakteren war gar nicht für ihn vorhanden. Er ſelbſt ſpricht von der Rolle der Vertrauten in den franzöſiſchen Trauerſpielen, als von einer ſehr überflüſſigen. Ich glaube, daß er einen ſolchen Charakter nicht darzuſtellen vermochte. Noch weit weniger war er geeignet, andere noch niedrigere Charaktere, wie wir deren zum Ueberfluß im Shakſpear finden, in ihrer Begränzung aufzufaſſen und darzuſtellen. Ein Graf bleibt auch dann noch Graf, wenn er Künſtler wird, und bleibt es vorzüglich dann, wenn er in ſeinen Kunſtgebilden einen Zweck verfolgt, der mit der Kunſt gar nichts gemein hat. Ein ſolcher Künſtler geht ſeinem Ziel auf dem allerkürzeſten Wege nach, und verſchmähet alles, was ihn in ſeinen Beſtrebungen zerſtreuen kann. Damit hängt aufs allergenaueſte zuſammen, daß in Alfieri's Charakteren die höchſte Einförmigkeit iſt. Seine Männer, wie ſeine Weiber, ſind bei weitem mehr Abſtrakte, als Individuen. Die Handlung iſt die Hauptſache. Dieſe wird durch die allerfürchterlichſte Leidenſchaft gehalten, die keinen andern, als den am meiſten tragiſchen Ausgang duldet, in ſofern dieſer nur innerhalb der Gränzen der Natur iſt *).

---

*) La Tragedia di cinque atti, ſagt er in einem Briefe an Calſabigi, der ſeinen Tragödien angehängt iſt, pieni, per quanto il soggetto dà, del solo soggetto; dialogizzata dai soli personaggi attori, e non consultori o spettatori; la tragedia di un solo filo ordita; rapida per quanto si può servendo alle passioni, che tutti più o meno vogliono pur dilungarsi; semplice per quanto uso d'arte il comporti, tetra e feroce, per quanto la natura lo soffra; calda quanto era in me; questa è la tragedia, che io, se non ho espressa, avrò forse accennata o certamente almeno concepita.

Aus allem dieſen ergiebt ſich, daß der Künſtler dem Grafen in Alfieri ſehr untergeordnet war, und daß er die ganze Kunſt verabſcheut haben würde, wenn ſie ihm nicht das einzige Mittel gewährt hätte, ſeine Brutusgeſinnungen an den Tag zu legen. Er ſelbſt geſteht dies in ſeinen Werken ſo häufig, daß man dieſe gar nicht geleſen haben muß, um an der Wahrheit des eben geſagten zu zweifeln. Vorzüglich iſt das Werk: „Der Fürſt und die Wiſſenſchaften“ hierüber ein wahrer Wegweiſer; man darf nur das neunte Capitel des zweiten Buchs dieſes Werks leſen und damit mehrere Stellen eben dieſes Werks in Verbindung ſetzen, wo Alfieri das Schreiben als ein Surrogat fürs Handeln darſtellt.

Ideen, welche der Rang geboren, die Lectüre des Tazitus entwickelt, das Studium Machiavelli's, Montesquieu's und Rouſſeau's befeſtigt hatte, mußten zu dem Range ausgemachter Wahrheiten erhoben werden, als die nordamerikaniſche Revoluzion ausbrach und alle Geiſter in Bewegung ſetzte. Jubelnd ging Alfieri dieſer Revoluzion entgegen, und nur der Umgang mit ſehr theuren Perſonen, vorzüglich mit der Gemalin des Prinzen Stuart, der Gräfin Louiſa Stolberg d'Albania, konnte ihn verhindern, unmittelbaren Antheil daran zu nehmen. Das Alterthum hatte ihn in der Entfernung der Zeiten verführt, aus welcher er es betrachtete. Die Revoluzion, deren Zeitgenoſſe er war, verführte ihn durch die Entfernung des Orts. Franklin und Waſhington erſchienen ihm als Solon und Pelopidas. Auf jeden Fall begriff er die Möglichkeit einer Realiſirung ſeiner Ideen. Was verſchlingen die eigennützigſten Beweggründe, wenn ſie nur eine Kraft mittheilten, wodurch die Feſſeln der Tyrannei geſprengt wurden? Es kam aber noch dazu, daß er die Natur dieſer Bewegungsgründe gar nicht kennen lernte, da er, ſeiner ganzen Natur nach, nur allzu geneigt ſeyn mußte, der Maske zu glauben, die man bei großen Handlungen vorſteckt.

Wir dürfen uns alſo nicht wundern, wenn Alfieri ſeine Umgebung immer mehr zu haſſen begann. Von ſeinem Verhältniß mit Leopold dem Zweiten, als Großherzog von Toskana, iſt bis jetzt nichts bekannt geworden; indeſſen deuten mehrere Stellen ſeiner Schriften darauf hin, daß er auch in dieſem Fürſten den Tyrannen verabſcheute. Sein mehrjähriger Aufenthalt in Siena beweiſet dies noch weit mehr, wiewohl er auch in dieſem Freiſtaate ſeine Rechnung nicht finden konnte, weil er auch hier Akte der Tyrannei im Uebermaaß erblickte, und nie begriff, wodurch ſie, bei der Organiſazion der italieniſchen Staaten, unumgänglich nöthig wurden. Ueberall hatte Alfieri nie den Zuſammenhang kennen gelernt, in welchem die europäiſche Welt unter ſich ſteht, und indem er jeden Staat als etwas Einzelnes und Iſolirtes nahm, mußte es ihm vorkommen, als walte der bloße Zufall über dem Geſchicke der Völker. Ein unauflösliches Räthſel war ihm die italiäniſche Geiſtlichkeit, und weil er keine Ahnung davon hatte, daß ſie gerade es iſt, welche Italien in ſeiner Unvollkommenheit erhält, und dadurch den weltlichen Deſpotismus erzwingt, ſo war er, was man am wenigſten von einem Manne erwarten ſollte, dem die Moralität über alles ging, nur allzu geneigt, ihr das Wort zu reden. Man ſehe ſeine Bemerkungen über religiöſe Sektenſtifter, Heilige und Märtyrer im dritten Buche des „Fürſten und der Wiſſenſchaften.“

Je mehr Alfieri dem Problem nachdachte, das er gelöſt zu ſehen wünſchte, deſto mehr verſtrickte er ſich in ſeinen Ideen. Der Trübſinn, welcher ſich ſeiner bemächtigt hatte, vermehrte ſich in eben dem Maaße, in welchem er älter wurde. Acht und vierzig Jahre waren zurückgelegt, und die Ausſicht, ſeine Wünſche in Erfüllung gehen zu ſehen, war noch immer gleich trübe. Trieb ihn die Ueberzeugung von der Wahrheit ſeiner Anſichten zu Handlungen, ſo hielt ihn eine Rechtlichkeit zurück, über welche er nicht Herr zu werden vermochte. Je mehr er ſich ſelbſt ein Räthſel wurde, deſto mehr verwirrte ſich die Welt vor ſeinen Blicken. Was ihn unſtreitig am meiſten ſchmerzte, war eine gänzliche Verkennung der Tendenz ſeiner Trauerſpiele, die, nachdem ſie durch den Druck öffentlich bekannt gemacht waren, als Kunſtgebilde getadelt wurden. Als Künſtler hatte Alfieri nie gelten wollen; und doch ſah er ſich für jetzt genöthigt, auf Kritiken einzugehen, welche ſich auf Regeln ſtützten, die nie für ihn vorhanden geweſen waren. Man kann ſich den innern Zuſtand des Grafen ſchwerlich ſo unangenehm denken, als er es wirklich war *).

---

*) In einer ſolchen Stimmung iſt unſtreitig folgendes Sonnet von ihm zu Stande gekommen:

Sublime specchio de veraci detti,
Mostrami in corpo, e in animo qual sono:

Unter dieſen Umſtänden nahmen die erſten Bewegungen der franzöſiſchen Revoluzion ihren Anfang. Alfieri befand ſich gerade in Florenz, als er die Nachricht von einem nahen Umſturz der monarchiſchen Verfaſſung des franzöſiſchen Staats erhielt. Ohne Zeitverluſt ging er nach Paris. Hier war er ein leidenſchaftlicher Zuſchauer aller der Begebenheiten, welche die erſten Jahre der Revoluzion auszeichneten. Je mehr aber alles durch den ungebildeten Theil der franzöſiſchen Nazion zu Stande gebracht wurde, deſto weniger fand es ſeine Billigung; er lobte nur, was er nicht zu verhindern vermochte, und in der Vorausſetzung, daß der zerſtörende Genius dem bildenden zu ſeinem Schöpferwerk Bahn machen müſſe, beſang er ſogar die Zerſtörung der Baſtille in einer feurigen Ode. Ludwigs des Sechzehnten Hinrichtung, die er in einer früheren Periode ſehnlichſt gewünſcht hatte, rief

---

Capelli or radi in fronte, e rossi pretti,
Lunga statura, e capo a terra prono;
Sottil persona in su due stinchi schietti,
Bianca pelle, occhi azzurri, aspetto buono,
Giusto naso, bel labbro, e denti eletti,
Pallido in volto più che un re sul trono:
Or duro, acerbo, or pieghevol, mite,
Irato sempre, e non maligno mai,
La mente e 'l cor meco in perpetua lite:
Per lo più mesto, e talor lieto assai,
Or stimandomi Achille, ed or Tersite:
Uom, sei tu grande, o vil? — muori; il saprai.

die Menſchlichkeit aufs beſtimmteſte in ſein Gemüth zurück, wiewohl mehr durch die Umſtände, die ſie begleiteten, als durch die Nothwendigkeit, welche ſie herbeiführte. Noch ſtärker wirkte der Tod der unglücklichen Maria Antonia auf ihn ein. Je blutiger die Revoluzion wurde, deſto mehr begann er ſie zu verabſcheuen. Der Partheikampf, den er ſich bisher immer als etwas Edles gedacht hatte, wurde ihm in eben dem Grade verhaßt, in welchem er ſich immer blutig löſete. Man hat nie erfahren, daß er irgend einer Parthei angehört habe; aber er konnte, vermöge ſeiner ganzen Individualität, auch keiner angehören, weil jede unter ſeinem poetiſchen Geſichtskreiſe lag. Alles was er über ſich erhalten konnte, war, in der Hauptſtadt Frankreichs zu bleiben, um abzuwarten, wie ſich das Räthſel einer neuen Verfaſſung löſen würde. Je länger indeſſen dieſe Löſung ausblieb, deſto ungeduldiger ward er. Erſcheinungen als ſolche zu begreifen, war ihm unmöglich, weil er, ſeinem ganzen Weſen nach, Dichter war. Aus eben dieſem Grunde konnte er ſich mit keiner Erſcheinung vertragen. Die unbeſchränkte Macht des Monarchen hatte ihm der Grundquell alles Böſen geſchienen; in der beſchränkten Macht der erſten Stützen der Republik erblickte er den Keim endloſer Antipathien und Feindſchaften. Immer räthſelhafter wurde ihm das Weſen des Menſchen. Er hatte ſein ganzes Leben hindurch das menſchliche Geſchlecht achten wollen, und immer nur Veranlaſſung zu Geringſchätzung gefunden. Ueberdrüſſig der allzu langen Marter, zog er ſich endlich in die Einſamkeit zurück, und als alle ſeine Hofnungen geſcheitert waren, wurde ihm ſelbſt der Ort ſeines Aufenthalts gleichgültig. Er ging alſo in ſein Vaterland zurück.

Verſchwunden war der Traum, der ihn bis in ſein vier und funfzigſtes Jahr mehr gequält, als beglückt hatte; aber die Ausſicht ins Leben war um nichts mehr aufgehellt. Die einzige Ausbeute eines mehrjährigen Forſchens lag in dem Reſultat, daß eine monarchiſche Regierungsform einer republikaniſchen vorzuziehen ſey. Doch ſelbſt dieſes Reſultat war nicht ſo ſehr von allen Schlacken gereinigt, daß es ſich in einer beſtimmten Behauptung offenbart hätte; er verſchloß es in ſich, und nur Anzug und Benehmen gegen Andre kündigten in ihm einen Mann an, der ſich mehr den Regenten als den Regierten zugeſellt. Welches Gefühl ihn auch am meiſten beherrſchen mochte, die Einſamkeit hatte einen unwiderſtehlichen Reiz für ihn gewonnen.

Man iſt der Auflöſung nahe, ſobald man anfängt, die Geſellſchaft zu fliehen; denn um zu ſterben bedarf man der Ruhe. Alfieri hatte ein Alter von ſechzig Jahren erreicht, als er der Natur den letzten Tribut brachte. Er würde länger gelebt haben, wenn ihm das Leben intereſſanter geweſen wäre. Wenn es wahr iſt, daß ihn die Aerzte getödtet haben, ſo hat er ſich gewiß ſehr gern tödten laſſen. Die Grabſchrift, die er ſich ſelbſt geſetzt hat, beweiſet ſeinen Ueberdruß des Lebens, — wenigſtens des Lebens in der irdiſchen Form; jeder Gegenreiz war für ihn verſunken; nur Hofnung und Glauben waren ihm übrig geblieben. Dieſe Grabſchrift iſt in der That höchſt charakteriſtiſch; nur muß man den Mann, der ſie ſich ſelbſt geſetzt hat, vorher kennen gelernt haben. Sie lautet alſo:

Quiescit hic tandem
Victorius Alfierus Astiensis,
Musarum ardentissimus cultor,
Veritati tantummodo obnoxiosus;
Dominantibus idcirco viris
Peraeque ac inservientibus
Merito invisus;
Multitudini
Ut nulla nunquam ab illo gesta
Publica negotia ignotus,
Optimis paucissimis carus;
Nemini
Nisi fortasse sibimet ipsi
Despectus *).

Fr. Buchholz.

---

*) Hier ruht endlich Vittorio Alfieri von Aſti, der heißeſte Verehrer der Kunſt und der Wiſſenſchaft, nur der Wahrheit unterthan. Darum den Herrſchern, wie den Beherrſchten billig verhaßt. Der Menge — denn nie führte er ein öffentliches Amt — unbekannt; wenigen Guten theuer; von Niemand, als vielleicht von ihm ſelbſt, gering geachtet.

II.

Kleine Aushebungen aus einer neuen Gedichtſammlung, von J. J. Mnioch *).

1.

An Ferdinanda.

(Bei Rückſendung einiger Atlas-Blättchen, worauf Urnen und Grabmahler unter Blumen und Grün mit zierlicher Kunſt geſtickt waren.)

So feine Arbeit an ſo harten Dingen! —
Von Mädchen-Phantaſie und Kunſt gewebt,
Hier über'm Tode friſches Leben ſtrebt,
Und Blumenkränze Urn' und Grab umſchlingen!

Das

---

*) Dieſer originelle Dichter und Denker, dieſer ſeltne, kindlich gute Menſch, dieſer treue Freund iſt todt. Er hat männlich mit ſeinem Schickſale gerungen, aber er erlag ihm faſt früher, als durch den tödtlichen Schlagfluß, der am 22ſten Februar in den Armen ſeiner Gattin, Kinder und Freunde ſein Leben endigte. Marie Mnioch, die weiblichſte Dichterin und das zarteſte Weib, war ſeine erſte Gattin, von ihr leben drei Töchter, die, nebſt ihrer wackern Mutter, mehr als den Vater und Gatten verlohren haben. — Möchte ihm einer ſeiner Freunde, der ihn ganz kannte, ein ſeiner würdiges Denkmal ſetzen! H.

Das find' ich ſchön, ihr Frauen! — Auf den Schwingen
Des ſtillen Glaubens eure Seele ſchwebt
Dorthin, wo alles friſcher blüht und lebt,
Was wir als Saamkorn hier zu Grabe bringen.

Drum liebt Ihr, das Vergängliche zu ſchmücken,
Gebt allem Dunkeln einen leiſen Glanz,
Und Eure Wehmuth ähnet dem Entzücken!

Ja, Eure Kunſt will Allem Schönheit geben,
Auch einer Leiche reicht ſie Blum' und Kranz!
Doch ſchöner iſt's, verſchönt Ihr unſer Leben! —

2.

Sinn im Vokalſpiel.

Eine Lebensgeſchichte.

Als ich aus der Kindheit Traum erwachte,
Alle Sinne lachend offen machte,
War das All zum frohen Staunen da;
Fragt' ich, biſt du mein? war Antwort: Ja! —

Wär' ich doch zum Wählen nicht erwählet,
Wär' ich doch durch Wechſel nicht gequälet! —
Hätt aus All' nicht Eines ich gewählt,
Wär' ich mit dem ganzen All vermählt.

Ehre, Liebe wechſeln, ringen, ſtreiten,
Herrſchend will ein Erſtes — Zweites leiten.
Ehre geht einher in hellem Schein,
Liebe liebet ſtilleren Verein.

Jetzo wog' ich im Getöſ' der Wogen,
Oeffnen möchte ſich des Himmels Bogen! —
Söhnung hoff' ich aus der ſtolzen Höh'!
Doch verſchloſſen bleibt die ſtolze Höh'! —

Und nach Düften ſuch' ich tief im Dunkeln
Duftend Ufer — ſehe Lichter funkeln.
Welch ein Unſtern macht mich ſo betrunken! —

Tief ins Dunkel iſt die Welt verſunken! —
Ach, die Jugend haucht in dumpfen Düften,
Bunte Lichtchen gaukeln noch in Lüften! —

3.

Zweifel und Antwort.

Ja, wir müſſen wohl reden, und müſſen hören, und können
Anders nicht treiben das Spiel menſchlicher Sympathie.
Aber aus heil'gem Inſtinkt erzeugt ſich der göttliche Glaube.
Sprich es ſinnig, dein Wort; und dich begrüßet ein Sinn!—

4.

Begriff und Sinn der Rede.

Sondrung iſt der Begriff; du faſſeſt nur Stücke des Lebens:
Sinn iſt Einung, du fühlſt Form und Bewegung zugleich.

5.

Wort.

Bleibe beim Worte nicht ſtehn! O wahrlich, du ſtehſt noch beim Worte,
Wenn du der Arithmetik todter Begriffe vertrauſt.

6.

Einung durch Kunſt.

Wie doch einigt die Kunſt, was Philoſophiren getrennt hat?
Deutlich will ſie nicht ſeyn; ſo iſt das Räthſel gelöſ't!

7.

Anſicht einer gewiſſen Zeit.

Zwei Sonette.

1.

Ich wandle munter über Feld und Höhen,
Mir folgt die Sonne durch viel bunte Scheine,
Mir duften, glänzen Blumenfluren, Haine, —
Und friſche Himmelslüfte mich umwehen.

Ich will ſofort durch allen Frühling gehen,
Damit ich wechſelnd alle Luſt vereine.
Es wechſeln ſüße Düfte, muntre Scheine,
Die Reiſe winkt, ich bleib' nicht lange ſtehen.

Da ſteig' ich auf zu einer grünen Höhe,
Es ſtrömt ein heller Bach von ihr hernieder,
Zum hohen Walde locken ſüße Lieder.

Ganz oben eine dunkle Grub' ich ſehe,
Mich laden Männer ein, hinab zu ſteigen,
Sie wollen mir gar andre Schätze zeigen.

2.

Es iſt da unten, ſprech' ich, gar ſo dunkel,
Ich mag ein wenig nur hinunter ſchauen,
Mich ſchwindelt vor der Tiefe voller Grauen. —
Was iſt alldort das glimmende Gefunkel? —

„Steig' nur herab, hier ſcheint es nur ſo dunkel,
„Wir können dort bei hellen Kerzen ſchauen,
„Und viel Gewinn belohnt ein wenig Grauen;
„Du ſiehſt der Erz' und Edelſtein Gefunkel.“

„Lebt wohl! mir möcht' der offne Frühling eilen! —
„Vernimm, es keimt all' Jahreszeit im Grunde,
„Die Mutter lehrt die Kinder dich verſtehen.“

Lebt wohl! ich mag allhier nicht länger weilen,
Es wohnt auch giftger Dunſt im ſchwarzen Schlunde. —
Ich muß ſofort durch allen Frühling gehen.

8.

Unter W — s Büſte.

(Geſchrieben im Jahre 1786.)

Faunen und Grazien ſah' ich ſonſt nie in ſo trauter Umarmung,
Wie in W — s Geſang — — außer in ſeinem Geſicht. —

9.

Herder. *)

1.

Antlitz ruhiger Würde, prophetiſch heiteren Ernſtes,
Ruh' in der heiligen Erd'! Heilig ſie iſt, wo du ruhſt!

2.

Dieſer ſinnige Alte hat Saamen geſtreut in die Tiefen.
Junge Schnitter im Feld, ſammelt die Aerndte mit Dank.

---

*) Der edle Herder liebte Muloch, und ward ihm im Jahre 178 zum helfenden Vater. S.

3.

Indiſcher Griech' und griechiſcher Ind'er, im Norden geboren,
Orientaliſch im Sinn, griechiſch an Bildung des Sinns,
Nordiſch verſtändig — dies Alles lebendig einend und herzlich, —
Wann in der jüngern Zeit kehrſt du verjünget zurück?

10.

Klopſtock.

1.

Hätte der Mann nicht gelebt, dem jetzt ihr ſteht auf dem Haupte,
Wer doch, Ihr Herren, von Euch, trüge das Haupt jetzt ſo hoch! —

2.

Griechiſches Leben errang zwar nie der nordiſche Wager,
Antik-Modernität blieb, ach, ſein Jugendverſuch.
Streitung in Form und Inhalt, die mögen wir öfter betrauern,
Aber der innerſte Sinn, rang nach romantiſcher Höh'!
Ehrt die ſublime Romantik! Es ſchwingt das poetiſche Leben
Sich in abſtrakten Begriff, geiſtig erlebt ſich der Sinn' —

3.

Poeſirt den Begriff, (in Sprache müßt ihr es immer,)
Geiſtiger könnt ihr es nicht, als es der Kühne verſucht.

4.

Ja, Aufklärung, du wardſt das Kreuz dem Kreuzes-Geſange:
Aufgab' war es: dich ſelbſt myſtiſch zu zeigen im Klar.

11.

Sprüche.

(1799.)

Wer einem Freunde zu verzeihen hat,
Der iſt, o Freund, der Glückliche von Beiden.
Wer um Verzeihung bittet, ſtraft ſich ſelbſt,
Und ſtellt ſich dir in ſeiner Strafe vor.
Hier giebt's nur Eine Weiſe, die der Ehre,
Dem Freunde zu verzeihen, würdig iſt:
Nimm ihm die Geißel aus der eignen Hand,
Und lege freundlich Balſam auf die Wunden.

Wer ſich ſelber die Beule nicht ſchneidet, dem magſt du ſie drücken
Mit der ernſteren Hand, bis er den Schaden erkennt.
Thut er dann thöricht vor Schmerz, und ſchilt die Hand, ſtatt der Beule;
Du, dem er danket dereinſt, bitt' um Verzeihung ihn jetzt.

Daß in dem Augenblick des innerlich tobenden Feuers
Freunde ſich flammend entzwein; — iſt noch ein milderes Loos.
Glücklich wäre der Menſch, wenn nur in Flammen er brennte,
Viele brennen im Froſt — ach, und verbrennen ſo nicht.

Nachſchrift: Aus Verſchiedenem — Etwas. Die Wahl mag vielleicht nicht die beſte ſeyn. Aber die größern Verſuche ſind in dieſem Journale nicht mehr mittheilbar, eben weil die volle Sammlung nächſtens erſcheint. Unter den größern befinden ſich: Ernſt im Reimſpiel, (ein Verſuch, den Tieck für ein drittes Heft ſeines poetiſchen Journals beſtimmt hatte.) Hellenik und Romantik (aus dem Muſenalmanach von Schlegel und Tieck bekannt, jetzt aber umgearbeitet.) — Die Todtentänzerin, (genannt ein phantomatiſches Gedicht) und: Orakel, (poetiſche Anſichten der Wiſſenſchaft und Kunſt enthaltend.)

M.

Anmerk. Noch beſitze ich von ihm ein größeres philoſophiſches Gedicht in zehn- und eilfſylbigen iambiſchen Verſen überſchrieben: Dichtung über das Innre. Erſtes Buch; und einige kleinere Stücke, die wahrſcheinlich nie gedruckt werden. Die angekündigte neue Gedichtſammlung wird bei Anton in Görlitz erſcheinen.

K.

III.

Nachrichten und Anekdoten

von Cornwallis, Nelſon, Sheridan und Fox *),

von

F. W. Gillet.

Cornwallis.

Kaum hatte der Marquis von Cornwallis ſein Amt (den 20ſten Juni 1798) als Vice-König von Irland angetreten, als die Revolution, nach einigen über die Rebellen erfochtenen Siegen, ihren bedenklichen Charakter verlor, und

---

*) Bruchſtücke aus einem Werke, welches nächſtens in dem Maurerſchen Verlage unter folgendem Titel erſcheinen wird: F. W. Gillet's neuer Brittiſcher Plutarch, oder, Leben und Charaktere berühmter Britten, die ſich in dem franzöſiſchen Revolutions-Kriege ausgezeichnet haben. Mit den Bildniſſen derſelben, ein Werk, welches, ſchon nach den hier mitgetheilten Proben zu urtheilen, auf allgemeines Intereſſe rechnen kann. F.

nur einzelne Haufen, mehr Räuberbanden als Armeen ähnlich, noch umherſchwärmten. Wie er den Sturm im Innern zu dämpfen wußte, ſo ſetzte er ſein Königreich auch, durch eine geſchickte Vertheilung der Truppen, in den Stand, jeden Verſuch von einer Landung bald zu vereiteln. Eben ſo angelegentlich ſorgte **Cornwallis** für Ruhe und Wohlſtand; alle Bedrückungen hörten auf, das Plündern ward eingeſtellt, die Foltern, die Geißeln, die Peitſchen und der Strick wurden als Inſtrumente, einer geſetzlichen Verfaſſung unwürdig, bei Seite geworfen, und dem militäriſchen Despotismus enge Grenzen angewieſen. Die gelandeten Franzoſen machte er zu Gefangenen, und die inländiſchen Verbrecher, furchtbarer als jene, hielt er in Ordnung, ſo daß es ihm gelang, durch ſeine Großmuth, durch ſeine Mäßigung und Offenheit ſogar das gegenſeitige Zutrauen der ſich bis dahin ſo verhaßten Parteien, bis auf einen gewiſſen Grad, herzuſtellen, und viele, die der Regierung abgeneigt geweſen waren, wieder zu gewinnen.

Selbſt diejenigen unter den Rebellen, die von dem Generalpardon, den der Marquis von **Cornwallis** hatte bekannt machen laſſen, nichts wiſſen, und lieber ſterben, als ihren Groll aufgeben wollten, behandelte er mit Schonung und väterlicher Liebe, oder vielleicht hielt der edle Mann dieſe Nachſicht nur für eine, verſäumten und vielfach gereizten Kindern ſchuldige Gerechtigkeit. Hier zum Belag wenigſtens ein Beiſpiel von der Weisheit, mit welcher er ſeine Macht ausübte.

Einer von den vorerwähnten Rebellenhaufen, der aus ſechshundert Mann, mehrentheils Räubern und Deſerteuren von den königlichen Regimentern beſtand, hatte ſich in den Gebirgen von Wicklow feſtgeſetzt, und beunruhigte von dort aus die Grafſchaften Kildare und Meath. Die Freiwilligen von den Proteſtanten machten auf dieſe Elenden, wie auf alle ähnliche kleine Haufen von Rebellen, als auf wilde Thiere, Jagd. Dies unterſagte der Marquis, und rettete unter andern den eben erwähnten Haufen von den wüthenden Nachſtellungen gereizter Feinde auf folgende Art. Er ſchickte zwei Generale mit einem kleinen Korps gegen ſie ab, die, geführt von einem der Gegend kundigen Eingebornen, den Ort erreichten, an welchem ſich die Rebellen zu verſammlen und zu berathſchlagen pflegten, und ſie durch Liebkoſungen gewannen, anſtatt ſie gewaltſam zu unterjochen. Sie ſchickten nämlich zwei katholiſche Prieſter ab, welche den Rebellen zureden und ihnen den Generalpardon vorleſen mußten; ſie hatten ferner vorher ſchon ſo viel junge Mädchen, als nur in der Gegend aufgetrieben werden konnten, an den oben beſchriebenen Ort zuſammengebracht, eine Menge von Iriſchen Pfeifern gedungen, und mehrere Orhoſte mit Branntwein aufgeſtellt. Unterdeſſen nun, daß die Prieſter mit den Rebellen unterhandelten, mußten die Pfeifer ſpielen und die Mädchen tanzen. Alles dies machte einen ſo erwünſchten Eindruck auf die Rebellen, welche von fern die für ſie bereitete Lockſpeiſe ſehen konnten, daß die meiſten ihre Piken wegwarfen, an dem Feſte Theil nahmen, und, überſatt von Branntwein, mit dem Pardon in der Taſche, nach ihrer Heimath zurückkehrten. — —

Nelſon.

. . . . . Auch da, wo die Gerechtigkeitsliebe des gewöhnlichen Menſchen am erſten ſcheitert, beim Mein und Dein, verleugnete Nelſon ſie nie. Selbſt bald nach ſeiner Heirath, als er noch kein Vermögen beſaß, bewies er ſich auf eine ſeltene Art uneigennützig. Seine Frau iſt nemlich die Nichte und der Liebling des Präſidenten Herbert, eines außerordentlich reichen Mannes, von dem ſie großen Vortheil hätte ziehen können, da er mit ſeiner einzigen Tochter, die wider ſeinen Willen geheirathet hatte, unzufrieden, und auf dem Punkte war, ſie zu enterben; aber Nelſon ruhete nicht eher, als bis er den Vater mit der Tochter ausgeſöhnt hatte, welches ihm, zum Nachtheil ſeiner eigenen Frau, ſehr glücklich gelang.

Lord Nelſon iſt nicht nur von jeher unbeſcholten und regelmäßig in ſeiner Aufführung geweſen, er hat auch das, was man Welt und gute Sitten nennt, in ſeiner Gewalt; er iſt ein redlicher und ein feiner Mann. Daher wurde der dritte Sohn des Königs, gerade in den für ſolche junge Herren entſcheidendſten und gefährlichſten Jahren, ſeiner Aufſicht anvertraut: der Herzog von Clarence diente nemlich, bald nach dem Pariſer Frieden, unter Nelſon auf einem Zuge nach den Inſeln unter dem Winde. Daher drängten ſich mehrere junge Leute aus den beſten Häuſern, nach dem Vorzug, unter ihm zu dienen. Wie die unſtäte Lebensart auf dem Meere und die Roheit der mehreſten Seeleute ſeiner äußern Bildung nicht nachtheilig wurde, ſo konnte noch weit weniger der beſtändige Anblick des Elends, mit welchem die Siege erkauft werden, und die Härte, die von der im Seedienſte nöthigen ſtrengen Subordination nicht zu trennen iſt, ſein Herz unempfindlich machen. Er iſt gütig, menſchenfreundlich, wohlthätig und liebreich. Man lobt ihn mit Recht als einen dankbaren Sohn, als einen zärtlichen Gatten, als einen treuen Freund, als einen ſchonenden, wohlthätigen Mann.

Als er vor dem Revolutionskriege mit ſeiner Frau nicht weit von ſeinem Vater wohnte, war er am liebſten in dem Kreiſe ſeiner Geſchwiſter, und begleitete ſeinen Vater, der alle Tage eine Stunde lang vor dem Eſſen ſich eine Bewegung zu machen pflegte, regelmäßig bei dieſen Spaziergängen. Auf ſeinem Krankenlager, nach dem unglücklichen Verfall bei Santa Cruz — wo er durch eine Kanonenkugel den rechten Arm verlor, und mit der linken Hand das Schwerdt auffing, mit dem er aus einem kleinen Boote kommandirte, und welches ihm, als ein Geſchenk ſeines Onkels Suckling, ſo werth war — dachte er mehr an ſeine Familie, als an ſich ſelbſt, und ſchrieb unter andern mit eben der Hand, mit der er den Wellen das Liebespfand ſeines Vetters entriſſen hatte, an die Admiralität, um derſelben ſeine Frau und ſeinen Stiefſohn Nesbit zu empfehlen. Man ſah ihn nie vor Schmerz, aber immer dann weinen, wenn er ſich nach langer Trennung mit alten Freunden zuſammenfand, oder diejenigen begraben half, die unter ſeinem Kommando, im Dienſte des Vaterlandes geblieben waren.

Wie ſehr er bei Kopenhagen bemüht war, Menſchenblut zu ſchonen, wie er, ſobald es die Geſetze der Ehre nur irgend erlaubten, als Sieger auf einen Waffenſtillſtand antrug, iſt allgemein bekannt; aber die Art, wie er den Vorſchlag, Boulogne zu bombardiren, aufnahm, verdient hier noch erwähnt zu werden. Als man ihm im Auguſt 1801 zur Unterſtützung ſeiner Abſichten auf die bei Boulogne vor Anker liegenden Fahrzeuge dieſes anrieth, gab er zur Antwort: „Gegen „Frauenzimmer und gegen Kinder führe ich kei„nen Krieg.“ Eben ſo gütig ſorgte er bei allen Gelegenheiten für die Armen. So unterſtützt er die, die ſich in ſeinem Geburtsort aufhalten, regelmäßig alle Winter, auch war er unter den Subſkribenten für die Wittwen und Waiſen der im Kriege Gebliebenen immer einer der erſten und der freigebigſten. Nach der Schlacht bei Koppenhagen gab er zu dieſem Behuf hundert und funfzig Pfund, oder ungefähr tauſend Thaler.

Dieſe Denkungsart erwarb ihm von je her die Achtung und das Zutrauen ſeiner Freunde, und die Anhänglichkeit und Liebe ſeiner Untergebenen und ſeiner Landsleute. Er hat alſo das Ziel erreicht, welches der redliche Mann ſich vor-
ſteckt, eine Belohnung, die in allen Verhältniſſen des Lebens
entſchiedenen Werth behält, und die beſte Schadloshaltung
ür die Mühſeligkeiten und Aufopferungen iſt, mit welchen
roße Männer kämpfen müſſen. Auch haben wenigſtens die
ſten Wunder der Tapferkeit, durch welche er ſeinen Namen
nfangs berühmt machte, wohl mit ihren Grund in der auf-
chtigen Liebe und herzlichen Anhänglichkeit gehabt, mit wel-
er die unter ihm dienenden Freunde und Landsleute ihm er-
ben waren. — —

Sheridan.

.... Was der junge **Sheridan** auch alles für Plane gehabt haben mochte, ſo ſcheiterten ſie, einer wie der andre, an der Leidenſchaft, welche ihm die **liebenswürdige Linley** — damals eine der erſten Schauſpielerinnen auf dem Theater, welches ihm jetzt gehört — einflößte, ſo bald er ſie ſah. Es fehlte nicht an Nebenbuhlern, und dem Vater der Geliebten konnte ein junger Mann ohne Namen und ohne Vermögen nicht ſonderlich gefallen. Aber die Schwierigkeiten ſtählten nur den Muth des Liebhabers, und das Glück, welches ihm immer hold geweſen iſt, gab ihm bald Gelegenheit, den erwünſchten Thron in dem Herzen ſeiner Geliebten einzunehmen.

Ein junger, ſüßer Herr, **Mathews**, hatte, in der Zeitung von Bath eine Anzeige drucken laſſen, die den guten Namen der Demoiſelle **Linley** verunglimpfte; **Sheridan** nöthigte den Herausgeber, ihm den Verfaſſer zu nennen, und, da ſich dieſer in der Zeit nach London begeben hatte, folgte ihm **Sheridan** dahin nach. So gut ſein Gegner auch focht, ſo ſiegte **Sheridan** doch, von der Liebe beſeelt, und nöthigte Herrn **Mathews**, mit dem Degen in der Hand, die oben erwähnte Anzeige zu widerrufen.

Der Sieger eilte mit dieſem Widerrufe nach Bath, und legte ihn dort, in den Zeitungen, dem Publikum vor. Das war mehr, als ſein Feind erwartet hatte, und es kam zu einem neuen Zweikampf, erſt auf Piſtolen, dann mit dem Degen. Bei dem letztern floß von beiden Seiten reichlich

Blut, und die Kämpfer ſchlugen immer, auch als ſie beide ſchon auf der Erde lagen, noch auf einander los, bis die Sekundanten ſie auseinander brachten.

Dieſe ritterlichen Uebungen krönte ein ritterlicher Zug. Die dankbare Linley floh mit ihrem Geliebten übers Meer nach dem feſten Lande, und, nachdem die Hochzeit hier in der Stille vollzogen war, weigerten ſich die Eltern derſelben nicht länger, die eheliche, öffentliche Einſegnung zu erlauben, die, bald nach der Rückkehr des hochbeglückten Paars, in dem Vaterlande Statt hatte.

Sheridan's Gefühl erlaubte nicht, daß ſeine Frau auf dem Theater bliebe. Seine Umſtände waren ſchlecht, ſeine Lage war drückend, dennoch wies er, und zwar mit Unwillen, ſelbſt das Anerbieten von der Hand, welches die Unternehmer des damals eben eröffneten Pantheons, ſeiner Gattinn, der Billington *) ihrer Zeit, machte, obwohl es unerhört vortheilhaft war: denn ſie ſollte für zwölf Abende tauſend Pfund, und für den dreizehnten, als für ihr Benefiz, eben ſo viel haben.

Sheridan wollte nur ſich ſelbſt ſeinen Unterhalt und ſein Glück verdanken. So demüthigend die Erinnerungen an die frühern Verſuche im dramatiſchen Fache waren, ſo aufmunternd mußte dagegen der große Beifall ſeyn, den das Publikum ihm ſpäterhin, der Gedichte wegen, gegeben hatte,

---

*) Mrs. Billington bekömmt jetzt nur von den beiden großen Theatern in London, für die fünf Wintermonate, drei tauſend Pfund, (gegen zwanzig tauſend Thaler) und muß jede Woche wenigſtens einmal ſingen.

welche der heftigſten und edelſten aller Leidenſchaften — wir wiſſen ſchon, für wen — ihr Daſeyn verdankten, und der große Ruf, den er durch ſo glücklich beſtandene Abentheuer erlangt hatte, verſprach neuen dramatiſchen Arbeiten eine beſſere, wenigſtens auf alle Fälle eine heißhungrige Aufnahme. Er bot daher den Unternehmern des Theaters von Coventgarden ein Stück, unter dem Namen the Rivals an, welches auch am 17ten Januar 1775 zum erſtenmal aufgeführt, aber durch die Nachläſſigkeit eines der erſten Akteurs ſo entſtellt wurde, daß Sheridan dieſes Schauſpiel — um den widrigen Eindruck, den die erſte Vorſtellung deſſelben gemacht hatte, auszulöſchen — merklich veränderte, worauf es den erwünſchten und verdienten Beifall erhielt. — —

Fox.

Im Aeußern hat die Natur Herrn Fox weniger begünſtigt, als in Abſicht auf geiſtige Anlagen. Er iſt von mittler Statur, und in reifern Jahren zu ſtark geworden. Seine Geſichtszüge ſind ſcharf markirt, ſein Blick iſt ernſt, ſein Auge feurig, aber es liegt ein gewiſſes Etwas in denſelben, welches einnimmt und einladet, welches in ſeinen Wirkungen von allen bemerkt wird, aber noch von niemand richtig ausgedrückt ward. Es kann nicht das jovialiſche, „mir iſt wohl,“ ſeyn, denn das würde viele zurückſtoßen; noch das ſüße Lächeln der ſogenannten guten Männer, denn das würde noch weniger allgemein gefallen; aber es bringt eben die Wirkungen hervor, die jene erzeugen, es verſcheucht den Zwang und die Furcht, welche die Anweſenheit eines ſo ernſthaften,

haften, geiſtvollen und berühmten Mannes ſonſt erzeigen würde, und flößt das Zutrauen ein, welches man gegen Freunde empfindet. Auch hat wohl nicht leicht jemand, mit gleich weniger Mühe von ſeiner Seite, ſo viele Menſchen aus allen Ständen eingenommen, ja abhängig von ſich gemacht, als Fox.

Als Redner iſt er unwiderſtehlich. Ganz für die Sache, die er vertheidigt, eingenommen, reißt er unwillkührlich die Zuhörer mit ſich fort, nicht durch melodiſche Wortfügungen und durch geſuchte Redensarten, ſondern durch Beſtimmtheit im Ausdruck, durch angemeſſene Kürze und durch große Ordnung, welche die Ueberſicht und den Zuſammenhang des Ganzen erleichtert. Er fängt gewöhnlich damit an, daß er das, was ſeine Gegner geſagt haben, einfacher und lichtvoller darſtellt, und in eine beſſere logiſche Ordnung bringt, und, wenn er gleich anfangs dadurch das gute Vorurtheil der Ueberlegenheit für ſich erweckt hat, ſo dringt er ſo unwiderſtehlich in das Hauptargument des Feindes ein, oder bringt die Gründe, deren ſich derſelbe bediente, ſo geſchickt unter einander in Widerſpruch, daß er das Publikum beſtändig auf ſeiner Seite hat. Nach der Beſchaffenheit der Zuhörer und der Umſtände, unter welchen er redet, nimmt er bald die Würde eines Konſuls, bald die Wuth eines Volkstribunen an, ſucht er einmal zu überzeugen, ein andermal zu überreden, und verfehlt nie für den Augenblick ſeine Abſicht. Am erſten kann er, als Redner, noch mit Sieyes verglichen werden, nur daß dieſem das Organ und die Kraft in den Lungen fehlt, mit welchen Fox von der Natur ſo vorzüglich glücklich ausgeſtattet iſt.

In frühern Jahren überließ ſich Herr Fox ungeſcheut allen Ausſchweifungen, und auch ſpäterhin konnte er den Reizen des Spiels und der Weiber nicht widerſtehen. Erſt im Jahre 1802 ließ er ſich die Mrs. Armſtead, vormals die Geliebte eines reichen Nabobs, antrauen, nachdem ſie zwanzig Jahre lang, als Hausfreundinn, nur die Favorite geweſen war. Geſetzte Männer haben es, als eine Unanſtändigkeit, getadelt, daß er am hellen Mittage mit den Geſchöpfen, die in ſchwachen Stunden ſeinen Zeitvertreib ausmachten, in einem offenen Wagen die öffentlichen Spaziergänge beſuchte, daß er es dieſen Mädchen erlaubte, ſich im Theater neben ihm zu brüſten, und daß er gelegentlich mit ſeinen Spielgeſellen Arm in Arm über die Straßen der Hauptſtadt hinſchlenderte. Seine Popularität hat indeſſen dadurch nur gewonnen; da er ſo zugänglich iſt, ſo ſchmeichelt ſich jeder mit der Hoffnung, auch einmal ſein Freund zu werden, und die Weiber, ſelbſt die wohlerzogenen, ziehen den Mann, der ihrem Geſchlechte huldigt, ſeinem enthaltſamen Nebenbuhler weit vor; ſie tragen ſein Bild häufig in der Taſche, oder wohl gar auf dem Buſen.

Zu den Liebhabereien des Herrn Fox gehören die Jagd und die Gärtnerei. Auch hat er gewöhnlich viele Taſchenuhren aller Art, an welchen er ſo lange künſtelt, bis ſie alle ganz gleich gehen. Man erzählt, daß, als ſein Kammerdiener einſt den Tiſch umwarf, auf dem ſie alle lagen, Fox gelaſſen zugeſehen und geſagt habe: „nun gehen ſie endlich eine wie die andre.“ (Now they go one Way.)

So urtheilte man von Herrn Fox, als der Verf. in London war, (1787) und auch ſpäterhin ſind dieſe Urtheile noch oft wiederholt worden. Es darf indeſſen nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, daß er jetzt anſtändiger und zurückgezogener lebt. Sein letzter Biograph in den Public Characters (1801) ſagt unter andern: Wenn Herr Fox nach London kömmt, welches ſelten geſchieht, tritt er bei ſeinem alten Freunde, dem General Fitzpatrick, oder zuweilen auch in einem Wirthshauſe ab. Die Jagdzeit abgerechnet, die er bei Herrn Coke in Norfolk zubringt, hält er ſich beſtändig zu St. Annen-Hill bei Chertſey auf. Hier beſchäftigt ſich Fox mit der Landwirthſchaft und mit dem Gartenbau. Seine Lieblingsblume iſt die Roſe, und er hat gewöhnlich nahe bei ſeinem Hauſe dreißig und mehrere verſchiedene Arten derſelben, für die er ſelbſt Sorge trägt. Die Botanik liebt er nicht nur, ſondern hat ſie auch nach dem Linnäiſchen Syſtem ſorgfältig ſtudirt.

Wenn Herr Fox um ſieben Uhr aufgeſtanden iſt, reitet er noch vor dem Frühſtück nach der Themſe, um ſich zu baden. Dann beſchäftigt er ſich in den Vormittagsſtunden mit ſeinen Büchern, reitet noch einmal aus, und ſpeiſet gleich nach drei Uhr mit einigen Freunden ſehr gut, aber nicht ſchwelgeriſch und nicht prächtig. Bei Tiſche wird Portwein getrunken, und am Ende Kaffee und ein Glas Liqueur, ganz nach franzöſiſcher Art.

Des Abends lieſet er ſeinen Freunden vor, ſpielt, um Bewegung zu haben, nach Art der Britten, in freier Luft, oder läßt ſich auf dem Pianoforte von einem hübſchen Mädchen etwas vorſpielen. Oft bringt er die Abendſtunden auch in Holland, einem prächtigen Landhauſe, welches dem Lord Holland, dem Sohne ſeines Bruders gehört, zu.

In derſelben Zeit, in der die Miniſter ihn mit gefährlichen Reden und mit aufrühriſchen Schriften beſchäftigt glauben, lieſet er vielleicht den Homer oder den Demoſthenes, die von jeher ſeine Lieblingsſchriftſteller waren, im Original, tändelt mit einem unſchuldigen Kinde, oder unterhält ſich mit dem Ballſpiel. — —

IV.

Philoſophiſche Aphorismen,

von

Joſua Stutzmann,

Doktor und Profeſſor der Philoſophie.

Der Geiſt unſerer Zeit charakteriſirt ſich treffend durch ein ungezügeltes Streben nach Syſtem — und gelangt der endliche Geiſt auch nie ganz dazu, hat nur und kennt nur die Gottheit das Syſtem, ſo iſt dies Streben doch über alles merkwürdig, und verdient die Aufmerkſamkeit des Zeitalters. Im Grunde erkennt die menſchliche Vernunft ſchon längſt ſtillſchweigend die Idee an, daß nur in der Anerkennung der Einheit aller Dinge (abgeſehen von ihrer ſinnlichen, endlichen Form und Geſtalt) ein wahrhaftes Syſtem zu finden ſey, indem ſie längſt die Idee von Einem Gotte, dem Einen Schöpfer und Erhalter des All, aufgeſtellt hat. Ordnet der edle Geiſt des Sokrates alle einzelnen Götter der Griechen (d. h. alle als Einheiten aufgefaßten Naturkräfte) unter Einem höchſten Geiſte, unter Einem Gotte: ſo ordnet er im Grunde alle Einzelheiten der Natur einer Einheit unter, erkennt er an Eine einzige Naturkraft, die mit der Gottheit in eine Einheit zuſammenfließe, und nimmt (wenigſtens ſtillſchweigend) an, daß alles Einzelne und Individuelle zu dem Einen, göttlichen Weſen gehöre, eigentlich nur eine Darſtellung deſſelben ſey. Wenn beſſere Religionen in der neuen Welt, wie z. B. die chriſtliche, die Idee aufſtellen, daß durch die göttliche Kraft die ganze Natur erhalten werde von dem allgegenwärtigen, göttlichen Geiſte: ſo erkennt ſie an, daß die Verſchiedenheit der Kräfte in dem Univerſum, ſie ſeyen geiſtige oder Naturkräfte, zuſammenhänge mit Einer höchſten Kraft, die aller Kräfte Kraft iſt; daß alle einzelne Thätigkeit der Natur eigentlich, abgeſehen von dem Einzelnen, die Eine, ungetheilte und untheilbare Gotteskraft, daß Alles Eins, und Eins Alles ſey, und nur Einheit des Ganzen, Unterordnung unter Einen höchſten, ewigen Geiſt, in dem und durch den, Geiſt und Körper, Seele und Leib, Ideelles und Reelles beſtehe, der wahre Charakter der Religion ſey, wie er auch allein der wahre Charakter der Philoſophie iſt, die den ganzen Inhalt ihres Wiſſens in Ein Syſtem bringen will. So lange man in der Philoſophie nicht ſo weit geht, den Urſprung des Ideellen und Reellen, des Geiſtigen und Körperlichen, genetiſch zu erklären, ihre urſprüngliche Einheit in ihrem Princip nachzuweiſen, und alles Entgegengeſetzte ſich bloß als der Quantität oder der Form, keineswegs aber dem urſprünglichen Inhalte oder der That nach, entgegengeſetzt zu denken, ſo daß aller Widerſpruch und Gegenſatz der Dinge Widerſpruch und Gegenſatz der Formen, nicht aber des eigentlich geiſtigen Inhalts, wäre, allem Uneinigen eine Einigkeit, aller Zwietracht Eintracht zum Grunde läge: ſo lange iſt ein ächtes philoſophiſches Syſtem nicht möglich. Wer jene höchſte Einheit aller Dinge (aber unter wechſelnden Formen, die eben aus dem Einen Vieles bilden) faßt, und in zwei oder mehrern, oder allen einzelnen gegebenen Dingen, ſie gehören in das Reich des Idealen oder des Realen, die höchſte Einheit wieder ſucht und findet, und dieſe Einheit in beiden oder allen, troz der formellen Verſchiedenheit, darthut, der iſt Philoſoph. So wird die Vernunft-Idee der Einheit des Ganzen, wenn ſie durch alles durchgeführt wird, die Grundlage und der Inhalt der Weisheit, der wahren Erkenntniß der Natur, und der unſerer ſelbſt. Der Eine höchſte Geiſt des Ganzen, das Univerſum, iſt thätig unter der Geſtalt des Geiſtes und unter der des Körpers, und ſo ſtellt das Univerſum in ſeinem Handeln zwei Sphären dar, in das ſich daher nothwendig das Daſeyn theilt, eine ideelle und eine relle Sphäre. Von jeder dieſer Sphären, deren Form oder Daſeynsart verſchieden, von der andern unterſcheidbar, iſt, muß in der Einheit beider, in ihrem Principe die Möglichkeit gelegen ſeyn, d. h. dieſes Princip muß ſelbſt die völlige Einheit und Quelle, ſowohl des Reellen, was in jeder Sphäre, als des Formellen, was in jedem Daſeyn ausgedrückt iſt, ſeyn; in ihm muß weder Reelles, noch Formelles, weder Aeußeres noch Inneres, unterſcheidbar ſeyn; und weil Einheit die Quelle beider Sphären iſt, und das eine Princip gleich viel darſtellt unter jeder Art des Daſeyns, ſo iſt nothwendig, daß immer eine Sphäre des Daſeyns, um der Einheit des Princips und des wahren, geiſtigen Inhalts willen, der in beiden als Kraft hervortritt, in die andere hinüberſpiele; und daher muß die

Natur Analogie mit dem Geiſte haben, und dieſer mit jener; und eines muß ſich aus dem andern, und durch die Analogie mit dem andern, darthun und erklären laſſen, was auch wirklich der Fall iſt. So iſt das Syſtem dann in eine Einheit gebracht, und die handelnde Vernunft gehört ſelbſt zu dieſem Syſteme; ſo wird, wenn nur jene höchſte Einheit, das ewig Wahre und Bleibende in den Formen und Geſtaltungen im Auge behalten wird, aller Einfluß der Willkühr und des blos im Getrennten, Endlichen ſtehen bleibenden Verſtandes, abgeſchnitten, daß nicht von dem philoſophiſchen Syſteme gilt, was Schiller von den Syſtemen dieſer Art in den Xenien ſo treffend ſagt:

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man
Nun er ſo königlich erſt wohnet, den Irrthum heraus?

Dann kann es nur im Herabſteigen aus dem Einen und Höchſten, was beiden Welten Princip und Quelle iſt, in dieſe endliche Welten, dieſe Darſtellungen jener Einheit unter mannichfaltigen Formen, Verſchiedenheit der Erklärung wie das Eine und Ganze im Einzelnen und Individuellen, wie dieſes eine Darſtellung von jenem ſey, geben, und der bisher gegründete Vorwurf gegen dieſe philoſophiſchen Darſtellungen, daß die neuen Syſteme nur oft die Theorien einiger Individuen ſeyen, fällt weg, und wir machen uns des großen Geiſtes des Alterthums immer würdiger, deſſen Maximen der Geiſt der Jahrhunderte ſind, der die Einheit der Dinge ahndete, der ſchon in der Mythologie das Endliche dem Göttlichen verband, und in der Philoſophie dieſe

Einheit wiſſenſchaftlich auf verſchiedene Weiſe begründete, aber in der Durchführung der Einheit durch das Ganze noch ſehr große Lücken ließ. Der Geiſt der neuern Zeit hat ſich verirret, er hat alles getrennt, und ſich durchaus entgegengeſetzt; die Einheit der Dinge iſt ihm verloren, der Schein, das Seyn im Endlichen, iſt ihm die eigentliche, höchſte Realität; er erkennt nichts für reel, als woran er die Naſe anſtößt; das Göttliche trennt er von ſich und der Natur, glaubt mit der Natur auf eigenen Füßen zu ſtehen, während er in dem und durch den ewigen Weltgeiſt, das bleibende und ewig Reelle, iſt und beſteht. Wir ſagen: Ich, während wir eigentlich Du ſagen ſollten, wenn wir mehr anerkennen wollten, als was in den Gränzen unſers Seyns erſcheint, wenn wir die eigentliche Bedeutung unſers Seyns, unſere eigentliche Realität, anerkennen wollten. Wir nennen die Natur und die meiſten ihrer Produkte todt, weil ſie ſo ſcheinen, und bedenken nicht, daß ſelbſt der ewige Tod, der fortdauernde Schein, ewiges, verborgenes Leben zur Quelle hat.

Ohne den Verſuch, die Vielheit als vielfältige Darſtellung der Einheit zu betrachten und durchzuführen, iſt durchaus kein Syſtem möglich. Wenn die beiden Sphären des Daſeyns, die ideelle und die reelle, blos verſchiedene Erſcheinungen und Darſtellungen des Einen unendlichen Weltgeiſtes ſind, und die Einheit folglich in beiden wieder zum Vorſchein kommen muß: ſo iſt nothwendig, daß jede einzelne Sphäre der andern innerlich (reell) korreſpondire, daß es Punkte im Raume oder doch in der Zeit gebe, die gewiſſen Punkten oder Darſtellungen in der andern dem Inhalte, nicht aber der Form nach, gleich kommen, ſo daß die eine die andere erklären und erläutern kann, und man einſieht, wie und wo das Univerſum in ſeinen ewigen Handlungen die einzeln für uns Welten ſind, ſich ewig gleich bleibt, und in allen Verſchiedenheiten der Eine, ewige Weltgeiſt ſich offenbare. So muß z. B. in der Erkenntniß unſers Geiſtes, oder dem Syſteme der ideellen Sphäre des Daſeyns, gezeigt werden von dem philoſophiſchen Syſteme, welcher Zuſtand, welche Darſtellungen, welche Erſcheinungen in der objektiven Welt (der Natur) dieſelben Handlungen und Ausdrücke des ewigen Geiſtes ſind, der ſich in der ideellen Sphäre in dieſem oder jenem Zuſtande, auf dieſem oder jenem Standpunkte, handelnd darſtellt. Wenn durch die Vereinigung zweier Handlungen, deren eine für die Realität (den Inhalt), die andere für die Form oder das Daſeyn, beſtimmend iſt, da, wo dieſe beide ſich gegenſeitig beſchränken, und die letztere auf der Seite gegen die Endlichkeit (die Reflexion) hervortritt, im Uebergewicht erſcheint: ſo entſteht die Natur, die alſo iſt und beſteht durch den ewigen Geiſt, der erſcheint im Inhalte und in der Form, welche letztere nur den Charakter der Sphäre bildet. Wenn durch dieſelbe Vereinigung zweier Handlungen des ewigen Geiſtes, dieſe hingegen ſich gegenſeitig ſo beſchränken, daß die ideelle für die Reflexion das Uebergewicht bekömmt oder hervortritt, und durch ihren Charakter die Sphäre ſelbſt als eine ideelle charakteriſirt, ſo entſteht der Geiſt, wie er in jedem einzelnen Menſchen wiederſtrahlt. In beiden Sphären iſt die ideelle, wie die reelle, Handlung des Ewigen, verbunden mit der andern; das Hervortreten beider, mit jedesmaliger Unterordnung der andern, nicht hervortretenden Thätigkeiten bildet nur zwei verſchiedene Sphären, in denen die Einheit aber wieder dadurch hervorſtrahlt, daß beide Handlungen ſich in jeder Sphäre nothwendig verbinden, und dieſe Nothwendigkeit, die in der Vielheit hervortritt, iſt die endliche Darſtellung ewiger Einheit. So heißt das, was in der ideellen oder geiſtigen Reihe Anſchauung iſt, in der reellen Reihe Materie; und was ſich dort als Empfindung darſtellt, das heißt in der Natur Elektricität. Jenes und dieſes iſt eigentlich eine und dieſelbe Handlung des Weltgeiſtes, nur unter verſchiedener Darſtellungsform. Dieſe ſich gegenſeitig gegenüber ſtehenden Beſtimmungen der Handlungen des Ewigen im Ideellen und Reellen müſſen von dem philoſophiſchen Syſtematiker durch alle Wiſſenſchaften durchgeführt werden, und dieß iſt die Aufgabe eines vollkommenen philoſophiſchen Syſtems. So iſt die reale Wiſſenſchaft der Phyſik im Ideellen die Wiſſenſchaft von der Phantaſie; ſo wie die reale Wiſſenſchaft der Chemie korreſpondirt der ideellen Wiſſenſchaft des Denkens, und folglich korreſpondirt dem chemiſchen Proceß der Proceß des Denkens Die Natur heißt deswegen ein verſteinerter, mit Materie bekleideter, Geiſt, ſo wie der Geiſt eine materienloſe (ideelle) Natur iſt. Aus der ungetrennten und untrennbaren Vereinigung des Reellen (Objektiven) und des Ideellen oder Geiſtigen entſteht das Menſchenleben: deßwegen ſteht der Menſch nothwendig zwiſchen zwei Welten; und die Menſchheit kann die Blüthenknoſpe an dem Baume der Natur genannt werden, weil von der reellen Welt aus, der Menſch den Anfang macht zu der ideellen.

Weil die ideelle und reelle Welt ſtets gegenſeitig ineinander ſpielen, ſo kann die eine immer, auf einem gewiſſen Standpunkte und in einem gewiſſen Momente aufgefaßt, zum Symbole der andern dienen. So iſt die Schönheit im Reellen, Symbol der Sittlichkeit im Ideellen, und dieſe als Zweck des Menſchen gefaßt, iſt die Bedeutung der Schönheit. So habe ich das Verhältniß beider ſchon beſtimmt in den „Betrachtungen über Religion und Chriſtenthum" (Stuttg. 1802). Ueberall, wo ächte Symbole erſcheinen und hervortreten, da erſcheint die Sphäre des Daſeyns, aus der das Symbol genommen iſt, auf derſelben Stufe der Thätigkeit, auf der das dadurch Symboliſirte ſteht. Das, was im Ideellen wahrhaft (reell) iſt, das drückt der im Reellen jenem korreſpondirende Moment der Thätigkeit aus durch die Geſtalt des Dinges, und ſo kann dieſe Geſtalt nun Symbol für jenes Ideale werden, weil das Ding durch ſeine Geſtalt auf das Geiſtige hindeutet. Für die endliche Betrachtung ſind daher die Naturſymbole die darſtellendſten. So zeigt die weiße Farbe an, was ſie ſelbſt iſt, eine ungemiſchte Beſchaffenheit; Roth iſt der ſymboliſche Ausdruck des Lebendigen. Wer aus Tradition, das Blau, als Symbol der Beſtändigkeit, Roth als das der Liebe und Jugend, Grün als das der Hoffnung, und Weiß als das der Unſchuld ausſpricht, der ſpricht konventionelle Begriffe aus. Jede ächte Konvention hatte in der Natur der Dinge urſprünglich ihren Grund, und nur, wer dieſen aufſucht, ſpricht gründlich. So trägt der majeſtätiſche Baum, die lachende Flur, anſchauliche Begriffe für den reflektirenden Geiſt mit ſich; die Größe und Pracht der Natur verkündigt eine Größe und Pracht des Geiſtes. In allen lebendigen Organiſationen erſcheint uns im Aeußern das Innere, der Geiſt und die Seele des Gegenſtandes. Der ſcharfe Blick des Geiſtes ſieht in der äußern Geſtalt durchblicken den Geiſt, ſieht die Seele im Körper, verkennt im Unbedeutenden nicht das Bedeutende. Jedem Geſichte, jeder Miene und Stellung ahnen wir es gleichſam ab, was wir von ihnen zu erwarten haben, und ſind um ſo glücklicher in der Beſtimmung deſſelben, wenn es uns in Handlungen ſich wirklich zeigte.

Man kann als Künſtler die Natur nicht abſchreiben, ſie muß empfunden werden; ihr ganzes Seyn und Wirken, ihre Erhabenheit und Größe muß durch das Gefühl übergehen in die Vernunft, und von dem ganzen Menſchen nachher wieder neu geboren werden. Was ſo erzeugt und ſo geboren wird, deſſen Theile werden bedeutend und herrlich, ſie gehören organiſch dem Ganzen an, die Formen und Geſtalten werden dann lebendig; denn ſie ſind Reproduktionen von dem Kunſtgeiſte in der Natur, der überging in unſern eigenen Geiſt. Daher ergreift ein ſolches Kunſtſtück zugleich das Herz und entzückt die Sinne. Die ganze Menſchheit, die beim Künſtler in der Thätigkeit hervortritt, dieſe göttliche Regung ſeines Weſens, wird aber nicht geweckt durch Fleiß und Anſtrengung; ſie tritt nur da hervor, wo im eigentlichen Sinne Gottes Geiſt in überſchwenglicher Fülle, geſättigt mit Formen und Geſtalten des Lebens, des Guten, Wahren und Schönen, wohnet; und dieſe edlen Formen ſind wieder nur in ihm Abdrücke ſeines hohen, innern, göttlichen Lebens, denn im Geiſte, wie auch im Univerſum, iſt keine Form ohne Inhalt und Realität. In der Vereinigung des Ideellen mit dem Reellen, d. h. im Menſchen, iſt im Endlichen die größte Vollkommenheit, der höchſte Adel, der edelſte Ausdruck; daher findet der Künſtler in dem Menſchlichen, dem Körper des Menſchen, den edelſten Stoff und die edelſte Form ſeiner Darſtellungen. Daher haben die Alten hierin einen ſo großen, von uns nicht zu erreichenden Vorzug, daß ſie dieſe ideel reelle Formen, ich meine die Formen des Menſchen, ganz ſo, wie ſie ſind, ohne Verhüllung, Verkünſtelung durch die (ſogenannten) Zierden der Kleidung, zu Gegenſtänden ihrer Kunſt machten. Im Nackenden, wo alle Größe und Vollkommenheit des menſchlichen Körpers erſcheint, werden wir ihnen nie gleich kommen, ſo lange unſere ganze neuere Lebensart, wo das Verhüllen und Verſtecken, dies Fürchten vor der lautern, reinen Natur, zum guten Tone gehört und ſelbſt mit der Moral und Religion verflochten wird, ſich nicht ändert. In Köpfen, Händen und Beinen halten wir ihnen vielleicht die Waage, in ſo weit wir noch Perikleſſe, Platone, Alcibiadeſſe, Aſpaſien und Phrynen haben und kennen. — Die höchſte Vollkommenheit iſt überall der letzte Zweck der Kunſt, ſie mag Körper oder Seele, oder beides zugleich darſtellen, und nicht die bloß getroffene Aehnlichkeit der Sache und das kalte Vergnügen darüber.

Von der Größe des menſchlichen Geiſtes, der, als eine Darſtellung aus Gott, göttlich große Anlagen und Fähigkeiten enthält, ſpricht ſchon der edle Seneka ſo vortrefflich: (epist. 102.) „Magna et generosa res est humanus animus; in immensum se extendit, nec ullos sibi poni, nisi communes et cum Deo terminos patitur.“ Sein Streben nach dem Unendlichen und Unbegränzten, was aus ſeiner unendlichen Natur fließt (denn ohne dieſe wäre ſein Streben nicht), charakteriſirt eben derſelbe ſo: (epist. 102.) „Arctam sibi aetatem dari non sinit; omnes, inquit, anni mei sunt; nullum seculum magnis ingeniis clusum est; nullum non cogitationi proprium tempus.“

Wahrheit iſt nur, wie wir ſelbſt und die Natur, in dem innigſten Zuſammenhange mit dem Einen und Höchſten, das der Grund und die Bedeutung aller Vielheit iſt. Jede Erkenntniß von dem Einzelnen, wie es, ſeinem Inhalte und ſeiner Form nach, mit dem Höchſten, der abſoluten Einheit, zuſammenhängt, wie es ſelbſt in und durch dieſe iſt, und von dem endlichen Daſeyn aus wieder auf dieſe hindeutet, iſt allein eine wahre Erkenntniß; jede andere ſogenannte Erkenntniß, die den Gegenſtand bloß ſo auffaßt, wie er erſcheint, nicht, wie er in der That iſt (denn ſein wahres Seyn geht über die ſichtbare Grenzen hinweg, und findet ſich bloß in dem, was der Grund und das Princip ſeiner Exiſtenz iſt), iſt bloß der Schatten von dem wahren Wiſſen, und gleicht dem Wiſſen deſſen, der die Bilder der Camera obscura für die wirklichen Gegenſtände ſelbſt hält, ohne auf die Verbindung dieſer Bilder mit der eigentlichen Welt zu ſehen. Nur weil die Menſchen gewöhnlich alles dem Scheine nach betrachten, ſprechen ſie von ganz verſchiedenen Wahrheiten; aber ſie bedenken nicht, daß ihre Verſchiedenheiten nur möglich ſind durch die ihnen zum Grunde liegende Einheit, deren Anerkennung höchſtes Intereſſe aller Wiſſenſchaften iſt: denn ihr Intereſſe iſt das der Wahrheit. Der Dichter ſagt daher ſehr ſchön von der Wahrheit (Xenien S. 167.):

„Eine nur iſt ſie für alle, doch ſiehet ſie jeder verſchieden;
„Daß es Eines doch bleibt, macht das Verſchiedene wahr."

Wenn der Weltgeiſt, der als Schönheit in Formen ſich darſtellt, ſich entweder in der ideellen oder reellen Welt ausdrückt durch Verſchiedenheit der Verbindung des Ideellen mit dem Reellen (der Form und des Inhalts) in jeder der genannten Welten: ſo giebt es nur nothwendig zwei verſchiedene Gattungen des Schönen, die ſich beſtimmen nach der Sphäre, in welcher das Schöne ausgedrückt wird; das Schöne iſt entweder ausgedrückt im Idealen oder im Realen. Jene Sphäre der Darſtellung des Schönen iſt die des Dichters, dieſe die des Künſtlers. — Wer in jeder Sphäre den in ihr wirkenden allmächtigen Geiſt des Univerſums erkennt und erblikt, der hat die Conditio sine qua non errungen, Philoſoph ſowohl als Dichter und Künſtler zu ſeyn. Er iſt Philoſoph, wenn er die Realität, die Einheit, das Ewige und Bleibende, in jeder der Sphären auffaßt und darſtellt; ſein Produkt iſt dann Wahrheit. Er iſt Dichter, wenn er die Form beider Welten im Idealen, Künſtler, wenn er eben dieſelbe im Realen ausdrückt. Das Produkt dieſer beiden iſt Schönheit. Wie das Ideale und Reale aber im Univerſum ſtets gegenſeitig in einander ſpielen, ſo muß in den genannten Wiſſenſchaften auch ſtets die Wahrheit mit der Schönheit, und dieſe mit jener, in Verbindung einhergehen; es muß alles, was wahr iſt, zugleich auch ſchön, und alles, was ſchön iſt, zugleich auch wahr ſeyn. In dieſer Rückſicht iſt folgendes vortrefflich (Xenien S. 157.):

„Wahrheit ſuchen wir beide; du außen im Leben, ich innen
„In dem Herzen, und ſo findet ſie jeder gewiß.
„Iſt das Auge geſund, ſo begegnet es außen dem Schöpfer;
„Iſt es das Herz, dann gewiß ſpiegelt es innen die Welt.“

Göttingen, im Oktober 1803.

V.

Theokrits neunzehnte Idylle.

Der Honigdieb *).

Boshaft ſtach ein Bienchen einmal den ſchalkhaften Amor,
Als er ſich Honigſcheiben aus einem Bienenkorb raubte.
Aber die Biene traf mit dem Stachel die Spitze des Fingers.
Amor weinte, behauchte die Hand, die ihn ſchmerzte, und ſtampfte
Auf den Boden, und tobte umher. Nun klagte der Mutter
Er den wütenden Schmerz, und ſchalt, daß die Biene, die kleine,
Doch ſo heftig verwunde. Da ſagte lächelnd die Göttin:
Biſt du den Bienen nicht gleich? Du biſt klein, und verwundeſt ſo heftig!

C. F. Michaelis.

---

*) Diejenigen, welche neulich die Kunſtausſtellung des Herrn Prof. Rehbergs aus Rom ſahen, werden in dieſem Idyllion Urbild und Erklärung eines der lieblichen Bilder, die dort aufgeſtellt waren, finden. Beſonders wird ihnen die ſüß-ſpöttiſche Miene der Mutter aus dem letzten Verſe klar werden. S.

VI.

Der Beinbruch,

ein Kapitel aus: den Organen, einem Schwanke von Immerſo *).

Die Chauſſee war vor Kurzem durch Aufhäufung koloſſaler Steinmaſſen ausgebeſſert worden. Mein Kutſcher trug daher kein Bedenken, bei unſrer Rückkehr, das Brachfeld, trotz eines großen memento mori von Graben, vorzuziehen. Beym Hinlenken auf die Straße kam ich eher auf den ausgebeſſerten Weg, als der Wagen, und das memento mori war uns hier nur ein exspecta paulisper. Eine ſtarke Touche machte meinem Fuße begreiflich, daß er ſich das Gehen vergehen laſſen möge. Ich war binnen zwölf Minuten im Wagen — ohngefähr meine ich, denn ich dachte keineswegs an meine Uhr. Mein Kutſcher half meinem Fuße hinein, und mein Kopf ſuchte ſich zu überzeugen, daß ein Fuß doch nur ein Fuß ſey.

Ich war bald wieder aus dem Wagen auf meinem Großſtuhle. Bei oberflächlicher Unterſuchung fand ich, daß das Schickſal mir bei weitem nicht ſo ſchlimm mitgeſpielt hatte,

---

*) Wenn ich nicht ſehr irre, ſo haben wir in dieſem Semper idem einen ſehr vorzüglichen Humoriſten zu hoffen. F.

als unſerm lieben Oncle Toby, denn mein Schaden war weit von dem Seinen entfernt. Aber o Himmel! des Onkels Schaden — wär er auch noch ſo vogelfrei geweſen — hätte nicht ſo windſchief hängen können, als mein beneidenswerthes Piedeſtal. Sie erinnern ſich doch meiner Waden, liebe Schweſter, ſagte ich. O ja, warum nicht? verſetzte ſie. Nun ſehen Sie, meine Freunde, wie ich aufzutreten verſuchte. — — Es war gar kein Verſuch!

Da ſieht er, Daniel, ſagte ich meinem Bedienten, daß er zu einem Chirurgus gehen muß. Der Herr Doktor, entgegnete mein Daniel, werden ſich doch die Kundſchaft nicht nehmen laſſen, und lieber Ihr Glied ſelbſt kuriren. Das iſt freilich wahr, mein Lieber, ſagte ich, aber er ſieht ja, ich bin ſo hin, daß ich meine Kundſchaft aufgeben muß. Zudem wo in aller Welt ſteht irgend eine Krankheit mit meinem Kopfe in ſolchem Widerſpruche, als dieſe? Kann ich denn mit Rath oder That hin? oder mit den Augen und mit der Naſe? Ums Himmelswillen! ſeh er doch die Kluft ein, und ſo enge Stiefeln, Daniel. Das Leder kann mir Niemand beſſer herunterſchneiden, als ein Chirurgus. „Hm! das könnte wohl Meiſter Stranz, der ſie gemacht hat, die Stiefeln, viel beſſer.“ Meiſter Stranz, ſag ich ihm, Daniel, hat noch Keinem das Fell vom Leibe gezogen, ſo wenig als ich ihm, und wer damit umgeht, muß es am beſten können. Hol er mir den Chirurgus Tiefſtrunk. — Mein Daniel lief, mein kranker Fuß lief auch — auf, und ich ſelbſt lief Gefahr, in Ohnmacht zu fallen, oder war gerade darin geweſen, als ein Mann vor meinem Großſtuhle ſtand und meinen Stiefel beſah. Herunter geſchnitten! ſchrie ich, ich halte den Schmerz nicht aus. „Das haben Sie gar nicht von Nöthen, ſagte der Chirurgus, freilich haben ſie empfindliche Füße, und lieben die knappen Stiefeln.“ Schneiden Sie ihn eiligſt herunter, oder — ! „Es thut mir in der Seele weh, verſetzte der mitleidige Mann. Sie haben mir erſt vier Thaler zwanzig Groſchen dafür bezahlt.“ (So viel koſtete mich gerade mein Paliſadenübel.) Ich verlor die Geduld. Herr, ſo laſſen Sie es bleiben, ſagte ich, hol er mir einen Andern, Daniel! „Bleib er nur da, junger Herr, wenn Sie nun einmal ruinirt werden ſollen.“ Ich kam außer mir, oder vielmehr zu mir über den Aerger, und — vor mir ſtand Meiſter Stranz. Hat's ihm der Kerl nicht geſagt, ſchrie ich, der Knochen iſt entzwei — hol der T** den Stiefel und ihn, Meiſter Stranz; und er, Daniel, hat nicht eine Nußſchale voll von dem Gehirn des Propheten ſeines Namensvetters. Ich wünſche ihn aber in die Löwengrube, und ſeinen Abſchied bekommt er gleich, wenn er nicht alsbald zu dem Chirurgus läuft.

Jetzt bemächtigte ſich meines Schmerzes eine Weiblichkeit, die von der ſchönen Weiblichkeit ſo weit entfernt iſt, als die moderne Humanität von der wahren, eine Naivität des Schmerzes, ſag' ich, die nicht einen Mundvoll Sentimentalität zugelaſſen hätte. Ich konnte, und wenn ichs auch gewollt hätte, nicht ein Fünkchen Idealismus aus dem Ermel ſchütteln, und — daß mans wollen kann, beweiſen doch die viel tauſend Philoſophen, die den Großen in der Philoſophie nachlallen, wenn ſie gleich nichts weiter vom ganzen Braten haſchen, als die Witterung. Dem ſchlechteſten Dichter kann Reim und Sylbenmaß nicht ſo im Kopfe ſummen, daß ſich alle Beſonnenheit verliert, als mir mein Schmerz. Ja! ich hätte der beſte Klaſſiker ſeyn, und mit Ernſt und Scherz ausgehunzt werden können, — glauben Sie's mir, ich hätte geweint, ſtatt darüber zu lachen. Endlich kam ich durch den Schmerz wieder zu Sinnen, den mir Rezenſent, der Meiſter Stranz, an meinem Fuße durch ſeine Inſtrumente, wenn gleich in der beſten Meinung, zuzog. Laß er das bleiben, Meiſter, ſagte ich, mein Fuß iſt kein Leiſten. — Aber bleib er da, daß er beſſer mit dem Leder eines Gelehrten umgehen lernt. „Es iſt doch kein Elendsleder, verſetzte der Meiſter, daß es nicht weichen will.“ Ja, 's iſt aber Elendsleder! entgegnete ich. „'s iſt ein gutes Kalbsleder, wie Ew. Hochedeln ſehn.“ Das iſt es gar nicht, lieber Meiſter, ich kenne die Zuthat beſſer! „Die Zuthat — nichts für ungut — iſt, meiner Seel, die beſte von der Welt.“ Schweig er, Meiſter, ich mag mich nicht gern loben hören. Das Leder möchte indeß ſchon angehn, aber — was drunter liegt. „Herr, die beſte Brandſole von der Welt.“ Ich glaube ſelbſt, daß der Brand dazu ſchlägt, verſetzte ich ſchmerzlich, wo nicht bald Hülfe kommt. So eben trat mein Kollege Munſich herein. Ei, ei, ſagte er, wie er den Schuſter anſichtig wurde, ei, ei, das macht die gottloſe praxis per pedes. Schon wieder ein Paar entzwei? 's iſt nur einer, ſagte der Schuſter. Es iſt aber ſo ſchlimm, als wären's tauſend, erwiederte ich. „Wie ſo? der Herr Kol lege ſich doch nicht inſ [illegible]?" Leider, ja, auf einen Fuß, ſeufzte ich. „Nun, nun, haben der Herr Kollege nur Geduld, der andere wird ſchon nachfolgen!" — Ich hoffte, ſie würden beide ſchon da ſeyn, ſagte Daniels Kopf zur Thüre herein, und zog ſich zurück, zum dritten Chirurgus zu gehn. „Je nun bin ich auf einmal zu Hauſe, ſchrie Munnich. Je, die verdammten Leichdörner! Ziehen Sie aus, mein Freund, ich werde ſie Ihnen abſchneiden." Der Herr Kollege haben's Bein gebrochen, entgegnete der Schuſtermeiſter pathetiſch, und 's wills Ihnen bis dieſe Stunde noch Niemand heilen. Hol der Henker die Schneckenkunſt ſamt den Künſtlern, verwünſchte ich, von Schmerz gefoltert. In dem Augenblick flogen ſie, gleich wilden Gänſen einer hinter dem andern, zur Thüre herein. O, wie willkommen ſind Sie mir meine Herren, ſagte ich freudenvoll. Hätte ich drei Beine gebrochen, jeder von ihnen ſollte eins haben.

So ſchnell, als ſich eine Piſtole abbrennen läßt, waren Stiefel und Strumpf herunter, wenn ich die Zeit in Anſchlag bringe, die beim Auspuhen und Laden vergeht.

Der Bruch iſt excellent gerathen, ſagte Tieftrunk; ein wahrer Normal-Beinbruch. Ein anderer: Schöner hätten ſie ihn nicht brechen können. Ganz allerliebſt, verſetzte ein dritter. Das Glück konnte nicht größer ſeyn, rief der Doktor. Gott ſey Dank für das große Glück, ſagte der Schuſter, aber um den Stiefel iſt's Jammerſchade. Nachdem ich ſelbſt meinem Fuße eine Viſite abgelegt hatte, konnte ich mich nicht enthalten, dem Glücke meine hohe Zufriedenheit zu bezeugen. Gott erhalte es Ihnen, ſagte der Meiſter

Nun machte ſich der vortrefflichſte Zahnarzt in der Reſidenz an meinen Fuß. Herr, ſparen ſie Ihre Kräfte, ſagte ich, Sie ſollens mit vier Zähnen zu thun bekommen, die alle an komplicirten Brüchen leiden. Vortrefflich, laſſen Sie ſehn — Aha! die machen Sie wohl ſehr unruhig? Ja ſeellich. Machen Sie auf, ſagte er, und nahm den Pelikan mit einem Eifer, dem die Zahnwuth Peters des Großen das Waſſer nicht reicht. Heraus damit, oder Ihr Schienbein geräth krumm. — Laſſen Sie nur noch gut ſeyn, ſagte ich, (denn es war alles gut) ich halte es jetzt nicht aus. Seine Intoleranz gegen meine unſchuldigen Zähne, die wie hohle Weiden das Ufer eines ſäuſelnden Gießbachs zieren, die die letzte Zierde des Organs meiner Beredſamkeit waren, hob die Luſt, mein Schienbein zu verbinden, auf, und ehe er noch an etwas anders denken konnte, war mein Fuß ins Salvo geſpielt. „Bravo, liſpelte mein Kollege leiſe, es wär ein Fehler worden, hätten Sie ihn am Stoße gelaſſen, oder er hätte Sie gar gemacht.“ Müßig und erwartend ſtand der Fontanelle unſrer Reſidenz neben mir. Freund, ſagte ich, es thut mir gewaltig weh im Leibe, unterſuchen ſie doch. Ganz gewiß werde ich eine Bandage nöthig haben. Dem Himmel ſey Dank, daß Sie ein Tauſendkünſter ſind. — Er unterſuchte nun mit vieler Vorliebe zum Fache; er meinte, es ſey nichts, als eine kleine Ausdehnung der Muskeln vorgefallen. Gott bewahre! ſagte der Schuſter, die verdammten Vorfälle, ach, meine arme Frau! — Es iſt ein wahres Glück, fiel mein Fontanelle ein, daß Sie nur das Bein brachen. — So hat doch ein Jeder ſein Glück, meine Herren, ſagte ich, aber Keiner hat ſoviel davon, als der Elende, der Arme, der Unterdrückte, der Krüppel. Wahrhaftig, das iſt es, verſetzte Tieftrunk, ein baares Glück! — Das nun wohl nicht, mein Lieber, entgegnete ich. Ja, ein baares wärs geweſen, wenn dieſer zerknickte Fuß mit allem Drum und Dran ganz geblieben wäre, und hätte zugleich das Ritterthum des Strumpf- oder Hoſenbandes an ſich getragen, nebſt allem, was zu einem Glücksritter des Strumpf- und Hoſenbandes gehört. — Audiatur et altera pars, ſagte Munſich; wären wir als Ritter des blauen Hoſenbandes gebohren, ſo müßte das ein baares Glück ſeyn, und ein baares und ganzes Unglück, wenn wir's ganz verlöhren; wenn's aber, wie das Schienbein, halb zum T * * ginge, ein Glück im Unglück. Der Menſch, (ſo hörte er ſich ſelbſt gern) ſollte ſich glücklich preiſen, wenn er das behält, was die Natur ihm gab. Nennt mir das kein negatives Glück. Das Glück der Hoſen- und Strumpfbänder aber gehört ſchon in das Kapitel der Hyperſthenien, meine Herren. Wie leicht reißt ſo ein Ding vom Leibe, und nimmt einen Flecken Seele mit, die doch, wie bekannt, immer daran klebt. Du mein Gott! rief ich, wenn das nur die Strumpf- und Hoſenbänder thäten! 's thuns alle Bänder und Schleifen in der Welt von allen Farben (bis auf die Zopfbänder, von denen ich nicht viel ſagen will). Was ſag' ich, thats doch mein elendes Glied von Schienbein, das in ſeinem Leben noch nichts mit einem Weibe vorgehabt hat, außer mit ſeiner eigenen Mutter und — Und mit Ihrer lieben Frau, ſetzte Munſich luſtig hinzu. Ganz recht, ſagte ich. Sie half mir das zerknickte Glied in Ordnung bringen, daß wir weiter kutſchen konnten. „Aber ſagen Sie doch, wie kommen Sie zu dem Beinbruche?“ Damit kann ich Ihnen dienen, Herr Kollege. Sehn Sie, der Wagen war etwas zugezogen. Wir waren daran, eine recht empfindſame Strecke zurückzulegen. Laß mir doch die unſchuldige Freude, liebes Weib, ſagte ich, er iſt mir der liebſte Theil am ganzen Körper und — es ſieht ihn ja keine Seele, als wir beide. — Es iſt aber zum mindeſten ein unanſtändiger Anblick für ein ungewohntes Auge, entgegnete ſie. Ich zum wenigſten kann ihn nicht ohne Grauen ſehn. — Aber mein Kind, hub ich an, es iſt ja nichts lebendiges mehr daran. Eben das iſt das Schlimmſte, ſagte ſie. Ein Kabinet ſo wichtiger Theile, fuhr ich fort, iſt doch ſo gut, als ein Vogelkabinet, von welchem du eine paſſionirte Freundinn biſt. Es erinnert aber nichts mehr an den Tod, als gerade dieſes, verſetzte ſie. Aber, meine Liebe, dieſes menſchliche Glied iſt ja ſo unſchuldig an deinem Aerger, als dein Ridicule an deiner Lächerlichkeit, und wenn du kein Greuel hineinlegſt, ſo liegt ſo wenig darin, als in deinem Ridicule das Lächerliche, wenn des kleinen Magiſters literäriſche Quinteſſenz nicht darin ruht. Ich wollte lieber, fuhr ſie fort, ohne ein Wort von Allem vernehmen zu wollen. — (Sie müſſen wiſſen, dem kleinen Magiſter iſt ſie ſo gut, als ihrem boshaften Mylord. Weiß ichs, woher es kommt, daß ſie ſich immer zu Tode lachen möchte, wenn ſich ein Schriftſteller, oder ein Hund, oder ein altes Weib außer Athem keift?) Lieber wollte ich alle möglichen Gliedmaßen drin haben, als dieſen grinſenden Todtenkopf. Reſpekt!

ſagte ich, er lieferte Stroh in die literariſchen Scheunen und iſt zugleich ein Schriftſteller. Geweſen — ſagte ſie; nun iſt er ein todter Kopf und nichts, als ein kalter Zeuge ſeiner Sterblichkeit, der vollkommenſte Recenſent ſeines Eigendünkels. Recht, mein Kind, das iſt er, und deshalb hebe ich ihn auf. Denn, wenn er gleich kein Kopf war: ſo iſt er doch jetzt einer. Du ſollſt das Organ ſeines Stolzes und ſeines Eigenſinns ſehen! Noch mehr! Ich habe das Organ des Neides an ihm entdeckt, das ſelbſt Gall bisher bleiben laſſen mußte. Aber kann es wohl anders ſeyn? In Wien hatten die Leute immer vollauf zu eſſen. Wo käme das Kind des Hungers her? Aber bei uns — Ja freilich, ſagte ſie, vom Stroh wird man nicht fett. Und — meine Liebe, ein ſolcher Schriftſteller muß froh ſeyn, wenn er mit halbausgedroſchener Garbe ſeinem ſchlimmſten Rezenſenten, dem Tode, entläuft. Je nun, ſo ſtehe doch auf, und thue desgleichen, ſagte mein vis-à-vis, dem ich mit geſchränkten Füßen, wie ein Sophi auf bloßer Erde, die letzten Worte ſagte. Als ich ernſthaft ſitzen blieb und fortſprach, lachte ſie aus vollem Halſe. Jeder Profeſſor, ſagte ſie, macht doch indeß Punktum, während er ein ander Katheder betritt, und wenn der Pfarrer von der Kanzel zum Altar herabſteigt, ſo ſchenkt er den Zuhörern doch eine Mundvoll Athem. Ich ſchwieg. Ich mochte nicht ganz zufrieden ausſehen. Mein Gott, ſagte ſie, du haſt dich wohl ſehr geſchlagen. Ihr Bemühen, mir aufzuhelfen, war vergeblich. Jeſus Maria! dein Fuß iſt wohl entzwei? Er mag mir wohl nur eingeſchlafen ſeyn, tröſtete ich. So ſcheint mir's auch faſt, brummte der Kutſcher; wir wollen ihm aus dem Traume helfen. Nun ſehen Sie, Herr Kollege, ſo kam ich in den Wagen.

Aber Ihre hochſchwangere Frau — fragte Munſich. — Muß bald darauf in die Wochen gekommen ſeyn. — Hilf Himmel! welch ein Unglück! ſchrie er. Das ich nicht wüßte, hören Sie doch, wie munter das Kind akkompagnirt. Die Glasthüre ging auf. Sehen Sie doch das allerliebſte Kind, ſagte die Kinderfrau. Mutter, rief ich hinein, der Junge muß Felix heißen! Brav, antwortete ſie, aber wenn du es vorher ſeyn wirſt. O, ich bin es ſchon, überſchwenglich bin ichs! Ich gratulire aus vollem Herzen, ſagte Munſich, ſeyn und bleiben Sie es Alle!

VII.

Ueber die Univerſitäten.

Ein drittes Wort *).

Unter jener Ueberſchrift hat Herr **Buchholz** im Februarſtücke der Eunomia vom vorigen Jahre (1802) einen Aufſatz abdrucken laſſen, deſſen Inhalt dahin geht, daß die bisherigen Vorſchläge, zur Verbeſſerung dieſer Lehrinſtitute, ſeiner Meinung nach, den rechten Fleck noch nicht getroffen haben, weil ſie ſich nicht auf die Urſachen der Wirkungen eingelaſſen, welche der Gegenſtand ihres Tadels ſeyen; und dieſe beſtehen darin, daß bei den Wiſſenſchaften ein Mißverhältniß der Theorie zur Praxis ſtatt habe, daß das, was der Student auf Univerſitäten höre, nicht genug aufs Leben berechnet ſey, und zu wenig mit demſelben in wirklicher Verbindung

---

*) In einer Zeit, wo der immer fühlbarere Mangel an **Gelehrten** die ſchärfere Aufmerkſamkeit auf die Bildungsanſtalten derſelben weckt, und wo die Sachwalter der Gründlichkeit immer geneigtere Ohren finden, gehören Betrachtungen dieſer Art nicht unter die unintereſſanten. Daher haben wir dieſe Bemerkungen, ob ſie ſich gleich nur an zwei frühere Aufſätze anſchließen, gern aufgenommen. F.

ſtehe. Wenn nun der Student ſelbſt einſehe, daß er viel Ueberflüſſiges, in ſeinem künftigen Leben ihm nicht nützlich zu ſeyn ſcheinendes, lernen müſſe, ſo bekomme er Ekel daran und habe Langeweile, und dieſe vertreibe er dann mit Handlungen, die gewöhnlicher Weiſe eben nicht moraliſch ſeyen. Er ſchlägt deswegen vor: zu den erſten (und warum nicht zu allen?) akademiſchen Lehrern Männer zu nehmen, welche die Praxis zur Theorie geführt habe. Allerdings ein vortrefflicher Rath! denn der Einwurf, daß nicht ein jeder ſolcher Männer die Gabe des Vortrags haben, und deswegen durch einen ſchleppenden, ſchweren, ungeübten, oder ſonſt nicht anlockenden Vortrag, dennoch jene Langeweile erregen würde, möchte wirklich wißbegierige Studenten, wenn ſie den Kern koſten könnten, nicht ſonderlich auf die Schaale ſehen laſſen. Und in der That, wie kann man von einem jungen Manne, der vom Kandidaten Profeſſor wird, und, wenn er kaum aufgehört hat, zu lernen, ſchon wieder Andere lehren will, erwarten, daß er etwas mehr vortrage, als was er ſo eben im Kollegio gehört, oder, wenn es hoch kommt, in Büchern geleſen hat, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, und fähig zu ſeyn, das Gehörte und Geleſene prüfen zu können. Oder iſt es etwa gleichviel, ob er ſeinen Zuhörern Wahrheit oder Unwahrheit verkauft? ob er ihnen Gründe und Beweiſe, oder Hypotheſen und Muthmaßungen giebt? Den Medicinern giebt zwar der Herr Verf. das Lob, daß ſolches bei ihnen nicht der Fall ſey; aber auch in den andern Fakultäten könnte die Verbeſſerung ſtatt finden, wenn auch da nur durch eigene Erfahrung gebildete Männer angeſetzt würden. Freilich aber möchte es dabei doch bei der Einen Fakultät immer ein Problem bleiben, wo die durch Erfahrung zu ihrem Lehramte gebildete Philoſophen herkommen ſollten, oder unter welchem Titel man ſie auffodern dürfte.

Sollte denn aber auch wohl der Student ſchon fähig ſeyn, das, was er künftig einmal nicht nöthig haben dürfte, von dem wirklich Unentbehrlichen unterſcheiden zu können? Ich zweifle daran. Denn was wir, nachdem wir dreißig Jahre und darüber die Univerſität verlaſſen haben, wiſſen, das weiß der Student noch nicht, und kann es auch nicht wiſſen; und wenn er dann für's erſte alles, was er lernt, für nöthig hält (und ich möchte gern behaupten, es wäre auch nöthig, um des Zuſammenhanges willen), wie kann er dann Ekel daran empfinden?

Wenn der Herr Verf. hernach meint, daß man ein ſchlechter Theologe, und doch ein guter Geiſtlicher, ein ſchlechter Juriſt, aber ein vortrefflicher Richter ſeyn könne: ſo dürfte die Richtigkeit dieſer Behauptung doch wohl bezweifelt werden. Denn in dem Falle bedürfte es ja weiter nichts, als eines guten Gedächtniſſes, geſunden Menſchenverſtandes, und der Anleitung eines ältern Geiſtlichen, um einen ſolchen Empiriker (denn das wäre er denn doch eigentlich) zu bilden. Aber woher würde der gute Richter kommen, der nicht Juriſt wäre? Wir würden dann auf die Geſchwornengerichte zurück kommen, und da käme es bloß auf das Herz und den Menſchenverſtand an; nur Schade, daß jenes zu ſehr verſchieden fühlt, und für dieſen die Fälle doch wohl oft zu verwickelt ſeyn dürften; denn der Herr Verf. wird wohl nicht in Abrede ſeyn, erſtlich, daß das von ihm zur Norm vorgeſchlagene preußiſche Geſetzbuch ſchwerlich für alle mögliche Fälle hinreiche (denn ſonſt bedürfte es nur einer mäßigen Einſicht, um den Casum in substrato darin aufzuſuchen, und ein jeder, bei Austheilung eines geſunden Verſtandes nicht zu ſpät Gekommener würde ein guter Richter ſeyn; auch könnten gar keine Prozeſſe mehr ſtatt finden, und das wäre faſt von gleichem Werthe mit dem ewigen Frieden); und zweitens, daß auch außerhalb den preußiſchen Staaten liegende Länder ſich nicht nach der preußiſchen Geſetzen richten. Wenn nun aber das nicht iſt, und ein preußiſcher Unterthan mit dem Unterthan eines andern Landes einen Prozeß hat, wo auch ein eigenes Geſetzbuch, oder noch das römiſche Recht, gilt, und nach dieſem die Sache daſelbſt entſchieden werden muß: reicht denn da die Kenntniß der preußiſchen Geſetzgebung für den Anwald hin? Und dieſer Fall möchte doch wenigſtens bei den an der Grenze wohnenden preußiſchen Unterthanen öfters vorkommen; und wie wird der Advokat in denjenigen Ländern, wo der Rekurs an die Reichsgerichte ſtatt hat, und bei denjenigen Gutsherren, welche die Ober- und Untergerichte zu ihren Gerechtſamen zählen, und aus Gewiſſenhaftigkeit, oder zum Beweiſe der Unpartheilichkeit, nicht ſelbſt durch ihre Gerichtshalter Recht ſprechen laſſen, doch aber, um ſich nichts zu vergeben, nicht von den Obergerichten des Landesherrn das Urtheil fällen laſſen wollen, und deswegen eine Univerſität darum angehen, ich ſage, wie wird ein ſolcher Advokat

und

dann eine ſolche Juriſtenfakultät fertig werden, wenn ſie das Syſtem in ſeinem ganzen Umfange ſich nicht zu eigen gemacht, ſondern es hier und da beſchnitten haben? Und wie ſoll denn dies Beſchneiden, dies Einſchränken gemacht werden? Es müßte doch wohl auch nicht nach Willkühr, ſondern durch ein allgemeines Geſetz geſchehen, deſſen Stelle aber einſtweilen jenes bisher gebräuchliche vertritt, weil ſonſt der Eine dies, der Andere jenes für überflüſſig halten, und da dem Einen dies, dem Andern jenes fehlte, ſich beide nicht verſtehen würden.

So weit war ich im Schreiben gekommen, als ich das Märzſtück der Eunomia zu leſen bekam. In demſelben ſagt Herr Heinſius auch ein Wort über die Univerſitäten, das nach dem Sprichworte, zum Theile als ein gutes Wort, auch eine gute Stelle zu finden verdient, gegen welches ich aber auch zum Theile wohl etwas erinnern möchte. So iſt er z. B. eben der Meinung wie Herr Buchholz, daß der Juriſt auch ohne Staatsrecht und ohne Kenntniß der römiſchen Geſetze mit einer guten Urtheilskraft und gehöriger Kenntniß des Landrechts, einen brauchbaren Richter (er ſetzt hinzu: in einer Landſtadt) abgeben könne. Allein wenn ich das, was ich dieſerwegen oben geſagt habe, hierher zurückrufe, ſo bitte ich zu bemerken, erſtlich, daß doch nicht jeder junge Menſch gleich zum Richter geſetzt werden kann und wird. Zweitens, daß, da er einen feſten Punkt annimmt, nämlich die Landſtadt, daraus folgen würde, daß alle Juriſten zu einer gewiſſen Stelle ſich gewiß ſelbſt müſſen beſtimmen können, oder dazu höhern Orts gewiß zu beſtimmen ſeyen. Allein, angenommen, daß zu Einer Stelle wirklich geringere Kenntniſſe gehörten, als zu einer andern, wer ſoll die Grenze des Wiſſens für dieſen Fall bezeichnen? Und iſt es nicht beſſer, die Wiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange inne zu haben, geſetzt auch, man bedürfte derſelben in der Folge nicht ganz, als durch mangelhafte Einſichten verhindert zu werden, in irgend einem andern, als gerade in dem Fache brauchbar zu ſeyn, auf welches man ſich eingeſchränkt hat? Es mag immer zugegeben werden können, daß die Arbeiten derer, die ſich der Jurisprudenz widmen, wenn ich den Richter und die Anwälde ſpeciell ausnehme, meiſtentheils von der Art ſeyen, daß ſie bei geſundem Menſchenverſtande, einiger praktiſchen Anleitung und eigener Uebung, nicht viele eigentlich juriſtiſche Kenntniſſe fodern, weil die Nüancen der Beſchäftigungen für die Subjekte, die ſich dieſem Fache gewidmet haben, faſt unendlich ſind; allein, iſt es denn nun mit dem Theologen der nämliche Fall (denn die Mediciner nimmt der Herr Verf. ohnehin aus)? Ich denke, nein. Hier ſind nur zwei Hauptabtheilungen, in welche ſich das ganze Fach zerlegt: der Predigerſtand und der Schulſtand *). Daß letzterer das ſyſtematiſche Studium erfordere, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, und er iſt auch nicht mit genannt; bei dem erſten

---

*) Die Theologen ſollen in zwei Abtheilungen: Prediger und Schullehrer zerfallen? — Welch ein Weg zum Lehrer alter Sprachen, des klaſſiſchen Alterthums überhaupt, der hiſtoriſchen und Erfahrungswiſſenſchaften ꝛc. durch das Studium der Theologie! Nicht beſſer und nicht ſchlechter, als durch das der Medicin, Jurisprudenz oder Oekonomie. — Sollen wir es denn nimmer vergeſſen, daß ganz zufälligerweiſe einſt Mönche die Lehrer der Jugend waren, die freilich das Geſchäft, dem ſie ſich gewid-

aber war es die Frage, und dieſe beantwortet Herr Heinſius mit dem Wunſche, daß dieſe Männer — beſonders, wenn ſie Landprediger werden wollten — in einem eigenen Seminario praktiſch dazu ſollten angeführt werden. Dann aber muß man doch wohl fragen: ſoll denn ein ſolcher künftiger Landprediger, wenn er in das Seminarium tritt, es nicht weiter gebracht haben, als er es auf den gewöhnlichen großen, oder ſogenannten lateiniſchen Schulen bringen kann? Mir deucht, daß er dann noch nicht Geſchick genug dazu habe. Uns allen iſt bekannt, wie weit das Wiſſen eines jungen Menſchen geht, auch wenn er ſo weit iſt, daß er die Univerſität beziehen könnte. Kann er höchſtens eine Chrie machen, ſo iſt es doch wohl alles; (denn Sprachkenntniß

---

met hatten, (die Theologie) zum Hauptgeſchäfte der ganzen Welt zu machen ſtrebten; oder wollen wir fortfahren, Kinder und Jünglinge aller Stände, ſtatt zu religiöſen und ſelbſtdenkenden Menſchen, zu taktfeſten Theologen zu bilden? — Mächtig hat ſich der Schulſtand von dem geiſtlichen, zum Wohle der Menſchheit und der Wiſſenſchaften, zu ſondern angefangen, ſichtbarer, als irgendwo in den glücklichen preußiſchen Staaten, wo, neben den Konſiſtorien, ein Ober-Schulkollegium ſelbſtſtändig waltet, und wo Seminarien, ohne Rückſicht auf theologiſche Studien, Lehrer aller Art bilden. Zwar hängen jene Stände auch hier noch, beſonders in den Provinzen, näher zuſammen, zwar ſind noch überall Prediger die nächſten Aufſeher der Schulen: allein es iſt vorauszuſehen, daß die glücklich begonnene Abſonderung im Laufe der Zeiten immer ſchärfer erfolgen werde. — Die obige Zuſammenſtellung des Verf., die dieſe zufällige Anmerkung veranlaßte, läßt vermuthen, daß dies in ſeinem Vaterlande noch nicht der Fall ſey.

F.

kommt hier nicht in Betrachtung); wie will man denn aber von einem ſolchen jungen Menſchen erſtlich einen zuſammenhängenden Vortrag erwarten können? und wenn er das nicht iſt, ſo kann er unmöglich den gehörigen Eindruck machen. Oder wohnen auf dem Lande gar keine Menſchen, die das, was ſie hören, beurtheilen, und über das wie ſich Rechenſchaft geben können? Achtet man die übrigen gebildeten Leute, welche die Umſtände auf das Land ſetzen, für nichts? Zweitens, wie will ein ſolcher junger Menſch in einem Seminario die zu ſeinem Amte unentbehrliche Menſchen und Weltkenntniß bekommen, auf welche man ſtillſchweigend provocirt; denn auf ſie allein würde ſich doch faſt das ganze Geſchäft eines ſolchen Landpredigers demnächſt gründen

Ferner deucht mir die Behauptung, genau betrachtet, nicht richtig: „iſt es doch, als wenn man auf die Unwiſſenheit calculirt hätte." In welchem Lande wird denn das Gegentheil der Unwiſſenheit, die Gelehrſamkeit, die Klugheit, die Einſicht, das Wiſſen, nach dem mehrern oder mindern Grade beſoldet? ſo, daß man auf einer Pfarre von zweihundert Thalern ſchlechterdings keinen kenntnißreichen, und auf einer, die tauſend Thaler einbringt, keinen Dummkopf finden dürfte? Und wenn der Herr Verf. hinzuſetzt, „denn ein kenntnißvoller Mann wird hoffentlich der Annahme ſolcher Stellen ſich ſchämen," ſo ſteht das wohl fürs erſte ſo lange zu bezweifeln, als der kenntnißvolle ſo gut, als der ſchwachköpfige Mann, eſſen muß, und, eben deswegen, weil er kenntnißvoll iſt, einſieht, einmal, daß ein braver Mann einer geringen Einnahme überhaupt ſich zu ſchämen nicht nöthig habe, und zweitens, daß Leute ſeiner Art gemeiniglich nicht in der Lage ſind, angebotene Pfarren auszuſchlagen, und (mit einem die Sache recht ausdrückenden plattdeutſchen Worte es zu nennen) kötiſch ſeyn, d. h. wählen zu dürfen. Auch wäre es nicht recht, wenn er ſich einer ſolchen Stelle ſchämte; denn er muß doch fühlen, daß er in jeder Stelle mehr Gutes ſtiften könne, als ein Menſch von minderen Talenten, Geſchicke und Wiſſenſchaft.

Beiläufig noch einen kleinen Zweifel. Wenn Herr Heinſius behauptet, daß die Mediciner auf allen Univerſitäten den kleinſten und bemitteltſten Theil der Studenten, die Theologen aber den größeſten und ärmſten ausmachen: ſo hat, was den einen Theil dieſer Behauptung, die Anzahl, anbetrifft, der Herausgeber in der Note ſchon ſeine zweifelnde Meinung geäußert, welcher auch ich um ſo mehr beipflichte, als mir ſelbſt eine Univerſität bekannt iſt, auf welcher einſt der Satz ſogar umgekehrt galt, und wo damals die ſonſt kleinere Zahl der Mediciner die ſonſt größere der Theologen überſtieg; und was das Bemittelte der Mediciner betrifft, ſo iſts damit auch noch nicht ſo ausgemacht. Freilich ſollte es wohl ſo ſeyn, weil nicht nur die mediciniſchen Kollegien theurer ſind, ſondern auch mancherlei zu benutzende Inſtitute und größere Gelehrſamkeitsbedürfniſſe, bei den Medicinern mehr Geld wegnehmen, und ſehr oft das, von dem Herrn Verf. bei den Theologen gerügte Mißverhältniß, zwiſchen Koſten und Erwerb, bei ihnen eintritt.

Wenn Herr Heinſius aber bei einem andern Anlaſſe von den theologiſchen Studenten mit Rechte ſagt, daß mehr als die Hälfte von ihnen in den Werkſtätten ꝛc. erzogen, und durch Armuth und Abgeſchiedenheit von der großen Welt, auf Schulen und Waiſenhäuſern in einer beſchränkten, geiſtverkrüppelnden Lage groß geworden ſeyen, ſo iſt dies allerdings ſehr zu bedauern; und ich frage, ob man dann wohl nicht darin die Urſache ſuchen müſſe, daß dieſer Stand im Ganzen auf der Stufe der Achtung nicht ſteht, auf welcher er eigentlich ſtehen ſollte? Aber eben dieſe Klage des Herrn Verf. giebt mir deutlich das Recht, meine andere Frage zu wiederholen: ob man denn von ſolchen Leuten (die denn doch von Univerſitäten noch *etwas* ausgebildet zurück kommen können und wirklich ſo zurückkommen) hoffen könne, daß ſie, aus dem Seminario (welches noch eben nichts anders ſeyn möchte, als was ihre Schule, ihr Waiſenhaus war) als Lehrer und Seelſorger aufs Land geſetzt, ihre Stelle nach Pflicht, und würdig, ausfüllen werden?

Ich komme noch einmal auf die Stelle zurück, wo von der Beſtimmung für die Stadt und für das Land — diesmal in Hinſicht auf den Theologen — die Rede war. Der Herr Verf. ſagt: „Der Theologe, welcher ſich für das Stadtleben beſtimmt ꝛc." als wenn es von ihm abhinge, wozu er ſich beſtimmen wolle! Das kann er nicht einmal, wenn er ein Rentenier iſt, vielweniger in dem gewöhnlichen Falle. Es kommt da die geringe Anzahl der Stadtpfarren gegen die Landpfarren auch ſehr mit in Betrachtung. Wenn er alſo nicht reich, und alſo faſt gewiß iſt, daß er die Zeit zu ſolch einer Beförderung werde abwarten können, ſo müßte er ſich vielmehr, wenn es, wie geſagt, von ihm abhinge, geradezu für's Land beſtimmen; und dann will man von ihm verlangen, daß er, ein fähiger Kopf, ſich ſelbſt verleugnen, und ſich abſichtlich mit eingeſchränktem Wiſſen begnügen ſolle? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich *dieſen* Fall für *den* annehme, wo er Urſache hätte, ſich zu ſchämen. Ich freue mich übrigens, daß der Herr *Herausgeber* mit dem, was ich noch etwa hätte hinzuſetzen können, in der Note mir zuvor gekommen iſt.

— l. — g.

VIII.

Literariſche Briefe.

Zweiter Brief.

Die Söhne des Thales. Ein dramatiſches Gedicht.

Sie fragen mich unter andern in Ihrem letzten Briefe, was es mit den Söhnen des Thales für eine Bewandniß habe, die ich Ihnen in meinem erſten nicht ohne Lob nannte. Ich kann Ihnen dagegen meine Verwunderung nicht bergen, ein Buch noch ſo unbekannt zu ſehen, das, nach dem Geiſte unſrer Leſewelt zu urtheilen, ganz dazu geeignet iſt, allgemein mit Beifall aufgenommen zu werden. Es muß am Titel liegen. Man glaubt wahrſcheinlich, es ſey eine dialogiſirte griechiſche Geſchichte, worin der Vater der Syſtemsphiloſophie Thales, nebſt ſeinen Schülern, eine Rolle ſpiele, (wie wir dergleichen Geſchichten von Sokrates u. a. haben) und erwartet etwa eine Art trockner Philoſophie in dramatiſcher Form. Daran iſt nun nicht zu denken, ſondern die Söhne vom Thale ſind die Tempelherren, die von den Vätern des Thales ausgegangen ſind. Ich will Ihnen den Titel weiter erklären.

Die Geſchichte der letzten Jahre des Tempelherren-Ordens und ſeines letzten Großmeiſters Jakob von Molay iſt der Gegenſtand des Gedichts; ein trefflicher, zu lange unbenutzt gebliebener Gegenſtand. Aber —

Die heil'ge Flamme war ſchon ausgeglommen,
Nur Schatten ſind's der alten Herrlichkeit.
Das heil'ge Land iſt ihnen ſchon entnommen,
Schon ſind ſie wieder in der Welt zerſtreut;
Nur wenig ſind noch übrig von den Frommen,
Der Orden iſt dem Tode ſchon geweiht;
Nicht ſeiner Feinde Zahl iſt ſein Verderben,
Er muß an ſeinem eignen Unwerth ſterben.

ſo giebt der Verf. in einem Prolog ſein Thema an, und ſo erklärt er ſich über ſeine poetiſche Kunſt der Darſtellung:

Die Kunſt hat nicht den Vorhang weggezogen,
Der das geheimnißvolle Inn're deckt;
Sie iſt nur Wiederhall von fernen Wogen.
Das Meer iſt noch dem Späherblick verſteckt.
Die Welt iſt aus der alten Nacht gezogen;
Allein der Hebel iſt noch unentdeckt!
Was ſie geſeh'n, vermeldet die Geſchichte,
Das Unſichtbare läßt ſie dem Gedichte;

und im Epilog:

— — Jene reinen Seelen,
Für die mein Lied erklang — ſie wiſſen es,
Daß ich der Fabel Maske nur geborgt,
Damit das Heilige, das ſie verſteckt,
Nicht ganz entblöß't dem fremden Auge dasteh'!

Die Templer ſind auf die Inſel Cypern zurückgedrängt; in dem Tempelhofe zu Limeſol wohnen die Reſte der alten Herrlichkeit. Aber ſchon haben ſich die letzten Wetter über ihrem Haupte zuſammengezogen, und Philipps Plane nähern ſich ihrer Reiſe; in der Mitte der geweiheten Opfer ſelbſt wuchern die Keime des Verderbens. Die Unglücksfahrt Molay's mit ſechzig andern Rittern nach Frankreich im Jahre 1306 iſt der Schluß des erſten Theils und der Prolog zum großen Trauerſpiele.

Mit vieler Kunſt führt uns der Verfaſſer in das Innre dieſes Getriebes, indem er uns nach und nach die Elemente vorſtellt, aus denen der Orden zuſammengeſetzt war. Unter den auftretenden Rittern z. B. iſt Robert d'Oredin eine höchſt edle Natur, ganz Ritter, nicht halb Pfaff, ausgerüſtet mit den höchſten Anlagen des Geiſtes und Herzens; der jedoch durch ſeinen rauhen Muth und ſeine aufbrauſende Hitze ſich dreifach ſtrafbar macht, ſo daß ihn der Orden, deſſen herrlichſtes Kleinod er war, von ſich ausſtoßen muß. Ihm gegenüber ſtehen Gottfried von Salza, eine ziemlich gemeine Natur, in der Wirklichkeit befangen, für alles Höhere verſchloſſen, und Charlot von Guyonne, ein leichtſinniger Lebemann, dem der ſinnliche Genuß der Preis des Lebens iſt. Sein Nebenſtück iſt Franz von Brienne, der als Elegant der damaligen Zeit auftritt, im Orden Geheimniſſe ſucht, den Stein der Weiſen,

„Den Schlüſſel zu der Zukunft Eiſenthor
Und der Vergangenheit verborgner Höhle,
Zu der geheimen Werkſtatt der Natur,
Wo man ihr inn'res Leben ſtill belauſcht."

der aber durch ſeine Vorbereitung und Einweihung in den Orden Gelegenheit bekommt, ſeine Ideen zu berichtigen und ſeinen innern, beſſern Charakter zu entwickeln. Ueber ihnen ſteht, zur Vorbereitung auf den Großmeiſter ſelbſt, ein Bild aus alter, beſſerer Zeit, der Großcompthur Hugo, ein kräftiger, rauher, edler Alter, der oft „ſchaudert, das zu wollen, was er einſieht" (wie ihn Molay ſelbſt ſchildert) den Vorurtheile beherrſchen, den die Hitze des Alters fortreißt, der ſich aber nicht ſchämt, ſeine Fehler zu bekennen und ſie durch ſein Herz zu vergüten. — Auf der Kehrſeite ſtehen der Exprior Heribert, der Ritter Noffo von Noffodei und der Kapellan Cyprianus, dieſer ein vollendeter Pfaff, dumm, boshaft, verſchmitzt, ehrſüchtig und wollüſtig, der ſeine Laſter und ſeine tiefe Tücke unter dem Mantel der Kirche verbirgt, **Noffo**, ein offenbarer Verräther des Ordens, giftig und racheglühend, **Heribert**, der wegen Ketzerei im Kerker ſitzt, der Mitbewerber Molays um den Meiſterſtuhl, von Neid und Rachedurſt gepeinigt, doch nicht unedel, und durch die teufliſche Liſt der beiden andern bis zum Wahnſinn gebracht. — Dieſe ſind gleichſam die Repräſentanten des ausgearteten Rittervolks „an Ehr' und Züchten baar" (S. 26. Man vergl. S. 30, S. 62. ꝛc.)

— — An deren eignen Unwerth,
An Klippen ihres jämmerlichen Ich's,
Des Ordens ſchöne Barke ſtranden muß ꝛc. (S. 64.)

dieſe namentlich, welche, von Frankreich aus, zu Werkzeugen des Untergangs, und zu Anklägern des Ordens erkohren ſind.

Ueber allen dieſen, Guten und Böſen, ſchwebt, größer als ſeine Umgebungen, der edle Greis **Jakob Molay**. So wird er dem Leſer angekündigt:

Philipp (als Gärtner). — — — Ein grauer Mann
Steht neben ihm (dem Brunnen) mit einem Eimer —
So eben ſchöpft er — das iſt Vater Molay!
Franz. Das hagre Männlein mit der Reiterjacke,
Das, wie ein Knecht, am Eimer zieht? — Ihr ſcherzt.
Philipp. Hm! Männlein! Männlein! Er iſt ſo ſehr noch Mann,
Daß er, obgleich ſchon ſechzigjährig — dennoch
Ein Dutzend ſolcher luſt'ger Männerbübchen
Zur lieben Frau vom Berge Huckpack trüge,
So leicht, als er — den Mühlſtein **Schickſal** trägt.

Dieſer große Mann tritt, als Regent und Menſch, mit einer ſolchen Kraft auf den Vordergrund des Gemäldes, daß er unwiderſtehlich alle Herzen an ſich reißt, und dem Orden an Intereſſe ſo viel zurückgiebt, als er durch ſeine Individualität ihm entzieht. In einem innigen Bunde ſteht ſein Gefühl mit ſeinem Verſtande, eine verzeihliche Schwäche (theils eine frühere Liebe, theils ein plötzliches Auflodern des Ehrgeizes bei der letzten Großmeiſterwahl) bringt ihn dem Herzen näher, ſanftere Empfindungen der Menſchlichkeit mildern die Würde des Helden und Meiſters, und ſichern ihm bei ſeinem Schickſal eine mit Wehmuth vermiſchte Bewunderung. — Erhöht wird das Intereſſe dadurch, daß wir ihn in den letzten Tagen des Ordens, daß wir ihn ſein letztes feierliches Kapitel, die letzte geheime Aufnahme halten, und ſein und ſeiner Brüder ſchreckliches Schickſal ſich geſtalten ſehen. Die Reiſe nach Frankreich, zu der er geladen wird, iſt der offne Schlund des Verderbens; er ſelbſt kennt die Bedeutung dieſer Ladung (S. 60); drei Warnungen, eines Troubadours, des Meiſters vom Hoſpital und einer Klausnerin ſprechen ſeine Ahnungen deutlicher aus, und doch erſchüttert nichts ſeinen Entſchluß, der Pflicht zu gehorchen.

— Die Nachwelt (ſpricht er) wird mich richten.
Der Orden hat dem Tode ſich geweiht.
Ich hab' ihn retten wollen; kann ichs nicht,
So iſt es Pflicht, mit ihm mich zu begraben.
— — — — Ich werde meinen Sternen
Mit reinem Sinn und Herzen männlich folgen.

Neben dem Hauptintereſſe, das ſich an Molay und den Orden anknüpft, läuft noch ein untergeordnetes an Philipp, dem verbannten Herzog von Anjou und ſeinem Sohne Adalbert fort, das ſich ſpäterhin mit jenem vereinigt. Philipp iſt eine hochpoetiſche Natur; nur ſeinem Freunde Molay bekannt, lebt er, nach einem ſchrecklichen Schickſale (er malt es S. 77. f.) als Servient und Gärtner des Tempelhauſes auf Cypern. In ſeinem Garten lebt er als ein

Weiſer, den das Leben vollendet hat, unter ſeinen Blumen ein lieblicher Dichter der Blumen; aber tief in ſeinem Herzen glüht ein unvertilgbarer Tyrannenhaß, der mit ihm alt geworden, aber, wie er ſelbſt, nicht veraltet iſt. Ihm wird ſein verloren geglaubter Sohn, aus den Händen eines Tuneſiſchen Seeräubers erbeutet, wiedergegeben, ein herrlicher Jüngling, deſſen einziger Gedanke ſeine Agnes und deſſen einzige Empfindung Trauer über ihren Tod iſt, die ihn, ſelbſt während ſeiner Aufnahme zum Templer, nicht verläßt, zu welcher aber der Vater bald eine neue Empfindung geſellt, indem er die Scene Hasdrubals wiederholt, und zu dieſem zweiten Hannibal ſpricht:

> So ſchwöre mir in dieſer großen Stunde,
> Bei deines Vaters früh gebleichtem Haar,
> Bei deiner Mutter bangem Martertode,
> Bei deiner Agnes hingewelkter Blüthe,
> Der Tyrannei, die ſolche Opfer würgte,
> Den ew'gen, blut'gen, nie verſöhnten Haß. —

Ich übergehe andre poetiſche Einmiſchungen, welche vorzüglich ſchöne Scenen hervorbringen z. B. den Troubadour, die Erſcheinung des Marſchalls Eudo, Molays Oheim, um noch einige Worte über das zu ſagen, was dies Gedicht ganz beſonders denen intereſſant machen wird, welche den Orden der Tempelherrn noch in anderer, als bloß wiſſenſchaftlich hiſtoriſcher Rückſicht beachten. Sie wiſſen, die Templer ſtanden im Verdacht geheimer Weisheit, die ſich meiſt auf religiöſe Dogmen bezog und im Geruche der Ketzerei ſtand. Wahrſcheinlich hatte auch der Orient, in dem ſie entſprangen und lebten, die Bekanntſchaft mit manchen früh entſtandenen und in manchen Ausartungen neben der öffentlichen Kirche fortgepflanzten Sekten, manchen Lichtſtrahl in ihr Inneres geworfen, und hie und da einen Tempelhof und einen Vorſteher deſſelben mehr erleuchtet, als ihre übrigen Zeitgenoſſen vertragen konnten, und hie und da Gebräuche veranlaßt, die einer Deutung bald auf tiefe Weisheit, bald auf arge Ketzerei fähig waren. Eben ſo wenig, als dieſe Aufklärung allgemein und in allen Häuſern einheimiſch war, eben ſo wenig machte ſie das Weſen des Ordens aus, der, auf die Regel des heil. Bernhard gegründet, mehr das ſuchte, was er mit dem Schwerdte, als was er mit der Feder abreichen konnte. Indeſſen hat man in ſpätern Zeiten, im Ernſt oder aus andern Abſichten, den letzten Großmeiſter der Templer als den Brennpunkt aller templariſchen Weisheit, und dieſe nicht als höhere Gnoſis ihrer Zeit, ſondern als ſolche aller Zeiten angenommen, und, geſtützt auf übelerfundene Traditionen, ſich nicht nur die Verlaſſenſchaft des Märtyrers zugeeignet, ſondern auch die Fortpflanzung ſeines Ordens ſelbſt, unter Hindeutung auf ſeine Geheimniſſe, entweder offenbar oder verſteckt ſich zu einem frommen Geſchäfte gemacht. Für diejenigen nun, die es thun, oder davon nur hiſtoriſch wiſſen, werden die antiquariſchen Einmiſchungen und die Benutzung deſſen, was man von dem Innern des Templerordens weiß oder vermuthet, viel Anziehendes haben; ſie wird z. B. die Beſchreibung der Großmeiſterwahl S. 107. f. die Geſchichte der Entſtehung des Ordens, die von S. 111. an eingeſchaltet iſt, die Vorbereitung zur Aufnahme im Meiſterſaale, der Baffometuskopf, die Legende vom gefallenen Meiſter, das Ueberſchreiten des Kreuzes, ſodann die vollſtändige Aufnahme ſelbſt im geöffneten Kapitel, die Entſündigung und Weihe der neuen Ritter, ſo wie die letzten Handlungen Molays und der Wiſſenden, bei denen die Schriften und Heiligthümer, die das Innere des Ordens betreffen, aufgezählt und zum Theil vernichtet werden — ganz vorzüglich intereſſiren, ſo wie alles dies, auch für die Nichtwiſſenden, über das Ganze einen beſondern myſtiſchen Flor zieht.

Um nun wieder auf das Thal zurückzukommen, auf welches der Titel hindeutet, ſo ſind die Spuren deſſelben in dieſem erſten Theile noch ganz ſchwach. Erſt gegen das Ende erſcheint dem ausgeſtoßenen Robert d'Ordin ein hellblau gekleideter Jüngling mit einem Briefe, deſſen Siegel in einem quadrirten Felde einen Löwen, Fuchs, Affen und Sperber (eine ſonderbare Benutzung bekannter Symbole) enthält, und welcher ihn zu einer gewiſſen Zeit nach Paris beſcheidet, um das rothe Kreuz aus Flammen zu retten. Deutlicher wird die Spur, als einer der älteſten Ritter bei den letzten geheimen Handlungen, den Molay nach ſeiner Vollmacht frägt, und dieſer laut erklärt: Was er thue, woll' er im Thale vertreten, worauf alle Ritter ehrfurchtsvoll ſchweigen. Man ſieht, das Thal iſt ein höherer myſtiſcher Orden, der über dem der Templer, als einer äußeren Erſcheinung, ſchwebt, ihn regiert und über ihn entſcheidet. — Doch das wird im zweiten Theile klarer werden, wohin wir denn auch den Dichter begleiten wollen.

N. S. Wenn wir dieſen unbekannten Dichter mit einem bekannten vergleichen wollten, ſo würde man eine große Aehnlichkeit mit Schillers neuern dramatiſchen Werken, beſonders in der Sprache, nicht verkennen können. So hat er auch ſeine gereimten Abgänge (nach Schlegels Schakſpear) nachgeahmt, und ſeiner Sprache einen ſentiöſen Schwung gegeben. Da die meiſten Leſer dieſe Sentenzen vorzüglich lieben (weil man ſie für nützlich und der Moral dienlich hält) ſo wird auch dies den Beifall dieſes Gedichts vermehren. Ich gebe Ihnen einen Vorſchmack davon:

S. 10. Robert. O glaubt es mir! — der Fürſten Uebermuth —
Ihn ſchuf das Gold, und Gold nur kann ihn zügeln.

Mit Geld umſpannen ſie der Menſchen Herzen.
Spinnt ſtärkre Fäden, und ihr reißt ſie los.
Metall wird leichtlich durch Metall verdrungen:
Der Geiſt allein wird nur vom Geiſt bezwungen.
S. 8. Philipp. — — (Aber ſchwerlich
Kann er ein Mann, ein Held der Menſchheit werden!)
Ach, dazu macht uns nur des Schickſals Hand;
Allein gewöhnlich packt ſie uns ſo eiſern,
Daß wir zerbrechen, eh' ſie uns geformt.
S. 174. Molay. — Nur des Schwächlings Saiten
Zerreißt der Eiſenfinger des Geſchicks;
Der Heldenmüth'ge bietet kühn die Harfe,
Die ihm der Schöpfer in den Buſen legte,
Dem Schickſal dar. — Mags in den Saiten wühlen!
Allein den innern herrlichen Akkord
Kann's nicht zerbrechen, und die Diſſonanzen
Verſchmelzen bald in reine Harmonie,
Weil Gottes Friede durch die Saiten liſpelt ꝛc.
S. 316. Molay. — — O wir träumen alle!
Und daß wir träumen können, das bewährt
Das Daſeyn mir von jenen heil'gen Höhen,
Die Kühlung auf die Wüſte nieder wehen,
Wenn der Sirokko uns das Mark verzehrt.

Ich habe mit Fleiß dieſe Stellen ausgewählt, um Ihnen verſchiedene Proben von der Sprache des Verf. zu geben.

IX.

Poſtſcripte.

10.

Ein murmelnder Quell war Dodona's älteſtes Orakel, dann ward es ein tönendes Erz.

Sprechende Hieroglyphe der Wahrheit, daß die Natur nur dem Menſchen von ſchlichter Sinnesart der patriarchaliſchen Zeiten ſüße Ahndungen und heilige Schauer gewährt; daß aber für den verbildeten Menſchen nur klingendes Metall die Bedingung alles gegenwärtigen und zu hoffenden Genuſſes iſt.

Kaſſel.

Kellner.

11.

Sonnerat beſchreibt *) einen Baum, der gern am Ufer wächſt, und deſſen Früchte auffallende Aehnlichkeit mit Doktorhüten haben. Vielen derſelben läßt der Wind keine Zeit, reif und genießbar zu werden, ſondern weht ſie in den Strom; und dieſer treibt dann nicht wenige bis in die offenbare See.

Ob nicht dieſe, ſo ſehr die Waſſernähe liebende und den Windſtößen ausgeſetzte Doktorenſtämme, ſammt ihren flotten Ehrenhüten, auch in einer Vegetation höherer Ordnung ihre Analogie haben?

Derſ.

Keit

---

*) Reiſe nach Neu-Guinea. Aus dem Franzöſiſchen von Ebeling. Leipzig, 1777. S. 8 — 9.

12.

Kein Volk der Erde (vielleicht nur die armen Feuerländer und die Bewohner ähnlicher Himmelsſtriche ausgenommen) ſcheint der Phantaſieblumen ganz zu entbehren, ohne welche das Menſchenloos auf Erden, auch im erwünſchteſten Wohlleben, bald genug gar unſcheinbar wird.

Volksſänger finden ſich unter Nationen der verſchiedenſten Zeitalter und Bildungsſtufen. Das alte Island hatte ſeine Skalden, die Celten ihre Barden, die alten Griechen ihre Homeriden, wie vielleicht die alten Schotten ihre Oſſianiden. Noch jetzt hat Thüringen ſeine Stegreif Dichter bei ländlichen Hochzeiten; noch Italien ſeine, zuweilen ſehr talentvolle Improviſatoren, wie die berühmte Landucci; — das heutige Egypten ſeine Alme, und die Neger ihre Gourits, d. i. Muſiker, Bänkelſänger, Improviſatoren, die im Leben ſehr beliebt ſind, aber im Tode nicht der Ehre des Begräbniſſes gewürdigt, ſondern in abgeſtorbene Baobabſtämme gehängt werden *).

Auch im neuern Europa verſagte das Prieſterthum den Enfans joyeux, ihrer dramatiſchen Zügelloſigkeiten wegen, und noch ſpäterhin den Schauſpielern im Tode die heilige Erde eines chriſtlichen Begräbnißplatzes. Bis vor kurzem war überhaupt unſer Schauſpielerſtand, deſſen herumziehende Trupps noch immer in keinem ſonderlichen Geruche ſtehen, nur in ſeiner Kunſt geſchätzt, aber in ſeinem Leben ziemlich gering geachtet, und dies zwar um des üblen Kredits willen, den ſich der perſönliche Charakter ſeiner meiſten Glieder zugezogen hatte. Sind nun die Schauſpieler beſſere Menſchen, oder iſt ihr Publikum toleranter geworden? — Und, wenn das letztere toleranter

---

*) Zimmermann, Taſchenbuch der Reiſen, 1802. S. 43. und 192.

(was hier bloß als möglicher Fall problematiſch geſetzt, nicht aber behauptet wird); woher dann dieſe Duldung? — Aus fortgeſchrittener Sittlichkeit, oder aus regerem Bewußtſeyn, ſelbſt gar ſehr der Duldung zu bedürfen? — Auch das letztere könnte auf moraliſche Fortſchritte deuten.

Derſ.

13.

Teller ſieht in Moſes Schöpfungsgeſchichte die älteſte Theodicee*) die da behaupte: „Gott machte alles gut. Das moraliſche Böſe kam in die Welt, dadurch, daß des Menſchen Vernunft den Reizen ſeiner Sinnlichkeit unterlag, und das phyſiſche ward von Gott als nothwendiges Uebel geſandt, um die Gelegenheitsurſachen zur Verführung zu vermindern, (die Schlange in den Staub zu treten) und den Menſchen an regelmäßige Thätigkeit zu gewöhnen.“

Kant**) ſieht hier nur den Ausgang des Menſchen aus dem Inſtinkte in die Freiheit.

Laſſen ſich nicht beide Anſichten in einer dritten vereinigen? Etwa in dem Gedanken: Der erwachte Freiheitstrieb des Menſchen brachte durch ſeine Mißgriffe im Felde der Klugheit das phyſiſche, und durch ſeine Fehltritte im Gebiete der Sittlichkeit, das moraliſche Böſe in die Welt.

So gewagt die erſtere Hälfte dieſes Gedankens ſcheint, ſo viel ließe ſich doch wohl für ſie ſagen, was endlich auf das leicht erweisliche Theorem hinauslaufen würde, daß es dem

---

*) Die älteſte Theodicee ꝛc. Jena, 1802.

**) Muthmaßlicher Anfang der Menſchengeſchichte. In Kants ſämmtlichen kleinen Schriften, Bd. 3. Nr. 10. S. 344 — 378.

Menſchengeſchlechte bei allgemeiner und durchgängig konſequenter Klugheit gelingen *müßte*, gegen ſehr viele Unfälle ſtets wirkſame Blitzableiter und Schutz-Inoculationen zu erfinden und anzuwenden, und nicht bloß den unhintertreiblichen ihr Schmerzliches zu nehmen, ſondern in ihnen ſogar neue Freudenquellen zu entdecken.

Derſ.

14.

In ſeltſamen Irrthum verfallen zuweilen die kundigſten Archäologen. Da nehmen ſie bald die glückliche Braut des Bacchus für die verzweifelnde königliche Gefangene des römiſchen Triumvirs; und bald halten ſie für die ſelige Pſyche ein armes Mädchen, das im Karavanenzuge, auf einem Kameel reitend, bang erwartet, welcher große oder kleine Sultan es käuflich erſtehen werde. — Die erſtere Verwechſelung entſtand aus dem ſchlangenförmigen goldenen Armſchmuck dreier berühmter Ariadneſtatüen, der lange für eine lebendige Viper paſſirte, und die andere aus dem im Winde flatternden Mantel oder Schawl, den der Abzeichner eines antiken Basreliefs in Pſycheflügel verwandelte. — Auch an *männlichen* Statüen und Figuren hat man ſich ſchon manchmal verſehen; hat ſchon einmal allgemein einen Mithraprieſter für den troiſchen Paris, und manchen Sohn der gemeinſten Begierde für den Amor der himmliſchen Venus gehalten.

In der Archäologie haben nun dergleichen Irrungen nicht viel zu bedeuten. Mit feierlicher Weisheitsmiene trägt der Alterthumsforſcher als Wahrheit ſie vor, ſo lange er ſie ſelbſt dafür hält, und mit derſelben Miene und Stimmung berichtigt er ſie, ſobald er die Täuſchung bemerkt. — Aber in der Welt der Verliebten entſteht Unheil über Unheil, wenn ſich dem liebenden Weibe endlich und zu ſpät ſein trügeriſcher Sonnenritter und gemeiner Amor verräth; oder, wenn der liebende Mann die zu ſpäte traurige Entdeckung macht, daß die Flügel ſeiner Vergötterten bloß windflatternde Schawls ſind, und wenn (im umgekehrten Fall mit den Archäologen) ihn nun die Vipern ſtechen, die er eben noch, als köſtlichen Leibes- und Seelenſchmuck der Geliebten, in ſeliger Wonne berührte.

Derſ.

15.

Doktor Herſchel hat mittelſt des Prisma und ſehr empfindlicher Thermometer entdeckt, daß es unſichtbare Lichtſtrahlen giebt, die noch ſtärker als die ſichtbaren erhitzen *).

Eben ſo wirkſame unſichtbare Strahlen giebt es auch in der Lichtwelt des Menſchen, in der Liebe; aber auch hier nur für ſehr empfindliche Thermometer.

Derſ.

---

*) Bode's Aſtronomiſches Jahrbuch für 1804. Berlin, 1804. Daſelbſt Nr. 1.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

April 1804.

I.

Reiſe nach Warſchau.

(Beſchluß.*)

Wir wandten uns gegen den Weichſelſtrom, und fuhren eine Meile neben ihm hin. Zerſtreut lagen hier breite polniſche Fahrzeuge mit allerlei Waaren beladen, die ſie von Danzig oder Elbing zurückſchifften. Zu Anfang des Sommers hatten ſie Getreide hinabgeführt.

---

*) Wir liefern erſt jetzt den Schluß des anziehenden Aufſatzes, weil wir im vorigen Stücke, nach dem Wunſche des verewigten Verfaſſers, ſeinen Gedichten einen Platz geben wollten. In der Zwiſchenzeit ſind Berichtigungen dieſer Reiſe, oder vielmehr dieſes Reiſeromans, eingegangen. Obwohl wir nun glauben, daß die Leſer, mehr mit Marien und Mnioch, als mit ihren wandelnden Umgebungen, beſchäftigt, die Erzählung eben nicht in

Am Ufer brannten kleine Feuer, woran die Schiffsleute ihr Abendeſſen kochten, Erbſen und Grütze in mäßig großen Keſſeln, die an einer Stange in zwei hohen Gabelhölzern über der Flamme hingen. Neben den Feuern ſaß in verſchiedenen Gruppen die braune Mannſchaft, und harrte zufrieden. Einige Truppe hatten ſich ſchon um die abgehobenen Keſſel gelagert, und aßen aus dem einen Gefäß mit langen hölzernen Löffeln.

Weiter hin fanden wir die Feuer ſchon ausgebrannt; die Kohlenhaufen glühten noch im Sande. Die Mannſchaft war zurück gegangen auf die Schiffe. — Wehmüthige Ruhe tönte in leiſen Abendgeſängen von den Schiffen, die ſummende Sackpfeife tönte dazwiſchen, oder die langſam geſtrichene Geige. Die Grillen zirpten vertraulich dazu aus dem höhern Felde. Der ſtille Mond überglänzte den Strom und die ſchwermüthige Harmonie.

Wir waren auf dieſem Wege einen Theil des Waldes umfahren, in welchem das Dorf lag, wo wir die Nacht zubringen wollten. Eben hatten wir in den Wald eingelenkt und waren dem Dorfe nah, als wir einer Kutſche begegneten. Es waren Teutſche darin, die uns fragten, ob der Weg

---

geographiſch-ſtatiſtiſcher Hinſicht betrachtet und gewürdigt haben werden: ſo nehmen wir doch die Bemerkungen des Herrn v. —ski gern an, und werden ſie im folgenden Stücke abdrucken laſſen. T.

an der Weichſel gut zu fahren ſey. Sie entdeckten uns, daß ſie in dem vor uns liegenden Dorfe hätten übernachten wollen; da ſie aber zufällig gehört, vor ein paar Tagen ſeyen dort Reiſende anſehnlich beſtohlen worden, und da die Schenke einer Diebshöhle gleich ſehe, wären ſie entſchloſſen, nach der nächſten Stadt zu fahren.

Wir bedauerten, daß auch wir dort nicht zu Nacht geblieben waren. Der Fuhrmann hatte es uns vorgeſchlagen; da wir aber morgen gegen Abend in Warſchau eintreffen wollten, ſo drangen wir auf die Weiterfahrt. Wir mußten uns ruhig in unſer Schickſal ergeben.

Die niedrige Spelunke bewohnte eine Juden-Familie; ein kleines Brauhaus war daneben gebauet, und ging mit der Hütte in Eins. Die Juden waren zugleich die Brauer. Wir ſchauderten, als wir hinein ſahen. Ein Paar brennende Kienhölzer flackerten hin und her, ein alter Mann mit langem Barte und ein Weib mit funkelnden Augen leuchteten damit herum; ein großer und ein kleiner Jude, beide buckelig, bewegten ſich mit Fäſſern und kleinen Tonnen dazwiſchen; ein dritter regte ſich im Hintergrunde, und goß aus einer eingemauerten Braupfanne das rauchende Gekoch in die verſchiedenen Fäſſer. Der aufſteigende Dampf umnebelte die Lichter; hellſchreiende und dumpfquakende Stimmen redeten durcheinander. Wir glaubten vor einer Hexenküche zu ſtehen. —

Es waren die Wirthsleute, eben mit der Ausſchöpfung eines Biergebräues beſchäftigt. — Wir verlangten Licht in die Stall-Laternen, und in das Gaſtzimmer. „Hier ſind

„keine Lichter, in der Stube brennt Kaminfeuer!“ war die Antwort. Der Fuhrmann ſteckte die kleinen Lichtüberbleibſel an, die er noch in der Laterne vorfand, behauptete aber mit kräftigen Drohungen, daß mehr herbeigeſchafft werden müßte.

Die Angabe der Vorüberreiſenden war nicht unrichtig. Vor drei Tagen hatte man hier den Reiſewagen zweier Kaufleute, durch Einbruch in den Stall, beſtohlen. Auch war ein Verſuch geſchehn in die Gaſtſtube einzubrechen. Ein Loch unter dem Fenſter, jetzt nur mit Stroh verſtopft und mit Lehm verſchmiert, zeugte noch davon.

Wir waren unſicher, und der Mangel an Lichtern kam uns verdächtig vor. Vergebens blieb alles Schelten und Drohen gegen die Wirthsleute und ihre Nachläſſigkeit. „Es ſey ja noch Sommer, der Tag breche bald wieder an; da pflegten ſie keine Lichter einzukaufen, und hätten an Kienſpänen genug. Der neuliche Diebſtahl ſey nicht von Leuten aus dem Dorfe verübt, und wir hätten nichts zu beſorgen.“ Dieſe unverſtändigen Reden brachten uns nicht in Ruhe. Schüchtern blickten wir im Dorf umher.

Die Hütten lagen ſehr zerſtreut im Walde; der Mond ſank hinter die Bäume; hier und da gingen noch Leute, welche uns aber auf unſre Fragen Antworten brummten, die wir nicht verſtanden.

„Was iſt zu thun?“ ſagte Ferdinand. „Wir ſchlafen mit unſern Hirſchfängern, legen die Piſtolen auf den Tiſch, und laſſen das Kaminfeuer die Nacht durch brennen.“

„Das verſchafft uns im Stalle keine Sicherheit," ſprach der Fuhrmann. „Der Stall iſt ſo gut wie ganz offen; oben „und unten ſind große Löcher. Wer uns berauben wollte, „brauchte nicht erſt einzubrechen. — Licht müſſen wir haben. „Das dort iſt der Hof des Gutsherrn. Kommen Sie mit; „in ſolchen Fällen weiß ich mit Polen umzugehn."

„Wo iſt der Herr?" fragte der Fuhrmann einige Leute, die vor der Thüre des Hofes ſtanden. — „Nicht zu „Hauſe!" — „Verkauft uns Licht, wir ſind Reiſende!" — „Was gehn mich die Reiſenden an! ich verkaufe kein Licht," ſprach mit zorniger Stimme einer von den Männern. — „Sie ſind der Szlachcic," ſprach der Fuhrmann, und ergriff den Mann, der eben hineingehn wollte, beim Rockſchoß. „Sie müſſen uns Licht ſchaffen; der Juden-Wirth hat keins, „und das iſt Ihre Schuld; Sie ſollten beſſere Ordnung halten „in Ihrem Dorfkruge." — Der Mann war beſtürzt, und ſagte gemäßigt: „Wenn ich nun ſelbſt keins habe?" — Ich und Ferdinand fingen an, höflichſt zu bitten, und zwar in lateiniſcher Sprache; (die meiſten Land-Edelleute verſtehn wenigſtens Mönchslatein). — Er ſagte uns auf Lateiniſch, daß er Lateiniſch nicht verſtände, fuhr aber fort darin zu ſprechen, und ward in dem Grade, wie wir höflicher wurden, immer gröber. Wir machten Vorſtellungen wegen Unſicherheit des Kruges. Das ginge ihn nichts an, er wäre der Herr, und nicht der Gaſtwirth. Und wenn wir genug Geld hätten, zu reiſen, ſo könnten wir uns Lichter mitgenommen haben. Gingen wir nicht bald, ſo ſtänden ſeine Leute da.

Hier war unſer Fuhrherr am rechten Ort. Kaum hatten wir ihm die Antwort erklärt; ſo rief er im drohendſten Ton: „Da ſoll der T * den Szlachcic holen! Herr, „wir ſind Preußen! Königlich-Preußiſche Officianten! „Meint Ihr, es ſey noch die alte Polniſche Wirthſchaft? — „Wir haben königliche Dokumente bei uns, die ſind in „jenem Diebsloch in Gefahr. Wenn wir's forderten, „müßtet Ihr uns Wache geben! Wir ſind noch gnädig, „daß wir nur Licht verlangen; denn Säbel haben wir, „und Piſtolen! Aber Licht ſollt Ihr ſchaffen, und ſogleich, „oder ich nehme ſofort ein Protokoll über Euch und euer „Dorf auf, und eure ganze Wirthſchaft kömmt in Arreſt. „Eure Namen weiß ich, und die Preußiſche Regierung „und Königliche Kriegs- und Domainen-Kammer zu „Warſchau ſind übermorgen mit Exekution hier!„

Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie plötzlich dieſe lärmende und unſinnige Rede den trotzigen Mann herabſtimmte. Es war ein andrer Menſch, den wir vor uns ſahen, höflich, geſchmeidig, verneigend, abbittend. „Mein gnädigſter Herr iſt zu ungehalten. Meine Leute ſind ehrlich, „und der Diebſtahl vor drei Tagen iſt von Bauern aus „einem andern Dorfe begangen worden, als ſie in der „Nacht mit Vorſpann-Pferden von Warſchau zurückkamen. Die Kanaillen ſind ſchon arretirt, und es wäre „recht gut, wenn man ſie hier gleich an den Bäumen aufknüpfen ließe. — Aber ich will Sie nicht aufhalten, „meine gnädige Herrſchaft; ich will nachſuchen laſſen, ob „wir noch Lichter finden.“

Sie wurden bald gefunden. Der Szlachcic bat, wir möchten zu ihm eintreten, er wolle für alle Bequemlichkeit ſorgen. Da wir aber unſern Sachen näher bleiben wollten, ſo begleitete er uns in die Schenke. Mehrmals hob er den Stock, den Juden zu prügeln, daß er nicht gleich zu ihm gekommen, Lichter zu fordern für die reiſende Herrſchaft. Als wir uns zum Schlafen anſchickten, nahm er den demüthigſten Abſchied, empfahl ſich uns zum Wohlwollen, und tief verbeugend berührte er mit der abgezogenen Mütze die Kniee des Fuhrherrn.

Auch diesmal ſchlieſen wir nur die halbe Nacht: der Fuhrherr konnte ſeine Freude nicht bergen über den gelungenen Streich, und ſeine glücklich erprobte Kenntniß, wie ein Pole zur Zeit behandelt ſeyn wolle. „Meinen Sie, „ich habe die Rede in Zorn geſprochen, oder mich habe „der Mann geärgert? Ganz und gar nicht! Ich machte „mein Experiment mit dem kälteſten Blut, und darum „gelang es. Vor drei Monaten ungefähr hab' ich ein „ähnliches Schauſpiel erlebt in einer andern Gegend. Da „machte es ein Kammer-Deputirter aus *** nicht anders „mit einem angeſehenen Staroſten [*]). Der Pole wollte „ſich zu mancherlei Dienſten, Fuhren, Lieferungen und „dergl. nicht gutwillig verſtehen, und trotzte eine Weile bei „dem Vorgeben: er könn' es nicht, er hab' es nicht! „u. d. gl. Dem Preußiſchen Herrn war es anzuhören, „daß er nicht zu allen Forderungen gleichen Auftrag

---

[*]) Ein Edelmann, der Reichsgüter zu Lehn erhalten.

„hatte. Der Pole ſchien es zu merken, und ward übermüthig und impertinent, ging mit großen Schritten in der Schreibſtube des Commiſſarius auf und nieder, ſetzte ſich die Mütze auf, und verlangte: man ſollte alles zu Protokoll nehmen, was er ſagte. Das ging, glaub' ich, nicht gut an, — weil es etwa Aufenthalt machte. — Da ſtand der Schreiber vom Pult auf (ein Mann von Erfahrung, der beſſer Polniſch ſprach als ſein Herr), und hielt einen Sermon, dem meinigen ähnlich, aber noch ſchreiender oder vielmehr donnernd. Vom Protokoll ſagt' er nichts, aber wohl vom Arretiren auf der Stelle. Der Herr fand ſich glücklicher Weiſe in die Rolle, die ihm der Schreiber übertrug, und befahl zur Thür hinaus, das nächſte Huſaren-Kommando herbei zu holen. Vom Teufel, von Polniſcher Wirthſchaft, von der königlichen Kammer, der Regierung, den Preußiſchen Soldaten und dem Könige war viel die Rede. Noch hatte der Pole geantwortet, aber immer gemäßigter. Als ihm hingegen der Schreiber die Mütze vom Kopf nahm, und ihm ganz kurz und feſt ankündigte, er ſey bereits ein Gefangener und müſſe den Säbel hergeben, — fiel der kleinherzige Mann, ein Ritter vom weißen Adler-Orden, dem Kommiſſarius zu Füßen, verſprach Alles, und bat um Gnade. Den Tag darauf ſpeiſ'ten der Kommiſſar und ſein Schreiber auf dem nahegelegenen Landhauſe des Staroſten. Dieſer gab ein fürſtliches Mahl, und hörte nicht auf, den Kommiſſar ſeinen Wohlthäter, ſeinen huldreichen Patron zu nennen. — Andre Landbeſitzer nahmen ſich daran ein Beiſpiel. Man hatte dem Kom-

„miſſar die Neigung zu hübſchen Weibern angemerkt, und „jetzt kamen die Weiber zu ihm, und fochten auf freundlicherem Wege die Sache der Männer aus. Doch die „polniſchen Damen ſind es überhaupt gewohnt, vor allen „Behörden, wo es irgend möglich iſt, ſelbſt zu erſcheinen, „und ohne Aſſiſtenten zu verhandeln." —

Weiß der Himmel, welch eine Menge von trocknen Anekdoten dieſer Art wir noch würden gehört haben, wären wir nicht endlich vor Müdigkeit eingeſchlafen. Schauerliche Mährchen wären uns hier lieber geweſen, und hätten uns munter erhalten.

Wir ſchliefen auf unſerm bedeckten Frachtwagen im Stalle; vier Laternen brannten um uns, an den hohen Balken des Dachs befeſtigt. Draußen fiel ein ſanfter Regen, leiſ anſchlagend an die Schindeln des Dachs. Die Pferde ſchroteten noch bei ihren Krippen, und legten ſich eins nach dem andern raſſelnd in das gehäufte Stroh. Die beiden Fuhrknechte hielten wechſelnd die Wache.

Am Morgen fanden wir uns erquickter und luſtiger, als wir vermuthet hatten. Aber der Tag war trübe, der Regen hielt an. — Ein Paar Flaſchen Meth, den wir hier, wo alle übrige Waare nichts taugte, doch ſehr gut erhielten, ließen uns die Naßkälte der beinahe herbſtlichen Witterung weniger empfinden.

Noch mußten wir eine Meile durch den Wald bis an die Ufer der Narew. — Zu beiden Seiten des Weges — welche Verwüſtungen! Dieſen Weg (erzählte man uns) war ein Trupp Ruſſen gezogen. Die einzelnen Horden hatten ſich ohne Schonung und Vorſicht Feuer gemacht mitten im Walde. Viele der herrlichſten Bäume ſtanden da mit verkohlter Rinde, von der Wurzel bis an die verſengten Zweige, mehrere waren ſtehend abgebrannt, die ſchwarzen Stubben ſahen aus Aſchenhaufen hervor. — Der Regen fiel, das Laub troff; es war uns, als hätten der Himmel und der Wald einen Tag des Weinens.

Marie trauerte. Nach einigen Tagen gab ſie mir ein Lied dieſer Trauer.

Herrlich wilder Wald,
Mit deinen hohen Wipfeln,
Mit deinen dichten Gebüſchen
Voll von grünem Laube,
Wer hat dich alſo verwüſtet? —

Die engen ſchattigen Wege,
Ueberhangen von grünem Gezweig,
Umſungen von muntern Vögeln, —
Kriegeswagen und Beil und Feuer
Haben ſie weit gelüftet; da liegen nun
Die zerfahrnen Gebüſche, die verbrannten Aeſte.

Vor Rauch erſtickten im Neſt die Jungen,
Die Alten flatterten um die Flamme
Schreiend um Schonung; ſie mußten ſinken,
Verſehrt am Fittig, in die Glut.

Durch Aſche, durch verſengtes Gezweig,
Geht die traurige Fahrt, und ſchwarz verkohlte Stämme
Stehen einzeln und ſchwenken die grüne Krone,
(Als winkten ſie nach Rettung)
Wenige Tage noch.

In ſcheuer Entfernung
Grünet der übrige Wald,
Noch wild und hoch, voll dichten Laubes.
Aber er freuet ſich nicht,
Da er hinſchauen muß
Auf die Aſche der Brüder,
Die näher ſtanden am gefährlichen Weg.

Es regnet kalt
Vom nebligen Himmel herab;
Mitten im Sommer
Umweht uns hier der Herbſt.
Es nahet die Zeit, wann es jährig iſt,
Als die zerſtörende Horde hier ſich durchbrach.
Sie that es zuerſt am grünen Holze.
Sie ging das dürre zu verbrennen,
Woraus ſich die Menſchen Häuſer und Hütten gebaut. —

Es regnet kalt und langſam
Vom trüben Himmel herab;
Die hohen Bäume ſtehen naß umher,
Vom Laube trieft's herab in kalten Tropfen,
Durch die verkohlten Stämme rinnt das Waſſer,
Die ſchwarzen Kohlen glänzen unterm Grün.

Nimmer möcht' ich dich wiederſehn, o Wald,
Wenn der Himmel nicht trübe, die Luft voll Regen iſt,
Wenn du nicht daſtehſt, wie jetzt, mit naſſem Laube,
Und tauſend kühle Tropfen
In die Wunden der heißen Zerſtörung rinnen.

„Waldverwüſtungen der Art,“ bemerkte der Führherr, „ſeyen in Polen etwas Gewöhnliches. Die Hirtenjungen thäten an andern Orten, was hier die Ruſſen „gethan.“

Es war noch früh, als wir über die **Narew** ſetzten, die ſich tiefer hinab in die Weichſel ergießt. —

Dicht am Ufer fanden wir ein Wirthshaus von zwei Etagen, das erſte von dieſer Größe, das wir bis dahin auf unſerm Wege getroffen hatten. Der Geſtalt nach ähnelte es den größern Bauerhöfen in den preußiſchen Werdern; doch war es nicht, wie dieſe, aus Steinen, ſondern durchweg von Holz gebaut. Es mußte alt ſeyn; wenigſtens war es höchſt gebrechlich, und das Schwarzgrau des ausgetrockneten Holzes gab ihm mitten unter grünen Bäumen ein häßliches Anſehn. Vom Erker aus fanden wir eine ſchöne Ausſicht über den Strom und in den Wald.

Die Wirthsleute waren Teutſche, etwas keck und geziert; das Weib eine dürre eckige Geſtalt, der Mann eine teutſche Bedientenfigur. Beide ſchienen Bewunderung zu erwarten der beſſern teutſchen Wirthſchaft, da wir bisher nur elende polniſche Krüge geſehen haben mußten. Manche Fragen wurden uns deshalb gethan, auf die wir leider nur halbe Antwort geben konnten.

Die Zimmer waren groß, aber finſter, die Täfelei ſchwärzlich und von Würmern durchnagt, die Mobilien grau und trocken-ſchmutzig. Einige zinnerne Teller und etwas Dresdner Steingut ſchmückte das ſchwarze Geſimſe; doch die Spinnen hatten ruhig darüber gewebt.

Wir hatten in der Eile ein Gericht Fiſche beſtellt, (ſo ſehr war unſer Appetit aus der Zeitordnung gekommen), — gute Fiſche ſind in dieſer Gegend, wie überhaupt im größten Theil Südpreußens etwas Seltnes. Hier ſollten ſie vorzüglich ſeyn. Ferdinand ſah das Gericht auftragen, konnte ſich aber nicht zum Miteſſen entſchließen — wegen der Spinnweben und der grauen Mobilien. „Geſtern Abend im „Stall," ſagt' er, „hätt' es mir beſſer geſchmeckt, als „hier! Wo man nicht Ordentlichkeit und Zierde affectirt, „da kann ich mitten in Unordnung und Unzier luſtig ſeyn, „und vorlieb nehmen!" Wir aßen vor der Hausthür unter der Vorlaube. Die friſche, kühle Luft würzte die Speiſe, die uns Allen in der dumpfen Stube weniger geſchmeckt hätte. Zum Glück kam noch ein Frühbothe von Jablonne,*) der friſches Weißbrot mitbrachte. Ein zarteres Gebäck dieſer Art kannten wir nicht (man nennt es Bulchen). So hielten wir ein langes und ſeltenes Frühſtück, nicht ohne einen guten Becher Meth, und vergaßen das ſchwarzgraue Haus, die grauen Mobilien und die Spinnweben. — Aber die Bezahlung war abſchreckend hoch. Ich glaube, wir mußten das Glück bezahlen, zum erſten Mal in Polen bei einem teutſchen Wirthe gegeſſen zu haben.

„Die Juden in Polen kochen die Fiſche beſſer," ſagte der Fuhrherr; und Ferdinand geſtand es ihm zu aus eigner Erfahrung. —

---

*) Einem anſehnlichen Gut und Landſchloß des damaligen Kronkammerherrn, etwa zwei Meilen tiefer auf dem Wege nach Warſchau.

Hinter uns blieb die ſchwarzgraue Schenke, die ſelbſt wie ein altes beſtäubtes Spinngewebe zwiſchen den hohen grünen Bäumen dahing.

Die wenigen Dörfer, die wir jetzt zwiſchen Wieſen und Wald vorüber kamen, hatten meiſtentheils daſſelbe Anſehn. Was wir merkwürdig fanden, waren einige Anlagen zu Obſtgärten, die wir bis jetzt nur bei unſerm alten ehrwürdigen Szlachcic gefunden hatten.

Je näher wir Jablonne kamen (der vorerwähnten Beſitzung des Kronkammerherrn), je mehr Spuren neuerer Landkultur entdeckten wir, obgleich nicht auf dem beſten Boden.

Mitten im Sande unter einigen ſchlechten Bauerhütten und einigen gut konſervirten Wirthſchaftsgebäuden erhebt ſich das ſplendide in italiäniſchem Geſchmack gebaute Luſtſchloß von einer Menge Gartenanlagen umgeben, die Engliſch ſeyn ſollen.

Wir gingen ein halbes Stündchen im Garten umher. Das Aeußere des Schloſſes hat angenehme leichte Verhältniſſe, eine durchaus edle und freundliche Geſtalt. Das Innere war verſchloſſen. Die beſte Partie iſt eine Eremitage, ſchon deshalb, weil ſie mit keiner andern, die ihr widerſpräche, zuſammen ins Auge fällt. Eine künſtliche Kloſter- oder Kirchen-Ruine nicht weit davon konnten wir nicht ausſtehn: ſo ſteif und gebacken ſtand ſie da. Es iſt eine kleinliche, dürftige Spielerei. Selbſt wenn ſie ein wenig zuſammen ſtürzte, würde ſie keiner Ruine gleich ſehn, bloß einem unordentlichen Haufen von friſch-rothen Ziegeln. Unglücklicher Weiſe trafen wir auf einen Punkt, wo wir die halbe Fronte des herrlichen, italiäniſchen Schloſſes vor uns, zu Einer Seite ein Luſthaus in chineſiſcher Form, und zur andern die närriſche kleine Ruinen-Affektation zugleich in's Auge bekamen.

Noch trafen wir hier eine reiche und gutgedeihende Orangerie. Häufig und zu jeder Jahreszeit ſchicken die Warſchauer hierher, um, wie der Gärtner ſagte, die beſten friſchen Zitronen und Pomeranzen der ganzen Gegend für ihre Gaſtmähler zu Punſch und Biſchof einzukaufen. Wahrſcheinlich thun es aber nur die öffentlichen Gaſtwirthe, deren Getränke dieſer Art nicht eben die beſten ſind. Nach einer Probe, die wir ein Paar Tage nachher machten, fanden wir die ſcheinbar reifſten Zitronen und Pomeranzen aus Jablonne noch immer unreif, hart und ſaftarm, gegen die, welche man über Danzig kommen läßt. Die Zitronen beſonders ſollen höchſtens nur an Speiſen zu gebrauchen ſeyn, wie ſpäterhin, nach mehrern Erfahrungen, Marie behauptete. Doch vielleicht war unſer Geſchmack an ſolchen Früchten in N. F. und in D. verzärtelt worden. So viel iſt gewiß, daß man in Warſchau auch zu Ende des Winters, wenn die fremden Zitronen und Pomeranzen ſelten mehr zu haben ſind, die einheimiſchen um zwei Drittel wohlfeiler kauft.

Noch zwei lange Meilen mußten wir bis Warſchau. Wir eilten hinweg mit dem Vorbehalt, nächſtens bei beſſerem Wetter die übrigen künſtlichen Anlagen des herrſchaftlichen Gartens und das Innere des Schloſſes zu beſehen.

Ueber vier Stunden fuhren wir in tiefem Sande. Dann erſt erblickten wir rechts in weiter Krümmung die Weichſel. Vor uns erhoben ſich im leichten Duft des ſinkenden Nebels die Spitzen von Warſchau. — Praga, die zur Hälfte abgebrannte Vorſtadt, liegt voran, die Weichſel ſtrömt dazwiſchen. In der Ferne konnten wir's nicht unterſcheiden.

Mit dem nahenden Abend war der Nebel des Tages geſunken, der leiſe Regen hatte aufgehört. Auf den höchſten Spitzen von Warſchau glänzten die Strahlen der Sonne; das letzte Gewölk zog auseinander, der Sonnenſchein kam immer tiefer herab, ſchon glänzte die ganze Seite der höhern Stadt. Jetzt war das niedrige dunkle Praga umleuchtet, jetzt um uns her das Feld des Angriffs, die zerſtörten Schanzenwerke, wo die Ruſſen den Sturm begannen. Unſer Weg ging mitten hindurch. —

Wir alle waren ſtill geworden. Selbſt der Fuhrherr ſchien keine Frage von uns zu erwarten. „Das iſt der Ort unſrer nächſten Beſtimmung!" ſagte Ferdinand ſinnig und ernſt. — „Unter Menſchen," fuhr ich fort, „die uns nicht lieben, die uns nicht verſtehn!" — „Mir „iſt's," ſprach Marie beklommen, „wie mir neulich war, „als wir zum Leichenbegängniß fuhren."

Wir waren in Praga. Welch ein Anblick unter der glänzenden Sonne, unter dem Himmel, der ſich freundlich und heiter über die grüne Gegend legte! — Zu allen

Seiten ſchwarze Skelette von abgebrannten Häuſern, oder einzelne Trümmerſtücke in verödeten Gärten mit niedergebrochnen Zäunen. — Aber die Sonne ſchien röthlich hindurch durch die hohlen Augen der ſchwarzen Mauerſkelette, und funkelte ſpielend auf den Regentropfen über dem wilden Kraut und über den Trümmern, die dazwiſchen lagen. — „Ich ſehe mich um nach Blut an den Mauern, und finde „keins!“ rief Ferdinand, und zog den ſuchenden langen Blick wieder hinein in den dunkeln Wagen.

Wir ſchauderten Beide, nur Marie nicht. Der Sonnenſchein durchſtrahlte die luſtigen Gaſſen, und munter geſchäftig liefen die Menſchen umher, die wieder ihr tägliches Leben genoſſen in den Hütten und niedrigen Häuſern, welche die Flamme verſchonte. Hier und dort glänzten auch friſche Dächer, ſchimmerten neu errichtete Giebel, und neben Trümmern webten auf hohem Gerüſt bauend ſo Maurer als Zimmerleute. Neu gemachte Schilder winkten über den Pforten des Verkaufs, und friſche Tannenreiſer deuteten auf die gewohnte Ladung. Den Marktplatz durchwogten Käufer und Verkäufer; die leeren Wagen drängten ſich durch die Menge hinaus, die noch gefüllten drängten ſich hinein. Hell und munter ſchallten die Stimmen der Käufer und Verkäufer. Der Tag neigte ſich, es war Sonnabend.

„Alſo in Praga ſind wir? — Als ich die alten Gräuel „las von Magdeburgs Zerſtörung, und die neuen hörte „von Ismails, bin ich erbebt in der Seele; aber ich la „und hörte ſie doch zu Ende mit jenem gewohnten wißbegierigen Graun, womit die Kinder entſetzliche Mährchen

„hören: denn ich dachte mir eine tiefe, graue Vergangenheit und einen fernen, fernen Ort, wo dies geſchehen „konnte unter dunklem Himmel, auf einer braunen Erde, „die nicht grün wird. Und Jahre lang mußten da Klagestimmen umher tönen unter den Denkmählern der Verwüſtung, und die übrig gebliebenen Menſchen verhüllt „und trauernd einhergehn, klagend über den Tod der Gefallnen.“ Alſo Marie, und ſie trocknete eine leiſe Thräne aus dem freundlich lächelnden Auge.

Das Geraſſel des Wagens über die hohltönende lange Schiffbrücke, welche von Praga nach Warſchau führt, die unten hinſtrömende breite Weichſel, das bunte Glänzen der Hauptſtadt von den Anhöhen herab längs dem Strom, zerſtreute die Schwermuth bald und den wehmüthigen Ernſt.

Von Praga aus hat man den ſchönſten und vollſten Anblick der Stadt. Die Gebäude liegen auf verſchiedenen Abſtufungen der Höhe, hier und da mit Gärten untermiſcht. Rechts (am Strom hinab) geht das hohe Ufer in ziemlich gleicher Erhebung fort. Eine Menge von dunkeln Kirchenthürmen blicken über die altgebauten Häuſer; auf offner Terraſſe ſieht man das königliche Schloß. Unter ihr dehnt ſich eine Sandſtrecke, die zum Theil angebauet, zum Theil mit einer Menge von aufgeſchichtetem Bau- und Brennholz belegt iſt. In der Ferne, wo der Strom ſich krümmt, ſteigen näher am Strome die Anhöhen in Geſtalt einzelner kleinen Berge empor: der letzte, den wir von der Brücke aus erblickten, iſt mit Bäumen beſetzt.

Links, den Strom hinauf, breiten ſich die tiefern Anbauungen immer weiter und weiter, und immer in ſanfteren Linien fließen die vollen grünen Gärten die Höhen herab. Aus den Gebüſchen und Bäumen leuchten jüngere Häuſer, jüngere Palläſte. Die ganze Stadt verliert ſich hier in einen Garten.

Von jenem Ufer, aus ihren hohen Häuſern, aus ihren Gärten, aus jenen Fenſtern des königlichen Schloſſes ſahen einſt die zitternden Einwohner Warſchau's das hülflos brennende Praga über dem Strom; die Nacht war Tag im blutrothen Schein der Flamme; die prächtigen Anhöhen glänzten in dieſem Zornlicht, die beleuchteten Mauern und Fenſter wurden warm. Von dort aus hörten die Muthloſen das Winſeln und Jammern der ſterbenden Brüder, und das Jubelgeſchrei der viehiſch rachgierigen Horde. Die Rache galt Warſchau, nicht dem ſchuldloſen Praga. Warſchau aber ertrug nur die Angſt des Anſchauens und Anhörens; die Brücke war zerſchoſſen. —

Langſam fuhren wir eine dunkle enge Straße hinauf. Ein großer lichter Marktplatz mit wohlgebauten Häuſern und Palläſten umfing uns; noch war muntrer Verkehr in den eleganten Kramläden, deren Waaren durch große Spiegelthüren glänzten und blitzten. Die prächtigſten Equipagen durchkreuzten die Straßen. Ein Paar Kloſterglocken riefen zum Abendgebet. Wir waren in Warſchau, auf der Krakauer Vorſtadt. —

II.

Vier Sonette.

Liebes-Elemente.

1. Feuer.

So dunkelglühend Flammen ſich bereiten,
Die brennend bis in alle Adern dringen,
Still ſtrebend Ahndungen empor ſich ringen,
Und Vorgefühle unbekannter Zeiten,

Die Gluten plötzlich lodernd ſich verbreiten,
Das Feuer ſtrebt dem Feuer zu entſpringen,
Wird feſtgehalten in den eignen Schlingen,
Und Kraft bekommt es durch das ew'ge Streiten:

Sich ſelbſt zerſtörend zeugt es neu ſich wieder,
Aus tiefem Schmerz wird Wonne nur geboren,
Und hohe Wonne muß in Schmerz ſich kehren:

Und ſollen dieſe Gluten mich verzehren,
So hab' ich ſchnellen Tod mir auserkohren,
Ins Flammenmeer ſtürz' ich mich glühend nieder.

2. Luft.

Du naheſt ſanft mit deinen blauen Flüſſen,
Und hebſt mich aus des Feuers wildem Sprühen;
Ich kann mit dir der Welten Raum durchziehen,
Und jedes Weſen liebevoll begrüßen.

Wie ſchön, der Sterne goldne Schaar zu küſſen,
Die, Sehnſuchtsblumen gleich, in Wolken blühen,
Wie farb'ge Regenbogen ſanft zu glühen,
Zu weinen ſtill in dunkler Wolken Güſſen.

Doch lange kann der Seele Flug nicht ſäumen,
Im öden, weſenleeren Luftgefilde,
Gewiegt auf treulos ſchwankendem Gefieder:

Aus dem Gewühl verſchwebender Gebilde
Schaudernd erwacht aus ihren nicht'gen Träumen,
Zieht ekles Schwindeln ſie zur Erde nieder.

3. Erde.

Sei mir gegrüßt mit innig tiefem Schauern,
Du feſte, dunkle, unterird'ſche Klauſe!
Dich hab' ich mir erwählt zum letzten Hauſe,
Zur ſtillen Wohnung meinem tiefen Trauern,

Wo nächtliche Geſpenſter unhold lauern,
Setz' ich mit ihnen mich zum Thränenſchmauſe,
Und ob das Herz im Buſen mir ergrauſe,
Es ſoll die Qual, ſo lang' ich lebe, dauern.

Auf feuchtem Lager will ich ſtumm mich betten,
Wo leiſ' verhallt des Weltgetöſes Sauſen,
Bis meine Schmerzen endlich mich verſteinen.

Und will die Hoffnung dennoch mir erſcheinen?
Von ferne hör' ich helle Töne brauſen;
Nur Waſſers Fluthen können mich erretten!

4. Waſſer.

Im blauen Bett von fließenden Kryſtallen,
Umrauſcht von feuchter Wolluſt glüh'ndem Toben,
Von weicher Arme Netzen feſt umwoben,
Baut die Erfüllung ihre goldnen Hallen.

Mit Feuers Gluten Fluten ſich umwallen,
Sanft ſinkend werden ſanfter ſie gehoben,
Silberne Töne, unten ſo wie oben,
Durch dir kryſtall'nen Hallen leiſe ſchallen.

Was ſich vereint, wird ſtärker nur geſchieden,
Der Wunſch glüht immer, und wird ſtets erfüllet,
Aus ew'gem Kampf entblühet ew'ger Frieden.

Das Waſſer hat der Liebe Durſt geſtillet,
Im Wogenklange tönt die gold'ne Leier,
Der Fluten Schooß entlodert Himmelsfeuer.

III.

Ueber den mißverſtandenen Zweck der Vernunft, welcher der ſpeculativen Philoſophie zum Grunde liegt [*].

Eine jede Wiſſenſchaft hat einen beſtimmten Zweck, der entweder rein vernünftig iſt, oder durch ein empiriſches Intereſſe des Menſchen gegeben wird. Das empiriſche Intereſſe iſt bei allen den Wiſſenſchaften ſichtbar, die einen unmittelbaren Einfluß auf die Verhältniſſe des Menſchen zur Natur und zur Geſellſchaft zeigen. Rein vernünftig hingegen iſt der Zweck einer Wiſſenſchaft, wenn die Vernunft, ohne Rückſicht auf ein empiriſches Intereſſe, einen Zweck aufgegeben hat, der durch eine Wiſſenſchaft erreicht werden ſoll.

Daß die Vernunft wirklich einen ſolchen Zweck zur Erreichung aufzugeben ſcheint, beweiſ't die ältere und neuere Geſchichte der Philoſophie. Denn man hat ſich ſeit zwei tauſend Jahren in der ſpeculativen Philoſophie damit beſchäftiget, den abſolut erſten Urſprung der Dinge und unſerer Erkenntniſſe von ihnen zu erforſchen, und alle Syſteme der Metaphyſik gehen darauf aus, das wirkliche Seyn der Dinge in der Erfahrung aus einem Grunde zu erklären und begreiflich zu machen, der nicht in der Erfahrung ſelbſt ſich findet, ſondern außer der Erfahrung im Felde überſinnlicher Gegenſtände vorhanden iſt, und deswegen von keiner der Bedingungen abhängt, unter welchen die Dinge in der Erfahrung wirklich werden.

---

[*] Dieſe paradoxe Meinung eines Philoſophen über die Philoſophie iſt in hiſtoriſcher Rückſicht ſehr intereſſant, und dieſe nur iſt der Standpunkt der Eunomia. F.

Und wenn wir die Natur und die urſprüngliche Einrichtung unſeres Gemüths beobachten, ſo entdecken wir gar bald ein Verlangen und Beſtreben, zu allem dem, was nach unſerer Einſicht und bedingter Weiſe exiſtirt, einen unbedingten Grund aufzuſuchen, der unabhängig iſt von einem andern Grunde; dieſes Verlangen hat die Tempel erbauet, Altäre errichtet und die Syſteme der Metaphyſik zu Stande gebracht, und macht das Weſen und die Natur unſerer Vernunft aus, die ſich dadurch vom Verſtande unterſcheidet, daß ſie ſich nicht mit den Erkenntniſſen der Erfahrung, die niemals ein vollendetes Ganze darſtellen, beruhigt, ſondern uns zu immer kühnern Fortſchritten in unſern Erkenntniſſen antreibt, die ſelbſt den ſichern Boden der Erfahrung überſchreiten, und machen, daß wir leere Begriffe und Ideen für wirkliche Gegenſtände gelten laſſen.

Der unläugbare Zweck, den die Vernunft aufgiebt, einen abſolut erſten wirklichen Grund aufzufinden, aus welchem alles Wirkliche in der Erfahrung erklärt werden kann, ſcheint indeſſen der ſpeculativen Philoſophie einen ſichern Boden zu verſchaffen, und wenn man auch vielleicht noch nicht ſo glücklich geweſen iſt, den Endzweck, der durch die Vernunft aufgegeben iſt, zu erreichen, ſo folgt doch daraus nicht, daß dieſer Endzweck gar nicht erreicht werden könne; die Vernunft ſcheint vielmehr die Möglichkeit der Erreichung deſſelben zu verbürgen: denn ſie würde ſich ſelbſt widerſprechen, wenn ſie einen Zweck wollte, zu deſſen Erreichung dem menſchlichen Erkenntnißvermögen die Mittel durchaus verſagt worden wären.

Es entſteht deswegen jetzt die Frage: **beſitzt der menſchliche Geiſt wirklich Mittel, ſeine Erkenntniſſe über das Gebiet der Erfahrung hinaus zu erweitern?** —

Daß wir Begriffe beſitzen, die keine Gegenſtände in der Erfahrung haben, und durch die Vernunſt zu bloßen Ideen umgeſchaffen worden ſind, iſt keinem Zweifel unterworfen: ſelbſt die Aufgabe der Vernunft bei der ſpeculativen Philoſophie, einen abſolut erſten Grund alles Bedingten zu finden, ſetzt eine ſolche Idee voraus; daß wir ferner durch die Hülfe ſolcher Ideen die Gegenſtände in der Erfahrung zu erklären verſucht haben, das beweiſen alle Syſteme der Metaphyſik: — aber hierdurch wird das Verlangen der Vernunft bei weitem noch nicht befriedigt. Dieſes ſcheint vielmehr darauf gerichtet zu ſeyn, jene Ideen zu vollkommenen Erkenntniſſen umzuſchaffen. Es thut nämlich dem Verlangen der Vernunft bei weitem noch nicht Genüge, ein unbekanntes X als den Urgrund von den Dingen in der Erfahrung zu **denken**, ſondern es ſoll die Art und Weiſe beſtimmt dargeſtellt werden, wie aus einer **wirklich vorhandenen** unbedingten Exiſtenz alles Bedingte in der Erfahrung entſtehe und möglich werde. Eine jede Unbegreiflichkeit in Anſehung der vorhandenen Dinge, die ein unbekanntes X, das als Urgrund blos gedacht wird, zurückläßt, thut dem Zwecke der Vernunft Eintrag, und macht ein jedes Syſtem der Metaphyſik unvollendet.

Die ſpeculative Philoſophie muß uns alſo, wenn ſie ihrem Zwecke vollkommen entſprechen will, durch wirkliche Erkenntniſſe von Dingen außer der Erfahrung, das Bedingte und Zufällige in der Erfahrung erklären. Hierzu fehlen aber alle Mittel. Denn eine Erkenntniß außerhalb dem Gebiete der Erfahrung enthält einen Widerſpruch, und iſt logiſch, folglich durchaus, unmöglich. Es iſt ein unbezweifelter Unterſchied zwiſchen dem Denken und dem Erkennen. Eine Erkenntniß giebt den Gegenſtand, der gedacht wird, zugleich in der ſinnlichen Wahrnehmung oder durch das Gedächtniß, das die ſinnliche Wahrnehmung aufbewahrt hat. Das bloße Denken unterſcheidet ſich aber von der Erkenntniß dadurch, daß der gedachte Gegenſtand bloß im Verſtande vorhanden iſt, und in keiner äußern Erfahrung wahrgenommen wird. (So iſt z. B. der Gedanke von einer abſolut erſten Urſache ein bloßer Gedanke, und keine Erkenntniß, weil wir in der Erfahrung keinen Gegenſtand finden, auf welchen dieſer Begriff angewendet werden könnte.) Eine Erkenntniß von Gegenſtänden außer dem Gebiete der Erfahrung bleibt daher ſo lange unmöglich, ſo lange der Unterſchied zwiſchen dem Denken und dem Erkennen wirklich iſt, ſo lange nicht jedes Gedachte, ſogleich weil es gedacht wird, in Wirklichkeit übergeht, ſo lange zur Wirklichkeit etwas außer uns erforderlich iſt.

Wir hätten alſo einen Widerſpruch zu beſeitigen. Die Vernunſt treibt uns an, unſere Erkenntniſſe über das Gebiet der Erfahrung hinaus zu erweitern, und ſetzt voraus, daß eine ſolche Erweiterung möglich ſey: der Verſtand hingegen erinnert uns, daß wir gar vieles als vorhanden denken können, was wirklich nicht vorhanden iſt, und daß ſelbſt das, was wir nach nothwendigen Geſetzen des Denkens als vorhanden denken, nur in unſerm Verſtande vorhanden iſt, und ein bloßer Gedanke bleibt, wenn nicht in der Empfindung ein Gegenſtand gegeben wird, der dem Gedanken entſpricht, und ſchneidet mithin eine jede Erweiterung unſerer Erkenntniß jenſeit der Erfahrung ab.

Um dieſen Widerſpruch zu beſeitigen, müſſen wir jetzt unterſuchen, ob die Tendenz der Vernunſt wirklich dahin geht, unſere Erkenntniß über die Erfahrung hinaus zu erweitern, oder ob nicht hierbei ein Mißverſtand zum Grunde liegt, der jenen bemerkten Widerſpruch veranlaßt hat.

Das unabläſſige Streben unſerer Vernunſt in alle unſere Erkenntniſſe unbedingte Einheit zu bringen, das Unvollendete zu ergänzen, und das Ungeordnete unter Grundſätze und allgemeine Regeln zu bringen, iſt eine Thatſache, die durch die Function der Vernunſt, die beim Schließen ſich offenbart, leicht erwieſen werden kann. Ja dieſes Streben unſeres Geiſtes nach unbedingter Einheit in unſerer Erkenntniß, macht die Vernunſt ſelbſt aus, und wer ein ſolches Streben nach dem Unbedingten und Vollendeten in unſern Erkenntniſſen in Anſpruch nehmen wollte, würde dadurch zu erkennen geben, daß er einen Mangel an der Vernunſt ſelbſt leide. Auf der andern Seite iſt auch kein Zweifel vorhanden, daß in der Erfahrung alle Erkenntniſſe bedingt und folglich für den Zweck der Vernunft unbrauchbar ſind. Denn da eine jede Erkenntniß in der Erfahrung der Bedingung der Zeit unterworfen iſt, und alles, was in der Zeit ein Gegenſtand der Erkenntniß iſt, etwas anderes vorausſetzt, was vorhergeht, (denn nur durch die Folge der Erſcheinungen auf einander wird die Zeit möglich); ſo läßt ſich nichts in der Erfahrung entdecken, was der Abſicht der Vernunft, das Bedingte in der Erfahrung durch etwas Abſolutes zu erklären, entſprechen könnte. Die Vernunft hat alſo, wie es ſcheint, ihre Erkenntniſſe im transcendentalen Felde, und bringt uns über das Gebiet der Erfahrung hinaus, in welchem alles Vorhandene bedingt iſt. —

Wir wollen jetzt von der Forderung, die wir an eine wahre Erkenntniß machen, daß ſie nämlich einen Gegenſtand nicht bloß den urſprünglichen Regeln des Denkens gemäß uns darſtelle, ſondern auch durch die Wahrnehmung oder durch die Möglichkeit der Wahrnehmung deſſelben, und von ſeiner Wirklichkeit außer uns überzeuge, abſtehen, und annehmen, daß es der Vernunft wirklich gelingen könne, außerhalb dem Gebiete der Erfahrung uns Erkenntniſſe zu verſchaffen, wodurch alles Bedingte und Unbegreifliche in der Erfahrung vollkommen erklärt und begreiflich gemacht worden wäre, und ſehen, was nun aus einem ſolchen Gelingen des Strebens der Vernunft für die Vernunft ſelbſt folgen würde.

Hat die Vernunft das Unbedingte außerhalb der Erfahrung gefunden, und hat ſie ihren Endzweck, alles Bedingte in der Erfahrung durch das abſolut Erſte außerhalb der Erfahrung begreiflich zu machen, wirklich erreicht; ſo iſt das Streben nach Erweiterung unſerer Kenntniſſe auf einmal beendigt, und alle Fortſchritte im Aufſteigen nach höherer Erkenntniß ſind durchaus unmöglich. Denn wenn das abſolut Erſte in unſern Erkenntniſſen gefunden iſt, wodurch alles Problematiſche und Unerklärliche in denſelben aufgelöſt und deutlich gemacht wird; ſo läßt ſich nichts Höheres finden, woran die Vernunft noch ein Intereſſe nehmen könnte. Die Vernunft würde mithin ihre Wirkſamkeit verlieren und ſich ſelbſt vernichten, wenn ſie ihren ſcheinbaren Zweck, das abſolut Unbedingte zu finden, erreicht hätte. Denn die Vernunft würde zur Unvernunft werden, wenn ſie noch das ſuchen und nach dem ſtreben wollte, was ſie ſchon gefunden und erreicht hätte.

Man könnte nun zwar behaupten, daß die Vernunft, wenn die abſolut erſten Principien alles Wirklichen gefunden wären, auf eine andere Art ihre Thätigkeit äußern werde, daß ſie, ſtatt des Aufſteigens nach immer höheren Gründen unſerer Erkenntniß, abwärts gehen, und aus den gefundenen abſolut erſten Principien unſere Erkenntniſſe erläutern, daß ſie dann bloß darauf ausgehen werde, das Einzelne in der Erfahrung unter jene höhern Grundſätze zu ordnen und aus jenen Principien alle die Folgen abzuleiten, die daraus hergeleitet werden können; — aber ein ſolches Geſchäft iſt nicht das Geſchäft der Vernunft, die nicht die Erläuterung, ſondern die Erweiterung unſerer Erkenntniſſe beabſichtiget. Der Verſtand bildet Begriffe, und analyſirt das, was in den

Begriffen enthalten iſt. Durch eine ſolche Zergliederung unſerer Begriffe wird aber unſere Erkenntniß nicht erweitert, ſondern nur erläutert. Die Vernunft hat aber den Endzweck zu unſerer Erkenntniß immer höhere Principien zu ſuchen, und geht offenbar auf eine Erweiterung der Erkenntniß aus, und ihr Geſchäft iſt mithin ganz beendigt, ſobald ein immer höheres Aufſteigen in unſern Erkenntniſſen unmöglich gemacht wird.

Mit der Aufſtellung der höchſten Principien unſerer Erkenntniß geht alſo unſere Vernunft verloren, und es iſt unvernünftig, den Fall anzunehmen, daß es der Vernunft wirklich gelingen könne, durch Aufſtellung der höchſten Principien in der Metaphyſik ſich ſelbſt zu vernichten.

Aber wozu die Tendenz der Vernunft nach immer höherer Erkenntniß, nach abſolut erſten Principien, wenn ihre Erreichung unmöglich wäre, ja wenn dieſe der Vernunft ſelbſt widerſpräche? —

Die Vernunft erreicht eben dadurch ihren Zweck, daß ſie ihn nicht zu erreichen ſcheint. Das Gebiet der Erfahrungserkenntniſſe iſt unbegränzt, und die Fortſchritte in demſelben ſind niemals beendigt; aber ohne ein leitendes Princip würden wir den uns erkennbaren Zuſammenhang der Erkenntniſſe der Erfahrung nicht verfolgen, und immer bei dem ſtehen bleiben, was in unſerer ſinnlichen Erkenntniß zunächſt vorhanden iſt. Das Streben der Vernunft, ein abſolut erſtes Seyn zu entdecken, aus welchem alles Wirkliche ſich begreifen läßt, treibt uns daher an, unſere Erkenntniſſe in der Erfahrung niemals als vollendet und geſchloſſen anzuſehen, und verurſacht, daß wir immer tiefer in den Zuſammenhang der Naturerſcheinungen einzudringen ſuchen. Und da wir in der Kenntniß der Natur niemals zu Ende kommen, ſo hat das Streben unſerer Vernunft nach immer größerer Einheit und nach einem abſoluten Zuſammenhang unſerer Erkenntniſſe, auch dann noch einen Sinn und eine Bedeutung, wenn die abſolute Vollendung unſerer Erkenntniß durch Entdeckung der abſolut erſten Principien alles Wirklichen, unmöglich iſt.

Es iſt deswegen ein vollkommener Mißverſtand oder Unverſtand, wenn man in einer Wiſſenſchaft darauf ausgeht, das abſolut Erſte der Erkenntniſſe zu entdecken, um daraus für die Erfahrung die beſondern Erkenntniſſe ableiten zu können, da vielmehr die Vernunft, um ſich nicht ſelbſt zu vernichten, vorſchreibt, von den einzelnen Erkenntniſſen zu immer höheren Principien aufzuſteigen.

Da nun die Metaphyſik oder die ſogenannte Naturphiloſophie darauf ausgeht, aus abſolut erſten Principien a priori die Erfahrung zu erklären, ſo hat ſie ihr Daſeyn einem mißverſtandenen Zweck der Vernunft zu danken, und ſie muß bei allen denen ihren Credit verlieren, die Fähigkeit und freie Kraft des Geiſtes beſitzen, dieſen Mißverſtand einzuſehen.

Jena. D. Kirſten.

IV.

Epigramme
aus
der lateiniſchen Anthologie *).

I.

Die Geſchenke.

III. 207.

Goldner Aepfel Geſchenk, geliebteſte Marcia, ſchickſt Du,
Und die hülſige Frucht ſüßer Maronen mir zu.
Zwar, o Liebe, von Dir, iſt jegliche Gabe mir theuer,
Aber, ſelber gereicht, giebſt du ihr höheren Werth.
Denn, ob herben Geſchmacks Du Früchte ſchenkeſt: dem Gaumen
Dünken, gereichet von Dir, dennoch, wie Honig, ſie ſüß.
Darum, wenn du verzeuchſt zu kommen, ſende mit Deinen
Küſſen gemiſchet die Frucht; köſtlicher mundet ſie dann!

---

*) S. *P. Burmanni Sen.* anthol. vet. latin. Epp.

2.

Der leuchtende Sklav.

III. 242.

Warum trägſt du vor mir, o Phileros, unnütz die Fackel?
Fort! denn hier aus der Bruſt leuchten uns Flammen genug.
Jene löſchet der Hauch des wildausbrauſenden Sturmwinds,
Oder regnende Fluth, welche dem Himmel entſtürzt;
Aber dieſe bezwingt vor Allem nur Aphrogenia;
Denn der Liebe Gluth löſchet die Lieb' auch allein.

3.

Venus und Amor.

III. 263.

Warum ſchläget den Sohn doch Venus? — Den Bogen verlor er. —
Und wer hat ihn geraubt? — Flavia die Thuscierin. —
Wie geſchah das? — Sie bat, und ſieh, er gab ihn ihr arglos,
Denn in der holden Geſtalt glaubt' er die Mutter zu ſehn.

4.

Julia.

III. 218.

Julia, glänzend wie Schnee, berückte mich. Nimmmer verſah ich
Mich der Flammen im Schnee; dennoch verbarg er die Gluth!
Was iſt kälter denn er? und ſieh, von Julias Händen
Hingeſtreuet auf mich, brannt' er mir tief in das Herz.
Sprecht, wo ſoll ich denn hin vor Amors Liſten mich retten,
Der in ſtarrendes Eis brennende Flammen verbirgt?
Du allein nur vermagſt, Geliebte, dies Feuer zu löſchen,
Nicht mit Schnee und mit Eis, aber mit ähnlicher Gluth.

5.

Die Schweſtern.

III. 266.

Mich entzündeten jüngſt, mit Wechſelflammen zwo Schweſtern,
Theis mit glänzendem Aug', Melos mit braunem Geſicht.
Bald entzückt mich das Aug', und bald das Antlitz der Mädchen,
Theis mit glänzendem Aug, Melos mit braunem Geſicht.
Aber, wenn in Geheim, die Schweſter, Melos verſpottet,
Schnell vergeſſ' ich dann die, über der Anderen Reiz.
Alſo heilen mich wieder die Wechſelflammen der Schweſtern,
Theis mit glänzendem Aug', Melos mit braunem Geſicht!

6.

Das Klingen im Ohr.

III. 202.

Schwägerin! warum verfolgt dein Laut doch jegliche Nacht mich?
Niemand iſt mir bekannt, welcher nun meiner gedenkt.
Niemand, ſprichſt Du? und doch vernimmſt Du des Ohres Erklingen
Jegliche Nacht? Wohlan! Delia redet mit Dir!
Ja! wahrhaftig, ſie redet mit mir! nun weiß ich es; linder
Haucht ein Lüſtchen, und ſpielt, leiſeren Fluges, um mich.
Das iſt Delia, ja! mit ſolcher leiſeren Stimme
Thut nur Sie in der Nacht ſchweigender Stille ſich kund:
Anders nimmer, und beugt den zarten Nacken, und flüſtert,
Wann das Ohr ſich ihr neigt, heimliche Reden ihm zu.
Ja nun weiß ich's gewiß, die Stimme kenn' ich nun wieder,
Lieblich tönet und hell wieder im Ohre der Schall.
Lange töne mir noch ihr ſanftes Liſpeln, ſo fleh' ich —
Ach! und während ich fleh', iſt ſie ſchon wieder verſtummt

7.

Die Geſchmückte.

III. 193.

Immer glänzend in Schmuck, o Baſſiliſſa, und Zierrath,
Oder immer das Haar künſtlich in Locken gedreht:

Immer zierlichen Putz, und lieblich duftende Salben,
Und mit ſorglicher Hand jegliche Falte gelegt:
Nein! ſo lieb' ich es nicht. In leichtem Gewande, die Freundin,
Einfach, wie die Natur, ſtrahlet ſie höheren Glanz,
Wenn von Neſteln befreit die Ringellocke herabfällt,
Und das enthüllte Geſicht, ſüßeren Reizes, umſpielt.
Ja! zu wenig vertraut, wer immer ſich ſchmücket, der Liebe:
Oft, daß lautre Natur beſſer denn Zierrath gefällt!

8.

Schönheit, und Grazie.

III. 225.

Sieh, es genüget allein die Geſtalt nicht. Willſt du gefallen,
Mit alltäglichem Reiz ſchmücke dann nimmer dich aus!
Witz und Anmuth, und Scherz und der Rede gefälliger Liebreiz,
Manches ſchöne Gebild, haben wohl dieſe beſiegt!
Unter den Händen der Kunſt zerrinnen die holden Geſtalten,
Und es ſtirbet der Reiz, haucht ihm nicht Leben der Geiſt.

9.

Der Adler.

Laß von dem Knaben, o Adler! ich rathe dir Gutes. Noch Einmal:
Laß ihn, oder den Pfeil jag' ich dir mitten ins Herz.
Wie, Du willſt nicht? — Nur fort, mich ſchreckt Dein zürnend Getös nicht. —
Ha! was ſtöhneſt Du nun? Amor nur träget die Schuld.

Zwar, mit gleicher Gewalt, beherrſchet er Vögel und Menſchen;
Aber es bleibet der Menſch dennoch vor Jenen ihm werth.
Ob mit Schwingen du prangſt, und ſcharfem Schnabel, der Menſch hebt,
Guter Adler! ſich doch jedem Geflügelten vor.
Klage du an die Natur, wenn nicht zum Herzen der Leib paßt;
Aber fehlet es dort, klag' es dem Amor allein!
Denn nur Schönes entzückt, und reizet, und feſſelt die Herzen,
Weil aus Paphias Blut Amor, der Reizende, ſtammt.

10.

An Delia.

III. 206.

Wachend ſucht Dich mein Aug', im Traume ſeh' ich des Nachts dich,
Wann den Müden, der Ruh einſames Lager empfängt.
Täuſchend führte der Schlaf mich oft in deine Umarmung:
Ach! erſcheine mir ſelbſt, Holde, ſo fliehet der Traum.

11.

Rath.

III. 108

Alſo führe du mich, Ceſconia! daß du die Bande,
Nimmer allzuſtraff, nimmer zu loſe mir knüpfſt.
Allzuloſen entflieh', und allzuſtraffe zerreiß' ich:
Wenn das Mittel du hältſt, bleib' ich auf ewig dir treu!

12.

Das Halstuch.

III. 215.

Sieh, Heſperia wirft ihr Tuch um den glänzenden Nacken,
Eigner Hände Geweb' und der Liebreizenden werth.
Endlich läßet den Zorn Tritonia ruhen, und Venus:
Denn um Paphia ſchlingt Pallas-Athen' ihr Gewerk!

13.

Die Amme und das Kind.

Grabſchrift.

IV. 218.

Ungleich fället der Schluß der allgewaltigen Parzen:
Einer erfreuet das Herz, wenn es der andre zerreißt.
Jener Alten erſchien der zweimal vierzigſte Sommer
Lebensſatt. Dieſer entſchlief, als ihm der dritte geblüht.
Warum eilteſt du hier, und ſäumteſt dorten ſo lange?
Sag' es, Perſephone du, welche ſie beide geraubt.
Alſo iſt es. Es ſtirbt, wer Kraft zum Leben in ſich trägt;
Wer das Leben verſchmäht, wünſchet vergeblich den Tod.

15.

Grabſchrift.

IV. 219.

Dieſes trauernde Mahl, es decket Aquila's Aſche,
Den das Verhängniß zu früh unter die Todten berief.
Kaum erwachet zum Lenz des jungen Lebens, verſchied er,
Als an Jahren er nur Sieben und Zehen gezählt.
Reizend war er, und gut, und klug, und ſittſam. Der Vater,
Seiner Pflichten gedenk, ſetzt' ihm dies ragende Grab.

Fikenau. D. Gr. v. Haugwitz..

V.

Leocadie.

Eine ſpaniſche Novelle nach Cervantes, von Florian. Ueberſetzt von Heinrich Müller.

In einer ſchönen Sommernacht, die der Vollmond ſanft erhellte, etwa gegen zwölf Uhr, kehrte ein alter, armer Edelmann von einem Spaziergange außerhalb der Stadt Toledo, mit ſeiner Frau Arm in Arm, einer ſechzehnjährigen Tochter und einem Dienſtmädchen, zurück. Dies war ſeine ganze Familie. Der alte, dürftige, tugendhafte Edelmann nannte ſich Don Louis, ſeine Frau hieß Donna Maria, und die Tochter, eine Himmelsgeſtalt mit der Seele eines Engels, **Leocadie**.

Eben trat ein achtzehnjähriger Chevalier aus dem Thore, um ebenfalls einen Spaziergang zu machen, ſein Nahme war **Rudolph**, der, weil er reich und vornehm war, Unſittlichkeiten begehen zu dürfen glaubte. Er hatte in dem Augenblick die Tafel verlaſſen. Luſtige Trinkgeſellen umgaben ihn, die, wie er, von Wein erhitzt waren. Es währte auch nicht lange, ſo ſtand der lärmende Schwarm vor Don

Louis und ſeiner Familie: eine Zuſammenkunſt der Wölfe mit den Schafen!

Die jungen Leute machten Halt, und ſchielten auf eine unbeſcheidene Weiſe nach der Mutter und der Tochter hin: Einer von ihnen umarmte ſogar die Magd. Der alte Edelmann wollte ſchelten; er ward gemißhandelt. Seine zitternde Hand griff nach dem Degen: Rudolph entwaffnete ihn, lachte ihn höhniſch an, umfaßte die jugendliche Leocadie, hob ſie auf, floh mit ihr nach der Stadt zurück, von ſeinen ſtrafbaren Freunden begleitet. Don Louis ſchilderte dem Räuber ſeine Alterſchwäche in einzelnen herzerweichenden Ausdrücken, Donna Maria weinte laut, das Dienſtmädchen war außer ſich, aber die unglückliche Leocadie lag ohnmächtig in Rudolphs Armen. An ſeinem Hauſe öffnet er ſchnell eine verborgene Thür, verabſchiedet ſeine Freunde, und erreicht glücklich mit ſeiner Beute ſein Zimmer. Ohne Licht, von ſeinen Bedienten unbemerkt, kömmt er hinein, verſchließt ſich in ſein Gemach; und ehe Leocadie die Beſinnung wieder erhält, vollendet er das Verbrechen.

Nun ſteht Rudolph da, was er für einen Ausweg ergreifen ſoll. Gewiß empfand er das Gefühl der Reue, da Leocadie wieder zu ſich ſelbſt kam. Dicke Finſterniß füllte das Zimmer; ſie ſeufzt, ſie zittert, ſie ruft mit gelähmter Stimme: Mutter, Mutter, wo biſt Du? . . . Vater, antworte mir! . . . Wo bin ich? . . . Was für ein Bett iſt das? . . . O, Gott! O, mein Gott! habt ihr mich verlaſſen? . . . Wen höre ich? . . . Bin ich im Grabe? . . . Ach! ich Unglückliche! Wollte der Himmel! . . .

In dem Augenblick ergreift Rudolph ihre Hand; die Bedauernswerthe ſtößt einen lauten Schrei aus, ſtürzt ſchnell zurück, und ſinkt, einige Schritte entfernt, nieder. Rudolph nahet ſich ihr. Auf den Knieen, ſchluchzend, mit einem Jammerton, ſtammelt ſie ihm zu: Wer Sie auch ſind, Sie, dem ich mein Unglück verdanke, durch den ich zu dem elendeſten und verächtlichſten Geſchöpf herabgewürdigt wurde, glimmt nur noch ein Funke von Ehrgefühl in Ihrer Bruſt, ſind Sie auch nur des ſchwächſten Mitleids fähig, ich flehe Sie an, ja, ich beſchwöre Sie, tödten Sie mich! Es giebt kein anderes Mittel, die Schmach, die Sie mir anthaten, wieder gut zu machen. Im Nahmen des Himmels, im Nahmen alles deſſen, was Sie lieben, wenn Ihnen etwas theuer iſt, bringen Sie mich um. Sie können es ohne alle Gefahr; wir ſind ohne Zeugen, kein Menſch weiß um Ihr Verbrechen. O! es iſt nicht ſo groß, als das, welches Sie begingen! Alles verzeihe ich, wenn Sie mir den Tod, meinen einzigen Retter, nicht verſagen!

Nach dieſen Worten ſank ſie entkräftet nieder, um Rudolphs Knie zu umſchlingen.

Rudolph, ohne zu antworten, verließ das Zimmer, ſchloß die Thür hinter ſich zu, und lief, ohne Zweifel um ſich zu verſichern, ob ſich niemand im Hauſe, oder auf der Straße, ſeinem Vorhaben, das er überdachte, widerſetzen könnte.

Als er nicht mehr im Zimmer iſt, richtet ſich Leocadie auf, geht nach der Wand hin, ſucht mit den Händen, findet ein Fenſter, reißt es auf, um — ſich hinabzuſtürzen.

Ein ſtarkes Gitter macht es unmöglich, aber die Vollmondshelle fällt durchs Gitter, und erleuchtet das Zimmer. Leocadie ſteht wie angewurzelt, in Nachdenken verloren. Indem ſie umher blickt, das Zimmer ſorgfältig betrachtet, die Gemälde, Tapeten und Meublen ihrem Gedächtniß eindrückt, entdeckt ſie auf einem Tiſch ein kleines, goldenes Krucifix; ſie nimmt's und — verſteckt's in ihren Buſen. Nun, indem ſie das Fenſter zuſchlägt, erwartet ſie im Finſtern den Barbaren, der ihr Schickſal entſcheiden ſoll.

Rudolph kömmt bald zurück, allein, und noch ohne Licht. Er nahet ſich Leocadien, und verbindet ihr mit einem Schnupftuch die Augen, faßt ſie, ohne ein Wort mit ihr zu ſprechen, bei der Hand, führt ſie aus dem Zimmer, geht mit ihr auf die Straße, macht mehrere Kreuz- und Quergänge, kömmt bei der großen Kirche an, läßt den Arm der Unglücklichen fahren, und — entflieht ſchnell.

Es dauerte ein Weilchen, eh ſich Leocadie das Schnupftuch von den Augen losband. Als ſie endlich den ſchwächſten Laut nicht mehr hört, nimmt ſie's ab, und blickt ſcheu umher. Da ſie ſich bei der großen Kirche allein ſieht, iſt ihre erſte Bewegung, daß ſie auf die Kniee niederfällt, und ein heißes Gebet zu Gott richtet. Ihr Gebet iſt geendigt; ſie ſteht auf, und zitternd erreicht ſie das Haus ihres Vaters.

Der bedauernswerthe Vater weinte mit der troſtloſen Mutter um das Kind. Sie hören anklopfen, laufen an die Thür, öffnen ſie. Er erblickt ſeine Leocadie, ſtürzt an ihren Hals, und — ſchreit vor Freude laut auf.

Die Mutter fällt der Tochter in die Arme, beide umfaſſen ſie, beide reden zugleich mit ihr, beide nennen ſie theures Kind, einzige Freude, Stütze unſerer alten Tage. So von ihren Thränen benetzt, von ihren Fragen erſtickt, fehlt es ihr an Zeit, darauf zu antworten.

Die tiefgebeugte Leocadie, nachdem der höchſte Grad des Entzückens vorüber war, warf ſich vor ihrem Vater auf die Kniee nieder. Mit auf die Erde gerichteten Augen und von Schamröthe überlaufenem Geſicht, erzählt ſie alles, was vorgefallen iſt. Kaum kann ſie die Erzählung vollenden.

Der alte Don Louis hebt ſie auf, drückt ſie an ſein Herz. „Mein liebes Kind," tröſtet er ſie, „nur Verbrechen bringt Schande, und das haſt du nicht begangen. Frage dein Gewiſſen: kann's dir ein Wort, einen Gedanken vorwerfen? . . . Nein, meine Tochter, du biſt noch dieſelbe, immer meine tugendhafte Leocadie! Mein väterliches Herz ſchätzt, achtet, verehrt dich vielleicht jetzt noch mehr, als vor deinem Unglück!"

Leocadie, durch dieſe Anrede beruhigt, wagt's, mit ihren Augen den Vater anzuſehn. Sie zeigt ihm das Krucifix, das ſie, in der Hoffnung, es könne ihr einſt zur Entdeckung des Räubers dienen, mitgenommen hatte. Lange ſah der Greis das Krucifix an, auf das er ſeine Thränen niederweinte. „O, mein Gott, betete er zu ihm, würdige mich, ewige Gerechtigkeit, daß ich den Unhold kennen lerne, der mich in der theuerſten Hälfte meines Weſens ſo entweiht hat! Möcht' ich ihn ſehn! . . . Mögen meine Haare weiß,

„meine Kräfte ſchwach ſeyn; dennoch ſoll ſein Sünderblut
„meine Schmach abwaſchen! . . .“

Don Louis Heftigkeit verdoppelt Leocadie'ns Schmerz. Die gute Mutter beſänftigt ihn, und nimmt dem Greiſe das Kreuz weg. Sie vergißt ihren Grimm, um ihre Tochter von neuem zu beruhigen.

Noch einige Zeit ſchwimmt die unglückliche Leocadie in Thränen; nur in ihnen ſcheint ſie einige Linderung zu finden. Nie verließ ſie die Wohnung. Es ſchien ihr, daß jeder die Schande ihr von der Stirn leſen könnte. Ach! nur zu bald hatte ſie die grauſamſten Auffoderungen, ſich zu verbergen.

Leocadie entdeckte ihre Schwangerſchaft. Vater und Mutter konnten es kaum über ſie gewinnen, daß ſie ſich nicht das Leben raubte. Mehrere Tage verſtrichen, wo ſie weder Speiſe noch Trank nahm. Endlich, aus Liebe für ihre Eltern, aus Achtung für ihren Mutterſtand, war ſie bereit, ihre Leiden zu dulden.

Als ihre Niederkunft näher rückte, miethete Don Louis auf dem Lande ein kleines Haus, das er mit ſeiner Frau und Tochter allein bezog. Sie wollten nicht einmal eine Wehmutter kommen laſſen. Donna Maria vertrat ihre Stelle. Durch den mütterlichen Beiſtand allein, gebar Leocadie einen Knaben, ſchöner als der Tag. Don Louis hob ihn aus der Taufe, und gab ihm ſeinen Namen. Die Mutter genas bald. Ihre Zärtlichkeit für das Kind war ſo innig, der Anblick deſſelben ihrem Seyn ſo unentbehrlich, daß man beſchloß, es im Hauſe des Don Louis zu erziehen, wo man es für einen Enkel des Greiſes ausgeben wollte.

Sie kehrten alle drei nach Toledo zurück, wo kein Menſch den Bewegungsgrund ihrer Abreiſe geahndet hatte. Rudolphs Abentheuer blieb bis jetzt unbekannt; er war kurz darauf nach Neapel gegangen. Leocadie geachtet und von jedermann geliebt, genoß der Wonne, Mutter zu ſeyn, und zugleich die Ehre der Jungfrau.

Der kleine Don Louis wuchs heran, und wurde täglich liebenswürdiger und ſchöner. Seine Geiſtesanlagen, ſein einſchmeichelndes Weſen, hätte man bei einem Knaben, der erſt ſieben Jahr alt war, nicht erwartet. An einem Tage, wo ein glänzendes Stiergefecht gehalten werden ſoll, ſtellt ſich der kleine Louis in die Thür ſeines mütterlichen Hauſes, um die zum Gefecht hinreitenden jungen Ritter zu ſehn. Er ſteht allein da, will über die Straße laufen, um die Ritter auf der andern Seite deſto mehr in der Nähe betrachten zu können. In demſelben Moment ſprengt ein Unvorſichtiger, der ſeines Pferdes nicht Herr iſt, in ſauſendem Galopp über den kleinen Louis hin. Das arme Kind bleibt auf dem Pflaſter ausgeſtreckt liegen, erhebt ein Geſchrei, und verliert aus einer Wunde viel Blut, die es durch den Stoß des Hufeiſens am Kopfe erhalten hatte. Auf ſein Schreien eilt ein Volkshaufe herbei. Jetzt kömmt ein angeſehener Ritter, in deſſen Gefolge viele Bediente ſind, geritten, um dem Wettrennen beizuwohnen; er ſieht das Kind, eilt herbei, nimmt es in ſeine Arme, küßt, und liebkoſt es, wiſcht ihm das Blut aus dem Geſicht, und ſchickt ſogleich einen von ſeinen Leuten fort, den beſten Wundarzt der Stadt aufzuſuchen. Er drängt ſich durch den Haufen, der ihn umgiebt, und bringt das Kind in ſein Haus.

Unter der Zeit hatte Don Louis mit ſeiner Frau und Tochter von dem traurigen Vorfalle gehört. Leocadie läuft, wie eine Wahnſinnige, in der Straße umher, und jammert um ihren Sohn. Der Vater kann ihr kaum folgen; er bittet ſie vergebens, das Kind nicht ihren Sohn zu nennen. Jedermann beklagt ſie, und zeigt ihr den Weg, den der alte Ritter genommen hat. Sie eilt, ſie fliegt mit ihrem Vater nach dem Hauſe hin; ſie gehen hinein und wehklagen bis vor dem Zimmer, in welchem ſich das Kind unter den Händen des Wundarztes befand. Leocadie vorauf, ſtürzt vor dem Knaben nieder, ſchließt ihn an ihre Bruſt, benetzt ihn mit ſüßen Thränen, und wünſcht ſeine Wunde zu ſehn. Das gute Kind, das noch weint, lächelt beim Anblick der Mutter, liebkoſ't ſie, und verſichert: es thut mir nichts weh. Der Arzt, der die Wunde unterſucht hat, findet ſie nicht gefährlich; er muß dies Leocadien hundertmal wiederholen, indeß Don Louis mit ſeiner Frau dem alten Ritter dankt, und ihm erklärt: das Kind ſei ihr kleiner Enkel; er möchte die außerordentliche Liebe entſchuldigen, die die Tochter für denſelben zeigte.

Nachdem Leocadie den kleinen Louis genug umarmt hat, und gewiß iſt, daß für ſein Leben nichts zu fürchten ſteht, ſetzt ſie ſich auf die Seite des Bettes, und ſieht ſich im Zimmer um.

Aber, wie erſtaunt ſie, als ſie dieſelben Gemälde und

Möbel wieder erkennt, die ſie einſt beim Mondenſchein ſah! Das iſt derſelbe Tiſch, von dem ſie das Krucifix nahm. Es ſind die nehmlichen Tapeten; alles iſt noch im Zimmer ſo, wie damals. Leocadie zweifelt nicht mehr, daß ſie in dem Hauſe, in der Stube iſt, wohin ſie der Räuber einſt führte.

Dieſe Erſcheinung macht ſie beſtürzt. Bläſſe deckt ihr Geſicht, auf die ein lebhaftes Roth folgt, ſie ſinkt ohne Bewußtſeyn nieder. Man ergreift ſie, leiſtet ihr Hülſe, und bringt ſie wieder zu ſich ſelbſt. Man will das Kind mitnehmen; aber der alte Ritter will's nicht: er bittet flehentlich, es ihm nur ſo lange zu laſſen, bis es völlig wieder hergeſtellt ſei. Don Louis, um ſeine Tochter beſchäftigt, giebt den inſtändigen Bitten des alten Ritters nach; und ſie kehren zuletzt alle drei nach Hauſe zurück.

Kaum ſind ſie allein, als Leocadie ihnen erzählt, was ſie entdeckt hat, und verſichert, daß dies das Haus des Räubers ſey. Don Louis verliert keine Zeit, um ſich von dem, was für ihn das größte Intereſſe hat, aufs genauſte zu unterrichten. Er wußte es ſchon, daß ſich der alte Ritter Don Diego de Cava nannte. Er erfährt bald, daß er einen einzigen Sohn hat, der Rudolph heißt, daß dieſer ſeit ſieben Jahren in Neapel lebt, und daß er ſich während ſeines Aufenthaltes in Italien in dem Grade ſittſam betragen hat, als er bis zu ſeiner Reiſe dahin ausſchweiſend und unordentlich geweſen war. Man denke ſich noch hinzu, daß dieſer der ſchönſte und liebenswürdigſte Jüngling in der Stadt, und in ganz Caſtilien die beſte Partie war.

Don Louis bringt ſeiner Frau und Tochter dieſe Nachricht. Man konnte nicht zweifeln, daß dieſer Rudolph derſelbe war, der einſt Leocadien die Unſchuld raubte. Aber, durfte man ſich ſchmeicheln, daß er die Verunglimpfung dadurch wieder gut machen würde, daß er ſich, obwohl mit einem Fräulein, aber mit dem ärmſten Mädchen in Toledo, verbände? Don Louis hoffte das nicht; ſchon ſann er auf Rache. Leocadie bat ihn inſtändig, ihr die Leitung der ganzen Sache zu überlaſſen, und ſich nicht eher darein zu miſchen, als bis ſie zu ihm zurückgekehrt ſey. Mit Mühe erhielt es der Greis über ſich, ſeiner Tochter das zu verſprechen; endlich hatte er ſich's abgewonnen, und Leocadie war beruhigt.

Sie überlegte reiflich, was für einen Weg ſie nun einſchlagen wollte. Immer war ihr Kind noch bei Diego, für das der zärtliche Greis mit väterlicher Liebe ſorgte. Die Wunde heilte. Täglich beſuchten Don Louis, Donna Maria und Leocadie den Wiedergeneſenden.

Eines Tages, als Leocadie mit Diego allein war, und dieſer edle Greis den kleinen Louis auf den Armen hatte, ihn küßte, ſtreichelte, und mit Entzücken ſeine lebhaften, zärtlichen Empfindungen ſchilderte, die ihn an den Knaben feſſelten, konnte Leocadie die Thränen nicht zurückhalten, die ſie vergebens zu verbergen ſuchte. Don Diego fragte ſie mit freundlicher Theilnahme nach der Urſache ihrer Thränen, ſo, daß endlich Leocadie mit niedergeſchlagenen Augen und ſchluchzend, ihm alles erzählte. Sie zeigte ihm das Kruciſir, das Don Diego wieder erkannte. Bei den letzten Worten ſank ſie dem Greiſe zu Füßen. „Ihr Sohn,“ ſeufzte ſie, „ent-

„ehrte mich, und ich — — umfaſſe ihre Kniee; Ihr Sohn „ſtieß mich in Schande, ins Unglück, und ich muß Sie als „den zärtlichſten Vater lieben!!“

Der kleine Louis, der ſeine Mutter weinen ſah, fiel ſelbſt zu Don Diego's Füßen nieder, ſtreckte ihm die Arme entgegen, und bat ihn, ſeine liebe Freundin — ſo hatte man ihn ſeine Mutter nennen gelehrt — nicht zu beleidigen.

Ein ſo rührender Auftritt verfehlte ſeine Wirkung auf Don Diego's Herz nicht. Mit bebender Stimme hob er Leocadien und ihren Sohn auf, ſchloß ſie feſt in ſeine Arme, und ſchwur: mit keiner, als mit Ihnen, ſoll ſich Rudolph vermählen!

An demſelben Tage ſchrieb er an ſeinen Sohn, nach Toledo zu eilen, da ſich für ihn eine anſtändige Partie gefunden hätte. Rudolph reiſt ab, und kommt bei ſeinem Vater an. Man hatte bereits das Abkommen getroffen, daß Leocadie mit ihrem Vater und ihrer Mutter in dem Augenblick, wo Rudolph ankommen würde, nicht bei Don Diego ſeyn ſollte.

Nachdem ſich Vater und Sohn in den erſten Momenten der Wonne des Wiederſehns überlaſſen hatten, ſprach Don Diego mit Rudolph von der Verheirathung, die, wie erſterer vorgab, in Hinſicht ſeiner ſchon verabredet ſey. Er verbreitete ſich über die Reichthümer der künftigen Geliebten, und zeigte ihm endlich ihr häßliches Bildniß, das er in der Abſicht hatte zeichnen laſſen. Rudolph wurde von Abſcheu zurückgeſchreckt, und wollte ſeinem Vater vorſtellen, wie unmöglich es ihm ſey, ſich mit einem ſolchen Geſicht zu verbinden. Aber Don Diego erwiederte darauf in ernſtem Ton:

Güter ſind bei der Vermählung das Einzige, das man berückſichtigen muß. Nun declamirte Rudolph mit ungemeiner Beredtſamkeit gegen dieſen Grundſatz, erinnerte an alle die traurigen Fälle, die er ſchon verurſacht hätte, und fügte zuletzt hinzu: ich fleh'te vom Himmel nur, mir eine tugendhafte und gute Gattin zu geben, die ich glücklich machen kann, und bei der ich mein Glück finde.

Don Diego, der ſeine Freude unterdrückte, ſtellte ſich, als ob er der Neigung ſeines Sohnes ganz zuwider ſey, als man eben Leocadien mit ihren Eltern anmeldete.

Leocadie war noch nie ſo reizend: eine geheime Macht ſchien ihre Schönheit und Grazie zu erhöhn. Sie blendete Rudolphs Augen, der mit Herzbeklemmung fragte, was für ein bezauberndes Weſen dies ſey. Sein Vater, der ſich ſtellte, als verſtände er ſeine Frage nicht, ging ſchnell zu den beiden Damen hin, und bemerkte mit Schmerz, daß Leocadien's Geſicht Todtenbläſſe überzog, daß ihre Hände in den ſeinen zitterten, und daß Rudolphs Anblick ſie eben des Gebrauchs ihrer Sinne beraubte. Ihrer Stärke, ihres Muths ungeachtet, ſank die empfindſame Leocadie hin, ohne ſich zu bewegen. Rudolph ſprang mit einem Feuer, mit einer Theilnahme, die den Greis entzückte, zu ihrer Hülfe herbei.

Endlich kam ſie wieder zu ſich ſelbſt. Man ſetzte ſich zu Tiſche. Während der ganzen Mahlzeit ruheten Rudolphs Augen auf Leocadien. Sie ward's gewahr, ſie ſchlug die ihrigen nieder: aber alles, was ſie auf eine ſo hinreißende, mit dem Charakter der Schwermuth bezeichnete Art ſprach, vermehrte die Wonne, die Rudolph in ihrer Rede fand. Der kleine

Louis ſaß neben ſeinem Vater, der ihn unaufhörlich anſah, mit ihm ſprach, ihn liebkoſ'te. Er erregte Rudolphs Aufmerkſamkeit und Freundſchaft in einem Grade, daß er geſtehen mußte, der Vater eines ſolchen Kindes müſſe ſich überaus glücklich ſchätzen.

Man ſtand auf. Rudolph, in Leocadien's Reize verloren, zog ſeinen Vater auf die Seite, und ſagte zu ihm in achtungsvollem, aber beſtimmtem Ton: „Mich wird nichts „zwingen, mich mit der zu vermählen, deren abſchreckendes „Bildniß ich ſah." Du mußt es, erwiederte dieſer, wenn du nicht etwa dieſes junge edle Mädchen, mit dem du geſpeiſ't haſt, vorziehſt. — „O, Gott," rief Rudolph aus; „der „glücklichſte Sterbliche bin ich, wenn ſie mich würdigt, „meine Hand anzunehmen! . . ." Und, ich bin der glücklichſte Vater, wenn mein Sohn durch dieſe Vermählung ein Verbrechen wieder gut macht, mit dem er ſich befleckt hat! —

Alles, was er wußte, erzählte er nun Rudolph, und, indem er das goldene Kruciſix aus dem Buſen zog, ſagte er zu ihm: „Sieh, mein Sohn, den Zeugen und Richter der „ſchrecklichen Gewaltthätigkeit, die du begangen haſt! ſiehe „den, der dir nicht eher, als Leocadie dir vergeben wird, „verzeiht!"

Rudolph hört's, fliegt, ſich Leocadie'n zu Füßen zu ſtürzen. „Ihren Haß, Ihren Abſcheu verdiene ich," rief er laut: „aber, wenn die achtungsvollſte Liebe, die aufrichtigſte Reue, nur einigermaßen Ihr Wohlwollen verdienen, „ſo ſtoßen Sie das meine nicht zurück. Bedenken Sie, daß

„ein Wort von Ihren Lippen mich zu dem unglücklichſten aller „Menſchen, oder zu dem glücklichſten Gatten macht.“

Mit thränenvollen Augen ſah ihn Leocadie einen Augenblick ſchweigend an; dann wandte ſie ſich zu dem kleinen Louis, nahm ihn auf ihre Arme, trug ihn ſeinem Vater zu, und ſagte mit unterbrochener Stimme: „Rudolph“ — ſie reichte ihm den blühenden Knaben hin — „das iſt meine Antwort! . . . Möchte dies Kind Sie in dem Grade beglücken, als Sie ſeine Mutter einſt unglücklich machten!!!“

Sogleich wurde ein Prieſter geholt, ein Richter und zwei Zeugen. Noch an demſelben Abend wurde die Hochzeit gefeiert. In ganz Caſtilien gab es kein glücklicheres Paar.

VI.

Johanna und Ludwig.

Scene aus einem Epos in fünf Geſängen.

(**Johanna** war aufs nahe Schlachtfeld gegangen, um den Schweizern beizuſtehen, die im Treffen gegen die Franken verwundet worden ſeyn möchten. Sie hat einen ſchwer Verwundeten — es iſt Ludwig — getroffen, und ſich bei ſeiner Pflege allein bis an den Abend verweilt. **Der Vater** (ein ausgewanderter, in der Schweiz lebender Franzoſe), **ihre Mutter** und **Konrad**, ein alter Knecht, harren ihrer mit Bangigkeit an der Thüre des Hauſes. Plötzlich kommt das Mädchen zurück, und erzählt nach der erſten Begrüßung):

Traurig hat die Schlacht ſich geendiget! Wie auch der Schweizer
Tapferes Heer ſich trefflich vertheidigte: dennoch erlag der
Schrecklichen Zahl der Feinde die Tapferkeit. Doch es verbleibet
Künftig gewiß auch Zeit noch genug, es ganz zu erzählen.
Jetzt verkünd' ich Euch nur, daß dort ich erblickt' in dem Treffen
Wohl und tapfer im Kampf den Bruder noch; und ich verhoffe,
Wohlbehalten zurück kehrt Er vom blutigen Schlachtfeld.
Aber ich ſelber enttrug dem Schlachtfeld einen der Streiter,

Welcher verwundet entſank ohnmächtig dem muthigen Roſſe.
Während anjetzt im Thal ich ihn lagerte, bin ich geeilet
Her zur wirthlichen Wohnung, ihm Aufenthalt zu erbitten
Von Dir, Väterchen, Dir auch, Mütterchen: aber von Konrad,
Daß er die heilende Salbe bereitete, ihn zu verbinden.
Alſo gewähret nun Ihr, warum ich Euch dringend gebeten,
Daß ich enteile ſogleich, ihm fröhliche Bothſchaft zu bringen,
Nebſt dem erfreulichen Trank, den ihm zur Labung ich trage.
Aber es ſprach der Vater unwilliges Herzens dagegen:
Wie bedurfteſt Du doch, ihm Aufenthalt zu erbitten?
Fandeſt du wohl bei mir und der Mutter je, daß wir gefühllos
Einmal die Thüre verſchloſſen dem Fremdlinge? Fand nicht ein jeder
Gaſt vielmehr erfreuliche Wirthlichkeit? Und war nicht immer
Herzliche Gaſtfreundſchaft uns eine der heiligſten Pflichten?
Wie? und dem Krieger anjetzt, dem verwundeten, der für des Landes
Freiheit gekämpft und das Wohl der Helvezier, glaubteſt du, würden
Wir verſagen die Wohnung, die gaſtliche, wir die Verpflegung?
Nein Johanna, gewiß nicht gefällt mir, was du gethan haſt!
Doch nun gehet zurück, Ihr, Mutter und Konrad, zur Wohnung,
Daß ihr alles bereitet alldort, was etwa uns noth iſt;
Aber ich ſelber enteile ſogleich mit Johanna zum Thale,
Heim zu führen den Mann, den verwundeten, freundlich ihm helfend.
Alſo ſprach er, von Konrad zugleich und der Mutter ſich trennend.
Neben ihm ging Johanna einher zum freundlichen Thale.
Jen' entwandelten heim zur gaſtlichen Wohnung mit Eile,
Daß ſie Alles alldort bereiteten, ſo wie es noth war.
Aber Johanna begann im Gehen zum würdigen Vater:
Vater, dieweil Du mit Recht mich tadelteſt, als Du erfuhreſt,
Daß ich ſogleich nicht geführt den Mann zur wirthlichen Wohnung:

Möchteſt Du jetzt doch wiederholen das ſcheltende Wort mir,
Wenn ich Dir ganz die Wahrheit verkündiget, wie ich ſie ſelbſt weiß.
Hör', kein Krieger iſt Er, der Verwundete, der für des Landes
Freiheit gekämpft und das Wohl der Helvezier, wie Du geglaubt haſt;
Sondern er nennt ſich ein Franke. Ich ſah auf dem blutigen Schlachtfeld
Ihn mit dem Bruder im Kampf; zu Pferd' er, aber zu Pferd' auch
War der Bruder zugleich. Mit Wuth im tapferen Herzen
Kämpften ſie; doch es umwirbelt' in dickem Gewölke der Staub die
Kämpfenden Aber zuletzt entſank dem Pferde der Eine.
Nicht erkannt' es mein Blick, ob der Bruder es war, ob der Franke.
Darum bemerkt' ich genau den Punkt mit beängſtigter Seele,
Wo er hinfiel, wie in vollem Gallop enteilte der andre.
Jetzt entfloh das Getümmel, und ruhiger wurde die Gegend:
Schnell entriß mich dahin mein Inneres; und ich entdeckte,
Daß mein Bruder geſiegt, und daß der Franke gefallen.
O, wie erfreut' es im Geiſt mich ſo inniglich, daß der Geliebte
Wohlbehalten entkam dem ſchrecklichen Streit mit dem Feinde!
Dennoch umfaßt' ich ihn ſelbſt, den Feind, ſobald ich bemerkte,
Daß er noch lebt', und ohne Bedacht entzog ich ihn eilig
Fort ins Gebüſch, damit ich in Sicherheit ſchneller ihn brächte.
Jetzt ergriff mich erſchreckliche Bangigkeit, als ich daher ihn
Zog; ich legte zur Erd' ihn nieder, um ſchnell zu entfliehen.
Aber als Ihn ich erblickt, den Blutenden, liegend in Ohnmacht:
Da durchdrang mit tiefem Gefühl mich heiliges Mitleid,
Und ich vergaß den Mann, den feindlichen, ganz in dem Menſchen.
Schnell erfaßt' ich ihn wieder, und ſtrengete alle Gewalt an,

Welche geſunde Natur dem weiblichen Körper verliehen,
Bringend ihn um den Berg herum zum freundlichen Thale:
Denn ich befürchtete ſtets Unſicherheit, eh' ich nicht dort war,
Abgeſondert vom Weg' und entfernt von menſchlicher Wohnung.
Dort nun wuſch ich das Blut ihm ab vom ermatteten Körper,
Und verband ihm die Wunden, am Haupt und auch an dem Knöchel.
Leben hatte ſich oft noch gezeigt, doch immer entwichen
War es von Neuem zuvor; jetzt kehret' es bleibend zurück ihm.
Doch das Uebrige Dir zu verkündigen giebt es wohl künftig
Auch noch Zeit; bedenke nur jetzt, ob Du wohl dem Kranken
Aufenthalt gönnſt; denn nah' iſt der Ort, wo ihn ich verlaſſen.
Edel iſt ſeine Geſtalt, und edelmüthiges Anſehn
Schmückt ihn, und, wie mich dünkt, iſt er werth, ein Schweizer
zu heißen.

Langſam wandelt' indeß der Vater und horchte der Rede,
Welche die Tochter ihm ſprach, und Vieles bewegte das Herz ihm.
Jetzo hemmt' er den Schritt, und weniger freundlich begann er,
(Denn er war ungewiß, ob loben er ſollte, ob tadeln
Seine Johanna, die ihm als eigene Tochter geliebt war):

Liebes Kind, Du haſt die Bruſt beweget mir ſeltſam,
Und ich wag' es kaum, zu loben Dich oder zu tadeln.
Wohl iſt es ſchön, das Wort des Innerſten kühn zu befolgen
Ohne Bedacht, dieweil der Heilige ſelber es einhaucht,
Und die Thaten zu thun, wozu es ſo mächtig uns hinmahnt.
Denn kein Menſch vermag das Kommende früher zu ſchauen,
Als es erſcheint, und nicht die Folgen der That zu erkennen,
Sondern es lenkt mit allmächtiger Hand der Ewige Alles,
Ordnend nach dunkelem Plan, was werden ſoll und vergehen.
Doch dem Menſchen auch ward Verſtand im irdiſchen Leben:
Heil ihm, wenn er vertraut dem Herzen, und mit dem Verſtande

Nicht berechnet zuvor, eh' kühn zum Entſchluß er ſich hinneigt.
Aber wer ſchon ſich beſann, und Ueberlegung ſich anmaaßt,
Der verlor das reine Gemüth, drum muß er beſonnen
Handeln, die Folgen bedenken und Alles nach Gründen erwägen.
Heiligen Trieb's haſt Du das Lebenswerthe begonnen:
Doch geziemet Bedacht und überlegender Ernſt mir.
Jenes Volk's iſt der Mann, des raſenden, das mir entriſſen
Jegliches Glück, und Alles geraubt, was theuer dem Menſchen,
Mich entſtieß dem herrlichen Land, das im Schooß mich getragen,
Das mich mit Liebe genährt, und das ich mit Liebe umfangen,
Aber deß Unglück ich fern mit klagendem Jammer beweine.
Bot er die Hand dem Frevel auch nicht zu meinem Verderben
Oder des Vaterlands, ſo folgt er der feindlichen Fahne
Jetzt doch, das friedlichſte Land in Jammer und Elend zu ſtürzen!
  Ihm fiel raſch in die Rede das Mägdlein, alſo beginnend:
Nein, nicht bot er die Hand, ich ſchwör' es Dir! Nimmer vollbrachte
Er die That, die nicht dem edelſten Jüngling geziemte.
Wahrlich, ein großes Gemüth verkündet die Miene; des Herzens
Reinheit das dunkele Aug', und innige, heilige Liebe.
Aber verarg' es ihm nicht, daß kühn er gefolget dem Heerzug.
Bleibet dem Manne da Wahl, wo Eid und Ehr' ihn verbinden?
Oft mißbilligt die That das Herz wohl; dennoch geſchieht ſie.
Aber hat mich nicht gelehrt mein Väterchen, daß man die Feinde
Lieben auch ſoll? daß Haß der Gottgeſandte nicht kannte,
Der uns im göttlichen Leben bezeugte des Menſchen Beſtimmung?
Daß kein ſchöner Gefühl erhebe den menſchlichen Buſen,
Als wenn der Rache Geluſt in verſöhnliche Liebe zerfließe?
Und iſt dieſer dein Feind, der verwundete, hülfloſe Jüngling?
Mir ſind verhaßt in des Herzens innerſter Tiefe die Franken,

Denk' ich zum Heer ſie vereint: doch kann ich die Einzelnen lieben.
O mein Väterchen kann gewiß nichts Hartes beſchließen.
Alſo ſprach ſie mit Thränen im Aug', und kindliches Sinnes
Lehnte das holde Geſicht ſie nieder zum Buſen des Vaters.
Aber mit inniger Wonn' und ſanft die Tochter umfaſſend,
Drückt' an die männliche Bruſt er ſie feſt, und küßte die Stirn ihr,
Und nicht trockenes Auges erhob er zum Himmel die Blicke:
Vater, Du ſieheſt mein Herz; denn arm und ſtumm iſt die Lippe.
Vieles ward mir geraubt, Allgütiger; aber auch Vieles
Haſt du geſchenkt. Dir dank' ich, verehrend den heiligen Willen
Komm Johanna, o komm, mein Töchterchen, daß wir dem Fremden
Hülfe bereiten, der unſer bedarf, dem helfen wir können.
Alſo ſprach er; und beid' entwandelten ſchweigend zum Thale,
Wo Johanna den Fremden zurückließ, eilend zur Wohnung.

Luden.

VII.

Armuthspflege.

Armuth muß verſcheucht, verdrängt und vertilgt, aber nicht gepflegt werden.

Durch Gaben und Wohlthaten wird keine Armuth verſcheucht. Sie können wohl den Reichen arm, aber den Armen nicht reich machen.

Armenanſtalten können zur Verminderung des großen Schadens der Mildthätigkeit etwas beitragen; aber ſo lange die Armenpfleger ſelbſt noch vom Betteln leben, kann die Armuth und Bettelei ſich nicht verlieren.

Das Gegentheil von Armuth iſt Wohlſtand. Menſchen in Wohlſtand verſetzen, das heißt Armuth vermindern.

In Wohlſtand verſetzt man die Leute, 1) wenn man ihnen etwas zu verdienen giebt; 2) wenn man ſie geſchickt zu machen weiß, daß ſie ſich etwas verdienen können.

Aber es giebt Menſchen, die ſich nichts verdienen können.*) — Sind das die Eltern oder die Kinder und Geſchwiſter wohlhabender Menſchen, ſo würden ſich dieſe doch gewiß ſchämen, ihre Angehörigen ins Hoſpital und Waiſenhaus zu ſchicken. Und ſollten ſie ſich deſſen nicht ſchämen, weil Geiz und Habſucht ihr Ehrgefühl erſtickt hätte, ſo müßte kein Staat die Schwachheit haben, dieſes ſchändliche Laſter durch zuvorkommende Wohlthätigkeit zu unterſtützen; ſondern vielmehr die vermögenden Perſonen anhalten, die Bande der Natur zu ehren und ihre Schuldigkeit zu thun.

---

*) Solcher Menſchen giebt es in der That ſehr wenige. Nur bei völliger Altersſchwäche, oder gänzlicher Verkrüppelung, oder anhaltender Krankheit iſt dieſer Fall gedenkbar.

Nur ſolche Perſonen, die niemanden haben, der ſich ihrer annehmen kann, und dabei zugleich außer Stande ſind, ſich etwas zu verdienen, ſind unter die wahrhaft Armen zu rechnen; und nur ſolche verdienen, daß der Staat ſich ihrer durch Verpflegungsanſtalten annehme.

Beförderung des allgemeinen Wohlſtandes iſt das einzige untrügliche Mittel, Armuth und Dürftigkeit zu vermindern.

Der allgemeine Wohlſtand wird befördert durch Belebung der Induſtrie, durch erleichterte Entwickelung der Talente, durch weiſe Benutzung aller vorhandenen Quellen des Reichthums, die jedem Orte eigenthümlich ſind.

Die Induſtrie wird belebt, wenn Arbeiten gut bezahlt werden. Jeder Wohlhabende, der ſich vielleicht ſchämen würde, einen Bettler abzuweiſen, ſollte ſich vor allen Dingen ſchämen, einem Arbeiter etwas von ſeinem Lohne zu entziehen. Dies geſchieht entweder durch unbilliges Abdingen — Wenn Arbeiter unbilligen Lohn fordern, ſo werden ſie gewöhnlich durch unbilliges Verweigern des gerechten Lohns dazu verleitet. Nichts vorfordern, aber auch beſtimmt bei ſeinem Satze bleiben und ſich keinen Heller abziehen laſſen, iſt das beſte Mittel dagegen — oder es geſchieht durch Schuldigbleiben, wodurch ſo manche rechtſchaffne Arbeiter zurückgeſetzt werden, oder am Ende wohl gar um das Ihrige kommen. Wer dem Arbeiter ſeinen Lohn ſchuldig bleibt, der ſollte nicht arbeiten laſſen.

Talente werden entwickelt, wo die Menſchen Gelegenheit haben, viel zu lernen, und der wohlhabende oder unternehmende Bürger ſeinen Vortheil dabei findet, wenn er andre etwas lernen läßt. Viel geſchickte Leute an einen Ort ziehen und alle Arten von Arbeiten begünſtigen, wozu beſondre Geſchicklichkeit erfordert wird, den Verkehr mit vielen Menſchen befördern, und reichen, wohlhabenden Perſonen durch alle Mittel und Wege den Aufenthalt in unſerer Nähe erleichtern, für gute Unterrichtsanſtalten ſorgen, und Leute von vorzüglicher Geſchicklichkeit reiſen laſſen oder an große Oerter ſchicken, wo ſie mehr lernen können, als zu Hauſe, das heißt Talente begünſtigen und dadurch den allgemeinen Wohlſtand befördern.

Jeder Ort hat ſeine Eigenthümlichkeiten. Nur durch freien Umtauſch der Ideen und Erfindungen gelangen wir zur Vollkommenheit in jeder Kunſt, die uns das Leben erleichtert und verſchönert.

Horſtig.

VIII.

Literariſche Briefe.

Dritter Brief.

Den Inhalt des zweiten Theils von den Söhnen des Thales, der den beſonderen Titel der Kreuzesbrüder trägt, gebe ich Ihnen am kürzeſten durch den Anfang des Prologs:

> Bereitet iſt das Opfer der Verwandlung;
> In Frankreich angelandet ſind die Templer,
> Und ſieben Jahre ſchon in grauſer Haft.
> Verſchworen ſind die Feinde, ſie zu tilgen,
> Entſchloſſen ihre Freunde, ſie zu retten;
> Und über alle, wie das ew'ge Schickſal,
> Erhebet waltend ſich das heil'ge Thal.

Dieſer Kampf der Vertilgung und Rettung, und dieſes Walten des Thals (das hier wirklich die Rolle des kalten, unerſchütterlichen Fatum's ſpielt) iſt der echt tragiſche Gegenſtand der Dichtung, der ſich nicht in ſtarre Verzweiflung, oder in muthloſes Entſetzen über den Triumph der Bosheit, ſondern in die höchſte Verklärung der Tugend, in eine Vergötterung des menſchlichen Lebens auflöſ't, ſo daß die Spitze dieſes Gedichts die vollkommenſte Euthanaſie iſt.

Neben den uns ſchon bekannten Perſonen, den Tempelherren, treten eine Menge neuer auf die Bühne, vorzüglich der König mit ſeinen Hofleuten, und die Genoſſen des Thals ſelbſt. Am 17ten März 1314, wo die neue Handlung beginnt, finden wir unſre Helden ſchon durch ſieben Jahr im Gefängniſſe ſchmachtend, gequält von dem ſchon bekannten Vincent, ihrem Hüter, und verurtheilt durch den Betrieb des Vorſtehers des Inquiſitionstribunals, eines der edelſten Menſchen, des Wilhelm von Pâris, Erzbiſchofs von Sens. Dieſer Mann, den wir gleich im Anfange in ſeiner ganzen Größe kennen lernen, mit „der „eiſenharten Rieſenſeele," der ſich ſelbſt den Blitz und das Richtſchwert des Höchſten nennt, ohne Leidenſchaft, ohne Haß, beim höchſten Anſehen arm — hat die ganze Verfolgung gegen die Templer eingeleitet, er allein den König zu allen Schritten gegen ſie vermocht, und durch ſein Provinzialconcil ihre Scheiterhaufen angezündet. — Man wird begierig ſeyn, die Gründe dieſes anſcheinend teufliſchen Verfahrens zu wiſſen; er entwikkelt ſie dem, gleich ihm edlen, weiſen und aufgeklärten Kardinal von Präneſte, Molay's Freunde, von S. 34. bis 41. ſo weit er ſie dem Nichteingeweihten des Thals entwickeln kann, und ſteht ihm gegenüber, wie der feſt berechnende Verſtand dem fühlenden Herzen. Wer dieſe Herrſcherſeele nun noch nicht kennen ſollte, dem ſchildert ſie Philipp von Anjou (der jetzt königlicher Gärtner iſt) von S. 79. — 81. z. B.

Der Hof, die Stadt, das ganze Frankenland,
Der König ſelber — keiner kennt ſein Innres;
Doch alles zittert vor der Allgewalt

Des Geiſtes, die in ſeinen Augen funkelt,
Und ſich in ſeinem ſtillen Wirken zeigt. — —
— — — Er hat tauſend Gegner,
Doch auch ſein Todtfeind ehret ihn —
Die Menge ſtaunt ihn an wie einen Abgott;
Selbſt keine Regung fühlend, ſchont er jede,
Sofern ſie nicht ſein Hebelwerk berührt.
Ein Kind kann ungezüchtigt ihn beleid'gen;
Doch wenn ein Rieſ' in ſeine Plane griffe,
So wär' er morgen ſchon im Reich der Todten.

Dieſer Rieſengeiſt iſt zum Verderben der Templer gerüſtet, und ſteht gegen ihre Freunde in offenem Kampfe; um ihn, nicht mit ihm ſpielen, als ſeine Werkzeuge, ihre übrigen Feinde, der König, der Kanzler Nogaret, die Gräfin Mathilde, (Mätreſſe des Königs, Schillers Prinzeſſin Eboli) Heribert, Noffo u. a., denen ſich der ausgetretene Franz von Polton, verführt durch die Buhlerin, beigeſellt hat. Nachdem wir nun die gegenwärtige Lage der Tempelherren, den Anfang und Fortgang ihrer Verfolgung gelegentlich erfahren haben, läßt der Verfaſſer den Kampf und Gegenkampf zu ihrer Rettung und ihrem Verderben beginnen. Philipp von Anjou, ſeine Plane feſt haltend, verſchwört ſich mit ſeinem Sohne Adalbert, der aus der Thebaiſchen Wüſte zurückgekommen (S. 69.) und belehrt iſt, daß ſeine Agnes lebe (S. 90.), ſich an dem Könige zu rächen und Molay zu retten. Der König dagegen, ein tückiſcher, grauſamer Schwächling, wendet alles an, die Schuld der Tempelherren zu erweiſen, und bemüht ſich durch Verſprechen und

Drohen ſogar den alten Compthur Hugo zu einem beſchuldigenden Bekenntniß zu bringen, der ihn aber mit der Kühnheit des ehrlichen Mannes zurückweiſt und ſtraft. Während alle Triebfedern zum Untergange der Tempelherren in Thätigkeit ſind, wird der König ſelbſt von allen Seiten um Gnade und Gerechtigkeit beſtürmt; Portugall, Schottland, ja der Pabſt ſelbſt, verwendet ſich für ſie, der Kardinal dringt ſiegreich auf ihn ein — der König wankt — aber ihre Güter ſind ſchon eingezogen, und der Erzbiſchof vernichtet durch wenig Worte, der Kanzler durch untergeſchobene Papiere, die er durch den verführten Franz überreichen läßt, die wohlwollenden Empfindungen des Augenblicks.

Molay liegt, indeß alles für und wider ihn kämpft, wahnſinnig im Kerker; aber — ſagt zu ihm der Troubadour, ſein unzertrennlicher Gefährte —

— Wie jene goldne Leier
Am Sternenhimmel Sphärenſang erklingt,
So hall't aus deinem Innern jeder Ton
Der melodieenreichen Schöpfung wieder.
Selbſt was ſie Wahnſinn nennen, tönt aus dir
Wie Mißklang nicht — es iſt der regelloſe
Furchtbare Kunſtgeiſt, der in dunkeln Lauten
Sein Kommen kündet. Meine Leier iſt
Nur Nachhall deines hohen Chorgeſangs.

Auch der Wahnſinn verläßt ihn nach und nach, und eben ſo erhebt ſich ſtufenweiſe ſeine Seele zu ihrem Weſen (denn der Aelteſte des Thals ſagt:

Was wären wir, wenn wir nicht lieben könnten,
Nicht Molay liebten, deſſen tiefſtes Weſen
Nur Lieb' iſt! —)

und zur glorreichſten menſchlichen Größe. Er beginnt dieſe ſchöne Wandelung bei der Zuſammenkunft mit ſeiner Schweſter, der Aebtiſſin des Klaren-Kloſters; dort findet er in *Agnes* ſeine verlorne Tochter, ein Mädchen, das nur in Religion und Liebe lebt. Mit ihr beſchließt Adalbert die Flucht; doch vorher mahnt ihn ſein Vater an das Geſchäft der Rache. Sie unternehmen den nächtlichen Gang, aber Philipp hat, ſtatt des Königs, den Kanzler ermordet. Er wird ergriffen; doch ihn und die Liebenden rettet der Erzbiſchof, als Geweihte des Thals.

Mit feſtem, ſichern Schritte geht dieſer in ſeinen ſcheinbar verderblichen Planen fort; unter ſeinem Vorſitz wird das Endverhör der Gefangnen gehalten, die elf Anklagepunkte vorgetragen. Der heldenmüthige Guido von Viennois übernimmt die Vertheidigung des Ordens. Bald bekommt er Gelegenheit, ſeinen Plan zur Rettung deſſelben anzufangen. „Ich will,“ ſprach er oben (S. 96.) zum Compthur, „die „Unſchuld des Bundes, ſelbſt auf den erſten Graden der Folter, ſtandhaft behaupten; doch

„Wenn ſie den letzten Foltergrad mir drohn,
„Dann — Gott, zum erſten Mal in meinem Leben! —
„Dann heiſcht die Pflicht das Opfer meiner Ehre,
„Dann gilt es Argliſt gegen Argliſt. Alles
„Geſteh' ich dann, was man von mir verlangt;
„Ja, ich erbiete mich, wie ſie es wünſchen,

„Dieß Zeugniß ſelbſt dem Volke zu verkünden.
„Beſteig' ich dann die Bühne, ſo erklär' ich
„Des Ordens Unſchuld laut — erinnere
„Das Volk an das, was wir zu ſeinem Beſten
„Gethan, und was ſeit ſieben Jahren wir
„Für Recht und Freiheit litten; alle Blitze
„Der tief gekränkten Menſchheit, welche glühend
„In meinem Innern zucken, ſchleudr' ich dann
„Auf's Volk herab — es kennet meine Stimme,
„Die ſtets für Recht und Wahrheit ſprach. Zum Aufruhr
„Entflamm' ich es, und wenn ich uns nicht rette,
„Sterb' ich als Held auf unſers Tempels Trümmern."

Er wird, während einer Abweſenheit des Erzbiſchofs, auf die Folter gebracht. Molay ſelbſt wird vor das Gericht geſtellt, und er beginnt damit, das ihm zu Chinon untergeſchobene Zeugniß zum Verderben des Ordens feierlich zu widerrufen. Franz übergiebt das Käſtchen mit den untergeſchobenen Papieren, und flieht in Verzweiflung vor dem Anblick der Jammergeſtalt des Großmeiſters. Dieſer betheuert die Unſchuld des Ordens; die Erſcheinung ſeines Freundes, als gefangenen Königsmörders, und die Hoffnung ihn zu retten, preßt ihm die Zuſage ab, ſich und den Bund ſchuldig zu geben. Molay wird ins Gefängniß zurückgeführt, um dort ſeinen Freund Hugo in ſeinen Armen ſterben zu ſehen. Die Geſtalt des Troubadours (es iſt abermals die Erſcheinung Eudo's) ſingt ihm ein prophetiſch-myſtiſches Lied über die Schickſale des Ordens bis in die ſpäteſten Zeiten, das nur dem geſchichtskundigen Freimaurer verſtändlich ſeyn wird.

Das Thal ſelbſt eröffnet ſich. Der Erzbiſchof erſcheint, um Kunde aus der Welt zu bringen; nach Grundſätzen der Art:

Alles iſt zum Seyn erkohren,
Alles wird durch Tod geboren,
Und kein Saatkorn geht verloren.

Wer das heil'ge Wort gefunden,
Iſt dem Blute ſchon entſchwunden,
Wird vom Staub nicht überwunden.

Formen werden und verwehen,
Leben muß Verweſung ſehen,
Und der Strahl zum Urquell gehen —

wird er beſchieden, und beginnt die Weihe Robert d'Oredin's, des ehemaligen Templers, zum Bruder des Thals. Ueber dem Geſchäft, Molay durch den Mord des Königs zu retten, iſt er von den Gewappneten überwältigt und hieher gebracht worden. Der Trank aus dem Becher der Stärke, Schönheit und Weisheit verwandelt ihn; verborgne Stimmen lehren ihn:

Wenn du willſt die Welt ergründen —
Nur in dir kannſt du ſie finden;
Doch wer ſeh'n will, muß erblinden.

Nur, wenn du dir ſelbſt entkommen,
Und in's große All geſchwommen,
Iſt die Binde dir entnommen.

Bruder, du entreißt dem Staube,
Daß du dir nicht bleibſt zum Raube,
Ward dir Hoffnung Lieb' und Glaube.

Nachdem ihn einer der Aelteſten über ſich ſelbſt und den Ort, wo er ſich befindet, verſtändigt hat, wird ihm die Legende vom Phosphoros (eine höhere, als die vom Baſſometus, die hier das Zerrbild des Heiligthums heißt) durch den Alten vom Carmel vorgetragen; er vernimmt, das Thal ſey

— — die Wurzel jenes Baums,
Von dem der Orden jenes Tempelbundes
Ein kleiner Zweig nur iſt,

die ſich unſichtbar am Ganges, Nil, Indus, Tanais und Oxus verbreitet. Ihr Zweck ſey:

— — — Was die Natur
Aus Trieb bewirkt, durch Willen darzuſtellen,
Allmächtig — wie der Ausfluß Gottes,
Wenn er ſich ſelbſt verſteht, es immer iſt.

Robert verlangt nun Molay's Rettung; aber der Aelteſte belehrt ihn über die unabänderliche Nothwendigkeit des Unterganges des Tempelordens, der ſich an Gott und Natur verſündigt, nur zerriſſen, nicht geſchaffen hat, (S. 293. f.) und giebt ihm höhere Anſichten des Lebens und des Todes.

Der Menſch kann alles, (ſagt er) wenn er nur ſich ſelbſt
Vergißt, und ſich der Sinnenwelt entäußert:
Die erſte Handlung dieſer Selbſtentäuß'rung
Iſt Reinigung, die letzte iſt der Tod;
Und das, was uns dem Ganzen wiedergiebt,
Die herrliche Verweſung, iſt die Krone. (S. 303.)
Durch Selbſtverlierung lernſt du anzuſchauen,
Durch ſittlich reinen Willen zu erſchaffen;

Und, wenn du alles, was du willſt, vermagſt,
So willſt du nichts als Gott — und biſt vollendet! (S. 305.)

Robert wird erleuchtet, der Aelteſte ſchließt:

Zerbrochen ward die Form des Tempelbundes,
Weil er, der nur beſtimmt, durch Sittenreinheit
Das Glas zu ſäubern, das wir füllen ſollten,
Die Vollmacht überſchritt und ſelbſt es füllte
Mit bloßem Tand. — Dir ſey es jetzt vertraut;
Und, wie der Geiſt in mir nicht lügen kann,
So bringſt du es den kommenden Geſchlechtern,

und weiht ſodann den Erleuchteten zum Meiſter der Kreuzesbrüderſchaft, durch myſtiſche Gebräuche.

Einen ſtarken Kontraſt mit der Weisheit des Thals macht, nach Veränderung der Scene, die Philoſophie der Kämmerer im königlichen Pallaſte. Aber bald ſchreitet die Handlung wieder raſcher fort. Der alte Seneſchall von Poitou (der Vater des Franz) iſt mit großem Gefolge angekommen, um ſeinen Freund, wenn es noth wäre, mit Gewalt zu retten. In dem erſten Geſpräch mit ihm hat der König ſelbſt Regungen vom Gewiſſen; aber bald kehrt ihm ſein Sinn zurück, und er hält es für das gerathenſte, den überläſtigen Alten zu vergiften. Der Seneſchall ſpricht nun zu ihm im Namen der Pairs, fordert ihn zu einem Zweikampf, den der König ausſchlägt, ſagt ſich von ſeinem Sohne los, als er hört; er habe gegen Molay gezeugt; und als auch der Kardinal vergebens den König beſtürmt hat, greift der Seneſchall zu offenbarer Gewalt: ſeine und des Königs Reiſige ſtehen zum Kampfe gerüſtet, als ein Portentum (das

Herabfallen des Bildes Ludwigs des Heiligen) ſie auseinander bringt. — Indeß hat der gefolterte Guido, nach ſeinem Vorſatz, öffentlich vor dem Volk ſeine Ausſage widerrufen und das Volk für die Templer in Aufruhr gebracht, Molay aber die Stürmenden beſänftigt, alle Schuld des Ordens auf ſich genommen und erklärt, er wolle durch ſeinen Tod des Ordens Unſchuld beſiegeln. — Der König giebt Befehl zur Verbrennung Molay's und Guido's.

Der dem Tode geweihte Molay wird ins Thal geführt, deſſen Inneres ſich ihm in myſtiſcher Pracht öffnet. Nach und unter den Worten: „das Wort ward Licht! das Licht ward Geſtalt! die Geſtalt und das Wort und das Licht ſind Gott," erſcheint über einem Grabeshügel ihm der Großmeiſter des Thals — in der Geſtalt eines ſchönen Jünglings, gekleidet in ein blutfarbnes Gewand, eine Dornenkrone auf dem Haupte, und eine Kreuzesfahne in der Hand — und Robert, Philipp, Adalbert und Agnes ſinken ihm in die Arme.

Von nun an löſt ſich alles in Harmonie und Liebe auf. Molay ſoll und will ſterben, er liebt ſeine Verwandlung. „O mein Bruder," ſagt er im einſamen Geſpräch zum Erzbiſchof:

Nicht wahr, es kommt die Zeit, wo alle Menſchen
Den Tod erkennen, freudig ihn umarmen,
Und fühlen werden, daß dies Leben nur
Der Liebe Ahndung iſt, der Tod ihr Brautkuß,
Und ſie, die, mit der Inbrunſt eines Gatten
Im Brautgemach, uns vom Gewand entkleidet —
Verweſung, Glutherguß der Liebe iſt.

Und nun iſt des Erzbiſchofs lezte That in der Welt gethan; er ſendet dem Könige ſeinen Abſchied, verheißt Molay die Erhaltung ſeines Namens, neben denen des Moſes, Oſiris, Johannes und Chriſtus, und läßt ihn mit dem guten Kardinal allein. Dieſer theilt ihm die Bulle Clemens V mit, worin dieſer den Orden „nicht im Wege Rechtens, ſondern nur Kraft apoſtoliſchen Vorbedachts“ abzuſchaffen erklärt, und ermahnt Molay mit aller Beredtſamkeit des Herzens zur Flucht. Dieſer entgegnet ihm, wie einſt in ähnlicher Lage Sokrates dem Kriton, und beharret auf ſeinem Entſchluſſe, zu ſterben. Einen Augenblick unterbricht Franzens Verzweiflung die himmliſche Ruhe; gegen deſſen Vater, der ihn durch offenbare Gewalt retten will, kämpft Molay wie ein dem Irdiſchen entfeſſelter Geiſt. Die Gnade des Königs, die er ihm anbieten läßt, wenn er des Ordens Schuld öffentlich verkündigen wolle, ſchlägt er mit der Ruhe aus, mit der er das förmliche Todesurtheil anhört. Freudig vernimmt er den Tod ſeiner Schweſter, nimmt von dem mit ihm verurtheilten Großprior Guido und ſechs andern Rittern Abſchied, und ſegnet die Leiche ſeines Johannes, des Compthur Hugo:

Du Sohn der Einfalt und der Treue! — Dank dir
Für deinen Tod, der mich gerettet! Bruder!
Wir ſcheiden nicht!

Dieſe Scenen krönt die Erſcheinung des Alten vom Carmel, der Molay im Namen des Lichts, des Wortes und der Kraft in der vollkommnen Zahl ſegnet, und ihm knieend die Huldigung des Thals darbringt.

Nun ſind wir vorbereitet, den Ort des Triumphs, den Richtplatz, zu betreten. Im Vorübergehen ladet Guido den anweſenden König, nebſt dem Pabſte, binnen vierzig Tagen vor Gottes Gericht. Molay wird vom Alten vom Carmel begleitet. Faſt will es dem Seneſchall gelingen, ihn durch ſeine Reiſigen und das Volk zu retten; aber der Tod ſeines Sohnes, der ſich vom Felſen in den Fluß ſtürzt, erſchüttert ihn einen Augenblick: er wankt — indeß entzündet ein Blitz den Scheiterhaufen, welchen Molay, wie einſt Herkules auf dem Oeta, zu ſeiner Verklärung beſteigt.

Die wenigen Scenen, die noch folgen, ſind dem Schickſal einiger Vergeſſenen und des Ordens gewidmet. Heribert hat ſich ermordet, und Noffo fällt im Gefecht mit einigen entronnenen Tempelherren. In der Verſammlung der Ritter ſchwört Robert auf ein abgeriſſenes Stück von Molays Mantel, als erwählter Meiſter, die Fortſetzung des Ordens. Wilhelm von Paris (der Erzbiſchof) erſcheint unter ihnen als Geſandter des Thals, zeigt dem Meiſter der Kreuzesbrüderſchaft vom Occident den Weg nach Schottland (man kennt die Tradition), übergiebt ihm den Reliquienkaſten des Ordens, und inveſtirt ihn durch die myſtiſche Glocke. In dem Augenblick, in welchem der letzte Großmeiſter der Tempelherren ſtirbt, erſcheinen dem erſten Großmeiſter der Kreuzesbrüder und den Seinen die verklärten Namen Jeſus, Johannes, Molay und Andreas; das Heilig der Alten des Thals ertönt, die Brüder fliehen in die Berge von Schottland.

Geſungen hab' ich euch, ihr Kreuzesbrüder, (So beginnt
nun der Verf. den Epilog)
Was ſich mit euren Vätern einſt begab.
Der alte Tempel ſank in Nacht danieder,
Der Meiſter brach ihn, der ihm Daſeyn gab.
Ein neuer zierte glorreich dann ſich wieder, (Wo?
Und neu erobert ward das heil'ge Grab: (?)
Vergebens waffnet ſich der Staub auf Erden;
Das Heilige kann nie vernichtet werden.

Ich hab' es euch zu ſagen, meine Brüder, (Aber er fährt
fort).
Was mancher wohl von euch ſchon lang' empfand:
Auch unſre Flamme, die vom Himmel nieder
Die Welt zu reinen kam — iſt aufgebrannt.
Was hilft der Altar uns! — ſie kehrt nicht wieder,
Sie zog von dannen in ein fremdes Land. (Wohin?)
Vielleicht, daß wir ſie treulich nicht gehütet,
Vielleicht — daß ſie ein neues Leben brütet!

Doch was es ſey — bereitet euch und betet;
Denn ewig ſtirbt es nicht, das heilge Licht!
Mir iſt, als ob ein neuer Tag ſich röthet —
Den alten, Brüder, den erweckt ihr nicht!
Noch wird der Urtheilsſpruch gewogen; tretet
Mit frommer Scheu vor's heilige Gericht!
Denn das bleibt wahr: das Thal iſt nicht geſtorben,
Und nur im Glauben wird das Heil erworben.

Wir wollen den Dichter in ſeinem Glauben nicht ſtören; und wenn er ſich auch nur für einen ſchönen Traum begeiſtert hätte, ſo iſt die Begeiſterung doch werth, daß wir uns ihr gern hingeben. Noch nie iſt die intereſſante Geſchichte der letzten Tage des Templerordens würdiger dargeſtellt, noch nie der fromme Glaube von ſeiner geheimen Fortſetzung erhabener motivirt und ausgeſchmückt worden. Es wäre eine unnütze Mühe, die hiſtoriſchen Unrichtigkeiten in Anſehung des erſtern, und den Ungrund des letztern erweiſen zu wollen. Die Hiſtoriker werden ſich dieſes Buchs nicht zu Beweiſen bedienen, und nur wenige haben jetzt ein materielles Intereſſe, das letztere bewieſen zu ſehen. Genug, wenn der Verf. uns in ſein ideales Intereſſe zieht, wenn er uns für Wahrheit und Religion begeiſtert, wenn er mit Würde ſeinen würdigen Gegenſtand behandelt. Dies hat er gethan, und ſonach ein Werk geliefert, das mit Recht auf Beifall und Liebe Anſpruch machen kann.

So wie es jetzt iſt, eignet es ſich nur zum Leſen, nicht zur Darſtellung auf dem Theater. Es ſcheint vom Verſtande geboren, und nur ins Lyriſche und Dramatiſche überſetzt zu ſeyn; daher iſt das rhetoriſche Element das vorherrſchende, nicht bloß in Sprüchen und Sentenzen voll Kraft und Energie, ſondern auch in Anwendung rhetoriſcher Mittel zur Handlung. Eben ſo ſichtbar iſt das lyriſche Princip, das ſich ſelbſt oft in Geſängen und Liedern äußert. Doch könnte durch eine ganz neue Bearbeitung gar wohl ein vorzügliches Theaterſtück gewonnen werden, wenn der Bearbeiter es verſtände, alles Lyriſche und Rhetoriſche in Eine zuſammengedrängte, raſch fortſchreitende, innerlich zuſammenhängende Handlung zu verwandeln.

Doch mein Zweck war kein anderer, als Sie aufmerkſam auf ein merkwürdiges Buch zu machen, das bekannter zu ſeyn verdient, als es bis jetzt zu ſeyn ſcheint. In einem gewiſſen Orden, oder vielmehr in gewiſſen Zweigen deſſelben, wird es ohnehin, beſonders bei denen, die ſich nach allen Seiten umſehen, wo ſich ihnen der Schleier der Iſis ein wenig lüften möchte, viel Glück machen; (doch ſagt der Verf. ſelbſt ganz recht: Wie wenig ſehn Sehende!) aber es verdient beſonders als poetiſches Produkt gewürdigt und von denen, die ein Herz für Gröſſe und Würde haben, genoſſen zu werden.

IX.

Poſtſcripte.

16.

Eine gewiſſe himmliſche Zartheit der Gefühle, ein gewiſſer Himmelsſchwung der Phantaſie iſt nur bei Kränklichkeit möglich. Manche Arten von Nervenſchwäche ſcheinen den Menſchen zwiſchen die Erdenwelt und eine höhere zu ſtellen. — Vielleicht erklärt ſich daraus die beſondere Traum-Idioſynkraſie eines Geiſtlichen. Träumte dem Mann, er komme in eine nie geſehene, aber entzückend ſchöne Gegend, ſo wurde er allezeit nach dem Traume krank. Und zwei und zwanzig Jahre lang machte er dieſe Erfahrung *).

Mit Unrecht tadelt man daher Jean Paul, daß er faſt alle ſeine Engelmenſchen kränklich ſeyn läſt. Zwar meinen die geſtrengen Moraliſten, er verführe damit ſeine Leſer, den reinſten Edelſinn für ausſchließliche Folge gewiſſer Kränklichkeiten zu halten: aber die Herren bedenken nicht, daß der Romantiker ſeine Helden keinesweges immer als moraliſche Muſter aufſtellt, und daß insbeſondere Jean Pauls Menſchenengel nur *romantiſche überſpannte* Edle ſind, deren Seelenhoheit ſich mit *Wunderlichkeiten*, deren Seligkeiten ſich mit *Leiden* im Gleichgewichte halten, die kein geſunder Leſer ſich wünſcht; und daß der Autor die Mißverſtändniſſe ungeſunder Leſer nicht zu verantworten hat.

---

*) Repertorium und Bibliothek für empiriſche Pſychologie, herausgegeben von Mauchart. Th. 3. Tübingen, 1801.

Doch, weit gefehlt, daß Krankheit oder Kränklichkeit jedem Menſchen einen Himmel eröffnet! Manchen ſtürzt ſie in eine Hölle voll Qual, verzerrt völlig ſeinen Charakter, wandelt ſeinen Gleichmuth in Unruhe, ſeine Feſtigkeit in Wankelmuth um. — So wandelt das afrikaniſche Chamäleon *) ſeine Farbe, die gewöhnlich hellgrün iſt, nur bei Krankheiten, oder wenn es auf der Flucht vor den reißenden Thieren, in der ungeheuern Wüſte Zahara verirrt, Monate lang hungern muß; da wird ſeine Haut gelb, bräunlich; auch wohl ganz ſchwarz.

Caſſel. **Kellner.**

17.

Das Gedankenbild, welches der ſchaffenden Natur bei der Hervorbringung des Menſchengeſchlechts vorſchwebte, und deſſen eigentliche Ausprägung im Raum und in der Zeit ſie höchſt wahrſcheinlich auf die Unendlichkeit des allgemeinen Weltzuſammenhangs berechnet hat, kennt die Vernunft ſo wenig, als ſie in die Geheimniſſe dieſes allgemeinen Weltzuſammenhangs eingeweiht iſt **).

Unverkennbare Fingerzeige auf dieſen innigen Kauſalnexus der Erde mit dem Univerſum giebt die Natur doch ſchon dem aufmerkſamen Erdbürger. — Ein Geſetz der Gravitation und des Schwunges hält unſern Wohnball, und jeden andern, in ſich ſelbſt zuſammen, und auf ſeiner Bahn. — In Wechſelanziehung ſteht unſere Erde mit ihren Schweſtererden, und unſere Sonne mit ihren Schweſterſonnen. — Der kleinſte Körper auf der Erde, jedes Thierchen, Pflänzchen, Stäubchen, wirkt ausdünſtend und ſich bewegend auf die Erdatmoſphäre. Dieſe geht auf ihren höchſten Höhen ihre bald mehr bald minder ſteten, — und, durch Mondwechſel, Mond und Sonnenſtand und Sonnenwenden angeregt, ihre, in gleichen oder ungleichen Perioden, mit gleichem oder ungleichem Grade, wiederkehrenden — chemiſchen Miſchungen mit dem Aether des Univerſums ein, welche nicht nur auf ſie (die Erdatmoſphäre) wieder zurück, und mittelſt derſelben auf unſern Erdball wirken, ſondern auch auf den Aether, und mittelſt deſſelben auf andere Weltkörper, deren Atmoſphären ſich wieder mit demſelben chemiſch miſchen, und ſo ihren Rückeinfluß auf unſern dermaligen Weltkörper vermitteln.

---

*) Golberry, Fragmens d'un voyage en Afrique, fait pendant les années 1785 — 1787. 2 Tom. Paris 1802.

**) Jeniſch, Univerſalhiſtoriſcher Ueberblick oder Philoſophie der Kulturgeſchichte Th. 2. Abth 2. S. 306.

So ſteht *unſer* Wohnball mit allen andern in einer raſtloſen Wechſelwirkung, die ſehr bedeutenden Einfluß auf die Art *unſers* Seyns und des Seyns aller andern Weltbewohner haben muß. — Das leiſeſte Gefühl, das ſich in uns regt, Ideen, die noch ſo dunkel bewußt und flüchtig vor unſerer Seele vorübereilen; die mindeſte Kraftäußerung, die wir vornehmen: Alles wirkt alſo, *wenigſtens* durch ſeinen Einfluß auf unſere Ausdünſtung, durch die Erdatmoſphäre und den Himmelsäther, auf die entfernteſten Weltkörper und ihre Bewohner, und die kleinſte Veränderung auf und in dieſen durch dieſelben Medien zurück, auf uns. —

Der zwecklos ſcheinende Wechſel des Erſcheinens und Verſchwindens millionenfacher Kraftpotenzen auf unſerer Erde, ſcheint alſo ſeine Zweckmäßigkeit im Wiedererſcheinen des hier Verſchwundenen auf andern Welten, und des dort Verſchwundenen im hier Erſcheinenden zu haben.

Derſ.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Mai 1804.

I.

Wanderung in Italien.

Fortſetzung der Reiſe von Avezzano, über die Villa Ciceronis bei Arpinum, nach Monte Caſſino *).

Am frühen Morgen des 17ten Oktobers verließen wir Avezzano, um unſre Reiſe nach Sora fortzuſetzen. Wir gingen über den Bergrücken, durch welchen der Emiſ-

---

*) Der Anfang dieſer Reiſebeſchreibung iſt in den Horen von Schiller, Jahrgang 1796, im 11ten und 12ten Stück, geliefert worden. Der Name des berühmten Verfaſſers bürgt,

ſär gebohrt iſt, und traten am gegenſeitigen Fuße des Berges in die Campi Pallentini ein, unter welchen der Kanal des Emiſſär ſich fortzieht An den Pozzi's (Putei) und den Eingängen des Kanals (Cuniculi) fort, geht der Weg bis zu dem kleinen Dorfe Capiſtrello, welches über dem felſigen Abhange, an dem der Emiſſär ſeinen Ausfluß in den Liris hat, erbaut iſt. Nun eröffnet ſich das romantiſche Liris-Thal, jetzt Valle di Rovetto genannt. Etwa ſechs italiäniſche Meilen höher im Gebirge entſpringt der Fluß, der nun in ſanften Krümmungen durch das ſchöne Thal fortſtrömt, und dem Wanderer den Weg bezeichnet, den er nehmen muß, und der freilich einer der ſchlimmſten und mühevollſten iſt, der je einen Reiſenden geplagt hat. Abgeriſſne Felſenſtücke, eine unzählige Menge von Kieſeln, moraſtige Untiefen — machen den unaufhörlich hinauf- und hinabſteigenden Weg kaum für Laſtthiere gangbar, für den Reiter in der That gefährlich. Unſer Zug zu Pferde (denn eine andre Art des Fortkommens iſt unmöglich) ging alſo nur ſehr langſam vorwärts; wir bedauerten aber dieſe Langſamkeit nicht, denn der unausſprechliche Reiz des Thales, die unaufhörlich

---

auch nach acht Jahren, für die Neuheit und Wichtigkeit ſeiner Notizen. Von ihm, dieſem erſten Kenner des alten und neuen Italiens und der Kunſt, iſt jede Mittheilung intereſſant, und mit großem Vergnügen geben wir die Verſicherung von der Fortſetzung der Nachrichten von der ſchönen und unterrichtenden Reiſe, die Er bekanntlich in Geſellſchaft des liebenswürdigen Prinzen A. v. C., jetzt Herzogs von S., machte.

F.

wechſelnden Scenen, an einem der ſchönſten Herbſttage, entſchädigten uns reichlich für die Beſchwerlichkeit der Reiſe.

Nie ſah ich, in und außer Italien, eine Gegend, welche ich mit dieſer zu vergleichen wüßte, in welcher Anmuth und Größe ſo wundervoll vereinigt wären. — In einer Entfernung von drei bis vier (italiäniſchen) Meilen, ziehen ſich zwei hohe, ganz nackte Bergrücken durch einen Strich von mehr als 15 Meilen parallel-laufend fort, und bilden das Thal, in deſſen Mitte ſich der Liris ſchlängelt. Zu beiden Seiten des Fluſſes erhebt ſich der Boden terraſſenförmig in mehreren Abſätzen, die, jedoch immer in kleinen unterbrochenen Strecken, von dem Fleiße der Anwohnenden auf eine höchſt mannichfaltige Weiſe angebauet ſind. Von den ſchönen Wieſen, welche die Ufer des Fluſſes kränzen, und auf den höheren Stellen mit Ackerſtücken bunt gemiſcht ſind — überall mit Fruchtbäumen aller Art in nicht zu dichten Reihen bepflanzt — erhebt ſich das Auge zu den erſten Anhöhen, an denen ſich Rebengeländer, theils allein, theils mit Gruppen von Oelbäumen untermiſcht, fröhlich hinziehen. Auf den höheren Terraſſen, wo es für das zartere Traubengewächs ſchon zu kalt ſeyn würde, dunkeln die dichtbelaubten Kaſtanienwälder, und über ihnen dehnen ſich Eichengebüſche bis an die ſchroffen, beinahe ſenkrecht abgeſchnittenen Felſenwände hinan. — Man kann ſich bei näherer Betrachtung dieſer entgegenſtehenden Felſen, die den höchſten Theil des Gebirges ausmachen, der Vermuthung nicht enthalten, daß ſie einſt zuſammengehangen haben, und nur durch eine große Erderſchütterung von einander geſpalten ſind, um den Fluthen des Liris ein freies Bett zu bereiten.

Die Wohnungen der Landleute ſind einzeln an Abhängen oder auf vorragenden Terraſſen, bald höher, bald niedriger, bald frei daſtehend, bald unter Fruchtbäumen verſteckt, durch das ganze anmuthige Thal zerſtreut.

Sie werden leicht glauben, daß für Wanderer, die eben keine Eil hatten, jeder höhere Standort ein neuer Ort der Ruhe und des Genuſſes war: Bilder reihen ſich an Bilder, und das neuſte ſchien uns immer das reichſte und reizendſte zu ſeyn; wir ſchwelgten an dieſem üppigen Naturmahle — So zogen wir fort bis an das Wirthshaus, welches ganz einzeln in der Mitte des Thals, und zugleich des Weges von Avezzano nach Sora, liegt. Hier hielten wir an, um unſre Pferde zu füttern. Aber bald vereinigte ſich die Geſellſchaft dahin, den übrigen Theil des Tages und die Nacht in dieſer Herberge zu raſten. Zwar war das Haus nur für vorüberziehende Bauern und genügſame Eſeltreiber eingerichtet; zwar war bereits für den Abend ein treffliches Quartier in Sora beſtellt; zwar hatten wir heut erſt den kurzen Weg von dreizehn Meilen zurückgelegt: allein — die großen engliſchen Pferde, eines ſolchen Weges ungewohnt, waren ermüdet, die Geſellſchaft dagegen ſo wohl geſtimmt, daß ſie den Genuß dieſes romantiſchen Thals nicht ſo ſchnell aufgeben wollte, und vor allem war die Ausſicht, bei Mondlichte und dann bei aufgehender Sonne einen Theil dieſes Paradieſes zu durchwandern, ſo reizend, daß der obige Entſchluß ſchon dadurch wäre bewirkt worden, wenn auch ein Theil der Geſellſchaft nicht den, etwa vier Meilen vom Wirthshauſe ſeitwärts im Gebirge gelegenen Waſſerfall, lo Schioppo di Morino genannt, zu ſehen gewünſcht hätte.

Nachdem wir uns alſo mit kalter Küche und einem guten Glaſe Wein erquickt hatten, begannen wir unſre Fußwanderung nach dem Waſſerfalle. Der Weg dahin wand ſich mühſam durch eine enge Schlucht empor, welche das vom Falle herkommende Waſſer an der Seite des Bergrückens eingeſchnitten hatte. Der Schioppo di Morino hat eine beträchtliche Höhe; ſeine Waſſermaſſe war aber jetzt, in der Jahreszeit, wo es noch nicht geregnet hat, ſehr unbedeutend, daher ſein Anblick für uns wenig lohnend. Nach der Ausſage unſrer Führer aber, ſoll der Fall in andern Jahreszeiten, beſonders im Mai und Junius, wenn der meiſte Schnee im Gebirge geſchmolzen iſt, ſehr anſehnlich ſeyn.

Bei unſrer Rückkehr fanden wir einen freundlichen, ziemlich gebildeten jungen Mann, einen der wohlhabendſten Bürger aus Civita d'Antino (dem alten Anxantium), unſer wartend. Er war auf der Jagd geweſen, und hatte zufällig von einem Bauer gehört, daß ein Trupp Fremder das Thal durchzögen, und nun in der elenden Schenke Halt gemacht hätten. Er eilte herbei, und bot uns mit aller Offenheit und Artigkeit eines feinen Mannes ſeine Dienſte und ſein Haus an, das auf dem jenſeitigen Bergrücken, etwa drei Meilen vom Wirthshauſe, lag. Er unterſtützte ſein Anerbieten mit aller Kraft der Beredſamkeit, und nahm ſeine ſtärkſten Gründe von anſehnlichen Reſten von Alterthümern, den alten Stadtmauern, den Grabmälern, Inſchriften

Fragmenten von Säulen und Gebälken ꝛc. her, die in der Nähe ſeines Hauſes zu ſehen ſeyn ſollten. So groß auch, trotz unſrer Müdigkeit und dem ſteilen Wege, die Anlockung war, ſo erinnerte uns doch die ſich zum Untergange neigende Sonne, daß wir vor der Nacht unmöglich ankommen könnten, und folglich der ganze folgende Tag noch zur Befriedigung dieſer Neugierde erforderlich ſeyn würde, und nöthigte uns, die freundliche Einladung abzulehnen.

Indeß wir noch mit dem gaſtfreundlichen Manne im Geſpräch begriffen waren, kamen von dem benachbarten Orte Morino, zu dem unſer Wirthshaus eigentlich gehörte, und der etwa eine Viertelmeile auf einer ſteilen Anhöhe unſrer Seite lag, förmliche Deputationen an, uns dorthin einzuladen. Die Einwohner der Gegend hatten endlich von den Bedienten und Reitknechten ausgeforſcht, wer die Hauptperſon der Geſellſchaft ſey; und ſobald die Nachricht erſchollen, war ein Wettſtreit unter den anſehnlichſten Einwohnern von Morino entſtanden, wer die Ehre haben ſollte, den hohen Gaſt unter ſein Dach aufzunehmen. Einer von ihnen hatte, des Sieges gewiß, ſchon ein Kalb und Geflügel in Menge abſchlachten, die Stuben reinigen und Betten zurecht machen laſſen. Dies ward uns nun feierlich vorgetragen, und wir hatten alles Mögliche zu thun, das Anerbieten abzulehnen; ja wir machten ſogar den Verſuch, ob die Deputationen etwa durch Geld zu bewegen ſeyn möchten, von ihren Nöthigungen abzulaſſen, und uns die erſehnte Ruhe zu ſchenken. Aber alle Hoffnung ſchien verloren; denn von einem Jeden ward auch das Annehmen einer Beſtechung ſtandhaft verweigert. Endlich ſiegte unſre Standhaftigkeit, und nun entſchloſſen ſie ſich, noch in der Nacht Matrazen und Laken vom Berge herabzuſchleppen, um uns nicht auf bloſſem Stroh ſchlafen zu laſſen. Freilich war in der Eſeltreiberherberge keine Spur von Betten, und außer dem Stalle, dem Heuboden und einer geräumigen Küche, hatte das Haus nur eine einzige kleine Kammer, aus welcher man bei unſrer Ankunft erſt den türkiſchen Weizen, mit dem ſie angefüllt war, herausgeſchafft hatte. In dieſer Kammer nun wurden die Matrazen unſrer Gaſtfreunde auf Stroh gebreitet, und ſie ſelbſt wichen nicht eher, als bis ſie uns auf denſelben liegen ſahen. Die Kammer ſelbſt war gerade ſo tief und breit, daß wir, ſechs an der Zahl, dicht neben einander liegen konnten, indeß Kopf und Füße von beiden Seiten die Mauer berührten. Die Bedienten und Reitknechte bereiteten ſich ihr einfaches Lager auf dem Heuboden.

Indeß an Schlafen war wenig zu denken. Einer beunruhigte den andern: bald ſtand dieſer, bald jener auf, und kroch über die Liegenden hin; bis endlich eine der lieblichſten Scenen alle vom Lager in der dumpfen Kammer hinweglockte. Ihre Thür führte in die Küche, wo der Wirth mit Frau und Kindern gewöhnlich ſchlief. Mit dem Lichte umhergehend, traf ich in einem Winkel auf eine aufrecht ſtehende Tonne, in welcher drei ganz nackte Kinder, auf Stroh ſchlafend, wundervoll gruppirt lagen; der Kopf eines jeden lag auf dem Leibe des andern; ſie waren aufs lieblichſte und zugleich kunſtvollſte in einander verſchlungen. — Sie erinnern ſich der ſchönen Gruppe der drei ſchlafenden Liebesgötter in der Villa Borgheſe. Wahrlich, nach dieſer Natur ſchien jener Marmor, oder nach dieſem die ſchönſte Natur kopirt zu ſeyn! Eine lieblichere und rührendere Erſcheinung iſt meinem Auge nie vorgekommen. Ich rief meine Gefährten ſtill herbei; jeder blieb gerührt und entzückt vor dieſem Anblick ſtehen, und alle vereinigten ſich in dem Urtheil: wäre durch eines vollendeten Künſtlers Hand plötzlich eine treue Nachahmung dieſer Gruppe in Marmor möglich, ſo würde ein unſterbliches Gegenbild zu der berühmten Borgheſiſchen aufgeſtellt ſeyn.

Der Mond war über das ſchöne Thal aufgegangen, und gegen zwei Uhr ſaßen wir zu Pferde. Der Weg von hier nach Sora war weniger gefahrvoll, als der geſtrige, und die Pferde hatten einen ſichern Tritt. Der rein beſtirnte Himmel glich einem Tonnengewölbe, das ſich auf die beiden parallellaufenden Bergrücken ſtützte: wie eine helle Lampe hing der Mond in der Mitte dieſes Gewölbes, und goß über das Ganze ein magiſches Licht. In der Mitte des Thals rollte der Liris ſeine widerleuchtenden Fluthen über Kieſel rauſchend dahin. — Allmählich verlor ſich der Mond hinter die Felſenwand; und wie die Schatten ſich immer mehr und mehr ausdehnten, und beinahe ſchon das ganze Thal ausfüllten, ſo blitzte vor uns in Oſten der erſte Strahl der Sonne herauf. Zuerſt überzog Purpurroth die oberſten Spitzen der Felſen; dann hoben ſich die Wipfel der Eichen- und Kaſtanienwälder aus ihrem Dunkel; dann überſtrahlte der ſchönſte Tag das ganze Thal. Leichte Nebel ſchwebten über dem

Fluſſe, zogen ſich — Bewohner gebirgiger Gegenden erinnern ſich gewiß mit Vergnügen des ſchönen Schauſpiels — bald dünner, bald in ein leichtes Gewölk geſammelt, an den Anhöhen empor, hingen nun über den Spitzen der Bäume, bedeckten hier und da die Felſengipfel, und lös'ten ſich endlich in den reinſten Aether auf.

Etwa drei Meilen vor Sora breitet ſich das Thal von beiden Seiten aus, und vertauſcht den Namen Val Rovetto mit dem von Val Sorano. Je mehr man ſich der Stadt nähert, deſto mehr verliert die Ausſicht an Größe und Mannichfaltigkeit, gewinnt aber in eben dem Maße an Ruhe und Anmuth. Um acht Uhr zogen wir in Sora ein.

Der Biſchof, welcher den Prinzen empfangen wollte, war krank; ſtatt deſſen wurden wir im Hauſe Macciochi aufs gaſtfreundlichſte aufgenommen. Nach der kurzen Friſt, die uns ein wohlbeſetztes Frühſtück vergönnte, machten wir uns ohne Säumen auf, die Gegend zu beſehen.

Die Stadt ſelbſt hat, außer einigen fragmentirten Statüen und Inſchriften, welche auf dem Platze an der Hauptkirche aufgeſtellt ſind, nichts Merkwürdiges. Sora war eine römiſche Kolonie aus den älteſten Zeiten. In dem langen Kriege gegen die Samniten fielen die Einwohner von Rom ab, ermordeten die hier anſäßigen Bürger, und ſchlugen ſich zu den Feinden. Bald aber kam die Stadt, durch Verrätherei eines Soraners, wieder in die Hände der Römer zurück; 225 der Aufrührer wurden nach Rom geführt, auf dem Forum mit Ruthen gepeitſcht und enthauptet; mehrere waren im erſten nächtlichen Ueberfalle ehrenvoller mit den Waffen in der Hand gefallen. Livius, im 15ten Kapitel des 9ten Buchs, erzählt weitläuftiger ihre Geſchichte; und wenn man noch weiß, daß die Stadt am Fuße eines ſteilen, nackten Kalkgebirges liegt, und von der andern Seite durch den Fluß Liris eingeſchloſſen iſt: ſo wird man ſeine Erzählung von ihrer Eroberung ganz verſtehen. — Auf dem Berge liegen noch zwei verlaſſene Schlöſſer aus dem Mittelalter.

Merkwürdiger für den Reiſenden iſt die Gegend um Sora. Die Ebne um die Stadt iſt als einer der fruchtbarſten und beſtbebauten Striche Italiens bekannt. Drei kleine Meilen von ihr iſt das berühmte Iſola di Sora, ein kleines Dorf mit dem Schloſſe des Prinzen von Piombino, das auf einer Inſel, die gerade ſo groß, als das Schloß iſt, zwiſchen zwei vom Liris gebildeten Waſſerfällen liegt. Der größere Fall ſtürzt, zur Linken der Hauptfront des Schloſſes, ungefähr funfzig Fuß über einen faſt ſenkrechten Felſen; der kleinere, zur Rechten, bildet einen ſtufenartigen Fall, auch über Felſenwände, iſt aber bei weitem nicht ſo maleriſch, als jener. Unweit des Schloſſes vereinigen ſich wieder beide im Sturze getrennte Arme des Fluſſes. — Iſt die Lage dieſes Schloſſes nicht romantiſch und einzig in ihrer Art? Dieſen Anblick zu genießen, würde allein die Reiſe lohnen. In Hinſicht der Architektur aber iſt das Gebäude unbedeutend, und obendrein, weil der Beſitzer nur ſelten hinkommt, in Verfall, doch geräumig genug, um mit geringen Koſten auch im Innern eine freundliche Wohnung zu bereiten.

Doch dieſes von zwei Waſſerfällen eingefaßte Schloß iſt nicht das Einzige, was dieſe Gegend ſo anziehend macht. Der Freund des Alterthums findet in der Nähe einen heiligen Platz; denn unweit Iſola, auf dem Wege nach Sora, liegt der Strich Landes, der einſt die ländliche Familien-Villa des **römiſchen Redners** einſchloß.

Ein kleiner Fluß, Fibreno genannt, der ſich in geringer Entfernung von den beiden Waſſerfällen, oberhalb, in den Liris ergießt, bezeichnet für den Kenner die Stelle aufs genaueſte. Dort, wo einſt Cicero's Wohnhaus ſtand, ſteht jetzt, ganz iſolirt, eine dem heiligen Dominicus geweihte Kirche, umgeben von einer großen Pflanzung herrlicher Platanen, und ſelbſt zum Theil von den Ruinen jenes Hauſes erbaut. In ihrem Innern ſteht eine zwar antike, aber an ſich unbedeutende Marmorbüſte, welche man fälſchlich für Cicero's Bild ausgiebt. Nahe an der Kirche fließt der **Fibreno**, und bildet nicht weit davon eine kleine Inſel, welche einſt die zur Villa gehörige Paläſtra ausmachte. Sein Waſſer iſt äußerſt kalt, klar und ſchnellfließend; denn er kommt von dem Fuße des etwa ſechs Meilen entfernten Gebirges herab. Die Forellen, die in dem anſehnlichen Becken, das er in der Nähe ſeines Urſprungs bildet, reichlich gefangen werden, ſind als die delikateſten berühmt.

Von der Lage des Orts kann ich Ihnen keine beſſere Beſchreibung geben, als der ehmalige Beſitzer ſelbſt. Er ſchildert dieſen Fleck ſeines Geburtsorts ſo ſchön, und nach dem, was man noch jetzt ſieht, ſo wahr, daß ich mich nicht enthalten kann, Ihnen durch die Stelle, die ich hier mit inniger Freude las (ſie ſteht zu Anfange des zweiten Buchs von den Geſetzen), einen Schatten meines Genuſſes wiederzugeben. Es wird Ihnen freilich der Reiz der Anſchauung fehlen; aber Sie möchten nicht leicht in allen Werken des Mannes eine zweite Stelle finden, die ihn von einer liebenswürdigeren Seite darſtellte. — Ich ſah ſein Tuskulum, ſein Formiä, ſeine Akademie; und nie wandle ich unter den Ruinen des alten Forum, ohne des großen Mannes zu gedenken: aber, wahrlich! nirgends iſt mir ſein Schatten ſo nahe getreten, als hier unter den Platanen vor der Kirche des heiligen Dominicus, hier, an dem freundlich grünenden Ufer des klaren Fibreno, hier, im Angeſicht der fernliegenden Stadt Arpino *), hier, bei Durchleſung der Stelle, die dieſen Fleck ſchildert, und die, wie Sie geſtehen werden, zweckmäßiger in eine Reiſebeſchreibung eingeſchaltet wird, als ſie zu einer Einleitung vor einer Abhandlung über die Geſetze dienen kann. Hier iſt ſie:

Atticus und Cicero.

Atticus. Aber gefiele es dir nicht, da wir nun ſchon lange genug gewandelt haben, und du eben eine neue Materie beginnen willſt, daß wir unſern Ort veränderten, und dort auf die Inſel, die im Fibrenus liegt (ſo heißt doch jener andre Fluß?), uns hinſetzten, dort den übrigen Theil unſrer Unterſuchung zu vollenden?

---

*) Dies war die Municipalſtadt, zu welcher Cicero, als Beſitzer der Villa, eigentlich gehörte. Sie liegt drei Meilen von hier auf einer kleinen Anhöhe. A. d. V.

Cicero. Sehr gern! Das iſt gerade der Platz, den ich am liebſten wähle, wenn ich etwas für mich ſelbſt durchdenken, oder wenn ich ſchreiben oder leſen will.

Atticus. In der That, ich kann mich an dieſem Anblicke, vorzüglich jetzt, in dieſer Jahrszeit, nicht ſatt ſehen. — Hier vermiſſe ich nicht einen Augenblick die prächtigen Landhäuſer unſrer Großen, mit allen den köſtlichen Fußboden, belegt mit Marmor, und mit allen den prachtvoll verzierten Zimmerdecken. Wem müſſen jene künſtlichen Waſſerleitungen und Kanäle, die mit den erzwungenen Namen des Nil und Euripus prangen, nicht als lächerliche Spielerei vorkommen, dem dieſer Anblick vergönnt iſt! — Es iſt hier ganz derſelbe Fall, wie vorhin bei deinen Unterſuchungen über Geſetz und Recht. Wie du dort alles auf die Natur zurückführteſt, eben ſo verhält es ſich mit den Dingen, welche der Menſch ſich zur Erheiterung des Gemüths und zum ſtillen Genuſſe bereitet: — es iſt die Natur, welche auch hierin ihr Recht behauptet. — Nun geſtehe ich dir ganz offen, daß es mich immer befremdete, wie doch dieſer Ort dich ſo beſonders anziehen könne; denn nach deinen Aeußerungen, in Proſa und in Verſen, dachte ich mir in dieſen Gegenden doch nichts als Felſen und Klippen. Nun aber möchte ich mich wundern, wie du, außer Rom, irgendwo lieber leben möchteſt.

Cicero. Auch zieht mich die Anmuth des Orts und ſeine geſunde, erquickende Luft — vorzüglich in gegenwärtiger Jahrszeit — mächtig an, ſo oft es mir vergönnt iſt mich auf mehrere Tage zu entfernen. Leider wird es mir nur ſelten ſo gut! — Aber, lieber Freund, hier waltet noch eine zufällige Urſache meiner Partheilichkeit ob, die natürlich auf dich keinen Einfluß haben kann.

Atticus. Und dieſe Urſache?

Cicero. Dir es kurz zu ſagen: hier iſt mein und meines Bruders eigentliches Vaterland. Hier hatte unſre Familie ſeit den älteſten Zeiten ihren Landſitz; hier ſtehen die Altäre unſrer Hausgötter; hier iſt unſer Stammort; hier wandeln wir unter ſo manchen Spuren unſrer Voraltern. — Laß mich es dir mit zwei Worten erklären: Jenes Haus dort iſt unſer aller Familienwohnung, freilich, wie du es jetzt ſiehſt, Dank ſey der Vorſorge unſers Vaters! weit geräumiger aufgeführt, als ſonſt. Seine ſchwache Geſundheit bewog ihn, hier den größten Theil ſeines Lebens in wiſſenſchaftlicher Muße hinzubringen. In dieſem Hauſe nun, jedoch noch bei Lebzeiten meines Großvaters, da es nach der Sitte der Vorfahren noch ſehr klein war, gleich dem des Manius Curius im Sabinerlande, bin ich geboren. Daher liegt etwas, das ich nicht ausſprechen kann, in dem Innern meiner Seele, und ich möchte ſagen, in meiner ſinnlichen Empfindung, was mir dieſen Ort ſo vorzüglich theuer macht. Soll doch auch jener weiſe Grieche gegen die Hoffnung, ſein Ithaka wiederzuſehen, die Unſterblichkeit ausgeſchlagen haben!

Atticus. Wahrlich! die Urſach deiner Vorliebe für dieſen Ort iſt die gegründetſte. Ja mir ſelbſt iſt in dieſem Augenblick die Villa und die ganze Gegend lieber geworden, ſeit ich weiß, daß du hier geboren und aufgewachſen biſt. — Es liegt einmal in unſrer Natur, daß ſelbſt die Plätze, wo Spuren von denen ſind, die wir lieben oder bewundern, etwas Anziehendes für uns haben. Gewiß, unſer geliebtes Athen reizt mich nicht ſowohl durch die Pracht ſeiner Gebäude und die koſtbaren Werke der alten Kunſt, als durch die Erinnerungen der großen Männer an den Stellen, wo jeder zu wohnen, zu ſitzen, zu lehren pflegte; ſelbſt die Stätte ihrer Gräber beſuche ich fleißig. — So werde ich auch künftig den Ort mehr lieben, wo du geboren biſt.

Cicero. Nun ſo macht es mir Freude, daß ich dir gleichſam meine Wiege habe zeigen können.

Atticus. Wie mir, daß ich ſie geſehen habe! — Aber um wieder auf deine vorige Aeußerung zu kommen, wie ſoll ich es verſtehen: Dieſer Ort (ich hörte dich ſelbſt ihn Arpinum nennen) ſey euer eigentlicher Geburtsort. Habt ihr denn ein doppeltes Vaterland? Oder iſt es nicht Rom, das einzige, gemeinſchaftliche? und hatte etwa Cato, der Weiſe, nicht Rom, ſondern Tusculum zum Vaterlande?

Cicero. Ei, ich wäre wohl der Meinung, daß es nicht bloß für jenen, ſondern für jeden, der aus einer Municipalſtadt herſtammt, ein doppeltes Vaterland gäbe: zuerſt das, welches die Natur giebt (der Geburtsort); dann das, in welches man durch die bürgerlichen Verhältniſſe eintritt. So war Cato zwar, ſeiner Geburt nach, aus Tusculum, aber durch ſein Bürgerrecht ein Römer; und hieraus entſtand ihm ein doppeltes Vaterland: Tusculum durch die Geburt, Rom durch das Recht. Eben ſo war es mit deinen Einwohnern von Attika; ehe ſie Theſeus vom Lande in der Aſty *) zu-

---

*) Bürgerſtadt Athens, im Gegenſatze der Akropolis.

ſammenbrachte, waren Attiker und Jonier ein Volk *). — So ſehen wir den Ort, wo wir geboren ſind, und den, wohin wir als Bürger gehören, als unſer Vaterland an. Nothwendig aber hat das auf unſre Anhänglichkeit die erſten Rechte, welches unter dem Namen des römiſchen Staats das große Ganze umfaßt; für dieſes müſſen wir leben und ſterben, ihm müſſen wir uns weihen, ganz hingeben, an dies alles ſetzen, was wir das Unſre nennen, ihm uns gleichſam devoviren. Deſſen ungeachtet aber bleibt die Anhänglichkeit an den Ort unſrer Geburt nicht minder, als an den Staat, in welchem wir als Bürger aufgenommen ſind, ein ſüßes Gefühl; und darum werde ich mein hieſiges Vaterland nie verläugnen (obgleich jenes größer, und dieſes in ihm enthalten iſt). **)

Atticus. Darum behauptete auch unſer großer Pompejus in meinem Beiſeyn, als er mit dir die gerichtliche Vertheidigung des Balbus führte, mit allem Rechte: daß unſer Staat dieſer Municipalſtadt hier den verdienteſten Dank ſchuldig ſey, weil aus ihr zweimal unſre Erretter aufgeſtanden ſind. Gern mag alſo auch ich dieſen deinen Geburtsort als dein Vaterland betrachten. — Doch ſieh, da ſind wir auf unſrer Inſel angelangt! Wahrlich, der anmuthigſte Anblick, den das Auge nur haben kann! — Hier an dieſer Spitze, gleich-

ſam

---

*) Oder (nach einer andern Leſart) waren ſie Mitglieder der Phratrien und Attiker zugleich.

**) Iſt augenſcheinlich ein Gloſſem. F.

ſam wie an einem Schiffsſchnabel, trennt ſich der Fibrenus; in zwei gleiche Arme getheilt, beſpült er die beiden Ufer in ſchneller Eil, vereinigt im reißenden Falle ſeine Gewäſſer wieder, und umfaßt nur ſo viel Land, als für eine mäßige Paläſtra erforderlich iſt. Sieh, wie er dann, als wäre es nur ſeine Abſicht und Beſtimmung geweſen, für unſre Unterredungen uns dieſen Sitz zu bereiten, ſich ungeſäumt in den Liris ſtürzt, dort gleichſam als ſey er in eine patriciſche Familie aufgenommen, ſeinen dunkeln Namen verliert, und den Liris durch ſeine Beimiſchung viel kälter macht. In der That, ſo viel ich auch Flüſſe geſehen habe, einen kälteren habe ich noch nicht angetroffen; kaum wage ich es (wie Sokrates im Phädrus des Platon thut), meinen Fuß darein zu tauchen

Cicero. Du haſt Recht; aber, wie ich oft von meinem Bruder Quintus höre, würde dein epirotiſcher Thyamis dieſer Annehmlichkeit wenig nachgeben.

Quintus. Zweifle nicht! und hüte dich zu glauben, daß das Amaltheum unſers Atticus und jene Platanen je durch irgend etwas anderes übertroffen werden könnten. Doch, wenn es euch beliebt, ſo ſetzen wir uns hier in den Schatten, und kehren zu unſrem Gegenſtande zurück, von dem wir ausgegangen ſind.

Wir folgen dieſem Beiſpiele, indem wir den reizenden Ort, der uns durch Gegenwart und Vergangenheit entzückte, verlaſſen, und den Faden unſrer Reiſebeſchreibung wieder aufnehmen. — Dieſe Excurſion hatte die ganze Geſellſchaft ſo angezogen, daß wir erſt mit ſinkender Nacht wieder zu dem Hauſe unſers Gaſtfreundes Macciochi zurückkehrten.

Aber ſchon von fern erblickten wir in ihm eine große, helle Erleuchtung, die uns eben nicht viel Angenehmes ahnen ließ. Unſre Befürchtungen waren nur zu gegründet; denn gleich beim Eintreten kam uns die Hausfrau im vollſten Putz, an der Spitze der zahlreichen Vornehmen des Orts, entgegen, uns feierlich zu bewillkommen. Es war ein buntes Gewimmel um uns arme, müde Wanderer, und jeder wollte dem hohen Fremden ſo nahe ſeyn, als möglich. Wären wir weniger abgemattet, und weniger voll von Eindrücken andrer Art geweſen, ſo hätte die Scene uns viel Beluſtigendes und manchen Stoff zum Lachen geben können; aber nun — —! Zu unſerm Glücke ging es bald zu Tiſche, wozu auch die meiſten der Anweſenden geladen waren. Was das Land nur hervorbringt, war in Ueberfluß aufgeſetzt; wir Fremden hielten uns aber faſt ausſchließlich an die köſtlichen Forellen aus dem Fibreno, die auf die mannichfaltigſte Art zubereitet waren. Man muß geſtehen, die Soraniſche Kochkunſt erſcheint bei dieſem Leckerbiſſen im vollſten Glanze. Auch ſey Ehre dem fünfjährigen Soraner unſers Wirthes, der auf den Weinbergen von Cicero's Villa gewachſen war. — Doch wir konnten all' der Herrlichkeiten wenig genießen; denn wir wollten am andern Morgen ganz früh aufbrechen, und hatten die Nacht vorher in der Oſteria di Morino eben auch nicht erquickend zugebracht. So entſchuldigte ſich der Prinz bei dem Wirthe und der Wirthin, und wir entſchlüpften einer nach dem andern auf unſre Schlafzimmer, wahrſcheinlich nicht zur Zufriedenheit der neugierigen Soraner.

Den andern Tag wollten wir in Monte Caſſino eintreffen; allein unterwegs fiel plötzlich ein ſtarker Regen, der den Weg, zum Theil ſchweren Lehmboden, für die Pferde ſehr beſchwerlich machte. Wir hielten alſo in Atina, einem ſehr ſchön gelegenen Orte, an.

Wir fragten nach dem Wirthshauſe; von einem ſolchen aber wollte Niemand etwas wiſſen. In dieſer Verlegenheit kam ein ältlicher Mann auf uns zu, der uns mit beſondrer Freundlichkeit für den ganzen Zug Obdach und Unterhalt anbot. Wir waren eben nicht in dem Falle, eine ſolche Höflichkeit ablehnen zu dürfen, und ſo zogen wir durch einige enge, ſchmutzige Straßen, nach einem neugebauten, ſehr geräumigen Hauſe, welches auch im Innern uns durch ſeine Gemächlichkeit und mehr als ländliche Pracht in Erſtaunen ſetzte.

Unſer neuer Wirth hieß Pietro Viſochi, und war der Geſchäftsträger des Duca d'Atina, der ſich gewöhnlich in Neapel aufhält. Vor einigen Jahren beſuchte er dies ſein Lehn, fand die Gegend ſehr romantiſch, und beſchloß, alle Jahre einige Monate hier zuzubringen. Ohne Verzug wurde zum Bau des Hauſes Anſtalt gemacht; doch ſeit den zehn bis zwölf Jahren, die es vollendet daſteht, iſt er nicht wieder in dieſer Gegend erſchienen. Die Zerſtreuungen der Hauptſtadt, beſonders aber ſeine Gemahlin, die das Landleben nicht liebt, laſſen ihm keine Muße dazu.

Unſer Pietro Viſochi war ein Ehrenmann, und er bewirthete uns ſo gut, als wenn ſein Herzog ſelbſt bei ihm eingezogen wäre. Der gute Mann begnügte ſich zwar, auf eine feine Art durch Umwege und mannichfache Fragen, zu einiger Kenntniß ſeiner Gäſte zu gelangen; allein er erfuhr den Namen erſt am andern Morgen, als ihm einer aus der Geſellſchaft, der den Beſitzer des Orts ſehr genau kannte, einen Brief an den Herzog übergab, worin er im Namen des Prinzen für die gaſtfreundliche und wohleingerichtete Herberge dankte, die dieſer in ſeinem Hauſe gefunden hätte.

Der gute alte Mann war vor Freuden außer ſich, und ſchickte den Brief ſogleich mit einer Eſtaffete nach Neapel; und der Herzog (wie wir aus ſeiner Antwort erfuhren) war darüber ſo entzückt, den Prinzen in ſeinem Hauſe beherbergt zu haben, daß er das Gehalt ſeines Verwaltes um ein Anſehnliches vermehrte, und nun gewiß, zum Andenken des hohen Gaſtes, jeden Sommer einige Zeit dort zuzubringen gelobte. — Ich ſchreibe dies ſo umſtändlich, weil Sie in dieſen Zügen die Großen Italiens nach dem Leben geſchildert finden, ſo wie Sie früher wahre Züge von gemeinen Leuten gefunden haben.

Von Atina bis Monte Caſſino hatten wir zwar eine kurze, aber deſto mühvollere Tagreiſe. Wir mußten einen Bergrücken abwärts paſſiren, der, nicht ohne Urſache, den ominöſen Namen Sferra Cavallo führt. Der Weg war durch den Regen des vorigen Tages noch mehr verſchlimmert. Indeß beſtanden wir ihn glücklich, und trafen um zwei Uhr in St. Germano, einer Stadt am Fuße des Berges Caſſino, ein. Der Abt des berühmten Kloſters, das auf der ſteilſten Anhöhe liegt, wohnt gewöhnlich mit einigen ſeiner erſten Geiſtlichen in dem geräumigen Hoſpizio zu St. Germano: hier wurden wir von dem Abte, welcher von der Ankunft des Prinzen unterrichtet war, mit vielen Ceremonien und vieler Pracht aufgenommen. Monte Caſſino war der entfernteſte Punkt unſrer diesmaligen Wanderung.

Hirt.

II.

Leander an Hero.

Ovids achtzehnte Heroide.

Mädchen von Seſtos! es kömmt von deinem Leander ein Gruß dir;
  Lieber brächt' er ihn ſelbſt, litt' es die zürnende See.
Sind die Götter mir hold, und ſind ſie der Liebe gefällig,
  Dann, mißlauniges Sinns, lieſeſt du, Hero, dies Blatt.
Ach, ſie ſind es mir nicht! verzögernd des Wunſches Erfüllung, 5.
  Warum verwehren ſie mir, über die Wellen, den Weg?
Sieh, wie rabengeſchwärzt der Himmel, vom Sturme geregt,
  Toſend die Meeresfluth! kaum halten noch Schiffe die See.
Auch der Kühne, geſandt, dir dieſe Bothſchaft zu bringen,
  Nun er den Hafen verläßt, waget nur ſchiffend die Fahrt. 10.
Dennoch beſtieg ich das Fahrzeug mit ihm, war nicht ganz verſammelt
  Auf den Warten die Stadt, als er die Anker gelöſ't.
Nicht vermocht' ich, wie ſonſt, den Eltern die Flamme zu bergen,
  Sorglich übergedeckt, brach ſie nur ſtärker hervor.
Schnell dies ſchreibend: „o geht, ihr glücklichen Zeilen," ſo ſprach ich: 15.
  „Bald, mit zierlicher Hand, nahet ſie, euch zu empfahn!

Ach, und ſelber vielleicht mit den Lippen berührt euch die Holde,
Wenn ſie des Bandes Verein löſet mit glänzendem Zahn."
Alſo ſprach ich zu mir, die Worte leiſe nur murmelnd;
Alles Uebrige dann, zeichnete ſchreibend die Hand. 20.
Schwömme lieber doch ſie, die Ungernſchreibende! trüge,
Ueber gewohnete Fluth, lieber ſie emſig mich hin!
Dennoch, geſchickter zwar die ruhigen Wellen zu ſchlagen,
Sich, verkündet ſie auch treulich des Liebenden Sinn.
Schon die ſiebente Nacht (zwölf Monden dünkt mich, und länger 25.
Ihre Dauer) im Sturm, brauſen die Wellen des Meers.
Wenn erquickenden Schlaf ſeitdem ich jemals gefunden,
Dann, noch länger empört, tobe die wüthende Fluth!
Traurend ſitz' ich am Fels, das andere Ufer beſchauend,
Und, dem Körper verwehrt, ſchwebet hinüber der Geiſt. 30.
Auch vom Thurme herab, dem ragenden, ſeh' ich die Flamme,
Sehe ſie, oder, getäuſcht, glaub' ich ſie leuchten zu ſehn.
Dreimal warf ich von mir das Kleid, am ſandigen Ufer;
Dreimal verſucht' ich's zu gehn, nackt, den gefährlichen Weg.
Immer drängte das Meer dem raſchen Beginnen entgegen, 35.
Immer, des Schwimmenden Mund, füllte die kehrende Fluth.
Sprich, ſchnellreißender Sturm, von allen Stürmen der ärgſte!
Warum, gefliſſenes Sinns, ſucheſt du Hader mit mir?
Wiſſe, nimmer das Meer, nur mich, o Boreas, ſtrafſt du,
Was dann würde geſchehn, hätteſt du nimmer geliebt? 40.
Kalt zwar biſt du, wie Eis, du Arger; dennoch, geſteh es,
Dennoch haben dich einſt Aktiſche Flammen erwärmt.
Wenn dein luftiges Reich dir je, nachjagend der Liebe,
Schlöſſe feindliche Macht, ſähſt du gelaſſen es an?

Darum, linder die Luft bewegend, ſchone doch, fleh' ich, 45.
Und erfreulich Gebet bringe von Aeolus her! —
Ach vergebens! er zürnt dem Flehenden murrend entgegen,
Peitſchet wüthend die Fluth, aber bezähmet ſie nicht.
Lieh mir Dädalus doch, der Kühne, jetzo die Flügel,
Obgleich Ikaros Fluth, hier in der Nähe, mich warnt: 50.
Alles erduldet' ich gern, erhüb' in die Lüfte mein Leib ſich,
Den, hingleitend, ſo oft trügliche Wellen gewiegt!
Jetzt, weil Alles mich denn, und Wind und Wellen, verläſſet,
Wie die Liſt ich begann, denk' ich noch Einmal zurück:
Dunkelnd ſchloß ſich der Tag (der Gedanke füllet mit Wolluſt!), 55.
Und von des Vaters Haus ſchlich ſich der Liebende fort:
Sonder Verzug die Furcht ablegend mit den Gewändern,
Tauchte die Arm' ich gemach unter die lautere Fluth.
Freundlich, zitterndes Licht entſandte dem Schwimmenden Luna,
Mit gefälliger Hand leitend hinüber die Bahn. 60.
Jene ſchauend: „o ſey, hellſtrahlende Göttin, mir günſtig,"
Rief ich, „jetzund, o ſey Lathmiſcher Felſen gedenk!
Mög' Endymion dich in zarte Gefühle verſchmelzen,
Mögſt du, mit gütigem Aug', lächeln der heimlichen That!
Einen Sterblichen haſt du geliebt, o Göttin des Himmels, 65.
Eine Göttin, fürwahr! lieb' ich, ein Sterblicher, jetzt.
Reines Sinnes iſt ſie, wie himmliſchen Seelen geziemet,
Und geſtaltet, wie Sie, wahrlich nur Göttergeſchlecht!
Paphien weichet allein, und dir, an Reitzen die Holde;
Glaubſt der Rede du nicht, komm', und beſchaue ſie ſelbſt! 70.
Wie in ſilbernem Licht, am reinen Himmel erſcheinend,
Jegliches Sternes Glanz, ſtrahlende Luna, dir weicht,

Alſo weichen auch Ihr die Schönen alle, der Schönſten,
Zweifelſt du, Cynthia, noch hüllet dir Nebel das Aug'!"
Solcherlei, oder gewiß ihm ähnliche Reden doch, führt' ich,
Durch hinweichende Fluth ſchwimmend in dunkeler Nacht.
Strahlend warfen dein Bild, o Luna, die Wellen zurücke,
Durch die ſchweigende Nacht, leuchtete glänzender Tag.
Nicht erhob ſich ein Laut, zu meinen Ohren getragen,
Nur, von den Händen getheilt, plätſchernder Wellen Geräuſch.

Und Alcyóne allein, der Ceiſchen Liebe gedenkend,
Wunderſüßen Geſang tönte ſie klagend mir vor.
Müder wurden mir nun, an beiden Schultern, die Arme,
Angeſtrengter erhob über die Wogen ich mich.
Bald jetzt näher das Licht erblickend: „dort wohnet die Liebe,"
Sprach ich, „wo es erglänzt! mein iſt die Flamm' am Geſtad!"

Schnell dann kehrte die Kraft den ermüdeten Armen zurücke,
Linder, däucht' es mir jetzt, ſpielten die Wellen um mich.
Selbſt nicht ſtarrender Froſt, aus kalter Tiefe, befiel mich,
Amor iſt ſtärker als er, wärmend in liebender Bruſt.
Jetzo, immer noch mehr annahend, und näher die Ufer
Schauend, und kürzer den Weg, ruder' ich ſchneller hinan.
Bin ich nun ganz im Geſicht, urplötzlich hebt der Gedanke:
Sieh, nun erblicket ſie dich! auf zu erneuerter Kraft.
Schwimmend wünſch' ich nun ihr, die mich beherrſcht, zu gefallen,

Und, den Augen zur Schau, werf' ich die Arme empor.
Kaum verwehret dir jetzt, dich ins Meer zu ſtürzen, die Alte,
(Nicht erzählteſt du das, ſelber wohl hab' ich's geſehn.)

Aber, ob ſie dich gleich, hinuntereilend, zurückhielt,
Dennoch netzte die Fluth dir an dem Ufer den Fuß. 100.
Jezt empfängt mich dein Arm, jezt fügeſt du Küſſe den Lippen,
Küſſe, Götter! des Wegs über die Wellen wohl werth!
Jezo reicheſt du mir dein Gewand, den Schultern entraffet,
Jezt, aus naſſem Gelock, drückeſt du Waſſer des Meers. —
Wir, und die Nacht, und der Thurm, die können vom Uebrigen zeugen, 105.
Und die Leuchte, die mich über die Wellen geführt.
Willſt du kennen die Zahl der nächtlich genoſſenen Freuden?
Zähle des Riedes Geſproß, welches der Helleſpont nährt!
Kurz, zur heimlichen Luſt nur ward uns die Stunde gemeſſen,
Deſto ſorglicher wir, daß ſie nicht unnütz verſtrich. 110.
Schon, vertreibend die Schatten der Nacht, kam Tithons Gemahlin,
Kam Aurora, vor ihr ſtrahlete Lucifer auf.
Raſcher noch häufen wir Küſſ' auf Küſſe, verwirret, in Eile;
Wie ſo ſchnell doch entflieht, klagen wir Beide, die Nacht!
Endlich, zögernd noch ſtets, der herben Ermahnung der Alten 115.
Folgend, verlaſſ' ich den Thurm, ſuchend zum Ufer den Weg.
Weinend ſcheiden wir nun; ich ſink' in die Fluthen der Jungfrau *),
Und ſo lang' ich vermag, ſeh' ich zur Holden zurück. —
Kommend dünkt' ich mir ſelbſt vor Allen ein trefflicher Schwimmer.
Kehrend, glaube dem Wort, ſchein' ich Schiffbrüchigen gleich. 120.

---

*) In den Helleſpont, welchem Helle, die Tochter des Athamas und der Nephele, den Namen gab. St.

Das auch glaube mir noch, abhangend dünkte der Hinweg,
Wiederkehrend, ein Berg, thürmete laſtend die Fluth.
Ungern kehr' ich zurück zur Heimath, wer glaubet' es jemals?
Ungern, wahrlich auch jetzt! weil' ich in heimiſcher Stadt.
Wehe! warum doch trennt vereinete Seelen Gewäſſer?
Warum, ein einiger Geiſt, wohnt er in doppeltem Land?
Daß doch Abydos dich aufnähme, oder mich Seſtos!
Wie dir jenes gefällt, ſiehe, ſo lieb' ich auch dies.
Warum erbebet mein Herz, ſo oft die Fluthen erbeben?
Warum, ſo kleine Gewalt, zwinget mich dennoch die Luft?
Sieh den gekrümmten Delphin, ſchon kennet er unſere Liebe,
Schon iſt im Meere kein Fiſch, welchem ich unbekannt blieb.
Oftgetheilete Fluth durchziehet gebneter Fußpfad,
Aehnlich befahrenem Weg, welchen die Räder gedrückt *).
Daß ich zu kommen nur ſo vermochte, klagt' ich ehmals,
Jetzt, unſelig Geſchick! wehren die Stürme auch dies!
Horch! Athamantes Fluth, wie die Ungebändigte brauſet,
Kaum, im Hafen auch ſelbſt, lieget geſichert ein Schiff.
Ja! ſo tobte die See, als dort, einſtürzend, die Jungfrau,
Ihr den Namen zuerſt, welchen ſie träget, verlieh.
Iſt der Ort nicht genug mit Helle's Verderben gezeichnet,
Nicht berüchtigt genug, daß er auch mein nicht verſchont?
Phryxus, dich neide ich jetzt, dich der, vom Widder getragen,
Sicher, auf goldenem Vließ, über die Wellen entrann!
Aber nicht Widder und Schiff begehr' ich, Wellen nur gebt mir,
Wellen, daß ich ſie dann theile mit ruderndem Arm.

---

*) Dieſes Diſtichen gehört wohl mit zu den Beweisſtellen, daß es dem guten Ovid öfter begegnet, vor lauter Witz, und Streben nach Rührung — froſtig zu werden.

St.

Nicht bedarf ich der Kunſt, gewähret zum Schwimmen die Fluth nur,
Selber werd' ich mir bald Schiffender, Fährmann, und Kahn.
Helice führet mich nicht, noch Arctos, Tyrus Geleiter;
Liebe, der meinigen gleich, achtet kein Himmelsgeſtirn. 150.
Suche, wer will, Andromeda auf, und die leuchtende Krone,
Oder Parrhaſia's Bärin, erglänzend am Pol.
Sie, die Perſeus geliebt, und Zeus, und Liber, ſie ſollen,
Ueber gefährlichen Weg, nimmer Geleiter mir ſeyn!
Ach, ein anderes Licht, wohl ſicherer führend, als dieſe, 155.
Kenn' ich, der Liebe voran leuchtend im Schatten der Nacht:
Schau' ich dieſes, o dann, nach Colchis folg' ich, an Pontos
Ende, oder wohin Jaſon der Theſſaler ſchwamm;
Und es weichet mir ſelbſt Palämon im Schwimmen, der Jüngling,
Und den, ſeltſam, ein Kraut plötzlich zum Gotte erhob *). 160.
Zwar ermüden mir oft, geſtrengt von Arbeit, die Arme,
Kaum noch tragen ſie mich durch die unendliche Fluth;
Aber red' ich ſie an: „es harret nicht kleine Belohnung
Euerer, ſehet, denn bald ruhet ihr Nacken auf euch!"
Schnell kehrt ihnen die Kraft, ſie ringen dem Preiſe entgegen. 165.
Gleich dem eleiſchen Roß, welches den Schranken entfleucht.
Darum beacht' ich allein die Lieb', im Herzen mir flammend,
Folge da nur, wo du, werther des Himmels, mich führſt.
Werth des Himmels! doch jetzt verweile noch, fleh' ich, auf Erden,
Oder zeige auch mir, dort zu den Höhen den Weg! 170.
Ja, du weileſt, doch kömmt mir Armen nur ſpärlich dein Anblick,
Wann, mit des Herzens Gefühl, tobet im Aufruhr die See.

---

*) Glaucus.

Daß uns breiteres Meer nicht trennet, o ſage, was hilft es.
Sieh die kleinere Fluth, ſperret ſie minder den Weg?
Lieber ſäh' ich fürwahr, entfernt, wo endet der Erdball, 175.
Mit dem Mädchen, auch weit jegliche Hoffnung entfernt.
Jetzt, je näher du biſt, je näher auch wärmet die Flamme,
Hoffnung geleitet mich ſtets; immer doch fehleſt mir Du.
Nach der Geliebteſten oft, ſo nah iſt ſie, ſtreck' ich die Arme,
O, des Elends! denn bald füllen mir Thränen das Aug'. 180.
Wahrlich, das nenn' ich mir wohl, nach fliehenden Aepfeln zu haſchen,
Oder zu lechzen der Fluth, welche den Lippen entweicht!
Alſo, wann es den Wellen gefällt, nur ſollteſt du mein ſeyn?
Und unglücklich mich ſehn jeder erbrauſende Sturm?
Was iſt trüglicher wohl als Wind und Wellen; und dennoch, 185.
Nur auf Wellen und Wind, ſoll ich die Hoffnung mir baun?
Horch, wie tobet die See! wie ſoll ſie, wann Plias die Fluthen
Geißelt, Arktophylax, oder Olenos Geſchlecht?
Amor iſt mir bekannt, der Verwegene! ſicher noch ſtürzt er
Unvorſichtigen mich einſt in die ſtürmende Fluth. 190.
Nein, bis das Wetter ſich klärt, verzieh' ich, das glaube mir, nimmer:
Schneller ſiehſt du gewiß, was ich verſprochen, erfülle.
Toben, vom Sturme geſchwellt, noch wenige Nächte die Wellen,
Dann, auch gegen die Fluth, ſuch' ich mir kämpfend den Weg:
Sey es, daß ich das Ziel in glücklicher Kühnheit erreiche, 195.
Sey es, daß auch der Tod endet des Liebenden Qual.
Eines fleh' ich mir doch: zu dir hinüber getrieben,
Möchte den Leichnam dann, möcht' ihn dein Ufer empfahn!

Thränen ſtürzen dir dann vom Aug', den Körper umfaſſend;
„Ach, daß dieſer erblich," klag'ſt du, „trag' ich die Schuld!" — 200.
Schreckt dich, Liebe, dies Bild von meinem Tode? und wird dir
Jegliche Zeile des Briefs, die es dir zeichnet, verhaßt?
Sieh, ich ende; doch end' auch Du die Klagen, und füge,
Auszuſöhnen das Meer, jetzo zu meinem dein Flehn.
Kurz nur werde gewährt, hinüber zu gleiten, die Stille; 205.
Bin ich ans Ufer gelangt, wüthe dann ewiger Sturm!
Dort befindet ſich wohl, in ſicherem Hafen, mein Schifflein;
Nirgends beſſer, als dort, ruht auf den Wellen es aus.
Dort, wo es ſüß ſich verweilt, dort möge mich Boreas feſſeln,
Nimmer des Schwimmens gedenk, ſcheu' ich dann klüglich Gefahr! 210.
Schmäh' auch nimmer auf euch, ihr tauben Fluthen, und klag' es,
Daß ſie den Uebergang wehrt, nimmer der ſtürmenden See.
Möge der Wind, und möge dein Arm zurücke mich halten,
Willig laß ich mich dort feſſeln durch Beider Gewalt.
Jetzo, raſet der Sturm, erheb' ich zum Rudern die Arme, 215.
Halte zur Anſicht nur Du ſtets mir die Leuchte bereit.
Theile das Schreiben indeß, ſtatt meiner, dein nächtliches Lager,
Und, ich fleh' es, o bald, folge dem Schreiben ich ſelbſt!

Falkenau.

D. Gr. v. Haugwitz.

III.

Ueber die alte ungariſche Schreibart [a].

Viele Ungarn behaupten, ſie hätten ſeit undenklichen Zeiten eine ganz eigene Schreibart gehabt. **Bel** hat es in einem ſeiner Werke aufgeführt [b]. **Deſericius** handelt davon, indem er von den alten Ungarn redet [c]. **Molnar** ſagt, ſie ſey noch gebräuchlich [d]. **Hickes** führt in ſeinem Schatz der nördlichen Sprachen [e] das Alphabet an. **Freret** erwähnt es in den Abhandlungen der Akademie der Inſchriften [f]. Die Verfaſſer des nouveau traité de diplomatique haben es [g] dem **runiſchen** Alphabete zur Seite geſetzt, und, um mehrere andre zu übergehen, ſo hat Fry zu London in ſeiner Sammlung aller Alphabete auch das ungariſche wieder aufgeführt h).

---

[a] Vergl. in dem Magazin Encycl. Tom. I. 1802. p. 70 folg. Herrn **Hagers** Abhandlung sur l'ancienne écriture des Hongrois, welche ich hier mit einigen Veränderungen deutſch mittheile.

[b] *Bel* de veteri literat. Hunnoscythica.

[c] *Deser.* de init. ac major. Hungar. Tom. II. p. 155.

[d] *Molnar* praef. grammat. Hungar.

[e] *Hickes* Thesaur. ling. septentr. praef.

[f] Mémoires de l'Académie des Inscriptions. Tom. VI. pag. 618.

[g] Vol. I. pl. 14.

Allein man findet doch bei den Ungarn gar nichts in dieſer alten Schreibart; auch keine Spur von ihren eigenthümlichen Buchſtaben. Dies ſoll in dieſer kurzen Abhandlung gezeigt werden, und daraus wird ſich dann zugleich ergeben, daß das ungariſche oder hunniſche Alphabet erdichtet iſt.

Das erſte, was einem jeden Forſcher einfallen muß, iſt, daß wenn die Ungarn je ein ſolches Alphabet beſeſſen hätten, man doch auf einem Marmor, Stein, Ziegelſtein, Metall, Tiſch, auf einer Haut, oder ſonſt einer Materie eine Spur davon gefunden haben müßte, um die Exiſtenz deſſelben zu beweiſen. Ein ſolches Monument mit ungariſchen beſondern Buchſtaben findet man aber in Ungarn nicht; und das gänzliche Stillſchweigen ungariſcher Schriftſteller und Geſchichtſchreiber iſt ein ſicherer Beweis, daß es nicht exiſtirt hat i). Denn was Thuroczius, Bonfinius, Olahus und andere gelehrte Ungarn von den Zeichen ſagen, welche die Sekler in Siebenbürgen in Holz ſchneiden k), ſo iſt ihnen dieſe Schreibart mit mehrern Nationen in Aſien und

---

h) *Fry* Pantographia. P. 152.

i) Man ſehe *Otrokocsi*, *Salagius*, *Timon*, *Benkö*, *Pray*, *Kollar*, *Belius*, *Katona*, *Peterfy*, u. a.

k) *Bonfin.* Decad. 1. lib. 7. *Olahus* Hungar. et Attila pag. 195. *Bel.* Lib. cit. pag. 58.

und Europa gemein. Die **Votiaken** in Siberien, und die **Lapländer** im Norden von Europa, bedienen ſich dieſer Schreibart *l*). Die Bauern in Scandinavien *m*) und an einigen Orten Englands *n*) haben ſie ebenfalls ſeit langer Zeit.

Sicher würde man, wenn je eine Handſchrift oder Monument in der ungariſchen beſondern Schreibart, welche man hier und da aufgeführt findet, exiſtirt hätte, in der berühmten Bibliothek des Matthias Corvinus, welche die reichſte und älteſte in Ungarn iſt, etwas der Art gefunden haben. Der gelehrte kaiſerliche Bibliothekarius **Lambecius** wurde nach **Buda** zu Nachſuchungen ungariſcher Bücher geſchickt *o*). Allein ſeine Nachſuchungen waren vergeblich, und man kann aus **Olahus** Beſchreibung der Bibliothek zu Buda ſehen, daß ſie nur griechiſche oder lateiniſche Bücher enthielt *p*). Man weiß, daß die gelehrte Sprache der Ungarn immer die lateiniſche geweſen iſt, und daß ihre eigene Sprache mit römiſchen Buchſtaben geſchrieben wurde, wie ſie noch jetzt ſo geſchrieben wird. Faſt alle Schreibmaterialien haben im Ungariſchen lateiniſche Namen. Wenn man auch zugeben wollte, daß die Hunnen, welche Ungarn einſtens überſchwemmten, die Stamm-Eltern der

---

l) **Georgi** Rußland. pag. 3. folg.

m) *Worm.* Danic. literat. pag. 6. *Keyſsler* Antiq. septentr. pag. 464.

n) *Fry* Pantographie. pag. 205. 307.

o) *Lambec.* Commentar. de August. Bibl. Caes. Vindob.

p) *Bel.* Hungar. nov. Tom. III.

Ungarn geweſen wären (wovon doch jetzt das Gegentheil erwieſen iſt): ſo muß man wieder erwägen, daß dieſe, wie Procopius verſichert, gar keine Schrift kannten q). Endlich braucht man das Alphabet, welches man aufgeführt hat, nur anzuſehen, und man wird finden, daß es nur eine Zuſammenſtellung europäiſcher Buchſtaben, nicht fremder und origineller, enthält.

Woher kommt es aber, daß die Ungarn ihren Vorfahren eine eigenthümliche Schriftart beilegen, und eine Schriftart, welche von der Rechten zur Linken geleſen wurde? Iſt dies bloß Erdichtung? Und wie hat ſich dieſe ſo lange erhalten? — Ich will hierüber eine Conjectur vortragen, die ich nicht für durchaus gewiß ausgeben will, die aber doch ſehr wahrſcheinlich iſt. Oigur, Igur, Yugour, Ougri, Ungri, Ungarn, können, wie Langles, und vor ihm Herr Schlözer r), ſehr wohl bemerkt hat, derſelbe Name ſeyn, und dieſes nach den Regeln der ſtrengſten Etymologie. So iſt Mogol und Mongol genau daſſelbe; und, um die Beiſpiele nicht zu häufen, ſo iſt Tzigan im Ungariſchen, und Zigeuner im Deutſchen, daſſelbe, was Tchingané im Türkiſchen, oder Zingaro im Italiäniſchen. Man weiß, durch Arabihah, daß die Oigours Buch-

---

q) Hunni etiamnum rudes plane sunt literarum, quasne auribus quidem admittunt. Neque eorum pueri in labore literario adolescunt. Procop. de bello Gothico. Lib. 4. Cap. 19.

r) Notices et extraits des Mss. de la Bibl. nat. Vol. 5. p. 584. Schlözer's allgem. nord. Geſchichte.

ſtaben hatten; dieſe Oigours waren ein tatariſcher Stamm, der dem Neſtorianismus ergeben war, und daher ſyriſche Buchſtaben kannte [s]. Auch findet man zwiſchen den Buchſtaben der Oigours und den ſyriſchen eine frappante Aehnlichkeit, welche, wie ich glaube, Bayer zuerſt in ſeinen Verhandlungen der Gelehrten auseinander geſetzt hat [t]. Die ſyriſchen Chriſten durchwanderten früh das ganze nördliche Aſien; denn man findet, daß das zu China gefundene chriſtliche Monument aus dem ſiebenten Sekulo in ſyriſchen Buchſtaben geſchrieben iſt; merkwürdig iſt dabei, daß man es in der Provinz Chenſi gefunden hat. Nun aber iſt dieſe Provinz die erſte, auf die man kommt, wenn man durch die Tartarei reiſet; d. h. von Nord-Oſten nach China. Dieſe Neſtorianer mußten alſo durch ein Land, welches ehemals Ungarn bewohnten, und noch heute, die Voguln, die ſich derſelben Sprache bedienten, bewohnen. Mögen nun alſo die Ungarn einmal mit den Oigurs vermiſcht, oder nur ein finniſcher Stamm an der Wolga und dem caſpiſchen Meere geweſen ſeyn; ſo konnten ſie die ſyriſche Schrift kennen, und die Syrer können ihre erſten Lehrer geweſen ſeyn. Auch heißt Doctor oder Lehrer im Ungriſchen Tanito. Tanito iſt aber ein Wort, welches aus dem Syriſchen herſtammt. Man kennt die berühmten Tanaim des Talmud, und es iſt bemerkenswerth, daß die Türken und Perſer daſſelbe Wort für Wiſſenſchaft, Kenntniß, gebrauchen. Endlich konnten die Ungarn dieſe Schreibart auch von den Manichäern haben. Man weiß aus Beauſobre's gelehrten Unterſuchungen, daß die Manichäer ſich bis in den Norden von Perſien, in die Tartarei, verbreiteten, und ſyriſch ſprachen. Die alte Religion der Ungarn hat ſelbſt etwas Manichäiſches. Die Tradition von der alten ſyriſchen Schreibart konnte ſich nun unter den Ungarn erhalten; denn ſie behaupten auch, daß ſie von der Rechten zur Linken gehe. Nur aber iſt es jetzt ausgemacht, daß nicht alle orientaliſche Schriftarten von der Rechten zur Linken gehen, wie man gewöhnlich behauptet hat, weil die Hebräer und Araber, die uns näher ſind, ſo ſchreiben. Das devanagariſche, bengaliſche, tamuliſche, talengaiſche Alphabet, und alle übrigen indiſchen gehen von der Linken zur Rechten. Die drei Alphabete von Sumatra, welche Marsden bekannt gemacht hat; das Alphabet von Java, welches Corneille le Bruyn mitgetheilt hat; und, wenn ich mich nicht irre, das Tagala auf den Philippinen, welches wir durch Thevenot kennen, wird ſo geſchrieben. Die Georgier, Armenier, die Mongous und Mandſchous machen es eben ſo; und durch das ſchöne, von Millin herausgegebene perſepolitaniſche Monument iſt es erwieſen, daß auch die älteſte perſiſche Schrift von der Linken zur Rechten gieng. Folglich kann man ſagen, daß die Ungarn keine andere horizontale Schrift, die von der Rechten zur Linken lieſe, annehmen konnten, als die ſyriſche, oder das Zend und Pehlvi, dieſe alten Alphabete des ihnen benachbarten Perſiens, welche auch von der Rechten anfangen. Die Araber oder Muhamedaner waren noch nicht in die Tartarei gedrungen, als die Ungarn ſie verließen; die Juden hatten keine ſehr große Neigung Proſelyten anzuwerben, daß ſie deswegen die Ungarn ihre chaldäiſche Schrift hätten lehren ſollen; und die Anbeter des Feuers verbargen vielleicht ihre Charaktere, wie ſie jetzt ihre heiligen Bücher unſern Augen entziehen. Nur die manichäiſchen oder neſtorianiſchen Chriſten bleiben alſo übrig; für dieſe iſt die meiſte Wahrſcheinlichkeit. Dieſe Wahrſcheinlichkeit unterſtützt noch die Autorität des gelehrten Aſſemanni, und mehrerer anderer Schriftſteller, welche gezeigt haben, wie ſehr die ſyriſche Literatur und Sprache in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche, beſonders im Norden von Aſien, und in den ehemals von Ungarn bewohnten Gegenden, verbreitet geweſen ſey. Endlich ſprechen für dieſe Meinung auch die ſyriſchen Buchſtaben, welche zu Si-gan-fou, der ehemaligen Hauptſtadt von China, entdeckt ſind, ſo wie verſchiedene alte Monumente, welche ſich in dieſem Reiche finden, welche ſich auf den erſten Einfall der Tartaren beziehen, und in einer, aus dem Syriſchen abgeleiteten Schriftart ausgedruckt ſind.

---

[s] Langle's a. a. O.

[t] Acta eruditor. Jul. 1731.

Göttingen.

D. Horn.

IV.

Ueber das Kunſtgenie [*].

Man hat mit Recht einen Unterſchied zwiſchen dem Genie und dem guten Kopfe feſtgeſetzt; indeß ſcheint man mir in der Beſtimmung dieſes Unterſchiedes zu irren. Denn wenn man dieſem die Fähigkeit zuſchreibt, ſich leicht wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu erwerben, und zugleich auch dieſelben zu vermehren und zu einem Ganzen zu ordnen, ſo erweitert man ſein Gebiet zu ſehr, und beſchränkt auf der andern

---

[*] Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes theilt dem Publikum dieſe Hälfte einer Abhandlung über dieſen Gegenſtand, und zwar nur im Abriſſe, mit, weil er von irgend einer Seite Belehrung über ſeine Anſicht und den Gang ſeiner Unterſuchung zu erhalten hofft. Er glaubt, daß mit der wichtigen Beſtimmung dieſes Gegenſtandes mancher Irrthum fallen werde, der jetzt ſo fruchtbar an Streitigkeiten und an ſchiefen Anſichten iſt. Billig ſollte jede Philoſophie, und vor allen die Kunſtphiloſophie, mit der Erörterung und Erklärung des Begriffs Genie anfangen, dem ſchönen Gebrauche der Alten gemäß, die bei wichtigen Unternehmungen die Regel: a Jove principium, befolgten.

Uebrigens konnte die Litteratur dieſes Artikels hier, aus leicht zu erachtenden Gründen, keinen Platz finden. Sie bleibt dem Erſcheinen der größeren, das Ganze umfaſſenden Abhandlung aufbehalten. Der Verf.

Seite den Wirkungskreis des Genies, indem man ihm die Kraft beilegt, muſterhafte Werke der ſchönen Kunſt hervorzubringen: eine Beſtimmung, die, ſtreng genommen, ſehr wenig ſagt, unweſentliche, ſchwankende Merkmale enthält, und — einſeitig iſt.

Schon Berückſichtigung der Etymologie hätte hier auf das Rechte führen müſſen. Genie ſtammt von Erzeugen (geno, d. i. gigno) her, ſo wie ποιητης ein Schöpfer, ein Erſchaffer, heißt. Es kommt eigentlich dem Genie die Kraft zu, Ideen zu erzeugen, und aus ihnen ein organiſches Ganze zu bilden. Daraus ergiebt ſich nun von ſelbſt, daß ein Genie Original ſey, und der Natur der Sache nach ſeyn müſſe. Ferner folgt daraus, daß es auch ein philoſophiſches Genie gebe. Es iſt charakteriſtiſch für die ältere Philoſophie, daß in ihr und für ſie von dem Genie nicht die Rede iſt: eine Bemerkung, die leicht ein zu nachtheiliges Licht auf dieſelbe werfen könnte.

Wann werden wir doch einmal aufhören, die Produktionen des Genies als überſpannt und unnatürlich zu verſchreien, weil ſie übernatürlich oder vielmehr der edelſten Natur der Menſchheit gemäß ſind! Der Künſtler iſt ein Genius, der vom Himmel zu den Sterblichen niederſtieg, mit ihnen ſich vermählend, um die durch ihn erhobene Menſchheit den ſchaffenden Göttern in Geſtaltung hoher, ſchöner Bildungen ähnlich zu machen. Dieſer göttliche Genius darf der Menſchheit nicht genommen werden; er iſt es, der ſie über das Gemeine der Wirklichkeit erhebt, der ſie aus dem unbeſtändigen Gedränge des Irdiſchen in das Reich ewiger

Ideen führt, denen die Körperwelt nur eine Hülle, nie aber Bedeutſamkeit geben kann. Laßt ſie doch ſchreien, die an das Empiriſche gefeſſelten Männer der Wirklichkeit; ihnen iſt das Höhere verſchloſſen, und ihr mitleidswerthes Geſchrei beurkundet ihre Untüchtigkeit zu jeder Erhebung. —

Das Genie an ſich iſt zwar eins und daſſelbe; es theilt ſich aber in Rückſicht des Standpunktes und der Darſtellung der Ideen in das philoſophiſche und künſtleriſche. Der Unterſchied beider wird größtentheils ſchon aus dieſem kurzen Verſuch erhellen, in welchem nur von dem letzteren geredet wird.

Wir erkennen in demſelben, vorzüglich im Gegenſatz mit dem hiſtoriſchen und proſaiſchen Kopfe, folgende vier charakteriſtiſche Merkmale:

I. Empfänglichkeit des innern Sinnes für Eindrücke der umgebenden Natur.

II. Talent, das in der Natur ſich findende Individuelle zu idealiſiren, womit ſich die Erfindungskraft verbindet.

III. Dadurch erweckter Darſtellungstrieb; und

IV. Der zur Darſtellung des Idealen nöthige Reichthum ſchicklicher Mittel und Kräfte.

I. Empfänglichkeit des innern Sinns für Eindrücke der das Genie umgebenden Natur, zu welcher vorzüglich die menſchliche Natur gerechnet wird, in engerer Bedeutung. Denkt man nun ſich alles dies unter dem Begriffe Natur: welche eine zahlloſe Menge von Abſtufungen giebt es dann in den Darſtellungen des Genius! Wie unendlich verſchieden iſt dann der Künſtler, welcher kleine Gegenſtände aus der Natur, etwa eine Blume, zur Bearbeitung ſich wählte, von demjenigen, der etwa das Thal Tempe, oder Elyſium bildete; wie verſchieden iſt dann derjenige Künſtler, der ein Thier mahlte oder meißelte, von dem Schöpfer eines Zeus Olympios, oder eines Laokoon! Und doch ſtehen dieſe Gebilde vielleicht nur auf der höchſten Stufe der Mahlerei und Bildhauerkunſt, nicht aber der Kunſt überhaupt. Denn können ſie wohl mit den lebendigen Darſtellungen des vortrefflichen Schauſpielers, der die geheimſten, verborgenſten Falten und Eigenheiten des menſchlichen Charakters auffaßt und ausdrückt — eine Vergleichung anhalten? — Genie gehört unſtreitig ſelbſt zu der geringſten dieſer Darſtellungen, und die reiche Natur theilte an ihre Lieblinge nur verſchieden ihre Geſchenke aus: ſie gab dem Einen mehr Empfänglichkeit für dieſen Gegenſtand; dem Andern für jenen. Sobald ihm dieſe nicht abgeſprochen werden kann; ſobald er das Schönſte und Zweckmäßigſte zu ſondern und in ſich aufzunehmen vermag: ſo wird es ſeinen Gebilden nicht an Originalität, ihm ſelbſt gewiß nicht an Genie fehlen. „Göttlich groß,“ ſagt George Forſter in ſeinen Anſichten vom Niederrhein (Theil 1. S. 81), „iſt das Künſtlergenie, das den Eindrücken der Natur ſtets offen, tief „und innig unterſcheidend empfindet, und nach „ſeiner innern Harmonie das Treffendſte vom „Bezeichnenden, das Edelſte vom Edeln, das „Schönſte vom Schönen wählt, um die Kinder ſeiner Phantaſie aus dieſen erleſenen Beſtandtheilen in Zau-

„derformen zu gießen, welche mehr in jedem Punkt ihres „Weſens, und nur, in ſo fern ſie der Menſch vereinigte, „liebliche Träume ſind. Denn," wie derſelbe an einem andern Orte ſagt, „nur das Gleichartige kann ſich faſſen." —

Hieraus ergiebt ſich ein ſehr weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Original und dem Nachahmer. Jener ſchöpft ſeine Bilder unmittelbar aus der Natur, und geſtaltet ſie in reicher erfindender Seele, mit ſchöpferiſcher Phantaſie und zartem Geſchmack, zu ächten Werken der Kunſt. Der Nachahmer hingegen, der dieſe Vorzüge entweder ganz entbehrt, oder ſie wenigſtens nicht in der Vollkommenheit beſitzt, iſt genöthigt, vom Genius ſich erſt vorbilden zu laſſen, was er ſelbſt zu bilden ſtrebt, und, arm an Empfänglichkeit, Erfindungskraft, Phantaſie und äſthetiſchem Gefühl, bedarf er fremder Stütze, um ſich durch die mühvolle Kunſt zu erheben, da ihm die Natur den mühelosen Genius verſagte. Dieſer iſt eigentlich der wahre Nachahmer, und bleibt ſelbſt im Nachahmen noch Original, wie wir weiter unten ſehen werden.

Da nun die Natur nur ſehr Wenigen Talente zu jeder Kunſt verlieh; da es, ſelbſt wenn ſie es that, beinahe unmöglich iſt, allen Talenten die nöthige Ausbildung zu geben: ſo unterſcheiden ſich auch die Genies durch verſchiedene Arten der Empfänglichkeit, und durch die Cultivirung ihres vorzüglichern und eigenthümlichen Talents von einander. Einige beſitzen größere Empfänglichkeit für die Eindrücke durch das Geſicht. Leicht und mühelos entdeckt der Mahler und Bildhauer in der Natur die ſchönſten Farben, die edelſten

Formen, die treffendſten Verhältniſſe, und leicht nimmt die innere Harmonie ihrer Seele das Entdeckte in ſich auf, es fortbildend zum ächten Kunſtwerk.

Andern ward höhere und reinere Empfänglichkeit für Eindrücke durch das Gehör. Welcher Uneingeweihte vermag aus dem Naturgeſange der Vögel die künſtliche Harmonie der Muſik, aus dem regelloſen Gezwitſcher die melodiſchen, ſeelenerhebenden, und unſer Inneres durchzitternden Töne heraus zu hören? Nur des Tonkünſtlers Empfänglichkeit lehrte ihn, die ungeordneten, oft widrigen Töne der Natur zu ſondern, das Beſte in ſich aufzunehmen, und, es dort mit der eigenen Harmonie vereinend, zu läutern und zu verſchönern.

Doch iſt es nicht die unbeſeelte Natur allein, welche dem Genius den Stoff zu ſeinen Kunſtgebilden darbietet: die reichere, mannichfachere, edlere Menſchennatur wirkt auf ſein empfängliches Gemüth durch eine ewig neue, ewig wechſelnde, bis in's Unendliche ſich erſtreckende Verſchiedenheit ihrer Charaktere und Geſinnungen, ihrer Worte und Handlungen, in ſolcher Stärke und Vollkommenheit, daß hier erſt der eigentlich würdige und angemeſſene Wirkungskreis des Genius ſich öffnet, wo er ſich die reichſte Ernte für ſeinen Geiſt, die ſchönſte Palme für ſeine Kunſt erwerben kann. Hier fließt die unerſchöpfliche, ewig neu und ſchön hervorſtrömende Quelle, woraus der Künſtler die mannichfaltigen abwechſelnden Farben zu ſeinen Schilderungen und Bildungen bereiten kann; hier iſt die weite, unermeßliche Welt, in der man die herrlichſten Ausſichten, Länder und Gegenden entdecken und bebauen kann, und die den weit vordringenden Blicken des Genius doch nie ein Ende, nie ein Ziel zeigt, wo ſeine Bildungskraft ſtille zu ſtehen gezwungen wäre. Leicht iſt es gewiß nicht, die innerſten, verborgenſten Geheimniſſe der menſchlichen Natur zu erſpähen, und die erlauſchten Entdeckungen in Kunſtbildungen darzuſtellen; ein reifes und ſcharfes Urtheil, das durch mannichfache ausdauernde Uebung erhöhet wird, ein leidenſchaftfreies, die Eindrücke von außen willig, klar und rein empfangendes Gemüth, verbunden mit unermüdlichem Beobachtungseifer, und unterſtützt durch tief ſpähenden Unterſuchungsgeiſt: das ſind Erforderniſſe, welche der gewöhnliche, unbegabte Menſch nicht beſitzt, und welche doch für die den Sterblichen mögliche Vollkommenheit der Menſchenkenntniß, und für die höheren Kunſtdarſtellungen nothwendig und unentbehrlich ſind.

Betrachtet man aus dieſem Geſichtspunkte den Schauſpieldichter, der ſeine Bildungen unmittelbar unſerem innern Sinne zum Genuſſe mittheilt, und den Schauſpieler, der, dieſe Gebilde mit ſeinem Künſtlertalente belebend, ihnen gleichſam erſt die ſichtbare Geſtalt, die äußere Form und den beſtimmtern Umriß ertheilt, und ſie ſo vermittelſt der Darſtellung für Gehör und Geſicht, in reiner Klarheit und Faßlichkeit dem Anſchauen des äußern und innern Sinnes vorführt: ſo erhalten dadurch die Künſtler eine Würde, die ſie vor allen andern Sterblichen auszeichnet, und ihnen die gerechten Anſprüche und die ſichere Hoffnung auf den Dank der Mit- und Nachwelt, der ſie durch Offenbarung ihrer Geheimniſſe hohe Belehrung und rein menſchliches Vergnügen gewährten, verbürgt und zuerkennt. Freilich ernten ſie ſelbſt den ſchönſten und reichſten Genuß ihrer Schöpfungen ein, da, wie ſchon oben geſagt iſt, nur das Gleichartige ſich zu faſſen vermag; aber der edlere Theil des menſchlichen Geſchlechts wird in dem Anſchauen dieſer erhabenen Gebilde ſelige, genußreiche Momente verleben.

Reiner, vollendeter wird alſo der Genius die ächten Kunſtwerke genießen, leichter den äſthetiſchen Sinn bilden, und glücklicher und würdiger nachahmen können, was er ſo rein empfing und ſo tief empfand, als es die gemeine Natur nicht vermag.

Aber dieſe Nachahmung wird nicht frei von eigenen, originellen Zuſätzen ſeyn, geſchöpft aus jener reinen Ideenfülle, die dem von einem andern Genius empfangenen, ſchon gebildeten Gegenſtande neuen Umriß, neue Anſichten, neue Schönheit und inhaltvollere Bedeutung giebt. Hier iſt es wo ſich das Original und der Nachahmer begegnen, hier alſo kann man die Gränzpunkte zwiſchen beiden beſtimmen: Jenes empfängt rein und harmoniſch das Große und Vollendete; dieſer unvollkommen, verkleinert und verdunkelt; er zieht es mehr zu ſeinem beſchränkten Kreiſe herab, ſo wie jenes, das Original, es erhebt, indem es ſich noch ſehr vieles hinzu denkt, was entweder gar nicht, oder tief verborgen lag in dem Produkte des Genius. Der Nachahmer ſtellt das unvollkommen Empfangene noch unvollkommner wieder dar; das Original giebt das vollkommen Empfangene in höherer Vollendung und mit reizender Neuheit wieder.

Je mehr ſich nun der Nachahmer zu dem nachbilbenden Originale erhebt, deſto beſſer wird ſeine Nachahmung werden; je mehr ſich dieſes durch eigene Kraft empor führen läßt, deſto weiter wird es ſich von jenem entfernen, deſto eigenthümlicher werden ſeine Bildungen ſeyn.

Oft weiß der Genius aus dem Schlechten das Gute, aus dem Unvollkommenen, Kleinen und Niedrigen das Erhabene, Große und Vollendete hervor zu zaubern. Shakeſpear ſchuf aus dem elendeſten Machwerk das vortrefflichſte Kunſtwerk; und gerade hierbei zeigt ſich ſein Genius auf eine glänzende, wunderſame Weiſe, die man vielleicht nicht ganz befriedigend wird erklären können. Man kann ſagen: er entdeckte ſelbſt in dem Schlechten die Keime des Guten und Schönen; er beſaß Feſtigkeit, Feinheit und Urtheil des Geſchmacks und des äſthetiſchen Gefühls in einem ſolchen Grade, wo er das Schlechte, als Schlacken, abzuſondern fähig war von dem ächten Metalle; wo er jenes unberührt liegen ließ, dieſes ſeinem Genius aneignete, und mit dem eignen Reichthum vereinte. Aber immer kann man noch fragen: warum ſchöpfte er nicht lieber Alles aus ſich ſelbſt, und unmittelbar aus der Natur? Iſt es vielleicht deshalb, weil er, wie andere Künſtler, aus der belebten und unbelebten Natur das Beſte ſondern und in ſich aufnehmen, dieſes Beſte aus tiefern Gründen und aus elendem Wuſte herauſzuholen fähig war, und bei größerem Kraftaufwande auch reichere Ausbeute zu machen hoffen konnte? Was es auch ſey: groß und rieſenhaft erſcheint dieſer himmliſche Genius bei dieſer Sonderung des Aechten vom Unächten, des Wahren vom Falſchen, des Schönen vom Häßlichen, bei der Veredlung des geſonderten und in ſich aufgenommenen Guten, und bei der Vermehrung deſſelben durch eigenen Reichthum, aus welchem der Dichter ſeine Gebilde ſo reichlich beſchenkt und ausgeſtattet hat.

So ſpiegelt ſich in der Seele des Genies die Natur, ſeine gütige Mutter und ſeine vertraute Freundin, in reiner Klarheit und Lauterkeit ab. Dort trennt es dann die höhern Zwecke derſelben und bewahrt in ſich nur die reine, vollendete Schönheit, die allein der Gegenſtand der Kunſt iſt, und die, wenn der Genius den aufgenommenen und aus ſich ſelbſt geſchöpften Stoff zu einem zweckmäßigen, in ſich ſelbſt feſtgegründeten Ganzen vereinigte, allein und einzig in dieſem Kunſtwerke herrſchen ſoll und herrſchen wird, ein Symbol, ein Abbild der ewigen Natur.

II. Wir haben bis jetzt geſehen, wie empfing das Genie den Stoff, welchen ſowohl die beſeelte als auch die lebloſe Natur, und die Werke guter und ſchlechter Künſtler ihm darboten? Daraus ergiebt ſich die Frage: Wie bildet es denſelben in ſich zum Ideal, zu vollendeter Schönheit, deren Beſtandtheile (nach Schiller, in der Abhandlung über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen) Leben und Geſtalt ſind. Idealiſch müſſen alſo alle Kunſtwerke ſeyn, wenn ſie ſchön ſeyn ſollen *).

---

*) Ob dieſe Behauptung denjenigen, die Nachahmung der Natur für den höchſten Grundſatz der Kunſt halten, deren es immer noch mehrere giebt, als man glaubt, wahr ſcheinen darf, wenn ſie nicht inconſequent ſeyn wollen? — Dieſe Frage muß

Man denke ſich nun das Genie voll von dieſen, auf verſchiedene Weiſe empfangenen und an ſich verſchiedenen Vorſtellungen:

---

man wohl verneinend beantworten. Es ſey mir erlaubt, meine Gründe für meine letztere Behauptung etwas weitläuftig zur nähern Prüfung vorzulegen. Sulzer erklärt ſich gegen die Regel, daß man in Kunſtbildungen die Natur verſchönern müſſe, weil man dies nicht könne, ja nicht einmal wollen dürfe — Er nimmt dagegen die Nachahmung der Natur als den höchſten Grundſatz der ſchönen Künſte an, verleitet durch ſeine fromme Liebe zur Natur, und durch das Beiſpiel anderer Kunſtrichter. Aber dieſer Grundſatz kann nicht als allgemeine höchſte Regel gelten. Denn ihre Unbeſtimmtheit erzeugt Dunkelheit, Irrthum, kunſtwidrige Darſtellungen, indem ein jeder Künſtler, ſey er übrigens auch noch ſo ſchlecht, ſeine Pflicht ganz erfüllt zu haben mit Recht behaupten kann, wenn er nur der Natur — mag ſie auch, aus höherem und mannichfacherem Zwecke, der ächten Kunſt ganz entgegen ſeyn — recht getreu geblieben iſt. Anders iſt der Zweck der ſchönen Künſte; anders ſind die Zwecke der Natur; ja beide ſtoßen oft feindlich zuſammen. Die Kunſt will einzig und allein die Schönheit, wie die reine Mathematik nur auf die Größe ſieht. Die Natur hingegen muß, wenn ſie nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen, oder die unendliche Menge anderer Zwecke der einzigen Schönheit aufopfern will, der Schönheit oft zuwider wirken. Laokoon iſt ſchön; aber es kann keinen ſolchen in der Natur geben: das erkennt die Vernunft, ſobald die Täuſchung verſchwunden iſt. Wir hören ihn im Bilde den Laut des Schmerzes, welchen die Natur von ihm erpreßt hätte, nicht erheben; wir ſehen es kaum, weil die Kunſt, um zu gefallen, ſelbſt dem Anſchauen des Auges dieſe Vorſtellung ſehr gemildert vorgeſtellt hat. Die Kunſt darf dies nicht nachahmen; ja ſie ſtellungen: wie werden nicht alle ſeine Seelenkräfte zur Thätigkeit und Wirkſamkeit mächtig aufgeregt werden! Der

---

kann nicht, wenn ſie auch dürfte. Sulzer ſagt ſelbſt, der Künſtler habe alles Widrige im Laokoon vermieden; und iſt dies nicht auch den Zwecken der ewigen Natur gemäß? Müßte ſie nicht, um dieſen Verluſt der Schönheit aufzuheben, den Laokoon z. B. alles menſchlichen Gefühles beraubt haben? Die Kunſt aber mußte für ihn Intereſſe und Wohlgefallen erwecken, und durfte deshalb nicht Entſetzen und Schauder, ſondern nur Schreck und Theilnahme rege machen; ſie mußte bewirken, daß wir nur das Nichtſeyn des Gegenſtandes, nicht aber das Nichthaben der Vorſtellung wünſchen. Welch ein Unterſchied alſo zwiſchen den Gebilden der Kunſt und den Werken der Natur! Denn was vom Laokoon geſagt wird, kann, mehr oder minder, auch von andern Kunſtwerken behauptet werden. Kunſt und Natur ſind alſo nicht Eins. —

Geſetzt aber auch, es lieferte ein Künſtler die getreueſte Nachahmung der ſchönſten Natur: wir bewundern dann nur den Künſtler in dem Kunſtwerke; uns gefällt in dieſem nur die Schönheit der Natur; unſer Wohlgefallen hört auf, ſobald wir das Original ſelbſt in der Natur auffinden, und es genießen können. Ein Kunſtwerk aber ſoll eine kleine begränzte Welt für ſich ſeyn in der großen, unendlichen Welt, und den Grund ſeines Wohlgefallens in ſich ſelber haben. —

Nicht alſo die Natur nachzuahmen, nicht einen ſchönen Gegenſtand in der Natur, auch nicht die Natur zu verſchönern — ſondern ſchöne Natur, Schönheit darzuſtellen — iſt Forderung der Kunſt. Mißverſtändniſſen iſt dieſe Forderung nicht unterworfen; denn man kann ſich von der Schönheit, durch Auflöſung in ihre Beſtandtheile, einen deutlichen und beſtimmten Begriff machen.

Verſtand wird ſie zu ordnen und zu verbinden ſtreben; die Phantaſie, ſich dieſer Fälle erfreuend, wird ſich damit beſchäftigen, ſie in andere Geſtalten zu formen, ſie unter mannichfachen Verbindungen zu zeigen, und den Reiz ihrer ſinnlichen Schönheit über dieſe Geſtalten und Verbindungen auszugießen. Der Schönheitsſinn wird ihnen Anmuth, der Verſtand Adel und Würde ertheilen, und das äſthetiſche Gefühl wird des von allen Seelenkräften reichlich ausgeſtatteten Ideals ſich freuen, und Begeiſterung und Darſtellungstrieb erwecken.

Die ſinnlichen Kräfte ſowohl als die geiſtigen, wirken demnach, friedlich mit einander vereint, zu Einem Zwecke hin. Jeder Zwiſt, jede Uneinigkeit, jede Entgegenwirkung, welche wir in der Natur wahrnehmen, iſt bei dieſem friedlichen Zuſammenwirken verbannt. Da aber dieſe Verbindung einander entgegengeſetzter Kräfte nur durch die Aufhebung beider möglich iſt, und man in dieſem ganz neuen Zuſtande des Genies, welchen man den äſthetiſchen nennt, nicht die einzelnen Beſtandtheile deutlich entdecken kann, ſo läßt ſich dies innere, thätige Wirken des idealiſirenden und bildenden Genies auf ſeinem ſtillen und geheimen Gange nicht belauſchen; und das Genie ſelber, bei dem dies Geſchäft des idealiſchen Bildens, ihm ganz unbemerkt und unbewußt, von ſtatten geht, kann uns, da es in dieſem Zuſtande nicht reflectiren und logiſch trennen, und auch nachher keine deutlichen Erinnerungen von ſeinem ihm unbekannt gebliebenen Bilden haben kann, keine Aufſchlüſſe über dies wundervolle Geheimniß geben.

Wir wollen deshalb einen Schritt weiter gehen und fragen: was wird durch dies Geſchäft der Idealiſirung in der Seele des Genies gewirkt? Der empfangene und aufgenommene Stoff verbindet ſich ſo innig mit dem empfangenden Sinne, daß man beides für eins anſehen, und dieſe Beſchaffenheit oder dieſen Zuſtand die Natur des genialiſchen Künſtlers nennen kann. Dieſer iſt demnach, wie Schiller ſagt, „Bewahrer der Natur," und zwar der edlen, die unverlierbar iſt in der großen weiten Natur, ſo lange der Menſch noch zu empfinden vermag, und ſo lange man die Gebilde des Genies als Denkmahle nicht nur der Kunſt, die jene gebildet hat, ſondern auch der Menſchengröße, welche die Natur ſo gut verſtehen und auffaſſen konnte, betrachten wird.

Dieß Fortbilden zum Ideal, dieſe Idealſchönheit ſelbſt, iſt nun, wie ſich aus allem Vorhergeſagten ergiebt, nach der jedem Genie eigenthümlichen Empfänglichkeit, und nach der daraus entſtehenden Verſchiedenheit des aus der mannichfachen und unendlichen Fülle der Natur in ſich aufgenommenen Stoffs, verſchiedentlich modificirt, und beſteht in jeder einzelnen Kunſt aus, ihr eigenthümlichen, ſie von andern ſchönen Künſten unterſcheidenden, Eigenſchaften und Merkmalen. Man denke ſich das Ideal einer Blume, und das Ideal eines Böſewichts! In wie vielen Merkmalen unterſcheidet ſich nicht die Mahlerei von der Dichtkunſt; und dieſe wieder von der Muſik! Eins herrſcht bei allen, die Schönheit

III. Dies Ideal nun läutert ſich ſtill und ruht in der Seele des Genies, bis der Darſtellungstrieb durch eine von den unzähligen, nothwendigen oder zufälligen, Veranlaſſungen geweckt wird, und von dieſen hängt auch gewöhnlich die Richtung des Triebes zu den verſchiedenen Darſtellungen ab. Leicht und mühelos entwickelt ſich dann das ſchon vorher im geheimen Heiligthume gebildete und mit Leben und Geſtalt ausgerüſtete Götterkind, die Schönheit, in der Seele des Künſtlers, entwindet ſich, um ſich dem ſterblichen Aug' und Ohr in Wort, Geſtalt und Ton anſchaulich zu zeigen, und um das Unendliche in der Zeit, das Unbegränzte im Raum darzuſtellen. Regt ſich die Ideal-Schönheit mit ſolcher Gewalt in des Künſtlers Seele, ſo zwingt ihn ihre ſüße Macht, er muß ihr gehorchen, und gehorcht ſo gerne, daß keine andere Betrachtung, ſelbſt das Leben nicht, ihn bewegen kann, dem Gebote der Schönheit unfolgſam zu ſeyn, oder ſeinem mächtigen Triebe entgegen zu handeln:

„Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich gleich dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.“

Was Göthe den Torquato Taſſo ſagen läßt, gilt von allen Künſtlergenies, nur daß die Heftigkeit dieſes Triebes ſehr verſchiedene Grade hat. Denn nicht immer iſt er in ſolcher Stärke rege bei dem Darſtellungsgeſchäft. Das kommt zunächſt von einer dunklen Anſchauung des Ideals im Gemüth des Künſtlers, die aus einer innern, für die Schönheit ungünſtigen Dispoſition der Seele herfließt, und auf ſie ſo zurückwirkt, daß der Darſtellungstrieb nur ſchwach geweckt wird. Für dieſen Trieb ſowohl, als auch für die Darſtellung ſelbſt iſt dieſe Gemüthslage wenig günſtig, und kein genialiſcher Künſtler wird in derſelben die Darſtellung ſeines Ideals unternehmen. Geſchieht es doch, ſo liegt entweder Irrthum und außerkünſtleriſches Beſtreben zum Grunde, oder der Trieb iſt künſtlich geweckt und erzwungen. In beiden Fällen iſt Bildung ächter Schönheit unmöglich; denn ſie iſt die Tochter der Freiheit und Wahrheit auf der einen Seite: ſie bildet ſich leicht und ohne Zwang, ſie iſt in der fröhlichen Natur des Genies geboren; auf der andern Seite will ſie durch den innern Drang wie durch ein nothwendiges Bedürfniß des Künſtlers dargeſtellt werden.

Doch liegt dieſer Mangel, oder dieſe geringe Wärme des Darſtellungstriebes, nicht bloß in der Seele des Künſtlers; auch im gewählten Objecte kann man, und zwar oft allein, den Grund davon auffinden, ſofern dies, ſelbſt bei der reizbarſten und empfänglichſten Stimmung des Subjects, den Trieb nicht zu wecken vermag. Man denke ſich nur den Gegenſtand der meiſten Gelegenheitsgedichte, zu denen freilich das Genie, wenn es die Kunſt genug ehrt, um ſie nicht zu entweihen, und ſein Talent, um es nicht zu mißbrauchen, ſich äußerſt ſelten herabläßt: ſo wird dieß Beiſpiel meine Behauptung auffallend beſtätigen.

Wir wollen deshalb zum ächten Darſtellungstriebe zurückkehren, der weder durch zu große Kälte, noch durch zu große Heftigkeit, oder Schwärmerei, von Bildung der Schönheit abgehalten wird, ſondern der, der Beſchaffenheit des Gegenſtandes gemäß, durch die freie Natur ſeines Weſens im Genie erweckt, bald heftig glüht, bald ſanft erwärmt iſt. Schritt für Schritt wollen wir das geheime Wirken und Bilden nach Geſetzen der Pſychologie verfolgen.

Hat der idealiſche Gegenſtand, der ſtill vorher in der Seele ſchlummerte, nun durch ſeine deutlichere Anſicht den Trieb verhältnißmäßig erregt, ihn außer ſich in der angeſchauten Schönheit darzuſtellen, ſo ſtrebt das Genie ſein drängendes Bedürfniß zu befriedigen. Mit dem klaren Anſchauen des idealiſchen Gebildes ausſchließend beſchäftiget, hat es jeden fremden Gedanken, jede andere Sorge verbannt. Alle Kräfte ſind thätig und wirkſam, alle ſind auf die Bereicherung des einzigen Gegenſtandes gerichtet. Was ſie bei der Idealiſirung wirkten, wirken ſie auch hier; nur geſchieht dies deutlicher und beſtimmter, da Ein Gegenſtand ſie beſchäftiget, und dieſer Gegenſtand aus der allgemeinen Fülle herausgehoben und durch die Idee des Ganzen beſtimmt iſt. Vorzüglich thätig iſt hierbei das äſthetiſche Gefühl und die Phantaſie. Jenes lenkt gleichſam das Ganze; es iſt die Kritik, welche das Genie vor Abwegen bewahrt. Dieſe fliegt umher, führt Gleichniſſe und Bilder herbei, den geliebten Gegenſtand auszuſchmücken und das Unausſprechliche außer ſich darzuſtellen; ſie führt den Gedanken zur Anſchauung zurück, giebt Bildung dem Stoffe, Leben dem Lebloſen, Geſtalt dem Geſtaltloſen. So ſtellen ſich auch Töne, Formen und Worte, als äußere Zeichen für das innerlich angeſchaute Ideal, leicht und ungeſucht dem begeiſterten Künſtler dar; für ihn liegt in jedem Ausdrucke, der ſich zugleich mit der Idee in ſeinem Gemüthe vorfindet, in dieſem Momente die ganze Vollendung ſeiner angeſchauten Geſtalten klar und offen da; für ihn lebt und glüht das kalte, todte Wort; er ſieht es nicht, daß er die unendliche Fülle ſeiner Empfindungen dem begränzten und begränzenden Ausdrucke anvertraut; daß ſein Ausdruck hinter dem in ſeiner Seele lebenden Ideale zurückbleibt. Dieſer Irrthum iſt für das darſtellende Genie nicht nur nothwendig, ſondern auch wohlthätig. Die kühn aufſtrebenden Flügel ſeines Geiſtes würden bald muthlos und ermattet niederſinken, wenn es ſich deſſen bewußt wäre, wie wenige ſeiner Empfindungen es eigentlich nur ausdrücke. Aber wie kann der Künſtler im vollen Feuer der Begeiſterung, und vertieft in das Anſchaun der Idealſchönheit, noch ſo viele Ueberlegung und Beſonnenheit übrig haben, als zu der Furcht nöthig iſt, daß ſeine Darſtellung für die todt ſey, die nicht bei dem Genuſſe derſelben durch das Feuer ihrer Begeiſterung es wieder beleben könnten? Wie kann er kalt und überlegt berechnen: dies Wort, das deine Vorſtellung bezeichnen; dieſer Ton, der den in dir gehörten Klang nachahmen; dieſe Farbe, dieſe Form, welche die in dir lebende Geſtalt außer dir darſtellen ſoll, wird dieſen Zweck bei andern nicht erreichen, nicht erreichen können? Das wird ſelbſt der genialiſche Bildhauer, ſo lange er auch an ſeinem Werke bilden muß, nicht denken, wenn er mit Begeiſterung bildet.

Klagen über das Mißverhältniß des Dargeſtellten und des Ideals, wie es in der Seele des Künſtlers lebte, können demnach erſt in der leidenſchaftloſen unbegeiſterten Gemüthsbeſchaffenheit deſſelben ſtatt finden, wenn dieſer ſich nämlich, obwohl nur dunkel und unvollkommen, ſeiner Fülle von Empfindungen und Anſchauungen, die ihn in ſeiner Begeiſterung zuſtrömten, erinnert, dieſe in ſeiner Darſtellung nicht wieder findet, und in dem Zuſtande der Abſpannung, die auch dem Genie nicht fremd bleibt, ſich nicht in jenen Zuſtand völlig wieder verſetzen kann. „Götter ſtanden vor meiner Seele,“ ruft er klagend aus, „und Pygmäen ſind das Werk meiner Hände! *). —

Doch dieſe Pygmäen können wieder zu Göttern ſich erheben, auch durch den, der nicht das hohe Leben eines Künſtlers in ſich trägt; wenn es ihm überhaupt nur nicht an aller Empfänglichkeit fehlt. Denn ein Kunſtwerk, das auf die angedeutete Weiſe empfangen, gebildet und dargeſtellt ward, muß nothwendig, ſobald es nur an dem genießenden Sub-

---

*) Nicht undeutlich giebt dieſe Anſicht dem eine ſehr wichtige Regel, welcher Werke des Genies in ihrer Wahrheit und Schönheit genießen will. Er muß entweder bei dem Genuſſe in einem ähnlichen Zuſtande ſeyn, in welchem das Genie bei dem Darſtellen war; oder er muß wenigſtens deſſelben fähig ſeyn, um ſich durch die Darſtellung ſelbſt erſt in denſelben, und zwar leicht, verſetzen zu laſſen. So erſt empfindet man das Unendliche, was das Genie empfand; ſo erſt wird man, wenn nämlich die prüfende Vernunft in die Stelle der leidenſchaftlichen Empfindung getreten iſt, dazu geſchickt, Kunſtwerke nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen. Weder der, welcher bloß denkt, noch der, welcher bloß empfindet, ſondern wer beides vereint, kann ein richtiges und gültiges Urtheil fällen. So kann man ſich auch die Verſchiedenheit der Beurtheilungen eines Kunſtwerkes leicht erklären: eine Erſcheinung, die in unſern Zeiten ſo ſelten nicht iſt.

jecte nicht liegt, in demſelben eine für den Genuß deſſelben günſtige und deſſelben würdige Stimmung hervorbringen, und bis an das Ende erhalten. Ihm iſt das Siegel des Genies aufgeprägt. Frei und leicht ſpringt es uns entgegen, umfaßt uns mit ſeiner Kraft, und theilt ſie uns mit. Es verſchafft uns ewig neuen, höhern Genuß; denn unendlich ſind die Empfindungen, die es in uns hervorruft. Es iſt ein in ſich vollendetes und in ſich gegründetes Ganze, es ſtimmt in allen ſeinen Theilen überein, denn die leichte, fröhliche Natur hat es aus ihrer Fülle mühelos gebildet, nicht die beſchränkte Dürftigkeit, die mühſam fremdes Eigenthum, ſo heterogen es auch immer ſeyn mag, zuſammenſucht und mit Künſtlichkeit verbindet.

Dieſe vier charakteriſtiſchen Eigenſchaften des Genies findet man in einem Gemälde von Göthe, das er in Werthers Leiden gezeichnet hat, vollkommen und vorzüglich deutlich ausgedrückt. Die Natur in ihrer Schönheit liegt offen da vor dem genialiſchen Werther; er empfängt ſie, gleichſam ſchon zum Ideal gebildet; der Darſtellungstrieb und die Darſtellung ſelbſt ſind faſt zu gleicher Zeit lebendig; ja der erſtere, von der Menge ſchnell aufeinander folgender, beinahe gleichzeitiger Empfindungen mächtig angeſpornt, kann die Fülle derſelben, da ſie ſich ſo ſchnell verdrängen und wieder verdrängt werden von noch andern, nicht einmal andeuten mit Worten, und noch weniger vollkommen darſtellen. Daraus entſteht Werthers Klage, und Wunſch und ſein Selbſtgefühl. (S. Moriz Launen und Phant. S. 311. u. f.)

K. A. Döring.

V.

Welchen Einfluß hat die Kunſt auf das Wohl der Menſchheit?

Eine Rede,

zur Feier des Krönungstages, am 18. Januar 1804, in der
königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg in Preußen,
gehalten
von

J. G. Roſenheyn,

der Philoſophie Doktor.

Die Kultur der Völker ſteigt und ſinkt. Die Kultur der Menſchheit wandelt auf dem ewigen Wege der Nothwendigkeit fort. Wild und roh drängen ſich Nationen auf den Schauplatz der Welt hervor. Im gegenſeitigen Wechſel der Thätigkeit bilden ihre Kräfte ſich aus. Erfahrungen reihen ſich Hauſe bei Hauſen zuſammen, und erleuchten den ihre Reihen durchwandernden Geiſt. Die Vorſtellungen berichtigen, die Begriffe entwickeln ſich, die Gefühle ſchleifen ſich ab, und verfeinern ſich. Wahrheit, Tugend, Recht und Schönheit ſtehen Allen unverſchleiert da. Die Nation iſt den Pforten der Vollendung nah. Möchte ſie doch ein freundlicher Genius in's Land der Vollkommenheit hinüberziehen! Aber nein! Der verfeinerte Hauſe neigt ſich zur Ruhe. Der Drang zum Hohen, die heiße Sehnſucht zum Unendlichen ſind in ſeinem Buſen erſtorben. Da ſieht er am Ende der Reihen durchwandelter Erfahrungen. Aber ſeine Blicke ſchwingen ſich dem Groſſen, dem Unermeßlichen nicht weiter nach. Seine Begierden wachſen zu Rieſenſöhnen des Niedrigen auf, und ſeine Wünſche verlieren ſich in's Kleinliche. Die Nation wankt rückwärts, und begräbt ſich unter die Trümmer der Endlichkeit. So drängt ſich auch die keimende Pflanze durch die gehärtete Kruſte des Beetes. Ihr Stängel ſucht das Hohe. Die Blüthe bildet ſich aus, bis ihr Schmelz wieder erliſcht, und ihre Blätter zur Erde ſinken. Nicht ſo die Menſchheit im Ganzen. Nach demſelben Geſetze der Nothwendigkeit, nach welchem ſie ſich einſt dem Schooße der Schöpfung entwand, ſtrömt ſie dem Ziel' ihres Daſeyns unaufhaltſam entgegen. Und wenn auch dieſer oder jener einzelne Menſch, wenn auch dieſe oder jene Nation ſich aus ihrem Strome verliert, und gleich dem Sande einer Ueberſchwemmung im Thale des Endlichen zurückbleibt, als Ganzes windet ſie ſich dennoch fort, und reißt die ſpäter ſich hervorgedrängten Nationen mit ſich hin, und wird — o ſüße Hoffnung für den Menſchenfreund! — zuletzt die Stufe des Unendlichen erreichen, wo der Kranz der Vollendung ihrer harret.

Jede Nation iſt die Menſchheit im Kleinen, der Gang ihrer Entwickelungen beinahe derſelbe; nur daß er raſcher vorwärts ſchreitet, und endlich ſich in's Ganze verliert. Genug, wenn ſie bei ihrem Ausfluſſe in den ewigen Strom der Menſchheit die Summe von Vollendung mit ſich bringt, wodurch der Strom verſtärkt, und ſeine Schwerkraft nach dem Punkte des Unendlichen getrieben wird. Kehren wir in die Geographie der Menſchheit zurück, und ſuchen da die Spur von jener Schwerkraft auf; ſo finden wir in ihr zugleich die Spur zerfallener Größe. Was aber war's, das dieſe Schwerkraft in Bewegung ſetzte, dieſe Größe bildete, und ihren Spiegel in die ſpäte Nachwelt übertrug? War's nicht die Kunſt, der ernſten Weisheit frohe Zwillingsſchweſter, der Menſchheit freundliche Beſchirmerin? Noch tönt der Hymnus fort, den David einſt Jehoven ſang. Auf dem Altare, den ihm Salomo erbaute, ſtrahlt noch der Name ſeiner Nation. War je der Griechen Ruhm ſo groß, als da, wo ihn die Kunſt auf ihren Schultern trug, und ihn ein Perikles in ſeine Propyläen ſetzte?

Auf die Gipfel ihrer Größe führte die Kunſt Nationen hinauf, reihte die Denkmale ihres Daſeyns an die Gränzen der Ewigkeit an, und auf die Pfeiler der Natur baute ſie das Glück der Völker. Wenn aber das die Kunſt bei einzelnen Völkern vermag, vermag ſie's nicht auch in Beziehung auf die ganze Menſchheit? und wenn ſie es vermag, was iſt ihr dann die Menſchheit ſchuldig?

Die Menſchheit iſt eine Reihe im Gebiete des Unendlichen. Der Punkt, von dem ſie ausgegangen, zeigt durch die Räume des Endlichen hin, und ſucht ſeinen Gegenpunkt an der Gränze der Unendlichkeit. So windet ſich der Strahl vom Feuerball der Sonne los, drängt ſich raſtlos durch die Elemente fort, und kehrt am Rande des Weltſyſtems zurückgeworfen in daſſelbe wieder. Ewig vorwärts, ewig dem Ziel' entgegen ſoll die Menſchheit ſchreiten, ſoll, während ſie als Einzelnes im Raume der Endlichkeit ſteigt und ſinkt, entſteht und ſchwindet, als Ganzes das Unermeßliche durchlaufen. Wo das Geſchlecht ſich bindet, ſteht ſie als Gattung feſſelfrei. Wo das Geſchlecht ſich zum Geſchlechte neigt, kennt ſie als Gattung keinen Uebergang. Wo das Geſchlecht erliſcht, geht ſie als Gattung unaufhaltſam fort. Ein ſchönes Loos! Ein herrlicher Beruf, frei und geſetzlos, nur durch ſich ſelbſt beſchränkt, eine unendliche Laufbahn zu durchwandeln, im ewigen Wechſel der Geſtalten, unter immer neuen Formen einherzugehn, nirgends zu beharren, und nie ſich ſelbſt im Wechſel zu verlieren, ein ununterbrochenes Daſeyn in einer ewigen Schöpfung. Aber ſchwer iſt es auch, im Wechſel zu beharren, und unverletzt durch immer neue Schöpfungen hindurch zu gehn. Doch darum entſinke dir der Muth noch nicht, o Menſchheit, deinen Pfad durch die Unendlichkeit zu verfolgen: denn ſieh, dort bietet dir die Hand die Tochter des Unendlichen, die Kunſt. Die Reiſe ward auch ihr nach dem Unendlichen beſchieden. Mit der deinigen geht ihre Laufbahn parallel. Auch ſie geht frei einher. Eine ewige Schöpferin wandelt ſie fort. Das Schöne, das Edle, das Große, das Erhabene, das Unendliche faßt ſie auf, und ſtellt es im Gewande der Endlichkeit neben dich hin. Beſchaue dich in ihren Schöpfungen! ſie ſind das im verjüngten Maaßſtabe dargeſtellte Bild deiner eigenen Unendlichkeit. Lerne von ihr das Schöne im Unendlichen finden, das Edle lieben, das Große ſchätzen und das Erhabne bewundern, und wenn du dann auf deine Laufbahn blickſt, lernſt du in ihr eine unendliche Reihe des Schönen, Edeln, Großen und Erhabenen lieb gewinnen, und wandelſt froh in's Unermeßliche hinaus. O, reich' ihr die Hand, der ſchweſterlichen Kunſt, und wandle mit ihr fort, die dir als Freundin einſt das Schickſal zugeſellte. An ihrer Hand wird dir gewiß der Muth nicht ſinken. An ihrer Hand wirſt du dich leicht zum Großen, zum Unendlichen erheben.

Die Menſchheit als Ganzes beſteht aus dem Einzelnen. Nationen, einzelne Menſchen, ſind ihre Theile. Wenn alles Einzelne aus ſeinen Schranken weicht, löſ't ſich das Ganze auf. Die Schranken, worin des Menſchen Kräfte ihren Spielraum haben ſollen, ſind ihm von der Natur bezeichnet. Das Ziel, nach welchem ſeine Kräfte ſtreben ſollen, hat die Natur geſteckt; das Maaß, nach dem er ſeine Kräfte üben ſoll, hat die Natur beſtimmt. Wer dieſe Schranken überſchreitet, dies Ziel verrückt, dies Maaß verengt oder erweitert, hat die Natur verletzt. Wer dieſe Schranken nicht mehr fühlt, dies Ziel nicht mehr erblickt, dies Maaß nicht kennt, hat die Natur aus ſich verloren. Ein trauriger Verluſt: denn ohne ſie iſt der Menſch in ſich ſelbſt ein Fremdling, und in der Außenwelt kann er das Gleichgewicht nicht mehr behaupten. Seine Kräfte wüthen gegen ſich ſelbſt, und irren Straßenräubern gleich in der Außenwelt umher. Wie das entzäumte Roß, verläßt er ſeinen Pfad, und außer dieſem Pfade welkt ſeines Daſeyns Blüthe, die Moralität, dahin.

Was aber iſt der Menſch wohl ohne dieſe? Und wenn mit der Natur auch ſie ſich aus dem Menſchen, aus der Mitte der Nationen verlöre, was würde dann das Ganze, was würde dann die Menſchheit werden? — Vor dieſem Verluſte ſichert ſie jedoch die Kunſt, die treue Schweſter der Natur. Behutſam geht ſie der Natur in ihrer Werkſtatt nach, und eine aufmerkſame Zeugin ihrer Schöpfungen nimmt ſie die Schranken wahr, die ſie den Dingen ſteckt, ſieht ſie die Ziele pflanzen, auf welche die Natur den Lauf der Dinge richtet, unterſucht ſie das Maaß, in welchem alles Daſeyns Kräfte wirken ſollen. Und wenn ſie dann zurückkehrt an der Menſchheit Hand, einhertritt als des Schönen freie Schöpferin, bringt ſie Gefühl für alle Schranken, den Maaßſtab aller Ziele, das Maaß für alle Kräfte mit, und was ſie ſchafft, ſteht ſtreng in ſeinen Gränzen, iſt auf ſein Ziel beſtimmt gerichtet, und trägt ſein Maaß in allen ſeinen Theilen, iſt reiner Abglanz ihrer eignen Kunſtnatur, iſt ſchöner Ausdruck alles Ziels und Maaßes.

Das höchſte Ziel ihrer Schöpfung iſt der Menſch: die Krone ihrer Wirkſamkeit iſt er. Am liebſten zieht ſie ihn in ihre Werkſtatt ein, und formt und bildet ihn, ſowohl im Ganzen, als in ſeinen Theilen. Das Bild, das ſie von ihm entwirft, iſt der Spiegel ſeiner Ideale, das er um ſeiner Wahrheit, um ſeiner Schönheit, um ſeines Zaubers willen zu erreichen ſtreben ſoll. In dieſem Bilde ſieht er deutlich ſeines Daſeyns Schranken, ſeiner Kräfte Ziel und Maaß, ſieht er aus der Fügung ſeiner Kraft nach Schranke Ziel und Maaß die Harmonie in allen ſeinen Theilen herrſchend werden, gewinnt er ſich und die Natur in ſeinem Bilde lieb, und macht ſich's zum Geſetz, die heilige nie zu verletzen. — So lernt im Geleite der Kunſt, wer die Natur aus ſich verlor, ſie wieder in ſich zurückführen: wer ſie nur wenig kannte, dem führt die Kunſt ſie unverſchleiert vor, und zwingt ihm Ehrfurcht gegen ſie und Achtung ab, daß er an ihrem Altar niederſinkt, und ihr den Eid der Treue ſchwört. — Wenn aber die Kunſt den einzelnen Menſchen vor dem gänzlichen Verluſte der Natur aus ſeinem Innern ſichert, wenn ſie ihn in ſeinen Schranken erhält, ſeine Kraſt an Ziel und Maaß gewöhnt; ſo muß dadurch auch die Menſchheit im Ganzen gewinnen, in ſo fern durch die Aufrechthaltung der Natur in ihren einzelnen Gliedern ſie in ihr ſelbſt erhalten wird. Und welchem unendlichen Segen, welchem glücklichen Gedeihen ſchreitet dann die Menſchheit entgegen, wenn alle ihre Schritte in dem unermeßlichen Gebiete der Unendlichkeit nach Maaß und Ziel geſchehen! wenn die Natur ſie immer freundlich leitet, und nie ihr Fuß aus ſeinem Gleiſe wankt! Die ſchönſte Blume duftet ſie dann im Garten Gottes, die Freude ihres Schöpfers, die Quelle ihrer eigenen Wonne.

Wenn ſo die Kunſt die Menſchheit ſicher auf den Gipfel des Großen, des Erhabenen hinauf, ſicher durch die Reihen der Unendlichkeiten hin ihrem Ziele entgegenführt, und auf die Pfeiler der Natur ihr glückliches Gedeihn und ihre Wonne baut: was iſt wol dafür die Menſchheit ſchuldig?

Innige Ehrfurcht, heiße Anbetung, thätigen Dank. Und dieſen Dank kann ſie nicht anders, als durch die Forderung beweiſen, die ſie an ihre Glieder macht, ihre Freundin,

ihre

ihre Wohlthäterin, die Kunſt, ſorgſam zu hegen und zu pflegen, und ſich an ihrer Hand zu würdigen Gliedern des Ganzen zu bilden.

Auf denn alle, die in dieſem Kreiſe weilen! wir eilen hin nach dem Altare der Kunſt, und weihen ihr unſern Dank und unſere Verehrung. Dort knieet ſchon die Menſchheit, und blickt hoffend zu ihrer Freundin auf. Neben ihr knieen auch die Fürſten dieſes Landes, die ſeit dem Tage, den wir heute feiern, die Kunſt als Freundin ihrer Kinder kannten und liebten. Die Reihe dieſer Würdigen ſchließt Friedrich Wilhelm, euer jetziger Fürſt und Vater. Auch an Ihn richtet euern Dank. Segne aber auch du Ihn, hohe, himmliſche Kunſt, Tochter der Unendlichkeit, treue Schweſter der Natur, holde Freundin der Menſchheit! Die reinſten deiner Genüſſe weihe ihm! Die ſchönſten Freuden deiner ewigen Frühlingstage ſpende Ihm und allen den Seinigen, und erhalt' Ihn dir, der Menſchheit, und uns Allen noch lange, lange!

VI.

Bemerkungen
über
Herrn Mnioch's Reiſe nach Warſchau *).

(In der Eunomia 1804, Januar.)

Es liegt einmal in der menſchlichen Natur, daß die uns beſtändig umgebenden Gegenſtände, wenn ſie auch den reichſten Stoff zu Betrachtungen darböten, deſſenungeachtet unſre Aufmerkſamkeit nie ſo ſehr auf ſich ziehen, als das Fremdartige und Ungewöhnliche; beſonders aber in Sitten und Gewohnheiten, wenn ſie auch das Kleinlichſte betreffen. Dies giebt denn natürlich Anlaß zu Beobachtungen und Betrachtungen, deren Reſultate nicht immer richtig ſind, weil man von einzelnen Individuen auf das Allgemeine ſchließt, und in dem Eifer der Betrachtung manches überſieht. Durch eine traurige Erfahrung ſind die Polen nach der Occupation von der unbezweifelten Wahrheit dieſes Satzes mehr, als irgend eine Nation, belehrt werden.

---

*) Die kleinen Auslaſſungen ſolcher Stellen, die den ſeitdem verewigten Mnioch ſelbſt betreffen, wird der Herr Verf. entſchuldigen. F.

Den dahin gekommenen Deutſchen (denen, nicht zu vergeſſen, die Landesſprache fremd war) fiel alles auf, was mit den deutſchen Sitten nicht aufs genaueſte harmonirte. Es entſtanden auch daher mehrere Schriften, durch welche viele irrige Vorſtellungen von den Polen im deutſchen Publikum verbreitet worden ſind. Daß auch Herr M. unter vielen richtigen Bemerkungen ſich manches Falſche in ſeiner Reiſebeſchreibung hat zu Schulden kommen laſſen, will ich an einigen daraus gezogenen Beiſpielen beweiſen.

Gleich auf der erſten Seite ſpricht Herr M. von den Landbewohnern, daß ſie „in langen orientaliſchen Kleidern, „am Gurt einen Roſenkranz, mit der Ernte beſchäftigt „wären." Seite 47 ſpricht er abermals vom Roſenkranze, den das Landvolk am Gurt tragen ſoll (die Scene iſt in einer Schenke): ein Zeichen, daß die Roſenkränze ihm ſehr aufgefallen ſeyn müſſen. Wie er ſie aber ſehen konnte, weiß ich nicht, da ich doch in Polen geboren und erzogen bin, auch in der Folge verſchiedene Provinzen beſucht habe, und doch nie Gelegenheit hatte, einen Landmann mit dem Roſenkranze am Gurt zu ſehen. Der Bauer holt ſeinen Roſenkranz nur am Sonntage hervor, wenn er in die Kirche gehen will; aber auch dann ſteckt er ihn in die Taſche. Zu einer andern Zeit hat er nicht Muße genug, die Gebete am Roſenkranze zu verrichten; daher trägt er ihn auch gar nicht bei ſich. Ein Leſer aber, der in Polen gar nicht oder wenig bekannt iſt, wird dadurch vielleicht auf den Gedanken gebracht, daß der gemeine Mann in Polen wohl deswegen faul ſeyn möge, weil er ſich zu viel mit ſeinem

Roſenkranze beſchäftige; oder auch, daß der Roſenkranz zum polniſchen Anzuge gehöre.

Wie Herr M. die polniſche Kleidung orientaliſch nennen kann, iſt mir wieder unbegreiflich: denn erſtens iſt der Rock eines Polen nie ſehr lang, und am allerwenigſten bei dem Landmann; und zweitens unterſcheidet ſich der polniſche Rock, beſonders bei den Landleuten, von einem deutſchen Oberrock meiſtens dadurch, daß er hinten nicht aufgeſchnitten iſt, übrigens aber feſt an den Körper ſchließt. Ferner kann man ſich wohl leicht vorſtellen, daß der gemeine Mann bei der Ernte keine lange, unbequeme Kleidung anziehen würde, wenn er ſie zu einer andern Zeit wirklich trüge.

Seite 48 ſagt Herr M., daß „der Wirth ein Edelmann derjenigen Klaſſe war, die man szlachta nennt.“ Sehr räthſelhaft war mir dieſe Stelle, da ich bis jetzt von keiner andern Bedeutung der Wörter szlachcic und szlachta wußte, als der, die man mit den deutſchen Ausdrücken: Edelmann und Adel verbindet. Auf einmal aber leſe ich S. 52 in der Note, daß dieſer Titel beſonders einen armen oder gemeinen Edelmann bezeichnen ſolle. Ich Unglücklicher ſahe daraus, daß ſich der Sprachgebrauch meiner Mutterſprache in den vier Jahren, ſeitdem ich im Auslande lebe, ungemein geändert hat, und daß, wenn ich jetzt nach meinem Vaterlande zurückkomme, ich alle Augenblicke Verſtöße gegen den Sprachgebrauch begehen werde. Denn ſo würde ich z. B. ohne alles Bedenken, wie ſonſt, bogaty szlachcic (ein reicher Edelmann) ſagen, und das iſt doch nach Herrn M. ein offenbarer Widerſpruch, da szlachcic, nach ſeiner Note, einen armen Edelmann bedeutet. — Mit dankbarem Herzen würde ich dieſe und ähnliche Belehrungen annehmen, wenn ich nur erſt erfahren könnte, durch weſſen Scharfſinn dieſe Entdeckung gemacht worden iſt. Gewiß hat ſie Herr M. von einem waſſer-polniſchen Dolmetſcher, nur von keinem Polen. Wie ſich aber die Sache verhält, will ich kurz angeben. Die Sucht nach Titeln war in Polen vielleicht noch größer, als in irgend einem andern Lande; und daher kam es, daß die Kinder mit den Prädikaten der Eltern geſchimpft wurden, und auch dieſe immer behielten, wenn ſie ſich keine eignen erworben hatten; wobei aber die Flexion anzeigte, daß es ein geerbter Titel war: z. B. stolnik, der Truchſes, stolnikiewicz, der Sohn eines Truchſes; sędzia, der Richter, sędzic, der Sohn eines Richters; und nach dieſen Titulaturen urtheilte man denn, eben ſo gut wie in Deutſchland, über die Vermögensumſtände der Perſon. Wenn man nun nach Jemanden fragte, der weder einen eigen erworbenen, noch geerbten Titel hatte, und man ihn ſchlechthin einen Herrn von … nannte, ſo ſchloß man daraus auf ſeine geringen Vermögensumſtände. Deſſenungeachtet gab es, und giebt es noch jetzt, viele dergleichen, die ſich wenig aus den Titeln machten, die man alſo ſchlechthin szlachcic iest (es iſt ein Edelmann) nennt, und die dabei ſehr reich ſind. Daß aber die Reicheren dieſen Namen nicht aufgeben konnten, begreift jeder, der nur weiß, daß man im Polniſchen kein anderes Wort für das deutſche Adel hat, als den Ausdruck szlachta.

Wie Herr M. auf dieſe Behauptung gerathen iſt, will ich nicht weiter unterſuchen. Daß aber Unkunde der Sprache das meiſte dazu beitrug, beweiſt ſchon die Stelle S. 51., wo die Anrede: Vater Szlachcic aufgeführt wird. Wer in aller Welt hat aber dieſe Anrede unter polniſchen, auch den ärmſten Edelleuten, wenn ſie auch als Bauerknechte dienten (was freilich eine zu ſtarke Hyperbel iſt), je gehört? — Das drückt ja Verachtung aus, und dieſe kann der raſche Pole noch weniger ertragen als der bedächtige Deutſche. Aber die gewöhnliche mündliche und ſchriftliche Anrede unter polniſchen Edelleuten, ſelbſt den Reichſten und Mächtigſten iſt: panie bracie (Herr Bruder), wovon Herr M. gewiß nichts wußte, und ſeine Anrede: Vater Edelmann (wie abſurd ſelbſt im Deutſchen!) hinſetzte, vielleicht bloß um die merkwürdige Note anzubringen.

Ferner iſt die Behauptung des Herrn M. S. 46 und 47, daß er auf einigen Dörfern den gemeinen Juden die Rolle des Guthsherrn ſpielen ſah, weil er (der Jude) bei der übertriebenen Pacht nicht beſtehen könnte, wenn er die Bauern nicht despotiſiren und plündern dürfte, grundfalſch. Dies ſieht jeder ein, der ſich nur einigermaßen in Polen umgeſehen, und folglich auch wahrgenommen hat, wie ſehr dort der Jude nicht nur innerlich, wie Herr M. meint, ſondern auch äußerlich verachtet und gehaßt wird. Es hat ſeine Richtigkeit, daß der Jude eine übertriebene Pacht zahlt, die er durch ſein kümmerliches Leben, ſein Spekuliren und Betrügen herausbringen muß. Daher auch im Polniſchen die Wörter Jude und Betrüger als Synonyma gebraucht werden. Aber daß die Juden deſpotiſiren ſollten, hat wohl noch kein Pole gehört, und keinem Juden iſt es auch eingefallen, es zu thun: er iſt froh, wenn er ſeine Streiche im Stillen ungeſtört ausüben kann *). Und Herr M. will S. 47. geſehen haben, wie katholiſche Chriſten in Südpreußen vor den Juden auf die Kniee niederfielen, und ſie wie das Bild eines Heiligen umarmten? Hat wohl jemand in Südpreußen ſo etwas in ſeinem Leben gehört? — Der polniſche Bauer, der es für eine größere Sünde hält, Freitags Fleiſch zu eſſen, als einen Juden todtzuſchlagen, ſollte ſo weit kommen, daß er vor ihm auf die Kniee niederfiele? Doch genug, und vielleicht ſchon zu viel von dem anderthalb Bogen ſtarken Aufſatze, wobei ſich noch manches erinnern ließe, zumal bei gewiſſen Seitenblicken und indirecten Reden (wie z. B. S. 55.), wobei der Verfaſſer nicht mit der Sprache heraus will. Das Geſagte wird hinlänglich ſeyn, die Leſer auf die nicht durchgängige hiſtoriſch-ethnographiſche Wahrheit der Reiſegeſchichte aufmerkſam zu machen.

Halle.

v. — — ski.

---

*) Die Unterſuchung über die Frage: woher es komme, daß die Juden, ungeachtet der großen Bedrückungen und der beſchimpfendſten Verachtung, doch in Polen in einer ſo großen Menge ſind, gehört nicht hierher, und würde Stoff zu einer beſondern Abhandlung geben, deren Reſultate nicht unwichtig ſeyn würden.

VII.

Künſtleranecdoten.

Wie unerſchöpflich das Genie an Mitteln für ſeine Kunſtzwecke iſt, davon zeugen unter andern folgende Anecdoten, die wohl nicht ſo allgemein bekannt ſind, als ſie zu ſeyn verdienen.

Zampieri Dominichino (ſtarb 1641) ſuchte jede Leidenſchaft, die er malen wollte, erſt in ſich ſelbſt zu entflammen; ſtellte ſich damit vor den Spiegel, und ward ſein eigenes Modell. Auch gelang ihm, wie bekannt, der leidenſchaftliche Ausdruck vortrefflich.

Um zu der verſchiedenſten Mimik der äuſſerſten Beſtürzung Modelle zu erhalten, lief einſt Matthias Füßli (Mahler zu Zürich, ſtarb 1664) mit bloßem Degen wie raſend unter ſeine arbeitenden Schüler, als wollte er ſie alle in Stücken hauen. Glücklich faßte er ihre Geberden auf, und nutzte ſie.

Albani, der berühmte Maler zu Bologna (ſtarb 1660, 82 Jahr alt), der liebreichſte Lehrer ſeiner Schüler, der ihnen die größten Kunſtgeheimniſſe nicht verhehlte, nahm immer ſeine zweite Gattin und ſeine zwölf Kinder zu Modellen, ſo oft er Nymphen, oder eine Venus, einen Cupido malen wollte.

Kallimachus (Bildhauer, Baumeiſter und Maler in Athen, um die 61ſte Olympiade; der zuerſt den Marmor durchbrach, um natürliche Falten der Gewänder und abſtehende Glieder zu bilden — und ſeine Arbeiten oft durch unabläſſiges Ausbeſſern verdarb), erfand das Korinthiſche Säulencapital, indem er Bärenklau unter einem Korbe hervorwachſen ſah, der das Grab einer Korintherin ſchmückte. Dieſer Korb war mit einem Ziegel bedeckt, und zwang die Blätter der Pflanze, ſich in Krümmungen der Schneckenlinie zurückzubiegen.

Jean Baptiſt Santerre (ſtarb 1717 in den Gallerien des Louvre, wo er wohnte) war unabläſſig auf dauerhafte Farben für ſeine Gemälde bedacht. Er pflegte in den Straſen von Paris die Schilde der Kramläden zu betrachten, um die Farben kennen zu lernen, denen das Wetter am wenigſten ſchadet.

Arnold Mytens, Mahler aus Brüſſel (ſtarb 1602 in Rom) nahm einigemal Gehängte vom Galgen, um ihre ſchönſten Glieder abzuformen.

Der Bildhauer Coſini, ſtark im Grotesken, und darin von Michael Angelo gebraucht, ſoll als Küſter der Brüderſchaft della misericordia, welche zu Piſa die Delinquenten zum Hochgerichte begleitet und deren Leichname begräbt, einen ſolchen wieder ausgegraben, zergliedert und genau nachgezeichnet haben.

Jean de Mabüſe, Maler aus Maubenge in Flandern, war dem Trunke ſehr ergeben. Das weißdamaſtne Kleid, das ihm ſein Mäcen, der Marquis van Verre, ſchenkte, um darin vor Kaiſer Karl dem Fünften zu erſcheinen, vertrank er im Wirthshauſe; ließ ſich eins von weißem Papier machen, und bemalte es ſo künſtlich mit Blumen, daß der Kaiſer erſt in der Nähe die Täuſchung entdeckte.

Der berühmte Hans Holbein von Augsburg, (ſtarb 1554) der einſt einen indiskreten Lord ungeſtraft die Treppe hinunter warf, malte alles mit der linken Hand.

Jean Jouvenet, Maler zu Rouen, (ſtarb 1717 als Rector der Königlichen Akademie, 73 Jahr alt), ward drei Jahre vor ſeinem Tode von einem Schlagfluß an der rechten Hand gelähmt. Da malte er mit der linken das große Stück: die Heimſuchung Mariä, in dem Chor der Pariſer Hauptkirche *).

Lucas Cambioſo — der ſchon in ſeinem funfzehnten Jahre mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Geſchwindigkeit arbeitete, und ſo viele Gemählde und Zeichnungen machte, und die meiſten ſo wenig achtete, daß man ſie ihm in Menge ſtahl, auch ſein Hausgeſinde ſehr viele zum Anſtecken des Feuers verbrauchte — zeichnete und malte mit beiden Händen.

Antonio Allegri Corregio (ſtarb 1534), dies hohe Genie, das mit ſeinen Freskogemälden das Urbild der nachfol-

---

*) Wie konnte Voltaire behaupten, Jouvenet male deswegen mit gelblichem Kolorit, weil ſeine kränklichen Augen Alles ſo ſähen! — Mußte dann der Maler nicht auch jede Farbe ſeiner Palette gelblich ſehen? Dann ward aber ſeine falſche Anſicht des Naturkolorits durch die eben ſo falſche ſelber Farben wieder vollkommen berichtigt. A. d. V.

genden Maler wurde, bildete ſich aus, ohne die Meiſterwerke Roms und Venedigs geſehen, ohne die Antiken ſtudiert zu haben, und ohne aus ſeinem Vaterlande gekommen zu ſeyn.

Guido Reni (ſtarb 1644 zu Bologna) wurde ſich ſeines Ideals von ſanfter Haltung und lieblich hellem Colorit erſt bewußt, als er in Rom ein Gemälde des Merigi von Caravaggio ſah, das grell angelegt und kolorirt, und eben deswegen ſehr bewundert und geſchätzt war.

Da die klugen Damen, als ſolche, mit Recht zu den Kunſtgenies erſter Größe gezählt werden, ſo dürfte auch noch folgende Anecdote hieher gehören; um ſo mehr, da ſie eine ſolche Dame im Conflict mit einem der größten männlichen Kunſtgenies zeigt.

Phryne, das ſchönſte ſchlaue Mädchen, wußte ſich vom Praxiteles die Erlaubniß zu erbitten, ſeine beſte Statüe wählen zu dürfen. Um zu erfahren, welche er ſelbſt für ſeine beſte hielt, rief ſie ihm einſt zu: „Feuer in deiner Werkſtatt!“ — Der Künſtler ſchrie: „Rettet den Satyr und den Cupido!“ — Die Anthologie enthält 21, noch bei Praxiteles Leben auf dieſen Liebesgott verfertigte Gedichte.

Kellner.

VIII.

Auszug aus einem Briefe.

— Auch mein ſehnlichſter Wunſch iſt es, daß einer der Freunde **Mniochs**, der ihn ganz kannte, und (wie ich hinzuſetzen möchte) dieſen ſeltnen Menſchen ganz zu würdigen verſteht, ihm ein ſeiner würdiges Denkmal ſetzen, ſein Leben beſchreiben, ſeinen Charakter als Menſch und als Schriftſteller mit Humanität und Gründlichkeit entwickeln, und künftig eine vollſtändige, zugleich aber ausgewählte Sammlung ſeiner poetiſchen und proſaiſchen Werke, zum Beſten der hinterlaſſenen Familie, veranſtalten möchte. Wir haben an originellen Dichtern von Geiſt und Gefühl nicht ſolchen Ueberfluß, daß wir dieſe Sammlung entbehren könnten, und Mnioch ſteht durch ſeine ſcharfbegränzte Individualität als lyriſch-philoſophiſcher Dichter und poetiſcher Denker ſo einzig da, daß eine ſolche Sammlung für den größeren Theil des Publikums von ſehr vielſeitigem Intereſſe ſeyn müßte. Indeß für jetzt iſt ein Anderes Noth, und ſo lange die Seinen darben, haben ſeine Freunde an kein anderes Denkmal, als an deren Rettung zu denken. Einer von ihnen hat gehandelt, und zwar auf die edelſte Weiſe. Es wird Ihnen Freude machen, Nachricht davon zu erhalten, wenn auch der Erfolg der ſchönen Abſicht nicht entſprochen hat.

Herr Hofrath Spazier zu Leipzig, der Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt, hatte Mnioch in früheren Zeiten kennen gelernt; er ſchätzte ſein Genie und ſeinen Charakter, und blieb in der Folge mit ihm in literariſcher und freundſchaftlicher Verbindung. Als er bei M.'s Tode von dem Schickſal ſeiner hülfloſen Gattinn und Kinder hörte, ergriff ihn der edle Eifer zu helfen, und indem er meinte, daß ein Mann wie Mnioch der ganzen deutſchen Nation, und Nothleidende der ganzen Menſchheit angehören, machte er den Plan, die Wolthätigkeit einer reichen Stadt für die Verlaſſenen zu benutzen. Der Adel Prag's hatte nehmlich kurz vorher vier glänzende Carouſſels zum Beſten der Armen gegeben, wobei ſehr große Summen eingekommen waren. Dies brachte ihn auf die Idee, ſeine Bekanntſchaft mit mehreren hohen Häuſern, die ſich dabei ausgezeichnet hatten, zu benutzen, und ſie zur ſtilleren Wohlthätigkeit für eine leidende Familie aufzufordern. Er ließ zu dem Ende auf ſeine Koſten die beiligende Vorſtellung drucken, ſchrieb, wie ich authentiſch weiß, einige und zwanzig Briefe an Fürſten, Fürſtinnen, Grafen und Gräfinnen, an die erſten Häuſer Prag's, und forderte mit edlem Vertrauen ihre Wohlthätigkeit auf.

„Der höchſte und hohe Adel Prags" (ſo lautet die Vorſtellung) „hat neuerlich ein ſo glänzendes Beiſpiel
„von edler Wohlthätigkeit aufgeſtellt, daß ich mich über
„die Bedenklichkeit, für zudringlich gehalten zu werden,

„hinwegſetze, um Hochdemſelben die Bitte für eine un„glückliche Familie vorzutragen.„

„Eine junge Wittwe und drei unerzogene Töchter „des im Publikum geſchätzten Schriftſtellers Mnioch „in Warſchau, den in ſeinen beſten Jahren der Tod „überraſchte, ehe er an Begründung eines sort für ſeine „Familie denken konnte, beweinen ihren Verſorger, und „ſind durch ſeinen Tod plötzlich in das größte Elend ver„ſetzt. Die drei verwaiſeten Kinder ſind von der erſten „verſtorbenen Frau, der bekannten liebenswerthen Dich„terin Maria Mnioch; das älteſte iſt 11 Jahr, das „zweite 8 und das dritte 7 Jahr alt. Ihre jetzige Mut„ter, ſelbſt eine Verlaſſene, kann ſie nicht unterſtützen, „nicht erziehen: ein trauriges Schickſal, das ſich im Na„men des hülfloſen Geſchlechts ganz fühlen läßt. „Die Wittwe meines verſtorbenen Freundes iſt 23 Jahr „alt, der Franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig, „in weiblichen Arbeiten nicht ungeſchickt, und weiß einer „Haushaltung ſehr gut vorzuſtehen. Ihr wäre geholfen, „wenn ſie eine anſtändige Stelle, als Geſellſchafte„rin einer Dame oder auch als Gouvernante, finden „könnte; die Kinder aber ſind nur durch Trennung des „ſeitherigen Familienbandes zu retten, wenn Menſchen„freunde hinzutreten und ſie in ihre Häuſer aufnehmen „oder in gute Verſorgungsanſtalten placiren. Für den „jetzigen Augenblick aber wäre eine milde Beiſteuer das „Mittel, die anſtändige Erhaltung dieſer Unglücklichen „zu ſichern, und mit dieſer zugleich Hülfe, Troſt und

„Abwendung des erſten Ungemachs zu bewirken, das die Delikateſſe gegen meinen verſtorbenen Freund mich nicht ausſprechen läßt, aber als Folge ſeiner ſehr eingeſchränkten Lage im Leben ſich leicht von ſelber aufdringt.„

„Das Herz ſoll mich zu keiner Deklamation verleiten, um dadurch den Edelmuth der höchſten und hohen Perſonen in Anſpruch zu nehmen, zu welchen ich jetzt zu ſprechen die Ehre habe. Die Vorſtellung ſtehe ganz einfach ſo da. Von erhabenen und begüterten Menſchenfreunden, die gezeigt, daß Sie Achtung für das unverſchuldete Unglück haben, darf man annehmen, daß Sie jeden weitern Zuſatz als überflüßig verwerfen.„ —

„Ich werde jeden Beitrag, jede menſchenfreundliche Offerte mit innigem Dank annehmen, weiter beſorgen und über die eingegangene Summe gewiſſenhaft Rechnung ablegen.„

Der Hofrath Spazier,
Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt.

Dieſe herzliche Aufforderung und Bitte iſt bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Wohl möglich, daß Einige den Dichter, von deſſen Familie die Rede war, überſehen hatten, möglich, daß Andere die nahe Noth der entfernten vorziehen zu müſſen glaubten; allein das totale Fehlſchlagen der zutraulichen Bitte muß eine andere äußere Urſache haben. Wahrſcheinlich iſt es folgende: In einem Berliniſchen Blatte, welches eine Nachahmung der Z. für d. e. W. iſt, ſtand um dieſe Zeit ein Aufſatz gegen Mnioch, welcher der Gehäſſigkeit und (aufs gelindeſte geſprochen) des Leichtſinns wegen, womit er geſchrieben iſt, alle unbefangene Leſer, vorzüglich die Freunde des guten Todten, indignirte, der aber bei Unbekannten, als öſſentlich ausgeſprochenes Urtheil über ſeinen ſchriftſtelleriſchen Werth, in dem Augenblick, wo ſie zur Wohlthätigkeit gegen ſeine Familie, als die eines geſchätzten Schriftſtellers, aufgefordert waren, die Herzen erkälten mußte. Jenes Blatt, worin der — Aufſatz enthalten iſt, kam um dieſe Zeit nach Prag, und die edelſte Abſicht war vereitelt. Beiliegender Aufſatz eines meiner Freunde, der vielleicht in der Indignation nur etwas zu heftig geſchrieben iſt, beleuchtet ausführlich und tüchtig die leichtſinnige Anmaßung, mit der man einen ausgezeichneten Mann im Grabe verunglimpft und eine edelmüthige Bemühung geſtört hat. Sie werden ſich ein Verdienſt erwerben, wenn Sie ihn abdrucken laſſen; ich überlaſſe aber die Entſcheidung Ihnen ſelbſt *).

---

*) Der Aufſatz iſt zurück geſendet worden. F.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Junius 1804.

I.

Andeutungen *).

Man dürfte den Vorſatz haben, und darnach ſtreben: alle Philoſophie als Syſtem zu ſtürzen. Man brächte dabei nichts in Gefahr, als die Einſeitigkeit. — Nicht nur der Menſch, ſondern die Menſchheit kann ohne Syſtem-Philoſophie leben,

---

*) Sie können als Fortſetzungen der im Maiſtück dieſes Journals von 1802 abgedruckten Thematen gelten, und man wünſcht, daß ſie in Bezug auf dieſe geleſen würden. Auch die Fragmente: Ueber Poeſie und Proſa, im Julius eben jenes Jahrgangs, gehören mit in die Reihe dieſer Thematen und Andeutungen.
Der Verf.

und hat in ſchönern und kräftigern Zeiten, recht und gut und herrlich ohne ſie gelebt.

Ich ſage: alle Philoſophie als Syſtem, nicht als Tendenz. Ich meine damit die Anmaßung eines auf einzelnen Punkten der Tendenz Erphiloſophirten, die Anmaßung: das Ziel ſey auf dieſem Punkt erreicht, hier ſey eine geſchloſſene und vollendete Begriffsdarſtellung des innern, lebendigen Seyns und Weſens.

Philoſophie als Tendenz der Begriffsorientirung im Unbegrifflichen, iſt ewig, unendlich, und ſelbſt in idealer Ausſicht ſchaut ſie keinen Punkt der Ruhe.

Wollen philoſophiſche Syſteme bloß Bildungen einzelner Grade der unendlichen philoſophiſchen Tendenz ſeyn, wollen ſie bloß als kurze Orientirungen gelten auf einzelnen Haltpunkten in der Linie dieſer Tendenz; ſo wollen ſie, was ſie einzig können, und ſo begrüß' ich ſie huldigend. — Nur gegen die Anmaßung, in einem Syſtem der Begriffe vollſtändige Faſſung des begriffloſen Lebens zu ſeyn, nur gegen dieſe wird gekämpft. Die Tendenz endigt ſich nicht in einem Punkt, der in ihr ſelbſt liegt.

Subjektivität und Objektivität ſind im lebendigen Bewußtſeyn als Zweiheit in Einheit, nicht begrifflich, ſondern lebendig gegeben. Die Lebendigkeit der Einheit iſt Vernunft genannt. Man will ſie parteilos haben, und nennt ſie darum

Indifferenz. Als Lebendigkeit iſt ſie dies aber nicht, ſie iſt vielmehr Partei in beiden Parteien, ſie iſt die zur Klarheit ſtrebende Einigung beider, ſie iſt der Geiſt der Doppelung, ſie iſt die Doppelung ſelbſt.

Die Vernunſt verhält ſich zum Verſtande, wie die Tendenz zu ihren Graden. Die Grade ſind nicht die Tendenz, obwohl die Tendenz nur in Graden begrifflich gemeſſen werden kann, in ſo fern ſie überhaupt ſo zu meſſen iſt. —

Im Verſtande erſcheint die Faktität des Gemüths in viele Faktitäten geſchieden; in der Vernunſt nicht: obwohl man dieſe als die Mutter des Verſtandes betrachten muß.

Die Vernunſt einigt indem ſie durchdringt, und durchdringt indem ſie einigt.

Der Verſtand iſolirt, die Vernunſt ſupplirt. Die Supplirung des Begrifflichen durch's Unbegriffliche iſt ein Werk der Vernunſt, als der lebendigen und unendlichen philoſophiſchen Tendenz.

Die Freiheit ſetzt die Freiheit zur Möglichkeit der Freiheit. Dies begriffliche Räthſel iſt wahr, nur nicht in der Begrifflichkeit. Unſinnig iſt dieſer Satz nicht, aber durchaus unverſtändig, und ohne Supplirung durch lebendige Vernunſt, wäre er auch Unſinn.

Ehe wir noch Leben und Welt begreifen, lebt ein Leben und eine Welt in uns. Hätte Alles der Begriff erſt erzeugt, wovon dann wär' er ſelbſt der Begriff? Wenn wir nicht im dunkeln Leben, bloß durch die *ſelbſt dunkle* Strebung zur *Klarheit*, durch die *Vernunft*, Objektivität und Subjektivität, noch ohne begriffliche Scheidung, dennoch als Zweiheit in Einung, oder als Doppelung inne würden, woher käm' uns denn der Begriff dieſer Zweiheit, Einung und Doppelung? — „Wir *wollen* es ſo nehmen!" ſagt nichts: denn das *Es* bleibt ewig etwas außerhalb des Nehmen-*Wollens* Geſetztes, Vorausgeſtelltes. Ein a priori im tiefſten Sinne, die lichtdunkle Innewerdung der Faktität des innern Lebens, als unbegrifflicher Doppelung der Subjektivität und Objektivität, oder vielmehr des Subjekts und Objekts, oder auch des *Lebendigen* des *Lebens* und der *Welt* in *einer* einigen Lebendigkeit, im lebendigen Bewußtſeyn.

Woher eine Welt? iſt, in Hinſicht des Antwortgrundes, mit *der* Frage gleich: woher ein Leben, das eine Welt erſchaut und faßt? Iſt das vernünftige Bewußtſeyn (in unſerm Sinne giebt es kein unvernünftiges) die lebendige Doppelung des Subjektiven und Objektiven im unbegreiflichen Innewerden; ſo hat die Verſchiedenheit des *eignen Lebens* (der Subjektivität) und der fremden *Welt* (der Objektivität) in dem Innewerden ſelbſt ihre Realität, eben wie die Doppelung. Die *Welt* iſt ein *Realverſchiedenes* vom eignen Leben, da ſie im Erwachen des Lebens alſo und nicht anders daſteht. Die Doppelung ſelbſt iſt auch eine Realität, denn der unbegriffliche Bezug des Subjektiven auf's Objektive iſt ebenfalls im Erwachen des Lebens weſentlich. Alle Realität iſt unbegrifflich. Man kann die Realität nicht iſolirt denken, man lebt ſie. — Realität kann überall (nur nicht, wenn dies Wort in der gewöhnlichen praktiſchen Sphäre gar zu dürftig gebraucht wird) mit Faktität des Lebens (oder ſchlechthin, mit Faktität) wieder geſagt werden. —

Es ſcheint toll, zu fragen: ob eine Welt außer uns da ſey? Sie iſt da, und iſt außer uns für uns da, indem wir ſie in uns als ein außer uns Geſtelltes erleben, indem wir ſie als Außenwelt innewerden. Zu fragen: wie? ſcheint wiederum toll. Es frage ſich doch das Wie, wie es dazu kömmt, hierüber eine Frage zu ſeyn? — Soll der Grund die Vernunft ſeyn? Dieſe iſt ja eben die Doppelung im Bewußtſeyn, die urſprüngliche Faktität, nach der das Wie zu fragen ſcheint. Der Sinn des Wie iſt hierin ſelbſt ein Faktum ohne Frag' und Antwort.

Und wenn Alles ſich aus der lebendigen Doppelung begrifflich analyſiren ließe; die lebendige Verſchiedenheit des Gedoppelten, und die lebendige Doppelung ſelbſt, dulden dies nicht. — Das Gedoppelte iſt die urſprüngliche, lebendige (begriffloſe) Analyſis in und unter der lebendigen Syntheſis. Die Doppelung iſt die urſprüngliche, lebendige (begriffloſe) Syntheſis eben jener begriffloſen und doch gegenſtellenden Zerſehung. Alles Analyſiren und Syntheliſiren in Begriffen geht aus von dieſen Lebens-Punkten, als einem urſprünglich und nothwendig Erlebten, und kann nicht rückwärts darüber hinaus.

Es kann kein Begriff des Bewußtſeyns ausgeſagt werden, ohne ein Wort, das die Unbegrifflichkeit unmittelbar andeuten ſoll. Doch dies gilt von allen Begriffen.

Alle urſprünglichen Worte galten zuerſt als äußere Andeutungen unbegrifflich geſonderter Fakten aus der Geſammtfaktität des begriffloſen innern Lebens. Sie waren Laute ohne begriffliche, aber nicht ohne lebendige Bedeutung. Die begriffliche Tendenz übernahm dieſe Laute auf den einzelnen Graden ihrer (der begrifflichen Tendenz) Bildung, und machte ſie, ſo weit es ihr in der Iſolirung möglich ſchien, zu Begriffeszeichen ihres Bildungsgrades. Noch aber giebt es Wörter, die jeder, der ſie ſchreibt oder ſpricht, unbegrifflich gedeutet wiſſen will. —

Der Ausdruck: *Gemeines* Bewußtſeyn, iſt Mißverſtand. Man bringt durch alle iſolirten Verſtandeskünſte nichts weiter heraus, als daß das gemeine Bewußtſeyn überſchwänglicher ſey, denn alle dieſe Künſte.

Mit *wem* ich hier ſtreite? — Ich glaube mit Niemand, wenn es das lebendige Innewerden gelten ſoll. Mit Vielen, wenn von begrifflicher Faſſung die Rede iſt.

Ich ſetze meine Freiheit durch Freiheit! iſt eben ſo wahr, als: ich ſetze meine Freiheit aus Nothwendigkeit! — Was Einige hier bei gewiſſen Syſtemen von genialiſcher Individualität reden, iſt zwar ganz gut und ebenfalls wahr. Aber wir ſind mit ihnen auch im Innerſten einig: ſie mögen nur näher ſich ſelbſt fragen: woher die Individualitäten, welche die Freiheit als nothwendig gegeben, und hinwieder diejenigen, welche ſie als nothwendig erſt zu geben betrachten? Wo und welches iſt nun die Univerſalität, — d. h. der tiefere Punkt der Einung des ſcheinbar Widerſtrittigen? —

Wie könnteſt du überhaupt begreifen wollen, Begriffestendenz, nähmeſt du nicht an ein Zubegreifendes, das da war noch ohne Begriff? — Sey nur recht verſtändig, Verſtand! — Kannſt du erfaſſen, wie das Leben lebt ohne Erfaſſung, wie es beleuchtet erſcheint ohne Beleuchtung? — Willſt du jedoch nichts weiter ſeyn und gelten, als iſolirtes Begriffesſtreben zu begrifflicher Konſequenz, ſo haben wir keinen Streit. — Vollende die Einſeitigkeit, und ihre Vollendung ſoll uns ein ergetzliches Kunſtwerk ſeyn.

Der Genius der Konſequenz zerſtört die Konſequenz. Aus innerer, begriffloſer Konſequenz wird man gewiß, daß es keine Konſequenz geben kann im iſolirten Denken.

Begriffloſe Konſequenz ſcheint ein Unverſtand! — Die dieſes ſagen, mögen ſich gehörig verwahren vor Unſinn!

Will ſich ein Leben begrifflich faſſen, in ſo fern es bloß vom Punkt einer gewiſſen Begreifung ausgeht, ſo kann ich im voraus nicht leugnen, daß die Faſſung wahr ſey. Der Begriff iſt demſelben Begriff gleich. —

Die unendliche Tendenz des Begreifens ihres Selbſt, nehmen wir an in allen Weſen, die wir vernünftig nennen. Dieſe Tendenz iſt die Vernunft ſelbſt, eben weil ſie die lebendige Doppelung des eignen Lebens und der entgegengeſetzten lebendigen Welt iſt. —

Die Vernunft iſt fortſtrebend, der Verſtand iſt hemmend.

Es ſetzt ſich der Verſtand nieder, und will überſetzen. Die Vernunft ſteht vor ihm, ſie hat ihm geſagt: überſetze! So lerne der Verſtand, wie viel und wie wenig Ueberſetzung wahr ſey. — Ewig macht der Verſtand ſchüleriſche Exercitia vor der Vernunft. —

Seyn iſt kein Begriff, es iſt nur ein Wort für ein Unbegriffliches, für die Faktität aller Faktitäten, als lebendig inne geworden, nicht als gedacht. —

Vom Baum der Erkenntniß haben wir lüſtern gekoſtet. Weh uns! — Aus dem Paradieſe ſind wir verſtoßen, und dort blieb der Baum des Lebens zurück. — Unſre Erkenntniß iſt armſelig, und für dieſe haben wir das ganze, volle Leben zerſtört. —

So aber mußt' es und ſollt' es ſeyn. Durch Wiſſen ſollte ſich der Menſch zerſtückeln, damit er durch Kunſt ſich wieder vereine, damit er ſein eigener Schöpfer würde. Dieſe ſchon bekannte Idee (denn wird ſie als bloßer begrifflicher Gedanke genommen, ſo iſt's wenig) mag gar wohl Rettungsidee genannt werden. Sie iſt eine allgemeine Rettungsidee auf dem Grade des Zweifels, der hier gemeint iſt.

Die Poeſie in Sprache iſt ein urſprüngliches Produkt jenes Sündenfalles. Alle übrigen poetiſchen Künſte könnten nach Inhalt und Form, Produkte des Standes der Unſchuld ſeyn.

Was bedurft' es der Sprache (im engern Sinn), wenn wir unſre lebendigen Gemüthsfakten in den äußern Darſtellungen der plaſtiſchen, mimiſchen, muſikaliſchen Vermögenheit unmittelbar, ohne Durchgang durch die zerſtückelnde Begrifflichkeit, in allen Graden unſrer innern Faktität, bis zum höchſten Ideal geſteigert, gerade ſo ausſagten, oder zur Wiedererlebung eines verwandten Weſens verkündigten, als ſich genialiſch und aus höchſtem Inſtinkt, die Natur ſelbſt in ihren Produktionen ohne begriffliche Zeichen lebendig und unzweifelhaft uns darſtellt?

Möchte der Menſch doch ſtumm geblieben ſeyn, bis auf den Geſang!

Nimmt man den tiefſten Sinn von Poeſie am weiteſten, ſo iſt alle Sprach Poeſie romantiſch. Die innre Trennung iſt geſchehn, und der Menſch ringt wunderhaft nach der alten Einigung durch Mittel der Trennung. Das volle Leben will ſich in Sprache verkünden.

Ohne irgend einen Verweilungsgrad der begrifflichen Tendenz, iſt keine Sprachformung möglich. Dieſer Verweilungsgrad iſt Erkenntniß, und die Verweilung iſt der Sündenfall.

Aller romantiſchen Poeſie liegt das Innewerden eigner Schuld zum Grunde. Alle Diſſonanzen des Lebens erſcheinen als verſchuldet. Die urſprüngliche Diſſonanz iſt das Wollen der Reflektion und Erkenntniß.

Der Erlöſer des lebendigen Sinnes der Sprach-Poeſie iſt die Muſik In Vereinigung mit dieſer wird das Begriffliche der Sprache auf die innigſte Weiſe mit dem Unbegrifflichen wieder vermählt. Es entſteht ein neuer lebendiger Menſch, aber freilich ein komponirter. —

Die Lebendigkeit wird erlöſ't vom unendlichen Tode des Begriffes, aber ihre Seligkeit iſt immer nur der Himmel der Erlöſ'ten und Verſöhnten, nicht das Paradies der Unſchuld.

Die proſaiſchen Menſchen wiſſen nicht recht, warum ſie die Muſik ſo lieben. Würden ſie deß' inne in Begriffsfaſſung, ſie würden ſich entſetzen, daß ſie Poeſie in ſich haben auch ohne Verſe zu machen. —

Keinen unverſtändigern Streit kenn' ich als den, mit Begriffswaffen gegen die Anmaßung des Begrifflichen für die Wahrheit des Unbegrifflichen. Dieſen unverſtändigen aber nicht widerſinnigen Streit verſuch' ich, indem ich den Sinn auf meiner Seite glaube, obwohl mir die Aegide fehlt, die Steinthürmenden Rieſen ſelbſt in Stein erſtarren zu machen.

Der Begriff in genialiſcher Form der Supplirung durch's Unbegriffliche, iſt das Meduſenhaupt. Wendet ihn gegen die Gebilde der iſolirten Begrifflichkeit; und ſie verſteinen.

Der Begriff wird einzig dadurch Waffe gegen den Begriff, daß er gar nicht reiner Begriff ſeyn kann. Immer übernimmt er etwas Unbegriffliches, deſſen Zuthat er als Energie ſeiner Anſprüche erwartet, und einzig nur in allerhand Redensarten verleugnen will, um ſich egoiſtiſcher Weiſe Autorität zu verſchaffen.

Ich red' und ſchreibe in begrifflicher Ohnmacht, und kann es nicht anders. Begrifflich genommen iſt Vieles verſtandlos, aber die Wagung, ſelbſt den Verſtand zu verſtehn, iſt über- oder unter-verſtändig. —

Ihr habt Recht! So kommen wir nicht auf's Reine! Aber im Sinn, der Euch vorſchwebt, iſt das Reine — gehaltlos. —

Alles geſellſchaftliche Verſtehn iſt ein kühnes Errathen. Alle Verſtändlichkeit ein gewagter Verſuch, das Sinnige durchs Geiſtige, das Geiſtige durch Material hindurch gehen zu laſſen zur Mit- oder Nach-Erfahrung eines verwandten Weſens. Die Menſchen räthſeln mit einander, und können nicht anders. O, daß man über die Begrifflichkeit im Unbegrifflichen ſprechen könnte, wie man bisher über das Unbegriffliche in der Begrifflichkeit zu ſprechen gewohnt iſt!

Deutung der erſten Moſaiſchen Sage.

(Vernunft, eignes Leben, Welt, Verſtand.)

Ueber dem Chaos webet Gottes Odem,
Des Lebens Urquell ruft hervor das Leben. —
„Es werde Licht!" es ward, — es ward Vernunft.
Ein ſtill verbreitet, allgemeines Helle,

Noch ohne Formung, ohne ſcharfe Strahlen,
Umſchaut das Chaos, draus es ſelbſt erſchien.
In dem geheimnißvollen Lichte ſteiget
Der Aether auf, des Lebens Eigen-Leben,
Als ewig rege, kühne Himmels-Veſte —
Und ſiehet mit des Urlichtes ſanften Augen
Sich eine Erdenwelt zum Gegenſtande
Des feſteren Umarmens herrlich bilden.
Geſchloſſen war des Daſeyns heilig Drey! —
Drauf aber wurden Sonne, Mond und Sterne.
Das ein'ge Licht, das allgemeine, ſanfte,
Das freundlich myſtiſch in Myſterien ſchien,
Zerging in viele Lichter, ihre Strahlen
Zertheilten Alles bald in harte Schatten
Und ſcharfe Blendung, — der Verſtand war da. —
Jetzt wurden dann erſchaffen Fiſche, Vögel,
Gewürm', vierfüß'ge Thiere — und der Menſch.
Des Lebens All mußt' in Geſtalt ſich trennen,
Und ſtatt Vernunft ward Herrſcher der Verſtand.
Da ruhte Gott, und ſchenkt' uns Feiertage.

Mnioch.

II.

Heinrich der Löwe.

Ein Epos

von

St. Kunze,

Prediger zu Hun-Reinſtedt im Halberſtädtiſchen.

Ueberſicht des Ganzen.

Heinrich der Löwe kehrt aus ſeinem Exil von England nach Deutſchland zurück — 1 bis 7ter Geſang — um ſeine Länder, die von Philipp von Köln, Ulrich von Halberſtadt, Berno von Hildesheim u. A. angegriffen ſind, zu behaupten, und ſeine Gemahlin und Kinder, die durch die Treuloſigkeit Bardewicks in der traurigſten Lage ſind, zu befreien — 8 bis 14ter Geſang. — Er beſiegt ſeine Feinde, zerſtört Bardewick, und erhält ſeine Vermählte und ſeine Kinder wieder — 15 bis 21ſter Geſang.

Oder mit den Worten der Geſchichte zu reden:

„1189 trat Heinrich der Löwe ſein zweites Exil nach England an; da er „aber erfuhr, daß ſeine Erbgüter ein Raub ſeiner Feinde werden „würden, ſo kam er bald — im Herbſte 1189 — zurück, griff die „Feinde an, und zerſtörte Bardewick am 28. Octob." (S. Kochs Pragmatiſche Geſchichte des Hauſes Braunſchw. Lüneburg, S. 58. 59. Hahns Reichshiſtorie. III. S. 298.)

Erſter Geſang.

Inhalt.

Heinrich der Löwe, der auf ſeiner Rückfahrt von England nach Deutſchland Schiffbruch erlitten, hat ſich auf die nackte Düne Doggersbank gerettet. Seeräuber werden ihn dort gewahr, und nehmen ihn auf, ihn als Sklaven zu verkaufen.

Ihn, der, verjagt aus gewaltig vordem beherrſchetem Lande,
Endlich zu Weib und Kindern, den lang' Erſehnten, heimkehrt,

Unter Gottes Geleit, doch nach mannichfachen Gefahren,
Sing' ich. Ueber das Meer gelangt er mit Müh'; am Geſtade
Lauert der Treuloſen Liſt; im Lande der heimiſchen Freuden
Wartet der Undank ſein von eignen Vaſallen, da ſchwelget
Raubgier * (†) fremder Herr'n, da jammert die treue Mathilde.
Lang' iſt die Wiederumarmung erprüft. O, ſäh' er dich wieder!
Bardewick! nahmſt du in Frieden ſie auf mit den flüchtigen Kindern,
Königin unter den Städten! vielleicht erhöbſt du dich jetzt noch!
Aber dich ſollte — ſo ſchwinden der Sterblichen Werke! dich ſollte
Heinrich, dein gütiger Fürſt, in Wuth ein Leue, verwüſten. *
Heilige! die du den Nebel durchſchaueſt der alternden Vorwelt,
Ueber die Gräber gehſt, und weiß'ſt, was für Thaten da ſchlummern,
Die du in einſamer Nacht, wann der Kummer ſchläft und die Arbeit,
Meinen Geſängen den Schwung leihſt, oder zu Klagen ſie abſtimmſt,
Flügle mir dieſes Lied zu des Vielerduldeten Ehren,
Daß, ob lang' er verweſ't, ihn dennoch lohne der Nachruhm!
Fern im Nordmeer dehnt ſich, bedeckt mit goldenem Sande,
Weithin Doggersbank *, unbewohnt, unwirthlichen Anblicks.
Nur Golantho *, die Heilige, weilt hier zuweilen, und ſinnet
Ernſten Gedanken der Menſchheit nach, und erhöret Gebete.
Weder Baum noch Staud' entwachſen dem Sande zur Wärmung;
Ringsum ſprießt kein Kraut, noch nährender Weizen und Gerſte,
Lockende Weide für Schaf' und langſam ſchreitende Rinder,

(†) Die mit * bezeichneten Wörter ſind in den angehängten hiſtoriſchen und topographiſchen Belegen erklärt.

Oder für Land durchirrendes Wild, die Freude des Weidmanns.
Nur der Robben gemäſtete Heer' umliegen ſie zahllos,
Wann die Strahlen des Tages die kreiſenden Ufer durchwärmen,
Hier auf dem Sande, geſtreckt, entſtiegen dem bläulichen Meersgrund.
Oder es ruhen ſich hier die Kraniche, wann ſie im Herbſte,
Scheuend den heulenden Nord, nach wärmeren Gegenden hinziehn.
Hier weilt Herzog Heinrich, der ländergewaltige Arme,
Büßend des Schiffers Verſehn, den wogenthürmend die Windsbraut,
Als er, vom Kelche berauſcht, ſich verirret, Aller Verderben,
Hart an die Düne verſchlug. Geſenkt in die Tiefe des Meergrunds
Modert ſein reiches Schiff, und Steuerer ſammt den Gefährten.
Nur den Helden entriß voll heimlicher Weisheit das Schickſal
Mächtig, der unerſättlichen Flut, erfroren vor Kälte,
Triefend vom Meer'. Es durchzitterte Froſt die Gebeine des Großen,
Als er das Ufer erſchwommen, und ſonnenerwärmeter Sandſtaub
Ihn aufnahm, ihn ohne Gefreund, ihn ohne Gefährten,
Sonder Waffen und Speiſ', ach! ſelber des dürſtigen Waſſers.
Eine Quelle, woraus er den Durſt ſich löſchte, gebrach ihm.
Zween der Tage des Weh's verweilt er in innerem Trübſinn
An ungaſtlicher Düne, wo noch die Woge das Fahrzeug
Ihm verſchlang, umſpähend, ob ſein ſich erbarme die Gottheit *,
Oder der Heiligen Eine: Maria, Siwa Golantho *,
Die ihm ſendete Heil auf ſegeldurchſchnittenem Nordmeer.
Aber die hielt zurück der Zorn Gedeſia's, der Schweſter,
Der in der Seel' es nagt, daß Heinrichs Rechte des Bruders
Theuerſten Sohn erlegt' an den hundert Quellen des Limbachs. *

Darum

Darum erregte ſie ihm der Heiligen Feindſchaft, und mit ihr
Unbeſchreibliche Müh' und nicht zu nennenden Kummer,
Daß er verarmt hier ging', umtoſt von den Wogen des Meeres,
Weit vom Hauſ' entfernt, wo das Herz hindenkt und ſich abhärmt.
Sieh, jetzt gehn der Seele vorbei geflohener Freuden
Wonnegeſtalten, und ihnen zur Seit' hin ſtellt ſich die Zukunft
Schwarz und eingehüllt in undurchdringliches Nachtgraun.
Ach! (ſo ſtöhnt er aus innerſter Bruſt) hier ſoll nun mein Grab ſeyn?
Schlafen ſoll ich, wo niemand ſchläft, itzt, da gern ich noch wachte,
Itzt, da der Meinigen Noth aus den Tiefen der Erde mich aufſchrie?
Itzt ſoll Schweigen mich decken, da Lärm um mich ſelber die Welt füllt?
Eh' ich dich, treues Weib, und meine Kinder umarmte?
Schreckliches Loos *, von Gott und Glück und Menſchen verlaſſen!
Sprachs, und raffte ſich auf. Gejagt von dem Wunſche des Lebens,
Fühlt' er heißer den Durſt, und durchirrte die Düne nach Waſſer.
Bis die Sonn' ihm ſchwand, durchſchweift er die ſandige Wüſte
Fruchtlos; und fürwahr! nun wär' in den Staub er geſunken,
Ein unfehlbar Opfer des unzuſühnenden Durſtes,
Hätt' ihn nicht jetzo geſehn voll Erbarmung Göttin Golantho.
Einſam ging ſie, von Nebel umhüllt, auf dem Hügel des Eilands
Ueber das Meer hinaus zu ſpähn mit den Strahlen der Sonne,
Ob ſie nicht drüben am Ufer die heimiſche Ruhe der Berghöh',
Sammt dem Prüfungshaine * der reiſenden Geiſter gewahrte,
Willens, dorthin zurückzukehren mit nächtlichem Schleier.
Da erblickte ſie dich, o Held, und Staunen ergriff ſie!
Eine Thräne, wie Gott ſie weint um verirrete Menſchen,

Quoll aus dem großen Auge der hoch erhabenen Göttin.
Heil ihm bringend, begann ſie hinab zu gehn zu dem Helden:
Aber alsbald gedenkend der Wuth der beleidigten Schweſter, 80
Kehrte ſie wieder um, und ſcheute den traurigen Anblick
Eines Mannes, dem fern noch war das Ziel der Errettung.

Eine Quelle, ſie rieſelte klar und leicht durch den Sand hin,
Sie, die einzige, welche der Oed' entſprudelt des Eilands,
Unbenahmt, wenn der Kraniche Volk nicht ſolche benahmt hat. 85
(Denn die trinken ſie, ſitzend herab an den Ufern, ſich ruhend)
Zeigte ſie ſeinem Blick; er naht' und ſchöpfte ſich Leben.
Alſo findet im Winter, wenn Schnee hoch liegt auf dem Bergwald,
Das langirrende Reh, dem Tode ſchon nahe, noch Eicheln,
Unabläſſig käut es die Frucht unſtillbaren Hungers. 90

So trank Heinrich Erquickung, und lagerte neben dem Quell ſich.
Schauervoll ſtieg indeß die alles umſchattende Nacht auf
Ueber die Dün', erhellt von der Silberflocke des Mondes.
Kalt wie immerhin ſind des Weinmonds herbſtliche Nächte,
Haucht ſie ihn an; er ſieht die Kommende, ſchauert im Innern. 95
Aber Entkräftung ſtreuet des Mohns ihm über die Augen,
Daß der Ermüdete, ſtill zu Gott aufſeufzend, entſchlummert.

Alſo gingen ihm hier drei ſchwarze Tage vorüber.
Da ward Morgen. Ein Schiff raubgieriger Männer von Norden
Segelt' an Doggersbank dicht hin. Froh lärmte das Schiffsvolk; 100
Ueber das brauſende Meer, und über das ſandige Land ſcholl's.
Tarant führte den Schwarm, der Erſte der frevelnden Räuber.
Rüſtig und ſtolz iſt er, doch alberner irdiſcher Seele.
Unerſättliche Luſt und Habgier leiten den Wüthrich,
Sein umnachtetes Herz hat nie bei Leiden der Menſchen, 105
Ob ſie erweichten den Stein, Erbarmung geſchlagen und Mitleid.

Der ſtand izt auf des Schiffes Verdeck, und erblickte den Herzog,
Wie er, erwacht, am Quell auf dem Sandbett lag und umherſah,
Voll des unendlichen Weh's beim Scheine des kommenden Tages.
Daran erblickt' ihn ſogleich, und ſprach zu ſeinen Genoſſen:
Freund'! im Sande dort liegt, dicht neben der Düne Gewäſſer,
Hingeſtreckt ein Mann, den Schlaf abſchüttelnd, ſo ſcheint es.
Sicher iſt da geſtrandet ein Schiff, und Männer und Habe,
Silber und Gold, mit Gepräg' und roh, und ſchüchterne Weiber,
Auch was ſonſt noch alles das Schiff geführet von fernher,
Das iſt mein, und folgt uns alles, ein köſtlicher Reichthum.
Ihr da, ihr drei Gefährten! beſteigt ſogleich mit dem Gerathes
Schleunig das Boot. Iſt groß die Menge der Menſchen und Beute,
Faßt ſie das Fahrzeug nicht, ſo fahret Wenige öfter.
Nennt euch Retter der Menſchen: „Unglückliche! ſehet, wir kommen
Sehr gerührten Gemüths, euch zu führen nach beſſerer Heimath,
Wo man kennt und liebt, und oft erwähnt den Entfernten!“
Alſo redet und ſetzt hinzu, was ſchicklich euch dünket.
Doch, was ſchwatz' ich ſolches! ihr ſeyd ja ſelber verſtändig,
Und der Alte, fürwahr! iſt ja beſſer noch kundig des Wortſchwalls.
Alſo ſprach er, erfüllt des unermeßlichen Raubes,
Welchen er ſelber entdeckt, und der allein ihm zu Theil ward.
Hurtig beſtiegen die Vier den Kahn, hinrudernd zur Düne,
Wo, unglücklicher Held! die Nacht ſo traurig dir hinſchwand.
Heinrich ſchaute ſie nahn. Hoch ſchlug vor Wonne das Herz ihm.
Frevel ahnete nicht im heftigen Leiden der Biedre,
Mitleid, Güte vielmehr, daß um ihn ſich Andere mühten,

Wie er ſelber ſo gern ſtets Andern im Leben gedienet.
Freudig rief er, gen Himmel erhebend die mächtigen Hände:
Vater der Menſchen! du haſt ſie geſandt, mein Leben zu retten,
Wiederſehn ſoll ich Land und Weib, und liebliche Kinder!
Alſo ſprach er. Die Steurer gelandet, begannen ein Anders:
Bet' und klag' izt nicht; denn beides ſind nichtige Dinge.
Auf! in das Boot ſteig, daß du das ſüße Leben dir retteſt!
Aber, Fremdling! ſag' uns zuvor: weilſt du nur allein hier
Ohne Hab' und Gefreund? Unglücklicher! ſiehe, wir kommen
Sehr gerührten Gemüths, dich zu führen nach beſſerer Heimath,
Wo man kennet und liebt, und oft erwähnt den Entfernten!
Steig' ins Boot! gern nimmt ein Fremdling mit ſich den Fremdling
Drauf erwiederte Heinrich den Liſtigforſchenden alſo:
Leider bin ich allein der Wog' entflohn von der Mannſchaft,
Die — ſchon dreizehnmal beleuchtet die Sonne mein Elend —
Schiffte von Albion *. Ach! ich rettete weder des Auslands
Schätze, noch Kleidungen! Gern ſonſt böt' ich euch alles zum Lohn dar.
Wie ich hier ſtehe, ſo rein hat mich ausgezogen die Meersflut.
Dennoch hoff' ich, nehmt ihr mich auf, der ſchönen Vergeltung
Eingedenk, die Gott gewährt und erſprießliche Thaten.
Alſo ſprach er redlichen Sinns. Ihm ward nur erwiedert:
Steig' ins Boot! gern nimmt ein Fremdling mit ſich den Fremdling.
Und den Männern vertraute ſich Heinrich nun und dem Nachen,
Welcher in drängender Eil' auf den ſchäumenden Wogen dahin flog.
Jetzt ſprach nun zu den Andern der Greis von Rugia leiſer:
Freunde! mich jammert das traurige Loos des offenen Mannes.
Kaum entgangen der Flut, verarmt an Gütern und Freunden,

Soll er ein Sklav umfeſſelt vertrauern ſein blühendes Alter,
Hoch von Sinn und ſtark von Geſchlecht. Nicht mag ich ihn fragen,
Wer er ſey, und welcherlei Orts er ſo ſtattlich gebildet?
Ob ihn ein Weib vielleicht und Kinder erflehn in der Heimath,
Oder ein Vater, ſchon Greis, ob eine geängſtete Mutter,
Welche den Heiligen viel gelobt für des Einzigen Rückkehr,
Daß ich zum Tiefſinn nicht, und zu ſtöhnender Red' ihn bewege.
Denn leicht klaget im Weh ein Mann, ja ſelber ein Weiſer,
Wenn er ſich ſeines geflohenen Glücks im Herzen erinnert,
Seiner Lieben gedenkt, und der Freunde, die heim ihn ſich wünſchen.
So beklagte des Göttlichen Loos der zärtliche Grathes.
Aber die Anderen nicht; die ſchalten den Rügier alſo:
Alter! was ſchwatzeſt doch du nach Tarans Geiſel ſo lüſtern?
Ziemlich ſonſt von Gemüth, der je zwar keinen gekränket,
Aber zum Räuber nicht taugt. Denn dieſem mangelt doch nimmer
Des erhabenen Muths in der Seel'; und im eiſernen Buſen
Starrt ihm felſenfeſt das Herz zu groß für das Mitleid!
Deſſen weiß der nichts und mag auch ſolches nicht ſchätzen.
Alter hat ihn geſchwächt und noch mehr ſein Harfengeleier:
Denn ſo ein Dichter, der Mährlein ſagt vor dem Volk, daß man weinet,
Sich und andre bethörend, es ſey ſo wahr als er abſang,
Wird wie ein Weib ſo weich! Schont ſeiner und ſchweiget, daß Taran
Nicht erzürnend dem Grab' ihn opfre, dem ſichtlich er zuwankt.
Doch du Graubart! beſſere dich! leicht könnte der Führer
Dich ausforſchen; und Weh dann deinen entmarkten Gebeinen!
Als ſie kaum alſo die ſpottende Rede geendet
Nahte dem Rennſchiff * ſchon der ſchnell geruderte Nachen
Finſter redete die Kommenden an der mürriſche Taran.

Iſt das alles? Genoſſen! das alles der einzige Bettler?
Nun das lohnte der Müh', darum vier Männer zu ſenden,
Abzuſchicken ein Boot, und ſelbſt zu wenden das Rennſchiff. 190
Bin ich zum Vogelfänger nicht ſchier geworden, zum Knaben,
Der mit unzähligen Schlingen am Arm ausgeht und ſie aufſtellt
Draußen am herbſtlichen Zaun mit ſehnlich erwartender Mühe?
Viele gedenkt er zu fahn, und bringt am Abend — ein Spätzlein.
Doch, es ſey! Ich meine, das ſoll uns Weſſes erreichen. 195
Aber was ſeh' ich, Gefährten! Es trägt ja der Fremdling am Halſe
Ein vergoldetes Band? Nehmts! iſt doch das Wenige etwas,
Es hat die Flut ihm gelaſſen für uns. Die Kleider ſind häßlich,
Nicht des Ausziehns werth; drum laſſet ihm ſolche zur Decke.
So der Menſch, habſüchtiger noch als die Fluten des Meeres. 200
Jetzt nun ahnte zu ſehr ſein Loos der biedere Heinrich;
Sagt, o wer ſeyd ihr, Schiffer? woher treibt Ruder und Wind euch?
Ihm erwiederteſt du, Tyrann! mit trotzigem Herzen:
Das fragſt du, Elender? — Genug, wenn wir und die Winde,
Welche das wetterzerriſſene Schiff uns trieben, das wiſſen! 205
Merke dir, wer du auch warſt, und dich unter den Lebenden rühmteſt,
Sklave biſt du, und folgſt, wohin ich befehle, gezwungen,
Daß ich im Dänen-Gebiet dich einem der Reichen verkaufe,
Oder auch lieber annoch mit gewichtigerm Golde die Gattin
Dort in der Ferne zu Hauſ' und die nahen Verwandten dich löſen. 210
Doch — ihr ſcheint ein Mann von Stande, dergleichen ich wenig
Schaute, ob ich auch fern herkam, und manchen der Helden.

Nicht die Häßlichſten, brachte mit Liſt und noch mehr mit Gewaltthat.
Sagt mir, erfreut des Reichthums Meng' im ſchönen Pallaſt euch,
Und ein blühendes Weib, ein weniges jünger und kleiner,
Als ihr ſelbſt? Denn ſie hält ſich am ſchönſten, wenn liebende Frauen
Ihren Vermählten an Jahren und Größ' ein geringes noch nachſtehn,
Aber an rüſtigem Leib' und vollem Wuchſe ſie beſiegen.
Wahrlich, ſie ſühnete mich, wenn ſie käme, mit reicher Verehrung.
Tief aufſeufzend, den Groll verbeißend, erwiederte Jener:
Heimreich nannte mich einſt (ach, dahin ſind die Zeiten des Glückes!)
Hamma's roſenbeblümtes Gebiet; entlegene Länder
Prieſen mich glücklich in meinem Pallaſt. Dem Reichſten der Gegend
Hingen mir Schwerter viel' und der Panzer ſtarrend von Golde
Viel in den großen Gemächern umher, ein Staunen des Fremdlings,
Wenn er in meine Burg einging, für jeden ein Obdach.
Jetzt der Armuth Sohn, umirrend verfolgt von Menſchen,
Hab' ich kein Vaterland und keinen Freund in der Nähe.
Ein Gelübde, dem Vater gethan auf dem Bette des Todes,
Als er ſterbend noch ſchalt die allzuläſſige Mutter,
Zwingt mich, die Weiber zu fliehn, der Vermählung nimmer gedenkend.
Als er ſo ſprach, da lacht' doch auf der Schwarm der Verruchten.
Grathes Herz allein (blos Mitleid ihm in der Miene,
Daran aber — ein ſchwarz Gewölk auf ſein ſinnendes Haupt ſchon

Fern verzieht, o könnt' ers ſehen der niedrige Frevler! — 235
Feſſel dann her! antwortet' er hart: und bindet den Sklaven!
Aber du, mein Gewinn! umirrender gaſtlicher Ritter,
Tröſte dich; feſſellos wirſt du nun bald zum Markte getrieben
Eines Begüterten Knecht, der gewichtige Summen mit hinzahlt.
Alſo höhnte der Führer des Schiffs. Den Helden verachtend 240
Ging er mit Jenen hinweg, erfüllt des heißen Verlangens,
Bald auf Welles zu ſeyn und Frevel zu häufen auf Frevel.
Hart geröſtetes Brodt zur Speiſ' und Waſſer zum Tranke
Bracht' ein rudernder Knecht dem hungergefolterten Herzog.
Der ſaß da auf dem Boden des Schiffes, gebunden am Maſtbaum, 245
Trauergedanken im Sinn, durchforſchend ſein laſtendes Schickſal.
Hierhin dacht' er und dorthin, und wog Eins gegen das Andre,
Ob nicht zum Ausweg ihm ein Lichtſtrahl ſchimmere fernher,
Ob nicht der Vorſehung Plan ihm heller ein wenig erſchiene;
Aber die läßt ſich ja nur allſtets nachſehn im Vorbeigehn. 250
Troſtlos ließ die Traurigkeit ihn. Gedankenverwirrung
Herrſcht' in ſeinem Verſtande, der ſchwer ſich mit manchem zerplagte.
Jetzo gedacht' er nach Brunia hin, wo bedrängt die Geliebten
Stunden der Rückkehr zählten; nun ſah er wieder die Band' an,
Ach! und der männlichen Kraft ſtieg eine Thrän' in das Auge. 255
Aber daß nicht die Noth ihm würde zu voller Verzweiflung,
Sorgte die leitende Vorſicht ſchon. Denn gerührten Gemüthes
Eilete Grathes her, von dunkeln Gefühlen getrieben,
Tauſchte mit Weine das Waſſer, und reichte des Fleiſches zur Stärk' ihm.
„Iß, Geängſteter! trink! nicht lange verweilet das Unglück, 260

Wenn es mit beugender Laſt geplagete Sterbliche heimſucht.
Halt im Gedächtniß ſtets den tröſtlichen Wechſel der Zeiten!
Ehe die Stunde vorübergeflohn, iſt manches verändert
Um dich, in deiner Welt, und in dir ſelber nicht minder!“
Sprachs und drückte mit dürrer Hand die Rechte des Herzogs,
Stärkenden Mitgefühls voll. Unwillkührlich durchlief da
Beiden die Glieder alsbald das Feuer verbrüderter Freundſchaft.
Wie wenn guter Geſchwiſter ein Kreis mit gegebenen Händen
Steht, und der Eine die Flaſche, gefüllt mit elektriſchem Feuer
Anrührt, All' auf Einmal ſogleich der entfahrende Funken
Durchzuckt, ſchauerte beide der Handdruck traulicher Freundſchaft.
Seitdem fühlten ſie der Seelen-Empfindungen Gleichklang,
In Geberden beredt und deutlich im Drücken der Hände,
Himmliſche Sprache, nicht wortreich, ſtumm oft und doch ſo verſtändlich.
Tröſtender Rede will neben ihn hin ſich Grathes nun ſetzen
Theilend des Freundes Noth (getheilte Noth iſt erträglich);
Aber es hallte die Thür, als nahete einer der Schiffer.
Und er ſchlich ſich klüglich hinweg, beſiegend das Mitleid.
Alſo ſchleicht ein Leckermaul vom benaſchten Gerichte;
Einſam ließ man im Saal ihn bei ſehr belaſteter Tafel.
Jetzo knarrt die Küche; die Hausfrau kommt, und der Näſcher
Fliegt zurück auf den Seſſel, entfernt den reizenden Speiſen.
Grathes ſchalt mit den Andern, doch nicht in zürnender Rede:
Freunde! was traget ihr doch nach ſehr gutmeinendem Herzen
Jenem Trotzer noch Speiſ' und Trank zu? Selber durchdrang mich
Unſeres Fremdlings Noth da als ich zuerſt ihn erblickte
Ringend die Hände, verlaſſen. Doch wiſſ', nun kenn' ich den Buben,

Ihn den lieblichen Gaſt, den berüchtigten Zecher Amolfried,
Den ich am Hofe der Britten berauſcht oft ſahe durchtaumeln
Alle Gaſſen der Stadt, verfolgt vom lärmenden Pöbel! 290
Der iſt unſer Gefährte, den ſtraft am ſicherſten Hunger.
Darum hab' ich ihm jetzt des Brodtes und Trankes genommen,
Daß er am Mangel nun ſpare, was er zuviel durch die Gurgel
Sich gejagt, ihm ſelbſt und anderen Menſchen zum Nachtheil.
Alſo ſprach mit Bedacht der Sänger, die Schiffer bethörend. 295
Sie doch achteten kaum der Red' und des wichtigen Fremdlings;
Ganz verdüſtert vor Luſt und Leidenſchaft im Gemüthe,
Ruderten fröhlich ſie hin durch die ſchäumenden Wogen des Nordmeers,
Kümmerten ſich des Verlaſſenen nicht, unwürdig der Rede,
Ob er auch ihnen erkohren war, ein Rächer der Bosheit. 300
Hoffnung, die heilende Göttinn, des Erdballs Kinder die Beſte, —
Heil! wem die Freundliche lacht! — erheiterte Heinrichs Geberden;
Denn ihm zur Rechten am Himmel in fahrender Wolke gewahrt er
Einen ſiegenden Löwen mit einem Löwen am Bande,
Welcher Meer und Städte beſiegt, auf Trümmern nun ausruht. 305
Taran aber begann izt ſo zu ſeinen Gefährten:
Schaut doch, Genoſſen! da hebt ſich Welles ja ſchon aus dem Meer auf!
Endlich ſcheinen wir denn der Langerſtrebten zu nahen,
Wo uns die Luſt erwartet, und unermeßlicher Reichthum.
Ahnen die reizenden Schönen von fern wohl, daß izo herannaht 310
Unſere Landung, ihnen ein Weh, uns innige Wonne?
Grathes aber erwog gar viel im Herzen, ſo redend:
O, ihr glücklichen Männer! die noch die Jugend durchadert;

Mich umhemmt das Alter, und mißt mir ſparſame Schritte;
Traun! es würfe das ſchwächſte der Mägdlein, wollt' ich es zwingen, 315
Mich in den Staub. Doch wenn ich Euch Starken erblicke, wie leicht ihr
Schüchterne Dirnen zähmt, und euren Vergnügungen bändigt;
O, dann gräm' ich mich tief (gern mögen auch Alte ſich freuen);
Ach! und gedenke (wohin iſt die Zeit!) der raſcheren Jugend,
Wo ich voll Kraft auch war und behende zum Tanz mit den Schönen. 320
Ihm erwiederte drauf der ganze Schwarm auf dem Schiffe
Dröhnenden ſinnloſen Lärm, voll thieriſcher Töne der Wolluſt.
Wie wenn das junge Volk zur Kirchmeß taumelt im Reigen,
Oder üppige Jünglinge gleich muthwillige Dirnen
Mit ſich reißen zum Tanz. Da, wo ſie zuſammen vorbeiziehn, 325
Gellen die Straßen von lautem Gejauchz und wildem Tumulte.
So die Schiffer. Sie rudern, ſich vorwärts beugend und rückwärts,
Schnell, im Aug' und Gemüth nur Welles* reizende Weiber,
Und das ſtrahlende Gold, der Köder frevelnder Menſchen.
Aber die Thoren! Sie ahneten nicht des Ewigen Rathſchluß. 330
Sieh! auf der Warte des Huns* ſitzt freudig im Winter der Rabe,
Seine Biſſen erſpähend auf minder umſchneieten Berghöhn.
Gierig fliegt er dahin. Jetzt hat er den Raub; doch der Jäger,
Den das Geſträuch verbarg, erlegt mit dem tödtlichen Blei ihn,
Und dem geöffneten Schnabel entfällt die liebliche Beute (†).

(†) In der Folge befreiet Grathes den Herzog, in Abweſenheit der Seeräuber.

Hiſtoriſche Anmerkungen.

V. 7.

Wie grauſam und räuberiſch Erzbiſchof Philipp von Köln mit ſeinen Verbündeten in den Ländern des abweſenden Herzogs verfuhr, da er weder Weltliche noch Geiſtliche ſchonte, leſe man in *Gebhardi* Chron. Stederburg, in Leibnitii Script. rer. Brunsvicensium. Hannov. 1707. Tom. I. p. 860. „Coacti enim sumus, Deo sacratas Virgines de Coenobiis suis in tuta loca deducere, quia veraciter auditum est in suo transitu Coenobia violenter irrupta, et quod sine gemitu et lacrymis non dicimus, virgines sacras impudice tractatas, et totius sceleris immane flagitium completum esse." l. c. p. 861. „Pollicitam sibi ab Imperatore non sensit pacem, sed bona ipsius omnium exposita erant diruptioni."

V. 9 — 11.

Heineccii Antiquitates Goslarienses lib. II. p. 190. „Inprimis *BARDEWICUM* antiquissimam urbem ob perfidiam vero nimis sibi invisam a fundamentis adeo diruit, ut vix vestigium pristini nitoris reliquerit." Mehreres wird hievon bei Geſang 21. V. 441. vorkommen.

V. 20.

Doggersbank iſt eine unbewohnte längliche Sandbank oder Düne in der Nordſee, nicht ſehr aus dem Wege von England nach Deutſchland. S. Nieuwe verbeeterde Paskaart van de Noordzee von Capt. Joan. Heylemann, te Amsterdam by Joannes van Keulen en Zoonen.

V. 21. 46. 47.

Was die Maſchinerie in dieſem Gedichte betrifft: ſo iſt ſie der Zeit deſſelben angemeſſen. Man muß die ſpeciellen Nachrichten (Chroniken) und Edden wenig kennen, wenn man reine Chriſtus-Religion im zwölften Jahrhunderte zu finden meint. Die Religion des Volks war damals mehr als zu andern Zeiten ein Gemiſch heidniſchen und chriſtlichen Aberglaubens, und man ſuchte ſich den einen durch den andern zu verdeutlichen. Man glaubte eine Gottheit, welche die Hauptbegebenheiten der Welt, und die Schickſale der Menſchen überhaupt lenkte; **wie** ſolche aber erfolgten, blieb den Dienern der Gottheit, den Engeln, Elfen, den Heiligen und Zauberern überlaſſen, welche wieder ihre Unterdiener, die Montanen, Nixen, Zwerge rc. hatten. Denn ob gleich dieſe Chriſten keine Orientaler waren; ſo nahmen ſie doch mit der Bibel orientaliſche Begriffe an. Auch ſind — wie Gibbon ſich ausdrückt — ähnliche Sitten natürliche Folgen ähnlicher Lagen. Vergl. Edward **Gibbons** Geſchichte des Römiſchen Reichs, II. Th. überſ. Leipz. 1788. S. 88. 89 110. 111. **Gallus** Geſchichte der Mark Brandenburg, Bd. I. S. 60.

V. 51.

Limbach, ein Bach bei Schwanbeck im Halberſtädtiſchen, deſſen Hauptquell der **Hoheborn**, unweit dem Jürgenholze, iſt.

V. 64.

Hat je ein Fürſt den Wechſel des Glücks, und vorzüglich die Härte des Schickſals und die Untreue und den Undank der Menſchen erfahren, ſo war es Herzog Heinrich der Löwe, dem im Glücke nur der Königstitel, und im Unglück alles, auch ſeine Freunde fehlten. Auf zwanzig Jahre, mit Ruhm bekrönt, folgten funfzehn Jahre voll Unglück. Nun erblickt man dieſen Fürſten nie anders, als verfolgt, von ſeinen Feinden unterdrückt, umherirrend und von Unglücksfällen zu Grunde gerichtet. Vorgleiche die Größe und den Fall Heinrichs des Löwen von Patje, überſetzt von John. Regensburg 1786. S. 130 — 132 v. Bünau Leben und Thaten Friedrichs I. S. 247 ff. „Dum se existimat stare, cecidit perditumque statum dignitatis usque ad terminum vitae nunquam recuperavit.“ Otto de St. Blasio c. 24. in Urstisii Germ. hist. 1670. p. 209. „Repentina calamitate vir, quo nihil habuit Germania clarius, fraude suorum, quorum fidei tam castella, quam munitiones suas commiserat, absque obsidione, sine congressione singulis quaeque dedentibus, ingentibus copiis brevi privatur.“ Chronicon sanpetrinum Erford. a 1181 add. Gerhard. Stederburg. §. 28. 30. Saxo Grammaticus p. 369. „Si multi Germaniae principes reddere deberent, quae per latrocinia Henrico Leoni tum erepta sunt, fore, ut ad infimas casas redirent, qui nunc magnis dominiis praesunt.“ Ludewig in Germania principe. Ulmiae 1757. L. VI. c. 1. p. 682.

Selbſt ſeinem Feinde, dem Kaiſer Friedrich I, entfielen Thränen über den Fall und die ſchreckliche Veränderung Heinrichs. „Qui de terra levans, osculatus est eum, non sine lachrymis, quod tanta inter eos controversia diu duraverit et quod ipse sibi tantae dejectionis causa fuerit.“ Helmoldi Chronicon Slavorum fortgeſetzt vom Abt Arnold. Lib. II. c. 36. Wie groß muß unſer Glück geweſen, und wie ſchwer nun unſer Unglück ſeyn, wenn ſogar unſere Feinde gezwungen werden, unſern Wechſel zu beweinen!

N. 148.

Albion und Britannien ſind Benennungen von England. Das letzte iſt ein celtiſches Wort von Brith, welches blaue Farbe bedeutet; denn die alten Engländer pflegten ſich mit Waid (vitrum) blau zu färben. Von Albion, ſ. Goldſchmidts engliſche Geſchichte 1771. fol. Th. I. c. 1. p. 2.

V. 186.

Rennſchiff heißt ein langes leichtes Fahrzeug, das nur Einen Maſt und ein klein Topſegel führt, und mit Segeln und Rudern getrieben wird.

V. 228.

Welles, eine Inſel in der Nordſee, einſt von den Frieſen bewohnt, die im fünften Jahrhundert mit den Angeln, Sachſen und Andern nach England überſchifften, ſo daß Einige entweder ſchon auf ihrer Hinfahrt, oder nachdem ſie in Britannien übel empfangen waren, auf den Inſeln in der Nachbarſchaft und auch auf Welles blieben, und da ein beſonderes Völkchen ausmachten. Vergl. Nieuwe verbeeterde Paskaart van de Noordzee van Capt. Joan Heylemann. Caſpar Abels Sächſiſche Alterthümer. Cap. 1. §. 6. p. 58. 59.

V. 331.

Der **Huy** iſt ein Wald, eine halbe Meile nördlich von Halberſtadt. Die Warte an der öſtlichen Spitze deſſelben iſt 1454 von dem Halberſt. Domprobſt Rudolph **Quitte** wider die Räuber erbaut. S. Caſpar Abels Stift- Stadt- und Land-Chronik. Bernburg 1754. 4. S. 565. N. 4.

III.

Ueber die neuere Literatur der Neu-Griechen *).

Der gelehrteſte Grieche des zwölften Jahrhunderts, Johann Tzetzes, rief einſtens in einer Art von prophetiſcher Begeiſterung aus: „O, Königin der Städte! o Konſtantinopel, ich ſeufze bitter über dein bitteres Schickſal, ich beklage es im voraus! Ja, ich fürchte, daß Barbaren ſich einſt deiner Mauern bemächtigen, daß du barbariſch wirſt, wie ſie es ſind, daß Eſel und unreine Thiere ſich in deiner Mitte aufhalten werden **).“ Getroffen von dieſer ſchrecklichen Weiſſagung, verdoppelt der gelehrte und unermüdete Archimandrit Anthimius Gazis, aus Miles ***) im alten Magneſien,

---

*) Vergl. Magazin Encyclopédique. Tom. 5. 1813.

**) Poetae Graeci minores p. 457. Ed. Lectius, Geneve 1614.

Πόλις ἄνασσα τῶν πολισμάτων,
Οἰκτρῶς σε δισσᾶ καὶ διπλᾶ κατοικτίρω.
Δέδοικα γάρ, δέδοικα μή, πως βαρβάροις
Λάθῃς ἁλωτή, καὶ γενέσῃ βαρβάρα,
Ὄνος τε μανδῇ σοὶ δὲ καὶ χοῖρος τότε.

***) Die Mönche Daniel Philippides und Gregorius, Theſſalier, haben S. 228 von dieſer Stadt, und S. 229 von Magneſien eine intereſſante Beſchreibung in ihrer neuern Geographie, welche zu Wien 1781 in 8. erſchienen iſt, geliefert.

ſien, ſeine Bemühungen, um ſeine ſinnreiche Nation aufzuwecken, die Fackel der Wiſſenſchaften, die ſie uns geſchenkt hat, wieder bei ihnen anzuzünden, und ihr endlich das wiederzugeben, was ſie andern europäiſchen Nationen gegeben hat. Um dieſes Ziel, welches dieſem Edlen die gegründetſten Anſprüche auf die Dankbarkeit Griechenlands giebt, ſchneller zu erreichen, arbeitet er ohne Aufhören vortreffliche Ueberſetzungen claſſiſcher Werke aus, in der Hoffnung, daß ſie den alten ähnliche Originalwerke hervorbringen werden. Man muß geſtehen, daß er glücklich iſt in der Wahl der Muſter, die er ſeinen lehrbegierigen Landsleuten überreicht. So hat er auf eigene Koſten die neugriechiſche Ueberſetzung der Philosophie chimique, ou vérités fondamentales de la Chimie moderne, disposées dans un nouvel ordre, par A. F. Foucroy, *χημικὴ Φιλοσοφία ἐγχειρισθεῖσα*, Wien bei Schrämbl, drucken laſſen. Die Ueberſetzung und die Anmerkungen, welche ſie begleiten, haben einen jungen griechiſchen Arzt, den nun ſchon verſtorbenen Theodeſius, Sohn des Manaſſes, zum Verfaſſer. Die Auszehrung raffte ihn in Wien am 23ſten Auguſt 1802 hinweg, als er gerade die glücklichſten Hoffnungen machte. Anthimius Gazis ſtreut auf ſein Grab Blumen, und zeigt in der Vorrede die Wichtigkeit des Dienſtes, welchen dieſer junge Mann den Griechen erwieſen habe. „Sie müſſen es ihm,“ ſagt er, „unendlich Dank wiſſen, daß er ihnen dieſen Schatz mitgetheilt, und ihre Sprache mit der Ueberſetzung eines ſo koſtbaren Werkes bereichert hat, welches alle Nationen Europa's ſchon mit Entzücken aufgenommen hatten, und welches aus der Feder eines eben ſo tief gelehrten, als mit Recht berühmten Mannes kommt." Er hätte hier eben das ſagen können, was Aeſchines einſt vom Demoſthenes ſagte, als die Neugierde der Rhodier ihn zwang, ihnen die berühmte Rede: de corona, vorzuleſen, und er durch das häufige Beifallsrufen ſeiner Zuhörer oft unterbrochen wurde: „Was würdet ihr gethan haben," ſagte er, „wenn ihr ihn ſelbſt gehört hättet *)?" Uebrigens iſt dieſe Huldigung nicht die erſte, welche Griechenland dieſem großen Chemiker erwieſen hat. Seine unſterblichen Werke werden auf jeder Seite der Abhandlung περὶ ζυμώσεως citirt, welche der ſelige Emanuel Sari, von der Inſel Tenedos gebürtig, in des Anthimius Gazis neugriechiſcher Ueberſetzung der Grammaire des sciences philosophiques, ou analyse abrégée de la philosophie moderne, appuyée sur les expériences, par Benjamin Martin (Wien, bei Schrämbl, 1799. 2 B. 8. S. 654 f.) hat drucken laſſen. Eben dieſer Emanuel Sari von Tenedos, der 1799 in der Blüthe ſeiner Jahre zu Wien ſtarb, und ſehr große Talente verrieth, hat auch in altgriechiſcher Sprache eine Diſſertation über Thucydides und einen Auszug ſeiner Geſchichte herausgegeben, unter dem Titel: Μανουὴλ Σ(αρῆ) Τενεδίου διατριβὴ εἰς Θουκυδίδην. καὶ τῆς κατ' αὐτὸν ἱστορίας ἐπιτομή· ἐν Βιέννῃ τῆς Αὐστρίας, παρὰ τῷ Φράντζ Αντωνίῳ Σχραίμβλ, 1799. 8. 101 S. Herr Sari tadelt

---

*) *Admirantibus omnibus, quanto, inquit, magis admiraremini, si audissetis ipsum?* Cicero de oratore, Lib. 3. c. 56.

es, S. 97. Anmerk. 1., daß der Abt Barthelemy ſein Werk Reiſe des Anacharſis genannt habe, und glaubt, es würde beſſer geweſen ſeyn, wenn er es unter dem Namen Chion, aus Heraclea im Pontus, bekannt gemacht hätte; denn dieſer erzähle wirklich ſeine Reiſe nach Griechenland in ſeinen Briefen. Allein mit Recht hat der unſterbliche Barthelemy den Contraſt der ſcythiſchen Einfalt mit den griechiſchen Sitten vorgezogen. Uebrigens ſind alle Gelehrten darin einig, daß die Briefe des Chion untergeſchoben, und das Werk eines ungeſchickten Sophiſten ſind, der ſich auf jeder Zeile verräth. Man ſehe d'Orville z. Chariton, B. 4. C. 5. S. 407.

Herr Demetrius Panagioti Govdelaas hat ſeine Ueberſetzung des Fenelonſchen Telemachs unter dem Titel: Τύχαι Τηλεμάχȣ (zu Ofen in Ungarn, 2 B. 8. 1801) herausgegeben. Einige Griechen, welche die Ehre ihrer Nation zu befördern wünſchten, gaben die Koſten dazu her. Herr Govdelaas, damals, wie man aus einigen griechiſchen Verſen ſieht, erſt zwanzig Jahr alt, hat ſein Werk dem Sohne Alexanders und Fürſten der Moldau, Johann Caſantin Ypſilandi, gewidmet. Er bemerkt in der Vorrede, daß der Telemach in die lateiniſche, italiäniſche, engliſche, teutſche, ungariſche und illyriſche Sprache überſetzt ſey; und glaubt, daß Fenelon, bei Abfaſſung dieſes Werkes, eine Lobrede auf Griechenland beabſichtet habe. Er hat Anmerkungen hinzugefügt, um ſeinen Landsleuten die Mythologie, von der im Telemach vorkommt, zu erklären, und geographiſche

---

*) Vergl. S. XX.

Bemerkungen, die aus der in neugriechiſcher Sprache geſchriebenen alten und neuen Geographie (Venedig, 1728. Fol.) genommen ſind.

Vor einigen Jahren erſchien auch in Venedig eine Schrift über die Mythologie in neugriechiſcher Sprache, unter dem Titel: Ἱστορία περὶ τῶν μυθολογȣμένων θεῶν τῶν ἀρχαίων ἑλλήνων, καὶ ἄλλων ἐθνῶν, ἔτι καὶ περὶ τῶν ἡμιθέων, ἤτοι ἡρώων, ναῶν τε καὶ θυσιῶν, καὶ λατρειῶν αὐτῶν. Βιέννη, 1795. παρὰ Μαρκιδ. Πȣλιȣ, 8.

Der Diaconus Neophytus, Mönch auf dem Berge Athos, und hernach Profeſſor der griechiſchen Sprache zu Bukureſcht in der Wallachei, ein geborner Jude aus Morea *), hatte ſich, nach Beendigung eines gelehrten, aber zu weitläuftigen Commentars in altgriechiſcher Sprache, über das vierte Buch der griechiſchen Grammatik von Gaza (in 1298 S., ohne die Dedication an den Hoſpodar, Johann Gregorius, Sohn des Alexander Gika, zu Bukureſcht, 1768) gegen das Ende ſeines Lebens mit Erklärungen ſchwieriger Stellen in den Briefen des Syneſius beſchäftigt. Dieſe ſind in einer Ausgabe dieſer Briefe zu Wien 1792. 8. unter ſol-

---

*) Neophytus und Ananias aus Antiparos, Profeſſor zu Konſtantinopel und Verfaſſer einer in neugriechiſcher Sprache geſchriebenen, griechiſchen Grammatik (Venedig, 1770. 8.), ſind die beſten Grammatiker, die Neu-Griechenland aufzuweiſen hat. Von dem letztern hat man auch eine kleine Abhandlung über die Partikeln unter dem Titel: Σπλάγχνον Γραμματικῆς, ἢ περὶ μορίων. Venedig, 1764. 4.

gendem Titel erſchienen: αἱ ἐπιστολαὶ Συνεσίου, τοῦ κυρηναίου Φιλοσόφου, μετὰ τῶν σχολίων του διδασκάλου Νεοφύτου, ἱεροδιακόνου, του Πελοποννησίου, ἐν Βιέννῃ τῆς Αὐστρίας, ἐν τῇ τυπογραφίᾳ Γεωργίου τοῦ Βεντότου. Die Bemerkungen des Neophytus ſind deutlich, beſtimmt, und in altgriechiſcher Sprache; jüngern Freunden der griechiſchen Literatur können ſie ſehr nützlich ſeyn. Um ſich ſeinen Landsleuten verſtändlich zu machen, gebraucht der Verf. zuweilen ein neugriechiſches Wort. So machten es auch alle Scholiaſten, die man, ohne Kenntniß der griechiſchen Sprache im Mittelalter und des Neugriechiſchen, nicht verſtehen kann. So erzählt Syneſius in ſeinem vierten Briefe auf eine ſehr intereſſante und angenehme Art ſeine Seereiſe von Alexandrien nach Cyrene, redet von ſeinem Steuermann und ſeinen zwölf Matroſen, die theils Juden, theils Tagelöhner waren, die ſo eben den Pflug verließen, und erzählt, ſie hätten ſich Beinahmen mit Anſpielung auf ihre körperlichen Gebrechen gegeben, der hinkende, der linkiſche u. ſ. w. Neophytus erklärt den Griechen, welche viele türkiſche Wörter angenommen haben, S. 12. πεπηρωμένοι durch σακατημένοι, und ἕκαστος ἕν γέ τι εἶχε σημεῖον durch σακατλίκι δι᾽ οὗ τῶν ἄλλων διεκρίνετο, und διατριβὴν durch ἐγλεντζὲν, Vergnügung, Zeitvertreib. In der Vorrede des Mönchs und Diakonus Gregorius wird bemerkt, daß die Briefe des Syneſius immer ſtark geleſen worden wären, und er führt zum Beweiſe die Varianten und verſchiedenen Lesarten an, die ſich hier in größerer Anzahl finden, als in den andern Werken deſſelben Verfaſſers. Jedermann, ſagt er, bemühete ſich ein Exemplar zu bekommen: πολλῶν ἐν κτίσει (ein Druckſehler ſtatt κτήσει) τούτων γενέσθαι ἐν σπουδῇ ποιουμένων: und vor der Entdeckung der Buchdruckerei hing man immer von der Unwiſſenheit oder Kühnheit der Abſchreiber ab, die nach Belieben Stellen änderten, hinzuthaten, wegnahmen. Die Scholien des Neophytus konnte Gregorius nur mit Mühe erhalten und zum Druck befördern; einige Leute, ſagt Gregorius a. a. O., waren wie der Hund des Gärtners, die nichts anrühren, und auch nicht wollen, daß ein Andrer etwas anrühre. Dieſe Leute, welche ungern mittheilten, und Feinde des öffentlichen Wohls waren *), begruben ihre Exemplare in Kaſten, κιβωτίοις εἰωθότων ἐναποκλείειν. Es iſt nehmlich gewöhnlich bei den Griechen, ihre Bücher in Kaſten aufzubewahren, wie zur Zeit Juvenals, welcher ſagt **):

Jamque vetus Graecos servabat cista libellos,
Et divina opici redolebant carmina mures.

Dies iſt eine von den Urſachen der Zerſtörung mehrerer Werke, deren Verluſt wir bedauern.

Einem ſolchen Verluſt wollte Gregorius zuvorkommen. Obgleich arm, und, wie er in der Vorrede ſagt, vom Schweiß ſeines Angeſichtes, von dem Gewinn ſeiner Arbeit ſich nährend, hat er die Ausgabe des genannten Werkes unternommen, und ſie dem Dionyſius, einem gelehrten Biſchofe von

---

*) Φεῦ, φεῦ, ſagt er, βιβλιοθῆκαι γεγονασι βιβλιοταφοι.

**) Satyr. 3. lib. 1. v. 206.

Platamon, gewidmet *). Eleutherius Michael aus Rhapſania **), der Pilgrim ***) Demetrius aus Ambelakia †),

---

*) Platamon iſt jetzt eine kleine Stadt Theſſaliens, am Ufer des Meeres und auf einem Hügel gelegen. Ehemals war es nur ein Kloſter, genannt πλατία μονή; vergl. die Geographie des Daniel Philippides S. 254. und die des Gregorius S. 101. Oriens Chriſtianus von Lequien, tom. 2. p. 102.

**) Rhapſania iſt eine kleine Stadt am Fuße des Berges Olympus. Dieſe Stadt hat 700 Häuſer, und eine Schule, von Dionyſius, dem Biſchofe von Platamon, geſtiftet. Bei Daniel und Gregorius heißt er S. 243 ihrer Geographie: ὁ ἅγιος Πλαταμῶνος Διονύσιος. Vergl. auch S. 242. a. a. O.

***) Neugriechiſch χατζῆς, Jeruſalemiſcher Pilgrim. Dieſen Titel nehmen die Griechen häufig an, und drücken ihn durch den bloßen Anfangsbuchſtaben χ aus. Die muhamedaniſchen Pilgrimme heißen eben ſo *hadgi*, von dem Stammwort *hadga*, welches heißt: er iſt nach Mecca als Pilgrim gegangen.

†) Ambelakia. Daniel, Sohn des Philipp, und Gregorius beſchreiben S. 241 und 242 dieſe zu wenig bekannte Stadt weitläuftig. Sie liegt am Fuße des Berges Oſſa, eine halbe Stunde Weges von dem rechten Ufer des Fluſſes Peneus, ſechs Stunden öſtlich von der Stadt Lariſſa, und eben ſo weit nördlich von der Stadt Agia, Ἀγυιά. Sie hat 150 Häuſer, von welchen einige ſehr ſchön und auf europäiſche Art gebauet ſind, und eine anſehnliche Schule. Der Reichthum dieſer Stadt, welche kaum einige Jahre exiſtirt, kommt von dem Handel, den man hier nach ganz Deutſchland mit rothgefärbtem Garn treibt. Die Kaufleute in Ambelakia bilden Geſellſchaften, und haben in Smyrna, Konſtantinopel, Wien, Leipzig, und andern Oertern Deutſchlands Handelshäuſer, wo ſie ihr Garn mit den übrigen

Freunde des Herausgebers und der Wiſſenſchaften, haben das Ihrige zu dieſem guten Werke beigetragen, und einen Theil der Unkoſten des Drucks hergegeben.

Göttingen.

Dr. Horn.

Artikeln der Türkei verkaufen. Die Einwohner von Ambelakia, und überhaupt die in der Gegend des Berges Pelion, ſehnen ſich unter allen Griechen am meiſten nach der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften. Es ſcheint, daß die Gottheiten des Pindus, die Pieriden, auf eben dem Wege nach Griechenland zurückkehren wollen, den ſie nahmen, als ſie zum erſten Male kamen. Iſaak Voſſius (z. Pomponius Mela, B. 2. C. 3. S. 199. nach der Ausg. Franecker, 1700. 8.) beweiſet, daß man Theſſalien mit Thracien verwechſelt hat, und daß Thamyris, Orpheus, Muſäus, Linus, die erſten Sänger Griechenlands, Theſſalier waren, und nicht Thracier. Man ſ. auch *Van Staveren* Anm. 7. über das 138ſte Cap. Hygins B. 1. S. 243 der Auctores Mythographi Latini, Burrmann über den 288ſten Vers des vierten Buchs des Valerius Flaccus, u. ſ. w. Die Muſen, Töchter des Luxus, haben ſich immer fruchtbare und reiche Länder, wie Theſſalien iſt, zu ihrem Aufenthalte gewählt.

IV.

An die Erde.

Von

Johann David Hartmann *).

Wie ſchön biſt du, des Himmels ſüße Braut,
Geliebte Mutter Erde! Zahllos ſind
Die Reize, die in deinem Kranze blühn,
Und überall, wie glänzendes Geſtirn,
Der Anmuth hoher tauſendfarbner Schmuck
Auf dein umduftendes Gewand geſät!
    Wie ſchön biſt du, du Freudegeberin,
Wenn triumphirend mit gekränzter Stirn,
Von Lerchenheeren überall umdrängt,
Der goldne Lenz herab vom Himmel ſchwebt!
Dann ſprießt aus deinem Schooß das Veilchen auf,
Und würzt mit ſüßem Wohlgeruch die Luft;
Dann prangt, von dir genährt, die Roſ' im Glanz
Der ſchönſten Morgenröth' und fordert ſtolz
Der Blumen jegliche zum Wettſtreit auf.
Das ſanfte Maienblümchen, in das Kleid

---

*) Einſender dieſes ungedruckten Gedichts aus der Feder des für die Muſen zu früh verſtorbenen Mühlhauſiſchen Profeſſors Hartmann, eines Schülers von Sangerhauſen, glaube durch deſſen Mittheilung dem Publikum kein unangenehmes Geſchenk zu machen.

Der kummerloſen Unſchuld eingehüllt,
Winkt, deines Segens voll, dem trauten Weſt,
Und läutet ſüßentzückt beim Einzug ihm
Die kleinen Silberglöckchen. Alles weiche
Der biedern Nachtviole Balſamhauch,
Die ohne Farbenprunk der Tulpe Stolz
Tief niederbeugt — und ihr auch ward durch dich
Der Balſamodem, den kein Weihrauch kennt.
Dann ſingt, von Blüthenzweigen überwölbt,
Die Nachtigall dein Brautlied: jauchzend ſchwebt
Die Lerch' in goldbeſäumte Lüft' empor,
Und wirbelt dir entzückten Dank. Durchglüht
Von trunkner Freude, hüpft das muntre Lamm
Am Schattenquell, der mit beredtem Ton
Sein Silber durch die frohen Kräuter rollt. —
   Wie ſchön biſt du, du milde Pflegerin
Zahlloſer Kinder, die aus deiner Hand
Empfangen, was des Lebens Mangel heiſcht!
Wie ſchön, wenn lächelnd, nach vollbrachter Bahn,
Der goldne Lenz des Sommers Kraft nun weicht!
Dann wandelt ſich die Blüth' in ſüße Frucht,
Die Erdbeer ſchwillt, voll Duft und Wohlgeſchmack,
Dem Mund entgegen; holdeinladend blickt
Die Kirſche durch der Blätter Schattendach,
Und winkt der Hand, um mit der Lippe Roth
Von ihr gepflückt zu eifern; ſtolz beſchämt
Der Aprikoſe Purpurglanz den Reiz
Der ſchönſten Wange, die des Lebens Lenz
Mit aller Grazie der Schönheit malt;
Gleich einem goldnen Meere wallt die Saat

In ſanften Fluten, wenn mit loſem Flug
Der leicht beſchwingte Weſt darüber ſchlüpft,
Und ſchmelzt in trunkne Wonne Aug' und Bruſt.
Auch dann, wenn du, o brauner Herbſt! das Laub
Mit tauſend Farben mahlſt, iſt er noch ſchön,
Der biedern Mutter Erde höh'rer Kranz!
Wie jauchzt nicht dann mit trunknem Lobgeſang
Die Freud' in allen Gärten ringsumher,
Wenn würzereiches Obſt die Körbe füllt,
Und Nahrung für des Winters Mangel beut.
Entzücken ſtrömt, mit lautem Wonneruf,
Von jedem Rebenhügel, wo die Schaar
Entglühter Winzer Bacchus Feſtgeſchenk
Zur Kelter trägt, ſchon ahndend, wie der Geiſt
Der Traube bald des Kummers ſchleichend Gift
Und aller Sorgen nagendes Gewürm,
Voll Kraft, wie Mückenſchwarm, verſcheuchen wird.
Doch wenn nun Laub und Blum' und Gras erſtarb,
Und ringsumher das Lied der Vögel ſchweigt,
Und, eingeſchmiegt in ſchwere Feſſel, nicht
Harmoniſch mehr der Bach durch's Ufer rollt,
Iſt's dann nicht um der Erde Reiz geſchehn?
Auch dann iſt ſie noch reizevoll für mich,
Was auch der kalte Spötter ſchwatzen mag.
Wie prangt ſie nicht, wenn der kryſtallne Schnee
Der Unſchuld Silberſchleier um ſie zieht,
Wenn weit umher ein weißes Feſtgewand
Sich ſanft um ihre müden Glieder ſchmiegt!
Wie prangt ſie nicht, wenn mit entwölktem Glanz
Der Sonne Blick auf ſie herniederſchaut!

Mit Sternen zahllos, wie der Himmel, iſt
Alsdann ihr Kleid beſät, und Friede, ſanft
Wie Graziengeſang im Haine, ſchwebt
Auf ihrem lächelndſchlummernden Geſicht.
Wie ſchön biſt du, des Himmels ſüße Braut,
Geliebte Mutter Erde! Berg und Thal,
Und Hain und Saatenfeld, — wie heben ſie
Nicht deiner Reize Maaß: ein jeder Strauch
Iſt eine Blum' in deiner Schönheit Kranz,
Von tauſend Quellen mannichfach getränkt,
Und tauſend Bächen ſpät und früh erfriſcht!
O, wie erhebt dein Anblick nicht das Herz!
Wie ſchwellt er nicht die wonnetrunkne Bruſt!
Wie füllt er nicht den Blick mit leichter Glut!
Sein freu' ich mich, ſo läng' mein Odem weht,
So lang' mein Blut noch nicht im Laufe ſtockt,
Nicht jedes Rad des Lebens ſtille ſteht,
Und nenne Frevler, wer es wagen kann,
Auf Gottes ſchöner Erd' ein ödes Thal
Voll Schmerz und Harm und Sorgen nur zu ſehn,
Und nenne Frevler, wer nur Müh' und Noth.
Und Jammer nur hier unterm Monde kennt!
Fürwahr, deß Auge hüllt ein dicker Staar,
Der nicht der Erde tauſendfachen Reiz
Mit ſeinem Blick erreicht, dem mahlt der Flor
Des eignen ſchwarzen Herzens alles ſchwarz.
Er iſt zu träg, ſich über leichten Gram,
Den ſeine kranke Phantaſie ihm ſchuf,
Empor zu raffen, ſchreibt der Erde zu,
Was doch in ſeinem eignen Herzen wohnt,

Und wurmt und brennt, und fliehen würde, wenn
Er nur es wagte, frei empor zu ſchaun,
Und ſich der Erde Herrlichkeit zu freun.
Und wagt er's nicht, und ſcheint die Erde noch
Ihm öd' und freudenlos, dann ſchließ' er nur
In menſchenleere Dunkelheit ſich ein,
Und brüte da dann über ſeinem Gram,
Und ſtöre ſeine frohen Brüder doch
Mit ſtarrem Blick und faltentrüber Stirn
In ihrer Freude nicht, wenn tauſendfach
Der lieben Mutter Erde hoher Reiz
Ihr Herz entzückt, und ihren trunknen Geiſt
Hoch über ſeine Schranken hebt. Auch mich
Stör' er in meinem frommen Vorſatz nicht,
Der ſchönen Gotteserde, die ſo werth
Des innigſten Vergnügens war, und iſt,
Und ſeyn wird, mich zu freun, und heißentzückt
Dem Dank zu ſingen, der ſo wunderſchön
Sie kleidete, bis einſt mein müdes Haupt
In ihren ſanften Mutterſchooß ſich ſenkt,
Um, bis zum froheren Erwachen, da
Unaufgeſtört von Klag' und Harm zu ruhn!

V.

Heiligen-Geſpräche.

1.

Wunder.

St. Peter. St. Chatarina.

St. Peter. Was denkſt Du von den *Wundern*, meine liebe Philoſophin? Laß dies den Gegenſtand unſerer heutigen Unterhaltung ſeyn, und ſage mir Deine wahre Meinung über dieſen Punkt.

St. Chatarina. Meine Meinung iſt, mein guter Pförtner des Himmels, daß Wunder ſich leichter — *thun*, als *erklären* laſſen.

St Peter (überraſcht.) Ei! das ſollte ich nicht denken. Es ſcheint faſt, als wollteſt Du mir durch dieſe Redefigur nur Deine eigne Kunſt recht wichtig machen.

St. Chatarina. Keineswegs. Was ich nicht begreifen, nicht erklären kann, nenne ich ein Wunder.

St. Peter. Nach Deiner Definition, meine artige Chatarina, gäbe es gewaltig viele Wunder; denn wie wenig begreift man hier und dort!

St. Chatarina. Richtig! man *fühlt* lediglich ſeine Wahrheit. Und wozu am Ende auch des Begreifens? Der

Zweck der Schöpfung und aller Dinge um mich her geht auf Veredlung und Heiligung; zu dieſer Abſicht bedarf es des Wiſſens nicht, wie die hohen Umſtände, unter denen es geſchieht, möglich ſind. Wenn nur jeder an ſeinem Theile thut, was ihm obliegt, und was ihm auch gar wohl bekannt iſt.

St. Peter. Das mag ſeyn; aber wie ſteht es denn nun mit dem freiwilligen Wunderthun? Kann dies auch ein Menſch ohne Weiteres?

St. Chatarina. O ja, ein jeder, und in jedem Augenblicke. Hat der Menſch nicht höhere, unbegreifliche Kräfte? Wer begreift ſeine Freiheit? Wer begreift eine einzige freie und ſchöne That?

St. Peter. Wohl, mein Kind! Machſt Du denn aber gar keinen Unterſchied zwiſchen Wundern und Wundern, zwiſchen ſolchen, die alle thun können, und ſolchen, die nur einige Günſtlinge des Himmels —?

St. Chatarina. Ich begreife keins von beiden, ich begreife alſo auch Ihren Unterſchied nicht. Doch über vorgebliche Wunder der letztern Art iſt weiter nichts zu ſagen, als dies: ſie müſſen — gethan werden.

St. Peter. Eine ſubtile Diſtinktion! Aber Du ſcheinſt mich bei alle dem noch nicht recht zu verſtehen. Ich will mich deutlicher machen. Sieh! ein Menſch handelt frei, gut und ſchön; das iſt unbegreiflich, und in ſo fern ein Wunder, ſagſt Du. Schön! wenn nun aber Jemand einen vom Mutterleibe aus lahmen, krüppelhaften Menſchen durch ein bloßes Wort friſch und geſund macht, wenn er ferner zwei andere Menſchen, Mann und Weib, durch die Macht eines andern Wortes tödtet, wie dann? Was für eine Art Wunder iſt dies? Sind dies nicht höhere, eigentliche Wunder?

. **St. Chatarina.** Wenn ſo etwas *wirklich*, wenn es vor meinen Augen, ohne Betrug und Täuſchung geſchieht, ſo — wundert es mich; aber ich begreiſe darum den wahren Unterſchied noch immer nicht — er müßte denn darin geſucht werden, daß mich eine freie und herrliche Handlung an einem Menſchen — nicht wundert, nicht in Verwunderung ſetzt, vielleicht eben darum, weil ſeine höhere und wahre Natur ſelbſt das Wunderbare iſt, und das Unbegreifliche in ſo fern an ihm ſelbſt *natürlich* erſcheint. Aber eben hieraus würde dann folgen, daß jene übernatürliche Wunder für den Menſchen und wohl auch an ſich — *unnatürliche* Handlungen, und demnach nicht ſowohl unbegreiflich als ganz unmöglich ſind. Denn das Unmögliche begreiſt ſich *als ſolches* ſo leicht, als das Mögliche.

St. Peter. Wie parador! Man ſieht wohl, daß Du zu der neuen Philoſophen Klaſſe gehöreſt, die man ſo ſelten verſteht. Aber damit wir durch dieſen Umweg zum eigentlichen Punkt kommen — was ſagſt Du zu den Wundern der Apoſtel und anderer Heiligen?

St. Chatarina Sie ſind, *wenn* ſie je vorgegangen, *künſtliche* und *relative* Wunder, keine wahre und abſolute.

St. Peter. Nun, beim Himmel! das ſind artige Reſultate! Aber ſie ſeyn Dir vergeben; denn ich ſehe nun

freilich,

freilich, daß Wunder leichter zu — thun, als zu erklären ſind. Lebe wohl!

2.

Unfehlbarkeit.

St. Peter. St. Chatarina.

St. Peter (mit der dreifachen Krone über ſich, auf einem hohen Stuhle ſitzend). Wir haben uns entſchloſſen, St. Chatarina, heute ein Wort mit Dir über die uns zukommende Unfehlbarkeit zu ſprechen. Bedenke, daß der heilige Geiſt von unſern geweihten Lippen redet, und ſag' uns Deine beſcheidene Meinung über dieſes wichtige Dogma, das der Glaube grauer Jahrhunderte kniebeugend anerkennt und verehrt.

St. Chatarina. Was wahr und gut iſt, iſt es nicht durch die Zeit, ſondern durch ſich ſelbſt.

St. Peter. Richtig! Aber wer kann in heiligen Dingen *allein* die Wahrheit ſagen?

St. Chatarina. Niemand.

St. Peter (hebt die dreifache Krone in die Höhe). Wie? kennſt Du die hohe Gewalt, die Eigenſchaften des Oberhauptes der Kirche nicht beſſer? Kennſt Du das einweihende göttliche Wort nicht: „auf Dich will ich meine Kirche bauen!“ Ferner, was will das ſagen: „weide meine Lämmer, weide meine Schafe?“

St. Chatarina. Mit Erlaubniß, Ew. Heiligkeit! Die Rede iſt aber nicht eigentlich von Schafen, ſondern von *Menſchen*, von Weſen mit Vernunft.

St. Peter. Beſcheidner, wenn ich bitten darf! Du denkeſt alſo, Menſchen dürften durch kein unfehlbares Wort regieret werden?

St. Chatarina. Das denke ich.

St. Peter. Weißt Du denn aber auch, Frevlerin, daß Du meine geheiligte Oberherrſchaft mit der ganzen Hierarchie ſammt ihrem gekrönten Haupte auf der Erde mit dieſer unbeſonnenen Rede über den Haufen wirfſt?

St. Chatarina. Auch das weiß ich.

St. Peter. Undankbare! weißt Du auch, daß Du durch eben dieſe von dir verläugnete Gewalt — eine *Heilige* biſt?

St. Chatarina. Ohne Verdienſt und aus bloßer Gnade, ſo daß ich mich ſelbſt für nichts weniger, als eine Heilige anſehe.

St. Peter. Behüte Gott! Das klingt ärger, als das Hahnengeſchrei in Kaiphas Hofe zu Jeruſalem! Sag' an, weiß der Menſch immer für ſich, was wahr iſt, und irrt er, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht oft?

St. Chatarina. Ohne Zweifel; daher thut es ihm wohl auch Noth, daß eine Geſellſchaft vernünftiger und gelehrter Männer zuſammentrete, und ihn durch ihr weiſes Wort leite. Aber er kann nicht für dieſes Wort verbindlich gemacht, ſein Herz und Geiſt können weder in den Sinn, noch in die Grenzen dieſes Wortes *gebannt* werden. Der

Gewiſſenszwang iſt der Würde und Natur eines freien Weſens entgegen.

St. Peter. Wie? hat ſich nicht ſelbſt Dein berühmter Sohn Paſkal auf eine glänzende Art der Unfehlbarkeit der Kirche unterworfen?

St. Chatarina. Das hat er ſelbſt gethan; aber man darf keinen unterwerfen, eben, weil ein Jeder, nur was ihm allein Noth thut, nur was er für ſein Herz allein bedarf, frei und mit eignem Willen wählen kann. Auch war dies meines Freundes Grundſatz, und ſeine Unterwerfung, die — Anwendung, die für jeden Menſchen, nach eben dieſem Principe, frei bleiben muß. Nimmt man nun, wie es billig iſt, die ganze Geſellſchaft der Menſchen ſelbſt für die Kirche, ſo glaube ich demnach zwar an eine Unfehlbarkeit der Kirche unter einem Oberhaupte, keinesweges aber an die Unfehlbarkeit dieſes Oberhauptes über der Kirche.

St. Peter. Welche ketzeriſche Vermeſſenheit! — Aber genug; verlaſſe mich! Ich ſehe nun wohl, St. Peter und die Philoſophie werden ſich nie gut mit einander vertragen.

VI.

Beſchreibung einer unterirdiſchen Höhle in der Grafſchaft Mark.

Vielleicht iſt es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen eine kleine Beſchreibung von einer unterirdiſchen Höhle liefere, welche ſchon längſt die Aufmerkſamkeit der Reiſenden erregte, und meines Wiſſens noch in keiner Erdbeſchreibung beſchrieben ſteht. Sie liegt in der Grafſchaft Mark, zwiſchen den Städten Schwelm und Hagen, nicht weit von Grevelsberg, in einem mittelmäßig großen ſo genannten Kluterberge. Auf dieſem wächſt kein Hälmchen Gras; aber deſto mehr ſteigen ſchlanke Stämme der Eichen und Buchen aus ihm hervor. Er enthält keine Erze, ſondern kalkichtes und anderes graues Geſtein. Am Fuße des Berges rauſcht die ſprudelnde Enpe. Ungefähr in der Mitte, nach Norden hin, iſt der Eingang der Höhle, drei Fuß und einen halben Zoll hoch, zwei Fuß und drei Zoll breit. Man muß alſo hinein kriechen. Dieſer enge Gang iſt etwa vierzig Schritt lang, hernach erweitert er ſich. Man gelangt an eine Thür, welche ſonſt mit zwei Schlöſſern verſehen geweſen iſt, und durch die man aufrecht in die Höhle ſelbſt treten kann. Hier erblickt man zur Linken gewöhnliche Gänge; dann aber ſchlängeln ſie ſich in einen Zickzack. Einige ſind dreißig Fuß hoch, andere wie große Gewölbe ziemlich breit, wozu die Kapelle gehört, welche funfzig Perſonen faſſen kann; in den meiſten hingegen können kaum zwei Menſchen neben einander ſtehen. Jeder Gang hat Nebenwege. Wo man hinblickt, ſieht man ſteile, tiefe, gerade, krumme, unebene Wege und düſtre Löcher.

Man erzählt: einſt habe ſich ein Beſitzer des bei Schwelm gelegenen adeligen Hauſes Martefeld mit ſeinem Bedienten ohne einen Wegweiſer hinein gewagt, ſie wären zwei Tage herumgeirrt, hätten Kleider und Hemden anzünden müſſen, um Licht zu behalten; endlich habe ihnen ihr Haushund nachgeſpüret und das Leben gerettet.

Sechs bis ſieben Hundert Schritt von der Eingangsthüre ſteht ein Brunnen, auf deſſen überragendem Felſen mit römiſchen Kapital Buchſtaben die Worte eingehauen ſind: „Hüte dich vor dieſem Loche!“ — Wirft man einen Stein hinein, ſo hört man einen hohlen fürchterlichen Ton, und die Dauer des Falles läßt auf die ungemeine Tiefe des Brunnens ſchließen. Der Brunnen geht nicht ſenkrecht hinab, er iſt ſchief und ſehr rauh ausgehöhlt. Das Waſſer darin ſteht zu hoch, als daß es von Menſchen gegraben ſeyn könnte.

Steigt man vom Brunnen rechter Hand bergauf, ſo vernimmt man das Plätſchern eines Waſſers, welches am Abhange des Felſens fließt und wahrſcheinlich in den Brunnen fällt. Dies klare Waſſer heißt die Becke, und hat in der Milſpe ſeinen Abfluß.

Nicht weit davon, zur Rechten, iſt wieder ein ſehr langſam fließendes, nicht tiefes, ſondern breites und flaches

Waſſer — der Deich. Es iſt klar wie die Becke, hat einen angenehmen Geſchmack, und ſteht in einem zähen Thon oder gelben Letten. Dieſe zähe, fette und ſchmierige Bergart trifft man in den Gängen häufig; doch nur von genannter Farbe.

Nirgends zeigt ſich eine regelmäßige Baukunſt. Aus allen Umſtänden muß man folgern, daß dieſe Höhle, welche man die Klutert nennt, ein bloßes Werk der bildenden Natur iſt.

An einigen Orten findet man felſige Hervorragungen: ein Felſen ruhet auf dem andern, mancher hängt umgekehrt in der Höhe u. ſ. f.

Die Fantaſie unſerer Vorfahren formte aus dergleichen Steinbrüchen, Spaltungen und Felſenſtücken allerlei Figuren und künſtliche Bauarten. Da giebt es einen Backofen, einen Gänſeſtall, eine Kanzel in der Kapelle, worauf in den vormaligen franzöſiſchen Kriegen den Geflüchteten ſoll gepredigt worden ſeyn. Hier und da iſt auch eine Grotte.

Eine dunkle Höhle heißt die Hölle. Darin wurde vielleicht dem Gott der Kobolde und Unhelden geopfert. Aus einer andern dunkeln Höhle ſoll einmal ein ſchwarzer Hund, als Abgeſandter des Teufels, einem Tiſchler erſchienen ſeyn; ſie wird deswegen der Poltergeiſt genannt. Dumpfige Luft poltert wirklich ſo ſehr darin, daß man es kaum aushalten kann.

Nicht weit davon rieſelt ein Bach mit dem reinſten angenehmſten Waſſer. Inſtrumente und Piſtolenſchüſſe thun hier doppelte Wirkung.

Ehe man den Brunnen erreicht, etwa vierhundert Schritt vom Eingange, geht man zwiſchen kalkartigen Steinen, welche größten Theils mit weißem Tropfſtein wie mit Eis überzogen und ſehr kalt ſind. Daher rühren auch die herab hangenden länglichen Röhren, welche den Eiszacken und an Farbe dem Candel-Zucker gleichen: ſie beſtehen aus vitrioliſchen, meiſt aber aus ſalpetriſchen und wäſſerigen Theilen, welche wegen Mangels der von der durchſtreichenden Luft verhinderten Wärme koaguliren und Tropfſtein genannt werden.

Wo jene kalkartigen Steine aufhören, findet ſich ein ſchlechtes graues Geſtein. Dies ſchwitzt, und an ihm prangen viele Nahmen und Denkſprüche ſeit beinahe einem Jahrhundert. Es läßt ſich in Quadrate und Schieferſtücke zerſchlagen.

Der Kinterſtein iſt eine Mittelgattung von Bitterkalk, welcher in dieſen Gegenden gemeiniglich zum Mauern gebraucht wird, und von Gypskalk, der zur Stuckaturarbeit dient.

Die Luft iſt im Sommer an den meiſten Orten kühl, leicht und erfriſchend. Bei einer zweiſtündigen Wallfahrt bemerkt man nicht den mindeſten Schwindel. Doch bei dem Heraustreten aus dieſer Höhle iſt die Veränderung der äuſſern ſchweren Luft ſo merklich, daß man ohne Kopfweh nicht wegkommt.

Mir ſcheint es nicht unglaublich, daß die Höhle im Kriege zum Aufenthalte der Menſchen und zur Verwahrung der Güter diente. Noch findet man in verfaulten Brettern Spuren von zuſammen geſchlagenen Kiſten, und in den Pfoſten von Thüren ſieht man, daß einige Gänge abgeſchlagen geweſen ſind.

Ein Haus hat ſonſt über dem Eingange geſtanden. Die Franzoſen haben es vor zweihundert Jahren angezündet, um die darin Geflüchteten zu verbrennen. Nach der Einäſcherung fanden ſie nur ein enges Loch, in welches ſie ſich nicht wagten, weil ſie ihr Heldenleben keiner Gefahr ausſetzen wollten.

Was für eine Richtung übrigens die Natur bei ihren Spaltungen, Riſſen und Oeffnungen gewählt habe, konnte ich ohne Kompaß und ohne Zuziehung eines Bergwerksverſtändigen nicht beurtheilen. Eben ſo wenig kann ich den Umfang und das Ende der Höhle beſtimmt angeben: Gänge darin zählte ich über ſechzig. Man ſagt, ſie ſey eine Meile weit, und erſtrecke ſich bis an die Stadt Hagen.

Berlin, den 18ten Januar 1803.

Ernſt Adolf Eſchke.

VII.

Ueber das Studium der Botanik, und die Jagdliebhaberei.

Zwei Aufſätze
vom
Herrn Oberkonſiſtorialrath Horſtig
in Bückeburg.

1.

Was gewinnen wir von der Botanik? was gewinnt ſie von uns?

Wozu lernt man Botanik? fragte ich mich neulich, als ich das von Batſch adoptirte neue Pflanzenſyſtem von Juſſieu aus Bertuchs Tafeln zur Naturgeſchichte zu meiner eignen Belehrung abſchrieb.

Doch nicht, um bloße Nahmen kennen zu lernen, oder das trockne Syſtem mit allen Klaſſifikationen zu kennen, die jeder denkende Geiſt ſich ſelbſt ordnen kann?

Aus jeder Wiſſenſchaft hebe ich mir gern das Lehrreichſte und Unterhaltendſte aus.

In der Botanik finde ich die meiſte Unterhaltung in der Betrachtung der verſchiednen Formen und Geſtalten, in der mannichfaltigen Bildungsweiſe der Gewächſe und den vielen Stufen der Veränderung, die ſie durchlaufen.

Auf der einen Seite wird meine Zeichnenkunſt dadurch erweitert, beſonders wenn ich das Schöne in der Bildung des Ganzen und der Theile näher betrachte. Auf der andern Seite wird mein Nachdenken geweckt über die Entſtehungsart der mannichfaltigen Formen. Ich vergleiche die Pflanzen untereinander und die Pflanzen mit den Mineralien und ihrer Bildungsart.

Beſäße ich tiefere Einſichten in die Chemie, ſo könnte dieſe Betrachtung zu größern und wichtigern Reſultaten führen.

Die meiſte Belehrung, die mir die Botanik gewährt, finde ich in dem Gebrauche der Pflanzen und ihrer Theile. Soll mir nun das Studium der Botanik nützlich werden, ſo denke ich nach, wie man dazu gelangen könnte, durch eine genauere Unterſuchung der Pflanzen und eine ſorgfältigere Beobachtung der damit vorgehenden Veränderungen nach Maaßgabe des verſchiedenen Einfluſſes der Luft, der Wärme, der erdigen Nahrungstheile ꝛc. zu erforſchen:

theils, wie man ſie auf die leichteſte Weiſe vervielfältigen, vervollkommnen, verſchönern;

theils, wie man ſie noch vortheilhafter zum Gebrauch benutzen könnte.

Wenn man alle junge Leute anleitete, das Studium der Botanik unter dieſen Geſichtspunkt zu ſtellen: wie viel angenehmer und nützlicher würde ihnen alsdann dieſes Studium werden! Wie viele neue Entdeckungen würden da nicht gemacht werden, wodurch die Wiſſenſchaft, die öfters nur zum Schein, oder zum leeren Zeitvertreibe getrieben wird, wahre Bereicherungen erhalten könnte; beſonders, da die Erfahrung lehrt, daß niemand aufgelegter zum Beobachten und glücklicher im Erfinden iſt, als junge Leute, die ein ſcharfes und geſpanntes Auge für alle Gegenſtände haben.

2.

Jagdliebhaberei.

Läßt ſich die Liebe zur Jagd rechtfertigen? — Warum nicht? Die Jagd wenigſtens doch, wenn auch nicht die Liebe dazu. Wildpret und Vögel verlangen wir einmal auf unſerm Tiſche, und wenn wir das Wild ungeſtört ſich vermehren und ausbreiten laſſen wollten, ſo würden wir am Ende kein Getreide mehr bauen und keinen Kohl mehr ernten können. Aber wahr iſt es, einen ganzen langen Tag, der ſo viele zu mannichfaltigen Verrichtungen und Geſchäften anwendbare Stunden hat, einzig und allein damit zubringen, daß man einem armen aufgejagten Rehe nachſetze, oder die Spur einer wilden Sau verfolge; und dann am Ende weiter nichts, als im glücklichſten Falle das Vergnügen zu haben, das Leben eines ſolchen verfolgten Geſchöpfs mit einem Blitz zu endigen, — das ſcheint beim erſten Anblicke ein Vergnügen zu ſeyn, um welches kein Menſch von feinerer Bildung und edlerer Geſchäftigkeit das Jägerhandwerk beneiden möchte. Gleichwohl findet die Jagd am meiſten Liebhaber unter einer Klaſſe von Menſchen, denen wir nicht bloß einen höhern Grad von Kultur, ſondern bisweilen auch die ſanften Regungen des Wohlwollens und der Güte vor vielen andern zuerkennen müſſen; unerachtet es nicht minder wahr ſeyn mag, daß die Liebe zur Jagd unter denen, die ſonſt ihr ganzes Leben darauf verwendeten, ſich ſehr zu vermindern anfängt, und wir in Deutſchland nur wenig Beiſpiele aufzuweiſen haben, daß Menſchen von hoher Geburt ſich, wie vor Zeiten, beinahe ausſchließend mit dieſer Liebhaberei beſchäftigen.

VIII.

Woher kommt es, daß der Gelehrtenſtand in Deutſchland überhaupt und vorzüglich von deſſen höhern Ständen ſo wenig ausgezeichnet und geachtet wird? —

> C'est peu d'être agréable et charmant dans un livre;
> Il faut savoir encore et converser et vivre.
>
> Boileau.

Man kann es nicht leugnen, der Stand eines Gelehrten in Deutſchland, wenn er in den Augen von ſehr vielen nicht geradezu etwas Gemeines mit ſich führt, ſo genießt er doch auf keinen Fall jene Achtung, auf die er, an und für ſich und ohne alle perſönliche Rückſichten, Anſprüche zu machen das gegründetſte Recht hat.

Dieſe Anſicht von Männern, deren eigentliches einziges Beſtreben dahin geht, ihren Mitbürgern ein Daſeyn zu eröffnen, das ihrem phyſiſchen Seyn unendlich vorzuziehen iſt, muß Ausländern beſonders um ſo mehr unter uns auffallen, wenn ſie ſich entſchließen können einzugeſtehn, daß es der Deutſche in dem berufenen und unberufenen Studium der Wiſſenſchaften allen ſeinen Nachbarn weit zuvor thut. Dieſe Tendenz der Nation von der einen Seite, und die Geringſchätzung, welche ſie denjenigen widerfahren läßt, die ſie in ihr hervorbrachten und noch unterhalten, ſind ganz dazu geeignet, um Fremde an beiden Parteien irre zu machen, wenn ſie nicht, um ſich kurz aus der Sache zu ziehen, dieſe ſeltſame Erſcheinung unter jene Paradoxien zählen, die im erſten Augenblick blenden, aber nachdem man ſich einmal an ihren Schimmer gewöhnt hat, eine ſo einfache Wahrheit darſtellen, daß man ſie nur eben deswegen ſo lange zu überſehn verleitet werden konnte.

Vergleicht man die deutſchen Gelehrten mit den franzöſiſchen, ſo zeigt es ſich, daß in dieſer Rückſicht, ſo wie in vielen andern, nur eine geringe Aehnlichkeit zwiſchen beiden Statt findet. Ein franzöſiſcher Schöngeiſt, Dichter oder Philoſoph darf noch lange kein Göthe, Wieland oder Kant ſeyn, um in den Geſellſchaften den erſten Platz einzunehmen, und ſich überall den lieblichſten Weihrauch mit vollen Händen geſtreut zu ſehn, während dieſe Männer bei uns in ihren bekannten Zirkeln nur ein geringes, in fremden ein ſehr unbedeutendes, und in den meiſten gar kein Aufſehn zu machen pflegen.

Die Schuld hiervon kann unmöglich ganz in der deutſchen Nation ſelbſt liegen: denn ſie hat bewieſen, daß ſie wahre Verdienſte zu ſchätzen und zu ehren wiſſe; es kann auch nicht Unbeſtändigkeit oder Leichtſinn bei ihr ſeyn, wenn ſie heute einen ihrer Lieblingsſchriftſteller zum Muſter aufſtellt, und ihn morgen der Vergeſſenheit übergiebt. Dieſer Vorwurf würde ſie, im Vergleich mit ihren überrheiniſchen Nachbaren, am allerwenigſten treffen; und Phlegma und

Indolenz können es auch nicht ſeyn, da ſie ſchon in vielen Fällen Beweiſe abgelegt hat, daß ſie eben ſo thätig theilnehmend, als gleichgültig ſeyn kann.

Aber ganz würde ich ſie deswegen doch nicht von aller Schuld frei ſprechen; denn eine jede Nation ſteht mit ihren Schriftſtellern und Gelehrten in einer zu engen, zu genauen Verbindung, als daß ſie beide nicht den ſtärkſten Einfluß auf einander haben ſollten. Wenn alſo der Gelehrtenſtand in Deutſchland nicht ſo geſchätzt wird, wie es ehemals in Frankreich geſchah und wie er es in jeder Rückſicht verdient, ſo wird die Urſache davon theils in der deutſchen Nation ſelbſt, theils in ihren Schriftſtellern zu ſuchen ſeyn. Nach meiner innigſten Ueberzeugung handeln beide hierin gegen ihr beſſeres Intereſſe: beide ſind ſchuldig, und beide verdienen eine Behandlung, wie ſie Haß, Leidenſchaft und Geringſchätzung einander wechſelſeitig nur immer zuſchieben können. Die größte Schuld befindet ſich jedoch unſtreitig auf Seiten der Gelehrten: aus ihren Händen erhält die Nation ihre erſte Bildung; wenn ſie alſo, ſtatt des Dankes und der Achtung, Gleichgültigkeit und Geringſchätzung ihnen dafür wiedergiebt, ſo ſtreuten ſie ſelbſt die erſten Keime davon unter ſie aus.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich dieſe Behauptung von allen Seiten gehörig unterſuchen wollte, und ich müßte die Geſchichte der deutſchen Litteratur, ſeit wenigſtens funfzig Jahren, verfolgen, um zu zeigen, wie die gegenwärtige Stimmung der Nation allmählich vorbereitet worden iſt. Statt deſſen aber, glaube ich, wird es völlig hinlänglich für meinen Zweck ſeyn, wenn ich bloß die Urſachen auffaſſe, die heute noch dieſe Wirkung hervorbringen und aus dem Charakter der deutſchen Nation und ihrer Gelehrten darzuthun ſuche, daß er ſeinen Umriſſen nach, eine wechſelſeitige Gleichgültigkeit und Geringſchätzung nothwendig zur Folge haben müßte.

Gerade derjenige Umſtand, von welchem man glauben ſollte, er müßte für die deutſchen Gelehrten die vortheilhafteſte Wirkung hervorbringen, ſcheint ihrem Anſehn und der Achtung, die ſie fordern, am meiſten entgegen zu ſtehn. — Die große Allgemeinheit der Bildung, welche unter uns Statt findet, und die ſo äußerſt große Leichtigkeit, ſie ſich zu verſchaffen, verdienen in dieſer Rückſicht oben an geſetzt zu werden.

Dies war ehemals und iſt jetzt noch weniger in Frankreich der Fall, und ſchon deswegen allein, glaube ich, genoſſen die daſigen Gelehrten eine Auszeichnung, einen Vorzug und eine Achtung, wie ſie, meines Wiſſens, noch keinem Deutſchen — es müßte denn Leibnitz ſeyn — zu Theil geworden ſind. — Um ſich in Frankreich eine gelehrte Erziehung zu geben, dazu gehört ein weit größeres Vermögen als in Deutſchland. Wenn bei uns die Aermſten, und oft nur die Aermſten, allein ſich den Wiſſenſchaften widmen, und Mittel finden ihre Studien zu vollbringen und ſich Kenntniſſe zu erwerben, ſo dürfen in Frankreich in der Regel nur Reiche und Wohlhabende oder ſolche es thun, deren Beſchützer hinlängliche Macht und Anſehn haben, um ſie in den wenigen öffentlichen Bildungsanſtalten des Staats unterzubringen und für ihre fernere Beſchäftigung und ihren Unterhalt zu ſorgen, wenn ſie dieſe verlaſſen haben.

Dieſe

Dieſe größere Schwierigkeit in der Herbeiſchaffung der Mittel und Anſtalten zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung war von jeher in Frankreich Schuld daran, daß, im Ganzen genommen, faſt nur der Adel allein ſich eine höhere Kultur zu geben im Stande geweſen iſt. Ohne in Anſchlag zu bringen, daß der Bürgerliche, wenn er ſich Kenntniſſe erwarb, höchſtens nur im geiſtlichen Stande ſich zu einer gewiſſen Höhe emporſchwingen konnte, ſo mußten ſchon ganz beſondere Umſtände zuſammen treffen, wenn er einen Weg einſchlagen ſollte, auf welchem er immer nur ein ſehr unſicheres Ziel vor Augen haben konnte. — Der reiche, wohlhabende Sohn eines Kaufmanns oder Fabrikanten zog das bei weitem einträglichere Gewerbe ſeines Vaters dem Stande eines Gelehrten vor; er würde es gethan haben, auch wenn ihm dieſer eine viel mehr verſprechende Laufbahn eröffnet hätte: denn nur äußerſt ſelten läßt der mit der Muttermilch eingeſogene kaufmänniſche Geiſt in Merkurs Kindern Liebe zu den Wiſſenſchaften aufkeimen. — Der Rentier fand es bequemer ſeine Einnahme kinderlos zu verzehren; der reiche Landwirth erzog ſeine Söhne für eben dieſe Beſchäftigung, und der geiſtliche Stand durfte ſich nicht immer ſeiner Kinder annehmen, oder, wenn es geſchah, ſo begnügte man ſich, ihnen gerade nur ſo viel Kenntniſſe beizubringen, daß man, ohne ein allzu auffallendes Skandal, reiche Pfründen auf ihr Haupt anhäufen konnte. — Der Handwerker hatte endlich entweder nicht das Vermögen, um ſeinen Kindern eine gelehrte Erziehung zu geben, oder, da ſie nicht kantonpflichtig waren, ſo zog er es vor, ſie lieber in einen ſolchen Stand zu ſetzen, in welchem ſie ſich vielmehr Reichthümer, als Ruhm und Ehre, erwerben konnten.

Außer den Aerzten und Rechtsgelehrten entlaſſen alſo die franzöſiſchen Akademieen nur ſolche Gelehrte, die entweder zu dem Adel ſelbſt gehören oder mit ihm in einer ſo genauen Verbindung ſtehn, daß man ſie füglich dazu rechnen kann. Dieſer Umſtand iſt äußerſt wichtig: er iſt die Grundlage des Anſehns und der Achtung, in welchem die Gelehrten in Frankreich allgemein ſtehn.

Man muß ganz außerordentliche und allgemein anerkannte Verdienſte haben, wenn man, bei Mangel an Lebensart und jenem feinen, artigen Benehmen, welches den Mann von Erziehung und guten Sitten auszeichnet, in den franzöſiſchen Geſellſchaften Glück machen will. Wer darin auftritt, muß vor allen Dingen von dieſer Seite ſich erproben, und findet man gegen ſeinen Ton und ſein savoir vivre nichts einzuwenden, dann erſt und nicht eher, darf er ſich auch, durch ſeinen Witz und ſeine Kenntniſſe, geltend zu machen ſuchen.

Die zum Adel gehörigen Gelehrten und diejenigen aus dem Bürgerſtande, die irgend ein Großer des Reichs hatte erziehen laſſen, oder die von einem ſolchen vorzüglich beſchützt wurden, genoſſen beinahe von Jugend auf, den Umgang von Frauen und Männern, die ganz dazu gemacht waren, ihrem Benehmen und ihren Sitten jene Rundung und Abgeſchliffenheit zu geben, worauf in den franzöſiſchen Geſellſchaften vorzüglich geſchehen wird. Sie waren alſo gewiſſermaßen ſchon angenehme Geſellſchafter, ehe ſie die Akademie bezogen; und da ſie dort entweder den Umgang mit Frauen fortſetzten oder doch keine Gelegenheit hatten, eine Lebensart und einen Ton kennen zu lernen, deren Bizarrerie und Abgeſchmacktheit Deutſchlands hohen Schulen ausſchließend vorbehalten zu ſeyn ſcheint, ſo verließen ſie dieſe auch wieder, zwar ſehr häufig mit einem großen Antheile von Selbſtgenügſamkeit, doch nie mit dem Verluſt ihrer geſelligen Ausbildung und der feinern Sitten der höhern Stände.

Der auf dieſe Art ausgebildete junge Gelehrte mochte nun privatiſiren oder die erworbenen Kenntniſſe, in einem Amte, zum Beſten des Staats anwenden, er fuhr in beiden Fällen fort, die gute Geſellſchaft zu beſuchen, in ihr ſeine geſellige Geſchmeidigkeit zu bewahren, und dagegen wieder auf ſie, vermöge ſeiner Geiſtesüberlegenheit, mächtig zu wirken, und ſich immer mehr Einfluß zu verſchaffen.

Aus den rohen Ritterzeiten her ſind die höhern Stände noch gewohnt, nur perſönliche Tapferkeit, eine Menge Ahnen und große Reichthümer an ſich und Andern zu ſchätzen, und es gehört ſchon ſehr viel Feinheit und Gewandtheit dazu, um ſie mit der Idee vertraut zu machen, daß es, außer dieſen, noch weit größere und reellere Vorzüge gebe, und die ſeltenſte Ueberredungskunſt und jene imponirende Ueberlegenheit erhabener Geiſter, um ſie zu lehren, jene zu verachten, und dagegen zu vermögen, ſich dieſe zu erwerben. — Indem die franzöſiſchen Gelehrten die Vorzüge ihrer Geburt den Vorzügen der Erziehung nachſetzten, bewirkten ſie in dem bei weitem größern Theil ihres Standes eine gleiche Sinnesänderung, und die Folge davon war, daß man Ahnen und Reichthümer nur als Nebenſachen betrachtete, und Witz und Kenntniſſe und Gelehrſamkeit ausſchließend ehrte, ſchätzte und allgemein bewunderte. Die Frauen beſonders warfen ſich in Frankreich zu Beſchützern der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften auf, vor ihr Tribunal wurden alle Sachen des Geſchmacks gezogen, und von ihrer Entſcheidung gab es keine weitere Appellation, und der Ruf eines Werks und ſeines Verfaſſers waren unwiderruflich beſtimmt, je nachdem ſie ihnen den Stempel des Beifalls oder des Mißfallens aufgedrückt hatten.

Um dieſes aber zu können, mußten ſie ſelbſt einen gewiſſen Grad von wiſſenſchaftlicher Bildung erhalten haben. Da ihr Geſchlecht und ihr Stand ihnen nicht erlaubten, ſich dieſe auf die nehmliche Art zu verſchaffen, wie ſie die Männer ſich geben, ſo ſuchten ſie dieſes durch Leſerei und den Umgang mit Gelehrten zu erſetzen. Zu dieſem Ende war man allgemein bemüht, die ſo genannten hommes de lettres und savans, wenn ſie in Geſellſchaften nur irgend vorſtellbar waren, in die erſten Zirkel zu ziehen; man machte ſich eine Ehre daraus ſie bei ſich zu ſehn, ſie wurden mit Liebkoſungen und Schmeicheleien überhäuſt, und da es einmal zum guten Ton gehörte, mit ihnen in Verbindung zu ſtehn, ſo nahm man ſie in der Folge auch in ſolchen Häuſern auf, in welchen man die Abſicht, ſich durch den Umgang mit ihnen zu bilden, noch nicht eingeſtand oder auch wirklich nicht hatte.

Doch über die Klaſſe der Adeligen hinaus erſtreckte ſich dieſer Einfluß der Gelehrten nicht, und mithin auch nicht ihr Anſehn und ihre Achtung. Alle übrigen Stände, diejenigen ausgenommen, deren Nahrungserwerb eine gelehrte Bildung erforderte, waren in Künſten und Wiſſenſchaften völlig fremd; ſie wußten ihren Werth nicht zu ſchätzen, laſen die Schriften ihrer großen Männer nicht, und kannten ſie oft kaum dem Namen nach, geſchweige denn, daß ſie ſich durch den perſönlichen Umgang mit ihnen hätten geehrt finden ſollen.

Der Geburt der franzöſiſchen Gelehrten oder ihrem ausſchließlichen Umgange mit den höhern Ständen muß man es daher nur zuſchreiben, wenn in ihren Werken ein Geſchmack, ein Anſtand und eine Grazie herrſchen, die man in Deutſchland nicht zu erreichen vermag; dem Umſtande, daß der Adel in Frankreich ſich vorzüglich mit der Litteratur beſchäftigte, wenn in den franzöſiſchen Dichtungen nur Perſonen aus dieſer Klaſſe auftreten, und es ſogar zum Grundſatze bei ihnen geworden iſt, daß die übrigen Stände keine der Poeſie angemeſſne Gegenſtände liefern, und endlich beiden zuſammen und der innigen Vereinigung der Kenntniſſe und Wiſſenſchaften mit Reichthum und hohen Würden, jene Auszeichnung und Achtung der Gelehrten, wie man ſie, aus der nehmlichen Urſache, höchſtens nur in Italien noch, in England wenig, und in Deutſchland faſt gar nicht wiederfindet.

Feine geſellige Bildung von Seiten der Gelehrten, und

Kenntniſſe und Geſchmack an Werken der Kunſt und der ſchönen Wiſſenſchaften von Seiten der höhern und niedern Stände ſind alſo nothwendige Erforderniſſe, wenn jene in der guten Geſellſchaft aufgenommen, geſchätzt und geachtet werden und dieſe ſich durch den Umgang mit ihnen geehrt finden ſollen. — Dies iſt nicht der Fall in Frankreich allein, er findet unter dieſen Bedingungen allenthalben Statt, und ſelbſt in Deutſchland laſſen ſich Beweiſe, als Ausnahme von der allgemeinen Regel, davon aufſtellen.

Iſt man mit mir hierüber einverſtanden, ſo würde es ſehr überflüſſig ſeyn, wenn ich die Verhältniſſe der franzöſiſchen Gelehrten zur Geſellſchaft noch mehr zu entwickeln ſuchte. Eben ſo wenig ſcheint es des Beiſpiels von andern Nationen zu bedürfen, da keine aus ihren lebenden Gelehrten ſo viel macht und keine mit ihnen in ſo genauer geſellſchaftlicher Verbindung ſteht, wie die franzöſiſche. So ungern ich ſie in andern Stücken den Deutſchen als Muſter aufſtellen möchte, ſo muß ich doch hierin eine Ausnahme machen; denn wo es darauf ankommt, Verdienſte anzuerkennen, Verdienſte zu belohnen, Verdienſte auf eine feine, äußerſt ſchmeichelhafte Art auszuzeichnen, da iſt ſie unübertreffbar, und die deutſchen Gelehrten und die Nation der ſie angehören, könnten ſich beide ſchon Glück wünſchen, wenn es ihnen gelänge, ſie hierin auch nur zur Hälfte zu erreichen.

Aber wie weit ſind ſie noch davon entfernt! — Welch ein ſeltſamer Kontraſt findet zwiſchen den deutſchen und franzöſiſchen Gelehrten Statt! Wie gleichgültig iſt ihre Perſon, ihr Umgang der Nation, wenn ſie auch durch ihre Schriften ſich eine dauernde Achtung zu erwerben gewußt haben! Es will viel ſagen, wenn man ſie in die Klaſſe der nützlichen Handwerker ſetzt und ſie nicht als Menſchen betrachtet, die weder dem Staate, noch der Geſellſchaft nützen, die Wiſſenſchaften nur als ein Mittel ſich vor dem Hungertode zu ſchützen anſehn, feil für Geld ſind, und Geld als den letzten Endzweck ihrer Anſtrengungen aufſtellen.

So beurtheilt wenigſtens die große Maſſe der Nation ihre Gelehrten, denn nur als geldverdienende Schriftſteller lernt ſie dieſelben kennen, und als Menſchen, als Geſellſchafter bleiben ſie ihr unbekannt, weil keinem von beiden daran liegt, in eine nähere Verbindung mit einander zu treten.

Die meiſten unſerer Schriftſteller ſuchen nicht in den guten Geſellſchaften Zutritt zu erhalten; denn ſie fühlen nur zu ſehr, welch eine erbärmliche Rolle ſie darin ſpielen würden, und die höhern Stände bemühen ſich nicht, ſie in ihre Zirkel zu ziehen, weil ſie nicht dafür paſſen, und weil ſie ſelbſt, durch den Umgang mit ihnen, nichts zu lernen hoffen können, was ſie nicht ſchon in ihren Schriften weit beſſer vorgetragen fänden.

Ich habe weiter oben die Allgemeinheit der Bildung und die außerordentliche Leichtigkeit, ſich in Deutſchland eine gelehrte Erziehung zu geben, als die Haupturſachen aufgeſtellt, warum unſere Gelehrten und Schriftſteller in ſo geringem Anſehn bei uns ſtehn, und ich denke, es ſoll mir nicht ſchwer werden, dieſe Behauptung mit Gründen zu unterſtützen

Wenn in Frankreich, in Italien und zum Theil auch in England, die höhern Stände, die Vornehmen und Reichen ſich nur mit den Wiſſenſchaften abgeben, und ihre Stunden der Muße der ſchönen Literatur und der Leſerei widmen, ſo geſchieht in Deutſchland beinahe ganz das Gegentheil. Es iſt eine außerordentliche Seltenheit, wenn ein Großer, ein Vornehmer, ein Reicher in der gelehrten Welt ſich auszeichnet, und höchſtens nur zum Zeitvertreib und aus langer Weile, ſieht man unſere Herren und Frauen von Adel zu dem letzten, traurigen Hülfsmittel, zum Buche greifen, und mit einem Romane die Zeit tödten, die man durchaus nicht anders und nicht beſſer anzuwenden wußte. Dagegen ſind die übrigen Stände deſto eifriger in der Erwerbung und Erweiterung ihrer Kenntniſſe. In Deutſchland iſt nicht der Arzt, der Advokat allein verbunden, ſich eine gelehrte Erziehung zu geben; wer Anſprüche auf eins von den meiſten Aemtern machen will, muß ſie ebenfalls erhalten haben, und ſogar ein großer Theil unſers Militärs ſoll mehr verſtehn, als ſich rechts und links zu ſchwenken. Durch dieſe in der politiſchen Verfaſſung der deutſchen Staaten gegründete Verhältniſſe wird allein ſchon über das Ganze eine Maſſe von Bildung verbreitet, wie man ſie in keinem andern Lande findet, und die Menge von Schriftſtellern, von Buchhändlern und Leſegeſellſchaften, wie man ſie ebenfalls nirgends außerhalb Deutſchland antrifft, macht es ſogar dem Aermſten und Niedrigſten leicht, ſich, wenn auch keine gründliche Bildung, doch Ideen und Vorſtellungen von Dingen zu verſchaffen, die man unter dieſer Klaſſe von Einwohnern, bei allen unſern Nachbarn, nicht bemerken wird.

Dieſe nicht zu läugnende Allgemeinheit der Bildung und die unter uns eingeriſſene Sucht zu leſen, die ſich bis in die Vorzimmer und die Küchen erſtreckt, thut dem Werth der Kenntniſſe und Wiſſenſchaften den erſten und fühlbarſten Abbruch. Dagegen aber rächen ſich dieſe wieder dafür an den Gelehrten, die ſie jedermann Preis gaben, indem ſie zur Verminderung ihres Anſehns und der ihnen gebührenden Achtung beitragen.

Es liegt in der Natur des Menſchen, wir ſetzen nur auf diejenigen Dinge einen Werth, die wir entweder nie, oder doch nicht anders als mit großer Mühe zu erlangen hoffen können, und alles, wornach wir bloß die Hand auszuſtrecken nöthig haben, was uns unaufgefordert angeboten wird, das iſt uns gleichgültig, das verachten wir. — Ein Buch zu ſchreiben, ein Gedicht zu machen, dies hält man in Deutſchlang für eine Sache, zu deren Verfertigung nichts weiter gehöre, als Feder, Tinte und Papier. Und wirklich, nach der Menge von Büchern zu urtheilen, die wir beſitzen, ſollte man faſt auf den Gedanken gerathen, daß in der That nichts leichter in der Welt ſey, als ein Buch zu ſchreiben. Aber wenn nicht viel dazu gehört, wie darf man es ſich zum Verdienſte anrechnen, ein Buch geſchrieben zu haben? Und iſt das nicht, nun ſo kann der Verfaſſer auch auf keine ſonderliche Achtung Anſpruch machen; genug, wenn man ihn dafür bezahlt, ſein Buch lieſt und ihm allenf[illegible] die Ehre erzeigt, ſich ſeinen Namen zu merken.

So denken viele unter uns, und daß ſie ſo denken, daran iſt nicht etwa ihre über den Horizont der meiſten Bücher, die ihnen geboten werden, hinausgehende Bildung Schuld. Nichts weniger als das; ſie denken ſo, weil ſie die Bücher ſich wie Pilze in einer Nacht vermehren ſehn, weil jeder Dorfſchulmeiſter ſich mit der Schriftſtellerei abgiebt, weil das Bücherſchreiben bei uns zum Handwerk geworden iſt und fabrikenmäſſig betrieben wird.

Dies würde aber nicht der Fall ſeyn, wenn auch in Deutſchland ein gewiſſer Reichthum dazu gehörte, um ſich eine gelehrte Erziehung zu geben. Anſtatt daß der Kaufmann, der Handwerker bei uns ſeine Kinder zur Fortſetzung der väterlichen oder Erlernung einer andern Nahrung anhalten ſollte, geſchieht es ſehr häufig, daß beide aus Furcht vor dem Soldatenſtande, aus einem übelverſtandenen Intereſſe, aus Hochmuth, und weil es mit ſo wenig Koſten verbunden iſt, ihren Söhnen eine gelehrte Erziehung zu geben verziehn. Zu dieſen beiden Klaſſen von Einwohnern, die das Feld der Wiſſenſchaften mit manchem tüchtigen Handlanger verſehn, muß in dem proteſtantiſchen Deutſchland noch die Geiſtlichkeit, und im ganzen heiligen römiſchen Reiche das Heer der Staatsbedienten, Officianten und Kanzelliſten gerechnet werden. Die Kinder von allen dieſen erhalten theils ſchon von ihrer früheſten Jugend an eine gewiſſe Erziehung, die ihnen in der Folge die Erlernung eines Handwerkes oder jedes andern Gewerbes nothwendig verleiden muß, theils werden ſie ſogleich von ihrer Geburt an für den gelehrten Stand beſtimmt, und dem gemäß behandelt.

Dieſer Beſtimmung zu folgen erlauben in Deutſchland allen armen Officianten und Predigerſöhnen die Menge von Univerſitäten, die vielen Stipendien und Freitiſche, und der geringe Preis des Unterrichts und ſelbſt der Lebensmittel. Wie ihnen dadurch das Studieren erleichtert wird, bedarf keiner nähern Auseinanderſetzung; die Sache liegt am Tage, und gehört übrigens nicht in den Raum dieſer Blätter.

Aber wie es um ihre geſellſchaftliche Ausbildung ſteht, wenn ſie die Univerſität betreten und verlaſſen, und nun in der großen Welt ihre Rolle ſpielen und vermöge ihrer Kenntniſſe auf ſie wirken ſollen, dies bedarf allerdings einer nähern Beleuchtung, wenn die deutſche Nation die Schuld von der, an den meiſten ihrer Gelehrten bewieſenen Gleichgültigkeit und Geringſchätzung nicht allein tragen ſoll.

Sey es nun, daß der junge Muſenſohn im väterlichen Hauſe oder in einer Erziehungsanſtalt zu ſeiner künftigen Beſtimmung vorbereitet wird, ſo lernt er in jenem nur mit Dienſtboten, mit Leuten ohne alle feine Ausbildung, und höchſtens mit Geiſtlichen, Officianten und Handwerkern umgehn, in dieſen aber wird er an eine gewiſſe Freiheit und Gleichheit des Umganges gewöhnt, die ihm zu jedem Betragen faſt ein Recht giebt, und Schicklichkeit, Anſtändigkeit und Zartheit des Gefühls oft gänzlich davon ausſchließt. Für die Geſellſchaft und den Staat, in welchem ein junger Menſch zu leben beſtimmt iſt, wird er am allerwenigſten gebildet, denn ſo will es das allgemein angenommene Erziehungsſyſtem; ſollte er aber unter Griechen und Römern wohnen, bei ihnen ein Amt verwalten, er würde ſich ungleich beſſer dabei zu benehmen wiſſen: denn in den meiſten Schulen und Kollegien geſchieht alles, um ihn dazu geſchickt zu machen.

Mit manchen guten Kenntniſſen verſehn, bezieht er endlich die Univerſität. Bis hieher lebte er mehrentheils unter ſtrenger Aufſicht, ſah und lernte, außer ſeinen Lehrern und Schulkameraden, keine andern Menſchen kennen, und was er allenfalls von ihnen und über ſie erfuhr, dies verdankte er ſchalen Romanen. Auf Univerſitäten ſetzt er die auf Schulen geſchloſſenen Verbindungen fort, nur mit dem ſehr wichtigen Unterſchiede, daß er jetzt eine ſo ausgedehnte Freiheit genießt, weswegen ihm in der Folge alle andern politiſchen Verhältniſſe läſtig und verhaßt erſcheinen.

(Die Fortſetzung folgt.)

IX.

Poſtſcripte.

18.

Demande.

Savez-vous ce qui est du goût d'une moderne coquette?

Réponse.

Elle aime au lit d'ange le déjeuner à la fourchette.

Patrick Peale.

19.

Le devoir est le mari, l'amour *) sa femme. Voilà le mari, selon la mode, toujours aux pieds de sa femme.

Derſ.

20.

Frage. Was haben ein Schauſpielhaus und ein Hühnerſtall mit einander gemein?

Antwort. Beide haben gemeiniglich nur einen ſchmalen Eingang und ſchlechte Vorhangsgemälde. In beiden krähen Hähne, und kakeln Hühner. In beiden hört mancher Kapaun und manches Küchel zu. In beide ſchleicht ſich bisweilen ein Stinkmarder, und in beiden wird die Gallerie und das Parterre zuerſt voll.

Derſ.

---

*) Bekanntlich wird amour auch als Fömininum gebraucht.

Der Verf.

21.

Man behauptet, den ariſtokratiſchen Staaten entgehe eine Oppoſitionspartei. Juſt das Gegentheil iſt wahr, denn in den mehreſten Ariſtokratieen ſoll alles bleiben, wie es war; es fehlt alſo die Propoſitionspartei.

Derſ.

22.

Jemand beklagte ſich darüber, daß er kein einträglicheres Amt erhalten könne, und man ſagte ihm: Sie müſſen fleißig anpochen. „Ei,“ antwortete er, „in einer Stube wo ſtark gegeſſen und getrunken wird, hört man das Pochen an der Thür ſo leicht nicht, oder man lacht über die drollige Anmeldung zu ungelegener Stunde.“

Derſ.

23.

Ein Amtmann wurde gefragt, worin ſeine häufigen Arbeiten beſtänden. „Vormittags,“ antwortete er, „laſſe ich ſchwören. Mittags eſſe ich. Nachmittags ſchlafe ich; und gegen Abend rauche ich meine Pfeife Tabak und expedire Officialia. Das ſind Geſchäfte, bei denen,[*] das Liquidiren,[*] bloß,[*] verboten iſt.“

Derſ.

24.

Gewiſſen soi-disants Philoſophen ſollte man die goldenen Worte des Cicero einſchärfen: Könnt ihr es wagen, die Philoſophie, dieſe Mutter des Lebens, zu tadeln? könnt ihr einen ſolchen

---

[*] Man überläßt dem Leſer, ob er die beiden äußeren, oder das mittlere Komma ſich hinwegdenken wolle. Der Verf.

Muttermord begehen? Könnt ihr die Pflicht kindlicher Dankbarkeit ſo verletzen, diejenige herabzuſetzen, die ihr verehren ſolltet, wenn ihr ſie auch nicht zu begreifen vermöget? Aber darin beſteht ja eben ihr ewiger Irrthum und die dichte Finſterniß ihres rohen Geiſtes, daß ſie ſo weit nicht zurückſchauen, und bis zum Quell des Lebens nicht durchzudringen fähig ſind. (Quaest. Tusc. l. V. c. 2.)

K. A. D.

25.

Wie nennt man wohl einen Menſchen, der, wie Horaz ſagt, in einem heiligen Haine bloß Holz ſieht, in einem Gedichte bloß Worte, in einer Statüe nichts als den Stein oder die äußere Geſtalt; der in der Muſik nur den Schall vernimmt? Selten ſind dieſe Menſchen nicht; man ſollte daher billig einen Namen für ſie haben. Oder ſind ſie, wie Gott, unausſprechlich?

Derſ.

26.

Der Edle faßt den Edlen leicht. Es giebt eine unſichtbare und dem Rohen verborgene Sprache, von der auch kein Grammatiker ein Wort weiß — ich möchte ſagen, ſie iſt das Herz des Sprechenden ſchon ſelbſt in leichter leiſer Verkörperung. Wie man, nach einer feinen Bemerkung einer Schriftſtellerin, beim Singen ganz unwillkürlich ſein Innerſtes enthüllt, ſo verräth ſich auch der edle Geiſt dem feinen Gefühle des befreundeten Gemüths.

Derſ.

27.

Wie man ſich in die Wiſſenſchaften und Künſte getheilt hat, ſo ſoll man ſich denn auch, si diis placet, ſo zu ſagen, in die Charaktere und in den Lebenswandel theilen. Der eine ſoll immer ernſthaft ſeyn, und man vergiebt ihm einen Scherz nicht leicht, der andere immer ſpaßhaft; ein dritter ein Freigeiſt u. ſ. f. Sonſt hat man keinen Charakter, oder iſt ein Heuchler, meint man.

Derſ.

28.

Wer nicht dem Hauptinhalt nach während ſeines Lebens mehrere philoſophiſche Syſteme durch- und mitgemacht hat mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüth, der wird ſchwerlich ein umfaſſender Philoſoph noch ein kompetenter Kritiker ſeyn.

Derſ.

29.

Warum ſollte man nicht ſelbſt berühmte Philoſophieen durchaus verwerfen dürfen? Sie irrten in den Principien und waren konſequent, darum erhielt alles eine ſchiefe Anſicht. Das Lobenswerthe würde das Inkonſequente ſeyn.

Derſ.

30.

Die Bibel iſt mir eben deshalb ſo werth, weil man aus ihr bis jetzt Alles hat beweiſen oder in ſie hineintragen können; denn dieß iſt Charakter der Univerſalität, und univerſell ſoll jede ächte Religionslehre ſeyn, weil ſie die ganze Menſchheit umfaßt. Freilich hat Friedrich Schlegel auch Recht, daß die Bibel nur Privatbuch ſeyn ſollte, weil eben das Univerſelle dem Mißverſtändniſſe und dem Mißbrauch am meiſten ausgeſetzt iſt.

Derſ.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von
einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Omnibus aequa.

Jahrgang 1804.

Zweiter Band.
Julius bis December.

Berlin,
in Sanders Buchhandlung

Inhalt
des
zweiten Bandes.

Julius.

I. Wanderung in Italien. Vom Herrn Hofrath Hirt. . . . . Seite 1

II. Elegieen. Vom Herrn D. Aſt in Jena. . — 31

III. Woher kommt es, daß der Gelehrtenſtand in Deutſchland überhaupt, und vorzüglich von deſſen höhern Ständen, ſo wenig geſchätzt wird? — Beſchluß. Von Herrn K. A. M. in St. . . . . — 36

IV. Heiligen-Geſpräche.
Rangſtreit der wunderthätigen Heiligen. . . . — 43

V. Deutſchlands merkwürdigſte Dichter vom Jahr 1620 — 1730. In alphabetiſcher Ordnung. Von Herrn Friedrich Raßmann in Halberſtadt. . . . . — 58

VI. Die Sphinx oder die Weisheit. (Aus Bacons Abhandlung über die Weisheit der Alten.) Vom Herrn Prof. Buchholz. . . . . . . Seite 72

VII. Poſtſcripte. . . . . — 77

Auguſt.

I. Rheiniſches Muſeum für Humanität und ſchöne Literatur. Herausgegeben von L. F. Freih. von Bilderbeck und F. C. Freih. von Erlach. Mannheim. Erſtes Heft. Vorerinnerung. . . . . — 81

1. Wellys Briefe an Selmar. Erſter Brief. — 84
2. Ideen zu einer Landſchaft. . . . . . . — 86
3. Vorſchlag zur Beförderung geſelliger Unterhaltung. . . . . — 92
4. Die junge Betſchweſter, oder jedes Ding hat ſeine Zeit. . . . . -- 100
5. Gedanken über humane Organiſation einer Landeskammer. . . . . — 112
6. Ueber Galls Schedellehre. . . . . . . — 113
7. Was iſt Humanität? . . . . -- 119
8. Fragment aus einem noch ungedruckten Romane: die Brüder. . . . . — 122
9. Gedichte und Anekdoten. . . . . — 128
   a) Die Kammerdiener.

b) Die Literatur.

c) Der Abonnent.

II. Epigramme aus dem Lateiniſchen des Auſonius. (Zum Theil nach dem Griechiſchen.) Von Otto Grafen von Haugwitz. . Seite 138

III. Einige Gedanken über das Intereſſante und Rührende in der Muſik. Vom Herrn D. C. F. Michaelis. . . . . — 144

IV. Naturforſchung. Vom Herrn Conſiſtorialrath Horſtig in Bückeburg. . . . . . . — 150

V. Poſtſcripte. . . . . — 156

September.

I. Bemerkungen über das Zeitalter. Vom Herrn Prediger Treumann in Schönerlinde. Seite 161

II. Anmerkung zu dem vorſtehenden Aufſatze. . . . . — 199

III. Ein altes geiſtliches Lied. . . . . . — 210

IV. Ueber Däboy-Laverne. Vom Herrn D. Horn in Göttingen. . . . . — 216

V. Pakoſcht in Weſtpreußen und ſeine Lehranſtalt. Aus einem Reiſetagebuche. Vom Herrn Kammerrath R—h. . . . . — 224

VI. Poſtſcripte. . . . . — 239

Oktober.

I. Erlach, ein Gemälde aus der Vorzeit Helvetiens. Von Herrn M. Reinecke. Seite 241

II. Aphoriſmen und fromme Wünſche. Von dem Herrn Prediger F. W. Giller in Berlin. . . . . — 265

III. An meinen Vater. An meinem Geburtstage, den 2ten September 1804. Von Herrn Karl Müchler. . . . . — 277

IV. Ueber Madame du Boccage. Vom Hrn. D. Horn in Göttingen. . . . . — 280

V. Ueber die Aufwandsgeſetze im republikaniſchen Rom, nach Paſtoret. Von Herrn Rs. . . . . — 287

VI. Welches ſind die Urſachen, warum die Erziehung, trotz allen Hülfsquellen, die man für dieſelbe hat, doch ſo wenigen Einfluß ſowohl auf die Belehrung, als den moraliſchen Charakter der jungen Leute hat? Von Herrn F. . . . . — 300

VII. Apologie der Titel. Vom Herrn Stadtrath Kronau. . . . . — 308

VIII. Claudians Traum. An den Kaiſer Honorius. Aus dem Lateiniſchen. Von Otto Grafen von Haugwitz. . . . . — 315

IX. Poſtſcripte. . . . . — 317

November.

I. Bacon's Ideen über Staatenerweiterung, beſonders in Beziehung auf England; mit einer Nachſchrift. Vom Herrn Prof. Buchholz. . . . . Seite 321

II. Neueſtes Gemälde von der *Campagna di Roma*. . . . . — 346

III. Ueberſetzung zweier, dem Horaz zugeſchriebenen Oden:

A. An den Florus. . . . . — 367

B. An ſein Buch. . . . . — 369

IV. Ueber Formularweſen in der Liturgie. Von Herrn F. . . . . — 371

V. Drei Gedichte von Herrn Streckfuß, Winfried, und einem Ungenannten:

1. Echo. . . . . — 383

2. Der Traum. . . . . — 385

3. Die Andacht beim Glauben. . — 389

VI. Lebensrettungen des Herrn v. Elville. Von Herrn Fr. Raßmann. . . . — 390

VII. Poſtſcripte. . . . . — 399

December.

I. Neueſtes Gemälde von der *Campagna di Roma*. (Fortſetzung und Beſchluß.) . . . . . — 401

II. Die Organe. Ein Schwank. . . . . . — 451

III. Epiſtel an einen Freund, der in Madrid in Ungnade gefallen war, und ſich in Rom aufhielt. Nach dem Spaniſchen des Bartholomé Lenardo de Argensola. Von Herrn M. Reinecke. . . . . Seite 460

IV. Fabeln. Von Herrn Th. Ziegler. . . — 466

V. Vier Sonettte. Von Herrn Joſeph Heinrich Scholz. . . . . — 469

VI. Mode und Geſchmack. Eine Parallele. Von Herrn P. F. Brede. . . . . — 473

VII. Poſtſcripte. . . . . — 476

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Julius 1804.

I.

Wanderung in Italien.

Reiſe von Atina nach St. Germano. Ruinen von Caſinum. Benedictiner-Abtei auf Monte Caſſino.

Kehren Sie nur noch einmal mit mir nach Atina zurück, ehe wir wirklich in Monte Caſſino einziehen. Ich hoffe, es ſoll Sie nicht reuen, mich erzählen zu laſſen, was ich beinahe vergeſſen hätte.

Das Städtchen, in welches wir in Gedanken zurückgekehrt ſind, ſteht auf dem erſten Abhange eines Bergebirges, und hat nach Süden und Weſten eine offne weite Ausſicht über ein fruchtbares und wohlbebautes Thal; oſt- und nordwärts von ihm aber erhebt ſich eine Kette ſehr hoher, zum Theil mit dichten Wäldern beſetzter Gebirge, welche mit den Appeninen von Abruzzo zuſammen hängen. Dieſes Gebirge iſt merkwürdig; aus ſeinen Schluchten entſpringt nicht nur der reißende Melſi (bei Strabo Melpis genannt), der im Frühjahre nicht ſelten für das ſchöne Thal verheerend wird, ſondern es nützt den Anwohnern auch durch die gute Weide, welche die zahlreichen Viehheerden in der warmen Jahreszeit auf ſeinen wilden kräuterreichen Höhen finden. Wie wild dieſe, den ganzen Winter hindurch mit Schnee bedeckten, Berge ſind, können Sie aus ihren Bewohnern ſchließen, die ſie vielleicht nicht einmal in Italien geſucht hätten, den Wölfen und Bären. Dieſe richten nicht nur während des Sommers unter den weidenden Heerden oft bedeutende Verwüſtungen an, ſondern ſie kommen auch wohl im ſtrengen Winter in die Thäler herab, um für ihren Hunger zu rauben. Daher hat es von jeher in Atina eine nicht geringe Zahl von Leuten gegeben, die ſich aus der Jagd dieſer Thiere ein Geſchäft machen, ſie nicht nur zu tödten, ſondern auch lebendig zu fangen. Da machen ſie denn aus ihren Feinden, den Bären, einen Hauptzweig ihrer Induſtrie, lehren ſie nach dem Rhythmus der Pauke im Kreiſe tanzen, und durchziehen mit den kunſtgerechten Thieren einen großen Theil von Europa. An eine ſehr dürftige Lebensweiſe gewöhnt, ſammeln ſie ſorgfältig das Geld, welches die Neugier ihnen gereicht hat, und kehren nach einigen Jahren, mit einem für ihre Umſtände nicht unanſehnlichen Vermögen, in ihr Vaterland zurück.

Doch dies alles hätte Ihnen auch ein andrer Reiſender erzählen können; mir dient es nur zu einer Einleitung für das, was wir am Morgen unſrer Abreiſe erlebten.

Im Hofe des Schloſſes hatte ſich eine Menge Weiber und Kinder bei den Pferden verſammelt, um die Fremden fortreiten zu ſehen. Unter dieſen Gruppen brauner und eben nicht ſehr reinlicher Weiber ragte eine ſchlanke hohe Geſtalt hervor, die von ihren Nachbarinnen zu ſehr abſtach, um nicht unſre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sie war blond, und ihre Kinder, von denen ſie eins auf dem Arme, das andre an der Hand hielt, waren die Ebenbilder der Mutter an Geſichtsfarbe und Haaren. Der Prinz winkte ihr, ſich zu nähern, und nun trat ſie ſchüchtern und erröthend aus dem Haufen hervor, und wir ſahen eine Frau, noch in jugendlicher Blüthe, von feinem Wuchſe, nicht ſchön, aber von höchſt intereſſanter Geſichtsbildung. Wer in ihr die Nichtitaliänerin nicht geſehen hätte, würde ſie in ihrer gebrochenen Antwort auf die erſte Frage des Prinzen gehört haben. Auf mehrere Fragen gab ſie uns einen Abriß ihrer Lebensgeſchichte.

Sie war eine Irländerin, und hatte in einem Wirthshauſe als Magd gedient. Dorthin waren italiäniſche Bärenführer gekommen, eine Art Leute, vor denen ſie anfänglich große Furcht gehabt hatte. Einer von ihnen, ein guter hübſcher Mann, war kränklich ins Wirthshaus gekommen. Seine Krankheit nahm zu, und ſeine beiden Kameraden konnten in dem kleinen Dorfe, das ſie höchſtens auf einen Tag nährte, ſeine Geneſung nicht abwarten; ſie zogen daher mit dem Bären und den Affen weiter, und verabredeten mit dem Kranken, daß er an einem beſtimmten Orte wieder zu ihnen ſtoßen ſollte. „Ich hatte Mitleid mit dem armen Menſchen,“ fuhr ſie fort, „der in dem fremden Lande ohne Pflege und Wartung darnieder lag, und ſorgte nach meinen Kräften für ihn. Er beſſerte ſich auch von Tag zu Tage, und da wurde er gegen mich ſo zuthulich und dankbar, und bat mich ſo viel, ich möchte ihm folgen, daß ich ſeinem dringenden Flehen nicht widerſtehen konnte. Wir verheiratheten uns in der nächſten Grafſchaft, wo wir ſeine Kameraden mit dem Bären wiedergefunden hatten. Ich bat nun meinen Mann unaufhörlich, daß er von dem Herumziehen ablaſſen und in ſein Vaterland zurückkehren möchte, wohin ich ihm gern folgen wollte Allein ich ſah es bald ſelbſt ein, daß dies nicht ſogleich möglich wäre, weil er noch nicht ſo viel verdient hatte, um die lange Reiſe, ohne den Bären, zu beſtreiten. Dazu aber brachte ich ſie doch, daß ſie nicht länger in Irland blieben, ſondern daß wir uns nach Portugall einſchifften. Ich zog Mannskleider an, weil die Bärenführer gewöhnlich keine Weiber bei ſich haben, und es ſich ſo beſſer ſchickte. Wir durchreiſten ganz Portugall, und ſodann ganz Spanien nach allen Seiten, bis wir endlich nach Mallaga kamen. Hier gab endlich mein lieber Mann meinen Bitten nach, beſonders da ich bald mit dieſem Kinde hier niederkommen ſollte, und es in dieſem Lande gefährlich war, in männlichen Kleidern Mutter zu werden. Die Männer theilten alſo das erworbene Geld; die beiden andern ſetzten ihren Zug fort, und wir begaben uns auf einem neapolitaniſchen Schiffe nach Gaeta, von da hierher. Wenige Tage nach unſerer Ankunft in Atina kam ich glücklich nieder."

Auf die Fragen, ob ſie ihren Schritt nicht bereue, ob ſie nicht gern in ihr Vaterland zurückkehren möchte? antwortete ſie zuverſichtlich: „Nein! Wir ſind freilich arm, aber ich habe meinen Mann ſehr lieb gewonnen; er hat mich lieb und ſorgt aus allen Kräften für mich und die Kinder." — Der Prinz ließ ihr für ſie ſelbſt und die beiden blonden Kinderchen ein Geſchenk reichen. Sie weinte vor Freude, nach fünftehalb Jahren das erſte mal wieder die Töne der Mutterſprache gehört und geſprochen zu haben; eine ſanfte Wehmuth miſchte ſich in dieſe Freude, und als wir den Hof verließen, hörten wir ſie hoch aufſchluchzen. — Sie können leicht denken, daß auch wir nicht ungerührt blieben. O Mitleid! o Dankbarkeit! wie ſchön bereiteſt du in guten Seelen die feſteſte Liebe vor! O Liebe! wie ſiegſt du über die ſüße Gewohnheit der Kinderjahre, der Sprache, der Verwandtſchaft, über Sitte, Neigung und Vaterland! — Doch wir reiſen weiter.

In St. Germano verweilten wir vier Tage, und hatten daher alle nöthige Muße, die Merkwürdigkeiten der Gegend zu betrachten.

Die Stadt mit dem Ospizio liegt an der Morgenſeite des Berges, auf welchem eins der allerberühmteſten Klöſter erbaut iſt. Sie ſelbſt beträgt nur einen Theil des alten Caſinium, welches, nach den anſehnlichen Monumenten an der mittäglichen Seite des Berges zu ſchließen, eine ſehr bedeutende Kolonialſtadt der Römer war. An dem Fuße dieſer ſüdlichen Seite zog ſich einſt die Stadt hin. Zuerſt ſtößt man auf das Amphitheater; ſein äußerer Umfang iſt noch recht wohl erhalten, die Mauern ſind von ungleichem Netzwerk (opus reticulatum incertum) aufgeführt, und am oberſten Rande derſelben ſieht man noch die ſtark vorſpringenden Kragſteine, in welchen die Pfoſten zur Befeſtigung des Velarii eingepaßt waren. Eine der langen Seiten des Ovals iſt an den Berg angelehnt. Fünf Eingänge führen ins Innre; die entgegengeſetzten an den ſchmalen Seiten des Ovals leiten in die Arena, den tiefer gelegenen Kampfplatz, die drei andern nach den Sitzen. Dies und alles übrige aber kann man nur mehr errathen, als ſehen; denn das Innere iſt ſo zerſtört und mit Geſträuch überwachſen, daß die Anordnung des Podiums und die Abtheilung der Sitze ſich nicht mehr deutlich erkennen laſſen. Nur oben über den ehemaligen Stufenreihen iſt noch die, etwa ſieben Fuß breite, Gallerie erhalten, die ohne Säulen, alſo unbedeckt geweſen zu ſeyn ſcheint. — Uebrigens gehörte dies Amphitheater zu den kleineren Gebäuden der Art, und mochte im Ganzen nicht über zehntauſend Zuſchauer faſſen.

Eine Inſchrift, welche man hier fand, und jetzt im Kloſter aufbewahrt, giebt eine römiſche Dame als Erbauerin des Amphitheaters an. Sie lautet ſo:

Ummidia C. Filia Quadratilla
Casinatibus Amphitheatrum
et templum sua pecunia
fecit.

Es iſt nun die Frage, wer dieſe Ummidia Quadratilla geweſen ſey, die den Einwohnern von Caſinum auf eigene Koſten Amphitheater und Tempel erbaut hat? Könnten wir als ausgemacht annehmen, daß ſie die Tochter des bekannten C. Ummidius Quadratus ſey, welcher über acht Jahre lang die reiche Provinz Syrien beherrſchte, und die rebelliſchen Juden bezwang *): ſo würden wir nicht nur die Zeit der Erbauung dieſes Amphitheaters mit Gewißheit kennen, nehmlich dieſelbe Zeit, wo unter den Flaviern das Coloſſeum in Rom erbaut wurde, ſondern wir würden auch recht wohl begreifen, woher die Erbin des Beherrſchers von Syrien die Koſten ſo großer Baue beſtreiten konnte. Allein wahrſcheinlich iſt es eine andere Ummidia Quadratilla, die nehmlich, deren der jüngere Plinius ſo ruhmvoll gedenkt **), deren Namen wir auf dem Caſinatiſchen Steine leſen. Der feine und gebildete Plinius lobt ſie vorzüglich wegen der trefflichen Erziehung, die ſie ihrem Enkel und Haupterben gab, und erzählt von dieſer „erſten Frau" (princeps foemina, wie er ſie nennt), daß ſie bis in ihr ſpäteſtes Alter eine Freundin der Kunſt und der theatraliſchen Spiele geweſen ſey. — Doch, die Gründe auszuführen, welche mich für dieſe Quadratilla beſtimmen, würde hier zu weitläuftig ſeyn.

---

*) Tacitus Annal. Lib. XII capp. 45. et 54. Lib XIV, cap. 26.

**) Epistol. Lib. VII. cap. 24.

Von dem Tempel, deſſen die Inſchrift gedenkt, und den eben dieſe reiche Frau zugleich mit dem Amphitheater erbaute, iſt jetzt keine Spur mehr vorhanden; obgleich ein anderes Monument, welches unweit des Amphitheaters noch erhalten iſt, bei den Einwohnern bis auf den heutigen Tag für dieſen Tempel gelten muß. Allein, wer auch nur eine oberflächliche Kenntniß von dem Tempelbau der Alten hat, wird ſich beim erſten Blick überzeugen, daß dieſes Denkmal weder in der äußern noch in der innern Einrichtung die geringſte Aehnlichkeit mit einem Tempel habe. Sein Plan bildet ein vollkommenes Quadrat; drei Seiten ſind in denſelben Berg, an deſſen Lehne das Amphitheater anſtößt, hinein gebaut, und nur die eine Seite des Einganges ſteht frei heraus. Damit nun die Feuchtigkeit nicht durch die Mauern ins Innere eindringe, ſind Doppelmauern gezogen, und zwiſchen der äußern und innern Mauer iſt ein Raum von etwa vier Fuß frei gelaſſen. Das Innere ſelbſt hat im Ganzen die Form eines griechiſchen Kreuzes, und der mittlere Raum iſt mit einer halbzirkelförmigen Kuppel in Quadern von Travertinſteinen (saxum tiburtinum) überwölbt. Dies iſt für uns merkwürdig; denn in Quadern iſt dies die einzige Rundwölbung aus dem Alterthume, die ſich erhalten hat. Die Alten bauten nehmlich in bedeckten Gebäuden, ihrer Leichtigkeit wegen, gewöhnlich nur Gußwölbungen; und pflegten Gewölbe von gehauenen Steinen hauptſächlich nur bei Gebäuden anzubringen, die großen und häufigen Erſchütterungen unterworfen waren, z. B. bei Brückenbogen, unterirdiſchen Kanälen u. dgl.

Das Ganze — es dient jetzt zu einer Kapelle, unter der Aufſicht eines Eremiten — war augenſcheinlich ein Grabmal, und gehört allerdings zu den merkwürdigſten Denkmälern dieſer Klaſſe. Im Mittelpunkte des innern Raumes war ohne Zweifel die Ara aufgeſtellt, auf der man den Diis manibus opferte; die drei großen Quadraten Niſchen dienten zur Aufſtellung der Sarkoſage und Urnen. Der Eingang war durch doppelte Thüren verſchloſſen, und nur durch die Oeffnung derſelben kam Licht in das Innre; nirgends ſind andre Oeffnungen zu ſehen, als in der Rundwölbung ſelbſt vier Luftzüge, um die Stockung der Luft zu verhindern. — Noch muß ich bemerken, daß über dieſem gleichſam unterirdiſchen Gebäude ein zweites Stockwerk errichtet war, das aber jetzt zum Theil zerfallen, und zur Wohnung des Eremiten eingerichtet iſt. — Welcher Familie aber einſt dies prachtvolle Grabmal angehörte, darüber ſind weder Inſchriften noch Nachrichten vorhanden; die Einwohner haben ſich auch nicht darum bekümmert, weil ſie hier ein- für allemal ihr „Templum" erblicken wollten. Daß es das Grabmal der Ummidia Quadratilla ſelbſt geweſen ſey, iſt nicht wahrſcheinlich; denn nach Plinius Nachricht ſtarb dieſe Frau in Rom, wo ihr auch ihr Enkel Quadratus die öffentlichen Leichenſpiele halten ließ. Eher könnte es ein Grabmal ſeyn, welches ſie, deren Familienliebe wir aus ihrer zärtlichen Fürſorge für den Enkel ſchließen, ihrem Gemahl errichtete, und welches freilich nicht unter den Gebäuden erwähnt werden konnte, welche ſie den Caſinaten erbauen ließ.

Unweit deſſelben, höher am Berge hinauf, ſieht man ferner zwei über einander liegende, etwa dreihundert Schritt von einander entfernte große Behälter, in welchen einſt das Waſſer aus den Adern des Berges geſammelt ward. Sie ſind ganz in den Felſen eingehauen; deſſen ungeachtet haben ſie noch an allen vier Seiten eine Verſchaalung von einer Mauer, wie ich ſie ſonſt nirgends an einem Denkmale wahrgenommen habe, nehmlich einer Gußmauer. Dieſe machte man ſo: man zog eine Bretterwand, drittehalb Fuß vom ſenkrechten innern Abſchnitte der Felſenwand, und füllte dieſen Zwiſchenraum, anſtatt ihn, wie gewöhnlich, auszumauern, mit einem Gemiſch von kleinen Bruchſteinen, Kalk und Sand, welches man kübelweiſe aufſchüttete. Man machte alſo dieſe Formwände (parietes formacei), wie der ältere Plinius *) ſie nennt, nicht blos in Lehm, ſondern auch in Mauerwerk; denn an der innern Seite dieſer Mauer hier, ſieht man noch ganz deutlich den Abdruck der Bretterwand.

---

*) Hist. Nat. Lib. XXXV, cap. 48.

Seitwärts und in einiger Entfernung von dieſen Behältern erheben ſich, immer noch am Abhange des Berges, anſehnliche Ruinen eines Theaters. Ehe ich Ihnen noch ein Wort von dem Theater ſelbſt ſage, muß ich der herrlichen, bezaubernden Ausſicht erwähnen, die man von ihm aus über die ganze, weit ausgedehnte Gegend hat. Es iſt in der That ſonderbar, und die Bemerkung dringt ſich mir eben jetzt bei allen meinen Erinnerungen an Theaterruinen auf, daß man bei dieſer Art von Gebäuden immer auf große und ſchöne Ausſichten ſtößt, und für das Theater immer den ſchönſten Punkt der ganzen Gegend ſorgfältig ausgewählt findet. Zwar ſagt Vitruv nichts davon; es iſt mir aber mehr als wahrſcheinlich, daß die Alten bei den Anlagen ihrer Theater ein Hauptaugenmerk auf die Schönheit der Büne gerichtet haben. Doch wir gehen zu unſerm Theater zurück. Es iſt eins der größeren, die ich geſehen habe, und ſeine Ruinen ſind nicht unbeträchtlich. Mit kluger Wahl hat man die ſämmtlichen Sitzreihen für die Zuſchauer, die ſich bekanntlich in einer ſchiefen Fläche erhoben, auf den felſigen Abhang des Berges gelegt, um das Untermauern der Sitze zu erſparen. Dieſe Reihen aber ſind jetzt alle zerſtört; nur ganz oben hat ſich noch das von Backſteinen aufgeführte Mauerwerk der bedeckten Gallerie, die ehedem durch Säulen geſtützt wurde, erhalten. Außerdem zieht ſich aber hinter der Gallerie noch ein überwölbter Gang umher, ſo wie beim Theater zu Taormina in Sicilien, wahrſcheinlich um den Zuſchauern bei plötzlich einfallendem Regen Schutz zu geben.

Abwärts vom Theater, am Berge, wo nie Gebäude geſtanden zu haben ſcheinen, ſieht man auf einzeln liegenden Felsſtücken drei Grab-Inſchriften eingehauen. Zwei davon ſind ſo verwittert, daß ſich nur einzelne Buchſtaben davon erkennen laſſen. Die dritte verſuchte ich zwar abzuſchreiben; allein da ich das, was etwa herauszubringen war, auf dem Papiere betrachtete, ſchien mir das Ganze zu unbedeutend, als daß es der Mühe verlohnt hätte, ſich mit der Wiederherſtellung deſſelben zu bemühen.

Endlich, oſtwärts von dieſen Monumenten, in einer Entfernung von einer italiäniſchen Meile, ſieht man in der Ebene drei Erhöhungen, die jezt noch i monticelli di Varrone heißen. Hier lag ohne Zweifel einſt die Caſinatiſche Villa des berühmten M. Terentius Varro, wo dieſer gelehrte Römer, deſſen erhaltene Werke uns bei weitem nicht ſeine verlornen erſetzen, dem Ackerbau und den Muſen lebte. Die drei Hügel ſelbſt ſind von den Ruinen der weitläuftigen Gebäude dieſer Villa entſtanden, von deren Lage und Pracht, ſo wie von dem damit verbundenen höchſt merkwürdigen Ornithon *) (Vogelhaus, man möchte ſagen Vogelpallaſt) wir uns eine ziemlich anſchauliche Vorſtellung aus dem fünf-

---

*) Der Verfaſſer hat, ſeitdem er dieſen Reiſebericht aufſetzte, eine beſondere Abhandlung über das Varroniſche Ornithon geſchrieben, welche mit den dazu erforderlichen Riſſen in den Memoiren der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften vom Jahre 1797 Franzöſiſch und Deutſch abgedruckt iſt.

ten Kapitel ſeines dritten Buchs der Landwirthſchaft machen können.

Das war es, was ich Ihnen über die Ueberreſte des alten Caſinium ſagen wollte; nun will ich Ihnen, es mag Ihnen intereſſanter ſeyn oder nicht, von dem neuen Monte Caſſino erzählen.

Das denkwürdige Kloſter, vielleicht das denkwürdigſte unter allen, liegt auf der Spitze des wüſten Berges, an deſſen Fuße das heutige St Germano gebaut iſt, und die Ruinen des alten Caſiniums liegen. Ein gepflaſterter Weg, bequem genug für Maulthiere, aber für Wagen faſt zu ſteil, führt in mannichfaltigen Windungen den Berg hinan; man braucht eine Stunde, ihn zu erſteigen. Auf dem Gipfel dieſes öden Berges lebte der Einſiedler Benedict die letzten Jahre ſeines Lebens; hier verſammelte er eine kleine Anzahl von Jüngern um ſich her, welche die Lehren des weltklugen Mannes mit Andacht hörten, und ſich an der reinen Frömmigkeit des Heiligen erbauten. Hier war die Wiege des reichen und um Kultur und Gelehrſamkeit hochverdienten und weit verbreiteten Benediktinerordens.

Wie mächtig iſt doch die Einſamkeit, die ſich der Andacht gewidmet hat! wie genügſam die Schwärmerei, die um des ewigen Lebens willen entbehren zu müſſen glaubt! Denken Sie überdies bei dieſer Wiege an die Zeit zurück, in welcher ſie aufgeſtellt wurde, wo der höchſte Grad des bürgerlichen und ſittlichen Verderbens, und die überall einbrechende Barbarei die vordem mächtigſten, kunſtreichſten und blühendſten

Erdſtriche zum Schauplatz ungeheurer Greuel machte, wo es jedem fühlenden Gemüthe Troſt ſeyn mußte, ſich aus der „Welt" zu retten, ſich in Einöden eine Hütte zu bauen, und das Kreuz, dies Symbol der Verzichtleiſtung, auf dem Grabhügel ſeiner Lebensfreuden aufzupflanzen. —

So entſtand der Geiſt ſtrenger, abtödtender, nach der bloßen Ewigkeit trachtender Religioſität bei den Schülern und Nachfolgern des heiligen Benedict; er ward bewundert und nachgeahmt, und in den folgenden Jahrhunderten waren die Brüder des Ordens über ganz Europa verbreitet. Sie blieben aber nicht bloß Einſiedler, ſondern ſie wirkten in ihrem Geiſte auf ihr Zeitalter, und trugen als Apoſtel des Evangeliums, als Biſchöfe, ſelbſt als Päbſte, mehr als jede andere geiſtliche Geſellſchaft, bei, die chriſtliche Religion zu verbreiten und zu befeſtigen. Dies thaten ſie freilich nicht umſonſt, ſondern ſie verdienten ſich etwas durch ihre Verdienſte: ihre Einöden verwandelten ſich durch fromme Schenkungen, durch eigene Betriebſamkeit und Acquiſitionen jeder Art in irdiſche Paradieſe; ihre Beneficien waren die reichſten und vornehmſten, ja, bis zur Zeit der Reformation, ſelbſt bis in die neueſten Zeiten herab, beſaß dieſer Orden für ſich allein mehr liegende Gründe, als alle übrige Orden und Kirchen zuſammen genommen. Schon bei der Entſtehung der ſogenannten Bettelorden im zwölften Jahrhundert überließen die Benedictiner den Religionsbetrieb dieſen Neulingen, beſonders den Söhnen des heiligen Franziscus und des heiligen Dominicus, und ruhten auf ihren Lorbeern. Seitdem haben ſie nie mehr thätigen Antheil in Religionsſachen genommen, und ſelbſt die der ganzen Hierarchie ſo furchtbare Reformation vermochte nicht, ſie in ihrer genußvollen Ruhe zu ſtören. Ueberdies traten jetzt in dem kritiſchen Zeitpunkte die neuentſtandenen Jeſuiten an ihren alten Platz, und dieſe wurden für die Hierarchie in den letzten Jahrhunderten, was die Benediktiner im Mittelalter für ſie geweſen waren. Wie dieſe einſt den Glauben in Europa verbreitet hatten, ſo pflanzten jene ſein Panier jenſeits der Meere in beiden Indien auf. Dieſe gründeten einſt die Hierarchie, und gaben ihr Anſehen und Macht; jene hielten und ſtützten die ſinkende. Beide aber ſuchten ihren Orden mit Glücksgütern zu verſehen, weil ſie glaubten, daß der Geiſtliche dem gemeinen Manne eher geben, als von ihm nehmen, und daß der religiöſe Kultus, von äußerem Glanz und ſinnedienendem Pomp umgeben erſcheinen müſſe, wenn er auf den Geiſt — der Gebildeten, wie der Ungebildeten — wirken, und durch nackte Aermlichkeit nicht gleichgültig oder gar verächtlich werden ſolle.

Da nun die Benedictiner in der Geſchichte der Hierarchie ſo frühzeitig eine wichtige Rolle ſpielten, ſo iſt es gar nicht zu verwundern, daß Monte Caſſino, das erſte Kloſter des Ordens, von jeher der Ort war, den man vorzugsweiſe zu verſchönern und zu bereichern ſuchte. So weit das Auge von dem Gipfel dieſes Kloſters blicken kann (und es überſchauet in Wahrheit einen großen und herrlichen Strich Landes), ſo weit iſt alles Eigenthum des Ordens. Der Abt iſt daher, als der reichſte Vaſall des Königs, auch der erſte Reichsſtand (primo Barone del regno), und führt als ſolcher den Titel Excellenz. Indeß, ſo beträchtlich dieſe Beſitzungen ſind, ſo giebt es doch in Deutſchland manche Benedictinerklöſter, deren Güther noch weit beträchtlicher ſind, als die von Monte Caſſino.

In der Ordensverfaſſung der italiäniſchen und deutſchen Benedictiner walten auch manche Verſchiedenheiten ob, die ganz intereſſant ſind. In Italien bilden die Caſſineſi (unter dieſem Namen ſind ſie hier bekannter, als unter dem der Benedictiner) eine durch alle Provinzen verbreitete, gemeinſame Geſellſchaft, ſo wie ſie auch vordem in Frankreich eine Congregation ausmachten. Die Brüder wandeln von Provinz zu Provinz, von Kloſter zu Kloſter, und ſind überall einheimiſch. Die Aebte werden für daſſelbe Kloſter nur auf drei Jahre gewählt, ſie behalten aber den Titel, wenn auch ihre Regentſchaft vorüber iſt, und bleiben wahlfähig zu Vorſtehern für andere Klöſter. Alle, die in den Orden aufgenommen werden wollen, müſſen, wie unſre deutſchen Domherren, eine gewiſſe Anzahl adeliger Ahnen beweiſen. — In Deutſchland dagegen hauſet jedes Kloſter für ſich; die Mitglieder wechſeln nie den Ort, an welchem ſie aufgenommen ſind; die Klöſter haben keinen Verkehr unter einander, die Aebte werden auf Lebenszeit gewählt, und bei der Aufnahme wird keine Rückſicht auf den Stand des Kandidaten genommen, nur einige wenige Klöſter, z. B. Stift Kempten, Fulda ꝛc. machen hievon eine Ausnahme.

Wenn wir die Verſchiedenheit der Kloſterverfaſſung näher betrachten wollen, ſo werden wir bald finden, daß bei der italiäniſchen Einrichtung die Individuen weit mehr Frei-

heit

heit genießen, und weniger Bedrückungen von Seiten ihrer Aebte unterworfen ſind, als die mehr ſubordinirten Benediktiner in den deutſchen Klöſtern. Dagegen bemerkt man hier im Kleinen, was ſich bei den verſchiedenen Staatsverfaſſungen im Großen zeigt. Kraft der ſtreng monarchiſchen Verfaſſung herrſcht in den deutſchen Klöſtern mehr Ordnung, Anſtand, Reinlichkeit und Pracht; bei der mehr demokratiſchen der italiäniſchen Klöſter hingegen iſt das Intereſſe der Individuen mehr getheilt, und nicht ſo auf den Punkt des Ganzen gerichtet. Man bekümmert ſich weniger um ein Kloſter, von dem man nur auf eine kurze Zeit Mitglied oder Vorſteher iſt; man vernachläſſigt manche ſchöne und zweckmäßige Vorkehrung, wovon man nicht ſelbſt, ſondern erſt der Nachfolger, die Früchte ernten würde; man hört auf, ſich bloß als Glied des Ganzen zu fühlen, und ſein Leben, ſeinen Genuß, wie ſeine Thätigkeit, auf den einen Fleck, auf dem man eben ſteht, zu beſchränken. So iſt die Exiſtenz des deutſchen Benedictiners behaglicher, die des italiäniſchen freier und unabhängiger, die der Klöſter aber in Deutſchland feſter, ordentlicher, und nicht ſo dem wandelnden Zufall unterworfen, wie in Italien. — Doch ich komme von dieſen allgemeinen Betrachtungen, zu denen wohl der Ort, an dem ich eben verweile, einladen konnte, auf Monte Caſſino zurück.

Das Kloſter iſt weitläuftig gebaut, aber nach keinem regelmäßigen und feſten Plane angelegt. Es erhielt nach und nach, und zwar in ſehr verſchiedenen Zeiten, ſeine Erweiterungen. Das Ganze beſteht aus mehreren Höfen, welche durch das bunte Gemiſch von Architektur mehr pittoresk, als prachtvoll und ſchön ausſehen. Der Totaleindruck iſt weniger impoſant, als man erwarten ſollte.

Wahrhaſt prachtvoll iſt das Innere der Kirche. Sie hat die gewöhnliche Form einer dreiſchiffigen Baſilika, mit Kapellen zu beiden Seiten. Die Schiffe ruhen aber nicht auf Säulen, ſondern auf Pfeilern; Fußboden und Wände ſind mit bunten Marmorn kunſtreich ausgelegt; Malereien und reiche Vergoldungen füllen die Decken, die Wände und Altäre, nebſt einer zahlloſen Menge von Statuen. Nirgends ſieht man mehr Reichthum mit mehr Geſchmackloſigkeit gepaart; alles ſtarrt von Zierde und Farbenglanz. Kein Wunder; denn der Ausbau des Innern der Kirche geſchah in dem unglücklichen Zeitalter des Luca Giordano und Conſorten, wo das Geſchnirkelte an die Stelle des einfach Schönen, das Bunte an die Stelle des Harmoniſchen, das Prunkende an die Stelle des Bedeutenden getreten war.

In dem Kloſter ſelbſt ſind einige Zimmer mit Gemälden älterer Meiſter geziert. Es würde indeß zu weitläuftig ſeyn, ein räſonnirendes Verzeichniß dieſer ganzen Sammlung zu geben. Ein jeder, der eine Sammlung anlegt, muß zwar Rückſicht auf eine große Anzahl von Meiſtern aus verſchiedenen Zeiten und Schulen nehmen; denn nur dadurch wird ſie inſtructiv und bedeutend: allein bei der Menge großer Sammlungen in Europa ſind es immer nur einzelne Stücke, die in einer Gallerie hervorſtechen und eine beſondere Erwähnung verdienen. In der Monte-Caſſiniſchen fielen mir beſonders folgende zwei auf:

1. eine heilige Familie von Saſſoferrata, nicht, wie man gewöhnlich vorgiebt, von Dominichino. Das Jeſuskind ſchläft, und Maria winkt dem kleinen Johannes, es nicht zu wecken. Das Bildchen iſt nur klein, aber von der ſchönſten Compoſition und dem lieblichſten Ausdruck.

2. eine andre heilige Familie, welche man allgemein dem Raphael zuſchreibt. — Das Bild iſt in halben Figuren, der kleine Jeſus ausgenommen, welcher ſchlafend auf dem Schooße der Mutter liegt; dabei ſind der kleine Johannes und Joſeph. Mit unausſprechlicher Zartheit blickt die Mutter auf den ſchönen Knaben; Andacht und Unſchuld webt über dem Ganzen. — Obwohl dies ſüße Gemälde Raphaels nicht unwürdig wäre, ſo bin ich doch überzeugt, daß es nicht von der Hand dieſes Meiſters, ſondern von Ceſare da Milano iſt. Man erkennt deutlich den großen Schüler des Leonardo da Vinci, welcher in der Folge auch Raphaels Werke in Rom ſtudirte. Die Umriſſe des Geſichts der Mutter, und vorzüglich die Augenlieder ſind ganz Leonardiſch, und das Kind, obwohl nicht Raphaeliſch ſchön, rundet ſich mit einer Feinheit von Mitteltinten, welche bei Raphael nie ſo vorkommen. Der hellere Ton des Ganzen, wodurch Ceſare ſich von allen übrigen Schülern und Nachahmern Leonardo's unterſcheidet, macht die Hand des Meiſters unverkennbar. Mehr raphaeliſche Nach-

ahmung findet ſich in den Geſichtern des kleinen Johannes und des heiligen Joſeph.

Noch verdient ein großes Gemälde von Leandro Baſſano, welches in der Sacriſtei hängt, eine beſondere Anzeige. Es ſtellt das Wunder von Vermehrung der Fiſche vor. Dies Gemälde gehört unter die vorzüglichſten Arbeiten dieſes Meiſters, und darf in Ton und Pracht der Farben den guten Werken des Paolo Veroneſe an die Seite geſetzt werden.

Wie wir übrigens hier von dem Abte des Kloſters aufgenommen wurden, habe ich Ihnen ſchon in meinem vorigen Briefe angedeutet. Mehr weiß ich nicht hinzuzuſetzen. Sehr zufrieden reiſten wir nach vier Tagen weiter.

Reiſe von Monte Caſſino, über Aquino, Ceprano, Froſinone, Ferentino, Valmontone ꝛc. nach Grotta Ferrata.

Von hier nahmen wir den Rückweg nach dem römiſchen Gebiete, und zwar auf dem kürzeſten Wege, der alten Via latina, welche von Rom über Caſinum nach Capua führte. Eben dieſelbe Straße nahm Hannibal, als er, in der Abſicht Capua zu entſetzen, ſein Heer vor die Mauern der Hauptſtadt führte. **Livius** beſchreibt dieſen Marſch *) und alle von ihm genannten Gegenden und Orte ſind theils unter denſelben, theils unter anderen Namen noch leicht erkennbar.

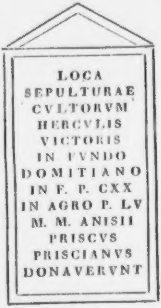
---

*) Decad. III. Lib. VI. cap. 6.

Unterhalb Caſinium in einer weiten Ebene hielt er zwei Tage Raſt; dann drang er zwiſchen Aquinum und Interamnium in das Gebiet von Fragellae vor.

Aquinum war eine große und ſehr bevölkerte Kolonialſtadt der Römer. Sie lag ganz in der Ebne, acht italiäniſche Meilen von Caſinium entfernt Das jetzige Aquino iſt mehr ein Dorf, als eine Stadt; doch hat es ſeinen eigenen Biſchof. — Als wir uns der Gegend, wo die alte Stadt gelegen hatte, näherten, verkündigten uns zwei verſtümmelte Conſularſtatuen, welche am Wege lagen, daß wir unſern Fuß auf klaſſiſchen Boden geſetzt hatten. Bald darauf ſtießen wir auf ein Gebäude, das wir bei näherer Beſichtigung bald für die Ruine einer chriſtlichen Kirche aus den frühern Jahrhunderten erkannten. Sie hatte die Form einer Baſilica mit drei Schiffen und der Tribuna. Vor dem Haupteingange war eine Halle, zu welcher — denn die Kirche lag auf einer kleinen Anhöhe — eine Treppe von achtzehn marmornen Stufen führte. Die Halle war auf Pfeiler, ſtatt auf Säulen, geſtützt, und auch im Innern waren die Schiffe ebenfalls nicht durch Säulen, ſondern durch Pfeiler abgetheilt. Die Kreuzgewölbe der Seitenſchiffe, die zum Theil noch erhalten ſind, haben noch ganz die Form der altrömiſchen, und von Spitzenbogen iſt nichts ſichtbar. Die Pfeiler ſowohl, als die Mauern ſind von ſtarken Quadern theils in Marmor, theils in Travertin aufgeführt, welche man von Ruinen älterer Gebäude hernahm. Unter ihnen finden ſich Stücke mit verſtümmelten Reliefs und Steinſchriften, von Frieſen, welche mit Blätterwerk verziert ſind, und

Architraven. Das ganze Gebäude formirt einen bunten Ruin aus Ruinen. — Auf einem dieſer Mauerſtücke erkennt man noch deutlich eine Sella curulis, mit vier Faſcen zur Seite. Von den Blöcken mit Steinſchriften habe ich die intereſſanteſte und beſterhaltene copirt; ſie heißt ſo:



LOCA
SEPULTURAE
CVLTORVM
HERCVLIS
VICTORIS
IN FVNDO
DOMITIANO
IN F. P. CXX
IN AGRO P. LV
M. M. ANISII
PRISCVS
PRISCIANVS
DONAVERVNT

Die Verehrer des Herkules Victor, welche hier einen beſonderen Begräbnißort geſchenkt erhielten, erinnern mich an die in Italien ſo gewöhnlichen frommen Brüderſchaften unter dem Schutze irgend eines Favoritheiligen; wobei es auch eine der vornehmſten Verpflichtungen der Mitglieder iſt, den Leichnam des verſtorbenen Bruders zum Grabe zu begleiten, und ihn ehrenvoll zu beſtatten.

Unweit dieſer Kirche ſteht ein Ehrenbogen von Marmor. Das unterſte Drittel davon iſt verſchüttet, und jetzt läuft ein kleiner Bach mitten durch den Bogen zu einer nahen Mühle. Dies Gebäude hat das Beſondere, daß die Kämpferlinie, auf welcher der Bogen ruht, von ioniſchen Halbſäulen geſtützt wird; an den äußeren Ecken der Maſſe aber ſind korinthiſche Halbſäulen angebracht, um das Gebälk, welches über dem Bogen wegläuft, aufzunehmen. Da aber das Gebälk, mit dem Ueberſatz, den ſolche Ehrenbogen gewöhnlich halten, und worauf die Inſchriften angebracht zu werden pflegten, zerſtört iſt, ſo läßt ſich über ſeine ehemalige Beſtimmung nichts Näheres angeben.

Da der jetzige Ort Aquino, der ſeitwärts von der Straße ab liegt, durchaus nichts Merkwürdiges enthält, ſo ſchlugen wir wieder die lateiniſche Straße ein, wovon wir noch eine ziemliche Strecke, wie gewöhnlich, mit großen Baſaltſteinen gepflaſtert, und mit erhöhten Fußwegen zu beiden Seiten verſehen, wohl erhalten fanden.

An dieſem Theile des Weges liegt eine eben nicht große Kapelle, welche auf der Stelle des Hauſes errichtet iſt, wo der berühmte Thomas von Aquino, der Held der ſcholaſtiſchen Theologie, geboren ward.

Weiterhin kamen wir zu einem wohlerhaltenen Stadtthore, mit einem Theile der Ringmauern von beiden Seiten, die von großen Quadern aufgeführt waren. Die Einrichtung, welche man bei dieſem Thore getroffen hat, habe ich ſonſt nirgends gefunden. Der Eingang deſſelben iſt doppelt. Man kommt nehmlich durch den erſten Bogen auf einen Hof oder Vorplatz, der ein oblonges Viereck bildet, und dann erſt geht man durch den zweiten Bogen in die ehemalige Stadt. Bei unſern Stadtthoren, an welchen Viſitationen geſchehen, dürfte vielleicht eine ähnliche Einrichtung zu empfehlen ſeyn. Die weite Ebene, worauf die Stadt erbauet war, iſt jetzt ein fruchtbares Ackerland; nur einige Ruinen größerer Gebäude ragen noch hier und da empor, wie Felſenſtücke aus einem Meere. Ich bezeichne Ihnen das Merkwürdigſte.

Zuerſt nenne ich Ihnen die Reſte eines Theaters von beträchtlicher Größe; denn außer den Mauern und Wölbungen des Halbzirkels, worauf die Sitze für die Zuſchauer angebracht waren, hat ſich nichts erhalten.

In einer andern Ruine läßt ſich noch die Form einer ehemaligen Baſilica erkennen. Der Unterbau von großen Quadern hat ſich in ſeinem ganzen Umfange erhalten; aber die Mauern darüber ſind abgetragen, außer der halbzirkligen Tribuna, die gleichfalls in Quadern von Travertinſtein aufgeführt iſt. Uebrigens beſtand dieſe Baſilica nur aus Einem Schiffe; und dies iſt die dritte der Art, die ich ſah: eine in Paleſtrina, die andere in Albi am fuciniſchen See.

Ein drittes Denkmal zog uns ſchon von fern durch das Impoſante der Maſſe an. Wir erkannten darin die Reſte eines ehemaligen Tempels. Er ruhte auf einem ſechs Fuß hohen, ſtufenartigen Unterbau. Von den Zellenmauern hat ſich die ganze Hinterwand, auch manche Stücke von den Seitenwänden, erhalten. Daraus erkannten wir, daß der

Tempel weder Flügel noch Nachzelle (posticum) hatte; nur an der Frontſeite ſieht man die einzelnen Blöcke der Säulen, welche die Vorhalle ſtützten. Der Tempel war ein ſechsſäuliger Proſtylos; die Säulen hatten ioniſche Kannelür, und ihr unterſter Durchmeſſer betrug über vier Fuß. Ich konnte davon weder Kapital noch Baſis entdecken. — Die Seitenwände der Zelle hatten kannelirte Pilaſter und eine eben nicht zierlich gearbeitete attiſche Baſis. Das Aeußere der Hinterwand hatte kein Pilaſter, und, was noch auffallender iſt, über den oberſten Theil der Mauer zog ſich ein doriſcher Fries, da doch offenbar die Ueberreſte, weder der Säulen, noch der Pilaſter doriſch ſind. Indeſſen wiſſen wir aus dem Vitruv (Lib. IV. cap. 1.) daß die korinthiſche Ordnung kein eigenthümliches Gebälk hatte, und man dies nach Gefallen entweder von der ioniſchen oder doriſchen Ordnung entlehnen konnte. So ſcheint dieſer Tempel eins jener ſeltenen Denkmäler zu ſeyn, an denen wir die korinthiſche Bauart mit dem doriſchen Gebälke finden.

Dies ſind, außer zwei eben nicht großen und ſehr ruinirten Grabmälern, vor der Stadt an der Heerſtraße, die bedeutendſten Reſte des alten Aquinum. — Von hier kamen wir bald darauf wieder an den Fluß Melſi, den wir ſchon bei Atina paſſirt hatten. Drei Meilen von Aquino vereinigt er ſich mit dem Garigliano, an der Stelle, wo das alte Interamnium lag Wir beſuchten aber den Ort nicht, weil wir von den Einwohnern der Gegend verſichert wurden, daß dort keine Spur von Denkmälern anzutreffen wäre.

Etwa fünf Meilen vor Ceprano kamen wir über eine antike Brücke, die zwar nur aus einem Bogen beſteht, aber das Beſondere hat, daß die Schlußſteine an beiden Seiten des Bogens ſo hoch emporragen, daß ſie zugleich die Haupthalter des Brückengeländers machen.

Ceprano, das alte Fregellä, iſt der Grenzort auf römiſchem Gebiete; der Garigliano, welcher hart an der Stadt vorbeifließt, macht die Scheidungslinie zwiſchen dem Königreiche Neapel und dem Kirchenſtaate. Die Fregellaner, um den Marſch Hannibals aufzuhalten, hatten die Brücke über dieſen Fluß abgeworfen. Der Feldherr rächte ſich dadurch, daß er das Gebiet der Stadt von ſeinen Soldaten verwüſten ließ; auf den Ort ſelbſt ſcheint er keinen Angriff verſucht zu haben.

Nachdem wir hier bloß unſre Pferde erfriſcht hatten, ſetzten wir raſch unſern Weg nach Froſinone (dem alten Fruſino) fort. Dieſer Ort liegt hoch, und hat eine herrliche Ausſicht über die ganze umherliegende Gegend. Im Hauſe Pellicci fanden wir eine gute Aufnahme und Nachtherberge. Wir waren auf eine Terraſſe im Garten unſers Wirths aufmerkſam gemacht worden, auf welcher das Schauſpiel des Sonnenaufganges, der weiten Ausſicht wegen, über alle Beſchreibung ſchön ſeyn ſollte. Wir ſammelten uns alſo in höchſter Frühe auf ihr, um das Schauſpiel zu erwarten, das nach einer Stunde des Harrens alle unſere Erwartungen übertraf. Der Morgen war äußerſt heiter, die Luft klar und rein, ſo daß wir mit Entzücken die umliegenden Gegenden und Orte, eins nach dem andern, aus den nächtlichen

Nebeln ins Sonnenlicht hervortreten ſahen. — Sehr heiter begannen wir die Wanderung des neuen Tag's.

Sie war mehr anmuthig, als unterrichtend. Bei Ferentino (dem alten Ferentinum), wo die alten Stadtmauern von Quadern das einzige Merkwürdige ſind, iſt die Gegend hügelicht; von da geht die Straße in einem weit geöffneten Thale fort, bis Valmontone. Nur kurze Zeit hielten wir in der Mitte dieſes anmuthigen Thales bei einem Wirthshauſe an, welches zu Anagni (dem alten Anagnium) gehört, einem Orte, der rechts vom Wege auf einer Anhöhe liegt. So kamen wir gegen Abend bei guter Zeit noch in Valmontone an, nachdem wir einen Weg von mehr als vierzig Meilen zurückgelegt hatten, und fanden alles zu unſrer Aufnahme in dem prachtvollen Schloſſe des Fürſten Doria Pamfili, dem der Ort gehört, vorbereitet.

Valmonte liegt auf einer unmerklichen Anhöhe des ſchönen Thales zwiſchen Paleſtrina und Monte fortino, von jedem Orte in einer Entfernung von fünf Meilen. Es iſt auf den Ruinen des alten Labicum erbaut; eine Menge Inſchriften, die im Schloſſe geſammelt ſind, beweiſen dies. Das weitläuftige und vortrefflich gelegene Schloß hat in allen Sälen und Zimmern reich bemalte Decken aus der Schule des Pietro da Cortona, unter denen ſich die Decke eines Saales von Cozza, einem Schüler des Dominichino am vortheilhafteſten ausnimmt. Auch der Landſchaftsmaler Caspar Pouſſin hat die Wände eines Saals mit ſeiner Hand geſchmückt. Die verſchiedenen Gründe, wie in allen beſſern Werken dieſes Meiſters, ſind vortrefflich; es fehlt aber auch hler, wie überhaupt in ſeinen Landſchaften, der wahre Naturton: daher dieſer Meiſter immer mehr im Kupferſtich, als im Gemälde gefällt.

Der Weg von Valmonte geht allmählich aufwärts nach dem Mons algidus. Dieſer Berg erinnert mich abermals, wie der ganze Weg, an Hannibal und ſeinen italiäniſchen Zug. Von Fregellä an nehmlich verfolgte er immer die Linie der Via latina, bis über den Berg Algidus, und lagerte ſich in dem Thale zwiſchen dem Bergrücken von Tusculum und dem Berge Albanus. Von da überſah er zuerſt die weite Ebene, in welcher das ihm ſo verhaßte Rom, in einer Entfernung von funfzehn Meilen, vor ſeinen Augen lag. Er ſcheint alle Städte, die er auf ſeinem Zuge antraf, umgangen zu haben; weil ihre Eroberung, da ſie mit guten Mauern verſehen, und größtentheils auf Anhöhen erbaut waren, ihm zu viele Zeit gekoſtet haben würde. Auch die Tuskulaner verſchloſſen ihm die Thore. Er ſenkte ſich nun rechts von der Höhe in die Ebene von Gabii hinab, ſetzte ſich dann am Fluſſe Anio, dem jetzigen Teverone, acht Meilen von Rom, und näherte ſich, nach Erforſchung der Lage, bis auf drei Meilen ihren Mauern. Allein ſo eilig ſein Marſch auch war, ſo hatten doch nicht nur Eilboten ſeine Annäherung ſchon in der Stadt verkündet, ſondern ſelbſt Q. Fulvius, der mit einem Theile des Heeres die Belagerung von Capua verlaſſen hatte, rückte auf der Via Appia ſo ſchnell in Rom ein, daß er bei ſeiner Ankunft bereits ein wohlgerüſtetes Lager vor den Mauern der Stadt erblickte. Er wagte keinen Angriff, zog ſich zurück, überließ Capua ſeinem Schickſal, und verbarg ſich in den Tiefen Apuliens. Seine glänzende Epoche war vorüber, und ſein Stern vor der römiſchen Sonne untergegangen.

Ueber den Mons Algidus kamen wir endlich in das hohlliegende ſchöne Thal, welches von dem Mons Albanus und dem Bergrücken des alten Tusculum, an deſſen jenſeitigem Abhange jetzt Frascati liegt, begränzt wird, und ſo führte uns unſer Weg gerade nach unſerer ländlichen Sommerwohnung in Grotta Ferrata zurück.

Hirt.

II.

Elegieen.

I.

Schweigendes Dunkel umziehet die duftende Flur, und im Weſten
Senkt ſich die purpurne Gluth nieder ins ruhige Meer;
Huldvoll ſchimmert das Abendgeſtirn mild zitternden Lichtes,
Und in dem Blüthengeſträuch ſtöhnet der Trauergeſang:
Ach! wo weileſt du, Sonne des Lebens, du liebliche Wonne?
Haſt du vergeſſen das Wort, welches du geſtern mir gabſt?
„Warte, Geliebter, im Dunkel des Abendrothes; ich komme,
Traulich zu koſen mit dir, traulich in ſchweigender Nacht.“
Ja, ſchon ſenkt ſich die Sonn', und es flimmert der Zeuge der Liebe,
Liebesklagen erhebt ſchon der melodiſche Buſch;
Und dich ſeh' ich noch nicht! Wo weileſt du, Wonne des Lebens?
Hält ein Geſchäft dich zurück, hemmend die ſtrebende Bruſt?
Doch nicht kennet die Liebe die irdiſchen Bande des Lebens;
Feßle mit Eiſen ſie an, muthiglich bricht ſie hindurch.
Ja, mit den Schwingen der Kühnheit entfliegt ſie dem düſteren Kerker,
Schwimmt ſie durch wogendes Meer, trotzend der ſtürmiſchen Fluth. —
Oder, o Schmerz! vergaßeſt du treulos, was du verſprochen?
Sollte dein zartes Gemüth gegen den liebenden Freund

Untreu handeln? Die Milde des Blickes, die göttliche Huld mir
Strahlet, in der ich entzückt trinke die ſelige Luſt,
Ach! kann Liebe ſie heucheln, und hinterliſtig mich täuſchen?
Sollte dein zartes Gemüth ſolch ein Verbrechen begehn?
O, dann wiſſe, daß grauſam die Götter den Frevel der Liebe
Strafen; denn göttliche Macht ſchützet der Liebenden Bund.
Lieb' iſt himmliſches Gut und die heiligſte Gabe der Götter;
Schändet ſie frevelnd der Menſch, fürchterlich rächt ſich der Gott.
Doch nie werd' ich es glauben, daß frevelnd du Liebe geheuchelt;
Eh'r wohl glaubt' ich dem Wort, daß von dem ewigen Lauf
Abgeirret die Sonne, der Fluß zu dem Fels aufſtröme,
Alles in buntem Gewirr liege verkehrt in der Welt.
Nein! du liebſt mich gewiß; dies ſagt mir die Wonne des Blickes,
Sagt mir das Seufzen der Bruſt, ſagt mir die Thrän' in dem Aug',
Und der erbebende Mund, wann leiſ' ich die Lippen berühre,
Um dir vom roſigen Kelch küſſend zu trinken des Hauchs
Glühende Wonne, die ſüß mir durchſtrömet den zitternden Leib, daß,
Wie durch magiſche Kraft, geiſtig im Hauch er zerfließt. —
Ach! wo verweileſt du, Sonne des Lebens? Ich neigte mich ſchmachtend
Dir an die liebende Bruſt, wärſt du, o Wonne, bei mir;
Glühend umarmt' ich dich, riß dich mit mir in das ſchweigende Dunkel,
Fern vom Geräuſche der Welt, wär' ich, o Wonne, bei dir.
Saget ihr Blüthengeſträuch', ihr einſamen Zeugen der Liebe,
Nahet ſie morgen euch her, daß ſie der liebende Freund

Hier erwartete; daß er betrübt dem verſchwiegenen Dunkel,
Daß er den Bäumen des Walds habe vertrauet der Bruſt
Innige Seufzer und Klagen, und daß er den Nahmen des Mädchens,
Ihr zum Zeichen der Treu', hab' in die Rinde geritzt.

2.

Glücklich der Mann, dem die Götter verliehen, der Wonnigkeit deines
Zaubriſchen Blickes zu nah'n! freudig entſchwebet ſein Sinn
Ueber die endliche Welt zum ſtrahlenden Sitze der Gottheit,
Wo in verklärtetem Licht blühet das ewige Seyn.
Seliger aber der Jüngling, dem freundlich beſchieden das Schickſal,
Selber des Roſenmunds himmliſche Gunſt zu empfah'n.
Zu ihm ſteiget hernieder im wonnigen Kuſſe der Liebe
Ueberſtrömende Luſt, die ihm die Sinne berauſcht.
Ja, ihm lächelten hold ſchon, als er das goldene Tageslicht
Schaute, die Götter, die ſolch ſeliges Gut ihm gewährt.
Ihm nicht ſchläget der Stachel des feindlichen Kummers den Buſen,
Nimmer das irdiſche Seyn trübt ihn durch Sorgen und Angſt;
Sondern im ſtillen Gemüth entzücket und heiteren Sinnes
Wallt er den Lebenspfad — über ein Roſengefild —
In der begeiſterten Bruſt ſtets tragend der Lieblichen Bildniß;
Hold erglühet ſein Sinn, denkt er die Zaubergeſtalt.
So in begeiſterte Wonne verſenkt lebt einzig er ſeiner
Göttin, und irdiſches Loos kümmert den Seligen nicht.
Nur in den göttlichen Sphären der Lieb', in der ewigen Eintracht
Suchet er ſeliges Glück, findet er ewiges Heil.

3.

Wann ich im ſtrahlenden Schimmer des Mondes die ſchweigenden Pfade
Still durchwandle und lauſch', ob ich der ſehnenden Bruſt
Klagen dem ſchmeichelnden Weſt und den goldenen Sternen des Himmels
Dürfe vertrau'n, dann ach! ſeufzet „Roſalie" die Bruſt,
Seufzet „Roſalie" der Weſt, und die fliſternden Blätter der Linden
Seufzen „Roſalie" mit nach; ha! und mit trunkenem Ohr
Lauſch' ich dem ſüßen Getön, das den lieblichen Nahmen mir fliſtert,
Und „Roſalie, mein Glück", ſeufzet von neuem die Bruſt,
Fliſtert von neuem der Weſt in den duftenden Blüthen, die ſanft mein
Haupt umſpielen und hold ſcherzend in Kreiſen ſich dreh'n.
Selber die goldenen Sterne des Lichtmeers lauſchen den ſüßen
Tönen; von Blüthen bekränzt trägt ſie zu ihnen der Weſt.
Ja, und ſie halten den Lauf an, daß nicht die rollenden Räder
Stören des lieblichen Lauts zartes Gefliſter, und mild
Leuchten mit lächelndem Schimmer ſie nieder, und ſegnen der Liebe
Ueberſeliges Glück, das mir die Götter gewährt.
Trunken verlier' ich mich dann in dem zärtlichen Lichte der Sterne,
Ach! und ich denk' an dich, ſchaue die Strahlen des Augs,
Die mir entzünden die Bruſt zum ſüßen Verlangen der Liebe,
Wenn ich mit bebendem Arm ſanft an das glühende Herz
Dich hinzieh', und dein Blick voll unausſprechlicher Anmuth,
Unausſprechlicher Huld, lieblich erglühend vom Strahl

Schmachtender Liebe, mein Auge mit ſüßertödtendem Blitzſtrahl
Trifft, daß, ganz wie betäubt, bald ich dir hin an die Bruſt
Sinke, mit kühnerem Munde die Blüthen des wogenden Buſens
Brech', und bald in der Luſt glühendſtem Wonnegefühl
Schon zu ſchweben glaube. Doch dann erweckſt du den ſüßen
Schwärmer: ich lauſche dem Strahl deines berauſchenden Blicks;
Sittſam ſenkt er ſich nieder, es ſpielt auf den Wangen der Jungfraun
Röth' und verhüllt mir des Aug's feuriges Doppelgeſtirn.
Zärtlich verſöhn' ich dich dann durch züchtige Küſſe, bis daß du
Wieder den Himmel des Blicks ſchließeſt dem Liebenden auf.

4.

Wonnegefühl, mein Mädchen, und heißes Verlangen durchglüht mich,
Sehnſucht, dir mich zu nah'n, füllet das rege Gemüth:
Wieder die trauten Geſpräch', aus Scherzen und Freuden gewoben,
Wieder das Spiel zu erneu'n, welches ſo ſelig mich ſchafft.
Bald ſinkt, Mädchen, dein Freund, bald dir an den glühenden Buſen,
Und, o wonnige Luſt, küßt dir den lächelnden Mund.
Bald durchflieg' ich mit dir auch die Reihen der fröhlichen Tänzer,
Schlingend ein liebliches Chor, wie in Elyſium es wallt.
Bald entſchlüpfen wir beide dem Auge der hütenden Mutter,
Um der verborgenen Luſt Früchte zu pflücken, mein Glück.
O, wie ſehnt ſich mein Herz! wie glühet die Bruſt vor Verlangen,
Dein holdſeliges Bild, Liebliche, wieder zu ſchaun!

Nicht ſo ſtrebt' Ulyſſes, nach lang' mühſeliger Irrfahrt
Endlich nach Hauſe gekehrt, Penelopeien zu ſeh'n.
Nicht ſo glühete Phaon, am Buſen der feurigen Sappho
Einzuſaugen die Luſt, die uns Kythere gewährt.
Möchten des Dädalos Schwingen mich ſchnell fortreißen im Windſturz
Hin zu dir, o mein Glück, wo in dem ruhigen Bett
Silberne Wellen die Leine durch Gotha's Fluren hinabrollt,
Ach! wo öfters mein Geiſt ſelige Wonne genoß.
Doch bald flieg' ich dahin, auf den roſigen Schwingen der Liebe,
Durch des romantiſchen Thals Tiefen, von Mühlen umrauſcht;
Und dein himmliſches Bild, auf ſtrahlenden Wolken getragen,
Leitet, mit freundlichem Blick winkend, die Pfade mich hin.
Dann mit trunkenem Geiſt und verſunken in himmliſches Anſchaun
Schweb' ich mit flüchtigem Fuß über die Blumengefild;
Andachtglühenden Blicks dann heb' ich das Auge zum Himmel,
„Heilige!" ſtammelt der Mund, Göttin! ich folge dir nach."
So geleitet mich, Leben, dein Schutzgeiſt hoher Verheißung,
Bis ich dir heimgekehrt ſink' an die liebende Bruſt.

Fr. Aſt.

III.

Woher kommt es, daß der Gelehrtenſtand in Deutſchland überhaupt, und vorzüglich von deſſen höhern Ständen, ſo wenig ausgezeichnet und geachtet wird? —

Beſchluß.

Dem Mangel an geſelliger Ausbildung von Seiten der meiſten unſerer Studirenden, den rohen gemeinen und pöbelhaften Menſchen, die ſich darunter befinden, und dem ſchnellen Uebergange von Eingeſchränktheit zur größten Ungebundenheit muß man es zuſchreiben, wenn die akademiſchen Bürger auf den deutſchen Univerſitäten oft die lächerlichſten Karikaturen in Kleidung, Sitten und Lebensart darſtellen. Man ſetzt etwas darein, ſich vor andern Menſchen auszuzeichnen; und da kein Gefühl für Schicklichkeit, für Anſtand, Grazie und Sittlichkeit die Wahl dabei leitet, ſo verfällt man ſehr häufig auf die ſonderbarſten und lächerlichſten Unterſcheidungen. Ein Ausländer, der zum erſten Mal unſere Muſenſöhne auf gewiſſen Univerſitäten ſieht, muß ſie eher für alles andere halten, als für das, was ſie wirklich ſind; und hat er das Unglück, in ihre Geſellſchaften zu gerathen, ſo nimmt er gewiß die nachtheiligſte Meinung von ihrer Artigkeit und Humanität daraus mit hinweg.

Und dies iſt faſt nicht zu vermeiden; unſere Studirenden können nicht anders ſeyn. Wer von ihnen einen guten geſellſchaftlichen Ton mit auf die Univerſität bringt, wird gezwungen, ihn dort wieder aufzugeben; man will oft nicht anders, als grob und pöbelhaft ſeyn; die große Freiheit, die der Student genießt, macht, daß er ſich alles erlauben zu können glaubt; es genirt ſich keiner im Umgange vor dem andern; nachgeben wird für Schwäche gehalten, und eine in Geſellſchaft geäußerte Meinung bis aufs äußerſte behaupten, für Feſtigkeit des Charakters. Niemand bekümmert ſich, ob die Eigenliebe und Eitelkeit eines Andern beleidigt wird; und ſo gewöhnt man ſich am Ende einen Ton an, der nirgends in der Welt, außer auf Univerſitäten, geduldet werden kann.

Den Umgang des ſchönen Geſchlechts ſuchen in der Regel nur die Reichern und Vornehmern; und diejenigen, die bloß für ihre Studien leben, und allenfalls mit griechiſchen und römiſchen Frauenzimmern umzugehen wiſſen würden, dieſe können entweder in ihren Zirkeln keinen Zutritt erhalten, oder fliehen ſie aus Gewohnheit, und entziehen ſich auf die Art ſelbſt einer Politur, die ſie bei aller Gelehrſamkeit und der größten Geſchicklichkeit nicht entbehren dürfen, wenn ſie auf ihr Zeitalter wirken, und ſich Anſehn und Achtung erwerben wollen.

So kehrt der Sohn des Officianten, des Geiſtlichen und Handwerkers von der Univerſität zurück, arm an Erfahrungen, an Bildung und Sittlichkeit. In den Familienzirkeln, in die er nun wieder eintritt, giebt er den Ton an; und will man ihm dieſes Vorrecht nicht einräumen, ſo zieht er ſich in die Reſſource zurück, und hüllt ſich dort in eine Wolke von Tabacksdampf ein, die ihn nun auch hier für jede feinere Ausbildung unzugänglich macht.

Von Allen, die auf Univerſitäten waren, lernen die Aerzte noch am erſten ſich in den guten geſelligen Ton finden, obgleich die Beſchuldigung von Mangel an Feinheit und Delikateſſe einige von ihnen nicht ſelten, und zwar mit Recht, trifft. — Die übrigen ehemaligen akademiſchen Bürger treiben in der Regel die erlernte Wiſſenſchaft handwerksmäßig, vergraben ſich unter Akten, und ſind oft tüchtige Arbeiter in ihrem Fache, doch außerhalb des Zirkels, in welchen ſie ihre Amtspflichten beſchränken, eben ſo unerfahren, ſo fremd, als wenn ſie nie Gelegenheit gehabt hätten, ſich darüber zu unterrichten. Dieſe Männer behaupten im geſelligen Umgange ihren Platz nur durch den Rang und Titel, den ihnen das Amt giebt, das ſie bekleiden; hätten ſie beide nicht, man würde ſie fliehen oder ihnen das Lächerliche ihrer Anmaaßungen, im Vergleich mit ihren Sitten, zeigen, und ſie zwingen, jene abzulegen und dieſe zu verändern, oder ſich nie über die Grenzen hinaus zu wagen, die ihnen ihre moraliſche Ausbildung nicht zu übertreten befiehlt. Sie ſind, was ihre Sitten anbetrifft, Studenten mit weniger Feuer und Einbildungskraft, Pedanten in Anſehung der Gelehrſamkeit, und nützliche Staatsbürger, in ſofern es darauf ankommt, nach Lage der Akten, nach klaren und deutlichen Vorſchriften, und nach gehöriger, Tagelang angeſtellter, Ueberlegung, über irgend einen Gegenſtand zu entſcheiden.

Wenn ich einen Staatsbeamten, einen Geiſtlichen, einen Arzt Zeitungen und Journale leſen, das Neueſte auf dem Felde der Wiſſenſchaften ſammeln, und ſich mit der ſchönen Litteratur beſchäftigen ſehe: dann ſetze ich in ihm nicht nur einen in ſeinem Fache geſchickten und mit ſeinem Zeitalter fortſchreitenden Denker voraus, ſondern auch einen durch ſeine Bildung und einen guten geſellſchaftlichen Ton ausgezeichneten Freund der Humanität. Als Diener des Staats iſt er auch da zu gebrauchen, wohin man ihm keine beſtimmten Vorſchriften mitgeben kann; er wird oft die Formen vernachläſſigen, aber die Sache ſelbſt immer aus dem rechten Geſichtspunkte betrachten; ſein Wirkungskreis iſt ſehr ausgedehnt; wo er auftritt, ſieht man ihn gern, und hört ihn mit Vergnügen, und er wirkt, durch ſeinen Stand und ſeine Geiſtesüberlegenheit, auf ſein Zeitalter und die Geſellſchaft, ohne zu fordern, daß man jeden ſeiner Ausſprüche als ein Orakel betrachte.

Doch unſere Staatsbeamten, Geiſtlichen, Rechtsgelehrten und Aerzte gehören eigentlich nicht hieher, wo bloß von den ſogenannten Gelehrten von Profeſſion die Rede iſt. Wenn ich ſie aber dennoch aufführte, ſo geſchah es deswegen, weil ſie, vermöge ihrer Erziehung und wegen der Werke, mit welchen viele das Publikum beſchenken, wenn nicht immer unter dieſe, doch unter Deutſchlands Schriftſteller, gezählt zu werden verdienen. Es hält überhaupt ſehr ſchwer, eine genaue Grenzlinie für den Stand unſerer Gelehrten von Profeſſion zu beſtimmen, da alles bei uns ſtudirt, und, wie ich ſchon erwähnt, es wenige giebt, ſelbſt nicht einmal Bauern, Kaufleute und Handwerker ausgenommen, die ſich, neben ihrem Geſchäfte, nicht mehr oder weniger mit den Wiſſenſchaften abgäben.

Der geiſtliche Stand ſcheint indeß den erſten Platz darunter zu behaupten; dann würde ich die Profeſſoren und Schullehrer dahin rechnen, und zuletzt die privatiſirenden Gelehrten und alle diejenigen, die ſich entweder durch ihre anerkannten Kenntniſſe oder ihre Schriften dahin zählen laſſen. Daß hierunter jedoch wieder nicht auch jene Männer mitbegriffen ſeyn können, die nur auf die Bearbeitung und Erweiterung ihres eigenthümlichen Fachs, in ſo fern ſich dieſes nicht für den geſellſchaftlichen Zirkel ſchickt, bedacht ſind, und daß hier nur von dieſen unter ihnen die Rede ſeyn kann, welche, neben demſelben oder ganz ausſchließend, alle auf die Bildung des Kopfes und des Herzens, die Verbreitung und Vermehrung der Humanität, und die Erweckung und Sichtigung des Geſchmacks, alle auf den geſelligen Ton, auf Anſtand, Sittlichkeit und Schicklichkeit hinführende philoſophiſche und ſchöne Wiſſenſchaften, und unter dieſen vorzüglich Kunſt, Aeſthetik und Poeſie treiben: dies erhellet aus dem Geſagten ſchon zu deutlich, als daß es hier noch einer beſtimmtern Erklärung darüber bedürfte.

Warum der geiſtliche Stand, als ſolcher, bei uns wenig mehr geachtet wird, darüber laſſen ſich im Allgemeinen ſehr gute Gründe aufſtellen, die aber, da ſie aus einer ganz verſchiedenen Quelle fließen, nicht hieher gehören. Wenn ſie aber auch, als Gelehrte betrachtet, vielleicht eben ſo wenig, und in mancher Rückſicht noch weniger gelten, und mit den Profeſſoren, den Schullehrern und privatiſirenden Gelehrten ein völlig gleiches Schickſal haben, dann liegt die Schuld davon theils an der Nation, zu welcher ſie gehören, theils an ihnen ſelbſt.

In wie fern ihre Nation in dem Stück unrecht an ihnen handelt, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn, und was ſie bewegt, ſie zurück zu ſetzen, und ihnen die Aufnahme in die Geſellſchaft und die ihrem Stande gebührende Achtung zu verſagen, darüber habe ich mich ſchon erklärt. Hier habe ich es nur noch mit denen Gelehrten zu thun, die es ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben, wenn man ihnen nicht mit jener Auszeichnung begegnet, mit welcher Frankreichs Vornehme und Reiche es ſich ehemals zur Ehre anrechneten, ihre großen Männer zu behandeln.

Die von Univerſitäten zurückkehrenden Gelehrten kennen das Benehmen der höhern Stände und den Charakter einer guten Geſellſchaft entweder nur dem Namen nach, oder aus Romanen, die in ihren Darſtellungen derſelben noch um hundert Meilen weit davon entfernt ſind. Da ſie ſelbſt nie Gelegenheit hatten, ſich ihnen zu nähern und ſie zu beobachten, ſo werden ſie ferner dadurch veranlaßt, ſich ein Bild von ihnen zu entwerfen, das den höhern

Ständen im Monde eben ſo gut gleichen würde. Nur wenn es einem oder dem andern von ihnen gelingt, als Erzieher in ein großes Haus zu kommen, erhalten ſie einige oberflächliche Ideen davon. Wie weit aber auch dieſe noch davon entfernt ſind, alle jene feine Nüancen der guten Lebensart und die Leichtigkeit in Ton und Umgang der höhern Stände aufzufaſſen und zu bemerken, geſchweige denn ſie ſich zu eigen zu machen, dies werden mir alle diejenigen eingeſtehn, die als Hofmeiſter ſolche Beobachtungen zu machen in dem Falle geweſen ſind.

Und doch wähnen gerade diejenigen, die nie Gelegenheit dazu hatten, ſie am beſten zu kennen, und es erregt Mitleid, wenn man ſieht, wie unſere rüſtigen Bücherfabrikanten die höhern Stände fühlen, denken und handeln laſſen. Aber man verſetze nur auf Augenblicke eben dieſe Männer in jene Zirkel, und mitten unter die Menſchen, welche ſie zu ſchildern ſich herausnehmen, und es zeigt ſich ſogleich, wie wenig ſie dieſelben kennen und ſich gegen ſie zu benehmen wiſſen. Am Schreibpulte, da, wo ſie Herren der Schöpfung ſind, beſitzen ſie freilich Heldenmuth und alles, was dazu gehört, um in jeder Geſellſchaft mit Glück aufzutreten; nur nicht in der wirklichen Welt, nur nicht da, wo es darauf ankommt, zu zeigen, daß ihre Schilderungen nicht aus der Luft gegriffen ſind.

Mit dem ganzen Schatze ſeiner dem Publikum ſo hoch geprieſenen Menſchen-, Welt- und geſellſchaftlichen Kenntniſſe ſteht der arme Gelehrte an der Thür oder in einer Fenſterecke zitternd und bebend, und ſpielt mit dem Hute, oder zählt die Stühle im Zimmer. Wenn ein Herr, eine Frau ſich ihm nähert, erröthet er bis über die Ohren; und wird er gar angeredet, ſo vergehet ihm Hören und Sehen, und er ſtottert irgend eine Antwort her, die keinen Sinn und Verſtand hat. Am wohlſten iſt ihm, wenn man ſich nicht um ihn bekümmert, oder wenn er, am Tiſche, ſeinen Heißhunger ſtillen darf. — So wenig er nun die wahre gute Geſellſchaft hier kennen lernte, ſo bildet er ſich doch den andern Tag ein, jeden Zug davon aufgefaßt zu haben; und da man ihn, nach einem ſolchen Verſuche, nicht wieder bittet, ſo käuet er doch jetzt ſo lange daran, bis das widerſinnigſte Ganze daraus entſteht.

Und noch einmal wird er auf keinen Fall in dieſes Haus eingeladen. Die Frau vom Hauſe hatte die Geſellſchaft hoffen laſſen, daß ſie ihr einen berühmten Gelehrten und witzigen Kopf zeigen werde; jedermann war neugierig darauf geweſen, und Alle hatten ſich eine angenehme und geiſtreiche Unterhaltung von ihm verſprochen. Der Mann, von dem die Rede iſt, erſcheint endlich. Sein Anſtand iſt nicht der beſte, aber ſo etwas läßt man ſich von Gelehrten noch gefallen; nur ſoll er antworten, wenn man ihn anredet, er ſoll, was er ſpricht, mit Gefühl und Ausdruck, er ſoll keine gemeine Dinge ſagen. Aber von dem allen geſchieht gerade das Gegentheil. Die Frau vom Hauſe wird roth und blaß, die ganze Geſellſchaft lacht hinter dem Fächer, und ſpottet. Das iſt alſo der große Mann! *) ziſchelt eins dem andern

---

*) C'est donc votre grand homme! ſagte La Fayette zu einem ſeiner Adjutanten, einem Schweizer von Geburt, als

ins Ohr, und bei Allen ſteht der Entſchluß feſt, ſich, mit Aufführung eines Gelehrten in Geſellſchaft, nie ein Ridikül zu geben.

An dieſem Benehmen ſind, wie ich ſchon geſagt habe, die niedrige Geburt, die gemeine Erziehung und die Armuth unſerer meiſten Gelehrten Schuld. Ihr Stolz und Eigendünkel ſind ein zweiter Grund, weswegen ſie in keiner guten Geſellſchaft Glück machen.

Ein Betragen, wie ich es ſo eben geſchildert, erregt doch nur Lachen, Mitleid und Bedauern; und man entſchuldigt es, ohne ſich jedoch demſelben mehr als Einmal auszuſetzen. Aber wenn man wieder andre unſerer Gelehrten, die eine größere Doſis von Unverſchämtheit beſitzen, über alles keck abſprechen, keine von der Geſellſchaft angenommene Meinung ſchonen, der Eitelkeit und der Eigenliebe aller Anweſenden Trotz bieten, gegen alles, was nicht Gelehrſamkeit und gelehrt iſt, die tiefſte Verachtung denen, die in dem Falle ſind, ins Geſicht bezeigen, keinen Widerſpruch dulden, und in der Unterredung eben ſo unanſtändig ſchimpfen hört, wie ſie es in ihren Schriften thun; dann müßte man ja von Gott und aller Welt verlaſſen ſeyn, wenn man ihnen nicht auswiche und Thor und Thüren feſt vor ihnen verriegelte.

---

ihm dieſer, zu Anfange der Revolution, einen unſerer beſten Schriftſteller vorgeſtellt, und der deutſche Gelehrte, durch ſein Benehmen und ſeinen Mangel an Gegenwart des Geiſtes, den Erwartungen des franzöſiſchen Hofmannes nicht im Geringſten entſprochen hatte.

Dieſe Schilderung iſt nicht übertrieben; man wird in ihr den, nach Umſtänden und Verhältniſſen modificirten, Studententon wieder erkennen, die Folgen von der auf Univerſitäten genoſſenen Freiheit und des beſtändigen Umganges mit Männern, und von einem gänzlichen Mangel an feiner, humaner Ausbildung. Trifft es ſich nun aber unglücklicher Weiſe, daß gerade einer von den abſprechenden, im höchſten Grade ungezogenen, und faſt möchte ich ſagen, pöbelhaften Gelehrten — wahrſcheinlich weil man ſich hat ſagen laſſen, daß er witzig ſey, und ſich einen großen Ruf als Dichter oder Schöngeiſt erworben habe — in eine von jenen Geſellſchaften des hohen Adels gezogen wird, in welchen man das Verdienſt nur nach den Ahnen, nach Reichthümern und Titeln ſchätzt, und ſich einbildet, der Gelehrte ſey nur zur Unterhaltung, zum Spaß und Vergnügen der gnädigen Herren und Frauen da: ſo wird dadurch nicht allein ſein Hochmuth und Eigendünkel aufgeregt, auch ſein Unwille und ſeine ganze Verachtung brauſen auf; er ſetzt alle Schonung bei Seite, ſtößt in die hundertfache Tuba der gelehrten Zeitungen und Journale, rächt ſich in denſelben durch Schimpfen für das verächtliche Stillſchweigen, das ihm in der Geſellſchaft auferlegt worden iſt, und, anſtatt ſich durch ſeine Sitten den Verächtern ſeines Standes und der Wiſſenſchaften zu empfehlen, anſtatt, wenn er ſich auf dieſe Art bei ihnen Gehör verſchafft hätte, durch ſeine Ueberlegenheit des Verſtandes ſie die unendliche Nichtigkeit ihrer angebornen Vorzüge im Stillen fühlen zu laſſen und ſie ſo mit viel größern und reellern bekannt zu machen: flößt er ihnen nur Verachtung ein, und beſtärkt ſie immer mehr in dem Wahne, daß es ſich nicht lohnen müſſe, den Wiſſenſchaften obzuliegen, da diejenigen, welche ſich das Studium derſelben zu ihrer vorzüglichſten Beſchäftigung gemacht haben, weder geſitteter, noch feiner, noch artiger und humaner dadurch geworden ſind.

Und wie iſt es möglich, Männer zu ſchätzen, die, ungeachtet ihrer gelehrten Kenntniſſe, ſich von den heftigſten Leidenſchaften beherrſchen laſſen, ohne alle feine Lebensart, grob und pöbelhaft ſind, und in ihrem Umgange und in ihren Schriften ihren Mangel an Takt, Schicklichkeit, Anſtändigkeit und Humanität alle Tage beſtätigen! Nicht genug, daß ſie beſondere Libelle und Spottſchriften gegen einander ſchreiben; es giebt auch faſt kein einziges Journal, keine einzige gelehrte Zeitung, in welche ſie nicht von Zeit zu Zeit ihren Gift und Geifer ausleerten. — Schimpfworte und perſönliche Beleidigungen ſind keine Widerlegungen; und doch giebt man ihnen oft auch da noch den Vorzug, wo es keinesweges an Gründen fehlte. Wenige nur beſitzen die ſeltene Kunſt, mit Schonung und Gründlichkeit zu recenſiren, und jene ſchöne Urbanität, die man an vielen franzöſiſchen Kritikern bemerkt, iſt völlig unbekannt unter uns, oder kann, wegen der Heftigkeit und der hämiſchen leidenſchaftlichen Art, mit welcher man ſich in Deutſchland dabei benimmt, nur mit Mühe Eingang finden *).

---

*) Die Bemerkung iſt wohl ganz überflüſſig, daß ich Ausnahmen zulaſſe, und deutſche Gelehrte kenne, die mit feinen

Wenn aber die Gelehrten, die, von denen alles Licht, alle Kenntniſſe, alle Sittlichkeit und alle moraliſche Vervollkommnung ausgehen ſollen, ſie ſich ſelbſt ſtreitig machen, ſich ohne alle Schonung behandeln, in pöbelhafte Reden und Wendungen die Stärke der Kritik ſetzen, und ſich nicht ſcheuen, vor den Augen des Publikums die größten Blößen zu geben, und alle Achtung gegen daſſelbe bei Seite zu ſetzen: wie ſollen ihre Schüler, ihre Leſer, diejenigen, die Bildung von ihnen anzunehmen beſtimmt ſind, ſie hochſchätzen, ſie ehren, und eine Meinung von ihnen bekommen, die nur, je nachdem ſie vortheilhaft oder nachtheilig iſt, den Umfang ihres Einfluſſes und den Grad der Gelehrigkeit feſtzuſetzen fähig iſt? —

Nein, ſo lange unſre höheren Stände dem Wahne nicht entſagen, daß Geburt und Reichthümer andere Vorzüge überflüſſig machen; ſo lange unſere Gelehrten nicht feiner, anſtändiger, und für den Umgang mit der großen und guten Geſellſchaft mehr geſchickt gemacht werden, und ſo lange ſie nicht aufhören, ſich unter einander zu verachten, herabzuſetzen, und auf eine gemeine und pöbelhafte

---

Sitten, Urbanität und Mäßigung, Kenntniſſe und Gründlichkeit verbinden. A. d. V.

Seitdem hat der würdige Herr Verfaſſer gewiß auch die Jenaiſche A. Literaturzeitung geleſen, und macht nicht bloß Ausnahmen bei einzelnen Gelehrten, ſondern bei ganzen deutſchen Inſtituten. S

Art zu behandeln: ſo lange werden auch jene es ſich nicht zur Ehre anrechnen, ſie bei ſich aufzunehmen, und durch die Unterhaltung mit ihnen ſich auf eine leichte und angenehme Art zu unterrichten, und dieſe den Zutritt in ihren Zirkeln nicht verlangen, und eine Achtung, ein Anſehn, und einen Einfluß von ihnen fordern können, auf welche ſie bisher ſich ſelbſt, und zwar auf die widerſinnigſte Weiſe von der Welt, aller Anſprüche zu begeben, es ſich ordentlich angelegen haben ſeyn laſſen.

K. W.

IV.

Heiligen-Geſpräche.

(Fortſetzung.)

Rangſtreit der wunderthätigen Heiligen.

St. Wolfgang. St. Lukas. St. Anton. St. Aegidius. St. Blaſius. St. Martin. St. Hubertus. St. Ottilia. St. Wallpurgis.

St. Wolfgang *). Es geht hier nicht nach Geruch, ſondern nach Verdienſt, meine Herren und Damen! Was kümmern mich Ihre delikaten Naſen! Setzen Sie Sich in die Hölle, wenn Sie den Geruch eines edeln Verdienſtes im Himmel nicht ertragen können. Bei meiner Roßarzts-Ehre! länger halte ichs nicht mehr aus. Ich bemerke Ihr unbeſcheidenes Naſenrümpfen und Schnupftuchs-Weſen ſchon lange her, wenn ich eben von der Erde heraufkomme, und durch eine neue glückliche Wunderkur an dem kranken Pferde irgend eines gut katholiſchen Pachters meinen und aller wunderthätigen Heiligen Kredit aufs neue vermehrt habe. Man ſollte, dünkt mich, mehr Reſpekt vor meinen Verdienſten um das gemeine Weſen haben, als ein ſo unedles Betragen verräth. Denn Ihr andern feinern — Wunderthäter ſeyd ja, ſeitdem die Magnetiſirer, und neuerlich die Galvaniſirer unten aufgekommen, größtentheils von meinen Verehrern in Ruhe geſetzt worden.

---

*) Der verehrte Pferde-Patron. Man findet hier und da im Katholiſchen eine Kapelle, die dieſem Heiligen geweihet, und deren Thür gewöhnlich über und über mit Hufeiſen beſchlagen iſt. Jährlich am St. Wolfgangstage erſcheint eine große Geſellſchaft von Pferden mit ihren frommen Beſitzern, und übt ſich an dieſer Kapelle, um mit einer dreimaligen Galoppade um die letztere das Feſt ihres heiligen Patrons zu begehen, beſſer, zu beſpringen. Hierauf hält ein Kapuziner, man weiß nicht recht, ob den Pferden, oder ihren Herren, eine zweckmäßige Rede, und entläßt zuletzt die galoppirende Geſellſchaft mit einem feierlichen Segensſpruch.

St. Lukas *) (zu St. Wolfgang). Tröſten Sie Sich mit mir, Herr Kollega, und laſſen Sie uns über den Neid kleiner Seelen triumphiren. Da mein geheiligtes Bruſtbild bekanntlich die Ehre hat, vor gewiſſen übelriechenden Häuschen mit großem Glauben aufgehängt zu werden, und meine berühmten Wunderzettel ſich eclatante Verdienſte um Menſchen und Schw . . erworben haben, ſo ergeht es mir nicht viel beſſer als Ihnen. Ich trage den ganzen Spott des Himmels. Aber belachen wir ruhig unſere Neider aus unſern Ställen! Es iſt doch offenbar mehr Kunſt und Ehre dabei, zwei dem Menſchen ſo nützliche Thiere zu erhalten, als ein verlornes Schnupftuch mit einem Pudel ſuchen zu helfen, oder —

---

*) Man wird bei Katholiken nur ſelten einen Schweinſtall erblicken, vor dem man nicht auch zugleich dieſes Evangeliſten ehrliches Geſicht im Bilde aufgenagelt ſieht. Seine Wunderzettel aber ſind ſo bekannt, als der garſtige Wucher, den die Geiſtlichkeit bisher mit dieſem heiligen Papiergelde getrieben.

St. Anton. Das geht, wie ich merke, auf meine Profeſſion, bei der man ſich doch wenigſtens nicht — beſchmutzet. Außerdem, mein Freund, giebt es nicht bloß verlorne Schnupftücher, ſondern auch verlornes oder — geſtohlnes Geld zu ſuchen, welches ich denn, wenn ich's finde, ſogleich in den Beichtſtuhl und von da in die liebe Caſſe der Kirche befördere *). Es iſt wohl keine Frage, bei welchem Patronate die Verdienſte größer ſind? Denn einerſeits wird, Gott Lob! immer mehr geſtohlen, und die Kirche hat mir große Schätze zu verdanken.

St. Lukas. Es iſt eben nicht viel Ehre für einen Heiligen bei dieſem ſaubern Sucher- und Lieferantenamte. Ein — Dieb nimmt es gewöhnlich dem andern.

St. Aegidius. Meine Profeſſion verdient offenbar den Ehrenkranz. Ich beſorge die Hirſchbrunſt und die Fortpflanzung dieſer edeln Thierart überhaupt. Thäte ich das nicht mit großem Eifer: ſagt mir, wer wollte Wildbret eſſen? Welcher Fürſt und Große würde eine würdige

---

*) St. Anton geſteht hier nach ſeiner echt-mönchiſchen Moral, was man ſich bisher unter ſeinem Patronate erlaubte. Wer einen Beutel mit Geld gefunden oder — geſtohlen hatte, war gehalten, ihn in den Beichtſtuhl zu bringen, und dieſer brachte ihn dann gewöhnlich freund-nachbarlich in die Kirchen- d. h. in die Kloſter-Caſſe; alles unter dem Titel des heiligen Anton.

Zerſtreuung finden, ohne den edlen Hirſch, der ihn mit ſchnellen Füßen von den Sorgen und Beſchwerden des Thrones entfernt?

St. Wolfgang Ja wohl entfernt, gar oft ſo weit, daß dieſe Herren den Rückweg zu jenen Sorgen ſo ſelten wieder finden, und zuletzt über lauter Hirſche und Haſen das Elend ihrer gedrückten, ſeufzenden Unterthanen daheim gänzlich vergeſſen, oder, wenn ſie ja wiederkehren, dieſe mit einer verwilderten, mit Wolfshaut überwachſenen, Bruſt, gleich Hirſchen und Haſen ſelbſt auf die gewohnte wilde Jagd treiben. Ich lobe mir mein unſchuldiges Roßarzt-Amt, bei dem kein Fürſtenherz verwildert, und kein Volk unglücklich wird. Du ſollteſt, nach meinem Votum, zu allerunterſt mit ewiger Schamröthe bedeckt im Himmel ſitzen, als der Judas Iſchariot und Verräther der Menſchheit an ſo vielen Orten der Erde. Du riechſt nach Menſchenelend.

St. Lukas. In der That, der abſcheulichſte von allen Gerüchen!

St. Aegidius. Bekümmere Dich um dieſe Dinge nicht, mein guter Doktor; Deine Schw . . werden fett, ob der Fürſt auf die Jagd gehe, oder nicht.

St. Blaſius *). Schweiget endlich, Ihr rohen

---

*) In den katholiſchen Kirchen wird jährlich das Feſt dieſes Heiligen zugleich mit der Weihung aller gegenwärtigen Hälſe begangen. Der Prieſter hält zwei kreuzweis gelegte brennende Kerzen in der Hand jeder Anweſende ſtreckt den Hals hinein, über den der Geiſtliche ſodann den Segen ſpricht.

Patronen des Thierreichs! Ich ſchütze das edle Ebenbild Gottes ſelbſt, den Menſchen, und ſo weit er über jedes Thier erhaben iſt, ſo weit bin ich es über Euch! Denn wer weiß nicht, daß der edelſte Theil des menſchlichen Körpers, der *Hals*, dieſes theure Organ ſeiner beſten Genüſſe, dieſe sacra via ſeiner ſchmackhafteſten Freuden, unter meinem Patronate ſteht? Wer wollte einen köſtlichen Biſſen genießen ohne eine geſunde Kehle? Das delikateſte Gläschen Champagner ſteht für einen kranken Hals nur zur Pein da. — Der Glaube an meine Patronſchaft iſt daher auch, wie billig, der ſtärkſte. Sogar Verbrecher rufen mich bei ihrem letzten Gange in die Höhe an, wo ihnen das Halsweh mit Beil und Strick bevorſteht, und manche fromme Domherrn-Kehle, die durch die Flaſche umgekommen wäre, erhielt ich bisher dem Lobe Gottes und den betenden — Weinhändlern. Wäre ich bei Gelegenheit eines gewiſſen Kongreſſes nicht mit Wundern über Wunder gegenwärtig und thätig geweſen, man hätte von einer Seite ohne Zweifel gar bald, ſtatt des Te Deum, das Miserere geſungen.

St. Wolfgang. Nur ſtill von dieſem Verdienſte. Man weiß es ja! Darum iſt auch jenes berühmte Geſchäft ſo ſchnell und glücklich beendigt worden. Ich gebe kein Pferdehaar für ein Verdienſt, wobei man eine Beule am Halſe für eine am — Kopfe hingiebt!

St. Blaſius. Sey's! Meine galanten Verdienſte um das ſchöne Geſchlecht kann mir der Neid ſelbſt nicht abſprechen. Wie oft und ſchön iſt nicht der Glanz eines

Schwanenhalſes von begeiſterten Dichtern beſungen worden?

St Ottilia *). Ein ſchöner Hals iſt nicht zu verachten; aber in einem Paar ſchönen Augen thut ſich der Himmel auf. Wer wagt es, meinem zarten Patronate den Vorzug ſtreitig zu machen? Kein Mädchen, das gefallen will — und welche will es nicht? — unterläßt es, täglich viele heiße Seufzergebete für die Erhaltung des Glanzes ihrer Augen gegen mein wunderthätiges Bild auszuhauchen, das über ihrem Spiegel hängt. Meiner Gunſt verdankt ſie die Trophäen ihrer Reize. Bei dieſen Verdienſten nun, und bei der zarten Organiſation eines Frauenzimmers, muß es mir denn ſehr läſtig ſeyn, im übelſten Geruche der niedrigſten Profeſſionen und unter Leuten ohne alle Edukation hier zu ſitzen. Das Element koſtet mir jährlich ein ganzes Faß voll Lavendel-Oel.

St. Wolfgang. Eine hübſche Profeſſion, junge Buben durch ſchöne Augen zu verführen, und eben nicht der beſte Geruch von Heiligkeit!

St. Ottilia. Barbar!

St. Blaſius. Ich empfehle mich Ihnen, meine ſchöne Nachbarin, wenn Sie einſt vom Halsweh geplagt werden, und rekommandire Ihnen dagegen brünſtig die — Angelegenheit meiner Augen.

---

*) Eine heilige Nonne, und Schutzpatronin der Augen. Auf ihrem Gemälde erſcheint ſie mit einem offenen Buche, auf deſſen Blättern ihre in bußfertigem Schmerz herausgeweinten Augen liegen.

St. Ottilia. Wie artig! Man ſieht doch gleich, wer von edler Herkunft iſt und ein Biſchof war.

St. Anton. Und ſollten Sie einſt, Mademoiſelle, Ihr ſchönes Herz verlieren, ſo erlauben Sie mir, es zu ſuchen, und nach meiner Gewohnheit zu — behalten.

St. Ottilia. O ſüperbe!

St. Aegidius. Gern ließe ich Ihnen, meine ſchöne Augenpatronin, die Stelle zur Rechten an meiner Seite; aber ſehen Sie nur, der Hirſch da — er ſteht mir doch wahrhaftig ein wenig zu nahe.

St. Ottilia. Immer beſſer!

St. Wallpurgis *). Meine Wundergläschen ſtehn in allen Milch- und Käſe-Schränken oben an, und ich ſehe nicht, warum ich ſelbſt hier nicht den erſten Platz einnehmen ſoll?

St. Wolfgang. Hexenpatroninnen gehören nicht in den Himmel; und was Ihre Gläschen betrifft, meine werthe Jungfer, ſo ſtehen und ſitzen hier weder Käſe- noch Milchtöpfe. Uebrigens macht Sie uns beiden, mir und dem ehrlichen Lukas da, mit Ihrem lieben Geſindel, das am erſten Mai mit Beſen in der Welt herumfährt, genug zu ſchaffen. Wir müſſen ja wahrhaftig, gleich Soldaten und Nachtwächtern, mit unſerm Exorcismus vor allen chriſtlichen Stall-

---

*) Wer kennt die edle Dame ſammt ihren berühmten Wundergläschen nicht, die, mit — Glaubens-Waſſer und Mönchs-Betrug angefüllt, noch immer den Kopf der gemeinen Katholiken berücken?

thüren die ganze Nacht hindurch Schildwache ſtehen, daß uns die Beine brechen möchten. Und dann vollends der arme beſcheidene **Wandelin** *) da, wie muß er nicht laufen und rennen, wenn einmal ein liſtiges Hexchen von deiner Compagnie durchſchlüpft, die Kühe drückt und rothe Milch macht! Bei Gott! das iſt zu arg, daß eine **Heilige** — die Hölle gegen den Menſchen anführen ſoll, und ihren Geburtstag mit einem Bock' auf dem Blocksberg feiert! Ich weiß nicht, was die Leute unten dabei denken mögen — eine Hexenpatroninn und Reihentänzerinn des † † † in ihren Kirchen als eine Heilige zu verehren.

St. **Wallpurgis**. Schlimm genug für mich, daß man mir keine beſſere Geſellſchaft gegeben hat!

St. **Hubertus** **). Es iſt, meine Freunde, der Tollheit auf Erden und im Himmel ſo entſetzlich viel, daß ich, Gott weiß es, die ſchwerſte Rolle von Euch Allen hätte, wenn ich jedem Narren und Tollkopfe meinen Schlüſſel auf die Stirn brennen wollte. Ich muß in dieſen Zeiten tolle Hunde laufen laſſen, um tolle Menſchen zu brennen. Aufrichtig geſagt, da man ſeinen Nächſten vor allen zu Hülfe eilen ſoll, ſo habe ich große Luſt — Euch ſelbſt der Reihe nach, einem nach dem andern, meinen glühenden Schlüſſel zu appliciren, wenn Ihr Euern Diskurs noch weiter fortſetzet. Denn Ihr habt alle ſammt und ſonders etwas tolle und für Heilige höchſt unanſtändige Profeſſionen, und keiner hat vor dem andern etwas anderes voraus, als eine — noch größere Portion von Tollheit, womit ihn der Aberglaube beſchenkt hat.

---

*) Der himmliſche Kuhhirt, nach den Bildern, die man in katholiſchen Kirchen von ihm erblickt. Er empfängt Opfer gegen die Krankheiten des Hornviehes.

**) Sein geweihter Schlüſſel, mit dem tolle Hunde vor die Stirn gebrannt werden, iſt bekannt. Es verſteht ſich, daß auch bei dieſer Wunderkur der einzige irdiſche Zuſatz das — Bezahltwerden iſt.

V.

Deutſchlands merkwürdigſte Dichter vom Jahr 1620 — 1730 *).

In alphabetiſcher Ordnung.

Amthor (Chriſtoph Heinrich), geboren 1678 zu Stolberg, ſtarb als Königl. Däniſcher Juſtizrath zu Kopenhagen 1721, und hinterließ Oden, Lobgedichte und Ueberſetzungen aus dem Virgil u. a.

Andreä (Joh. Valentin), geb. zu Herrenberg 1586, ſt. als Würtembergiſcher Hofprediger und Abt zu Adelberg 1654. Außer ſeinen lateiniſchen, von Sonntag (Leipzig, 1776) überſetzten Dichtungen gab er, unter dem Titel: Geiſtliche Kurzweil, Straßburg 1619, in 12. deutſche Gedichte heraus, wovon in Herders zerſtreuten Blättern (Band 5) und ſeinen Briefen das Studium der Theologie betreffend (Th. 4) Proben ſtehn.

Beſſer (Johann von), geb. zu Frauenburg in Kurland 1654, bekam am Hofe des großen Kurfürſten Friedrich

---

*) Zuſammengetragen aus Jöchers Gelehrtenlexikon, Eſchenburgs Beiſpielſammlung, den Nachträgen zu Sulzers Theorie, den Charakteren deutſcher Dichter und Proſaiſten, Naßers Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Poeſie u. a. Schriften.

Wilhelm Ehrenämter, und wurde vom Könige Friedrich I geadelt, nach deſſen Tode er nach Dresden ging, wo er als Königl. Polniſcher Ceremonienmeiſter 1729 ſtarb. Seine Gedichte hat König, nebſt ſeiner Lebensbeſchreibung, Leipzig 1731, in 2 Bänden herausgegeben.

Brokes (Barthold Heinrich), geb. zu Hamburg 1680, ſt. als Rathsherr daſelbſt 1747. Außer ſeiner verſificirten Ueberſetzung von Marino's Bethlehemitiſchem Kindermord, Thomſons Jahreszeiten und Pope's Verſuch vom Menſchen, ſchrieb er in 9 Theilen: Irdiſches Vergnügen in Gott.

Buchholz (Andreas Heinrich), geb. 1607, ſtarb 1671 als Herzogl. Hofprediger und Superintendent zu Wolfenbüttel. Man hat von ihm Pſalme, Ueberſetzungen aus dem Horaz und andere vermiſchte Gedichte, ſo wie auch zwei Romane: Des chriſtlichen deutſchen Großfürſten Herkules und der böhmiſchen Königl. Fräulein Valiska Wundergeſchichte, Braunſchweig 1659, 4., und Herkuliskus und Herkuladiska, ebendaſelbſt.

Canitz (Friedrich Ludw. Rudolph Freiherr von), geb. zu Berlin 1654, ſtarb als geheimer Staatsrath des erſten Preußiſchen Königs 1699. Seine vorzüglich in der Satire ſich auszeichnenden Gedichte hat König, Berlin 1727, herausgegeben.

Dach (Simon), geb. zu Memel 1605, ſtarb 1659 als Profeſſor der Poeſie zu Königsberg. Seine Gedichte ſind unter dem Titel: Churbrandenburgiſche Roſe, Adler, Löwe und Scepter, Königsberg 1681, herausgekommen.

Proben ſtehn im vierten Bande des neuen Bücherſaals in Gottſcheds kritiſcher Dichtkunſt und dem zweiten Theil der Volkslieder. Die Lieder unſers Geſangbuchs Nr. 574, 734, 756 haben ihn zum Verfaſſer.

Drollinger (Karl Friedrich), geb. zu Durlach 1688, ſtarb als Badendurlachiſcher Hofrath und Archivarius 1742. Seine Gedichte hat Spreng zu Frankfurth a. M. 1745 nebſt einer Gedächtnißrede herausgegeben.

Flemming (Paul), geb. zu Hartenſtein im Vogtlande 1609, ging mit der Hollſteiniſchen Geſandtſchaft als Reiſearzt nach Rußland und Perſien, und ſtarb zu Hamburg 1640. Seine geiſtlichen und weltlichen Gedichte, beſtehend aus poetiſchen Wäldern, Ueberſchriften, Oden und Sonetten, ſind zuletzt Jena 1666 herausgekommen. Von ihm iſt das Lied Nr. 532.

Freinsheim (Joh.), geb. zu Ulm 1608, war Prof. zu Upſala, und zuletzt ſchwediſcher Rath und Hiſtoriograph, und ſtarb als Privatmann zu Heidelberg 1660. Außer mehrern philologiſchen Schriften *) hat man ein Gedicht von ihm, zum Lobe des Herzogs Bernhard von Weimar, unter dem Titel: Deutſcher Jugendſpiegel, oder Geſang von dem Namen und Thaten des alten und neuen Herkules, Straßburg 1639.

Gerhard (Paul), geb. zu Gräfenhaynichen im Churkreiſe 1606, ſtarb als Prediger zu Lübben in der Niederlauſiß 1676. Seine geiſtlichen Lieder *) hat Feuſtking zu Zerbſt 1707 herausgegeben.

---

*) Dahin gehört ſeine Ausgabe des Tacitus, und vorzüglich die Supplemente zum Livius und Curtius.

Gryphius (Andreas), geb. zu Großglogau 1616, ſt. daſelbſt als Landſyndikus 1664. Seine Gedichte, welche Luſt- und Trauerſpiele **), Kirchhofsgedanken, Oden, Sonette und Sinngedichte enthalten, ſind zuletzt 1698 gedruckt. In der fruchtbringenden Geſellſchaft ***) hieß er der Unſterbliche.

---

*) Davon ſtehn in unſerm Geſangbuche Nr. 14. 28. 114. 118. 145. 158. 200. 211. 332. 339. 398. 415. 469. 488. 598. 607.

**) Die Luſtſpiele ſind: der ſchwärmende Schäfer, Peter Quenz, Horribilicribrifax, die Säugamme und verliebtes Geſpenſte. Die Trauerſpiele heißen: Leo Arminius, Catharina von Georgien, Cardenio und Celinde, Carolus Stuardus, ſterbender Papinianus, Felicitas oder die beſtändige Mutter, und die ſieben Brüder oder die Gibeoniter.

***) Die fruchtbringende Geſellſchaft oder der deutſche Palmenorden wurde den 24. Auguſt 1617 bei der Herzogl. Tafel zu Weimar von Kaſpar von Teutleben geſtiftet. Fürſt Ludwig von Anhalt war das erſte Oberhaupt, und ein Saal auf dem Köthenſchen Schloſſe der Verſammlungsort. Eintracht und Vertraulichkeit, Reinheit der deutſchen Sprache, und Gleichheit des bürgerlichen Ranges machten die Hauptgeſetze aus. Jedes Mitglied, deren man in einem Zeitraum von 71 Jahren 877 zählte, führte einen beſondern Ordensnamen. Der Orden dauerte bis 1680, und das letzte Oberhaupt deſſelben war Herzog Auguſt, poſtulirter Adminiſtrator des Erzſtiftes Magdeburg. Auf dem Siegel der Geſellſchaft, welches der Erzſchrein hieß, war im Vordergrunde ein großer und zwei kleine Palm-

Gryphius (Chriſtian), Sohn des vorigen, geb. zu Frauſtadt 1649, ſtarb zu Breslau als Profeſſor 1756. Er ſchrieb zwei Theile poetiſcher Wälder *).

Günther (Job Chriſtian), geb. 1695 zu Striegau in Schleſien, ſtarb zu Jena 1723. Seine Gedichte ſind zu Breslau 1723 herausgekommen.

Harsdörfer (Georg Philipp), geb. zu Nürnberg 1607, ſtarb als Rathsherr daſelbſt 1658. Seine Frauenzimmer-Geſprächſpiele ſind in acht, und ſein poetiſcher Trichter in drei Theilen zu Nürnberg erſchienen **). In der fruchtbringenden Geſellſchaft führte er den Namen des Spielenden, und ſtiftete nebſt Joh. Klai ***) den gekrönten Blumenorden an der Pegnitz †).

---

bäume, im Hintergrunde ein durch einen ſchiffbaren Kanal getheilter Wald von eben dieſen Bäumen abgebildet. Die Umſchrift hieß: Alles zu Nutzen. S. (Neumarks) der neuſproſſende Palmbaum, Weimar 1668, und Journal von und für Deutſchland, 1784. St. 3.

*) Seinen Entwurf von geiſtlichen und weltlichen Ritterorden hat Balthaſar Friedrich von Logau, ein Sohn des Dichters, herausgegeben.

**) Auch ſchrieb er ein lateiniſches Werk, specimen philologiae germanicae, Norimb. 1656.

***) **Klai** (Clajus) ſtarb als Pfarrer zu Kitzingen. Von ihm iſt Herodes der Kindermörder, Nürnb. 1645.

†) Die Veranlaſſung gab ein Wettgeſang bei einer Hochzeit 1644. Harsdörfer wurde ſelbſt Vorſteher. Das Sinnbild war anfangs eine Pan-Pfeife, hernach eine Paſſionsblume. Die Mit-

Hofmannswaldau (Chriſtian Hofmann von), geb. 1618 zu Breslau, ſt. daſelbſt als Kaiſerl. Rath, Präſes und Direktor 1679. Außer den Heldenbriefen hat er noch eine Sammlung von Grabſchriften, eine poetiſche Ueberſetzung des treuen Schäfers von Guarini, und den ſterbenden Sokrates, nach dem Franzöſiſchen des Theophile, verfaßt. Die neueſte Ausgabe iſt von Neukirch in 2 Th. Leipzig 1697.

Hohberg (Wolfgang Helmhard Freiherr von), geb. in Niederöſtreich 1611, diente einige Jahr im Kriege, und ſtarb 1688 als Privatmann zu Regensburg. Sein Heldengedicht: der Habsburgiſche Ottobert, kam zu Leipzig 1664 heraus. Außerdem überſetzte er die Pſalme unter dem Titel: Luſt- und Arzneigarten des Königlichen Propheten David, und verfertigte mehrere andere Gedichte *).

Homburg (Ernſt Chriſtoph), geb. zu Mühla bei Eiſenach 1605, ſt. 1681 als Gerichtsſchreiber zu Naumburg. Er ſchrieb Gedichte unter dem Titel: Schimpf- und ernſthafte Clio, Jena 1642, und zwei Theile geiſtlicher Lieder **), Jena 1659. Auch rührt das Stück: Von der ver-

---

glieder trugen ein weißes ſeidnes Band, und erhielten bei ihrem Eintritt in die Geſellſchaft eigne Schäfernamen, z. B. Damon, Daphnis u. ſ. w. Dieſer Orden dauert noch bis jetzt; am 15ten Julius 1794 feierte er ſein anderthalbhundertjähriges Jubiläum.

*) Unter ſeinen proſaiſchen Schriften merke man: Georgica curiosa, d. h. vom adlichen Land- und Feldleben, Nürnberg 1701, 2 Bände mit Kupfern.

**) Nr. 129 unſers Geſangbuchs iſt von ihm.

liebten Schäferinn Dulcimunde *) von ihm her. Im Palmenorden hieß er der Keuſche.

König (Joh. Ulrich von), geb. 1688 zu Eßlingen, ſt. 1745 als Königl. Polniſcher Hofrath und Ceremonienmeiſter zu Dresden. Seine Poeſien ſind zu Dresden 1745 erſchienen. Von ſeinem Heldengedicht: Auguſt im Lager, vollendete er nur den erſten Geſang, den Breitinger in der kritiſchen Dichtkunſt gewürdigt hat.

Laurenberg **) (Joh. Wilhelm), geb. zu Roſtock 1591, ſt. als Prof. der Mathematik zu Sorau 1659. Seine plattdeutſchen ſatiriſchen Gedichte ſind 1655 und 1750 herausgegeben ***).

Liskov (Chriſtian Friedrich von), ſt. 1759. Seine Satiren ſind zu Frankfurt und Leipzig 1739 erſchienen.

Logau (Friedrich Freiherr von), geb. 1604, ſt. als Herzogl. Kanzleirath zu Liegnitz 1655. Unter dem Namen: Salomo

---

*) Unter dem Namen Erasmus Chryſophilus Hamburgenſis 1643.

*) Dieſer Laurenberg darf nicht verwechſelt werden mit ſeinem Bruder Peter, Prof. der Dichtkunſt zu Roſtock.

*) Sie ſind zuerſt unter folgendem Titel erſchienen: De veer olde berömede Schertzgedichte. Als erſtlik: Van der Minſchen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren; 2) van almodiſcher Kleederdracht; 3) van vermengder Sprake unde Titeln; 4) van Poeſie unde Rymgedichten. Mit eenem Anhange van etlicken in düßen Tyden ayen ingeſchlekenen Mißbräken. Gedrücket in düßen itzigen Jahr.

Salomo von Golau gab er eine Sammlung von 3000 Epigrammen heraus, die Leſſing und Ramler in einer Auswahl nebſt einem Gloſſarium, Leipzig 1759, in zwölf Büchern von neuem bekannt gemacht haben *). In der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er der Verkleinernde.

Lohenſtein (Daniel Caspar von), geb. zu Nimptſch in Schleſien 1638, ſtarb zu Breslau als Kaiſerl. Rath und Stadtſyndikus 1683. Seine Gedichte **) ſind zu Breslau 1701, und ſein Roman: Arminius und Thusnelda, in zwei Quartbänden zu Leipzig 1689 mit Kupfern erſchienen.

Menke (Joh. Burchard), geb. zu Leipzig 1675, ſt. daſelbſt als Königl. Polniſcher Hiſtoriograph und Prof. der Geſchichte 1732. Außer ſeiner Satire: De Charlataneria eruditorum, Lips. 1715, gab er, unter dem Namen: Philander von der Linde, vier Theile Gedichte heraus.

Morhoff (Daniel Georg), geb. 1639 zu Wismar, war Prof. der Geſchichte zu Kiel, und ſt. auf einer Rückreiſe von Pyrmont, zu Lübeck 1691. Sein Polyhiſtor kam zu Lübeck 1695 und 1714 in 4. heraus. Außerdem ſchrieb er Exempel der Reimgebäude, Gedichte und Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie, drei Theile, Lübeck 1700.

Moſcheroſch (Joh. Michael, geb. zu Wilſtädt im Hanauiſchen 1600, ſt. auf einer Reiſe zu Worms 1669. Unter dem Namen: Philander von Sittewald, gab er wunderliche und wahrhafte Geſchichten *) zu Straßburg 1650 heraus. Im Palmenorden wurde er der Träumende genannt.

---

*) Eine ſchlechte Ausgabe iſt die eines Ungenannten unter dem Titel: S. v. G. aufgeweckte Gedichte, Breslau 1702.

**) Darunter ſind ſechs Trauerſpiele, Sophonisbe, Cleopatra, Ibrahim Baſſa, Ibrahim Sultan, Agrippina, Epicharis.

Mühlpfort (Heinrich), geb. zu Breslau, ſtarb als Regiſtrator daſelbſt, wahrſcheinlich 1686. Seine Gedichte ſind zu Breslau 1686 gedruckt.

Neukirch (Benjamin), geb. 1665 zu Reimke in Schleſien, ſtarb als Markgräfl. Hofrath zu Anſpach 1729. Außer einer Ueberſetzung des Telemach ſchrieb er Gedichte, die Gottſched 1744, nebſt ſeiner Biographie, herausgegeben hat.

Neumark (Georg), geb zu Mühlhauſen 1621, ſtarb als Geheimer Archivſekretär und Bibliothekar zu Weimar 1681. Man hat von ihm lateiniſche und deutſche Gedichte. Das Lied Nr. 650. hat er verfertigt. In der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er der Sproſſende.

Olearius (Adam), geb. 1603 zu Aſchersleben, war Prof. zu Leipzig, ging mit der Hollſteiniſchen Geſandtſchaft als Rath nach Perſien, und ſtarb 1671 in ſeinem Vaterlande. Außer ſeiner Moskovitiſchen und Perſianiſchen Reiſebeſchreibung gehören hieher ſeine Sinngedichte und ſeine Ueberſetzung von des perſiſchen Dichters Saadi Roſenthale

---

*) Sie haben folgende Ueberſchriften: der Scherpenteufel, Weltweſen, Venusnarren, Todtenherr, letztes Gericht, Höllenkinder, Hofſchule, Hans hinüber Gans herüber, Ala Mode Kehraus, Weiberlob, Turnier, Podagra, Soldatenleben, Reformation.

und Lockmanns arabiſchen Fabeln. Im Palmenorden hieß er der Vielbemühte.

Opitz (Martin), geb. zu Bunzlau in Schleſien, war Rath des Fürſten von Liegnitz, wurde vom Kaiſer Ferdinand II in den Adelſtand erhoben, (von Boberfeld) und ſtarb als Hiſtoriograph des Königs von Polen an der Peſt zu Danzig 1634. Er ſchrieb vier Bücher poetiſcher Wälder, theatraliſche Stücke *), eine Abhandlung von der deutſchen Poeterei, eine Ueberſetzung der Argenis des Barklay, und einige lateiniſche Schriften **). Die erſte Ausgabe ſeiner Werke, Straßburg 1624, veranſtaltete Zinkgräf, die neue von Bodmer und Breitinger, Zürich 1745, iſt beim erſten Theile ſtehn geblieben, und durch die ſchlechte Trilleriſche 1746 verdrängt. In der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er der Gekrönte.

Pietſch (Joh. Valentin), geb. 1690, ſtarb als Prof. der Poeſie zu Königsberg 1733. Seine Gedichte ſind von Gottſched und Bock herausgegeben.

Poſtel ***) (Chriſtian Heinrich), geb. 1658 zu Freiburg im Lande Hadeln, ſtarb als Advokat zu Hamburg 1705. Man hat von ihm Sinngedichte und die liſtige Juno, eine freie Ueberſetzung aus dem vierzehnten Buch der Iliade. Sein unvollendetes Heldengedicht: der große Wittekind, hat Weichmann nebſt dem Leben des Dichters 1724 herausgegeben.

---

*) Nämlich die Trojanerinnen, Daphne, Judith, Antigone, und Schäferei von der Nymphen Hercynie. Zu ſeinen ſchönſten Gedichten werden gerechnet: Troſtgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges, Lob des Feldlebens, Zlatna oder von der Ruhe des Gemüthes, Vielgut, Veſuvius. Er führte zuerſt den Alexandriner im Deutſchen ein.

**) Z. B. Dacia antiqua, Variae lectiones, in quibus praecipue Sarmatica illustrantur.

***) Wernicke nennt ihn durch Sylbenverſetzung ſpottweiſe Stelpo.

Rachel (Joachim), geb. zu Lunden in Norderdithmarſchen 1618, ſt. als Rektor zu Schleswig 1669. Seine ſatiriſchen Gedichte *) ſind zuletzt in Berlin 1743 gedruckt.

Riſt (Joh.), geb. zu Ottenſen 1607, ſt. als Mecklenburgiſcher Kirchenrath und Paſtor zu Wedell 1667. Er ſchrieb Verſuche im Schäfergedicht und Luſtſpiel, und gab ſeine Kirchenlieder *) unter den Titeln: Muſikaliſche Chriſtenſchule, muſikaliſches Seelenparadies, poetiſcher Luſtgarten, himmliſche Lieder, u. ſ. w. heraus. Er war Stifter des Schwanenordens an der Elbe, und hieß in der fruchtbringenden Geſellſchaft der **Rüſtige**.

Schwieger (Jakob), ſt. 1665. Er gab unter dem Namen: Filidor der Dorferer, zwölf Sammlungen lyriſcher Gedichte heraus, von denen Eſchenburg im dritten Bande der auserleſenen Stücke der beſten deutſchen Dichter Proben mitgetheilt hat.

---

*) Sie führen die Aufſchriften: das poetiſche Frauenzimmer oder böſe Sieben, der vortheilhafte Mangel, die gewünſchte Hausmutter, die Kinderzucht, das Gebet, Gut und Böſe, der Freund, der Poet, Jungfernanatomie, Jungfernlob.

*) In unſerm Geſangbuche Nr. 16. 54. 143. 170. 185. 270. 295. 313. 388 503. 576. 827.

Scultetus (Andreas), ſt. 1641. Seine einzeln gedruckten Gedichte gab Leſſing, Braunſchweig 1771, heraus, wozu J. E. Jachmann eine Nachleſe lieferte. Breslau, 1774.

Triller (Daniel Wilhelm), geb. zu Erfurt 1659, ſt. als Hofrath und Prof. der Medicin zu Wittenberg. Seine Schriften ſind: der Prinzenraub, ein Lehrgedicht von den Veränderungen in der Arzneikunſt, ein anderes über die Pocken-Inokulation, und ſechs Theile poetiſche Betrachtungen.

Tſcherning (Andreas), geb. zu Bunzlau 1611, ſt. als Prof. der Poeſie zu Roſtock 1659. Er ſchrieb deutſcher Gedichte Frühling, Breslau 1642, Vortrab des Sommers deutſcher Gedichte, Roſtock 1655, u. eine poetiſche Schatzkammer. Proben davon ſtehn im dritten Bande der auserleſenſten Stücke der beſten deutſchen Dichter *).

Ulrich (Anton, Herzog von Braunſchweig), geb. 1633, ſt. 1714. Von ihm ſind die Romane: Aramena, Nürnberg 1669, in ſieben Büchern, und die römiſche Oktavia, Nürnb. 1677, in ſechs Büchern. In der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er der Siegprangende.

Weckhrlin (Georg Rudolph), aus Stuttgard, ſt. 1628. Er hinterließ geiſtliche und weltliche Gedichte, die zu Amſterdam 1641 und 1648 gedruckt ſind.

Werder (Dietrich von dem), geb. 1584, war deut

---

*) Auch hinterließ er unvorgreifliche Bedenken über etliche Mißbräuche in der teutſchen Schreib- und Sprachkunſt, inſonderheit der edlen Poeterei. Lübeck, 1658.

ſcher Ritter, und diente unter Guſtav Adolph, und ſt. 1657 auf ſeinem Gute Reimsdorf. Er überſetzte Taſſos befreites Jeruſalem und Arioſts raſenden Roland in Ottave Rime, und ſchrieb Klinggedichte und andere poetiſche Verſuche.

Wernicke *) (Chriſtian), geb. 1660, ſt. zu Hamburg 1710. Seine Sinngedichte kamen unter dem Titel: Ueberſchriften, heraus: nachher von Bodmer, Zürch 1763, und Ramler, Leipz. 1780. Er ſchrieb auch Eklogen, und ein komiſches Heldengedicht, Hans Sachs.

Zeiler **) (Martin), geb. 1589 zu Ränten in der Steiermark, ſt. als Ephor des Gymnaſiums zu Ulm 1661. In ſeinen Kollektaneen und Miscellaneen kommen auch Gedichte, ſonderlich Epigramme, vor.

Ziegler (Heinrich Wilhelm von), geb. zu Radmeritz in der Oberlauſitz 1663, ſt. 1697 zu Liebert-Wolckwitz. Man hat von ihm Heldenbriefe und die aſiatiſche Baniſe, Leipz. 1764 ***).

Zinkgräf (Julius Wilhelm), geb. zu Heidelberg 1591, war Doktor der Rechte, und ſtarb zu St. Goar an der Peſt 1635. Seine teutſchen Apophtegmata oder teutſcher Nation ſcharfſinnige kluge Sprüche, hat Weidner, Leiden 1644 in drei Theilen herausgegeben. Seiner Ausgabe der Opitziſchen Werke ſind auch von ihm Gedichte angehängt.

---

*) Andre nennen ihn Warneck, woraus Hunold in einer Spottſchrift Narweck gemacht hat.

**) Ausführliche Nachricht von ihm findet man in Wittens Memoriae Philosoph. Orat. Poet. Dec. V. p. 402.

***) Noch iſt von ihm der hiſtoriſche Schauplatz und das Labyrinth der Zeit.

Zeſen (Joh. Philipp von), geb. zu Fürſtenau im Anhaltiſchen 1619, ſt. ohne Amt, nach mancherlei Reiſen, 1689 zu Hamburg. Er ſchrieb dichteriſcher Roſengebüſche Vorſchmack, oder Götter- und Nymphenluſt, dichteriſche Jugend- und Liebesflammen, gekreuzigte Liebesflammen, oder geiſtlicher Gedichte Vorſchmack, dichteriſch Roſen- und Lilienthal mit mancherlei Lob- und Luſt-, Scherz- und Schmerz-, Leid- und Freudenliedern geziert, die adriatiſche Roſimunde, Simſon, Delila, und Prirau, oder: Lob des Vaterlandes. Er ſtiftete ums Jahr 1644 die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft *), und hieß im Palmenorden der Wohlſetzende.

---

*) Schriften darüber ſind: das hochdeutſche Helikoniſche Roſenthal, Amſt. 1669, und hiſtoriſche Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, von Amarantes (Herdegen). Nürnb. 1744.

Friedrich Raßmann.

VI.

Die Sphinx oder die Weisheit *).

(Aus Bacon's Abhandlung über die Weisheit der Alten.)

Die Sphinx ſoll ein Ungeheuer von mancherlei Geſtalt geweſen ſeyn. Geſicht und Stimme ſtellten eine Jungfrau dar. In den Fittichen erkannte man den Vogel, und in den Klauen den Greif. Ihren Wohnſitz hatte ſie auf dem Rücken eines Thebaniſchen Berges. Sie belagerte die Wege, und hatte die Gewohnheit, Wanderer zu überfallen und feſtzuhalten, denen ſie dunkle und verworrene Räthſel vorlegte. Von dieſen Räthſeln nahm man an, daß ſie von den Muſen erfunden und der Sphinx überliefert wären. Konnten die eingefangenen Wanderer die Räthſel nicht löſen, ſo wurden ſie von der Sphinx aufs grauſamſte zerfleiſcht. Dies Elend hatte ſchon ſehr lange gedauert, als die Thebaner demjenigen, welcher die Räthſel der Sphinx löſen würde, eine große Belohnung verſprachen, die nichts geringeres war, als die Herr-

---

*) Eine der ausführlichſten und verkehrteſten, abentheuerlichſten Deuteleien mythologiſcher Gegenſtände, aber doch ein Beweis von dem Scharfſinne des groſſen Bacon. In beider Rückſicht merkwürdig und ſeiner Stelle nicht unwerth. F.

ſchaft über Theben ſelbſt; gelöſet aber mußten dieſe Räthſel werden, weil das Ungeheuer nur auf dieſem Wege beſiegt werden konnte. Angelockt von einer ſolchen Belohnung, beſchloß Oedipus, ein Mann von großem Scharfſinn, aber ſchwachen, kraftloſen Füßen, das Abentheuer zu beſtehen. Vertrauenvoll und muthig ſtellte er ſich der Sphinx dar. Dieſe legte ihm die Frage vor, welches Thier bei ſeiner Geburt vierfüßig wäre, und, nachdem es eine Zeitlang zweifüßig geweſen, dreifüßig würde, und zuletzt damit endigte, vierfüßig zu ſeyn. Mit großer Geiſtesgegenwart antwortete Oedipus: dies paſſe auf den Menſchen, der während der Kindheit auf Vieren kröche, und in der Folge aufrecht auf zwei Beinen daher ſchritte: im Alter aber einen Stock zur Stütze gebrauchte, ſo daß er dreibeinig zu ſeyn ſchiene, und im höchſten Verfall wieder zuſammenfiele und vierfüßig würde. Die Antwort paßte. Oedipus hatte geſiegt. Die Sphinx wurde umgebracht, und ihr Leichnam, auf einen Eſel gelegt, gleichſam im Triumph geführt. Oedipus ſelbſt wurde, dem Vertrage gemäß, zum König der Thebaner gemacht.

Eine ſinnreiche Fabel! Sie bezieht ſich auf die Wiſſenſchaft, vorzüglich auf die praktiſche. Mit gutem Fug kann man die Wiſſenſchaft ein Ungeheuer nennen, weil ſie die Unwiſſenden und Ungebildeten in Erſtaunen ſetzt. Ihre Geſtalt iſt vielfach wegen der großen Mannichfaltigkeit des Gegenſtandes, womit die Wiſſenſchaft ſich beſchäftigt. Geſicht und Stimme ſind weiblich, um der Lieblichkeit und Geſchwätzigkeit willen. Man ſetzt Fittiche hinzu, weil die Wiſſenſchaften und ihre Erfindungen ſich ſo ſchnell verbreiten, daß ſie hierin dem Lichte gleichen, das ſich nach allen Seiten hin ausgießt. Sehr artig werden ſcharfe Klauen hinzugefügt, weil die Sätze und Argumente der Wiſſenſchaft in das Gemüth eindringen, und ſich ſeiner ſo bemächtigen, daß es nicht entrinnen kann; ſehr richtig heißt es in der Bibel: die Worte der Weiſen ſind wie Stacheln und Nägel, welche tief eingetrieben werden. Alle Wiſſenſchaft aber ſcheint ihren Wohnſitz nur auf Höhen haben zu können; denn ſie iſt in ſich ſelbſt etwas Erhabenes, das, gleichſam von einem höheren Standpunkt aus, auf die Unwiſſenheit herabblickt, und, um recht viel zu überſchauen, ſich dahin ſtellt, von wo aus ſich ein groſſes Terrain überſehen läßt. Wenn von ihr geſagt wird, daß ſie die Wege belagere, ſo geſchieht dies darum, weil ſich auf dieſer Reiſe durchs menſchliche Leben allenthalben Stoff und Veranlaſſung zur Kontemplation darbietet. Die Sphinx aber legt den Sterblichen mannichfaltige Probleme und Räthſel vor, die ſie von den Muſen erhalten hat. Dieſe Probleme, dieſe Räthſel, ſo lange ſie bei den Muſen ſelbſt bleiben, ſchlieſſen nichts Grauſames in ſich; denn ſo lange das Wiſſen ſelbſt der ausſchlieſſende Zweck des Nachdenkens und der Unterſuchung iſt, fühlt ſich der Verſtand in keiner Klemme: er bewegt ſich vielmehr mit ungebundener Willkür, und genießt ſelbſt bei Zweifeln und entgegengeſetzten Anſichten ein hohes Maaß von Vergnügen und Wonne. Aber ſobald dieſe Probleme, dieſe Räthſel von den Muſen an die Sphinx abgegeben ſind, ſobald es auf Praxis ankommt, ſobald die Idee ſich in Entſchluß und Handlung verwandeln ſoll: ſo fangen dieſe Probleme, dieſe Räthſel an, beſchwerlich und grauſam zu werden, das Gemüth des Menſchen zu foltern und gewiſſermaßen zu zerreißen. Und ſo findet auf die natürlichſte Weiſe bei jedem von der Sphinx aufgeworfenen Räthſel eine doppelte Bedingung Statt: Wer es nicht löſet, wird zerriſſen; wer es löſet, wird der Gebieter Anderer. Man muß eine Sache verſtehen, um ſeinen Zweck zu erreichen, und jeder Künſtler iſt unumſchränkter Gebieter ſeines Kunſtwerks. Alle Räthſel aber, welche die Sphinx aufgeben kann, zerfallen in zwei Klaſſen: nämlich in Räthſel über die Natur der Dinge, und in Räthſel über die Natur des Menſchen.

Wer die erſteren löſet, erhält die Herrſchaft über die Natur; wer die letzteren löſet, die Herrſchaft über die Menſchen. Der eigenthümliche und letzte Zweck der Naturphiloſophie iſt Herrſchaft über die Naturdinge, als da ſind Körper, Arzneimittel, Mechanik und unzählige andere; obgleich die Schule zufrieden mit dem, was ſie einmal hat, und aufgebläht durch ihre Terminologien, die Naturdinge und die Beſchäftigung mit ihnen vernachläſſigt, und gleichſam von ſich ſtößt. Das dem Oedipus vorgelegte Räthſel, durch deſſen Löſung er zum Herrſcher von Theben wurde, bezog ſich auf die Natur des Menſchen; denn wer tiefe Blicke in die Menſchennatur geworfen hat, der iſt der wahre Künſtler ſeines eigenen Schickſals, und zum Herrſcher geboren. Weil die Römer hierin ſo ſtark waren, ſo konnte es von ihnen heißen:

> Tu regere imperio populos, Romane, memento.
> Hae tibi erunt artes . . .

War es Zufall oder Abſicht, daß Auguſt in ſeinem Siegel eine Sphinx führete? Wenigſtens war er ein großer Politiker, der auf ſeiner Herrſcherbahn ſehr viele neue Räthſel über die Menſchennatur löſete, und ſich nur dadurch dem Untergang entziehen konnte, der ihn von allen Seiten her bedrohte. In der Fabel wird noch hinzugefügt, daß der Leichnam der beſiegten Sphinx einem Eſel aufgepackt worden ſey. Sehr ſchön in der That! Denn nichts iſt ſo tief geſchöpft und ſo ſchwierig, das, wenn es einmal ganz klar gedacht und mitgetheilt iſt, zuletzt nicht auch dem langſamſten Kopf begreiflich gemacht werden könnte. Auch das muß man nicht aus der Acht laſſen, daß die Sphinx von einem Manne beſiegt wird, der an den Füßen leidet. Die meiſten Menſchen nähern ſich den Räthſeln der Sphinx allzu raſch und heftig, und die Folge davon iſt, daß ſie, indem die Sphinx die Oberhand behält, ihre Gemüther und Köpfe weit mehr durch Zänkereien desorganiſiren, als durch Thaten und Erfolge herrſchen.

F. Buchholz.

VII.

Poſtſcripte.

31.

Eloge und Kompliment.

„Wenn ich nicht ſehr irre," ſagt F. in einer Note zum Beinbruche von Immerſo (Eunomia März, S. 219.) „ſo haben „wir in dieſem Semper idem einen ſehr vorzüglichen Humoriſten zu hoffen." — Bezieht ſich das auf den zu hoffenden Schwank, ſo iſt die Eloge; — bezieht es ſich aber auf Veredlung der Semper idem's - Natur, ſo iſt das Kompliment fertig *).

Immerſe.

32.

Zwei Erinnerungen,

als Poſtſcripte für neuere Begebenheiten.

Der Vicomte von Noailles ſagte im Sommer 1778 dem engliſchen Geſandten, Herrn Elliot, zu Berlin:

„Geſtehen Sie nur, daß Ihre Nation ſehr herunter iſt."

---

*) Allerdings auf den Schwank! Möchte es dem geiſtreichen Verfaſſer gefallen, ihn bald zu beendigen, und etwa noch eins und das andere Organ vorläufig mitzutheilen. T.

„Das geſtehe ich gern," erwiederte Herr Elliot; „wir ſind ſo herunter, daß uns nichts mehr retten konnte, als ein Krieg mit Euch.

33.

Der Herzog von Chartres, Großadmiral von Frankreich, ſpeiſte im Frühlinge deſſelben Jahres nebſt verſchiedenen Franzoſen im Haag, in Geſellſchaft des engliſchen Geſandten, des Ritters und Generals York.

Die Franzoſen waren ſehr luſtig, und ſprachen viel von ihren bevorſtehenden Heldenthaten, beſonders von ihrer Landung in England.

Der Geſandte war ganz ſtill. „Sie lachen nicht?" fragte der Herzog von Chartres.

„Bei ihrer Landung," erwiederte jener, „werde ich's thun." So ſprechen noch jetzt die Engländer.

K.

34.

Ein Holländer ſoll ſich von dem Papſte, der ihn fragte, ob er alle Merkwürdigkeiten Roms geſehen habe, als das Einzige noch übrige — ein Conclave zu ſehen gewünſcht haben; worauf der Papſt ſich entſchuldigt, daß er damit nicht dienen könne.

Der K. v. N., der die Krönungsfeierlichkeiten Leopolds des Zweiten mit anſah, hatte ein ſolches Wohlgefallen an der Pracht des Schauſpiels, daß er dem neuen Kaiſer ganz ernſthaft und treuherzig verſicherte: er werde das nächſte Mal gewiß wiederkommen.

K.

35.

Voltaire ſchreibt (unterm 4ten Februar 1737 aus Leiden) an Thiriot: „Meine hieſigen Ergetzlichkeiten beſtehen darin, meine ſchönwiſſenſchaftlichen Produkte zu corrigiren; ſo wie meine ernſtliche Beſchäftigung darin, den Newton zu ſtudieren, und einen Verſuch zu machen, dieſen Rieſen zu einer Zwerggeſtalt meines Gleichen herunterzuſetzen. Ich bringe den Briareus in Miniatur.“

Wer den Mann recht kennt, und beſonders an ſeine Nachahmerei des Shakeſpear denkt, der wird erſchrecken, wie richtig er in ſeiner Beſcheidenheit über das ganze Geſchäft ſeines Lebens geurtheilt hat.

K.

36.

Buchmacherei.

Ein ungenannter Schriftſteller benutzt die gegenwärtige Liebhaberei auf Räuber- und Mörderhiſtorien, obwohl er gegen ſie auch etwas ungehalten iſt, zu einem Buche, genannt:

Biographien merkwürdiger Räuber und Mörder. Königsberg, 1802.

worin er nach zwei kurzen Geſchichten die Biographie erzählt — man rathe, weſſen? — Sir John Falſtaffs aus Shakeſpear, mit Shakeſpear's Worten, nach Eſchenburg! —

Für den zweiten Theil ſchlagen wir ihm die Biographie Karl Moor's nach Schiller, und Abällino's des großen Banditen, nach Zſchokke, vor.

Dergleichen inſtructive Biographien müſſen allerdings von allen Räubergeſchichten abſchrecken.

M.

37.

Unmoraliſche Herrnhuter.

In dem Hamb. Correſp. Nr. 40. 1804 wird erzählt, der ruſſiſche Kaiſer werde zu Abſtellung der Mißbräuche in den Herrnhutiſchen Kolonien, ſie durch Ländereien, Vorſchüſſe u. dgl. begünſtigen, und genaue Aufſicht auf ihre Moralität haben, auch die, die ſich beſonders gut aufführen, auszeichnen.

Man muß geſtehen, daß hierdurch eine große Unähnlichkeit der Jeſuiten und Herrnhuter ſichtbar wird. In demſelben Klima ſcheinen dieſe ausgeartet, und jene gutgeartet zu ſeyn, ſo daß man die einen beſchützen, die andern aber corrigiren muß.

K.

Nachricht.

Auf mehrere Anfragen wird hiermit bemerkt, daß Beiträge zu dieſer Monatsſchrift allerdings auch unter der Adreſſe eines von den beiden Herausgebern, Prof. Feßler und Hofrath Fiſcher, nach Berlin geſchickt werden können. Doch bittet man, auf dem Umſchlage zu bemerken, daß die Briefe oder Päckchen in Sanders Buchhandlung abgegeben werden ſollen.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Auguſt 1804.

I.

Rheiniſches Muſeum für Humanität und ſchöne Literatur, herausgegeben von L. F. Freiherrn von Bilderbeck und F. C. Freiherrn von Erlach. Mannheim.

Erſtes Heft.

Inhalt: Mellys Briefe an Selmar. I. — Ideen zu einer Landſchaft. — Vorſchlag zur Beförderung geſelliger Unterhaltung. — Die junge Betſchweſter, oder jedes Ding hat ſeine Zeit. — Gedanken über humane Organiſation einer Landeskammer. — Ueber Galls Schedellehre. — Was iſt Humanität? — Fragment aus einem noch ungedruckten Romane: die Brüder. — Gedichte und Anekdoten.

Vorerinnerung.

Ich habe von einem Schulmeiſter gehört, der ein großer Bücherliebhaber war, dieſe Liebhaberei aber aus Armuth nicht befriedigen konnte; denn die Schulmeiſter haben von jeher noch weniger Einkünfte, als die Prediger, gehabt. Um aber doch zu Büchern, wenigſtens den wichtigſten, zu kommen, und zugleich ſeinem Beutel, oder vielmehr ſeinem Magen, nicht Schaden zu thun, fand er den Ausweg, die allerunentbehrlichſten Bücher, von denen er hörte, ſich ſelbſt zu ſchreiben; und ſo ſoll er denn zu Klopſtocks Meſſias, Kants Kritik der reinen Vernunft, Sulzers Theorie nach dem Alphabet, und vielen andern wichtigen Werken auf die wohlfeilſte Weiſe gelangt ſeyn, da ſie ihm nehmlich nicht mehr als das darauf verwendete Papier und die Zeit zum Schreiben koſteten, welche er aber nicht achtete. — Ohne allen Zweifel wird dieſes vortreffliche Beiſpiel hier und da ſchon vielfältig nachgeahmt worden ſeyn; man hat nur nichts davon gehört. Ich bin aber gerade in dem Falle jenes literariſchen Schulmeiſters und Erfinders dieſer Kunſt, indem ich bei meinen geringen Einkünften (ich bin nehmlich Prediger auf dem Lande) meine große Liebhaberei auf Journale und Zeitſchriften nicht befriedigen kann, und daher genöthigt bin, mir dies und jenes Journal, von dem ich etwa den Inhalt aus den gewöhnlichen Zeitungen kennen lerne, ſelbſt zu ſchreiben. So habe ich mich mit den beſten Journalen verſehen, von denen ich nur den Inhalt habe auftreiben können, z. B. dem deutſchen Merkur, der Berliniſchen Monatsſchrift, der Eunomia (aber nur bis zu Ende des vorigen Jahres, da jetzt der Inhalt nicht mehr bekannt gemacht wird), der Irene vom Herrn v. Halem und vielen andern, und bin jetzt ſo glücklich, ſie trotz einem Abonnenten, dem es ſein ſchweres Geld koſtet, zu meinem Nutzen und Vergnügen leſen zu können. Neuerlich bin ich wieder auf ein ganz neues Journal gefallen, welches Rheiniſches Muſeum für Humanität und ſchöne Literatur heißt, und von zwei Freiherren herausgegeben wird. Abgerechnet, daß mir die Humanität und die ſchöne Literatur von jeher gefallen hat, und ich immer darüber gern etwas Ordentliches geleſen habe, ſo muß dies Journal auch ganz vorzüglich abgefaßt ſeyn, weil es von zwei freien Herren herausgegeben wird, die gar nicht nöthig haben, ſich an etwas zu kehren, die keine Parthei nehmen, die ſich nicht ſcheuen dürfen ſchlechte Sachen zu verwerfen, und die ſelbſt ganz vortreffliche Sachen ſchreiben müſſen, theils weil ſie wahrſcheinlich Zeit haben, ſich alles wohl zu überlegen, theils weil ſie niemand nöthiget, als Schriftſteller aufzutreten; wenn ſie ihre Sachen nicht recht ausgezeichnet gut machen wollen. Aus dieſen Gründen bin ich auf das Rheiniſche Muſeum mehr als gewöhnlich lüſtern geworden, und habe daher alle übrigen Journale eine Weile liegen laſſen, z. B. die monatliche Correſpondenz des Herrn v. Zach, die mir ohnehin ſehr ſchwer fällt, und habe mich an die Abfaſſung dieſes Journals begeben. Ich fange alſo ohne Weiteres mit dem erſten Stücke an, worin ich, wie gewöhnlich, die größtmögliche Verſchiedenheit des Tons und der Schreibart, nach den verſchiedenen Verfaſſern, beobachten werde.

1. Wellys Briefe an Selmar. 1. (bedeutet wahrſcheinlich: Erſter Brief). *)

Die Einſamkeit reicht dir ihren giftigen Dolch, Selmar! oder vielmehr ihren lähmenden, herzverſteinernden Trank. Darum wirf den Dolch weg, oder ſtoße den Todesbecher von dir, und kehre ins Leben zurück!

Es ſchläft der Blumenſame neben Schlangenbrut
Im Herzen tief; der Blüthenſtaub entfaltet ſich
Im heitern Sonnenlicht der Welt; die blinde Brut
Schleicht in der ſchwarzen Nacht der Einſamkeit hervor!

Willſt Du dein Herz nicht lieber zum Blumengarten, als zum Schlangenpfuhl machen?

Wiſſe, es iſt Trägheit, die dich der Einſamkeit und dem Verderben überliefert. Deine Kräfte ſchlafen nicht; aber du findeſt es bequemer, ſie in deinem eigenen Fleiſche wühlen, als ihr freies Spiel nach außen walten zu laſſen. Du biſt genügſam geworden, und haſt an dem Einen Gefühl deines Leidens genug; aber du biſt furchtſam, es unter einer Mannichfaltigkeit von fremdartigen Ideen und Gefühlen zu verlieren, oder es zu verdünnen. — Willſt Du große Ideen ſo lange krampfhaft feſthalten, bis Du darüber zum Schwächling geworden biſt, der ſolcher Ideen nicht mehr würdig iſt?

---

*) Da ich gar nicht weiß, worüber die beiden Herren an einander ſchreiben ſollen (denn es iſt kein Inhalt angegeben), ſo rücke ich hier einen der Briefe ein, die mein lieber P. in dem unglücklichſten Zeitpunkte meines Lebens an mich geſchrieben hat.

„Die Zeit ſchwächt alles und rückt es in eine verkleinernde Ferne; die Zeit iſt der Herr des Herzens, und beſiegt ſeine Titanen mit leiſer Hand.“ — So ſagen alle Menſchen, und du glaubſt es im Innerſten deiner Seele. Denn du willſt die Zeit betriegen, indem du deinem Leben alle Veränderung raubſt, oder du ſcheueſt dich, dich der Mannichfaltigkeit hinzugeben, weil du dein Eines Gefühl auf dem Altar des Kronos zu opfern fürchteſt. — Es wäre des Verſuches werth, mit der Zeit und der Zerſtreuung zu ringen, um zu zeigen, daß ſie ein männliches Gemüth nicht zu unterjochen vermögen.

Du willſt in der Liebe der Verſtorbenen leben? — Wie kannſt Du Gott lieben, ſagt die Bibel, ſo Du die Menſchen nicht liebſt; wie kannſt du in den Verſtorbenen leben, wenn du es nicht in den Lebenden thuſt? — Ei, wie bald wirſt du doch die Liebe verlernen, die du nicht übſt an wirklichen, dich wieder liebenden und dich haſſenden Weſen! wie bald wird dieſes einſeitige, nur in der Phantaſie erwiederte Lieben, zur Phantaſie werden! wie bald wirſt du, der du etwas anders noch biſt, als Phantaſie, in der früh entdeckten Halbheit deines Lebens deine Hölle finden!

Lebe immer mit deinem Geiſte in der Ewigkeit, ja, kehre nie ganz in die Materie zurück. Fühle dich heimiſch in der Heimath. Aber weißt du auch, was den Blick in ſie verſchleiert und verfinſtert, was zwiſchen uns und den Himmel eine diamantene Mauer zieht, die nur der Tod zu überwältigen vermag? — Es iſt der Egoismus, der uns aus dem Himmel aller Liebe wirft, der uns der Natur Preis giebt, und uns das Thor der Ewigkeit verſchließt. Es iſt die Einſamkeit, die den Egoismus zum Rieſen bildet und zum böſen Engel, der mit dem feurigen Schwerte vor unſer Paradies tritt. — Willſt du die hohe Idee der Liebe zum leeren Gedanken, zum todten Worte erniedrigen, ſo fliehe die That und die Menſchen, ſo bleibe, wo du biſt, ſo thue, wie du thuſt.

Auf, und ſey ſtark! wage es, deine Bildung zu vollenden, wie das Schickſal dich dazu gerufen hat! Nur menſchlich kann geſchehn, was göttlich groß ſeyn will. Entweder du beſiegeſt das Ungeheuer, das du fürchteſt, auch unter den Hinderniſſen; die du ſcheueſt, und kämpfeſt den minder leichten Kampf: dann iſt deine Ewigkeit dir aufgegangen und geſichert, dann lebſt du fort in deinem Gefühl mit den Vorangegangenen, und die Vereinigung iſt dir verbürgt; oder du erliegſt dem Kampf, und der Mörder ſeiner Kinder, Kronos, verzehrt auch dich; dann warſt du der Liebe nicht werth, und der Liebenden, deren du dich rühmſt.

Einer nur unter allen Kindern entrann, uns zum Vorbilde, dem allgemeinen Morde. Lebender Sohn des Kronos, Zeus! — Komm und lebe! —

Welly.

---

2. Ideen zu einer Landſchaft.

Wenn ich Ideen zu einer Landſchaft geben ſoll, ſo weiß ich eigentlich nicht, ob man Ideen zu einem Landſchaftsgemälde, oder zu wirklicher Verſchönerung landſchaftlicher Natur verlangt; denn beides wird unter dem Worte Landſchaft, ſo wie es da ſteht, verſtanden. Ich will mich daher über Beides nach meiner Art kürzlich erklären.

Wenn ich mir von einem neuen Claude Lorrain, oder Pouſſin, oder Ruisdael, oder Vernet, und wie die großen Meiſter alle heißen, eine Landſchaft malen laſſen wollte, ſo würde ich ſo zu ihm ſprechen: „Ich weiß zwar, Landſchaftskünſtler, daß du alles beſſer weißt, als ich, was auf deiner Leinwand Effekt macht und pittoresk iſt; aber du willſt eine Landſchaft nach meinen Ideen malen, und darum erlaubſt du mir auch, ſie dir zu erklären. — Wenn ich nun eine Lieblingsgegend hätte, die ich gemalt haben wollte, ſo würde ich dich vor ſie hin führen, mit dir den beſten Standpunkt und die ſchönſte Beleuchtung ausſuchen, dir mit dem Finger andeuten, was du von dieſem Bruchſtücke der großen Oberfläche der Erde in mein Bild aufnehmen müßteſt, und was du auslaſſen könnteſt. Dabei würde ich dir den Gebrauch der Camera obſcura, die du etwa der Treue wegen, anwenden zu müſſen glaubteſt, gänzlich widerrathen, weil du dadurch dein Genie beſchränken, und dich zu einer kleinlichen Manier verführen laſſen würdeſt, die deiner nicht würdig iſt. Nein, du magſt immer mit der Natur ringen, anſtatt ſie in einen Guckkaſten einzuſperren, du magſt dich in die Gegend hineinfühlen, und wenn du ſie als Natur eingenommen haſt, magſt du ſie als Kunſt und Dichtung wieder von dir geben. Du ſiehſt, würde ich ſagen, wie kahl die Seiten, wie kalt dort der Hintergrund iſt; gieb jenen immer eine bedeutende

Einfaſſung durch kräftige Baumgruppen, u. dgl. Halte den Luſtton etwas wärmer, als er jetzt eben iſt, ſammle mir die brillanteſte Beleuchtung in der Mitte, und ſtufe mir das Licht nach den Seiten gehörig ab. Bei dem allen aber vernichte mir ja nicht das Charakteriſtiſche meiner Landſchaft. Wirf mir über dieſe nördliche Gegend keinen Italiäniſchen Himmel, male mir ſtatt der Eichen keine Palmen, ſtatt jener Ziegen keine Gazellen, und wenn du alles dies auch noch ſo ſchön malen könnteſt. Dagegen laß mir jenen kleinen Waſſerfall nicht weg, denn den beſuche ich alle Tage; nicht jenen runden Sitz unter den Weiden, denn dort geht mir die Sonne auf; nicht aus dem Hintergrunde meine Kirche, denn dort verſammle ich meine Gemeine, und neben ihr ſchlafen meine Freunde, der gute Baron und der graue Mann. — Aber das alles ſollſt du mir nicht malen, eben deswegen, weil ich darin lebe, und man das Leben nicht malen kann. — Ich will ein Gedicht in Farben von dir haben, in das ich mich hineinleben kann. Dazu kannſt du dir einen Charakter wählen, wie ihn unſre Gegenden hier eben nicht haben, einen Charakter, der meine Einbildungskraft anſpricht, ſie aufregt, aber nicht befriedigt. Daher ſtelle nicht alles ſo klar und beſtimmt und nackt hin, außer den Vordergrund, den du als meinen Ruhepunkt, ſo viel du willſt, individualiſiren magſt; dagegen halte alles übrige im Allgemeinen, male mir einen Fluß, der über Felſenſtücke einen Fall macht, doch ſo daß ich nicht ſehe, wo er herkommt, noch wo er hinfließt; ſetze mir daneben eine ländliche Hütte, mit friſchen Raſenplätzen und gefälligen Sitzen um eine kleine Quelle, und öffne wie in der Ferne eine unbegränzte Ausſicht, die ſich in grauen Nebel verliert. Wie viel du aber auch deine Idylle verſchönern magſt, ſo vergiß doch ja nicht, ſie mit der ſchönſten Zierde, mit fühlenden Weſen, zu ſchmücken. Aber male mir eben ſo wenig Göttinnen oder Nymphen oder Engel, als Einſiedler und abgelebte Greiſe darauf; denn die Figuren ſollen meine idealiſche Landſchaft weder in Zaubergefilde noch in ein großes Grab verwandeln: ein paar fröhliche ländliche Figuren werden hinreichend ſeyn, und um die Quelle können Kinder und Lämmer ſpielen. Ich werde mir dann dies Theater und die Kuliſſen ſchon ſelbſt bevölkern, und ich ſtehe dir dafür, daß ich auf dem poetiſchen Boden meine kleinen Romane täglich ſpielen werde. — Doch ſoll dich alles das, was ich dir auch geſagt habe, gar nicht beſchränken. Du biſt deiner Phantaſie ganz überlaſſen; nur ſorge als Künſtler dafür, daß du mir ein Ganzes, eine Einheit lieferſt, ich meine, daß du durch harmoniſche und kontraſtirende Partieen aller Art, meine Einbildungskraft in eine wohlgefällige Stimmung ſetzeſt, und mir den Ton angebeſt, in welchem ich dann weiter phantaſieren, die Melodie, die ich nach meiner Stimmung variiren kann.

Wenn ich dagegen ein reicher Mann wäre und z. B. meinen ziemlich großen Garten in eine ſchöne Landſchaft verwandeln könnte, ſo würde ich meine Ideen darüber etwa ſo ordnen: Ich will dieſen Fleck Erde verſchönern, d. h. hier nicht, ich will ihn ſchöner machen als er iſt, denn er iſt eben gar nicht ſchön, ſondern, ich will, daß das Geſetz der Schönheit das Geſetz des Nutzens unbedingt beherrſche.

Was mir die Natur anbeut, will ich verſtändig zu dieſem Zweck benutzen, ſie aber nicht zu etwas zwingen und renken, was ihr nicht angemeſſen iſt. Darum will ich es mir gar nicht einfallen laſſen, in meiner kleinen Landſchaft Berge, Felſen, Grotten und große Waſſerfälle anzubringen, und lieber, wenn ich dergleichen ſehen will, wie Mahomet, zu ihnen hingehen, da ſie nicht füglich zu mir kommen können. Ich würde doch, und wenn ich ein Kröſus wäre, mit Millionen Aufwand, nichts als meine Kleinheit und Armuth gegen die mächtige und reiche Natur beweiſen. — Aber da iſt ein Bächlein, das fließt mir ganz gelegen durch mein Terrain. Damit ich dich länger genießen kann, liebes Bächlein, ſo werde ich dein Bett in allerlei Wendungen und an dieſer niedrigern Stelle ein luſtiges Baſſin ausgraben laſſen, das ich mit munteren Forellen beſetzen werde. An das Baſſin ſoll ſich eine grüne Raſenfläche anlehnen, über einen Theil ſeines Bordes ſollen Thränenweiden und Birken hangen, und auf der kleinen Höhe ſoll eine freundliche Hütte unter Pappeln und Akazien ſtehen. Ihr nützlichen Beete und Fruchtfelder, ihr werdet euch in gewundene Gänge, mit bunt unter einander ſtehenden Geſträuchen eingefaßt, in einfache Baumpartien und liebliche Blumen und Raſenſtücke verwandeln. Jeder Weg ſoll bis an mein Bächlein geführt, und durch eine niedliche Brücke von mancherlei Form und Erfindung, wozu ich die Chineſen eben nicht brauche, fortgeſetzt werden: Tempel und Statüen, Kolonnaden und Einſiedeleien werde ich nicht anbringen, aber Plätze mancherlei Art, die, wenn man ſie nur betritt, ſogleich zu gewiſſen Empfindungen, des

Ernſtes oder der Wehmuth oder der Heiterkeit, ſtimmen. Dieſe Plätze ſollen durch ihren beſtimmten, durch nichts Unpaſſendes zerſtörten Charakter, allenfalls mit Beihülfe ſprechender Symbole, nie aber durch Buchſtaben und Inſchriften, zu ihrem Beſucher ſprechen. Ja, es ſoll in meinem Garten kein geſchriebenes Wort angetroffen werden, das die Empfindungen vordocirt, die man haben ſoll; nur auf dem Platz der Erinnerung, der den entfernten Freunden geweiht iſt, ſollen ihre Namensbuchſtaben an den ihnen gewidmeten Bäumen ſtehen, nicht meinetwegen, ſondern damit meine Freunde wiſſen, daß ſie ihren Baum in meinem Garten haben.

Ob ich gleich nur ein landſchaftliches Miniaturgemälde anlegen kann — und welcher Kaiſer oder König kann ein anderes anlegen? — ſo werde ich doch dahin trachten, meinen Platz zu erweitern, theils durch die verſchlungenen Gänge, welche die Phantaſie täuſchen, indem ſie die Füße in wirkliche Thätigkeit ſetzen, theils durch wohlgewählte Ausſichten in weite Fernen, außerhalb meiner Landſchaft, die man für ſolche Theile derſelben halten wird, welche man nicht beſucht, weil ſie zu weit entfernt ſind, und die als Tableaux aus der Entfernung beſſer genoſſen werden.

Indem ich ſo überall in den Gränzen dieſer immer in den Feſſeln der Natur gehenden Kunſt verbleiben, und theils den Grad, in welchem es mir verſtattet iſt den Einfluß menſchlicher Kunſt auf die Natur in ihren Anlagen verbergen zu wollen, theils eine richtige Auswahl deſſen, was ich der Natur nachzubilden unternehmen darf, zu treffen mich befleißigen werde: will ich in dieſer Landſchaftsmalerei mit wirklichen Naturgegenſtänden ein Ganzes darzuſtellen ſuchen, das keiner andern Erklärung bedarf, als die in der Bruſt eines jeden empfindenden Menſchen geſchrieben ſteht; wo der Wandelnde nicht aus einer Empfindung in die andre geſchleudert, ſondern in verwandte Gefühle ſanft hinüber geleitet wird; wo er ſich, mit der Geſchichte ſeines Herzens wiederfindet, wo er gern in ſchönen, reinmenſchlichen Empfindungen lebt, und wohin er in jeder zarten und höheren Stimmung der Seele gern zurükkehren möchte.

3. Vorſchlag zur Beförderung geſelliger Unterhaltung.

Herr von A. Sie ſind geſtern auf dem Thee der Gräfin Z. geweſen?

Herr von B. Ja.

H. v. A. Amüſirt?

H. v. B. Ennuyirt!

H. v. A. So — ?

H. v. B. Zum Sterben!

H. v. A. Es war leer?

H. v. B. Zum Sticken voll; acht und neunzig Perſonen.

H. v. A. Fremde?

H. v. B. Alles!

H. v. A. Unbegreiflich!

Herr von B. Würden Sie ſich nicht ennuyirt haben?

H. v. A. Wahrſcheinlich!

H. v. B. Warum muß man ſich denn ſo ennuyiren!

H. v. A. (lachend) Die naivſte Frage von der Welt!

H. v. B. Auf Ehre! ich glaube, wir ſind dazu verdammt!

H. v. A. Wie ſo?

H. v. B. Haben Sie je gehört, daß unſre Vorfahren ſich über lange Weile beklagt haben? — Wir lachen über die guten Leute, und halten ſie für dumm; ſie waren aber bei ihrer Beſchränktheit klüger als wir, mit unſrer Allwiſſerei.

H. v A. Wie paradox!

H. v. B. Außer den Karten, auf zwei bis drei Gegenſtände, Wetter, Zeitung und Oekonomie, beſchränkt, waren ſie zufrieden, ſie mit Muße abgehandelt zu haben; uns ennuyirt das Spiel, und doch kann es bei unſrer Halbbildung nicht zu einem einzigen vernünftigen und intereſſanten Discours kommen. — Nein, ich will meine Jungen ſo dumm bleiben laſſen, daß ſie nicht ahnen ſollen, was Ennui heißt.

H. v. A. Oder ſie ſo vollkommen ausbilden, daß ſie weder ſich noch Andre ennuyiren können! Beides wären ſehr weitausſehende Mittel zur Verbeſſerung der geſelligen Unterhaltung.

H. v. B. Wiſſen Sie beſſere? oder wollen Sie die Menſchen nehmen und laſſen, wie ſie ſind?

H. v. A. Können Sie anders?

H. v. B. Man muß die Jugend bilden.

Herr von A. Das ſagt man ſchon lange, und doch iſt es nicht beſſer geworden. Fühlen Sie denn nicht, daß das ein Ruheküſſen für unſre eigne Trägheit iſt?

H. v. B. Aber denken Sie ſich eine Geſellſchaft von lauter Menſchen von Kenntniß, Einſicht, Witz, Phantaſie und der feinen Bildung, die alle Talente nur zum Vergnügen, nicht auf Koſten Andrer, geltend macht. Geben Sie nur einem Drittel dieſe Talente, und den Uebrigen bloß lebhafte Empfänglichkeit, die das freie Spiel der Talente erweckt; laſſen Sie Jene ſich die Unterhaltung zum Geſchäft, Dieſe ſich zur Freude und zum Genuſſe machen — welche Geſellſchaften werden wir haben!

H. v. A. Wahre Akademieen! —

H. v. B. Aber dieſe verwünſchte Paſſivität, nach welcher die Menſchen ewig amüſirt ſeyn wollen, ohne nur einmal amüſabel zu ſeyn! — Glauben denn nicht die Leute, beſonders die Weiber, daß ſie für die Geſellſchaft alles gethan haben, wenn ſie ſich für ſie angezogen haben und hingefahren ſind? Das erſte Kompliment machen ſie noch wachend; ſobald ſie ſitzen, ſinken ſie in den heilloſen Seelenſchlaf. Wahrhaftig, mir kommt ſo eine Aſſemblée oft wie eine Geſellſchaft von Nachtwandlern vor.

H. v. A. Das iſt luſtig! — Aber Sie haben Recht. Die Paſſivität, ja, (um Ihr neues Wort weiter auszubilden) die Inamüſabilität iſt unſer Verderben. Die Menſchen ſind zu wenig eitel!

H. v. B. Zu wenig? — Sie können ja über die Eitelkeit nicht hinaus; die Kleider, die Mippes, der

Putz, der Anſtand haben ja alle ihre Seelenkräfte verſchlungen.

Herr von A. Und doch zu wenig! — Denn ſie können nicht dazu gebracht werden, ihre beſſeren Talente zu zeigen, wenigſtens das, mit Theilnahme zu hören.

H. v. B. Das eben meine ich! Die Menſchen müſſen aus der unſeligen Paſſivität aufgerüttelt werden!

H. v. A. Doch ſanft?

H. v. B. Allerdings. Die Geſellſchaft muß nicht zur Arbeit werden; es muß ein leichtes Spiel der Kräfte ſeyn, in das man geſetzt wird. Aber man muß ſelbſt dabei helfen wollen.

H. v. A. Aha! der gute Wille! Nun, Sie haben die Aufgabe genannt; wiſſen Sie ein Mittel zu ihrer Löſung?

H. v. B. Nein!

H. v. A. Ich auch nicht. Es wird alſo wohl vor der Hand beim Alten bleiben.

H. v. B. Das ſoll, das muß es nicht! Laſſen Sie mich nur erſt ſelbſt ein Haus machen; dann will ich das Mittel ſchon finden, die geſellige Unterhaltung zu befördern. —

H. v. A. Ei, da werden wir, mit unſerm guten Willen, ſchon Zwei ſeyn, die dafür ſorgen! Laſſen Sie das noch zehn Andre in ihren Häuſern thun, und die Lage der Sachen wird ſich ſchon verbeſſern.

H. v. B. (lächelnd) Beinahe hätten wir alſo ganz unverhofft das Geheimniß entdeckt. Alſo in unſern Häuſern ſprechen wir uns wieder. Es lebe die Zukunft!

Herr von A. Sie lebe! — — —

H. v. B. Wo waren Sie geſtern?

H. v. A. Bei dem Grafen M.

H. v. B. Schon wieder?

H. v. A. Warum nicht alle Tage?

H. v B. Ich bin in dem Hauſe nicht eingeführt. Der Graf giebt nicht Geſellſchaft.

H. v. A. Warum nicht? Wöchentlich wenigſtens zweimal; ein Diner und ein Souper.

H. v. B. Davon weiß man ja nichts.

H. v. A. Thut nichts zur Sache! Die Eingeladenen wiſſen genug davon.

H. v. B. So? — Was macht man denn da?

H. v. A. Man ißt, man trinkt, man ſpricht —

H. v. B. Man ſpielt —

H. v. A. Ich habe im Hauſe noch keine Karte geſehen.

H. v. B. Ei!

H. v. A. Daran iſt keine Zeit zu denken.

H. v. B. Sie erregen meine Neugier.

H. v. A. Die ich leicht befriedigen kann. Die Diners ſind im Ganzen ziemlich gewöhnlich. Man verſammelt ſich, die Geſellſchaft kennt ſich — etwa nur zwölf bis zwanzig Perſonen. Der Fremde wird vom Wirth laut präſentirt. Es verſteht ſich, daß nie Menſchen beiſammen ſind, die ſich etwa nicht leiden mögen; von Partheiſachen wird überhaupt nicht Notiz genommen. Das Geſpräch vor Tiſche iſt allgemein: man ſteht im Kreiſe, der Wirth

fragt,

fragt, erzählt etwas, wir ſtimmen ein — es iſt gleichſam das Stimmen der Inſtrumente zu dem folgenden Concert. Man geht zu Tiſche. Obgleich à la table ronde geſpeiſet wird, weiß es der Wirth doch ſo einzurichten, daß jeder in die liebſte Nachbarſchaft kommt. Der Graf hat darin eine förmliche Taktik oder Anordnungskunſt, die ich ihm noch nicht ganz abgelernt habe. So viel merke ich nur, daß er die Gelehrten und Künſtler, die zugleich ſeine Hausfreunde ſind, und deren Unterhaltungsgabe er kennt, an den ganzen Tiſch vertheilt. Dieſe ſcheinen, nach einer ſtillſchweigenden Convention, bei den erſten Schüſſeln es nur auf ihre Nachbarn anzulegen, um dieſe in eine leichte und gefällige Stimmung zu ſetzen, und ſodann, als Virtuoſen, unter einander etwa ein geiſtreiches Duett oder Trio zu geben. Der Wirth ſelbſt fällt ein, etwa mit einer Frage an den Fremden über ſeine Reiſe, bittet ihn, der Geſellſchaft zu wiederholen, was er ihm ſchon einzeln erzählt hat, fordert dieſem oder jenem aus ſeinem Fache eine Erörterung ab, ſorgt aber mit der Leichtigkeit des Weltmanns dafür, daß keine Pedanterei einreiße. Während nun ſehr gut gegeſſen und vortrefflich getrunken wird (es iſt alles rein, gut und zu einander paſſend), haben ſich, noch ehe die feineren Weine kommen, alle die bisherigen Solos, Duos und Trios in eine große und harmoniſche Symphonie aufgelöſt, bei der gewiß Alle, wenn auch nur als Ripieniſten, mit Wohlgefallen mitſpielen; es iſt ein Concert des Witzes, der Laune, der offenen Mittheilung, das ſo entfernt bleibt von aller Anſtrengung und

Ermüdung, daß am Ende Jeder mit Mißvergnügen aufſteht, gerade, als würde er aus dem ihm eigenthümlichen Element in ein fremdes, aus einem poetiſchen Leben in die proſaiſche Wirklichkeit verſetzt. — Wir trennen uns alle mit dem lebhafteſten Danke gegen den Wirth, mit Zuneigung und Hochachtung gegen die Mitgäſte, und mit einem Nachgeſchmack, der noch einige Tage fortdauert. — Zu den Soupers verſammelt man ſich nach ſechs Uhr.

H. v. B. Unmöglich!

H. v. A. Nach ſechs Uhr; und Niemand kommt gern zu ſpät. Da hier im Ganzen immer dieſelben ſind, und es hier ganz unmöglich iſt, daß ſich etwas Heterogenes einſchleiche, ſo können Sie leicht denken, daß ſich ein jeder noch freier und gefälliger bewegt. Jedem Theilnehmer ſcheint dieſe Geſellſchaft auch ſo lieb zu ſeyn, daß es ausſieht, als habe er ſich darauf vorbereitet; denn jeder weiß etwas Neues und Intereſſantes aus der literariſchen, künſtleriſchen, aus der politiſchen oder ökonomiſchen Welt zu erzählen. Neue Werke, beſonders Kunſtſachen, liegen auch gewöhnlich, wie zufällig, auf einem Nebentiſche. Zugleich fehlt nie ein guter Deklamator, der ein ausgewähltes Stück, ein Schriftſteller, der etwas von ſeinen neuſten Arbeiten vorlieſt, oder ein Muſiker, der entweder eine ſeiner Compoſitionen oder eine freie Phantaſie vorträgt. Dabei iſt, neben der feinſten Bewirthung, dafür geſorgt, daß die Bedienung ſo wenig als möglich incommodire. — Begreifen Sie nun wohl, daß die Zeit zum Abendeſſen mehr als zu ſchnell herbeikommt, und daß dieſes nur um deſto lebhafter iſt, je mehr die Menſchen eine Fülle von Ideen erhalten und dabei ſtill geſchwiegen haben? Denn Sie wiſſen wohl, daß die Kinder am lauteſten ſind, wenn ſie vorher haben ſtill ſitzen müſſen.

H. v. B. Faſt vermuthe ich, Sie haben Ihre Geſchichte nur erfunden, um mir auf eine artige Weiſe unser obiges Räthſel zu löſen; denn wenn ich darüber nachdenke und Folgerungen ziehe, ſo könnte ich daraus faſt eine Theorie der guten Geſellſchaft aufſtellen. — Aber Sie haben von kleinen Geſellſchaften geſprochen. —

H. v. A. Kennen Sie andre, die gut und nicht langweilig wären?

H. v. B. Für jetzt nicht; doch die Unterhaltung einer großen würde auch für Ihren Grafen wahrſcheinlich ein ſchwer zu löſendes Problem ſeyn.

H. v. B. Faſt möchte ich es nicht glauben, wenigſtens nach dem, was ich einſt mit ihm ſprach. Die Karten, der Tanz, die Muſik u dgl. meinte er, würden ihm aushelfen, wenn er je darauf fiele, große Geſellſchaften zu geben. Allein das wird ihm nicht einfallen: denn „die Geſellſchaften, ſagte er, ſind die beſten, wo der Gaſt mit etwas mehr, als mit dem Magen, und der Wirth mit etwas mehr, als mit dem Beutel, bezahlt;“ er geht daher auch nicht dorthin, wo der Wirth nichts weiter kann, als bezahlen, was Küche und Keller liefert, und die Gäſte nichts mitzubringen ſcheinen, als die Zähne.

H. v. B. Ei, da hätten wir ja an dem Grafen M ſchon unſern dritten Mann!

H. v. A. Oder vielmehr den *erſten.*

H. v. B. Auch das! Aber, lieber A., in dieſem Hauſe müſſen Sie mich einführen; ich will dort die Theorie der guten Geſellſchaft ſtudieren.

H. v. A. — Und damit anfangen, ſelbſt guter Geſellſchafter zu ſeyn. Denn, glauben Sie mir, wer nicht ennüyirt, der wird auch nicht leicht ennüyirt.

4. Die junge Betſchweſter, oder jedes Ding hat ſeine Zeit.

Eleonore an Roſalie.

Erſter Brief.

Du willſt, liebe Roſalie, ich ſoll dir den wunderbaren Charakter beſchreiben, der uns alle ſeit einiger Zeit in Spannung ſetzt. Wunderliche Forderung! Wie könnte ein Mädchen, das ſelbſt keinen Charakter hat, und, nach dem Urtheile der Männer, keinen haben ſoll, einen Charakter ſchildern! Das mögen die gewaltigen Herren übernehmen, die uns bloß allgemeine Eigenſchaften, z. B. Weiblichkeit, Liebenswürdigkeit und wie die Tugenden weiter heißen, ſich ſelbſt aber einen Charakter und eine Individualität zuſchreiben. Wir haben es hier nun einmal mit einem *Mädchen* zu thun, das einen *Charakter* haben ſoll, und zwar einen recht ſonderbaren, bizarren, verſchrobenen (wie man ſpricht); und ſo kann ich mich zu nichts verpflichten, als dir das Mädchen ein wenig zu beſchreiben, ohne mich auf den Charakter einzulaſſen. Sollte mir ein Urtheil entſchlüpfen, ſo drücke davor geſchwind die Augen zu, und laſſe davon nichts gegen einen gewiſſen Mann verlauten, der jetzt zu meinem Leide in deiner Nähe iſt.

Nun zu unſrer kleinen Betſchweſter; — denn dies iſt der Name, den ihr die Mädchen gegeben haben, und den unſere jungen Herren gehorſam nachplaudern. Sie hat ihn aber auch wohl verdient. Höre nur! — Vor etwa drei Monaten kam Frau von Thal (das iſt die Tante) mit einem ganz allerliebſten Mädchen hier an, um die Wintermonate in unſern großen Zirkeln zuzubringen. Daß das Mädchen Emilie heiße, Vater und Mutter, aber nicht ihr großes Vermögen verloren habe, und nun unter der Hut der Tante ſtehe — das wußte in drei Tagen die ganze Stadt. Man war neugierig, die Ankömmlinge zu ſehen; man hatte das Glück auf der Aſſemblee bei der Baronin Herbert. Aber, hilf Himmel, welche Erſcheinung! Die Tante, wenigſtens fünf- und vierzig Jahr alt — angezogen nach dem letzten Geſchmack — oder vielmehr gar nicht angezogen — mit Brillanten überſäet — mit dickem Roth auf den Vollmondswangen — und einem Air von Prätenſion auf dem überfreundlichen Mündchen, das alle unſre Apolle und Adoniſſe herausforderte; die Nichte — wie eine Minerva im Peplos, oder wie eine Prieſterin der Ceres, oder wie die Göttin ſelbſt, oder wie eine Veſtalin — kurz, eingehüllt vom Halſe bis auf die Handknöchel und Fußſpitzen, und ſo angethan, wie etwa die Tante hätte angezogen ſeyn ſollen, endlich mit einem Blick und Anſtand, deſſen Ernſt und Kälte einen Grandiſſon in Feuer und gute Laune hätte ſetzen können. Du kannſt denken, was die frivole Tante von wenigſtens fünf und vierzig, und die ernſthafte Nichte von achtzehn Jahren für Senſation machten. Daher verſchone ich dich mit allen Beſchreibungen; nur zwei Bonmots unſerer Witzbolde muß ich dir wiederholen. Der eine ſagte: der Winter und der Frühling hätten zu einer Maskerade ihre Charaktere vertauſcht; und der andere: der ſalomoniſche Ausſpruch, alles hat ſeine Zeit, gebe ſich ein gewaltiges Dementi.

So erſchienen ſie immer im Theater, in Aſſembleen, auf Bällen, bei Thees und Soupers: — die Tante als ein achtzehnjähriges Mädchen, die Nichte als eine reife Matrone. Mit der erſten waren wir bald fertig — die war rein lächerlich; mit der andern aber konnten wir nicht ſo leicht fertig werden: denn theils war ſie zu ſchön, theils herrſchte in ihrem Geſicht eine ſo feine weibliche Lieblichkeit, und in ihren Augen ein ſo zartes Feuer, daß wir uns von ihrer Natur eben ſo angezogen, als von ihrer Manier abgeſtoßen fühlten. Indeß, wenn ich ſage wir, ſo meine ich eigentlich nur Julien und mich. Die Andern hatten ſich ſchnell geholfen, ſie claſſificirt, ihr einen Namen gegeben, und ſo war die Sache abgethan. Man affectirte, von der jungen Betſchweſter gar nicht mehr ſprechen zu wollen; und doch ließ man ſie nicht aus den Augen, und unſre jungen Herren wurden vis-à-vis ihrer Gebieterinnen in jedem Augenblicke fader, wenn ſie hereingetreten war, und ihre Späße über die Betſchweſter immer alberner, bis ſie doch am Ende in den Kreis dieſer Betſchweſter wie gebannt waren.

Ob ſie ſich gleich faſt beſtändig zu den ältlichen Frauen hielt, die denn auch nicht verfehlten, ſie allen Mädchen als ein incomparables Muſter vorzuſtellen, weil nun ihre Kreiſe durch ſie animirt wurden: ſo konnte ſie es doch nicht vermeiden, zuweilen auch in unſre Zirkel zu kommen. Und da, geſtehe ich dir, bin ich ſehr oft an ihr irre geworden. Da ſaß ſie denn, ſo ernſt, ſo herablaſſend freundlich, ſo mütterlich, daß es ein Jammer war. Die eine lobte ſie über ihre Arbeit (ſie ſelbſt ſtrickt und ſtickt wunderſchön), und lehrte ſie allerlei Vortheile; die andre fragte ſie, warum ſie die Arme ſo bloß trüge, und belehrte uns, daß das nordiſche Klima die Nacktheit der Griechen nicht vertrage; der dritten verwies ſie, obgleich auf die ſchonendſte Art, ihr zu freies Betragen gegen die Männer, und ſprach doch bald darauf über das eheliche Verhältniß mit einer Offenheit und Deutlichkeit, wie ich meine Mutter nicht darüber habe ſprechen hören. Das Kapitel von den Pflichten einer Gattin und Mutter hatte ſie ſo vollkommen inne, daß ſie hätte Bücher darüber ſchreiben können, und daß es ſchien, als hätten unſre künftigen Männer ſie an uns abgeſandt, um uns zu künftigen Hausfrauen und Hausmüttern zu bilden. Bei allem aber, was ſie ſagte, citirte ſie immer eine Stelle oder einen Vers aus einem Buche, und — ob ſie gleich ſehr ſchön deklamirt — ſo kam uns doch dies, aus dem Gedächtniſſe Recitirte, wie ein Herbeten vor, daß ſie meiſt deswegen den Namen der Betſchweſter erhielt. Es war, oder vielmehr es iſt, (denn ich ſpreche ja nicht bloß von ihrem erſten Erſcheinen) es iſt ein trauriges Leden mit dem Mädchen; ſie verſcheucht alle Freude, und ſcheint dabei ſelbſt nicht froh. Denn ich bin feſt überzeugt, daß alles dies Deklamiren und Dociren ihr nicht von Herzen geht, ſondern bloß eine angenommene Rolle iſt, die ſie ſpielen zu müſſen glaubt. Höre, wie ich zu dieſer Ueberzeugung gekommen bin.

Zwei Meilen von hier lebt auf ihrem Gute eine Anverwandte von ihr, eine ſehr würdige Frau, die ehemals in ihrem väterlichen Hauſe bekannt geweſen iſt und die wir zuweilen beſuchen. Neulich, als wir dort waren, brachte ich beim Frühſtück, zu dem ich allein kommen darf (denn die alte Frau hat mich lieb), die Rede auf unſere Betſchweſter. Ich mußte ihr alles, was ich von ihr wußte, erzählen; und nun erfuhr ich, wie das Mädchen zu der Narrheit gekommen iſt. Die Mutter war ſehr früh geſtorben; der Vater, der das Mädchen als das einzige Pfand der Liebe ſeiner geliebten Gattin, als ſein einziges Glück betrachtete, hatte ihr die ſorgfältigſte und eine faſt gelehrte Erziehung gegeben, und es an Lehren und Predigen nicht fehlen laſſen. Von Weiblichkeit hatte er ihr immer vorgeſprochen, aber durch das Philoſophiren darüber alle Weiblichkeit erſtickt. Bücher las ſie nur, die er ihr gab, und Campe'ns väterlicher Rath u. dgl. waren ihre beſtändigen Begleiter. Als der Vater ſtarb, lebte und ſtudierte ſie in ſeinem Geiſte fort; in der Einſamkeit, in die ſie ſich nach ſeinem Tode zurückzog, bildete ſie ſich ein weibliches Ideal aus. Das alberne Buch: Eliſe, oder das Weib, wie es ſeyn ſollte, half dabei, und das Beiſpiel ihrer Tante, zu der ſie von ihrem Vormunde gegeben wurde, und die ſie natürlich, als das vollſtändige Gegenſtück ihres Ideals, verachtet, beſtärkte und verhärtete ſie darin — und da iſt denn das kleine Ungeheuerchen daraus geworden, für das ſie ſich ſo gern verkaufen möchte.

Bei dem allen, ob ich gleich nun weiß, wie ſie in das Unglück hineingerathen iſt, kann ich mich ihr doch nicht nähern, ſo lieb ich ſie auch wirklich habe und ſo deutlich ich ſehe, daß ihre gute Natur gegen die Verſchrobenheit einen gewaltigen Kampf kämpft. Ich muß dieſe Emilie, das Mädchen, wie es, nach meiner Meinung, nicht ſeyn ſollte, ſich ſelbſt überlaſſen! Denn was könnte ich ihrer Docirſucht entgegen ſetzen? — Wieder ein Dociren, daß ſie Unrecht hat; und ſo würden wir in Disputationen gerathen, und aus Einem unweiblichen Weſen würden dann zwei werden. Ihre Eitelkeit könnte ich auch nicht rege machen; denn ich fürchte faſt, ihre Eitelkeit befindet ſich gerade in dieſer Manier wohl, und ſie glaubt obendrein, eine Feindin der Eitelkeit zu ſeyn. Ein Gefühl, z. E. der Freundſchaft, kann ich auch nicht in Anſpruch nehmen; denn ich weiß nicht, ob ſie mich liebt (ob ſie mich gleich ſehr auszeichnet), ja, ob ſie überhaupt jemand außer ſich lieben kann. Genug, ich muß ſie ihrem Schickſal überlaſſen, und erwarten, ob ſie ſich vielleicht ſo lächerlich und verhaßt unter dem großen Haufen macht, daß ſie auf ihre Lage ſelbſt aufmerkſam wird. Dann ſoll ſie meine Arme und mein Herz offen finden, und die Freundſchaft ſoll ſie tröſten, ſie aber ſich ſelbſt verſtändigen, aus der verhaßten Rolle herausreißen und ſie ſich ſelbſt wiedergeben.

Doch habe ich nicht eben ſo ernſthaft und weiſe geſprochen, wie Emilie ſelbſt ſprechen würde? Da nimm dir ein Beiſpiel an unſerer Gebrechlichkeit! Darum ſchnell abgebrochen! — Sollte ich dir aber lange Weile gemacht haben, ſo würdeſt du dich aufs fürchterlichſte rächen, wenn du dieſen Brief meinem Eduard zeigteſt. Damit du aber auch nicht in Verlegenheit kommſt, ſo trage ich dir nicht einmal einen Gruß an ihn auf. Adieu, meine gute, meine nachſichtige Roſalie!

Zweiter Brief.

Freue Dich mit mir, liebe Roſalie! Unſre Betſchweſter iſt gerettet, iſt der Jugend, der Fröhlichkeit, der Vernunft und ſich ſelbſt wiedergegeben. Du fragſt, wie dies Wunder möglich ſey? Durch den Gott, durch den im Himmel und auf Erden die größeſten Wunder geſchehen, den Amor! — Heute theile ich dir nur die Skizze der allerliebſten Begebenheit mit; ſobald du hierher kommſt, erhälteſt du die kleinſten Details.

Du kennſt den Baron Frank, dieſen klugen, männlichen, auf Reiſen gebildeten Mann, der allein unter unſern jungen Leuten mit meinem Eduard eine Vergleichung aushalten könnte; dieſer iſt das Werkzeug zur Bekehrung der liebenswürdigen Sünderin geworden. Höre, wie ſchlau er das angefangen hat! — Gleich bei ihrer erſten Erſcheinung erregte ſie ſeine Aufmerkſamkeit; noch ehe ſie ihn nur geſehen ter nennen gehört hatte, war er ſterblich in ſie verliebt, und hatte er den Plan gemacht, ſie zu heirathen. Vor allen Dingen fing er damit an, daß er krank wurde (verſteht ſich, nicht in Ernſt) und dieſe Zeit dazu benutzte, ſich über ihre Familie, Erziehung, Charakter u. ſ. w. die genaueſten Nachrichten zu verſchaffen. Dieſe müſſen nun, trotz ihrem ſchlechten Debüt, ganz zu ſeiner Zufriedenheit ausgefallen ſeyn; denn er ſetzte ſeine Operationen fort. Zuerſt verreiſte er auf mehrere Wochen, um ihr ganz gewiß nicht unter die Augen zu kommen. Ein ſchöner Anfang einer Liebesgeſchichte! wirſt du ſagen. Aber merke zweierlei: erſtlich hatte er ihr Porträt mitgenommen, um ſich daran zu erbauen; und zweitens hatte er ſeine beiden vertrauten Freunde, nebſt ſeiner guten Tante angeſtellt, unſere Emilie auf alle mögliche Weiſe auf ihn aufmerkſam zu machen. Ich wußte ewig nicht, warum jene alle Augenblicke Franks witzige und ſentimentale Einfälle citirten, warum ſie bei jedem kleinen Streit auf ſeine Entſcheidung drangen, und nichts mehr zu bedauern hatten, als ſeine Abweſenheit. Sie mußte wohl auf den Phönix aufmerkſam werden, dem alle huldigten, und wenn ſie es nicht geworden wäre, ſo hätte es die Tante durch ihre herzlichen Ausrufungen, mit denen ſie allen ihren Klagen über die Männer begegnete: „Ach! Sie haben meinen Neffen noch nicht geſehen!“ gewiß durchgeſetzt. Endlich, da alles im beſten Gange (es iſt mir alles erſt nachher klar geworden) und der Phönix mit dem größten Geräuſch angekündigt war, erſchien er ſelbſt. Gewiß, ſie hätte kein Mädchen ſeyn müſſen, wenn ſie dieſe Erſcheinung nicht ergriffen hätte. Du kennſt ſeine ſchöne, männliche Figur, ſeinen vollendeten Anſtand, wenn er repräſentiren will, ſeine grazienvolle Würde: dabei war er vortrefflich, ich möchte ſagen, kokett angezogen; denn er ſah aus, wie ein moderniſirter Grandiſon. Alle Augen, ja beinahe alle Hände und Füße flogen ihm entgegen. Emilie, als die einzige Fremde, ward um ſeinetwillen verlaſſen; aber ſein erſter Blick beim Hereintreten hatte ſie ſchon getroffen, und von dem Augenblicke an konnte ſie ihr Auge kaum von ihm abwenden. Du hätteſt die abgemeſſene Artigkeit ſehen ſollen, mit der er uns alle gleich behandelte, wie er jeder mit ſeiner würdevollen Manier etwas Schönes ſagte, doch ſo, daß es ſichtbar war, er wolle keine auszeichnen, und nehme weiter an ſeinen Worten keinen Theil. Als er zu Emilien kam, fixirte er ſie mit ſeinen geiſtvollen Augen. Die ihrigen, die ſonſt immer ganz munter, ja beinahe etwas unverſchämt aufſchauten, ſenkten ſich ganz demüthig; und als vollends ſeine Tante ihn ihr mit den triumphirenden Worten: das iſt mein Neffe! präſentirte, ward ſie ganz roth, und machte ein ſo linkiſches Kompliment, wie ſie es wahrſcheinlich ſeit ihrem achten Jahre nicht gemacht hat. Was an dieſem Abende ſonſt noch zwiſchen ihnen vorgegangen iſt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß er wie ein Cato und wie ein Swift zugleich ſprach, und von ſeiner Reiſe ſo allerliebſte Sachen erzählte, daß die alten und jungen Herren, die Damen und Mädchen ganz Ohr waren — und daß Emilie den ganzen Abend kein Wort ſprach.

So vortrefflich er debütirt hatte, eben ſo vortrefflich ſetzte er ſeine Rolle fort; doch es war nicht eigentlich Rolle, denn es war ſein Zweck und innigſter Wunſch, ſie auf ihn aufmerkſam zu machen, weil er ſie aufs allerinnigſte liebte. Wir hatten ſchon immer ſeine Unterhaltungsgabe vorzüglich geſchätzt; nur fürchteten wir den beißenden Witz, mit dem er jede Lächerlichkeit unbarmherzig geißelte. Jetzt war er die Seele aller Geſellſchaften, das allgemeine Entzücken. — Aber, was wir alle erwartet hatten, nehmlich daß er unſre Betſchweſter nach Würden züchtigen würde, das geſchah nicht; im Gegentheil war von ſeiner Satire alle Spur verſchwunden. Frei und offen ſprach er mit allen in der Geſellſchaft, aber mit Emilien ſprach er kein Wort; nur ſorgte er fleißig, daß keins ſeiner Worte für ſie verloren ginge, und obendrein ließ er eine ſo feine Rückſicht, ein ſo zartes Gefühl für ſie — faſt nur ihr allein bemerkbar — hervorblicken, daß ſie hätte unempfindlich ſeyn müſſen, wenn ihr ganzes Gefühl ſich nicht hätte dem liebenswürdigen Manne zuwenden wollen. In der Zeit gingen einige wichtige Veränderungen mit ihr vor: ſie erſchien von Tage zu Tage modiſcher, eleganter und weniger matronenartig gekleidet, und ihr ſchönes, großes Auge erhielt einen pikanteren Glanz, doch nur in ſeiner Gegenwart; ſodann aber hatte ihre docirende Redſeligkeit ganz aufgehört: ſie fing an, natürlicher zu ſprechen, und wenn Er ſprach, hörte ſie bloß zu. Es ſchien, als ob ihre Eitelkeit nur in ihm leben und durch ihn genährt werden wollte; wozu er denn auch treulich alle Gelegenheiten benutzte. Jede Aeußerung, die er von ihr erhaſchte, ſtellte er in ein brillantes Licht, führte ſie als Autorität an, und wußte auf alle Weiſe ihre Sentiments zu treffen.

Nachdem er auf dieſe Art ihr Herz gewonnen hatte — auch in ihrem Hauſe hatte er Entree, und die Tante Thal war ſeine eifrigſte Verehrerin — ſchritt er zum zweiten Theile ſeines Plans. Nun erſchien der Satyr plötzlich wieder an ſeiner Seite, und er hielt die Binde- und Löſeſchlüſſel der Lächerlichkeit mit Feſtigkeit in der Hand. Anfänglich handhabte er ſeine Geißel nur ganz ſanft, gleichſam genöthigt, nur gegen fremde und höchſt auffallende Lächerlichkeiten und mit immer durchſchimmernder Gutmüthigkeit. Als er aber ſah, daß Emilie gerade am meiſten lachte und über ſeine Schilderungen luſtig wurde, ward er kühner, und führte endlich ſeinen Streich geradezu auf die Tante, ſo daß dieſer (die nichts merkte) und uns Allen vor Lachen der Odem ausging und die Thränen in die Augen traten. Erſt, als Emilie ſich erholt hatte, ſchien ſie einen Augenblick ernſthaft zu werden und ihn ſtark zu fixiren; er war aber indeß wieder der unſchuldige, feine, kluge, imponirende Mann geworden, ſo daß ſie kein ſchiefes Urtheil über ihn wagte. Indeß ſetzte ſich aber ein Gefühl von Furcht im Hintergrunde ihres Herzchens feſt, welches, ohne die ſchon feſtgewurzelte Liebe, wahrſcheinlich nicht Ehrfurcht geworden wäre. In dieſer Zeit mußte ſie (wahrſcheinlich auf ſeine Veranſtaltung) eine Freundin beſuchen, die ihr im engſten Vertrauen entdeckte, daß ſie durch ihren Anzug, ihr altkluges Betragen, ihr Recitiren u. ſ. w. leider auf dem Wege geweſen ſey, ſich lächerlich zu machen, ja, daß man ſie ſogar die junge Betſchweſter nenne. Was ihr ſonſt wahrſcheinlich ziemlich gleichgültig, ja vielleicht, als eine Art Märtyrerthum, lieb geweſen wäre, davor erſchrak ſie jetzt ſo, daß ſie bleich wurde und zitterte, ja ſich in der erſten Angſt die Frage entſchlüpfen ließ, ob Frank um den Namen wiſſe? Sie war bald beruhigt, als ſie es verneinen hörte.

Nun war ſie ihm natürlich in die Hände geliefert. Ein einziges Mal, in einem kleinen Zirkel, ſchien er es auf einen Angriff auf ſie anzulegen; denn er citirte einige Mal, gegen ſeine Gewohnheit, Stellen aus Autoren, unter andern eine Stelle, die das Citiren ſelbſt lächerlich machte, und eine andre die auf Unweiblichkeit anſpielte. Als Emilie dies zu merken anfing, gerieth ſie in eine ſichtbare Bangigkeit, und ſah ihn dabei ſo bittend, ja ich möchte ſagen, zärtlich an, daß er plötzlich ſchwieg, und erröthend die Augen niederſchlug. Das Geſpräch nahm von ſelbſt eine andere Wendung; er ſprach, von Empfindung überwältigt, gar nicht, ſetzte ſich ſodann zum Klavier und phantaſierte ſo ſchön, ſo begeiſternd, daß Emilien Thränen in die Augen traten. Er brach früher auf, und aus Emiliens Erröthen ſah ich, daß er ihr die Hand gedrückt hatte

Von der Zeit an war er der geiſt- und empfindungsvolle Liebhaber, und bald auch der erklärte Geliebte. Neben dem Blatte, auf das ich ſchreibe, liegt die Karte, wodurch Baron Frank ſeine Verlobung mit Emilien bekannt macht. Er iſt ihr Lehrer geworden, er hat ihr die Thorheit ihrer Bücher und ihrer Ideale gezeigt, er hat ihr ſeine Grundſätze entwickelt, ja er hat ihr das Planmäßige ſeines Verfahrens geſtanden; ihre geſunde Vernunft, oder vielmehr ihre gute Natur, iſt auf ſeine Seite getreten, und die Liebe hat alles geglaubt und entſchuldigt. Man kann kein ſchöneres, kein glücklicheres, kein beneideteres Paar ſehen. Emilie ſelbſt hat ſchon einige Mal ſehr geiſtreich über ihre Verirrung geſpottet, und kein Menſch wagt es mehr, daran zu denken.

Von meinem Antheil an dieſer Bekehrung mündlich. Emilie iſt nun meine Freundinn, und die alte Jugendfreundſchaft zwiſchen Frank und Eduard kennſt du. Wir werden zwei engverbundne Familien ausmachen, in deren Kreiſe du nicht länger fehlen mußt. Doch davon künftig. Beiliegender Brief an Eduard enthält nichts, als die Ausführung des Thema's: **Komm! — Lebe wohl!**

5. Gedanken über humane Organiſation einer Landeskammer.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Doch der beſte Vorſchlag iſt nicht ausführbar, ſo lange nicht gerechte und humane Fürſten treue, fleißige, uneigennützige, verſtändige und humane Diener haben. Wenn ſie aber dieſe beſitzen, ſo ſind alle unſre Vorſchläge überflüßig, und die Landeskammern werden ſich ganz von ſelbſt auf die humanſte Weiſe organiſiren.

6. Ueber Gall's Schedellehre.

Ueber dieſen Gegenſtand habe ich beinahe gar nichts geleſen, als was ich ſelbſt bei Gelegenheit der verſchiedenen Journale, die ſich darüber ausließen, geſchrieben habe. Ich weiß davon nur ſo viel, daß der Herr D. Gall auf den Erhöhungen und in den Vertiefungen eines menſchlichen Kopfs die ganze darunter ſitzende Gemüthsart findet, und gleichſam die Pſychographie eben ſo betreibt, wie einer die Geographie, der ſich ein ganzes Land, mit ſeinen Bergen, Wäldern, Thälern und Flüſſen en relief in Holz ſchnitte; wobei beide obendrein den Vortheil haben, die ganze Sache auch im Finſtern, ja, als Stockblinde, betreiben zu können.

Ich bin bis jetzt immer gegen dieſe Art und Weiſe, der Seele auf die Sprünge zu kommen und den unſterblichen Geiſt gleichſam mit den Händen zu greifen, entrüſtet geweſen, und habe dies auch in den verſchiedenen Gall'ſchen Abhandlungen, die ich geſchrieben habe, unverholen geäußert. Nun aber, da ich eine neue Veranlaſſung habe, die Sache für das Rheiniſche Muſeum zu bearbeiten, bin ich auch auf die andre Seite der Schedellehre aufmerkſam geworden, und habe gefunden, daß ſie eine ganz unbeſchreibliche Nützlichkeit bei ſich führe. Welche ich denn nun in Kurzem beſchreiben will.

Es muß nehmlich von nun an in alle menſchlichen Angelegenheiten eine Gewißheit und Sicherheit hineinkommen, von welcher man vorher gar keinen Begriff gehabt hat Woher denn die Unſicherheit in allen Geſchäften, die man nicht ganz allein ausführen kann, woher das Mißtrauen das ſich überall zeigt, die tauſend Cautelen, die Stipulationen, die Eide, welche Chriſtus verboten hat? Doch bloß daher, weil man den Leuten nicht ins Herz ſehen, weil man ihren Worten nicht immer glauben kann, und man kein untriegliches Mittel hat, ſogleich zu beſtimmen, was eigentlich am Menſchen ſey. Da hat man denn ganze Syſteme von Klugheitsregeln angefertigt (welche von einigen Philoſophen ſogar für Moral ausgegeben werden); da hat man gelehrt: man ſolle erſt einen Scheffel Salz mit dem Menſchen verzehrt haben, ehe man ihn ſeinen Freund nenne, ja (wie es ſchon die Stoiker gethan) man ſolle auch nach dem Genuß dieſes Salzſcheffels immer noch mit ihm ſo leben, als würde er in der nächſten Stunde unſer Feind werden, u. dgl. — Man glaube doch ja nicht, daß die Mittel, die man erfunden hat, um die Leute vom Böſen abzuſchrecken und zur Ehrlichkeit anzuhalten, hinreichend ſeyen! Was macht ſich ein treuloſer Freund aus unſrer Verachtung, ein untreuer Diener aus der angedrohten Strafe! Ja, wenn das Beiſpiel etwas ausrichten könnte, ſo müßte in der ganzen Welt nur einmal ein einziger Menſch gehängt, oder geköpft, oder gerädert, oder geprügelt worden ſeyn, an dem ſich, wenn ſie gewellt hätten, ganze Generationen und Jahrhunderte von (möglichen) Spitzbuben hätten ſpiegeln können; da wir hingegen jetzt nicht hinlänglich genug hängen und köpfen können, damit die heilloſen Diebe nur auf ein Stündchen in ſich gehen, und die Tugend lieb gewinnen. — Nein, es hilft alles nichts, als das einzige: Man muß ſich mit den Spitzbuben gar nicht einlaſſen; und um dies durchſehen zu können — da man ihnen nun einmal nicht ins Herz ſehen kann — ſo muß man ihnen an den Kopf fühlen und es ihnen am Schedel abgreifen, weß Geiſtes Kinder ſie ſind. Die juriſtiſche Regel: Quilibet praeſumitur bonus, nisi probetur contrarium, welche praktiſch in freier Ueberſetzung alſo gegeben wird: Es ſoll niemand gehängt werden, dem nicht vorher das Urtheil ordentlich publicirt worden; muß nun alſo ausgedrückt werden: Nemo praesumitur bonus, nisi caput fuerit palpatum, d. i. man halte Niemand für einen Schelm, dem man nicht vorher den Kopf befühlt hat; zu welchem Ende man auch ſchon angefangen hat, ſich ſo viel als möglich die Haare abzuſchneiden, um der Unterſuchung keine unnöthigen Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Dieſe Kunſt, den Schedel (anſtatt, wie man ſonſt ſagte: Herz und Nieren) zu prüfen, iſt nun erfunden, und es iſt zu erwarten, daß die Welt eine ganz andre Geſtalt gewinnen werde. — Ich hebe aus tauſend Beiſpielen nur einige aus, um auf die Sache aufmerkſam zu machen.

Ein Herr will einen Bedienten, Knecht oder Magd miethen; ſobald ſie ſich zeigen, greift er ihnen, ohne ein Wort zu ſprechen, an den Kopf, und unterſucht, ob ſie das Organ der Treue, der Arbeitſamkeit und Geſchicklichkeit, oder etwa das Diebsorgan, das Organ der Verſchlafenheit oder der Tölpelei an ſich tragen; im letztern Falle jagt er ſie, ehe ſie ihn noch einen Augenblick ärgern oder um einen Pfennig betriegen können, aus dem Hauſe. — Ein Mann hat von der Freundſchaft geleſen; er ſehnt ſich nach einer redlichen Seele, die ihn nicht täuſche und durch Falſchheit zum Menſchenhaß verleite; es kommt ihm einer mit offnen Armen entgegen; er öffnet ihm die ſeinen, doch — ehe er ſie ſchließt und ihn ans Herz drückt, greift er ihm ſchnell auf den Kopf, in die Gegend wo das Freundſchafts- oder Falſchheitsorgan liegt, und nun weiß er plötzlich, ob er die Arme vollends zudrücken oder für ihn ewig offen laſſen ſoll. — Ein andrer will heirathen. — Dabei wird mir ordentlich angſt, wenn ich bedenke, daß oft vier Wochen nach der Hochzeit ſchon die Scheidung negociirt wird. Welche Koſten hätten ſich die guten Leute für Aufgebot, Trauung, Hochzeitsmahl, Meublirung und Gerichtsgebühren erſparen können, wenn ſie ſich einander zeitig genug hinter die Ohren gefühlt hätten! Jetzt kann einer auf einer Redoute (wenn ihm an der vergänglichen Schönheit des Geſichts nichts liegt, und er von den Kleidern nur einigermaßen auf den Vermögenszuſtand der Auserwählten ſchließen kann) auf einer Redoute, ſag' ich, kann er die Gefährtin ſeines Lebens auswählen, wenn er ihr nur, etwa unter dem Vorwande ihr die Larve feſter zu binden, an den Kopf kommen, und das Organ des Geſchlechtstriebes und der Treue unterſuchen kann. — Ein Advokat, ferner ein Arzt u. dgl. wird ſich ſeiner Klienten ganz anders annehmen, wenn er an ihrem Kopfe das Organ der Erkenntlichkeit wahrnimmt, und, in Ermangelung deſſen, ſich pränumeriren laſſen kann; ein Richter, dem ein Mörder oder Dieb eingebracht wird, wird nun nicht mehr nach der ſo äußerſt ſchwer auszumittelnden That, ſondern allein nach der Zurechnungsfähigkeit (worauf ohnehin ſchon einige große Kriminaliſten dringen) urtheilen dürfen und trotz allen Zeugen und Beweiſen den ehrlichen Mann, der weder das Diebs- noch Mordorgan hat, ungehudelt laſſen können. Ein vornehmer Mann wird bei der Beſetzung der von ihm zu vergebenden Stellen gar nicht nöthig haben, auf andere Zeugniſſe der unbedingten Ergebenheit und der Beſchaffenheit des Gewiſſens, als auf die, die er ſelbſt in ſeinen Fingerſpitzen an ſich trägt, zu achten, ſo wie ein Haushofmeiſter bei den in Arbeit zu ſetzenden Ouvriers nur nach den Organen der Geduld zu greifen haben wird; ja, ein General wird, bei einem entſcheidenden Coup in der Schlacht, ſich vor allem Fehlſchlagen am beſten ſichern, wenn er die Fronte herunter reitet, und an allen ſeinen Köpfen das Organ des Muthes unterſucht.

Man ſieht leicht, wie weit ſich dies alles noch aus- und durchführen ließe; ich begnüge mich aber, die unbeſchreibliche Nützlichkeit der Schedellehre nur noch an zwei Inſtanzen zu zeigen. — Es iſt bis jetzt für Eltern, Erzieher und Lehrer ein faſt unauflösbares Problem und ihr großer Kummer geweſen, was ſie aus ihren Kindern und Zöglingen eigentlich machen und wie ſie ihren künftigen Beruf angemeſſen wählen ſollen. Zwar hat man bis jetzt ſchon aus ziemlich ſichern Anzeigen geſchloſſen, z. E. wenn der Junge eine gute Lunge hat, daß er ein Prediger, wenn er Tiſche und Bänke beſchmiert, daß er ein Mahler, wenn er gern im Mondſchein herumläuft, daß er ein Poet werden ſolle ꝛc. Allein es iſt klar, daß man ſich doch zuweilen betrogen hat, und daß der künftige Generalſuperintendent ein Marktſchreier, der künftige Raphael ein Wagenanſtreicher, und der Poet ein Bettler geworden iſt. Jetzt iſt dies alles unmöglich, wenn man nicht unterläßt, dem Jungen auf den Kopf zu fühlen (welches ſo gut iſt, wie auf den Zahn) und nach den ſich dort findenden Organen ihm ſeinen künftigen Beruf anzuweiſen, wo es ſich denn finden wird, daß der, den ſeine Geburt oder Verwandten (ohne die Kopfunterſuchung) zum Staatsminiſter beſtimmt haben würden, etwa ein Uhr- oder Stellmacher, und der, den das Schickſal zum Schneider auserkohren zu haben ſcheint, ein Profeſſor der Philoſophie und Erfinder eines neuen Syſtems werden mußte. Ja es könnten bei Bittſchreiben um Stipendien, Freitiſche und andere Unterſtützungen zum Studieren, anſtatt alles Examinirens, ſo wie endlich bei Beſetzung der Aemter ſelbſt, anſtatt auf Zeugniſſe und Probearbeiten zu ſehen, nur entweder die Köpfe ſelbſt in natura, oder getreue Abbildungen davon (gleichſam Kopfkarten) vorgelegt werden.

Endlich, ſo haben alle Moraliſten aller Zeiten es für die ſchwerſte Kunſt erklärt: Sich ſelbſt kennen zu lernen und das γνωθι σεαυτον oder Nosce te ipsum zur erſten Bedingung aller Tugend gemacht, mit der Verſicherung, daß man es darin, bis an ſeinen Tod, eben nicht ſehr weit bringe. Dies iſt nun vorbei, und ein jeder kann, wenn er nur will, in dieſer Kunſt ein Meiſter ſeyn; er braucht nur täglich (nicht mehr, wie man ſonſt ſagte, in ſeinen Buſen, ſondern) an ſeinen Kopf zu greifen, und er bekommt es in die Hand, was an ihm iſt.

Dies alles haben wir dem Herrn Gall zu verdanken.

7. Was iſt Humanität?

Lieber wünſchte ich wohl, daß ſtatt des ? ein ! ſtände, und der Titel ſo lautete, wie ich oft auszurufen pflege: Was iſt Humanität! Die Frage mag nehmlich gar oft und verſchiedentlich beantwortet worden ſeyn, und der Ausruf ließe ſich ganz, wie jener des Pilatus: Was iſt Wahrheit! behandeln. Allein das Fragzeichen ſteht einmal da, und ſo muß ich mich ſchon kürzlich an die Beantwortung machen.

Ich dächte, alles das wäre human oder menſchlich, was nicht göttlich, englich, teuflich oder thieriſch iſt. Woher aber wiſſen wir etwas von dem, was göttlich, engliſch, teufliſch oder thieriſch iſt, da wir ja nichts als Menſchen ſind? — Wir mögen freilich nichts davon wiſſen, und von allen dieſen Dingen nur nach menſchlicher Weiſe ſprechen. — Gut! aber dann ſind alle göttlichen Geſinnungen und Handlungen, von denen wir reden, wohl nichts mehr und weniger als menſchliche, nehmlich menſchlicher Weiſe gedachte Handlungen, und es könnten nur göttliche Handlungen ſeyn, wenn ſie kein Menſch gethan, gedacht und davon geſprochen hätte. Wenn nun aber ſolche göttliche Handlungen Menſchen thun, und wir ſie uns zuſchreiben, und wir uns eine Ehre daraus machen, ſie zu verrichten, ſo müſſen wir auch die teufliſchen und thieriſchen nicht von uns weiſen, und ſie — es mag uns noch ſo viel Schande machen — ebenfalls als menſchliche anerkennen: denn wir haben doch nun einmal von gar nichts Anderem Begriffe, als von dem Menſchlichen; und nur von dem, wovon wir Begriffe haben, können wir ſprechen.

Alſo alles, was *Menſchen* denken, fühlen, thun, iſt *menſchlich* und human. — — So iſt ja das Menſchenfreſſen auch human, und die Menſchenfreſſerei ein Akt der Humanität? Freilich, wenn anders die Anthropophagen Menſchen ſind; und das möchten ſie doch wohl ſeyn. — Geſetzt aber, man wollte ihnen dies Menſchthum abſprechen, ſo entſtänden die Fragen: Wie, wenn ſie einen ihres Gleichen (der ja auch kein Menſch iſt) aufeſſen? ſind ſie dann noch Menſchenfreſſer? Wie aber, wenn ſie das an einem Spanier, Franzoſen oder Deutſchen thun? — Wie ſoll es doch der Arme beurtheilen, ob das ein *Menſch* iſt, den er eben ſpeiſt, da er ſelbſt keiner iſt? *Wir* können ihn nur als Menſchenfreſſer beurtheilen, indem wir uns an ſeine Stelle ſetzen, wir, die wir wiſſen, daß wir Menſchen ſind, und wer es überhaupt iſt. Wie geſagt, wir müſſen ihnen entweder alle Humanität abſprechen (und dann iſt von Anthropophagie weiter nicht die Rede), oder wir müſſen ſie für Menſchen, und ihre Handlungen ſämmtlich für menſchliche halten.

Sonach iſt jede Handlung eines Mörders, Diebes, Verläumders ꝛc., Kraft ſeiner Menſchheit, eine *humane* Handlung? — Gerade ſo, wie der, der ſich Inhumanus nennte, dies nur im Spaße thäte und im Grunde, bei allem, was er thut und ſchreibt, ein Humanus wäre. *Homines* sumus, nihil *humani* a nobis alienum putemus! Wir ſind Menſchen; alles, was wir thun und denken, iſt nichts anders, als menſchlich! Wir ſind Menſchen; nichts, was menſchlich iſt, wollen wir unſerer Natur für zuwider halten.

„Aber das Wort homo, ſo wie humanus, hat eine eingeſchränktere Bedeutung!“ — Ei, das wäre ſchlimm! Ich wünſchte, daß homo und Menſch vollkommene Synonyma, ja, daß alle Leute *Menſchen* wären.

Iſt es *human*, ſeine Feinde zu lieben und Gutes zu thun, ohne müde zu werden; nun, ſo muß es auch human ſeyn, ſeine Freunde zu betrüben, ſeine Wohlthäter zu ſchänden und überhaupt Tugend, Wahrheit und Religion mit Füßen zu treten. Man kann bloß wünſchen, daß das Laſter und die Verruchtheit doch nie human ſeyn möge.

Ich kann es mir übrigens wohl denken, daß der Stolz der Menſchen das Wort in einer eingeſchränkteren Bedeutung für das, was ihm Ehre macht, zu nehmen und zwiſchen Inhumanität, Unmenſchlichkeit und Teufelei, wie zwiſchen Menſchlichkeit, Menſchheit und Humanität zu diſtinguiren, geneigt iſt. Allein das muß man dem Stolze nicht nachgeben, ſich ſo zu täuſchen und zu ſchminken, und die Sache zu zerſtücken. Genug, es giebt entweder nur eine Göttlichkeit, eine Diabolität, eine Beſtialität und gar keine Humanität, oder alle Menſchlichkeit, von der einen Grenze bis zur andern, iſt Humanität. Wir wollen nur alle dafür ſorgen, daß wir das Reich der Finſterniß immer mehr aus den Augen verlieren und uns in dem menſchlichen Lichtreiche immer mehr einbürgern. Dann werden uns alle menſchliche Handlungen zur Ehre gereichen, und wir werden *ohne alle Diſtinction* uns der Humanität *rühmen können*.

8. Fragment aus einem noch ungedruckten Romane:

Die Brüder.

Der Poſtillon nahm das Horn aus dem Munde und die Peitſche in die Hand, und die Pferde liefen zum letzten Male, um bald darauf ganz ſtille zu ſtehen, wie ein Licht, das nur vor ſeinem Erlöſchen noch einmal hell auflodert. Wir ſtanden vor dem goldnen Löwen zu Padua.

Noch ehe mein Johann ſich erhoben hatte, ſtanden die Markeurs und Tafeldecker des ganzen Hauſes an meinem Wagen, um ſeinen Beſitzer feierlich herauszuheben. Als ſie mich anſichtig wurden, riſſen ſie alle die Augen und die Mäuler auf, und aus den letztern kam chormäßig der Laut, Ach! heraus.

Ich ſah ſie alle nach der Reihe an, und nickte mit dem Kopfe. Der Klügſte unter ihnen ſammelte ſich zuerſt und ſagte, indem ich ganz allein herabgeſtiegen war: Ei, Ihr Gnaden, das iſt ja vortrefflich, daß Ihr Gnaden ſo ſchnell zurückkommen!

Unterdeß hatte ſich mein Johann bis zu mir durchgeſchlagen, und Raum zu der Frage gewonnen: Können wir zwei Stuben und eine Kammer in der beletage vorn heraus erhalten? gerade ſo, wie er auch in Rom und Neapel und überall gefragt hatte.

Ei freilich! ſagte jener. Ihre Stuben ſind ja noch, wie Ihre Gnaden ſie verlaſſen haben.

„Ich habe hier keine Stuben, und bin keine Gnade! erwiederte ich; ich komme von Rom.“

Ihr Gnaden belieben zu ſpaßen! Ihr Gnaden ſind erſt vor einer halben Stunde nach der Schweiz abgereiſt.

„Das muß ich beſſer wiſſen,“ ſagte ich, und ging in's Haus. Als ich auf dem noch unaufgeräumten Zimmer war, fiel es mir ſogleich ein, daß das Geſpenſt, das mich ſeit einigen Monaten in meiner eignen Geſtalt verfolgte, auch hier ſein Weſen getrieben haben könnte, und war nun ganz ruhig. Ich war daran beinahe ſchon gewöhnt, ſo ſehr mich die Sache im Ganzen auch beunruhigte. Als mir nun der Tafeldecker, den ein Streit mit meinem Johann erhitzt hatte, weitläuftig beweiſen wollte, daß ich ja ſeit vier Wochen hier gewohnt, daß ich ſo und ſo gelebt, und ſo und ſo viel beim Wegfahren bezahlt hätte, ſagte ich weiter nichts, als: Es iſt ſchon gut, lieber Freund; ich weiß alles.

Als nun die Stuben in Ordnung und meine Sachen eingeräumt waren, trat ich ans Fenſter. Aber wie erſchrak ich, als ich gerade gegenüber in einem offenen Fenſter deſſelben Stockwerks, und zwar in dem Wirthshauſe zum Pelikan, mich ganz leibhaftig ſtehen ſah! Als ich das Fenſter geöffnet hatte, machte mir die Geſtalt ein Kompliment. Ich erwiederte es in der Beſtürzung. Die Geſtalt ſtarrte mich an, ich ſie; die Geſtalt machte das Fenſter langſam zu, ich auch, und eh' ich es mir verſah, ſtand ich mitten in der Stube, und ſah meine Geſtalt aufs neue im Spiegel. Das erſchütterte mich ſo gewaltig, daß ich aus dem Zimmer ſprang und meinen Johann rief.

„Johann! ſagte ich, es iſt hier, wie überall; ich gehe um! Dort drüben im Pelikan bin ich auch eingekehrt, und von hier bin ich vor einer halben Stunde abgereiſt. Das wollen wir nach einer halben Stunde auch wirklich thun, und daher uns kürzlich in der Stadt umſehen.“

Wir gingen aus, und da es ohnehin ſchon gegen Abend war, ſo war es um ſo leichter möglich, daß wir uns in dem ganz unbekannten Padua verirrten. Als es ſchon ziemlich finſter geworden war, und wir gerade um eine Ecke herumbogen, traten uns fünf verlarvte und vermummte Kerl entgegen, von denen zwei ſich meines Johanns bemächtigten, drei aber ſich an mich machten. Sie ſetzten mir ihre Piſtolen auf die Bruſt, und befragten mich in der Art: Ob ich geneigt ſey, Donna Roſaura nebſt den bewußten Schätzen an Gold und Juwelen herauszugeben, oder auf der Stelle des Todes zu ſeyn?

Liebe Herren und Freunde! entgegnete ich in Güte: Ihr werdet Euch in der Perſon irren; denn ich habe nicht die Ehre Donna Roſaura zu kennen. —

Was, Schurke! ſchrie der eine, du verleugneſt Roſauren, und wähleſt den Tod? Da ich nun ſah, daß die Leute auf Gewaltthätigkeit ausgingen, ſo zog ich plötzlich meinen Degen, ſchlug alle drei mit dem Gefäße auf die Köpfe, und hieb ohne Schonung auf ſie ein. Darüber gingen ihre Piſtolen los, jedoch ohne mich zu treffen; vielmehr ſchoſſen ſich zwei von meinen Feinden unter einander todt. Während der dritte mit dem Degen ſeine Geſellen an mir rächen wollte, kam die Schaarwache herbei. Meine

Gegner entwiſchten; die Wache aber ergriff uns Beide, mich und Johann, mit großem Ungeſtüm, und ſchleppte uns nebſt den Leichen ins Gefängniß.

Ich wäre hier ziemlich ruhig geweſen, wenn nicht der Aufſeher, als er mich bei Licht beſah, ein großes Freudengeſchrei erhoben, und der Wache mit hochtrabenden Worten erklärt hätte: ſie wären die glücklichſten Perſonen in Italien; denn ſie hätten den berüchtigten Räuberhauptmann Famoſo, genannt der große Satan, den König der Gauner, das Haupt aller Diebe, Kirchenräuber und Mädchenentführer, und zugleich den ausgeſetzten Preis von 6000 Dublonen, gefangen.

Jemehr nun dieſe Leute jubelten, deſto mehr ſtieg meine Bangigkeit; denn ich bedachte mir es gleich, daß die 6000 Dublonen wohl fähig ſeyn möchten, allen meinen Gegengründen und Proteſtationen den Eingang zu verwehren. Ich hatte auch gar nicht unrecht; denn als ich anfangen wollte ſie zu bedeuten, und zu ermahnen, daß ſie mich nach meinem Wunſche ruhig abreiſen laſſen ſollten: lachten ſie mich nicht nur aus, ſondern mißhandelten mich ſogar, legten mir ſchwere Ketten an, und warfen mich in ein abſcheuliches Loch.

Am folgenden Tage wurde ich verhört. Ich gab alles, was mich betraf, ohne Hehl an; der Richter meinte aber: Daß ich ein großer Böſewicht ſey, habe er und ganz Italien gewußt; doch daß ich ein eben ſo großer Heuchler ſey, der ſich meiſterlich in das Gewand der Unſchuld verhüllen könne, das erfahre er nun. Aber er wolle mich fangen! —

Darauf legte er mir einige Kupferſtiche und Holzſchnitte vor, welche mir ganz außerordentlich ähnlich ſahen, und die Unterſchrift hatten: Famoſo, der große Satan. Ferner ließ er einige Zeugen eintreten, die mir ohne alle Scheu Schuld gaben, ich hätte ſie beſtohlen, geplündert und wer weiß was noch mehr, und die es alle beſchworen, ich und kein andrer ſey der Böſewicht. Sodann kamen auch die Markeurs und Tafeldecker aus dem goldnen Löwen, welche ausſagten: ich habe ſeit vier Wochen bei ihnen logirt; viele fremde Leute wären bei mir aus und ein gegangen; ich ſelbſt ſey keine Nacht zu Hauſe geweſen, heute aber fortgereiſt und nach einer halben Stunde zum entgegengeſetzten Thore wieder hereingefahren, welches ich aber nicht Wort haben wolle. Endlich ließ man auch die beiden Leichen herbeibringen, welche ich geſtern Abend ermordet haben ſollte.

Nun hielt mich der Richter für überzeugt genug, und kündigte mir an, daß ich gerädert werden würde. Ob ich ihm gleich ſagte, daß ich deswegen gar nicht nach Padua gekommen wäre, und er ſich ganz gewiß in der Perſon irre, ſo nahm er doch keine Rückſicht darauf, und ſchickte mich in das Gefängniß zurück.

Da ich es hier bald nur mehr als zu wahrſcheinlich fand, daß meine Unſchuld mich nicht retten würde, weil den Leuten an derſelben gar nichts gelegen war, ſo beklagte ich mein Schickſal, welches mich einem großen Böſewicht ſo ähnlich gebildet hatte, daß er mein verſtorbner Zwillingsbruder hätte ſeyn können. Ich erinnerte mich an alle die tauſend

Verdrießlichkeiten, in die mich dieſe verwünſchte Aehnlichkeit ſchon verwickelt hatte; und ſo groß dieſe auch geweſen waren, ſo fand ich doch die gegenwärtige ohne Vergleich als die bedeutendſte.

Unter dieſen Betrachtungen mochte die Mitternacht heran gekommen ſeyn. Ich wollte eben einſchlafen, um mir die Grillen zu vertreiben, als ich auf dem Gange vor meinem Gefängniſſe ein großes Geräuſch hörte. In demſelben Augenblicke wurden die Schlöſſer geſprengt, die eiſerne Thür öffnete ſich, eine Menge vermummter Männer mit Blendlaternen traten herein; man nahm mir die Ketten ab, und befahl mir, augenblicklich zu folgen. Da ich glaubte, man wolle mich nun zum Rädern führen, ſo wollte ich ſprechen; die Männer aber verbanden mir den Mund, führten mich zum Gefängniſſe heraus, und ſetzten mich in einen Wagen, der wie ein Pfeil davon flog.

Gegen Morgen hielten wir in einem dichten Walde vor einem Hügel. Mein Begleiter ſtieg aus, und trat dreimal mit dem Fuße auf den Boden. Der Hügel öffnete ſich, und nun mußte ich ausſteigen und zu dieſer Thür eingehen.

Nachdem ich durch lange Gänge geführt worden war, trat ich in einen wunderſchönen Saal, der durch lauter Lampen und Vaſen von Alabaſter erleuchtet, und mit ſeidenen Teppichen, herrlichen Gemälden, Spiegeln, Säulen, Sofas und koſtbaren Gefäßen geſchmückt war. Auf einem Tiſche fand ich die leckerſten Speiſen und die theuerſten Griechiſchen und Italiäniſchen Weine. Ich bedurfte der Stärkung, und fing eben an, recht munter zu genießen, als mir gegenüber ein großer Trümeau, wie eine Thür, aufging, und mein Ebenbild, grade ſo, als wenn es aus dem Spiegel herauskäme, hereintrat *).

9. Gedichte und Anekdoten.

Da ich meine vorräthigen Gedichte ſchon in andern Journalen verbraucht habe, und ich jetzt bei der Schnelligkeit, in der dies erſte Heft geliefert werden muß, keine neuen machen kann, ſo wird der geneigte Leſer (ich meine mich ſelbſt) den Mangel derſelben für jetzt entſchuldigen. Ich liefere daher nur ein paar Anekdoten. Da ich aber keine Anekdoten machen kann, ſo will ich lieber kleine Geſchichten aus meiner eigenen Erfahrung erzählen, und [illegible] ſolche, von denen ich überzeugt bin, daß ſie noch nicht gedruckt, alſo eigentliche Anekdota ſind.

a. Die

---

*) Dieſer Roman wird ohne Zweifel bei ſeinem Erſcheinen großes Glück machen, da er nach allen Forderungen der Leſewelt, und den beſten Muſtern gearbeitet iſt. Man ſieht übrigens, wo die Sache hinaus will: die Verwirrung kommt von zwei Brüdern, die einander ähnlich ſehen; und daher der wohlgewählte Titel. Die faſt unglaublichen Begebenheiten, die mehr erlogen als gedichtet ſcheinen, werden wahrſcheinlich in der Folge erklärt; doch wünſche ich recht ſehr, daß im Rh. Muſ. keine Fortſetzung davon erſcheinen möge.

Der Herausgeber und Verfaſſer.

2. Die Kammerdiener.

Als ich noch Frühprediger in N. war, wo ich kaum das liebe Leben und nichts zu thun hatte, als alle Sonntage früh um ſechs Uhr eine ganz unnütze Predigt zu halten, mußte ich einmal in die Hauptſtadt reiſen. Ich ging zu Fuße hin, meldete mich bei meinen vornehmen Verwandten, und da ich nicht ganz ſchlecht gekleidet war, ſo gaben ſie mir reichlich zu eſſen, und ſchickten mich mit Empfehlungsbillets an andere, noch vornehmere Leute. Ich wollte nehmlich eine Landpfarre haben. Als ich in das Haus eines meiner künftigen hohen Gönner gekommen war, und in einem recht ſchönen, aber kalten Zimmer lange gewartet hatte, trat ein feiner Herr in einem braunen Kleide, einer geſtickten Weſte, weißen Strümpfen und ſchöner Friſur ein; und da ich ihn für meinen Gönner hielt, ſo ſagte ich ihm (weil mich die Kälte ganz lebhaft gemacht hatte) in der größten Schnelligkeit meinen Namen, mein Anliegen und ein Dutzend recht gründlicher Gründe, die ihn bewegen ſollten, ſich meiner anzunehmen. Der Herr lächelte, und da es ſchien, als habe er nicht Zeit, ſo ſprach ich immer ſchneller, und gerieth in ein rechtes Feuer. Als ich dann doch einmal ſtill hielt, ſagte er: „der Herr Frühprediger wollen gewiß zu meinem Herren. Ich bin der Kammerdiener, und habe nicht mehr Zeit, Sie zu hören. Laſſen Sie ſich von dem Bedienten dort melden.“

Ich gerieth in große Verlegenheit, ward bis auf die Fingerſpitzen roth, und brach endlich in die Worte au[illegible] Ach.

liebſter Herr Kammerdiener, nehm' Er's doch ja nicht übel, daß ich Ihn für Seinen Herrn angeſehen habe.

Nun wollte der Mann in der That recht böſe werden, als mit einem Male wieder die Thür aufging und mein Gönner herein kam (denn ich war ſchon gemeldet werden). Nachdem ich mich nur überzeugt hatte, daß es nicht wieder ein Bedienter ſey, wiederholte ich mein Anliegen, aber ſo ſtotternd und unzuſammenhangend, daß ich mich immer mehr verwirrte. Der Gönner war aber außerordentlich gnädig, und bat mich ſogar auf übermorgen zur Tafel.

Darüber vergaß ich mein ganzes Unglück, und erzählte alles meinen vornehmen Verwandten mit gutem Muthe. Die aber lachten nicht nur, ſondern ſchalten mich auch aus, daß ich nicht wüßte, wie die Kammerdiener jetzt beſſer als die Herren gekleidet gingen, und gar nicht Er's ſondern Sie's wären. Zuletzt gaben ſie mir den Rath, ich ſolle nur Acht haben in Geſellſchaft: wo ich einen Herrn mit dem Hute ſähe, das wäre ein Gaſt; einer ohne Hut aber, ein Kammerdiener.

Dieſe Lehre nahm ich wohl in Acht, und ging am dritten Tage wohlgemuth zu meinem Gönner zur Tafel. Ich mochte etwas zu früh gekommen ſeyn, und wartete abermals in dem Unglückszimmer, als ein Herr durchging, der eben nicht am beſten gekleidet war. Ich ſah gleich nach dem Hute; und da er keinen in der Hand hatte, ſo wußte ich, woran ich war. Ich grüßte ihn alſo recht freundlich und herablaſſend. Der Mann ſchien ſich zu verwundern, und fragte mich, was ich wolle. Ich entwickelte ihm kürzlich die Lage der Sache, und nannte ihn gefliſſentlich Sie und „Herr Kammerdiener." Auch dieſer Mann ward böſe; doch ließ er ſich's nicht zu ſehr merken, und ſagte nur:

> Da Sie hier zu Tiſche gebeten ſind, ſo muß ich vorausſetzen, daß Sie bei Verſtande ſind. Uebrigens bin ich Kammerherr und Präſident des geiſtlichen Collegiums.

Darauf ging er. — Bald nachher kamen mehrere Herren, die meiſt alle ſchwarz gekleidet waren, wie ich, und da ſie den Hut in der Hand behielten, ſo hielt ich ſie alle für Gäſte und Amtsbrüder. Ich ließ mich mit einigen in Geſpräche ein. Sie redeten ganz vernünftig und wohlwollend; nur waren ſie alle ſehr zerſtreut und flüchtig: denn ſie brachten mit mir keine Materie ganz zu Ende, ſondern ſprachen alle Augenblicke immer mit Andern; von Amtsgeſchäften wollten ſie gar nichts hören. Endlich erſchien mein Gönner, mit dem Herrn von vorhin, der ſich einen Kammerherrn und Präſidenten genannt hatte. Wir alle machten tiefe Verbeugungen, und nun ging es zu Tiſche, der Kammerherr voran, ich zu allerletzt. Als ich mich in dem Tafelzimmer umſah, erblickte ich ſogleich meinen Feind, den Kammerdiener, der mich mit einer höhniſchen Miene anſah, und einem andern Bedienten etwas zuflüſterte. Ich bemerkte es recht gut, daß die Bedienten alle auf mich ſahen, und lachten. Nun wurde geſpeiſt. Brot und auch Suppe bekam ich, alsdann aber beinahe gar nichts mehr. Der Kammerdiener, der die Speiſen herum gab, ſetzte die Schüſſeln entweder immer vor mir auf den Tiſch, ohne ſie mir anzubieten, oder reichte ſie mir, wenn nichts mehr darauf lag. Den Wein, der auf dem Tiſche ſtand, ſchenkte mir mein Nachbar, der Hofmeiſter vom Hauſe, ein; als aber die andern Weinſorten kamen, die der Kammerdiener einſchenkte, hörte meine Herrlichkeit wieder auf. Das Eine Mal bemerkte es der Wirth, daß ich weder auf dem Teller noch im Glaſe etwas hatte, und fragte: ob ich nicht befohlen hätte. — Ich war ganz außer mir über dieſe Herablaſſung, und machte eine tiefe Verbeugung. Jetzt bekam ich wirklich etwas; da ſich aber mein Gönner bald darauf immer mit dem Herrn Kammerherrn unterhielt, ſo fing der Kammerdiener ſein altes Spiel wieder an, und meine Nachbarn beklagten mich obendrein, daß ich mich nicht wohl befände, weil ich nicht äße. Endlich, ſo ſehr mich auch hungerte, freute ich mich doch, als die Tafel geendigt war; und da die Herren bald darauf fortgingen, ſo ging ich mit, und kaufte mir in dem nächſten Bäckerladen einige Semmeln, die mir ſehr wohl ſchmeckten.

Nach einigen Tagen, als ich bei meinem Verwandten aß, war dieſer ſehr ernſthaft, und fragte mich gleich bei der Suppe: Womit ich in aller Welt doch den Konſiſtorialpräſidenten Grafen v. H. beleidigt hätte? — Ich betheuerte, ihn gar nicht zu kennen. Darauf erzählte mir der Herr Vetter ganz trocken: Es wäre mit meinen Hoffnungen vorbei; denn der Herr Präſident habe mich in der Sitzung für einen unbegreiflich albernen Menſchen erklärt (ich hatte dazumal ſchon ein Buch geſchrieben, das in der A. Deutſchen Bibl. und in der A. L. Zeitung ſehr gelobt worden war), dem man unmöglich nur die kleinſte Gemeinde, geſchweige denn eine ſo große, anvertrauen könne. Ich möchte alſo nur meine Zeit in der Hauptſtadt nicht weiter verlieren. — Darauf murmelte er etwas vor ſich, wovon ich nur die Worte, „mit Empfehlungen compromittirt werden“ verſtand. — Anfänglich betheuerte ich herzhaft meine Unſchuld; alsdann aber fiel mir plötzlich der Kammerherr ein. Als ich meine Begebenheit gänzlich erzählt hatte, lachten zwar meine lieben Verwandten, daß ihnen die Thränen in die Augen traten; allein der Herr Vetter blieb doch dabei, daß ich hier einmal verloren wäre, ich möchte nun wegen Dummheit bemitleidet, oder wegen des Ridicüls, das ich mir gegeben hätte, verlacht werden. Welches alles mir ſämmtlich unbegreiflich blieb.

An demſelben Tage konnte ich nun doch nicht abreiſen; ich ging alſo auf einen öffentlichen Spaziergang vor der Stadt, und ſetzte mich ganz betrübt auf eine Bank. Nicht lange darauf kam des Weges ein Mann mit ſeiner Frau und einem hübſchen Knaben, der ſehr müde war und zu ſitzen verlangte. Die Eltern nahmen Platz; ich rückte zu. Der Knabe ſaß neben mir, und fing an, mich dies und jenes zu fragen, ſo daß wir in ein vollkommenes Plaudern geriethen. Ich habe die Kinder von jeher ſehr lieb gehabt, und daher vergaß ich über den muntern Knaben bald ſeine Eltern und mein Unglück. Der Vater verwunderte ſich darüber, daß der kleine Junge mit mir klüger, als mit allen andern Menſchen ſprach, und miſchte ſich in unſere Rede. Es dauerte nicht lange, ſo war ich mit dem Vater im Geſpräch. Er ſagte endlich, er habe vorhin Betrübniß auf meinem Geſichte bemerkt, und fragte mich nach meiner Lage. Ich nahm keinen

Anſtand, ihm meinen ganzen Lebenslauf, bis auf die letzten Ereigniſſe, und meine Wünſche zu erzählen. Er that Fragen in die Kreuz und die Quer, als wenn er mich durch und durch examiniren wollte, und ich redete zu ihm mit ſo viel Beſonnenheit, als Offenheit und Wahrheit. Dabei waren wir aufgeſtanden und in die Stadt zurückgekommen. Als wir an einer Ecke ſtanden, ſagte er auf einmal: Lieber Herr Frühprediger, hier trennt ſich unſer Weg; thun Sie mir aber den Gefallen, und halten Sie ſich morgen zwiſchen neun und zehn Uhr zu Hauſe. Folgen Sie dann getroſt dem Menſchen, der Sie im Namen des Mannes im grauen Rocke abholt.

Daß ich es kurz mache. Um neun Uhr klopfte ein Bedienter an meine Thür, und ſagte, daß ich ihm folgen ſolle. Er führte mich in ein großes, ſchönes Haus. Der graue Mann kam mir entgegen, nahm mich freundlich bei der Hand, drückte ſie mir recht herzlich, ſagte mir, daß mich der Baron N. ſprechen wolle, und führte mich durch einige Zimmer zu dem Herrn Baron, indem er ſagte: Gnädiger Herr, das iſt der Herr Prediger.

Als ich mit dem Herrn Baron allein war, ſagte dieſer ungefähr: er habe meine Geſchichte gehört und mich lieb gewonnen. Sein alter Pfarrer zu —dorf ſey geſtorben, und er glaube, in mir deſſen Nachfolger gefunden zu haben. Wenn ich noch frei ſey, ſo ſolle ich ihn dieſen Nachmittag auf ſein Gut begleiten, und dort acht Tage mit ihm leben. Nach deren Beendigung wolle er mir, wenn ich anders der Mann wäre, der ich nach dem erhaltenen Berichte ſchiene, die Vocation geben.

Ich war wie im Himmel bei der Ausſicht, eine eigene Gemeine zu haben, der ich meine Kräfte und mein ganzes Herz widmen könnte, und gab meine Begeiſterung dem guten Baron zu erkennen. Der alte Herr ward gerührt, da er ſah, daß mir die Thränen in den Augen ſtanden, und ſchickte mich bald fort, um mich zur Reiſe zu rüſten. Wie freute ich mich, meine Verwandten durch ein größeres Glück zu überraſchen, als ich verloren hatte!

Im Vorzimmer fand ich meinen lieben grauen Mann. Noch mit naſſen Augen fiel ich ihm um den Hals, und verkündigte ihm meine Freude. „Nun, Herr Prediger, fing er an, hoffe ich das Uebel wieder gut gemacht zu haben, das Ihnen ein Kammerdiener zugefügt hat; ich bin auch ein Kammerdiener, aber, wenn Sie wollen, Ihr herzlicher Freund.“

Seyn Sie, was Sie wollen, rief ich — Sie ſind mein Wohlthäter; denn Sie haben mich verſtanden und glücklich gemacht. Danken werde ich durch das Gute, das ich mit treuem Herzen ſtiften werde.

Ich habe Wort gehalten. Er und ſein Herr ſind bis an ihren Tod meine Freunde geblieben. Noch jetzt feire ich auf ihren Gräbern oft ihr Andenken, und wenn mir die guten Menſchen, deren Seelſorger ich bin, ihre Liebe bezeigen, ſo ſage ich oft: das haben wir dem ſeligen Kammerdiener des ſeligen Herrn Barons zu verdanken.

b. Die Literatur.

Als ich neulich mit mehreren meiner Herren Amtsbrüder in Geſellſchaft war, und ich, nach meiner Gewohnheit, um etwas davon zu erfahren, die Rede auf die neueſte Literatur gebracht hatte, warf einer von ihnen die Frage auf: ob dieſelbe mehr Deutſch oder ausländiſch wäre. Der eine behauptete, ſie finge an, ſehr Spaniſch zu werden; der andere hielt ſie noch immer für Franzöſiſch: der Dritte für etwas anders, der vierte ſogar wollte ſie wirklich für deutſch halten. Endlich machte einer, daß die andern alle verſtummen mußten, und dieſer behauptete, ſie wäre Ruſſiſch. „Denn, ſagte er, ſchicken nicht alle Autoren, die etwa noch in Deutſchland ſchreiben, ihre Werke an den Ruſſiſchen Kaiſer und bekommen dafür brillantene Ringe? Leſen wir in den gelehrten Intelligenzblättern wohl etwas anders, als Nachrichten von Beförderungen der Gelehrten nach Rußland, und Beſchreibungen der Univerſitäten zu Dorpat, Wilna, Moskwa und in Sibirien? Exiſtiren nicht größtentheils nur noch Ruſſiſche Journale, als die Ruſſiſchen Miscellen, Rußland unter Alexander I u. ſ. w.? Und endlich: ſind nicht die Herausgeber der allerberühmteſten Zeitung in Deutſchland ein Paar Ruſſen?"

Wenn das ſo iſt, dachte ich, ſo werde ich wohl nächſtens die Ruſſiſchen Miscellen ſchreiben müſſen.

c. Der Abonnent.

Die merkwürdigſte Anekdote, die ich noch hinzufügen kann, iſt die, daß meine ſämmtlichen Journale einen Abonnenten und geneigten Leſer (außer mir ſelbſt) bekommen haben. Mein lieber Freund und Nachbar, der Herr Paſtor zu N., hat nehmlich meinen kleinen Vorrath von Zeitſchriften, die ich bisher aufs ſorgfältigſte verborgen hatte, entdeckt, und, ſo ſehr ich mich auch ſchämte und weigerte, es durchgeſetzt, daß ich ihn zu meinem Abonnenten angenommen habe. Nun in Gottes Namen! — Ich werde von jetzt an recht fleißig arbeiten, um ihm etwas Gutes zum Leſen zu liefern, und ich wünſche allen den Journalen, die ich für mich und ihn aus den Titeln nachſchreibe (nicht nachdrucke), eben ſo geſcheidte Leſer als er iſt, und ſo geneigte, als ich bin.

II.

Epigramme aus dem Lateiniſchen des Auſonius.

(Zum Theil nach dem Griechiſchen.)

1. Die Echo an den Mahler.

Mahler, was müheſt du dich vergeblich, zu faſſen mein Bildniß?
Nimmer ſtellſt du dem Aug mich, die Unſichtbare hin.
Tochter bin ich der Luft und des Halls, und trüglicher Deutung
Mutter, der Stimme begabt, aber des Lebens beraubt.
Letztverhallete Wort', aus weiter Entfernung, dir bringend,
Sprech' ich Getäuſchete nach, was mich ein Andrer gelehrt.
Nur in deinem Gehör die flüchtige Echo, verweil' ich:
Willſt du mein ähnelndes Bild, Künſtler, ſo mahle den Schall!

2. Sabina die Dichterin.

Die ihr webet und singt, ihr weihet die Lieder den Muſen,
Und der Hände Geweb, keuſche Tritonia, Dir.
Seht, zu rechtem Verein weiß beides Sabina zu bringen:
Auf der Hände Geweb ſchreibt ſie das eigne Gedicht.

3. Lais Opfer an die Venus.

Dir, o Paphia, weiht die alternde Lais den Spiegel,
Ewig zu dienen nur werth nimmerverblühendem Reiz!
Gern vermiſſ' ich ihn jetzt. Er zeiget die alte Geſtalt nicht;
Und die neue zu ſchauen, Paphia, lüſtet mich nicht.

4. Die Venus des Praxiteles.

Cypris, ſchauend ihr Bild, von Praxiteles Händen gebildet,
„Sicher haſt du mich nackt, ſprach ſie, o Künſtler geſehn!"
Nimmer ſah ich dich ſo; wie dürft' ich? Mein Eiſen erſchuf dich,
Eiſen, dienend geſtellt unter Gradivus Gebot.
Darum, ſolche Geſtalt, die ſeinen Gebieter gefeſſelt,
Hat der Meiſſel dir auch, reizende Göttin, verliehn.

5. Apoll und Daphne.

Wirf den Bogen doch weg, und birg den Köcher, o Päan!
Sieh das Mädchen, nicht dich fürchtet ſie, aber den Pfeil.

6. Die verwandelte Daphne.

„Neidiſche Rinde, warum umhüllſt du plötzlich die Jungfrau?"
Iſt ihm dieſe verſagt, gebühret der Lorber Apollen.

7. Leſbia.

Drei der Chariten giebt's. So lange mir Leſbia lebte,
Waren vier. Sie ſtarb; wieder ſind ihrer nun drei.

8. Auf die Bildſäulen der Reue und der Gelegenheit.

F. Weſſen die Arbeit hier? A. Des Phidias, welcher auch Zevs und
Pallas gebildet; durch mich ward ihm ſein dritter Triumph.
Selten bin ich, und wenig gekannt: Der Gelegenheit Göttin.
F. Warum trägt dich ein Rad? A. Immer beweg' ich mich fort.
F. Aber die Flügel, zu was? A. Ich fliege; die Gaben des Hermes,
Die er dem Glücklichen ſchenkt, bring' ich gefällig herbei.
F. Warum das Haar im Geſicht? A. Ich will nicht gekannt ſeyn. F. Doch warum
Trägſt du das Hinterhaupt kahl? A. Daß du mich fliehend nicht greifſt.
F. Aber die Andere dort? A. Befrage ſie ſelber! F. Wer biſt du?
A. Göttin; aber mich hat Latium nimmer benannt.
Was du thateſt, und was du unterließeſt, beſtraf' ich,
Durch der Reue Gefühl, Ich, Metanöa genannt.

F. Sage du Erſte mir nun: was thuſt du mit dieſer? A. Sie weilet,
Bin ich entflohen, und bleibt bei den Verlaßnen zurück.
Du auch, der du mich fragſt, indem du forſchend verweileſt,
Bald gewahreſt auch du, daß ich den Händen entſchlüpfe!

9. Mirons Kuh.

Ehern war ich; es fiel ein Rind zum Opfer Minervas,
Und den entflogenen Geiſt hauchte die Göttin in mich.
Ehern bin ich noch jezt; doch athmet auch Leben im Erze:
Jenes hat mir die Kunſt, dieſes die Göttin verliehn!

10. Die Bildſäule der Niobe.

Leben athmet' ich ſonſt, dann ward ich zum Steine; von neuem
Hat mir Praxiteles Hand wieder das Leben geſchenkt.
Alles gab mir zurück der Bildende, nur den Verſtand nicht;
Denn ich ermangelte ſein, als ich die Götter erzürnt.

11. Crösus im Schattenreiche.

Als des Crösus Geſtalt, des reicheſten Fürſten der Erde,
Unter die Manen geſellt, wandeln Diogenes ſah,
Blieb verwundernd er ſtehn, und ſtärker, als jemals im Leben,
Wandelte Lachen ihn an. Sage, was helfen dir nun,

Sprach er zum Schatten, o du, der Könige reichſter! die Schätze?
Nackend kameſt du her, ärmer noch ſelber, als ich.
Sieh, ich habe mit mir die ſämmtliche Habe genommen:
Dich geleitet nichts von dem unendlichen Gut.

12. Philomuſus.

Bücher ſtelleſt du auf, mit Gold erkaufet, in Reihen,
Philomuſus! und jetzt dünkeſt du hoch dich gelehrt.
Thu noch eines, o geh, und kaufe dir Saiten und Zither;
Morgen wirſt du gewiß Meiſter auch in der Muſik!

13. Auf die Bildſäule Eunuchs, eines ſchlechten Redners.

Dieſes iſt Rufus Bild, des Redners, herrlich getroffen!
Denn, o ſehet, ihm fehlt Zunge ſogar, und Gehirn.
Kalt herſtarrend und taub, und blind der leibhaftige Rufus!
Nichts fehlt. Weibiſcher nur war euch das Original.

14. Auf denſelben Rufus.

„Hier iſt Rufus gemahlt.“ Vortrefflich! und wo iſt er ſelber?
„Auf dem Roſtrum.“ Und thut? „Was er im Bilde hier thut.“

15. Der Arzt und der Kranke.

Dieſer ſtirbet gewiß! ſprach Eunomus, ſchauend den Kranken;
Aber von Mutter Natur wurde der Kranke geheilt.

Bald begegneten ſich die Beiden. Es dünkte dem Arzte
Jetzt des Andern Geſicht bleich und von Schattengeſtalt.
Sprich wer biſt du? — Nearch. — Und lebſt? — Du ſiehſt mich geſtorben. —
Aber was willſt du bei uns? — Pluto verſendete mich;
Kunde ſuch' ich für ihn von Allem, was Menſchen beginnen,
Hohl' auch die Aerzte hinab. — Eunomus ſchauert' es kalt.
Nun, befürchte nur nichts, ſprach jener; ich habe dich niemals,
Noch hat ein Kluger dich je unter die Aerzte gezählt.

Falkenau.

D. Gr. v. Haugwitz.

III.

Einige Gedanken über das Intereſſante und Rührende in der Muſik.

Garve ſagt in ſeiner Abhandlung über das Intereſſirende (ſ. die Sammlung einiger Abhandlungen aus der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, I. B. S. 265.): „Uns dünkt, es giebt eine dreifache Art, die Leidenſchaften hervorzubringen, ohne die Umſtände des Menſchen zu ändern; die eine würde ich gern die muſikaliſche, die andre die maleriſche, die dritte die dichteriſche Art heißen; nicht, als wenn nicht eine jede Kunſt mehr als Ein Mittel hätte, zu rühren, ſondern weil ſich bei jeder Eine Art beſonders merklich zeigt. Entweder wird die Leidenſchaft in der Seele hervorgebracht, indem der Körper auf den Ton dieſer Leidenſchaft geſtimmt wird. Das geſchicht durch die Muſik. Wenn man ſagt, ſie ahmt die Leidenſchaften nach, ſo will man oft weiter nichts, als ſo viel ſagen: von einer gewiſſen Spannung der Nerven wird jede Leidenſchaft begleitet; iſt dieſe Spannung da, ſo entſteht dieſe Leidenſchaft, oder die Seele braucht nur noch eine kleine Veranlaſſung dazu. Töne, die eigentlich nur eine Erſchütterung des Gehörnervens wirken, ha-

ben

ben doch einen unſtreitigen Einfluß auf den ganzen Körper. Die Erfahrung hat uns gelehrt, welche Töne die Nerven ſchlaff und dadurch die Seele ſchwermüthig machen, oder welche ſie anſpannen und dadurch die Seele erheben. Der Komponiſt ſetzt dieſe Töne zuſammen, und erweckt dieſe Leidenſchaften. So viel iſt wenigſtens ausgemacht, daß die meiſte Inſtrumentalmuſik, außer dem Vergnügen an Wohlklang und Rhythmus, weiter keine Wirkung auf die Seele thut, als durch die Verfaſſung, in die ſie den Körper ſetzt. — — Gemählde und Muſik können uns ergetzen, können uns rühren; aber im eigentlichen Verſtande intereſſiren können uns nur die redenden Künſte."

Ich nehme von dieſen beiläufigen Bemerkungen Anlaß zu einigen Reflexionen über das Intereſſante und Rührende in der Muſik.

Die Muſik bringt, wie aus Garven's Bemerkungen hervorgeht, Leidenſchaften hervor; jedoch nicht ſtreng genommen, ſondern ſie disponirt, ſtimmt nur zu gewiſſen Leidenſchaften durch die Spannung, welche ſie den Nerven giebt. Leidenſchaften ſind Beſtrebungen, Begierden oder Verabſcheuungen, in wie fern ſie ſich der Seele bemeiſtert haben, und dieſelbe, unter dem Einfluſſe der Phantaſie, auf einen gewiſſen Punkt ausſchließend hinziehen. Die Leidenſchaften ſind entweder wohlwollend oder feindſelig, Leidenſchaften der Liebe oder des Haſſes, und mithin für das Gemüth, in welchem ſie herrſchen, mehr oder weniger angenehm oder unangenehm. Größtentheils hangen ſie mit dem

Körper, mit körperlichen Reizen und Empfindungen, mit lebhaften Regungen des ſinnlichen Gefühlvermögens, welche Affekte heiſſen, zuſammen. Affekte gewiſſer Art ſind nur zu oft Verräther gewiſſer, ihnen entſprechender Leidenſchaften. Die Leidenſchaft glimmt aber im Stillen fort, während der Affekt ſchnell verraucht.

Man kann ſagen, der Künſtler rühre, welcher, in Bezug auf das Kunſtobjekt, Affekte im Gemüthe aufregt, und es darüber in eine leidenſchaftliche Stimmung ſetzt. Das Rührende iſt das, was Furcht, Schrecken, Mitleiden, Liebe oder Haß, Freude oder Betrübniß, auf eine das Lebensgefühl erſchütternde und durchdringende Art in uns erregt. Die Muſik vermag dies bisweilen in gewiſſem Grade. Sie wirkt zum Theil phyſiſch, durch Erſchütterung der mannichfaltigſten Art, auf den Körper, und zwar auf die Nerven, mithin auf das Empfindungsſyſtem. Sie ſetzt die Nerven entweder in eine höhere Spannung, oder macht ſie gleichſam erſchlaffen. Dieſer Einfluß verbreitet ſich über und in den ganzen organiſchen Körper, befördert oder hemmt in gewiſſem Grade den Umlauf der Säfte, und bewirkt das Gefühl von Stärke oder Schwäche; ſtimmt alſo das Gemüth durch den Körper zum Muth und zu rüſtigen, oder auch zu ſchmelzenden, weichlichen, niedergeſchlagenen Affekten. Am Rührenden der Muſik ſcheint ihre phyſiſche Wirkſamkeit (z. B. die Wahl der Inſtrumente, die Beſchaffenheit und Dauer der Töne, der zunehmende oder abnehmende Grad des Schalles u. dgl.) den größten Antheil zu haben. Allein die Muſik rührt, doch nicht ſowohl allein durch ihre bloß mechaniſche Kraft, die unſere Nerven bewegt, als vielmehr durch die Töne, welche in ihrer Zuſammenſetzung und in ihren Gradationen als *innige Affektenſprache* wirken, lebhaft unſre Sympathie erregen, uns erweichen und mit ſchmelzenden Gefühlen anfüllen. Dies iſt, dünkt mich, das eigentlich Rührende in der Tonkunſt.

Ihrem höheren Charakter nach, wirkt die Muſik *äſthetiſch*, vermittelſt der durch eine gewiſſe *Form* der Gehörsempfindungen aufgeregten Einbildungskraft. Das Vergnügen an Wohlklang und Rhythmus iſt ſchon *äſthetiſcher* Art, hängt nicht vom bloßen Körpergefühl, ſondern weſentlich vom *Geſchmack* ab. Der *Verſtand* bezieht ſich hier auf die Einbildungskraft, indem er über die Form des ihr gegebenen Mannichfaltigen reflektirt, und über das Wahre, Schöne und Harmoniſche der Darſtellung entſcheidet. Soll die Muſik nicht bloß rühren, nicht bloß unmittelbar Affekte und Leidenſchaften erregen, ſondern auch ergetzen und intereſſiren, ſo iſt dieſes Letztere nur durch ihre *äſthetiſche* Wirkſamkeit möglich, in ſo fern ſie nicht bloß Objekt des Körpers oder des Nervenſyſtems, ſondern der Einbildungskraft und des Verſtandes iſt, durch welche über den Charakter, über Gang und Wendung, über Einheit und Mannichfaltigkeit, über das Ausdrucksvolle, Wahre und Originelle einer muſikaliſchen Kompoſition geurtheilt wird.

Freilich nimmt die Muſik durch den Körper erſt den Weg zur Seele; aber iſt dies nicht der Fall mit jeder andern ſchönen Kunſt? Und muß nicht die Kunſt im Sinnlichen und Körperlichen ſich ausdrücken? beſteht ſie nicht in einer Vergeiſtigung des Körperlichen? Allein, ſollte es hauptſächlich die bloße Verfaſſung oder Diſpoſition des Körpers ſeyn, welche als entſcheidender Beſtimmungsgrund des Wohlgefallens an Muſik anzuſehen wäre? Der edle Garve, ſelbſt muſikaliſch und vorzüglicher Freund der Muſik (über die er ſonſt manche treffliche Bemerkungen gemacht hat), ſcheint doch mit Kant (von dem es nicht bekannt iſt, ob er je muſikaliſch war und die Muſik beſonders liebte) dieſer Kunſt faſt auf gleiche Weiſe zu nahe zu treten, indem er (das zugeſtandene Vergnügen an Wohlklang und Rhythmus abgerechnet) ihren Einfluß zu ſehr auf das Phyſiſche herabzuſetzen geneigt iſt.

Ganz anders, als die Muſik, rührt freilich die Poeſie, als ſolche, weil dieſe uns mehr geben kann, als die bloße Form der Empfindungen, wie die Muſik nur vermag. Die Poeſie wirkt auch durch den Inhalt der Empfindungen, durch den Gegenſtand und Beweggrund der Affekte, auf unſere Sympathie. Sie drückt nicht bloß das Spiel der Affekte in der Melodie der Sprache und in der Wahl und Stellung der Worte aus, ſondern ſie zeichnet uns auch oft individuelle, empfindende und denkende Weſen, mit deren Affekten und Leidenſchaften wir als Ihresgleichen leicht ſympathiſiren. Sie greift alſo nicht bloß unſer Gefühl unmittelbar durch ihren muſikaliſchen Beſtandtheil an, ſondern bemächtigt ſich unſerer Empfindungen auch durch den Verſtand, welcher über die Gemüthszuſtände uns ähnlicher Weſen reflektirt und uns in ihre Lage, in ihre Empfindungsweiſe verſetzt. In ſo fern wird das Gedicht auch intereſſant, wie es die bloße Muſik nicht werden kann: durch die poetiſche Darſtellung können wir zur innigſten Theilnahme an den vorgeſtellten Perſonen hingeriſſen werden, und uns ſelbſt in ihnen auf einige Zeit vergeſſen. Indem wir uns ſo in das Objektive der Poeſie verlieren, und ihren Entwickelungen mit innigem Antheil folgen, — gezogen durch den Zauber des Schönen und Erhabenen — heißt uns die Poeſie intereſſant.

Iſt es aber nicht etwas Intereſſantes in der Muſik, die Wahrheit in ihrer Schilderung der Affekten und Leidenſchaften wahrzunehmen? Iſt nicht die Beobachtung des Planmäßigen und meiſterhaft Durchgeführten in einer kunſtvollen Fuge, Sinfonie oder Ouvertüre auf ähnliche Art intereſſant, wie die Anlage und Ausführung eines Heldengedichts oder Drama, worin unſre Erwartung geſpannt, durch Verwickelungen unſre Beſorgniß erregt, unſre Sympathie entzündet, und endlich unſer Verlangen durch die gelungene Vollendung in Bewunderung, Beifall und Freude aufgelöſet wird?

Indeſſen iſt es wahr, die Muſik iſt uns weniger durch ſich ſelbſt allein intereſſant, als durch den von ihr veranlaßten Rückblick auf den Künſtler, welcher die Melodie und Harmonie ſo einſichtsvoll, ſo originell, ſo glücklich, ſo geiſtreich, ſo herzergreifend, anlegte. Das Intereſſante der Muſik beſteht vorzüglich in der Bewunderung, mit welcher wir den unerwarteten, neuen, eigenen Entwicklungen und Auflöſungen muſikaliſcher Ideen, der groſen Einheit, in welche das Mannichfaltige der Melodie und

Harmonie ſich verbindet, folgen. Das Kontrapunktiſche in den Fugen und Kanons, iſt dem Muſikkenner intereſſant, indem er den Erfindungsgeiſt des Künſtlers, welcher ſeine Einbildungskraft, unbeſchadet ihrer Freiheit, den Verſtandesregeln (dem Mathematiſchen) ſo glücklich anzuſchmiegen wußte, zu bewundern ſich nicht enthalten kann.

Die Muſik bewegt uns durch die *innern* Empfindungen, welche ſie vermittelſt der äußern (der Gehörseindrücke) erweckt. Der genialiſche Tonkünſtler ſpielt gleichſam auf den Saiten unſers Nervenſyſtems, und bemächtigt ſich ſo unſers Herzens. So wie aber einzelne Worte uns noch keinen vollſtändigen Gedanken geben, ſo wirkt auch der einzelne Ton nur eine einfache Empfindung, aber keinen Affekt, keine Leidenſchaft, keine beſtimmte Gemüthsſtimmung. Nur mehrere Töne, in Verbindung oder im Kontraſt, nur wiederholte, an einander gereihete, einander entſprechende Töne, kurz nur melodiſche *Gedanken*, vermögen in uns eine beſtimmte Empfindungsweiſe hervorzubringen. Außer dem aber, was die Muſik im Ganzen in Anſehung unſerer Gemüthsſtimmung wirkt, indem ſie uns in Schwermuth verſenkt oder zur Fröhlichkeit, ſanfter oder heftiger Art, oder zu heroiſchen Aufwallungen u. ſ. f. erhebt, — kurz, außer der *pathetiſchen* Wirkung der Muſik, giebt es doch auch eine *rein äſthetiſche*, welche bloß die *Darſtellung*, als ſolche, die bloße *Form*, das bloß *Objektive* betrifft. Mag uns die Muſik auch jetzt gerade kalt und ungerührt laſſen, ſo können wir uns doch leidenſchaftlos an der *Schönheit* der Kompoſition ergetzen. Ich meine hier nicht das Wohlgefallen am bloßen Wohlklang. Einzelne und mehrere Töne können uns ihrer Reinheit und Klarheit wegen ſchmeicheln. Aber die äſthetiſche Beurtheilung einer ganzen muſikaliſchen Kompoſition mag immer durch den unvollkommenen Vortrag geſtört werden, ſo haftet ſie doch nicht an dem bloßen Material, ſondern an der Form der muſikaliſchen Darſtellung. Das Schöne, welches uns, abgeſehen von allem Reizenden und Rührenden, gefällt, beſteht bloß in der glücklich angelegten Aufeinanderfolge, Zuſammenſetzung, Kontraſtirung, Zuſammenſtimmung, Verwicklung und Auflöſung der Töne. Hier haftet das Wohlgefallen an dem Formellen der Muſik, welches man, der Analogie gemäß, mit Recht muſikaliſche Gedanken und Figuren genannt hat.

Mit Einem Worte: ich unterſcheide das bloße Vergnügen an der Muſik von dem reinen Wohlgefallen an einer Kompoſition, das bloße Behagen an dem ſubjektiven Effekt des Tonſtücks von dem Geſchmack an dem Objektiven und Formellen der muſikaliſchen Darſtellung oder an ihrem wahrhaft äſthetiſchen und poetiſchen Gehalt. In dieſer rein äſthetiſchen Hinſicht fließt das Vergnügen, fließt endlich ſelbſt die Rührung aus dem Wohlgefallen, da hingegen manche Muſik, welche eben keinen großen Kunſtwerth haben darf, dem gemeinen Liebhaber bloß darum wohlgefällt, weil ſie ihn vergnügt, ihm behagt, ihm die Nerven kitzelt, ihn ſpielend unterhält, und ihm die Zeit vertreibt.

Leipzig, im Februar 1804.

C. F. Michaelis.

IV.

Naturforſchung.

Die Natur enthällt einen unerſchöpflichen Stoff zum Denken und Forſchen. Seit Jahrtauſenden hat man die Natur erforſcht, und noch weiß keiner der Naturkundigen anzugeben, woher es komme, daß die Blätter der einen Pflanze rund, die andern eckig und zackig gebildet werden; daß die eine Blume jedesmal mit weißen, die andere mit gelben oder blauen Blüthen zum Vorſchein kommt.

Es giebt einen doppelten Weg, zur Kenntniß der Natur zu gelangen, Belehrung und Erfahrung. Wir dürfen weder das eine, noch das andere vernachläſſigen. Ein einziger Verſuch, den wir ſelbſt angeſtellt haben, iſt oft für uns belehrender, als der vortrefflichſte Unterricht. Die Belehrung aber, was iſt ſie anders, als die geſammelte Erfahrung Anderer, die wir dankbar benutzen müſſen? Erfahrung ſoll uns begierig nach Belehrung und Belehrung aufmerkſam auf die Erfahrung machen. So werden wir von beiden gleiche Vortheile ziehen. Nirgends beſtätigt ſich dieſe Wahrheit augenſcheinlicher, als in der Naturforſchung.

Die Naturforſchung ſelbſt bietet uns ebenfalls wieder einen doppelten Gegenſtand zur Betrachtung dar. Wir betrachten entweder das Bleibende in der Natur oder das Vergängliche. Jenes ſind die Körper, die wir Naturalien nennen, dieſes die Erſcheinungen oder Veränderungen, die in der Natur vorgehen. Bisher haben ſich die Naturforſcher faſt immer nur mit den erſtern beſchäftigt, obgleich die Naturalien ſelbſt, bald mehr, bald weniger, der Veränderung unterworfen ſind. Hätten ſie dagegen ihre Aufmerkſamkeit mehr auf die Erſcheinungen gerichtet, ſo würden ſie der Entſtehungsart der Dinge viel näher auf die Spur gekommen ſeyn. Denn alles in der Welt entſteht durch Veränderung. Es giebt keinen Stein, kein Mineral und keine Erdart, die nicht unaufhörlich, obgleich unmerklich, Theile an- und abſetzt. Keine Pflanze und kein Thier wird auf der Erde gefunden, deſſen Organiſation nicht unabläſſig neue Nahrungsſtoffe verarbeitet und zu manichfaltigen Geſtalten bildet. Keine Wolke ſchwebt am Himmel, kein Lichtſtrahl fällt in unſer Zimmer, deſſen Wirkung und Gegenwirkung nicht von uns verſpürt würde. Jeder Sonnenblick, der vor uns auf die Landſchaft niederfällt, bringt Veränderungen hervor, die früher oder ſpäter ſich in mannichfaltigen Folgen offenbaren werden. Trennung und Verbindung, Anziehen und Abſtoßen der Körper, oder ihrer einfachen Beſtandtheile, macht das Weſentliche aller Naturveränderungen aus. Die Natur iſt in einer ewigen Bewegung. In dem verſchloſſenen Faſſe gährt der Wein, und in dem aufbewahrten Brote drängen ſich junge

Schimmelpflanzen hervor. Ueberall Schöpfung und Zerſtörung. Das Leben des einen iſt der Tod des andern. Wer ſollte gleichgültig bei dieſem Schauſpiele bleiben! Wen ſollte dieſes Chaos von Verwirrung, aus welchem immer wiederkehrende Ordnung entſteht, nicht zu ernſten Betrachtungen führen! Schon von dieſer Seite angeſehen, verdient es die Naturforſchung, daß wir ihr eine allgemeine Aufmerkſamkeit widmen. Wer möchte ein Fremdling in ſeinem eignen Hauſe ſeyn? Unter den Veränderungen in der Natur, giebt es viele, die wir nach eigner Willkühr hervorbringen können. Dieſer vortheilhafte Umſtand vermehrt unſre Verbindlichkeit, den Urſachen und Wirkungen der Naturveränderungen weiter nachzuforſchen; da wir es in unſrer Gewalt haben, ähnliche Veränderungen vorzunehmen, ſo oft wir nur wollen, und durch ſelbſt erfundene Verbindung und Trennung der Dinge den natürlichen Erſcheinungen tiefer nachzuſpüren. Die noch lange nicht genug nach ihrem Werthe geſchätzte Wiſſenſchaft der Chemie, welcher wir in unſerm praktiſchen Leben ſo viele Vortheile zu verdanken haben, iſt bisher nur das Eigenthum der Gelehrten geweſen. Wie viele Jahre werden noch vergehen, ehe ſie ſich bis zum Verſtande des gemeinen Mannes herunter laſſen wird! Ihre angeſtellten Verſuche ſind koſtbar. Aber niemand macht uns aufmerkſam auf die alltäglichen Verſuche, die wir alle Augenblicke anzuſtellen genöthigt ſind. Man lehrt in Schulen die Naturgeſchichte, aber die ungleich wichtigere Lehre von der Auflöſung und Verbindung aller Dinge, die ungleich erſprießlichere Kunſt, Körper nach Willkühr zu trennen und zu vereinigen, findet ſich nur zerriſſen und zerſtückelt in den Werkſtätten der Handwerker und Künſtler, deren Augen und Ohren für alles Merkwürdige in den Erſcheinungen, und deren Geiſt und Sinne für alles Nachdenken und Nachforſchen verſchloſſen ſind.

Horſtig.

V.

Poſtſcripte.

38.

Die Juden.

Man wundert ſich mit Recht, daß man in der nun glücklich vorübergegangenen Judenverfolgung eine Bitterkeit von Moſes Mendelsſohn wider die Chriſten nicht angeführt hat.

Sehr bitter und — bloß bitter iſt die Stelle in Dohm's Schrift über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, Th. 2. S. 73., wo Mendelsſohn ſagt, daß die Juden die Lebensart von Trödlern und Kleinhändlern aus Noth ergreifen; die Chriſten aber Feldmarſchälle und Miniſter werden können, und aus freier Wahl Kleinhändler, Trödler, Mäuſefallenträger, Schattenſpieler, Raritätenkrämer u. ſ. f. geworden ſind.

Mit dieſer Stelle ſoll ohne Zweifel nichts weiter geſagt ſeyn, als daß es den Chriſten unendlich leichter falle, beſſere Stände zu ergreifen, als den Juden; und daß man daher wegen alles des Böſen, das der Kleinhandel mit ſich bringt, weit mehr auf perſönlich ſchlechte Charakter bei den erſtern, als bei den letztern ſchließen dürfe.

Wollte Mendelsſohn etwas mehr mit dieſer Stelle ſagen, will man ſie wörtlich nehmen, ſo kann man dagegen einwenden: Können nicht auch die Juden Miniſter werden? Iſt in Fez und Marokko nicht der erſte Miniſter ein Jude? Und warum gehen denn die andern nicht hin, um zu gleicher Ehre zu gelangen? — Der Weg bis dahin iſt freilich weit; aber wahrlich, der Weg aus den untern chriſtlichen Ständen bis zum Feldmarſchall und Miniſter iſt noch viel weiter.

Eſchke.

39.

Eine Bitte an Herrn Langbein.

Herr Langbein ſchreibt in ſeinen Feierabenden, und zwar in der Erzählung: der Krebs, (B. 2. S. 193 — 218). S. 214. 215: „Sie erſtaunten alle über die ſeltene Gröſe des alten Knaben (des Krebſes), den man aus einer Steinkluft, die er vielleicht ein halbes Jahrhundert ruhig bewohnte, ſo eben hervorgezogen hatte. Die muthwillige Juliane konnte ſich nicht enthalten, ſeinen rothen Panzer zu berühren. Der Rieſe lag ein Weilchen wie todt. Plötzlich aber öffnete er ſeine mächtigen Scheren, und ſchnapp! war ein Finger des unbehutſamen Mädchens gefangen."

Herr Langbein wird demnach gebeten, gefälligſt anzuzeigen, ob ſich etwa die Geſchichte in Solothurn zutrug, wo es in einem gewiſſen Bache rothe Krebſe geben ſoll, und im Fall dies nicht wäre, das arme Mädchen von dem Vorwurf der Unbehutſamkeit zu befreien; denn wer kann ſich in unſrer Gegend einbilden, daß ein Krebs mit einem rothen Panzer noch kneipt? — Dies wäre wirklich eine ganz neue Art Krebſe, die bei der Tafel ſonderbare Geſichter hervorbringen könnten.

Eſchke.

40.

Auf eine Sonderbarkeit der Moderomane iſt man noch nicht aufmerkſam geworden, und ich erinnre mich nie in einer Recenſion ihrer erwähnt gefunden zu haben. Es iſt die, daß ein großer Theil derſelben in unvollkommnen Jamben geſchrieben iſt, welche aber wie fortlaufende Proſa gedruckt ſind. — Schon vor vielen Jahren las ich einen ſogenannten Joſeph (den Sohn des Erzvaters, dialogiſirt), den ich durchweg als ſchlechte Jamben ſkandirte. Seitdem ſind mir eine Menge aufgeſtoßen, mit denen ich es eben ſo machte, und neulich noch in einer Leihbibliothek zwei, deren einer Euridane, die Tochter der Hölle, und der andre: Die Lazzaroni heißt. Beide ſind à la hauteur der heutigen Lectüre. Aus dem letzteren nur einige Proben, wie ich eben aufſchlage:

S. 70. So ſchwindet nicht um Euer Haupt der Glanz,
Wenn Ihr mit uns Euch auch verbindet —
Und herrlicher wird Graf Battiſta ſtrahlen,
Als Primas ſeines Volks, wenn er
Der Grafenkrone ſich entäußert! —

S. 109. (Zugleich ein alter Bekannter:)

Miranda. Die Lerche ſchwebt ſchon glänzend in der Luft,
Beleuchtet von den erſten Sonnenflammen,
Und grüßet mit Geſang den neuen Tag!

Giannino. Es iſt der Nachtigall geliebtes Lied,
Das mich in Deine Arme führte. u. ſ. w.

S. 218. O, wie mein Herz, ſo ſchnell verwandelt,
An dieſem Glanz der Erde Antheil nimmt!
Und wie der helle Schmuck das Auge blendet,

Das, ungewohnt des goldnen Schimmers, ſich
An bunten Frühlingsblumen nur ergetzte.

Und ſo durch das ganze Buch, beſonders in den Dialogen. Es iſt klar, man lebt und webt in Italien, wo alles improviſirt.

M.

41.

Seitdem ich Obiges ſchrieb, habe ich dieſelbe Sache öfter bemerkt, doch aber ſie nirgends bemerkt gefunden. — So finden ſich in dem nicht ohne Phantaſie geſchriebenen Romane: Albano der Lautenſpieler, Th. I. S. 251, folgende Jamben in Proſa gedruckt:

Noch iſt mir jede Flur geweihte Stäte,
Und Heil'genbilder ſteigen ringsum auf,
Vom goldnen Frühling in den Hain verwebt.
Symboliſch reicht er mir die ſchönen Gaben,
Und wenn der Liebe ſüße Sehnſucht bebt,
Kann ich entglüht zu der Madonna beten.

Und ſo in der Folge weiter. Man ſieht ſogar deutlich, daß der Verf. hat Jamben machen wollen, und deshalb ſeiner Sprache ſelbſt Gewalt angethan hat.

Manche Verf. ſangen nur erſt dann an, Jamben zu machen, wenn ſie ſich ins Erhaben-Sentimentale erheben, z. B. Schilling in ſeinen Ignoranten, wo erſt gegen das Ende Phantaſie und Rede gebunden zu werden anfängt.

Es iſt dieß, was hier bloß fehlerhaft iſt, ein bedeutender Fingerzeig, welcher Rede die Poeſie bedarf, nehmlich einer poetiſchen; und man darf ſich nicht nicht weiter den Kopf zerbrechen, über die Frage: welche Dramen in Verſen geſchrieben ſeyn ſollen? nehmlich die poetiſchen. Und wenn alle poetiſch ſeyn ſollen, alle?

M.

42.

Das Fegefeuer.

Das Fegefeuer iſt eine der humanſten Erfindungen; auf ihm iſt doch eine Erlöſung, und eine Erlöſung zum Himmel! — Um dieſe Humanität recht einzuſehen, vergleiche man damit eine andre Erfindung, die auch möglich geweſen wäre. Man denke ſich, daß die Böſewichter, da ſie doch auch einiges Gute an ſich haben (wie die Guten, wegen des ihnen anklebenden Böſen, erſt ins Fegfeuer müſſen), ehe ſie in die Hölle verſtoßen würden, erſt auf eine Zeitlang in eine Art von Himmel verſetzt würden. — — Einen ſolchen Himmel hätte der Teufel erſonnen; da jene Hölle (das Fegfeuer) gewiß ein guter Menſch erfunden hat.

f.

43.

Es giebt Menſchen, welche die Welt verlaſſen und ſich in die Einſamkeit begeben, weil die Welt ſie früher verlaſſen hat. Das ſind denn ſolche Weiſe, wie diejenigen Tugendhafte ſind, welche die Sünde verlaſſen hat.

f.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

September 1804.

I.

Bemerkungen über unſer Zeitalter.

Es iſt eine gewöhnliche Erſcheinung, daß man die vorigen Zeiten lobt, und die gegenwärtigen tadelt. Das kommt daher, daß man die Vergangenheit in den Zwielichten der Dämmerung erblickt, über das Unebene mit Leichtigkeit weggleitet, und lieber bei Gegenſtänden im Hintergrunde verweilt, deren Erinnerung erheiternd iſt. Die Gegenwart aber kennt man genauer, und die Unannehmlichkeiten derſelben machen einen tiefern Eindruck. Unter dieſen Umſtänden kann man leicht gegen ſein Zeitalter ungerecht werden. Das weiß man, und darum erreget derjenige, der ſeine Zeit tadelt, ſehr leicht den Verdacht der Ungerechtigkeit gegen ſich, und läuft, wenn er in einiger Hinſicht derſelben überführt wird, Gefahr, mit ſeinen übrigen Klagen abgewieſen zu werden, da, wo ſie ſelbſt gegründet ſind. Es iſt alſo ein bedenkliches Unternehmen, wenn man es wagt, ſeine Zeit anzuklagen. Dazu kommt noch ein ſchwer zu beſiegendes Vorurtheil, welches dem Ankläger in den Weg tritt, um mit ſeinen Klagen ruhig gehört zu werden. Es iſt dies: er ſey durch ſeinen Zuſtand, mit dem er nicht zufrieden ſey, oder durch ſeine Gemüthsbeſchaffenheit dazu verleitet worden. Da geſchieht es denn, daß man den Ankläger zum Angeklagten macht, und er nun Mühe hat, durchzukommen.

Um dieſer Schwierigkeit auszuweichen, bleibt nichts übrig, als, man muß die Anklagepunkte, ſo viel als möglich iſt, der Wahrheit gemäß verzeichnen, wenn man hoffen will, in einem bedenklichen Prozeſſe zu beſtehen. Man muß ſich hüten, ſo viel man kann, der Gegenparthei kein Bein unterzuſchlagen, noch ſie zu überliſten. Das kann in andern Angelegenheiten von einem unfehlbaren Erfolge ſeyn; nur hier nicht. Mit dieſen billigen Vorſätzen unternahm ich es, meine Bemerkungen zu verzeichnen, und mein Zeitalter über Manches, das nicht recht iſt, anzuklagen. Die Vorurtheile, die man dagegen haben kann, kümmern mich nicht. Bei dem Freunde der Wahrheit kann man nicht verlieren.

Wer ein Freund ſeines Vaterlandes und ſeiner Zeitgenoſſen iſt, kann ſich nur darum entſchließen, einer allgemeiner gewordenen Stimmung entgegen zu treten, weil er wünſcht, daß das, was ihm ein Uebel zu ſeyn ſcheint, gehoben, und der beſſere Weg gewählt werde. Dazu muß ein jeder beitragen, ſo viel er kann, damit man ihm nicht den Vorwurf mache, er begnüge ſich mit einem bloß unfruchtbaren Beſchauen, und überlaſſe, weil er ſelbſt alle Arzenei verwerfe, die Kranken nun ohne Theilnahme ihrem Schickſale. Das öffentliche Wohl kann nur alsdann errungen werden, wenn viele einzelne Willen zuſammen treffen; wenn von mehreren Seiten her das Unrecht in üblen Ruf kommt, und eine größere Zahl für das Gute gewonnen wird.

Es iſt nicht möglich, daß man für ſeine Zeitgenoſſen ein nützlicher Menſch bleiben kann, wenn man den Glauben an die Kraft der Tugend und an die mögliche Veredelung der Menſchen aufgiebt. Beides, die Erfahrung und die Geſchichte, lehren, daß das menſchliche Geſchlecht ſich längſt zu Grunde gerichtet hätte, wenn nicht in dem Geiſte des Menſchen dieſelbe Kraft läge, welche in ſeinem Körper liegt, ſich wieder herzuſtellen, von den Verirrungen endlich zurückzukommen, und den beſſern Weg wieder zu finden; wenn keine Vorſehung waltete, welche Druck und Gegendruck neben einander ſtehen läßt, und, wenn das Unkraut durch ſeinen zu üppigen Wachsthum empöret, durch das Ausjäten die Gegenwirkung eintreten läßt, damit die beſſern Früchte nicht gänzlich erſtickt werden. Beides muß man feſthalten in ſeiner Ueberzeugung, wenn man nicht der Gleichgültigkeit und Unthätigkeit unterliegen will.

Vielleicht fällt Mancher gleich zu Anfange ein abſprechendes Urtheil: Das Klagen über Verſchlimmerung der Zeiten ſey eine üble Gewohnheit, und ſchon ſo alt, als überhaupt der geſellſchaftliche Zuſtand der Menſchen. Das

Letzte iſt freilich ganz wahr. Mit dem gebildeten Zuſtande ſind mannichfaltige Bedürfniſſe verbunden, von denen der Wilde nichts weiß, und welche befriedigt ſeyn wollen. Um ihnen zu genügen, reden die Empfindungen und Begierden ſolchen Endzwecken und Mitteln, welche die ruhige Vernunft verwerflich finden muß, öfters das Wort. Dagegen fehlt es auch nie an Menſchen, denen Recht und Wahrheit heilig iſt. Es ſcheine alſo, ſo meint man, als ob in einer Welt, wie die unſrige, von dem Guten ſowohl, als von dem Böſen, eine gewiſſe Summe verbraucht werden müſſe. Das Klagen ſey demnach überflüßig. — Nun will ich zwar zugeben, daß es nicht anders möglich iſt, daß edle Früchte und Unkraut ſtets neben einander wachſen werden. Gänzlich daſſelbe zu vertilgen, wird nicht möglich ſeyn; man würde die beſſeren Früchte, wenn man ſie ganz vereinzelte, von der verſengenden Hitze des Tages tödten laſſen. Aber es kann doch niemand leugnen, daß das eine Zeitalter mehrere und größere Fehler, als das andere aufzuweiſen hat; und daß, wenn man die herrſchenden Fehler ungeſtört fortwachſen ließe, die beſſern Früchte gänzlich erſtickt werden würden. Hier behaupte ich nun, daß wir neben ſo manchem ausgezeichneten Guten ſehr bedeutende Fehler, welche auf die häusliche und öffentliche Glückſeligkeit einen ſtarken Einfluß haben, nicht verkennen können. Es iſt gleich, wovon ich anhebe, wenn ich nur die Klage mit Beweiſen aus der Erfahrung zu belegen im Stande bin.

Ich will von der Religion anfangen. In der Zeit unſrer Väter war es größtentheils die Tendenz der Erziehung zur

Religion, das Gedächtniß anzufüllen; das Nachbeten von Worten, die oft gar nicht verſtanden wurden, oft auch gar keinen Sinn hatten, für höchſt verdienſtlich zu halten, und davon die Sittlichkeit und Glückſeligkeit der Menſchen abhangen zu laſſen. Sehr oft waren es nur dunkle Vorſtellungen, welche zu Führern der Menſchen beſtellt wurden, und doch, was weniger glaublich zu ſeyn ſcheint, gute Dienſte leiſteten. So erinnere ich mich, daß eine, auf dunklen Vorſtellungen beruhende, Ehrfurcht vor Gott mich öfters vor Jugendthorheiten geſichert, und, wo ich auf dem Punkte ſtand, auszugleiten, vor dem Falle bewahrt hat. Der Zuchtmeiſter in dunklen Vorſtellungen ſchien den damaligen Erziehern nothwendig zu ſeyn, bis die Reife des Verſtandes die Dunkelheiten aufhellete, und auf einer guten Gewohnheit, rechtlich zu denken und zu handeln, die beſſeren Bewegungsgründe pflanzen konnte. Es war allgemeine Sitte, an den öffentlichen Belehrungen in der Religion Antheil zu nehmen, die, wenn ſie auch nicht allemal den reifſten und beſten Samen ausſtreueten, doch mehr die Begierde nach Zerſtreuungen, und das Leben für den Augenblick zügelten. Es war etwas von der alten Weiſe der erſten Chriſten übrig geblieben, nach welcher man fürchtete, das Gute zu mißbrauchen, wenn man es doch nur auf eine erlaubte Weiſe genoß. Es gab einen häuslichen Gottesdienſt, der, ſo mangelhaft er auch ſeyn mochte, doch manche gute Empfindungen und Vorſätze herbeiführte, und zuweilen auf die Tagesordnung einen guten Einfluß hatte. Die Sitten waren etwas derb, aber weniger zerſtörend. Man liebte mehr die Häuslichkeit und Einfachheit.

Friedrich der Zweite, ein Mann von großer Kraft, übernahm die Regierung über eine ſo geſtimmte Nation. Beides, ſeine Erziehung und ſein Geiſt, hatten ihm das Unhaltbare von einem leeren Wortgewebe finden laſſen. Er kannte keinen andern Menſchenwerth, als den einer gemeinnützigen Thätigkeit. Er ſuchte Wahrheit; er fand ſie aber nicht immer da, wo man ſie ihm nachgewieſen hatte. Zuweilen fand er gerade das Gegentheil, und die Täuſchung empörte ihn. Es iſt ſehr natürlich, daß der einmal aufgeſchreckte Menſch überall Gefahr wittert, und eine ganze Fläche für unſicher hält, wenn er ein und mehrere Mal eingeſunken iſt. Zu ihm geſellete ſich Voltaire, der mit einem ſchneidenden Witze, ich will nicht ſagen, den Aberglauben allein bekämpfte, ſondern auch die Religion ſelbſt, als ſey ſie eine nahe Verwandtin deſſelben, mit demſelben beißenden Witze behandelte. Die Wirkung war um ſo unfehlbarer, je mehr ſein Witz auf die Einbildungskraft, auf die Erregung des Lachens, und auf die Erheiterung berechnet war, wobei man es mit der Wahrheit nicht genau nimmt. Dieſer neue Weg gefiel, um ſich geltend, um ſeine Unterhaltung angenehm zu machen; und bald wurde dieſer Weg allgemeiner betreten. Die poſitive Religion, welche ein göttliches Anſehen an ihrer Spitze trägt, ſank zu einem ſehr niedrigen Preiſe herab. Die erſten Angriffe waren nur anſcheinend auf das Prunkgewand und auf das wirklich Unhaltbare gerichtet; aber bald trafen auch die Schläge den unbedeckten Körper, weil man ihm nun einmal in den bisherigen Umgebungen gram geworden war. Nachdem die Außenwerke in einem leichten Anlaufe gefallen waren, wurden die Angriffe auf die Feſtung ſelbſt von allen Seiten gerichtet. Hingeriſſen von Spott und Haß gegen den Theil der Religion, der aus einem leeren Wortgewebe beſtand, wendete man beides auf den übrig gebliebenen Theil an, der doch eigentlich nur das Weſen derſelben enthielt, und ging darin ſo weit, daß man ihn mit Verachtung zu behandeln anfing.

So hatte man nun für ſich eine neue Denk- und Handelsweiſe eingeführt; aber nicht zufrieden damit, ſuchte man ſie auch bei den Umgebungen und überall geltend zu machen. Einer großen Zahl ſolcher in der Art ſich aufgeklärt vermeinenden Perſonen ſcheint es eine unerläßliche Pflicht zu ſeyn, um ſich herum nieder zu reißen. Und es gelang. Man nahm dabei durchaus nicht Rückſicht auf die große Zahl derer, deren ganze Religioſität mit ihren alten Meinungen unzertrennlich zuſammen hängt: nicht auf Menſchen, die es nicht vermögen, durch die Kraft der Bewegungsgründe, welche noch die Wohlanſtändigkeit, die Ehre, die tiefe Empfindung von Pflicht zuweilen darbietet, zu rechter Zeit wieder einzulenken, wenn ſie bemerken, daß ſie ſich zu weit von dem rechten Geleiſe entfernt haben. Man ſah nicht auf das, was man nebenher zerſtörte, und welchen Dienſt die Religion ſelbſt leiſtete für das öffentliche und für das Familienwohl, für die Ruhe, für den Troſt, für die Hoffnungen. Doch ich will nicht in Deklamation verfallen. Welcher Menſchenfreund bedauert nicht den Schaden, der durch ſolche raſch abſprechende Menſchen geſtiftet wurde, und noch geſtiftet wird, die nur auf Zerſtörung ausgehen, deren Sache es aber gar nicht iſt, wieder zu bauen, und für das, was ſie zertrümmert haben, gerechten und billigen Erſatz zu leiſten? Der Geiſt des Spottens und Verwerfens verbreitete ſich überall; und, was das Schlimmſte dabei war, er war nicht durch Ueberfluß der Erkenntniß und einer reifen Ueberlegung entſtanden. Es war ein künſtliches Wetterleuchten, welches nichts nutzet, und nur auf Augenblicke blendet. Was Wunder, wenn jener Geiſt überall wehete, und, gleich dem Unkrautſaamen, ausgeſäet wurde, und zum Keimen und Gedeihen allenthalben ſeinen Boden fand!

Es iſt die Natur der Affekten und Leidenſchaften, daß ſie nie die Bahn verfolgen, welche zwiſchen dem zu Viel und dem zu Wenig in der Mitte liegt. Nur der ruhigen Vernunft iſt dieſe Bahn vorbehalten, um ſie mit feſtem Tritte zu halten. Man machte den Verſuch, einen Weg, der bisher ſo ſehr getadelt und verworfen worden war, wieder in beſſern Ruf zu bringen, weil man ſich beredete, es würde für die allgemeine Wohlfahrt nützlich ſeyn, wenn man Meinungen wieder in Umlauf brächte, welche bisher als eine verlegene Waare behandelt worden waren. Man gebot hin und wieder den Glauben an dieſelben; aber darin verrechnete man ſich gewaltig. Freilich werden die Menſchen, außer den Gewohnheiten, von Meinungen regiert; aber es gehört viel Weisheit und Feſtigkeit dazu, ſie geltend zu machen. Mit kalten Befehlen wird hier nicht allein nichts ausgerichtet, ſondern nur noch der Endzweck zerſtört, den man erreichen wollte. Beide, Betrogene und Betrieger, die ſelbſt an dem Grabe eines alten Heiligen ſo gefliſſentlich gearbeitet hatten, verſuchten es, die morſchen Stücke wieder zuſammen zu ſetzen. Mit Einem Worte: man vermeinte, daß zu viel Licht auf dem Wege nur blende. Ich will nun zwar nicht leugnen, daß, wenn die Reiſenden einmal an die Finſterniß gewöhnt ſind, ſie ruhig ihren Weg fortſetzen können, weil ſie wohl wiſſen, daß es in der Finſterniß unvermeidlich iſt, fehl zu treten. Aber ganz anders iſt es, wenn einmal die Morgenröthe angebrochen iſt, und das Licht mit jedem Augenblick neue Fortſchritte macht. Hier iſt es keinesweges weiſe, wenn man die Wanderer zu bereden verſucht, es ſey ihnen zuträglicher, im Dunkeln zu wandeln, als am Tage. Es iſt ein großes Unglück, wenn man von gewiſſen Uebeln, welche uns drücken, eine falſche Urſache angiebt. Man findet alsdann nie den Sitz der Krankheit, und darum kann ſie nicht gehoben werden, wenn nicht mit der Zeit die Natur die Heilmittel ſelbſt bereitet. Das iſt aber das größte Unglück, wenn man gerade das zum Grunde der Krankheit macht, wodurch man allein im Stande wäre, ſie zu heilen. Bei Gott! nicht das Licht ſchadet, wenn es einmal den Weg erleuchtet, ſondern das ſchadet, wenn es nicht helle genug iſt. Kein Vernünftiger wird darüber klagen können, daß er die Gegenſtände auf ſeinem Gange unterſcheiden, und Steine und Sümpfe vermeiden könne. Nur Menſchen mit blödem Geſichte werden darüber klagen, daß das zu Helle ihre Augen beläſtigt. Nur diejenigen werden es thun, deren Vortheil es gewiß nicht iſt, wenn ihre Geſinnungen und Handlungen in einem hellen Lichte erſcheinen.

Es iſt nicht möglich, den Schaden zu berechnen, den unſer Zeitalter dadurch erlitten hat, daß die ungeſtümen Halbaufgeklärten ohne Schonung alles verwarfen, und mit ihrem Geiſte die Umgebungen belebten; daß aber auf der andern Seite die entweder getäuſchten oder vorſätzlichen Verfinſterer alles erhalten wollten. Beide ſchadeten der guten Sache. Die Nichtprüfenden gaben alles auf, was auf Religion Bezug hatte. Die Prüfenden fühlten ſich empört, daß man ſie in neue Feſſeln ſchmieden wollte, und erklärten ſich aus dieſem Grunde als Gegner. Aber nicht bloß dies, ſondern es geriethen Mehrere, und zwar Männer von Gewicht und großem Einfluſſe, auf den unſeligen Gedanken: man müſſe den größern Theil der Menſchen in der Unwiſſenheit und im Nachbeten von Glaubensformeln erhalten, bei denen man nichts dächte, die aber ein großes Uebergewicht über den Menſchen hätten. So fehlte man auf beiden Seiten. Man ſollte glauben, daß man durch die Geſchichte aller vorhergehenden Jahrhunderte, und ſelbſt der neuern Zeit, weiſer geworden ſey; daß dies nicht der rechte Weg dazu ſey, die Menſchen zum Ziele und zur Glückſeligkeit zu führen. Aber es ſcheint faſt, als wäre es den Menſchen nicht möglich, das rechte Mittelmaaß zu halten, und als wäre es ihr Erbtheil, ſich auf dem einen oder dem andern Schleichwege zu befinden, ohne den rechten Weg zu kennen, und denſelben für ſich und die Seinigen zu halten.

Religion iſt nichts anders, und kann nichts anders ſeyn, wenn ſie in's Leben eingreifen ſoll, was ſie doch ſchlechterdings thun muß, wenn ſie von Werth ſeyn ſoll, als herrſchende Geſinnung des Menſchen, und die Gewöhnung an den Gedanken, alles das als den Willen Gottes anzuerkennen, was die unbefangene Vernunſt und die Sittenlehre zur Veredlung, zur Beruhigung, zur gemeinnützigen Thätigkeit, zum häuslichen und öffentlichen Wohlergehen, mit Einem Worte, zur Glückſeligkeit der Menſchen im Staate und in den engern Kreiſen, wo Beruf und Stand eintritt, Gutes gefunden hat. Mit den Bewegungsgründen gut zu ſeyn, Wahrheit und Gerechtigkeit zu üben, darin auszuharren, bei Hinderniſſen und Schwierigkeiten nicht zu ermüden, auch ohne Lohn, auch ohne Dank ein nützlicher Menſch zu ſeyn; im Entbehren, im Genießen, im Erdulden, bei dem Dahinſchwinden ſeiner Geſundheit, bei dem Verluſt ſeiner irdiſchen Freuden, bei dem Tode der Seinigen, und wenn ſein müder Leib dahin ſinkt, den Hinblick auf Gott zu verbinden; und von dem Gott, der ungezweifelt das Gute haben will, und der es verlangt, daß ein jeder einzelner Menſch zu dem großen Ganzen, welches errungen werden ſoll, das Seinige beitragen müſſe, zu erwarten, daß er das vollbrachte Gute und eine geprüfte Treue zur Vollendung, zur Entſchädigung, zur Vergeltung und zur ſteigenden Glückſeligkeit eines jeden, der ſeine Kräfte wohl gebraucht hat, gelangen laſſen werde. Dies allein iſt Religion. Was nicht dazu beiträgt, gehört nur zu den Zierathen, von denen der eine Menſch mehr, als der andere, anzuwenden für nöthig erachtet. Wenn man dieſen Geſichtspunkt angenommen hat, ſieht man ſich genöthigt, die Meinung eines weiſen Mannes (Cicero) für völlig gegründet zu halten, wenn er ſagt: „Athen ſey die Mutter von edlen Erkenntniſſen geweſen, um ſich aus dem wilden Zuſtande zur Menſchlichkeit

„zu erheben, vorzüglich dazu, um des Lebens froh zu werden, und mit beſſerer Hoffnung zu ſterben.“

Das ſieht man wohl, wie viel eine Religion nützt, welche das enthält, was ſie durchaus enthalten muß; aber das ſieht man nicht, was ſie ſchaden kann. In der That, es ſcheint faſt unbegreiflich zu ſeyn, wie ſie in übeln Ruf hat kommen können. Der Grund kann alſo wohl nur entweder in einem unglücklichen Mißverſtändniſſe, oder in dem herrſchenden Leichtſinne der Zeit zu ſuchen ſeyn; und dieſer Leichtſinn wurde auf mannichfaltige Weiſe veranlaßt und befördert. Ich rechne dahin folgende Erſcheinungen, welche raſch auf einander gefolgt ſind.

Wir haben eine Begebenheit erlebt, die in der Geſchichte ohne Gleichen iſt, und von der man ſo viel erwartete. Ein großes Volk veränderte ſeine Gewalthaber, und verſprach, die Tugend, die Freiheit und Gleichheit zur Tagesordnung zu erheben. Der Zauber dieſer Worte war um ſo unfehlbarer, je mehr ein jeder in dieſelben den Sinn legte, der ihm der annehmlichſte zu ſeyn ſchien. Sie glichen den alten Götterſprüchen, die, weil ſie unbeſtimmt waren, eine jede beliebige Deutung zuließen, und Freund und Feind täuſchten. Es ſchien eine neue Sonne aufgehen zu wollen, von der nur Wärme, Erquickung und neue Kraft ausſtrömen würde, um allenthalben Segen und Gedeihen zu ſchaffen. Die Bande der Geiſtesunterdrückung, der Tyrannei und des Aberglaubens ſchienen auf immer aufgelöſet zu ſeyn; um ſo mehr, da es ganz das Anſehn hatte, als habe man nicht bloß die Namen verändert, ſondern an der Sache ſelbſt weſentliche Verbeſſerungen vorgenommen. Ueberall ſegnete man ein Volk, welches einen feſten Grund gelegt zu haben ſchien, um die Glückſeligkeit der Menſchen zu gründen. Es empörte nicht, daß man ein Gewebe von Menſchenſatzungen, welche durch das graue Alterthum geheiligt waren, beſeitigte; denn man rechnete nun auf das Beſſerwerden, daß eine ſolche Religion gegründet würde, welche nach der Vernunft die Probe halten, und, anſtatt das Leben zu verkümmern, die Tugend zu verkrüppeln, und die Verdienſtlichkeit des Menſchen in ſinnloſe Gebräuche zu ſetzen, gemeinnützige Tugend und Veredlung zum allgemeinen und einzigen Ziele Aller machen würde. So waren die Anlagen, ſo die Hoffnungen der Menſchen.

Man darf ſich nun gar nicht wundern, wenn ein Volk, welchem man eine ſolche Glückſeligkeit vorgeſpiegelt, zu Kraftäußerungen hingeriſſen wurde, welche das Staunen der Menſchen erregten. Sie waren ganz den Erwartungen gemäß, die man von dem Stande der Unſchuld und von dem geträumten Wohlbefinden der Vorwelt wähnte, wodurch man ſich oft einen Zuſtand vorgaukelte, der nie Statt gefunden hat, und nie Statt finden wird, ſo lange Menſchen Menſchen ſind. So iſt es mit einer lebhaften Einbildungskraft, daß ſie Hoffnungen unterhält, nach welchen die Unmöglichkeiten ſehr wahrſcheinlich zu ſeyn ſcheinen. Jedoch, wir wollen lieber die Erfahrung fragen, was das Ende von der Aufſtellung neuer Grundſätze und von ſo wohl genährten Hoffnungen war.

Ich glaube nicht zu weit zu greifen, wenn ich gleich mit einem entſcheidenden Urtheile anhebe, daß ein jeder Menſchenfreund es von Herzen bedauren muß, daß der Erfolg den großen Erwartungen keinesweges entſprochen hat. Es waren nur Tieger, welche in dem Mantel der Tugend die Tugend mordeten; die Freiheit, die edle Freiheit, bis zur Zügelloſigkeit herabwürdigten; die Gleichheit verkündigten, und die Begüterten und Arbeitſamen beſtahlen; die Gleichheit durch Zerſtörung alter Titel gründen wollten, und unter einem neuen Namen die ewige Ungleichheit feſter, als bisher, gründeten: eine Ungleichheit, welche nie zu heben ſeyn wird, ſo lange die Menſchen nicht mit gleichen Fähigkeiten, mit gleichen Kräften und unter gleichen Gelegenheiten, ſie zu entwickeln und zu gebrauchen, geboren und erzogen werden. Die Art der Titel macht es nicht aus, wenn man gemißhandelt wird. Der Municipalbeamte, der Präfekt, und wie die neubetitelten Gewalthaber heißen mögen, wagten und vollendeten hier und da Gräuel, die um kein Haar beſſer waren, als diejenigen, über welche man bisher geſeufzt hatte. Durch dies alles, und durch die Zerſtörung alles religiöſen Zwanges, machte man den Menſchen zum Thiere, und bedachte nicht, daß er ein reißendes werden würde. Es blieb nichts übrig, als daß ein Mann von Kraft die verlornen Zügel ergriff, und aus der grauſen Nacht der Verwirrung Licht und Ordnung hervorrief. Was dieſer Mann der Welt leiſten wird, muß man mit Ruhe abwarten. Noch hat es gar nicht das Anſehn, daß er für die öffentliche und Privattugend, Freiheit und Gleichheit, und für eine vernünftige Religion viel gethan habe. Das Meiſte von dem, was wir ſehen, iſt das Fortgleiten in dem alten Geleiſe. Ja, nach den neuern

Erſcheinungen ſteht ſehr zu fürchten, daß Bigotterie, Aberglaube und myſtiſcher Unſinn den umgeſtürzten Thron wieder aufrichten, und mit der bethörten Menge um kein Haarbreit beſſer umgehen werden.

Das ſind aber, wird man ſagen, Erſcheinungen, die unter einem fremden Volke entſtanden. Indeſſen war doch die Senſation allgemein. Der Unkrautſame, wenn ich dieſen Ausdruck gebrauchen darf, wurde durch die Winde überall verbreitet, und trug, wie es das Unkraut pflegt, hundertfältige Frucht. Ich meine das Aufkeimen von Hirngeſpinnſten, die in dieſer Welt nie wirklich ſeyn werden; daß ein jeder aus Achtung gegen das Sittengeſetz handeln ſolle; die Verſchmähung der Religion, der Autorität, die Pflege des Egoismus, des Lebens für den jetzigen frohen Augenblick. Man könnte hier ganz das anwenden, was einſt der Philoſoph Demonar zu dem ſagte, der eine Demokratie für die beſte Regierungsform erklärte: „Warum führeſt du ſie denn „nicht in deinem Hauſe ein?“ Gerade dieſe Menſchen, welche ſolche Hirngeſpinnſte herplaudern, würden ſicherlich alsdann, wenn ſie realiſirt würden, ein ungeſtörtes Spiel ihrer Affekten und Leidenſchaften zum Schaden der Welt einführen. Wer kann indeſſen den ſchädlichen Einfluß dieſes Schwindelgeiſtes auf die Gemüther vieler Menſchen verleugnen? Daß ſie auf dieſem Wege nichts ausrichten werden, verſteht ſich von ſelbſt. Sie werden einſtweilen, durch leere Träume getäuſcht, an ihrer eigenen Zerſtörung arbeiten, auch auf andre einen ſchädlichen Einfluß haben; aber deſto mehr werden ſie das, was wirklich noch zum Heile der Menſchen geſchehen könnte, wenn man mit ruhiger Ueberlegung handelte, in übeln Ruf bringen; vielleicht hier und da wohl gar noch Schritte veranlaſſen, welche die ungezweifelten Folgen ihrer Luftſprünge ſind, und alſo, anſtatt zu beſſern, nur verderben. Das iſt doch gewiß ein großer Schade, den die Zeitläufte herbeigeführt haben, und vielleicht noch herbeiführen werden.

Ueberall finden wir die Menſchen ſo, daß ſie, Trotz dem Lichte, das ſie erleuchtet, von Affekten und Leidenſchaften beherrſcht werden; daß, wenn eine Verfaſſung eine Zeitlang beſtehen ſollte, entweder die Religion, ſeyen es auch nur Orakelſprüche, oder der Ruf ihres Geſetzgebers, oder das Gefühl des Wohlſeyns, die Erziehung, oder der Einfluß einer herrſchend gewordenen Meinung, oder auch Vorurtheile dem größern Theile der Staatseinwohner zu Hülfe kommen mußten, um ſie in Ruhe, in der Anhänglichkeit an ihre Verfaſſung und Geſetze, um ſie auf einem rechtlichen Wege zu erhalten. Ueberall ſehen wir, daß die Moral nur alsdann wirkſam iſt, wenn ſie von der obern Behörde unterſtützt wird. Auch die, ihrem Endzwecke ganz entſprechende, Religion vermag nicht viel ohne jenen Beiſtand, ob ſie gleich an Motiven ſo fruchtbar iſt. So ſind die Menſchen bisher geweſen, und ſo dürften ſie bleiben. Man kann leicht begreifen, was die Folge davon ſeyn müſſe, wenn das, was, nach aller Erfahrung, die Menſchen zuſammen gehalten und ſelbſt auf richtigem Wege erhalten hat, erſchüttert, und, was noch gewagter iſt, außer Wirkſamkeit geſetzt wird.

Es iſt eine untriegliche Erfahrung, daß ein Uebel mehrentheils von einem andern, oder noch mehreren begleitet wird.

Mit

Mit einer Begebenheit, welche Regierungsform, Religion, Charakter, Sitten und Gebräuche umwandelte, traf eine andre Erſcheinung zuſammen, nämlich die, welche eine neuere Schule der Philoſophie in ihren Lehren gewährte. Sie legte nicht die Religion zum Grunde, um aus derſelben tugendhafte Geſinnung und Verhalten der Menſchen herzuleiten, ſondern ſie fing es umgekehrt an. Der Menſch müſſe, aus reiner Achtung für Pflicht, dem Sittengeſetze gemäß leben, ohne dazu des Glaubens an Gott und die Unſterblichkeit zu bedürfen. Je weniger er deſſelben als Stütze ſeiner Tugend bedürfe, deſto vollkommener würde er ſeyn. Beide Wahrheiten des Glaubens an Gott und die Unſterblichkeit der Seele überließ man dem Gutbefinden deſſen, dem dieſer Glaube ein Bedürfniß zu ſeiner Tugend zu ſeyn ſchien, ohne demſelben einen zureichenden Grund ihrer Wirklichkeit unterzulegen. Nur Tugend, nicht Glückſeligkeit müſſe das Beſtreben Aller ſeyn, gerade als ob ein Menſch in der wirklichen Welt handeln könne, ohne zu wiſſen, wohin ihn dieſe Handlungsweiſe führen werde Fälſchlich erklärten die Anhänger dieſer Schule die Glückſeligkeit als das Ziel ſinnlicher Luſt, und brachten die richtigen Begriffe des Chriſtenthums in übeln Ruf, welches die Glückſeligkeit des Menſchen nicht auf irdiſchen Gütern beruhen läßt, ſie vielmehr nur als die Mittel zu höhern Endzwecken anſieht, und das Streben nach denſelben ſtets dem Streben nach Tugend, als dem höchſten Gute der Menſchheit, unterwirft. Endlich wurde von dieſer Schule behauptet, der Staat habe keinesweges unmittelbar mit der Religion, ſondern nur mit Schutz und Sicherheit der äußern

Rechte der Staatsbürger zu thun. Dies ſtreitet aber geradezu mit dem Begriffe von einem wohlgeordneten Staate. Er kann nichts anders ſeyn, als ein Verein von Menſchen, zu dem Endzwecke, die größtmögliche Tugend, und durch dieſelbe die größtmögliche Glückſeligkeit aller Staatsmitglieder zu befördern. Dieſer Endzweck kann aber nicht anders erreicht werden, als wenn ein jeder über das, was weſentlich wichtig und nützlich iſt, belehrt, dazu gewöhnt, und mit den am ſtärkſten wirkenden Bewegungsgründen verſorgt wird. Dahin gehört durchaus Religion, welche richtige Erkenntniſſe von Gott und von dem, was der Menſch ſeyn ſoll, pflanzet. Wird dieſe einzig ſichere Stütze der Tugend und des ewigen Wohlergehens des Menſchen nicht feſt gegründet; wird ſie vielmehr dadurch entkräftet, daß ſie in den Hintergrund eines bloß moraliſchen Bedürfniſſes verwieſen wird, welches nicht einmal ein jeder anerkennen will; ja wird es ſogar einem jeden freigegeben, ob er ſich dieſes Mittels bedienen wolle, oder nicht: ſo wird es ſowohl für die Machthaber, als auch für viele Andere, welche von Meinungen der Art durchdrungen ſind, nicht fehlen; ſie werden meinen, genug gethan zu haben, wenn nur den Geſetzen des Staats genüget wird; ſie ſelbſt hätten mit der Religion nichts zu thun.

Unmöglich kann man die Folgen verkennen, welche aus dieſen und obigen herrſchend gewordenen Meinungen, die eine ähnliche Tendenz haben, entſtanden ſind. Man verkennt ſie zum Theil von vielen Seiten gar nicht, aber man hört darum nicht auf, ſo zu urtheilen und zu handeln, daß die Folgen ungezweifelt eintreten müſſen. Ich meine, die merklicher werdende Abnahme von Gewiſſenhaftigkeit, von Treue und Glauben, vom Glauben an die Tugend; ich meine die ſteigende Herrſchaft des Lebens für die Gegenwart, des Eigennutzes, der ungebundenen Wolluſt, der Konvenienz mit Hintanſetzung der Achtung für Wahrheit und Gerechtigkeit. Iſt nicht das Band der ehelichen Treue noch loſer geworden? In vielen Familien bekümmert ſich der eine Theil ſehr wenig um den andern; ein jeder untergräbt das Wohl des andern, weil keiner für das gemeinſchaftliche Wohl zu ſorgen guten Willen hat. Verläßt man ſich auf Dankbarkeit und Redlichkeit der Menſchen, ſo wird man ſich ſehr häufig jämmerlich betrogen fühlen. Von Zeiten, die den unſrigen ähnlich ſind, ſagt ein römiſcher Dichter: „Du weißt nicht, wenn du von „jemand verlangſt, er ſolle nicht falſch ſchwören, und eine „vergeltende Gottheit glauben, wie ſehr du bei der Menge „lächerlich wirſt.“

Unleugbar iſt gleichermaßen Luxus, Vergnügungsſucht, und das Leben für den heutigen frohen Augenblick allgemeiner geworden. Unter Luxus verſtehe ich die Gewohnheit, in der Lebensweiſe, in dem Unterhalte, in der Bequemlichkeit und den Zerſtreuungen weder Nachdenken, noch Aufwand, noch Mühe ſparen, um nur zu prunken und ſich vor andern auszuzeichnen, ohne dabei auf das Einkommen und die bedürfende Zukunft Rückſicht zu nehmen. Je mehr hier das Mittelmaaß, welches die Vernunft beſtimmt, überſchritten wird, deſto verderblicher wird der Luxus ſowohl für die Individuen, als für den Staat. Die Entbehrlichkeiten ſind unentbehrlich geworden, je mehr ſie koſtbar, ſelten ſind, und in die Augen fallen, ohne in ſich ſelbſt wahren Werth zu haben. Wird eine ſolche Stimmung herrſchend, ſo wird es ſchwer, ſich von derſelben zu entfernen. Es giebt nur wenig Menſchen, welche ſo viele Feſtigkeit errungen haben, daß ſie das Kopfſchütteln, das verſpottende Lächeln, den mitleidigen Blick und das unangenehme Gefühl bei der verwöhnten Menge zu verlieren, ertragen können. Man thut alsdann nur gar zu häufig das, was ein verſtändiger Schriftſteller vom katholiſchen Glauben und Dogma ſagt: Man beruhigt ſich über die noch entfernte Verdammniß durch den größtmöglichen Genuß ſinnlicher Freuden, ehe jene eintritt.

Es würde thöricht und ſchädlich ſeyn, wenn ich die Annehmlichkeiten und Erleichterungen des Lebens überhaupt tadeln wollte. Nur der Menſch, der noch in dem rohen Zuſtande der Natur lebt, von dem ſich ſättiget, was ihm der Zufall darbietet; mit dem Schmutz ſeiner Hütte, mit der von ſeinen Vätern auf ihn übergegangenen Lebensweiſe zufrieden, und dem die träge Ruhe, in der er nichts denkt, ſein ganzer Himmel iſt: nur der kann die Annehmlichkeiten des Lebens verſchmähen. Wir ſind aus dem rohen Zuſtande, worin uns die Natur verſetzt, wenn wir geboren und ohne Kultur und Bildung erzogen werden, heraus gegangen, und fühlen es alle nur zu gut, das wir dadurch gewonnen haben. Aber ich rede ja nur von dem, was übertrieben, und eben durch ſeine Uebertreibung gemeinſchädlich wird. Kein Menſch würde die Stimme deſſen erträglich finden, der die Sache an ſich tadeln wollte. Er würde nur in den Wind reden. Aber nicht bloß dies, ſondern er würde auch in ſeinem unverſtändigen Gutmeinen offenbar Schaden ſtiften. Es würden traurige Mißverhältniſſe entſtehen, wenn die Entbehrlichkeiten ganz beſeitiget werden ſollten. Bei der großen Menge derer, welche die Erde bauen, und dazu des Landeigenthums bedürfen, müßten viele zurückſtehen. Und dieſe ſollen doch auch beſchäftiget werden, da die Sorge für die unentbehrlichen Bedürfniſſe einer zureichenden Zahl von Intereſſenten übertragen iſt.

Dazu kommt, daß in dem Menſchen noch mehrere Kräfte liegen, welche geweckt und in Thätigkeit geſetzt werden müſſen. Wenn in einem gebildeten Zuſtande für die Bedürfniſſe zur Erhaltung des Lebens hinlänglich geſorgt iſt, ſo bleibt noch ein großer Ueberſchuß von Kräften, der ohne Beeinträchtigung des Ganzen verbraucht werden kann, für das, was ſchön, bequem und erheiternd iſt. Indem man das geſtattet, wird ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen denen, die zu viel, und denen, welche zu wenig haben, hergeſtellt. Man kann alſo, ohne ungerecht und unweiſe zu handeln, dem ſonderbaren Gedanken kein Wohlgefallen abgewinnen: man müſſe den Kunſtfleiß der Menſchen erſticken, und nur für die Unentbehrlichkeiten des Lebens ſorgen. Es liegt demnach am Tage, daß man niemand verbieten kann, für die Entbehrlichkeiten zu arbeiten, noch den vermögenden Staatsmitgliedern, ſie zu erwerben. Aber es läßt ſich doch nicht leugnen, daß es ein großer Fehler des Zeitalters iſt, wenn die Begierde danach herrſchend wird, und dieſe an ſich unbedeutenden Dinge unter dem, was ſchätzenswerth iſt, den höchſten Werth errungen haben. Der Menſch gewöhnt ſich nur zu bald an dieſe Spielwerke der Eitelkeit, und läßt allmählig ſeinen Charakter in eine Art von Kinderei übergehen, nach der man das, was weſentlich wichtig und nützlich iſt, verſchmäht. Man ſpricht, gleich kleinen Kindern, von nichts, als von bunten Farben, von Bänderchen, vom leichten, Geſundheit zerſtörenden Prunkgewande, von koſtbaren und ſeltenen Dingen, die das Auge blenden, und beſeitiget das, was dem Menſchen wahren Werth geben kann. Und dies iſt es, was unſerm Zeitalter mit Recht zum Vorwurf gereicht!

Man darf nur in das Innere der Familienverhältniſſe eindringen, um häufig die Uebel zu bemerken, welche die Uebertreibung in der, die Geſundheit nur zu oft zerſtörenden Lebensweiſe, die übertriebene Vorliebe für die Entbehrlichkeiten angerichtet hat, ohne daß man weder auf ſein Einkommen, noch auf die Zukunft, welche nie von unvorhergeſehenen Beſchwerden frei iſt, Rückſicht nähme. Dies Uebel iſt, gleich einer ſchleichenden Peſt, ſelbſt in die Häuſer des Mittelſtandes, in denen zu allen Zeiten noch die meiſte Tugend und praktiſche Weisheit gewohnt hat, ja ſelbſt in die Hütten der Armen eingedrungen, und hat auch hier die traurigſten Zerſtörungen angerichtet. Es wird hier ſo ganz wahr, was ein alter Dichter ſagt: „Die ſchwarze Sorge ſitzt dem Reiter „hinten auf, und begleitet ihn überall.“ Wie wäre es doch möglich, daß diejenigen, welche nur für den Schimmer und den Prunk leben, den Schaden nicht fühlen ſollten, den ſie angerichtet haben? An ihrer eigenen Unzufriedenheit, an dem Mangel im Hausweſen, an der unmöglich gewordenen beſſeren Erziehung der Kinder, an der Armuth und Hülfloſigkeit der Nachkommenſchaft, wenn die Luxurianten einſt von dem Schauplatze abtreten, und es fühlen müſſen, daß das Wehklagen und Seufzen der Hinterbleibenden ihnen ungezweifelt nachfolgen werde. Wie iſt es möglich, daß man für Spielwerke und Kindereien Ruhe, Zufriedenheit, Gewiſſen und das Wohlergehen derer, die man lieb hat, aufzuopfern kein Bedenken trägt!

Zu dieſer übertriebenen Vorliebe für Entbehrlichkeiten und für Eitelkeit geſellet ſich noch ein eben ſo ſchlimmer Fehler; und das iſt der: nur für die Gegenwart, für den jetzigen frohen Augenblick zu leben, die Sucht ſich zu vergnügen, von einem anſcheinenden Freudegenuß zum andern überzugehen. „Der jetzige frohe Augenblick,“ ſagt Frau von Stael, „und ein jeder für ſich: das iſt es, was unſer Zeitalter auszeichnet.“ So waren die Sitten unſerer Väter nicht. Sie achteten mehr, als wir, die Häuslichkeit, das Ausdauern bei laſtender Arbeit; lebten mehr für die häuslichen Freuden und für das Wohlbefinden der Ihrigen. Wir und unſere Kinder haben eine neue Lebensweiſe eingeführt, und bilden uns mit ihnen ein, daß wir den rechten Zweck des Lebens in dem ſinnlichen Freudengenuſſe gefunden haben.

Allerdings iſt der Menſch zur Freude geboren. Er ſoll ſein Leben nicht verkümmern, vielmehr deſſelben froh werden. Aber eben deshalb verdient die Sucht, ſich nur bloß ſinnlich zu vergnügen, gerechten Tadel. Es giebt noch beſſere Freuden, als die des jetzigen Augenblicks, und die bloß den äußern Sinnen ſchmeicheln. Ich meine die der unverdroſſenen Arbeit, des Gelingens derſelben, und der Beſiegung der Schwierigkeiten, die uns auf unſerm Wege aufſtoßen; die Freuden der ruhigen Ueberlegung, der Herrſchaft über ſich, des guten Gewiſſens, des Nützlichwerdens für die Seinigen und für unſere Mitmenſchen; endlich die, über eine weiſe und gütige Weltregierung. Dieſe beſſern Freuden verſchmähet man als Schwachheiten unſerer Voreltern, welche nicht zu leben verſtanden. Aber was haben wir durch dieſe vermeintliche größere Weisheit gewonnen? Die Hand auf's Herz gelegt, wir haben viel verloren, und mit uns die Umgebungen. Wir erkaufen ſo manchen frohen Tag auf Koſten unſerer Geſundheit, unſerer Ruhe und des häuslichen Wohlſeyns. Wir darben, und laſſen Andere darben, wenn es uns zu fehlen anfängt. Unſere ernſten Geſchäfte ekeln uns an, und da kann man leicht denken, wie ſie vollbracht werden. Man thut ſie, und behandelt ſie als läſtige Störer unſeres Wohlſeyns, denen man nur aus Noth ein Genüge leiſten müſſe, um nur zu haben, wovon wir dem Dürftigen darreichen können.

Werde ich nicht bei einem großen Theile meiner Leſer anſtoßen, wenn ich zu dem übertriebenen Hange nach Vergnügen noch die Sucht hinzufüge, ſich in der Theaterwelt und durch Romane zu zerſtreuen? Zuweilen haben gewiſſe Fehler eine Stärke und Höhe erreicht, daß es ſehr gewagt iſt, ſie anzugreifen, noch ſchwerer aber, den Kampf gegen dieſelben zu beſtehen. Ich habe gar nichts dawider, wenn ſich Menſchen, welche eine lange Zeit in ermüdender, laſtender Arbeit zugebracht haben, auf einige Augenblicke zerſtreuen, und die abgeſtumpften Kräfte ruhen laſſen, zuweilen auch nach einem unſchädlichen, bloß Erheiterung gewährenden Roman greifen. Aber für alle, für junge Leute? Der Meinung bin ich nicht. Man redet der Schaubühne in der Art das Wort, daß ſie ein Mittel zur moraliſchen Erziehung ſey. Nun, wenn ſie das gewährte, ſo würde ihr Unterricht durch eine ſinnliche Darſtellung ausnehmend gewinnen. Aber iſt es denn die wirkliche Welt, welche hier ſtets vorgeſtellt wird, und kann und wird der junge Menſch, der noch zu keiner Verſtandesreife gelangt iſt, Wahrheit von Dichtung unterſcheiden? Wird eben deshalb ſein Charakter nicht gefährdet werden, eine ſchiefe Richtung anzunehmen? Und nun bedenke man gar, daß hier öfters Schule gehalten wird, in welcher Intriguenmacher, gewiſſenloſe Sachwalter, gefallene Mädchen und üppige Wüſtlinge, deren Fehltritte mit der Behauptung, daß ſie doch ſonſt ein gutes Herz hätten, gemildert werden, ihre Rolle ſpielen. Iſt das die Schule der Erziehung für junge Leute? In der That, man darf ſich nun gar nicht mehr wundern, wenn ſo viele junge Menſchen an Kopf und Herz verkrüppelt werden. Man ſucht nur die lange Weile zu tödten, nachdem man ſich von dem Thätigſeyn, von der ausharrenden Arbeit entwöhnt hat.

Mit den Romanen iſt es noch ſchlimmer. Man treibt ſich in der Ideenwelt umher, beflügelt ſeine Phantaſie, die in den ernſten Geſchäften ſo wenig Befriedigendes findet, und bildet ſich ein, man ſey zu etwas Beſſerem berufen. Dieſe Welt iſt nun nicht mehr gut genug, ob ſie gleich für ſolche Menſchen noch viel zu gut iſt. Man findet ſie für ſich und ſeinen Werth zu gering, und beſchuldigt ſich der Ungerechtigkeit, wenn ſie den eingebildeten Werth nicht anerkennen will. Man beurtheilt Welt und Menſchen nicht ſo, wie ſie ſind und ſeyn können, ſondern wie ſie, nach ihrer Meinung, ſeyn müßten, und greift überall fehl. Wo ein ſolcher verbildeter Menſch auftritt, wird er anmaßend, wird leicht zur Verachtung derer, die nicht ſo denken, wie er, und eine ſublimirte Sinnlichkeit verſchmähen, hingeriſſen. Er redet derſelben das Wort, und beredet auch Andere dazu, ſie liebenswürdig zu finden und ſie zu entſchuldigen. Man träumt eine irdiſche Glückſeligkeit und Unabhängigkeit, ein, wenn ich ſo ſagen ſoll, arkadiſches Schäferleben, welches nie Statt gefunden hat, und nie Statt finden wird. Werden Menſchen von der Art angeſtellt, um brauchbar zu werden, ſo ſchwebt ihnen das erhabene Bild, welches ſie vom Leben und Genuſſe deſſelben gezeichnet haben, ſtets vor Augen, und martert ſie als ein Geſpenſt, gegen welches keine Beſchwörung anzubringen iſt.

Es iſt gar ſehr zu beklagen, daß vorzüglich die aufkeimende Generation von dieſem verderblichen Geiſte hingeriſſen iſt. Wir wollen ſehen, was uns die Erziehung unſerer Kinder überhaupt darbietet. Ehedem herrſchte ein ſtrenger Ernſt in der Kinderzucht, der nicht ſelten in wirkliche Härte ausartete. Man trieb viel Theologie, und wenig Religion. Man begriff das Fehlerhafte einer ſolchen Erziehung, und in dem Beſtreben, ſich ſo weit als möglich von demſelben zu entfernen, fiel man in das Entgegengeſetzte einer zu großen Weichlichkeit. Nun ſollten die Kinder ſpielend lernen. Die erſt keimende Vernunft wurde häufig als eine ſchon reifende behandelt, und darum trug man Bedenken, die noch regelloſen Kraftäußerungen der Jugend zu zügeln. Man getrauete ſich nicht, einen zweckmäßigen Ernſt eintreten zu laſſen, und vermeinte durch eine nachſichtige und nachgebende Behandlung, ſeinen Zweck noch unfehlbarer zu erreichen. Man glaubte, daß das jugendliche Alter zum Genießen am geſchickteſten ſey, und es kam zu Genüſſen mancher Art, ehe es dieſelben verdient hatte, ohne die reife Vernunft zur Führerin zu beſtellen. Die Religion — das kräftigſte Hülfsmittel, die üppige Kraft zu mäßigen, und da zu wirken, wohin das Auge der Eltern zu dringen nicht vermag, wurde in vielen Schulen faſt gar nicht, oder doch ſehr nachläſſig behandelt. Man hob den Unterricht in derſelben für die Zeit der Konfirmation auf, ohne zu bedenken, daß ein noch ſo zweckmäßiger Unterricht in der Art nur wenig vermag — wenn der erſte Grund dazu nicht früh gelegt wird, und die Gewöhnung an religiöſe Empfindungen und Begriffe unterblieben iſt. Das elterliche Haus nahm entweder dieſelbe Richtung, oder es wurde wohl gar in demſelben Nichtachtung und Spötterei über Religion geäußert. Das kam der Lebhaftigkeit und dem Leichtſinne der jungen Leute trefflich zu Statten. Um auch klug zu ſcheinen, verkannten ſie die Beſcheidenheit, und verwarfen, was ſie nicht verſtanden. Es iſt mit ihnen nicht anders, als es mit der römiſchen Jugend zur Zeit des Juvenal war. „An die „Fortdauer der Menſchen in der Unterwelt, und die Vergeltung in derſelben, glauben," ſagt er, „nur noch Knaben, „welche im Bade, wegen ihrer Unbedeutſamkeit, noch umſonſt gewaſchen werden, ob es gleich der Glaube der ver-

„dienteſten und beſten Menſchen geweſen iſt.“ Man ſucht freilich auch Sittlichkeit zu pflanzen; indeß wird man ſelten damit reichen, wenn ihr die Religion nicht unterliegt.

Kann es da noch befremden, wenn nun die äußere Kultur, die Erwerbung des Unterhalts, das äußere Wohlſeyn und der größtmögliche Genuß der Gegenwart von einem großen Theile der heranwachſenden Jugend als die Hauptſache angeſehen wird? Die Folgen davon ſehen wir an denen, die ſo erzogen wurden. Sie thun, was ihrem Herzen gelüſtet. Sie verſchmähen den Zwang, der ihnen von der Religion und von den für ihr Wohl beſorgten Eltern aufgelegt werden möchte. Aus Furcht, den Spott derer zu erfahren, welche zu leben verſtehen, wird nicht bloß das hinweggeworfen, was Zeit und Erfahrung, zum dauernden Wohlſeyn der Menſchen, geheiligt hat, ſondern auch das, was das natürliche Gefühl der Dankbarkeit für die ſich aufopfernden Eltern herbeiführen ſollte. Sind ſie doch dazu da, um für die Nachkommenſchaft zu ſorgen. Warum haben ſie dieſelben in die Welt geſetzt? Das natürliche Band zwiſchen Eltern und Kindern iſt ſehr loſe geworden, und hängt nur noch durch die ſchwachen Fäden zuſammen, welche die noch fortdauernde Nutzbarkeit der Eltern zieht. Ihre Erinnerungen und Zurechtweiſungen ſind ihnen ein Gräuel. Dagegen werden ihnen die Laſter, welche die Fehltritte der Kinder verurſachen, oft bis zum Erdrücken aufgebürdet. Die noch unreiſe Jugend entſcheidet ſchon da, wo die gereifte Vernunft erſt nach Zeit und Jahren urtheilen ſollte. Sie haſcht nach Vergnügungen, um dem natürlichen Triebe zur Freiheit zu genügen. Nicht gewöhnt an ausdauernde Arbeit, haßt ſie die läſtigen Geſchäfte, ohne die Freuden des Ausharrens zu erfahren oder zu wünſchen. Von Jugend auf an eine eingebildete Welt gewöhnt, nährt ſie hohe Begriffe von ſich und von menſchlicher Glückſeligkeit. Werden die großen Erwartungen nicht erfüllt, dann iſt die Unbrauchbarkeit oder individuelle Unzufriedenheit derſelben unvermeidlich. Ohne religiöſe Erziehung erwachſen, vermag ſie es nicht, den dürftigen Unterricht in der Religion, der nur noch Wohlſtands halber beibehalten wurde, in das Handeln überzutragen. Das Wenige davon, was bloß mit dem Gedächtniſſe aufgefaßt war, iſt nie mit andern, in der Seele vorhandenen Erkenntniſſen vertraut geworden, und kann alſo nicht zum Anſchlag an die Seele gebracht werden.

Menſchen, die ſo verbildet ſind — wer fühlt nicht die ſchreiende Ungerechtigkeit? — werden früher oder ſpäter die harrenden Eltern um die Freude bringen, daß es ihnen wohl gehe. Es giebt der Fälle nicht wenige, wo man den widrigen Gedanken widerholen muß:

Pflanze einen Baum, er wird dich ernähren;
Pflanze einen Menſchen, er wird dich verzehren.

Die Schilderung, welche Paulus im erſten Kapitel des Briefes an die Römer entwirft, iſt unſerm Zeitalter gar ſehr angemeſſen. „War es,“ ſagt er, „zu verwundern, daß „alle Arten der Ungerechtigkeit, Unzucht, Argliſt, Habſucht „und Laſterhaftigkeit im Schwange gingen; daß ihre Herzen mit Neid, Blutdurſt, Zankſucht, Ränken und Läſterungsſucht angefüllt waren; daß überall Ohrenbläſer, Läſter-

„mäuler, Gottesverächter, Stolze, Hochmüthige, von ſich „ſelbſt Eingenommene, Sinnreiche im Genuß der Lüſte, den „Eltern Ungehorſame, Ungewiſſenhafte, Treuloſe, Unempfindliche, Unverſöhnliche, Unbarmherzige, kurz ſolche „Menſchen unter ihnen gefunden wurden, welche die allgemeinen Geſetze des Naturrechts wußten und die Strafbarkeit der Vergehungen wider daſſelbe kannten, und dennoch „alle dieſe Sünden ſelbſt verübten, ja ſogar an Andern billigten und recht ſprachen?“

Dieſe Beſchreibung wird auf viele Familien, freilich auf die eine mehr, als auf die andere, anzuwenden ſeyn, ſo ſehr man es auch vor den Augen der Welt zu verbergen ſucht. Denn wer fühlt nicht die Schmach, die ihm durch mißrathene Kinder zugefügt wird, und ſcheuet ſich, ſie zur Kenntniß der Welt zu bringen? Darum ſchleicht das Leiden der Eltern in der Finſterniß umher, wird aber um ſo nagender an der Geſundheit, Lebenskraft und Heiterkeit, je mehr man den Ausbruch ſeiner gerechten Klagen zu verhindern bemühet iſt. Aber dieſe angſtvolle Verheimlichung hilft doch auf die Länge nicht. Man ſieht die Früchte, welche der verwilderte Baum getragen hat.

Das Traurigſte iſt der Umſtand, daß ſelbſt die ſorgfältigſte Erziehung nicht immer zureichend ſchützt, daß die Kinder nicht von dem überwältigenden Strome der Zeit, wenn er einmal die Ufer durchbrochen hat, hingeriſſen werden ſollten. Die fremden Beiſpiele wirken mit einer großen Kraft, indem ſie den Sinnen ſchmeicheln und den Zwang entfernen, den die Rathſchläge der Weiſeren auflegen. Hier kann es nicht fehlen, daß das Verderben nicht in einem wachſenden Zuſtande ſeyn ſollte.

Ich muß noch eines Umſtandes erwähnen, ob ich gleich vorherſehe, daß mir widerſprochen werden wird. Man mag indeſſen ſagen, was man will, es giebt eine Verbrüderung von geheimen Oberhäuptern, deren Exiſtenz man größtentheils nur, wie die der Gottheit, an ihren Wirkungen erkennt. Sie treiben ihr Weſen im Finſtern, haben aber auf das öffentliche und Privatwohl und Wehe einen großen Einfluß. Sie ſcheinen es zu ihrem einzigen Grundſatze gemacht zu haben, das Unterſte zu oben zu kehren, und die arme Menſchheit in den Zuſtand des Schiffbruchs zu verſetzen, in welchem auch ein Strohhalm, um ſich feſt zu halten, ergriffen wird. Dann kommt für ſie die rechte Zeit, ein Rettungsmittel anzubieten, welches der eingeſchreckte Menſch ſo gern ergreift, ohne ſich lange zu beſinnen, wenn er nur für dieſen Augenblick aus Sturm und Wellen gerettet werden kann. Wer vermag zu beſtimmen, wie vielen Antheil dieſe Menſchen an den bisherigen gewaltſamen Erſchütterungen der Staaten gehabt haben, und noch haben werden? wie viel dieſe ſich aufgeklärt ſtellenden gewirkt haben, um alle Aufklärung verdächtig zu machen, welche ihnen ein Gräuel iſt, um auf den wilden Stamm der Dummheit ein jedes beliebiges Reis zu pfropfen?

Eine neuere Philoſophie arbeitet ihnen vielleicht unvorſetzlich in die Hand, welche von einem Extrem ſo leicht zum andern überſpringt, und, wenn ſie die Grundfeſten der Religion erſchüttert hat, eine Jakob Böhmiſche Schwärmerei auf

auf den Trümmern derſelben errichtet. Dieſe Geſellſchaft gleicht derjenigen gar ſehr, welche, gleich bei ihrem Entſtehen, von einem Engliſchen Biſchofe, Brown, 1550 in einer Predigt treffend gezeichnet wurde. Ich will ſie meinen Leſern mittheilen, nicht etwa, weil ſie unbekannt wäre, ſondern weil man wichtige und nützliche Dinge nicht oft genug ſagen kann.

„Es giebt,“ ſagt er, „eine neue Brüderſchaft, die ſich mitten unter uns unter dem Namen der Geſellſchafter Jeſu zu bilden anfängt. Sie werden vielerlei Geſtalten annehmen. Den Juden werden ſie Juden, den Heiden Heiden, den Gottesleugnern Gottesleugner, den Reformirten Reformirte ſcheinen, damit ſie die Neigungen und Geſinnungen eines jeden ausſpüren, und ſie dem Thoren gleich machen können, der in ſeinem Herzen ſpricht: es iſt kein Gott. Sie werden ſich in der ganzen bewohnten Welt ausbreiten; ſie werden in die Geheimzimmer der Fürſten zugelaſſen werden, und, vermittelſt einer Art von Bezauberung, werden ſie ſich zu Herren der Könige machen, und die Geheimniſſe der Großen ausſpähen, damit ſie dieſelben beſtricken, ohne daß dieſe Mißtrauen gegen ſie haben.“

Wer weiß nicht, wie ſehr ſeit einiger Zeit die Liebe zur römiſchen Hierarchie, zu Jeſuiten und geheimen Geſellſchaften, in welchen der Geiſt der unſichtbaren Herrſcher unermüdlich und unüberwindlich thätig iſt, ich will nicht ſagen, bloß in Deutſchland, ſondern auch in großen Reichen, die nicht katholiſch ſind, zugenommen hat? Sie ſind es, welche von Zeit zu Zeit Abgeordnete, vielleicht als Stöcke im Winkel,

auftreten

auftreten laſſen, um den Glauben an übernatürliche Dinge entweder zu pflanzen, oder feſter zu gründen; dieſe aber ſelbſt nachher wieder fallen laſſen, wenn dieſe luftigen Erſcheinungen Aufſehen und Staunen der bethörten Menge bewirkt haben. Sie handeln mit Geheimniſſen, welche theuer erkauft werden, wodurch die Schwachen geweckt und erſchüttert, die Neugierigen aber angelockt, und mit vergeblichen Hoffnungen hingehalten werden. Mehrere geheime Orden ſind ihr Werk, und die Erfüllung der Hoffnungen, welche ſie erregen, wird in ſinnloſen, aber ſehr abſichtlich hervorgezogenen Gebräuchen einer allein ſeligmachenden Kirche vorgeſpiegelt.

Man ſage nicht, dies ſey mehr Deklamation als erwieſene Behauptung. Dieſe unſichtbaren Obern verſtehen ſich darauf, die Behauptung von einer ſolchen Verbrüderung lächerlich zu machen, um die Aufmerkſamkeit auf ihr Treiben zu ſchwächen: ſie geben nur ſelten Blöße, und kennen die Geſchicklichkeit, ſie nothdürftig zu verdecken, ſobald die Zeitumſtände es anzurathen ſcheinen. Zum Glück wird doch zuweilen in den Statuten einiger geheimen Orden, als z. B. in denen der Roſenkreuzer, ihre Stimme vernehmlich.

Iſt irgend eine Zeit geſchickt dazu, Plane und Abſichten von der Art zu fördern, und ſie der Ausführung näher zu bringen, ſo iſt es gewiß eine Zeit, wie die unſrige, wenn anders obige Zeichnung von derſelben innere Wahrheit hat. Denn iſt alles, was unſern Voreltern heilig war, erſchüttert, oder verdächtig gemacht, oder gar verworfen, ſo ſehnt ſich ein Theil der Menſchen, der doch nicht gern alles Preis geben will, nach Sicherheit und Gewißheit, die er anderweitig nicht zu finden vermeint. Man hat eine Höhe erſtiegen, von der man nicht weiter vordringen, aber auch den jähen Abhang nicht wieder herunterklimmen kann. Hier bieten dieſe Menſchen den allein ſeligmachenden Mantel dar, um den geängſteten Wanderer, der ſich nicht zu rathen noch zu helfen weiß, ohne ſich gerade zu zerſchmettern, huldreich aufzufangen. Sie hatten ſich gar nicht verrechnet.

Ueberhaupt wäre es gar ſehr zu wünſchen, daß gar keine geheime Geſellſchaften, ſo unſchuldig auch manche unter ihnen ſeyn mögen, Statt fänden. Laſſet uns annehmen, (was ich indeſſen nicht behaupten kann, da ich kein Eingeweihter bin), daß ſie, abgeſehen von obigen Verbrüderungen, die nur Plane und Abſichten haben, mit denen ſie nicht öffentlich vortreten dürfen, daß ſie, ſage ich, nur Veredlung und Beglückung der Menſchen zum Ziele haben: nun, ſo muß man ſie ſchon deshalb verwerfen. Denn wer kann es billigen, wenn die dem menſchlichen Geſchlechte weſentlich wichtigen und nützlichen Wahrheiten, um daſſelbe zu erleuchten und zu veredeln, geheim gehalten und für eine unbedeutende Anzahl aufbehalten werden! Aber ſo iſt es doch nicht. Denn wo wäre die Geſellſchaft, welche ſich vermeſſen könnte, den Alleinhandel von Erkenntniſſen und Wahrheiten zu haben, welche auf keinem andern Wege gewonnen werden könnten? Die religiöſen und moraliſchen ſind es ſicherlich nicht; und welche andre ſollten es denn ſeyn? Was allen nützt, muß allen geſagt werden: das iſt Pflicht für jeden Rechtſchaffenen, wie ſie ſchon der Philoſoph Demonax zu ſeiner Zeit erkannte.

„Wenn die Myſterien gut ſind,“ ſagte er, als man in ihn drang, ſich einweihen zu laſſen, „ſo ſage ich ſie aus Menſchenliebe allen Uneingeweiheten; taugen ſie nichts, ſo warne ich diejenigen, welche ſie noch nicht kennen.“

Unmöglich kann man hierbei in Ernſt, der Verhüllung der Wahrheiten für die Uneingeweiheten, durch die Beiſpiele der Myſterien und Geheimniſſe in der Vorwelt, das Wort reden. Das war eine ſehr fehlerhafte Einrichtung, wodurch dem Reiche einer vernünftigen Religion, der Weisheit und der Tugend mächtige Hinderniſſe entgegen geſtellt wurden.

Dazu kommt noch, daß der Eingeweihete nur ganz allmählich weiter geführt wird, und zwar durch Umwege, durch Bilder, wo es doch eigentlich nur auf alltägliche Wahrheiten abgeſehen iſt. Gerade hier lehrt die Erfahrung, welche wir von der erſten Bildung der noch rohen Menſchen in dieſer räthſelhaften Einkleidung haben, daß die Menſchen die angedeutete Sache vergaßen, um ſo feſter an dem Blendwerke hingen, und, wer weiß, was für wichtige Geheimniſſe, darin ſuchten. Nun wurden der Schwärmerei und dem Aberglauben Thür und Thor geöffnet: — ohne den Schaden anzuführen, welcher der Wahrheit zugefügt wird, wenn man ſie nicht in ihrer urſprünglichen Schönheit darſtellt, ſondern in buntſcheckige Lappen einwickelt.

Es entſtehet noch mehr Nachtheil für die Menſchheit durch die geheimen Verbindungen, indem ſie dem allgemeinen Geiſte zuwider ſind, ſchädliche Abſonderungen herbeiführen, und die unter den Menſchen ſo häufigen Quellen der Anmaßung, des Stolzes und der Verachtung Anderer noch ergiebiger machen. Ein Eingeweiheter iſt ein ganz anderer Menſch als ein profaner. Man ſucht da Vorzug und Werth, wo keiner zu finden iſt; und da hängt man an etwas um ſo feſter, je weniger man davon verſteht, oder je dunkler und verworrener unſere Vorſtellungen davon ſind. Vielen geſcheidten Menſchen dürfte es indeſſen gerade ſo gehen, wie den Wahrſagern, von denen Cicero ſagt: der eine müſſe lachen, wenn er den andern anſehe. Wenn ſie nur nicht fürchteten, Blöße zu geben, ſo würden ſie geſtehen müſſen, daß man ſie unter Vorſpiegelung einer großen Weisheit zum Beſten gehabt habe. Das will man freilich nicht geradezu an ſich kommen laſſen; und alſo ſchweigt man!

Es ſoll zur Empfehlung geheimer Geſellſchaften gereichen, daß man dadurch leichter ſein Glück machen könne. Nun will ich zwar gern zugeben, daß dies ſehr oft der Fall iſt: aber iſt es nicht von Herzen zu beklagen, daß, außer Verwandtſchaften und dem Einfluß bedeutender und unbedeutender Perſonen, die, ohne auf Verdienſt und Würdigkeit zu ſehen, in einem beſtimmten Falle thätig werden, geheime Geſellſchaften dies Uebel noch vermehren helfen ſollen, welche auch den Ihrigen helfen und ſie fördern in allen Leibesnöthen!

Was aber am meiſten ſchädlich werden kann, iſt, daß der Gehorſam, der den hohen Obern zugeſichert wird, die Eingeweiheten dahin führen kann, wohin ſie anfänglich nicht zu kommen gedachten, daß ſie, hingehalten mit ungewiſſen Hoffnungen, ihre Vernunft einer Autorität unterwerfen, ohne daß man ihnen die Vernunftmäßigkeit und Güte der

Anordnungen und der Mittel dazu verbürgt; daß, wenn die hohen Obern, ob ich das gleich nicht von allen geheimen Geſellſchaften behaupten will und kann, ſchädliche Abſichten und Entwürfe im Hintergrunde hätten, der Rücktritt ſchwer iſt, und man vielleicht durch die Umſtände genöthigt wird, einen zweiten Schritt zu thun, den man gewiß im Anfange nicht gethan hätte. Dem ſey, wie ihm wolle, es liegt am Tage, daß durch mehrere geheime Geſellſchaften Schwärmerei, Aberglaube, Bigotterie, Geiſterſeherei und Unſinn mancherlei Art genährt und gefördert wird.

Mag nun das Kolorit von den herrſchenden Fehlern unſers Zeitalters der wahren Beſchaffenheit mehr oder weniger gemäß ſeyn, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß wirklich große Uebel vorhanden ſind, welche an der häuslichen und öffentlichen Glückſeligkeit nagen. Wo dieſe Uebel richtig erkannt und lebhaft gefühlt werden, da kann es nicht fehlen, daß man nicht in den Uebeln ſelbſt Heilmittel finden ſollte. Es bietet ſich einem jeden bald dar, was er zu thun habe, um für ſich und die Seinigen denſelben auszuweichen, ſo viel es ſeyn kann, und eine beſſere Denk- und Handlungsweiſe geltend werden zu laſſen. Erſt müſſen die einzelnen Willen für das Beſſere gewonnen werden, ehe ſich eine Verbeſſerung für das Allgemeine erwarten läßt.

Freilich muß auch der Staat wirkſam werden, um aus den mehrern einzelnen Willen einen allgemeinen zu bilden. Beides iſt durchaus nothwendig, wenn das eine oder das andre nicht kraftlos bleiben ſoll.

Wenn ich mir etwas wünſchen ſollte, ſo wäre es dies, daß mehrere einſichtsvolle, rechtſchaffene, patriotiſche Männer eine, ich meine keine geheime, ſondern öffentliche Geſellſellſchaft, mit Beſeitigung einer geheimnißvollen Gaukelei bildeten, um die herrſchenden Denk- und Handlungsweiſen in üblen Ruf zu bringen; durch ihr Beiſpiel und geltendes Anſehen dem Indifferentismus wehrten, den religiöſen Sinn pflanzten und beförderten, die üppige Geſundheit und Gewiſſen zerſtörende Lebensweiſe verbannten, und dagegen mehr Einfachheit, mehr Häuslichkeit, mehr Sorgfalt in der Erziehung der Kinder einführten. Der einzelne Menſch vermag nicht viel; er unterliegt zuweilen, bei den beſten Vorſätzen, der Allgewalt, der herrſchenden Meinung, um nicht durch eine gothiſch geachtete Auszeichnung zu verlieren. Nur mehreren Männern von Gewicht iſt es möglich, das Bedenkliche der Auszeichnung zu heben, und eine wieder neu gewordene Lebensweiſe in Achtung zu ſetzen. Es iſt gewiß nicht kriechende Schmeichelei, wenn ich von unſrem tugendhaften Könige erwarte, er werde, da er das Gute ſo gern will, die vereinten Kräfte Mehrerer unterſtützen durch eine beſſere Einrichtung der Schulen, um mehr und früher ſolche Erkenntniſſe zu pflanzen, und die Gewöhnung daran, denſelben gemäß zu denken und zu handeln, herbeizuführen; durch Emporhebung rechtlicher Menſchen, durch Zurückſetzung derer, welche der öffentlichen Glückſeligkeit entgegen ſtreben, und durch ſein am ſtärkſten wirkendes Beiſpiel das Beſſerwerden befördern und zur herrſchenden Meinung erheben.

Treumann.

II.

Anmerkung zu dem vorſtehenden Aufſatze.

Der würdige Verfaſſer der vorſtehenden Abhandlung hat vor das Zeitalter ſeine Klagen über daſſelbe gebracht, und mit gebührendem Ernſt die wohlwollende Rüge ſeiner Gebrechen ausgeſprochen. Wenn auch unſre Anſichten und Maximen des Urtheils nicht immer dieſelben ſind, ſo werden ſich diejenigen, die über denſelben Gegenſtand reflektiren, dennoch wohl keiner größern Zuſriedenheit rühmen können, als er, und in ſeinen Wunſch, daß der Genius der Zeit beſſer werden möge, gern einſtimmen.

Obgleich einzelne Stimmen nichts über das Zeitalter vermögen, und in ihm nichts ändern: ſo iſt es doch gut, ſeinen Gang zu beobachten und mit einem gerechten Urtheile zu begleiten. Wenn man auch Ideen nicht des Nutzens wegen vorträgt, ſo darf man doch ihre Mittheilung, unter dem Vorwande der Unnützlichkeit, nicht unterlaſſen. Sie werden nach einem andern Maßſtabe, als dem des Gebrauchs, gewürdigt.

So iſt dem Verf. ſein Beruf, das Zeitalter anzuklagen, in ſeiner Geſinnung bewährt, und man kann wünſchen, daß ſeine Stimme nicht allenthalben überhört werde. Einige Punkte aber wollen wir einer erneuten Erwägung empfehlen.

Die Klagen über den Verfall der Religion ſind allerdings allgemein und gerecht. Man meint nehmlich damit den Verfall der Religioſität, des Cultus, und der Theilnahme an demſelben, nicht die Religion, als Idee, die über alle fremde Beurtheilung erhaben iſt. Ehemals klagten darüber nur diejenigen, die ſelbſt religiös waren, fromme Hausväter und chriſtliche Männer, die jenen Verfall durch nichts verſchuldet hatten; jetzt fangen ſchon ſelbſt diejenigen an zu klagen, die nach ihren Kräften gewirkt haben, ihn herbeizuführen, die Aufgeklärten, die der ſogenannten Schwärmerei und dem Aberglauben unabläſſig den Krieg gemacht, Nacht und Tag erleuchtet und nichts geduldet haben, was ſie nicht mit Händen ergreifen, mit dem Munde ſchmecken, und mit dem Verſtande erfaſſen konnten. Sie fangen nun an zu ahnen, daß es doch noch etwas geben könne, was ihrem Secirmeſſer entgeht, daß dem zerlegten Körper der Geiſt entwichen ſey, daß der Tag wohl von der Sonne, die Nacht aber, die Mutter aller Dinge, von den Sternen (gleichſam in Tauſendtheilchen zerſplitterten Sonnen) erleuchtet, und daß in den Hain der Eumeniden nicht ohne Gefahr das frevelhafte Beil getragen werde. *)

---

*) Es ſind in dem menſchlichen Geiſte Anlagen (ſagt Eberhard in ſeiner Biographie Jakob Böhms), die dem Eingange der dunkelſten Schwärmerei (?) nicht ungünſtig ſind. Das Dunkle iſt gränzenlos und geheimnißvoll, das Gränzenloſe ſcheint erhaben, und das Geheimnißvolle gebietet Ehrfurcht. Ermüdet

Man fängt nehmlich ſchon an zu begreifen, daß in der Welt, und beſonders in der religiöſen, nicht alles begreiflich ſey, daß die Religion wohl ein anderes Organ als den Verſtand, die Phantaſie, haben möge, daß das Wegſchwatzen aller Myſterien nicht eben das Lob der höchſten Gründlichkeit verdiene, und daß die Gelehrſamkeit, die Aufklärung, die Neuerungsſucht nicht zu allen Dingen nütze ſey. Man fängt an einzuſehen, daß das, was zu ſeiner Zeit und nach ſeinem Orte gut und nothwendig war, nicht überall nöthig und nützlich ſey, daß man wohl das Bad, aber nicht zugleich das Kind ausſchütten müſſe, und daß man bei dem Abhülſen der Frucht wohl gethan hätte, den Kern zu behalten. — Voltaire, der Stifter des Geiſtes neuerer Theologie, iſt vergeſſen; aber Theologen und Nichttheologen, ſelbſt diejenigen, die keine ſeiner Schriften geleſen haben, arbeiten, ohne es zu wiſſen, treulich in ſeinem Sinne: ſie achten ſich klüger, indem ſie ihre Klugheit auf den Dächern predigen, und glauben (zum Trotz aller Geſchichte und Philoſophie), die wahren und muthigen Proteſtanten zu ſeyn, wenn ſie gegen alles proteſtiren, was ſie nicht begreifen können. Dieſe Kinder des Zeitalters ſind es, welche die gerechten Klagen veranlaßt haben, in die ſie nun zum Theil einſtimmen. Dieſe, die alles verfolgen, was auf etwas Höheres, als auf den Verſtand zielt, und was durch logiſche und mathematiſche Demonſtrationen erhärtet werden kann, die auf alle Schwärmerei und

---

von dem dornenvollen Wege unfruchtbarer Spekulationen ſehnt ſich der Geiſt des alternden (?) Forſchers in den Armen des Gefühls auszuruhen.

Muſik ſchimpfen, und in der klaren Leere, in welcher ſie ſich befinden, ſich doch nach Religion umſehen und ſich wundern, daß ſie ihnen unter den Händen verſchwunden iſt.

„Wir vernehmen"

(ſagt Koſegarten in ſeinem neueſten Gedicht: die Inſelfahrt, mit Worten der Schrift):

„Kaum, was auf Erden iſt, und was mit den Händen zu greifen.
„Wie vermöchten wir denn, was von oben kommt, zu ergründen!"

Dieſes Ergründen eben, dieſes Kritteln und Rütteln an dem Heiligen, dieſes Herabziehen deſſelben zu unſerer Gemeinheit, hat die Religion und den Kultus profanirt, und beides der Willkühr der Verſtändigen und Unverſtändigen, der Schwachen und Laſterhaften Preis gegeben. Mit dem äußeren Gottesdienſt iſt der innere geſunken, und die Frivolität hat unter dem Verſchwinden aller Ideen mit Luſt die Gottloſigkeit ergriffen. Die Pädagogen haben den klügelnden Verſtand erzogen und die Phantaſie als eine wildwuchernde Giftpflanze ausgerottet, die Theologen haben ihren Witz erſchöpft, die Bibel und ihre Wunder natürlich zu erklären, ſo, als wenn alles dies in den letzten Tagen vorgegangen und in der letzten Meſſe gedruckt wäre, und an die Stelle der Religion höchſtens eine nützliche Moral geſetzt, die den Menſchen gute Regeln giebt, ſich nicht in Schaden zu bringen und ſich ſelbſt ohne Lohn und Dank gemeinnützig zu machen. Sie haben dem Volke Theologie und Gelehrſamkeit, d. h. ſich ſelbſt und ihre Eitelkeit, gepredigt und es für Gewinn gehalten, ein müßiges und Leichtſinn erweckendes Erſtaunen, oder einen flüchtigen Ohrenkitzel zu erregen; ſie haben das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit auf der Kanzel demonſtrirt und ihre profanen Redensarten an die Stelle alter, ehrwürdiger und rührender Formeln geſetzt; ſtatt, von Religion ergriffen und in ihr lebend, die Zuhörer dafür zu begeiſtern, ſtatt die ewigen Wahrheiten in Ehrfurcht zu verehren und dieſe Ehrfurcht in würdigen Worten auszudrücken, ſtatt die Herzen durch Worte des Glaubens zu erſchüttern und in den Gemüthern die religiöſe Stimmung zu befeſtigen. Mit Einem Worte: *der Proſaismus der Zeit hat die Religion proſaiſirt und entheiligt, und es iſt kein ander Heil, als ſie in ihre alten Rechte wieder einzuſetzen, ſie nach ihrem Weſen zu erkennen, das Heilige zu retten, das Myſtiſche derſelben anzuerkennen, die Einbildungskraft, als ihr Organ, zu beleben, alles Fremdartige, auf die bloße Nützlichkeit in den alltäglichen und irdiſchen Verhältnißen Berechnete, von ihr zu entfernen, ihre ſelbſtſtändige Würde in Demuth zu verehren, — und nach allem dieſem die religiöſe Erziehung und den Kultus mit Weisheit und wahrer, ganzer Aufklärung einzurichten.*

Es iſt dieſes in den neueſten Zeiten ſchon öfter geſagt worden, von Männern, die neben dem Verſtande und der Gelehrſamkeit, noch etwas anderes haben, was zur Erwägung dieſer Sachen gehört, Herz und Phantaſie. Die

Philoſophie hat auf das, was man ſeit Platon Ideen, im Gegenſatze der Begriffe, nennt, aufmerkſam gemacht, und der Logik ihr angemaßtes Recht, in oberſter Inſtanz zu urtheilen, genommen; unſre Dichter ſind abermals als die Sachwalter der göttlichen und menſchlichen Dinge in einem entarteten Zeitalter aufgetreten, und haben mit Religion die Sache der Religion geführt. Allein noch haben ihre Worte nicht Ohren und Herzen genug, und die Wahrheit noch nicht Kraft gewonnen. Indeß ſie iſt ausgeſprochen und ihre Wirkſamkeit wird zugleich mit dem Verderben ſteigen, das ſie beendigen ſoll. — —

Der achtungswerthe Verfaſſer des Aufſatzes wird nun ſelbſt beurtheilen, in wie fern der Verfaſſer dieſer Anmerkung mit ihm in Principien und Anſicht des Ganzen übereinſtimmt oder nicht; er enthält ſich jeder weiteren Ausführung. Eben ſo will er bloß anzeigen, daß er eben ſo ſehr ſeines Sinnes iſt, in Anſehung deſſen, was er von der leichtſinnigen Lebensweiſe, der Erziehung der Kinder und dergleichen ſagt, als er in der Anſicht der Philoſophie und ihres Einfluſſes, ſo wie der Kunſt, von ſeiner Meinung abweichen möchte. Wenn es wahr iſt, daß die Erkältung des Herzens, die Ertödtung der Phantaſie, die unbedingte Kultur des Verſtandes, die Herabwürdigung des Edelſten und Heiligen zur bloßen Nützlichkeit, das Verſchwinden aller Ideen — der unterſcheidende Charakter des Zeitalters und die Quelle aller Uebel iſt, über welche die Beſſeren klagen: ſo werden wir vor allem auf die Kunſt unſre Hoffnung ſetzen, ſie ganz anders, und nicht nach Brauchbarkeit und Nützlichkeit (ſey es auch moraliſche) würdigen, und ihren Einfluß auf die Gemüther höher anſchlagen müſſen. Wie Schiller, in ſeiner Abhandlung vor der Braut von Meſſina, das Weſen der Tragädie und ihre eigenthümliche Wirkſamkeit auf das menſchliche Gemüth unterſucht hat, ſo ſollte man alle Zweige der ſchönen Kunſt und ihren Einfluß auf die Erziehung des Menſchengeſchlechts unterſuchen, und wir würden bald finden, daß die Erziehung durch die Kunſt und Poeſie die wahre Erziehung zum Beſſeren, ja zur Religion ſelbſt, ſeyn werde. Man wird es bald ahnen, wenn man nur die falſchen Principien der Kunſt, Vergnügen und moraliſche Nützlichkeit, aufgeben, und ſie in ihrer eigenthümlichen und idealiſchen Würde erkennen will. Auch die Romane, die der Verfaſſer ſo hart anklagt, verdienen, als poetiſche Produkte, in Rückſicht ihrer großen Nützlichkeit, eine neue Würdigung.

Nur noch ein Wort über die geheimen Geſellſchaften, von denen der Verf. ſpricht. — Wie oft ſind wir nicht ſchon auf die Art vor großen Gefahren gewarnt worden! Von der einen Seite, daß wir uns doch ja vor den Jeſuiten in Acht nehmen möchten, weil dieſe ſo ganz unbegreiflich liſtig wären, daß wir in dem Netze des Aberglaubens und der Hierarchie lägen, ehe wir es ahneten: von der andern Seite, daß wir doch das Komplott und die Propaganda der Philoſophen, Illuminaten und Franzoſen wie die Peſt ſcheuen möchten, weil dieſe uns um alle Religion und unſre gute Regierung bringen würden. Gottlob, wir beſitzen unſere Güter noch, und haben kein andres

Uebel erduldet, als die Angſt, in die uns das Geſchrei der Wächter verſetzte. Aber dieſe Angſt iſt nicht unangenehm; denn man wird der Geſpenſtergeſchichten nicht müde. „Es ſpukt!“ heißt es — wer wird da fragen: Wo? wer? wie?

Aber gerade wir, die wir unter der Preußiſchen Regierung leben, können und müſſen mit allem Recht ſo fragen. Dieſe Regierung hat alle geheimen Geſellſchaften verboten, und ſie hat Kraft genug, ihr Verbot geltend zu machen. Sollte daher ein ſolches Komplott wirklich den Augen der Staatspolizei entgehen, ſo iſt es die Pflicht jedes Bürgers, der etwas davon merkt, es ihr zur Zerſtörung anzuzeigen. Merken aber muß man es, denn es erfordert ja die Natur ſolcher Korporationen, daß ſie nach Außen ſtreben und wirken; anzeigen aber muß es jeder gute Bürger, und zwar bei der Behörde, nicht bloß vor dem Publikum, das gegen die unglaubliche Liſt der geheimen Geſellſchaften ſich im Stande der Unmündigkeit befindet. Sind aber die Plane dieſer Verborgenen ſo haarfein, daß ſie alle Anzeige unmöglich machen und ſich allein aus den Wirkungen ſchließen laſſen: nun, ſo bleibt uns nichts übrig, als zu glauben, daß der gute Genius des Zeitalters alle dieſe feingeſponnenen Gewebe zu ſeiner Zeit muthig durchbrechen, oder, wenn er ſchlecht iſt, ihnen billiger und verdienter Weiſe unterliegen werde. Es geſchieht ja doch nichts unter der Sonne, was nicht geſchehen muß, und was denn doch nicht gut wäre; und vielleicht findet ſich, daß gewiſſe Wirkungen, die man gern der Thätigkeit geheimer Corporationen zuſchreiben möchte, weit anders und höher begründet ſind, als in Machinationen, die ohne freie Zuſtimmungen ewig nur ins Leere arbeiten würden.

Eben ſo kann ſich der würdige Herr Verf. über den Einfluß der übrigen, wirklich beſtehenden Geſellſchaften beruhigen. Es iſt keine von unſrer Regierung geduldet, als die geſchloſſene Geſellſchaft der Freimaurer, von deren Unſchädlichkeit ſich warlich die Regierung, die ſie ſchützt, aufs vollkommenſte überzeugt hat. — Geheime Wahrheiten ſollte ſie als Monopol haben? Wer ſieht nicht, daß dies bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Literatur und Philoſophie eine gar lächerliche Vermuthung iſt. Verkleiden ſollen ihre Symbole die reine Wahrheit? Wo wäre denn der Schade, wenn ſich dieſe ſogenannte reine Wahrheit, ſtatt der bloßen Worte, einmal in einem Bilde oder einer Handlung ausſpräche! — Zum Stolze ſollen ſolche Verbindungen verleiten? Wo fände doch der Stolz der Menſchen nicht Nahrung! und wie wenig bedeutet dieſer, wenn, er nach des Verf. Andeutung, dem der Ciceroniſchen Auguren gleicht! — Empfehlen ſollen ſich die Mitglieder? Beſſer, könnte man ſagen, lernt man die Menſchen in einer Loge, als durch den Kammerdiener oder im Vorzimmer kennen; wenn die allgemeine Herzloſigkeit, in welcher die Menſchen überall, ohne Theilnahme, mehr nur neben als mit einander leben, nicht jenen Vorwurf entkräftete. — Unbekannte Obere ſollen Gehorſam und Unterwürfigkeit der Vernunft fordern? Wo ſind unbekannte Obere? wo ſpricht man nur noch von ihnen? und wer nimmt ſeine

Vernunft gefangen, als der, der nicht viel Gefangene zu machen hat?

Kann man wohl noch glauben, daß die Freimaurerei allein dem herrſchenden Zeitgeiſte widerſtanden habe, daß in ihren Zirkeln es anders ſey, als in allen kleinen und großen Zirkeln der menſchlichen Geſellſchaft, und daß in ihrem ſogenannten Innern irgend nur etwas Bedeutendes, ich will nicht einmal ſagen, Gefährliches, vorgenommen werde? Kann man nur von ihr als einer geheimen Geſellſchaft ſprechen, deren Verſammlungen und Mitglieder dem Staate bekannt ſind, über deren Zweck und Verhandlungen täglich eine Anzahl von Schriften erſcheinen, und über deren innere Zerrüttungen man im Publikum laut genug ſpricht? — Die Freimaurergeſellſchaft, die einſt ein ſehr ehrwürdiges, dem Ganzen der Menſchheit nothwendiges Inſtitut war, und überall und zu allen Zeiten ſeyn ſollte, hat durch Zerſpaltung in feindſelige Sekten, durch mannichfaltige Alterirungen ihres eigenen Weſens, durch Verflüchtigung ihres urſprünglichen Geiſtes, durch das Eindringen der Profanität zu allen Thören, durch Erliegen unter dem Zeitgeiſt, durch die Frivolität, Herzloſigkeit, Genußſucht, Selbſtſüchtelei, Geiſtesleere und Feindſeligkeit der „Vielen,“ ſich ſelbſt das Verdammungsurtheil der Unbedeutſamkeit ſo vollſtändig ausgeſprochen, daß darüber in der großen Welt nur Eine Stimme iſt, und daß nur die gutmüthigſte Redlichkeit hier noch an Gefährlichkeit denken kann. Eben ſo weit wie die wahre Freimaurerei von aller Schädlichkeit entfernt iſt, eben ſo

weit

weit iſt es das gegenwärtige Logenweſen von aller Gefährlichkeit; und eben ſo veraltet, wie die von geheimen Geſellſchaften hergenommenen Beſorgniſſe ſind, iſt es vielleicht der wahre, erhabene Geiſt der Freimaurerei in dem gegenwärtigen Logenweſen. Sonach kann die Freimaurerei nur entweder des Verf. und aller Guten Achtung oder ihre Vergeſſenheit verdienen. — Ueber die eigentlich geheimen Geſellſchaften aber, die irgendwo ſpuken und irgend etwas machiniren ſollen, wollen wir uns als gute Staatsbürger entweder unter dem Schutze unſrer Polizei und des guten Genius unſrer Zeit beruhigen, oder ſie, wenn wir ja ein Geſpenſt ertappen ſollten, der Behörde anzeigen.

Von ganzem Herzen ſtimmen wir dem Schluſſe der Abhandlung bei.

F.

III.

Ein altes geiſtliches Lied.

Man hat angefangen die poetiſchen Schätze der alten lateiniſchen Kirchenhymnen hervorzuſuchen, und ſie den kalten, unpoetiſchen, dogmatiſirenden Reimereien, die bei uns für moderne Kirchenlieder gelten, ſtillſchweigend entgegen geſtellt. So ſind einige kirchliche Hymnen in dem Schlegelſchen Muſenalmanach erſchienen, und der von mehreren Dichtern überſetzte Geſang: Dies irae, dies illa, hat alle entzückt, die für Andacht Sinn haben. — Ein Zufall hat mich belehrt, daß wir auch in unſern ältern Geſangbüchern ähnliche Schätze der Poeſie haben, die nach und nach aus den neueren wegbleiben und verloren gehen, die aber aus mehreren Urſachen gerade jetzt aufs neue beachtet zu werden verdienen. So ſteht in einem Geſangbuche, welches aus einem älteren Köthenſchen gefloſſen iſt, und den Titel hat: „Stimmen aus Zion, oder erbauliche Lieder, zur Verherrlichung Gottes und Erbauung vieler Seelen herausgegeben. Zwei Theile, Stargard 1740 und 48," ein Lied, welches in Rückſicht der Fülle und Lebhaftigkeit des Gefühls, der Süßigkeit und Zartheit der Bilder, der überraſchenden Innigkeit und Naivetät des Ausdrucks, ja ſelbſt der Rundung und Schönheit der dichteriſchen Sprache, Aufmerkſamkeit verdient. Ich ſende es Ihnen, und wenn Sie bei einem religiöſen Liede nicht eben auf ſogenannte

Belehrung (welche hier wohl am unrechten Orte ſeyn dürfte), ſondern auf Poeſie, auf Erbauung und Erhebung der Seele zu religiöſen Gefühlen, ſo wie auf erhabne Myſtik und edlen Gebrauch chriſtlicher Mythologie ſehen wollen, ſo hoffe ich, wird Ihnen mein Lied, das mich an vielen Stellen entzückt, gewiß gefallen. Hier iſt es mit allen ſeinen Härten und Schönheiten.

W.

Wie wird das Perlenthor
Der Ewigkeit ſo ſchleunig aufgeſchloſſen?
Geht etwa eines derer Reichsgenoſſen
Sein Einzug in die Pforten Salems vor?
Mich däucht, es wird ein goldbeglänzter Wagen,
An welchem alles blitzt,
Von Engeln unterſtützt,
Mit Jubelton in Gottes Burg getragen.

Es iſt des Lammes Braut,
Die ſich durch Streit, Noth, Angſt und Hinderniſſen,
Durch Kampf und Tod ſo glücklich durchgeriſſen,
Und nun den Fuß in voller Freiheit ſchaut.
Die Braut, ſo alles überwunden,
Hat, da die Augen zu,
Den Platz der ſtolzen Ruh
Im Schooße Abrahams ſo prächtig funden.

Der Geiſter frohe Schaar,
Die vor dem Thron des großen Vaters ſtehen,
Die ſchwingen ſich aus ihren Himmelshöhen,
Und werden kaum des neuen Geiſts gewahr:
So rühren ſie der Harfen reine Saiten,
Es tönt ihr Freudenſchall,
Wie Donner, überall:
„Wir müſſen ihn zum Vater ſelbſt begleiten!“

Die Braut wird hingeführt;
Der Vater kann ſich nun nicht mehr verſtellen.
Die Liebe brauſt in ihm als Meereswellen,
Da immer eine Fluth die andre rührt.
Sie wird durch ſeinen Kuß mit Kraft durchdrungen,
Recht durch und durch entzückt,
In ſeinen Glanz gedrückt,
Und in ſein Herz aus ſich hineingeſchwungen.

Sie ſchwimmt in einer See,
Die bis zum Grund von hellem Glas gegoſſen.
Sie wird damit ganz ſüßiglich durchfloſſen,
Befreit von Kampf, von Sünde, Noth und Weh.
Ihr Gang iſt nun in Gottes großem Lichte:
Dies ſtralt mit goldnem Schein
In ihre Seele ein,
Sie ſiehet ihren Gott von Angeſichte.

Das Lämmlein auf dem Thron
Zeigt ſich der Braut mit den verklärten Wunden.
Es winkt ihr zu: „Komm nach des Kampfes Stunden,
Zu mir, der ich dein übergroßer Lohn!
Senk dich in die für dich geſchlagnen Ritzen;
Nimm deine Krone hin:
Du ſollſt als Königin
Auf meinem Stuhl an meiner Seite ſitzen.“

„Was du von mir geglaubt,
Sollſt du nunmehr in einem Blicke ſchauen.
Ich weide dich auf grünen Himmelsauen;
Hier iſt kein Feind, der deine Schätze raubt.
Setz dich beherzt an meine Tafel nieder,
Genieß der Engel Koſt,
Trink von dem klaren Moſt,
Und ſinge Moſis und des Lammes Lieder.“

„Hier iſt mein ganzes Reich!
Beſitz in mir, was ich für dich beſeſſen!
Wer kann den Schmuck, der dir gehört, ermeſſen?
Du biſt den Engeln meines Vaters gleich.
Ich kleide dich in weiße Unſchuldsſeide,
Du prangeſt für und für
Zu meines Himmels Zier,
Im güldnen Stück, als deinem Brautgeſchmeide.“

Er führt die Braut herum,
Er, als der Herr von ſeines Vaters Schätzen.
Er ſpricht: „Hier iſt dein Thron, dich drauf zu ſetzen;
Dort iſt das Theil von deinem Eigenthum,
Dein ſchönes Haus, vom Vater aufgebauet,
Eh, als der Erdenrund
Auf ſeinen Pfeilern ſtund,
Eh, als du ſelbſt das Licht der Welt geſchauet.“

„Sieh auf den Glanz der Stadt!
Wie blitzt der Strahl von ihren güldnen Gaſſen!
Wer kann die Pracht der Perlenthore faſſen,
Der Stadt, die mich zu ihrer Leuchte hat?
Ich ſelbſt bin ja der Bürger Zions Sonne,
Die nie im Wechſel ſteht,
Noch jemals untergeht;
Was fehlt wohl noch an deiner vollen Wonne!“

Der Kryſtallinen Fluß,
Der ſich vom Stuhl des Vaters ausgebreitet,
Wird in ihr Innerſtes ganz ſanft geleitet,
So wie ein friſch und kühler Waſſerguß.
Der Geiſt des Herrn macht ihr nun alles helle,
Verklärt ihr jeden Ort,
Der dunkel in dem Wort,
Und weiſt im Licht den Nachdruck ſolcher Stelle.

Bald wirft ſie ſich allein
In ihrem Schmuck vorm Thron des Lammes nieder,
Bald miſcht ſie ſich ins Chor der obern Glieder,
Die ſchon vor ihr im Glanz vollendet ſeyn.
Sie ſieht die Schaar der grauen Blutszeugen,
Mit Palmen in der Hand,
Als ihrem Siegespfand,
Vor dem, der ewig lebt, ſich immer neigen.

Sie unterredet ſich
Mit denen, ſo hier Glaubenshelden waren,
Von ihrem Kampf, ſo in den Lebensjahren
Sie durchgekämpft, vertraut und brüderlich;
Wie ſie am Wort in aller Noth gehangen,
Kein Leiden dieſer Zeit
Bei ihrem Lauf geſcheut,
Und mit dem Wort zur Ruhe übergangen. —

Die ihr die Braut geliebt,
Müßt über Tod und Grab hinüber blicken.
Es will ſich nicht für euren Adel ſchicken,
Daß ihr euch über ihren Glanz betrübt.
Ihr ſucht ja das, was ſie nunmehr gefunden!
Sobald ihr nun geſchickt,
Und ſattſam ausgeſchmückt,
So werdet ihr, wie ſie, vom Kampf entbunden.

IV.

Ueber Dúboy-Laverne.

Die franzöſiſche Republik und Kunſt erlitten am 13ten November 1802 einen ſchwer zu erſetzenden Verluſt, indem Philipp Daniel Dúboy-Laverne, Direktor der Buchdruckerei der Republik, ſtarb. Er war zu Trecheteaux, im Departement de la Cote-d'or, einige Meilen von Dijon, den 17ten September 1755 geboren. Um die Erziehung, welche er erhielt, zu würdigen, iſt es hinreichend, daß ſie der Aufſicht ſeines Onkels von mütterlicher Seite, dem gelehrten und thätigen Verfaſſer der Art de verifier les dates, Dem Clement, Benediktiner und Mitglied der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, anvertrauet wurde. Die gegenſeitige Liebe, welche immer den Onkel und den Neffen vereinigt, zeigte ſich bei Dúboy-Laverne vorzüglich thätig, und macht ſeinem Herzen viel Ehre. Denn nach Aufhebung der Klöſter nahm er den ehrwürdigen Alten, welcher für ihn in ſeiner Jugend geſorgt hatte, zu ſich, und bewies ihm alle Aufmerkſamkeit der zärtlichſten Liebe.

Dom Clement hatte Herrn Dúboy-Laverne mit dem gelehrten Brequigny und einigen andern Mitgliedern der Alamie der ſchönen Wiſſenſchaften bekannt gemacht.

Dieſe Verbindung hatte die Folge, daß ihm im Jahre 1785 der Auftrag gegeben wurde, ein Verzeichniß der Abhandlungen der Akademie vom 38ſten bis zum [illegible] Bande zu verfertigen. Männer, welche dieſe Memoiren fleißig benutzt haben, wiſſen das Verfahren zu ſchätzen, deſſen ſich Dûbey Laverne bei Verfertigung eines Verzeichniſſes derſelben bedient hat, und bedauern, daß die vorhergehenden Regiſter nicht mit eben der Einſicht und Genauigkeit gemacht ſind. Auf Veranlaſſung dieſer Arbeit war es, daß Dûbey-Laverne anfing, in Verbindung zu treten mit der Königlichen Druckerei, genannt dû Louvre. Aniſſon-Dûperron, welcher in ihm bald die moraliſchen Eigenſchaften, die Thätigkeit und die Talente bemerkte, welche er bei einem Manne, dem er ſein Zutrauen ſchenken ſollte, finden mußte, verband ſich bald mit ihm. Seit der Zeit widmete Dûbey-Laverne ſein ganzes Leben, ſeine ganze Thätigkeit, alle Kenntniſſe, die er ſich erworben hatte, den Geſchäften, welchen er unter der unmittelbaren Aufſicht des Herrn Aniſſon-Dûperron vorgeſetzt war. Er war weit entfernt, die Stelle, welcher dieſer bekleidete, an ſich reißen zu wollen, als der Sturm der Revolution ihn, gleichſam wider ſeinen Willen, zu einer Stelle führte, welche mehrere Jahre hindurch für ihn eine Quelle von Unruhen und Kummer wurde. Die Fruchtloſigkeit ſeiner Bemühungen, ſeinem Wohlthäter das Leben zu retten, würde allein ſchon hingereicht haben, ihm den Poſten, welchen er bekleidete, zur Laſt zu machen, wenn nicht noch der Kampf zur Vertheidigung des ihm anvertrauten Eigenthums gegen Marats Räuberbande, und ſeines Lebens gegen den

Haß, welchen ſein ſtandhafter Widerſtand ihm zuzog, dazu gekommen wäre. Aber wir wollen dieſe Tage des Schreckens und der Anarchie mit einem Schleier bedecken, und lieber die Thätigkeit unſers Düboy-Laverne in der Kürze ſchildern.

Die Königliche Druckerei dû Louvre, aus welcher ſo viele Werke hervorgegangen ſind, die ihr einen vorzüglichen Rang unter den ausgezeichnetſten Anſtalten dieſer Art ſichern, war zu der Zeit, als Düboy-Laverne die Direktion derſelben übernahm, weit von dem Zuſtande entfernt, in welchem ſie ſich jetzt befindet. Unter ſeiner Direktion hat ſie einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt; ſie hat ſich zu einer Größe erhoben, welche ſie zu einem Gegenſtande der Bewunderung für alle Fremden macht, welche die Neugierde dahin führt. Ehemals waren nur zwanzig Preſſen beſchäftigt; jetzt iſt die Anzahl derſelben bis auf hundert geſtiegen. Die Arabiſchen Typen von Vitre, welche die Druckerei beſaß, waren, ſeitdem ſie der König angeſchafft hatte, ohne Nutzen geblieben. Durch die Wünſche der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, durch die Befehle des Barons von Breteuil und die Bemühungen des gelehrten de Guignes, wurde dieſer Schatz endlich der Welt gezeigt.

Sogleich 1787 und in den folgenden Jahren bis 1792 machte man einigen Gebrauch davon, ſowohl in den erſten Bänden der Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale, als in den Mémoires sur diverses antiquités de la Perse. In dieſem letzten Werke ſieht man zum erſten Male einige Stücke von Bedeutung erſcheinen, und man verdankt dieſe erſten Verſuche der Thätigkeit des

Herrn Aniſſon-Düperron Allein dieſe Typen waren nach einer ſchlechten Methode gegoſſen, welche den Gebrauch derſelben ſehr ſchwer machte. Düboy Laverne war es eigentlich, der ſie nach den Einſichten, welche man bei dem Gebrauch der alten Buchſtaben ſich erworben hatte, wieder umgießen ließ, daß ſie nun mit Leichtigkeit und Glück gebraucht werden konnten. Ihm verdankt man auch einen neuen ſchönen Guß großer und kleiner arabiſcher Schrift. Dieſe letzte, welche für Anmerkungen durchaus nothwendig iſt, war nie ſo ſehr gebraucht, als ſeit zwei Jahren, ſeit welchen viele, für die orientaliſche Literatur wichtige Werke aus den Preſſen der Druckerei der Republik hervorgegangen ſind.

Bei der ägyptiſchen Expedition ſollte eine franzöſiſche Druckerei für die griechiſche und arabiſche Sprache neu formirt werden, und die Armee begleiten. Es erforderte die ganze Thätigkeit des Düboy-Laverne, um in einer ſo kurzen Zeit, als ihm gegeben war, das, was das Gouvernement von ihm verlangte, ohne die Möglichkeit deſſelben berechnet zu haben, auszuführen. Doch gelang ihm ſeine Arbeit, und eine ähnliche an den perſiſchen Typen, welche die Druckerei der Republik beſitzt, welche in Hinſicht ihrer Schönheit mit den arabiſchen Buchſtaben derſelben Druckerei rivaliſiren kann, und die von Calcutta und London faſt übertreffen. Ein Guß von dieſen Buchſtaben, welche die Expedition nach Indien, die das franzöſiſche Gouvernement im Jahr 1802 beſchloß, begleiten ſollte, war bei Düboy-Laverne beſtellt worden. Er wurde bald vollendet, und Düboys-Laverne, immer beſorgt für den Ruhm ſeiner

Druckerei, bedauerte nur, daß die Zeit ihm nicht erlaubte, dieſem Guß alle zum leichten Gebrauch der Buchſtaben nöthige Vollkommenheit zu geben.

Die Siege der franzöſiſchen Armee verſchafften dem Direktor der Druckerei ein Mittel, welches er nicht außer Acht ließ, dieſe Anſtalt mit einer großen Anzahl von ausländiſchen Typen, welche unter der Aufſicht der Päpſte, und durch die Bemühungen der Congregation de propaganda fide gegoſſen waren, zu bereichern. Dieſe, dem Beſten der Religion und Wiſſenſchaften gewidmeten Schätze, wären vielleicht für die Sieger und Beſiegten verloren geweſen, wenn Düboy-Laverne den Agenten der Regierung nicht mit ſeinem Rath über die Erhaltung derſelben unterſtützt hätte. Dieſe Typen, vierzig an der Zahl, ſind vereinigt mit der Druckerei der Republik, gegenwärtig die Zierde derſelben. Wenn ſie ihrer erſten und edlen Beſtimmung entzogen ſind, ſo iſt doch nun ihre Exiſtenz außer Gefahr; und man darf nur die Matrizen vervielfältigen, um der Hauptſtadt des katholiſchen Cultus, und der Hauptſtadt des großen Reiches, welches ſie jetzt beſitzt, ihren Nutzen gemeinſchaftlich zu verſchaffen. Samaritaniſche Typen fehlten noch; aber Düboy-Laverne ließ eine Gelegenheit, durch die er ſie erhalten konnte, nicht vorbei; und man hat ſich ihrer bereits zum Drucken bedient. Man verdankt alſo dem Eifer dieſes Mannes, daß man in den Werkſtätten dieſer Anſtalt mit hebräiſchen, ſyriſchen, arabiſchen, ſamaritaniſchen, koptiſchen, armeniſchen und tatariſch-mantſchu Typen druckt; die letzteren verdankt man der vereinigten Thätigkeit der Herren

Bertin, Didot und Langles. Auch die griechiſchen garamontſchen Typen verdienen erwähnt zu werden, welche Dübey-Laverne zuerſt wieder anfing zu gebrauchen, und welche den ſchönſten Typen unſerer beſten Künſtler nichts nachgeben. Endlich darf man auch wohl noch bemerken, daß ſeit mehreren Jahren aus eben dieſer Werkſtätte Schriften in deutſcher, ruſſiſcher, polniſcher, holländiſcher, italiäniſcher Sprache, und zwar mit den, einigen dieſer Sprachen eigenthümlichen Charakteren, gedruckt ſind und noch täglich gedruckt werden.

Es würde nun das Geſchäft eines Künſtlers und Aufſehers der Druckerei ſeyn, genauer zu zeigen, was Dübey-Laverne gethan hat, um die ihm anvertraute Druckerei zu verbeſſern. Uns genügt es, die vorzüglichſten Werke angezeigt zu haben, die unter ſeiner Direktion entſtanden ſind. Dahin gehören die: Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque nationale, tomes IV, V, VI, VII. Sie enthalten alle mehr oder weniger Griechiſch und Arabiſch. Beſonders der ſiebente Band enthält eine bedeutende Menge von Ebn-Younis aſtronomiſchen Tafeln, und den franzöſiſchen Auszug aus einem tatariſch-mantſchu Kirchenbuche mit dem Texte, von Langles. — Adresse de la convention nationale, au peuple françois, du 18 vendemiaire, an 3, arabiſch und franzöſiſch. — Lettre du divan du Caire, au prémier Consul, im Moniteur arabiſch und franzöſiſch erſchienen, und hernach beſonders abgedruckt. — Hymne à l'occasion de la paix, par le C. Elie Lévy, hebräiſch, franzöſiſch, deutſch. — Dictionnaire abrégé françois-arabe; par J. F. Ruphy. — Chrestomathie arabe, à l'usage des élèves de l'ecole spéciale des langues orientales vivantes; par Sylvestre de Sacy. 3 Vol. 8. Der erſte Band iſt ganz arabiſch und von beinahe 600 Seiten, die beiden andern franzöſiſch und arabiſch. — Chrestomathie persanne, à l'usage des élèves de l'ecole spéciale des langues orientales vivantes, avec un vocabulaire persan-françois; par Langlès. 2 Vol. 8. — Monuments antiques inédits; par A. L. Millin. — Memoires de la societé asiatique de Calcutta, franzöſiſche Ueberſetzung. — Tables de logarithmes, von Borda. — Histoire de la mesure du temps; von Ferdin. Berthoult. 2 B. 4. — Essais sur la musique, par Grétry. — Voyage pittoresque de la Syrie, u. ſ. w. Der Druck dieſer Werke iſt von allen Kennern, deren Beifall Dübois-Laverne allein wünſchte, geſchätzt worden. Und wirklich, wenn die Harmonie aller Theile zu einander, ein gefälliges und dem Auge angenehmes Aeußeres, eine vollkommene Correctheit und Reinheit in der Arbeit, eine einfache und unaffektirte Schönheit, den wahren Werth der Werke der Kunſt ausmachen, ſo darf man mit Recht verſichern, daß die meiſten der angezeigten Werke unter die Anzahl derer gerechnet werden können, welche der franzöſiſchen Typographie die meiſte Ehre machen. Auch erhielt Dübois-Laverne durch ſeine Talente den Beifall der ausgezeichnetſten Gelehrten und Dilettanten, wie er ſich durch die Vortrefflichkeit ſeines Herzens ihre Achtung und Freundſchaft zu erwerben wußte. Die Beweiſe ihres Beifalls ließen ihn die Anfechtungen leicht vergeſſen, denen er faſt beſtändig ausgeſetzt war, nicht nur während der Revolution ſelbſt, ſondern auch bei den folgenden wechſelnden Regierungen, die lange eben ſo unſicher waren, als die Grundſätze, nach welchen ſie regierten. Immer im Kampf mit Leidenſchaft, Neid und den Angriffen des Privatintereſſe, mußte er der Abwehrung der Streiche, die man der Anſtalt, welcher er mit eben ſo viel Eifer als Uneigennützigkeit vorſtand, manchen Augenblick widmen, welchen er hätte beſſer anwenden können. Kaum hatte er eine Intrigue zernichtet, und bewieſen, daß die Exiſtenz dieſer Druckerei, die Oekonomie in ihrer Verwaltung, die Schnelligkeit und Ordnung ihrer Geſchäfte genau an ihre Ausdehnung gebunden wäre, daß man ſie lähmen und ihren Sturz vorbereiten würde, wenn man dem, was zu ihr gehört, etwas entzöge: ſo mußte er wieder neue Angriffe zurückweiſen, und ſich von neuem in einen immer wiederkehrenden Streit einlaſſen.

Der Augenblick ſchien gekommen zu ſeyn, wo er, ruhig über das Schickſal ſeiner Anſtalt, die Früchte ſeiner Bemühungen ernten könnte. Nur ſeine Geſundheit ſchien ſich ſeinen Planen zu neuen Verbeſſerungen ſeiner Druckerei zu widerſetzen; eine große, und bis in die Nacht fortgeſetzte Arbeit hatte ſie angegriffen. Aber er konnte hoffen, ſie wieder hergeſtellt zu ſehen, wenn er einen Theil ſeiner Arbeit ſeinen würdigen Gehülfen abgäbe; als unerwartet der Tod ihn in einem Augenblicke ſeiner Familie und der Kunſt entzog.

Göttingen.

D. Horn.

V.

Pakoſcht in Weſtpreußen und ſeine Lehr-Anſtalt.

Aus einem Reiſe-Tagebuche.

> Quemadmodum subitarius miles, si in confertissimam hostium aciem statim compellatur, periculi magnitudine atque insolentia despondet animum, atque prorsus oblitus vix telum expedit: *ita literariae palaestrae tirunculi*, ingentes grammaticorum commentationes aggredi jussi, cogitatione ipsa difficultatis et laboris exanimantur, spemque omnem evadendi statim abjiciunt.
>
> Facciolati

Die Provinzialſtadt Pakoſcht in Weſtpreußen hat eine angenehme Lage an der Netze. Dieſer Fluß entſteht einige Meilen davon nach Oſten, aus einem beträchtlichen See, der Goplo genannt; er durchſtrömt Weſtpreußen und einen Theil der Neumark, woſelbſt er, eine Meile vor Landsberg an der Warthe, ſich bei Zantoch in die Warthe ergießt.

Schon bei Pakoſcht hat dieſer Fluß bei der Ausſpühlung ſeiner erſten Strohmbahn, wie alle Flüſſe bei ihrer Entſtehung von außerordentlichen Waſſerfluthen, ein breites Bett und eine Niederung an beiden Ufern mit fruchtbaren Wieſen, in der vorigen Zeit ſich gebahnt. An der Südſeite der Stadt, die nur aus Einer breiten Straße beſteht, und nach ihrem Brande ſeit kurzem wieder neu erbaut worden iſt, läuft ein langer Damm längs der Niederung, von Oſt nach Weſt, mit vielen Denkmälern zu Andachtsübungen, welche auf

auf der gegenüberliegenden, nördlichen Seite der Stadt, längs dem Damme der Straße, die mitten durch die Niederung geht, bis nach der Anhöhe fortgeſetzt ſind. Dieſer öffentlichen Denkmäler ſind bis einige und dreißig an der Zahl, und ſie dienen zu feierlichen öffentlichen Umgängen der Religions-Uebung. Man nennt das Ganze der Vorſtellung ein Kalvarium, in welchem die Leidensgeſchichte Chriſti abgebildet iſt.

Die Dämme ſind mit hohen Weidenbäumen und Linden beſetzt und mit Gruppen von andern Arten Laubholz um die Kapellen untermiſcht. Das Auge hat hier einen mahleriſchen Anblick von den einander entgegenſtehenden beiden Anhöhen vor der Stadt, wenn man aus einem jeden dieſer erhabenen Standörter das ganze Thal überſieht, worin die Stadt mit dieſen Vorgründen liegt; und man kann ſich hier nicht enthalten zu glauben, daß einſt religiöſe Frömmigkeit dieſe Gegend verſchönert, ihren Wohnſitz und ihren Schutzort hier gefunden und die rohen Menſchen, durch den milden, ſinnlichen Eindruck einer verſchönerten Natur, für ſich gewonnen habe.

Es war an einem dämmernden Herbſtmorgen, als wir von beiden einander gegenüber liegenden Anhöhen dieſe mahleriſche Gegend betrachteten, die man in dieſen Provinzen ſo ſelten von der Art findet. Am Ende der Stadt, an den Ufern der Netze, liegt neben einer mit einem Straubrad ſich langſam bewegenden Waſſermühle, ein Mönchskloſter von dem Orden der ſogenannten Reformaten durch den heiligen Franz von Paula. An der Straße fanden wir ein neues Gebäude von zwei Stockwerk Höhe, in Mauerwerk errichtet. Die Inſchrift in dem Mittelgiebel eines Dreiecks lautet: Scientiae et virtuti; ſie lehrte uns deſſen Beſtimmung. Eine öffentliche Schulanſtalt in dieſer ſo andachtsvoll verſchönerten Natur, iſt ein geſegneter Einfall des Urhebers!

Als wir von der linen Seite der Anhöhe hinter dieſer Stadt zu der entgegenſtehenden durch die Stadt gingen, ſahen wir in derſelben, vor den Häuſern, Knaben mit Büchern in der Hand, die ſich auf den Unterricht vorbereiteten, und unſere Begrüßung mit freundlicher Höflichkeit erwiederten. Sie beobachteten alle eine anſtändige Sittſamkeit; als eben die Morgenglocke ertönte und ſie in die Kirche zur erſten Meßandacht rief. Wir zählten ihrer ungefähr zehn bis zwanzig über zweihundert, in einem ſteigendem Alter, von zehn bis achtzehn Jahren. Sie waren faſt alle von einer vortheilhaften Bildung des Körpers, und es verurſachte uns eine unbeſchreiblich angenehme Vorſtellung, eine ſo beträchtliche Anzahl hoffnungsvoller, blühender Jünglinge, hier, in einer öffentlichen Lehranſtalt, zum Unterricht verſammelt zu ſehen: ein Schauſpiel, das uns hier ganz unerwartet überraſchte!

Wir folgten ihnen in die Kirche, hörten die Meſſe mit ihnen, ſahen ſie um halb ſieben Uhr des Morgens aus der Kirche zu ihrem Frühſtück, und nach ſieben Uhr in die Lehranſtalt zum Unterricht zurück eilen. Unterdeſſen hatten wir dieſe Zwiſchenzeit benuzt, das Gebäude und deſſen innere Einrichtung zu beſehen, uns von deſſen Stiftung und der Verfaſſung dieſer öffentlichen Lehranſtalt zu unterrichten.

Ein Kloſtergeiſtlicher, der zugleich die Stelle eines Lehrers bei dieſer Anſtalt bekleidet, und einige Zöglinge, die im Kloſter wohnen, begleiteten uns, und beantworteten unſere Fragen, ſo weit wir einander, nach der Verſchiedenheit unſerer Begriffe, über die Einrichtung und den Zweck des öffentlichen Unterrichts, in verſchiedenen Sprachen verſtändigen konnten. Ueber die Form und den Stoff des Unterrichts der Jugend, iſt es ſchwer ſich mit jemand zu verſtändigen, der bereits ſeinen angenommenen Lehrgang für den beſten hält.

Das Gebäude verdankt ſeine Entſtehung und ſein Daſeyn allein den milden Beiträgen der umliegenden adeligen Gutsbeſitzer, Pächter, Oekonomie-Beamten und anderer Jugendfreunde und Wohlthäter.

Das Kloſter ſelbſt hat dazu durch Sammlung einen beträchtlichen Beytrag der Koſten geleiſtet. Dieſe Mittel ſind theils in baaren Beiträgen, theils in anwendbaren Baumaterialien und Hülfsfuhren geleiſtet worden. Man hat hier ein thätiges Beiſpiel gegeben, wie leicht es möglich werden könnte, überall Freiſchulen zu erbauen und zu ſtiften, wenn alle Eltern eben ſo ſorgfältig und thätig um die Bildung, Erziehung und den öffentlichen Unterricht ihrer Kinder bekümmert ſeyn wollten, wie die Bewohner der Gegend um Pakoſcht; und die Geiſtlichen aller Orten ſo bereitwillig, wie hier, wären, als Lehrer und Vorſteher, den Unterricht der Jugend mit Einſicht und anhaltendem Fleiß befördern zu helfen.

Ein freiſtehendes Gebäude enthält in zwei Stockwerken unten zwei und oben zwei Lehrſäle; in der Mitte jedes Stockwerks einen Vorſaal zum Eintritt, und von außen eine vorliegende Freitreppe mit vier Säulen, unter einem Vorſprung zu dem Aufgang nach dem obern Stockwerk.

Obgleich das Gebäude von allen Seiten frei ſtehe, und rings umher erleuchtet wird, alſo freien Luftzug erhalten kann, der in Abſicht der Geſundheit der Lehrer und Zöglinge ſehr wohlthätig iſt: ſo iſt es dennoch in dem unterſten Stockwerk feucht, weil das Gebäude auf keinem Baſement, ſondern auf der ebenen feuchten Erde in dem niedrigen Grund eines nahen Stroms waagegleich ſteht. Beſſer wäre es, wenn es auf einer Erhöhung des Grundes von zwei bis drei Fuß über dem Erdboden ſtände.

Beide Stockwerke, an ſich ſelbſt betrachtet, ſind überdies bei weitem zu niedrig, und die Lehrſäle für die Anzahl der Zöglinge zu beſchränkt angelegt. Sie ſitzen auf ſchmalen, eine Hand breiten Bänken, und haben eine etwas erhöhte, eben ſo ſchmale Bank, ſtatt eines Tiſches, vor ſich, worauf ſie ſchreiben lernen ſollen.

In jedem Saal iſt für den Lehrer ein Katheder. An den Wänden ſind Tafeln zu dem allgemeinen Unterricht. In den obern Lehrſälen, woſelbſt die erſten Abtheilungen ſind, befinden ſich einige hölzerne mathematiſche Inſtrumente, ein Storchſchnabel und einige Landkarten an den Wänden für die Anfänger der Mathematik und der Geographie. Alles das zeugt von dem beſten Willen, nach Möglichkeit Gutes zu wirken. Von phyſikaliſchen Werkzeugen ſahen wir keinen Vorrath.

Der Lehrer ſind überhaupt fünf. Der erſte davon wird der Präfekt dieſer Anſtalt genannt. Der gegenwärtige, ein Ordensmitglied, iſt ein Mann von wohlgebildetem Aeußeren mit Würde vereinbart. Nächſt ihm lehren noch drei andere Mönche des Kloſters, und ein ausgewanderter Franzoſe ertheilt den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache.

Der Unterricht in der lateiniſchen Sprache und die Regeln der Grammatik beſchäftigen hier hauptſächlich den wißbegierigen Knaben. Nächſt dieſer wird die deutſche Sprache, jedoch nur ſehr unvollkommen, hiernächſt aber die franzöſiſche gelehrt. Wer Neigung dazu hat, kann auch neben der lateiniſchen Sprache den Anfang in der griechiſchen machen.

Von den Wiſſenſchaften werden die Anfangsgründe der Redekunſt, der Dichtkunſt, der Geſchichte, der Erdbeſchreibung und der Mathematik in den obern Abtheilungen gelehrt. Ueber den Unterricht in der Naturgeſchichte und in der Naturlehre konnten wir die gewünſchte Auskunft nicht erlangen.

Da die Anzahl der Zöglinge jetzt bis auf zweihundert und vierzig angewachſen ſeyn ſoll, und dieſe von ſo verſchiedenem Alter, von zehn bis achtzehn Jahren, in vier Abtheilungen von vier eigentlich beſtellten Lehrern, und einem beſondern Lehrer der franzöſiſchen Sprache, den gänzlichen Unterricht erlangen; ſo leiſten dieſe Lehrer hierbei, was ihnen zu leiſten möglich iſt.

Es ſcheint, ſie würden ſich geneigt finden laſſen, dieſer Lehranſtalt eine angemeßnere, zweckmäßigere Einrichtung, in Abſicht der Zeitabtheilungen, der Form und des Inhalts ihres Unterrichts zu geben; wodurch er für die Lehrer erleichtert, abwechſelnder und fruchtbarer, folglich für die Zöglinge angenehmer, einleuchtender und nützlicher in der folgenden Anwendung werden könnte.

Die Zöglinge verwenden bei weitem zu viel Zeit auf die Erlernung der Sprachen durch den anfänglichen Unterricht mit grammatiſchen Regeln einer todten Sprache, des Lateins.

Sie lernen dieſe Regeln zu zeitig, als leere Wörter, auswendig, um ſie nicht in der Folge wieder zu vergeſſen.

Das Gedächtniß wird durch leere Wörter täglich geübt auf Koſten der erſten Kraft des Jünglings: des Vorſtellungs- oder Erkenntnißvermögens. Der Verſtand, die Vernunft, die Einbildungskraft, der Geiſt und das Herz des Jünglings bleiben dabei unangebaut, werden nicht geweckt, geleitet, ſondern von den übermäßigen Gedächtnißübungen unverſtändlicher grammatiſcher Regeln einer todten Sprache unterdrückt, und durch Furcht bei dem Auswendiglernen erſtickt.

Mathematik, Muſik, Gymnaſtik vereinbarten die Griechen in ihren öffentlichen Erziehungs- und Bildungsanſtalten der Jugend.

Wir wiſſen, was unter dieſen Abtheilungen des Unterrichts begriffen iſt. Wenn wir dieſen Grundſatz von der erſten Lebensperiode eines Kindes bis zu der Vollendung einer vollſtändigen Erziehung, Bildung und Unterricht des Menſchen ſorgfältig beobachteten: ſo würden wir dem Staat und der Geſellſchaft geſunde, heitere, ſtarke, fröhliche, verſtändige und vernünftige Mitglieder geben, oder mit zwei Worten: Menſchen erſchaffen.

Plato ſagt: man muß eine Lehrart anwenden, bei welcher die Knaben zum Lernen am wenigſten gezwungen zu werden ſcheinen; denn es iſt unſchicklich, daß ein freier Menſch eine Wiſſenſchaft ſklaviſch erlerne, indem wohl große, mit Anſtrengung unternommene körperliche Arbeiten den Leib nicht ſchwächen, dagegen aber eine gewaltſame Geiſteszucht nicht von Dauer iſt. Man muß alſo die Knaben in den Wiſſenſchaften nicht gezwingen, ſondern freiwillig und gleichſam wie ſpielend, unterrichten.

Betrachten wir nun die künftige Beſtimmung der mehreſten von dieſen Zöglingen in der öffentlichen Lehranſtalt zu Pakoſcht, welche die liebreiche Vorſorge der Eltern für ihre Kinder erſchuf, und der rühmliche Fleiß der Lehrer unterhält; ſo wird ſich ergeben, daß die meiſten davon zu künftigen Oekonomen vorbereitet werden ſollen.

Sie haben dabei einen doppelten Beruf zu erfüllen: Einmal, als Landwirthe in ihrem eigenen Privatleben; ſodann, als Vorſteher, als Obrigkeit einer oder mehrerer Dorfgemeinen zu handeln.

Wenn nun zu dieſem Beruf eine zweckmäßigere Erziehung, Unterricht und Bildung der Jugend gehört: ſo ſollte hierbei der Plan dazu, der Form, dem Inhalt und der Zeiteintheilung nach, gänzlich umgeſchaffen werden.

Die Erlernung der grammatiſchen Regeln würde alsdann für diejenigen Zöglinge, welche wirkliche *Sprachgelehrte* werden wollten, das letzte Geſchäft werden können.

Wir würden, als Lehrer bei dieſer öffentlichen Anſtalt, nach den natürlichen Fähigkeiten und Neigungen die künftige Wahl und Beſtimmung des Berufs bei jedem Zögling, mit Zuziehung ſeiner Eltern, zeitig zu erforſchen ſuchen. Darnach würden wir dem Unterricht der Zöglinge die erforderliche angemeſſene Richtung geben.

Es giebt einen allgemeinen Menſchenunterricht, ſo wie einen beſondern Gelehrtenunterricht, nach der Auswahl einer jeden beſondern Art von Gelehrſamkeit. Zuerſt muß der

Menſch für den Staat und für die Geſellſchaft gebildet; ſodann erſt der wiſſenſchaftliche Gelehrte unterrichtet werden, für das Fach, worin er einſt arbeiten will.

Den künftigen Dorfsbeſitzer, Pächter oder Oekonomie-Verwalter würden wir zuerſt ſeine Mutterſprache lehren und in der Deutlichkeit des Ausdrucks, im Vortrag berichtigen, ihm aber dabei auch die deutſche Sprache beibringen, in aller der Reinheit, deren ſie fähig iſt. Er bedarf ſie, als ein künftiger öffentlicher Geſchäftsmann in vorkommenden Landesangelegenheiten.

Das erſte Jahr würde im Leſen und Schreiben guter brauchbarer Elementarbücher, ſowohl in der Mutter- als in denjenigen fremden lebendigen Sprachen angewandt, deren Kenntniß zu den Lebens- und Berufsgeſchäften am nothwendigſten iſt; folglich der polniſchen und der deutſchen Sprache.

Im zweiten Jahre würde man dieſen Unterricht fortſetzen, und demſelben den Lehrbegriff der Rechenkunſt in beſtimmten Zahlen beifügen; wobei man die Aufmerkſamkeit durch das Rechnen im Kopfe ſchärfte. Man bediene ſich dabei des zehntheiligen Rechenſtuhls der Ruſſen und Morgenländer.

Wir erwähnen hier noch nicht der Vortheile, die das Zeichnen der Geiſtesentwickelung leiſtet, durch die anſchauende Erkenntniß der Gegenſtände und durch den lebhaftern Eindruck dieſer ſymboliſchen Zeichenſprache, der gegen den leeren Wortunterricht in die Seele des zur Wißbegierde erweckten Jünglings ſich einprägt, durch die erwägende Betrachtung der Verhältniſſe, der Umriſſe, der Geſtalt, und endlich durch die Ordnung der ſynthetiſchen Fügung aller einzelnen Theile, mittelſt deren Vereinbarung und Verbindung zu einer *objektiven Einheit*. *Die Syntheſe allein entwickelt den Genius des Jünglings.*

Jeder wiſſenſchaftliche Landwirth, er ſey weß Standes er wolle, bedarf der Kunſt zu zeichnen bei ſeinen täglichen Berufsgeſchäften. Wir verſtehen hierunter den geſammten Inbegriff derſelben. Wer ein Zeichner ſeyn will, der muß einen jeden Gegenſtand, in ſeinen ſcheinbaren ſowohl als in ſeinen richtigen Verhältniſſen, darſtellen können, auf einer Fläche in Umriſſen durch Linien ſowohl, als in Erhabenheiten und Vertiefungen, durch Licht und Schatten.

Folglich ſind hierbei die freie Handzeichnung von dem Zeichnen mit dem Lineal und dem Zirkel, der Pinſel für Licht und Schatten, oder der Zeichenſtift, unzertrennliche Gefährten des künftigen Oekonomen, womit er ſich hier täglich bei dem Unterricht zu dem Nutzen und Vergnügen beſchäftigt, um Gebäude, Wirthſchaftsgeräthe, alle und jede Natur- und Kunſterzeugniſſe, die er ſieht, zu zeichnen

Nun folgt das dritte Lehrjahr, welches ungefähr das dreizehnte des Lebensalters ſeyn kann.

Man wage den Verſuch, eine Anzahl munterer Jünglinge von der Sklaverei zu befreien, grammatiſche Regeln, ephemeriſch, durch den Schall leerer Wörter, mit Anſtrengung des Gedächtniſſes, zu erlernen, um ſie in der Folge wieder zu vergeſſen. Man lehre ſie die lateiniſche Sprache *anfänglich* praktiſch, durch eben die Uebungen, wie eine lebendige Sprache am leichteſten und ſchnellſten gelehrt wird. Alsdann lehre man ſie die Römer leſen und *verſtehen*. Man ſpare zuletzt die eigentliche Philoſophie der Sprache für Sprachgelehrte.

Dagegen verwende man auf den Hauptunterricht des Verſtandes und der Vernunft eine ſtrenge zu beobachtende ſynthetiſche Lehrart, durch die Geometrie; und man erwarte und beobachte die folgenden Geiſtesfrüchte in den nützlichen angewandten Wiſſenſchaften.

Man verbinde hierauf damit den Unterricht in der ökonomiſchen Naturgeſchichte des Landes. Dazu gehört eine Sammlung aller natürlichen Erzeugniſſe deſſelben, zu einer anſchaulichen, vergleichenden Erkenntniß. Alsdann der Unterricht darüber, nach einer ſyſtematiſchen Lehrart der natürlichen Verbindung dieſer Erzeugniſſe.

Dieſem geſammten Unterricht gönnen wir, nebſt den Sprachen, der Geſchichte und Erdkunde, drei volle Jahre.

Auf dieſen theoretiſchen Unterricht folgt eine Anleitung zur praktiſchen Landmeſſungskunde; ferner das Waſſerwägen und die ökonomiſche Technologie, in ſo weit ein jeder tüchtiger Landwirth die erforderlichen Begriffe davon beſitzen muß. Dieſer Unterricht bedarf, nach dem vorgängigen, ein Jahr Zeit, mit Verwendung des Winters auf die ökonomiſche Technologie.

Die ökonomiſche Naturlehre, worunter die ökonomiſche Botanik begriffen iſt; die Phyſiologie der Pflanzen und Thiere, die Thierheilkunde und die phyſiſch-ökonomiſche Scheidekunſt vollenden den Zögling zu einem wahren Oekonomen oder — auf deutſch — Landwirth.

Dieſer Unterricht giebt körperliche und geiſtige Thätigkeit, und ſchaffe der wißbegierigen Seele ein immer wachſendes Vergnügen, wenn anders die Lehrart nicht dieſes reine Vergnügen unterdrückt und erſtickt, ſondern es erweckt und befördert. Die tödtende Leidenſchaft des Menſchen, die Furchtſamkeit, wird alsdann ſeine Einbildungskraft niemals tyranniſiren.

Sprachen, politiſche Geſchichte, Erd- und Länderkunde, ſind nützliche, abwechſelnde Erholungsmittel des Unterrichts für die Wißbegierde und den geſellſchaftlichen Umgang des Jünglings; aber ſie ſind nicht bleibender Zweck des künftigen Oekonomen.

Der entwickelte Kopf und das gebildete Herz des Jünglings werden, mit der gewohnten Aufmerkſamkeit und mit dem erworbenen Scharfſinn bei dem geometriſchen Unterricht, der dabei zum Grunde liegenden angewandten Dialektik, unerwartete ſchnelle Fortſchritte in dieſen ſittlichen Hülfskenntniſſen leiſten können, wenn hiernächſt der moraliſche Unterricht zweckmäßig damit verbunden wird.

Dem Lehrer, der an die Dialektik, durch den geometriſchen angewandten Vortrag derſelben, gewöhnt iſt, wird es eben ſo leicht werden, Sprachen, Geſchichte, Sittenlehre, Erd- Länder- und Völkerkunde, ſo wie alle übrige Naturkenntniſſe und Lehren, urſprünglich, zuſammenhängend in der Folge, mit Ordnung, lichtvoll für den Verſtand oder die Faſſungskraft des Jünglings vorzutragen. Es wird ihm unmöglich ſeyn, anders als mit ſtrenger, bündiger Ordnung, ſeinem Zögling Unterricht zu geben. Er erſchwert ſich ſonſt ſein Lehramt ſelbſt. Bei einem ſolchen Lehrer gewinnt auch der öffentliche Volksvortrag, durch Deutlichkeit, die lebhafteſte, wirkende Ueberzeugung der Wahrheit.

Wir ſehen hierbei als unbezweifelt voraus, daß dieſer wiſſenſchaftliche Unterricht, von dem Religions- und Sittenunterricht begleitet und unterſtützt ſeyn werde, wie ihn die höchſte Würde des einen und die Reinheit des andern Gegenſtandes, der Menſchheit zur Pflicht und zur Beförderung ihrer Glückſeligkeit nothwendig machen.

Wenn bei dieſem Bildungsunterricht für künftige Gutsbeſitzer, Pächter und Oekonomie Verwalter, zuletzt eine Vorleſung über das Naturrecht und beſonders die ökonomiſch polizeilichen Landesgeſetze, in einem ſummariſchen Vortrag, den Zöglingen die letzte Reife der ſittlichen, geſellſchaftlichen Begriffe, über Recht und Unrecht, nach der beſtehenden Landesverfaſſung, oder dem Staatsrecht gemäß, verleihen könnte; ſo glauben wir:

Daß der Zweck dieſer öffentlichen Lehranſtalt, ſolchergeſtalt umgeſchaffen, eine Wirkſamkeit in der hier gebildeten und unterrichteten kujawiſchen Jugend, der Landgüter-Beſitzer, Pächter und Oekonomie-Beamten erzeugen dürfte, die ſich in der Folge durch die Wirkungen einer verbeſſernden Landwirthſchaft, in dieſer von der Natur mit einer überſchwenglichen Furchtbarkeit begabten Landſchaft Kujavien, zu dem Nutzen der Menſchheit und dem Vortheil des Staats, bald rühmlichſt, in ihren Früchten, offenbaren würde.

Selbſt die Orts-Oekonomie zu Pakoſcht ladet durch die

Anlage eines, mit anſehnlichen Wirthſchaftsgebäuden, verbeſſerten Vorwerks dazu ein, die Jugend hier das erſte Muſter davon anſchaulich zu lehren.

Der vorletzte Beſitzer des Orts hat dieſe Güter unter Königlich-Preußiſcher Landeshoheit erkauft, vortrefflich verbeſſert und in Ordnung geſetzt. Es war der Rittmeiſter von Gerhard. Wenn die folgenden Oekonomen ſeinen Anlagen folgen und ſie praktiſch, in der Anwendung, mit Einſicht, benutzen: ſo wird dieſe Oekonomie-Einrichtung eine der erſten, vollendetſten in Kujavien, dem Sitz der natürlichen Fruchtbarkeit, werden können.

Für eine von der Natur ſo vorzüglich, durch eine beſondere Eigenſchaft, womit ſie den Boden überall begabt hat, veranſtaltete außerordentliche, anziehende, natürliche Düngungskraft deſſelben, könnte hier die Einführung einer verſtändigen Oekonomie die Hervorbringung der Erzeugniſſe im Ackerbau und in der Viehzucht, im Ganzen betrachtet, bis zu der Stufe erhöhen, die den bisherigen Ertrag dieſer Landſchaft nicht nur in der Menge verdoppeln, ſondern auch in der Güte der Erzeugniſſe veredeln, alſo den Werth der Grundſtücke mehr als bloß verdoppeln würde. Die Getreideausfuhr der Stadt Thorn würde dabei beträchtlich ſteigen können.

Eine phyſiſch-ökonomiſche Bereiſung der Landſchaft Kujavien wird unſere wahrſcheinlichen Muthmaßungen über den erſten urſprünglichen Entſtehungsgrund des Fruchtbarkeits-Bildungs-Prinzips dieſer Gegend, die ſich, in phyſiſch-ökonomiſchem Betracht, von den umliegenden benachbarten, nach allen Gegenden, mit einer auffallend merklichen, abſchneidenden Grenzlinie, von allen Einſchließungsſeiten, gleichſam abſchneidet, nach möglichſter Erforſchung der Oertlichkeit zu berichtigen, den Verſuch erzeugen; ſobald die Witterunge die hier ſonſt beſchwerlichen Wege fahrbar werden laſſen wird.

Wir bemerken hier nur vorläufig, ohne uns jetzt auf die Wahrſcheinlichkeit der erſten Entſtehung einzulaſſen, die beobachtete Urſache der natürlichen Fruchtbarkeit dieſes Bodens, durch ſeine wirkſame Eigenſchaft den Sauerſtoff, die Salpeterſäure und andere befruchtende Gasarten aus der Atmoſphäre einzuſaugen und an ſich zu ziehen, die eine beſtändig treibende Gährung in ihm erzeugen.

Dieſer Boden iſt dazu von der Natur geſchickt gebildet. Dies beweiſet auch die Salpeterſiederei zu Jnowrazlaw. Dieſe Kraft äuſert er, vermöge ſeiner beſonders gearteten natürlichen Beſtandtheile, deren chemiſcher Miſchung und Verbindung, ſo wie vermöge der tiefen, ſchwarzen Grundfarbe, welche den Licht- und Wärmeſtoff, als das belebende Naturelement, mit der ſtärkſten Anziehungskraft aus der Atmoſphäre einſaugt.

Möchte der Jugendunterricht ihren ökonomiſchen Genius erwecken, und durch angemeſſene Wiſſenſchaft ihn dazu vorbereiten, dieſe fruchtbare Landſchaft beſſer anzubauen! Bevölkerung, Handel und Reichthum würden als Folge ſie beleben, beſſer erhalten, ihre Einwohner zum Wohlſtand erheben und ſie beglücken.

VI.

Poſtſcripte.

44.

In dem N. A. Intelligenzblatt für Literatur und Kunſt, ſiebentes Stück, ſteht ein merkwürdiges Poſtſcript zu Herrn Profeſſor Eſchke's Bemerkung, daß Zimmermann ſein Buch über die Einſamkeit größtentheils aus einem alten lateiniſchen Buche „Von dem Leben der Altväter“ abgeſchrieben habe. (Eunomia 1803, Seite 333). Wie ſteht es nun, fragt Herr P., um die Entwickelung des *Eigenthümlichen* des Werks *aus Zimmermanns Charakter und Schickſalen*, welche Tiſſot angeſtellt und welche man ſo treffend gefunden hat? — Wahrſcheinlich, wie es um die Laune des Sterne im Triſtram Shandy ſteht, den man nach neueren Entdeckungen auch als Compilator kennt, und wie es um alle Charakteriſtiken des Menſchen, die aus ſeinen *Schriften* gemacht werden, immer ſtehen wird.

K.

45.

Poſtſcript zum vorigen.

Das Buch, woraus Herr v. Zimmermann das ſeinige über die Einſamkeit compilirt haben ſoll, und an deſſen Titel ſich Herr Profeſſor Eſchke nicht erinnert, iſt ein in allen Klöſtern ganz gewöhnliches, ſogar ins Deutſche überſetztes, und in katholiſchen Ländern allgemein bekanntes Buch, nehmlich

Heriberti Rosweydi vita Patrum, (wahrſcheinlich Coloniae Agripp.) fol.

und enthält das Leben der Altväter, oder der ägyptiſchen Eremiten und ihre Regel: z. B. die Regula et vita Sti Pachomii, Macarii, Antonii, Simonis Stylitae, ſo wie der andern Styliten: Pelagii, Melanii etc. Dies Buch iſt übrigens auch nicht ein Original, ſondern gefloſſen aus der noch ältern collatio Patrum, worin die Eremiten in Geſprächen aufgeführt werden, und einander von ihren Verſuchen zur Heiligkeit, und ihrem Leben erzählen.

Herr v. Z. gab bekanntlich zuerſt ein kleines Büchlein heraus, das ſein Räſonnement über die Einſamkeit enthielt, welches er in der Folge zu ſeinem größern Werke erweiterte und dabei die vita Patrum als Exempelbuch gebrauchte. Ich habe das Zimmermanniſche Buch nicht bei der Hand, und weiß daher nicht, ob er das Leben der Altväter citirt oder als Quelle ſeiner Beiſpiele verſchweigt. Im letztern Falle wäre dies die Entdeckung des Herrn Profeſſors Eſchke. — Das Räſonnement aber, worauf es doch vorzüglich ankommt, gehört unſtreitig dem verewigten Zimmermann; und in dieſer Rückſicht könnte die Tiſſotſche Deduction gar wohl begründet ſeyn.

F.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

Oktober 1804.

I.

Erlach,

ein Gemälde aus der Vorzeit Helvetiens.

Was rüſten ſich die Fürſten von Burgund?
Es ſenden auf des Kaiſers Mahnen
Welſchneuenburg und Aargau ihre Fahnen.
Wohin ihr Fürſten von Klein-Burgund? —

„Ein Städtlein, kühn und trotzig, wißts,
ein Städtlein ohne Schirmherrn iſts,
Sie trotzt auf ihrer Männer Treu,
nennt ſich und ihre Bürger frei.
Ihr Hochmuth wag's mit unſrer Schaar!
Fragt morgen wieder, wo ſie war!"

Der Redliche des Landes ſchweigt und trauert. —
Weh dir, o Bern!
Nicht deine feſten Mauern,
nicht deiner Bürger Treue, feſt wie ſie,
nicht deiner Edlen Heldenmuth
wird dieſen fürchterlichen Kampf beſtehn! —
Es zogen von Welſchneuenburg
der Graf von Nidau, deſſen Schwert
in Paläſtina Wunder that,
und Rudolf der Alte von Neuſchatel,
mit ſeinem Sohn, Graf Ludewig,
und Peter, der am zweiten Tag den Dank
in dem Turnier zu Chambery gewann,
Graf Gerhard, Herr im Aargau und im Jura,
mit ihnen die verbundne Macht
Savoyens, Oeſterreichs und Ludewigs des Baiern.
Der Graf von Nidau an der Spitze
rief ſeine Ritter in den Kampf.
Es rüſteten ſich Neuenburgs Vaſallen;
nur Einer nicht: —
ein Ritter kühn in Rath und Schlacht,
ein Ritter ohne Furcht und Tadel,
entſproſſen aus dem alten Adel,
der Bern erbaut, und groß gemacht.
Der ſprach zum Grafen:
Euer Dienſtmann bin ich,
und Bürger von Bern.
Der Stadt meiner Väter
gab ich mein Wort:
Treu um Treue!

Sie will ich bewahren,
drum zwingt mich nicht in euren Streit.

Da lachte Graf Rudolf. Zieht hin! ſprach er,
Um Einen Mann wird unſer Heer
nicht kleiner, der Feind nicht größer.
„Graf, ſprach der Ritter, denkt daran,
Ihr nanntet Erlach einen Mann;
So werdet ihr ihn finden!

Des Heers Lauwine
rollte drohend
näher und näher,
und wuchs im Rollen.
Es zittert Burgund,
die Gipfel der Alpen
ſtehen erwartend,
und ahnden trauernd
den nahen Fall
der blühenden Stadt.
Alles bebte, nur Bern ſtand
ruhig im Gefühle des Muthes,
der Heere ſchlägt,
ruhiger im Gefühle des Rechtes,
das, der Vorſicht vertrauend,
keiner Heere bedarf,
und eines Mannes Arm
furchtbar wie Heere macht.
Von Laupen eilen die Boten.
„Herauf, ihr Bürger von Bern!
Herauf in unſre Mauern!

Soll über unſre Hütten,
Wenn ihre Trümmer rauchen,
der Feind in eure Thore
Mit Siegesjauchzen ziehen?
Er zieht voll Zuverſicht und Hohn,
In wildem verheerendem Strom heran.
Herauf mit euren Schaaren,
daß ſeines Hochmuths Wellen
an unſern Mauern zerſchellen!"

Da hob im Rath der Schultheiß Bubenberg
die Hand empor: „So wahr wir Freunde ſind,
ſoll unſer Gut und Leben euer ſeyn!"
Und mit ihm ſchwurs der ganze edle Rath,
und alle Männer die zugegen waren.
Schnell ging ein Aufgebot durch alles Volk:
„Wo zween Brüder ſind, von denen zieht
je einer aus zu unſrer Freunde Schutz!"
Und alſobald gerüſtet zogen
Sechshundert Krieger aus dem Thor,
der Edlen fünf an ihrer Spitze.

Vor Laupen ſtand des Feindes ganze Macht,
und jeden Tag ward ſeine Schaar vergrößert.
Der Graf von Montenach mit hundert Helmen,
und Fürſtenberg mit auserleſnen Kriegern,
der Senn von Münſigen, und Rouſſillon,
der Biſchof von Lauſanne, ſammelten
ſich zu dem Heere von Welſchneuenburg,
und ſchlugen eine Wagenburg umher,
und hielten voller Zuverſicht
der Taumelfeſte viel,

und übten ſich im Angeſicht
des Volks im Ritterſpiel.
Ernſter wurde der Krieg.
Der Mauerbrecher Gewalt
zerſchellte die Mauern,
beſchirmt vom Ritter Blankenburg
und von der Jugend aus Bern.
Vergebens untergrub der Feind
die Thürm' und Veſten,
vergebens ſtürmt, vergebens fordert er
die Stadt zur Uebergabe;
vergebens ſchleuderte ſein Rüſtzeug Felſenlaſten.
Die Mauern bebten unter ihnen,
allein das Herz der Helden nicht.
Das Volk ſtand feſt und unerſchüttert,
und ſchlug in harter Noth, rings fürchterlich umwallt,
die Drohung und den Sturm mit gleichem Muth zurück.
Bern war gerüſtet.
Vater und Gatte,
Jüngling und Mann
griffen zum Schwert.
Alles erhub ſich,
Greiſe zum Rath,
Männer zur That
für das Vaterland.
Doch ſtehſt du ſo allein, verlaßne Stadt?
Iſt denn kein Freund, der in der Noth ſich zeigt?
Im Schooße der Alpen,
wo die Wiege der Freiheit war,
dort, wo den ewgen Bund

für Freiheit und für Recht
ein Hirtenvolk beſchwur,
wo unter Uri's Männern noch ein Tell,
wo noch der Schwyzer Greis, ein Patriarch,
umringt von ſeinen Enkeln lebt:
dorthin ihr Berner flieht und ſuchet Schutz.
Ein Volk von Helden wächſt,
den Tannen gleich, in wilden Thälern auf,
ein Heldenvolk, wo's Recht und Freiheit gilt.
Zu Unterwaldens Männern ſprach der Ritter
von Bern geſandt:
Ihr alten Eidgenoſſen unſrer Stadt,
Gedenkt des Bundes, der uns einſt verbrüdert hat.
Erloſchen iſt in tiefer Sicherheit
ſein Buchſtab zwar;
doch nicht der Geiſt, der einſt ſein Siegel war.
Gleich einem Waldſtrom ſchwillt der Fürſten Macht;
ein Tag entſcheidet unſer Glück und Leben.
leiht euren Arm uns dieſen einen Tag!
Gehe hin! antwortet ihm das edle Volk;
Der Untreu iſt ein Pergament kein Riegel,
und Freundſchaft fragt ja nicht nach Brief und Siegel.
Geht hin, und ſagt: den Freund bewährt die Noth!
Nicht lang, ſo ſollt ihr weiter von uns hören! —
Der große Tag, wo's galt Sieg oder Tod,
Ging röthlich über fernen Alpen auf,
und noch einmal verſammelten im Rath
des Volkes Väter ſich, zu wählen, welcher Mann
das Vaterland an dieſem großen Tage
mit ſeiner Kraft zu ſtützen würdig ſey.

Tiefes Schweigen
ruhte über der Menge,
welche wog
Mannskraft und Gefahr;
und immer verſtummender
ſtarb das Gemurmel
im weiten Volke.
Keiner der Helden
trat hervor.
Jeder, gewiegt im Kampfe,
ſtand ſeinem Mann in Fehden und Turnier;
doch dieſem Streit war keiner groß genug.

Da ritt ein Ritter durch das Thor
und ſprengt dem Markte zu.
Schon fern erkannt' ihn jedermann;
Willkommen! edler Caſtellan
von Erlach, das biſt du!

Sein Vater Ulrich führte ſchon,
noch hört es jeder gern,
in gleichem zweifelhaftem Krieg
am Donnerbühl zu Ruhm und Sieg
die kleine Macht von Bern.

Bei ſeinem Anblick wich vom Volk
der blöde Zweifelmuth,
bei Ritter Rudolfs Anblick ſtieg
in jedes Herz Vertraun auf Sieg,
in jede Wange Blut.

Er ſey der Hauptmann in der Schlacht!
er nehme das Panier!
rief eine Stimme, Volk und Rath,
er thue wie ſein Vater that,
auf Erlach bauen wir.

Hoch hielt der Schultheiß das Panier,
und gab's in Rudolfs Hand,
der ſtill und ernſt dem Volke winkt,
das ſiegfrohlockend ihn umringt,
der in der Mitte ſtand.

Still alles Volk, und Erlach ſprach:
Sechs Schlachten ſchlug ich mit,
wo kleine Macht die große ſchlug,
wo feſter Muth den Lorbeer trug,
um den die Menge ſtritt.

Die Zahl allein giebt keinen Sieg,
auch nicht allein der Muth.
Wo keine Ordnung iſt im Streit,
iſt aller Helden Tapferkeit
ein Kampf mit Wind und Fluth.

Frei ſeyd ihr Männer dieſer Stadt;
frei bleibt ihr, wenn ihr wollt,
wenn ohne Dünkel, ohne Zwiſt
ihr ſchweigend zu gehorchen wißt,
wo ihr gehorchen ſollt.

Ich fürchte Gott, doch keinen Feind
und führ' euch in die Schlacht;
ich thue, wie mein Vater that,
und ſteh euch vor mit Arm und Rath,
doch — nur mit veſter Macht.

Da rief das Volk aus Einem Mund,
als wärs ein einz'ger Mann!
Wir geben dir vollkommne Macht!
Sey unſer Feldherr in der Schlacht!
Bern folgt, geh du voran!

Was rauſcht vom Brünig ins Thal herab?
Was blitzt wie Helme von Muri her?
Was ſtäubt wie Roſſe von Solothurn?
Auf! Männer von Bern, was zagt ihr noch?
Die Freunde nahen! Sie ſinds! ſie ſinds!
Die Männer des Bundes, ſie ziehn heran!
Auf eurer Thore Flügel gethan!

Die Thore klirren, es zieht herein
der Eidgenoſſen eherne Schaar,
und Weib und Kind ruft laut: Willkommen!

Am obern Thore lagerte
die Macht von Bern.
Der Abend ſank herab, und Erlach rief
zum Kriegesrath die Führer jeder Schaar.
„Schnell!" war ihr Wort,

„Schnell ſey der Streit!
„Tod oder Freiheit! —“
Es kam die Nacht: vergebens,
denn Bern entſchlummert nicht.
Es flammt an den Altären
der Kerzen flatternd Licht.
Gebet und Weihrauch ſteigen
aus kerzenhellem Chor
von der Altäre Stufen
zum hohen Dom empor.
Es liegen, losgeriſſen
vom Arm der Scheidenden,
die Jungfraun und die Mütter
auf den bethränten Stufen
des Altars tiefgebückt;
dort ſtammeln ſie Gelübde,
von Seufzern halb erſtickt.

Im Lager aber klirrte
von Ritter und Troß
der Helm und der Panzer;
es wiehert das Roß;
der weiche Schlaf auf zitterndem Gefieder,
lauſcht furchtſam von der Thürme Zinnen nieder,
und flieht den Lärm der waffenvollen Stadt.
Um Mitternacht ſtieg über dem Hügel
des Mondes ſanfter Strahl empor,
da erhub ſich das Heer.
Und von den hellen Zinnen ſchauen
Gedrängt die Mütter und die Frauen

und Schweſtern und Bräute durch Thränen her.
Noch einmal zu rufen:
Zieht hin mit Gott,
und kehrt zurück
mit Glück und Sieg!
Uns gilt der Kampf!
uns, Weib und Kind
und Vaterland!

Noch fern auf der Speere wallender Flut
Sahn ſie den Mondſtral zittern und blinken
hörten das Rauſchen der ehernen Wogen,
bis es in nebliger Ferne verhallte
und allmählig Hügel und Wald
ſie dem thränenden Aug' entzogen.

In Weſten ſank der Mond hinab,
in Oſten graute der Tag herauf;
das Heer zog fort und ruhte nicht.
Der Alpen Gipfel wurden klar
und ſonnten ſich im Lichte der Frühe,
der Nebel von den Thälern wich;
das Heer zog fort und ruhte nicht.
Die Sonne kam mit vollem Licht,
und wärmte mit dem Morgenſtral
des Helms und Panzers kalten Stahl;
das Heer ſah froh ihr Angeſicht,
zog ſchweigend fort, und ruhte nicht.
Der Mittag kam, und Schweiß entrann
der Helden Scheitel Mann für Mann.
Da rief der Ritter Erlach: Halt!

da ſtand das Heer, im Rücken Wald,
und vorn im Thal zu ſehen war
des Feindes ganze Kriegesſchaar.
Am Saum des Waldes lagerte das Volk
zu kurzer Raſt.

Jugendlich ungeſtüm
ſprengten hervor
aus beiden Heeren
einzelne Ritter,
und tummelten das Roß
in Feindes Angeſicht.
Des Streits begierig
kämpften ſie mit Worten,
eh er begann.
Hohnlache ſchallt und Uebermuth
aus Nidau's ſtolzem Heer;
doch Schweigen nur und kalter Ernſt
antwortet drüben her.

Aber der Feldherr,
als gelagert war das Volk,
warf einen Blick auf ſeiner Helden Reihen;
dann trug ſein Roß ihn mit gehaltnem Schritt
des Waldes Höh' entlang.
Ein großer Blick, ergreifend feſt und kühn,
durchwandelte das Feld der nahen Schlacht,
durchwandelte des Feindes rege Wogen,
und angeordnet war das Tagewerk,
einfach und kühn, wie ſeiner Helden Herz.
Mit offnerem Antlitz

kam er zurück,
es ſchritt ſchneller ſein Roß,
ſein Angeſicht war Ruh,
nur ſein Auge leuchtete Thaten
die ſchon begannen.

Er winkt, und um ihn ſammeln ſich
des Volkes Oberſten.
Freundlich begann er und ernſt;
aber das Feuer ſeiner Gedanken
floß über in ſeine Rede:
ſtralender wurde ſein Auge,
jedes ſeiner Worte ſchneller und dringender,
glühender jedes,
wie die Wange des Helden.

Als er geendet hatte,
ſprach er zum Heer:
Ihr Eidgenoſſen, Männer von Solothurn,
ſo will es euer Muth,
ſtellt euch des Feindes Reiterei entgegen,
die unſre Macht zu überflügeln droht;
dem Fußvolk wird das Heer von Bern begegnen,
und ich mit ihm.
Doch wo iſt meiner Auserwählten Schaar?
Wo ſind ſie jetzt die fröhlichen Jünglinge Berns,
ſie die voran in jedem Tanz
mit Blumen am Hut den ſtolzen Reigen führen?
Heut ſteht bei euch des Vaterlandes Ehre!
Hervor! wer bei mir ſteht!
Hier Banner! Erlach hier!

Da ſtürzten die Erleſ'nen aus den Haufen,
des Vaterlandes Kraft,
ein junger Heldenkranz,
im Auge Gluth und in den Sehnen Stahl;
ſie drängten um des Feldherrn Fahne ſich,
wie Thürme ſtehn um eine Felſenburg.

Der Schlacht Drommete klang, und Feuer fuhr,
wie Himmels Feuer bei des Donners Ton,
durch Erlachs Heer.
Hinab! ihr Brüder! ins Thal hinab!"

Voran ſtob
der Schleuderer Schaar
wie Wirbelwind,
und der Kieſel Saat
ſchlug in des Feindes Reihen
wie Hagel in das Weizenfeld,
wenn über die Flur das Ungewitter praſſelt
und fliehend, vom Sturme gejagt,
die Saaten und Halme zertritt.
Dann ſtoben ſie zurück, ein bunter Schwarm,
wie wenn der Herbſtwind bunte Blätter ſtöbert,
den Feinden unerreichbar, unverwundbar.
Doch hinter ihnen wogt, geſchloßner Reih,
des Heeres feſter Wall, und dringt heran,
wie bei der Fluth ein hoher Schwall des Meers
geſchloſſen an das Felſenufer donnert.

Horch da! was tobt,
was raſſelt lauter als der Kieſel Saat
an Helm und Schilden?

Wie Feuer aus zerrißnen Felſenklüften
bricht aus dem Heer von Bern,
das iezt zerſpaltet, iezt ſich wieder ſchließt,
in Staub gehüllt, von feuerſchnaubenden Roſſen
dahergerollt, der eiſernen Heereswagen
zermalmende Gewalt.
Wie ihre Räder toben! Schwerter blitzen!
der Schlachtruf mit der Wagen Donner kämpft,
und unaufhaltſam ihre Streiter
ſich in die leichenvolle Kluft,
die in den Feind die Saat der Kieſel ſchlug,
wie in des Todes Rachen ſtürzen!
Unlenkbar vorwärts donnert ihr Geraſſel,
denn keine Deichſel wendet die Räder;
zum Sieg ſchuf ſie der Meiſter, nicht zur Flucht.
So ſtürzt der Waldſtrom von dem Felſengipfel,
ſo rollt der Wagen der Zeit ins Thal der Nacht,
unwiederruflich.

Schon wüthen tiefer im Heere die Wagen
und Todesengel von ihnen getragen,
da — welch ein Schreckensruf
tönt zu des Feldherrn Ohr!
„Er flieht, der Nachtrab Berns!“

Ha! die Unwiſſenden wähnen
der Schleuderer Rückzug
ſey Flucht des Heers,
und fliehen zum Walde.

Kalt fuhr wie Stahl
durchs Herz der Helden

der Unglückſten,
und edler Grimm goß hohe Glut
auf ihr Geſicht.
Nicht ſo der Feldherr:
Eine Wolke des Unmuths
ſtrich über des Helden Stirn,
doch ungeſehen.
So weht über die ſonnige Flur
der Wolke Schatten, und verſchwindet ohne Spur..
Schnell wandt' er ſich zum Heer,
und rief mit lauter Stimme:
„Der Sieg iſt unſer! Männer Berns, wohlauf!
Die Feigen ſind davon! der Sieg iſt unſer!“ —
Und hoch das Banner Berns in ſeiner Hand,
drang er voran mit ſeinen Auserwählten,
wo ſchon der Wagen Spur
die blutige Heldenbahn im Staube ſchrieb.

Das Fußvolk ſinkt. Unwiderſtehlich ſiegt
der Jünglinge Gewalt.
Da ſank der Schultheiß Makenberg zuerſt,
da ſank aus Fülliſtorfs ſterbender Hand
die Fahne Freiburgs;
vierzehn ſeines Namens
erſchlagen neben ihm im Heldentode.
Denn Freiburg ſtritt vor allen andern
in Nidaus Heer.

Wer zählt die Sinkenden, als jetzt die Schaar
von allen Seiten ihre Schwerter miſcht!

Indeſſen

Indeſſen ſteht der Eidgenoſſen Heer,
raſch angeſprengt von Nidaus Rittern,
gleich einem Wald von Maſten;
ihr Gipfel kämpft und ſchwankt im Sturm,
im Felſen wurzelt ihr Fuß.
Wie Well' auf Welle ſtürzt die ſtolze Macht
der Grafen und Baronen trotzend ein;
es ſplittern Helm und Lanzen, Roſſe wälzen
ſich in der Reiter Blut.
Es knirſcht Welſchneuenburg und Montenach;
ihr Schwert iſt Wetterſtrahl, der Felſen ſtreitet
doch nicht verwundet.

Vergeblich iſt's die Schaar zu überflügeln,
vergeblicher ſie mit Gewalt zu brechen.
Der Schleuderer Arm raſ't in der Freiherrn Helmen;
wild ſtürzt das herrenloſe Roß umher.
Unkräftig iſt an Uri's Helm das Schwert,
der Arm von Schwyz zermalmt der Grafen Trotz.
An Unterwaldens Felſen zerſprützt
der Wellen Wuth in Schaum.
Die Roſſe von Solothurn ſind Tieger,
mit Blut geſtreift und wild.

„Seyd ihr von Stein, ſo ſind wir Stahl!“
ſprengt Greyerz kühn heran.
Er ſchwingt ſein Schwert,
da ſinkt ſein Roß,
und mit ihm ſinkt der Graf.
Zwei ſeines Namens folgen ihm,
und finden gleichen Tod.

Viel mäht der Tod;
der Sieg verzieht.

Um Erlachs Fahnen
ſchwebt er zuerſt.
Geſchlagen iſt Freyburg,
zerriſſen das Heer,
es wankt, es flieht,
Welſchland voran,
mit weggeworfnen Waffen
in wilder Verwirrung
das Fußvolk ihm nach.

Noch hielten die Ritter,
zweimal zerſprengt
in ungleichem Kampfe.
Geſunken war Gerhard
und neben ihm elf Grafen ſeines Stammes.
Da brach voll Ingrimm Rudolf durch die Reihen,
zu rächen ſeines Stammes Fall,
oder zu ſterben mit ihm.
Und noch viele ſeiner Edlen ſanken.
Werth der Heldenthränen fiel ein Jüngling,
fiel Johannes von Savoyen, eines beſſern Looſes werth.
Ach vergeblich harrt der graue Vater
auf des edlen Sohnes Wiederkehr.
Hundert Helme folgten ihm ins Lager
der Verbundnen; aber nicht zum Kampf,
als ein Friedensſtifter kam der Jüngling:
mit des Friedens Palme wollte Ludwig,
wollte bräutlich ihn ſein junges Weib

in der väterlichen Burg empfangen,
mit der Völker Segenswunſch geſchmückt.
Doch die Fürſten wollten keinen Frieden,
ſtürmten in ſein jugendliches Herz:
„Kämpfe kühn für Frankreichs Scepter,
im Geleit von einem Ritter,
dieſer Arm in Flandern einſt;
warum willſt du uns verſchmähn,
willſt mit hundert Helmen fliehen?
Harr und bleib in unſerm Heer,
hilf den Frieden mit erkämpfen,
hilf der Bürger Hochmuth dämpfen;
dann ſey Friede, dann fahr hin!“

Des Vaters Warnung war vergeſſen,
vergeſſen war ſein junges Weib.
Ach, im langen Witwenſtande
ſoll ſie einſam ihn beweinen,
und des kinderloſen Vaters
ſtumme Thränen fließen ſehn!

Er ſank in ſeiner Krieger Mitte
und kehrte nicht zurück.

Noch kämpfte verzweifelnd
Rudolf auf blutigem Roß,
begoſſen mit Feindes Blut
und mit eigenem.
Aber allmählig verrann
aus hundert Wunden
des Helden Kraft,

ſchwer war das Schwert dem matten Arm,
es ſank — der Held mit ihm.

Da wich das Heer,
da ſtürzte Blumenberg,
als er des Helden Fall vernahm,
verzweiflungsvoll, wild, mit verhängtem Zügel
ſich mitten in der Eidgenoſſen Schaaren,
den Tod zu ſuchen; ach! er fand ihn bald.

Siegjauchzend zog jetzt Berns Panier
den Eidgenoſſen zu;
da floh was noch auf Roſſen ſaß,
Graf Peter mit dem ganzen Troß
in wilder Eil durchs Land.

Die Schlacht war blutig, blutiger
die weitgedehnte Flucht,
und ſtreute Leichen weit umher
wie Aehren über's Feld.

Der heißerrungne Sieg iſt da,
geſchlagen iſt die Schlacht.
was weilſt du Sonne? Steig hinab!
Herauf du ſtille Nacht!

Der arme Flüchtling ſehnet ſich
nach deiner Dunkelheit;
der ſchweißbedeckte Sieger iſt
ermattet von dem Streit.

Mit deinem Schleier komm herauf,
erhabne Mitternacht!
breit aus dein groſes Trauertuch
aufs Blutfeld dieſer Schlacht!

Es dämmert herab
des Abends friedlicher Schatten,
es kehrt zurück
das ſiegende Heer,
und ſteht auf blutiger Wahlſtatt.
Zurückkehrt in das Herz
der Menſchlichkeit, des Danks,
der Rettung groß Gefühl.

Auf ſeine Knice ſinkt das Volk,
die Mordluſt iſt gedämpft:
ſie danken Gott, ſie preiſen Gott
der heut für ſie gekämpft.

Groß und beſcheiden ſteht der Mann,
deß Arm ſie angeführt,
und traulich dankt er für den Sieg,
und alles iſt gerührt.

Euch, ſpricht er, Eidgenoſſen, lohnt
das Herz und nicht der Mund.
Hört unſer Enkel einſt die Schlacht
aus unſrer Kinder Mund,

ſo wach' er noch um Mitternacht,
und denk' an das, was ihr vollbracht,
und denk' an euren Bund!

Hernieder ſank die Mitternacht,
kein Stern vom Himmel ſah;
bei blutgen Garben lagen ſie
des Todes Schnitter da.

Und als die Morgenröthe kam,
war alles froh und wach.
Das Volk von Laupen ſah ſie ziehn,
und weinte dankend nach.

Es ſtralte fröhlich das Panier
von Bern der Heimath zu;
in jedem Antlitz glänzte Sieg,
in jedem Siegesruh.

Willkommen! riefen Kind und Weib,
und ſtürzten in den Zug,
und jeder Held den Knaben nahm,
das Weib die Lanze trug.

Auf offnem Markte ſchwur das Volk
ſich in der Schweizer Bund;
am Helden hing das Heldenherz
der Mund am Brudermund.

Und Erlach, als er ausgeführt,
was einſt ſein Vater that,
gab Vollgewalt und Feldherrnſtab
zurück des Volkes Rath.

Ein ſtiller Bürger zog er heim
zu ſeiner Väter Herd,
zog aus die Rüſtung, an die Wand
hängt' er ſein Feldherrnſchwert.

Mit eigner Hand das Feld zu baun
wie einſt ſein Vater that,
in ſtiller Würde groß zu ſeyn,
ſchien ihm die beßre That.

Der Friede kam; allein verdorrt
ſtand mancher edle Stamm.
Kein Friede weckt die Todten auf,
und ſtillt der Waiſen Gram.

Verwaiſet war Welſchneuenburg,
ſo zahlreich ſonſt und feſt;
zwei ſchwache Knaben waren nun
des edlen Hauſes Reſt.

Da kam der Senn von Münſigen,
der einſt bei Laupen ſtand,
zu Ritter Erlachs ſtiller Burg,
die Knaben an der Hand.

„Kennt ihr das Haus Welſchneuenburg,
ſo glänzend und ſo groß?
Hier, Ritter, iſt was übrig blieb,
zwei Knaben, vaterlos.

Wer ſie zu Waiſen machte, ſoll
forthin ihr Vater ſeyn;
ich kenne keinen beſſern Mann
im ganzen Land am Rhein!“

Wer in der Feldſchlacht Heere ſchlägt,
hat große That gethan;
wer ſo des Feindes Herz bezwingt,
und ſiegend ſein Vertraun erringt,
der iſt der größre Mann!

M. Reinecke.

II.

Aphorismen und fromme Wünſche.

Von
dem Herrn Prediger F. W. Gillet in Berlin.

Der Aufwand, den gute Schulanſtalten auf dem platten Lande fordern würden, wäre eine für alle Staaten drückende, und für viele ganz unerträgliche neue Laſt. Vielleicht könnte man ohne weitere Koſten, bloß durch Geſetze, die dem beſſer Unterrichteten wirkliche oder eingebildete Vorzüge gewährten, und an welchen man ſich ſtrenger hielte, mehr zur Bildung des Volks beitragen, als durch jene. Denn in der Regel thut der Menſch nicht mehr, als er thun muß, und das Ehrgefühl iſt bei dem gemeinen Manne viel reger als man gewöhnlich glaubt. Er würde alſo auch dadurch ſchon aus ſeinem Schlummer geweckt werden, wenn gewiſſe Aemter oder Würden, Titel oder Benennungen, auf welche er einen Werth legt, als zum Beiſpiel Meiſter, Jungfer u. ſ. w. nur denen ertheilt werden dürften, die leſen, ſchreiben und rechnen könnten. Die Gelegenheit etwas zu lernen findet ſich immer noch häufiger, als die Neigung dazu; und iſt die letzte einmal erweckt, ſo überwindet ſie alle Schwierigkeiten. Wir alle haben zehn Jahre ſchreiben lernt, und die meiſten unter uns ſchreiben ſchlecht; dagegen ſah ich den Bedienten eines angeſehenen Staatsdieners es, ohne alle Vorübung in der frühen Jugend, in ſechs Wochen ſo weit in dieſer Geſchicklichkeit bringen, daß man ſeine Hand ſehr gut leſen konnte, weil eine ihm erwünſchte Verſorgung davon abhing. Nur der Eigennutz überwindet den Trägheitstrieb, und was Geſetze, zur rechten Zeit gegeben und mit unerbittlicher Strenge aufrecht erhalten, zur Bildung der Völker beitragen können, hat Cromwell durch ſeine Navigations-Acte gelehrt. Er hätte hundert Ober- und Unter-Admiralitäts-Collegia, tauſend Akademieen und Schulen für Schiffbauer und Seeleute errichten und unterhalten können, und die Engländer würden immer noch, wie ſonſt, die vierte oder fünfte Seemacht ſeyn. Durch ſein Geſetz iſt es dahin gekommen, daß ſie die Schiffe eben ſo gut als die ihnen ſonſt an Bildung überlegenen Franzoſen zu bauen und beſſer zu führen wiſſen; und ohne dieſe Geſchicklichkeit konnten ſie zu der Herrſchaft über die Meere, die ſie jetzt ausüben, nicht gelangen,

Will man dem großen Haufen wohl, ſo verſchaffe man ihm Muße und Zeit zur Ruhe. Soll er aber ferner Tag und Nacht wie ein Laſtthier arbeiten, ſo laſſe man ihn in ſeiner Unwiſſenheit, damit er durch beſſere Bildung ſein Elend nicht noch tiefer fühlen lerne. Freiheit und Kultur müſſen in immer gleichem Grade wachſen, und die letztere wird und darf keine bedeutende Fortſchritte machen, ſo lange unſere Staatsmänner mit dem menſchenfreundlichen Wunſch, das Volk durch beſſeren Unterricht zu bilden und zu beglücken, die kaufmänniſche Abſicht vor Augen behalten, die Induſtrie, auf gut Engliſch, bis zu einer unnatürlichen Höhe hinaufzuſchrauben.

Die Widerſetzlichkeiten, Meutereien und kleinen Rebellionen unter dem Militair, die den Britten in dem eben beendigten Revolutions-Kriege ſo viel zu ſchaffen machten, müſſen in allen Armeen immer häufiger werden, ſo wie die Zahl ſolcher gemeinen Soldaten zunimmt, die, ihrer Bildung und Erziehung wegen, zur ſtrengen Subordination nicht mehr taugen, oder wenigſtens die auf rohe Menſchen kalkulirte militairiſche Behandlung nicht wohl ertragen können; und der widrige Einfluß, den ſie auf die Zuverſicht der Officiere im Kommando, und auf den Eifer ganzer Armeen im Dienſt haben, iſt nicht zu berechnen. Wäre es daher nicht vielleicht gut, wenn man beſondere, durch einen höheren Sold und eine beſſere Behandlung ausgezeichnete Garden aus den gebildeten Rekruten errichtete, wie man dergleichen ſchon immer aus den groß und ſchön gewachſenen formirt hat?

Denn das Schelten auf ſtehende Heere, und das Toben auf den Krieg iſt unnütz, und unverſtändig zugleich. Man ſollte nur darauf hinarbeiten, daß das Elend, welches ſie zur Folge haben, gemildert würde. Der Menſchenfreund darf den ewigen Frieden in Europa, wenn er auch möglich wäre, nicht einmal wünſchen, da die Geſchichte lehrt, wie wir es noch mit Augen ſehen, daß Völker, die das Kriegeshandwerk verlernt haben, jederzeit unterjocht und ſklaviſch behandelt werden. Sollen die Völkerſtämme, welche die aſiatiſchen Steppen inne haben, etwa den Frevel an uns begehen, den ſich die Britten an den liebenswürdigen Bewohnern der paradieſiſchen Gegenden Aſiens zu Schulden kommen laſſen? oder hätten wir von der Rohheit ungeſitteter Barbaren nicht eben ſo viel zu befürchten, als jene von dem Eigennutz und der Habſucht eines gebildeten Volkes leiden?

So lange die Geiſtlichen, der Adel und die Fürſten ſich in die Regierung der Länder theilten, und unter einander befehdeten, waren mehrere Jurisdiktionen in einem Orte, ſich einander durchkreuzende Privilegien, widerſinnige ſtändiſche Vorrechte, künſtlich ausgeſonnene und ſchwer beizutreibende Abgaben unvermeidliche Uebel, deren Nachtheil durch den Grad von Freiheit und Sicherheit gewiſſermaßen aufgewogen wurde, deſſen ſich alle durch dieſe vielfach getheilte und ſo eingeſchränkte Landesregierung erfreuten. Warum aber mögen uneingeſchränkte Monarchen veraltete Mißbräuche dulden, deren nachtheiliger Einfluß fortdauert, ohne daß ſie jetzt noch einen Erſatz an Freiheit und Sicherheit gewähren? Wem in aller Welt kann es denn z. B. da, wo die ausübende Gewalt die Geſetze giebt und die Richter anſtellt, noch etwas helfen, daß es an jedem Orte mehrere, und in manchen Hauptſtädten Dutzende von Jurisdiktionen giebt? wem anders, als den Gaunern, Ränkemachern, und dem loſen Geſindel aller Art, auf Koſten der Stillen im Lande, der allgemeinen Ruhe und Sicherheit, und des innern Kredits beſonders, der die Seele aller Induſtrie iſt.

Denn nur wo der unternehmende fleißige Mann leicht Geld findet, kann die Induſtrie glückliche Fortſchritte machen, weil die Reichen in der Regel zum Arbeiten zu träge ſind, und doch ohne große Capitalien nichts Bedeutendes unternommen werden kann. Deswegen ſollten wenigſtens alle Geldſachen nur Ein Forum haben, und alle Geſetze, die auf das Verhältniß der Schuldner und der Gläubiger Einfluß haben, beſtimmt, ſtrenge und einfach ſeyn, und promt angewendet werden. Wie ſehr die Furcht vor der Chikane ſchlechter Schuldner, und vor den Weitläuftigkeiten der Gerichtshöfe den Kapitaliſten den Verkehr mit Privatleuten verleidet, ſieht man unter andern daraus, daß ſie lieber mit öffentlichen Inſtituten, als mit jenen, zu thun haben. Und das möchte noch hingehen; aber das nicht ungerechte Mißtrauen wird jetzt ſchon ſo groß, daß Leute, die mit kleinen Summen gerettet werden könnten, ſolchen Vorſchuß faſt immer vergebens ſuchen.

Die Klagen der Staatsdiener über die Unzulänglichkeit ihrer Beſoldungen ſind unbeſtimmt, bis man eine Norm feſtſetzt, oder etwas als Grundſatz annimmt, wonach ſie von den Vorgeſetzten und Untergebenen auf gleiche Art beurtheilt werden. Vielleicht wäre der Tagelohn die beſte Richtſchnur, denn der Tagelöhner erzwingt und ertrotzt ungefähr ſo viel als er braucht; aber das Publikum geſteht ihm gewiß auch nicht mehr zu. Das wirkliche augenblickliche Bedürfniß der Einwohner jedes Landes und jedes Orts ſchlichtete nun immer den Streit zwiſchen dem Geber und dem Empfänger, und das billige Geſetz, daß ſich die Beſoldungen nach den Preiſen, in welchen die Lebensmittel ſtehen, und nach den Orten richten müſſen, wo der öffentliche Beamte lebt, wäre eingeleitet. Ich nenne es: billig; denn wie kann der mit Fug und Recht den Nachtheil leiden ſollen, der aus theuren Zeiten und andern Landesdrangſalen entſteht, dem alle Gelegenheit zum zufälligen Gewinn und zur Benutzung beſſerer Konſtellationen benommen ſind?

Es muß aber bei dieſer Art zu rechnen nicht vergeſſen werden, daß die Weiber der Tagelöhner etwa halb ſo viel verdienen als die Männer, und daß die Kinder ſolcher Leute bald auch arbeiten helfen, welches bei den allermeiſten Staatsdienern der Fall nicht ſeyn kann und nicht ſeyn darf, weil es ſonſt bald an Subjekten zu ſolchen Aemtern fehlen würde, die eine frühe, ſorgfältige Bildung vorausſetzen. Deswegen müßte, um den Stand der Beamten mit dem Stande der Handarbeiter auch nur gleich zu ſetzen, das jedesmal übliche Tagelohn um die Hälfte erhöhet werden. Man thut dabei offenbar nicht zu viel: denn wenn gleich die Frauen ihrer Wirthſchaft wegen nicht immer arbeiten können, ſo verdienen ſie dagegen oft mehr, als oben angenommen worden; und für die Kinder, welche der Staatsdiener wie der Tagelöhner ernähren muß, die aber nur dem letzteren hülfreiche Hand leiſten, iſt gar nichts gerechnet. Wenn nun ein Holzhauer und ein Markthelfer in Berlin mehr als ſechzehn Groſchen des Tages verdienen, ſo würde das Tagelohn, nach einer Mittelzahl, für die Preußiſche Monarchie achtzehn Groſchen, und für Berlin einen Thaler betragen.

Wenn man nun den öffentlichen Beamten deshalb ein zweites Tagelohn zugeſtände, weil ſie offenbar beſſer leben müſſen als der Taglöhner, und ein drittes, weil ſie ihre Kinder von der früheſten Jugend an zum öffentlichen Dienſt bilden und vorbereiten laſſen, ſo wäre geſchehen, was Recht iſt. Wollte der Staat billig ſeyn, ſo müßte er ihnen, als Erſatz für das Capital, welches ſie verwendeten, um ſich zu ihren Aemtern tüchtig zu machen, wenigſtens noch einen vierten geben.

Die Anwendung iſt leicht; aber die Laſt, die durch den geäußerten Wunſch der erwerbenden Klaſſe von neuem zuwüchſe, wäre ſo groß, daß wahre Patrioten die Ausführung deſſelben auf dem gewöhnlichen Wege nicht gut heißen können. Von der andern Seite kann es nicht anders als ſehr nachtheilig für den öffentlichen Dienſt ſeyn, wenn die beſten Köpfe ihn fliehen, weil nichts mehr bei demſelben zu erwerben iſt, und die, die ſich demſelben einmal ergeben haben, bald untreu, bald träge, und im beſten Fall wenigſtens mißmüthig werden, weil es ihnen an dem Nöthigen fehlt.

Wie weiſe und zweckmäßig iſt daher das Einziehen unnützer Bedienungen, und das Verbinden ſolcher Aemter, die nicht gerade den ganzen Mann fordern, womit in unſerm Vaterlande bereits der Anfang gemacht worden iſt!

Religiöſe und politiſche Grundſätze und Gebräuche ſind gleichſam die Formen, in welchen der Charakter der Menſchen gebildet wird. Formen ſind immer unbrauchbar an ſich, und oft ungeſtalt; aber muß man ſie deswegen zerbrechen?

Die Menſchen werden zu kindiſch, zu leichtſinnig, oder wenigſtens zu ſchwach und zu veränderlich zu dem ernſten Bund der Ehe. Das beweiſen nicht bloß die häufigen Klagen der Eheleute und die vielen wirklichen Scheidungen, ſondern die Gleichgültigkeit, mit der man von denſelben urtheilt, und die Leichtigkeit, mit welcher die Geſetze ſie geſtatten, zeugen auf eine weit empörendere und ominöſere Weiſe davon. Hätte man die ernſthafte Beſtimmung der Ehe, Kinder zu bilden, vor Augen, hätte man Sinn für dieſes erhabenſte und wichtigſte aller Geſchäfte: ſo würde man nicht Mißbehagen, Laune und Unzufriedenheit für Gründe der Scheidung halten. Aber es ſcheint faſt, als hätten die Geſetzgeber nicht Muth, Andern zuzutrauen, was ſie ſelbſt nicht leiſten zu können fürchten.

Die Ehegeſetze der papiſtiſchen Religion ſollten, mit einigen Einſchränkungen zum Beſten derer, die ſich des Ehebruchs oder anderer noch gröberer Verbrechen wegen ſcheiden laſſen müſſen, allgemein angenommen werden, theils weil der, der auf die Scheidung beſteht, gewöhnlich durch eine zweite Ehe nur ein zweites Individuum elend macht, indem unverträgliche Menſchen immer mit ihren täglichen Geſellſchaftern unzufrieden ſind, theils weil man ſich bei Zeiten die Hand bieten, den Groll nämlich nicht überhand nehmen laſſen, und gleich anfangs bei der Wahl von beiden Seiten

vorſichtiger

vorſichtiger ſeyn würde, wenn man wüßte, die Scheidung habe ernſthafte Folgen für das ganze Leben.

Für den Schaden, den die Bevölkerung dabei leiden könnte, bürgt die Natur, der es beliebt hat, den Geſchlechtstrieb ſo heiß und ſo dringend zu machen, daß ehrbare Eheleute ſich nicht wohl lange entbehren können. In großen verderbten Städten iſt es vielleicht anders; aber da haben auch die Eheſcheidungen wieder den gewiß noch nicht genug in Anſchlag gebrachten Nachtheil, daß ſie die hohe Schule der fleiſchlichen Verbrechen ſind. Denn niemand nimmt ſich vor, liederlich zu leben; zu dem erſten Schritte, der gewöhnlich für das ganze folgende Leben entſcheidend bleibt, verleiten immer widrige, verführeriſche Umſtände. Unter allen aber vielleicht nichts mehr, als der Reitz, den Eheleute auch dann noch gegenſeitig erwecken, wenn Mißverſtändniſſe ihnen die rechtmäßige Befriedigung deſſelben erſchweren, und der Verdruß, den Scheidungsprozeſſe allemal herbeiführen, und oft lange Zeit unterhalten.

Die ganz Reichen und die ganz Armen ſind ſich gar ſo unähnlich nicht — wie die Extremen ſich immer berühren. Beide genießen gute Speiſen nie, ſondern koſten ſie nur immer: die erſten, weil ſie ſich nie Zeit laſſen recht hungrig zu werden, ſondern vom Morgen bis am Abend naſchen; die andern, weil ſie die Leckerbiſſen nicht bezahlen können, ſondern warten müſſen, bis der Zufall ſie mit dergleichen zuſammen bringt. Beide können keinen wahren Freund haben; denn Leute ihres Gleichen taugen ſelten zur Freundſchaft.

Beide halten ſich viel auf der Straße auf: die erſten, weil ſie zu Hauſe keine Ruhe finden; die andern, weil ſie auf der Straße Brot ſuchen. Beide werden nicht leicht der ſüßeſten Lebensgenüſſe froh, der Freuden der Liebe an Weib und Kind, der Freuden der Erziehung und Bildung der letzteren, der Genugthuung, eigene Geſinnungen und Grundſätze in ihnen fortleben zu ſehen: den erſten iſt alles dies zu langweilig; den andern fehlt die Gelegenheit dazu, weil ſie keinen Hausſtand haben. Beide möchten ihr ganzes Leben über vor langer Weile ſterben, und leben ihren nächſten Verwandten und Freunden allemal zu lange; daher beider Tod mehr Freude erweckt, als Thränen fließen macht.

Eine neue Inſtanz gegen das Merkantil- und Fabriken-Syſtem, welches die Ungleichheit des Vermögens herbeiführt, und den Mittelſtand vernichtet, der, wie die Pflanzſchule der Wiſſenſchaften, der Künſte und alles Guten in der Geſellſchaft, ſo der Sitz des Glücks und des wahrhaft frohen Lebensgenuſſes iſt.

Einer meiner reichen Freunde pflegte wohl über die ihm verhaßte Einrichtung der Natur zu klagen, nach welcher der Müßiggang und die Trägheit alle die unglücklich machen, die ſich ihnen anhaltend ergeben, bis ich ihn aufmerkſam darauf machte, daß der Zuſchnitt der Menſchen nicht nach den wenigen trägen und reichen Mißgeburten unter ihnen, ſondern nach dem ſehr allgemeinen und ſehr ſchreienden Bedürfniſſe des Magens genommen werden müſſe. Und ich erzähle dies, weil gewiß viele, gleich meinem trägen Freunde, in ihrem Herzen darüber ſeufzen, aber wenige ſo offenherzig wie er ſind, mithin in Gefahr ſtehen, ihren Zweifel nie gelöſet zu ſehn.

Wer Herr ſeiner Zeit iſt, iſt gewöhnlich Sklav ſeiner Laune und ſeiner Eingeweide, beſonders der Verdauungswerkzeuge. Iſt es daher nicht beſſer mit Geſchäften überladen, und ſo, wo nicht Meiſter der geiſtigen und körperlichen Gebrechen, ihrer doch nur ſelten eingedenk zu ſeyn?

Dieſe beiden Sätze enthalten das A und das O in der Geſchichte der meiſten Hypochondriſten, obwohl ſich in ihren Bekenntniſſen keine Sylbe davon findet.

Warum immer noch lateiniſche Inſchriften? Unſere Gebäude werden wahrlich unſere Sprache nicht überleben. Verwundeten unbeſiegten Kriegern iſt noch kürzer, als laeso ac invicto militi. Und hätten wir keinen Lapidar-Styl, ſo müßten wir ihn, um unſere Sprache auch von der Seite zu vervollkommnen, einführen.

Klaſſiſch ſind die lateiniſchen Inſcriptionen auch nicht immer, ja oft fehlerhaft ſogar, wie nutrimentum spiritus an der Berliniſchen Bibliothek, und das bekannte Prosequutus paternis lacrimis an dem erſten Kunſtwerke in unſerer Vaterſtadt; auch unverſtändlich ſind ſie ſogar oft, ſelbſt für Gelehrte. Der große, prächtige Dom in Solothurn überraſchte mich um ſo angenehmer, je ſeltener die neuerbauten Kirchen imponiren; aber der Eindruck, den die Anſicht deſſelben zurückgelaſſen haben würde, wurde ſehr durch die Haupt-Inſchrift geſtört: ich verſtand ſie eben ſo wenig, als zwei meiner Freunde neben mir, die der lateiniſchen Sprache vollkommen mächtig waren. Was kann dagegen verſtändlicher, kürzer und ſchöner ſeyn, als die Inſchrift über dem Thore eines Kirchhofs bei Halberſtadt, wo man, unter dem Emblem des Todes, die Worte findet: Alle zu mir; oder der Spruch an der Kirche zu Pfalzdorf, welches in der Jocher Heide im Kleviſchen für eine Pfälziſche Colonie angelegt worden: Bauet das Land!

Wie es Sache der Humanität wäre, alle Inſchriften ſo einzurichten, daß ſie von denen verſtanden würden, für welche und durch welche allein öffentliche Gebäude errichtet werden und aufgeführt werden können, ſo würde dieſe Aufmerkſamkeit zugleich ein Mittel mehr ſeyn, die Bildung der letzten im Volke zu befördern.

Habe ich doch unter andern, ſeitdem man in Berlin an den Straßen leſen kann, wie ſie heißen, ſchon einige träge Kinderſeelen zuerſt damit aus dem Schlummer geweckt, daß ich ihnen vorſtellte, ſie würden die Straßenbleche nicht einmal leſen können, wenn ſie unfleißig zu ſeyn fortführen. Auf die Hand voll Fremden wird man doch nicht Rückſicht nehmen wollen, die uns beſuchen, ohne unſre Sprache ihrer Aufmerkſamkeit werth zu achten?

III.

An meinen Vater.

An meinem Geburtstage den 2ten September 1804.

O Vater! laß zu Dir mich heute flüchten;
ich ſtehe heut' an einem großen Ziel.
Zu Dir zieht mich das innigſte Gefühl
und Dankbarkeit, die ſeligſte der Pflichten.
Des Schickſals und der Leidenſchaften Spiel
kann mich gerecht nur Vaterliebe richten;
die ſchnöde Welt, nicht ahnend fremden Schmerz,
verdammt mit Hohn ein weichgeſchaffnes Herz.

Auf ewig hin ſind meines Glückes Stunden,
der Freude Kelch hab' ich ſchon ausgeleert;
das Roſenlicht der Hoffnung iſt verſchwunden,
der kindlich fromme Glauben iſt zerſtört;
mein krankes Herz verblutet ſich an Wunden,
die Menſchenhaß und Reu' und Argwohn nährt;
mein finſtrer Geiſt weilt nur bei Leichenſteinen,
und mein Genuß iſt, im Verborg'nen weinen.

Des Knaben Luſt, des Jünglings leichter Sinn
war nur ein Traum von wenigen Minuten;
den Sterblichen reißt auf des Lebens Fluthen
der Zufall blind in wilde Strudel hin:
die Phantaſie, die holde Lügnerin,
giebt keinen Troſt, wenn Herzenswunden bluten:
ſie ſchmeichelt nur des Glückes Lieblingsſohn,
und martert uns, wenn uns Gefahren drohn.

In ſtetem Kampf mit Thorheit und Verbrechen
erſtirbt der Muth bald in des Mannes Bruſt;
und wagt er es, ſich inn'ren Werths bewußt,
der Neider Groll durch bitt'ren Spott zu rächen,
verwandeln ſie mit frevelhafter Luſt
zu Laſtern ſchlau verzeihlich kleine Schwächen:
nie ſtirbt ihr Haß, bis der Verläumdung Gift
ſein Köſtlichſtes, der Seele Frieden, trifft.

Den ſchönen Wahn, der einſt mein Herz bethöret,
den Wahn von Pflicht und Tugendſchwärmerei,
auf ewig hat Erfahrung ihn zerſtöret: —
der Götze, den die blinde Welt verehret,
heißt Eigennutz, nur ihm dient ſie getreu;
es übt das Gold verweg'ne Tyrannei,
voll Uebermuth beſtimmt es Ruhm und Schande,
und löſ't und knüpft des Lebens engſte Bande.

Ich kehre gern nun in mich ſelbſt zurück;
nur Dir allein ſei nicht mein Herz verſchloſſen.
Du freuteſt dich, ſahſt du ein kleines Glück
mir auf dem Pfad des Lebens freundlich ſproſſen;
gern theilteſt du mein ſchmerzliches Geſchick,
und weinteſt mit, wenn meine Thränen floſſen;
mitleidig ſtets und voll Geduld ſprachſt du
mit frommen Sinn mir Muth und Hoffnung zu.

O! Du allein biſt mir zum Troſt geblieben;
Dein Ohr iſt nicht bei fremden Klagen taub.
Was ſonſt mir werth, ward längſt des Todes Raub,
das ſtille Grab deckt alle meine Lieben,
der Mutter und der Schweſter heil'gen Staub,
und um dies Herz durch Prüfungen zu üben,
ward Lieb' und Treu mit Wankelmuth belohnt,
riß ſich von mir, was mild der Tod verſchont.

Drum laß mich heut zu Dir, Du Theurer, flüchten;
was ich mit Lieb' umfing, ſtieß mich zurück.
Mit feſtem Muth entſagt mein Herz dem Glück,
und heiligt ſich der Strenge ernſter Pflichten:
Verfolgung kann Bewußtſeyn nie vernichten,
Gewiſſensruh trozt jedem Mißgeſchick,
und in der Bruſt ruft eine Stimme leiſe:
„beglückt ſey dort; hier duld' und werde weiſe!"

Karl Müchler.

IV.

Ueber Madame dû Boccage.

Marie Anne Lepage du Boccage, Mitglied der Akademieen zu Rom, Bologna, Padua, Lyon und Rouen, wurde in dieſer letzteren Stadt den 22ſten Oktober 1710 geboren. Ihre erſte Erziehung erhielt ſie zu Paris im Kloſter de l'Aſſomption, und machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß ſie bald den Auftrag erhielt, mit ihren Mitſchülerinnen ihre geographiſchen und hiſtoriſchen Lektionen zu wiederholen. Ihre Neigung zur Poeſie feſſelte ſie in dem Alter, wo die Leidenſchaften ſich zuerſt äußern, und nahm bei ihr die Stelle ein, welche dieſe würden eingenommen haben; ſie überließ ſich dem Studium der Engliſchen Sprache, und wollte Pope's *Tempel des Ruhms* nachahmen. Dieſe Wahl verrieth ſchon eine Seele, die für Ruhm glühet. Ihre Nachahmung Pope's, auf welche, als ihren erſten Verſuch, ſie wenig Werth ſetzte, erſchien erſt in ihren ſämmtlichen Werken im J. 1764. Zu der Zeit, als ſie dieſelbe machte, war ſie durchaus geheim damit; denn weibliche Unwiſſenheit gehörte damals zum guten Ton, und dieſen wollte ſie nicht verletzen.

Erſt im J. 1746 erregte ſie bei dem Publikum Erwartungen von ihrem poetiſchen Talente. Da war das Streben nach Kenntniſſen allgemein; Weltleute ſuchten den Umgang der Gelehrten; auch in Geſellſchaften ſuchte man Belehrung; man ſchätzte Kenntniſſe, wo man ſie fand, und die Damen hatten nichts dabei zu befürchten, wenn ſie ſich als Freundinnen oder Verfaſſerinnen artiger Verſe bekannten. Dieſe Revolution in den Geiſtern iſt auf Rechnung des Einfluſſes, den Fontenelle und Voltaire auf die Wiſſenſchaften hatten, zu ſchreiben. An die Stelle der Spielgeſellſchaften und fader Geſpräche, die durch die Etiquette langweilig wurden, traten lehrreiche und angenehme Unterhaltungen; und Akademieen wurden in Frankreich in vielen Städten geſtiftet.

Eine der merkwürdigſten war die zu Rouen im J. 1745 gegründete. Mad. dû Boccage hatte die Ehre, gleich im folgenden Jahre den von dieſer Akademie ausgeſetzten Preis zu erhalten, bei welcher Gelegenheit Condamine, ein Mathematiker, folgendes kleine Gedicht an ſie richtete:

D'Apollon, de Vénus réunissant les armes,
Vous subjugez l'esprit, vous captivez le coeur,
Et Scudéry *) jalouse en verseroit des larmes;
Mais sous un autre aspect son talent est vainqueur:
Elle eut celui de faire oublier sa laideur,
Tout votre esprit n'a pu faire oublier vos charmes.

Condamine war nicht das einzige Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, welches den Umgang der Madame dû Boc-

---

*) Mademoiſelle Scudery, ein gelehrtes, aber nicht ſchönes Frauenzimmer, hatte ehemals von der Franzöſiſchen Akademie den poetiſchen Preis bekommen, und ſollte der Madame dû Boccage ähnlich ſehen.

cage ſuchte. Zu ihren gröſſeſten Freunden gehören Fontenelle, Clairaut und Mairan. Der erſtere nannte ſie immer ſeine Tochter, und fand in ihr ſein anderes Selbſt wieder; Clairaut ſah in ihr eine neue Düchatelet, die noch liebenswürdiger war, als die erſte; und Mairan, bezaubert durch die Gleichheit ihres Charakters, wie durch das richtige Urtheil, das ſie ſtets fällte, ſagte oft zu ihr: Sie ſind eine goldene Uhr, die immer richtig geht, und deren Bewegung man nicht bemerkt. Seitdem ſie von der Akademie zu Rouen den Preis bekommen hatte, und öffentlich als ein gelehrtes Frauenzimmer einmal bekannt war, gab ſie nun nichts mehr anonym heraus. Immer hatte ſie gern das Miltonſche verlorne Paradies geleſen; ſie verſuchte nun zunächſt dieſes zu nationaliſiren, und ſchrieb ein Paradis terrestre.

Man kann den Tod Abels gewiſſermaßen als eine Fortſetzung des verlornen Paradieſes anſehen; und dieſe Betrachtung veranlaßte Mad. dü Boccage, Geßnern nachzuahmen, wie ſie Milton nachgeahmt hatte. Beide Arbeiten ſind ihr gewiß geglückt; doch ſcheint es, als habe ſie den Pinſel des helvetiſchen Virgils leichter annehmen können, als den des engliſchen Homer. Sie ſelbſt ſagte nach ihrer gewöhnlichen Beſcheidenheit: je demande pardon à Milton et à Gesner du tort que je leur ai fait.

Das Glück, welches ſie ſich doch ſelbſt bei aller ihrer Beſcheidenheit geſtehen mußte, mit ihrem Paradis terrestre gemacht zu haben, ermunterte ſie, im J. 1749 auf dem théâtre françois ihre Tragödie, die Amazonen, vorſtellen zu laſſen. Die eine Hälfte der Zuſchauer ſchenkte ihr einen ungetheilten Beifall; die andere wurde neidiſch. Bald hernach aber wurde dieſes Stück mit einer Ueberſetzung beehrt. Ich kann mich hier nicht verbreiten über den Plan und die Eigenheiten der *Colombiade*, eines epiſchen Gedichts in zehn Geſängen, welches den Ruf der Madame du Boccage erſt recht begründete, obgleich die Ausführung der Größe der Unternehmung nicht entſprach. Ein ſolcher Gegenſtand erfordert einen Homer oder Virgil. Mit Kenntniſſen ausgerüſtet, die ſie noch erweitern wollte, faßte ſie im vierzigſten Jahre den Vorſatz, zu reiſen. Sie glaubte, es ſey beſſer, im Herbſte, als im Frühlinge ſeines Lebens zu reiſen, und gab in einer ihrer lettres sur l'Angleterre, la Hollande et l'Italie die Urſache davon treffend und ſinnreich an. Auch Plato war der Meinung, daß ungefähr dieſes Alter zum Reiſen am beſten ſey.

Die eben genannten Briefe der Madame du Boccage ſtellen ſie uns von einer neuen Seite dar; ſie zeichnet ſich hier in der ſentimentalen Schreibart aus, in welcher Madame de Sevigné ſo vielen Ruhm eingeerntet hat.

Wer hat nicht die Briefe der Mad. de Sevigné geleſen und wieder geleſen? Welcher Reichthum der Gedanken, welche Fülle des Styls, welche Lebhaftigkeit in der Erzählung, wie viele *gefundene* Ausdrücke! Wie ſie ſelbſt einmal ſagt: ihre Gedanken, ihre Feder, ihre Tinte, alles fliegt.

Ein anderer Schriftſteller der Franzoſen, der ſich durch ſeine Briefe auszeichnet, iſt Voltaire. Keiner hat beſſer zu Fürſten und Damen, welche vielleicht noch mehr Schonung verlangen, als jene, zu reden gewußt. Er ſcheint alle

Quellen der Politik bei Fürſten, alle Quellen des Lobes bei berühmten Gelehrten, alle Quellen der Galanterie bei liebenswürdigen Damen erſchöpft zu haben. Mad. du Boccage nahm ſich zwar weder Voltaire, noch Mad. de Sevigné zum Muſter, hat ſich aber, beſonders in ihren Briefen über Italien, der Schreibart der Madame de Montaigne ſehr genähert. Voltaire ſchrieb ihr 1761 über dieſe: ſie übertreffen die Briefe der Mad. de Montaigne. Durch die letztere kenne ich Conſtantinopel, durch Sie Italien; und, Dank ſey es Ihrem Vortrage, ich ziehe Rom vor.

In dieſer Hauptſtadt der Künſte wurde Mad. du Boccage auf das ausgezeichnetſte empfangen. Nach dem Pabſte Benedikt dem Vierzehnten, dem ſie ihre Colombiade gewidmet hatte, war vorzüglich der Cardinal Paſſionel, deſſen Leichenrede auf den Prinzen Eugen ſie überſetzt hatte, derjenige, der durch ſeine beſtändige Aufmerkſamkeit am meiſten dazu beitrug, ihr alle Arten von Annehmlichkeiten zu verſchaffen. Man ſagt, daß wenn der Cardinal mit Mad. du B. ausgefahren ſey, der Papſt immer am Fenſter geſtanden, und ihnen einen doppelten Segen ertheilt habe, indem er dabei ſagte: et homo factus est. Als Mad. du B. Rom verließ, erwies er ihr Ehrenbezeugungen, wie man ſie ſonſt nur Prinzeſſinnen erweiſet. Uebrigens waren beide, ſowohl der Papſt als der Cardinal, an 80 Jahre alt.

Bemerkenswerth iſt es, daß Mad. du B. alle dieſe und ähnliche Huldigungen, die man ihrer Schönheit und ihren Talenten erwies, immer durch ihre Beſcheidenheit ſehr zu erhöhen wußte. Wenn ſie in ihren Briefen von ihnen ſpricht, ſo geſchicht dies immer mit einer Art von philoſophiſcher Gleichgültigkeit. Und was ſie in dieſen Briefen iſt, das war ſie auch in Geſellſchaften. Sie beſaß die Kunſt, immer ſich gleich und neu zu ſeyn; ſie mochte Andern lieber zuhören, als ſelbſt reden; nie lobte ſie ſich ſelbſt, und nahm ſich wohl in Acht, Jemanden zu tadeln; doch hörte ſie ein feines Lob nicht ungern, und verſtand eben ſo beſtimmt als treffend darauf zu antworten. Bei aller Uneigennützigkeit gegen ſich ſelbſt bewies ſie einem jeden den Grad von Freundſchaft und die ſtete Artigkeit, welche die ſüßeſten Bande der Geſellſchaft ſind. So viele treffliche Eigenſchaften, verbunden mit ihrem literariſchen Rufe, machten, daß eine Auswahl von Gelehrten und Freunden der Literatur ſich um ſie bei ihrer Rückkehr aus Italien verſammelten. Es iſt hinreichend ſie zu nennen, um einen richtigen Begriff von der Geſellſchaft zu erwecken, die ſich bei ihr aufhielt. Man ſah bei ihr einen Gentil-Bernard, Marivaux, Helvetius, Foncemagne, Condillac, Thomas, Bürigny, Marmontel, Barthe, Düſaulx, Bailly, Condorcet, Pougens, Dütheil u. ſ. w. Mad. dû Boccage iſt immer von denen, die ſie kannten, geliebt worden, und Demouſtier ſcheint mir das Organ ihrer Empfindungen für ſie zu ſeyn, indem er, nicht ohne eine poetiſche Untreue gegen ſeine Emilie zu begehen, ſingt:

On regrette le tems passé sans vous connoitre.
Combien l'on eût joui d'un commerce si doux!
Il semble que plutôt on auroit voulu naitre,
Pour avoir le bonheur de vieillir avec vous

Lorsque vers son déclin le soleil nous éclaire,
L'éclat de ses rayons n'en est point affoibli.
On est vieux à vingt ans, si l'on cesse de plaire,
Et qui plait à cent ans, meurt sans avoir vieilli.

Madame dû Boccage, geboren unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, ſtarb am Ende der franzöſiſchen Revolution. Sie erreichte bei den feſten Geſetzen, welchen ſie ihren Geiſt und Körper unterwarf, ein hohes und glückliches Alter. Im 92ſten Jahre überließ ſie ſich den Armen des Todes, als eines ſanften Schlummers.

Göttingen.

Dr. Horn.

V.

Ueber die Aufwandsgeſetze im republikaniſchen Rom, nach Paſtoret. *)

In den erſten Zeiten ihres Staates liebten die Römer den Luxus noch nicht. Krieger, welche die Kampfluſt zuſammengeführt hatte, welche noch fortwährend gegen benachbarte Völker ſtreiten mußten, und deren Wohnſitz einem verſchanzten Feldlager urſprünglich ähnlicher ſah, als einer Stadt, konnten ihn ſogar nicht einmal kennen. Zwar verpflanzte ſpäterhin der ältere Tarquin einigen Schimmer von

---

*) In den Archives littéraires de l'Europe, No. V. ſteht unter dem etwas vornehmen Titel: Recherches et observations sur les lois somptuaires des Romains, pendant la republique, ein Auszug der Abhandlung von Paſtoret, den er in der öffentlichen Sitzung des National-Inſtituts, den 2ten Germinal, vorgeleſen hat. Dieſer ſelten bearbeitete Gegenſtand, obgleich hier wie gewöhnlich à la française behandelt, möchte nicht ohne Intereſſe für die allgemeinere Lektüre ſeyn, und die Abhandlung ſelbſt ſich, wenn nicht durch neue Entdeckungen, doch durch Vortrag und gute Zuſammenſtellung empfehlen. In dieſer Rückſicht wird auch dieſe freie Ueberſetzung gern geleſen werden.

F.

korinthiſcher Pracht nach dem noch halb barbariſchen Rom; allein ſeine goldne Krone, ſein goldner Scepter, ſein elfenbeinerner Thron, das Gold und der Purpur auf ſeinen Kleidern blendeten die Römer nicht. Sogar gemünztes Geld war ihnen noch unbekannt, und ſelbſt die öffentlichen Abgaben, welche deshalb lange Zeit pascua hieſſen, wurden in Vieh entrichtet. Dionys von Halikarnas führt eine conſulariſche Verordnung an, welche gegen das Jahr 300 gegeben und durch welche die Anzahl von Rindern und Schafen beſtimmt wurde, die bei Verurtheilungen zu Zahlungsſtrafen nicht überſchritten werden ſollte. Zwei und zwanzig Jahre zuvor war eine ähnliche Verordnung gegeben worden, und ſchon in den erſten Zeiten der Republik hatte Valerius Publicola alle diejenigen, welche die der conſulariſchen Würde gebührende Ehrfurcht verletzen würden, durch ein Geſetz zu einer ebenfalls in Rindern und Schafen zahlbaren Strafe verdammt.

Auch war durch Geſetze beſtimmt, wie viel ein Römiſcher Bürger in liegenden Gründen beſitzen dürfe. Dieſe Geſetze waren ein treuer Abdruck der Sitten und der allgemeinen Geſinnung. Niemand von den Mitbürgern des Curius wunderte ſich darüber, als dieſer Feldherr jenen von Cicero aufbewahrten Ausſpruch that, daß derjenige, dem ſieben Morgen Landes nicht genug wären, ein gefährlicher Bürger ſey.

Dieſelbe Einfalt herrſchte in dem Innern ihrer Häuſer, in ihren Kleidern und bei ihren Gaſtmählern. Gekräuſeltes Haar war etwas ſo ungewöhnliches, daß ein

gewiſſer

gewiſſer Römer, welcher es trug, deshalb den Beinamen Cincinnatus erhielt, und ihn auf ſeine Nachkommen fortpflanzte. Ein Geſetz des vierten Jahrhunderts verbot den Kandidaten Togen von einer zu blendenden Weiße zu tragen. Wenn die Römer der damaligen Zeit ja einmal von ihrer ſtrengen Einfalt abwichen, ſo geſchah es nur bei feierlichen Leichenbegängniſſen. Was ſie für ihre eigene Perſon verachteten, das machte ihre zärtliche Liebe gegen abgeſchiedene Freunde und Verwandte ihnen zur Pflicht. Das Geſetz der zwölf Tafeln enthält darüber verſchiedene wirkliche Aufwandsverbote. Es unterſagt z. B., das Holz, von welchem der Scheiterhaufen errichtet wurde, künſtlich zu formen, die Leichname mit zu großem Aufwande zu bekleiden, ſie mit zu vielen wohlriechenden Eſſenzen zu beſprengen, oder zu viel koſtbares Räucherwerk zu verbrennen, und mehr als zehn Muſiker beim Leichenzuge zu haben. Sogar wurden dieſe letzteren durch dieſe Verordnung ſo ſehr erbittert, daß ſie ihren Dienſt einzuſtellen droheten, einen Aufſtand erregten, aufrühriſch zum Volke ſprachen, und ſich zwar nicht auf den heiligen Berg, aber doch nach Tibur oder Tivoli begaben. Umſonſt verſuchte man, ſie von dort zurückzuführen; die Tiburtiner mußten ſie endlich bei einem großen Gaſtmahle, das ſie ihnen gaben, berauſchen, und ſie alsdann auf Wagen nach Rom bringen, wo ſie, noch ehe ihr Rauſch völlig vorüber war, anlangten.

Einer von den Vorfahren des Sylla, Namens Cornelius Rufinus, ein berühmter Feldherr, welcher Diktator und zweimal Konſul geweſen war, wurde im fünften

Jahrhunderte Roms ſogar aus der Senatorenliſte geſtrichen, bloß weil er ein Silbergeſchirr hatte, welches zehn Pfund wog. Zu eben der Zeit ſagten Karthagiſche Geſandten bei ihrer Rückkehr in ihr Vaterland: In keinem Lande lebe man freundſchaftlicher zuſammen, als zu Rom; denn bei allen Römern, von welchen ſie zu einem Gaſtmahle geladen worden, hätten ſie das nämliche Silbergeſchirr wieder gefunden. Plinius, der dieſe Anekdote anführt, ſetzt hinzu, daß Pompejus Paulinus, der Abkömmling einer Galliſchen Senator-Familie, aus der Stadt verwieſen worden ſey, weil er im Felde Silbergeſchirr von zwölf Pfund am Gewichte bei ſich geführt habe.

Jener Cornelius Rufinus war zugleich Konſul mit eben dem Curius geweſen, welcher ſich durch ſeine Frugalität ſo berühmt, berühmter noch durch ſeinen glänzenden Sieg über die Samniter machte. Obwohl dieſer Sieg einige Veränderungen in dem politiſchen Verhältniſſe der Römer hervorbrachte, ſo hatte er doch auf ihre Gebräuche und Sitten wenig Einfluß. Einen größeren hatte ein anderer Sieg dieſes Feldherrn, welchen er fünfzehn Jahre nachher über den Pyrrhus erfocht. Bei dem Triumphe, den er deshalb hielt, wurden ſeinem Wagen goldene Gefäße, purpurne Teppiche, Gemählde, Statüen und ähnliche Denkmähler der Kunſt oder des Reichthums der Nachfolger Alexanders vorgetragen. Bis auf dieſe Zeit, ſagt Florus, hatten die Römer nur Heerden der Volsker und Sabiner, Streitwagen der Gallier und zerbrochene Waffen der Samniter bei ihren Triumphen geſehen.

In dem folgenden Jahrhunderte wurden mehrere Aufwandsgeſetze gegeben, welche faſt alle den Putz oder die Gaſtmähler zum Gegenſtand hatten. Das eine dieſer Geſetze, welches elf Jahre nach dem erſten Puniſchen Kriege bekannt gemacht wurde, ſchrieb die Art und Weiſe vor, wie die Zeuge gewalkt und zubereitet werden ſollten. Gewöhnlich nennt man dies Geſetz das Metelliſche; es iſt aber bewieſen, daß die Geſetze immer nur nach dem Eigennamen der obrigkeitlichen Perſon, welche ſie in Vorſchlag brachte, benannt wurden; daß aber, weil alle Eigennamen ſich gewöhnlich auf ius nicht auf us endigen, der Name Metellus nur ein Beiname iſt. Dagegen habe ich einen Tribun, Namens Metilius, gefunden, welcher in dieſem Zeitraum lebte, und wahrſcheinlich dies Geſetz in Vorſchlag brachte.

Kurze Zeit darauf erſchien das Oppiſche Geſetz. Es unterſagte den Römiſchen Damen, mehr als eine halbe Unze Gold an ſich zu haben, Kleider von verſchiedenen Farben zu tragen, und ſich eines Wagens zu bedienen. Nichts ſchildert die verſchiedenen Geſinnungen, welche man damals in Betreff des Luxus hatte, deutlicher, als die Beſorgniſſe, die Unruhen und die Ränke, welche das Oppiſche Geſetz aufregte und unterhielt. Hier ſieht man gleichſam die beiden Partheien einander gegenüber ſtehen; ich meine diejenigen, welchen Einfalt, Frugalität und Sittſamkeit eine beſchwerliche Laſt zu werden anfing, und diejenigen, welche mit Unruhe bemerkten, wie mit jedem Tage die alten Sitten immer mehr ausſtarben. Das Volk theilte ſich in dieſe beiden Partheien. Haufenweis umlagerte es den Ort, wo man über die geforderte Widerrufung des Oppiſchen Geſetzes rathſchlagte. Die Weiber durchliefen die Straßen, umringten den Markt, und beſchworen alle diejenigen, welche ſie ihren Wünſchen günſtig ſahen, ihnen die Rechte, welche Oppius ihnen geraubt hatte, wieder zu ſchaffen; ja, nach dem Plutarch drohten ſie ſogar, daß ſie, ſo lange dies Geſetz beſtehen würde, nicht Mütter werden wollten.

„Was verlangen ſie denn von uns?“ rief Cato aus; „daß wir der Verſchwendung und dem Luxus keine Gränzen mehr ſetzen ſollen? Römer! zittert vor dem Unglück, womit die Zukunft uns bedroht! Schon haben wir Griechenlands und Aſiens Wollüſte gekoſtet, und unſere Hände nach den Schätzen der Könige ausgeſtreckt. Wir, die Herren ſo vieler Reichthümer, werden bald ihre Sklaven ſeyn. Marcellus hat in den Statüen, die er uns von Syrakus brachte, uns ſchon gefährliche Feinde zugeführt; überall hör' ich jetzt nur Leute, die den Marmor und den Meiſſel von Korinth und Athen bewundern, und unſere irdene Götterbilder verachten.“

Dieſe Aeußerungen waren prophetiſch; allein die Reden derjenigen, die dem Oppiſchen Geſetz entgegen waren, fanden ſo viel Beifall und ſo mächtige und zahlreiche Unterſtützung, daß ſie über Cato's Strenge den Sieg davon trugen.

Die Klagen eben dieſes großen Römers belehren uns auch, wie wenig man ein anderes Aufwandsgeſetz, welches

Orchius in Betreff der Gaſtmahle gegeben hatte, beobachtete. Nicht beſſer wurde das Geſetz befolgt, welches Fannius etwas ſpäter über den nämlichen Gegenſtand durchſetzte. Ein anderes Geſetz unterſagte bald darauf die Einfuhr fremder Weine; ein anderes ſetzte den Gebrauch deſſelben bei religiöſen Gebräuchen und feierlichen Leichenbegängniſſen feſt, und noch ein anderes verbot die Einbringung ausländiſcher Wohlgerüche. Alles dies geſchah gegen das Ende des ſechſten Jahrhunderts Roms.

Im Anfange des ſiebenten Jahrhunderts wurden aufs neue Geſetze über den Aufwand bei Gaſtmahlen gegeben. Hieher gehört namentlich das Geſetz des Didius, welches als eine Ergänzung des Fanniſchen Geſetzes anzuſehen iſt. Was dieſes letztere bloß für Rom geboten hatte, dehnte das Didiſche Geſetz auf ganz Italien aus. Es ſetzte ſogar, was bemerkt zu werden verdient, gewiſſe Strafen feſt; denn bisher hatten die Aufwandsgeſetze nebſt andern Fehlern auch den gehabt, daß ſie verboten, ohne zu drohen, und Gehorſam verlangten, ohne den Uebertreter zu ſtrafen.

Nachdem Karthago und Korinth der Uebermacht Roms hatten erliegen müſſen, nahm der Luxus ſamt ſeinen Uebeln beträchtlich zu. Scipio ſchien dies vorauszuſehen, als er ſich der gänzlichen Zerſtörung Karthago's widerſetzte. Allein der hohe Gedanke, der ihn begeiſterte, ward nicht aufgefaßt von einem Volke, deſſen ganze Politik damals nur noch in Eroberungen beſtand, und das zur Befeſtigung ſeiner Macht nichts weiter zu bedürfen glaubte, als Heere zu beſiegen und Städte zu erobern. Und doch wollte es das Schickſal ſo, daß Roms Größe und Freiheit gerade durch eben das, was anfänglich zur Gründung derſelben beigetragen hatte, nach und nach untergehen ſollte. Umſonſt bemühte man ſich noch eine Zeitlang, ſo allgemein gewordenen Ausſchweifungen durch Geſetze Einhalt zu thun; bei einer nur geringen Kenntniß des menſchlichen Herzens würde man gefühlt haben, daß es unmöglich ſey ſie zu unterdrücken, falls man nicht den Baum ſammt der Wurzel vertilge. Das ſiebente Jahrhundert Roms ſetzt durch das ſittliche Schauſpiel, das es darbietet, in ein eben ſo großes Erſtaunen, als durch das kriegeriſche. Niemals wurden ſo viel Eroberungen gemacht, aber auch nie näherte man ſich ſchneller der Sittenverderbniß und der Sklaverei. Jedes Blatt der Geſchichte zeigt uns, wie die alte Römertugend in eben dem Grade ſank, als Sinnlichkeit und Hochleben ſtieg. Fern von der Tiber ſind die Römer Helden und Lieblingskinder des Glücks; eingeſchloſſen in die Mauern der Stadt ſind ſie herabgewürdigte Menſchen, die unter der Fülle erliegen und durch Wollüſte ſich die Sklaverei vorbereiten.

In Griechenland, beſonders zu Athen, gaben einſt die Geſetze, in Verbindung mit dem Nationalgeiſte, der Anwendung von Reichthümern den großen Charakter öffentlicher Nützlichkeit. Zum Beſten des Staats gab dort der Reiche die Koſten zu Schiffen, zu prachtvollen Götterfeſten her. Aber zu Rom vergeudete man ſeine Schätze in Hausgeräth, Kleidung und Gaſtmälern. Es überſteigt faſt allen Glauben, was die alten Schriftſteller von den Schätzen erzählen, die in Rom zuſammenfloſſen, und welchen Gebrauch man davon machte. Doch wurden die Staatsmänner nicht müde, von ihren Geſetzen gute Wirkungen zu hoffen, und ſie häuften ſie immer mehr, je mehr ihre Ohnmacht zunahm — Jetzt, da die Römer nach und nach die Meere und die Küſten von Griechenland, Aſien und Afrika durchſtrichen hatten; jetzt, da ſie die Schätze und die Kunſtwerke, die ſie anfänglich verachteten, nun aber mit ganz andern Augen anſahen, kennen gelernt; da ſie Siege genug erfochten hatten, um ſich nun, außer den Reichthümern, auch das Recht und die Liebe zur Ruhe anzueignen, und die Beſchwerden des Krieges ihren barbariſchen Hülfsvölkern zu überlaſſen; jetzt, da ihre Siege eine Menge neuer Eindrücke religiöſer, bürgerlicher, moraliſcher und politiſcher Art im Gefolge gehabt hatten: da konnten Aufwandsgeſetze nur unnütze, vielleicht gar gefährliche Gegenmittel gegen das von allen Seiten hereinbrechende Verderben ſeyn. Indeß jene rufen: tragt einfache Kleider, haltet frugale Gaſtmäler! — bemächtigten ſich die erſten Männer des Staats, an der Spitze der Heere, unſchätzbarer Reichthümer, und unterwarfen ſich Reiche, die an koſtbaren Metallen, Marmorn, Holzarten, Erzeugniſſen des Meeres und den herrlichſten Kunſtwerken Ueberfluß hatten. Man wollte aus den Römern ein mäßiges und armes Volk machen; und doch ſetzte nichts der kriegeriſchen Neigung Schranken, die ſie zu reichen Völkern hinzog, und ihnen von den Ueberwundenen nicht bloß Unterwerfung, ſondern auch jährliche Tribute erwarb. Man wollte, daß die Sieger von Afrika und Aſien, bei einer ſo ungeheuren Macht, die Strenge der Lacedämonier oder jener Hirten beſäßen, über welche Romulus und Numa herrſchten. — Man muß entweder ohnmächtige Geſetze abſchaffen, oder nicht täglich neue Gelegenheit geben oder ein neues Verlangen wecken, ſie zu übertreten. Und in der That, ich wiederhol' es, es war ein groſſer Irrthum, daß man bei einer Nation, die fremde Truppen zu ihrer Vertheidigung, Schauſpiele zu ihrem Vergnügen, und zu Spiel und Beſtechungen ungeheure Summen bedurfte, verbieten wollte, ſich ſo oder ſo zu kleiden und die Koſten eines Gaſtmals feſtzuſetzen.

Mehrere Aufwandsgeſetze über Nahrungsmittel waren beſonders von Sulla gegeben worden. Früher hatte das Fanniſche Geſetz, ſpäter das Liciniſche beſtimmt, wie viel Speiſen täglich jeder Bürger verzehren, und wie viel er auf ein Gaſtmahl verwenden dürfe. Sulla erneuerte dieſe Geſetze bloß. Bei Gelegenheit des Liciniſchen rief der Tribun Duronius auf öffentlichem Forum jene unglaublichen Worte aus: „Man befiehlt euch Frugalität! Duldet es nicht, Römer, daß man euch ſo zu Sklaven mache! Laßt uns das Geſetz abſchaffen, das mit dem Roſte der alten Zeit bedeckt iſt! Wozu die Freiheit, wenn wir nicht die Macht haben, uns, wenn wir es ſo wollen, durch Luxus zu Grunde zu richten!"

Ein neues Aufwandsgeſetz wurde in dem Jahre, da Sulla ſtarb, durch Aemilius Lepidus gegeben. Sein Gegenſtand waren abermals die Gaſtmäler, und zwar ſie allein; eben ſo bei dem Antiſchen, welches kurze Zeit darauf erſchien. Antius Reſtio ſetzte darin nicht allein die Summe feſt, welche ein jeder Bürger täglich auf ſeinen Tiſch verwenden dürfe, ſondern beſtimmte auch die Perſomen, bei welchen die Magiſträte und die Kandidaten der Staatsämter ausſchließlich ſpeiſen durften. Ich habe nicht nöthig zu bemerken, daß es das Schickſal aller übrigen Aufwandsgeſetze hatte; es verlor ſeine Kraft, ohne daß es einer ausdrücklichen Aufhebung bedurfte. Aber Antius ſelbſt, wie Macrobius erzählt, nahm nachher keine Einladung zu irgend einem Mahle mehr an, um nicht Zeuge der Verachtung ſeines Geſetzes zu ſeyn.

Nur wenige Jahre vor dem Siege des Pompejus über den Mithridat war das Antiſche Geſetz gegeben worden. Dieſer Sieg aber brachte neue Genüſſe des Luxus nach Rom. Das Waffenglück des Cn. Manlius und des Lucius Scipio hatten, wie Plinius ſagt, den Römern Geſchmack an getriebenen und gravirten Silbergefäßen, an broncirten Sofa's und reichen Decken beigebracht. Die Siege des Mummius flößten ihnen die Liebhaberei zu Gemälden und Gefäßen von korinthiſchem Erz ein, die des Pompejus den Geſchmack an Perlen und koſtbaren Steinen. Die näheren Umſtände, die aus dem Bericht über ſeinen Triumph hervorgehen, laſſen keinen Zweifel über den ſittlichen Einfluß übrig, den er hervorbringen mußte; und ſo bereitete Pompejus die eine Urſache ſeiner Niederlage vor, die er in dem Luxus ſeines eigenen Heeres finden ſollte.

In dieſem Zeitraume waren die Triumphe der Römer ſo zahlreich, ſo glänzend, ſo ſchnell auf einander folgend, ſo reich an plötzlicher und unermeßlicher Beute, daß die Römer ſelbſt darüber erſtaunten, und daß die Geſetze freiwillig vor dem Luxus verſtummten, wenigſtens müde wurden, ihn ferner zu bekämpfen. So verſtrichen mehrere Jahre, ehe man wieder neue Aufwandsgeſetze in Vorſchlag brachte. Zwar hatten Pompejus und Craſſus, während ihres Conſulats, wohl Luſt, dergleichen zu verſuchen; aber Hortenſius, ein eben ſo großer Freund des Luxus, als mächtiger Redner, brachte ſie davon ab, indem er ihrer eigenen Prachtliebe eine mächtige Lobrede hielt und ihnen Glück wünſchte, daß ſie es fühlten, wie unentbehrlich der Glanz und die Pracht der erſten Stadt der Welt ſey. Craſſus und Pompejus waren leicht überzeugt, und dachten nicht mehr daran etwas zu verbieten, was man an ihnen ſelbſt lobte.

Auch Cäſar liebte den Aufwand; er wußte aber ſeine Neigungen immer ſeinem Ehrgeize unterzuordnen. Der vorzüglichſte Gegenſtand ſeiner Verſchwendungen war das Volk ſelbſt. Es war dies kein neues Mittel, ſich in Gunſt zu ſetzen; aber keins bedarf auch, um zu wirken, des Reizes der Neuheit weniger, als dieſes. Auch wußte er ſeinem Geſchmack am Luxus eine den Künſten vortheilhafte Richtung zu geben. Das einzige Geſetz, welches er gab, hat ſogar einen ganz eigenthümlichen Charakter, indem es den Gebrauch der Perlen, des Purpurs und der Tragſeſſel nur denen Frauen erlaubte, welche Mütter oder über 45 Jahr wären. So vereinigte er eine gezwungene Nachſicht gegen die Sitten, mit den erſten Pflichten der Geſellſchaft, und machte aus einer Erlaubniß, die ein ehrenvolles Recht begründete, eine Belohnung für die Mutterſchaft. Waren ſodann auch die Frauenzimmer, die ſich dieſer Bürgerpflicht entzogen hatten, auch nicht auf immer dieſes Schmucks beraubt, ſo erhielten ſie ihn doch nicht eher, als in einem Alter, wo ihre Reize ſchon ihre Macht verloren hatten, und der Putz ohne beſondere gefährliche Wirkungen blieb.

Ja ſogar Antonius konnte ſich nicht enthalten, ein Aufwandsgeſetz zu geben. Macrobius, der uns dies erzählt, giebt jedoch keine nähere Auskunft darüber; er bezeigt bloß ſeinen Unwillen über die Heuchelei, die einem ſo verderbten Menſchen den Gedanken dazu eingab. Ein berühmter Redner hatte ihm ſchon ſeine ausſchweifende Verſchwendung mit der nachdrucksvollſten Beredtſamkeit vorgeworfen. Ein Zug iſt hinlänglich, ſie zu ſchildern; der: die Purpurdecken des Pompejus waren über die Betten ſeiner Sklaven gebreitet. — Wenige Römer waren ſo verächtlich, als er, dieſes niedrige Werkzeug der Verbrechen des Cäſars, dieſer Ankläger des Brutus, dieſer Meuchelmörder des Cicero, — der nicht einmal mit Octavius eine Vergleichung auszuhalten vermochte, und zwar zu einer Zeit, wo dieſer noch nicht eine einzige Tugend des Auguſtus hoffen ließ.

VI.

„Welches ſind die Urſachen, warum die Erziehung, trotz allen Hülfsquellen, die man für dieſelbe hat, doch ſo wenigen Einfluß ſowohl auf die Belehrung, als den moraliſchen Charakter der jungen Leute hat?“

Dies iſt die Frage, auf deren Beantwortung die patriotiſche Nacheiferungs Geſellſchaft zu Neufchatel in der Schweiz einen Preis von 25 Dukaten geſetzt hat, worüber ſie bis zum 1ſten November Schriften erwartet, und welche ich eben heute den 10ten Oktober erſt in dem Int. Bl. der A. L. Z. Nr. 85. leſe. Da ich nun nicht mehr um den Preis concurriren kann, ſo will ich mir wenigſtens vorſtellen, was die Preisbewerber über die Frage ſagen werden. Höchſt wahrſcheinlich nehmlich werden die Preisgeber eine Menge Schriften darüber erhalten, theils weil die Beantwortung der Frage gar nicht ſchwer iſt, theils weil ſie nichts als eine müßige Aufzählung von Gründen, nicht zweckmäßige und tiefeingreifende Vorſchläge zur Hervorbringung des Beſſern erwarten, theils weil die Unbeſtimmtheit der Frage ſelbſt dem Scharfſinne in Errathung und Begränzung des Sinnes einen weiten Spielraum giebt.

So werden denn die Preisbewerber zuerſt ausmachen, ob der Frageſatz in der kathegoriſchen Form ſeine Richtigkeit habe, ob es demnach wahr ſey, 1) daß die Erziehung ſo viele Hülfsquellen (?) habe, 2) daß ſie wirklich ſo wenigen Einfluß auf das Wiſſen und den Charakter der jungen Leute äußere, und werden ſodann, wenn ſie dieſes etwa bejahet haben, zur Aufſuchung der Urſachen davon ſchreiten.

Zuförderſt werden ſie ſich wahrſcheinlich mit den Preisgebern darüber verſtändigen, daß ſie unter den Hülfsquellen der Erziehung, unter denen man ſich eigentlich nichts denken kann, die Hülfsmittel, die Belehrungen über die beſte Art zu erziehen, die Rathſchläge der Pädagogen, Pſychologen und Diätetiker, welche ſie in den vielen pädagogiſchen Büchern über geiſtige, moraliſche und körperliche Erziehung von ſich gegeben haben, verſtanden wiſſen wollen, und daß allerdings davon ſeit Locke, Rouſſeau und Baſedow ein großer Vorrath vorhanden ſey. Sie werden ſich ferner mit der patriotiſchen Geſellſchaft dahin vereinigen, daß leider alle dieſe vielen Hülfsmittel, wenn man die Sache näher anſieht, nicht ſo gar viel gewirkt und auf die Väter und Mütter, auf die Schulmeiſter und Pfarrer, auf die Oberconſiſtoria und Schulräthe, ja auf die Reſkripte der Landeskollegien ſelbſt nicht den Einfluß gehabt haben, den man hätte erwarten ſollen; ja, wenn ſie ihn gehabt haben, daß die Wirkungen davon auf die neuen Generationen und auf die jungen Mädchen, Knaben und Jünglinge nicht ſo in die Augen ſpringend ſeyen, als man etwa wünſchen möchte.

Sie werden nun der Sache näher rücken, und, nach vorläufiger Beibringung einer Definition von der Erziehung, das Verhältniß derſelben zu der Wirkung auf die Educanden abmeſſen. Da werden ſie dann zuförderſt, in Bezug auf die Preisfrage, finden, daß bei der Erziehung im eigentlichen Sinne von „Belehrung“ und Unterricht gar nicht die Rede ſeyn könne, daß dieſe den Lehrern, welche ſich natürlich ſowohl der zu lehrenden Wiſſenſchaft, als der beſten Methode bemächtigt haben müſſen, dem Erzieher aber bloß die freien Veranſtaltungen zur Entwickelung menſchlicher Fähigkeiten, um einen ganzen, harmoniſch gebildeten Menſchen (einen Charakter) zu bilden, vorbehalten bleiben müſſen. Sie werden dabei beiläufig bemerken, daß ſie von der Erziehung im weiteren Sinne, die durch den großen Erzieher des Menſchengeſchlechts veranſtaltet wird, z. B. Glück und Unglück, und überhaupt noch alle Schickſale und Umſtände, die außer dem Kreiſe der Freiheit liegen, und mehr die erwachſenen als die unmündigen Kinder angehen, gar nicht reden wollen, ſondern allein von dem, was ältere Leute mit Bewußtſeyn zur menſchlichen Bildung der jüngeren unternahmen, und wofür ſo viele fruchtloſe Hülfsmittel da ſeyn ſollen.

Sie werden es nun nicht länger umgehen können, die Urſachen dieſer Fruchtloſigkeit näher zu beleuchten. Abgerechnet und angenommen alſo (werden ſie ſagen) daß die Hülfsmittel am Tage liegen und nur gegriffen werden dürfen, ſo wird es nun entweder an den Educanden oder an den Educatoren liegen, wenn ſie ohne Frucht bleiben. An den Kindern? — Soll man denn dieſen unſchuldigen, willenloſen Weſen ſagen: wir bitten euch um eures Heils willen, ſeyd ſo gut und laßt euch erziehen! (etwa wie man in einem Maurerliede die Leute bittet:

Seyd doch fromm und tugendhaft,
Sklaven keiner Leidenſchaft!)

Oder ſoll man ſie nur erziehen, daß ſie erzogen ſind, und nicht wiſſen, wie ſie zu der Erziehung gekommen ſind? — Die Preisbewerber werden das Letztere glauben, und die Kinder, auch die allerungezogenſten, von aller Schuld entbinden, weil ſie eben nicht ungezogen ſeyn würden, wenn ihre Erzieher ſie beſſer erzogen hätten, und weil eben nicht von dem, was der Menſch durch den Gebrauch eigener Freiheit aus ſich macht, ſondern allein von dem, was die Erzieher bewirken ſollen, die Rede iſt.

So werden am Ende die Preisſchriftſteller bei den Erziehern ſtehen bleiben, und den „geringen Einfluß der Erziehung auf den moraliſchen Charakter der jungen Leute“ dieſen ganz allein Schuld geben. Sie werden nicht bei Einer Urſache ſtehen bleiben, dieſes zu erhärten, ſondern ſie werden die Sache gründlich erſchöpfen.

Zuerſt werden ſie den Erzieher mit dem Lehrer vergleichen, und merken laſſen, daß, ſo wie dieſer zuerſt ſelbſt gelehrt ſeyn und den Gegenſtand gründlich gelernt haben, jener vor allen Dingen ſelbſt wohl erzogen, ja im höchſten Grade wohlgezogen ſeyn müſſe. Sind aber das (werden ſie fortfahren) die meiſten Erzieher? wir meinen ſowohl die Eltern ſelbſt, als die Pädagogen. Kommen nicht die meiſten ganz unberufen zu dem wichtigen Geſchäfte? d. h. fangen ſie nicht an zu erziehen, ehe ſie ſich ſelbſt, den Menſchen, ſeine Beſtimmung, die menſchliche Geſellſchaft und die Welt begriffen, und ſich über die Art der möglichen Einwirkung äußerer Dinge auf das freie Gemüth ſelbſt verſtändigt, ja ehe ſie mit der Disciplin ihrer Neigungen und Leidenſchaften nur den kleinſten Anfang gemacht haben? Was hilft doch ſolchen Leuten eine ganze Welt voll Hülfsmittel! werden ſie ausrufen. Haben es nicht die Aerzte ſchon vielfältig niedergeſchrieben, daß man die Erziehung des Säuglings bei der Mutter, ſpäteſtens ſobald ſie Braut wird, anfangen müſſe, und folgt daraus nicht, daß man die Erziehung der Knaben und Mädchen bei den Erziehern zu beginnen habe? Da man das bis jetzt nicht gethan hat, ſo iſt ganz klar, daß, trotz den allervortrefflichſten Hülfsmitteln, aus der Erziehung nichts werden kann.

Ferner, auch abgeſehen von der Un- oder Wohlgezogenheit der Erzieher, iſt es denn nicht möglich, daß ſie von den großen Hülfsmitteln der Erziehung, die in Verrath ſind, gar keine Kenntniß bekommen, ja ſich um ſie gar nicht bekümmert haben? — Denn ſprechen die Preisgeber nicht ganz im Allgemeinen und weder von einzelnen Fällen, wo die beſte Erziehung Statt finden kann, noch auch nur von beſonderen Ständen? Und kann es ſonach nicht Tauſende von erziehenden Bauern und Handwerkern, ja ſelbſt von geheimen Räthen geben, die weder Locke, noch Rouſſeau, noch Baſedow, Salzmann, Niemeyer, noch alle Kinderfreunde, noch Guts-

muths

muths Bibliothek kennen, und ſich aus der Lectüre der verſchiedenen allgemeinen Literaturzeitungen die beſten Erziehungsſchriften nicht haben auszeichnen können? — Das iſt eine der wichtigſten Urſachen, warum die Hülfsmittel nichts wirken, da ſie gewiſſermaßen für Niemanden exiſtiren, der ſie nicht ganz genau kennt, oder zu arm iſt, ſich dieſelben anzukaufen.

Sogar ſoll es Leute geben, die dieſe Hülfsmittel, als gute Literatoren, wirklich kennen, ja das Geld dazu übrig haben möchten, und ſie dennoch bei ihrem Erziehen verſchmähen. Wobei denn wohl eine Erziehung ſtatt finden wird, aber eine ſolche, deren Güte oder Untugenden mit den pädagogiſchen Hülfsmitteln unſerer Zeit in gar keinem Zuſammenhange ſtehen.

Weiter — ſprechen die Preisbewerber — können wir uns Leute denken, welche dieſe Hülfsmittel ganz und gar nicht verſchmähen, ſie ungemein hochſchätzen, ſie ſtudiert und auswendig gelernt, Kollegia darüber gehört und Excerpte daraus gemacht, ja ſie ſogar durchdacht, und — um das Höchſte zu ſagen — ſie zum Theil ſelbſt erfunden haben, und welche, wenn es nun bei ihnen zum Erziehen kommt, wenige oder gar keine Wirkungen derſelben auf die Bildung ihrer Zöglinge ſichtbar werden laſſen. „Welch eine Kluft (höre ich den, welcher den Preis davon tragen wird, ausrufen), welch eine Kluft iſt zwiſchen dem Wiſſen und dem Thun befeſtigt, beſonders bei einem Geſchäft, das die unverdroſſenſte Achtſamkeit, die höchſte Gleichmäßigkeit und Beſonnenheit, die reinſte Liebe und den vollendetſten Charakter erfordert! Nur der Charakter erzieht den Charakter! Was hilft es aber, alle vernünftigen Mittel der Erziehung zu kennen, wenn ſie nicht mit einer weiſen Beharrlichkeit und Gleichmäßigkeit angewendet werden, wenn ein und daſſelbe Mittel auf die verſchiedenen Kinderſeelen ganz verſchieden wirkt, wenn an Einem Kinde entweder ganz verſchiedene Perſonen ziehen, die ſich wiſſentlich oder unwiſſentlich entgegenarbeiten, oder wenn der eine Erzieher charakterlos, ein Sklav ſeiner Launen, ein leichtſinniger Egoiſt oder ein gutmüthiger Weichling iſt! Nicht ein Erziehen, ſondern ein Hin- und Herziehen des zarten Weſens iſt eingetreten, und alle die Hülfsmittel ſind ihm nicht zum Segen, ſondern zum Fluche geworden. Wahrlich, eine Erziehung, die das ſeyn ſollte, was man ſich darunter zu denken hat, die ſich eines ganz ſichern Erfolges getröſten, jedes Böſe von dem Zöglinge fern halten, jedes Talent beleben, jedes Gute der menſchlichen Natur emporheben, und alle Neigungen und Kräfte zum Ziele der Menſchheit harmoniſch leiten ſollte — könnte nur das Werk eines Gottes ſeyn, der mit Allwiſſenheit in jedem Augenblick die innerſte Regung des Zöglings durchſchaute, und mit Allmacht alles aus ſeinem Kreiſe bannte, was ſeiner Bildung zuwider, alles in ihn hineinzauberte, was dazu förderlich wäre. — Aber würde dieſer Gott einen Menſchen erziehen?

In Dunkelheit und Verwirrung arbeitet der junge Menſch, ſeitdem er das erſte ſchwache Bewußtſeyn gewonnen hat. Sein Fortſchreiten iſt der Weg zur Klarheit. Entweder er ermattet und unterliegt, und wird für ſein ganzes Leben, trotz aller Erziehung, ein träger, unſelbſtthätiger verworrener Kopf, oder er arbeitet ſich kräftig hindurch, und gewinnt die Klarheit, die die Frucht freier Selbſtthätigkeit iſt; dann hat er ſich erhoben über alle Erziehung, und hat etwas ergriffen, was über alle Leitung erhaben iſt.

Daher ſollen die Kinder von ihren Eltern erzogen werden, und nur von ihnen, denen die Natur die Liebe ins Herz gepflanzt hat, und die Eltern ſollen erziehen, ſo gut ſie es vermögen und verſtehen. Den Unterricht ſollen ſie Andern übertragen; das heilige Geſchäft des Erziehens aber ſollen ſie ſich vorbehalten, und nur die verwaiſten Kinder allein ſollen den Erziehungskünſtlern übergeben werden. Dieſe aber ſollen fortfahren, die Hülfsmittel zur beſtmöglichen Erziehung zu erfinden, zu ſammeln, zu ordnen, unbekümmert um den Erfolg und den Einfluß derſelben.

Dank ſey es der ewigwaltenden Verſehung, daß dasjenige, was wir Erziehung nennen, für den Menſchen und ſeine Bildung nicht das Höchſte iſt, daß von ihr ſein Werth, ſeine Kunſt, ſein Wiſſen und Denken, ſo wie ſeine Tugend und Würde, eben ſo wie ſein Unwerth, ſeine Ungeſchicklichkeit und Unwiſſenheit, ſeine Unwürdigkeit und Laſterhaftigkeit völlig unabhängig iſt, daß er mit ſeiner Freiheit über allen Veranſtaltungen und Hülfsmitteln ſchwebt, und er durch eignen Willen und eigne Kraft die beſte ſowohl, als die ſchlechteſte Erziehung beſiegen kann.“

Wie es ſcheint, hat der Preisbewerber nicht ſo gan Unrecht.

F.

VII.

Apologie der Titel.

Vom

Herrn Stadtrath Gronau.

Das Verdienſt der Erfindung der dem menſchlichen Geſchlechte ſo heilſamen Titulaturen kann unſern Vorfahren nicht abgeſprochen werden. Schon ſie hatten, ſo wie wir, ihre Kammer-, Stadt-, Land-, Hof- und geheime Räthe; ihre Stadtrichter und Scharfrichter; ihre Landvögte und Bettelvögte. Allein ihnen bezeichnete ein Titel geradezu die Bedienung des Betitelten. Damals war ein Titel gewiſſermaßen der Stempel, den der Landesherr oder der Staat dem Staatsdiener aufdrückte, um zu beurkunden, daß der ſo Bezeichnete wirklich das wäre, was der Stempel beſagte, und daß der Betitelte, in öffentlichen und Privat Verhältniſſen, nach Maaßgabe dieſes Stempels in Cours geſetzt und verbraucht werden ſollte.

Es iſt nun zwar nicht zu läugnen, daß dieſe Sitte ihr Gutes hat. So wußte man z. B. ganz beſtimmt, wer eigentlich die Perſon wäre, mit welcher man etwa zu thun hatte, ſobald man nur ihren Titel wußte; und man hätte eben ſo leicht Alexander den Großen mit Alexander dem

Schmidt verwechſeln können, als einen Stadtrichter mit einem Scharfrichter, oder einen Bürgermeiſter mit einem Wagenmeiſter, einen Statthalter mit einem Buchhalter. Allein wer ſiehet auch nicht, wie ſchaal und proſaiſch es iſt, eine Perſon gerade nach derjenigen Bedienung zu benennen, welche ſie wirklich bekleidet? Was kann nüchterner ſeyn, als denjenigen einen Hofrath zu nennen, der wirklich dem Hofe, oder denjenigen einen Stadtrath zu nennen, der wirklich der Stadt räth?

Es war unſern Neuern vorbehalten, dieſes Plattproſaiſche, dieſen gänzlichen Mangel an äſthetiſcher Schönheit in unſern Titulaturen, zu bemerken, und es iſt ihnen nach mancherlei Verſuchen auch gelungen, dieſe Proſa in denſelben zum Theil abzuſchaffen, und ihnen einen poetiſchen, und eben deswegen auch einen äſthetiſchen Werth zu geben. Sie, unſere Neueren, ſind es, die zuerſt die kühne Idee faßten, die ganze Rhetorik in unſere Titulaturen überzutragen. Ihnen verdanken wir es, daß es Metaphern, Ironieen, Tropen und Figuren ohne Maaß und Zahl darin giebt, ſo daß wir jetzt dreiſt den größten Literaten auffodern können, uns ein poetiſches Werk zu nennen, welches mit unſerm Adreß-Kalender die Vergleichung aushalten könnte. Da haben wir Hofräthe, welche man kaſſiren würde, wenn ſie ſich beikommen ließen, dem Hofe zu rathen; Kammerräthe, deren Rath ſich nur auf die Peripherie ihrer eigenen Kammer einſchränkt; Kommerzienräthe, welche praktiſch dem Kommerz rathen, indem ſie ihre ökonomiſchen Bedürfniſſe vom kommerzirenden Publikum erhandeln, und geheime Räthe, für die alles geheim iſt; ja, wir haben, um den ſtärkſten Grad von Kontraſt hervorzubringen, in den neueſten Zeiten ſogar geheime Buchdrucker ernannt, und werden nächſtens, wie man mich glaubhaft verſichert hat, auch noch geheime Ausrufer anſtellen.

Zwar haben bei weitem noch nicht alle unſere Titulaturen dieſes poetiſche Verdienſt. — Ach! es giebt der Sekretaire noch immer genug, welche wirklich noch ſchreiben; der Calculatoren genug, welche wirklich noch rechnen; der Räthe genug, welche wirklich noch rathen. Indeſſen laſſen ſie uns billig ſeyn, meine Herren! Es iſt unſtreitig ſchon viel geſchehn! Nach und nach werden auch die noch übrigen proſaiſchen Titel einen poetiſchen Schwung bekommen; und ich hoffe, es noch zu erleben, daß man ganz beſtimmt wiſſen wird, wer der Herr nicht iſt, mit dem man es etwa zu thun hat, ſobald man nur den Titel deſſelben erſt vernommen haben wird.

Es iſt für unſer Zeitalter beſonders rühmlich, daß es den Werth dieſer uneigentlichen Titulaturen gehörig zu ſchätzen anfängt; wie ſie denn auch in manchen Ländern ihren ordentlichen beſtimmten Preis haben, der gemeiniglich im umgekehrten Verhältniß mit den Fähigkeiten des betitelten Herrn, die Bedienung, nach der er geſtempelt iſt, ſelbſt zu bekleiden, ſteht; dagegen aber im geraden Verhältniß mit dem poetiſchen Werth des Titels.

Es giebt Menſchen, welche ſo wenig Sinn für poetiſche Schönheiten haben, daß ſie in allem Ernſt behaupten, man ſollte entweder gar keinen Titel, oder einen ſolchen, welcher von dem Amte oder der Bedienung, der man vorſteht, hergenommen wäre, führen. Ob ich mich nun gleich wohl hüten werde, meine Zeit mit einer weitläuftigen Widerlegung dieſer proſaiſchen Alltagsmenſchen zu verlieren; ſo glaube ich doch, wenigſtens Einiges hierüber bemerken zu müſſen.

Wenn die Frage aufgeworfen wird, welcher Titel den Vorzug verdiene, der eigentliche, oder der uneigentliche, oder poetiſche: ſo fällt zuerſt in die Augen, daß der eigentliche Titel im Grunde gar kein Titel iſt; er fließt unmittelbar aus dem Amte oder der Bedienung ſelbſt, und ſoll den Betitelten nur von einer jeden andern Klaſſe von Staats, oder Fürſtendienern auf eben die Art unterſcheiden, wie jeder Profeſſioniſt durch den Namen der Profeſſion, welche er treibt, von jedem andern Profeſſioniſten unterſchieden wird. Ganz anders verhält es ſich mit den poetiſchen Titulaturen; dieſe ſind entweder für baares Geld gekauft, oder eine Belohnung für angeblich wirklich geleiſtete Dienſte, oder für ſolche, welche wirklich hätten geleiſtet werden können und ſollen. Im erſtern Falle legt der Staat auf eine in die Augen fallende Art den Vorzug an den Tag, den er dieſen Titulaturen vor den eigentlichen giebt, da er ſich jene bezahlen läßt, für dieſe aber, als für Dinge, welche keinen Werth haben, auch keine Bezahlung nimmt: denn daß die ſogenannten Chargen-Jura nicht vom Titel, ſondern von der Bedienung bezahlt werden, beweiſt der Umſtand, daß bloß die zu ziehende Beſoldung, und nicht der Titel, der Maaßſtab der Bezahlung iſt. In dem letzten Falle, da der Titel als eine Belohnung gegeben wird, zeigt der Staat eben dadurch, wie ſehr er dieſe poetiſche

Waare ſchätzt, da er ſie als Belohnung entweder für wirklich numeraire oder für angeblich politiſche Verdienſte verleihet. Und Belohnung ſind ſie in der That! Sie erheben ihren Mann nicht nur aus der niedern Region der gewöhnlichen Proſa in die höhere der Poeſie, ſondern theilen ihm auch eine Glorie mit, welche ſchwache Augen blendet, wie das ſchmutzige Licht einer Fackel das Auge der Nachteule, und welche gleich dem faulen Holze um ſo mehr leuchtet, je finſterer es iſt. Sie ſchieben ihm einen Fußſchemel unter, welcher zwar der eigenthümlichen Länge des poetiſch Betitelten ſo wenig eine Elle zuſetzt, daß er vielmehr, wie man will bemerkt haben, ihn öfters um einige Zolle verkürzt, ihn aber über Viele ſeiner Mitbürger erhebt, und gleich dem Könige Saul eines Kopfes länger macht, als das übrige Volk.

Nach dem bereits Geſagten leidet denn wohl der große Vorzug des poetiſch Titulirten vor dem bloßen Geſchäftsmann auch nicht den geringſten Zweifel; und das Wohlthätige der poetiſchen Titulaturen (ihren äſthetiſchen Werth mit eingerechnet) fällt auf das deutlichſte in die Augen. Hierbei entſteht aber die natürliche Frage: warum ſich der Staat dieſer von ihm ſelbſt ſo ausgezeichneten Subjekte nicht häufiger bedient, und ſie ſo ganz brache liegen läßt. — Irre ich nicht, ſo liegt hier ein ſehr allgemeines Vorurtheil von ihrer Untauglichkeit zum Grunde; allein nichts iſt falſcher, als eben dieſes Vorurtheil: denn, um bloß einige Beiſpiele von meiner eigenen, nur ſehr eingeſchränkten, Bekanntſchaft anzuführen, ſo weiß ja ein Jeder, der meinen Nachbar, den Titular-Geheimen Rath von A. kennt, daß er ſich in Abſicht ſeiner

Maitreſſe und ſeiner Hunde, ſeiner Pferde und ſeiner Bedienten, ſeiner Garderobe und Livree ganz vortrefflich ſelbſt gerathen habe. Wie ſehr ſich das Kommerz jenes kleinen Städtchens aufgeholfen hat, ſeitdem mein Freund, der Titular-Kommerzienrath B., der ſein Vermögen nach Tonnen Goldes zählt, dort wohnt, und täglich offene Tafel hält, iſt ſtadt- und landkundig; und was endlich unſern Titular-Hofrath C. betrifft, ſo weiß ja die ganze Stadt, mit welcher Klugheit derſelbe bei freundſchaftlichen Wein- oder Biergelagen dem Kaiſer räth, den Franzoſen alles abzunehmen, was ſie in dieſem und dem vorigen Jahrhundert von ihm und dem deutſchen Reiche erobert haben; mit welcher freundſchaftlichen Unpartheilichkeit er den Franzoſen räth, alle dieſe Länder wieder herauszugeben, und einen dauerhaften Frieden zu ſchließen, wobei er mit ungemeinem Scharfſinn bemerkt, daß es für die Nation ſehr heilſam ſeyn würde, wenn keine neue innere Unruhen entſtänden; wie patriotiſch er endlich ſeinem Könige räth, dem Kaiſer alle Länder bis wenigſtens an die Donau abzunehmen, und ihm alsdann einen vortheilhaften Frieden zu ſchenken. Wenn man nun in Erwägung zieht, daß dieſer gute Rath unſerm Hofrath nur ſo aus freier Fauſt gewiſſermaßen abzugehn pflegt, ſo läßt ſich leicht erachten, was dieſer Mann erſt leiſten würde, wenn er ordentlich angeſtellt werden ſollte, und ſich auf den zu gebenden Rath förmlich vorbereiten müßte. — Doch es iſt zu hoffen, daß auch über dieſen Gegenſtand einſt dem Staat die Augen aufgehn werden.

Mehr als das Geſagte bedarf es nun wohl nicht, um das Wohlthätige der poetiſchen Titulaturen in ſein hellſtes Licht zu ſetzen. Mit Recht kann man daher den poetiſchen Titular als ein Ideal betrachten, wornach der eigentliche Beamte ſich zu bilden ſuchen muß. Jener wird der Maaßſtab ſeyn, an den ſich dieſer ſtellen wird, um zu erfahren, ob er das eigentliche Maaß des Verdienſtes habe. Er wird endlich der Kompaß ſeyn, der ihn nach dem eigentlichen Pol der Ehre hinweiſen wird. Wie heilſam iſt dieſe Veranſtaltung, und wie ſehr iſt der Staatsdiener dem Staate verbunden, daß dieſer von Zeit zu Zeit ſolche Ideale in hinlänglicher Anzahl uns aufſtellt! — Möchte er denn doch bald den alten Sauerteig der eigentlichen Titulaturen gänzlich ausfegen!

Doch nur Geduld! Dieſe goldene Zeit wird auch kommen. — Dann wird der gute Rath noch ſo wohlfeil ſeyn, daß er ſchier allen Werth verlieren wird, und niemand ſich wird rathen laſſen wollen. Unſer ſchwerfälliger Geſchäftsgang wird ſich in lauter Contretänze verwandeln, und alles wird, ſo wie unſere poetiſchen Titularen, Titel ohne Inhalt, Band ohne Materie ſeyn.

VIII.

Claudians Traum.

An den Kaiſer Honorius.

Aus dem Lateiniſchen *).

Was, am liebſten gethan, vorſchwebete wachenden Sinnen,
Bringt ein freundlicher Traum wieder im Schlummer zurück.
Wann den ermüdeten Leib aufs Lager geſtrecket der Weidmann,
Bald entflieget der Geiſt wieder zu Wald und Gehege.
Richter träumen vom Spruch; es träumt vom Geſpanne der Fuhrmann;
Um des Zieles Gebild beuget im Traume das Roß.
Liebende freun ſich der Liſten. Es tauſchet Waaren der Schiffsherr,
Und den verſchwundenen Schatz ſuchet der Geizhals, erwacht.
Quält den Erkranketen Durſt, ihm träumt von Quellen, und täuſchend
Winkt der erſehnte Pokal, kältendem Sprudel entſchöpft.
Mich auch ſelber, vertraut der Muſen gefälligem Umgang,
Reizt in ſchweigender Nacht oft ihr geliebtes Geſchäft:

---

*) C. Cl. Claudiani in VI Cons. Honorii Praef.

Jüngſt noch däucht' ich mir hoch in Mitte des Sternenpalaſtes,
Und dem erhabenen Zevs legt' ich zu Füßen ein Lied.
Beifall ſchenkten (es ſchmeichelt ein Traum) dem Liede die Götter,
Und die geheiligte Schaar, welche den Sänger umgab.
Sieh, Encelados ſang ich, und kettenbelaſtet Typhöus,
Unter Inarime den, jenen im Aetna verſenkt.
Wie nach vollendetem Kampf zum Olymp Zevs herrlich emporſtieg,
Wie, von Phlegras Heer, ihm die Trophä'n gefolgt.
Jetzt bewähret es ſich. Mich täuſchte kein nichtiges Traumbild,
Und kein leeres Geſicht ſandte das elfene Thor.
Sieh den Fürſten, und gleich dem Olymp, das Höchſte des Erdballs *)!
Alſo, noch denk' ichs, erſchien jener ehrwürdige Chor.
Größeres konnt' im Traum mir nimmer erſcheinen: der Dichter
Schaut' im hohen Senat himmliſcher Götter Verein.

Falkenau.

D. Gr. v. Haugwitz.

---

*) Die Verſammlung des römiſchen Senats. Denn ſo hieß dieſer eben ſo gut unter der Kaiſerregierung, als zur Zeit des ältern Brutus und Cato.

IX.

Poſtſcripte.

46.

Zu der im Auguſt-Stück gelieferten Abhandlung: Ueber das Intereſſante und Rührende in der Muſik.

Das fehlte nur noch, daß man auch die Muſik zu einer kalten Verſtandesſache machte! Schlimm genug, daß ſchon in der Dichtkunſt mit der Theorie ſo viel Unfug getrieben, und, über alles Entwickeln des Begriffs vom Schönen, das Schöne zu machen verabſäumt wird! — Den Muſiker, der bloß meinen Verſtand beſchäftigen will, mag ich nicht hören. Er gebe mir ſein Kunſtwerk in Noten, damit ich es nur ſehe, und die Geduld bewundere, mit der er z. B. einen Kanon in der Quarte, der Septime ꝛc. zu Stande gebracht hat. Das iſt aber auch alles, was ich bewundern kann. Freilich iſt das indeß noch immer bei weitem mehr, als ein poetiſch ſeyn ſollendes Machwerk voll kalter Künſteleien, das keinen andern Werth hat, als eben dieſe. Und wenn es denn doch nur etwas wirklich Mühſames wäre, daß man ſich wenigſtens über die beſiegten Schwierigkeiten freuen könnte! Was iſt aber leichter, als nach jedem vierten oder fünften Worte wieder eins zu ſetzen, das ein a oder e oder u in ſeiner Hauptſylbe hat! Solcher — nicht Kunſtwerke, ſondern Kunſtſtückchen, machte man ehmals noch ganz andre; als da ſind die griechiſchen Spielereien, wo man durch die verſchiedenen Längen der Verſe eine Vaſe, einen Vogel und dergleichen repräſentirte.

Noch dieſer Tage fiel mir unter meinen alten Büchern ein Ding in die Hände, mit dem Titel: Nugae venales. In dieſen nugis iſt unter andern eine Art von komiſchem Heldengedicht, genannt pugna porcorum, etwa zehn oder elf Blätter lang, in Hexametern. In dieſem ganzen s. v. Heldengedicht fängt auch nicht Ein Wort mit einem andern Buchſtaben an, als mit dem P. Das nenne ich mir doch ein Kunſt-ſtück!! — Aber man giebt es auch nur — als Poſſe.

— d —.

47.

Druckfehler.

Sehr unterhaltend iſt eine Sammlung ſinnreicher Druckfehler, ich meine ſolcher, die, noch auſerdem daß ſie Druckfehler ſind, einen Sinn geben. Ich kenne einen Mann, der ein kleines Kunſtkabinet davon angelegt hat, und dieſem will ich einen kleinen Beitrag ſenden.

In der Reiſe nach England und Portugal von L. Bernard erzählt die Verfaſſerin Th. II. S. 409 von der elenden Aufführung eines elenden Stücks von St. John, genannt Maria Stuart, und ſchließt ganz emphatiſch:

> Anne Marie! wie ſehr wäre dein ſtolzer Geiſt gedemüthigt worden, wenn er jenen Abend auf der Oberwelt herumgeſchwebt hätte!

Man ſieht, es ſoll heißen: Arme Maria! nicht Anne Marie.

Correktoren könnten zu dieſem Artikel viele Beiträge liefern, nehmlich von Druckfehlern, über die ſie erſt tüchtig gelacht haben, ehe ſie ſie verbeſſerten.

K.

48.

Im 3ten Theile S. 373 des von Soltau überſetzten Dekameron des Boccaccio leſen wir folgendes:

> Die beiden Jünglinge betrauerten ihren Vater ſo aufrichtig, daß die Freunde und Verwandten des Chremes *nicht wußten*, welcher von beiden über den Verluſt *am untröſtlichſten* war.

Wenn es im Original eben ſo lautet, ſo müſſen wir für die grammatiſche und logiſche Genauigkeit dieſer Verwandten eine große Hochachtung hegen, welche nicht *wußten*, was man gar nicht *denken* kann.

K.

49.

Für Literatoren.

Es giebt eine doppelte Literatur, eine *gedruckte* und eine *geſchriebene*. Jene findet man in den Katalogen und Anzeigern, dem Repertorium, und in dem gelehrten Deutſchland; von dieſer haben größtentheils nur die Buchhändler und die Herausgeber periodiſcher Schriften Kunde. Etwas davon wird in den literariſchen Intelligenzblättern unter der Rubrik: Schriften, welche künftig herauskommen ſollen, und im Anhange des Meßkatalogs verrathen, vieles aber bleibt unentdeckt. Es wäre daher eine Aufgabe für Literatoren, ein Buch zu ſchreiben, welches die deutſchen Schriftſteller, die bloß Manuſcripte angefertigt, oder die neben ihren gedruckten Sachen noch einen Vorrath bloß geſchriebener Werke liegen haben, in alphabetiſcher Ordnung aufzählte. Wir würden dann ſehen, welche Literatur größer und beſſer wäre: die gedruckte, oder die bloß geſchriebene.

K.

50.

Poſtſcript zu allen Familien-Annoncen in den Zeitungen.

Da eine jede derſelben unter mannichfaltigen Wendungen damit ſchließt, daß alle Beileids- und Freudenbezeigungen verbeten werden, ſo ſoll künftighin ein jeder, der Geburten, Todesfälle, Heirathen und Verlobungen durch die Zeitungen ankündigt, die Präſumtion für ſich haben, daß er keine Briefe über dieſe Verfälle begehre.

B.

51.

Wann wird man treu in der Freundſchaft? Wenn man keine neue mehr anknüpfen mag. Sobald man einen alten Freund aufgeben kann, iſt man immer noch geneigt, einen neuen zu ſuchen. Aber wer wird ſich finden laſſen?

f.

52.

Trennung ſchwächt eine matte Liebe, aber eine wahre und ſtarke nährt ſie: ſo wie der Wind ein Lichtflämmchen verlöſcht, aber eine groſe Flamme anbläſt.

f.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

November 1804.

I.

Bacon's Ideen über Staatenerweiterung, beſonders in Beziehung auf England; mit einer Nachſchrift.

Da Bacon unter der Regierung der Königin Eliſabeth und ihres Nachfolgers, Jakobs des Erſten, lebte, ſo verſteht es ſich ganz von ſelbſt, daß England damals noch nicht war, was es gegenwärtig iſt. Indeſſen iſt es der Mühe werth, zu wiſſen, was dieſer Philoſoph, den man, mit dem größten Rechte von der Welt, die Vernunft ſeines Zeitalters nennen kann, über Staatenkraft überhaupt, und über Englands Beſtimmung insbeſondere gedacht hat. Hier folgt alſo ſeine Abhandlung: „de proferendis finibus Imperii."

„Themiſtokles erklärte ſich einmal auf eine Weiſe, welche, auf ihn ſelbſt angewendet, unpolitiſch und aufgeblaſen ſeyn mochte; in Beziehung auf Andere aber, und in ihrer höchſten Allgemeinheit gedacht, eine ſehr kluge Bemerkung und einen ziemlich bittern Tadel zu enthalten ſcheint. Man bat ihn nämlich bei Gelegenheit eines Gaſtmals, die Zither zu ſpielen; und ſeine Antwort war: „Darauf verſtehe ich mich nicht; aber das weiß ich wohl, wie man einen kleinen Staat zu einem großen machen kann.“ Dieſe Worte bezeichnen, wenn man ſie in einem politiſchen Sinne nimmt, zwei ſehr verſchiedene Eigenſchaften in denjenigen, welche das Steuerruder des Staates führen. Faßt man nämlich alle Staatsminiſter, Senatoren und übrigen Staatsmänner, welche jemals exiſtirt haben, etwas ſchärfer ins Auge, ſo wird man unter ihnen immer einige, wenn gleich ſehr wenige, antreffen, die wohl im Stande ſind, einen kleinen Staat groß zu machen, übrigens aber in der Kunſt, die Zither zu ſpielen, für keine Virtuoſen gelten können; dagegen aber eine ungemeſſene Anzahl von ſolchen, die auf der Zither oder Leier, das heißt in den Hofkünſten, ſehr wohlerfahren ſind, von ihrer wahren Beſtimmung aber ſo wenig einen deutlichen Begriff haben, daß ſie von der Natur recht eigentlich dazu berufen zu ſeyn ſcheinen, einen kraftvollen und blühenden Staat von ſeiner Höhe herabzuwerfen. In der That, alle die elenden Künſte und Zaubereien, wodurch die Mehrheit der Miniſter ſowohl bei den Staatschefs, als bei dem Publikum ihr Glück macht, verdienen ſchwerlich eine ehrenvollere Benennung, als die der Zitherklimperei; denn alles, was ſie zu Stande bringen, iſt bei weitem mehr auf den gegenwärtigen Augenblick und auf Verſchönerung einer loſen Kunſt, als auf das wahre Gedeihen und den fortdauernden Wachsthum des Ganzen berechnet. Es giebt unſtreitig auch Miniſter und Staatschefs, die den Geſchäften gewachſen ſind, und wohl die Kraft haben, die Regierungsmaſchine gehörig zu leiten, und den Staat aus augenſcheinlichen Gefahren zu retten; allein von derjenigen Energie, welche die Staatskraft vermehrt und verſtärkt, ſind und bleiben ſie weit entfernt.

Doch, wie gut oder wie ſchlecht es immer um die Werkzeuge ſtehen mag, ſo ſind ſie nie das Werk ſelbſt, welches durch ſie gefördert werden ſoll. Auf dieſes müſſen wir jetzt unſere ganze Aufmerkſamkeit richten. Die Frage iſt alſo: worin die wahre Größe der Staaten beſteht, und durch welche Maaßregeln ſie errungen werden kann. Ein ſehr wichtiger Gegenſtand, welchen alle Staatschefs beſtändig in ihrem Gemüthe tragen ſollten, damit ſie weder, in einer übertriebenen Meinung von ihren Kräften, ſich in allzu ſchwierige und eben deswegen rein vergebliche Unternehmungen verwickeln, noch, aus Mißtrauen, zu kleinmüthigen und feigherzigen Maaßregeln ihre Zuflucht nehmen möchten.

In Hinſicht der Maſſe und des Gebiets wird die Größe eines Staates nach Quadratmeilen beſtimmt; in Hinſicht der Einkünfte entſcheidet der Kalkul; in Hinſicht der Anzahl der Bürger und Köpfe kommt alles auf Regiſter an; und der Umfang der großen und kleinen Städte kann in Tabellen angegeben werden. Gleichwohl iſt nichts ſo ſehr dem Irrthum unterworfen, als die Angabe des wahren, d. h. des innerlichen Werthes eines gegebenen Staates. Das Himmelreich wird nicht mit einer Haſel- oder Wälſchen Nuß, ſondern mit dem Senfkorn verglichen, welches, wie klein es auch an und für ſich ſeyn mag, doch eine gewiſſe Eigenſchaft, ich möchte ſagen, einen gewiſſen Geiſt, enthält, vermöge deſſen es ſich ſchneller erhebt und weiter ausbreitet. Und eben ſo giebt es Reiche und Staaten, welche, wie groß auch ihr Umfang ſeyn mag, ſehr ſchlecht geeignet ſind, ihre Gränzen weiter auszudehnen, und weit und breit zu gebieten; und andere Reiche und Staaten, die, bei einem ſehr geringen Umfange, die Grundlagen der größten Monarchieen werden können.

Feſtungen, Arſenäle, herrliche Stutereien, Sichelwagen, Elephanten, Kriegesmaſchinen aller Art — was ſind ſie anders, als eine dem Lamme angezogene Löwenhaut, wenn eine Nation nicht durch ſich ſelbſt tapfer und kriegeriſch geſinnt iſt? Selbſt große Armeen haben einen ſehr geringen Werth, wenn die Soldaten feigherzig und läſſig ſind. Sehr richtig ſagt Virgil: Lupus numerum pecorum non curat (der Schaafe Zahl macht nie den Wolf verlegen). In den Gefilden von Arbela erſchien das Heer der Perſer den Augen der Macedonier ſo ſehr als ein Ocean von Menſchen, daß ſelbſt Alexanders Generale, von dieſem Schauſpiel getroffen, dem tapfern Könige den Rath gaben, den Angriff auf die Nacht zu verſchieben; aber Alexander antwortete ihnen: „Ich will den Sieg nicht ſtipitzen," und der Erfolg rechtfertigte die ſchlechte Meinung, welche er von der Widerſtandskraft der Perſer hatte. Der Armeniſche Tigranes hielt mit ſeinem viermal hunderttauſend Mann ſtarken Heere auf einem Hügel, als er die aus nicht mehr als vierzehntauſend Mann beſtehende Römiſche Schlachtordnung anrücken ſah. Dieſer Anblick war ihm ſo lächerlich, daß er in den Spott ausbrach: „Für eine Geſandtſchaft viel zu viel; für eine Schlacht viel zu wenig!" Doch vor Sonnenuntergang hatte er die Erfahrung gemacht, daß dieſe vierzehntauſend Mann vollkommen hinreichend waren, ihn in die Flucht zu ſchlagen. Unendliche Beiſpiele beweiſen, daß Maſſe und Kraft von einander verſchieden ſind, und daß die erſtere der letztern nicht gewachſen iſt. Vor allen Dingen muß man alſo als einen Hauptgrundſatz annehmen und feſtſtellen: „daß von allen Mitteln, welche auf Vergrößerung eines Reiches oder eines Staates abzwecken, die angeborne oder eingeimpfte Tapferkeit des Volks das hauptſächlichſte ſey." Es iſt mehr gemein als wahr, wenn man ſagt: „das Geld ſey der Nerv des Krieges." Das Geld hat keine Kraft, wenn die Muskeln eines weichlichen und weibiſchen Volks die Ruhe lieben; und mit dem beſten Recht von der Welt ſagte Solon zu dem mit ſeinen Schätzen prahlenden Cröſus: „Kommt jemand, der das Eiſen beſſer zu handhaben verſteht, als du, o König, ſo gehört ihm dies Geld." Der Staatschef ſey wer er wolle, und der Staat zeichne ſich noch ſo ſehr durch Umfang aus, ſind die Unterthanen und Bürger nicht beherzt und kriegeriſch, ſo muß er von ſeiner Macht ſehr mäßig und nüchtern denken; Fürſten dagegen, welche über muthige und martialiſche Nationen gebieten, brauchen nur ihre Kräfte gehörig zu kennen, wenn ſie ſich im Uebrigen nicht ſelbſt entziehen. Was die Miethsheere betrifft (die gewöhnlich dann gebraucht werden, wenn es an eigenen Truppen fehlt), ſo führen alle Experimente, welche jemals mit ihnen angeſtellt worden ſind, zu der Bemerkung: „daß ein Staat, der ſich auf ſolche verläßt, ſeine Fittige zwar auf einige Zeit über das Neſt hinaus erſtrecken kann; daß aber dieſer Vortheil nicht von Dauer iſt.“

Der Segen Juda's und der Segen Iſaſchar's fallen nie zuſammen. Das heißt, derſelbe Stamm und daſſelbe Volk wird nie zugleich ein junger Löwe und ein unter ſeiner Laſt zu Boden ſtürzender Eſel ſeyn. Nie wird man erleben, daß ein von Auflagen erdrücktes Volk auch tapfer und kriegeriſch ſey. Und dabei iſt es eine ausgemachte Wahrheit, daß diejenigen Abgaben, welche mit öffentlicher Zuſtimmung entrichtet werden, die Gemüther der Staatsbürger bei weitem weniger niederdrücken, als ſolche, welche das bloße Herrſcherwort beſtimmt. Dies ſieht man ſehr deutlich in den Beiſteuern des niedern Deutſchlands, Acciſe genannt, und bei den in England ſogenannten Subſidiengeldern. Es iſt hier die Rede von den Gemüthern der Menſchen, nicht von ihrem Vermögen. Hier (in England) erfolgen alle Abgaben nach Zuſtimmung; und diejenigen, welche das Herrſcherwort auflegt, ob ſie gleich, ſobald von einem bloßen Auspumpen die Rede iſt, daſſelbe ſind, afficiren die Gemüther der Unterthanen auf eine ganz andere Weiſe. Wir können alſo auch *den* Grundſatz aufſtellen, „daß ein von

Auflagen zu Boden gedrücktes Volk nicht zum Herrſchen gemacht ſey.“

In denjenigen Reichen und Staaten, welche nach Größe trachten, muß vorzüglich dahin geſehen werden, daß ſich der Adel nicht zu ſehr vermehre und vervielfältige. Iſt dies der Fall, ſo kann es nicht fehlen, daß das Volk oder die Gemeinen ſchwach und verworfen werden, weil ſie nur die Sklaven und Tagelöhner des Adels ſind. Etwas Aehnliches erblicken wir an großen Wäldern; wenn nämlich die Zahl der Stämme oder größeren Bäume allzu groß iſt, ſo wird der Wald nie rein und ebenmäßig aufwachſen, ſondern die größere Zahl der jüngeren Bäume in Gebüſch und Geſtrüpp ausarten. Iſt der Adel allzu zahlreich, ſo iſt das Volk träge und feig, und es kommt alsdann nur allzubald dahin, daß nur der hundertſte Kopf im Stande iſt, einen Helm zu tragen, vorzüglich in Hinſicht der Infanterie, welche in den meiſten Fällen die Hauptſtärke des Heeres iſt. Es entſteht nämlich eine große Bevölkerung bei ſehr geringen Kräften. Nirgend leuchtet dies deutlicher ein, als in den Beiſpielen Englands und Frankreichs. Obgleich dem Umfange und der Volkszahl nach hinter Frankreich zurück, hat England dennoch in allen Kriegen den Vorzug gehabt, aus keinem anderen Grunde, als weil der Landmann in England zum Soldatendienſt weit geſchickter iſt, als der Bauer in Frankreich. Es war daher eine ſehr glückliche Idee Heinrichs des Siebenten, kleinere Landgüter und Ackerbauer-Familien anzulegen, welche ein gewiſſes mittelmäßiges Land-Eigenthum hätten, das ihnen nicht genommen werden könnte;

und zwar in der doppelten Abſicht, daß, erſtlich, das Eigenthum zum Unterhalt der Freieren ausreichen, und, zweitens, der Ackerbau von denjenigen getrieben werden möchte, welche Eigenthümer oder wenigſtens Nutznießer des Gütchens ſind. Nur auf einem ſolchen Wege kann ein Land den Charakter erhalten, den Virgil dem alten Italien zuſchreibt, wenn er von ihm ſagt: Terra potens armis, atque ubere glebae (ein Land durch Waffen und durch die Fruchtbarkeit ſeiner Gefilde gleich mächtig). Auch denjenigen Theil des Volks, welcher zur Dienerſchaft des Adels gehört, muß man nicht aus der Acht laſſen; vorzüglich nicht in England, wo er nächſt Polen am meiſten zu Hauſe gehört. Dieſer Schlag von untergeordneten Menſchen leiſtet, in der Infanterie angeſtellt, eben ſo viel, als der Ackerbauer. Und hieraus leuchtet jedem ein, daß der Glanz, mit welchem der hohe und niedere Adel in England durch ſeine Dienerſchaft lebt, zur Militärmacht dieſes Landes ſehr weſentlich beiträgt; wogegen eine zurückgezogene, verborgene und knickerartige Lebensweiſe des Adels in andern Ländern die Militärmacht verringert *).

Es iſt überhaupt dahin zu ſehen, daß der Baum der Monarchie, gleich der den Nebukadnezar, Stamm genug habe,

---

*) Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß dies nicht mehr auf die gegenwärtigen Zeiten paſſet. Die mannichfaltigen Veränderungen, welche das Militär in dem Laufe des zuletzt verfloſſenen Jahrhunderts erfahren hat, haben das Verhältniß aufgehoben, worin die ehemalige Dienerſchaft des Adels zum

um ſeine Zweige und Aeſte gehörig zu halten; d. h. mit andern Worten, daß die Zahl der Eingebornen zur Beherrſchung der Ausländer vollkommen hinreiche. Vor allen übrigen Staaten paſſen diejenigen zur Erweiterung des Machtgebietes, welche das Bürgerrecht leicht und gern bewilligen. Es iſt ein unverantwortlicher Wahn, wenn man ſich einbildet, daß eine Handvoll Menſchen, was ſie auch von Seiten der Intelligenz gelten mögen, im Stande ſey, allzu große Strecken durch das Herrſcherjoch zuſammen zu halten. Eine Zeitlang mag dies angehen, aber lange dauert die Herrlichkeit nicht. Die Spartaner knickerten mit der Ertheilung des Bürgerrechts. So lange ſie ſich nun innerhalb gewiſſer Gränzen hielten, war ihre Herrſchaft feſt und unerſchütterlich; ſobald ſie aber aus dieſen Gränzen hinaus gingen und ihr Machtgebiet weiter erſtrecken wollten, als ihre Bevölkerung eigentlich zuließ, ſo ſtürzte auch ihr Reich in den Staub. Niemals hat irgend ein Staat ſeinen Schooß zur Aufnahme neuer Bürger ſo großmüthig geöffnet, als die römiſche Republik. Es war daher nicht mehr als billig, daß das Glück ſo viel Weisheit krönte. Denn errichteten die Römer nicht das größte Reich der Welt? Bei ihnen war es hergebracht, das Bürgerrecht auf der Stelle zu verleihen, und zwar im höchſten Grade, d. h. nicht nur das Recht des freien Handels,

---

Militär ſtand. Ueberhaupt verdiente es ſehr wohl eine Unterſuchung, wie viel durch das Militär für die Abſchaffung des Feudalweſens bisher geſchehen iſt.

Anmerkung des Ueberſetzers.

das Recht einer ehelichen Verbindung und das Recht der Erbſchaft, ſondern auch das Recht der Stimmengebung und das Recht der Bewerbung um öffentliche Aemter; dies alles nicht nur einzelnen Perſonen, ſondern ganzen Familien, ganzen Staaten, ja bisweilen ganzen Nationen. Dazu kam noch die Gewohnheit, Kolonieen auszuführen, wodurch die römiſchen Geſchlechter ins Ausland verpflanzt wurden. Nimmt man die Wirkung beider Einrichtungen zuſammen, ſo muß man geſtehen, daß nicht die Römer ſich über den ganzen (damals bekannten) Erdkreis, ſondern vielmehr dieſer über die Römer ergoſſen habe. Die allerſicherſte Erweiterungsmethode *)! Es iſt öfters ein Gegenſtand der Verwunderung geweſen, daß Spanien mit ſo wenig Eingebornen ſo viel Reiche und Provinzen umfaſſen und zügeln kann. Aber erſtlich muß man bekennen, daß Spanien, um bei dem obigen Gleichniß zu bleiben, an und für ſich einen tüchtigen Stamm

---

*) Dieſe Vorſtellung iſt doch wohl nicht ganz richtig: denn da die Römerherrſchaft doch unterging, ſo ſagt man weit richtiger, daß die Römer in dem Erdkreis, als daß dieſer in den Römern, untergegangen ſei. Das Wahre von der Sache iſt, daß eine Herrſchaft nicht länger dauern kann, als ſich eine exercitive Macht ausüben läßt. Die der Römer hatte ihr Ende gefunden, ſobald die Waffen der Römer kein Object mehr hatten. Dies wird ewig der Fall ſeyn. Die Idee einer Univerſalmonarchie iſt eine Chimäre, nichts weiter. Denn bürgerliche Inſtitutionen haben nicht Kraft genug, ein groſes Reich zuſammen zu halten.

Anmerkung des Ueberſetzers.

bildet, wenigſtens in Vergleich mit Rom und Sparta, welche, zu Anfang ihrer Herrſchaft, bei weitem weniger Spielraum für ihre Macht hatten. Zweitens, ob gleich die Spanier das Bürgerrecht ſehr ſpärlich ertheilen, ſo geben ſie doch, was dieſem am nächſten kommt, inſofern ſie nämlich Individuen aller Nationen in ihre Militärmacht aufnehmen und die höchſten Befehlshaberſtellen nicht ſelten an Feldherren übertragen, die keine geborne Spanier ſind. Bei alle dem ſcheinen ſie, wenn gleich erſt ſeit kurzer Zeit, die geringe Anzahl der Eingebornen gefühlt und den guten Willen zu haben, den Gebrechen zu begegnen, die hieraus entſtehen. Dies beweiſt der Inhalt der in dieſem Jahre erſchienenen pragmatiſchen Sanctionen.

Nichts iſt gewiſſer, als daß die **mechaniſchen Künſte**, welche nicht unter freiem Himmel, ſondern zwiſchen vier Wänden ausgeübt werden, und alle diejenigen zarteren Arbeiten, die mehr die Finger als den ganzen Arm beſchäftigen, militäriſchen Gemüthern nicht ſehr zuſagen. Ueberhaupt wollen kriegeriſche Völker ein müßiges Leben führen; ſie verabſcheuen die Arbeit weit mehr, als die Gefahr. Will man alſo ihren Gemüthszuſtand in ſeiner ganzen Energie erhalten, ſo muß man ſich ihrem Hange zum Müßiggang nicht aus allen Kräften entgegen bäumen. Für Sparta, Athen, Rom und andere alte Staaten, war es eine große Erleichterung, daß ſie einen Ueberfluß an Nicht-Freien, d. h. an Sklaven hatten, denen alle Arbeiten überlaſſen waren, die eine ſitzende Exiſtenz erfordern. Seit der allgemeineren Verbreitung der chriſtlichen Religion, iſt die Sklaverei in Abnahme gekommen. Indeſſen kommt man dem geſellſchaftlichen Zuſtande der Alten dadurch näher, daß man alle jene Künſte Fremden überläßt, welche man zu dieſem Endzweck ins Land locken oder doch ohne große Schwierigkeiten aufnehmen muß. Das gemeine Volk der Eingebornen ſollte immer aus dreierlei Menſchenklaſſen beſtehen; nämlich aus Landbebauern, freien Dienern, und Handwerkern (wohin auch einzelne Künſtler zu rechnen ſind), deren Geſchäft phyſiſche Kraft erfordert, wie Schmiede, Steinmetzer und Zimmerleute, u. ſ. w. Die einmal vorhandene Armee kommt hier nicht in Betrachtung *).

Zur Erweiterung des Machtgebiets gehört aber vor allen Dingen, daß ein gegebenes Volk das Waffenhandwerk ausſchließend treibe, und ſeinen Stolz ſo ſehr darein ſetze, daß jede andere Beſchäftigung ſich dieſer unterordnet und in ihr untergeht. Bisher war nur von den Geſchicklichkeiten in Beziehung auf das Kriegsgeſchäft die Rede; wie läßt ſich aber die Virtuoſität erwerben, wenn man nicht die Sache ſelbſt ergreift und in Ausübung bringt? Nachdem Romulus aus der Reihe der Sterblichen geſchieden war, hinterließ er, wie man erzählt, oder vielmehr, wie man fabelt, den Römern den Befehl, daß ſie vor allen Dingen

---

*) Welchen von dem unſrigen höchſt verſchiedenen geſellſchaftlichen Zuſtand ſetzen alle dieſe Bemerkungen voraus! Vieles hätte indeſſen der gute Bacon genauer beſtimmen können, wenn er der Sache weiter nachgedacht hätte.

Anmerkung des Ueberſetzers.

die Kriegeskunſt üben ſollten, wenn ſie Rom zu dem Mittelpunkt der Welt zu erheben wünſchten. Die ganze Organiſation des ſpartaniſchen Staats war, wenn gleich minder weiſe als ſorgfältig, darauf berechnet, daß die Bürger deſſelben Krieger ſeyn ſollten. Die Perſer und Macedonier bewegten ſich in eben dieſen Formen, obgleich nicht ſo ſtandhaft und anhaltend. Die Britannier, Gallier, Germanen, Gothen, Sachſen, Normänner, und einige andere Völker, haben ſich eben ſo auf eine längere oder kürzere Zeit vorzüglich auf das Waffenhandwerk gelegt. Auch die Türken blieben dieſer ihrer urſprünglichen Verfaſſung getreu, von dem Mahomedanismus ſelbſt dazu angetrieben, wenn gleich nicht ohne Verfall ihres Militärs, ſo wie es gegenwärtig daſteht. In dem chriſtlichen Europa ſind die Spanier die einzigen, welche das Waffenhandwerk mit der meiſten Liebe treiben. Es liegt in der Natur der Sache, und bedarf kaum einer Erwähnung, daß man in allen denjenigen Dingen die größten Fortſchritte macht, auf welche man den meiſten Fleiß wendet. Eine Nation, welche das Waffenhandwerk nicht mit vorzüglichem Eifer treibt, muß darauf Verzicht leiſten, daß ihr ein ausgezeichnetes Machtgebiet zu Theil werden werde; dagegen aber iſt es die allerſicherſte Anzeige von der Welt, daß Nationen (wie die Römer und Türken) ſich nur in ihrer Liebe zu den Waffen gleich bleiben dürfen, um in der Erweiterung ihres Machtgebiets große Fortſchritte zu machen. Selbſt diejenigen von ihnen, welche nur in dem Zeitraum eines Jahrhunderts den Ruhm vorzüglicher Krieger zu erwerben verſtanden, erwarben ſich eine Herrſchaft, welche ſie eine lange Zeit hindurch, ſogar nach dem Verfall ihrer militäriſchen Diſciplin, behaupteten.

Eine der vorhergehenden ſehr verwandte Regel iſt: „daß ein gegebener Staat ſolche Geſetze und Gebräuche annehme, daß es ihm nie an gerechten Urſachen, oder wenigſtens nicht an Vorwänden, zur Ergreifung der Waffen fehle. Die Gerechtigkeitsſcheu iſt in den Menſchen ſo groß, daß ſie in einen Krieg (mit welchem ſo viel Elend aller Art verbunden iſt) nicht gern anders, als aus triftigen oder wenigſtens ſcheinbaren Beweggründen, eingehen. Den Türken kann es nie an Urſach zum Kriege fehlen, weil ſie zur Verbreitung ihres Glaubens durch das Geſetz verpflichtet ſind. Die Römer kannten zwar keinen größern Ruhm, als den, die Gränzen des Machtgebiets erweitert zu haben; allein ſie führten keine Kriege zu dieſem ausſchließenden Endzweck. Strebt eine Nation nach Oberherrſchaft, ſo muß ſie ein ſehr lebhaftes und ſcharfes Gefühl für jede Beleidigung haben, welche ihr in ihren Gränzbürgern, oder Handelsleuten, oder öffentlichen Geſchäftsträgern zugefügt wird; und iſt die Ausforderung einmal geſchehen, ſo muß ſie nicht zaudern. Sie muß, ferner, immer bereit und fertig ſeyn, ihren Bundesgenoſſen Hülfe zu ſenden. Dies war beſtändig der Fall bei den Römern, ſo daß, wenn auf ein verbündetes Volk, das auch mit andern in einer Defenſiv-Allianz ſtand, ein feindſeliger Eindruck gemacht war, und jenes von mehreren Unterſtützung verlangte, die Römer immer zuerſt bei der Hand waren, und ſich von keinem den Rang in Erweiſung dieſer Wohlthat ablaufen ließen. Was aber die wegen einer gewiſſen Konſormität der Staaten, oder wegen einer ſtillſchweigenden Korreſpondenz innerer Verhältniſſe in den älteren Zeiten geführten Kriege betrifft, ſo ſehe ich nicht ein, in welchem Rechte ſie gegründet geweſen ſind. Von dieſem Schlage waren die Kriege, welche Rom führte, um Griechenlands Freiheit zu vertheidigen. Von dieſer Art waren, ferner, die von den Lacedämoniern und Athenienſern zur Konſtituirung oder Auflöſung gewiſſer Demokratieen und Oligarchieen geführten Kriege. Von dieſer Natur waren endlich jene Kriege, welche von Republiken oder Monarchieen unter dem Vorwande geführt wurden, fremde Unterthanen in Schutz zu nehmen und von der Tyrannei zu befreien *). Doch für den Gegenſtand, den wir hier abhandeln, reicht es hin, den Grundſatz feſtzuſetzen, „daß ein Staat, dem es um Erweiterung zu thun iſt, nicht die Zeit abwarten müſſe, wo die Veranlaſſung zum Kriege eine gerechte ſey.“

---

*) Von einem poſitiven Recht kann hier nicht die Rede ſeyn; von Nation zu Nation gilt nur das Naturrecht. Uebrigens iſt es nicht ſchwer zu begreifen, wie Monarchieen ſich unter einander verbinden, wenn ſie Republiken gegenüber ſtehen, und wie Republiken im Kampf mit Monarchieen daſſelbe thun. Weiß man, was mit dem Prinzip der Einheit oder der Trennung zuſammenhängt, ſo ſieht man ſogar ein, daß jene Verbindungen ſehr nothwendig ſind. Indeſſen iſt dies ein Punkt, der bis jetzt ſehr wenig ergründet worden iſt, weil man an alten Theorieen klebt, und [illegible] die Natur der Monarchie und Polyarchie (Republik) durchaus verkennt.

Anmerkung des Ueberſetzers.

Kein Körper, er ſei ein natürlicher oder künſtlicher (politiſcher), kann ſeine Geſundheit *ohne Bewegung* lange behalten. Einer Monarchie oder Republick dient ein *gerechter* und *ehrenvoller* Krieg zu einer *heilſamen* Bewegung. Ein Bürgerkrieg hat oft viel Aehnlichkeit mit einem hitzigen Fieber; aber ein auswärtiger Krieg giebt die Wärme, welche aus der Bewegung entſteht; aus *der* Bewegung, welche der Geſundheit ſo ungemein zuſagt. Durch einen anhaltenden Frieden erſchlaffen die Triebfedern, und das Sittenverderbniß nimmt überhand. Doch wie es ſich immer mit der Glückſeligkeit eines gegebenen Staates verhalten möge, für ſeine Größe iſt es von unwiderſprechlichem Nutzen, immer unter den Waffen zu ſeyn. Es mag freilich am Ende ſehr koſtſpielig ſeyn, ein großes Heer immer auf den Beinen zu haben; indeſſen hat dies doch den Vortheil, daß es dem Staate, der im Beſitz eines ſolchen Heeres iſt, das Schiedsrichteramt über ſeine Nachbaren, und ein entſcheidendes Uebergewicht in allen Dingen zuwege bringt. Dies zeigt ſich am meiſten bei den Spaniern, welche jetzt ſchon ſeit hundert und zwanzig Jahren ein Heer von Veteranen bald hier, bald dort erhalten.

Die Herrſchaft zur See iſt die Quinteſſenz der Univerſalmonarchie. Cicero ſagt in einem ſeiner Briefe an den Attikus, worin von den Rüſtungen des Pompejus gegen den Cäſar die Rede iſt: „Der Plan des Pompejus iſt beinahe ein Themiſtokleiſcher; denn er glaubt, daß derjenige, der ſich des Meeres bemächtigt, in den Beſitz der Weltherrſchaft komme.“ Auch hätte Pompejus den Cäſar gewiß aufgerieben, wäre er nicht in einer Art von Aberwitz von ſeinem Plan abgegangen. Wie viel von dem Ausgange der Seeſchlachten abhängt, liegt in mehreren Beiſpielen am Tage. Die Schlacht bei Actium beſtimmte die Weltherrſchaft; die Schlacht bei Lepanto zog dem Türken einen Ring durch die Naſe. Es iſt wenigſtens ſehr oft der Fall geweſen, daß Siege zur See über den ganzen Endzweck des Krieges entſchieden haben, wiewohl dies immer nur dann geſchehen iſt, wenn alles dahin gediehen war, daß eine Seeſchlacht den Ausſchlag geben konnte. Uebrigens iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß, wer ſich der Herrſchaft zur See bemächtigt, in einer großen Freiheit exiſtirt, in ſo fern es in ſeiner Macht ſteht, an dem Kriege gerade ſo viel Theil zu nehmen, als er will, während die allerüberlegenſte Landarmee mit tauſend Bedrängniſſen zu ringen hat. Bei uns Europäern, wenn irgend jemals und irgendwo, iſt die Seemacht zur Erlangung der Oberherrlichkeit von der höchſten Bedeutung, einmal, weil die meiſten Europäiſchen Monarchieen nicht bloß mittelländiſche, ſondern größtentheils vom Meer umgeben ſind; zweitens, weil die Schätze und Reichthümer beider Indien als das Acceſſorium der Herrſchaft zur See betrachtet werden können. Glücklicherweiſe iſt die Herrſchaft zur See die Morgengabe des britanniſchen Reiches zu werden beſtimmt.

Von den modernen Kriegen kann man ſagen, daß ſie bei Nacht und Nebel geführt werden, wenn man ſich des Glanzes erinnert, welcher auf ausgezeichnete Krieger im Alterthum zurückfiel. Wir haben freilich heut zu Tage, einige ehrenvolle militäriſche Orden; aber ſie ſind allzu gemein gemacht worden. Wir haben ferner auf Familien-Wapen einige Auszeichnungen, und für den groſſen Hauſen der Ausgedienten und Verſtümmelten Invaliden-Häuſer; allein was will dies alles gegen die Anſtalten der Alten ſagen! Bei ihnen wurden auf dem Wahlplatz Tropäen errichtet; man hielt Leichenreden; man erbaute Denkmäler; man gab Einzelnen Bürger- und Soldatenkronen. Und zu dieſem allen kamen: der Name eines Imperators, der in der Folge die Benennung der mächtigſten Regenten wurde; Triumphe zurückkehrender Anführer nach glücklich geendigtem Kriege; Ehrengeſchenke und Preisvertheilungen unter die Soldaten bei der Entlaſſung eines Heers. Dies alles, mit dem höchſten Glanz und Pomp vollbracht, mußte auch in die allerfroſtigſten Herzen die Flamme des Ehrgeizes werfen. Die Sitte der Römer, Triumphzüge anzuſtellen, war nicht Sache des bloßen Gepränges, ſondern zu den allerweiſeſten Staatseinrichtungen zu zählen. Denn ſie begriff dreierlei in ſich: erſtlich, den Ruhm und die Verherrlichung der Anführer, zweitens, die Bereicherung des öffentlichen Schatzes, und drittens, die Geſchenke für die Soldaten. Doch die Ehre des Triumphes paßt ſich vielleicht nicht für Monarchieen, es ſei denn in Beziehung auf die Staats-Chefs und ihre Söhne. Hierauf wurde ſie ſchon zur Zeit der römiſchen Imperatoren zurückgeführt; nur gewiſſe Kleider und Triumph-Inſignien blieben den Generalen bewilligt.

Es iſt Zeit, dieſe kleine Abhandlung zu ſchließen. Nur dies noch: Die Schrift ſagt zwar, niemand könne ſeiner Länge eine Elle zuſetzen; allein dies gilt nur von der phyſiſchen

Größe des Individuums. In großen Monarchieen und Republiken iſt die Vergrößerung die Sache der Staats-Chefs und Regenten, und durch kluge Geſetze, Inſtitute, Gewohnheiten, wie wir ſie oben angeführt haben, mag man wohl den Grund zu einer künftigen Größe legen. Aber Sorgen dieſer Art beſchäftigen die wenigſten Fürſten. Man will der Macht nur genieſſen, und das Wohl des Reichs bleibt dem Zufall überlaſſen.

So weit Bacon. Nimmt man keine Rückſicht darauf, daß Bacon in dem erſten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts dachte und ſchrieb, ſo hat man Mühe, den Philoſophen in dieſer Abhandlung wiederzufinden; oder vielmehr, er iſt in derſelben gar nicht anzutreffen. Wie ſcharfſinnig auch jede der einzelnen Bemerkungen ſeyn mag, welche der denkende Staatsmann hier aufſtellt, ſo fehlt es doch offenbar an einem *allgemeinen Prinzip der Erweiterung eines gegebenen Machtgebiets*; und dieſes aufzufinden, wäre recht eigentlich das Geſchäft des Philoſophen geweſen. Ob es aufgefunden werden konnte, iſt bei weitem weniger die Frage, als ob Bacon, vermöge der Entwickelung, die er ſeinem Zeitalter verdankte, es aufzufinden im Stande war. Das letztere möchte ich verneinen, ohne mich gleichwohl in einen Beweis einzulaſſen, der hier zu weit führen würde. Das Prinzip aber lag für jeden, der es auf dem gehörigen Wege ſuchte, in der Geſchichte der römiſchen Republik. Beſtimmt ausgedrückt hieße es: *Das Prinzip der Trennung, welche dadurch entſteht, daß man* in einem gegebenen Staate die geſetzgebende Macht von der vollziehenden abſondert. Die Römer wurden von dem Augenblick an ein welteroberndes Volk, wo ſie, nach Vertreibung der Tarquinier, die monarchiſchen Formen, in welchen ſie ſich bis dahin bewegt hatten, zertraten: denn indem ſich von dieſer Zeit an die geſetzgebende und vollziehende Macht unaufhörlich bekämpften, ſo blieb, wofern der Staat nicht ſeinen Untergang in dieſem Kampfe finden ſollte, nichts anders übrig, als ihn erſt auf die nächſten Nachbarn, und in der Folge auf die ganze, damals bekannte Welt, abzuleiten. Alle Eroberungsmittel fügten ſich dem Prinzip der Trennung, und das Eroberungsgeſchäft dauerte ſo lange fort, als etwas zu erobern war. Sobald es nun an einem Gegenſtand der Eroberung fehlte, mußte das Prinzip der Trennung auf den Staat ſelbſt zurückwirken, von welchem es ausging. Die Kriſen ſind bekannt, welchen die römiſche Republik in dem fünften und ſechſten Jahrhundert ihrer Exiſtenz unterworfen war, und dieſe Kriſen hörten nicht eher auf, als bis ſich das Prinzip der Trennung in das der Einheit durch förmliche Wiederherſtellung der Monarchie aufgelöſet hatte. Mit dem Prinzip der Einheit verſchwand alle Vergrößerungsſucht, und ſeine rettende Kraft offenbarte es in der Concentration des einmal Erworbenen. Man kann mit der höchſten Wahrheit behaupten, daß der Verfall der römiſchen Weltherrſchaft, welcher durch das Prinzip der Einheit auf mehrere Jahrhunderte hin aufgehalten wurde, ohne daſſelbe, nach allen Geſetzen der moraliſchen Gravitation, ſchon im ſechſten Jahrhundert vollendet werden mußte. Hieraus folgt aber auf das allerbeſtimmteſte, daß Bacon im Irrthum war, wenn er ſich einbildete, daß auch Monarchieen Anſpruch auf eine Weltherrſchaft machen können: ſie können ſie nur *erhalten*, wenn ſie einmal vorhanden iſt; allein ſie können ſie nicht *erwerben*.

Bacon lebte zu einer Zeit, wo der Engliſche Staat noch ſehr wenig Ausſichten hatte, diejenige Rolle in dem Verein der Europäiſchen Staaten zu ſpielen, die wir ihn ſeit ungefähr einem Jahrhundert ſpielen ſehen. Aber es iſt und bleibt merkwürdig, daß dieſer Staat, im Ganzen genommen, auf eben dem Wege zu ſeiner ungeheuern Gröſſe gelangt iſt, auf welchem die römiſche Republik zu der ihrigen gelangte. Englands Gröſſe datirt ſich nämlich von dem Jahre 1688, wo Jakob der Zweite durch Wilhelm den Dritten von Oranien vom Thron geſtoßen, und das *Prinzip der Trennung zur unumſtößlichen Grundlage der Engliſchen Verfaſſung* gemacht wurde. Den ſehr währen Grundſatz feſthaltend, daß die Herrſchaft zur See die Quinteſſenz der Weltherrſchaft ſei, waren die Engländer immer nur darauf bedacht, wie ſie dieſe Herrſchaft zur See erringen und behaupten wollten. Es läßt ſich aber gar nicht ſagen, wie ſehr die Vernichtung der Souveränetät, d. h. der innigſten Vereinigung der höchſten geſetzgebenden und vollziehenden Macht, und die Beſchränkung ihres Königs auf die bloſſe Vollziehung dazu beigetragen hat. Der Vernichtung der Souveränetät verdanken ſie ausſchließend ihren Nationalkredit, dieſes gefährliche Geſchenk, das, indem es zu einer ungeheuern Staatsſchuld führte, eben den Staat, dem es eine unerhörte

Größe und Stärke gab, an den Rand des Abgrunds zog. Und gerade ſo wie ſich in der römiſchen Republik die Größe und Stärke nicht mit dem Prinzip der Trennung vertrug, und alſo zum Prinzip der Einheit zurück führte, gerade ſo werden wir England in kurzer Zeit das Prinzip der Trennung zerſtören ſehen, um zum Prinzip der Einheit zurückzukehren, nur daß dies nicht unter ſo vortheilhaften Bedingungen der Fall ſeyn wird, wie bei der römiſchen Republik. England iſt beſtimmt, der Welt eine große Lehre zu geben; und es iſt ſehr zu wünſchen, daß ſie nicht verloren ſeyn möge. Dies ſieht einer Prophezeiung ſehr ähnlich, weil ſehr wenige Menſchen einen Begriff von der ungeheuren Corruption haben, welche dem Engliſchen Staate eigen iſt; allein, wenn dieſe Blätter nur zehn bis zwölf Jahre fortdauern, d. h. wenn innerhalb dieſes kurzen Zeitraums nicht das ganze Kontinent in England untergeht, und ein Zuſtand der Barbarei zurückgeführt wird, von welchem jetzt ſehr Wenige etwas ahnen: ſo werden ſie ein Zeugniß für die Wahrheit dieſer Behauptung ablegen, der man, mit einem geringen Aufwand von Mühe, eine mathematiſche Evidenz geben könnte. Die ganze Welt reicht nicht hin, England zu retten; und wenn auch die realen Kräfte aller Staaten ohne Ausnahme in London concentrirt werden ſollten, ſo muß das großbrittaniſche Reich noch immer in ſeiner *idealen* Größe, d. h. in ſeinem eigenen Kredit untergehen: ſie iſt allzugroß, als daß die Regierung noch fünf Jahre hindurch die Kraft behalten ſollte, ſie zu handhaben.

Bacon ſtarb den 9ten April des Jahres 1626. Wäre es möglich, ihn von den Todten aufzuerwecken, und ihm einen Begriff von dem gegenwärtigen Zuſtande ſeines geliebten Vaterlandes zu geben: — mit welchen Gefühlen würde er auf daſſelbe hinblicken, er, der im Leben alle ſeine Zeitgenoſſen an umfaſſender Einſicht übertraf, und das Licht der Welt war! Zertrümmert — durch allzu reiche Beſitzungen in Amerika von der einen, und durch die engliſche Navigationsacte von der andern Seite zertrümmert — ſähe er jene ungeheure Monarchie, die, ſo lange er lebte, niemals aufhörte, ein Gegenſtand geheimer Befürchtungen für ihn zu ſeyn, und jetzt, gleichſam in ihren letzten Zuckungen, mit Erdbeben und Krieg und Peſt und Empörung ringt. Dagegen erhöbe ſich vor ſeinen Blicken eine *neue Republik von nie erlebter Concentrizität*, im Kampf mit England, das ſie in ihrer alten Form Jahrhunderte hindurch verachtete, und bald durch die Liſt bald durch die Gewalt unter die Füſſe trat. Italien, Holland und die Schweiz an Frankreichs Siegeswagen geſpannt; — das deutſche Reich ermattet von dem allzu langen Streit, worin es ſeine Beſtimmung verkannte und ſeinem gefährlichſten Feinde die Waffen reichte; — und England ſelbſt, trotz allen Reichthümern beider Indien und aller See- und Weltherrſchaft, die es in den letzten funfzehn Jahren ausgeübt hat, der Gefahr eines alles zerſtörenden Bürgerkrieges blosgeſtellt, und die Exiſtenz und Fortdauer ſeiner Conſtitution mit Höllenmaſchinen in Europa und mit Tyranneygewalt in Oſt- und Weſtindien vertheidigend — Welch ein Anblick für einen denkenden Staatsmann, wie Bacon war, und welch ein Stoff zu ganz andern Diſſertationen, als die obige: de proferendis finibus Imperii! Nein, eine ſolche Abhandlung würde Bacon nicht mehr ſchreiben, wenn er ein Zögling der vier letzten Jahrzehende des achtzehnten Jahrhunderts geweſen wäre! Er würde nur auf Mittel denken, ſein in ſich ſelbſt verſinkendes Vaterland von einem gänzlichen Untergang zu retten; aber er würde vergebens darauf denken, und dieſelbe Einſicht, welche ihn, unter Jakobs des Erſten Regierung, vermöge der Oppoſition, in die ſie ihn mit den damaligen Machthabern ſetzte, in die Gefilde der Spekulation trieb, würde ihn von neuem dahin treiben, wenn gleich unter ganz andern Modifikationen. Wie wenig würde er ſich jetzt aufgelegt fühlen, den Vorwurf zu wiederholen, daß, wenn es auch Staatsmänner gäbe, welche Kraft genug hätten, die Regierungsmaſchine zu leiten, doch diejenigen von ihnen ſehr ſelten wären, deren Energie zu einer wirklichen Vergrößerung des Staates führte! Er würde geſtehen, daß es Umſtände geben kann, in welchen die unwiderſtehliche Kraft der Dinge den Ausſchlag über alle individuelle Energie giebt. Er würde geſtehen, daß kein menſchlicher Geiſt des ſechzehnten Jahrhunderts im Stande geweſen wäre, ſich ſo etwas zu erdenken. Er würde vor dem bloßen Gedanken der Weltherrſchaft erzittern, weil er begreifen würde, warum ſie ſich nicht behaupten läßt, und mit dem Verderben aller Nationen, die beherrſchende nicht ausgenommen, endigt.

Guter Bacon, deine Augen haben nicht geſehen, was ſie zu ſehen vielleicht ſehr heftig wünſchten; aber wie glücklich biſt du dadurch! Deinem Vaterlande wäre geholfen, könnte es zu der Verfaſſung zurückkehren, die es unter der Regierung der Königinn Eliſabeth und ihrer Nachfolger bis auf Karls des Erſten Zeiten hatte. Es fürchtete die Souveränetät des Staats Chefs, und errang eine verderbliche Freiheit, indem es jene vernichtete. Der Abgrund, in welchen es ſtürzt, heißt Excentricität. Das Prinzip der Trennung hat ihn ausgehöhlt, und ein unabtreibliches Weltgeſchick iſt der Führer. Schlummre ſanft, guter Bacon, weil du einmal ſchlummerſt. Du ſaheſt deinen Freund Eſſex auf dem Schaffote ſterben; dein Herz blutete bei dieſem Anblick, aber du tröſteteſt dich mit dem Gedanken, daß die Ruhe deines Vaterlandes dies Opfer nothwendig gemacht habe. Säheſt du jetzt das Vaterland im Begriff, in ſeiner eigenen Größe unterzugehen, — gewiß du würdeſt ſein Geſchick nicht überleben.

Friedrich Buchholz.

II.

Neueſtes Gemälde von der Campagna di Roma *)

Auf dem Thurme des Kapitols ſteht die Statue der Göttin Roma. Hätte ſie Empfindung, — welche Marter müßte ſie fühlen, ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten die Wüſte

---

*) Vor wenigen Monaten iſt eine intereſſante Schrift des auch unter uns rühmlich bekannten Herrn v. Bonſtetten erſchienen, worin er einen Bericht von ſeiner Reiſe durch Latium, und insbeſondere durch die Scene der ſechs letzten Bücher der Aeneide, nebſt einer Schilderung des neueſten Zuſtands der Campagna di Roma, mittheilt. Der vollſtändige Titel des Buches heißt: Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Enéide; suivi de quelques observations sur le Latium moderne, par *Charles Victor de Bonstetten*, ancien Baillif de Nion; de l'académie royale des sciences de Copenhague, et de la société de physique et d'histoire naturelle de Génève. *A Génève*, an XIII. Da der zweite Theil des Werks für den Freund der Länderbeſchreibung intereſſanter, als der erſte für den Alterthumsforſcher ſeyn, und das ganze Buch ſich vielleicht nicht zu einer Ueberſetzung eignen möchte: ſo geben wir einige Kapitel aus der Schilderung des modernen Latiums, die ſowohl wegen der Neuheit, als wegen der auffallenden Sonderbarkeit der erzählten Thatſachen, die anziehendſten ſind. F.

überblicken zu müſſen, die das einſt ſo prächtige Rom umgiebt!

Bei dem Kapitol ſcheinen die Menſchen aufzuhören; ſchon in der Stadt ſelbſt fängt die Wüſte an. Jenſeits des Veſtatempels und des Forum's erblickt man faſt nichts weiter, als zerſtörte Kirchen, verlaſſene Klöſter, verfallenes Gemäuer, — einige Heumagazine, einſame Gärten, und wüſte Weinberge. Iſt man zum Thore des heiligen Paulus hinaus, ſo findet man einige von ihren Beſitzern verlaſſene, und von einigen bleichen Geſpenſtern kümmerlich bewachte Häuſer. Von dort bis Oſtia ſtößt man auf zwei verpeſtete Schauer, die man Gaſthöſe nennt. Hinter Oſtia iſt der prachtvolle Triumphbogen des Trajan in einen Pachterhof verwandelt. Von dem Dörſchen Tiumicino dehnt ſich nun die Wüſte, zur Rechten und zur Linken, unüberſehbar nach Norden und Süden aus. Caſtel-Fuſano iſt, einige Wochen ausgenommen, das ganze Jahr hindurch unbewohnt. Zu Torre-Paterno lebt kein Menſch, als einige Hirten ohne Familie. Eine Miglie davon ſteht ein Haus des Prinzen Borgheſe, das nie bewohnt wird; einige Miglien weiter, zu San Lorenzo, findet man Büffel mit einigen Hirten, weiterhin eine Wüſte bis Antium und Nettuno, zwei Städte, die, zuſammengenommen, kaum die Bevölkerung eines mailändiſchen Dorfes haben. Hinter ihnen geht die Wüſte von neuem an. In den beiden Städten Ardea und Pratica zuſammen befinden ſich nicht über hundert Menſchen, welche das ganze Jahr hindurch wirklich daſelbſt wohnen. Von da an, bis zu den Sabiniſchen Bergen, trifft man, in einem Umkreiſe von dreißig bis vierzig Miglien, nur einige verlaſſene Häuſer, deren ſchmutzige und halbeingeſtürzte Wände zur Zeit der Saat und der Ernte einige verhungerte Tagelöhner mit den Eulen zugleich bewohnen. Jenſeits der Tiber fängt wieder die Wüſte an, die weſtwärts bis zum Meere fortgeht; doch iſt dieſer Strich weniger öde, als die mittägliche Seite.

In dem Umkreiſe von mehr als hundert (italiäniſchen) Quadratmeilen findet man mehr Häuſer, als Familien, und mehr Familien, als Küchen; denn der größte Theil dieſer Einſiedler lebt bloß von rohen Kräutern und von Brot, das ſie aus Rom holen.

Ein einziges Haus repräſentirt nun mehrere jener drei und funfzig Nationen, welche ehemals in Latium wohnten. — Die große Stadt Gabii iſt jetzt nichts, als der Aufenthalt einer Heerde Kühe; Fidenä, wo ſo viele tauſend Menſchen durch den Einſturz eines Theaters umkamen, iſt ein verfallener Schafſtall; und Cures, die berühmte Vaterſtadt Numa's, eine Kneipe. Antemnä mit ſeinen prächtigen Thürmen, Collatia, Cenina, Veji, Cruſtumenium, und ſo viele andre Städte, die Zeugen des blühenden Zuſtandes von Latium, wurden in wenigen Jahren durch das junge, ſchon zur Zerſtörung der Erde gerüſtete Rom verſchlungen, und vergebens ſucht man die Stätte, wo ſie einſt ſtanden.

Obwohl die jetzige römiſche Regierung ſo gut, wie nur irgend eine andere in Europa, von Eiſer für das öffentliche Wohl beſeelt ſeyn mag, ſo wird ſie doch durch tauſend Hinderniſſe abgehalten, mit der Aufklärung vorwärts zu ſchreiten. Die Kraft dieſer Regierung beruhet auf alten Meinungen; daher ſcheint ihre Unwandelbarkeit einen weſentlichen Theil ihrer Würde auszumachen. Die ewige Ruhe, die ſie genießt, indem ſie ohne Vertheidigungsmittel iſt, das Alter und die Majeſtät ihres Hauptes und ihres Senats, geben nichts als eine ehrwürdige Repräſentation. Aber alle dieſe Urſachen ihrer Nichtigkeit würden in dem Augenblicke verſchwinden, wo ſie etwas ſeyn wollte; denn dieſer Staat beſitzt in ſeinem Innern alles, was das Glück eines Landes machen kann. Man könnte ihm zurufen, was Chriſtus einſt dem Gichtkranken ſagte: „ſtehe auf, nimm dein Bett und wandle!“

In ſüdlichen Ländern wird die geringe Bevölkerung durch eine Urſache bewirkt, welche man in den nördlichen gar nicht kennt: nämlich durch die Verderbniß der Luft. Sie ſcheint mit der Entvölkerung zuzunehmen, und dadurch die Sterblichkeit noch zu beſchleunigen.

In jedem Lande aber hat man Lieblingserklärungen der auffallendſten Erſcheinungen, denen man Glauben beimißt, und nun alle fernere Unterſuchung über ihre Urſachen abſchneidet. — Die ungeſunde Luft in Rom kommt, ſagt man, von den pontiniſchen Sümpfen her, d. h. man ſtellt alle ferneren Unterſuchungen über einen Gegenſtand ein, der für die Menſchheit von der größten Wichtigkeit iſt. — Die böſe Luft von Rom, bekannt unter dem Namen der cattiva aria, iſt eine Erſcheinung, die man noch wenig kennt, ob man gleich ſchon ſeit länger als 2000 Jahren davon ſpricht.

Es giebt keinen Ort in der Campagna di Roma, der nicht einmal bewohnt geweſen wäre. Selbſt in den pontiniſchen Sümpfen ſtanden ja ſonſt drei und zwanzig Städte. Kann man daraus nicht beſtimmt folgern, daß in dieſer verpeſteten Ebene kein einziger Platz war, der nicht ehemals geſund geweſen wäre?

Seit den 27 Jahren, in denen ich Rom nicht geſehen hatte, war die Charte der aria cattiva ganz und gar verändert. Im Jahre 1775 z. B. ſtanden die Höhen von Trinita del monte in dem Rufe, gegen die böſe Luft zu ſchützen; im Jahre 1802 thaten ſie es nicht mehr.

Im Jahre 1775 war es allgemein angenommen, daß die pontiniſchen Sümpfe die verpeſtete Luft verurſachten. Seit der Zeit hat man ſie theilweiſe ausgetrocknet, und die Luft iſt weit eher ſchlimmer, als beſſer geworden. Die Gegend um die Stadt ſelbſt iſt ſo wenig moraſtig, daß ich kein Land ohne Polizei kenne, worin ſo wenig, als in dieſer großen Ebene, ſtagnirende Gewäſſer wären. Einige Ueberſchwemmungen der Tiber im Winter können dergleichen wohl verurſachen; aber die böſe Luft herrſcht weniger im Frühjahr, als im Sommer, wo man ſtatt des ſtehenden Waſſers allenthalben eine große Dürre findet.

Folgende Thatſachen ſind eben ſo gewiß, als ziemlich allgemein. Nach den erſten Herbſtregen, welche auf die große Dürre folgen, verſchwindet die böſe Luft gänzlich: dagegen iſt ſie nie ſchlimmer, als vor der Regenzeit, im Auguſt und September. Nun behauptet man, daß die nahe Nachbarſchaft der Tiber oder des Meeres vor der böſen Luft ſchütze; aber dieſe Regel iſt nicht ohne Ausnahme. Die Luft war dort einſt geſund; denn, nach Plinius, waren die Ufer keines Fluſſes in der Welt mit ſo vielen Landhäuſern geſchmückt. „Pluribus prope solus," ſind ſeine eignen Worte, „quam ceteri in omnibus terris amnes, accolitur aspiciturque villis." — Und war etwa das Meerufer zu den Zeiten des jüngeren Plinius ungeſund?

Es giebt gewiſſe Höhen, wo man völlig gegen die böſe Luft geſichert iſt, z. B. auf der einen Seite der Ebene von Tivoli, und auf der andern zu Rocca di Papa; doch unterhalb dieſer Linie ſcheint die größere oder geringere Erhebung des Bodens ganz gleichgültig, da eine der niedrigſten Straßen Roms, der Corſo, geſund iſt, auf der Seite des Monte Mario hingegen, in ſehr hoch gelegenen Gegenden, die ſchlechte Luft wieder herrſchend wird.

Es ſcheint, daß der Uebergang aus der böſen in geſunde Luft das Fieber verurſachen könne. Der Pfarrer von Colonna hatte dort, wo die Luft etwas fieberhaft iſt, bei ſeiner Ankunft das Fieber bekommen; nachher befand er ſich ſechs bis ſieben Jahre hindurch wohl. Als er aber nach Verlauf derſelben nach Monte Compiti, ſeiner Vaterſtadt, einem hochliegenden Orte von geſunder Luft, zurückkehrte, bekam er das Fieber wieder. So haben die Aerzte zu Carolina dieſelbe Bemerkung gemacht, daß der Uebergang aus böſer Luft in geſunde, in der ſchlimmen Jahreszeit, das Fieber verurſacht.

Der Ort, der am allgemeinſten für ungeſund gehalten wird, iſt Ardea. Ich befand mich daſelbſt im Frühjahre 1803, und es gab dort keinen Kranken, indeß zu Rom die anſteckenden Fieber viele Menſchen wegraſften.

Wenn man von einer Urſache der Sterblichkeit ſpricht, ſo muß man auf zwei Gegenſtände achten: auf die Urſache ſelbſt, und auf den Gegenſtand, auf welchen ſie wirkt. Eine Urſache, die man bis jetzt erſt nach ihren Wirkungen kennt, ſcheint immer an Stärke zuzunehmen, wenn der Widerſtand ſchwächer wird; und abzunehmen, wenn der Widerſtand ſich verſtärkt: und doch bleibt ſie in beiden Fällen dieſelbe. Sowohl in der phyſiſchen, als in der moraliſchen Welt ſind wir unaufhörlichen Uebeln ausgeſetzt, welche die Schwachen ſtark, die Starken dagegen beinahe gar nicht fühlen. Die Geſundheit des Leibes und der Seele heiſcht allenthalben Widerſtand; und ſo lange der große Kampf des menſchlichen Lebens dauert, iſt es keinem erlaubt, die Waffen zu ſtrecken.

Die Luft der Campagna di Roma enthält eine Krankheitsurſach, deren thätige Kraft noch Niemand berechnet hat. Dieſe Urſache, welche tauſend phyſiſche und moraliſche Umſtände vereinigt, ſcheint eben ſo viele verſchiedne Wirkungen zu haben. In den älteſten Zeiten, z. B. zur Zeit des Aeneas, waren durch ganz Latium große Waldungen, und doch findet man in der Geſchichte (?) jener Zeit keine Spur von einer Sterblichkeit, die durch böſe Luft wäre verurſacht worden *).

Groſ

---

*) Varro, der unter Auguſt lebte, ſagt: „Iſt nicht ganz Italien ſo mit Bäumen beſetzt, daß es völlig einem Obſtgarten gleicht?“ Anmerk. des Verfaſſers.

Große Wälder verhindern den ſchädlichen Einfluß der Luft auf mehr als Eine Weiſe. Sie verhindern die Mittheilung der Anſteckung anderer Orte; ſie erzeugen Sauerſtoffgas, und vornehmlich einige Feuchtigkeit. Dieſe letztere ſcheint mir weſentlich zu Verhütung von Krankheiten zu ſeyn, weil die durch die böſe Luft in der Campagna verurſachten Uebel nach den erſten Herbſtregen aufhören. Endlich, zu der Zeit, da es hier noch Wälder gab, machte man auch Feuer darin an; heut zu Tage beinahe gar keins. In den Küchen der reichen Familien brennt man Kohlen, und die Armen, die von Brot, Sallaten, geſalzenem Fleiſche, rohen Kräutern, oder in Oel gebratenem Fleiſch oder Fiſch leben, die ſie auf den Straßen gekauft haben, ſind beinahe das ganze Jahr hindurch ohne Feuer. Es iſt ausgemacht, daß die Bäume Luft und Waſſer reinigen, und daß ſie, in Verbindung mit großen Rauchmaſſen, einen bedeutenden Einfluß auf die athmoſphäriſche Luft haben können.

In unſern Tagen kann man nichts Traurigeres ſehen, als dieſe dürre, brennende, baumloſe Campagna di Roma, wo man von den kleinen Erhöhungen herab nur ungeheure Sandſteppen überſchaut, und einen Boden, der eben ſo nackt, krankhaft und verpeſtet iſt, wie die Sterbenden, die ihn bewohnen.

Doch die große Urſache der wachſenden Sterblichkeit im neueren Rom muß man in der Armuth ſeiner Bewohner ſuchen.

Sie umringt und beſtürmt uns von allen Seiten, und doch kennt man ſie immer noch zu wenig. Ehe ich nach Rom ging, hatte ich davon noch keinen Begriff.

Die Armuth iſt das Reſultat aller Fehler der Geſetzgebung, die gerade in den ſchwachen Theilen des Staatskörpers am fühlbarſten werden. Giebt es Mängel in den Polizeianſtalten, ſo iſt der Arme das Opfer davon; ſind die Sitten verderbt, ſo empfindet vorzüglich der Arme die Folgen in ihrem ganzen Umfange; iſt die Nation unwiſſend, ſo kommt der Arme bald ſo weit, daß er ſelbſt nicht einmal die Kunſt verſteht, ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, und ſeine Exiſtenz zu verlängern; werden falſche Finanzoperationen gemacht, ſo muß der Arme darüber zu Grunde gehen. Wird der Ackerbau vernachläſſigt, ſo giebt es für den Armen kein Brot mehr; wird die Induſtrie durch Geſetze erſtickt, ſo trägt der Arme die ganze Laſt; und iſt die Erziehung ſchlecht, ſo erhält er keine andere, als die Erziehung des Laſters. Kurz, will man wiſſen, ob eine Regierung gut oder ſchlecht ſey, ſo betrachte man nur die Armen, und man wird daraus mehr als aus allem Räſonnement lernen.

Das Mitleiden, welches Almoſen austheilt, iſt nur ein ſehr kleiner Theil der öffentlichen Wohlthätigkeit, die mehr darin beſteht, der Armuth vorzubeugen, als die Armen beim Leben zu erhalten. Man ſchenke nur den unteren Volksklaſſen eine ſcharfe und fortgeſetzte Aufmerkſamkeit, und es wird auch gelingen, nach und nach die Sitten und die Geſetze ſelbſt zu verbeſſern, ohne daß man gefliſſentlich an eine Reform gedacht hat.

Ich wollte die Armuth ſchildern, die ich zu Rom und in ſeinem Gebiete geſehen habe, und ich fühle, daß ich es nicht vermag; denn je mehr ich darüber nachdenke, deſto grenzenloſer erſcheint ſie mir.

Zwei Miglien von Pratica, im alten Ardea, welches ſchon vierhundert Jahre vor Rom exiſtirte, ſind in den vulkaniſchen Felſen, auf denen die Stadt erbauet iſt, unterirdiſche Höhlen. Einige von ihnen ſind, ich weiß nicht zu welchem Gebrauche eingerichtet, und man findet dort Ueberreſte von Thürangeln, Treppen, Niſchen, und in der Decke cirkelförmige Oeffnungen, um Luft und einiges Licht in dieſe — Gefängniſſe oder geheimnißvolle Oerter einzulaſſen. Ich hatte ſchon mehrere davon geſehen; als aber auch mein Reiſegefährte in eine dieſer Höhlen hineingehen wollte, ſprengte ein Mann zu Pferde herbei, um uns zu warnen, daß wir nicht hineingehen möchten. „Was kann das für Gefahr haben?“ fragte ich. „Sie werden von Flöhen gefreſſen werden;“ war ſeine Antwort. — Mein Freund war ſchon ganz nahe an der Höhle, und einer ſeiner Füße war ſchon von dieſen Thieren bedeckt. Ich erkundige mich näher, wie doch dieſe Inſekten hieher kämen. „Daher,“ ſagte der Reiter, „weil vor kurzem ein Mann und eine Frau in dieſer Höhle vor Hunger geſtorben ſind.“ Er zeigte mir aus der Ferne einige Strohhalme, welche auf dem feuchten Boden verſtreuet waren, und auf denen zwei Ehegatten vor Hunger ſtarben: zwei Menſchen, die ſich liebten, die ſich unter tauſend Qualen ſterben ſahen, verlaſſen von Menſchen, lebendig verzehrt, nicht von barmherzigen Tiegern oder Löwen der Wüſte, ſondern ganz allmählich von kleinen Inſekten, die ſie von außen zernagten, während der Hunger in ihren Eingeweiden wüthete! — Und dies alles unter dem Pallaſt des fürſtlichen Eigenthümers, der ſo unglücklich war, das Elend nicht zu kennen, dem er vorbeugen, oder das er lindern ſollte!

Ich ſprach darüber mit dem Pfarrer zu Ardea. Iſt es möglich, ſagte ich zu ihm, daß Sie dieſe Unglücklichen vor Hunger konnten ſterben laſſen? — „Man hat ſie lange unterſtützt," antwortete er; „aber endlich hat man ſich nicht mehr um ſie bekümmert." — — — — — — Und dieſe beiden Unglücklichen, deren Qualen ich durch ein Ungefähr erfuhr, waren nicht die einzigen Schlachtopfer der Armuth; denn in eben dieſem Winter ſtarben in dieſer Stadt des Elends funfzehn Menſchen vor Hunger!

Nahe bei der Villa des Hadrian, wo ehemals alle Wunder der Welt auf einem Flecke vereinigt waren, befinden ſich unterhalb Tivoli prächtige Olivenwälder. Der leichte Schatten des ſilberfarbenen Laubes erinnert an die ſanfte Dämmerung der eliſäiſchen Gefilde, in der die abgeſchiedenen Seelen längs dem Ufer der Lethe wandeln. In dieſem Gehölz traf ich zwei allerliebſte Kinder von drei und vier Jahren, welche auf mich zukamen, ohne es zu wagen, mich um ein Almoſen anzuſprechen. Eins derſelben führte mich zu ihrem Vater. Es war ein Mann in der Blüthe ſeiner Jahre, der ſich an den abgehauenen Stamm eines alten Oelbaums gelehnt hatte. Sein Geſicht glühete von Fieberhitze, ſeine Zähne ſtanden in ihrer fürchterlichen Weiße hervor, ſeine ſchweren Augen funkelten in Fiebergluth. Was fehlt euch? fragte ich. „Ich habe nichts mehr für meine Kinder.“ Ihr leidet Hunger? — „Seit zwei Tagen habe ich nichts gegeſſen. Ueber hundert Meilen habe ich noch zu meiner elenden Hütte; aber ich bin krank, das Fieber verzehrt mich, und ich kann mich kaum mehr fortſchleppen. Das ganze Land ſtirbt vor Hunger, wie ich; und ich, ich kann dieſen Kindern nichts mehr geben. Ich werde auf der Landſtraße ſterben, und wenn ich todt bin — dieſe armen Kinder — —!“ Er konnte nicht enden.

Zu Tivoli bedurften wir eines Kindermädchens. Die Wirthin ſtellte uns ein junges, ziemlich wohlgekleidetes Mädchen vor. Als wir ſodann ihrer Dienſte nicht mehr bedurften, wollten wir ſie wieder fortſchicken. Ich ſah ſie in der lebhafteſten Unruhe neben der Thür meines Zimmers. Ich fragte ſie, was ihr fehle, und ließ ſie hereinkommen. Sie zerfloß in Thränen, indem ſie ſich zu meinen Füßen warf. „Ich ſoll Sie verlaſſen, die Sie mich erhalten haben, und meine Mutter ſtirbt vor Hunger!“ Auf meine Frage, wo ihre Mutter ſey, führte ſie mich in ein feuchtes Loch, wo ſie auf der Erde lag. Das harte Lager hatte ihr Wunden verurſacht; ſie konnte nicht aufgerichtet ſtehen aus Schwäche, und nicht liegen vor Schmerzen. Zudem war ſie täglich bedrohet, aus dieſem Winkel geworfen zu werden, wo ſie nur eine unnütze Laſt war. Wir ließen der armen Frau ein Strohbett machen; das allerelendeſte Geſtell war ſo theuer, daß das Bett mehrere Thaler koſtete. Nun hatte das arme Weib zwar ein Lager, aber weder einen ſichern Zufluchtsort, wo ſie ihr Bett hinſtellen konnte, noch Lumpen, um ihre Wunden zu verbinden, noch etwas, um ſich auf ihrem Lager zu bedecken; keine Kleider, um einen Ausgang zu wagen, — kein Brot — und kein Geld, es zu kaufen. Ihre Tochter weinte unaufhörlich. Aber Du, ſagte ich zu ihr, du kannſt in Rom dienen. Sie ward roth, und geſtand mir darauf, daß alle Kleidungsſtücke, die ſie an ſich trüge, geborgt wären, daß ſie nicht ein einziges Hemde hätte. — Sie hatte alles verkauft, um ihre Mutter zu erhalten. Es hätte eines Kapitals bedurft, um dieſe Familie nur in einen ſolchen Zuſtand zu verſetzen, worin ſich die meiſten Armen in Frankreich oder in der Schweiz befinden.

Ein Bürger von Albano begegnet auf der Landſtraße drei bewaffneten Leuten, die er kennt. Aus ihren Bewegungen ſieht er, daß ſie die Abſicht haben, ihn anzufallen und zu berauben. Guten Freunde, ſagt er, indem er auf ſie zugeht, ihr habt Hunger, kommt ins Wirthshaus, ich werde Euer Mittagseſſen bezahlen. Sie gingen mit, und bei der Dankſagung geſtanden ſie ihm, daß ſie den Willen gehabt hätten, ihn zu plündern.

Es war das ſchönſte Wetter, und ich hatte mich in der Villa des Horaz gelagert. Ich war allein mit meinem Eſel und einem Führer. Zu unſrer Rechten hatten wir die Licenza, ſonſt Digentia genannt, und die ſinkende Sonne färbte die eine Seite der Berge, ganz ſo, wie Horaz den Eintritt in das Thal von Mandela mahlt. Ich hatte meinen Horaz in der Hand, war nur eine halbe Meile von ſeinem Hauſe, unterhalb der Kapelle der Vacana — als ich vor mir einen alten Mann erblickte, gekleidet in rohe Schaffelle, der ſich mühſelig, mit Hülfe eines Stocks, auf dem ſteinigen Fußpfade fortſchleppte, — denn in dem ganzen Thale von Mandela ſieht man weder Weg noch Wagen. Auf einmal fing der Alte an zu wanken, und er würde rückwärts übergeſchlagen ſeyn, wenn er ſich nicht noch glücklicherweiſe mit dem Stocke geholfen hätte. Mein Führer lief zu ihm. Anfänglich hielt ich ihn für einen Betrunkenen; allein der Führer ſagte mir ganz feierlich, daß ich mich irre. Nun fragt' ich den Alten ſelbſt, was ihm fehle. Auf dieſen fremden Laut erhob er ſeinen Kopf, und ſeine langen und weißen Zähne, ſeine eingefallenen Augen, ſein irrer Blick, ſeine matte Stimme — alles verkündigte mir, daß er vor Hunger ſterbe. Er war auf die Kieſelſteine gefallen. „Ach, verlaſſen Sie mich noch nicht!" rief er; „leiten Sie mich aus Barmherzigkeit bis zu jenem Raſen." Er war ſo ſchwach, daß er uns mehrere Male aus den Händen glitt; endlich brachten wir es doch dahin, ihn auf die feuchte Wieſe legen zu können. Er wollte reden, ich konnte ihn aber nicht verſtehen. Glücklicherweiſe hatte ich Brot bei mir; es ſollte mein Abendeſſen ſeyn; denn in dieſem Bezirk giebt es keinen Gaſthof, und ich wußte noch nicht, wo ich ſchlafen würde. Der Anblick dieſes Brots gab ihm Kraft zu reden. Ich ermunterte ihn, zu eſſen; allein er ſteckte nur ein Stückchen in den Mund, das Uebrige in die Taſche. Nun konnte ich endlich folgende erſtickte Töne vernehmen: „Dort oben auf jenem Felſen habe ich fünf Kinder — gewiß werde ich ſie im Sterben finden — ihnen will ich dies Brot bringen." Und dieſer Felſen war Civitella, ein abſcheuliches Dorf, das über eine halbe Meile von hier an einem dürren, faſt ſenkrecht ſtehenden Felſen klebte, den ſelbſt ein junger Menſch nur mit Mühe hätte erſteigen können. Dieſer unglückliche Vater war ſchon ſeit drei Tagen von ſeinem Obdache entfernt; er hatte es verlaſſen, um ein wenig Brot für ſeine Kinder zu ſuchen; bei der allgemeinen Armuth des Landes aber konnte er in dieſen drei Tagen nichts als einige alte Lumpen erobern, die er uns zeigen wollte. Das war die Ausbeute dreier Tage! und man ſieht daraus, was er mochte gegeſſen haben. Uebrigens war dieſer Greis noch nicht funfzig Jahre alt!

Nichts iſt romantiſcher, als der See von Nemi, deſſen zirkelrunde Ufer in der üppigſten Vegetation blühen. Dieſer ſchöne See, die dicken Gebüſche ſeiner Ufer und der Hain ringsumher waren ehemals der Diana geweiht, und dies immer ſtille Gewäſſer hieß der Spiegel der Göttin. Ein ſchwimmender Pallaſt, der aber in der Mitte des Sees feſt lag, gab ehemals die ſonderbare Erſcheinung einer römiſchen Villa. Jetzt ſind die Götter und die Palläſte verſchwunden, aber die Natur ſtrahlt noch in ihrer unvergänglichen Schönheit. Ein altes Schloß und eine kleine Stadt liegen nahe dabei auf einem vulkaniſchen Felſen. — Wir lieſen unſere Mittagsmahlzeit auf die Terraſſe eines Kloſters tragen; denn in der Stadt herrſchte eine anſteckende Krankheit. Bei unſerm Spaziergange vor Tiſche ſah ich einen jungen Mann von zwanzig bis dreiſig Jahren, welcher langſam und mit Anſtrengung einige ſchlechte Kräuter im Garten ausraufte. Ich näherte mich ihm; ſeine äuſerſt groſe Schwachheit, das Zittern ſeiner Glieder und ſein furchtſames Weſen fielen mir auf. Hier iſt ſeine Geſchichte: Schon vor zwei Jahren war er im

Begriff geweſen, vor Hunger zu ſterben, als man ihm durch einige noch zeitig genug gereichte Nahrung das Leben rettete. Aber der ausgeſtandene Hunger hatte eine ſo groſe Schwäche zurückgelaſſen, daß er nicht im Stande war, ſeinen Unterhalt zu verdienen. Man ſtelle ſich den lebenden Tod vor, die lange Hungersnoth, die das Leben dieſes jungen Mannes begleitete. Ja wohl lange Hungersnoth! denn jeder Tag iſt ein Jahrhundert für den Leidenden. Der Anblick einer Silbermünze (denn bis jetzt hatten ſeine Augen nur Kupfer geſehen) verſetzte ihn in eine Art von Convulſion. Er wollte reden, vermochte es aber nicht. —

Wenn das Elend einmal einen ſolchen Grad erſtiegen hat, als zu Rom, ſo iſt es das Gewand des Neſſus, worin die ganze Nation ſteckt: es brennt, verzehrt und erſchüttert durch ſein Gift die ganze Bevölkerung: und die Landesfürſten, die gegen ſo fürchterliche Uebel unempfindlich ſind, und die Regierung, die ohne Zweifel damit unbekannt iſt, werden zu ſpät und auf ihre eigene Koſten davon unterrichtet werden.

Wer kennt nicht den römiſchen Corſo, dieſe ſchöne, lange und gerade Straſe, den Vereinigungsplatz der ſchönen Welt, wo zwei Reihen von Wagen ſich täglich beinahe zwei Stunden lang begegnen, und wo die Römer das unerſchöpfliche Vergnügen genieſſen, ſich vorbeipaſſiren zu ſehen. — Mitten unter dieſen Karoſſen nun, und im glänzenden Gewühle der großen Welt war ein Menſch in Ohnmacht gefallen und lag auf dem Pflaſter ausgeſtreckt. Jeder ging vorüber, ohne auf ihn zu achten; nur fünf bis ſechs Bettler waren um ihn her. Ich fragte einen der Vorübergehenden, was dem armen Menſchen fehle. „Er verhungert,“ antwortete man. Ich lief zu ihm, holte ihm Brot, und warf etwas Geld in ſeinen Hut. Er kam wieder zu ſich; niemand wunderte ſich, weder über die allgemeine Gleichgültigkeit, noch über meine Theilnahme. Als ich den Kranken verließ, ſagte einer der umſtehenden Bettler zu den andern: man ſieht wohl, daß das ein Fremder iſt.

Ich wohnte zuſammen mit der ſanfteſten und gefühlvollſten Seele, die mit den Reizen des Geiſtes die rührendſten Tugenden des Herzens verband. Dieſe wollte auf ihre Koſten eine Suppenaustheilung veranſtalten. Aber man ſtellte ihr vor, ſie würde durch die Menge der Armen erdrückt werden, ſie würde Zuſammenrottirungen veranlaſſen, und ſetzte hinzu, daß, ſo lange die Regierung nicht ſelbſt große und ernſthafte Maßregeln ergreife, das Uebel ohne Gegenmittel ſey.

Wie oft ſah ich, ſelbſt nach dem Regen, Kranke auf dem Pflaſter liegen! Und doch fragt man noch, woven in Rom die Leute ſterben!

Die Bettler zu Rom haben jeder ihren Stand; täglich ſind deren mehrere unter dem Porticus des Pantheon, nahe bei dem Frucht- und Gemüſemarkt. Die Fremden kommen täglich dahin, um das Monument des Agrippa, das beſt erhaltene aus dem alten Rom, zu betrachten. In der Mitte des Novembers hatten ſich eine Menge armer Kinder unter den Portiken des Tempels verſammelt: ich ſah ſie im Winter, bleich und faſt leblos; ſie vergaßen es oft, Almoſen zu fordern, oft fand ich welche, die eingeſchlafen waren. Ich war vier Monate nicht ins Pantheon gegangen, und als ich im Frühjahre wieder dahin kam, waren alle dieſe Kinder nicht mehr! — Alle dieſe armen Kinder ſind von Leuten geſtohlen, die betteln gehen, ob ſie gleich Mittel hätten, ohne Niederträchtigkeit zu leben; auch werden ſie von faulen Bettlern geſtohlen, die von nichts als von Almoſen leben, denn (wie Montague von Rom ſagt) hier nimmt alles ſeinen Theil von der geiſtlichen Faulheit. — Einige Mal ſah ich neben den vier Fontänen eine Frau von ziemlich gutem Anſehen, die ein Kind auf den Armen trug, welches ſie jedes Mal kniff, ſo oft ein Fremder vorüber ging, um durch das ſchmerzliche Geſchrei des Kindes ſein Mitleid zu erregen.

So lange die Regierung die ſträflichen Bettler duldet, bleibt ſie dazu verdammt, nie den wahren Dürftigen helfen zu können.

Alle Morgen hörte ich einen Kerl in den Straßen von Rom ſchreien: Gebt für die Seelen im Fegfeuer! — Die Sterbenden wurden vergeſſen, aber die Seelen im Fegfeuer gingen nie mit leeren Händen aus, indeß der wahre Arme in einem Winkel der Straße ſtarb. — Nicht, als ob das Mitleiden in Rom ganz verſchwunden wäre: es herrſcht in dem Mittelſtande; doch unglücklicher Weiſe iſt dieſer in der großen Stadt nicht zahlreich. Jeder gießt ſein Glas mit Waſſer in die große Feuersbrunſt, welche wohlthätige und ſtrenge Geſetze allein zu löſchen vermöchten. Erſt zu Rom habe ich gelernt, daß mehr wahre Wohlthätigkeit in einem guten Geſetze liegt, als in allen Almoſen der ganzen Welt. Gute Geſetze haben für die Armen zwei heilſame Wirkungen: ſie kommen dem Uebel zuvor, und machen die Gaben mitleidiger Herzen wahrhaft wohlthätig. In Ländern, wo keine Polizei iſt, wirft man ſeine Almoſen aufs Ungefähr hin; aber in wohlorganiſirten Staaten trifft das Heilmittel immer ſeinen Gegenſtand. — Doch ich will mein Gemälde von der Armuth dieſes Landes vollenden!

Eines Tages hatte ich mich in der Campagna verirrt; mein Führer traf auf eine Hütte; ich ging hinein; ſie war voll Winzerinnen. Ich ſetzte mich nieder, und ſie machten mir ein Feuer. Sie aßen zum Mittagsmahle Brot und einige rohe Kräuter, die ſie im Weinberge ausgerauft hatten. Ich befragte ſie über ihre Lebensart. Seit langer Zeit, ſagten ſie, leben wir von nichts, als von Brot und rohen Kräutern oder Wurzeln; ihre gräuliche und ungeſunde Farbe bezeugte hinlänglich, daß ſie nicht logen. — Wenn dieſe Leute krank werden, vermögen ſie nichts in ihrer Lebensweiſe zu ändern, an Arzneimittel iſt nicht zu denken, — und ich ſah ſelbſt den Eigenthümer der Horaziſchen Villa, der, im Faulfieber, zu ſeiner Nahrung nichts weiter als ein wenig Brot und ranziges Oel hatte.

Auf einem Spaziergange, den ich in der Nähe von Albano machte, nöthigte mich der Regen, ein Obdach zu ſuchen; ich fand ein geräumiges Haus an der Landſtraße. Ein bewaffneter Mann bat mich, einzutreten; ich that es, und fand darin einen andern, liegend, ohne Stroh, auf den bloßen Dielen: er hatte das Fieber, und nichts, ſich zu bedecken. Hier befand ich mich nun in Geſellſchaft dreier in Lumpen gekleideter, vor Hunger ſterbender und — bewaffneter Menſchen, und konnte mir wohl ſagen: wenn ſie mich berauben, ſo iſt mein Geld wenigſtens wohl angelegt. — Ich fragte ſie, wovon ſie lebten; es waren Handwerker, und ſie zeigten mir ein kleines Brot, deren zwei täglich auf einen Mann kamen. „Aber das reicht ja nicht zu“, ſagte ich. „Wir haben noch Kräuter, und während der Weinleſe auch einige Weintrauben,“ erwiederten ſie. Der eine von ihnen hatte fünf Kinder! — Da ich gar kein Küchengeräth ſah, ſo fragte ich ſie, worin ſie kochten. „Wir kochen niemals, war die Antwort; wir haben weiter nichts zu eſſen, als Brot und einige rohe Kräuter, die wir auf den umliegenden Feldern ausreißen.“ — Und wenn ihr krank ſeyd? — „Dann ſterben wir.“ — —

Es giebt Hoſpitäler zu Rom; aber die Kranken erhalten dort nie die Nahrungsmittel in der Menge, die ihr Zuſtand von Schwäche erfordert, beſonders da alle halb verhungert dahin kommen. Zudem macht der große Zudrang von Kranken, daß man genöthigt iſt, ſie als Halbgeneſende zu entlaſſen. Dann werden ſie aus dem guten Bette, welches ſie noch hatten, auf die Straße zurückgeworfen, und der tödtlichen Lebensweiſe der äußerſten Armuth Preis gegeben.

Man denke an die Galeerenſklaven von Oſtia, und frage ſich, ob die Härte der Strafe hinlänglich ſey, den Wirkungen des Elends und der Verlaſſenheit zuvorzukommen. Wollte ich eine Nation zu großen Verbrechen und Unthaten treiben, ſo ſtellte ich die Verzweiflung auf die eine, und harte Strafen auf die andere Seite! — Aber die Religion lehrt die Römer dulden; und auf dem Pfade der Leiden kommt der Tod immer zu gelegener Zeit.

Wie ſehr muß doch ein wohlthätiger und guter Regent zu beklagen ſeyn, wenn er ſich von ſo unvollkommnen Geſetzen umringt ſieht, daß er genöthigt iſt, Verbrechen zu beſtrafen, die aus den Geſetzen ſelbſt entſtanden ſind, die er aufrecht zu erhalten verpflichtet iſt!

Ich habe bis jetzt bloß von den phyſiſchen Uebeln geſprochen, die von der Armuth verurſacht werden. Der Grad des Elends iſt ſo tief, daß alle Moralität unmöglich wird. Wer wollte doch von Ehrlichkeit bei einem Menſchen reden, der vor Hunger ſtirbt, bei einem Manne, der ſeine Kinder, ſein Weib, ſeine Mutter, ſeinen Vater verſchmachten ſieht! Wer wollte von Tugend ſprechen zu einem jungen Mädchen, vor deſſen Augen ſeine Mutter in den Qualen des Hungers ſtirbt! — Und dieſe Menge von Laſtern, die das äuſſerſte Elend erzeugt, treibt für die Zukunft eine neue, unerſchöpfliche Quelle von Verbrechen und Armuth hervor. Bald werden alle Klaſſen der Geſellſchaft gleich herabgewürdigt, und mit dem Verſchwinden aller Tugenden werden zugleich alle Heilmittel ſo großer Uebel verſchwunden ſeyn. Baue Krankenhäuſer; die Aufſeher werden dich plündern. Stifte Erziehungsanſtalten — wer wird die Kinder erziehen, da alle Menſchen entweder laſterhaft, oder unwiſſend, oder ſchwachköpfig ſeyn werden! Der Regent ſelbſt wird mit Schrecken ſeine Augen um ſich her werfen, und vergebens nach Mitteln ſuchen, den großen Brand zu löſchen, der ſchon ihn ſelbſt zu verzehren droht.

III.

Ueberſetzung zweier dem Horaz zugeſchriebenen Oden *).

A.

An den Florus.

(I, 39.)

Laſtend beuget den Zweig die farb'ge Traube,
Sieh! es winket der Herbſt. Bald mit des Jahres
Wälzung kehret der graugelockte Winter,
    Starrend von Eiſe.

Discolor grandem gravat uva ramum,
Instat autumnus: glacialis anno
Mox hyems volvente aderit, capillis
    Horrida canis.

---

*) Entdeckt zu Rom von Pallavacini, Bibliothekar der Pala-
chen Bibliothek.

Auf! laß Nymphen, die ängſtlich zitternd flüchten,
Uns verfolgen, und haſchen, wenn ihr Fuß lahmt,
Der Ergriffenen Lippen, Zorn wol lügend,
Decken mit Küſſen.

Auf! laß, Florus, von altem Wein durchfeuchtet,
Hochgeſänge dem Tag' uns feſtlich ſpenden,
Und, willſt einmal der Luſt du ganz dich weihen,
Nehmen die Nacht mit.

Sieh! der Nordhauch verſcheucht die bangen Sorgen.
Gleichmuth ſtempelt des ſtarken Mannes Seele,
Schlag' ihm früher des Todes grauſe Stunde,
Schlage ſie ſpäter.

Iam licet nymphas trepide fugaces
Insequi, lento pede detinendas;
Et labris captae, simulantis iram
Oscula figi.

Iam licet vino madidos vetusto
De die laetum recitare carmen;
Flore, si te des hilarem, licebit
Sumere noctem.

Jam vide curas Aquilone sparsas.
Mens viri fortis sibi constat, utrum
Serius lethi, citiusve tristis
Advolat hora.

B.

An ſein Buch.

(I, 40.)

Mehr liebe' ich keinen von den Genoſſen, als
Ein ſüßes Buch. Getreues! wie wirſt du mir,
Mir, deinem ſo um dich verdienten
Herrn, erwiedern den Drang der Liebe?

Das ſtrenge Rom, du ſchüchternes! ſchreckt dich ab.
Laß fahren ſchnöde Furcht, die der Neid gebar,
Und zeuch beherzt, auf Roma's Würde
Fußend, mein Buch! durch der Straßen Reihen.

Dulci libello nemo sodalium
Forsan meorum charior exstitit;
De te merenti quid fidelis
Officium domino rependes?

Te Roma cautum territat ardua.
Depone vanos invidiae metus,
Urbisque fidens dignitati
Per plateas animosus audi.

Sieh! Jupiter mit mächtigem Blitzſtral hat
Der Eumeniden wüthendes Chor verjagt!
  Ihm ſoll ein Altar prangen; ewig
    Wachſen ſein Ruhm, durch Geſang verherrlicht.

Friedrich Raßmann.

En quo furentes Eumenidum choros
Disjecit almo fulmine Jupiter!
Huic ara stabit, fama cantu
  Perpetuo celebranda crescet.

IV.

Ueber Formularweſen in der Liturgie.

„Beſſer wäre es freilich,“ (ſagt der Recenſent von Herrn D. Hufnagels liturgiſchen Blättern N. A. D. B. 87. B. 2. St. 5. Heft) „beſſer wäre es freilich, worauf auch Herr Hufnagel in der Vorrede zur fünften Sammlung hinzudeuten ſcheint, daß das Formularweſen in der Liturgie nach und nach aufhörte, und man endlich anfinge, mehr den wahren Geiſt des Chriſtenthums als den todten Buchſtaben deſſelben zu befördern, und den Predigern mehr Freiheit gelaſſen würde.“ — Dieſer fromme Wunſch erwecke aufs neue einige Gedanken, die ich vorlängſt über dieſen Gegenſtand bei einer ernſthaften Gelegenheit gehabt habe, und die ich kürzlich aufſchreiben will.

Wohl wäre nichts angelegentlicher zu wünſchen, als daß der heilige Geiſt des Chriſtenthums ſich über alle Chriſten ausgießen möchte. Aber was iſt dieſer Geiſt des Chriſtenthums? Von Allen, die ſich darüber geäußert haben, bis auf Chateaubriant und den Verfaſſer der Schrift Moſes und Jeſus (von denen jener ſich mit viel Gefühl, dieſer mit viel Scharfſinn darüber erklärt hat), iſt er verſchieden beſtimmt worden. Doch angenommen, Alle vereinigten ſich darüber, es ſey der Geiſt der Gnade und Liebe, welcher der Gläubige ſich mit Reſignation in die Arme zu werfen habe, es ſey, beſonders im Gegenſatz der ethniſchen Religion des eiſernen Schickſals, die Hoffnung auf Erlöſung und Erbarmen, Kraft eines göttlichen Mittlers, die Zuverſicht einer ſündigen Welt auf einen zum Vater gewordenen Richter: — wie iſt doch dieſer Geiſt den Menſchen einzupflanzen, ſo daß ſie in ihm leben und weben, wie in einem ſie umgebenden Aether, daß er das Licht ſey, in dem und durch das ſie ſehen, nicht etwas, das ſie außer ſich zu erblicken glauben, die herrſchende Geſinnung, die ſich in allem Denken und Empfinden des Chriſten ſpiegelt? Iſt etwa darauf, als auf den höchſten Punkt menſchlicher Bildung, die Erziehung in allen Ständen gerichtet? kann ſie es überall auch nur ſeyn? oder iſt der Geiſt des Zeitalters mit dem Geiſte des Chriſtenthums in einem zu harten Kampfe?

Das Irdiſche arbeitet der Religion unabläſſig entgegen; der Kampf um die erſten Bedürfniſſe des Lebens, das unbedingte Streben nach dem Erwerb und der Nützlichkeit, macht die Menſchen aufgeklärt und irreligiös, und das Beten ſcheint ſich mit dem Arbeiten nicht wohl zu vertragen. Auf einem fruchtbaren üppigen Boden, in einem warmen Klima ſind die Menſchen religiöſer; in den Sandwüſten, denen ſie die ſparſame Nahrung und das Gegenmittel gegen den erſtarrenden Froſt abringen müſſen, ſind ſie zur Irreligion geneigter. Dort wachſen ſie unter religiöſen Gefühlen auf, die ihnen als nothwendig zum Daſeyn des Menſchen erſcheinen; hier wird ihnen in Einem Punkte ihres Lebens die Religion als eine fremde Pflanze leicht eingeimpft: nur ſchwache Worte ermahnen ſie, für die Bewahrung der

Pflanze zu ſorgen, und bald iſt in dem Treiben der Noth und der Sinne jede Erinnerung daran verſchwunden. — Ganze Stände und Geſchlechter bleiben ohne religiöſe Kultur. Die Weiber, welche keine ſcientifiſche Bildung erhalten, faſſen die Religion nicht mit dem Organ des Verſtandes; und ihrem Gefühl, womit ſie ſie gern ergreifen würden, wird ſie nicht durch fortgehende Anſtalten übergeben. Daher ſind die Weiber gewöhnlich irreligiös, und nur die Sitte, die Meinung und eine natürliche Empfindſamkeit hält ſie in den äußeren Schranken der Zucht, wenn nicht eine höhere Bildung ihnen eine andere Welt aufſchließt. Die Stände, die bloß dem Erwerbe leben, beſonders die Landleute, erheben ſich ſelten, dort, wo die Religioſität nicht *Sitte* iſt, in eine höhere Region, wo der „Geiſt des Chriſtenthums" waltet. Ihr Verſtand iſt nothdürftig für ihr Geſchäft und ihre nächſten Verhältniſſe ausgebildet, höchſtens bei dem Ausgezeichnetern bis zu einer gewiſſen Schlauheit und Pfiffigkeit, die ihn theils vor Veränderungen aller Art warnt, theils zu einem ſchnelleren und leichteren Erwerb verhilft; ihre Vernunft ruhet, und ſie reſpektiren die mächtige Willkühr mehr, als das bürgerliche Geſetz, und dieſes mehr als das moraliſche; die Einbildungskraft und die Phantaſie, das eigentliche Organ der Religion, ſchlummert faſt ganz, denn ihr bischen Aberglaube, ihre Zauber- und Geſpenſtergeſchichten, in die ſich etwa ihre Poeſie verkleidet hat, ſind ſo wenig phantaſtiſch, dagegen ſo realiſtiſch, materiell, grob und verkörpert, daß die Einbildungskraft wenig durch ſie genährt und für etwas Höheres empfänglich gemacht wird. Doch haben ſie noch einen beſondern der Religion gewidmeten Tag, den die übrigen Stände jetzt nicht mehr haben. Wenn auch dieſe in ſtaatsbürgerlicher oder wiſſenſchaftlicher Rückſicht gebildeter, als jene, ſeyn ſollten, ſo iſt dennoch die Frage, ob ſie bei ihrem gewöhnlichen Thun und Treiben, ihren Berufsarbeiten und Zerſtreuungen, mehr als jene zur Empfänglichkeit für Religion gebildet ſind. — Um dieſen Aufgeklärteren das Chriſtenthum zu empfehlen, ſind die Prediger ganz unrechter Weiſe ſelbſt aufgeklärt geworden, haben überall durchblicken laſſen, daß Chriſtus ihnen ein bloßer Menſch und Lehrer iſt, daß ſie keine Wunder und Myſterien glauben, haben den Glauben ſelbſt auf einige ſogenannte Vernunftwahrheiten reducirt, und den Geiſt des Chriſtenthums in die Moral geſetzt.

Dadurch hat der Proteſtantismus den entſcheidenden Schritt zur Verbannung des religiöſen Geiſtes gethan. Er ermangelt ohnehin in ſich alles Poſitiven, indem er geſchichtlich nur als Negation gegen den römiſchen Katholicismus auftrat. Nun verkannte man im Laufe der Zeiten noch obendrein alles Poſitive des Chriſtenthums und aller Religion (wir meinen nicht das geſchichtlich Poſitive), und indem man darnach ſuchte, glaubte man es endlich in der Moral gefunden zu haben, bis man dahin gelangte, Chriſtenthum und Tugendlehre für identiſch zu halten. Darüber ging der religiöſe Sinn allmählich immer mehr verloren; die Geiſtlichen wurden zu Predigern, und bei ihren Predigten kam es nur noch auf die Frage an, ob der Eudämonismus oder das kathegoriſch gebietende Vernunftgeſetz, oder beide in einer nützlichen Vermiſchung, mit bibliſchen Ausſprüchen verſetzt werden ſollte. — Man ſcheint allmählich den Mißgriff einzuſehen. Denn ſo wahr es iſt, daß der Chriſt ein ſittlich guter Menſch ſeyn muß, ſo wahr iſt es auch, daß er etwas mehr, daß er ein religiöſer, noch mehr, daß er ein chriſtlich-religiöſer Menſch iſt. Darin haben unſere älteren Theologen, ſo wie die katholiſche Kirche, unbedingt Recht.

Weshalb iſt dieſes alles geſagt worden? Allein deswegen, um anzudeuten, daß man wohl die Verbreitung und Beförderung des chriſtlichen Geiſtes leicht anrathen und gebieten, aber ſehr ſchwer ins Werk ſetzen kann. Auch läßt ſich ein Geiſt nicht ſo herbannen, wenn er nicht da iſt (das Experiment iſt gemacht worden, und das Produkt iſt Heuchelei geweſen); leichter wird er verſcheucht, wenn er da iſt. Am allerwenigſten aber würde er herbeigeführt werden, wenn das ſogenannte Formularweſen abgeſchafft, und den Predigeern mehr Freiheit gelaſſen würde. Eher würde die Verbreitung des chriſtlich-religiöſen Sinnes (wie wir lieber ſagen wollen, als Geiſt des Chriſtenthums) zu hoffen ſeyn, wenn

1) die kirchlichen Veranſtaltungen mehr von dieſem Geiſte hätten, und wenn
2) die kirchlichen Beamten religiöſer wären, oder wenigſtens mehr Ehrfurcht für kirchliche Einrichtungen und Gebräuche zeigten *).

---

*) Nachdem dieſes ſchon geſchrieben iſt, finde ich in der Recenſion von D. Niemeyers Briefen an chriſtliche Religions-

Das letztere kann nur gewünſcht, das erſtere könnte veranſtaltet werden.

Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, wie dies geſchehen ſolle Wir haben nur von dem Formularweſen zu ſprechen, das man dem Geiſte des Chriſtenthums entgegengeſetzt hat. Hier ſcheint es nun, als ob dieſe Gegenſetzung nicht ſo eigentlich Statt haben könne, und als ob man von den kirchlichen Formeln überhaupt nicht ſo verächtlich ſprechen dürfe.

Es giebt Tauſende, denen ein religiöſer Sinn gar nicht abzuſprechen iſt, und deren Religion, in ſo weit ſie in Worte gefaßt werden kann, bloß in einigen Formeln beſteht, deren Wahrheit und Geſetzeskraft ihnen, nicht durch den Verſtand, ſondern durch das Gefühl, als unbedingt gebietendes Gotteswort einleuchten. Ohne dieſe Formeln wären ſie irreligiös.

Es giebt Tauſende, die eine Reihe von Sätzen und Schlüſſen gar nicht zu faſſen vermögen, die, wenn ſie ſie auch faſſen, zwiſchen ihnen und dem Leben ſelbſt keine Verbindung ſehen, und die ſich in der Einfachheit ihres Herzens nur an einige oft und unter feierlichen Veranlaſſungen gehörte

---

lehrer, J. A. L. Z. No. 184., Folgendes: Die Bemerkung des Verf. bleibt wahr, daß doch am Ende das eigne, warme Intereſſe des Predigers an ſeinem Amte, ſeine Lehrfähigkeit, ſeine eignen Fortſchritte in Erkenntniß, die Ehrwürdigkeit ſeines Charakters, die Heiligkeit ſeines Lebens, die Humanität in allen ſeinen Verhälteniſſen — daß es dies eigentlich iſt, was noch am kräftigſten auf die Gemeinen wirkt und die Liebe zum Gottesdienſt erhält.

Sätze halten, welche ihnen, mit oder ohne ihren Willen, als Grundſätze des Verhaltens vorſchweben und ihre Geſetzgeber oder Richter ſind. Die Ausſprüche ihrer Vernunft mußten ihnen nämlich in einer beſtimmten Form zukommen, und dies iſt in jenen kirchlichen Formeln geſchehen.

Andre, welche die Religion als Verſtandesſache gründlich behandelt haben, und genau wiſſen, was in ihr demonſtrirbar ſey, was nicht, bleiben bei allem dieſem kalt, bis einmal eine Formel mit unwillkührlicher Macht ihr Herz trifft, ſie mit einem unerklärbaren Schauer erfüllt, und ſie ſo, gegen alle ihre Erwartung, in eine religiöſe Stimmung verſetzt.

Wäre die Religion eine bloße Verſtandesſache, oder könnte der religiöſe Sinn durch ein Wiſſen, etwa der chriſtlichen und kirchlichen Geſchichte, eine Kenntniß der Glaubenslehren oder ein Durchdenken aller chriſtlichen Lebenspflichten hervorgebracht werden: dann bedürften wir der Formeln, wie aller der Anſtalten, die auf etwas Höheres und Myſteriöſes hindeuten, z. E. der Sakramente, keinesweges. Aber wir haben es nun einmal nicht mit hiſtoriſchen Kenntniſſen, mit bürgerlicher Geſetzlichkeit oder mit guten Sitten, ſondern mit Religion zu thun; und in dieſer iſt nicht alles ſo klar, wie ein Rechenexempel oder ein Syllogismus, ſondern die höhere Natur des Menſchen wird in ihr auf eine höhere Weiſe in Anſpruch genommen. Sie iſt darin mit Kunſt und Poeſie vergleichbar, wo auch hinter allem durch den Verſtand Erfaßlichen und Demonſtrirbaren, etwas verborgen iſt, was erſt jenes befruchten und erleuchten und erwärmen muß, wenn es überall anders, als in todten Worten, da ſeyn und die Seele des Künſtlers in Bewegung ſetzen ſoll, ich meine die Idee der Kunſt; ſo hier die Idee der Religion.

Dieſe ſpricht ſich nur freilich in Worten höchſt unvollkommen aus; ſie offenbart ſich im ganzen Menſchen, in ſeiner herrſchenden Geſinnung, in ſeinen Gefühlen, wie in ſeinem Charakter, in ſeiner ganzen Art und Weiſe zu exiſtiren. Was alle Menſchen von religiöſem Sinn innerlich bewegt, nicht was ſie äußerlich ſprechen, iſt Sache der Religion. Nicht das Wort, das ſie hören, ſondern was ſie bei dem Worte fühlen und denken, iſt das Würdige und Erhabene; nicht die Formeln ſind es, ſondern was ſie im inneren Herzen begleitet, was wir achten müſſen, und was ohne jene vielleicht ungeweckt ſchlummern würde.

So kann in dem Formelweſen mehr Geiſt des Chriſtenthums wohnen, und durch daſſelbe mehr religiöſer Sinn geweckt und unterhalten werden, als in den freigewählten Worten des Predigers, die ſehr gelehrt, wahr, aufgeklärt und wohlgeſetzt ſeyn können, aber die Zuhörer kalt laſſen, weil ſie auf ſie keine Wirkung äußern; nicht auf ihren Geiſt, denn ſie verſtehen ſie nicht, oder ſie ſind eben nicht in der Stimmung, ſich mit ihrem Verſtändniſſe befaſſen zu wollen; nicht auf ihr Gefühl, denn ſie berühren es nicht. — An die Formel aber iſt einmal von Jugend auf ein gewiſſes, ſtarkes und tiefes Gefühl geknüpft, das ſich des ganzen Menſchen bemächtigt, alle Reflexion aufhebt, ihn in eine höhere Stimmung verſetzt, und in ihm den Glauben an göttliche Geheimniſſe, an eine überſinnliche Welt, mit der er durch ſein Gefühl in Verbindung ſteht, wach erhält. Dieſe Formeln veralten nicht, denn hinter ihnen liegt die ewige Wahrheit verborgen, welche die Natur des Menſchen anſpricht; ſie ſind nicht unverſtändlich, wenn man ſie auch wirklich nicht mit Worten erklären könnte, denn man ſieht ihre immer wiederkehrenden Wirkungen; ſie ſind zweckmäßig, denn dort, wo die Erweckung Eines Gefühls nur die Abſicht ſeyn kann, und eine verwäſſerte Belehrung nur ſtörend und läſtig ſeyn würde, bringen ſie unfehlbar und immer den Schauer, die Empfindung der Scheu, der Ehrfurcht, der Andacht hervor, welche das Zeichen und zugleich das Erhaltungsmittel der Religioſität iſt.

Eben ſo wenig aber, als wir alle Formeln, unter dem gehäſſigen Namen des Formularweſens, verwerfen wollen, eben ſo wenig wollen wir alle Formeln der katholiſchen oder proteſtantiſchen Agenden, oder auch die in liturgiſchen Büchern vorgeſchlagenen, vertheidigen. Jene können, trotz ihrem Alterthum, ſehr ſchlecht und anſtößig, dieſe ſehr wäſſerig, voll beſchränkter Anſichten der Religion, und durch kaltes, moraliſirendes Lehrgeſchwätz ſehr abgeſchmackt ſeyn.

Wir meinen, nur die durch Alterthum und hohen kirchlichen Urſprung geheiligten Formeln, die entweder zu manchen kirchlichen Handlungen weſentlich gehören, oder die ſonſt durch ihren innern religiöſen Gehalt und feierlichen Gebrauch ehrwürdig, ja ſelbſt zu Gebräuchen geworden ſind. Dieſer können wir wohl zu wenig, nie aber zu viel haben. Sie ſind eben ſo wenig abzuſchaffen, als ſie neu erfunden werden können; ja es wäre zu wünſchen, daß alle heilige Handlungen, die ein inneres myſtiſches Weſen haben, durch lauter Formeln verrichtet würden.

Zu der erſtern Art der angegebenen Formeln gehören die

Einſetzungs- und Konſekrationsworte beim heiligen Abendmahl, die Taufformel, die Worte der Ehe-Einſegnung; zu der zweiten gehört das Vater Unſer, die Segensformel, und manche Lieder, z. B. Nun danket alle Gott, oder: Herr Gott dich loben wir! an deſſen Gebrauch auf dem Schlachtfelde man nur denken darf.

Verſuche man es doch einmal, und ſpreche beim Austheilen des Abendmahls, ſtatt der Formel: Nehmet hin und eſſet ꝛc., die jeden, der ſie vernimmt, in eine feierliche Stimmung verſetzt, etwa ſo, wie ein aufgeklärter Prediger wohl ſprechen würde: Erinnern Sie ſich beim Genuſſe dieſes Brotes an den Lehrer der Menſchen, der die Wahrheit verkündigte, und dafür geſtorben iſt, und entſchließen Sie ſich, nach ſeinem Beiſpiel alle Ihre Pflichten auszuüben; oder taufe man die Kinder auf das Bekenntniß Gottes, die Verpflichtung auf die Lehre Chriſti und zu einem tugendhaften Leben, anſtatt zu ſprechen: Ich taufe dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes; oder ertheile man der Gemeine den Segen mit Worten, die neben einer guten Lehre etwa ſo viel ſagen wollen, als: Ich wünſche wohl zu leben! oder ſinge man bei frohen Nationalereigniſſen wohlgemachte Lieder, die ſich etwa anfangen: Der beſte Dank, der Gott gebühret, iſt tugendhaftes Leben ꝛc., anſtatt des erſchütternden: Herr Gott dich loben wir; oder fange man, ſtatt „Vater Unſer" zu ſprechen, zu dociren an: Allgemeiner Vater der Menſchen, der du allgegenwärtig biſt, du müſſeſt von allen Menſchen erkannt und verehrt werden ꝛc. Was wird die Folge davon ſeyn? Die Ungebildetern werden glauben, daß ſie das Abendmahl nicht genoſſen haben; daß ihre Kinder nicht getauft ſind; daß der Segen von ihren Gottesdienſten gewichen ſey, u. ſ. w.; ſie werden nicht bloß kalt und gedankenlos bleiben, ſondern ſie werden (wie ich es ſelbſt geſehen habe) geärgert, und in Augenblicken, die frommen Gefühlen gewidmet ſeyn ſollten, mit unangenehmen oder leidenſchaftlichen Empfindungen gemartert werden; und dieſe gottesdienſtlichen Handlungen, welche die Religioſität in ihnen unterhielten, ihr Troſt und die hellen Punkte ihres mühſeligen oder leidenvollen Lebens waren, gereichen ihnen zum Aergerniß und zum Unſegen, machen ſie dagegen gleichgültig und aufſätzig, ſo daß ſie ſie endlich als ein ſchweres Joch abwerfen. Der aufgeklärte und denkende Mann aber, der durch die geheiligte Formel ergriffen und in religiöſe Stimmung unwillkührlich verſetzt worden wäre, wird durch jene Interpretationen und oft unrichtige Umſchreibungen, zum Kritteln eingeladen; die Handlung, die er mit dem Gefühl in ihrer Ganzheit aufgefaßt hätte, wird ihm ein Gegenſtand des Verſtandes, über den ſein Urtheil gefordert wird, und ſo erſcheint ſie ihm in einer widrigen Leerheit und Nacktheit. Nicht die Kirche, oder eine uralte religiöſe Anſtalt, oder der göttliche Stifter derſelben ſpricht zu ihm, ſondern ſein Nachbar, der Herr Prediger, mit dem er ſonſt wohl in luſtigen Geſellſchaften geweſen iſt, und von deſſen Gelehrſamkeit und Einſicht er ſonſt vielleicht nicht viel hält; und er findet es künftig bequemer, wenn er ja deſſen Meinung hören will, ihn zu ſich einzuladen, oder ihn in ſeinem Hauſe zu beſuchen.

Darum ſollten die „Verwalter der göttlichen Geheimniſſe" ſich alles Profanirens der religiöſen Formeln und G bräuche, durch Dociren und Moraliſiren, mit der größten Vorſicht enthalten, ihrem Gottesdienſte die größtmögliche Feierlichkeit und Würde geben, den Verſtand der Menſchen nicht ſo gefliſſentlich in fruchtloſen Anſpruch nehmen, ſondern auf ihr Gefühl wirken, und eine heilige, ehrerbietige Stimmung hervorzubringen ſuchen. Die Willkühr taugt weder ihnen, noch der Religioſität.

Aber die Scheu vor Formeln hängt zuſammen mit der Scheu vor eingreifenden Gefühlen, vor Anſtand, Würde und Ordnung überhaupt. Man will es nur mit dem Verſtande zu thun haben, weil man ſich darin, kraft des Gelernten, für ausgebildet hält, und weil man die Menſchen am ſicherſten dabei zu faſſen und zu lenken meint; man will, es ſoll alles ſeyn, wie bei uns zu Hauſe; man will ſeine Kunſt, Aufklärung und Bildung zeigen, und lieber einſeitigen Impulſen folgen, als ſich zum Allgemeinen fügen, und die Weisheit alter Inſtitutionen mit Demuth verehren.

Sonach wünſchen wir, „daß das Formularweſen in der Liturgie, mit Kraft und Würde aufrecht erhalten, mit dem Geiſte des Chriſtenthums nicht geſpielt, und dem todten Buchſtaben der Formeln und Predigten ein empfängliches, religiöſes Herz geöffnet, den Predigern aber, die nur ſich verkündigen, die Kirche zum Hauſe oder zum Konverſationsſaale, die Kanzel und den Altar aber zum Lehrſtuhl machen wollen, keine Freiheit dazu gelaſſen würde.“

F.

V.

Drei Gedichte von Hrn. Streckfuß, Winfried, und einem Ungenannten.

1.

Echo.

Stolz in ſeiner Schönheit Blüthe,
Wild in ſeiner Jugend Macht,
Sehnt Narciß ſich nicht nach anderm Glücke,
Fragt nicht, ob in holdem Blicke
Ihm der Liebe Zauber lacht.
Ach! für ſeinen Reiz entglühte
Längſt die zarteſte der Schönen;
Liebevoll mit heißem Sehnen
Denkt ſie ſein bei Tag und Nacht.

Und ſie folget ihm von ferne,
In die Thäler in den Wald,
Folgt ihm leiſe nach mit bangem Schweigen,
Wagt es nicht, ſich ihm zu zeigen,
Birgt ihm ſchüchtern die Geſtalt.
Ach! wie ſagte ſie ſo gerne,
Was in ihrem Buſen lebet!
Doch wenn Sehnſucht vorwärts ſtrebet,
Feſſelt ſie der Furcht Gewalt.

Und ſo lauſcht ſie ſeiner Rede,
In der Büſche Nacht verſteckt,
Lauſchet ſorglich jeglicher Bewegung,
Oft von wunderbarer Regung
Tief im Innerſten erſchreckt.
Ihr iſt ſelbſt der Frühling öde,
Wenn ſie nicht den Holden ſiehet!
Doch ein junger Lenz erblühet,
Wo ſie zitternd ihn entdeckt.

Einſt, in der Gefährten Mitte,
Sieht ſie den Geliebten ſtehn,
Liebe treibt ſie, ihm ans Herz zu ſinken,
Und ſie ſieht den Jüngling winken,
Höret ſeine Stimme wehn.
Aus dem Buſch mit raſchem Schritte
Eilt ſie, ihm ans Herz zu fliegen,
Sehnend ſich an ihn zu ſchmiegen,
Glaubt vor Wonne zu vergehn.

Doch nicht ihr hat er gewinket,
Und er ſteht erſtaunt zurück.
Ach! von ihrer Luſt, von ihren Schmerzen
Fühlt er nichts in ſeinem Herzen,
Kalt und düſter iſt ſein Blick.
Und in Reu und Scham verſinket
Die Betrogne, ſie entfliehet,
Doch im Innerſten durchglühet
Sie das ſüß erträumte Glück.

In der Berge tiefſte Klüfte,
Zu den ſchroffſten Felſen trägt
Sie der Liebe Harm, das treue Sehnen,
Einſam lauſcht ſie ſeinen Tönen,
Und wenn fern ein Laut ſich regt,
Läßt ihn leiſe durch die Lüfte
Die Betrogne widerhallen;
Hört ſie dann den Ton verhallen,
Wird ihr Inn'res neu bewegt.

Und ſo ſchwand ihr zartes Leben,
Und ihr treues Auge brach;
Doch ihr ew'ges Sehnen blieb den Klüften,
Ihre Stimme noch den Lüften,
Wird bei jedem Rufe wach.
Und wenn Töne ſich erheben,
Wähnt ſie, daß der Liebling rede,
Und ſo liſpelt aus der Oede
Sie getäuſcht die Worte nach.

Wien. **Streckfuß.**

2.

Der Traum.

(Frei nach Tibull. L. 3. El. 4.)

Vollendet hatte ſchon die Himmelsbahn,
Mit ſchwarzem Viergeſpann, die ſtille Nacht,
Und in des Oceanes blaue Fluth
Des braunen Wagens Räder eingetaucht.
Da hatte mich der mohn-bekränzte Gott,
Er, der des Kummers Thränenlager flieht,

Noch nicht zu ſüßem Schlummer eingewiegt.
Als endlich Phöbo's Strahlendiadem
Des rothen Aufgangs hohes Thor vergoldet',
Da ſchloß des Müden Aug' der ſpäte Schlaf.

Da trat ein Jüngling, — einen ſchönern ſah
Nie Welt, noch Vorwelt, — vor mein Lager hin.
Der keuſche Lorbeer kränzte ſeine Stirn,
Und von dem ſchlanken Nacken floß ſein Haar
In langen Locken, Balſam duftend, nieder.
Und glänzend war, wie der Latoniſchen
Sanfthellen Luna, ſein Geſicht, und Purpur
Durchſchimmerte die blendend-weiße Haut.
So mahlt ein glühend Roth der jungen Braut
Die zarte Wange, wenn zum erſten Mahl
Sie nun der längſt erſehnte Jüngling in
Die ſtille Kammer führt; — ſo flicht das Mädchen
Zu Lilien Amaranthen ſich zum Kranz; —
So röthet ſich im Herbſt die goldne Frucht! —

Ein Pallium umſpielte leicht den Bau
Der ſchönen Glieder, bis zum Fuß hinab.
Die lieder-reiche, goldne Lyra ſtrahlt'
Im linken Arm, und mit beſeelter Hand
Entlockt' er Göttermelodie'n den Saiten,
Und ſang mit ſüßem Ton dies Trauerlied:

Heil dir, Freund der Götter! dich lieben die Helikoniden;
Heiliger Sänger, dich liebt Bacchus, und Delius dich!
Doch es ward nicht der Semele Sohn die Zukunft zu künden,
Noch den Schweſtern verliehn an dem kaſtaliſchen Quell.

Mir nur gewährt' es der Vater, des ernſten Schickſals Entwürfe,
Und der reifenden Zeit ſichere Folge zu ſehn.
Drum vernimm es, o Liebling! was ich, der Untrügliche, ſinge:
Was dir, mit wahrem Mund, kündet der Cynthiſche Gott.

Sie, die theurer dir iſt, als der zärtlichen Mutter die Tochter,
Als die Gattin dem Mann, die er mit Inbrunſt umarmt;
Sie, für die mit Gelübden du oft die Götter beſtürmeſt,
Sie, die dir nicht vergönnt, ruhige Tage zu ſehn,
Und, wenn thauende Nacht die Rabenfittiche ſchwinget,
Dir im Traume erſcheint, täuſchend Gebilde dir webt,
Sie, Neära, die Schöne, gefeiert durch deine Geſänge,
Buhlet um Anderer Gunſt, ſehnt ſich nach Anderer Kuß!
Treulos flattert ihr Sinn nach fremder Liebe. Es gnüget
Ihr das häusliche Glück, Bande der Ehe nicht mehr.
Grauſames Mädchengeſchlecht! nicht Treue, den Namen nur kennſt du;
Jede treffe der Fluch, die den Geliebten getäuſcht!
Doch, du lenkſt ſie vielleicht; — denn wankende Neigung beſeelet
Alle, — mit innigem Flehn drücke ſie zärtlich ans Herz!
„Trotzen der ernſten Gefahr lehrt oft der zürnende Amor,
Dulden mit männlichem Muth Streiche des ſtrengen Geſchicks.“
Einſt auch weidete ich die weißen Rinder Admetus
Auf Theſſaliſcher Flur; — wiſſe, ich ſinge nicht Scherz! —
Ach! da reizten mich nicht der Laute Silberaccorde,
Und kein Saitengetön ſtimmte zu meinem Geſang.
Nur auf ſchallendem Rohr erſann ich, einſam, mir Lieder,
Ich, der Latona Sohn, Sproſſe des mächtigen Zeus.
Jüngling, wenn du dich weigerſt, des Mädchens Launen und Amors
Härte zu dulden, o dann kennſt du die Liebe noch nicht!

Auf dann, und zweifele nicht, und ſing' ihr koſende Lieder!
Rührende Klage erweicht ſicher die eherne Bruſt.
Und, da Wahrheit wohnt im Spruche des heiligen Tempels,
Dann, auf meinen Befehl, ſage die Worte ihr noch:
„Dieſes Bündniß verheißt dir Delius ſelber, — kein andres
„Wird dich beglücken; — darum heiſche nicht Anderer Gunſt!“

So tönte mir ſein Lied, — da wich der Schlaf
Vom Auge mir, und leichter ſchlug mein Herz. —
Des Traums *Erfüllung*, ach! ertrüg' ich nicht,
Neära! — Doch du liebſt ja unverſtellt,
Und rein, und treu; ich glaube deinen Schwüren,
Und trau' ſo gern dem ſanften Liebesblick.
Dich zeugte ja der wagen-wälzende,
Herzloſe Pontus nicht, — Chimära nicht,
Die Flammen haucht aus aufgeſperrtem Rachen.
Nicht Cerberus, dem Schlangen, ſtatt des Haars,
Sein dreifach Haupt umflattern; — Scylla nicht,
Die grauſe Jungfrau, die den Schooß mit Hunden
Umgürtet; — auch gebar auf wüſter Flur
Dich eine Löwin nicht! — Die mildeſte
Der Mütter, und der Väter würdigſter
Begrüßten dich, in freundlich-ſtiller Wohnung.

O, möchten doch die Götter dieſen Traum
Zum Beſten wenden, und dem Wind gebieten,
Auch der Erinn'rung Spuren zu verwehn! —

Winfried.

3.

Die Andacht beim Glauben.

Wir glauben all' an einen Gott.
„Ach, Herr Gevatter, a propos,
Der alte Rath geht ab vom Magiſtrate.“ —
„So? Wen erwählen wir denn nun zum neuen Rathe?“ —
„Nun — ſeinen Schwiegerſohn.“ — Ja ſo! —
Der ſich zum Vater gegeben hat,
Daß wir ſeine Kinder werden.
„Wie's Hinzen doch ergeht mit ſeinen Weidepferden!
Nun hinkt der Schimmel auch; den Handel hätt' ich ſatt.“
Ja wohl! und ſein Herr Schwager — — „Nun?“ — ſoll
Bräutgam ſeyn.
„Wie? was? der Held von funfzig Jahren?“
Will Krauſens jüngſte Tochter frein!
Leib und Seel' auch wohl bewahren,
Allem Unfall will er wehren.
„Was muß man doch nicht alles hören!“ —
Haſt du den Seehund ſchon geſehn? — „Noch nicht.“
Ein großes Thier, zwei Centner an Gewicht!
Er ſorget für uns, hütet und wacht,
Es ſteht alles in ſeiner Macht.

VI.

Lebensrettungen des Herrn von Civille *).

Herr von Civille, ein Edelmann aus der Normandie, kommandirte bei der Belagerung von Rouen, im Jahr 1562, eine Kompagnie von 100 Mann Infanterie. Er bekam von dem Grafen von Montgommery, welcher das Oberkommando in der Stadt hatte, den Befehl, am 15ten Oktober mit ſeinen Soldaten einen hohen Wall zu beſetzen, um die erſten Anfälle des heftigen Sturms abzuwehren. Schon hatte er eine Zeitlang mit ſeinen Gefährten die Belagerer zurückgehalten, als er plötzlich durch einen Schuß dergeſtalt in die rechte Wange und Kinnlade verwundet wurde, daß er ſinnlos von der ſchroffen Höhe herabſtürzte. Einige Soldaten, welche am Fuß des Walls mit Grabenaufwerfen beſchäftigt waren, plünderten ihn rein aus, und warfen ihn in einen der vorhandenen Graben. Gleich nachher entdeckten ſie in dieſer Gegend noch einen andern Menſchen, den Kaufmann Le Foretier, der von einer zu ſeinen Füßen niedergeſchlagenen Kanonenkugel betäubt zu Boden geſunken war. Dieſen warfen ſie in den nämlichen Graben auf Civille, kehrten die Füße des

---

*) Wir wünſchten, daß der Erzähler dieſer intereſſanten Begebenheiten ſeine Quelle angezeigt hätte. K.

einen gegen den Kopf des andern, und bedeckten beide Körper mit Erde. Als nach ſechs Uhr des Abends die Belagerung aufhörte, und ſich der Graf von Montgommery mit ſeinen Truppen zurückzog, ſprengte Civille's Bedienter, Nikolas de la Barre, zu ihm heran, und fragte ihn dreiſt: Ob man der Nachricht von dem Tode ſeines Herrn, als gegründet, Glauben beimeſſen könne? Der Graf verſicherte, daß Civille am Fuß des Walles begraben ſey, und erbot ſich, ihm, wenn er etwa ſeinem Herrn in der Gruft ſeiner Vorfahren eine Stelle wünſche, ſeinen Gardelieutenant, den Hauptmann Clere, zur Begleitung mitzugeben, welches Anerbieten der Bediente freudig annahm. Als Beide nun den beſtimmten Ort erreicht hatten, übergab der Bediente ſein Pferd unterdeß einem Soldaten, und verſuchte, die kaum einen halben Fuß hohe, noch ganz friſche Erde des Grabens mit ſeinen Nägeln abzukratzen. Es kam ein Körper zum Vorſchein, der Körper des Foretier, den er aufs Gras ſchleppte, aber nicht erkennen konnte. Nachher zog er einen andern Körper heraus, den er ebenfalls nicht erkannte, weil er von Blut und Erde faſt ganz überzogen war. Er betrachtete nochmals ſehr genau den erſten Körper, und warf ihn, da er fand, daß es ſein Herr nicht ſey, in den Graben zurück; ſo wie auch den zweiten Körper, das Geſicht gegen den Boden gekehrt, auf den Foretier, und bedeckte ihn leicht mit Erde, ſo daß die linke Hand des Civille faſt ganz bloß aus dem Graben herausſtand. Traurig, ſeinen Herrn nicht gefunden zu haben, wollte er ſich wieder zu Pferde ſetzen, und den Rückweg antreten. Der Hauptmann Clere bemerkte indeß jetzt eben die herausgeſtreckte Hand, und ſtieß ſie mit ſeinem Fuß in die Erde, damit ſie nicht Hunde benagen, und wohl gar den ganzen Leichnam zerfleiſchen möchten. Durch dieſe Erſchütterung ging die Einfaſſung eines groſſen dreieckigen Diamanten los, den Civille gewöhnlich trug, und den die angeführten Grabenarbeiter bei ſeiner Ausplünderung in der Eile wahrſcheinlich überſehen hatten. Der Schimmer dieſes koſtbaren Edelſteins blitzte dem Hauptmann ins Auge; er bemächtigte ſich deſſelben, und rief den Bedienten mit dem Freudengeſchrei wieder herbei: „Guter Freund! meine Mühe iſt mir hinlänglich bezahlt. Ich habe an dem Finger des zuletzt verſcharrten Todten einen prächtigen Demant gefunden.“ Der Bediente ließ ſich den Ring zeigen, erkannte ihn beim erſten Blick, und ſagte mit Feuer: „Das iſt der Diamant meines Herrn!“ Nun zog er den Körper wieder aus dem Graben hervor, ſtreckte ihn aufs Gras, und wiſchte ihn ſorgfältig mit ſeinem Schnupftuch ab. Nach und nach erkannte er ſeinen Herrn ſehr deutlich, obgleich ſein Kopf von dem Schuſſe ganz verſchwollen, und das Geſicht ungemein verzerrt und entſtellt war. Er näherte ſich, da er nicht das geringſte Zeichen des Lebens gewahr ward, mit ſeinem Munde den erblaßten, kalten Lippen, um ſeinem Herrn im Abſchiedskuß das letzte Lebewohl zu ſagen. So über ihn hingebeugt, merkte er auf einmal einen ſchwachen Athemzug, und rief mit triumphirender Stimme: „Er lebt noch!“ Der Hauptmann ſtaunte bei dieſen Worten, und legte mit dem Bedienten ſeine Hände auf den Unterleib des Civille, wo ſie noch einige Wärme verſpürten. Beide überzeugten ſich nun von der Möglichkeit ſeiner Wiederbelebung, und faßten den Entſchluß, ihn in die Wohnung des Herrn von Coquereaumont zu bringen, wo er mit ſeinem jüngern Bruder zuſammenwohnte. Der Bediente nahm ihn vor ſich aufs Pferd, und brauchte ſeinen Rock zur Unterlage zwiſchen Zügel und Sattel. In dieſem Zuſtande gelangten ſie zum Kloſter St. Claire, wo ſich eine beträchtliche Anzahl geſchickter Wundärzte befand, denen man die Beſichtigung des Körpers übertrug. Die Wunde ward, von vorn bis hinten nach dem Halſe zu, mit allem möglichen Fleiß unterſucht, und der Wundarzt Kanbuiſſon, ein in ſeiner Kunſt wohlerfahrner Greis, verſicherte, nicht die mindeſte Lebensſpur bei dieſem Todten wahrzunehmen, und hielt für's Beſte, ihn aufs neue dem Schooß der Erde zurückzugeben. Der Bediente vergoß bei dieſer niederſchlagenden Nachricht einen Strom von Thränen, nahm ſeinen Herrn wieder aufs Pferd, um ihn zu dem Herrn von Coquereaumont zu bringen. Man langte an, und ſogleich wurde er hier in ein Bette gewickelt, und die berühmten Aerzte Guerente und Le Gras erſchienen nebſt dem Wundarzt Aveaux. Dieſe nahmen die Wunde in Augenſchein, legten ihm ein Haarſeil, und verordneten, daß man ihm die Zähne aufbrechen ſollte, um ihm mit einem Löffel etwas Saft und Brühe einzuflößen. Am andern Tage lös'te der Chirurgus den Verband vom Kopf und Halſe ab, zog das Haarſeil heraus, und zeigte eine große Menge Eiter und geronnenes Blut, das die Natur hier in ſo kurzer Zeit herausgetrieben, und dadurch Kopf, Hals und Kinnbacken erleichtert hatte. Dieſe Entdeckung nährte die Hoffnung aller

Anweſenden von neuem, daß Civille vielleicht noch belebt werden könne, ob ſich gleich nicht die leiſeſte Bewegung eines ſeiner Glieder einſtellte. Endlich am fünften Tage ſchlug er die Augen wieder auf, öffnete den Mund, und ſtrengte ſich an, zu reden. Die erſten Worte, welche er herauszwang, waren: „Ach! die Arme! die Arme!“ weil ihm nämlich der Schuß die Arme mit gelähmt und ganz entnervt hatte. Er ſchien wie aus einem tiefen Schlummer erwacht, und wußte anfänglich nicht, wo er ſich befand, und wie er dahin gekommen war. Allmählich erkannte er ſeinen Diener, ſeine Verwandte und Freunde wieder, aß, trank, redete, als wenn er ſich gar nicht in der vorigen Verfaſſung befunden hätte. Dieſer ſchleunige Wechſel befremdete jedermann, und wurde für ein unerhörtes Beiſpiel gehalten. Indeß befürchteten doch einige, daß die Wirkungen einer ſolchen Wunde zeitlebens in ſeinem Körper zurückbleiben, er einen Theil des Gehörs und Geſichts verlieren, und Gliederlähmungen bekommen würde. Plötzlich aber verſchlimmerte der Schreck über die Nachricht, daß Rouen mit Sturm eingenommen ſey, ſeine Geſundheitsumſtände wieder. Es drangen Gascogniſche Soldaten in ſeine Wohnung, um ſie auszuplündern; ſie betrugen ſich aber, in Rückſicht auf ſeine Perſon, ſo menſchlich und ſchonend, daß ihm der Abſchied dieſer Leute ungemein nahe ging. Wenige Tage darauf erſchienen, die Bedienten des Herrn von Moulins, Lieutenants der Schottiſchen Garde, riſſen ihn aus dem Bette, und entfernten ihn aus dem Zimmer, welches, wie ſie trotzig ſagten, ihr Herr einnehmen ſollte. Civille wurde in eine kleine Kammer im

Hintergrunde des Hauſes gebracht, unter welcher ein Pferdeſtall lag, wo der Miſt der hier einquartierten Pferde des Moulins durch ein Fenſter auf den Hof geworfen wurde. Seine Möbel beſchränkten ſich hier auf eine ſchlechte mit Stroh gefüllte Bettſtelle, und auf einige Beute, die ihm die Gascogner Soldaten bei ihrem Abzug freiwillig wieder herausgegeben hatten. Noch an demſelben Tage trafen einige Edelleute, von fünf bis ſechs Bedienten begleitet, ein, in der Abſicht, den Hauptmann Civille, ſeinen jüngern Bruder, mit dem ſie, ihrem Vorgeben nach, lange Streit gehabt hatten, zu ermorden. Sie traten, zu dieſer blutigen That gerüſtet, in die Kammer des kranken Civille, ergrimmten, den rechten Mann nicht zu finden, und ertheilten den Befehl, ihn, ſobald ſie ſich entfernt haben würden, aus Rache gegen den Bruder, aus dem Fenſter zu werfen. Die Bedienten vollſtreckten den Befehl, jagten die Wärterin und den Diener des Civille fort, ſchafften die wenigen noch vorhandenen Mobilien über die Seite, und vermutheten nichts anders, als daß Civille den Hals gebrochen haben würde. Drei Tage und drei Nächte nach dieſem Ereigniß wurde Civille, der während dieſer Zeit weder Speiſe noch Trank genoſſen, und kein lebendiges Weſen erblickt hatte, nackt bis aufs Hemde, bloß mit einer Schlafmütze auf dem Kopfe, dem Winde und Regen ausgeſetzt, auf einem Miſthaufen gefunden. So traf ihn ſein Vetter, der Herr von Croiſſet, der ihn hatte beſuchen wollen. Civille war noch am Leben, aber dem Tode nahe. Er konnte wegen ſeines ungeheuren Hungers und Durſtes, wodurch Zunge und Lippen ganz ausgetrocknet und an einander geklebt waren, nur durch Zeichen reden. Croiſſet ließ ſogleich zu ſeiner Erquickung ein Stück ſchwarzes Brot und einen Krug Bier holen. Civille verſchlang das Brot gierig, und würde vielleicht daran erſtickt ſeyn, wenn es nicht vorher in Bier eingeweicht worden wäre. Durch dieſe Stillung des lange ausgeſtandenen Hungers und Durſtes genas der Kranke zuſehends, und ſein Fieber verſchwand. Croiſſet bot ihm nun, zu ſeiner völligen Wiederherſtellung, das Schloß Croiſſet, eine Meile von Rouen, zum Zufluchtsort an, vorausgeſetzt, daß er durch eine andere, als ſeine Vermittelung, dahin gelangen könnte. Denn Croiſſet wagte es, ungeachtet der zwiſchen ihnen obwaltenden Verwandtſchaft, als Römiſch-Katholiſcher nicht, ihn in ſeinem Namen dahin bringen zu laſſen, weil man ihm, wenn es herausgekommen wäre, heftige Vorwürfe gemacht haben würde, einem Hugenotten (denn das war Civille) Beiſtand geleiſtet zu haben. Civille ließ nun die ſeinem Andenken noch ſo werthen Gascogner rufen, und erſuchte ſie aufs inſtändigſte, ihn, ſo bald als möglich, aus der Stadt zu ſchaffen. Sie verſprachen, einen Wagen zu dingen, und ihn am Abend abzuholen. Zur beſtimmten Stunde ſetzte ſich Civille mit ſeiner Wärterin, die ihn mit einigen ihrer Kleidungsſtücke bedeckte, in den Wagen, und man kam bald an das Thor von Bac. Da daſſelbe aber ſchon verſchloſſen war, ſo wandte ſich einer von den Soldaten an eine Faßhändlerfrau, welche ſich gerade noch in ihrem nahe am Thor belegenen Laden aufhielt, und bat ſie, einem kranken verwundeten Soldaten, ihrem Kameraden, nebſt einer rechtlichen Frau aus

Rouen, ſeiner Wärterin, den nächtlichen Aufenthalt in ihrem Laden zu vergönnen. Die Frau willigte ein, und unterſtützte den Civille die ganze Nacht mit Licht und andern Nothwendigkeiten. Sie gab ihm ſogar am Morgen ſeiner Abreiſe ein weißes Hemde, einige Schnupftücher, und ein Stück Leinen zu Charpie, ſo wie auch verſchiedene Früchte zur Erfriſchung mit. Civille wurde nun auf ein Fahrzeug gebracht, die Soldaten nahmen Abſchied von ihm, und jeder derſelben ſchenkte ihm zehn Sous, damit er, weil er kein Geld bei ſich hatte, das Schifferlohn entrichten könnte. So kam er glücklich nach Croiſſet, war aber durch die Hartnäckigkeit einer Magd des Schloſſes, welche ihn nicht hereinlaſſen wollte, gezwungen, lange in der Kälte auf der Brücke zu verweilen, bis ihm endlich Croiſſets Bedienter, von dem Willen ſeines Herrn unterrichtet, den Zugang verſtattete. Es wurde ihm im Schloſſe ein Zimmer eingeräumt, wo er in Abweſenheit ſeines Vetters wenig Bequemlichkeit fand, und ſich von der herriſchen Magd unendlich viel Unangenehmes gefallen laſſen mußte. Der heimliche Verdruß darüber, und die auf der Brücke ausgeſtandene ſtrenge Kälte bewirkten, daß ſeine Wunde von neuem wieder gefährlicher wurde. Seine treue Wärterin machte ihm Umſchläge von weißem, in ein rohes Ei getauchtem Brote, und verband, in Ermangelung beſſerer Hülfe, ſeine Wunde ſorgfältig, bis Croiſſet, der, aus Furcht vor den Katholiken, ſeine Wohnung mied, von der Verſchlimmerung ſeines Vetters Nachricht erhielt, und eiligſt von Rouen den Arzt Bertencourt und den ſchon erwähnten Wundarzt Aveaux nach dem Schloſſe ſchickte. Dieſe reinigten die Wunde, ließen Salben zurück, und gaben der Wärterin Anweiſung, wie ſie den Patienten verbinden müſſe. Durch dieſe gebrauchten

Mittel verſchwand ſein Fieber, die Wunde beſſerte ſich, er verließ das Bette, und ging wieder herum. Sein rechtes Ohr hatte ſich aber, wegen der Kontraktion der Nerven, völlig zur Schulter geneigt, ſeine rechte Hand war ſo ſehr gelähmt, daß er die Finger gar nicht brauchen konnte, und ſein Hals ſo ſteif, daß er ſich immer mit dem ganzen Körper umdrehen mußte. Während der Belagerung von Havre de Grace wurde er von dem Schloſſe nach Caux in die Wohnung des Herrn von Ruſſoſſe und St. Marie Bailleul von ſeinem alten Bedienten, der ihn damals ausgegraben und jetzt wieder aufgeſucht hatte, gebracht. Mehrere Perſonen mußten ihn hier täglich einmal, acht Tage hindurch, an Kopf, Händen und Füßen ziehen. Darauf band man ihm die linke Hand auf den Rücken, ließ ihn auf einer Leiter bis zu dem Eiſengitter eines Fenſters ſteigen, und zog, wenn er mit der rechten das Gitter feſt angeklammert hatte, die Leiter unter ſeinen Füßen weg, damit ſich durch das ſchwebende Hängen des Körpers die Nerven wieder ausdehnen ſollten. Durch dieſe, zwar ſchmerzhafte, aber den Umſtänden anpaſſende, Methode bekam Civille in ſieben Wochen den freien Gebrauch ſeiner Gliedmaßen, und ihre vorige Kraft wieder. Er konnte den Hals nach allen Seiten drehen und wenden, die Hände aufheben und ſinken laſſen, und die Finger nach Willkühr bewegen. Noch in ſeinem 66ſten Jahre wußte er von ſeinen ehemaligen Gebrechen nichts, ausgenommen, daß er etwas ſchwerhörig war, und ihm der kleine Finger der linken Hand zuweilen einigen Schmerz verurſachte.

Friedrich Raßmann.

VII.

Poſtſcripte.

53.

Luthers Monument.

Man hat im Reichsanzeiger Nr. 143. behauptet: man müſſe Luthern kein Monument errichten, wie, oder weil Herzog Ernſt II. ſich dergleichen verbeten habe; man hat Luthern ſprechen laſſen: Das beſte Denkmal für ihn ſey die Erhaltung und Ausbreitung des Proteſtantismus, die Verbeſſerung der Kirchen und Schulen, die erhöhte Bildung ihrer Diener, ꝛc.

Es iſt wahr, und es iſt zu wünſchen, daß an Luthers Monument *der* Art durch ganz Europa fleißig fortgearbeitet werde.

Davon aber iſt in dem Vorſchlage der Mansfeldiſchen literariſchen Geſellſchaft eben nicht die Rede, ſondern allein davon: *Wenn ſich nun alles vereinigt, Luthers Namen in der Welt zu verewigen, der beſſere Zuſtand der Religion, der Pädagogik, der Wiſſenſchaften, ſelbſt der Staaten — ſoll die ſchöne Kunſt, in ſpecie die Baukunſt, die das Amt der Denkmäler im engern Sinne hat, allein zurückbleiben in dem ſchönen Geſchäfte, den Namen des allgemein gefeierten Mannes zu verherrlichen?*

F.

54.

„Und gewiß," ſagt der Recenſent von Laun's Arabesken, in der Jen. A. L. Z. Nr. 188, „werden alle Leſer, welche das

Leſen nicht bloß und einzig zu Bereicherung des Wiſſens oder als Erregungsmittel moraliſcher Gefühle betrachten, das Vergnügen an dieſem Buche finden, welches eine freie Lektüre gewährt.“

Dies ſind goldne Worte, aus einer hellen Anſicht des Gegenſtandes geſprochen! — Sonſt ſind wir der Ausſprüche der Art mehr gewohnt:

> „Dies Buch, welches allerlei nützliche Kenntniſſe verbreitet, und auf Erweckung tugendhafter Geſinnungen abzielt, wird fähig ſeyn, die ſo unnütze als ſchädliche Romanenleſerei zu verdrängen,“ u. dergl.

Man ſieht ein, daß ein ſolcher Beurtheiler nur Kompendien oder die Moral in Beiſpielen recenſiren ſollte; was drüber iſt, iſt ihm immer vom Uebel.

M.

55.

„Es iſt bekannt,“ heißt es im Göttingiſchen Taſchenkalender auf 1806, „daß die Stummen im Serail des Großherrn ganze Erzählungen von Vorfällen eben ſo präcis und geläufig durch lauter Zeichen abſtatten, als wir durch Worte und Laute thun würden.“

Daß doch überall die Leute auf den Ruin ihrer Exiſtenz losarbeiten; ſogar die Stummen im Serail! Sie mögen ſich nur in Acht nehmen, daß die Sultaninnen nicht hinter ihre präciſe und geläufige Erzählungskunſt kommen! ſonſt tragen ſie beim Sultan darauf an, daß ihnen entweder noch die Augen ausgeſtochen, oder daß dieſe redenden Stummen außer Brot geſetzt werden.

K.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.
Von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Herausgegeben
von
Feßler und Fiſcher.

December 1804.

I.

Das neueſte Gemälde von der Campagna di Roma.

(Fortſetzung und Beſchluß.)

Nach dieſem Gemälde des allgemeinen Elends hat man nicht nöthig, noch von der Unſauberkeit zu ſprechen, die einen ſo mächtigen Einfluß auf die Geſundheit hat. Der Unglückliche lebt in einem ſo hohen Grade von Verlaſſenheit, daß dies allein hinreichend wäre, ihn aufzureiben. Da die Hälfte der römiſchen Einwohner und alle Landleute ohne Eigenthum an Grundſtücken ſind, ſo ſind die Wohnungen, in denen man ſie unterbringt, nie mit der Sorgfalt eingerichtet, die ein Eigenthümer, der für ſich ſelbſt bauet, anwendet. Die verſchloſſenen Stuben enthalten eine verpeſtete Luft, die andern ſtehen allen Winden offen, und ſind tödtlich für die in Schweiß gebadeten Menſchen, die in ihnen mitten unter Inſekten, und zuweilen auf einem feuchten und ſtinkenden Boden, Ruhe ſuchen.

Die Diät der Kranken iſt nicht minder tödtlich, als die Krankheit ſelbſt, und die Apotheken machen allenthalben das allgemeine Elend und den gänzlichen Mangel an Polizei und an Kenntniſſen, der in Rom und ſeinem Gebiete herrſcht, fühlbar. Nur einige Züge von der Medicinal-Polizei. Die Apotheker in Rom ſind gar nicht gewohnt, Aufſchriften oder Etiketten auf ihre Arzneimittel zu ſetzen, wodurch unaufhörliche Mißgriffe entſtehen. So hat man mir von einer Perſon erzählt, die ſtatt eines Abführungsmittels Queckſilberſalbe hinunterwürgte, und von einem Domeſtiken, der die Doſis des ihm verordneten Opiums nicht kannte, und, weil er zu viel davon trank, ſeinen Tod fand. Ja, ein Arzt hat mir erzählt, es ſey in Rom der Gebrauch geweſen, daß der Doctor, wenn er zum Kranken berufen ward, bloß antwortete: erſt laſſe man dem Kranken zur Ader; dann will ich ſehen, was ihm fehlt.

Aus allen den angegebenen Urſachen entſpringen anſteckende Krankheiten, deren Heftigkeit täglich größer wird, die ſich nach und nach ſelbſt bis in die Palläſte der Fürſten und Großen verbreiten, und die, wenn man nicht Gegenmittel anwendet, die Ueberreſte der Römer zu vertilgen drohen. Es iſt ſehr glaublich, daß die anſteckenden Krankheiten, welche durch die immer wachſenden Urſachen fortwährend unterhalten werden, mit der Zeit peſtähnliche Krankheiten hervorbringen können.

Es giebt faſt keinen bewohnten Ort, wo man nicht eine ganz locale Urſache der Krankheiten fände. Die kleine Stadt Nettuno, eine der beſten in Latium, trägt in ihrer ſonderbaren Geſtalt die Spuren der Furcht vor Seeräubern. Im Mittelalter war daſelbſt ein ſtark befeſtigtes Kaſtell nah am Meere erbaut, umringt mit hohen Mauern; die Häuſer der Stadt befanden ſich außerhalb deſſelben. Gegenwärtig haben ſich, ſo zu ſagen, alle Häuſer in das Kaſtell geflüchtet; denn die ganze Stadt iſt dort zuſammengedrängt, und erfüllt gänzlich ſeinen innern viereckigen Raum. In der Mitte dieſer zuſammengeſchichteten, engen und hohen Häuſer, wo man in den ſchmalen und unſauberen Gäßchen kaum das Tageslicht erblickt, hat man Mittel gefunden, eine Kirche zu bauen, und in dieſer Schichte von verpeſteten und ſtickenden Häuſern ſchichtet man nun die Leichen mitten unter den Lebenden ein! Zur Zeit anſteckender Krankheiten befindet ſich auch gerade im Mittelpunkte dieſer verſchloſſenen Wohnungen ein ſtets reges Peſt-Miasma, das ſich, aus Mangel an Luftzug, immer mehr verdickt.

Im ganzen Latium befinden ſich die einzeln ſtehenden Häuſer beinahe alle in der Nachbarſchaft von ſtehenden Pfützen, welche hinreichen, wenigſtens Einem Hauſe das Fieber mitzutheilen. Im alten Rom war man darauf bedacht, nahe bei den Häuſern große Waſſerbehälter anzulegen; und eben dieſe heut zu Tage vernachläſſigten Behälter athmen nun eine ſtinkende Luft aus.

Die Polizei in Rom hat beſtimmte Befehle gegeben, die auch in den Straſſen angeſchlagen ſind, alle Unreinigkeiten an einen beſtimmten Ort zu werfen. Dieſer auf einander gehäufte Schmutz, der faſt nie weggenommen wird, geräth denn, nach Maßgabe ſeiner Maſſe, in Gährung. So wird z. B. der ganze ſpaniſche Platz allmählich immer höher von allen den Unreinigkeiten, die man dort aufthürmt.

Wo findet man wohl einen Landmann, der einen Mantel beſitzt, um ſich, wenn er von der Arbeit in Schweiß gebadet zurückkehrt, damit zu bedecken? Wo hat einer ſo viel Wäſche, damit wechſeln zu können? Wer ſteckt nicht halb nackend in ſeinen Lumpen? — Man rechne zu allen dieſen Krankheitsurſachen die Uebel, welche ſelbſt bei den ſtärkſten Perſonen, vorzüglich in groſſen Städten, die Immoralität hervorbringt, welche vom Elende der niedern Volksklaſſen unzertrennlich iſt, und man wird nicht mehr fragen, wie man zu Rom ſtirbt, ſondern vielmehr, wie man daſelbſt noch leben kann.

Ich thue dieſe Frage jetzt; denn, nach allen den angegebenen Krankheitsurſachen: was bleibt wohl der böſen Luft zu Rom noch zu thun übrig? — Ich will dieſe fieberhafte Luft nicht weiter in Betrachtung ziehen, der man gern das zuſchreibt, was allein das Werk der Menſchen iſt; ſie iſt nichts, als der Zunder auf der Kanone, der ihre Ladung entzündet, und der nichts iſt, wenn er nicht auf den entzündbaren Stoff gelegt wird. Dieſer Stoff aber findet ſich allenthalben; ein Fieber iſt hinreichend, ihn zu entwickeln.

Aber fallen denn nicht auch die Reichen, ſo fragt man, zuweilen als Schlachtopfer der böſen Luft? Ohne Zweifel bekommen auch ſie das Fieber, und ſterben bisweilen daran. Zwar leiden die Reichen nur ſelten an dem Einfluſſe der Luft, und kein Senat in Europa zählt ſo viele Greiſe, als das heilige Collegium, in welchem ſich mehr Achtzigjährige, als in irgend einem andern Corps, befinden. Jedoch giebt es zu Rom einen ſolchen Fäulnißſtoff, daß er endlich die Palläſte ſelbſt ergreift, wo man oft an den immer wachſenden Wirkungen des Uebels ſtirbt, dem man nicht abgeholfen hat; ja, der Regent ſelbſt wird vielleicht von den Flammen ergriffen und verzehrt, die er in der Strohhütte des Armen nicht hat löſchen wollen.

Ich habe kein beſonderes Gewicht auf die allgemeine Unſauberkeit gelegt, deren ſchimpfliche Spuren man ſelbſt in den Palläſten findet. Bloß dies will ich bemerken, daß ſelbſt in der reinen Alpenluft eine Unreinlichkeit, tauſendmal geringer als die zu Rom, eine der Urſachen des Cretinismus und der Ausartung der menſchlichen Race iſt; denn ſeitdem die Einwohner von Nieder-Wallis einigen Wohlſtand und einige Aufklärung erhalten haben, hat ſich dort die Zahl der Cretins ſehr vermindert.

Keine Stadt iſt Feuersbrünſten weniger unterworfen, als Rom; aber ſicher iſt dies nicht die Wirkung einer guten Polizei: — denn ich zweifle, ob man daſelbſt Feuerſpritzen habe — ſondern die Wirkung der Bauart, und beſonders des wenigen Feuers, das man hier anzündet. Das Alter der Häuſer kann ſonach auch eine Urſache der Fäulniß ſeyn; denn es iſt glaublich, daß es kein einziges giebt, in welchem das Faulfieber nicht einmal geherrſcht, und einigen Anſteckungsſtoff zurückgelaſſen habe.

Iſt die Gewohnheit armer Leute, in Einem Bette zuſammen zu ſchlafen, nicht oft für ganze Familien tödtlich geweſen? Glaubt man etwa, daß dieſe Leute täglich mit ihren Betten und Kleidern wechſeln? — Die Phantaſie widerſtrebt, alle die unzähligen Folgen eines allgemeinen Elendes auszumalen; und wenn man über die Wirkungen einer ſchlechten Polizei nachdenkt, ſo muß man ſich freuen, daß Konſtantinopel von Zeit zu Zeit durch Feuersbrünſte erneuert wird.

Es verhält ſich mit den phyſiſchen Krankheiten gerade ſo, wie mit den Leiden der Seele. Ein ſtarker und gefaßter Geiſt nimmt ſie mit Gleichmuth auf, indeß der Schwache und Kraftloſe jedem Uebel erliegt.

Nichts würde ſchwieriger ſeyn, als für ſo viele veraltete Uebel Gegenmittel zu finden. Die unmittelbare Anwendung der Staatsmaximen aufgeklärter Nationen würde zu Rom nicht ohne Gefahr bleiben. Man muß bei der Anwendung allgemeiner Maximen beinahe eben ſo viel Rückſicht auf den einzelnen Fall, als auf die Allgemeinheit der Maxime nehmen. Der freie Handel mit Lebensmitteln z. B. iſt an und für ſich ein achtungswerthes Princip; aber die Anwendung, die man davon zu Rom macht, iſt gerade eine Urſache des Volkselends. Man hätte nur nach und nach darauf hinarbeiten und lange Zeit die dürftige Volksklaſſe gegen die Theurung der Lebensmittel ſchützen müſſen. Geſunde Grundſätze ſind nur für geſunde und kräftige Staaten, und die Diät des Starken iſt nicht immer unmittelbar auf den Schwachen anwendbar.

Um die Materie von der böſen Luft in Latium zu enden, will ich noch eine Thatſache erzählen, die mir merkwürdig ſcheint.

Ardea iſt zu allen Zeiten für den ungeſundeſten Ort in der Campagna gehalten worden. Seneka ſagt ſogar, indem er gegen die Laſter der Römer eifert: den Römern die Tugend predigen, ſey gerade ſo viel, als die Einwohner von Ardea zur Geſundheit ermahnen. Ich war ſonach ſehr begierig, dieſe ſo alte und durch ihre böſe Luft ſo berüchtigte Stadt zu ſehen. Ich konnte mich von dem Gedanken nicht losreißen, daß in ihrer Nachbarſchaft ſtehende Sümpfe ſeyn müßten, und machte mir ein fürchterliches Bild von Ardea. Ich kam nach Antium, ich war noch eine halbe Miglie von meinem Ziel entfernt. Die Gegend umher war entzückend: allenthalben die ſchönſten Wieſen; zu meiner Rechten die vulkaniſchen Hügel, die ich ſeit einigen Tagen aus dem Geſicht verloren hatte. Der Abhang dieſer Hügel an der Seite des Meers, von welchem ſie beinahe eine halbe Miglie entfernt ſind, iſt an einigen Stellen perpendikulär, und ihre Höhe bildet eine grüne Fläche von großem Umfange. Je mehr ich mich der Stadt näherte, deſto üppiger waren die Wieſen, und der Zwiſchenraum der Hügel bildete friſche, fruchtbare Thäler, die von ſchönen Quellen gewäſſert wurden. Von ſtehendem Waſſer war nichts zu ſehen. Ich hätte in dieſen reichen, mit Blumenſchmelz überſäeten Wieſen wohnen und in ihnen eine Schweizer-Kolonie ſtiften mögen! — Bald ſah ich vor mir ein großes Schloß auf dem Rande eines Felſen, daneben ein Stadtthor und einen abhängigen Weg, der hinein führte. Es war Ardea. Ich trete in die Stadt, und — anſtatt der Straßen, ſeh' ich weiter nichts, als ein Dutzend Häuſer, welche ohne Ordnung auf einer zirkelförmigen, ſchönbegrünten Wieſe ſtanden. Die Wieſe war ganz von Abgründen eingeſchloſſen, welche von ſenkrechten Felſen oder von Mauern aus dem fernſten Alterthum, an den Stellen, wo der Felſen ſich nicht von ſelbſt ſchloß, begränzt wurden. Ich ging bis an den Rand dieſer Abhänge, und ſah unterhalb der Fläche ſchmale, fruchtbare Thäler, welche von den ſchönſten Gewäſſern getränkt waren. Die Vegetation iſt in dieſen Schluchten ſo üppig, daß ich dort Pflanzen von funfzehn Fuß Höhe ſah, die ich anfänglich für ſeltene Geſträuche hielt, und die doch nichts weiter, als Spargelſtangen waren. Von der Höhe der Stadt aus ſah ich, mir gerade gegenüber, andre grüne, noch größere Ebnen, die auf ſehr abhängigen Felſen, zwiſchen zwei reitzenden und einſamen, von dem glänzendſten Grün überzogenen Thälern lagen, und allenthalben die lieblichſten Bäche. Wie man ſich doch irren kann! ſagte ich zu mir ſelbſt: auf dieſen ſchönen Wieſen ſollte die Peſt hauſen?

Am folgenden Tage begegnete ich auf einer Brücke einem Manne von dreißig bis vierzig Jahren, mit einem friſchen und rothen Geſicht, welcher der beſten Geſundheit zu genießen ſchien. „Nun Ihr," redete ich ihn an, „Ihr ſeyd gewiß nicht von Ardea, dieſer ungeſunden Stadt, wo alle Menſchen ſterben." — Es ſind ſechzehn Jahr, ſagte er lachend, daß ich gar nicht herausgekommen bin. — „Und Ihr ſeyd darin nie krank geweſen?“ — Nie. — „Ich bitte Euch, ſo lehrt mich doch Euer Geheimniß.“ — Wenn es jeder ſo machte, wie ich, ſo würde ſich auch jeder dort wohl befinden. Im Sommer iſt nehmlich in dieſen Thälern, den Tag über, eine ſtickende Hitze, und bei Sonnenuntergang tritt plötzlich eine unerträgliche Kälte ein. Die armen Arbeiter, welche ſchlecht gekleidet, ſchlecht genährt und noch weit ſchlechter unterrichtet ſind, legen ſich dann zuweilen ins Grüne, um ſich zu erfriſchen, und ſterben davon. Ich aber gehe in's Haus, nehme den Mantel um, oder wärme mich auch wohl beim Feuer. — Er ſagte mir ferner, daß in den tödtlichen Monaten, Auguſt und September, die Winde ſehr regelmäßig wären, und am Morgen der Oſtwind, am Mittage der Weſtwind, und am Abend ein eiskalter Nordwind wehe. Wie wäre es nun wohl möglich, daß in einer Wüſte, wo es keine Schutzörter giebt, außer einigen Höhlen oder verfallenem Gemäuer, das jedem Winde offen ſteht, die Arbeiter, welche ganz in Schweiß gebadet ſind, und weder einen Mantel zur Bedeckung, noch warme Speiſen zur Belebung der Transpiration haben, nicht in dieſer plötzlich einfallenden Kälte ſterben ſollten?

Noch mehr, die Landbebauer, ewig Fremdlinge auf dem Boden, den ſie bearbeiten, bleiben auch Fremdlinge in der Luft, die ſie einathmen; nichts ladet ſie ein, ſich an das Klima und an eine Lebensweiſe zu gewöhnen, die ihrer Geſundheit zuträglich wäre.

Die Arbeiter im römiſchen Gebiete ſind tauſendmal unglücklicher, als die Leibeigenen in irgend einem europäiſchen Lande, und weit ſchlechter verpflegt, als die Laſtthiere des ärmſten Schweizers.

Es wäre; nach meiner Meinung, die geſundeſte Politik, und ohne Zweifel auch wohl die Schuldigkeit des Regenten, über die Erhaltung der Menſchen zu wachen, die den Staat und den Fürſten erhalten, und das für die Landbauer Latiums zu thun, was der härteſte Herr für ſeine Sklaven, und der Landeigenthümer für ſein Zugvieh thut.

Man ſollte einen weißen Codex für dieſe aus der Fremde gekommenen Sklaven machen, wie man einen ſchwarzen Codex für die in Afrika gekauften gemacht hat. Man ſollte zum Schutz dieſen Landbebauern einen obrigkeitlich verordneten Patron geben, der jährlich ein beſtimmtes Verzeichniß dieſer Unglücklichen anfertigte, nebſt ihrem Alter, ihrem Geburtsort, ihren Kindern, dem Zuſtande ihrer Geſundheit ꝛc. Anſtatt der prachtvollen Gebäude, auf die alle Plane, die man zu Rom macht, abzwecken, ſollte man die Eigenthümer oder ihre Pächter nöthigen, geſunde und reinliche Hütten zu bauen, und ſie mit Stroh zum Lager der Arbeiter zu verſehen. Dahinein ſollte man ſie zu beſtimmten Stunden gehen laſſen, ihnen eine geſunde Nahrung vorſchreiben, die Kranken von ihnen abſondern und dieſe in die Häuſer bringen, welche zu Rom für die arbeitende Klaſſe eingerichtet ſind. Nach Beendigung der Ernte- und Saatzeit ſollte man die Fremden in ihre Heimath zurückſchicken, und ihnen die Mittel verſchaffen, dahin zu gelangen; für die Zurückbleibenden aber in der Art ſorgen, daß man ihnen Arbeit verſchaffte, oder ſie in den beſtimmten Kranken- und Siechhäuſern verpflegte. Vielleicht wäre es auch gut, dieſe Arbeiter in Korporationen zu vereinigen *), ſie ſich Aufſeher aus ihrer eigenen Mitte wählen zu laſſen, die dem obrigkeitlichen Patron untergeordnet wären, und von dem ſie ein kleines Gehalt bekämen. Ein oder zwei Aerzte könnten dieſem Patron zugeordnet ſeyn, und jährlich ein amtlicher Bericht über den Zuſtand der Landbauer in der Campagna ausgegeben werden. Da die römiſche Regierung arm iſt, und die Pächter und großen Landeigenthümer unendlich durch den guten Zuſtand der Arbeiter gewinnen würden, ſo wäre es der Gerechtigkeit gemäß, daß alles dieſes auf gemeinſchaftliche Koſten geſchähe; und auf ſolche Weiſe würde dieſer Akt der Menſchlichkeit und der Staatsklugheit dem Regenten ſehr wenig koſten, der nun endlich hoffen könnte, den großen, nie aus den Augen zu verlierenden Zweck zu erreichen: das römiſche Gebiet durch Menſchen bebauen zu laſſen, denen der Boden ſelbſt eigenthümlich zugehörte, den ſie bearbeiten.

Nach den Zeugniſſen des Strabo, Plinius, Varro, Columella, Palladius und des jüngern Plinius **), war das römiſche Gebiet in alten Zeiten eben nicht ungeſund. Vor Romulus bewohnten dies jetzt ſo ungeſunde und wüſte La-

---

*) Eine ähnliche hatten die Savoyarden in Paris. Ich weiß nicht, ob ſie noch beſteht; aber ſie war von der beſten Wirkung, ſowohl für ſie ſelbſt, als für die, denen ſie Dienſte leiſteten.
d. V.

**) Dieſe Stelle iſt abgekürzt.
S.

tium drei und funfzig Völkerſchaften, und die erſten Städte, mit welchen Romulus Krieg führte, lagen kaum zwei Miglien auseinander; aber doch konnte eine jede von ihnen ein kleines Heer auf die Beine ſtellen. In den erſten ſechs Jahrhunderten Roms lebten alle vornehme Bürger auf dem Lande; nur der gemeine Mann blieb Jahr aus Jahr ein in der Stadt. Die Einwohner von Latium in dieſer Zeit waren berühmt durch ihre Körperſtärke, und durch eine Geſundheit, welche alle Schriftſteller des verderbten Roms unaufhörlich dem phyſiſchen Zuſtande ihrer entnervten Zeitgenoſſen entgegen ſtellen.

Es giebt heut zu Tage weniger Waſſer, und wahrſcheinlich auch weniger Sümpfe in der verpeſteten Campagna di Roma, als zur Zeit ihrer größten Bevölkerung. Die pontiniſchen Sümpfe ſind heut zu Tage weit mehr ausgefüllt, als ehemals; denn zu Homers Zeiten war ein Theil derſelben vom Meer bedeckt, das hier eine Inſel der Circe bildete. Auch der Sumpf von Oſtia war ſonſt weit größer, als jetzt. Der Albaniſche See war zur Zeit der Belagerung von Veji abgelaſſen, und Plinius ſpricht von einem See unterhalb Aricia (man ſieht noch ſein Becken), der zur Zeit der Republik verſchwunden zu ſeyn ſcheint.

Ich ſehe nur Eine weſentliche Veränderung, die auf die Luft des römiſchen Gebiets Einfluß haben konnte, — die gänzliche Entblößung von Bäumen, wodurch jetzt dies Land, das ohnedies durch ſo viele mörderiſche Geſetze gequält iſt, ganz niedergedrückt wird. Die Faulfieber hören ſogleich auf, ſobald die Regentage anfangen. Dieſer Umſtand, dieſer Bedarf von Feuchtigkeit ſcheint von dem Menſchen ſeine ſtolzen Bäume zurückzufordern, wovon er dieſes ſonſt ſo fruchtbare, jetzt ſo herabgekommene Land ſo unwürdig entblößt hat.

Die Großen und Reichen bedenken nicht gehörig, daß ſie, trotz der Unabhängigkeit, die ihnen das Vermögen zu geben ſcheint, doch ſtets in einer moraliſchen und phyſiſchen Berührung mit den Leuten ſtehen, die ſie umgeben. Eine lange Armuth, eine lange Vernachläſſigung alles deſſen, was zur Reinlichkeit gehört, ein langes Erdulden mannichfaltigen Elends und Krankheiten, laſſen unſichtbare Spuren in allen den Menſchen zurück, die ſich den Reichen nähern und ſie umgeben. Dieſer gährende Todesſtoff in der Hitze, und dieſe rächenden Feuer ergreifen endlich den Mächtigen, der unempfindlich gegen Uebel war, denen er vorbeugen konnte.

Ich ſchließe aus dem allen: daß in der Luft von Latium wohl eine Diſpoſition zu Fiebern liegen mag, daß ſie aber nur faulicht werden durch Urſachen, die nicht mit der Luft in Verbindung ſtehen. Die Bebauung des Bodens, die Bäume, der Wohlſtand, und über alles die einfachen Sitten der erſten Bewohner dieſes berühmten Landes, ſcheinen ſie vor tödtlichen Uebeln bewahrt zu haben, die man in unſern Tagen der Luft zuſchreibt, um der Mühe überhoben zu ſeyn, die Urſache auf der Erde und in den Menſchen zu ſuchen, deren Pflicht es wäre, ſie zu verhüten.

Unter den Kaiſern haben die Laſter der Römer die Fieber zuweilen tödtlich gemacht; ſchon zu Horazens Zeiten. Jetzt hat der Mangel an Bäumen, die allgemeine Armuth, mit allem dem Elend, das ſie in ihrem Gefolge hat, eine nachläſſige und unaufgeklärte Polizei, die ſelbſt nicht einmal die Geſetze erleuchteter Nationen nachzuſchreiben verſteht, zwei Drittheile dieſes verhungerten Volks ſo entkräftet und entartet, daß eine ganz leichte Krankheitsurſache, die zu den Zeiten der Sitten und der Geſetze des alten Roms ohne Wirkung geweſen wäre, vollkommen hinreicht, einem groſſen Theile dieſer Stadt den Tod zu geben, dieſer Stadt, die ſtets dazu beſtimmt war, weder in dem Guten, noch in dem Böſen, das man von ihr ſagen kann, irgend einer andern zu gleichen.

Ein junger Landmann von Pratica ſagte mir, er habe eine Rubbia des beſten Landes in Pacht, die in der letzten Ernte fünf und zwanzig Rubbien *) Weizen gegeben habe. Da der Boden ſehr gut iſt, ſo hatte er nur eine Rubbie ausgeſäet, indeß man auf Mittelboden gewöhnlich 1⅛ Rubbie braucht. Er bezahlte von dieſem Felde 25 Piaſter Pacht.

Der gewöhnliche Preis des Weizens vor der Revolution war 6 bis 8 Piaſter; im Jahre 1802 ſtieg er auf 22 bis 30.

---

*) Eine Rubbie Weizen wiegt 640 Pfund (zu 12 Unzen oder 24 Loth), und die Rubbie Land beträgt 4866 Quadrat-Toiſen. Dieſer Morgen des neuen Roms enthält über 6 Morgen des Fabricius und der alten Römer, die nicht mehr als 28800 Quadratfuß betrugen. Man ſehe Quinctilian 1, 9. und Plinius. — Man kann in allen Ländern die Bemerkung machen, daß die Kleinheit des Flächenmaaßes immer im umgekehrten Verhältniſſe zum Preiſe ſteht. Dort, wo der Boden wohlfeil iſt, iſt ſein Maaß größer, und umgekehrt. d. V.

Es iſt wahr, daß man während der Revolution und der Werthloſigkeit des Geldes, unter grober und kleiner Münze einen Unterſchied machte. Die grobe Münze — man hätte ſie die falſche nennen ſollen, denn ſie zeigte einen offenbar falſchen Werth an — galt beinahe ein Drittheil weniger, als die gute. Ungeachtet dieſes Unterſchiedes aber, konnte man rechnen, daß das Getreide wenigſtens um's Dreifache geſtiegen war, welches für den Landeigenthümer vortheilhaft geweſen wäre. Allein, da es in der Campagna keine Eigenthümer giebt, ſo konnten dieſe Preiſe nur die Fürſten, die Klöſter und einige Generalpächter bereichern, und den eigentlichen Landbauer arm machen, der den Preis ſeines Tagelohns nicht im Verhältniß der Theurung der Lebensmittel erhöhen konnte, und alſo vor Hunger ſtarb.

Als im Jahre 1803 das Geld auf ſeinen alten Werth zurückgeſetzt wurde, entſtand gleichſam ein Streit unter den Preiſen in ſchlechter Münze, die ſo eben verboten war, und den Preiſen in guter, die man allein gelten ließ. Der Kaufmann, der zu drei Piaſtern ſchlechten Geldes verkauft hatte, fuhr nicht ſelten fort, ſeine drei Piaſter zu fordern, und dieſer Uebergang der alten Preiſe zu denen in gutem Gelde war für die Armen höchſt drückend Einige Kaufleute wurden ermordet; denn das Mißvergnügen, welches in andern Ländern auf die wahren Urheber des Uebels zurückfallen würde, fällt in Rom auf einige Einzelne, die in den Augen des mehr reitzbaren als reflectirenden Volks, die unmittelbare Schuld tragen.

In einem Werke über die Bebauung der Campagna di

Roma, das dem Papſte Pius VI. überreicht wurde, habe ich folgende Angaben gefunden: Die Campagna enthält 112,909 Rubbien, oder 940 Quadratmiglien, 74 auf einen Grad *). Zwei Fünftheile dieſes Landes gehören der Kirche, das heißt, den Klöſtern, den Brüderſchaften ꝛc., und die drei andern Fünftheile etwa hundert weltlichen Beſitzern. Ich kenne die Grenzen dieſes Landſtriches nicht; aber ich weiß, daß er vom Meere bis an die Sabiniſchen Berge geht.

In dieſem Werke ſind die Beſtellungskoſten einer Rubbie Landes auf 40 Thaler oder Piaſter angegeben, nehmlich

Sechsmaliges Pflügen koſtet	14	Piaſter.	
Die Saat, $1\frac{1}{2}$ Rubbie	12	—	
Düngen mit ſchwarzer Erde und Ausjäten	5	—	50
Ernten, Einfahren, Dreſchen . . .	8	—	50
	40	Piaſter.	

Zwanzig Piaſter iſt der gewöhnliche Pachtpreis für eine Rubbie guten Landes.

Ferner, das Tagelohn beträgt 20 Bajocchi oder den fünften Theil eines Piaſters; nur die Arbeiter, die den Weinbau verſtehen, erhalten das Doppelte. Der Arbeiter, der auf Monathe angenommen iſt, hat auf die Woche zwei Pfund Fleiſch, Brot, ein Bischen Oel und Salz, und wenigſtens drei Piaſter an Gelde.

Die Felder werden alle drei Jahre beſäet. Ein Jahr liegen ſie brach, im zweiten werden ſie gepflügt, im dritten

tragen

---

*) Ein wenig mehr, als 107 Quadrat-Lieues, deren 25 auf einen Grad gehen. d. V.

tragen ſie. Man umpflügt ſie ſechsmal; die erſte Bearbeitung heißt Rupitura, die zweite reconditura, welche 1½ Fuß Tiefe hat, die dritte refenitura, die vierte rinquartatura, die fünfte rifrescatura, die ſechſte sematura. Dieſe verſchiedenen Umpflügungen müſſen nach allen Richtungen geſchehen.

In den mittäglichen Ländern regnet es ungefähr ein Drittheil mehr, als in den nördlichen, und dieſe Maſſe von Waſſer fällt zu Rom wenigſtens in zehnmal kürzerer Zeit herab, als z. B. in Dänemark, wo man faſt nie ſo große Tropfen und ſo ſtarke Regengüſſe ſieht, als, und zwar ſehr häufig, in Italien *). Daher muß der römiſche Landbebauer die größte Vorſicht gegen die Regenwaſſer anwenden, wie ſchon zur Zeit des Virgil. Man hat auf allen Feldern der Campagna drei Arten von Graben. Zuerſt kleine parallellaufende Furchen, etwa drei Fuß von einander, welche die Alten lirae, zuweilen auch clices nannten. Dieſe ſind durch größere Graben, von weiteren Zwiſchenräumen, durchſchnitten. Größere Kanäle endlich, Colliquiae genannt, führen vollends das überflüſſige Waſſer ab.

Ich habe beobachtet, daß der vulkaniſche Boden der Campagna eine Art von Kruſte auf ſeiner Oberfläche anzu-

---

*) In Dänemark fällt faſt immer nur ganz feiner Regen, und der Donner iſt dort eine höchſt ſeltene Erſcheinung. Die Menge des ſichtbaren elektriſchen Stoffs ſcheint mit der Größe der Regentropfen in Verhältniß zu ſtehen; denn zu Rom hat man, wenigſtens im Winter, wohl vier- bis fünfmal in der Woche Blitze und oft Donner, und Regen in großem Ueberfluß.

d. V.

ſetzen geneigt iſt. Ich weiß nicht, ob dieſer Umſtand einigen Einfluß auf die Bebauung oder die Geſundheit des Bodens haben mag.

Die Römer haben noch denſelben Pflug, den ſie vor zwei- bis dreitauſend Jahren hatten. Man zeigt in dem Muſeum der hohen Schule in Rom ein vollkommenes Pfluggeſchirr in Bronze, welches eine Kopie von den modernen Pflügen zu ſeyn ſcheint. Dieſe Pflüge haben keinen Lenkſchemel. Es iſt eine einfache Deichſel, die ſtatt der Pflugſchar eine Art von Haken *) hat, an deſſen Ende ein nach unten flaches Eiſen iſt (gumara genannt), welches die Erde aufwirft. An dem hinteren Ende der Deichſel erhebt ſich ein gerader Stock (ſtibiara), der zum Handgriff oder vielmehr zum Lenker des Pfluges dient. Der Pflüger hält ihn mit einer Hand, und wenn der Pflug nicht tief genug geht, ſetzt er den linken Fuß auf deſſen Hintertheil, und läßt ſich mit ihm fortziehen. Vier, ſechs bis acht Ochſen ſind mit der Stirn an einen ſehr dicken, balkenähnlichen Stock geſpannt **), der

---

*) In der bewundernswürdigen deutſchen Ueberſetzung der Georgica des Virgil von Voß ſteht eine Abbildung von zwanzig antiken Pflügen, nach Münzen. Ich muß bemerken, daß der moderne Pflug der Römer mehr Aehnlichkeit mit dem Pfluge von Peſtum hat, als mit dem, welchen Voß für den alten Pflug von Latium giebt. Es ſcheint nach dieſen Abbildungen, daß der römiſche Pflug ganz der griechiſche ſey, der zu jenem ohne Zweifel als Muſter gedient hat. d. V.

**) Die Italiäner nennen ihn giogo (jugum). Der ſchimpfliche Gebrauch, die Ueberwundenen unter dem Joche durchgequer durch die Deichſel geht. Es ſcheint, daß der Gebrauch der Römer, die Pferde mit der Stirn an ihre Triumphwagen zu ſpannen, von ihrer Gewohnheit, auf dieſe Weiſe die Ochſen an ihre Pflüge zu ſpannen, hergenommen ſey. So waren die erſten römiſchen Kriegszeichen ein Bündel Heu, das an der Spitze einer Stange befeſtigt war; alles trug bei dieſem kriegeriſchen und Ackerbau treibenden Volke das Gepräge ſeiner einfachen und ländlichen Sitten.

Es giebt zwei Arten von Pächtern in Latium, Zeitpächter auf neun Jahre, und Erbpächter (emphyteutici). Die letztern verlieren ihre Pacht, wenn ſie in zwei Jahren das Pachtquantum nicht bezahlt haben. In dieſen Hungerjahren haben mehrere dieſer Halbeigenthümer ihre Grundſtücke, aus Mangel an Vorſchuß für die Ackerbeſtellung, verloren. Sonach hat der hohe Preis der Lebensmittel, ſtatt den kleinen Ackersmann zu bereichern, ihn vielmehr zu Grunde gerichtet, indem er die Aermſten zwang, dem Erbe ihrer Väter zu entſagen, weil es ihnen an Geld fehlte, die Ackerbeſtellung zu betreiben und den Zins zu bezahlen. Die Entvölkerung des römiſchen Gebiets iſt durch das Aufſchlagen der Lebensmittel nicht geringer geworden, ſondern hat vielmehr zur Zeit der Theurung noch mehr überhand genommen.

Wenn es der Regierung jemals Ernſt wäre, Landbauer in der Campagna anzuſetzen, ſo müßte ſie damit anfangen, eine Kreditkaſſe für die armen Landleute zu errichten, nach

---

hen zu laſſen (sub jugum mittere), erfordert ein Joch dieſer Art. D. V.

Art deren, die in Dännemark angelegt iſt. Ich ſetze voraus, daß man nur an erfahrne Landwirthe Vorſchüſſe machte; dann würde eine ähnliche, mit Vorſichtigkeit ausleihende Anſtalt, wenig koſtbar ſeyn. Selbſt die Aufſicht, die ſie erforderte, würde häufigen Verkehr zwiſchen den Landleuten und den gebildeten Männern, welche die Aufſicht führten, nöthig machen. Jetzt macht der hohe Preis des Geldes die Reichen täglich reicher, und die Armen täglich ärmer. Bald wird ganz Latium in den Händen einiger reichen Pächter ſeyn, die ihre Beute mit den Großen theilen werden. —

Die äußerſte Armuth und der höchſte Reichthum machen eine gleich-vertheilte Aufklärung völlig unmöglich. Der römiſche Große, aufgezogen in Wohlleben und Ueberfluß, umgeben ſeit ſeiner Kindheit von kriechenden und unwiſſenden Dienern, fühlt eben ſo wenig die Nothwendigkeit, ſeine Ländereien, als die, ſeinen Geiſt anzubauen, und der wahre Landbebauer, der Arbeiter, in Bettelarmuth geboren, ohne Anweiſung, wie er eine Unternehmung entwerfen, und ohne Mittel, durch die er ſie ausführen ſoll, bleibt eben ſo in ſeiner Schlafſucht, wie ſein Herr. Man rechne einige ſinnliche Vergnügungen ab, und man wird unter gleichgültigen Formen eine vollkommene Gleichheit des wirklichen Elends unter den beiden äußerſten Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft finden; die eine iſt gepeinigt durch die Entbehrungen, welche die Ueberſättigung, die andre durch die, welche der Hunger auflegt; und — wenn man nur nach der Zahl der Ideen und Gefühle den wahren Werth des Lebens abmeſſen muß, ſo wird der Reiche eben ſo unglücklich durch den Mangel an

Antrieben, als der Arme durch den an Mitteln ſeyn, mit dem Unterſchiede, daß der Adelige keinen weiteren Zuſatz ſeines Glücks zu erwarten hat; während die Zahl der Gegenſtände für die Begierden des Armen im Verhältniß zu ſeinem Elende immer wachſen muß.

Nichts verſteht man beſſer in Latium, als den Anbau des Weinſtocks; aber nichts kann elender ſeyn, als die Art, den Wein zu bereiten In den meiſten Weinbergen der Stadt Rom und ihrer Umgebungen ſind die Stöcke durch Rohr geſtützt, und in Laubengängen von ſechs Fuß Höhe gepflanzt. Dieſe Weinſtöcke werden ſehr nett gehalten, ſorgfältig angebunden und wohl verſchnitten. Man würde in dieſem ſchönen Klima den Vortheil haben, beinahe den ganzen Winter hindurch daran arbeiten zu können, wenn man noch mehr Sorgfalt darauf verwenden wollte. Uebrigens iſt nichts ſeltener als der Hagel in Latium, von wo die Natur alle Landplagen der übrigen Erde entfernt zu haben ſcheint.

Noch weniger als den Hagel, kennt man hier die Maykäfer, die jenſeits der Alpen ſo viele Verwüſtungen anrichten. Doch alle Wohlthaten der Natur werden dieſem unglücklichen Lande durch die Mangelhaftigkeit der Geſetze wieder entriſſen.

Ich ſah in den beſten Weinbergen verſchiedene Sorten von Trauben; man kennt aber hier durchaus nicht die Kunſt, ſie zu miſchen, wie in einigen Gegenden von Deutſchland.

Man kann nichts Schöneres ſehen, als die Weinſtöcke, die, nach Horazens Ausdrucke, mit den hohen Pappeln vermählt ſind, oder, wie im Sabinerlande, mit duftendem Cytiſus, der im Frühlinge ſeine goldnen Trauben über den kaum ſproſſenden Weinſtock breitet. Es iſt ein herrlicher Anblick, die prächtigen Weingehänge der Lombardei zu ſehen, die ſanft von einem Maulbeerbaum zum andern über Kornähren gezogen ſind; — aber alle dieſe reitzenden Naturgemälde ſind eben nicht die Wirkung einer guten Kultur.

Je mehr der Landbau ſich im Allgemeinen vervollkommnet, deſto mehr ſondern ſich die verſchiedenen Wirthſchaftszweige von einander ab; denn das große Princip, die Arbeit zu theilen, erſtreckt ſich über alles, über die Wiſſenſchaften, wie über den Landbau, über den Kunſtfleiß, wie über die Moral. Der Landwirth, der ſeine Aufmerkſamkeit unter mannichfaltige Zweige der Wirthſchaft theilt, bleibt Fremdling in allen. Er zerſplittert ſein Geld, wie ſeine Aufmerkſamkeit, und weil er nirgends einen Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit hat, ſo entwickelt und vervollkommnet ſich nichts. — Der italiäniſche Pächter iſt zu arm an Geiſt und an Geld, um auf einmal eine groſe Vorrichtung zu Keller und Weinleſe, ſo wie zu einem zweckmäßigen Pfluge zu machen, und alle ſeine Sorgen ſind unzulänglich, ſo lange er nicht Zugvieh genug hat, um dieſe, durch eine zu weitläuftige Wirthſchaft in Unordnung gerathene Maſchine in Gang zu ſetzen, und nicht Kenntniſſe genug, die einzelnen Theile geſchickt zu verbinden.

Die falſche Anwendung der Fonds, die man in Händen hat, iſt in der Landwirthſchaft ein wahres Unglück; ein Unterricht über die Anlegung und gleichmäßige Vertheilung der Kapitalien, nach feſten Grundſätzen, ſollte der Gegenſtand eines eignen Werkes ſeyn. Ich möchte hinzuſetzen, daß die Moral ſelbſt keinen andern Gang nimmt, als alles übrige, was den menſchlichen Geiſt betrifft, und worin keine große Entwickelung als durch theilweiſe und allmähliche Entwickelungen möglich iſt Der wahrhaft moraliſche Menſch übt vorzugsweiſe die Tugenden, die für ſeinen Standpunkt in der Welt gehören; ſie werden in der Folge die Baſis höherer Entwickelung. Aber ohne einen Concentrationspunkt, in welchem alle Kräfte des Menſchen zuſammentreffen, iſt nie etwas Großes zu erwarten.

Ein Fehler in der Landwirthſchaft von beinahe ganz Italien (mit Ausnahme einiger Gegenden von Mailand und Toskana), den man nach meiner Meinung noch gar nicht angezeigt hat, iſt der, daß ſehr oft keine Art von Gewächſen an ihrem rechten Platze ſteht. Man pflanzt Weinſtöcke in Getreideboden, und ſäet Getreide auf Weinland; man legt Schonungen auf Wieſen an, und läßt das Land, worauf Holz wachſen würde, wüſte liegen. Nahe bei Cantalupo ſah ich ſteile und ſteinichte Felder mit Getreide beſäet, die kaum das zweite Korn gaben, während auf fettem und naſſem Boden Weinſtöcke gepflanzt waren, und der dritte Theil des Viehes, aus Mangel an Heu, in den vierzehn Tagen, wo Schnee lag, vor Hunger geſtorben war. Der italiäniſche Landmann, der wenig Land und noch weniger Geld hat, ſieht nur auf den nächſten Gewinn und ſolchen Erwerb, den er mit ſeinen kleinen Mitteln am leichteſten bewirken kann. Ich ſah um das berühmte und alte Benediktinerkloſter, das nahe am Landhauſe des Nero und ganz ſonderbar auf dem

Felſen von Sublaqueum erbauet iſt, eine ſchöne Waldung von grünen Eichen auf dem weißen, und anſcheinend nackten und unfruchtbaren Felſen, der aber flache Lagen und in ſeinen Zwiſchenräumen tragbare Erde hatte. Ein Land, deſſen nackteſte Felſen herrliche Waldungen zu tragen im Stande ſind, würde unermeßlich reich ſeyn, wenn jede Gewächsart dort an ihrer Stelle wäre. Aber wie wäre es möglich, zu dieſer Vollkommenheit im Landbaue zu gelangen, als durch einen ſehr thätigen Handel, der mit allen Zweigen der Produktion in genauer Verbindung ſtände, und durch die weiſeſten Geſetze begünſtigt würde! Kein Land in der Welt iſt von dieſer Vollkommenheit ſo weit entfernt, als Latium, wo alles, anſtatt zu wachſen, nur dem Verderben und dem Tode geweihet zu ſeyn ſcheint.

Wie Narren zuweilen witzige Einfälle haben, und geiſtvolle Männer zuweilen Narren ſind, ſo findet man durch ein ähnliches Gegenſpiel bisweilen ſehr guten Wein jenſeits des Rheins, und ſchlechten in Italien. Wenn die Italiäner auf den Einfall kämen, guten Wein zu machen, ſo würde Frankreich ſelbſt genöthigt ſeyn, ihnen einen Theil der Millionen zu überlaſſen, welche es aus ſeinen Wein-Diſtrikten zieht, und ſo lange ziehen wird, als es den Handel und den Ackerbau, durch gegenſeitigen Tauſch, begünſtigt.

Es iſt ein Glück für Frankreich, daß die Vollkommenheit der Weine von ſo vielen Umſtänden abhängt, daß nicht zu glauben ſteht, man werde ſie je in Italien hervorbringen. Die Güte des Weins erfordert eine ſehr koſtſpielige Kultur der Weinberge; eine große Anlage von Kellern, welche die kleinen Pächter nie machen können; Kenntniſſe in der Behandlung des Weins, die ihnen lange fehlen werden; anſehnliche Kapitalien, um ihn lange aufheben zu können; endlich eine Handelsfreiheit, die gar nicht im Geiſte der italiäniſchen Regierung iſt. Die wahre Freiheit des Handels beſteht nicht bloß darin, daß man da oder dort einige Beſchränkungen aufhebt: ſie ſetzt ein Syſtem von Geſetzen voraus, das den Austauſch leicht und gegenſeitig macht, ein Syſtem, das noch nicht für alle Regierungen aufgeſtellt iſt.

Den Winzern von Latium ſcheinen durchaus alle Principien zu mangeln. Ich ſah zu Albano die ſchönſten Trauben in offne, aufrechtſtehende Tonnen geſchüttet, worin der Wein fünf und vierzig Tage hindurch der Luft ausgeſetzt blieb; denn dies Verfahren iſt in der Regel. Nachher hat man viel Mühe, ihn ein Jahr oder achtzehn Monate aufzubewahren. Faſt in ganz Italien werden die Trauben zu früh geleſen, der Wein wird in kleine und unreinliche Gefäße gefüllt und einer nachläſſigen und verderblichen Behandlung, die allen Grundſätzen zuwider iſt, Preis gegeben.

Endlich iſt es nicht hinlänglich, daß der Wein an ſich ſelbſt gut ſey; man muß es auch verſtehen, ihm in der Welt Ruf zu verſchaffen. Man ſollte demnach zu London und im Norden ſich nach dem Geſchmack der Engländer und Ruſſen bequemen; in London, in Kopenhagen, in Stockholm und St. Petersburg Moden aufbringen, und einſehen, daß ſelbſt der Geſchmack beim Wein ein Gegenſtand der Meinung und der Mode iſt, der den Bourgogner und Bordeauxer

Weinen durch daſſelbe Geheimniß das Uebergewicht giebt, welches alle Toiletten und alle Köpfe ſelbſt den Pariſer Moden unterwirft.

Das große Schilf (arundo donax) wird in Italien, wo es eine Höhe von zwanzig Fuß erreicht, mit großem Vortheil gebauet. Die Eſel und Ochſen freſſen ſeine Blätter. In einem Lande, das heftigen Stürmen wenig ausgeſetzt iſt, dient es zu den beſten Stützen des Weinſtocks, und kann, nachdem es als Pfahl gedient hat, immer noch zum Brennen gebraucht werden. Dieſe leichte und ſtarke Rohrart wird vielleicht noch einmal zu Rudern an Luftbällen gebraucht, ſo wie es ſchon zur Flöte des Pan und der Satyrn gedient hat. Plinius bemerkt, indem er von dem Rohre ſpricht, aus dem man Pfeile verfertigt, daß dieſe Pflanze die Hälfte der bekannten Welt erobert habe. So widerſprechend iſt oft die Anwendung einer und derſelben Sache!

Die Landwirthſchaft der warmen Länder iſt bei weitem zuſammengeſetzter, als in den Ländern, wo Schnee oder Kälte den Landmann durch mehrere Monate zur Unthätigkeit zwingt. Darum würde der Italiäner einer weit größern Kenntniß bedürfen, um aus den vielfachen Combinationen, die ihm ſein Klima darbietet, Vortheil zu ziehen, als der Bewohner von Norwegen, der ſechs Monate hindurch gar nichts thun kann.

Nichts iſt trauriger anzuſehen, als die römiſchen Gärten, von denen zwei Drittheile mittelmäßige Weinberge oder ſchlecht unterhaltene Felder und Wieſen ſind, kurz eben ſo ſchlecht bewirthſchaftete Pachthöfe, wie alle in der Gegend von Rom. Ob man gleich eine Rainette oft theurer, als eine Orange bezahlt, ſo ſind hier die Obſtbäume doch ſelten, und bleiben immer kleiner, als die jenſeits der Alpen.

Das Bild eines Gartens, und einer Gärtnerfamilie, die ihn ſorgſam beſtellt, iſt immer ſehr reitzend. Welche Herrſchaft iſt lohnender und reiner, als die, welche der Menſch über die Blumen und Früchte ausübt, die ihn umgeben und die ſein Werk ſind! Wie füllt ein Garten jede Leere des einſamen Lebens aus! Welche Dornen des geſellſchaftlichen Lebens ſtumpft die ſüße Thätigkeit in einem Garten nicht ab, wo man mit den Reitzen einer frohen und mäßigen Arbeit die Ruhe des Herzens vereint, welche die Gewohnheit, mit der Natur zu leben, dem giebt, der ſie zu fühlen und zu lieben verſteht! — Davon iſt in Rom keine Spur.

Der gröſte Vortheil einer guten Erziehung zeigt ſich nicht allein in den Kunſtfertigkeiten und Kenntniſſen, die ſie giebt; ihre beſſere Wirkung iſt, daß ſie das Herz zum Geſchmack am Guten bildet und zu reinen, einfachen Genüſſen, den einzigen, welchen die Zeit ihren Reitz nicht nehmen kann. Nur der gebildete Menſch vermag ſich der Schönheit der Natur zu freuen; dem Römer, der gar nicht auf dem Lande zu leben verſteht, bleibt ſie verſchloſſen. Dieſe verkehrten Sitten ſind eine von den Urſachen des Mangels an Kultur in Latium. Die Unwiſſenheit des Landbebauers, der nie mit gebildeten Leuten in Verbindung kommt, die Armuth und der daraus entſpringende Mangel an Kredit vollenden das allgemeine Verderben. Aus ſo vielen Urſachen des Elends entſteht am Ende die Peſt, die der gänzlichen Verwüſtung die Krone aufſetzt.

Kommt mit mir in jenen Garten, wo man das Grabmahl der Scipionen gefunden hat; Ihr ſehet dort Kinder, bleich und abgezehrt, und ein kleines Mädchen von ſieben Jahren, das dicker als eine hochſchwangere Frau iſt. — Alle dieſe römiſche Gärten, wo ſo große Erinnerungen an dieſem herrlichen Himmel und an dieſer noch ſchönern Erde hangen, ſind noch widerlicher, als Lazarethe. Man ſieht dort nichts, als den Tod, bald unter der Geſtalt des Hungers, bald unter der Geſtalt häßlicher Krankheiten, die ſchrecklicher ſind, als der Tod ſelbſt, den man allenthalben in dieſen Regionen der Troſtloſigkeit und des Elends anruft.

Wie viel Geſpräche habe ich mit den armen Landbauern von Rom ſelbſt geführt! Sie haben mir aufs deutlichſte bewieſen, daß ſie nicht Geld und nicht Kredit genug haben, eine Ziege zu kaufen, die ihre ſterbende Familie nähren könnte. Dieſer Mangel an Kredit erſtreckt ſich über alles. Man ſchreibt dieſen Leuten Geſetze über den Anbau ihres Landes vor, und man zählt ihnen die Artiſchockenpflanzen zu, die ſie bei dem Ablauf ihrer Pachtzeit wieder abzuliefern haben.

Ueberall trifft man auf falſche Meinungen, welche die Erde verwüſten. Es iſt nicht wahr, daß die Nothwendigkeit die Mutter des Erwerbsfleiſſes iſt. Die äußerſte Armuth iſt noch ärmer an Ideen, als an Geld, und das Gefühl des Unglücks iſt immer unfruchtbar. Jede Erfindung iſt die Frucht einer ungewöhnlichen Thätigkeit oder einer großen Kraftanſtrengung, die durch eine große Hoffnung angeregt iſt. Ein Volk, das in Armuth geboren iſt, kann in der Zeit ſeines Wachsthums jene Fülle von Thätigkeit haben, welche Erfindungen hervorbringt, aber es wird ſie in der Zeit ſeines Verfalls verlieren, weil die Urſache dieſes Verfalls, die gewöhnlich in einem Fehler der Geſetzgebung liegt, immer gleichartig wirkt, und die immer zunehmende Schwäche unaufhörlich etwas von der Kraft zum Widerſtande vernichtet.

Die Armuth eines Staats, der in Verfall iſt, iſt der Verzweiflung näher, als man glaubt, und die wiederbelebende Kraft iſt immer im Voraus verzehrt. Es iſt eine Schwindſucht, die endlich den ganzen Staatskörper tödtet.

Wie ärmlich ſind doch die Villen des neuern Rom gegen die des alten, wo ein Vogelhaus in einem einzigen Jahre ſechzigtauſend Droſſeln, und das Doppelte an Gelde von dem lieferte, was ſonſt ein Acker von zweihundert Morgen abwarf *).

---

*) Varro III, 2. Ornithon reddiderit eo anno bis tantum, quam tuus fundus ducentum jugerum Reate reddidit. — Er ſchlägt die Droſſel zu drei römiſchen Pfennigen, ungefähr neun franz. Sous, an — Ein Schneckengarten gab, nach demſelben, nicht unbeträchtliche Einkünfte. Man hielt darin drei Arten von Schnecken: die kleinen weißen, die in Italien zu Hauſe ſind, die großen aus Illyrien, und die mittleren aus Afrika. In demſelben Buche unterſcheidet Varro den weißen Alpenhaſen, als eine Abart des gemeinen. Wirklich wird dieſer weiße Haſe im Winter in warmen Zimmern weiß, während der gemeine in der Kälte ſeine Farbe nicht ändert. d. V

In den erſten Jahrhunderten Roms hatte jeder Bürger ſeinen Garten, der unter der Aufſicht der Frauen ſtand War der Garten ſchlecht bebauet, ſo ſchloß man, ſagt Cato, daß die Hausfrau eine ſchlechte Wirthin wäre; denn „nun mußte man beim Mangel an Gartengewächs zum Schlächter oder auf den Gemüſemarkt gehen, um Lebensmittel einzukaufen“ Dieſe Stelle beweiſt, daß man ſonſt zu Rom vorzüglich von Gemüſen lebte, weil man nicht zum Schlächter ging, außer wenn der Garten nichts lieferte. Man lebte, wie heut zu Tage, von Sallaten und von dem wenigen Schlachtvieh; das man auf den Grasplätzen der Stadt weidete. Plinius erzählt, daß die Fenſter des alten Roms zur Zeit der Republik mit Kaſten beſetzt waren, worin man Gartenkräuter pflanzte, ſo daß die Straßen ganz das lachende Schauſpiel des Landes darſtellten. Dies dauerte ſo lange, bis die Volksmenge ſo ſtark angewachſen war; alsdann mußte man die Fenſter, die auf die Straße gingen, mit Gitterſtangen ſchließen.

Zu Romulus Zeiten beſtand das ganze Vermögen eines jeden Bürgers aus zwei Morgen Landes. Man gab damals dieſem kleinen Grundſtücke den Namen hortus, welches in der Folge einen Garten bezeichnete, ohne Zweifel weil dieſe Ländereien an den Thoren der Stadt, anfänglich als Getreideland, in der Folge aber als Gartenland bearbeitet wurden. Auch ſcheint es, als ob jeder Bürger außer jenem kleinen Grundſtück noch ſeinen kleinen Garten, (damals haeredium genannt) gehabt hätte.

Der Kohl war für die Römer das Gemüſe, vorzugsweiſe. Brassica, ſagt Cato, omnibus oleribus antistat. Zur Zeit der großen Reichthümer von Rom war der carduus (diſtelartiges Kohlgewächs) das beliebteſte Gemüſe; der beſte kam von Karthago.

Der Garten, ſo wie der Feldbau, hat einigen großen römiſchen Familien Beinamen gegeben, z. B. den der Lactucier, welche ein Zweig der berühmten Valeriſchen Familie waren. Familiennamen, Sprache, Religion, Geſetze — alles zeigt in den erſten Jahrhunderten Roms ein ackerbauendes Volk an. Die Römer ſind die einzige Nation, die es verſtand, die Sitten eines ackerbauenden Volks mit allen Vortheilen einer großen Stadt, die ſie noch nicht verderbte, zu verbinden. Die heutigen Römer ſind hierin ganz das Gegenſtück ihrer Vorfahren. Trotz vielen ſchönen Naturanlagen, haben ſie in ihrer Abſpannung die Möglichkeit verloren, auf dem Lande zu leben, und von der großen Stadt nichts beibehalten, als das Verderbniß und die Vorurtheile.

Wenn man genau die verſchiedenen Thierarten, die ſich in Italien finden, betrachtet, ſo kann man zwei beſtimmt verſchiedene Arten von Ochſen nicht verkennen, welche ſich, obwohl durch die Vermiſchung beider Racen Zwiſchenſchattirungen entſtanden ſind, dennoch leicht unterſcheiden laſſen. Die eine Art iſt die der großen Ochſen mit langen Hörnern, die entweder ganz weiß, oder bald hell, bald dunkler grau ſind; die andre iſt die Alpen-Race, die in den Farben mehr Verſchiedenheit hat, am meiſten rothbraun, mit kleineren Hörnern und kürzeren Schenkeln, als die italiäniſche. Die Kuh von der kleinern Race, die zu Rom ausſchließlich die Milchkuh heißt, giebt mehr Milch, als die groſſe, iſt auch ſanfter, als die mit langen Hörnern, die wieder beſſeres Fleiſch giebt, und ſtärker zum Ziehen iſt, als die von den Alpen.

Durch ganz Tyrol habe ich Spuren der italiäniſchen Race mit langen Hörnern und grauem Haare gefunden, die, je mehr man ſich Deutſchland nähert, ſich allmählich mit der Alpenart vermiſcht. Die letzten Spuren der grauen Race verſchwinden nur mit den Lerchenbäumen gänzlich, nahe bei Füßen in Deutſchland, wo der Reiſende, der von Süden nach Norden geht, die letzten Reſte der Alpen ſieht. Es iſt intereſſant, die Grenzen zu beobachten, welche die Natur für einige Geſchöpfe gezogen hat. Der Lerchenbaum, der in nördlichen Gegenden, wenn der Menſch will, ſehr gut fortkommt, ſcheint die Alpen nur ungern zu überſchreiten; ſo wie von der Seite des Walliſerlandes der Kaſtanienbaum auch nicht über die Alpen kommt. Dieſer wohlthätige Baum wächſt wild in allen Thälern der italiäniſchen Schweiz, deren Reichthum und Zierde er iſt; aber jenſeits des Simplon findet man ihn nur in Pflanzungen.

Die rothen Alpenkühe ſind auch in Deutſchland, vorzüglich in Holſtein zu Hauſe, wo ſie auf den reichſten Weiden von Europa, die durch Deiche dem Meere abgewonnen ſind, eine ungeheure Größe erreichen. Dieſelbe Race geht im Norden fort, und findet ſich in Schweden, in Norwegen, ja ſelbſt in Island, mit dem Unterſchiede, daß, je weiter man nördlich kommt, ſie immer bunter wird. Die Heerden, die ich in Dännemark geſehen habe, waren von

verſchiednen

verſchiednen Farben, und eine große Heerde ſchien von weitem wie ein Blumenbeet. Dieſe Mannichfaltigkeit der Farben iſt, nach andern Berichten, in Island noch weit bemerkbarer, als auf den däniſchen Inſeln.

Ich ſah zu Genua eine Schiffsladung von Kuhhäuten aus Braſilien, die von der Alpen-Race zu ſeyn, und anzudeuten ſchienen, daß die ſpaniſche, von denen jene abſtammt, auch davon ſey.

Es wäre nicht unwichtig, die Geſchichte der großen italiäniſchen Race zu kennen, die nach der Sage aus Ungarn gekommen iſt. Sollte ſie vielleicht urſprünglich in Italien einheimiſch ſeyn? vielleicht von der rieſenmäßigen Race von Epirus, von welcher Ariſtoteles redet, abſtammen? Tacitus verwunderte ſich über die Kleinheit der Hörner bei den deutſchen Kühen; — ſcheint dieſe Stelle nicht zu beweiſen, daß er an die großen Hörner der italiäniſchen grauen Race gewöhnt war?

Der Umſtand, daß die Griechen glaubten, das Wort Italien komme von einem griechiſchen Worte, das einen Ochſen oder vielmehr ein Kalb bedeutet, kann auf die Vermuthung führen, daß dieſe Race mit größern Hörnern bei den Römern urſprünglich zu Hauſe gehöre; denn Italien war wegen der ſchönen Race ſeines Hornviehes berühmt.

Sehr auffallend iſt die Ausartung deſſelben in Sardinien, wo die größten Kühe nicht mehr als 200 Pfund (zu 12 Unzen) wiegen, und nur alle drei Jahre tragend werden. Einige geben durchaus gar keine Milch, und die beſten nur im Frühjahre, wenn ſie die fetteſte Weide haben. Eine

Heerde von hundert Kühen liefert nicht mehr als 10 Centner Käſe im Jahre, und zwar nur auf den beſſeren Weideplätzen. Und doch, ungeachtet der Schwäche dieſer Race, ſind die Viehſeuchen auf dieſer Inſel ganz unbekannt; auch die tollen Hunde ſind dort ſehr ſelten, weil, wie derſelbe italiäniſche Schriftſteller (della Sardegna) meint, die Wölfe dort unbekannt ſind: (er leitet nehmlich die Tollwuth der Hunde von Wolfswuth ab.) Deſto beſſer iſt dagegen das Schwein in Sardinien gediehen, ſo daß ein Schwein von 500 Pfund dort nichts Seltnes iſt; und man würde dort eben nicht erſtaunen, ein Schwein zu finden, das beinahe mehr als 2 Kühe wöge. Obgleich die Race der Schafe in dieſem Lande nicht groß iſt, denn die größten wiegen nicht über 50 Pfund; ſo giebt doch in der Regel ein Schaf mehr Milch, als eine Kuh. Ohne Zweifel würde es leicht ſeyn, die Race des Rindviehes in Sardinien zu erneuern, wie man es mit den Pferden gethan hat. Der ſardiniſche Ochſe iſt übrigens, wie man ſagt, von der grauen Art mit langen Hörnern.

Die Büffel waren den Römern unbekannt; ſie ſind im ſiebenten Jahrhunderte aus Afrika gekommen. Dieſes wilde Thier, welches das Waſſer und den Moraſt liebt, vermiſcht ſich nie mit der gemeinen Kuh. Man ſagt, daß er bei großer Hitze ſich ganz ins Waſſer lege, ſo daß nichts hervorrage, als das Maul, um Athem zu ſchöpfen.

Obgleich der Büffel wenigſtens noch einmal ſo ſtark zum Ziehen iſt, als der Ochſe, beſonders in kothigen Wegen, ſo wird der gewöhnliche Ochſe doch vorgezogen, weil der Büffel, indem er mit ſeinen harten und ſtarken Beinen den Raſen zertritt, die feuchten Wieſen, auf denen er ſich gern aufhält, verdirbt.

Die großen Büffelheerden ſind der Stimme ihrer Hirten folgſam, aber ſehr wild und ſogar angreifend gegen alle Unbekannten. Jeder Büffel hat ſeinen Namen, auf den er antwortet, wenn man ihn ruft. Da es den Hirten ſchwer fällt, dieſe Namen zu Hunderten zu erfinden, ſo ſoll man unter den Heerden von Büffeln oft die Namen der vornehmſten Prinzeſſinnen von Rom erſchallen hören.

In den Stiergefechten, die dem römiſchen Volke beim Grabmahle des Auguſtus gegeben werden, rettet ſich der Menſch, der mit dem Büffel kämpft, vor den ſchrecklichen Hörnern ſeines Gegners leicht dadurch, daß er ſich auf einen ſchwachen Tiſch oder irgend eine Erhöhung ſchwingt; denn der Büffel, deſſen Blick nur auf der Erde hinſtreift, bemerkt nichts, was über ſeinem Geſichtskreiſe liegt. Sein dummes Auge iſt das Bild der Geiſter, für die alles, was erhaben iſt, nicht exiſtirt.

Man macht kleine Käſe von Büffelmilch, die in Rom gut bezahlt werden. Dieſe Käſe, welche man friſch ißt, können nicht ſo gut zerrieben werden, als die von Kuhmilch; ſie ſchmecken aber ſehr gut, ob ſie ſich gleich wie Brotteig ziehen.

Der Theil der Landwirthſchaft, der ſich mit dem Viehſtande beſchäftigt, iſt in Latium noch mehr, als die andern, vernachläſſigt. Die Römer glauben alles gethan zu haben, wenn ihr Getreide geſäet iſt; und wir ſahen, ſechs Miglien von Rom, zu Torre Paterno, eine Heerde von einigen hundert Kühen, wo man gar nicht daran dachte, ſie zu melken, obgleich die Milch zu Rom ſehr theuer und eben ſo geſucht iſt, wie in den übrigen groſen Städten von Europa. Die Landwirthſchaft ſoll ſich nicht bloß damit beſchäftigen, Milch, Getreide oder Wein zu gewinnen: ſie beſteht in Aufſtellung eines richtigen Verhältniſſes zwiſchen Arbeiten, Beſtellung und Kapitalien: ohne dieſe iſt an groſe Reſultate nicht zu denken.

Die Landwirthſchaft iſt unter allen Zweigen des Erwerbfleiſſes am innigſten mit den Sitten verbunden, und ſie hat in dieſer Rückſicht eine Wichtigkeit, die man vielleicht noch nicht auseinandergeſetzt hat.

Die Theorie der Moral dringt auf der einen Seite in die Tiefen unſers Weſens ein, auf der andern hält ſie ſich an das, was in die Sinne fällt; denn Sitten ſind nichts, als die Nationalgewohnheiten, in Beziehung auf das Wohlſeyn der ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft *).

Nicht immer iſt die Metaphyſik die Grundlage der Moral; die groſe Quelle der Sitten iſt die Geſetzgebung. In Latium, wo der Pachter, der Ackersmann und der Tagelöhner, d. i. wenigſtens zwei Drittheile aller Einwohner,

---

*) Wir verbinden in Deutſchland freilich einen andern Begriff mit Sitten und Sittlichkeit, von der wir alles, was ſich auf Wohlſeyn, Nützlichkeit und Annehmlichkeit, auf Klugheit und Politik bezieht, ſtreng abſondern; allein — es iſt hier nicht der Ort, den Verf. zu widerlegen, ſondern zu hören. S.

nur von einem Tage zum andern leben, ſieht Niemand über den gegenwärtigen Augenblick hinaus. Auf der andern Seite ſcheinen die ungeheuern Reichthümer denſelben Leichtſinn zu erzeugen; und ſo leben die beiden ſich gerade entgegenſtehenden Klaſſen der Bewohner dieſes unglücklichen Landes — ohne eine Zukunft.

Die Moralität iſt wie die Bewegung: man kann ſie nicht faſſen ohne die Idee der Zeit. Für den Menſchen, der ohne Zukunft lebt, ſind alle Handlungen ohne Konſequenz. Die wahre Tugend ſetzt eine genaue Rückſicht auf das Cauſalverhältniß, ein Erſchöpfen der Wechſelwirkungen des vernünftig ſinnlichen Weſens bei ſeinem Handeln voraus; und je mehr ſich das Feld der Moralität vor unſern Augen erweitert, deſto ſicherer wird das Glück des Tugendhaften gegründet. — Ja, es iſt, nach meiner Meinung, ſehr tröſtlich, in der Moral ein Syſtem von Verknüpfungen zu ſehen, das ſich nothwendiger Weiſe über den Wechſel des Lebens hinaus verbreitet. Die Elemente dieſes großen Kreiſes ſind andre, als der Kreis des gegenwärtigen Lebens; ſie ſcheinen im Gegentheil auf einen unermeßlichen Zirkel berechnet, der das vernünftige Weſen mit den großen Weltkörpern, die ſich im unermeßlichen Raume bewegen, in Vergleichung ſtellt und der Hoffnung eine unendliche Zukunft eröffnet.

Sonach würde der Sklav, der ſich nicht ſelbſt ſeine Zukunft ſchafft, auch keine Moralität haben, weder als Menſch noch als Vater. Welche Erziehung ſollte er ſeinen Kindern geben, über die ja der Herr allein verfügt? Der freie Menſch ohne Eigenthum wird weniger moraliſch ſeyn, als der mit Eigenthum, der gleichſam nach der Regel erzogen iſt, eben durch ſein Eigenthum, das ihn zu vernünftigen Ueberlegungen nöthigt.

Kein Beſitz aber befördert die Moralität mehr, als der des Bodens: denn kein andrer knüpft die Zukunft ſo ſtark an die Gegenwart, weil er nie verderbliche Reichthümer, ſondern nur ſolche gewährt, die einer geſunden Seele und einem edlen Herzen genügen.

Bei der Eroberung Karthago's behielt der römiſche Senat aus den Bücherſammlungen, die ſich in der unglücklichen Stadt fanden, nichts, als Magons 28 Bücher über den Ackerbau. Dies war der erſte Satz des Buchs, das den alten Römern ſo theuer war: „Ich habe denen nichts zu ſagen, die es nicht über ſich gewinnen, die Stadt zu verlaſſen, um auf ihren Landgütern zu leben.“ — Nach dieſem Ausſpruche ſcheint der tugendhafte Karthaginenſer der Cato ſeines Vaterlandes geweſen zu ſeyn, ſo wie es ſcheint, daß man in dieſer Hauptſtadt von Afrika das einfache Landleben eben ſo hoch achtete, als zu Rom ſelbſt. Wie haben ſich doch die Zeiten geändert! Bei den gegenwärtigen Sitten iſt den Römern nichts ſo unbekannt, als das Landleben. Freilich kann es nur für den kleinen Eigenthümer Reitze haben; aber deren giebt es in Latium keine mehr.

In der That, was ſollten die ländlichen Arbeiten für Fürſten Anziehendes haben, die ſo reich ſind, daß allein die Oberaufſicht über ihre Ländereien eine ſo ernſthafte Sache wäre, daß ſie den ganzen Menſchen fordern würde *)! Wie ſollten ſie ſich um die Kultur eines einzelnen Gutes bekümmern, und alle übrigen der Vergeſſenheit übergeben? Dieſe fürſtlichen Eigenthümer ſchweifen von einem Landgute zum andern, wie die orientaliſchen Könige in ihren Serails von Schönheit zu Schönheit gehen, und durch ihre Reichthümer ſelbſt zu einer ewigen Ueberſättigung und einer unaufhörlichen langen Weile verdammt ſind.

Dieſe ſüße Abwechſelung zweckmäßiger Leibesbewegung mit geiſtigen Beſchäftigungen, welche nach einer kleinen Ermüdung immer willkommen ſind — das iſt für den denkenden und fühlenden Menſchen der ſchönſte Reitz des Landlebens.

Der Landmann legt für jeden Tag ſeinen Plan an: das Jahr iſt ihm ein großes Drama, in welchem die Jahreszeiten, die Monate, die Tage die untergeordneten Acte und Scenen ſind. Das Wachsthum des Vermögens hat ein großes Intereſſe für den Hausvater, eben ſo die Wohlthätigkeit, und die Sorge für ſeine Kinder; dieſes erſte Beſitzthum eines Bürgers iſt ihm das theuerſte unter allen. Aber in Ländern, wo es weder Unterricht noch Familien giebt, kann der Städter nur ſeine Leerheit des Herzens und Geiſtes aufs Land tragen; ſie verfolgt ihn an allen Orten, doch nirgends ereilt ſie ihn ſo unfehlbar, als in der Einſamkeit.

Man iſt nicht genug aufmerkſam darauf, daß alle geiſtige Erziehung auch zugleich eine ihr entſprechende Erziehung

---

*) Der Prinz Borgheſe ſoll allein 72 Landgüter haben.

d. V.

des Herzens hervorbringt, die nichts als die nothwendige Wirkung ſeiner habituellen Ideen iſt. Man vergißt es, daß für einen Menſchen, der ſich nicht unaufhörlich zu beſchäftigen weiß, oder deſſen Thätigkeit nicht an einen großen Zweck geknüpft iſt, kein anderes Glück zu erwarten ſteht, als das, was die Leidenſchaften geben, und was das Leben wohl vergeſſen aber nicht genießen lehrt. Die wahren Früchte der Erziehung zeigen ſich nicht ſowohl in den Dingen, die wir gelernt, als in den Fertigkeiten, die wir uns angeeignet haben. — Man muß die tiefen Einſichten und die edle Denkungsart eines Herzogs von Bedford beſitzen, um bei unermeßlichen Reichthümern ſich bei ländlichen Beſchäftigungen zu gefallen.

In Latium vegetirt der kleine Eigenthümer, der nicht Bauer iſt, in den kleinen Städten, wo man die Hauptſtadt ängſtlich nachäfft, ohne irgend eine der Annehmlichkeiten zu haben, die dort die Verkehrtheiten entſchuldigen.

Die Landbauer ſelbſt, die noch da ſind, ſind zwar nicht ohne natürliche Geiſtesanlagen; ſie verrichten aber ihre Arbeiten nach dem Herkommen, ohne jemals darüber nachzudenken: denn alle Kenntniſſe fehlen ihnen durchaus, ſo wie die Mittel, dazu zu gelangen. Hier arbeitet ihr Körper, und dort ſchweift ihre Seele umher. Jetzt iſt ſein eignes Elend der einzige Gedanke, der den römiſchen Bauer beſchäftigt. In gewöhnlichen Zeiten iſt ſeine Seele, ſo weit ſie anregbar iſt, mit einigen religiöſen Ideen, die er nach ſeiner Art zugeſtutzt hat, beſchäftigt. Seine Erziehung, wie die ſeiner ganzen Klaſſe durch faſt ganz Europa, entſpricht ſeinem Stande nicht *).

Wenn man von der Armuth des Volkes redet, ſo denkt man gewöhnlich nur an ſeine phyſiſchen Bedürfniſſe; aber ſein moraliſches Elend iſt noch weit größer. Ich ſah zu Marino ein wüthendes Weib, das ſein eignes Kind von fünf Jahren ergriff, prügelte, ihm auf den Leib trat und es ſodann an eine Mauer warf. In einer andern Stadt weckte mich das Geſchrei eines kleinen Kindes, welches geprügelt wurde, aus dem Schlafe. Die Schläge der Mutter dauerten ſo lange, daß die Stimme des Kindes, nach einer Art von Röcheln, allmählich verſchwand, ſo daß ich glaubte, es ſey todt. Man hat mich verſichert, es ſey eben nicht ſelten, daß Kinder nach ähnlicher Behandlung ſtürben. Auch die Proſtitution von ſieben- bis achtjährigen Mädchen ſoll in dieſen Gegenden nicht ohne Beiſpiel ſeyn. Es giebt

---

*) So lange die Erziehung jeder Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft nicht ihrer Beſtimmung angepaßt werden wird, ſo lange werden die Wiſſenſchaften ohne Anwendung und ohne Frucht bleiben. Die Erziehung muß gleichſam *Lichtleiter* von einer Klaſſe zur andern anlegen, um die Wiſſenſchaften den Menſchen nützlich zu machen. Man erſchrickt über die ungeheure Kluft, die zwiſchen unſern wiſſenſchaftlichen Principien und deren Anwendung auf das bürgerliche Leben liegt. Die Erziehung des Volks ſollte weniger dahin zielen, ihm poſitive Ideen mitzutheilen, als ihm die Mittel zeigen, ſie zu erlangen, indem man daſſelbe in einen Berührungspunkt mit den Wiſſenſchaften ſetzte, z. B. durch Anlegung experimentirender Meiereien ꝛc. d. V.

im Europa ganze Nationen, wo ähnliche Vorfälle ganz unerhört ſind. Jeder macht ſich unwillkührlich eine Stufenleiter moraliſcher Möglichkeiten, deren oberſte Stufe nicht über ſeine eigne Moralität hinausreicht, ohne den Abgrund zu ſehen, der noch unter dem vermeinten tiefſten Punkte der menſchlichen Immoralität liegt. Im Allgemeinen möchte man wohl nie die ungeheure Ausdehnung der moraliſchen Kraft des Menſchen recht begreifen, die ſowohl im Böſen, als im Guten, durchaus den gewöhnlichen Kreis unſerer Begriffe überſteigt. Dieſe ſo tröſtliche und zugleich ſo ſchreckliche Wahrheit, welche uns die Stärke, ja die Schnelligkeit des menſchlichen Willens entdeckt, ſollte auf ewig die gefährliche Sorgloſigkeit gegen das Gute, und die noch gefährlichere Gleichgültigkeit gegen das Böſe verbannen.

Die große Beweglichkeit, welche in den moraliſchen Triebfedern liegt, und uns gewöhnlich viel weiter treibt, als wir anfänglich glaubten, muß uns einen großen Muth geben, und allen unſern Handlungen eine weit größere Wichtigkeit beilegen, als wir gewöhnlich ihnen beizumeſſen geneigt ſind.

Man nennt die Pächter in Latium Landkaufleute. Dieſe Handelsleute haben ſich ſeit der Revolution, welche den Preis des Getreides um das Dreifache erhöhte, ungemein bereichert, indem theils der Werth des Geldes verändert wurde, theils das Getreide auf ſeinen natürlichen Preis zurückſtieg, ſeitdem die Regierung aufhörte, denſelben zu Gunſten des Volkes feſtzuſetzen.

Dieſe römiſchen Pächter ſind gerade das Gegentheil von den engliſchen. Erſtere ſind bloſſe Unternehmer, welche mit einem Heere von meiſtentheils fremden Tagelöhnern, die ſie nur für den Augenblick in Sold haben, auf ihre Aecker losſtürmen, da hingegen die engliſchen ihre Pachtungen niemals verlaſſen. Der engliſche Pachter thut viele Arbeiten voraus; der römiſche ſieht es als Gewinn an, wenn er ſo wenig als möglich zu thun braucht. Jener iſt der Meinung, daß der Ackerbau ſich auf den Viehſtand begründe; dieſer hingegen hält gerade nur ſo viele Ochſen, als er zur Beſtellung bedarf, und läßt ſie das ganze Jahr hindurch, ohne Nutzen für den Acker, auf dem Felde umherlaufen. Der Engländer bringt ſo viel Dünger auf ſeine Felder, als er nur immer auftreiben kann; der Römer, welcher keinen Viehſtand hat, nichts. Der engliſche Acker hat für die Pächter einen offnen, unerſchöpflichen Credit, indeſſen der Einwohner von Latium auf den Boden ſeines Vaterlands nur auf den allerkürzeſten Termin borgt. Gleich einem zärtlichen Vater verläßt der Engländer das Grundſtück, das er fruchtbar macht, niemals; der Römer hingegen durchſtreicht ſeine Ländereien drei- oder viermal im Jahre zu Pferde, wie ein kommandirender General, der eine kriegeriſche Expedition im Sinne hat. Kurz, dieſer Unterſchied iſt ſo groß, daß der eine pflanzt, nachhilft und verbeſſert, während der andere abmäht, zerſtört und ausſaugt, ſo ſehr man den fruchtbarſten Boden von Europa nur immer ausſaugen kann.

Die bedeutenden Fortſchritte des Ackerbaues hängen keinesweges von den Pächtern allein ab; ſie ſind eine Folge von der Organiſation des geſammten Landes. Ein ſtark bevölkertes Land hat einen ganz andern Ackerbau, als das, wo es an Menſchen fehlt. Wenn der Ackerbauer, dies erſte Werkzeug der Landesreichthümer, durch eine zweckmäßige Erziehung in ſeinem Stande gleichſam heimiſch gemacht iſt, wird der Boden es bald gewahr werden. Eine große Anzahl von kleinen Eigenthümern und kleinen Kapitaliſten wird bei den Pachtungen eine große Concurrenz hervorbringen, und ſchnelle und unpartheiſche Verwaltung der Gerechtigkeit wird eine zweite Quelle des Reichthums werden; alle dieſe Quellen aber haben Einfluß auf den Ackerbau.

In Latium, wo es weder Einwohner, noch kleine Eigenthümer, noch Erziehung, noch Gerechtigkeit, noch Kredit giebt, kann der Ackerbau nicht gedeihen.

Oekonomiſche Fehler bringen eben ſo, wie moraliſche, neue Fehler hervor. Die großen Pachtungen machen nur eine kleine Anzahl von Pächtern möglich, welche mit ihrem Gelde bald das Monopol über die Ländereien an ſich reißen werden; ihr wachſender Gewinn wird mit ihren Kapitalien in Verhältniß ſtehen, und ihre Vortheile werden in dem Maße zunehmen, in welchem die Anzahl der Concurrenten ſich minderte.

Der Eigenthümer oder Pachter, welcher ſeine Pachtung bewohnt, verbeſſert den Boden durch ſeine bloße Gegenwart. Wenn man alle Arbeiten, welche die Familie eines kleinen Pachters, der fleißig und verſtändig iſt, auf die von ihr bebauten Aecker verwendet, zu Geld anſchlagen könnte: ſo würde man ſehen, welch einen unermeßlichen Werth ein ſolches Stück Landes dadurch erhielte. Da das Landleben dem freyen Menſchen einen immerwährenden Genuß gewährt, ſo wird er alle Arbeit, d. i. alle Reichthümer, welche mehrere Generationen auf ein Familiengrundſtück zuſammenhäufen, nicht einmal gewahr. Alle dieſe kleinen unſchätzbaren und immerwährenden Bemühungen, welche die Liebe des Landbauers auf ſeinen Acker verwendet, fallen in dieſem durch alle Fehler einer verwüſtenden Wirthſchaft ge[illegible]gten Lande gänzlich weg.

In einem Lande, wo es außer dem Säen und Ernten keine Arbeit giebt, muß das Tagelohn in gewiſſen Jahrszeiten nothwendig ſo hoch ſteigen, daß es dem kleinen Eigenthümer zuweilen unmöglich wird, ſelbſt die nothwendigſten Arbeiten zu vollenden.

Da die Geldintereſſen ſehr hoch ſind, und die Armuth bei dem größten Theile der Einwohner ſehr groß iſt, ſo hat man in dieſem Lande keinen Kredit zu hoffen. Dieſer Reichthum durch Kredit, welcher eben ſo viel als baares Geld, ja unendlich iſt, indem ihm nur die Einbildungskraft Gränzen ſetzen kann, fehlt zu Rom gänzlich. Er iſt immer ein zuverläſſiger Beweis von der Vollkommenheit der Geſetze.

Das ökonomiſche Syſtem des heutigen Roms iſt beinahe daſſelbe, welches das alte Rom zu Auguſtus Zeiten hatte, mit dem Unterſchiede, daß dieſe Stadt heut zu Tage, ſtatt an der Beute der Welt zu zehren, ſelbſt ein Raub des Ueberwinders iſt. Da nach den Kriegen der Triumvirn alle

Großen, wie die heutigen, verſchuldet waren, ſo galt das Gewerbe des Wucherers mehr, als das des Landbauers. Die Ode des Horaz, in welcher er die Freuden des Landlebens ſo vortrefflich ſchildert, iſt ein bloßer Spott über die Wucherer ſeiner Zeit. Alfius iſt von dem entzückenden Gemälde dieſer Freuden bezaubert, und zieht, um ſich ein Gut zu kaufen, alle an den Iden des Märzmonats verfallenen Gelder ein; da er aber den Termin herannahen ſieht, wo ſie wieder untergebracht werden können, ſo wird das Idyllenleben vergeſſen, und an den nächſten Calenden ſind alle Gelder auf hohe Zinſen wieder ausgethan.

Die Geſchichte des Alfius iſt die Geſchichte aller heutigen Römer, welche Geld auszuleihen haben. Sie finden, daß es beſſer iſt, Wucherer als Landbauer, oder wenigſtens beides zugleich zu ſeyn.

Die großen römiſchen Eigenthümer haben durchaus keine Aehnlichkeit mit dem Könige Midas; ſie häufen Landgüter auf Landgüter, und haben kein Geld, um ſie einträglich zu machen. Sie ſcheinen es nicht zu wiſſen, daß ein gut beſtelltes Grundſtück mehr werth iſt, als zehn unbeſtellte. Sie ſetzen eine lächerliche Ehre darein, von ihren weitläuftigen und zahlreichen Domänen nichts zu veräußern, ohne zu bedenken, daß ein guter Rock, den man trägt, anſtändiger iſt, als Lumpen von Goldſtoff, ſo glänzend ſie übrigens ſeyn mögen.

Aus allen dieſen Bemerkungen ergiebt ſich, daß, da die ſchon geringe Volkszahl in Latium von Jahr zu Jahr immer mehr abnimmt, und Peſt und Hunger die Arbeitsleute immer theurer und ſeltener machen, dies ſchönſte Land der Welt, hart vor den Thoren einer groſen Stadt, welcher alle gebildete Nationen ewig huldigen werden, in kurzer Zeit unbebauet und unbewohnt ſeyn wird.

Populationstabelle von Rom.

Parochialkirchen . . .	82.
Biſchöfe	8.
Prieſter	1586.
Ordensgeiſtliche . . .	1337.
Nonnen	1330.
In den Hospitälern . .	1383.
In den Schulen . . .	120.
Anzahl der Feuerſtellen .	37738.

Jahr.	Geboren in Rom	Geſtorben	Männliche Perſonen	Weibliche Perſonen	Totalſumme der Bevölkerung.
1716	4285	5470	79942	58016	137958
1726	4548	5215	84364	61573	145937
1736	4799	5466	85589	65060	150649
1746	4852	5565	84651	66537	151188
1756	5358	5028	85436	68412	153848
1766	4962	7322	88280	69588	157868
1777	5445	6446	89784	73316	163100

Die folgenden Zahlen ſind aus einer Art von officiellem Kalender gezogen, der zu Rom nicht mehr herausgegeben wird, wahrſcheinlich um das groſe Elend der aufeinander folgenden Jahre 1801 bis 1804 nicht zu enthüllen.

Jahr.	Geboren.	Geſtorben.	Totalſumme der Einwohner.
1774	5259	4887	160896
1775	5457	5037	165046
1776	5212	5656	163310
1777	5445	6446	163102
1778	5661	5380	162442
1779	5555	7863	162246
1780	5221	7096	163428
1781	5959	7121	161895
1782	5132	6334	161803
1783	5755	7240	163996
1784	5304	9101	161552
1785	5275	6037	162432
1786	5406	6741	163956
1787	5125	7104	164595
1788	5127	7908	165441
1789	5462	6984	163034
1790	5169	7203	161983
1791	5497	7121	163393
1792	5227	5819	162427
1793	5260	5988	165316
1794	5545	8437	166548
1795	5193	6378	164586
1796	5117	7087	166417
1797	5612	6857	166280
1798	5612	8183	151657
1799	5384	7540	147026
1800	5193	8457	135004

Man

Man ſieht aus dieſen Angaben, daß Rom ein Schlund iſt, der jährlich ungefähr 1500 Fremde an ſich zieht, um nicht nur die Mehrzahl der Geſterbnen gegen die Gebornen zu decken, ſondern auch das Anwachſen der Bevölkerung, das man hier von 1776 bis 1777 findet, zu bewirken.

Da drei Viertheile der Einwohner der 107 geographiſchen Meilen (60 auf einen Grad) der Campagna, Fremde ſind, ſo kann man wohl ohne Uebertreibung die Totalität derer, die jährlich in die Stadt und ihr Gebiet einwandern, auf 2000 rechnen.

Ich bemerke ferner, daß die Zahl der männlichen über ein Viertheil größer iſt, als die Zahl der weiblichen Einwohner dieſer ſonderbaren Stadt.

Es wäre intereſſant, die Statiſtik mit der Moral zu vergleichen. Wenn der Ueberſchuß eines Geſchlechts über das andere ein Viertheil beträgt, ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit einer unerlaubten Liebe gleich zwei Viertheilen. Denn von der einen Seite hat man 15, bis 20,000 Männer ohne Weiber, und von der andern hat man, in Rückſicht auf die Weiber, die gefährliche Erſcheinung zu erwägen, daß 15, bis 20,000 müßige Männer da ſind. Und da man im Allgemeinen annehmen kann, daß die Begierden beider Geſchlechter ſich gegenſeitig begegnen, ſo muß man wenigſtens jenes Viertheil der Verführungen verdoppeln. Kurz man wird, wenn alles gleich iſt, zu Rom um die Hälfte mehr verführte Weiber haben, als anderwärts.

Das iſt die Wirkung der Mönchstugenden, die ſo viel angeſehene Männer in dem neuen Jahrhunderte hergeſtellt wiſſen wollen. Unter den 2000, die nach meiner Vorausſetzung jährlich von außen herkommen, um die ausſterbende Bevölkerung zu erſetzen und zu vermehren, giebt es wenigſtens neun Zehntheil Männer, welche das Verhältniß unter den beiden Geſchlechtern in dem von ihnen verlaſſenen Staate ſtören, und nun noch weit mehr die Unordnung in dieſem Lande vergrößern. Vorausgeſetzt, daß in den Klöſtern eine vollkommene Keuſchheit herrſcht, würde doch daraus hervorgehen, daß das Cölibat, indem es die Ordnung der Natur zerrüttet, eine permanente Urſache der Immoralität ſey. Man füge zu dieſen Berechnungen noch die Erwägung der zunehmenden Schnelligkeit, die ſich immer bei Wirkungen moraliſcher Urſachen findet, und man wird überzeugt werden, daß die Tugend, die man am meiſten zu ſuchen ſcheint, genau die iſt, die man in der Totalität am wenigſten durch gewaltſame Mittel hervorbringt. Man muß unwillig werden, die Menſchen nach einer Erfahrung von wenigſtens einem Jahrtauſende auf den alten Punkt zurückkommen zu ſehen, unwillig ſogar, die Religion und die Moral — Mode werden, ſie wie Koeſſüren behandelt und übertrieben zu ſehen, um ſie morgen wieder als verlegene Waare zu beſeitigen.

Die Revolutionsjahre 1798 und 99, verglichen mit dem Jahre 1797, geben eine Verringerung der Menſchenzahl ungefähr von 30000 Seelen, und eine Vermehrung der Mortalität, die durch das Elend und die Gemüthserſchütterungen (die natürlichen Folgen einer Revolution) verurſacht wird. Aber die traurigen Wirkungen dieſer Periode fallen vorzüglich erſt in die folgenden Jahre 1801, 1802, 1803 und 1804, von denen die Angaben fehlen. Die Geſundheit Roms war immer nur eine künſtliche Aufgedunſenheit; würde dieſer Staat auf ſeine eignen Hülfsquellen zurückgeführt, ſo würde er tiefer, als jeder andre ſinken, weil er bisher beſſer, als alle übrige Staaten, welche die Quellen ihres Wohlſtandes nicht ſo außer ſich ſelbſt haben, aller guten Grundſätze entbehren konnte.

Der Ausfall der männlichen gegen die weiblichen Perſonen iſt ſeit 1739 geringer, als in der erſten Hälfte des Jahrhunderts.

Man wird bemerken, daß ſeit 1756 die Zahl der Gebornen beinahe ſtehend iſt, und daß die Zahl der Geſtorbnen in dieſer Periode jenes Verhältniß überſchreitet, das man in der erſten Hälfte des Jahrhunderts beobachten kann.

Die Einkünfte des Prieſters dieſes ſtolzen Roms, der ſich durch alle Jahrhunderte alle übrigen Nationen zinsbar zu machen gewußt hat, ſind, wie man ſagt, bis auf die geringe Summe von 500 0 römiſchen Thalern verringert, die er noch aus Spanien und Portugall zieht; und ſehr leicht kann ihm auch dieſer letzte Tribut noch entgehen.

Dies iſt der Zuſtand der Bevölkerung in den Städten und Provinzen, die im J. 1784 zum heiligen Stuhl gehörten:

Stadt Rom	161552.
Stadt Bologna	69700.
Gebiet von Bologna	221690.
Ferrara, Stadt und Gebiet	218102.
Romagna	270000.
Latus .	941044.

die Höhe, holt Ein-, höchſtens zweimal tiefern Athem, und ſpricht entſchieden und tröſtend: Sie ſind ſich ſelbſt viel ſchuldig! oder: ich wünſche, daß Ihre Wohlfahrt dabei nicht leiden möge! oder: er war ein braver Mann. Aber alles mit Ausdruck. So thut es meine Tante, die doch in alle Häuſer geht, wo es was Neues giebt.

Wenn Sie's vorher wohl überlegt hätten, meine Damen, ſagte ich, Ihrem Bedürfniß wäre in ein paar Augenblicken abgeholfen geweſen. Sie brauchen gar keine Thürſchwelle dazu. Sie können es in der größten Seelenruhe vollbringen, mit der irgend ein ſolcher Aktus geſchehen kann, auf dem Sofa, auf meinem Bette, oder ſonſt wo in meiner Nähe. Sie dürfen nur bedenken, daß Glückwünſchen und Beileidbezeugen immer eins iſt, und daß die Scheibe, nach der Sie zielen, das Glück zum Spiegel hat. Im erſtern Falle: daß wir nicht abgeſchoſſen werden; im andern Falle, wenn wir einen Prellſchuß gethan haben, daß wir uns bald wieder beſpiegeln mögen. „Aber es giebt doch keine kleine Verlegenheit," erwiederte die eine. — Die muß man eben vermeiden, fiel ich ein. „Ei ſieh doch, ſagte die andre; ſind Sie denn noch in keiner geweſen?" — Das müßte nicht mit rechten Dingen zugehn, lächelte die eine. — Haben Sie mich etwa einmal darin geſehen, oder gar ſelbſt in eine gebracht, oder darin gehabt? fragte ich. „So ganz „eigentlich nicht, aber nahe dabei." — Sie machen mich neugierig, Madame. — „Zu der Zeit, als Ihre Frau „verreiſt war," — hob ſie an. — Nun? — „und die „ſchöne Cöleſtine ſich verjüngte." — Und? — „Sie Ihr

„gratulirten.“ — Mein Gott! Wochenbett und Gratulation ſind doch — „Ja wohl: aber die Jungfrau“ — War längſt vorüber, meine Liebe! — „Brachte Sie aber doch „hinein.“ — Bewahre! und war es wirklich, ſo konnt' es nur ein Augenblick geweſen ſeyn; denn ich weiß wohl, daß ich nichts davon empfunden habe. Ja ſogar Cöleſtine nicht, ich wette, denn ſie ſchlief halb, und ſeitdem bin ich gewiß in keiner größern geweſen. — „Wie würden Sie es aber machen, wenn Sie einmal recht tief hineinkämen? ſagte ſie; „wir ſind ja alle ſterblich.“ — Je nun, in der größten Verlegenheit würde ich darin bleiben müſſen. In leichtern Fällen würde ich mir, und wäre es mit einem Kuſſe, heraushelfen. — „Bewahre der Himmel! damit kommen Sie uns „nicht [illegible] mit ſolch einem Lückenbüßer!“ — Bemerken Sie nur, ſagte ich, daß jeder Mann auch ſeinen Bart hat! Und meine Lieben, wie vielerlei Arten von Verlegenheits- und Entſchädigungsküſſen hat doch allein die Ehe! — Wie gern mag ein Mann ſeiner Frau manches entbehrte Vergnügen durch einen zärtlichen Kuß erſetzen! Ja, meine Damen, iſt nicht oft der gedehnteſte und ſo zu ſagen feurigſte Kuß ein wahrer Schlagbaum auf der Chauſſee des Vergnügens? Und in dieſen ſchlechten Zeiten, wo die Ausgaben durch den ſo äußerſt vergnügten Zeitgeiſt ſo erſchöpfend ſind, ſpart ein Mann nicht übel Tag und Nacht. Bedenken Sie nur, was eine einzige ſolche Niederkunft vor- und nachher koſtet! Man kommt nie in ſeine gehörige Ruhe. Einer geladenen Piſtole, meine Damen, iſt nicht zu trauen. Das Abſchießen macht einen verdammten Knall, ſelbſt wenns nur blinder Lärm iſt, und nicht wahr? am Ende ſoll ſie wieder geladen ſeyn! Ich will weiter Nichts geſagt haben, als: das Leben iſt ein gordiſches Gewebe von Leidenſchaften und Thätigkeiten, die uns vom erſten Wochenbette durch alle übrigen in einem langen Kreislaufe in das ewige Wochenbett begleiten. Wenn wir nehmlich ungefähr mit 60 Jahren ſterben, ſetzte ich hinzu; denn um dieſe Friſt tritt häufig eine Impotenz — des Geiſtes ein, die ... — „Ach, wohl oft noch früher," fiel ſie ein — „denken Sie nur an jene Apathie meines Mannes nach ſeiner großen Krankheit." — Das war nichts, als hypochondria sine materia, ſagte ich. „Wenn auch, verſetzte ſie, als ob ſie mich verſtände, 's war doch Apathie." Aus Leidenſchaft, entgegnete ich. — „Schade für die Leidenſchaft, ſprach ſie erhitzt, wenn's nicht die rechte iſt!" — Das iſt es eben, meine Dame, was ich vorhin bei Gelegenheit der Küſſe ſagte. „Aber Sie haben ihn doch auf den rechten Weg gebracht." O, das giebt ein reichhaltiges Kapitel! nehmlich: die Lehre von der eingebildeten Impotenz unſeres Ichs, und andrerſeits von der eingebildeten Potenz deſſelben — — „das wir heute wohl nicht befriedigen möchten," ſagte die eine, und fing an unruhig zu werden. — Bewahre der Himmel! das bedarf einer eigenen Lage, in die ich heute nicht kommen kann, meine Damen.

Als ſie ſich beide zu erheben anfingen, bemerkte ich, daß die Pointe unſerer Unterhaltung bereits da ſey. Sie ließen bloß einige abgebrochene Töne hören; ich gab ihnen ſeufzend die letzten Exhalationen meines Gefühls. So endigt ſich der ſchönſte Genuß dieſer Welt, ſagte ich. „Leider!"

erwiederten ſie verbindlich. Wir drückten uns noch einmal die Hand, gleichſam zum Nachtiſche, und — huſch waren ſie über die wichtige Schwelle.

Drittes Kapitel.

Das Hiſtoriſche muß mein Fach nicht ſeyn. Was für Mühe mich dies langweilige Stück aus meinem Leben koſtet! Da mein guter Wille indeß allen Oſteologen und Myologen die Honneurs macht, ſo erbitte ich mir von allen denen, die am Rade der Zeit drehen, eine vollkommene Amneſtie. Ich falte meine Hände unter der Gardine, und ſehe ruhig zu, was die Welt mit dem Folgenden vorhaben wird. Wetten wollte ich darauf, man wird es vorzüglich nennen. Daniel, ſchreib es! — Alſo, ſagte Daniel,

Viertes Kapitel.

Nein! ſagte ich, mit den Kapiteln iſt es nun rein vorbei. — Alſo

Fünftes Kapitel,

erwiederte er. — Bewahre der Himmel! Wir gerathen immer tiefer hinein. Er hat mir ſchon mit dem vierten einen fatalen Streich geſpielt. Wer weiß nun, was man mir alles bei Gelegenheit des vierten in den Bart werfen wird, da ich bei dem dritten ſchon feierlich proteſtirt habe.

III.

Epiſtel

an einen Freund, der in Madrid in Ungnade gefallen war, und ſich in Rom aufhielt.

Nach dem Spaniſchen des Bartholomé Leonardo de Argensola.

Des Weltmanns Hoffnungen ſind Ketten,
mein Fabius; der Ehrgeiz ſtirbt darin,
dem Kühnſten wächſt darunter graues Haar;
doch der verdient ihn nicht, den Namen: Mann,
verdient die Ehre nicht, nach der er ſteuert,
wer nicht an ihnen feilt, ſie nicht zerbricht.
Des Pöbels kecke Unbeſonnenheit
mag lieber hangen als gefallen ſeyn:
ein ganzes Herz, ein Herz voll innern Werths,
beugt lieber vor dem Unglück ſeine Stirn,
als ſeine Knie vor dem Gewaltigen.
Mehr Sieg und Kränze warten deſſen, der
des Glückes Launen aus dem Wege geht,
als wer in thörichter Verhärtung ewig hofft.
Des niedrigen Geſchickes langer Zug
verfolgt uns alle, von dem Wiegenbett,

bis man uns in die letzten Windeln ſchlägt.
Laß, wie der Bätis ſtolze Wellen, ihn
vorüberziehn, wenn wild und angeſchwollen
die Berge ihre Ufer ſind.
Der iſt ein Held, der ſeinen Kranz verdient,
nicht, wem das Glück ihn in die Hände warf.
Schon darf der Edle deine Ferne neiden,
wie einſt in jener Zeit, da Oeſterreichs
gefürchtet Scepter Schwert und Lanze war.
Was Tyrannei und Gold und Bosheit ſä'n,
der Fromme erntet's, der an Tugend glaubt,
und ihr vertraute.
                Lebe glücklich, Freund,
im Mutterſchoß von Romul's alter Stadt.
Ihr Himmel ſey dir menſchlicher und heitrer.
Wenn mi[illegible] dereinſt mein Raſenhügel deckt,
ſo ſagt dort wenigſtens ein menſchlich Herz:
wie ſüß wär's, eine Thräne drauf zu weinen!
Beklag den Armen, der in jeder Miene
das Urtheil der Verdammung leſen muß,
und doch gefangen iſt und feſtgebannt
in dieſer alten Reſidenz der Laſter.
Vor allem ſuche Ruh und heitre Stille,
wie der Pilot, in einer düſtern Nacht,
nach des erhabnen Faros Leuchte ſchaut.
Beſchneide deine Wünſche, zieh ſie ein;
was du verachteſt iſt, als hätteſt du's!
Des Pöbels Wahn iſt Aberwitz und Thorheit.
Du gehſt nicht hungrig von dem Tiſch, wenn auch
kein ſeltner Fiſch auf deiner Tafel glänzt,

nicht Juno's Pfau um deinen Pallaſt ſchwärmt.
Dem Sproſſer iſt ſein armes Halmenneſt,
ſind ſeine Klagen im verborgnen Buſch
viel lieber, als des Käfigs goldne Gitter
wo eines Fürſten Ohr er kitzeln ſoll.
Fort mit der Angſt, dem Durſt nach Ehrenſtellen!
Nimm, was ſich ſelbſt giebt, an, und lach im Stillen
des Götzen, dem vielleicht du opfern mußt.
Bring Einklang in dein Denken und dein Leben,
vertröſte dich nicht ſelbſt von heut' auf morgen,
vielleicht von einem Augenblick zum andern.
Was haſt du noch vom alten Latium? —
Ach! einen Schatten kaum! und du, du hoffſt? —
Die griechiſchen Phalangen und des großen
Senats und Volkes Legionen und ſein Thron,
ſie alle ſind den Weg des Staubs gegangen;
und unſre Bahn — ein kurzer Tag iſt ſie,
wo kaum die Sonn' heraufkommt, und ſich wieder
in Dämmerung und kalte Nacht verliert.
Gras ſind wir, Morgens grün, verdorrt am Abend.
O, wer aus meinen Träumen mich erweckte!
mich lehrte, lebend noch dem Leben zu entrinnen,
zu fühlen, wie ich unaufhörlich ſterbe,
wie ſchnellen Laufs der Bach zum Meere flieht,
mich jeder Augenblick zum Grabe reißt!
Was blieb mir denn von der Vergangenheit? —
Was hoff' ich von der Zukunft, deren Nacht
des Auges kurzer Sehkreis nicht durchdringt? —
O, daß durch dieſen ew'gen Tod im Leben
wir ſterben lernten, eh' er ſelbſt, der letzte

gewaltſam endende Moment erſcheint!
eh' von der Hand des Todes dieſer welke
unnütze Halm des Leibes fällt, und wieder
zurückſinkt in der großen Mutter Schooß.

Des Frühlings Blumen ſind dahingegangen,
des Herbſtes Beeren fielen ab vom Strauch,
des greiſen Winters Nebel zog vorüber,
des Waldes Kleid, zu unſern Füßen liegt es;
nur wir, in unſerer Bezauberung,
wir ſtehn und hoffen, ewiglich verhärtet.
Sieh auf zum Herrn, der ſeine Ernte ſendet,
und frühe Saat und ſpäte reifen läßt.
O, laß uns nicht dem Acker ähnlich ſeyn,
der für des Himmels Regen und den Pflug
verhärtet iſt, — dem Härling, der nie reift! —
Laß endlich unſers Geiſtes Beeren reifen!
Meinſt du, der Held, er ſey nur für den Stahl
der Schlacht geboren, — um des Oceans
Gebiete zu durchpflügen, — um den Kreis
des Erdballs, und der Sonne Bahn zu meſſen? —
Nein, dieſes hohe Göttliche in uns,
es iſt zu etwas Größerem berufen,
ein glänzenderes Ziel ſteht ihm bevor.
Das kündet mir das heilge reine Licht,
das nur des Menſchen Inneres erleuchtet,
das in der kalten Oede dieſer Bruſt
zur hellen Flamme wird, ſich ſelbſt entzündend
in immer höhrer Gluth zuſammenſchlägt.
Wie gern, mein Fabius, folgt' ich dem Ruf,

und ginge ſchweigend zu der ſtillen Schaar,
die nicht nach Namen und Gerüchte fragt!

Des Orients Deſpot, der ſeine Thürme
von hundert Ellen dicht mit Silber füllt,
kaum iſt er für das Heer der Sünden alle,
die er begehen möchte, reich genug.
Die Tugend iſt um leichtern Preis zu haben:
ſie ſorgt für alles, und bezahlt ſich ſelbſt.
Unglückliche, ihr, die der Durſt nach Gold
durch alle Zonen, alle Meere jagt!
nur einen Winkel unter eignem Dach,
ein Buch und einen Freund, und leichten Schlummer,
von Schulden und von Sorgen unverkümmert,
was Sitteneinfalt und Beſcheidenheit
von der Natur verlangt, mehr mag ich nicht!
Kein Gold und Scharlach glänz' an meiner Tracht;
doch ſoll mein Mantel nicht zerriſſen ſeyn.
Der Ehrgeitz thut ſo gut mit Lumpen groß,
und mit dem ſchlechtgebrannten irdnen Topf
auf ſeinem Tiſch, wie mit dem Goldpokal.
Mein Rock ſey immerhin des Volkes Rock;
nur adelige Sitten wünſch' ich mir.

Denk' nicht, ich wäre ſchon in voller Uebung
der Weisheit, die aus meiner Feder fließt!
Auch Epiktet hat lange lernen müſſen!
Das Rechte kennen, und den Abweg haſſen,
iſt zu der Tugend nur ein kleiner Schritt.
Der Frevler ſelbſt verachtet ja die Sünde.

Doch nimm ſie nicht für leeres Wortgepräng',
und meine Wärme nur für Dichterflammen.
Der Himmel wahre mich vor dem Geſchwätz
der lauten Tugendhelden, die am Markt
mit ihrer Bude ſtehn! Ehrloſe Gaukler,
die auf den Ton der Menge ſklaviſch horchen!
Die Tugend iſt ein ſanfter Hauch der Luft,
geräuſchlos kühlt er Wälder und Gefild';
brauſt nicht im Wald, und plaudert nicht im Rohr.

Iſt ſie allein, iſt denn die Weisheit nur
ſo feig und kraftlos, daß ſie nichts vermöchte?
Die Habſucht wirft ſich in des Zufalls Kahn,
ſtürzt ſich ins Meer, — die Wuth in blanke Schwerter,
der Ehrgeiz lacht dem Tod' in's Angeſicht: —
iſt denn die Kühnheit nur dem Laſter eigen?
Kann Tugend nicht zum Heldenmuth entflammen,
der ſchönre Genien zur Seite ſtehn? —

Schon, mein Geliebter, tret' ich ſtill zurück,
und ſtreife meiner Thorheit Ketten ab.
Komm und begleite mich zum großen Ziel,
eh noch die Zeit in unſern Armen ſtirbt!

M. Reinecke.

IV.

Fabeln.

1.

Die Opferflamme und das Gebet.

Armes, geſtaltloſes Weſen, ſagte die Opferflamme zu dem Gebete, es ſcheint, du willſt dich mit mir meſſen? Wie kannſt du das wagen? Ich, die reinſte, ſchönſte Glanzgeſtalt, treibe meine ſüßen Düfte bis in die Wolken, zur Ehre des Ewigen; was aber bringſt du ihm dar, du Kind eines Lufthauchs?

Mich ſelbſt und die Gefühle eines gerührten Herzens, antwortete das Gebet. Du ſchwelgſt in üppigem Weihrauch; aber du lebſt von Erde, und deine Düfte hangen an der Erde; allein ich, in meiner Armuth, eile zu Gottes Thron, und erblicke dich, trotz deinem Glanze, tief unter mir. Du biſt Nichts, dein Sinn iſt Etwas, und das bin ich.

2.

Des Schmetterlings Pflege.

In drei Fabeln.

1.

Vater, warum fliegt der ſchöne Schmetterling ſo emſig von Blume zu Blume? rief ein Kind.

Er ſucht Futter, mein Sohn, war des Vaters Antwort.

O, hilf mir ihn haſchen, Vater! ich will ihn lieb und werth halten und ſorgſam pflegen.

Der Vater haſchte den Schmetterling. Da that ihn das Kind in ein wohlverwahrtes Gefäß, und ſtreute von allen Arten Futterkörner hinein.

Hm! dachte der Vater; ſo gut meinen wir es juſt in unſern Schulen mit dem leichten, aufſtrebenden Geiſt unſerer Kinder, und wundern uns am Ende, wenn der ſchöne Schmetterling verhungert iſt.

2.

Der Schmetterling fand unter den harten Körnern einen hellen, reinen Thautropfen; von dieſem erhielt er ſich mehrere Tage.

Das Kind jauchzte darüber.

O, rief der Vater, bilde dir ja nichts darauf ein! Es iſt nicht dein Verdienſt, daß er noch lebt.

3.

Der Vater belehrte das Kind hierauf, daß ſo ein zartes Geſchöpf nichts weiter genieſſen könne, als Blumenſaft.

Nun, rief das Kind, nun will ich es beſſer machen! Es tauchte nun ſeinen Schmetterling in ein großes Gefäß voll Roſenwaſſer. Nichts half des armen Thieres Kämpfen; es mußte in der Nahrungsfluth ertrinken.

Seht da! eine neue Lehrmethode.

3.

Das Mädchen und das Schaf.

Ein Mädchen brach ſich eine ſchöne Roſe; entzückt von ihrem Anſehen und Geruch rief es aus: des Frühlings ſchönſte Roſe habe ich gefunden! Kommt alle, kommt und theilt meine Freude.

Da kam ihr Lieblingsſchaf, das ihr überall nachzulaufen pflegte. Komm Schäfchen, ſprach ſie; du ſollſt die ſchönſte Roſe riechen!

Das Schaf kam, roch, blökte, und — fraß die Roſe.

Es giebt Menſchen, die ungefähr ſo empfinden, wie dieſes Schaf. Es wird euch nicht beſſer ergehen, als dem Mädchen, wenn ihr ſie einladet, an euern höhern, zarteren Freuden Theil zu nehmen.

4.

Das Faulthier.

Nun ſetz' ich ewig mich zur Ruh!
So rief ein Faulthier, das nach wenig Wochen
Sich einen blättervollen Baum erkrochen.
Ihr Zeitgenoſſen, nickt ihm Beifall zu:
Es hat nach eurem Sinn geſprochen.

Leipzig.

Th. Ziegler *).

---

*) Der Herr Verf. verzeihe die ſo lange verſpätete Einrückung. Ohne Zweifel wird er bei ſeinem gebildeten Gefühle nichts Alltägliches **über die Kunſt** ſchreiben. H.

V.

Vier Sonette.

1.

Dichter-Vorſatz.

Die Leier ſtimm' ich nur zu ernſten Tönen,
Der Tugend will ich meine Lieder weihen,
Und nie mein Ohr verlarvten Laſtern leihen,
Nie ſoll mein Lied die heil'ge Unſchuld höhnen!

Den ſanften Grazien mit goldnen Schwingen,
Den hohen Schützerinnen jedes Schönen,
Und des Parnaſſus himmliſchen Kamönen,
Wag' ich mit kühnem Muthe nachzuſingen!

Reichſt Du, Apollo, einſt dem kühnen Dichter
Ein Lorbeer-Reis von deiner Götter-Scheitel;
So wird ſein Vorſatz nimmer ihn gereuen.

Ein ſtilles Mitgefühl wird ihn erfreuen.
Des großen Haufens Beifall iſt ihm eitel,
Und nur ein Weiſer ſey ihm ſtrenger Richter!

2.

Unſchuld.

Bedarf Aurorens Glanz noch ird'ſcher Flammen,
Wenn ihre Gluthen wir bewundern ſollen?
Und ſetzte je des Künſtlers kühnſtes Wollen
Ein Kolorit, ſo ſchön wie dies, zuſammen?

Nur bei des Scham-Erröthens leiſem Bangen
Zeigt uns Natur Aurorens Lächeln wieder.
Der Unſchuld Götter-Reiz ſenkt ſich hernieder,
Auf edler Jungfrau'n zarte Lilien-Wangen.

O Mädchen! ſucht den Augenblick zu nützen,
Wenn noch der Unſchuld Grazien euch lächeln!
Einmal entflohn, haſcht ihr ihn nimmer wieder!

Im Staube ſinkt die Weisheit vor euch nieder,
Und ſanfte Ruh wird eure Stirn umfächeln,
So lang' der Unſchuld Fittige euch ſchützen!

3.

Liebe.

Von des Olympus hohen Götter-Hallen
Schwebt [illegible] [illegible] ſchön die ew'ge Lieb' hernieder.
Auf Tellus Fluren [illegible] Jubel-Lieder,
Die feierlich in Lüften wiederhallen.

Die Schöpfung ſtrebt mit Sehnſucht ihr entgegen!
In jeder Bruſt pocht glühendes Verlangen,
Den Weihe-Kuß der Liebe zu empfangen,
Und alles fleht um ihren Götter-Segen.

Mit ſanfter Kraft zieht ſie der Weſen Reihe
In einem dichtern Kreiſe ſchnell zuſammen:
Entzückend fühlt ſich Mann und Weib verbunden.

Jetzt feiern ſie des Daſeyns ſchönſte Stunden!
Im Buſen lodern auf der Liebe Flammen,
Entzündet durch den Hauch der heil'gen Weihe.

4.

Freundſchaft.

Glimmt nicht ein Funken, der die Nacht erleuchtet?
Bin von Verzweiflung ewig ich umringet?
Giebt es kein Weſen, das mir Tröſtung bringet,
Die Thräne trocknet, die mein Auge feuchtet?

Weilt für das Leid kein Genius hienieden?
Wo findet der, den Schmerz und Gram erfaſſen,
Den jede Freude fliehet, der verlaſſen
In Wüſten wallt, wo findet er den Frieden?

Die Freundſchaft iſt es, die der Götter Milde
Mit unſern herben Schmerzen ſanft vermählte;
Der Freundesbruſt vertraun wir unſre Klagen.

Der Freund muß unſers Kummers Hälfte tragen,
Und das Geſpenſt Verzweiflung, das uns quälte,
Zerflattert wie ein luſt'ges Traumgebilde.

Hamburg, im April 1802.

Joſeph Heinrich Schelz.

VI.

Mode und Geſchmack.

Eine Parallele.

Die Mode iſt eine Sylphide von ätheriſcher Geſtalt, ein geſchlechtloſes Geſchöpf, der uneheliche Sprößling der wankelmüthigen Laune. Der laue Zephyr eines friſchen Maimorgens, der den flüchtigen Duft der würzigſten Blüthen auf ſeinen leichten Schwingen trug, rief ſie zuerſt in's frohe Daſeyn. Ihre Säugamme war das glanzſchuppige Kamäleon, deſſen ſcheinbare Nahrung die Luft iſt, das mit kecker Willkühr ſeine Augen verdrehet, und in tauſendfältigen Farben ſchillert. Auf den oberſten Wipfel einer ſchlanken Pappel geſtellt, lernte ſie ſich mit jedem leiſen Windhauch, der ſie umkoſte, bewegen, während Iris ſchmelzreicher Bogen, ihr Sinnbild, lieblich flimmernd, beſtändig wechſelnd, vorüberwallend und weſenlos, ihre ſchaukelnde Wiege überwölbte.

Kaum war ſie den Kinderjahren entwachſen, als ſie [illegible] unruhiger Begierde die gewühlvollen Schauplätze der Galanterie und des Geſchmacks aufſuchte. Ihre erſte Ruheſtätte wählte ſie unter dem ſeidnen Schirmdach der falſchen Ringellocken einer franzöſiſchen Kokette. Selbſt von den früheſten Perioden an flatterte ſie auf Duftwolken arabiſcher Wohlgerüche über die Buſen berühmter Schönheiten. Eine Zeitlang führte ſie in den glänzenden

Zirkeln der vornehmen Frauen Athen's den Vorſitz, und beſpöttelte hohnlachend die Philoſophie. Nicht ſelten beſuchte ſie die Tempel der römiſchen Galanterie, während die Heroen der weltſtürmenden Nation vor ihrem Altar die Kniee beugten. Sie lenkte das Schickſal der Monarchen Gallien's, ſchwärmte in der ungeheuren Krauſe der prunkſüchtigen Eliſabeth von England, und ſtempelte ſogar das Diplom zum Ehrenamt während der Regierung Karls des Zweiten, an dem damals zügelloſen Hofe Britanniens.

Die Mode reichte Amerika's Wilden die Palette, ſich mit grotesken Figuren zu bemalen, erhielt die Hottentotten des glühenden Afrika's bei ihren geſchmackloſen Verzierungen, machte bei den Giagas der Feinde getrocknete Herzen zum ſchönſten Halsſchmuck, preßte die wächſernen Füße der Chineſerinnen zu Kinderfüßen, ſchnürte die Grazienleiber der deutſchen Frauen bis zum Erſticken ein, und hauſt noch jetzt auf den ſtruppigen Köpfen der queckſilbernen Incroyables. Ihr Zauberſtab winkte, und die wollüſtigen Formen, die ſonſt das neidiſche Gewand verhüllte, und nur der ſchöpferiſche Phantaſus errieth, ſprangen ſchleierfrei in reitzender Fülle hervor.

Die Mode iſt eine eitle hochfahrende verzerrte Sylphide, bedeckt mit bunten Blumen, ſchwankenden Federn, blitzenden Zitternadeln, Flittergold, Juwelen, Knöpfen und aller blinkenden Verſchwendung einer ausgearteten Einbildungskraft. Ihre Embleme ſind die Tulpe und der Mohn, blendend und ſchädlich für die Kräfte des Gehirns. Sie macht ihre Jünger, die ihr zu reichlich Weihrauch ſtreuen, zu Idioten; und doch ſehen wir bisweilen die weiſeſten Menſchen durch ihre magiſche Ruthe wie Drathpuppen regiert. Alte und Häßliche ſogar huldigen ihrer Macht in demſelben Moment, in welchem ſie fühlen, daß ſie die Beſitzerin des allgewaltigen Scepters iſt, welches nur die Hand des Geſchmacks führen ſollte. Die Mode gebeut mit despotiſcher Miene, während der Geſchmack die Seele durch anſchauliche Zauber anzieht.

Der Geſchmack iſt ein lieblicher und ſchöner Sylph von griechiſcher Abkunft, einfach, aber edel und ſinnreich geſchmückt. Sein Gewand iſt fein und von echtem Kolorit; doch weder flimmernd, noch phantaſtiſch Seine Brauen ſind gekrönt mit einer Fülle himmliſcher Gaben, die Grenzſteine der Natur beſchränken ſeinen Flug. Sein Emblem iſt die weiße Roſe hängend in anmuthigen Verſchlingungen über der thalgebornen Lilie. Sein Geſchäft war es urſprünglich, die Falten ihrer natürlichen Bekleidung zu legen und die glänzenden Locken der cirkaſſiſchen Jungfrauen zu flechten. Er führte den Griffel, als Sappho ihre liebeathmenden Geſänge ſchrieb; er leitete Praxiteles Meißel, als er aus einem todten Marmorblock das Wunderwerk ſeiner Venus ſchuf; er flößte Claude'ns de Lorraine Pinſel die warme Gluth ein, welche man in ſeinen Gemälden bewundert; er gruppirte Michael Angelo's herrliche Geſtalten, und war der Choragus, als Wieland, Göthe und Schiller die Leier rührten und den beneidenswerthen Kranz der Unſterblichkeit errangen.

Kaſſel.

P. F. Brede.

VII.
Poſtſcripte.

56.

Croſs-readings, nach Lichtenberg, von Patrik Peale.

1.

Sechs wirkliche Figuren, nach der Natur gezeichnet — brennen nach Verhältniß ihrer Stärke 8 bis 12 Stunden.

2.

Wiener Guitarren von vorzüglicher Güte — tanzten und ſpielen verſchiedene Stückchen.

3.

Zwölf Stück Schlittenſchellen und Leithammeln — iſt Herr Lieutenant und D. juris Querhals zum [illegible] Vormund beſtätiget worden.

4.

Dieſen für uns ſchmerzlichen Verluſt, zeigen wir hierdurch an, als —
gedrillte Mütter von obigem Scholarche.

5.

Morgen werde ich die Ehre haben in der place de repos — the fair maid, eine Brigg von 300 Tonnen, in Ladung zu legen.

6.

Das berühmte Schreibzeug der Marquiſe de Pompadour — verfertiget, durch einen ſtarken Wind [illegible] nach [illegible] Erfindung, das Becken der blinden Pferde.

7.

Ein in einer romantiſchen Gegend gelegenes, ſchriftſäßiges —
Windſpiel, weiblichen Geſchlechts, iſt geſtern verloren gegangen.

8.

Mit Vergnügen zeige ich hiedurch die glückliche Entbindung meiner —
vortrefflich konſervirten Conchylienſammlung, in ganzen Partien, allen Naturliebhabern an.

9.

Gelernte Gimpel, Zeiſige an Ketten, Grasmücken —
und andere Dienſte ſuchende Perſonen beiderlei Geſchlechts ſind im Verſorgungs-Comptoir zu erfragen.

10.

Ein Viertheils Kux auf freundlich nachbarſchaftliche Fundgrube bei Freiberg —
kann in einem bequemen Wagen auf gemeinſchaftliche Koſten nach Warſchau reiſen.

11.

Ich beziehe zum erſtenmal dieſe Meſſe mit ganz vorzüglichen Bratheringen, Butterfäſſern und Stockfiſchen —
für Toilette und Negligé nach der neueſten Londoner und Pariſer Mode.

12.

Hamburger Rindfleiſch, Weſtphäliſche Schinken, Spickgänſe —
und andere Spielwerke wiſſenſchaftlicher Unterhaltung findet man bei dem hieſigen Hofmechanikus.

13

In meinem Verlage erſcheint dieſe Meſſe: Eines alten Mannes in ſeiner Jugend verfertigte —
friſche Hautpomade und das edle Gliederwaſſer, die Flaſche à 8 gr.

14.

Nachdem das hochedle und hochweiſe Stadtgericht —
aus der Frohnfeſte entſprungen iſt, als wird jedermann vor dieſem Vagabunden, der bei ſeiner Entweichung lediglich ein Paar ſchwarz-lederne Beinkleider angehabt hat, nachdrücklichſt gewarnt.

57.

Jesuitae ante Jesuitas.

Man hat ſo oft von Jeſuiten nach den Jeſuiten geſprochen, ich meine, von ſolchen, die noch nach der Aufhebung des Ordens geſpukt haben. Aber man findet auch Jeſuiten, wenigſtens ihren Namen, ſchon vor ihrer Stiftung. Der erſte Domprobſt zu Berlin, Wolfgang Rehdörfer nehmlich, hat ein Buch geſchrieben: Arzneybüchlein von den Früchten des neuen evangeliſchen Lebens, Lehre und Namens zu Wittenberg. Frankfurt 1522. 4., in welchem er ſagt:

> „Die Apoſtel hätten viel Urſach gehabt, ſich nach Jeſu
> „die Jeſuiter zu nennen."

Wie viel Urſach die weit ſpäter als jenes Buch entſtandenen Apoſtel des Katholicismus zu dieſem Namen gehabt, liegt am Tage.

Alſo Jeſuiten a parte ante et a parte post! Eine wahre Ewigkeit! — Darf man ſich wohl über ihr Wiederaufleben aus dem Scheintode verwundern?

M.

58.

„Die Einbildungskraft, heißt es in einer gewiſſen Recenſion, wird in dieſem Romane reichlich beſchäftigt; leider aber geht der Verſtand ziemlich leer aus."

Das klingt beinahe ſo, als wenn man ſagte:

Rhode hat mir eine Stunde auf der Geige herrlich vorgeſpielt, leider aber ging der Magen dabei leer aus, denn er gab mir nichts zu eſſen;

oder:

ich habe Schillers Wilhelm Tell wohl geleſen, aber leider nicht eine einzige lateiniſche Vokabel daraus gelernt.

K.

59.

„Dieſe Zeitſchrift (heißt es in einer Ankündigung), durch deren Bearbeitung die Herausgeber eine wichtige Lücke in der Literatur ausfüllen — —"

Eine wichtige Lücke? — Soll man denn irgend etwas Wichtiges vernichten? und kann es in der That nicht recht wichtige Lücken geben, die gar nicht ausgefüllt ſeyn wollen?

K.

60.

Titelwitz.

Oft verwendet ein Autor mehr Witz auf den Titel, als auf das Buch, und man beklagt ſich zuweilen darüber. Auch geſchieht es nicht ſelten, daß dieſer Witz in Aberwitz ausartet.

Einer der größten Titelvirtuoſen war ein Berliniſcher Schriftſteller im Anfange des vorigen Jahrhunderts, der Prediger an der Nikolaikirche, nachheriger Inſpector zu Perleberg, Herr Andreas Schmidt. Dieſer hat unter andern edirt:

Der ſcheinbare Rennweg dieſer Welt mit ſeinen dreifachen Luſtgängen. (Beim Begräbniß eines Kaufmanns Meyer.) 1708.

Die Schiffahrt der Gläubigen durch die Linie des Todes. (Auf einen Mann, der die Linie paſſirt war.) 1710.

Das königliche Weinkellerzeichen. (Auf einen Kellerſchreiber.) 1712.

Die lobwürdige Inſtrumentalmuſik. (Auf einen Stadtmuſikus.) 1713.

Conjunctio Solis et Veneris, das iſt, die allergenaueſte Verbindung einer jungfräulichen Seele mit Chriſto. (Auf eine Jungfer Stellmacherin.) Von Stella.

Der verlorne Sohn, als eine verlockte und ins väterliche Liebesnetz wieder beſtrickte Taube. (Auf einen Oberauditeur.) 1715.

Das geiſtliche Gartenhaus für gläubige Seelen. (Auf eine Frau Gartin.) 1720. u. a. m.

M.

Nachricht.

Dieſe Zeitſchrift wird, mit einigen geringen Abänderungen, auch im folgenden Jahre fortgeſetzt.

Eunomia.

Eine

Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

dem D. und Profeſſor Feßler und dem Hofrath

Fiſcher.

Jahrgang 1805.

Erſter Band.

Januar bis Junius.

Berlin,
in Sanders Buchhandlung.

Inhalt

des erſten Bandes.

Prometheus und Chriſtus. Eine Parallele. Vom Hofrath Fiſcher. Januar, Seite 1 — 17. (Mit dem Titelkupfer.)

I. Philoſophiſche Abhandlungen und Aufſätze.

Die fünf Grund-Epochen des Erdenlebens. Eine Vorleſung von Fichte. Januar, Seite 18 — 35.

Was hat Poeſie und Philoſophie mit Religion zu thun? — Vom Dr. und Profeſſor Feßler. Februar. Seite 99 — 104.

II. Hiſtoriographie.

Ueber die Geſchichte Friedrichs des Zweiten. Eine Vorleſung, in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 24ſten Januar 1805 gehalten von dem Königl. Preuß. Geheimen Rathe Johann von Müller. Febr. Seite 81 — 98.

Johann von Müller über Friedrich den Großen. Ein Anhang zu dieſer Vorleſung. März, Seite 161 — 170.

III. Geſchichte.

Arabien und ſein Prophet. Von Johann von Müller. Ein Fragment aus ſeiner künftig erſcheinenden Univerſalgeſchichte. Apr. Seite 243 — 254.

Hiſtoriſche Kleinigkeiten, vom Herrn D. Brede in Caſſel. Jun. S. 479 — 481.

IV. Kirchengeſchichte.

Die Utrechtiſche Kirche. Ein Anhang zu dem Leben des Cardinals Migazzi. Mai, S. 367 — 383.

V. Biographie.

Der Cardinal Migazzi. Aus einem Reiſebuche. Febr. S. 108 — 132.

VI. Archäologie.

Fragmente über Mythologie, Archäologie und Kunſtgeſchichte. Von dem Herrn Hofrath Hirt. März, S. 231 — 238.

VII. Länderbeſchreibung.

P. Johann Koſſlers Nachrichten von Cochinchina.

(Voran eine Nachricht von dem künftig erſcheinenden Originale.) Jan. S. 55 — 76.

Gemälde von dem Königreiche Portugall. Von dem Herrn Pror. und Prof. Schummel zu Breslau. Febr. S. 133. 144. März, S. 188 — 197.

VIII. Gedichte.

a. Originale.

Der Geiſt der Zeit. Von C. G. H. Burdach. Febr. S. 145. 146.

Des Künſtlers Ausſicht. An meinen Großvater, Fr. Gottlieb Fleiſcher zu Braunſchweig. Von Karl Friedr. Wilh. Fleiſcher. Junius, Seite 476. 477.

b. Nachbildungen.

Ueberſetzungen aus dem Horaz: An Mäcenas. Horaz II., 20. An Caſſius Severus. Horaz Epod. 6. Von Klamer Schmidt. Januar, S. 36 — 38.

Peleus und Thetis. Aus dem Lateiniſchen des Claudian. Von Otto Grafen von Haugwitz. Januar, S. 47. 48.

An den Mäcenas. Horaz III., 29. von Klamer Schmidt. Febr. S. 104 — 107.

Das Lied der Nibelungen. Probe einer neuen Ausgabe dieſes Epos, von F. H. von der Hagen. März, S. 171 — 187.

Chriemhild und Siegfried. Der Nibelungen Lied. Erſter und zweiter Geſang. Von Chriſt. Niemeyer. Mai. S. 339 — 356.

Epigramme aus dem Lateiniſchen des Sannazar. Von Otto Grafen von Haugwitz. April, S. 276. 277.

Sorge und Jugend, zwei Idyllen, nach Geßner, von Robert. Junius, S. 436 445.

Nachahmungen Horaziſcher Gedichte. Vom Herrn Prof. Eck, dem Sohn, in Leipzig. Jun. S. 459 — 460.

IX. Humoriſtiſche und ſentimentale Aufſätze.

Die Wallfahrt auf die Frieſenſteine. Von Immerſo. Januar, S. 39 — 46.

Die Alpen-Reiſe. Eine Allegorie, von Franz Th. März, S. 212 — 230.

Die Bergreiſe. Ausfahrt und Einkehr. Von Immerſo. April. S. 278 — 291.

Briefe an meine Verlobte. Ein Bruchſtück aus dem Romane meines Lebens, von dem Herrn Conſiſtorialrathe Horſtig. Mai. S. 357 — 366.

X. Erzählungen.

Weibliche Seelengröße und Pfaffenbosheit. Eine Cochinchineſiſche Geſchichte, aus den Nachrichten des P. Koſter. Februar, S. 147 — 158.

XI. Dialogen.

Geſpräche über die Geſchichte. Erſtes Geſpräch. Von Herrn H. Luden. April, S. 292 321.

Zweites Geſpräch. Von demſelben. Mai, S. 323 — 338.

XII. Poetik.

Ueber den Reim und die Reimgedichte. Von Herrn K. Stern, Mai, S. 384 – 390.

Andeutungen für Freunde der Poeſie. Von Hrn. Varnhagen in Hamburg. Junius, S. 446 — 455.

Kurze Entwickelung der altnordiſchen Dichtkunſt. Von Herrn Karl Lappe zu Stralſund. Jun. S. 465 — 475.

XIII. Pädagogik.

Briefe an den Hrn. Ober-Conſiſtorial-Rath Zöllner über National-Erziehung. Sr. Excellenz dem Herrn Staats-Miniſter von Maſſow gewidmet von Schummel. Erſter und zweiter Brief. Juni. Seite 403 — 435.

Ueber den Hang der Taubſtummen zum Reimen. Vom Herrn Profeſſor Eſchke. Juni, Seite 461—464.

XIV. Deutſche Sprache und Literatur.

Ueber Aktivum und Neutrum. Zur Mitbeleuchtung der Schutzrede des Herrn Hofraths Adelung gegen die Poſitiſche Beurtheilung ſeines Wörterbuchs. Von Herrn J. G. Radlof. Januar, Seite 49 — 54.

Fortſetzung. März, Seite 198 — 211.

Ueber die Grundſätze bei der neuen Bearbeitung vom Liede der Nibelungen. Von F. H. von der Hagen. April. Seite 254 — 265.

Einige Worte von der einzigen Ausgabe des Liedes der Nibelungen, und einer zweiten Bearbeitung deſſelben. Vom Hofrath Fiſcher. April, Seite 266 — 275.

XV. Ausländiſche Literatur.

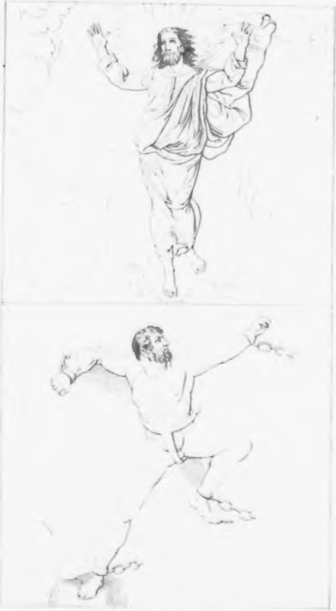
Voltaire und Holberg. Eine Parallele. Von Suhm; überſetzt vom Herrn Profeſſor Eſchke, Mai, Seite 391 — 399.

XVI. Anekdoten.

Anekdoten von Anne Luiſe Karſchin. Junius, Seite 456 — 458.

XVII. Poſtſcripte.

Von F. X. K. Januar, Seite 77. 80. Von F. und K. Februar, Seite 159. 160. Von Im ꝛc. — d — M Ms. und K. März, Seite 239 — 242. Vom Herrn Profeſſor Eſchke. April, Seite 322. Von E. i — m ꝛc. und K. Mai, Seite, 400 — 402. Von X. — d — Junius, Seite 428.



Eunomia.

Eine

Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Januar 1805.

I.

Prometheus und Chriſtus.

Indem wir eine Idee eines der ſcharfſinnigſten und liebenswürdigſten Denker, die er einſt gelegentlich äußerte, in zwei Umriſſen, dem einen nach Flaxman, dem andern nach Raphael, darſtellen, ſetzen wir das bedeutendſte Symbol an die Spitze dieſer Unternehmung.

Dort iſt Prometheus, nach ſeinem großen Unternehmen, zur Bildung der Menſchen das Feuer vom Himmel zu entwenden, unter der Rache des überliſteten Zeus an den Kaukaſus geſchmiedet; hier kehrt Chriſtus, nach ſeinem größeren Werke, das Licht zur Bildung der Menſchen vom Himmel auf die Erde zu bringen, in Einheit mit einem unveränderlich liebenden Vater, triumphirend zum Himmel zurück, von dem er hernieder gekommen war.

Wo iſt eine Entgegenſetzung merkwürdiger, wo eine Parallele bedeutender! In dieſen beiden Symbolen (denn nur als Symbole ſollen ſie hier gelten) iſt der innere, unterſcheidende Charakter alter und neuer Zeit, iſt das geſammte Schickſal der Menſchheit durch alle Jahrtauſende ihrer Exiſtenz, ſind ihre glorreichſten Erhebungen ausgeſprochen. — —

Wenn es wahr iſt, was ſo oft geſagt wurde, daß, wie die Gottheit den Menſchen nach ihrem Bilde ſchuf, der Menſch hinwiederum die Gottheit nach ſeinem Bilde formte: ſo gilt es nur von den Göttern des Alterthums. Wer von dem Weſen des Chriſtenthums ergriffen iſt, wird ſich nicht enthalten können, es in ſeinen Tiefen als eine göttliche Offenbarung zu verehren, die, weit entfernt, die Menſchen zu Göttern zu machen, die Gottheit zur Menſchwerdung herniederſteigen ließ.

Einſt lebte der Menſch in inniger Eintracht mit den Göttern und mit der Natur. Die Götter ſelbſt waren Naturweſen, doch wunderbar begabt mit höherer, jedoch nicht unermeßlicher Kraft. Daher verließen ſie ohne Zwang ihre Wolkenſitze, und wandelten, bald wohlthätig, bald ſtrafend, auf der befreundeten Erde; daher traten die Heroen der Menſchen mit gleicher Vertraulichkeit in den Olymp ein, und theilten die Ehre und die Freuden ihrer Dämonen. Menſchlich gewann, erzürnte und verſöhnte man die Götter, machte ſie ſich gnädig durch Schmeicheleien und Spenden, erbitterte ſie durch Keckheit oder Vergeſſenheit, und begütigte ſie durch wiederkehrende Ehrfurcht und verſtärkte Opfer. — Wie der Menſch mit der Natur rang und ſie zu ſeinen Vortheilen lenkte, ſo that er es mit den

Göttern; aber, beider Unbegreiflichkeit nicht ahnend, hielt er ſich für Eins mit ihnen, und dachte oder fühlte die Götter als Natur oder Menſchheit, die Menſchheit als Natur oder Göttlichkeit, und die Natur war ihm eben ſo göttlich und menſchlich — wie ihm alles göttlich, menſchlich und natürlich war. Dieſe allgemeine Einheit waltet ſichtbar in der Griechiſchen Welt, und iſt nirgends ſo vollendet, als in der Griechiſchen Kunſt. — Nur jenſeits der Natur, nur als der Menſch es wagte, ſich von ihr loszureißen, begann der Widerſtreit gegen die Götter und ſie.

Als das Höhere im Menſchen erwachte und er ſeine eigenthümliche Würde zu ahnen begann, da entſtand der Krieg gegen die Götter, den wir nicht als gottlos verabſcheuen, ſondern vielmehr als groß und erhaben bewundern. Indeß nehmlich er ſelbſt ſich aus den Banden der Natur loswickelte und zur Freiheit fortſchritt, waren die Götter gleichſam innerhalb der Natur zurückgeblieben; nun mußten ſie dem Menſchen, und zwar dem edelſten, oft als beſchränkt, als neidiſch, eiferſüchtig, und eigenſinnig erſcheinen: er hatte ihre phyſiſche Gewalt, die ihn zerſchmettern konnte, zu fürchten; aber es war etwas in ihm erwacht, das ihm die Achtung gegen ſie verbot, und das, in ſeiner ganzen Fülle ſich erhebend, ihm befahl, ſich gegen ſie aufzulehnen. In ſeiner Bruſt waren Titanen erſtanden, die nicht durch Donnerſchläge zu bändigen waren; in ſeinem Innern war eine Welt aufgegangen, die höher war, als die Natur, die er begriff und bezähmte, und in der die Götter nicht einheimiſch waren.

Die Religion war rettungslos verſchwunden, wenn dieſer Götterfunke je in dem Herzen des Menſchen erlöſchen könnte. Der Menſch rettete ſeine Religioſität nur dadurch, daß er das höhere dunkle Gefühl, das ſich mit unwiderſtehlicher Nothwendigkeit in ſeinem Innern ankündigte, als ſolche, objectivirte, es als die höchſte Nothwendigkeit außer ſich hinſtellte und ihm ſowohl ſich, als ſeine Götter unterwarf. So entſtand die höchſte und erhabenſte Idee des Alterthums, ſo trat das ungeheure, allgewaltige und fürchterlichgroße Schickſal in die Natur und das Bewußtſeyn der Menſchen ein. Allmählich war es erwacht, immer feſter wurzelte das eiſerne Scepter in ſeiner Hand, bis es ſich den Olymp und die Erde unterjocht hatte. Ausgebildet von den weiſen Dichtern und Denkern der ſpäteren Zeit leitete dieſe Idee die Griechiſche Kunſt, in der Tragödie, auf ihre höchſte Höhe.

Es ſcheint, das Schickſal war in ſeinem Weſen ſelbſt ſittlich, nicht bloß „der Prüfſtein der Sittlichkeit, gleichſam der unerweichliche Stahl, der aus dem Innerſten des harten menſchlichen Gemüths den ſchönen Funken ſchlug."

„Wer iſt es, der des Schickſals Steuer lenkt?" — fragt ſchon der Chor beim Aeſchylus; und die Antwort iſt:

„Die Mören und vergeltenden Erynnien."

Durch die Antriebe ſeines ſittlichen Gefühls ward Oreſtes der Rächer ſeines Vaters. Was konnte mehr die Pflicht eines großen Herzens ſeyn, als mit immer regem Schmerze die Schändlichkeit zu fühlen, mit der der ſiegreich heimkehrende Held, der ehrwürdige Anführer der Völker – ſein Vater, ermordet worden war, und die Strafe des Frevels zum einzigen Ziel ſeines Denkens und Lebens zu ſetzen! Der junge tugendhafte Held folgte den Forderungen ſeiner Pietät und ſeines Gewiſſens. Was konnte er dafür, daß der Gegenſtand dieſer Rache ſeine Mutter war! Aber eben dadurch beging er ſelbſt einen neuen Frevel; und nun verband ſich das Schickſal mit den Erynnien ſeiner Bruſt, ihn bis zum Tode zu verfolgen.

Oedipus hatte gegen einen Helden, der ſich ihm auf offnem Wege entgegenſtellte, ſeine Ehre gerächt und ihn im rechtlichen Zweikampfe erſchlagen; ſeine Weisheit hatte die Stadt, die ihn gaſtlich aufgenommen, von einem Ungeheuer befreiet, und die eben verwittwete Fürſtin ward dem Wohlthäter der Nation zum Siegespreis gegeben. War es ſeine Schuld, daß jener Held ſein Vater, und dieſe Fürſtin ſeine Mutter war? — Aber Vatermord und Blutſchande ruhten dennoch auf ſeiner Seele, und er war rettungslos dem rächenden Schickſal verfallen.

Dieſe, und Alle, die ihnen gleichen, leiden mit Unterwerfung; ſo hart ſie die ſchwere Hand des Schickſals fühlen — ſie würden nicht glücklicher ſeyn, wäre es auch möglich, daß es ſeine Hand von ihnen zurückziehen könnte.

Ihr Kampf iſt geendet; ſie haben ſich ſelbſt zum gewiſſen Tode bekränzt. Aber anders leidet Prometheus, der Wohlthäter der Menſchen, der Rebell gegen die Götter.

Was waren die Verbrechen, die ihn in die Hände (nicht des Schickſals, ſondern) der Bia, der Ananke und des Hephäſtos zu unerhörten Qualen lieferten? — Er erzählt ſie uns ſelbſt beim Aeſchylus*):

Der Sterblichen Geſchlecht, es hätt' es gern
Zeus ausgetilgt, ein anderes zu pflanzen.
Da widerſtand kein andrer; ich allein
Befreite kühn die Menſchen, daß ſie nicht
Zerſcheitert würden in des Hades Schlund.
Und darum wind' ich mich in grimmer Pein,
Die unausſtehlich ſelbſt dem Anblick iſt.
Der Menſchen mich erbarmend, ward ich nicht
Gewürdigt der Erbarmung! —

Die Vernunft hat er in den Menſchen geweckt, ſie den Bau der Häuſer, die Sternenkunde, Zahlen- und Schreibkunſt gelehrt, ihnen die Roſſe gebändigt, Schifffahrt, Heilkunde, die Weiſſagung aus Träumen, dem Vogelflug und den Eingeweiden entdeckt und die koſtbaren Metalle aus der Erde geholt.

„Mit Einem Wort, vernimms, Prometheus hat
Die Menſchen jede Kunſt allein gelehrt."

Vor allem aber hat er, Jupitern zum Trotz und

---

*) Prometheus vinctus, nach der Stollbergiſchen Ueberſ.

Hohn, das Feuer vom Himmel geholt, deſſen entſcheidende Wirkungen auf Civiliſation und bürgerliche Kultur die mythiſche Sprache durch Beſeelung des todten Menſchengebildes ausdrückt. Eine innere Nöthigung trieb ihn zur Ausführung ſeines großen Gedankens, der ihn zum Heros der Menſchheit ſtempelte. Aber er konnte nicht der Heiland ſeines Geſchlechts werden, ohne Rebell gegen die Götter zu ſeyn. Er wagte die erhabne That um dieſen Preis; und indem er den Zeus an Liſt übertraf, mußte er ſeiner phyſiſchen Uebermacht erliegen, die ihn an den Felſen ſchmiedete.

War er nun gebändigt? kehrte nun, der Macht der Götter erliegend, die Religion in ſein Herz zurück?

„Ich frage weniger als nichts, nach Zeus!“ ſagt und wiederholt er unter den entſetzlichſten Martern.

„Und dennoch, wiſſe Hermes! deß vertauſch'
Ich nicht mein Elend gegen deinen Frohn!
Denn lieber will ich fröhnen dieſem Fels,
Als Bote ſeyn von deinem Vater Zeus! —
So muß man trotzen gegen Trotzende!“

Keinesweges verhehlt er den ganzen Umfang ſeines Götterhaſſes:

„Verhaßt ſind mir die Götter allzumal,
Die meine Wohlthat mit mit Weh vergelten.
Hermes. Du ſcheinſt mir krank von nicht geringer Wuth.
Prometh. Ich ſeys, wenn Haß der Feinde Krankheit iſt.

Und dies ſind beim allgemeinen Verderben die letzten Worte dieſes Sohnes der Themis:

In der That, nicht in Worten mehr,
Bebet die Erd' auf!
Es brüllet rollender Donner Hall!
Es leuchtet flammender Blitze Schlangengluth!
Staub fleugt aufgewirbelt empor!
Gegen einander ſtößt aller Winde Athem,
Mit empörter, vielfach wehender Wuth!
Das Meer wird mit dem Himmel zuſammengeſtürmt!
Unfall ſtürzt obenher gegen mich
Mit ſchreckendem Ungeſtüm!
O hehre Mutter!
O allumſtralender Himmel!
Ihr ſeht, welch Unrecht ich dulde!

Nicht eine Spur von Ergebung oder von Reue iſt in ſeiner Bruſt erwacht: denn er hatte nicht menſchlich, ſondern nur religiös geſündigt; und Zeus hatte nur Ketten und Raubvögel und Donner, nicht die Erynnien, zu Gehülfen ſeiner Rache. Darum blieb er im tiefſten menſchlichen Jammer, in ſeiner Geſinnung ein Rebell gegen die Götter, das heißt, groß und erhaben in dem Bewußtſeyn, der Wohlthäter ſeines Geſchlechts geweſen zu ſeyn; und ſo hatte er, indem er, zum Trotz der Götter, Menſchen zu Menſchen bildete, ſich ſelbſt zur Göttlichkeit erhoben.

Wollen wir die Prometheiſche Geſinnung gegen die Götter, die ſich durch das ganze Alterthum, bald dunkler bald deutlicher, regt, ganz kennen lernen? — So wie in der neuern Iphigenia und in dem neueren Ion die Griechiſche Humanität idealiſch aufgeſtellt iſt, ſo iſt in Göthe's Prometheus *) das Geheimniß der Griechiſchen Religiöſität idealiſch ausgeſprochen. So redet Prometheus in ſeiner zum Charakter ausgebildeten Geſinnung:

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Müßt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.
Ich kenne nichts ärmers
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,

---

*) Schriften. Achter Band. Wien und Leipzig 1789. S. 102.

Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.
Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?
Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herren und deine?

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?
Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Dieſer Prometheus iſt das Symbol der erwachten Menſchheit im Alterthum. Jede Tugend iſt Tapferkeit, jede Größe iſt Heldenſinn, ohne Hoffnung des Sieges. Mag die Tapferkeit auch menſchlich ſündigen und das Gewiſſen verletzen (wie die des Oreſtes und Oedipus) oder bloß gegen die Götter anſtreben (wie Prometheus) — immer erliegt ſie entweder der gereitzten Rache der Olympier, oder (denn wo wäre eine menſchliche Tugend ganz fleckenrein?) dem zermalmenden Hammer des allgewaltigen Schickſals. Das Gemeine und Kleine athmet ruhig in ſeiner Dumpfheit fort; das große und edle Haupt iſt, mit oder ohne Schuld, unrettbar, einem erhabenen Untergange geweiht. So liegt ein trüber Nebel über der Menſchheit des Alterthums: ihre Erhabenheit führt zum Verderben, ihre Größe reitzt alle Geiſter und

Götter, und die höchſte Regung ihrer Religion iſt — Irreligioſität.

Immer drückender ward der eiſerne Arm des Schickſals, immer mehr fiel ihm alles Schöne, Edle und Große zum Opfer. Griechenlands Herrlichkeit lag im Staube, das barbariſche Rom ſeufzte unter ſeiner eignen Laſt und unter der Laſt unwürdiger Tyrannen. Die alten Götter lebten nur noch in Werken von Stein, nicht in den Herzen der Menſchen; eine todte, alles Ideale vernichtende Aufklärung hatte zwiſchen der Religion des Volks und der der Gebildeten einen Unterſchied gemacht; die Altäre waren erkaltet, die Tempel ſtanden öde, die Orakel waren verſtummt, die frohen Götterfeſte in Fechter- und Mimenſpiele verwandelt, die Kunſt und die Philoſophie zum Handwerk geworden. Ein unaufhaltſames Treiben nach dem allgemeinen Untergange beengte Aller Bruſt, und machte den Beſſeren die ſonſt geliebte Erde verhaßt und öde, da ſie nicht mehr geheiligt und tauglich zur wohnlichen und feſtlichen Heimath war. Das allgemeine Grauſen ſtieg; die Sphäre der Geiſter war ſchwül, wie die Luft vor einem hereinbrechenden Erdbeben — das Schickſal drohte mit tauſendfach verſtärkten Blitzen — — Da blieb der verzweifelnden Menſchheit nichts anderes übrig, als ſich in die Arme der *Vorſehung* zu retten und eine überirdiſche Heimath zu ſuchen, da die irdiſche verſchwunden war.

Es entſtand eine gänzliche Umkehrung und Verwandlung aller Ideen, die größeſte Revolution des menſchlichen Geiſtes. Er, der „Leben und unſterbliches Weſen an's Licht brachte," **Chriſtus**, ward der Heiland der Menſchheit, der Ueberwinder des Schickſals und des Todes.

Wie aus einem Lichtpunkte entwickelte ſich der Glaube an eine ewig weiſe und gütige Vorſehung, und trat hervor im Glanze der himmliſchen Idee der Verſöhnung, welche die Welt erleuchtete, erhöhte, heiligte und verherrlichte.

Jener Prometheus erwarb, dem Vater der Götter zum Trotz, den Menſchen die Mittel irdiſcher Kultur und irdiſchen Wohlſeyns, und büßte dafür, nur durch ſein großes Bewußtſeyn getröſtet, mit ungeheurem, namenloſem Schmerz; dieſer, in vollkommener Eintracht mit dem liebenden Vater der Menſchen, nahm freiwillig die Leiden der Menſchheit auf ſich, ſie vom ewigen Verderben zu retten und ihr ein himmliſches Heil zu verſchaffen. Dort ward der Menſch durch ſeine höhere Kraft und freie Erhebung zum Gotte; hier wird die Gottheit Menſch, und verherrlicht die Menſchheit durch ihr Eintreten in ſie. Dort waltet die Natur in ihrer Größe, bis ſie ſich am Schickſal bricht; hier erſtirbt die Natur im Glanze und Leben der Gottheit, und verliert ſich in ihren Tiefen, um ſich verklärt wieder zu gewinnen.

Nun würde ſich die zum Charakter gewordene Geſinnung eines neuen **Epimetheus** ſo in Gebet auflöſen *):

---

*) Parodie des Götheſchen Prometheus.

In deinem Himmel leb' ich, Gott,
Der in den Blüthen ſäuſelt,
Und Eichen ſpaltet,
Der Welten aus dem Nichts erſchafft,
Und alles, was ich habe, mir
Aus freier Gnad' und Liebe giebt.
Ich kenne nichts,
Und achte nichts,
Was mir die Welt nur beut;
Nur du allein biſt mein Gedanke.
Du bedarfſt nicht
Der Opferſteuern
Des Gebethauchs;
Aber mit kindlichem Sinn
Weih' ich mich ſelbſt dir zu Opfer.
Vertrauend
Seit ich ein Kind war,
Wandt' ich über Sonne und Mond
Mein weinend Auge;
Und ſuchte den, der ein Ohr hat
Für meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
Wer half mir
Wider des Böſen Reiz?
Wer rettete vom Tode mich,
Von ew'ger Sklaverei?
Du haſt allein das ſelbſt vollendet!

Dein iſt die Kraft,
Die Herrlichkeit,
In Ewigkeit!
Verherrlicht ſey dein Nam' allein!
Du haſt die Schmerzen gelindert
Stets des Beladenen,
Du haſt die Thränen geſtillet
Stets des Geängſteten.
Geleitet haſt du mich zu dir,
Erhoben über Welt und Zeit.
Mein Schickſal biſt du,
Herr der Herren!
Gott der Götter!
Ewiger, Einziger, — Vater!
Wer das Leben haſſet,
Der wird es gewinnen.
Meine Blüthenträume reiften
Diesſeits und — jenſeits.
Hier ſtehe ich, — mein großes Werk
Der Menſchenbildung iſt vollbracht.
Laß das geliebte Geſchlecht es lernen,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich
In dir allein!
Zu leben, zu ſterben,
In dir allein!

Dort liegt die Menſchheit gelähmt und vernichtet an den Felſen geſchmiedet unter der Hand der Nothwendigkeit, nur in ihrem Bewußtſeyn groß, nur mit fruchtloſer Kraft aufſtrebend. Hier triumphirt ſie glaubend, hoffend und liebend über die Welt und ihren Schmerz, im Glanze der Gottheit.

Der Bürger eines höheren Reichs, ſetzt der Chriſt alle ſeine Kraft an das Irdiſche, hinter dem ſich ihm eine Ewigkeit aufthut, die allen ſeinen Handlungen Bedeutung und ſeiner Aufopferung Werth giebt. Die Welt iſt ſeine Schule, die Reſignation iſt ſein Ruhm, Glaube, Hoffnung und Liebe ſind ſeine Tugenden, und das Leben in dem Einem und Allem ſein Himmel.

Das Zeichen ſieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht. —
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er ſieht das Kreuz, und ſinkt voll Wonne nieder.

Göthe.

An der Hand der Religion, ſtieg, in Geſellſchaft der erneuten Zuverſicht und Freudigkeit, auch die Kunſt wieder zur Erde herab. — Sey der olympiſche Jupiter, der Apollo, die Venus, wodurch die alten Meiſter die Menſchheit verherrlichten, der Gipfel vorchriſtlicher Kunſt: — die neuere hat alle Hoheit, Grazie und Schönheit

heit, hat die erhabne Königin der Götter, die jungfräuliche Athene, die ſüßlächelnde Venus und alle Grazien, in Einem himmliſchen Bilde vereinigt, ihm die Humanität, im Charakter der Mütterlichkeit zugeſellt, und ſo die Offenbarung des Göttlichen in der Madonna vollendet.

Mit Recht rufen die neuen Meiſter ſie als ihre Muſe an.

F.

II.

Die fünf Grund-Epochen des Erdenlebens.

Eine Vorleſung,

von

Fichte.

Ehrwürdige Verſammlung,

Wir heben hiermit an eine Reihe von Betrachtungen, welche jedoch im Grunde nur einen einzigen, durch ſich ſelbſt eine organiſche Einheit ausmachenden Gedanken ausdrücken. Könnte ich dieſen Einen Gedanken in derſelben Klarheit, mit der er mir beiwohnen mußte, ehe ich an das Unternehmen ging, und mit welcher er mich leiten muß bei jedem einzelnen Worte, das ich ſagen werde, auch Ihnen ſogleich mittheilen; ſo würde von dem erſten Schritte an das vollkommenſte Licht ſich verbreiten über den ganzen Weg, den wir mit einander zu machen haben. Aber, ich bin genöthigt, dieſen Einen Gedanken vor Ihren Augen erſt allmählich aus allen ſeinen Theilen aufzubauen, und aus allen ſeinen bedingenden Ingredienzien erſt herauszuläutern: dies iſt die nothwendige Beſchränkung, welche jedwede Mittheilung drückt; und durch dieſes ihr Grundgeſetz allein wird zu einer Reihe von Gedanken und Betrachtungen ausgedehnt, und zerſpalten, was an ſich nur ein einziger Gedanke geweſen wäre.

Da dieſes ſich alſo verhält, ſo muß ich, zumal weil hier nicht alte bekannte Sachen nur wiederholt, ſondern neue Anſichten der Dinge gegeben werden ſollen, vorausſetzen, und darauf rechnen, daß es Sie nicht befremde, wenn im Anfange nichts diejenige Klarheit hat, die es nach dem Grundgeſetze aller Mittheilung erſt durch das nachfolgende erhalten kann: und ich muß Sie erſuchen, die vollkommene Klarheit erſt am Schluſſe, und nachdem die Ueberſicht des Ganzen möglich geworden, zu erwarten. Daß jedoch jedweder Gedanke an ſeine Stelle zu ſtehen komme, und diejenige Klarheit erhalte, die er an dieſer ihm gebührenden Stelle erhalten kann, es verſteht ſich für diejenigen, die der deutſchen Bücherſprache mächtig, und fähig ſind, einem zuſammenhangenden Vortrage zu folgen, iſt die Pflicht eines jeden, der es unternimmt etwas vorzutragen, und ich werde mit ernſter Mühe mich beſtreben, dieſe Pflicht zu erfüllen.

Laſſen Sie uns jetzo, E. V., nach dieſer erſten und einzigen Vorerinnerung, ohne weitern Aufenthalt an unſer Geſchäft gehen.

Ein philoſophiſches Gemälde des gegenwärtigen Zeitalters iſt es, was dieſe Vorträge verſprechen. Philoſophiſch aber kann nur diejenige Anſicht genannt werden, welche ein vorliegendes Mannigfaltiges der Erfahrung auf die Einheit des Einen gemeinſchaftlichen Princips zurückführt, und wiederum aus dieſer Einheit jenes

Mannigfaltige erſchöpfend erklärt, und ableitet. — Der bloße Empiriker, falls er an eine Beſchreibung des Zeitalters ginge, würde manche auffallende Phänomene deſſelben, ſo wie ſie ſich ihm in der zufälligen Beobachtung darböten, auffaſſen, und herzählen, ohne je ſicher ſeyn zu können, daß er ſie alle erfaßt hätte, und ohne je einen andern Zuſammenhang derſelben angeben zu können, als den, daß ſie nun eben in Einer, und derſelben Zeit beiſammen ſeyen. Der Philoſoph, der ſich die Aufgabe einer ſolchen Beſchreibung ſetzte, würde unabhängig von aller Erfahrung einen Begriff des Zeitalters, der als Begriff in gar keiner Erfahrung vorkommen kann, aufſuchen, und die Weiſen, wie dieſer Begriff in der Erfahrung eintritt, als die nothwendigen Phänomene dieſes Zeitalters darlegen, und er würde in dieſer Darlegung die Phänomene begreiflich erſchöpft, und ſie in der Nothwendigkeit ihres Zuſammenhanges unter einander vermittelſt ihres gemeinſamen Grundbegriffs abgeleitet haben. Jener wäre der Chronikenmacher des Zeitalters, dieſer erſt hätte einen Hiſtoriographen deſſelben möglich gemacht.

1) Zuförderſt: Hat der Philoſoph die in der Erfahrung möglichen Phänomene aus der Einheit ſeines vorausgeſetzten Begriffs abzuleiten, ſo iſt klar, daß er zu ſeinem Geſchäft durchaus keiner Erfahrung bedürfe, und daß er bloß als Philoſoph, und innerhalb ſeiner Grenzen ſtreng ſich haltend, ohne Rückſicht auf irgend eine Erfahrung und ſchlechthin a priori, wie ſie dies mit dem Kunſt-

Ausdrucke benennen, ſein Geſchäft treibe, und in Beziehung auf unſern Gegenſtand, die geſammte Zeit, und alle möglichen Epochen derſelben a priori müſſe beſchreiben können. Ganz eine andere Frage aber iſt es, ob nun insbeſondre die Gegenwart durch diejenigen Phänomene, welche aus dem aufgeſtellten Grundbegriffe fließen, charakteriſirt werde, und ob ſomit das vom Redner geſchilderte Zeitalter das gegenwärtige ſey, falls er auch dieſes behaupten ſollte, wie wir z. B. das behaupten werden. Hierüber hat ein jeder bei ſich ſelber die Erfahrungen ſeines Lebens zu befragen, und ſie mit der Geſchichte der Vergangenheit, ſo wie mit ſeinen Ahndungen von der Zukunft zu vergleichen: indem an dieſer Stelle das Geſchäft des Philoſophen zu Ende iſt, und das des Welt- und Menſchenbeobachters ſeinen Anfang nimmt. Wir unſern Orts gedenken hier nichts weiter zu ſeyn, denn Philoſophen, und haben uns zu nichts anderem verbunden: die letztere Beurtheilung wird daher, ſobald wir zur Stelle ſeyn werden, ganz Ihnen anheim fallen. Jetzt bleiben wir bei unſerm Vorhaben, unſre Grundaufgabe erſt recht feſtzuſetzen und zu beſtimmen.

2) Sodann: Jede einzelne Epoche der geſammten Zeit, deren wir ſo eben erwähnten, iſt Grundbegriff eines beſondern Zeitalters. Dieſe Epochen aber und Grundbegriffe der verſchiedenen Zeitalter können nur neben und durch einander, vermittelſt ihres Zuſammenhanges in der geſammten Zeit, gründlich verſtanden werden. Es iſt daher klar, daß der Philoſoph, um auch nur ein einziges

Zeitalter, und, falls er will, das ſeinige, richtig zu charakteriſiren, die geſammte Zeit, und alle ihre möglichen Epochen ſchlechthin *a priori* verſtanden, und innigſt durchdrungen haben müſſe.

Dieſes Verſtehen der geſammten Zeit ſetzt, ſo wie alles philoſophiſche Verſtehen, wiederum einen Einheits-Begriff dieſer Zeit voraus, einen Begriff einer vorher beſtimmten, obſchon allmählich ſich entwickelnden Erfüllung dieſer Zeit, in welcher jedes folgende Glied bedingt ſey durch ſein vorhergehendes; oder, um dies kürzer, und auf die gewöhnliche Weiſe auszudrücken: es ſetzt voraus *einen Weltplan*, der in ſeiner Einheit ſich klärlich begreifen, und aus welchem die Hauptepochen des menſchlichen Erdenlebens ſich vollſtändig ableiten, und in ihrem Urſprunge ſo wie in ihrem Zuſammenhange untereinander ſich deutlich einſehen laſſen. Der erſtere, jener Weltplan, iſt der Einheitsbegriff des geſammten menſchlichen Erdenlebens; die letzteren, die Hauptepochen dieſes Lebens, ſind die eben erwähnten Einheitsbegriffe jedes beſondern Zeitalters, aus denen wiederum deſſelben Phänomene abzuleiten ſind.

Wir haben folgendes: 1) einen Einheitsbegriff des geſammten Lebens, der ſich ſpaltet in verſchiedne Epochen, die nur neben und durch einander begreiflich ſind; 2) jede dieſer beſondern Epochen iſt wiederum Einheitsbegriff eines beſondern Zeitalters, und erſcheint in mannigfaltigen Phänomenen.

Erdenleben der Menſchheit gilt uns hier für das geſammte Eine Leben, und die irdiſche Zeit für die geſammte Zeit; dies iſt die Gränze, in welche die beabſichtigte Popularität unſers Vortrags uns einſchränkt; indem von dem Ueberirdiſchen und Ewigen ſich nicht gründlich reden läßt, und zugleich populär. Hier, ſage ich, in dieſen Vorträgen, gilt ſie uns dafür; denn an ſich und für den höhern Aufſchwung der Spekulation iſt das menſchliche Erdenleben, und die irdiſche Zeit ſelbſt nur eine nothwendige Epoche der Einen Zeit, und des Einen ewigen Lebens, und dieſes Erdenleben ſammt ſeinen Nebengliedern, läßt ſich aus dem ſchon hienieden vollkommen möglichen Einheitsbegriffe des ewigen Lebens ableiten. Bloß unſre dermalen freiwillige Beſchränkung verbietet uns, dieſe ſtreng erweiſende Ableitung zu unternehmen, und verſtattet uns nur den Einheitsbegriff des Erdenlebens deutlich anzugeben, mit der Anmuthung an jeden Zuhörer, dieſen Begriff an ſeinem eignen Wahrheitsgefühle zu erproben, und ihn richtig zu finden, falls er es vermag. Erdenleben der Menſchheit haben wir geſagt, und Epochen dieſes Erdenlebens der Menſchheit. Wir reden hier nur vom Fortſchreiten des Lebens der Gattung, keinesweges dem der Individuen, welches letztere durch alle dieſe Vorträge hindurch an ſeinen Ort geſtellt bleibt, — und ich erſuche, daß Sie dieſen Geſichtspunkt ſich nie verſchwinden laſſen.

Der Begriff eines Weltplans alſo wird unſrer Unterſuchung vorausgeſetzt, den ich, aus dem angegebenen Grunde hier keinesweges abzuleiten, ſondern nur anzuzeigen habe. Ich ſage daher, — und lege damit den

Grundſtein des aufzuführenden Gebäudes — ich ſage: **der Zweck des Erdenlebens der Menſchheit iſt der, daß ſie in demſelben alle ihre Verhältniſſe mit Freiheit nach der Vernunft einrichte.**

Mit Freiheit habe ich geſagt, ihre eigne, der Menſchheit Freiheit, dieſe Menſchheit als Gattung genommen; und dieſe Freiheit iſt die erſte Nebenbeſtimmung unſers aufgeſtellten Hauptbegriffs, aus der ich zu folgern gedenke, indeß ich die übrigen Nebenbeſtimmungen, welche wohl ebenfalls einer Erklärung bedürfen möchten, den folgenden Vorträgen überlaſſe. Dieſe Freiheit ſoll in dem Geſammt-Bewußtſeyn der Gattung erſcheinen, und eintreten als ihre eigne Freiheit, als wahre wirkliche That, und als Erzeugniß der Gattung in ihrem Leben, und hervorgehend aus ihrem Leben: daß ſonach die Gattung, als überhaupt exiſtirend, und lebendig exiſtirend, dieſer ihr zuzuſchreibenden That vorausgeſetzt werden müßte. (Soll eine genannte Perſon etwas gethan haben, ſo wird vorausgeſetzt, daß ſie vor der That, um den Entſchluß zu faſſen, und während der That, um ihn auszuführen, exiſtirt habe; und jedermann dürfte wohl den Beweis der Nicht-Exiſtenz derſelben zu Der Zeit zugleich für den Beweis des Nichtgethanhabens zu derſelben Zeit, gelten laſſen. Gleichermaßen — ſoll die Menſchheit, als Gattung, etwas gethan haben, und erſcheinen, als es gethanhabend, ſo muß dieſer That nothwendig die Exiſtenz der Gattung in einer Zeit, da ſie es noch nicht gethan hatte, vorausgeſetzt werden.)

Durch dieſe Bemerkung zerfällt zuförderſt, nach dem aufgeſtellten Grundbegriffe, das Erdenleben des Menſchengeſchlechts in zwei Haupt-Epochen und Zeitalter: die Eine, da die Gattung lebt, und iſt, ohne noch mit Freiheit ihre Verhältniſſe nach der Vernunft eingerichtet zu haben; und die andere, da ſie dieſe vernunftmäßige Einrichtung mit Freiheit zu Stande bringt.

Um unſre weitere Folgerung von der erſten Epoche anzuheben — daraus, daß die Gattung noch nicht mit freier That ihre Verhältniſſe nach der Vernunft eingerichtet, folgt nicht, daß dieſe Verhältniſſe überhaupt ſich nicht nach ihr richten, und es ſoll darum durch das erſtere keinesweges das letztere zugleich mit geſagt ſeyn. Es wäre ja möglich, daß die Vernunft durch ſich ſelber, und ihre eigne Kraft, ohne alles Zuthun der menſchlichen Freiheit, die Verhältniſſe der Menſchheit beſtimmte und ordnete. Und ſo verhält es ſich denn wirklich. Die Vernunft iſt das Grundgeſetz des Lebens einer Menſchheit, ſo wie alles geiſtigen Lebens; und auf dieſe, und keine andere Weiſe ſoll in dieſen Vorträgen das Wort Vernunft genommen werden. Ohne die Wirkſamkeit dieſes Geſetzes kann ein Menſchengeſchlecht gar nicht zum Daſeyn kommen, oder, wenn es dazu kommen könnte, es kann ohne dieſe Wirkſamkeit keinen Augenblick im Daſeyn beſtehen. Demnach, wo, wie in der erſten Epoche, die Vernunft noch nicht vermittelſt der Freiheit wirkſam ſeyn kann, iſt ſie als Naturgeſetz und Naturkraft wirkſam; doch alſo, daß ſie im Bewußtſeyn, nur ohne Einſicht der Gründe, ſomit in dem dunklen Gefühle (denn alſo nennen wir das Bewußtſeyn ohne Einſicht der Gründe,) eintrete und ſich wirkſam erzeige.

Kurz, und auf die gewöhnliche Weiſe dieſes ausgedrückt: die Vernunft wirkt als dunkler Inſtinkt, wo ſie nicht durch die Freiheit wirken kann: So wirkt ſie in der erſten Haupt-Epoche des Erdenlebens der menſchlichen Gattung; und hierdurch wäre denn dieſe erſte Epoche näher charakteriſirt und genauer beſtimmt.

Durch dieſe genauere Beſtimmung der erſten Epoche iſt, vermittelſt des Gegenſatzes, zugleich auch die zweite Haupt-Epoche des Erdenlebens näher beſtimmt. Der Inſtinkt iſt blind, ein Bewußtſeyn, ohne Einſicht der Gründe. Die Freiheit, als der Gegenſatz des Inſtinkts, iſt daher ſehend, und ſich deutlich bewußt der Gründe ihres Verfahrens. Aber der Geſammtgrund dieſes Verfahrens der Freiheit iſt die Vernunft; der Vernunft ſonach iſt ſie ſich bewußt, deren der Inſtinkt ſich nicht bewußt war. Demnach tritt zwiſchen beides, die Vernunftherrſchaft durch den bloßen Inſtinkt, und die Herrſchaft derſelben Vernunft durch die Freiheit, noch ein uns bis jetzt neues Mittelglied ein, das *Bewußtſeyn oder die Wiſſenſchaft der Vernunft*.

Aber weiter: der Inſtinkt, als blinder Trieb, ſchließt die Wiſſenſchaft aus; darum ſetzt die Erzeugung der Wiſſchaft die Befreiung von des Inſtinktes dringendem Einfluſſe, als ſchon geſchehen voraus, und es tritt zwiſchen die Herrſchaft des Vernunft-Inſtinkts, und die Vernunft-wiſſenſchaft abermals ein drittes Glied in die Mitte: die Befreiung vom Vernunft-Inſtinkte.

Aber wie könnte doch die Menſchheit von dem Geſetze ihres Lebens, welches mit geliebter und verborgner Gewalt ſie beherrſcht, vom Vernunft-Inſtinkte ſich befreien auch nur wollen; oder wie könnte im menſchlichen Leben die Eine Vernunft, welche im Inſtinkte ſpricht, und die im Triebe, ſich von ihm zu befreien, gleichfalls thätig iſt, mit ſich ſelber in Streit und Zwieſpalt gerathen? Offenbar nicht unmittelbar; es müßte daher abermals ein neues Mittelglied eintreten zwiſchen die Herrſchaft des Vernunft-Inſtinkts, und den Trieb, ſich von ihm zu befreien. Dieſes Mittelglied ergiebt ſich alſo: die Reſultate des Vernunft-Inſtinkts werden von den kräftigern Individuen der Gattung, in denen eben darum dieſer Inſtinkt ſich am lauteſten und ausgedehnteſten ausſpricht, aus der ſo natürlichen, als voreilenden Begierde, die ganze Gattung zu ſich zu erheben, oder vielmehr ſich ſelber als Gattung aufzuſtellen, zu einer äußerlich gebietenden Autorität gemacht, und mit Zwangsmitteln aufrecht erhalten; und nun erwacht bei den übrigen die Vernunft zuförderſt in ihrer Form, als Trieb der perſönlichen Freiheit, welcher nie gegen den ſanften Zwang des eignen Inſtinkts, den er liebt, wohl aber gegen das Aufdringen eines fremden Inſtinkts, der in ſein Recht eingreift, ſich auflehnt; und zerbricht bei dieſem Erwachen die Feſſel, nicht des Vernunft-Inſtinkts an ſich, ſondern des zu einer äußern Zwangs-Anſtalt verarbeiteten Vernunft-Inſtinkts fremder Individuen. Und ſo iſt die Verwandlung des individuellen Vernunft-Inſtinkts in eine zwingende Autorität das Mittelglied, welches zwiſchen die Herrſchaft des Vernunft-Inſtinkts, und die Befreiung von dieſer Herrſchaft, in die Mitte tritt.

Und um endlich dieſe Aufzählung der nothwendigen Glieder und Epochen des Erdenlebens unſrer Gattung zu vollenden: — Durch die Befreiung vom Vernunft-Inſtinkte wird die Wiſſenſchaft der Vernunft möglich, haben wir oben geſagt. Nach den Regeln dieſer Wiſſenſchaft ſollen nun durch die freie That der Gattung alle ihre Verhältniſſe eingerichtet werden. Aber es iſt klar, daß zur Ausführung dieſer Aufgabe die Kenntniß der Regel, welche allein doch nur durch die Wiſſenſchaft gegeben werden kann, nicht hinreiche, ſondern daß es dazu noch einer eignen Wiſſenſchaft des Handelns, die nur durch Uebung zur Fertigkeit ſich bildet, mit Einem Worte, daß es dazu noch der Kunſt bedürfe. Dieſe Kunſt, die geſammten Verhältniſſe der Menſchheit nach der vorher wiſſenſchaftlich aufgefaßten Vernunft einzurichten, (denn in dieſem höhern Sinne werden wir uns hier immer des Wortes Kunſt, wenn wir es ohne Beiſatz ausſprechen, bedienen) — Dieſe Kunſt wäre nun vollſtändig auf alle Verhältniſſe der Menſchheit anzuwenden, und durchzuführen, ſo lange bis die Gattung als ein vollendeter Abdruck ihres ewigen Urbildes in der Vernunft, daſtände, und ſodann wäre der Zweck des Erdenlebens erreicht, und das Ende deſſelben erſchienen, und die Menſchheit beträte die höhern Sphären der Ewigkeit.

Wir haben ſo eben, E. V., das geſammte Erdenleben durch ſeinen Endzweck begriffen, — eingeſehen, warum unſer Geſchlecht überhaupt in dieſer Sphäre ſein Daſeyn beginnen ſollte, und ſo das geſammte dermalige Leben der Gattung beſchrieben; und dieſes eben wollten wir, und es war unſre nächſte Aufgabe. Es giebt, zufolge dieſer Auseinanderſetzung, fünf Grund-Epochen des Erdenlebens; deren jede, da ſie doch immer von Individuen ausgehen, aber, um Epoche im Leben der Gattung zu ſeyn, allmählich alle ergreifen, und durchdringen muß, eine geraume Zeit dauern, und ſo das Ganze zu ſich ſcheinbar durchkreuzenden, und zum Theil nebeneinander fort laufenden Zeitaltern, ausdehnen wird. 1) Die Epoche der unbedingten Herrſchaft der Vernunft durch den Inſtinkt: **der Stand der Unſchuld des Menſchengeſchlechts.** 2) Die Epoche, da der Vernunft-Inſtinkt in eine äußerlich zwingende Autorität verwandelt iſt: das Zeitalter poſitiver Lehr- und Lebens-Syſteme, die nirgends zurückgehen bis auf die letzten Gründe, und deswegen nicht zu überzeugen vermögen, dagegen aber zu zwingen begehren, und blinden Glauben, und unbedingten Gehorſam fodern: **der Stand der anhebenden Sünde.** 3) Die Epoche der Befreiung, unmittelbar von der gebietenden Autorität mittelbar von der Botmäßigkeit des Vernunft-Inſtinkts und der Vernunft überhaupt in jeglicher Geſtalt: das Zeitalter der abſoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit, und der völligen Ungebundenheit ohne einigen Leitfaden; **der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit.** 4) Die

Epoche der Vernunft-Wiſſenſchaft: das Zeitalter wo die Wahrheit als das höchſte anerkannt, und am höchſten geliebt wird; *der Stand der anhebenden Rechtfertigung*. 5) Die Epoche der Vernunft-Kunſt: das Zeitalter, da die Menſchheit mit ſicherer, und unfehlbarer Hand ſich ſelber zum getroffenen Abdrucke der Vernunft aufbauet; *der Stand der vollendeten Rechtfertigung, und Heiligung*. — Der geſammte Weg aber, den zufolge dieſer Aufzählung die Menſchheit hienieden macht, iſt nichts anders, als ein Zurückgehn zu dem Punkte, auf welchem ſie gleich anfangs ſtand, und beabſichtiget nichts, als die Rückkehr zu ſeinem Urſprunge. Nur ſoll die Menſchheit dieſen Weg auf ihren eignen Füßen gehen; mit eigner Kraft ſoll ſie ſich wieder zu dem machen, was ſie ohne alles ihr Zuthun geweſen; und *darum* mußte ſie aufhören es zu ſeyn. Könnte ſie nicht ſelber ſich machen zu ſich ſelber, ſo wäre ſie eben kein lebendiges Leben; und es wäre ſodann überhaupt kein Leben wirklich geworden, ſondern alles in todtem, unbeweglichem, und ſtarrem Seyn verharret. — Im Paradieſe, — daß ich eines bekannten Bildes mich bediene — im Paradieſe des Rechtthuns und Rechtſeyns ohne Wiſſen, Mühe und Kunſt, erwacht die Menſchheit zum Leben. Kaum hat ſie Muth gewonnen, eigenes Leben zu wagen, ſo kommt der Engel mit dem feurigen Schwerte des Zwanges zum Rechtſeyn, und treibt ſie aus dem Sitze ihrer Unſchuld, und ihres Friedens. Unſtät und flüchtig durchirrt ſie nun die leere Wüſte, kaum ſich getrauend, den Fuß irgendwo feſtzuſetzen, in Angſt, daß jeder Boden unter ihrem Fußtritte verſinke. Kühner geworden durch die Noth, baut ſie ſich endlich dürftig an, und reutet im Schweiße ihres Angeſichts die Dornen und Diſteln der Verwilderung aus dem Boden, um die geliebte Frucht des Erkenntniſſes zu erziehen. Vom Genuſſe derſelben werden ihr die Augen aufgethan, und die Hände ſtark, und ſie erbauet ſich ſelber ihr Paradies nach dem Vorbilde des verlornen; der Baum des Lebens erwächſt ihr, ſie ſtreckt aus ihre Hand nach der Frucht, und ißt, und lebet in Ewigkeit.

Dies, E. V., iſt die für unſern Zweck hinreichende Schilderung des Erdenlebens im Ganzen, und in allen ſeinen einzelnen Epochen. — So gewiß das uns gegenwärtige Zeitalter ein Theil des Erdenlebens iſt, was wohl keiner bezweifeln wird; ſo gewiß ferner keine andern Theile dieſes Lebens möglich ſind, als die angegebenen fünfe, wie ich dieſes erwieſen habe: ſo gewiß ſteht unſer Zeitalter in einem der angegebenen Punkte. In welchem nun unter den fünfen, wird meine Sache ſeyn, nach meiner Weltkenntniß und Weltbeobachtung anzuzeigen, und die nothwendigen Phänomene des aufgeſtellten Princips zu entwickeln; und die Ihrige, ſich zu erinnern, und um ſich zu blicken, ob Ihnen nicht dieſe Phänomene ihr ganzes Leben hindurch innerlich und äußerlich aufgeſtoßen ſind, und noch aufſtoßen; und dieſes iſt das Geſchäft unſrer künftigen Vorträge.

Das gegenwärtige Zeitalter im Ganzen, meine lich; denn da oben bemerkt worden, daß gar füglich ihrem geiſtigen Princip nach verſchiedne Zeitalter in einer und derſelben chronologiſchen Zeit in mehrern Individuen ſich durchkreuzen, und nebeneinander fortfließen können; ſo läßt ſich erwarten, daß daſſelbe auch in unſerm Zeitalter der Fall ſeyn möge, daß daher unſre, das aprioriſche Princip auf die Gegenwart anwendende Welt- und Menſchenbeobachtung nicht gerade alle dermals lebende Individuen, ſondern nur diejenigen betreffen möge, die da wirklich Produkte ihrer Zeit ſind, und in denen dieſe Zeit ſich am klärſten ausſpricht. Es kann einer hinter ſeinem Zeitalter zurück ſeyn, weil er während ſeiner Bildung nie mit einer ſattſamen Maſſe der allgemeinen Individualität in Berührung gekommen, der enge Zirkel aber, in welchem er ſich gebildet, noch ein Ueberreſt der alten Zeit iſt. Es kann ein anderer ſeinem Zeitalter vorgeeilt ſeyn, und in ſeiner Bruſt ſchon den Anfang der neuen Zeit tragen, indeß rund um ihn her die für ihn alte, in der Wahrheit aber wirkliche, dermalige, und gegenwärtige herrſcht. Die Wiſſenſchaft endlich ſetzt über alle Zeit, und alle Zeitalter hinweg, indem ſie die Eine ſich ſelber gleiche Zeit als den höhern Grund aller Zeitalter erfaßt, und ihrer freien Betrachtung unterwirft. Von allen dreien iſt, in der Schilderung irgend einer gegenwärtigen Zeit, nicht die Rede.

Es iſt nunmehr die Aufgabe unſrer geſammten Vorträge in dieſem Winter, und in dieſen Stunden, genau beſtimmt, und, wie es mir ſcheint, klar ausgedrückt, und angekündigt; und dies war der Zweck unſerer heutigen Rede.

Rede. Bloß über die äußere Form dieſer Vorträge erlauben Sie mir noch einige Worte.

Wie auch immer unſer Urtheil über das Zeitalter ausfallen möge, und in welche Epoche wir auch daſſelbe zu ſtellen uns gedrungen fühlen möchten, ſo erwarten Sie doch hier weder den Ton der Klage, noch den der Satire, zumal der perſönlichen. Nicht den der Klage: das iſt eben die ſüßeſte Belohnung der philoſophiſchen Betrachtung, daß, da ſie alles in ſeinem Zuſammenhange anſieht, und nichts vereinzelt erblickt, ſie alles nothwendig, und darum gut findet, und das was da iſt, ſich gefallen läßt, ſo wie es iſt, weil es, um des höhern Zweckes willen, ſeyn ſoll. Auch iſt es unmännlich, mit Klagen über das vorhandne Uebel eine Zeit zu verlieren, die man weiſer anwendete, um, ſo viel in unſern Kräften ſteht, das Gute und Schöne zu ſchaffen. Nicht den der Satire: ein Gebrechen, das die ganze Gattung trifft, iſt kein Gegenſtand des Spottes eines Individuum, das zu dieſer Gattung gehört, und welches, wie es ſich auch ſtellen möge, doch einmal auch durch dieſes Gebrechen hindurch gemußt hat. Individuen aber verſchwinden nun vollends vor dem Blicke des Philoſophen, und fallen ihm alle zuſammen in die Eine groſe Gemeine. Seine Charakteriſtik faſſet jedes Ding in einer Schärfe und Konſequenz auf, zu der es das ewige Schwanken in der Wirklichkeit nie kommen läßt; ſie trifft darum keine Perſon, und, nie herabfallend bis zum Porträt, bleibt ſie in der Sphäre des idealiſirten Gemäldes. Ueber den Nutzen von Betrachtungen dieſer Art wird es ſchicklicher ſeyn, Sie ſelber, beſonders ſodann, wenn ſie einen beträchtlichen Theil davon ſchon hinter ſich haben werden, urtheilen zu laſſen, als Ihnen im Voraus vieles darüber zu preiſen. Niemand iſt entfernter, als der Philoſoph, von dem Wahne, daß durch ſeine Beſtrebungen das Zeitalter ſehr merklich fortrücken werde. Jeder, dem es Gott verlieh, ſoll freilich alle ſeine Kräfte für dieſen Zweck anſtrengen, ſey es auch nur um ſein ſelbſt willen, und damit er im Zeitenfluſſe denjenigen Platz behaupte, der ihm angewieſen iſt. Uebrigens geht die Zeit ihren feſten, ihr von Ewigkeit her beſtimmten Tritt, und es läßt in ihr durch einzelne Kraft ſich nichts übereilen oder erzwingen. Nur die Vereinigung aller und beſonders der inwohnende ewige Geiſt der Zeiten und der Welten vermag zu fördern.

Was meine gegenwärtigen Beſtrebungen betrifft, ſo wird es mir ein ſchmeichelhafter Lohn ſeyn, wenn ein gebildetes und verſtändiges Publikum ſich während einiger Stunden dieſes halben Jahres auf eine anſtändige und ſeiner würdige Weiſe unterhalten, und ſo lange in eine über die Geſchäfte ſo wie Erholungen des gewöhnlichen Lebens erhebende, freiere und reinere Stimmung, und in einen geiſtigern Aether ſich hereinverſetzt finden ſollte. Dürfte es ſich zumahl zutragen, daß in irgend ein junges kräftiges Gemüth ein Funke fiele zu fortdauerndem Leben, der aus meinen vielleicht ſchwachen Gedanken beſſere und vollkommnere entwickelte, und die rüſtige Entſchließung, ſie zu realiſiren, anzündete, ſo würde mein Lohn vollkommen ſeyn.

In dieſem Geiſte, E. V., habe ich es über mich vermocht, Sie auf Vorträge wie der gegenwärtige, einzuladen; in dieſem Geiſte beurlaube ich mich jetzt von Ihnen, um es Ihrer eignen Ueberlegung zu überlaſſen, ob Sie noch ferner gemeinſchaftlich mit mir zu denken begehren.

III.

Ueberſetzungen aus dem Horaz.

1) An Mäcenas.

Horaz II. 20.

Auf nie verſuchten, mächtigen Fittichen,
Flieg' ich zweifacher Barde zum Aether auf!
Nicht mehr zu halten hier im Staube,
Laſſ' ich Erhabener Land' und Städte

Und niedre Scheelſucht hinter mir! Nein, ich Sproß
Von armen Eltern, welchen, Mäcenas, du
Mit Liebe nennſt, nie ſterb' ich; nimmer
Schließet mich Acherons ſchwarzer Sumpf ein.

Schon itzt umkleiden rauhere Häute mir
Die Schenkel. Itzt ſchon werd' ich von oben her
Ein weißer Vogel; helle Daune
Sproßt mir am Nacken und durch die Finger.

Bald, überfliegend Dädalus Sohn, bereiſt
Der kühne Schwan den ſeufzenden Bosporus,
Umſchwebt Getuler, Syrten, Arctos
Eiſige Lande, mit ſüßem Wohllaut.

Mir ſollen Colcher lauſchen, und die das Schwert
Des Marſers heimlich fürchten, die Dazier,
Gelonen mir, Iberer Weiſen,
Und was des Rhodanus ſchnelle Fluth trinkt.

Weg Jammerlied vom ledigen Sarkophag!
Weg ſchwarze Hüllen, Weibergeheul um Sold!
Geſchrei, was ſoll's? was Kranz? was Opfer-
Schale? Deß Allen bedarf mein Grab nicht!

---

g) An Caſſius Severus.

Horaz Epod. 6.

Was neckſt du, feiger Hund, argloſe Wanderer,
Zu Winkel kriechend vor dem Wolf?
Hierher, wenn du dich fühlſt, komm, Droher in den Wind!
Mich Wiederbeißenden fall' an!
Ich, dem Moloſſer und dem gelben Sparter gleich,
Der Hirten auserkohrnem Schutz,
Durch tiefen Schnee verfolg' ich, mit geſpitztem Ohr,
Des Wildes allerfernſte Spur.
Du, mit Geklaff den weiten Wald erfüllend, ſchweigſt,
So bald du witterſt einen Fraß!

Doch, merke dir's! Wann mich ein Schurke reizt, wie du,
So rüſt' ich Hörner, furchtbar-ſcharf;
Gleichwie Lykambes abgewieſ'ner Tochtermann,
Und Bupalus ergrimmter Feind.
Was? ſoll ich's dulden, wann den Zahn mir Einer weiſt,
Soll heulen, kleinen Buben gleich?

Klamer Schmidt.

IV.

Die Wallfahrt auf die Frieſenſteine *).

Zu welchem Thore gehn wir hinaus?" Zu einem von den 73gen, war die Antwort. — „Welche ungeheure Stadt muß das ſeyn!" entgegnete ich. — Das können Sie von keinem Thurme, ſagte er, auch, wenigſtens heute nicht mehr, weder zu Wagen noch zu Pferde abnehmen. Aber laſſen Sie nur die Berge kommen! —

Ein alter Bürgermeiſter ſoll immer einen Berg oder ſein Pferd beſtiegen haben, um ſich lebhaft vorzuſtellen, welche Menge von Feuereſſen, Schindeldächern, Steinpflaſter und Menſchen nach ihm die zweiten, dritten und vierten wären. Darauf ſoll er allemal vor dem Abendſegen ſeine ſchöne Schlafmütze zur Hand genommen und geſagt haben: mein Schatz, du biſt nach mir die Erſte hier. — Steh da ein Taſchenformat von Cäſar, ſagte **Demokrit**. — Aber, mein Himmel! wir werden gar nichts ſehen, rief Ramiew hinter ſeiner Brille. Der Himmel iſt ja voller Wolken. — Es wird ſich ausregnen, entgegnete Freund Gutmuth; hol' er mir mein vergeßnes Teleſkop, Chriſtian! —

---

*) In dem Gebirge, das Schmiedeberg von Landshut trennt, liegen auf einer der höchſten freieſten Höhen, nahe bei einander, drei Felſenpartieen, die durch ihre pittoreske Geſtaltung und die weite Ausſicht, die ſie gewähren, ſehr merkwürdig ſind. Weniger kennen ſie die Reiſenden, als die Anwohner, welche hieher zuweilen ſehr angenehme Wanderungen machen, und dieſe zuweilen noch angenehmer beſchreiben. Hier ein Beiſpiel davon. F.

Der Regen war ganz ſanft, dann fühlbarer und immer fühlbarer bis auf die Haut. Man wird um ſo leichter wieder trocken, ſagten die Damen, je dünner man angezogen iſt. Und iſt denn die Natur nur dann ſchön, wenn man trocken bleibt? fragte Gutmuth. Im Gegentheil, verſetzte ich, mir iſt eine weinende Venus lieber, als eine lachende Bacchantin. — Beſonders mir! ſagte Gutmuth. Ich möchte gar zu gern einmal ſo recht im Himmel ſeyn, ſo mitten in den Wolken, wie Blanchard oder Elias. — Befehlen Sie das Paraſol? fragte der Bediente. Iſt nicht nöthig, ſagte ſie. — Aber befehlen Sie, daß ich das Tuch ein wenig auswinde? — Recht gern, verſetzte ſie, und dann wollen wir es umdrehn. Er beſah es von beiden Seiten. Man ſah es regnen durch das durchregnete Tuch. Das iſt wie ein Landregen, ſeufzte der Proviantträger. Ramiew nahm die Brille. Es iſt doch mehr ein Berg- oder Platzregen, ſagte er kopfſchüttelnd. Da, gegen Mittag, iſt alles blau. Sie ſchießen vergeblich ins Blaue, entgegnete Lunaire. — Der Wind kommt von Abend, und alles das Böſe, Lunaire ausgenommen, ſagte Remiew.

Wir waren noch an der ſchönen Buche, einem Baume ſonder Gleichen, deſſen Rieſenäſte von allen Seiten die ſchlanken Zweige der Fichten verdrängen, wie die ſüße

Farbe ihrer dickbelaubten Aeſte das einſame Grün des Waldes. Ihre ausgebreiteten Zweige ſtreben in die Ferne, als wollten ſie das Gebirge umarmen, das auf dieſer Höhe dem erſtaunten Auge rieſenhaft erſcheint. Der Müde ſucht hier Schutz, holt ſich hier balſamiſche Kühle und Erquickung. Hier an dieſem Aſte, ſagte der Führer, hat ſich einer erhängt, und auf dieſem hier iſt einer erfroren.

Aber wir fanden keinen Schutz. Hieher, Kinder! ſagte *Gutmuth*, unter die Fichten! Der dickbeleibte Herr da iſt ein Hofmann; er prahlt nur mit ſeiner Protektion. Lunaire und Ramiew ſchienen von dem Baume bezaubert, unter welchem ſie ſaßen. So oft ſie oder er zu ſprechen anfingen, — der andre Theil hatte faſt wörtlich die nehmliche Ideenreihe. Die Pohlin umfaßte den Sprecher mit ihrem forſchenden Blick, und ſchob nur eine Blaubeere in den Mund, ſo oft ihr ein Periode entgangen war. Am Ende ſchwiegen ſie. Ramiew ſeufzte, daß er nichts Neues ſagte, ſie auch. Zuletzt ſchien mirs an Gähnen zu grenzen. Das wäre eine Ehe ohne alle Converſation, meinte Gutmuth. Und eine unglückliche Ehe! ſagte *Lange*; denn Widerſtand hält alles eheliche Glück lebendig. *Demokritus Lacrimas* lachte; er war itzt nur Demokrit. Alle Ideen verſetzten ſich auf ſein Zwerchfell.

Die Poſtſtraße verließ uns nach wenigen Minuten. Wir ſchritten unter einem galanten Regen links einen Berg hinan, voll Stein und Moos. „Biſt du ein Rauchtopas?" ſagte *Gutmuth* zu einem freundlichen Kieſel. „Ramiew! lieber Ramiew! vergeſſen Sie die Mineralogie nicht.“ Aber Ramiew hielt ſich heute an die organiſche Natur. So ſuchen Sie ihm doch wenigſtens die Granitſtufen beſſer aus, rief Lange; aber ſein Auge ſuchte nur Alabaſter. Rubikunde holte ſchwer Athem, und mit dem erſten Vorrath davon bewunderte ſie die Natur zu unſern Füßen. — Das reitzende Schmiedeberg, das in jeglicher Ferne romantiſch dem Auge winkt, ſchlängelte ſich wie ein breiter Strom in lieblichen Krümmungen durch ſein herrliches Thal. Die emporſchwebenden Nebelwolken uminſelten die Berge, die abgeriſſen von der Erde in einem Luftmeere ſchwammen. Ueber ihnen blaute der Himmel; unſre Pohlin, Ramiew gegenüber, hatte nur Sinn für ein belebteres Blau.

Eine kleine Partie Bäume, deren ſchlanke Brüder, gleich jungen Kriegern in der Schlacht, zu früh ihren Tod zu finden ſchienen, führte uns in Thal und Buſch. Noch eine ſchwierige Anhöhe! Laſſen Sie uns voran gehen! ſagte Gutmuth. In wenig Augenblicken kamen uns die romantiſchen Felsmaſſen entgegen. Gutmuth erkletterte ſogleich den mittelſten Fels. O, wie herrlich iſt dieſer Codex der Natur! ſagte er; ein unvergleichlicher Folioband des Herrlichſten! — Ja, darum iſt auch dieſe Felſenhöhe der kleine Höpfner unſrer Natur, der uns alles deutlich macht, ſagte Lange. Was gäb' Ihnen dagegen der große Juſtinian aller Berge, ſo ſchön er auch iſt? — Nichts als Nichts ſagt er. Das war ein langer und breiter und durch die Entfernung recht verſchleppter Prozeß! Ich ſehe, daß Sie kein Advokat ſind, fuhr Lange fort, und hielt den Zeigefinger tief hinein nach Sachſen; darum laſſen Sie uns nun höher ſtreben! — Die übrige Geſellſchaft war indeß zu unſern Füßen verſammelt. — O, wie göttlich tönen dieſe Aſſonanzen der Natur! rief Demokritus Lacrimas entzückt aus, und umfaßte den Felſen wie eine geliebte Rieſin. 'S iſt ganz gut, daß ſie tönen, ſprach Gutmuth; ſchlimmer wär's wenn ſie fließen. — O, nur ein einziges Sonett, fuhr Lacrimas fort, das dieſe Natur rein ausſpräche! ich gäbe meinen Kopf darum. — Halten Sie ihn feſt, Lieber, ſagte Rubikunde. Ich wünſche aber, ſprach Ramiew, der arme Teufel hätte ſo einen Haufen Materialien zu ſeinem Journal vorräthig, als der da. — Ja freilich! erwiederte Gutmuth; ein Journal iſt noch übler daran als ein Künſtler, — oder ein Ehemann, ſetzte Lange hinzu.

Gutmuth hatte bereits den höchſten Fels erklommen und ſuchte ſein Fernrohr hervor. Rubikunda wechſelte unten ihre chaussure. — Ha! welch ein reitzendes Piedeſtal haben dieſe Steinmaſſen! rief er oben; welche ſchwelgende Natur, welch ein Wogen, welche mannichfaltige Einheit! Wir waren alle oben. Jetzt herrſchte eine tiefe Stille. Alle Augen ſogen die Majeſtät, die uns umfloß. Die Wolkenmacht des Himmels ruhte auf den Gipfeln der Berge. Höhen und Hügel unzählbar wogten in tauſend und aber tauſend Lichtern und Schatten zu unſern Füßen, bis in den weiten Schooß der blauen Ferne. Städte und Dörfer mit ihren Sprechern und Betriebſamen ſchienen in die ſtille Andacht der Natur verſunken. Plötzlich, wie aus den Wolken gefallen, verſchloß ein dichter Nebel die Herrlichkeit dieſer bezaubernden Anſchauungen, und hüllte uns in ſeinen Mantel. — Schade, daß er nicht waſſerdicht iſt! ſagte die Pohlin. Was giebt's? fragte Ramiew neben Lunaire. Sehn Sie den Nebel nicht? erwiederte Gutmuth. Ruhig zog er ſeine Augen hervor, um ihn ſo recht zu durchſehn. — Daß man auch ſogar Gläſer braucht, um Nichts zu ſehn! ſagte Chriſtian leiſe. — Merk' er ſich das, mein Freund! entgegnete ich: dieſes ganze Manövre iſt heutiges Tages in der Mode.

Der ruhige Nebel fing nun an, wie Taffent zu rauſchen. Unſer Lacrimas bemerkte es zuerſt und ſchalt es kalt. Ei, ich glaube gar, ſagte Gutmuth, Sie laſſen den Hippogryphen pariren! oder haben Sie die Tramontane verloren und ſteht darum Ihr Pegaſus ſtill? — Sein Pegaſus iſt nur fürs Sonett zugeritten, ſagte einer. Aha, verſetzte die naive Pohlin; darum ſteht er ruhig, wenn's weibliche Reime giebt.

Der Nebel iſt dicht; laſſen Sie uns die Natur erreichen! rief Lange. Hier iſt Wein. — Sieh da, ſagte Gutmuth, Sie klären nach der neueſten Manier auf. Wir lagerten uns um einen großen Fels. Ramiew und Lunaire verließen die kleine Höhle unter demſelben, in die ſie die Kälte getrieben hatte, um ein Weniges erwärmter. Rubikunda machte die Spenderin der Speiſen, Lange den Spender des Weins. So treffliche Hühner hab' ich in ganz Thüringen nicht gefunden, ſagte Ramiew. Lacrimas war ganz begeiſtert davon. — Wenn Sie begeiſtert ſind, ſo beſingen ſie die Hühner, ſagte Lange. Allein darum hat hat man, bisher nur das Lob des Weins geſungen. — Laſſen Sie das, ſagte Gutmuth. Der Wein ſingt von ſelbſt, er wird die Begeiſterung der Hühner überſchreien.

Indeß waren Chriſtian und der Victualiſt vergebens beſchäftigt, ein Feuer zu Stande zu bringen. Es fehlte an Schwefel. Nehmt eine Pfeife Tabak zu Hülfe, ſagte Lange, und ihr habt Feuer. Wenn Sie das präſtiren, rief der Sachſe, ſo ſollen meine Landsmänninnen hinführo nicht mehr ſo pretiös gegen die Pfeifen thun, ich ſtehe Ihnen dafür. — Wer könnte für Ihre Landsmänninnen ſtehn! ſagte die Pohlin. — Das Feuer brannte. Die Flamme ſchlug hoch an der Steinwand hinauf in den Nebel. Durch ſein graues Gewand zitterten Ströme von Funken und Flammen, die er in ſeine Dunkelheit fortzog. Wir ſaßen und ſtanden im Kreiſe um das Feuer. Die freudige Flamme neigte ſich Jedem, und die goldne Traube umkreiſete die Freudigen. Wärme und Fröhlichkeit wuchſen mit jeder Flamme und jedem Zuge des Freudenſaftes.

Da leuchtete die Sonne aus Weſten durch die bezauberten Nebel in den fröhlichen Kreis. Demüthig ſanken die grauen Wolken hinab auf den Schooß der Erde. Die Erde lag ohnmächtig von ihrem Schleier umhüllt. Nur die Wonnetrunknen umwehte der reinſte Aether des Himmels, und nur der Sonne verwandte ſilberne Wellen der Teiche ſpiegelten kryſtallene Lichter herauf, buhlten um Bewunderung, bezauberten unſre Blicke, und leuchteten nie gefühlte wonnevolle Strahlen in unſern Buſen. Der Nebel ſchwand. Die Sonne umarmte in einem Moment die ganze Erde. Erd' und Himmel badeten ſich in ihrem Glanze. Eine Welt voll ſchimmernder Farben glänzte uns vorüber, und über uns rollte der Himmel ſeinen Regenbogen auf. Es giebt keine Sprache für jene Begeiſterung. Da ſang Ramiew im Taumel hoher Gefühle, und alle ſtimmten in ſeine Begeiſterung im Chore ein.

Die Sonne ſank hinunter. Der Himmel ſchwamm in goldnen Wogen, der Horizont glühte uns neues Entzücken herauf. Alle Berge lagen in feierlichen Purpur gekleidet. Unſer Geſang verſtummte. Die poetiſche Begeiſterung hatte, wie die Natur, ihr Höchſtes erreicht. Das große Panorama ſank allmählich durch die entzückendſten Akkorde der Farbenmiſchung in Dämmerung. Ihr ſchloß ſich unſre Stimmung an. Wir verließen die lyriſche Natur. Je näher wir dem Thale kamen, deſto mehr verſchwand unſre Poeſie. In einer guten Stunde waren wir wiederum mitten in den Aſſonanzen des Thales und des Lebens.

Immerſo.

V.

Peleus und Thetis.

Aus dem Lateiniſchen des Claudian *).

Als zur Hochzeitfeier ſich Pelion wölbet' und kaum noch
Sämmtlicher Götter Schaar faßte der wirthliche Fels;
Als der Schwäher im Meer, und zahlreich Chöre von Schweſtern,
Einig alle, den Tag kürzten mit luſtigem Schmaus;
Als, zum Tranke gemiſcht, den ringsum kreiſenden Becher,
Sanft gelehnt auf's Roß, Chiron dem Jupiter bot;
Als den kältenden Strom Penéos wandelt' in Nektar,
Und aufſchäumender Wein Oetas Gebirgen entfloß:
Sieh, da ſtimmte das Spiel Terpſichore leichteren Weiſen,
Und von loſem Geſang hallte das Felſengewölb.
Nicht mißfielen dem Donnrer, noch Einem der Götter die Lieder;
Denn gutmeinender Sinn lag im Geſange verſteckt.

---

*) S. Cl. Claudiani de nuptiis Honorii et Mariae. Praef. Um dieſes kleine Gedicht zu verſtehen, muß man wiſſen, daß Claudian, bei Gelegenheit der Hochzeit des K. Honorius, manches Lied geſungen hatte, welches eben nicht dem Brautpaare, wohl aber ſtrengeren Cenſoren zu frei und anſtößig geweſen war. Der Dichter nahm ſich daher vor, den Tadel ſeiner Feſcenninen dadurch zu rächen, daß er ein Epithalamium in ernſterem und erhabnerem Tone ſang, und demſelben gegenwärtiges Gedicht vorſetzte, um zugleich jenen Cenſoren durch eine Parallele zu zeigen, unter welche Klaſſe von Kunſtrichtern ſie eigentlich, ſeiner Meinung nach, hingehörten.

Nur Centauren und Faunen verdroß die ſcherzende Laute,
    Welche den Rhötos bewegt, Pholos den wilden gerührt.
Doch, jetzt tagt' es zum ſiebentenmal, und Heſperos Brüder
    Wichen aufglänzendem Licht wieder zum ſiebentenmal:
Als von erhabnerem Lied' Apollos Saitenſpiel aufſcholl,
    Welches die Felſen bezwingt, Ornen den Bergen entzeucht.
Sieh, Achilles Geburt weiſſagt' er auf heiligem Plektron,
    Schlachten im Phryger-Gebiet, Kampf an des Simois
        Strand.
Nieder entrauſcht' Hymenäos vom waldbedeckten Olympos:
    „Thetis die Königin!" ſcholl Othrys und Oſſa zurück.

Falkenau. D. Gr. v. Haugwitz.

VI.

Ueber Aktivum und Neutrum.

Zur Mitbeleuchtung der Schutzrede des Hrn. Hofr. Adelung gegen die Voſſiſche Beurtheilung ſeines Wörterbuchs.

Die Beantwortung der Frage: ſind die Deutſchen Sprachlehren vollſtändig und in allen Haupttheilen verläſſig? iſt wohl nie gleichgültig, da ſie den Höhenpunkt Deutſcher Sprachkenntniß unter uns mit beſtimmet *). Die Unterſuchung über Aktiv und Neutrum ſey itzt der Fragpunkt; man beurtheilet ihn nach Herrn Adelungs Sprachlehre und Wörterbuche deshalb, weil gerade dieſe Werke auch von Sprachkundigen am meiſten benutzt werden, theils, weil Verfaſſer dieſes hiermit anfangen will, ein öffentliches Verſprechen zu erfüllen **). Zu dieſem

---

*) Mit dem Deutſchen Abc ſind wir indeß noch nicht im Reinen, ſ. Leipz. Literaturzeit. Intelligenzbl. 1804. N. 22., und mit unſerer altgothiſchen Rechtſchreibung werden wir hoffentlich in dieſem Jahrhundert nicht fertig.

**) Der Verf. dieſes hat in ſeiner Beleuchtung der Adelung'ſchen Schutzrede gegen Hrn. Hofrath Voſſens Beurtheilung, nächſt den Beweiſen von gänzlicher Ungültigkeit der Adelung'ſchen Einwände, öffentlich darzuthun verſprochen: Herr Adelung hat ganze Redetheile der Deutſchen Sprache verkannt und ſie daher im Wörterbuche unrichtig und ver-

Zwecke möge Herrn Adelung's Lehre hier vorangehen und eine eigene Darſtellung ihr folgen.

Kurz gefaßt, ſagt Herr Adelung: Neutrum oder Intranſitivum legt einem Dinge bei, was an demſelben allein gedacht werden kann: a) Beſchaffenheit: glühen, glänzen, blühen; b) Zuſtand: ſitzen, ſchlafen; c) Handlung, die an dem Subjekt allein gedacht werden kann: gehen, reiſen. Tranſitiv oder Aktiv legt einem Dinge bei, was außer demſelben vorgehet, und erfodert daher zwei ſelbſtſtändige Dinge, wovon ſich das Eine thätig und das Andere leidend verhält.

Dieſe nicht unwichtige Lehre iſt von Hrn. Ad. ungenau und unerſchöpfend dargeſtellt; will man die Weſenheit eines Wortes, z. B. morden, ehebrechen u. a. näher erfahren, ſo muß man erſt ſein größeres Wörterbuch durchſuchen, und in dieſem lehrt er nun: morden iſt Neutrum, ehebrechen Neutrum. Doch, wie füget dieſen ſeine obige Erklärung? Die Handlungen, welche durch dieſe Zeitwörter angedeutet werden, laſſen doch nie am Subjekte allein ſich denken. Wer lebenslang von Menſchen getrennt war, konnte doch nie ehebrechen *);

---

undeutlicht vorgetragen; auch bei Hunderten von Wörtern nicht ältere, ſondern ſpätere Meißner Bedeutung als Grund angenommen.

*) Dieſes Gebild iſt eigentlich nichts weniger als Ein untrennbares Zeitwort. Bis zu Luther war der beſtimmende Artikel ſeltener; man ſagte daher: Wort brechen, Treue brechen, Eid brechen u. ſ. w., ohne daß es jemanden

wer mordet, muß doch Jemanden morden; mordet er ſich ſelbſt, ſo iſt er auch ſein Gegenſtand, und dieſe Handlung bleibt immer tranſitiv. Wir können die meiſten unſerer thätlichen Zeitwörter gebrauchen, ohne den Gegenſtand ihrer Wirkung nahmentlich anzugeben: wer ſtiehlt, raubt, muß doch etwas ſtehlen und rauben, auch beſtrafen ihn die Geſetze: entweder ſind nun dieſe, den Mörder und Räuber beſtrafend, unrichtig, oder Herrn Adelungs Lehre. Die Beſtimmung des Intranſitivs iſt ferner zu weit, ſie paßt eben vol auf die reciproken Zeitwörter, welche doch nach Herrn Adelungs Annahme Tranſitiva ſind. Doch, vielleicht hat Herr Adelung ſeine Lehre im Wörterbuche beſtimmter durch Beiſpiele, als hier mit Worten, dargeſtellt; folgen wir ihm alſo dahin.

I. Zeitwörter, die ihren Gegenſtand im Dativ oder mittels einer Präpoſition zu ſich nehmen. Herr Adelung ſetzt nun an: einſtürmen neutr. auf jemanden einſtürmen; aufpaſſen einem, aufwarten einem, helfen einem, abſcheiden aus der Welt verbum neutrum; ſo auch: eingreifen in eine Sache, für Eingriff thun, neut. hauchen ntr. in die Hände hauchen, an die Fenſterſcheiben hauchen. Einſprechen: 1) act. einem Herz einſprechen; 2) ntr. einem einſpre-

---

einfiel, eigene Zeitwörter aus dieſen Redensarten zu formen. Ehe brechen brauchte Luther indeß im Katechismus; es ward hierdurch eine Formel, überall auswendig gelernt, und dann als Ein Wort betrachtet.

chen, für Einſpruch thun, und bei Jemanden einſprechen, ſprechen Sie doch einmahl bei mir ein.

Einreden 1) act. Jemanden Muth einreden. 2) neutr. in die Rede fallen, widerſprechen: Rede mir nicht ein, Du haſt mir nichts einzureden.

Rufen, 1) neutr. um Hülfe rufen, einem rufen; 2) act. einen rufen, Jemanden zum Zeugen rufen.

Hingegen ſtehet aber auch in ſeinem Wörterbuche:

Abhelfen einem, aushelfen, einhelfen, durchhelfen einem verb. activ.

Fluchen, 1) neutr. fluche nicht dem Könige, 2) act. einem den Teufel an den Hals fluchen.

Drohen neutr. Das Haus drohet Einfall, ſein vergiftetes Leben droht langſamen Tod.

Heucheln neutr. (Das Aktiv fehlt: Liebe, Treue heucheln.)

Klingen, neutr. a) ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle, das Geld klingt; b) mit den Gläſern klingen, mit ehernen Cymbeln helle klingen. Erklingen, 1) neutr. das ganze Haus erklang von der Muſik. 2) Act. Vor allen Völkern will ich dir mit Dank erklingen jederzeit.

Nachſpotten, neutr. einem nachſpotten, auch eines Gang, Stimme nachahmen. Nachrufen, act. einem nachrufen, ihm etwas nachrufen. (Man vergleiche das obige rufen.) Nachſchreien, act. einem nachſchreien, ein Cananäiſch Weib ſchrie

Chriſto nach. Nachſprechen, act. a) die andern ſprachen ihm nach; b) Jemands Worte wiederholen, einem nachſprechen. Sprechen, 1) neutr. Der Vater ſprach, das tauge nicht viel. 2) Act. Jemanden frei ſprechen.

Huldigen act., einem huldigen; willfahren act., ihm iſt gewillfahret worden.

Nachhallen und nachſchallen neutr., hinterher ſchallen wie das Echo.

Nachpfeifen act. a) einem nachpfeifen, b) eine Melodie nachpfeifen. Pfeifen 1) neutr. Mit dem Munde pfeifen. 2) act. Ein Lied pfeifen.

Anſuchen act., um ein Amt, um einen Erlaß anſuchen.

Anhalten neutr. bei Hofe um ein Amt anhalten, um eine Beförderung anhalten.

Anfragen act., bei einem anfragen. Ich fragte bei ihm nach, ob ꝛc. Man vergleiche hiermit obiges einſprechen.

Auflauern einem act. Und doch warten neutr., die Juden warten auf den Meſſias. Ferner:

Lauern neutr., der Fuchs lauert auf die Hühner.

Schürfen act., nach Gängen ſchürfen. Forſchen ntr., nach jemands Heimlichkeiten forſchen.

Leuchten, 1) neutr., die Sonne leuchtet allen. 2) act. ein Licht vortragen, den Gäſten hinunter leuchten.

Nachſehen, 1) neutr nachſchauen; 2) act. der Gläubiger ſieht dem Schuldner nach, einem Kinde nachſehen. (Wunderbar, wie dem Schuldner nachſehen ſ. nachſchauen, ein Neutrum, für Nachſicht mit ihm haben, Aktivum werden kann!)

Stechen 1) neutr. den Ort ſchnell verändern, einem nachſtechen ſ. ihm nachfahren, er kommt angeſtochen, in See ſtechen. (Dieſe Beiſpiele beweiſen eher eine andere als die angegebene Bedeutung.) 2) act. die Biene ſticht, die Nadel ſticht, das Meſſer ſticht, mit der Nadel, dem Dolche ſtechen. Hiermit vergleiche man:

Schneiden, 1) neutr. mit Schärfe durchdringen: das Meſſer, die Scheere ſchneidet, die Axt, die Senſe ſchneidet *); 2) act. ſich in den Finger ſchneiden.

Es iſt nicht Zweck dieſes Aufſatzes, alle Beiſpiele dieſes Wörterbuches hier aufzuordnen, ſondern nur von jeder Hauptart Proben zu geben. Wer ſie indeß vollſtändig machen will, findet auf jedem Bogen des Adelungſchen Werkes Beiträge dazu.

(Die Fortſetzung folgt.)

J. G. Radlof.

---

*) S. Hrn. Adelungs Lehrgebäude II, 415. „Das Subjekt wird entweder thätig dargeſtellt, daher denn das Verbum im Aktivo ſteht: das Glas ſchneidet; oder es iſt leidend: das Glas wird geſchnitten.“

VII.

P. Johann Koffler's Nachrichten von Cochinchina.

Cochinchina gehört, ungeachtet der Miſſionsberichte des P. Chriſtoph Borri, welcher zwiſchen 1620 - 30 dort war, und ſeiner Nachfolger, P. Alexander de Rhodes, Hieron. Majorica u. a., und ungeachtet der kurzen Notizen von Thomas Bowyear, Rochon und Robert Kirſop, aus den Jahren 1696, 1744 und 1750, welche Georg Forſter im 8ten Bande des Mag. neu. von Reiſebeſchreibungen (Berlin 1792) geliefert hat, noch ziemlich unter die terras incognitas. In neuern Zeiten iſt Lord Macartney auf ſeiner berüchtigten Chineſiſchen Geſandtſchaft, an dieſem Lande vorübergefahren. Die Nachricht wird alſo den Freunden der Länderkunde willkommen ſeyn, daß eine „vollſtändige Beſchreibung des Königreichs Cochinchina“ von dem wichtigſten der daſigen Miſſionarien, dem P. Johann Koffler, als Manuſkript exiſtirt. Dieſer P. Koffler, der 1711 zu Prag geboren, und 1726 in den Orden der Jeſuiten getreten war, ward nach mancherlei Reiſen 1744 nach Cochinchina geſandt, wo er ſieben Jahre Leibarzt des Königs, und vierzehn Jahre Miſſionär war. Auf Betrieb der einheimiſchen Prieſter ward er im Jahre 1753 gefangen geſetzt, 1755 nach Macao geführt, dort abermals eingekerkert, und 1764 nach Liſſabon geſchickt. In einem unterirdiſchen, funfzehn Spannen langen und breiten Kerker der Feſtung St. Julian verſaßte er in Deutſcher Sprache dieſe Beſchreibung, in deren Einleitung er den Leſer um Entſchuldigung etwaniger Fehler bittet,

> „maßen, wo das Brodmeſſer die Feder ſchneidet, der Lampengeruch die Dinten giebt undt der finſtere Kerker mit ſeinem feuchten Schweiß das Papier benetzet, kaum was Beſſeres kan zu gewarthen ſeyn.“

Von dieſem Autographon iſt eine Abſchrift des P. Kaulen im J. 1784 nach Deutſchland an den gelehrten Herrn von Murr in Nürnberg gekommen. — Aus dieſer Beſchreibung werden hier ohne Wahl einige Kapitel (über die Regierungsform, den Hofſtaat, den Harem, die Luſtbarkeiten des Königs ꝛc.) mitgetheilt, welche durch die Neuheit, das Intereſſe und das Detail der erzählten Thatſachen, von denen alle obengenannten Beſchreibungen faſt gänzlich ſchweigen, allerdings auf das Ganze begierig machen müſſen, welches die Verlagshandlung der Eunomia nach einiger Zeit liefern wird. Noch iſt zu bemerken, daß der Text des ehrlichen Koſſler, den man aus obiger Probe kennen wird, zwar lesbar gemacht, doch in ſeiner Individualität nicht alterirt, noch weniger in dem geringſten Umſtande der Nachrichten ſelbſt verändert oder verkürzt werden iſt.

F.

Die Regierungsform des Königreichs Cochinchina iſt durchaus monarchiſch, jedoch nicht ganz unumſchränkt. Ohne allgemeinen Reichsconſens, das iſt, ohne Zuſtimmung aller Mandarinen vom erſten Range, die den höchſten Rath bilden, darf der König weder neue Gebräuche einführen, noch Geſetze und Verordnungen des Reichs abſchaffen oder verändern, noch dem Volke eine neue Abgabe auflegen. Doch iſt der König der Gegenſtand der höchſten Verehrung; ſeine Ausſprüche ſind heilig. Was nur immer Seltnes, Schönes oder Koſtbares im Königreiche gefunden oder erzeugt wird, das behält Niemand für ſich, ſondern jeder bietet es ſogleich dem Könige dar, weil man es für unziemlich hält, daß der Unterthan irgend etwas Beſſeres oder Schöneres beſitze, als ſein oberſter Herr.

Bei Audienzen iſt es Sitte, ſich dreimal auf die Erde zu werfen, und das Haupt bis zum Boden zu beugen, gerade wie die Cochinchineſen es in ihren Tempeln vor den Götterbildern thun. Es iſt nicht erlaubt, dem Könige ins Angeſicht zu ſehen, noch weniger ihn anzureden. Man wartet, bis er einen bei ſeinem Namen oder bei ſeinem Amtstitel ruft, und dann antwortet man in der tiefſten Ehrerbietigkeit. Daß an kein Widerſprechen zu denken iſt, verſteht ſich von ſelbſt; doch kann man es wohl durch Stillſchweigen zu erkennen geben, wenn man glaubt, daß der König zu hart verfahren. In dieſem Falle pflegt er wohl zu fragen: ob es denn nicht recht ſey; worauf man zwar in aller Beſcheidenheit, und ohne offenbaren Widerſpruch, einiges entgegnen kann, aber, wenn dieſes ohne Wirkung bleibt, ſich nur in Geduld zu faſſen hat.

Der jetzige König, als ein ſehr kluger und witziger Herr, war in ſeinen Fragen ſehr fein und ſcharfſinnig, weshalb ich gar wohl auf meiner Hut ſeyn mußte, beſonders da ich faſt alle Tage nach Hofe ging. Er pflegte zu ſagen: Eine einzige Antwort iſt mir genug, um den Verſtand, Witz und Charakter eines jeden zu erkennen; und er zeichnete den vorzüglich aus, der hurtig, treffend und beſcheiden zu antworten verſtand. Einſt fragte er mich: warum ich mich bei der Audienz beſtändig zu ſeiner linken, und niemals zu ſeiner rechten Seite ſtelle, da doch meine Vorfahren dies nicht immer in Acht genommen hätten. Ich antwortete ſchnell: daß ich es darum thue, um allezeit näher bei dem Herzen des Königs zu ſeyn. Dieſe unverhoffte Antwort gefiel ihm ſo ſehr, daß er mir ſichtbar ſeine Gnade ſchenkte, die ich ſo glücklich war, bloß zum Beſten meiner Miſſion zu verwenden. Darum bat ich Gott oft inſtändig, er möchte meine ſchwache Zunge regieren, daß ich mir die Gnade des Königs erhielte, die unſers Werkes ſicherſte Stütze iſt.

Nur ſehr ſelten läßt ſich der König vor dem gemeinen Volke ſehen, und geht daher nur aus wichtigen Urſachen aus dem Pallaſte, z. B. einen ſeiner nahen Blutsverwandten, der gefährlich krank iſt, zu beſuchen. Wenn er zu dieſem Zwecke öffentlich erſcheint, ſo werden alle Straßen, durch welche er gehen muß, mit Soldaten beſetzt, die das Volk vertreiben, und darauf ſehen, daß alle Thüren und Fenſter der Häuſer geſchloſſen werden. Das Haus ſeines Verwandten, in das er eingegangen iſt, wird durch ſeine Perſon gleichſam geheiligt, und niemand darf den Platz, wo er ſich niedergelaſſen, mit den Füßen berühren oder ſich darauf ſetzen. Nach ſeinem Weggange wird eine Tafel mit dem Namen des Königs am Hauſe aufgehängt, die jeder Vorübergehende verehren muß; auch bleiben alle Spaliere und Zierathen, die man für ſeine Ankunft bereitete, beſtändig ſtehen, ſo, als wenn dieſer hohe Gaſt immer gegenwärtig wäre.

Die feierliche Prozeſſion aber, mit welcher der König durch die Stadt gehet, iſt folgende:

Zuerſt kommen die Leibcompagnien des Königs, entweder alle fünf und zwanzig, oder wenigere, und wenn ſein Weg nur kurz iſt, etwa nur zwei oder drei, je nachdem es die Linie erfordert, die ſie bilden müſſen. Dieſe Soldaten tragen Säbel, deren Griff eine und eine halbe Spanne lang und mit Silber beſchlagen iſt. Sie halten ſie in der rechten Hand, die Spitze zum Boden gekehrt, den Griff in der Höhe der Schulter. Eben ſo tragen die Hauptleute, welche in der Mitte gehen, ihre Säbel, deren Griff aber von Gold und zierlich ausgearbeitet iſt, da im Gegentheil die Säbel der Gemeinen ganz flach und glatt ſind.

Nach ihnen geht die Compagnie vom goldnen Schwerte, die den Namen von den goldnen Griffen ihrer Schwerter hat, ebenfalls in zwei Reihen.

An ſie ſtoßen die äußeren königlichen Hofpagen, mit etwas kleineren Säbeln, deren Griff aber von Silber iſt. Ihren Namen haben ſie daher, weil ſie nur, wenn der König außer dem Pallaſte öffentlich erſcheint, die Aufwartung haben.

Nun folgt die Compagnie der Sonnenſchirmträger, die durch ihre Schirme die Straße beſchatten, damit die Sonnenhitze den König nicht beläſtige. Dazu werden die größeſten und ſtärkſten Leute ausgeſucht; denn die Stangen dieſer Sonnenſchirme ſind gewöhnlich fünf Ellen lang, und aus Elfenbein oder koſtbarem Holze verfertigt; ihre Knöpfe ſind von Gold, mit goldnen Roſen geziert. Der Schirm ſelbſt iſt von Sammet oder Damaſt, und ſo groß, daß er dem ganzen Leibe Schatten giebt und ihn vor dem Regen beſchützen kann. So ſtark auch dieſe Leute ſind, ſo haben ſie doch, bei einem etwas heftigen Winde, alle ihre Kräfte anzuwenden, um ihren Schirm ſteif und feſt zu halten.

Zwiſchen ihnen wird der König von acht ſtarken Leuten getragen, die ebenfalls mit ihrem Hauptmanne eine Compagnie von funfzehn Mann ausmachen. Der königliche Tragſeſſel hat Aehnlichkeit mit unſern Pontifikalſeſſeln, und iſt mit dem ſchönſten Firniß überzogen und vergoldet. Seine Lehne iſt mit einem koſtbaren, mit goldnen Blumen geſchmückten Zeuge bekleidet, der Sitz aber platt und nur für den jedesmaligen Gebrauch mit einem prächtigen Polſter belegt. Dieſes Polſter übernimmt der Hauptmann von der Compagnie der Träger jedesmal von einem Leibpagen, legt es auf den Seſſel, und liefert es an jenen zurück, der es ſodann im Cabinet des Königs verwahrt. Die Concubinen vom erſten Range haben das Recht, dem Könige dieſes Polſter zu verehren, und es herrſcht eine große Eiferſucht unter ihnen, welche ihm ein ſchöneres und koſtbareres anbieten kann.

Unmittelbar vor dem Könige geht die erſte Leibcompagnie, die aus lauter Söhnen von Mandarinen beſteht. Sie haben keinen Hauptmann, da der König ſelbſt es iſt, ſondern nur vier Wachtmeiſter, unter deren Befehlen ſie ſtehen. Außer vielen andern Freiheiten und Vorrechten haben ſie Alle Capitainsrang, und erhalten gemeiniglich die erledigten Hauptmannsſtellen, obgleich auch hier nicht alle Beſtechungen ausbleiben.

Zunächſt am Seſſel gehen zu beiden Seiten zwei Sonnenſchirmträger, die ihre Schirme über das Haupt des Königs halten.

Hinter dem königlichen Seſſel aber folgt endlich der Lieutenant vom goldenen Schwerte, nebſt einem Haufen Soldaten ohne Ordnung.

Wenn der König, wie er oft thut, eine Luſtfahrt auf dem Fluſſe macht, gebraucht er für ſich und ſeinen Hofſtaat wenigſtens zehn Galeeren von 50 Rudern, und fünf und zwanzig kleinere von 24 Rudern. Auch hierbei muß erforderlichen Falls das Fußvolk dienen; daher hat jede Compagnie ihr beſonders Fahrzeug, deſſen Ruder ſie führen muß. Da dies aber nicht eigentlich ihres Amtes iſt, ſo haben ſie auch keine Uebungen auf dem Waſſer, rudern, ſo gut ſie können, und es hat nichts auf ſich, wenn ſie dem Könige auch nicht ſo ſchnell folgen, da im Gegentheil die Waſſerſoldaten, die auf den königlichen Galeeren rudern, ſcharf geſtraft werden, wenn ſie ſich von dem Könige einholen laſſen.

Das vornehmſte und prachtvollſte Schauſpiel aber iſt der Aufzug, den der König nach dem Hafen anſtellt, um dort den Zins der ſüdlichen Provinzen zu übernehmen, der nach dem Reichsgeſetz nur abgeliefert wird, wenn der König in Perſon dort zugegen iſt. Wenn die Schiffe mit dem Tribut im Hafen eingelaufen ſind, welches gewöhnlich im September geſchieht, ſo begiebt ſich der König in einem großen Prachtaufzuge dahin, bei welchem alle Königliche Galeeren, funfzig an der Zahl, ſo wie alle Fahrzeuge der 50 Hofcompagnien erſcheinen, und wobei auch die vornehmſten Frauenzimmer des Königs in ihren Galeeren dem Könige folgen. — Da dieſe Fahrzeuge nur 12 bis 14 Ruder haben, ſo belaufen ſich die ſämmtlichen hier verſammelten Fahrzeuge und Galeeren auf 140, welche in Wahrheit ein prächtiges, ſelbſt einem Europäiſchen Auge wohlgefallendes Schauſpiel gewähren.

Die Galeeren ſelbſt ſind übrigens ganz mit Firniß überzogen, und ſowohl vorn, als hinten am Ruder ſtark vergoldet. Am Vordertheile iſt ein Verdeck, das auf vier Säulen ruht, und ein kleines Cabinet bildet, in deſſen Mitte eine Kanone aufgepflanzt iſt. Die königliche Galeere iſt von gleicher Bauart, aber weit reicher durch Bildhauerarbeit und Vergoldungen geſchmückt; an der Seite der Kanone ſind zwei vergoldete Drachen in rothem Felde, das Wapen des Königs, abgebildet. Hier ſitzt der König allein nach Landesgebrauch mit geſchloſſenen Füßen auf einem koſtbaren Perſiſchen Teppiche, auf welchem ein mit Baumwolle ausgeſtopftes, mit goldgeblümtem reichem Zeuge überzogenes Bett, nebſt Polſter, ausgebreitet iſt, ſo daß der König nach Gefallen auch liegen kann. Auf dem Verdeck ſteht der Hofadmiral, der nach den Befehlen des Königs bald geſchwinder, bald langſamer rudern läßt. Auf den unteren Stufen des Cabinets ſitzen zwei bis drei königliche Leibpagen, die ihren Dienſt knieend verrichten müſſen.

Die Frauen des Harems haben in der Mitte ihrer Fahrzeuge ein kleines, viereckiges, ganz geſchloßnes und mit vier Gitterfenſterchen verſehenes Cabinet. Dieſer Fenſter, welche denen in unſern Nonnenchören gleichen, ſind auf jeder Seite zwei, und durch ſie können die Damen alles ſehen, ohne von jemand geſehen zu werden. Das Cabinet ſelbſt iſt von innen und außen mit Blumen und allerlei Zierathen künſtlich ausgearbeitet und aufs reichſte vergoldet. In einem jeden derſelben ſind gewöhnlich vier bis fünf bei einander, nebſt einigen von ihrer Bedienung.

Sobald der König am Hafen angekommen iſt, muß er folgende Ceremonien beobachten. Zuerſt beſucht er die Begräbniſſe ſeiner Vorfahren, die an der linken Seite des Hafens liegen, und beugt vor einem jeden derſelben, zum Zeichen ſeiner Verehrung, dreimal ſein Haupt bis zur Erde nieder. Nachher fährt er, bloß von den Galeeren begleitet, bis an die Mündung des Hafens, wo alle außerhalb deſſelben liegende Schiffe ihre Segel aufſpannen, als wenn ſie davon ſegeln wollten. Kaum iſt dieſes geſchehen, ſo ſchlägt der König die Trommel, ein Inſtrument, das beinah einer Türkiſchen Pauke gleicht, worauf plötzlich alle Galeeren mit großer Geſchwindigkeit in die See laufen, und das erſte beſte Schiff, welches ſie einholen, mit einem Seile feſtmachen, und in den Hafen zurückführen, welches ſo lange fortgeſetzt wird, bis alle Schiffe glücklich hereingebracht worden ſind. Nun begiebt ſich der Mandarin, welcher den Tribut überbringt und gewöhnlich der iſt, der die Handelsſtadt Phay-Pho regiert, von ſeinem Schiffe in die Galeere des Königs, wirft ſich dreimal zu ſeinen Füßen nieder, und überreicht ihm das mitgebrachte Geld, ſamt dem Verzeichniß aller zum Tribute gehörigen Sachen, als Wein, Oel, Wachs, Honig, rohe und verarbeitete Seide; das Fehlende wird in kupferner Münze erſetzt. Dieſer Tribut beläuft ſich auf etliche Millionen Gulden; welches leicht zu glauben iſt, da jeder Kopf von 18 bis 70 Jahren — die Mandarinen, Soldaten und Frauenzimmer ausgenommen — fünf Kaiſergulden bezahlen muß. Wenn an einem Orte viele Arme oder Kranke ſind, die nicht arbeiten können, ſo muß die Gemeinde ihren Antheil erlegen.

Neben dem Tribut pflegt jede Provinz dem Könige jährlich ein freiwilliges Geſchenk zu ſenden, über welches er nach Gefallen verfügen kann.

Nun übergiebt der König die erhaltene Liſte, nachdem er ihr ſein Siegel aufgedrückt hat, dem erſten Verſchnittenen, der zugleich Oberſchatzmeiſter iſt, und verfügt ſich aus dem Hafen in den Pallaſt, der jährlich hier zu dieſer

ſer Feierlichkeit erbaut wird. Am Abende zwiſchen 9 und 10 Uhr werden hier die Todtenceremonien für alle auf dem Meere und den Flüſſen Verſtorbne auf Koſten des Königs gefeiert; ſie ſind aber von den übrigen Leichengebräuchen, deren ich unten erwähnen werde, nicht verſchieden.

Wenn der König ſich nicht etwa noch mit der Hirſch- oder Schweinsjagd erluſtigen will, ſo kehrt er am andern Tage, jedoch nur mit der Hälfte der Galeeren und Fahrzeuge, nach dem Pallaſte zurück; die andern bleiben im Hafen, um den Tribut einzuladen und nach Hofe zu führen.

Die Beſchützung der königlichen Perſon im innern Pallaſte iſt allein den Schwarzen vom Gebirge und ihren Abkömmlingen anvertraut. Sie ſtehen vorzüglich im Rufe der Treue und der Unerſchrockenheit; der König beweiſt ihnen viel mehr Zutrauen, als ſeinen weißen Cochinchineſen, behandelt ſie mit Vertraulichkeit, ſcherzt mit ihnen, und treibt mit ihnen viel Kurzweil, welches er mit Niemand anderem thut. Daher werden dieſe Schwarzen von den Mandarinen ſehr in Ehren gehalten, ja gefürchtet. Sie machen vier Compagnieen aus, ohne eine gewiſſe Zahl zu haben, und werden von vier Unterhauptleuten und einem Oberſtlieutenant commandirt. Ihr Oberſter iſt der König ſelbſt, als deſſen innere Leibpagen ſie anzuſehen ſind, da ſie überall ſeine Befehle überbringen; wie es auch bei mir geſchah, als mich der König nach Hofe berufen ließ.

Zur Bewachung der königlichen Reſidenz ſind 65 Compagnieen, jede von 50 Mann, welche Tag und Nacht Wache halten. Dazu kommt noch eine Compagnie Edelknaben mit ihrem Hauptmann, die aus lauter Cochinchineſen beſtehen, und nur dann Dienſt haben, wenn der König öffentlich erſcheint. Ihrer ſind ebenfalls 50 an der Zahl, und ob ſie gleich nur den Titel der äußeren Hofpagen haben, ſo werden ſie doch in der Reichsmatrikel als rigentliche Edelknaben aufgeführt, und zu höhern militäriſchen Poſten befördert.

Außer dieſen allen ſind noch 25 Compagnieen bei Hofe, die aber bloß zum Staate und zur Begleitung des Königs dienen, wenn er den Pallaſt verläßt; ferner noch 50 Compagnieen Schiffsſoldaten, jede von 50 Mann, die ſonach mit den vorigen zuſammen ein Corps von 4500 Mann ausmachen.

Wenn man zu dieſen noch die Jäger, die Vogelſchützen und Lanzenträger rechnet, ferner ſowohl die regulirten Compagnieen und die Landmiliz, die im ganzen Königreiche zerſtreut ſind: ſo beläuft ſich, nach der Angabe, die ganze Macht des Königs von Cochinchina auf 20,000 Mann.

Unter allen ſcheinen mir die Schiffsſoldaten die zum Kriege tauglichſten und die am beſten diſciplinirten zu ſeyn. Ihre Manier zu ſtreiten iſt folgende: Sie gehen in gerader Linie, und rudern, auf den Schlag zweier runden Hölzer, ſo gleichförmig, daß man von der Höhe des erſten Ruders dreiſt mit einer Flinte die Reihe hinunter ſchießen könnte, ohne ein einziges davon zu berühren.

Alsdann brennen ſie das Stück los, das auf dem Vordertheile der Galeere aufgepflanzt iſt, ſchwenken ſich zur Linken, halten mit dem linken Fuße ihre Ruder aus dem Waſſer, (wo denn unterdeſſen die zur rechten Seite ſtehenden allein rudern) und geben Feuer auf den Feind; ſobald dies geſchehen iſt, ergreifen ſie ſchnell ihre Ruder, ſchwenken ſich auf die rechte Seite, und rudern ſo lange, bis ihre Kameraden auf der andern Seite abgefeuert haben. Nun ſchwenken ſie ſich in einem halben Zirkel herum, und ſtellen ſich mit ihrer Galeere an das Ende der Linie, wo ſie in Sicherheit ſowohl die Kanone als ihre Gewehre aufs neue laden können. Unterdeß iſt die zweite Galeere zum Angriff gekommen, die, nachdem ſie von beiden Seiten, wie die erſte, abgefeuert hat, auf gleiche Weiſe zurückkehrt und ſich hinten anſchließt, ſo, daß der Kampf und das Feuern unaufhörlich fortgeſetzt werden kann. Wenn aber einmal zwei bis drei Galeeren in den Grund geſchoſſen ſind, ſo hört der Kampf bald auf, und ſie nehmen ſogleich die Flucht; gelingt aber der erſte Angriff, ſo beweiſen ſie viel Tapferkeit. Mir iſt dieſe Art von Gefecht immer wie ein Theaterſpiel vorgekommen, und ſo oft ich es auch auf dem großen Fluſſe geſehen, wo ſie jährlich zur Sommerszeit ihre Kriegsübungen anſtellen, habe ich mich nicht überzeugen können, daß dadurch etwas für den Endzweck des Krieges, nehmlich den Sieg, gewonnen werden könne. Ueberdies ſind die Galeeren ſelbſt ſehr ſchwach, und ein einziger Zwölfpfünder iſt hinreichend, ſie in Grund zu ſchießen; ſie ſind ſonach beſſer zum Anſehen und zum Staate, als zu einem ernſtlichen Kriege. — Von Granaten weiß man hier nichts; und ſicher würde eine allgemeine Flucht erfolgen, wenn etliche Dutzend derſelben in dieſe Galeeren und unter dieſe nackenden Krieger geflogen kämen.

Mit Einem Worte, die Cochinchineſen ſind im Kriege ſo feig und furchtſam, wie die Sineſer; beide können nicht gegen Tataren, Araber, Perſer, noch viel weniger aber gegen Europäiſche Soldaten, Stand halten, und die ganze große Macht des Königs von Cochinchina könnte durch wenige Europäiſche Regimenter bezwungen werden.

Reiterei hat man hier gar nicht, obgleich an Pferden kein Mangel iſt. Nur eine einzige Compagnie Reiter von 30 Mann iſt in jeder Provinz, die aber von den Vicekönigen bloß zum Staate und zu gewiſſen ſchnellen Expeditionen, als Couriere, gebraucht werden.

Das Einzige, was vielleicht den Europäiſchen Soldaten eine Furcht einjagen könnte, ſind die ungeheuern Elephanten, welche, zum Streite abgerichtet, blind einherrennen und alles, was in ihrem Wege liegt, niederwerfen, mit Füßen treten, mit den Zähnen in die Höhe ſchleudern, oder mit dem Rüſſel todtſchlagen. Aber die Furchtbarkeit dieſes Kriegsmittels wird bald verſchwinden, wenn man weiß, daß der Elephant ein ungemein furchtſames Thier iſt. Sonach wären einige gut angebrachte Kanonenſchüſſe hinreichend, ſie auf die Ihrigen zurückzutreiben und den Schaden auf die feindliche Seite zu wenden. Ihre Haut iſt übrigens ſo dick, daß ein Flintenſchuß ſie nicht durchbringt; nur unten am Bauche iſt ſie ſo weich, daß man mit einem Bajonette auch den größten und ſtärkſten Elephanten erlegen kann.

Dieſer Thiere hat der König bei ſeinem Hoflager gewöhnlich funfzig, und ſie werden alle Wochen geübt, theils zum Streit, theils zur Hinrichtung der Verbrecher. In den andern Provinzen hält man ihrer nur wenige. Die alten und abgelebten werden in der letzten Provinz, die an Tunkin gränzt, aufbewahrt und auf Lebenszeit verpflegt.

Im Kriege, beſonders während der Gefechte, ſitzt nicht nur der König auf einem Elephanten, ſondern auch alle königlichen Prinzen und Anverwandten, die eine Kriegsbedienung bekleiden, ſo wie alle Vicekönige und Mandarinen des erſten Ranges. Für des Königs Perſon ſind zwei, höchſtens drei beſtimmt, und dieſe ſind ſo abgerichtet, daß ſie auf die Kniee fallen, wenn er ſie beſteigen will, und ſich ſodann ganz ſanft, und ohne die geringſte Erſchütterung wieder aufrichten. Jeder Elephant hat auf dem Rücken ein kleines viereckiges Häuschen, worin eine Perſon mit geſchloſſenen Füßen ſitzen kann, und welches unter dem Bauche mit breiten ledernen Riemen feſtgeſchnallt iſt. Das Häuschen des Königs iſt ganz vergoldet, welches die Andern nicht haben dürfen, die auch ihre Elephanten mit kleinen Leitern beſteigen müſſen. Um den Elephanten des Königs ſtehen zu Beſchützung ſeiner Perſon vier Compagnieen Lanzenträger; die Mandarinen vom erſten Range haben nur Eine.

Was ihre Schlachtordnung betrifft, ſo ſteht im erſten Treffen eine Reihe von Elephanten; dort befinden ſich auch die Officiere der Elephanten-Compagnieen.

Nach ihnen folgt das corps de bataille, welches aus lauter Fußvolk beſteht; auf dem rechten und linken Flügel ſtehen die Compagnieen der Bogenſchützen. — Das Fußvolk ſtreitet theils mit Lanzen, theils mit zwei oder dreizinkigen Piken, theils mit Schwertern, die aber ſehr ſchwer ſind und wegen des langen Griffs nicht mit Einer Hand regiert werden können, theils endlich mit Feuergewehren, welche ſie aber nach gethanem Schuſſe wegwerfen, um nach dem Säbel zu greifen.

Hinter dem Fußvolk ſteht die zweite Ordnung der Elephanten, wo ſich auch der König, nebſt allen Mandarinen des erſten Ranges, befindet.

Endlich das corps de reserve, welches ebenfalls aus Fußvolk beſteht.

Ihre Art zu ſtreiten gleicht übrigens der, wovon die Bücher des alten Teſtaments uns hin und wieder Beſchreibungen liefern.

Ich fange nun an, meine Nachrichten von den Eunuchen und den Concubinen des Königs mitzutheilen.

Die erſteren ſind der letzteren wegen da, und haben bei ihnen im Pallaſte Tag und Nacht ihre Wachen. Sie ſtehen in großem Anſehen und guter Beſoldung. Ihre Zahl iſt unbeſtimmt, doch bekleiden die drei erſten unter ihnen ſehr anſehnliche Hofämter.

Der erſte Eunuch beſitzt die Würde des Oberſchatzmeiſters. Er nimmt den Tribut ein, zahlt den Sold und überhaupt alles aus, was der König, ſeine ſämmtliche Familie, die Weiber des Königs, und alle Höflinge beiderlei Geſchlechts, die im Innern des Pallaſtes die Bedienung haben, gebrauchen, ſo, daß der König ohne ſein Vorwiſſen nicht das Geringſte aus dem Schatze nehmen darf. Dies Amt gehört in der Regel dem älteſten Eunuchen, wenn er nämlich noch im Stande iſt, daſſelbe, da es viele Mühe und Arbeit koſtet, aber auch viel einträgt, gut zu verſehen. Sollte er aber wegen Alter oder Krankheiten, oder aus andern Urſachen dazu untauglich ſeyn, ſo wird ihm der zweite Eunuch zum Gehülfen gegeben, der die Geſchäfte verwaltet, indeß der erſte die Würde und die Beſoldung bis zu ſeinem Tode behält.

Dies iſt aber der Fall nicht bei den beiden andern, welche nicht durch das Alter, ſondern durch ihre Geſchicklichkeit zu den Ehrenſtellen der königlichen Commerzienräthe erhoben werden. Sie übernehmen den Zoll von allen Schiffen, die in den Häfen des Reichs ankommen, ſo wie alle Geſchenke, welche die Schiffskapitäne dem Könige darbringen. Sie treiben den Handel, machen die Einkäufe und Verkäufe der Waaren, geben auch den Kapitänen große Summen als Vorſchuß gegen Intereſſen, damit ſie ihr Gewerbe deſto ſchneller betreiben können. Hier zu Lande iſt nämlich überhaupt der Gebrauch, daß man bei Waarenbeſtellungen immer die Hälfte vorausbezahlt, und z. B. auf einen Handel von tauſend Centner feinen Zuckers fünf- bis ſechshundert Centner vorausbezahlt, damit man ſich der Waare zu rechter Zeit verſichere. – Sie verhandeln, gegen andre Waaren, Gold, Eiſen, Elfenbein, Ebenholz, Paradiesholz, Einhorn, Perlmutter und Firniß, welches ſie aus den königlichen Niederlagen nehmen; ſie viſitiren ferner die Schiffe, ſowohl bei ihrer Ankunft als bei ihrer Abfahrt, und unterſuchen, ob ſich nicht etwas von verbotener Waare einſchleiche. Sonach ſteht das Glück und Unglück der Kapitäne in ihrem Handel und Gewerbe in den Händen dieſer beiden Eunuchen, und man kann leicht berechnen, daß ihre jährliche Schiffsaccidenzien ſich auf viele Tauſende belaufen mögen. Im Ganzen ſtehen ſie alſo beſſer, als der erſte, obgleich dieſer in der beſtändigen Nähe des Königs auch gute Gelegenheit hat, Geld zu machen, beſonders wenn er eine Gnade von ihm für dieſen oder jenen Mandarin auswirkt.

Ich muß hierbei eines Umſtandes gedenken, der allerdings in Verwunderung ſetzen wird. Dieſe Eunuchen ſind nehmlich nicht Kaſtraten oder künſtlich Verſchnittene, ſondern geborne Eunuchen; ich kann dieſen Umſtand aus eigner Erfahrung, bei Gelegenheit verſchiedener Krankheiten, zu deren Kur ich, ſelbſt bei dem Oberſchatzmeiſter, berufen wurde, verbürgen. Dieſer natürlichen Kaſtraten ſind drei verſchiedene Arten; doch ſind darunter diejenigen am meiſten geſchätzt, die eine hohe, beinahe weibliche Bruſt haben: denn ſie ſind ſehr wohlgeſtaltet, etwas unterſetzt und von ſanftem Charakter, und haben zugleich eine klare, gemäßigte und hellklingende Stimme. Sie werden alle Jahre durch beſondere königliche Abgeordnete in allen Provinzen aufgeſucht, und, ſobald ein ſolches Kind geboren wird, muß die Mutter es dem Statthalter oder Vicekönige bei Lebensſtrafe anzeigen, worauf ihr denn bei der Ankunft der königlichen Kommiſſarien das Kind genommen und bis zu dem erforderlichen Alter entweder im Pallaſte ſelbſt, oder bei einem großen Mandarin; zum Dienſte des Königs aufgezogen wird.

Die Weiber des Königs ſind in drei Klaſſen eingetheilt. In die erſte können nur Töchter der Mandarinen vom erſten Range aufgenommen werden, die gleich nach der königlichen Familie den vornehmſten Adel bilden. Dieſe allein werden in den Reichsprotokollen als rechtmäßige Gemahlinnen des Königs aufgeführt: ſie haben den Ehrentitel der Frauen, wie die Gemahlinnen der Mandarinen des erſten Ranges, obgleich die Höflichkeit dieſen Titel auch andern giebt, denen er von Rechtswegen nicht zuſteht. Die erſte unter ihnen im Range, und wäre es auch die allerjüngſte, iſt die, welche den Kronprinzen zur Welt bringt. Die Geburt deſſelben wird durch drei Kanonenſchüſſe, aus den drei großen Stücken, die links der großen Pforte, bloß zu dieſem Zwecke, ſtehen, dem ganzen Hofe angekündigt.

Den nächſten Rang haben die, welche dem Könige viele Kinder geboren haben, und zwar nach der Zeit ihrer Entbindung. Diejenigen endlich, die entweder nicht Mutter geworden, oder auch wohl Jungfrauen geblieben ſind, haben ihren Rang nach dem Jahre ihres Eintritts in den Pallaſt, und ihrer Verlobung mit dem Könige.

Nur den Frauen des erſten Ranges iſt es erlaubt, karmoiſinfarbene Zeuge mit eingewirkten goldnen Drachen (dem Wapen des Königs) zu tragen. Um den Leib haben ſie einen goldenen Gürtel, zum Zeichen ihrer Abſtammung vom höchſten Reichsadel; überhaupt aber iſt ihr Schmuck durchaus von Gold mit verſchiedenen Edelſteinen und Perlen beſetzt. Ihr Haar, das ihnen gewöhnlich bis auf die Ferſen reicht, theilen ſie über der Stirn, ſo daß der übrige größere Theil auf der Scheitel ſo in die Höhe zuſammengebunden iſt, daß es ungefähr die Figur von dem Halſe einer Europäiſchen Geige bildet. Die übrigen Haare ſind über der Stirn zu beiden Seiten drei Finger breit glatt geſtrichen und mit den andern verbunden. Um den Bund ſtecken ſie eine kleine feingearbeitete Krone von Filigran mit vielen Zitternadeln, alles von Gold; zugleich tragen ſie eine karmoiſinfarbene Stirnbinde, die in der Mitte mit einem kleinen goldnen Drachen, ringsherum aber mit goldnen Röschen oder andern zierlichen Blumen, geſchmückt iſt. Dieſer Putz kleidet ſie ſehr vortheilhaft, und giebt ihnen ein vornehmes Anſehen.

Ihre übrige Kleidung, ob ich ſie gleich nicht ſo ganz genau beſchreiben kann, iſt ſauber, anſtändig und ſchön. Sie tragen lange, über die Schenkel herabhangende, zu beiden Seiten gefaltene, und theils mit Gold, theils mit ſeidnen Blumen geſtickte Beinkleider von weißem Atlas, über welchen ſie einen Falbalarock von gleichem Zeug, unten mit einer goldenen Borte eingefaßt, ziehen. Dieſer Rock iſt an beiden Seiten aufgeſchlitzt, ſo daß man die Beinkleider ſehen kann. Schnür- oder andre Leiber tragen ſie nicht, und ſtatt des Hemdes ein langes Gewand von Schleier oder Battiſt, über welches ſie drei ſeidne, doch nur von zwei oder drei Fäden geſponnene Kleider von gleicher Länge und Form ziehen: ein weißes, ein fleiſch- oder roſenfarbiges, und ein karmoiſin- oder purpurfarbiges. Dieſe Gewänder ſind etwas kürzer als der Falbalarock, damit ſeine goldene Borte zum Vorſchein komme. Um den Hals läuft ein ſchmales Koller, welches vorn mit einem goldenen Knöpfchen geſchloſſen wird. — Ueber alles dieſes ziehen ſie das Hofkleid, welches ohne alle Falten und vorn ganz offen iſt, nicht unähnlich einem Jeſuiten-Hauskleide, welches aber nicht tiefer, als bis auf die Waden herabgeht, und mit langen weiten Aermeln verſehen iſt, damit ſie ihre Hände gänzlich bedecken können. Vor der Bruſt binden ſie dies Kleid mit einem reichen Bande zuſammen, dort, wo zu beiden Seiten der drei Finger breite koſtbare Aufſchlag des Rocks anfängt, der rings um den Hals läuft. Dies Hofkleid iſt immer roth, und auf dieſem Grunde nehmen ſich die goldgeſtickten Drachen, mit untermiſchten Blumen, vorzüglich prächtig aus. — Ihre Strümpfe ſind von weißem Atlas, doch ſehr kurz, wie Halbſtiefeln; endlich tragen ſie reich brodirte, vorn etwas abgerundete Pantoffeln.

Ihre linke Hand ruhet gewöhnlich unter der Bruſt; die rechte liegt über der linken und hält einen koſtbaren Fächer aus Elfenbein, mit welchem ſie ſich aber in Gegenwart des Königs nicht fächeln dürfen. Ferner trägt eine jede ein rothes Tuch, woran zwei Beutel von reichem

Zeuge, nebſt einem Balſambüchschen, an feinen goldnen Ketten hangen. In dem kleinern Beutel verwahren ſie geſchnittenen Taback, welchen ſie theils rauchen, theils käuen; in dem größern haben ſie aromatiſche Blätter und eine Frucht, die im ganzen Orient gebraucht wird, Areca genannt, die ſie beſtändig im Munde tragen und käuen.

Dies iſt die Tracht der königlichen Weiber vom erſten Range, in welcher ſie vor dem Könige erſcheinen. Pflichtmäßig geſchieht dies nur dreimal im Jahre, nehmlich am Neujahrstage, ſodann am 5ten Tage des 5ten Monaths, den man hier den kleinen Neujahrstag nennt, und am Geburtstage des Königs, wo denn die Mutter des Kronprinzen, als die Vornehmſte, das Wort führt. Sollte der König ſie auch öfter im Jahre zu ſich berufen, ſo erſcheinen ſie doch immer in dem beſchriebenen Hof- und Staatskleide. Wenn aber der König ſie beſucht, ſo werfen ſie bloß das Hofkleid über, welches ſie dann nach einem Reverenz (den ſie ſitzend mit zurückgebognen Füßen gegen die rechte Seite hin machen, wobei ſie die Hände vor der Bruſt ſchließen, ſie dann bis zur Höhe des Geſichts erheben und gleich wieder ſinken laſſen, wobei ſie dreimal den Kopf neigen) ſogleich wieder ablegen und den König bewirthen.

(Die Fortſetzung folgt.)

VIII.

Poſtſcripte.

1.

Folgende Stelle iſt aus einer Recenſion in der N. Allgem. Deutſchen Bibliothek, 84r B. 2s St. 6s H. S. 349.

„Die in dem Epos vorgehende Handlung iſt ein Werk der Allmacht; ſie kann alſo dem erhabnen Weſen, das ſie ausführt, keine Anſtrengung koſten: denn die Allmacht will, und es geſchicht; ihr können ſich keine Schwierigkeiten entgegenſetzen: denn die Allmacht kennt keine. Auch iſt in dem ganzen Gedichte davon keine Spur; ſogar Satan wirkt zu ihrer Vollendung mit. Dadurch fällt denn alle Thätigkeit, durch Gegenwirkung erzeugt, von ſelbſt weg. Eben ſo wenig iſt in dieſer ſogenannten Epopoe ein eigentlicher Held; man müßte denn den Allmächtigen dafür nehmen. Aber wie kann dann von Heroismus, von Aufopferung ſeiner ſelbſt, von Bekämpfung der Unfälle, von außergewöhnlicher Thatkraft in Beſiegung derſelben die Rede ſeyn! Heroismus in Gott iſt eine Ungereimtheit; die Gottheit kann ſich nicht aufopfern, mit keinen Unfällen kämpfen, um ſie zu beſiegen, und die größten Wunder ſeiner Thätigkeit können nicht außergewöhnlich genannt werden“ ꝛc.

Woven iſt hier die Rede? – Von einem Epos eines Herrn von Sonnenberg, genannt das Weltende. (Wien 1801.

1r Theil.) Aber ſollte man nicht glauben, das obige Stück ſey aus einer Recenſion von Klopſtocks Meſſias?

2.

Koſegartens Legenden ſind, nach einer Nachricht im Intelligenzblatte der N. A. D. Bibliothek, zu Wien als abergläubiſch verboten worden. So weit iſt plötzlich die Aufklärung im Cenſurkollegium zu Wien gediehen, daß man Auszüge aus den Kirchenvätern, namentlich dem Hieronymus, Ambroſius und Johannes Damascenus, aus dem bekannten Vitis Patrum, den Lectionarien, dem Paſſionale ꝛc. für abergläubiſch erklärt! Was ſollen nun chriſtlich-proteſtantiſche Recenſenten thun?

Man ſpreche indeß nicht zu voreilig von Aufklärung und von Aberglauben! Mit beiden Worten wird in katholiſchen Ländern gewöhnlich das von Religionsſachen bezeichnet, was nicht kirchliche Autorität hat. Hätte alſo Koſegarten nur aus oben genannten Büchern Auszüge gemacht, und nicht auch aus den Apokryphis und Pſeudepigraphis des Neuen Teſtaments (S. XI. ſeiner Vorrede), ſo würde jene Cenſur nicht aufgeklärt, und die Legenden nicht abergläubiſch geſchienen haben. Wahrſcheinlich wird man in Wien auch die zu München 1803 erſchienenen Feierſtunden des Chriſten von Rittershauſen, weil darin das Evangelium infantiae Jesu und andre Apokrypha benutzt ſind, unter gleichem Titel verbieten.

Daß ſich übrigens irgend ein Cenſur- oder Recenſionscollegium zu einer reinpoetiſchen Anſicht erheben ſolle, dort, wo die materielle Anſicht ſich ſo ſtark aufdrängt, ſteht noch nicht zu erwarten. — Uebrigens ſind die Koſegartenſchen Legenden war Legenda, d. i. die da ſollen geleſen werden, weil ſie es verdienen.

F.

3.

Man thut wohl, für die Beurtheilung großer Männer, ſich feſt an gewiſſe entſcheidende Momente zu halten, und ſie ſo lange zum Maaßſtabe ihrer Beurtheilung zu machen, bis nicht unwiderlegliche Beweiſe der Unwahrheit dieſe Baſis erſchüttern. Auch über Bonaparte giebt es viele ſolcher Momente der Beurtheilung, die man mehr beachten ſollte. Das Neueſte iſt die ewig denkwürdige Rede, die er bei ſeiner letzten Zuſammenkunft an den ins Exil gehenden Moreau gerichtet haben ſoll; beſonders die Worte:

> „Leider, General Moreau, habe ich mir meine Rolle nicht gewählt! Nein, ich habe ſie mir nicht gewählt: ein unvermeidliches Schickſal hat ſie mir auferlegt; es nöthigt mich, ſie fortzuſpielen, und zugleich alles, was ſie Glänzendes und Beſchwerliches hat, zu erſchöpfen.“

Gewiß hat ihn dieſer Gedanke und dies Gefühl zur Salbung und Krönung begleitet, und bei jedem, der ſich ihrer dabei erinnerte, dieſen Akt der Pracht in einen ſehr elegiſchen verwandelt.

T.

4.

Witzige Antwort auf eine witzige Frage.

Der Küſter Pangloß iſt ein wirthſchaftlicher Mann,
Wie keine Kirchfahrt ſich ihn beſſer wünſchen kann.
So trieb er jüngſt gar treu ſein Weſen,
Als Beichtkind und Communikant

Sich zu der Nachtmahls-Feier fand.
Er ſah ein armes Weib in ihrem Schmolke leſen,
Ward ſtutzig, ſchritt heran, und fragte keck und rauh:
„Hört doch, Ihr Frau!
„Seid Ihr nicht vor vier Wochen ſchon 'mal dageweſen?“

Kretſchmann *).

Antwort der Frau.

Liebwertheſter Herr Küſter! Ja!
Ich war ſchon vor vier Wochen 'mal da.

K.

5.

Parodie.

Berathſchlagung über einen Verbrecher.

Rädern laßt uns den Kerl! ſprach ein Senator in Ochſenfurt;
Rädern, ſag' ich: denn dies hab' ich noch niemals geſehn! **)

Streichen laßt uns das Ding! ſo ſprach Herr Becker in Dresden;
Streichen: denn tauſendmal hab' ich das Ding ſchon gehört!

K.

---

*) S. Beckers Taſchenbuch auf 1805, S. 168.

**) ebendaſ. S. 323.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Februar 1805.

I.

Ueber die Geſchichte Friedrichs des Zweiten.

Eine Vorleſung in der öffentlichen Sitzung der Königl.
Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin,
am 24ſten Januar 1805.

Von

Johann von Müller.

Wenn ein Geſchichtſchreiber des Königlichen Hauſes an dieſem Tage, in dieſer Verſammlung, zum erſten Male öffentlich ſpricht: von wem ſoll er reden, als von dem, zu deſſen Gedächtnißfeier dieſe öffentliche Sitzung angeordnet iſt, dem großen Herſteller dieſes gelehrten Inſtituts; von dem, welcher durch die Menge und Mannigfaltigkeit ſeiner Thaten und Anſtalten allen künftigen Hiſtoriographen eine ſo lehrreiche als ſchwere Arbeit bereitet hat! Von wem wird man lieber hören, als von dem, welchen vor drei und neunzig Jahren dieſer Tag der Welt gab, auf daß er einer Macht, beſtimmt zur Stütze vieler anderen, und zur Freiſtätte einer liberalen Denkungsart, die Baſis unterlegte, durch welche geſichert uns nun erlaubt iſt, vollkommen rechtlich, ruhig und offen zu ſeyn!

Aber die einzige Art, einen großen Mann würdig zu loben, die Aufzählung deſſen, was er that, iſt hier weder das Werk einer Stunde, noch eines Tages. Wer von dem Augenblick, wo unter zweifelnder Erwartung Friedrich zuerſt als König auftrat, und ſofort von Tage zu Tage durch Ordnung, Fleiß, Unerforſchlichkeit, Feſtigkeit und alle Zierden der Geiſtes-Cultur die Aufmerkſamkeit höher und höher ſpannte, den langen Zeitraum und die tauſend Arten ſeiner Wirkſamkeit durchdenkt, bis auf den Tag, wo er, nach allgemeinem Geſtändniß der Größte ſeiner Zeit, nach abgelegter Heldenrolle ganz Vater ſeiner Preußen, und anderer Fürſten Vorbild oder Vormund, hinüber ging zu den Großen des Alterthums und ſeines Hauſes: wer wollte ſich unterfangen, die Begebenheiten in einer Vorleſung, ich will nicht ſagen zu erzählen, ſondern zu berühren!

Darum haben wir, ſtatt ein unvollkommenes Gemählde ſeiner Geſchichte zu entwerfen, uns vorgenommen, überhaupt von dem Geſichtspunkte zu handeln, welchen, wie wir glauben, ſein künftiger Geſchichtſchreiber (wen immer inwohnender Muth und die Gunſt des Schickſals zu der großen, ruhmvollen Arbeit berufen mag!) beſonders zu nehmen hat, um ihn aufzufaſſen, wie er war, damit in allen großen Prüfungen des Vaterlandes die ſpäten Enkel, das Heer und das Volk um ſo beſſer erkennen, wie ſie ſeyn ſollen.

Nichts iſt in der Geſchichte ſeltener, als die Darſtellung eines erhabenen Geiſtes nach voller Wahrheit ſeiner Natur und ſeines Wirkens, ſo, daß ſein Bild ganz ächt in ſeinem Licht und Schatten an dem Platz, wo es der Nachwelt ewig in die Augen fallen ſoll, eingefaßt erſcheine. Viele Fulgurationen der großen Seelen erhielt Plutarch, mit Verſtand und mit Biederſinn: aber, weil nicht ſeine Zeit in ſolcher Art fruchtbar war, aus unvollkommener Ueberlieferung; und — wunderbar! — den größten Griechen, den Sieger bei Leuktra, und die beiden größten Männer des freien Roms, die Sieger bei Zama und über Numantia, ließ er unberührt. Spätere Zeiten hat Schmeichelei oder Haß entſtellt; die Unerfahrenheit im Zuſammenhang der Geſchäfte, die Heuchelei philoſophiſcher Strenge, oder orthodoxe Partheiſucht, und in entnervten Zeitaltern der Unglaube an größere Naturen, und, bei der Unfähigkeit ſich gleich hoch zu erheben, die niedrige Bemühung ſie herunter zu ſetzen: alle dieſe Urſachen haben beigetragen, daß für die Haupteigenſchaften ſolcher Biographieen, Einfalt und Gerechtigkeit, auch der Sinn verloren ging.

Es iſt ein gewöhnlicher, der menſchlichen Schwachheit natürlicher Fehler, große Männer weniger an ſich und nach ihrer Zeit, als in Vergleichung mit andern, zu beurtheilen. In dem Augenblick der Vollendung eines

Laufbahn, wo gerührten Zeitgenoſſen des lange Gefürchteten, lange Verehrten Bild in ſeiner vollen Majeſtät vorſchwebet, und alles vor und neben ihm in Dunkelheit ſetzt, trägt ſich zu, wie bei rohen Völkern, welche die Leiche ihrer Helden mit Menſchenopfern ehren, daß dem angebeteten Herrn oder Mitbürger ſein Denkmahl aus den Trümmern aller deren errichtet wird, welche bei unſern Vätern und fremden Völkern Ehrfurcht und Liebe andern Verewigten erhoben hatten. Die Begeiſterung für den Hingegangenen thut hier, was für Lebende die Schmeichelei, die den Helden vierzig verfloſſener Jahrhunderte allen ihren Weihrauch ſtiehlt, um Einen Sterblichen damit zu betäuben.

Dieſe Ungerechtigkeit kann erhabene Seelen, denen die Nachwelt etwas gilt, über die Eitelkeit des Ruhms philoſophiſcher machen, als gut iſt für das gemeine Weſen, welches, zum Lohn für große Anſtrengungen, den Werth dieſer Münze erhalten muß. Auch verſtimmt dieſes Benehmen das Gefühl der wahren Größe, das edelſte, deſſen der Menſch fähig iſt. Der große Mann iſt nie ein anderer, als Er ſelbſt, wie er in ſeiner Zeit und Lage zu ſeyn hat: ohne Anderer Nachtheil allerdings der Einzige, in ſo fern er in Benutzung ſeiner Anlagen, Zeiten und Umgebungen einzig war. Unbeneidet bleibe dem Macedonier der Ruhm raſtloſer Schnelligkeit in ſeinem großen, planmäßigen Lauf; es mindere nichts den Glanz der Hoheit und Leichtigkeit, der unerreichten Lebensfülle und blitzſchnellen Thatkraft, mit welcher von den

Mündungen des Rheins bis in den hinterſten Pontus Cäſar die Welt und Herzen unterwarf; es leuchte in eigenthümlicher Würde die goldene Zeit, wo der edelſte der Kaiſer, Trajan, ſein unermüdeter Nachfolger, und beider Antonine redliche Tugend im Feld, in der Verwaltung und Geſetzgebung das kaum je ſo lang' und ſo weit erhaltene Gleichgewicht aller militäriſchen und bürgerlichen Vollkommenheit behaupteten: Friedrichs Geſchichtſchreiber braucht niemand herunter zu ſetzen, niemand zu beneiden. Der mit wenigen Hülfsmitteln gegen gute große Heere und zum Theil ſehr geſchickte Feldherren durch Geiſt und Beharrlichkeit ausgehaltene Kampf, die heilende Verwaltung, die im Alter ungeſchwächte Oberherrſchaft perſönlichen Anſehens, die Einwirkung der Denkungsart auf ein vor allen abgewichenen ideenreiches Jahrhundert erinnern an Verhältniſſe, worin dem König gegeben ward, einzig zu ſeyn. Nicht Cäſar war er, nicht Alexander, und nicht Marc-Aurel; *er iſt der Preußen Friedrich*, an dem die Natur zeigen wollte, daß ſolche Männer hervor zu bringen ſie jetzt nicht minder gewaltig iſt, als je im hohen Alterthum.

Bei aller ſcheinbaren Divergenz der äußerlichen Handlungen liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes Ein Hauptlebensplan, Eine vorherrſchende Idee, welche, als Commentar und Schlüſſel all ſeines Thuns, aufgefaßt werden muß, um in die Darſtellung ſeines Lebens die Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, nicht aber eine Geſchichte, ſich denken läßt.

Wenn der Vater der Dichter, wer immer er ſey, den Zorn des göttlichen Achilles, Ulyſſes aber durch Weisheit gerettet, beſang, ſo waltete Ein Geiſt in dem zwiefachen Epos: dem aus alter Rohheit emporkeimenden Volk die Gefahr unbändiger Leidenſchaft, und den Vorzug der Humanität einzuprägen. Ein und derſelbe Geiſt machte Xenophon zum einnehmenden Lehrer der Sokratiſchen Weisheit, gab ihm den Muth und die Feldherrnkunſt, womit er zehntauſend Krieger von des Euphrats Ufern über fünf und dreißigtauſend Stadien weit glücklich zurückführte, und hieß ihn, bei geſunkenem Alter, bekümmert, gebeugt, die Geſchichte des Falls aller großen Communen Griechenlands beſchreiben, auf daß nehmlich in allem der vollkommene Griechiſche Mann in bürgerlichen und militäriſchen Verhältniſſen dargeſtellt, und vor ſeinem einzigen Feinde, dem Partheigeiſte, gewarnt würde. Gegen ſolche Einheit des Zwecks berufe man ſich nicht auf allumfaſſende Geiſter, wie der erſte Geſetzgeber dieſer Akademie, der bald mit Newton um den ſchönſten Lorbeer der Mathematik wetteiferte, bald in Erforſchung der Quellen und Gründe der Sprachen, Rechte und Geſchichten vor Anderen hervorleuchtete, bald die Ordnung Gottes gegen Zweifler ſcharfſinnig verfocht, und, keinem Zweig menſchlichen Wiſſens fremd, keinen berührte, ohne ihn zu veredeln: denn gleichwie alle Stände und Lebensarten der bürgerlichen Welt auch in der gelehrten erſcheinen (ſo daß Ackerleute die Materialien herausarbeiten, Künſtler ohne Zuſatz für die annehmlichſte Form ſorgen, Kaufleute in gelehrten Zeitungen die Waare zur Schau auslegen, und eine groſse Menge Kriegsleute auch hier mit verſchiedenem Recht, Talent und Glück mannigfaltige Fehden beſtehen): ſo ſind Männer wie Leibnitz Königen gleich. Das iſt der Könige Sache, die allgemeine Ueberſicht; das ihre Gröſse, die Richtigkeit des umfaſſenden Blicks, und das von ihnen aus überall neu verbreitete Leben.

Dieſe Königspflicht iſt die Idee, welche bei Karln dem Groſsen, dem groſsen Kurfürſten Friedrich Wilhelm und ſeinem unſterblichen Urenkel die Richtſchnur aller Tage ihrer beinahe gleich langen Herrſcherbahn war. Denn das iſt die Sache des Erſten im Staat, daſs er die tauſendfachen Bande, welche die mancherlei Stände der menſchlichen Geſellſchaft zuſammenfaſſen, mit feſter Hand hält, und mit gutem, groſsem Geiſte ſo elektriſirt, daſs jeder die gröſste Freudigkeit fühle, in ſeinem Stande ſich hervor zu thun. Der Privatmann hat für ſich, der Vorſteher einer Anſtalt, eines Regiments, eines Heers, eines Miniſteriums für die zweckmäſsige Ordnung, aber für das Ebenmaaſs Er zu ſorgen, der Fürſt, welcher die Seele iſt: ſo wie in der phyſiſchen Welt alle Produkte in ihrer Art fortgehen und ſind, alle das belebende Licht von dem Mittelpunkte, dieſer und das All die Urkraft von der unnennbaren Urſache bekommen.

Wie Friedrich, dem vieles in der Jugend langweilig und läſtig war, hierauf täglich ſich ſelbſt überwand, um ganz König zu ſeyn; wie viel und ſtreng er ſich gebot;

wie leicht ihm endlich wurde, die ihm auf dem großen Schauplatz von dem Schickſal zugetheilte Rolle bis zu dem letzten Akt des Lebens, ſo wie in gleichem Alter Auguſt, gut auszuſpielen: dieſes in der Ausführung ſeiner Geſchichte gezeigt, wird beweiſen, wie ſehr und ganz er der zu ſeyn wußte, der er wollte und ſollte. Hierbei aber wird der Geſchichtſchreiber den Hauptzweck noch nicht beachtet haben, welcher für uns, dieſen Staat, Deutſchland, Europa und die Menſchheit das vornehmſte Intereſſe hat: wie nehmlich ſeine Regierung dahin zweckte, einen Staat zu bilden, der, ſo lange ſein Geiſt in ihm bliebe, eine außerordentliche Vaterlandsliebe und auch unter fremden Völkern den beſten Menſchen vertrauensvolle Theilnahme einflößte. Dieſes (zu zeigen, wie er nicht nur überhaupt König, ſondern mit welchem Intereſſe für Deutſchland und Europa er der Preußen König ward) erfordert einen Blick auf die politiſche und moraliſche Welt, wie er ſie fand und hinterließ.

Jene alten großen Gefahren, ſcheinbar unter Karln dem Fünften, verhaßter drohend unter Philipp, drückender unter den Ferdinanden, und kaum je ſo wahrhaft als unter Ludwig, waren bald nach dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts verſchwunden. Ein Menſchenalter, nicht glänzend, aber nützlich thätig, war über der Bemühung hingegangen, aus der Schlaffheit, welche die Folge übergroßer Anſtrengung iſt, ſich mit neuer Kraft zu erheben. Es glückte dem Greiſe, der mit wirthſchaftlicher Mäßigung in Frankreich regierte; blühender als je erſchien in wohlgeleiteter Freiheit Großbritanniens Flor und Macht, und deutlicher offenbarte ſich die dem Ruſſiſchen Reich inwohnende Kraft. Dieſe fehlte dem Teutſchen Staatskörper, wegen Charakterloſigkeit und wegen der Schulden der meiſten Kurfürſten und Fürſten; Karl VI. aber hatte in wenigen Monaten Italien und bald nach dieſem gegen Türken den Ruhm der Waffen verloren: doch aus der Oeſterreichiſchen Erde ſpringen Männer und Hülfsquellen hervor, ſobald eine ſelbſtherrſchende Hand mit Geſchicklichkeit ſie berührt. Zu neuen Unruhen war Zunder genug vorhanden, und, wenn an der Spitze einer der vornehmſten Mächte ein über allgemeine Mittelmäßigkeit erhabener Staatsmann oder Fürſt erſchien, konnte das Gleichgewicht unſchwer zerrüttet und mit dem Teutſchen Völkerbunde alles aufs neue in Gefahr gebracht werden. Periodiſche Gefahren müſſen ſeyn; in ruhiger Weichlichkeit verlernt der Menſch Mann zu ſeyn.

Der damalige Preußiſche Staat, ſo viele Aufmerkſamkeit ſeine Verwaltung billig erregte, war noch fern, anderen ihr Daſeyn zu ſichern. Ein Zeitraum nachläſſiger Verwaltung oder beträchtliches Unglück konnte ihn ſo zurückſtürzen, daß er nicht ohne viele Zeit und große Gefahr ſich hätte erholen können. In ſo fern er faſt überall Gränzland und mit weit größern Mächten in bedenklicher Berührung war, konnte er dem alten Lotharingiſchen Reich oder der Burgundiſchen Macht verglichen werden, deren jenes nie zu innerer Kraft gekommen, dieſe, obwohl mit Weisheit gegründet, ungemein reich, ſtark durch wohlgeübte

Truppen und vortreffliche Ordnung, in Einem Jahr durch ein paar Niederlagen auf immer entkräftet worden iſt.

Hier zeige Friedrichs Biograph, durch welche Mittel ſein mächtiges Genie den Staat zu ſolcher Kraft erhob, daß am Ende einer Regierung, wovon ein Viertheil in höchſt ſchweren Kriegen verfloß, Volksmenge, Wohlſtand, Lebendigkeit aller Arten von Cultur in nie geſehenem Flor blüheten, und Er, der König, von den größten Mächten als ihres Gleichen geſucht, oder gefürchtet, von kleineren als Erhalter zutrauensvoll verehrt wurde.

Dieſe neue politiſche Schöpfung trug weſentlich bei, daß, als durch die Folge der Zeiten in der allergrößten Erſchütterung des Gemeinweſens von Europa ein altberühmtes Gleichgewicht unter dem Ruin vieler fallenden Staaten begraben wurde, die Kraft und Würde des Germaniſchen Namens, wie dieſes in den Römiſchen Zeiten oft geſchehen, augenblicklich und ſcheinbar gefährdet, nicht für immer, nicht weſentlich und unheilbar geſchwächt werden mochte. Dann feſt, in der Kraft Friedrichs, beſtand und ſtärkte ſich dieſe neue Nationalſtütze, indeß die ältere, durch fremde Anhängſel ſonſt geſchwächt mehr als geziert, vereinfacht, unerſchütterlicher wurde: ſo, daß aus einem Kampf, wie keiner ſeit den alten Cäſarn, die Teutſche Herrſchaft, von der Ems bis an den Pruth, und von der Brenta bis an die Memel anerkannt, ſtark und reich, und darüber wohlbelehrt hervorging, es ſey zu Erhaltung ihrer ſelbſt und der Welt bei Ruhe und Recht Eins erforderlich: die Vereinigung ihres Willens. Es iſt aber eine Nation nicht zu beklagen, wenn ihr Heil und Ruhm von ihrem Willen abhängt.

Alle weiſe Regierungen haben einen Zweck, welcher den Charakter ihrer Verwaltung bezeichnet. Glücklich, wenn auch ohne Lorbeer, die wenigen, deren Abgeſchiedenheit oder Concentration, bei ſtillem Genuß, nur einiger Klugheit bedurfte, um zu beſtehen! Aber ſie ſind nicht mehr. Waffenloſe Gerechtigkeit darf ſelten von der Uebermacht Mäßigung hoffen! — Andere haben eine Oberherrſchaft, welche, Allen furchtbar, von niemanden zu fürchten hätte, zum Ziel genommen; dieſe, wenn es ihnen glückte, haben — nach der Natur des Menſchen, der, ſobald er nichts mehr ſcheut, ſich alles erlaubt — entweder durch Ueberſpannung ihre eigene Macht gebrochen, oder durch Abſpannung ſie ſo geſchwächt, daß ſie durch die künſtlichſten Mittel kaum zu beſtehen vermochten. Wie viel edler *der* Zweck, einen Staat zu haben, zur Selbſterhaltung — nicht ohne Weisheit, nicht ohne Sorgfalt — ſtark genug; durch Treue und Wahrheit ſo weit hin herrſchend, als gemeinſchaftliches Intereſſe verſtanden wird; weniger zählend auf erſchöpfbare Schätze, auf ſterbliche Heere, als auf die allgemeine Ueberzeugung ſeines Volks und ſeiner Freunde, daß die Sache ſeiner Erhaltung die Sache eines jeden iſt, der etwas fühlt für Freiheit und Licht.

Dieſe größten Angelegenheiten der Humanität wußte Friedrich mit ſeinem Staat in unauflöslichen Zuſammenhang zu bringen.

Die Freiheit, welche nicht in der oder dieſer Verfaſſungsform, eher in der Coexiſtenz aller einem jeden Staat angemeſſenen Formen, welche nicht in Geſetzloſigkeit, ſondern in der Sicherheit eines jeden bei ſeinem Recht, und nicht im Niederreißen, ſondern in genußreicher Entwickelung beſteht, war, nebſt ihrer Schweſter, der wahren Aufklärung, vor etwa ſechzig Jahren, in wenigen monarchiſchen und republikaniſchen Staaten vorhanden. Nachdem Europens aufkeimende Cultur durch Religions-Controverſen auf ziemlich lange unterbrochen worden, hatte ſich in der proteſtantiſchen, wie in der Römiſchen Kirche ein geiſtloſes Formularweſen gebildet, welches, in Verbindung mit dem Spaniſchen Zuſchnitt eines Theils der großen Welt, viele das Leben trübende Vorurtheile in ausſchließlicher Herrſchaft erhielt. Aber die Mark Brandenburg, an welcher der Menſch hat erproben ſollen, wie viel Fleiß und Muth über die Natur vermögen, war ſchon oft ein Zufluchtsort der Denkfreiheit. Friedrich fürchtete nichts von einem Wege, auf dem er voran ging. Gewohnt, beſtimmt zu gebieten, und genauen Gehorſam zu finden, fühlte dieſer König richtiger, als, ich will nicht ſagen, viele andere Regenten, ſondern als die meiſten Philoſophen, jenſeits welcher Gränze ihm nur erlaubt ſey vorzuleuchten. Das war ſeine Sache: nicht zu lehren, was Wahrheit ſey (welche Frage menſchlicher Neugier Gott ſelbſt nicht beantwortet), aber den Unterſuchungstrieb zu erregen und durch vollkommen freien Spielraum zu begünſtigen.

Bande, welche ihm Feſſeln ſchienen, ſprengte ſein kühner Sinn; und als die Tage des Unglücks alle Macht ſeines Genies überwältigten, und als hochgeſtiegene Jahre ihn den grauenvollen Pforten unbekannter Ewigkeit näherten, ſuchte er nie eine andere Stütze, als das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht. Aber er liebte und ehrte nicht weniger ſolche, die durch religiöſe Zuverſicht ihre Geiſtesgegenwart ſtärkten; ſo daß man ſieht, er habe eigentlich nur die finſteren und niederſchlagenden Ideen gehaßt — wie überhaupt alles Herabſetzende: die Trägheit, welche das Leben verſchläft, die Tändeleien, welche entnerven, was die Zeit tödtet und um die Selbſtbeherrſchung bringt. Anderem Vergnügen war er nicht feind. Ueberhaupt in allem kam Licht und Geiſt von oben herab.

So geſchah, daß, wenn Könige der herrlichſten Länder, um ſicher zu regieren, den Geiſt ihrer Unterthanen durch Inquiſitions-Anſtalten getödtet, und hierdurch den edelſten Theil ihrer eigenen Macht vernichtet haben, die Preußen, ich will nicht ſagen lange Kriege und große Unfälle, ſondern einen unveränderlichen, ernſten Gang militäriſcher und ökonomiſcher Anſtrengung nicht nur geduldig ertrugen, ſondern in jedem Betrieb, auch des bürgerlichen Lebens, und in allen Künſten und Wiſſenſchaften, ſo freudig, wie nur immer eine freie Nation, emporblüheten: denn ſie verſtanden die Nothwendigkeit ſeiner Maximen, und ſein freier geiſtvoller Sinn bildete Menſchen, die im Bau der vaterländiſchen Größe und Kraft ihm und ſich ſelbſt zu helfen wußten.

Das war die Grundfeſte, das der Zweck, dem Staat einen ſolchen Charakter unauslöſchlich einzuprägen, daß er durch inneres Leben, daß die Nation durch ein frohes, hohes Gefühl ihrer ſelbſt und ihres Ruhms ſtark und unüberwindlich würde für eigene und ihrer Freunde Unabhängigkeit und Recht. Das größte an ihm iſt, durch ſein Beiſpiel ſo viel in den Geiſt gelegt zu haben; denn alles Mechaniſche iſt der Veralterung unterworfen, alles Phyſiſche muß der Uebermacht weichen: aber Männer von reger Lebendigkeit und unerſchütterlicher Faſſung ſind einer Exaltation fähig, die ſich einen unerſchöpflichen Reichthum von Hülfsmitteln gegenwärtig macht.

Viele ſiegreiche und erobernde Helden, deren Scharfſinn die Feinde zu verderblichen Fehltritten verführte oder zwang, oder welche mit ſchneller Klugheit fremde Unvorſichtigkeit benutzten, oder den Sieg über die Waffen durch den über die Moralität ihrer Gegner ſich erleichterten, erwarben einen Ruhm, für eigene Hoheit nützlicher, als erfreulich für die Welt, glänzend mehr als unzweideutig. Denn bei der ungleichen Weisheit, bei dem ungleichen Fortrücken der Cultur, bei ſo vielen Zufällen, und da ſelten ein feſtes Band die Geſammtheit der Staaten ſichernd umſchließt, iſt eine Eroberung nicht ſo ſchwer, wie die der Verſuchung widerſtehende Vernunft, die auf das Zunehmen des innern Werthes mehr hält, als auf Ausbreitung der Oberfläche, und zwiſchen Präpotenz und Nullität die edle Mitte ſucht, vertrauensvolle Achtung.

Wenn die Geſchichte abgelebter Staaten als Reſultat vollendeter Erfahrung höchſt merkwürdig iſt; wenn der Geſchichte beſtehender Staaten die Erinnerung an den urſprünglichen Geiſt ihrer Ordnungen das vornehmſte Intereſſe giebt: wie viel wichtiger die Geſchichte einer Regierung, wo nicht ſo viel auf künſtlich feſtgeſetzte Theorieen, als auf Beharrlichkeit im Weſen, auf eine fortgehende Geiſtesarbeit, zu achten iſt, um in keiner Art von Vervollkommnung zurück, und im edlen Selbſtgefühl immer voran zu ſtehen! Die alte Venetianiſche Republik oder die Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft, Staaten, die geglaubt haben, ſich iſoliren zu können, durften bleiben, wie ſie waren. Aber in dem regen Leben des immer neuen Weltſchauſpiels iſt Stillſtehen und Zurückbleiben einerlei. Da muß das Vorbild jener Wachſamkeit und der Erfindungen, wodurch das Heer und die Regierung ſo muſterhaft wurden, den Geiſt unaufhörlich emporhalten, um bei jedem Aufruf des Vergangenen würdig und der Gegenwart gewachſen zu ſeyn. Die Britten haben ihre Meere, Frankreich den herrlichen Boden; unerſchöpflich iſt Oeſterreich, Rußland unermeßlich: was haben wir, wenn nicht Geiſt und Muth! Glücklich der Staat, welcher, vom Anfang an ein Kunſtwerk, fortgeſetzter Kunſt bedarf! Denn das Leben eines Staats iſt, wie ein Strom, in fortgehender Bewegung herrlich: wenn der Strom ſteht, ſo wird er Eis oder Sumpf. Wo Licht und Wärme, da iſt Leben.

Die Thaten der Helden, deren einige wir oben genannt, haben viele Fürſten zu unglücklicher Nachahmung verführt; Friedrichs Gewohnheiten ſind ohne ſeinen Geiſt nachgemacht worden: beides nicht ohne Schuld der Geſchichtſchreiber, die ſich lieber bei den Kraftäußerungen als bey den Inſtitutionen, und ohne Sinn für das Ganze am liebſten bei äußerlichen Eigenheiten aufhalten. Friedrich hat, außer der erſten Unternehmung, die ihm ein für allemal nothwendig ſchien, und wozu die Zeit ihn einlud, alle übrigen Kriege ungern, weil er mußte, und nie länger als er mußte, geführt; die äußerlichen Gewohnheiten (ſonſt willkürlich wie Kleiderformen) ſind der Stempel eines erhabenen Geiſtes nur dann, wenn ſie (wie eine feſte Tagesordnung, wie das Ebenmaaß zwiſchen Arbeit und Vergnügen, die Verſchmähung des Sonderbaren und Gezierten, die Kürze und Beſtimmtheit des Ausdrucks) nothwendig eine Kraft andeuten. Kleine Erinnerungen unweſentlicher Dinge werden von den Zeitgenoſſen in das Grab mitgenommen; aber der feſte Blick auf Einen Zweck, die unveränderliche Ordnung, die ununterbrochene Strenge der Pflichterfüllung, und die Unüberwindlichkeit der nicht unempfindlichen Seele iſt der Verewigung werth: denn die Nachahmung dieſer Eigenſchaften iſt jedem in ſeinem Stande nicht nur gebührlich, ſondern, wenn der Staat groß und blühend bleiben ſoll, nothwendig.

Mißgriffe und Fehler wird nur ein Lobredner übergehen, und, ſtatt einer lehrreichen Beſchreibung, ein unfruchtbares Ideal darſtellen. Dadurch, daß ein großer Mann auch Menſch geweſen, faßt man Muth, ſeine Größe für erreichbar zu halten. Es iſt nützlich, hohe

Gemüther

Gemüther zu erinnern, daß ſie die Forderungen an das Glück und an die Sterblichen nicht übertreiben. Gemeineren Menſchen, die durch Nachahmung der Fehler einem großen Manne ſich zu nähern glauben, muß man zeigen, welche Haltung des ganzen Lebens erforderlich iſt, auf daß Einiges überſehen werde. Selbſtſtändige Größe erträgt freie Wahrheit. Der Glanz der triumphirenden Imperatoren litt keine Verdunkelung durch die ſatiriſchen Soldatenlieder; und, der Flecken ungeachtet, ergießt die Sonne in alle Welt Freude und Leben.

Wie wenig haben wir geſagt! Allein, darzuſtellen Friedrich, wie er war, in der Glorie der Lorbeern von Hohenfriedberg, von Liſſa, von Liegnitz; und wie er nicht verzweifelte in dem Schrecken von Collin, an dem Abend von Kunersdorf; und wie er in den vier und dreißig Friedensjahren für das Wohl ſeiner Preußen und für die Ehre des menſchlichen Geiſtes auch nicht Einen Tag verlor; ihn zu zeigen ſo, daß alle ſeine grauen Helden, Mitwirker der Siege, daß die Vertrauten ſeines Raths und Lebens, daß Alle, die ihn ſahen, den großen Herrſcherblick, und alle, die ſie hörten, die feſſelnden Worte, und alle, die er traf, der Blitz ſeines Geiſtes, erkennen und ſagen: Hier Friedrich! So war er! erfordert, daß ein Mann ſein Leben dem Leben Friedrichs weihe, damit alle Jahrhunderte der Nachwelt bezeugen, ſein Jahrhundert habe ſeine Größe ganz gekannt, ganz gefühlt, und ſey Friedrichs würdig geweſen.

Viele der Alten haben wegen unſtäter Herrſchaft oder früher Ausartung ihren Ruhm entbehrt. Glücklicher, wie in ſo vielem Andern, Er, auch hierin! Sein Werk beſteht; es blühet: Er lebt in dem königlichen Sinn Friedrich Wilhelms des Dritten, in der ehrfurchtsvollen Liebe aller ſeiner Preußen, in der ſehnlichen Erinnerung Teutſchlands, Europens!

II.

Was hat Poeſie und Philoſophie mit Religion zu thun? *)

Nichts, gar nichts, wenn Sie unter Philoſophie nur das, was Schule und Welt ſo nennen, und unter Poeſie nichts weiter, als die Dichtkunſt verſtehen wollen. In meinem Sinne aber ſind Philoſophie und Poeſie der bleibende, durch die innere Anſchauung des Unendlichen bewirkte Zuſtand des Gemüths, aus welchem die volle Energie des innern Lebens hervorgeht; und ſo kann Philoſophie ſchlechterdings nicht ohne Poeſie, und beide, weder zuſammen, noch einzeln, ohne Religion, ſo wie dieſe auch nicht ohne jene, als Vollendung der Totalität des innern Menſchen, beſtehen.

---

*) Ein Fragment aus einem ungedruckten Werke, das ohne Zweifel die Aufmerkſamkeit aller Gebildeten, vorzüglich der Theologen, und derer, die ſich für die höchſten Angelegenheiten der Menſchheit, welche in unſern Tagen aufs neue angeregt worden ſind, intereſſiren, durch Klarheit der Reflexion, durch Gründlichkeit und Gelehrſamkeit, ſo wie durch Kraft und Schönheit der Diktion, in hohem Grade erwecken, und unter dem Titel: D. Feßlers Anſichten von Religion und Kirchenthum (in Briefen) erſcheinen wird. L.

Das volle innre Leben kündigt ſich an durch die innigſte Vereinigung zwiſchen Licht, Kraft und Wahrheit. Das Licht des Lebens geht auf im Gemüthe durch Religion; die Kraft zu ſchaffen und zu beleben, entwickelt ſich in dieſem Lichte zur vollen Thätigkeit durch Poeſie; und die Wahrheit ſeiner Schöpfungen erkennt das Gemüth durch Philoſophie.

Religion ohne Philoſophie und Poeſie wäre die Erleuchtung und Verklärung eines bloß leidenden, Poeſie ohne Philoſophie und Religion der Zuſtand eines zwiſchen Schaffen und Phantaſieren ungewiſſen, Philoſophie ohne Religion und Poeſie der Zuſtand eines nach Erkenntniß ohne empfundenen Gegenſtand ſtrebenden Gemüthes.

Religion kann nur erleuchten und erwärmen; Philoſophie vermag bloß, das Lebendige in Begriffe zu reflektiren; Poeſie will nur ſchaffen, kann aber ihre Schöpfungen erſt im Lichte und in der Wahrheit vollenden. Religion, Philoſophie und Poeſie vereinigt, geben der Fülle des innern Lebens Inhalt, Bedeutung und Harmonie.

Alle Einkleidung meiner Ideen von dieſer Vereinigung in Worte, wird Ihnen vielleicht Myſticismus ſcheinen. Aber laſſen Sie ſich von dieſem Geſpenſte unſrer heutigen Kritiker und Realiſten nicht erſchrecken; denn Erhebung des Gemüths über ſich ſelbſt, in der es ſich gleichſam von ſich abſondert, und Verſenkung deſſelben in ſich ſelbſt oder in einen Gegenſtand außer ſich, mit dem es ſich gleichſam vermählt, freie Reflexion und lebendige innere Anſchauung, kurz, Philoſophie und Myſticismus, laſſen ſich ſehr gut bis auf einen gewiſſen Grad im Gemüthe verbinden; und gerade dieſe Verbindung vollendet die Totalität des innern Menſchen, indem ſie dieſelbe mit dem Charakter der höchſten Menſchheit beſiegelt.

Ich will es wagen, einige Augenblicke aus meinem Gebiete in das Ihrige überzutreten, und mich auf einen Standpunkt zu ſtellen, auf dem wir Beide gewiß einig ſind. Nicht wahr, der Mann war von Religion in Ihrem und meinem Sinne begeiſtert, der das innigſte Gefühl ſeines inneren Lebens folgendermaßen ausſprach:

> „Mein Bürgerrecht iſt im Himmel, hier habe ich keine bleibende Stätte, darum ſuche ich die zukünftige. Gott iſt es, der in mir beides wirkt, das Wollen und das Thun, nach ſeinem Wohlgefallen. Um ihm zu leben, bin ich abgeſtorben dem Geſetze durch das Geſetz; ich bin mit Chriſto gekreuzigt; Chriſtus, nicht ich, lebt in mir; mein Leben im Fleiſche iſt ein Leben des Glaubens an den Sohn Gottes, der mich geliebt und ſich für mich hingegeben hat. Wenn ich demnach abgeſtorben bin mit Chriſto den Satzungen der Welt, warum ſoll ich mich, wie ein in der Welt Lebender, Satzungen unterwerfen, welche Menſchengebot und Menſchenlehre ſind; und, ob ſie gleich in dem freiwilligen Dienſte, in der Unterwerfung des Gemüthes und der Abtödtung des Körpers den Schein der Weisheit an ſich tragen, dennoch von keinem Werthe

ſind? — Nein, ich bin auferſtanden mit Chriſto, und ſuche, was oben iſt, wo Chriſtus zur Rechten Gottes ſitzt, in dem mein Leben verborgen iſt. Ich bin daher auch gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder ſichtbare noch unſichtbare Kräfte, weder Gegenwart noch Zukunft, weder Hohes noch Tiefes, noch irgend eine Kreatur, mich ſcheiden wird von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt. Nur in ſeinem Kreuze iſt meine Ehre und meine Freude; durch ihn iſt mir die Welt, bin ich der Welt gekreuzigt. Ich will nichts mehr unter Menſchen wiſſen, als Jeſus Chriſtus den Gekreuzigten. Ich will befreit werden von den Feſſeln dieſes Körpers, um mit ihm zu ſeyn. Bis dahin will ich verkündigen, was kein Auge geſehen, kein Ohr vernommen und in keines Menſchen Herz gekommen iſt; ich will verkündigen, was Gott denen, die ihn lieben, bereitet hat, ſo wie er es mir geoffenbaret hat durch ſeinen Geiſt, der Alles, ſelbſt die Tiefen der Gottheit, erforſcht; ich will es verkündigen, nicht in Worten der menſchlichen Weisheit, ſondern in der Sprache, die der heilige Geiſt lehret, und in dem Geiſte, den ich aus Gott empfangen habe, um zu wiſſen, was mir von ihm gegeben worden iſt.“

Sie, mein Freund, ſehen zu ſcharf, als daß Sie in dieſem Bekenntniſſe des religiöſen Paulus ſeine vollendete Totalität, die Verbindung der Philoſophie und des Myſticismus zum Charakter der höchſten Menſchheit, und die innigſte Vereinigung zwiſchen Licht, Kraft und Wahrheit überſehen könnten. Es iſt daher auch unnöthig, Sie erſt aufmerkſam darauf zu machen, wie klar in dem „Leben des Glaubens“ — Religion; wie ſchöpferiſch in der Idee eines „Mittlers zwiſchen Gott und den Menſchen, in dem Bilde des Todes, der Auferſtehung in Chriſto und des in Gott verborgnen Lebens,“ — Poeſie; wie wahr in der „Gewißheit der Liebe Gottes, in der Offenbarung durch den heiligen Geiſt (Gewiſſen), durch die Sprache, die der heilige Geiſt lehrt“ (Zuverſicht der Ueberzeugung) — Philoſophie ſich ausgeſprochen haben.

Ich will aber ſogar auch Ihre Sprache reden, um mich Ihnen meinerſeits ſo viel als möglich zu nähern; und da Sie ein Freund der Analyſe ſind, ſo wollen wir unſre Vorſtellung von Religion zergliedern. Auf dieſem Wege erhalten wir 1) die religiöſe Erkenntniß, 2) den Glauben, 3) das religiöſe Gefühl, 4) die religiöſe Geſinnung, als Inhalt Ihres Begriffes, den ich vor der Hand auch für den Inhalt des meinigen gelten laſſen will. Der Glaube iſt das eigentliche Leben der Religion; Erkenntniß, Gefühl und Geſinnung ſind die Principien ihres Lebens. Damit aber dieſe Principien wirkſam werden und bleiben, iſt ein Anthropomorphismus, oder eine Verſinnlichung der reinen Vernunftideen: Gott, Univerſum, Freiheit, Geſetz, nöthig. Wo ſoll dieſer herkommen, wenn ſich nicht die ſchöpferiſche Kraft der Poeſie mit der Religion im Gemüthe vereinigt? — Vermittelſt dieſes Antropomorphismus können wir aber nichts im Gebiete des Ueberſinnlichen erkennen; er dient uns nur, die Verhältniſſe des Ueberſinnlichen zur Sinnenwelt auszudrücken, das moraliſche Gefühl zu erhöhen und die gute Geſinnung zu beleben. Er muß daher auch rein ſymboliſch bleiben; und da nur die Philoſophie ſchützen kann gegen den Wahn, als könnten wir durch poetiſche Verſinnlichung irgend etwas in der überſinnlichen Welt erkennen: ſo iſt auch die nothwendige Verbindung der Philoſophie mit Religion und Poeſie entſchieden.

Sodann werden Sie mich wohl freiſprechen von Schwärmerei und Fanatismus, wenn ich gleich fortfahre, zu glauben, daß die Form der Religion, in Verbindung mit Poeſie, nothwendig myſtiſch ſeyn müſſe und, in Verbindung mit Philoſophie, ohne alle Gefahr myſtiſch ſeyn könne, da das eigenthümliche Objekt der religiöſen Anſchauungen — Thätigkeiten des Unendlichen, und der religiöſen Geſinnungen — Facta des innern Menſchen ſind, welche von der Vernunft und dem Verſtande an ſich nicht können ergründet werden, oder wenigſtens als unbegreiflich für beide erſcheinen. — —

Feßler.

III.

An Mäcenas.

Horaz III. 29.

Dich, Enkelſohn Etruskiſcher Könige,
Erwartet lang' in nimmergewandtem Faſſ'
Ein milder Wein, dich Roſenblüth' und
Syria's Oel, o Mäcen! für dein Haar

Geläutert! Wirf die zögernde Feſſel ab!
Nicht immer ſchau nach Tibur, dem Quellenthal,
Nach Aeſulaner Bergflur, oder
Telegons Hügeln, des Vatermörders!

Weg! weg von herzanwiderndem Ueberfluß!
Weg von der Burg, der Wolkenbegrenzerin!
Nicht länger Rom bewundert! Rauch iſt's!
Eiteles Prachten! Gewühl im Pöbel!

Vornehme ſelbſt erfreuet der Wechſel oft;
Ja, in der Armuth niedriger Hütt' ein Mahl,
Das Reinlichkeit umſchmückt, ſtatt Purpurs,
Ebnet die faltige Stirn der Freude.

Schon zeigt der lichte Vater Andromeda's
Sein lang' verhaltnes Feuer. Schon Procion
Und Leu, der wahnſinnſchwangre Stern, raſt;
Sol, mit der ſchwüleren Zeit, kehrt wieder.

Geborgne Schatten ſuchet und Bäche ſchon
Der müde Hirt mit ſchmachtender Heerde, ſucht
Silvanus Dorngebüſch. Kein Zephyr
Säuſelt am ſchweigenden Ufer Kühlung.

Dich aber kümmert einzig der Bürger Wohl;
Bang' lauſcht der Patriot in die Fern' hinab;
Ob Serer drohn? ob, Cyrus Burg einſt,
Bactra? und Tanais, voll Partheiwuth?

Doch weiſ' umdrängt der künftigen Schickungen
Ausgang mit mitternächtiger Hüll' ein Gott,
Und lacht, wenn, mehr als noth iſt, blinde
Sterbliche zittern. Mit Frohſinn ordne,

Was da iſt! Alles andre fährt dahin,
Dem Strome gleich, der itzt, von dem Bett' umſchränkt,
Ins Meer der Tuscier hinüber
Wallet mit leiſerem Lauf', itzt aber

Wann Wolkenſturz die ruhige Fluth empört,
Durchhöhlte Stein', entwurzelte Stämme, Herd'
Und Hütten mit ſich wälzt, daß ringsum
Tönender Wald und Gebirg' erſeufzen!

Herr ſeiner ſelbſt iſt, (und, wie beglückt dadurch!)
Wer jedes Tages Abend ſich ſagen darf:
Heut' lebt' ich! Morgen heiß' am Pol her
Jupiter donnern die Wolken, oder

Die reinſte Sonne leuchten: doch kann er nie
Vollbrachtes mir vereitelen; nimmer ſchafft
Er um, macht nimmer ungeſchehen,
Was die beflügelte Stund' entführt hat!

Fortuna, froh despotiſcher Thätigkeit,
Ermüdet nie, zu ſpielen ihr trotzig Spiel;
Sie wechſelt ihre Liebling' oft um:
Heute bin ich es, ein Andrer morgen!

Dank, bleibt ſie! Dank! Doch flattert ſie weiter; wohl!
Ich zahl' ihr Alles wieder, und hülle mich
In meine Tugend, biedrer Armuth
Huldigend, hat ſie auch keinen Brautſchatz!

Mag meinethalb, wenn, ſchwankend vom Afrikus,
Der Maſtbaum heult, ein Anderer kindiſch flehn,
Mag durch Gelübd' eindingen, daß nicht
Cypriſche Ladung und die von Tyrus

Den Schatz aufhäuf' im raffenden Ocean:
Mich führ' ein Kahn — zwei Ruder bedarf es nur! —
Mich Zwillingſtern' und Zephyr ſicher
Durch den Tumult der Aegäer-Meerfluth!

Klamer Schmidt.

IV.

Der Kardinal Migazzi.

Aus einem Reiſebuche.

„Ich hatte den Exequien des Kardinals beigewohnt" — ſo ſchrieb mein Freund in ſein Tage- oder vielmehr Reiſebuch, über das ich erſt ein Paar Worte ſagen muß. Er war faſt durch ganz Europa gereiſt, oder vielmehr, er hatte faſt in ganz Europa gewohnt; denn er hatte die Manier, in jedem bedeutenderen Staate wenigſtens zwei Jahre einheimiſch zu ſeyn: ein Jahr in der Hauptſtadt, und eins in irgend einer ſchönen Gegend auf dem Lande. Ueberall lebte er als ein Einheimiſcher, rannte nicht nach den Bibliotheken und Kunſtkammern, nach den Theatern und Muſeen, ſondern richtete ſich in ſeiner Wohnung und mit ſeinen nächſten Nachbarn ein, machte Bekanntſchaften, ohne ſie zu ſuchen, ſah die ſogenannten Merkwürdigkeiten gelegentlich, und, wenn ſie ihn anzogen, öfter, betrachtete ſich überall als einheimiſch, und arbeitete und ſtudierte fort, als wär' er in ſeinem ererbten Studierzimmer. Dabei war er auf den Charakter und die Eigenthümlichkeiten des Landes und ſeiner Bewohner unermüdet aufmerkſam. Unter andern hielt er auch das obenerwähnte — Buch;

es war kein Tagebuch, in das er etwa einſchrieb: Heute im Augarten, oder in der oder jener Tavern, bei dieſem oder jenem Reſtaurateur gegeſſen, dieſe Oper, jenes Schauſpiel geſehen, jenen berühmten Mann, dieſe ſchöne Frau geſprochen, u. ſ. w.; es war kein Nothbuch, in das etwas geſchrieben ſeyn wollte, er mochte etwas zu ſchreiben haben oder nicht; auch keine Polterkammer, aus der er gelegentlich die alten Möbel, neu angeſtrichen und geglättet, in das allgemeine Möbelmagazin zum Verkauf ausſtellen wollte: ſondern es war das Depot ſeiner Erfahrungen und ſeiner Gedanken, (die er gewöhnlich, wenn ſie in ihm reif geworden waren, unter Geſichtspunkte faßte, und in Beziehung auf einander niederſchrieb, und es exiſtirte allein für ihn ſelbſt und ſeine nächſten Vertrauten. Beſonders war er aufmerkſam auf bekannte, in groſſen Wirkungskreiſen ſtehende Männer aller Art, deren Bildungsgeſchichte, Charakter und Geiſteseigenthümlichkeit er zu erforſchen ſuchte, und über die er, wenn ſeine Akten geſchloſſen waren, ſodann mit geübter Urtheilskraft reflektirte. Hätte er dieſes Reiſe- und Lebensbuch bekannt machen wollen, ſo wäre ein ſeltnes Buch mehr in der Welt. Doch ich darf nichts weiter ſagen — um ſo mehr, da ich daraus nur ein hiſtoriſches Stück, das mich in einer gewiſſen Rückſicht, als ich es las, frappirte, und zwar nach einigen Jahren, aus dem Gedächtniſſe zu erzählen habe.

„Ich hatte den Exequien des Kardinals beigewohnt;“ ſo ſchrieb mein Freund. „Die prachtvolle Muſik, das erhabne Trauergepränge und meine Betrachtungen über das lange Leben dieſes charaktervollen Mannes hatten mich feierlich geſtimmt. In ſolchen Stimmungen gehe ich gewöhnlich in den Garten des . . . kloſters in der Vorſtadt; heute mehr als jemals in der Hoffnung, den P. Ignatius anzutreffen. Der Pater war, wie ich vermuthete, ein Vertrauter, und, wie ich gewiß wußte, ein langer Bekannter des Kardinals geweſen; die Art, wie er meinen Fragen nach ſeiner Denkungsart, und meinen Anklagen ſeines hartnäckigen Obſcurantismus ausgewichen, war mir ſchon einige Mal aufgefallen; ich ahnete, daß, wenn er reden wollte, ich etwas Intereſſanteres über den Mann hören würde, als die öffentliche Stimme über ihn zu ſagen hatte. Schon gab ich es auf, den Greis heute anzutreffen, als ich ihn nicht an den gewöhnlichen Plätzen, ſondern in der dunkelſten Laube des Gartens, zunächſt der Mauer, fand, wo er mir einſt einen Theil ſeiner geiſtigen Geſchichte erzählt hatte. Aber wie mußte ich ihn finden! Er ſchien in Meditationen verſenkt, ſein Kopf war herabgeſunken, ſeine Hände auf den Knieen gefaltet. Als ich ſchon lange vor ihm geſtanden hatte, erhob er mit einem tiefen Seufzer ſeine Augen gen Himmel. Eine Thräne zitterte in ihnen. Er erblickte mich. Stumm reichte er mir die Hand, und winkte mir, mich neben ihn auf die Bank zu ſetzen.

„Sie kommen aus den Exequien?" ſagte er endlich, — „ich habe hier meine Nachfeier gehalten."

Werden dem Todten viel ſolcher Thränen fließen? fragte ich ſanft.

„Wenn er Thränen verdiente," antwortete er, „ſo hat der, der ihn kannte, ſchon längſt über ihn ausgeweint. — Wir Greiſe ſind viel früher todt, als man uns die Exequien hält. — Doch dieſe Thräne galt nicht dem Todten; ſie galt dem Schickſal derjenigen, der er ſein Leben geweihet hatte, — der Kirche."

Sollte ſie ſo ſchwach ſeyn, daß ſie in dieſem Erzbiſchof ihre Stütze verlieren konnte?

„Nein, gewiß nicht! (erwiederte er mit Eifer.) Aber in ſeinem Leben ſpiegelte ſich mir das Schickſal der Kirche, nicht das der nächſten Jahrzehende, ſondern der Zeit, wenn der ſchon ausgeſtreute Saame wuchern wird. — Laſſen Sie mich ſchweigen! ſetzte er nach einer Pauſe hinzu; die ängſtlichen Träume eines alten Mannes in der Nähe des Grabes ſind nicht für den, dem die Gegenwart noch gefallen muß."

Ich ehre Ihr Stillſchweigen, ſo wenig fern mir auch Ihre Sorgen ſeyn möchten. Aber Sie haben ſich für Ihre Ruhe ſchon zu lange damit beſchäftigt. —

(Er lächelte wehmüthig vor ſich hin.)

— Sie haben Ergebung gelernt, mein verehrungswürdiger Vater, und ihr frommes Vertrauen wird Ihnen heitre Ausſichten eröffnen. Gewiß iſt auch der Kardinal ruhiger geſtorben, als er vielleicht vor einigen Jahren geſtorben wäre.

„Das iſt er."

Sie kannten ihn?

„Ich war ſein Beichtvater!" —

Dies möchte jede weitere Frage, die mir im Sinne lag, abſchneiden. Ich wußte es nicht; aber ich ahnete eine Verbindung zwiſchen Ihnen beiden; ich ſehnte mich, durch Sie meine Zweifel über den merkwürdigen Mann gelöſ't zu ſehen: denn ich konnte mich nicht begnügen, mit der Welt über ihn zu urtheilen.

„Das ſollen Sie nicht, und zwar um Ihrer, nicht um des Todten und der Welt willen. — Warum ſollten wir uns nicht von ihm unterhalten? Das, was ſein Innerſtes betraf, und wovon in meiner kleinen Zelle (denn dorthin kam er faſt jeden Sonnabend) die Rede war, das iſt für dieſe Welt, ſo gut wie ſein Körper, begraben. Aber ich kannte ihn ja früher, ehe ich ihn geſprochen hatte, und dies iſt mein Eigenthum, wovon ich Ihnen gern etwas mittheile; überdies iſt es vielleicht nur Ihnen unbekannt"

Dies war das Geſpräch — ſo weit ich es hier niederſchreiben will — welches uns auf die Unterhaltungen über Migazzis exoteriſche Geſchichte führte, und welche ich, mit Uebergehung aller Zwiſchengeſpräche und Unterbrechungen, ſo zuſammenziehe.

„Sie werden es kaum glauben," fing der ehrwürdige Ignatius an, „daß die ganze Reihe wichtiger Ereigniſſe und Wirkungen, die ſich an das lange Leben dieſes Mannes knüpfen, an einem gar ſonderbaren, und heut zu Tage faſt lächerlichen Umſtande hängt, an einer — Prophezeiung. Und doch iſt es ſo. Ohne eine Prophezeiung würden Wien, Rom, würde die ganze katholiſche Welt und wir von keinem Kardinal Migazzi ſprechen.

Wie hätte auch, ohne eine ſolche Anregung, ein armer Tyroliſcher Edelmann ſich in eine ſolche Laufbahn wagen können!"

„Es iſt bekannt, daß Migazzi — ſein voller Familiennahme iſt: Graf Migazzi vom Wall und Sonnenthurm — in dem Schoße einer unbegüterten Familie in Tyrol geboren wurde. Die höchſte Anſtrengung, welche dieſe zu ſeiner Bildung machen konnte, war, daß ſie ihn nach Wien ſandte, um dort bei den Jeſuiten Humaniora und Philoſophie zu ſtudieren. Ganz auf die gewöhnliche Weiſe erlernte er dort in den beſtimmten zwei Jahren Logik, Metaphyſik, Ethik, Mathematik und Phyſik, und ſchloß damit ſein Bildungsgeſchäft, um ſich für ſeine übrige Lebenszeit in ſeine vaterländiſchen Gebirge zu begraben, und dort die gewöhnliche Laufbahn eines auf ſeinen Gütern lebenden Edelmannes anzutreten. Vielleicht hätte er nie mehr die Grenzen ſeiner Hufen überſchritten, und wäre, früher oder ſpäter als jetzt, in Dunkelheit geſtorben, wenn ihm nicht auf eben dieſem Heimwege der höhere Ruf zugekommen wäre."

„Als er nehmlich in Grätz von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe ausruhete, hörte er von der großen Frömmigkeit des daſigen Kapuziners, P. Jodocus, die damals in Aller Munde war, und beſchloß, bei dem heiligen Manne ſeine Beichte abzulegen. Die Gewiſſenseröffnungen dieſes jungen Mannes, oder ein beſonderer Trieb des Geiſtes, veranlaßten nach geendigter Beichte den P. Jodocus, den ihm ganz Unbekannten feierlich, und als wär' es ihm von Gott eingegeben, zu verſichern: Er werde in den geiſtlichen Stand treten, und, wenn er auf dem angefangenen Wege des Heils fortwandle, Prieſter, Biſchof, Erzbiſchof und Kardinal werden; ja, es werde nur von ihm abhangen, ſelbſt den päbſtlichen Stuhl zu beſteigen. — Der junge Menſch, der weit davon entfernt war, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, der noch nie an die Möglichkeit dieſer Wahl gedacht hatte, erſchrak über dieſe unerwartete, aber mit der Zuverſicht eines Sehers ausgeſprochne Weiſſagung, hatte jedoch die Beſonnenheit, den frommen Mann zu fragen, ob es ihm erlaubt ſey, dieſe Aeußerungen ſeinen Freunden und Vertrauten mitzutheilen; und hierauf antwortete ihm jener: was er ihm auf göttlichen Antrieb offenbart habe, wolle er nicht geheim gehalten wiſſen."

„Der junge Graf ſetzte ſeine Reiſe fort, und erzählte die erhaltene Prophezeiung mehreren ſeiner Freunde, als eine Sonderbarkeit, ohne irgend ein Gewicht darauf zu legen. Sie mußte ihm, wie ſeinen Freunden, unter den gegenwärtigen Umſtänden nur lächerlich vorkommen; aber trotz dieſer erſcheinenden Lächerlichkeit, war ſie doch nicht gemacht, vergeſſen zu werden."

„Unter den wenig glänzenden Ausſichten, die ſich ihm in ſeinem Vaterlande eröffneten, erzeugte ſich bald ein Mißverhältniß zwiſchen ſeinen äußeren Umſtänden, und dem inneren Gefühl ſeiner aufſtrebenden Kraft, das ſeine Wünſche über den nächſten Geſichtskreis hinaustrieb. Seine, Berge wurden ihm zu enge; er ward mißvergnügt mit ſeinem Schickſal, und die Sehnſucht nach einem höheren Standpunkte erwachte in ſeiner Seele. Wer kann berechnen, wie viel jene merkwürdige Prophezeiung dazu beigetragen habe, dieſe Unzufriedenheit zu erzeugen und zu nähren; oder wie viel ſie auf die Wünſche und Hoffnungen ſeiner Verwandten gewirkt, dieſen talentvollen und ſchönen jungen Mann zur Stütze der Familie erhoben zu ſehen! Genug, der Graf Migazzi verließ zum zweiten Male ſein Vaterland, und ging in den Mittelpunkt der Monarchie, mit dem Wunſche, vielleicht mit der Zuverſicht, dort ſein Glück zu machen."

„Auf welchem Wege? — Wenn es ihm auch ſeine Armuth erlaubt hätte, den koſtſpieligen und weitläufigen Weg zu bürgerlichen oder militäriſchen Ehrenſtellen einzuſchlagen, ſo würde ihm doch die ihn ganz natürlich immer begleitende Prophezeiung keine andere Wahl, als die der Kirche, verſtattet haben. Nachdem er einmal, wider alles Vermuthen, aus dem beſchränkten Kreiſe ſeines Vaterlandes auf den großen Schauplatz der Hauptſtadt verſetzt war, konnte — ſeine Eitelkeit oder ſeine Frömmigkeit, ſich eines Glaubens an die Weiſſagung des Grätzer-Prieſters faſt nicht erwehren; und, um ihrer Erfüllung auch an ſeiner Seite die Hände zu bieten, wählte er mit Beſtimmtheit den geiſtlichen Stand."

„Er ließ ſich zum Klerikus der Wiener Diöces aufnehmen, ſtudierte im Alumnate die Theologie, erhielt, nach vollendeten Studien, die Weihen bis zu der des Prieſters, und lebte dann außer dem Alumnate, als ein gewöhnlicher Meßprieſter, in dem Hauſe ſeines vom Glücke begünſtigten Freundes von Birkenſtock.

„Dieſer Umſtand war entſcheidend in Migazzi's Leben. Herr von Birkenſtock genoß und verdiente die Gnade und das Vertrauen der Kaiſerin Maria Thereſia. Als dieſe für einen beſtimmten Fall einen außerordentlichen Geſandten nach Spanien ſenden wollte, rieth Herr von Birkenſtock, gerade zu dieſem Zweck und in dieſes Land, nicht einen gewöhnlichen Diplomatiker, ſondern einen Geiſtlichen zu wählen, der, bei einer vornehmen Geburt, mit Talenten und Kenntniſſen zugleich eine ausgezeichnete Gewandtheit in Geſchäften und, wo möglich, ein gefälliges, imponirendes Aeußere verbände. Der Kaiſerin gefiel dieſe Idee, und ſie fragte ihn, ob er den Mann dazu wohl finden könne. — „Er ſey in ſeinem jungen Freunde, dem Prieſter Grafen Migazzi, gefunden," erwiederte er, und ſtellte dieſen der Monarchin vor, die ſeine Wahl beſtätigte. Neben ſeinen Inſtruktionen, erhielt er zugleich die Ernennung zum Canonicus infulatus des Erzſtiftes von Wien. Nun hatte er ſeinen ausgezeichneten Weg mit Auszeichnung angetreten. Auf ſeiner Miſſion fand er Gelegenheit, ſeine Talente zu entwickeln, ſie geltend zu machen und ſich ſogar Verdienſte und Anſprüche zu erwerben. Er that es, gleich dem geübteſten Geſchäftsmanne, und richtete ſeine Aufträge zur größten Zufriedenheit der Kaiſerin, ja ſelbſt des Spaniſchen Hofes, aus. Seine Geſandtſchaft war geendigt, und ſein Glück gegründet."

„Indeſſen war nehmlich der Biſchof von Waitzen in Ungarn geſtorben, und hatte ſein Bisthum ſo verſchuldet hinterlaſſen, daß ſelbſt die Einkünfte von den annis regiis zu Bezahlung der beträchtlichen Summen nicht hingereicht hätten*). Dieſer Umſtand ward abermals für Migazzi entſcheidend; denn während der Sorgen, wie dieſem Bisthum zu helfen ſey, bekam die Freundſchaft aufs neue Gelegenheit, thätig zu werden. „Man ſolle einen armen und genügſamen Geiſtlichen dazu ernennen," ſo war Birkenſtocks Vorſchlag, „der mit dem geringeren Theile der biſchöflichen Einkünfte haushalte, und den größeren zur Bezahlung der Schulden verwende." Er ſchlug, als der Kaiſerin ſein Vorſchlag einleuchtete, abermals den von ſeiner glücklichen Geſandtſchaft ſo eben zurückgekehrten Kanonikus Migazzi vor. — Die Kaiſerin ernannte ihn auf der Stelle zum Biſchofe von Waitzen, jedoch, da dies Bisthum, bei jener einſchränkenden Clauſel, nicht eine hinreichende Belohnung ſeiner Verdienſte ſchien, mit dem Zuſatz, daß er nur nach Waitzen gehe, um dies Bisthum einſt mit dem Erzbisthum von Wien, welches bis jetzt noch der ehrwürdige Greis Trautſon bekleidete, zugleich zu beſitzen."

„Nun trat die ſo wunderbar in Erfüllung gehende Prophezeiung aufs neue lebhaft vor ſeine Seele; und ſo wie einſt der junge Student Migazzi zu dem P. Jodocus gekommen war, ſo reiſte jetzt der Biſchof und deſignirte Erzbiſchof nach Grätz, um, vor dem Antritte ſeiner Diöces, dem Manne, der einen ſo großen Antheil an ſeinem Leben hatte, abermals zu beichten und deſſen Ausſprüche über ſich zu vernehmen. Prieſter — Biſchof — künftiger Erzbiſchof, dieſer Theil der Weiſſagung war erfüllt. Noch fehlte der Kardinal, ja, wenn er ſelbſt wolle, der Pabſt; und dies war, gegen den erſteren, wohl der leichter erfüllbare Theil. Mit Freude ſah der fromme Mann ihn, der ihm ſelbſt ſo merkwürdig geworden war, aufs neue vor ſeinem Beichtſtuhl, und mit Zuverſicht verſicherte er ihn, abermals unter der hinzugefügten Bedingung: wenn er ſo fortwandle auf dem Wege des Heils, von der völligen Erfüllung ſeiner Vorherſagung, an der er ſelbſt nie einen Augenblick gezweifelt hatte.“

---

*) Der Kaiſer, oder hier der König von Ungarn, hat das Recht, ein erledigtes Bisthum durch einige Jahre unbeſetzt zu laſſen, und über die Einkünfte zu disponiren; dieſe Jahre heißen die königlichen (anni regii).

D. Einſ.

„Von dem Segen des frommen Greiſes begleitet, den er nun nicht mehr wiederſah, ging M. in ſein Bisthum, wo er ſeinen Auftrag, durch Wirthſchaftlichkeit die Schulden deſſelben zu bezahlen, gewiſſenhaft, wie ſeine übrigen oberhirtlichen Pflichten, erfüllte, bis der Erzbiſchof und Kardinal Trautſon ſtarb, und er an deſſen Stelle rückte.

„Er hätte nun ſein Bisthum Waitzen aufgeben müſſen; denn nach der Bulle Johanns XXII. von 1317 und dem Tridentiniſchen Concilium ſoll kein Prieſter zwei Beneficien auf einmal beſitzen: aber theils zum Beſten des Waitzner Bisthums ſelbſt, theils zur Belohnung ſeiner treuen Verwaltung deſſelben, bewarb ſich Maria Thereſia in Rom um die päbſtliche Erlaubniß, daß der neue Erzbiſchof es beibehalten dürfe; und Clemens XIII. ertheilte ihm die Dispenſation.'

„Seine Wirkſamkeit als Erzbiſchof iſt allgemein bekannt; ſein Leben war öffentlich und liegt der Beurtheilung offen da. Seine Frömmigkeit, ſein kluger Sinn, die vortrefflichen Einrichtungen, die er im erzbiſchöflichen Alumnat machte, die ſtrenge Zucht, mit der er auf Anſtand, Ordnung und Sittlichkeit bei dem Klerus ſeiner Diöces hielt, die ausgezeichnete Sittlichkeit, mit der er ſelbſt lebte, und die treue Erfüllung aller ſeiner Amtspflichten, machten ſeinen Nahmen achtungswerth, und erwarben und erhielten ihm die Gnade der Kaiſerin, ob er gleich kein Jeſuitenfreund war." —

„Sie ſtutzen," unterbrach ſich hier P. Ignatius, „dieſen Beiſatz bei dem Namen Migazzi zu hören; und doch iſt es nicht anders. Migazzi war ehemals kein Freund der Jeſuiten; er warnte ſogar öffentlich durch einen Hirtenbrief gegen die Lieblingslehre derſelben vom Probabilismus, und bewog die Kaiſerin, dieſen auf allen kaiſerlichen Schulen, Klöſtern und Univerſitäten, als eine verderbliche Lehre zu verbieten."

„Sie wiſſen nehmlich," fuhr er auf meine Frage fort „daß die gewöhnliche Lehre unſrer Moraltheologen die iſt: daß ich, bei Zweifeln meines Gewiſſens, ob ich eine Handlung thun dürfe, oder unterlaſſen müſſe, nach der Regel, in dubio tutior pars est eligenda, das für mein Gewiſſen Sicherere, die Unterlaſſung, wählen ſolle; — und

Sie werden fühlen, daß Schrift und Vernunft dieſen Ausſpruch beſiegeln. Dagegen aber lehren die Jeſuiten, die leider oft einer laxeren Moral bedurften: daß ich in einem ſolchen Zweifel gegen mein Gewiſſen, welches mir die ſichrere Wahl aufdringt, dennoch nach der entgegengeſetzten, bloß probablen Meinung handeln dürfe, wenn für dieſe Meinung, als eine erlaubte, ſich auch nur Ein oder zwei Moraltheologen erklärt hätten. — Sie ſehen, wie durch dieſe Lehre das Gewiſſen der Gläubigen manchen Ausſprüchen jeſuitiſcher Moraliſten unterworfen wird, und wie ſehr der Erzbiſchof Urſache hatte, gegen ſie, als eine verderbliche Lehre, aufzutreten. — Doch wir kehren vielleicht noch zu dieſer Materie zurück."

„Eine neue Auszeichnung, die höchſte Würde, die er wirklich erreichte, traf ihn nun. Drei Erzbiſchöfe von Wien hinter einander waren Kardinäle geweſen: der rothe Hut ſchien zu dem äußern Glanze der Wiener Kirche und in das Gewicht derſelben bei der römiſchen Curie zu gehören; Maria Thereſia verlangte ihn daher auch für ihren neuen Erzbiſchof, und Clemens XIII. ernannte dieſen zum Kardinal-Presbyter."

„Bei dem Tode dieſes Pabſtes hatte er die erſten Geſchäfte als Kardinal: er reiſte zum Conclave nach Rom. Wer dort gewählt wurde, und von welchen Folgen dieſe Wahl war, iſt in unſern Tagen noch in friſchem Andenken. Daß Migazzi, mit aller ſeiner Kraft die Parthei derer unterſtützte, die, gleich ihm, Jeſuitenfeinde waren, und für Ganganelli ſtimmte, von dem man die Aufhebung des Ordens mit Gewißheit erwartete, und daß ſein Einfluß als Kron-Kardinal von entſcheidendem Gewicht war, iſt vielleicht weniger bekannt, oder vergeſſen.“

„Clemens XIV. war Pabſt, und für die Jeſuiten ſchlug die letzte Stunde, welche dieſe Väter und ihre Freunde bis jetzt ſo gefliſſentlich überhört haben. Migazzi war nicht nur ihr erklärter Gegner, und als ſolcher ſchon ſeit ſeinem Hirtenbriefe gegen den Probabilismus bekannt, ſondern auch, wie es ſich faſt von ſelbſt verſteht, und wie es durch ſeinen Charakter und ſeine Geſinnung wahrſcheinlich iſt, ein Freund der Janſeniſten, ob er ſich gleich nicht öffentlich für ihre Parthei erklärte. Ja, man erzählt, und alle Janſeniſten behaupten es einſtimmig, daß er es war, der, auf Anſuchen des Utrechter Biſchofs und der janſeniſtiſchen Kirche zu Utrecht, vermittelſt der Kaiſerin, den Pabſt Clemens XIV. dazu bewog, dem Utrechter Biſchof die Communion zu ſenden.“

„Ich glaube wohl, daß dies Ihnen, wie Allen, welche die Geſchichte der Kirche nicht näher kennen, unverſtändlich ſeyn muß, und ich will Ihnen gern einige Worte über eine Parthei ſagen, die ihre Ueberzeugungen, ſelbſt gegen Bullen und Dekrete, durch Jahrhunderte vertheidigt, und durch Gelehrſamkeit, Genie und Frömmigkeit bisher alle Beſſeren für ſich gewonnen hat, — wenigſtens ſo viel, als Sie bedürfen, um dieſen Punkt im Leben des Kardinals vollkommen zu verſtehen.“

„Laſſen Sie mich die früheren Streitigkeiten über die fünf berüchtigten Propoſitionen des Janſenius, welche die

Jeſuiten — hier unter dem Partheinahmen der Moliniſten — nebſt der Auguſtiniſchen Lehre von der Gnade, durchaus verdammt wiſſen wollten, — da ſie zu unſerm Zwecke nichts beitragen, mit Stillſchweigen übergehen. Genug, die Päbſte hatten, des endloſen Streites müde, durch verſchiedne Bullen ein ewiges Stillſchweigen befohlen, und dadurch den Jeſuiten dieſen Vorwand zur Verfolgung abgeſchnitten. Sie fanden bald einen andern, und griffen die Janſeniſten (daß ich ſo ſage) von Seiten ihrer kirchlichen Praxis an."

„Urtheilen Sie aus folgenden Lehren über den Geiſt der kirchlichen Parthei, die man gewöhnlich unter dem Nahmen der Janſeniſten begreift. Den Befehlen der weltlichen Fürſten und Regenten, ſo lehrten ſie, muß man unbedingt gehorchen, die Verordnungen der Biſchöfe aber und die Bullen der Päbſte secundum rationem prüfen; denn man muß, ſo ſetzten ſie hier ausdrücklich hinzu, Gott mehr gehorchen, als den Menſchen. Die Jeſuiten geboten das Gegentheil, und jener Ausſpruch der Bibel erhielt bei ihnen faſt die Auslegung: man müſſe den geiſtlichen Obern mehr, als weltlicher Macht, gehorchen. — Kein Sünder, der in einer Gewohnheitsſünde beharrt, lehrten ſie ferner, kann, ohne unzweideutige Zeichen der Beſſerung, vom Prieſter gültig abſolvirt werden. Auch hierin erlaubten die Moliniſten das Gegentheil. — Selbſt bei der Beichte iſt zur Vergebung der Sünden die Attrition (Reue aus Furcht der Strafe) nicht hinreichend, ſondern es wird dazu die Contrition (Reue aus reiner und uneigennütziger Liebe zu Gott, und der daraus erfolgende Abſcheu vor der Sünde) unnachläßlich erfordert. Die Jeſuiten begnügten ſich mit jener, und lehrten, daß das Uebrige vom Sakramente ſupplirt werde. — Selbſt die öftere Wiederholung der Communion hielten ſie, wegen des hohen Grades der Liebe, den ſie erfordert, und der nicht gewöhnlich, außer bei einem contemplativen Leben, vorauszuſetzen ſey, für ſchädlich: dagegen drangen ſie auf genauen und gründlichen Unterricht des Volks in der Glaubens- und Sittenlehre, wollten, daß die ganze Meſſe, auch der ſonſt immer ſtill geleſene Canon Missae, laut und in der Landesſprache geſprochen werde (wie ſie es auch waren, die zuerſt dem Volke eine wörtliche Ueberſetzung der Meſſe in die Hände gaben, auch die ganze Liturgie in der Landesſprache mittheilten); wollten, daß die Mönche, deren Lebensart ſie durchaus für verderbt hielten, zu ihrer alten und urſprünglichen Beſtimmung zurückkehren und arbeiten ſollten. Ueberhaupt aber drangen ſie nicht nur auf eine außerordentliche Strenge in den äußeren Sitten, beſonders bei Geiſtlichen, ſondern ſie übten ſie auch an ſich ſelbſt aus. Ernſt und Strenge, echte Frömmigkeit, Neigung zum Myſticismus, Zurückführung der Religioſität auf Vereinigung mit Gott durch die ſeligſte Liebe, charakteriſirten den Geiſt der Janſeniſten und ihrer Lehre eben ſo, wie Laxität, Benutzung der Religion zu irdiſchen Zwecken, und Zurückführung der Religioſität auf einen kalten und klugen Dienſt ihre Gegner bezeichnen möchte. Dieſe kämpften durch Jahrhunderte gegen ſie durch Dialektik und Sophismen, und, wo dieſe nicht hinreichten, durch die Befehle und Gewaltſtreiche der Fürſten, Biſchöfe und Päbſte; jene ſetzten ihnen ihre lebendige Ueberzeugung und einen unerſchütterlichen Glaubensmuth entgegen. — Wollen Sie noch zweifeln, auf welcher Seite Gelehrſamkeit und wahres Genie geweſen ſey, ſo denken Sie an die Geiſtlichen von Port Royal, und unter dieſen an Pascal."

„Ueber das janſeniſtiſche Bisthum zu Utrecht endlich, welches in der Geſchichte der Kirche einzig und höchſt merkwürdig daſteht, nur die kurze Nachricht, daß der berühmte Janſeniſt Anton Arnauld, der 1679 nach den Niederlanden floh, dort dieſer Lehre viele Anhänger erwarb, eine Kirche ſtiftete, auch es dahin brachte, daß Johann Neergaßel, Biſchof von Caſtorie, und Peter Codde, Erzbiſchof von Sebaſte, (beide in partibus infidelium) nicht nur mit einem großen Theile der Niederländiſchen Katholiken die Lehre des Janſenius annahmen, ſondern auch das Bisthum dergeſtalt gründeten, daß, weil jeder Biſchof von drei Biſchöfen geweihet werden muß, ſie als die erſten den Biſchof Varlet weiheten, damit es der Kirche, auch ohne äußere Unterſtützung, nie an einer rechtmäßigen Folge von Biſchöfen fehlen möge. Noch beſteht bis auf den heutigen Tag, in unveränderter Reinheit und Frömmigkeit, dieſes iſolirte Bisthum*), und ihm bewirkte, nach der weitverbreiteten Sage, Migazzi von Clemens XIV. Gemeinſchaft und Anerkennung durch Ueberſendung der geweihten Hoſtie."

---

*) In wie fern die Revolution auf die Exiſtenz dieſes Bisthums Einfluß gehabt haben möge, iſt mir unbekannt geblieben. d. Einſ.

„Aber noch weit beſtimmter handelte Migazzi gegen die unverſöhnlichen Feinde der Janſeniſten, als von ihrer Aufhebung in den Oeſterreichiſchen Staaten die Rede war. Schon waren ſie aus Frankreich verjagt; ſchon war die Aufhebungsbulle in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit publicirt; ſchon hatten früher oder ſpäter alle Staaten die Bulle angenommen, den Orden für aufgehoben erklärt und ſeine Güter eingezogen: als Maria Thereſia immer noch zögerte, in die Vernichtung eines Ordens zu willigen, den ſie in ihren Beichtvätern achtete. Sowohl der Pabſt, als der Kardinal fürchteten alles von der Vorliebe, ja von dem Gewiſſen der frommen Kaiſerin, und boten alle Gründe auf, welche ſowohl die Religion als die Geſchichte an die Hand gaben, die Kaiſerin zur Einwilligung zu bewegen. Vergebens! — Auch die Jeſuiten hatten ritterlich für ihre Exiſtenz gekämpft, und ſchon feierten ſie, im Vertrauen auf das Herz der großen Kaiſerin, ſtille Triumphe: als ſich der Pabſt genöthigt ſah, zu dem letzten Mittel zu greifen, das er zum gewiſſen Sturz der Jeſuiten in den Händen hatte. Ein verſiegeltes Paket kam von dem Pabſte an den Kardinal, mit dem Auftrage, es eigenhändig und geheim der Kaiſerin zu überreichen. Er that es noch an demſelben Abend, an welchem er es erhalten hatte, und am folgenden Tage befahl Maria Thereſia die Aufhebung der Jeſuiten in allen ihren Staaten, mit einer Beſtimmtheit und in einem Umfange, wie ſie nur in irgend einem Staate waren aufgehoben worden. — Das Paket enthielt wörtlich und mit einer fürchterlichen Ausführlichkeit und Genauigkeit, alle Beichten, die ſie ihrem jeſuitiſchen Beichtvater abgelegt und die man im Archive des Generals zu Rom gefunden hatte."

„Der bald darauf erfolgte Tod des Pabſtes Clemens XIV. rief den Kardinal abermals in das Conclave. Hier ſollte nun der letzte Theil der Prophezeiung, nach welchem ſich ihm ſelbſt der päbſtliche Thron, wenn er es wollte, öffnen würde, in Erfüllung gehen."

„Der Anſchein dazu war ſehr gering; denn, anſtatt ihm Huldigungen zu erweiſen, machte ihm ein großer Theil der Kardinäle lebhafte Vorwürfe über ſeine feindſelige Geſinnung gegen die Jeſuiten, und ſeine Neigung zu den Janſeniſten. Aber bald nahm das Wahlgeſchäft, da die Verſchiedenheit der Meinungen und Partheien ſich durchaus nicht über Einen Gegenſtand vereinigen konnte, die für ihn ſo unerwartete, als ſchmeichelhafte Wendung, daß das Collegium der Kardinäle in ihn *compromittirte*, d. i. zu der Art von Wahl ſchritt, nach welcher durch allgemeines Uebereinkommen die Ernennung des Pabſtes Einem übertragen wird. Nun konnte Migazzi, als Compromissarius, jeden der Kardinäle, ſonach auch *ſich ſelbſt* (wie es in der Geſchichte des Römiſchen Stuhles, z. B. bei Johannes XXII., nicht ohne Beiſpiel war), *zum Pabſte nennen* (dies iſt der Terminus solemnis); nun war es endlich dahin gekommen, daß es, wie einſt Jodocus ſagte, in ſeinem Willen ſtand, ob er den päbſtlichen Thron beſteigen wollte. Er freuete ſich dieſes Gefühls und dieſer Erfüllung, und erwiederte das Vertrauen der Kardinäle durch Nennung — Pius des Sechsten.“

„Der Kardinal reiſte in ſeine Diöces zurück, und blieb ſeinen theologiſchen Geſinnungen treu, begünſtigte die Exjeſuiten nicht, und hielt ſie, ſo viel als möglich, von ſeiner Perſon entfernt. Dies ſo lange, bis Maria Thereſia ſtarb, und Joſeph II. die Allein-Regierung und ſeine Reformation begann.“

„Joſeph II. war von einem Kreiſe aufgeklärter und in alle ſeine Plane eingehender Männer umgeben: Eybel, Rautenſtrauch, van Swieten, Lacey, von Kröſſel u. a. waren ſeine Rathgeber und Mitarbeiter. Der Kardinal ward weder zur Theilnahme aufgefordert, noch auch nur als Rathgeber geehrt: vielleicht, weil zufällig alle jene Männer mit Migazzi entweder in gar keinem oder doch nur in einem ſehr entfernten Verhältniſſe ſtanden und ſonach ſeiner weniger gedachten; vielleicht, weil ſie oder der Kaiſer ſelbſt mißtrauiſch gegen ihn waren und dort Widerſpruch fürchteten, wo ſie kein Umfaſſen der neuen Plane erwarteten. — Nun ſtellte ſich der Kardinal-Erzbiſchof an die Spitze der Gegenparthei; von nun an fing er an, Exjeſuiten um ſich zu ſammeln, ſie auf alle Art zu begünſtigen, und alles, was im Verdachte des Janſenismus ſtand, zu verfolgen; von nun an war, bis an das Ende des Kaiſers, der einzige Zweck ſeiner ganzen Thätigkeit: ein Entgegenwirken gegen die neue

Ordnung der Dinge, und gegen die Abſichten des Monarchen.“

„Das klingt hart, ſehr hart; denn es lautet wie eine Anklage gegen den Charakter des Mannes. Sein Leben unter Joſeph II. ſcheint gegen ſein Leben unter Maria Thereſia in einen ſchneidenden Kontraſt zu treten. Das Faktum iſt unläugbar: die Art, es zu erklären und ſeine Gründe zu denken, iſt verſchieden; doch richten dieſe, nicht Thaten. — Er fühlte ſich gekränkt, zurückgeſetzt, durch Mißtrauen beleidigt, kann man ſagen; was Wunder, wenn der erſte Geiſtliche in der Monarchie gegen geiſtliche Anordnungen kämpft, bei denen er keine Stimme that! — Wie mancher Ehrgeitzige, der ſich an ſeine Stelle ſetzte, würde in der, doch wohl unverdienten Behandlung, die er erfuhr, die vollgültige Entſchuldigung ſeines Verfahrens finden! Aber ziemt eine verbrecheriſche Eitelkeit dem Mann, der, auf einem hohen Standpunkte, nur den Eingebungen ſeines Gewiſſens folgen, das Gute, es geſchehe durch ihn oder durch Andere, willig fördern, nicht aus frevelhaftem Eigenſinn hemmen und zerſtören ſoll? — Sey es, daß die erſte Zurückſetzung ihn kränkte — denn der Kardinal bleibt ein Menſch —: Er war nicht lange zu überſehen; und wen würde der Kaiſer lieber zu ſeinem Gehülfen genommen haben, als den, der ſeinen Schritten die beſte Sanction geben konnte? — Aber, und das iſt die große Frage, wollte und konnte er dieſer Gehülfe ſeyn, und dieſe Sanction ertheilen?“

„Man könnte ſagen, und es ſehr leicht erklärbar finden, dem, daß der Repräſentant der Kirche und des Pabſtes in der Oeſterreichiſchen Monarchie, nicht leicht, ohne pflicht- und gewiſſenlos zu handeln, die Hände zu Veränderungen bieten konnte, die dem Anſehen des Pabſtes und dem Wohl der Kirche nur zu gefährlich waren. — Aber wäre es eine Entſchuldigung für den Mann der Religion und des Gewiſſens, wenn er, im Gegenſatz der Autorität des Pabſtes, der äußeren Vortheile der Kirche, und der Beförderung wahrer Religion und Aufklärung, blind die Parthei der Autorität ergreifen, und gegen ſeine beſſere Ueberzeugung nur die Römiſchen Befehle und Inſtigationen zur Richtſchnur ſeines Handelns wählen wollte? Kann wohl ein Mann auf ſeinem Poſten, die ganze Macht des Kaiſerthums und den beſtimmten Willen des ſeine Macht fühlenden Monarchen im Rücken, von Rom aus, in unſern Tagen, ſo gedrängt werden, daß er, nicht vor dem nahen Gewaltigen, ſondern vor dem entfernten Schwächeren zittere, und aus Gehorſam gegen einen geiſtlichen und eigennützigen Gebieter ſich auflehne gegen den mächtigſten Monarchen der Chriſtenheit, der nichts als Aufklärung, Geiſtesfreiheit, reine Gottesverehrung und das Wohl ſeiner Völker will?“

„Nur in dem Falle, daß man glaubte, die Reformationen Josephs II., die gewiß in einem warmen, das Gute wollenden Herzen entſprangen, ſeyen nicht immer von einem hellen, weit überſchauenden und das Ganze berechnenden Verſtande geleitet geweſen; die Angriffe auf das, was den Menſchen durch Jahrhunderte und erhabne

Autoritäten geheiligt iſt, können nie zum Wohl der Menſchheit gedeihen: theils weil man den Menſchen leicht etwas nehmen, ſchwer aber etwas Genügendes wiedergeben kann; theils, weil der einmal zum Einreißen angeführte Menſch nicht leicht ein Ziel des Niederreißens findet und mit dem Unheiligen das Heilige ſelbſt zu Boden tritt; theils, weil der klügelnde und zum Vorwitz geneigte Menſch Schranken bedarf, um in Demuth innerhalb derſelben den Bau des Unendlichen anzufangen. In dem Falle, ſage ich, daß man meinte, jene raſchen Vorſchritte wären, vielleicht zuweilen im Einzelnen, nit aber im Ganzen und nach ihrer unaufhaltſamen Wirkung auf Irreligioſität, zu billigen geweſen; jeder ernſte, das Wohl der Menſchheit in der Tiefe eines liebenden Gemüths erwägende, nicht von den Sirenenſtimmen einer einſeitigen und engherzigen Gelehrſamkeit oder dem Schwindel einer zerſtörenden Aufklärung ergriffene Mann, hätte die Pflicht gehabt, ſich ihren verheerenden Wirkungen zu widerſetzen; daß man dieſe Pflicht zehnfach dem auflegen müßte, der in ſeinem langen ganz dieſer Sache gewidmeten Leben, dies klärer als alle Uebrigen einſähe und auf ſeinem Poſten gerade dazu berufen wäre, dieſes Verderben von den ihm anvertrauten Seelen und der Menſchheit abzuwenden: würde man allerdings in dem ſtandhaften Verfahren des Kardinals ſeine Rechtfertigung ſehen; ja der, welcher nur meinte, daß Migazzi jenes alles nur geglaubt, wenn auch irrig geglaubt, daß er wenigſtens, ohne gerade alle neuere Verfügungen an ſich zu mißbilligen, gemeint hätte, Einer müſſe ſich den Neuerungen widerſetzen, damit wenigſtens Ein Damm wäre und das Ueberreißen nicht endlos würde, daß dieſer Eine, Kraft ſeines Amtes und ſeiner Pflicht, Er ſeyn und Er dieſe ſaure Rolle, mit Aufopferung aller zeitlichen Vortheile, der Ruhe ſeines Lebens, der Gnade ſeines Monarchen und der Ehre bei allen Wohlwollenden und Aufgeklärten, übernehmen und durchführen müſſe — würde vielleicht darin ſeine Würde und ſeine Größe finden."

„Aber mußte er deshalb diejenigen, deren ſtandhafter und weiſer Gegner er durch ſein ganzes Leben geweſen war, mußte er die Jeſuiten begünſtigen und die frömmſten und ſanfteſten Männer, weil ſie Janſeniſten waren, d. i. Bekenner einer Parthei, der er durch Herz und Kopf angehörte, auf einmal verfolgen?" Wie hätte doch der kluge Kardinal die wahre Religioſität, wie der fromme und ſtrenge Erzbiſchof den religiöſen Rigorismus verdammen können, wenn der Janſenismus nicht eine Lehre gepredigt hätte, die in dieſen Zeiten offenbar gefährlich war! — Angenommen, daß das, was ich oben von möglichen, tiefer liegenden Gründen ſeines unter veränderten Zeitumſtänden veränderten Verfahrens und Denkens ſagte, gegründet ſey: — konnte er wohl einer Parthei anhangen, welche lehrte: dem weltlichen Fürſten müſſe man blind gehorchen, die Ausſprüche des Pabſtes und der Biſchöfe aber secundum rationem prüfen? In welchen unauflöslichen Widerſpruch wäre er dann gerathen! Wie hätte er, als erklärter Janſeniſt oder

Janſeniſtenfreund eine Oppoſition bilden können, die ihm ſein Gewiſſen zur ſchweren aber heiligen Pflicht machte! War dies aber der Fall, ſo mußte er ganz natürlich die um ſich verſammeln, die wenigſtens in dieſem Punkte mit ihm Eines Sinnes waren und die er zu Stützen ſeiner wohlthätigen Abſichten nicht entbehren konnte, wenn er auch nicht anfing, ſie und ihren Geiſt zu lieben. Eben ſo wenig aber konnte er aufhören, jene Parthei in ſeinem Herzen zu achten, wenn er auch viele ihrer Glieder, welche eben die rüſtigſten Werkzeuge der einbrechenden Reformation waren, und die, als ſolche, Schutz genug hatten, den liebenswürdigen Blarer, den aufgeklärten de Terme, den rechtſchaffenen Spendon, den braven Vitola u. a. nicht ferner begünſtigte, oder ſich gar als ihren Gegner zeigte."

„Was ſoll ich Ihnen noch von dem Verewigten ſagen? Sein Name wird außer den Jahrbüchern des Erzbiſthums bald vergeſſen ſeyn; aber, ich hoffe es, die ſtillen Wirkungen ſeines Lebens werden länger dauern. — Soll ich Ihnen noch ſagen, daß er ein gelehrter Mann war? daß er mehr theologiſche Kentniſſe und wiſſenſchaftliche Lectüre hatte, als gewöhnlich unſre Deutſchen Biſchöfe beſitzen? daß er fromm und wohlthätig und dergleichen war? Dies alles können Sie von denen hören, die ihn aus längeren Geſprächen kannten, oder von den Armen, die er reichlich unterſtützte, oder von denen, die ſeinen eben nicht beträchtlichen Nachlaß unterſuchen. Was ich Ihnen Neues und Beſonderes von dem Verewigten ſagen könnte, werden Sie von mir nicht zu hören erwarten."

V.

Gemälde von dem Königreiche Portugal *).

Eine Probe aus J. G. Schummels kleiner Welt-Statiſtik.

Portugal iſt von der Natur nicht beſtimmt, ein eignes Reich zu ſeyn. Sie bildete durch die Pyrenäen eine Halbinſel, die ein gerundetes, durch keine Scheidewand getrenntes Ganzes ausmacht, und Spanien und Portugal zugleich umfaßt. Auch war dieſes, von den älteſten Zeiten an bis noch zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, ein Stück von Spanien, und theilte mit ihm die gleichen Schickſale, insbeſondre die Unterjochung fremder Völker, der Römer, der Gothen und der Araber. Die Schlacht

---

*) Man hat ſchon lange kleine Weltgeſchichten, aber noch keine kleine Welt-Statiſtik. Es war ein glücklicher Gedanke des Herrn Prorectors und Profeſſors Schummel in Breslau, eine ſolche zu ſchreiben, da er durch den Reichthum ſeiner Kenntniſſe und die Klarheit ſeiner Darſtellungsgabe vor allen Statiſtikern und Pädagogen beſondren Beruf dazu hat. Dieſe kleine Welt-Statiſtik, welche in der nächſten Oſtermeſſe herauskommt, wird ſowohl von den Freunden einer belehrenden Unterhaltung, als in den Schulen, für die ſie ein ſchon längſt gefühltes Bedürfniß iſt, mit verdientem Beifalle und Dank aufgenommen werden. F.

bei Xeres (711) bedrohte die ganze Halbinſel mit Knechtſchaft, oder dem Koran. Zum Glück rettete ſich ein Ueberreſt der geſchlagenen Weſtgothen in die Gebirge, und behauptete ſich dort, unter Anführung des tapfern Pelayo, nicht bloß gegen die Uebermacht der Araber, ſondern ward auch allmählich der angreifende Theil. Langſam und Schritt für Schritt eroberte man das Verlorne wieder; und ſo entſtanden die kleinen Staaten Aſturien und Leon, Barcellona, Navarra und Kaſtillien. Das letztere, durch Heirath mit Leon verbunden, bemächtigte ſich, unter Ferdinand dem Großen und ſeinem Feld- und Theater-Helden Cid, des größten Theils von Portugal. Ferdinands Sohn, Alfons IV., hatte an ſeinem Hofe einen Franzöſiſchen Ritter, Heinrich von Burgund, aus dem Königlichen Geblüte Hugo Kapets. Dieſer ließ ſich im Jahre 1109 herab, eine natürliche Tochter ſeines Fürſten zu heirathen, und erhielt zum Brautſchatze die Provinz Entre Minho e Duro erb- und eigenthümlich, mit dem Beiſatze, alles zu behalten, was er von den Arabern erkämpfen würde. Das war der Grundſtein von Portugals Selbſtſtändigkeit. Heinrich lieferte den Moslems 17 Schlachten, und ſein Sohn, Alfons I., trat treulich in ſeine Fußſtapfen, wie ſchon ſein Beinahme el Conquistador lehrt. Er gewann 1139 die, mit Wundern durchwebte Schlacht bei Ourique, erweiterte ſein Reich bis an Algarbien, ließ ſich vom Pabſte für einen jährlichen Canon von 2 Mark Goldes den Königstitel geben, und der Widerſpruch Kaſtiliens mußte aus Furcht vor dem Römiſchen Bannſtrahle verſtummen. So war nun Portugal ein unabhängiger Staat, und zählte von Alfons I. bis zu Johann I. bereits den zehnten König: doch immer würde es klein und unbedeutend geblieben ſeyn, wäre nicht im Anfange des 15ten Jahrhunderts ein Sohn dieſes Königs, der bloß appanagirte, aber von der Natur königlich ausgeſtattete Prinz, Heinrich, aufgeſtanden. Dieſer hatte 1415 Ceuta erobern helfen, und hier von Arabiſchen Kaufleuten viel Neues und Anziehendes von dem innern Afrika, von dem goldreichen Guinea ꝛc. vernommen. Seine Seele entbrannte von der Begierde neue Länder zu entdecken, und er ſchickte 1418 auf ſeine Koſten die erſten Seefahrer, Zarco und Triſtán Vaz, aus, die auch wirklich Porto ſanto — und zwei Jahre darauf das reitzende Madera entdeckten. Dieſer Funke ward zu einer Flamme, welche auch nach Heinrichs Tode fortbrannte. Die ganze Weſtküſte von Afrika ward nach und nach befahren, und zum Theil eingenommen. Diaz entdeckte das Cap; Vasco de Gama umfuhr es, und ſetzte den erſten Fuß nach Oſtindien; Cabral verirrte ſich auf eben dieſem Wege, und — entdeckte Braſilien. Große Feldherren vollendeten, was kühne Seefahrer begonnen hatten; und bald erſtreckte ſich, unter Emmanuel dem Großen, das Scepter des kleinen Portugal vom Tejo, über einen beträchtlichen Theil Afrika's und Amerika's, bis an die äußerſten Grenzen Aſiens. Dem übermäßigen Glücke folgte der Fall. Der junge König Sebaſtian blieb (oder blieb nicht?) in der Schlacht bei Alcaſſarquivir; ſein Großenkel, Cardinal Heinrich, folgte ihm auf dem Throne, und bald im Tode. Der Thron war erlediget, und es entſtand ein Succeſſionsſtreit, den Philipp II. von Spanien, weniger durch ſeine Rechte, als durch das Schwert des Herzogs von Alba beilegte. Portugal hörte als Staat auf zu ſeyn, und wurde, als Spaniſche Provinz, mit aller Härte des Eroberers behandelt. Eine Beſitzung nach der andern ging verloren; Glück und Ehre der Nation war dahin: nur die Verzweiflung über eben dieſen Verluſt erhielt ſich. Dieſe brach 1640 in eine Verſchwörung aus, und der Herzog von Braganza ſchwang ſich, anerkannt von mehreren Mächten Europens, auf den verwaiſten Portugieſiſchen Thron. Den vorigen Glanz wieder zu erlangen, war nach einer ſolchen Entnervung unmöglich: dennoch, was hätte nicht unter einer Reihe weiſer Regenten aus Portugal werden können! Allein, der übrigen zu geſchweigen, litt es unbeſchreiblich unter der frömmelnden Verſchwendung Johanns V. Unter ſeinem Sohne, Joſeph I., drohte die Erde, Liſſabon zu verſchlingen — trieb Pombal die Nation, zwar zu ihrer wahren Wohlfahrt, aber mit eiſerner Ruthe — troff das (wahrſcheinlich unſchuldige) Blut des erſten Adels des Reichs, unter der Hand des Henkers. Die ſanfte, jetzt regierende Königin, Maria Franciſka, ſchöpfte auf dem Throne nur Stoff zur Schwermuth und Melancholie, die kein Willis zu heilen vermochte; und ſeit 1799 führt ihr Sohn, Johann VI. das interimiſtiſche Scepter. Unter dieſen Umſtänden ein goldenes Zeitalter erwarten, wie unter Emmanuel dem Großen, hieße die Urſachen der Dinge gänzlich verkennen! — Die gegenwärtigen Beſtandtheile Portugals ſind, außer dem Mutterlande, obenan: das Portugieſiſche Süd-Amerika, deſſen wichtigſter Theil Braſilien iſt. Längs der Weſtküſte von Afrika beſitzt es: die Azoren, unter denen Terceira und S. Miguel ſich auszeichnen; die ſchon angeführten Inſeln Porto ſanto und Madera; die Capverdiſchen Inſeln, worunter S. Jago und S. Nicolao die bedeutendſten ſind; die Guinea-Inſel S. Thomé; und ſchon näher an Braſilien, S. Matthiä und Aſcenſion. Auf dem feſten Lande von Weſt-Afrika gehört ihm: in Senegambien Cachao; auf Kongo, S. Salvator; auf Angola, Loanda de S. Paulo; auf Benguela S. Felibe, und auf der Oſtküſte, Mozambique und Melinde. In Aſien iſt von allen ehemaligen Beſitzungen nichts übrig geblieben, als Goa und Diu in Oſtindien; Macao in China, und Dilli auf der Inſel Timor. Die, zum Theil ungeheure, Zerſtreuung dieſer genannten Beſitzungen fällt in die Augen: doch iſt wenigſtens das Mutterland vollkommen arrondirt, und gegenwärtig iſt es auch Süd-Amerika. Die Lage Portugals iſt auf der einen Seite ungemein günſtig: der Ocean umfließt es auf der ganzen langen Weſtſeite, ſo wie auf der ſchmalen Südküſte, und ladet es zum Handel und zur Schifffahrt ein. Dagegen hat die eben ſo lange Oſt- und die nicht ſo ſchmale Nordſeite das mächtigere Spanien auf jedem Punkte zum Nachbar. — Faſt eben ſo iſt es mit Süd-Amerika: weſtlich Spanien, öſtlich das Meer. Dieſe kritiſche Lage bei Seite, blickt der Himmel mit Wohlgefallen auf den größten Theil der Portugieſiſchen Länder herab. Von Deutſchlands ſüdlichſtem Punkte bis zum nördlichſten von Portugal, fehlen noch 3 Grad, und es erſtreckt ſich vom 42ſten bis über den 37ſten hinaus. Süd-Amerika fängt faſt unter der Linie an, und dehnt ſich bis zu 33 Grad Südbreite; die innern Afrikaniſchen Beſitzungen liegen ganz im ſüdlichen heißen Klima. Das ſchönſte Loos unter allen iſt gerade dem Mutterlande zu Theil geworden, und, nach der Verſicherung einer Deutſchen Dame, giebt es vielleicht auf dem ganzen Erdboden keine reinere, lieblichere und erquickendere Atmoſphäre, als die von Liſſabon. Das ſolariſche Klima, welches nach Tobias Mayers Theorie den Reaumürſchen Thermometer bis nahe an 24 Grad treiben würde, wird ſchon durch die Erhöhung über die Meeresfläche gemildert. Zwar hat Portugal keine Alpen; aber doch drei Serras oder Gebirgsketten; im Norden die S. de Amorano, in der Mitte da Eſtrella, und im Süden de Monchique, nebſt mehreren Caps, worunter ſich S. Vincent hiſtoriſch merkwürdig gemacht hat. Das höchſte Gebirge iſt Eſtrella, welches im Winter oft vier Monat und länger mit Schnee bedeckt iſt: aber ſein ewiger Schnee iſt bloße Rodomontade. Zu den kühlen Winden dieſer Berge geſellt ſich die Seeluft; und hierzu kommt noch die, durch die innere Bewäſſerung des Landes abgekühlte Atmoſphäre. Die vier, aus Spanien kommenden Flüſſe nehmen, durch eine Menge Nebenflüſſe aufgeſchwellt, hier erſt den Charakter der Größe an; und außer ihnen ergießen ſich auch noch die Lima, die Vouga, der Mondego und Zadano unmittelbar ins Meer. Ein ſo beſonnter, erwärmter, und bewäſſerter Boden verſpricht im voraus ein fruchtbares Erdreich, und die Natur übertrifft noch die Erwartung. Welche Schätze in den Eingeweiden der Erde verborgen liegen, läßt ſich bloß muthmaßen; denn ſie wurden bisher planmäßig vernachläſſiget! Und dennoch, welches Land iſt reicher an Marmor, und hat eine Waſſerleitung wie die von Alcantara, zwiſchen deren höchſten Pfeilern ein Kriegsſchiff mit vollen Segeln durchfahren könnte, aus dem ſchönſten weißen inländiſchen Marmor aufzuweiſen! Welche Provinz gewinnt leichter ihr Salz, und verſorgt damit ſelbſt das ferne Dännemark und Schweden! Noch viel reicher iſt jedoch das Pflanzenreich. Giebt es gleich z. B. in Alemtejo meilenlange Heiden, ſo ſind doch auch dieſe, gegen eine Lüneburger-Heide, Paradieſe. Immer grün, und gerade im Winter am ſchönſten, bieten ſie eine höchſtreitzende Mannigfaltigkeit verſchiedener Arten von Heidekraut, Ciſten, Wacholder, Rosmarin, Myrten ꝛc. dar; und die dürrſten Schieferberge tragen immer noch den, für Auge und Geruch gleich angenehmen, Ladanſtrauch, der auch nicht unnütz wächſt, ſondern ein Material der Feuerung und Verkohlung abgiebt.

In den beſſern Gegenden trifft man, hier einen Eichenwald, mit eßbaren Früchten für den Menſchen; dort einen Tannenhayn von Pinien, mit ebenfalls eßbaren Früchten, oder von harz- und theerreichen Seetannen; bald einen Wald von Cypreſſen, bald von Kaſtanien, bald von Korkbäumen, die den Einwohnern ſogar die Mühe des Schälens erſparen. Und welch eine Reihe von Südfrüchten erzeugt nicht Portugal! Welche Orangegärten, in denen mancher Baum, ohne alle Kunſt des Treibhauſes, 1500 Stück trägt! Welcher Ueberfluß an Weintrauben, Feigen, Mandeln, Oliven, Datteln, bis hin zum Piſang, und dem von Ramler beſungenen Granatapfel! Was man in Deutſchland als eine Seltenheit in den Zeitungen anzeigt, eine blühende Aloe, bildet hier die Hekken der Gärten! Wie ſollte es bei einer ſo üppigen Vegetation an nutzbaren Thieren fehlen? Die Stiergefechte kündigen allein ſchon eine nervige Ochſenrace an, und die Schafe geben den Spaniſchen nichts nach. Einen reichern Fiſchmarkt aber kann es ſchwerlich irgendwo geben, als in Liſſabon. Was man in nördlichen Ländern nur aus Cabinetten und Büchern kennt, ſieht man hier öffentlich feil haben: Krampffiſche und Rieſenſchildkröten, und Bernhard den Einſiedler, und Tintenfiſche, und Seeſterne ꝛc. Wie bevölkert muß nicht ein ſo geſegnetes Land ſeyn! In dem, von der Natur weit ſtiefmütterlicher behandelten Schleſien kommen, nach Krug, 2630 Menſchen auf eine □Meile: Portugal wird ohne Zweifel das Maximum vollmachen, welches Süßmilch für die Bevölkerung feſtſetzte; nehmlich 5000. — Die Wahrheit iſt, daß wenn, nach du Chatelet, Portugal auf 1875 □ Meilen 2,225,000 Einwohner hat, auf eine □ Meile nicht mehr kommen, als ungefähr — 1190. Die Bevölkerung der übrigen Provinzen iſt äußerſt ungewiß; bald wird für Süd-Amerika allein 1 Million, bald für alles zuſammen nur 800,000 angegeben. Welches iſt nun wohl der Grund, oder die Gründe, dieſer ſchwachen Bevölkerung Portugals? Der Leſer mag ſie ſich ſelbſt aus dem Folgenden zuſammenſetzen! Die Regierungsform iſt gegenwärtig unumſchränkt monarchiſch; ſchon länger als ein Jahrhundert ſind die Cortes (Reichsſtände) nicht mehr zuſammenberufen worden. Der Hof reſidirt ſeit dem Erdbeben nicht mehr in Liſſabon; auch nicht zu Belem, deſſen Schloß 1794 abgebrannt iſt, ſondern zu Quelus, einem Dorfe, zwei Stunden von der Stadt, wo er in der größten Stille lebt. Vier Miniſter, unter dem Titel Staats-Secretäre, ſtehen den Geſchäften vor; der eine befindet ſich an der Spitze des auswärtigen und Kriegs-Departements, der zweite verwaltet die Finanzen, der dritte das Innere, und der vierte die Marine und die Cölonieen. Jede der ſechs bekannten Provinzen iſt wiederum in vier bis ſechs Comarcas oder Gerichtsbarkeiten abgetheilt; Süd-Amerika hingegen in neun Gouvernements, die aber nicht mehr unter einem Vicekönige, ſondern unter einem bloßen Statthalter ſtehen. Die Anzahl der Cidades (größern Städte) iſt 19, und der Villas 527. Unter ihnen erhebt Liſſabon ſein Haupt weit über alle andern empor; eine Beſchreibung aber verbeut der enge Raum dieſer Blätter, und der Verfaſſer verweiſt lediglich auf die hierher gehörigen Werke*). Das Amerikaniſche Liſſabon iſt Rio de Janeiro; doch beträgt es an Volksmenge vielleicht nur den zehnten Theil des Europäiſchen.

Wir wenden uns nun ſofort zu den einzelnen Regierungszweigen. Nichts wäre Portugal in ſeiner Lage nöthiger, als eine reſpectable See- und Landmacht. Die erſtere beläuft ſich gegenwärtig auf 13 Linienſchiffe und 15 Fregatten; alſo freilich eine Kleinigkeit gegen die Engliſche Flotte. Hätte ſie indeß nur die innere Vollkommenheit dieſer, ſo wäre ſie immer nicht ganz klein: aber ein Augenzeuge will verſichern, daß beim Ein- und Auslaufen derſelben in dem Hafen zu Liſſabon, jedesmal ein Schiff auf einen Felſen geſtoßen. Den Matroſen, an der Zahl 10, bis 12,000, wird hierunter nichts zur Laſt gelegt; vielmehr gelten die Algarver für die beſten Matroſen von der Welt: die Schuld muß alſo höhern Ortes liegen. Um ſo zweckmäßiger iſt die 1798 errichtete K. Akademie der Marine, deren (in von Zachs Correſpondenz verzeichnete) Abhandlungen einen mathematiſchen, und zugleich patriotiſchen Geiſt athmen, von dem ſich die beſten Wirkungen hoffen laſſen. — Was die Land-Armee anbetrifft, die ſich nahe an 40,000 Mann beläuft, ſo war ſie bis ins Jahr 1762, und mit Recht, der allgemeine Gegenſtand des Spottes. Officier, die ſo gar kein Ehrgefühl hatten, daß ihnen das Duell anbefohlen werden mußte — Rittmeiſter, die mit dem Teller unter dem Arme hinter dem Stuhle ihres Generals aufwarteten — Lieutenants, die zugleich Schneider waren — Artillerie-Capitäns, die von Kartätſchen keinen Begriff hatten, und deren Kanonen durch ſpielende Kinder mit kleinen Steinen angefüllt waren: — das ſind die unglaublichen, und dennoch wahren Thatſachen, welche der unſterbliche Graf Wilhelm von Lippe vorfand, als er zum Generaliſſimus der Portugieſiſchen Armee berufen wurde. Er ſchuf ſie um, ſo weit es irgend in zwei Jahren möglich war; und hinterließ unter andern an dem Fort Lippe, bei Elvas, eine wichtige Schutzwehr gegen Spanien. Engliſche Officier behaupten, daß ſeit 1777 alles Gute, das er geſtiftet, bereits zurückgeſunken: ein Deutſcher aber, ſelbſt in Portugieſiſchen Dienſten, verſichert das Gegentheil, und verdient mehr Glauben. Höchſt zu wünſchen wären indeß, Einmal, gute Invaliden-Anſtalten; und dann, Erhöhung des offenbar zu geringen Soldes. Dadurch würde theils der Neid gegen den beſſer bezahlten Ausländer verhütet — theils die treffliche Anlage ganz entwickelt werden, die der gemeine Soldat durch ſeine Nüchternheit — (Bebado, Trunkenbold, iſt bei ihm das ärgſte Schimpfwort!) — ſo wie durch ſeine Ausdauer bei den größten Strapazen, zum echten Martis-Sohne zeigt. Außer dieſen Linien-Truppen, von denen etwa der dritte Theil in den auswärtigen Beſitzungen zerſtreut iſt, hat Portugal auch noch eine, in ordentliche Regimenter abgetheilte Landmiliz von 40,000 Mann; und nöthigen Falls würde ein Aufgebot der Nation in Maſſe erfolgen, ſo daß Portugal, unter einer guten Anführung, keinesweges die Eroberung eines Augenblicks ſeyn würde. —

---

*) Neues Gemälde von Liſſabon, mit dem (ſehr wichtigen) Nachtrage von Tileſius; Links und der Madame Bernard Reiſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

VI.

Der Geiſt der Zeit.

Unbemerkt durch ſtille Dunkelheiten,
Leiſ' und langſam zwar, doch ohne Raſt
Geht unwandelbar der Geiſt der Zeiten,
Bis er dich mit ſtarken Armen faßt;

Bis er mächtig deine Kräfte zügelt,
Deines Muthes Flammenhauch erſtickt,
Deines Geiſtes Schwingen überflügelt,
Deiner Hoffnung Blüthen niederdrückt.

Muthig mußt du drum ihm widerſtreben;
Nimmer Sklav der niedern Leidenſchaft,
Mußt du kühn und feurig dich erheben
Zum Gefühle deiner Götterkraft;

Mußt umher der Wahrheit Fackel ſchwingen,
Zu verbannen jeden finſtern Wahn,
In der Hehren Götterreich zu dringen,
Zu erleuchten deines Lebens Bahn:

Sonſt, auf Ewigkeit für dich verloren
Sind die Träume von Unſterblichkeit,
Und du biſt zur Mühe nur geboren,
Und dein Erbtheil iſt — Vergeſſenheit!

Nur der Weiſe geht, ein höh'res Weſen,
Ruhevoll, bis er zum Ziele naht,
Heil'ge Wahrheit! weil er dich erleſen
Zur Gefährtin auf des Ruhmes Pfad.

Er nur folget nicht dem Geiſt der Zeiten,
Huldigt nicht dem herrſchenden Idol;
Mächtig ſtrebt er, ſeinen Gang zu leiten;
Freiheit iſt ſein ewiges Symbol.

Und er ſieht von ſeiner Hand geſtaltet,
Aus dem Chaos ſeine Schöpfung gehn;
Und vor ſeinem trunknen Blick entfaltet
Sich die Zukunft hehr und groß und ſchön.

Und, unbildſam ſonſt dem Schwarm der Thoren,
Folget bildſam ihm der Geiſt der Zeit;
Götterfreuden blühn im Kranz der Horen
Ihm durch edlere Geſchäftigkeit.

Froh ihm nach, von ſeinem Werth bezwungen,
Strebt der Zeiten Geiſt mit kühnem Schwung,
Beut ihm einzig ſeine Huldigungen,
Ihm den Lichtkranz der Vergötterung.

C. G. H. Burdach.

VII.

Weibliche Seelengröße und Pfaffenbosheit.

Eine Cochinchineſiſche Geſchichte *).

In Sion, der Reſidenz des Königs von Cochinchina, wohnte ein ſehr wohlhabender Kaufmann, der ſeinen Handel durch ganz Cochinchina trieb. In einer der ſüdlichen Provinzen ſah er einſt auf dem Markte ein armes Mädchen, das ſittſam, und ohne die Augen aufzuſchlagen, bei ihm vorüberging. Die beſcheidne Jungfrau gefiel ihm ſo, daß er ſich ſogleich nach ihren Umſtänden erkundigte. Er erfuhr, ſie ſey eine vaterloſe Waiſe, die mit ihrer Mutter in der größten Armuth lebe. Dies ſchreckte ihn nicht ab; er, der hundert der reichſten Mädchen hätte haben können, heirathete ſie, und führte mit ihr viele Jahre hindurch eine glückliche und muſterhafte Ehe, die aber nicht mit Kindern geſegnet war. Dennoch liebte er

---

*) Nicht Novelle, oder dergleichen, in Cochinchineſiſchem Coſtume, ſondern mit aller Glaubwürdigkeit als wahre Begebenheit von dem P. Johann Koffler, den die Leſer ſchon kennen, einfach und ſchmucklos, aber rührend, erzählt. Wahrſcheinlich war er ſelbſt der Arzt, deſſen in der Erzählung gedacht wird.

F.

die ſchöne und gute Frau ſo herzlich, daß er weder durch das Dringen ſeiner Verwandten, noch durch die Bitten der Frau ſelbſt, zu bewegen war, eine Beiſchläferin in ſein Haus zu nehmen, um einen Erben zu erhalten. So lebten ſie in der innigſten Liebe über zwölf Jahr; und da ſich indeſſen durch die Geſchicklichkeit und die Vorſorge der Frau ſein Vermögen ungemein vermehrt hatte, ſo waren Beide die Zuflucht der Armen und Nothleidenden: ſie gaben viele und reichliche Almoſen, beſonders den Bonzen, ohne zu ahnden, welch einen unerhörten Jammer dieſe über ſie bringen würden.

Zwei Perſonen gingen in dieſem Hauſe aus und ein, von denen es beſſer geweſen wäre, wenn ſie es nie betreten hätten: ein altes Weib, das hier Nahrung und reichliche Almoſen erhielt, und ein ſtämmiger Bonze aus dem königlichen Kloſter, ein Mann in ſeinen mittleren Jahren. Dieſer war ſchon, als die Eltern des Kaufmanns noch lebten, im Hauſe ſehr bekannt, ſo daß er nach ihrem Tode alle Funeralia anordnete, auch die jährliche Todtenfeier, deren mehrere in dieſem Hauſe gehalten wurden, verrichtete, wobei er gewöhnlich von der reichlichen Bezahlung ſeinem Gehülfen nur einen kleinen Theil abgab. Außerdem machte er ſich in dem Hauſe auch ſo beliebt, daß er nach Gefallen aus- und eingehen konnte, und daß er nicht nur viele Geſchenke an Geld, ſondern auch an koſtbaren Speiſen erhielt, welche ihm jenes alte Weib immer in einem Kahne nach dem Kloſter brachte.

Als Hausfreund hatte er nun auch die Hausfrau zu ſehen bekommen, deren Anblick ſeine unreinen Begierden ſo erweckte, daß er ihre Gegenliebe auf jede Weiſe zu gewinnen beſchloß. Er kam nun öfter, wenn der Hausherr abweſend war, (wovon ihm die Alte Nachricht gab), und ſuchte mit der Frau allein zu ſprechen; doch erlaubte die Ehrbarkeit der Frau ihm nie, ohne Beiſeyn der Hausgenoſſen vor ihr zu erſcheinen, obwohl ſie ihn, ihres Mannes wegen, immer höflich aufnahm und gut bewirthete. Da ihm nun ſeine Abſicht nicht gelang, ſo machte er mit Hülfe der Alten einen andern Plan. Er ſtellte ſich krank, welches das Weib ſogleich im Hauſe meldete. Beide Eheleute betrübten ſich darüber, ſandten ihm ſogleich einen erfahrnen Arzt, und ließen es weder an Medicin noch andrer Pflege fehlen. Der Arzt that, was er nur konnte; dennoch wollte es mit dem Bonzen nicht beſſer werden. Endlich erklärte er geradezu, daß er die Krankheit des Patienten nicht verſtehen könne, und wollte Abſchied nehmen; die beiden Eheleute aber gaben dies durchaus nicht zu, ſondern bewogen ihn durch viele Geſchenke, die Kur aufs neue anzufangen. Man ſchickte dem Kranken die beſten Speiſen, und verpflegte ihn, als wenn er Kind vom Hauſe wäre; dennoch wollte die Krankheit nicht von ihm weichen. Endlich eröffnete er ſich der Alten näher, ſo daß dieſe wohl die wahre Beſchaffenheit ſeiner Krankheit merkte, und ſich ihm ſogleich als williges Werkzeug ſeiner Abſichten anbot. Er verlangte von ihr, daß ſie ihm, gegen ein Geſchenk von zehn Gulden, ein Paar Pantoffeln und ein Nachtkleid von der Frau verſchaffen ſolle. Beides hatte der Bonze ſchon am folgenden Tage in ſeiner Zelle. Daß ihr Unterkleid fehlte, merkte die Frau nicht ſogleich, weil deren mehrere an ihrem Bette hingen; aber den Verluſt der Pantoffeln, die ihr Mann ihr unlängſt geſchenkt hatte, und die, wie alle koſtbaren Geſchenke, die er ihr machte, aus Sina waren, wurde ſie ſogleich inne. In der Hoffnung, ſie bald wieder zu finden, verſchwieg ſie dem Manne ihren Verluſt, bis er ihn nach einigen Tagen ſelbſt bemerkte; wo ſie ihm denn ſagen mußte, daß ſie ihr vor einigen Tagen aus dem Schlafzimmer geſtohlen worden wären. Der Mann ſtutzte; denn bisher hatte man noch nichts von einem Diebſtahl in ſeinem Hauſe gehört. Die Sklavinnen und Dienerinnen waren noch von den Zeiten ſeiner Eltern her, und immer treu geweſen; Fremde kamen nicht an dieſen Ort. — Genug, man konnte die Sache nicht begreifen, und der Mann ſelbſt mußte die Frau, die ſich ſehr über den Verluſt betrübte, zu tröſten ſuchen.

Nun ſchritt der Bonze zur Ausführung ſeines verruchten Plans. Er ließ durch die Alte berichten: in ſeiner Krankheit ſchmerze ihn nichts mehr, als daß er ſeinen Wohlthäter ſo lange nicht geſehen habe; worauf ihm dieſer ſogleich zurückſagen ließ, daß er ihn am folgenden Tage beſuchen werde. Dies war es, was jener wünſchte.

In dem Kloſter iſt es gebräuchlich, daß jeder Bonze, wenn er krank iſt, zwei Novizen zur Aufwartung bekommt, von denen einer beſtändig vor der Thür der Zelle warten muß, bis der Kranke ihn mit einer Klingel ruft. Dieſem befahl er, daß, wenn morgen Nachmittag ein vornehmer Herr zum Beſuch bei ihm käme, er ihm ſogleich die Thür öffnen und ihn, ohne Meldung, einlaſſen ſollte. Als die beſtimmte Stunde kam, legte er das Nachtkleid auf ſein Kopfkiſſen, ſetzte die Pantoffeln vor das Bett, und ſtellte ſich, als ob er ſchliefe. Nun kam ſein Wohlthäter, und ließ ſich zu der Zelle führen, wo der Noviz ihn ohne Meldung einließ. Bei dem erſten Blick in die Zelle fielen ihm die wohlbekannten Pantoffeln ſeiner Frau in die Augen, und es war ihm, als würde er von einem Blitze getroffen. Der Bonze, der ſich ſtellte, als ob er von dem Geräuſch erwachte, raffte ſogleich das Kleid zuſammen, und verbarg es unter die Decke; zugleich griff er, wie mit Schrecken, nach den Pantoffeln, und bewillkommte ſeinen Gaſt mit großen Freudenbezeugungen. Dieſer war ſtumm und außer ſich, hörte nicht auf die Krankheitsgeſchichte des Bonzen, nahm von deſſen Bewirthung nichts an, und verließ ihn bald, weil ſeine Angſt mit jedem Augenblicke ſtieg. Die Pantoffeln und das Nachtkleid hatte er erkannt; nun glaubte er, an der Treuloſigkeit ſeiner Frau nicht zweifeln zu können. Er kam, faſt ſeiner Sinne nicht mächtig, nach Hauſe. Die Frau bewillkommte ihn, wie immer, freundlich und liebevoll; aber der Blick ſeiner entflammten Augen warf ſie ohnmächtig zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung; noch mehr aber wurden Alle beſtürzt, als der ſonſt ſo ſanfte und freundliche Hausherr ſich in finſterer

Verſchloſſenheit ein andres Schlafzimmer bereiten ließ; Morgens ganz früh aus dem Hauſe ging, und erſt ſpät Abends zurückkehrte, um ſich in ſein Zimmer, unzugänglich für Jedermann, einzuſchließen. Die unglückliche Frau, welche zugleich von den Qualen der Ungewißheit und der Angſt über die Leiden des geliebten Mannes gefoltert wurde, warf ſich oft weinend vor der verſchloſſenen Thür auf ihre Kniee, und bat ihn flehend, ihr die Urſache ſeines Kummers und ſeines Unwillens zu entdecken; doch nie erhielt ſie von ihm eine Antwort.

Während deſſen hatte er einen Boten an die Mutter ſeiner Frau geſchickt, und dieſelbe zu ſich berufen laſſen. Die gute Frau, die über zwanzig Meilen entfernt wohnte, und niemals in die Reſidenz hatte kommen wollen, machte ſich auf, ohne die Urſache der dringenden Berufung zu ahnen; erſt an den verſtörten Geſichtern der Hausgenoſſen ſah ſie, daß es keine gute war. Ihr Schwiegerſohn bewillkommte ſie höflich, führte ſie in ſein Zimmer, ließ alle Bedienten abtreten, und erzählte ihr den Verlauf der unglücklichen Begebenheit. Dann ſetzte er hinzu: er wolle ſeine Frau nicht bei dem Gerichte wegen Ehebruchs anklagen, ob man wohl ſehr leicht erachten könne, was es bedeute, wenn das Nachtkleid und die Pantoffeln einer Frau in den Händen eines fremden Mannes gefunden würden; er wolle im Gegentheil ihrer neuen Liebe kein Hinderniß in den Weg legen, das Unglück allein tragen und durch eine freiwillige Scheidung ſie mit ihrem Geliebten vereinigen. Eben dies wiederholte er ſodann in Gegenwart der armen Frau, ergriff ſeine Eßſtäbchen, zerbrach ſie, und warf ſie ihr vor die Füße*).

Die Mutter verſtummte; die Tochter betheuerte unter den heiligſten Schwüren ihre Unſchuld, berief ſich auf die Ausſage ihres ſogenannten Mitſchuldigen, und drang auf gerichtliche Unterſuchung der Sache. Dieſe ließ ſich aber nicht mehr anſtellen; denn der Bonze war, in Geſellſchaft Mehrerer aus eben dem Kloſter, entflohen, und man hatte keine Spur von ihrem Wege. Ueberdies war die Eheſcheidung ſchon vollzogen.

Der Mann, der in dieſem Falle nichts als die Reiſekoſten zu geben ſchuldig war, bot ihr von allen ſeinen Beſitzungen, dem baaren Gelde ſowohl, als allem Hausgeräthe, die Hälfte an. Sie verſchmähte es; denn, ſagte ſie, nach dem Verluſte ſeiner Liebe würde ſie wohl auf der Welt nichts mehr bedürfen. Und wirklich nahm ſie weiter nichts an, als die nothwendigen Reiſekoſten und eine kleine Sklavin.

Nachdem ſie alle Hoffnung verloren hatte, ging ſie in ihr Schlafzimmer, legte ihre Kleider ab, zog die Kleider einer ihr anhänglichen Magd an, nahm deren ſchlechten Sonnenhut, und befahl ihr, — zum letzten Dienſt, den ſie ihr erwieſe — ihr das Haar eine Handbreit vom Kopfe abzuſchneiden. Als dies geſchehen war, legte ſie ihr Haar auf eine Schale, ließ ſie ſich von ihrer kleinen

---

*) Die gewöhnliche Ceremonie der Scheidung in Cochinchina.

Sklavin nachtragen, und begab ſich in das Zimmer des Herrn. Dort warf ſie ſich ihm zu Füßen, und ſagte im höchſten Schmerze: „Dich allein habe ich bisher geliebt; dich werde ich bis an das Ende meines Lebens lieben! Daß ich meine Treue nicht gebrochen habe, darüber rufe ich feierlich den Himmel zum Zeugen an; ihm ſtelle ich die Rettung meiner Unſchuld anheim. Dir übergebe ich dieſe Haare. Hörest du je, daß ich einen Andern außer dir liebe, ſo verbrenne ſie zu Staub. Sollte der Himmel einſt deine Augen öffnen, ſo bewahre ſie zum Unterpfande meiner Unſchuld und meiner Liebe. Du verſtößeſt mich aus deinem Hauſe und Herzen. Jenes verlaſſe ich; dieſes kann ich nicht laſſen: es ſoll, bis es bricht, in dem meinigen leben!“ — So ſprach ſie, dankte ihm noch für ſeine Wohlthaten, vorzüglich für ſeine Liebe, flehte zum Himmel um Segen für ihn, und ging.

Alle Diener und Hausgenoſſen begleiteten ſie unter lautem Weinen zu dem Fahrzeuge, welches ſie in die Heimath ihrer Mutter, die ſie vor zwölf Jahren verlaſſen hatte, zurückbringen ſollte. Dort lebte ſie nun, wie zuvor, in Armuth und bei beſtändiger Handarbeit, womit ſie ſich und ihre Mutter ernährte. Anfangs hatte ſie viel zu leiden: man zeigte mit Fingern auf ſie; man ſtreute allerlei Beſchuldigungen gegen ſie aus, die ihr Herz verwundeten: ſie aber litt ihr Schickſal geduldig, war gegen Alle ſanft und gefällig, und führte ein ſo muſterhaftes Leben, daß ſich in Kurzem nicht nur die Urtheile über ſie änderten, ſondern daß ſich auch Männer fanden, die ihr ihre Hand anboten. Sie aber erwiederte auf alle Anträge: ich kann, außer meinem Manne, Niemand weiter lieben.

Nach einem Jahre kam der Urheber ihres Unglücks, jener entlaufene Bonze, unter dem Titel eines reichen Mandarins, mit verſchiednen Bedienten, an dem Orte ihres Aufenthalts an. Er ſah die Arme auf dem Markte, in ſchlechter, doch reinlicher Kleidung, und fragte nach ihren Umſtänden. Man antwortete ihm: ſie ſey an einen reichen Kaufmann in der Reſidenz verheirathet geweſen, aber um ſchlechter Aufführung willen verſtoßen worden. Nun ließ er die Mutter rufen, bedauerte ſie über das Schickſal ihrer Tochter, tröſtete ſie, verſicherte, daß er die ſchreckliche Beſchuldigung nicht glauben könne, und ſagte ihr, daß er auf beſondern Antrieb des Himmels ihre Tochter heirathen wolle. Da die Mutter das für Scherz hielt, ſo überreichte er ihr ein Paar goldne Handringe, befahl ihr, den Wink des Himmels zu verehren und ihm noch heute das Jawort ihrer Tochter zu bringen.

Die Mutter lief, vor Freude außer ſich, mit den Ringen ſogleich auf den Markt, wo ſich die Tochter, des Handels wegen, befand, rief ſie nach Hauſe, und erzählte ihr von dem Glück, das ihr bevorſtände, und das noch größer wäre, als das ehemalige. Die Tochter erwiederte: ſie wolle eher tauſendmal ſterben, als ihrem geliebten Gemahl, deſſen Ring ſie an ihrer Hand trage, untreu werden. Vergebens weinte und heulte die verblendete Mutter, und riß ſich die Haare aus. Die fortgeſetzten Weigerungen der Tochter machten ſie endlich ſo wüthend, daß ſie in die Küche lief, einen Strick faßte, und ſich damit in Verzweiflung an einen Balken hängte. Die kleine Sklavin, welche ſie hangen ſah, meldete es eiligſt ihrer Gebieterin; und dieſe kam noch zu rechter Zeit, durch Zerſchneiden des Stricks ihrer unwürdigen Mutter das Leben zu retten.

Als die edle Frau ſie wieder zu ſich ſelbſt gebracht hatte, ſagte ſie: „Liebe Mutter, es iſt beſſer, daß ich ſterbe, als daß Ihr ſterbt. Daher geht hin, und thut, was Euch gefällt." — Dieſe Worte belebten die Mutter ſogleich; ſie ging und brachte dem angeblichen Mandarin die Einwilligung ihrer Tochter. Der Bonze traf nun ſogleich Anſtalten zur Hochzeit auf den folgenden Tag, und lud die Aelteſten der Gemeine und mehrere Einwohner des Ortes dazu ein. Alle waren fröhlich; nur die Braut ſaß in ſich gekehrt, aß und trank nicht, und redete kein Wort. Endlich, als die Gäſte ſich alle beurlaubt hatten, wurde ſie in das Schlafzimmer geführt; und nun ging der elende Menſch triumphirend zu ihr. Sie war in Traurigkeit verſunken, und neben ihr ſtand die kleine Sklavin. Er ermunterte ſie, heiter zu ſeyn und ſich auszukleiden. Als ſie ihm erwiederte: ſie werde ihre Treue gegen ihren Gemahl bis an den Tod unverletzt erhalten, zeigte ihr der Böſewicht lachend ihr Kleid und ihre Pantoffeln. „Kennt Ihr dieſes?" fragte er. „Dies waren die Werkzeuge, Eure vorige Ehe zu trennen und dieſe neue zu knüpfen. Urtheilt daraus, wie ſehr ich

Euch liebe.“ Er erzählte ihr nun die Geſchichte ſeiner teufliſchen Liſt. Sie hörte ihm, ſtarr vor Entſetzen, zu, entblößte ſtumm ihren Hals, als wäre ihr zu warm, nahm ihren Areca-Beutel, als wollte ſie einen Biſſen von der Frucht genießen, faßte aber das ſcharfe Meſſer, welches die Frauen zum Zerſchneiden der Frucht in dieſem Beutel haben, und ſagte: „Treu bin ich meinem Gemahl geweſen; treu werde ich ihm bis zum Tode bleiben!“ Bei dieſen Worten gab ſie ſich mit dem Meſſer eine tödtliche Wunde in den Hals, und ſank, mit dem Tode ringend, auf die kleine Sklavin, die laut zu ſchreien anfing. Die Mutter lief herbei, ſah ihre Tochter in Blute ſchwimmen, glaubte, der Bräutigam habe ſie ermordet, und ſchrie um Hülfe. Der Wirth des Hauſes ſchlug mit zwei Hölzern, die aus Indianiſchem Rohr geſchnitten ſind und ein großes Getöſe machen, Lärm, daß alle Einwohner des Fleckens herbeiliefen. Doch in der Verwirrung, und bei der finſtern Nacht, hatte der Verruchte Gelegenheit, mit ſeinen Begleitern zu entwiſchen; nur ein Knabe von zwölf Jahren blieb zurück, den er aus dem Noviciat mitgenommen und zu ſeinem Pagen gemacht hatte. Dieſer konnte beim Verhör weiter nichts ausſagen, als daß ſein Herr eben der Bonze wäre, welcher einſt in dem Hauſe des Kaufmanns beliebt geweſen, und mit einigen Andern, die ihn ſelbſt mit Gewalt entführt hätten, aus dem Kloſter geflohen ſey; daß dieſer ehemalige Bonze ſchon ein Jahr in verſtellter Kleidung die ſüdlichen Provinzen durchzogen, und dort ein liederches, ausſchweiſendes Leben geführt habe. — Man fand die Pantoffeln und das Kleid, und die kleine Sklavin löſ'te durch ihre weitere Erzählung das Räthſel.

Alle waren von Mitleid für die Unglückliche, und von Abſcheu gegen ihren Mörder durchdrungen. Nach ihrer Beerdigung ſchickte man den Knaben und das Mädchen mit dem Kleide und den Pantoffeln in die Reſidenz, wo ſie die Begebenheit mit allen Umſtänden erzählten. Der Kaufmann, der während der Zeit auch ein trauriges und einſames Leben geführt und ſeine Frau nie zu lieben aufgehört hatte, ward durch die deutlichen Zeugniſſe für ihre Unſchuld und für ihre Treue, die ſie durch ihren Tod beſiegelt hatte, ſo tief erſchüttert, daß er nach wenigen Tagen mit gebrochnem Herzen ſtarb.

VIII.

Poſtſcripte.

6.

„So eben leſe ich in No. 23. des Freimüthigen,“ (ſo ſchreibt mir ein Freund) „unter der Rubrik Mahnungen, Folgendes: Im Decemberheft der Eunomia von 1802 wurde ein Probeſtück aus einem dramatiſchen Gedicht, Herrmann betitelt, mitgetheilt und die baldige Erſcheinung des Ganzen angekündigt. (?) Warum hat der mit einem R. bezeichnete, vortreffliche Verfaſſer bis jetzt noch nicht ſein Wort gehalten? u. ſ. w. — Zuletzt die Frage, ob etwa der Barde Ringulph der Verfaſſer ſey?“

Damals ſchrieb ich bloß: — dieſe Scenen leiten ein großes Ganzes ein, und machen auf die Vollendung deſſelben ſehr begierig — kündigte alſo keineswegs die baldige Erſcheinung des Ganzen an, wozu ich auch gar nicht berechtigt war. Da aber nun Sie und Mehrere ſich für das mit Recht gelobte Gedicht intereſſiren, und ſeinen Verfaſſer kennen zu lernen wünſchen, man auch die Frage über ſeine baldige Erſcheinung am beſten an ihn ſelbſt richtet: ſo glaube ich keine Indiskretion zu begehen, wenn ich Ihnen als den Verfaſſer oder wenigſtens Einſender jener Probeſcenen Hrn. Fr. Rambach, jetzt Profeſſor zu Dorpat, nenne.

F.

7.

Bibliotheken als Leſebibliotheken.

„Zu Salzburg ſind den 9ten April 1804 die Leihbibliotheken ohne Ausnahme verboten worden, weil gegenwärtig daſelbſt drei öffentliche Bibliotheken den Freunden ſolider und geſunder Lektüre offen ſtehen.“

Dadurch wird der Leſewuth, über die man ſich ſo oft beklagt, in Salzburg auf einmal Grenzen geſetzt; denn die klaſſiſchen Bücher, die eine Bibliothek enthält, wollen nicht geleſen, ſondern *ſtudiert* ſeyn. Das werden die Gelehrten in Salzburg am beſten wiſſen.

K.

8.

„Faſt vergeht einem die Geduld,“ ſagt der Recenſent von Voigts Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde, 4r Band in der allgemeinen Deutſchen Bibliothek, „bei der Naſeweiſigkeit unſrer *jungen* vorlauten Pſeudophyſiker“ ꝛc.; und einige Seiten vorher ſagt ein andrer:

„Die Erzählung: der Runenberg, von L. Tieck, beweiſet von Neuem, daß dieſer *junge* Menſch nicht ohne Talent für die Darſtellung iſt;“ und am Ende: „dieſe Fehler wollen wir aus ſchuldigem Mitleiden mit *der Unmündigkeit des Verfaſſers* nicht weiter rügen.“

Entſteht die Frage: Wie alt muß der Menſch ſeyn, um vor dieſem Senat einige Gnade zu finden?

K.

Druckfehler.

Seite 79 Zeile 1. anſtatt *war* l. *wahre*.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

März 1805.

I.

Johann von Müller über Friedrich den Großen *).

(Ein Anhang zu der im vorigen Stück der Eunomia abgedruckten Vorleſung.)

> „Indomita virtus colitur; et toto Deus
> Narratur orbe! — Quaeris Alcidae parem?
> Nemo est, nisi ipse."
>
> SENECA TRAG.

Die Teutſche Nation hat gegen die Helden des Alterthums vornehmlich Karln den Großen, und Friederich — Ihn, der durch unausgeſetzte Anſtrengung es unter allen Helden ſeit Cäſar am weiteſten gebracht hat.

In der erwartungsvollſten Reife zu großen Begebenheiten ſtand Europa in dem ſiebenzehnhundert und vier-

---

*) Oder: **Was J. v. M. früher über Friedrich II. geſagt hat.** — Das erſte Wort, womit der berühmteſte, unter allen jetzt lebenden Geſchichtſchreibern, und einer von den erſten aller Jahrhunderte, ſein langes Schweigen unter-

zigſten Jahre, als Friedrich auf den Thron ſtieg. Da das Erzhaus durch gute Regierung vieler ungenutzten reichen Staaten ſich zu der allerfurchtbarſten Alleinherrſchaft empor ſchwingen konnte, faßte Er den Muth, ſeinen damals kleinen Staat mit oder ohne Bundesgenoſſen gegen dieſe Macht ins Gefecht zu bringen. Alſo unterwies er die Truppen in der tiefſinnigſten Kriegszucht, im Frieden unermüdeter, als Andre in Gefahr; umſchuf ſeine Reiterei, verband Heldenfeuer mit Beobachtungsfleiß, Genauigkeit und unerhörte Geſchwindigkeit, im Soldaten Gehorſam und Begeiſterung; gab der Taktik durch Simplicität Beſtand im Weſen, Geſchmeidigkeit in Formen; ward Meiſter der Bewegungen, ſeltener durch Uebermacht als Behendigkeit, und ließ dem Glück noch dem Unglück

---

brochen (m. ſ. das Februar-Stück der Eunomia), war nicht das erſte, was er über ſeinen großen Gegenſtand Friedrich II. ſagte. Man wird nun begierig ſeyn, ſeine früheren Worte zu leſen, und ſie mit den neueſten zu vergleichen; man wird, aufgeregt durch das neue Meiſterwerk und durch eine große Hoffnung, zu ſehen wünſchen, wie ſich das Bild des erhabenen Gegenſtandes von jeher vor der Seele des Geſchichtſchreibers geſtaltete. Wir befriedigen dieſen Wunſch durch die Zuſammenſtellung ſeiner früheren, gewiß nur wenigen Leſern vollſtändig bekannten, Aeußerungen über Friedrich II., die ein Freund des großen Geſchichtſchreibers mit deſſen Bewilligung gemacht hat. In einem der nächſten Stücke der Eunomia folgt vielleicht ein Auszug aus der vortrefflichen Recenſion der Oeuvres posthumes de Frédéric II., welche Joh. v. Müller für die Allgem. Literatur-Zeitung ſchrieb, und welche im Jahrgange 1789. Nr. 49 — 50 abgedruckt iſt. F.

keine Macht; ſo daß er nach dem Sieg bei Keſſelsdorf nicht mehr gefodert, als vorher, und ohne Staat mit immer neuen Truppen jeden Fußbreit Land gegen halb Europa behauptet; den Krieg nie gefürchtet und nie verlängert, nach langem Frieden erfahrene Truppen dargeſtellt, von drei Kriegen keine Spur im Land gelaſſen, als Triumphe und Provinzen; von ganz Europa gern auf den ärmſten Bauer geblickt; geweihte Meinungen, die er gehaßt, im Beſitz der Allgewalt nur widerlegt; alles Große wie leicht, alles Kleine im Großen betrachtet; kommandirt, geſtritten, geherrſcht, gelebt, geſchrieben, die Künſte geliebt und geſchirmt, als beſäße er nur jede Tugend, nicht alle.

Nach der wilden Zerrüttung und nach der Herrſchaft finſterer Schreckniſſe, gab Friederich, der vollzog, was man Römern kaum geglaubt, der Kriegsgelahrtheit die Obermacht. Immer waren Glück und Ruhm Folgen der Beharrlichkeit.

Durch zwei Dinge veränderte Er vornehmlich den Zuſtand von Europa. Erſtlich erfand er das große Geheimniß der Deployemens, und bildete zugleich ſeine bewunderungswürdige Cavallerie. Die ſieghafte Darſtellung ſeiner großen Manier weckte viele aus dem Schlummer, die ſich ſchon Helden glaubten. Der Krieg wurde theils durch die Wahl der Poſten ſchwerer und unentſcheidender, theils durch die Vermehrung und Vervollkommnung der Artillerie erſchöpfender und mörderiſcher, überhaupt gelehrter.

Zweitens zeigte Friedrich, wie ein ſo wohl gehaltenes, noch ſtärkeres und vollſtändigeres Heer, als die Seemächte hatten, ohne Hemmung der Bevölkerung, ohne Schaden der Landwirthſchaft und ohne Staatsſchulden durch beharrlich gute Ordnung unterhalten werden kann.

Die Erfindungen der Kriegskunſt war er den außerordentlichen Talenten ſchuldig, die er ſich nicht ſelbſt gegeben; ſeine große, durchgängige Ordnung, dieſe hat er gewollt: hierin iſt Friedrichs Verdienſt, in welchem er nicht bloß Königen muß verglichen werden, ſondern jedem großen Mann.

Er gab Europa wie einen elektriſchen Stoß, durch deſſen Heſtigkeit kranke oder veralterte Staatskörper in große Noth des Todes gekommen. Aber Fürſten, die mit feſtem Willen die Preuſſiſchen Anſtalten möglichſt bei ſich einführten, erhoben ihre ſonſt ſchon furchtbare Macht mit neuem Leben über die Staaten, welche fortſchlummerten.

Als Oeſterreich nach Abſterben des Kurfürſten Maximilian Joſeph gewiſſe Anſprüche geltend zu machen ſuchte auf den reichſten, fruchtbarſten und bevölkertſten Theil Bayerns — da erſchien dem Hauſe Pfalz, den Geſetzen Teutſchlands und dem allgemeinen Staatenſyſtem ein Retter in der Perſon Friederichs.

Die Tage bei Chotuſitz, bei Hohenfriedberg, Roßbach, Leuthen, waren glänzender durch die Zahl ſeiner Siege: doch das Glück dieſer Schlachten war zuerſt ihm vortheilhaft; der Feldzug des tauſend ſiebenhundert acht und ſiebenzigſten Jahres hat einen eigenthümlichen Ruhm des Patriotismus. Durch jene wurde er groß, durch dieſen ein verehrungswürdiger Vater der Freiheit. Den Grund ſeiner Macht hatte er jenen zu danken, ihre Stärke der Weisheit ſeiner Verwaltung, ihre Popularität aber dieſer Probe ſeiner Gerechtigkeit, oder dem Begriff, den er der Welt vom Syſtem und Intereſſe Preuſſens gab.

Sieben Jahre ſpäter wurde der Antrag zu einem Tauſche der Bayerſchen Erbländer unter noch beunruhigendern Umſtänden erneuert.

In einem die Traktaten in der That nicht eben abergläubiſch reſpektirenden Jahrhundert, in Zeiten der vortrefflichſten Waffen, die je von einer Nation zu guten oder böſen Dingen getragen worden, ſah Teutſchland damals — Frankreich und Rußland mit Oeſterreich verbunden, ſeine alternde Reichsverfaſſung in der Mitte, Verſuche wider dieſelbe, und Friedrich den Großen warnend!

Er regierte nun in dem vier und ſiebenzigſten Jahre ſeines thatenvollen Lebens. Der letzte Lorbeer, mit welchem er in ſchon zitterndem, gebücktem Alter ſein graues Haupt noch geziert, war der zu Teſchen geſchloſſene Friede, die befeſtigte Unveräußerlichkeit Bayerns. Seitdem ſammelte er Bürgerkronen als der Wohlthäter ſeiner Preuſſen. Die öffentlichen Angelegenheiten betrachtete er mit jenem Blick, dem nichts entging, was er ſehen wollte; mit einem offenen, feſten Heldenblick, in dem nichts Aengſtliches, nichts Unſtätes war, da er gegen die vorkommenden Schwierigkeiten in ſeinem großen Geiſt gemeiniglich mehrere Gegenmittel fand, und meiſt nur die wählte, deren Gebrauch ganz von ihm abhing. Außer da er ſeine Anſprüche auf Schleſien ausführte, hat er keinen Krieg zu ſeiner Vergrößerung, oder ohne Noth geführt. Daß er, wie ſchon ſein Vater thun wollte, in die Theilung Polens willigte, dieſes läßt ſich als eine damals nothwendige Politik betrachten. In den Kreiſen, die er dirigirte, auf dem Reichstag, und in den Teutſchen Cabinetten, läßt ſich weder ſeinem Hauſe, noch ihm ſelbſt ein Vorwurf machen.

In patriotiſchen Geſinnungen hatte Friedrich den Teſchener Frieden gemacht; in denſelben fand ihn die Nachricht vom Antrag des Ländertauſches. Dieſe bewog ihn, ſeinen Plan zu Erhaltung des Reichsſyſtems den vornehmſten Reichsfürſten mitzutheilen. Er that es mit größter Freimüthigkeit. „Niedriger und heimlicher Mittel," welchen Ruhm er mit Wahrheit ſich ſelbſt giebt, „hat er ſich nie bedient." Ueberhaupt weiß die Welt kaum genug, wie offen und gerade dieſer edle Mann geweſen; ein geſunder Sinn und ein großes Herz haben alles gethan.

Die Idee eines Fürſtenbundes floß aus den Umſtänden. Es iſt leicht ſich vorzuſtellen, daß auch der König darauf gefallen war; es iſt aber ſehr glaubwürdig, daß er eine ſolche Aſſociation für unmöglich gehalten.

Wenn wir ſelbſt bei zunehmendem Alter unſre vortheilhafte Meinung von den Menſchen ſehr ändern, ſo iſt einem König, der fünf und vierzig Jahr lang dem Spiel der Leidenſchaften um ſeinen Thron zugeſehen, einem König, dem ein Voltaire ſeine Freundſchaft mit niederträchtigem Undank belohnt, und wider welchen eine halbe Welt einſt verſchworen war, die durch ſeinen Ruin ihren eigenen zubereitet hätte — ihm iſt zu verzeihen, wenn er zweifelte, daß Patriotismus über Furcht und Hoffnung und Vorurtheile den ſeltenen Sieg auf einmal an mehreren Höfen erhalten könnte. Aber andre hatten die Wirkung ſowohl der wachſenden Aufklärung als der Begebenheiten genauer erkundigt. Auf dieſes machte der König den Antrag dieſes Bundes.

Dreyhundert und neunzig Tage nach Unterzeichnung der Teutſchen Aſſociation ſtarb zu Sansſouci Friedrich der Einzige. Sechs und vierzig Jahre lang, und bis in den dritten Monat, bis den Tag vor ſeinem Hinſcheiden, hatte er nie ſeine Geſchäfte verſäumt. Wie er gelebt, ſich ſelber genug, ſo ging er in den Tod, einſam, in der vollen Würde ſeiner Seelenſtärke.

Die Welt weiß, daß als König, Staatsmann und Feldherr Wenige aus allen Jahrhunderten der Univerſalhiſtorie die Vergleichung mit ihm aushalten. Zwei Dinge waren in ihm, durch die er zum großen Mann wurde:

ein Genie, deſſen Gewalt in ſeiner Perſon Talente und Empfindungen vereinigte, die einander gemeiniglich auszuſchließen pflegen, und eine Kraft des Willens, wodurch er der war, der er ſeyn ſollte, ſo oft und bald er ſichs gebot. Die Schatten dieſes Lichtes — denn er iſt ſo groß, daß man frei von ihm ſprechen darf! — waren zum Theil mit ſeinen großen Eigenſchaften verſchwiſtert; ſelten, wenn jemals, iſt ein hervorſtechender Charakter ohne Beimiſchung — zum Theil die Früchte urſprünglichen Hangs zu gelehrter Ruhe und Genuß, dem er alsdann folgte, wenn ihm Kampf dagegen ſeiner Mühe unwerth ſchien.

Die chriſtliche Religion hat er nie als aus der Theologie gekannt, welche in den Jahren ſeiner Jugend pietiſtiſch überſpannt, in ſeinem Alter aber deiſtiſch-kraftlos wurde. Da der Weg der Demonſtration überhaupt nicht weit führt, ſo hielt er ſich an ſein Gefühl und an ſeine Bedürfniſſe in verſchiedenen Epochen des Lebens.

Wie ein Menſch am Abend nach vollendeter Arbeit ſeine müden Glieder dem Schlaf überläßt, ſo ſtieg Friederich herab zu den Helden der Vorzeit, nachdem die Verhältniſſe der Stände des Reiches und das Intereſſe von ganz Europa durch den Fürſtenbund feſtgeſetzt und geſichert ſchien.

Gleichwie in einer freien Republik um einen patriotiſchen Conſul, oder um einen großen Senator, der zu ſeinen Vätern geht, alle Guten und Edlen trauern, doch mit Maaße, weil immer das Vaterland bleibt, und weil nicht körperliches Daſeyn, ſondern die bleibenden Maximen und das unſterbliche Beyſpiel ſeine Säule geweſen: — ſo im Reich, als der König von Preuſſen ſtarb. Wir wiſſen aus mehreren Provinzen, Republiken und Königreichen, daß, als die ſo oft fälſchlich ausgebreitete Nachricht nun gewiß wurde, von den Thronen bis in die Hütten, von den grauen Zeitgenoſſen ſeiner erſten Siege bis auf das unmündige Alter, wenige Menſchen von einigem Gefühl ohne ganz beſondere Rührung das Wort ſeines Todes nachgeſprochen. Aber es begab ſich keine Veränderung in den großen Geſchäften.

Vorzügliche Talente werden in ihrer Entwickelung und Anwendung meiſtens durch die Umſtände beſtimmt. So ſind in dem Brandenburgiſchen Hauſe von Alters her beſonders viel große Männer entſtanden, welche patriotiſch zum Beſten des Reichs gewirkt — von einem Friedrich dem Zweiten, Burggrafen zu Nürnberg, bis herab auf den großen König.

Dieſe wohlthätige Rolle iſt nicht die Frucht beſonderer Tugend, welche, ſo herrlich ſie an dem oder dieſem hervorleuchtet, nicht ſelten mit ihm ſtirbt. Hierdurch würden die Reichsfürſten wohl der Perſon eines Königs, nicht aber dem Preuſſiſchen Staate verbunden. Vielmehr gründet ſie ſich auf die Lage dieſer Monarchie: ſo lange dieſe bleibt, und ein König ſie kennt, ſo lange müſſen die Preuſſen die Erhaltung des Teutſchen

Reichs wollen; das Können hat Friedrich hinterlaſſen.

„Soli huic vita duplex, aliis vix contigit una!"

MANILIUS.

Anmerkung.

„Die Teutſche Nation" ꝛc. Darſtellung des Fürſtenbundes. Ausgabe von 1787. S. 25. — „Ihn der durch unausgeſetzte Anſtrengung" ꝛc. Briefe eines jungen Gelehrten S. 380. — „In der erwartungsvollſten Reife" ꝛc. Die Geſchichte der Schweizer, Boſton 1780. Vorrede S. xiv. — „Nach der wilden Zerrüttung" ꝛc. Daſ. S. xv. — „Durch zwei Dinge" ꝛc. Fürſtenb. S. 93—95. — „Als Oeſterreich" ꝛc. Fürſtenb. S. 248. 249. — „Sieben Jahre" ꝛc. Fürſtenb. S. 251. „In einem die Traktaten" ꝛc. Fürſtenb. S. 269. — „Er regierte nun" ꝛc. Fürſtenb. S. 269. — „In patriotiſchen Geſinnungen" ꝛc. Fürſtenb. S. 276. — „Die Idee eines Fürſtenbundes" ꝛc. Fürſtenb. S. 277. — „Dreyhundert und neunzig Tage" ꝛc. Fürſtenb. S. 324—326. — „Vorzügliche Talente" ꝛc. Fürſtenb. S. 271. — „Dieſe wohlthätige Rolle" ꝛc. Fürſtenb. S. 273.

II.

Das Lied der Nibelungen *).

Probe einer neuen Ausgabe dieſes Epos, mit Angabe der Grundſätze, welche bei der Bearbeitung deſſelben befolgt worden ſind.

Sifrit, König von Niederland und Nibelungen, d. i. Norwegen; erhält für ſeine groſen Dienſte von Gun-

---

*) Ein Gedicht, welches Johann von Müller die Deutſche Ilias genannt hat, wovon A. W. Schlegel und andre gründliche Kenner der Sprache und Poeſie mit hoher Achtung und Begeiſterung ſprechen, und welches, nicht ohne Nachtheil für die Deutſche Kunſt, bis jetzt faſt ganz unbekannt geblieben iſt, – das Lied der Nibelungen, das älteſte und faſt einzige National-Epos der Deutſchen, kommt hier zuerſt, in einer Probe glücklicher und gelehrter Bearbeitung, zur Kunde des größeren Publikums. Die Eunomia rechnet es ſich zum Verdienſt an, ſie mittheilen und in denen, welchen Deutſche Art und Kunſt, ja Poeſie überhaupt, am Herzen liegt, eine ſchöne Hoffnung erwecken zu können. Zweierlei bitten wir dieſe: zuerſt, daß ſie, um der Wichtigkeit der Sache willen, die Bitte des Verfaſſers um gründliche Beurtheilung der von ihm gewählten Manier erfüllen; ſodann, daß ſie ihr Urtheil über die Arbeit ſo lange aufſchieben, bis ſie die Grundſätze, die ihn bei ſeiner Arbeit geleitet, im folgenden Hefte der Eunomia geleſen haben.

F.

ther, König der Burgonden, deſſen ſchöne Schweſter Chriemhilt. Bei der Bewerbung um die Isländiſche Königin Brunhilt, die er in einer unſichtbar machenden und verſtärkenden Tarn- oder Nebel-Kappe, für Gunthern überwand und ihm dadurch zur Gattin gewann, hatte er ſich für Gunthers Mann, oder Vaſallen, ausgegeben; weshalb Brunhilt ſich durch ſeine Verwandtſchaft beleidigt fühlt, etwas Unrichtiges ahnet, und Gunthern, ob er ihr gleich Sifriden bekannt gemacht, die Umarmung verſagt, bis ſie der Sache auf den Grund gekommen wäre; ja ſogar, da er zudringlich wird, mit ihrem Gürtel ihm Hände und Füße bindet und ihn an einem Nagel aufhängt. Sifrit muß in der folgenden Nacht, wieder unſichtbar, ſie für Gunther bändigen; er nimmt aus Uebermuth ihren Gürtel und Ring mit, und giebt beides, da er mit ihr in ſeinem Lande iſt, Chriemhilden. — Brunhilt hegt noch immer Neid und Argwohn, und Gunther muß, auf ihr Anſtiften, Sifriden mit Chriemhilden zu einer Hochzeit, d. i. zu einem hohen Feſte, bitten. Sie kommen; ein Zank der Königinnen über den Vorrang ihrer Männer endet aber bald das Feſt: ſie ſcheiden aus einander mit ihrem Gefolge, und machen ſich bei einem Kirchgange den Vortritt ſtreitig. Chriemhilt ſchilt Brunhilden Sifrits Kebsweib, und zeigt Gürtel und Ring vor. Sifrit ſchwört es zwar ab; doch Hagene, Gunthers Mann, verſpricht ſeiner Königin, ſie durch Sifrits Tod zu rächen. Gunther läßt es geſchehen; Gernot und Giſelher, das Kind, — ſeine

Brüder, willigen ungern darein. Es kommt falſche Kriegsbotſchaft. Sifrit zieht mit ihnen aus; die Fehde wird wieder abgeſagt, und aus dem Kriege wird eine Jagd. Sifrit ragt auch hier vor allen hervor, und treibt noch kühnen Scherz. Beim Mahle hat Hagene abſichtlich den Wein vergeſſen. Sifrit durſtet ſehr und zürnt. Hagene weiſt einen Brunnen nach, und ſchlägt einen Wettlauf dahin vor. Sifrit ſiegt, läßt aber doch Gunthern zuerſt trinken. Er legt ſeine Waffen ab; und da er ſich ſelbſt zum Trinken bückt, wirft ihm Hagene ſeinen Speer in die einzige, nach dem verhörnenden Bade im Blute eines erlegten Drachen, durch ein anklebendes Lindenblatt, verwundbar gebliebene Stelle, welche ihm Chriemhilt, der er unter dem Vorwande, Sifriden recht ſchützen zu wollen, dies Geheimniß entlockt, durch ein Kreuz bezeichnet hatte. Hagene legt Chriemhilden den Leichnam vor die Thür; ſie erräth den Mörder, und zieht — es ſcheint ſchon aus Ahnung einer möglichen Rache — nicht mit Sifrits Vater, Sigmund, nach Nibelungen zurück, obgleich ihr Sohn dort iſt und man ihr als Königin huldigen will. Sie wohnt dreizehn Jahre in einem Gemache am Dome, in tiefer Trauer und Klage. Gernot und Giſelher beſänftigen ſie endlich, auf Hagene's Anſtiften; ſo daß ſie den reichen Schatz Sifrits, der Nibelungen Hort, nach Worms kommen läßt, den aber Hagene, aus Furcht, daß ſie ſich dadurch Anhang machen werde, ihr nimmt, ihn in den Rhein verſenkt, und ſich mit den Fürſten verſchwört, daß, ſo lange noch einer von ihnen lebe, keiner ihn gebrauchen, noch verrathen ſolle. — Um dieſe Zeit war Ezels (Attila's), Königs der Hunnen, Gemahlin Helke geſtorben, und ſein Markgraf Rüdiger, der ihm Chriemhilden vorſchlägt, kommt nach Worms, für ihn um ſie zu werben. Hagene ahnet Unglück, und widerräth; die Brüder aber ſind geneigt, und reden Chriemhilden zu, die anfangs ſchwankt, da Ezel ein Helde iſt, aber, ihrer Rache eingedenk, endlich einwilligt. Hagene nimmt ihr noch den übrigen Reichthum, damit ſie ſich keinen Anhang machen könne. Sieben Jahre war Chriemhilt bei Ezel, in ſteter ſtiller Trauer über dieſe Schmach und um ihren geliebten Sifrit, und ſtets auf Rache denkend; endlich beredet ſie Ezeln, zum Beweiſe ſeiner Liebe gegen ihre Verwandten, dieſe zu einer Hochzeit zu bitten. Dies geſchieht durch die Fiedler Wärbelin und Schwärmelin, denen ſie noch den geheimen Auftrag giebt, ja Hagenen mitkommen zu laſſen. Dieſer ſieht alles voraus und widerräth; die Fürſten wollen aber, und Gernot wirft ihm böſes Gewiſſen und Feigheit vor, und heißt ihn zurückbleiben. Jetzt will aber Hagene auch nicht bleiben, und ſie ziehen — ſechzig Recken, d. i. hohe Ritter, Helden; tauſend Nibelungen, das ſind, die Sifrit auf der Fahrt nach Island aus Nibelungen zu Hülfe geholt und mit nach Worms gebracht, und von denen auch die Burgonden von nun an oft ſo genannt werden; und neuntauſend Knechte, — durch Oſter-Franken, und kommen jetzt an die Donau.

Da rit von Trony *) Hagene zu aller vorderoſt **)
Er war den Nibelungen ein helflicher Troſt.
Da ſtunde der Degen kühne nieder auf den Sand;
Sein Ros er viel balde an einem Baume geband.
Das Waſſer war geſchwollen und die Schiff verborgen;
Es erging den Nibelungen zu großen Sorgen,
Wie ſie kämen übere; die Flut war ihnen zu breit:
Da ſtunde zu der Erden viel manich Ritter gemait ***).
„Leider," ſo ſprach Hagne, „mag dir hie wol geſchehen,
Vogt ****) von dem Rheine, nun magſt du ſelbe ſehen,
Das Waſſer iſt geſchwollen, viel ſtarke ihm ſein Flut;
Wol wähn' ich, wir hier verlieren noch heute manichen Recken gut." —
„Was wiſſet ihr mir, Hagne?" ſprach der König hehr;
„Um euere ſelbe Tugende, untröſtet uns nicht mehr.
Die Fahrt ſolt ihr uns ſuchen hinüber an das Land,
Daß wir hinüberbringen, beides Roſſ' und Gewand." —
„Ja wol iſt mir," ſprach Hagene, „mein Leben nicht ſo leid,
Daß ich mich wolte ertränken in dieſen Fluten breit;
Eh ſol von meinen Handen erſterben manich Man,
In Etzelen Landen; des ich viel guten Willen han.
Beleibet bei dem Waſſer, ihr ſtolzen Ritter gut,
Ich wil die Fährmann ſuchen ſelbe bei der Flut,
Die uns bringen übere in Gelfrates Land."
Da nahm der ſtarke Hagne ſeinen guten Schildes-Rand;
Er war wol gewapnet, den Schild er dannen †) trug,

---

*) Trony, Hagene's Burg. **) vorderſt. ***) gemait fröhlich, zierlich; von Mai.

****) Vogt, Herr. †) ſtatt: von dannen.

Seinen Helm aufgebunden; — licht war er genug.
Da trug er ob dem Panzer eine Waffe alſo breit,
Die zu beiden Ecken viel harte grimmigen ſchneid't.
Da ſucht' er nach dem Fährmann wieder unde dann *);
Er hörte Waſſer gießen, lauſchen er began.
In einem ſchönen Brunnen taten das weiſe Weib,
Die wolten ſich da külen, und badeten ihren Leib.
Hagne ward ihrer innen; er ſchlich ihn heimlich nach;
Da ſie das vernahmen, da war ihn dannen jach **);
Daß ſie ihm entrünnen, des waren ſie viel hehr.***).
Er nahm ihn ihr Gewande; der Held ſchadete ihn nicht mehr.
Da ſprach das eine Meerweib, — Hadburg war ſie genant:
„Edel Ritter Hagne, wir tun dir hie bekannt, —
Wenn ihr uns gebet wieder unſer Gewand, —
Wie euch zu den Hunnen euer Hofereiſe ergahnt."
Sie ſchwebten, ſo die Vogele, vor ihm auf der Flut;
Sie bedachten in ihrem Sinne ſtark unde gut,
Was ſie ihm ſagen wolten; — er gelaubete ihn deſto bas; —
Des er da an ihnen gehrte, wol beſchiede ſie ihm das;
Sie ſprach: „Ihr möget wol reiten in Etzelen-Land
Des ſetze ich euch zu Bürgen mein Treue hie zuhand,
Daß Helde nie gefuhren in dereinig Reiche bas,
Nach alſo großen Ehren; nun gelaubet warlichen das."
Der Rede war da Hagene in ſeinem Herzen hehr;
Da gab er ihn ihr Kleider, und ſaumte ſich nicht mehr.
Da ſie angelegten ihr wunderlich ****) Gewand,

Da

---

*) wieder unde dann — hin und wieder. **) jach — jählings, eilig. ***) hehr — froh. ****) wunderbar.

Da ſageten ſie ihm rechte die Reiſe in Ezelen-Land;
Da ſprach das ander Meerweib, — die hies Siglint:
„Ich wil dich warnen Hagne, Adrians Kind;
Um der Gewande Liebe, hat meine Muhme dir gelogen;
Komſt du zu'n Hunnen, ſo biſt du ſehre betrogen.
Wol ſolt du wiederkehren, das iſt an der Zeit,
Dann ihr Held-kühne alſo geladen ſeid,
Daß ihr ſterben müſſet in Ezelen-Land;
Welche dargereiten, die haben den Tot an der Hand.“
Da ſprach aber Hagne: „Ihr trüget ohne Not;
Wie möchte es ſich gefügen, daß wir alle tot
Solten da beleiben, durch jemandes Has?“
Sie begunden ihm die Mähre ſagen kundlicher bas;
Da ſprach aber die eine: „Es mus alſo weſen,
Daß euer einer kann da nicht geneſen,
Wenn nicht des Königes Kapelan, — das iſt uns wol bekant, —
Der komt geſund wieder in Gunthers Land.“
Da ſprach in grimmen Mute der kühne Hagene:
„Das wäre meinen Herren mühlich zu ſagene,
Daß wir bei den Hunnen ſolten verlieren all' den Leib. —
Nun zeig uns übers Waſſer, allerweiſeſte Weib.“
Sie ſprach: „Sint *) du der Fahrte nicht wilſt abelan,
Wo oben an dem Waſſer du ſiehſt ein Herberge ſtahn,
Darinne iſt ein Fährman, und nirgend anderswo.“
Der Mähre, der er fragte, der glaubet er da ſo.
Dem ungemuten Recken ſprach die eine nach:
„Nun wartet noch, Herr Hagene, wol iſt euch gar zu jach;
Vernehmet noch bas **) die Mähre, wie ihr kommet über Sand:

---

*) ſint — ſintemal, dieweil. **) bas — beſſer.

Dieſer Mark Herre, der iſt Elſe genant;
Sein Bruder iſt geheißen, der Degen *) Gelfrat,
Ein Herre in Baierlande; viel mühlich es ihm ſtaht.
Wolt ihr durch ſeine Marke **), ihr ſolt euch wol bewahren,
Und ſolt auch mit dem Fährman viel beſcheidenlichen fahren;
Der iſt ſo grimmes Mutes, der lat euch nicht geneſen,
Ihr wolt denn mit guten Sinnen bei dem Helde weſen.
Wolt ihr, daß er euch führe, ſo gebet ihr ihm den Sold;
Er hütet dieſes Landes und iſt Gelfrate hold;
Und komt er nicht bei Zeite, ſo rufet über Flut,
Und ſaget, ihr heißet Amelrich; — der war ein Held gut,
Der um Feindſchafte raumte dieſe Land; —
So kommet euch der Fährmann, wenne ihm der Name wird erkant."
Der übermute Hagene, der Frauen ſich da nieg ***),
Er redete nicht mehre, ſondern er ſtille ſchwieg.
Da ging er an dem Waſſer weiter auf dem Sand,
Da er anderhalben ****) eine Herberge fand,
Er begunde †) rufen ſtarke über die Flut:
„Nun hol' mich hie, Fährmann, — ſprach der Degen gut, —
So gieb' ich dir zu Miete, von Gold ein Spange viel rot;
Mir iſt mir dieſer Fahrte warlichen Not."
Der Fährman war ſo reiche, daß ihm nicht dienen Not,
Darum er nahm viel ſelten Lohn, den man ihm bot;
Auch waren ſeine Knechte viel hohe gemut.
Noch ſtund immer Hagne hie dieshalb der Flut,

---

*) Degen — Ritter. **) Marke — Grenzland, dann überhaupt: Land. ***) neigte. ****) anderthalben — jenſeits, wie oberhalb u. v. 5942 dieshalb. †) begann.

Da ruft' er mit der Kraft, daß all die Wog' ertos [*])
Von des Heldes Stärke, die war gewaltig unde gros:
„Nun hol' mich Americhen, ich bin der Elſen-Man,
Der um ſtarke Feindſchaft von dieſem Lande entran!" * 5945
Viel hohe an einem Schwerte ein Spange er ihm da bot, —
Licht unde ſchöne war ſie vol Goldes rot, —
Daß man ihn überführte in Gelfrates Land.
Der übermute Fährman nahm ſelbe das Ruder an die Hand.
Auch war derſelbe Schifman mühlich [**]) geſint;
Die Gier nach großem Gute viel böſes Ende gewint.
Da wolt' er verdienen das Hagenen-Gold viel rot;
Des lit er von dem Degene den grimmigen Tot.
Der Fährman fuhr gewaltig hinüber an den Sand;
Den er dannen hörte, da er des nicht erfand,
Da zurnt [***]) er ernſtliche; da er Hagnen ſach,
Vil harte [****]) grimmiglichen er da zu dem Helde ſprach:
„Ihr möget wol ſein geheißen bei Namen Amelreich,
Des ich mich hie verwähne, dem ſeid ihr ungeleich.
Von Vater und von Mutter war er der Bruder mein;
Nun ihr mich betrogen habet, ihr müſſet dieshalben ſein."
„Nein, um Got den reichen, ſprach da Hagene,
Ich bin ein fremder Recke, und ſorge für Degene.
Nun nehmet hin freundliche meinen Sold,
Daß ihr mich überführet; ich bin euch warlichen hold."
Da ſprach aber †) der Fährman: „Das mag nicht geſein;
Es haben Feinde die lieben Herren mein,
Darum ich niemand Fremden führ' in dieſe Land;

---

[*]) ertoſte. [**]) mühlich, ſorglich. [***]) zurnt, zürnte.
[****]) harte — ſehr. †) aber, abermals.

So lieb dir ſei zu lebene, ſo trit viel balde aus an das Land."
„Nun tut das nicht, ſprach Hagene; traurig iſt mein Mut;
Nehmet von mir zu Minne dieſes Gold viel gut,
Und führet uns übere, tauſend Roſſ' und alſo manich Mann."
Da ſprach der grimme Fährmann: „das wirdet nimmer getan."
Er hub ein ſtarkes Ruder, gewaltig unde breit,
Er ſchlug auf Hagenen; des ward er ungemait *),
Daß er in dem Schiffe ſtürzte auf ſeine Knie; —
So rechte grimmer Fährman kam zu dem Troniere nie.
Da wolte er bas erzürnen den übermuten Gaſt,
Er ſchlug ihm eine Schalten **), daß die gar zerbraſt ***),
Hagenen über Haubet. Er war ein ſtarker Man,
Davon der Elſen Fährmann den groſzen Schaden gewan,
Mit grimmigem Mute grif Hagne zuhand,
Viel balde zu einer Scheide, da er ein Waffe fand,
Er ſchlug ihm ab das Haubet und warf es in den Grund:
Die Mähre ****) wurden ſchiere den Burgonden kund.
In denſelben Stunden da er den Schifman ſchlug,
Das Schif flos von dannen; das war ihm leid genug.
Eh ers gerich'te wieder, müden er began;
Da zog viel kräftigliche des König Gunthers Man;
Mit Zügen harte ſchwinden kehrte es der Gaſt,
Bis ihm das ſtarke Ruder an ſeiner Hand zerbraſt.
Er wolte zu den Recken hin an einen Sand,
Da war da keins mehre; hei! wie ſchiere †) er's geband,
Mit einem Schild-Feſſel ††), das war ein Borte ſchmal;

---

*) ſ. oben v. 5845. **) Schalten, Ruderſtange.
) zerbraſt, zerbarſt, zerbrach. *) Mähre, Geſchichte, Erzählung. †) ſchiere, ſchnell, bald. ††) Schildfeſſel, Band, den Schild um den Hals zu hängen.

Gegen einen Wald kehrte er hin zu-Tal.
Da fand er ſeinen Herren an dem Stade *) ſtahn;
Da gieng ihm hie entgegene manich waidlicher Man;
Mit Gruß ihn wol empfingen die edelen Ritter gut;
Da ſahen ſ'in dem Schiffe rauchen das Blut,
Von einer ſtarken Wunden, die er dem Fährman ſchlug:
Da ward von Degenen Hagne gefraget genug.
Da der König Gunther das heiße Blut erſach
Schweben in dem Schiffe, balde er da ſprach:
„Saget mir, Herr Hagne, wohin iſt der Fährmann kommen?
Euer ſtarke Tugend, wähn **), ihm den Namen hat benommen."
Da ſprach er lügenliche: „da ich das Schif fand,
An einer wilden Weiden, da löſt' es meine Hand.
Ich han noch keinen Fährman heute hie geſehen;
Auch iſt niemand Leide von meinen Schulden geſchehen."
Da ſprach von Burgonden der Herre Gernot:
„Heute mus ich ſorgen um lieber Freunde Tot,
Sint wir der Schifleute nicht bereit han,
Wie wir kommen übere, des ***) mus ich traurig geſtahn."
Laute rief da Hagne: „Leget nieder auf das Gras,
Ihr Knechte, das Geräte; ich gedenke, daß ich was ****)
Der allerbeſte Fährman, den man bei Rheine fand;
Ja traue ich euch wol bringen über in Gelfrates Land."
Daß ſie deſto balder kämen über Flut,
Die Roſſ' ſie anbanden; der Schwimmen war da gut,
Denn die ſtarke Woge nicht eins ihn da benam;
Etliches ruhete, als ſeiner Müde gezam †).

---

*) Stade, Geſtade **) wähne ich ***) des, deßhalb
****) was, war †) gezam, geziemte

Da trugen ſie zu Schiffe ihr Gold und auch ihr Gewand.
Eint ſie der Fahrte nicht mochten ſein erwand't,
Hagne der war Meiſter, er führet' auf den Sand
Viel manichen zieren Rechen, in das unkunde *) Land.
Zum erſten bracht' er über tauſend Ritter hehr,
Darzu ſeine Rechen; annoch war ihrer mehr,
Neun tauſend Knechte führt' er an das Land:
Des Tages war unmüßig des kühnen Tronieres Hand.
Da er ſie geſunde brachte über Flut,
Da gedachte fremder Mähre der ſchnelle Degen gut,
Die ihm eh ſagten die wilden Meerweib;
Des hätte des Königes Kapelan nah **) verloren den Leib.
Bei dem Saumroſſe,er den Pfaffen fand;
Ob dem Heiligtume er lehnte, in ſeiner Hand.
Das mochte er nicht genießen; da ihn Hagne ſach,
Der Gottes-arme Prieſter muſte leiden Ungemach.
Er ſchwang ihn aus dem Schiffe, — darzu ward ihm jach! —
Da riefen ihr genuge: „Nun, Ach doch! Herre, Ach!"
Giſelher der junge, zürnen ers began; —
Er wolt' es doch nicht laſſen, er hätt' ihm denn Leide getan.
Da ſprach von Burgunden der Herre Gernot:
„Was hilfet auch nun, Hagne, des Kapelans Tot?
Tät es ein ander jemand, es ſolt' euch weſen leid;
Um welche Schulde habet ihr dem Prieſter widerſait ***)?"
Der Pfaffe ſchwam gewaltig; er wolte ſein geweſen
So ihm jemand hülfe; das mochte doch nicht weſen;
Denn der ſtarke Hagne, — viel zornig war ſein Mut, —

---

*) unkunde, unbekannte. **) beinahe. ***) widerſait, widerſagt; Feindſchaft angeſagt.

Er ſties ihn zu dem Grunde; das gedauchte niemand gut.
Da der arme Pfaffe der Hülfe nicht erſach,
Da, kehrt' er wieder übere; des lit er Ungemach.
Ob er nicht ſchwimmen konte, ihm half die Gottes-Hand,
Daß er kam geſunder hiewieder aus an das Land;
Da ſtund der arme Prieſter und ſuchte ſein Gewand.
Daran ſach wol Hagene, daß ſein *) nicht wär' erwand't,
Das ihm für Mähre ſagten die wilden Meerweib;
Er dachte: dieſe Degne, die müſſen verlieren den Leib.
Da ſie das Schif entluden, und gar **) getrugen dann,
Was daraufe hätten der dreier Könige Mann,
Hagne ſchlug es zu Stuken und warf es in die Flut.
„Was tut ihr da, Bruder?“ ſo ſprach Dankwart;
„Wie ſoln wir kommen übere, ſo wir die Wiederfahrt
Reiten von den Hunnen, zu Lande an den Rhein?“
(Seit ***) da ſagt' ihm Hagne, daß das künde ****) nicht geſein.)
Da ſprach von Troni Hagene: „Ich tu's auf den Wahn,
So wir auf dieſer Reiſe einigen Zagen han,
Der uns entrinnen wolle durch jägeliche Not,
Der mus auf dieſem Wege leiden ſchmälichen Tot.“
Sie führten mit ihn einen aus Burgonden-Land,
Zu ſeinen Handen einen Held, der war Volker genant,
Der hies da klügeliche allen ſeinen Mut; —
Was je beging Hagne, das dauchte den Fiedelere gut.
Ihr' Roſſ' bereitet waren, ihr Säumer †) wol geladen;
Sie hatten auf der Fahrte noch nicht einen Schaden
Genommen, des ſie mühte, denn des Königes Kapelan;

---

*) ſein, deſſen. **) gar, gänzlich. ***) ſeitdem.
****) könnte. †) Säumer, Saumroſſe.

Der muſte auf ſeinen Füßen hinwieder zu dem Rheine gahn.
Da ſie nun waren alle kommen auf den Sand,
Der König begunde fragen: „Wer ſol uns durch die Land
Die rechten Wege weiſen, daß wir nicht irre fahren?“
Da ſprach der ſtarke Volker: „Das ſol ich einig bewahrn.“
„Nun haltet euch, ſprach Hagne, Ritter unde Knecht;
Man ſol Freunden folgen, wol dunket es mich recht.
Viel ungeſuge *) Mähre, die tun ich euch bekant:
Wir kommen nimmermehre wieder in der Burgonden Land.
Das ſagten mir zwei Meerweib heute Morgen fruh,
Daß wir nicht kommen wieder; nun rat' ich, was man tu',
daß ihr euch wafnet, Helde, ihr ſolt euch wol bewahren,
Wir haben hie ſtarke Feinde, — daß wir gewehrlichen fahren.
Ich wahnte in Luge finden die weiſen Meerweib:
Sie ſagten, daß geſunder unſer einiges Leib
Nimmer zu Lande käme, wenn nicht der Kapelan;
Darumme ich ihn ſo gerne wolte heute ertränket han.“
Da flogen dieſe Mähre von Schaare bas zu Schaare;
Des wurden ſchnelle Helde miſſefarbe;
da ſie begunden ſorgen um des Herren Tot,
Auf dieſer Hofereiſe; des kam ihn warlichen Not.

Nachdem Hagene ſich und ſie alle ſo dem Tode geweiht, ziehn ſie durch Baiern. Gelfrat rennt ſie wegen des Fährmanns an; Hagene und Dankwart beſiegen und erſchlagen ihn. Von Rüdiger, in Oeſterreich, werden ſie gaſtfrei aufgenommen, und Giſelher verlobt ſich mit deſſen Tochter. — Dietrich von Bern kommt ihnen entgegen

---

*) ungeſuge, ungeheuer.

und warnt ſie. Ezel nimmt ſie gaſtlich auf. Chriemhilt grüßt Hagenen ſchimpflich, und fragt nach ihrem Hort. Hagene und Volker ſind unzertrennlich, und Chriemhilden Recken wagen ſich nicht an ſie. In der Nacht bewachen Beide die Fürſten, und Volker ſchläfert ſie durch ſeine Töne ein. Chriemhilden Recken wollen ſie überfallen, weichen aber vor der Wache zurück. Auf Hagenes Rath bleiben die Burgonden gewaffnet bei dem Feſt. Alle Augenblicke droht die von Chriemhilt genährte Zwietracht zwiſchen den Hunnen und Burgonden, auszubrechen; und die Ritterſpiele gehen ſchon in Ernſt über. Ezel ſucht alles zum Beſten zu kehren. Chriemhilt reizt vergebens Dietrich von Bern und ſeinen Meiſter Hildebrant gegen Hagene. Bei Tiſche gelingt es ihr, an Blödelin, Ezels Bruder, der ſich aufmacht und die 9000 Burgondiſchen Knechte in der Herberge angreift; aber er ſelbſt, mit 500 ſeiner Mannen, bleibt. Darauf eilen andere 2000 Hunniſche Recken herbei, und alle Burgondiſchen Knechte, nebſt zwölf Rittern, werden erſchlagen. Dankwart, ihr Marſchalk, allein ſchlägt ſich durch, und bringt die Botſchaft zu den übrigen Burgonden in den Saal. Sogleich ſchlägt Hagene Ortlieben, Ezels und Chriemhilden Sohn, den Kopf ab, und der Aufſtand wird allgemein. Volker und Hagene verſchranken die Thür; Dietrich von Bern will nichts mit dem Streite zu thun haben und führt Ezeln und Chriemhilden hinaus; auch Rüdiger erhält freien Abzug. Die übrigen werden alle von den Burgonden niedergehauen. Chriemhilt bietet jetzt alles gegen ſie auf.

Vergebens verſuchen ſich Ezels Vaſallen: Hawart von Dänemark und Iring ſein Man, fallen von Hagenen; Irnfrit, Landgraf von Thüringen, von Volker; und 1004 ihrer Man bleiben abermals in dem Saal. Der Abend naht. Die Sühne iſt fruchtlos. Chrimhilt fodert bloß Hagenen; die Fürſten wollen ihn nicht laſſen. In der Nacht läßt Chrimhilt den Saal anzünden; er iſt aber gewölbt und feuerfeſt. Die hereinfallenden Brände treten die Burgonden in dem Blute aus, und, von Hitze gequält, trinken ſie auf Hagenen Rath, ſelbſt das Blut. Am Morgen erinnert Chrimhilt Rüdigern an das Verſprechen ſeines unbedingten Schutzes bei der Werbung, und an ihre Wohlthaten. Der Gaſtfreund und Schwäher Giſelhers weigert ſich lange; er ſieht und wünſcht ſeinen Tod, erfüllt aber doch ſeine Pflicht. . Mit Hagenen tauſcht er den Schild, und ſie vermeiden einander im Kampf. Gernot tödtet ihn mit dem von ihm geſchenkten Schwerte, und fällt ſelbſt durch ihn; 500 ſeiner Mann bleiben ebenfalls in dem Saal. Jetzt hört Dietrich von Bern die allgemeine Wehklage um Rüdiger, und ſendet Hildebranden ab, ſich zu erkundigen. Dieſer kommt mit allen Mannen Dietrichs, und verlangt Rüdigers Leichnam; ſie gerathen in Wortwechſel, und endlich in Kampf, ob es gleich Dietrich den Seinen verboten: Hildebrant erſchlägt Volkern; Helfrich Dankwarten; Wolfhart und Gieſelher fallen zugleich. Alle Burgonden ſind jetzt gefallen, außer Gunther und Hagene, die bis ans Knie in Blut ſtehen. Auch alle Mannen Dietrichs ſind erſchlagen; Hildebrant allein entkommt mit einer Wunde von Hagenen, und bringt Dietrichen die Mähre. Jetzt macht ſich dieſer auf, und ſodert ſie auf, ſich als Geiſel zu ergeben; ſie wollen nicht. Dietrich verwundet Hagenen, umfaßt ihn, bindet ihn, und übergiebt ihn Chrimhilden, ſagt ihr aber, ſie ſolle ihn nicht tödten. Eben ſo macht er es dann mit Gunther. Chriemhilt läßt Beide beſonders in ein Gefängniß legen. Sie ſodert jetzt von Hagenen nochmals den Hort. Hagene verweiſet ſie auf ſeinen Eid. Chriemhilt läßt darauf Gunthern tödten, und hält ihm ſeinen Kopf vor. Dies wollte Hagene nur; er verhehlt ihr dennoch den Hort: niemand ſollte übrig bleiben, und alles wäre recht ſo gekommen, wie er gedacht. Chriemhilt ſchlägt ihm darauf mit ſeinem Schwerte Balmungen, das er ihrem Sifrit bei dem Morde genommen, den Kopf ab; — und Hildebrant, erzürnt darüber, haut auch ſie nieder. Ezel und Dietrich bleiben klagend zurück.

F. H. von der Hagen.

III.

Gemälde von dem Königreiche Portugal.

(Beſchluß.)

Wir kommen jetzt zur innern Sicherheit, ſo weit ſie durch Juſtiz erreichbar iſt. Von Seiten des Perſonale's und der Inſtanzen ſcheint die Einrichtung untadelhaft. In jeder Villa iſt ein K. Unterrichter (Juiz de fora, im Gegenſatze der, beinahe gänzlich ausgeſtorbenen, Juices da terra, ſelbſtgewählten Orts-Richter), der ſeine Univerſitäts-Studia gemacht haben muß, und beides in Civil- und Criminal-Sachen ſpricht. Die Cidades hingegen haben, neben dieſem, noch einen beſondern Juiz de crime. Die zweite Inſtanz iſt in dem Hauptorte einer jeden Comarca; hier ſpricht der Corregedor nicht bloß über die Parteien, ſondern ſelbſt über den J. de fora, den er von ſeinem Amte ſuſpendiren kann. Ueber ſämtliche Corregedores ſind in dritter Inſtanz zwei Tribunale, das eine zu Liſſabon, das andre zu Porto (der zweiten Stadt des Reichs), zwiſchen deren Gerichtsſprengel der Tejo die Grenze macht. Das Römiſche Recht iſt ſeit 1769 abgeſchafft, und dafür eine ſechsfache Sammlung inländiſcher Geſetze aus ſehr verſchiedenen Zeiten zum Grunde gelegt. Hierin nun ſcheint der erſte Fehler zu liegen, indem durch die Menge und den Widerſpruch der Geſetze, unmittelbar die Weitläuftigkeit und Koſtbarkeit der Prozeſſe herbeigeführt wird. Und wie manches alte barbariſche Geſetz muß nicht noch geltend ſeyn! Zu dieſer Barbarei gehören auch die elenden Gefängniſſe, deren Beſchreibung man nicht ohne Grauen leſen kann. Daß eine Geſellſchaft von frommen Leuten in Liſſabon, alle Sonntage die Gefangenen ſpeiſt, iſt ein gutes Werk dieſer Leute, aber eine wahre Proſtitution für die Juſtiz. Allein noch ſcandalöſer iſt die falſche Zeugen-Zunft in Liſſabon, die für den Marktpreis von einer neuen Cruſade (18 gGr.) in jedem Augenblicke bereit iſt, einen Meineid zu ſchwören, und die ſich durch einen aus der Taſche hervorguckenden Schnupftuchzipfel kenntlich macht. Die Richter wiſſen und dulden es; kein öffentlicher Ankläger erhebt ſeine Stimme; unmöglich kann da die Prozeßordnung gut ſeyn! Dieſe Umſtände laſſen im voraus keine ſonderliche Sicherheits-Polizei ahnden; und wirklich herrſchte noch vor Kurzem in Liſſabon, ſogar eine zwiefache Unſicherheit. Die erſte kam von der Polizei ſelbſt her, die doch das Triebwerk der Sicherheit ſeyn ſoll! Der Nahme Pina Manique (des General-Intendanten der Polizei) wird noch lange das Schrecken der Portugieſen ſeyn. Beſtimmt, die etwanigen Funken des Revolutionsgeiſtes zu löſchen, ſchuf er ſelbſt Pulver-Verſchwörungen, wo keine waren, und ſtempelte Leute zu Königsmördern, die höchſtens den Rücken eines ſchurkiſchen Gaſtwirths bedrohten. Andrerſeits reiſet man zwar (Dank ſey es — nicht der Polizei, ſondern dem beſſern, ſo ſehr verkannten National-Charakter!) — von einem Ende des Reichs zum andern mit vollkommener Sicherheit: aber zu Liſſabon wurden doch wirklich noch im Jahre 1794, in einer einzigen Nacht, neun Menſchen ermordet; und Link erwähnt eines anderen, der während einer Proceſſion, am hellen Tage umgebracht wurde. Doch, auch dieſe Uebel werden nach und nach ſchwinden; Pina Manique wird allein ſchon durch den veränderten Geiſt des Zeitalters außer Thätigkeit geſetzt; und der Miniſter des Innern hat ganz neuerlich durch Errichtung einer Marechauſſee, durch Beleuchtung und Reinigung der Straßen, einen ſoliden Grund zur Verbeſſerung gelegt. Die Straßenreinigung gehört ſchon ſelbſt zur Geſundheits-Polizei, die noch in keinem Lande, geſchweige denn hier, zur Reife gediehen iſt. Zwar an Aerzten, die den Gradum haben, fehlt es keinesweges. Der Hof hat vierzehn Leibärzte, und Liſſabon zählt deren 55; und löblich iſt es auf alle Weiſe, daß die Chirurgen gleich den Aerzten ihre Studien machen müſſen, und von aller Bartſchererei frei ſind.

Allein Coimbra, als die einzige Schule Galens, iſt theils in der Theorie noch weit zurück; theils fehlt es an Anſtalten zur praktiſchen Vorübung für junge Aerzte, wie Wien und Berlin ſie hat. Daher ſind die beſten hieſigen Aerzte Ausländer, und ein Deutſcher war es, der die Kuhpocken einführte. Die Apotheken ſind ſchlecht beſtellt, und die Entbindungskunſt kaum dem Nahmen nach bekannt. Die gütige Mutter Natur macht zwar vieles durch ihre reine Atmoſphäre gut; dennoch herrſchen hier, alles andre zu geſchweigen, ſo originale Hautkrankheiten, daß Robert Willan zu ſeinem claſſiſchen Werke in dieſem Fache, eine reichliche Nachleſe halten könnte. Das Land hat viele mineraliſche Quellen; die nächſte bei Liſſabon iſt Caldas da Reinha: aber wie charakteriſtiſch iſt es nicht, daß der Arzt Tavares, der ſie in einem ganzen Quartbande beſchreibt, die chymiſche Analyſe für unwichtig erkläre; und daß erſt ein Engländer, Withering, auftreten und den Gehalt der Quelle chymiſch zergliedern mußte! — Wir kommen zur Nahrungs-Polizei, über deren Mangelhaftigkeit ſchon längſt der Stab gebrochen iſt. Ein ſo geſegnetes Land — und dennoch viele Meilen weit kein bebautes Feld! Der Ackerbau ſelbſt noch in der Wiege, und das Getreide, wie zu Moſes Zeiten, von Ochſen und Eſeln ausgedroſchen! Kein Kartoffelbau: aber Einfuhr derſelben aus Irland! Unglaublicher Mangel an Manufacturen und Fabriken! Hier und da eine Glasfabrik, auch wohl eine Baumwollenſpinnerei: aber in den Händen von Ausländern! In eben dieſer, beſonders der Engländer, Händen, der ganze Handel, und die Portugieſen bloß die Factoren! Dieſe und ähnliche Klagen müſſen den Leſern ſchon häufig vorgekommen ſeyn; der Verfaſſer hat hierüber bloß folgende Reflexionen mitzutheilen, und ihrem Urtheile zu unterwerfen. 1) Man fodre doch nie von einem Volke auf einem reichen Boden die nehmliche angeſtrengte Induſtrie, welche Nationen in ärmern Ländern zeigen! Das dolce far niente (der ſüße Müßiggang) würde die Loſung des ganzen Menſchengeſchlechts ſeyn, wenn nicht das Bedürfniß zur Thätigkeit ſpornte. Die Bedürfniſſe aber ſteigen keinesweges mit dem Reichthume der Natur, ſondern *vermindern* ſich gerade mit ihm, und durch ihn. Hier iſt nicht jener wüthende Hunger, nicht der Durſt nach geiſtigen Getränken, nicht der Drang nach einer wärmern Kleidung und Wohnung, wie in den Nordländern; woher ſollte denn die rieſenmäßige Anſtrengung dieſer kommen, die ja ganz und gar keinen Zweck hätte? 2) Wenn aber eine *leichtere* Thätigkeit, wie ſie dem hohen Thermometergrade und den geringern Bedürfniſſen angemeſſen iſt, auch Induſtrie heißt, nun ſo haben die Portugieſen gewiß Induſtrie. Wenig Ackerbau, aber deſto mehr Wein- und Oelbau; weniger Pferde- und Rindviehzucht, aber mehr Maulthiere und Schafe; auch Bienenzucht und Seidenbau. Wenig Waldcultur: dafür deſto mehr Südfrüchte. 3) Auch Handel — *eignen* Handel mit *eignen* Schiffen (vielleicht 300) haben die Portugieſen, wenn gleich bei weitem keinen Engliſchen. Sie holen ſich zuförderſt, aus und über *Loanda*, die nöthige Anzahl von Negern, und bringen ſie nach ihrem Süd-Amerika. Hier werden ſie in alle, beſonders aber in die drei Bergwerks-Gouvernements, *Minas Geraes*, *Matto groſſo* und *Goyaz* vertheilt, und produciren — welch eine Reihe von Schätzen an Gold und Diamanten, ungefähr 12 Millionen Thaler jährlichen Werthes. Und nun die koſtbaren Handelsartikel, tel, Taback, Indigo, Braſilienholz, Baumwolle, Ochſenhäute, Caffee, Cacao, ꝛc. Von dieſem, ſo wie von dem unmittelbaren Handel nach den übrigen Beſitzungen, ſind alle Ausländer ausgeſchloſſen. 4) „Aber mittelbar, von Liſſabon aus, fallen doch die meiſten dieſer Schätze den Ausländern, beſonders den Engländern, in die Hände.“ Viele, ſehr viele allerdings; das hängt an einem alten Handelstractate von 1703, in welchem die Umtauſchung der Portugieſiſchen Weine gegen Engliſche Manufacturwaaren ſtipulirt ward. Von der Zeit an ſtieg der Weinbau zum Nachtheile des Ackerbaues, und die inländiſchen Fabriken wurden durch die Engliſchen zu Boden gedrückt. Pombals Feuereifer wollte dieſen Uebeln abhelfen; er riß Weinberge aus, und legte Fabriken an: aber er fiel, und alles kehrte in das alte Geleiſe zurück. So dürfte am Ende doch der Finanzminiſter Fronteira nicht ſo ganz übel raiſonnirt haben, wenn er (auf den erſten Anſchein ſehr paradox) behauptete: „Portugal „könne und müſſe keine Induſtrie haben, keine Manufakturen anlegen; es könne mit ſeinem Braſiliſchen „Golde die Induſtrie aller andern Nationen kaufen, und „es müſſe ſie kaufen, weil ſonſt die Engländer Braſilien „bald wegnehmen würden; und dann — würde Portugal „ſeine Weine und andre natürliche Produkte nicht abſetzen „können, wenn es ſie nicht an die Engländer gegen ihre „Fabrikate, oder an die Holländer gegen Nordiſche Produkte vertauſchte; die Eiferſucht dieſer Nationen würde „es durchaus nicht zugeben, daß die Portugieſen ſelbſt

„Manufakturen anlegten, und dadurch fähig würden, die „Fremden zu entbehren; das Reich ſey zu ſchwach, ſich „gegen die Uebermacht der andern Europäiſchen Nationen „zu erhalten." — Die Leſer mögen entſcheiden, wer mehr Recht hat: Pombal oder Fronteira. — Bei dieſer Beſchaffenheit der Dinge ſollte man wenigſtens glauben, daß die Finanzen in blühendem Zuſtande ſeyn müßten. Iſt gleich kein Etat davon bekannt, ſo läßt ſich doch leicht erachten, daß die Domänen, das Fünftel des Braſiliſchen Goldes, das Tabacksmonopol, die hohe Acciſe und die wichtigen Zölle, die Kreuzbulle ꝛc. große Summen — vielleicht 20 Millionen Rthlr. und darüber, einbringen mögen. Dennoch hat der Staat Schulden; das Volk bezahlt viel, und der Schatz bekommt wenig; in ſolche Geheimniſſe vermögen nur die Sullys einzudringen! Eine höhere Aufklärung (wahre; von andrer iſt hier nie die Rede, oder vielmehr ſie iſt keine!) wird nach und nach auch in dieſes Fach mehr Ordnung und Syſtem bringen. H. von Jung hatte die Portugieſiſche Literatur förmlich dem Gelächter Preis gegeben; und wer könnte auch bei einer akademiſchen Aufgabe ernſthaft bleiben, wie die folgende: „Unterſuchung, welches dem Menſchen zuträglicher ſey, groß oder klein von Geſtalt zu ſeyn? — „A. Wüchſen auf den Bäumen Diamanten, ſo wäre es „gut, groß zu ſeyn, ſie abzubrechen; träten wir auf „Perlen, ſo möchten wir, ſie aufzuleſen, lieber klein ſeyn: „da aber keins von beiden iſt, ſo iſt die mittlere Statur die beſte!" — Aber H. von Zach hat die Portugieſen wieder zu Ehren gebracht, indem er nicht nur den wahren Werth der Memoiren ihrer Akademie der Wiſſenſchaften zeigt, ſondern auch, als Kenner, verſichert, die Sternwarte zu Coimbra ſey eine der prächtigſten und zweckmäßigſten in Europa. Dies iſt indeß nur die oberſte Etage der Aufklärung; und ſchon an Peter dem Großen in Rußland wurde es mit Grunde getadelt, daß er über der oberſten — die untere vernachläſſiget. Das geſchieht nun zuverläſſig auch in Portugal. Die Schulen ſind größten Theils in den Klöſtern, und Mönche die Lehrer. Wie ein Portugieſiſches Gymnaſium organiſirt iſt, hat der Verfaſſer nicht ergründen können. Die Theologen haben das Privilegium, nicht in Coimbra, ſondern in mehrern Klöſtern ſtudieren zu dürfen. Für die übrigen Facultäten iſt dieſer Ort der einzige Muſenſitz! Die Zahl der Profeſſoren iſt nicht geringer als 80, aber die meiſten ſind wiederum Mönche; und die Studenten, verglichen mit unſern Incrovables, fallen in das andre Extrem, indem ſie, nach Madame Bernard, ganz das Anſehen von Polniſchen Juden haben. Inquiſition und Cenſur iſt ungleich gelinder als ſonſt: aber doch wollen die Mönche die Aufführung der Lanaſſa nicht leiden; denn daß ihnen Tartüffe zuwider iſt, wäre eher zu verzeihen! Hier ſtehen wir nun bei demjenigen Punkte, der auf das Wohl und Wehe Portugals unter allen am meiſten Einfluß hat: bei der Geiſtlichkeit. Der Verfaſſer gehört nicht zu den neuern Feinden dieſes Standes; jeder würdige Geiſtliche, von welcher

Religionsparthei er auch ſey, iſt ihm reſpectabel. Aber 1) ihre Zahl iſt, wie Tileſius ſagt, Legion: der Klöſter allein ſind über 500. 2) Ihre Reichthümer — den wie vielſten Theil vom ganzen Nationalvermögen dürften ſie wohl betragen? Die jährliche Unterhaltung des Patriarchats allein koſtet 400 Millionen Reis = 1 Million Gulden; und noch iſt die Beſoldung des Patriarchen hierunter nicht begriffen! Im Kloſter Mafra koſtet das bloße Glockenſpiel — beinahe eine Million Cruſaden! Twiß beſuchte das Kloſter Alcobaza, und beſchreibt umſtändlich die Gebäude, die Einkünfte (von 130,000 Cruſaden), die Küche, in der ſieben Köche beſtändig in Arbeit waren — den Kaninchenhof, das Taubenhaus, die Gärten, die Ställe mit einigen hundert Mauleſeln zum Spazierenreiten, und endlich den Keller, aus dem, ſagt er, „das Glas ſo fleißig umging, als ich es jemals in Schottland habe umgehn ſehen.“ Er rühmt dieſe jovialiſchen Cameraden, und nennt ſie das angenehmſte geiſtliche Corpus. Schade nur, daß er das Vergnügen hierüber wieder verdirbt, wenn er ſagt, man müſſe ſich nicht wundern, viele Meileweges umher kein Ei und keine Zwiebel auftreiben zu können: denn dieſer Abgrund verſchlingt alles! 3) Ihr Einfluß erſtreckt ſich vom Throne bis zur Hütte. Selbſt jeder Soldat und Officier fällt vor ihnen nieder; eigentlich wohl nur, um das Wachsbild der Mutter Gottes zu küſſen: aber wie vieles von dieſer Veneration fällt nicht ſeitab auf die Hochwürdigen! 4) Das allerſcandalöſeſt: aber für jeden moraliſchen Menſchen iſt die Kreuzbulle, und vornehmlich ihr dritter Tome, die Bulle der Ausgleichung. Der Verfaſſer lebt mitten unter Katholiken, und hat oft ihrem Gottesdienſte und ihren Predigten, nicht nur ohne allen Anſtoß, ſondern mit wahrer Erbauung beigewohnt; allein dieſe Bulle, durch welche, ganz wie zu Tezels Zeiten, Mord und Diebſtahl mit Gelde ausgeglichen werden können, von der Kanzel herab als ein Mittel zur Seligkeit preiſen zu hören, das vermöchte er nicht auszuhalten! Und doch gab ſie der heilige Vater — freilich ſchon im Jahre 1591 —, und der Staat behält ſie im gegenwärtigen Jahrhunderte bei! Hier ſteht alle Politik in Beziehung auf das Innere ſtill; und es wäre in der That kein Wunder, wenn der Portugieſiſche National-Charakter recht verderbt wäre. Gleichwohl hat er kürzlich an Link einen warmen Vertheidiger erhalten, der, wie es auch Andre ſchon gethan haben, das Verderben vornehmlich nur in der Hauptſtadt, und in dem darin von allen Seiten zuſammenfließenden, weißen und ſchwarzen Geſindel annimmt; zuletzt aber mit den kräftigen Worten ſchließt: „Möchte meine ſchwache Stimme ein liebenswürdiges Völkchen empfehlen, das dummſtolze Engländer gebrandmarkt haben!“ —

IV.

Ueber Aktivum und Neutrum.

Zur Mitbeleuchtung der Schutzrede des Hrn. Hofr. Adelung gegen die Voſſiſche Beurtheilung ſeines Wörterbuchs.

(Fortſetzung.)

II. Gemiſchte Zeitwörter mehrerer Arten.

Anbetreffen neutr., was mich anbetrifft. Anbelangen act., was mich anbelangt. Anlangen neutr., was die Sache anlangt. Betreffen, was mich betrifft verb. irreg. (Aber ob act. oder neutr.? iſt nicht angegeben.)

Anerben act., erblich mittheilen, die Krankheit iſt ihm angeerbt, angeerbte Vorurtheile. (Eigentlich wohl nicht erblich mittheilen, ſondern erblich an Jemand kommen:

Wie holt waren im die wip
Alse Eneas synem ane (Ahne)
Von dem erbetez in an.

Eneidt des Veldeg. v. 13153.)

Anſtammen act., als ein Erbgut mittheilen, angeſtammte Rechte. (Auch dieſes Wort hieß früher durch Abſtammung an Jemand kommen: die Tugend ſtammt ihm an. Morhof.

Angehen neutr., einen mit dem Degen angehen, der Hund geht die Schweine an, einen bittlich angehen.

Anfallen 1) neut. er iſt an mich angefallen; 2) act. er hat mich mit dem Degen in der Hand angefallen.

Anlaufen 1) neut., mit dem Kopfe an die Wand anlaufen; 2) act. da liefen ihn die Juden an.

Anhaben neut. rothe Strümpfe anhaben. Aufhaben neutr. die Mütze aufhaben. Haben neutr. ein Buch haben.

(Nach älterer Sprache, in welcher haben ſo viel als faſſen bedeutet, iſt dieſes Wort eigentlich Activum:

Sie habten sinen stegreif.

Parcival des Wolfram v. Eſchenbach v. 6761.

Anhalten 1) act. ein Boot an das andere halten; 2) neutr. ſich an etwas halten, er hat ſich an einen Baum gehalten.

Ankern act. a) den Anker werfen, in einem Hafen ankern. b) Die Mauern eines Gebäudes zuſammenankern oder verankern. (Dieſe Zuſammenſetzungen gehören nicht hierher, und beweiſen folglich nichts.) c) Nach etwas ankern. Man vergleiche flöten und leyern neutr. (Die Aktiva fehlen bei Ad.)

Anläuten act. (anklingeln, anſchellen. Läuten act. Die Glocke läutet, in die Kirche läuten. Anſchellen act. an etwas ſchellen, beſonders an die *)

---

*) Trägt man irgendwo Klingeln und Schellen in der Taſche, mit denen man will eingelaſſen ſeyn, an die Thüren anſchellet und anklingelt? Doch Hr. Adelung iſt

an den Thüren befindliche Klingel ziehen, wer ſchellet an? es hat Jemand angeſchellet. Anklingeln neutr. an die Klingel ziehen. Klingeln neutr. an der Thür klingeln, einem klingeln. Anpochen act. wer hat angepocht?

Anreihen neutr. Perlen, Korallen, Obſt anreihen.

Anſchlagen 1) act. mit der Glocke anſchlagen. 2) neutr. Er hat ſich den Kopf an die Mauer angeſchlagen, ich ſchlug mit dem Kopfe an die Wand an.

Anſchmeißen 1) act. ſ. anpochen, an die Thür anſchmeißen.

Anſchmettern, neutr. ſchlagen, pochen, an die Thür anſchmettern.

Niederſachſe; er ſezt daher im Wörterbuche: beylegen, eine Sache bey oder neben der andern legen, ſ. bey oder neben die andere. Beydrukken, bey oder an etwas drukken. (Not. Hr. Ad. ſagt unter bey S. 977. „bey mit dem Akkuſativ würde im Hochdeutſchen allemahl ein Fehler ſeyn. Obwohl dieſe Behauptung an ſich ganz unrichtig iſt, ſo zeigt ſie doch, daß Hr. Ad. in dem Beiſpiele „bey oder an etwas drukken" das Wort etwas für den Dativ nahm, mithin falſch conſtruirte.) Beydrükken, eine Sache neben der andern drükken, ſ. das richtigere neben die andere. Beiſchreiben, bey oder neben einer Sache (richtiger eine Sache!) ſchreiben. Beyſchrift, was bey oder neben einer Sache (!) geſchrieben iſt. Beyſetzen, eine Sache bey oder neben der andern ſetzen. Richtiger: bey oder neben die andere. Beyſtekken, eine Sache neben der andern (!) ſtekken. Beyſtehen, bey oder neben Jemanden ſtehen. Beytreten, bey oder neben etwas treten.

Anſtürmen act. mit Ungeſtüm anpochen.

Anſaugen neutr. a) anfangen zu ſaugen; b) der Blutigel hat ſich feſt angeſogen; c) ſich voll ſaugen. (Und doch Neutrum?)

Anſchnurren act. einen anſchnurren. Anfahren 1) neut. der Fuhrmann iſt an die Mauer angefahren; 2) act. er fuhr mich hart an. — Schnurren 1) neutr. Jemanden anſchnurren; 2) act. betteln, ſchnurren gehen.

Anſtoßen 1) act. im Reden anſtoßen; 2) neut. es ſtößt ihn ein Fieber an. Oft ſtößt ſogar den Geiſt die Kindheit wieder an. Anfallen act. das Fieber hat ihn angefallen.

Aufkriegen neutr. ich kann es nicht auf kriegen. Kriegen act. Jemanden bei dem Kopfe kriegen, eine Krankheit kriegen.

Aufpfeifen neutr. Einem ein Luſtiges aufpfeifen.

Aufblaſen act. zur Tafel, zum Tanze aufblaſen.

Aufſpielen act.:

Komm jauchze Gott, du Volk der Erden,
Spiel ihm mit ſüßen Saiten auf.

Auflegen 1) act. die Hand auflegen; 2) neut. Fett auflegen, fett werden, das Thier legt viel Fett auf.

Ausgeben 1) act. Geld ausgeben; 2) neutr. das Getreide giebt viel, wenig aus. Eben ſo ſagt man: die Concursmaſſe giebt dreißig Procent aus.

Aushalten 1) neutr. Schläge aushalten, den erſten Anfall aushalten, Prüfung aushalten; 2) act. ſich etwas aushalten ſ. ausbedingen. Halten act. etwas mit der Hand halten. Erdulden act. Schmach erdulden.

Blitzen neutr. u. factit. Der Thau der Wipfel blitzt ihr Gold zurück. (Dieſes Beiſpiel gehört nicht hierher, ſondern unter zurück.) 2) Unperſönlich: es blitzt. In der höhern Schreibart auch act.:

Der — auf die Frevler ihres Throns mit ſeinem Donner blitzt. Hier hat Demoſthenes gedonnert und geblitzt. Man vergleiche: Donnern neutr. 1) unperſönlich, es donnert; 2) perſönlich, der Herr donnert vom Himmel. Hier hat Demoſthenes gedonnert und geblitzt. (Wie verſchieden beide Wörter behandelt! In erſter Stelle war überdies donnern ein Aktivum, in dieſer Neutrum.)

Blinken neut. glänzen, wenn ich das Schwert über ſie blinken laſſe; 2) mit den Augen blinken. (Das Aktiv. fehlt: Silber blinken die Wellen.) Man vergleichet

Winken 1) neutr. blinken; 2) act. mit dem Kopfe winken, mit den Augen, mit der Hand winken. Die Perſon ſtehet im Dativ: einem winken. Zuweilen auch mit dem Akkuſativ der Sache: die Leute zuſammen winken. (Auch dieſes Beiſpiel beweiſet nichts; zuſammen macht oft aus einem Neutrum ein Aktivum: daher gehöret jenes Zeitwort unter zuſammen. Dagegen fehlet bei Ad. das gewöhnliche: Beifall winken.)

Wimpern neutr. mit den Augen wimpern.

Erben 1) act. ein Landgut, einen Garten erben; 2) neutr. ſ. beerben, er hat ſeinen Vetter geerbt, dein Same wird die Heiden erben. Beerben act. von einem erben, einen beerben.

Einbekommen neut. Der Feind hat die Feſtung einbekommen. Bekommen neutr. Sie haben derbe Schläge bekommen. Und doch nennet Hr. Ad. Schläge empfangen, erhalten ausdrücklich Activa; auch dulden act. Unglück dulden, und leiden act. große Schmerzen, Schaden leiden; erleiden act. Schaden erleiden.

Einhaken act., eine von den Schaufeln des Ankers muß alle Mal in den Grund einhaken. Eingreifen neutr. die Zähne des Rades ſind zu kurz, ſie können nicht eingreifen.

Flöten und leyern neutr. Geigen act. Wer die Wahrheit geigt, den ſchlägt man. Trompeten und poſaunen act. und neutr.

Girren neutr. Wie girret die zärtere Taube ſo ſanft. Da geht der Unglückſelige, und girret ohnmächtige Seufzer. (Hier und in hundert andern Fällen iſt die Aktivheit nicht angegeben.)

Fiſchen und krebſen, Fiſche, Krebſe fangen act.

Künſteln act. an einem Dinge künſteln. — Schanzen act. die Bauern müſſen ſchanzen. Schaufeln act. mit der Schaufel arbeiten. Mauern act. der Mäurer mauert. Und doch ſtehet: ziffern, Ziffern ſchreiben; ſcharmützeln, ein Scharmützel halten; heuen, Heu machen; karten, Karte ſpielen; wirthſchaften, überall verb. neutr. So auch arbeiten, 1) neutr. im Felde, im Garten, bei Licht arbeiten; 2) act. ſ. bearbeiten, den Acker arbeiten.

Nehmen, 1) neutr. in einen Zuſtand verſetzt werden, iſt eine Figur des folgenden Aktivs (!!). Ueberhand nehmen, Schaden nehmen, einen Anfang, ein Ende nehmen, es nimmt mich Wunder. (In einen Zuſtand verſetzt werden? ein Neutrum? Alle dem Worte nehmen hie beigefügte Wörter ſind ja, von Ueberhand an, geſchichtlich erweisbare Akkuſative wahrer Sachwörter. Die bloße Uneigentlichkeit einer Bedeutung kann die Natur eines Aktivs nie verändern.) 2) act. etwas in die Hand nehmen.

Schuſtern und ſchneidern act. Dagegen ſtehet: buben, kindern, kälbern, kalben neutr. und eſeln und narren 1) neutr. 2) act. Zeugen neutr. (Das Aktiv fehlt.)

Schöpfen, 1) neutr. das Schiff, der Kahn ſchöpft Waſſer, die Sonne ſchöpft Waſſer. 2) act. mit einem Gefäß auffaſſen: Waſſer ſchöpfen, Luft ſchöpfen. Ziehen act. die Sonne ziehet Waſſer.

Schwören irreg. (Ob aber act. oder neutr.? iſt in dieſem, wie in manchem andern Zweifelsfalle, unentſchieden gelaſſen.)

Stören, 1) neutr. die Winde ſtören die Wolken, wer Weſpen ſtört, kriegt Beulen. 2) act. den Frieden ſtören.

Wirken, 1) neutr. Veränderungen hervorbringen, eine Arznei, der Wein wirkt. 2) act., a) Bearbeiten, der Bäcker wirkt den Teig. b) Veränderungen hervorbringen: meine Vorſtellungen haben gewirkt. (Welch eine Anordnung der Bedeutungen!)

Zinſen, 1) neutr. Zins geben. 2) act. ein Gut zinſet jährlich 10 Thaler. Zollen, act. Zoll geben. (Dieſes Wort, dem vorigen ähnlich, ſollte doch angeordnet ſeyn! 1) neutr. Zoll geben; 2) act. man zollet ihm Beifall.) Schoßen, act. ein Haus ſchoßet jährlich zehn Thaler. (Auch hier fehlt das frühere und gewöhnlichere Neutrum.)

Zechen, activ. und neutrum; a) reichlich trinken, wacker zechen; b) bei dem Wirthe für ſein Geld eſſen: für ſein Geld zechen. (Nicht Ein Beiſpiel beleget die Aktivheit dieſes Wortes.) Schmauſen, neutr. bei jemanden ſchmauſen. (Warum wurde dieſes dem vorigen Worte nicht ähnlich bezeichnet?)

Zieren, 1) neutr. der Bart zieret den Mann, Bildſäulen zieren den Garten. 2) act. einen Garten mit Bildſäulen zieren. Kleiden, 1) act. ſich nach der Mode kleiden. 2) neutr. Dieſe Farbe kleidet ihn gut. Doch genug und übergenug! Vielleicht lehren uns andere Wörterarten, was Aktivum und Neutrum iſt.

III. Unperſönliche und reciproke oder rückdeutende Zeitwörter.

Getrauen, act. (Herr Adelung füget dieſes Wort in der Bedeutung des Zutrauens nur mit dem Dativ, und verwirft den Akkuſativ hiebei als unrichtig.)

Schaudern, 1) act. Es ſchaudert mich, wenn ich daran denke; es ſchaudert mir die Haut. 2) neutr. ich ſchaudere vor Entſetzen. Ganz ungleich dieſem bezeichnet, ſtehet nun:

Wundern, 1) neutr. impers. Die Sache wundert mich. 2) recipr. ich wundere mich, daß du ſo ſpät kommſt.

Lüſten, impers. neutr. es lüſtete den König, mich lüſtet, ſpazieren zu gehen.

Gelüſten, impers. neutr. laß dich nicht gelüſten deines Nächſten Haus.

Freuen, act. ich freue mich.

Hungern, impers. neutr. es hungert mich.

Die Bezeichnung dieſer Wörter iſt, wie aus dieſen wenigen Beiſpielen erſehbar, nie ſich gleich, theils auch mit Herrn Adelungs Lehrſätzen in offenem Widerſpruche. Denn in der Sprachlehre, S. 380. und Lehrgebäude II. 414. ſagt er ausdrücklich: „Der Akkuſativ bei dieſen Zeitwörtern iſt nicht das Subjekt, ſondern wirklich der leidende Gegenſtand.“ Iſt aber dieſes, ſo iſt es ja unrichtig, dieſe Zeitwörter noch Neutra zu nennen.

IV. Zeitwörter, welche den leidenden Gegenſtand im Genitiv bei ſich nehmen, ſind nach Herrn Adelungs Lehre (ſiehe Sprachlehre, Seite 385.) Aktiva.

Dieſemnach ſtehet: warten, 1) neutr. ſehen, 2) act. ſeines Amts warten; entbehren, act. man kann ihrer nicht entbehren; genießen, act. der Freuden des Lebens genießen. Nun aber:

Fehlen neutr. das Ziel nicht treffen, ſie fehlen ihres Weges, doch fehle nicht den Weg. (Doch nennet er verfehlen das Ziel act. Das Leben verlieren act.; entweder hat nun ſeine Lehre oder ſeine Bezeichnung des Zieles gefehlt.)

Bedürfen neutr. der Herr bedarf ihrer. Auch mit dem Akkuſative: Gott weiß was, ihr bedürfet.

Gedenken act. eigentlich abſolute, ich gedachte, vielleicht iſt keine Gottesfurcht an dem Orte; woran gedenken Sie? gedenke meiner.

Mangeln impers. neutr. Im Oberdeutſchen auch perſönlich: ſie mangeln des Ruhms.

Geſchweigen 1) neutr. Brot und Fleiſch iſt dorten (sic!) ſehr theuer, ich geſchweige der andern Dinge. 2) act. mit Gaben geſchweiget man die Kinder.

Gewohnen neutr. Ich kann es hier nicht gewohnen, man gewohnt endlich alles. In der höhern Schreibart: der Kälte gewohnen.

V. Zugabe.

Lehrgemäß ſtehet im Wörterbuche: griesgrammen, grimmen, zürnen, zagen, wüthen, trauern neutr. (Nur fehlen bei mehrern die ſchriftgewöhnlichen Aktiva.) Eifern 1) neutr. 2) act. Nun aber:

Hoffen neutr. ich hoffe nicht, daß es regnen werde; das will ich nicht hoffen.

Meinen 1) neutr. ſich erinnern, ſie meineten es wäre ein Geſpenſt; ich meine dich; wen meineſt du? 2) act. jemanden meinen, ihn lieben.

Fürchten act. a) einen fürchten; b) recipr. ſich fürchten; c) absolute ich fürchte ſehr, er werde nicht kommen.

Wünſchen act. einem alles Gutes wünſchen, ich wünſche nicht daß es geſchehe.

Denken act. et neutr. lebloſe Dinge denken nicht; Sie können leicht denken, daß mir alle Gelaſſenheit verging, u. ſ. w.

Glauben, act. Hexen und Geſpenſter glauben; Bav glaubt, daß er ein vortreflicher Dichter ſey; ich glaube nicht, daß er kommen wird. (Dieſe ſechs Verben, an Fügung und Bedeutung einander ähnlich, ſo ungleich behandelt! Glauben ſtände gewiß als Neutrum bezeichnet, hätte nicht Meiner in der philoſophiſchen Sprachlehre, Seite 134. geſagt, daß

Glauben ſchon einen Cauſal-Verhältnißbegriff enthalte.)

Grollen, act. dieſe Behandlung grollt ihn (das Neutr. fehlt: er grollt.) Zürnen, neutr. auf jemanden zürnen. (Das Activ. mich zürnt es, fehlt.)

Lächeln neutr. und act. Unſchuld lächelt auf ihren Wangen ꝛc. Lachen neutr. über etwas lachen, ſich halb krank lachen, ſich bucklich (!) lachen. (Dieſes Wort ſollte doch wie das vorige neutr. und activ. bezeichnet ſeyn.)

Weinen neutr. und act. Thränen neutr. (das Aktiv fehlt.)

Widern act. die Speiſe widert mich. (Glaublich iſt heute gewöhnlicher: mir widert.)

Schmecken 1) act. vermittelſt des Geſchmackes verſuchen, die erſte und eigentliche Bedeutung: den Wein ſchmecken, ſ. koſten. 2) Geſchmack geben, der Zukker ſchmeckt ſüß.

Hören, act. einen Schall zu empfinden ſuchen, wo es oft abſolut und in Geſtalt eines Neutrius ſteht: es donnert, hören Sie einmahl. 2) Schall empfinden, eigentlich, auch abſolut und als Neutrum.

Sehen neutr. a) eine gewiſſe Geſtalt haben, ihr ſollt nicht ſauer ſehn, ſcheel ſehen; b) eine gewiſſe Richtung haben: Die Spitzen der Berge ſehen hervor*). 2) act. oft auch hier bloß abſolut und in

Geſtalt

---

*) Die Richtung liegt ja hier nicht im Zeitworte, ſondern in der Partikel hervor; gegenfalls hießen in dem gemeinüblichen: da guckt ein Thurm hervor, da horch-

er

Geſtalt eines Neutrius, vermittelſt der Augen empfinden: ich ſehe nicht.

Riechen 1) neutr. Geruch geben: die Blume riecht; 2) act. Geruch empfinden: ich rieche nichts. (Warum ſtehet hier nicht die zweite Bedeutung, wie bei dem vorigen ſehen, voran mit beigefügter Erklärung: „der Naſe eine gewiſſe Richtung geben," ein Beiſpiel dazu, wie: riechen Sie doch dieſe Nießwurz, würde dieſe ſchon rechtfertigen.)

Fühlen act. 1) vermittelſt des Gefühls ſich bewußt zu werden ſuchen, einem an den Puls fühlen, einem auf den Zahn fühlen; 2) ſich vermittelſt des Gefühls bewußt ſeyn: fühlen Sie den Knoten. Man vergleiche: Greifen 1) neutr. Wer darf es wagen, ihm zwiſchen die Zähne zu greifen, einem andern in ſein Amt greifen, man kann es mit Händen greifen. 2) act. Die Katze hat eine Maus gegriffen. Die Allerleibenahmung und das unſtäte Anordnen der Bedeutungen dieſer letzten ſechs gleichartigen Zeitwörter, muß jeden befremden, der nur mäßige Sprachkenntniß beſitzt. Befremden ſo mehr, da dieſes Gewirr das ganze vierbändige Wörterbuch durchherrſchet *). Die Quellen davon kommen jedoch zu Tage. Meiner in ſeiner philoſophiſchen Sprachlehre hatte die-

---

te ich hin, da ſchnüffelt ein Hund hin u. ſ. f. die Zeitwörter ebenfalls eine Richtung haben. Dieſe von Herrn Adelung angegebene Bedeutung iſt alſo richtig, und die zuerſt angeſetzte iſt nicht mehr als eine Folge der zweiten, überdies auch nicht mehr als eine ſpätere Meißnerei.

*) Dieſes Gewirr ſämmtlich hier weiter abzuſchreiben, wäre überflüſſig, da hoffentlich jedem Denkenden ſchon an dieſen Proben genügt.

ſen Gegenſtand anders, mitunter etwas dunkel abgehandelt; Herr Adelung mußte daher einen eigenen Weg einſchlagen. Wo indeß er im Sprachphiloſophiſchen die Bahn ſeiner Vorgänger Meiners, Herders und einiger Andern verläßt, geht er gewöhnlich, wie er hier ging.

VI. Noch eine Kleinigkeit über Anordnung der Bedeutungen bei Zeitwörtern in Herrn Adelungs Wörterbuche.

Brechen und **bringen** ſetzt Herr Ad. an als 1) neutr.; 2) act. und doch: **einbrechen** 1) act. 2) neut. und **einbringen** 1) neutr. 2) act.

Spalten und **reißen** 1) neutr. 2) act. und doch **aufſpalten** 1) act. 2) neutr. und **aufreißen** 1) neutr. 2) act.

Schlagen 1) neutr. 2) act. und **ausſchlagen** 1) act. 2) neutr. und **verſchlagen** 1) act. 2) neutr. Nun aber: **ſtoßen** 1) act. 2) neutr., **ausſtoßen** 1) neutr. 2) act., **verſtoßen** 1) neutr. 2) act.

Bluten neutr. (Das Aktiv fehlt); **ſchwitzen** 1) neutr. 2) act., **verbluten** neutr. und recipr. (Das Aktiv fehlt) und **verſchwitzen** 1) act. 2) neut.

Fahren und **reiten** 1) neutr. 2) act. und nun **ausreiten** 1) neutr. 2) act. und **ausfahren** 1) act. 2) neutr.

Ermüden und **erſchrecken** 1) neutr. 2) act. Nun aber: **erbittern, erhitzen, erboßen** act. (die ältern Neutra fehlen.) **Erhellen, erzürnen, erſchüttern** 1) act. 2) neutr. (!)

Wiederdonnern, wiederglänzen, wiederhallen, wiederſchallen, wiedertönen, winſeln, fluthen, ſtrömen, dunkeln, ſchimmern, pochen,

jauchzen, ſchluchzen, nachhallen, nachſchallen, ſchnarren, ſchnattern, heulen, ſchwatzen, lügen, wimmern, ſchallen, hellen, klingeln, zirpen, ſauſen u.ſ.f. bezeichnet Hr. Ad. als Neutra; ihre ſchriftgewöhnlichen Aktiva läßt er weg, obwohl er ſchnellen, ſchüttern, rollen, ziſchen, ſtürmen, ſchmettern, tönen angiebt, als: 1) neutr. 2) act. — Endlich bezeichnet er noch ein ganzes Heer anderer, wie z.B. wehen, ſtrahlen, ſchatten, rumpeln, ſäuſeln, liſpeln, reden, wiſpeln und andere nur als act. et neutr., wo doch die Urbedeutung dieſer Formen gemäßer, 1) neutr. 2) act. ſtehen ſollte. Bei noch andern giebt er nur das Aktiv an, das Neutrum übergehend.

Winden von Wind, act. (Das frühere landſchaftliche Neutrum: es windet, der Wind gehet, fehlt.)

Lichten act. hell machen (das alte neutr. hell werden, fehlt. Oft giebt er zwar, wie bei glühen und glänzen, 1) neutr. 2) act. an, vernachläſſiget aber den Schriftgebrauch: Zorn, Liebe, Rache glühte ſein Blick; Freude glänzet ſein Angeſicht.'

Denkende Männer (nur nicht Kinder!) mögen nun urtheilen, ob das Adelung'ſche Wörterbuch a) einen feſten Begriff von Aktivum und Neutrum habe; b) ob es Anſpruch auf Vollſtand machen könne, oder ob es vielleicht alltägliche Schriftwörter und Bedeutungen übergehe; c) ob es endlich die Bedeutungen der einzelnen Formen ſowohl, als ganzer Wörterklaſſen nach der durchaus herrſchenden regelmäßigen Klaſſenbedeutung, geordnet habe.

J. G. Radlof.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Die Alpen-Reiſe. Eine Allegorie.

Vorabend.

Auf der Brücke ſtanden der Baron, die Baronin und Sophie. Raſch kam Friedrich gegangen; hinter ihm her rief der Alte, daß er ihn erwarten möchte. Friedrich ſtand lächelnd ſtill, und der Alte, als er näher gekommen war, faßte ihn mit der rechten Hand unter den Arm, zeigte mit der linken nach dem Montblanc, und ſagte mit dem Ausdruck der Wichtigkeit: Ihr müßt wiſſen, daß auf dieſer Brücke einer der vortheilhafteſten Standpunkte für den Montblanc iſt; denn kommt man näher hinan, ſo verbirgt die große hervorragende Kuppel, die wir den dome du gouté nennen, die Spitze des Berges, die noch ſechzig Klafter über ihr erhaben iſt, die ſich aber von hieraus vollkommen deutlich darſtellt. Dazu wirft auch der jetzt eben ſichtbar werdende Mond ſein Licht auf den Schnee des Berges, und theilt ihm ſeinen Schimmer mit, worin er, gleich einem zweiten Monde, zu leuchten beginnt. Zerſtreut betrachtete Friedrich das, worauf der Alte ihn aufmerkſam machte; zerſtreut grüßte er die Geſellſchaft auf der Brücke. Die Damen dankten äußerſt freundlich, der

Baren mit Würde; Friedrich ſetzte ſeinen Spaziergang fort.

Dieſe Brücke, aus Stein gebauet, wölbt ſich in einem hohen Bogen über den Strom der Arve, und verbindet das Dorf St. Martin mit der gegenüberliegenden Stadt Salenche. Auf dem Wege nach Chamouni übernachtet man gern in St. Martin, welches noch eine Tagereiſe davon entfernt iſt. In einer ſchmalen Straße mit weit auseinander liegenden Häuſern, zieht es ſich längs dem Fluſſe hin, und wird auf der andern Seite von hohen und ſteilen Bergen beſchützt. Gar anmuthig von friſchem Grün umgeben, lehnt ſich auf dem jenſeitigen Ufer Salenche an einen Berg, der ſich ſanft aus dem Thal erhebt, und dann, mit mannigfaltigen Bäumen gekrönt, kühn emporſteigt. Man wittert hier ſchon Alpen-Luft; das Grün iſt friſch und energiſch, die Gegend ſchon ſo abgelegen und ſo entfernt vom Glanze der Welt; reißend ſtürzt ſich die Arve durch die Ebene.

Im Mondenſchein, der geheimnißvoll über dem Thale lag, und worin der in ewiger Sicherheit ruhende Gipfel des Montblanc geiſtermäßig glänzte, kam Friedrich über die Brücke nach dem Gaſthofe in St. Martin zurück. Das Getöſe der Arve, und das Geraſſel der Kieſel, die ſie wälzt, erſcholl lauter durch die Stille. Friedrichs Blicke blieben auf die Erde geheftet, und wandten ſich nicht zu den Bergen; dieſe wunderbaren Geſtalten waren ihm noch unverſtanden, noch unbefreundet, und zu ihren dunkeln und kräftigen Reden fehlte ihm der Schlüſſel. Es war in ihm weder Ahndung der Zukunft, noch Beachtung der Gegenwart; nur flüchtige Bilder der Vergangenheit zogen durch ſeine Seele, und die in ihrem Innern ruhende, ewige, nie geſtillte Sehnſucht, entfaltete ihre Fittige, und begann ihren trüben Flug. Als er in dem Gaſthof angekommen war, und ſich mit dem Alten und deſſen Sohn zu Tiſche geſetzt hatte, hörte er kaum, wie jener erzählte, daß er, indem Friedrich weiter gegangen, mit dem Baron und ſeiner Geſellſchaft Bekanntſchaft gemacht habe; daß der Baron ein ſehr geiſtreicher, feiner und gefühlvoller Reiſender, und Fräulein Sophie, ſeine Verwandte, ſehr ſchön ſey, und daß auch ſie morgen nach Chamouni zu gehen gedächten. Ehe ſie ſich ſchlafen legten, während der Alte ſich noch mit dem Wirthe unterhielt, und der Sohn das Reiſejournal aufſetzte, ſchrieb Friedrich folgende Verſe in ſeine Schreibtafel:

Nimmer verlöſchen ſollten wohl die Flammen,
Die für das Ewige die Bruſt entzündet;
Feſt wäre wohl das Göttliche begründet,
Hätt' es nur Feinde, die vom Ird'ſchen ſtammen.

Doch kalter Zweifel zieht das Herz zuſammen,
Und die Vernunft, dem Hohen ſelbſt verbündet,
Hat dem Gefühle ew'gen Krieg verkündet:
Das Hohe will das Höhere verdammen.

Herrlich und groß, ſich ſelber zu gebieten
Und, wie ſich thürmen auch des Herzens Wogen,
Im ſtärkſten Sturme ruhig ſich zu faſſen.

Aber indeß vergehn der Liebe Blüthen,
Und, die ſo ſchön geſpielt in farb'gen Bogen,
Die Dichtkunſt, muß in todtes Grau erblaſſen.

Erſter Tag.

Hinter den öſtlichen Bergen, an deren Fuße St. Martin liegt, brachen ſchon die erſten Strahlen der Sonne hervor, und fielen auf die rothen Dächer von Salenche, die in ihrer grünen Umgebung äußerſt erfreulich zu glänzen anfingen, indeß noch feuchte Schatten auf St. Martin lagen, wo der Baron ſchon im Hofe des Wirthshauſes umher ging und Anſtalten zur Abreiſe traf. Der Weg von hier nach Chamouni, der größten Theils bergan, bald rechts bald links an der Arve hinauf läuft, und vorbei an ſchwindlichten Abgründen über Stufen, die in den Fels gehauen ſind, und über ſchmale hölzerne Brücken der Arve führt, kann von gewöhnlichem Fuhrwerk nicht mehr befahren werden; man bedient ſich einer Art Wagen, die ſchmal und leicht gebauet ſind, mit geringer Mühe auseinander genommen, und ſtückweiſe über gefährliche Stellen getragen werden können. Der Reiſende ſitzt darauf unter einem hölzernen Dache, und ſo, daß die Füße nach einer Seite herunter hangen; ein Maulthier zieht ſie in einer Gabel, neben welche ein Pferd geſpannt iſt, das der Führer reitet. Auf einen ſolchen Wagen ſetzten ſich die Baronin und Sophie, mit manchem Scherz über den ungewohnten, unbequemen Sitz; voraus war ſchon der Baron auf einem Mauleſel, den er mit vielem Anſtand ritt, und mit einer Gerte antrieb.

Durch Friedrichs Schuld, von deſſen Saumſeligkeit der Alte viel zu erzählen wußte, und den er oft erinnerte, daß, wenn man ins Gebirge reiſe, man früh bei der Hand ſeyn müſſe, konnte die andre Geſellſchaft erſt eine Stunde ſpäter aufbrechen. Der Alte beſtieg ein Maulthier, dem noch außerdem ein Mantelſack und Friedrichs Guitarre aufgepackt wurden; er hatte ſeinen Kopf mit einem ſelbſtverfertigten Ströhhütlein bedeckt, von dem ihm ein ſchwarzer Flor über die Augen herunter hing: (das beſte Mittel, nach ſeiner Verſicherung, um ſie vor dem Glanz des Schnees und der Sonne zu ſchützen); in die Hand aber nahm er eine Maulthierpeitſche, die er ſelbſt aus einem Knüttel und einem knotigen Strick zuſammengefügt hatte. Friedrich und der Sohn giengen fröhlich zu Fuß.

Von St. Martin aus geht der Weg nach Chemouni durch Wieſen, Waldungen und Hanffelder, das rechte Ufer des Stroms hinauf; an vielen Stellen iſt er von der Arve angefreſſen, die, nach ihrer unſteten Art, gern ihren Lauf verändert, ſich ein neues Bette höhlt, und auf dem alten nur Sand und Steine zurückläßt. Links blieb unſern Reiſenden Paſſi, das von der Höhe, wo es am Abhang der großen Berge gebauet iſt, ſeine Weingärten weit in das Thal ſtreckt; hinter den Bergen, die jenſeits des Stroms die Ebene einfaſſen, ſahen ſie die ſchneeigen Spitzen des Jovis und des Bonhomme ſich erheben, deren Päſſe in das Piemontiſche führen. Aber vor Chede erhebt man ſich auf einmal ſteigend bergan, und hinter dem Dorfe hat ſich die Gegend gänzlich verändert: denn die Felſen, die auf beiden Seiten zuſammengetreten ſind, ſtellen nicht länger ein Thal vor, ſondern vielmehr das ausgetrocknete Bett eines ungeheuren Stroms, wo in der ſich eng zuſammenziehenden Tiefe nur ein kleines Waſſer zurückgeblieben wäre. Der Weg ſchmiegt ſich längs dem Abhange der Felſen, wo der Reiſende faſt ſenkrecht über ſich ihre mannigfaltig geſtalteten Häupter erblickt, und die Arve, die er ſonſt neben ſich hatte, nun zu ſeinen Füßen ſich einen Weg zwiſchen Felſen bahnen ſieht. Von einer Höhe, die achtzig Schuh beträgt, ſtürzt ſie ſich, ganz in Schaum aufgelöſ't, mit entſetzlichem Getöſe herunter. Wie ſie dann zürnend weiter rollt, erſcheinen ein oder zwei Balken, die Ziegen-Brücke genannt, wie durch Zufall über ſie hingeworfen. Auf dieſem ſchmalen, feuchten Stege, an den das ſchäumende Waſſer heranſprützt, trägt wohl das Maulthier, beim beängſtigenden Geräuſche der Fluthen, ſeine zitternden Reiter ſicher auf das jenſeitige Ufer. Weiterhin aber breitet ſich linker Hand abwärts vom Wege eine kleine Ebene aus. Hier ruhet auf einer weichen Wieſe, von einem Kranz grüner Bäume umgeben, das vielfarbige Waſſer des ſtillen Sees von Chede. Was rings um am Horizont an ſchneeichten Spitzen und an gezackten Häuptern der Berge weit in die Wolken ſteigt, das ſpiegelt ſich hier gern in dem klaren Waſſer, und geſellt ſein Bild zu dem des ſanftbewegten Gebüſches, das am Ufer grünt. Dann wird der Weg auf einmal durchſchnitten von einem wilden Bergſtrom, torrent noir genannt. Gleich einer Säule von Kryſtall fällt er vom Gipfel der Berge in einem mäßigen Bogen herunter, und wird bald von Felſen empfangen, auf denen er zerſchellend ſich ausbreitet; große Kieſel rollend, auf einem ſchwarzen Schieferbette, ſtürzt er dann tobend quer über den Weg, und bringt tief unten der Arve den Tribut ſeines wilden Waſſers.

Hier mußten der Baron und ſeine Geſellſchaft eine Zeitlang verweilen, während der Wagen der Damen ſtückweiſe hinüber gebracht und wieder zuſammengeſetzt wurde. Indeſſen geſellten ſich der Alte und ſeine beiden Gefährten zu ihnen, die ſich noch durch einen Umweg nach dem See von Chede, durch die Lieblichkeit des Orts angelockt, verſpätet hatten. Der Sohn bewies der Baronin ſogleich ſeine Dienſtfertigkeit, indem er bemüht war, auf einer kleinen Brücke, die er aus Kieſeln baute, ſie trocken über den Bach zu bringen. Sophie war ſchon jenſeits: um dem Getümmel der Menſchen und Thiere aus dem Wege zu treten, war ſie auf ein hervorragendes Felſenſtück geſtiegen; und wie der Zug ſchon weiter ging, blieb ſie noch in Betrachtung der Gegend zurück. Friedrich nahte ſich ihr: „Stehen Sie doch auf dem Felſen, wie die Königen dieſer wilden Gegend!“ — Sie antwortete, ſich leicht herunterſchwingend: „Wenn nicht Königin, doch Freundin; und auch dieſe Gegend ſcheint mich zu lieben: im Getöſe dieſer Gewäſſer glaube ich ein freundliches Grüßen zu vernehmen.“ — Friedrich erwiederte: mir tönt es wie ein unterirdiſcher Donner, der mich in ſeine Wirbel herunterſchelten wollte. — „Das Eis der Berge ſcheint mir ein Schmuck, den ſie angelegt hätten, mich freundlich zu empfangen." — Mir ſchimmert es wie Nebel, womit ein Geſpenſt im Mondenlicht ſich umhüllt hätte. — „Um mich zu beſchützen, ſcheinen ſich dieſe Felſen ſo hoch gethürmt zu haben." — Ihre herüberhangenden Maſſen drohen mir, mich in ſchnellem Herunterſtürzen zu begraben. — Nach einer Pauſe ſagte Sophie lächelnd: „Erſt ſo kurze Zeit bekannt, und wir müſſen einander ſchon in ſolchem entſchiedenen Widerſpruche begegnen!" Möchte es mir, ihn auszugleichen, weder an Zeit noch an Glück fehlen! ſagte Friedrich, und hob ſie in den Wagen, der auf ſie wartete.

In einer rings von Felſen eingeſchloſſenen Ebene, unweit des Denkmahls, welches den Reiſenden Eſchens Unglück verkündigt, liegt das Dorf Servos, wo in dem Wirthshauſe zuerſt Friedrich und der Sohn (die immer die erſten waren), dann der Alte und der Baron auf ihren Maulthieren, und endlich die Damen in ihrem Wagen ankamen. Die Wirthin bot alle ihre Kunſt und Hülfemittel auf, den mannigfaltigen Beſtellungen, die wegen des Mittagseſſens an ſie ergingen, zu genügen, und hatte endlich ein Mahl bereitet, zu dem ſich die ganze Geſellſchaft mit vieler Eßluſt ſetzte; als der Baron ſagte: ich verlange nichts als etwas Milch; denn wenn man reiſet, wie ich, bloß um die Vortrefflichkeit dieſes Erdbodens in den mannigfaltigen herrlichen Ausſichten zu bewundern, die er darbietet; ſo muß man auch dem Körper durch die natürlichſten und einfachſten Speiſen den Ton beizubringen ſuchen, der mit der Stimmung harmonirt, in welche der Geiſt durch die ſchöne Natur verſetzt wird. — In der That — fuhr die Baronin fort, indem ſie ſich mit ſanfter Stimme zu dem Sohne wandte — finden wir doch nur in der Betrachtung der Naturſchönheiten einen völlig reinen Genuß, und eine vollſtändige Befriedigung aller unſerer Wünſche; ſie hat allen ihren Werken ein göttliches Siegel aufgedrückt, welches ſie zum würdigſten Gegenſtand der Bewunderung ſtempelt, ſo daß die Kunſt in ihrer Nachahmung nothwendig immer verunglücken muß. „Dafür verunglückt auch die Natur in Nachahmung der Kunſt," ſagte Sophie. Die Baronin ſah ſie, nicht verſtehend, an; und ſie ſetzte hinzu: „laſſen Sie ihre ſchönſte Ausſicht in einen Rahmen faſſen; es wird nur ein ſchlechtes Gemählde abgeben." Das begreife ich nicht, ſagte die Baronin. — Und doch iſt es ſehr deutlich, hob Friedrich an: das Gemählde will ein Ganzes ſeyn; die Natur aber wirft nach einem unbekannten Geſetze immer nur einzelne Gegenſtände hin, die, ohne ſelbſt ein Ganzes auszumachen, nur die Sehnſucht nach dem unbekannten Ganzen erregen ſollten. — „Und dieſe Sehnſucht," fügte Sophie hinzu, „erregen ſie, ohne eben eine ſogenannte ſchöne Ausſicht zu bilden; im Kunſtwerk iſt jeder einzelne Theil an ſich ſtumm, und darf nur die Sprache reden, die der aus dem Ganzen hervorſpringende Geiſt ihm eingiebt; in der Natur hingegen hat auch der kleinſte Gegenſtand ſeine Stimme, er vermag die mannigfaltigſten Gedanken aufzudrücken, und iſt als eine ewige, nie zu erſchöpfende Allegorie wunderbar hingeſtellt. — Was iſt allegoriſch? fragte der Baron. — „Vieles was man nicht dafür halten ſollte,“ verſetzte Sophie. — Vielleicht Sie ſelbſt? erwiederte er ſpöttiſch. — „Leicht möglich!“ antwortete ſie. — Nicht auch vielleicht der junge Herr da? indem er auf Friedrich zeigte. — Es iſt mir, ſagte dieſer, heute und geſtern ſelbſt ſchon ſo vorgekommen. —

„Nicht auch vielleicht dieſer Eſel hier?“ rief Sophie, indem ſie den Baron ſcharf anſah, und auf eine Zeichnung an der Wand wies: ſie ſtellte einen hohen Berg dar; davor einen Mauleſel, im Augenblick des Stürzens, auf ihm ſeinen Reiter in einer verlegenen Stellung; rund herum ging die Inſchrift:

Naturſchönheit auch Thiere bezwingt;
Der Eſel vor ihr auf die Kniee ſinkt.

Friedrich lachte über den Einfall, den die Andern nicht verſtanden, und fuhr, gegen Sophien gewendet, fort: So ſcheint mir zuweilen die Natur in ihren Allegorieen eine wunderbare Sympathie mit dem menſchlichen Gemüthe zu offenbaren: denn ſo viel Widerſprüche als in unſerm Daſeyn, ſo viele Gegenſätze giebt es in ihr; und wie wir von nie geſtillter Sehnſucht umhergetrieben werden, ſcheinen auch ihre verſchiedenſten Geſtalten eine brennende Begierde zu offenbaren, ſich mit einander zu vereinigen: ſo daß wir aus ihrer Betrachtung einen ſchönen Troſt für unſere Qualen ſchöpfen, indem wir ſehen, wie das Allerruhigſte doch nicht über alle Unruhe erhaben zu ſeyn ſcheint. So oft ich auf meinen Reiſen durch eine Ebene gekommen bin, die ſich in unabſehbaren Strekken hinzog, und fern am Horizont durch blaue Berge begränzt wurde, habe ich gemeint, die Ebene müſſe ſich ſehnen, aufwärts zu fliegen, um ſich mit den Bergen zu vereinigen, ſo wie mir dieſe mit Blicken voll Liebe auf ſie niederzuſehn ſcheinen. Ja, und dieſe Felſen, von denen wir jetzt eingeſchloſſen ſind —, iſt es zu vermuthen, daß ihre eigene wilde Geſellſchaft ihnen genüge, und muß man nicht vielmehr glauben, daß ſie ihr Haupt ſo weit in die Lüfte empor ſtrecken, nur, um ſich an dem Anblick der Ebenen ferner Länder zu erfreuen? Wer dies ſieht, und bedenkt, wie alle Kreaturen ſo einzeln und abgeſondert ſtehen: wie kann ſich der noch beklagen, daß zwiſchen dem Wunſch und dem Glück, dem Gefühl und der Vernunft, der Kraft und der Anmuth, ob ſich gleich vielleicht das Eine nach der gänzlichen Vereinigung mit dem andern ſehnt, doch eine unendliche Kluft befeſtigt ſey! Nur in Einem Lande, glaube ich feſt, hat die Natur auf Einmal zuſammengezogen und auf eine ſeltene und ſchwere Weiſe vereinigt, was ſonſt überall in einer nie zu hebenden Trennung ſchmachtet, und hat es dadurch zum Mittelpunkt der Welt, zur Krone und zum Beherrſcher aller Länder gemacht; in Italien . . . — „Da gehen wir eben hin," ſagte Sophie. Friedrich fuhr beſtürzt zuſammen. „Ich meine nur," ſagte ſie lächelnd, „daß ich den Baron zu einer Reiſe nach Italien zu bereden gewußt habe, die wir nächſtens antreten werden." — Friedrich faßte ſich ſchnell, und fuhr fort: in Italien muß ein ewiger Wechſel, eine ſtete Vermählung von Ebene und Höhe, und von allem, was ſonſt in der Natur das Verſchiedenſte iſt, dem Menſchen nicht mehr ein tröſtliches Bild der Theilung ſeines Daſeyns darbieten, ſondern ihm den Genuß einer vollſtändigen Harmonie in ſich ſelbſt und mit dem Schickſale verſprechen; hier im Grün der Lorbeer- und Myrtenwälder mag das Glück wohl lieber als an irgend einer anderen Stätte dem Wanderer begegnen; hier, wo unter der Frühlings-Klarheit des Himmels die Früchte des Herbſtes reifen, ſchnelle Begeiſterung wohl eher den Punkt finden, wo Kraft und Anmuth, wo Vernunft und Gefühl ſich durchdringen, hier das Leben zum Leben werden, welches ſonſt nur ein Schmachten nach Leben iſt.

Auf dieſe Rede Friedrichs folgte ein ziemlich langes Stillſchweigen; endlich begann der Alte mit Kopfſchütteln: „Seltſame Köpfe, die Deutſchen! Wie kann man nur bei Gelegenheit der Berge auf ſolche Gedanken kommen, die mir, der ich doch auch im Gebirge herumgereiſet bin, mein Lebtage nicht eingefallen ſind! Denn ich will ewig verdammt ſeyn, wenn ich eine andere Urſache anzugeben weiß, warum zum Beiſpiel der Montblanc ſo hoch iſt, als weil er ſeine richtigen 2450 Franzöſiſche Klafter mißt. Und was das menſchliche Leben anbelangt, ſo habe ich mich immer an den Satz gehalten, daß man einen Gott annehmen, ſeine Begierden bekämpfen, und ſeinen Nebenmenſchen einiges wenige Gute thun müſſe."

Während der Zeit war die Wirthin hereingekommen, und, nach der Rechnung befragt, hatte ſie eine Summe gefordert, die dem Alten unverhältnißmäßig groß für das Genoſſene zu ſeyn ſchien. Er erhob darüber einen Wortwechſel mit ihr, worin ihn der Baron unterſtützte. Die Damen ſuchten unterdeſſen ihre Sachen zuſammen, und ſetzten ſich in ihren Wagen. Friedrich lachte laut, bezahlte, und riß den Sohn mit ſich fort; auch die andern Herren, nachdem ſie ſich ziemlich unwillig zur Zahlung bequemt hatten, beſtiegen ihre Thiere, und die Geſellſchaft zog weiter.

Es mag ſich wohl ſelten ein Reiſender den hohen Gebirgen genahet haben, ohne ſich von neuen und unbekannten Empfindungen durchdrungen zu fühlen. Wie ſich dieſe hohen felſigen Maſſen vor dem herannahenden Wanderer immer höher und höher in die Luft erheben, nehmen ſie ſein Gemüth ganz in Beſitz, und entfernen jeden andern Gedanken daraus. Denn welches auch das Ziel ſeyn mag, worauf das Beſtreben der Menſchen ſich richtet, ſey es, daß ſein Sinn auf Reichthum ſtehe, ſey es, daß er nach Ehre trachte, oder daß er durch eine wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Arbeit ſich auszuzeichnen denke —: ſo ermangelt doch keine dieſer Beſtrebungen je, eine gewiſſe Unruhe in ihm zu erwecken und zu unterhalten, die ihn ſelten verläßt. Wenn er aber beginnt die hohen Gebirge hinan zu ſteigen, ſo fühlt er, daß dieſe Unruhe, gleich einer beſchwerlichen Bürde, von ihm abgefallen und am Fuße der Berge zurückgeblieben iſt. Und

ſo

ſo wird in ihm eine überſchwengliche Herzhaftigkeit erzeugt, die uns allerdings ein großer Beſtandtheil des Glückes zu ſeyn ſcheint, ob wir ſie gleich weder mit der moraliſchen Geſinnung in Zuſammenhang bringen, noch für eine beſonders poetiſche Stimmung halten möchten. Steigt man aber wieder in die Ebene hinunter, ſo ſtellen ſich auch die gewöhnlichen Beſorgniſſe des Lebens allmählich wieder ein, ſo daß die Empfindung, womit man die Berge verläßt, derjenigen zu vergleichen ſeyn möchte, mit der man aus einem glücklichen Traum erwacht, der leider keine Wirklichkeit iſt; oder, worin man durch das Verklingen einer Muſik geſetzt wird, der man lange mit Entzücken zugehört hatte. Wenn wir dieſes bedenken, ſo können wir unſere Geſellſchaft, die eben ihre Wanderung in das Gebirge beginnt, nicht anders als glücklich preiſen, beſonders Friedrich und Sophien, in denen ſich der leiſe Reitz und die ſüße Wärme einer aufkeimenden Leidenſchaft zu den Freuden geſellte, welche die Reiſe ihnen darbot; denn es ſcheint uns, daß die Liebe, die im Gebirge entſteht, entſchiedener wählen, ſich energiſcher bilden, und, wie ſie ſich ſchneller entflammt hat, auch ſpäter verlöſchen müſſe.

Als unſre Reiſenden in dem Thale Chamouni ankamen, welches ſich, lang und ſchmal, zwiſchen den höchſten Bergen Europens hinſchlängelt, hatte die Sonne es ſchon verlaſſen: der Flor der Dämmerung breitete ſich über die Arve, die hier lauter und kälter, als nahe an ihrem Urſprunge, auf ihrem felſigen Bette ſtrömt; über die Hütten und den beſcheidenen Kirchthurm des Dorfs, das an ihren Ufern gebaut iſt, über die Baumgruppen, die hier und dort auf den grünen Wieſen zerſtreut ſtehen. Aber unendlich hoch über dem dunkeln Thale, gleich einem Lichtglanz, der aus einer beſſern Welt auf die kummervolle Erde herabſtrömte, ſtand der Montblanc, ſeine ungeheure Kuppel in lichtem Purpur brennend, womit ihn die Sonne hinter ihren Bergen hervor noch bei ihrem Scheiden bekleidete. Auf dem Abhange der Berge rechts und links zündeten ſich nun bei zunehmender Dunkelheit mühſame Feuer an, die aus der krauſen Waldung wunderbar hervorleuchteten, „gleich ſtillen Zeichen," — ſo meinte die Baronin — „durch welche entfernte Liebende von beiden Seiten ſich ihrer Treue und ihres Andenkens verſicherten. An dem zierlich gedeckten und wohl verſorgten Tiſche, woran im großen Saale des Gaſthofes die Geſellſchaft Platz nahm, ſetzte ſich Friedrich neben Sophien, und ſprach mit ihr ununterbrochen, ohne eben auf die Andern zu achten, noch von ihnen verſtanden zu werden. Der Baron wählte die Nachbarſchaft des Alten, und fragte ihn, welche Veranlaſſung ihm zuerſt den Geſchmack für die Alpenreiſen eingeflößt habe; und dieſer begann hierauf folgende Erzählung.

„Oeſtlich von Genf liegt langgeſtreckt, mit ſanftem Abhang in das Thal gleitend, ein ſchöner Berg, Voirons genannt. Bis zu ſeinem Gipfel ziehen ſich lachende Saatfelder; an ſeinem Fuße liegen viele freundliche Dörfer in dem fruchtbaren Thale umher. In einem dieſer

Dörfer wohnte die Geliebte meiner Jugend, die, nachdem ſie lange als ein treues Weib die Leiden und Freuden des Lebens mit mir getheilt hatte, vor einem Jahre in meinen Armen, in der Hoffnung einer beſſern Zukunft, entſchlafen iſt. Ehe uns der prieſterliche Segen vereinigte, beſuchte ich ſie oft im Hauſe ihres Vaters; und, in Geſprächen, welche durch gegenſeitige Zuneigung und Erwartung herannahender Glückſeligkeit belebt wurden; durchwandelten wir oft die umliegende Gegend. So geſchah es, daß wir eines Tages auf dem Gipfel der Voirons ſtanden, und uns lange an der Ausſicht ergetzten, die ſich öſtlich und weſtlich in mannigfaltiger Anmuth und Schönheit aufthut. Weſtlich betrachteten wir erſtlich den Lemaniſchen See, der wie ein azurner Halbmond zwiſchen Savoyen und die Wadt hineingelegt iſt, und deſſen mittägliche Spitze von Genf eingefaßt wird, einer Stadt, worin das Licht der ewig zu preiſenden Reformation früh in helle Flammen aufſchlug und der ganzen proteſtantiſchen Chriſtenheit leuchtete, und die, mit einem Kranz von Landhäuſern und Weingärten umgeben, auf einer anſehnlichen Höhe als die Königin der ganzen Gegend thront. Darauf wendeten wir uns öſtlich, und in dieſem Augenblick, gewiß dem hellſten und beſten meines Lebens, wo ich in aller Kraft der Jugend hoch in reinen Lüften ſtand, neben mir das geliebteſte Weſen der Welt, unter mir im Thale Segen in Kornfeldern und Weingärten, und Freude in den zahlreichen Wohnungen der

Menſchen — eilten meine Augen über die Ebene Sävoyens, und blieben an den Gletſchern hangen, die am Horizont daſtanden und mir noch nie ſo wunderbar erſchienen waren. Ich betrachtete lange das Eis, wie es ſich mit den Wolken zu vermiſchen ſcheint, ſich nur durch helleres Blinken von ihnen ſcheidet, und auf den ſchwarzen, mannigfaltig gezackten Häuptern der Berge ewig ruhig und ungeſtört ſich gelagert hat: da ergriff mich die Begierde zu erforſchen, wie die Pfade im Gebirge zuſammenhangen, die Klüfte zu beſuchen, wo die großen Kryſtalle ſich bilden, die Geſtalten der Berge meinem Gemüth einzuprägen, und durch Waldbäche und Schlünde über ſchwindlichte Stege und Eisgefilde ein wanderndes Leben zu führen. Schweigend ſtieg ich den Berg hinunter. Am folgenden Tage machte ich mich auf, und kam nach zwei Tagereiſen hier in Chamouni an, deſſen Name damals noch nicht in Europa bekannt war, und wo ich kaum in einer elenden Hütte ein Obdach fand. Dann habe ich in verſchiedenen Reiſen die Savoyiſchen und Penniniſchen Alpen, die Gotthardskette und die Rhätiſchen Alpen durchwandert, viele neue Wege entdeckt, oft Lebensgefahr ausgeſtanden, beſonders auf dem Eisthale, wohin wir morgen unſern Weg richten wollen, überhaupt auf den Bergen alle die Zeit zugebracht, die ich meinen Berufsgeſchäften — ich bin meines Standes ein Cantor, — abmüßigen konnte. —

Bald darauf ging die Geſellſchaft auseinander, und der Alte, der ſich durch die Aufmerkſamkeit, womit der

Baron ihm zugehört hatte, überaus geſchmeichelt fand, ging mit ſeinem Sohne und Friedrich in ihr Schlafzimmer.

„Ein feiner Mann, der Baron!" fing er beim Auskleiden an. — So fein als ich jemals einen geſehen habe, ſagte Friedrich; man ſehe nur das Geſicht! Erſtlich geht die Stirn perpendikular herunter, wohl eine Spanne lang; dann kommt mit einem Mal die Naſe hervorgebrochen, wie eine Hand aus einem hölzernen Meilenzeiger: das iſt einer der geiſtreichſten Menſchen von der Welt!

„Und das Fräulein iſt von ſchöner Geſtalt und ausgezeichnetem Verſtande!" fuhr der Alte fort. — Der will ich all mein Lebtage nicht trauen, ſagte Friedrich, ſo lange ich bei Verſtande bleibe. Ihr habt es Euch vielleicht noch nicht deutlich gemacht, daß in dem Lächeln um den Mund, und in der Art, wie ihr die Locken auf die Stirn fallen, nichts als Bosheit liegt.

Und die Baronin? fragte der Sohn. — Unbedeutend, unbedeutend! ſagte Friedrich gähnend, und ſchrieb, während die Beiden einſchliefen, folgende Verſe auf:

Im Dunkel hat ein Glänzen ſich entzündet,
Sich überird'ſche Klarheit kund gegeben;
Seltſam Getöne läßt die Lüfte beben,
Weil ſich ſolch Wunder Sterblichen verkündet.

Auf hohen Felſen iſt ein Schloß gegründet,
Deß Zinnen in die reine Luft verſchweben,
Um Säulen, die ſich aus Kryſtall erheben,
Schlingt Lorbeer mit der Myrte ſich verbündet.

Und drinnen wird ſo Köſtliches geheget,
Daß wer wohl alles gern zum Opfer brächte,
Könnt' er ſolch Kleinod liebend ſich erwerben.

Sind keine Schlingen auf den Weg geleget?
Iſt es kein Blendwerk ſchadenfroher Mächte?
Lauert auf beiden Seiten nicht Verderben?

Franz Th**.

(Die Fortſetzung künftig.)

VI.

Fragmente über Mythologie, Archäologie und Kunſtgeſchichte *).

Von

A. Hirt.

Die Mythologie beſteht, zum Theil in einer Sammlung von den älteſten Sagen der Vorwelt, deren Veranlaſſung, Urſprung, Ererbung und Fortpflanzung von einem Volke zu dem andren wir nicht mehr kennen; zum Theil in der Zuſammenſtellung einer Anzahl von ſymboliſchen Weſen einer zweiten, ſpäteren Ordnung.

---

*) Wir nehmen dieſe Fragmente aus der Einleitung zu einem noch ungedruckten Werke, das der Herr Hofrath Hirt, dieſer gelehrte und große Kenner des Alterthums, in einzelnen Heften herausgeben wird, und das die Leſer aus einer zu Ende dieſes Stückes abgedruckten Ankündigung näher kennen lernen. — Die einzelnen Stellen, die wir hier abdrucken laſſen, haben wir gewählt, weil ſie ſich auch außer dem Zuſammenhange verſtehen laſſen. Das Werk ſelbſt muß in Deutſchland eine ſehr ausgezeichnete Aufnahme finden, da es einem ſehr weſentlichen, lange gefühlten, Bedürfniß abhilft, zu deſſen Befriedigung vielleicht kein Gelehrter beſſer im Stande war, als eben Herr Hirt, der einen großen Theil ſeiner Jahre in Rom gewohnt und dort ganz der Kunſt, beſonders des Alterthumes, gelebt hat. F.

In den älteſten Sagen erſcheinen die früheſten Ideen über den Uranfang der Dinge, über den Zuſammenhang und die Oekonomie derſelben, über eine geheimnißvolle Weltregierung, über die Beſtimmung des Menſchen im Leben und nach dem Tode. Natürlich mußten dieſe Ideen — nach dem Volke, der Zeit, der Localität, und nicht ſelten auch nach ſehr geringfügigen Erſcheinungen und Ereigniſſen — ſehr verſchieden ſeyn. Allgemein aber bemerkt man hierbei, daß alle dieſe Ideen eine ſymboliſche Einkleidung erhielten, ſo wie es nöthig war, um auf die Phantaſie roher Völker zu wirken und dadurch die einmal aufgenommenen Ideen in dem Gedächtniſſe der Nachkommen fortzupflanzen. —

Weiter enthalten die älteſten Sagen die erſten, freilich nur dunkeln, Spuren von der Civiliſation, von dem Uebergange aus dem irrenden Jäger- und Hirtenleben zu feſten Niederlaſſungen und unbeweglichem Eigenthum; von dem friedlichen und kriegeriſchen Verkehr mit Nachbarn; die Unternehmungen der Tapfern zu Hauſe und in der Fremde, zu Lande und zu Waſſer; die früheſten Erfindungen in Beziehung auf Landes-Cultur, in Bearbeitung der Metalle, und andern für das geſellige Leben unentbehrlichen Künſten. — Kurz, in den älteſten Sagen erſcheinen die früheſten Ideen von Länderkunde, von bürgerlichem Verein, von religiöſem Dienſt, von landwirthſchaftlicher, induſtriöſer und wiſſenſchaftlicher Cultur.

Dieſe urſprünglichen, nach der Natur der Sache ſo verſchiedenartigen Ueberlieferungen und Sagen waren indeß nichts, als roher Stoff, den die Dichter, die Mythographen, die Philoſophen, Phyſiker und Künſtler in den verſchiedenen Zeitaltern, nach andern Einſichten, andern localen Zwecken, und andern individuellen Anſichten, umwandelten, ausſpannen, gebrauchten und geſtalteten. An dem loſen Faden der Mythologie hängt gleichſam die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, und der allmählichen Fort- und Ausbildung des Menſchengeſchlechtes. — Aus den älteſten Sagen bildete ſich die Volksreligion, und aus dieſer die Sitten, die Gebräuche, die Spiele, die Lebensweiſe. Sie waren die ewige Quelle, aus der die Dichter ſchöpften, und die ſie immer in neuen Formen zeigten; ſie lieferten den Stoff zu den erſten rohen Verſuchen der Kunſt, welche dann, im Gange der Zeit ſich fortbildend, jene Mannigfaltigkeit von Idealen ſchuf, wodurch die alte Welt zum Schauplatz des Schönen und Erhabenen wurde, und deren Ueberbleibſel noch die Nachwelt mit Bewunderung anſtaunt.

Aus dieſen Gründen betrachtete man die Mythologie von jeher mit Recht als einen nöthigen Theil des Unterrichts bei jeder liberalen Erziehung; und die Richtung, welche dieſes Studium durch neuere Forſcher in unſern Zeiten erhalten hat, zeigt die Wichtigkeit und das Anziehende deſſelben immer mehr. Es genüget nicht länger, die Darſtellungen der Dichter und Mythographen nur zu kennen: man will auch wiſſen, wie der bildende Künſtler den Stoff aufnahm und bearbeitete; man ſieht ein, daß Poeſie und bildende Kunſt von einander unabhängig ſind, und daß beide ihre eigenthümlichen Principien, Vorzüge und Beſchränkungen haben.

Jede Schule hat ihr Compendium, nach welchem der Unterricht in der Mythologie mehr oder weniger ausführlich, mehr oder weniger gründlich, ertheilt wird. Der Stoff zu dieſen Compendien iſt aus den Mythographen und Dichtern entlehnt, und die Erzählungen ſind in eine Art von Syſtem zuſammengereihet. Doch, was allen dieſen größern und kleinern Compendien noch mangelt, iſt eine Darſtellung der mythologiſchen Gegenſtände nach den Denkmählern der bildenden Kunſt. Es fehlet den Schulen noch an echten und geläuterten bildlichen Compendien. Durch Verſinnlichung wird aber der Unterricht in der Mythologie nicht nur anziehender und faßlicher gemacht, ſondern durch eine Vergleichung zwiſchen bildlicher und dichteriſcher Darſtellung auch die Beurtheilungskraft vorzüglich geſchärft.

Ein anderer wichtiger Zweig bei jeder liberalen Erziehung iſt die Alterthumskunde; und zunächſt der Theil von ihr, welcher die auf uns gekommenen bildlichen Denkmahle betrifft.

Bloße geographiſche, geſchichtliche und allgemein-ſtatiſtiſche Kenntniſſe der alten Völker und Staaten genügen nicht mehr; man will auch etwas Näheres von ihrem Erwerbfleiße, ihren Künſten, ihren Spielen, Gebräuchen und Sitten, ihrem Luxus, ihrer äſthetiſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung kennen lernen. Je höher wir ſelbſt in der Cultur ſteigen, deſto näher fühlen wir uns den Griechen und Römern verwandt; und jede Kenntniß, die uns dieſen Völkern näher bringt, ſchärft in uns das Verlangen nach neuen Forſchungen. Nichts lockt aber den Unterſuchungsgeiſt mehr, als die Werke der zeichnenden Künſte; denn dieſe geben den Maßſtab, nach welchem der Grad von Bildung, den ein Volk erſtieg, richtig zu würdigen iſt. Die zeichnenden Künſte gedeihen nur im Schooße einer gebildeten Nation; und ihre Blüthe iſt das Merkmahl der höchſten Reife, zu welcher der Menſch durch den bürgerlichen Verein gelangen kann.

Daher das hohe Intereſſe für die Denkmahle der alten Völker; denn durch ſie bekommen wir einen anſchaulichen Begriff von dem Verhältniß ihrer ehemaligen Cultur. Daher das große Wohlgefallen an Griechiſchen und Römiſchen Alterthümern, weil dieſe an Vollkommenheit die Produkte aller andern Völker, vor, mit und nach ihnen, übertreffen, und weil wir zu denſelben, als zu Vorbildern noch nicht wieder erreichter Ideale, unſer Auge empor richten.

Die alten Denkmahle ſind und bleiben die ewige Quelle des Schönen und des wahren Geſchmackes: ſie bilden den echten Sinn für edle und ſchöne Geſtalten und für die Bedeutſamkeit in Bewegung, Handlung und Miene; ſie geben dem Geiſte die wahre Tendenz, welche alle Kunſt haben ſoll.

Ueberhaupt iſt der artiſtiſche Unterricht bei unſerer

Erziehung noch zu wenig beachtet werden. Die Griechen dachten hierüber anders. Ariſtoteles ſagt: „man lehrt die Jugend das Zeichnen, nicht ſowohl, um ſich beim Kauf und Verkauf von mancherlei Kunſtwerken und Hausgeräthen nicht betriegen zu laſſen, als vielmehr, um dadurch eine richtigere Einſicht in die Natur der körperlichen Schönheit zu erlangen; denn in allen Dingen nur auf das zu ſehen, was Vortheil bringt, iſt des Freigebornen und Edeldenkenden nicht würdig.“

Aber der Unterricht im Zeichnen iſt es nicht allein, was den äſthetiſchen Sinn bildet: das Betrachten und Vergleichen guter Kunſtwerke und vorzüglich das Studium der Principien und Regeln, welche zur Hervorbringung großer Kunſtwerke hingeleitet haben, ſind nicht minder unterrichtend.

Ein genaues Bemerken und Gegeneinanderhalten der Abbildungen wird dazu dienen, den Kunſtfreund allmählich auf die richtige Anſicht der allgemeinſten und oberſten Geſetze, welche die alte Kunſt befolgte, zu leiten. Er wird ſich überzeugen, daß das individuelle Andeuten, oder die Charakteriſtik, der Hauptſchlüſſel iſt, um ſich alle Erſcheinungen in dem Kunſtgebiete der Alten zu erklären. Dieſer Grundſatz war es, der die Fülle und den Scharfſinn in der Erfindung prüfte, bei der Anordnung die leichte Anmuth zu Hülfe nahm, den Geſtalten die eigenthümliche Schönheit gab, und das Maß der Bewegung und des Ausdruckes beſtimmte. So lange die Kunſt im

Steigen blieb, bewahrte ſie dieſen Grundſatz als ein ſicheres Palladium: einerſeits gegen excentriſche Ausartungen einer ſchwärmeriſchen Phantaſie; andrerſeits gegen Gehaltloſigkeit und Schwäche, ſowohl in der Erfindung, als in der Ausführung.

Die Kunſt hatte ihre Perioden, in denen ſie ſich allmählich entwickelte, ihre Höhe erreichte, ausartete, und herabſank. In jeder dieſer Perioden herrſchte ein eigenthümlicher Styl, deſſen Merkmahle ſich ſehr verſchiedentlich äußern.

Seit Montfaucon hat das Studium der Antike durch die Bemühungen und den Eifer einer Reihe von vorzüglichen Männern nicht nur eine ganz andere Richtung erhalten; ſondern ſeitdem iſt auch eine faſt ganz neue Welt von Denkmahlen, Theils erſt ans Licht getreten, Theils erſt näher bekannt geworden. Die verſchütteten Städte Herkulanum und Pompeja eröffneten uns ihre Schätze, und, mit dieſen, den bis dahin faſt unbekannten Zweig der alten Mahlerei. Dazu kommen die reichen und wichtigen Sammlungen der vormals ſo ſehr vernachläſſigten Vaſen-Zeichnungen, welche in unſern Tagen mehr als jemals aus den Gräbern von Groß-Griechenland und Sicilien hervorgezogen werden. Auch der Orient eröffnete ſich uns erſt ſeit Montfaucon. Welche Schätze z. B. von ehemals unbekannten Münzen ſind von dorther zu uns gekommen! — Und was verdanken wir nicht neuern, vorzüglich Engliſchen, Reiſenden, welche uns die Monumente von Griechenland, Jonien, Syrien und Aegypten geliefert haben! freilich mehr in Rückſicht der Baukunſt; doch hat Stuart nicht vergeſſen, uns auch die wichtigſten Atheniſchen Bildwerke zugleich zu geben. — Welche Menge wichtiger Monumente ſind allein unter der Regierung Pius VI. aus dem Boden von Rom und deſſen Gebiete hervorgezogen worden! Aber nicht bloß durch den neuen Zuwachs ſo vieler Denkmahle, und durch zweckmäßigere Benutzung derſelben von Seiten der Gelehrten, iſt viel geſchehen: auch das verſtändigſtre Sammeln, Aufſtellen und Reſtauriren, welches das Forſchen ſo ſehr erleichtert, hat viel zur Erweiterung unſerer Kenntniſſe in dem großen Felde der Alterthumskunde beigetragen.

Montfaucon that für ſeine Zeit, was ihm möglich war. Sein Buch hat genützt, was es für den Zeitraum nützen konnte und ſollte. Es blieb, ſo unvollkommen und mangelhaft es auch iſt, bis jetzt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, faſt das einzige Magazin, wozu der Nichtkundige, wenn er etwas aufſuchte, ſeine Zuflucht nehmen mußte. Aber ſelbſt dies mangelhafte Werk konnte wegen ſeiner vielen Foliobände, und ſeiner koſtbaren Seltenheit nur in Bibliotheken gefunden werden, und war alſo keinesweges für den Gebrauch der Studierenden berechnet.

Poſtſcripte.

9.

In einer Entfernung von mehreren Ellen fixirt die Klapperſchlange mit ſtierem Auge Thiere und Menſchen, daß ſie wie verſteinert ſtehen. Michaelis rettete ſich durch ſeinen Hut, mit dem er den magnetiſchen Dunſtkreis des Thieres abwehrte; dagegen ſah er ein geängſtetes Mäuschen in den offnen Rachen der Schlange laufen!

Treues Bild der Despoten auf Thronen und in Familien! Der Schwache läuft in ihren Rachen; der ſelbſtſtändige Menſch ſchützt ſich mit dem freien Hute, und flieht ihren Dunſtkreis.

Jmm.

10.

Vor den elektriſchen Stößen des Zitteraals iſt Niemand ſicher, die Krebſe ausgenommen.

So der Grobe. Nur Panzerthiere fühlen ſeine Exploſionen nicht.

— er —

11.

Die Fenſtergardinen dienten zuerſt gegen die Sonne, jetzt als Zierde.

So war die Höflichkeit einſt Sache des Herzens, jetzt der Convention.

— ſo —

12.

Es giebt viele Schriftſteller, die noch immer mit möglichſter und möglichſtem zu ſchaffen haben, da doch nur das Mögliche möglich, nichts aber in der Welt möglicher als möglich, oder gar am möglichſten, iſt.

Das iſt, ſo oft man es auch findet, nicht viel beſſer, als das berühmte: „Allerauferſtandenſter Herr Jeſu!" womit einmal ein Inſpektor des — — ſchen Waiſenhauſes ſein Gebet am erſten Oſtertage eröffnete.

— d —

13.

Ein Lügner, ſagt man im Sprichworte, muß ein gutes Gedächtniß haben. Es iſt wahr; aber, wahrlich! der Wahrhafte ein noch beſſeres: denn, muß er nicht alles das, was er, oft im Vorbeigehen, verſprochen hat, bisweilen Jahre lang behalten? und würde man ihn nicht, ſobald er es vergäße, den Lügnern beigeſellen?

M.

14.

Stylprobe.

In einem gelehrten Intelligenzblatte (d. i. in einem Intelligenzblatte, welches bloß von gelehrten Leuten und Sachen erzählt) ſteht folgende Annonce:

> „Der, in den unter der vorigen Regierung zu Neuwied ſtatt gehabten Streitigkeiten mit verflochten geweſene dortige erſte Prediger der reformirten Gemeine, Herr W., iſt — zum Conſiſtorialrath ernannt worden."

Welche menſchliche Sprache iſt im Stande, in ſolchem Styl mit der Deutſchen zu wetteifern, und nur einen einzigen, jenem ähnlichen, Perioden aufzuſtellen?

Das Intelligenzblatt erſcheint übrigens nicht in Regensburg.

M.

15.

Poſtſcript zu einem früheren.

Die wahre Freiheit iſt nichts anders, als Gerechtigkeit. Nur behüte uns der Himmel vor Freiheiten und Gerechtigkeiten.

Seume,

Spaziergang nach Syrakus, S. 397.

16.

Conscientia.

Im kirchlichen Latein heißt das Gewiſſen conscientia (ein Mitwiſſen).

Bei wie vielen Menſchen regt ſich das ſtrafende Gewiſſen erſt dann, wenn das begangene Böſe einen oder mehrere Mitwiſſer hat, vorzüglich wenn das Mitwiſſen des Richters gefürchtet wird!

Nur bei wenigen iſt das Andenken an das bloße Mitwiſſen Gottes (conscientia Dei) hinlänglich, das Gewiſſen zu wecken. Bloß in dieſem Falle iſt dies Gefühl Gewiſſen zu nennen, und daher könnte man es recht gut, und obendrein ſprachrichtig, conscientia Dei überſetzen, welches zugleich eine vortreffliche Erklärung des Gewiſſens geben würde.

Ms.

17.

(Nachtrag zu Nr. 47. v. J.) In einem Werklein vom Verfaſſer des Rinaldini, das mehr als irgend eins von dieſem Verfaſſer Druckfehler iſt, genannt die Nonne im Kloſter Odivelas. 12.mo., iſt gleich auf den erſten Seitchen zu leſen: Welche Freuden hofften wir nicht von unſrer Liebe, und nichts iſt ausgeblieben, als Verzweiflung! — Man ſollte die Liebenden für ſtarke Geiſter halten, die ſich unter allen Leiden, die nicht ausgeblieben ſind, der Verzweiflung erwehrt haben. Allein es iſt nichts, als ein Druckfehler, ſtatt: nichts iſt uns geblieben, als Verzweiflung. Man erkennt in dieſem Schatten noch den ehemaligen bekannten Gedanken.

So heißt es auch einige Seiten nachher: Mit jedem Tage wächſt die Sehnſucht dich wieder zu ſehen, dich und dein treues Herz an dieſe Bruſt zu drücken. Man ſieht, die Briefe dieſer Liebenden ſind in Verzweiflung geſchrieben, und nur in Verzweiflung könnte man ſie leſen.

K.

II.

Rouſſeau.

J. Dusaulx hat ein dickes Buch geſchrieben, worin er beweiſt, daß Rouſſeau in einem permanenten Wahnſinn über geträumte Verfolgungen, und in einem daraus entſpringenden böſen Mißtrauen — ſich und Andern läſtig — gelebt habe; ferner, daß Rouſſeau ihm (dem Dusaulx) bitteres Unrecht gethan, indem jener glaubte, daß er auf der Seite ſeiner Feinde ſtehe, ihm ſeinen Nachruhm zu ſchmälern.

Es iſt in der That ſonderbar, daß, je ausführlicher und ſchlagender D. beweiſt, wie Unrecht R. gehabt habe, immer deutlicher hervorgeht, wie ſehr Recht der arme R. gehabt hat.

Guter Jean Jaques! Du warſt in deinem Wahnſinn oft klüger, als tauſend Andere bei geſundem Verſtande!

M.

Bericht. S. 235. 10te Z. v. u. l. übertreffen, ſt. übertrafen.

Ankündigung.

Bilderbuch
für
Mythologie, Archäologie und Kunſt.

Erſtes Heft:
Die Tempelgötter.

Herausgegeben
von
A. Hirt.

Unter dieſem Titel werde ich, in einer Reihe von Heften, die vornehmſten Kunſt-Denkmahle der Griechen und Römer, welche ſich auf Mythologie, religiöſe Gebräuche, Spiele und Geſchichte beziehen, in contourirten Kupferſtichen herausgeben.

Die Gegenſtände werden, nach Klaſſen abgetheilt, einander in nachſtehender Ordnung folgen: 1) Tempelgötter. 2) Untergötter und Genien. 3) Die Heroen-Geſchichte, Theils nach Epochen, Theils nach Stämmen abgetheilt. 4) Religiöſe Gebräuche, Todtenfeier, Spiele. 5) Geſchichtliche Gegenſtände: Griechen, Römer, Phrygier, Thracier, Scythen, Perſer, Parther, Aegyptier, Aethiopier, Gallier, Germanen, Dacier, Sarmaten.

Die Auswahl mache ich aus allen Gattungen noch vorhandener Denkmahle, in jeder Größe und jedem Material: Statüen, Büſten, Reliefs, Gemälden, Vaſen-Zeichnungen, Gemmen, Münzen. — Doch von jeder Art gebe ich nur das Vorzüglichſte und Seltenſte.

Bei dieſer Geſammtüberſicht der bildlichen Denkmahle des Alterthums wird, außer der erforderlichen mythologiſchen und hiſtoriſchen Erklärung, der Commentar beſonders das Techniſche, das Aeſthetiſche und die Geſchichte der Kunſt betreffen

Ich ſehe bei Eröffnung dieſer Gallerie hauptſächlich auf Gelehrten-Schulen und Akademieen, welche die Bildung des äſthetiſchen Gefühls in einem höhern und weitern Sinne zum Endzweck haben. Doch hoffe ich, daß ein Muſeum, worin die wichtigſten mythologiſchen und hiſtoriſchen Gegenſtände, welche die Kunſt der beiden größten Völker im Alterthum auf uns gebracht hat, in ein Syſtem zuſammengereihet erſcheinen, auch dem Gelehrten, dem Künſtler und dem Dilettanten der ſchönen Kunſt nicht unwillkommen ſeyn werde.

Die Ausgabe wird, um der Bequemlichkeit willen, in Quarto gedruckt. Das erſte Heft enthält 12 Platten und 26 Vignetten. Um das Werk in ſo wenigen Heften als möglich zu liefern, iſt der Raum jeder Platte aufs ſorgfältigſte benutzt, ſo daß auf den 12 Platten, mit Inbegriff der 26 Vignetten, 138 verſchiedene Gegenſtände, unter denen viele aus mehrern Figuren beſtehen, abgebildet ſind. Der erklärende Text wird ungefähr zwölf Bogen betragen.

Der Künſtler, welcher unter meiner Leitung die Zeichnung und den Stich der Platten beſorgt hat, iſt der Mahler Herr Erdmann Hummel, deſſen Sinn für die Antike ich ſchon ehemals in Rom erprobt habe.

Eine Geld-Speculation liegt bei meiner Arbeit nicht zum Grunde. Ich habe, obgleich meine Mühe nicht gering geweſen iſt, zu Gunſten des Künſtlers, auf allen Vortheil Verzicht gethan, damit derſelbe deſto eher und deſto beſſer für ſeine Arbeit entſchädigt werde. Auch darf ich von Herrn Hummel ſagen, daß er bloß aus Liebe für die Antike, und mit dem Wunſche, das Studium derſelben allgemeiner unter unſern Landsleuten zu verbreiten, ſich dieſer Arbeit unterzogen hat; denn ſeine Geſchicklichkeit, ſowohl in der Hiſtorien- und Portrait-, als in der Landſchafts-Malerei, berechtigte ihn allerdings zu höhern Anſprüchen.

Der Künſtler bietet dieſes 1ſte Heft, welches, auch ohne Rückſicht auf die folgenden, ein Ganzes für ſich ausmacht, als Selbſtverleger, das Exemplar zu 3 Thlr. Preuß. Courant, auf Pränumeration an. Die Pränumeranten erhalten unfehlbar zu Ende des April (dem letzten Termine der Pränumeration) ihre Exemplare auf gutem Papier mit den beſten Abdrücken der Kupfer, und in einen Umſchlag geheftet. Wer Pränumeranten ſammelt, und das Geld entweder baar, oder in einer guten Anweiſung, an den Mahler Erdmann Hummel in Berlin, Taubenſtraße Nr. 16., oder an Herrn Sanders Buchhandlung in Berlin poſtfrei einſendet, erhält auf fünf Exemplaren das ſechſte frei. Die Buchhandlungen, welche die Mühe des Sammelns übernehmen, ſollen einen noch beträchtlichern Vortheil erhalten. Nach Verlauf des Pränumerations-Termins koſtet das Exemplar unabänderlich 4 Thlr., für welchen Preis es in Hrn. Sanders Buchhandlung in Berlin zu bekommen ſeyn wird. Berlin, den 20ſten Febr. 1805.

A. Hirt,

Königl. Preußiſcher Hofrath, ordentliches
Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, und
Profeſſor bei den Akademieen der bildenden Künſte und
der Baukunſt.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

April 1805.

I.

Arabien und ſein Prophet.

(Ein Fragment aus Johann's von Müller Univerſalgeſchichte *).)

Arabien, das Abendland, wurde von den Chaldäern ſo genannt, welchen die oberen Wüſten gegen Abend liegen; Saracenen hießen die Wüſtenbewohner bei den Syrern, als Morgenländer. Der Name Barbar, Sohn der Wüſte, war urſprünglich, und ein Ruhm; ſie verſchmähen die Städte. Zwei tief in das Land gehende Meeresbuchten bilden die Halbinſel Arabien; die Wüſte

---

*) Wir ſind ſo glücklich, dieſes Fragment eines Werkes mittheilen zu können, an welchem der große Geſchichtſchreiber Joh. von Müller nun ſchon eine ganze Reihe von Jahren gearbeitet hat, auf deſſen Vollendung er aber noch einige Jahre verwenden will. Es leidet keinen Zweifel, daß er in ſeiner Univerſal-Geſchichte, welche ganz in dem Geiſte des Alterthums geſchrieben iſt, ein Werk liefern wird, deſſen Werth auch ſpätere Jahrhunderte noch anerkennen werden.

F.

erſtreckt ſich zwiſchen dem Reich der Perſer und Römer hinauf. Das ganze Land wird auf fünf und funfzigtauſend Quadratmeilen geſchätzt.

Die Wüſte zeigt todte Natur: unaufgehalten brennt vom immer trockenen Himmel die Sonne; die nackten Höhen ſcheinen durch die Winde geſchunden, und öffnen unermeßliche Ausſichten, wo kein Schatten den Wanderer erquickt, wo an keinem Gegenſtand ſein Auge ruhet: ein unüberſehbar zwiſchen ihm und aller lebenden Creatur ausgebreiteter Raum ſtellt ſich dar; ſelten im Schatten einſamer Palmwäldchen ein bald im Sande verſiegender Bach. Nur der Araber kennt ſolche Raſtplätze; nur er bewohnt ſie, frei, in überflüſſiger Befriedigung ſeiner einfachen Bedürfniſſe: hieher führt er Sklaven und Schätze, die er von Karawanen erbeutet, welche die Unvorſichtigkeit begingen, ſich mit den Leuten des großen Emirs der Wüſte in Geleitsſtreitigkeiten einzulaſſen.

Dieſe Inſeln im Sandmeer zu verbinden, taugt nur das Kameel: wie die Einwohner, ſo lernt, von Jugend auf, dieſes Thier, Durſt, Hunger und Schlafloſigkeit ertragen; drei- vierhundert Stunden durchrennt es, ohne in acht oder zehn Tagen mehr als Einmal zu trinken, und, außer wenigen Diſteln, Wermuthwurzeln und Neſſeln, in vier und zwanzig Stunden etwas zu genießen. Bis dreizehn Centner trägt es, wochenlang, unabgepackt; in ihm iſt des Arabers Sicherheit, Reichthum, treueſter Lebensgefährte: indem es die doppelte Laſt eines Mauleſels trägt, iſt es genügſamer als der Eſel, milchreich wie die beſte

Kuh, ſchmackhaft wie das Kalb, im Werth ſeiner Haarwolle mit den Schafen wetteifernd; ſein Miſt dienet für Brennholz, ſein Harn zu Salmiak; ein Wink regiert ſeinen Schritt; ein Lied erneuert ſeine Kraft.

Am Euphrat, unter Obſtgärten, dehnt ſich in langer Strecke der Hauptflecken der Wüſte, die uralte Anah, wo der große Emir der Bedwinen*) zu beſtimmten Zeiten den Sitz aufſchlägt. Mehrere Familien gehorchen nehmlich dem Vorſteher der edelſten und reichſten, als Scheich; alle Scheichs in ihren Händeln dem beſchützenden Groß-Emir. Sein Lager iſt eine ungemein regelmäßige, bewegliche Stadt: alle Gaſſen laufen bei dem Gezelte ſeiner Wohnung zuſammen. Ihm entrichten die Reiſenden für ſichern, freien Durchzug eine Gabe.

Die berühmten Schulen und Handelsſtädte Kufa und Baſſora liegen an der Gränze der Wüſte. Viele Namen der Stämme erinnern an Moſes, an Hiob. Der einzige furchtbare Feind iſt Samum, der Engel des Todes, ein aus den Wüſten ſich erhebender, ſchwefelichter Wind, deſſen Flamme alle begegnenden Thiere und Menſchen erſtickt; durch Arabien und Afrika iſt er bis in Spanien fühlbar.

Von dem Peträiſchen Arabien, dem die Stadt Selah, Griechiſch Petra, den Namen gab, iſt anderswo gehandelt worden. Unſern der Arabiſchen Bucht liegen die Prophetenſtädte Medinat-al-Nabj und Meka.

---

*) Der Wüſtenbewohner.

Von Jemen, oder dem glückſeligen Arabien, ſind nur die Küſten genau bekannt. Man weiß, daß es von einem freien, muntern, edlen Volke bewohnt iſt, welches bei Heerden, bei Gärten, wo die Weihrauchpflanze, der Balſam, der Zimmt und Caffee wächſt, in ſtolzer Unabhängigkeit lebt. Nach den vornehmſten Städten ſind Wege gebahnt; um dieſelben, bis auf die Gipfel der Berge, iſt Cultur. Von einem Geſträuch, wie die Wacholderſtaude, wird Lebonah*), Weihrauch, geſammelt, welcher von Indien bis zu uns die Tempel durchdampft. Von einer, aus Habeſch (ſo glaubt man) auf die Berge Jemen's verpflanzten Staude wird der Bohnentrank (Kahweh, Caffee) bereitet. Wie wenig vermuthete der Arzt Proſper Alpinus, da er ihn um das Jahr 1583 in Aegypten beſchrieb und für den Magen empfahl, daß er in wenigen Geſchlechtsaltern das Lieblingsgetränk Europa's, von dem Serail des Großherrn der Türken bis in die Alpenhütten Bedürfniß, eine Quelle vieler guten und böſen Dinge ſeyn, und daß die Aerzte wider ſeinen Mißbrauch ſchreiben würden!

Eben dieſes Arabien iſt an den edelſten Pferden ſo reich, daß, wenn jedes Thier da ſein Vaterland hat, wo es von der beſten Eigenſchaft iſt, das Pferd wohl urſprünglich aus dieſem Lande ſeyn mag. So ſchön, nur ſo groß nicht als in Afrika, iſt es bei den Arabern, ſchnell wie Strauße, eigentlich für die Jagd. Eine Klaſſe der

---

*) Lebonah bedeutet: weißes Harz.

Arabiſchen Pferde iſt mit urkundlichen, weit hinauf reichenden Geſchlechtsregiſtern verſehen; eine andere wird von zufälliger Begattung verſchiedener Racen erzeugt. Sie ſind Tag und Nacht Geſellſchaft für den Araber, der für ihre Reinlichkeit äußerſt ſorgt; ſie ſtehen den Tag über geſattelt, Nachts freſſen ſie: alle Stutereien der Morgenländer und Afrikaner werden von hier angepflanzt.

Die Küſte Jemens läuft an der Arabiſchen Bucht nach der Meerenge Mandab. In der Nähe liegt Okad, wo in alten Zeiten Dichter um den Preis der Lieder kämpften. Hier liegt, von Gärten und Caffeewäldchen umringt, Moka, der Mittelpunkt des Handels, die vornehmſte Zollſtadt Jemens. Näher der Spitze der Halbinſel, durch Lage und Hafen beſonders wichtig und ſchön, liegt Aden auf einer Erdzunge an dem Fuß hoher Felſen. Dieſen Ort beſuchten die Griechen und Römer; ſie holten Specereien auch an der Küſte von Hadramaut; auf Socotora die Aloë; Mara und Oman waren weniger bekannt.

Von den Verſuchen der Hebräer, zu Tadmor*) in der Wüſte, zu Thiphſach am Euphrat, Städte anzulegen, wodurch die von Gilead weithin weidenden Hirten Schutz finden möchten; von den Unternehmungen aus den Häfen Elath und Eziongeber, iſt, wie von den Handels-Colonieen der Phönicier in dem Perſiſchen Meerbuſen, anderwärts geredet worden. Das innere Arabien blieb unbeſucht. Hier herrſchten auf Saba die Tobbah durch das Anſehen der Geſetze, ohne Nachtheil der Freiheit, über tapfere Horden: in ihrem Pallaſt morgenländiſch verſchloſſen, von Verſchnittenen umgeben, übten ſie wohlthätige Richtermacht; für die Landwehre hatte die Natur geſorgt. In den Sagen iſt der Name der Königinn Balkis, welche die Weisheit Salomon's bewundert und einen Sohn von ihm geboren habe, den Stammherrn des in Habeſch regierenden Neguſch.

---

*) Palmyra.

In Nordweſt über ihrer Stadt (welche auch Mareb hieß) war in einem hochliegenden Thal ein Waſſerbehältniß, von deſſen Mauer noch gewaltige Trümmer liegen: dieſes verſah die Hauptſtadt, und bewäſſerte ihre Gärten; hundert Fuß tief ſtand das Waſſer; Palläſte waren über den Mauern errichtet; Vergnügen und Reichthum zierte die Stadt. In einer Nacht (man glaubt, zu den Zeiten Tiberius Cäſar's) brach die Mauer; herabſtürzende Waſſer vertilgten die Stadt. Von dieſem Zufall wurden die Jahre gezählt.

Vergeblich trachtete Alexander nach der Herrſchaft Arabiens, vergeblich waren die Verſuche der Römer. Eine Griechiſche Colonie auf Socotora ſoll ſich noch in den Bergen der Inſel unterſcheiden. Als Anaſtaſius I. zu Conſtantinopel Kaiſer war, und Naowaſch, König von Hamyar in Jemen, ein Jude im Glauben, die Chriſten verfolgte, wurden die Araber durch den Neguſch von Habeſch, einem Chriſten, überwunden; Naowaſch, Unterwerfung verſchmähend, ſtürzte ſich in das Meer. Von dem an beherrſchte der Sieger Jemen durch Statthalter.

Der Unfall Arabiens war nicht von Dauer, aber groß, bis auf dieſen Tag, ſein Einfluß auf uns. Die Eroberer brachten aus dem giftigen Afrika Kinderblattern zu den Arabern; der Handel verbreitete ſie durch die Welt: Anfangs mit fürchterlicher Verwüſtung, ſeltenen Ausbrüchen. Ehe das Jahrhundert verfloß, kamen ſie nach Italien, in unſer Burgundien *), bis nach Teutſchland.

In den Zeiten dieſer Unordnung, als die Waffen des Neguſch und Khoſru Nuſchirwans **) die Freiheit Arabiens ſchmälerten, in dem 570ſten Jahr unſerer Zeitrechnung, wurde **Mohammed** geboren: von einem Hauſe, das dem Lande viele Vorſteher, der Handelſchaft viele Unternehmer gegeben. Der früh-verſtorbene Abdallah, ſein Vater, hinterließ ſeiner Mutter, der Jüdin Emina, fünf Kameele und eine Sklavin.

Von Jugend auf zeigte der Jüngling Nachdenken und feurige Einbildungskraft; wohlthätig war er über Vermögen; mitleidig; für Freundſchaft empfindlich; ſehr der Wolluſt ergeben. Im Aeußerlichen hatte Mohammed jenen die Morgenländer auszeichnenden Ernſt, Würde im Gang, Heiterkeit, etwas Einnehmendes in den Zügen ſeines Geſichtes. Er war mittlerer Größe, ſeine Glieder in dem beſten Ebenmaaß, ſeine Naſe hervorſpringend, ſeine Zähne ſehr weiß.

---

*) Wo das Buch geſchrieben iſt, dem dieſes Bruchſtück angehört.

**) Königs der Perſer von 528 bis 578.

In ſeinem zwanzigſten Jahre trug er, mit ſeinem Stamme, den Koreiſhiten, heilige Waffen gegen Räuber, welche die Wallfahrt nach Meka ſtörten. Seit uralten Zeiten war der ſchwarze Stein, die Kaaba, in dem großen Thurme Saba des Sohnes Chus, Gegenſtand der Verehrung: ſie ſoll die Erde ſeyn, die Mutter von allem, der Urſtoff, um den ſich das Chaos ordnete; und noch iſt ſie den Morgenländern heilig.

Fünf Jahre nachher zog er als Kaufmann, für die Geſchäfte der reichen Witwe Chadidſcha, auf den Markt von Damaſkus. Sein Geiſt, ſeine Geſchicklichkeit gefielen der Witwe; ſie heirathete ihn. So lange ſie lebte, bewies er ihr dankbare Ehrfurcht und Treue.

Mohammed ſah mit Schmerz den Verfall des Vaterlandes, wie es von den alten Sitten hinunterſank, fremde ſich angewöhnte. Er wußte von ſeiner Mutter, daß die Juden dem Retter Iſraels entgegenſahen; er hatte von den Chriſten gehört, wie Jeſus denen, die ihn lieben, einen in alle Wahrheit leitenden Tröſter *) verſprochen. Sein Gefühl überzeugte ihn, daß Er der ſey, deſſen die Völker bedürften. In dem vierzigſten Jahre ſeines Alters erſchien die Nacht der Rathſchlüſſe Gottes **), worin Gabriel, einer der oberſten Engel, ihn (ſo glaubte, ſo ſagte er) zum Propheten des Höchſten berief. Dieſes erzählte er der Chadidſcha, und Maraka, ſeinem Vetter; ſein Spruch war Feuer: er entflammte; ſie ſchwuren: „Bei dem, in deſſen Hand die Seele der Chadidſcha und Waraka's iſt! Mohammed iſt Prophet!“

---

*) Den Paraklet.

**) So heißt ſie den Moſlemin, die Nacht el Kadr.

Hierauf glaubte der junge Ali, Enkel des Fürſten Abu Taleb, der erſte der Zeugen; Mohammed gab ihm ſeine Tochter. Nach dieſem fiel der verehrte Greis Abubekr, der Gerechte, ihm bei.

Oft, wenn die fallende Sucht ihn ergriff, vermeinte er, den Engel zu hören. In Redlichkeit fing der Prophet an, von ſeiner Seherkraft getäuſcht; Gewalt und Liſt halfen ausführen, was er göttlich und löblich fand. Er gedachte, dem Aufſeher des heiligen Steins in ſeiner Würde zu folgen; aber der Partheigeiſt erhob einen, ſeine Tage bedrohenden Aufruhr. Verkleidet, verfolgt, entfloh Mohammed durch die Palmwälder von Meka nach Jatreb, wo Juden ihm die Erſten der Stadt gewannen. Von demſelben Tag, dem ſechzehnten Juli des 622ſten Jahres (das iſt die Hedſchra) werden bei den Moſlemin die Jahre gerechnet*). Omar gebot dieſes in dem Jahr 639. Jatreb wurde Prophetenſtadt (Medinat-al-Nabi) genannt. Fünfhundert Schüler nahmen ihn auf.

Das iſt aber der Islam, die Religion, die er gab: daß ein einziger Gott und Mohammed ſein Prophet iſt, durch den das Geſetz Moſis und Jeſu die Vollendung erwarb. Nicht eine neue Lehre gab er, ſondern eine den Begriffen, Vorurtheilen und Neigungen der morgenländiſchen Völker angemeſſene Ausmahlung von Lehren, die ſo alt ſind als die Welt. Weiter gab er das Gebot vieler Waſchungen, den Sitten und Bedürfniſſen warmer Länder gemäß; das Gebot fünf täglicher Gebete, auf daß der Menſch über ſich und die ſinnliche Welt ſich empor ſchwingen lerne; die Ramadhan-Faſten; das Almoſen eines hundertſten Theils vom Vermögen; die Wallfahrt nach Meka; wie von dieſem allen die Anlage oder Sitte ſchon war. So iſt die Unterſagung des Weins und des Schweinfleiſches, die Beſchneidung, die Feier des Freitages, theils älter, theils neuer, oder angerathen mehr, als geboten. Er gab den Umſtänden gemäße Geſetze, eine Religion für Länder, in welchen die Wärme und Hoheit des Islams größeren Eindruck machte, als die Streitfragen der damaligen Theologen der chriſtlichen Kirche. Die Begeiſterung theilte ſich mit, und erhob die Gläubigen über alle Sichtbarkeit, über alle Macht vergänglicher Dinge, über den Tod ſelbſt. Gleichwie der Aberglaube die Unterthanen des Griechiſchen Kaiſerthums niederſchlug, ſo entbrannte der Araber durch die hohe Einfalt ſeiner, die Leidenſchaften weniger einſchränkenden, Lehre.

---

*) Oder vielmehr von dem, 68 Tage früheren, Anfang des damaligen Jahres.

Ihre erſte Kraft wurde in dem Krieg offenbar, durch den der Prophet ſeine Feinde zu Meka unterwarf. An dem Orte Bedr (noch beten allda wallfahrtende Moſlemin) erhielt er den erſten Sieg; und ſelig wurde geprieſen, wer für ſeinen Glauben geſtorben. Gingen dieſe nicht ein in die ewige Wolluſt ſchön bewäſſerter, ſchattiger Gärten, zum unausſprechlichen Genuſſe der ſchwarzäugigen Jungfrauen! Duftete nicht das Waſſer der Paradieſesroſen aus den Perlmutterſchalen der himmliſchen Jünglinge ihnen entgegen!

Nach der Eroberung von Meka erging ſein Gebot an den Kaiſer Heraklius von Conſtantinopel, an Chosru Parwiz, den König der Perſer, an die Arabiſchen Emirs, den Neguſch, den Statthalter Aegyptens: „Im Nahmen deſſen, der Himmel und Erde, und von Ewigkeit her, auf ewige Zeiten, den Islam hervorgebracht hat, glaubet an Mohammed, Lehrer des göttlichen, allgemeinen Geſetzes." Willig hörte Arabien, und nahm an, wie er die Lehren der Väter erneuerte. Gegen Ungläubige zog der Feldhauptmann Chalid an der Spitze von dreitauſend, und erſchlug zwanzigtauſend Mann. In der Sache des Herrn des Himmels und der Erde fand keine Furcht Statt; beſonders weil der Prophet den Glauben gab, daß das Ziel des Lebens jedem durch unwiderſtehlichen Rathſchluß der Vorſehung von Ewigkeit durchaus beſtimmt ſey.

Als Meka gehorchte, als Arabien anbetete, gebot Mohammed, in alle Lande den Islam zu bringen, durch Waffen oder Glauben die Nationen zu vereinigen. Er — vergiftet, wie man glaubt — in dem drei und ſechzigſten Jahr ſeines Alters, ging hinüber zu dem Ewigen, deſſen Einheit und Allerbarmung er durch die Mühe ſeines ganzen Lebens zum Glauben und Gefühl der größern Hälfte der alten Welt gemacht hatte.

II.

Ueber die Grundſätze der neuen Bearbeitung vom Liede der Nibelungen.

Die im März der Eunomia mitgetheilte Probe iſt weder eine eigentliche Bearbeitung, noch eine ſogenannte freie Nachbildung, ſondern, ihrer Abſicht nach, nichts als eine Wiedererweckung und Erneuung des alten, ſo lange vergeſſenen Originals, bloß dadurch, daß es lesbar und verſtändlich gemacht wird; für welches Original, wegen ſeiner hohen Vortrefflichkeit und, in ſeiner Art, vollendeten Bildung, meinem Urtheile nach, nur dieſe Behandlung ſchicklich und erlaubt iſt. Den Beweis dieſer Behauptung wird man hier nicht erwarten; er führt ſich auch am beſten durch die That und Sache ſelbſt, und jeden, der ſich dafür intereſſirt, hoffe ich eben durch meine Arbeit dazu in den Stand zu ſetzen; denn ich gebe das Original, ſo viel als möglich unverändert, wie es iſt, und ſetze mein Verdienſt darein, ein ſo kleines, als möglich, dabei zu haben. Sie iſt demnach eine bloße, wörtlich treue Uebertragung, aus dem Dialekt, aus der Sprache jenes Zeitalters, in die unſrige lebende. Freilich zeigt ſich dabei die nicht geringe Schwierigkeit, die rechte Linie zu treffen, ſo eigentlich zu wiſſen, was denn nun dermalen ganz veraltet, oder ſchon erneuet, was verſtändlich, wo ein Anſtoß iſt, oder nicht; was wieder aufzunehmen und was liegen zu laſſen ꝛc. — Dies führt am Ende nothwendig auf die Betrachtung, daß es in

Deutſchland zur Zeit kein allgemeines, zum gültigen Regulativ dienendes Publikum giebt, und geben kann, und daß ſich jeder Autor, der ordentlich etwas will, ein ſolches gleichſam erſt ſchaffen und ſich darauf beſchränken muß. Dergleichen mußte denn auch ich thun, und kann nur wünſchen, dem, welches ich dabei im Sinne habe, durch meine Arbeit ein Genüge zu leiſten und deſſen, allein mir nicht gleichgültige Stimme öffentlich über ſie zu vernehmen; zu deren Beurtheilung ich hier auch die mich leitenden Grundſätze, beſonders in Anſehung der Sprache, hinzufüge. Auch die Uebrigen, wenn ſie ſich einlaſſen wollen, und mir unbefangen und mit gutem Willen etwas entgegenkommen, hoffe ich nicht abzuſtoßen; doch hat man ihrem Verſtändniß lieber durch kurze erklärende Noten zu Hülfe kommen, als ihm ſonſt nachgeben wollen.

Keinesweges iſt es bei dieſer Arbeit zunächſt auf Sprachbereicherung, auf Wiedereinführung alter trefflicher Wörter, auf Herſtellung anderer in ihrer wahrhaften eigentlichen Bedeutung, auf Zurücknahme der alten Freiheiten und Kühnheiten der Wortſtellung und Conſtruktion, auf den Gewinn mannigfaltiger poetiſcher Formen und Reime, — ſondern zunächſt und eigentlich iſt es auf die Sache ſelber, auf die Wiedererweckung und lebendige Herſtellung des großen, herrlichen und einzigen Ganzen angeſehen; woraus denn freilich alle jene, gewiß nicht nwichtigen, vielmehr ſo nothwendig, als ſeine Form, zu hm gehörigen Dinge herfließen, und ſich von ſelber dar- ieten. Sie ſind allerdings auch mit Zweck, und es ſteht edem frei, der ſich nicht zu jener Anſicht des Ganzen er- eben kann und mag, die Arbeit aus dieſem Geſichtpunkte betrachten und ſich gefallen zu laſſen; ob es aber gleich uch hier nahmhafte Leute, ſogar berühmte Sprachforſcher giebt, die wohl alle jene Eigenſchaften unſerer alten Werke erkennen und zum Theil richtig ſchätzen, doch aus Mangel an poetiſchem Sinn, oder aus einer fixen Idee von Fixirung der Sprache auf eine Zeit und eine Provinz, noch, da ſchon die lebendige unaufhaltſame Bildung ihnen hoch über den Kopf gewachſen, — nichts davon wieder aufnehmen und gebrauchen wollen, vielmehr ſich ungeberdig dagegen ſträuben, und jene alten, lebensvollen Werke überhaupt nur als merkwürdige Raritäten der Sprache, ohne allen poetiſchen Gehalt, angeſehen wiſſen, und in ihren Bibliotheken begraben wollen. Allerdings iſt hier vieles, was vielleicht nie wieder in lebendigen Gebrauch kommen kann und wird, und was alſo nothwendig, um ein ſolches altes Werk wieder neu zu beleben, weggeſchafft und durch etwas Anderes erſetzt werden muß; wie dieſes denn auch hier geſchehen: aber, auf der andern Seite, mußte hier, dem Hauptzwecke gemäß, das Alterthümliche und Urkundliche in Farbe und Ton nicht zu verwiſchen, manches beibehalten werden, was ſonſt zu dem Obigen gehören möchte.

Hieraus erhellet aber, daß hier jener, allerdings verſtattete Maßſtab der Sprachbereicherung ꝛc. keinesweges ausreichen kann. Der Hauptzweck war und iſt, das Original ſo treu und genau als möglich wiederzugeben, oder vielmehr, in ſeiner Originalität zu erhalten. Die Hauptveränderung damit betrifft demnach faſt nur die Ausſprache, in ſo fern dieſe ſich hier in der Orthographie darſtellt, — welche, beiläufig geſagt, eine viel beſſere und konſequentere, als unſere jetzige iſt, und welche alſo wohl als Autorität für eine Verbeſſerung derſelben dienen könnte; — und die Interpunktion, welche überhaupt, als das Verſtändniß bezeichnend, und beſonders hier, wo ſie erſt einzuführen, und wegen der großen Freiheit und Unregelmäßigkeit der Conſtruktion, kein unwichtiger und leichter Theil der Arbeit war: ſo daß, obgleich hierauf vorzügliche Sorgfalt verwendet iſt, dennoch manche Stelle in dieſer Rückſicht zweifelhaft bleiben möchte. Was nun die Sprache ſelbſt betrifft, ſo erſchöpfen folgende, hier geltend gemachten Grundſätze faſt den ganzen Umfang der Eigenthümlichkeit und Freiheit der alten Sprache; nur mit einigen nothwendigen Modifikationen: nehmlich, es iſt dies alles nicht ängſtlich, gerade an derſelben Stelle, oder jedesmal, beibehalten, ſondern, obwohl ich auch hierin nicht zu frei war, ſo oft, als ich es für ſchicklich hielt, und an der Stelle, wo es nach meiner Meinung in dem rechten Lichte ſteht und ſich ſelbſt erklärt; ſo daß auf dieſe Weiſe für die, welche ich eigentlich damit meine, dieſe Arbeit zu ihrem eigenen und ſomit auch zum Commentare des Originals dienen ſollte. Aber wenn ich dies auch glücklich erreicht hätte, ſo bin ich doch eben ihnen folgende genaue Rechenſchaft von meinem geſammten Verfahren dabei ſchuldig; und den übrigen — Mißvergnügten oder Wohlwollenden — mag dieſelbe zugleich zur Weiſung dienen, daß hier nichts unabſichtlich und ohne guten Grund hingeſtellt oder ſtehen geblieben iſt.

I. Zuförderſt: ſolche ganz veraltete und unverſtändliche Wörter oder Formen, für welche es jetzt andere, ganz gleichbedeutende giebt, und durch welche die poetiſche Sprache gar keinen Zuwachs erhalten würde, ſind natürlich durch die bekannten und gebräuchlichen erſetzt; meiſt aber, um das Colorit zu erhalten, durch ähnliche alterthümliche, nur minder unverſtändliche. Andere zwar auch ganz unbekannte, aber durch die Analogie der Bildung leicht zu findende ſind unbedenklich ſtehen geblieben.

Eben ſo ſolche, uns deshalb ganz fremde, weil wir nicht die Sache, die ſie bezeichnen, alſo auch kein Wort mehr dafür haben, die aber hier ganz eigentliche, ſtehende Ausdrücke ſind, die immer wiederkehren, mußten aus allen dieſen Gründen nothwendig ſtehen bleiben. Z. B. Buhurt, buhurdiren, (Turnieren ganzer Schaaren gegen einander) Rechen, u. ſ. w. Endlich, einige wenige, bei denen dieſe Gründe zwar nicht Statt fanden, ſind Theils wegen ihres ſchönen bedeutenden Klanges, Theils weil ſie wirklich zur Bezeichnung einer Nüance dienen, beibehalten. Z. B. Urlug (Krieg), erbolgenlich (erboßt), Volland (Teufel). Und ſo ſind überhaupt viele alte treffliche Wörter, die ein wahrer Gewinn für die Sprache und Poeſie ſind, wieder zuerſt in ihr altes, wohlerworbenes Recht eingeſetzt oder darin beſtätigt. — Die größte Veränderung möchten wohl die Präpoſitionen, Conjunktionen und Partikeln überhaupt, erfahren haben; wie dies aus leicht begreiflichen Gründen, da ſie die feinſten und gebildeteſten Verhältniſſe derſelben ausdrücken, in der Sprache ſelbſt geſchehen iſt. Da ſie ſolchergeſtalt eine Hauptbedingung des lebendigen Verſtändniſſes ſind, ſo glaubte ich, in Anſehung ihrer, am meiſten nachgeben zu müſſen; dennoch iſt auch hier manches Alterthümliche beibehalten, oder mit ähnlichem, nur bekannterem vertauſcht, z. B. für, häufig ſtatt vor; ſint für ſintemal, weil; deñ, deñe, dañ, dañe für als, alswie. Ob und wie für obſchon, wie ſehr auch, ſeit und ſint, für ſeitdem ꝛc. — Vielleicht werden auch noch einmal die hier häufigen, nicht ganz unbedeutenden, für diesmal freilich nicht aufgenommenen Partikeln ne, en, et, die unſerer Sprache wohl zu wünſchen wären, wieder erneuet.

II. Eine andere durchgängig beibehaltene Freiheit, iſt

die

die in Anſehung der Flexion. Die doppelte, ſich entgegengeſetzte, der Deutſchen Sprache theils eigenthümliche, theils ihr von außen her eingepflanzte Richtung, zu einem gänzlichen Mangel, und zu einer antiken Ausbildung der Flexion, die einſeitigen Verſuche und Ausführungen nach beiden Seiten, ſo wie das Schwanken zwiſchen ihnen, iſt bekannt, und zum Theil noch ſichtbar; viel mehr aber offenbart ſich dies alles noch in unſerem alten Gedichte. Was ich hiervon, und in wie fern ich es beibehalten, will ich angeben:

1) Subſtantiva durch alle Caſus und Numeros ohne Flexion, und wiederum Flexion derſelben, die jetzt nicht mehr ſtatt finden.

2) Eben ſo Adjektiva unflektirt, nicht nur, wenn ſie hinter dem Subſtantiv ſtehen, — wo ſie mehr dem eigenthümlichen Deutſchen adverbio qualitatis entſprechen, ſondern auch wenn ſie voranſtehen und alſo eigentlich concresciren ſollten; eben ſo bei noch vorgeſetztem Artikel oder Pronomen: und wiederum ſind ſie concrescirt, nicht nur, wie gewöhnlich, wenn ſie voranſtehen, ſondern auch, wenn ſie hinten nachgeſetzt ſind; und eben ſo iſt zuweilen die eigenthümliche Flexion nach dem Artikel und Pronomen die ordentliche concrescirte Form. — Daſſelbe gilt alles vom Particip.

3) So verhält es ſich auch mit dem Pronomen, und dem, als ſolches zu betrachtenden, beſtimmten Artikel. Sie werden faſt durch alle Caſus, Genera und Numeros flektirt und unflektirt gebraucht, und das erſte ſteht in demſelben Verhältniſſe mit dem eigentlichen Artikel.

4) Die latiniſirte Flexion der 3ten Perſon im Pluralis des Verbum, auf nt. Z. B. tunt für tun, iſt im Reim beibehalten. Eben ſo die ganz unflektirte der 1ſten

Perſon des Singularis. Z. B.: ich han, ich lan ꝛc.; und die unflektirte 2te Perſon des Singularis, z. B. du wil. Endlich fehlt häufig das Pronomen personale durch alle Perſonen und Numeros, und ſteht dagegen wieder im Imperativ.

III. Alte eigenthümliche Flexionen:

1) Der Genitiv auf en: z. B. Chriemhilden, Ezelen ꝛc.; der Dativ auf en: z. B. der erden, der frauen.

2) In manchen Wörtern der Plural auf e für das jetzige er: z. B. Schwerte für Schwerter.

3) Der Plural, auf ne, der auch latiniſirt ſcheint, in degene.

4) Die eigene Flexion des jetzt indeklinablen ſelber, auf ſelbe, ſelbes, ſelbem ꝛc.

IV. Vermiſcht mit den gewöhnlichen Formen, doch meiſtens vorherrſchend, und zum Theil beſonders im Reime gebraucht ſind:

1) Die Endungen der Subſtantiven, Adjectiven und Adverbien auf in, ich und ein, eich; z. B. Königin und Königein; ſicherlich und ſicherleich. Eben ſo die auf en, in und ein. Z. B. gulden, guldin, guldein.

2) Das angehängte e bei Subſtantiven; z. B. hagene, lebene, Kämmerere ꝛc.

3) Das Adverbium auf en und e; z. B. herlichen und herliche.

4) Der ſchon bekannte Comparativ bas, für beſſer.

5) Beim Verbum, das dem Infinitiv angehängte e, in der Conjunction mit zu. Die alten, naiven Formen der 2ten Perſon des Singularis: du wilt, du ſolt ꝛc. — Die vielleicht damals ſchon altklingende Form des Particip des Perfecti in ermorderot, ermanot ꝛc., kommt

nur im Reim vor. — Die alten im Grundvokal flektirten Imperfekten, die jetzt nicht mehr alle gebräuchlich ſind: z. B. furchte, ſazte, — gezam (nach der Analogie von nahm, von geziemen, oder vielmehr gezemen.) — Adelung hält dieſe Imperfekte zwar für roh, und die gewöhnlichen auf tete für gebildet, aber einmal beſtehen ſie hier meiſtens ſchon neben dieſen letzten, und dann ſind ſie doch eine offenbare Bereicherung der poetiſchen Sprache. (Da ſie in der Bildung Aehnlichkeit mit dem Griechiſchen zweiten Aoriſtus haben, — ſo könnte ſich vielleicht auch noch einſt daraus ein tempus historicum bilden). Unter dieſen Imperfekten haben manche noch wieder eine doppelte Form, z. B. lie, hie, empfie und lies, hies, empfieng ꝛc. Noch andere unterſcheiden ſich von den jetzt gebräuchlichen nur durch den Vokal oder den weichern Conſonanten, z. B. fund, ſtund, kunde, gewun, rach, für fand, ſtand, konnte, gewann, roch. Meiſtens kommen beide Formen vor, doch iſt der tiefe Vokal, der gleichſam der Grundton des Ganzen iſt, vorherrſchend; darum iſt er auch beibehalten in den Participien: gewuñen, beruñen, für gewoñen, bereñen. Daſſelbe bemerke ich hier zugleich von den Subſtantiven, Adjektiven und Adverbien: Suñe, wuñe, grun, ſchon (ſchön) fruh, ſpat, gulden. Ferner fehlen häufig die Umlaute der Comparativen hoher, naher, langer ꝛc. eben ſo der Plural, z. B. Vogele, Hande, für Vögel, Hände. Dagegen iſt wieder die alterthümliche Form hät und tät, für hatte und tat. — Die alte neutrale Form ohne Umlaut, wovon wir nur noch die, durch dieſen gebildete, Tranſitive haben, z. B. kuhlen und kühlen, wie erkalten und erkälten. — Imperfekte, die bei der ordentlichen Flexion nur den Umlaut des Infinitiv wieder wegwerfen, z.

B. traumte, ſaumte, raumte, wahnte, dauchte, dunkte, die aber oft im Präſens auch ſo bleiben. — Die eigene Form der 3ten Perſon des Singularis und Präſens und das Particip des Perfekts der Zeitwörter auf gen. Z. B. ſait, geſait; klait, geklait — für ſagt, geſagt; klagt, geklagt. — Die alten Formen des Verbi ſein, als: ſei, ſeiſt ꝛc. als Indikativ. Der Infinitiv weſen. Die 3te Perſon des Imperfects was für war — ſämmtlich meiſtens nur im Reim. — Ferner die häufigen Participien des Perfekts ohne das Präfixum, z. B. gangen, geſſen, worden. — Ueberhaupt ſind hier die Präfixa viel häufiger und mannichfaltiger gebraucht, ſo wie ſie auf der andern Seite wieder oft fehlen, wo ſie jetzt ſtehen. Z. B. gehren für begehren. Ein eigener ſinnvoller Gebrauch davon iſt in den Subſtantiven: das Gehunde, Gezwerge, was das Collektivum und zugleich das Abſtraktum ausdrückt. — Die häufigen Formen der Infinitiven fahn, lan, ſtahn, gahn, han; beſonders im Reime. Eben ſo die davon abgeleiteten der 3ten Perſon des Singulars und der 2ten des Plurals: lat, ſtaht, hat ꝛc. für läßt, ſteht, hat, — und laſſet, ſtehet, habet ꝛc. — Endlich die alten Formen der erſten Perſon des Singulars im Präſens, die ſich jetzt nur noch in der 2ten und 3ten zeigt, z. B. ich ſiehe, ich gieb ꝛc., für ich ſehe, gebe ꝛc.

V. Manche Veränderungen des Genus z. B. das Münſter, anſtatt des gewöhnlichen der Münſter.

VI. Alle möglichen Ausdehnungen und Zuſammenziehungen, in ſo fern ſie nicht ſchon unter dem obigen begriffen, ſind beibehalten. Dem poetiſchen Gebrauch ſind ſie unentbehrlich, und hier charakteriſtiſch. Zwar beſteht jene meiſtens nur aus einem ſtummen e, welches beſonders Subſtantiven, Adjektiven und Adverbien angehängt wird, und das man nicht mit der Flexion verwechſeln muß, obgleich beide ſich häufig hier zu begegnen ſcheinen. Eben ſo häufig werden die Wörter auch in der Mitte aus einander gezogen: und manche ſtellen ſich dadurch in der urſprünglichen Form her; z. B. geren für gern ꝛc. Von den Zuſammenziehungen bemerke ich nur die gewöhnlichen in der 3ten Perſon Singularis des Präſens und Imperfecti, z. B. richt und richte für richtet und richtete; – die Subſtantiven und Zeitwörter in Scharn, fahrn, warn, verlorn, geſtoln ꝛc. für Scharen, fahren, waren ꝛc. häufig im Reim.

VII. Eliſionen und Kraſeis mancher Art, z. B. zu'n – zu den (wie zum und zur) — ſahen ſ'ihn, für ſahen ſie ihn – 's Wirtes, für des Wirtes ꝛc.

VIII. Eigenthümlichkeiten der Zuſammenfügung und Wortſtellung.

1) Die Verbindung eines Eigennahmens mit einem andern Subſtantiv, ſo daß ſie ein ordentlich zuſammengeſetztes Wort werden. Z. B. Der Gunthers-man, das Etzelen-land.

2) Die Nachſetzung des Adjektivs im Caſu und Genere, und wiederum ganz unflektirt, hinter das Subſtantiv, mit und ohne Artikel; und eben ſo des Particips, iſt ſchon oben bemerkt.

3) Der Artikel fehlt oft ganz, wo er jetzt gewöhnlich; ferner ſteht er öfters hinter dem Subſtantiv, endlich auch wohl doppelt, hinten und vorn, ob er gleich dann einmal eigentlich wohl Pronomen iſt.

4) Die Conjunction zu fehlt häufig vor dem Infinitiv.

5) Die Präpoſition in den zuſammengeſetzten Wörtern ſteht häufig vom Verbo getrennt, wo es jetzt nicht gebräuchlich, und umgekehrt.

IX. Ferner, alle Freiheiten und Unregelmäßigkeiten der Conſtruction und Wortſtellung, die man jetzt für poetiſche Kühnheiten nehmen mag, ſind beibehalten; ſie gehören zu dem originalen, einfachen, naiven Charakter des Ganzen: ſie künſtlicher und regelmäßiger machen zu wollen, hieße deſſen innerſte, eigenthümlichſte Organiſation zerſtören.

X. Den *Reim* betreffend, ſo habe ich mich hier der meiſten eigenen, jedoch größtentheils nur in Umſtellung der Worte beſtehenden Freiheiten bedient, um denſelben überall ſo rein als möglich wiederzugeben, wie er faſt durchgängig im Original, und überhaupt in den poetiſchen Produkten jener Zeit, bei weitem mehr als jetzt, iſt. Ich erinnere nur an die *Minnelieder*, nach welchen man nicht mehr die Schuld auf die, mehre gleiche Reime fodernden Italiäniſchen und Spaniſchen Formen, wohl aber auf *unſern*, ſeitdem verminderten Reichthum an Reimen ſchieben wird. Dieſen Reichthum uns jetzt wieder mit Zinſen zuzueignen, darauf durfte auch hier vorzüglich Rückſicht genommen werden; und, ſo wie ich mir ſelbſt hier manchmal die größten Freiheiten erlauben mußte, ſo bin ich, auf der andern Seite, dem alten Dichter, ſo weit als möglich, in den von ihm ſelber gebrauchten Freiheiten gefolgt; wie ich dies ſchon oben bei den einzelen Abweichungen bemerkt habe. Und aus dieſem Grunde iſt auch von mir manches beibehalten, was ſonſt vielleicht nicht geſchehen wäre; z. B. die alte Form: *braſt*, für *barſt* und *brach*; eben ſo *vorderoſt* für vorderſt, das vielleicht, wie das oben angeführte *gemanot* ꝛc. ſchon damals eben ſo alt klang, wie uns jetzt: *dero*, *ihro*, *anhero* ꝛc. in deren Reihe man es ſtellen muß.

XI. Was endlich die *Verſe* angeht, ſo ſind auch ſie, in aller ihrer Freiheit, in der unbeſtimmten Sylbenzahl, und in ihrem mannichfaltigen Rhythmus, der ſich, beſonders durch die vielen Dehnungen und Präfixa, ſehr zum jambiſchen und daktyliſchen hinneigt, – genau wiedergegeben. Durchgehends iſt, ungefähr in der Mitte, ein Abſchnitt, und wahrſcheinlich ſtehen ſie in der Handſchrift auch ſo abgeſetzt, oder doch durch einen Punkt getheilt; wie ſie auch Bodmer, in dem von ihm herausgegebenen Fragmente, hat abſetzen laſſen. Hier ſind ſie aber, wie ſie in dem Müllerſchen Abdrucke ſtehen. Dieſe Abtheilung ſcheint mir nicht nur typographiſch zweckmäßiger und gefälliger, ſondern auch der Sache angemeſſener, und würdiger.

F. H. von der Hagen.

III.

Einige Worte von der einzigen Ausgabe des Liedes der Nibelungen, und einer zweiten Bearbeitung deſſelben.

Herr Chriſtoph Heinrich Müller, Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte am Joachimsthalſchen Gymnaſium zu Berlin, ein eifriger Freund altdeutſcher Poeſie, faßte um das Jahr 1780 den Entſchluß, durch unmittelbare Geldunterſtützung gleichgeſinnter Liebhaber und Kenner, die ſchätzbaren Denkmahle der mittleren Zeiten durch den Druck vom Untergange zu retten. Bodmer, einer der Wiederbringer des guten Geſchmacks, welcher dieſe Monumente mit großem Fleiße und Aufwande geſammelt und ſie, Theils in Auszügen, Theils ganz, hatte abſchreiben laſſen, wollte ſchon früher das Rettungsgeſchäft ſelbſt unternehmen; da er aber nicht Unterſtützung genug fand, ſo theilte er Herrn Müller ſeine Handſchriften mit, der zu ihrem Druck durch eine Sammlung von fürſtlichen und Privatperſonen eine Summe zuſammen brachte, welche ihn nach und nach in Stand ſetzte, den Beförderern einige Lieferungen altdeutſcher Gedichte zu geben *). Dieſes, nur den gelehrten Kennern der Poeſie

---

*) In der Folge hat der um die Deutſche Literatur-Geſchichte ſehr verdiente Herr Prediger Erd. Jul. Koch die Sammlung fortgeſetzt.

bekannt gewordene Werk, hat den Titel: „Sammlung Deutſcher Gedichte, aus dem 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderte. Erſter Band, welcher enthaltet: Der Nibelungen Liet, Eneidt, Got Amur, Percival, der arme Heinrich, von der Minnen, von der Wibe Liſt, von dem Pfenninge. Geendigt im Anfang des Februars 1784 (gedruckt bei Chr. Sig. Spener, 4.) und hat an der Spitze unſer Epos, auf 152 Seiten in gebrochnen Kolumnen, höchſt correkt und ſauber gedruckt.

In einer Vorrede giebt der Herausgeber ſein Urtheil über die Gedichte ſelbſt, wodurch er beweiſt, daß er ein beſſerer Literator und Eiferer für die Rettung ſchätzbarer Monumente, als Kenner der Poeſie ſelbſt war. Er ſagt, er liebe ſtrenge Wahrheit, und müſſe ſonach den wahren Werth der zu rettenden Ueberbleibſel genau beſtimmen, um nicht etwa Erwartungen zu erregen, die auf keine Weiſe befriedigt werden möchten. (!) Nun fährt er fort: „Die dichteriſchen Arbeiten unſrer Vorfahren im Mittelalter ſind keine Werke, die mit den Meiſterſtücken der alten Griechen und Römer, und der Neuern, der Franzoſen, Italiäner, Engländer und Deutſchen könnten verglichen werden. Deſſen ungeachtet haben dieſe alten Gedichte ſchätzbare dichteriſche und noch wichtigere hiſtoriſche Eigenſchaften, um derentwillen ſie der Rettung würdig ſind.“

Es iſt hieraus klar, daß Herr Müller wohl zum Herausgeber, nicht aber zum Beurtheiler dieſer Gedichte berufen war, da er ſie mit den Werken antiker und klaſſiſcher Dichtkunſt vergleicht, mit welchen alle Vergleichung unbedingt wegfällt, und ihnen die neueren Arbeiten der Franzoſen, Engländer u. ſ. w. vorziehen konnte, über die ſich das Lied der Nibelungen an Erhabenheit der Idee, der Originalität im Ganzen und Einzelnen, und der Größe und Univerſalität des Gegenſtandes, ſo wie der würdigen Ausführung, gleich einem Rieſen erhebt. Indeß bis eine gründlichere Würdigung dieſes Heldengedichts erſcheint, die wir am liebſten von dem univerſalſten, gelehrteſten und gemüthvollſten Kenner der Poeſie aller Zeiten und Völker, A. W. Schlegel, hoffen möchten, fahren wir fort, die materielle Anſicht unſers Herausgebers mitzutheilen, ſo wie ſeine ausführliche Erklärung über die artiſtiſche und hiſtoriſche Wichtigkeit des Gedichts, worin Wahres und Falſches ſonderbar gemiſcht iſt. „Als Gedichte," fährt er fort, „iſt der Stoff merkwürdig, weil er in vaterländiſchen Geſchichten beſteht; Erfindung und Maſchinen ſind inländiſche Mythologieen (!), die Charaktere ſind getreue Copieen der Menſchen damaliger Zeiten; ihre Sentiments Natur, nicht aus fremder Literatur entlehnt; alle Schilderungen, Bilder, Gemählde ſind wahr, nicht idealiſirt; die Farben, die der Dichter braucht, ſind oft ſchwach, doch nie falſch, nie affektirt, nie übertrieben. Die große Verſchiedenheit der Charaktere iſt aus der getreuen Nachahmung der Natur entſtanden; das weniger geſellſchaftliche Leben, der Mangel alles gleichmachender Buchweisheit, die große Independenz bei der Feudal-Regierung war einem ſtarken, eigenen Gepräge jedes Individuums beförderlich. Die Sprache ſcheint ein wirkliches Räthſel zu ſeyn. Rohe, wilde Tapferkeit athmende Seelen ſprechen eine Sprache, die in ihrem ſanften ſüßen Klange eigne Sprache der Liebe ſcheint. Ich nehme keinen Anſtand zu behaupten, daß die Sprache unſers Gedichtes, und vieler anderen aus dieſen Zeiten an Annehmlichkeit, Kürze, Klang und Ausdruck die gegenwärtige weit übertreffe. Möchte es einem wirklich dichteriſchen Genie einfallen, in gewiſſen Dichtungsarten, gleich den marotiſirenden Franzoſen, Gebrauch davon zu machen!“

„Als hiſtoriſche Ueberbleibſel macht dieſe Gedichte ſchon dieſes einzige unſchätzbar, daß ſie aus Zeiten ſind, aus welchen ſo wenig übrig geblieben. Ob dieſe Zeiten ſo verachtet zu werden verdienen, als man gewöhnlich thut, mögen ſelbſt dieſe Gedichte entſcheiden, in welchen uns eine zärtliche, ewig getreue Chriemhilde, ein weiſer Dietrich von Berne, ein unerſchüttert redlicher Menſchenfreund Rüdiger, deſſen Tod Thränen auspreſſet, in welchen Unſchuld der Sitten, Keuſchheit, und alle geſellſchaftliche Tugenden nicht weniger lebhaft geſchildert werden, als ein wilder eiſerner Hagene und kriegeriſche Tapferkeit. Es fehlte zwar an philoſophiſchen Ideen, an Weltbürger-Kenntniß, allein nicht an geſundem Menſchenverſtande, an richtiger Beurtheilung der Lage der Dinge. Es fehlte an Homeren und Virgilen, aber nicht an beſingungswürdigen Sachen; im Privatleben übertreffen wir dieſe Menſchen ſehr weit an Luxus und Mitteln zur Weichlichkeit, eben ſo weit, als wir ihnen an öffentlichem Glanz und Pracht nachſtehen. Alles dieſes lernen wir nirgends beſſer, als aus ihren Gedichten, in welchen der Dichter um ſo mehr unterrichtet, je getreuer er der Natur iſt, je ſorgfältiger er copirt. Bedenkt man, daß die gegenwärtigen Beſitzungen der Deutſchen Fürſten, die Rechte der adeligen Familien, die Privilegien der Städte aus dieſen Zeiten Beweiſe und Erläuterung bedürfen; daß man dieſe Dinge oft durch eine lange Reihe unvollkommener Schlüſſe aus wenigen einzelnen Worten oder Zeichen vermuthen muß; daß man im Gegentheil in unſern Gedichten alles dieſes von Augenzeugen dargeſtellt findet: ſo wird die Rettung dieſer Gedichte ſelbſt dem Publiciſten, dem Staatsmanne wichtig, und man muß ſich nur wundern, daß man nicht eher auf die Rettung derſelben gedacht hat!"

Ueber das Original, aus welchem dieſer bis jetzt einzige vollſtändige Abdruck des Liedes der Nibelungen *) (nebſt der Aventüre von der Klage, aus 13762 Verſen beſtehend) gefloſſen iſt, erklärt ſich der Herausgeber am Ende deſſelben alſo:

„Von obſtehendem Gedicht iſt der größere Theil, nehmlich bis auf den 6303ten Vers, abgedruckt worden aus einer Handſchrift, welche eine Copie iſt, die der berühmte Herr Bodmer in Zürch hat nehmen laſſen aus einem Codex von Pergament, der in Hohenems verwahret liegt. Der kleinere Theil vom 6395ſten Vers bis zum Ende iſt abgedruckt worden aus einem von Herrn Bodmer herausgegebenen, Anno 1757 zu Zürch bei Orell gedruckten Buche: Chriemhilden Rache und die Klage, in welchem der genannte vortreffliche Mann das Ende des von uns gelieferten Gedichtes nach einer Copie aus angeführtem pergamentenen Codex hat abdrucken laſſen. Dieſen Codex ſetzet Herr Bodmer in den Anfang des 13ten Jahrhunderts. Ich kenne weder den Autor, noch die von ihm aufgeführten Perſonen, die doch nicht ganz erdichtet ſcheinen."

Endlich, damit diejenigen, welche das ſeltne Buch nicht bei der Hand haben, eine Vergleichung mit der neuern Bearbeitung, von welcher wir im März eine Probe gelie-

---

*) Mit dem Titel: Der Nibelungen Liet, ein Rittergedicht aus dem 13ten oder 14ten Jahrhunderte, zum erſten Male aus der Handſchrift ganz abgedruckt.

ſert haben, anſtellen und die Treue und Beſonnenheit, mit der ſie angefertigt iſt, beurtheilen können: ſo theilen wir, bald vom Anfange, V. 5838, an, einige Verſe in der Originalſprache mit:

Do reit von trony Hagne zaller vorderoſt.
Er was den niblungen ein helflicher troſt.
5840. Da erbeizte der degen küne nider uf den ſant.
Sin ros er harte balde zu eime boume gebant.
Daz wazzer was engozzen und die ſchif verborgen.
Ez ergie den niblungen zen grozen ſorgen.
Wie ſie komen ubere der wal was in ze bereit.
45. Dô erbeizte zuo der erden vil manich riter gemeit.
Leide ſo ſprach hagne mac dir hie wol geſchehen.
Vogt von dem rine nu maht du ſelbe ſehen.
Daz wazzer iſt engözzen zil ſtarke iſt im ſin fluot.
Ja wen wir hie verlieſen noch hiute manigen reken guot.
50. Waz wizet ir mir hagne ſprach der kunic her.
Durch iwers ſelbe tugende untreſtet uns nicht mer.
Den furt ſult ir uns ſuochen hin uber an daz lant.
Daz wir von hinnen bringen beide ros und auch gewant.
Ja en iſt mir ſprach hagne min leben nicht ſo leit.
55. Daz ich mich wolle ertrenken in dieſen unden breit.
E ſol von minen handen erſterben manich man.
In ecelen landen des ich wil guoten willen han.
Belibet bi dem wazzer ir ſtolzen riter guot.
Ich wil die vergen ſuochen ſelbe bi der fluot.
60. Die uns bringen ubere in gelpfrates lant.

Man ſieht, daß der neue Bearbeiter das Lied der Nibelungen gerade nur bis an die Grenze des Verſtändniſſes für heutige Leſer geführt hat.

So weit hatte ich die obige Notiz, welche vielleicht den Dilettanten der Poeſie angenehm iſt, geſchrieben, als ich die überraſchend erfreuliche Nachricht erhielt, daß das unſterbliche Lied der Nibelungen nicht bloß Einen Bearbeiter und Wiedererwecker gefunden hat, ſondern daß ſchon ſeit mehreren Jahren, unabhängig von jenem, ein Freund und Kenner ſchöner Kunſt dem Deutſchen Publikum den Wiedergenuß ſeines faſt vergeſſenen Schatzes bereitet. Herr Chriſtian Niemeyer, Prediger zu Nord-Dedeleben bei Halberſtadt, ehemals Lehrer am Halliſchen Pädagogio (von dem ſchon im November des Jahrganges 1801 der Eunomia, Seite 433 f. eine höchſt glückliche Nachbildung einer Episode aus Delille's Homme des champs, unter dem Titel: die Inſel, ſteht) iſt dieſer zweite Bearbeiter, den wir unſern Leſern ankündigen; und wir ſetzen ſeine Erlaubniß voraus, indem wir eine Stelle aus ſeinem Briefe vom 4ten Februar mittheilen, welche fähig ſeyn wird, die Aufmerkſamkeit auf ſein Unternehmen zu erwecken.

„Ich fing damals, mit allen Hülfsmitteln wohl verſehen, eine neue und größere Arbeit an, nehmlich die herrlichen, altdeutſchen Epopöen der Müllerſchen Sammlung erſt wörtlich und dann doch um ein Weniges freier, in reimloſe Jamben zu überſetzen. Denn dieſe Gedichte zogen mich mit dem ganzen Reitze Homers und Oſſians an, und thun es noch. Sie füllen die, noch leere, Mitte zwiſchen Oſſian und den Unſrigen, Klopſtock und Wieland, im epiſchen Fache aus. Sie ſind, was die lyriſch geſtimmten, Oſſian und Klopſtock, nicht immer ſind, reine Epopöen, in Vorſtellung und Darſtellung mit Homer täuſchend übereinſtimmend, nur um ein weniges einfacher und grotesker als jener; weshalb ich nicht, mit Denis, den Hexameter, ſondern, mit Wieland im Geron, den Jambus für dieſe Gegenſtände gewählt habe. Den Reim;

obwohl er im Originale herrſcht und leicht überzupflanzen geweſen wäre, habe ich verſchmäht; denn er bringt, wenigſtens meinem Ohre, auf die Länge — Eintönigkeit hervor."

„Es iſt überflüßig, zu bemerken, wie wichtig dieſe Epopöen für die Geſchichte überhaupt, beſonders aber für Cultur- und Sittengeſchichte ſind; und es iſt unbegreiflich, wie dieſe vaterländiſchen Schätze ſo lange haben im Dunkeln liegen können. Keine Nation, außer den Griechen und Erſen, hat alte Heldengeſänge von der Art aufzuweiſen. — Auf *verlorne* (ja wohl!) Bardenlieder ſetzt man Prämien, und die weit größeren Schätze hat man Decennien lang in Händen, und hebt ſie nicht empor! Etwas Schuld daran mag wohl Bodmers geſchmackloſe Bearbeitung von einigen derſelben, und andrer Flachunterrichteter Urtheil über dieſe Denkmahle ſeyn. Der Anblick ſelbſt wird ſie am beſten widerlegen. Wer ſollte nicht mit Freuden dazu beitragen, die Zeitgenoſſen zu alter Einfachheit und Kraft wieder, wo möglich, aufzurichten!" —

Im nächſtfolgenden Stück der Eunomia werden wir nun die uns mitgetheilte Probe dem Publikum übergeben, mit größerem Vergnügen, als wir, vor etwa zwei Jahren, auch die erſten Proben Deutſcher Bearbeitung eines Italiäniſchen Dichters ausſtellten.

Aber iſt die *Concurrenz doppelter Bearbeitung* nicht ein unangenehmes Ereigniß? Nur dann würde ſie das ſeyn, wenn die eine oder die andre aufgegeben würde, oder wenn der Wunſch des Publikums nach dieſen Schätzen nicht lebhaft genug wäre, ſo daß ein Buchhändler Bedenken trüge, eine zweite Bearbeitung zu liefern. Sind doch — ich erwähne nicht der vielfachen Ueberſetzungen Griechiſcher und Römiſcher Dichter, des Horaz nach Ramler und Wieland, nicht der doppelten, oder vielmehr dreifachen, des Cervantes und Shakeſpear — zwei Bearbeitungen des Reineke Fuchs da, die, bei ihrer ungeheuren Verſchiedenheit, beide Leſer finden, und, mit einander verglichen, die Kenntniß des Originals weit beſſer, als Eine allein, befördern. Und, bei allem Werthe der geiſtvollen und anmuthigen Satyre, wird man doch den Werth des erhabnen National-Epos, das ſo einzig daſteht, höher anſchlagen!

Doch erlaube uns Herr Niemeyer nur zwei Worte über die Art ſeiner Bearbeitung. Es iſt ausgemacht, daß wir für die epiſche Darſtellung nur zwei Versarten haben: für die antike den Hexameter, für die moderne und romantiſche die Ottave rime; der Jambus iſt das Versmaaß der Handlung, daher ihn das Drama ſich zugeeignet hat. Der Reim aber möchte für ein romantiſches Gedicht (und das iſt das der Nibelungen im vollſten Sinne; es iſt nicht Eine antike Zeile darin) auf keine Weiſe zu verwerfen, und ihm dieſe ſeine weſentliche Form nicht zu entziehen ſeyn. Sollte nicht der reimloſe jambiſche Vers in einem fortlaufenden Widerſtreit gegen den Inhalt ſtehen, und eine größere Mißtönigkeit hervorbringen, als dem geſchätzten Verfaſſer der Reim Eintönigkeit erzeugt?

Vielleicht entſchuldigt derſelbe den Jambus mit den draſtiſchen Elementen, die ſich im Liede der Nibelungen finden; denn es ſind viele Reden und Geſpräche eingewebt. Allein der epiſche Charakter verſchwindet, ungeachtet derſelben eben, ſo wie im Homer (und mit dieſem allein iſt es vergleichbar), nicht einen Augenblick. Doch wer könnte es richtiger würdigen, als Herr Niemeyer ſelbſt, der das Lied ſo wahr, als eine von aller Lyrik freie, reine Epopöe erkannt hat!

Sollte ſich Herr Niemeyer von der Nothwendigkeit des Reims und der achtzeiligen regelmäßigen Stanzen überzeugen, ſo würde es dem Verfaſſer der Inſel gewiß gelingen, ſeine ſchon in der gegenwärtigen Geſtalt ſo ſchöne, lebhafte, fließende Ueberſetzung in einer vollkommneren Form glücklich umzuarbeiten; er würde, aus Liebe zur Kunſt, die ungeheure Arbeit nicht ſcheuen, und das Publikum würde für dieſen Beweis der Achtung und des Eifers für die Poeſie nicht undankbar ſeyn. Bürger überſetzte einſt die Ilias in Jamben. Wolf bewies ihm in einem meiſterhaften Aufſatze (im Journal von und für Deutſchland), daß er den Hexameter zu wählen habe; er überzeugte ſich, und wählte für ſeine neue Arbeit den Hexameter. Vielleicht erweckt die folgende Probe dieſem Bürger einen Wolf; es iſt abermals um die Ueberſetzung einer Ilias zu thun.

F.

IV.

Epigramme aus dem Lateiniſchen des Sanazar.

Venus und Amor.

Und, wo bringſt du die Veilchen her? — „Aus wärmendem Schneee.
Nimm ſie, Mutter; ich fand andere nirgend für dich." —
Veilchen aus wärmendem Schnee? Was plauderſt du? — „Wahrlich des Buſens
Weiße blendet'; ich hielt dieſen für glänzenden Schnee." —
Seltſam! aber wo blieb der goldene Bogen? — „Die Blumen
Pflückend hatt' ich ihn noch; Chloe beſitzet ihn jetzt!"

An die Venus.

Immer winkeſt du mir mit freundlichen Augen, o Cypris!
Dennoch werd' ich von dir immer, du Falſche, gequält.
Ziemt wohl Himmliſchen dieſes? O, zeige dich freundlich, und bleib' es,
Oder, mit dräuendem Blick, künde mir offenen Krieg!

Venus.

Venus hängt' um die Schultern, von Mars geheißen, die Rüſtung,
Und auf das zierliche Haupt drückte ſie nieder den Helm.
„Sprich, was ſollen dir jetzt," ſo ſpottete Phöbos," die Waffen?
Als euch ein Netz umfing, hätteſt du ihrer bedurft!"

Der entlaufene Amor.

Cypria irret umher, und ſucht den entflohenen Sohn auf:
Aber im Innerſten hier lieget der Knabe verſteckt.
Elender, Ich! was beginn' ich denn wohl? Ein Tyrann iſt der Knabe,
Streng iſt die Mutter, und ganz bin ich in Beider Gewalt.
Halt' ich ihn länger verborgen? — Ich kenne ja, wie er mich quälet.
Zeig' ich ihn an? Mit Recht werd' ich noch ärger gehaßt.
Auch verlanget der Sohn, nicht daß ſie ihn ſtrafe, die Mutter;
Nur von ſeinem Geſchoß will ſie verwundet mich ſehn.
Nun, ſo bleibe du immer, nur quäle mich minder, o Flüchtling!
Sichrer biſt du ja doch nirgend verborgen, als hier.

Hannibal.

Hieher trug ſich ſelbſt, und Karthago's beſiegete Burgen,
Hannibal: Beide verhüllt, dort in Libyſſa, der Staub.

Venedig.

Als Venetias Stadt, in Adrias Fluthen, Neptunus
Schaut', und wie jene gebot über das ſämmtliche Meer:
„Rühme nun," ſprach er, „o Zeus! Tarpejas Burgen mir immer,
Oder die Mauern, erhöht deinem geliebteſten Mars.
Wenn du die Tiber dem Meer vorzeuchſt, ſieh beiderlei Städte:
Die iſt von Menſchen, geſteh, jene von Göttern erbaut!"

D. Gr. v. Haugwitz.

V.

Die Bergreiſe.

Von Immerſo.

Ausfahrt und Einkehr.

„Ei ei!“ ſagte die Mama; „ich denke, Sie ſind längſt über alle Berge.“ — Freilich, erwiederte ich etwas unwillig; ich warte auch nur auf den Verleger; denn Ernſt war . . . — „Was hat er denn wieder verlegt, der Träumer?“ unterbrach ſie mich, und fixirte ihn ſtark, als er hereintrat. Ernſt trat ganz athemlos zu mir. „Die perſonificirte Verlegenheit!“ ſagte ſie. Ei, den Geier auch! erwiederte er; was habe ich laufen müſſen, den Herrn Verleger zu finden! Nun kommt er aber ſogleich. (Er folgte ihm auf dem Fuße.) — Der Herr Immerſo läßt ſich ſonſt wohl ſuchen, ſagte der; wie komme ich heute zu der Ehre geſucht zu werden? — „Die Urſache war die, lieber Herr Sommer,“ verſetzte der Vetter, „daß ich Sie nicht bald fand.“ — Sie ſehn mich *reiſefertig*, lieber Sommer, ſagte ich; ſobald aber die *Reiſe fertig* iſt, können Sie dieſelbe drucken laſſen. „Sehr wohl!“ ſagte er; „wie viel Alphabete ungefähr?“ — Wenn Sie's doch lieber nach Champagner berechnen wollten! ſagte ich: etliche vierzig Flaſchen non mousse. — „Mit oder ohne?" fragte er. — Wie verſteh' ich das? entgegnete ich. — „Werden Sie auf der ganzen Reiſe kein Opium nehmen?" fuhr er fort. — Bewahre der Himmel! ſagte ich. Er griff in die Taſche, und zählte. „Auf Ihren Humor kann ich Ihnen freilich nicht bezahlen, Herr Immerſo; indeß auch alles dies unter uns! Denn wenn es die Schriftſteller in L. erfahren, ſo will ein jeder alſo honorirt ſeyn, wie Sie, Herr Immerſo, und keiner weiß doch ſo gut auf ſeinen Humor zu laufen, als gerade Sie." — Es ſoll auch diesmal Alles zu Fuße geſchehn, ſagte ich. — „Aber noch Eins, Herr Immerſo! Sie ſchreiben doch Ihren Nahmen darunter?" — Allerdings! mein ehrlicher Nahme iſt und bleibt immerſo, und ſey's auch ganz allein, um des gelehrten Deutſchlands willen!

Indeſſen hatte ein ſtarkes Gewitter, in Geſellſchaft eines Regenguſſes, ſo gut ihn der Himmel geben konnte, die pränumerirte Reiſe bereits gemacht, und beſchattete und erleuchtete wechſelsweiſe ganz S * *. Ueber der weiten Tour, die wir zu machen hatten, blaute der einladendſte Himmel (wenn gleich dieſer Himmel immer nur für die Erde einladet), und glaubte im Ernſt, wir würden bald ſo gut als im Himmel ſeyn, wenn wir nur fürs erſte das Thor im Rücken hätten, über welchem er die ſchwärzeſte Wolke hangen ſah. Lieber Phips, ſogte ich, der Himmel iſt nicht mit Händen zu greifen; ſonſt wär' es rein aus mit aller Poeſie, und ich wollte wetten, die Wolke da über dem Zöllnerhauſe ſchwebt über irgend einem andern Sünder weit davon. Wir wollen uns lieber mit dem Gewitter zugleich zur Ruhe begeben, und früher aufſtehn, als die Nachtwächter.

Ernſt legte ſich, mißvergnügt wie ein Mädchen über einen mißlungenen Ballanſchlag, in vollem Reiſeornat zu Bette. Lange hin ließ ihn der Gedanke an ſein, durch einen Fußcourier in L * * vergeblich beſtelltes Abendbrot nicht einſchlafen. Der gute Ernſt! Noch nie hatte er eine Reiſe von Stolpe nach Danzig gemacht!

„Mamachen,“ ſagte ich, „da man gewöhnlich über hohe Berge Vorſpann zu nehmen pflegt, ſo wollen wir es auf unſerer Fußreiſe auch thun, und ich dächte, an acht Füßen hätten wir voll auf über den Berg für unſere zwei Paar.“ O ja, ſagte ſie, ihr werdet müde genug dabei werden.

Noch graute der Morgen kaum, noch war kein Sonnenſtrahl wach, und der Himmel war unentſchloſſen, ob er blauen oder grauen ſollte; eine Heerde dunkler Schafe trieb langſam an ihm vorüber: als der Poſtillion unter meinem Fenſter in ſein Horn ſchrie; denn er hatte allzu oft darauf geſeſſen, als daß es noch hätte blaſen können. — Vetter Ernſt, ſind Sie reiſefertig? rief ich zu ihm hinein. „Ich bin fertig,“ ſagte er, ergriff in aller Eil Hut und Reiſeſtab, und nahm ſich nicht Zeit, den Hof um den Mund zu entfernen, den Kaffee und Rahm gebildet hatten. „Aber, der Daus!“ fuhr er fort, „wo iſt denn meine Reiſejacke?“ — Der Schneider iſt noch nicht fertig, antwortete Phipe. — Aber die Jacke? hob ich an. —

Auch nicht, ſagte er. — Wir nehmen die Jacke mit, wie ſie iſt, lieber Ernſt, wenn wir vorbeifahren. — Fahren? was! — „Nur ſo ein Vorſpann für Fußgänger, lieber Vetter. Sie werden gleich ſehen.“

Wir ſaßen; ich nahm das Leder, an welchem einige Bindfaden befeſtiget waren, und band es an. Die andere Seite ließ ich offen. Sehen Sie, lieber Vetter, ſagte ich, indem ich dieſe lederne Landkarte beim loſen Zipfel faßte: hier liegt das Königreich Quito. Alles liegt in Nebel, die Luft ſcheint gewaltig ungeſund. Sie erblicken vor allem eine Menge Vulcane und Crater, die tief hinabführen bis an den Fuß. — „Iſt es Ihrer, oder der meinige?“ ſagte er. — Es wird der Ihrige ſeyn, antwortete ich ruhig, und guckte hinunter. — „Aber mir ſieht das Ding einer Mondkarte ähnlicher,“ fuhr er fort; „ich bemerke ſogar mehrere weiße Flecken, und hier…“ — Wohnt der Schneider, lieber Ernſt. Halt, Schwager! — „'S iſt weiter nichts, als Milch,“ ſagte der Poſtillion; „halten wir uns nicht erſt auf!“ — Halt! rief der Schneider heraus. — „Iſt die Jacke fertig?“ — Gleich, ſagte er. — „Wie lange?“ — Eine kleine halbe Stunde. — „Daß dich! Bringen Sie dieſelbe herunter, wie ſie iſt.“ — Mein Gott! alles ſchläft im Hauſe; die Thür iſt verſchloſſen. — „Nun, ſo werfen Sie alles zum Fenſter heraus.“ — Der Kragen iſt noch nicht ſtaffiert, auch fehlen die Knöpfe noch, und die Steifleinwand. — „Schon gut,“ ſagte Phips; „mit Gottes Hülfe ſoll alles ſteif werden und feſt.“ — Ein Schneider, ſagte Ernſt, iſt doch das lebendige Bild des Menſchen: er betriegt ſich und Andere um die Zeit; und ehe die Arbeit fertig iſt, reißt das Schickſal ſie ihm aus der Hand. Darum vorwärts, Schwager! vorwärts! — Aber beide Pferde gingen lahm. Die Pferde ſcheinen mir ſehr faul, ſagte ich. „Das iſt immer ſo zuerſt,“ erwiederte er; „wenn ſie in die Hitze kommen, wird es ganz anders gehn.“ — Das wäre alſo der Enthuſiasmus der Pferde! Daraus erhellet, daß Menſch und Vieh, ohne ihn, gleichlahm ſind.

Als wir den hohen Berg erreicht hatten, den die Chauſſee nach Forſtmanns Art beſchleicht, begegneten wir der Sonne. Lange ſchon glänzte uns ihre Morgenröthe von der Scheitel der Schneekoppe herüber. Die Thäler lagen im Halbdunkel der Nacht; Nebel-Schleier wogten über den Gefilden, ſonnicht glänzten die Berge, und kryſtallene Strahlen ſchoſſen blendend aus den Schneemaſſen der Klüfte, den Spiegeln der Natur. Wald und Flur opferten der Sonne ihre Perlen, und ein harmoniſches Farbenſpiel wiegte mein Gemüth in ſüße Ruhe. Mehrmals ergriff der Poſtillion mechaniſch ſein Horn, und ließ es wieder fahren; dann pfiff er. Zuletzt ſang er ſein Morgenlied. — „Sie ſind ungewöhnlich ſtill,“ ſagte Ernſt; „ſchläfert Ihr Frohſinn?“ — O, erwiederte ich, über dieſe Berge ſchwingt ſich kein Humor. — „Sehn ſie hinab,“ ſagte er, „auf H**. Ganz H** in's Nebelgewand der reinſten Unſchuld gekleidet!“ Reine Griechheit! erwiederte ich. — „Nicht doch! Es iſt ja alles umnebelt!" — Die Hähne ſogar krähen ihr Ave Maria, wie Nonnen vom verdeckten Chore."

Ach! ſagte ich nach einer langen Pauſe; die Ausſicht iſt unbeſchreiblich ſchön. — „Hm! verſetzte Ernſt, was wird aber Herr Sommer dazu ſagen, wenn ſie es unterlaſſen?" — Ich zeichne ſie Ihnen wenigſtens, ſagte ich, und radire ſie obendrein. — „O, ſo werden Sie nicht radiren," ſagte er, „wie ſie Gott radirt hat!" — Ach leider! ſeufzte ich, iſt jeder Künſtler nur ein Automat der Natur, die er wieder copirt!" —

Der Poſtillion warf ſich unruhig bald rechts bald links in ſeiner begränzten Sphäre, und murmelte etwas. „Ja damals!" ſagte er endlich laut. Wie war es denn da? fragte ich. — „Dort ſtanden wir," antwortete er, und legte die Peitſche über den Berg: „da drüben Laudon. Da gab es noch Soldaten!" — Und heut zu Tage? „Die ſind alle todt!" ſagte er; „Gott hat ihnen gewiß allen ſeine Gnadenthaler gegeben, die größer ſind, als ..." — Ein Schwediſcher! — ſetzte Ernſt hinzu.

Aber, Schwager, ſagte ich, als wir L** ganz nahe waren, können wir die Station nicht umgehen? Ich weiß wohl, daß deine Ordre nur bis hierher lautet; die Sonne wird aber warm — drum drücken wir alle ein Auge zu, und fahren nach einer kleinen Pauſe hinten herum nach G**. — „Gut!" ſagte er; „ſo können wir alle ein wenig verblaſen." — Wir aber gehn zum Frühſtück, und treffen dich auch erquickt an der Stelle, wo du begraben werden ſollteſt. — „Potz Element!" ſagte er; „das war der

Kirchhof! ja, da focht ein jeder um Mitternacht auf ſeinem Grabe!" — Und du? — „Ich — ich ſprang über meins mit einem blauen Auge weg in die Sakriſtei, von wo ſie mich zum Frühſtück nach Ungarn führten."

Es war früh um 7 Uhr. Wir traten ein, und meldeten unſern Appetit und Durſt an. — „Zu Befehl, lieber Herr Immerſo," ſagte der Wirth, und maß uns dabei ſehr ernſthaft. — Wohl geſchlafen? fragte ich. — „Zu dienen, gleichfalls!" und er ging lächelnd davon.

Wir fanden einen Tiſch für zwei Perſonen ſervirt, und nahmen ihn ein. Der Marqueur brachte eine kalte Schale. „Ein guter Einfall!" ſagte Ernſt. — Dann kam ein Stück Rindfleiſch mit Peterſilie und einer Sauce. Wir ſahen uns lächelnd an, und aßen. Nun wurden Krebſe aufgetragen. Ein höchſt ſonderbares Frühſtück! ſagte ich. Zuletzt kam der Wirth ſelbſt mit einer Schüſſel. „Wir haben uns ſehr ſputen müſſen," ſagte er; „vor anderthalb Stunden, als der Bote kam, und das Abendbrot für dieſen Morgen beſtellte, lagen wir noch Alle im Bette. Um ſieben Uhr, ſagte er, müßte es bereit ſeyn." — Und ſie glaubten ihm doch gleich? fragte ich ernſthaft. — „O", erwiederte er; „bei mir ſpeiſt man zu allen Tageszeiten nach Belieben." — Bravo! entgegnete ich. — „Befehlen Sie auch Champagner?" Ich nahm ihn an. Der Wirth ging. Ernſt kam aus ſeiner Faſſung. „So ein Wirth," ſagte er, „iſt ein Baſſin für alle Charaktere." — Ganz recht, lieber Ernſt; und kommt keiner hinein, ſo iſt nichts drum und dran. Dergleichen

Univerſal-Charaktere, fuhr ich fort, ſind die Beſten für den Egoismus und ſeinen Keller. — Ernſt wurde ſehr heiter nach ſeinem Champagner. Zum Abſchied umarmte er den Wirth, ſeinen beſten Freund, wie er ihn nannte. Ich lächelte. „Hm!" ſagte er im Gehen; „der Mann iſt doch ſo übel nicht! für die paar elende Groſchen dieſen Göttertrank!" — Und noch obendrein offerirt, ſagte ich. Sehen Sie, es hängt nur von unſerem Geiſtesauge ab, wie Welt und Menſch erſcheinen. — „O, dieſer Menſch iſt ein Engel," ſagte er. Ich nahm eine Schreibtafel, und ſchrieb: „Immerſo! Lieber Immerſo! Denke überall an den Wirth im goldnen Buchſtaben, — du wandelſt unter Engeln!" —

Die Klöſter liegen immer mitten im Paradieſe. Das majeſtätiſche Kloſter G** lag maleriſch vor uns, und ſeine goldnen Kuppeln glänzten uns freundlich entgegen. Ein Tempel der Kunſt und der Andacht, umſchloſſen von unzähligen Tempeln der Natur! Wie der Boden beſchaffen iſt; wie viel Schulden das Kloſter hat; wie viel prächtige Teiche voll Prälatenfiſche; wie die Leute leben und lieben —: lieber Herzens-Sommer! das will ich Ihnen irgend woher ausſchreiben, und ſey's auch ſogar aus den Geheimniſſen der Natur; und unvergleichlich originell will ich's thun. Jetzt aber laſſen Sie mich ein Stündchen vor Marien knieen, während ſie meinem Ernſt die Jacke ergänzt, die ſie, wie eine vergelbte Handſchrift, mit Alabaſterhänden, auf rundem Knie entwickelt. — Wie, Herr Sommer? Sie wollten für die Paar Louisd'or Pränumeration, die ich bereits im Rücken habe, dieſe koſtbare Schilderung? Auch nicht Ein Kuß auf jene Alabaſterhand kann Ihnen im Manuſcript werden. Aber alles, was billig iſt. — Die Jacke war nach einer Stunde — und, was eine Stunde bei Marien ſeyn kann, will ich Ihrer Phantaſie auszufüllen erlauben, wenn Sie nicht über die Gränzen der Andacht ſchreiten wollen! — alſo, Herr Sommer, die Jacke war nach einer Stunde fix und fertig.

Als wir unſere Fußreiſe fortſetzen wollten, fehlte Phips, der abbrevirte Philipp, unſer Diener; denn wir waren, wie die Folgezeit auch vollends lehren wird, ſeine Bedienten. Er iſt beim Bader drüben, berichtete der Laſtträger, den Phips auf ſeine eigene Hand gedungen hatte. — Sein Bart muß im beſten Wachsthum ſeyn, entgegnete ich; ließ ich ihn nicht erſt geſtern abnehmen? — „Es war dieſen Morgen,“ ſagte Ernſt; „und es iſt ihm wohl ſonſt etwas arrivirt.“ — Weit davon! ſagte der Träger. Wo er ſich nur nicht etwa zu Schanden gelaufen hat, die weite Strecke bis zum Kirchhofe hinaus. — Ich ging hinüber zum Chirurgus, und äußerte meine Beſorgniß. „Es iſt vielmehr vom Sitzen auf dem hintern Theil des Wagens, ſagte jener; ein ziemlicher Schaden, bis tief hinein in den Glutaeum maximum. Ich glaube ſogar,“ fuhr er fort, „daß auch der kleine mitgelitten hat.“ Phips jammerte: was wird meine Frau dazu ſagen, wenn das indeß nicht beſſer wird! Nie in meinem Leben mach' ich eine ſolche Fußreiſe zu Wagen mit.“ — Armer Phips, drückt dich nicht das non plus ultra alles ehelichen Kummers, und ich ſollte dich ohne Troſt laſſen? Ich reichte ihm aus unſerm Flaſchenfutter ein Glas Tokayer. Nach fünf Minuten zogen ſich ſeine kleinen Augen aus einander, wie Wetterwolken; noch einige, und die Sonne ſeines begränzten Lebens glänzte wieder hell und heiter aus ihnen. „Lieben Kinder,“ ſagte er, nicht ohne einiges Pathos, „jetzt bin ich bereit, mit euch in den Tod zu gehen!“ — Wohlan, lieber Phips, ſo gehen wir!

Es war kein Quickmarſch, den wir gingen! Phips ſchwankte voran; wir folgten langſam ſeinem Leichenzuge. Wehmüthig ſah er zuweilen auf das Kloſter zurück und auf ſeinen Schaden. Wer hätte auch wiſſen können, daß es dem Mutterfläſchchen galt, das auf ſeinem Rücken hing! „Phips!“ ſagte Ernſt, „du biſt ein Menſch wie alle. Sieh doch vorwärts! was helfen dir alle die Reminiscenzen!“ Er antwortete in unverſtändlich verſchrobenem Deutſch, als wollte er ſagen: vorn liegt mein Magen, hinten der Genuß, in der Mitte — unbefriedigtes Verlangen. — Phips, Phips! ſagte ich: bleib deiner Mundart treu, und geh mir nicht ins Transcendentale! — „Aber,“ ſagte er, „ich ſehne mich ſehr darnach; wenigſtens *die kalte Schale* heute früh, war ſehr nobel.“

In einiger Entfernung vor dem Dorfe ging eine lange Geſtalt in ſtärkern Schritten, als wir. Wer iſt der? fragte ich einen Vorübergehenden. „Ein Geiſtlicher,“ ſagte dieſer. Ich maß die Figur, um zu examiniren, welche Confeſſion mit ihm ginge; aber der Katholik und der Lutheraner ſchmolzen in ſolcher Entfernung zuſammen. — „Er iſt ein Katholik,“ ſagte Ernſt. — Wie ſo? — „Sehen Sie ſeine Fußſtapfen hier!“ — Ich ſehe — (man bedenke, es hatte geregnet; denn rings herum um Klöſter giebt es ja keinen Sand.) „Die lutheriſchen Geiſtlichen,“ ſagte er, „ſchreiten abgemeſſener: es iſt ein Metrum in ihrem Gange, ohne Poeſie zwar, — aber es iſt eins, — dieſer Schritt hier iſt der freie poetiſche Gang ſeiner Religion.“ — Ernſt, denken Sie an die Jeſuiten! — „Die theilen ſich in alle Confeſſionen,“ ſagte er: „ſie ſitzen überall, in den Bildern, hinter den Bildern und an den leeren Wänden.“ — Ach, da liegt meine Kirche! ſagte der lahme Phips. — Du biſt dir alſo ſelbſt Gott? erwiederte ich. Er hinkte hinein. Wie hartherzig müßten wir geweſen ſeyn, wenn wir ihm nicht gefolgt wären! Zuvor guckte ich aber durch das Fenſter; der Geiſtliche war darin. Sehn Sie, lieber Ernſt, er iſt doch ein Lutheraner! — „Hm!“ ſagte Ernſt; „ſo muß es die katholiſche Gegend machen, daß der Schritt ſo und nicht anders iſt.“ — „Er kann wohl müde geweſen ſeyn,“ ſagte der Bote; „denn er kommt weit her.“ Wir traten ein. Phips hatte ſeine Mütze unter dem Arm, und ſtand im Winkel vor einem Schemel, die Hände gefaltet; zu ſeinen Füßen krochen vier winzige abgemagerte Menſchengeſtalten herum. Im Hintergrunde lag ein weibliches Weſen, in einem verwaiſten Himmelbette auf Stroh. Ein Augenaufſchlag auf den Prediger gerichtet, umfaßte mehr als Einen Bogen voll Elend, der nimmer Maculatur werden mußte! Kein geſunder Menſch im Hauſe, außer uns! Die Elende war allzu arm, als daß ſie ſich den Reichthum: Mitleid — hätte erkaufen können. Ein Topf mit übelriechendem Waſſer ſtand für drei Tage zum Trank auf einem Schemel am Bette; — keine Labung — keine Arznei — kein Auge, welches die Wünſche aufgeſogen hätte, die von ihrem ohnmächtigen Antlitze floſſen. Aus dieſem Nichts hätte nur Gott eine Welt ſchaffen mögen! Aber, ſagte ich, wir wollen es im Kleinen verſuchen. — Voll Sehnſucht nach dem Himmel war ihr Blick auf das gerührte Antlitz des heiligen Mannes gerichtet; voll Sehnſucht nach der Erde, ihr gebrochener Blick auf die Kleinen, die am Boden lagen. Phips trug den Topf, mit friſchem Waſſer gefüllt, herbei; ſeine Augen waren das auch: durch ſeine Thränen ſah er ein Paarmal, bald auf mich, bald auf ſeinen Rücken. Ei freilich! ſagte ich leiſe. Er füllte den Reiſebecher, und hielt ihr denſelben an den Mund. Sie ſchien nur in dieſem Genuſſe zu leben, ſie hätte im folgenden Augenblicke ſterben können. Der Geiſtliche faßte ſie bei der Hand. „Es iſt ein Gott!" ſagte er, und ſchwieg. Wir fühlten ihn alle. „Es iſt ein Gott!" wiederholte er feierlich. Die Leidende ſchwebte zwiſchen Himmel und Erde, für ſie war kein Himmel ohne Erde, und keine Erde ohne Himmel; darum: es iſt ein Gott! Gab es einen reichern Troſt? — Sie fuhr auf ſeinen Fittigen von dannen — — — „Hier," ſagte Ernſt zu dem Geiſtlichen, und — „hier auch" — ſagte ich, „ſo gut wir können!" „O," rief er, den Gott in ſeinem Auge, den er pries — „o, das iſt ſehr gut! — „Iſt es wohl gut in den Sarg?" ſagte Phips voll Wehmuth, und reichte ſein Hemde. So haben wir grade getheilt, fuhr er fort, und wiſchte ſeine Thränen mit dem Ermel.

Wir verließen die Stube. Phips küßte dem Geiſtlichen die Hand. O, mein Phips, ſagte ich, möge dich einſt dein Todesengel eben ſo ſanft küſſen!

Dieſe Herberge war veraltet; das Zeichen einer Schlange hatte längſt ſeine profane Deutung verloren, um heute ſeine ſchönere zu empfangen.

„Mein Gott! mein Gott!" ſagte Phips; „man hätte ihr gewiß helfen können. Ich habe auch an die Bierhefen gar nicht gedacht!"

„Ich ſah es Ihnen wohl an," ſagte der Träger, „daß Sie ſich hier erquicken würden; ach! ich kenne das Haus ſchon lange!" — „Er kannte alſo die Leiden der Frau?" fragte Ernſt; „und doch . . ." — Ach, ſagte er, ich habe ſelbſt ſechs Kinder. Geſtern beſtellte ich den Prediger, ſetzte er kleinlaut hinzu. — Iſt Er ein Lutheraner, mein Freund? — Nein, ſagte er. — „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!" ſagte Ernſt mit Andacht, und drückte ihm die Hand. „Es hat doch jeder Menſch ein Herz," ſagte der treue Phips — „und das behält immerdar ſeine Kolör, ſage ich, es komme auch, was da wolle!" — Wahr geſprochen, Philipp! Die Farbe muß aber echt ſeyn. — „Und das iſt ſie auch!" ſagte er, und ſchlug

ſtark

ſtark an ſeine linke Bruſt. — Ich weiß es, ſagte ich, der Reſonanzboden iſt gut. Es giebt aber Stellen, Philipp! wo man ſich nicht ſo hinſchlagen darf, ohne ſich ſelbſt zu fühlen, z. B. dein Glutaeus maximus" — „und dein kleiner auch," ſagte Ernſt. — „Ja, ja!" ſagte er; „da haben Sie Recht, meine Herren. Ein jeder weiß am beſten, wo ihn . . ." — und ſo weiter.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Geſpräche über die Geſchichte.

Erſtes Geſpräch.

Selby. Arnold. Woldemar.

Woldemar. Was für eine Rolle haſt du da, Selby? Ein unentfaltetes Buch alter Zeit?

Selby. Das nicht; aber ſie vermählt doch die alte Zeit der neuen in Einem Fluß, wie der wirkliche Gang der Welt.

Woldemar. Wie ſo?

Selby. Sie iſt nur für Kinder beſtimmt, um den jungen Seelen ein lebendiges Bild einzuprägen von dem ewigregen Wechſel menſchlicher Verhältniſſe Aber auch ich ſehe ihn nicht ungern „den Strom der Zeiten," ob es gleich dieſes Mittels nicht bedarf, um mir das beſtändige Einwirken aller Völker auf einander und das gegenſeitige Vorwärtsſchieben anſchaulich zu machen. Zu ſehen, wie die Arme des Einen Stroms alle hervortreten aus der dunkeln Wolke, oder emporſpringen aus dem unerleuchteten Boden; und wie ſie ſich bald verſchlingend durchkreuzen, bald wieder von einander entfernen; und wie ſie hier faſt alle zuſammenfließen in Ein großes Meer, welches, weil es vereinigte, was die Natur getrennt wollte, ſich bald wieder in einzelne neue Ströme ergießt, ſo daß es die Alten nur darum verbunden zu haben ſcheint, damit ſie, in der beſtändigen Trennung, nicht vergäßen, daß ſie

Eines Urſprunges ſeyen; und wie denn noch andre aus dem Grunde hervortreten, und bald die Kraft ihres friſchen Daſeyns dadurch beweiſen, daß ſie Ströme, die unſer Auge auf einem weiten Lauf erblickt, in ſich aufnehmen. Alles dieſes zu ſehen, iſt mir ein wunderbarer Anblick. Und wenn ich dann die großen Namen leſe, die ſich, wie einſame Felſen, aus der Fluth heben, und bedenke, wie oft Einer der erhabenen Geiſter, die durch ſie bezeichnet ſind, dem Strom der Zeit eine neue Richtung gab, für dieſen Arm ein neues Bett erzwang, während er jenen in enge Ufer wies; und welche großen Gedanken, und zu welchen Thaten ſie ihn begeiſterten: dann ſchwebt mir der Menſch in ſeiner ganzen herrlichen Größe vor der Seele, und der Gedanke, was jene geweſen, treibt mich, erinnernd, was der Sterbliche ſeyn *kann*, mit ernſter Liebe zu werden, was er ſeyn *ſoll*.

Woldemar. Gewiß, eine große und des Menſchen würdige Betrachtung! Darum iſt es kein Wunder, daß du dich gern darein verlierſt.

Selby. Jenes Volk, das dort, abgeſchnitten von den übrigen, faſt durchaus ſeine Farbe behauptet, war ſchon im höchſten Alterthum, was es jetzt iſt.

Woldemar. Zum Beweiſe, daß kein Volk wähnen ſoll, ſich abſondern zu dürfen. Nicht hingeriſſen zu werden in die hier und dort ſtürmenden, aber immer nach Einer Seite hinrollenden Wogen, kann nur denen das Glück einer Nation ſcheinen, die nicht verſtehen, daß Leben in Ermattung erſtirbt, wenn es nicht durch beſtändig neue Thätigkeit den Keim der Unzerſtörbarkeit aufreizt, und daß das, was Charakter eines Volkes ſeyn ſoll, zum verſteinerten Gepräge wird, wenn es nicht im Reiben, ſich verherrlichend, ſo Biegſamkeit, wie Dauer und Werth beweiſt. Aber, Arnold, was ſagſt du zu Selby's Aeußerungen?

Arnold. Mir iſt es äußerſt lieb, daß Euer Geſpräch gerade auf dieſen Gegenſtand gefallen iſt. Längſt ſchon hätte ich gern deine Meinung gehört über die Geſchichte, ihre Darſtellung, ihren Zweck und Werth, und, dich darum zu bitten, dazu ſcheint mir das Geſagte eben keine unpaſſende Gelegenheit. Ich redete neulich mit Selby darüber; aber unſre Meinungen waren ſo verſchieden, daß ſich kaum hoffen läßt, wir werden uns je vereinigen, wofern du nicht die Schranke, welche uns trennt, niederreißeſt. Es iſt bei mir eine ausgemachte Sache, daß wir uns entweder nicht verſtehen, oder beide Unrecht haben: in einem dritten Falle würden wir längſt übereinſtimmen, weil dem Guten die Wahrheit unwiderſtehlich iſt. Auch Selby wird ſich freuen.

Selby. Wohl werd' ich das; und weißt du denn nicht, in welcher Abſicht ich mich mit dem Zeitſtrom habe treffen laſſen?

Woldemar. Und wißt ihr denn nicht, wie gern ich mich mit euch unterrede? Alſo ſagt nur ſchnell, worüber ihr nicht einig werden könnt, auf daß wir in der Worte Wechſel uns gegenſeitig und uns ſelbſt verſtehen. Worüber ſeyd ihr alſo verſchiedener Meinung?

Arnold. Selby ſetzt einen unbedingten Werth auf die Geſchichte.

Selby. Und Arnold faſt gar keinen.

Woldemar. Auf die Geſchichte? — Euch iſt Geſchichte, — was denn? — doch nicht der wirkliche Verlauf der Begebenheiten? Denn daß die einen unbedingten Werth haben, daran werdet ihr wohl ſchwerlich zweifeln.

Arnold. Darüber iſt die Frage wenigſtens nicht erhoben; ſondern die Darſtellung dieſer Begebenheiten in der Beſchreibung; das Abbild und die Nachkonſtruktion von ihnen — das iſt es, was wir Geſchichte nennen

Nun iſt die Frage: Ob und warum ein ſolches Abbild des Vergangenen ſeyn ſoll?

Selby. Allerdings ſoll es ſeyn, und darum zunächſt, weil der Menſch verſtändig iſt und verſtehen will, die Gegenwart aber, als Reſultat der Vergangenheit, nicht verſtanden werden kann, außer durch dieſe.

Arnold. Darauf hab' ich geantwortet: wiewohl ich nicht ſehe, wozu die Gegenwart, in ſo fern ſie nur Reſultat der Vergangenheit iſt, verſtanden werden ſoll, ſo will ich zugeben, daß es menſchlicher Neugier intereſſant ſeyn würde, die Hülle aufheben zu dürfen, welche die Urſachen der Wirkungen bedeckt, die ſich vor unſern Augen bewegen. Dieſe ewig jungen Scenen des Schauſpiels der Welt hangen gewiß nicht nur an einander, wie die Glieder einer Kette, ſondern ſie folgen mit ſolcher Nothwendigkeit, daß dieſes nicht ſeyn könnte, wenn nicht alle die frühern geweſen wären. Aber nicht alle Sterbliche ſind berufen zum Anſchauen aller Scenen; jeder iſt beſtimmt für Einen Akt; und wie ihm dazu, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, ſelbſt eine beſtimmte Rolle zugetheilt wurde, aus Urſachen, die er nicht begreift, ſo empfangen auch die übrigen die ihrige. Freilich würden dieſe Rollen andre ſeyn, wäre das große Drama nicht gerade bis zu dieſem Punkt ausgeſpielt geweſen! Iſt die Gegenwart Reſultat der Vergangenheit, ſo iſt ſie nicht nur in ihrem ganzen Umfange, ſondern jeder Punkt in ihr iſt Reſultat der geſammten Vergangenheit. Da es nun unmöglich iſt, die geſammte Vergangenheit, aufgefaßt im Bilde, in die Gegenwart zu ziehen, ſo iſt es auch unmöglich, nur irgend einen Punkt der Gegenwart auf dieſem Wege zu verſtehen und zu begreifen.

Woldemar. Aber warum ſcheint dir das unmöglich?

Arnold. Um nur einen Punkt auf dem Gemälde der Gegenwart einzuſehen, als nothwendiges Reſultat von etwas, das früher da war: iſt das — welches ſchon unmöglich — nicht einmal genug, daß man ſeine nächſte Urſache aufſucht, und von der wiederum die nächſte, ſo, als ob eine Reihe von Punkten gerade herabliefe, abgetrennt und undurchkreuzt von andern möglichen und wirklichen Reihen; ſondern, da Selby eingeſteht, daß nichts Iſolirtes vorkommen könne, und daß Alles einwirke auf Alles, ſo iſt das Kleinſte des Vergangenen, wo und wie es auch geſchah, eben ſo nothwendige Bedingung dieſes Punktes, als das größte: jede Dorfbegebenheit iſt eben ſo nothwendige Bedingung deſſelben, als die gewaltigſte Staatsrevolution. Wenn wir nun auch wirklich Alles aufgefaßt hätten in einzelnen Beſchreibungen, ſo würde es eben ſo unmöglich ſeyn, dieſes ungeheure Bild mit Einem Blick zu umfaſſen, als es unmöglich ſeyn wird, dieſe Beſchreibungen wirklich zu erhalten. Wie wenig Chroniken haben wir! und ſelbſt die genaueſten, was enthalten ſie? Einzelne Andeutungen, die ihren Verfaſſern wichtig ſchienen, und vielleicht die unwichtigſten waren; Andeutungen, die über einander liegen, wie welke Blätter des Herbſtes. Alles, was ſich aus der dunkeln Fluth der Vergangenheit hervorhebt, ſind einzelne helle Punkte. Tauſend Dinge aber, die jenen Punkten das Licht ertheilen, von deſſen Schönheit wir ſie umſtrahlt ſehen, ſind, wie in Nacht geboren, ſo begraben. Daher ſcheint mir gewiß, daß, wenn es Geſchichte geben ſoll, ſie wenigſtens einen andern Zweck haben müſſe, als den, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären.

Woldemar. Das könnte wohl ſeyn, ob ich gleich glaube, daß Selby noch etwas einzuwenden haben wird gegen deine Gründe.

Selby. Freilich hab' ich das. Denn das iſt ja nicht meine Meinung, daß ein jeder einzelne Punkt, welchen die gegenwärtige Zeit vor unſer Auge ſchieben mag, erklärt werden ſoll. Dorfbegebenheiten erzeugen Dorfbegebenheiten, und mögen freilich wichtig ſeyn und nothwendig im Alles wirkenden All; aber ſie haben kein Intereſſe für uns, und mithin kein Intereſſe für die Geſchichte. Nur die großen Verhältniſſe des menſchlichen Lebens ſind es, die ich im Auge habe; nur der wiſſenſchaftliche, rechtliche, moraliſche und religiöſe Zuſtand der Völker und Geſchlechter iſt es, wovon ich rede. Was dem Einzelnen als Einzelnen widerfuhr; was er that, litt, dachte und fühlte, davon mag er die Luſt oder Unluſt genießen, und die Kleinigkeiten mit ins Grab nehmen, wenn ſie nicht eingreifend wirkten auf das Leben des Staats oder der Menſchheit. Der Menſch iſt für ſich kein Gegenſtand der Geſchichte; nur die Kraft, die er offenbart in größern Verbindungen, und die thätig iſt zu einem Zweck, der über dem Kreis ſeines Lebens hinausliegt, kommt in Anſchlag, und hat Werth auch für ſpätere Geſchlechter.

Woldemar. Aber wenn du auch nur die Wirkung auffaßteſt, die das Produkt vereinter Kräfte iſt: ſo muß ſie ja doch unbegriffen bleiben, eben weil ſie das Produkt vereinter Kräfte iſt. Denn die Kraft äußerte ſich nur durch einen Willen, welcher der inwohnenden dieſe beſtimmte Richtung, ſich zu äußern, vorſchrieb; und dieſer Wille wiederum, wodurch iſt er Wille? Woher iſt ihm die wunderbare Gewalt, die durch nichts als einen Druck auf ſich ſelbſt ſich entſcheidet? Du magſt den rechtlichen Zuſtand eines Volks z. B. wohl auffaſſen in einem beſtimmten Moment; aber das Volk iſt nur Volk durch die Einheit verſchiedener Individuen, und der Zuſtand, welchen du in dem beſtimmten Moment ergriffen haſt, iſt nur das Reſultat der Gegeneinanderwirkung dieſer beſtimmten Individuen; ſo wie wiederum dieſe Gegeneinanderwirkung abhing von dem übereinſtimmenden oder widerſtreitenden Willen eines jeden in Rückſicht auf die andern.

Selby. Eben weil er nur das Reſultat iſt, mag man zurückſchließen auf die Urſachen; und da es nun nicht ankommt auf die Kräfte eines jeden Einzelnen, ſondern auf die Geſammtkraft Aller, ſo wird ſich aus dem wirklich gegebenen Zuſtande des Volks ſein innerlicher Geſammtwerth erkennen laſſen.

Arnold. Freilich; aber dann haſt du nichts erklärt; ſondern wohl wiſſend, daß das Bewirkte von der Kraft, die wirkte, nicht abweichen kann, ſagſt du nur den alten Satz: die Wirkung entſpricht der Urſache; folglich war die Urſache dieſer beſtimmten Wirkung, dieſe. D. h. du ſchiebſt einem Gegebenen, was du nicht begreifen konnteſt, etwas Anderes unter, was du noch weniger begreifen magſt.

Selby. Aber einzelne Individuen treten mit hervor, und mithin auch einzelne beſtimmte Zeichen der Kraft und der Tugend des Innern, wovon jener Moment das Außen iſt.

Arnold. Aber eben dieſe Individuen waren wieder Produkte ihrer Zeit, und waren nur das, was ſie waren, gerade in dieſen beſtimmten Verhältniſſen geworden. Die Umſtände erſchafft der Menſch nicht; wer ſie benutzt, ſchon der iſt keine gemeine Seele.

Selby. Und darum wohl werth, der Nachwelt bekannt zu werden.

Arn. Er würde zu ihr kommen, auch ohne den Namen.

Woldemar. Ueberdem, Selby, hab' ich noch Eins einzuwenden, warum mir deine Anſicht der Geſchichte als

Erklärung der Gegenwart aus der Vergangenheit die unrichtige ſcheint. Dieſe Erklärung halte ich allerdings für möglich, aber die Geſchichte kann ſchwerlich allein der Weg dazu ſeyn. Nemlich, alle deine Völkerſtröme heben ſich hervor aus dunkler Nacht, und der erſte Sonnenſtrahl, der ſie erleuchtet, findet ſie ſchon im weiten Fluſſe: ob nun aber, wie du vorausgeſetzt haſt, Alle nur Arme Eines Stromes ſind, und, ihren Urſprung aus einem gemeinſchaftlichen Quell ziehend, ſich etwa nur darum trennen, um ſich wieder zu vereinen, wie Kinder Eines Hauſes, anders und anders wohin, die Welt durchreiſen, damit die Kunde, welche ein jedes einem andern Lande entzogen hat, allen gemein werde, ohne daß ſie ſelbſt ihr Leben mit dem Bereiſen aller Welt verlieren dürfen? — ob dies der Fall iſt, ſage ich, oder ob ſie, von einander in ihrem erſten Beginn geſondert, nur den Boden gemein haben, auf welchem ſie ihre Wellen rollen? — Alles dies läßt ſich, ſelbſt durch den Schluß, den du von dem Gewordenen auf das Werdende und Bewirkende machen willſt, nicht begreifen. Wo der Anfang unerforſcht bleibt, da muß der Fortgang unerklärlich ſeyn. Ferner iſt die Gegenwart auch gewiß nicht, wie du angenommen, und wie Arnold einzugeſtehen ſcheint, nur Produkt der Vergangenheit. Wäre ſie allein das, was man wohl ſchwerlich denken kann, ſo würde immer daſſelbe wiederkehren, und das Schauſpiel, mit jedem Moment wieder beginnend, nicht von der Stelle kommen. Aber Allem Spätern iſt ein Zuſatz beigefügt, der unmöglich, weil er ganz neu iſt, aus dem Frühern erwachſen ſeyn kann. Daher möchte ich die Gegenwart eher ein Produkt der Vergangenheit und der Zukunft nennen, ſo nemlich, daß dieſer neue Zuſatz nur wegen deſſen, was noch werden ſoll, eintritt.

Selby. Darin ſcheinſt du Recht zu haben. Aber ſollte denn deswegen keine Geſchichte ſeyn?

Woldemar. Das iſt nicht geſagt; nur Erklärung der Gegenwart ſoll ſie nicht ſeyn aus dem Vergangenen. Wir würden mithin einen andern Zweck für ſie aufzuſuchen haben; und da ſich aus dem bisherigen ergiebt, daß wir nicht alles Geſchehene wiſſen und in die Geſchichte aufnehmen können, ſo dürfte es leicht zugeſtanden werden, daß wir auch nicht Alles, was wir wiſſen, in ſie aufnehmen dürfen. Mithin würden wir auch ein Princip aufzuſtellen haben für das, was aufgenommen werden ſoll. Dieſes wird ſich aber ohne Zweifel aus dem Zweck ergeben, warum ſie ſeyn ſoll.

Arnold. Der Zwecke weiß Selby noch mehrere.

Selby. Die Arnold aber eben ſo wenig gelten läßt.

Woldemar. Darf ich bitten, daß ihr, wie zuvor, ſo jetzt, mich wiederum mit euern Meinungen bekannt macht? Vielleicht, fände ſich doch irgendwo ein Punkt, wo die getrennten Linien ſich berühren. Alſo, Selby, wie ſcheint dir die Sache?

Selby. Um vorläufig die Frage abzuweiſen, ob Geſchichte ſeyn ſoll, ſage ich zuerſt: ja, ſie ſoll ſeyn darum, weil ſie iſt. Denn Alles, was iſt, behaupte ich, ſoll ſeyn, ſonſt wäre es nicht.

Woldemar. Ich wünſchte, du hätteſt die Frage lieber auf ſich beruhen laſſen, und dich an das Warum? gehalten, indem, wenn dieſe richtig und befriedigend beantwortet iſt, jene ohne Zweifel leicht gelöſ't werden mag, als daß du ſie alſo abgewieſen. Wenn je über etwas, was iſt, die Frage erhoben wird, ob es ſeyn ſolle? ſo kann das unmöglich heißen, ob es nicht unter den einmal gegebenen Bedingungen nothwendig war? Denn daran wird nicht leicht einer zweifeln; ſondern es kann nur heißen, ob das, was unter gegebenen Bedingungen iſt, ſeyn ſolle unabhängig von dieſen Bedingungen? Ob es, wenn alle menſchlichen Verhältniſſe gänzlich der Vernunft gemäß angeordnet wären, noch unter dieſen reinvernünftigen Verhältniſſen ſeyn würde; ob es die Auflöſung einer Forderung der Vernunft iſt? Sünde z. B. oder das Abweichen menſchlichen Thuns von der Vernunft, iſt; aber ſie ſoll nicht ſeyn, obwohl ſie nothwendig iſt unter dieſen beſtimmten Verhältniſſen. Darum wolle die Frage übergehen. Ohnehin könnte man dir vielleicht noch ableugnen, daß Geſchichte iſt; Geſchichten ſind, aber auch Geſchichte? Darum haben zwei der größten Hiſtoriker neuerer Zeit, die eine göttliche Natur immer auf das Wahre treibt, ihre Werke Geſchichten genannt.

Selby. Vielleicht komme ich doch noch wieder auf das Geſagte zurück. Jetzt folge ich deinem Willen.

Die Geſchichte ſchon entblüheter Staaten enthält, wenn nicht eine Beſchreibung des Urſprungs, doch, obwohl unvollkommen, des allmähligen Emporwachſens, beſſer der vollen Pracht des blühenden Baums, am beſten vielleicht, des Giftes, welches ſeinen Lebensſaft verderbte, und des daher rührenden Abſterbens; eine Erzählung, wie eine Verbindung durch wohlverwaltete Anwendung ihrer inwohnenden Kraft zum Gefühl ihres Werths gelangte; wie die Mitglieder, für die Verbindung lebend, ſich ſelbſt opferten, um jener den Ruhm zu erwerben, den ſie einzeln hätten entbehren müſſen; wie ſie es durch die freiwillige Hingabe dahin brachten, indem Gewalt des Widerſtrebenden Willen zwang, rechtlich und freudig zu leben; wie ſpätre Geſchlechter, die nicht den Kampf der Väter geſehen für die Erringung des Zuſtandes, in welchem ſie ihr Daſeyn fanden, in Unthätigkeit verſanken, und, nicht in Gefahren geübt, verlernten, ſie abzuwehren, bis ſie endlich, aus Kraft- und Charakterloſigkeit, eines fremden Feindes leichte Beute wurden: Alles dieſes enthält die Geſchichte, damit der Werth menſchlicher Anſtrengung erkannt werde, und das Verderbniß der Trägheit. Nicht umſonſt liegen viermal tauſend Jahre vor unſerm Blick: an ihnen ſollen wir lernen, ein ſolches Volk zu werden, wie kein's je geweſen. Dieſes Buch geſchloſſener Erfahrung ſoll aufgeſchlagen werden von allen Generationen künftiger Jahrhunderte, auf daß ſie an dem, was Menſchen waren, erkennen, was ſie ſeyn können; damit ſie ſehen, was die Tugend vermag, und wohin das Laſter führt; damit ſie die Herrlichkeit erſehnen, welche erwächſ't aus dem Streben menſchlicher Eintracht nach einem gerechten Ziel; und damit ſie, die Seele erwärmt von dem heiligen Feuer großer Seelen der früheren Zeit, ſelbſt den Verſuch wagen, groß zu werden. Völker ſind, ob ihnen gleich Alles fehlte, was die Natur den Sterblichen Nützliches und Gutes aus ihrer unendlichen Fülle darzureichen pflegt, aus einem unbedeutenden Häuflein auf einem unbedeutenden Erdfleck emporgewachſen, Theils zu einer gewaltigen Größe weitgedehnter Herrſchaft, Theils zu Feſtigkeit und Kraft, die Natur und Menſchen trotzte: Sie haben den ſpäteſten Enkeln ihres, wie fremder Völker bewieſen, was Geiſt und Muth vermag in wohlverwalteter Ordnung. Dem Boden haben ſie abgezwungen, was er zu geben vermochte; und er zeigte ſich nirgend ſo leer von ſchaffender Kraft, daß er ſeinen Bewohnern die Nahrung verſagte für ein energiſches Leben: das Uebrige wurde von ihnen verſchmäht.

Andre zeigen ſich beim erſten Erſcheinen, ſey es durch früher thätiges, jetzt erſtorbenes, Leben, oder durch die Unbegreiflichkeit zufälliger Ereigniſſe erlangt, im Beſitz eines Reichs, eben ſo weit verbreitet, als gegründet auf einem Boden, auf welchen die Natur ihre Schöpfungskunſt ſcheint concentrirt zu haben. Aber ſie ſind beſtimmt, den Völkern werdender Zeiten zu zeigen, welch ein ſchmachvolles Ende ein Volk erwarten muß, das, eingewiegt durch das Gefühl herrlicher Beſitzungen, verlernt, ſie zu vertheidigen, weil es verlernte, ſie zu gebrauchen; das in der Ueppigkeit körperlicher Genüſſe die Seele erſtickte und den Geiſt begrub; oder durch knechtiſchen Sinn das hohe Gefühl edler Größe verlor. Reiche ſind entſtanden und zerfallen; andre ſind aufgebau't aus ihren Trümmern, und dem erſtorbenen Körper iſt eine neue Seele eingegoſſen: auch ſie ſind untergegangen, um andern Platz zu machen; keins iſt beſtanden, alle ſind verwandelt! Große Seelen waren es, die ſie erſchufen; wenn ihr Geiſt verſchwand, ſo erlag der Körper, den ſie nur belebt hatten. — Alles dieſes, und vieles Andre hat der Zeitfluß ſeit vier Jahrtauſenden herabgeführt und vor unſern Augen hingeſtellt. Nicht umſonſt! Warnung ſoll es uns ſeyn und Belehrung. Wehe dem Volk, das, glücklich darin, nicht den erſten Verſuch machen zu müſſen, verſchmäht, oder nicht weiß, die Verſuche andrer zu benutzen! Heil aber dem, welches aus dem, was geweſen iſt, erkennt, was kommen wird! Die menſchliche Natur hängt in feſten Angeln, und der Zeiten Wechſel hat ſie, im Weſen, nicht verändert. Wie die Einzelnen, ſo durchlaufen Staaten und andre Verbindungen denſelben Kreis. Keiner kommt wieder dahin, wo er geweſen iſt; aber dieſer, dem es beſtimmt ward, ſpäter aufzutreten auf der Bühne des Le bens, muß dieſelbe Rolle ſpielen, die jener vor ihm durchführte, wenn nicht die Gewalt des freien Entſchluſſes ihn hinwegreißt über einen Theil der Zeit, und die ſpätre unmittelbar an eine frühere knüpft, die ohne jene eingreifende Gewalt weit von ihr getrennt worden wäre. Darum mag die Geſchichte des Einen Volks dem andern die Klippen zeigen, woran die Werke und Anordnungen des menſchlichen Geiſtes ſcheitern, und ihm wirkſame Mittel in die Hand geben, das zu vermeiden, was jenes an der Erreichung des Zwecks des Gemeinweſens verhinderte. Wenn neben dem Fortgange der Zeit ſich nicht die Fläche dehnte, welche die Gegenſtände trägt, woran ſich jene offenbart, ſo möchte allerdings das ſpätre Geſchlecht nichts von dem frühern zu lernen haben; aber, wie der menſchliche Geiſt die unendliche Linie der Zeit nicht an ihrem Ende erfaſſen, ſondern Einen Punkt in ihrer Mitte ergreifen muß, von welchem an ſie eben ſo weit rückwärts als vorwärts läuft: ſo muß jedes Volk für ſeinen Beginn einen andern Punkt erkennen, wodurch gleichſam ſo viele Zeitlinien entſtehen, als Völker. In gleich hoher Blüthe haben nie zwei Völker geſtanden: darum mag das eine die ſeinige wahren lernen vor dem, woran das andre ſie verdarb. Für das Ganze iſt die Zukunft mit undurchdringlichem Dunkel umhüllt; aber dem Volk, welches die Annalen fremder zu leſen verſteht, iſt vergönnt, der Rolle das eherne Schloß zu löſen, welche ſein eignes Schickſal enthüllt, und mit prophetiſchem Blick mag der Weiſe durch die Vergangenheit hindurchſehen das kommende.

Was mir ein mächtiger Trieb zu ſeyn ſcheint für die Menſchen zum lebendigen Streben nach dem Vollkommnern und Größern, iſt das heilige Gefühl der Scham, wovon ſie ergriffen werden bei dem Gedanken, daß die Geiſter der großen Männer alter Zeit ihre Augen beobachtend auf das Thun ihrer Enkel richten. Wie ſehr auch der Haufe ſchreien mag, daß die Welt gleichſam eine Quarantaineanſtalt ſey, worin die Menſchen eingeſperrt werden, ohne einen andern Zweck als den, zu zeigen, wie ſie ſind; und wie frech man wähnen mag, alles wohl gemacht zu haben, wenn man nur die Stunden über ſich hingleiten läßt, ſo lebt doch tief in jedes Menſchen Bruſt eine Ahndung, die auch der ſchlechteſte nicht unterdrücken kann, von einem allmählichen Fortgang menſchlicher Bildung. Daher wird keiner mit vollkommner Gleichgültigkeit es geſtehen, daß die gegenwärtige Generation herabgeſunken iſt von der Höhe, welche eine frühere erklommen hatte: Sich nimmt ein jeder aus, auch wenn er die Andern verdammt. Das iſt die allergemeinſte Seele, welche der Erdboden trägt, die ſich nicht entblödet vor dem Bilde eines großen Mannes unter den Vätern, unedel zu handeln. Was iſt es denn, warum die Menſchen einen ſo ungemeinen Werth ſetzen auf rühmliche Ahnen? Warum verweilen ſie mit ſolcher Entzückung bei den Thaten, die ihre Vorfahren mit Muth und Weisheit vollbracht? Warum zählen ſie dieſelben ſo gern hinauf bis in die Zeit, welche ein undurchdringlicher Nebel bedeckt? Etwa, weil man ſich glücklich fühlt im Müßiggang und Genuß deſſen, was die Ahnen durch Anſtrengung und Mühe erkämpft haben? Oder um ſich an der Schande zu laben, ſchlechter zu ſeyn, als ſie? Nein, in ſolche Unmenſchheit ſinkt die menſchliche Natur nicht; es iſt ein höheres Gefühl, welches ſie ergreift und emporträgt bei ſolchen Betrachtungen; das Gefühl iſt es, welches, indem der Geiſt gleiche noch ungeſchehene Thaten als von ihm geſchehen auffaßt, ſich den gleichen Lohn des Ruhms und der Größe vorausnimmt. Nur tief entartete, gemeine Menſchen können ſich durch das Blut edler Vorfahren ſo vor den Andern verbeſſert wähnen, daß ſie durch ihr bloßes Daſeyn den Vorzug und den Ruhm zu beſitzen meinen, welchen jene genoſſen. Dem Beſſern wird ein großer Ahn nur ein Sporn ſeyn zu dem regen Streben, ſelbſt groß zu werden. So wie hier im Einzelnen, ſo iſt es im Allgemeinen, wenn man ſich eine beſſere Vergangenheit denkt: die Furcht, ſchlechter zu ſeyn, und Scham vor der vergleichenden und richtenden Zukunft ſind kräftige Reize, die Gegenwart, ſo viel an uns iſt, über die Vergangenheit zu erheben. Der Gedanke an die Nachwelt, und an ihr Lob und ihren Tadel, iſt eine mächtigere Schutzwehr gegen Ungerechtigkeit und Schande, als irgend etwas, und nur Wenigen gilt ſie Nichts. Nicht nur dies, ſondern der ſchönſte Lohn, und der anlockendſte für große Anſtrengung iſt der Ruhm, der noch in fernen Jahrhunderten grünt. Nichts erhebt die Seele des Menſchen ſo gewaltig empor und regt alle Kraft des Geiſtes an zu Thaten und Wirken, als die Stimme, welche wir, unſern Namen tönend, erſchallen hören von den Lippen eines edlen Jünglings künftiger Zeit. So wie die Worte alter Völker uns ans Ohr ſchlagen wie heilige Stimmen der Ewigkeit, und wie uns die großen Geiſter wie Halbgötter vor der entzückten Seele ſtehn, ſo ſehen wir uns verherrlicht unter kommenden Menſchen und den Himmliſchen zugezählt. Ach, wenn die Helden der alten Welt in voller majeſtätiſcher Hoheit und Würde mir oft um die Stirn ſchweben, und, bald freundlich bald ernſt, herabzuſehen ſcheinen auf das Thun und Treiben der Völker, für die ſie lebten und wirkten, ohne ſie zu kennen; wenn ich ſie denke, das Haupt bekränzt mit der lohnenden Ei-

chenkrone

chenkrone für die Volkbeglückende Geſetzgebung, oder die Locke umſchlungen mit dem prangenden Lorbeer, welchen der Sieg für Freiheit und Vaterland ihnen wand: wie ſchlägt mir dann das Herz gewaltig in der Bruſt! wie fühl' ich da mit ſchmerzlicher Wehmuth mich ſo unrecht auf dem Platz, auf welchen ich geſtellt ward! wie wär' ich ſo gern König oder Feldherr, um der Welt zu beweiſen, wie ein König ſeyn ſoll, oder ein Feldherr! Wenn ich dann erkenne, daß ich da nicht groß ſeyn kann: wie feſt wird der Entſchluß, zu verſuchen, es da zu werden, wo es mir zu werden gegeben ward.

Woldemar. Daran erkenn' ich meinen Selby. Verſuch es, Beſter; du wirſt da groß werden, wo es dir gegeben iſt zu ſtreben. Nicht Allen ſind große Thaten beſtimmt: auch die Wiſſenſchaft verlangt ihre Männer, und läßt ſie nicht ruhmlos ſich ihr Leben weihen. Auch kennſt du den zweiten Weg zum rühmlichen Fortleben unter den kommenden Menſchen. Die Alten meinten, er führe nicht zu geringerm Ruhm, als der erſte. Der ſteht dir offen: die Beſchreibung großer Thaten. — Doch, es iſt wahr: Arnold will ſo etwas nicht.

Arnold. Du hatteſt über der Rede Selby's wohl vergeſſen, warum es hier zu thun iſt. Kein Wunder; wußte ich ſelbſt doch kaum, was ich wollte. Gut, daß du nicht förmlich als Richter zwiſchen uns anerkannt biſt: ich würde meine Sache gewiß verlieren. Denn meine Geſchicklichkeit im Reden iſt bekanntlich nicht die größte, und mit Selby wag' ich nimmer in die Bahn zu treten. Ohnehin reißt der Zweifel nicht ſo leicht durch ſeine Gründe hin, als der begeiſterte Redner durch — ſeine Worte.

Selby. Deine Bosheit kennt keine Gränzen: nun willſt du ihm gar zuwinken, wie es ſcheint, als wären in dem, was ich geſagt, mehr Worte geweſen, als gerade nöthig waren.

Woldemar. Wir wollen uns gegen ihn feſtſetzen, lieber Selby, daß er uns nicht mit Spott und Sophiſtereien zu übertäuben ſucht.

Arnold. Nein gewiß will ich ehrlich mit Euch verfahren. Aber, Selby, du erlaubſt doch wohl, daß ich die Rede trenne, und die Hauptpunkte davon beleuchte?

Selby. Ich erlaube es nicht nur, ſondern bitte darum, damit ich von Woldemar zugleich erfahre, was er über meine und was er über deine Meinung denkt.

Arnold. Wenn ich nicht irre, ſo ſind es eigentlich nur zwei Hauptpunkte, um welche ſich deine Rede, nicht immer grade im engſten oder gleichen Kreiſe dreht. Einmal ſoll die Geſchichte früherer Völker eine Lehrmeiſterin und Leiterin ſeyn für die ſpätern, auf daß dieſe nicht durch Verſuche für Dinge, die jene ſchon erprobt haben, die Zeit verderben, ſondern die Mittel in Anwendung bringen, wodurch es jenen gelang, nach Innen feſt und groß, nach Außen aber ſtark und geachtet zu werden, zugleich aber auch die Abgründe vermeiden, die vorher menſchliche Größe verſchlungen haben. Zweitens ſoll die Darſtellung großer Menſchen früherer Zeit den Enkeln ein Sporn ſeyn zu einem herrlichen Leben, dadurch, daß ſie in Entzückung über die Schönheit, mit welcher die Helden der wohlverdiente Kranz umſtrahlt, und über die kindliche Verehrung, mit welcher ſie, wie Unſterbliche gefeiert werden, den kühnen Willen faſſen, der Nachwelt durch ein gleiches Leben dieſelbe Achtung und Verehrung abzuzwingen.

Selby. Du haſt mich vollkommen gefaßt.

Arnold. Was den erſten Punkt betrifft, ſo berufe ich mich auf das, worüber wir ſchon vorher eins geworden ſind; nehmlich, daß wir in der Geſchichte nur die Völker in großen Maſſen und nicht im Detail aufzufaſſen vermögen; daß wir nur immer auf dem ausgebreiteten Gewebe die mannichfaltigen Figuren, bei ihrem verſchiedenen Wirken in Einem Moment ergriffen und feſtgehalten, nie aber die unzähligen Faden erblicken, die nöthig waren und ſich tauſend- und aber tauſendmal vielfach durchkreuzen und durchſchlingen mußten, ehe ſich die Figuren unſerm Blick darſtellen konnten: wir ſehen nur die Bühne, unter ihr aber verbirgt ſich die Maſchinerie, wodurch die Erſcheinungen auf ihr möglich werden. Geſetzt nun auch, was doch nicht der Fall iſt, die Laufbahn des Einen Volks ſey auch die des andern: ſo folgt noch gar nicht, daß zwei ähnlich ſcheinende Punkte, aufgefaßt in den Linien, welche zwei Völker beſchreiben, weil ſie ähnlich ſcheinen, auch das Reſultat ähnlicher Verhältniſſe ſeyn müßten. Du würdeſt ſehr irren, wenn du die herrliche Blume des Feldes, die ſich den Strahlen der Sonne ſo prächtig entfaltet, für ein Produkt des Treibhauſes erklären wollteſt, weil du im letzten Winter dort eine ähnliche fandeſt: ein gleicher Keim lag beiden zum Grunde; aber die Bedingungen, unter welchen dieſer Keim ſich entfaltete, waren ſehr verſchieden. So wie hier, ſo iſt es auch in der moraliſchen Welt. Darin ſind alle Völker ſich gleich, daß der Kern ihres Weſens eins und derſelbe iſt, — die Vernünftigkeit; aber die Verhältniſſe, die dieſem Kern zur kräftigen Entwickelung nöthig waren, können anders und anders ſeyn. So eng iſt nicht die Bahn, daß alle dieſelbe Spur halten müßten, um ans Ziel zu gelangen, und ſo arm iſt nicht die Urkraft der Welt, daß ſie ihre eigene Erfindung nachahmen müßte. Wie in der phyſiſchen Welt die Gewächſe des Erdreichs ſelten oder nie ganz in derſelben Umgebung ſich befinden, und doch ſo gleiche Früchte tragen, daß der Menſch ſie nicht zu unterſcheiden vermag: ſo iſt es hier. Das eiferſüchtige Emporſtreben ehrgieriger Geiſter in der Demokratie zu ungemeſſener Herrſchaft, und (weil die meiſten Menſchen, im Gefühl ihrer Schwäche, ſich anſchließen an einen kräftigern Geiſt, damit ihre Körperkraft des belebenden Princips nicht ermangele und in ſich ſelbſt erſterbe) die daher entſtehende Zwietracht bürgerlicher Partheien haben oft die Bande eines beſtehenden Staats gelöſ't, und ihn herunter geworfen von der Höhe, die er mit gewaltiger Anſtrengung erreicht hatte. Daſſelbe hat die Despotie eines Einzigen gethan in andern, und der knechtiſche Sinn der übrigen. Die Leitung bürgerlicher Verhältniſſe muß wenigen Händen anvertraut werden, auf daß nicht die Menge derſelben die Faden verwirre, welche feſt gehalten ſeyn wollen. Daher iſt es geſchehen, daß die Unbehaglichkeit Eines der Ephoren, die nie in ihrem Urſprung und Weſen den Augen der andern ſichtbar geworden iſt, alle Verhältniſſe des Gemeinweſen, weil oft der Augenblick entſcheidet, deſſen Wichtigkeit nicht alle zu beachten verſtehen, verwirrt. Die Wirkung wird geſehen; die Urſache nimmt die Bruſt des Einzigen mit in das Grab: Andre finden eine andre, die ihnen ſich darbietet, oder die ihr Scharfſinn da zu finden weiß, wo ſie nicht ſteckt. Die Geſchichte kann nur erzählen, was ihr gegeben wird. Ja, wie oft mag nur dies erzählt werden? Glücklich, wenn nur die Ereigniſſe in ihrer ganzen Wirklichkeit und Wahrheit aufgefaßt ſind, ſo wie ſie geſchehen, und wenn nicht der Beſchreiber von dem Seinigen hinzuthut, und das, was in der Wirklichkeit zweideutig blieb, des Doppelſinns entkleidend, hinſtellt als ausgemachte Wahrheit. Die

Kraft, Theils die Süßigkeit der Selbſtſchöpfung, Theils die Regung des dankbaren Gemüths, Theils die Wolluſt der Rache zu unterdrücken, und den guten Willen, am Freunde wie am Feinde Gerechtigkeit zu üben — haben nur wenige. Das Bild der meiſten Zeiten iſt durch Schmeichelei dargeſtellt, oder durch Haß. Der Geſchichtſchreiber lebt in den Verhältniſſen der Zeit, und vielleicht war nie das Gemüth eines Sterblichen ſo unbefangen, daß er, hinweggerückt aus aller Verbindung, und ſchwebend wie ein reiner Geiſt über dem Thun der Menſchen, dies in ſeine Seele aufnahm, wie in einen klaren Spiegel, und es ſo der Welt zurückſtrahlte. Nur nach den Zeugniſſen der Zeitgenoſſen mag das Bild eines Menſchen wie eines Staats entworfen werden. So lange die beſtehenden Verhältniſſe dauern, hindert die Furcht vor Gewaltthätigkeit aus offener Bruſt Worte zu reden, würdig des Seyenden; oder die Heuchelei, welche ſich von der Gegenwart eine ſelbſtiſche Gunſt erſchleichen will, übernimmt es, den kommenden Geſchlechtern zu ſagen, wie ſie ſo herrlich geweſen, dieſe Gegenwart. Sind jene Verhältniſſe gelöſ't, ſo geſchah die Verwandlung ins Beſſre oder ins Schlimmre. Iſt das erſte, ſo wird der alte Zuſtand, weil des neuen friſcher Glanz die Augen blendet, nur erblickt in dickem Schatten, und, was er Gutes und Vortreffliches haben mochte, wird begraben in der allgemeinen Nacht. Den einzelner Geſtalten, die ſich mächtig aus ihm hervorgehoben, wird das Licht, welches ſie umglänzte, geraubt, und in die Gegenwart getragen, damit der Kontraſt nur deſto greller werde; und die Männer, welche jenen frühern Zuſtand herbeiführten, werden geſtürzt, damit die andern, welche die Veränderung vorbereiteten, ſich auf ihre Sitze erheben können.

Geſchah aber die Veränderung ins Schlimmre, ſo ſchweben die Bilder der verehrten Männer, durch welche ſich der alte Zuſtand erſchuf, und an welchen er ſich erhielt, in ſo göttlichem Lichte vor dem Sinn derer, die ſie gekannt, geſehen, geliebt, daß er ſtumpf wird gegen Alles Gute des neuen; die Entfernung verzehrt alle Flecken, die an ihnen, nach menſchlicher Weiſe, kleben mochten, und die Sehnſucht nach dem Geweſenen macht ungerecht gegen das Seyende. Für die Gefahren des Staats hat der Menſch, in der Regel, keinen Maaßſtab, als ſeine eigne Furcht; für die inwohnende Kraft, keinen, als ſeinen Muth: für die wahre Größe, keinen, als ſeine Tugend: für die allgemeine Wohlfahrt, keinen, als ſeine Häuslichkeit; für die herrſchende Gerechtigkeit, keinen, als ſeine Sicherheit; und für die Ausſicht des Ganzen, keinen, als ſeine Hoffnung. Darum lobt und tadelt er nicht das Lob- und Tadelwerthe, ſondern das, was er dafür hält; und meint, ſo wie er gehandelt haben würde, ſo ſey es nur recht, und ſo hätten die, welche die Verhältniſſe anders kannten als er, handeln ſollen. Darum entſcheidet der Ausgang den Werth des Plans; und wenn der Zufall ihn zerſchmetterte, ſo wird es dem als Fehler angerechnet, der ihn entwarf. Daher kommt es, daß vielleicht mancher Kopf mit Lorbeern umwunden iſt, der nie einen Gedanken, des Lorbeers würdig, faßte; und daß vieler großen Männer vortreffliche Tugend von ihrem Grabe verſchlungen iſt, weil ihnen, ſie geltend zu machen, die phyſiſche Kraft entſtand! Aus dieſem Allen folgere ich —

Selby. Ehe du ſchließeſt, erlaube mir, noch einige Einwendungen gegen dein Raiſonnement zu machen.

Woldemar. Etwas hab' ich auch dagegen zu ſagen.

Arnold. Laßt hören.

Selby. Geſetzt, daß der Gang der Staaten ſo verſchieden iſt, wie du ſagſt, und die unendliche Mannigfaltigkeit, in welcher menſchliche Verhältniſſe beſtehen können, nicht erlaubt, daß je ganz derſelbe Punkt wiederkehre im Ablauf neuer Völker: ſo würde daraus nur erhellen, daß die Belehrung früherer Zeit für die ſpätere, als wozu ich die Geſchichte gebrauchen wollte, deſto gewiſſer iſt. Wenn alle Verbindungen der Menſchen zu einem Staat, die Tendenz gehabt haben — was wohl keiner leugnen wird, geſetzt auch, der Zweck wäre ſelten deutlich gedacht — durch ſie Rechtlichkeit und Freiheit möglich zu machen, und die wilden Ausbrüche roher Natur zu bändigen durch den Zwang der geſelligen Eintracht, ſo iſt jeder Verſuch, der dazu gemacht wurde, auch wenn er mißglückte, wahrhaft belehrend. Alle Verſuche nehmlich, die gemacht ſind, ſollen, weil ſie mißglückten, vermieden werden, und dadurch wird man, ſtets auf etwas Neues geführt, ſich immer mehr dem wahren Wege nahen, der zu dem erſtrebten Ziele führt.

Woldemar. Aber, meinſt du nicht, daß ſich dieſer Weg vielleicht entdecken ließe, ohne daß man nöthig hätte, die falſchen zu berückſichtigen?

Arnold. Das iſt es, was ich behaupte, und was ich noch weitläuftiger auszuführen gedachte.

Selby. In der Theorie mag das allerdings der Fall ſeyn; aber die Welt iſt eher geweſen, als Theorien, und geht, unabhängig von ihnen, ihren Gang. So wie der Irthum erſchöpft werden muß, ehe die Wahrheit erkannt werden kann, ſo muß auch jede menſchliche Verbindung, bei verſchiedenen Geſchlechtern, alle Verſuche durch machen, ehe ſie den trifft, wodurch ihr Zweck ſich erreichen läßt. — Bedeutend aber wäre der Einwurf, welchen du gemacht haſt, gegen die Wahrheit hiſtoriſcher Darſtellungen, wenn er ſich nicht beantworten ließe. In der That, wären die Fakta, welche ſie uns herabbringen aus den Zeiten der Väter, nicht wirklich geſchehen; hätte die hohe Menſchlichkeit, welche ſich darſtellt in einzelnen Figuren der Hiſtorie, nicht gerade ſo gelebt; wäre das Schlechte und Verkehrte nichts als eine Verdrehung, abſichtlich oder unabſichtlich; wäre der Ruhm, welcher um die Stirn der erhabenen Häupter ſtrahlt, die wir mit kindlicher Scheu und heiliger Ehrfurcht nennen, eine ſchnöde Lüge der Beſtechung oder eines niedrigen Eigennutzes, und die Schmach, welche laſtend auf andern ruht, nur das Produkt der Rache und der Ungerechtigkeit beleidigter kleinlicher Seelen: — dann wäre die Geſchichte nichts, gar nichts. Sie könnte in ihrer Darſtellung Wahrheit haben, wie ein Kunſtwerk freier Schöpfung des menſchlichen Geiſtes, aber als Geſchichte, als eine Anſchaulichmachung des Geweſenen, als ein Feſthalten des Geſchehenen und ein Abbild des Vergangenen wäre ſie nichts, gar nichts. Doch dahin haben mich deine Gründe noch nicht geführt, daß ich das glauben möchte. Wohl mag es wahr ſeyn, daß wir die früheſten Zeiten gar nicht, die nächſten wenig, viele mangelhaft und nur wenige ganz kennen: aber das hindert, wie mir ſcheint, nicht, die Wahrheit deſſen, was wir erfahren, in den meiſten Fällen auszumachen. Nicht ſelten iſt uns erlaubt, aus mehreren Quellen unſre Nachrichten zu ſchöpfen; ihre Uebereinſtimmung ſcheint mir ein voller Beweis für die Gewißheit ihrer Erzählung, zumal wenn ſie unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen entſprangen. Aber auch, wo ſie ſich widerſprechen, ſtehn uns noch Hülfsmittel zu Gebote, die richtige Erzählung herauszufinden, oder, falls keine ganz richtig ſeyn ſollte, die richtigere durch die andern ſo zu beſtimmen, daß die wirkliche Thatſache, d. h. das durch menſchliches Thun Geſchehene, in ſolcher Wahrheit hervortritt, wie ſie von Menſchen, die dem Irthum unterworfen ſind, nur ausgemacht werden kann. Die Ehrlichkeit trägt ein zu beſtimmtes Gepräge, und redet mit zu vieler Einfalt und Würde, als daß ſie ſich nicht vor dem Falſchen weit hervorheben ſollte; dann ſtehen die folgenden Ereigniſſe mit dem Vorhergehenden, in ſo fern beide, dem menſchlichen Blick erkennbar, ſich auf einander beziehen, in ſo inniger Verknüpfung, daß ſie gegenſeitige Beſtimmungen von einander ſind. Die Reihe von Thaten und Ereigniſſen, die geſchloſſen iſt, und mithin ein Ganzes ausmacht, weil ſie nicht mehr als Urſache der folgenden Thaten und Ereigniſſe, mit welchen eine neue Reihe beginnt, betrachtet werden kann, durchwaltet Ein Geiſt; ſie tragen alle mehr oder minder ſcharf den Stempel Eines Charakters. So wie Ein Mann dem ganzen Leben eine Beſtimmtheit und Uebereinſtimmung giebt, ſo daß man erkennen mag, ob es möglich, daß dieſes Bruchſtück, welches als ein Theil ſeines Lebens dargelegt wird, wirklich aus ihm heraus ſeyn kann oder nicht: ſo läßt ſich auch aus der geſchloſſenen Reihe alter Begebenheiten kein Stück trennen, dem man es nicht anſähe, woher es ſey?

Arnold. Aber dieſe Geſchloſſenheit wird erſt am Ende der Tage eintreten.

Selby. Wie das Leben eines Menſchen mit ſeinem Tode als geendigt angeſehen zu werden pflegt, obgleich ſein Wirken noch gewaltig nachlebt und eingreift in der Menſchen Thun und Wollen, ſo iſt auch eines Volkes Leben geſchloſſen, wenn es aufgehört als Volk da zu ſeyn

Freilich wird im Verlauf der Zeit, das, was durch das untergegangene Volk gethan und verrichtet wurde, noch fortwirken unter andern Völkern: aber als ſein Wirken wird es ſich nicht mehr dem Auge der Menſchen darſtellen. Auch geſteh ich es gern, daß ſich um manche Stirn ein unverdienter Lorbeer ſchlingt, und daß viele große Männer, unbekannt hinweggeriſſen und nicht verehrt nach ihrem göttlichen Streben und Wollen, den langen Schlaf ſchlafen; aber wenn dies nicht in Zeiten geſchah, die vor der Geſchichte eines Volks vorhergingen, ſo dürfte es ſelten dem Geſchichtforſcher unmöglich ſeyn, wenigſtens zu fühlen, daß hier die Gerechtigkeit verletzt ſey. Aber geſetzt auch, es ſey ſo: was liegt daran? Nicht für die Todten iſt die Anerkennung ihrer Größe Genuß noch Belehrung, ſondern für die Lebenden; und bei dem ungemeinen Reichthum ehemaliger Größe, darf die Nachkommenſchaft eben nicht die Kargheit der Zeit bedauern: denn Ein Beiſpiel mag die Seele ſo hoch entflammen als hundert.

Woldemar. Auch wäre mit Arnold's Einwürfen gegen die hiſtoriſche Wahrheit und Gewißheit nur das wirkliche Daſeyn einer Geſchichte, die als Leiterin und Lehrerin dienen könnte für ſpätre Zeiten, geleugnet, wenn ſie auch gegründeter wären, als ſie nach deiner Meinung, lieber Selby, ſcheinen; aber gar nicht die Möglichkeit derſelben. Was nicht iſt oder geweſen iſt, kann noch werden; und uns würde es nur um deſto heiligere Pflicht ſeyn, der Nachwelt das zu hinterlaſſen, was wir aus der Vorwelt nicht finden.

Arnold. Das würde nehmlich ſeyn recht viele Chroniken, d. h. ſimple Beſchreibungen der Thaten, Begebenheiten und Ereigniſſe, ſo wie ſie geſchehen, ohne Einmiſchung irgend eines Urtheils, ohne Zugabe irgend einer

Kunſt; an Darſtellung dürfte nicht gedacht werden, ſondern ſo wirklich und treu, wie ſich die Sache ſagen läßt, müßte ſie geſagt werden. Dann hört aber die Würde des Hiſtorikers auf, eine Würde zu ſeyn. Unſre Zeitungen, in ihrer Form oder Unform, werden die beſte Geſchichte ſeyn. Aus den vielen Widerſprüchen wird ſich die Nachwelt leicht herausfinden durch die ſchöne Kunſt, wodurch man, nach Selby's Urtheil, die Wahrheit ſo leicht ausmittelt: an der Menge der Quellen, folglich an Veranlaſſung zu Vergleichungen wird es nicht fehlen. Aber dann frag' ich wieder: wozu ſoll nun das Ganze? Bloß für menſchliche Neugier? Die Gegenwart wird ja doch in der Zukunft ſeyn, weil dieſe ihr Produkt iſt: warum ſoll das Producirende neben dem Produkte ſtehen, wenn dieſes auch jenes mit einſchließt, nur noch mit einem neuen Zuſatz, dem, daß eben das Eine Produkt und das Andre producirend iſt.

Woldemar. Sey ſo gut, lieber Arnold, und vollende den Schluß, den du erſt zu machen begannſt. Die Frage über die Darſtellung der Geſchichte läßt ſich, wie mich dünkt, nicht von dieſer Seite beantworten.

Arnold. Den Schluß habt ihr mir verdorben. Das Eine aber, was ich noch über dieſen Punkt ſagen mag, iſt, daß ich ſelbſt in der Geſchichte eben nicht finde, daß man, durch ſie belehrt, mit mehr Weisheit verfahren, oder auch nur die Thorheiten vermieden hätte, die ſie aufſtellt. So lange liegt die Vergangenheit vor den Augen der Menſchen; ſo vielfältig ſchwatzt man über die Erfahrung alter Zeit, und beruft ſich auf die Geiſter der Vorfahren: aber was iſt dadurch geſchehen, was ſonſt nicht auch geſchehen ſeyn würde?

Selby. Eine Nation iſt nie zu beklagen, wenn ſie, belehrt, nicht weiſe wird. Das Schlimmſte, was ihr begegnen kann, iſt ihr Untergang in ſich ſelbſt: ſie iſt verächtlich, und verdient Vernichtung, wenn ſie in ſich zuſammenfällt, weil ſie nicht hat lernen mögen die Mittel, durch welche ein Volk ſich aufrecht erhält.

Arnold. Daß ſie aber dieſe Mittel aus der Geſchichte lernen ſoll, das iſt es, was ich leugne. Auf jeden Fall bleibt den Menſchen ein weit ſicherer Führer als die Geſchichte. Was einem Volk wohl anſteht, wodurch es Feſtigkeit in ſich ſelbſt und Kraft und Anſehen gegen Fremde erlangen mag, das läßt ſich aus dem Quell ableiten, welchem alle menſchliche Verhältniſſe entfließen ſollten, der Vernunft. Die Natur hat einem jeden Volke einen beſtimmten Plaz angewieſen, auf welchem es ſich entwickeln mag; die Eigenthümlichkeiten dieſes Plazes machen eigenthümliche Einrichtungen nöthig, die das beobachtende Auge eines Mannes leicht entdeckt: was darüber hinausliegt, das hat ſeine ewig beſtimmte Regel, die wir nicht in alten Dokumenten zu ſuchen brauchen, ſondern die mit einer gewaltigen Sprache in uns redet. Freilich ſo lange wir Gefallen finden an dem Unvollkommnen, und ſo lange unſer Egoismus ſich füllt an der Ungerechtigkeit, ſo lange iſt das Schmähen auf Theorieen und das Empfehlen des Praktiſchen ein ſchöner Deckmantel, um Eure Abſichten den Augen der Welt zu verbergen, weil Ihr Euch doch ſchämt, in Eurer Blöße vor ſie zu treten. Wenn Ihr erſt die Grundſäze des Rechts, als von der Vernunft anbefohlen, ſo lange in Ausübung zu bringen geſucht, als die Erfahrung, welche das Reſultat früherer menſchlicher Verhältniſſe ſeyn ſoll, dann werdet Ihr erkennen, welcher Weg der beſte iſt. Es iſt ein leichter Ausruf: es geht nicht! Freilich geht es ſo nicht, wie es jezt geht, aber gewiß anders und gewiß beſſer! — Doch ich weiß wohl, was

Selby dagegen ſagen kann: darum laß ich dieſen Punkt fahren, um doch auch ein Weniges über den zweiten zu ſagen.

Der Kranz, welchen der Jüngling blühen ſieht um das Haupt eines Mannes, der vor Jahrhunderten mit großer Seele die Sache ſeines Volks ergriff und ſein Vaterland errettete oder emportrug, oder weil er auf eine andre Weiſe groß geachtet war, ſoll ihn anſpornen zu großen Thaten, die es werth ſind, mit ſolch einer Krone belohnt zu werden. Der Zweck wird gewiß erreicht; mancher Jüngling hat, wie du, Selby, geweint vor dem Bilde der Helden der Vorzeit, und das Herz iſt ihm geſchwollen in der Bruſt, und der Vorſatz, ſelbſt ein Held zu werden, iſt in Manchem unter dieſen Thränen gekeimt und erwachſen zum beſtändigen Bleiben. Aber — nicht Alle ſind Helden geworden für Wahrheit und Recht. Ein jeder ſieht mit ſeinen Augen, und die Farbe, die ihm am meiſten hervorzuſpringen ſcheint in ſeinem Vorbild, die macht er zu der ſeinigen, und ſucht grade dadurch ein Held zu werden, wodurch jenes ſeiner Vortrefflichkeit eine Makel aufdrückte. Nur Wenige haben mit Glück nachgeahmt; nur Wenige ſind durch das Anſchauen einer hohen Geſtalt begeiſtert worden zu hohem Sinn: die meiſten ſtehen neben dem Helden, den ſie ſich erwählt, und neben welchen ſie ſich geſtellt, in einem ſo ſchiefen, jenem entzogenen, Lichte, daß ſeine Herrlichkeit und Größe an ihnen zur belachenswerthen Thorheit herabſinkt. Jene Wenigen aber: wer ſagt dir, daß ſie nicht aus eigner Kraft und durch den Drang ihres Innern, zu dieſer Hoheit ſich erhoben hätten, in welcher ſie ſo herrlich erglänzen? Weſſen Auge ſo rein iſt, daß er es wahrhaft erkennt, was den andern groß machte, der hat in ſich einen Maaßſtab für menſchliche Größe und menſchlichen Werth, den er zu dem Bilde der Vorzeit mit hinzubringen muß, um es nur als groß zu erkennen, — einen Maaßſtab, dem er ſelbſt zu entſprechen geſucht haben würde, auch wenn ihm nicht an einem Beiſpiele gezeigt wäre, daß ihm entſprochen ſey.

Selby. Aber das Feuer, was in des Menſchen Bruſt ſchlummert, muß geweckt werden, oder er nimmt den göttlichen Stoff mit hinunter in das Grab.

Arnold. Giebt es denn keinen Reiz, es zu entflammen, als die Berühmtheit? Da ſollte man es ſchlafen laſſen! Was man über die Eitelkeit des Ruhms geſchwatzt hat, das lob' ich nicht. Denn warum nennt man ihn eitel? darum, weil man es bejammert, daß er doch im Grunde ſo leer iſt, weil man ihn doch nicht ſo recht und behaglich genießen kann, ja weil wohl gar das ſüße Gefühl ruhigen Genuſſes verſchwindet, wie die Ausſicht zur langen Berühmtheit ſich erweitert. Sondern iſt nenne ihn eitel, eben weil man ihn des Genuſſes wegen für wünſchenswerth hält, weil man ſich labt an ſeiner Leerheit und ſich erquickt fühlt durch den Hauch, der uns von den Lippen künftiger Menſchen, die unſern Namen ſprechen, entgegenweht. Wenn etwas Gutes und Großes vollbracht iſt: warum wollt Ihr es vollbracht haben? Iſt es nicht genug, daß es geſchah: muß denn die Welt durchaus wiſſen, daß Ihr Euch ſo gewaltig angegriffen, um es zu Stande zu bringen. Freuetet Ihr Euch mit reifer tiefer Seele des Schönen und des Hohen und des Herrlichen, Ihr würdet Euch nicht zwiſchen daſſelbe und die Welt drängen, um der letztern das Bekenntniß abzuzwingen, daß Ihr doch etwas gethan, deß wenige ſich rühmen könnten. Wer wahrhaft das Eine will, was der

Menſchheit heilig ſeyn ſoll, der wird nicht darnach gieren, ſich zu erhalten im Gedächtniß der Zukunft, ſondern er wird ſich verlieren in ſeine That, um durch ſie, und in ihr wird er leben und fortwirken, und lebend und fortwirkend hinabkommen ſo weit, als der große Strom des menſchlichen Daſeyns ſich ergießt.

Selby. Wer ſich zu der Reinheit der Anſicht erhoben an, die dich umſchwebt, der mag und ſoll handeln, wie du es willſt. Aber kein Mittel iſt zu verſchmähen, welches dazu beitragen mag, daß ſie allgemein wird. Da ſind wir noch nicht. Ich haſſe die Heucheleí großſprecheriſcher Strenge. In den Grundſätzen und für die Schule mag es gut ſeyn, die Schärfe nicht ſo zu wenden, daß ſie nicht ſchneide, aber wer auf die Welt wirken will — und das ſoll ein jeder wollen! — der muß ſich, um ſie herauf zu ziehen, zu ihr hinablaſſen. Ehe die Sonne erſcheint, iſt es nicht Unrecht, die Nacht mit Fackeln zu vertreiben!

H. Luden.

VII.
Poſtſcripte.

19.

Liebe iſt ſtets eine Betriegerin Iſt ſie ehrlich, ſo betriegt ſie ſich ſelbſt, und iſt ſie dies nicht, ſo betriegt ſie Andere.

20.

Neider ſind — Kaſtraten; ſie wünſchen ſich, was ſie nicht beſitzen.

21.

Kaiſer Leo verbietet in der acht und funfzigſten Novelle — die Blutwürſte. Käufer und Verkäufer ſollen mit Ruthen gepeitſcht, des Landes verwieſen, und ihr Vermögen konfiſcirt werden.

22.

Trivisanus in decis 45 et 46. nr. 9. behauptet: wegen einer Ohrfeige, die ein Mann ſeiner Frau giebt, findet die Eheſcheidung Statt. Iſt das nicht eine grimmige Behauptung, meine ſanftmüthigen Herren?

23.

Zu den vier contractibus innominatis (unbenannten Verträgen): do, ut des, sive permutatio (ich gebe, damit du etwas dagegen giebſt, oder der Tauſch); do ut facias (ich gebe, damit du dagegen etwas thuſt); facio, ut des (ich thue etwas, damit du dagegen etwas giebſt); facio ut facias (ich thue etwas, damit du dagegen etwas thuſt); kommt in unſern literariſchen Zeiten noch ein fünfter! laudo, ut laudes (ich lobe, damit du dagegen lobſt.)

Eſchke.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Mai 1805.

I.

Geſpräche über die Geſchichte.

Zweites Geſpräch.

Selby. Arnold. Woldemar.

Woldemar. Was ihr mir vorausgeſagt, daß ihr euch nehmlich nicht vereinigen könntet, das ſeh' ich jetzt deutlich; und ich glaube, daß ihr, wie viel Gutes und Vortreffliches auch der Eine und der Andre ſagen mag, doch noch immer etwas behalten werdet, was Einer dem Andern entgegenſetzen kann.

Arnold. Drum thue du, wie wir dich Anfangs gebeten, und ſage uns, wie die Sache auszumachen ſey.

Woldemar. Soll ich das, ſo muß ich, wie ich fürchte, etwas weit ausholen, und das möchte euch nicht recht ſeyn.

Selby. Je weiter, weißt du, deſto beſſer!

Woldemar. Ihr ſeyd gewiß mit mir überzeugt, und es bedarf des Beweiſes wohl nicht, daß in dem Leben, über dem Leben, und durch das Leben der Menſchheit ein heiliger Wille waltet, durch welchen — ihr mögt ihn Fürſehung, Weltordnung, Schickſal, oder anders nennen — der Menſchheit ein Ziel geſetzt iſt, das ſie erreichen, d. h. welches ſie im Verlauf der Zeiten, durch Selbſtſetzung, wirklich machen ſoll, als ihr eignes Produkt.

Arnold. Wohl ſind wir davon überzeugt.

Woldemar. Soll ſie aber das, ſo hat nur dasjenige einen abſoluten Werth, und man kann nur von ihm ſagen, es ſolle ſeyn, was als nothwendige Bedingung dieſes Zwecks der Menſchheit ſich beweiſet. Scheint dir nicht das wahr, Selby?

Selby. Allerdings.

Woldemar. Alſo alles, was ſich nicht als nothwendige Forderung dieſes Einen Zwecks der Menſchheit erkennen läßt, das ſoll nicht ſchlechthin ſeyn, und hat keinen abſoluten Werth. Aber einen relativen kann es haben. Nehmlich: iſt das Daſeyn der Menſchheit nur auf dieſen Zweck einzig und allein beſchränkt; iſt der Kreis ihres Lebens mit ſeiner Erreichung geſchloſſen, und iſt ſie nur innerhalb dieſes Zwecks, ſo daß ihr erſtes Auftreten als Menſchheit der erſte Schritt zur wirklichen Realiſirung war: ſo iſt eine Periode im Leben der menſchlichen Gattung nothwendig — (ihr urſprünglicher Zuſtand, in welchem ſie ſich fand, wiewohl dieſes Finden eben jener erſte Schritt iſt) —, wo für dieſe Realiſirung noch nichts durch ſie geſchehen war. Soll aber ferner dieſe Realiſirung ihr eignes Produkt ſeyn; ſoll ſie den Zweck durch Selbſtſetzung wirklich machen: ſo muß es eine Periode geben im Leben der Gattung, wo dieſe Selbſtſetzung noch nicht möglich war, weil ſie ja wohl innerhalb ihres Daſeyns fallen muß. Dieſe Selbſtſetzung aber ſetzt voraus eine Wahl; denn nur dadurch erſcheint der Zweck als von ihr geſetzt, daß er aus mehreren andern möglichen Zwecken ausgewählt ſich darſtellt. Um aber den Zweck wählen zu können, muß er erkannt und als Zweck der Menſchheit eingeſehen werden. Was nun aber zur Erreichung des Zwecks nothwendig, und mithin eine Bedingung deſſelben iſt, ohne welche er unmöglich wäre, von dem ſage ich, es hat abſoluten Werth. Zu dieſem gehört auch, wie gezeigt iſt, die Erkenntniß des Zwecks oder die Wiſſenſchaft: dieſe hat mithin einen abſoluten Werth. Aber Alles, was nur die Bedingungen des Zwecks wieder bedingt, von dem ſage ich, es hat einen relativen Werth, obwohl es in einer andern Rückſicht gleichen Rang mit dem Vorigen hat.

Die Menſchheit als Gattung aber beſteht in ſich ſelbſt aus vielen, nach einander lebenden, Geſchlechtern, und jedes Geſchlecht aus vielen Individuen, lebend neben einander. Sie ſoll ſich erheben zur Wiſſenſchaft, alſo es ſoll eine Periode geben, in welcher das ganze Geſchlecht den Zweck erkennt, um ihn wählen zu können, und, auf daß dies möglich werde, haben alle frühere Geſchlechter ihr Leben darbringen müſſen als Opfer für das

Ganze. Dieſe Erhebung muß, eben, weil ſie Erhebung iſt, nach und nach geſchehen, von Einem ausgehend, und, unter dem neuen Geſchlecht, immer mehrere und mehrere erfaſſend, hindurchdringen, bis endlich jenes beglückte Geſchlecht die Sonne grüßt, dem es gegeben wird, ſein und der Welt Daſeyn zu begreifen. Die Wiſſenſchaft, welche den Zweck begreift und die Welt und das Daſeyn erklärt, iſt die Philoſophie.

Selby. Mithin müßte es eine Periode geben, wo die Philoſophie herrſchend und allgemein ſeyn wird. Ich ſehe nicht, was ich dawider einwenden ſoll; aber das ſeh' ich, daß die ſo bald noch nicht kommen wird. Denn, von Einem Punkte ausgehend, wie wird ſie das ſtets ſich erneuernde Menſchengeſchlecht ergreifen?

Woldemar. Sie wird und muß es. Tauſend Jahre ſind vor Gott, wie Ein Tag, und über die Form, in welcher ſie es wird, läßt ſich im Voraus nichts ſagen. Aber die Philoſophie ſelbſt behauptet nur, daß dies nothwendig ſey. Darum iſt es eben gut, und, wie mir ſcheint, iſt ihre allgemeine Verbreitung dadurch bedingt, daß ſie dasjenige, was ſie kühn aus eigner Machtvollkommenheit als nothwendiges Reſultat hinſtellt, auch, ſo viel als möglich, denen als wahr beweiſet, die ſich bis zu den letzten Gründen nicht zu erheben vermögen, damit ſie nur erſt glauben lernen an die Göttlichkeit der Vernunft, und ſo derſelben und ihrer Tochter, der Philoſophie, die Herrſchaft erleichtern. Alles das, wodurch dies geſchieht, ſcheint mir einen hohen, wenn gleich keinen abſoluten, Werth zu haben, um ſo mehr, je deutlicher ſich dadurch die Wahrheit der Philoſophie beglaubigt.

Selby. Dazu aber gehört die Geſchichte?

Woldemar. Dazu gehört die Geſchichte! Die Philoſophie ſtellt ja durch ſich ſelbſt, und aus Gründen, die ſie nirgend her entlehnt, das Ziel auf, zu welchem hin, nach ihrer Behauptung, der Strom der Zeit ſich wälzt. Sie, erkennend, unter welchen Bedingungen dies möglich ſey, zeichnet der menſchlichen Gattung mit kühnem, großem Pinſel die Bahn vor, die ſie zu durchlaufen hat. Indem ſie hierbei die Schranken der Zeit zerbricht, und unbekümmert darum, daß dicke Nacht die Zukunft deckt, greift ſie dieſer vor, trägt in ſie Licht, und zeigt ihre Geſtalt in großen Maſſen, unbekannt mit den Einzelnen. Eben ſo, wie ſie hier das wirkliche Daſeyn nicht zur Leiterin haben konnte, weil es noch erſt kommen ſoll, ſo blickt ſie auch nicht hinter ſich, ob das geweſene Leben dem Bilde entſpricht, das ſie von ihm entworfen hat. Trauend auf ihre Untrüglichkeit erſchafft ſie die Vergangenheit von neuem, und behauptet keck, ſo müſſe ſie geweſen ſeyn. So wie aber die werdende Zeit dem Bilde entſprechen ſoll, das ſich von ihr in der Philoſophie geformt hat, falls dieſe ihre Aufgabe gelöſet, ſo muß auch die vergangene dem ſeinigen gleich ſeyn. Und wenn erſt kommende Geſchlechter richten mögen über die Wahrheit der Philoſophie in Rückſicht des erſten Punkts, ſo mag es das jetzige in Rückſicht auf den zweyten. Denn die Hiſtorie muß in dem, was ſie als geſchehen aufſtellt, ſtets einen Punkt treffen in der Linie, welche die Philoſophie als den Gang verblüheter Geſchlechter gezogen hat, oder eine von beiden iſt falſch.

Arnold. Wenn ich dich recht verſtehe, ſo ſoll die Hiſtorie die Beſtätigung der Wahrheit der Philoſophie enthalten, nicht, weil dieſe des fremden Beweiſes bedürfte, ſondern, weil das wunderbare Zuſammentreffen des von ihr Geforderten und des wirklich Geſchehenen ein vollgültiges und allgemeiner ergreifendes, wenn gleich überflüßiges, Zeugniß ſeyn mag?

Woldemar. Ueberflüßig allerdings für die Philoſophie, weil dieſe, reich genug in ſich ſelbſt, nicht fremde Hülfe zur Unterſtützung ihres Gebäudes erbetteln darf, und entweder aus eigner Fülle ſiegen, oder ihren Anſpruch, Alles erklären zu wollen, aufgeben muß. Ueberflüßig auch für die wirkliche Realiſirung, wiewohl das, was bisher für die Geſchichte geſchah, darum, weil es geſchah, als nothwendig dazu erkannt werden mag. Aber nicht überflüßig für die Welt, die das Höchſte der Menſchheit erringen und deswegen begreifen ſoll; auch nicht überflüßig für das Gemüth, das glühend in ſich gewahrt das ewige Feuer des Wahren und des Schönen, und ſich zum Prieſter deſſelben berufen fühlt.

Selby. Aber dann ſcheint mir erſt eine Geſchichte möglich für die Zukunft von der gegenwärtigen Zeit abwärts. Was man aber bisher für Geſchichte gehalten hat, mag dieſen Namen ſchwerlich verdienen, weil vielleicht keiner der Geſchichtſchreiber an dieſen Zweck gedacht hat. Denn wenn auch von der Philoſophie zu jeder Zeit irgend etwas als Zweck der Menſchheit aufgeſtellt wäre, ſo iſt es der rechte ſchwerlich geweſen; und geſetzt, dies ſey in neuern Zeiten geſchehen, ſo iſt doch, ſo viel ich weiß, noch kein Hiſtoriker aufgetreten, der in dieſem Sinn eine Geſchichte geſchrieben hätte.

Woldemar. In dieſem Sinn haben Alle geſchrieben, die es werth ſind, mit dem Namen eines Hiſtorikers beehrt zu werden. Nicht, als ob ſie ihn klar gedacht hätten, den großen Gedanken; nicht, als ob ſie mit den ſtrengſten Gründen der Philoſophie die Nothwendigkeit ſeiner Realiſirung beweiſen könnten: ſondern weil, obwohl ſich viele berufen wähnen, nur derjenige ſich zu dem Geſchäft auserwählt fühlen kann, dem ein göttlicher Sinn der beſſern Naturen eigen iſt, und den er auf das Wahre treibt. Es giebt, wie einen poetiſchen und philoſophiſchen, ſo einen hiſtoriſchen Genius, der mit hellleuchtender Fackel ſeine Erwählten auf die rechte Bahn ruft, ohne daß ſie mit berechnendem Scharfſinn ihre Lage auszumeſſen nöthig haben. Glücklich, wer von dieſem Genius geleitet wird! Er klügle nicht über die letzten Gründe ſeines Verfahrens, ſondern mit kindlicher Seele folge er der Hand des freundlichen Jünglings, und trübe die Freudigkeit ſeines Gemüths nicht dadurch, daß er ſie ergründen und ihren Quell auffinden wolle!

Selby. Recht! denn das glaube ich bemerkt zu haben, daß der die Gunſt des Genius verſcherzt, der die Gegend ſelbſt aufzuſuchen unternimmt, woher jener ſeine

Gaben ſammelt. Der Schöpfer anatomirt nicht ſeine Geſchöpfe, ſondern ſchafft nur.

Woldemar. Das aber hindert nicht den Philoſophen, die Gründe zu erforſchen, und das, was etwa Gutes und Löbliches geſchehen, als ſolches zu rechtfertigen, oder für die Zukunft den Weg zu bezeichnen, der gewandelt werden ſoll, damit der, welcher ihn nicht durch ſein Inneres gewählt hat, wenigſtens abgeſchreckt werde, auf dem unrechten fortzuwandeln.

Arnold. Nach dem, was du geſagt haſt, ſcheinſt du mir doch darin beizuſtimmen, daß Geſchichten keinen Werth haben, wenn du auch einer Geſchichte viel Lob ertheilſt.

Woldemar. Dieſe Mahnung ſcheint an deine erſte Frage zu erinnern, nehmlich an die Darſtellung der Geſchichte.

Selby. Eben darüber möcht' ich dich reden hören; und über das Princip, welchem zu Folge etwas aus der Menge vergangener Dinge es werth iſt, der künftigen Zeit im Bilde überliefert zu werden.

Woldemar. Um dies gehörig zu beſtimmen, würde ich weitläuftiger ſeyn müſſen, als ich möchte oder die Zeit erlaubt. Wenn ihr indeß mich ruhig anhören und mir wenigſtens heute nicht widerſprechen wollt, ſo will ich Euch darüber meine Meinung mit Wenigem mittheilen.

Es iſt aus dem Geſagten klar, daß, weil die Geſchichte (denn die Wirkungen, die du, lieber Selby, ſo treffend geſchildert haſt, übergehe ich deswegen ganz, weil ſie nur zufällig ſind, und wie du, Arnold, gezeigt, auch nicht ſtatt finden können!) eine Beſtätigung des philoſophiſch bewieſenen Zwecks der Menſchheit ſeyn ſoll, ſie nur das aufnehmen darf, wodurch ſich die Linie, welche der Philoſoph als den Weg zur Realiſirung jenes Zwecks gezogen hat, als wirklich von den da geweſenen Geſchlechtern beſchrieben, darlegt. Soll dies ſo kurz als möglich geſchehen, ſo werden nur die Schritte, welche wirklich vorwärts gethan ſind, erzählt und nachgewieſen werden dürfen. Wir haben aber vorhin geſehen, daß jeder Fortſchritt von einem Mitgliede der menſchlichen Gattung, in welchem die Natur die Kraft des dermaligen Geſchlechts concentrirt, zuerſt geſchehen, darauf ſeinem Volk und endlich, vielleicht nachdem mehrere Geſchlechter abgeſtorben, fremden mitgetheilt werden müſſe. Ehe aber ein zweites Volk denſelben Schritt vorwärts thut, iſt vielleicht von jenem erſten ſchon wieder ein neuer gethan. Die allgemeinſte Geſchichte verweilt nicht, und ſoll nicht verweilen bei der allmähligen Verbreitung desjenigen, was für den Zweck der Menſchheit geſchehen, ſondern ſie ſoll nur zeigen, daß wirklich die einzelnen Schritte gethan ſind, die von der Philoſophie, als geſchehen ſeyn müſſend, behauptet wurden. Kann ſie das nicht, ſo iſt die philoſophiſche Behauptung falſch, oder es fehlt an Quellen für die Geſchichte. Darum vergißt ſie, was zur Seite liegt, und, nur das Vollendetere verfolgend, kümmert ſie ſich nicht um dasjenige, was in minderer Vollkommenheit ſich überall ausbreiten mag. Ein neuer Schritt weiter auf dieſer Linie aber iſt irgend eine neue Idee, die in der Freudigkeit ihres jungen kaum entwickelten Lebens gleichſam ihre Kraft beweiſen will durch die Gewalt, mit welcher ſie in die Verhältniſſe der Menſchen greift, und ſich zum waltenden Princip macht ihres Thuns und ihres Treibens. Nur der Entwickelung dieſer Ideen folgt die Geſchichte, d. h. der Annäherung zu der Idee der Menſchheit und ihres Zwecks. Ihr liegt nichts an Perſonen; ihr ſind gleichgültig die Völker; ihr Zweck iſt, den Gang der Menſchheit zu zeigen: darum wendet ſie ſich, wie die Blume zur Sonne, nur dahin, wo das ſchönſte Licht und das höchſte Leben. Wo eine friſche Blüthe ſich glänzend ihrem Auge zeigt, da faßt ſie ſie auf in ihren Kranz, und unterſucht nicht, warum dieſe gerade unter dieſem Volk' erkeimte, das doch arm an den Blumen zu ſeyn ſchien, welche ein andres ſchmückten. Genug, ſie gehört zur Farbenharmonie, die der Philoſoph als da geweſen, behauptet hat; darum wird ſie gebrochen, wo ſie ſich findet. Eine ſolche Darſtellung der durchlebten Zeit, die da anfangend, wo der erſte Sonnenſtrahl eine Scene der menſchlichen Verhältniſſe erhellt, und, unbekümmert um alles Uebrige, nur den Gang der Cultur verfolgt, immer dahin ſich wendend, wo ſie am herrlichſten erſcheint, würde ich eine *Geſchichte der Menſchheit* nennen. Und dieſe Idee iſt es, die mir bei allen, ſogenannten, Weltgeſchichten dunkel zum Grunde gelegen zu haben ſcheint. Ob ſie aber auf die, von uns beſtimmte Weiſe ausgeführt worden iſt, das gilt uns hier gleich.

Vielleicht hat man noch nie eine richtige Idee der Menſchheit bei dieſen Hiſtorien gehabt: allein man hatte doch gewiß irgend eine, und die wollte man doch wohl auf jene Weiſe darſtellen. Darin aber beſteht hier eben die hiſtoriſche Kunſt, daß das Geſchehene als Produkt der Idee dargeſtellt werde; und darum iſt dieſe Kunſt gewiß ſo lange einer Vervollkommnung fähig, als die Idee ſich den Menſchen klarer offenbart. Wäre dies nicht der Fall, ſo würde offenbar Eine Darſtellung der vergangenen Zeit hinreichen, die nur von ſpätern Geſchlechtern verlängert werden dürfte; und das ganze Verdienſt, welches eine Hiſtorie vor der andern haben könnte, wäre, daß ihr der Verlauf der Zeit es möglich gemacht, die Linie etwas weiter zu ziehen. Mit Einem Worte, es gäbe hier keine hiſtoriſche Kunſt.

In der bisher beſchriebenen hiſtoriſchen Darſtellung iſt nur die raſche Entwickelung der Menſchheit aufgefaßt und dargeſtellt; nur die Annäherung nach dem Ziele, wo und von wem ſie geſchah, iſt ergriffen: aber die Verhältniſſe der Zeiten und Völker ſind dabei, obwohl es nicht nothwendig iſt, gänzlich unberückſichtigt geblieben, und Jahrhunderte vielleicht ſo zuſammengedrängt, daß ſie dem Auge erſcheinen wie Ein Tag. So war es nicht im wirklichen Gange der Welt: nur mit großen, langſamen, gewichtigen und mühvollen Schritten durchwandeln die Geſchlechter die beſtimmte Bahn. Jeder Ausbildungsprozeß der Menſchheit verwickelte dieſe in einen Kampf mit ſich ſelbſt; jede Idee, die, von Einem Punkte ausgehend, belebendes Princip wurde für die Verhältniſſe der Menſchen, konnte nur nach vielem Widerſtreben die Herrſchaft über einen Theil des Erdbodens gewinnen. Was die, in der Kraftconcentration der Geſchlechter empfangenen, großen Geiſter Großes erzeugten, das widerſtand lange den Erdenſöhnen, und dieſe mußten immer von Neuem der Sonne eine Zeitläng entgegenreiſen, ehe ſie wiederum eine der Hüllen zerſprengen und abſchütteln konnten, mit welchen ſie, von ihrem urſprünglichen Zuſtande her, umwickelt waren, und die vielleicht die Alten unter der Erbſünde ahnen mochten. So wie die Geſchichte der Menſchheit nur den Ideengang durch die wechſelnden Geſchlechter verfolgte, ſo kann jede einzelne Idee feſtgehalten, und verfolgt werden in ihrem Leben und Wirken. Dieſes ihr Leben und Wirken macht eine Geſchloſſenheit, wie das Leben eines Menſchen, und kann dargeſtellt werden in Einem vollendeten Bilde. Daher ſcheint es mir Unrecht, die Hiſtorien einzelner Völker oder Staaten zu beſchreiben: dies iſt nur dann löblich und gut, wenn dieſe Völker ſich iſolirten, und, ohne Einwirkung und Zurückwirkung andrer und auf andre, ſich in ſich ſelbſt emporarbeiteten: wo dieſer Fall nicht eintritt, da muß die Schranke zerbrochen werden, die Völker von Völkern trennt. So weit die herrſchende Idee lebt und wirkt, ſo weit dehnt ſich der Kreis, und bildet eine für die hiſtoriſche Darſtellung geeignete Geſchloſſenheit, ſie mag nun in das Leben eines Mannes fallen, und Biographie, oder zur Maxime eines Staats, und daher Volksgeſchichte, oder zum Princip vieler zugleich lebenden Nationen, und deswegen Epochengeſchichte werden, oder wie ihr ſie ſonſt nennen wollt. Alle dieſe Darſtellungen werden deſto vollkommner ſeyn, wenn ihre Urheber die Kunſt verſtehen, indem ſie bloß mit dem Leben und Wirken dieſer beſtimmten Zeitidee beſchäftigt und nichts als geſchehene Ereigniſſe zu beabſichtigen ſcheinen, ſtets die Idee der Menſchheit in ihrer ganzen dermaligen Klarheit dem Beſchauer ihres Gemäldes gegenwärtig zu halten, und, ohne dieſen Maßſtab an den Rand zu zeichnen, jeden einzelnen Pinſelſtrich als über ihn hingleitend, hervorzuheben wiſſen. Darin beſteht die hiſtoriſche Kunſt bei dieſen Darſtellungen, daß die Zeitideen als Reſultate der Zeitereigniſſe, die Idee der Menſchheit aber als Reſultat jener Reſultate (am Ende der Tage) erſcheinen. Was aber dem Leſer aus den dargeſtellten Ereigniſſen und Thaten zu erhellen und hervorzuſpringen ſcheint, das ſchwebte dem Hiſtoriker vollendet von der Darſtellung vorher um die Stirn. Daher ſcheinen hiſtoriſche Darſtellungen dem Leſer Syntheſen, dem Hiſtoriker ſind ſie Analyſen: jenem erzeugen ſie die Idee, dieſem werden ſie erzeugt durch die Idee. Aus allen aber wird, wie die Philoſophie verhieß und die Menſchheitsgeſchichte bezeugte, hervorgehen, daß der Kampf der Ungebildetheit mit der Cultur ſich ſtets zum Vortheil von dieſer entſcheiden muß; daß nie rohe Kraft ſiegen kann über das wahrhafte Leben der Idee; daß jedes Volk groß im Innern und unbeſiegbar von Außen iſt, ſo lange es über der Mitwelt erhaben ſteht durch wahrhafte Cultur, d.

h. durch einen Vorſprung auf der Bahn zum Ziele der Menſchheit, und daß es weichen muß, wenn ein andres es einholt, oder den Vorſprung gewinnt, ja daß es wohl ſelbſt in ſich untergehen, oder der phyſiſchen Kraft roher Barbaren erliegen mag, wenn es in Trägheit oder Entartung den Sinn für das Große und Schöne, den Sinn für eine belebende Idee verloren hat. Zugleich aber wird aus der Weltgeſchichte erhellen, daß dieſer Fall nicht früher eintreten wird, als bis eine größere Idee irgendwo zu leben begonnen hat, auf daß es offenbar werde, daß nicht die Menſchheit ſinkt, wenn Völker untergehen.

Solche hiſtoriſche Darſtellungen ſind aber offenbar nur von den Zeiten möglich, die ſo weit hinter uns liegen, daß die Idee, welche eingetreten war, einer andern und höhern gewichen iſt: denn erſt dadurch rundet ſich das verbreitete Leben zum Ganzen. Damit dies aber möglich werde, iſt es nöthig, daß die Wirkungen, von welchen dieſe Idee das Princip war, nicht verloren und vergeſſen, ſondern einem künftigen Hiſtoriker, dem es im Verlauf der Zeit gegeben wird, ihr ganzes Leben zu überſchauen, aufbehalten werden für ein umfaſſendes Gemählde. Dieſer Hiſtoriker, falls er alle Wirkungen wüßte, welche dieſer Idee entfloſſen ſind, würde doch vielleicht nicht alle in ſein Gemählde aufnehmen; ſondern, da er nur das Leben der Idee und ihr Eingreifen in die menſchlichen Verhältniſſe im Bilde vor unſer Auge ſtellen will, ſo wird ſie ihm ſelbſt der Maßſtab ſeyn für das, was des Bemerkens werth iſt. Sie wird der Standpunkt ſeyn, auf welchen er den Leſer, ohne es ihm gerade zu verkünden, ſtellt, um von dort aus vor ſeinem Blick das Panorama ſeiner Darſtellung zu erzeugen. Was irgend einen Theil des Gemäldes hebt, oder erhellt oder verſchönert, das wird eine Stelle finden in ſeiner Darſtellung; das Uebrige, was gleichſam als Zugabe daliegt, und was er nicht als bedeutend für das Ganze erkennet, das wird er übergehen. Aber dies läßt ſich nicht beurtheilen, ſo lange die Idee ſelbſt lebt und herrſcht; denn die Folgen laſſen ſich nicht zum voraus berechnen, und ein unbedeutend ſcheinendes Bächlein wird oft ein gewaltiger Strom. Darum ſollten beſtändig die Ereigniſſe der Gegenwart, die großen wie die kleinen, in genauer Ordnung und ohne alles Räſonnement, ſo ſimpel wie ſie geſchehen, aufgezeichnet werden, um dem künftigen Hiſtoriker in die Hand zu arbeiten. Dies iſt das Geſchäft des Chronikenſchreibers; und gewiß ein ehrenwerthes Geſchäft. Denn für die beiden erſten Darſtellungen giebt es eine hiſtoriſche Kunſt, und ſie ſind einer fortdauernden Perfektibilität fähig: für die Chronik giebt es keine Kunſt, und ihre Verdorbenheit kann nicht verbeſſert werden. Aber der Chronikenſchreiber wird deswegen nicht minder von der göttlichen Idee des Fortſchreitens der Menſchheit beſeelt, wie die andern. Sie liegt auch ſeiner Darſtellung zum Grunde; aber ſie tritt nicht in ihr erkennbar hervor. Denn, was könnte einen Mann anders bewegen, ſein Leben dem Aufzeichnen von Begebenheiten zu weihen, von denen er oft nicht ſieht, woher ſie kommen, wenigſtens nie, wohin ſie führen, wenn es nicht der Glaube an einen künftigen Hiſtoriker thut, dem er, und durch welchen er, der Welt einen Beweis möglich machen will, daß Wahrheit und Cultur immer ſiegender werden? Auch er muß von dem großen Gedanken der Entwickelung der Menſchheit voll ſeyn; denn nur dieſer Gedanke erklärt die Selbſtverleugnung, mit welcher er ſein Leben zum Opfer bringt. Die andern konnten ſich an ihrem Bilde ergetzen: er kann (denn daß man Alles zum Handwerk erniedrigen mag für die Bedürfniſſe des Lebens, muß man unkennen!) nur an eine künftige Vortrefflichkeit glauben, oder er muß darum wiſſen; und in dieſem Glauben oder dieſem Wiſſen nur mag er handeln!

H. Luden.

II.

Chriemhild und Siegfried.

Der Nibelungen Lied *). Erſter und zweiter Geſang.

(Aus dem Alt-Schwäbiſchen.)

Viel Wunders iſt erzählt in alten Sagen
Von Kühnheit und von Helden lobeswerth.
Nun möget ihr von frohen Hochzeitfeſten
Und dann von vielem Weinen und von Klagen
Und kühner Männer Streit die Wunder hören.
   Es wuchs ein ſchönes Mägdlein in Burgund,
Daß nirgend eine Schönre ward gefunden.
Chriemhild, das war der Name dieſer Schönſten.
Ach! mancher Held verlor durch ſie das Haupt;
Denn alle liebten ſie, die wohlgezahme,
Sie liebten ſie mit kühner Helden Muth.
Ganz ohne Maßen war des Körpers Schöne,
Und keine war durch Tugend ſo geziert.
Drei Kön'ge pflegten ihrer, reich und edel,
Gernot und Günther, Helden löbelich,
Und Giſelher, ein auserwählter Degen.
Die Jungfrau war der Kön'ge liebe Schweſter.
Sie ſelbſt, die Hochgebornen, waren mild,
Mit Kräften ohne Maß erfüllt und kühn,

---

*) S. Eun. April, S. 272 f.

F.

Daß von Burgund, ſo hieß ihr Land, ſie trugen
Der Thaten Wunder bis in's Hunnenreich.
Am Rheine wohnten ſie mit ihren Kräften,
Zu Worms. Die ſtolzen Ritter in der Runde
Mit Ehren dienten ihnen bis an's Ende,
Bis ſie durch zweer edler Frauen Neid
Den jammervollen Tod erleiden mußten.
Die Mutter, reich an Gütern, hieß Frau Utte,
Danchrat, der Vater, der das Erbe ließ,
Im Leben auch ein trefflich reicher Mann,
Und der als Jüngling großen Ruhm gewonnen.
Den Kön'gen waren unterthan weitum
Die beſten Ritter, die man damals kannte,
Stark, kühn, in allen Kämpfen unverzagt.
Das war von Trony Hagen und ſein Bruder
Danchwart, der ſchnelle; von Mecen Ortwin,
Und Eckewart und Gere, zwei Markgrafen;
Dann Volker von Alzaz, der Treffliche;
Roumol, der Küchenmeiſter, hochberühmt;
Sindolt und Hunolt: dieſe mußten pflegen
Des Hofedienſtes bei den Königen.
Danchwart war Marſchalk; Ortwin von Mecen,
Danchwartens Neffe, war Truchſeß des Königs;
Sindolt war Schenk, ein auserwählter Degen;
Hunolt war Kämmerer; geehrt ſie alle
Durch ihres Königs Kraft und eigne Würde.
In Freuden führten ſie ein herrlich Leben.
Chriemhilden aber träumte zu der Zeit:
Sie zög' ſich einen wilden Falken auf
Gar manchen Tag. Ergriffen würd' er aber
Vor ihrem Angeſicht von zween Aaren.
Nichts leiders in der Welt konnt' ihr geſchehn!

Den Traum erzählte ſie der Mutter Ute;
Die deutet ihn der Guten alſo aus:
„Der Falk, den du dir aufgezogen haſt,
„Das iſt ein edler Mann. Gott woll' ihn ſchützen!
„Denn bald, o Tochter, mußt du ihn verlieren."
„Was ſagt Ihr," ſprach ſie, „Mutter, mir vom Manne?
„Von Männerliebe frei ſtets will ich bleiben
„So ſchön, wie jetzt, bis an den Todestag,
„Auf daß ich nie vom Manne Noth gewinne."
„Verred' es es nicht ſo ſehr," ſprach die Frau Ute;
„Denn ſollſt du je zu Herzensfreude kommen,
„Durch Mannesliebe, traun! muß es geſchehn.
„Dann erſt, mein Töchterchen, wirſt du die Schönſte,
„Wann Gott dir zuſagt einen Ehrenmann."
„Ach, Mutter," ſprach ſie, „laß die Reden ſeyn!
Gar manches Weib hat ſchwer erfahren müſſen,
Wie Liebe lohnt zuletzt mit bitterm Leid:
Drum will ich beides fliehn, ſo bleib' ich glücklich."
Das war der Falk, den ſie im Traume ſah,
Den ihr zuvor beſchied die liebe Mutter.
Wie rächte ſie's an ihren nächſten Sippen,
Als ſie den edlen Falken ihr erſchlugen!
Durch dieſes Einen Tod ſtarb mancher Mutter Kind.
Sie aber lebte ſchön in hoher Tugend,
Die edle Maid, viel manchen lieben Tag,
Und wußte Niemand, den ſie minnen wollte,
Bis ſie mit Ehren ward des Helden Weib.
In Niederlanden wuchs der Königsſohn,
Deß Vater Siegmund hieß, Sieglind die Mutter,
In einer reichen, weitbekannten Burg,
Genennet Santen, nieder an dem Rheine.
Ich ſinge, wie ſo ſchön ward dieſer Degen.

Vor aller Schande war er wohlbewahrt;
Der Kühne kam nachher zu Ruhm und Stärke;
O, welche Ehre hat er ſich nachher erkämpft!
Siegfried, — ſo nannte man den edlen Degen.
Des Armes Kraft, den hohen Heldenmuth
Verſucht' er bald an manchem Reich' und Lande,
Das mit den ſchnellen Mannen er durchritt.
Denn wunderbar heran wuchs er an Ehre
Und Kühnheit und an Gunſt bei ſchönen Frauen.
Auch zog man ihn mit Fleiße, wie ſich's ziemt.
Doch von ſich ſelbſt gewann er ſolche Tugend,
Daß man zur Zierde ſeines Vaterlandes
Ihn herrlich fand nachher zu allen Dingen.
Er war nun ſo erwachſen mit der Zeit,
Daß er zu Hofe ritt. Die Leute ſahn
Ihn gern, vornämlich aber Fraun und Mädchen.
O, ritt' er — wünſchten ſie — doch oft daher!
Er merkt' es wohl, daß ſie ihm huldreich waren:
Doch ſelten ohne Hut ließ ihn der Vater
Und auch die liebe Mutter Sieglind reiten,
Und ſtets mit ſchönen Kleidern wohlgeſchmückt.
Mit weiſen Männern ging er um am Hofe:
Deß mocht' er wohl gewinnen Leut' und Land.
Nun war er ſtark genug, das Schwert zu führen,
Und nun begann er auch um ſchöne Frau'n
Mit Zärtlichkeit zu werben, und ſie liebten
Mit Zucht den ſchönen Siegfried ohne Säumen.
Da hieß der Vater ſeinen Mannen künden,
Daß Hochzeit er mit ihnen feiern wolle.
Drauf ward es weit und breit bekannt gemacht:
Beſonders aber lud man ſeine Sippen,
Die auch nun Ritterſchaft empfangen ſollten.

Daß dieſe edlen Kinder jetzt das Schwert
Zugleich mit ihm, dem jungen König, nähmen.
Der König gab den Fremden und den Kunden
Roß und Gewand. Es war ein herrlich Feſt!
Und wie der König Siegmund und Sieglinde
Der Ehren viel den Andern gütig theilten,
So gaben die gern ihnen ſie zurück.
Wie viel der Fremden ritten in das Land!
Vierhundert Ritter wurden Siegfrieds Mannen.
Die ſchönen Mädchen putzten ſich mit Fleiß:
Denn alle waren hold dem Königsſohne.
Die edlen Steine fügten ſie in Gold,
Und wirkten ſie mit Borten in's Gewand.
Es achten's nicht die jungen, ſtolzen Ritter!
An einer Sonnenwende ward das Feſt,
Wo Siegfried Ritter ward, gefeiert.
Die weiſen Alten leiteten die Jungen,
Wie ehdem ihnen ſelbſt geſchehen war.
Viel Kurzweil hatten ſie und viele Freuden.
Zu einem Münſter zogen prächtig ein
Die edlen Ritter und die reichen Knappen,
Und Gott zu Ehren ſang man eine Meſſe.
Es hub ſich von den Leuten groß Gedrang,
Als mancher Jüngling nun nach Ritterbrauche
Mit großer Ehr die Ritterſchaft empfing.
Drauf aber eilten alle ſie hinaus
In Siegmunds Hof, wo manches ſchöne Roß
Geſattelt ſtand. Der Buhurt war ſo groß,
Daß man ertöſen hörte Saal und Pallaſt
Vom Ungeſtüm der hochgemuthen Ritter,
Und mancher gute, mancher ſchlechte Stoß
Erklang, und hochauf ſcholl der Schäfte Brechen;
Die Stücke flogen auf dem Plan umher.

Da bat der König ſie, das Spiel zu enden,
Und weggeführet wurden nun die Roſſe.
Mit edlen Steinen war das Gras beſä't
Und mit der lichten Schilder ſchönen Spangen,
Herabgeworfen von der Lanzen Stoß.
Drauf wurden alle ſie zum Schmaus geladen.
Die Müden letzten ſich mit edler Speiſe
Und Wein, dem köſtlichſten, reich dargebracht.
So ehrte man die Fremden und Bekannten;
So pflagen ſie der Kurzweil jeden Tag.
Es blieben viel der Fahrenden allhier
Und dienten ob der reichgefundnen Gabe.
Deß ward mit Lob gezieret Siegmunds Land.
Der alte Herr ließ durch den Sohn verleihen
Nun Land und Burgen, wie ſonſt er gethan.
Da gab des Sohnes Hand den Schwertgenoſſen
Der Güter viel. Da freuten ſie der Reiſe
Sich hoch und ihres Zuges in dies Land.
Die Hochzeit währte bis zum ſiebten Tag.
Sieglind, die reiche, pflag der alten Sitten,
Und theilte, ob des Sohnes Liebe, drauf
Den Rittern aus des rothen Goldes viel.
Sie konnt' es wohl verdienen, daß die Leute
Ihm waren hold. Der fahrenden Geringen,
Der armen Mannen viele, die zu leben
Nicht fürder hatten einen Tag, ſie fanden
So Roß, als Kleider, deß ſie waren baar.
Nie hat Geſinde größre Mild' erfahren!
So ſchied in Ehren ſich das hohe Feſt.
Man hörte von den reichen Herr'n ſeitdem,
Daß ſie den Jüngling hätten gern zum König;
Doch er, der Biedere, begehrt' es nicht;

So lang Siegmund und Sieglind lebten, wollte
Ihr liebes Kind die Krone nimmer tragen;
Nur Führer der Gewalt'gen wollt' er ſeyn,
Womit er kühnlich zog in ferne Lande.

Zweiter Geſang.

Der Jüngling lebte frei von allem Leide,
Da hört' er ſagen von der ſchönen Maid,
Der wünſchenswerthen, im Burgunderlande,
Von der ſortan der Held gewinnen ſollte
Viel Freud' und Leid. Kund war all überall
Der edlen Jungfrau übergroße Schöne
Und hoher Sinn, von manchem Held erfunden.
Der Gäſte viel zog ſie in Günthers Land, —
Wie viele ſah man, die um Liebe warben!
Jedoch Chriemhild im Herzen ſich geſtand,
Sie könne zum Geliebten keinen wählen.
Viel fremde war ihr jetzo noch der Held,
Dem unterthan ſie ward nach dieſen Zeiten.
Er aber dachte jetzt auf hohe Minne.
Der Andern Werben war nur in den Wind.
Ihm mußte wohl der Frauen Schönſte werden!
Auch ward Chriemhild des kühnen Siegfrieds Weib.
Die Anverwandten und die andern Mannen,
Als ſie gerichtet ihn auf ſtete Minne
Nun ſahn, ermahnten, daß er eine würbe,
Die ihm geziemte. Drauf der Edle ſprach:
„So will ich mir die ſchöne Jungfrau nehmen,
Chriemhildis, aus dem Lande von Burgund.
So ſchön iſt ſie, — das iſt mir wohl bekannt —
Daß jedem Kaiſer, wär' er noch ſo reich,
Zur Minne wohl die Fürſtin ziemen möchte.“

Als nun zu Siegmund dieſe Nachricht brachten
Die Ritter, ward des Sohnes Will' ihm leid;
Auch Sieglind, als ſie es erfuhr, trug Sorge
Um ihres lieben Sohnes Leib und Leben:
Sie kannten Günthern wohl und ſeine Mannen.
Da ſprach der kühne Siegfried: „Lieber Vater,
Ohn' edler Frauen Minne will ich bleiben,
Soll da mein Herz nicht werben, wo der Liebe
Gewalt es hinzieht.“ Was die Andern riethen,
Verwarf der Held. Da ſprach der alte König:
„So bin ich deines Willens wahrlich froh,
Und will dir's helfen enden, wie ich kann.
Doch ſag' ich's dir, der König Günther hat
Am Hof gar manchen hochverdienten Mann,
Und wär es Niemand anders auch, als **Hagen**.
Er wahrt mit Uebermuth der hohen Würde;
Ich fürchte, daß uns deſſen werde leid,
Wenn um die Herrliche wir werben wollen.“
„Was mag uns hindern?“ ſprach der kühne Sohn.
„Was ich nicht freundlich ihnen aberbitte,
Mag herrlich mir erwerben meine Hand;
Mit der erzwing ich Leute mir und Lande.“
Da ſprach der Vater: „Sohn, mich ſchmerzt dies Wort;
Und käme bis zum Rhein davon die Kunde,
Du dürfteſt nimmer ziehn in Günthers Land.
Seit lange kenn' ich ſie, Gernot und Günther;
Traun! mit Gewalt führt Niemand heim die Maid.
Doch willſt du ziehn mit Rittern in das Land,
So wollen ſchnell die Freunde wir beſchicken.“
„Das iſt mir nicht zu Sinn',“ entgegnet Siegfried,
„Daß mir zum Rheine Ritter folgen ſollen;
„Leid wär es mir, wenn ich durch eine Heerfahrt

„Mir die viel Herrliche erzwingen ſollte:
„Der eigne Arm mag ſie mir wohl erwerben.
„Ich will ſelb zwölfen ziehn in Günthers Land.
„Dazu mögt ihr mir helfen, Vater Siegmund."
Da gab man ſeinen Rittern grau und bunt
Zur Kleidung. Aber als die Mutter hörte
Von dieſem Zug, begann ſie ſehr zu trauern:
Denn ſie befürchtete, daß Günthers Mannen
Ihr tödteten den Sohn. Wie weinte ſie!
Als Siegfried dieſes ſah, ging er zu ihr,
Und ſprach mit Glimpf: „Ihr ſollt nicht weinen, Mutter,
Um meinetwillen. Ich bin ohne Sorgen
Vor allen Feinden. Helft mir nur zur Reiſe
In's Land Burgund, und helft mir, daß die Ritter
Gewänder haben, wie den Stolzen ziemte:
Dafür will ich mit Treue dann euch danken."
„Und willſt du denn nicht abſtehn," ſprach Frau Sieglind,
„So helf' ich dir zur Fahrt, mein einzges Kind!
Mit ſchönen Kleidern, wie je Ritter trugen,
Dir, ſammt den Andern. Ihr ſollt Fülle haben."
Da neigte ſich der Königin der Held,
Und ſprach: „Ich will zur Reiſe Niemand haben,
Denn zwölf der Ritter. Die nur ſoll man ſchmücken:
Dann will ich ſehn, wie's um Chriemhilden ſteht."
Da ſaßen ſchöne Frauen Nacht und Tag,
Und wenig pflegten ſie der ſüßen Ruhe,
Bis daß ſie fertig wirkten Siegfrieds Kleider.
Der Vater ließ ſie alle herrlich ſchmücken,
Damit deß Ruhm gewönne Siegfrieds Land.
Bereitet wurden auch die lichten Panzer,
Die feſten Helm' und ſchönen, breiten Schilde.
Da nahte ſich die Reiſe nach Burgund,

Und Mann und Weib begann um ſie zu ſorgen,
Ob jemals heim ſie wiederkehren ſollten.
Die Helden aber ließen Kleid und Waffen
Aufſäumen. Ihre Roſſe waren ſchön,
Und golden das Gezeug. Es übertraf
Kein Menſch an Pracht Siegfried und ſeine Mannen.
Darauf begehrt er Urlaub zu der Fahrt.
Wie weinten traurend Vater da und Mutter!
Er aber tröſtete ſie minniglich:
„O, weinet nicht,“ ſprach er, „um meinetwillen,
Und ſeyd ganz ohne Sorgen um mein Leben!“
Den Rittern war es leid; die Mädchen weinten;
Das Herz hatt' ihnen wohl vorhergeſagt,
Daß viel der Freunde, — ach! auf dieſer Fahrt
Den Tod erleiden würden. Darob klagten
Sie wohl mit Recht: denn ſie traf große Noth.
  Am ſiebten Morgen drauf nach dieſem Tage
Da ritten die viel Kühnen auf den Sand
Zu Worms. Und alles ihr Gewand erglänzte
Von rothem Gold, und alles ihr Geräth.
In gleichem Gange ſchritten her die Roſſe,
Die Schilde waren neu und licht und breit,
Die Helme ſchön; und hingen auf die Sporen
Der Schwerter Spitzen nieder. Scharfe Lanzen
Erhuben ſie, die Helden, mit der Hand.
Und Siegfrieds Schwert war zweer Spannen breit,
An beiden Ecken hart und ſtattlich ſchneidend;
Goldfarben war der Zaum, der Vorbug ſeiden.
So ſtattlich ritten ſie, die Helden, ein.
All überall begann ſie anzugaffen
Das Volk. Die Mannen Günthers, hochgemuth,
Die Ritter, ſammt den Knechten, gingen dann,

Wie ſich's gebührt, den Gäſten ſchnell entgegen,
Empfingen ſie, und nahmen von der Hand
Den Helden Schild und Roſſ, und wollten ſie
Von dannen ziehn. Da ſprach Siegfried, der Kühne:
„Laßt uns die Roſſe, mir und meinen Mannen!
Wir wollen fürbas, iſt mein guter Wille.
Wem iſt die Mähre kund, der ſchweige nicht,'
Und ſage an, wo ich den König finde,
Den reichen Günther vom Burgundenlande."
Da ſagt's ihm einer, dem es war bekannt:
„Wollt ihr den König finden, mag es wohl
Geſchehn! Ich hab' in jenem Saal, dem weiten,
Bei ſeinen edlen Helden ihn geſehn.
Da gehet hin! Ihr möget bei ihm finden
Gar manchen herrlichen und tapfern Mann."
Nun war die Mähr dem König angeſagt:
Es wären Ritter draußen wohlgemuth,
Die reiche Panzer führten und Gewande,
Und unbekannt im Reiche von Burgund.
Das nahm den König Wunder, daß gar Niemand
Verkündete, von wannen jene kämen,
Die Herrlichen, in Kleidern, lichtgefärbt
Und mit ſo guten Schilden, neu und breit;
Und er war drob betrübt. Da ſprach Ortwin,
Der reiche, kühne Degen von Metzen:
„Da wir ſie nimmer kennen, heißet ſenden
Zu meinem Oheim Hagen, daß er ſie
Anſchaue. Der kennt alle Reich' und Lande,
Und alle Herrn. Er mach' es uns bekannt!"
Der König lud ihn gleich und ſeine Mannen,
Und herrlich ſah man ihn mit ſeinen Rittern
Zu Hofe gehn. „Was wollet ihr, Herr König,

Von mir?" ſo fragte Hagen. Günther ſprach:
„Es ſind in meinem Hauſ' unkunde Degen.
Hier kennt ſie Niemand. Habt ihr ſie geſeh'n,
So ſollt ihr, Hagen, mir die Wahrheit melden."
„Das thue ich!" antwortet der. Er ging
Darauf zu einem Fenſter, richtete
Die Augen zu den Gäſten hin, und wohl
Behagte ihm ſo Rüſtung, als Gewand.
Doch waren ſie ihm fremd in dieſen Landen.
Er ſprach: „Woher die Ritter immer kommen,
Selbſt Fürſten ſind es, oder Fürſtenboten.
Schön ſind die Roſſe; herrlich ſind die Kleider:
Darum, woher ſie kommen mögen, Helden
Sind's wohlgemuth. Ich wollt' es wohl behaupten,
Obgleich ich nimmer Siegfried hab' erblicket,
Doch wollt' ich wohl behaupten, wie's drum ſtehe,
Er ſey's, der Degen, ſo dort herrlich geht.
Er bringet neue Mähr' in dieſe Lande.
Die kühnen Nibelungen ſchlug ſein Arm;
Vor allen Silbunk, ihres Königs Sohn.
Der Held — ſo iſt es mir erzählet worden —
Fand, als er einſt allein ritt, ohne Hülfe,
Vor einem Berg viel manchen, kühnen Mann.
Sie ſtanden da beim Schatz [Hort] der Nibelungen.
Noch waren ſie ihm fremd, bis ihrer Kunde
Er hier gewann. Der Schatz der Nibelungen
War — hört das Wunder! — aus dem hohlen Berge
Hervorgetragen, und ſie wollten nun
Ihn theilen. Das erſah Siegfried, der Degen,
Begann ſich deß zu wundern, ritt heran,
Daß er die Helden ſah, und ſie auch ihn.
Da ſprach von ihnen einer zu dem andern:

„Hier kommt der ſtarke Held von Niederland!“
Silbunk und Niblunk, die zwei jungen Fürſten,
Empfingen höflich ihn, und baten beide:
„Er möchte unter ſie den Schatz vertheilen.“
Deß lobte ſie der Held. Er ſahe hier
— So hört' ich ſelbſt es ſagen — des Geſteins
So viel, daß hundert Wagen nicht es hätten
Hinweggeführt; des Goldes noch viel mehr.
Das Alles ſollte unter ſie vertheilen
Des kühnen Siegfrieds Hand. Zum Lohne gaben
Sie ihm der Nibelungen Schwert Balmunk.
Sie aber hatten übel ſich berathen
Mit dieſem Dienſt, den Siegfried leiſten ſollte.
Er konnt's nicht enden. Zornig waren ſie,
Und hatten ihrer Freunde zwölf zu Handen,
Gar kühne Mannen, ſtarke Rieſen. Doch —
Was konnt' es ſie verfangen? Siegfrieds Arm
Schlug alle nieder. Siebenhundert Recken
In Nibelungenland bezwang Balmunk,
Das gute Schwert. Und viel der jungen Recken,
Vor Furcht des kühnen Mannes und des Schwerts,
Begaben ſich mit Landen und mit Burgen
Dem Helden unterthan. Die reichen Kön'ge
Erſchlug er beide. Aber bald nachher
Kam er durch Alberich in große Noth.
Der wähnte ſchnell zu rächen ſeine Herrn:
Doch auch der ſtarke Zwerg empfand ſehr bald,
Daß er den Helden nicht beſtreiten könne.
Wie Löwen, wild, anliefen ſie den Berg:
Doch als nun Siegfried gar die Nebelkappe [Tarnkappe]
Dem liſtigen Zwergen abgewonnen hatte,
Da war der Fraisliche des Schatzes Herr.

Wer ihm zu wehren wagte, lag erſchlagen.
Darnach ließ er den Schatz zurückeführen,
Woher die Nibelungen ihn zuvor
Genommen hatten. Albrich aber ſelbſt,
Der mußt' ihm ſchwören einen hohen Eid,
Fortan ihm allezeit als Knecht zu dienen."
So ſprach von Trony Hagen. „Solche Kräfte,"
Fuhr drauf er fort, „hat nie ein Mann gewonnen.
Ich weiß noch mehr von ihm, das ich gehört:
Auch einen Lindwurm ſchlug des Helden Arm;
Er badete ſich drauf im Blut des Drachen,
Und ſeine Haut ward Horn. Deß ſchneidet ihn
Fortan kein Schwert, wie auch weltkundig iſt:
Drum laſſet deſto beſſer uns empfangen
Den jungen Herrn, daß fern ſein Haß uns bleibe.
Wie ſchön iſt er! Man muß ihm günſtig ſeyn!
Und welche Wunder hat er ſchon gethan!"
Da ſprach der König: „Er ſey uns willkommen!
Ich weiß es, daß er kühn und edel iſt.
Deß ſoll er im Burgunderland genießen."
Da ging Herr Günther, wo er Siegfried fand.
Und ſo empfing er ihn, ſammt ſeinen Mannen,
Daß nichts gebrach an Höflichkeit und Zucht.
Der Treffliche begann ſich drauf zu neigen
Darob, daß ſie ſo ſchön begrüßt ihn hatten.
„Mich wundert," ſprach darauf der König Günther,
„Von wannen Ihr in dieſes Land gekommen,
Und was Ihr werben wollt zu Worms am Rhein?"
Da ſprach der Gaſt zum König: „Unverhohlen
Sey's Euch! Mir ward in meines Vaters Reich
Geſagt, daß hier bei Euch die kühnſten Ritter,
Die je ein König fand, zu treffen wären.

Nun ſehet, deßhalb bin ich her geritten.
Es ſelbſt zu ſeh'n. Auch Euch, hab' ich vernommen,
Sey nirgend gleich an kühnem Muth ein König.
Ablaſſen will ich nicht, bis ich's erfahre!
Auch ich bin Ritter; ſoll einſt Krone tragen:
Doch ſoll es ſo geſchehn, daß jeder ſpreche,
Ich ſey deß werth, des Landes und der Leute:
Und Ehre ſetz' ich drob und Haupt zum Pfande!
Drum — ſeyd ihr nun ſo kühn, als ich gehört,
Wohlan! — es ſey leid jemand oder lieb —
Nicht eher will ich raſten, bis erzwungen
Ich von Euch habe, was Ihr mögt beſitzen
An Land und Burgen. Mein ſoll alles werden!"
Den König und die Mannen nahm es Wunder,
Als ſie dies hörten, daß er Willens wäre,
Das Land zu nehmen. Zorn ergriff ſie alle,
Und Günther ſprach: „Wie hätt' ich das verdient!
Was ehrlich lang der Vater hat beſeſſen,
Verlieren ſollt' ich das durch Ueberkraft? —
Traun! ſchlecht erwieſen wir, daß man zu Lande
Auch hier die edle Ritterſchaft verwalte!"
„Ich will nicht abſtehn!" ſprach der kühne Mann,
„Es mögen deine Lande Frieden haben
Durch deine Heldenkraft. Auf gleiches Spiel
Sey hingelegt mein eignes Erb' und deines!
Wer nun von uns den andern mag beſiegen,
Dem ſoll es alles dienen, Leut' und Lande!"
Dagegen aber ſprach Gernot und Hagen:
„Das iſt nicht unſre Art, daß wir die Länder
Erzwängen, noch daß jemand todt drum läge
Vom Heldenarm. Wir haben reiche Lande,
Die dienen uns mit Recht, ſind das bewahrt,

Daß Niemand uns ſie nehme.“ Grimmig ſtanden
Die Freunde da: Auch Ortwin von Metzen;
Der ſprach: „Es hat euch, traun! der ſtarke Siegfried
Die Fordrung unverdienet angeſagt,
Gleich, als ob Ihr und Euer Bruder Wehren
Nicht hättet, und er ſelbſt ein ganzes Heer.
Ich trau' es zu erſtreiten, daß der Kühne
Den ſtarken Uebermuth wird büßen müſſen.“
Deß zürnte hart der Held von Niederland,
Und ſprach: „dein Arm, du Königs-Mann, ſoll nimmer
Sich wider mich vermeſſen, der ich bin
Ein reicher König. Deiner zwölfe dürften
Mich augenblicklich nicht im Streit beſtehn.“
Nach Schwertern rief da ſehr Ortwin, des Hagen
Von Trony Schweſterſohn. Leid war's dem König,
Daß der ſo lange ſchwieg. Da unterſtand
Es Gernot ſich, der Ritter kühn und wacker,
Und ſprach zu Ortwin: „Laßt eur Zürnen ſtehn!
Denn noch hat ja Herr Siegfried ſolches nicht
Gethan. Wir mögen's wohl mit Züchten ſcheiden,
Das iſt mein Rath, und ihn zum Freunde haben.
Viel löblicher iſt das.“ Da brach im Zorn
Heraus der ſtarke Hagen: „Uns thut's leid
Um alle ſeine Degen, daß er je
Zum Streit geritten iſt daher zum Rheine.
Er ſollt's gelaſſen haben — Meine Herrn,
Sie hätten nimmer ihm ſolch Leid gethan!“
Siegfried, der kräft'ge Mann, antwortete:
„Ermuthiget Ihr deſſen Euch, Herr Hagen,
So muß ich, traun! die Stärke meiner Arme
Im Reich Burgund alsbald erfahren laſſen!“
„Nein!“ rief da Gernot, „das ſoll nicht geſchehn!“

Und

Und flugs verbot er allen ſeinen Degen,
Im Uebermuth ein leides Wort zu reden.

Und da gedacht auch Siegfried an die Maid,
Die herrliche. „Wie ziemt es uns,“ ſprach Gernot,
„Mit euch darob zu ſtreiten, daß wohl Helden
Bald lägen todt. Wir hätten's wenig Ehre,
Und ihr, Herr Siegfried, ein viel kleines Frommen.“

Darauf antwortete der Siegmunds-Sohn:
Was zögert Hagen, was Ortwin, daß ſie
Nicht mich beſtreiten, ſammt den Freunden, deren
So manche ſie in dieſem Lande haben?“

Sie mußten ſchweigen; das war Gernots Rath.
„Seyd uns willkommen!“ ſprach der Sohn Frau Uttens,
„Mit euren Heergeſellen allzugleich.
„Wir dienen willig euch, ich und die Vettern.“
Da hieß man Gunthers Wein den Gäſten reichen;
Der Wirth des Landes ſprach: „Was wir nun haben,
Gebraucht's nach Ehren; euch ſey's unterthan,
Und ſey mit euch getheilet Leib und Gut.“
Da ward Herr Siegfried ſänftlicher gemuthet,
Und hieß behalten ſie all ihr Gewand.
Sie aber ſuchten, wo ſie ihm die beſten
Herbergen fänden; auch den Knechten ward
Ein gut Gemach geſchaffen. Gerne ſah
Man nun ſeitdem in Burgund dieſen Gaſt.
Man bot ihm viel der Ehren manchen Tag,
Und das verdiente ſeine Trefflichkeit.
Wer ihn nur ſah, der konnt' ihn nimmer haſſen.
Gar manche Kurzweil fliſſen drauf die Herrn;
Doch, was ſie auch begannen, er war immer
Der beſte: Niemand konnt' ihm gleich es thun.
So groß war ſeine Kraft! Sie ſchleuderten

Den Stein, ſie ſchoſſen hin den ſchnellen Schaft;
Sie warteten den Frauen auf mit Züchten;
Sie pflagen Kurzweil all die wackern Ritter:
Stets ſah man gern den Held vom Niederlande.
Er aber hatte ſeinen Sinn gewandt
Auf hohe Minne, trug in ſeiner Bruſt
Die minnigliche Maid, und ſie auch ihn,
Obwohl er ſie noch nicht geſehen hatte.
Sie aber ſprach wohl heimlich von ihm gut.
Wenn auf dem Hof die jungen Helden ſpielten,
Die Knecht' und Ritter, ſchaute zu ſeitdem
Chriemhild, die hehre Königin, durch's Fenſter;
Kein' andre Kurzweil brauchte ſie nun mehr.
Und wußte Siegfried, daß die Minnigliche,
Die er viel heimlich trug in ſeinem Herzen,
Ihn ſähe, hatt' auch er Kurzweil genug.
O, ſäh'n ſie ſeine Augen, wahrlich nimmer
Könnt' ihm in dieſer Welt es beſſer werden!
Wenn bei den Helden auf dem Hof' er ſtand,
Wie noch aus Kurzweil wohl pflegt zu geſchehen,
So ſtand ſo minniglich das Sieglinds-Kind,
Daß manche Frau ſeitdem ihn herzlich liebte.
Er aber dachte: „Wie ſoll's doch geſchehn,
Daß ich die edle Magd mit Augen ſchaue? —
Die ich im Herzen ſchon ſo lange minne,
Ach! die iſt mir nun immer noch ſo fremd!"
So wohnt' er bei den Herrn in Günthers Lande
Ein völlig Jahr, und ſah in dieſer Zeit
Die Minnigliche nie, wovon ſeitdem
Er Liebes viel und Leid erfahren ſollte.

Chriſtian Niemeyer,
Prediger zu Dedeleben bei Halberſtadt.

III.

Briefe an meine Verlobte.

Ein Bruchſtück aus dem Romane meines Lebens.

Cerven, den letzten Mai 1794.

Ich ſetze meine Feder an, mit einer Feier, die das todte Inſtrument zu fühlen ſcheint. Was iſt das für eine allmächtige Bewegung, die mir durch jeden Blutstropfen rinnt, und mir jedes Wort vertilgt, welches ich zum Zeichen meiner Empfindung machen will? —

Mit welcher frohen Leichtigkeit ſtrömten ſonſt meine Gedanken von mir aus, und wie drängten ſie ſich zur ſüßen Mittheilung vor, ſobald ich nur an die Gegenwart eines bereitwilligen Weſens dachte, welches ſie auffaſſen würde. Und jetzt zieht ſich meine Seele vor mir ſelbſt zurück. — Welche wunderbare Erſcheinung! — Die Seele, die nur immer wünſchte, ſo dazuſtehen, daß ſie jeder von allen Seiten betrachten könnte, und die ſich immer am wenigſten ſcheute, ohne allen Schmuck vor ihren gleichgeſtimmten Schweſterſeelen zu erſcheinen, die fängt jetzt an ſich ihrer Entkleidung zu ſchämen — oder vielmehr, ſie möchte gern in einem ätheriſchen Gewande erſcheinen, und allen ihren Gefühlen das Gepräge einer himmliſchen Abſtammung aufgedrückt ſehn, um ſich ſelbſt zu überreden, als wenn ſie nicht aus irdiſchem Stoffe gewebt wären.

Woher kommt mir dieſe ſeltſame Veränderung? woher dies ſchnelle Mißtrauen in das Bewußtſeyn meiner höhern Kräfte? Bin ich mir ſelbſt jetzt zu wenig, der ich mir immer ſo viel zu ſeyn glaubte?

Verzeihe mir, großer Schutzgeiſt meines Lebens! Ich ſchreibe zum erſten Mal an die, die Du mir zugeführt haſt — an die, die nun mein Alles ſeyn ſoll; der ich mit edlem Vertrauen auf Deine unſichtbare Leitung das Schickſal meiner Tage in die Hände gelegt, die ich an mein Herz gedrückt habe, um ihr das warme Gefühl ewiger Treue und Anhänglichkeit mitzutheilen. Ich ſchreibe an die, um derentwillen ich jetzt wünſche, der edelſte unter den Menſchen zu ſeyn, um ihr das Zutrauen zu belohnen, mit welchem ſie meine Liebe für das ſchönſte Unterpfand der Deinigen genommen hat. An Dir würde ich nun zum Verräther werden, wenn ich dieſen großen Glauben an Deine Vorſicht täuſchen könnte; wenn ich jemals das Glück beeinträchtigen könnte, welches du ihr durch meine Hand zutheilen willſt. Aber nein!

Ich weiß, daß ich die glücklich machen werde,
Die fähig war, mir dieſes zuzutraun.

Meine ganze Reiſe von Caſſel bis nach Corvey, wo ich mich jetzt aufhalte, weil gerade zufälliger Weiſe morgen das Feſt der Einweihung des Fürſtbiſchofs gefeiert werden ſoll — dieſe ganze Reiſe war ein langer Gedanke an meine Auserwählte. Jeder Zug, womit ich das geliebte Bild feſthalten und dicht vor meine Seele bringen konnte, wurde in meiner Einbildungskraft durch neue Wiederholungen tiefer eingeprägt, jeder wurde durch neue Reitze verschönert, die ich mir von den Bedeutungen borgte, die er künftig durch unſre Liebe erhalten würde. Die ganze Natur ſchien mit mir einverſtanden zu ſeyn. Sie trauerte, wenn ich an die langen Entfernungen dachte, die mir jedes Beſtreben vereiteln, durch neue Aufſchließung meines Herzens mich ihrer Liebe werther zu machen — ſie erheiterte ſich bei den Gedanken an die beſſere Zukunft.

Was trauerſt du, glücklicher Mann! dachte ich bei mir ſelbſt. Möchteſt du deine Bekümmerniſſe wohl um die ganze Welt wieder hingeben, wenn du dir damit den frohen Zuſtand vor deiner Reiſe wieder eintauſchen könnteſt?

Was werden Sie denken, theure, geliebte Seele, wenn Sie dieſe Bruchſtücke von Empfindungen betrachten, die ſo viel Sonderbares enthalten!

Süſette ſoll mein Tagebuch ſeyn — das war der Vorſatz, mit dem ich mich von Ihnen trennte, und der milde Balſam, der auf die Wunde des ſchnellen Losreißens floß. Jeder Augenblick iſt Verluſt, wo ich verſäume, Ihrem Herzen wieder näher zu treten.

Aber welch ein Gewirr von einzelnen abgeriſſenen Ideen werden Sie erhalten! Bei allem Zutrauen zu Ihren Fähigkeiten verzweifle ich an der Möglichkeit, etwas Ganzes daraus zuſammen zu knüpfen.

Was iſt das für eine Ebbe und Fluth, in der ſich meine Seele wogt! Welch ein buntes Gemiſch von Freude und Traurigkeit, Hoffnungen und Beſorgniſſen, Erinnerungen und Ahndungen! — Vergangenheit und Zukunft, alles in dem Chaos meiner Gefühle zuſammengeworfen, Ich möchte es gern mit einem Traume vergleichen, wenn nicht der Aufruhr aller meiner Lebensgeiſter mir ſagte, daß ich mehr als wachend bin. Jeder neue Augenblick führt eine Summe neuer Vorſtellungen herbei, und ich ſchätze mich nur glücklich, daß ich hier auf meinem abgeſchiedenen Zimmer mich Ihnen ſo ungeſtört überlaſſen kann. —

Wie glücklich werde ich nach dem kurzen, traurigen Zeitraum der Trennung von Ihnen ſeyn! Schon jetzt fühle ich dieſes Glück:

Entfernt von Dir wird mir ein Glück zu Theile,
Und wenn im Geiſt ich's Dir zu ſagen eile,
Fühl' ich dies Glück verdoppelt ſüß.
Entfernt von dir drohn mir des Unmuths Pfeile,
Und wenn im Geiſt ich's Dir zu klagen eile,
So fühl' ich keine Kümmerniß.

Was wird die Gegenwart nicht wirken, wenn die Abweſenheit ſchon ſolche Wunder thut!

Mit frohem Muthe eile ich an meine Geſchäfte. Mir den Beifall und die Zufriedenheit der Menſchen zu erwerben, die mich Gutes wirken ſehen, — dieſe heilige Pflicht bin ich jetzt nicht mir allein, ich bin ſie auch dem geliebten Weibe ſchuldig, die es von mir verlangen wird, daß ich die Wahl ihres Herzens vor aller Welt rechtfertige. Mit kluger Vorſicht breche ich alle Arbeiten ab, die mit übermäßiger Anſtrengung verbunden ſind. Mir mein Leben zu verlängern — das theure Gut, welches ich immer über alles geſchätzt habe, das bin ich nun auch der Verlängerung der großen Glückſeligkeit ſchuldig, die ich in dem treuen Arme einer liebevollen Gattin finden werde. Unmuth und Gram zu bekämpfen, ward mir immer ſo leicht, weil ich immer der Meinung geweſen bin: ein guter Menſch könne nicht anders, als froh, zufrieden und glücklich ſeyn. Jetzt muß nun auch der letzte Schatten von Unmuth und Unzufriedenheit verſchwinden. Es war mein letzter, einziger Kummer, eine gute, würdige Lebensgefährtin zu finden. Was ich ſuchte, habe ich gefunden: Süſette iſt mein — Süſette, mein Glück, mein Stolz, meine Ruhe.

O, wenn ſie nun ganz mein ſeyn wird! Wenn ſie mir entgegenkommen wird mit ihrem lieben, freundlichen Blicke, mit ihrem Himmel auf der Stirne, mit ihrer unbeſchreiblichen Anmuth, womit die Liebe ihr Geſicht verklärt — wenn ſie mich nun lohnen wird für jede nützliche Thätigkeit, für jede Aeußerung ſchöner und edler Gefühle, für jeden Aufwand meiner Geiſteskräfte — wenn ſie mich dann lohnen wird mit der eignen Zärtlichkeit, worin ich ihr Lehrer ſeyn werde, mit der ſüßen Zuvorkommung, die nur das Eigenthum unverſchrobner weiblicher Güte iſt — mit der Herzlichkeit, die aus mißverſtandner Zurückhaltung kein Gefühl verleugnet, die ſich nicht weniger freut, zu geben, als zu nehmen, und die es verſteht, ihren Freuden ewigen Wohlſchmack zu geben! —

Wenn ſie in dem ſichern Vertrauen, daß ich keiner von den Männern ſey, deren Wünſchen man Zügel anlegen muß, damit ſie nicht in Wildheit ausarten und zuletzt in Kälte übergehen, mir jede Freude ſelbſt bereitet, deren wohlthätigen Einfluß auf die feine Organiſation des Menſchen ſie kennen lernt; wenn ſie mit kluger Mäßigung verſagt, wo das geringſte Uebermaß der Empfänglichkeit unſrer Gefühle Abbruch droht; wenn ſie das Verlangen durch ſüße Erwartungen hebt, und allen Freuden, deren Schöpfer ſie ſeyn ſoll, Werth und Würde ſchenkt, indem ſie jede zur Belohnung für einen *neuen Ausdruck von Seelengüte aufſpart* — wenn ſie ſo im ganzen Umfange des Worts die große Wohlthäterin des Lebens wird, wie jede kluge Gattin ſeyn könnte. — Ach, meine theure Süſette, *die Pflichten eines Weibes ſind groß und ſchwer*; und gerade diejenigen, welche von den unverſtändigen Menſchen oft in ſo dunklen Schatten gehalten werden, für die man in der Sprache noch keine Worte erfunden hat, gehören unter die heiligſten Pflichten der Ehegatten, deren großen Einfluß auf Glück, Leben und Ruhe von vielen nicht geahndet wird, und von denen unedle Menſchen glauben, daß man zu ihrer Ausübung keine Anweiſung nöthig habe.

Solche Worte ſind wohl in dieſem alten Kloſter, dem düſtern Wohnorte mönchiſcher Ungeſelligkeit, noch nie geſchrieben worden. Möchten ſie doch die Grundzüge zu dem Katechismus enthalten, den man vielleicht künftig einmal zu ſtudieren für eben ſo nöthig halten wird, als den Fauſtiſchen Geſundheitskatechismus, der jetzt ſchon in hundert tauſend Exemplaren durch ganz Europa verbreitet iſt.

Sonntags, den 1ſten Jun.

Der feierliche Glockenton, der mir geſtern von fern her ſchon über die Weſer entgegen kam, und durch ſeine wiederholte ernſte und melancholiſche Bebungen am Tage und Abende meine Seele zu der Stimmung vorbereitete, worin ſie bei einer noch wichtigern Gelegenheit durch das unvergeßliche Cor mundum verſetzt wurde — dieſes große Accompagnement meiner Seelenaccorde hat mich heute zum erſten Mal nach einem feſten, tiefen Schlafe wieder in das bewußtvolle Gefühl meines neuen ſeligen Zuſtandes gebracht.

Wie verſchieden ſind doch die Eindrücke der nehmlichen Gegenſtände! Welche ganz andre Empfindungen hat dieſer Ton in dem matten Herzen des ſchwächlichen Mannes erzeugt, deſſen altes, wankendes Haupt noch mit einer gefürſteten Biſchofsmütze beladen wird — welchen andern Eindruck hat dieſes Glockengeläute in der neidvollen Seele lebensbegieriger Zunftbrüder erweckt — welchen andern in den Gemüthern der gemeinern Leute, denen ein abſcheulich geformtes Krucifix am Wege das Erinnerungsmittel an die Wohlthaten des allerſchönſten Geiſtes ſeyn ſoll — welchen andern Eindruck in mir — in mir, der ich in Corvey, wie in Caſſel, überall ein unſichtbares Weſen um mich her beſchäftigt finde, welches die Gefühle des Wohlſeyns und der Freude, die in allen Pulſen der Schöpfung ſchlagen, durch eine weite Ader meinem Herzen zuſtrömen läßt!

Schöner, guter Geiſt, du wallſt vor mir im Dufte, der aus der Schale ſteigt, neben welcher ich dieſe Blätter vollzeichne, eben ſo ſichtbar, wie in den erquickenden Morgenlüften, die mir aus dem geöffneten Fenſter zuſtrömen. Um dich zu ſehen und zu fühlen, bedarf ich keiner prunkvollen Bildſäule, vor welcher der Pöbel knieet. Hier in meinem Herzen ſteht dein Altar, hier lodert die Opferflamme ewiger Dankbarkeit für alle deine Wohlthaten, deren Summe ſich mit jedem Pulsſchlage vermehrt. Auf dieſem heiligen Altare ſteht nun auch eine goldne Schale der Erinnerung an die, in deren Blicken ich noch oft den Ausdruck deiner Güte ſuchen werde — an die, deren ſchöne Seele immer dem Urbilde der Vollkommenheit gleichen müſſe, deſſen hohes Ideal du nur den edlern Menſchen zeigſt.

Bin ich da nicht ſchon wieder bei der Idee, die alle andern einſaugt? Was würde ich ſonſt von meiner Reiſe zu ſagen haben, wenn ich nichts gefunden hätte, was meinem Geiſte mehr Unterhaltung gewährt, als alle blühende Thäler und felſige Waldgründe! Wie unerſchöpflich war ich ſonſt in Beſchreibung der mannigfaltigen Gegenſtände, welche die Natur für ihre Lieblinge ſchuf!

Schon wieder der Glockenton. . . . Ein langes Geraſſel von Pferden und Wagen, die von allen Seiten

Menſchen herbeiführen, die ihrer Neugier folgen. Da werden ſie ſtehen und ſtaunen und ihre Gefühle betäuben. Ich aber werde unter ihnen ſtehen und in meinem Herzen ein Cor mundum anſtimmen, welches allen Feſtgeſang der Heiligen zum ehrfurchtsvollen Schweigen zwingen ſoll.

Cor mundum — großer, edler Gedanke!

Reines Herzens ſeyn, — es iſt die letzte, ſteilſte Höhe ꝛc. Du Gedanke haſt meine Liebe geweiht. Sie wird rein ſeyn, wie unſre Seele.

Mittags.

Ich komme ſehr unbefriedigt wieder in mein Zimmer. Kanonendonner, Paukenlerm, Grenadiermützen und Biſchofsmützen — endloſe Intonationen, in eine Menge Opernarien verflochten, Kerzenſchimmer, Paternoſter, Stockſchläge und Rippenſtöße, heiliges Murmeln und profanes Gelächter: — das waren die Beſtandtheile des frommen Opfers, welches man in der Kirche zu Corvey heute der Gottheit darbrachte. Wie duldſam muß das gütige Weſen ſeyn, unter deſſen Nahmen die Menſchen aller Völker und Zungen auf ſo verſchiedene Weiſe die Bedürfniſſe ihrer warmen Phantaſie befriedigen! Denn wahrhaftig, ſich ſo geehrt zu ſehen, das muß ſchwerer zu ertragen ſeyn, als wenn man vergeſſen wird. Indeß ſo ungereimt es war, ſo machte mir doch die Arie aus dem Grabe des Mufti, die von der profanen Sängerin mitten in dem heiligſten Aktus geſungen wurde, eine unbeſchreiblich ſüße Empfindung:

Lebe wohl, du Land der Knechtſchaft,
Keine Thräne trübt mein Auge;
Hier an meines Lieblings Buſen
Eil' ich beſſern Welten zu.

Die Herren im Chore hatten ſo viel Lateiniſch zuſammen geſchrieen, daß ſie für dieſe Deutſche Arie wohl kein Ohr mehr hatten; ſonſt, dächte ich, hätte dem einen und dem andern, bei welchem das Fett noch nicht alle Gefühlnerven überzogen hat, die ſchöne Sängerin, die übrigens einen ziemlich guten Vortrag hatte, Bewegungen veranlaſſen müſſen, worüber ihnen das Brevier leicht hätte aus der Hand fallen können. Ihren wohlbehaglichen Geſichtern aber ſah man nicht die mindeſte Veränderung an; und ſie gingen mit einer Ruhe von dannen, die allen Verſuchungen Hohn ſpricht.

Horſtig.

IV.

Die Utrechtiſche Kirche.

Ein Anhang zum Leben des Kardinals Migazzi.

Die Janſeniſtiſche, oder, wie mein Freund ſie nennt, die apoſtoliſche Kirche zu Utrecht, deren in der Nachricht über das Leben des Kardinals Migazzi*) gedacht wurde, hat Ihre Aufmerkſamkeit mit allem Rechte erweckt, und Ihre Parallele mit der evangeliſchen Brüdergemeine, in Abſicht inwohnender Religioſität, iſt in mehreren Punkten treffend. Auch die Aufmerkſamkeit meines Freundes hatte ſie erregt, wie denn das bei ſeiner Geſinnung nicht anders zu erwarten ſtand; er war ihr geneigt: in wie weit er er an ihr *Theil genommen* habe, weiß ich nicht; aber ich habe unter ſeinen Papieren einen Aufſatz gefunden, der ſeine Anſichten von ihr enthält und ſowohl ſeine gründliche Kenntniß von ihr, als ſeine Achtung für ſie bezeugt, und den ich Ihnen gern mittheilen will.

Auf die gewöhnlichen Kirchenhiſtoriſchen Nachrichten will ich Sie nicht verweiſen; aber zwei Urtheile von ausgezeichneten Weltleuten ſind mir zu merkwürdig, als daß ich ihrer nicht gegen Sie erwähnen ſollte. Der eine iſt der Düc de Simon, der andre der bekannte Gorani*): Dieſer erſtaunt, daß der Römiſche Hof in einem Jahrhunderte, wo die Menſchen anfangen, ihre Rechte kennen zu lernen, noch immer ſo vielen Stolz gegen eine kleine Heerde orthodoxer Katholiken affektirt, die ſich mitten in einem proteſtantiſchen Lande befindet; und räth ihr, den Blitzen des Vatikans lieber Trotz zu bieten, anſtatt ihr Haupt unter das Scepter des Vatikans zu beugen, weil dann bald die Päpſte einen gelinderen Ton anſtimmen würden. Er erzählt ferner, daß das Kapitel (welches aus acht Canonicis beſteht) und die Kirche für jeden geſtorbenen Papſt die üblichen Exſequien halten, nach der Wahl des neuen ein feierliches Te Deum ſingen und ein ehrfurchtsvolles Glückwünſchungsſchreiben einſenden, welches, nach der ſchon eingeführten Formalität, durch eine Exkommunikationsbulle beantwortet wird. Die Anekdote von dem Concipienten derſelben bei der Thronbeſteigung Pius des VI. Monsignore Stay, Segretario de' Brevi, der ganz anders dachte, als er im Kanzleiſtyl ſchreiben mußte, iſt auf den erſten Anblick ſo beluſtigend, als auf den zweiten empörend.

---

*) Eun. Februar. S. 121 f.

Der Düc Ludwig de St. Simon, im 3ten Buch ſeiner Memoires**), erzählt die Geſchichte des Janſenismus in Frankreich mit detaillirten Zügen, ſo, daß man für die frommen Janſeniſten in eben dem Grade gewonnen, wie gegen die argliſtigen Jeſuiten und dummen Sulpicianer aufgebracht wird. Er, der kein Janſeniſt war, erklärt mit Wärme, daß, nach ſeiner Meinung, aus der Anſtalt von Portroyal das „Vortrefflichſte und Erhabenſte, die größte Gelehrſamkeit, die höchſte praktiſche Tugend und die reinſte Aufklärung der letzten Jahrhunderte hervorgegangen ſey," und ſchildert die Aufhebung des Kloſters, die Wegſchleppung der Nonnen, die Mißhandlung der Leichname, die Zerſtörung und Schleifung der Gebäude (unter Angabe aller der heilloſen Künſte, wodurch dieſe Barbarei herbeigeführt wurde) mit wenigen, aber eingreifenden Zügen. Der König ſelbſt hielt einen Atheiſten noch für beſſer, als einen Janſeniſten, ſo daß er Herrn Fontpertuis nicht eher mit dem Herzog von Orleans nach Spanien abreiſen laſſen wollte, bis ihn der letztere ernſtlich verſicherte: jener ſey ſo wenig ein Janſeniſt, daß er nicht einmal an einen Gott glaube. Ja, der Papſt verſicherte Amelot, er habe gerade hundert und Einen Satz von Quesnel verdammt, bloß, weil *le Tellier* Ludwig XIV. verſichert hätte: deſſen Buch enthalte *über* hundert verwerfliche Sätze. Amelot hat dem Verfaſſer geſtanden, daß der Römiſche Hof wohl wiſſe, wie er von den Jeſuiten nur inducirt und dieſe vorgebliche „Ketzerei nur als ein Mittel gebraucht worden ſey, die Feinde dieſes Ordens zu ſtürzen und die Religion den jeſuitiſchen Privatleidenſchaften aufzuopfern."

---

*) Joſ Gorani's geheime Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigſten Staaten in Italien. 2ter Theil. Cölln 1794. S. 31 u. f.

**) Deutſch in der Schillerſchen Sammlung, 26ſter Bd. 2te Abth. Jena 1803. S. 61 u. f.

Doch ich will Ihnen den verſprochnen Aufſatz melnes Freundes nicht länger vorenthalten; auch als Akatholikus werden Sie dieſe Angelegenheit, die von religiöſer, wie von hiſtoriſcher Seite ein mannigfaltiges Intereſſe hat, nicht unwichtig finden. Der Aufſatz ſcheint übrigens aus einer ſpäteren Zeit zu ſeyn, als jenes Geſpräch über den Kardinal Migazzi, das ich Ihnen im Auszuge mitgetheilt habe. Hier iſt er ohne Veränderung.

„Die Apoſtoliſche Kirche hat ſich durch das Verdienſt ihrer Bekenner und durch ihre gottſelige Tendenz, mit allem Rechte, auch die ehrenvolle Benennung einer ecclesia pressa erworben; und die Curia Romana wird zu ihrem eigenen Untergange dafür ſorgen, daß dieſelbe noch lange gedrückt bleibe, und unter dieſem Drucke ſich verſtärke. Als ſichtbare Kirche in den vereinigten Staaten von Holland, iſt ſie ſehr klein; unſichtbar aber ſehr groß und ausgebreitet: denn jeder, der in der Einigkeit des echt-katholiſchen Glaubensbekenntniſſes, ohne das Primat des Römiſchen Biſchofes zu beſtreiten, das Supremat des Papſtes verwirft, das Gift des Jeſuitismus verabſcheuet, in ſeinen Sitten und in ſeinem Lebenswandel ſich dem irreligiöſen Zeitgeiſt zum Zeichen des Widerſpruches aufſtellt, das Weſen aller Gottſeligkeit und rechtfertigenden Buße in eine uneigennützige Liebe Gottes, und die Wirkſamkeit ſeiner Gnade, in jene ſiegende Freudigkeit ſetzt, die ſich des ganzen innern Menſchen bemächtigt, der gehört zu ihr, und trägt die Urkunde ihres echten Bekenners in ſeinem Herzen. In ſo fern kann man ſagen, daß die ganze katholiſche Kirche in zwei Tropen, in den Apoſtoliſch-Auguſtiniſchen, und Römiſch-Jeſuitiſchen getheilt ſey, woron der letztere den erſtern an der Mitgliederzahl, der Unwiſſenheit, Verderbtheit und Bosheit in dem Verhältniß übertreffen dürfte, in welchem dieſer durch die perſönlichen Verdienſte ſeiner Mitglieder, durch reinere Gottſeligkeit, gründliche Gelehrſamkeit und ſtrenge Sitten vor jenem ſich auszeichnet. Dies war augenſcheinlich der Fall in der Franzöſiſchen Kirche vom Jahre 1640, in welchem der Auguſtin des Janſenius erſchienen war, bis zum Jahre 1762, in welchem die Jeſuiten aus Frankreich vertrieben wurden. Pavillon, Biſchof von Alert, Caulet, B. v. Pamiers, Buzanval, B. von Beauvais, Arnauld, B. von Angers, Vialart, B. von Chalons, Montgaillard, Biſchof von St. Pons, Camus, Cardinal und Biſchof von Grenoble, Soanen, B. von Sennez, Carl Joach. Colbert, B. v. Montpellier, Caylus, B. von Auxerre, und noch zwölf andere Biſchöfe, waren hinter einander die vorzüglichſten Stützen der apoſtoliſchen Kirche, die Erſchütterer der Jeſuiten, die Schrecken ihres Sklaven Ludwigs des XIV., und die Heiligen des Volkes. Feſt und unerſchrocken ſtanden an ihrer Seite Armand von Bourbon, Prinz von Conti, ſeine Gemahlin Maria Martinozzi, Nichte des Cardinals Mazarin, Johanna von Schomberg und ihr Gemahl Herzog von Liancourt, Anna Genovefa von Bourbon, Herzogin von Longueville, die Nonnen und Theologen von Portroyal, die Congregation der Benediktiner von St. Vannes und St. Maur, die Väter des Oratoriums und das Parlament zu Paris. Männer wie Anton Arnauld und Nicole, welche eine rühmliche Verbannung aus ihrem Vaterlande der Schande einer feigen Verläugnung ihres kirchlichen Sinnes vorzogen, fanden in den Niederlanden, beſonders aber in Holland unter dem Schutze der reformirten General-Staaten, bereitwillige Aufnahme, treue Mitgenoſſen ihres gottſeligen Glaubens, und eine ſichere Zufluchtsſtätte.

Schon vom Jahre 1662 an, als Neerkaſſel, Biſchof von Caſtorien, ein Mann voll apoſtoliſchen Geiſtes, bekannt durch ſein vortreffliches Buch, Amor poenitens, zum Erzbiſchof von Utrecht konſekrirt wurde, hatte ſich daſelbſt unter ſeiner 24jährigen Leitung eine Kirche geſammelt, welche das Bild der erſten apoſtoliſchen Gemeinden darſtellte. Im Jahre 1678 flüchtete ſich eine große Anzahl aus der Congregation der Väter des Oratoriums und andere fromme Prieſter dahin, welche ſich den Jeſuitiſch-Königlichen Glaubensgeſetzen nicht unterwerfen wollten; und bei Neerkaſſels Hintritt 1686 waren nicht nur die meiſten katholiſchen Gemeinden der vereinigten Staaten mit apoſtoliſch geſinnten Prieſtern verſehen, ſondern ſelbſt die Dom-Kapitel zu Utrecht und Harlem von dem Jeſuitiſchen Verderben völlig gereinigt. Nach dem Tode ihres Apoſtels wählten ſie den Kanonikus Peter Codde, welchen der von Jeſuiten gehaßte Innocentius XI. ohne Anſtand zum Erzbiſchof weihte. Erſt bei Clemens dem XI. gelang es der gottloſen Geſellſchaft Jeſu, dieſen würdigen Mann des apoſtoliſchen Glaubens ſo verdächtig zu machen, daß er nach Rom zu ſeiner Vertheidigung berufen wurde. Auf die ihm von zehn Cardinälen übergebenen Beſchuldigungen, antwortete er mit einer Schutzſchrift, welche von den gelehrten Cardinälen Noris und d'Etrees für vollkommen befriedigend erklärt, und überdies noch durch das Zeugniß von mehr als 300 ſeiner untergebenen Prieſter unterſtützt wurde. Alles ſprach für ſeine Frömmigkeit, für die Treue und unermüdete Verwaltung ſeines Hirtenamtes, und für die unerſchütterliche Anhänglichkeit des Holländiſchen Klerus an die reine und alte Lehre der katholiſchen Kirche; deſſen ungeachtet aber wurde Codde durch einen päpſtlichen Machtſpruch von allen biſchöflichen Amtsverrichtungen ſuspendirt, und der Jeſuiten-Client, Theodor von Cok, zum Vicarius apostolicus für Holland verordnet. Dagegen erließen die Staaten ein Edikt, welches nicht nur die Ernennung deſſelben annullirte, und den Holländiſchen Klerus in ſeinen Rechten ſchützte, ſondern auch alle fernern Berufungen nach Rom unterſagte. Cok ſelbſt, deſſen Ränke gegen Codde bekannt wurden, mußte ſich aus Holland flüchten; und die Staaten verſicherten demjenigen eine Belohnung von 3000 Carolinen, der ihn den Händen der Juſtiz überliefern würde. Codde's Abſetzung wurde für widerrechtlich und ungültig erklärt; da er ſelbſt aber aus Liebe zum Frieden, ohne ſeinen Rechten zu entſagen, oder das Urtheil des Papſtes für gültig zu erkennen, der erzbiſchöflichen Amtsverrichtungen ſich enthalten wollte, ſo behauptete das Domkapitel, daß bei einer ſolchen Eröffnung des erzbiſchöflichen Stuhls die Verwaltung der geiſtlichen und biſchöflichen Jurisdiktion, ohne weitere Einmiſchung des Papſtes, oder ſeiner Nuncien, ihm zuſtehe; und auch hierin wurde es von den Staaten auf das kräftigſte unterſtützt. Denn da der Nuncius Buſſe den Cölniſchen Domherrn Dame zum Vicarius apostolicus einſetzen wollte, und nicht aufhörte, durch päpſtliche Breven Zwietracht und Unruhen anzuzetteln, mußten ſämmtliche Jeſuiten Holland verlaſſen; dem Dame wurde der Eintritt in das Land unterſagt, und die heimliche Ausſtreuung Römiſcher Breven und Reſkripte mit einer Geldbuße von 1000 Carolinen belegt.

Nach dem Tode des frommen Erzbiſchofs beſtätigte das Capitel ſeinen Vicarius Steenhoven in der Verwaltung der biſchöflichen Jurisdiktion, und die Candidaten des prieſterlichen Standes mußten nach Mirepoix oder Montpellier wallfahrten, um daſelbſt von den apoſtoliſchen Biſchöfen, welche mit allen Kirchlich-geſinnten die Conſtitution Unigenitus als eine frevelhafte Läſterung des katholiſchen Glaubens verdammt hatten, die Weihen zu empfangen. Sogleich als Innocentius XIII. auf den päpſtlichen Stuhl war erhoben worden, bezeugte ihm die Holländiſche Kirche ihren Gehorſam und ihre Anerkennung als Mittelpunkt der kirchlichen Einigkeit, mit dem Bekenntniſſe ihrer reinen Lehre und beigefügter Bitte um baldige Verordnung einer neuen Wahl ihres Oberhauptes; da es aber in Rom bekannt war, daß die Conſtitution Unigenitus zu Utrecht als ein Verdammungsurtheil der uneigennützigen Liebe Gottes verabſcheuet wurde, erfolgte keine Antwort, und alle Hoffnung zur Vereinigung zwiſchen ihr und der Jeſuitiſch-Römiſchen Curia war verſchwunden. Deſſen ungeachtet ſtellte das Capitel i. J. 1722 dem Papſte vor, daß es mit der Zuverſicht auf ſeine Genehmigung eheſtens zur Wahl eines Erzbiſchofes ſchreiten würde, weil das Wohl der Kirche und der Gläubigen keinen längern Aufſchub mehr zuließe; und als auch dieſe dringenden Vorſtellungen unbeachtet und unbeantwortet geblieben waren, wurde den 27. April 1723, mit pünktlicher Beobachtung der Kirchenſatzungen, der bisherige Vicarius Cornelius Steenhoven zum Erzbiſchof gewählt, die Wahl nach Rom berichtet, und, nach einem von dorther eingegangenen fluchenden Schreiben, die Conſekration von Varlet, Biſchof von Babylon, verrichtet. Dieſer treue Bekenner des alten Glaubens der Kirche, der als Flüchtling zu Amſterdam lebte, konſekrirte auch Steenhovens Nachfolger, Barchmann Wuytters 1725, Theodor van der Croon 1735, und Peter Joh. Meyndarts 1739, deren jeder ſeine Wahl und ſeine Weihe der päpſtlichen Curia meldete, die Beſtätigung geſetzlich nachſuchte, und der darauf jedesmal erfolgten Bannbulle, in Vereinigung mit ſeinem ganzen Klerus, die Appellation an ein allgemeines Concilium entgegenſetzte. In jeder dieſer Bullen wurde allen übrigen katholiſchen Biſchöfen und Prieſtern die Gemeinſchaft mit der Utrechtiſchen Kirche bei Strafe der Exkommunikation unterſagt; aber nichts vermochten dieſe veralteten Waffen gegen die Rechtſchaffenheit des Erzbiſchofs von Sens, Bouthillier Chavigny, der Biſchöfe Soanen und Colbert, und mehrerer Prälaten der Franzöſiſchen Kirche, welche nicht nur die kirchliche Gemeinſchaft ununterbrochen mit ihr fortſetzten, ſondern ſie auch in dem Glauben an die Rechtmäßigkeit ihrer Fortſchritte beſtärkten. Ihrem Beiſpiele folgte der gelehrteſte und gottſeligſte Theil des Gallikaniſchen und Niederländiſchen Klerus, und ſelbſt der berühmte kanoniſche Rechtslehrer zu Löwen, van Eſpen, verließ als 82jähriger Greis ſein Vaterland, um noch an ſeinem ſpäten Lebensabende in ihrem Schooße auszuruhen, und in ihrer ſeligen Gemeinſchaft heimzugehen.

Varlets Tod machte die Utrechter-Kirche auf die Entlegenheit alt- und echtgläubiger Biſchöfe, und auf die Nothwendigkeit, in ſich ſelbſt eine fortdauernde biſchöfliche Succeſſion zu gründen, aufmerkſam. Zu dieſem Zwecke erneuerte ſie im Jahre 1742 das Biſthum zu Harlem, und im Jahre 1758 auch das Biſthum zu Deventer, deren Vorſteher in fortſchreitender Folge ihre Conſekration von dem Erzbiſchofe zu Utrecht erhielten.

Jede neue Wahl und Einſetzung wurde nach Rom berichtet, und daſelbſt mit wortreichen Bannflüchen für null und nichtig erklärt; wogegen die Neuerwählten und ihre Kirchen die Appellation an ein General-Concilium erneuerten, und die Verwaltung ihres Amtes in dem, aus der Römiſchen Curia längſt verbannten, Geiſte der katholiſchen Kirche fortſetzten. Im Jahre 1763 berief der Erzbiſchof van Niewenhuylen eine Provinzial-Synode nach Utrecht, um die Gemeinden der Holländiſchen Kirche von einigen Jeſuitiſchen Irrthümern zu reinigen, die nöthigen Verbeſſerungen in der kirchlichen Disciplin vorzunehmen, und über die Lehrſätze eines Janſeniſten zu Amſterdam, **Peters le Clerc**, welcher das Concilium zu Trient verworfen hatte, zu entſcheiden. Die Synode ſchickte ihre Akten und Beſchlüſſe gedruckt *), mit einem gehaltvollen Circularſchreiben, nicht nur an die bekannteſten Erzbiſchöfe und Biſchöfe der katholiſchen Kirchen, ſondern auch an Clemens XIII., mit der Bitte um Beſtätigung derſelben, und um Aufhebung der bisherigen Feindſeligkeiten. Sie fand ſelbſt an mehreren Cardinälen aufrichtige Gönner und freimüthige Fürſprecher; aber der Jeſuiten-General **Ricci** wendete alle Künſte ſeiner Heuchelei und tückiſchen Politik an, um die Verdammung dieſer Akten zu bewirken. Um ſich von den Qualen ſeiner Zudringlichkeit zu befreien, verordnete Clemens zur Prüfung derſelben eine Congregation von 6 Cardinälen, welche, größten Theils treue Diener der verruchten Geſellſchaft Jeſu, ohne viele Umſtände, mit vier Stimmen gegen zwei, die wider das ganze Verfahren proteſtirten, die Sache entſchieden. In der darüber ergangenen Deklaration 1765, welche weder die Form einer Bulle noch eines Breve hat, werden die apoſtoliſchen Biſchöfe und ihr Klerus Schismatiker, Böſewichter, gottloſe Betrieger u. ſ. w. geſchimpft und nicht die Akten und Beſchlüſſe, ſondern das Buch, welches durchaus nichts weiter als dieſe enthält, verdammt; weil falſche, anſtößige, läſterliche, der Kirchen-Hierarchie nachtheilige und dem heiligen Stuhl ſchimpfliche Sätze darin enthalten ſeyn ſollten. Mehrere Biſchöfe, welche dieſe Sätze in den Akten ſuchten, und nichts anders als die innigſte Uebereinſtimmung mit dem reinen Lehrbegriff des Katholicismus und mit den Beſchlüſſen des Conciliums zu Trient fanden, erkundigten ſich in Rom, wie man die auffallende Inconſequenz habe begehen können, ein ſolches Buch zu verdammen. Sie erhielten vom Stuhle der liſtigſten Doppelſinnigkeit den verächtlichen Ausſpruch: daß man nicht auf die in den Beſchlüſſen von Utrecht vorgetragene Lehre, ſondern nur auf einige in die Vorrede eingetragene Sätze, bei der Verdammung Rückſicht genommen habe. Die Utrechter-Kirche ſetzte der Deklaration eine Schutzſchrift, in Form eines Briefes an den Papſt, entgegen, worin ſie ſich über die bittern, den Apoſteln und ihren Nachfolgern unbekannten und der Heiligkeit des päpſtlichen Stuhls völlig unwürdigen Ausdrücke beklagt, den Vorwurf der Spaltung auf die Jeſuiten und auf die von ihnen gemißbrauchte Curia zurückwälzt, die kanoniſchen Fehler aller bisher wider ſie verhängten Römiſchen Cenſuren aufdeckt, und endlich mit St. Bernhards Worten an Eugenius III. den Papſt erinnert, daß er ein irreglicher Menſch ſey, wie andere Menſchen, und [illegible] das Einzige bedenken möge, daß er ſich bloß von a[illegible] Böſewichtern, als ſeine Verfahren, habe betriegen [illegible]

---

*) Acta et decreta secundae Synodi provinciae Ultrajectensis etc. Utrecht, 1764. in 12.

Ganganelli war unfähig, mit einer Cenſur wider die Utrechter-Kirche ſein Pontifikat zu entehren und ſeine Hand zu beſudeln; Pius der VIte, dem profanen Geiſte der Curia getreuer, erneuerte alle Bannflüche ſeiner Vorfahren i. J. 1778, nachdem ſie ihm die Wahl und Einſetzung des Hadrian *Broekmann* zum Biſchof von Harlem berichtet und um ſeine Beſtätigung angehalten hatte.

So ſteht nun die apoſtoliſche Kirche ſichtbar zu Utrecht da, allen echten und legalen Katholiken zum merkwürdigen Beiſpiele, daß ſie, ohne ein Supremat des Papſtes anzuerkennen, mit der feſten Ueberzeugung von ſeiner Trieglichkeit in Glaubensſachen und der Unterordnung ſeines Anſehens unter die Synodal-Gewalt der allgemeinen Kirche, den reinkatholiſchen Lehrbegriff in ſeiner ganzen Conſequenz, ſo wie den gemeinſchaftlichen kirchlichen Cultus, beibehalten können, ſobald ſie zur Elementar-Einſicht des Katholicismus gelangen, daß nicht alles eben darum auch ſchon rechtmäßig ſey, weil es in Rom geſchehen, beſchloſſen, und oft durch die niedrigſten Ränke motivirt worden iſt*).

Die Utrechter-Kirche mit allen ihren zerſtreuten Bekennern und Freunden fährt fort, das *Primat* des Römiſchen Biſchofs als Mittelpunkt der kirchlichen Einigkeit zu verehren, ohne ſeine verwegene Anmaſſung der Unfehlbarkeit, oder ſeine von Jeſuiten erſchlichenen Glaubensgeſetze gelten zu laſſen. Getreu und unerſchütterlich hängt ſie dem dogmatiſchen Lehrbegriffe an, welchen ihr das Alterthum, die Allgemeinheit und die Uebereinſtimmung der

---

*) Acta Historiae ecclesiasticae. Tom. VII. Walchs neueſte Religionsgeſchichte, Band 1, 6, 9. Le Brets Magazin, Theil VII.

Kirche überliefert hat. Sie unterſcheidet ſich von der übrigen katholiſchen Welt bloß durch eine ſtrengere Zucht und durch einen von Mönchsfrömmeleien gereinigten Cultus. Sie hat weder Wallfahrten noch Brüderſchaften, weder Römiſche Abläſſe noch wunderthätige Gnadenbilder. Das vorzüglichſte Leſebuch ihrer Gläubigen iſt das Neue Teſtament mit Quesnels Anmerkungen, und ihr heiligſtes Gebetbuch, das Römiſche Miſſale. Nicht der Roſenkranz oder andere Gebete, welche gewöhnlich ohne Geiſt und Herz verrichtet werden, nicht Faſten und Opfer, die den innern Menſchen ungebeſſert laſſen; ſondern aufmerkſames Leſen der Heiligen Schrift und anderer mit apoſtoliſchem Geiſte geſchriebenen Bücher, Aufopferung, koſtende Liebesdienſte an Kranke und Nothleidende, anhaltende Uebungen in der Beſonnenheit und Selbſtbeherrſchung: ſind die Werke der Buße, welche ihre Prieſter den Gläubigen im Beichtſtuhle auflegen. Ihr Cultus iſt einfach und erhaben; täglich werden nur ſo viele Meſſen geleſen, als den Gemeinden bei der Mannigfaltigkeit ihrer Berufsgeſchäfte unbedingt nöthig ſind. Der Prieſter lieſt durchaus laut und verſtändlich, damit ihm die ganze Gemeinde folgen könne. Die Biſchöfe predigen, ihrer heiligſten Pflicht gemäß, größten Theils ſelbſt. Biſchöfe, Klerus und Volk umſchlingt das gemeinſchaftliche Band der Liebe und einer ernſten, doch freudigen Gottſeligkeit.

Bei dem Unterrichte, den ihre Prieſter nicht bloß auf die Kanzel, den Beichtſtuhl und die Schulen einſchränken, ſondern mit weit größerm Erfolge auch zum Gegenſtande ihres traulichen Umganges mit den Gläubigen machen, hält ſie abſichtlich mit mehr Fleiß und Strenge auf diejenigen Lehrſätze von der Liebe, Gnade und Gerechtigkeit, welche durch die verderbliche Lehre der Jeſuiten angegrifſen werden ſind. Das Thema für alle ihre Belehrungen, und der Zweck ihres ganzen Cultus iſt jene heilige Liebe, welche den Gläubigen ſeinen Troſt, ſeinen Frieden, ſeine Seligkeit in Betrachtung der Schönheit des göttlichen Geſetzes, und der getreuen Erfüllung deſſelben finden läßt. Das Werk Jeſu beſteht, ihrer Anſicht nach, darin, wahre Gerechte zu bilden, dem Gläubigen ein neues Herz, heilige Neigungen zu geben, die ihn für das Unendliche einnehmen, und ſein Gemüth mit jener ſiegenden Freude zu erfüllen, durch die ihm das Geſetz liebenswürdig wird, ſo ſchwer es auch der Sinnlichkeit ſcheinen mag. Die von Molina ſo hoch angeſchlagene Furcht vor Gottes Gericht, reicht in ihrem Glauben zu dem allen nicht hin; ſie verändert das Herz nicht, und läßt Geſinnung und Neigungen an die betrieglichen Güter und Genüſſe der Erde gefeſſelt. Dieſe Gerechtigkeit kennen die Jeſuiten nicht, indem ſie dieſelbe bloß in dem beſtehen laſſen, was durch die natürlichen Kräfte des freien Willens erlangt werden kann. Nach ihrer unkirchlichen Lehre iſt es genug, dem Geſetze bloß aus Furcht zu gehorchen, und die vorgeſchriebene äußerliche That zu erfüllen, ohne ſich um die inneren Motive zu bekümmern. Daher bewundert ihr Pat. Sirmond ſogar die Güte Gottes darin, daß er nicht befiehlt, ihn zu lieben, ſondern ſchon zufrieden iſt, wenn ſie ihn nur nicht haſſen. Als eine Folge dieſer Irrthümer legen ſie allem Aeußerlichen in dem Cultus einen ungemein hohen Werth bei, und ſtellen Andachtsübungen, die man ohne alle Sinnesänderung verrichten kann, als unfehlbare Heilsmittel dar. Eben darum lehren ſie auch, daß der Prieſter jeden Sünder im Beichtſtuhle auf der Stelle losſprechen müſſe, ohne zu unterſuchen, ob ſeine Geſinnung wahrhaft geändert ſey;

daß die Gerechtigkeit ungemein leicht verloren gehe und wieder erlangt werde, und die meiſten Menſchen ihr Leben in der beſtändigen Abwechſelung von dem Stande der Gnade und dem Stande der Sünde zubringen.

Dagegen ſtellt die apoſtoliſche Kirche zu Utrecht mit Allen, die ihr in der katholiſchen Welt durch Einigkeit im Glauben und in der Geſinnung angehören, die Gerechtigkeit als das Werk des Allmächtigen vor, welches ſich überall durch Beharrlichkeit bewähret, und eben darum nicht in einem flüchtigen Augenblicke vollendet werden kann. Sie lehret ihre Bekenner, dieſe göttliche Wirkung als eine Reihe von neuen Neigungen anzuſehen, welchen die entgegengeſetzten nicht ſo ſchnell Platz machen, als eine Auferſtehung, nach welcher ſie den Tod der Sünde nicht mehr ſterben ſollen. Sie hält ſich daher in der Verwaltung des Sacramentes der Buße ſo viel möglich an den Geiſt und an die Verfahrungsart des Alterthumes, und glaubt, daß der Prieſter in manchen Fällen die Losſprechung mit Nutzen verſchiebe, und daß er es bei Rückfällen, bei Gewohnheitsſünden und bei nahen Gelegenheiten zur Wiederholung der Sünde thun müſſe. Sie rechtfertiget ihre Praxis mit dem Urtheile des gemeinen Menſchenverſtandes, der ſich nie bereden läßt, einen Menſchen für ehrlich zu halten, der zwei- oder dreimal des Jahres wider ſeine Ehre handelt; oder den Richter als redlich zu verehren, der ſich ein Paarmal gegen das Recht beſtechen läßt; oder einen Dienſtgenoſſen als treuen Diener anzuſehen, der ſeinen Herrn nur ſelten beſtiehlt. Da nun die chriſtliche Gerechtigkeit in ihrem Begriffe nicht weniger als die geſellſchaftliche Ehrlichkeit, Redlichkeit und Treue enthalten kann, ſo verweigert ſie dem Sünder die Losſprechung und die Theilnahme an dem Abendmahle ſo lange, bis er durch unzweideutige Merkmahle ſeiner Sinnesänderung, wenigſtens die Wahrſcheinlichkeit der in ihm durch die Liebe zurückgekehrten Gerechtigkeit begründet hat.

Dieſe ſtrenge Lehre und Praxis war die Quelle, aus welcher aller Haß der Jeſuiten und ihrer Anhänger gegen die Schüler des Janſenius und gegen die Kirche zu Utrecht gefloſſen war; denn ſie zielte auf nichts Geringeres, als ihre weit ausſehenden Plane des Verderbens zu zerſtören. Sie hatten in der Erleichterung der Abſolution in der Beichte das wirkſamſte Mittel gefunden, alle Welt an ſich zu ziehen und niemanden abzuſchrecken. Durch die Beichte regierten ſie die Großen und Kleinen, Päpſte, Cardinäle, Biſchöfe, Fürſten und Völker. Ihre Lehre von der Beichte war der Mittelpunkt, um welchen ſich alle ihre übrigen Irthümer concentriſch an einander reiheten. Dieſe Lehre hätte ſie zu ihrem einzigen und letzten Zwecke, zu einer Univerſal-Handels-Monarchie, ſicher und unaufhaltbar geleitet, wären ſie nicht immer gerade in den entſcheidendſten Augenblicken von ihrer Klugheit verlaſſen worden. Vielleicht gelingt es irgend Jemanden einmal, das Räthſel des Jeſuitismus befriedigender zu löſen, als es bisher verſucht worden iſt. Bis dahin kann ich mich nicht enthalten zu glauben, daß ſie die Janſeniſten verfolgen, daß ſie alle echte Gottſeligkeit und ſittliche Geſinnung in ihren äußern Wirkungskreiſen zu vernichten ſuchen mußten, weil ſie den Handel der ganzen Welt von ihrer Willkühr abhängig machen wollten.

Dieſer Zweck iſt nun durch Ganganelli's apoſtoliſche Bulle für immer unmöglich gemacht; Aquaviva's und ſeiner Nachfolger ausſchließendes Geheimniß iſt der ganzen Welt offenbar geworden, die Arbeit von zwei Jahrhunderten iſt zerſtört. Pius der VIte kann, auf

Verlangen der Fürſten, für welche keine Geſchichte da iſt, die ſie nicht ſelbſt erfahren, oder ſelbſt gemacht haben, die Geſellſchaft Jeſu wieder herſtellen: die mit Himmel und Erde wuchernde Handlungs-Compagnie iſt todt. Die Staaten ſind gegen die ſchändlichen Künſte derſelben geſichert; aber ihre verderbliche Lehre wird Staaten und Kirche neue Wunden ſchlagen.

Es iſt um alle ſtaatsbürgerliche und gottſelige Geſinnung geſchehen, wo gelehret und geglaubt wird: „daß „man nur in dem Verhältniſſe Böſes thue, als man es „zu thun glaube; daß eine Handlung, die man begehe, „ohne die Bosheit derſelben zu kennen, weder ſündhaft „noch ſtraffällig ſey; daß die Wahrſcheinlichkeit, ſie möge „auf Scheingründen oder auf Autorität beruhen, hinreichend ſey, zur Richtſchnur des Handelns zu dienen, und „das Gewiſſen desjenigen, der ſich darnach richtet, in Sicherheit zu ſetzen." Mit dieſen ihren Lieblingslehren wird die wieder aufwachende Geſellſchaft Jeſu die Gemüther der Bürger und der Gläubigen vergiften; und wenn ſodann omne malum ab Austro, aalles Uebel von Rom, im Süden wieder hereinbrechen wird, ſo dürfte wohl ſchwerlich anders woher, als von der zu Utrecht im Norden ſichtbaren, und durch die ganze katholiſche Welt unſichtbar ausgebreiteten apoſtoliſchen Kirche Rettung und Heil zu erwarten ſeyn."

V.

Ueber den Reim, und die Reimgedichte [*]).

Ein Geiſt der Unkunde und Zerſtörungsſucht ſtrebte, vor einigen Jahren, den Reim, dieſe liebliche Frucht der neueren Zeit, zu rauben, wollte behaupten, unſerer Sprache gehöre er nicht eigenthümlich zu, und wollte uns der andern Seite der Kunſt, der antiken, (von der romantiſchen uns entfernend) gänzlich zuführen. Ein glücklicher Genius erhielt uns dieſe Zier der Sprache nicht allein, ſondern veredelte ſie auch immer mehr, ja, brachte im letzten Quinquennium die Kunſt, die ganze Fülle der romantiſchen Reime in unſere Sprache überzutragen, zu einer Höhe und Lieblichkeit, gegen die nur ſo ſeichte anſpruchsvolle Köpfe ſtreiten konnten, als wirklich dagegen auftraten. — So ſteht denn jetzt die Deutſche Sprache auf einer Höhe, welche keine andere Europäiſche Sprache erreicht hat, und welche die wenigſten, ja vielleicht gar keine, werden erreichen können. —

Klopſtock und Voß führten unſere Sprache den alten Grazien zu, die Bemühungen einer neuen Schule rückten uns früheren glücklicheren Perioden unſerer Poeſie wieder näher, und gaben unſerer Sprache eine Biegſamkeit, einen Wohllaut und eine Lieblichkeit, die ſich immer mehr und mehr hebt, und einer dankbaren Nachwelt innige Bewunderung abnöthigen wird. —

---

[*]) Im nächſten Stücke noch eine andre Stimme über dieſen Gegenſtand. F.

Der ganze Griechiſche Staat war rythmiſch; ſeine poetiſche Sprache (feſtgeſetzter Schematismus, wie jede Sprache) konnte daher keine andere Form annehmen, alſo auch ſie ward rythmiſch: denn das ſind alle Kunſtformen der Griechen. — Die moderne poetiſche Sprache, wie alles in der modernen Kunſt, gründet ſich auf Harmonie, die auch die Grundform der modernen Muſik iſt. — Der Ausdruck der antiken Kunſt, welches beſonders durch die rythmiſche Muſik der Alten deutlich wird, iſt Befriedigung; der Ausdruck der modernen Kunſt, Sehnſucht: daher ſich auch Rythmus und Harmonie wie Befriedigung und Sehnſucht verhalten. — Wie ſonach überhaupt Rythmus die ganze antike Welt charakteriſirt, ſo auch beſonders die alte Sprache. — Hier waltet allenthalben die Nothwendigkeit, welches ſich am meiſten und deutlichſten in der reinſten, erhabenſten und gebildetſten Form, im Hexameter, zeigt. — Es würde indeß nicht ſchwer halten, nur mich hier zu weit führen, wenn ich zeigen wollte, daß ſich indeſſen auch ſchon in einigen Sylbenmaßen der Alten Anklänge des modernen Zeitalters zeigen; aber der Rythmus übertäubte ſie, oder ſie verſanken vielmehr in dieſe allgemeine Form.

Ganz anders ward dies alles in der modernen Zeit. — Muſik und Sprache halten immer gleichen Schritt, beide ſind unzertrennlich verbunden. — Das moderne Zeitalter, wo die Zufälligkeit an die Stelle der Nothwendigkeit trat, verſchmähte die Meſſung nach Längen und Kürzen, oder fand ſie vielmehr gar nicht, da es von einem ganz andern Geſichtspunkt ausging; alles drängte und führte zu der andern Seite, der Harmonie. Dieſe gab der Reim, und zwiſchen dem Rythmus und der Harmonie ſchwebte, wie in der Muſik, verbunden und in beiden Seiten herrſchend, die dritte Einheit der Muſik, die Melodie, welche die eigentliche Seele der ganzen Muſik iſt, und ſich in der Sprache durch die größere Fülle, oder durch die größere oder mindere Menge der Vokale äußert. —

Indeſſen verſchwand keinesweges in dieſer Zeit der alte Rythmus gänzlich, ſondern, wie in der antiken Poeſie die Harmonie hervortreten will, trat hier, nur etwas kühner, wirklich der Rythmus hervor; und, wenn er auch gleich nicht in beſtimmten Längen und Kürzen der Sylben da ſtand, zeigte er ſich dennoch in einem gewiſſen rythmiſchen Falle der Sylben, der in der Geſtalt von Jamben und Trochäen erſchien, den einzigen Spuren des Rythmus, die in andern Sprachen, außer der Deutſchen, wo er am ſtärkſten ſich zeigt, die alleinigen ſind. — Unabänderlich iſt daher auch der Reim mit der modernen Poeſie verknüpft; und wer ihn verbannen will, zeigt ein für das Harmoniſche abgeſtumpftes Ohr. — Ob das Harmoniſche in der Muſik als etwas ſo Barbariſches zu verwerfen ſey, wie Rouſſeau behauptet, glaube ich eben nicht,

da

da wir überdies über die antike Muſik, die rythmiſche, gänzlich im Dunkeln ſind, und nur noch davon ein ſchwaches Bild in unſern Chorälen übrig geblieben zu ſeyn ſcheint. —

Ich gehe jetzt ganz zu meinem eigentlichen Zwecke über.

Die Veredelung, Vervielfältigung und Vermehrung der reimenden Gedichte und der Reime überhaupt, in den neueſten Zeiten, hat manchen Kunſtrichter in Feuer und Flammen geſetzt und ihn bewogen, ſein kritiſches Streitroß auf eine höchſt lächerliche Art zu tummeln. — Das Wort Reimgeklingel hat oft herhalten müſſen, und noch ſo viele Leute, wenn ſie ein wirklich künſtliches Gedicht ſehen, treten gleich wieder mit dieſen Verwünſchungsworten vor, wenn ſie auch gleich ſich nicht enthalten können zu ſagen: „es iſt recht hübſch." — Beſonders hat das Sonett viel leiden müſſen. Gleich iſt man mit der froſtigen Ueberſetzung: **Klinggedicht**, bereit, welches ſchon Opitz in ſeiner Poetik anführt, aber auch verwirft, und die Erfindung dieſes Wortes den Holländern beilegt. Froſtig, wie der Holländiſche Erfinder dieſes Wortes wahrſcheinlich war, iſt auch dieſer Name. — Eigentlich ſollte es wohl Harmonie-Gedicht, oder harmoniſches Gedicht heißen; denn keine Form trägt wohl mehr den Stempel des modernen Zeitalters, iſt wohl harmoniſcher, als ſie! —

Nirgends ſpricht ſich die Sehnſucht wohl reiner und zarter aus, als gerade im Sonett. Der Dichter ergreift ein Wort im erſten Verſe, im zweiten weicht er davon ab, auch im dritten; aber ſehnſüchtig und anſchmiegend neigt er ſich im vierten und fünften wieder dem erſten zu, und erſt im achten verhallt der ſüße Laut des erſten Reims, harmoniſch mit den andern verknüpft. —

Gleiches Sehnen und Verbinden, gleiches Trennen und nach ſüßer Vereinigung Schmachten, ſpricht ſich in den Oktaven aus, und erſt die beiden letzten gleich auf einander gereimten Verſe beſchließen kräftig, und doch harmoniſch, dies Schmachten; ſie ſind die eigentliche Beruhigung und Erfüllung, woher auch die wunderbare Empfindung, die man beim gefühlvollen, aufmerkſamen Leſen der Oktaven am Schluſſe des Verſes immer hat. —

Wo iſt in manchen andern Gedichten von unbeſtimmter Form, ein ſüßeres Spiel der Töne und Worte! Ja mancher Dichter wurde durch den Wunſch dieſes fortwehenden Wohllauts verleitet, Wort auf Wort, oder ganz kurzen Vers auf Vers, mit drei-, viermal wiederkehrendem, gleichem Klange zu reimen. — Gleiche wunderbare Verkettung, gleiches Schmachten und Hinneigen, ruhet in der Aſſonanz, wo aus einer ſcheinbar in einander ſchmelzenden Vereinigung, ein heiter verſchlungener Tanz der Worte wird. — Welchen Wohlaut, welche Sanftheit und Lieblichkeit ſelbſt die Wiederholung gleicher Anfangsbuchſtaben der Worte hervorbringt, beweiſet nur zu genau und deutlich der ſchöne Monolog der Delphine im Lakrimas, der von dieſer Seite, wie in ſo vieler anderer Hinſicht, das lieblichſte Gebilde ſanftverſchlungener Harmonie iſt. —

Für uns Deutſche zeigen ſich die erſten Spuren der Biegſamkeit und des Strebens zum Reim in unſerer Sprache. in den *Minneliedern* der Schwäbiſchen Zeit, und hier gleich in einer Vollkommenheit, die höchſt bewunderungswürdig iſt. In vielen iſt eine völlige Annäherung an die beſtimmtere Form der Italiäner. — Weniger glücklich waren unſere Vorfahren in der ernſthaften Dichtungsart, im Epos, wozu ſich der Geiſt der damaligen Zeit doch beſonders neigte. Die ſtolze kräftige *Terzine* der Italiäner war ihnen fremd, oder ſie bildete ſich vielmehr auch bei dieſen erſt in den ſpätern Zeiten; ſie kannten nicht die einzige Form für das romantiſche Epos, die *Oktave*, und ihnen blieb nichts übrig, als das einförmige Reimen des einen Verſes auf den vorhergehenden, ſo daß dieſe Produkte durch ihre Form, durch harmoniſchen Einklang, wenig Liebliches haben, ſondern dies Liebliche nur allein in der wahren poetiſchen und hinreißenden *Darſtellung* beruhet. — Wie wenig die Deutſchen Kunſtrichter unſere Deutſche Literatur kennen, (die Literatur anderer Nationen kennen viele eben ſo wenig, kennen daher eigentlich gar nichts, ſondern ſchwatzen nur) beweiſen ſo manche Urtheile, die auf die Schwäche unſerer Deutſchen Literatur, die ſich *in* ihnen, nicht *durch* ſie ausſpricht, recht bedeutend hinweiſen. — Sie erheben beſonders ihr Geſchrei über das allgemeinere Verbreiten und die größere Ausbildung des Sonetts, ſchwatzen da von Neuerungen, und wiſſen nicht, daß das Sonett ſchon länger auf Deutſchem Boden einheimiſch iſt, als ſie ſich träumen laſſen. — — Gute, jetzt leider halb vergeſſene Dichter Deutſcher poetiſcher Vorzeit! — **Opitz**! du ſchalkhafter und wie ernſt frommer **Gryphius**, und vor allen du biederer, Deutſch geſinnter **Flemming**! ihr ließet es euch wohl nicht träumen, daß nach hundert Jahren Leute aufſtehen könnten, die behaupten würden, die ſchöne, harmoniſche Form des Sonetts komme uns erſt jetzt über die Alpen aus heiteren Regionen des Lebens und der Dichtkunſt zu! — Ein einziger Blick auf die Veteranen der Deutſchen Poeſie belehrt uns, daß es eine Zeit gab, wo das Sonett die beliebteſte, geſuchteſte und am glücklichſten gebildete Form war, und ein froher Blick auf die jetzige Literatur zeigt uns, daß ſie wieder zu uns zurückkehrt. — Den Wohllaut und die Lieblichkeit der meiſten neueren Gedichte, wo der Reim wieder ſein volles Recht behauptet, und in ſeiner alten Kraft und Schöne wieder aufſteht, kann nur läugnen, entweder ein ganz für die Poeſie abgeſtumpftes Gemüth, oder ein Geiſt, der in den Feſſeln des Vorurtheiles ruht.

Auch die **Seſtine**, dieſe liebliche Form, welche ich als Variation über ein und daſſelbe Thema bezeichnen möchten, war früheren Zeiten nicht unbekannt; beſonders Opitz brauchte ſie, und eine ſeiner beſten befindet ſich in dem Gedicht „Schäferin der Nymphe Hercynia.“ —

K. Stern.

VI.

Voltaire und Holberg.

Eine Parallele.

Man hat neuerlich, im Böſen und im Guten, das Andenken dieſer beiden Namen unter uns erneuert; vielleicht iſt es daher die rechte Zeit, den Leſern aus Suhm's ſamlede Schriften Th. 4. S. 301. eine Parallele dieſer beiden Dichter mitzutheilen, ohne daß man ſich um die ſprichwörtliche Regel der Engländer: make no comparisons! bekümmert.

In dem Eingange bemühet ſich Suhm, etwas ſehr umſtändlich zu erweiſen, was jedermann von ſelbſt zugiebt — daß ſich leicht in jedem Lande ein Schriftſteller nennen ließe, und vielleicht nicht nur Einer, — der mehr angenehm, hinreißend, göttlich zu preiſen ſey, als Holberg. — „Aber" — fährt er fort — „keiner hatte mehr Einfluß auf ſein Volk; keinem Gelehrten iſt eine Nation ſo viel ſchuldig, wie Dänemark ſeinem Holberg."

Suhm meint ſehr richtig, daß es ihn zu weit führen würde, wenn er Holberg mit jedem Schriftſteller von vorzüglichem Genie vergleichen wollte. — Es wäre ungefähr eine Arbeit, als wenn man alle neue Schriftſteller vergleichen und genau beſtimmen wollte, wie ſie ſich durch Originalität oder durch Sonderbarkeit unterſcheiden.

Er begnügt ſich alſo mit Voltaire, welchen er den bekannteſten Schriftſteller unſerer Zeit nennt; was ich ihm nicht verdenke, was aber mancher Andere ihm verdenken dürfte. — Hingegen verarge ich ihm, was mancher Andere ihm nicht verargen wird — daß er nun gleich Holberge'n den Preis zuerkennt. Dieſe Manier paßt nicht auf unſere gewöhnliche Art zu denken; wenn man einen Schluß ziehen will, ſo muß man erſt die Sache darſtellen, und das Raiſonnement hinterdrein folgen laſſen.

Suhm kehrt es um; er ſchreibt: „Ich behaupte, daß Dänemark durch Holberg mehr gewonnen hat, als Frankreich durch Voltaire. — Es iſt wahr, dieſer leiſtete im Ganzen größere Dienſte; er beförderte die Toleranz mit einem Erfolge, wie kein Schriftſteller vor ihm; er gab der Denkungsart der Katholiken einen ganz veränderten Schwung; ohne ihn würde Joſeph II. nicht ſo viel Großes haben ausrichten können. Aber dies konnte auch nur Voltaire, und nicht Holberg, der, wenn er gleich eifrigſt Duldung predigte, nicht einen ſo ausgedehnten Wirkungskreis hatte, da die Däniſche Sprache in ſo enge Gränzen eingeſchränkt, und hingegen die Franzöſiſche ſo allgemein verbreitet iſt. Auf der andern Seite hat Voltaire durch die Allgemeinheit ſeiner Landesſprache der

Welt geſchadet. Er ſtreute den Samen der Verachtung des Chriſtenthums und des geiſtlichen Standes aus. Von dieſem Fehler iſt Holberg rein. Wenn er auch nicht durchgängig der ſtrengen Orthodoxie huldigte, ſo taſtete er doch nie eine Hauptlehre an, noch weniger ſpöttelte er über den geiſtlichen Stand, oder den chriſtlichen Glauben. Nur engbrüſtige Menſchen können ihm irgend einen luſtigen Einfall zur Sünde anrechnen."

„In der *Menge* der Schriften ſteht Holberg, in der *Verſchiedenheit* Voltaire oben an. Der Däne ſchrieb weder ein *Heldengedicht*, noch *Trauerſpiele*. Beide aber waren *Geſchichtſchreiber*, *Dichter*, *Komiker*, *Satyriker*, *Moraliſten*, *Philoſophen*. Beide philoſophirten leicht, faßlich und für das Volk, beide waren launig und ſcherzend, beide ſchrieben ſchön: Voltaire freilich geſchmackvoller und feiner, weil er eine gebildete Sprache fand; Holberg mußte die ſeinige im eigentlichen Verſtande behauen*). Er lebte überdies zu einer Zeit, wo die verderbliche Gewohnheit herrſchte, die Sprache ohne Noth mit Franzöſiſchen und lateiniſchen Worten zu ſchmücken. „Voltaire und Holberg beſaßen eine ausgebreitete Lektüre, viel Lebhaftigkeit des

---

*) Die Rohheit einer Sprache kann den großen Kopf nie hindern, vortreffliche Sachen in ihr zu ſchreiben. Holberg's Werke ſind nicht *darum* ſo mittelmäßig, wie die meiſten mir, und vielleicht vielen Andern, ſcheinen, weil er eine ungebildete Sprache fand, ſondern weil er nicht Kopf genug hatte, ſie zu bezwingen. Für ſeine Zeit war er ein außerordentlicher Mann.

Eſchke.

Geiſtes und eine lebendige Einbildungskraft mit nicht geringem Urtheilsvermögen, aber minder großem Tiefſinn, deſſen ſich (nach Leibnitz'ens Urtheile) launige, lebhafte, ſatyriſche Köpfe überhaupt nicht in einem hohen Grade erfreuen. Der einzige Erasmus macht hiervon eine ehrenvolle Ausnahme."

„Ihrer Gemüthsſtimmung zu Folge waren Beide ehrſüchtig, in beſtändiger Thätigkeit zwar, doch nicht geneigt zu langen und anhaltenden Unterſuchungen, wovon ihre hiſtoriſchen Arbeiten den Beweis liefern. Für dieſen Mangel entſchädigen Klarheit, Beſtimmtheit, Abrundung, Ordnung und Zuſammenſtellung der Gedanken und Bilder, lebhafte — bisweilen zu lebhaft ſich erhebende — Betrachtungen, ſinnreiche Zuſammenſtellungen, treffende Gleichniſſe, kühne und bittere Wahrheiten, u. ſ. f."

„Beide waren geſchickter, bereits gefundene Wahrheiten angenehm vorzutragen, als ſelbſt neue zu entdecken, gleich dem Cicero; — nur mit dem Unterſchiede, daß Voltaire in Hinſicht auf Ausdruck und Beſtimmtheit im Vortrage dem Conſul den Vorzug faſt ſtreitig macht, und Holberg weit hinter ihm zurück bleibt."

„Gleich dem Cicero wirkte auch Holberg auf den Geiſt des Volkes. Er ermunterte die Dänen, in der Landesſprache zu ſchreiben, zu denken und zu philoſophiren; in welchem die Franzoſen lange vor Voltaire'n viele und große Schriftſteller jeder Gattung zählten. Das einzige neue Geſchenk, welches Voltaire ſeiner Nation machte, war das Heldengedicht, die vortreffliche Henriade, in ſeiner Art ſo vollkommen, als es die arme, furchtſame*), aber elegante, deutliche und korrekte Franzöſiſche Sprache verſtattet. Man muß geſtehen: in das Trauerſpiel hat Voltaire zuerſt unter ſeinen Landsleuten Philoſophie gebracht; aber in Rückſicht der übrigen Eigenſchaften darf man ihn kaum Corneille'n und Racine'n zur Seite ſetzen."

„Die Sprache ſelbſt verdankt ihm, außer einigen kleinen Wendungen, gar nichts. Voltaire konnte nicht auf ſie wirken, da ſie ſchon vor ihm in Racine, Fenelon, Boſſuet ihre Höhe erreicht hatte**). Seine neue Orthographie hat gleichfalls kein Glück gemacht. — Man muß freilich geſtehen: auch Holberg bereicherte die Däniſche Sprache nur mit wenigen Wendungen und gewiſſen Sprichwörtern, welche ſeine Luſtſpiele erzeugten. In Hinſicht des Versbaues waren die vor ihm lebenden Dichter Bording, Kingo und Helt vorzüglicher als er. In der Lebhaſtigkeit, Laune und Erfindung übertraf er ſie jedoch alle. In die Proſa brachte er einen fließendern, zuſammenhangenden, obgleich unkorrekten und unreinen Styl: einen Fehler, dem ſeine Nachkommen Sneedorf, Langebeck, Schöning, Schytte, Baſtholm, Guldberg, Jacobi, und die auf ihn folgenden großen Dichter Kullin, Stenerſen, Bull, Ewald, Weſſel auszuweichen wußten. Die jetzt lebenden haben einen merklich verbeſſerten Versbau; Holberg ſticht hierin gegen ſie ungefähr ſo ab, wie Plautus, Terenz und Lucil gegen Virgil, Ovid und Horaz. Indeſſen die Ehre kann man Holberg'en nicht rauben, daß er der erſte war, der Theaterſtücke gab, welche Sitten, Denkungsarten, Handlungen und Empfindungen ſeiner Zeit ſchilderten, und im Niedrigkomiſchen ſtets den Preis erhalten werden."

---

*) Es läßt ſich nicht begreifen, warum die Franzöſiſche Sprache – die furchtſame genannt wird. Glaubt Suhm denn, daß man im Franzöſiſchen nicht eben ſo wohl alles ausdrücken könne, wie in jeder andern Sprache? Je mehr eine Nation ſich polirt hat, deſto weniger erlaubt ſich freilich ihre Sprache, oder: deſto ſcheuer und furchtſamer iſt ſie. E.

**) So lange Frankreich große Schriftſteller hatte, ſo lange änderte ſich auch die Sprache; denn das Genie will allenthalben ſchaffen, die vorhandenen Sprachen reichen nie für ſeine Ideen zu: jetzt iſt die Sprache der Franzoſen — einige Revolutions-Ausdrücke ausgenommen, langue bornée.

E.

„Holberg ſchrieb ein komiſches Heldengedicht, das in Rückſicht auf Laune, Erfindung und Geiſt über Boileau's Lutrin und an die Seite von Buttler's Hudibras und Voltaire'ns Pucelle geſetzt zu werden verdient, ob es gleich im Geſchmack und Versbau weit hinter dem letzten und erſten ſteht."

„Holberg war der erſte, welcher uns Satyren ſchenkte, die noch keiner nach ihm verdunkelte."

„Seine hiſtoriſchen Arbeiten ſind mannigfaltig. Die Geſchichte von Dänemark iſt die beſte, die wir in unſerer Sprache haben. Man trifft darin weder die unerträgliche Trockenheit der gewöhnlichen hiſtoriſchen Compilationen, noch den gemeinen Chroniken-Styl: ſie läßt ſich angenehm leſen, und hat das Verdienſt, daß ſie bis zu Friedrich's III. Tode zurück ſteigt. Holbergs Kirchengeſchichte iſt ein köſtliches Werk, durch den Eifer und das Glück, womit er den Aberglauben beſtreitet. Seine Helden und Heldinnen halte ich, nebſt Malling's großen und guten Handlungen, für die nützlichſte und angenehmſte Lektüre, die wir im Däniſchen für das allgemeine Publikum beſitzen. Seine jüdiſche Geſchichte läßt ſich noch leſen, ſelbſt nachdem Baſtholm die ſeinige herausgegeben hat."

„In der Beſchreibung von Bergen überging er vieles, worüber wir hernach beſſer belehrt worden ſind."

„Seine moraliſchen Werke und Briefe zeigen eine ausgedehnte Beleſenheit und bewundernswürdigen Mannigfaltigkeit in den abgehandelten Gegenſtänden. Möchte er ſich nur beſtimmter ausgedrückt und die Sachen mehr durchdacht haben! Und — möchten ſeine Fabeln nie geſchrieben worden ſeyn!"

„In des Küſters Klim unterirdiſchen Reiſen gab er der Welt, in Lucians und Swift's Manier, ein vortreffliches ſatyriſches Werk in lateiniſcher Sprache. Ein Holländer nannte ihn deswegen den Däniſchen Eraſmus. Der Ausdruck darin iſt zwar nicht klaſſiſch, doch gut und eigenthümlich. Seine allgemeine Weltgeſchichte iſt ein für die Jugend ſehr brauchbares Lehrbuch, das auch ins Engliſche überſetzt worden iſt. Seine lateiniſchen Briefe athmen durchgängig die lebhafteſte Laune, laſſen ſich angenehm leſen, und haben unter allen ſeinen Werken den echteſten Römiſchen Ausdruck. Holberg verſuchte auch Epigramme; aber in dieſer Dichtungsart erreichte er weder den Martial, noch Owen."

„Seine Beſchreibung von Dänemark und Norwegen iſt ein ungemein nützliches und belehrendes Buch, in ſeiner Art unſer erſtes, und einem Däniſchen Staatsmanne weſentlich nothwendig. Holberg — der uns eine ſo große Anzahl Schriften, einige vortreffliche, viele gute, wenig mittelmäßige und ſchlechte, hinterließ; der unſerm Mangel in der allgemeinen Weltgeſchichte, in der beſondern Geſchichte des Vaterlandes, im komiſchen und ſatyriſchen Fache abhalf; der uns ſo viele nützliche und unterhaltende Bücher zur allgemeinen Lektüre lieferte; der zuerſt uns anreitzte, vaterländiſche Geiſtes-Produkte in unſerer Sprache zu leſen, indem vor ihm faſt alles Gute lateiniſch geſchrieben wurde; der die Neigung zum Denken und Schreiben entzündete, deſſen Schriften die Aufmerſamkeit der Ausländer erregten, und in das Deutſche, Schwediſche, Holländiſche, Engliſche und Franzöſiſche überſetzt wurden: — Holberg verdient der Liebling des Däniſchen Volkes zu bleiben. Nie werde ſein Name ohne dankbare Hochachtung genannt! Zwar haben ſich nach ihm größere Köpfe in einzelnen Fächern gezeigt, unſere Litteratur hat gelehrtere Männer in Gram und Lürdorf, ſcharfſinnigere Denker in Kraft und Rothe, größere Geſchichtſchreiber in Langebeck und

Schöning, beſſere Dichter und Proſaiker in vielen*); aber nie hat ein Schriftſteller mehr für das Volk geleiſtet und auf ſein Vaterland gewirkt, als Holberg.“

Eſchke.

---

*) Vor allen den achtungswürdigen Verf. dieſer Parallele ſelbſt.

F.

VII.

Poſtſcripte.

24.

Friedrich Geisler erhielt Auguſt Benedict Carpzov's Lehrſtelle in Leipzig, und begann ſeine Antrittsrede mit echt-juriſtiſchem Witz: „Gleichwie auf A B C D folgt E F G, „ſo folgt auf Auguſt Benedikt Carpzov Doctor nunmehr Ego Friedrich Geisler.

E.

25.

An der Spitze aller geiſtlichen Redner, die mit dem Waſſer vertraut ſind, ſteht Paul Mochia; er war ſogar ſpecifiſch leichter als das Waſſer. Ich bin indeß überzeugt, daß ihn einige Dichter an Leichtigkeit übertreffen, vorausgeſetzt, daß ſie kein Opium genommen haben.

— i —

26.

Es ergeht den Dichtern wie den Perlenfiſchern. Selbſt den beſten von ihnen geht der Athem aus. Dann retten ſie ſich durch Klingeln.

— m —

27.

Zürnet den alten Jungfrauen nicht, die ihr wahres Alter verhehlen! Sie thun nach dem Beiſpiele ihrer Mutter, der Erde. Das beſte iſt immer, wir halten ihre Jungferſchaft für ewig (wie die Erde).

— me —

28.

Der Egolemus iſt ein Trompetervogel. Er läuft dem Menſchen überall nach.

— r —

29.

Jeder Menſch iſt ein Primroſe Bobey: ſchwarz und weiß gefleckt.

— ſ —

30.

Die Uſurpatoren gleichen den Blutegeln auf Ceylon. Sie ſpringen den Menſchen auf den Hals.

— o —

31.

Der Mantel der chriſtlichen Liebe, und der Mantel eines Bewohners von Habeſch — was bedecken ſie beide gemeinſchaftlich? Die Liebe.

— l —

32.

Die Parſen beten bekanntlich das Feuer an. Die reichen Kaufleute in der Gegend von Bombay laſſen daſſelbe nie ausgehn. — Ob ſie etwa mit Amianth handeln?

— m —

33.

Die Erde ſteht zwiſchen den Hörnern eines Stiers, ſagte ein Fuhla-Neger zu D. Winterbottom, um ihm das Erdbeben zu erklären. Wenn nun dies Thier krank iſt, ſo macht es eine heftige Bewegung.

Hat es nicht dieſelbe Bewandniß mit unſern politiſchen Erdſtößen?

— me —

34.

Demſelben erzählte der König von Baby: die Erde ſtehe auf einem Felſen, dieſer auf einem Geiſte, der Geiſt auf dem

Rücken eines Fiſches, der Fiſch auf dem Waſſer, und das Waſſer auf dem Winde. Demnach wüßten wir wenigſtens, worauf unſer Wiſſen ſtände.

— rs —

35.

Während die Bücher jährlich für Wenigere geſchrieben werden, werden ſie täglich für die ganze Welt angekündigt. So ſteht in einem Intelligenzblatte auf Einer Seite angezeigt:

> Neuigkeiten zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann, und
>
> Der Europäiſche Aufſeher. Eine Zeitung für Jedermann.

Ja, im Reichsanz. 1804 Nr. 351 iſt zu leſen:

Allen Bewohnern der Erde zur Nachricht eine Ankündigung von einem „Werkchen" unter dem Titel: „Hiſtoriſche Blätter, oder intereſſante Anekdoten, charakteriſtiſche Züge und Einrichtungen! aus dem Leben Napoleons ꝛc., nebſt dem Kaiſerlichen Wapen ꝛc. in Kupfern."

O, ihr Taheitier, Peſcheräs, Oſt- und Weſt-Indier, Türken und Heiden, und ihr übrigen Bewohner der Erde! kauft und empfangt, wenn nicht die Neuigkeiten zu eurem Nutzen und Vergnügen, oder den Europäiſchen Aufſeher, doch die hiſtoriſchen Blätter, dieſes in Deutſcher Mundart verfaßte, intereſſante Werkchen!

K.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Juni 1805.

I.

J. G. Schummels Briefe an den, nun verewigten, O. C. und Ober-Schul-Rath Zöllner.

Sr. Excellenz dem Königl. Staats- und Schulen-Miniſter Herrn von Maſſow ehrfurchtsvoll gewidmet.

Ewr. Excellenz

verzeihen, wenn ich es wage, gegenwärtige Bogen Ihnen, als dem erleuchteten Chef des Preußiſchen Schulweſens, unmittelbar zu widmen. Zöllners Ideen über National-Erziehung machten auf mich einen ſo lebhaften Eindruck, daß ich nicht umhin konnte, eine Reihe von Briefen an ihn zu entwerfen. Acht Tage darauf, nachdem ſie vollendet waren, las ich in den Zeitungen — Zöllners Tod. Durch Vergleichung der Zeit ergab ſich, daß dieſer Edle der Nation in der Nacht vom $\frac{11}{12}$ Septbr. 1804, und faſt in demſelben Augenblicke entſchlafen war, als ich den letzten Brief mit folgenden Worten ſchloß: „Ihnen wünſche ich, in Beziehung auf die „ſchwere Krankheit, welcher Sie in der Vorrede erwähnen, die vollkommenſte Wiederherſtellung; denn es wäre „zu hart, nach Gedike und Meierotto auch noch „Zöllnern zu verlieren!“ Mit Thränen im Auge durchſtrich ich nun dieſe Stelle, und ſchrieb dabei:

O miseras hominum mentes! o pectora coeca! — Dieſer unerwartete Schlag traf mich ſo hart, daß es bereits feſt beſchloſſen war, dieſe Briefe ſollten nie ans Licht kommen. Einige Freunde in Berlin aber, die das Manuſcript geleſen haben, ſind mit dieſem Entſchluß unzufrieden. Sie halten es für gut, daß einige Wahrheiten darin öffentlich zur Sprache kommen, und riethen mir zu einer Umarbeitung, und zur Weglaſſung der directen Beziehung auf den Verſtorbenen. Allein hiezu kann ich mich nie entſchließen: an Zöllnern ſchrieb ich; an Zöllnern ſollen auch dieſe Briefe gerichtet bleiben, oder nie erſcheinen. Zur unveränderten Publikation hingegen war ich bereitwillig; doch auch nur unter einer Bedingung. Zöllners Ideen waren geſtändlich nicht die ſeinigen allein, ſondern nur ein Theil des allgemeinen Schulplans, den Ewr. Excellenz mit Zuziehung des Ober-Schul-Collegiums eigenhändig entworfen haben. Blieb Zöllner am Leben, ſo hätte er von dem Weſentlichen meiner Briefe Ewr. Excellenz Bericht erſtattet; er ſtarb, und ich überliefere nun die Akten unmittelbar an die höchſte Behörde. Kann irgend etwas Ew. Excellenz anlocken, einen Theil Ihrer koſtbaren Zeit auf das Leſen dieſer Briefe zu verwenden, ſo iſt es gerade die getreue Beibehaltung der **Zöllnerſchen** Individualität. Mir ſtand er beim Schreiben lebhaft vor Augen — und, o! daß er noch lebendig davor ſtände! Das Bürger-Schulweſen insbeſondre, an dem auch mein ganzes Herz hängt, hat an ihm einen ſchweren Verluſt erlitten! Doch —

Nil desperandum Teucro duce et auspice Teucro!

So lange nur der Himmel Ewr. Excellenz Leben und Kräfte ſchenkt, hat das Publikum auch die ſichre Hoffnung, den von Ihnen entworfenen National-Plan, ſey es auch erſt nach dem Verlaufe noch einiger Jahre, realiſirt zu ſehen. Unſterblicher Nahme iſt dann das Wenigſte, was Ihrer wartet; die beſſere intellectuelle und moraliſche Bildung der gegenwärtigen und der künftigen Preußiſchen Generationen iſt eine noch ungleich koſtbarere Perle in Ihrer Bürger-Krone! Mit dieſen Geſinnungen unterzeichne ich mich ehrerbietigſt als

Ewr. Excellenz

unterthäniger Diener
Breslau, 26. April, 1805. der Verfaſſer.

I.

Mein würdiger Herr Rath,

Wäre der Nahme **Themiſtokles** nicht ſo berühmt in der Geſchichte, wiewohl ſein Charakter nicht ganz ſeinem Ruhme entſpricht: ſo würde ich ohne Bedenken jenes bekannte Wort von ihm, „daß die Trophäen des **Miltiades** ihn nicht ſchlafen ließen," auf mich anwenden. Wenigſtens iſt es buchſtäblich wahr, daß Ihre Ideen über National-Erziehung mir den Schlaf dieſer Nacht geraubt haben, und ſicher noch den von vielen folgenden rauben werden. So wie ich nur den Titel erblickte, fiel mir gleich eine Stelle von Moſer an Schloſſer ein, „daß alle Erziehung nur local, höchſtens in einem „großen Staate national ſeyn könne, und daß, wenn „es ſo iſt, es am beſten ſey.“ Mit inniger Ueberzeugung hatte ich vor langen Jahren dieſe Stelle in meine pädagogiſchen Collectaneen eingetragen; dort lag ſie aber auch begraben. Was half es, daß ich und Andre, als einzelne Männer, allen unſern Lektionen, wo es irgend möglich war, National-Tendenz gaben? Wenn dies nicht das gemeinſchaftliche Ziel aller Schulen iſt; wenn mehrere wohl gar eine entgegengeſetzte Tendenz haben; wenn die Behörden davon keine Notiz nehmen, und es für den Jüngling, in Beziehung auf Ehre und Vortheil, auf Unterſtützung und Beförderung, einerlei iſt, ob er national denkt oder nicht: ſo wird auch der beſte Lehrer, wenn gleich nicht tauben Ohren predigen, doch nur einen höchſt ſchwachen Eindruck machen, den der Strom, (daß ich ſo ſagen darf) der Ur-Nationalität, gar bald bis auf die kleinſte Spur wegſchwemmt. Ich würde daher demjenigen, der mir vor wenigen Wochen geſagt hätte, ich könne in dem hohen Nachmittage meines Alters, noch leicht eine Preußiſche National-Erziehung erleben, ſehr ernſthaft und faſt unwillig erwiedert haben, er ſolle mich mit dergleichen empfindlichem Scherze verſchonen. Auf einmal erſcheinen Sie mit Ihrer Schrift, die nicht etwa zu tauſend bereits gemachten pädagogiſchen Projekten das tauſend und erſte iſt, ſondern die ſich zu dem, was darauf folgen ſoll, eben ſo verhält, wie der im Jahre 1784 erſchienene Entwurf eines allgemeinen Geſetzbuches für die Preußiſchen Staaten, zu dem nunmehrigen Landrechte. Sie ſchreiben „nach der Abſicht des menſchenfreundlichſten Königs" — und unter der Leitung ſeines erleuchteten Staats- und Schulen-Miniſters von Maſſow. Ein allgemeiner Schulplan iſt bereits entworfen; bloß das eigentliche Lehrfach, und manche Modifikationen allgemeiner Grundſätze ſind noch offen geblieben: und hierüber verlangen Sie nun die Stimmen des Publikums, und insbeſondre erfahrner Schulmänner. Dieſe liberale Denkungsart, dieſe Tendenz des beſten Königs, und ſeines würdigen Miniſters, zu dem größten und höchſten aller Ziele, hat mich eben ſo ſehr überraſcht, als entzückt. Und hätten Sie es nun auch ausdrücklich verbeten, über Ihre Schrift irgend etwas für oder wider zu ſagen: unmöglich könnte ich es diesmal meiner Feder wehren, ſich in Aktivität zu ſetzen. Das Einzige, was mich abſchrecken könnte, wäre die Beſorgniß, daß Ihr Werk nur allzu viele Schriften nach ſich ziehen dürfte, welche meine Stimme — die Stimme eines bloß ſubalternen Schulmannes aus der Provinz — gänzlich erſtickten. Doch dieſe Beſorgniß iſt bei mir ſehr ſchwach: Einmal, es iſt ja hier weder vom Theater, noch von Romanen, weder von der

Mode, noch von politiſchen Neuigkeiten die Rede; dieſe Gegenſtände werden wahrſcheinlich noch lange ungleich mehr Federn beſchäftigen, als alle National-Erziehung. Aber noch mehr! Viele von denen, die durch Ihre Auffoderung vollkommen autoriſirt ſind, über, und nöthigen Falls auch gegen Sie zu ſchreiben, werden, wenn mich nicht alles triegt, das tiefſte Stillſchweigen beobachten. Mancher Schulmann wird Ihnen, weil er nicht ſo glücklich iſt, Sie ſo wie ich zu kennen, das „Saul unter den Propheten" — wo nicht entgegenrufen, doch murmeln. Irgend ein Schüler Peter Burmanns ſchlägt Ihren Artikel im Meuſel nach, um zu ſehen, was für Griechiſche und Lateiniſche Autoren Sie herausgegeben; was für Programme und Diſſertationen Sie in echtrömiſcher Sprache geſchrieben. Und wenn er nun von dem allen nichts findet, ſondern bloß ein Leſebuch für alle Stände, wöchentliche Unterhaltungen, über ſpekulative Philoſophie, allgemeine Ueberſicht des menſchlichen Wiſſens, mehrere Reiſen ꝛc., unter welchen Schriften auch nicht Eine iſt, die man nicht mit gleich großem Nutzen und Vergnügen leſen müßte; ſo zuckt er gleichwohl die Achſeln, und es heißt bei ihm: germanica sunt; non leguntur. —

Von dieſer Seite alſo haben Sie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, Ruhe. Dafür nun will ich Ihnen — nicht Unruhe machen, das verhüte der Himmel! ſondern bloß ein halbes Dutzend Briefe ſchreiben. Für Sie ſelbſt wähle ich dieſe Form keinesweges; hätte ich es mit Ihnen allein zu thun, ſo würde ich mich genau nach Ihren, S. VII geäußerten Wünſchen richten. Mein Beſtreben geht vielmehr dahin, auch von dem größern Publikum geleſen zu werden. Gern möchte ich Ihren Ideen, beſonders einigen, die von der gewohnten Heerſtraße abweichen, recht viele Proſelyten gewinnen, oder doch gewinnen helfen. Gern möchte ich den Schwergläubigen, die mit Aſmus, aber in ſatyriſchem Tone ſingen:

Am Firmament in dieſem Jahr
iſt es geblieben, wie es war —

meinen eigenen Muth, meine eigne Hoffnung einblaſen. Gern möchte ich auch über manche, noch problematiſche Punkte meine Privat-Meinung äußern, und ich muß ſie gehörig motiviren, um nicht anmaaßend zu ſcheinen. Alles dieſes fodert eine gewiſſe Ausführlichkeit; und auf der andern Seite iſt der leichte Briefton eine Erholung nach der Anſtrengung, die Ihre, obwohl von aller Steifheit freie Schrift, dennoch hier und da gekoſtet haben dürfte. Ich bitte Sie alſo, nehmen — und dulden Sie mich, um meiner andern Leſer willen, wie ich bin. In Abſicht der Ordnung der Gedanken, folge ich der Ihrigen auf dem Fuße nach; über jedes von den vier Kapiteln, und über den Zuſatz beſonders, ſchreibe ich einen eignen Brief: aber ich fürchte, daß jeder in eine unverhältnißmäßige Länge ausarten wird. Meine Haupt-Entſchuldigung liegt in der Wichtigkeit und Reichhaltigkeit Ihres Stoffes, ſo wie in der innigen Hochachtung, die ich Ihnen auch da noch zolle, wo ich nicht Ihrer Meinung ſeyn kann.

II.

Zuförderſt trete ich Ihnen ganz bei, daß die *Erziehung* nichts mehr iſt als *Mitwirkung*; keinesweges aber eine *Umſchaffung*, oder wohl gar *Erſchaffung* des Menſchen. „Die beſte Erziehung (habe ich irgendwo geleſen) iſt, die der *Natur* die beſte Gelegenheit ſchafft, „*ſich ſelbſt zu erziehen*, und die ihr am wenigſten „Hinderniſſe entgegenſetzt. **Das Beſte, was der Menſch** „iſt, wird er *geboren*; die Erziehung kann wenig thun, „verdirbt aber unendlich viel.“ Daß dies für viele Eltern und Erzieher eine *traurige* Wahrheit iſt, rührt lediglich von ihren verkehrten Begriffen her. Wer ſein Kind, oder ſeinen Zögling, erſtlich überhaupt als Maſchine, dann noch beſonders als Maſchine zu ſeinen eignen, kleinlichen, ehrſüchtigen, oder eigennützigen Zwecken betrachtet: der leidet bloß die gerechte Strafe, wenn er von dieſer *ſelbſtſtändigen* und *freiwilligen* Maſchine ſteten Widerſtand erfährt; er leidet bloß den gerechten Schmerz, wenn (daß ich mich ſo ausdrücke) unter allem ſeinen *plumpen Hantieren*, die Maſchine entweder bricht, oder ſich einmal plötzlich in Freiheit ſetzt. Wer hingegen in ſeinem Kinde, auch ſchon in der Wiege, ein *freies*, obwohl noch unentwickeltes *Vernunftweſen* erblickt, begabt mit Kräften, die bis jetzt noch unbekannt ſind, aber allmählich hervorbrechen werden, und dann bloß ſtufenweiſe geleitet zu werden brauchen, um in Fertigkeiten überzugehen: der wird in dieſer Einrichtung der Natur die Weisheit und Güte des Schöpfers verehren, die gerade den ſchwerſten

Theil der Menſchenerziehung für ſich behielt, und von Eltern und Lehrern nur den leichtern fodert. Geleitet von dieſen Ueberzeugungen, iſt mir meine eigne häusliche Erziehung mehr zum Spiel, als zur Arbeit geworden; ich kenne aus Erfahrung ganz und gar nicht jenes ewige Moraliſiren, jenes ewige, und doch vergebliche Strafen, was ich in ſo vielen Familien bemerkt habe: ich beobachtete die Natur, half ihr nach, und alles ging entweder von ſelbſt, oder gar nicht. —

Welches ſind denn aber nun die weſentlichen Beſtandtheile der Erziehung, etwa ſo wie in der Logik die Operationen der Seele? Sie nennen deren drei: *Belehrung*, *Beiſpiel* und *Uebung*. Daß ſie es ſind, leidet keinen Zweifel; es fragt ſich bloß, iſt die Reihe vollſtändig, und fehlt nicht etwa noch ein Glied? Hier ſcheint mir nun allerdings noch eine höchſtwichtige Operation zu fehlen; höchſtwichtig nenne ich ſie nach der *Vernunft*: denn der *täglichen Erfahrung* zufolge muß ſie wohl höchſt unwichtig ſeyn, weil ſie in einem unglaublichen Grade vernachläſſiget wird. Und welche andere Operation wäre das wohl, als die, welche der Spanier *Huarte* zuerſt in ſeinem, von *Leſſing* überſetzten Buche: *Prüfung der Köpfe*, abhandelt? Ganz gewiß *ſchafft* die Natur, und nicht die Erziehung, die Köpfe: aber ſie *zu erkennen*, iſt Sache der Erziehung. Man ſage nicht, daß der, welcher den Kopf hat, ihn auch ſchon von ſelbſt erkennen werde. Das geſchieht nur dann, wenn der Kopf ſich in einer günſtigen Lage befindet; wenn er, gleich einem auskriechenden Seidenwurme, die ihm angemeſſene Nahrung vor ſich bereit hat. Iſt hingegen die Lage ungünſtig, und findet der Kopf in derſelben ſeine Nahrung nicht: dann wird er, wie bereits Floegel bemerkt, nicht bloß unthätig und ſchläfrig, ſondern auch „der beſte Kopf wird alsdann unfähiger, als gemeine Köpfe, die eben darum, weil ſie zu allem fähig zu ſeyn ſcheinen, zu nichts taugen.“ Begegnete nicht dieſes Schickſal ſelbſt Ihrem verewigten Collegen, dem vortrefflichen Gedike? Sprach ihm nicht einer ſeiner erſten Lehrer faſt alle Geiſtes-Anlage ab? war er ſich in ſeinen Knabenjahren nicht ſelbſt ein Räthſel, und geſtand, daß ſeine Seele gleichſam mit einer dichten Hülle bedeckt geweſen ſey? bis ſein Lehrer Lange die Huartſche Operation an ihm verrichtete, und ihn dann weiter an Steinbart überlieferte. O, Sie, mein würdiger Herr Rath, der Sie, außer Ihren andern Würden, auch Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften ſind: ſchlagen Sie doch, ich bitte Sie, dieſem reſpektablen Corps eine Preisſchrift über die pſychologiſche Semiotik, oder Deutſch, Seelen-Zeichenkunde vor; ſo wie die Aerzte bereits ihre körperliche Semiotik haben, ohne welche ſie nicht im Stande wären, das einfachſte Fieber zu heilen. Der Gegenſtand iſt äußerſt ſchwer; es gehört dazu nicht bloß ein ganzes Magazin von wirklichen Beiſpielen, um daraus allgemeine Regeln zu entwerfen, ſondern es müßten auch ſehr ſcharfſinnige Experimente vorgeſchlagen werden, um, wie in der Phyſik den Körper, ſo hier die Seele gleichſam zu zwingen, ihren dichten Schleier abzulegen. Daß dabei Lavaters Phyſiognomik, und Galls Schedellehre nicht vergeſſen werden müßte, verſteht ſich von ſelbſt. Hätten wir aber einmal eine ſolche Semiotik, die uns anleitete, die eigenthümlichen Anlagen jedes Geiſtes und Charakters, nach Qualität und Quantität näher zu beſtimmen: wie zweckmäßig können wir dann unſern Unterricht organiſiren! Wie reichlich würde er ſich in der Folge für das bürgerliche Leben verzinſen, in welchem wenigſtens ein Hauptfach der Büchſe der Pandora dieſes iſt, daß ſo viele Menſchen nicht an ihrem rechten Platze ſtehen!

Außer dieſem, habe ich noch etwas hinzuzuſetzen. Ich bin mir ganz deutlich bewußt, daß ich den Werth des bloßen Unterrichts nicht zu hoch anſchlage; Sie hingegen (verzeihen Sie mir!) ſcheinen ihm auf der andern Seite zu nahe zu treten, wenn Sie S. 5 ſagen: „Je weniger Gutes überhaupt durch bloße Belehrung bei der Jugend auszurichten iſt ꝛc.“ Verſtanden Sie vielleicht hier bloß den ſogenannten, ununterbrochenen Katheder-Vortrag? Es ſey; aber auch dieſen kann ich nicht ſo tief fallen laſſen — und Sie ſelbſt können es noch weniger; oder Sie müßten auch die Predigten aufgeben, die ja nichts anders als religiöſe Katheder-Vorträge ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß der Katheder nicht in der Schule, ſondern in der Kirche ſteht. Der Katheder-Vortrag ſetzt bloß Zuhörer voraus, die ihn faſſen und behalten; die im Stande ſind, eine Stunde und länger ihre Aufmerkſamkeit zu fixiren, und alle Zerſtreuung zu vermeiden. Sind ſie wohl gar fähig, für ſich über das Gehörte weiter nachzudenken, ſo kann ein ſolcher Vortrag wahren und großen Nutzen ſtiften. Solcher Zuhörer aber ſind ſchon in den Kirchen wenige; in den untern Klaſſen der Gymnaſien fehlen ſie ganz; in den obern fangen ſie an zu reifen, und es iſt ein Glück, wenn ſie auf der Univerſität ganz reif ſind.

Wer alſo ſchon vor Kindern und Knaben Katheder-Weisheit auskramt, und Katheder-Vortrag hält, der ſtiftet nicht bloß durch ſeine Belehrung kein Gutes, ſondern ausgemacht viel Böſes. Aber trifft denn wohl dieſer Vorwurf die Belehrung ſelbſt, oder nicht vielmehr die Art derſelben, die hier nicht am rechten Orte ſteht? Und giebt es denn nicht noch eine ganz andre, Kindern und Knaben völlig angemeſſene Art? Ich müßte mich ſchämen, einem Manne wie Sie, etwas von Sokratiſcher Methode vorzudociren; ich nenne ſie alſo bloß, mit der innigen Ueberzeugung, daß jeder Schüler, der ſo glücklich war, in die Hände eines guten Sokratikers zu fallen, den Nutzen dieſer Belehrung ſein ganzes Leben hindurch ſpüren wird. Und wie ſteht es denn in ſolchen Fällen, wo das Beiſpiel nicht in die Augen fallen kann, wo Uebung gar nicht denkbar iſt, wo folglich nichts — oder alles durch bloße Belehrung geſchehen muß? Und ſo verhält es ſich mit der ganzen erſten Hälfte der Moralität, wenn wir ſie mit einem bibliſchen Schriftſteller in die zwei Gebote eintheilen wollen: Laſſet ab vom Böſen! Lernet Gutes thun! Es wäre in der That troſtlos für einen Erzieher, wenn er ſich von allen ſeinen Belehrungen, wo ihm doch nichts Kräftigeres möglich iſt, keine Wirkung verſprechen könnte. Aber es iſt, Gott Lob! anders und beſſer; und ein einziges Beiſpiel wird hinreichen, es zu beweiſen. Ihr vormaliger College, der unſterblich verdiente Büſching, ſagt in ſeiner Selbſtbiographie: es ſey in neueren Zeiten viel darüber geſtritten worden, ob es rathſam ſey, jungen Leuten über die Erzeugung und Entſtehung der Menſchen Unterricht zu ertheilen. Dann fährt er fort: „Hauber gab mir und Dilthey dieſen Unterricht in einer unvergeßlichen Stunde. Er überzeugte uns von der erſtaunlichen Weisheit, Macht und Güte Gottes, die ſich in der Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts zeiget, ſo ſtark; erfüllte unſre Seelen mit ſolchen ernſthaften, ehrerbietigen und heiligen Gedanken von derſelben, daß wir niemals ſo etwas Erbauliches und Rührendes gehört zu haben glaubten; auch ſtark empfanden, daß wir ein vortreffliches Verwahrungsmittel gegen die Lüſte der Jugend empfangen hatten." —

Nach dieſer Apologie der Belehrung trete ich unbedingt dem Grundſatze bei, daß für die poſitive Tugend allerdings Beiſpiel und Uebung bei weitem wirkſamer ſind, als aller Unterricht. Sehr ſchön iſt die Stelle S. 5 und 6, wo Sie die Pflichten des Lehrers und Schülers von Seiten des Beiſpiels ſchildern. Wenn ich indeß dieſe Stelle Punkt für Punkt näher erwäge, ſo fällt mir die von Ihnen ſelbſt angeführte Frage D.

Luthers ein: *Wie geſchieht das?* — Ich muß mich umſtändlicher erklären.

So wie *Kant* in ſeiner Anthropologie den Erfahrungsſatz aufſtellt, daß *Weiber*, *Geiſtliche* und *Juden* in der Regel keine Säufer ſind; ſo möchte ich von Schulleuten *den* Satz geltend machen: ſie ſind in der Regel keine *groben Verbrecher*. Mir iſt nur ein einziger Fall bekannt: der vom Schulmeiſter *Faber* zu Müncheberg, welcher, als Mitglied des daſigen berüchtigten Mordbrenner-Complots, im Jahre 1778 lebendig verbrannt wurde. Dieſe Enthaltung von Verbrechen, als eine negative Tugend, ſcheint auf den erſten Blick dem poſitiven Beiſpiele der Tugend, das der Schulmann zu geben hat, ausnehmend günſtig zu ſeyn; in der That aber iſt ſie es auf keine Weiſe. Eine und eben dieſelbe Situation kann den einzelnen Menſchen, oder auch eine ganze Klaſſe derſelben, begünſtigen, daß ſie nicht ſo leicht, oder gar nicht, in Gefängniß und Zuchthaus, noch weniger auf das Schafott kommt; eben dieſelbe aber kann auf der andern Seite eine ganze Reihe von Immoralitäten herbeiführen, die auf der Wage des Kriminaliſten hoch empor ſteigen, auf der des Moraliſten aber ſchwer zu Boden fallen. Sie nennen bei dem Lehrer zuerſt *Mäßigung ſeiner Leidenſchaften*. Hier wird er nun allerdings von Mord- und Raubſucht rein und frei ſeyn: aber auch eben ſo von *Stolz* und *Eitelkeit*? Schon *Erasmus* in ſeinem Lobe der Narrheit ſetzt unter den gelehrten Thoren die *Grammatiker* obenan, und giebt ihnen Schuld, ſie hielten ſich für die Erſten aller Sterblichen. Mit dem aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderte, und nun vollends mit dem Anfange des neunzehnten, ſollte billig dieſe Thorheit abgelegt worden ſeyn; mir ſcheint es aber, leider! nicht. Indeß will ich mich wohl hüten, lebende Beiſpiele aufzuſtellen, da ich ohnehin durch meine Briefe genug Anſtoß geben werde. Ich erinnere alſo bloß an Jean Paul, der in ſeinen Werken vornehmlich zwei Schulmänner als Hauptperſonen dargeſtellt hat; der eine iſt der Schulenrath Stiefel im Siebenkäs, der andre Quintus Fixlein, in dem von ihm benannten Leben. Jean Paul kennt wahrlich die Welt; er ſchildert beide, was man ſagt, als gute Männer: und doch wie weit ſind ſie davon entfernt, Muſter für die Jugend ſeyn zu können! Von dem erſten ſchreibt er: „er hatte etwas ſo Langweiliges, ſo Bedächtliches, „Ernſthaftes, Zurückhaltendes, ſo Bauſchendes, ſo Schwerfälliges, wie dieſe — drei Zeilen.“ Der zweite iſt noch gutmüthiger als der erſte; und doch verbirgt ſich auch bei ihm, ſelbſt unter wahrer und aufrichtiger Demuth und Frömmigkeit, ein nicht kleiner, und nichts weniger als muſterhafter Eigendünkel. Ich würde zu lang werden, wenn ich alle übrigen, von Ihnen genannten Lehrer-Tugenden durchgehen wollte; ich berühre alſo nur noch die geſchliffenen Sitten. Es war eine Zeit, wo Betteley und Religion ſich eben ſo brüderlich zuſammenpaarten, wie Ungeſchliffenheit und Schulmann. Hatte der Mann nur das Seinige gelernt, oder glaubte man wenigſtens, er habe es, ſo überſah man ihm gern Rohheit in ſeinem Betragen. Dieſe Zeiten ſind vorüber; die öffentliche Meinung hat ſich geändert: aber die Quellen, aus denen jene Ungeſchliffenheit fließt, rieſeln häufig immer noch fort. Niedrige Herkunft und rohe häusliche Erziehung; ſchlechte Gymnaſiums- und noch wildere Univerſitäts-Sitten; Mangel an Umgang mit der feinen Welt, der gegenwärtig weit weniger an der Geringſchätzung des Schulſtandes, als an ſeinen ſchmalen Einkünften haftet ꝛc.: welche dringende, wenn gleich nicht Rechtfertigung, doch Entſchuldigung! —

Noch mehr häufen ſich die Hinderniſſe und Schwierigkeiten, wenn von Verbeſſerung der Sitten der Schüler ſelbſt die Rede iſt. Auch der geſchliffenſte Schulmann macht durch ſein iſolirtes Beiſpiel noch lange keine geſittete Schüler, wenn ihn nicht die Umgebung von allen Seiten unterſtützt; dieſe aber verläßt ihn nicht nur oft, ſondern ſteht ihm auch direkt entgegen. Nicht ſelten kommt der Schulmann mit den Eltern ſelbſt in die unangenehmſte Colliſion, wenn er ihre Kinder geſittet machen will. Ein Fall der Art wurde mir erſt kürzlich zur Entſcheidung vorgelegt; und ich entſchied — gegen den beſſern Schulmann für die ſchlechtern Eltern, da unſer Staat kein Sparta iſt, und, wenigſtens bis jetzt, die Grenzen der elterlichen und pädagogiſchen Gewalt noch nicht geſetzlich beſtimmt ſind. Andre Hinderniſſe liegen in dem, auch ſonſt geſitteten, Lehrer. Bald iſt er mit Stunden ſo überhäuft, daß er ſich nach vollendetem Tage-

werke

werke müde und matt hinſtreckt, ſich irgend eine Erholung macht, und kaum noch ſo viel Zeit gewinnt, ſich für den nächſten Tag nur ein wenig vorzubereiten. Bald ſind die Schüler (eigentliche Penſions-Anſtalten ausgenommen) zu zerſtreuet, und in ihren Freiſtunden ganz außer dem Beobachtungskreiſe des Lehrers. Bald iſt auch ihre Anzahl für Einen Mann zu groß; er zieht etwa einige in nähere Aufſicht, die ihm aber ſchon ſo viel zu ſchaffen machen, daß er an die mehreren andern nicht denken kann. Endlich liegt auch noch ein Haupthinderniß in der Natur der Jugend ſelbſt. So wie das weibliche Geſchlecht ſich von der Wiege an zu der äußern Anſtändigkeit und Sittſamkeit neigt, ſo hat das unſrige hingegen einen eben ſo angebornen Hang zur Rohigkeit und Wildheit. Hier fällt Ihnen gewiß, eben ſo wie mir, die treffende Schilderung der Jugend in Horazens Dichtkunſt ein; der Schulmann aber hat die beſte Gelegenheit, das Original alle Tage zu beobachten. Wie oft ſieht man nicht Knaben, die unter den Augen eines ſanften und geſitteten Lehrers ſich artig und anſtändig betragen, ſobald ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, in die muthwilligſten Neckereien, in Schimpfen, Raufen, Schlagen, übergehen! Der Lehrer wehrt und wehrt, ermahnt und ſtraft; umſonſt! Gerade die beſten Köpfe ſind hier nicht ſelten die ſchlimmſten; es iſt die Natur ſelbſt, die mit ihrem Uebermaaße von Kraft aus ihnen tobt, und das ſo lange, bis nach und nach bei reifern Jahren das Uebermaaß ſich bis zum rechten Normal-Maaße ſenke, und aus einem wilden Fülle len, ein braves, feuriges, und dennoch ſchulgerechtes Pferd wird.

Aller dieſer Schwierigkeiten ungeachtet, kann niemand auf die neue allgemeine Schulordnung begieriger ſeyn, als ich. Daß dadurch nicht, wie mit einem Zauberſchlage, ein Wunder geſchehen wird, ſagen Sie S. 89 ſelbſt. Wenn indeß nur der bis jetzt noch im Finſtern graſſirenden, pädagogiſchen Erz-Rohheit Zaum und Gebiß angelegt wird, ſo geſchieht ſchon etwas Großes, etwas höchſt Dankenswerthes. Ich rechne dahin das pöbelmäßige Schimpfen: und — ach! daß ich es ſagen muß! — das Verdammen und Verfluchen in den unterſten Abgrund der Hölle. Ferner rechne ich hierher die pädagogiſche Klaviatur: ſo nennt Jean Paul acht friſchgeſchälte Haſelſtöcke eines Dorfſchulmeiſters; und der Pendant dazu iſt ein prismatiſch zugehauenes Scheit Holz, das er den Kinder-Knieen in den Lehrſtunden, als eine ſtill ſchneidende Sägemaſchine, unterziehen wollte. Dahin gehören auch die mir, aus phyſiologiſchen Gründen, eigentlich gräßlichen Ohrfeigen, die in der Oeſtreichiſchen Schulordnung bereits nachdrücklich verboten ſind. Ein gleiches geſchieht in der Schulordnung des Königreichs Ungarn, worin den gelehrten Magiſtern, in der Sprache, die ſie ſo gern hören, folgende Fleurette geſagt wird: „Magistris omnibus, severissime interdictum sit, ne duriter et aspere tractent adolescentes, „eosdem trudendo, capillos vellendo, aures intorquendo, virgis, scutica, aut quoquomodo caeden-

„do" etc. — Das weitere erwarte ich von der neuen Organiſation der **Seminarien**. Dieſe haben es in ihrer Gewalt, eine Generation von Lehrern zu bilden, die ſich nicht auf das bloße Lehren einſchränken, ſondern **Unterricht**, **Beiſpiel** und **Uebung** harmoniſch mit einander verbinden.

Sie kommen nun auf den Zweck der Erziehung, und ſetzen ihn, überhaupt, in **Brauchbarkeit fürs Leben**, und insbeſondre in **ſittliche** und **bürgerliche** Brauchbarkeit. Ich verweile bloß bei der letztern, und glaube, daß hier abermals ein weſentlicher Unterſchied gemacht werden muß: in die Brauchbarkeit als **Staatsbürger**, oder als **induſtriöſer Bürger**. Unzählig ſind die Zweige der bürgerlichen Induſtrie; ſchon lange beſchäftige ich mich damit, ſie nur dem Nahmen nach aufzuzählen und in eine etwas **natürlichere** Ordnung zu bringen, als diejenige iſt, welche der ſonſt vortreffliche **Beckmann** in ſeiner Technologie aufgeſtellt hat: aber immer noch kann ich damit nicht zu Ende kommen. Ganz gewiß wäre es ein unſchätzbares Verdienſt für Schulen, wenn ſie auf die **individuelle** Beſtimmung ihrer Zöglinge Rückſicht nehmen könnten; wenn ſie z. B einen künftigen **Schuſter** ſchon jetzt (denn der Meiſter wird es doch nicht thun!) mit **Campers** Abhandlung über den beſten Schuh, einen **Gerber** mit de[illegible]**inſchen** Methode zu gerben, einen **Brauer** mit der Theorie der Gährung, einen **Töpfer**, oder vielmehr **Ofen-** und **Kaminmacher**, mit **Rumfords** Theorie vom Luftzuge ꝛc.

bekannt machen könnten. Allein ungerechnet, was Sie ſelbſt anführen, daß es häufig unentſchieden iſt, in welches Induſtrie-Verhältniß ein junger Menſch dereinſt treten wird: woher ſollen die Lehrer die dazu erfoderliche ungeheure Menge von Kenntniſſen nehmen? wo ſollen ſie den Gerber, Brauer rc. hinthun, während ſie zum Schuſter ſprechen; und wie ſoll der noch unmündige Knabe, (denn mit 12, 13 Jahren entläuft er gewöhnlich ſchon der Schule und geht auf's Handwerk!) fähig ſeyn, ſolche Lehren zu faſſen? Ich laſſe alſo dieſe zu hohe Traube fahren; greife aber dagegen deſto feſter nach der andern. Es iſt ein hartes, aber wahres Wort: Eher kann der Menſch es unterlaſſen, ſich zum Menſchen, d. h. zu einem vernünftig-ſittlichen Weſen zu bilden, als er es unterlaſſen könnte, Staatsbürger zu werden. Zu dem letztern iſt er in dem ganzen weiten Europa, vom Tajo bis zur Newa gezwungen; und nur die Wahl bleibt ihm übrig, ein ſchlechter, oder ein guter Bürger zu ſeyn. Der ſchlechte Bürger iſt, die Farbe abgerechnet, ein Neger-Sklav. Er wird Soldat, weil er muß: kann er davon laufen, deſto beſſer. Er mordet und raubt nicht, weil er ſich vor Galgen und Rad fürchtet — oder er mordet und raubt dennoch; wie denn ſo eben ein Kerl in unſern Mauern ſitzt, der ſein Weib mit elf Schlägen einer fürchterlichen Keule getödtet, und mit Einem Jahre Zuchthaus davon zu kommen denkt. Wird ihn nun die Staatsgewalt vielleicht in Kurzem zwingen, das Schafott zu beſteigen, ſo wird er nicht über ſich ſelbſt, als ſchlechten Bürger, ſondern über die Tyrannei und Härte des Staats ſchreien. Eben ſo zahlt auch der ſchlechte Bürger dem Staate nur ſeine Abgaben, wenn und weil er muß; in Oberſchleſien laſſen ſich die Bauern hin und wieder ihre Steuern, die ſie ſchon in der Taſche bei ſich führen, erſt mit dem Kantſchuh abnöthigen. Kann er auf der andern Seite durch Kontrebandiren und Defraudiren ſeinem Schaden wieder beikommen; deſto beſſer! — Der gute Bürger hingegen — wollen Sie mir wohl erlauben, nur einen einzigen Paragraphen aus einem Manuſkripte hier abzuſchreiben? —

„Der echte Bürger ſchränkt ſeine Liebe nicht auf „ſeine Familie, auf ſeine nächſten Mitbürger ein, wiewohl er ſie dieſen in vorzüglicherem Grade widmet; „ſondern er umfaßt mit warmer Zuneigung das ganze „Vaterland. In dem allgemeinen Wohl findet er ſein „eignes; ein allgemeines Unglück ſchlägt ſeinem Herzen „tiefe Wunden, und es iſt ihm Linderung, einen Theil „ſeines perſönlichen Wohls dem Vaterlande zum Opfer „zu bringen. Bekannt mit dem Weſen eines Staats „überhaupt, vertraut mit der Verfaſſung und den Geſetzen des ſeinigen, hat er keinen andern Sinn, als ein „nützliches Mitglied dieſer großen Familie zu ſeyn. Ruft „der Regent ihn zu den Waffen, ſo geht er muthig ins „Feld, und bringt dem Vaterlande den Zoll ſeiner Bürgerpflicht, als ſein Vertheidiger, dar. Geht dieſer Ruf „bei ihm vorüber, ſo widmet er ſich den Künſten des „Friedens, und hilft mit Freuden den für ihn ſtreitenden

„Soldaten ernähren. Er kennt, und vermeidet jedes,
„auch noch ſo geringe Verbrechen; vermeidet es nicht
„bloß für ſich ſelbſt, ſondern hindert es möglichſt auch bei
„Andern. Fern von Prozeßſucht, überläßt er die Entſcheidung
„unvermeidlicher Streitigkeiten der richtenden
„Gewalt; und auch da, wo dieſe ihn nicht ſchützen kann,
„vertheidigt er ſich mit Gerechtigkeit und Menſchlichkeit.
„Die an ihn ergehenden Polizeibefehle ſind ihm heilig;
„bei vielen entdeckt er die offenbare Wohlthätigkeit ihrer
„Abſicht; und wo ſeine Einſicht nicht hinreicht, in den
„Geiſt eines Geſetzes einzudringen, bricht er dennoch nicht
„in unbeſonnenen Tadel aus, ſondern unterwirft ſich
„der höhern Einſicht derer, die am Ruder des Staates
„ſitzen. Die geſetzlichen Abgaben entrichtet er mit der
„gewiſſenhafteſten Genauigkeit; er verabſcheut, ärger als
„Straßenraub, jeden Abbruch der öffentlichen Einkünfte.
„Und für alle dieſe Bürgerpflichten erwartet er keineswegs
„von dem Regenten Auszeichnung und Belohnung;
„nur wenn ſeine Kräfte ihn gänzlich verlaſſen, nur dann
„wirft er ſich in die Arme des Staats, und hofft mit
„Sicherheit von ihm Beiſtand und Unterſtützung. Hat
„die Natur ihm höhere Talente verliehen, ſo bereitet er
„ſich ſorgfältig zum Diener des Staats, und hilft dann
„Glück und Wohl über ſein Vaterland verbreiten. —
„Bei ſolchen Bürgern nur kann ein Staat den höchſten
„Gipfel ſeiner Vollkommenheit erreichen. Fehlt es hingegen
„an dieſem Gemeingeiſte; herrſcht in den Herzen der
„Bürger nur niedriger Eigennutz und Egoismus: dann

„vermag auch die größte Regierungs-Weisheit wenig aus-„zurichten, und das Wort des unſterblichen Friedrichs „bekommt dann ſein volles Licht:

„Croiés-moi, les humains que j'ai trop su connoitre
„Meritent peu, Monsieur, qu'on daigne être leur
maitre." —

Dieſes nie gedruckte Fragment iſt ein Theil der Einleitung zu meinem Bürger-Katechismus, den ich meiner Bürger-Lektion zum Grunde legte, welcher Sie, bereits vor zwölf Jahren, in Ihrer Schleſiſchen Reiſe (I. 105 ꝛc.) einige Seiten widmeten. Meiner Lage gemäß, hatte ich dabei zunächſt nur Schleſien vor Augen; ich ſprach nur vor Zuhörern, die entweder (im Seminarium) wirkliche Candidaten, oder doch Gymnaſiaſten der obern Klaſſen waren; ich war alſo weder der Mann für den ganzen Preußiſchen Staat, noch für alle Schulfähige deſſelben. Aber ich umſpannte ſchlechterdings alle allgemeinen bürgerlichen Verhältniſſe, und (ohne Ruhmredigkeit) ging einen guten Schritt weiter, als diejenigen, die für den Bürger ſchon alles gethan zu haben glauben, wenn ſie ihm einen dürftigen Auszug aus dem Landrechte geben. Militär-, Kanton-, Lazareth-, Werbe-, Deſertions-Reglements, Kriegsartikel, Provinzialgeſetze, Landrecht, Gerichtsordnung, und nun das ungeheure Heer der Polizei- und Finanz-Geſetze, waren für mich — Citronen, denen ich ſo viel Saft auszupreſſen ſuchte, als ſie irgend für den Bürger haben konnten; und zugleich das Chaos, welches ich im Schweiße meines Angeſichts zu ordnen unternahm. Aus Mangel an Aufmunterung und Unterſtützung noch mehr, als aus einem anderweitigen Mangel, unterlag ich zuletzt dieſer Idee: aber ich erlebe noch die Freude, ſie durch höhere Kraft realiſirt zu ſehen! Denn wenn, nach S. 7 Ihres Werks, die Erziehung den Menſchen zu bürgerlichen Verhältniſſen bilden ſoll; die ſpeciellern Verhältniſſe der bürgerlichen Lebensart aber, wie oben gezeigt worden, faſt unmöglich ein Gegenſtand des Unterrichts werden können: ſo bleibt nichts übrig, als die generellen und allgemeinen Verhältniſſe; und alle meine Haupt-Ideen im Bürger-Katechismus müſſen in den neuen Schulbüchern ſchlechterdings vorkommen! —

Ich übergehe nun (nicht ohne Ueberwindung) eine ganze Reihe Seiten, und wende mich S. 30 ꝛc. zu Ihren Betrachtungen über das jugendliche Alter, als Gegenſtand der Erziehung. Mit dem größten Rechte ſetzen Sie als Regel feſt, daß ein Kind nicht leicht vor dem ſechſten Jahre in die Schule zu ſchicken ſey; und es leuchtet überall hervor, daß auch dieſe Epoche Ihnen noch zu früh, und nur ein Gebot der traurigen Nothwendigkeit iſt. In der That, wer Kinder von dieſem Alter, und insbeſondre die Knaben nur oberflächlich kennt, in denen die Natur ſchon vor Jahrtauſenden das Perpetuum mobile lebendig dargeſtellt hat, das Menſchen immer noch vergeblich zu erfinden ſuchen; wer damit die gewöhnlichen Schulſtuben, beſonders auf dem Lande, vergleicht — Stuben, welche die Europäiſchen Pendants zu den Afrikaniſchen Sklavenſchiffen ſind, wie ſie *Zimmermann* in ſeinem Almanach ſilhouettirt; wer endlich in *Franks* Syſtem die Betrachtungen dieſes großen Arztes über die ſchauderhaften Folgen einer ſolchen erzwungenen Bewegungsloſigkeit lieſt: der wird auch dann noch über eine Schule von Kindern zwiſchen 6 und 8 Jahren ſeufzen, wenn ſie auf das beſte organiſirt iſt. Sollte denn hier gar kein Rath, kein Ausweg zu finden ſeyn? Er iſt es; eine mit uns Deutſchen benachbarte und verwandte Nation hat ihn bereits gefunden; und ich habe bloß die leichte Mühe, das Publikum darauf aufmerkſam zu machen. In *Grabners* Briefen über die vereinigten Niederlande, Gotha 92. ſteht S. 177 folgende höchſt merkwürdige Stelle:

„Sobald ein Kind *laufen* kann, (alſo noch lange vor dem ſechſten Jahre) wird es in eine ſogenannte *Spielſchule* geſchickt; eine Art von Inſtitut, das, ſeiner *Nützlichkeit* wegen, *allenthalben* nachgeahmt zu werden verdient. *Wittwen* und andre bejahrte Frauenzimmer ſind gemeiniglich die Aufſeherinnen in dieſen Schulen. Hier werden zehn, zwanzig und mehrere Kinder von gleichem Alter und Stande mit kleinen Beſchäftigungen, vorzüglich aber mit ihnen angemeſſenen Zeitvertreiben unterhalten; hier lernen ſie ſpielend buchſtabiren, leſen, kleine moraliſche und geiſtliche Lieder, Stricken u. dergl. Spielen bleibt indeſſen immer ihre Hauptbeſchäftigung. Der vorzüglichſte Nutzen dieſer Anſtalten beſteht ausgemacht darin, daß auch die

„Kinder der gemeinſten Leute unter einer beſtändigen Aufſicht ſtehen, ſich mit ihres Gleichen weit beſſer vergnügen, als außerdem möglich wäre, und nicht in Gefahr kommen, auf allerlei Ausſchweifungen zu gerathen, deren Einfluß auf Sitten und Geſundheit oft den ganzen Lauf des Lebens hindurch empfunden wird. Noch unendlich mehr Nutzen ließe ſich von dieſen Spielſchulen erwarten, wenn die Obrigkeit, allenfalls auch die Geiſtlichkeit, die Aufſicht darüber hätte, keine andre Subjekte zu Schulfrauen wählte, als ſolche, die ſich durch ihren gebildeten Verſtand und ſanften Charakter auszeichneten, ihnen gute Kinderſchriften zum Unterricht vorſchrieben und darauf ſähen, daß die Schulſtuben geräumig genug wären, und nicht der ſchwarzen Höhle glichen, wie leider bis jetzt der Fall nur allzu oft iſt. Aus dieſen Spielſchulen kommen die Kinder des gemeinen und Mittelmannes in die öffentlichen Schulen ꝛc."

Wahrlich, wenn ich die Wahl hätte, zu Peſtalozzi nach Burgsdorf, oder in eine gute Spielſchule nach Batavien zu reiſen, ich zöge ohne Bedenken die letztere vor. Ihre Ausführbarkeit liegt am Tage; ihre Nützlichkeit empfiehlt ſich auch noch von der Seite, daß ſie eine Hülfsquelle für penſionsloſe Wittwen ſeyn würden. Auf dem Lande freilich dürften viele Gemeinden zu einer ſolchen Schule zu arm ſeyn; möchten ſie indeß nur erſt in den Städten etablirt werden, und möchte ich der Glückliche ſeyn, der zu dieſer Errichtung mitgewirkt hätte!

Mehrere Seiten hindurch bleibt mir nun wieder nichts übrig, als Ihren Ideen lediglich zu applaudiren; zum Theil habe ich es auch ſchon längſt gethan. Sie ſprechen S. 40 von der Zurückſcheuchung der Schüler durch die Unfreundlichkeit der Lehrer. Gerade dies war mein erſtes Wort im erſten Stücke der Schleſiſchen Provinzial-Blätter, wo ich unter andern, in einem pädagogiſchen Briefe an Schleſiſche Schulmänner, nur allzu naiv ſagte: „Lieber Schulmann! — Um des Himmels „willen, ſtrebe nicht nach dem eitlen Dinge, das man „Reſpekt nennt! Reſpekt, ohne Liebe, iſt der Tod „aller Vertraulichkeit und Offenherzigkeit. Halte du nur „deine Schüler in einer gewiſſen ſteifen, ehrerbietigen „Entfernung: wahrlich ſie werden ſich ſo von dir entfernen, daß du nie das geringſte von dem Innerſten „ihres Herzens wirſt kennen lernen. Willſt du bloß den „Pathen des großen Moguls*) auf dem Katheder „ſpielen; willſt du ein zweiter Landvogt Geisler ſeyn, „und verlangen, daß man ſich auch vor deinem Hute „bücken ſolle: ſo werden zwar deine Schüler — auch „großen Reſpekt vor dir haben; aber bloß ſolchen, den „einige rohe Völker einem gewiſſen ſchwarzen Weſen „erweiſen, damit es ihnen nicht ſchaden ſoll.“ — Sie rügen die Sonderbarkeiten der Schulleute, dergleichen (ſagen Sie) man nicht leicht in einem andern Stande antrifft. Das nehmliche that ich im Spitzbart; mein

---

*) Ein, im Magdeburgiſchen ſehr bekanntes Sprichwort: Er thut ſo dick, als ob der große Mogul ſein Pathe wäre.

Prorektor Fein, Konrektor Burmann, Subrektor Hutter, Quartus Roſentreter, und beſonders der Quintus Wenzky ſind Leute, die ſich — ich darf es ſelbſt ſagen — von Seiten der Sonderbarkeit dürfen ſehen laſſen. Ich behauptete und führte es theoretiſch aus, daß kein Stand ſo gemacht ſey, Karrikaturen von menſchlichen Charakteren zu zeugen, als eben der Schulſtand! —

Sie kommen nun von S. 45 — 64 auf einen ſehr wichtigen Punkt, den Sie ſelbſt nicht bloß für ſtreitig halten, ſondern zu deſſen Vertheidigung Sie mit drei Klaſſen von Gegnern offne Fehde führen. Der Punkt betrifft die kirchlichen Anſtalten, betrachtet als eine fortgeſetzte Erziehungsanſtalt bis ins ſpäte Alter; und die Gegner ſind: die Philoſophen (du jour, nehmlich!), die Theologen, und die Pädagogen. Was die erſtern anbetrift, ſo bewundere ich eben ſo ſehr den Muth, mit welchem Sie ſich dem Hohngelächter jener Preis geben, als die muſterhafte Klarheit, mit welcher Sie auseinander ſetzen, wie es möglich war, daß auf Kants geſunden und feſten Stamm ſo markloſe und gefährliche Reiſer von Gift- und Drachen-Bäumen gepfropft werden konnten. Doch — nur ein Decennium noch; und es wird dann heißen, wie der Pſalmiſt ſagt: „Ihre Wohnung müſſe wüſte werden, und es ſey niemand, der in ihren Hütten wohne!" — Mit gleicher Unpartheilichkeit greifen Sie nun auch Ihre Amtsgenoſſen, die Theologen, an. Ohne alle Animoſität, und völlig neutral bei der Spannung, welche man gegenwärtig zwiſchen dem geiſtlichen und Schul-Stande bemerken will, kann ich mich doch nicht entbrechen öffentlich zu behaupten, daß die Philoſophen den kirchlichen Anſtalten weit weniger Abbruch gethan, als die Theologen ſelbſt. Das Publikum jener kann nicht anders als verhältnißweiſe ſehr klein ſeyn; der Anhang dieſer aber iſt, wegen ihrer weit populärern Sprache über eine höchſtwichtige Angelegenheit, ungleich größer, und verbreitet ſich bis zum gemeinen Manne herab. Und was lehren ſie denn nun? Auch ich werde dem Hohngelächter nicht entgehen, wenn ich geſtehe, daß es mir ſehr anſtößig geweſen, von einem angeſehenen Theologen die Himmelfahrt Henochs mit dem Raube des Ganymeds, den Beſuch der drei Männer bei Abraham mit Philemon und Baucis, und den Prieſter Jethro mit dem Abbé Sieyes paralleliſirt zu ſehen. Bei eben dieſem fand ich — was Michaelis mich nicht gelehrt hat —: das Leben Moſes ſey als Epopee zu betrachten, und laſſe ſich als ſolche recht angenehm leſen. Und geht es denn dem neuen Teſtamente beſſer? Sollten auch Bahrdts Briefe über die Bibel im Volkston, bereits vergeſſen ſeyn, ſo iſt dagegen die „Natürliche Geſchichte des großen Propheten von Nazareth" wieder an der Tagesordnung. Welch ein Adonis von Theolog iſt doch dieſer Verfaſſer, und wie ſchön hat er die Geſchichte Chriſti adoniſirt! Kann ein Roman, kann ein Schauſpiel lebhafter, empfindſamer mahlen, als er? Z. B. „Der Todtgeglaubte „(nehmlich Lazarus) ſchlug die Augen auf, und ſtarrte „wild und voll Verwunderung um ſich her. Nun richtete „er ſich in ſeinem engen Bette matt empor, und „ſtammelte: o Gott! wo bin ich? was bedeutet

„dies Getümmel? Was iſt mit mir geſchehen? „— Mutter, gute Mutter, wo biſt du doch!" — Jean Paul nennt einmal Voltairen ſehr treffend den großen Theaterdichter des Welttheaters; nun ſo ſey denn hiermit der Verfaſſer der Natürlichen Geſchichte ꝛc. zum Theaterdichter der bibliſchen Hiſtorie neues Teſtaments förmlich und feierlich creirt! Doch ich eile ſchnell vom Scherze zum Ernſte zurück. Dieſe neuen und allerneueſten Kirchenlehrer, die man (ungleich paſſender, als Mendelsſohn den großen Kant) die alles zermalmenden Theologen nennen möchte; ſie, die alle Wunder, Weiſſagungen, Geheimniſſe, Offenbarungen, völlig ecraſiren: dieſe ſind es vornehmlich, welche die kirchlichen Anſtalten in ihrem tiefſten Fundamente erſchüttern. Ihnen zu Folge giebt es bloß eine Natur-Religion; und welcher ihrer Anhänger handelt denn nicht conſequent, wenn er nun auch die chriſtlichen Kirchen für überflüſſig hält, in denen er nichts hören kann als Mährchen, die er nicht mag, und Moral, die er überall eben ſo gut haben kann? O wir armen, ſchwachen Pädagogen! Wie hätten wir wohl, auch bei dem böſeſten Willen, etwas der Art gegen die Kirche unternehmen können, da wir ja unmittelbar unter geiſtlicher Inſpektion ſtehen! Auch geben Sie uns nichts Schuld als zwei Dinge, die wir ſogleich einräumen. Einmal, daß wir die Bibel nicht zum Buchſtabir- und Leſebuche der Kinder haben — und daß wir ſie ihnen nicht vollſtändig in die Hände geben wollen. Zu Ihnen bedarf es hierüber keiner Sylbe: aber ein paar

Worte zu denen unter meinen Leſern, denen die Bibel noch vom Anfange bis zu Ende Gottes Wort iſt. Wenn, nach dem Sprichworte, aller Anfang ſchwer — wenn insbeſondre das Buchſtabiren, nach der gewöhnlichen Methode, eine wahre Marter für Kinder iſt; wenn ſelbſt in Berlin noch Ahitophels-Geſchichten vorfallen *): iſt es da nicht wahre Profanation des Heiligen und Ehrwürdigen, es zum Tortur-Inſtrumente der Kinder zu machen? Man will ihnen ja keinesweges die Bibel aus den Händen winden; ſie ſollen darin leſen, oft und viel leſen: nur nicht eher, als bis ſie es mit Luſt können! Zum Martern iſt die Bibel zu gut, und jedes andre Buch kann es eben ſo verrichten. — Was den zweiten Punkt anbetrifft, Kindern die ganze Bibel in die Hände zu geben, ſo muß derjenige ſie entweder gar nicht, oder zwiſchen Wachen und Träumen geleſen haben, der dies von uns ſodert. Die Dunkelheit und abſolute Unverſtändlichkeit von tauſend Stellen ganz bei Seite — weſſen Wangen erröthen nicht, mit der noch unſchuldigen Jugend Geſchichten zu leſen, wie die von Loth, der Dina, der Thamar, alle drei bloß im erſten Buche Mo-

---

*) Splittegarb (ich hoffe, ſein Nahme iſt noch nicht vergeſſen!) ging einſt bei einer Schule in einer Berliniſchen Vorſtadt vorbei, wo die Fenſter offen ſtanden, und ein Kind eben den Nahmen Ahitophel in der Bibel buchſtabirte. Es ſagte am Ende ſehr natürlich: pe, ha, e, el, pel. Wart, erwiederte der Lehrer: ich will dir das pel auf den Pelz geben! Er nahm den Stock, ſprach ganz langſam, pe, ha, e, el, phel, A, hi, to, phel, und bei jeder Sylbe erfolgte ein Schlag auf den Rücken des Knaben.

ſes? Männer, und zum Theil ſchon Jünglinge, wiſſen aus ihrem Michaelis ſehr wohl, welche bewundernswürdige Weisheit in der ganzen Moſaiſchen Geſetzgebung zu finden iſt: aber was ſollen wir, um des Himmels willen, mit 3 Moſ. 15, oder 18 — vis à vis von Kindern anfangen? Was mit vielen, übrigens vortreſſlichen Pſalmen, wo David als König, oder als tiefgebeugter Sünder ſpricht? Was endlich mit dem hohen Liede Salomo's, das, wenn ich mich aus Eichhorn recht erinnere, ſelbſt bei den Juden niemand vor dem 25ſten Jahre leſen durfte? Hier iſt kein Mittelweg: entweder müſſen wir den Verſtand der Kinder hermetiſch verſiegeln — oder wir müſſen weglaſſen. Sie ſelbſt, würdiger Mann, ertheilen uns alſo gewiß über beide Punkte die völlige Abſolution, ob Sie gleich S. 39 bloß ſagen, dieſe Rückſichten ſcheinen die neuern Pädagogen zu rechtfertigen. Nun leiten Sie aber hieraus die ſehr nachtheilige Folge her, daß nun die Jugend mit der Bibel ganz unbekannt bleibe. Ganz? Das kann ich wenigſtens von meiner unmittelbaren Umgebung nicht einräumen. Daß aber, im Allgemeinen, die ſogenannte Bibelfeſtigkeit bei Knaben und Jünglingen je länger je ſeltner wird, will ich nicht in Abrede ſeyn. Allein ſollte denn dieſer Verluſt wirklich ſo groß ſeyn, als er auf den erſten Blick ſcheint? Ich habe es in meiner funfzigjährigen Erfahrung ſchon oft erlebt, daß erzbibelfeſte Menſchen ganz gewöhnliche Sünder, oder wohl gar recht ſchlimme Heuchler waren. Bei ihnen ſaß alſo die Bibel bloß im Gedächtniſſe, aber nicht

nicht in Verſtand und Herzen. Ein ſolcher Verluſt wäre im Grunde keiner, vielmehr wahrer Gewinn. Wenn hingegen unſre Jugend nur ſonſt wahrhaft verſtändig und vernünftig gebildet würde; wenn ſie ihre gegenwärtige und zukünftige Beſtimmung lebhaft vor Augen hätte, und ihr gemäß handelte: ſollte wohl der Unterſchied beträchtlich ſeyn, ob ſie ſich bloß der Wahrheit überhaupt, oder auch der eignen Worte erinnert, mit denen ſie in der Bibel ausgedrückt wird? Es iſt ein vortrefflicher Spruch Pauli, daß dieſer Zeit Leiden nicht werth iſt der Herrlichkeit ꝛc.! Aber geſetzt, jemand wüßte ihn nicht, dächte aber mit ganzer Seele an das, nicht minder vortreffliche Klopſtockiſche Lied: Auferſtehn, ja auferſtehn ꝛc.: ſollte die Wirkung nicht die nehmliche ſeyn? Doch — ich widerlege mich ſelbſt. Dieſe Operation iſt höchſtens nur für den Gebildeten; für den ſchwächern Theil iſt es allerdings Noth, daß er ſich auch buchſtäblich an eine Wahrheit halte, und dazu bietet gerade die Bibel die ſchönſten und kräftigſten Materialien dar. Nun denn! Sie ſelbſt thun ja einen ganz hierher gehörigen Vorſchlag: den, einer noch beſſern Schulbibel, als wir ſie bereits beſitzen. Möge ſie doch recht bald, und ganz nach Ihrem Plane erſcheinen! Möge ſie in den Händen der Jugend eine neue Stütze der Religioſität werden! Denn, allerdings, bei Williams, und Revelliere Lepaux, iſt kein Heil! —

(Die Fortſetzung künftig.)

II.

Idylle.

Sorge.

Oft ſchon war der Lenz erwacht
Aus dem ſchweren Wintertraum;
Oft ſchon prangte Wieſ' und Baum
Leuchtend in der Blüthen Pracht;
Seit der ſchreckensvollen Nacht,
Da die Meerfluth ihre Bande
Keck zerbrochen, ſichre Strande,
Und mit wilden Waſſergüſſen
Jene Erdzung' abgeriſſen
Von dem feſten Mutterlande.

Leuchtete der Himmel klar,
Sah man nun aus fernen Wellen
Bläulich eine Wolke quellen,
So die neue Inſel war. —
Dort ſeit manchem langen Jahr
Lebte, von der Welt geſchieden,
Milons Gattin mit Nieliden,
Die das ſchöne Vaterland,
Die den Vater nie gekannt,
Der im Meere war verſchieden. —

Er war lang' umher geſchwommen
In der aufgebrachten Fluth
Jene Nacht mit keckem Muth —
Endlich aber umgekommen. —
„Weib, das Kind in Acht genommen!
Folg' mir nicht zum Meere dort!“
Solches war ſein letztes Wort,
Und er ging und ließ Belinde
Mit dem neugebornen Kinde,
Sünde! ohne Schutz und Hort.

Fern von Sicherheit und Freuden,
So Geſelligkeit verſchafft,
Fern von trauter Nachbarſchaft
Lebten einſam nun die Beiden,
Und die Mutter ſieht mit Leiden,
Wie mit blumigem Geſicht,
Schimmernd in der Jugend Licht,
Sich die Tochter zart entfaltet,
Ueppig ſchön und weich geſtaltet
Aus der Kindheit Knoſpe bricht.

Täglich mehrt ſich ihre Pein,
Mit dem blühend ſchönen Kinde
Durch des Meeres weite Schlünde
Von der Welt getrennt zu ſeyn.
Einſam, hülflos und allein,
Quält ſie ſich in Angſt und Schrecken,
Jeden neuen Morgen wecken
Sie vom Lager neue Schmerzen;
Doch ſie darf, die Sorg' im Herzen,
Ihrer Tochter Nichts entdecken. —

Denn ſie will dem theuren Kind',
Das voll Unſchuld im Gemüthe
Sich erfreut an jeder Blüthe,
Wann die Quelle rauſchend rinnt,
Wann die Heerden luſtig ſind,
Wann die Vögel hoch ſich ſchwingen,
Frohe Morgenlieder ſingen,
Nichts von andern Freuden ſagen,
Die ſie nur mit Sehnſucht plagen,
Schmerz ihr in die Seele bringen. —

Ihren Kummer offenbaren
Konnte keiner Seele ſie,
Und ſo muß ſie ſpät und früh
Schmerz in wunder Bruſt bewahren.
Nur das Meer durft' ihn erfahren,
Nur das Meer, das Grab des Gatten;
Dort, in dunkler Nächte Schatten,
Hörten ſie in ihren Nöthen
Oreaden weinend beten;
Solches ſollt' ihr Troſt geſtatten.

„Grab des heißgeliebten Treuen,"
Alſo ſprach ſie, „grauſe Meerfluth!
Sieh' mich liegen hier in Schwermuth
Betend meinen Schmerz erneuen.
Du allein kannſt mich befreien
Von den Leiden ohne Zahl,
Von ſo ausgeſuchter Qual.
Meer, du nahmſt den Gatten mir;
Nimm auch meine Tochter dir —
Mir bleibt keine andre Wahl!"

„Ja, ſo groß iſt meine Noth,
Daß mir einzig Troſt kann geben,
Nicht der Lieben langes Leben,
Nein, der Schönen ſchneller Tod.
Sie, die gleich dem Morgenroth
Prangt in zarter Jugendblüthe,
Sie, die ſo voll Huld und Güte,
Daß, wenn ſie ein Hirt erblickte,
Sie ihn ſicher ſo entzückte,
Daß er gleich in Liebe glüh'te;"

„Sie, die ſelber von Cytheren
Scheint zum Liebling auserkohren;
Seit dem Tag, der ſie geboren,
Dieſer Göttin zu gehören;
Denn wie ſollt' ich ſonſt erklären
Jenes treue Taubenpaar,
Das nun ſchon ſeit ſechzehn Jahr
Sich noch nie von ihr gewendet,
Wenn nicht, die es ihr geſendet,
Aphrodite ſelber war." —

„Dieſes himmliſch holde Weſen,
Das wohl Keiner kann erblicken
Ohne inniges Entzücken,
Iſt mir nur zur Qual erleſen.
Schmählich muß ſie hier verweſen,
Gleich der Blume, welche pranget
Und umſonſt nach Licht verlanget,
Ausgeſä't zur böſen Stunde,
In der Felskluft grauſem Schlunde,
Wo kein Weſen hin gelanget."

„Nie mit liebevollem Sehnen
Wird ſich nahen ihr ein Hirte;
Bräutlich nie die junge Myrte
Ihr das goldne Haar umkrönen,
Nie ein ſüßes Kind ſich lehnen
An die treue Mutterbruſt. —
Ach, von dieſer Götterluſt
Muß bald Ahnung ſie belehren;
Dann wird Sehnſucht ſie verzehren,
Die bis jetzt ihr unbewußt.“

„Noch iſt ſolchem ſüßen Triebe
Ihre junge Bruſt verſchloſſen,
Keine Thräne noch gefloſſen
Heimlich bang' erahnter Liebe.
Darum, Cypris, Mitleid übe,
Laß Gerechtigkeit geſcheh'n,
Laß ſie ſchmerzlos untergeh'n,
Sie, die für die Welt verloren,
In der Fluth, die dich geboren,
Laß' mein Kind mich ſterben ſeh'n!“

„Ihr die Augen zuzuſchließen,
Göttin! wolle mir gewähren;
Denn gewohnt bin ich der Zähren,
Die um theure Todten fließen:
Solche muß ich doch vergießen.
Aber ſterbend zu erblaſſen
Und mein Kind zurück hier laſſen,
Ganz allein in öder Wildniß:
Dieſes martervolle Bildniß
Nein, ich weiß es nicht zu faſſen.“

„Berget meinen Gram, ihr Schatten!
Trocknet meine Thränen, Lüfte!
Daß ich nicht die Luſt vergifte,
So die Götter ihr geſtatten.
Nymphen, laßt mich nicht ermatten,
Nicht verrathen ihr mein Leid! —
Laßt mich Nachts, in Einſamkeit,
Euch nur meine Qual erzählen
Und der Tochter ſie verhehlen,
Wie es Liebe mir gebeut!“

Jugend.

Während ſo in dunkeln Stunden
Sich die treue Mutter härmet,
Lag, von Zephyrn leiſ' umſchwärmet,
Lida lind in Schlaf gebunden,
Läſtigem Gewand' entwunden,
Und von ſolchem Reitz umfloſſen
Auf das Lager hingegoſſen,
Daß zu ſeinen dunkeln Reichen
Wider Willen mußte weichen
Morpheus vor den Sonnenroſſen.

Früh in ihres Morgens Golde
Sieht die leuchtende Aurora,
Sieht die buntgeſchürzte Flora
Auf den Wieſen ſchon die Holde,
Wo in ihrer Sorgfalt Solde
Lämmer treu ihr folgen müſſen,
G'rad' als ſchienen ſie zu wiſſen,
Welch ein Glück es muß gewähren,
Dieſer Hirtin zu gehören,
Welche Qualen, ſie zu miſſen.

Bis nun zu des Himmels Mitte
Sich des Tages Stern erhebet,
Dann zum nahen Haine ſchwebet
Raſch ſie hin mit leichtem Schritte,
Wo ihr dichtbelaubt die Hütte
Freundlich ſchon entgegenblinket
Und in ihre Schatten winket,
Daß ſie unter Blüthenzweigen,
Die ſich in einander neigen,
Weile, bis die Sonne ſinket.

Und wenn Nachtigallen flöten,
Die in ſtillen Myrten wohnen,
Wenn der Palmen ferne Kronen
Sich im Abendſtrahle röthen,
Knie't ſie bei den Blumenbeeten
Und erquickt mit neuem Leben
Kelche, die ſich friſch erheben,
Die in tauſend Farben blühend
Und in Schmelz und Glanz erglühend
Duftend ihr entgegenſchweben.

Oder zwiſchen hohen Hecken,
Wo die klaren Silberwellen,
Die vom nahen Berge quellen,
Heimlich murmelnd ſich verſtecken,
Steigt ſie in das Felſenbecken,
Gleichend einer Oreade,
Die im kühlen Abendbade
Satyrn, die im Walde wohnen,
Und Cyklopen und Tritonen
Locket an das Seegeſtade.

Oder wo ſich Reben ranken
Tauſendfach an tauſend Stöcken
Und den Hügel dicht bedecken,
Daß er ſcheirt im Wind zu wanken,
Wandelt ſtill ſie in Gedanken
Abends bei des Mondes Flimmer
Nach dem bunten Felſenzimmer,
Das ſie ſelbſt ſich ausgeſchmücket,
Wo ſie kindlich ſich entzücket
An der Grotte Silberſchimmer.

Was mit wilden Waſſerſchwallen,
Bald im Kommen, bald im Fliehen,
Wogen an das Land geſpieen,
Bunte Muſcheln und Kryſtallen,
Perlen, Ambra und Korallen,
Ordnet ſie mit ſchönen Händen
Sinnig an den Felſenwänden,
Daß die Farben und die Steine
Bei der Sterne goldnem Scheine
Funkelnd bunten Glanz verſchwenden.

Vom Gewölbe prangen Trauben
Und am Boden weiche Mooſe,
Und den Eingang müſſen Roſe
Und Viole leicht umlauben;
Aber ihre treuen Tauben,
Folgen liebend ihrer Spur,
Waren ihr auf Feld und Flur,
Bei den Blumen, in der Grotte,
Geſellet von dem Gotte,
Deſſen Macht ſie bald erfuhr.

So bei heitern Kinderſpielen
War die Zeit ihr hingeſchwunden;
Niemals hatte ſie empfunden,
Was es heißt, allein ſich fühlen,
Wie den Buſen dann durchwühlen
Aengſtlich Hoffen, ſüße Sorgen,
Wie man an dem Abend Morgen,
Und am Morgen wünſcht die Nacht,
Und doch niemals vor der Macht
Heißer Sehnſucht wird geborgen.

Solches kannte ſie noch nicht;
Doch ſie ſollt' es jetzt erfahren,
Da ſie in der Blüthe Jahren
Aus der Kindheit Knoſpe bricht;
Da ihr blumicht Angeſicht,
Jungfräulich in ſich gebückt,
Sinnend auf den Buſen blickt,
Der mit ſchüchternem Erbangen
Nie empfundenes Verlangen
Heimlich wallend unterdrückt.

Thränen muß ſie ſtill vergießen,
Treibend ihre muntre Heerde,
Und in Thränen aus der Erde
Sieht ſie ihre Blumen ſprießen.
Nicht des Baches klares Fließen
Reizet ſie zur Badluſt mehr;
Denn ſie fühlet nur zu ſehr,
Wie dies Ahnen, dieſes Wähnen,
Wie des Herzens heißes Sehnen,
Wellen löſchen nimmermehr.

In der Grotte ſitzt ſie gerne,
Liebt die Nacht, die Einſamkeit,
Liebt ihr unbekanntes Leid,
Liebt die unbekannten Sterne,
Tag und Nacht blickt in die Ferne ꝛc. *).

Robert.

---

*) Vielleicht haben nur wenige Leſer in dieſen lieblichen Gemälden eine poetiſche Bearbeitung von Geſſners erſtem Schiffer erkannt.

F.

III.

Andeutungen für Freunde der Poeſie.

In unſern Tagen, da die urſprünglichen, wahren Strebungen des Geiſtes durch tauſend gebildete und ungebildete Vorurtheile gehindert werden, in ihrer Reinheit hervorzubrechen, iſt die Poeſie zur gelehrten Kunſt geworden, die durch Ueberſicht des Ganzen und genaue Kenntniſſe des Einzelnen die Natur wieder hervorbringen muß. Eine durchgeführte Abſichtlichkeit und klare Beſonnenheit muß der innern Begeiſterung leitend beiſtehen, das natürliche Gefühl aus den Maſſen der Wahrheiten und Irrthümer herzuſtellen. Wenigſtens iſt die Kraft des poetiſchen Gemüths nicht immer ſo gewaltig und umfaſſend, daß ſie aus innerm, dunkeln Triebe, und gleichſam ſchlafend, die falſchen Strebungen überwände und jedes Mal die rechte ergriffe; vielmehr ſehen wir oft die wachſte Aufmerkſamkeit von ſchleichenden Feinden hintergangen. Doch das Innere des Gedichts, das Poetiſche in ihm, iſt frei und beweglich, dringt immer in neuen Geſtalten hervor, und entgeht, wie Proteus, den Feſſeln, die man ihm anlegen wollte, aus innerer Kraft durch den lebendigen Geiſt. Ganz anders verhält es ſich aber mit dem Aeußern des Gedichts, den eigentlichen Verſen, was man unter dem Namen des Techniſchen begreift; dies iſt den Sinnen näher hingeſtellt, durchaus beſtimmt bis ins Einzelne, und der Willkühr ganz und gar unterworfen. Dante wollte dem Virgil nachſtreben; doch die Gottheit in ihm betrog die Verkehrtheit ſeines Willens. Wer aber z. B. ein dramatiſches Werk in Alexandrinern abfaſſen will, dem wird ſein Genie weder Trimeter noch jambiſche Pentameter unter der Hand daraus werden laſſen, ſondern er kann und wird bei einiger Kenntniß und Uebung ſeinen Willen genau befolgen. Um ſo wichtiger iſt es alſo, gerade dieſen Theil der Kritik, deſſen Gegenſtand das Techniſche iſt, vor falſchen Kunſturtheilen zu bewahren, weil hier weniger möglich iſt, daß die Conſequenz der poetiſchen Natur den Dichter beherrſche, und das Rechte gerade nur ſo weit angewandt, als es erkannt wird. So wäre es z. B. der Poeſie gewiß erſprießlicher geweſen, wenn Opitz, anſtatt der Franzöſiſchen Sylbenmaaße, die altdeutſchen der Minneſinger, und die der Italiäner eingeführt hätte; allein die nähere Meinung des Zeitgeſchmacks trug den Sieg davon, und ward nur ſpät in neuerer Zeit von der gelehrten Kenntniß durchbrochen. Sonach glaube ich etwas nicht Unnützes zu thun, wenn ich bei Gelegenheit einer in der Jenaiſchen Allg. Lit. Zeit. Nro. 27. enthaltenen Digreſſion über den Reim, die darin aufgeſtellten Grundſätze zu berichtigen ſuche; ohne jedoch etwas mehr vorzuhaben, als was die Ueberſchrift: Andeutungen, verſpricht.

Man unterſcheidet männliche und weibliche Reime; erſtere haben nur Eine Sylbe, die zugleich den Accent hat; letztere hingegen beſtehen aus zwei Sylben, von denen die erſte accentuirt, die zweite aber accentlos iſt. Die gleitenden Reime mit einer accentuirten und zwei darauf folgenden accentloſen Sylben können als Zugabe betrachtet werden, da ein eingeſchränkter Gebrauch ſie nur in einzelnen Fällen bedeutend werden läßt. Jene Benennung nun, männliche und weibliche Reime, die gar nicht in dem Weſen der Reimarten, ſondern nur in einer entfernten, ungewiſſen Wirkung gegründet iſt, hat zu den gröbſten Irrthümern Anlaß gegeben. Der weibliche Reim war weichlich, kraftlos, ſchleppend, kaum nannte man ihn ſanft oder lieblich; der männliche Reim bekam auf gleiche Weiſe nicht nur Ernſt, Männlichkeit, Kraft, ſondern auch Rauheit und Ungeſtüm. Der Dichter wurde ordentlicherweiſe verpflichtet, die beiden Reimgeſchlechter ſorglich zu verkuppeln und die Weiber und Männer in ihnen nie zu vergeſſen. Doch fand das ſchwächliche Geſchlecht an dem männlichen Reim aus leicht begreiflichen Urſachen das meiſte Behagen, und ſo erlaubte man ihm viele Freiheiten und Vorzüge vor dem weiblichen. Die Poetiker und Kritiker einer nicht ſehr entfernten Zeit haben dieſe Beſtimmungen, denen ſich die meiſten Dichter unterwarfen, zu einem unverbrüchlichen Herkommen gemacht. Ohne hier die entfernteren Beziehungen in Anſchlag zu bringen, Klang, Bedeutung der Worte, grammatiſche Einheiten u. ſ. w., die theils jene Beſtimmungen begünſtigten, theils aus ihnen hervorgingen, will ich hier nur bemerken, daß dies gar nicht der Standpunkt ſeyn kann, aus dem der Reim betrachtet werden ſoll. Vielmehr ſind ſeine innern Verhältniſſe zu erkennen und zu deuten, und hieraus erſt ein gültiger Schluß zu ziehen. Aus dieſer Unterſuchung, die mir jedoch Alles verbietet hier anzuſtellen, ergiebt ſich unläugbar, daß der männliche Reim unvollſtändiger, ſchwächer, in jedem Sinne kleiner, kurz, weniger Reim iſt, als der weibliche, der, in gefälligem Gange, die accentuirte Sylbe mit der accentloſen verbindet, auf dieſe Art, auch ohne Vers, ſchon als Reim das Princip der neuern Verskunſt umfaßt, und als Ganzes, Geſchloſſenes erſcheint, auch einzig den elfſylbigen Vers, der in der neuern Poeſie weſentlich iſt, bilden kann. Man kann daher keinesweges annehmen, daß der weibliche Reim an ſich dem männlichen nachſtehe, da vielmehr hervorgeht, daß dieſer ärmer und ſchwächer iſt; ich kann nun ſicherer zu dem Beſondern übergehen, das auf Localitäten beruht.

Es iſt die Rede von der Nachbildung Italiäniſcher Sylbenmaße im Deutſchen, und namentlich von den ottave rime. Wenn von den ſüdlichen Sprachen geſagt wird, es ſey eine Armuth derſelben, daß ſie bloß weibliche Reime haben, ſo müßte wohl zuförderſt bewieſen werden, daß entweder die weiblichen Reime an ſich unvollkommen wären, oder daß doch die ſüdlichen Sprachen der männlichen Reime nicht entbehren könnten, durch ihre Einführung reicher würden; denn wo mit Leichtigkeit entbehrt wird, wo keine unbefriedigte Forderung iſt, da iſt auch keine Armuth; man könnte mit eben dem Rechte die Griechiſche Poeſie arm nennen, weil ſie keine Oktaven aufzuweiſen hat; im Gegentheil füllt das Vorhandene, was dem Dichter zu Gebote ſteht, die gegebne Sphäre der Poeſie jener Sprachen völlig aus, und iſt in ſich ſelbſt vollendet. Bei der Deutſchen Poeſie, in welcher die Anlage zur Aufnahme jeder andern Nationalität iſt, kann dieſer Fall nicht Statt finden; hier iſt die Univerſalität dem Einzelnen in ſeiner völligen Ausbildung hinderlich, und es bleibt nur eine Annäherung übrig, die immer weiter ſchweifen und arbeiten kann, zur völligen Erreichung aber nie gelangen wird; man mag ſich auch allerdings mit dieſer Annäherung begnügen können. Iſt nun die Aufgabe, die Italiäniſche Poeſie in der unſrigen zu reproduciren, es ſey durch Originalwerke oder durch Ueberſetzungen, ſo müſſen alle Kräfte der Deutſchen Sprache aufgeboten werden, um dieſes den Urbildern ſo ähnlich als möglich zu bewerkſtelligen. Von den Anlagen der Deutſchen Sprache müſſen folglich diejenigen ausgebildet werden, die dieſem Zwecke günſtig ſind. Das Princip iſt alſo, die weiblichen Reime allein zu gebrauchen, und nur in Rückſicht der geringen Ausbildung dieſer Formen mögen zum nothwendigen Gebrauch die männlichen Reime, jedoch als bloſe Vergünſtigung, erlaubt werden. Allein unrecht bleibt es, die Ordnung umzukehren, wie es der Recenſent thut; eben ſo, als wollte man dem Deutſchen Hexameter den Trochäus aneignen, und den Spondeus bloß erlauben.

Es frägt ſich, ob unſere Sprache denn wirklich ſo reich an weiblichen Reimen iſt, als zur Nachbildung jener Urbilder erforderlich iſt. Wenn wir auch ganz und gar die gelungenen Verſuche neuerer Dichter (vorzüglich A. W. Schlegels Sonette) vergeſſen wollen, die doch durch die That die Möglichkeit erweiſen, indem Recenſent alle dieſe Verſuche eintönig, einſchläfernd, ein Aergerniß aller geſunden Ohren findet: ſo geht doch ſchon aus der bloßen Betrachtung der Deutſchen Sprache hervor, daß, nebſt dem großen Vorrath wirklicher weiblichen Reime, ein großer Theil der männlichen durch erlaubte, großentheils durch die ältere Sprache begründete Verlängerungen zu weiblichen Reimen gebildet werden kann, ohne weder der Sprache noch dem Ohre Gewalt anzuthun, wenn man nicht etwa für beſſer erachtet, beides ſtreng nach den korrekten Deutſchen Klaſſikern zu bilden. Weit entfernt aber die männlichen Reime an ſich verdammen zu wollen, iſt vielmehr die Leichtigkeit, mit der beide Arten Reime durch Verlängerung und Zuſammenziehung wechſelsweiſe aus einander entſpringen, als ein erfreulicher Beweis der allgemeinen Bildſamkeit unſerer Sprache anzuſehn. Wenn wir aus dem Engliſchen, dem Nordiſchen überſetzen, haben wir die männlichen Reime, als jenen entſprechend, fleißig zu bearbeiten und anzuwenden; in den ſüdlichen Versarten aber ſind ſie doch nur Zwerge unter wohlgebildeten Geſtalten: ſie ſind gleichſam abgeſchnitten und in ihrer Kraft gelähmt, wie denn auch ſolche Verſe eine Sylbe weniger haben, als die weiblichen. —

Beklagenswerth iſt es allerdings, daß unſere weiblichen Reime in ihren Endſylben faſt alle denſelben Vokal haben, beklagenswerther, daß dieſer Vokal grade das unbedeutende E iſt, das noch überdies nicht urſprünglich in der Sprache vorhanden, ſondern ſowohl in der alten Sprache, als auch, worauf man ſo wenig Rückſicht nimmt, in gebildeteren Dialekten der neuern nicht ſehr häufig vorkommt. Allein das E mit ſeinen meiſt flüſſigen Conſonanten, iſt doch immer ein Laut, ſchmiegt ſich ohne Zwang an faſt alle männlichen Sylben an, und hindert dieſe nicht in ihrer Kraft, erhöhet ſie vielmehr gegenſätzig durch ſeine Stille, und läßt den andern Vokal voller austönen. Die Mannigfaltigkeit der männlichen Sylben bleibt, wenn auch die einförmigen weiblichen darauf folgen, unverändert, und die etwanige Härte wird dann erſt durch die Ausladung in die weibliche Sylbe, zur ruhigen Kraft gemildert. Ueberhaupt will mir nicht einleuchten, wie die Kraft einer Sprache in der ziſchenden, preſſenden Anſtrengung der Hervorbringung beſtehe, oder auch nur gefördert werden ſoll, eben ſo wenig wie die, vielleicht ſchwache, aber doch wirkſame, Anwendung des Gegentheils die Sprache *entmannen* kann. Die Kraft einer Sprache möchte doch in der That von ganz andern viel tiefer gehenden Verhältniſſen abhangen. Adelung hat Recht, das E mildernd zu nennen, ſobald es in Beziehung auf die Conſonanten geſetzt iſt; nur freilich iſt es kein Vorzug, daß dieſer Vokal E iſt, und faſt nur allein E iſt, durch den dieſe Milderung geſchieht. Bei den Deutſchen Reimen iſt ſein Werth der, daß es Etwas iſt; und ſo lange nicht aus Gründen dargethan iſt, daß dieſes E die männliche Sylbe hindert, ihre Wirkung hemmt; ſo müſſen wir annehmen, daß die weiblichen Reime, die doch den männlichen in ſich enthalten, auch als Deutſche vollendeter und alſo vorzüglicher ſind, als die männlichen.

Daß nur durch Aufopferung von Schönheiten, durch eine Diktion voll langweiliger, ſchleppender Umſchreibungen, lauter weibliche Reime herbeigeſchafft werden können, iſt doch bloß eine Konjektur des Recenſenten, die er durch Beiſpiele kaum wahrſcheinlich machen kann. Jeder Unbefangene leſe nur z. B. das Fragment aus Camoens Luſiade in A. W. Schlegels Blumenſträußen, das ich nur ſtatt vieler andern nennen will, und das bei beträchtlichem Umfange bloß weibliche Reime hat, und urtheile dann. Die größere oder kleinere Mühe beim Verſificiren kann hier nicht in Anſchlag kommen, und wenn alle bisherigen Verſuche auch das Zeichen der erſtern an ſich trugen, ſo gehört bloß dem Fleiße des Dichters, nicht der Sprache, nicht dem Metrum, die Schuld. Wenn aber Recenſent meint, der Dichter beginne jedes Mal einen Kampf, wenn er ſeinen Vers beginnet, ſo iſt Recenſent in einem gewaltigen Irrthume. Im Allgemeinen mag dieſer Kampf Statt finden; der Dichter hat aber ſchon vor dem Beginn ſeiner Arbeit die Melodie des Verſes gelernt, und nun bewegt und regt ſich alles bei ihm in dieſer Melodie: es kann ſich ihm nichts darbieten, was nicht in ſie hineingeht; es müßte dem komponirenden Dichter eher geſchehen, daß er einen Vers von bloßen bedeutungsloſen Tönen bildete, als daß er Worte gäbe, die außerhalb der Sphäre dieſer Versart lägen. Das Auffaſſen der Melodie iſt ſchwerer oder leichter, nach Beſchaffenheit der Versart, und ſollte bis zur Fertigkeit gebracht ſeyn, ehe das freie Dichten anfängt, ob es gleich Gebrauch iſt, auch die Verſuche zu dieſer Aneignung gleich als Gedichte erſcheinen zu laſſen. Freilich iſt nun die mit männlichen und weiblichen Reimen abwechſelnde Oktave reicher, aber auch beſchränkter, als die bloß weiblich gereimte; denn es iſt ausgemacht, daß die Reime beſtimmt wechſeln müſſen, ſie mögen männlich oder weiblich ſeyn. Will man die Vermiſchung gelten laſſen, ſo iſt die Art, wie ſie Gries gewählt hat, wohl die vorzüglichſte. Nun aber ſind in dieſer der erſte, dritte und fünfte Reim weiblich, der zweite, vierte und ſechſte männlich, und der ſiebente und achte wieder weiblich; es iſt klar, daß ſich beim Melodiſiren (man verzeihe den Ausdruck) eben ſo wohl auf den erſten Stellen männliche, auf den zweiten wieder weibliche und ſo fort, darbieten können, die alſo abgeänderte Wendungen fordern, und das freie Dichten erſchweren. Doch mag es gerade der größere Reichthum ſeyn, der eine Ueberſetzung Arioſt's nur bei Vermiſchung beider Reimarten möglich macht, für den gegenwärtigen Zeitpunkt, verſteht ſich. Auch A. W. Schlegel hat den elften Geſang des raſenden Roland zum Theil in männliche Reime überſetzt: aber die Willkürlichkeit in ihrem

Wechſel zerſtört die ſchöne Harmonie der Stanze zur wilden Ausſchweifung, die etwa in der lyriſchen Stanze (an Heliodora) zuläſſig wäre; da hingegen die Gleichförmigkeit der Oktave durch das Uebergewicht der immer weiblichen Schlußzeilen und die Regelmäßigkeit der männlichen bei Gries im Ganzen wieder etwas hergeſtellt wird. Es ſey uns denn der Arioſto in dieſer Geſtalt herzlich willkommen; wir wollen uns freuen mit all ſeinem Guten, und ſeine Erſcheinung als einen neuen Triumph der Deutſchen Sprache betrachten: wenn wir aber den Triumph gefeiert und das Herrliche geehrt haben, wollen wir nicht, zur Ruhe gewendet, das Höhere verkennen, und durch Aufſtellung falſcher Principien das bloß Gebilligte als gerechtfertigt anſehen, wodurch das Letztere entfernt und verſchloſſen wird.

Hamburg.

K. A. Varnhagen.

IV.

Anekdoten von Anne Luiſe Karſchin *).

1.

Das Veto ohne Gleichen.

Als die Karſchin zum erſten Mal ihren Gleim zu Halberſtadt beſuchte, und mit Gleminden am Fenſter ſtand, ſangen die Chorſchüler eine lateiniſche Arie. Da auf einmal riß die Karſchin das Fenſter auf, und rief heraus:

Hier kehren Deutſche Muſen ein:
Drum ſingt uns kein Horaziſches Latein!

Die großen Augen, die die jungen Leute dazu machten, wolle man ſich hinzudenken. Ein Veto der Art hatten ſie wohl noch nie gehört.

2.

Der ſchwarze Hut.

Die Sonne war ſchon im Untergehn, als die Karſchin mit ihren Halberſtädtſchen Gaſtfreunden in Gleims Garten ſaß. Mit einem ſchwarzen Hut, der ihr die Stirn verhüllte, trat Fräulein D. hinein, die geliebte Freundin eines ſchon verſtorbenen Deutſchen Dichters, deſſen wahren Nahmen ich verſchweigen muß, den aber die Dichterin Myrtill zu nennen pflegte. Gebieteriſch rief ihr die K. zu:

---

*) Mitgetheilt von einem berühmten Dichter und Schriftſteller. F.

„Jetzt brennt nicht mehr der Sonne Glut,
Nur ſanfte Zephyrn wehn.
Nimm, Fräulein! ab den ſchwarzen Hut:
Die Sterne will ich ſehn!“

Fräulein D., über die imponirende Stimme befremdet, gehorchte ſogleich. Ohne ſich zu bedenken, fuhr die Karſchin fort:

„Der Venus Stirn iſt nicht ſo ſchön,
Wenn ſie den Mars bezaubern will.
Du, Phöbus! laß den Wagen ſtehn,
Fahr' hin, und hol' uns den Myrtill!“

3.

Die Inpromptu's.

In den größtentheils noch ungedruckten frühern Gedichten der Karſchin iſt Thyrſis ein oft beſungener Nahme. Dieſem Thyrſis zur Seite, daß die Deutſche Sapho eines Abends bei einem Freunde in Berlin. Es wurden Inpromptu's gemacht; auch der Gaſtfreund machte dergleichen, und fragte: ob's nicht niedliche Dingerchen wären? Da ſagte die Karſchin:

„Dieſe niedlichen Geſchöpfe
Haben Buſen, Fuß und Hand;
Doch es fehlen ihnen Köpfe,
Weil ſie Thyrſis nicht erfand!“

4.

Die poetiſchen Bittſchriften.

Man würde manche Dichtung der Schleſiſchen Sapho mit weit größerem Intereſſe leſen, wenn man wüßte, wie ſie veranlaßt wurde, und was für ſchöne Folgen ſie hatte. Hier, von vielleicht vielen hundert Beiſpielen, nur ein Paar:

Als der domkapitulſche Syndikus, Kriminalrath Kruſe, zu Halberſtadt geſtorben war, ward von den beſchränkten Umſtänden geredet, worin er ſeine Familie hinterlaſſen hatte. Von dieſem Geſpräch ergriffen, ſetzte die Dichterin ſich ſogleich an den Schreibtiſch, und machte eine poetiſche Bittſchrift an das Domkapitel, die in ihren auserleſenen Gedichten, Berlin 1764, Seite 269, mit aufbehalten iſt. Gleim, damals Sekretär dieſer edlen Geſellſchaft, nahm die Schrift mit ins Kapitel; Spiegel, der von der Karſchin ſo oft beſungene Domdechant, brachte ſie zum Vortrage. Unter ſo glücklicher Auſpizien gab man der Witwe ein Jahrgehalt von 50 Thlrn., und der Karſchin ein Geſchenk von eben ſo viel.

Auf eine andere poetiſche Bittſchrift der Karſchin an den Herzog Ferdinand (S. Auserleſene Gedichte S. 260) ließ der große Feldherr für die abgebrannte Kirche zu Elbingerode im Lager eine Kollekte machen. Es kamen über 4000 Thlr. zuſammen, und die Kirche konnte wieder aufgebauet werden.

Wer verkennt hier die neue Amphions-Lyra, auf deren Töne der Quell der Witwen-Thräne verſiegt, Stein an Stein ſich fügt zum Tempel für die Gottheit?

S.

V.

Nachahmungen Horaziſcher Gedichte.

I, 4.

Der Lenz erſcheint. Die Stürme fliehn;
Schon tanzt der Kahn auf krauſen Wellen;
Die Heerden hüpfen aus den Ställen,
Der Landmann eilet vom Camin.

Kein Reif blitzt auf den Fluren mehr,
Cythere ſchwebt im Reihentanze,
Bey Lunens ſanftem Silberglanze,
Mit Nymph' und Grazien daher.

Jetzt kränze das geſalbte Haar
Mit Blumen aus der öfnen Erde,
Und bring' im Hain dem Gott der Heerde
Bock oder Lamm zum Opfer dar.

Der Tod gebeut; es gähnt ein Grab,
Das nie Pallaſt und Hütte ſcheidet;
Des Menſchenlebens Kürze ſchneidet
Den Faden langer Hoffnung ab.

Bald bricht auch dir die Nacht herein!
Dann wird in Plutos Schattenſälen
Kein günſt'ger Würfel mehr dich wählen,
Fürſt eines Bacchanals zu ſeyn.

Selbſt Chloe, die der jüngern Welt,
So manchen Siegeskranz entrungen,
Empfängt nicht deine Huldigungen,
Hat Nichts für dich mehr, was gefällt.

II, 11.

Freund! unterlaß einmal zu fragen,
Um welchen Preis die Mächtigen ſich ſchlagen.
Sey froh! von Angſt unaufgeſchreckt,
Was dir der Zukunft Nacht verdeckt.

Die Jugend welkt, mit ihr verblühen
Der Schönheit Reize, Liebesgötter fliehen;
Und Schlaf, der ſonſt dich leicht beſchlich,
Entzieht den grauen Wimpern ſich.

Des Veilchens Blau lacht uns nicht immer,
Und Luna glänzt für uns nicht ſtets im vollen Schimmer;
Warum quälſt du dich ſorgenvoll,
Was in der Zukunft werden ſoll?

Im Ulmen- oder Buchenſchatten
Laß lieber uns, geſtreckt auf grüne Matten,
Bei Roſenkränzen und bei Wein,
Des Lebens, weil es währet, freun.

Lyäus drängt der Sorgen Heere
Aus der beklommnen Bruſt: drum komm' und leere
Mit vollen Zügen ohne Zahl
Den freudeſchäumenden Pokal.

Was fehlt uns noch zu unſrer Feier,
Als Lyda. die auf ihrer goldnen Leier
Uns den Triumph des Amor ſingt,
Und ſingend in ſein Joch uns zwingt.

Leipzig im December 1804.

Profeſſor Eck, der Sohn.

VI.

Ueber den Hang der Taubſtummen zum Reimen.

Ein Paar Anmerkungen zu Frank's Reiſe nach Paris und London.

So kurz auch die Bemerkungen ſind, welche in Herrn Frank's ausnehmend reichhaltigem Werke [*] über unſern Gegenſtand vorkommen; ſo treffend ſind ſie alle, und ſo ſehr findet man darin den tiefen Blick und das hohe Talent, bei Betrachtung jeder Sache den richtigſten Geſichtspunkt zu wählen: eine Gabe, die man ſchon längſt an Herrn Frank bewunderte. Daher kommt es auch, daß Herr Frank oft mit Herrn Rudolphi [**] auf Einem

---

[*] Dr. Joſeph Frank's, öffentlichen Lehrers der Pathologie und allgemeinen Therapie auf der Kaiſerlich-Ruſſiſchen Univerſität zu Wilna, wirklichen Mitgliedes des Kollegiums der Aerzte in Venedig, korreſpondirenden Mitgliedes der Geſellſchaft der Georgiofili in Florenz, der Wiſſenſchaften und Künſte in Straßburg, der mediciniſchen und galvaniſchen Geſellſchaft in Paris, der k. Geſellſchaft der Aerzte in London, der Sydenhamiſchen in Halle u. ſ. w. Reiſe nach Paris, London und einem großen Theile des übrigen Englands und Schottlands, in Beziehung auf Spitäler, Verſorgungshäuſer, übrige Armen-Inſtitute, mediciniſche Lehranſtalten und Gefängniſſe. 1r Theil, Wien 1804. gr. 8. (S. 94 — 101.)

[**] Bemerkungen aus dem Gebiet der Naturgeſchichte, Me-

Punkte zuſammen trifft, weil dieſer Beobachter ähnlicher Talente ſich erfreut. Nichts beweiſet wohl ſo ſehr für die Wahrheit einer Meinung, als dies.

Beſonders haben Herr Frank und Herr Rudolphi einen Hauptpunkt bei dem Unterrichte der Taubſtummen ſehr wohl eingeſehen und aufgefaßt. Jener dringt, wie dieſer, auf das Sprechen. Beide führen Gall's wichtige Bemerkung an, „daß die Kinder, wenn ſie nie ihre „Stimmwerkzeuge gebrauchen, leicht eine ſchwache Bruſt „bekommen; (Rudolphi S. 54.) daß, ſeitdem die Taubſtummen ſprechen, die vorhin unter ihnen ſo häufig herrſchenden Bruſtkrankheiten weit ſeltner geworden ſind: „eine Sache, die ſich auch leicht begreifen läßt, wenn „man bedenkt, daß die Theile, welche mäßig geübt werden, eine größere Kraft erhalten." (Frank S. 96.)

Herr Frank ſchreibt. (S. 100 — 101). „Sehr intereſſant ſind einige Bemerkungen, welche mir der be-

---

dicin und Thierarzneykunde, auf einer Reiſe durch einen Theil von Deutſchland, Holland und Frankreich, geſammelt von Karl Asmus Rudolphi, der Weltw. und Arzeneygel. Doktor, Adjunkt. der medic. Fakultät und Proſector, wie auch ordentl. Lehrer der Thierarzeneykunſt, und Direktor des veterinariſchen Inſtituts in Greifswald, Aſſeſſor des Königl. Geſundheits Kollegiums für Pommern und Rügen, Mitgliede der Kaiſerl. Akad. d. Wiſſ. in St. Petersburg, der medic. Geſellſchaften in Paris und Montpellier, der Naturforſch. Geſellſ. in Berlin, Jena und Göttingen, der Linnéiſchen Geſellſchaft in Leipzig, der Sydenhamiſchen in Halle und der mineralogiſchen in Jena. 1r Th. Berlin 1804. gr. 8. (S. 55 bis 56 und S. 287 — 291.)

„rühmte Profeſſor der Philoſophie in Berlin, Herr Kieſewetter,
„einer der liebenswürdigſten Männer, die ich
„kenne, über die Fähigkeiten und Neigungen der Taubſtummen
„mitgetheilt hat. Ich will nur Eine davon anführen:
„Herr Profeſſor Kieſewetter hat nehmlich beobachtet,
„daß die meiſten unter dieſen einen beſondern Hang
„zum *Reimen* haben — und zwar nicht zum Reimen,
„welches ſich auf die Orthographie bezieht, ſondern zu
„jenem, welches ſich auf den Klang der Endungsſylben
„der Wörter gründet: — *eine Erſcheinung, die*
„*nicht leicht zu erklären ſeyn dürfte.*"

Ich ſtelle mir die Sache ſo vor. Der Taubſtumme hat von den Tönen, die er aus ſich ſelbſt hervorbringt, ein Bewußtſeyn, und ſowohl durch die Bewegung der Sprachglieder, als durch die Erſchütterung im Schlunde, und an den Gehörwerkzeugen eine Empfindung, welche derjenigen korreſpondirt, die bei dem Hörenden durch Vernehmung fremder, ihm zugerufener Töne erregt wird. Man kann in dieſer Abſicht behaupten: der Taubſtumme hört wirklich *von innen heraus*, wenn er gleich nicht von außen hinein hört. Weil nun der Taubſtumme eine, wo nicht völlig gleiche, doch ähnliche Empfindung von der eines unmittelbar Hörenden hat; weil er mittelbar — durch die Sinnenvorſtellung, die er von ſeinem Sprechen bekam, und die ich nicht allein für ein Gefühl der Bewegung ſeiner Sprachmuskeln, ſondern auch der Erſchütterung ſeiner Kopfnerven durch Laute halte — hören lernte; weil er durch die Aktion des Sprechens im Innern ſeiner Kopfnerven einen dem Gehöre von außen ähnlichen, ſpecifiſch eigenthümlichen Eindruck empfängt, der ſich dann der Phantaſie und dem Gedächtniſſe wieder vergegenwärtiget: ſo iſt er auch im Stande, Reime nach dem Klange der Endungsſylben zu bemerken. — Wollte man behaupten, daß die Gewohnheit zu ſtärkerem Eindrucke des Geſichts wegen fehlenden Gehöres vieles beitrage; daß das Geſicht bei einem Taubſtummen den Reim entſcheide; daß ſeine ſichtliche Wahrnehmung der ähnlichen Buchſtaben ihn die ſich reimenden Endſylben finden lehre, — ſo ließe ſich doch ſo wenig das erklären, was Herr Frank und Herr Kieſewetter anführen: „daß „viele Taubſtumme einen beſondern Hang zum Reimen „haben, und zwar nicht zum Reimen, welches ſich auf „die Orthographie bezieht, ſondern zu jenem, welches ſich „auf den Klang der Endungsſylben der Wörter gründet," als, was ich hinzufüge, daß ſtets einiger Rhythmus — bisweilen ein ſehr regelmäßiger — in den von Taubſtummen verfertigten Verſen herrſcht. Hier muß man wenigſtens ein Anlegen der Vorſtellung und Impreſſion von Tonſchwingungen annehmen, wenn man auch meine Hypotheſe für zu gewagt halten ſollte.

Berlin, am 20ſten März 1805.

D. Ernſt Adolph Eſchke,

Königl. Preuß. Profeſſor und Direktor des
Taubſtummen-Inſtituts zu Berlin, korre-
ſpondirendes Mitglied der galvaniſchen
Societät zu Paris.

VII.

Kurze Entwickelung der altnordiſchen Dichtkunſt.

Nachſtehende kleine Abhandlung iſt aus Olaſſen's Preisſchrift: Om Nordens gamle Digtekonſt, dens Grundregler, Versarter, Sprog og Foredragsmaade, Kiöbenhavn, 1786, entſtanden. Sie ſucht die Reſultate dieſer wichtigen Schrift für ihren beſchränkteren Zweck zu verarbeiten.

Der altnordiſche Vers, ſo leicht hingeworfen und roh er auf den erſten Anblick ſcheinen mag, iſt doch, bei näherer Unterſuchung, weder das Eine, noch das Andere. Er iſt vielmehr ein ſo künſtliches und verwickeltes Gewebe, daß ſchwerlich eine andre Poeſie es darin ihm gleichthut. Es gilt hier nicht um eine Unterſuchung, ob nicht die majeſtätiſche Fülle des Griechiſchen Hexameters, der Pomp der Römiſchen Ode, der ſchwebende Tanz der Italiſchen Stanze, oder die mahleriſchen, jedem Tone ſich anſchmiegenden Verſchlingungen des Deutſchen Liedes der wahren Schönheit näher kommen, als dieſe mühſamen, auf einander gehäuften, und doch nur dem geübteren Ohre merkbaren Aſſonanzen. Unſer Zweck iſt bloß, dieſe uralte Poeſie in ihren Regeln näher kennen zu lernen, um darnach die merkwürdigen, und in ſo mancher Rückſicht ſchätzbaren Ueberreſte derſelben beſtimmter und treffender würdigen zu können.

Die alten Skalden unterwarfen ſich einem doppelten rhythmiſchen Zwange, dem des Sylbenmaßes und dem der Aſſonanzen. In Anſehung des Sylbenmaßes erreichen ſie die Kunſt andrer Völker nicht, ſind ſehr einfach und ziemlich frei. Sie berechnen ihre Zeilen nach langen Sylben, deren von 3 oder 4 bis zu 6 und 8 auf eine Zeile gehen. Zwei, oder zuweilen drei, kurze werden auf eine lange gerechnet. Vorn findet ſich noch häufig ein Vorſchlagswort (öge-ord). Dies beſteht aus einer oder zwei Sylben, die ſchnell ausgeſprochen und im Versmaße nicht mit berechnet werden. Z. B. ein Vers mit 4 langen Sylben:

Sól brā sūnān
sīnnin mānā
hēndī ĕnnī hăegrī
of hīmīn iŏ-dȳr.
Sōl thăt nĕ vissī
hvăr hŭn sālī āttī
mānī thăt nĕ vissī
hvăr hănn mēgīns āttī.

Oder:

Blēndūz vīd rōdnăr
und răndăr himnī
skōglăr vĕdŭr lēkō
vid skȳs ōf băugă.

Undi

Ūmdō ödd-lär
i ödīns vēdri
hnē märgt männā
fyrir mäekis sträumi.

Hier ſind alle Vorſchlagswörter bezeichnet. Der Vers ſchließt nicht bloß mit weiblichen ſondern auch mit männlichen Sylben z. B.

Bar tal laust
tuinnan bloma
alldin-vidr
lino sumri.
Oc ukallt
uti-fuglar
ondverdt ar
urpo tyſvar.

Die Geſänge werden in Strophen getheilt, welche bald aus 6, bald aus 8 Zeilen beſtehen, und in zwei gleiche Theile geſondert werden, ſo daß in einer Strophe von 6 Zeilen 3, in einer von 8, 4 Zeilen die Halbſchied machen. Dieſe Eintheilung wird indeß nicht immer genau beobachtet.

Deſto künſtlicher iſt das Syſtem der Aſſonanzen. Es giebt drei verſchiedene Arten zu reimen: mit einzelen Buchſtaben, mit gleichlautenden Sylben innerhalb einer Zeile, und mit förmlichen Reimendungen am Schluſſe mehrerer Zeilen, wie es in der neueren Poeſie allgemein angenommen iſt. Die beiden letztern Arten ſind nur ſpäter erfunden oder angenommen, die erſtere hingegen iſt der eigenthümliche Grundſtein und das Charakteriſtiſche der Nordiſchen

Poeſie. Daher dürfen die Buchſtabenreime nie fehlen; ſelbſt bei den Reimen innerhalb der Zeile, und den Reimendungen muß die Aſſonanz der Anfangsbuchſtaben ſorgſältig beobachtet werden.

1) Der Buchſtabenreim. Er beſteht darin, daß im Anfange dreier Wörter drei gleiche Buchſtaben gebraucht werden. Der erſte heißt der **Hauptbuchſtab**, die beiden andern die **Stützen**. Sie werden nicht alle in eine Zeile geſtellt, ſondern verbinden je zwei Reihen einer **Strophe** miteinander, ſo daß zwei Reimbuchſtaben in die erſte, und der dritte in die andre Reihe kommt. Zwei ſo verbundene Zeilen kann man ein Verslied nennen, z. B.

Thāgī vās sēm Thēlsūm
Thēngils ā jō strēngia
Mīod fy̆rir Mālmā qv̄edlo
Māer hēid-thāegūm bāeri.

In ſechszeiligen **Strophen**, wo die 3te und 6te Zeile nicht verbunden werden können, ſondern einzeln ſtehen, hat jede derſelben zwei Reimbuchſtaben für ſich, z. B.

Gerdar varar quad
enn Godi konungr
Vilco Ver sialfir haſa.
Hialm oc brynio
ſkal Hyrda vel
Gott er til Geirs at taka.

Wenn der erſte Reimbuchſtab ein **Konſonant** iſt, ſo muß gerade derſelbe auch die Stützen ausmachen; iſt er aber ein Vokal, ſo können jene auch aus den andern Vokalen genommen werden. Das j wird faſt immer, das v zuweilen zu den Vokalen gerechnet und mit ihnen gereimt. Statt der einfachen Reimbuchſtaben findet man nicht ſelten doppelte, z. B. bl, dr, gl, gr, u. ſ. w., wodurch die Aſſonanz noch deutlicher wird, die bei der Vertauſchung der Vokale dem Ohre faſt ganz entgeht. Sk, ſp und ſt werden immer als einfache Reimbuchſtaben gebraucht.

Jeder Reimbuchſtab ſteht am Anfange eines Wortes oder Halbwortes, wenn es ein Kompoſitum iſt, der erſte gern vornan in der erſten Zeile, der zweite in der Mitte derſelben, der dritte vornan in der folgenden. Dies iſt die gewöhnlichſte Ordnung. Doch iſt es eben ſo ſchön und erlaubt, die beiden Reimbuchſtaben der erſten Zeile, wohin man will, zu ſetzen; nur der dritte ſoll in regelrechter Poeſie ſeine angewieſene Stelle behaupten.

Uebrigens muß man die Reimbuchſtaben nur in denjenigen Wörtern ſuchen, welche eigentlich den Vers ausmachen und beſtimmen, folglich nicht in den überzähligen Wörtern (öge-ord), die gleichſam draußen ſtehen und nicht unter das Versmaß gehören, z. B.

Thar er Miklo Mest
Mengi theirra
mana nu Helgi
Hiörthing dvala.
Renni Rökn bitlot
til Regin-thinga
enn Spar vitnir
at Sparins haugi.

In den beiden letzten Zeilen iſt sp der Reim, nicht das e in enn und das a in at, welches letztere Vorſchlag iſt. Wenn es ſich auch trifft, daß in dem Vorſchlagsworte derſelbe Konſonant oder Vokal iſt, ſo wird er doch nicht mitgerechnet, z. B.

Heidi hana Heto
hvars til Husa qvam
Vö'u Vel-spa
Vitti hun ganda.

Auch ſchlüpft in einſylbigen Wörtern wohl ein Konſonant oder Vokal durch, wenn er auch mit den Reimbuchſtaben gleichlautet, z. B.

Nu liggr Allt und Jarli
Ymun-bords fyrir nordan
Vedr-gaedis stendr Vida
Vik hakonar riki.

Hier iſt das u in und überzählig; man ſtößt aber wenig an. Mehr geſchieht es, wenn ein Konſonant zu viel da iſt. Die Hauptregel ſcheint zu ſeyn: die Reimbuchſtaben müſſen in denjenigen Wörtern ſtehen, welche den größten Nachdruck haben. Mit dem Vorſchlage und den kleinen Flickwörtern, wird es nicht immer genau genommen, weil der Ton nicht darauf fällt, es alſo weniger bemerkt wird.

2) Der Sylbenreim innerhalb der Zeile. Bei dieſem entſpricht gern die vorletzte Sylbe der erſten, andern oder dritten, z. B.

Audit var tha flotnum dauda.

Doch können die Reimſylben nach Gutbefinden auch anders geſtellt werden, z. B.

Snydia laetr i solrod
sneckiur a manar bleck

arla ser ungr jarl
allvalldr breka fall.
Lyptaz kna af lidi opt
laukr vid kialar rauku
greida nair glygg vad
Greipum maetir drag reip.

Die verſchiedenen beſondern Regeln, Freiheiten und Einſchränkungen dabei können wir übergehn.

3) Der Endreim. Dieſe Art zu reimen, ſtimmt mit der unſern überein, und reimt theils weibliche, theils männliche Sylben, z. B.

Maerd skal auka
mistar lauka
goma averdi
grundar skerdi.
Dyrd skal segia
drott ma thegia
styriar gloda
stökkvi moda.

Oder: Eitt höfdus at
Eilifr thar er sat
höfdingiar tveir
hamallt fylkto their.
Austr - vindum ok
i öngan krok
vara laesiom lettr
ladsmanna rettr.

Dieſer Reim geht zuweilen durch die halbe, zuweilen gar durch die ganze Strophe. Doch die bei uns gebräuchliche Art, die Reime zu verſchränken, ſcheinen die alten Skalden nicht gekannt zu haben.

Zuweilen werden, um den Nachdruck zu verſtärken, dieſelben Wörter in mehreren Zeilen wiederholt; nicht ſelten kehren auch ganze Zeilen und Versglieder wieder. Beiſpiele davon ſind unter andern Ragnars und Äsbiöre Pruda's Lieder und der Geſang des Harald Sigurdſen von dem Ruſſiſchen Mädchen.

Die hier im Allgemeinen entwickelten Grundzüge des nordiſchen Rhythmus ſind von den Skalden ſehr vielfach angewendet, und zu einer Menge von Versarten verarbeitet worden. Des berühmten Snorre Sturleſen Hatta-lykill oder Clavis metrica hat 100 verſchiedene Versarten, die der Verfaſſer Theils ſammelte, Theils, wie es ſcheint, ſelbſt erfand. Sie ſind aber zum Theil von ſo geringem Unterſchiede, bei vielen iſt es auch ſo ungewiß, ob ſie überhaupt und beſonders von älteren Dichtern wirklich gebraucht worden ſind, daß man ſie füglich ſammt und ſonders unter vier Hauptarten bringen kann. Es ſind folgende: 1) Fornyrda-lag, ohne Sylbenreim, gewöhnlich von drei oder vier langen Sylben, die Vorſchlagsſylben ungerechnet. 2) Drottquaedt, zwar nicht immer, aber doch die meiſte Zeit gereimt, nehmlich ſo, daß jede Zeile in ſich ſelbſt reimt. Es beſteht bald aus ſechs, bald aus acht Sylben. 3) Togmaellt, reimt ſich, wie Drottmaellt, iſt aber etwas kürzer im Sylbenmaße. 4) Runhendt reimt mehrere Zeilen mit einander, und iſt auch in Anſehung der Zahl der Sylben verſchieden.

1) Fornyrda-lag, d. i. ein Gedicht in altem Ton und Geſchmack, eine uralte Weiſe. Dies iſt die erſte Poeſie, wovon die Nordiſche Geſchichte redet. Die Aſen, bei ihrer Ankunft von Süden, beſonders Odin ſelbſt, ſollen ſie, in den nördlichen Ländern, zuerſt eingeführt und verbreitet haben. Sie bedienten ſich derſelben auch ſtatt der täglichen ungebundenen Rede, ohne Zweifel um ſich ſelbſt und ihrem Vortrage deſto mehr Gewicht und Anſehen zu geben. Man nannte ſie deswegen lioda smidir, Liederſchmiede, und ihre Poeſie Asa-mal, Götterſprache. Odin ward in der Folge auch der Verleiher der Dichtkunſt. Er ſagt vom Stärkodder in Gautreks Saga: Ich will ihn zu einem ſolchen Dichter machen, daß er eben ſo ſchnell ſoll dichten, als denken können.

Da dieſe älteſte Poeſie des Nordens wahrſcheinlich in einem ſingenden Tone vorgetragen wurde, ſo kann man ſie mit dem Nahmen, Singeſprache, bezeichnen. Man gebrauchte ſie, um denkwürdige Begebenheiten ins Gedächtniß zu faſſen, u. ſ. w. Die in Sämunds alter Edda aufbewahrten Gedichte ſind in dieſer Singeſprache abgefaßt. Sie ſind mehr einfach, nähern ſich der Proſe und mündlichen Rede, und kennen keinen Sylbenreim. Sie ſind wenig dazu geſchickt, und verlieren durch ſeine Abweſenheit nichts.

Dieſe älteſte Versart erlaubte ſich manche Freiheiten, gebrauchte häufige Zuſätze und Ögord, und begnügte ſich oft mit zwei Reimbuchſtaben ſtatt dreyer. In dieſem Falle findet ſich indeß gewöhnlich eine Art von

Erſatz, der nicht bloß durch Zufall zu kommen ſcheint, nehmlich eine doppelte Aſſonanz in dem Versgliede, ſtatt der unvollendeten regelmäßigen, z. B. in dem ſchon angeführten

Bar tal laust
tuinnan bloma etc.

Hier ſind nur zwei Reimbuchſtaben, aber doppelte, b und t. Oder in:

Gaettir allar
adr gangi framar
of skygnaz skyli.

Auch binden ſich manche Lieder der Singeſprache nicht an beſtimmte Strophen, ſondern richten ſich mehr nach dem natürlichen Zuſammenhange der Materien. So ſind Harbards liod, Thryms quida, Volundar quida, u. ſ. w. Doch iſt es gewöhnlich, immer vier Zeilen an einander zu hängen. In ſechszeiligen Gedichten hangen immer drei Zeilen zuſammen. Sind ſie in Strophen abgeſchnitten, ſo beſtehen dieſe Theils aus acht, Theils aus ſechs Zeilen. Der achtzeilige Vers hat wieder zwei Arten. Entweder haben beide Versglieder vier lange Sylben, z. B. Vegtams quida.

Senn voro aesir
allir a thingi
oc asinior
allar at mali.
Of that raedo
rikir tifar
hvi vaeri balldri
böl-visir draumar.

Von dieſer Art iſt Völuspa, Himisquida, Hamdismal und manche andre. Oder die erſte und dritte Zeile hat drei, die zweite und vierte vier Sylben. Dieſe ſchöne Versart iſt alſo ein verkürztes Fornyrda-lag, und hat einen raſcheren Gang. So iſt Ynglinga-tal und Hakonar quida, z. B.:

Âttäc gött
vid gēirā dröttīnn
giordumz tryggr
at trua hanum.
Adr vinat
vagna runi
sigr-höſundr
of sleit vid mic.

Sechszeilige Verſe haben gleiches Sylbenmaaß, nur verlängern ſie gern die dritte und letzte Zeile, z. B.:

Deyr fe
deya fraendur
deyr sialfr it sama.
Enn ords-tir
deyr alldreigi
hvem ser godan getr.

(Die Fortſetzung künftig.)

Karl Lappe.

VIII.

Des Künſtlers Ausſicht.

An meinen Großvater, Friedrich Gottlieb Fleiſcher,
zu Braunſchweig.

Leben ſpendeſt du, heilige Kunſt, Gedeihen und Wohlſeyn,
und nichts lebt ohne dich: denn nur das Leben belebt.
Eitel und nichtig und ſtarr und todt iſt's, wo du nicht walteſt,
und den ewigen Froſt wandelt kein wärmender Lenz.
Selig, ſelig, die du erkohrſt und weihteſt zu Prieſtern,
denen du freundlich gewinkt, lallenden Säuglingen noch!
Jauchzend widmen ſie dir die Spanne des irdiſchen Lebens,
und umſtehn deinen Thron auch in der beſſeren Welt,
wo die Schranken des Staubes nicht hemmen die Schwingen des Geiſtes,
wo dich, Göttliche, ſchaun, ſelber zu Göttern erhebt.
Doch hienieden ſchon treten ſie ein in der Herrlichkeit Tempel,
und ihr heiliges Herz düſtert kein irdiſcher Gram;
Frieden birgt es mit ſich und der Welt, ſo ſehr ſie auch hadre,
ſchlägt für der Menſchheit Bund liebendes Brudergefühls.
Traulich wandeln ſie unter den Millionen, die waren,
und umarmen im Geiſt kommender Zeiten Geſchlecht;
Ueberall die weite Unendlichkeit iſt ihre Heimath;
Ewigkeiten durchträumt ihrer Begeiſterung Traum. —
War Dir nicht ſo, mein Vater, in ſeligen Stunden der Weihe,

als Du „Auferſtehn *)!“ ſangſt, und deine heilige „Nacht **)?“
tönte der Seraph Dir nicht der Sphären Hymnen hernieder?
ſcholl nicht der Engel Chor preiſend aus ſtrahlenden Höhn?
Ja, Du horchteſt, und ſangeſt ihn nach, den Jubel der Himmel,
und wir hörten entzückt, was Du auf irdiſch uns ſangſt.
Denn nur der Künſtler deutet die dunkeln Orakel der Gottheit,
daß auch der niedere Sinn ſich zu dem Höchſten erhebt.
Er iſt der Mittler, der wahre, vertraut mit Göttern und Menſchen;
was ihm die Götter enthüllt, bald vernimmt es der Menſch,
ſey's in lieblicher Red', in Geſang, in Farben, in Marmor,
ſey's im lauteren Spiel, Muſik den Menſchen genannt,
mit ſelbſtſtändiger Kraft der Menſchheit Tiefen ergründend,
nicht vom Commentar deutelnder Reime entweiht:
Darum nennt es vor allen ſich kühn nach Mnemoſynes Töchtern.
Bildend jede Idee, welche die Zunge nicht kennt,
jedes Gefühl offenbarend, das „dunkel“ die Sprache geläſtert,
ſammelt das Barbiton alle Völker der Welt
zum harmoniſchen Brudervérein; die Tibia flötet —
Und kein Glaube mehr trennt, Sprache, noch Stand das Geſchlecht. —

Glücklicher Vater, der Du Euterpes roſige Pfade,
und Polyhymnias freudig durchwandelteſt, all' Deine Blüthen,
all' Deine Früchte den Himmliſchen opferteſt, all' Deine Wonnen,

---

*) Von Klopſtock. **) Von Zachariä.

kalt die Gnaden der Throne verſchmähend, von ihnen nur hoffteſt!
Nichts verheißen ſie zwar dem Knechtſinn eitler Begierden;
aber unſterbliches Heil bekrönt den unſterblichen Jünger,
deſſen Gemüth das heilige Streben nach Wahrheit und Schönheit,
Zwillingstöchtern der Mutter Natur, den Göttern verbrüdert.
Keine Schranke hemmt ſeines Wirkens endloſe Laufbahn,
und ſeinem Leben pocht nie der letzte ernſte Vertilger.
Du auch, glücklicher Vater, wirſt ſeinen Donner nicht hören,
und mit wahrhaftigem Leben in ferner Nachwelt einhergehn.

Königsberg in Preußen.

Karl Friedrich Wilhelm Fleiſcher.

IX.

Hiſtoriſche Kleinigkeiten.

1.

Türkenhaß.

Es gab eine Zeit, wo faſt ganz Europa bei dem bloßen Namen der Türken zitterte, wo man ſie als die geſchworenſten Feinde der ganzen Chriſtenheit verabſcheute, und über einen jeden, der mit ihnen in Verbindung zu treten wagte, ein Anathema ausſprach. Franz I., König von Frankreich, trotzte der Meinung ſeines Zeitalters, und ſchloß mit Soliman II. ein Bündniß. Als im Jahre 1543 die kombinirte Türkiſch-Franzöſiſche Flotte die Gewäſſer von Nizza verließ, weil man die Eroberung des Kaſtells zu ſchwierig fand, ließ der Herzog von Savoyen zum Andenken dieſer Befreiung eine Münze prägen, mit der Inſchrift: Nicaa a Turcis et Gallis obsessa. — Man wählte nur dieſe einfache Zuſammenſtellung, weil man ſie für hinreichend hielt, die Franzoſen und ihren Herrſcher bei der geſammten Chriſtenheit für die Gegenwart und Zukunft zu brandmarken.

2.

Kaiſer Karl V. und der Franzöſiſche General.

Foſſano ward im Jahre 1536 von den Kaiſerlichen unter dem Oberbefehl des de Leva hart bedrängt. La

Roche du Maine, der zu der belagerten Franzöſiſchen Beſatzung gehörte, ein alter Freund des Kaiſerlichen Feldherrn, ſchloß mit ihm eine Kapitulation. Wenige Tage nachher langte der Kaiſer mit einer furchtbaren Armee im Lager an. Die Geißeln wurden ihm vorgeſtellt, und er empfing ſie mit einer faſt affektirten Höflichkeit, beſonders den la Roche du Maine. Er faßte ihn bei der Hand, umarmte ihn, wollte durchaus, daß er ſich bedecken ſollte, und befahl, ihm das ganze Lager zu zeigen. „Ihr ſollt einmal,“ ſagte der Kaiſer, „das Vergnügen haben, eine ſchöne Armee zu ſehen.“ — „Ich möchte ſie lieber,“ erwiederte der Franzos, „vernichtet, oder gegen die Türken marſchiren ſehen.“ — Dem Kaiſer gefiel dieſe barſche Freimüthigkeit. Nachdem la Roche du Maine das Heer beſehen hatte, fragte jener ihn: was er davon halte. „Eine herrliche Armee!“ erwiederte dieſer; „ſobald Ew. Majeſtät aber die Gebirge paſſirt iſt, wird der König (Franz I. von Frankreich), mein Herr, eine noch weit ſchönere ſehen laſſen.“ — „Was ſagt man von meinen Planen? oder wohin glaubt Ihr wohl, daß ich gehe?“ — „Nach der Provence.“ — „Nicht anders. Die Provenzalen ſind meine Unterthanen *); ich will ſie beſuchen. — „Ew. Maj. wird ſie traun ſehr ungehorſam finden.“ — „Wie viele Tagereiſen habe ich noch von hier bis Paris? — „Wenn Ihr unter Tagereiſen Schlachten verſtehet, wenigſtens zwölf, falls Ihr nicht gleich in der erſten eine Schlappe bekommt.“ — „Ew. Majeſtät ſieht,“ ſagte hierauf ein Höfling, „daß la Roche du Maine nie etwas ſchuldig bleibt. Hatt' ich's nicht vorhergeſagt?“ —

---

*) Dieſe Aeußerung bezog ſich auf alte Anſprüche.

5.

Brittiſche Originalität.

Ein Engliſcher Geſandter zu Neapel hatte eine allerliebſte Fete gegeben, die ihm aber eben nicht theuer zu ſtehen gekommen war. Dies erfuhr man, und nun verließ man ſie, um, die Naſe rümpfend, ſie zu verkleinern, wiewohl ſie anfänglich ausnehmend gefallen hatte. Er rächte ſich dafür als ein wahrer Engländer, und als ein Mann, dem die Guineen nicht ans Herz gewachſen waren. Er ließ eine zweite Fete ankündigen. Man wähnte, daß er dies thue, um ſich zu revanchiren, und hoffte, daß ſie ungewöhnlich glänzend ſeyn werde. Man eilt, man drängt ſich hinzu. Keine Vorbereitungen. Endlich bringt man ein Kohlenbecken mit Weingeiſt. Man erwartet nichts weniger als ein Wunder. „Meine Herren,“ ſagt hierauf der Geſandte, „Sie ſehen mehr auf die Koſtbarkeit als auf die Annehmlichkeit einer Fete. Geben Sie wohl Acht!“ Nun öffnet er ſein Kleid und zieht ein Gemälde von einem der größten Meiſter hervor. „Dieſes Stück,“ fährt er fort, „koſtet 5000 Guineen; allein dies iſt noch nicht alles. Dieſe zehn Papiere, zahlbar auf Sicht in der Amſterdammer Bank, ſind 1000 Guineen werth.“ — Hierauf rollt er die Schilderei und die Wechſel zuſammen, und wirft den ganzen Pack auf die flammende Kohlpfanne. „Ich zweifle keinen Augenblick, meine Herren,“ ſetzt er nun ſpöttiſch lächelnd hinzu, „daß dieſe Fete Ihnen Genüge gethan hat, und daß Sie vollkommen befriedigt von mir weggehen werden. Adieu, meine Herren; die Fete iſt vorbei.“ —

Kaſſel.

D. P. F. Brede.

X.

Poſtſcripte.

36.

Nicht ohne Schrecken lieſt man im Reichsanzeiger 1805, No. 6.:

> „Ich will die ſtrenge Behandlung der Unglücklichen aus Gründen tadeln, welche, wenn ſie zu großen Ohren gelangten, weſentlich viel Gutes ſtiften könnten."

Große Ohren! ſind ſie einerlei mit langen Ohren? Der Context ſcheint zu verrathen, daß der Verfaſſer das Gehör der Großen meine.

X.

37.

Jean Paul, in der Kunſt einzuſchlafen, ſagt witzig, aber ungewöhnlich:

> — der nur einigermaßen aus- und eingebildet iſt.

Dies gleicht dem Dicto jenes Juriſten, der da ſchrieb:

> „Da ſich aber Kläger weder ein- noch begreiflich machen laſſen wollen."

— b —

D [illegible]

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
dem D. und Profeſſor Feßler und dem Hofrath
Fiſcher.

Jahrgang 1805.

Zweiter Band.
Junius bis December.

Berlin,
in Sanders Buchhandlung.

Inhalt
des zweiten Bandes.

I. Abhandlungen und Aufſätze.

Grundſätze über die Begründung des unveräußerlichen Rechts, ſeine Gedanken, in ſo fern ſie zu einer Verbeſſerung beitragen können, mitzutheilen. Von D. J. G. Zimmermann. Auguſt, Seite 223 — 241.

Ueber die Errichtung eines Denkmahls für D. Martin Luther. Von Herrn Karl Stern. Julius, Seite 73 — 78.

Das antike und moderne Zeitalter, von demſelben. Oktober, Seite 283 — 288.

Ueber die bereits erfolgte und noch bevorſtehende Zurückgabe einiger katholiſchen Kirchen an die Proteſtanten in Schleſien, von Herrn J. D. F. in Bunzlau. Oktober, S. 256 — 260.

II. Pädagogik.

J. G. Schummels Briefe an den Herrn Ober-Conſiſtorial-Rath Zöllner. Sr. Excellenz dem Herrn Staats-Miniſter von Maſſow zugeeignet. Fortſetzung des zweiten Briefes. Julius, Seite 23 — 44.

Dritter Brief, ebendaſelbſt, Seite 44 — 69.

Vierter Brief, Auguſt, Seite 82 — 99 und September, Seite 161 — 182.

Fünfter Brief, Oktober, Seite 289 — 295. November, Seite 321 — 343.

Sechſter Brief, December, Seite 419 — 431.

Worte meines Herzens an Leipzig. (Ueber ein Seminar für Erzieherinnen) von Erneſtine v. Kroſigk, geborne Krüger. Oktober, Seite 312 — 318.

III. Poetik.

Kurze Entwickelung der altnordiſchen Dichtkunſt, von Herrn Karl Lappe in Stralſund. Beſchluß. Auguſt, Seite 116 — 132.

Minnelieder. Kaiſer Heinrich, König Konrad der junge. Von F. H. von der Hagen. November, Seite 368 — 378.

König Wenzel von Böheim, Herzog Heinrich von Breslau, Markgraf Otto von Brandenburg. Von demſelben. December, Seite 434 — 447.

Von Schlegels Elegie: Rom. Vom Hofrath Fiſcher. December, Seite 448 — 459.

IV. Dramatiſche Gedichte.

Fragment aus dem dramatiſchen Gedicht: Das Kreuz an der Oſtſee. Von dem Verfaſſer der Söhne des Thales. September, Seite 209 — 224.

Britannicus. Tragödie von J. Racine. Erſter Akt. Von Hrn. K. A. Varnhagen. Oktober, Seite 231 — 255.

Theon, ein Schauſpiel von Ronim. Erſter und zweiter Akt. November, Seite 344 — 352.

Dritter und fünfter Akt. Dec., Seite 402 — 418.

V. Lyriſche, erzählende und andere Gedichte.

a. Originale.

Wechſelgeſang, von D. Amadeus Wendt in Dresden. Julius, Seite 70 — 72.

Die Schneeglöckchen, ein Mileſiſches Mährchen, von Herrn K. Beſſeldt. Auguſt, Seite 142 — 145.

An den Herrn Staatminiſter von Voß, im Nahmen des Warſchauer Lyceums, von Werner. Auguſt, Seite 156 — 157.

Brera, eine Ballade, vom Herrn Profeſſor Eck. Oktober 279 — 282.

Dichter und Reimer, von K. M—r. November, Seite 385.

b. Nachbildungen.

Ueberſetzungen aus dem Horaz. An Agrippa I, 6. An den Apollo I., 31. Von Klamer Schmidt.

Der alternde Dichter, aus dem Lateln des Vida. Von Otto Grafen von Haugwitz. September, Seite 183 — 184.

Epigramme des Kallimachos von Kyrene. Von Franz Paſſow. December, Seite 460 — 461.

VI. Humoriſtiſche und ſentimentale Aufſätze.

Der Abend am Conſtanzer See. Von Wilhelm Pfeil. September, Seite 185 — 208.

Nacht und Morgen am Conſtanzer See. Von demſelben. Oktober, Seite 267 — 278.

Die Alpenreiſe, eine Allegorie. Zweiter Tag. Von Franz Th. . . November, Seite 353 — 367.

Anhänglichkeit an lebende Weſen, vom Herrn Kanzleiſekretair J. F. Schütze in Altona. November, Seite 379 — 384.

Rhapſodieen. Vom Herrn Hofrath Ludwig Giſeke, December, Seite 462 — 473.

VII. Erzählungen.

Mathilde. Von Karl Sebald. Auguſt, S. 100 — 115.

Der Falke. Die neunte Erzählung des 5ten Tages aus dem Decameron des Boccaccio. Vom Herrn von H. Auguſt, Seite 146 — 255.

Abenteuer des Herrn Anton Paars, eine wahre Geſchichte. Von F. September, Seite 225 — 239.

Das Abenteuer auf der Brücke. Von Karl Sebald. Oktober, Seite 296 — 311.

Hiſtoriolen. 1) Herr von Fichů. 2) Der Wundermann. Vom Herrn Hofrath Ludwig Giſeke. November, Seite 386 — 397.

VIII. Dialogen.

Geſpräch zweier Freunde über das Geiſterreich. Auf Veranlaſſung der neueſten Erſcheinung nach dem Tode. Von K. Sebald. Julius, Seite 1 — 20.

Anhang dazu. Von demſelben. December, 474 — 477.

IX. Poſtſcripte.

Von M. —d— Jul., S. 79, 80. Von —ſ— K. und N. Aug., S. 158 — 160. Von M. und Z Sept., S. 240. Von i— ſ— ** und T. Okt., S. 313. 14. Von M. und —l— Nov., S. 399, 400. Von P. F. Brede und C. W. H. Reimes. Dec., S. 478 — 480.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Julius 1805.

I.

Geſpräch zweier Freunde über das Geiſterreich.

Auf Veranlaſſung der neueſten Erſcheinung nach dem Tode.

„Karl, ich bin unſterblich!" rief mein Freund Wernau in dumpfem Ton zur halb geöffneten Stubenthür herein, und lachte laut, als ich, von dieſen wohlbekannten Worten erſchreckt, haſtig mit dem Kopfe herumfuhr, und ziemlich raſch aufſtand. Wir waren ſeit wenigen Wochen nahe Nachbarn; ich hatte den lebensfrohen jungen Mann liebgewonnen, und ließ es mir gern gefallen, daß ſeine Laune mich oft in den tiefſten Betrachtungen ſtörte, unſere ernſthafteſten Geſpräche nicht ſelten durch einen drolligen Einfall unterbrach. Auch diesmal ſtörte er mich, und auch diesmal ging ich dem Störer lächelnd entgegen, und hieß ihn willkommen.

„Das alſo" — fuhr er fort, und legte „Meiner Gattin wirkliche Erſcheinung nach ihrem Tode" auf den Tiſch — „das iſt die Schrift, die mich über Geiſter und Geſpenſter belehren ſoll? Nun und nimmermehr kann ich Ihnen dieſen Streich verzeihen —

„Und warum nicht?" — fiel ich ein. — „Sie erwiederten mir, als geſtern zum erſten Mal ſeit unſerer Bekanntſchaft dieſer Gegenſtand zwiſchen uns zur Sprache kam: „nur Fakta könnten hier entſcheiden; alle metaphyſiſche und pſychologiſche Demonſtrationen wären nicht den tauſendſten Theil ſo viel werth, als eine einzige, gehörig bewieſene Thatſache, an der es aber, meinten Sie, in Ewigkeit fehlen würde. — Nun denn! hier haben Sie ja eine ſolche vor ſich. Der Geiſterſeher iſt ein Philoſoph — er ſelbſt ſagt es, ſeine Frau ſagt es, ſein Freund ſagt es; und da drei Zeugen zur Beſtätigung der Wahrheit mehr als hinreichen, ſo muß es wohl wahr ſeyn. Ueberdies war er keinesweges ſchon im voraus zu Gunſten der Viſionen eingenommen, vielmehr ſträubte ſich ſein forſchender Geiſt gegen Köhlerglauben und Ammengeſchwätz; er zweifelte ſogar an der Unſterblichkeit, für die es ihm bis dahin, nach ſeinem eignen Geſtändniß, an moraliſchen Gründen gebrach, wiewohl nicht an andern; — er iſt furchtlos, beſonnen, mannhaft: lauter Eigenſchaften, wie wir ſie von einem Referenten ſelbſterlebter Viſionen fordern. Endlich hat ihm, als er immer noch ſeinen Sinnen nicht traute, als er fortwährend behauptete, das alles rühre gewiß vom Winde her*), der verſtändige Hausfreund juriſtiſch bewieſen, Hannchen ſey ihm wirklich erſchienen, hat zum Ueberfluß ſogar Mignon ſeine Gebieterin mit dem Schwanze angewedelt. — Jetzt frage ich Sie: was fehlt Ihnen noch?“

---

*) S. 102 der 3ten Aufl. 1805.

Wernau ſah mich zweifelhaft an, und, nach ſeiner Meinung überzeugt, daß ich nur ſpotte, erſchöpfte auch er ſich in Scherzen über den guten Athem der Sterbenden, ihre wohlgeſetzte Abſchiedsrede, die geſalzenen Neckereien des Advokaten, das katzenartige Krällen der ſeligen Frau am Alkovenfenſter, die Traktaten des Witwers mit der Erſcheinung, und den geiſtreichen Einfall, dieſen Vorgang ein Experiment zu nennen. Ich ließ ihn lachen; denn die Form einer Sache kann manche komiſche Seite haben, wie ernſthaft, ja oft wie tragiſch die Sache ſelbſt ſey. Doch auch dieſe war durch jene ihm lächerlich geworden; und das that mir weh. Ich hatte durch den lebhaften Anſtoß, den, ſo wie ich ihn zu kennen glaubte, das Leſen dieſer Schrift ſeinem Geiſte geben mußte, einen tiefern Blick in ſeine Individualität thun, ich hatte ihn, in wie fern dies überhaupt möglich iſt, über ſeine Gefühle zur Sprache bringen wollen; denn es iſt ein Erfahrungsſatz, daß nichts ſo ſchnell die Herzen aufſchließt, nichts die innere Welt der Menſchen dem aufmerkſamen Beobachter ſo anſchaulich macht, als ein Geſpräch über Ahnungen, Träume und Erſcheinungen. Da ergreift das reitzbare Gemüth ein dithyrambiſcher, ja auch das langſamſte ein lyriſcher Schwung; da flammen die Blicke des Kälteſten auf, und ſelbſt die monſtröſeſten Gebilde der

Phantaſie, die tollſten Mythen des Aberglaubens, die ſich dann zuweilen offenbaren, ſind für den Pſychologen Bruchſtücke eines inhaltreichen Epos. —

Mein Schweigen fiel ihm endlich auf, mein Ernſt ſteckte ihn an.

„Sonderbar!“ — begann ich — „Sie ſind der Erſte, den ich die Möglichkeit der Geiſtererſcheinungen ohne Ausnahme verwerfen höre, — der Erſte Ihres Alters gewiß. Umgekehrt fand ich den Fall weit öfter. Je reifer die Menſchen werden, je mehr ſie ſich im Gedränge des Lebens verlieren, und je näher ſie alſo mit ſeinen Räthſeln zuſammentreffen, deſto gleichgültiger werden ſie häufig gegen die Löſung derſelben, weil ihre Phantaſie alle Reitzbarkeit, ihr abgenutztes Herz den kindlichen Glauben verloren hat, ohne den in dieſem Felde nichts zu erholen iſt. Stärker regt ſich bei der Jugend das poetiſche Leben, ein feinerer Takt iſt ihr eigen, glühender ſind ihre Bilder, friſcher die Farben, dichteriſcher die Gedanken, aber freilich auch unverſtändlicher die Worte. Wer es einmal ſo weit gebracht hat, daß ſeine Aeußerungen über dieſe Materie jedermann faßlich ſind, der iſt ſehr — nüchtern geworden.

Er. Sie glauben alſo an Geiſter?

Ich. Sie glauben alſo nicht daran?

Er. Aufrichtig geſagt, ich hielt Unterſuchungen dieſer Art immer für müßige Spekulationen, für fruchtloſe Gemüthsqualen, die zu nichts führen könnten, und meines Vaters unaufhörliche Feldzüge gegen die Glaubensluſt der Mutter brachten mich am Ende zu der Meinung —

Ich. Daß „an etwas nicht glauben und gar nicht daran denken einerlei ſey*).“ Ganz recht! Am kürzeſten iſt freilich die Fehde geſchloſſen, wenn man ſie gar nicht anfängt. — Und wie vertheidigte ſich Ihre Mutter?

Er. Freund, Sie kennen ja die Weiber. Taub gegen Vernunftſchlüſſe und philoſophiſche Gründe blieb ſie dabei: „Sage was du willſt; meinen Glauben kannſt du mir doch nicht ausreden.“

Ich. Beherzigen Sie dies Wort, lieber Wernau; es iſt Goldes werth. Was der innere Menſch angeſchauet hat, iſt ſein eigen, iſt ewig unzerſtörbar. Die Weiber, da ſie in gewiſſem Sinn immer Kinder bleiben, haben das ſchöne Vorrecht, immer in der Welt ihrer Träume zu leben, ohne daß trockne Forſchungen ſie auf die öden Steppen des Indifferentismus, oder gar in die gefährlichen Irrgänge der Zweifelſucht führen. Wir wollen ihnen dieſes Glück gönnen, und, da des Mannes Beruf ihn nun einmal aus dieſem Kreiſe hinaustreibt, nur dafür ſorgen, daß unſer gutes Schickſal uns die gerechte Mitte behaupten hilft, bei der allein uns wohl ſeyn kann.

Er. In Gottes Namen! Nur beſorge ich ſehr, daß eben dieſes Grübeln über die Angelegenheiten einer unſichtbaren Welt uns am erſten auf Abwege leiten muß.

---

*) „Glauben,“ ſagt Kellgren, „heißt bei den meiſten Menſchen ſo viel als nicht daran denken.“ Mit dem Nichtglauben iſt es wohl derſelbe Fall. S.

Ich. Das Grübeln? Ja! und ich möchte keinem meiner Freunde rathen, nur einen Augenblick dabei zu verweilen, ſo lange es ihm nicht, ohne daß er weiß wie? zum Bedürfniß wird.

Er. Auch ich fühlte zuweilen dieſes Bedürfniß.

Ich. Das dacht' ich wohl. Nun, und wie halfen Sie ſich? Denn ich geſtehe, daß ich es bisher für unmöglich hielt, jenen Trieb nach Ueberzeugung einmal zu empfinden, und ihn wieder zu verlieren, ohne aufs Reine gekommen zu ſeyn. Bei mir wenigſtens war der Zeitpunkt, in welchem ich mir ſeiner klar bewußt wurde, entſcheidend; ich hatte keine ruhige Stunde mehr, bis ich mit meinem Glauben in Ordnung war.

Er. Nun ja! wenn Sie es denn durchaus wiſſen wollen: ich dachte –

Ich. Ich *fühlte*, würd' ich lieber hören.

Er. Auch das; denn Gedanken und Gefühle ſchmelzen hier in Eins zuſammen. Zudem (er lächelte bedeutend) kann ja von *Gefühlen* nicht die Rede ſeyn, die, wie Sie ſelbſt ſagten, unausſprechlich, und, ſobald ſie ausgeſprochen werden, nichts ſind.

Ich. Ich werde Sie beim Worte faſſen.

Er. Mein Glaubensbekenntniß alſo iſt im Weſentlichen folgendes: Der Zweck des Lebens iſt das Leben; ſey unſre Beſtimmung nach dem Tode, welche ſie wolle, ſie wird nur dann erreicht, wenn wir der Gegenwart wahrnehmen, ſie völlig zu dem gebrauchen, wozu ſie uns gegeben iſt: zum Uebungsplatze geiſtiger Kräfte, zum

Wachsthum an ſittlicher Ausbildung, zum Fortſchreiten ohne Aufhören. Zu meiner Beruhigung bedarf ich, wenn mein Fuß auf dieſem Wege beharrt, der Kenntniß von einer höhern Welt niemals; ich bin ſogar froh, daß ſie mir abgeht: denn ſie würde mich, die Wahrheit zu ſagen, beläſtigen. Nimmt Sie das Wunder?

Ich. Nur weiter.

Er. Sie würde nehmlich meine Freiheit beſchränken, mich moraliſch unmündig machen, und gar bald das Motiv meiner Handlungen werden, was ſie doch wohl nie werden ſoll?

Ich. Nie!

Er. Ich denke alſo, Geiſtererſcheinungen, wenn ſie in der That möglich wären, müßten dieſe Wirkung am gewaltſamſten hervorbringen, müßten das Menſchengeſchlecht in eine verlegene, ängſtliche Schauſpielergeſellſchaft verwandeln, die entweder mit wahrer Seelenpein zu der höheren Welt, als zu ihrem Publikum, hinaufblickte, um in deſſen Mienen Beifall oder Tadel zu leſen, oder mit wahrem Neide und Aerger, daß ſie immer noch auf den Bretern ſteht, während jenes ſich an ihrem Faſchingsſpiele in ſtolzer Ruhe ergetzte.

Ich. Sehen Sie da, wie dichteriſch Sie werden, lieber Freund, ohne es gerade zu wollen! Ganz unrecht mögen Sie wirklich nicht haben. Indeſſen dürfte dieſe Darſtellung bei dem allen nichts weiter beweiſen, als daß ſolche Erſcheinungen, dem wohlabgemeſſenen Gange der Natur gemäß, ſelten, daß ſie nur unter gewiſſen Vorauſſetzungen möglich ſind und ſeyn müſſen. Und das iſt der eigentliche Punkt, auf den es, wie unſer D. W. ſehr richtig bemerkt, ankommt. Ich beſtreite Ihre Meinung nicht. Soll der Glaube an eine andere Welt überhaupt einen praktiſchen Nutzen haben, ſo muß es der ſeyn, daß er das Gemüth beruhigt und tröſtet. Nicht eben, um uns *gut* zu machen, ward dieſe Ahnung in unſre Bruſt gelegt, ſondern um uns Frieden zu geben, um die Wunden zu heilen, welche die Stürme des Lebens, die Räthſel des Verhängniſſes, die Leiden des Einzelnen, dieſem Einzelnen ſchlagen. Er ſoll ſeinen Geiſt von der beſchränkten Anſicht des Univerſums zu einer freien und allgemeinen erheben, ſoll ihn zu einem Weſen umgeſtalten, das ſich als *Theil* des Ganzen betrachtet, oder, noch beſſer, mit ihm *in Eins* verſchmilzt, über dieſem Ganzen alſo ſich ſelbſt vergißt, und feſt überzeugt iſt, in der allgemeinen Weltordnung müſſe der Kampf zum Frieden, die Finſterniß zum Lichte, der Mißklang zur Harmonie, der Tod zum Leben führen. Iſt es *dieſer* Glaube, von dem Sie befürchten, daß er Sie zum Sklaven machen möchte?

Er. Aber ſo vorgeſtellt wird er ja *Zweck* des Lebens.

Ich. Schwerlich; oder der Stern, der dem Schiffer den Weg zeigt, müßte auch das Ziel ſeiner Fahrt ſeyn. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachten Sie den Glauben — als die Sonne, die unſern ethiſchen Tag erleuchtet, und ohne welche es in unſrer Seele immerdar Nacht iſt. Sie nun, mein Freund, haben, wenn ich Sie recht verſtehe, dieſen Frieden des Herzens auf einem andern Wege gefunden. Sie glauben, daß Sie nichts glauben; und das iſt denn auch ein Glaube. Für jetzt ſind Sie dabei ruhig; ja, es kann gar wohl geſchehen, daß Sie es Ihr Lebelang bleiben. Denn allerdings giebt es Menſchen genug, die ſich in ſo günſtigen Umgebungen befinden, denen das Weh ſo fremd iſt, welches andern Sterblichen der Zwieſpalt der Außenwelt mit ihrer innern verurſacht, daß ſie in beneidenswerther Ruhe das Ziel erreichen. Herzlich ſey Ihnen ein Gleiches gewünſcht!

Ich wollte aufſtehen; doch Wernau faßte lebhaft meine Hand, drückte mich lebhaft auf den Stuhl zurück, und ſagte raſch:

Noch eine Frage! Geſetzt auch, ich gäbe zu, daß manchem Menſchen jener Zwieſpalt eine Ausſöhnung zum Bedürfniß machte, daß er ſich tief verwundet fühlte und nach Hülfe umſähe; geſetzt, ich gäbe zu — und gewiß, ich thue es — er fände dieſes Heilmittel für ſeine Wunden in dem Glauben: wie in aller Welt wäre es möglich, daß dieſer Glaube bis zur Anſchauung gedeihen könnte!

Ich. Vergeſſen Sie nicht, daß alles, was iſt, der Steigerung fähig iſt. Sie lachten über den Ausdruck: Experiment, deſſen ſich unſer W. bedient hat. Und doch iſt er bei weitem ernſter, als Sie denken. Iſt eine Geiſtererſcheinung möglich, ſo gehört allerdings ein gewiſſer Vorſatz dazu. Der Glaube: es giebt Geiſter, geht voran; denn ſo viel iſt gewiß, daß er nicht der Schluß, ſondern der Grundſtein, nicht die Wirkung, ſondern die Urſache ſeyn muß, und daß dem, welcher keine Viſionen glaubt, ſchwerlich eine erſcheinen wird. Auf dieſen Glauben folgt der Wunſch zu ſehen. In Fällen, wie der vorliegende, wo Liebe zu einem Todten, Erinnerung an einen theuern Abweſenden, ins Spiel kommen und das Herz bewegen, erwächſt der Wunſch zur Sehnſucht, die Sehnſucht zur Begeiſterung; und wem dann Glaube, Liebe, Hoffnung die Augen öffnen, der ſieht —

Er. Der phantaſiert, wollen Sie ſagen.

Ich. Immerhin! Er wird nur deſto ſeliger ſeyn. Denn die Phantaſie erſchrickt vor nichts, und wird durch nichts in ihren ſchwelgeriſchen Genüſſen geſtört, wohl aber das ſterbliche Auge. Doch nein! er ſieht auch wirklich.

Er. Dann müſſen es Alle ſehen, die in dieſem Augenblick um ihn ſind.

Ich. Jetzt erinnere ich Sie an die Worte Ihrer Mutter, an Ihre eigne ſpottende Bemerkung: das Geheimnißvolle der Geiſterwelt ſey unausſprechlich, oder ein Unding. Nur er, niemand außer ihm, ſieht. Sein Mikrokosmus wird zum ſinnlichen Bilde; er ſchauet das Objekt ſeiner Sehnſucht leibhaftig im Raume: denn allgegenwärtig iſt der Geiſt, und der Geiſt des Sehers iſt es allein, der den fremden erblickt. Alle Einwürfe, daß der Gegenſtand, der Einem der Anweſenden ſichtbar iſt, es auch jedem der Uebrigen ſeyn müſſe, beweiſ't alſo wenig; nur in dem einzigen Falle würde er ſtark ſeyn, wenn man darthun könnte, daß einer der Andern genau in derſelben Verfaſſung ſey. Sähe dieſer Zweite den Geiſt nicht, ja dann hätte ich freilich verloren.

Er. Ich fühle, was Sie ſagen wollen. Doch bewieſe das immer nur die Möglichkeit, daß die Seele eines Verſtorbenen ihrem mit Sehnſucht ſie herbeirufenden Freunde erſcheinen könne; aber doppelt unmöglich wird nun die Erſcheinung eines abweſenden Lebenden.

Ich. Warum das?

Er. Da nach Ihrer Vorausſetzung der Geiſt nicht im Raume, ſondern überall iſt, ſo fällt bei der Zuſammenkunft zwiſchen einem Todten und einem Lebenden die größte Schwierigkeit weg. Nur der Lebende darf in jener günſtigen Stimmung ſeyn, ſo iſt die Sache gethan: denn den Geiſt des Verſtorbenen hält, wenn er nur ſonſt darf, nichts ab; bei ihm braucht es keiner vorgängigen Diſpoſition; er hört den Ruf der Sehnſucht, und kommt; frei bewegt er ſich durch die Räume, von keinem Körper in ſeinem Fluge gehemmt.

Ich. Richtig! Weshalb aber ſollte nun der zweite Fall ganz unmöglich ſeyn?

Er. Weil es ja nicht zwei vollkommen harmonirende Individuen giebt, weil Jahrhunderte vergehen können, ehe es ſich einmal trifft, daß zwei Menſchen ſich auch nur in der Maaße ähneln, um nach obigen Grundſätzen einander erſcheinen zu können.

Ich. Dies zur Antwort auf Ihren geſtrigen Einwurf, warum ſich dieſe Erſcheinungen nicht öfter begäben, wenn ſie einmal möglich wären. Wenn noch unſrer Uebereinkunft das Geiſterſehen ein bis zum Superlativ geſteigerter Glaube, das Extrem des religiöſen Sinnes iſt, verbunden mit einem Zuſammentreffen äußerer Umſtände, als z. B. der körperlichen Conſtitution, der ſittlichen und geiſtigen Bildung, der Erziehung, häuslichen Lage u. ſ. w.: ſo löſte ſich das Räthſel von ſelbſt. Sie, ich, ja das ganze jetztlebende Menſchengeſchlecht können keine einzige Erſcheinung erleben, ſo wie wir ſie uns denken; und dennoch beweiſt dies nichts gegen ihre Möglichkeit.

Er. Aber Einmal, wenn wir nicht ganz ohne Grund ins Blaue hineinträumen wollen, Einmal muß doch ein ſolcher Fall, hiſtoriſch glaubwürdig, exiſtirt haben.

Ich. Er hat; glauben Sie es, mein Freund, er hat gewiß. Unter tauſend Begebenheiten dieſer Art, die, ſeit die Welt ſteht, erzählt und wieder vergeſſen wurden, gab es ſicherlich manche, die bei näherer Prüfung die Probe gehalten hätte, die man aber, zurückgeſchreckt von den zahlloſen Gaukeleien der Argliſt und Thorheit, zu den andern warf. Denken Sie an das reiche Gebiet der Träume, Sympathieen, Ahnungen, und vor allem des Wahnſinns, dieſes Herolds der Geiſterwelt*), und laſſen Sie ſich zum Beleg meiner Behauptungen, wenn Sie nun einmal die Erſcheinung des D. W. nicht dafür nehmen wollen, einen andern Vorfall erzählen. Ein biedrer, helſehender Mann theilte mir ihn mit; und er iſt wenigſtens damals, als er ſich begab, ſo genau, wie Ereigniſſe dieſer Art es verſtatten, unterſucht und wahr befunden worden.

---

*) Wer nur Einen Wahnſinnigen der höhern Klaſſe geſehen hat, wird mich verſtehen. S.

Wernau rückte tief in den Winkel des Sofa, und ſein Auge hing an meinen Lippen.

Ich. In der erſten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts ſtudierte auf einer angeſehenen Deutſchen Univerſität der Sohn eines Pommerſchen Landpredigers. Genialität und warmes Blut machten, daß der junge Mann gar bald die ſtrengen ſittlichen Grundſätze vergaß, die man ihm in dem väterlichen Hauſe durch Unterricht und Beiſpiel einzuprägen geſucht hatte. Gleich Vielen ſeiner Art, welche die neue Freiheit nicht zu benutzen wiſſen, lebte er ziemlich wild in den Tag hinein. Sey es nun, daß ſeine Briefe ſeltner oder in der Maaße, als er in die Sinnlichkeit verſank, kälter und frivoler wurden, oder erhielt der Vater von andern Beobachtern geheime Winke: genug, der ehrliche Alte, von heißer Liebe zu dem Verirrten getrieben, verdoppelte ſeine Ermahnungen, ſchärfte ſeine Vorwürfe, und fiel, als bei dem Sohne alles verloren ſchien, in eine ſchwere Krankheit. Die Familie ſäumte nicht, dem Ungerathenen Nachricht zu geben. Man ſchilderte ihm die Umſtände des Kranken als höchſt gefährlich, wo nicht hoffnungslos, und machte ihm die ſchnellſte Heimkunft zu einer um ſo heiligern Pflicht, je inniger ſich der Leidende nach dem Anblick ſeines Erſtgebornen ſehne. Allein auch dieſe Beſchwörung verfehlte leider ihren Zweck. Nicht, als ob das Herz des Jünglings ſo ganz und gar verderbt geweſen wäre, als ein Herz ſeyn muß, auf das eine ſolche Botſchaft keinen Eindruck macht; vielmehr muß man ihm, nach dem Erfolg zu urtheilen, wohl zutrauen, daß er gewiß den Augenblick abgereiſt wäre, wenn ihm die Nachricht echt geſchienen hätte. Unglücklicher Weiſe ſchien ſie ihm das nicht. Er wußte, daß den Seinigen alles daran lag, ihn in des Vaters Haus zurückzulocken, und nie hatte er Ohren für eine Foderung gehabt, die er für die Wirkung des Geizes, der Engherzigkeit und der Pedanterei ſeiner Eltern hielt. Jetzt nun glaubte er, man habe ſich nach ſo vielen vergeblichen Verſuchen endlich dieſe Liſt ausgeſonnen; und ſo geſchah es denn, daß der bewegliche Brief, anſtatt ihn zu rühren, ihn erbitterte, und daß er blieb, wo er war.

Bald indeſſen (überſehen Sie dieſen Umſtand nicht, der ſich, wenn er ihn auch nicht hinterdrein ſelbſt angegeben hätte, doch aus pſychologiſchen Gründen ohnehin verſtehen würde) bald gerieth der junge Sorgenlos auf Zweifel und Bedenklichkeiten. Daß es bei dem allen doch auch wahr ſeyn könne, was man ihm geſchrieben hatte, vermochte er nicht zu läugnen, und die Schuld, die er ſich in dieſem Fall auflade, fiel ihm ſchwer aufs Herz. Er erwog noch einmal alle Umſtände, er ſchwankte von einer Stunde zur andern zwiſchen Bleiben und Gehen, und trieb es mit dieſem Wechſel ſo lange, bis er ſich endlich eingeſtehen mußte: wenn der Kranke wirklich ſo ſchlecht ſey, als man vorgebe, ſo könne er ihn auch bei der größtmöglichen Eil nicht mehr lebendig antreffen. Es ſcheint, als ob der junge Menſch ſeit dieſem Zeitpunkte zu einem gewiſſen Grade der Ruhe gelangt wäre, wie einer, der nichts mehr ändern kann; es ſcheint ſogar, als ob er den größten Theil des folgenden Tages dies und jenes Zerſtreuungsmittel angewandt hätte, um ſich bei dieſer Ruhe zu erhalten; wenigſtens verſicherte er ſelbſt, er ſey Abends um elf Uhr ſo völlig heiter und unbefangen nach Hauſe gekommen, daß er die ganze Krankheit ſeines Vaters vergeſſen gehabt habe, und ohne die mindeſte Erinnerung an die Heimath eingeſchlafen ſey*). Plötzlich erwacht er von einem leiſen Geräuſch, und ein laues Lüftchen ſtreicht zu gleicher Zeit über ſein der Wand zugekehrtes Geſicht. Er wendet ſich mit unwillkührlichem Schauder um, und eine lichthelle Geſtalt, in der er ſofort ſeinen Vater erkennt, ſteht, dem Anſehen nach ihn mit zärtlicher Wehmuth betrachtend, am Bette. Angſt und Zittern überfallen den Sohn; er hat kaum noch ſo viel Beſonnenheit, oder vielmehr, er hat ſeine Beſonnenheit ſo ganz verloren, daß er ſchnell nach einem, auf dem Deckbette liegenden, Schnupftuche greift, und damit raſch nach der Erſcheinung hin ſchlägt. Im Nu iſt ſie verſchwunden, und bald darauf ſchlägt die Glocke zwei Uhr.

---

*) Auf den erſten Blick ſollte man dieſen Umſtand gerade für das Wunderbarſte bei dem ganzen Ereigniß halten; aber näher beſehen iſt er es nicht. Man weiß aus Erfahrung, daß die Seele, wenn ſich einmal eine Vorſtellung in ihr feſtgeſetzt hat, oft erſt nach langen Zwiſchenräumen, und ohne gerade auf eine merkliche Weiſe daran erinnert worden zu ſeyn, den verlornen Faden wieder aufnimmt und weiter ſpinnt. Von den Träumen beſonders iſt es bekannt, daß ſie oft längſt vergeſſene Vorfälle, von Wochen, ja von Jahren her, auf einmal mit aller Lebendigkeit darſtellen. S.

Jetzt war dem Wüſtling das Herz getroffen. Von nagender Reue gequält, macht er ſich mit Tagesanbruch auf den Weg, und wagt es weder, an die Vorwürfe zu denken, die ſeiner warten, und an die Thränen der Mutter und Geſchwiſter, als deren Urheber er ſich anklagt, noch an den Verſtorbenen, deſſen Geiſt nach ſeinem Abſcheiden den Undankbaren ſelbſt aufgeſucht hatte, um ihm vielleicht ſeinen Segen zu bringen. — Doch nicht der todte, ſondern der ſterbende Vater war ihm erſchienen. Dies ſagte ein Brief, der dem Reiſenden auf halbem Wege entgegengebracht wurde, und von dem Hauptumſtande folgende Relation machte:

Mit jeder Stunde war die Sehnſucht des Kranken nach dem Sohne, der Gram über ſein liebloſes Ausbleiben, geſtiegen. Die Seinigen hatten ihn, ihrer eigenen Hoffnung gemäß, auf den Abend vertröſtet, wo jener auch wirklich, wenn er zu rechter Zeit abgereiſt wäre, hätte eintreffen können. Bis gegen Mitternacht fragte er von Minute zu Minute: „Kommt er noch nicht?“ Bei jedem Geräuſch: „Iſt er da?“ und beklagte ſich dann bitter über den Böſewicht, der ſeinen Abſchiedsgruß nicht möge, ſeine letzten Ermahnungen verſchmähe, und nun ohne Rettung verloren ſey. Nach Ein Uhr wurde er ſtill, und den lauſchenden Freunden kam es vor, als ob er ſchliefe. Der Arzt hatte ſchon angekündigt, daß er den Morgen ſchwerlich erleben werde, und die Arzneimittel auf den Fall eines eintretenden Schlummers auszuſetzen geboten. Um ſein Bett verſammelt, hüteten Kinder und Hausgenoſſen die ſchwachen Athemzüge des Sterbenden. Auf einmal fährt er haſtig empor, ſieht ſich traurig nach der Tochter um, die ſchnell ſich zu ihm hinabbeugt, und ſagt, jedem der Anweſenden vernehmbar: „Nun iſt alles vorbei! Eben jetzt hat mein gottloſer Sohn mit dem Schnupftuche nach mir geſchlagen." Bewußtſeyn und Sprache ſtarben mit dieſen Tönen dahin. Gegen Morgen verſchied er." —

Ich ſchwieg, Wernau ebenfalls. Bald wurde dieſe feierliche Stille durch einen leiſen Stoß an die Thür unterbrochen, der meinen Freund geſchwind auf die Beine brachte.

„Bleiben Sie doch!" — bat ich, und reichte ihm lächelnd die Hand — „Es rührt gewiß alles vom Winde her." Deſſen ungeachtet ließ er ſich nicht abhalten, mit feſtem Schritt nach der Thür zu gehen, ſie weit zu öffnen, und ſo zugleich ſeine Furcht und ſeinen Muth zu beweiſen. In der That wurde er auch belohnt; nicht der Wind, ſondern, wie ich ſchon im Voraus dachte, meine Frau hatte, in der einen Hand die Theekanne, in der andern das Kohlenbecken, an die Thür geſtoßen: denn regierende Weiber lieben die Zeichenſprache.

„O!" rief Wernau – „Sie glaubten wohl, ich fürchtete mich? Eine erzählte Geſchichte, mein guter

Sebald, iſt darum noch lange keine wahre, und von dieſer da begreif' ich die Möglichkeit vollends gar nicht.

„Laſſen Sie es gut ſeyn!“ erwiederte ich ihm. — „Sie ſtellen, wie ich finde, in dieſem Augenblicke die Mehrheit des Menſchengeſchlechtes vor. Erzählen Sie Tauſenden ein ſolches Ereigniß — ſie werden ſich ſtark machen, um am Schluſſe die Möglichkeit deſſelben kühn zu läugnen, oder wohl gar darüber zu ſpotten, während ihre ſtarren Blicke, ihre fliegenden Athemzüge, ihre unſtäten Bewegungen, ihr leiſes Aufhorchen, dieſe Möglichkeit ſchon bewieſen haben.

Zuſatz des Einſenders. Viele Leſer werden, das iſt vorauszuſehen, über den vorſtehenden Aufſatz abſchätzig urtheilen, und ihn unter die Träumereien einer ſchwärmeriſchen Phantaſie verweiſen. Doch nicht ſowohl ein Aufſteigen der Phantaſie in überſinnliche Regionen ſind Aeußerungen dieſer Art, als vielmehr ein Herabziehen des Heiligen und Ueberirdiſchen in einen niedrigern Kreis. Der Fehler liegt nicht darin, daß man etwas Verworrenes und Erträumtes durch ein falſches Pathos zu etwas Großem und Tiefgedachtem erheben wollte: ſondern darin, daß man das Große und Unbegreifliche durch die wörtliche Darſtellung frevelhaft entweihet. Wer mich des Letztern beſchuldigt, dem drück' ich die Hand, und geb' ihm Recht. Wer mir jenes vorwirft, den erſuche ich um eine allgemein gültige, unbeſtreitbar richtige Definition von dem, was er Unſinn oder myſtiſches Irrereden nennt. Beiden geb' ich indeß noch Folgendes zu bedenken: Jeder, der mit dem guten Willen, wahrhaft zu ſeyn, irgend eine eigenthümliche Anſicht, ein Bruchſtück ſeiner individuellen Glaubensmeinungen, im Betreff des Geiſtigen und Ewigen, auszuſprechen verſucht, thut etwas Gutes. Er legt in den allgemeinen Schatz ſein Scherflein nieder, unbekümmert, was man für jetzt dazu ſage, aber voll der tröſtlichen Hoffnung, es werde in die Hauptmaſſe aller Erfahrungen, Anſichten und Vorſtellungen mit einfließen, hier und da von einem Andern aufgegriffen und weiter verarbeitet werden, und wo nicht als Frucht doch als Same nützen. Vielleicht ſchmelzen die jetzt ſo verſchiedenartigen, gewiß aus weiſer Abſicht, um nehmlich den nothwendigen Streit der Geiſter immer im Gange zu erhalten, ſo unvereinbar gebildeten Vorſtellungen der Individuen allmählich in Eine zuſammen; und kommt die Zeit, ſo hört der Kampf auf, denn es iſt Friede. Oder ſollte nicht eine Anſicht, welche die geſammte Menſchenwelt, verſöhnt und einig, ohne Widerrede annähme, die rechte ſeyn? Was Millionen glauben, kann falſch ſeyn; aber was alle für whar hielten, müßte wohl wahr ſeyn.

Zuletzt erwähn' ich noch der Klagen des Denkers, des Philoſophen, des Wahrheitforſchers, oder wie man immer den Mann nennen mag, der es vorzugsweiſe mit dem Verſtande zu thun hat, und die Sachen des Gefühls und der Phantaſie nur als Nebenwerk betreibt. Ich meine die Klagen, daß ein ſchwärmeriſches Hinüberſtreifen in die überſinnliche Welt dem Handeln auf der irdiſchen, das Reich der Poeſie der Wirklichkeit ſchade, und der Geiſterglaube den Aberglauben fördre. Dieſen redlichen Eiferer bitt' ich, allen Beſorgniſſen zu entſagen. Jeder Irrwahn zerſtört ſich über lang oder kurz von ſelbſt, und was übrig bleibt, iſt eben darum göttlich, weil es unzerſtörbar iſt. Kein philoſophiſcher Unterricht, keine Aufklärung wird es in alle Ewigkeit ausrotten; aber auch keine abergläubiſche Wunderſucht wird es je ſo ſehr herabwürdigen, daß es zum Heil der Menſchen ganz weggewünſcht werden müßte. Doch kann niemand läugnen, daß wir in der neueren Zeit über den Anbau des Verſtandes den des Herzens vernachläſſigt, und auf der einen Seite eingebüßt haben, was wir auf der andern gewannen. Laſſet uns alſo das Göttliche in unſrer Bruſt mit treuer Liebe pflegen und bewahren; es iſt der einzige Leitfaden in der Wildniß, der einzige helle Punkt in dem Nachtſtück unſres Lebens. Das Wiſſen wird wechſeln und vergehen; aber der Glaube wird bleiben.

Karl Sebald.

II.

Nachbildungen des Horaz.

1.

An Agrippa.

Nach Horaz, I. 6.

Was für Feinde du ſchlugſt, was für unſterbliche
Thaten — Waſſer und Land zeugen es! — unter dir
Roma's Helden gethan: töne mein Varius
Durch mäoniſchen Liederſchwung.

Nein, Agrippa! zu der Höhe zu ſteigen, fehlt
Mir der Fittich! Achills nicht zu verſühnenden
Groll, des ſchlauen Ulyß irrende Fahrt im Meer,
Pelops jammerumlaſtet Haus

Wag' ich Bebender nicht. Scham und die Sängerin,
Die mein furchtſames Spiel leitet, verbieten ernſt,
Daß des Einzigen Lob, Cäſars, und deines ich
Mit Untönen entheilige!

Wer auch fei'rte nach Werth, dich, in gewaltiger
Demantrüſtung, o Mars? wer den Merion, ſchwarz
Vom Schlachtſtaube? wer Ihn, welcher mit Pallas ſiegt,
Gleich den Ewigen, Tydeus Sohn? —

Komus bleibe mein Lied, oder ein Mädchenkampf:
Stumpfe Nägel, in's Feld gegen den jungen Freund
Rückend! Feſſelbefreyt, oder in Lieb' entbrannt,
Stets doch tändl' ich, nach meiner Art.

1.

An den Apollo.

Nach Horaz I. 31.

Was, Neugeweihter! was, o Apollo! fleht
Von dir dein Dichter? Hier, wo des jungen Weins
Der Schal' entſtrömt, was möcht' er wünſchen?
Nicht des Sardiniers reiche Halmfrucht;

Nicht Heerden, wie Calabria's heiße Trift
Sie nährt; nicht Gold, nicht Indiſches Helfenbein,
Noch jene Flur, woran der ſtillen
Lyris verſchonende Well' hinabſpielt!

Mit Cales Hipp' arbeite, wem Rebenwuchs
Fortuna zugetheilet! Aus goldenen
Pokalen ſchwelg' ein reicher Kaufmann
Weine, für Syriſche Nard' erhandelt!

Der Götter Liebling darf es ja wohl! Dreimal,
Viermal im Jahr', durchſteuert er, ungeſtraft,
Sein Meer! Mich nähren nur Oliven,
Mich nur Cichorien, leichte Malven.

Laß, o Latona's Sohn, Unentbehrliches
Mich froh genießen! Leg' in geſunden Leib
Geſunden Geiſt! Nicht arm an Freuden
Schwinde mein Alter, noch ohne Lyra!

Klamer Schmidt.

III.

J. G. Schummels Briefe an den, nun verewigten, O. C. und Ober-Schul-Rath Zöllner.

Sr. Excellenz dem Königl. Staats- und Schulen-Miniſter Herrn von Maſſow ehrfurchtsvoll gewidmet.

(Fortſetzung des zweiten Briefes.)

Sie kommen nun Ihrem Zwecke immer näher, indem Sie von S. 64 bis Ende des erſten Kapitels S. 188 die Erziehung als Vorbereitung des künftigen Menſchen betrachten, und den allgemeinen Stufengang ſchildern, den dieſe Vorbereitung zu nehmen hat. Sie ſetzen den Anfang in's Leſen, deſſen Unentbehrlichkeit, wenigſtens in unſrem Gebirgs-Schleſien, ſchon längſt kein Problem mehr, ſondern ein allgemeines Poſtulat iſt. Im vorigen Herbſte ſtarb meine 74jährige Mutter, die keine andre, als die gewöhnliche ländliche Erziehung genoſſen, und vor Altersſchwäche ſchon am Stabe ging. Gleichwohl ſchrieb ſie mir noch im Sommer einen langen, vollkommen lesbaren Brief; ſie las die meinigen; und ſie würde ſich für höchſt unglücklich gehalten haben, wenn ſie nicht ihre Bibel, ihr Geſang- und Gebetbuch, und ihre häusliche Predigt hätte leſen und ſich daraus erbauen können. In der Hauptſache alſo ſtimme ich Ihnen ganz bei; nur eine Nebenidee iſt mir eingefallen, die ich Ihrem Urtheile unterwerfe. Sollte nehmlich nicht noch vor dem Anfange des Leſens, wenigſtens in den Volksſchulen, eine beſondere Rede- und Sprechübung vorhergehen? Die Kinder bringen freilich ſchon die Sprache mit in die Schule; aber welche? Ihren Provinzial- und Lokal-Dialekt, der von der Büchersprache, in die ſie nun eingeweihet werden ſollen, nicht ſelten himmelweit abweicht. Sie ſelbſt ſagen in Ihrer Schleſiſchen Reiſe, daß Ihnen der Gebirgsdialekt ſauer geworden, und daß Sie ſich dieſelben Worte hätten müſſen mehr als Einmal wiederholen laſſen. Was ſoll nun erſt den armen Kindern begegnen, wenn ihnen in der Schule urplötzlich eine ganz neue Sprache vorkommt, die als bekannt bei ihnen vorausgeſetzt wird, da ſie es doch nicht iſt! Tauſend Mißverſtändniſſe, Irrthümer und falſche Vorſtellungen müſſen davon die Folge ſeyn. Um nur Ein Beiſpiel, und zwar aus Ihrer Nachbarſchaft, anzuführen: Auf einer meiner Reiſen, zwiſchen Schönebeck und Magdeburg, rief mein Reiſegefährte einem vorbeifahrenden Bauer zu: Er hat den Hut verloren! Niemand verſtand ihn; niemand regte ſich. Geſchwind beſann ſich der Rufende, daß er plattdeutſch ſprechen müſſe, und ſagte: Hä hätt'n Haut verloren! Sogleich war alles in Bewegung; der verlorne Hut wurde geſucht, und glücklich geſunden. Hieraus ergiebt ſich die Nothwendigkeit einer vorläufigen Belehrung über Sprache und Mundart, Deutſch und Märkiſch oder reſpective Schleſiſch, ꝛc. Der Volkslehrer muß ſich bemühen, beide Sprecharten in ſeine Gewalt zu bekommen, und fertig aus einer in die andre zu überſetzen. Mit ein klein wenig Kopf läßt ſich dieſe Stunde, oder auch nur Viertelſtunde, zu einem wahren Amüſement machen: die ſchon inſtruirten Knaben können dabei als Unterlehrer und Translateurs dienen; und ſo würden die Schulbücher, und in der Folge die Predigten, ungleich deutlicher werden, als ſie es bis jetzt möglicher Weiſe ſeyn konnten.

Von dem Leſen an ſich, wenden Sie ſich nun zu den Leſe-Methoden, insbeſondere zu der Olivierſchen. Als ich dieſe zuerſt hier in Breslau bei einem gewiſſen Herrn Mandel, der ſich ihr ganz beſonders widmet, auch darüber eine theoretiſche Darſtellung geſchrieben hat, hörte, war mir gerade ſo zu Muthe, als ob ich einen alten Bekannten wiederfände. Wie hätte auch Baſedow, der alle Mißbräuche der Schulen ſo fleißig aufſpürte, die Fehler der gewöhnlichen Leſemethode überſehen können! Schon im Kleinen Buche für Eltern und Lehrer brach er eine neue Bahn; und noch wenige Jahre vor ſeinem Tode trat er mit ſeiner Unerwartlich großen Verbeſſerung der Kunſt leſen zu lehren im Publikum auf. Ihm folgte Campe mit ſeiner Beſchreibung einer erleichterten und angenehmen Methode ꝛc. Ja, wenn wir noch weiter zurückgehen wollen, ſo finden wir bereits in des trefflichen Joh. Matthias Gesners kleinen Schriften, Göttingen 1756, Vorſchläge von Verbeſſerung des Schulweſens, die mit Gedike'ns Verſuche, das Buchſtabiren ganz zu beſeitigen, genau übereinſtimmen. Auf das Verdienſt der Originalität alſo kann Herr Olivier keinen Anſpruch machen! Doch — neu, oder nicht neu — hier iſt bloß die Frage von der Ausführbarkeit dieſer Methode im Großen. Ich ahndete es vorher, daß Sie Nein ſagen würden; und Herr Olivier ſelbſt, wenn der Staat ihn zur Ausführung ſeines Plans beriefe, und ihm Geld vollauf gäbe, würde allein ſchon unter den 5600 □ Meilen, und unter der vis inertiae von — vielleicht eben ſo vielen ſeiner pädagogiſchen Brüder erliegen. Möchten indeß nur zwei meiner Wünſche in Erfüllung gehen! Einmal, daß ſeine Methode, bei Erlernung der Franzöſiſchen Sprache in Deutſchland, je länger je allgemeiner würde. Seine zwei Franzöſiſchen Tabellen haben, aus Gründen, die ſchon in dem Nahmen Olivier liegen, merkliche Vorzüge vor den Deutſchen; und auf der andern Seite iſt das gewöhnliche Franzöſiſche Buchſtabiren wenigſtens noch einmal ſo ekelhaft, als das Deutſche. Den zweiten Wunſch — äußern Sie ſelbſt. Möchte doch ſeine Methode bei dem weiblichen Geſchlechte Eingang finden; möchten Mütter und Erzieherinnen ſie ſich recht häufig eigen machen! O, wenn es dahin käme, daß das mehr ſanfte und geduldige Geſchlecht, das allein den feinen Takt beſitzt, Kinder gehöſig zu behandeln, wenn dieſes uns rauhern und barſchern Männern allmählich das Leſe-Departement ganz aus den Händen ſpielte: welch ein Wohlthäter wäre dann Olivier für die junge Welt, und für die alte nicht minder!

Daß die Erziehung nicht bloß iſolirt den Verſtand, ſondern alle Seelenfähigkeiten üben müſſe, war längſt meine Ueberzeugung. Ich finde in meinen alten Papieren einen Entwurf zu Bürgerſchulen, welcher gleich mit der Uebung der fünf Sinne anfängt. Nur ein ganz kleines Pröbchen hieraus. „1) Sehen. Uebung bei ſtarkem und ſchwachem Lichte — in der Ferne und Nähe — Unterſcheidung der Farben bis in die kleinſte Nüance — Uebung im Augenmaße, in Schätzung von Diſtanzen, Höhen, der Anzahl gewiſſer Dinge ꝛc.*). 2) Hören. Uebung des Ohres in der Ferne — im Ertragen ſtarker Töne in der Nähe, ohne zu erſchrecken; im Unterſcheiden des Zuſammengehörten ꝛc." Sie können daher leicht denken, mit welchem Vergnügen ich Ihre Vorſchläge zu Sinnen-Uebungen geleſen habe. Bei Einer nur bin ich ängſtlich: bei der Unterſcheidung giftiger Gewächſe durch den Geruch. Sie ſetzen zwar hinzu: mit der nöthigen Vorſicht; doch eben dieſe iſt ſo wenig die Sache der Jugend: auch könnte leicht der Eine ohne Nachtheil etwas unter die Naſe halten, was dem Andern, mit feinern Nerven Begabten, dennoch ſchadete.

---

*) Auch Uebung im Geſchwindſehen, die ich oft ſo anſtellte, daß ſich die jungen Leute mit offnen Augen ſchnell in einem Kreiſe herumdrehten, und dann die Gegenſtände angaben, die ſie geſehen hatten. Es kam dabei auf Vielheit der Gegenſtände, Kleinheit der Merkmahle ꝛc. an. F.

Eben ſo ſehr bin ich für das beſtimmte und wörtliche Auffaſſen des Gedächtniſſes. Hier iſt Baſedow, aus Unwillen gegen den Mißbrauch, unſtreitig zu weit gegangen, wenn er das Auswendiglernen für ganz unnöthig erklärte. Den daraus entſtehenden Schaden beim Memoriren der Predigten, der wiſſenſchaftlichen Terminologie; ſelbſt bei Beſtellungen im gemeinen Leben, haben Sie Seite 95 gründlich auseinandergeſetzt. Mich dünkt, es würde nicht ſo gar ſchwer ſeyn, den umgeſtürzten Wagen wieder aufzurichten, wenn die Schulleute ſich nur entſchließen wollten, das Auswendiglernen — nicht als ein hochnothpeinliches Halsgericht, ſondern als ein muntres Ballſpiel zu behandeln. Wie zerarbeitet ſich da die Jugend; wie ſchwitzt, wie keucht ſie — und das nicht bloß körperlich! Wie ſtrengt ſie auch die Aufmerkſamkeit der Seele an; wie lauert ſie auf die geringſte Bewegung der Gegenparthei; welche Schnelligkeit im Denken, ſelbſt welche Erfindſamkeit zeigen hier die anſchlägigen Köpfe! Und worin liegt nun der Grund dieſer Erſcheinung? Freilich zunächſt in der großen Reitzbarkeit der Knaben-Muskeln, aber auch eben ſo ſehr in dem, durch die Geſellſchaft gereitzten, Wetteifer! Dieſer läßt ſich auch, unabhängig von der Bewegung des Körpers, ganz vortrefflich benutzen. Der Lehrer überzeuge nur erſt ſeine Schüler von der Nothwendigkeit eines guten Sach- und Wortgedächtniſſes, und von den ſchlimmen Folgen des verzweifelten Vergeſſens. Er erzähle ihnen traurige und luſtige Geſchichten, veranlaßt durch den Gedächtniß-Mangel. Er ſtelle ihnen vor, daß es mit dem Auswendiglernen keinesweges eine ſo ſchwere Sache ſey, ſondern daß es bloß aufs Wollen und auf Uebung ankomme. Sie hätten ja ſchon einige tauſend Worte im Kopfe; ob es denn eine Hexerei ſeyn ſollte, ein etwas längeres Wort zu behalten, z. B. Zirazara Kalinowa di Zaremba — oder Tlantlaquakapatli, Mixquiblivikotlhodts Sohn (aus Wieland) — oder den Musculus sternocleidomastoideus? Und nun ohne weiteres zur Sache; d. h. zu einem Wettkampfe des Gedächtniſſes, nach gehöriger Vorbereitung. Eine Prämie für den Sieger iſt hier weſentlich; ſie beſtehe in der Ehre, einen Tag lang Primus zu ſeyn, oder was der Lehrer ſonſt zweckmäßig findet. Strafen aber fallen ganz weg; wurden doch auch die Wettrenner bei den Olympiſchen Spielen nicht durchgeprügelt, wenn ſie das Ziel nicht erreichten. Nur überführte Anſtrengungsloſigkeit und Faulheit verdient Verweiſe, und allenfalls poſitive Strafe. Auf dieſem Wege getraue ich mir, ganz nach alter Art, das panis, penis, crinis, cinis, ignis, funis, in die Knabenköpfe zu bringen, ohne daß ein Baſedow vor meinem Auditorium ſtehen, und über das Geſchrei der Geſchlagenen ein Gegengeſchrei erheben kann.

Auch Räthſel und Charaden finden Sie nicht ganz unter der Würde der Erziehung? Dadurch würden

Sie bei einem, nun längſt verſtorbenen Schulmanne und Rektor fürchterlich angeſtoßen haben, der alles dies, und die ganze Deutſche Litteratur obendrein, Allotria zu nennen pflegte. Ich meines Theils habe hier, wie in ſo vielen andern Stücken, längſt mit Ihnen ſympathiſirt, und in einem eignen Räthſelſpiele (in meinen Kinderſpielen und Geſprächen) einen ſolchen Vorrath davon geliefert, daß ein Lehrer lange Zeit damit ausreichen kann. Charaden waren damals noch nicht gebräuchlich; und jetzt, da ſie es ſind, wünſchte ich, daß Lehrer, die ſich darauf verſtehen, noch einen Schritt weiter gingen, und ſie von den Kindern ſelbſt machen ließen. Mädchen beſonders ſind darin ſehr originell; und hier wäre zugleich eine neue Uebung des Witzes und Scharfſinnes. —

Indem ich zuerſt S. 101 bei Ihnen den Nahmen: Naturgeſchichte, las, wachten ſogleich eine Menge ſchlummernder Ideen bei mir auf, von denen ich wenigſtens einige hier ausſtrömen muß. Nie fühle ich die Fortſchritte einer wahren Aufklärung, die unſer Zeitalter gethan hat, nie die geräuſchloſe, aber immer weiter gehende Verbreitung derſelben ſo lebhaft, als bei der Naturgeſchichte. In den Jahren 1759 — 67, als ich auf der Schule war, hörten wir nicht einmal den Nahmen dieſer edeln Wiſſenſchaft; und dieſe Schule lag am Fuße der Sudeten, unmittelbar im Angeſichte des überſchwenglich ſchönen Amphitheaters des Rieſengebirges! Wer uns damals geſagt hätte, es werde in etwa zwanzig Jahren ein hochgelehrter Berliniſcher Bibliothekar, Nahmens Bieſter, und in dreißig, gar ein Berliniſcher Ober-Conſiſtorial-Rath, Nahmens Zöllner, die Koppe beſtiegen, und Beide würden in öffentlichen Druckſchriften ungemein viel Schönes und Rühmliches von unſerm Gebirge ſagen: den hätten wir geradezu für einen Thoren gehalten. Denn was war denn nach unſrer dermaligen Einſicht davon weiter anzuführen, als: es ſey der Sitz des Rübezahls, ſey ſehr hoch, und man bekomme davon müde Beine! — Und jetzt, im Jahre 1804, iſt, nach Ihrer Behauptung, die Naturgeſchichte faſt allgemein in den Schulunterricht aufgenommen. Das, oder nichts, iſt Fortſchritt vom Schlechtern zum Beſſern, von der Dunkelheit zur Aufklärung. Daß Ihnen übrigens die gegenwärtige Behandlung der Naturgeſchichte noch kein Genüge thut, wie könnte das anders ſeyn? Vielen Lehrern fehlt es ſelbſt noch zu ſehr an Kenntniſſen, beſonders an Anſchauung. Aber auch die wenigen, die das ganze Syſtem inne haben, die ihren Linné, Fabricius, Gmelin ꝛc. auf allen Seiten kennen, ſind — vielleicht eben darum — keine gute Volkslehrer. Meinem Erachten nach, bedarf das Volk auf der einen Seite weit weniger, auf der andern weit mehr. Weniger! Es iſt ganz gegen ſeine Beſtimmung, in das unermeßliche Reich der Natur eingeführt zu werden. Was auf das Wohl und Weh deſſelben nicht unmittelbaren Einfluß, was mit ihm nicht den geringſten Berührungspunkt hat — weg damit, und das ohne Reue! Eben dieſe Beziehung aber auf das Wohl und

Weh ſagt der große Linné nicht; er entwirft ja nur (nach **Lichtenberg**) ein allgemeines **Inventarium** der Natur; Werth oder Unwerth geht ihn hier nichts an. Daher alſo braucht das Volk **mehr**. Und was braucht es denn nun eigentlich? Ich wähle z. B. die Inſekten. Würde ich da wohl ungefähr Ihren Sinn treffen, wenn ich mich mit einer Klaſſe von Knaben aus dem Volke nach folgender, bloß flüchtig entworfener, Skizze unterhielte?

„Inſekten — vulgo **Ungeziefer**, **Geſchmeiß** — abſcheuliche Nahmen — Verſündigung gegen den Schöpfer — Ungerechtigkeit gegen dieſe Thierchen ſelbſt — einige noch künſtlicher gebauet als der Menſch (Cossus) — andre relativ ſtärker, als jeder in der Klaſſe (Floh) — Schönheit (Vorzeigung von Scarab. auratus, Chrysomela graminis, fastuosa, speciosa, Ceramb. moschatus, Carab. Sycophanta — Papil. Apollo, Iris, Paphia ꝛc. — ein Schmetterlingsflügel unter dem Mikroſkop) — Geſchicklichkeit, Kunſttriebe S. **Reimarus** Betrachtungen) — Verwandlung (Larve, Puppe, vollkommenes Inſekt) — Bild des menſchlichen Lebens, Todes, Auferſtehung) — Nutzen, im Allgemeinen und Beſondern — Schaden; meiſt durch Vernunft abzuwehren, der übrige mit Gelaſſenheit als Schickung Gottes zu tragen.

„Im Einzelnen — Maikäfer (nicht zu martern) — Maiwurm (Mittel gegen den Biß eines tollen Hundes) — Spaniſche Fliege (Blaſenpflaſter) — Ohrwurm (Verur-

„(Vorurtheil!) — Bettwanze (Reinlichkeit!) — Blattlaus (kein Mehlthau) — Weſpen, Horniſſen, Bienen (Behutſamkeit!) — Bienen-Republik — Ameiſe (Gehe hin zur Ameiſe, du Fauler ꝛc. Sprüche Salom. 6, v. 8.) — Cynips quercus folii (wenn man in Galläpfeln Fliegen findet, ſo bedeutet es keinen Krieg.) — Termiculus pulsatorius (keine Todtenuhr!) — Pediculus (natürliche Strafe der Unreinlichkeit!) — Spinne (nicht giftig; Kreuzſpinnen verwandeln ſich aber auch nicht in Diamanten; laſſen ſich abrichten; haben Amſterdam erobern helfen) ꝛc."

O, gewiß würde auf dieſem Wege eine ganz andre Generation von Bauern, Hirten, Jägern ꝛc. gebildet werden, die, durchdrungen von der Weisheit und Schönheit der Natur, der Wiſſenſchaft ſelbſt ſehr weſentliche Dienſte leiſteten; anſtatt, daß ſie ihr jetzt auf mannigfaltige Art Schaden und Nachtheil zufügen. Die Beſchädigung öffentlicher Denkmale iſt bereits laut zur Sprache gekommen; die Göttingiſche Societät der Wiſſenſchaften hat hierüber eine Preisfrage aufgeworfen, welche eine leſenswürdige Schrift, betitelt: Heroſtrat ꝛc. Potsdam 1792, nach ſich gezogen. Der Hauptgedanke iſt, daß es der Deutſchen Nation noch zu ſehr an Sinn für das Schöne fehlt. Dieſer Mangel an Schönheitsſinn, und dieſe Unkunde der Natur, verurſacht zuweilen die gröbſten Verſtümmelungen. Eine kleinere fiel kürzlich bei uns in

Breslau vor, die ich Ihnen in einer Anmerkung mittheile *).

Nun bitte ich aber auch für die *Naturlehre* in den Volksſchulen um *mehr* Gnade, als Sie ihr zu gewähren ſcheinen. Die *Technologie* opfere ich auf, ob mir gleich zuweilen der Engländer *Boulton*, ſo wie er in *Campe'ns* Reiſe hoch und hehr daſteht, größer vorkommt, als der erſte unter den Philoſophen, Dichtern und Rednern. Wenn aber der Jugend ſchon ein *mineralogiſches* A B C nöthig iſt; wenn ſie, um ſich auf der Welt zu orientiren, wenigſtens das Nothdürftigſte von Erden, Salzen, Erdharzen und Metallen wiſſen muß: ſo iſt ihr noch mehr eine Notiz von *Waſſer*, *Luft* und *Feuer* nöthig. Fälſchlich eignet ſich die Phyſik

---

*) „Im Beckgarten, den vier Thürmen gegenüber zu „Breslau, wurde im Spätjahr 1803 ein Stück Bernſtein, „von der Größe einer ſtarken Mannsfauſt, gefunden. Der „Finder, der den Stein nicht kannte, aber ſich doch über „die Leichtigkeit deſſelben wunderte, probirte ihn damit, daß „er (in Gegenwart des Wirths und noch einiger Gäſte) „den Stein auf ein Stück Steinpflaſter ſtark auffallen ließ. „Der Stein zerſprang durch dieſen Fall in viele kleine „Stücke, die wie gelbes Wachs ausſahen; und nun kam man „erſt auf die Vermuthung, daß es Bernſtein ſeyn könne, „was ſich denn auch vollkommen beſtätigte. Einſender beſitzt „ſelbſt ein Stück von dieſem Bernſtein, welches 1½ Zoll lang „iſt und 1 Zoll im Durchmeſſer hat. Die Maſſe iſt ſchön „und ganz rein, im Bruche wie gelbes Wachs, die Rinde „aber von dunklerer Farbe." *Miſcellanen*, oder der Beobachter an der Oder. Nr. VII.

dieſe Materien allein zu: ihr gebührt nur der räſonnirende Theil; der hiſtoriſche gehört der Naturgeſchichte, wie ihn denn auch ältere Naturhiſtoriker, z. B. Titius, in ihren Compendien anführen. Alle drei Artikel habe ich in meinem Bürger-Katechismus, wiewohl mir ſelbſt noch lange nicht zur Gnüge, abgehandelt, und ſubmittire Ihnen hier abermals ein aphoriſtiſches Fragment vom Feuer.

„Feuer — reitzend für das Auge; angenehm für das „Gefühl: aber auch verzehrend und tödtend. — Erſtes „Feuer, das der Menſch ſah: ein Blitz vom Himmel. „Vormalige Furcht vor dem Gewitter; jetzt thöricht und „unvernünftig. Alberne Lieder in den alten Geſangbü„chern:

„Ach Gott! wie ſchrecklich iſt dein Grimm ꝛc.

„Beſſere in den neuen, z. B. von Niemeyer:

„Du zürneſt, wenn du donnerſt, nicht,
„Biſt Vater uns und Freund — —
„Du reinigſt durch den Blitz die Luft,
„Dein Segen ſtärkt die Saat — —
„Du kannſt wohl tödten, doch es ſchont
„Viel Tauſende dein Schutz — —

„Donner, ganz unſchädlich, vielmehr wohlthätig: lehrt „die Entfernung des Gewitters: acht bis zehn Pulsſchlä„ge, eine Viertelmeile. Aber der Blitz ſelbſt? In Lon„don (nach Süßmilch) von 750,000 Menſchen zwei er„ſchlagen. In Schleſien etwa von 100,000 Einer. Wen „auch der Blitz rühret, iſt darum noch nicht todt. Erd-

„bad verordnet im Publikandum, Berlin, den 19. Auguſt 1790. Ungleich größere Gefahr für hohe und hervorragende Gebäude. Vormaliges Glockenläuten zur Vertreibung des Gewitters. Poſſierliche Inſchriften auf Glocken z. B.:

„Ich heiß Maria; wenn ich läut,
„Vertreib' ich die Wetter allezeit —!!

„In 33 Jahren ſchlug es während des Läutens in 186 „Thürme ein, und erſchlug 103 Glockenläuter. Abſchaffung des Gewitterläutens durch das Edikt vom 26ſten „April 1784. Dagegen nun Franklins Gewitterableiter. Erſte glückliche Probe in Philadelphia 1760. Erſte „Errichtung, in Schleſien 1769, in Berlin 1777. Den „1ten December 1779 flog ganz Breslau in die Luft, „wenn der Blitz, anſtatt in den Ableiter, in das Pulvermagazin von 2000 Centnern gefahren wäre. Den „12ten Februar 1794 fuhr er am Ableiter der Eliſabeth-„Kirche herunter, und das Gebäude blieb verſchont. Alſo „die Sache außer allem Zweifel: doch ſchützt Ein Ableiter nicht mehr als funfzig bis ſechzig Schritt im Umkreiſe; alſo mehrere auf ein großes Gebäude — und „ja von keinem Pfuſcher gemacht! Aber wie denn nun in „unbewaffneten Gebäuden, auf der Straße, auf freiem „Felde, oder auf dem Waſſer? Unterricht über alles dies; „insbeſondre Warnung, auch bei dem ſtärkſten Platzregen „unter keinem Baume Schutz zu ſuchen! ꝛc.

„Uebergang vom himmliſchen zum irdiſchen Feuer. „Allgemeinheit und Unentbehrlichkeit deſſelben in jedem

„Hauſe; daher der Nahme Feuerſtelle. Aber nun „auch tauſendfältige Gefahren — durch Unachtſamkeit und Bosheit. Große und weiſe Anſtalten des „Staats: 1) zur Verhütung, 2) zur Löſchung, 3) „zur Vergütung des Schadens.“ —

Genug zur Probe! — Und ſoll denn nicht auch in den allgemeinen Volksunterricht etwas von der Phyſik des menſchlichen Körpers aufgenommen werden? Um des Himmels willen, nichts in der, nach allen Dimenſionen langen, breiten und tiefen Manier von Peſtalozzi! Da wir aber — ohne ein Fenſter vor der Stirn und auf der Bruſt gebauet ſind; da unſer Körper eine äußerſt künſtliche, doch auch äußerſt zerſtörbare Maſchine iſt; da eine gänzliche Unkunde der Theile deſſelben auch hier muthwillige und unbeſonnene Zerſtörungen und Verſtümmelungen nach ſich zieht: ſo glaube ich mir jedes weitere Wort für meinen Vorſchlag erſparen zu können. Wüßte ich nur die phyſiologiſchen Irrthümer und mediciniſchen Vorurtheile meiner Mitbürger recht vollſtändig und ausführlich, es ſollte mir, da ich mit der Anatomie wenigſtens nicht ganz unbekannt bin, nicht leicht fehlen, aus Stuve, Ith, Wünſch ꝛc. das hierher gehörige Compendiolum zuſammen zu bringen.

Endlich, da die Naturhiſtorie an ſich ſchon eine Leiter zum Himmel iſt, wollen wir denn mit unſrer Jugend nicht im Himmel ſelbſt ein wenig ausſteigen, und ſie darin herumführen? Fürchten Sie nicht, daß ich damit auf eigentliche Aſtronomie hinaus will; ich bin ſelbſt in die höhern Myſterien dieſer Wiſſenſchaft nicht eingeweihet, und vermag Ihnen nicht bis zu Laplace nachzufliegen. Allein es giebt auch hier eine Naturhiſtorie des Himmels; dieſe hält Schlözer für ſo wichtig, daß er ſie ſelbſt bei ſeiner Weltgeſchichte voranſchickt, und dabei die treffende Bemerkung macht: „Nur ſo viel aſtronomiſche Kenntniſſe — ſo hätten nie Kometen die Menſchen erſchreckt, nie Aſtrologen ſie getäuſcht; auch wäre Schuſter Böhme nicht über Genes. I. zum Narren geworden.“ Mir fällt hier noch einmal die Schulbibel ein. Sollten die Kinder darin auf den ſchönen Vers kommen, die Himmel erzählen die Ehre Gottes: welchen andern, und zugleich herzerhebendern Commentar kann ihnen der Lehrer hier machen, als gerade den von mir vorgeſchlagenen? Man klagt je länger je mehr über Abnahme des religiöſen Sinnes. Warum will man ihn allein durch die Bibel bewirken? Sie ſelbſt verweiſt ja auf die Natur; ſie hat Worte: Himmel und Erde aber haben Werke!

Je länger ich mich bei der Naturgeſchichte verweilt, deſto kürzer faſſe ich mich nun. Ungeachtet der ſchönen Stelle des Platon, bin ich unbedingt für das Schreiben, und Leſen des Geſchriebenen — aller Kinder; eben ſo für das Rechnen, beſonders aus dem Kopfe; eben ſo für den geläufigen mündlichen Vortrag, in welchem ich noch in obern Klaſſen beſondre Uebungen anſtelle. Und wie ſollte mir nicht, als einem warmen Freunde der Muſik, die allgemeine Einführung des Geſanges in Schulen höchſt willkommen ſeyn? Dieſer hat kürzlich an einer Dame — der mir unbekannten Verfaſſerin der Briefe an Natalien über den Geſang, Leipz. 1803. — eine eifrige Apologetin erhalten. Sehr ſchön ſagt ſie unter andern: „Froh ſeyn, bürgt für gut ſeyn. „Was macht nun aber froher, als ein zu ſeiner Zeit „angeſtimmtes Lied?" — Vielleicht ließe ſich der Gebrauch der Muſik noch weiter als auf das Herz extendiren; ich erinnere mich wenigſtens einer, gar nicht üblen, Melodie auf das A B C, nach welcher den Kindern die Erlernung deſſelben eben ſo ſehr zur Luſt, wie ſonſt zur Marter werden würde. Man muß in der That durch Gewohnheit abgehärtet ſeyn, um, mit einem muſikaliſchen Ohre, das fürchterliche Gebrülle in unſern Kirchen ertragen zu können. Auf der andern Seite ſingt das Volk, außer den Kirchen, ſchon jetzt eine Menge Lieder: aber was für welche!! Nicolai hat davon in ſeinem feynen kleynen Almanach eine Probe gegeben. Die Verdrängung dieſer Schelmſtücke,— und jenes Gebrülles — würde allein ſchon ein unſchätzbares Verdienſt der Schulen ſeyn!

Ihr nun folgendes allgemeines Räſonnement über den Nutzen der Kenntniſſe für die Menſchheit im Ganzen, muß für jeden denkenden und gebildeten Leſer ein wahrer Geiſtesſchmaus ſeyn. Die Beiſpiele, die Sie in den zwei Noten S. 115 — 117 anführen, ſind eben ſo wohl gewählt, als ſchön und mit Wärme geſagt. Erlauben Sie mir indeß, noch eins hinzuzufügen: bloß um

Ihnen zu zeigen, wie innig mich dieſer ganze Abſchnitt (in einem höhern Sinne) ergetzt hat. Als der große Galläi zuerſt die Jupiters-Trabanten entdeckte, mochte ſeine Freude wohl ohne Maß und Ziel ſeyn. War doch die meinige ſchon unbeſchreiblich groß, als ich ſie zum erſten Male in Capsdorf, auf der Villa meines verſtorbenen hohen Gönners, des Staats-Miniſters von Zedlitz, durch einen, von ihm ſelbſt dirigirten Dollond, erblickte. Dieſes Sehen allein war indeß nichts mehr und nichts weniger, als eine aſtronomiſche Spielerei. Auch als die Aſtronomen nun die reſpectiven Umläufe und Verfinſterungen feſtſetzten, widerfuhr der Welt noch immer kein Heil. Jetzt aber erſchien der Däne Römer, und fand zu ſeinem Erſtaunen und Verdruſſe, daß ſeine fortgeſetzten Beobachtungen nicht mit dem bisherigen Calcül übereinſtimmten. Er ruhete nicht, bis er die Urſache dieſer Verwirrung ergründete; und fand ſie glücklich in dem Umlauf der Erde — fand noch mehr: nehmlich den Grad der Geſchwindigkeit des Lichts. Auch dieſe Entdeckungen, ſo erhaben ſie ſchon ſind, ſollen ebenfalls noch nichts gelten. Aber nun trat Newton auf, und ward von der Engliſchen Nation über das ſchwere Problem der Meereslänge zu Rathe gezogen. Wenn ich mich aus Haſſencamp recht erinnere, ſo that er hierüber fünf Vorſchläge; einer derſelben war die Benutzung der Verfinſterungen der Jupiters-Monde. Von dieſem Augenblicke an ging die Spielerei in Ernſt, hohen Ernſt über; was zuerſt nur ein reitzender Anblick für das Auge war, wurde jetzt ein reeller Nutzen für das Leben, für Schifffahrt und Handel, für Menſchen- und Waaren-Rettung! — Ich bitte um Ihre Nachſicht, wenn ich im Einzelnen geirrt haben ſollte; in der Verbindung des Ganzen aber glaube ich nicht zu fehlen. Sehr gründlich beugen Sie nun dem Trugſchluſſe vor: weil alle Kenntniſſe (über kurz oder lang) nützlich ſind, ſo muß auch der einzelne Menſch nach allen Kenntniſſen ſtreben. Eben ſo beifallswürdig urgiren Sie die Verarbeitung der erworbenen Kenntniſſe durch eigene Geiſteskraft. Dieſer, von Tauſenden überſehene, ſo weſentliche Unterſchied, zwiſchen Wiſſen deſſen, was Andre gedacht haben, und zwiſchen Selbſtdenken, ward mir zuerſt durch Leſſings antiquariſche Briefe vollkommen deutlich; die Stelle ſteht Theil II. Seite 241. Seit der Zeit war es ſtets mein Beſtreben, Wiſſen und Denken mit einander zu verbinden, und keins auf Koſten des andern zu treiben. Ohne dieſe Vereinigung wird der Menſch, entweder bei allem Wiſſen ein Confuſionarius, oder bei allem Denken ein Schwärmer. Der letzte Vorwurf trifft geradezu den ſeit einigen Jahren ſo berühmt gewordenen Peſtalozzi. Als ich zuerſt den Soyaux geleſen, und die Elementarbücher dieſes Reformators geſehen hatte, fielen mir, durch eine poſſierliche Ideen-Verbindung, unſre Bauerweiber ein, wie ſie den Gänſen, um ſie fett zu machen, Nudeln in den Hals ſtopfen. Dieſer Einfall würde boshaft ſeyn, wenn er nicht wahr wäre; er beſtätigt ſich aber nur zu ſehr durch Ihre, über P. und ſeine Methode angeſtellte, ausführliche und ſcharfſinnige Unterſuchung. Ganz Deutſchland iſt Ihnen Dank ſchuldig, daß Sie es, bei ſeinem ſonſt löblichen Vorwärtsſtreben, vor einem unangenehmen Rückſchritte verwahren, und daß Sie eine Lehrart nicht aufkommen laſſen, die in Kurzem wieder hätte abgeſchafft werden müſſen. Noch iſt es mir ein ganz unbegreifliches Räthſel, wie der Verfaſſer von *Lienhard und Gertrud*, der ſich als ein wahrer Menſchenkenner zeigt, der einen ſo vortrefflichen Mutter-Charakter ſchuf, wie Gertrud iſt: wie eben dieſer den Müttern zumuthen kann, ein ſo knochendürres Skelet, wie ſeine Körperlehre iſt, ihren Kindern vorzudocieren. Dieſer, beides — Schüler, drückende Mechanismus; dieſe Verpalliſadirung gegen alles Selbſtdenken; dieſes Ausſpinnen jedes Begriffs zur größtmöglichen Länge: das alles iſt mir von Herzen zuwider. Selbſt der brillante Theil dieſes Inſtituts, das *Rechnen*, verliert, beim Lichte beſehen, viel von ſeinem Werthe. Wo iſt die Schule, welche nur die ganz gemeine Regel de Tri inne hat, und im Kopfrechnen geübt iſt, die nicht im Stande wäre, im Augenblick das Exempel Seite 181 zu berechnen: „ſieben Bouteillen Wein koſten funfzehn Gulden; „wenn ich aber drei Bouteillen zerſchlage, wie theuer „muß ich nun jede verkaufen?" Jeder nicht auf den Kopf gefallene Knabe wird ſogleich einſehen, daß nach dem Verluſte der drei Bouteillen die Aufgabe nun dieſe iſt: vier Bouteillen funfzehn Gulden; wie viel Eine Bouteille? Wie der Blitz wird er vier in funfzehn dividiren, und 3¾ Gulden herausbringen. Ich wollte mich aber wohl hüten, einer Schule, worin wahre Geiſtesfreiheit herrſcht und zugleich das moraliſche Gefühl geſchärft wird, dieſe Aufgabe vorzulegen. Hier riskirte ich, daß irgend ein Knabe aufträte, und das Facit zum Vorſcheine brächte: 2⅐ Gulden! Und wenn ich ihn deshalb zur Rede ſetzte, könnte er mir etwa zur Antwort geben: „ſieben Bouteillen koſteten urſprünglich funfzehn Gulden; „folglich eine Bouteille 2⅐ Gulden. Daß drei davon zerſchlagen ſind, iſt ein Unglück; aber es würde eine Ungerechtigkeit ſeyn, dieſen Verluſt auf die übrigen vier „Bouteillen zu ſchlagen: es muß alſo bei dem erſten Ver„kaufspreiſe, bei 2⅐ Gulden, bleiben." — Gegen das Zeichnen hat der berühmte Domherr von Paw, in ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen über die Griechen, noch etwas einzuwenden. „Ich habe," ſagt er, „ſchon „bemerkt, daß die Methode, nach welcher man heutiges „Tages die Zeichenkunſt in unſern Europäiſchen Schulen „lehrt, durchaus fehlerhaft iſt. Die Schüler müſſen die „Verhältniſſe ihres Muſters gar zu ſehr ins Kleine „zwingen. — Die Athenienſer, die auf buxbaumenen Ta„feln zeichnen lernten, ſtellten den menſchlichen Körper in „ſeiner natürlichen Größe und nach ſeinen wahren Ver„hältniſſen vor, ohne ihn zu verkleinern; ſo daß die Grie„chen einen entſchiedenen Vortheil über die Neuern in „dieſer Methode hatten. Wir fangen mit dem an, was „bei den Griechen das Letzte war." —

Doch ſchon lange ſehnen Sie ſich nach dem Ende dieſes Briefes; und dennoch, wie kurz iſt er, verglichen mit der Peſtalozziſchen Methode! Nach ihr, die es nicht verſtattet, irgend etwas zu ſubintelligiren; in welcher „die Augenbraunen Theile des Angeſichts ſind; die rechte Augenbraune ein Theil der rechten Seite des Angeſichtes, die linke Augenbraune ein Theil der linken Seite des Angeſichtes“ — würde mein Brief ein Foliant, und Ihre reichhaltigen Ideen ein Univerſal-Lexikon geworden ſeyn. Ich will mich aber forthin ernſtlich einer größern Kürze befleißen; doch kann ich für nichts ſtehen, als allein für die reinſte Achtung, mit der ich bin ꝛc.

III.

Schon mehr als Einmal habe ich Ihrem zweiten Kapitel vorgegriffen, in welchem Sie nun erſt von der National-Erziehung, und beſonders von der Preußiſchen, handeln. Sie gehen dabei, wie immer, ſehr methodiſch zu Werke; und nach einem flüchtigen Blikke auf den (weiland) Patriotismus der Vorzeit, mit dem Sie den gegenwärtigen Mangel des National-Geiſtes, bei dem großen Haufen, in einen ſtarken Contraſt ſetzen, werfen Sie die wichtige Frage auf: Wie iſt in einem Volke ein gewiſſer National-Geiſt zu beleben? Aufrichtig geſagt, ich glaube nicht, daß ſich hierüber ein ganz allgemeiner Vorſchlag thun läßt. In ſo fern ich mir bei einer Europäiſchen Nation zugleich ihre Regierung denken muß, kann ich mir auch ſehr leicht einen Zuſtand vorſtellen, in welchem aller National-Geiſt todt und erſtorben iſt, und ſeine Belebung unter die abſoluten Unmöglichkeiten gehört. Setzen Sie ein Volk, dem ſeine frühern Regenten einen hohen Grad von Freiheit im Denken und Handeln zur zweiten Natur machten, und das auf einmal das Unglück hat, unter das eiſerne Scepter des Despotismus zu gerathen! Ein paniſches Schrekken bemächtigt ſich aller Gemüther; der Gedanke erſtirbt auf der Zunge, und das vorher zu einer weitumfaſſenden Liebe erweiterte Herz, ſchrümpft jetzt zum engen Egoismus zuſammen, deſſen Tendenz bloß auf Leben und Freiheit (im Gegenſatze des Gefängniſſes) geht, ohne eben in der Wahl der Mittel ſehr delikat zu ſeyn. Bloß die Thomas Morus bleiben auch unter den achten Heinrichs noch Patrioten, legen aber auch dafür den Kopf auf den Block; die übrigen wandern aus, oder verkriechen ſich, bis der Tyrann, oder ſie ſelbſt todt ſind. Mich dünkt alſo, die obige Frage müßte näher dahin beſtimmt werden: wie iſt in einem Volke, das eine gemäßigte Regierung genießt, ein gewiſſer National-Geiſt zu beleben? Hier glaube ich nun allerdings, daß er ſich durch zweckmäßige Mittel auf einen hohen Grad beleben läßt; und zwar ohne Unterſchied der Regierungsform. Sie berühren dieſe Saite nicht; ich habe ſie aber im Laufe des letzten Decenniums gar oft berühren müſſen. Es war eine Zeit, wo in den Köpfen der Jugend die gefährliche Idee gährte, nur in der Republik ſeyen Patrioten, und Bürger, und Menſchen; alles übrige ſey Sklav. Sie iſt vorüber, dieſe kritiſche Epoche; und nach den ſo furchtbaren politiſchen Erfahrungen, die wir an der Grenzſcheide des vorigen und jetzigen Jahrhunderts gemacht haben, zweifelt kein vernünftiger Menſch mehr, daß in einer Republik wahre Sklaven, und in einer Monarchie wahre Patrioten ſeyn können. Aber belebt, erweckt muß wirklich dieſer National-Geiſt werden; das hielten ſogar die ehemaligen Jakobiner für nöthig! Sie verließen ſich nicht auf die am 18 Sept. 91 proklamirte Conſtitution, als ſey ſie ſchon durch ſich ſelbſt im Stande, National-Geiſt zu bewirken; ſondern ſie ſetzten einen Preis auf einen Almanach patriotique für das Volk, und im Tone des Volkes. Unter 42 Competenten trug der (wenigſtens hier nicht abſcheuliche) Collot d'Herbois, mit ſeinem Almanach du pere Gerard den Preis davon. Doch — Sie ſprechen erſt ſpäterhin von Volksſchriften; und beantworten zuförderſt die Frage, was die öffentliche Erziehung zur Bildung des National-Geiſtes thun könne. Dahin rechnen Sie nun 1) Einheit der Sprache; oder, wo mehrere ſind, Allgemeinmachung der herrſchenden Landesſprache. Die erſte iſt für einen Staat ein ausgezeichnetes Glück; durch ſie waren die Griechen in Athen, und Rhodus, und Milet, und Syrakus, und Alexandrien, und ſelbſt in Olbia am Dnieper, Eine Nation; durch ſie allein gewinnt das heutige Frankreich unzuberechnende Vortheile! Schwer hingegen und langwierig iſt die Allgemeinmachung einer herrſchenden Landesſprache; die Germaniſation der Polen wird unſtreitig noch eine Reihe von Jahren koſten! Ungleich anziehender für mich iſt 2) die Erweckung einer innigen Anhänglichkeit an den Thron, durch vaterländiſche Geſchichte und Geographie. Ich bin keinesweges unbedingt für vaterländiſche Geſchichte. Aber wie man es überſehen kann, daß gerade unſre, die Preußiſche Geſchichte, an Intereſſe keiner andern weichen darf; wie man es über Kopf und Herz bringen kann, noch am Anfange dieſes Jahrhunderts, und in unſrer Stadt, die Schleſiſche Geſchichte bis zum Jahre 1740 vorzutragen, und dann abzubrechen: — davon habe ich keinen Begriff, oder habe vielmehr den, daß es die höchſte Verkehrtheit iſt. Selbſt wenn die Weltgeſchichte keine ſtatariſche Lektion auf Schulen wäre, ſollte man mit ihr eine Ausnahme machen; in ihr allein fand ich [illegible] probates Löſchmittel gegen den Fürſtenhaß. Und wir wollten ſie nicht zur Erregung des Patriotismus, zur Erweckung eines edlen National-Stolzes, oder, wie Sie ſich lieber ausdrücken, des National-Ehrgefühles benutzen? Wohlan denn! bis in die Ohren des geringſten Dorfknaben hinunter, ertönen künftig die Nahmen des großen Churfürſten, des einzigen Friedrichs, und aller drei Friedrich Wilhelme: denn auch der Erſte war, bei einer rauhen Außenſeite, ein wahrer Vater des Volks. Ich habe irgendwo geleſen, daß das Bild des großen Friedrichs bis nach Oſtindien gedrungen, und dort manches Zimmer geſchmückt hat. Eine noch weit zweckmäßigere Zierde würde es für die Dorfſchulen unſres Vaterlandes ſeyn! Jedes Gedächtniß von der Memel bis an den Rhein, wiſſe alle Bataillen des ſiebenjährigen Krieges auf dem Nagel herzuſagen! Jedes Herz freue ſich der glorreichen Schlachten bei Prag, Rosbach, Leuthen; traure über die große Niederlage bei Collin; lache über den Streich, den man dem General Haddik in Berlin mit den Handſchuhen ſpielte! Auch die Nahmen unſrer Helden, Ferdinand von Braunſchweig, Schwerin, Winterfeld, Keith, Zieten, müſſen im ſchönſten Lichte erſcheinen; und dagegen die Verräther, Warkotſch, Glaſow, mit Schande und Verachtung gebrandmarkt werden! Nicht für die Schüler, ſondern für die Lehrer bedürfte es hierzu eines Handbuches, welches ſich aber aus den jetzt vorhandenen, reichlichen Materialien ſehr leicht zuſammenſetzen läßt.

Eben ſo nothwendig iſt die vaterländiſche Geographie. Dieſe ward bisher ſchon immer getrieben, aber nicht beſſer, als die Naturgeſchichte. Für viele Lehrer giebt es bis dieſe Stunde ganz und gar keine Erdbeſchreibung, ſondern bloß ein Erd-Regiſter, beſtehend aus Nahmen von Flüſſen, Bergen, Ländern, Städten, nebſt ihrer Lage auf der Karte. Altes und Neues, Wichtiges und Unwichtiges, wird dabei bunt durch einander geworfen; Breslau erhebt ſich in dieſer Geographie nur ein klein wenig über Schurgaſt; und es wird noch lange währen, ehe man in manchen Schulen zur Säkulariſation von Hildesheim, Paderborn ꝛc. ſchreitet. Dieſe Ignoranz;

Verſchrobenheit des Kopfes, die über einen Lateiniſchen Sprach-Schnitzer einen wahren Feuerlärm erregt, indeß ſie ſelbſt viel ärgere Sach-Schnitzer macht, würde ganz unglaublich ſeyn, wenn die Erfahrung ſie nicht beſtätigte. Ob Männer von dieſem Kaliber ſich noch in ihrem Alter entſchließen werden, eine andere und beſſere geographiſche Methode anzunehmen, ſelbſt wenn man ihnen die dazu erforderlichen Hülfsmittel gratis in die Hände gäbe, iſt leider nicht ſehr wahrſcheinlich. Das aber unterliegt keinem Zweifel, daß, *wenn* die Jugend nach Ihrer S. 215 entworfenen Skizze unterrichtet wird, daß dann der Patriotismus mit jeder Stunde immer mehr anglimmen und endlich in helle Flammen aufſchlagen muß. Ich hebe bloß die *Kanäle* aus! Richtige Ideen von Flüſſen, ihrem Laufe, ihrer Schiffbarkeit, ſo wie überhaupt von der unendlichen Wichtigkeit der Schiffahrt und des Handels, werden ſchon vorausgeſetzt. Nun macht es aber der Lehrer der Jugend anſchaulich, welch ein ungeheurer Umweg zu Schiffe es z. B. von Warſchau nach Breslau iſt. Die Waaren zur Achſe zu transportiren, iſt zu koſtbar. Alſo der Landesvater beſchließt, dieſen Uebeln durch den Bromberger-Kanal abzuhelfen. Und *wie* fängt man das nun wohl an? Hier hat der Lehrer die ſchönſte Gelegenheit, durch geſchickte Wendungen die Ideen von *Nivelliren* und Anlegung der *Schleuſen* aus der Jugend ſelbſt heraus zu fragen. Jetzt macht er ſie auf die Größe des Werks aufmerkſam — *fünf* Meilen lang — *zehn* Schleuſen — ſo etwas konnte nur der mächtige Landesvater zu Stande bringen, und bezahlen. Für ſich hat er davon nichts; das wenige Schleuſengeld reicht kaum zur Unterhaltung hin: aber ſeine Unterthanen ſollten dabei profitiren! Dieſe fahren und handeln nun, nicht etwa bloß nach Breslau, ſondern auch nach Berlin, nach Hamburg, nach Dresden; und wem verdanken ſie dieſe Wohlthat? Dem Landesvater! —

Aber Sie wollen auch in allen Preußiſchen Volksſchulen einen gewiſſen militäriſchen Geiſt erweckt wiſſen? — Welche ſchreckliche Zumuthung für ſo manches Eltern-Paar, das ſeinen Sohn lieber zum Taugenichts verzärteln, als ihn dem Dienſte des Vaterlandes aufopfern will; für den geſammten geiſtlichen und Schulſtand, deſſen Kinder (wenigſtens in Schleſien) vom Soldatenſtande eximirt ſind, wodurch es in einem neuen Sinne wahr geworden: ecclesia non sitit sanguinem! Ihre Gründe liegen indeß Seite 216 ꝛc. jedermänniglich vor Augen; widerlege ſie, wer da kann! Ich für mein Theil bedürfte derſelben nicht; denn mein Bürger-Katechismus hatte mich längſt auf das nehmliche Reſultat geführt. Ich ging von dem Vorwurfe aus, den man damals der Preußiſchen Armee beinahe allgemein machte, ſie ſey unverhältnißmäßig groß. Dieſen Vorwurf ſuchte ich durch eine Stelle in Friedrichs II. Werken — und durch das doppelte Syſtem der ausländiſchen Werbung, und der inländiſchen Beurlaubung, zu entkräften. Auf die Frage: Wer ſoll Soldat werden? ſetzte ich als Grundſatz feſt: „Wo ſtehende Armee iſt, da iſt auch Verpflichtung

„des Bürgers zur ſtehenden Armee; und es kann hier, „für ein zum Militair taugliches Subjekt, keine weſentliche, wohl aber eine conventionelle Exemtion „Statt finden, wie ſie für das Landeswohl am zuträglichſten iſt, die aber nicht von der Willkühr des „Bürgers, ſondern lediglich vom Regenten abhängt." Aufmerkſam gemacht durch die Bellona, daß viele Cantoniſten ſich zur Zeit der Werbung verſteckten; viele ins Ausland flohen; andre ſich verſtümmelten — „und „daß die Schule den Grund legen müſſe, dieſe Uebel „auszurotten" — legte ich aus allen Kräften Hand ans Werk. Der Furcht vor dem Tode ſetzte ich die Schnelligkeit des Todes im Felde zur Seite, wogegen der Tod der meiſten Menſchen auf dem Sterbebette qualvoll zu nennen iſt. Die Furcht vor Verſtümmelung bekriegte ich mit dem Rammazini von den Krankheiten der Künſtler und Handwerker; mit dem ſo überaus humanen Feld-Lazareth-Reglement vom 16ten September 1787; und mit der Sorge des Staats für die Invaliden. Der Furcht vor der Strenge der Kriegeszucht opponirte ich eine Stelle von Mirabeau: „On „ne châtie que ceux qui le meritent, et les autres „sont bien, et même honnêtement traités." Ferner einige Stellen aus dem Infanterie-Reglement, über die gelinde Behandlung der Rekruten, und über das Verbot der Stuben-Exekutionen; endlich auch die unvergeßliche Anrede des Feld-Marſchalls v. Möllendorf an die Berliniſchen Officiere: „Se. Majeſtät des

„König haben keine Schlingel, Canaillen, Hunde, Krobzeug u. ſ. w im Dienſte, ſondern rechtſchaffene Soldaten, welches wir auch ſind, ꝛc." —

Ich breche ab; übergehe die Garniſon-Schulen, um Ihnen zu dem ſehr richtig geahndeten Einwurfe zu folgen, „daß auf dieſem Wege die, ohnehin ſchon ſo fürchterliche, Aufklärung vollends alle Dämme durchbrechen wird." Geſegnet ſey jedes Wort, das Sie hier ſagen; denn Sie reden es nicht bloß durch ſich ſelbſt, ſondern nach der Abſicht des menſchenfreundlichſten Königs! Geſegnet ſey Ihr gerechter Eifer gegen diejenigen, die es für bequemer halten, einen Haufen von Thieren in Menſchengeſtalt nach Willkühr zu behandeln, als „vernünftigen Weſen vernünftig zu begegnen; die ihres „Gleichen zum Vieh herabwürdigen, und behandeln wie „der Knabe den Vogel, dem er die Augen blendet, oder „die Flügel lähmt!" Auch ich habe vormals in meiner „moraliſchen Bibliothek für den jungen Deutſchen Adel" dieſe und ähnliche Wahrheiten mit Ernſt und Scherz geprediget. Ich erzählte ohne Scheu, daß ich einſt einen Edelmann die Aufklärung des Landvolks darum verwerfen hören, weil ſonſt die Bauern gar bald klüger ſeyn würden, als die Herrſchaften ſelbſt; und ſetzte hinzu, Er für ſein Theil hatte auch in der That Urſache, dieſe Gefahr zu befürchten! Aber wenn wir Andern dies thun, ſo ſchilt man uns Revolutionärs, unruhige Köpfe, Stuben-Gelehrte, die den Lauf der wirklichen Welt nicht kennen. Alle dieſe Vorwürfe müſſen vor

Ihnen verſtummen! Der Gedanke, Friedrich Wilhelm III will die Veredelung ſeines Volks, wird manchen noch nicht ganz Verhärteten heilſamlich durchſchauern, und ſein Ohr Ihren ſo einleuchtenden und eindringlichen Gründen öffnen, welche Sie von Seite 227 — 51 aus einander ſetzen.

Nur ein Paar Bemerkungen erlauben Sie mir hinzuzufügen! Es giebt ein gewiſſes phyſiſches Hinderniß der Volks-Aufklärung, ohne deſſen Hinwegräumung ich fürchte, daß alle Arbeit der auch noch ſo verbeſſerten Schulen vergeblich ſeyn wird. Seine Wirkung erſtreckt ſich auf den ganzen Menſchen; ſo oft ſchon bemerkte ich ſeinen gräßlichen Einfluß bei Selbſtmorden, Verbrechen und Volkstumulten; ſein ſehr bekannter, und bei dem Volke leider höchſtbeliebter Nahme iſt — Branntwein. Auf dieſe, mir ſonſt völlig fremde Materie ſtieß ich zuerſt im Jahre 1796, als ich an unſern Zimmermann gewiſſe ſtatiſtiſch-kritiſche Briefe ſchrieb, die ich aber damals nicht rathſam fand, in's Publikum zu ſchicken, und nachmals gänzlich zurückbehielt. Folgende Stelle daraus empfehle ich dringend Ihrer Beherzigung, ſo wie der Beherzigung aller wahren Patrioten!

„Gütiger Himmel! Zu Anfange des ſechzehnten
„Jahrhunderts war noch nicht ein einziger Branntweinbrenner
„in Schleſien; und jetzt haben wir deren 4163!
„Ich weiß wohl, daß das alles auf lauter Gerechtigkeiten
„beruhet; aber ich habe auch die Gerechtigkeit,
„mich über das, was meinem Vaterlande offenba-

„ren Schaden und Nachtheil bringt, ganz laut ereifern
„zu dürfen, und ich will dieſe Gelegenheit nicht vorbeilaſſen,
„meine Gerechtigkeit zu exerciren. Ich gehöre
„nicht zu den Aerzten, denen man Schuld giebt, daß
„ſie ihre Lieblingsgetränke immer geſund, die andern
„aber überaus ſchädlich und gefährlich finden. Perſönlich
„verabſcheue ich den Branntwein: deshalb aber halte ich
„ihn doch nicht für allgemein ungeſund. Ich verlaſſe
„mich hierüber auf *Frank*, wenn er in ſeinem Syſtem
„ſchreibt: „Daß der Branntwein, *mäßig* genoſſen, für
„den gemeinen Mann in *kalten* Ländern, — für den
„unter freiem Himmel in leichter Kleidung lagernden
„*Krieger*, für den *Schiffer*, und für den armen
„*Tagelöhner*, der die gröbſte Nahrung ohne allen geiſtigen
„oder gewürzhaften Zuſatz hinunter ſchlucken, und
„ſeinen Durſt mit jedem ſchlechten Waſſer löſchen muß,
„das ihm, bei ſeiner übermäßigen Anſtrengung, ſogleich
„wieder als Schweiß den Rücken herabträufet, — ein
„nicht nur gar nicht ungeſundes, ſondern ein den Magen
„und die Därme erwärmendes, den Kreislauf beförderndes,
„erquickendes Mittel, und im wahren Verſtande ein
„Lebensbalſam ſey: kann ein mit der Arbeit, worunter
„der gemeine Mann, gleich einem mißhandelten Laſtthiere,
„ſich fortſchleppen muß, bekannter Arzt nicht läugnen,
„ohne daß man ihm den Vorwurf eines ſchulgerechten
„Eigenſinnes machen möge.“ — Sie ſehen hieraus, daß
„ich nicht zu den Kraft-Genies gehöre, die lieber gleich
„alle Branntweinhäuſer ſtürmen, und alle Brennereien

„ſelbſt verbrennen möchten. Meine Wünſche erſtrecken ſich zunächſt nur auf drei Stücke. Erſtlich, daß man doch um des Himmels willen der noch unmündigen Jugend allen Genuß des Branntweins entziehe! Daß wirklich Kinder von fünf, wohl gar von vier Jahren, ihn ſchon in ſtarken Portionen trinken, habe ich ſelbſt auf dem Lande mehr als Einmal, mit Schrecken und Abſcheu geſehen. Die nächſte Folge davon iſt gehemmtes Wachsthum; und doch iſt unſrem Staate ſo ſehr an ſchönen und großen Leuten gelegen. Von den Indianern wenigſtens iſt es gewiß, daß diejenigen von ihnen, welche von den Engländern keinen Branntwein kaufen, geſunde, große, muntre und ſtarke Leute ſind; die andern hingegen ſind ein magres, kleines und träges Volk, welches kaum das rauhe Wetter des Landes ausſtehen kann, und vielen Krankheiten unterworfen iſt. Doch weit wichtiger, als ein Paar Zoll mehr oder weniger, iſt dies, daß der frühe Genuß des Branntweins, von Seiten des Verſtandes dumm, und von Seiten des Herzens fühllos und unempfindlich macht. Unſer neues Landrecht hat auf mehr als Eine Art recht zärtlich für das Wohl der Jugend geſorgt. Mütter und Ammen ſollen Kinder nicht in ihre Betten nehmen, um ſie nicht zu erdrücken; Geſinde und Hausgenoſſen, welche Kinder zu Ausſchweifungen reitzen, ſollen hart beſtraft werden; Eltern und Lehrer ſollen bei der Erziehung keine der Geſundheit nachtheilige Zwangsmittel brauchen! O, daß es doch den würdigen Verfaſ-

„ſern und Mitarbeitern dieſes unſterblichen Werks nicht
„einfiel, der Jugend den Branntwein zu unterſagen!
„Denn wahrlich, welches von beiden iſt ſchlimmer, im
„Schlafe erdrückt — oder ein Trunkenbold zu werden?
„Wer iſt leichter zu allen Ausſchweifungen zu reitzen, als
„der, den der Branntwein moraliſch ſtumpf und unempfindlich
„gemacht hat? Wer ſtraft barbariſcher, und wen
„beſſern barbariſche Strafen weniger, als wiederum den
„Trunkenbold? Ich weiß wohl, daß von einem auch noch
„ſo weiſen Geſetze auf dem Papiere, bis zu ſeiner allgemeinen
„Befolgung ein ſehr weiter Weg iſt: allein gerade
„hier hätte ſich ein überaus wirkſames Triebrad anbringen
„laſſen. Man dürfte nur die Geiſtlichkeit in
„das Intereſſe ziehen, und es ihr zum Geſetz machen,
„keinen jungen Branntweintrinker zu confirmiren.
„Das Auge des Geiſtlichen, verbunden mit dem des
„Schulmannes, reicht weit genug, um ſich ſo leicht nicht
„täuſchen zu laſſen; und ſo wäre die Befolgung dieſes
„Geſetzes, durch das Intereſſe der Religion, und zugleich
„der Eltern, welche die Verſagung der Confirmation ihrer
„Kinder, als die höchſte Schande für ſich ſelbſt fürchten
„würden, ſo vollkommen gedeckt, wie kaum bei irgend
„einem andern Geſetze!" Die beiden andern Wünſche gehören nicht hierher: aber der erſte, der erſte! Schon im Brittiſchen Parlamente wurde ja einſt geſagt: die Branntweinbrenner nehmen den Armen das Brot, und bereiten Gift daraus! —

Meine zweite Bemerkung betrifft ein bloßes Mißverſtändniß, welches aber gleichwohl für die intendirte höhere Volksaufklärung ein Stein des Anſtoßes ſeyn würde, den es Pflicht iſt, aus dem Wege zu räumen. Sie ſagen Seite 228 ganz klar und deutlich: „Friedrich Wilhelm III. hat ſeit dem Anfange ſeiner Regierung ſich unzweideutig erklärt, wie innig ihm die „Veredelung ſeines Volkes, und damit die Beglückung „deſſelben am Herzen liege." Dagegen beruft ſich die aufklärungsſcheue Parthei auf die Königliche Cirkular-Verordnung an ſämmtliche Regimenter und Bataillons vom 31ſten Aug. 1799, und ich weiß den ganz beſtimmten Fall, daß auf das Fundament dieſer Verordnung ein ſehr braver Garniſonlehrer noch in demſelben Jahre abgedankt wurde, „weil wegen neuer Einrichtung der Schule ſein „Poſten ganz ceſſire." Was ſagt denn nun aber dieſe Verordnung? Sie rügt, und das mit Recht, „daß einige Garniſonſchulen" (unſtreitig in Berlin und Potsdam; denn die meiſten Provinzialſchulen dürften eines ſo liebenswürdigen Fehlers gar nicht einmal fähig ſeyn) — „in ihrem gutgemeinten Eifer ſo weit gegangen, daß „ſie ihren Unterricht auf allgemeine Länderkenntniß, „und ſelbſt auf die Anfangsgründe der mathematiſchen Geographie, auf Weltgeſchichte, Statiſtik, „Verhältniß der Staaten gegen einander, ihrer Handelsbilanzen ꝛc. ausdehnen wollen." Alles dieſes erklärt ſie für überflüßig und ſelbſt ſchädlich. Befiehlt ſie denn aber nun andrerſeits, daß der Garniſon-Unterricht (und dieſe Auslegung hat man gemacht!) ſich lediglich auf Leſen, Schreiben, Rechnen und Katechismus beſchränken ſolle? Welche Verdrehung! welche Verſtümmelung eines ſchönen Ganzen! Sie verwirft die Weltgeſchichte, verlangt aber ausdrücklich Unterricht über die wichtigſten Ereigniſſe des Vaterlandes; ſie will Liebe und Anhänglichkeit für daſſelbe, Stolz auf die Thaten unſrer Vorfahren, und die Begierde zu Nachahmung derſelben in den Schulen erweckt wiſſen. Sie verwirft die geographiſche Länge und Breite, verlangt aber vaterländiſche Geographie; denn wie könnte ſonſt der gemeine Mann ein brauchbarer Menſch ſeyn? wie könnte er ſeine Pflicht als Menſch, als Unterthan, als Soldat genau kennen? wie könnte er ſogar von den verſchiedenen Erwerbsarten zu einem künftigen Nebenverdienſte einen Begriff haben, wenn man ihn ohne alle Naturgeſchichte, und die darauf ſich gründende Induſtrie aufwachſen ließe? Kurz, die Feinde der Volksaufklärung ſtehen auch hier in ihrer Blöße da: was für ſie beweiſen ſoll, beweiſet gegen ſie; und eben dieſe Cirkular-Verordnung beſtätigt aufs neue Ihre Behauptung, daß Friedrich Wilhelm III. die Veredlung ſeines Volkes will: denn obige Kenntniſſe würden den gemeinen Soldaten ſehr ſchlecht veredeln! —

Sie ſchlagen endlich 3) zur Erweckung des Nationalgeiſtes noch ein paar Mittel vor, deren große Wirkſamkeit in die Augen leuchtet. Unleugbar iſt die Unähnlichkeit, faſt möchte ich ſagen, der Contraſt, zwiſchen

Menſchen und Menſchen — ſo wie im Deutſchen Staatskörper überhaupt ganz enorm, ſo insbeſondere im Preußiſchen Staatskörper immer noch ſehr beträchtlich. Schon der Nahme der *Preußen* hat keinesweges den allgemeinen Cours, wie der Nahme der Engländer, Franzoſen ꝛc.; jede Provinz zieht ihre eigenthümliche Benennung vor, und nennt ſich lieber *Märker*, *Pommer*, *Schleſier*, *Weſtphälinger* ꝛc. Doch der Nahme wäre das Wenigſte; aber die Sache! Hier herricht der Monarch mit völliger Suveränetät; dort iſt er wenigſtens einigermaßen durch Kaiſer und Reich, oder (bei Landesabgaben) durch die Landſtände, oder (wie in Neufchatel bei Prozeßſachen) ſogar durch den tiers état beſchränkt. Hier iſt nur *Ein* Herr; dort ſind deren *zwei*, ein mittelbarer und ein unmittelbarer. Hier iſt der Bauer der wahre Horaziſche Beatus ille ꝛc., dort iſt er ein wahrer Anti-Britte, und kennt weder liberty noch property. Kurz, der Unterſchied der Verfaſſung und des uralten Herkommens, der Unterſchied des Bodens, der Stände, der Sitten, und (was Sie beſonders urgiren) der *Religion*, iſt ſo groß, daß darunter der Gedanke, wir ſind Glieder *Eines* Staats, Unterthanen *Eines* Herrn, Kinder *Einer* Familie, gleichſam verſchüttet wird. Wie iſt dieſem Uebel, das der Tod alles Nationalgeiſtes iſt, abzuhelfen? Sie thun hierzu zwei, in der That äußerſt zweckmäßige, Vorſchläge. Einmal, mag nach wie vor die *Kirche* bloß *ihrer* Religionsparthei offen ſtehen: aber die *Schule* öffne ſich für *alle*! „Es muß durchaus

„(ſagen Sie) bei den Volksſchulen nicht mehr von ka„tholiſchen, lutheriſchen, reformirten Schulen die Rede „ſeyn." Wie freue ich mich, bei einer Anſtalt zu ſtehen, die, unter der Aufſicht eines erleuchteten Magiſtrats, dieſem erſt künftigen Geſetze ſchon längſt entgegengekommen iſt! In meinem Auditorium ſitzen ruhig und friedſam Chriſten und Juden, Proteſtanten und Katholiken beiſammen. Bei der Erſcheinung der Grattenauerſchen Schriften ging es zwar nicht ganz ohne Neckereien ab: aber ich ließ einen Juden ſelbſt, nach gehöriger Vorbereitung, einen literariſch-kritiſchen Vortrag über alle, gegen und für ſeine Nation erſchienene Schriften halten, und der Effekt davon konnte, ſchon um des Reitzes der Neuheit willen, nicht anders als vortheilhaft ſeyn. Doch — unſer Gymnaſium iſt keine Volksſchule, und meine Klaſſe keine Volksklaſſe. Tiefer herab in den untern Regionen, fürchte ich denn doch, daß es — wenigſtens im Anfange — ſtarke Frictionen geben wird. In Oberſchleſien iſt noch hin und wieder (ja, ich möchte nicht einmal ganz Niederſchleſien garantiren!) das gewöhnliche Schimpfwort gegen einen Proteſtanten: Lutheriſche Canaille, Lutheriſcher R — r! Die Kinder hören das von Jugend auf: wie werden ſie nun wohl eine kleine Lutheriſche Canaille, als Schul-Kamerad, behandeln? Was die Juden anbetrifft, ſo trug ſich hier vor mehreren Jahren folgende, ſehr charakteriſtiſche, Geſchichte zu. Einer unſrer Eliſabethaner ſtreifte auf der Straße im Vorbeigehen an einem Subaltern-Officier an. Dieſer fuhr heftig auf und ſchimpfte;

jener entſchuldigte und vertheidigte ſich; einige kräftige Hiebe machten dem Geſpräch ein Ende. Der junge Menſch hatte eine Mutter, die unter die Honoratioren des Bürgerſtandes gehörte, und ſogleich den Beleidiger ihres Sohnes bei ſeiner oberſten Behörde verklagte. Er erſchien; und das Hauptmoment ſeiner Vertheidigung war: es thue ihm leid; er habe geglaubt, es ſey ein Judenjunge! Geſchieht das in einem Stande, der verhältnißweiſe von Religions-Vorurtheilen am allerfreiſten iſt: was ſoll in den niedern Ständen geſchehen? — Doch, die Staatsgewalt vermag viel; der feſte Wille eines weiſen Regenten beſiegt zuletzt die hartnäckigſten Vorurtheile; und iſt nur erſt dieſe Operation allgemein im Gange, ſo iſt wenigſtens ein Hauptfeind des National-Geiſtes zu Boden geſtreckt. Nun aber bringen Sie eine zweite, noch weit umfaſſendere, und poſitive, Operation zur Sprache. „Wenn (ſagen Sie) „von einer Grenze des Reichs bis zur andern „in den Volksſchulen dieſelben Ideen vorgetragen, „dieſelben Geſchichten, Lieder, Sittenſprüche, Sprichwörter auswendig gelernt würden: ſo ꝛc." Ein vortrefflicher Vorſchlag, ganz auf die Natur des Menſchen gegründet! Sie berufen ſich auf das Beiſpiel der Gelehrten, die durch das gemeinſchaftliche Studium der alten Literatur, welcher Nation ſie auch übrigens angehören mögen, zu Freunden und Brüdern werden. Erlauben Sie mir ein paar andre, viel niedrigere, aber nicht minder treffende Beiſpiele anzuführen! Woher kommt der Eſprit de Corps in der ſogenannten Studenten-Welt? Wie geht es zu, daß der auf acht Univerſitäten relegirte Wildfang, dennoch auf der neunten ſehr leicht ſein Unterkommen findet? Das rührt von nichts her als von ihren gemeinſchaftlichen Ideen, Kunſtausdrücken, Geſchichten, Liedern, Sitten (oder vielmehr Sittenloſigkeiten), Gebräuchen (oder vielmehr Mißbräuchen), von dem allgemeinen Nationalhaß gegen Häſcher und Pedell; kurz, aus einer trüben aber gemeinſchaftlichen Quelle! — Woher kommt der nehmliche Eſprit de Corps in der Handwerks-Welt? Warum nahmen ſich bei dem großen Tumulte in Breslau im Jahre 1793 die Geſellen von faſt allen Zünften der verhafteten Schneider an, deren ſie ſonſt beleidigend genug zu ſpotten wiſſen? Wieder aus einer langen Kette gleicher Ideen und Vorurtheile: aus dem gemeinſamen Gange des Zunftweſens, der Lehrjahre, des Freiſprechens, der Kundſchaften, der Wanderjahre, der Herbergen, und des darauf gewöhnlichen Sauſens. Hat dies Gemeinſame ſolche Kraft, wie ſollte es nicht auch in Schulen wirken? Haben wir ſo lange dadurch das Böſe circuliren laſſen, warum wollen wir es nicht auch einmal mit dem Guten und zwar im Großen verſuchen? Der bloße Schriftſteller iſt hier ſehr ohnmächtig. Ich habe in meiner moraliſchen Bibliothek einen Strom von Ernſt und beißender Lauge über die Gallomanie ausgegoſſen: denn die Anglomanie (S. 263) war damals noch nicht Mode. Solch ein Strom, und göſſe ihn ein Swift aus, verdünſtet, je weiter er ſich ausbreitet. Nehmen wir aber einmal, mit Shakeſpear zu reden, das Herz der ganzen Preußiſchen Jugend in die *Preſſe*; ſetzen wir ihm auf jeder Quadratmeile unſeres Staats mit lauter auserleſenen National-Ideen zu; bilden wir ihren Verſtand und ſchärfen ihr Gefühl für wahre National-Ehre und Schande: ſo wird zwar die erſte Generation, wenn ſie in die wirkliche Welt tritt, wieder vieles von dem eingeſammelten Guten einbüßen; aber ſie wird doch auch einiges behalten. Unterdeß wächſt eine zweite gleichgebildete Generation heran, und findet an ihrer Vorgängerin lange nicht mehr den alten Widerſtand, vielmehr ſchon manche Gleichheit der Grundſätze und Ideen. Mit der dritten Generation aber muß die Amalgamirung der jungen und erwachſenen Welt ſchon meiſt vollendet ſeyn.

Zur Ausführung dieſer großen Idee bedarf es nun *allgemeiner Lehrbücher für Volksſchulen*; und gegen dieſe Lehrbücher machen Sie ſich ſelbſt einige ſcheinbare Einwürfe. Der erſte, iſt auch der erheblichſte: viele werden allerdings über Zwang, über Eingriff in ihre Freiheit ſchreien. Auch ich bin kein Freund des Zwanges, und genieße in meinem Lehrſprengel einer großen Freiheit, ſowohl über das Was? als über das Wie? Allein im obigen Falle halte ich es für Pflicht, der Lehrfreiheit zu entſagen; und das aus folgenden Gründen: 1) Warum wählen wir Docenten ein Lehrbuch — *ſollen* es wenigſtens wählen? Doch wohl darum, weil wir es nach genauer Prüfung für das beſte halten? Wenn uns nun der Staat ſelbſt das beſte in die Hände geben will, ſo ſtimmt ja ſein Wille und unſer Wille überein, und aller

Zwang verſchwindet. Daß er uns aber wirklich etwas ſehr Gutes geben wird, daran zweifle ich keinen Augenblick. Es iſt ihm zu ſehr Ernſt mit der Veredlung des Volks, als daß er nicht zu ſeinem Zwecke die beſten Mittel wählen ſollte; ein Lehrbuch aber, deſſen Mängel und Fehler jeder von uns ſogleich entdeckte, wäre unter allen Mitteln gerade das ſchlechteſte. 2) Nicht in allen Lektionen, ſondern nur in der patriotiſchen, in der Preußiſchen Staats-Bürger Lektion, will uns der Staat ein Lehrbuch in die Hände geben; und thäte er dies nicht, ſo müßten wir ihn, wenn wir klug wären, ſelbſt darum bitten. Oder wie, ſind wir etwa ſo gründliche Kenner unſres Vaterlandes? Sind wir in die, ſo mannichfaltigen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens eingeweihet? Wiſſen wir nicht eher alles Andre, als das Einheimiſche? Aber geſetzt auch, das Vaterland wäre uns wirklich nicht fremd, ja wir hätten es ſogar mehr ſtudiert, als andre Länder: werden wir wohl unſre Kenntniß mit den Einſichten derer vergleichen können, die das Ruder des Staates ſelbſt führen? Sollte nicht mancher Controlleur über einzelne Zweige der Staats-Verwaltung mehr wiſſen, als mancher Profeſſor? Würden wir nicht auch aus Liebhaberei, hier zu viel, dort zu wenig ſagen, und aus der beſten Meinung manchen Grundſatz äußern, der mit dem allgemeinen Wohle nicht beſtehen könnte? Es iſt alſo wahre Wohlthat, daß der Staat ſelbſt vorſchreibt, wie er ſeine jungen Bürger unterrichtet wiſſen will. Dadurch macht er uns einerſeits, wenn wir redlich ſeinen Willen thun,

von

von aller weitern Verantwortung frei; andererſeits erhebt es uns nun zu wirklichen Officianten des Staats, die, gleich Bürgermeiſter und Rath, an dem öffentlichen Wohl mit arbeiten. 3) „Aber welche Anſtrengung, welchen Schweiß wird es koſten, ſich in dieſe neue Lehrbücher hinein zu ſtudieren! Was hat man davon, ſich „umſonſt und um nichts ſo aufzuopfern!" — Geſetzt, es verhalte ſich ſo mit der Arbeit, ſo wäre das nichts Schlimmeres, als was vielen Lehrern bei einzelnen Wiſſenſchaften begegnet. Es koſtet auch Mühe, in der Naturgeſchichte, Phyſik, Geographie, Theils das immer neu Hinzukommende, Theils die gänzliche Umgeſtaltung der Wiſſenſchaft von vorn zu lernen. Da haben es freilich die Philologen bequemer, bei denen wenig oder nichts Neues unter der Sonne geſchieht: bei allem ihrem rieſenmäßigen Fleiße haben, Kennikot keine neue Bibel, und Heyne keinen neuen Homer geſchaffen. Was iſt indeß zu thun? Eins von beiden: entweder wirklich dieſe Arbeit übernehmen — oder ſo dociren, wie im Jahre 40, wo der große Winter war; die Lektion wird die nehmliche Kälte, die nehmliche Unfruchtbarkeit an ſich tragen. Aber noch mehr! Ich getraue es mir vollkommen zu verbürgen, daß die neuen Lehrbücher wenig oder gar kein Kopfbrechen verurſachen werden. Sie müſſen ja durchaus bloß für den allgemeinen, geſunden Menſchenverſtand geſchrieben ſeyn, und ſchließen weſentlich alle hohe und ſchwere Spekulation aus; wer ſich alſo nur nicht um jenen ſtudiert hat, kann ihrer Erſcheinung ruhig entgegenſehen. Die Frage anbetreffend, was hat man davon? ſo finde ich ſie für Jeden, der einen Magen, aber kein Landgut hat, ſehr adäquat, ehe man ein Amt ſucht, oder annimmt. Ich wünſchte, ſie geſchähe da öfter, ſchreckte öfter von Aemtern ab, die ihren Mann hungern laſſen; das würde die Behörden in die Nothwendigkeit ſetzen, entweder die Einkünfte zu verbeſſern, oder das Amt ganz eingehen zu laſſen. Iſt aber das Amt freiwillig übernommen, ſo iſt dies zugleich eine ſtillſchweigende Stipulation, daß man mit den Pflichten, ſo wie mit den Emolumenten, zufrieden iſt; und dann kommt dieſe Frage zu ſpät, iſt inconſequent, und wahrhaft beleidigend für die Patronen! Denken wir uns indeß den Magen hinweg, ſo kann ich wohl ſagen: man wird recht viel davon haben, ſich in die neuen Lehrbücher hinein zu ſtudieren. Anſtatt nehmlich den Kindern eine Menge Dinge bloß in futuram oblivionem beizubringen, wird man ſie jetzt lauter nöthige und nützliche Sachen lehren. Anſtatt dieſe Kleinen zu elenden Halbgelehrten zu verbilden, wird man aus ihnen ungelehrte, in tauſend Dingen gänzlich unwiſſende, aber zu ihrer Beſtimmung völlig taugliche Bürger bilden. Sie werden keinen Casum, aber einen vernünftigen Gedanken ſetzen können; ſie werden ſchlecht Lateiniſch dekliniren, aber gut exerciren, pflügen ꝛc.; ſie werden ſchlecht elaboriren, aber mit Kopf und Hand und Fuß brav laboriren. Das hat man davon; und ſollte einſt eine pädagogiſche Ehren-Legion errichtet werden, ſo wird dies mehr als alles Andre einen Anſpruch darauf geben.

Sie ſehen, mit welchem Vergnügen ich Ihre ſchöne Ausſicht in die Zukunft theile; nein, ſie wird kein leerer Traum, kein bloßes Bild der Phantaſie ſeyn; **Friedrich Wilhelm**, der **ſeltne** König, wird ihm das Siegel der Wirklichkeit aufdrücken. Dann werden auch alle anderweitige Beförderungsmittel der Volksbildung erſt recht Platz greifen! Mich dünkt, die Deutſchen hätten in der Schriftſtellerei für das Volk bereits etwas gethan. **Beckers** Noth- und Hülfs-Büchlein iſt gewiß in ſeiner Art ein Meiſterſtück: **Abt**, wenn er es erlebt hätte, würde ihm einen hohen Grad des Verdienſtes zuerkannt haben. **Salzmann** (ſeine anderweitigen Schriften hier gar nicht gerechnet) iſt ein vortrefflicher Scribent für das Volk; ſein Thüringer Bote, ſein Sebaſtian Kluge, ſein Krebsbüchlein ꝛc. haben eine beneidenswerthe Popularität. So waren auch **Struve's** Noth- und Hülfstafeln ein ſehr glücklicher Einfall; und — wenn Sie es mir nicht als Ruhmredigkeit deuten wollen — ehe noch alle dieſe wackern Männer auftraten, gab ich ſchon als Jüngling, im Jahre 1772 ein „Angenehmes und lehrreiches Handbuch für den Bürger und Landmann“ heraus. Ich weiß nicht mehr, wie dieſe Schrift ausſieht; das nur erinnere ich mich, daß ich der Popularität nachſtrebte — und ſie vielleicht traf, und daß ich unter andern einen Auszug aus **Tiſſots** Avis au peuple einrückte. Aber alle dieſe Schriften kamen für die, derſelben noch unempfänglichen Leſer viel zu früh! Ich weiß den Fall, daß, auf Veranlaſſung des Beckerſchen Nothbüchleins, eine in der Nähe von Breslau vom Blitz Getroffene, durch das Erdbad wieder zum Leben gebracht wurde: allein nicht das Landvolk, ſondern eine Dame in der Stadt hatte das Büchlein geleſen, und ertheilte dieſen heilſamen Rath. Auf meinen Fußreiſen im Gebirge fand ich einmal in dem reizenden Stohnsdorf (möchte doch jeder auf ſeiner Tour von Schmiedeberg nach Hirſchberg einen Seiten-Pas dahin machen!) die Struveſchen Tafeln im Wirthshauſe angeſchlagen. Ha, (dachte ich bei mir ſelbſt) hier iſt Volks-Aufklärung! Aber gar bald verging mir dieſer Gedanke, als ich den Wirth, einen übrigens recht geſcheidten Mann, über dieſe Tafeln, als über eine Miſerabilität, die Achſeln zucken ſah: „nur auf Befehl der Herrſchaft habe er ſie angeſchlagen, verſichere mich übrigens, daß kein Menſch im Dorfe ſie anſehe!“ Das ſind die Früchte, oder vielmehr die Nicht-Früchte der Aufklärung für das roh aufgewachſene Volk; ſo viel, oder vielmehr ſo nichts, kommt heraus, wenn man die Aufklärung bei den Alten, und nicht bei der Jugend anfängt! Geſchieht aber das leztere, und wird es erſt eine Generation hindurch fortgeſezt ſeyn, dann wird Ihre Akademie der Wiſſenſchaften ſich nicht mehr genöthiget ſehen, die Kalender ohne Aberglauben zurückzunehmen. Es wird vielleicht nicht einmal mehr nöthig ſeyn, die beliebten Volksnahmen, Till Eulenſpiegel, Claus Narr ꝛc. zu Vehikeln nützlicher Wahrheiten zu machen. Die Volkszeitung, die wir bereits in Schleſien recht gut, beides Deutſch und Polniſch haben, wird in jedem Kretſcham (bei Ihnen kann ich mich dieſes Wortes bedienen!) geleſen werden, und die Seele der Bauern laben, da es bisher bloß das Bier und der Brauntwein thaten.

Ich bin mit Ihrem zweiten Kapitel zu Ende, und ich freue mich, daß dieſer Brief ungleich kürzer gerathen iſt, als der vorige. Möchte er nur irgend einen neuen, brauchbaren Gedanken für Sie enthalten! Bald ergreiſe ich wieder die Feder, und bin bis dahin und immer ꝛc. ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Wechſelgeſang.

Jüngling.

Im Herzen iſt nicht Ruh' zu finden,
Wo Gram und finſtres Leiden wohnt,
Von dem des Lebens Wonnen ſchwinden,
Weil Liebe nicht die Treue lohnt:
Die Morgenröthe iſt verglommen,
Die Jugend hat ſich mir entwandt, —
Wann wird der ſtille Abend kommen? —
Wann hat die Flamme ausgebrannt?

Stimme aus dem Waſſer.

Komm Jüngling, komm in meine Fluthen,
Die freundlich dir vorüber ziehn! —
Da löſchen ſich des Feuers Gluthen,
Des Wetters Blitze ſtill verglühn;
Das Leben fließt aus heitrer Quelle,
Und ſpiegelt rein des Himmels Pracht:
Wer ſich getaucht in dieſe Welle,
Der ſorgenfrei zum Licht erwacht!

Jüngling.

Mich lockt nicht deine Zauberrede,
Sirene, in der kühlen Fluth!
Weiß ich, ob in der dunkeln Oede
Der Liebe mächt'ger Kummer ruht? —
Und iſt ſie gleich von mir gegangen,
Vielleicht kehrt treu ſie einſt zurück! —
Da unten hielt' mich Tod gefangen,
Und gönnte mir den Lebensblick.

Stimme.

Du Armer, laß das eitle Hoffen! —
Dein feines Liebchen iſt dir todt. —
Siehſt du des Häuschens Fenſter offen? —
Dort glühte ſie im Morgenroth,
Und ſah herab, mit ſüßen Blicken
Der Sehnſucht, meine Wellen nah'n,
Wie, mit dem Brautkranz ſie zu ſchmücken,
Der Frohe eilt' im leichten Kahn.

Jüngling.

Wer biſt du, ſchwarzen Unglücks Bote! —?
Du ſprichſt dem Jugendleben Hohn,
Und opferſt grauſam mich dem Tode,
Mit ſüßer Stimme Silberton! —
Nun hält mich Zweifels Angſt gebunden;
Ich fürchte dich, — doch nah' ich dir.
Erſchein', und lindre meine Wunden,
Süßtönende, erſcheine mir!

Stimme.

Komm, Liebſter, ſtille mein Verlangen,
Und ruhe aus in meinem Schooß!
Treu will ich dir am Herzen hangen;
Kein Gott reißt dich von meinem los!
Vereint, im ſchweſterlichen Tanze,
Das Leben flieht durch Feld und Hain:
Schon blickt der Mond im ſtillen Glanze;
Wie Untreu' weicht der Liebe Schein!

Der Jüngling ſtürzt in die wallenden Wogen,
Und kühl umrauſcht ihn der ſilberne Bach.
Da fühlt er von ſanftem Arm ſich gezogen;
Die Bruſt wird von freudiger Ahndung ihm wach. —
Sie iſt es ſelbſt, ſie hat ihn umgeben,
Und er ruht ihr nun beſchämt an der Bruſt.
Die Liebe trieb ihn fort aus dem Leben,
Sie giebt ihn zurück der herrlichſten Luſt.

Dresden. D. Amadeus Wendt.

V.

Ueber die Errichtung eines Denkmahls für Luther.

Heil dem Manne, in deſſen Geiſt und Herzen ſich die Idee eines Denkmahls für Luther entwickelte! Heil den Männern, die unverdroſſen zu dem würdigen Werke ſammeln, und Segen denen, die im Stande ſind, dies Werk kräftig zu unterſtützen, und es thun! —

Endlich einmal zeigen ſich einige Regungen, daß der Deutſche aus ſeiner Geringſchätzung und Vergeſſenheit der großen Männer, die er ſeine Ahnen nennt, emporſteigen wolle. — Lange deckten Schutt und Geſteine, die ein undankbares Zeitalter darauf warf, die Gräber der Großen unſerer Nation; keiner hob dieſe drückende Laſt weg, keiner zeigte uns die Stätte, wo die ſterbliche Hülle eines großen Deutſchen Mannes ruhte; kein Pantheon bewahrte uns die Büſten dieſer Männer. Zürnend wandten ſich ihre Manen, und unſer Deutſchland ward arm an Männern, die kühn auftreten konnten und ſagen: die Nachwelt wird uns preiſen. — Jeder große Plan ſcheiterte an den ſtumpfen Sinnen der Nation, an der plumpen Häuslichkeit, die jedes Große erſtickte. Einzelne Ermahnungen verhallten in den öden Gefilden; nur der

Nahme der großen Deutſchen ſchwebte auf den Lippen der Edleren; kein Bild, kein Monument der dankbaren Zeitgenoſſen, pries ſie der Nachwelt. — Erſt jetzt, nach drei Jahrhunderten, tritt kühn und muthig eine Geſellſchaft auf, um für einen Mann, den alles verehrend nennt, für Luther, ein Denkmahl zu errichten. Möge ſie glücklich ſeyn, und ſich vor Abwegen hüten, in die ſie leicht fallen kann; die Stimme eines jeden hören, prüfen, wägen; aber nie das Ziel vergeſſen, das ihr vor Augen ſteht, nicht den einzigen Weg, der ihr dargeboten iſt, verfehlen! Keinen ſpeciellen Vorſchlag zu einem Denkmahl will ich in dieſen Zeilen liefern, wenn ich auch vielleicht in der Folge darüber einige Ideen mittheilen ſollte, ſondern nur die Richtſchnur zeigen, nach welcher der Plan eines ſolchen entworfen werden muß, und von der die neueſten Vorſchläge ſich ſehr unvortheilhaft entfernen. —

Kein Mann verdient wohl ſo ſehr und einzig ein Denkmahl, als gerade Luther. — Wie viele Stimmen des Lobes ertönten für ihn, prieſen und erhoben ihn, obgleich von einer Seite, von der ich ihn weniger loben möchte, als Reformator! — Das 14te und 15te Jahrhundert, ein Zeitalter der allgemeinen, drückenden Totalität, ruhten ſchwer auf Deutſchland; freier und muthiger hoben ſich ſchon die Geiſter in andern Ländern empor; nur Deutſchland, verſunken in die Gewalt eines entmarkenden Mönchthumes, hielt die Geiſter unſerer Vorfahren in den Banden einer alles verſchlingenden Totalität gefeſſelt. Nur leiſe zuckten, wie einzelne gereitzte Fibern in einem halbtodten Körper, Individualitäten in dieſer Maſſe; doch eben dieſe Maſſe riß ſie gleich wieder mit ſich hinweg, und der todte Körper lag ohne Kraft und Bewegung da. Was uns von Kunſt und Wiſſenſchaft aus dieſem Zeitraume geblieben iſt, trägt alles den Stempel der niedergedrückten, gefeſſelten Individualität; kein Geiſt hatte Kraft genug, ſich empor zu ſchwingen, und die Totalität, die ihn drückte, die ihn verſchlang, in ſich aufzunehmen. — Nur Luther, dieſe männliche kräftige Individualität, dieſer Geiſt, ausgeſtattet mit dem Treuherzigen, Männlichen und Feſten, was unſerer Nation ſo eigen iſt, aber zu dieſer Zeit in tauſend Glieder zerſtückt (doch nicht ſo wie jetzt), zu keinem Ganzen gerundet lag, warf dieſe Feſſeln ab, und ſteht als Monument der Kraft und Stärke für lange Jahrhunderte da. Dies iſt die kräftige, vorwaltende, ſchöne Seite, die ich an Luthern bewundere, warum ich ihn liebe, ihn verehre und ihn würdig halte vor andern Edlen der Nationen eines Monuments für folgende Jahrhunderte. — Was er als **Reformator** der Religion that, ſcheint mir immer von weit geringerem Moment zu ſeyn, als das, was er als Deutſcher that. — Dieſer männliche Muth, dieſer glühende Eifer, dieſe kräftige Mannheit, führten ihn als Reformator viel zu weit *), machten, daß er umſtürzte, was Jahrhunderte gebauet, was für Kunſt und Wiſſenſchaft, bei einer richtigen Oekonomie wie in den früheren Zeiten, ſo erſprießlich war. — Den Katholicismus auf ſeine frühere Reinheit zurück zu führen, mit Beibehaltung aller der Pracht und des Pompes der Liturgie: dies wäre das Werk eines wahren Reformators geweſen, nicht dieſer völlige Umſturz, dieſes Ausrotten des Guten, zugleich mit dem Böſen. — Doch Drang und Umſtände führten ihn wohl weiter, als erſt Neigung und Wille. — Ihm alſo huldige Deutſchland, und errichte ein Monument, würdig ſeiner und der dankbaren Nation, die vereint es ihm widmete! —

---

*) Hier wäre ihm etwas von Melanchthons Geiſte zu wünſchen geweſen, der übrigens bei weitem nicht dieſe Kraft und Männlichkeit hatte, und nur als mäßigendes Princip neben Luthers hochfliegendem und kühnem Geiſte ſtand —

A. d. V.

Jetzt beſchäftigt aber die meiſten Niederdeutſchen die ſchwierige Frage: was für ein Denkmahl? — Und hier zeigen ſich die Spuren der Schwäche und des Mangels an Sinn für das wahre Große und Schöne nur zu ſehr. — Der Deutſche ſchien erſt keinen Sinn für die Würdigung ſeiner großen Männer zu haben, und jetzt, da die Idee ſtärker bei ihm erwacht, ſcheint er gar nicht zu begreifen, was es heißt, ein Monument errichten. Die mancherlei Vorſchläge, von denen nur wenige den richtigen Weg vor ſich ſehen, und die richtige Würdigung des Gegenſtandes haben, lehren dies nur allzu ſehr; denn die widerſinnigſten Einfälle beurkunden den wenigen Geiſt, mit dem Viele dieſe Idee ergriffen haben. — Am ſchwächlichſten iſt aber wohl die Idee, für das geſammelte Geld eine Schule zu Ehren Luthers zu errichten. — Soll denn jede ſchöne, große Idee, der lieben Nützlichkeit zu

Gunſten, verſinken, und in die gemeine Alltäglichkeit fallen? Das Syſtem der Nützlichkeit, dieſes Gift aller Künſte, iſt leider nur zu herrſchend, und die Meiſten ſinken unter ihrer drückenden Herrſchaft zu Boden. — Hier trete die Kunſt, dieſer ſich in allen Jahrhunderten in der Organiſation des Menſchengeſchlechtes regende Puls, in ihre Rechte ein, und behaupte ſich einen Platz, der ihr allein gebührt. — Wie kann eine Schule, worin einige Knaben erzogen werden, einen Mann ehren, der als Ideal der Deutſchheit für Jahrhunderte daſteht?*) — Nur ein Werk der Kunſt, vor dem die lebende Welt und die Nachwelt mit Erſtaunen und Bewunderung ſtehen, iſt eines Mannes, wie Luther, würdig. — Hier kann nur allein ein Werk der höchſten Kunſt eintreten; jedes andre entſpricht dem Gegenſtande nicht, iſt ein erbärmlicher und mißlungener Verſuch, durch den das Zeitalter nur ſeine eigene Kleinlichkeit verewigen würde.

Wer noch mit einer Nützlichkeits-Idee vortreten will oder kann, der iſt als ein Herabwürdiger der Größe Luthers anzuſehen. — Aber auch kein verlaſſener Winkel Deutſchlands, wo ſich kaum ein Reiſender hin verliert, nehme dies Monument auf; nein, der Mittelpunkt des

---

*) Auch mir hat der Gedanke, durch eine Schul- oder Erziehungsanſtalt für einige Mansfeldiſche Kinder (ſo höchſt wohlthätig auch ſolche Anſtalten überall ſind) Luthern ein Deutſches **National-Denkmahl** zu errichten, immer etwas kleinlich geſchienen. Dies wäre ein Monument für einen verdienten Pädagogen. Den univerſalen Luther kann nur die Kunſt würdig feiern. K.

proteſtantiſchen Deutſchlands, die Hauptſtadt des Proteſtantismus, Berlin, baue in ihren Mauern dies Werk*), das kühn und ſtolz den Augen jedes offenbar daſtehe, wie Luther ſelbſt frei und offenbar vor den Augen der Welt ſtand. —

Jetzt auf, Ihr Männer Deutſchlands, in denen noch Sinn für Kunſt, Schönheit und Größe herrſcht! Legt der entſcheidenden Menge der Kunſtfreunde und Kenner eure Plane vor! — Mögen Jahrzehende an dem Werke ſammeln und bauen, ſo werden und müſſen Jahrhunderte dies Werk anſtaunen, bewundern, und geſtehen, daß das 19te Jahrhundert dem größten Deutſchen Manne ein würdiges Denkmahl zu errichten wußte!

Im Februar 1805.

K. Stern.

---

*) Wohl eignet ſich kein Ort mehr zu einem Prachtdenkmahl für den großen Mann, als das ſchöne Berlin. Aber dies Denkmahl, von dem die Rede iſt, von einer Mansfeldiſchen Geſellſchaft für die Grafſchaft Mansfeld unternommen, durch alle Beiträge dahin beſtimmt, kann nicht in Berlin ſtehen. Man müßte hier ein eignes unternehmen. F.

VI.

Poſtſcripte.

38.

In ſeiner Kalligone 2ter Th. S. 246 f. ſagt Herder:

> „Außer dem Jagd- und Heer- und Zunftweſen, iſt der *Geſchmack unſrer Nation* eine *fremde* Pflanze, auf einem rauhen Boden, ſpät herüber gekommen, aus mancherlei Völkern. Nie hat er in ihm tiefe Wurzeln geſchlagen, noch weniger iſt er zur Reife gediehen, und am wenigſten iſt er in feineren Dingen *National*-Geſchmack geworden. — — Wie wäre, bei der gutmüthigen Nachgiebigkeit und Anhänglichkeit der Deutſchen an alles Fremde, ein ſicherer Geſchmack unſrer Nation, aus innerer Liebe, auf den weſentlichen Punkt des Lichtes und Reitzes gerichtet, nur denkbar? — — Aufs lindeſte geſagt, iſt unſer Geſchmack alſo jung und unreif, vermiſcht und ungeſondert, zu gutmüthig-nachgebend, d. i. *charakterlos*, gleichgültig, und — ohne Geſchmack, ohn' innere Luſt und Liebe. Sind wir im *äußerſt langſamen Werden*: wann werden wir geworden ſeyn? wer weiß es?“

Dies haben unſere ſogenannten Kritiker ganz zahm, geduldig und gläubig hingenommen. Aber, *wie* haben ſie geſchrieen, als Schlegel ſagte: die Deutſchen haben noch keine Literatur! Iſt dies etwa weniger geſagt, als: die Deutſchen haben keinen Geſchmack? oder macht man etwa nichts aus dem Geſchmack, um nur die Literatur zu retten, die doch wohl, meint man, da ſeyn muß, weil man ſelbſt einige vergeſſene Bücher gemacht hat?

M.

39.

Sie lief den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Nahmen;
Doch keiner war, der Kundſchaft gab,
Von allen, ſo da kamen. ꝛc.

Bürgers Lenore.

Wie viele haben dieſe Verſe nicht ohne allen Anſtoß geleſen! und doch iſt ein wahrer Unſinn darin. Was in aller Welt bedeutet denn:

ſie frug nach allen Nahmen?

Nach den Nahmen der Soldaten eines ganzen Heers? Wozu? um ihren wohlbekannten Wilhelm heraus zu finden, deſſen Nahmen ſie wohl wußte, deſſen Geſtalt ſie aber wiederſehen wollte? Was gingen ſie die Geſtalten, noch mehr, die Nahmen der fremden Soldaten an! und doch fragt ſie, nicht nach dieſem oder jenem, ſondern nach allen Nahmen. Und auf dieſe Fragen giebt keiner Auskunft. Wovon? von Wilhelm? Darnach fragt ſie ja nicht. Von den Nahmen? was gehen ſie die an!

So hat Bürger geſchrieben, was er wahrſcheinlich nicht ſchreiben wollte, und — ſo hat man von jeher geleſen!

— d —

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Auguſt 1805.

I.

J. G. Schummels Briefe an den, nun verewigten, O. C. und Ober-Schul-Rath Zöllner.

Sr. Excellenz dem Königl. Staats- und Schulen-Miniſter Herrn von Maſſow ehrfurchtsvoll gewidmet.

(Fortſetzung)

IV.

Sie eröffnen Ihr drittes Kapitel, von Schulen überhaupt, mit einem Satze, der billig keiner Deduction mehr bedürfen ſollte: daß nehmlich der Staat ein unſtreitiges Recht hat, diejenigen von ſeinen heranwachſenden Mitgliedern, die ſonſt ohne Erziehung aufwachſen würden, zur Theilnahme an der Schule zu zwingen. Ich finde dieſen Zwang, der ja diejenigen gar nicht trifft, die an ihren Kindern wahre Elternpflicht beweiſen, ſo nothwendig und heilſam, daß ich einſt ſogar wünſchte, der Staat ginge noch einen Schritt wei-

ter, und miſchte ſich auch quantum satis in die häusliche Erziehung. Oder wie, liegt es denn nicht am Tage, daß eben dieſe der Haupt-Sauerteig iſt, der den Schul-Teig verſäuert, und auch noch ferner verſäuern wird? Nur ein einziges Beiſpiel, und bei weitem nicht das ſchlimmſte! Ein junger Menſch kam auf ein Erziehungs-Inſtitut, wo die Strafen mit eben der Humanität organiſirt waren, wie bei Ihnen S. 338. Er zeigte ſich gar bald von einer ſchlechten und faulen Seite; und glücklicher Weiſe kam ich hinter das geheime Princip ſeiner Faulheit. Er erklärte gegen einen Vertrauten, daß es mit den hieſigen Strafen gar nichts wäre, und daß er toll ſeyn müſſe, etwas zu lernen; zu Hauſe ſey es ganz anders geweſen: wenn er da nichts gelernt hätte, ſo hätte er des Mittags, unter dem Tiſche, mit dem Hunde aus Einer Schüſſel eſſen müſſen! — Was fängt man nun wohl mit einem Menſchen an, der ſich nach den Fleiſchtöpfen — unter dem Tiſche, zurückſehnt? — Von dieſem meinen Wunſche aber, brachte mich eine Stelle in den Werken des großen Friedrichs gänzlich ab; ſie iſt zu ſchön, um hier nicht angeführt zu werden. „Prétendre que
„dans un vaste Etat un prince réponde de l'éduca-
„tion que chaque père de famille donne à ses enfans,
„c'est la prétention la plus ridicule que l'on ait ja-
„mais formée. Il ne faut pas qu'un Souverain fouille
„dans l'intérieur des familles et qu'il se mêle de ce
„qui se fait dans les maisons des particuliers, ou il
„n'en peut résulter, que la tyrannie la plus odieuse."

Ueberdies greift ja doch das Landrecht, wenigſtens negativ, in die häusliche Erziehung, und verbietet den Eltern grauſame Mißhandlungen, Verleitung zum Böſen, und Verſagung des Unterhalts. Der Fall iſt mir indeß noch nicht vorgekommen, daß das vormundſchaftliche Gericht ſich der unglücklichen Kinder von Amtswegen angenommen hätte. Geht es nun aber über die Kräfte des Staats, die Erziehung jedes Kindes von der Wiege an zu leiten, ſo muß er wenigſtens thun, was in ſeinen Kräften ſteht. Er muß alſo einer gänzlichen Erziehungsloſigkeit, dem totalen Mangel alles intellectuellen und moraliſchen Unterrichts, vorbeugen: denn unterließe er auch dies, ſo würde er mit Taugenichtſen und Verbrechern überſchwemmt werden; und es würde in ihm (wegen des Zuſammendrängens der Menſchen) noch ſchlimmer ſtehen, als im Stande der Natur, den doch die Menſchen nur darum verließ, um es im Staate beſſer zu haben Hieraus folgt unmittelbar die pflichtmäßige Sorge des Staats für öffentliche Schulen; und daraus weiter die Pflicht zur Aufbringung der nöthigen Koſten, insbeſondre zur Anlegung zweckmäßiger Schulhäuſer, und zu hinlänglicher Beſoldung der Lehrer. Ueber die bisherigen ſchlechten Gehalte iſt leicht ſchon eine kleine Bibliothek von Klagen zuſammengeſchrieben. Auch ich ereiferte mich einſt in den Prov. Bl. über eine Nachricht in der Jugendzeitung, daß im Hannöverſchen eine Schulmeiſterſtelle von 20 bis 30 Rthlr. für ein großes Glück geachtet würde, indeß die Königlichen Bratenmeiſter, bloß zu einer kleinen

Entſchädigung (wegen Einſchränkung der Tafel) 150 Rthlr. jährliche *Zulage* bekämen. Aber (ſetzte ich in einer Art von Verzweifelung hinzu) — „dies Bedürfniß „mag noch ſo dringend ſeyn, ſo wird es leider wohl *auf* „*immer* unbefriedigt bleiben. Alle Staats-Einnahmen „ſind bereits zu Heller und Pfennig aſſignirt; für uns „arme Schulleute iſt nichts übrig geblieben! — Darum „laßt uns aufhören zu klagen, weil, alles Klagens ungeachtet, „unſer Biſſen Brot Einmal ſo ſchmal bleibt, wie „das andre; laßt uns den ſchmalen Biſſen mit fröhlichem „Herzen genießen, bis es *hier* — oder *dort* einmal beſſer „wird." Aufrichtig geſagt, das *hier* ſchrieb ich bloß um der Antitheſe willen hin; im Herzen glaubte ich nicht daran. Und nun treten Sie auf, und machen aus dem *hier* wahren und hohen Ernſt! Sie ſprechen ſogar von *maſſiven* Schulhäuſern. In der That, ich brauche Zeit, mich zu beſinnen und mich von meinem Erſtaunen zu erholen. Doch — eben fällt mir das ſchöne Wort ein, das der *menſchenfreundlichſte König*, bald nach ſeiner Thronbeſteigung, zu *Niemeyern* ſprach: „Die „*Schulen* und die *Armen* ſollten ein ganz beſonderer „Gegenſtand ſeiner landesväterlichen Vorſorge ſeyn." — Auch fällt mir nun die vortreffliche Cabinets-Order an den Staats-Miniſter von *Maſſow* vom 3. Jul. 98 ein, die ſich anfängt: „Es kann Euch nicht entgangen ſeyn, „daß ich das Schulweſen in meinen ſämmtlichen Staaten, „als einen Gegenſtand, der alle meine Aufmerkſamkeit „und Fürſorge verdient, betrachte ꝛc." Wenn alſo bis jetzt nichts Großes geſchah, wenn es ſchien, es werde alles beim Alten bleiben: ſo war dies nicht ein nothgedrungenes Stillſtehen, nicht ein Zurückprallen vor unüberwindlichen Schwierigkeiten; es war bloß das weiſe Zaudern eines Fabius, der zu großen Zwecken erſt große Mittel ſammeln und bereiten will. O, nun zweifle ich keinen Augenblick, daß Friedrich Wilhelm der III. das ausführen wird, wozu ich, ſelbſt unter Friedrich dem Großen, alle Hoffnung aufgab!

Laſſen Sie mich aber auch nun wieder die Frage thun: Wie geſchieht das? Denn ſelbſt das wirkliche Brot, das bisher der Schulmann bekam, war zum Theil, für einen Ehrliebenden, in Wermuth getaucht. Man gab ihm als pars salarii den Bettelſtab in die Hand, auf den ſelbſt die Bibel in einer, jedem Bauer bekannten Stelle (des Evangeliums vom ungerechten Haushalter) einen verachtenden Blick wirft; den die Polizei durch eigene Büttel, genannt Bettelvögte, verfolgen läßt. Die daraus entſpringenden Uebel erſcheinen bei Ihnen (S. 292) in einem noch viel zu milden Lichte; ſie ſind mit zwei Worten: Verachtung von Seiten der Geber, und Niederträchtigkeit von Seiten der Empfänger. Auch bei dem Beſten geht allmählich das Gefühl der Ehre und Scham verloren; aus dem Bettler wird nach und nach ein Kriecher, ein Schmarotzer, ein Verhätſchler derjenigen Kinder, deren Eltern ſein Gaben und Opfer bringen, und ein Tyrann der übrigen. Kurz, der weiſe Sirach ſpricht ſeines Vornamens würdig, wenn er ſagt: „Bettelei

„ſchmecket wohl dem unverſchämten Maul; aber er wird „zuletzt ein böſes Fieber davon kriegen." Ihr Vorſchlag zur Verhütung dieſes Fiebers, die Beauftragung einer *obrigkeitlichen* Perſon zur Einziehung und Berechnung dieſer Bettel-Accidenzien, hat, wenn ſie nicht ganz aufgehoben werden können, meinen völligen Beifall. Dieſe Perſon könnte dann auch mit denjenigen Zahlungspflichtigen, die in die Fußtapfen des *Hieronymus Knicker* träten, ein Wort unter vier Augen ſprechen!

Was die *gänzliche* Aufhebung des Schulgeldes, und die Einführung feſter Schulbeiträge betrifft, ſo iſt dies eine mit vielen Vortheilen begleitete Idee. Wenn ſie indeß auf mich nicht die lebhafte Senſation machte, wie die Abſchaffung der Bettelei, ſo liegt dies lediglich in meiner Localität. Bei unſerer Anſtalt exiſtirt das gewöhnliche Schulgeld, und zwar 8 Thlr. jährlich, in monatlichen Ratis zahlbar; aber mit folgenden weiſen Modificationen: Einmal, die Erlaſſung des Schulgeldes hängt nicht von den Lehrern, ſondern von dem Schulen-Präſidium ab, welches jedes Mal aus zwei Mitgliedern des Magiſtrats beſteht. Dieſe Erlaſſung gründet ſich, Theils auf das clericus clericum non decimat, Theils auf ausgewieſene Armuth; da aber dieſe ihre Grade und Stufen hat, ſo findet, außer der totalen, auch eine partiale Erlaſſung von ein, zwei bis drei Vierteln des Schulgeldes Statt. Die totale wird ſehr erſchwert, weil wir bei uns dieſelbe Erfahrung gemacht haben, die Sie S. 295 anführen, daß der gemeine Mann das weniger ſchätzt, was er umſonſt hat. Die Erhebung nun geſchieht zwar durch die ordentlichen Klaſſen-Lehrer; von ihnen aber geht das Schulgeld weiter an den Rationarius, — einen aus unſrer Mitte conſtituirten, und Caution leiſtenden Rechnungsführer der ganzen Anſtalt. Dieſer liefert es in die Schulkaſſe, aus welcher wir einen, vom Steigen und Fallen der Frequenz ganz unabhängigen, fixen Beitrag erhalten, mit dem wir Urſache haben zufrieden zu ſeyn. Iſt dies nicht beinahe buchſtäblich dieſelbe Einrichtung, die Sie S. 316 für die Gymnaſien annehmen, bei denen allerdings das Schulgeld beibehalten werden ſoll? Eins nur iſt vergeſſen: die außerordentliche Ermunterung und Belohnung der Lehrer aus der Schulkaſſe, die, wie ich fürchte, ſehr leicht in einen Apfel der Zwietracht ausarten kann.

Doch das ganze Schulgeld iſt immer nur ein Bach in einen Ocean. Sie fahren alſo fort mit Ihren Vorſchlägen, unter denen mich das Stück Gartenland ganz beſonders anlacht. Ach, ein Gärtchen war in meinen Kinderjahren das Elyſium, wo ich, wenigſtens im Sommer, zuweilen Erlöſung aus dem Tartarus der Dorfſchulſtube fand! Ein Gärtchen iſt in meinen nun hohen Mannsjahren immer noch mein heißer Wunſch. Ich zwar, in meiner anderweitigen günſtigen Lage, habe, da ich bei meiner Amtswohnung keinen Fußbreit Land beſitze, noch füglich beſitzen kann, nach und nach den größten und ſchönſten Theil von Schleſien, wenigſtens in Abſicht des Genuſſes, zu meinem Park gemacht — größer als irgend einer in England: aber wie ſteht es dagegen mit meinen Amtsbrüdern auf dem Lande, die an andres Reiſen wenig denken können, als von einer Schulbank zur andern? Für dieſe iſt ein Gärtchen ein Geſchenk des Himmels!

Auf den nun folgenden Artikel wage ich es nicht mich einzulaſſen, weil er zu tief in das Finanzfach einſchlägt. Sie ſetzen, als das Minimum für einen Land-Schullehrer, freie Wohnung, freies Holz, und den Werth von 120 Berl. Scheffel Roggen feſt. Unſer Getreide-Maß geht bekanntlich von dem Berliniſchen merklich ab; und ob ich wohl aus Zimmermann weiß, daß der Breslauer-Scheffel ſich ungefähr zum Berliniſchen verhält wie 8 : 11, ſo unterſtehe ich mich doch nicht, Ihnen nachzurechnen; glaube aber, daß dieſes Minimum für die Bedürfniſſe des Lebens hinreichend iſt, und den bisherigen Gehalt der meiſten noch übertrifft. Das aber ſehe ich ganz klar ein, wie weiſe es iſt, das Salär lieber auf den Werth des Getreides, als auf den Werth des Geldes, zu fundiren. Warum ſind wir Salariſten überhaupt, unter allen Staatsbürgern, am übelſten daran, und werden es je länger je mehr, als weil man dieſen ſo weſentlichen Unterſchied überſehen, und den Werth des Geldes als immobil angenommen hat? Um nur ein einziges Beiſpiel anzuführen: In meinem Salarien-Etat ſtehen 20 Thlr. unter der Rubrik, Lignarium. Urſprünglich war doch wohl damit gemeint, daß ich freies Holz haben ſollte; und es war gewiß eine Zeit, wo dieſe Summe vollkommen hinreichte. Und jetzt? Ich will nicht erſt aus Zimmermann das wahrhaft fürchterliche Steigen der Holzpreiſe nachweiſen;

genug, bei 20 Thlr. Holz erfriere ich im Winter, und kann im Sommer nicht kochen laſſen. Mein eignes Gefühl treibt mich alſo ſchon an, der Gehalts-Fixirung auf Getreide bei weitem den Vorzug vor der auf Geld zu geben; und ich kann nicht anders als es bedauern, daß dieſe Fixation bloß die Landſchullehrer, und (nach S. 304) nicht auch die ſtädtiſchen angeht.

Jetzt aber ſtoße ich auf einen Artikel, der mich betrübt und niedergeſchlagen macht. Sie fürchten nehmlich, oder vielmehr iſt es Ihnen ſchon gewiß, daß in kleinen Dorfſchaften jenes Minimum nicht wird aufgebracht werden können; dann, ſagen Sie, iſt kein andrer Ausweg, als dem Schullehrer noch ein Neben-Handwerk zu verſtatten. — Daß ich nicht etwa den Werth des Handwerks an ſich verkenne, werden Sie mir zutrauen. Gerade dies war mein Thema bei meiner Antritts-Rede in Breslau, worin ich unter andern ſagte: „Der künftige „Schornſteinfeger (in einer Bürgerſchule) ſoll es wiſſen, „daß, indeß die Newtone Welten meſſen, er der Mann „iſt, der eben dieſe Newtone ſchützt, daß ihnen nicht ihr „Haus über dem Kopfe abbrennt, und ihre unſterblichen „Papiere zu Aſche werden. Der Schiffs-Zimmermeiſter „ſoll es wiſſen, daß er es iſt, der es den Cooks erſt „möglich macht, einen fünften Welttheil zu entdecken; „und der Seiler ſoll ſtaunen zu hören, welchen Einfluß „ſeine Stricke und Taue in das Wohl der Welt haben, „und welchen unſäglichen Schaden er anrichten kann, „wenn er nur ein einziges Seil nicht mit der erfoderli-

„chen Feſtigkeit dreht." Dieſe Stelle machte auf einen anweſenden Bürger (Sie kennen ihn nicht perſönlich, aber genannt haben Sie ihn in Ihrer Schleſiſchen Reiſe, I. 93.) ſolchen Eindruck, daß er ſogleich zu mir kam, und ſich erbot die Rede auf ſeine Koſten drucken zu laſſen, welches ich aber freundſchaftlich ablehnte. Alſo ich bin gewiß der Freund und Schätzer des Handwerksmannes, nach ſeinem wahren, oft viel zu ſehr verkannten, Werthe! Aber auch eben ſo tief iſt mir die Unverträglichkeit eines Handwerks mit dem Schulamte in die Seele geſchrieben. Ich ſage eines Handwerks, im ſtrengſten Sinne des Worts; verſtehe alſo darunter zum Beiſpiele die Gerichtsſchreiberei nicht. Dieſe wünſche ich vielmehr, als Nebenamt, in die Hände aller Dorfſchullehrer. Der Gerichtsſchreiber iſt in den Augen der Bauern eine Reſpektsperſon; und hätte er nur irgend einige vernünftige Begriffe von den Landesgeſetzen, vom Prozeßgange, vom Zuge der Inſtanzen: welch ein nützlicher Mann könnte er ſeyn; faſt noch nützlicher als der Juſtitiarius! Er könnte die Bauern von unnützem Queruliren, von Behelligung der Königlichen Perſon in Potsdam und Charlottenburg, von Tumultuirem und Selbſtrache abhalten, und ſie von der Koſtbarkeit und Mißlichkeit jedes Prozeſſes inſtruiren. Ein Handwerk hingegen — nein, und wenn Sie es auch noch ſo gut wiſſen, was ſich dagegen ſagen läßt, ich muß dennoch mein Herz hierüber ausſchütten! 1) Ein Dorfſchullehrer hat keine andre Wahl als die, eines ſtillſitzenden Handwerks; und da es auch, nach Ihrer Behauptung, weder ſchmutzig ſeyn, noch vielen Raum einnehmen ſoll, ſo bleibt ihm beinahe nichts anders übrig, als Schneider zu werden. Daß dies wenigſtens in der Mark Brandenburg der Fall iſt, weiß ich aus einem Beſuche in Ihrem dortigen Land-Seminarium bei der Realſchule. Dann aber, wehe der Achtung des Schulmannes! Die Stillſitzenden, und eo ipso Schwachen, ſind bei dem rohen Haufen überall die Zielſcheibe des Spottes. Ein handfeſter Huf- und Waffen-Schmidt, ein Schlöſſer, ein Tiſchler ꝛc. wiſſen ſich durch ihre nachdrückliche Fauſt in Reſpect zu ſetzen; aber der ſitzende Schwächling hat bloß zu dulden und zu leiden. 2) Ein Handwerk macht ferner den Schullehrer auf eine fatale Art von ſeinem kleinen Publikum abhängig. Ueber Eltern und Lehrer muß das Publikum immer mehr denken lernen, wie Alexander von ſeinem Vater Philipp, und von Ariſtoteles dachte: „Durch jenen habe ich nur das Leben; durch „dieſen aber die Kunſt gut zu leben erhalten!" Was denkt es denn aber nun von einem Handwerker, und beſonders von einem Schneider? Es ſieht ihn für ſeinen Bedienten an, der ſeinem Winke gehorchen muß; den es derb ausſchelten kann, wenn er die Arbeit nicht zur verſprochenen Zeit, oder nach der beſondern Laune eines jeden, gemacht hat; mit dem es um den Preis handeln, und ſich allenfalls tüchtig zanken — den es endlich ſogar beſtrafen, und ihm die Arbeit entziehen kann. Wie iſt nun wohl jener Reſpect, und dieſer Mangel des Reſpects mit einander zu vereinigen? 3) Und wie! die Schule ſollte nicht vnmittelbar darunter leiden, wenn der Lehrer während der Lectionen eine Nebenarbeit treibt? Hier will ich, ſtatt meiner, einen Freund, den katholiſchen Erzprieſter, gegenwärtigen Ober-Conſ. und Schulen-Rath, Hübner reden laſſen, der in einer, von Erfahrung vollgepfropften Piece: Ueber die Hinderniſſe, wodurch die katholiſchen Dorfſchulmeiſter ꝛc. alſo ſchreibt: „Eben „ſo wenig wird und darf es dem Schulmeiſter in „Zukunft erlaubt ſeyn, ein Handwerk zu treiben. Es „heißt freilich: es iſt ja nur ein Nebengeſchäft. Allein „man weiß nur zu wohl, daß das ſogenannte Nebenge„ſchäft gewöhnlich als Hauptgeſchäft getrieben zu werden „pflegt. Die meiſten dergleichen Metiers, womit ſich viele „Schulmeiſter bisher beſchäftigten, ſind von der Klaſſe „derjenigen, die eine ſitzende Lebensart fodern. Ein ſol„cher Mann glaubte nun bisher, die Beſchäftigungen „ſeines Handwerks mit jenen ſeines Berufs vereinigen „zu können; aber er beſtätigte durch ſein Beiſpiel die „Wahrheit jenes Ausſpruchs: pluribus intentus minor „est ad singula sensus. Um nicht einen Fehler in der „Arbeit ſeines Handwerks zu begehen, beging er den weit „größern Fehler, daß er die Pflichten ſeines Lehramts hin„tenanſetzte, und, indem z. B. ſeine Aufmerkſamkeit auf „einen alten Rock, den er flickte, oder auf einen Stiefel, „den er beſohlte, gerichtet war, bemerkte er nicht den „Unfug, den die Kinder indeſſen trieben. Die Kinder „waren aus ſehr natürlichen und verzeihlichen Urſachen „weit aufmerkſamer auf die Manövers des Schuſters und

„Schneiders, als auf die Worte des Lehrers.“ — 4) Aber, ſagen Sie, man muß Uebel dulden, wenn es kein Mittel giebt, ſie zu vermeiden! — Hier glaube ich Sie denn doch ein wenig zu überraſchen, wenn ich Ihnen erwiedere: In dem katholiſchen Schleſien — iſt jenes Uebel bereits radicaliter ausgerottet. Dieſes Factum konnte Ihnen ſehr leicht entgehen, da das geſammte Schleſiſche Schulweſen dermalen nicht von Berlin reſſortiret; aber es iſt über allen Zweifel gewiß. Ich citire Ihnen zu dem Ende nur einen einzigen Paragraphen aus dem überaus merkwürdigen, mit Ihren Ideen in ſo vielen Stücken übereinſtimmenden, Schul-Reglement für die niedern katholiſchen Schulen d. d. Potsd. 18. Mai 1801, wo es §. 32 alſo heißt: „Da der Schulmann ſich nur mit dem Unterrichte ſeiner Zöglinge beſchäftigen, und ſich darauf vorbereiten ſoll, ſo muß er alles meiden, was ihn zerſtreuen, von den Schul-Verrichtungen abhalten, und ihn in den Augen der Gemeine herabwürdigen kann. In Hinſicht deſſen werden ihm alle und jede Gewerbe nachdrücklich verboten, beſonders der Bier- und Branntweinſchank, das Handeln und Muſikmachen in Wirthshäuſern und bei Hochzeiten. Handelt einer gegen dieſes Verbot, ſo wird er das erſte Mal mit einer Strafe von 1 Thlr. belegt, das zweite Mal wird dieſe Strafe verdoppelt, und wagt er es zum dritten Mal, ſo wird er ſeines Amts entlaſſen. Der Pfarrer hat genau darauf zu achten, die Strafe einzuziehen, und ſie den Schul-Vorſtehern

„zur Schulklaſſe zu zahlen. Wenn der Kreis-Schul-„Inſpektor oder Pfarrer einen Fall dieſer Art verſchweigt, „ſo bezahlt er die feſtgeſetzte Strafe doppelt —." In den folgenden Paragraphen wird nun weiter verboten, daß der Schullehrer während der Schulſtunde zu keinem Gerichtsſchreiber-Geſchäft abgerufen werden, auch den Pfarrer zu keinem Kranken begleiten, oder ſonſt eine Verrichtung in der Kirche vornehmen ſolle. Ich habe mich ſichern Orts erkundiget, ob dieſes Reglement auch genau und pünktlich vollzogen werde; und man hat mich nicht bloß verſichert, daß es geſchieht, ſondern auch, daß ſich in dieſer kurzen Zeit die Schulen unglaublich zu ihrem Vortheile verbeſſert haben. Was nun in Schleſien, und insbeſondere in Ober-Schleſien (Sie kennen es!) realiſirt iſt, ſollte das nicht im ganzen Preußiſchen Staate ausführbar ſeyn? Die Mark Brandenburg hat in Rekahn ſchon ſo lange eine dem Ideale nahe kommende Dorfſchule aufgeſtellt; und eben ſie wollte noch länger dieſe Amphibien von Schulmeiſtern und Schneidern beibehalten? Vergeblich iſt die Hoffnung, daß das Seminarium ſie zuſtutzen werde; ich ſelbſt war Ohrenzeuge, wie trefflich der Unterricht Herzbergs, und wie kläglich die Antworten ſeiner Seminariſten waren. Aus dieſen Nähnadeln werden wohl nie Merkure geſchliffen werden! —

Denjenigen Grundherren, welche die 100 Scheffel Roggen ſuppliren ſollen, und (ganz gegen das Sprichwort) mauvaise mine à bon jeu machen, möchte ich nur eine einzige Betrachtung ans Herz legen. Wie Städter haben (wegen dringender Staats-Bedürfniſſe) die Acciſe und zugleich die Preiſe der Dinge zu einer gewaltigen Höhe ſteigen ſehen; der Fabrikant hat ſeine Waaren nicht in gleichem Verhältniſſe vertheuern können; und der Salariſt iſt die gemeinſchaftliche Hut und Trift Aller. Die Gutsbeſitzer hingegen (wenigſtens die Schleſiſchen) bezahlten eine, von Anfang an ſehr gelinde, und durchaus unerhöhete Steuer; ſie genoſſen die Vortheile der landſchaftlichen Credit-Syſteme; und ihre Güter ſtiegen in einer Menſchen-Generation um das Duplum und darüber. Mögen ſie nun auch einmal zu dringenden Schulbedürfniſſen ihre milde Hand aufthun, oder ſich aufthun laſſen! Ihre Seufzer darüber werden ſich ſchon bei dem nächſten Erbfolger in Danklieder verwandeln; denn dieſer wird bereits erfahren haben, wie wahr Babo ſagt: Eine gute Schule macht mehr als Einen Galgen überflüſſig! —

Daß Sie keine Candidaten, weder auf dem Lande, noch in den kleinern Bürgerſchulen haben wollen, darin iſt die Erfahrung ganz auf Ihrer Seite. Ich kenne nur zwei Klaſſen von Candidaten: ſchlechte und gute. Die ſchlechten ſollten billig auch aus der geringſten Dorfſchule ausgeſchloſſen werden; und die guten ſind wieder für dieſe Poſten, theils zu gut, theils zu ſchlecht. Gerade ſie ſind am erſten dem Fehler ausgeſetzt, den die oben angeführte Königliche Cirkular-Verordnung rügt: ſie werden immer mehr auf Spekulation, als auf das praktiſche Leben hinſteuern. Andrerſeits ſteht es in der Regel um die drei von Ihnen angeführten Dinge, Schönſchreiben, Zeichnen, Singen, wozu ich noch das Rechnen zähle, äußerſt mißlich. Am beſten alſo, man nimmt zu dieſen Poſten ſogenannte Unſtudierte, die aber in Seminarien wohl, und dabei länger als es ein Studierter nöthig hätte, gebildet worden ſind. Zwar wird das Publikum in kleinen Städten anfänglich den Nimbus, den immer noch die Nahmen Univerſität und Studierter geben, an ihnen vermiſſen; wenn ſie aber nur zeigen, daß das Seminarium ihre Univerſität geweſen iſt, ſo wird ſich nach und nach die Achtung des Publikums ſchon finden.

Die erſten Stellen bei größern Bürgerſchulen, und die untern bei Mittelſchulen und Gymnaſien, ſollen dagegen ausſchließlich an Candidaten der Theologie vergeben werden, die nachmals, entweder in die höhern Schulſtellen, oder gewöhnlich in das Predigtamt hinauf rücken. Dieſes iſt der intrikateſte Gegenſtand Ihrer ganzen Schrift; und ich wünſchte, ehe ich eine Feder anſetze, ich könnte vorher die Stimme eines der erſten Köpfe Deutſcher Nation, der beides zugleich, Geiſtlicher und Schulmann, iſt, vernehmen. Da mir dieſes aber nicht vergönnt iſt, ſo kann ich bloß meine eigene Meinung darlegen und motiviren; und ſchicke derſelben nothgedrungen eine kleine Notiz von mir ſelbſt voraus.

Ich habe zu einer Zeit, wo es noch keinem Studenten einfiel, ſich bloß auf Pädagogik zu legen, in Halle Theologie ſtudiert; habe mich als Candidat bei dem Magdeburgiſchen Conſiſtorium examiniren laſſen; und kam im Jahre 1771, nach abgelegter, ſowohl Probe-Predigt als

Probe-

Probe-Lection, als Präceptor auf das Kloſter Lieben Frauen, wo ich täglich den Katheder, und ſeltner, etwa alle ſechs Wochen, die Kanzel beſteigen mußte. Aber kaum war ich (daß ich mich ſo ausdrücke) auf dem Katheder warm geworden, ſo fühlte ich meine Naturbeſtimmung zum Schulmanne. Ich predigte zwar in meiner Reihe, aber invita Minerva: den Katheder hingegen betrat ich immer mit Luſt und Heiterkeit. Schon im Jahre 1774 ward eine Kloſter-Pfarre offen, die mir als dem Aelteſten de jure zukam; ich ſchlug ſie ohne Bedenken aus, ob mir gleich ſehr an einer Verſorgung gelegen war, und ich bis jetzt zu einem Schulamte keine Ausſicht hatte. Zwei Jahre darauf machte ich die perſönliche Bekanntſchaft des mir unvergeßlichen Staats-Miniſters von Zedlitz; nachdem er mich in mehrern Lectionen dociren hören, auch auf einer Promenade ganz fein die Huartſche Prüfung mit mir angeſtellt hatte, gab er mir die Expectanz auf die hiſtoriſche Profeſſur in Lignitz. Zugleich ſchickte er den damaligen Propſt Quirl, den jetzigen Propſt Rötger, und mich, nach Deſſau zu dem großen philanthropiniſchen Congreß, um von Baſedows Weisheit ſo viel zu profitiren, als wir möchten und könnten. Drei Jahre verſtrichen, als ich wirklich den Ruf nach Lignitz erhielt, und nun auf immer vom geiſtlichen Stande Abſchied nahm. Hier an der Lignitzer-Ritter-Akademie, die im Grunde nichts als eine höhere Bürgerſchule war, und bei der glücklichen Muße, die ich genoß, entſtanden zuerſt in mir Ideen von Bürger- und National-Erziehung, ſo wie überhaupt

Ausdehnung meiner Begriffe auf das geſammte Schulweſen. Ich las, nicht ohne die tiefſte Senſation, das Werk des trefflichen Stuve über dieſen Gegenſtand, und insbeſondre über die gänzliche Ablöſung des Schulſtandes von der geiſtlichen Inſpection. Es ſchien mir evident, wie der magister matheseos, wenn Stuve ſagt: „Iſt „es nicht ſo in allen Ständen, daß ſie Vorgeſetzte aus „ihrem Mittel, und alſo Sachverſtändige, haben? Der „Schulſtand allein hat bisher von dieſer natürlichen „Ordnung eine unglückliche Ausnahme gemacht; und das „iſt eine von den Haupturſachen ſeines traurigen Verfalls." — Das Jahr 1787 erſchien, und mit ihm das Ober-Schul-Collegium. Groß war die Freude des Miniſters über die Errichtung deſſelben, groß die Freude und Hoffnung vieler Pädagogen auf eine neue Organiſation ihres Standes. Gar bald aber trübte ſich der Horizont; der Miniſter verlor ſtufenweiſe das ganze Schulen-Departement, und ging auf ſeine Schleſiſchen Güter ab. Was darauf, weniger mit dem Schul- als mit dem geiſtlichen Stande vorging, iſt noch in friſchem Andenken; und ob es gleich jetzt unter die Antiquitäten gehört, ſo wirkt es doch noch immer im Stillen fort, und vermindert die Anzahl der Theologie-Studierenden. — Eine neue Epoche erſchien; und nach etlichen Jahren weiſen Zauderns, tritt endlich der Entwurf eines großen, allgemeinen Plans einer National-Erziehung hervor, der ſo vortreffliche Partieen enthält, wie ſie, ich geſtehe es, unter Zedlitz, ob er gleich ſchon 1777 ſeinen Discours sur le

Patriotisme considéré comme objet d'éducation geſchrieben hatte, nicht zu einer ſolchen Reiſe gediehen waren. Nur Ein Punkt iſt durchaus troſtlos: an eine Trennung von Schule und Kirche iſt nicht zu denken; ja, das Band zwiſchen beiden ſoll jetzt ungleich enger geknüpft werden als jemals, und das ganz zu Gunſten des geiſtlichen, und zum Nachtheile des Schul-Standes! Hätte dieſe Einrichtung bereits Geſetzkraft, ſo würde ich dazu ſeufzen, und ſchweigen: aber noch iſt ſie bloß Entwurf, noch finden Modifikationen Statt; alſo ich will reden, alles aber höherer Einſicht unterwerfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Mathilde.

Eine Erzählung.

Auf einer Reiſe lernte der Baron Thalen die arme Mathilde kennen, und ſeine Tochter ſie lieben. Und in der That, vor vielen ihres Gleichen, die ſich damals aus den Stürmen der Revolution in den Schooß unſeres Vaterlandes flüchteten, war ſie geſchaffen, das vorübergehende Mitleiden zum thätigen Dienſteifer zu entflammen. Eine holde Geſtalt, ein durch frühes Unglück in der Demuth geübtes, reiches Herz erhoben ſie ſo weit über den großen Haufen der Flüchtlinge, ſelbſt derer von ihrem Geſchlechte, daß der Entſchluß des Barons, ſie ſeiner aufblühenden, mutterloſen Tochter zur Geſellſchafterin zu geben, weniger das Werk der uneigennützigſten Großmuth, als des löblichſten Eigennutzes, zu ſeyn ſchien. Für jenes allein hielt Mathilde ſelbſt, für dieſes die beglückte Amalie den erwünſchten Schritt; doch Beiden blieb die eigentliche Urſache verborgen, und ſo ſchuldloſen Gemüthern mußte ſie es wohl bleiben, zumal da der Wollüſtling klug genug war, Mathilden durch ſein Benehmen fühlen zu laſſen, ſie ſey nicht ſowohl zur Freundin Amaſtens beſtimmt, obgleich dieſe es ſagte, als vielmehr zu ihrer Kammerjungfer, ob es gleich der Baron nicht ſagte. Werthſchätzung zwar und Güte bewies er ihr, aber nur ſo viel, als ihn nöthig dünkte, um die Verlaſſene mit ihrer neuen Lage zufrieden, und ihre dankbare Zuneigung zu dem Wohlthäter lebendig zu erhalten. Durch einen ſtärkern Grad von Auszeichnung hätte er die Scheidewand zwiſchen ihr und ſeinen Begierden, die das Schickſal ſelbſt niedergeriſſen hatte, mit eigner Hand wieder aufgebaut; gegen die Zoſe konnte er alles unternehmen, gegen die Freundin des Hauſes nur wenig. Mathilde hatte alſo für das Geheimniß ihrer Geburt, das ſie unter einem unbedeutenden Namen verbarg, nichts zu fürchten, und ihr erkenntliches Herz nannte die ſchlaue Bereitwilligkeit, mit welcher der neue Verſorger ihr Mährchen hinnahm, edle Schonung gegen fremdes Unglück.

Zufrieden kamen ſie ſo Alle nach Thalen zurück, das den Reſt der ſchönen Jahreszeit hindurch ihr Aufenthalt bleiben ſollte, bis der Winter ſie in die Hauptſtadt rufen würde. Der Baron hatte in ſeiner Jugend die Welt, das iſt, Paris, geſehen, dann einige Zeit die Uniform getragen, und ſich endlich — kraft des ſchätzbaren Vorrechts der Reichen, zu werden und zu ſeyn, was ſie wollen — als ein vierzigjähriger Veteran im Dienſte des Vaterlandes zur Ruhe geſetzt, um, wie er ſagte, ſeinen Kindern zu leben. Jetzt nun glaubte er für dieſe alles gethan zu haben, ſeitdem er den Sohn unter die fürſtliche Leibgarde, und alſo auf den ſichern Weg des Heils, die Tochter aus der Erziehungsanſtalt der Witwe Hubert, an Seel' und Leib ausgebildet, in das väterliche Haus zurückgebracht hatte, wo ſie nur bis zum nächſten Winter bleiben ſollte, um dann auch ihrerſeits als Hof- und Ehrendame den Pfad des Glücks zu betreten.

Unvermerkt indeſſen veränderte ſich das Verhältniß zwiſchen dem Hausherrn und der Fremden. Nicht lange konnte jener die läſtige Rolle eines kalten Bewunderers ſpielen, mithin konnte es auch dem zarten Gefühl Mathildens nicht entgehen, daß ſein Uebertritt vom Ernſt zur Wärme, vom Bewundern zum Schmeicheln, vom Rühmen ihrer blühenden Wangen und feinen Hände zum Klopfen und Drücken derſelben, für ſie leicht die Quelle neuer Unruhen in dieſem Hafen der Ruhe werden dürfte. In eben der Maaße, als ſich Thalen ihr näherte, und ſie, fern von der Tochter und der bejahrten Wirthſchafterin, zu unterhalten ſtrebte, zog ſie ſich alſo von ihm ab. Während ſeine Achtung zu wachſen ſchien, verminderte ſich die ihrige; und je auffallender er zu ihr herabſtieg, deſto höher erhob ſie ſich im Bewußtſeyn ihrer innern Würde, in einen deſto ſchärfer abſtechenden Widerſpruch gerieth ihr Betragen mit ihrer äußern, höchſt abhängigen Verfaſſung.

Amalie erſtaunte über dieſen ſeltſamen Wechſel. Nicht gewohnt, über die Handlungsweiſe ihres Vaters nachzudenken, und noch weniger, ſie zu verdammen, hatte ſie zwar oft ſeine Gleichgültigkeit gegen die Verlaſſene, als einen Mangel an Feinheit der Empfindung, im Stillen betrauert, aber ſie doch ſo ſehr mit ſeinem übrigen Benehmen im Einklange gefunden, daß ſie, anſtatt ihn der Liebloſigkeit zu beſchuldigen, ihn nur beklagte, und auch dieſe Probe ſeines unzarten Sinnes, wie jede frühere, gern für die rauhe Schale eines edeln Kerns hielt. Mit ſteigender Verwunderung ſah ſie daher aus dieſem Kampfe der hülfloſen Weiblichkeit mit der Strenge eines ſtolzen Gebieters jene nur herrlicher hervorgehen, und den zum Diener einer vertriebenen Waiſe herabſinken, der mehr als Einmal geſtanden hatte, er halte ſich für zu gut, der Diener eines Fürſten zu ſeyn. Und wie ſehr vermehrte dies ihre eigene Liebe zu Mathilden; wie innig entzückte ſie die Hoffnung, daß nun in Thalen eine ganz andere Zeit eintreten, daß es ſich aus einem Schauplatze froſtiger Ceremonienbeſuche, ſchaler Feſte, und widriger Scenen mancher Art, in einen Wohnort des Frohſinnes und der Menſchlichkeit verwandeln würde! Bedachte ſie endlich noch, wie ſehr der Bruder, wenn er nach dem Herbſtlager auf Urlaub käme, ſich in Mathildens Geſellſchaft hier gefallen, wie gern er ſeinen Aufenthalt verlängern müßte, der ihm ſonſt nicht kurz genug ſeyn konnte: — o, dann klopfte ihr Herz ungeſtüm, dann fiel ſie mit verdoppelter Gluth der Freundin um den Hals, und hatte, begeiſtert wie ſie war, aus den einſylbigen Antworten derſelben, aus ihrer kaum verbergbaren Traurigkeit, kein Arges. Selbſt Mathilden theilte ſich auf Augenblicke dieſe heitre Laune mit, und kaum hatte ſie, wenn jene über Sommer und Herbſt hinwegflog, und die Genüſſe des nahen Winters, nach denen der Schuldloſen gelüſtete, mit ſchimmernden Farben mahlte, Beſonnenheit genung, ein warnendes Wort hinzuwerfen, und unter bittern Klagen über ihr feindſeliges Schickſal die Ahnung zu äußern, daß ſie bis dahin vielleicht ſchon getrennt ſeyn könnten.

Feindſelig genug war dieſes Schickſal. Das Benehmen des Barons wurde von Tage zu Tage vertraulicher, das iſt, ihr widerwärtiger. Mancher Annäherung entging ſie zwar durch vorſichtiges Vermeiden des Alleinſeyns, durch ihren Ehrfurcht erweckenden Anſtand, durch ihren ernſten Blick, mit Einem Worte, durch die Macht der Unſchuld; aber ihm ganz und auf immer zu entkommen, war unmöglich. Eine verhängnißvolle Wahl ſtand ihr bevor. Entweder ſie mußte das theure, bis jetzt ſelbſt Amalien verborgen gehaltene, Geheimniß ihres Standes aufopfern, oder die kaum gefundene Zuflucht verlaſſen, von dem Herzen, das ein gutes Glück ihr zugeführt hatte, ſich gewaltſam losreißen, und ſich durch den Bruch des übereilt gethanen Gelübdes, immer bei dem Fräulein zu bleiben, bei dieſem in ein deſto ungünſtigeres Licht ſtellen, je weniger ſie ihr die wahre Veranlaſſung der Flucht eröffnen durfte. Indeſſen alles wohl erwogen, blieb das letzte Uebel das kleinſte. Geſtand ſie ihre Abkunft aus einer der edelſten Familien Frankreichs, ſo mußte ſie, was noch weit ärger war, aufs neue die Nachſtellungen des Prinzen * * befürchten, in deſſen Gefolge ſie nach Deutſchland gekommen war, der ſie faſt ſchonungsloſer als Thalen mit dem, was er ſeine Liebe nannte, gequält, und dem ſie ſich nur durch Verläugnung ihres Standes entzogen hatte. Und wer wußte auch, ob Thalen dieſen Rang mehr ehren würde, der jenen ſo wenig zurückſchreckte? Nur abzuwarten beſchloß ſie alſo, wie lange es ihr glücken möchte, den Verfolger entfernt zu halten, und, ſobald er mit ſeinen Abſichten deutlicher hervorträte, viel lieber zu fliehen, als ſich den Verfolgungen, Künſten und Racheplanen eines Wollüſtlings abermals Preis zu geben.

Zwei Monathe verſtrichen in dieſem geſpannten Verhältniſſe, und Amalie klagte es eben ihrer Freundin mit Verdruß, daß Wilhelm, vom Dienſte feſtgehalten, nach des Vaters Behauptung erſt in mehreren Wochen eintreffen würde, als ſie in einem anſprengenden Reiter den erſehnten Gaſt erkannten. So viel hatten gegen die kalten Briefe des Vaters, der ihm nicht undeutlich zu verſtehen gab, er möge immer bleiben, wo er ſey, die wärmern der Schweſter vermocht, welche Mathildens Lob verkündigten, und ihn zur Eil aufforderten. Indeß, zu ſagen, wie allmählich ſeine Neugierde in Theilnahme, die Theilnahme in Zuneigung, und dieſe bald in Leidenſchaft überging, verſtattet der Raum nicht. Der Umſtand, daß Mathilde ſeine Gefühle erwiederte, reicht hin, dem Leſer das Steigen ihrer Verlegenheit, die immer ſchwieriger werdende Verwickelung ihrer Lage in dieſem Hauſe, begreiflich zu machen. Für Wilhelms Werth würde er freilich nur wenig beweiſen; der Fall iſt nicht ſelten, daß ſich wohlgeartete Mädchen der Verſuchung ſelbſt gewachſen glauben, weil ſie es dieſem oder jenem Verſucher waren, und in Beurtheilung der Verdienſte des Bewerbers vergreifen ſie ſich nicht leichter, als wenn er ſie, mit der Fülle der Jugend, mit einer gewinnenden Geſtalt, und der Sprache der Leidenſchaft ausgerüſtet, antritt. Diesmal jedoch war Mathilde wohl berathen. Wilhelm liebte zum erſten Mal und ernſtlich. Er verglich mit ihr die Weiber ſeiner Bekanntſchaft, und vermißte an jener nichts von dem, was dieſe liebenswürdig machte, doch alles, was ihm ſie verleidete; und er ſagte es ihr. Nur ein Unbilliger kann es ihr verdenken, daß ſie ihm glaubte, daß ſie, betäubt von den verſtändlichen Anſpielungen der Schweſter, die in dieſem Bündniſſe nur Glück und Frieden ſah, dem freundlichen jungen Manne Rede ſtand, und daß ſeine Betheurungen, „die Hülle der Niedrigkeit verberge hier unfehlbar ein mit geltenden Anſprüchen an Glanz und Ehre gebornes Weſen," ſie in ihren eignen Augen erhoben. Die Ausſicht, als Wilhelms Gattin auf immer vor den Tücken des Schickſals, vor den Verfolgungen des Prinzen wie des Barons, vor der gefürchteten Trennung von ihrer Amalie, geborgen zu ſeyn — dieſe ſelige Ausſicht vollendete den Rauſch. Ein Augenblick kam, wo ſie die bisher immer noch empfundenen Gefahren ihrer Lage, das Gewagte des Schrittes, ſich hinter dem Rücken des Vaters, wie vielmehr des Nebenbuhlers, zu verloben, kurz, wo ſie ſich ſelbſt vergaß; und in dieſem Augenblicke war es, wo ſie Wilhelms Namen in einem Tone ausſprach, der ihn magiſch zwang, das ſüße Bündniß mit einem Kuſſe zu verſiegeln. Ein Glück für ſie, daß die Füße, deren Tritt die Berauſchten aus einander ſchreckte, nicht dem Baron, ſondern der liebenden Amalie angehörten! Durch das tägliche Beobachten eines zarten Geheimniſſes ſelbſt geheimnißvoll, und mit nie empfundenen Trieben bekannt gemacht, hatte ſie jenen Augenblick zu belauſchen gewußt, und ſie ſtand nun als ſegnender und ſchützender Engel zwiſchen den Verlobten: als ſchützender beſonders darum, weil ſie die erſte war, die ihrem Geliebten Vorſicht empfahl, und zum Lohn ihrer Theilnahme den Auftrag forderte, das Begehren des Sohnes bei dem Vater einzuleiten, ſein unzugängliches Gemüth mit Bitten und Liebkoſungen zu beſtürmen, und ihn — dies ſagte ſie nur zu ſich ſelbſt — durch den unbedingten Abtritt ihres unabhängigen mütterlichen Vermögens an Mathilden, aus der letzten Verſchanzung zu treiben.

Dem Baron war indeſſen die Neigung beider keinesweges entgangen; aber er hatte ſie aus einem doppelten Grunde geduldig mit angeſehen. Er glaubte zuvörderſt, im nächſtvergangenen Winter ein ziemlich genaues Verhältniß zwiſchen Wilhelm und der Tochter ſeines Oberſten, eines von den reichſten und geſuchteſten Mädchen der höhern Zirkel, beobachtet, und ſeiner Seits kräftig begründet zu haben. Doch einem ſo erfahrenen Kenner hätte dieſe Sicherheit wohl ſchwerlich genügt; ſein Blick reichte noch weiter. Daß die ſtolze Mathilde dem jungen Manne gegenüber ſich eben ſo wenig, als mit ihm ſelbſt, einen

Finger breit von ihrem Rechte vergeben würde, und daß dieſer, nach Ablauf der kurzen Urlaubszeit, zwar vielleicht geliebt, aber gewiß unerhört, das Feld räumen müßte, ſchien ihm ausgemacht. Wilhelm arbeitete alſo im Grunde nur für ihn ſelbſt; er bewirkte nichts, als daß er die ſchlummernden Leidenſchaften in dem Buſen der Spröden weckte, ſie mit einer Sehnſucht, die gewaltſam nach Befriedigung ſtrebt, vertraut machte, ihre Wachſamkeit einſchläferte, und dem gegenwärtigen Verführer freien Spielraum ließ, ihr den abweſenden zu erſetzen.

Weit entfernt alſo, bei Amaliens Mittheilungen in die Rührung überzugehen, auf die ſie es anlegte, oder gar in die Hitze, vor der ſie ſich fürchtete, konnte er ſich kaum des Lächelns erwehren, und nannte ſie, ſtatt aller Antwort, eine gutmüthige Schwärmerin. Doch nur Amaliens Herz erfüllte dieſe beiſpielloſe Milde mit entzückenden Hoffnungen. Wilhelm kannte den Vater beſſer, ahnete heftige Stürme, und waffnete ſich mit Muth. Hätte es nur Mathilde über ſich gewinnen können, ihn in den rechten Geſichtspunkt zu ſtellen! Allein nicht einmal die Verfolgungen des Prinzen vermochte ſie ihm zu geſtehen, weil ſie dadurch an unzählige traurige Stunden und Demüthigungen erinnert wurde, die ſie der ganzen Welt zu verhehlen wünſchte: wie wäre ſie fähig geweſen, über den eigenen Vater des Geliebten Klage zu führen! Und dennoch mußte Wilhelms Unwiſſenheit über dieſen Punkt alle ſeine Maßregeln Theils unzureichend, Theils zweckwidrig machen. Anſtatt der Geliebten ſo oder ſo, nur auf der

Stelle, aus dieſem Hauſe zu helfen, oder ſie doch bis zur Entſcheidung nicht aus den Augen zu laſſen, wähnte er ſie vielmehr nirgends beſſer verwahrt, als unter der Aufſicht des Vaters, in den Armen der Schweſter; hielt er nichts für nothwendiger, als den Beweis ihrer Geburt beizubringen, weil gerade dieſe es war, an welcher der Baron, auf die hingeworfenen Aeußerungen Amaliens, zu zweifeln geſchienen hatte. Zum Ueberfluß wollte es das Verhängniß der Liebenden, daß Wilhelm ſelbſt, durch ſeine Erklärung beim Abſchied, die Aufmerkſamkeit des Vaters auf jene Hauptabſicht lenken mußte. In der Vorausſetzung, nichts ſtehe bei dieſem, deſſen Fehler der Geitz nicht war, ſeiner Heirath entgegen, als der Stand der Verlobten, bekannte er unverhohlen ſeine Hoffnung (es einſtweilen nur ſo zu nennen, hatte er Mathilden verſprochen); in der dürftigen Fremden ein Fräulein von altem Adel, wohl gar eine Gräſin, deren Vater mit dem Könige zu Tiſche geſeſſen habe, zu entdecken, und er redete ſich nach und nach ſo ſehr in's Feuer, daß er am Ende geradezu geſtand, er gedenke, als erklärter Bräutigam wiederzukommen.

Der Baron antwortete kurz, aber er ſchrieb einen deſto längern Brief in die Hauptſtadt, um ſeinem dortigen Geſchäftsträger pünktlich vorzuzeichnen, was er zu thun hätte, um nicht nur jeden Schritt des Sohnes zu erfahren, ſondern auch jedes neue Urlaubsgeſuch deſſelben zu vereiteln. Bald ging die Antwort ein. Wilhelm hatte in der That bei dem Oberſten, und — Dank der Klugheit des Agenten — auch bei dem Commandeur eine Fehlbitte gethan, ohne daß er ſich mit Recht über Ungefälligkeit beklagen, oder die geheime Einwirkung des Vaters ahnen konnte. Alles fügte ſich ganz natürlich: die Verweigerung wurde mit den verbindlichſten Ausdrücken begleitet, und dem Ungeduldigen blieb nichts übrig, als die Hoffnung beſſerer Zeiten, und Mathildens troſtvolle Zuſchriften. Gewarnt von ihrem Schutzgeiſt, hatte jedoch dieſe es dem Geliebten dringend an's Herz gelegt, in keinem ſeiner Briefe Namen zu nennen, und den ihrigen keinem ihrer Landsleute zu vertrauen. Sie ließ ihn mehr vermuthen, als wiſſen, daß ſie mächtige Feinde habe, und daß die geringſte Unbedachtſamkeit leicht ihr Verderben herbeiführen könnte. So erfuhr denn der Baron aus dem Briefwechſel, den er begreiflicher Weiſe erſt durch ſeine Hände in die rechten zu bringen wußte, außer den Klagen der Liebe, nichts weiter, als die Beſchreibung mehrerer fehlgeſchlagenen Verſuche Wilhelms, Urlaub in's Ausland zu erhalten; mehrerer nicht beſſer gelungenen Schritte, den Aufenthalt der mit ihr ausgewanderten Freundin zu erforſchen; endlich auch ſeiner Unzufriedenheit über ihr Zaudern, dem Vater ohne Umſchweife Namen und Stand zu entdecken.

Von Herzen gönnte der Baron dieſe Fehlſchlagungen dem Sohne; ging es doch ihm ſelbſt nicht glücklicher bei Mathilden! Alle ſeine Berechnungen waren falſch. Des Mädchens Phantaſie war geweckt; aber ſie hielt nur an reinen und edeln Bildern feſt. Thalen machte die Erfahrung, daß die Sprödeſte, ja ſelbſt die Unſchuldigſte, aber Ungeprüfte, immer noch verführbarer ſey, als ein weibliches Weſen, welches das Unglück frühzeitig in ſeine Schule nahm, das am Richtplatze des Vaters, am Sterbebette der Mutter, auf immer das Gemeine verſchmähen, und um den Preis ſo vieler theuren Geliebten nur deſto feſter zu lieben lernte. Je ernſthafter der Baron auf dieſe Art Mathildens Verhältniß mit ſeinem Sohne werden ſah; je mehr er begriff, daß die Entfernung ſie nur ſtärker an einander knüpfe, während ihn eine ſolche allemal geheilt hatte: deſto beſtimmter entſchloß er ſich zuletzt, entweder über Mathildens eigenſinnige Tugend zu ſiegen, oder ſie ſo weit weg zu ſchaffen, daß ſie dem heirathsluſtigen Sohne für immer unerreichbar würde. Nichts wäre leichter geweſen, wenn er ihr für ſich ſelbſt hätte entſagen, oder der öffentlichen Meinung trotzen wollen. Aber beides wünſchte er zu vermeiden, und er fand in ihrer Entfernung, ſobald ſie nur auf eine geſchickte Art vorgenommen würde, das beſte Mittel zu jenem doppelten Zweck.

Ehe er jedoch zum Entſchluß kommen konnte, half ihm der Zufall aus der Noth. Ein freundlicher Alter trat mit Amalien ins Zimmer, und führte ſich als einen Bekannten und Botſchafter des Sohnes ein. Nach wenigen haſtigen Fragen an den Fremden, deſſen Antworten eben ſo viele Lobpreiſungen des Bruders waren, flog Amalie davon, um die Freundin, die ſie nicht ſogleich hatte finden können, mit der Nachricht von der unerwarteten, ganz gewiß folgenreichen Ankunft eines Landsmanns zu beglücken.

Mit dem erſten Blick durchſchaute der Baron an dem Gaſte die Larve der unbefangenen Gutmüthigkeit, und ſetzte ſich in Faſſung, Liſt mit Liſt abzutreiben. Auch ging jener wirklich damit um, den Vater wie den Sohn zu berücken. Anſtatt freimüthig zu geſtehen, wie er dem Letztern verſprochen hatte, daß er Mathildens Geſchlecht kenne, und dieſe Behauptung durch unverwerfliche Zeugniſſe zu beſtätigen, redete er behutſame Worte von einer frevelhaſt entwichenen Zoſe der Prinzeſſin * *, von nahmhaften Veruntreuungen, und von der Pflicht des Barons, die Landſtreicherin, die er nach aller Wahrſcheinlichkeit in ſeinem Hauſe beherberge, ihrer Gebieterin auszuliefern. Thalen wußte genug, und der Vorwand zu des Mädchens Entfernung war gefunden. Was kümmerte ihn die Unredlichkeit des Angebers, deſſen Berichten er ohne Mühe das Unwahrſcheinliche anmerkte! Was kümmerte es ihn, daß der Prinz * *, von deſſen Liebeshändeln Stadt und Land erſcholl, unter dem erdichteten Vorwande, als ſey es eine Diebin, einem Mädchen nachjagte, dem man nur eine Stunde lang nahe zu ſeyn brauchte, um es unſchuldig zu finden! In ſeinen Plan taugte es, das höchſte Erſtaunen zu heucheln und die Auslieferung der Verbrecherin zuzuſagen. Als ſolche jedoch wollte der Kammerdiener des Prinzen — denn er war es wirklich – Mathilden nicht behandeln laſſen: dies hätte Erörterungen herbeigeführt, die er vermeiden mußte; und ſo war er genöthigt, dem ſchlauen Baron mit dem Vorſchlage ſelbſt entgegen zu kommen, daß er an irgend einem dritten Orte, ohne alles Aufſehen, die Beute in Empfang nehmen wolle. Der Baron ſchlug nach einigen Weigerungen ein, feſt entſchloſſen, das Mädchen nicht für den Prinzen, ſondern für ſich ſelbſt zu entführen.

Jetzt eben rief ihn Amalie mit allen Zeichen des Schreckens ab. Er hieß ſie den Fremden unterhalten, und ging in Mathildens Zimmer. Bleich vor Entſetzen und in der höchſten Angſt, forderte ſie von ihm Beſtätigung oder Widerlegung der Furcht, die Amaliens Beſchreibung von der Perſon des Fremden in ihr aufgeregt hatte, und ſtürzte, als ſie jene erhielt, um Rettung flehend, zu ſeinen Füßen. Erſchüttert hob er die Weinende auf, die ihm in ihrem Jammer weit ſchöner, aber auch unendlich bedauernswerther vorkam, als er ſie je geſehen hatte. Unentſchloſſen ſchwankte er zwiſchen lüſterner Begierde und nie gefühlten Rührungen, als auch Wilhelm laut aufſchreiend hereinflog, mit ſtarkem Arm die Geliebte an ſich riß, und, ohne des Vaters zu achten, betheuerte, daß keine Macht der Erde ſie ihm rauben ſolle. „Wo iſt der Schurke?" rief er dann wüthend, und eilte aus dem Zimmer, ehe der Baron es verhindern konnte. Das plötzliche Erſcheinen des Sohnes hatte die Verwirrung ſeines Geiſtes, die bei den Wehklagen der Verlaſſenen anhob, vollendet. Mit dem Vorſatze gekommen, Mathilden im Drange ihres Verhängniſſes zur ſchleunigſten Flucht zu bereden, konnte er jetzt nichts anders thun, als ihr geloben, daß er ſie gegen den Uebermuth des Beleidigers durch die unverhohlene Zuſicherung ſeines Schutzes ſichern wolle.

Während dieſer kurzen Verhandlungen hatte der Kammerdiener, ſo freundlich ihn auch Amalie anſprach, wie auf Neſſeln geſtanden, mit merklicher Unruhe das Geräuſch im Vorſaal vernommen, und für jeden Fall ſeinen Hut geſucht. Jetzt hörte Amalie die Stimme ihres Bruders, und ſchnell drängte ſich, als ſie ihm entgegenſprang, der verlegene Kundſchafter hinter ihr nach der Treppe. Doch ihn ereilte der betrogene Wilhelm; er faßte unſanft ſeine Hand, und zog ihn mit ſich in das Zimmer, welches ſo eben Mathilde mit dem Baron verlaſſen wollte. „Dieſer Menſch,“ ſagte Wilhelm, „wurde mir werth, „weil er der Freund meiner Liebe zu ſeyn verſprach, weil „er mir gelobte, Sie, mein Vater, über Mathildens Geburt ins Klare zu ſetzen. Er iſt der Diener ihres Widerſachers, ſein Kuppler; das erfuhr ich noch am Tage „ſeiner Abreiſe. Womit hat er Sie belogen?“

Mathilde flehte um Schonung; doch der Baron, der hier kein anderes Heil ſah, als ſich großmüthig zu zeigen, trat auf die Seite des Sohnes, und eiferte ſehr. Muthig gemacht durch dieſe Unterſtützung, ſetzte Wilhelm nun dem betroffenen Sünder mit erneuetem Ungeſtüm zu, und verhieß ihm nur unter der einzigen Bedingung Nachſicht, wenn er die Wahrheit bekennen würde. „Nur ein Ja auf wenige Fragen!“ — rief er — „dann gehen Sie. Iſt Mathilde die Tochter des Grafen B**?

Sie iſt es — ſagte der Kammerdiener.

„B**?" wiederholte der Baron mit einem Blick der höchſten Beſtürzung. Raſch ſetzte Wilhelm ſeine Fragen fort, und jener bejahte alle. Den Reſt, bei dem ſein Herr nur zu ſehr in's Gedränge kam, erließ er ihm, und winkte zur größten Zufriedenheit des Inquiſiten nach der Thür. Jetzt überwältigte das ſonderbare Verhängniß den Baron. Mit flüchtigem Schauder überdenkend, wie nahe er einer grauſamen That geweſen war, umſchlang er Mathilden, und nannte ſie die Tochter ſeines Bruders, die Braut ſeines Sohnes. —

Die reitzende Gräfin Senanges — dies erfuhren nun die Ueberraſchten — war in ihrem achtzehnten Jahre von dem Bruder des Barons, der dieſen nach Paris begleitet und im vorletzten Feldzuge am Rhein ſeinen Tod gefunden hatte, geliebt, und das Opfer ihrer Schwachheit geworden. Sie hatte Mathilden geboren, von dem Treuloſen verlaſſen, die Hand des Grafen B** gewählt, und lebenslang dem Manne angehangen, der ihr den eingeſtandenen Fehltritt vergab, und ſich berufen fühlte, Mathilden für ſeine Tochter anzuerkennen. — Ihr Amt verwaltend hatte Nemeſis den Baron an den Abgrund eines Frevels geführt, damit ſie ihn nöthigen möchte, die Schuld ſeines Bruders zu verſöhnen.

Karl Sebald.

III.

Kurze Entwickelung der altnordiſchen Dichtkunſt.

(Beſchluß.)

Die Poeſie der Singeſprache blieb lange im Gebrauch und unverändert, bis auf die Regierung Harald Haarfagers, wo man die übrigen Dichtungsarten: Drottquaedt, Togmaellt und Runhendt erfand, die nachher allgemein in Gebrauch kamen. Dies geſchah am Ende des 8ten und zu Anfange des 9ten Jahrhunderts, und vielleicht hoben Erpr Lutandl und ſein Schwiegerſohn Brage den Gamle, die um dieſe Zeit lebten, Theil an der Erfindung. Doch blieb auch noch die alte, einfachere Poeſie im Schwange. Die neue war ſchwerer und unverſtändlicher.

1) Fornyrda lag von 8 Zeilen wird noch jetzt in Island gebraucht und geſungen, unter dem Nahmen Liuflingslag, Elfenton, ohne Zweifel, weil man ehemals glaubte, daß die Elfen, wenn ſie ihre lieblichen Stimmen hören ließen, in dieſer Melodie ſängen. In der That hat dieſe Dichtungsart, an der rechten Stelle, einen großen Zauber. Man könnte jenen bedeutungsvollen Nahmen vielleicht mit vielem Rechte auf die ganze nordiſche Poeſie ausdehnen.

2) Drottmaellt, Drottquaedt. Es beſtehet aus acht Zeilen, jede Zeile aus ſechs langen Sylben. Das Drottmaellt iſt aus dem 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert, und ſingt vorzüglich Gegenſtände aus der einheimiſchen Geſchichte. Es iſt mit und ohne Reim. Letzteres ſcheint die älteſte Art zu ſeyn, und unterſcheidet ſich vom Fornyrda lag nur durch ein längeres Sylbenmaß. Das gereimte Drottmaellt reimt jede Zeile mit ſich ſelbſt.

Hierzu gehört auch das ſogenannte Alhendt, welches man für die ſchönſte aller nordiſchen Versarten hält. Es iſt aber auch die mühſeligſte, denn es reimt zwei Mal in jeder Zeile. Hierbei bemerke man noch die Buchſtabenreime, die nicht bloß einfach regelrecht, ſondern ſogar doppelt und dreifach vorkommen, z. B.:

Frama skotnar gram gotnum
giöf sannaz röf spannar
men-stikler venst miklar
mann-dyrdir vann skyrdar.
Her-fiölld bera hölldar
hag-bals lagar stala
fridaz sialldan vid valldi
val-lands svala branda.

3) Togmaellt beſteht aus 8 Zeilen, und reimt jede Zeile in ſich ſelbſt. Es hat weniger Sylben, als Drottmaellt, z. B.:

Gat ec gull-skata
ger er leygs of bor
Göto gunn-vita
graps taug-drapo.

Oder: Ugdo egdir
ör-heidis för
svans sigr lana
sök-tamir miök.
Alt var golli
grams skip framit
var sion sögo
sliks of rikri.

Oder: Hrönn sker hvatt fer
hufr kalldr alvalldr
la brytr lög skytr
hung-armr raug-barmr,
Bratt skekr byr rekr
bla-vegg ra-skegg
jarl laetr altmaetr
usvipt hun-skript.

Zuweilen iſt Togmaellt ganz und gar gereimt; dann heißt es Nyi-hattr, z. B.:

Raesir glaesir
röckva döckva
hvitum ritum
hreina reina,
Skreytir breytir
skafna stafna
hringa stinga
hiörtum svörtum.

Endlich 4) Runhenda. Dies beſteht ebenfalls aus acht Zeilen, unterſcheidet ſich aber dadurch, daß es mehrere Zeilen miteinander reimt. Es iſt von verſchiedener Länge, z. B.:

Slikt er sva
siklingr a
olld theſs ann
ord-rom thann:
Jarla er
austan ver
skatna skyrstr
skuli dyrstr.

Oder: Vestan komc of ver
enn ec vidris ber
ma strandar mar
sva er mitt of far.
Droc eik a flot
vid isa brot
hlod ec maerdar lut
minnis knarrar skut.

Oder: Thiggia kna med gulli glöd
gotna ferd af raesi miöd
drecka laetr han sveit at sin
silfri skenkt hit fagra vin.
Greipum maetir gullig scal
Greppum sendir rinar bal
eigi hittir aedra mann
jarla bestr enn skiölldung thann.

Oder: Fluttac fraedi
of frama graedi

tunga taedi
med tölo raedi.
Stef skal staera
stilli maera
brodr gör oc hraera
oc hanum faera.

Hieraus ſieht man, daß die Reime theils männlich, theils weiblich ſind, theils durch 2, theils durch 4 Zeilen gehen. Da das Runhendt mit der Deutſchen Art zu reimen völlig übereinſtimmt; ſo glaubt man, daß es aus Deutſchland herüber genommen ſey.

Aus dieſer kurzen Darlegung erhellet zur Genüge, an wie mannigfaltige Regeln ſich die nordiſche Dichtkunſt band, und wie ſchwer ſie daher war. Schon der leichteſte Vers, die Eddiſche Singeſprache, oder das Fornyrda lag, iſt im Deutſchen, wo ſich doch bekanntlich Alles nachbilden läßt, nicht ohne Schwierigkeit. So leicht das Sylbenmaß an ſich iſt, ſo viel Zwang legen in unſrer Sprache die Buchſtabenreime auf, wenn ſie an der rechten Stelle ſtehen und das gehörige Gewicht haben ſollen, ohne welches ſie dem Ohre, das nicht daran gewöhnt iſt, leicht völlig entſchlüpfen. Der andern ſchwereren Versarten zu geſchweigen. Dennoch kann man dem Ueberſetzer der Edda, wenigſtens die Alliteration, nicht füglich erlaſſen, weil ohne ſie die eigentliche Seele dieſer Poeſie verloren geht. Uebe ſich alſo immerhin, wem es die Götter in die Seele legen, dieſen Bogen zu verſuchen! So mühevoll indeß dieſe Poeſie uns jetzt erſcheinen mag; ſo hatten doch die alten Skalden ihre Kunſt ſo inne, daß ſie nicht nur bei gehöriger Muße, ſondern auch bei vorkommenden Gelegenheiten aus dem Stegereiſe, fehlerfreie Strophen abſangen. Da die Könige gewöhnlich ſelbſt Freunde und Kenner der Kunſt waren, ſo forderten ſie häufig ihre Hof-Skalden durch ausgeſetzte Preiſe zu ſolchen unvorbereiteten Gedichten auf. Zuweilen wurden ſogar ſchwere Strafen auf den Mangel der Geſchicklichkeit geſetzt. Der Dichter Halle war bei ſeinem Könige, Harald Sigurdſen, in Ungnade gefallen. Der König ſchickte ihm während des Abendeſſens ein gebratenes Ferkel zu, mit dem Bedeuten, während das Ferkel niedergeſetzt würde mit einem Verſe dazuſeyn, oder ſonſt ſeinen Tod am Galgen zu erwarten. Halle ſang, indem er nach dem Preiſe griff, ſogleich eine Strophe auf dieſe Begebenheit, wodurch er ſich die Gunſt ſeines Herrn wieder erwarb. Auch als freiwilliger Erguß einer plötzlichen Empfindung entſtanden ſolche Geſänge. Helden, im Getümmel der Schlacht, ſuchten ſich ſelbſt und ihre Mitkämpfer dadurch zu ermuntern. Verwundet und dem Tode nahe, drückten ſie ihre Gefühle rhythmiſch aus, tröſteten die Geliebten, forderten Rache, und weiheten ſich mit Liedern zu dem Uebergange in Odins Hallen.

Die Reimbuchſtaben werden mit Recht für die Zierde und den Schmuck dieſer Poeſie angeſehen. Sie ſtehen den nordiſchen Geſängen ſehr wohl, und geben ihnen lebendigen, kräftigen Ausdruck, welchen ein Isländer in fremder Poeſie nicht zu finden glaubt, beſonders wenn er nicht dazu gewöhnt iſt. Auch fanden die Alten ſo großen Geſchmack an den Reimbuchſtaben, daß ſogar die Geſchichtſchreiber ſich ihrer zuweilen im ungebundenen Style zur Auszierung bedienten. Die Geſetze der Alliteration ſind ſeit den älteſten Zeiten dieſelben geweſen, und ſind es noch jetzt in Island, wo man ſich ſo daran gewöhnt hat, daß auch der Ungebildetſte ein richtiges Ohr dafür hat.

Karl Lappe.

IV.

Grundſätze über die Begründung des unveräußerlichen Rechts, ſeine Gedanken, in ſo fern ſie zu einer Verbeſſerung beitragen können, mitzutheilen: (mit beſonderer Hinſicht auf die Kirche, die einen geiſtigen Zweck hat).

Von Fr. Gottlieb Zimmermann.

„Man laſſe ſie predigen, was ſie wollen, Evangelium „oder Lüge, wenn ſie nur nicht Aufruhr und Unfrieden predigen!"

(Luther's Schriften, Altenb. Ausg. Th. III. S. 116.)

Statsgeſellſchaft und Religionsgeſellſchaft ſind nie einerlei, ob ſie gleich, der Zahl nach, aus einerlei Mitgliedern beſtehen können. Jede Geſellſchaft konſtituirt ſich durch ihren eigenen Zweck. Wäre ich alſo in hunderterlei Geſellſchaften, wovon aber jede ihren eigenen Zweck hätte, ſo würde darum die Verſchiedenheit der Geſellſchaften doch bleiben, und durch die Identität der Mitglieder nicht aufgehoben werden können. Eben daher können auch in Einem Staate mehrere Religionsgeſellſchaften exiſtiren; es können in mehreren, von einander verſchiedenen, ſogar feindlichen Staaten die Religionsgeſellſchaften, als ſolche, ganz mit einander verbunden ſeyn, ohne daß darum die eine durch die andere aufgehoben würde: denn ihr Zweck iſt ein anderer, als der Zweck der Staatsgeſellſchaften.

Der *Zweck des Staats* iſt und kann kein anderer ſeyn, als Schutz für den Beſitz des vorhandenen Eigenthums, ſobald nicht erwieſen werden kann, daß dieſes Eigenthum ein unrechtmäßiges ſey.[1] Weiter, als auf dieſe Sicherung des Eigenthums, als *auf äußere Handlungen* alſo, welche zur Ausführung gebracht werden können, darf vernünftiger Weiſe der Zweck des Staats nicht ausgedehnt werden, wenn man nicht verſchiedne, heterogene Dinge unter einander werfen will. Es iſt daher nichts anders, als eine *Unſitte*, wenn man den Staatszweck vielmehr erweitert, jede Art von Erziehung, von Geiſtesbildung mit dahin rechnet, wenn man den Staat ſogar als einen allgemeinen Vormund über ſeine Unterthanen zu betrachten pflegt. Man kann auch nicht ſagen: *der Staat will allgemeine Glückſeligkeit!* Wäre das, ſo müßten ja diejenigen, welche den Staat regieren, erſt beurtheilen, was dieſe Glückſeligkeit ſey; für *allgemeine Glückſeligkeit* aber giebt es keinen Maaßſtab: — ein jeder wird und muß ſie ſchätzen nach ſeiner individuellen Anſicht; er würde demnach ſeine Meinung dem Andern *vorſchreiben*, und auf dieſe Weiſe würde aus der Vormundſchaft des Staats für ſeine Untergebenen ein Zuſtand entſtehen, ähnlich dem Zuſtande der Kindheit der ganzen Nation. — Alſo Eigenthum und Beſitz, Gebrauch und Vermehrung dieſes Beſitzes, das iſt der einzige Zweck des Staats.

Dieſem Zweck des Staats würde eine einzige Meinung entgegen ſeyn, das Princip nehmlich: daß man das Eigenthum mit Gewalt verändern dürfe. Folglich entſteht der Staat vernünftiger Weiſe durch die Aufopferung dieſer Meinung. An und für ſich können die Menſchen allerlei Meinungen haben; aber erſt dann, wenn die Menſchen dieſe Meinung, daß man das Eigenthum des Andern mit Gewalt verändern dürfe, aufgeben, erſt dann konſtituiren ſie einen Staat: ſie agnoſciren ſodann, daß das Eigenthum des Andern durch rechtliche Verhältniſſe geſichert ſeyn ſolle.

Iſt nun auf ſolche Weiſe die Staatsgeſellſchaft konſtitutionirt, und es will in derſelben irgend eine andere Geſellſchaft aufſtehen, ſo iſt bloß die Frage — nicht: was hat dieſe neue Geſellſchaft für einen poſitiven Zweck? ſondern — hat die neuentſtehende Geſellſchaft den Zweck, die Meinungen, auf welchen die Ordnung des Staats beruhet, mit Gewalt aufzuheben? die Sicherheit aller Arten von Eigenthum zu zernichten oder zu ſtören, für unnütz, ſchädlich, verwerflich zu erklären? Thut ſie dies, lehrt ſie, Anarchie ſey beſſer, als Sicherung des Eigenthums, ſo entſteht alsdann, wenn ſie ſich nicht dem Staate überhaupt koordinirt, eine Hoſtilität. Der Zweck des Staats iſt den Menſchen durch Vernunft geboten, ſo daß er ſogar im Weigerungsfall durch Gewalt erhalten werden ſoll. Wer aber einen bis zur Rechtfertigung der Gewalt von der Vernunft gebotenen Zweck, oder ein dazu beſtimmtes und taugliches Mittel wiſſentlich zernichten will, der ſetzt ſich ſelbſt einen zur Pflicht werdenden Gebrauch der Gewalt entgegen. Er hat es ſich alſo zuzuſchreiben, daß der Staat gegen ihn, ſey er Individuum, oder Geſellſchaft, in das Verhältniß einer von der Vernunft geforderten Vertheidigungsgewalt, in einen pflichtgemäßen Defenſionskampf tritt. — Sobald aber die neue Geſellſchaft dieſen Zweck nicht hat, ſo hat auch der Staat nicht weiter das Recht, zu fragen: was haben ſie für poſitive Meinungen? denn er iſt ſicher und ungefährdet, ſobald alle Menſchen den Grund zugeben, wovon er ausgeht. Nur jene, dem Staatszweck opponirte Meinung muß dem Staate einen ewigen Krieg ankündigen; alle andere Meinungen gehen ihn durchaus nichts an.

Es kann alſo eine Geſellſchaft eines innern Zwecks, eines Fürwahrhaltens nach Anſehen oder Sachgründen, eine Religions- oder andere Geſellſchaft entſtehen, von welcher Art ſie ſey; ſie kann die abſurdeſten Meinungen haben; diejenigen, welche den Staat verwalten, können wohl einſehen, daß die Glieder, welche die neue Geſellſchaft ſchließen, einfältig ſind: aber als Staatsdiener haben ſie nicht das Recht, das Entſtehen und die Fortdauer dieſer Geſellſchaft zu hindern, weil die poſitiven Meinungen derſelben einfältig ſind, ſondern nur, zu hindern, daß dieſe einfältigen Meinungen nicht den rechtmäßigen Beſitz, nicht den Gebrauch des Eigenthums ſtören. Und wollte der Staat einer ſolchen Geſellſchaft die unentbehrlichen Mittel für jeden innern Zweck, die gewaltloſe, aber wahrhaft ungeſtörte Mittheilung der Gründe, es ſeyen nun Bewegungsgründe zum Autoritätsglauben, oder Gründe zur Ueberzeugung, durch ſeine Gewalt hemmen oder vermehren: ſo wäre das wieder unrechtmäßige Anmaßung des Staats, deſſen Weſentliches nur der äußere Zweck der Eigenthumsſicherheit iſt. In ſo fern die eine Geſellſchaft einen äußern Zweck durch Macht, die andere einen nur durch Gründe zu bewirkenden innern Zweck hat, darf keine von der andern mehr fordern, als daß beiderſeitiges Daſeyn neben einander möglich (coexiſtibel) bleibe.

Es bleibt aber weiterhin eine unveränderliche Pflicht des Menſchen, *Verbeſſerungen durch Gründe zu bewirken*. Wenn die Pflicht überhaupt unveränderlich iſt, ſo bin ich *immer* dazu aufgefodert, ſie zu erfüllen, und nichts ſoll mich hindern, ſie auszuführen. Das unveräußerlichſte aller Rechte aber iſt das Recht zu denken; la foi implicite n'est que pour les fous; pour connoitre la verité il faut necessairement examiner les principes, ſagt *Sidney* *). Es iſt daher auch eben ſo gewiß eine unveränderliche Pflicht, ein Vernunftgebot, *durch* gedachte *Gründe die Verbeſſerung zu bewirken*. Iſt aber dies, ſo muß die *Mittheilung*

---

*) S. Discours sur les Gouvernemens par *Sidney*. T. I. Sect. III.

dieſer Gründe, als Gründe, ein unveräußerliches Recht ſeyn, d. h. ein Recht, das man nicht aufgeben kann.

Mittheilung der Ueberzeugungen alſo, als ſubjektiver Urtheile, müſſen von Rechts wegen, nach moraliſcher Anſicht, unter den Menſchen überall ungehindert ſeyn. Es iſt nehmlich Gebot der Vernunft, daß alles exiſtirende Aeußere, alſo auch der Staat, Andern zugeben ſolle, — ohne Gewalt, Tücke, Verſprechung willkührlicher äußerer Vortheile, Androhung äußerer Nachtheile dieſer Art u. ſ. f. — die Meinung geltend zu machen, daß jenes Exiſtirende in einer andern wahr oder ſcheinbar verbeſſerten Form beſſer exiſtiren und alſo darein verſetzt werden ſolle. Ohne dieſe Unterordnung des Gewalthabenden unter die Wirkſamkeit durch Gründe wäre alle Verbeſſerung des in Poſſeſſion gekommenen äußern Zuſtandes, ohne Gewaltthätigkeit oder Revolution, für immer unmöglich. Daß aber Verbeſſerungen möglich bleiben ſollen, iſt vernunftmäßig. Wollte alſo der Staat die gewaltloſe Wirkſamkeit einer ihm coordinirten Geſellſchaft durch Verbreitung ihrer echten oder ſcheinbaren Gründe gewaltſam ſtören oder aufheben, ſo wäre er ſelbſt der Anmaßung ſchuldig, Parthei und Richter zugleich ſeyn zu wollen; ihre Opponentin aber hätte für ſich ein Vernunftgebot, die logiſche und moraliſche Wirkſamkeit, (ohne deren freien Gebrauch auch jede andere auf Verbeſſerung zielende Veränderung möglich zu ſeyn aufhörte), durch einen pflichtmäßigen Defenſionskampf ſich zu erhalten, d. h.: ihre

Konſiſtenz

Conſiſtenz im Nothfall, wenn Gegenvorſtellungen nichts ausrichten, ſich zu erzwingen.

Sogar der Menſch ſelbſt, für ſich, kann dieſes Recht, ſeine Ueberzeugungen ungehindert mitzutheilen, nicht einmal aufgeben, auch wenn er den größten Vortheil dadurch erlangen könnte; denn dieſer Vortheil würde ja ein unrechtlicher ſeyn. Man kann alſo über die Mittheilung ſeiner Ueberzeugungen nicht paciſciren; denn kein Vortheil ſoll den Menſchen vermögen, eine unveräußerliche Pflicht oder ein unveräußerliches Recht überhaupt aufzugeben. Alſo auch ſelbſt der Schutz des Staats iſt kein ſo großer Vortheil, daß man dies Recht für die Erhaltung deſſelben aufgeben dürfte. Denn ſo ſehr es auch zu reſpektiren iſt, nicht in der Anarchie zu leben, ſo iſt doch gar kein Verhältniß zwiſchen einem Vortheil und einer Pflicht. Nur eine einzige Meinung und ihre Verbreitung muß aufhören, ſobald man den Staat agnoſciren will: die vorhin angeführte. Dieſe Meinung muß jede Geſellſchaft aufgeben, nicht um des Vortheils willen, ſondern, weil es Vernunftgebot iſt, ſie aufzugeben. Aber jede andere Meinung kann ich nicht zum Voraus veraccordiren. Ich muß mir im Gegentheil pflichtmäßig vorbehalten, daß, wenn ich glaube, dieſe und dieſe Meinung ſey die wahre, ich ſie auch Andern als Verbeſſerung, oder als zur Verbeſſerung dienlich, mittheilen dürfe und wolle.

Dieſe Grundſätze werden gemeiniglich immer agnoſcirt in der Geſtalt, in welcher ſie als moraliſche Grundſätze erſcheinen. Aber von Seiten der Staatslehrer ſucht man gewöhnlich der Sache anders beizukommen. Man ſagt nehmlich: der Staat hat — nach euren eigenen Prinzipien — die Obliegenheit, das rechtmäßige Eigenthum zu ſchützen. Nun giebt es aber keine Meinung in der Welt, die, bei ihrer Verbreitung, im Eigenthumsbeſitze nicht eine große Veränderung erregt hätte und erregen müßte. Mithin ſind wir durch unſern Staatszweck, als Schutzherren des Eigenthums, aufgefordert, über jede Meinung zu wachen.

Wahr iſt es, jede Meinung kann bedeutende Veränderungen im Eigenthumsbeſitze hervorbringen, wie z. B. alle Meinungen der Mode u. dergl.; daher nehmen ſich freilich die Staaten immer heraus, über ſolche Meinungen, durch deren Verbreitung das Eigenthum verändert werden kann, zu verfügen. Allein der Staatszweck iſt ja nur, das rechtmäßige Eigenthum zu *ſchützen*, nicht: jedes Eigenthum *perpetuirlich zu machen*; der Staat ſoll nur einem Jeden die Möglichkeit verſchaffen, ſein Eigenthum zu haben, es fortzuſetzen; aber er ſoll nicht bewirken, daß nur dieſe, und keine anderen Kräfte zur Wirkſamkeit kommen können. Wäre der Staat aufgefordert, vermöge ſeines vernünftigen Zwecks, *nur ein beſtehendes* Eigenthum zu beſchützen, ſo würde das heißen: alle meine Kräfte, die bis zu dieſem Augenblick noch nicht zur Wirkſamkeit gekommen ſind, ſind von nun an verdammt, verſchloſſen zu bleiben. Das iſt aber nicht Staatszweck; ſondern der Staat ſoll nur möglich machen, daß ein jeder durch ſeine Kräfte Eigenthum haben, ſich Eigenthum erwerben könne. Iſt dies, ſo iſt ſeine Meinung, ſobald ſie das Eigenthum nicht mit Gewalt verändert, dem Staate unterworfen.

Nichts iſt gewiſſer, als daß das Princip, nach welchem der Staat, über jede Meinung zu wachen, ſich für berechtiget glaubt, vorzüglich die Religion treffen würde. Aber man frage nur alle chriſtliche Staatsmänner: wie hättet ihr es gemacht, wenn ihr die Hohenprieſter zu Jeruſalem geweſen wäret? Nach eurer Meinung hätte in Ewigkeit kein Chriſtenthum entſtehen dürfen; nach eurer Meinung thaten die Hohenprieſter ganz recht, wenn ſie Jeſum ans Kreuz brachten! — Denn daß Jeſus ihr Eigenthum in eine große Confuſion bringen würde, das war freilich vorauszuſehen. Nach eurer Meinung hätten wir Deutſchen von dem Dienſt des Odin wohl nie zum chriſtlichen, wir Proteſtanten von dem Römiſch-katholiſchen, viele Jahrhunderte hindurch für den einzigen Weg zur Seligkeit von allen chriſtlichen Kirchenverſammlungen gehaltenen, Syſtem nie zum freien Geiſt des Proteſtantismus übergehen ſollen, und Luther war ein ſtrafbarer Neuerer! — So begründet ſich alſo der Unterſchied, daß der Staatszweck iſt: Eigenthum überhaupt zu beſchützen, und zwar gegen jede unrechtmäßige Gewalt; daß aber, wenn ſich das Eigenthum durch Veränderung der Einſichten und Gründe ändert, das nicht gehindert werden kann und darf. Gründe ſuchen, und nach Gründen handeln, iſt dem Menſchen nach Geſetzen der Vernunft erlaubt und nothwendig; ſeine Vernunft aber darf der Menſch nicht aufgeben.

Aber — ſagt man — welcher Schade würde aus dieſen Principien hervorgehen?

Antwort:

1) Dieſe Frage kann moraliſch nicht gethan werden. Würde Schaden aus der Annahme dieſer Principien hervorgehen, ſo wäre das ein Beweis, daß ſchon die Menſchen in Unordnung geweſen wären; Unordnung aber ſoll und darf nicht ſeyn.

2) Es entſteht aber daraus wirklich kein Schade. Denn

3) ſo wie es einem jeden erlaubt ſeyn muß, ſeine Verbeſſerungsgründe, ſo gut er ſie einſieht, bekannt zu machen; eben ſo iſt es auch jedem Andern erlaubt, ſeine Gegengründe offen darzulegen. So entſteht alſo aus dieſem unveräußerlichen Rechte nicht ſowohl Schaden, als vielmehr in jeder Hinſicht Vortheil. Jeder Menſch muß ſich ſelbſt für fehlbar erkennen; alſo auch der Staatsmann. Gälte nun aber deſſen Princip, nach welchem das beſtehende Eigenthum nicht gehindert werden ſollte: ſo dürfte auch keine andere Philoſophie ꝛc. gelehrt werden, und auf dieſe Art würde jedermann auf der Stufe bleiben, auf welcher er bisher ſtand. Nun aber iſt es ferner Niemanden in der Welt nothwendiger, Gründe zu Verbeſſerungen zu erfahren, als dem Staatsmanne. Denn Niemanden ſagt man weniger gern direkt die Wahrheit, als ihm; niemand muß mehr durch indirekte

Belehrung von ſeinen Fehlgriffen überzeugt werden, als dieſer, ſonſt würden ſich alle für perpetuirlich unfehlbar halten. Man begreift alſo in dieſer Rückſicht den großen Vortheil des unveräußerlichen Rechts.

Aber ferner: wenn jemand eine Ueberzeugung vorträgt, aus Gründen, die ihm wenigſtens Gründe zu ſeyn ſcheinen, wenn aber dieſe ſeine Ueberzeugungsgründe die Rechte eines Andern ſtören, für ihn in Abſicht auf ſeinen Beſitz, auf ſeine Ehre und ſeinen guten Ruf ꝛc. beleidigend ſeyn ſollten, und dieſer Mittheilende dennoch nicht im Stande wäre, ſeine Gründe erweislich zu machen: ſo folgt natürlich, daß er alsdann für das Mitgetheilte auch reſponſabel ſeyn muß, daß er alsdann der Genugthuung gegen den Beleidiger nicht überhoben ſeyn kann. Schimpft er, ſo ſind ſeine Worte Fakta, die er beweiſen muß; und kann er das nicht, ſo muß er Genugthuung verſchaffen. Dies wäre alſo das Einzige, was von Seiten der Geſellſchaft beobachtet werden müßte. Man hat keine Gründe, kein Recht, die Mittheilung der Ueberzeugungen zum Voraus zu hindern; denn zum Mittheilen einer ſubjektiven Meinung bin ich berechtiget durch eine unveränderliche Pflicht, alſo durch ein unveräußerliches Recht; aber dann muß auch ein jeder für das Mitgetheilte reſponſabel ſeyn.

Nach dieſen Grundſätzen kann man nicht wohl einſehen, wie zum Voraus die Cenſuren gerechtfertiget werden können. Wahr iſt es, daß, ſobald etwas Geſetz iſt, ich als Bürger des Staats, der durch Geſetze beſteht, daſſelbe beobachten muß, weil es beſſer iſt, wenn Geſetze da ſind, als wenn keine da ſind. Aber, ſo lange etwas Geſetz iſt, bin ich auch berechtiget, offenherzig meine Gründe zu ſagen, im Fall ich deren haben ſollte, warum das Geſetz nicht Geſetz ſeyn ſollte. Dadurch hebe ich noch nichts auf; im Gegentheil, ſo lange das Geſetz vorhanden iſt, ſo lange befolge ich es. — Nun haben die Cenſuren den Zweck, die Mittheilung gewiſſer ſubjektiver Meinungen zum Voraus zu hindern, daß ſie nicht Mittheilung werden. Da aber ein Jeder ein Recht hat, ſeine ſubjektive Meinung mitzutheilen, da er ohnehin immer für dieſelbe reſponſabel bleiben muß; ſo ſollten auch die Cenſuren erſt hintennach kommen. Da ferner der Menſch die unveräußerliche Pflicht auf ſich hat, ſeine Ueberzeugung mitzutheilen, ſobald ſie zur Verbeſſerung beitragen kann, über eine unveräußerliche Pflicht aber kein Menſch zu disponiren hat: ſo kann man auch über die Mittheilung einer Ueberzeugung nicht paciſciren, um eines Vortheils willen die Pflicht nicht aufgeben *).

Es entſteht aber noch ein neuer Einwurf: Wer bloß den Gedanken faßte, es ſey unveränderliche Pflicht, mitzutheilen, was zur Verbeſſerung dienen kann, der könnte ſich wohl durch dieſe Einſicht für getrieben halten, unter allen Umſtänden, ohne alle Unterſuchung des Orts und der Zeit dieſe Pflicht ausüben zu wollen. Daraus aber

---

*) Man kann damit vergleichen, was Ad. Freih. v. Knigge über Schriftſteller und Schriftſtellerei, Hannover 793. S. 63. u. f. hierüber bemerkt.

würden hundert Verdrießlichkeiten entſtehen, und dergleichen, ohne Beurtheilung der Umſtände geſchehene Mittheilungen nicht nur keinen Nutzen, ſondern vielmehr Schaden bringen, indem wahrſcheinlich die Gegner bei Zeiten das zu hemmen ſuchen würden, was ihre Einrichtungen zu beeinträchtigen drohte.

Freilich iſt es Pflicht, ſeine Ueberzeugungen mitzutheilen; aber es iſt nicht Pflicht, das unter jeder Bedingung zu thun, ohne alle Auswahl der Zeit und Umſtände, ohne alle Rückſicht auf die Mittel, die am ſicherſten zu dem beabſichtigten Zweck führen können. Aber dieſe Klugheit iſt vielleicht Stimme des Eigennutzes? — Das ſoll ſie nicht ſeyn. So wenig die Eigennützigkeit eine unveränderliche Pflicht hemmen darf, eben ſo ſehr iſt es auch Stimme der Moralität, die mir ſagt: du haſt das unveränderliche Gebot, deine Ueberzeugung mitzutheilen, ſo, daß ſie höchſt wahrſcheinlich einen Effekt thun könne. Die ganze Pflicht iſt, daß du deine Ueberzeugung wirkſam machſt; die Mittheilung iſt nur Mittel, ſie wirkſam zu machen. Theilſt du aber deine Ueberzeugung auf eine Art mit, wo ſie höchſtwahrſcheinlich nicht wirkſam ſeyn kann, ſo verletzeſt du ja vor allem die Pflicht ſelbſt. Wenn du eine Ueberzeugung haſt, und ſie vorträgſt, ſo, daß Andere dich nicht verſtehen, oder nach ihren vorgefaßten Meinungen zum Voraus mißverſtehen müſſen, und doch dabei denkſt, das Wort, die Art, womit du ſie vorträgſt, ſey am paſſendſten gewählt: ſo iſt es natürlich abſurd, wenn es nicht ſo iſt; nicht, weil aus dem Mißverſtandenwerden der Schaden erwachſen könne, ſondern vorzüglich, weil du eine Pflicht ausüben willſt, und doch ſelbſt der Ausübung dieſer Pflicht entgegen handelſt. Ungeachtet alſo die Ausübung der Pflicht, durch Mittheilung der Ueberzeugung Vervollkommnung des Ganzen hervorzubringen, eine unveränderliche Pflicht iſt: ſo iſt ſie doch nicht unveränderlich in Abſicht auf ihre Form, auf die Wahl der Mittel, auf die Beurtheilung der Umſtände. Hier muß ſie um ihrer ſelbſt willen veränderlich ſeyn; und wenn ich die rechten Mittel nicht wähle, ſo ſchade ich nicht bloß mir, ſondern übe überhaupt die Pflicht nicht aus; ich handle aus einem Pflichtgebot, und nehme dieſes Pflichtgebot auf eine blinde Weiſe.

Sehe ich alſo, daß jetzt unmöglich die Zeit iſt, wo das Gute zweckmäßig bewirkt werden kann, daß vielmehr Hinderniſſe der Ausübung meiner Pflicht im Wege ſtehen: ſo muß ich erſt dieſen Hinderniſſen entgegen ſtreiten, muß ſie zu heben ſuchen, in Hoffnung einer Zeit, wo ſich meine Abſichten eher ins Werk ſetzen laſſen, als es jetzt möglich iſt; — ich muß alſo nichts ſagen von alle dem, wovon ich ſehe, daß es gegenwärtig nichts wirken kann. Folglich kann es ſogar Pflicht ſeyn, zuweilen ein totales Stillſchweigen zu beobachten, ſobald man nur überzeugt iſt, daß Reden jetzt nichts helfen, ſondern Unheil bringen würde. Aber ſelbſt mein Stillſchweigen in ſolchen Fällen iſt ein Arbeiten für die Vervollkommnung.

Das ſtimmt auch völlig mit der Analogie der Geſchichte überein, welche uns zeigt, daß die größten und wichtigſten Reformen immer geſchahen — ohne Aufſehen, im Stillen. Die ein großes Aufſehen, ein Staunen, die Bewunderung erregten, haben freilich Wände eingeworfen, haben kräftig gewirkt, auch heftige Gegenwirkungen hervorgebracht. — So iſt z. B. nichts auffallender, als der große Streit des Judenchriſtenthums mit dem Pauliniſchen Univerſalismus. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums war es noch ſehr ungewiß, ob Paulus Meinung die Oberhand gewinnen würde, und hätte man ſie damals mit Gewalt durchſetzen wollen, ſo hätte wahrſcheinlich der Plan ſich verloren. Aber Paulus ſtreitet fort durch Gründe; das Judenthum verſchwindet, und niemand kann ſagen, wann und wie? — Eben ſo, wenn in unſern Tagen der kirchliche Zuſtand auch bei weitem noch nicht das iſt, was Menſchenfreunde wünſchen möchten! ſo iſt es doch unſtreitig beſſer, ihn noch ferner zu erhalten und zu beſſern, als ihn geradezu als etwas Unheilbares aufzugeben. Wenn man nur erſt deutlich denkt, was man erreichen, und aus welchen Gründen man es erreichen ſollte, ſo kann es gar nicht fehlen, daß es am Ende noch erreicht werden wird.

Ohnehin liegt in einer jeden Kirche ein gewiſſes Gleichgewicht gegen den weltlichen Despotismus, alſo doch negativ etwas Gutes; es kann auf der andern Seite nicht ſo ſchlimm werden, als es wirklich werden müßte. Nur ſcheint urſprünglich das gar nicht der Zweck geweſen zu ſeyn, warum die Apoſtel auf beſondere Geſellſchaften hinarbeiteten. Betrachtet man die Kirche in ihrem Entſtehen, ſo ſollte ſie bloß ſeyn, was noch unſer Symbolum ſagt: *eine Gemeine der Heiligen*, d. h. eine Gemeine von Menſchen, die für eine moraliſch religiöſe Abſicht handeln, und als Religionsgeſellſchaft nie politiſche Zwecke haben, auch die Geſellſchaft nie zu politiſchen Zwecken mißbrauchen wollen. Eine ſolche Reinheit findet man in den chriſtlichen Religionsurkunden überall empfohlen. Wie proteſtiren nicht die Apoſtel, beſonders Paulus, dagegen, daß Niemand von den Chriſten aus dem Chriſtenthume einen neuen Grund zu politiſchen oder äuſſern Veränderungen hernehmen, ſich nicht durch das Chriſtenthum berechtiget glauben ſolle, mehr zu prätendiren, als andern redlichen Menſchen zukomme. So finden wir, daß z. B. die *Sklaverei* niemals von den Chriſten durch irgend eine ausdrückliche Verordnung aufgehoben worden iſt. Die erſten Chriſten mißbilligten die Sklaverei an und für ſich; aber etwas anders iſt es: etwas aus moraliſchen Gründen *mißbilligen*; etwas anders: aus moraliſchen Gründen *verbieten*! Dadurch, daß ſie die moraliſchen Gründe wirkſam machten, wirkten ſie weit mehr, als ſie durch direkte Verbote bewirkt haben würden, in ſo fern durch Winke, durch moraliſche Gründe, im Stillen verbreitet, viel ſchneller eine Veränderung herbeigeführt wird, als durch Zwang. Nichts war bei dem Entſtehen des Chriſtenthums mehr verbreitet, als Sklaverei; man kann aber nicht ſagen, wie ſie aufgehört hat? ſie iſt verſchwunden durch den Eindruck der mißbilligenden Gründe, welche die Apoſtel und frühen Kirchenlehrer verbreiteten. — Das weibliche Geſchlecht, um noch ein Beiſpiel zu geben, befand ſich zu den Zeiten des Urchriſtenthums mit dem männlichen gar nicht in gleichem Verhältniß; die Hausfrau war kaum beſſer, als die erſte Sklavin vom Hauſe, oft nicht einmal ſo gut. Auch hier machten die Apoſtel einen zweckmäßigen Unterſchied. Zu den chriſtlichen Männern ſagten ſie: ſeyd ſo und ſo gegen eure Frauen, behandelt ſie als Menſchen! zu den Frauen aber: bleibt in eurer Ordnung, bis ſich die gegenwärtige Lage der Dinge ändert! Die Einen wurden ſo an ihre Pflicht erinnert, wie ſie ſich in ihrem Betragen verändern, wie ſie menſchlicher werden ſollten; jene aber wurden deutlich darauf hingewieſen, daß ihre Lage nicht mit Ueberraſchung verändert werden dürfe. Man weiß nicht, in welchem Moment beide Geſchlechter in eine Gleichheit mit einander gekommen ſind, die ſie in keiner ſonſtigen Religionsgeſellſchaft zu genießen haben.

Der Plan des Chriſtenthums alſo war der wirkſamſte. Nur, da man dieſen Plan verließ, ſtatt der moraliſchen Wirkſamkeit Gewalt, Bekehrung durch Feuer und Schwert einführte: da wurde freilich Alles anders; die moraliſche Regierung hörte auf, und es entſtand ein bellum omnium contra omnes.

Doch iſt aus dieſer moraliſchen Handlungsweiſe, welche Jeſus und die Apoſtel ſo ſehr empfahlen, ein Vorwurf entſtanden: das erſte Chriſtenthum ſey eine Religion der Knechtſchaft, überall ermahne ſie zur Unterwürſigkeit unter Regenten, die faſt gar keinen Reſpekt verdienten; denn wie könne ein Paulus gerade unter einem Nero ſagen: ſeyd unterthan der Obrigkeit!? — Man führt dieſen Grund gewöhnlich alsdann an, wenn Nationen allzuſehr gedrückt worden ſind, und mit einer gewiſſen Energie ihre Rechte zu behaupten ſuchen. Allein es bleibt immer ein großer Unterſchied, aus welchem Grunde man ein Recht hat und ein Recht prätendirt. Wenn eine chriſtliche Nation an ihre Obrigkeit Rechte prätendirt, ſo entſteht dieſe Prätenſion nicht aus dem Chriſtenthume, ſondern aus Principien der Menſchheit. Wir, als Chriſten, haben keine Rechte, das Aeußere betreffend; aber, wenn wir ſonſt unſre Rechte haben, ſo ſind wir, als Menſchen, nicht gehindert, dieſe Rechte auf eine ſchickliche Art in Erfüllung, in Ausübung zu bringen. Im neuen Teſtament heißt es daher immer nur: ihr, als Chriſten, verhaltet euch nicht anders, als ihr euch ſonſt auch verhalten haben würdet. Und dieſen Grundſatz gewahrt man auch in dem übrigen Betragen Jeſu ſowohl, als der Apoſtel, die, ſo ſehr ſie auch zur Unterordnung gegen die Obrigkeit auffordern, ſich doch eben ſo wenig von der Obrigkeit etwas befehlen laſſen, ſobald ſie glauben, daß ein Recht dagegen ſey. Jeſus ſelbſt tritt auf, und bringt bei der Nation Vorſchläge vor, die der Obrigkeit keineswegs gefallen konnten; er wußte alſo wohl zu unterſcheiden, wo der Gehorſam gegen die Obrigkeit rechtmäßig ſey, und wo er das nicht ſey. Nach denſelben Grundſätzen ordnen die Apoſtel ihr Betragen vor dem Synedrio und ſonſt; wir müſſen, ſagen ſie, unſre unveränderliche Pflicht erfüllen; die, welche wir gegen euch haben, ſind erſt von höhern Pflichten abgeleitet, können alſo jene nicht aufheben: — wir müſſen Gott mehr gehorchen, als den Menſchen!

V.

Die Schneeglöckchen.

Ein Mileſiſches Mährchen.

Felices ter et amplius,
Quos irrupta tenet copula, non malis
Divulsus querimoniis
Suprema citius solvet amor die.
Hor.

Weile mit mir, Geliebte, an dieſem verſinkenden Denkmahl
Jener goldenen Zeit, wo noch die Götter gewandelt
Unter den Staubentſproßnen, ein milder kindlicher Glaube
Alle Herzen belebte, und groß war der Menſch in dem Glauben.
Setze dich hier auf die Säule, mit grünendem Mooſe bekleidet,
Während die Sonne ſinkt und Feuerſtrahlen durchzucken
Ruhige Wellen des Meers. — Sieh dort die Kinder der Flora,
Erſte des Jahres und letzte, Schneeglöckchen bedeutend genennet,
Wie ſie langſam ſchließen, die weiſen Blätter der Krone,
Eh' das ſilberne Antlitz des Mondes die Wolken verkläret.
Mitis vernimm das Mährchen aus Hellas's Zaubergeſilden.

Hier, wo trauernden Kranz der Epheu webet um Säulen,
Von korinthiſcher Kunſt, die das Marmorgewölbe einſt trugen,
Wo mit zartem Geflecht die verfallenden Hallen der Größe
Ueppig Jasmin umrankt, und Lorbeer ſäuſelt im Winde:
Hier war der heilige Tempel der vielgefeierten Göttin
Artemis. An dem Altar des Deliſchen Mädchens ertönte
Früh, mit den Roſen der Aeos, und ſpät, wenn Heſperus blinkte,
Feſtlich die Opferhymne Nikomache's. Breitete düſter
Ihren Schleier die Nacht; dann ſank ſie dem Jugendgeſpielen
Kallias liebend an's Herz, in dem Lorbeerhaine des Tempels.
Doch nie durfte Selänä die traute Umarmung des Paares
Schaun, denn Endymions Kuß berührte noch nicht ihre Lippe,
Blumen entſproßten der Erde, es ſchenkte Aehren Dämätär:
Jahre ſchwanden im Tanz der ewigblühenden Horen;
Und noch immer verhüllte des Lorbeergebüſches Umſchattung
Treu der Liebenden ſüße Geſpräche und zärtliches Koſen.

Aber die Myrte der Liebe blüht nah an der düſtern Zypreſſe.
Einſt in ſüßerm Umſchlingen, verſenkt in elyſiſche Träume,
Ach! erblickten ſie nicht Selänä's leuchtende Fackel,
Und die furchtbare Göttin, gebrochne Gelübde ſtreng ahnend.
Drauf verheerten Seuchen das Land, erebiſchen Urſprungs,
Und erfüllten mit Thränen, mit Jammer der Lebenden Buſen.
Zweige des Oelbaums und Locken umſchlangen jegliche Pforte,
Ewiger Flammen Gluth entſtrömte dem duftenden Scheiter,
Keine Lyra bewegte die goldnen Saiten, kein Opfer
Ehrte die ſeligen Götter, verſchloſſen waren die Tempel.
„Nimmer entflieht dieſer Flur das verderbenbringende Uebel,

„Wenn nicht Nikomache küßt, verſöhnend die mächtige Göttin,
„Mit dem Geliebten zugleich die nährende Erde, die Mutter.“
So verkündeten dunkel Dodona's heilige Eichen.
Freundlich lächelt der Jüngling, da ihm das Verhängniß enthüllt war,
Sank an Nikomache's Buſen mit zärtlichen Thränen der Liebe.
Welches Geſchick uns auch die waltenden Götter beſchieden,
Doch erhört Pepromene, ſo rief er, mein inniges Flehen:
Da nicht im Leben uns eint Hymenaio's bräutliche Fackel,
Doch ungetrennet von dir, das künftige Leben zu theilen.
Sanft umſchlang die Geliebte mit zartem Arme den Jüngling,
Hold in das Auge ihm ſchauend, und ſprach die lieblichen Worte:
Seliges Loos, das mir ward von den ewigen Göttern beſchieden,
Andern zuvor, mit dir zu theilen die Stunde, entfeſſelnd
Pſyche's Aetherflügel von irdiſchen Banden des Körpers.
Bitter iſt es, zu harren im öden Kreiſe des Lebens,
Wenn die Kränze verwelkten, die ſüße Liebe gewunden,
Traurig dem Schlummernden folgen zur Flamme, an einſamer Urne,
Bergend den kalten Staub, im Kranz der Zypreſſe zu weilen.
Aber nicht ſolches ward mir verhängt von den Himmliſchen. Freundlich
Nahet gemeinſam uns Ein Schickſal; und frohes „Willkommen!“
Sey unſer Gruß: denn es gebietet nicht Trennung.

Aphrodite erblickte die Todgeweihten, in letzter
Süßer Umarmung ruhend, im ſchweigenden Haine des Tempels.

Mitleid erregt ihren Buſen, des früh erblaßten Adonis
Tod bethränt ihre Wange, die Liebenden beide berührt ſie;
Und ſie blühten als Blumen, die mit leiſer Ahnung die Kelche
Schließen, beim ſinkenden Strahl der Sonn' in die purpurnen
Fluthen
Mit dem geſenketen Haupte die Erde küſſend berühren. 6
Ihnen ward ſeliges Loos; die der Kindheit ſcherzende Spiele
Froh mit einander getheilt, die Myrtenkränze der Jugend
Liebend geflochten, ſie fühlten auch nicht die Wehmuth des
Scheidens. —
Längſt verklungen iſt ſchon Nikomache's feſtliche Hymne 7
Hier in dem Tempelgewölb', in die Katakomben der Zeiten
Sank der Opferaltar; es ſtarb der kindliche Glaube;
Alle Himmliſchen ſchwanden und werden nimmer geſehen.

Naumburg.

Karl Beßeldt.

V.

Der Falke.

Die neunte Erzählung des fünften Tages aus dem Decameron des Boccaz *).

In Florenz war einſt ein Jüngling, Friedrich genannt, ein Sohn des Herrn Philipp Alberighi, ausgezeichnet in Waffenübungen und ritterlicher Höflichkeit vor allen andern Junkern Toskana's. Dieſer verliebte ſich, wie es edeln Männern wohl oft begegnet, in eine edle Frau, genannt Frau Johanna, welche zu ihrer Zeit zu den ſchönſten und reitzendſten Frauen von Florenz gezählt ward. Und, damit er ihre Liebe erwerben möchte, hielt er Ringelrennen und Stechen, gab Feſte, verthat das Seine, und verſchwendete ohne Maß; ſie

---

*) Eine der zarteſten und lieblichſten Blumen aus dem Kranze, der an manchen Stellen pikanter und üppiger, aber ſelten ſo fein und erquickend, duftet. Dieſe Novelle hat, wie mehrere, das Schickſal gehabt, oft und viel nacherzählt und nachgeahmt zu werden, ohne daß man die Quelle nannte oder wußte. Eine flüchtige Vergleichung mit der vollſtändigen Ueberſetzung des Decamerone wird zeigen, daß eine nachfolgende nicht ganz überflüſſig geworden ſey. F.

aber, nicht minder ehrbar, als ſchön, kümmerte ſich nicht um die Dinge, die ihretwegen gethan wurden, noch um den, welcher ſie that. Weil nun Friedrich weit über ſein Vermögen ausgab, und, wie es oft zu gehen pflegt, nichts erlangte: ſo gingen ſeine Reichthümer aus, und er ward arm, ohne etwas anders übrig zu behalten, als ein kleines Landgütchen, von deſſen Renten er auf das knappeſte lebte, und außerdem ſeinen Falken, einen der beſten von der Welt. Mehr verliebt, als jemals, und, ſeiner Meinung nach, außer Stande, ſeinen Wünſchen gemäß, in der Stadt zu bleiben, begab er ſich alſo auf das Land nach ſeinem Gütchen, baizte hier, ſo oft er konnte, und ertrug, ohne irgend Jemand bei ſich zu ſehen, geduldig ſeine Armuth.

Nachdem nun Friedrich ſo auf's Aeußerſte gebracht war, geſchah es eines Tages, daß der Gemahl der Frau Johanna krank ward, und, als er ſah, daß es zum Tode ginge, ſein Teſtament machte, worin er, als ein reicher Mann, ſein ſchon ziemlich erwachſenes Söhnlein zum Erben einſetzte, und, weil er Frau Johanna ſehr geliebt hatte, dieſe, wofern es ſich zutragen ſollte, daß ſein Söhnlein ohne rechtmäßige Erben verſtürbe, ihm als ſeine Erbin ſubſtituirte, und ſtarb.

Da ſie nun alſo Witwe geworden war, ging Frau Johanna, wie es Sitte iſt bei unſern Damen, zur Sommerzeit mit dieſem ihren Söhnlein auf das Land, auf eine ihrer Beſitzungen, welche Friedrichs Gute ſehr nahe lag. So geſchah es, daß der Knabe mit dieſem

Friedrich bekannt zu werden, und an Vögeln und Hunden ſeine Freude zu haben anfing. Und da er oftmals Friedrichs Falken hatte ſteigen ſehen, ſo gefiel er ihm außerordentlich, und er wünſchte ſehr, ihn zu beſitzen, trauete ſich indeß doch nicht, ihn darum zu bitten, weil er ſah, daß er ihm ſo werth war.

Und wie ſo die Sachen ſtanden, begab es ſich, daß der Knabe krank ward, worüber die Mutter, die nur dieſen Einen Sohn hatte, und ihn liebte, ſo ſehr es möglich war, ſich ſehr betrübte, den ganzen Tag an ſeinem Bette ſaß, und nicht aufhörte, ihm Muth zuzuſprechen. Und ſie fragte ihn oftmals, ob es irgend etwas gäbe, was er begehrte, und bat ihn, es ihr zu ſagen, indem ſie, wenn es zu haben möglich wäre, es ihm gewiß verſchaffen wollte. — Nachdem der Jüngling mehrmals dieſe Anerbietungen angehört hatte, ſagte er:

Meine Mutter, wenn Ihr macht, daß ich Friedrichs Falken bekomme; ſo hoffe ich, bald wieder geſund zu werden.

Sie wußte, daß Friedrich ſie lange geliebt und niemals einen einzigen Blick von ihr dafür erhalten hatte; deshalb ſagte ſie:

Wie ſoll ich zu ihm ſchicken, oder hingehen zu ihm, und ihm den Falken abfordern, der, wie ich höre, der beſte iſt, der jemals aufſtieg, und überdies ſein Liebſtes in der Welt? Und wie ſoll ich ſo unverſchämt ſeyn, einem edlen Manne, dem keine andere Luſt mehr übrig geblie ben iſt, dieſe entziehen zu wollen? — Und, in ſolche Gedanken verſunken, obwohl gewiß, ihn zu bekommen, wenn ſie ihn forderte, antwortete ſie, ohne zu wiſſen, was ſie thun ſollte, dem Söhnlein nichts, ſondern ſchwieg ſtill. Endlich überwand die Liebe zu ihrem Sohne ſie doch ſo ſehr, daß ſie, was auch daraus werden möchte, um ihn zu befriedigen, bei ſich ſelbſt, nicht hin zu ſchicken, ſondern ſelbſt darnach zu gehen, und ihn zu holen, beſchloß, und ſie antwortete ihm: Mein Söhnchen, beruhige dich, und denke nur daran, mit Gewalt geſund zu werden; denn ich verſpreche dir, das erſte, was ich morgen thun will, ſoll ſeyn, daß ich darnach gehe, und gewiß, ich werde ihn dir mit zurück bringen. — Worüber erfreut, der Knabe noch an demſelben Tage einige Beſſerung zeigte.

Die Frau nahm den andern Morgen noch eine andere Frau zur Geſellſchaft mit, und ging, wie zur Erholung, zu Friedrichs kleinem Häuschen, und ließ ihn ſich rufen.

Weil es nicht die Zeit dazu war, und er ſchon die Tage über nicht auf der Baize geweſen war, ſo war er in ſeinem Garten, und ließ einige kleine Arbeiten beſorgen. Als er hörte, daß Frau Johanna an der Thür nach ihm fragte, lief er, ſehr darüber verwundert, fröhlich hinzu. Sie aber ging, da ſie ihn kommen ſah, ihm mit weiblicher Anmuth entgegen, und ſagte, nachdem Friedrich ſie ſchon ehrerbietig begrüßt hatte:

Es gehe Dir wohl Friedrich! und fuhr fort: Ich bin gekommen, Dir für die Unannehmlichkeiten Erſatz zu geben, die Du, mich mehr liebend, als Dir rathſam geweſen wäre, ſchon um meinetwegen gehabt haſt; und der Erſatz iſt der, daß ich, ſammt dieſer meiner Gefährtin, heute vertraulich bei Dir zu frühſtücken gedenke.

Worauf Friedrich beſcheiden erwiederte: Meine Gebieterin, Unannehmlichkeiten von Euch erfahren zu haben, erinnere ich mich nicht, wohl aber ſo viel Gutes, daß, wenn ich jemals etwas werth war, es durch Eure Würdigkeit, und durch die Liebe geweſen iſt, die ich zu Euch getragen habe; und wahrlich, dieſer Euer gütiger Beſuch iſt mir gar viel theurer, als es mir wäre, wenn mir alles das zu verſchwenden wiedergegeben würde, was ich einſt verſchwendet habe; wenn gleich Ihr ſo nur zu einem dürftigen Wirthe gekommen ſeyd. Und als er dies geſagt, empfing er ſie beſchämt in ſeinem Hauſe, und führte ſie aus dieſem in ſeinen Garten, und, weil er hier Niemand hatte, der ihr hätte Geſellſchaft leiſten können, ſagte er:

Gnädige Frau, weil Niemand anders hier iſt, wird dieſe gute Frau, das Weib dieſes Arbeiters, Euch ſo lange Geſellſchaft leiſten, als ich gehe, den Tiſch beſorgen zu laſſen.

Er hatte, bei aller ſeiner großen Armuth, noch niemals wahrgenommen, in welche Noth es ihn gebracht, ſeine Reichthümer ſo unordentlich verſchwendet zu haben; aber dieſer Morgen, da ſich nichts fand, womit er die Frau hätte bewirthen können, aus Liebe zu welcher er ehemals unzählige Menſchen bewirthet hatte, ließ es ihn zum erſten Male fühlen. Und als er, über die Maßen bekümmert, bei ſich ſelbſt ſein Schickſal verwünſchte, wie ein Menſch der außer ſich iſt, bald hierhin, bald dorthin lief, weder Geld noch ein Unterpfand finden konnte, es ſchon ſpät, und ſein Verlangen, die edle Frau doch mit irgend etwas zu bewirthen, groß war, und er doch keinen Andern, noch weniger ſeinen Tagelöhner, anſprechen mochte: fiel ihm ſein guter Falke in die Augen, den er in der Stube auf ſeiner Stange erblickte. Weil er nun keinen andern Ausweg wußte, ergriff er ihn, und meinte, als er ihn fleiſchig fand, es ſey dies eine würdige Speiſe für eine ſolche Frau. Ohne ſich alſo weiter zu bedenken, riß er ihm den Kopf ab, ließ ihn von einer Dienerin ſchleunig rupfen, an einen Spieß ſtecken und ſorgfältig braten; deckte den Tiſch mit ſchönen weißen Tüchern, deren er noch einige hatte, und kehrte dann mit heiterm Geſicht zu der Dame in den Garten zurück, und ſagte: das Frühſtück, ſo gut er es zu geben vermöchte, ſey angerichtet. Die Frau und ihre Begleiterin ſtanden daher auf, und gingen zu Tiſche; und, ohne zu wiſſen, was ſie äßen, verzehrten ſie mit Friedrich, der ſie mit der größten Treue bediente, den guten Falken.

Nachdem nun der Tiſch abgehoben war, und ſie unter anmuthigen Geſprächen noch etwas bei ihm verweilt hatten, ſchien es der Frau Zeit, das anzubringen, warum ſie gekommen war, weshalb ſie zu Friedrich alſo zu reden begann:

Wenn du, Friedrich, dich deines vorigen Lebens und meiner Ehrbarkeit erinnerſt, die du vielleicht für Härte und Grauſamkeit gehalten haſt; ſo zweifle ich keinen Augenblick, daß du dich nicht über meine Unverſchämtheit wundern ſollteſt, wenn du hörſt, warum ich hauptſächlich gekommen bin. Hätteſt du aber Kinder, oder hätteſt du deren gehabt, daß du begreifen könnteſt, wie groß die Liebe iſt, die man für ſie hegt, ſo glaube ich ſicher, du würdeſt mich zum Theil entſchuldigen; aber auch, da du keine haſt, kann ich, die ich eins habe, mich deshalb doch nicht den Geſetzen der andern Mütter entziehen. Ihrer Macht zu folgen gehalten, muß ich vielmehr, aller Schicklichkeit und den guten Sitten zuwider, dich um ein Geſchenk bitten, von dem ich weiß, daß es dir, und zwar mit Recht, ſehr theuer iſt, weil dein äußerſtes Mißgeſchick dir kein anderes Vergnügen, keine andere Erholung, keinen andern Troſt übrig gelaſſen hat. Es iſt dies Geſchenk dein Falke, in welchen mein Sohn ſo ſehr verliebt iſt, daß, wenn ich ihm ſolchen nicht verſchaffe, die Krankheit, an welcher er leidet, fürchte ich, ſich dadurch ſo verſchlimmern werde, daß daraus etwas entſteht, woran ich ihn verliere. Und deswegen bitte ich dich, nicht um der Liebe willen, die du für mich trägſt, durch die du auf keine Weiſe gebunden biſt; ſondern wegen deines edlen Sinnes, der mehr als in irgend etwas anderem in der Ausübung der Höflichkeit ſich offenbart hat, daß es dir gefallen möge, ihn mir zu ſchenken; damit ich ſagen könne, durch dies Geſchenk mein Kind am Leben erhalten, und es dir dadurch auf immer verpflichtet zu haben.

Da Friedrich das vernahm, was die Frau foderte, und ſahe, daß er ihr nicht dienen konnte, weil er ihr den Falken zu eſſen gegeben hatte, fing er in ihrer Gegenwart an zu weinen, ohne ihr ein Wort ſagen zu können. Die Frau glaubte Anfangs, dies Weinen käme mehr von Schmerz darüber, daß er ſeinen guten Falken von ſich entfernen ſolle, als von etwas Anderem her, und war ſchon im Begriff, ihm zu ſagen: ſie wolle ihn nicht; dennoch aber hielt ſie ſich zurück, und erwartete die Antwort Friedrichs nach dieſem Weinen, der alſo ſprach:

Gnädige Frau, ſeitdem es Gott gefiel, daß ich auf Euch meine Liebe richtete, habe ich in vielen Dingen das Glück mir widerwärtig geglaubt, und mich über ſelbiges beklagt; aber alles iſt leicht geweſen, in Betracht deſſen, was es jetzt mir thut. Und ich werde nimmer mit ihm wieder Frieden haben, wenn ich bedenke, daß Ihr hier in mein dürftiges Haus gekommen ſeyd, wohin Ihr, während es reich war, zu kommen nicht würdigtet, und von mir ein kleines Geſchenk verlangt habt, und daß ich es Euch nicht geben kann. Und warum dies nicht ſeyn kann, will ich Euch kürzlich erzählen. Als ich hörte, daß Ihr, Euer Gnaden, mit mir ſpeiſen wolltet, hielt ich, Eure Trefflichkeit und Euren Werth erwägend, es für billig und anſtändig, Euch nach meinem Vermögen mit einer koſtbareren Speiſe ehren zu müſſen. Darum dachte ich an den Falken, den Ihr von mir fordert und an ſeine Güte, und glaubte, er ſey eine würdige Speiſe für Euch; und er iſt es, den ihr dieſen Morgen, auf das Beſte zugerichtet, gebraten auf Eurem Teller gehabt habt. Da ich aber jetzt ſehe, daß Ihr ihn auf eine andere Weiſe begehrt, iſt es mir ein ſo großer Kummer und Aerger, Euch damit nicht dienen zu können, daß ich mich niemals darüber beruhigen werde. — Und, als er dies geſagt hatte, ließ er ihr die Federn, und die Füße und den Schnabel zur Beglaubigung vorweiſen.

Da die Frau dies ſah und hörte, tadelte ſie ihn Anfangs, daß, um einer Frau zu eſſen zu geben, er einen ſolchen Falken getödtet habe, lobte aber doch die Größe ſeiner Seele, welche die Armuth nicht abzuſtumpfen vermocht hatte, noch vermochte, bei ſich ſelbſt gar ſehr. Nun, ohne Hoffnung geblieben, den Falken zu bekommen, und über die Geſundheit ihres Sohnes in Ungewißheit verſetzt, dankte ſie Friedrich für die erwieſene Ehre, entfernte ſich ganz betrübt, und kehrte zu ihrem Söhnlein zurück.

Dieſer brachte, entweder aus Betrübniß darüber, daß er den Falken nicht erhalten konnte, oder wegen der Krankheit, die ihn dennoch dahin geführt haben müßte, nicht viele Tage hin, bis er zum größten Schmerz der Mutter aus dieſem Leben ſchied.

Nachdem dieſe eine Weile in Thränen und Jammer hingebracht hatte, lagen ihr, weil ſie reich und noch jung war, ihre Brüder an, ſich wieder zu verheirathen, und ob ſchon ſie es nicht gewollt hatte, ſagte ſie, weil ſie ſah, daß jene ihr darüber zürnten und weil ſie der Tugend Friedrichs und ſeines letzten Edelmuths, ihr zu Ehren einen ſolchen Falken geſchlachtet zu haben, gedachte, zu ihren Brüdern:

Ich würde gern, wenn es Euch gefiele, bleiben, ohne mich zu verheirathen; aber wenn es Euch denn gefällt, daß ich einen Mann nehme, ſo werde ich gewiß keinen Andern nehmen, wenn ich nicht den Friedrich von Alberighi bekomme.

Die Brüder aber ſpotteten ihrer, und ſagten: Thörin, was iſt das, was Du redeſt! was willſt Du mit ihm, der nichts hat in der Welt? — Worauf ſie antwortete: Meine Brüder, ich weiß wohl, daß es ſo iſt, wie Ihr ſagt; aber ich will lieber einen Mann, der des Reichthums bedarf, als Reichthümer, die eines Mannes bedürfen.

Da die Brüder ihren Entſchluß hörten, und wußten, daß Friedrich, wenn ſchon arm, doch ein wackerer Mann ſey, gaben ſie ſie, wie ſie es verlangte, ihm mit allen ihren Reichthümern; und er, der nun eine ſolche Frau, und die er ſo geliebt hatte, als ſeine Gattin, und ſich im Beſitz ſo großer Reichthümer ſah, ward ein beſſerer Hauswirth, und beſchloß ſeine Jahre in Freude.

VII.

An den Herrn Staatsminiſter v. Voß *).

Es naht ſich Dir im fröhlichen Gewühle,
Was Du hervorgewinkt – ein junges Leben;
Vernimm mit Huld des reinen Dank's Gefühle! —

Wie ſich Natur mit ihren reichen Schätzen,
Wie ſich Vergangenheit im Menſchen ſpiegelt,
Wie Maaß die Körper, Pflicht die Geiſter zügelt,
Und all' im Einklang folgen, mit Ergetzen,
Den ewigen harmoniſchen Geſetzen: —
Wir glüheten, die Kunde zu erſtreben;
Allein — dem Schiffer gleich auf morſchem Kiele!

Denn, eingehüllt, in todtengleichen Träumen,
Lag unſer Vaterland, des Kämpfens müde,
Und — kehrt' er wieder auch der goldne Friede,
Doch wollte noch die holde Freude ſäumen.
Sarmatia, die Theure, ſah uns keimen.
Doch dumpfe Nacht, ſo ſchien es, wollt' umweben
Die Blüthe, welk von heißer Tages-Schwüle.

---

*) Im Junius d. J. überreichten dies Gedicht die Schüler des Königl. Lyceums zu Warſchau Sr. Excellenz, als dem Stifter und Schöpfer der aufblühenden Anſtalt. Verfaſſer davon iſt der Dichter der „Söhne des Thales.“ Dies iſt genug, die Aufmerkſamkeit der Leſer darauf zu erwecken. J.

Da ſah belebend Phöbus auf uns nieder;
Europen hatte Frieden Er geſchenket,
Als auch auf uns den hohen Blick Er ſenket,
Auf uns und unſre kunſtverwandten Brüder. —
Die jungen Adler regen das Gefieder;
So können wir der Sonn' entgegen ſchweben,
Die wärmend ſtrahlt auf unſre ernſten Spiele.

Drum auch, was ſpielend dieſes Lied geſungen,
Nicht Fabel iſt es: – ſchön ſteht man ihn prangen
Den Tempel; längſt Sarmatiens Verlangen,
Das glücklich oft Minervens Huld errungen.
Wir Jünglinge von manchem Volk und Zungen,
Nicht trennet Stand, noch Glauben uns — wir heben
Vereinet freudig uns zum hohen Ziele! —

Erhabener, verzeih' dem ſtolzen Muthe!
Noch iſt es nicht errungen, was wir wähnen;
Doch ein vereintes angeſtrengtes Sehnen,
Es nähert uns vielleicht dem ſchönſten Gute. —
Noch haben wir von unſrer Väter Blute!
Dank Dir, der uns zum Wirken Kraft gegeben,
Daß Jener Wunden ſie, ein Balſam, kühle —

Dein Werk ſind wir! Es wird Dich ewig preiſen;
Es kündet einſt der ſpäten Enkel Söhnen,
Daß unſer Schickſal, ſo viel Blut zu ſöhnen,
Uns Friedrich Wilhelm rief und Dich, den Weiſen,
Und die auf Dich, ihr großes Vorbild, weiſen;
Lykurg Du — ſie Ephoren! — Freudebeben
Durchzückt uns! — Vaterland! O dank' und fühle!

Ein junges Sparta — wir! — und Voſſ'ens Leben,
Ein Sternenbild im düſter'n Zeitgewühle! —

VII.

Poſtſcripte.

40.

Türkiſche Erklärung über ein chriſtliches Inſtitut.

Nächſt dem Orden der barmherzigen Brüder, der Zuflucht für Kranke aller Confeſſionen, ward der Orden der Trinitarier, der ſich der Loskaufung der Chriſten-Gefangenen aus der Sklaverei in Algier ꝛc. gewidmet hatte, von allen Religionspartheien vorzüglich geachtet.

In einem Buche mit einem ſehr langen Titel, deren einer heißt: Deutſchlands neueſte Staats und Kirchenveränderungen ꝛc. ꝛc. Berlin 1804, drückt man ſich über die Trinitarier S. 225 alſo aus *):

„Dieſer Orden ſammelte jährlich ungeheure Geldſummen in der Chriſtenheit zuſammen, die er den Türken zutrug, welche ihm eine Bande gefangener Chriſten, die ihnen zur Laſt fielen, zum Gegenpräſent machten, und

---

*) Oder iſt die Stelle aus M. J. Chr. Dolz Leitfaden zum Unterricht in der allgemeinen Weltgeſchichte —? Nach dem Citat S. 230, (denn der Verf. citirt am Ende ſeiner langen Aushebungen gewöhnlich ſeine Quellen) ſollte man dies faſt vermuthen.

ſo erſchöpfte er die Chriſtenheit am Gelde, um ſie mit Bettlern und Taugenichtſen zu bereichern."

Kann man ſich über ein Geſchäft der Menſchlichkeit und des Chriſtenthums inhumaner und — türkiſcher ausdrücken?

— ſ —

41.

Ein Poſtſcript machte einſt aufmerkſam auf den Unterſchied zwiſchen Leih- und Leſe-Bibliotheken; ein neues ſoll den ſonderbaren Gebrauch des Wortes Leſe bemerken.

In einer gelehrten Zeitung wird Pölitz'ens Taſchenbuch, das eine Darſtellung der Deutſchen Geſchichte enthält, unter dem Titel Leſeſchrift angezeigt. Was ſind denn die übrigen Bücher?

Aber Alles übertrifft die Ueberſchrift literariſcher Anzeigen von einer Leipziger Buchhandlung, die einem Roman angehängt ſind, und ſo lautet:

> „Litterariſche Anzeigen von neuer und intereſſanter, beim Verleger erſchienener Leſe-Lektüre."

Das iſt der Berg mons, aus dem die Maus mus herauskriecht, und die Wurzel radix auffrißt.

K.

42.

In derſelben Anzeigen heißt es bei Gelegenheit der Pauline Weſt:

> Ein Heer von Räuber-Romanen läßt dies ſchöne Gemählde hinter ſich zurück. (Wer läßt hinter ſich?) Es nimmt einen edlen Theil des weiblichen Geſchlechts in Schutz, (warum nicht auch den andern edlen Theil?) Möchte doch das Publikum die nehmliche (vielleicht ſoll es heißen: redliche) Abſicht des Verf., durch Schriften

dieſer Art zur — (man rathe!) zur Verſchönerung der Menſchheit das Seinige beizutragen, dankbar erkennen! (i. e. baar bezahlen!)

Eine Sammlung von — Naivetäten aus den Buchhändleranzeigen und Recenſionen müßte recht ſehr unterhaltend ſeyn.

K.

43.

Zwei berühmte Schriftſteller, Kant und Jean Paul, haben über die Kunſt einzuſchlafen geſchrieben. Wir möchten es manchem ſchlechten Scribenten rathen, ſeine Schriftſtellerei mit einer Kunſt aufzuwachen zu beginnen.

K.

44.

Ein Herr C. hat in No. 52. der Berliniſchen (Ungerſchen) Zeitung eine Parallele zwiſchen Mad. Meyer und zwiſchen Mad. Fleck, als Johanna, ſo wie zwiſchen ihr und Mad. Unzelmann, als Fürſtin von Meſſina, gezogen, und entſchieden: die beiden letzteren hätten die genannten Rollen ſehr gut geſpielt, jene aber ſey die beiden Perſonen geweſen. — Er hat nicht bedacht, daß des Schauſpielers Kunſt da aufhört, wo er anfängt zu ſeyn, und nicht mehr ſpielt. Er hat alſo jene beiden Künſtlerinnen entweder über Madame Meyer geſetzt, oder durch ſeinen Ausdruck ſeyn nichts anders ausdrücken wollen, als: Mad. Meyer habe jene Rollen nach beſſer geſpielt.

K.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

September 1805.

I.

J. G. Schummels Briefe an den, nun verewigten, O. C. und Ober-Schul-Rath Zöllner.

Sr. Excellenz dem Königl. Staats- und Schulen-Miniſter Herrn von Maſſow ehrfurchtsvoll gewidmet.

(Beſchluß des vierten Briefes.)

Zuförderſt verkenne ich ganz und gar nicht die höchſtwichtigen Zwecke, welche durch dieſe Operation erreicht werden ſollen. Wer vermag es zu leugnen, daß Invalidität der Lehrer (mit dem Sprichworte zu reden) ein wahrer Nagel zu dem Sarge der Schulen iſt! Der erſte öffentliche Lehrer, den ich als elfjähriger Knabe bekam, war ein alter ſchwacher Greis, der ſchon im Jahre 1706, bei der groſſen Sonnenfinſterniß, in Wittenberg ſtudiert hatte. Unbeſchreiblich iſt der Unfug, der in ſeinen Lectionen getrieben wurde, unglaublich die jugendliche

Ausgelaſſenheit, die des Greiſes ſelbſt, und ſeiner ehrwürdigen Silberhaare zu ſpotten wagte! Dem Staate gebührt demnach inniger Dank, daß er auch auf die Abhelfung dieſes Uebels Rückſicht nimmt; und weit entfernt, dieſer Idee in den Weg zu treten, wünſche ich vielmehr ſelbſt nichts inniger, als wenn es auch mir über kurz oder lang an Munterkeit und Biegſamkeit gebrechen wird, zu rechter Zeit entfernt und zur Ruhe geſetzt zu werden. Aber wäre denn dieſer einzelne Zweck nicht durch andre Mittel zu erreichen? Mir fallen deren gleich drei ein: ein verhütendes, und zwei heilende. 1) Ein ungleich ſchärferes pädagogiſches Examen, als es bisher gewöhnlich war. Ich ſelbſt habe in den acht Jahren, da ich nebſt Gedike jun. und Fülleborn dieſes Fach betrieb, immer nur auf Kenntniſſe, Vortrag und Methode geſehen; weiter reichte unſre Autorität nicht, und wir waren froh, nur dieſe zu finden. Das Wohl der Schulen aber erfodert, daß überhaupt kein hypochondriſcher, mürriſcher, träger, oder bis zur Wuth heftiger Menſch, kein Geck, kein Narr, und wäre er noch ſo gelehrt, den Katheder beſteige. Eine oder mehrere dieſer Eigenſchaften machen den Lehrer ſchon in ſeinen beſten Jahren zum Invaliden; iſt er aber nur davon frei, ſo kann er bis zu einem hohen Alter der Jugend wahrhaft nützlich ſeyn! 2) Schon bei Vacanzen durch den Tod, müſſen die überbleibenden Lehrer die Lücke füllen, und ſich zu halben Jahren in die Stunden theilen; warum denn nicht noch mehr bei einer Invalidität, die dem Ganzen ſchädlicher wäre als ein Todesfall? Und geſetzt, der Lehrer wären zu wenig, und die Laſt fiele ihnen zu ſchwer, könnte dann nicht das Seminarium einen Gehülfen ſchicken? Wie heilſam würde einem Seminariſten ein ſolches Miſſionariat, auch in eine entfernte Provinz, ſeyn! 3) Penſion. Dieſe nenne ich zuletzt, und verlange vom Staate keinen Heller. Aber in dieſem Augenblicke genießt ein zur Ruhe geſetzter College von mir ſeinen ganzen Gehalt bis an ſein Ende; das haben die weiſen Väter der Stadt ohne alles Geräuſch, ohne alle Bedrückung, zu machen gewußt. Doch man wird mir einwenden: das kann wohl die reiche Stadt Breslau! Wohl, ſo gehen wir aufs Dorf! Ich weiß ganz beſtimmt, daß nach der neuen Reform der Schleſiſchen katholiſchen Schulen, mehrere Schulmeiſter um ihrer Sünde willen, folglich ohne Penſion, abgeſetzt worden ſind. Und was thaten die Gemeinen? Es jammerte ſie des Armen, der nun hungern mußte, und ſie ernährten ihn doch nach ihrem Vermögen. Und eine Stadt-Gemeine, die von ihren Behörden nur irgend von der ſenſiblen Seite angegriffen würde, ſollte nicht für einen würdigen Invaliden, der aber nun der Kinder Spott iſt, ihre milde Hand aufthun?

Doch Sie fahren ſogleich zu neuen, nicht minder wichtigen, Argumenten fort. Durch das Hinaufrücken aus den Schulämtern in die Predigerſtellen ſoll eine nähere Verbindung zwiſchen Kirche und Schule geſtiftet, und der Herabſetzung des geiſtlichen Standes durch die Pädagogen geſteuert werden! Abermals ein Entwurf, den ich an und für ſich vollkommen billigen muß. Das Sprichwort gilt ganz allgemein: Friede ernährt, Unfriede verzehrt; wie ſollte es nicht noch mehr bei zwei Ständen gelten, die einander ſo nahe ſind — die zu gemeinſchaftlichen Zwecken, der eine an den Erwachſenen, der andre an den Unmündigen, arbeiten! Allein, ſo lange ich auch ſchon von einem pädagogiſchen bellum omnium contra omnes (sc. Theologos) höre, ſo kann ich mich doch bis dieſen Augenblick noch nicht von ſeiner Exiſtenz überzeugen. Selbſt diejenigen, die ſich vom geiſtlichen Stande unabhängig zu machen ſtrebten, richteten ihren Angriff mehr gegen den Staat, als gegen die Kirche; und der über dieſen Punkt ganz determinirte Stuve hat dennoch nichts dawider, daß in einzelnen Kreiſen würdige, vom Ober-Schul-Kollegium examinirte und confirmirte Geiſtliche, dem Schulweſen vorſtehen. Sollte vielleicht in dem großen Berlin die Lauigkeit gegen die Religion und ihre Diener auch den Schulſtand in ihren Strudel fortgeriſſen haben: ſo kann ich Ihnen dagegen verſichern, daß es in der Provinz ganz anders ſteht. Die meiſten Schulleute halten hier noch feſt an ihren runden Perükken; der geiſtliche ſchwarze Rock iſt noch immer ihr Staatskleid; ſie beſuchen regelmäßig die Kirche, und halten auch ihre Jugend fleißig dazu an. Es würde daher, dünkt mich, ein Mißverhältniß ſeyn, gegen ein bloß partielles Uebel eine General-Operation vorzunehmen. Ueberdem, wie ohnmächtig iſt, auch in dem ſchlimmſten Falle, eine Inſurrektion des Schulſtandes gegen die Geiſtlichkeit! In dem einzigen neueren Staate, wo die Geiſtlichkeit, und zwar nur auf einen kurzen Zeitraum, gänzlich zu Boden geworfen wurde, hatte der Schulſtand wahrlich hieran nicht den allerentfernteſten Antheil. In den übrigen revolutionsfreien Staaten, welch eine Waffe kann er da möglicher Weiſe gegen den geiſtlichen Stand ſchwingen, als die Feder? Und welche Gegenwaffe iſt hier die natürliche und angemeſſene, als wiederum die Feder? Sie ſelbſt geben hiervon ein frappantes Beiſpiel. In der Anmerkung S. 325 haben Sie Seidenſtückern mit einer concentrirten Lauge von Spott übergoſſen. Gern hätte ich mich, als Amtsbruder, ſeiner ein wenig angenommen; aber ich konnte in keinem Buchladen ein Exemplar ſeiner Piece auftreiben. So ungleich iſt die Partie zwiſchen dem geiſtlichen und dem Schul-Stande: und es ſollte gegen den letztern beſonderer, großer Anſtalten bedürfen? — Doch geſetzt, er wäre eben ſo furchtbar, als er es nicht iſt, und der ſtolze Feind läge nun durch einen glücklichen Coup zur Erde geſtreckt da: hätte dann der geiſtliche Stand keine Feinde und Gegner mehr? Würde der Abgang dieſes Feindes, der höchſtens als ein Piket leichter Truppen in Anſchlag kommen kann, bei einem großen Corps d'Armee auch nur merklich werden, das aus Rekruten aller Stände beſteht, und ſelbſt im erſten Gliede proteſtantiſche Geiſtliche aufzuweiſen hat? Schon wieder ſtoße ich auf dieſen leidigen Punkt. Der Theologie abgeſtorben, habe ich nur ganz im Vorbeigehen vernommen, daß über die gänzliche Abſchaffung des geiſtlichen Standes vieles hin und her geſchrieben worden. Unter andern erſchienen von ihrem Prediger Lüdke in Berlin Geſpräche über dieſe Materie; und wiederum gegen dieſe Geſpräche eine Antwort der weltlichen Stände ꝛc. Wer iſt nun wohl der Verfaſſer dieſer Antwort? Ein Schulmann? Es iſt der, nun verſchollene, Prediger Schulz in Gielsdorf. In dem ihm eignen wilden Tone ſagt er unter andern: „Soll ich euch rathen, ihr Herren Geiſtlichen? „ſo gebet euern ſupernaturaliſtiſchen Kram, der nicht mehr „gehen will, bei Zeiten auf, ehe ihr völlig banquerout „werdet!" Doch das iſt noch nichts! Er will beweiſen, „daß unſre heutigen proteſtantiſchen Geiſtlichen, „noch im Grunde dieſelbigen, Staaten verderblichen, Grund„ſätze hegen und öffentlich lehren, durch welche in katho„liſchen Ländern ſo viele Verwüſtungen, Rebellionen, De„throniſationen der Regenten, und Königsmorde be„werkſtelliget worden ſind." Wo iſt der Schulmann, der je etwas der Art gegen den geiſtlichen Stand geſchrieben? Hat vielleicht Baſedow in irgend einer Flugſchrift ein hartes Wort geſprochen, ſo muß man nicht vergeſſen, daß der, von den Kanzeln herab gegen ihn aufgehetzte, Pöbel in Hamburg, große Luſt hatte ihn zu ſteinigen: eine Entſchuldigung, die Schulz nie für ſich hatte! —

Doch wozu dieſe Vorwürfe? Die Veredelung des geiſtlichen Standes nach allen Seiten hin, iſt ja eben einer der Hauptzwecke dieſes neuen Plans. Von dem Augenblicke an, da der Weg zur Kirche nicht anders als durch die Schule geht, muß der junge Theolog ſich ſchon als Gymnaſiaſt ganz anders anſtrengen, als bisher. Auf der Univerſität darf er keine Stunde verſchwenden, wenn er von Nöſſelt, und Niemeyer, und Wolf, in gleichem Grade profitiren will. Er geht nun entweder in Condition, die (beiläufig) auch an ihm ein beſſeres Subjekt bekommt; oder gleich in das gelehrte Seminarium, wo er ſich theoretiſch und praktiſch zum Lehrer einer Mittel- oder gelehrten Schule vorbereitet. Einige Jahre hindurch verwaltet er dieſen Poſten, und rückt dann in ein geiſtliches Amt ein. Wird er nun Inſpektor der Schule, wer kann ihm noch den alten Vorwurf machen, er inſpicire, was er ſelbſt nicht verſtehe? Und ſo muß auch die Kanzel an ihm einen viel beſſeren Prediger, der Altar einen viel beſſeren Katecheten, und die Gemeine überhaupt einen Mann gewinnen, der ſie einerſeits den Weg zum Himmel, andrerſeits den Weg zu einem vernünftigen und glücklichen Leben auf dieſer Welt führt.

Selbſt ein Feind des geiſtlichen Standes kann nicht in Abrede ſeyn, daß dies ein ſchöner, wohldurchdachter, ja, ich möchte ſagen, recht verführeriſch reitzender Plan iſt. Er verſpricht von allen Seiten ſo viel Gutes, daß ich auf mich ſelbſt böſe bin, weil ich mich von ſeiner Ausführbarkeit noch gar nicht überzeugen kann; ja, anſtatt des gehofften Guten, manches neue und große Uebel fürchte. Hier ſind, frei, aber auch beſcheiden, meine Monita. Enthalten ſie wirklich nichts Erhebliches: nun, ſo iſt es ja leicht, ſie mit ein paar kräftigen Worten niederzuſchlagen. Wären ſie aber doch nicht ſo ganz unbedeutend, ſo iſt es eben noch die rechte Zeit, in dem allgemeinen Schul-Plane die etwa nöthigen Modificationen anzubringen.

Ich gehe von einem Grundſatze aus, zu dem Sie ſich ſelbſt gleich auf den erſten Seiten Ihres Werkes bekennen: daß es nehmlich bei dem Menſchen vornehmlich auf ſeine eigenthümlichen Anlagen, auf ſeine angeborne Geiſtes-Richtung ankommt, wobei die Erziehung zwar Hebammen-Dienſte leiſten, aber ſie nicht ſchaffen, und durch alle Kunſtſtücke und Handgriffe nicht hervorbringen kann. Hieraus fließt unmittelbar, daß zu einem guten Theologen, wie zu einem guten Pädagogen, ein eignes Natur-Talent, eine angeborne Luſt und Neigung erfoderlich iſt; es fragt ſich bloß: iſt das Talent zu beiden Fächern einerlei, oder iſt es verſchieden? Das erſte wird nicht leicht jemand behaupten, der die Geſchäfte des geiſtlichen und Schulſtandes auch nur oberflächlich mit einander vergleicht. Welch ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen Kanzel und Katheder, Predigen und Dociren! Der ſelige Patzke in Magdeburg, der eine Zierde der Kanzel, und für dieſelbe enthuſiaſtiſch eingenommen war, ſtellte mir oft vor, welch eine Wonne es ſey, ein Paar tauſend Seelen durch die Macht der Beredtſamkeit wie einen Faden um den Finger zu wickeln; ich zuckte die Achſeln, und blieb kalt. Dagegen ſchilderte ich ihm wieder die Seligkeit, in einer Klaſſe von Schülern als Vater und Freund zu wandeln, und auf künftige Ernte guten Samen auszuſtreuen; auch er zuckte die Achſeln, und konnte keinen Gebrauch davon machen. Noch weiter gehen beide Stände aus einander, wenn der eine z. B. einen Sterbenden zum Tode vorbereitet, der andre einem leichtfertigen Knaben, oder einem verirrten Jünglinge, das Herz zu rühren ſucht. Beide wenden einerlei Moral an: und doch, wie verſchieden ſind die Subjekte! daher auch, wie verſchieden das ganze Verfahren, und die demſelben zum Grunde liegenden Kenntniſſe und erworbenen Fertigkeiten! Wie könnte ich indeß, bei aller dieſer Verſchiedenheit, auch nur einen Augenblick zweifeln, daß es Menſchen giebt, die Kanzel und Katheder glücklich mit einander zu vereinigen wiſſen! Giebt es doch auch Dichter, die im Tragiſchen und Komiſchen gleich ſtark ſind; Philoſophen und zugleich Dichter; Mathematiker und Epigrammatiſten; Aerzte und Lyriker; Chymiker und Miniſter! Dieſe Vereinigung aber gehört bei mir unter die ſeltnen, keinesweges unter die gewöhnlichen und alltäglichen, Erſcheinungen. Ich habe Niemeyern nur dociren, nicht predigen hören; ich verbürge mich aber in dieſer Hinſicht blindlings für ihn. Herder (unvergeßlichen Andenkens!) wußte gewiß zu Alten und Jünglingen und Kindern gleich pertinent zu reden. Mein trefflicher College Fülleborn war ein Meiſter auf dem Katheder, und zugleich ein ſehr beliebter Kanzel-Redner. Sie ſelbſt waren geſtändlich nie Schulmann: aber nach einem Examen im Ober-Conſiſtorium zu ſchließen, das ich vor fünf Jahren von Ihnen zu hören das Glück hatte, müßten Sie es ſehr gut geworden ſeyn. Verzeihen Sie mir daher eine dreiſte Frage: Hat nicht etwa Ihre eigne

Leichtigkeit, aus einem Fache in das andre überzugehen, Sie getäuſcht, dieſelbe als allgemein vorauszuſetzen? Allein gegen dieſe Allgemeinheit muß ich, geſtützt auf Erfahrung, förmlich und feierlich proteſtiren. Sollten auch alle Schulleute im Stande ſeyn, eine gute Predigt zu machen, welches ich doch auf keine Weiſe garantiren möchte: ſo iſt es bis zum Halten derſelben noch ein ſehr weiter Weg. Dazu gehört ſchon im Phyſiſchen eine ſtarke Bruſt und Metall in der Stimme; und nun im Pſychiſchen, eine gewiſſe Stärke der Seele — Unerſchrockenheit, vor einer zahlreichen Verſammlung öffentlich aufzutreten — ein feſtes Abſtraktions-Vermögen, um ſich den Gedächtnißfaden durch keine Zerſtreuung entreißen zu laſſen, und ſchnelle Beſonnenheit, ihn wieder aufzufaſſen — endlich noch eine angemeſſene Deklamation und Aktion. Bloß durch den Abgang des Phyſiſchen, durch ſchwache Bruſt, und durch den Mangel an Unerſchrockenheit, die gewöhnliche Quelle des für ſchimpflich geachteten Steckenbleibens auf der Kanzel, hat der Schulſtand manches brave Subjekt gewonnen, das ihm ſonſt auf immer untreu geworden wäre. Auf der andern Seite gehört zu unſrem Stande (daß ich mich ſo ausdrücke) ein gewiſſer Johannes-Geiſt, (war doch ſelbſt unter den Apoſteln Johannes der einzige, der ſo gern ſagte: meine Kindlein!) — weniger Stärke der Seele (außer in ſo fern die Geduld eine extenſive Stärke der Seele iſt), aber deſto mehr Wohlwollen — eine tiefe Herabſtimmung zu den ſchwächſten, zu den allereinfachſten Begriffen — ein feſter, aber locker gehaltener Faden des Denkens, den man die raſche Jugend hin und her zerren läßt, zuletzt aber ſie doch noch an dieſem Faden nach ſich zieht. O, wie oft habe ich als pädagogiſcher Examinator dieſe Eigenſchaften bei ſonſt geſchickten Theologen vermißt! Wie oft mußte ich ihnen den Vorwurf machen, daß ſie ganz zur Unzeit den Redner ſpielten, wo ſie dociren ſollten; wie oft ließen ſie Worte und Sachen gänzlich unerklärt; und wie manchmal verloren ſie den Faden, und verſtummten ganz, wenn ihnen die Jugend irgend eine unerwartete Kreuz- und Quer-Frage that! Wenn nun die Natur ſelbſt durch eigenthümliche Anlagen (wenige Extra-Köpfe ausgenommen) die Theologen und Pädagogen geſchieden hat: ſo dürfte ihre Vereinigung wohl ein Problem ſeyn, an welchem alle Macht des Staats ſcheitert!

Hierzu kommt aber noch eine Betrachtung. Kopf, Talente, eignes Denken, reichen gegenwärtig in keinem Fache hin; es muß dazu auch noch Fleiß, Studium, Lektüre, Literatur kommen. Nun zweifelt wohl niemand, daß die Theologie eine ganz andre Literatur hat, als die Pädagogik; und daß es zweierlei iſt, Michaelis Bibelüberſetzung, Eichhorns Einleitung, Niemeyers Charakteriſtik der Bibel ꝛc., oder Campens Reviſionswerk, Niemeyers Pädagogik, Funke'ns Naturgeſchichte und Technologie für Schulen ꝛc. zu ſtudieren. Auch das leidet keinen Zweifel, daß im Lehramte zur Lektüre nur Nebenſtunden übrig bleiben, und daß es ſchwer hält, nur in Einem, geſchweige in mehreren Fächern, mit dem Zeitalter Schritt zu halten. Wie ſoll es nun wohl der pädagogiſche Theolog anfangen, um beiden Fächern Genüge zu thun? Geht er in ein gelehrtes Seminarium, und dann in ein Schulamt, ſo wird die Theologie inzwiſchen, wenn er wöchentlich nur zwanzig Stunden hat, faſt ganz brache liegen müſſen. Treibt er ſie hingegen ernſtlich fort, ſo leidet unfehlbar die Schule; wie denn ſchon Klage genug über die Candidaten in Conditionen iſt, daß ſie der Uebung im Predigen die ihnen anvertraute Jugend aufopfern. Kurz, wohin ich blicke, ſehe ich Inconvenienz; und ich fürchte geradehin, daß, wenn dieſer Plan nach aller Strenge vollzogen würde, nach und nach eine Generation von Halb-Theologen und Halb-Pädagogen entſtehen möchte, bei der weder Kirchen noch Schulen gedeihen könnten. Die Schulen hätten nun zwar keine alten Invaliden mehr, aber dafür lauter junge, unreiſe und unerfahrne Männer! Die Kirchen bekämen nun zwar tüchtigere Schul-Inſpektoren, aber untüchtigere Geiſtliche, die vielleicht in der Welt-, aber nicht in der Kirchen-Geſchichte, in der profanen, aber nicht in der bibliſchen Philologie bewandert wären; die, verwöhnt durch die Herablaſſung zur Jugend, ſich auf der Kanzel nicht die gehörige Würde zu geben wüßten; die zwar nicht mehr jung an Jahren, aber doch in der eigentlichen Paſtoral-Theologie wahre Kinder wären, und unendlich viel verderben würden, wenn ſie die Alten auf gleichen Fuß wie die Jugend behandelten.

Endlich denn zu meinem letzten, aber auch ſchwerſten, Steine des Anſtoßes! Schon oben war von dem zwiſchen der Kirche und Schule zu ſtiftenden Frieden die Rede. Ich weiß einen viel nöthigern Frieden: nehmlich den zwiſchen der Kirche — und Kirche. So lange dieſe noch in die drei Partheien, der Hyperorthodoxen, gemäßigten Orthodoxen, und Heterodoxen, getrennt bleibt; ſo lange dieſe letztern die Kirche in ihren tiefſten Fundamenten erſchüttern, und ſelbſt die Reinhards, die ihnen ſonſt nicht unhold waren, es rathſam finden, umzulenken, wofür ſie, wie natürlich, ſchwer büßen müſſen: ſo lange iſt es einerlei, ob unter tauſend Stimmen auch ein Paar pädagogiſche mitſchreien oder nicht. Dagegen wird nun auf der andern Seite, über obigen Plan, der Krieg der Pädagogen gegen die Geiſtlichkeit erſt recht angehen; und ich ſetze hinzu, ein durchaus rechtmäßiger Krieg, eine in allen Rechten gegründete Nothwehr! Seit Baſedow ward es allmählich Sitte, ſich auf der Univerſität dem pädagogiſchen Studium ausſchließlich zu widmen. Dieſe lebenslängliche Beſtimmung für das Schulfach war längſt durch eine Autorität vom erſten Range confirmirt und beſtätiget. Der große Luther ſagt irgendwo in ſeiner Kraftſprache: „Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern
„Sachen ablaſſen könnte oder müßte, ſo wollt ich kein
„ander Amt lieber haben, als Schulmeiſter und Kna-
„benlehrer ſeyn. Denn ich weiß, daß dies Werk nächſt
„dem Predigtamt das allernützlichſte, beſte und grö-
„ßte iſt. Und ich weiß dazu auch nicht, welches unter

„beiden das beſte und größte iſt. Denn es iſt ſchwer, „alte Hunde bändig und alte Schälke fromm zu machen, „daran doch das Predigtamt arbeitet und viel umſonſt „arbeiten muß. Aber die jungen Bäumchen kann man „beſſer beugen und ziehen, wiewohl auch etliche darüber „zerbrechen.“ Ein ſchöneres Palladium könnte ſich der Schulſtand nicht wünſchen, als dieſes. Hier iſt von keiner niedrigen Geringſchätzung der Geiſtlichkeit die Rede — von keiner Antipathie, ſondern höchſtens von Apathie. So wie der zärtliche Liebhaber keine Andre liebt, weil er ſchon Eine liebt, ſo iſt auch die Wahl des Schulmannes allein auf ſein Fach gerichtet; von ihm verſpricht er ſich lebenslängliches Vergnügen, ihm weiht er lebenslängliches Studium, in ihm hofft er lebenslänglich dem Vaterlande nützlich zu ſeyn. Noch vor wenigen Tagen beſuchte mich, nach ſeiner Zurückkunft von der Univerſität, einer meiner liebſten Zöglinge. Er hatte Nöſſelt und Wolf gleich fleißig gehört, und ſprach von beiden mit gleichem Intereſſe; und doch, ſagte er, werde er ſich dem Schulſtande widmen. Der nächſte Grund hiervon war kein andrer, als weil er bereits in einem Privat-Inſtitute gearbeitet, und durch das Dociren eine immerwährende Vorliebe für das Dociren eingeſogen hatte. Bei allem dieſem Anziehenden aber ſchreckte bisher der Schulſtand ab, weil ſeine meiſten Stellen höchſtärmlich dotirt, und zu den beſſer beſoldeten höheren Poſten wenig Hoffnung war. Dieſem Uebel wird nunmehr in dem großen Preußiſchen National-Plane abgeholfen: der Schulmann ſoll nicht mehr hungern, nicht mehr betteln müſſen. Welche Freude! Aber auch deſto größer der Schmerz: Er kann nun nicht mehr reiner, lebenslänglicher Schulmann ſeyn! Der Schulſtand verliert, außer in den niedrigſten, und in den weniger höhern Poſten, ſeine Exiſtenz. Die Kirche hatte ihn vormals unterdrückt. Schon athmete er freier; jetzt vernichtet ſie ihn gänzlich, und ſetzt ſich, ſtatt ſeiner, in den Beſitz der Schulen! Wahrlich, hier — oder nirgends iſt Zwang; hier iſt ein verſtecktes doppeltes Compelle intrare, das nicht bloß die äußere, ſondern die innere Freiheit angreift. Einerſeits heißt es: du mußt Theolog werden, um Schulmann zu ſeyn; andrerſeits: du mußt Schulmann werden, um Geiſtlicher zu ſeyn. Die Folge davon wird nicht bloß leeres Wortgeſchrei, ſondern thätiges Abſpringen vom geiſtlichen und Schulſtande zugleich ſeyn. So wie es reine Pädagogen giebt, ſo giebt es ja auch reine Theologen, die um keinen Preis Schulmänner ſeyn möchten, ſondern ihre Naturbeſtimmung lediglich in ihrem Fache finden. Der Strom der Studierenden wird ſich nun noch mehr auf das Feld der Juriſprudenz ergießen; und da es jetzt ſchon von Referendarien wimmelt: was müßte nicht erſt künftig geſchehen!

Allen dieſen Uebeln, die meinem beſten Wiſſen noch nicht erträumt ſind, wäre, dünkt mich, auf eine leichte Art abzuhelfen. Man laſſe den reinen Pädagogen reinen Pädagogen ſeyn und bleiben! Kann er nicht aſcendiren; muß er ſich Zeitlebens mit 250 Scheffeln Korn begnügen;

was mehr? Ich weiß ihrer viele, die nicht aſcendiren mögen; ich weiß deren noch mehrere, die, verglichen mit dem jetzigen Zuſtande der Dinge, 250 Scheffel feſte Einnahme, bei freier Wohnung und Holz, für ein großes Glück halten, und nichts mehr verlangen werden. Eben ſo wenig muthe man dem reinen Theologen, gegen ſeine innere Neigung, zu, Schulmann zu werden! Wer es aber mit beiden Fächern verſuchen will, der weiſe ſich auch durch ein zwiefaches ſcharfes Examen aus, daß er es wirklich kann, und daß die Natur ihn vorzüglich favoriſirt hat. Der Fall iſt beſonders bei den Feldpredigern; und, wie ich nicht anders weiß, hat der Feldprobſt Kletſchke jederzeit ſtreng darauf gehalten, niemanden zuzulaſſen, der nicht zugleich gute Schulſtudien beſitzt. Solche Caesares in utroque werden dann eine wahre Zierde des geiſtlichen Standes ſeyn: aber dieſen Stand durchaus mit lauter ſolchen Subjecten zu verſehen, halte ich für einen idealiſchen Wunſch, der auf dieſer unvollkommenen Welt nie in Erfüllung gehen wird, noch kann. —

Je weitläuftiger ich über dieſen einen (aber auch wie wichtigen!) Punkt geweſen bin, deſto kürzer will ich nun bis ans Ende meines Briefes ſeyn. Die Anlegung kleiner Privat-Seminarien iſt ein glücklicher Gedanke. Mir fiel dabei, noch aus meiner theologiſchen Jugendzeit her, der vortreffliche Doddridge ein, der, als Diſſenter, in ſeinem Hauſe ein theologiſches Privat-Seminarium anlegte, in welchem an dreißig Subjekte, theoretiſch und praktiſch, zu Geiſtlichen gebildet wurden; wo nebenbei ſogar Trigonometrie, Kegelſchnitte, und Mechanik des Himmels vorkamen, und die Seminariſten ſo zweckmäßig gebildet wurden, wie ſie es in Oxford und Cambridge nie geworden wären. — Daß der Prediger der natürliche Aufſeher der Volksſchulen iſt, dawider wende ich keine Sylbe ein, Dagegen wird mir wieder Jeder einräumen, daß es unerträglich iſt, was der oben erwähnte O. C. R. Hübner anführt: „Dient es wohl dazu, der Gemeinde Achtung für den Schulmann einzuflößen, und „das ihm ſo nöthige Anſehen zu unterſtüzen, wenn ſich „der Pfarrer deſſelben bedient, Hausknechtsdienſte „verrichten zu laſſen? Befindet ſich der Lehrer der ſämmtlichen Dorfjugend am rechten Orte, wenn er bei gewiſſen Gelegenheiten hinter dem Stuhle des Pfarrers mit einem Teller unter dem Arme ſieht, und „rechts und links zwei ſeiner Schulknaben zu ſeinen Kameraden hat?" Doch, das ſind einzelne Mißbräuche, denen die künftige allgemeine Schulordnung abzuhelfen wiſſen wird. Ein andres iſt es nun freilich, daß die geiſtlichen Behörden in den Provinzen die pädagogiſchen Geſchäfte nach wie vor zu bearbeiten haben. Stuve, wenn er noch lebte, würde dazu den Kopf mächtig ſchütteln. Ich für mein Theil, der ich auch zu Stuvens Fahne nicht blindlings geſchworen habe, beruhige mich hierüber mit folgenden Gründen: 1) mit Ihrer Verſicherung, Seite 306 ꝛc., daß es ſich nicht füglich anders hat thun laſſen; 2) mit der Fortdauer des Ober-Schul-Collegiums, als eines ſeparirten

Corps, und zugleich der höchſten Inſtanz in pädagogiſchen Angelegenheiten. 3) Selbſt die Prediger ſind ja nun nicht mehr die alleinigen Schulaufſeher, ſondern erhalten eine Schul-Commiſſion zur Seite. Eine ſolche Controlle war durchaus nöthig, wenn das Geſetz nicht das Schickſal ſo mancher andern haben, und bloß auf dem Papiere bleiben ſollte. Eine monatliche Verſammlung wird hinreichen; und würde ſie etwa des Sonntags Nachmittags gehalten, ſo fiele auch die Beſchwerde über häusliche Verſäumniß weg. Die anfänglichen Schwierigkeiten einer ordentlichen Berathſchlagung führen Sie ſelbſt an; und wirklich iſt es zum Erſtaunen, wie wild es oft, ſelbſt in hochgebildeten Clubs, beim Debattiren hergeht. Hier nun hat der Geiſtliche Gelegenheit zu zeigen, daß er Inſpector zu ſeyn verdient, weil er der Klügſte iſt. Als Präſident wird er ſein Anſehen zu behaupten, und zu rechter Zeit den Hut aufzuſetzen wiſſen; dann und wann ein kleines Belobungs-Dekret, oder auch ein kräftiger Verweis von der höhern Behörde, wird die ſchwerfällige Berathſchlagungs-Maſchine ebenfalls in den Gang bringen helfen.

Sie handeln nun ex professo von der Schulzucht, die Sie im Anfange Ihres Werks bloß berührten. Fürchterlich und wahr iſt Ihre Schilderung von den beiden Extremen, in welche ſie fällt: der allzugelinden, und allzuſtrengen. Ruthe und Stock ſind noch viel zu wenig; erſt ganz neulich iſt von einem katholiſchen Schulen-Inſpektor eine förmliche Ruſſiſche Knute als corpus delicti eingeſchickt werden. Was ſoll ich hierzu ſagen, als: der ſich ſelbſt überlaſſene, an Verſtand und Herz nicht hochgebildete Menſch, thut, was er will, ſo lange er thun darf, was er will. Wird er es nicht mehr dürfen; wird der Staat ſich ihm in ſeiner ganzen nachdrücklichen, und anhaltenden Autorität zeigen: dann werden tauſend bisherige Mißbräuche, wie Nebel vor der Sonne, ſchwinden. Vortrefflich iſt (Seite 338 ꝛc.) Ihr Straf-Codex für Volksſchulen, und deſſen ſtufenmäßiger Gang; ja, es kann nicht fehlen, daß er nicht allmählich auch durch die Kinder auf die Eltern zurückwirken, und dieſe gegen ihr eigenes Fleiſch und Blut menſchlicher machen ſollte. Es gewährt mir jedesmal Vergnügen, ſo oft ich mich in irgend einer pädagogiſchen Operation, ohne alle Verabredung, mit Ihnen auf Einem Wege finde; und das iſt hier wieder der Fall. Bei einem von mir verlangten Schulplane für eine große Anſtalt, ſchlug ich zuerſt auch, vor den körperlichen Strafen, alle andere gelindere Mittel vor. Bei deren Fruchtloſigkeit aber erfolgte, erſtlich eine öffentliche Erklärung des Schülers für ſchlägefähig; dann mußte er bei neuer Unart das Strafinſtrument öffentlich in der Hand halten; und endlich erfolgte die Strafe ſelbſt, und zwar nicht mehr als Ein Schlag: denn fühlte die Seele hierbei nichts, ſo waren auch mehrere Schläge vergeblich; und fühlte ſie, ſo war Einer genug! — Ueber und gegen Meriten-Tafeln, goldne Punkte ꝛc. habe ich mich bereits im Spitzbart erklärt; nicht, als ob ich ſie für unwirkſam hielte, ſondern, weil ſie durch ein falſches Princip, die abſcheuliche Ehrſucht, wirken, die ein Erzieher nicht früh genug ausrotten kann. *Prämien* hingegen halte ich für eine, an ſich unſchuldige Freude eines Tages, und freue mich jedesmal mit, wenn ſie bei uns mit einer Municenz, wie auf wenigen Inſtituten, ausgetheilt werden. Dabei jedoch die Stimmenmehrheit der Schüler entſcheiden zu laſſen, halte ich für bedenklich, ob ich gleich anderweitig ſelbſt auf den Beifall oder Nicht-Beifall der Jugend horche, und ihm ſogar bei der Wahl der Lehrer ein Gewicht beilege. Prämien aber können nicht füglich dem Kopfe zugetheilt werden, der ein Geſchenk der Natur iſt; noch der Moralität, deren richtige Beurtheilung für Lehrer und Schüler ihre großen Schwierigkeiten hat; alſo am ſicherſten dem Fleiße, den jeder Lehrer ſehr wohl, und beſſer wiſſen kann, als die ſelbſt unfleißigen Schüler. — Halbjährliche *Zeugniſſe* für die Eltern ſind bei uns nicht Sitte; aber ich laſſe mir ihre Einführung ſehr gern gefallen. — *Geldſtrafen* kenne ich nur von meiner erſten Schule her, wo ich ſie ſelbſt regelmäßig alle Monat mitbezahlt habe; ſeit der Zeit ſind ſie mir nicht wieder vorgekommen. — Ueber *öffentliche Beurtheilungen* in Programmen, habe ich mit dem verewigten *Lieberkühn* mehr als Eine Lanze gebrochen. So groß auch meine Hochachtung für ihn war, ſo konnte ich doch nie ſeinen gedruckten Cenſuren Geſchmack abgewinnen. Eine insbeſondere fiel förmlich ſteckbriefartig aus, und empörte das Gefühl einer Menge von meinen Landsleuten. Seit der

Zeit haben wir bloß, bei den zwei öffentlichen Prüfungen, Cenſur vom Katheder herab, und behandeln ſie zwar nicht ganz als Familien-Geheimniß, aber doch als Familien-Sache. — Ueber Rektoren und Schul-Konferenzen zu reden, ziemt Prorektoren nicht; dagegen zum Schluſſe noch ein Wort über Schulbeſuche! Wie geht es zu, daß dieſe ſelbſt in Berlin noch nicht einmal allgemein-Sitte ſind? Nur bei Gediken ſtanden mir, als Fremden, alle Klaſſen offen; auch der würdige Chef der Realſchule, O. C. R. Hecker, verſtattete mir ohne Umſtände den Beſuch einer technologiſchen Lektion; der treffliche Meierotto hingegen geleitete mich zwar ſehr human in ſeine eigne Klaſſe, machte aber Schwierigkeiten wegen der übrigen Lehrer und Lektionen. Mich dünkt, auch das gehört in den allgemeinen Schulplan, daß alle Klaſſen zu allen Zeiten jedem honnetten Menſchen offen ſtehen müſſen!

Ich ſchließe; und würde dieſem Briefe ſelbſt von Herzen gram ſeyn, worin ich mich genöthiget geſehen habe, mit Ihnen über einen Punkt ernſtlich zu controvertiren, wenn mich nicht zwei Betrachtungen beruhigten. Einmal, ich ſah mich genöthiget; aus Gründen, die für mich großes Gewicht hatten — aus Gründen, die ich noch lange nicht erſchöpft habe, aber der Kürze aufopfern will. Zweitens aber: ſollten meine Gründe für zu leicht befunden, und die Schulſtellen dennoch excluſiv an Theologen vergeben werden; ſo ſchweige ich von dem Augenblicke an, und unterwerfe mich der Anordnung des

Staats, wie es einem guten Bürger ziemt. Ich komme nun ſchon zu Ihrem letzten Kapitel, und bald zum Ende meiner Briefe, die Sie wenigſtens nicht werden zweifeln laſſen, mit welcher ungeheuchelten Hochachtung ich bin ꝛc. ꝛc.

II.

Der alternde Dichter.

Aus dem Lateiniſchen des Vida.

Dem Schwan', o Gibert, hat die Natur allein
Im Greiſenalter ſüßen Geſang verliehn,
Nur ſeiner Tage ſpätem Abend
Regeres Leben, als ſelbſt der Jugend.

Nicht alſo, Freund, der heiligen Dichterſchaar! —
Des Liedes Zauber ſchenkt' ihr Apollos Huld:
Doch ſchweigen heißet bald das Alter,
Weiſe zu rathen allein noch fähig.

Wann einſt von rauhem Froſte das Blut gerinnt,
Die Kraft gelähmt iſt: ſiehe, da quälet bald
Dich andre Sorg', und immer wird das
Kommende ſchlechter, denn was voranging.

Natur maß jedem Dinge die Schranken ab;
Nicht ungeſtrafet dringeſt du über ſie.
Nicht immer blüht im Lenz die Jahreszeit,
Immer nicht grünen im Hain die Blätter.

Der Fluren Reitze ſtreifet der Winter ab,
Der Grauſe, welcher Stürmen und Froſt gebeut;
In Schnee verhüllt, dem Wechſel ſtaunend,
Lieget die Erde, ſich ſelbſt unkenntlich.

Auch der ſich weiland drängender Feinde Schwarm
Entgegenſtemmte, nun ihn die Kraft verließ,
Sitzt, ledig ſeines Fahneneides,
Knaben erzählend ſein Heldenleben.

Nur Ich ſoll ewig dichten, verlangeſt du,
Wiewohl mein Alter warnet! Gefährlichkeit,
Durch Jugendkraft allein bezwungen,
Soll ich, ein wankender Greis, beſtehen?

Laſſ' ab! und nimmer, wenn er mich je umglänzt,
Verhülle Nacht den leuchtenden Strahlenkranz!
Wohl darf ich, von der Muſe ſcheidend,
Lieder, und Harf' in den Tempel hängen.

Wer ungeſchwächet Kräfte verſpürt, und Muth,
Wem Durſt nach Ruhm' in ſehnender Bruſt erglüht,
Der möge freudig in den Schranken
Nach dem erhabenen Ziele ringen!

Mir greiſem Manne, welchen das Alter lähmt,
Geziemet auszuruhen mit Sokrates,
Nachſinnend: welche Siegeskronen
Ueber dem Staube der Tugend harren.

T.

O. Gr. v. Haugwitz.

III.

Der Abend am Conſtanzer-See.

Siehſt du ſie nun? — rief mein Reiſegefährte plötzlich. Meine Augen flogen zu den Alpen, auf deren Spitzen die Wolken ruhten, und mir war es, als wollte ich mich an ſie ſchmiegen, als müßte ich jemand danken, nicht daß ich dieſe Wolkenbetten, ſo ſchienen ſie mir, jetzt ſehen konnte, ſondern daß ſie ſchon für die Blicke von Tauſenden, die ſchwelgend an ihnen hingen, ſo lange da ſtanden, und daß ſie ewig für ſie ſtehen werden. „Sie vergehen nicht,“ ſagte ich zu ihm, und dachte an ein Feuerwerk, deſſen ausgebrannte Sonnen in mir zu Aſche wurden, und das wir geſtern Abend ſahen. „Mich dünkt, was dieſe Gletſcher in die Wolken warf, gab dem Menſchen jenes Ringen nach Vollkommenheit, oder auch nur Vervollkommnung, um ihn täglich zu dem Geſtändniſſe ſeiner Armſeligkeit zu nöthigen!“ — Biſt du arm, Laſſan? — rief er, und ſchlug mit der Hand über die vor uns ſich dehnenden Schweizerbilder weg; — und das alles, alles iſt unſer? — O, auch jene Alpen und ihre glänzenden Wolkenumwürfe? — Nein! rief ich, und legte die Hand an mein Herz; aber ich fühle, daß die erbärmlich ſind, die ſich als Götter brüſten, wenn ſie den Gedanken eines

Gottes ahnen. — Der Gotthard und Bernhard ſtanden lebhaſt vor meiner Seele, ob ich ſie gleich nicht ſah. Wir ſchwiegen, aber wir vertrauten einer Umarmung das ganze Gefühl dieſer großen Erſchaffung an, die ſich nicht an das Bild eines Wortes ſchmiegen mochte, und mit ihrer Größe jedes Bewußtſeyn einer menſchlichen Kraſt unterdrückte, während ſie einen edleren Theil unſerer Seele in die Ahndung einer göttlichen hinaufzog. Wir wurden arm an jeder Selbſtgefälligkeit des menſchlichen Stolzes, aber reich an den Thränen eines unendlichen Genuſſes.

Wenn die Menſchen wiſſen wollen, ſagte Theobald, ſo hieß mein Gefährte, wie groß ihre Werke ſind, ſo ſollten ſie dieſe hier und die ihrigen, mit Einem Maßſtabe meſſen. Und dabei ſtieg ſein Blick an dem Schreckhorne hinauf, als wollte er einen gleichen für dieſes und den Schneckenberg bei Leipzig ſuchen. Auch ich dachte an die Röhrenkaskade dabei, und den Rheinfall bei Lauſen. O, warum muß es das Gefühl unſerer Erbärmlichkeit ſeyn, was uns allein über uns ſelbſt erheben kann! fuhr er fort; warum ſtehen wir am tiefſten, wenn wir uns am erhabenſten glauben! Dieſe Alpen ſind gewiß geſchaffen, um uns zum Meilenſteine zu dienen, wenn wir auf dem Wege zu unſerer Göttlichkeit wiſſen wollen, wie viel wir ſchon davon zurückgelegt haben. Ach! wir ſind ſchon ſo viele Jahrtauſende darauf hinangeklimmt, und ſie erinnern uns unaufhörlich, daß wir nur noch ſo wenige Schritte auf dieſer unendlichen Bahn gethan haben. Und dieſe wenigen Schritte, haben wir ſie nicht theurer bezahlen müſſen, als die Chauſſé von Straßburg nach Baſel (da kamen wir her), wo es ſo viele Meilen, und ſo wenig Weg gab? — Wie viele Tauſende haben ihre Köpfe, nicht die auf Kupfer geprägten fremden, ſondern die wirklichen, dafür hingeben müſſen, wie viele Millionen ihre Ruhe, und wie viele Nationen ihr Glück und ihre Zufriedenheit, ohne daß ſie noch dafür in Diligencen hätten fahren können! Steht nur! Vielleicht zerfallt ihr doch auch einſt, wie die unter euch wandelnden Menſchen; und dann haben wir wenigſtens eine Ruheſtätte erreicht.

Euch werden dieſe Worte nicht ſo rühren, wie mich, der ich in ſeinen Blicken eine Deutung dazu erhielt, und von den Tönen, in denen ſie hervorquollen, mit in die aufgeregte Tiefe ſeiner Bruſt hinabgezogen wurde. — Morgen werden wir ihnen näher ſeyn; wollte ich ihn unterbrechen. — Er bewegte den Kopf langſam verneinend; denn er fühlte, daß ich ihm dadurch einen noch höhern Genuß verſprechen wollte. Ich wünſche es nicht, Laſſan: denn das Große muß man nur in der Ferne ſehen; in der Nähe zerdrückt es uns, ohne daß wir es faſſen können. Jetzt ſehen wir ſie, und haben eine Ahndung ihres Weſens, da wir ſie noch nicht genau kennen; werden wir an der Teufelsbrücke ſtehen, ſo werden wir auch nicht dieſen Punkt des Bildes in unſere Seele aufnehmen können, welches wir jetzt mit einem deutlichen Bewußtſeyn ſeiner Unbeſchreiblichkeit umfaſſen. Wenn es wird ausgemahlt ſeyn, ſo werden wir uns in ſeinen einzelnen Theilen verlieren, da uns jetzt ſeine Umriſſe ſo viel geben, als wir ertragen können. Erſt wenn wir jene Spitzen dort, welche die lichtgraue Wolke von der Erde abſchneidet, recht tief in unſere Erinnerung werden eingedrückt haben, wollen wir uns ihnen nähern, damit wir dies Ganze alsdann jeden Augenblick können hervortreten laſſen, wenn ſein Einzelnes es verſteckt. Er ſchwieg, und ich legte mich auf den friſchen Raſen nieder, um dem dunkel ſchattirten Landſchafts-Panorama die Karminſtreifen meiner Träume auflegen zu können, und es zu einem phantaſtiſchen Morgentraume umzubilden. — Einen Meilenſtein nannteſt du ſie? Es mag wohl ſeyn, aber nicht bloß für uns, ſondern auch für die Jahrhunderte, die daran vorüberſchreiten, um in die Vergangenheit zu wandeln; wenigſtens ſind ſie ein Stein, in den ſie das Gedächtniß ihrer Nahmen ſchreiben können, wie wir einſt die unſrigen an den Regenſtein, da ſonſt alles unter ihnen vergeht und zerbröckelt. An ihren Jahrringen von Eislagen wird ſie uns wohl einſt die erſchöpfte Zukunft vorzählen, wenn wir fragend auf den Trümmern des jüngſten Tages umhertreten, und den älteſten zurückkehren ſehen. Ich lächelte, um dadurch dem Theobald eine Antwort zu geben, der mich fragend anſah; denn ich dachte an jenen in Paris, welcher die Lampen von dem umwölkten Theaterhimmel ſtürzte. Ich ſcherze nicht über den jüngſten Tag, meinte er; denn das ſcheint mir, als wollte ich über einen kindiſchen Greis ſpotten, von deſſen Blicke einſt das Schickſal vieler Geſchlechter abhing. Lächeln kann ich auch bei ihm; aber dann iſt es mehr über uns. Ich kannte meinen

Freund, und reichte ihm die Hand. Ich dachte bloß noch an das Gefühl deſſen, der den erſten jüngſten Tag ſchuf und dieſe Welt mit ihren Alpen durch einen Druck wollte zerdrücken laſſen. — Wir riſſen uns los von den Empfindungen, die uns gegen dieſe zogen, und gingen weiter gegen Conſtanz.

Unſer Weg ging an dem See hin, und wir erblickten bald die Stadt, deren graue Nebelthürme in den Wellen lagen. Dort war es, wo die Vernunft dem Aberglauben geopfert wurde, fing Theobald wieder an, und wo der Geier Pfaffenliſt dem menſchlichen Geſchlechte das immer wieder wachſende Herz abfraß. Dort wollten die Freunde der Finſterniß das ſchwache Licht verlöſchen, welches in jener Nacht, die drückend mit ihrer Gewitterſchwüle auf allen den Jahrhunderten lag, aufging, und uns überreden, es ſey ein Irrwiſch, der uns in Sümpfe führe. Sie ahndeten nicht, daß ſie es zu einer Sonne aufblaſen würden, die wenigſtens ihre Dünſte zerſtreuete, wenn ſie gleich, da ſie durch das Prisma unſeres Glaubens fällt, uns manches in einem anderen Lichte ſehen läßt, als es wirklich iſt. Sie ging auf, und erwärmte die Vernunft, damit ſie aus ihrem langen Winterſchlafe erwachte. Noch hält ſie oft der Nebel eines theologiſchen Heerrauches verſchleiert; aber ſie wird noch mehr Licht und Wärme geben, wenn wir es erſt werden ertragen können. —

Der Wind ſpielte mit den Tönen der Glocken, die in Conſtanz zur Veſper riefen, und warf ſie ſcherzend in den See und wehmüthig in unſere Bruſt. Dieſe Glocke rief einſt Huſſ'en zum Tode, ſeufzte ich; und es war, als mahnte ſie die Menſchen an eine Schuld. Ach, es war ja eine Blutſchuld, die auf Conſtanz lag! Es büßt ſie ab. Traurig und öde iſt es, als wenn das böſe Gewiſſen eines Jahrhundertes darin läge! — Dort an den Mauern, fuhr Theobald fort, hing einſt die Hoffnung einer halben Welt; aber die Buben vernichteten ſie jauchzend, und umwanden die Beute nur noch feſter, die man ihnen entreißen wollte. Aber der Genius der Zeit ſchritt mächtig und unaufhaltſam durch die Netze, mit denen ſie ihn umſtellten, und der Scheiterhaufen Huſſ'ens wurde das Fegefeuer, worin die Empfindungen und das Bewußtſeyn von Millionen geläutert wurden. Die Ketten des Aberglaubens, welche man in Rom ſchmiedete, und um den Koloß der katholiſchen Welt ſchlang, um ihn zu den Füßen des päpſtlichen Stuhls zu feſſeln, ſind zerriſſen, und er zerfällt.

Es war, als ſtießen uns dieſe Empfindungen von Conſtanz zurück, und ich fragte Theobalden: Wollen wir hier raſten? — Freudig warf er ſich neben mir nieder, und wir holten unſer Gepäck aus dem Wagen. — Die unausſprechliche Poeſie dieſer Natur und des Abends, der ſich ihrer bemächtigte, verdrängte jede Empfindung, die außer ihr lag, und das proſaiſche Gefühl unſeres wirklichen Seyns fiel von uns ab. Es bedurfte keiner Phantaſie, um uns in das Eden eines ſchönen Traumes zu verſetzen; keine Geſtalt aus einer kälteren Wirklichkeit konnte dieſen magiſchen Glanz um uns ertragen. Wir hefteten die Blicke noch auf die altgraue Stadt, die vor uns lag; die Gegenwart verſank, und die Vergangenheit zog mit ihren Heldenthaten, Laſtern und Tugenden herauf. Die Hülle, die darüber lag, zerbrach wie ein Grabſtein über einem Auferſtehenden, und die abgeſchiedenen Tage jener Zeit ſchwebten wie Schatten herauf. Jene geheiligten Ketzer, und dieſe gebrandmarkten Heiligen, die ihr Schandmahl auch auf Deutſchlands edle freie Stirn drückten, wandelten friedlich vor uns vorüber, und reichten ſich die Hände. Die Bruſt, die einſt von tauſend Entwürfen durchkreuzt wurde, in welcher Furcht und Hoffnung, Abſcheu und verworrne Wünſche raſtlos das Glück des in ihr pochenden Herzens verwundeten, moderte; die Hand, die durch einen Federzug das Schickſal und die Meinungen von ſo vielen Tauſenden entſcheiden wollte, diente vielleicht jetzt nur noch dazu, einer unbemerkten Pflanze Nahrung zu geben. O, warum verwenden wir unſer ganzes Leben dazu, mit ihm um unſer Glück und unſere Ruhe zu kämpfen! rief Theobald. — Lange ſaßen wir wieder wortlos, bis endlich unſere Blicke einander begegneten, und die Gefühle aufnahmen, zu denen wir keine Töne hatten, und die wie ein banges Athmen mit ihrer ſüßen Laſt in uns lagen. Es war der ſchönſte Juniusabend, der ſeinen Duft aus den Steinnelken um uns zog, und unſere Wangen mit dieſem Wolluſtathem anhauchte. Der Wind ſäuſelte mit Blüthen und jenen Glockentönen um uns her, die an den Bergen dort oben zerfloſſen. Es war, als ob ſie die Chorgeſänge und Gebete mit zu uns her führten, auf deren Fittiche vielleicht in dieſem Augenblicke Viele ihre Thränen und ihre Wünſche niederlegten, und die damit zum Himmel aufflogen. Wir wurden dadurch ſanfter geſtimmt; denn wir fühlten wohl, daß wir gegen dieſe Betenden ungerecht geweſen waren. O, wie hart iſt der Menſch, der oft Tauſende haßt, die er vielleicht lieben würde, wenn er ſie kennte, da der Haß nichts ſeyn ſollte, (warum dürften wir nicht haſſen, ſo lange wir lieben können?) als die Erinnerung an eine Beleidigung, die wir nicht ertragen konnten! — Die Glocken ſchwiegen; doch um uns erwachten die Hecken. Es waren keine Hymnen, die ſie ſangen, aber es war der ſüße Hauch einer unendlichen Liebe, der aus dieſen Brombeergewinden aufſtieg, das ſeine Ranken ſchützend um ein Neſt voll heißer Eier und Zärtlichkeit ſchmiegte. Die Wieſen bläheten ihre Blumenhülle auf; Meliſſe, Thymian und Lavendel öffneten die gefüllten Kelche, und der Weſt küßte die erröthende Lilie, und ſchwelgte in ihrem nie entweiheten Schooße. Unſer Herz ward tief bewegt, und es ſchlug voll in dem ſäuſelnden Athem dieſes Abends und ſeiner zitternden Töne. — Theobald bog ſich zu dem See hinab, und ſchöpfte eine von den Wellen, in deren zerfloßnem Wallen die Ufer zitterten. Er benetzte ſein Geſicht damit, um die Thränen zu verbergen, welche die Wolluſt aus ſeinem Herzen ſog. Thränen ſind das ſüßeſte Gefühl unſeres Schmerzes, und das wehmüthigſte unſerer Freude: warum erröthen wir, wenn ſie einer bewegten Seele entſtrömen?

entſtrömen? — O, wie viel gehörte dazu, uns unſerer edlen Natur ſo zu entfremden, daß wir anfangen, ſie für ein fremdes Gefühl zu halten, und uns ihrer zu ſchämen! Nur das Herz, welches ſich von jeder Feſſel frei macht, die ihm das Conventionelle unſers Lebens aufzwang, kann hier weinen, und wir ſchlagen beſchämt die Augen nieder, wenn wir uns frei der auf uns eindringenden Empfindung eines unausſprechlichen Genuſſes, oder des ſich auflöſenden Schmerzes, hingeben! — Wir ſchwiegen nun; aber der Menſch iſt nie reicher, als wenn er zu arm an Worten für ſeine Empfindungen iſt. Vor mir lagen die poetiſchen Phantaſieen der Schöpfung, und ich konnte keine andere Zukunft faſſen, als die, welche ich bald in ihnen leben wollte; doch in dem Augenblick, wo ſie meine Empfindungen freundlich aufnahmen und anfüllten, fühlte ich auch plötzlich, daß ſie meinem Herzen noch immer nicht genügten. Sie ſchienen mir eine ſchöne Hülle meines Lebens und meiner Hoffnungen; aber der Geiſt, der in ihnen wohnte, war mir zu groß, und umarmte mich nicht wie einen Freund und Verwandten. Ach! eine unausſprechliche Sehnſucht zog mich zu ihnen hin, und wenn ich in ihren Waſſerfällen und Regenbogen, ihren Gletſchern und Sonnen, ihrem Kuhreigen und ſeinem Echo ſtand, ſuchte ich umſonſt etwas, das ich an meine Lippen hätte drücken mögen. Von jedem dieſer Weinberge wurde ich ſo angezogen, als wollte ich ewig in ihm leben, und ich fühlte doch, daß ich ſchon jetzt verlaſſen und einſam darin ſeyn würde, daß dieſe Felſen das Klopfen meines

Herzens nicht theilen würden! O Joſephe! ich liebte dich ſchon, ehe ich dich kannte! — Ich ſah ſtarr und ſchwärmend über die Fluth vor mir, und nahm meine Schreibtafel, um ein feſtſtehendes Bild in ſie zu zeichnen, wenn dieſe Gegenwart einſt wie ein verworrener Traum an mir vorüberziehen wollte. Tief bewegt zeichnete ich folgende Worte auf:

Heimlich plätſchert der See,
Wieget koſend mich fort,
Bringet Bilder von dort;
Ach, wie iſt mir ſo weh!

Wenn die Ferne ich ſeh,
Will ich ſehnend an Bord;
Thränen reden mir's Wort,
Wenn verlaſſen ich ſteh.

Oede iſt mir der Strand,
Fernhin winket mein Land,
Ferne liegt es von mir!

Ach, ich kann nicht von hier!
Schweige, fliſternder See;
Du thuſt liebend mir weh!

Ich reichte ſie Theobalden, der mich verſtand und meine Gedanken theilte. Laſſan, ſagte er zu mir, warum iſt dieſes Land immer noch ohne Leben für uns, da jede Birke in unſerer Heimath wie eine herzliche Freundin daſteht! Ach, es iſt unendlich reitzend; aber kannſt du es ſo lieben, wie unſere Wieſen? — Da es zum erſten Male in mir aufglänzte, überraſchte es mich, und zog mich unendlich an; und jetzt iſt es ſchon, als könnten wir ihm leicht wieder entfremdet werden. Ich fange an zu ahnden, daß man auch hier von dieſem See mit einem verſchloſſenen Herzen zurücktreten könnte, wenn man nicht eins in der Nähe hat, welches unſere Empfindungen aufnimmt, ſobald ſie ihnen entquellen. Er wies auf das ſeinige, und drückte mich feſt an ſich. Dort liegt unſere Heimath, fuhr er fort, und ſeine Blicke flogen über Stockach zurück, das durch ſeine Schlachtfelder der Kirchhof ſo vieler Fremdlinge geworden war. Auch die meinigen vermochte ich von Hohentwiel, das ſie auffing, abzuziehen, und ſie fielen auf die Linden, unter denen ich als Knabe ſpielte. Jetzt war die Leere in meiner Bruſt verſchwunden, und tauſend üppig verſchlungene Geſtalten wogten in ihr auf und nieder. Die Alpen, die mit ihren Gletſchern in der Abendgluth brannten, verſanken vor mir, und die Hügel, durch deren Laublabyrinthe ſich meine Jugend wand, traten aus der Dämmerung einer glücklichen Vergangenheit hervor. Was waren dieſe Reben, dieſe prangenden Platanen, gegen den halb verdorrten Aſt, in welchem ich nach dem verborgenen Neſte des Spechtes ſpähte! was dieſe Wolken tragenden Wälder gegen eine Buche, in der die verſchlungenen Nahmen meiner Freunde auswuchſen! — Umſonſt! ich fand die Quelle hier nicht, die dem Knaben die von Holz geſchnitzte Mühle treiben mußte, und den Lauſchenden horchend mit Schlummer betrog. Kein Feld, kein Buſch begrüßt mich hier mit einer längſt vergeſſenen Jugendfreude; kein Bild jener Tage giebt mir das wehmüthige Gefühl einer vereitelten Hoffnung, oder einer damals geahndeten, jetzt erfüllten Furcht, an welches ſich unzählige Erinnerungen reihen. Mögen auch die Menſchen mich hier lieben: ich habe hier keine Vergangenheit; und die iſt reicher an Genuß, als die Gegenwart. O Heimath! Ein Paradies wird mich reitzen; aber dich werde ich ewig lieben!

Der Himmel, der in dem See wogte, wurde matter, und die Alpen ſchimmerten, wie durch den Kreppflor eines roſenfarbnen Schleiers; die Luft war rein, und die Abendwinde, die mit den Wellen ſpielten, bekleideten die Tiefe mit Aether und Purpur. Nur das Schreckhorn glimmte noch hell in der Ferne, und ſein ewiges Eis brannte durch die rothe Dämmerung, wie das Todtenfeuer des Tages, der mit ſeinem Jauchzen und Thränen aufflog, um alles zu den Füßen des Ewigen zu legen. Dieſer ſank erröthend und erbleichend auf das lichte Sterbebette ſeiner Wolken, während die Dämmerung, die ihm vor Kurzem freudig an die glänzende Bruſt ſank, zurücktritt, und ſich ſchweigend an die Nacht ſchmiegt, die aus den Gründen und Wäldern hervorquillt. Das Gold, welches blitzend an den Zinnen von Hohentwiel brannte, verglühet; die Tiefe wird dunkler, und der Schatten umſchlingt die Reben, die mit den Sonnenſtrahlen ſcherzten. Die ſcharfen Umriſſe der Ufer, die in dem See lagen, zerfließen, und die Lichtſtreifen der Wolken werden von ihm verhüllt. — Plötzlich quollen die Töne von zwei Waldhörnern ſanft aus der Dämmerung der Platanen, welche ein geſchmackvolles Landhaus umgaben. Theobald und ich, wir ſchlugen, bewegt durch dieſen ſchwärmeriſchen Anklang an unſere Gefühle, die Augen ſehnſüchtig auf den Garten; aber es war, als ob uns unſichtbare Weſen zärtlich umkoſten, und ſich theilnehmend in unſere Bruſt drängten. Wer hätte ſich nicht gern dieſen lieblichen Hauchen hingeben ſollen! Wir athmeten kaum, und die ſäuſelnden Laute legten ſich wie ein romantiſcher Traum um uns; wir wiegten uns auf ihren Schwingen, und die ſchönen dämmernden Gebilde unſerer Ahndungen traten aus der Wirklichkeit des Lebens heraus auf den Blumenboden dieſer heraufwallenden Melodie, mit denen ſie ſich ſchmückten, und lockend an uns vorüber ſäuſelten. Wie ein Wiegenlieder griffen uns die ſanften, Friede athmenden Töne, und ſchlangen ſich ſchmeichelnd um jeden Schmerz und jede grollende Bitterkeit, bis ſie dieſe mit ſich hinabzogen und in ein verwundetes Herz ihre heilenden, von ſüßer Theilnahme geweinten Thränen zu träufeln ſchienen.

O Tonkunſt, du biſt die ſchönſte der Gaben, welche das Schickſal dem Menſchen verlieh, ihm ſeinen Schmerz ſanft aus der Bruſt zu nehmen, wenn ihn die Tröſtungen der Menſchen nicht ahndeten oder verlachten, und ihn zu einem eiternden Gifte werden ließen! Du weinſt mit uns, ohne uns zu zerdrücken; und wenn wir unter der Laſt unſerer Empfindungen erliegen, giebſt du uns Thränen, die uns erleichtern. Deine Worte ſind die Hülle, in welcher wir unſere tiefſten und innigſten Gefühle verwandten Weſen darſtellen können; deine Sprache iſt es allein, welche unſere leiſeſten Seufzer und Klagen auszuſprechen vermag: denn es iſt die einer feinern und höhern Geiſteswelt, die unſere menſchliche Verdolmetſchung nicht faſſen kann. Mir iſt die Sehnſucht nicht fremd, die mit dieſen Harmonieen ſich in meine Phantaſie ſchmiegt, ſich mit ihrer Nebelhülle über die Leere in meiner Seele legt, die magiſchen Bilder ihrer innig verſchmolzenen Gruppen vorüber führt, und mich mit dieſen tief bewegten Melodieen, wie mit einem ſanften Geiſterathem, umgiebt. Schlummernd will ich mich auf den Wellen dieſer Liebe athmenden Ströme wiegen, damit ſie mich hinwegſpühlen aus der Gegenwart in die Ahndungen einer ſchöneren Zukunft. Wenn dann die Ufer unſerer Erde unter meinen Füßen zurückfliehen, wenn ich mich ihnen entreiße, wie den Ketten, welche uns an einen öden Kerker feſſeln: dann werde ich in den unendlichen Regionen jenes laſurnen Lichtes wandeln, und die Luft athmen, der ſie entquellen. Weit! weit! ziehen dieſe wandelnden Accorde aus der Ferne her, und die Hauche einer aufflammenden Ahndung drängen ſich in ſie, wie die Blitze einer gewitterſchwangern Nacht, die ihre Pracht vor uns entfaltet. Sie hauchen ſie in das Echo der Felſen, und dieſes legt ſie fern und verloſchen in die Arme des ewig ſchlafenden Dunkels. —

Die Töne ſchwiegen; aber der Geiſt, welcher ſie belebte, redete noch fort in den aufgeregten Empfindungen unſerer Herzen. Das iſt die Umſchreibung zu dem andeutenden Gemählde dieſes Abends, ſagte Theobald, und mich dünkt, er wurde von eben dem Munde geſprochen, welcher vorhin die Gipfel der Alpen mit Flammen anhauchte. Vorher wollte ſich das Fremdartige dieſer Landſchaft noch nicht an unſer Herz ſchmiegen, und wir konnten ſie anſtaunen, ohne ſie zu lieben; aber fühlſt du wohl, daß wir jetzt unwiderſtehlich in ihre entfaltete Innigkeit mit hineingezogen werden, und daß nun alle die Liebe, die ſie in ſich faßt, auch uns ergreift, ſeit wir den lebenden Athem aller dieſer lieblichen Bilder in den verhallten Tönen erhielten? — Alle jene ewig heiteren Erinnerungen, welche ſich unſerer bei dem Anblicke unſerer Heimath, und der freudig darin verlebten Jugend, bemächtigten, ſprachen auch dieſe aus, und auch die Ahndungen der Zukunft, die jene nicht kennen, lagen mit ſcharfen Umriſſen in ihnen. Sie ſäuſelten wie das Liſpeln eines Geiſtes an uns vorüber; aber ſie riefen unſere ſchlafenden Träume zu einem langen deutlichen Bewußtſeyn auf, und dieſe füllen nun die Leeren, die in uns blieben. Das unſichtbare Weſen, welches die Töne ſo ſanft von ſich hauchte, ſcheint mir eine alte vertraute Freundin zu ſeyn, die uns hier einführte.

Während wir ſo ſaßen und die entflohenen Laute zurückhalten wollten, wehte ein ſanfter Wind den Mond brennend hinter dem Horizonte herauf. Es war, als ſtrömte der See hochroth von ihm aus, und als ſchöſſen die gekühlten Strahlen wieder von dieſem auf die Ufer. Er borgte ſein Licht von den dichter zuſammenfließenden Schatten, und klimmte an den Rändern der Alpen in den

Aether hinauf. Die Wolken, auf denen er lag, als er noch hinter dem Erdrande ſchlief, fielen von ihm ab wie eine dunkle Hülle, und flatterten langſam in die Alpenthäler. Da ſpielten die Reben wieder mit Strahlen und Schatten, die Wellen wogten wieder mit einem matten Glanze, und die Nebel zerfloſſen in den Wäldern zu Lichte. — Als die Sonne geſunken war, und die Sterne an dem verglommenen Abendrothe anbrannten, war mir, als ob die unſichtbare Kraft dort oben mit einem Weltengewande ihrer Allmacht hervorträte; jetzt zerfließen die Sterne wieder, und der Athem dieſer unbeſchreiblich ruhigen Milde fliegt wieder über den Glanz jener erdrückenden Größe. Ich war gezwungen, unter dem geſtirnten Himmel zu beten, aber vor Wolluſt weinen kann ich nur in dieſem matten Mondenglanze. — Er flog immer höher herauf; ſein Schimmer wurde lichter, und unſere Blicke irrten fragend auf ſeinen Flecken umher. Der Schatten hatte ſchon die volle Lichtſcheibe wieder belagert, und die Strahlen hingen wie Thautropfen an dem verfließenden Rande. — Ewiger Nachtwandler, fing Theobald an; auch deine Bahn ſollte ſich abſchleifen, und auch du ſollteſt die Kreiſe, in denen du hängſt, zerreiben? — Welch ein ſchreckliches Geſpenſt, das hungrig in der dunkeln Zukunft ſchleicht und auf alle dieſe Welten drohend lauert, iſt dieſer jüngſte Tag! Und es verläßt uns noch nicht, ob wir gleich die Augen zitternd von ihm abwenden! Welch ein Hauch, der dieſe Sonnen ausblaſen kann! — Ich ſah ihn lächelnd an, und er ſagte: Ja, Laſſan, ich kann mich noch nicht davon losmachen; es iſt ein unbeſchreibliches Gefühl, alles ſo zuſammen zu ſtürzen und mich unter dieſen Trümmern zu begraben. — Damals, als man ihn den Menſchen aufdrang, antwortete ich ihm, hatte man alle dieſe Welten noch nicht in unſere Fernröhre und unſer Gefühl herabgezogen, und es ſchien ſo leicht, einige tauſend flimmernde Lichter zu verlöſchen, dieſe wenigen Quadratmeilen zu zerſprengen und ihre Seeen und die noch engbegränzten Meere aus ihren Ufern zu treiben. Ein Blick in Herſchels Sternenſpiegel würde ſie gewiß vor dem Bilde eines jüngſten Tages haben zittern laſſen, ſelbſt wenn ihr Herz ruhig den Engel erwarten konnte, der ihn herbei führen ſollte. — Um das Räthſel eines verwickelten Gedankens zu löſen, wollte man dieſe Millionen von Welten zuſammenſtürzen laſſen! — Theobald wurde bewegt, während ich ruhig meine Augen zu den ſeinigen erhob, und ihn ſchien etwas, das er an meine Worte reihete, zu rühren. — Mögen ſie zuſammenſtürzen, mein geliebter Freund! rief er plötzlich, indem er mich feſt an ſich drückte: Ein Augenblick ſoll uns Beide vernichten, und unſere Seelen ſollen verſchlungen zu dem Richterſtuhle desjenigen fliegen, der ſie zu ſeinen Füßen rief! — Auch ich fühlte mich zu ihm hingezogen, und durch das Leidenſchaftliche dieſer Worte aufgereizt; denn es war, als ob das Gefühl der Liebe und ihr Bedürfniß bei dieſem Gedanken des Vergehens lebhafter als je würde. — Das Gefühl des Glücks, und dieſe Ruhe eines ungetrübten Lebens kann uns mild gegen die Menſchen machen; aber die heftige Neigung zu einem Einzigen, das leidenſchaftliche Anſchmiegen an Eine Bruſt, werden wir nur erhalten, wenn uns alles verläßt, der Kummer an unſerm Leben nagt, oder die Furcht drohend vor uns tritt, wenn wir fühlen, daß wir ohne Liebe hülflos und arm ſind, und daß nur der Menſch uns dieſe Liebe geben kann.

Die Nacht betrog den Abend um den letzten Lichthauch, mit dem der Wind über den Himmel flog, und es wurde immer ſtiller um uns; nur die letzten Hörnertöne ſchienen noch in den Felſen hinter uns zu ſäuſeln. O, ſagte Theobald, warum ſchwieg jene lieblich weinende Muſik ſo bald! Sie ſchien uns aus ihrem Leben in ihre Heimath führen zu wollen, und verläßt uns, als wir dieſe ahndeten. Sie ſtand wie eine ſchöne Nebelgeſtalt, in alle Farben des Regenbogens gekleidet, vor uns; ſie winkt uns lächelnd, indem ſie zurückſchreckt, wenn wir uns nahen; zerfließt, wenn wir ſie umarmen wollen. Ach! und ich weiß, daß ſie eine ſchöne Wirklichkeit iſt; denn ich legte mich ſchon oft an ihre Bruſt, und fühlte das Klopfen des menſchlichen Gefühls, welches in ihr lag! Dann benetzten mich ihre Thränen, und fielen wie Balſam in die Wunden, die an meinem Herzen bluteten. Warum verſchwindet ſie nun wieder, ohne eine Spur ihres Daſeyns zurückzulaſſen, als ihren Nachhall, welcher mit dem Accente der tiefſten Wehmuth in mir liegt! — O Laſſan, gieb mir dieſe Melodieen wieder, und laß mich in dieſe wollüſtigen Thränen weinen! — Ich ergriff ſeine Hand und drückte ſie an mein Herz, deſſen tiefſte Empfindungen aufwallten, wie die ſeinigen. Theobald war ein edler Menſch, und es war ein ſtolzes Bewußtſeyn für mich, daß er ſich in dem Augenblicke, da ihn ſein Gefühl über ſein gewöhnliches Leben erhob, in meine Arme warf. Wenn jenes durch Schmerz oder eine ſtille unbewußte Freude aufgeregt iſt, bedürfen wir einer Bruſt, an die wir uns legen; aber nur an einer edeln werden wir uns mittheilen können. O, wie oft erwacht in uns jenes ſehnſüchtige Bedürfniß nach Liebe und Mittheilung, wenn wir, verlaſſen von dem leeren Geräuſche, welches uns ſonſt umgiebt, die Stimme unſerer reinen Menſchlichkeit hören können! Aber wir unterdrücken es, und die edle Flamme, die in uns auflodert, wird eine Schamröthe, die auf unſern Wangen glüht. Wir wollen eine Welt mit Liebe an uns drücken und laſſen beſchämt die Arme ſinken, wenn der ſpottende Blick dieſer herzloſen Weiſen, die mit Zahlen und Buchſtaben die ſchönſten Empfindungen hinwegrechnen, ihre Kraft lähmt. Nur in dem Augenblicke, wo unſer politiſches Leben mit ſeinem Ehrgeitze, ſeinen Leidenſchaften und Hoffnungen, ſeinen Wünſchen und ſeiner Furcht verfliegt, erröthen wir nicht mehr, zu lieben und unſere Liebe zu geſtehen. — Von neuem hoben ſich ſanfte Accorde empor und ſäuſelten fort auf den Wellen; aber es waren nicht mehr jene ſchwärmeriſchen Hörnertöne allein, ſondern eine geordnete Harmonie wand ſich aus ihnen los. Bald erkannten wir es; es waren leiſe Seufzer aus Mozarts Requiem. Mir war, als beugte ſich ein weinender Genius über das Grab aller meiner Geliebten. Die ſanften Melodieen hängten ſich an die Thränenweiden, unter deren Zweigen wir ſaßen, und wandelten verſchlungen auf dem See umher. Sie waren ſo ſüß, ſo ſchmeichelnd, als wollten ſie die Geiſter der Verſtorbenen herauslocken! — Warum klagt ihr? Weint ihr über die zerriſſenen Herzen, die geheilt nun ſchlummern? fing Theobald an, — wir weinen, weil die unſrigen noch bluten. Ihr ſeyd mir ſüß, nicht bloß weil ihr um den Tod meiner Freunde mit mir trauert, ſondern weil ihr mir eine reitzende Ahndung von dem meinigen gebt. Ach, die dunkle Tiefe unter uns, auf deren ſchwankender Decke wir ſtehen, hat immer etwas Schreckliches; nur dann nicht, wenn ihr uns zu ihr hinabziehet. Gewiß, es iſt ein edles Weſen, welches in dieſer Juniusnacht ſtill in das Gefühl ſeines Todes tritt, und mit dieſem Requiem einen fremden feiert. Hörſt du die Laute, welche die Liebe zu ihnen hinauf zu tragen ſcheinen, die ſie hier nicht mehr feſſeln konnten? — O, Laſſan! das Weſen hinter den Mauern dort fühlt gewiß, daß keine Worte mehr zu denen, die dort oben wohnen, dringen, und ſpricht zu ihnen in einer Sprache, die, geiſtig, auch Geiſter verſtehen werden! Dieſes Flüſtern der Melodieen dünkt mich eine Beſchwörungsformel, welche ſie wieder in unſere Nähe herabziehen will, die Verdollmetſchung unſerer Empfindung zu der ihrigen. — Ich fühlte, wie tief Theobald bewegt werden mußte; denn dieſes Requiem weinte noch vor Kurzem ſeine Thränen über dem Grabe eines heißgeliebten Weſens. Ihr Tod war es, welcher ihn ſeiner Heimath entfremdeten und ihn mit einer unaufhörlichen Sehnſucht weiter trieb. Es iſt ein wollüſtiger Schmerz, mit dieſer unausſprechlichen Innigkeit an ein verlornes Glück zu denken, und es wieder vergegenwärtigt an uns ſchmiegen zu können, welches wir oft nicht mit einer freudigen Gegenwart vertauſchen mögen; aber es wird ſehr oft zu einem dumpfen Hinbrüten, in welchem unſere beſten Kräfte erſtarren. Ich ſuchte darum meinen Freund von dem Geiſte dieſer Töne zu entfernen, der mich mit einer unwiderſtehlichen Gewalt in ſie hineinzog, und deutete mit einzelnen Worten auf die Fiſcherkähne, welche wie Irrlichter mit ihren Nachtfeuern auf dem See ſchwankten; er lächelte aber wehmüthig. Laß mir ſie, Laſſan; ſie thun mir ſo wohl: denn ſie bringen mich ja Jenen näher, die ich liebte, die mich verließen, und die ich nun dort hinter jenen Sonnen ahnde. O, die Glücklichen! Ein ſanfter Schlummer zog ſie in die Nacht dieſer Hügel hinab, damit ſie in dem Tage jener Glanzwelten erwachen konnten. Sie fanden die Ruhe auf wenigen Spannen Erde, welche ſie vielleicht auf mehreren tauſend Quadratmeilen vergebens ſuchten, und drücken nun alle geahndeten Wünſche als verwirklichte Freuden an ihr Herz. Sieh, ich würde zurückſchrecken, wenn ich mich ſo in dieſe Gräber drängte, an die heiße Wange meiner Natalie dächte, und mich der dichte Leichenmoder anwehete, wo ſo oft meine Küſſe brannten; wenn ich mich wieder an die Bruſt legen wollte, die mir oft freudig entgegen wallte, und ſie unter meinen Blicken zu Staube zerfiele; wenn das Skelet des Todes wie das entlarvte Bild meines Lebens vor mich träte und dieſe ſchreckliche Gegenwart zu meiner Gegenwart würde, ſo wenig ich ihn auch fürchte, der mir vielleicht jene Blicke wieder beleben würde, die er einſt verdunkelte, ſo ſehr ich auch Die liebe, die mir die Hand ſehnſüchtig reichte, als ſie wehmüthig lächelnd in den traumloſen Schlummer zurückſank. — Es iſt ja ein noch unenthülltes Räthſel unſerer inneren Natur, warum wir das unaufhörlich lieben müſſen, was doch nicht mehr in ſich faßt, was wir unſerm deutlichen Gefühle nach noch lieben könnten, und warum wir erſchrocken zurücktreten, wenn wir uns dem nähern, welches alle Wünſche und Ahndungen eines Genuſſes in ſich begreift. — Aber wenn ich auf den Silberwellen dieſer Töne in jenes Dunkel hinabfließe, dann bilden ſich in ihm lachende Gegenden, von reitzenden Geſtalten umſchwebt, und es verliert ſich die Kälte, welche mich vorher erſtarrte. Nicht jene vernichtende Umwandlung, welche meine Pulſe hemmt, und das letzte Klopfen einer Freude meines jetzigen Lebens in meiner Bruſt zerdrückt, iſt es dann, was mich hinableitete, ſondern das freundliche Koſen eines Traumes zieht jene herauf, und mich zu ihnen hinab, damit wir uns nähern. Ja, Laſſan, dieſes Requiem giebt mir alles das Reitzende eines ruhigen Todes, ohne ſein Schreckliches zu haben und ohne mir das leiſeſte Gefühl meines Lebens zu rauben.

Wir ſchwiegen wieder; doch nie war unſer Schweigen andeutungsvoller, als in dieſen ſchwermüthigen Augenblicken, wo unſere leiſeſten Regungen enthüllt waren, und ſich fühlbar in dem Gange der Melodieen mit fortbewegten, welche ſich noch nicht von dem Andenken eines geliebten Weſens losreißen zu können ſchienen. O Mozart! hierin liegt es, warum es deine Todtenfeier wurde. Wer ſollte mit ſeinem letzten Athemzuge und ſeinem Verſchwinden aus den Armen, die ihn umſchlingen, nicht vertraut werden, und es nicht lieben lernen, wenn es ſich ihm mit dieſen ſanften Empfindungen nahet! — Kann es ſchwer werden, zu ſterben, wenn wir das Reitzende davon ſo kennen lernen? — Gewiß, dieſes melodiſch hallende Requiem ſäuſelte in dir herauf, wie der freundliche Ruf deines Genius, und du konnteſt ihm nicht widerſtehen! Wie viele ſchlummernde Harmonieen riefſt du aus der Unendlichkeit hervor, und ſtellteſt ſie, wie die verkörperten Ahndungen eines Geiſtervertrauten, vor uns hin, aber gewiß keine, die ſo hinreißend in dir ſelbſt anklang, wie dieſe! Tief ahnendes Weſen, warum flogſt du nur wie der Hauch einer lichten Morgenröthe über unſere dunkeln Gefühle! — Warum haſt du die Menſchen verlaſſen, als ſie anfingen, dich zu verſtehen und zu lieben, und ihre fernſten und ſüßeſten Träume in dem Zauberſpiegel deiner Phantaſieen erglänzten! — Blieben dir dieſe Regionen ewig fremd, wo die Diſſonanzen unſerer Leidenſchaften und unſeres Haſſes dein Herz zerriſſen? — Konnteſt du jene nicht vergeſſen, wo jeder Gedanke ihrer Bewohner eine reine Harmonie iſt, und ſich, wie eine unzerſprengbare Kette der Liebe und des Vertrauens, um ſie alle ſchlingt? — Ja, ich kenne die Gefühle, unter welchen du hier erliegen mußteſt, und ich will nicht mehr klagen, daß dein Athem, der mit den ſchönſten Bildungen uns anwehete, verflogen iſt, daß nur der Wind die Saiten betaſtet, die verlaſſen einzelner Accorde jener Zeiten ſich erinnern, und ſie mit ihrer Wehmuth über uns werfen; ſondern ich will dich glücklich preiſen: denn du biſt auf den Strömen deiner Melodieen hin zu jenen Welten, die hier ſchon wie eine ſchöne Ahndung in dir lagen. Dort wird dein edles Seyn üppig aufſchließen, das von unſerem Leben hier unterdrückt ward.

(Der Beſchluß folgt.)

IV.

Fragment aus einem noch ungedruckten dramatiſchen Gedichte in zwei Theilen:

Das Kreuz an der Oſtſee.

(Von dem Verfaſſer „der Söhne des Thales").

Erſte Scene des zweiten Aufzugs.

Gegen Abend. Bergige Waldgegend unweit Plozk. Ein Deutſcher Lanzknecht klettert von einem Berge herunter.

Lanzknecht (ängſtlich umherſchauend und ins Dickicht rufend).

Pſt! Heinrich! Wolfgramm! — Seyd ihr da? — Wo
ſteckt ihr?

Ein andrer Lanzknecht
(der, wie der erſtere, über den Berg herunterkriecht).

Ein Teufelsland! — Nur Fichten und Wachholder
Moraſt und Sumpf!

Erſter L.

Wo ſind die Ritter denn?

Zweiter L.

Sie klettern dorten noch den Berg hinauf!
Saleiden pfeift — dem alten Spielmann fröſtelt's —
Herr Conrad hat die Augen überall.

Erſter L.

Iſt dir der Spielmann nicht ſo artlich? —

Zweiter L.

Etwas! —
Ein guter Graukopf! — oft ein wenig grob!

Erſter L.

Seit den drei Wochen, daß er zu uns ſich,
Ich weiß nicht wie, geſunden, hab' ich nimmer
Ihn eſſen ſehn, noch trinken; und des Nachts,
Da geht er beten! —

Zweiter L.

Hm! — Er mag ſich wohl
Vom Liederſingen mäſten.

Erſter L.

Schlecht genug!
Wir ſelber haben, leider, nichts zu beißen.
Der ewige Salat!

Zweiter L.

Ein kläglich Leben! —
Der Henker hol das Heidenvolk! —

Erſter L.

Ja wohl! —
Hätt' ich's der heil'gen Jungfrau und dem Pater
Nicht angelobt — hol mich der — Gott ſey bei uns!
Ich ſäß' im Vogtland hinter'm Ofen! —

Zweiter L.

Nein,
So toll war's doch im heil'gen Lande nicht!

Ein dritter Lanzknecht (der eilig von der weſtlichen Seite gelaufen kommt).

Wißt ihr? — Der Peter iſt bei Gott!

Erſter L. (erſtaunt).

Der ...?!

Zweiter L.

Was! —

Dritter L.
Nun ja — er blieb ein Stückchen hinter uns,
Dort rechts im Strauch, den Harniſch feſtzuſchnallen;
Huſch! packt' ihn da ein gelbgelockter Teufel,
Plautz! — mit der Keul' an 'n Kopf — gleich mauſetodt!
Wir rufen: Peter! — ſehn uns nach ihm um;
Da lud der Wilde ſchon ihn huckpack — Fort,
Mitſammt dem Peter, war er wie ein Blitz!

Erſter L.
'S iſt ja der Zwölfte ſchon, den ſie auf die Art
Uns weggefiſcht.

Zweiter L.
Der alte Schwager Peter!
Er hatt' ein drollig Weib — Gott hab' ihn ſelig!

Erſter L.
So 'n Heidenvieh! — es muß vom Teufel doch
Beſeſſen ſeyn, ſchon bei lebend'gem Leibe!
Wenn ſo ein Rieſ' mich anglotzt — ſtraf mich Gott! —
Mit ſeinem großen blauen Aug' — die Keule
Geſchultert — hinten 's Bärenfell — beim Henker!
Ich bin kein Haſ'; doch überläuft's mich kalt!

Zweiter L.
Die Weiber ſind nicht eben zu verachten;
Nur ſcheu wie wilde Gänſe!

Dritter L.
Und ſo 'n Kerl —
Hat einen er gepackt, und geht's an's Laufen,
So holt kein Pferd ihn ein!

Erſter L.
Doch, beim Sanct Veit!
Hier iſt ja Polenland — Das Plazki . . . Plozko —
Der Henker ſprech' es recht! — das ſoll ja nur

Ein Viertelwegs noch fern ſeyn — Wie, zum Kuckuk,
Kommt hieher denn der Heidenkerl?

Zweiter L.

Ei was!
Sie reſpektiren ja den Polenfürſten
In ſeinem eignen Lande nicht! — Die Bauern,
Wo geſtern wir genächtigt, ſagten ſelbſt:
Er ſchindet uns, die Preußen ſchinden ihn;
Und wär's nicht um des lieben Herrgotts willen,
So wär's uns gleich, ob Szupan *) oder Woywod.

Erſter L.

Verfluchte Namen! — mir zerreißt es ſchon
Das Maul, ſie auszuſprechen!

Dritter L.

Ja, des Meiſters
Geſtrenge Herrlichkeit — er hätt' uns lieber
Im Mammelucken-Lande laſſen ſollen.

Zweiter L.

Noch lieber bei den ſchmucken braunen Dirnen
Im warmen Welſchland! **)

Erſter L.

Still! — Herr Otto kommt!

Otto von Saleiden; ein alter Zitherſpielmann, eine Zither in der Hand haltend, und ein Trupp Deutſcher Lanzknechte kommen aus dem Hintergrunde über die Berge gezogen.

Otto (zu dem Spielmann, der langſam hinter ihm geht).
Nun, Spielmann — hinkt's? —

---

*) Ein Preußiſcher Unterkönig.

**) Der Deutſche Orden war bekanntlich, ehe er nach Preußen kam, in Italien, wohin er ſich von Paläſtina zurückgezogen hatte.

Spielmann *).
Es friert, geſtrenger Herr!

Otto.
Ja, ſchändlich kalt iſt es in dieſem Lande.
Doch — du haſt, ſagſt du, lang' am Meere ſchon
Gehauſ't — du biſt's gewohnt, dies Bärenleben!

Spielmann.
Ja — darum wohl — allein mich friert's ſo immer,
Wenn ich rund um das kalte Thun und Treiben
Betrachte —

Otto.
Nun — die Preußen ſind nicht kalt;
Sie ſchlagen warm genug auf ihren Mann,
Nur immer hinterrücks — die Buben! —

Spielmann.
Hm!
'S iſt hier und dorten kaltes Weſen!

Otto (zu den Lanzknechten).
Leute;
Daß Ritter Landsberg nur uns nicht vermißt!
Er blieb zurück — Geh' einer auf die Höh',
Und ruf! —

Ein Lanzknecht (ſteigt auf den Berg, und ſchreit).
Herr Landsberg! — ho! —

Otto.
In dieſen Wäldern,
An zehn, zwölf Meilen lang und breit — der Beſte
Kann hier ſich irren — Du (zu dem Spielmann) weißt gut Beſcheid;
Und daß du grade recht kamſt, als der Preuße,

---

*) Der Geiſt des von den Preußen erſchlagenen Biſchofs Adalbert.

Der nach der Landung uns den Weg gezeigt, —
Der Schurk'! — in Sumpf uns führte — ohne dich
Wär' ſchwerlich Einer noch von uns am Leben.

Spielmann.

'S iſt Gottes Schickung, der euch hergeführt,
Und mich zu euch —

Conrad von Landsberg kommt, mit einer blutigen Lanze im der Hand, vom Berge herunter.

Otto.

Nun, ſeyd Ihr endlich da?

Conrad.

So weit mit Gott! —

Otto.

Die Lanze ganz voll Blut! —
Was treibt Ihr? —

Conrad.

Waidwerk — kam ein Auerochſe
Mir in den Wurf — ich fing ihn ab.

Otto.

Allein! —
Das grimme Thier! — und nicht einmal zu Pferde!
Das iſt ein Stück! —

Conrad.

Nicht ſolchen Lärm um Nichts! —
Fehlt keiner? —

Ein Lanzknecht.

Nur der Peter bloß —

Conrad.

Ich weiß es. —
Sie iſt doch ſchändlich, dieſe Art von Krieg,
Im Forſt, im Hohlweg, wo nicht Stirn an Stirn
Der Mann den Mann erwartet — wo mit Liſt

Der Mörder nur des Unbewehrten harret!

Otto.

Doch hat der gute Einfaltspinſel Peter
Mehr Glück noch, als Verſtand; — ein Märtyrer
Wird er durch ſeine Dummheit! —

Spielmann (finſter zu Otto).

Kanntet Ihr
Den Peter? —

Otto.

Schon vom heil'gen Kriege her —
Ein braver Dummbart —

Spielmann.

Was Ihr kanntet, war
Wohl nur des Peters Rock, des Peters Mütze,
Sein Antlitz höchſtens — doch das Uebrige,
Das läßt ſich ſo nicht kennen.

Conrad (zu den Knechten).

Sind die Lanzen
Geputzt? — Hier iſt kein Weilens!

Spielmann (zu Otto).

Jener Dummbart,
Er konnte doch im großen Weſenringe
Vielleicht ſo viel als Ihr — vielleicht noch mehr
Bedeuten! —

Otto.

Brummſt ſchon wieder, Zitherſpieler?

Spielmann (mit ſteigendem Zorn).

Und daß er mehr bedeute, hat der Herr
Bewieſen — der ihn jetzt im Heidenlande
Für ſeines Glaubens Ehre fallen ließ.

Otto.

Nun — laß es gut ſeyn! —

Spielmann.

Wenn Ihr gut ſeyn laßt,
Was, weil es gut iſt, ſich dem Guten nur
Enthüllet. —

Conrad (der unterdeß die Lanzknechte, welche den Hintergrund der Bühne füllen, gemuſtert hat).

Iſt's noch weit bis Plozko, Spielmann?

Spielmann.

Hört Ihr nicht über'm Forſt die Abendbetglock'?
Vom Plozker Dome läutet's! —

Man hört ein ſehr entferntes Läuten, das einige Augenblicke fortwährt. Der Spielmann entblößt das Haupt.

Alle Lanzknechte (freudig auf die Kniee ſtürzend).

Ha! — Die Betglock'!

Otto (eben ſo).

Zum erſten Mal, ſeit wir am Strand gelandet!

Conrad (eben ſo)

Der liebe Herrgott ſpricht uns freundlich zu! —

Alle (den Spielmann ausgenommen, knieend).

Ave Maria, Jesus!

Bei Nennung des letzten Namens entzündet ſich über dem Haupte des Spielmanns ein Flämmchen, welches ſogleich wieder erliſcht.

Otto (nebſt den Andern aufſpringend).

'S blitzt! —

Conrad.

So dünkt's mich. —

Spielmann.

Warum nicht gar! —

Conrad (zu den Lanzknechten).

Wohlan! — mit Gott denn weiter!

Otto (zu Conrad).

Ihr werdet doch ein Viertelſtündchen hier —
'S iſt ein ſo ſchöner Raſenplatz — verweilen?

Conrad.
Der Plätze giebt es viel, der Stunden wenig —
Wir ziehn! —
Ein Lanzknecht (zu Conrad bittend).
Geſtrenger Herr! —
Ein andrer.
Wir ſind ſo müde!
Ein dritter.
Seit ſieben Tagen keinen Raſttag —
Ein vierter.
Nur
Ein kleines Weilchen, um uns zu verſchnaufen
Und einen Schluck zu thun! —
Spielmann.
Laßt ſie gewähren!
Die alten Bäum' herum — ſo Manchem weh'n
Sie Lebensathem wohl zum großen Werk. —
(zu den Lanzknechten)
Ihr Kinder, lagert Euch und trinkt einmal —
Gott ſieht das gern! —
Otto.
Warum trinkſt du denn ſelbſt,
Du Schnakſcher, nicht? —
Spielmann.
Ich tränkte, trank und trinke! —
Conrad.
Du biſt ein wenig vorlaut, Alter; doch
Mag's ſeyn —
(zu den Lanzknechten)
Ein Viertelſtündchen!
Die Lanzknechte lagern ſich im Hintergrunde der Bühne in einen Kreis gruppirt, und trinken die Runde aus einem Schlauche.

Spielmann (zu den beiden Rittern).

Sezt Euch auch —
Ihr könnt wohl bald der Kraft bedürfen!

Er und die beiden Ritter ſetzen ſich im Vorgrunde unter einen Baum.

Conrad (zu dem Spielmann).

Alter!
Könnt' ich es glauben, daß der Mann, der dieſes
(auf das Kreuz an ſeinem Mantel zeigend)
Am Mantel und im Herzen trägt, von Hexen
Bezaubert werden könnte, ſo — vergieb mir! —
Ich glaubt', du ſeyſt ihr Meiſter. — Ich bin nicht
Gewohnt, mich nach dem Willen eines Andern,
Wenn's nicht mein Gott, mein Meiſter und mein Biſchof,
Zu fügen; doch ſeit jenem Augenblicke,
Da du zu uns dich trafeſt, nahmſt du ganz
Den Willen mir — ich bin dein Nachhall nur! —

Otto.

Ja, alter Griesgram, Dank ſind wir dir ſchuldig:
Du haſt uns brav geleitet bis hieher;
Doch läßt du uns nach deiner Pfeiſe tanzen,
Wie's dir gefällt, und brummſt noch obendrein.

Spielmann.

Wie Gott Euch's weiſet, thut Ihr — wie er mich,
So thu' auch ich — Mein Zürnen iſt nicht Unmuth,
Auch Haß nicht — Wo der hohe Zorn gewurzelt,
Da trägt er Früchte, und verdorret nie. —
Laßt meine Art mir! —

Conrad.

Wir verehren gern
In dir den Mann nach alter Weiſe! —

(Nach einer Pauſe, während welcher er, in das Gras geſtreckt, ſich dem Anſchauen der Gegend überlaſſen hat).

Lieblich
Iſt dieſer Platz — die Abendſonne luget
So traulich drein — die Vöglein ſpringen munter
Von Zweig' zu Zweige, preiſen ihren Gott
Mit ihren Zünglein, ſonder Haderſucht, —
Und er ernährt ſie väterlich! — Auch uns
Wird er ernähren in der fremden Heimath! —

Otto.

Ob's bei den Springinsfelden wohl auch Heiden
Und Ketzer giebt? —

Spielmann.

Nur dorten giebt es Ketzer,
Wo ſich die Selbſtheit aus dem großen Kreiſe
Des Alls hinunter zieht in ſich — nicht hier,
Und nicht am Buſen des Unendlichen! —

Otto.

Ich kann dich nicht verſtehn —

Spielmann.

'S iſt auch nicht nöthig.

Otto.

Doch wird's mir immer in der Bruſt ſo enge,
Wenn du ſo ſeltſam ſprichſt.

Spielmann.

Das iſt mir lieber,
Als wenn, mich zu verſtehen, Ihr wähnet.

Otto.

Alter,
Ich halt's nicht länger aus — du mußt mir ſagen —
Magſt wollen oder nicht — wer biſt du?

Conrad (der bis dahin in Gedanken verloren geſeſſen hat).

Otto!
Ein Rittersmann, und Fürwitz! —

Otto.

Ja — ein Helde
Halt's aus! — Er hat mich lang' genug geplagt
Mit ſeinem Schweigen — der! — (auf den Spielmann zeigend).

Conrad.

Ich leugne nicht,
Ich ſelber möchte gern den Sonderbaren,
Der uns ſo adellich ohn' allen Lohn
Durch dieſe Wildniß her geleitet — uns
So manche ſittig frohe Stunde ſchenkte —
Genauer möcht' ich wohl ihn kennen — Dennoch,
(zu dem Spielmann).
Sey unbeſorgt, mein alter Freund; ich will
Dir dein Geheimniß liſtig nicht entlocken.
Dies ſchlichte, weiße Haar — die klare Stirn,
Das ſtille Gluthenauge – nur dem Edeln
Gehört es: — das iſt mir genug —

Otto (ſehr ſanft und ſchmeichelnd zu dem Spielmann).

Vater!
Ich ſtehl dir's auch nicht; aber — bitten muß ich! —

Spielmann.

Wenn Ihr's denn wollt — ich will es euch erzählen.
Nur iſt's mit Sängern ein beſonder Weſen;
Sie haben immer Manches zu verhehlen,
Sie ſagen Manches, was auch nicht geweſen;
Doch — wenn ſie auch die Wahrheit oft verfehlen,
So lügen ſie zum Guten, nicht zum Böſen. —
So will auch ich, ſo gut ich's darf, euch künden;
Ihr mögt das Gute dann heraus euch finden.

Im Böhmerlande ward ich einſt geboren.
Aus meinem Stamme manche Helden kamen;
Doch hab' ich meinen Namen ſchier verloren,
Ob dem Gedächtniß von dem Einen Namen,

Durch den geheiligt alles, was erkohren,
Und ausgetilgt des Drachen ſchnöder Samen.
Der alten Zeit Gedächtniß iſt verſchwunden,
Und bloß das Neue wird in mir erfunden.

Nur deſſen kann ich mich gar wohl entſinnen,
Daß ich ein Spielmann war auf dieſer Erden;
Denn Spielen war mein tägliches Beginnen,
Und um mich ſpielten Wonnen und Beſchwerden:
Doch immer ſprach es ſchon zu meinen Sinnen,
Daß aus dem Spiele muß das Ernſte werden.
So ſpielt' ich fort, den Leib vom Spiel umfangen,
Den Geiſt dem hohen Ernſte angehangen. —

Erzogen ward ich in der ſtillen Klauſe;
Die Klauſe ward mir, bald die Welt zu enge.
Ich war, wo ich geboren, nicht zu Hauſe,
Ich drängte mich in's menſchliche Gedränge:
Statt Saitenklangs gefiel mir Stromgebrauſe;
Zu klein war mir der Hörer kleine Menge:
Denn mich ergriff ein allgewaltig Sehnen,
Hinaus zu ziehn zum Bronnquell frommer Thränen.

Zur Stadt, wo aller Gläub'gen Hirte wohnet,
Zog ich als Pilgram kühn und unverdroſſen;
Zum warmen Lande dann, wo Liebe thronet,
Die ſich vom Kreuz auf Alle hat ergoſſen.
Doch als ich dort dem Heilgen gefrohnet,
Da war die Pilgerreiſe abgeſchloſſen;
Zu meiner Heimath kehrt' ich fröhlich wieder,
Und ſang vernommne und verklungne Lieder.

Ich ſang vor Hirten und gekrönten Leuten;
Doch mochten wohl die Hörer drob ermüden.
Gewinn und Beifall wollt' ich nicht erbeuten,

Das Irdiſche gab mir gar ſchlechten Frieden;
Nur im Geſange braunt' ich zu erſtreiten,
Die Krone, die wir ſchimmern ſehn hienieden. —
Es war ein thöricht, eitel Unternehmen;
Doch darf ich mich im Grunde deß nicht ſchämen.

Ich zog nach Polenland, wo Viele waren,
Die nimmer noch den hohen Sang vernommen.
Ich ſcheute nicht Beſchwerden, noch Gefahren,
Sang Jedem das, was Allen machte frommen.
So war ich endlich, nach ſo manchen Jahren,
An jenes öde Küſtenland gekommen,
Und ſang denn da, nach meiner alten Weiſe,
Was Himmel laut verkünden, ſchlicht und leiſe.

Das mochte wohl ſo Manchem nicht gefallen.
Doch fiel auf guten Acker auch der Samen;
Von vielen Tauſend meiner Hörer allen,
Gab's mehr als Zehne, die mein Wort vernahmen:
Ich ſah ſo manche Hörer um mich wallen,
Und keiner fortgehn, als ſie zu mir kamen;
Darob erfreut' ich mich ich meinem Herzen,
Und pries die mir geneigten Himmelskerzen.

Doch nur dem Neuen waren ſie gewogen;
Den heil'gen Eifer wollten ſie nicht ehren.
Wen meiner Leier Wohlklang angezogen,
Der mochte nicht der Buße Pſalmen hören:
Sie ſtürmten um mich, gleich empörten Wogen,
Mein harm- und ſchuldlos Saitenſpiel zu ſtören;
Ja, einer nahte mit unheil'gem Feuer,
Und brach entzwei die Gott geweihte Leier. —

Da barg ich mich am fluthbeſchäumten Strande,
In einer Höhle, die mein Vater baute.

Entfernet zwar vom lieben Mutterlande,
Mir dennoch nicht in öder Fremde graute,
Und manches Herz bei mir Erquickung fande,
Wiewohl man meine Leier nicht mehr ſchaute. —
So ſaß ich da wohl viele Jahr' und Wochen,
Und hab' mit meinem Vater nur geſprochen. —

Und als zur Küſte Euer Schiff geſchwommen,
Da ſagte mir der Vater: zeuch von hinnen!
Die Männer ſind von Weitem angekommen,
Mit löblichem Gemüth und frommen Sinnen.
Sie ahnen wohl, wie viel ſie unternommen;
Doch können ſie's nicht enden, noch beginnen.
Sey du ihr Führer auf dem ſteilen Gleiſe,
Und leite ſie zum Ziel der fernen Reiſe! —

Da brach ich auf mit neugeſtärktem Weſen,
Und grüßte froh mein altes Spielwerk wieder.
Die Leier war wohl ſchon für mich geweſen;
Doch in mir klangen noch die alten Lieder,
Und, was ich mir zum Jugendſpiel erleſen,
Umfloß, wie Schatten mich geſtorbner Brüder;
Ich träumte nun, was wachend ich empfunden —
So haben wir zuſammen uns gefunden.

Conrad.

Ich danke dir für deinen guten Willen,
Uns deine Ebentheuer zu berichten,
Wiewohl du mir ein Räthſel bleibſt —

Spielmann.

Wie Ihr
Euch ſelber —

Otto (zu dem Spielmann).

Du haſt einen Vater noch? —

Spielmann.

Wie Ihr! —

Otto.

Und deine Zitther? —

Spielmann.

Iſt ein Stück
Von meiner alten Leier — zwar das ſchwächſte,
Doch auch das zarteſte — Ich ſpiel' Euch drauf
Noch Töne, die ich wohl auf jener nicht
Heraus geklimpert hätte. —

Conrad (aufſtehend zu den Lanzknechten).

Waffenbrüder!
Zum Aufbruch! —

Alle Lanzknechte (ſtehen auf und rufen, indem ſie v
der Bühne ziehen).

Ha! — dem Heidenvolk Verderb
Für Chriſtus leben, und für Chriſtus ſterben! —

Alle ab.

V.

Abenteuer des Herrn Anton Paars.

Eine wahre Geſchichte.

Der Auditeur. Ei, Herr Syndikus! da will ich Ihnen eine weit ernſthaftere Geſchichte erzählen, der Sie es gar nicht anſehen ſollen, wie ernſthaft ſie iſt.

Syndikus. Unſer Herr Auditeur, und eine ernſthafte Geſchichte!

Lieutenant. Ich bürge für ſeine Ernſthaftigkeit in gewiſſen Fällen.

Bürgermeiſter. Meine Herren, ernſthaft oder nicht; die Geſchichte!

Die Uebrigen. Ja, die Geſchichte!

Auditeur (nach einer leichten Verbeugung). Vor allen Dingen erlauben Sie mir, die ſtrengſte Wahrheit meiner Erzählung in allen ihren Theilen zu verbürgen.

Bürgerm. Thut nichts, die Wahrheit! nur recht curios!

Auditeur. Wir ſtanden vor drei Jahren noch in N., als einer meiner Univerſitätsbekannten dort eine Begebenheit erlebte, die in Abſicht ihres Ausganges ernſthaft genug war. Anton Paars, ein wohlgebildeter junger Mann, hatte in Halle die Rechte ſtudiert, oder vielmehr ſich dort Studierens halber aufgehalten; denn der Billard-Saal in Schlettau ſchien ihm kurzweiliger, als der Hörſaal, und der Kuß ſeiner ſchönen Julie entzückender, als die Weisheit der Pandekten und Digeſten. Die akademiſche Laufbahn war, ehe er's glaubte, vollendet, d. h. nach drei Jahren unterſtützten ſeine Gläubiger die dringenden Bitten ſeiner Mutter um Zurückkunft ſo kräftig, daß er ſich aufs ſchnellſte aus den Armen ſeines Mädchens reißen und in einer ſchönen Frühlingsnacht unbegleitet auf den Weg machen mußte. Glücklich langte er auf dem Gute ſeiner Mutter an (ſein Vater, ein tüchtiger Oekonom, war ſchon todt), wo die Freude des Wiederſehens und der Sicherheit vor dem Ungeſtüm grober Mahner die erſten Seufzer nach den verlornen Freuden erſtickte. In muſterhafter Zurückgezogenheit lebte er nun auf dem Lande; ſelbſt, als ſeine Garderobe wieder hergeſtellt war, und der junge Gelehrte für entferntere Verwandte und Freunde des Hauſes ſichtbar ſeyn konnte, war ſein Betragen ſo geſetzt und ernſthaft, ſeine Liebe zu einer ſtillen Verborgenheit ſo unverkennbar, daß die Mutter ſich nicht genug darüber freuen und nicht ſchnell genug die Summen vergeſſen konnte, die ihr die Gelehrſamkeit ihres Anton gekoſtet hatte. Auch machte dieſer nicht geringe Anſtalten, ſich dieſe Gelehrſamkeit vollends zu erwerben; er borgte ſich den Hellfeld, den Stryk, das Landrecht, Klein's Annalen, und was er ſonſt in der Nähe erhalten konnte, und las nicht ſelten in dieſen Büchern, ob ihm gleich nur die Annalen einigermaßen intereſſant ſchienen. Außerdem las er auch noch manches Andre, z. B. die Briefe, die er aus Halle, entweder von Profeſſoren (wie ſeine Mutter glaubke), oder von der ketzeriſchen Sekte der Manichäer (wie er ſie heimlich nannte) erhielt, und erwies dieſen Zuſchriften ſogar zuweilen die Ehre, ſie nach ſeinem beſten Wiſſen und Vermögen ſchriftlich zu beantworten.

So lebte er, wenn auch nicht ganz glücklich und ſorgenfrei, doch zufrieden mit ſeinen nächſten Umgebungen und mit ſich ſelbſt, bis ihm ein alter ſteifer Onkel, der Juſtizdirektor zu B., einmal die unfeine Frage vorlegte: wann der Herr Vetter zum Examen zu reiſen und ſich als Auscultator anſtellen zu laſſen gedächte? Die unangenehme Empfindung, die dadurch bei unſerm Gelehrten erweckt wurde, löſte ſich indeß wieder in Zufriedenheit auf, als er nach drei Tagen, in denen der Onkel hin und wieder auf den Buſch geklopft hatte, ohne etwas Lebendiges heraus zu jagen, mit demſelben Onkel ſich dahin vereinigte, daß er die Jurisprudenz und die geſammte Gelehrſamkeit aufgeben und ſich dem Fache ſeiner lieben Mutter, der Oekonomie, widmen ſolle.

Nachdem dieſer reife Beſchluß der Behörde mitgetheilt worden war, von dem alten Herrn Bruder mit allerlei bedenklichen und pedantiſchen Winken über verlorne Zeit und Koſten, von dem jungen Herrn Sohne, mit den liebevollen Aeußerungen, wie ſchwer ihm eine abermalige Trennung, und wie ſüß ihm die Unterſtützung der Mutter in der weitläuftigen Wirthſchaft ſeyn werde: — ſchickte er den Hellfeld und die übrigen Bücher dankbar an die Beſitzer zurück, ließ ſich ein ſchönes Reitpferd kaufen, und beſuchte damit die Felder und die benachbarten Oekonomen.

So lebte unſer Freund —

Bürgermeiſter. Halt, Herr Auditeur! — mein Freund iſt der Lungerer eben nicht.

Auditeur. Eine Redensart. Der Held einer Geſchichte iſt immer unſer Freund, weil er uns intereſſirt.

Lieutenant. Iſt noch die Frage!

Syndikus. Und wie tragiſch, wie ernſthaft!

Auditeur. Man ſieht es dem Helden einer Erzählung nicht immer, wie dem Helden einer Tragödie, von vorn herein an, was für ein Schickſal er erleiden werde; und ſo wie in ſchlechten Trauerſpielen der Held in den erſten Akten als ein ſolcher erſcheint, der eben ſo gut mit einer Heirath, als mit Gift und Dolch, endigen könnte, ſo erſcheint in guten Erzählungen der Held Anfangs oft als ein ſolcher, dem gar nichts Großes begegnen könnte, und er überraſcht in der Folge alle vorlaute Recenſenten durch ſein gewaltiges Schickſal.

Syndikus. Wir hören!

Lieutenant. Das Intereſſe ſteigt!

Magiſter. Meine Herren, nichts iſt einer Erzählung ſchädlicher, als die Unterbrechungen; denn Theils —

Auditeur. Alſo ohne Unterbrechungen! Herr Anton Paars lebte in der beſchriebenen Art ſo ein ganzes Jahr hindurch, nahm ſich, ſo viel er wußte und konnte, der Geſchäfte an, und führte ſich untadelhaft auf. Es verlautete nichts Nachtheiliges von ihm; ja, die Mutter und alle weibliche Verwandten dachten ſchon ganz ernſtlich darauf, ihn durch die Hand einer gewiſſen Jungfer Muhme, das einzige wohlerzogene Kind reicher Eltern, auf den Gipfel des Glücks zu ſetzen als ein einziger unglücklicher Vorfall die von Ihnen ſo ſehnlich erwartete Kataſtrophe herbei führte.

Die Mutter hatte in der Hauptſtadt eine Zahlung von 6000 Rthlrn. zu machen. Wem hätte ſie dies Geſchäft ſichrer anvertrauen können, als ihrem Anton, der ja am meiſten Urſache hatte, ihre Sache zu der ſeinigen zu machen! Einige Tage vor Johannis, dem peremtoriſchen Termine der Zahlung, nahm ſie ihn daher mit in ihr Kämmerlein, legte ihm den statum causae vor, übergab ihm in Banknoten, Wechſeln, Pfandbriefen und baarem Gelde die Summe von 8000 Thalern, nebſt den fälligen Zinſen, und ertheilte ihm, unter den nöthigen Vorſichtsregeln für die Reiſe und die Wirthshäuſer, den Auftrag, ſie gegen gerichtliche Quittung an R. W. et Comp. zu zahlen und ſo ſchnell als möglich geſund wiederzukehren.

Der junge Mann, der die ganze Wichtigkeit dieſes Auftrages fühlte, packte die Summe aufs vorſichtigſte ein, verſprach, alles wohl zu beſorgen, auch zu rechter Zeit wiederzukommen, und beſtieg am folgenden Morgen ſein Roß, um nach der Hauptſtadt zu reiten. Die Thränen der Mutter begleiteten ihn.

Schon waren dieſe Thränen von der Hoffnung, den geliebten Sohn bald wiederzuſehen, getrocknet, als ihr Quell aufs neue und ſchmerzlicher eröffnet wurde. Unerwartet erſchien ein Brief, unterzeichnet R. W. et Comp., worin mit beſonderem Befremden das Ausbleiben bewußter Zahlung von 8000 Thalern gemeldet, und deren richtiger und baldiger Eingang, wegen jetzt ermangelnden baaren Geldes, ſehnlichſt gewünſcht wurde. — Welch ein Irthum, oder welch ein Unglück lag hier verborgen! Seit drei bis vier Tagen mußte das Geld in den Händen der Herren R. W. et Comp. ſeyn; und nun wurde es gefordert! — und obendrein ſtand von dem Ueberbringer kein Wort in dem Unglücksbriefe!

Die gute Frau mußte ſich aufmachen und eiligſt, unter Herzensangſt, in die Hauptſtadt fahren. Ihre erſte und letzte Frage war nach Anton; in allen Wirthshäuſern und Hotels ward er geſucht, in allen Thoren und den Intelligenzblättern von mehreren Wochen nach ſeinem Einpaſſiren geforſcht: — nirgends eine Spur von einem Herrn Anton Paars. Unter vielen Aufopferungen mußte das Geld zuſammengebracht, und die, noch mehr um den verlornen Sohn, als über das verlorne Geld bekümmerte Frau, mußte troſtlos nach Hauſe reiſen.

Lieutenant. Soll dies das Tragiſche der Erzählung ſeyn?

Auditeur. Lieber Herr Magiſter!

Magiſter. Was ſonach die Unterbrechungen anbetrifft —

Auditeur. Ich danke Ihnen. Erlauben Sie mir, das Schweigen meiner Gegner ſchnell zur Fortſetzung zu benutzen. — Zwei ſchreckliche Monate verfloſſen der trauernden Mutter, unter der Sorge, mit Hülfe ihres Bruders, den bedeutenden Schaden zu erſetzen, und die entſtandene Unordnung auszugleichen, und unter der noch größeren um das Schickſal ihres unglücklichen Sohnes, von dem ſich nicht die kleinſte Nachricht zeigte. Der rauhe Juſtizmann vermehrte noch ihre Angſt durch die dreiſte Behauptung: der lockere Patron ſey mit dem Gelde durchgegangen; ſo wie durch Vorwürfe, daß ſie ihm unvorſichtiger Weiſe eine ſolche Summe habe anvertrauen können. Dies entſchied das Mutterherz für den Glauben an das *Unglück*, ja an den Tod ihres Anton: ſie ſah ihn unter Räubern und Mördern; und unter das Hülfegeſchrei des Unglücklichen, das ſie im Traume hörte, miſchte ſich, wenn ſie wachte, nur ſelten ein Zweifel an ſeiner Ehrlichkeit.

Nach Verlauf jener zwei Monate, als ſie eines Abends einſam und unter Thränen ihres Verlornen gedachte, öffnete ſich leiſe die Thür, und der ſchmerzlich Vermißte trat heimlich herein, zwar geſund an Gliedern, aber arm an Kleidern, ohne Pferd, ohne Uhr, ohne Geld, und ſank in die Arme der bis zur Ohnmacht erſchrockenen Mutter.

Als endlich die Frage nach ſeinem bisherigen Schickſal und Aufenthalt möglich war, da erſt begann ſichtbar die Bangigkeit des Heimgekehrten. „Meine Zunge iſt durch einen ſchrecklichen Eid gebunden," ſagte er, nicht ohne Pathos; „aber" — ſetzte er mit noch größerem hinzu — „ſollt ihr Barbaren es mir auch wehren, das verwundete Mutterherz zu beruhigen, und mich, den ihr an den Rand des Todes gebracht habt, vor der Einzigen, deren Kummer ich ſcheue, zu rechtfertigen? Nein, hier endet eure Gewalt, und mein Gewiſſen ſchweigt, indem ich hier meinen Eid breche." Feierlich beſchwor er ſeine Mutter, das, was ſie hören würde, in der Tiefe ihres Buſens zu verſchließen; und nachdem er ſich einigermaßen durch Speiſe und Trank erquickt hatte, begann er folgende Erzählung:

„Ich ritt, wie Sie wiſſen, liebe Mutter, am 21ſten Juni von hier, nur mit dem Gedanken beſchäftigt, wie ich das mir gütigſt anvertrauete Geſchäft gut beendigen und ſchnell zurückkehren könnte. Dieſe Gedanken beſchäftigten mich auch, als ich in den großen Wald kam, der zwiſchen W. und N. liegt, und in früheren Zeiten von Räubern unſicher geweſen ſeyn ſoll. Ich, der ich das alles für Mährchen halte, ritt ruhig fort, und dachte nichts Arges, als auf einmal ein Reiter hinter mir her ſprengte, mich ſcharf in's Geſicht faßte, ſein Pferd kurz umwarf, und davon jagte.,— Indeß war ich doch auf meiner Hut, ſah die Piſtolen nach, und ſetzte mich in Poſitur, bei einem etwanigen Angriff mein Leben und mein Geld theuer zu verkaufen. — Auf einmal holt mich der vorige Mann aufs neue ein, und zwar in Begleitung zweier Andern, die, gleich ihm, in eine Jägeruniform gekleidet und mit Gewehren und Piſtolen wohl verſehen waren. Sie nahmen mich in ihre Mitte, fingen ein gleichgültiges Geſpräch mit mir an, lächelten zuweilen über meine Antworten, und ſahen mir fleißig auf Augen und Hände. Da ſie mich aber nicht anfielen, ſo wollte ich ihren Zorn durch einen Angriff nicht reitzen, um ſo mehr, da ich es immer noch mit Zweien zu thun hatte, wenn ich auch ſo glücklich war, einen vom Pferde zu ſchießen."

„So waren wir wohl eine halbe Meile fortgeritten, als auf einmal der, welcher der Anführer ſchien, voranſprengte, und ich von weitem eine mit vier Pferden beſpannte und von mehreren Menſchen zu Pferde umgebene Kutſche gewahr wurde. Der Jäger ſprach mit einem ältlichen Herrn, der aus der Kutſche ſtieg, und den Begleitern Befehle ertheilte, die den jenſeitigen Weg beſetzten. Als ich auf dem Platze angekommen war, mußte ich halten; der ältliche Herr zog ein mit Diamanten beſetztes Portrait heraus, und ſah abwechſelnd mich und das Portrait an. Endlich rief er: Er iſt es! und in dem Augenblicke war es, als ob der ganze Wald lebendig würde: ich war von allen Seiten mit Bewaffneten umgeben, und — mich vom Pferde reißen, mir die Augen verbinden, mich in den verſchloſſenen Wagen werfen, und mit mir über Stock und Stein davon jagen, war das Werk eines Augenblicks."

„Wie lange ich ſo pfeilſchnell davon geführt worden bin, weiß ich nicht; nach meiner Rechnung konnten es drei bis vier Tage ſeyn. In meinen Wagen drang kein Lichtſtrahl, und nur um Mitternacht ward an abgelegenen Orten ein wenig Halt gemacht, wo ich Erlaubniß erhielt, unter ſtarker Bedeckung auszuſteigen und einige Nahrung zu mir zu nehmen."

„Endlich langten wir vor einem großen, alten und einſam gelegenen Schloſſe an. Auf den Ruf meiner Begleitung raſſelte die Zugbrücke nieder, öffnete ſich das Thor, und mein Wagen fuhr in den weiten Schloßhof, der mit hohem Graſe überwachſen war. An der Treppe eines Seitenflügels ward ich erſucht, auszuſteigen; unter Begleitung der Bewaffneten ward ich die breiten Treppen hinaufgeführt. In einem Zimmer durchſuchte man meine Kleider, nahm mir Waffen, Geld und Papiere ab (wahrſcheinlich, um mich außer Stand zu ſetzen, durch irgend ein Mittel meine Befreiung zu bewirken), und führte mich endlich, ohne ein Wort zu ſprechen, durch eine Reihe Zimmer, bis zu einem Thurme, in welchem zwei prächtige Gemächer zu meiner Wohnung eingerichtet waren. Nachdem man mich hier verſchloſſen hatte, war es mein erſtes Geſchäft, die Zimmer zu unterſuchen. Es war in ihnen alles vorhanden, was zur Bequemlichkeit eines Fürſten gehören konnte; aber ſie waren auch durch eiſerne Fenſtergitter und Thüren, ſo wie durch die dickſten Mauern, ſo verwahrt, daß ſich an keine Flucht denken ließ. Anfangs war dieſe mein einziger Gedanke, da ich mir wohl vorſtellen konnte, wie ſehr Sie, theuerſte Mutter, mein plötzliches Verſchwinden ängſtigen mußte; allein, da ich mir keines Verbrechens bewußt war, und auch bei einer Flucht die 8000 Thlr. hätte zurücklaſſen müſſen, ſo gab ich dieſen Gedanken bald auf, beſonders da es faſt unmöglich war, ihn auszuführen. Aber wie ſehr hat es mich ſchon gereuet, nicht ſelbſt das Unmögliche verſucht zu haben!"

„Uebrigens fehlte es mir an nichts: die ausgeſuchteſten Speiſen und die feinſten Weine kamen nicht von meinem Tiſche, und ich wurde mit einer Sorgſamkeit bedient, als wenn ich ein königlicher Prinz wäre; in jedem Augenblicke konnte ich durch eine Klingel die Bedienung herbei rufen, und es wurde mir alles, was ich verlangte, gegeben, nur — keine Antwort. Alle Diener nehmlich, die ſich mir naheten, waren durchaus ſtumm, und alle meine Bitten vermochten es nicht, ihnen nur einen Laut oder Wink abzulocken. Ich mochte ihnen meine Unſchuld vorſtellen oder ihre Ungerechtigkeit verwünſchen: — nichts konnte die Ungeheuer bewegen, mir nur das geringſte Licht über meine Lage zu geben. Nur meine Befehle befolgten ſie; wollte ich weiter mit ihnen ſprechen, ſo verſchwanden ſie, und die Thür war verſchloſſen.

Dies mochte ungefähr ſechs bis acht Wochen gedauert haben, als ich eines Tages eine große Bewegung im Schloſſe wahrnahm. Es war, als kämen viele Menſchen an; ich hörte von fern Pferdegetrappel und Lärm; in meiner Nähe in einem großen Saale ward gearbeitet und gehämmert; die Bedienten, die in mein Zimmer kamen, ſahen mich bedeutend, ja, wie es mir vorkam, traurig und mitleidig an. — Mir ward bange. Gegen Abend flogen die Thüren meines Zimmers auf; ein großer Mann, das Geſicht mit einer Maske bedeckt, trat mit vielem Gefolge herein, betrachtete mich aufmerkſam, und ging zurück. Im Gehen hörte ich von ihm noch die Worte: „Er iſt es!“

Bald darauf erſchien ein vermummter Mönch mit einem Krucifix in der Hand, der mich ermahnte, in dem allein ſeligmachenden Glauben zu leben und zu ſterben. Da ich ihm aber nichts als Fragen: was man mit mir vorhabe? und warum man mich Unſchuldigen und Unbekannten ſo gewaltſam behandle? entgegenſetzte; ſo verließ er mich endlich, nannte mich einen verſtockten Sünder, und ermahnte mich, zu dem zeitlichen Tode nicht noch den ewigen hinzuzufügen.“

„Gegen Mitternacht ſprangen abermals die Thüren meines Gefängniſſes auf; Diener mit Fackeln und Bewaffnete bildeten vor demſelben eine lange Reihe; man deutete mir an, zu folgen, und unter der Begleitung des Paters, der mir immer zuſprach, führte man mich in den benachbarten Saal. Welch ein Anblick! Der ganze Saal war ſchwarz ausgeſchlagen und mit Fackeln erleuchtet, in der Mitte ein ſchwarzes Geländer in einem großen Viereck, das von Bewaffneten umſtellt war, in demſelben ein Sandhaufen, und ein Mann mit einem rothen Mantel, den ich an dem Hefte ſeines großen Schwertes bald für den Scharfrichter erkannte. „Man wird mich doch nicht köpfen wollen?“ ſchrie ich; — „ich bin der Poſſen müde — man laſſe mich frei — ich heiße Anton Paars, habe Jura ſtudiert, treibe jetzt Oekonomie,“ und dergl. Die Leute ſteckten die Köpfe zuſammen und flüſterten; der Mönch hielt in ſeinen Ermahnungen und Gebeten inne, und ſah mich verwundert an; aber bald kamen Andre, die mir die Augen verbinden und das Halstuch abnehmen wollten. Ich ſträubte mich und ſchrie, und wehrte mir die

Zudringlichen aus allen Kräften ab. Aber ich hätte dennoch der Gewalt unterliegen müſſen, wenn nicht mein Geſchrei die Hülfe zu rechter Zeit herbei gerufen hätte. Eine gegenüberſtehende Thür flog auf, und eine Prinzeſſin, ganz ſchwarz gekleidet und mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt, ſtürzte heraus, warf einen Blick auf mich, und ſchrie: Um Gottes willen, haltet ein! er iſt es nicht!"

„In dem Augenblick ließen die Menſchen von mir ab. Ich ward zurückgeführt. Einige Minuten darauf kam der große Mann mit der Maske, bat mich um Vergebung, ſagte: daß ein unglücklicher Irrthum obgewaltet hätte, ließ mich einen fürchterlichen Eid ſchwören, nichts von dem, was ich geſehen oder gehört hätte, zu verrathen, und befahl ſodann, mich in Freiheit zu ſetzen. Er verſchwand. Einige ſtumme Diener erſchienen, verbanden mir die Augen, führten mich in großer Eil durch die Zimmer, und die Treppe hinab, und ſetzten mich in den verſchloſſenen Wagen, der wieder mit reißender Geſchwindigkeit davon flog, und endlich nach drei oder vier Tagen wieder auf dem Fleck des Waldes ſtill hielt, wo man mich aufgefangen hatte. Unterdeß war mir das Geld, meine Uhr, mein Pferd eingefallen — denn bis jetzt hatte ich vor Freude, mein Leben gerettet zu ſehen, nicht daran gedacht —, glaubte aber, daß ich alles am Ende erhalten würde. Als ich daher ausſteigen mußte, und ich ſah, daß meine Begleiter ſich anſchickten, mich zu verlaſſen, ohne mir etwas zurückzugeben, fragte ich nach meinen Sachen. „Darüber haben wir keine Ordre!" ſagte der Vornehmſte unter ihnen; und ſo ſprengten und fuhren ſie — während ich unaufhörlich ſchrie: „Meine 3000 Thaler, meine Uhr, mein Pferd! ihr Spitzbuben!" — von dannen. In einer halben Minute waren ſie mir aus dem Geſichte. So bin ich denn, in dieſem traurigen Zuſtande, hieher gekommen, und habe nichts als mein Leben gerettet.“

Syndikus. Das, muß ich geſtehen, iſt eine tragiſche und wirklich ernſthafte Geſchichte!

Bürgermeiſter. Dahinter ſcheint jedoch eine große Staatsbegebenheit zu ſtecken; denn nur ſehr große Perſonen könnten dergleichen Maßregeln —

Lieutenant. Mir ſcheint der Herr Anton Paars ein großer Windbeutel zu ſeyn.

Bürgermeiſter. Das Schloß, die vielen Soldaten — das ſchwarze Tuch, die Fackeln — der Nachrichter —

Auditeur. War wohl eigentlich kein *Nach*richter; denn er hatte, wie Sie bemerkt haben werden, keinen *Vor*richter.

Syndikus. Eine grauſame Begebenheit!

Magiſter. Wenn die Herren erlauben, ſo ſollte ich mich wohl erinnern, dieſe Begebenheit in einem ältern Franzöſiſchen Werke —

Syndikus. Und eine durchaus *wahre* Geſchichte, in allen ihren Theilen!

Magiſter. — deſſen Titel mir eben nicht beifällt, mit noch mehreren Umſtänden geleſen zu haben. Wo ich nicht irre, waren es jedoch die Mémoires du —

Auditeur. Sinnen Sie nicht! Ich habe die Geſchichte Franzöſiſch und in einer Deutſchen Ueberſetzung geleſen —

Syndikus. Und ſich doch für die ſtrengſte Wahrheit verbürgt?

Auditeur. Für die *Geſchichte*, nicht für die *Erzählung* des Herrn Anton Paars; denn es iſt aufs ſtrengſte wahr, daß er dieſe Erzählung ſeiner Mutter mitgetheilt hat (und nur dies gehört zu ſeiner Geſchichte); es iſt ferner wahr – denn ich komme nun erſt zur zweiten kürzern Hälfte meiner Novelle.

Synd. und Lieut. Aha! — So ſo! —

Auditeur. Daß die gute Frau die höchſt wunderbare Begebenheit unter großer Angſt und Händeringen angehört ſich mit der Lebensrettung ihres Sohnes über den Verluſt des Kapitals getröſtet, die Verſchweigung der Geſchichte, in Betracht der vornehmen Perſonen, die in ſie verwickelt waren, der möglichen neuen Gefahr für ihren Sohn, und ſeines gelobten Eides, zwar feierlich verſprochen, ſie aber jedoch gelegentlich einer verſchwiegenen Verwandten eröffnet hat, die ſie durch ehrenrührige Zweifel über das Verſchwinden ihres Sohnes mit 8000 Thalern zu dieſem Verrath aufforderte. Die verſchwiegene Verwandte mußte wahrſcheinlich Urſache ſeyn, daß die abenteuerliche Geſchichte in der ganzen Gegend herumkam, in der benachbarten kleinen Stadt erzählt wurde, und aus dieſer in die Hauptſtadt und ſogar vor die Ohren des Landesherrn gebracht wurde.

Unglücklicher Weiſe für den jungen Paars war eben um dieſe Zeit eine höchſt verdrießliche, in das tiefſte Dunkel gehüllte Geſchichte an einem benachbarten Hofe vorgegangen, in der eine gewiſſe Prinzeſſinn des Hauſes und ein gewiſſer Graf, den man überall ſuchte und überall requirirte, die Hauptrollen ſpielten. Das Gerede in der Hauptſtadt von der Geſchichte des Paars, das in einem gewiſſen Sinne ein andres dunkles Gerücht zu begründen ſchien, machte ſowohl hier als dort eine höchſt unangenehme Senſation: — man fand ſo viel Unbegreifliches, als wiederum Wahrſcheinliches in dem Gerede — man fühlte ſich da und dort compromittirt — man forſchte in der größten Stille nach ſeinem Urſprunge, und blieb endlich bei dem Urheber und dem Gegenſtande zugleich, ſtehen.

Eines Tages erſchien ein Officier in dem Hauſe der Witwe Paars, und erklärte den jungen Mann für ſeinen Arreſtanten. Er ward in die Hauptſtadt geliefert, und militairiſch verhört. Er bekannte, daß die erzählte Geſchichte eine Lüge ſey, die er aus einem Roman entlehnt, daß er ſeiner Mutter die 8000 Thaler geſtohlen, und ſie in H. theils mit ſeiner Geliebten durchgebracht, Theils davon ſeine vielen Schulden bezahlt habe. Für das Verbrechen, und noch mehr für das erregte unangenehme Aufſehen, ward ihm eine empfindliche Züchtigung zuerkannt; und ob er gleich in Freiheit geſetzt wurde, ſo bewogen ihn doch eine erhaltene Weiſung, und die öffentliche Schande, die er ſich durch ſein Verbrechen und ſeine Lüge zugezogen hatte, aus dem Lande zu gehen. Die Mutter ſtarb vor Gram. —

Dies iſt meine Erzählung, und ich hoffe, ich habe mein Verſprechen, Ihnen, wenn auch nicht eine tragiſche, doch eine in der That ernſthafte Geſchichte zu erzählen, erfüllt. Nun, mein Herr Recenſent, ſehen Sie wohl, daß man es den Geſchichten nicht immer an der Stirn anſieht — ?

Syndikus. Gut, lieber Auditeur! der Recenſent muß das Buch zu Ende leſen! Sie haben Recht! — Aber ich hoffe, mich nächſtens zu revanchiren.

Bürgermeiſter. Scharmant! — Revanche muß ſeyn! Wir ſind die Sekundanten! — Gute Nacht, meine Herren!

Die Uebrigen. Gute Nacht!

VI.

Poſtſcripte.

45.

Der ehrwürdige Campe hat ſeine „Reiſe durch England und Frankreich“ durch ſeinen Purismus und ſeine Manier, allen ausländiſchen Wörtern durch Verdeutſchung ein fremdes Anſehn zu geben, zu einer etwas unangenehmen Leſerei gemacht. Man glaubt, ſtatt einer Reiſebeſchreibung, oft ein linguiſtiſches Exercitium zu leſen. Da finden wir (ich wähle nur einige Beiſpiele aus den letzten Seiten des zweiten Theils) einen Obervolksberather, ja ſogar eine Obervolksberatherin(!) (die Gemahlin des Oberkonſuls, die damals das Volk wenig zu berathen hatte), einen Wonnegarten (Champs Elysées), einen Allgottstempel (Pantheon), eine Wierthalerbühne (Théâtre du Vaudeville) u. ſ. w. Wer würde in dieſen Ueberſetzungen die Sache wieder erkennen! und wer iſt nicht genöthigt, bei dieſen bloßen Namen ungebührlich zu verweilen!

M.

46.

Eine Weltgeſchichte ſchreiben, und ſechstauſend Jahre umfaſſen — es iſt ein großes, ſehr großes Unternehmen! Aber es giebt ein größeres: die Geſchichte eines Tages, einer einzigen Stunde, ja einer einzigen Minute zu ſchreiben, nicht etwa in der ganzen Welt, ſondern nur in Städten, wie Berlin, Wien, Paris oder London. Um wie viel Bände ſtärker, als die reichhaltigſte Weltgeſchichte, und um wie vieles intereſſanter als dieſe, möchte die Geſchichte jeder Minute ſeyn!

So fallen vor einem höheren Blick Jahrtauſende und Minuten zuſammen!

Z.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Oktober 1805.

I.

Britannicus.

Tragödie von J. Racine.*)

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Agrippina, Albina.

Albina.

Warum, da Nero noch des Schlummers pflegt,
Müßt Ihr erwarten, bis er aufgewacht?
Soll, irrend im Pallaſt und ohn' Gefolge,
An Cäſars Thüre ſeine Mutter harren?
In Eure Zimmer kehrt vielmehr zurück.

---

*) Es wird den Leſern intereſſant ſeyn, die Erklärung des Verfaſſers über ſeine Nachbildung des Britannicus, womit er ſeine gefällige Mittheilung begleitete, zu kennen; wir ſetzen ſeine Erlaubniß voraus, indem wir ſie beifügen. „Die Grundſätze, die mich bei der Ueberſetzung dieſes Trauerſpiels leiteten, ſind ganz andere, als die meiner Vorgänger in ähnlichen Uebertragungen. Weder Verſchönerung, noch Appretur, wie A.

Agrippina.

Ich darf nicht einen Augenblick hier weichen.
Hier will ich warten: alles Leid, das er
Mir ſchuf, wird bei mir ſeyn, dieweil er ſchläft.
Nur allzu ſicher iſt, was ich vermuthet:
Erklärter Feind iſt dem Britannicus
Jetzt Nero; läſt'gen Zwangs unduldſam, will,
Der Liebe müd', er nur gefürchtet ſeyn.
Britannicus ſteht ihm im Weg', und täglich
Fühl' ich mich ſelbſt auch läſtiger ihm werden.

Albina.

Ihr, die das Tageslicht dem Nero gabt,
Aus weiter Fern' ihn zu dem Throne rieft?
Die Ihr den Sohn des Claudius enterbtet,
Und Cäſar nanntet den Domitius?

Bode gethan, wollt' ich der Ueberſetzung geben; wenn ich den Umriß der innern Verhältniſſe in einer nicht unwürdigen Sprache, den wahren Gehalt der Rede nur ſo fern, als es ohne Beleidigung der Deutſchen Sprache geſchehen konnte, wiedergegeben habe, ſo iſt mein Zweck erreicht. Da unſer Alexandriner verloren, und ſeine Wiederweckung zum Vortheil der Franzöſiſchen Poeſie bei uns, ein für den untergeordneten Zweck zu umfaſſendes und tiefes Unternehmen iſt, als daß es ſo bald zu erwarten wäre, ſo blieb mir nur der fünffüßige Jambus übrig, in deſſen Conſtruktion ich nach möglichſter Reinheit geſtrebt habe. Bei der genauen Beziehung, in welcher alles im Franzöſiſchen Trauerſpiel zu einander ſteht, ſchien es mir nöthig, die Zahl der Verſe ſtreng beizubehalten. Da hat freilich jeder Deutſche Vers zwei Sylben weniger, als der Franzöſiſche; dieſe Drängung aber wird aufgelöſ't in freie Bewegung, wenn man die vielen ausfüllenden Wörter der Franzöſiſchen Verſe bedenkt, von welchen Seigneur und Madame jeden Augenblick wiederkehren, und viele andre von ſelbſt eine kürzere Deutſche Wendung annehmen."

Es ſpricht für Euch ihm Alles, Liebe zahlt
Er Euch als Schuld.

Agrippina.

Als Schuld, Albina, alles
Gebeut ihm, wenn er edel iſt, die Pflicht;
Doch gegen mich ſpricht alles, wenn er treulos!

Albina.

Er wäre treulos? Nein, ſein ganzes Thun
Verkündigt ein Gemüth voll Pflichtgefühl.
Seit dreien Jahren, ſprach er, that er nichts,
Was nicht den großen Kaiſer uns verſpricht.
Seit dreien Jahren glaubt in ſeinem Schutz
Rom in der Conſuln Zeiten ſich verſetzt.
Er herrſcht als Vater. Kurz, die Jugend Nero's
Hat alle Tugend von Auguſtus Alter.

Agrippina.

Nein, meine Wünſche können mich nicht täuſchen.
Zwar er beginnt, womit Auguſtus ſchloß;
Doch fürcht' ich, daß die ſchlimm're Zukunft folge,
Und jener ſchließe, womit der begann.
Umſonſt verſtellt er ſich; ſein Antlitz zeigt mir
Der trotzigen Domitius Geſchlecht.
Und zu dem Stolze dieſes Blutes empfing
Er der Neronen kühnen Muth von mir.
Die Tyrannei beginnt mit Sanftmuth immer:
Roms Luſt war Cajus einſt, auf kurze Zeit;
Bald war der Güte Schein zu Wuth verkehrt,
Roms Luſt war nichts mehr, als der Schrecken Roms.
Und dann, was nutzt am Ende mir, daß Nero
Einſt Muſter ſey von dauerfeſter Tugend?
Gab ich nur darum ihm des Staates Ruder,
Es nach dem Volk und dem Senat zu lenken?

Er ſey des Landes Vater, wenn er will;
Doch mehr gedenk' er ſeiner Mutter noch.
Doch, welchen Namen find' ich aus, für die
Gewaltthat, die der heut'ge Tag beleuchtet?
Er weiß es, denn nicht wiſſen kann er's nicht,
Daß Junien Britannicus erglüht;
Und dieſer Nero, den die Tugend leitet,
Läßt Junien entführen in der Nacht.
Iſt's Haß, iſt's Liebe, die ihn dazu treibt?
Sucht er nur böſe Luſt in ihrem Schmerz?
Iſt's nicht vielmehr ſein böſer, tück'ſcher Sinn,
Der ſie beſtraft um meines Schutzes willen?

Albina.

Um Eures Schutzes willen?

Agrippina.

Still, Albina!
Ich weiß, daß ich allein für ſie den Schlag
Beſchleunigt, daß vom Thron, wohin das Blut
Ihn rief, Britannicus durch mich geſtürzt.
Durch mich entfernet von Octavia's Hochzeit
Verlor der Bruder Junia's das Leben,
Silanus, der des Kaiſers Gunſt beſaß,
Und dem Auguſtus ſelber Ahnherr war!
Für Nero alles: ich zum Preiſe will
Die Wege zwiſchen ihnen gleich erhalten,
Daß einſt Britannicus in gleicher Art
Sie zwiſchen mir und meinem Sohne halte.

Albina.

Welch ein Beginnen!

Agrippina.

Hafen mir im Sturm!
Nur dieſer Zügel hält den Nero mir.

Albina.

Doch (mit Vorſicht) vor dem Sohn ſo überflüſſ'ge Sorge?

Agrippina.

Ich müßt' ihn fürchten, fürchtet' er nicht mich.

Albina.

Vielleicht ein grundlos Schrecken ängſtet Euch.
Allein, wenn Nero gegen Euch ſich ändert,
Kommt doch ſein Sinn zu unſern Augen nicht;
Geheim dann zwiſchen Cäſar bleibt's und Euch.
Was auch für Ehren Rom ihm ſtets ertheilt,
Er bringt der Mutter gleiche Huldigung.
Freigebig mag er nichts für ſich allein:
Und wie ſein Name iſt der Eure heilig;
Oktavia wird dunkel nur genannt,
Selbſt Livia war weniger geehrt.
Nero zuerſt befahl, vor ſeiner Mutter
Lorbeerumkränzte Faſces her zu tragen.
Was wollt Ihr für Beweiſe ſeines Danks?

Agrippina.

Der Ehrfurcht wen'ger, des Vertrauens mehr.
All dieſer Prunk erregt mir nur Verdruß:
Die Ehren ſteigen, und mein Anſehn ſinkt.
Nein, nein, ſie iſt nicht mehr, die Zeit, da Nero,
Noch jung, zu mir des Hofes Huld'gung ſandte;
Er mir allein den ganzen Staat vertraute;
Mein Wille den Senat ſich im Pallaſt
Verſammeln hieß, und hinter einem Vorhang
Ich unſichtbar anweſend alles lenkte.
Damals, noch ungewiß des Willen Roms,
War Nero nicht berauſcht von ſeiner Größe.
Noch denk' ich jenes Tags, des traur'gen Tags,

Da Nero ſelbſt von ſeinem Glanz geblendet
Durch Abgeſandte all der Könige
Die Huldigung der ganzen Welt empfing.
Auf ſeinen Thron wollt' ich mich zu ihm ſetzen:
Ich weiß nicht, welches Uebel mich geſtürzt.
Wie dem auch ſey, ſobald mich Nero ſah,
Verrieth ſein Antlitz bösgeſinnte Gluth.
Von ſchlimmer Ahndung ward mein Herz beklommen.
Der Undankbare wirft der Ehrfurcht Schein
Auf ſeine Schmähung, eilet mir entgegen,
Und mich umarmend drängt er mich vom Thron.
Seit dieſem herben Schlag iſt meine Macht
Mit jedem Tag zu nahem Sturz geeilt.
Nur noch der Schatten bleibt mir; Seneka
Nur wird genannt, nur Burrhus Schutz erfleht.

Albina.

O, wenn ſo bittrer Argwohn in Euch lebt,
Warum das Gift ernähren, das Euch tödtet?
Wollt Euch mit Cäſar wenigſtens erklären!

Agrippina.

Nicht ohne Zeugen ſieht mich Cäſar mehr:
Nur öffentlich empfang' ich Audienz.
Sein Reden und ſein Schweigen iſt gelernt,
Und von zwei Wächtern, ſein und meine Herr'n,
Seh' ich den einen ſtets den Vorſitz führen.
Doch, wie er mich vermeidet, will ich ihn
Verfolgen; Ueberraſchung ſoll mir helfen. —
Ich hör' Geräuſch; man öffnet. Gleich nun ſtell'
Ich ihn zur Rede wegen der Entführung,
Und überraſche ſein Geheimniß wohl.
Was ſeh' ich! Burrhus kommt ſchon von ihm her!

Zweite Scene.

Agrippina, Burrhus, Albina.

Burrhus.

Euch wollt' ich eben in des Kaiſers Namen
Anzeigen den Beſchluß, der Euch vielleicht
Erſchreckt hat, doch aus weiſem Sinne folgt,
Und Cäſar will, daß Ihr ihn wiſſen mögt.

Agrippina.

Gut, gehn wir denn hinein! daß er mir's ſage.

Burrhus.

Entzogen hat ſich Cäſar unſerm Blick
Auf kurze Zeit; ſchon durch ein Thor, das wenig
Dem Volk bekannt iſt, haben beide Conſuln
Euch dieſes angezeigt. Doch kehr' ich gleich . . .

Agrippina.

O nein, ich will ſein tief Geheimniß ehren.
Doch wollt' Ihr wohl, daß minder zwangvoll wir
Einmal ganz offen mit einander ſprechen?

Burrhus.

Burrhus hat ſtets Betrug und Liſt gehaßt.

Agrippina.

Denkt Ihr den Kaiſer lang' mir zu verbergen?
Soll ich ihn anders nicht, als ſtörend, ſehn?
Hab' ich Euch darum nur ſo hoch erhoben,
Daß Ihr durch Schranken von dem Sohn mich trennt?
So dürft Ihr Euch nicht auf ihn ſelbſt verlaſſen?
Und Ihr und Seneca, kämpft um den Ruhm,
Wer früher mich aus ſeiner Seele tilge?
Hab' ich ihn darum Euch vertraut, daß Ihr
Ihn Undank lehrt, in ſeinem Namen herrſcht?

Gewiß, je mehr ich ſinne, wen'ger fällt
Mir ein, für Euern Günſtling mich zu halten.
Ihr, deren Ehrgeiz ich in Dunkelheit
Der Legionen konnt' veralten laſſen;
Ich, die den Ahnen auf dem Thron gefolgt,
Frau, Tochter, Schweſter, Mutter Eurer Herrn,
Soll Einen meine Stimm' zum Kaiſerthum
Erheben, daß mir Dreie dann gebieten?
Der Kindheit fern iſt Nero; ſo herrſch' er denn!
Wie lange ſoll der Kaiſer Euch noch fürchten?
Kann er nur ſehn, wenn Ihr das Aug' ihm leiht?
Lehrt ihn das Vorbild ſeiner Väter nicht?
Er ſey Auguſt, er ſey Tiberius,
Er ſey Germanicus, wenn er's vermag;
Nicht will ich mich bei dieſen Helden nennen:
Doch giebt es viel, was ich ihm lehren kann.
Zum mindſten zeig' ich ihm, daß ſein Vertraun
Den Unterthan noch nicht zu ihm erhebe.

Burrhus.

Jetzt wollt' ich nur die Ein[illegible]lung Cäſar's
Rechtfert'gen; doch Ihr habt mich nun verbürgt
Für ſeines Lebens ganze Folge, zwar
Nicht daß ich grade ihn vertheid'gen ſoll:
So werd' ich denn mit aller Freiheit reden,
Die einem graden, ſchlichten Krieger ziemt.
Ihr habt die Jugend Cäſars mir vertraut;
Das geb' ich zu, und darf es nie vergeſſen.
Doch ſchwur ich Euch, ihn zu verrathen, auch?
Daß er ein Kaiſer würde, der allein
Gehorchen könnte? Rechenſchaft gebührt
Davon nicht Euch; nicht Euer Sohn mehr iſt's:
Er iſt der Herr der Welt; das Röm'ſche Reich

Glaubt ſein Verderben und ſein Heil bei mir.
War blöder Sinn das Ziel des Unterrichts,
Fand man nur Seneka und mich dazu?
Warum die Schmeichler ſo von ihm entfernen?
Warum Verderber ſuchen im Exil?
Der Hof des Claudius, an Sklaven reich,
Bot für die zwei Geſuchten tauſend an,
Begierig nach dem Ruhm ihn zu erniedern.
In langer Kindheit wär' er alt geworden.
Warum beklagt Ihr Euch? mit Ehrfurcht ſchwört
Man ſo bei Eurem Namen, wie bei Cäſars.
Zwar in der That, der Kaiſer legt nicht mehr
Das Reich zu Euern Füßen täglich nieder;
Doch ſollt' er das? kann ſeine Dankbarkeit
Nur in Abhängigkeit ſich offenbaren?
Demüthig ſtets und ſchüchtern hätte Nero
Von Cäſar und Auguſt den Namen nur?
Soll ich es ſagen? Rom rechtfertigt ihn.
Von dreien Freigelaſſnen lag gedrückt,
Aufathmend kaum vom ſchweren Joche, zählt
Rom ſeiner Freiheit Tag von Nero's Herrſchaft.
Noch mehr! die Tugend ſelbſt ſcheint aufzuleben,
Das Reich iſt nicht mehr Beute eines Herrn.
Das Volk im Marsfeld wählt die Obern ſelbſt.
Selbſt auch das Heer erhält nach Wunſch die Führer.
Und Thraſeas und Corbulo ſind noch
Unſchuldig, trotz dem hocherrung'nen Ruhm:
Die Wüſten, ſonſt der Senatoren Wohnung,
Empfangen jetzt die Delatoren nur.
Was liegt daran, daß Cäſar uns vertraut,
Wenn nur zu ſeinem Ruhm wir ihn berathen,
Wenn nur im Lauf der blühenden Regierung

Rom frei und Cäſar allgewaltig bleibt?
Doch Nero braucht nur ſeiner ſelbſt; nicht weiter
Begehr' ich das Verdienſt, ihn zu belehren.
Er darf ſich nur nach ſeinen Ahnen bilden;
Um recht zu handeln, gleich' er nur ſich ſelbſt.
Heil ihm, wenn ſeiner Tugend Bund zurück
Alljährlich ſeine erſten Jahre bringt!

Agrippina.

So glaubt Ihr alſo, nicht der Zukunft ſicher,
Daß ſonder Euch ſich Nero wird verirren?
Doch Ihr, zufrieden jetzt mit Eurem Werk,
Und ſeiner Tugend Lob ſo hoch verkündend,
Sagt mir, warum, ein Räuber nun geworden,
Er des Silanus Schweſter läßt entführen,
Daß meiner Ahnen Blut, in Junia
Verherrlicht, dieſe Schmach erfahre! Was
Wirft man ihr vor? durch welch Vergehen wird
In Einem Tag ſie Staatsverbrecherin?
Sie, die bisher in Demuth auferzogen,
Den Nero nie geſehn, bis da er ſie
Geraubt, die ihm als Wohlthat gern gedankt
Die ſüße Freiheit, nimmer ihn zu ſehn!

Burrhus.

Nicht hegt man ſchimpflichen Verdacht auf ſie.
Auch iſt von Cäſar ſie noch nicht verdammt.
Nichts hier beleidigt ihren reinen Sinn;
Dies Schloß iſt ihrer Aeltern noch erfüllt.
Ihr wißt, daß die Geburt ihr Rechte gab,
Die den Gemahl zum Aufruhr leicht verführen;
Das Blut der Cäſarn darf ſich nur mit dem
Verbinden, dem es Cäſar anvertraut.
Geſteht es ſelbſt, nicht billig wär' es, daß
Auguſtus Nichte ſich ohn' ihn vermähle.

Agrippina.

O, ich verſteh Euch! Nero zeigt mir, daß
Britannicus umſonſt durch meine Wahl
Sich ſicher glaubt; umſonſt, ſein Elend ihm
Zu bergen, gab' ich Hoffnung ſeiner Liebe!
Mir zur Beſchämung will jetzt Nero zeigen,
Daß Agrippina mehr verſpricht, als kann.
Rom glaubt mich allzuſehr in Gunſt bei ihm;
Durch dieſen Schimpf zerſtört er leicht den Wahn.
Der ganze Erdkreis lerne denn mit Zittern
Wohl meinen Sohn vom Kaiſer unterſcheiden.
Er kann's. Doch wag' ich's, ihm auf jeden Fall
Zu ſagen, daß vor dieſem Schlag er wohl
Sein Reich befeſt'ge, daß, wenn er mich zwingt,
Mein ſchwaches Anſehn gegen ſeins zu wägen,
Er ſich auf's Spiel ſetzt, endlich wohl noch gar
Mein Name ſchwerer wiegt, als er mag denken.

Burrhus.

Wie! ſeiner Ehrfurcht ſtets mißtraut Ihr noch?
Muß jeder Schritt verdächtig Euch erſcheinen?
Der Kaiſer, glaubt er Euch von Junia's
Parthei? Euch mit Britannicus verbündet?
Wie! ſeinen Feinden leiht Ihr Euren Schutz,
Um dann mit Vorwand über ihn zu klagen?
Iſt jedes Wort, das man Euch wiederſagt,
Euch gleich ein Aufgebot, das Reich zu theilen?
Ihr fürchtet ſtets, und jede traute Stunde
Vergeht in peinlichen Erklärungen.
O, laßt den trüben Cenſoreiſer fliehn:
Zeigt ihm die Freundlichkeit der ſanften Mutter;
Ertragt ein wenig Kälte ſtill, und gebt
Dem Hof die Weiſung nicht, Euch zu verlaſſen.

Agrippina.

Und wer wird Agrippina's Schutz noch achten,
Wenn Nero ſelbſt der Mutter Sturz verkündet;
Wenn ihn zu ſehen mir verboten ſcheint;
Wenn Burrhus wagt hier mich zurückzuhalten?

Burrhus.

Ich ſehe, daß es Zeit zu ſchweigen iſt,
Und daß mein offnes Reden Euch mißfällt.
Der Schmerz iſt ungerecht, und alle Gründe,
Die nicht ihm ſchmeicheln, ſtärken den Verdacht.
Hier iſt Britannicus; ich will ihm weichen.
Ihr mögt ſein Unglück hören, ihn beklagen,
Wohl gar auch derer Sinn beſchuldigen,
Die Nero doch am wenigſten befragt.

Dritte Scene.

Agrippina, Britannicus, Narciſſus, Albina.

Agrippina.

Wohin, wohin? welch wildentflammte Gluth
Wirft unter Eure Feinde blind Euch hin?
Was wollt' Ihr ſuchen?

Britannicus.

Was ich ſuche? Götter!
Was ich verlor, iſt hier! Die wilde Schaar
Riß Junia'n unwürdig fort; in dieſen
Pallaſt ward ſie gebracht. Ach! welches Graun
Ergriff bei dieſem neuen Schauſpiel wohl
Die zarten Sinne jungfräulicher Scheu!
Man raubt ſie mir. Ein allzuſtreng Geſetz
Will unſre Herzen trennen, feſt durch Leid
Verbündet; ſicher will man nicht, daß wir,
Die Schmerzen einend, leichter ſie ertragen!

Agrippina.

Genug. Wie Ihr, empfind' ich Eure Schmach;
Vorausgeſandt ſind meine Klagen ſchon
Vor Eurem Unmuth. Kein ohnmächt'ger Zorn
Soll Euch die Schuld abtragen meines Worts.
Hier mehr nicht. Wenn Ihr weiter hören mögt,
So folgt zu Pallas mir; dort werd' ich ſeyn.

Vierte Scene.

Britannicus, Narciſſus.

Britannicus.

Wie, glaub' ich ihr, Narciſſus? Laſſ' ich ſie
Entſcheiden zwiſchen ihrem Sohn und mir?
Was ſagſt du? iſt es nicht die Agrippina,
Die einſt mein Vater, mir zum Unheil, nahm
Zur Gattin, die, wenn ich dir glaube, gar
Der Lebenstage trägen Lauf ihm hemmte?

Narciſſus.

Mag ſeyn! wie Ihr iſt ſie beleidigt; längſt
Verſprach ſie, Junia Euch zu verbinden:
Vereinigt Euer Leid und Euer Wohl.
Vergebens ſchallt hier Euer bittres Seufzen.
So lang man noch demüth'ger Bitten Ton
Von Euch vernimmt, nur Klage ſtatt des Schreckens,
So lang in Reden noch der Schmerz verſtrömt:
So lange werdet Ihr Euch ſtets beklagen.

Britannicus.

Du weißt, Narciſſus, ob der Knechtſchaft ich
Noch lange mich zu unterziehn gedenke;
Du weißt, ob von dem Sturz betäubt, ich ſtets
Dem Reich, das mir gebührt, entſagen will.
Doch ſteh' ich noch allein; des Vaters Freunde

Sind ohne Macht, von meinem Leid verſteint;
Und meine Jugend ſelbſt hält noch entfernt
Mir alle, die mir noch im Herzen treu.
Und ich, ſeit einem Jahr, da mir Erfahrung
Die traur'ge Kunde gab von meinem Loos,
Was ſeh' ich um mich, als verkaufte Freunde,
Die jedes Tritts erpichte Spürer ſind,
Von Nero zu dem Schandgewerb' erwählt,
Daß meiner Seele Innerſtes ſie ihm
Verrathen! Täglich werd' ich ſo verkauft.
All meine Plane weiß er, hört mein Reden;
Wie du, erkennt er meiner Seele Tiefen.
Was dünket dich davon?

Narciſſus.

Welch niedre Seele . . .
Euch kommt es zu, verſchwiegene Vertraute
Zu wählen; gebt nicht Jedem alles Preis.

Britannicus.

Du haſt wohl Recht, Narciſſus! aber dies
Mißtraun iſt ſtets von großer Seele fern.
Man trügt ſie lange. Doch ich glaube dir,
Und ich gelobe, dir allein zu glauben.
Mein Vater ſprach mir oft von deinem Eifer:
Von ſeinen Freigelaſſ'nen biſt nur du
Mir immer treu; dein wachſam Auge hat
Vor tauſend Klippen mich bisher gerettet.
So ſieh denn zu, ob dieſer neue Sturm
Der Freunde Muth uns aufgeregt hat.
Die Augen prüfe, lauſch' auf ihre Reden;
Sieh, ob ich treue Hülfe darf erwarten.
Beſonders ſpäh geſchickt mir im Pallaſt,
Wie Nero Junia'n bewachen läßt,

Ob noch Gefahr die ſchönen Augen ihr
Umwölkt, ob frei ich mit ihr ſprechen kann.
Ich will indeß zu Nero's Mutter gehn,
Zu Pallas, den mein Vater freigelaſſen;
Ich will ſie reitzen, und, wenn mir es glückt,
In ihrem Namen thun, mehr als ſie will.

K. A. Varnhagen.

II.

Ueber die bereits erfolgte und noch bevorſtehende Zurückgabe einiger katholiſchen Kirchen an die Proteſtanten in Schleſien.

In den Fürſtenthümern Schweidnitz und Jauer giebt es viele katholiſche Kirchen, die ehedem den Proteſtanten gehört haben, denſelben aber im Jahre 1653 und 1654 von dem Kaiſer genommen und den Katholiken gegeben wurden, wozu ſich der Kaiſer durch das in den §. 34 bis 41. Art. V. des Weſtphäliſchen Friedens ſich vorbehaltene jus reformandi für berechtigt hielt.

Die Katholiken ſind bis auf die heutigen Zeiten in dem ruhigen Beſitz dieſer Kirchen und der damit verbundenen Aecker oder Pfarrwiedmuthen geblieben; und weil es häufig der Fall iſt, daß es an einem ſolchen Orte gar keine katholiſche Einwohner giebt, ſo ſind gewöhnlich mehrere Kirchen zuſammen geſchlagen, und ihre Revenüen einem einzigen Pfarrer angewieſen worden, welcher jedoch des Jahres einige Mal, zur Behauptung und Erhaltung des Rechts, vor ihren ſonſt verlaſſenen Altären die Meſſe hält.

Die Alt-Rannſtädtiſche Convention und der Exekutions-Receß vom 8ten Februar 1709 hat auch keinesweges,

ges (wie in einem Avertiſſement in den Schleſiſchen Provinzial-Blättern Februar 1805. wegen der Giesmannsdorfer-Kirche behauptet wurde) feſtgeſetzt, daß irgend eine dieſer Kirchen den Proteſtanten zurückgegeben werden ſollte; vielmehr bezieht ſich die darin verſprochene Zurückgabe bloß auf die den Proteſtanten in den Fürſtenthümern Liegnitz, Brieg, Wohlau, Münſterberg und Oels, und bei der Stadt Breslau weggenommenen Kirchen. Die Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer, waren nehmlich zur Zeit des Weſtphäliſchen Friedensſchluſſes bereits wirkliche Kaiſerliche Erbfürſtenthümer, und der Kaiſer hatte in jenem Weſtphäliſchen Frieden ſich bloß in ſeinen Erbfürſtenthümern das jus reformandi vorbehalten; mithin hatte die auf den Grund deſſelben hernach erfolgte Wegnahme der proteſtantiſchen Kirchen einigen Schein Rechtens für ſich, welches bei denen, die im Fürſtenthume Liegnitz, Brieg, Oels u. ſ. w. weggenommen wurden, nicht eben der Fall war.

Außer der Alt-Rannſtädter-Convention und dem Exekutions-Receß, giebt es zu der Preußiſchen Beſitznahme kein Fundamental-Geſetz, welches in kirchlicher Hinſicht wegen Schleſien etwas feſtſetzte.

Der ſogenannte Breslauer-Friede, und deſſelben §. 6., ſagt dagegen Folgendes:

> „Die Römiſch-katholiſche Religion werden des Königs von Preußen Majeſtät in der Schleſie in statu quo, auch die ſämmtliche daſige Landes-Einwohner bei dem ruhigen Beſitz des Ihrigen, und bei ihren

wohlerworbenen Rechten und Freiheiten, ohnbeeinträchtiget laſſen, jedoch der völligen Gewiſſensfreiheit der proteſtantiſch Eingeſeßnen, und denen Ihro Majeſtät als Souverain des Landes zuſtehenden höchſten Gerechtſamen ohnbeſchadet und ohne Nachtheil; indeſſen ſind des Königs Majeſtät auch nicht gemeinet, Sich ſolche Dero Gerechtſame zu bedienen, um in Anſehung des status quo der Römiſch-katholiſchen Religion in der Schleſie eine Abänderung zu treffen."

Dies iſt denn auch geſchehen; das Verhältniß beider Religions-Verwandten iſt ſtets daſſelbe geblieben, und beide ſind nach gleichen Grundſätzen des Rechts behandelt worden. Nachdem z. B. der Parochial-Nexus zwiſchen katholiſchen Kirchenbedienten und evangeliſchen Glaubensgenoſſen aufgehoben war, ſo wurde auch bald darauf der Parochial-Nexus zwiſchen evangeliſchen Kirchenbedienten und katholiſchen Pfarrern aufgehoben; — und eben ſo gut als den Proteſtanten hin und wieder die Erbauung neuer Kirchen und Bethäuſer, wo ſolche nöthig waren, nachgegeben wurde, eben ſo gut iſt es den Katholiken, nach ganz gleichen Grundſätzen, erlaubt worden, neue Kirchen zu bauen.

Es haben demnach beiderlei Religionsverwandten eine ganz gleiche freie Religionsübung gehabt, und es iſt der status quo — der den Katholiken durch das Königliche Wort zugeſichert wurde — nie verletzt worden. So blieben die alten Verhältniſſe unverrückt, bis in den neueſten Zeiten die Sache aufs neue zur Frage kam, und zu einem Gegenſtande der Unterſuchung wurde.

Im vorigen Jahre ereignete ſich nehmlich der beſondere Fall, daß die Gemeinde Giesmannsdorf im Löwenbergiſchen Kreiſe um die Zurückgabe der in ihrem Dorfe befindlichen, im Jahre 1654 ihr entzogenen, jetzt katholiſchen Kirche, nebſt Wiedmuth, bei der höchſten Landesbehörde bat, und dieſe Zurückgabe wirklich erfolgte. — Es befinden ſich nehmlich in dem Dorfe Giesmannsdorf keine katholiſche Einwohner, und es ward bloß einige Mal des Jahres von dem katholiſchen Pfarrer zu Seiffersdorf, der bis dahin auch die Revenüen der Giesmannsdorfer Kirche und Wiedmuth gezogen hatte, zu Behauptung des Rechts, katholiſcher Gottesdienſt daſelbſt gehalten.

Dagegen iſt ein ſchönes, maſſives evangeliſches Bethaus daſelbſt, welches für die evangeliſche Kirchengemeinde vollkommen geräumig genug iſt.

Dies Beiſpiel hat Folgen gehabt. — Immer mehrere Gemeinden, wo ähnliche Umſtände, wie bei Giesmannsdorf, obwalten, haben ſeit dieſer Zeit bei Seiner Königlichen Majeſtät um Zurückgabe der ihnen im Jahre 1654 genommenen, jetzt katholiſchen, Kirchen gebeten, und es ſcheint, daß ſie nicht vergebens gebeten haben.

Einen allgemeinen Eindruck hat dies in hieſiger Gegend gemacht. Katholiſche Pfarrer, die zu den Kirchen förmlich vocirt und auf lebenslänglichen Genuß der damit verbundenen Revenüen angewieſen ſind, und nun auf Penſion geſetzt werden; katholiſche Patronen, die bei dieſen Kirchen die ihnen zuſtehenden Gerechtſame verlieren ſollen; — katholſche Religionsverwandten, die eine

Einſchränkung ihrer Religionsübung zu ſehen glauben — klagen über Gewaltthätigkeit. Welche Frage iſt daher natürlicher, als die:

„Iſt die Wegnahme dieſer katholiſchen leeren Kir-
„chen und deren Zurückgabe an die Proteſtanten
„gerecht?

Ueber dieſe Frage will ich kürzlich hier meine Gedanken mittheilen; der allgemeine Mißmuth, den ich bei ſo vielen und ſelbſt aufgeklärten Katholiken hieſiger Gegend wahrzunehmen Gelegenheit hatte, und der mir, als Menſch und Patrioten, nicht gleichgültig war, ſey mein Beruf und meine Entſchuldigung bei dieſem Geſchäfte.

Folgende Gründe ſcheinen für die Rechtmäßigkeit der Zurückgabe zu ſprechen:

1) Es iſt unbedenklich, daß der kirchliche Cultus der Katholiken dadurch nicht beſchränkt wird. — Denn die zurückzugebenden katholiſchen Kirchen ſtehen, nach der Vorausſetzung nehmlich, leer, und es iſt ein wirklicher Mißbrauch, wenn bloß zu Behauptung des Rechts einige Mal des Jahres von den katholiſchen Geiſtlichen ein Gottesdienſt gehalten wird, der keiner iſt, da es dabei an Gottesverehrern fehlt. So viele Kirchen als die Katholiken wirklich brauchen, ſind vorhanden; was können ſie alſo mehr verlangen? Oder ſetzt eine Kirche nicht unbedingt eine Kirchengeſellſchaft voraus?

Auf die Hoffnung künftiger Proſelyten, oder auf die, daß die katholiſche Kirchenparthei einmal die allgemeine und herrſchende werden möchte, iſt vernünftiger Weiſe nicht Rückſicht zu nehmen.

Die Ausbreitung irgend einer Kirche muß durchaus nicht Menſchenwerk ſeyn, ſondern einer höhern Weltregierung überlaſſen bleiben, wenn nicht Intoleranz und Verfolgung wieder einreißen ſollen.

2) Es iſt eine ganz unnütze Verſchwendung des Staatsvermögens, wenn ganz zweckloſe Gebäude, durch Aufwendung einer Menge Koſten, in Stande erhalten werden. — Dies iſt bei dergleichen leeren Kirchen der Fall: ſie ſind offenbar zwecklos, indem ſie nicht an und für ſich, ſondern erſt durch ihren Gebrauch, heilige Gebäude werden. — Der Staat kann demnach auch vermöge der ihm zuſtehenden Oberaufſicht über die Verwaltung des Staatsvermögens nicht zugeben, daß auf ihre Inſtandhaltung jährlich bedeutende Koſten verwendet werden.

3) Das allgemeine Preußiſche Landrecht ſpricht mit klaren Worten für die Rechtmäßigkeit der Zurückgabe.

Es ſtellt nehmlich in den §. 107. §. 171. Tit. 2. P. II. und §. 192. Tit. 6. P. II. folgende Grundſätze auf:

a. Kirchen, und andere dahin gehörige Gebäude, ſind ausſchließend das Eigenthum der Kirchengeſellſchaft, zu deren Gebrauche ſie beſtimmt ſind.

b. Durch die Veränderung ihrer Religionsgrundſätze verliert eine Kirchengeſellſchaft nicht das Eigenthum der ihr gewidmeten Kirche.

c. Wenn aber die Kirchengeſellſchaft ganz aufhört, ſo fallen — wenn keine anderweitre Beſtimmungen in ihren Stiftungsgeſetzen vorhanden ſind, dergleichen

Gebäude, ſo wie das übrige dazu gehörige Vermögen, dem Staate zur anderweitigen Verwendung für das gemeine Wohl anheim.

Wer kann läugnen, daß dieſe Grundſätze der Vernunft, wie dem Geiſte des Zeitalters, angemeſſen ſind! — Wer fühlt nicht auch hier, wenn er dergleichen Verordnungen unſers Preußiſchen Geſetzbuches lieſt, wie glücklich wir Schleſier ſind, daß wir uns über die Barbarei des kanoniſchen Rechts, und die Grillen der ältern Kirchenrechtslehrer erheben können, und ein Geſetzbuch haben, deſſen ſtärkſter und ewiger Grundpfeiler — die Vernunft iſt!

Endlich

4) Sollte man meinen, daß es allerdings die allgemeine Menſchenpflicht der gegenſeitigen Duldung erfordere, daß Kirchen einer bloßen Grille halber nicht länger ohne allen Nutzen leer da ſtehen bleiben, während die Gemeinden, die ſie gebrauchen könnten, mit vielen Beſchwerlichkeiten auswärtige Kirchen beſuchen müſſen. Ja, die Toleranz gebietet es, daß dieſe Kirchen zu ihrem wirklichen Zweck endlich wieder angewendet werden, mag auch die Lehre, die nun darin geprediget wird, von der, die ſonſt in dieſen Gebäuden verkündigt wurde, abweichen! —

Und doch — was iſt es, daß ungeachtet der Klarheit aller dieſer Gründe, ſich dennoch immer einige Bedenklichkeit bei dem bisherigen Verfahren in unſerm Innern regt?

Ich glaube, dies Räthſel löſ't ſich dadurch, daß man ſich bei dem bisherigen Verfahren lediglich durch den §. 170. und 171. Tit. 11. P. II. des Allgemeinen Landrechts hat leiten laſſen, und mithin den Proteſtanten dieſe Kirchen nicht aus Gnade des Landesherrn, ſondern vielmehr aus Gerechtigkeit, eingeräumt hat.

Wir verfolgen unſern Gegenſtand durch nachſtehende Erwägungen:

Die Proteſtanten wurden in den Jahren 1653 und 54 durch eine Verfügung des damaligen Landesfürſten dieſer Kirchen beraubt. Ob dieſer Schritt rechtmäßig war oder nicht, darüber kann nunmehr im Jahre 1805 nicht mehr gerichtet werden: denn einmal wurde er von dem damaligen Landesherrn gethan, und es war mithin Beſchluß des Staats; ferner wurde er in den, ſpäter abgeſchloſſenen kirchlichen Verträgen, als der Altranſtädtiſchen Convention und dem Exekutionsreceß, ſo wie im Breslauiſchen Frieden ſanctionirt; und endlich ſind die Proteſtanten bis jetzt im Nichtbeſitz dieſer Kirchen geweſen, und in Religionsſachen muß ſchlechterdings der Beſitz oder Nichtbeſitz das Urtheil über die Rechtmäßigkeit beſtimmen, wenn nicht Intoleranz und Religionsverfolgung aufs neue an die Tagesordnung kommen ſollen.

Dies beſagt das weiſeſte in dieſer Hinſicht exiſtirende Geſetz: Weſtphäliſcher Friede Art 5. §. 14. 25. 31.

Kann auch der Weſtphäliſche Friede in Schleſien nicht als Geſetz angewendet werden, ſo enthält er doch die durch einen dreißigjährigen blutigen Kampf errungenen Reſultate, die in Kirchenſachen allein eine Beruhigung der Gemüther, und eine Gleichheit des Rechts zwiſchen den verſchiedenen kirchlichen Partheien bewirken können.

Aus dieſen Gründen läßt ſich demnach behaupten:

„daß die Proteſtanten jetzt kein Recht auf
„die Kirchen haben; und dieſelben können die angeführten
„§. 170 und 171 um des willen nicht auf
„ſich anwenden, weil

> dieſe §§. ein neues Geſetz ſind, mithin auf ältere Fälle nicht angewendet werden können, und weil die Provinzialverfaſſung, nach bekannten Rechtsgrundſätzen, durch die allgemeinen Landesgeſetze nicht abgeändert wird.

Ob nun aber dagegen die Katholiken noch ein Recht auf dieſe Kirchen haben? dies iſt wieder eine andre Frage. Hier kommt es nun meines Erachtens gar nicht darauf an, ob im Jahre 1653 wirklich Katholiken in dieſen Gegenden geweſen ſind, oder nicht, ſondern vielmehr darauf:

> ob jetzt noch eine hinreichende Anzahl Katholiken in den Gemeinden vorhanden iſt, und es alſo ihrentwegen der Anſetzung eines beſondern Pfarrers noch bedarf. —

Iſt dies nicht der Fall, und iſt die katholiſche Kirchengeſellſchaft als erloſchen anzuſehen, ſo gehöret, nicht nur nach allgemeinen ſtaatsrechtlichen Grundſätzen, ſondern auch nach dem oben angeführten §. 192. Tit. 6. P. II. des allgemeinen Landrechts, die Kirche und ihr

Vermögen dem Staate, der darüber zu diſponiren wohl befugt iſt.

Zwar ſteht es nun wohl dem Landesherrn frei, aus Gnade alle dieſe Kirchen auch den Proteſtanten zu überlaſſen; allein es läßt ſich voraus ſehen, daß die Katholiken, und ſelbſt vernünftige Katholiken, nie mit dieſer Verfügung zufrieden ſeyn, vielmehr eine Begünſtigung der Proteſtanten darin finden werden. — Dies wäre zu vermeiden, und auch vernünftige Katholiken würden zufrieden ſeyn:

1) Wenn nur an denen Orten die Kirchen mit ihrem Vermögen den Proteſtanten überlaſſen würden, wo gegenwärtig keine proteſtantiſche Kirchen ſind; denn in ſolchen Fällen würde es von Seiten der Katholiken intolerant ſeyn, wenn ſie ſich darüber gekränkt finden wollten, daß Gebäude, die ihnen ſelbſt nicht mehr bleiben können, zu dem edeln Zwecke des proteſtantiſchen Gottesdienſtes angewendet würden.

Dagegen iſt es ihnen nicht zu verargen, wenn ſie von einer Begünſtigung der Proteſtanten ſprechen, ſobald ehemalige katholiſche Kirchen und deren Vermögen, auch an denen Orten den Proteſtanten überlaſſen werden, wo die Proteſtanten ohnedies ſchon ſehr gute Bethäuſer haben, und wo daher den Gemeinden die katholiſche Kirche nicht anders, als durch das Einreißen derſelben, Nutzen bringen würde.

Wo alſo obiger Fall nicht eintritt, da würde

2) die Verwendung dieſes bis jetzt ganz unnützen

Staatsvermögens zur Zufriedenheit aller Glaubensgenoſſen erfolgen, wenn man damit auch andere Staatszwecke zu erreichen ſuchte, wohin z. B. die durchgängige Gehaltsverbeſſerung aller Schullehrer ohne Unterſchied, und die Vervollkommnung der Unterrichtsanſtalten überhaupt gehören würden.

Schulen ſind Anſtalten, die der Menſchheit gehören: von ihnen hat der Katholik, der Proteſtant, kurz jeder Staatsbewohner — auch der Jude, Vortheil; und wie ſchlecht ſind die dabei angeſtellten Männer in der Regel beſoldet! —

Bunzlau in Schleſien, im Auguſt 1805. Z.

F.

III.

Nacht und Morgen am Conſtanzer See.

Es wurde nun ganz ſtill um uns, und dieſe Stille ſagte uns zuerſt, daß es ſchon Mitternacht war. Der matte Wellenglanz, in welchen die ſcharfen Umriſſe der dunkeln Weinblätter zerfloſſen, plätſcherte durch das Halbdunkel der Nacht, und legte ſich, wie ein leichter Lichthauch, über ſie. Wir ſtanden auf und irrten durch die Wieſen und offnen Gärten, die um uns lagen. War es nicht hier, ſagte ich zu Theobald, wo die Muſik erwachte, die uns ſo heftig ergriff? — Er ſah ſich um, und ging plötzlich auf einen Marmorſtein zu, welcher durch die Geſträuche ſchimmerte. Es war das Grab, über welchem vor Kurzem jene Todtenmelodieen erklangen. Wir ſahen es ſchweigend an, und der Geiſt, welcher uns daraus anwehete, füllte unſere Bruſt mit Ruhe und Wehmuth. Es war nicht jenes bange Gefühl, daß auch wir in einer bangen Mitternacht, vielleicht bald, uns an dieſe modernden Breter würden anſchmiegen müſſen, ſondern daß hier ein Herz ſchlafe, welches keinen Kummer und keine Leidenſchaft mehr empfinde. Das Grab ſchien noch nicht alt zu ſeyn; aber Sommerlevkojen, Nelken und Paſſionsroſen umhüllten es ſchon mit ihrem Dufte. Daß dieſer Ort zum

Wohnplatz einer ewigen Ruhe beſtimmt war, ſahen wir an den Thränenweiden und Weihmutskiefern, die ſich über ihn beugten. Jener Grabſtein war ein ſchwarzer Marmorblock, der durch ſeine Einfachheit die Erinnerung an menſchliche Kunſt und an menſchlichen Stolz vermeiden zu wollen ſchien, und an deſſen vier Seiten folgende Worte eingehauen waren:

Theodor Herrman
erwachte weinend zum Leben im Frühlinge
1778.
und ſchloſs lächelnd die Augen
zum ewigen Schlummer
im Januar 1803.

Er ward oft gehaſst, wo er
liebte;
in den unversiegbaren Thränen der Wenigen,
die ihn kannten,
liegt die Geschichte seines Lebens.

Sein Körper zerfällt zu Staub,
doch ewig
lebt er in unserer Liebe.

Sein Leben war ein ewiger Kampf mit
sich selbst
und seinem Schicksale;
nur als dieses
anfing mit ihm um jenes zu kämpfen,
ward er ruhig.

Mir ſchien es, als läſe ich in dieſer einfachen prunkloſen Grabſchrift den ganzen Charakter des Todten, und die Geſchichte ſeiner Empfindungen. Ich beugte mich nieder zu dem Hügel, und legte die Hand an den kalten Raſen, der die auflodernde Flamme in einem heftig klopfenden Herzen ausgelöſcht hatte. O! wir halten oft Menſchen für untheilnehmend und verſchloſſen, welche das Bedürfniß der Liebe in dem höchſten Grade haben und ihr liebſtes Gut freudig für die Theilnahme eines einzigen Weſens hingeben würden. Wir ſehen nur jene heftigen, ſtets krampfhaft verſchloſſenen Gemüthsbewegungen, welche ſich an den ruhigen Gang des gemeinen Lebens und Empfindens nicht gewöhnen können, und ſich wie eine heimlich glimmende Gluth, die ſich von ihrer Zufriedenheit nährt, in ihrer Bruſt verbergen. Sie ſuchen unaufhörlich jemanden, welcher ihre Ahndungen, Empfindungen und Wünſche mit ihnen theile und ſie gleich ihnen ſelbſt fühle, Wünſche, die in der gemeinen Welt nie gebilligt und ſtets verlacht werden, da ſie in dem Gebiete der Phantaſie umherſchweifen und die Bilder einer heißen Träumerei zu verwirklichen ſuchen. Erbittert hierdurch treten ſie von jeder freundſchaftlichen Verbindung zurück, die ihnen kalt und ohne Geiſt ſcheint, da ſie nicht von dem ihrigen belebt werden kann; und finden ſie endlich jemanden, der ihn duldet, oder ſie verſtehet, und ſich zu ihnen wegen einzelner anziehender Andeutungen hinneigt, ſo wollen ſie mit der ihnen eignen Heftigkeit auch jenen Geiſt auf ihn übertragen, bis er ſich endlich wieder gezwungen ſieht, ſich erkältet oder gar haſſend zurück zu ziehen. Es iſt ihnen unmöglich, jene ſanfte Neigung aufzufaſſen und zu erwiedern, welche ſich damit begnügt, die Theilnahme von jemanden zu beſitzen, ohne darum jeden Gedanken von ihm beherrſchen zu wollen. — In manchen Augenblicken, wo ſie glauben, jemanden ganz zu ſich ziehen zu können, würden ſie ihr Leben mit ihm theilen, und in dem nächſten, wo ſie glauben die geringſte Kälte zu fühlen, wallt der bitterſte Unmuth wieder in ihnen gegen ihn auf. — Aber das iſt nicht der Egoismus, welcher kein anderes Geſchöpf lieben kann, als das, welches er ſelbſt geſchaffen zu haben glaubt, ſondern nur ein dunkles Gefühl, daß der ſie nie verlaſſen werde, und daß ſie dem alles ſeyn werden, welcher ſie ganz fühlt, und ihre Empfindungsweiſe zu der ſeinigen macht. — Gebe ſich ihnen nur jemand hin, der, um der Urſache willen, jene inconſequente Wirkungen mit allen ihren Bitten überſieht, ſo wird ihr Inneres ruhiger, und ſie fangen an, das Verworrene in ſich aufzuklären. Nun blitzen zuweilen höchſt reitzende Bilder aus der innerſten Tiefe ihres Geiſtes; aber ſie wachen auch ununterbrochen über jede Aeußerung, welche ihnen irgend eine Kälte, Unzufriedenheit oder Mißbilligung zu verrathen ſcheint, und ſchrecken dann plötzlich wieder in ihr verſchloſſenes Weſen zurück. Sie ſind oft in dem Augenblicke am bitterſten, wo ſie das Gefühl ihrer Liebe am lebhafteſten überraſcht. Eine unausſprechliche Eiferſucht quält ſie unaufhörlich mit dem Gedanken, daß ſie es nicht ſind, die er allen andern vorzieht, und bewegt ſie, oft ſelbſt das Gut aufzuopfern, deſſen Verluſt ſie ſo ſehr fürchteten, und welches ihnen ſo theuer iſt. Da ſtehen ſie wieder in weiter Oede allein, und beginnen beinahe alles zu haſſen, weil ſie von nichts geliebt zu ſeyn glauben, bis ſie das hervorbrechende Bedürfniß der Liebe oft mit Thränen, ſelbſt bei den unſchuldigen Liebkoſungen der Thiere, welche ſich an ſie anſchmiegen, von neuem empfinden. — O, wenn man ihr wahres inneres Gefühl jedesmal kennte: man würde oft im Stande ſeyn, es zu mildern, und ſie dann zu lieben! — — —

Der Tag war nun nicht mehr fern: die Sterne erloſchen ſchon in dem matten Lichte, mit welchem die Dämmerung über ſie flog, und ſie verwiſchte. Conſtanz, welches todt vor uns lag, wie das Grab jener Tage, die ſeine Nahmen mit brennenden Zügen in die Jahrbücher der Geſchichte eintrugen, drängte ſich in die Zweifel des herannahenden Lichts, und die Wellen fingen wieder an, mit ſeinen Mauern und Thürmen zu ſpielen. Auch das Geläute der Frühmeſſen ſäuſelte wieder um uns her, und nahm den ſüßen Traum des Schlafes wieder von den Augen der Menſchen, die erwacht an den Altären knieeten, und ihre Wünſche und Schmerzen zu den Füßen des Ewigen legten. Das Dunkel barg ſich unter die Schatten der Reben, in deren finſteres Grün ein ſanfter hellgrüner Glanz floß. Es ſchwebte, ſich neigend, unter die dichten Laubgewölbe der Platanen zurück, in deren Wipfel der Tag ſich bald mit ſeinem Jauchzen und ſeinen Hymnen ſtürzt, und es weiter in die Alpenthäler und ihre

Höhlen jagt, in die es verſinkt. Dunkle Flammen flogen hinter dem Erdenrande hervor, und hängten ſich an den Saum der Wolken, in denen ſie ſich verbreiteten, bis dieſe ſich, wie ein Gluthmeer, an dem Gewölbe des Himmels herauf wälzten. Sie blieben an den Gipfeln der Alpen hangen, und es war, als ob dieſe ewigen Schneemaſſen an dem hochrothen Feuer anbrennten. Die unter ihnen liegende Landſchaft borgte von ihnen ihr Licht, das einem Hauche von den um uns her blühenden Roſen glich. Bald hängten ſich die Strahlen, die aus dieſer Morgenröthe geläuterte Sonnentropfen ſchienen und aus ihr träufelten, an die Scheitel des Schreckhorns und der Jungfrau, und floſſen mit ihren Blitzen in die unermeßlichen Spiegel jener Eismeere; und der Winter dort oben, der keine Knoſpe kannte, entzündete ſich an ihnen. Er leuchtete hell wie der Flammenthron der Fürſtin dieſes Tages, die ihn jetzt beſteigen wollte, und deren Krone mit ihrem Abglanze ſchon in den Lüften brannte, und die jetzt den Saum ihres Purpurmantels, in den ſie ſich verbarg, um die Erde ſchlug, damit wir ſie ahnden könnten, ehe ſie mit ihrer Göttlichkeit, welche ſterbliche Augen nicht zu ertragen vermögen, vor uns trat, und den Roſentraum ihrer Hoffnung vor das Vernichtende ihrer Wirklichkeit hängte! Die Winde falteten ihn aber ſchnell wieder zuſammen, und trugen ihn hinter dem Meere hinab, um ihn dem trauernden Peru als ſeine Abendröthe zu bringen. Jetzt ſtürzten ſich die brennenden Wolkengebirge in den See, die Nebelhülle, die auf ihm lag,

lag, verloderte von ihnen, und die Wellen plätſcherten mit der Gluth. Der Wind wehete die Lichtſtreifen, die erſt wie ein goldenes Band die Wolken umſchlangen, wieder von ihm auf, und bekleidete die Erde damit, welche die Flamme um den Purpur tauſchte, und mit ihren Tannenkränzen und blitzenden Bergſchlöſſern, mit ihren Millionen Blumenſchleiern, ihren Silberbändern der Bäche und ihrem weiten Fruchtgewande, wie eine geſchmückte Jungfrau aus ihrer Schlafkammer trat. Sie hauchte uns mit dem ſüßen Athem ihrer Blüthen an, die ſie auf uns ſtreuete, und auf denen wir wandelten, während das Auge ungewiß auf dem blendenden Glanze umher irrte, der über ihr lag. Hohentwiel drängte ſich hinter uns, wie eine romantiſche Phantaſie, an dem Horizonte herauf, und kämpfte mit der Vergeſſenheit, die auf ihm lag. Mit dem gewohnten Trotze erhob es ſich über das ruhige Bild der Landſchaft, über die es ſich neigte; ſeine Mauern ſchienen die Felſen zu verachten, die ſie umgürteten. Aber über ſeinem Gedächtniſſe lag der dämmernde Schleier der Vergangenheit, wie über den ſchmalen Umriſſen ſeiner Gothiſchen Thürme der lichtgraue Heerrauch einer weiten Ferne. Dieſe ſinken, zerdrückt von ihrer eigenen Laſt, zuſammen, die verbogenen Kreuze neigen ſich auf ihnen, und der Regen ſpült die Felſen herab, an denen die Stöße des Widders verhallten.

Die Dörfer und Häuſer erwachten und ſtrömten ihr Leben in die Felder und Weinberge, die Gehölze weckten das Echo mit dem melodiſchen Schweizerrufe der Ziegenhirten. Der Kuhreigen durchzog ſie mit langgehaltenen, ſchwerfällig wandelnden Tönen, und das Geläute der Heerden durchſchwebte die Zweige mit unendlich mannigfaltigen Harmonieen. Die Sonnenſtrahlen ſogen den leichten Silberathem des Thaues in ſich, und hängten ihn mit Tropfen an die Grasſpitzen, die unter der Laſt ihres Schmuckes ſich beugten. Der See, der im kurzen Morgenroth dampfte, zerfloß in dem letzten Wiederſcheine desſelben, und er entfaltete ſeine Tiefe den blitzenden Sonnen, die nun in ihrem Dunkel wogten. Die nahen Segel flatterten freudig in den Lüften, und die fernen zogen wie Schwäne an dem Horizonte herauf. Ihre Kähne ſchwebten mit den Wellen, die ſie wiegten, und überzogen die Fläche mit langgekräuſelten Streifen, welche über die Seegräſer wallten. Das Nachtfeuer in den Fiſcherkähnen verdampfte, und die Fiſcher eilten zum Ufer, um die Netze zu trocknen. — Immer lichter wird der Grund in dem See, und die Schatten, die in ihm lagen, werden ein mattes Blau. Die Fiſche verlaſſen die ſchlafenden Gründe, der Morgen ruft ſie in fremde Elemente, und ſie ſchwingen ſich in die Luft empor, die weiten Kreiſe ihres Sprunges um ſich zeichnend. Die Klippen, die öde um ihr flüſſiges Reich her liegen, wimmeln von Heerden und Freude. Die Möwe taucht den ſturmgewohnten Flügel in die Wellen, und ſprüht des Regenbogens bunte Farben in die Luft, der Reiher flattert mit lautem Kreiſchen von den Ufern empor, der Taucher badet ſein dunkles Gefieder in dem Sonnenglanze, die Schwalbe wäſcht den Blutfleck an der Bruſt.

Theobald, ſagte ich zu ihm, die vergangne Nacht war reich an reitzenden Ahndungen, die ſie uns gab, ohne daß wir ſie ausſprechen konnten; aber es war nur ein wehmüthiges Gefühl, welches uns von der Welt abzog, und uns zu den Gebilden unſerer üppigen Phantaſie hindrängte, während die Empfindung eines freudigen Genuſſes in uns abſtarb. Sie beruhigte unſere Wünſche, indem ſie uns von ihnen entfernte, und ſie ſtillte unſere Sehnſucht, da ſie uns mit den ſüßen Thränen einer aufgereitzten Schwärmerei berauſchte; doch dieſer Morgen füllt unſer deutliches Bewußtſeyn mit einer unausſprechlichen Freude, ohne uns das Gefühl unſeres wirklichen Seyns zu nehmen. Sie lehrte uns alles vergeſſen, nur nicht unſere Herzen und unſere dunkelſten Träume; er aber lehrt uns alles lieben, und ſöhnt uns mit allem aus, was uns ſonſt zurückſtieß. Meine Empfindung wird wieder freudiger von dem Hauche des Lebens geſchwellt, da ſie vorher der des Vergehens bewegte, und mein Herz ſchlägt wieder voll und theilnehmend in dieſe lebende Schöpfung.

Er ſah mich wehmüthig an; denn ihm hatte dieſe Nacht die Erinnerung an das, was er verloren, gegeben, und den erneuten Schmerz, daß er es nie wieder erhalten würde. „Sie lehrte uns alles vergeſſen, nur nicht unſer Herz!“ wiederholte er gerührt, und legte die Hand an daſſelbe. „Auch dieſer Morgen,“ fuhr er fort, „kann ihm nur wohlthun, doch es nicht heilen. Sieh, ich bin nicht froh, aber auch nicht unglücklich. Das Gefühl eines fremden Glücks iſt ja das einzige, welches uns zu jeder Zeit tröſten kann; und den hat ein niedriger Egoismus längſt aus dem Reiche der edlen und theilnehmenden Weſen geriſſen, den dieſes nicht über ſeinen Schmerz erhebt.“

Die gährenden Lichtſtröme zerfloſſen nun alle in den leuchtenden Azur des Aethers, und die Sonne trocknete die Thränen, welche die Nacht über ihren jüngſten geſtorbenen Sohn, den Tag, in die glühenden Saffrankelche der Roſen und Lilien geweint hatte; die Schatten, welche die Erde drückten, waren alle aufgeſogen und vergeſſen, und der Glanz des Tages legte ſich erwärmend über die Fluthen. — „Es iſt oft ſo dunkel in mir,“ fuhr Theobald ſchwermüthig fort, „und mir iſt, als wenn ein drückender Nebel auf mir läge, der meinen Athem zuſammenpreßt; aber ich weiß es gewiß, Laßan, auch über dieſe lange Nacht unſeres Lebens wird eine Sonne aufgehen, welche die Thränen trocknet, die der Schmerz aus ihm preßte, und den Nebel zerſtreuet, der ſo ängſtlich auf uns lag. Ach! auch die meinigen weinte ich einſt auf ein zärtliches Herz, auf das ſie brennend fielen, und deſſen kleinſte Bewegung mir galt, bis es aufhörte zu ſchlagen, und das Feuer aufglimmender Hoffnung auf den erbleichenden Wangen ſtarb, die vielleicht jetzt wieder im Morgenrothe eines ſchöneren Tages ſchimmern. Es war ein edles Geſchöpf meine Natalie, und darum rührte mich die Nacht tiefer als dieſer Morgen, weil ſie lächelnd vor mich trat, und ihr ſüßes Bild ſich noch einmal zu meinen Lippen neigte. Ihre Liebe war ein ſchöner Traum der mich am Morgen meines Lebens umwand, und mit ſeinen phantaſtiſchen, aber ewig lächelnden Bildern vor mich trat. Er zerfloß, da ich mich feſter an ihn ſchmiegen wollte; denn es war, als könnte er den Hauch unſers menſchlichen Lebens nicht ertragen. O, meine Geliebte! Warum flieht mich jener Schlummer, in welchem er ſich vielleicht auf mich herabſenken wird, nehmlich der ewige!"

Ich zog ihn gerührt zu mir, als wollte ich ihn dieſer ermattenden Schwärmerei entreißen, und drückte ihn an mich; er wand ſich aber aus meinen Armen, und ſah auf das Grab zurück, welches wir verlaſſen hatten. — „Ich werde dich nie aufſuchen, (er meinte das ſeinige): aber ich glaube, ich könnte den verachten lernen, der nicht Augenblicke in ſeinem Leben hat, wo er ſich gern zu dir neigt, und ſich ſehnſüchtig an die Hoffnungen ſchmiegt, die du in dir verbirgſt. Wir müſſen ja in dieſe ſternenloſe, dunkle Tiefe ſteigen, ſchlafen und vergeſſen, ehe wir dort an dem Tage erwachen können, der die unbeſtimmten Wünſche, die in uns verdeckt lagen, zu verwirklichten Empfindungen des Glücks aufruft, und die Schatten hinwegwiſcht, unter denen die Ungewißheit liegt, damit wir Glück darunter erblicken, und nicht mehr in den Stunden des Zweifels Schrecken und Vernichtung darunter ahnden. Gewiß, Laßan, es wird dann eine Sonne für uns aufgehen, die ewig über uns ſchwebt, wie in Novazemblas langen Tagen; denn den Schritt von hier bis in das Grab, welches ſich unter unſern Füßen aushöhlt, bedarf es ja nur um über die Millionen Meilen zu ſchreiten, welche jetzt noch zwiſchen uns und ihr liegen. Ach! ich möchte mich in die Lichtſtröme dort ſtürzen, und mich in den Strahlen berauſchen, die leuchtend in das Dunkel dringen werden, welches in mir liegt. Ich weiß, ich würde dann über den verworrenen Traum dieſes Lebens lächeln können, der uns mit ſeinen Schmerzen und Geſpenſtern quält, und bang in uns liegt; es iſt der Schatten eines Rauchs, der bald im höhern Lichtglanze verfliegen wird. — O, mein Freund! rief er beinahe ſchluchzend; du bleibſt mir ja, du biſt keine bloße Traumgeſtalt! — — —

Wilhelm Pfeil.

IV.

Brera. Eine Ballade.

Aus des Nordens älteſten Zeiten,
Welche Finſterniß umhüllt,
Geb' ich euch ein Warnungsbild.
Die ihr Himmelsſeligkeiten
Oder Höllenqual bereiten
Könnt, ihr Frauen unſrer Zeiten!
Schaut es ernſten Blickes an,
Jede liebe treu den Mann.

Unglücksſchwangre Wolken ſchweben
Immer um der Gattin Haupt,
Die dem Herzen es erlaubt
Einem Andern ſich zu geben,
Als mit dem allein zu leben
Sie gelobt, und gleich den Reben
An den Ulmen hängen ſoll.
Ach, ihr Loos iſt jammervoll!

Alf und Gegur, beide Brüder,
Herrſchten über Schwedens Reich,
Wenig waren ſie ſich gleich.
Gegur war ſo ſchön als bieder,

Schlug der Feinde Schaaren nieder,
Kehrte ſtets als Sieger wieder,
Wo ihm Brera's Schwanenhand
Immergrüne Kränze wand.

Alf war düſter, und regierte
Stolz und hart, daß ſelbſt ſein Weib
Brera, ſchön an Seel und Leib,
Die den ganzen Norden zierte,
Oft des Königs Starrſinn ſpürte,
Aber niemals Klage führte:
Denn ſie war, ſo wie von Huld
Auch-ein Muſter von Geduld.

Zitternd ſcheute ſie den Sieger,
Ihren Gatten, den ſein Land
Bitter haßte; ſie empfand
Liebe für den edlen Krieger,
Gegur, den geliebten Sieger,
Ach! auch ihres Herzens Sieger.
Er nur konnte ſie erfreun:
Dennoch war ſie keuſch und rein.

Seiner Silberſtimme Laute,
Hemmten ihrer Seele Schmerz.
O! wie labte ſich ihr Herz,
Wann er ihrem Ohr vertraute,
Was in Feindes Land er ſchaute,
Wie — wovor es jedem graute —
Er im Rieſenkampf beſtand,
Und die Kühnſten überwand.

Längſt noch nach dem Abendmahle —
Alf genoß des Schlafes Ruh —
Hörte ſie dem Helden zu.
Bis zum erſten Morgenſtrahle
Füllte ſie des Lieblings Schale,
In dem hohen Königsſaale:
Sie ergreift der Schlummer nicht,
Wann ihr holder Segur ſpricht.

Eiferſucht flammt im Gemüthe
Alfs empor, genährt durch Lug
Feiler Schmeichler. Plötzlich ſchlug
Hagel in die ſchönſte Blüthe.
Brera, nichts als Lieb' und Güte,
Wähnt kaum, daß der Gatte wüthe,
Als ſie ſchon im Kampf verſtrickt
Glühend Mann und Freund erblickt.

Fruchtlos iſt ihr Flehn; es fallen
Beide Brüder durch das Schwert.
Segur, ihr ſo lieb und werth,
Kann kaum „Lebe wohl!“ ihr lallen.
Alf brüllt röchelnd, daß die Hallen
Seiner Königsburg erſchallen,
Wälzt im ſchwarzen Blute ſich,
Flucht des Bruders Todesſtich.

Brera! Brera! Nacht umhüllet
Deines Veilchenauges Blick!
Welch verzweifelndes Geſchick
Laſtet auf dir! — Dich umbrüllet

Stets des Gatten Stimm'; es ſtillet
Deinen Jammer nichts, er füllet
Immer gräßlicher ſich an:
Dornen nur ſind deine Bahn.

Sehnlich wünſchte ſie zu ſcheiden;
Dennoch endete der Tod
Spät erſt ihres Lebens Noth.
Spenderinnen hoher Freuden!
Schwört, bei Brera's herben Leiden,
Untreu aller Art zu meiden.
Segen ruht auf dem Gedicht,
Wenn den Schwur nicht Eine bricht.

Leipzig im Jun. 1805.

Profeſſor Eck, der Sohn.

V.

Das antike und moderne Zeitalter.

Wie feſſelt und erhebt uns der Anblick der alten Griechiſchen Zeit, und wiederum der neuen, romantiſchen! Wir ſtehen bewundernd vor dieſen Zeiten, die ſich beide zu zwei großen Maſſen, zu zwei Koloſſen zuſammengedrängt haben; beide getrennt durch unwandelbare Grenzen, und beide in ihrem Innern ſo wunderſam gleich, ſo ſeltſam verknüpft! — Sie ſtehen nicht ſo fern aus einander, als man ſonſt wohl glaubte und dachte: nein, ſie ſind Ein Ganzes, Tendenz zur Urſchönheit; aber nur zwei verſchieden gebildete Seiten ſtellen ſich dem beobachtenden Auge dar. — Der Grieche — denn von ihm allein nur können wir ſprechen, da die Römer nur die ſchwache Nachbildung, die letzten Trümmer des antiken Zeitalters darſtellen, wie ſich auch bei ihnen ſchon viele Regungen des modernen zeigen, und ſich die Kunſt am Ende auch darin auflöſ't — der Grieche, von ſeinen dunkeln Urperioden an, ſchon zu einem gewiſſen Rythmus, zu einer Würde, einer Tiefe geneigt, verräth auch dieſe Tendenz ſchon in den Gebilden dieſer Urperioden, und zeigt ſie deutlich auf der höchſten Stufe ſeiner Ausbildung. — Er ſelbſt, der Mann, iſt der endliche Reflex des Schickſals, er herrſcht in ſeinem Hauſe, das ſchwächere Weib iſt nur die Geliebte; die Liebe iſt der Kraft untergeordnet, und unwandelbar feſt iſt dieſe Kraft, wie das Schickſal, das über ihr als das Unendliche ſteht. — Dieſe Tendenz der damaligen Zeit ſchied beide Geſchlechter von einander, der Mann waltete in Kraft und Stärke, und ein Regelmäßiges, Gebundenes, der rythmiſche Gang der Zeitalter und aller Geſchlechter, wie aller Formen der Kunſt, waren die Frucht der herrſchenden Kraft über die Liebe. — Ein gleicher Rythmus bildete nach und nach aus dem Chaos und der dunkeln Nacht die ganze Götterwelt der Griechen, die eine geſchloſſene Totalität iſt. — Das Weib (welch eine große Rolle es in der romantiſchen Zeit ſpielt), war ihnen in der Heroen- und auch der Folgezeit nur als Form, nur als Schönheit werth; die Kraft überwog alles, und ſo auch in der Mythologie. — Das Grundgeſetz aller Götterbildungen iſt das Geſetz der Schönheit. — Der Kampf der Giganten zeigt den Streit und den Sieg der Kraft und Schönheit über das häßliche erdgeborne Geſchlecht, welches zum Himmel ankämpfend in den Schooß der ſcheußlichen Mutter zurückgeſtoßen ſinkt. — So waltet im Olymp, ſo wie in Griechenland, Kraft mit Schönheit vereint, aber vorherrſchend bändiget die Kraft alles, und feſſelt die Schönheit, die kühn und frei ſich erhebt, in gemeſſene Grenzen.

So bildete ſich ſtufenweiſe das antike Zeitalter, gleichförmig gemeſſen fortſchreitend; die Liebe, die Begleiterin und Gefährtin der Schönheit, ruhte unter der Herrſchaft der Kraft. — So herrſchte in Europa Griechenlands Göttergeſchlecht, und Rom, aus einerlei Stamm entſproſſen, mit Griechiſchem Geiſte genährt, aber nicht erfüllt, und zur freien, ungeleiteten, kühnen Selbſtthätigkeit und Erregſamkeit gehoben, ehrte Griechenlands Götter. — Da erhob ſich in Oſten die Sonne einer neuen Lehre, die ſich mächtig über Europa verbreitete, und das romantiſche Zeitalter erweckte. — Ein kleines Ländchen, aber zur Ueberfüllung bevölkert, war Paläſtina; der Gott des dort lebenden Volkes, der Juden, war nur der Gott der Kraft, die Schönheit erhob ſich ihm nicht, die Liebe war ihm fremd. — Der Weiſe von Nazareth, der Gottgeſandte, der Verheißene, trat auf: die Götterwelt vereinigte ſich in ein einiges ewiges Urweſen, in ein Weſen der Kraft, der Stärke, deſſen Wink die Welt bildet, die Welt zerſplittert. — Aber liebend, nicht furchtbar zornig, zerſtörend, waltet er in der unendlichen Welt; kein Weſen irdiſcher Anſchauung, iſt er über jedes Bild der Schönheit erhaben: er iſt die Urſchönheit ſelbſt, die ewige Liebe, und dieſe, verbunden mit der Kraft, bildet ein harmoniſches, ewiges, unvertilgbares Ganzes, entfernt über Zeit und Raum, der Weltgeiſt, aus dem alles Leben, Seyn und Entſtehen ſtrömt. — Kraft und Liebe nicht mehr getrennt, ſind zu einem Ganzen harmoniſch verbunden; die Liebe herrſcht, und die Kraft gehorcht hier. — Dieſe Worte ſprechen den Sinn der ganzen neueren Zeit aus! — Aus Kampf, Krieg und Streit erhob ſich im Alterthume die Urſchönheit der Götterwelt; aus dem Zuſammenſtoßen und Streit der Kräfte und Elemente entſteht alles, und nur aus dem Kampfe der Kraft mit der Kraft, kann ſich die Schönheit rein entwickeln. — In den Fahnen Conſtantins und Karls des Großen, wehte das Kreuz weit über Europa, ſchwebte die Lehre des Gottesſohns; in den Staub ſank der Heide, und betete mit Glauben, mit Liebe, zur Gottheit. — Da blickte der Menſch freier um ſich, da ſah und fühlte er, daß Liebe allein uns der Gottheit näher bringt, daß Liebe allein das Göttliche iſt, welches uns aus dem Schooße der Weltſeele begleitet. Jetzt wandte ſich ſehnſüchtig, nicht mehr gebietend, der Mann zum Weibe; die Schönheit errang den Sieg über die Kraft, und in einer einigen, unauflöslichen Harmonie vereinten ſich beide Geſchlechter. Der Ritter kämpfte nur für ſeine Geliebte; nur um ihre Schönheit der Welt zu verkünden, brauchte er ſeine Kraft. Der Ritter ſtreitet, ſiegt, und nur in und durch die Schönheit erhält er ſeinen Preis. — Wohlthätig wirkſam traten Natur und Religion zu dieſem harmoniſchen Verein. Der Wechſel der Jahreszeiten, das Lied der Vögel, das Rauſchen des Waldes, erfüllte mit Liebe und Sehnſucht den Buſen der Dichter, und ihre Geſänge tönten dann wieder. Ihnen verknüpfte ſich die Religion: der ſtille, ruhige Glaube, der dem erſten Sinne des Stifters der Kirche entſprang, und der im Proteſtantismus in den ſpätern Zeiten wieder erwachte, machte jetzt Gelübden, Sühnungen und Büßungen Platz, und die Kraft vereinte ſich wieder mit ihnen. —

Dies iſt die Baſis, auf der, wie ich glaube, das ganze Alterthum, die ganze romantiſche Zeit beruhet, und ich komme jetzt auf meine erſte Behauptung zurück, daß beide nicht ſo getrennt ſind, wie man glaubte, ſondern daß beide die Theile eines und deſſelben Ganzen ſind; aber Kraft und Liebe (eins oder das andere vorherrſchend), ſind die Grundpfeiler. — Wie wichtig in dies alles die Sprache eingreift, wie ſehr ſie durch dieſe Verſchiedenheit auch verſchieden gebildet und zur Poeſie geeignet ward, habe ich geſucht in meinem fruheren Aufſatze: „Ueber den Reim" darzulegen, und ich hoffe, daß dieſe Anſicht bei jeder Vergleichung des Alterthums und der romantiſchen Zeit, ihre Haltbarkeit und Wahrheit darthun wird. —

In einem nächſtfolgenden Aufſatze werde ich verſuchen, von dieſer Anſicht geleitet, das bewunderungswürdige Lied der Nibelungen der Iliade, und Virgils Aeneide ihrer Deutſchen Ueberſetzung entgegen zu ſtellen, und daraus Beweiſe zu ſchöpfen für einen Satz, der hier nur als Hypotheſe erſcheint. — Das antike Zeitalter muß das moderne ergänzen, und ehe wir letzteres, welches ſich am reinſten und eigenthümlichſten im Mittelalter ausſpricht, nicht in ſeiner ganzen, großen Fülle und ſeinem Umfange kennen, glaube ich nicht, daß wir die ganze Tiefe der antiken Zeit zu durchblicken vermögen. — Individuelle Anſicht ſo manches gefeierten Mannes, unſerer und anderer Nationen, zeigt uns bedeutend erhellte Stellen; aber zur univerſalen Anſicht kann dieſe nur durch fortgeſetzten Vergleich geſteigert werden. — Mögen dieſe meine geäußerten Ideen unpartheiiſche Beurtheiler finden! —

Karl Stern.

VI.

J. G. Schummels Briefe an den, nun verewigten, O. C. und Ober-Schul-Rath Zöllner.

Sr. Excellenz dem Königl. Staats- und Schulen-Miniſter Herrn von Maſſow ehrfurchtsvoll gewidmet.

(Fortſetzung.)

V.

Das Gemälde, welches Sie, im Anfange des vierten Kapitels, von der *innern Disharmonie* der *Schulen* in Abſicht der Lehrgegenſtände entwerfen, iſt bloß eine Beſtätigung der ewigen Regel: Wie die Urſach, ſo die Wirkung! Warum war denn bisher, ungeachtet des großen Schisma in der theologiſchen Welt, gleichwohl eine große Uebereinſtimmung bei dem öffentlichen Gottesdienſte? Die Urſache lag lediglich in der, vom Staate vorgeſchriebenen *Liturgie*. Die Evangelia und Epiſteln; mehrere lutheriſche Lieder, (das Allein Gott in der Höh ſey Ehr, der Glaube, das Te Deum, die Litanei); das allgemeine Kirchengebet; der Segen ꝛc. — waren, und ſind überall bekannt. Wir Schulleute erhielten eine ſolche Liturgie nicht, und ſo machte ſich ein jeder die ſeinige ſelbſt, ſo gut oder ſchlecht er konnte, und ohne ſeinen Nachbar zu conſultiren. Zur Ehre der Vorgänger des jetzigen Schulen-Miniſters, des würdigen Hrn. v. Maſſow, unter denen ſich, außer Zedlitz, auch der vortreffliche Münchhauſen befindet, ſey es geſagt, daß dieſer Mangel keinesweges Unthätigkeit, oder Gleichgültigkeit gegen das Schulweſen zum Grunde hatte, ſondern vornehmlich nur das Gefühl der ungeheuern Schwierigkeit, und ſelbſt der Unmöglichkeit eines allgemeinen Schulplans. Erſt mußte ein Ober-Schulcollegium errichtet werden; erſt mußte dieſes die Mängel und Gebrechen des Schulſtandes, ſo wie die Heilmittel, von allen Seiten unterſuchen; erſt mußte die Aufklärung des Jahrhunderts noch allgemeiner werden; und, vor allen Dingen, erſt mußte ein König kommen, der zu den nöthigen Verbeſſerungen den nervus rerum mit Weisheit herbeiſchafft, und mit Großmuth aufopfert — ehe an einen ſo gigantiſchen Plan Hand angelegt werden konnte. Gigantiſch iſt er aber immer noch; und die Ausarbeitung einer neuen kirchlichen Liturgie iſt dagegen Spielwerk. Zuförderſt kommt es hierbei auf eine allgemeine Klaſſifikation der Schulen, für's erſte nur auf dem Papiere, an; und bei dieſer ſchon heißt es, hoc opus, hic labor est. Ich habe mich oft mit dieſem Gegenſtande beſchäftiget, und dabei gefunden, daß es eine ganz unmögliche Sache iſt, alle Schulen in eine einzige Klaſſifikation zu bringen. Verzeihen Sie mir ſchon ein wenig Pedanterei. Wie können wohl z. B. das Taubſtummeninſtitut, und eine Mädchenſchule, und eine Induſtrieſchule, und eine Sonntagsſchule, Glieder einer Eintheilung ſeyn, da der Eintheilungsgrund bei 1) das Sinnenvermögen, bei 2) das Geſchlecht bei 3) die Art — und bei 4) die Zeit der Beſchäftigung iſt? Ganz offenbar ſind eine Menge Eintheilungen der Schulen möglich, je nachdem ich dieſen oder jenen Eintheilungsgrund wähle; gewiß aber werden nicht alle Eintheilungen von gleichem Werthe, von gleicher Fruchtbarkeit ſeyn. Was hilft es mir z. B. zu wiſſen, daß die Schulen entweder männliche, oder weibliche, oder vermiſchte Schulen ſind? Weit mehr würde es mich intereſſiren zu wiſſen, was darin gelehrt wird; aber auch das führt noch nicht auf den eigentlichen Punkt. Der Staat iſt ja eben damit unzufrieden, daß in vielen Schulen Sachen vorkommen, die dahin nicht gehören; wiederum andere nicht vorkommen, die unentbehrlich ſind. Hier iſt alſo nicht die Rede von dem, was iſt, ſondern was ſeyn ſoll! Dieſes Soll kann nicht anders als durch den Zweck und die Abſicht der Schüler beſtimmt werden; der Zweck ſelbſt aber in Beziehung auf bürgerliche Verhältniſſe, iſt nach S. 7, den einzigen Thronerben ausgenommen, bei keinem Individuo völlig entſchieden. Für dieſe Unentſchiedenheit iſt nun auch keine genaue Schul-Organiſation möglich; ich laſſe ſie alſo vor der Hand noch fahren, und wende mich bloß an diejenigen Individua, deren Zweck und Abſicht völlig entſchieden iſt. Wer auf die chirurgiſche Pepiniere in Berlin geht, will gewiß Militär-Chirurgus werden; wer die

Akademie in Freyberg beſucht, will ſich gewiß zum Bergbeamten bilden. Hier iſt *ein* — *feſter* Zweck; und die *Görkens* und *Charpentiers* werden ſehr bald die dazu erforderlichen Mittel finden. Ich beginne alſo meine Klaſſifikation mit einer möglichſt vollſtändigen Aufzählung aller *praktiſchen* Schulen, wie Sie dieſelben nennen, oder *Special-Schulen*, wie man ſie in Frankreich heißt, oder *letzte* Schulen, wie ich ſie, im Gegenſatze der *Primär-Schulen*, nennen möchte. Ich ſchränke mich hierbei nicht bloß auf mein Vaterland ein, ſondern werfe auch einzelne Blicke auf andre Länder; denn was bei uns noch nicht iſt, kann künftig werden! Ihnen würde ich bloß eine trockne Tabelle vorlegen; um andrer Leſer willen fahre ich im Tone des Briefes fort, wiewohl er nun auch ziemlich trocken werden dürfte.

Alle *beſtändige* Einwohner eines Staats ſind entweder bloße *Staats-Bürger*, worunter alſo die Bauern wie die Stadtbürger gehören; oder ſie ſind zugleich *Staats-Beamte*. Sämmtliche Special-Schulen zerfallen alſo in zwei Haupt-Klaſſen: *Staats-Bürger-Schulen*, und *Staats-Beamten-Schulen*. Nach dem phyſiokratiſchen Syſtem formiren die Staatsbürger vier Unterklaſſen: die *producirende*, *fabricirende*, *mercantile*, und *ſterile*. Die ſchon ſehr mannigfaltigen Arbeiten der Produktion laſſen ſich dennoch beinahe auf drei kurze Worte reduciren: *Land-*, *Forſt-* und *Bergbau*. Die erſte Special-Schule wäre alſo eine *ökonomiſche*, welche ſich auf Ackerbau und

Viehzucht, Wieſen-, Garten- und Weinbau, Bienen- und Seidenzucht erſtreckte. Es laſſen ſich von derſelben drei Abſtufungen gedenken: 1) Eine ökonomiſche Volksſchule für künftige wirkliche Bauern und Ackerbürger; 2) eine Mittelſchule für künftige Amtleute, Pachter, Verwalter, Wirthſchaftsſchreiber; 3) eine ökonomiſche Akademie für Gutsbeſitzer, Domainen-Pachter, und deren Aufſeher, die Krieges- und Domainen-Räthe. Die erſte und zweite iſt ein leerer, obgleich ſchöner Traum; die dritte aber hat doch wirklich ſchon in unſrem Staate exiſtirt. In den Provinzial-Blättern 1795, März, finde ich den Plan und die Ankündigung einer ſolchen Akademie von dem verſtorbenen Profeſſor Borowski in Frankfurt; der dirigirende Miniſter von Schleſien, Graf von Hoym, hat ihn ſelbſt abdrucken laſſen, „um eine „Anſtalt, die ſo ſehr Bedürfniß iſt, durch ganz Schleſien bekannt zu machen." Ob ſie den verdienten Beifall gefunden, daran zweifle ich; und was nach Borowski's Tode weiter aus ihr geworden, iſt mir unbekannt. — Zum Forſtweſen gehört die, in Krugs Abriß angeführte Feldjäger-Pepiniere, aus welcher Forſt-Candidaten in die Provinzen geſchickt, und praktiſch zum Dienſte vorbereitet werden. — Im Bergſache nennt Krug eine Bergſchule in Unterſteben, welche mir aber total unbekannt iſt; auch dürfte ſie ſchwerlich eine Freiberger Berg-Akademie ſeyn! — Was die Fabrikation anbetrifft, ſo wäre es bei ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit eine ausſchweifende Idee, an eben ſo viele Specialſchulen auch nur zu denken, als es Zweige der Fabrikation giebt. Eine jedoch kann ich anführen: die Bäckerſchule zu Paris. Nur ein Paar Worte aus Mercier's (älterem) Tableau de Paris. „Es wird nirgends ſo gut „Brot gebacken als in Paris. — Das Backen wird in „einer Freiſchule gelehrt, und durch die Begriffe, die „man über dieſe Hantierung verbreitet, wird nach und „nach der alte Schlendrian verdrängt, und eine weit einfachere und zweckmäßigere Behandlung eingeführt werden. — Man hat alle Betriegereien und Nachläſſigkeiten der Bäcker abgeſchnitten, und es wäre zu „wünſchen, daß dieſe Sorgfalt im ganzen Lande beobachtet würde, da doch das Brot die vorzüglichſte Nahrung „der Armen in den großen Städten iſt, ꝛc." — Wäre es hier der Ort zu projektiren, und nicht zu referiren, ſo würde ich eine faſt noch nöthigere Specialſchule vorſchlagen; nehmlich eine Kochſchule. In der That iſt es eine der erſten Inconſequenzen, worin der Menſch überhaupt eine beſondre Stärke beſitzt, die Geſundheit zum höchſten Gute zu machen, und ſie doch Menſchen Preis zu geben, die, weil es ihnen an allen Principien der Diätetik fehlt, täglich darauf los ſtürmen. In Looſts Niederſächſiſchem Kochbuche ſteht, beim Einmachen der Gurken, geradehin: „wer da will, der kann zuweilen ein wenig geſtoßenen Grünſpan dazwiſchen ſtreuen!" Horribile dictu! — Doch, ich fahre fort, zu referiren; bin aber in dieſem Fache ſehr arm. Was Hermbſtädt in Berlin für die Färber thut, iſt Ihnen beſſer bekannt, als wir. Es bleibt alſo nichts übrig, als die ſchon ſehr ins Allgemeine gehenden Zeichen-Schulen für Handwerker, welche aber nur dann ihren Zweck erreichen können, wenn die Lehrer ſich mit jedem Einzelnen ſo tief in ſein ſpecielles Fach einlaſſen, wie unſer Hofrath und Profeſſor Bach. — Von Handelsſchulen zählen wir, ſeit Büſch die Bahn brach, nach Krugs Angabe, vier: Berlin, Magdeburg, Duisburg und Hagen. Die erſten beiden habe ich mit innigem Vergnügen ſelbſt geſehen; daß ich aber in Breslau noch keine geſehen habe, und dagegen von einer in dem obſcuren Hagen leſen muß, thut mir herzlich leid.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Das Abenteuer auf der Brücke.

Wir hatten die Gaben unſers freundlichen Wirthes mit Dank empfangen, fröhliche Lieder geſungen, und, im Gefolge der Begeiſterung, zu der uns die ſchönen Augen der Töchter vom Hauſe entflammten, das Fortgehen vergeſſen. Die jüngſte der Grazien erinnerte uns endlich ſcherzend, daß der vormitternächtliche Schlaf der geſundeſte ſey. An der Hausthür trennte ſich die Geſellſchaft; nur wir zwei, mein Julius und ich, hatten Einen Heimweg. Schweigend wanderten wir in der lauen Nacht neben einander. Der Nachklang der genoſſenen Freuden ſchien beſonders bei meinem Begleiter mehr wehmüthig, als erheiternd zu ſeyn. Wie verabredet, lenkten wir auf der nahen Brücke in einen der Pfeiler ein, und ſahen bald in die Wellen hinab, bald über uns in die unendliche Ferne.

Wie kommt es nur — ſagte Julius — daß ſich an die höchſte Freude die Traurigkeit anſchließt, daß die Luſt ſo leicht in Rührung übergeht?

Das kommt vom Zauber des Weins und der Schönheit — erwiederte ich lachend.

Du haſt da — fuhr er fort — das Räthſel nur noch mehr verwickelt, anſtatt es zu löſen. Die Frage bleibt dieſelbe. Warum thun Wein und Schönheit die Wirkung? Würden wir nicht fröhlicher, und alſo glücklicher ſeyn, wenn wir die Gefühle, zu denen ſie uns erheben, ohne Beimiſchung eines Ernſtes genießen könnten, der ſie nur ſtören kann? Aber ſo iſt es. Das Lied an die Freude beginnt mit Jubelgeſang, und endet mit Erinnerungen, die unfehlbar weit mehr Thränen gekoſtet haben, als viele Traueroden. Der ausgelaſſenſte Studentenſchwarm, der in einer wahrlich nicht fromm erhabenen Gemüthsverfaſſung ſein Gaudeamus igitur anſtimmt, kann ſich nicht enthalten, weiterhin die bedeutungsvolle Frage aufzuwerfen: Ubi sunt qui ante nos —

Das wäre denn — unterbrach ich ihn — allenfalls das Verdienſt des Dichters, aber mit nichten der Muthwilligen, die es ihm nachſingen. Wer weiß, ob unter Hunderten Einer bedenkt, was er fragt!

Laß mich! — bat Julius; — der Glaube, ein Jeder bedenke es, thut mir wohl. Ich finde darin einen Beweis für die höhere Beſtimmung des Menſchen, für ſeinen Zuſammenhang mit einer unſichtbaren Welt, für die immerdar rege Geſchäftigkeit unſers Schutzgeiſtes, der durch dieſe ſtets wiederkehrenden Mahnungen an etwas Größeres unſre Freuden reinigen und veredeln, der uns durch das plötzliche Vorhalten der Bilder von Grab und Unſterblichkeit, da wo wir uns weit von dem Gedanken an ſie entfernt glauben, hindern will, im Schlamme der Sinnlichkeit zu verſinken.

Ich hatte ſchon lange, und vornehmlich heute, ſehr gut gemerkt, daß mein Freund der holden Emilie wohlwollte; aber ſo arg hätt' ich mir die Sache doch nicht vorgeſtellt. Es ward mir klar, welch ein Genius aus ihm ſprach, nehmlich nicht eben der von ihm geprieſene, ſondern der Dämon der Eiferſucht. Der Hofmedikus M * *, augenſcheinlich von der Mutter begünſtigt, und von Emilien wenigſtens nicht zurückgeſtoßen, war das Bild, das ihn jetzt ſo gewaltſam an Grab und Unſterblichkeit erinnerte. Ich nahm für ausgemacht an, daß er in dieſem Augenblick eine ganz andere Sprache führen würde, wenn er, anſtatt der Furcht vor einem Korbe, die Gewißheit der Gegenliebe in ſeinem Buſen trüge; und dieſe Betrachtung verwahrte mich gegen den Ernſt, mit dem er mich ſonſt gar leicht hätte anſtecken können.

Halt ein, ich bitte dich! rief ich, und zog ihn am Arme zurück; — du legſt dich ſo weit über das Geländer, und ſiehſt ſo ſtarr in den Fluß, daß ich das Aergſte fürchte. Komm, laß uns ſchlafen gehn!

Noch nicht, Bruder; die Nacht iſt zu ſchön.

Ich hätte gedacht, du liebteſt hellere Farben, die weiße, zum Beiſpiel, an niedlichen Baſthüten, und die roſenrothe an dem Bande, das ſie zuſammenhält.

Ob er erröthete, konnte ich nicht ſehen; aber ich ſchloß es aus der ſchnellen Bewegung, mit der er das Geſicht wegwendete.

Deſto widriger — fuhr ich neckend fort — mag dir wohl die grüne ſeyn. Du haſt dieſen Abend dem Rocke des Hofmedikus ein Paar recht unfreundliche Blicke zugeworfen. Und doch iſt ſie die Farbe der Hoffnung.

Der Hoffnung — wiederholte er langſam und mit geſenktem Haupte — Auch ſie iſt niemals ohne einen Zuſatz von herbem Schmerz, wie alles Fröhliche auf Erden.

So ſuche denn Gewißheit!

Er wollte mich nicht verſtehen. Das Geheimniß war noch nicht reif zur Mittheilung. Vielleicht ſchreckte ihn auch mein Satyr zurück. Sentimentale Liebhaber wollen Vertraute gleichen Schlages. Ich aber konnte — Dank dem genoſſenen Labekelch — heute unmöglich ſeufzen und klagen.

Alle Dinge hienieden — hob ich jetzt leiſe an, und ſtieß den Träumer — ſind doch nicht mit Leid vermiſcht. Irr' ich nicht, ſo iſt das Abenteuer, zu dem uns das Saloppentuch da einladet, frei von dem häßlichen Zuſatze. Wollen wir's wagen?

Unwillig ſchüttelte Julius den Kopf, und winkte warnend. Indeſſen hatte die Schöne auf der Bank uns gegenüber Platz genommen, und ſchien entſchloſſen, ohne alle Rückſicht auf uns, ihren Gedanken Audienz zu geben.

Ein Scherz iſt erlaubt — fliſterte ich — und weibliche Weſen, die um dieſe Stunde hier ſpuken, ſind dafür empfänglich. Gehen wir hinüber?

Nimmermehr!

Auch gut! So knüpfen wir die Unterhandlung von weitem an. — Ich begann nun mit der geiſtreichen Frage, ob das ſchöne Kind bei dem angenehmen Abend auch noch ein wenig ſpazieren gegangen ſey. Sie nickte und ſchwieg. Ich bettelte um die milde Gabe einer Antwort — umſonſt; um eine armſelige Sylbe — vergebens.

So ſchäme dich doch — ziſchelte mir Julius ins Ohr. — Sie neckt dich, und du wirſt Schimpf und Schande haben.

Nur ruhig! — fiel ich ein; — hab' ich dir nicht erſt geſtern bewieſen, wie leicht man Schuldloſen Unrecht thun kann? Denk' an den Setzer, der mit Einem Buchſtaben der Prinzeſſin von Kolchis Ehr' und guten Namen abſchnitt *). — Kommen Sie zu uns! — fuhr ich mit

---

*) In einer Ausgabe des Catull, die ich meinem Freunde

erhobener Stimme fort. — Mein Nachbar brennt vor Verlangen, zu erfahren, ob Ihr Mund eben ſo ſchön als verſchwiegen iſt.

Glauben Sie ihm nicht! — rief Julius haſtig — Es iſt nicht meine Sache, friedliche Wandrer zu ſtören. Ich haſſe die Zudringlichkeit, wie Sie, und achte Jeden, der ſie ernſtlich haßt.

Der Eiferer hoffte, durch dieſe trockne Erklärung, und durch den ſcharfen Ton, den er auf das ernſtlich legte, der Unbekannten alle Hoffnung, als könnte ſie ihre Kunſt an uns mit Vortheil verſuchen, benommen zu haben; ich ſelbſt fürchtete das Ende des ganzen Scherzes. Doch ich irrte. Die Schöne ſtand auf, ſetzte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, neben den erſchrockenen Moraliſten, und ſchob ein Billet in ſeine Hand, indem ſie zu gleicher Zeit nach der nahen Laterne winkte. Mir wurde ſchauerlich zu Muthe. Stumme Unbekannte haben im Finſtern etwas Grauſendes; man wird nicht eher gewiß, wie man mit einem Solchen daran iſt, als bis er durch einige Laute bewieſen hat, daß er der Körperwelt angehört.

Was ſoll das? ſagte Julius, und ſprang auf.

Nicht doch! — rief ich mich faſſend — das holde Kind hat nur Liebes und Gutes im Sinne. — Damit riß ich dem Freunde das Billet aus der Hand, und flog nach der Laterne, bei deren eben erlöſchendem Lichte ich mit Mühe folgende Worte entzifferte:

„Ich bin weder jung noch ſchön, aber Jugend und „Schönheit ſind unter meinem Verſchluß. Der Beſcheidene kann ſehen, wenn er ſchweigen gelernt hat.“

Ich lachte laut auf.

---

zeigte, waren nehmlich die luctantes papillae der Königstochter in lactantes verwandelt., S.

Nun? ſagte mein neugieriger Freund; — was iſt es denn?

Der Liebesruf einer zweiten Eboli — entgegnete ich, und wiederholte ihm den Inhalt. Er aber fing Feuer und Flamme. Das Romantiſche in dem Vorfall entzündete ſeine Phantaſie, weil es nur allzugut zu der Wendung paßte, die ſie an dieſem Abend genommen hatte. Ich kannte ihn hinlänglich, um aus der Haſt, mit der er mich beim Arm ergriff, der wartenden Kupplerin uns zu führen gebot, und ihr dann folgte, errathen zu können, womit er umging, hätte er es mir auch nicht ſelbſt zugeflüſtert. Wer konnte die verſchloſſene Jugend und Schönheit anders ſeyn, als eine leidende Unſchuld, eine Gurli in Satansklauen? Der Wunſch, zu retten, trieb ihn in das Haus der Sünde. Ich verbiß meinen Spott, oder vielmehr ich vergaß ihn. Die Liebe hatte meinen ohnehin wackern Freund ſo ſehr vergeiſtigt, mit einem ſo reinen Enthuſiasmus erfüllt, daß ich unmöglich über ihn lachen konnte, daß ich ſogar um ſeinetwillen mit Bedauern dem Augenblicke der Entzauberung entgegenſah. Doch lieb war mir das Ereigniß bei dem allen. Ich freute mich zugleich auf den Sieg, der mir bevorſtand, auf ſeine Beſchämung, wenn ich ihn, auf dem Rückwege von dem vermeinten Opferlamme, tüchtig aufziehen, und zu dem Geſtändniß bringen würde, nicht jedes fröhliche Abenteuer auf dieſer Welt ſey mit ſchmerzhaften Regungen gepaart.

Bald indeß wurden dieſe Gedanken durch wichtigere verdrängt. Julius wollte auf einmal nicht weiter, und als ich mich umſah, fand ich mich in der Straße, wo ſeine Geliebte wohnte, ſchimmerte mir von fern das Licht in ihrem Schlafgemach entgegen. Ich redete ihm zu, und es gelang mir endlich, ihn ſeinem erſten Vorſatze getreu zu erhalten. Als jedoch die Führerin nicht, wie wir wünſchten, ſchnell vorüber, ſondern gerade auf Emiliens Haus zu ging, und die Thür deſſelben mit vielem Geräuſch aufſchloß, da fiel mir ſelbſt der Muth. Hätt' ich auch für meine Perſon die gute Meinung dieſer Familie aufs Spiel ſetzen wollen: wie konnt' ich meines Freundes Glück gefährden! Die böſen Folgen meiner Unbeſonnenheit traten mir drohend vor die Augen.

Komm, komm! — fliſterte ich ängſtlich, und zog ihn rückwärts. Aber, mein Himmel! wie hatte ſich der Menſch auf dem kurzen Wege vom erſten Hauſe der Straße bis hierher verändert! Dachte er — hoffte er — Ich enthalte mich aller Vermuthungen, habe ihn auch ſpäterhin gern nicht fragen mögen. So viel aber iſt gewiß, daß er jetzt aus dem Verführten ein Verführer wurde, daß er mich dringend bat, bei ihm auszuharren, daß er mich faſt gewaltſam in das Haus ſchleppte, mit geflügelten Schritten nach der vordern Treppe eilte, und daß er, als die Führerin ſie vorüberging, und den finſtern Hof durchwanderte, wie vom Donner gerührt am Boden einwurzelte. Nun erſt war unſre Lage bedenklich. Hinter uns die wieder verſchloſſene Thür, über uns die muthmaßliche Braut und ihre Eltern, neben uns die Bedientenſtube, die ſich jeden Augenblick öffnen konnte, und vor uns der Engel der Finſterniß, der, taub gegen die Aeußerungen unſerer Reue, ſchon an den Laden eines niedrigen Fenſters klopfte, um das Opferlamm mit der Botſchaft von der Ankunft ſeiner Erlöſer zu beglücken. — Wir waren gefangen. Kein andrer Entſchluß blieb übrig, als ſo leiſe wie möglich hinein zu ſchlüpfen. Doch nicht ſüße Wohlgerüche umhüllten uns, ſondern ein widriger Moderduſt, der uns den Athem verſetzte; der Tempel Cytherens ſchrumpfte in ein elendes Stübchen zuſammen, über das die Armuth ihre bleiernen Flügel ausbreitete; die Prieſterin verwandelte ſich in eine ſieche Mutter, der Liebesgott in einen ausgetrockneten Säugling, die Amoretten in drei nackende Kleine, die Führerin endlich in einen hohlwangigen Hausvater, der, entkleidet von der erborgten Haut, die ſtaunenden Fremdlinge alſo anredete:

„Sie ſehen hier, verehrte Gönner, einen bedauernswerthen Steinmetz vor ſich, den weniger der Mangel an Kunſtgefühl, als an Glück, verhindert hat, ſich zum Bildhauer empor zu ſchwingen. Von Jugend auf ſpielte mir der Schönheitsſinn hämiſche Streiche. Einer der ſchlimmſten liegt in ſeinen Folgen vor Ihren Augen. Ich meißle und ermeißle nichts. Jene Bildſäule dort ſtellt den Gram vor; ſie iſt meine gelungenſte Arbeit, denn ſie ward nach der Natur modellirt. Aber umſonſt bot ich ſie für das halbe Geld aus; noch ſoll der Gott kommen, der den Stein in Brot verwandelt. Drei Abende nach einander ſaß ich auf der Brücke. Der eine meinte, die Bettelei werde täglich unverſchämter; der andre betheuerte, er gebe nichts, wo er nicht gründlich helfen könne; der dritte ſchwor, er habe ſelbſt kein Geld, und von mir weg ſchlich er in den nächſten Pfeiler, um einen theuern Handel abzuſchließen. Das brachte mich plötzlich auf einen Einfall. Vergeben Sie der Tollkühnheit eines Hülfloſen; mehr hab' ich nicht zu ſagen."

Erſchüttert leerten wir unſre Taſchen. Julius, der die Frage nicht unterdrücken konnte, wodurch beſonders er, trotz ſeiner heftigen Erklärung, das Vertrauen des Unglücklichen gewonnen habe, fühlte ſich durch die Antwort, „eben ſie habe ihm ſeinen Edelmuth verbürgt," beruſen, den Gram zu kaufen, und einen Engel zu bedingen, der jenen tröſten ſollte. Beladen mit frommen Segenswünſchen von den welken Lippen der Dulderin zogen wir, eben ſo leiſe, wie wir gekommen waren, von dannen. Julius hatte Recht behalten; der erwartete Scherz war in Traurigkeit verkehrt worden. Er begleitete mich in meine Wohnung, weil uns Beiden die Luſt zum Schlafen fehlte. Ich machte Thee; wir ſcherzten über das Abenteuer, und betrachteten es dann wieder von ſeiner ernſthaften Seite. Mein Freund dünkte ſich Emiliens werth, und in dieſer Faſſung entglitt ſeinem Munde das ſüße Geheimniß. Mehr wollt' ich nicht. Nur dem Verſchloſſenen konnt' ich mit den Waffen des Spottes zuſetzen; der Bekennende war meiner Aufmerkſamkeit und meines Beiſtandes gewiß. Es ward mir nicht ſchwer, ihn zu überreden, Emiliens Herz neige ſich ihm zu, und ſie richte nur darum in ſeiner Gegenwart das Geſpräch mehr an den Hofmedikus, um ihre Unruhe über die glühenden Blicke des willkommneren Freiers zu verhehlen. Sein Poſten ſetzte ihn in den Stand, unverzagt mit ſeinen Abſichten hervorzutreten, ſobald er nur mit Emilien ins Klare war, und er räumte zuletzt ein, daß es ſein eignes Glück ohne Noth verzögern hieße, wenn er die Erklärung länger als bis zum nächſten Beſuche verſchieben wollte.

Morgen alſo! — rief er, mir um den Hals fallend.

Heute noch! — fiel ich ein; denn eben ſchlug die Glocke Eins.

Er ging. Von verdrießlichen Geſchäften bis Nachmittags außer dem Hauſe aufgehalten, hatt' ich mich nicht um ihn bekümmern können. Als ich endlich zurückkam, hört' ich, er ſey dreimal da geweſen. Ich ſucht' ihn in ſeinem Quartier, und, als ich ihn dort nicht fand, bei der

Geliebten

Geliebt[illegible]. Doch weder er noch Emilie waren da. Die ſichtbare Verlegenheit der mich empfangenden Schweſtern machte mir bange. Ich eilte davon. Kein Ort blieb unbeſucht, wo ich meinen Freund nur irgend vermuthen konnte; erſchöpft und über ſo viele fruchtloſe Gänge ärgerlich, war ich im Begriff, ihn aufzugeben, als er in einer der einſamſten Gaſſen, mit dem Ausdrucke der höchſten Unruhe in Blick und Geberden, bei mir vorüberſtrich. Ich faßte den Flüchtling beim Arm, und foderte Beſcheid. Es dauerte lange, ehe es von einzelnen Ausrufen und abgebrochenen Klagen, aus denen ſich nur die Vereitelung ſeines Plans im Allgemeinen ergab, zur Erklärung über das Wie kam.

Der unſelige Hofmedikus war Schuld an Allem. Schon ſeine unvermuthete Gegenwart, als Julius ſo früh, wie es nur immer der Wohlſtand erlaubte, in das Zimmer der Schweſtern trat, hatte dieſen aus der Faſſung gebracht. Gleichgültige Geſpräche konnten ihm bei dem Wurme, der an ſeinem Herzen nagte, die Verlorne nicht wiederfinden helfen. Der Ueberläſtige räumte endlich das Feld. Julius wollte, wie wenig einladend zu einem ſolchen Unternehmen Emiliens Betragen auch geweſen war, dennoch ſein Vorhaben durchſetzen; er wollte es nun um ſo mehr, je unfähiger er ſich fühlte, die aufs neue rege gewordenen Qualen der Ungewißheit fernerhin zu ertragen. Die Eigenliebe reichte ihm ihren beruhigenden Balſam. Er erwog die Runzeln, die ergrauenden Haare, die ſteife Galanterie des Nebenbuhlers, und hielt ſich für geborgen. Man hatte ihm geſagt, niemand ſey zu Hauſe, als die jüngere Schweſter, und ehe noch dieſe von der Begleitung des Hofmedikus zurückkam, war Emilien die Bitte um ein kurzes Gehör unter vier Augen mit eindringender Herzlichkeit vorgetragen. Sie ſah ihn erröthend und unentſchloſſen an, faßte ſich dann ſchnell, und ſuchte der Sache das Anſehen eines Scherzes zu geben, indem ſie Cöleſtinen mit dem Bedeuten fortſchickte, Julius habe ihr etwas Heimliches zu ſagen. Dieſe Unbefangenheit irrte den Freier nicht. Er baute auf ihr voriges Erröthen, und begann ſeinen Spruch. Auch dießmal färbten ſich die Wangen der Hörerin; ſie ſchien das Wort der Leidenſchaft mit Wohlgefallen zu vernehmen, und einige Sekunden lang dünkte es ihn, als ſchwebe ein glückweiſſagendes Lächeln auf dem reizenden Geſicht, als drängen ihr die glühenden Küſſe, mit denen er ihre Hand bedeckte, an die Seele. Aber nur zu bald verſchwand der Göttertraum. Haſtig zog Emilie, als wenn ſie plötzlich zur Beſinnung käme, die geküßte weg; das Lächeln machte einer düſtern Miene Platz; der Mund, von dem Julius in der peinlichſten Spannung ſein Urtheil erwartete, öffnete ſich, und ſprach es aus — den verbindlichſten, verſüßteſten Korb, den je ein Mädchen gegeben hat. —

Ich ſtand betroffen vor dem Freunde. Er ſeufzte tief, und verſicherte, der Wahn, ſie empfinde für ihn, ſey unwiederbringlich entflohen, der Hofmedikus Meiſter des Kleinods, und alles verloren. Ich tröſtete und betheuerte meiner Seits, mein Haupt nicht eher ſanft zu legen, bis ich das ganze Räthſel gelöſet hätte. Und ſo ſchieden wir.

Aber wo nun zu? — fragt' ich mich ſelbſt. Es war ſchon ſpät am Tage, und wenig Anſchein vorhanden, daß ich, lag mir anders an der buchſtäblichen Erfüllung meines Verſprechens, dieſe Nacht würde zu Bett gehen können. Bald wollt' ich Emilien, mit deren Vertrauen ich mir ſchmeichelte, geradezu fragen, mich bald hinter die Mutter, bald hinter die Schweſtern ſtecken. Ich wählte und verwarf, und kam, noch immer ungewiß, zu dem Schauplatze des Abenteuers von geſtern. Mißmuthig ſetzt' ich mich auf denſelben Platz im Brückenpfeiler, wo uns der Steinmetz verſucht hatte. Hin zu ihm! rief es mir plötzlich im Innern zu — Er muß Emilien doch kennen. — Sollte ſie wohl erfahren haben — fuhr ich im Gehen fort — Aber wenn auch; ſie wußte ja die leichtfertige Abſicht nicht, in der wir die Wohnung des Elends betraten, und ſo hätte dieſer Nachtbeſuch eher für meinen Freund entſcheiden ſollen.

Der Meiſter putzte den Gram ab; die Wöchnerin ſaß aufgerichtet im Bette; der Säugling gab Zeichen der wiederkehrenden Lebenskraft von ſich. Ich überhörte die Lobpreiſungen der Dankbaren, die mich in Verlegenheit ſetzten, weil ich fühlte, der ſchnell wiederholte Zuſpruch gebe den Schein eines ungroßmüthigen Haſchens nach Dank.

Wer wohnt denn — begann ich nach einigen Fragen über die bildende Kunſt — ſonſt noch in dieſem Hauſe?

Kreti und Pleti — ſagte der Künſtler — Auch das, beſter Herr, iſt eins der Leiden, welche die Armuth trifft, und gewiß keins der geringſten, daß man mit allerlei Volk unter einem Dache leben, verkehren und handgemein werden muß, vor dem man ſich ſchämt, das man ſich gern auf hundert Schritte vom Leibe hielte.

Wie? — rief ich erſtaunt — Eben fällt mir ja ein, daß der Kammerrath S * * hier wohnt —

Ei, alle Ehrfurcht vor dem! — unterbrach er mich — Das ſind liebe Leutchen. Schlecht und recht, und Kinder wie Engel. Wären ſie reicher, ſo hätt' ich längſt bei ihnen Hülfe geſucht. Aber die wohnen im Vorderhauſe; das iſt für uns ſo gut wie gar nicht da.

So, ſo! rief ich um Vieles abgeſpannt — Alſo im Hinterhauſe wohnt der Janhagel?

Gleich neben uns zum Beyſpiel — fiel er leiſer ein — zwei ſaubre Püppchen — Hetären nannte ſie mein Rektor. Sie verſtehen mich ſchon. — Ich lauſchte betroffen.

Einer von ihnen — fuhr er fort — gehört meine geſtrige Maske.

Der Umſtand wurde mir immer wichtiger, immer wahrſcheinlicher jener flüchtige Gedanke, Emilie könne durch einen der Zufälle, mit denen der genius ater nur allzu freigebig iſt, den Nachtbeſuch im Hinterhauſe erfahren, und ihm begreiflicher Weiſe, ja im Grunde mit Recht, einen ganz andern Zweck untergelegt haben, als den, das Herzweh des verarmten Bildhauers zu ſtillen. Immer weiter fragte ich alſo, ließ die Geneſende, die ſich glücklich pries, mir ſo wohlfeilen Kaufs gefällig werden zu können, ihren geſammten Vorrath von erlauſchten Anekdoten auspacken, und ſann indeſſen, da meine Muthmaßung endlich faſt zur Gewißheit wurde, über die Mittel nach, ſo ſchnell als möglich den Knoten zu entwirren. Meine Geduld wurde belohnt. Man denke ſich mein Erſtaunen; auch der Hofmedikus war einer jener ſtillen Wohlthäter der verwaiſ'ten Nachbarinnen meines Bildhauers, und zwar ſeit einigen Monaten (ſo lange bewarb er ſich nehmlich um Emilien) nicht mehr ihr Gaſt, aber dafür, wie die Erzählerin genau zu wiſſen betheuerte, ſie deſto fleißiger die ſeinen. — Ich zitterte vor Freude, als ich ihn an der Beſchreibung ſeiner Geſtalt und Kleidung ſo erkannte, daß durchaus kein Fehlgriff möglich war. Noch wußt' ich zwar nicht, wie ich die Entdeckung gebrauchen ſollte; aber das leuchtete mir ein, daß wir bei dem klar zu Tage gelegten Zartgefühle Emiliens und bei ihres Vaters ſtrenger Sittlichkeit, nun wenigſtens nichts mehr von dem Nebenbuhler zu fürchten hatten.

In dieſem Augenblicke ſah ich das Mädchen traurig in den Garten ſchleichen. Ich entlief dem geſprächigen Paare ohne Abſchied, und mit drei Schritten war ich an der Laube, in der Emilie — ihre Thränen trocknete. Wahrhaftig, ſie weinte; ſie fuhr zuſammen, als ſie den unvermutheten Störer erblickte. Der Fall war dringend, meine Entſchuldigung kurz, meine doppelte Frage beſtimmt. Die eine, ob der Hofmedikus um ihre Hand werbe, bejahte ſie mit dem Zuſatze, den ſie unfehlbar dem muthmaßlichen Geſandten des Abgewieſenen ſchuldig zu ſeyn glaubte: er werde ſie freiwillig nie empfangen; die andre, ob Julius ihr nichts werden könne, verneinte ſie mit wankender Stimme.

Wiſſen Sie auch — ſprach ich bittend — daß Sie auf dieſen Fall verpflichtet ſind, mir die wahre Urſache zu ſagen? — Verpflichtet durch das Mitleiden mit einem ermüdeten armen Schelm, der nicht eher ſchlafen zu gehen ſchwor, als bis er ſie erfahren hat?

Ermüdet? flüſterte ſie halblaut, und ſtrengte ſich an, den auflodernden Unwillen über das freie Geſtändniß des Nachtſchwärmers hinter einem ſpöttiſchen Lächeln zu verbergen.

Im höchſten Grade — fuhr ich fort — Sie ſollen gleich hören, warum.

O, verſchonen Sie mich, mein Herr, mit Ihren Abenteuern! — gebot ſie ernſthaft. Doch ungeſchreckt von ihrem bitterböſen Blicke fiel ich ein:

Was? So haben Sie alſo ſchon gehört . . .?

Nichts, nichts — kein Wort.

Nein, in Wahrheit, beſte Emilie, nun kommen Sie nicht los. Meines Freundes Ehre und meine eigene ſind zu ſehr im Spiele. Jetzt müſſen Sie alles wiſſen.

Ich erzählte. Mit jedem günſtigen Lichtſtrahl, den ich, nach Pflicht und Gewiſſen, auf das Benehmen des Geliebten bei dieſem ganzen Abenteuer fallen ließ, heiterte ſich ihr Auge immer mehr auf, hob ſich ihr Buſen unruhiger, wuchs ihre Aufmerkſamkeit ſichtbarer. Sie vergab mir meinen Antheil an dem Handel, um der Ehre willen, die Julius dabei einlegte, und ich durfte glauben, daß die Thränen, die bei dem Bericht von unſerem Aufenthalt in der Marterkammer des Bildhauers die ſeidenen Wimpern benetzten, von weit wohlthätigerer Natur waren, als die, über denen ich ſie ertappte. Zum Lohn erfuhr ich nun, daß uns der Bediente wirklich in das Haus ſchleichen geſehen, ſeine merkwürdige Beobachtung der Köchin anvertrauet, dieſe ſie an Cöleſtinen verplaudert, und die Letztere es für nöthig gehalten hatte, ſofort die Schweſter von einem Geheimniß zu unterrichten, bei dem gerade ſie am meiſten intereſſirt war.

Ich errang, gegen das Verſprechen, den Hofmedikus auf mich zu nehmen, Emiliens Einwilligung, die Eltern vorzubereiten; und des Vaters Antwort beruhigte mich über die ausweichende der Mutter vollkommen. Froh trat ich in das Geſellſchaftszimmer. Der Hofmedikus kam nicht lange nach mir. Auch Julius folgte dem Bedienten, den ich nach ihm geſchickt hatte, auf dem Fuße. Nach unſrer Abrede ſtellten ſich die Wiſſenden, es nicht zu bemerken, daß er Emilien auf ihre Stube nachging. Unterdeſſen erzählte ich in gedrängter Kürze den Vorfall dieſer Nacht. Der Hofmedikus ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf.

So geht's, ihr Herren! — rief er in ſtolzer Selbſtzufriedenheit. — Wer heißt euch verbotene Wege ſchleichen? Die Abenteuer auf der Brücke ſind nicht weit her.

O Freund! — ſprach ich, ſeine Hand faſſend — hätt' es doch ein guter Geiſt Ihnen eingegeben, uns dies Scherflein aus dem Schatze Ihrer Erfahrungen geſtern Abends mitzutheilen.

Meiner Erfahrungen? das bitt' ich mir aus. —

Ich drohte ihm, von den Uebrigen ungeſehen, mit dem Finger, zeigte nach der Gegend des Hinterhauſes, und legte die Hand auf den Mund. Er blickte verdutzt nach der Thür, zu der ſo eben Emilie in holder Verwirrung mit ihrem Freunde, auf deſſen Geſicht die Wonne der beglückten Liebe wiederſchien, hereintrat. So lange dieſer nun ſprach, hielt ich den Nebenbuhler mit meiner drohenden Pantomime im Schach. Er rieb ſich die Hände, und gratulirte. —

Als wir auf dem Heimwege an dem bewußten Pfeiler vorübergingen, überfiel uns ein unwiderſtehlicher Trieb, uns einige Minuten an der Stätte des Abenteuers niederzuſetzen. Doch dieſes Mal klagte Julius nicht über die Vermiſchung des Leides mit der Freude. Ein Bräutigam von zwey Stunden findet in dem Weltplan überall Zuſammenhang und Harmonie, und die wenigen Mißklänge des Lebens nicht werth, daß man ein Wort um ſie verliere.

Karl Sebald.

VIII.

Worte meines Herzens an Leipzig.

In einer kleinen Schriſt, welche unter dem Titel: „Aufſätze zum Unterricht. Ein Nachtrag zu den dreißig Blättern für Schulen,“ in der Dykſchen Buchhandlung erſchienen iſt, wurden die Worte: Leipzig bedarf eines Seminarium für Erzieherinnen, mir außerordentlich intereſſant.

Leipzig! — o, vermöchte ich, die Gefühle dir zu ſchildern, welche dein bloßer Name in mir erregt! — Der Blick in eine ſanft dahin gefloßne Vorzeit, in Tage, wo der Kultur liebliche Morgenröthe ſich zuerſt über Deutſchland verbreitete; der angenehme, friedliche Wohnſitz, welcher ſo lange den Muſen in dir geheiligt blieb; tauſend deiner Vorzüge, deren ich hier nicht erwähne, wären ſchon Bewegungsgründe genug, dich mir theuer zu machen: aber — auf deinen Gefilden lebte Er einſt, ſchläſt er jetzt den friedlichen Schlummer vollendeter Frommen, Er, der ſich an meine Seele knüpfte, mit Banden, die ſonſt nur Vaterlandsliebe ſo innig, ſo edel hat. Weiße, den mein Auge nie ſah, war der Freund meiner Seele — in den glücklichen Stunden der Phantaſieen, welche oft auch die ſeligſte Wirklichkeit kaum aufwiegt, war der Anblick deines Weiße und der Deine beſtändig der Gegenſtand von Wünſchen, welche das Schickſal, ſchon gewohnt, meinen Wünſchen viel zu verſagen, mir nie zu realiſiren vergönnte. Genug! — Jener Verewigte ſchlummert, aber ich werde nie vergeſſen, daß ſeine edle Freundſchaft für mich Vieles von dem reifte, was in meinen Planen und Idealen Gutes und Edles liegen kann. — Dein Weiße ſchlummert; doch die Liebe meines Herzens für dich ſank nicht mit ihm in die ſtille Gruft: du bliebeſt mir theuer, Leipzig, und ich halte es nur für Billigkeit, die Früchte wiederzugeben, zu denen dein und mein Freund den erſten Samen legte.

Wenn die ſicherſte Grundlage zum Wohl der Menſchheit Statt finden ſoll, ſo iſt es einleuchtend, daß diejenigen, in deren Händen es zunächſt iſt, daß Mütter, edle und einſichtsvolle Mütter, gebildet werden müſſen. — Das Fach weiblicher Erziehung iſt eine von den Angelegenheiten der Menſchheit, deren Wichtigkeit man zwar anerkennt, die aber durchaus noch nicht berichtigt iſt, wie ſie es ſeyn ſollte, und, wenn nicht bald auch das ſanfteſte Bild innerer Glückſeligkeit der Staaten, das heißt: häuslicher Glückſeligkeit, ganz verloren gehen ſoll, in unſern Zeiten nie zu angelegentlich und zu thätig behandelt werden kann. Lehranſtalten für das weibliche Geſchlecht ſind häufig genug, vielleicht mehr als zu häufig; aber wahre Erziehungsanſtalten für daſſelbe — für dieſe iſt ein entſprechender Plan ſo ſchwer zu entwerfen, ſeine Ausführung iſt ſo vielen innern und äußern Schwierigkeiten unterworfen*), daß man wohl behaupten kann: es gebe ihrer nicht ſo viel, als zum Zweck erforderlich wären. Menſchen, die an der Form kleben, oder gedankenlos beim leeren Aeußern ſtehen bleiben und ſich willig durch Schimmer täuſchen laſſen, werden vielleicht meine Behauptung auffallend finden; aber ich berufe mich auf die Einſicht des einfachen Weiſen, welcher der Wahrheit wohlthätiges Licht vom falſchen Schimmer zu unterſcheiden weiß, auf das Herz des gefühlvollen Edlen; ſie werden für mich entſcheiden. —

---

*) Wie richtig zergliedert ſie der Verfaſſer von Sophiens Reiſen! —

Ein Seminarium für Erzieherinnen iſt nun in der That, unter allen Erziehungsanſtalten diejenige, welche am ſchwerſten und am leichteſten ins Werk zu richten ſeyn kann, nachdem der Geſichtspunkt iſt, aus welchem man ſie betrachtet, und der Geiſt, welchen man dazu mitbringt. Das Ganze ihrer Organiſation kann nie zu einfach ſeyn — mit aller Befolgung dieſes Grundſatzes, und, wenn dies möglich iſt, noch mehr Freundin edler Einfalt als Rouſſeau, komme ich dennoch täglich in den Fall, vom Kinde zu lernen, wie oft man, gleich jenem Philoſophen des Alterthums, Ueberflüßiges wegwerfen kann. Nur muß die allererſte und vorzüglichſte Grundlage zu einer Pflanzſchule, welche das Wohl der Menſchheit beabſichtigt, religiöſer Sinn ſeyn. — Hier ſchließe ich mich — und o, mit welchen Gefühlen! — an euch, alle ihr Edlern unter den Lehrern der Religion, namentlich an Dich, würdiger Reinhard, der Du häusliche Glückſeligkeit, und mit ihr die Bildung weiblicher Seelen, zum Gegenſtande eines lehrreichen Kanzelvortrags machteſt*); an Dich, thätiger muthvoller Hanſtein, der Du im echten Geiſt und mit der hinreißenden Beredtſamkeit, welche die erſten Lehrer der Chriſten charakteriſirten, ſie der ſpäteſten Nachwelt verehrungswürdig machten, öffentlich als den Freund des Vaterlands Dich zeigſt**); denn wohl iſt der unſer

---

*) In ſeiner Predigt über häusliches Glück, gehalten in der Churfürſtl. Evangeliſchen Hofkirche zu Dresden.

**) In ſeiner Predigt bei der Introduktion des Herrn

Freund, welcher uns heilſame Wahrheit ſagt! — Abnahme religiöſes Sinnes fand vielleicht ſchon früher Statt, als es jetzt berechnet werden kann, aber ihre unſeligen Folgen werden jetzt ſichtbarer als je; und warum? — weil auch, ſelbſt das gefühlvolle, ganz für Religion geſchaffne weibliche Herz leichtſinnig anfängt gegen ſie zu erkalten; weil Mütter, von unſeliger Zerſtreuungsſucht hingeriſſen, oder von ſeichter Scheinphiloſophie verführt, nicht mehr den erſten Keim der Religion in die Seele des ſtammelnden Kindes legen, damit ſie einſt dem Manne heilig ſey, dem Greiſe, am Ziel ſeiner vollendeten Laufbahn, unter tauſend ſüßen Rückerinnerungen, noch heilig ſey, ihn am Sterbelager mit lieblichen Bildern tröſtender Hoffnungen umſchwebe, und dem Vollendeten die Roſen ſeines letzten Schlummers ſtreue! O, tretet fernerhin muthig auf, edle Lehrer der Kirche, zu groß, als daß der ſeichte Spott ſolcher, die in jener wichtigſten Hinſicht oft vielleicht nur darum nichts ſeyn wollen, weil ihre Seelen überhaupt nicht Energie haben, irgend etwas zu ſeyn; zu groß, als daß ſo ſeichter Spott, oder gedankenloſes Anſtaunen verdiente euren muthvollen Gang auch nur auf Minuten zu hemmen; ſtrebet ferner nach dem großen Ziel eures Berufs, Retter der Seelen zu ſeyn! Gelingt euch die ſchöne Abſicht: des Weibes ſanfte Seele zu ihrer Beſtimmung zurückzuführen; Häuslichkeit, Religioſität, die Tugenden des Deutſchen Weibes, der Generation wieder heilig zu machen; ſo habt ihr in ſegnenden Folgen für Zeit und Ewigkeit gearbeitet! Religion liegt in der Beſtimmung des Weibes — würde ſie auch von der ganzen Erde ver-

---

Probſts Ribbeck, gehalten in der Nikolaikirche zu Berlin.

drängt, ſo müßte ſie noch im gefühlvollen weiblichen Herzen ihre letzte und ſicherſte Zuflucht finden! — —

Sollte es einſt den Wünſchen und Beſtrebungen deiner Edlen gelingen, o Leipzig, daß das, was jetzt nur ſchöne Idee eines von deinen mir verehrungswürdigen Bewohnern war, in Wirklichkeit überginge, ſo höre über das Innere des Entwurfs deiner künftigen Pflanzſchule für Erzieherinnen, mein volles offnes Herz — nur mein Vaterland, und auch dieſes nur vielleicht, konnte ihm theurer ſeyn, als du! Wähle und beſtimme zu künftigen Erzieherinnen nur ſolche, denen Religion, denen edle Einfalt heilig iſt — Durch dieſe beiden ſichern Stützen werden ſie mit ſanfter Weiblichkeit auch männliche Energie verbinden lernen, welche ihrem großen Beruf nothwendig iſt, welche zur Erziehungskunſt nothwendig iſt, wenn nicht tauſend Mißgriffe die ſchöne Harmonie des Plans ſtören ſollen. — In Anſehung deſſen, was mehr zum Aeußern gehört, iſt der einfachſte Plan der beſte; vervielfältigte Thätigkeit, nicht leeres Wortgepränge, iſt eines Inſtituts werth, welches auf den edelſten Grundſätzen beruht.

Die Idee, daß die in Leipzig beſtehende Wendleriſche Freiſchule zu einem Seminarium für Erzieherinnen umgebildet werden könne, wenn die Knabenklaſſe aufgehoben würde, iſt vollkommen zweckmäßig; da aber zu einem Seminarium eine Schule durchaus nothwendig iſt, ſo brauchte das Wendleriſche Inſtitut nicht zu einer ſolchen Pflanzſchule umgebildet, ſondern dieſe bloß auf jenes gepflanzt zu werden. Auch die Aufhebung der Knabenklaſſe würde ich nicht unbedingt zugeſtehen; das heißt: ich würde Knaben unter acht Jahren nicht entfernen. Dieſe Idee iſt mir um ſo intereſſanter, weil ich mit dem

Entwurfe gerade beſchäftigt bin, im Berliner Seminarium das kleine Inſtitut von Knaben, welches ich hatte, als ich noch bloß der Schule vorſtand, nur in etwas veränderter Geſtalt, wieder herzuſtellen, und zwar zum Behuf der wirklichen Erziehungskunſt, in ſo fern ſie ins Pſychologiſche einſchlägt. Es iſt wohl unläugbar, daß, wenn man dem Geſetz der Natur, wenn man der Vernunft getreu bleiben will, von Kindheit an, die Seele des künftigen Mannes im Knaben anders behandelt werden müſſe, als die weibliche; — nun aber bleibt Müttern oder Erzieherinnen die Bildung der Söhne größten Theils bis zum Alter von ſechs, ſieben Jahren überlaſſen, und wie viel kann bis dahin geleiſtet, wie viel aber auch verdorben werden! Sind Mütter, ſind Erzieherinnen ohne alle Kenntniß der Anlagen, des Eigenthümlichen, der Vollkommenheiten, der Fehler eines männlichen Charakters: dann wehe der aufblühenden Generation, wenn verbildete Zöglinge, unter mangelhafter Leitung, entſtehen, wenn früh im Charakter derſelben der Grund zu einem Gemiſch von männlichen und weiblichen Unvollkommenheiten gelegt wird! Das Weib, welches den erſten Keim zur Bildung des künftigen Mannes legen ſoll, muß den klaren Begriff eines würdevollen Geiſtes der Erziehung und die dazu gehörige Kraft ſich zu eigen machen; ſonſt wird Schwäche, Indolenz die den Schwierigkeiten nicht zu begegnen weiß, oder thörichte Verweichlichung in tauſend nachtheiligen Folgen, einen oft unerſetzlichen Schaden anrichten. —

Dieſe hingeſtreuten Bemerkungen, geliebtes Leipzig, ſind alles, was ich einer Idee, aber gewiß mit inniger Nahrung, darbieten kann. Gewinnt dieſe Idee, welche den Geiſt und das Herz deſſen, der ſie dachte, in gleichem Maaße ehrt, gewinnt ſie einſt Beifall und Fortgang, und ſind dann meine einfachen Bemerkungen und Erfahrungen dir etwas werth, ſo gebe ich dir thätigere Beweiſe meines Gefühls — oder vielleicht hat das Geſchick mir noch in deinen Mauern einige der ſeligſten Stunden meines Lebens bereitet; vielleicht ſehe ich dich einſt, und bringe dem Grabe meines Weiße die Thränen, welche mir nie vergönnt waren, an ſeinem Herzen zu verweinen! — Bis dahin erinnere du dich meiner mit der Liebe, welche meine gefühlvolle Seele dir weihen wird, auch wenn die Zukunft, wie es allen Anſchein hat, mich auf immer von dem Deutſchen Vaterlande trennte!

E. v. Kroſigk, geb. Krüger.

IX.
Poſtſcripte.

47.

Ueberſetzungen.

So wie man auffallende Druckſünden zur Beluſtigung ſammeln kann, ſo kann man auch, zur Beluſtigung und Belehrung, eine Sammlung merkwürdiger Ueberſetzer-Tollheiten anlegen. Vorläufig nur ein Paar bekanntere zur Erinnerung.

„Die Engländer feiern den Todestag Karls des Erſten durch einen jungen General," (par un jeûne général, allgemeines Faſten.)

„Sie erſäufte ſich, weil ſie mit einem Kranze von Violen umgeben war," (parce qu'elle étoit *enceinte par la suite d'un viol*, propter vim sibi illatam.)

Richard Coeur de Lyon, Richard Herz von Lyon.

„Die Alten hielten die Seele für eine Flöte," (αὐλος ſtatt ἄυλος, immateriell.)

Durch die erſteren hat ſich der Herr Profeſſor Grahmann männ unſterblich gemacht.

— l —

48.

Europ. Ann. 1804. 10tes St. S. 43. wird vom Abbé David geſagt:

Er iſt, nach Bretagner Weiſe, Onkel eines Generals. Gerade, als wenn alle Bretagner die Weiſe hätten, Generale zu Neffen zu haben! — Es wird wohl im Franzöſiſchen heißen: Il étoit oncle à la mode de Bretagne d'un général.

— f. —

49.

In der Ueberſetzung der Reiſe zweier Franzoſen durch Belgien ꝛc. wird einige Mal von einem Herrn Le Nonce geſprochen, den die Reiſenden bald zu Venedig, bald anderwärts beſucht haben. Man wundert ſich, den Mann überall zu finden, bis man entdeckt, daß es — *Monsieur le Nonce*, d. i. der päpſtliche Nuntius, iſt.

* *

50.

In einem neuerlich aus dem Franzöſiſchen überſetzten Buche, wird von einem Componiſten zu Deutſch alſo geſprochen:

„Man findet in ſeinen Opern Harmonie, einzelne Brokken guten Geſangs, unzuſammenhängende Ideen, Lärm, Aufflüge, Triumphe, Lanzen, Glorien, Murmeln und Victorien, daß den Sängern der Athem ausgehen möchte.“

Ohne das Original vergleichen zu können, ſieht man ein, wie mißlungen dieſe Ueberſetzung iſt. — Die Sache iſt dieſe: die Lieblingswörter der Franzöſiſchen Operndichter ſind, weil ſie die volltönenden Vokale o und a haben, folgende: *effort*, *triomphe*, *lance*, *gloire*, *victoire* (wie bei uns Herz und Schmerz,) und dann zur Abwechſelung *murmure*, das ſich auf *verdure* reimt, wo dann natürlicher Weiſe ein *ruisseau* mit ſeinem ſüßen Gemurmel ſeyn muß. Sonach mußten die obigen Wörter unüberſetzt bleiben.

— f —

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

November 1805.

I.

J. G. Schummels Briefe an den, nun verewigten, O. C. und Ober-Schul-Rath Zöllner.

Er. Excellenz dem Königl. Staats- und Schulen-Miniſter Herrn von Maſſow ehrfurchtsvoll gewidmet.

(Fortſetzung des fünften Briefes.)

Ich wende mich nun (in der phyſiokratiſchen Sprache) von den Fertilen zu den Sterilen. Ein ſchieferer und zweideutigerer Ausdruck iſt wohl lange nicht gebraucht worden, als dieſer! Wie? Weil der Menſch grobe thieriſche Bedürfniſſe hat, die vor allen Dingen befriedigt ſeyn wollen: ſo ſoll nun für edlere und geiſtigere Bedürfniſſe entweder gar nicht geſorgt werden, oder diejenigen, die es thun, ſollen mit dem niedrigen Ekelnahmen der Sterilen belegt werden? Es iſt hier nicht der Ort, mit den

Phyſiokraten zu ſtreiten; eine ſimple Darlegung dieſer weitläuftigen Klaſſe von Staatsbürgern wird die beſte Widerlegung ſeyn, und es wird ſogleich in die Augen fallen, daß die Fertilen ſelbſt ſehr ſteril ſeyn würden, wenn die Sterilen nicht wären. Ich rechne dahin zuförderſt die gymnaſtiſchen Künſte (in dem alten Sinne des Worts), und die dahin gehörigen Specialſchulen, deren nächſter Zweck Veredelung des Körpers iſt. Hier wird nun jedem ſogleich der wackre Gutsmuths in Schnepfenthal einfallen; und jeder Jugendkenner wird es bedauern, daß die Schulen von der Theorie und Praxis dieſes Mannes, das Pädagogium in Halle ausgenommen, keinen Gebrauch gemacht haben. So oft ſchon hörte ich von dem Boxen der Engländer mit Abſcheu reden; und Wendeborn führt es als einen Beweis der Barbarei an, daß es dort förmliche Boxſchulen giebt, und Knaben ſich auf öffentlicher Straße, unter lebhafter Theilnahme des Pöbels, ſchlagen. Allein ich muß es frei geſtehen, daß ich es für ungleich beſſer halte, die Knabenwildheit wenigſtens an Regeln und Geſetze zu binden, als ſie ſich ſelbſt gänzlich zu überlaſſen. Von gymnaſtiſchen Specialſchulen weiß ich demnach aus unſrem Staate nichts anzuführen, als die Schwimmſchulen der Halloren, die Fecht-, Voltigir- und Reitſchulen. Die letztern dürfen ſich, gerade bei dem vornehmern Theile der Nation, eines viel lebhaftern Beifalls erfreuen, als alle Gymnaſien und Univerſitäten!

Ungleich wichtiger noch als die gymnaſtiſchen Künſte, iſt die Sorge für die allgemeine Erhaltung und Wiederherſtellung der Geſundheit des Körpers. Hier eröffnet ſich eine ganze Reihe von Specialſchulen, (die ich um beliebter Kürze willen als bekannt vorausſetze) — Für innere und äußere Aerzte, Accoucheurs und Hebammen, Apotheker und Krankenwärter. Selbſt die Thiere ſind nicht vergeſſen, und werden (nach Falks Behauptung) wie Menſchen kurirt. — Auf den Körper folgt die Seele; doch ſucht ſie nicht gleich Anfangs eigentliche Bildung, ſondern bloß Zeitvertreib und Spiel. Ob nicht unter der großen Anzahl der letztern eins oder das andre ſeyn dürfte, das ſich zur Anlegung einer Special-Schule qualificirte; ob es z. B. nicht gut wäre, in einem Gymnaſium eine Schach-Klaſſe, und in einer Militär-Akademie eine Kriegsſpiel-Klaſſe anzulegen, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. — Der Menſch verlangt nun ernſtlich geiſtige Nahrung; doch verträgt er ſie noch nicht rein, ſondern nur mit einem ſtarken Zuſatze ſinnlichen Vergnügens für Auge und Ohr. Hier iſt die Geburtsſtätte der geſammten ſchönen Künſte, denen ſelbſt diejenigen neuern Staaten, die für den allgemeinen Volks-Unterricht wenig oder keine Sorge trugen, oft mit wahrer Luxuoſität Special-Schulen errichteten. Wo iſt gegenwärtig die Hauptſtadt Europens, die nicht ihre Mahler-, Bildhauer-, und Bau-Akademie hätte? Für die letztere Kunſt hat der Preußiſche Staat, dem doch keine Luxuoſität irgend einer Art zu Schulden kommt, ein Inſtitut errichtet, dem an Umfang und innerer Güte wenige gleich kommen dürften. Was die praktiſchen ſchönen Künſte anbetrifft, wie Eberhard ſie nennt, ſo haben wir für die Muſik — zwar keine Conſervatorien wie in Neapel und Venedig, aber doch eine Berliniſche Singakademie. Die Tanzkunſt, ſo wie ich ſie im Lucian und Noverre finde, erkenne ich in Deutſchland ganz und gar nicht; hier iſt ſie in eine wilde, gemeinſchädliche, gymnaſtiſche Uebung ausgeartet, die hin und wieder die Polizei um ihrer offenbaren Schädlichkeit willen verbietet. Die Schauſpielerkunſt iſt da; eine Schauſpielerſchule aber weiß ich nur in Weimar. Eine Schule für Dichter läßt ſich nicht wohl denken, wiewohl nicht ſelten ein Meiſter derſelben einen jungen Anfänger gängelt; Verſemacherei hingegen wird noch hin und wieder, Deutſch und Lateiniſch, in Schulen getrieben: zu welchem Nutzen, iſt ſchwer abzuſehen. Quintilianiſche Schulen der Beredtſamkeit ſind in einem Staate nicht denkbar, in deſſen Verfaſſung weder die Staats- noch die gerichtliche Beredtſamkeit eingeflochten iſt. Möchte nur wenigſtens für die künftigen Kanzelredner wieder ein (jedoch etwas orthodoxerer) Bahrdt aufſtehen, der ſie in der großen Kunſt der Deklamation praktiſch unterrichtete! — Mit und nach allen dieſen ſchönen Künſten entwickelt ſich nun auch die Wiſſenſchaft in dem allerweitläuftigſten Sinne des Worts. Es entſteht ein eigner gelehrter Stand, der ſein Leben vorzüglich der Spekulation widmet; in ſo fern er aber die Reſultate derſelben mündlich und ſchriftlich mittheilt, formirt er ſich zum Lehrſtande. Ich würde eine ganze Encyklopädie abſchreiben müſſen, wenn ich alle Special-Katheder und Schulen deſſelben, vom gemeinen Sprachmeiſter an bis zum Profeſſor der höhern Mathematik und Chymie, aufzählen wollte. Daher begnüge ich mich, bloß die Seminarien anzuführen, die zur Bildung dieſes Lehrſtandes ſelbſt beſtimmt ſind. Bis jetzt zerfallen ſie in zwei Klaſſen: theologiſche und pädagogiſche. Die erſten modificiren ſich nach den verſchiedenen Religions-Partheien in katholiſche, reformirte, ꝛc.; die andern nach den verſchiedenen Subjecten der Erziehung in Land- Bürger- und Gelehrten-Seminarien. Daß ich aber auch die Schriftſteller zum Lehrſtande rechne, glaube ich ſehr wohl verantworten zu können. Die Schulen haben in der That Urſache auf ihrer Hut zu ſeyn, daß nicht das Privat-Studium aus Schriften allmählich den Geſchmack am mündlichen Unterricht verdränge. Uebrigens unterſcheide ich ſelbſt himmelweit die nützliche Schriftſtellerei, und die frivole Buchmacherei; die letztere gehört bei mir in die obige Rubrik von Zeitvertreib und Spiel, und mag etwa neben dem Pharo und Vingt-un ihren Platz einnehmen. —

Ich komme nun zu den Special-Schulen für künftige Staats-Beamten, die ſich, meinem Bedünken nach, füglich in vier Klaſſen bringen laſſen. 1) Eine diplomatiſche Schule für das auswärtige Departement.

Von dieſer Art iſt die Pepiniere für Legationsräthe in Berlin, und die von Kaunitz geſtiftete orientaliſche Akademie in Wien. 9) Die Militär-Schulen. Sehe ich, außer dem Preußiſchen Staate, auch auf andre Staaten, ſo muß ich ſie ſogleich in See- und Land-Militär-Schulen eintheilen. Von den erſtern führe ich, bloß um der Vollſtändigkeit willen, einige an: Seeſchule zu Trieſt; Matroſenſchule in Greenwich; Matroſen Queckſchool zu Amſterdam*); Pilotenſchule in Sevilla; Steuermannsſchule in Cadix; Seekadettenhaus in Petersburg, Kopenhagen; Academie de la marine in Breſt ꝛc. Von allen dieſen Schulen hat natürlich unſer Staat nichts aufzuweiſen, welcher ſich dermalen nur auf das Land-Militär erſtreckt. Auch hier übergehe ich, in Beziehung auf S. 222, die gemeinen Soldatenſchulen, und bleibe bloß bei denen für Officiere ſtehen. Dieſe modificiren ſich nach der Verſchiedenheit des Dienſtes. Die eigentlichen Feldtruppen haben ihre Académie militaire, und das ganze Kadettenkorps in Berlin, nebſt den drei kleinern in den Provinzen. Die Artillerie hat ihre eigene Akademie in Berlin und Breslau, und das Ingenieur-Corps in Potsdam. 3) Specialſchulen für die Rechtspflege hat England an ſeinen Inns of chancery und of court; bei uns hingegen iſt der Unterricht getheilt: die Univerſität übernimmt die Theorie, und die Landes-Kollegien die Praxis. 4) Kameral-Schulen für das Finanz- und Polizei-Fach, kurz was die Franzoſen die Verwaltung des Innern nennen, weiß ich nicht anzuführen, außer die dahin einſchlagenden Kollegia auf Univerſitäten, die ſich aber offenbar bloß auf Theorie einlaſſen können. —

---

*) „Hier erhalten," ſagt Grabner, „Kinder von acht „bis funfzehn Jahren Wohnung, Kleider, Wäſche, Koſt, und „den zu einem künftigen Seefahrer erforderlichen Unterricht „in der Steuermannskunſt. Sie haben ein ſehr ſchönes „Gebäude inne, in deſſen Vorhof ein Schiff ohne Kiel mit „allem möglichen Tauwerk ſteht, damit ſie ſich im Klettern „üben, und die Theorie, in ſo weit es auf dem feſten Lande „möglich iſt, mit der Praxis verknüpfen können. Ihre Lebensart ſelbſt und ihre Schlafſtätte ſind vollkommen ſo eingerichtet, wie auf dem Schiffe, und es iſt ein eben ſo großes Vergnügen, dieſe kleinen, geſunden, vollbäckigen, in „Roth gekleideten Knaben mit der größten Fertigkeit ihre „Schiffsmanövers machen, als in ihre Hamacke ſteigen zu „ſehen."

Nunmehr nehme ich meinen Weg rückwärts von den Special- zu den General-Schulen. Geſetzt auch, jene wären Fach für Fach vollſtändig beſetzt, welches doch in keinem Staate der Fall iſt; geſetzt, ſie wären durchaus zweckmäßig organiſirt, welches wenigſtens bei mehrern Statt findet, und bei allen Statt finden kann, weil aus jedem gegebenen Zwecke ſich die dahin führenden Mittel folgern laſſen: ſo ſetzt offenbar jede Specialſchule ſchon eine größere oder kleinere Anzahl von Kenntniſſen und Fertigkeiten voraus. Oder wie? Will etwa die Special-Schule ihre Zöglinge, vom ABC und von der erſten Nahrung des geſunden Menſchenverſtandes an, bis zu ihrem letzten und ſchwerſten Probleme, ſelbſt leiten und führen? So wird ſie einen ſolchen Umfang, eine ſolche Laſt von Lehrern und Lektionen bekommen — wird eine ſo zuſammengeſetzte Maſchine werden, daß eben deshalb die Friktion ſtete Zerſtörungen anrichten wird. Oder will ſie nach dieſen Vorkenntniſſen gar nicht fragen? Das wäre noch ärger. *Vorbereitende* Schulen alſo ſind unumgänglich nöthig; es fragt ſich bloß, wie vielerlei, und in welcher zuſammenhangenden Stufenfolge? Mit dreifacher Rückſicht nun, auf die Lage der Eltern, auf die Natur der Kinder, und auf deren künftige Beſtimmung, wiederhole ich zuförderſt meinen Wunſch nach der Anlegung von *Spielſchulen*. Ehe wir dieſe nicht bekommen, wird die häusliche Erziehung immer mehr verderben, als die öffentliche gut machen kann; und dieſe wird aus eben dem Grunde, trotz allen noch ſo humanen Verordnungen, hart und roh bleiben. Aus dieſen kämen dann die Kinder, wenn ſie ausgeſpielt haben, und ſich nun ſelbſt nach einer ſolidern Koſt ſehnen, in die *Elementarſchulen*, die durchweg, auf dem Lande und in den Städten, auf gleichen Fuß organiſirt wären. Ihre Lehrgegenſtände beſchränken ſich auf *vier* Punkte: 1) Die Elemente der *Mutterſprache*, ſowohl um ſie *von Andern* mündlich, ſchriftlich, und gedruckt zu verſtehen, als ſie zu Andern mündlich und ſchriftlich zu reden. Die Elemente des *Rechnens* mögen als eine Zugabe gelten. 2) Die Elemente der *Naturkunde* im weiteſten Sinne, folglich im Himmel und auf Erden, bei Menſchen, Thieren, Pflanzen, Mineralien, Feuer, Luft und Waſſer. 3) Die Elemente der *Preußiſchen Staatskunde*, hiſtoriſch und geographiſch, und was ich mir unter dem allgemeinen *Bürger-Katechismus* denke. Endlich 4) die Elemente der *Moral* und *Religion*; alſo Einweihung in die höheren Pflichten dieſes, und in die Hoffnungen und Erwartungen des künftigen Lebens. Eine Frage wäre nun noch, ob nicht etwa in die Elementarſchulen für die producirenden und fabricirenden Stände, die ſogenannte *Induſtrie*, eigentlich nur *Handarbeit*, aufgenommen werden ſollte? Allein ſo innig ich auch den Werth der Induſtrie, in ſo fern ſie in einer immer regen, gemeinnützigen Thätigkeit beſteht, ſchätze; und ſo ſehr ich von der Nothwendigkeit der Handarbeit in den untern Ständen überzeugt bin: ſo ſehe ich doch in den *jetzigen* Induſtrieſchulen noch immer nicht das rechte Mittel zum Zwecke. Eine, ohne alle Rückſicht auf Naturanlage, bloß erzwungene Arbeitſamkeit, dürfte weit eher die Mutter künftiger Arbeitsſcheu, als freiwilliger Betriebſamkeit werden. Ueberdem ſcheint mir die Art der Arbeit mehr dem weiblichen, als unſerm Geſchlechte angemeſſen zu ſeyn; der Knabe, aus dem ein handfeſter Mann werden ſoll, bedarf körperliche Anſtrengung, und dieſe gewährt das Spinnen wohl nicht. Weit beſſer wird er, außer der Schule, ſeinen Eltern zur Hand gehen, und, anſtatt einerlei, hunderterlei treiben! — Aus dieſen *ganz* allgemeinen Elementarſchulen nun

— denn auch der (freigelaſſene) Privatunterricht dürfte wohl mehr, aber nicht weniger umſpannen, als die obigen vier Elemente — ſollte der Bauerknabe eigentlich erſt in die, oben von mir benannte, ökonomiſche Volksſchule gehen. Da ich dieſe aber ſelbſt für einen Traum erklärt habe, ſo bleibt kein anderes Mittel übrig, als in die Elementarſchulen auf dem Lande und in den Ackerſtädten auch noch die Elemente der Oekonomie einzuweben. Dies kann zur Noth, verbunden mit der nachmaligen Praxis und Erfahrung, für den kleinen Bauer hinreichen; für den Oekonomen im Großen aber bedarf es durchaus einer höhern Schule. Eben ſo mag, bei dem Forſtweſen, der Holzſchläger, der Köhler, der Harzreißer, der Theerſchwehler ꝛc., und bei dem Bergweſen, der gemeine Bergknappe und Hüttenarbeiter, an der Elementarſchule allenfalls genug haben: aber dies auch nur von einem Forſt- oder Bergofficianten zu denken, wäre unverzeiblich. Ich ſetze ſie indeß jetzt noch bei Seite, und wende mich ſogleich zu den eigentlichen, d. h. fabricirenden und handelnden, Städten. „Hier erſt,“ ſagt Schlözer, „fängt höhere Menſchheit (im Guten und im Böſen), das Werk de la population rassemblee an.“

Was zuerſt die fabricirende Klaſſe anbetrifft, ſo habe ich es oben ſchon eine ausſchweifende Idee genannt, für jeden Zweig derſelben eine Specialſchule zu verlangen. Aber eben ſo wenig kann die fabricirende Klaſſe mit der bloßen

Elementarſchule auskommen. Ohne noch an die Erforderniſſe des beſondern Metiers zu denken, zieht allein ſchon die Concentrirung der Menſchen-Maſſe eine ganze Reihe Polizei-Verordnungen nach ſich, die auf dem Lande gänzlich wegfallen, oder doch ganz anders modificirt ſind. Andre, und zum Theil ſehr verwickelte Verhältniſſe, entſpringen aus dem Bürger-Rechte, und noch mehr aus dem Haus-Eigenthume. Wieder andre haben ihren Grund in der Zunft-Verfaſſung, welche ja bis jetzt noch die meiſten Metiers, und in Breslau ſogar die Mahler, an ſich tragen. Kurz, der Stadtbürger muß (mit Jean Paul zu reden) mehr geſchulet ſeyn, als der Landmann; für ihn eröffnet ſich alſo, bei ſeinem Austritte aus der Elementarſchule, die Bürgerſchule. Allein die oberflächlichſte Betrachtung lehrt ſchon, daß Eine Bürgerſchule nicht hinreicht. Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Beſenbinder — und einem Uhrmacher; zwiſchen einem Arbeiter in einer Kattundruckerei — und einem Buchdrucker; zwiſchen einem Oblatenbäcker — und einem Conditor! Sollen alle dieſe auf Einen Fuß unterrichtet werden, ſo wird der eine viel zu viel, der andre viel zu wenig lernen; jenen wird ſein kleines Metier bald anekeln, der andre wird bei demſelben nicht fortkommen. Das wenigſte alſo, was erfodert wird, iſt eine niedere und eine höhere Bürgerſchule: jene für die ſogenannten gemeinen Handwerker; dieſe für die mechaniſchen Künſtler; für alle Hand-, aber noch mehr Kopf-Arbeiter;

endlich für diejenigen, die ſelbſt ſchon nicht mehr mit der Hand (außer ſchriftlich) arbeiten, und gleichwohl eine kleine Legion, oder wenigſtens einen Manipel von Hand- und Kopf-Arbeitern zu dirigiren haben. Bürgerſchule — für mich ein ſüßer Nahme! Schon vor 14 Jahren ſchrieb ich darüber ein Programm: es iſt längſt Makulatur: jetzt aber, da der Staat ſelbſt die Bürgerſchulen organiſiren will, iſt es die rechte Zeit, ein Blatt daraus höherer Beurtheilung vorzulegen. Nach folgender Skizze ſtellte ich mir vor, daß die Zöglinge einer Bürgerſchule über das Handwerksweſen unterrichtet werden müßten.

„Handwerke! — Ehre des Handwerksſtandes. — Nutzen
„der Handwerke für das allgemeine Wohl — Kläglicher
„Zuſtand eines Landes, wo es an Handwerkern fehlt (von
„Polen. G. Zöllners Leſebuch) — Parallele des Hand-
„werkers und Gelehrten — Unterdrückung des Gedanken,
„daß es beſſer ſey zu ſtudieren, oder ſich der Feder zu wid-
„men. (Es wird nicht überflüſſig ſeyn, hier folgende nach-
„drückliche Stelle von Taube einzurücken: Die über-
„triebene und ganz unmäßige Anzahl der Knaben und
„Jünglinge, welche in Deutſchland, Spanien und Welſch-
„land dem Studieren gewidmet werden, entzieht dem
„Feldbau und den Manufakturen gar zu viele Hände,
„und überſchwemmet den Staat, wo nicht mit ſtolzen
„und halbgelehrten Bettlern, doch mit unnützen, müßi-
„gen und trägen Bürgern und Mitgliedern. Dieſe ein-
„geriſſene Studierſeuche entſteht aus der Verachtung,

„worin der Kaufmann, Fabrikant und Handwerksmann „lebet; in England aber iſt es ganz anders beſchaffen)! „— Unendliche Mannigfaltigkeit der Handwerke (erſt „die in Breslau befindlichen nach den Provinzialblättern, „dann die übrigen nach Beckmann und Adelung) — „Haupteintheilungen — grobe und feine (Bemerkung der „Unſchicklichkeit in dem erſten Worte) — geſperrte und „freie — geſchenkte und ungeſchenkte — zünftige und unzünftige — geſchloſſene und ungeſchloſſene — ehrliche und „unehrliche — (der Abdecker treibt im Grunde ein ehrliches, der falſche Pfandbriefmacher ein unehrliches Metier; der Secretfeger ehrlich, der Seelenverkäufer unehrlich) — Wahl eines Handwerks — Individuelle Beſtimmung durch Naturtrieb und angeborne Geſchicklichkeit — (ein Schwächlicher und Furchtſamer muß nicht „Schmidt, Schiffer werden wollen; ein Starker nicht „Schneider; ein Schwindlicher nicht Schieferdecker; ein „Kurzſichtiger nicht Jäger) — Wille der Eltern und Vormünder — Wahl eines geſchickten und guten Meiſters „— Aufnahme — vorher eine Probezeit — Geburtsbrief, „gedruckter, laut Edikt, Berlin, den erſten Febr. 1717 — „ganz Arme bekommen ihn umſonſt — Lehrgeld, ſehr „verſchieden — wer keins geben kann, lernt ein oder ein „Paar Jahre länger — Lehrzeit, zwiſchen drei und ſieben „Jahren; in England durchgängig ſieben Jahre — Moraliſche und bürgerliche Pflichten eines Lehrjungen — „Der Junge iſt verpflichtet, dem Meiſter alle Dienſte zu

„thun, die er von ihm verlangt; der Meiſter giebt ihm ja Brot, und der Junge kann ihm im Anfange noch gar nichts verdienen — es wäre Undank, es wäre Diebſtahl, das nicht zu thun! Aber es bloß gezwungen und mit Widerwillen thun, taugt nichts. Thu du es gern und mit Freuden: es iſt dein eigner Vortheil! Deine Willigkeit macht den Meiſter wieder willig; er läßt dich dann um ſo eher ſeine Geheimniſſe und Kunſtgriffe ſehen, die er dir ſonſt gewiß entzieht, weil du ihrer nicht werth biſt. Er hält dich dann auch beſſer, und du verfällſt nicht in Müßiggang, die Quelle aller Laſter. Dein künftiger Wohlſtand ſchmeckt dir um ſo beſſer! Willſt du hingegen jetzt ſchon Wohlſtand haben: wie weh würde dir einmal der Uebelſtand thun! — Deine Lehrjungen werden dir es einſt wieder ſo machen — bei guter Aufführung erläßt dir auch der Lehrherr einen Theil der Lehrzeit. — Hauptlaſter eines Lehrjungen: 1) Faulheit und Verdroſſenheit, langes Schlafen, 2) Gefräßigkeit und Näſchigkeit, 3) Diebſtahl, ganz abſcheulich, und Schwenzelpfennige ſind auch echter Diebſtahl, 4) Spiel, gewöhnlich die Mutter des Diebſtahls (ſiehe die traurigen Folgen der Spielſucht, eine Volkspredigt, in Götzens nützlichem Allerlei.) 5) Auslaufen und Ausbleiben, ohne Erlaubniß des Meiſters, 6) Saufen — ſchändlich! Die Trinkgelder können nützlicher angewandt, oder für die Zukunft aufgeſpart werden. Nur in einem einzigen Falle darfſt du dem Meiſter ungehorſam ſeyn: wenn er

„dir ein eigentliches Verbrechen zumuthete. Man muß „Gott mehr gehorchen, als den Menſchen! Fürchte dich „dann nicht; bete und vertraue Gott! Auch hilft dir in dieſem Falle die Obrigkeit — hilft dir auch in dem Falle, „wenn der Meiſter dich ganz barbariſch behandeln ſollte; „dann darfſt du es nur den Zunftälteſten klagen, und du „kommſt zu einem andern Meiſter, bei dem du auslernſt. (S. „das General-Handwerkspatent von 1739, neu abgedruckt, „Breslau 24. September 1782. In Serdorf erſchoß ſich „der, ſonſt geſchickte und fleißige Lehrburſche eines Glasſchneiders in Warmbrunn, weil ſein Meiſter ihn hart „hielt. Provinzialblätter 1785. Würde der Unglückliche „dies wohl gethan haben, wenn er das angeführte Patent „gekannt hätte?) — Führſt du dich hingegen ſo ſchlecht „auf, daß der Meiſter dich fortjagt, ſo haſt du zu warten, bis dich ein anderer Meiſter wieder annimmt. Läufſt „du aus der Lehre, kommſt aber in etlichen Tagen wieder „und gelobſt Beſſerung, ſo wirſt du zwar angenommen, „mußt aber für jeden Tag eine Woche länger in der Lehre „ſtehen — Gegen die Geſellen ebenfalls Gehorſam: du „kannſt auch von ihnen lernen! Sollteſt du aber merken, „der Geſelle betröge den Meiſter, ſo darfſt du um deiner „Seligkeit willen nicht Partei mit machen! — Mit Jungen gehe wenig um: beſſer alleine als in böſer Gemeine „— Vorſchläge, wie die Freiſtunden auf eine nützliche und „angenehme Art anzuwenden — Endlich denn der ſehnlich „erwartete Tag des Freiſprechens ꝛc.“ —

Nach dieſem längern Fragmente, das zunächſt in eine niedere Bürgerſchule gehört, wage ich es ſchon nicht mehr, mich auf die höhere einzulaſſen, weil ich zu weitläuftig werden würde; alſo nur noch dies: Die höhere kann, außer ihren eigentlichen Schülern, auch die niedere Klaſſe der Kaufleute aufnehmen; der Groſſiſt aber, der Banquier, der künftige Handelskonſul, ſelbſt der Mäkler, gehören in die Handelsſchule oder Akademie. Auf dieſe Weiſe wäre für die producirende, fabricirende und handelnde Klaſſe geſorgt; jetzt kommt die Reihe an die Sterilen. Der ſchöne, beſonders der bildende Künſtler, durchläuft zuerſt die Elementar-, dann die niedre und höhere Bürgerſchule, und begiebt ſich zuletzt in ſeine beſondere Akademie. Von gelehrten Schulen kann ich nicht eher zu reden anfangen, als bis ich vorher bemerklich gemacht, wie das Wort gelehrt ſeit der Reſtauration der Wiſſenſchaften ſo ganz aus ſeinen Angeln gewichen. Damals bezeichnete es diejenigen verdienſtvollen Männer, welche die in den Zeiten der Barbarei verlorengegangenen Wiſſenſchaften aus den Schachten der Griechen und Römer zu Tage förderten. Dieſe waren in jenen Zeiten die alleinigen Gelehrten! Eben dieſe aber führten in Sprachen und Wiſſenſchaften eine totale Revolution herbei. Die hohe Bildung der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache ging allmählich in die reſpective Mutterſprache über; die Meiſterſtücke der Alten wurden nicht bloß überſetzt, ſondern man wetteiferte auch mit ihnen in eignen Werken jeder Art. Schwer und langſam war der Kampf in den redenden Künſten. Erſt ſpät gelang es, und zum Theil noch gar nicht, die Alten in der Poeſie, Beredtſamkeit und Geſchichte einzuholen; in den ſtrengern Wiſſenſchaften aber wurden ſie früher, nicht bloß erreicht, ſondern weit übertroffen. Gegenwärtig exiſtirt nun ſchon längſt ein, von Griechenland und Rom ganz unabhängiger, gelehrter und wiſſenſchaftlicher Stand; es exiſtirt, von der Epopee an bis zum Epigramm, eine Deutſche Poeſie, — eine, wenn gleich nicht Deutſche, doch Engliſche und Franzöſiſche Beredtſamkeit. Und doch heißt immer nur noch der ein Gelehrter, der ſeine Wiſſenſchaft aus Griechenland und Rom holt, ja der auch nur mit dieſen alten Sprachen ein bloßes Geklimper treibt! Eine Dacier, welche die Wolken des Ariſtophanes zweihundert Mal lieſt, wird als eine Gelehrte angeſtaunt; wer hingegen mit innigem Gefühle an Göthe'ns und Schillers Dramen hängt — weſſen Geſchmack viel zu fein wäre, um jenes niedrige und boshafte Pasquill auf Sokrates nur zwei Mal, geſchweige denn zwei hundert Mal, auszuhalten, der iſt ein Ungelehrter, ein Laie! Eine Akademie, wie die zu Inverneß, wo Rechenkunſt und Buchhalten, Geometrie und Trigonometrie, mathematiſche Geographie, Schiffahrt und Aſtronomie, Civil-, Schiffs- und Kriegesbaukunſt, Artillerie, Perſpektive und Zeichnen, Natur- und Civilgeſchichte, Phyſik und Chemie gelehrt wird, würde immer noch keine gelehrte Schule heißen, wenn ſie nicht auch Lateiniſch und Griechiſch traktirte. Wo aber dieſes nur an der Tagesordnung iſt, mag doch übrigens der wiſſenſchaftliche Unterricht noch ſo dürftig, noch ſo mangelhaft ſeyn; da iſt, dem Sprachgebrauche zu Folge, die wahre gelehrte Schule! — Doch der Sprachgebrauch iſt ein Tyrann: man kann ihn haſſen, aber folgen muß man ihm. Ich führe alſo bloß an, was jedermann weiß, daß beſonders für folgende vier Klaſſen der Bürger, für die Theologen, Pädagogen, Juriſten und Aerzte, die ſogenannten gelehrten Schulen offen ſtehen, und zwar erſtlich die niedern, oder Gymnaſien, dann die höhern oder Univerſitäten, zu welchen noch eine Zwitterart kommt, unter dem Nahmen academiae illustres, akademiſche Gymnaſien, die beides, Gymnaſium und Univerſität, mit einander vereinigen ſollen. Ich enthalte mich aller, hier ſo leicht zuſtrömenden, Bemerkungen, außer zweien. Einmal, in den bisher aufgeführten generellern Schulen iſt nun noch nicht für den, dem Preußiſchen Staate gleichwohl ſo höchſtwichtigen, Militärſtand geſorgt. Ich glaube indeß, daß der gemeine Soldat an der Elementarſchule vollkommen genug hat; höchſtens darf ſie für ihn mit einer kleinen militäriſchen Zugabe tingirt werden. Der Officier hingegen, wenn er ſeine Elementarſchule vollendet hat, thut wohl am beſten, ſofort zu ſeiner Specialſchule zu ſchreiten. Was ſoll er auf einem Gymnaſium? Gelehrte Sprachen, die hier die meiſte Zeit wegnehmen, haben für ihn gar keinen Zweck. Mathematik? davon wird er zu wenig, und auch das wenige gar nicht im militäriſchen Geſichtspunkte lernen.

Geſchichte und Geographie? Wiederum Theils zu viel, Theils zu wenig, und abermals kein militäriſcher Geſichtspunkt. — Zweitens fehlt es nun noch an einer Anſtalt für die höhern Producenten, ſo wie für den noch höhern Staatswirth, Financier und Polizeibeamten. Zwar der höhere Oekonom kann ſich, in Ermangelung einer Borowskiſchen Akademie, immer noch helfen: er geht zu einem geſchickten Praktiker in Penſion. Aber wo ſollen die Letztern hin? in die niederen und höheren Bürgerſchulen? Beide wären, wenigſtens präparatoriſch, ganz eigentlich für ſie; aber das Vorurtheil wird ſie in die gelehrten Schulen treiben, ſie werden auf Univerſitäten ſogenannte Cameralia hören, die ihnen, wenn ſie von daher zurückkommen, geradehin für nichts angerechnet werden. Gingen ſie auch auf die Special-Cameralſchule zu Heidelberg, was hülfe es ihnen, da ſie durchaus nicht national iſt? Auf dem bloßen Wege der Empirie nun, ja ſelbſt ohne einmal dieſen betreten zu haben, ſoll — der Landrath das allgemeine Wohl ſeines Kreiſes, der Kreis- und Steuerrath die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Städte, der dirigirende Bürgermeiſter das Wohl der Stadt, der Polizei-Bürgermeiſter die Ordnung und Reinlichkeit derſelben, die Verhütung der Verbrechen und die Ertappung der Verbrecher ꝛc. beſorgen, und ſich in tauſend Fällen, die ſchnelle Entſcheidung fordern, ſelbſt zu helfen wiſſen! Ich ſage es frei heraus: man klagt oft, und mit Recht, über ſchlechte Bürger; aber man kann auch nicht ſelten mit

Grunde über ſchlechte Staatsbeamten klagen *). Und eine Haupturſach iſt die, ſie haben keine Schule. Ich kann mich daher eines Vorſchlages nicht entbrechen: Wie, wenn auf die beſte, höhere Bürgerſchule in Berlin, noch eine Etage unter dem Nahmen Bürger-Akademie geſetzt würde, an Range jeder Univerſität gleich, und unmittelbar unter Aufſicht des Schulen-Miniſters? Eine Akademie, die, mit lauter praktiſchen Männern beſetzt, alles das lehrte, was zur Bildung der Verwalter des Inneren erfordert wird; eine Anſtalt, nicht für unreife Jünglinge, ſondern für junge Männer, die bereits Kenntniſſe, auch ſchon einige Praxis haben, aber nun erſt in die großen Myſterien eingeweihet würden, ehe ſie ein größeres Amt bekleideten! Die ſpeciellen Katheder dieſer Anſtalt wären etwa folgende: 1) Preußiſche Jurisprudenz für Nicht-Juriſten; eine ſchwerere Lection für den Lehrer, als das ganze Corpus juris. 2) Militär-Kameraliſtik, umfaſſend alles, was der Civil-Beamte, in Beziehung auf das Militär, im Frieden, und beſonders im Kriege, zu thun hat. 3) Sicherheitspolizei, öffentliche und gehei

---

*) Wer etwa Luſt hätte, mir dieſe Aeußerung zum Verbrechen zu machen, den wird hoffentlich folgende Cabinetsordre Friedrichs des II. vom 9. Januar 1780 zum Schweigen bringen. Ihr Anfang lautet: „Ich habe mit Mißfallen „bemerkt, daß einige Kammern gar nicht Achtung geben auf „ihre Landräthe in den Provinzen, daß ſie exact, fleißig, und „in gehöriger Ordnung ſind, ſondern ſind abſcheulich faul „und negligent, und bekümmern ſich um nichts. Dahero „es denn gekommen, daß bei dem letzten Kriege ſo ſehr „ſchlechte Pferde ꝛc."

me. 4) Lebens- und Geſundheitspolizei. 5) Productions- 6) Fabrikations- 7) Handelspolizei. 8) Armenweſen. 9) Finanzweſen in allen ſeinen Zweigen. Dieſe Vorleſungen, gegründet auf feſte Theorie, ſo weit ſie irgend möglich iſt, erläutert durch eigene und fremde Erfahrung, und unmittelbar angewandt zu praktiſchen Arbeiten der als Männer behandelten Zöglinge: ſollten ſie wohl ohne recht groſſen und ſichtbaren Nutzen ſeyn? Paris iſt ſtolz auf ſeine polytechniſche Schule, und gewiß iſt ſie ein in ſeiner Art einziges Inſtitut. Eine ſolche Bürgerakademie aber hat noch kein Staat, und es würde eine neue Perle in die Krone des unſrigen ſeyn, ſie zuerſt anzulegen!

So hätte ich denn, mein würdiger Herr Rath, an den ich mich nun wieder unmittelbar wende, auf meinem eigenen, etwas mühſam und langen, aber für Kenner hoffentlich nicht langweiligen Wege, in der Hauptſache die nehmliche Klaſſifikation gefunden, und zum Theil demonſtrirt, die Sie von S. 356 an als ſchon beſchloſſen anführen. Freilich wird es nun noch, mit Virgil zu reden, einen improbum laborem koſten, dieſe Klaſſifikation allgemein einzuführen; und wahrſcheinlich iſt dazu (wie in den neuacquirirten Provinzen) eine eigene Organiſations-Kommiſſion nöthig: aber Virgil giebt ja auch den Troſt, daß der labor improbus omnia vincit. Wird alſo erſt dieſe Arbeit vollbracht ſeyn, werden erſt alle Schulen harmoniſche Lehrbücher, und die Lehrer in der Behandlung derſelben einige Routine haben: ſo werden auch aus dieſer Einrichtung ſo manche Nebenvortheile entſpringen, die jetzt kaum zu berechnen ſind. Eine der für mich lachendſten Ausſichten iſt die S. 369, daß nunmehr die Schulen ſich unter einander ſelbſt mit Landkarten, Zeichnungen, Vorſchriften, Herbarien ꝛc. aushelfen können. Wie fürchterlich hat bisher dieſer Mangel die Schulen gedrückt! Wie oft kannte man einen beſſern Weg des Unterrichts, konnte ihn aber nicht gehen, weil es an den nöthigen Vehikeln fehlte! — Eben ſo wenig zweifle ich auch nur einen Augenblick, daß dann die Wohlthätigkeit des Publikums gegen die Schulen ſich in ihrem ſchönſten Glanze zeigen wird. Auf der andern Seite fürchte ich gar nicht, daß dieſer Plan eine, den Geiſt beſchränkende Einförmigkeit nach ſich ziehen dürfte. Wir Preußen ſind, durch unſre eigene Regierung, zu Chineſiſchen Marionetten verdorben. Jeder Lehrer wird das ihm vorgeſchriebene Lehrbuch nach ſeiner Lokalität und nach ſeiner eigenen Methode behandeln; und ich möchte hierin gern eine recht große Einförmigkeit wünſchen, weil die beſte Methode doch immer nur Eine iſt.

Es bleibt mir demnach nichts übrig, als in Ihrem zweiten Theile den detaillirten allgemeinen Schulplan mit Verlangen zu erwarten. Oeffentlich ſchreiben aber werde ich darüber nichts. Schon jetzt iſt es zweifelhaft, ob meine Briefe nach dem Geſchmacke des Publikums ſind: wie ſollten es einzelne Bemerkungen über einen detaillirten Schulplan möglicher Weiſe ſeyn können! Mein Zweck iſt erreicht, wenn ich im Publikum nur eine allgemeinere Aufmerkſamkeit auf Ihre Schrift bewirken helfe.

Einer Aeußerung aus Berlin zu Folge, ſcheint man wirklich das Officielle derſelben nicht zu ahnden, wie man es denn auch nicht eher wiſſen kann, als bis man den Vorbericht geleſen hat. Wenn ferner mein kleines, mit Buchſtaben beſäetes Feld, außer dem Unkraute, welches Ihr ſcharfes Auge ſogleich entdecken wird, auch irgend einen Metre genießbaren Korns getragen hätte, ſo wäre es mir wiederum eine Freude. Die größte aber wäre bei weitem die, wenn ich durch meine Vorſtellungen die gänzliche Verdrängung des Schulſtandes von dem Bürger-Katheder zu hindern vermöchte. Wahrlich, nie wird aus dieſen Schulen werden, was durch den neuen Plan daraus werden könnte und müßte, wenn ſeine Lehrer nicht dem größten Theile nach anſäßige Leute, ſondern nur durchreiſende Paſſagiers auf dem Wege zur Pfarre ſind. Auch bin ich ſehr gewiß, daß, anſtatt mich durch meine Vorſchläge bei dem geiſtlichen Stande zu diskrekommandiren, ich ihm vielmehr aus der Seele geſchrieben habe, und daß er froh ſeyn würde, den ſauern Schulweg nicht gehen zu müſſen.

Noch habe ich über Ihren Zuſatz einige Gedanken in Petto; dann nehme ich von Ihnen Abſchied, hochachtungsvoll beharrend ꝛc.

II.

Theon.

Ein Schauſpiel
von
Ronim.

Perſonen:

Theon.
Alcas.
Philopis, ſeine Frau, Theons Schweſter.
Eraſtis, Alcas Schweſter.
Sophon.

Erſter Akt.

(Garten. In der Nähe einige Blumenbeete.)

Erſter Auftritt.

Theon (allein.)

Verlaſſen hab' ich euch, fröhliche Thäler,
Wo ſonſt mein Auge weilte,
Euch Berge mit ſtolz gethürmtem Scheitel,
Wohin ich mit Andacht eilte.
Dem Himmel ſo nahe — wo Wolken und Sterne
Mich freundlich grüßten als Brüder —
Vergaß ich der Erde vergängliche Leiden,
Und fand in der Heimath mich wieder.
Der trüben Erde verworrenes Bild —
Es ſtrahlte mir ſchöner und milder:

Was fern iſt, wird Himmel und Paradies:
Sie ſind nur liebende Bilder.
Die Erde reichte den Arm nach mir,
Mit zartem Liebesverlangen:
Sie hält den Fliehenden für und für,
Und will ihn ewig umfangen.
Ich ſchämte mich meiner kindiſchen Flucht,
Mit Thränen der innigſten Reue,
Und flog gerühret, aus Himmeln ſelbſt,
Drauf ihr an den Buſen aufs Neue,
Erkannte ihr Herz, das ſelber den Haß
Verfolgt mit himmliſcher Treue;
Denn Himmel ſind treulos und fliehen ſtets:
Nur ſie iſt die ewig treue.
Drum will ich auch immer hangen an dir,
Und mich nach jenen nur ſehnen;
Denn hätt' ich den Himmel errungen auch —
Ich ſucht' ihn dennoch mit Thränen.
Ach, bin ich ſeiner Kinder eins,
So wandelt ſich Himmel in Erde!
Du, Erde, verklärſt dich zum Himmel mir drauf —
Dein Eigenthum ewig ich werde!
Doch ſchwindeſt auch du dem ſehnenden Blick:
Dann hält vom Verderben kein Gott mich zurück!
(Bleibt nachdenkend ſtehen.)

Zweiter Auftritt.

Alcas. Theon.

Alcas.

Was ſtehſt und ſinnſt du da ſo traurig?

Theon (nach einer Pauſe.)

Nichts. —
Ich darf es dir nicht ſagen; denn du weißt's.

Alcas.

O ſag', lacht dir nicht auch das friſche Grün,

Der Blumenteppich nicht der ſchönen Erde,
Das junge Leben auf den bunten Auen
Der Freude ſüßen Wohllaut in die Seele?
Mußt du denn immer über Sternen leben?
Iſts etwa ſchöner da, als hier in Gottes
Beſchränktem Tempel? daß du ſo dich nach
Den Sternen ſehneſt, und, auf hohen Bergen
Und über Wolken wandelnd, uns, die wir
So treu dich lieben, gar vergißt?
Iſt nicht —

Theon.

Wer iſt's, von dem du redeſt? Sprich!

Alcas.

Was fragſt du noch? Du ſelbſt biſt dieſer Mann.
Der Unbegreifliche, der ſich der Erde,
Auf der er doch geboren iſt, will ſchämen,
Und träumend über Gottes Wunder ſchreitet.

Theon.

Was? Ich? Nein, Alcas, du verkennſt mich! — (beſinnt ſich)
Ach! leider haſt du Recht und — Doch ich muß
Allein ſeyn eine Stunde. Lebe wohl. (ab.)

Dritter Auftritt.

Alcas (allein.)

Ein ſonderbarer Menſch iſt Theon, das
Iſt ſonnenklar, und doch — ein *großer* Menſch.
Was iſt es, das den Buſen ihm ſo mächtig,
Ja zu Prometheus Götterkühnheit hebt?
Aus *Gottesliebe* ſpottet und verlacht
Er Alles, was wir Gott und Tugend nennen,
Die Wiſſenſchaft, der Künſte Roſenland,
Und alle unſere ſtillen Erdenfreuden.
O, könnte doch der Freunde zarte Sorgfalt
Für's Erdenleben wieder ihn gewinnen,
Und der Geliebten heil'ger Seelenſpiegel
Sein eignes Bild ihm endlich wieder zeigen!

Vierter Auftritt.

Eraſtis. Alcas.

Alcas.

Willkommen, Schweſter, hier im jungen Garten.
Die Roſe beut des Lebens Morgenröthe,
Der ew'gen Jugend Götterbild, dir dar.
Verſchweben will ſie gern in ſüßem Dufte
In eines andern Weſens tiefſtes Herz,
Ihr eignes Daſeyn willig fremdem opfernd.

Eraſtis.

O, laß der ſtolzen *Roſe* mich vergeſſen,
Die unter Schmerzen nur die Freude beut,
Des Blutes heil'gen Zoll vom Freunde fordernd.
Des Mannes kalte Liebe mahlt ſie mir,
Die Nichts will *geben*, alles *nehmen* nur.
Die *Lilie* ſoll mir am Buſen thronen,
Der ſüßen Unſchuld holde Pflegerin.

Alcas.

Wie ziert dich, Schweſter, dieſe zarte Liebe
Zu der beſcheidnen Lilie! Doch mir,
Dem Manne, ziemts, die Roſe zu erheben.
Da nimm die Lilie: du ſchmücke mich
Mit Roſen; denn der *Mann will liebend leben*;
Doch lebend lieben iſt der Frauen Ziel.
(Er giebt ihr eine Lilie; ſie ſteckt ihm eine Roſe an die Bruſt.)
So ſollen Beide wir vereint durchs Leben ziehen,
Die Lilie dir, die Roſe mir am Buſen blühen. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Eraſtis (allein.)

Wie mich des theuern Bruders fromme Liebe
Auf Wolken zu der keuſchen Luna hebt,
Die ſilbern ihre Sternenheerde weidet!
Und doch läßt ſeine Liebe mich ſo einſam,

Sie läßt mein volles Daſeyn mir. Verſchweben
Will dieſes Herz in einem andern Herzen,
Das Leben mir in einem andern Leben.
O, könnt' ich doch den Tod der Liebe ſterben,
Um eines Mannes Leben ſchöner anzufachen,
Durch meinen Liebestod beglückter ihn zu machen!

Zweiter Akt.

(Die Scene iſt die vorige.)

Erſter Auftritt.

Theon (allein.)

Wie freut ſich die Erde, wie träumt ſich der Himmel
Mit ſeinen Sternen ſo ſelig!
Wie hüpfen im bunten, vertrauten Gewimmel
Der Erde Geſchlechter ſo fröhlich!

Vertrauend auf ihrer Hände Kraft
Gehn blind ſie durchs ſpärliche Leben:
Das rennet und ringet und waget und rafft,
Die ganze Welt zu erſtreben.

Sie glauben an Gott, und kennen ihn nicht,
Sie glauben an's eigene Leben!
Sie reden von Wahrheit, von Tugend und Pflicht,
Und ſind doch der Welt ſo ergeben!

Ihr armen Blinden, ſo gehet Ihr hin
Durchs leere vertrocknete Leben!
Doch ſeyd Ihr viel froher im irdiſchen Sinn,
Als ich, dem Himmel ergeben.

Ich ſuche den Himmel, und find' ihn nicht,
Ich ſuche der Wahrheit Gründe,
Der ewigen Tugend ſchöne Pflicht:
Doch nirgends ich Ruhe finde.

Wo ſeh' ich der heiligen Freundſchaft Glück,
Der Liebe ſelige Freuden?
Oft wünſch' ich die Träume der Jugend zurück,
Oft ſuch' ich von ihnen zu ſcheiden.

Iſt's wirklich, was mich ſo herrlich umſchwebt?
Sind's leere, gaukelnde Träume?
Seyd Ihr, wohin der Buſen ſich hebt,
Ihr ewigen, endloſen Räume?

Erbarmet ſich meiner kein gütiger Gott?
Und ſoll ich nimmer geſunden?
Wird mir in meiner unendlichen Noth
Kein Retter, kein Helfer erfunden?

Zweiter Auftritt.

Alcas. Theon.

Theon.

O, könnt' ich doch gleich dir durchs Leben gehen,
Mein Bruder, ruhig und im blinden Glauben! —
Doch nein! Was wünſcht ich da? Dem kurzen Glücke
Der Erde ſollt' ich Himmelsfreuden opfern?
Nie, glaub' es, hab' ich ſtolzer mich gefühlt,
Als jetzt in meiner Zweifel Schreckensqualen,
Die bald mich wohl noch zur Verzweiflung führen.
Zu theuer wahrlich iſt mir Euer Glück,
Ihr Armen, wenn Ihr es um Irrthum kaufet.
Nein, eher ſoll die enge Bruſt mir ſpringen,
Eh' ich verzage, aufwärts mich zu ſchwingen!

Alcas.

Mein Theon, du verkenneſt dich, die Welt,
Und uns, die Freunde. Du verachteſt, was
Dir angehört, und was du lieben ſollteſt.
O, ſieh' dich doch die Gegenwart umringen!
Du lebſt ja, biſt geliebt, biſt gut und bieder:

Kann dich der eignen Tugend ſeliges
Bewußtſeyn und der Wahrheit ſüße Ahndung,
Kann dich die Schönheit der unendlichen
Natur, der Lieb' und Freundſchaft heil'ge Bande
Nicht feſt an dieſes Erdenleben knüpfen,
Von deinem wahren Daſeyn überzeugen?

Theon.

O, welche Thorheit, ſolche Schlüſſe träumen!
Das iſt's ja eben, was mich nagend quälet,
Daß ſich die Wahrheit meinem Blick verhüllet,
Daß ich nicht weiß, was Tugend ſey und Laſter,
Daß die Natur phantaſtiſch mich umgaukelt,
Und daß ich in des Weltalls Melodieen
Den ew'gen Grundton nimmer finden kann.
Wie könnt' ich aber mich dann heilig wähnen,
Der Wahrheit helles Lichtreich zu bewohnen,
Und einzig auf der öden Welt mich meinen?

Alcas.

Wie ſchmerzen, Bruder, deine herben Leiden
Mein fühlend Herz, das dir entgegen ſchlägt!
O, ſäheſt du die Liebesflammen lodern
Auf den Altären unſrer heißen Herzen,
Die keinem Gotte weiter Opfer zünden,
Dem Golde nicht, noch ſchnöder Ehre, nur
Der Liebe frohe Feſte ewig feiern! —
Ach, wie ſie alle an dem deinen hangen,
Das meine, das mit Inbrunſt dich umſchlinget,
So wie die heitre Seele deiner Schweſter,
Des theuern Weib's, die mir das Leben deutet
Mit allen ſeinen dornbeſetzten Gängen.
Eraſtis auch — mein Blut und meine Seele —
Mit zarten Fäden, glaub' es, iſt ihr Leben
In deines Weſens Eigenheit verwebet.
Auch ſie ſucht etwas Höh'res zu erſtreben,
Als was der arme Weltenraum begränzt.

Doch kann ſie das Erſehnte nimmer finden:
Das klagten oft mir ihre heißen Thränen.

Theon.

O, frevle nicht an deiner eignen Schweſter,
In deren reinem, gotterfülltem Buſen,
Die Vorwelt und die Nachwelt ſich begrüßen,
Der Weltenton harmoniſch wiederklingt!
O, ſtelle nicht die kühnen Diſſonanzen,
Die unauflösbar mir im Buſen tönen
Dem hold beſcheidnen Einklang gegenüber.

Alcas.

Im gleichen Ziel berühren ſich die Geiſter,
Und ſchmelzen in ein göttlich Eins zuſammen.

Theon.

Sie ſollte nicht den Frev'ler haſſen, der
Das friſche Leben unter ſeinen rohen
Und ungeweihten Händen ſterben läßt?
Der allem Lebenden das Daſeyn raubt,
Indem er es in dunkle Zweifel hüllet?
Der Gott und Tugend ſelber von ſich ſtößt,
Und ſo den letzten Troſt, der freundlich nahet,
Der matt gequälten Seele auch entreißt?

Alcas.

Sie haßt dich nicht; ſie ehrt dein göttlich Streben,
Beweint nur deiner Zweifel bittre Qualen,
Die dir das bange Herz ſo wild zerreißen.
„Der Arme!" ruft ſie manchmal; „ach! er leidet
Das Gleiche auch mit mir. Von ſüßer Ahndung
Schwillt Beiden uns das glühend heiße Herz;
Doch Beiden iſt uns noch des Strebens Ende,
Der Sehnſucht ew'ge Palme, nicht errungen."
Sie wünſcht nur, daß du bald zum Ziel gelangeſt,
Um mit dir dann die Früchte zu genießen.

Theon.

So glaubſt du wirklich, daß ſie mich nicht haſſe?

Alcas.

Vertraue meinem Wort, das nie dich täuſchte:
Sie liebt — ſie weiß es nicht — doch liebt ſie dich.

Theon (heftig.)

Was ſagſt du da? Sie liebet mich? — Unmöglich!
O, wäre deiner Lippe nie dies Wort,
Das frevelnde, entflohen! Nein, ſie kann
Mich nimmer, nimmer lieben! — Sage Nichts. — (Pauſe.)
Sie liebet mich? Ja, dann würd' ich an Gott,
An Wahrheit und an Tugend wieder glauben;
Dann würd' ich der verſchönerten Natur
An ihre Freundesbruſt aufs Neue ſinken,
Ein neues, ſüßes Leben ſelig trinken! (Pauſe.)
Sie liebet mich! O, welche Götterwonne! —
Doch nein! Hinweg, hinweg ihr ſüßen Träume!
Sonſt könntet ihr das trunkne Herz bethören;
Doch jetzo bin ich Mann, es euch zu wehren!

Alcas.

Erſt müſſen wilde Stürme brauſend toben:
Dann fliegt der Geiſt auf Aetherglanz nach oben!
(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theon.

(Allein, in ſchwermüthiger Begeiſterung.)

Wer darf es ſagen:
„Ich habe geliebt?"
Wer kann es tragen:
„Ich bin geliebt?"

Wer darf es fragen:
„Du liebeſt mich?"
Wer kann es wagen:
„Ich liebe dich?"
(Er eilt fort.)

(Der Beſchluß im nächſten Stücke.)

III.

Die Alpenreiſe. Eine Allegorie. Zweiter Tag *).

Schon ſaßen alle auf ihren Maulthieren, und ritten über die Arve-Brücke zum Dorfe hinaus, als Friedrich unmuthig die Treppe im Gaſthof herabſprang, ſich auf ſein Maulthier warf, und den übrigen nacheilte. Aus einem unruhigen Schlafe war er mit böſen Ahndungen erwacht: es war ihm als würden ihn die Berge mit unbekannten Schauern beſtürmen, und eher ein unwiderſtehliches Schickſal, als ein innerer Trieb, zog ihn der Geſellſchaft nach. Der Zug, an den er ſich anſchloß, und an deſſen Spitze Sophie ritt, ging über grüne Wieſen, wo an den Grashalmen noch mancher glänzende Thautropfen hing; nebenher liefen die Wegweiſer, für jeden Reiſenden einer, unter welchen Friedrichs Führer hervorragte, der wegen ſeiner Größe nicht anders als der Rieſe genannt wurde. Bald aber begannen die Maulthiere bergan zu ſteigen, und am Rande gefährlicher Abgründe über Baumwurzeln und Steine langſam und mit bedächtiger Wahl ihre Füße zu ſetzen. Vor den Augen der Reiſenden war

---

*) Vorabend und erſter Tag. Eunomia. März. S. 212 — 230.

nichts als ſchwarze Waldung, die durch Bergſtröme und Schneelawinen hier und da zerriſſen war; umgeworfene Baumſtämme hingen über Abgründe hervor, und Ziegen kletterten darauf hin und her. Bog man ſich aber rückwärts, wo ſich die Waldung dem Blicke öffnete, ſo lag ſchon tief unten das Thal, unſchuldig und in lieblicher Miniatur, mit ſeinen von dem Strom durchſchnittenen Wieſen und zerſtreuten kleinen Dörfern. An einem Orte, wo wegen der Stelle des Abhanges der Weg nicht in gerader Richtung fortlaufen konnte, ſondern ſich in beſtändigen Schlangenlinien rechts und links hinwandte, ſchien der lange Zug, wie Reiter und Fußgänger, einer hinter dem andern, den Krümmungen des Steiges folgten, einer Figur aus einer großen Quadrille ähnlich, und Friedrich, der zuletzt ritt, kam plötzlich Sophien, welche die erſte in der Reihe war, ſo nahe, daß ſich ihre Hände hätten berühren können; da wandte ſie ſich gegen ihn, und grüßte ihn mit einem unendlich freundlichen Lächeln, das wie ein Sonnenblick in die Schatten ſeiner Seele ſchien, und ihn mit Hoffnung und Freude belebte. Auf der Hälfte des Weges ſtiegen die Reiter von ihren Maulthieren, die, wie geſchickt ſie auch im Klettern ſind, doch nicht zum Gipfel des Montanvert zu gehen vermögen, und ſetzten nun ihren Weg zu Fuß fort, nachdem ſie ſich mit langen, in eine eiſerne Spitze zulaufenden Stäben verſehen hatten, um auf den Bergen, und beſonders auf dem Eiſe, ihren Gang zu ſichern und zu erleichtern. Durch die Beredtſamkeit des Alten wohl vorbereitet auf das wunderbare Schauſpiel das ihrer warte, kamen ſie auf dem Gipfel des Montanvert an, von wo ſich die Ausſicht auf das Eisthal eröffnete, eine ungeheure Bucht, von himmelhohen, ſchwarzen Felſen eingeſchloſſen, zwiſchen welchen das Eis, von blauen Spalten zuweilen zerriſſen, ſich theils wie Ruinen einer zerfallenen Stadt, theils wie ein ſtürmendes Meer darſtellt, das im heftigſten Wellenſchlagen plötzlich vom Froſte wäre feſtgehalten worden, und jeder von ihnen, durch den Anblick wie verſteinert, blieb in unbeweglicher Betrachtung ſtehen. Denn bis auf dem Gipfel des Berges hatten Bäume, Kräuter und Blumen ſie begleitet, angenehme Gefährten und verwandte Naturen, unter welchen es den Menſchen immer wohl iſt, weil ſie wie er zur Freude geſchaffen, wie er dem Wechſel und der Vergänglichkeit unterworfen ſind. Nun aber, plötzlich, und ſchneller als ſich nach der Pfeife des Maſchiniſten Theaterdekorationen bewegen, waren Felſen und davon eingeſchloſſenes Eis vor ihnen aufgetreten, wo alles feſt und ewig, nichts ſich zu bewegen und zu verändern ſchien. So mag ein Geiſt, aus jener Welt hervorgerufen, wo, wie es heißt, kein Wechſel mehr herrſcht, und keine Veränderung erlitten wird, dem Beſchwörer erſcheinen, der mit beweglichen Gefühlen in der Bruſt vor den magiſchen Kreiſen ſteht.

Als ihr Erſtaunen nachließ, und ſie ſich gegen einander wandten, um ſich ihre Bemerkungen und Empfindungen mitzutheilen, ſtand unter ihnen ein Mann, den ſie nicht hatten kommen ſehen, der nicht mit ihnen herauf geſtiegen war, und den keiner kannte. Seine hagre große Geſtalt, ſeine trotzige Stellung, ſeine abgenutzte Officieruniform, der lange Degen den er unter dem Arme trug, ſein dunkelblaues Auge, das unter ſeinen ſchwarzen herunterhangenden Haaren wild umherrollte, fiel allen ſeltſam auf, und der Alte, der in jedem Unbekannten eine Perſon von hoher Geburt witterte, nahte ſich ihm mit gefälligem Lächeln, und ſagte:

So ſind denn auch Ew. Gnaden zu dieſem wunderbaren Schauſpiele der Natur gewallfahrtet, worin ſich die Größe und Allmacht Gottes augenſcheinlich, ja ich möchte ſagen: handgreiflich, geoffenbaret hat. Auch ich, wie mich Ew. Gnaden hier gehen und ſtehen ſehn, kann nicht unterlaſſen, häufig in dieſe Gegend zu reiſen, die mir dadurch bekannt und gleichſam befreundet geworden iſt, und ich bin ſtets bereitwillig geweſen, mit meinen geſammelten Bemerkungen und Notizen intereſſanten Fremden, wie Ew. Gnaden, aufzuwarten. So habe ich mir die unſchätzbare Bekanntſchaft aller, auf dieſem Blatte ſtehenden, hohen Perſonen verſchafft, zu denen ich Ew. Gnaden, wenn es keine Indiskretion wäre Sie um Dero hohen Namen zu befragen, mit großer Freude hinzufügen würde.

Ohne ihn anzuſehen, und den unverwandten Blick auf die Felſen gerichtet, gab ihm der Unbekannte zur Antwort: Jedem andern Wunſche, mein Herr, den Sie an mich hätten ergehen laſſen, würde ich nachzukommen bemüht geweſen ſeyn; aber Ihnen zu entdecken, wie ich heiße, iſt mir bei dem beſten Willen unmöglich. Denn es hat mit meinem Namen die ſonderbare Bewandtniß, daß ich ihn ſelbſt nicht kenne, und auch überhaupt nur ein einziges Mal in meinem Leben gehört habe, und zwar, wie ich Ihnen wohl geſtehen mag, von einer Dame, die ich äußerſt liebte; kaum hatte ich ihn vernommen, ſo fiel ich in eine entſetzliche Wuth, in welcher ich ihn vergaß, und die ſich unfehlbar erneuern würde, wenn er mir wiederum genannt werden ſollte. Da ich alſo weder ſelbſt ihn weiß, noch wünſchen kann, daß Sie ihn errathen, ſo müſſen Sie ſich, mein Herr, mit meinem herzlichen Dank für den mir bezeugten Antheil begnügen.

Nachdem er über dieſe Antwort eine Zeit lang nachgedacht hatte, glaubte der Alte ihren Sinn errathen zu haben; er näherte ſich Friedrich, und ſagte mit einer ſchlauen Miene, indem er auf den Unbekannten zeigte: wißt Ihr was? Ich glaube entdeckt zu haben, daß der Herr da irgend ein Ritter iſt, der inkognito reiſet.

Irgend ein Prinz oder ſonſt etwas, ſagte Friedrich; ich weiß nur, daß, wenn ich überhaupt furchtſam wäre, mir vor dem Menſchen grauen könnte.

Hinunter auf das Eis! rief der Unbekannte, der bisher unbeweglich geſtanden hatte, ſich nun aber plötzlich zu regen anfing, und lief vom Berge den Steig hinab, der zu dem einige Klafter tiefer liegenden Eisthale führt. Die Andern waren ihm langſamer gefolgt, und als ſie ankamen, konnten ſie nicht ohne Erſtaunen und Entſetzen dem ſeltſamen Schauſpiele zuſehen, das er ihnen zu zeigen begann. Wie ſchon erinnert, zieht ſich nämlich das

Eis nicht in einer horizontalen Fläche fort, ſondern bald gewölbte bald pyramidaliſch zugeſpitzte Erhöhungen ragen daraus hervor, zwiſchen denen himmelblaue, mehrere Schuh breite Schlünde liegen, an deren Rande man lange harrt, ehe der hineingeworfene Stein unten ertönt, und die auch der herzhafteſte Führer nie anders als auf einer hinübergeworfenen Leiter zu paſſiren wagt: gleich einem Menſchen nun, der heftige Bewegungen des Gemüths durch eben ſo heftige des Körpers ausdrückt, oder vielmehr gleich einem Nachtwandler, der am Rande eines Daches oder auf einem Brückengeländer mit Sicherheit hinläuft, raſ'te der Unbekannte auf dem Eiſe umher. Ohne auf die Bitten der Andern, auf die Ausrufungen, die der Schreck ihnen auspreßte, zu achten, ſchwang er ſich mit äußerſter Schnelligkeit die ſteilſten Eisnadeln hinan, ſtand feſt auf ihren ſchmalen Spitzen, ſtürzte ſich ohne auszugleiten ihren jähen Abhang hinunter, ſprang mit augenſcheinlicher Lebensgefahr über die breiteſten Schlünde, und kam erſchöpft und von Schweiß triefend zu den Andern zurück, wo ihn der Alte an die Pflichten erinnerte, die er der Menſchheit ſchuldig ſey, und ihn beſcheidentlich bat, ſein koſtbares Leben nicht mehr dergleichen Fährlichkeiten auszuſetzen.

Man war froh, daß die wilde Scene geendigt war, und eilte auf den Berg zurück, um die ermatteten Kräfte durch Speiſe und Trank zu beleben. Im Schatten eines ſteinernen Hauſes, welches dort erbauet iſt, um bei ſtürmiſchem Wetter der Reiſenden Zuflucht zu ſeyn, breiteten die Führer Tiſchtücher auf dem Graſe aus, und ſtellten darauf die Lebensmittel und Weinflaſchen, die ſie in ihren ledernen Säcken mitgebracht hatten. Während dieſer Zurüſtungen faßte der Unbekannte Friedrich bei der Hand, zog ihn beinahe mit Gewalt von der Geſellſchaft weg, und, indem er ihn feſt umklammert hielt, ſprach er zu ihm folgende ſeltſame Worte *):

Unter allen Dingen, mein Herr, mit denen man die Schlünde vergleichen könnte, über die Sie mich mit ſo großem Entſetzen haben hinweg ſpringen ſehen, ſcheint mir keines paſſender, als die Augen einer Dame, die ich kenne. Denn erſtlich prangen dieſe Abgründe vom Rande bis zur Tiefe mit dem herrlichſten Blau, das ihnen der reinſte Himmel mitgetheilt zu haben ſcheint; und das iſt auch die Farbe der Augen, die ich meine. Ferner hat noch keiner erkundet, wie tief in den Abgrund hinein das Eis ſich geſpalten hat, und eben ſo erinnere ich mich, daß, wie ich ſonſt jene Augen betrachtete, ihre Tiefe mir unergründlich und unerforſchlich ſchien. Endlich aber, mein Herr, und dies iſt die Hauptſache, ſtrauchelt oft der unvorſichtige Wandrer auf dem glatten Rande, und fällt tief in den

---

*) Dem denkenden Leſer wird das Wenige, was hier von der Geſchichte des Unbekannten beigebracht werden konnte, nicht genügen. Wir verſprechen, ihn zur nächſten Oſtermeſſe über die Schickſale dieſes unglücklichen Mannes vollſtändig aufzuklären. Das Werk, das wir zu ſchreiben Willens ſind, wird einen reichen Schatz von pſychologiſchen Bemerkungen enthalten, und mit Recht als ein Nachtrag zu des verdienten Spieß Biographieen der Wahnſinnigen angeſehen werden können.

Abgrund hinunter, kann aber dort nicht bleiben; denn ſo rein, ſo keuſch iſt das Eis, daß es nichts Fremdes in ſich behalten mag: langſam ſchließt es ſich von unten auf wieder zu, und wirft nach abgemeſſener Zeit den Körper ins Freie heraus. So wurde auch ich von jenen Augen angezogen, und lebte lange in ihnen wie verloren, bis ſie ſich mit kalter Strenge bewaffneten, und mit furchtbaren Blicken, von entſetzlichen Worten begleitet, mich von ſich weg in die weite Welt hinaus verſtießen. Da verließ ich mein geliebtes Vaterland und das Haus meiner Eltern, und kam hierher, wo die Felſen mir Brüder und Verwandte, ihre Höhlen mir zur Wohnung geworden ſind. Oft wenn ich hier bei Nacht ſitze, in einer Stille, die nur durch das Krachen des Eiſes unterbrochen wird, das ſich zu neuen Schlünden zerreißt, weit um mich her die Felſen ruhig im Mondenſchein daſtehn, und ſich von einem Baume, den ich angeſteckt habe um mich zu wärmen, eine Feuerſäule weit in die Luft erhebt: dann ſchreie ich mit lauter Stimme gegen die Felſen, und erzähle ihnen meine Geſchichte; ſie antworten mir nicht, denn ſie ſind ſtumm: aber ſichtbarlich neigen ſie ihre Häupter, ſie öffnen die Thüren ihrer geheimen Gemächer, die Geiſter, ihre Bewohner, gehen daraus hervor, umringen mich im Kreiſe, ſehen mich an, und ſenken mitleidig ihre ſeltſam geſtalteten Häupter; denn die Felſen, mein Herr, haben ein Herz, die Menſchen aber nicht!

Bei dieſen Worten hob er den Fuß, und ſtampfte mit Gewalt auf Friedrichs Fußſpitze nieder, ſo daß dieſer, durch den heftigen Schmerz unwillig, ſich losriß, und ſagte: Laſſen Sie mich! Sie ſind verrückt, und ich bin nahe daran es auch zu werden.

Verrückt? wiederholte der Unbekannte langſam, wie wenn er ſich auf etwas gänzlich Vergeſſenes beſinnen wollte. Verrückt! ſagte er dann mit kräftigerem Ausdruck, und ſein Gedächtniß ſchien längſt verlorene Spuren wiedergefunden zu haben. Verrückt! brüllte er nochmals mit ſchrecklichem Tone. Ja, das iſt mein Name! und ſchnell zog er den Degen, und drang mit unbeſchreiblicher Wuth auf Friedrich ein. Friedrich ſprang von der Seite, um dem Stoße auszuweichen, wandte ſich, und raffte im Fliehen einen von den mit Eiſen beſchlagenen Stäben auf, der im Graſe lag; damit ging er dem Unbekannten entgegen, und wußte ihm nach einem kurzen Gefecht einen ſo heftigen Schlag auf die Hand zu verſetzen, daß er den Degen fallen laſſen mußte. Dadurch wurde aber die Wuth des Raſenden eher erhöhet, als gemäßigt; er ſprang an Friedrich heran, hielt ihn umklammert, und ſuchte ihn zu einem jähen Abhang des Berges hin zu zerren, und von dort hinunter zu ſtürzen. In dieſem Augenblicke raffte Friedrich alle ſeine Kräfte zuſammen, benutzte eine ungeſchickte Stellung des Unbekannten, hob ihn auf, und warf ihn mit aller Gewalt gegen ein Felſenſtück nieder.

Zu ſpät, um ihm beizuſtehen, aber noch zeitig genug, um Zeugen ſeines Sieges zu ſeyn, kamen nun die Andern herzugelaufen, und der Rieſe wollte ſich ſogleich auf den Unbekannten werfen, der ſich hinkend entfernte und vollſtändige Rache an ihm ausüben. Sophie verbot es ihm aber und ſagte: es ſey nun nicht mehr nöthig. Der Alte und der Sohn betheuerten, die Begebenheit ſey ſo ſeltſam, daß ſie kaum dem Zeugniſſe ihrer eigenen Augen zu trauen ſich unterſtänden; die Baronin bemühte ſich um Friedrich, beklagte ihn, und ließ ſich oft wiederholen, daß er durchaus keinen Schaden genommen habe. Der Baron aber wandte ſich mit ſpöttiſchem Lächeln zu Sophien, und ſagte: ob das Ringen auch wohl allegoriſch zu verſtehen ſeyn ſollte? — So wie alles Bedeutende, erwiederte ſie; nur aus gemeinen Menſchen und gewöhnlichen Begebenheiten kann man nichts anders machen, als was ſie ſind. — Verzweifelte Allegorie, rief der Baron lachend, wobei man den Hals brechen könnte! Mich behüte der Himmel, jemals eine allegoriſche Perſon zu werden! — Davor ſind Sie ſicher, ſagte Sophie.

Man hatte bald vergeſſen, was vorgefallen war, und ſetzte ſich zum Eſſen nieder, wo der Wein ſeine Wirkung that, und im Kreiſe umher geſellige Fröhlichkeit verbreitete. Friedrich war durch ſein Abenteuer zu ſehr erſchüttert, um daran Theil nehmen zu können; auf die Anſtrengung des Ringens fühlte er eine ungemeine Müdigkeit folgen. Er ſtand auf und begab ſich jenſeits des ſteinernen Hauſes, um die wohlthätige Wirkung des Schlafs zu verſuchen. Doch es war nur ein betrieglicher Schlummer, der alle helle Gedanken verwirrte und der einmal angereitzten Phantaſie deſto größeren Spielraum gab. Furchtbare Geſichter, die ſich aus einer Schreckensgeſtalt in die andere verzerrten, des Unbekannten trotziges Bild traten vor ſeine vergebens geſchloſſenen Augen; ein Windſtoß kam von dem Eiſe, und berührte ihn mit unfreundlicher Kälte. Er öffnete die Augen; die Felſen und das Eis ſtanden nach wie vor unbeweglich, in ſich ſelbſt zufrieden, und ſchienen ihn gleichgültig anzublicken. Mit der unbehaglichſten Empfindung raffte er ſich auf, irrte wie ohne Gedanken auf dem Berge umher, und bemerkte Sophien, die ſich auch von der Geſellſchaft entfernt hatte, und die freundliche Erquickung eines ruhigen Schlummers genoß. Die der ganzen Welt Beherrſcherin zu ſeyn verdiente, die liegt hier wie verloren in einem einſamen Winkel der Alpen! Die Augen ſind geſchloſſen, die der ewigen Berge wunderbare Geſtalten einzig zu betrachten würdig ſind! So dachte er, und betrachtete ſtill, wie ſie ruhig aufathmete, und eine himmliſche Röthe ihr Geſicht zu verklären ſchien. Auf einmal machte ſie eine Bewegung mit dem Arm, wodurch ſie erwachte. Er reichte ihr ſeine Hand, hob ſie auf, und ſie ſagte: So hat ſich wohl noch kein Traum in die Wirklichkeit verloren, wie der, welcher mich jetzt eben nach Italien in eine, mit andächtigen Chriſten angefüllte, Kirche verſetzte, und mich die Schauer und die Wolluſt der Andacht, wie noch nie, empfinden ließ. Ich lag knieend an einem Seitenaltar; durch die Gewölbe der Kirche zitterte himmliſche Muſik, geſchmückte Prieſter verrichteten die heiligen Gebräuche, aus ganz neuen Raphaeliſchen Gemählden traten die Geſtalten der heiligen Frauen, der Jünger und des Heilandes mit wunderbarer Deutlichkeit hervor; aber mit Umriſſen, die wie im Nebel zu verſchwimmen ſchienen, bewegte ſich eine Geſtalt in weiten Kreiſen um mich herum: ſie kam näher, und ich glaubte die Züge zu erkennen, die ich an Ihnen ſeit einigen Tagen zu ſehen gewohnt bin. Sie trat auf mich zu, reichte mir die Hand; ich erwachte, und wurde von der Ihrigen, die ich noch halte, freundlich aufgehoben. Bei dieſen Worten, die ſie mit bewegtem, beinahe gerührtem Tone ausſprach, trübten ſich ihre ſonſt ſo hellen, nur Klugheit und Heiterkeit verkündenden, Augen: ſie ſchlug ſie ſeitwärts nieder, ließ Friedrichs Hand los, und Beide gingen ſchweigend zur Geſellſchaft zurück.

Schon von weitem hörten ſie ihr Geſpräch und ihr luſtiges Gelächter. Der Alte und der Baron kehrten dem Eiſe und den Felſen den Rücken zu, füllten fleißig ihre Gläſer, und theilten ſich ihre Meinungen über politiſche und literariſche Gegenſtände mit. Der Sohn war ganz ausgelaſſen; er ſprang um die Baronin herum, und ſagte ihr tauſend Artigkeiten, wofür ſie ihm einige empfindſame Lieder ſingen mußte. Sophie ſetzte ſich ſogleich zu den übrigen, und nahm an dem Geſpräche Theil. Friedrich, den die ſchale Luſtigkeit zu ſehr marterte, konnte nicht lange ausdauern; er rief dem Rieſen zu, der in einiger Entfernung unter den andern Führern ſaß, daß er ſich aufmachen ſollte, und trat mit ihm, ohne auf ſeine Gefährten zu warten, den Rückweg an.

Sie ſchlugen den Fußſteig ein, dort im Lande die ſilis genannt, der längs der Eislage hinläuft, welche, gleich dem niederhangenden Zweige eines großen Baumes, ſich von der Höhe des Eismeers in das Thal von Chamouni ſenkt. Sie waren ſchon eine Weile gegangen, als an einer Stelle, wo links der Wald am dickſten war, mit einem Male Steine an ſie heran geflogen kamen, doch ohne ſie zu treffen, und die Geſtalt des Unbekannten zwiſchen den Bäumen ſichtbar wurde. Hättet Ihr den nicht geworfen, ſagte der Rieſe, ſo wäre es um Euch geſchehen geweſen; er hätte dann Gewalt über Euch bekommen, und Ihr hättet hier immer auf den Bergen mit ihm bleiben müſſen.

Unten im Thal, wo ſich das Eis heruntergeſenkt hat, bildet es ſich zu einer Grotte mit mehreren Gemächern und Stockwerken, aus welcher es, in Waſſer aufgelöſ't, in vielen Strömen herunterrinnt und die Arve bildet, die in ihrem kurzen Laufe, ehe ſie ſich bei Genf mit dem blauen Strom der Rhone vermählt, Manches ſieht, was auf der Erde ohne Gleichen iſt. Friedrich ging mit dem Rieſen über die Arve, und trat in einen angenehmen Fichtenwald, wo er ſich freute die Blumen des Thales wiederzufinden, und im Schatten der Bäume ſchon einen Wagen halten ſah, der auf den Baron und die Damen wartete. Bald ſtand er vor dem Gaſthofe, und eilte auf ſein einſames Zimmer. Seine Guitarre lag auf dem Tiſche: er griff in ihre Seiten, die Töne ſchmelzten die Empfindung, die hart wie Felſen auf ſeiner Seele lag, und ließen ſie in ſanfte Wellen zerfließen. Zu den Tönen geſellten ſich Worte, und es entſtand folgender Geſang:

Immer zog michs aufwärts zu den Höhen,
Meinen ahndungsvollen Blick zu lenken;
Von den Bergen, dacht' ich, niedergehen
Alle Ströme um das Thal zu tränken.
Sollte in den Bergen
Auch das Glück ſich nicht verbergen,
Um ſich endlich noch in meine Bruſt zu ſenken?

Und nun ſtand ich, wo ich thöricht wähnte
Meine heißen Wünſche zu umfaſſen.
Ferne bleib das Glück, das ich erſehnte;
Höhniſch drohten mir die Felſenmaſſen.
Von den Berggewalten
Wurde furchtbar ich gehalten,
Die ich ewig lieben muß und ewig haſſen.

Sanfte Ebne, wo ich ruhig ſpielte,
Weit in Dunkel ſah ich dich verſchwinden
Mit dem Wieſenſchatten, der mich kühlte,
Mit den unbekannten ſtillen Gründen.
Was ich hier erblicket,
Bleibt mir ewig dort entrücket,
Kann ich in dem dumpfen Thale niemals finden.

Denn es hat die Jungfrau ſich gezeiget,
Mir inmitten von den ewgen Schneen,
Wie den unerſchrocknen Blick ſie neiget,
Um des Eiſes Schlünde zu erſpähen,
Wie die kalten Winde
Auf des ewgen Schnees Rinde
Ihre ſchwarze Locken um das Haupt ihr wehen.

Dieſe Berge werden lange bleiben,
Dieſes Eis wird lange nicht zerrinnen;
Doch mich wird es wieder nordwärts treiben,
Weit nach Süden ziehet ſie von hinnen,
Und die tiefe Trauer
Wird des Lebens lange Dauer
In der Ferne mir aus ſchwarzen Stunden ſpinnen.

Wenn die Menſchen blind bewußtlos wandeln,
Ziehet berg- und thalwärts ſich das Leben,
Daß ſich alle Dinge ringsum wandeln,
Daß die ſchönſten Freuden all' entſchweben;
Bis die Ebne ſteiget,
Bis die Höhe ſich geneiget,
Wird es keine Ruhe, keine Freude geben.

hrend er dies Gedicht aufſchrieb, um es am folgenden
e beim Abſchiede Sophien als ein Andenken zu ge-
traten der Alte und der Sohn in das Zimmer, die
freundlich zu ihm ſprachen. Es wurde finſter, und
Wagen rollte heran, der die Damen zurückbrachte.

Franz Th * *.

IV.

Minnelieder.

So lange und viel man ſich auch ſchon bemüht hat, die Lieder der Maneſſiſchen Sammlung wieder zu erneuern, ſo iſt doch, beſonders wegen der Art, mit der es geſchehen, der Zweck bis dahin verfehlt worden; ſo daß eigentlich erſt kürzlich durch Tiek's Bearbeitung*) derſelben eine wirkliche, genaue Bekanntſchaft mit ihnen vermittelt worden, die zu einer wärmeren Theilnahme für ſie, und zu einer innigen, unmittelbaren Bekanntſchaft mit ihnen einladen kann. Dazu beizutragen, iſt auch die Abſicht folgender Sammlung, in welcher billig die von Tiek herausgegebenen Stücke übergangen ſind. Die reiche, von ihm nur erſt eröffnete Quelle, iſt noch lange für unerſchöpft zu halten; und wenn auch ſeine Auswahl nicht ſelten das Erleſenſte und Köſtlichſte vorweggenommen, ſo iſt doch die nachfolgende keinesweges ſchon eine kümmerliche Nachleſe.

Es wäre zu einer lebendigeren Einwirkung und allgemeineren Verbreitung, wenigſtens eines großen Theils, der Minnelieder auch gar ſehr zu wünſchen, daß ein verſtändiger und geiſtreicher Tonkünſtler, dergleichen wir doch nicht entbehren, mit Luſt und Liebe ſie komponirte und ſo erſt wahrhaft wiederbelebte; und es iſt wirklich zu ver-

---

*) Minnelieder, neu bearbeitet, herausgegeben von L. Tiek. Berlin 1803. 8.

verwundern, daß dieſes noch nicht geſchehen iſt, da ſo viele dieſer Lieder ſo durchaus muſikaliſch und geſangreich ſind, und ihre Melodie ſo vernehmlich an ſich tragen, und da überdem die Freiheit ihres Rhythmus, welche durch die ihrer Sprache noch erhöht werden kann, für den Komponiſten ſo einladend iſt.

Nicht minder wäre auch zu dieſem Zwecke die Bekanntmachung der in der Jenaiſchen Handſchrift befindlichen Melodieen *) zu wünſchen.

Ueber die Grundſätze, denen ich bei Erneuung dieſer Gedichte gefolgt bin, verweiſe ich auf das, was ich bei Gelegenheit des Liedes der Nibelungen geſagt habe **); nur daß ich hier etwas gelinder geweſen bin in Anſehung der alten Formen, welche wohl der hohe Ernſt und die ſtrenge Erhabenheit des alten Epos forderte; dagegen das leichtere, lieblichere Minnelied auch eine mildere Sprache verlangt.

I.

Kaiſer Heinrich.

Bodmer hielt ihn anfangs ***) für Heinrich VI, Friedrichs I. Sohn und Nachfolger; nachher ****) aber für Heinrich VII. aus dem Hauſe Luxemburg; weil die Sprache für jenen, einen Zeitgenoſſen Eſchilbachs *****), zu neu und nett wäre. Nach Adelung *) und Koch **) ſoll es Heinrich, Friedrichs II. Sohn ſeyn, der 1220 zum Deutſchen König gewählt, 1235 wegen Empörung gegen ſeinen Vater abgeſetzt wurde, und 1242 im Gefängniß ſtarb. Die Schwierigkeiten, die der erſte bei den übrigen Heinrichen findet, giebt er nicht an; wahrſcheinlich hielt er wohl auch den erſten für zu früh, und den zweiten für zu ſpät; da dieſer auf ſeinem Römerzuge 1313 vermuthlich an Gifte ſtarb. Bodmer meint aber noch ***), es könnte auch wohl Heinrich von Thüringen, mit dem Beinahmen Raspe ſeyn, den Innozenz IV. 1246 Friedrich II. entgegenſetzte, und der von vielen Reichsſtänden anerkannt, von der Gegenpartei aber der Pfaffenkaiſer genannt wurde.

---

*) B. E. B. Wiedeburgs Nachrichten von altdeutſchen poetiſchen Handſchriften der Jenaiſchen akademiſchen Bibliothek. Jena 1754, 4. S. 6 und 7.

**) Eunomia 1805. April.

***) Proben der alten Schwäb. Poeſie aus der Maneſſ. Samml. Zürch 1748. 8. Vorber. S XX.

****) Maneſs. Samml. Zürch 1758. 4. T. I. Vorred. S. VI.

*****) Heinrich VI. ſtarb ſchon 1197, dagegen Eſchilbach noch ziemlich lange nach 1207, die Zeit des Krieges zu Wartburg, gelebt haben muß, wie anderswo zu zeigen.

Da es nun wohl richtig iſt, daß, in Vergleich mit Eſchilbachs oder Veldek's ****) Gedichten, die Sprache und auch die Weiſe in denen unter Heinrichs Namen neuer, dagegen für Heinrich VII. nach den letzten in der Maneſſiſchen Sammlung zu urtheilen, zu alt, und jene gewiß aus der blühendſten Zeit ſind, welche, durch die Unruhen des Interregnum wohl vorzüglich geſtört, nach dem proſaiſchen Rudolf v. Habsburg *****) längſt vorüber war; da ferner keine beſonderen inneren Gründe weder in dieſen Gedichten, noch in dem Leben oder Charakter jener beiden Kaiſer, die uns auch meiſt nur von der politiſchen Seite bekannt ſind, für einen von ihnen entſcheiden: ſo ſchwebte der Streit nur noch zwiſchen König Heinrich, Friedrichs II. Sohn, und Heinrich Raſpe; von denen aber der letzte den Vorzug des Kaiſertitels hat, welchen die Ueberſchrift in der Maneßiſchen Sammlung verlangt, und welchen ihm, unter andern Reichsſtänden, auch Zürch, die Vaterſtadt der Maneſſen, zuerkannte*). Ueberdem ſtammt dieſer Heinrich aus einem der Poeſie geneigten und durch ſie berühmten Hauſe**); und wir wiſſen auch, daß er ſelbſt ein Freund derſelben war, da er wahrſcheinlich eine von den beiden bekannten gereimten Bearbeitungen der Bibel, mit Einmiſchung der Proſangeſchichte nach Art einer Chronik, fortgeſetzt bis auf die neueſten Zeiten, veranlaßte***). Er war übrigens ein ſtaatskluger und tapferer Fürſt, und glücklich in ſeinem Kriege gegen König

---

*) Magazin für die Deutſche Sprache, Leipzig 1783. Bd. II. St. 3. S. 32.

**) Literaturgesch. Bd. II. S. 51.

***) Am letzten Ort.

****) Der noch eher Heinrichs VI. Zeitgenoß genannt werden kann, da ihn Eſchilbach in ſeinem Parzifal ſchon al todt beklaget. S. von ihm weiter unten.

*****) S. auf deſſen Kargheit gegen die Dichter, ein weniges Gedicht von einem Meiſter Stolle in der Müllerschen Sammlung altdeut. Ged. aus dem XII – XIV. Jahrh. Berl. 1785. 4. Bd. II.

---

*) S. Bodm. a. a. O.

**) Er war ein Sohn des Landgrafen Herman, an deſſen Hof ſich die Sänger des Krieges zu Wartburg aufhielten, worin er ſelber einmal auftritt, und deſſen ſo ruhmvoll hier und an andern Orten und von andern Dichtern gedacht wird, und der auch ſelbſt gedichtet haben ſoll. Sein Bruder war Ludwig der heil., Gemahl der heil. Eliſabeth, die beide in Gedichten beſungen ſind. S. Koch a.a.O. Bd. I. S. 103 u. 123.

***) Die andere iſt von ſeinem Gegner, König Konrad IV., veranſtaltet. S Koch Bd. I. S. 43 und 44. In Anſehung der erſten will es zwar Adelung, a. a. O. Bd. 1. St. 2. S. 147, noch zweifelhaft machen, ob nicht ſein Nachfolger Heinrich der Erleuchtete von Meißen ſie veranlaßt; aber mich dünkt, ohne Grund, da die von ihm ſelber aus den verſchiedenen Handſch. angeführte Stelle überall nur von Heinrich, Landgrafen von Thüringen, lautet, dagegen jener, der ſelber Dichter war, deſſen Gedichte auch in der Maneß. Sammlung ſtehen, in der Ueberſchrift derſelben, und ſonſt auch von andern Dichtern darin, immer nur Markgraf Heinrich von Meißen genannt wird. S. weiter unten.

Konrad, Friedrichs II. Sohn, ſtarb aber ſchon 1247 zu Wartburg. Sein Wahlſpruch war: Non nisi coactus *).

Von den zwei Liedern unter ſeinem Namen, welche gewiß zu den ſchönſten und innigſten der ganzen Maneſſiſchen Sammlung gehören, die ſie nicht unwürdig eröffnen, hat Tieck das erſte, das auch **) ein J. G. Hermes zwar getreu nachgeſungen haben will, aber, — was von allen frühern, ſogenannten freien oder liebenswürdig nachläſſigen Nachbildungen der Minnelieder gilt, — ungebührlich moderniſirt, aus Un- und Mißverſtand entſtellt und ganz aufgelöſt hat.

Ein drittes Lied, das Möſer in einer Handſchrift unter der Ueberſchrift Henricus fand und herausgab ***), legt er mit jenen demſelben Verfaſſer bei, den er für Heinrich VI. hält, und findet darin denſelben Styl und das gleiche feurige Gefühl. Aber, da er ſeine Quelle nicht näher angiebt ****), ſo möchte es, bei ſo wenigen Vergleichspunkten, und bei der großen Gleichartigkeit ſo vieler, von Verſchiedenen herrührender Minnelieder, wohl ſehr ſchwer ſeyn, aus innern Gründen zu entſcheiden, ob dieſer Henricus mit dem Kaiſer Heinrich Eine Perſon iſt, oder nicht. Daß dieſes Lied bei Möſer ſich mehr zum Sächſiſchen Dialekt hinneigt, iſt, obwohl dies in der Maneß. Sammlung das Vaterland anzeigt, doch an ſich kein entſcheidender Grund zur Verneinung, da bekanntlich damals, ohne Rückſicht auf Kritik, die Abſchriften zum lebendigen Gebrauch nach der Mundart des Orts und der Sprache der Zeit verändert, und nicht ſelten durch Willkühr oder Unverſtand entſtellt wurden, wie dies Beiſpiele genug zeigen, und hier beſonders eine Vergleichung — ſo weit dieſe für jetzt möglich — des Jenaiſchen *) und Vatikaniſchen **) mit dem Maneßiſchen Koder, welchem allein, durch Ort und Perſonen begünſtigt, vor jenen der Name eines kritiſchen zukommen könnte.

---

*) J. H. v. Falkenſtein's Thüringiſche Chronika. Erfurt 1738. 4. Bd. 2. S. 697.

**) In Bragur, her. von J. D. Gräter. Leipz. 1802. 8. Bd. 7. Abth. 1. S. 136. u. f.

***) In ſeinen patriot. Phantaſieen. Berl. 1778. 8. Bd III. S. 243 — 44.

****) Adelung in ſeinem Püterich v. Reichertshauſen, Leipzig 1784. 4. am Ende, ſpricht zwar von einem Möſeriſchen Koder der Minneſinger, ſcheint aber auch nur hieraus auf deſſen mir ſonſt unbekannte Exiſtenz zu ſchließen.

Dennoch möchte ich dieſes Lied, wegen ſeiner großen Einfachheit in Ton und Weiſe, und ſelbſt wegen der Anſpielungen, die mehr einen Dichter von Profeſſion verrathen, lieber dem Niederſachſen Heinrich von Veldeck beilegen, deſſen Vaterland ſich hier auch in der Sprache, und beſonders in einem unten bemerkten Reimworte, das nicht leicht verändert werden mochte, faſt zu ſehr ankündigt. Wer nun aber auch der Verfaſſer davon ſey, ſo viel iſt gewiß, daß es vortreflich iſt, und daß es wohl verdient, dieſe Sammlung anzuheben.

O weh, herzlicher Leide,
Die ich ſehnlich tragen mus!
O weh, lichter Augenweide!
Wannehr wird mir Sorgenbus?
Wannehr ſol dein roter Mund mich lachen an,
Und ſprechen: Selig Man,
Was du wilt, das ſei getan?

Wol mein' ich den Mund ſo loſen,
An dem all mein Tröſten lieget;
Sprechen alle rote Roſen,

---

*) S. Wiedeburg a. a. O.

**) S. F. Adelung's Nachr. von altdeut. Ged. im Vatikan. Königsb. 1796. 8. Bd. I. S. 87—130.

Daß ein Mund mit Röte ſieget:
Was dem Munde ziemt ein lilienweißes Ja,
Denn ein Nein von Jammer bla *).
Das Wort mein Jugend machet gra **).

Minne, kannſt du Freude bergen ***)
Nimmer einen vollen Tag?
Wem du lacheſt gegen den Morgen,
Fürwahr dem weint dein Abendſchlag ****).
Deine luſte *****) Roſen hegen ſcharfen Dorn:
Leid iſt Leben zugeborn:
Solchen Wucher trägt dein Kern.

Minne, wilt du ſolchen Jammer
Auf mich erben †) meine Zeit?
Deiner Laſten Lohnes Amor
Mir in kleinem Maaße beut.
Nie dem Herren Ywan ſchlimmer ein Maget tât,
So die ſchöne Frau Lunet ††).
Halb des Leben, der Troſt nicht hât.

---

*) blau. **) grau. ***) gewähren.

****) Schlag, ſchlagig iſt noch in unſerm Dialekt für Regen, regnig. *****) Luſtvolle. †) vererben, bringen.

††) Sie war die Kammerfrau einer Fürſtin Laudine, deren Gemahl Ywain, ein Ritter von der Tafelrunde, in einem Abenteuer getödtet, und dafür, gefangen, von ihr den Tod leiden ſollte. Lunete gab ihm aber einen unſichtbarmachenden Ring, und brachte es endlich dahin, daß ihre Frau ſich mit ihm verſöhnte, und ihn zum Beſchützer und Geliebten annahm. Sie wird ſonſt von den Minneſingern immer als ein Muſter der Güte und der Klugheit geprieſen, und der Vorwurf muß hier auch wohl nur ſo zu verſtehen ſeyn, daß ſie durch ihre Vermittelung Urſach der vielen Leiden war, die Ywain ſeitdem noch beſtehen mußte, und die dem Verliebten hier ſchlimmer als der Tod ſcheinen, dem ſie ihn entriß. S. übrigens den Roman von Ywain in der Müllerſ. Samml. Bd. II.

Ach, ſollt' ich den Apfel teilen,
Den Paris der Minne gab!
Fürwahr du müßteſt Jammer hellen.
Solt' ich dardurch in mein Grab,
Pallas oder Juno müſten hulden *) ihr.
So räch' ich mein Leid an dir,
Das du haſt geerbet mir.

Kaiſer Heinrich.

1.

Wol hoher danne reiche
Bin ich alle die Zeit,
So alſo gütleiche **)
Die Gute bei mir leit. ***)
Sie hat mich mit ihr Tugende
Gemachet Leides frei.
Ich kom ſeit ****) nie ſo fern ihrer Tugende,
Daß nicht wäre mein ſtätes Herz ihr nahe bei.

„Ich han *****) den Leib gewendet
An einen Ritter gut;
Das iſt alſo verendet †),
Daß ich bin wolgemut.
Das neiden andre Frauen
Und haben des Has,
Und ſprechen mir zu Leide, daß ſie ihn wolten ſchauen.
Mir gefiel in aller Welte nie niemand bas ††)."

„Reiteſt du nun hinnen,
Der allerliebſte Man,
Den, nach meinen Sinnen,
Je eine Fraue noch gewann;

---

*) huldigen. **) gütlich. ***) liegt. ****) ſeitdem.
*****) habe. †) vollendet. ††) beſſer.

Kommeſt du mir nicht ſchiere *), ſo verliere ich meinen Leib;
Den möchte mir in all den Welten
Gott nimmer vergelten." —
Sprach das minnigliche Weib. —

„Wol dir, Geſelle gute,
Daß ich je bei dir gelag **);
Du wohneſt mir in dem Mute
Die Nacht und auch den Tag.
Du ziereſt meine Sinne, und biſt mir dazu hold.
Nun merket, wie ich das meine:
Als edel Geſteine
Tut, da man's legt in das Gold."

II.

König Konrad der junge.

Bodmer erklärte ihn zuerſt ***) für König Konrad IV., Friedrichs II. Sohn, der im Kriege gegen Innozenz IV. und Karl von Anjou in Italien 1254 ſtarb; nachher ****) aber für deſſen Sohn, den bekannten, unglücklichen Konradin, der von Karl von Anjou geſchlagen, gefangen, und 1268 zu Neapel, mit ſeinem Gefährten, Friedrich von Oeſtreich, enthauptet wurde. Wahrſcheinlich iſt es wohl dieſer letzte, den auch Hornek *****), wo er ſeine Geſchichte erzählt, etliche Mal König Konrad nennt; denn ſein Vater hatte ihm das Königreich Sicilien als Erbe hinterlaſſen. Die Ueberſchrift: der junge, ſcheint ihn

---

*) bald. **) lag. ***) Proben. Vorrede S. XXI.
****) Maneſs. Samml. Vorrede S. VI
*****) In ſeiner Oeſtreich. Chronik (geſchr. 1295 — 1309) ad Pezii Script. rer. Austr. Tom. III. Eine Stelle daraus hat Bodmer a. a. O.

auch ausdrücklich von ſeinem Vater zu unterſcheiden; und die letzten Worte: „daß ich der Jahre bin ein Kind," paſſen ſehr gut auf ihn, da er noch nicht ſiebzehn Jahr alt war, als er hingerichtet wurde. Adelung *) ſchwankt zwiſchen beiden, aber Koch **) neigt ſich auch zu dem letzten.

Von ſeinen 2 Liedern ***) iſt das zweite von Bökh ****) moderniſirt.

2.

Sol ich nun klagen *****) die Heide?
Das iſt kein Jammer gros
Gegen meine Not,
In der ich ſtäte brinne †).
Ich mus verzagen vor Leide,
Steh' ich freudenblos,
Ihr Mund ſo rot
Veraubet mich der Sinne.
Wie solt' ich jemals Freude alſo gewinnen?
Der ich vor allen Frauen ſtäts gedienet han,
Die wil mich lan ††) verderben nach ihr Minnen.

Wolte ſie verſtahn die Treuen,
Die mein Herze hat
Gegen ſie erdacht,
So wär' meine Trauren kleine.
Sie ſol ſich lan gereuen
Wol der Ungetat,
Die ſ' an mir macht,
Nun lange, die viel reine;
Daß ſie mein Herze läſt in Ungemute,
Und ich mich je mit Dienſt in ihre Genade bot.
Mein Freude iſt tot; mich tröſte denn ihr Weibes-
Güte.

---

*) a. a. O. S. 31. **) a. a. O. ***) Maneſs. Samml. Bd. I. S. 1. u. 2. ****) Bragur Bd. 2. S. 184.

*****) beklagen. †) brenne. ††) laſſen.

3.

Ich freue mich manicher Blumen rot,
Die uns der Maie bringen wil;
Die ſtunden eh in großer Not;
Der Winter tât ihn Leides viel.
Der Maie wil's uns ergezen *) wol
Mit manichem wunniglichem Tage: des iſt die Welt gar freudenvol.

Was hilfet mir die Summerzeit,
Unde die viel lichten, langen Tage?
Mein Troſt an einer Frauen leit,
Von der ich großen Kummer trage.
Wil ſie mir geben hohen Mut,
Da tut ſie tugendlichen an; und das mein Freude würdet **) gut

Wanne ich mich von der lieben ſcheide,
So muß meine Freud' ein Ende han;
O weh! ſo ſtirbe ich leichte vor Leide,
Daß ich es je mit ihr began.
Ich weiß nicht, Fraue, was Minne ſind;
Mich läſt die Liebe ſehre entgelten, daß ich der Jahre bin ein Kind.

---

*) vergüten. **) macht ſie würdig.

von der Hagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Anhänglichkeit an lebende Weſen.

Keine Götzen!

Marie, Gräfin v. d. Lippe.

Die Erfahrungsregel: hänge dein Herz nie zu ſehr an irgend ein lebendes Weſen, damit du den Verluſt deſſelben leichter ertragen könneſt, mag immerhin viel für ſich haben; ihre Befolgung iſt gleichwohl oft unendlich ſchwer. Was die Anhänglichkeit an liebende und geliebte, nahe oder entfernte Verwandte und Befreundete betrifft, vorzüglich ſolche, mit denen man im häuslichen Verein ſchöne Tage verlebt, ſo ſcheint eine Art Härte und Grauſamkeit in der Vorſchrift zu liegen: daß man ſie im Leben minder heiß, innig und einzig lieben ſolle, um ſie nach dem Tode oder Verluſte minder heftig und verzweifelnd zu beweinen. Und doch ſpricht wieder die Erfahrung ſo manches Unglücklichen und Verlaſſenen dafür, der nach dem Verluſte des geliebten Gegenſtandes das Leben nie wieder ertragen lernte, bei dem die für probat ausgegebenen Haus- und Hülfsmittel, Zeit und Zerſtreuung, nicht und nimmer anſchlugen. Sie würden vielleicht bei manchem Patienten ihrer heilſamen Wirkung nicht verfehlt haben, hätte nicht, in dem kritiſchen Momente der Krankheit, Leidenſchaft die Vernunft überſiegt. So war es bei einer mir bekannten troſtloſen Witwe der Fall, die ihren Mann mit allzu heftiger Liebe geliebt hatte, und, als er geſtorben war, zur Selbſtmörderin wurde. Sie warf ſich gleich nach dem Tode des an einer hitzigen, anſteckenden Krankheit verſtorbenen Gemahls verzweiflungsvoll in deſſen noch warmes Bett, und folgte ihm an der nehmlichen Krankheit ſehr bald ins Grab. Möchte man ſich nur oft während des Beſitzes eines geliebten Gegenſtandes — ſey es Mann oder Weib, Freund oder Geliebte — die Möglichkeit des ſchnellen baldigen Verluſtes lebhaft denken, und dieſe Situation aus der Zukunft des vielleicht nächſten Augenblicks vergegenwärtigen, um nicht, wenn der Fall eintrifft, zu ſehr überraſcht in Verzweiflung überzugehen. „Drücke deine Bruſt nicht an eine andre,“ ſagt ein beliebter Schriftſteller; „die Zeit legt ihre kalte Todtenhand dazwiſchen, und deine oder die andre Bruſt erſtarrt.“

Weit ſträflicher und gefährlicher (bemerkte Joſephine, mit der ich mich in dieſe Materie bis zum Ernſthaftwerden im Geſpräch vertieft hatte) iſt das Uebermaaß der Zuneigung, die wir Menſchen, und wir, des weiblichen Geſchlechts am häufigſten, zu Haus- und Geſellſchaftsthieren faſſen, und des Schmerzes, den wir bei ihrem Verluſte empfinden. Ich habe die Erfahrung an mir ſelbſt gemacht, und wünſchte Andre vor dieſer Verirrung zu warnen; laut und dringend möchte ich alle Welt bitten: hängt euch nicht zu ſehr an irgend ein noch ſo geſelliges, treues, freundliches und anhängliches Thier, oder lernt wenigſtens an meinem Beiſpiele klüger, wenigſtens vorſichtiger, werden.

Meine Aufmerkſamkeit war geſpannt; ich bat um Mittheilung, und Joſephine erzählte:

Ich hatte einen Kanarienvogel, und dieſer war mein Liebling, hatte ſich an mich, wie ich an ihn, ſo gewöhnt, daß es nicht ſchien ſondern war: wir konnten nicht ohne einander ſeyn noch leben. Er war faſt noch mehr um mich und neben mir, als das Lieblingshuhn der Gemahlin Ludwigs des XVIII. das ſie an einem ſeidenen Bande, von der Kammerfrau geführt, auf Promenaden begleitete, und im Boudoir der Fürſtin auf ihrem Arm oder zu ihren Füßen auf dem Samtſeſſel ſaß. Kein Kätzchen einer la Riviere älterer und neuerer Zeit, kein Papagei, Eichhörnchen, Möpschen konnte, oder kann, ihrer Beſitzerin mehr und näher am Herzen liegen, als mir mein Kanarienvogel.

Ich war verheirathet und glücklich; ich ward es jung, war der Empfindſamen eine, vielleicht ein wenig verzogen. Meine Ehe war kinderlos. Mein Vögelchen war faſt immer in meiner Nähe, wenn ich zu Hauſe, und ich entzog mich, ihm und mir zu Liebe, ſo mancher Geſellſchaft, in die mein Kanarienvogel keinen Zutritt haben konnte. Er war frei wie ein Gott: kein Käfig ſperrte ihn ein; mein Boudoir war ſeine gewöhnliche Reſidenz. Dort empfing er nur aus meinen Händen ſeine Nahrung, oder von meinen Lippen, wo er ſie, auf meinen Schultern ſitzend, wegpickte. Dann tändelte und ſpielte der Kleine mit meinen Haaren, flog im Zimmer umher, und ließ ſich oft kokettirend lange ſuchen, verfolgen und jagen, ehe er ſich von ſeiner Pflegerin und Spielgenoſſin haſchen ließ. Einſt ſpielten wir ſo unſer Verſtecken und Suchen. Ich ſuche meinen Kanarienvogel mit den Augen, locke ihn mit dem gewohnten Ton — vergebens; er muß mir irgendwo in dem Rücken ſeyn. Ich hebe oder ſchiebe den Stuhl und — unſeliger Zufall! — trete mit dem Fuß des Stuhls den Kopf des Vogels. Gequetſcht, wie todt, liegt er da. Ich ſinke auf eine nahe ſtehende Ottomane, habe kaum Kraft die Magd zu rufen. Kaum faſſe ich den Ring der Klingel. Marie kommt.

„Geſchwind zum Doktor!“

Das Mädchen ſieht mich todtenbleich, glaubt natürlich, ich ſey die Kranke, eilt und bringt den Arzt.

„Was iſt Ihnen zugeſtoßen, Madame?“

Er hätte keinen Ausdruck treffen können, der mich heftiger erſchüttert hätte.

„Zugeſtoßen! rief ich. Sehen Sie denn nicht? Mein Liebling, mein Alles, mein Kanarienvogel! Da liegt er! Helfen, retten Sie! Zerſtoßen! gequetſcht!“

Er. Wie, Madame? Sie haben mich zum Beſten!

Ich. Lieber Doktor, helfen Sie, aber bald! Sonſt iſt es aus mit mir.

Er. Ich glaubte Sie krank; Ihr Mädchen ſagte — Aber, mein Gott! wie Sie ſich gebehrden! Nun gut, ich will ja! (und mit einem verwundenden Lächeln gab er mir folgenden Rath): ‚Legen Sie in lauwarmen rothen

Wein getauchte ſein. Leinwandſtreifen um den Kopf des Thierchens; vielleicht rettet das oder reſtaurirt Ihren Liebling. Empfehle mich!

Er ging, und ſchickte die Magd herein. Wir machten Weinumſchläge. Ich, auf der Ottomane liegend, der Vogel neben mir, ſehe mit ſtarrem, unverwandtem Blick auf ihn, und forſche die Wirkung des Heilmittels. Aber ach! keine Bewegung, kein Leben iſt zu bemerken.

So ſitz' ich bis zur Stunde unſers Mittagseſſens, bis 3 Uhr. Mein Mann iſt nach Hauſe gekommen. Er tritt zu mir herein, läßt ſich den Unfall, von dem er ſchon draußen hörte, von mir noch einmal erzählen, bedauert herzlich und männlich, und bittet mich, mit ihm zum Eſſen herabzukommen, die Suppe ſey unterwegs.

„Ich eſſen?" rufe ich; „und mein Vogel liegt todt darnieder! ich, ſeine Mörderin! der himmliſchen Kreatur! Harter Mann, Du haſt auch gar kein Gefühl für meine Leiden!"

Allerdings, mein Kind, und es ſoll meine erſte Sorge ſeyn, dir einen Kanarienvogel wieder —

„Geh doch!" fiel ich ihm in die Rede; „alle Kanarienvögel der Welt erſetzen mir dieſen nicht!"

Mein guter Mann zuckt die Achſeln, geht zu Tiſche, und von da an ſeine Geſchäfte. Abends ſpät läßt er mich durch die Magd zu Bette laden.

„Ich ſollte ſchlafen," antwortete ich, „und mein Kanarienvogel iſt noch nicht erwacht? Nein, nicht eher ſoll Schlaf in meine Augen kommen, bis — —", und was des Geſchwätzes mehr war, deſſen ich mich itzt nur bereuend ſchäme.

Ich ſitze die Nacht auf. Gegen Morgen um 5 Uhr ſehe ich, oder glaube zu ſehen, daß die kleinen Flügel des Vögelchens aufflattern — zum Leben? nein, zum letzten Male; es ſtirbt, iſt todt, kalt, oder war es ſchon lange, bis ein Spiel der Einbildungskraft mich über ſein Todtſeyn gewiß machte.

Ich fliege auf, ſchreie, winſele, rufe das ganze Haus in Lerm. Die Mägde, mein Mann, alles kommt auf die Beine, zu mir herein. Man will mich tröſten, — keine Tröſtung! mich durch Medicin beſänftigen, — keine Hülfe! Ich weiſe alles von mir, und will ſterben.

Ich werfe mich endlich mit einem plötzlich ausbrechenden hitzigen Fieber ins Bette. Der Arzt, den man aufs neue beſchickt, weigert ſich Anfangs zu kommen, und kommt erſt dann, als er hört: der Vogel ſey todt, aber die Frau ſterbenskrank. Erſt nach vier Wochen genas ich von der Krankheit des Körpers; erſt einige Wochen ſpäter von der Verirrung der Seele.

Altona. J. F. Schütze.

VI.

Dichter und Reimer.

Dem Prieſter des Apoll, dem echten
Begeiſterten, iſt nicht Fortuna hold;
er darbet unbekannt, bei kargem Ehrenſold.
Der Reimſchmidt nur geht auf die Dichtkunſt fechten,
und, kann er Reim' und Taubenneſter flechten,
ſo erntet er Bewunderung und Gold.

K. M — r.

VII.

Hiſtoriolen.

I. Herr von Fichû.

Es ſind ſchon mehrere Jahre verfloſſen, da gewiſſe Geſchäfte mich mit einem Herrn von Fichû bekannt machten. Er war damals ein netter Mann, und mag es vielleicht noch ſeyn. In Geſellſchaften hatte er die Gewohnheit, ſich ſo lange zu drehen und zu wenden, bis er ſich des Platzes am Kamin bemächtigte, wo er denn ſehr behaglich ſeine Rockſchöße vorn zuſammenzog, und mit vielem Selbſtgefallen den Damen ſeine Artigkeiten, den Herren aber Orakelſprüche vortrug. Ward ihm dieſes von einigen verdacht, ſo nahmen andere es ihm noch übler, daß er bei Tiſche, wenn Auſtern herumgegeben wurden, niemals bei der angebrochenen Reihe blieb, ſondern mit ſeinen, zuweilen etwas gefärbten Fingern überall diejenigen hervorholte, welche ihm anſtändig waren, ohne ſich darum zu bekümmern, was für lange Geſichter ſeine Nachbaren dazu machten. Uebrigens vergaß er die ihm eigne Höflichkeit niemals, außer, wenn Vergleichungen zwiſchen ſeiner Nation und andern angeſtellt wurden, wo er leicht heftig und ungerecht werden konnte.

Herr von Fichû war ein Franzoſe, und ſchätzte dieſe

Ehre deſto mehr, da er in Deutſchland geboren und auch meiſtens erzogen war, die Landesſprache auch nach ſeiner Art ziemlich fertig redete, und ſich doch von allem linkiſchen Weſen der Deutſchen rein und unbefleckt zu erhalten gewußt hatte. Zu ſeinen kleinen Schwachheiten gehörte, daß er gern einen lateiniſchen Brocken anbrachte, und da hatte er denn die Gewohnheit, wenn er etwas vom Anfang an erzählen wollte, daß er ſagte, er wolle ab ovibus (anſtatt ab ovo) anfangen. Das erſte Mal erwiſchte er mich wirklich damit, weil ich gutherzig glaubte, daß er ein Haushaltungsgeſpräch von Schafen anfangen wollte.

Eines Morgens ging ich in der Mitte des Sommers zu ihm, und hörte vor ſeiner Thür, daß in dem Zimmer eine Trommel geſchlagen ward, und Jemand dabei haſtig auf und nieder ging. Da Herr von Fichû, ſo viel ich wußte, keine beſondre Liebhaberei für dieſes noble Inſtrument hatte, und keine Kinder in dem Hauſe waren, ſo ſtellte ich mir vor, ich würde einen hübſchen Knaben bei ihm finden, an dem er einen nicht öffentlich zu bekennenden Antheil hätte, und der von ihm mit einer Trommel beſchenkt worden wäre. Meine ſchönen Leſerinnen werden, darauf wollte ich wetten, eben dieſes vermuthen, und ſich alſo wundern, wenn ſie hören, daß ich beim Hereintreten Niemand als den Herrn von Fichû in dem Zimmer fand. Er ſtand in der Mitte. Eine ziemlich anſehnliche Stalltrommel hing in einem ledernen Riemen an ſeinem Bauche herab; mit der einen Hand ſchlug er auf das

Inſtrument, und in der andern hielt er ein halb ausgetrunkenes Weinglas mit Waſſer.

Hier bitte ich um Vergebung, daß ich noch ein Paar Worte von dem Bauche ſagen muß. Wenn man es recht anzufangen weiß, ſo iſt in der ganzen Welt kein Ding vorhanden, woron ſich nicht in den feinſten Geſellſchaften mit Anſtand ſprechen ließe. Der Bauch gehört aber nicht einmal zu den bedenklichen Gegenſtänden der Unterhaltung, da er einen ſehr ehrenwerthen Theil vieler Menſchen ausmacht, und auch deswegen ehemals wie eine gewöhnliche Beigabe zu gewiſſen Aemtern angeſehen ward. Vielen Leuten kommt nichts theurer zu ſtehen, als ihr Bauch. Um ſeinetwillen thun und leiden ſie alles. Seine Befriedigung gewährt ihnen das reinſte Vergnügen, und er iſt ein Ehrenzeichen, das die Glücksgöttin ihren Auserwählten zu ertheilen pflegt. Die Männer haben deswegen auch immer dieſes Ehrenzeichen geltend zu machen und zur Schau zu tragen geſucht; aber ein närriſcher Eigenſinn hat dieſes lange der ſchöneren Hälfte des menſchlichen Geſchlechts unterſagt, bis endlich die Damen die ſie in manche Verlegenheiten ſetzende Weſpengeſtalt ablegten, die alten Panzer wegwarfen, und den ſchönen Formen ihres Wuchſes alle billige Sichtbarwerdung geſtatteten, welches nun auch ſchon ohne Scheu bei den Titelkupfern unſerer neuen Romane geſchieht.

Ich kann mich noch nicht von dem Bauche des Herrn von Fichü trennen, ſondern muß noch anführen, daß er zu denen aus der alten guten Zeit gehörte, wo ſie viel häufiger waren, als jetzt, da die berufenen magren Jahre des Pharao über uns gekommen zu ſeyn ſcheinen. Des Herrn von Fichu ſtattlicher Bauch war eine Partie ſeines Leibes, die ſich gar nicht zu ſeinem Berufe ſchickte; denn er ſtand ſo weit, und ſo ſonderbar zugeſpitzt hervor, daß ſein Beſitzer, der zu den Herren von der Feder gehörte, ſich nur an ſehr wenigen Schreibtiſchen behelfen konnte. Er würde deswegen ſein Amt haben niederlegen müſſen, wenn ihm nicht ſeine etwas ungebührlich langen Arme und ſein gutes Geſicht eine Art von Fernſchreiberei erlaubt hätten. Als ich zu ihm ins Zimmer trat, fragte ich ihn verwundert, was dieſer ſein Aufzug bedeute.

Er. Ich gebrauche eine Cur.

Ich. Giebt es denn eine Trommelcur? Ich ſtelle mir vor, daß ſie ein gefährliches Ding ſeyn muß; denn man bringt viele Menſchen dabei vom Leben zum Tode.

Er. Ich habe aber auch nicht die Trommelkrankheit.

Ich. Deſto beſſer für Sie! Aber warum ſchlagen Sie denn die Trommel?

Er. Ja, — das Trommeln thut es freilich nicht allein, ſondern das Waſſer in dieſem Glaſe muß mit dazu helfen.

Ich. Was iſt denn das für Waſſer?

Er. Pyrmonter! Und weil ich von dem Gebrauche dieſes mineraliſchen Waſſers deſto mehr Nutzen haben, und die Krankheiten meines Unterleibes recht gründlich dadurch heilen will, ſo verbinde ich die Trommelcur damit.

Ich. Scherzen Sie mit mir? oder iſt dies noch ein Kunſtſtück von Caglioſtro?

Er. Keins von Beiden; aber die Sache läßt ſich begreifen. Durch das Schlagen der an meinem Leibe hangenden Trommel entſteht eine ſtarke zitternde Bewegung auf alle Eingeweide, theilt ſich den innerſten Theilen derſelben mit, und giebt ihnen ſo einen andern Ton.

Ich. Von dieſem Tonſpiele höre ich aber bis jetzt noch nichts, als die Trommel.

Er. Die Sache iſt ernſthafter, mein Herr, als Sie denken mögen! Mein Brunnenarzt z. B. hat ſie mir empfohlen, und ich befinde mich ſchon ſehr gut dabei.

Ich. Ei nun! in der Natur mögen noch viele Geheimniſſe ſeyn.

Er. So iſt es, und das Ding wäre werth, von einem Franzoſen erfunden worden zu ſeyn; wenn dieſes nun aber gleich nicht iſt, ſo kann ich es doch benutzen.

Ich. Und dazu wünſche ich Ihnen den beſten Erfolg. Warum ſollte man auch nicht eben ſo gut durch Trommelſchlag curiren lernen, als es einmal durch Magnetiſiren, und dergleichen, geſchah? Findet die Sache Beifall, ſo werden die Trommeln ſehr rar werden, und wenn man dann des Morgens durch die Neuſtadt geht, wo unſere reichen Leute wohnen, ſo wird es einen ſolchen Lärm geben, als wenn die Ställe eines ganzen Cavallerieregiments da lägen.

Hier machte der Herr von Fichü ein verdrüßliches Geſicht, trank ein friſches Glas Pyrmonter aus, und fing ſo ernſthaft an zu trommeln, daß an kein Geſpräch weiter zu denken war, und ich mich empfahl. Weiter weiß ich auch nichts darüber zu ſagen, als daß ſich in der That an dem Herrn von Fichü ein gutes Gedeihen ſeines werthen Leibes merken ließ, und er dieſer Cur alle Ehre gemacht hat. Bewirkte dies nun das Trommeln, oder der Pyrmonter, das kann ich nicht ſagen; aber die Geſchichte iſt wahr: denn ich habe hernach in dem „Aeskulap für Bade- und Brunnengäſte, Wien bei Schaumburg und Comp., 1800, Nro. 9. S. 157 — 176" dieſe Trommelcur empfohlen gefunden.

II. Der Wundermann.

Einige Zeit nach der Ankunft des Grafen zu * *, wo er ſich den Anſchein einer großen politiſchen Thätigkeit geben mußte, eigentlich aber nur mit Förmlichkeiten zu thun hatte, weil der Hauptſchlag ſchon geſchehen, und der Knoten an einem andern Orte zerhauen worden war, ließ er mich zu einer ungewöhnlichen Stunde auf ſein Zimmer rufen. Als ich hereintrat, fand ich ihn im Geſpräch mit einem Menſchen, in einem Franzöſiſchen fleiſchfarbenen Kleide, von dem Schnitte, welcher vor ungefähr zehn Jahren ſchon altmodig zu werden anfing. Es war mit himmelblauem Taffent gefuttert, und mit großen beſponnenen Knöpfen geziert. Eine weiße geſtickte Weſte nahm mit ihren langen Schößen die dürftigen Unterkleider von verſchabtem ſchwarzem Atlaß in Schutz, und ein großer Haarbeutel beſchattete die eine Ecke des hinten abſtehenden Armhuts. Der Mann in dieſer, gewiß ſehr loyalen, Kleidung, ſagte eben mit einer ſehr tiefen Verneigung: „Was Citronenſaft beim Menſchen bewirkt, bringt die Vitriolſäure bei den Pflanzen hervor.“ — Hier wendete ſich der Graf zu mir, mit der Bemerkung, daß die Rede davon ſey, wie das Erregungsſyſtem auf den Ackerbau und die Gartenkunſt angewendet werden könnte; und nun ging das Geſpräch ſo fort:

Der Fremde. Man hat längſt gewußt, daß die Pflanzen in Anſehung ihrer erſten Entſtehung, weiteren Entwickelung, forſchreitenden Vervollkommung und endlichen Auflöſung einerlei Einrichtung mit thieriſchen Körpern haben; aber es hat nur an der Anwendung davon gefehlt. Geſchieht dies, ſo wird ein jeder die Wichtigkeit der Stofflehre begreifen.

Der Graf. Was iſt das für eine neue Lehre?

Der Fremde. Es iſt die Chemie, Ew. Excellenz.

Der Graf. Iſt es das? In meiner Jugend mußte ich Chymie ſagen und ſchreiben.

Der Fremde. Das iſt auch gar nicht unrecht; aber Ew. Excellenz wiſſen, daß ſich die Moden im Reiche der Wiſſenſchaften, wie in den Werkſtätten der Schneider und Putzmacherinnen, ändern. Es iſt ein herrlicher Vorzug der Deutſchen Sprache, daß ſie alle ausländiſchen

Worte wegwerfen kann! Wir lieben jetzt den Ausdruck Stofflehre, weil er ſehr bezeichnend iſt.

Der Graf. Was haben wir denn dadurch gelernt?

Der Fremde. Sie lehrt uns z. B., daß die Pflanzen Sauerſtoff enthalten, und ſeiner zu ihrem Fortkommen bedürfen. So wie man alſo dem Menſchen bei Hautkrankheiten die ſauren Hallerſchen Tropfen in Waſſer zu trinken giebt, ſo begießt man mit Vitriolöl in Waſſer einen Baum, deſſen Epidermis, oder Rinde, ſich in einem krankhaften Zuſtande befindet. Wenn man nur den Sauerſtoff in den Pflanzen zu erregen und zu erhalten verſteht, ſo bedürfen ſie zu ihrem Fortkommen faſt nichts weiter, als ein wenig Luft und Sonnenſchein.

Der Graf. Da wird man alſo des Düngers wohl ganz entbehren können?

Der Fremde. Er bleibt doch immer ein gutes *Reizmittel*, das man nicht ganz verwerfen muß, weil es ebenfalls die *Erregung* ſehr befördert, und hierauf alles ankommt. Dieſe muß der Landwirth und Gartenfreund kennen, wenn er ſeine Pflanzen gegen alle nachtheiligen äußeren Einflüſſe ſichern, und ihnen die möglichſte Geſundheit verſchaffen oder erhalten will.

Der Graf. Weiß man denn, wodurch die Erregung bewirkt werden kann?

Der Fremde. Allerdings! Die *Calorifikation* gehört dahin. Wenn die Erzeugung des Wärmeſtoffs nicht mit ſeiner Entweichung im gehörigen Gleichgewichte ſteht, ſo leidet die Pflanze. Durch das unnatürliche Beſchneiden der Bäume verlieren ſie zu viel Wärmeſtoff, und kränkeln.

Der Graf. Dieſes Mal hat alſo die Mode etwas Gutes bewirkt, da ſie die Kugel- und Zwergbäume frei wachſen ließ, und ihnen alſo eine längere Fortdauer ſicherte. Entſteht aber nicht auch bei den Menſchen eine vermehrte Entweichung des Wärmeſtoffs durch das Abſchneiden der Haare?

Der Fremde. Ew. Excellenz haben ganz Recht, und es ſteht auch deswegen zu wünſchen, daß die ſtachelichten Titusköpfe bald abgeſchafft werden möchten, ehe die heilige Polizei ſich deshalb ins Mittel legt. Die gemeinen Ruſſen ſind bloß deswegen ſo ſtark, weil ſie ihre Bärte wachſen laſſen. Doch thut es die Calorifikation nicht allein; man muß auch auf die Azotiſation und Hydrogeniſation ſehen, und beſonders die Phosphoriſation nicht vergeſſen, weil der Brennſtoff auf das Zeugungsvermögen der organiſirten Körper ſichtbar wirkt.

Der Graf. Wie hat man das erfahren?

Der Fremde. Dadurch, daß man Pflanzen vor und in der Blüthezeit mit einer ſchwachen, durch vieles Waſſer verdünnten, Phosphorauflöſung ſparſam begoß. Sie trugen nun ungleich ſtärker, und nun wendete man dieſes Mittel auch bei Kanarienvögeln an, die ſich unglaublich darnach vermehrten.

Der Graf. Suchen Sie dieſe Erfahrung ja nicht auf gewiſſe Menſchen anzuwenden; denn es könnte auf viele Staatswirthſchaften einen ſehr nachtheiligen Einfluß haben.

Der Fremde. Davon haben Ew. Excellenz nichts zu befürchten; denn durch die Anwendung des Erregungsſyſtems auf den Garten- und Landbau wird man der Erde eine unendliche Vermehrung ihrer Erzeugniſſe abzwingen. Die Origenation muß aber nicht dabei vergeſſen werden. Man kann es nicht genug wiederholen, daß im Sauerſtoff das eigentliche Lebensprinzip der Pflanzen enthalten iſt. Mangel daran bewirkt eine Desorigenation, und macht alſo krank.

Der Graf. Haben Sie Proben damit gemacht?

Der Fremde. Ja! Auf meinem ehemaligen Gute.

Der Graf. Haben Sie es denn jetzt nicht mehr?

Der Fremde. Es ward angeſchlagen und verkauft, weil ich damals in der Stofflehre nicht ſo bewandert war, wie jetzt, und alſo meine Felder entweder ſüroxigenirte, oder ſie desoxigenirte. Nun aber beſitze ich das Geheimniß, und da ich weiß, daß Ew. Excellenz große Güter haben, ſo könnte ich deren Ertrag unendlich vervielfältigen, da ich nun durch meinen eigenen Schaden geſichert bin, zu fehlen.

Der Graf. Erlauben Sie mir, mich bloß durch fremden Schaden belehren zu laſſen!

Der Fremde. Es wird gar nichts dabei gewagt.

Ew. Excellenz bin ich freilich unbekannt; aber Sie ſind es mir nicht. Ich wollte Ihnen gern zuerſt den Vortheil davon gönnen, weil meine Hochachtung — — —

Der Graf. Ich ſage Ihnen aber, daß ich von ſolcher ökonomiſchen Goldmacherei gar nichts halte.

Der Fremde. Ew. Exellenz ſollen eine augenſcheinliche Probe davon haben, um hernach von dem Kleinen auf das Große ſchließen zu können.

Bei dieſen Worten holte der Wundermann aus ſeiner einen Rocktaſche ein Fläſchchen hervor, das eine Miſchung von Vitriolöl und Waſſer enthielt, und machte ſich anheiſchig, ein vernachläſſigtes Aurikelpflänzchen, das in einem Topfe neben dem Fenſter ſtand, in drei Wochen durch öfteres Begießen damit zum Blühen zu bringen, eben ſo, wie er im Garten am Hauſe Kartoffeln, gelbe Wurzeln und Rettiche von ungewöhnlicher Größe hervorbringen wollte.

Der Graf verbat ſich alle Proben, und drückte ihm ein Goldſtück in die Hand, als Vorausbezahlung auf ſein herauszugebendes Buch „über die leichten Mittel, durch Feld- und Gartenbau ſchnell ein reicher Mann zu werden,“ unterſagte ihm jedoch alle und jede Zueignung dieſer Schrift. Anfangs ſchien der Fremde über dieſen Ausgang der Sache betroffen zu ſeyn; aber das Goldſtück machte ihm wieder Muth. Mit einer Art von entſchuldigender Verbeugung gegen mich, bat er den Grafen, ihm an das andre Fenſter zu folgen, wo er ihm mit vieler Lebhaftigkeit etwas annehmlich machen zu wollen ſchien. Auf einmal unterbrach ihn aber der Graf mit einem bedauernden Lächeln. Gehen Sie nur, ſagte er zu ihm; denn ich bedarf keine ſolche Abſchriften von geheimen Unterhandlungen, als Sie mir anbieten. Wenn Ihre ökonomiſchen Verſuche Sie bloß um Ihr Vermögen gebracht haben, ſo könnten Ihre Arbeiten im politiſchen Fache Ihnen noch theurer zu ſtehen kommen. — Der Fremde ging.

Ludwig Giſeke.

VIII.

Poſtſcripte.

51.

Geſchmack und Literatur.

Herder hat geſagt: Die Deutſchen haben keinen Geſchmack.

Sie haben ihren „jungen und unreifen“ Geſchmack bewieſen, als ſie z. B. die Franzöſiſchen und Engliſchen Dichter bewunderten;

ihren „unreifen und ungeſonderten,“ — als ſie ihre eigenen Schriftſteller und Dichter zu klaſſiſchen erhoben, und ihre Klopſtocke, Wielande, Schiller ꝛc. für etwas gelten ließen, das ſich mit dem Vortreflichen anderer Nationen meſſen könne;

ihren „jungen und gutmüthigen,“ als ſie überhaupt von einer goldenen Zeit ihrer Literatur träumten; ja, ihre Schriftſteller ſelbſt — auch Deutſche — ſind bei „ihrer Anhänglichkeit an alles Fremde, und ohne innere Luſt und Liebe — „charakterlos und ohne Geſchmack.“

Schlegel hat geſagt: Die Deutſchen haben keine Literatur.

Sie können im Einzelnen herrliche, unſterbliche Werke, große Geiſter haben; aber ihre Werke, zuſammen genommen, bilden noch kein Ganzes, das ſich die Nation angeeignet hätte, zu dem ſie, als zu einem unerſchöpflichen Quell des Schönen, immer und immer zurückkehrte. —

Beide ſagen von den Deutſchen etwas Unrühmliches — (wahr oder unwahr, weniger oder mehr, oder gar unendlich mehr (!) gilt gleich viel) — aber dieſes haben gewiſſe Herren geſchrieben, jenes haben ſie zahm und gläubig hingenommen, nehmen es noch hin, und vertheidigen es. Man verſetze einmal obige beiden Nahmen, und laſſe den einen dies, den andern jenes geſagt haben — wahrſcheinlich daſſelbe Schreien, derſelbe Glaube!

Warum ich mein Poſtſcript aus dem Juliusſtück der Eunomia ſo commentire und wiederhole? Man leſe Neue Berliniſche Monatsſchr. September. S. 211. — — — — — — — — — — — — — — — — — *)

M.

---

*) Herr M. erlaube, daß ich das Folgende weglaſſe. Wozu das Streiten? — Aber ein Wort möchte ich in meinem Namen, als Redacteur, über den Zuſatz des achtungswürdigen Herausg. der Berl. Monatsſchr. zu No. 2. Sept. beifügen; nicht über ſeine Erwägung des M.'ſchen Poſtſcripts, nicht über ſeine Kritik des Sebaldiſchen Aufſatzes, (dagegen mögen ſich die Verfaſſer vertheidigen) nur über einen S. 205 u. 6 wiederholten Ausdruck, der eine Verwunderung andeutet, dergleichen mitten in Berlin gedruckt zu ſehen. — Vergebens ſinne ich, was doch das ſeyn möchte, was überhaupt und überall, was in Paris, in London, wie in Peking gedruckt werden könnte, nur in Berlin nicht. So lange in Berlin nicht etwa eine gewiſſe Philoſophie oder Anſicht privilegirt oder durch die Geſetze geboten iſt, ſo lange möchte ich nicht weiſer ſeyn wollen, als es die Regierung ſelbſt in ihren Cenſuranſtalten iſt, ſondern will feſt glauben, daß das Fortſchreiten zur Wahrheit durch freien Ideentauſch beſſer gefördert werde, als durch den Bann der Einſeitigkeit, und daß wir wenigſtens die Toleranz, die wir predigen und für uns verlangen, auch Andern erzeigen müſſen. Man widerlege doch, was unwahr ſcheint, man greife es mit allen Waffen an, — aber man ſpreche nicht von geſunder Vernunft (man meint den Verſtand?) als wäre man ihr Repräſentant auf Erden, und nicht vom Drucken in Berlin, als ſey man Schiedsrichter über andere Manuſcripte — als die ſeinen. F.

52.

Verſuch zur Auslegung eines angeblichen Unſinns in den Verſen des Gedichts Leonore von Bürger:

Sie lief den Zug wohl auf und ab
und frug nach allen Nahmen;
doch keiner war der Kundſchaft gab
von allen, ſo da kamen. *)

Leonore ſteht auf dem Scheidepunkt, — von quälenden Zweifeln zu der Ueberzeugung überzugehen, daß Wilhelm untreu oder todt ſey, als der Friede den erlöſchenden Hoffnungsfunken in ihrer Bruſt aufs neue zur Flamme anfacht.

Sie läuft dem Zuge der zurückkehrenden Krieger entgegen, an ihn hinauf, ſchweigend noch, aber mit ſpähendem Auge ſeine Glieder durchfliegend. — Vergebens! — Jeden einzelnen Krieger ſah ſie; ihn, den Heißgeliebten, erblickte ſie nicht! — — Doch wie? — Sechs volle Jahre iſt Wilhelm entfernt, — die Sonne hat ihn verbrannt, — eine Wunde ihn entſtellt, des Mannes Bart den Jüngling unkenntlich gemacht. — — Noch einmal erwacht die Hoffnung. Sie läuft den Zug hinab, jetzt laut fragend nach ihrem Wilhelm, nach allen Nahmen — (ſeiner Familie, ſeines Wohnorts) **), wodurch ſie ihn kenntlich zu machen hofft. — Umſonſt — unter den ſechs Mal erneuten Kriegern iſt jede Kunde von Wilhelm erloſchen, und die Unglückliche, die ſich aufs neue in ihrer Hoffnung getäuſcht ſieht, ohne völlige Gewißheit ihres Schickſals zu erhalten, verfällt in einen Wahnſinn, deſſen wilde Phantaſieen der Dichter, ſo pſychologiſch richtig aus dem unvertilgten Schatten von Hoffnung, der ihr geblieben iſt, entſpinnt. ***) —

— l —

---

*) Vergl. Julius-Heft der Eunomia, Seite 30.

**) Wohl auch des Regiments, womit Wilhelm aufgezogen war.

***) Sollte dadurch der — Sinn jenes Verſes gerettet ſeyn!

F.

Eunomia.

Eine
Zeitſchrift des neunzehnten Jahrhunderts.

December 1805.

I.

Theon.

Ein Schauſpiel
von
Ronim.

(Beſchluß.)

Dritter Akt.

(Laube der Philopis.)

Erſter Auftritt.

Philopis (allein, ſingt zur Laute.)

Seliger Schlummer
Ruhet im Herzen,
Der auch den Kummer
Gaukelt zu Scherzen.

Myrten umſproſſen
Irdiſche Leiden:
Heiter genoſſen
Spärliche Freuden!

Ewige Bande
Knüpfet die Liebe,
Himmliſche Lande
Suchen die Triebe.

Glänzende Bilder
Himmelan winken:
Goldner und milder
Sterne mir blinken.

Thränen der Wehmuth
Augen entſinken:
Herzen voll Demuth
Himmelsluſt trinken.

Harfen ertönen,
Herzen erklingen:
Gläubigen Söhnen
Engelein ſingen.

Seeliger Schlummer
Thronet im Herzen,
Der auch den Kummer
Gaukelt zu Scherzen.

(Sie legt die Laute weg, und tritt vor.)

Wie hat der Himmel mich ſo gut geführet
Auf ſeiner kleinen, ſchmerzdurchwebten Erde!
Des Lebens dicke, dunkle, ſteile Wälder
Hat er zu frohen Gärten mir geſchaffen,
Wo nicht die Fluthen mir Verderben drohen,
Der Steine frecher Zahn mit Wunden ritzt,
Der Sonne glühender Strahl mich nicht ermattet,
Der Stürme blinde Wuth mich nicht verfolgt. —
Des theuern Bruders, Theons, Liebe thaut
Mit jedem Morgen neuen Seelenfrieden
Mir in die ruheerfüllte Schweſterbruſt:
Der Schweſter dann, Eratie, Herzensſaiten —
Sie tönen rein, wie Sphärenharmonieen,

Die von des Weltgeiſt's heilgem Finger rauſchen,
Mir in dem gottbeſeelten Buſen nach,
Und in des Gatten tiefſtes Geiſterleben
Will gern des eignen Daſeyns Luſt verſchweben. —
Doch ſeh' ich dann der Schweſter heiße Thränen,
Womit ſie wandelt unter grünen Bäumen;
Seh' ich des Bruders ungeſtilltes Sehnen
Nach jenen nie errungnen Himmelsräumen;
Und Beider glaubensvolles, frommes Wähnen,
Womit vom Himmel ewig ſie nur träumen:
Dann wird der heitre Blick mir dennoch trübe,
Und tröſtend winkt mir nur des Gatten Liebe.

Zweiter Auftritt.

Eraſtis. Philopis.

Eraſtis.

Wie herrlich, daß ich endlich hier dich finde
Nach langem und vergeblich bangem Suchen!
Ich ſah dich nicht dort unter jener Linde,
Und hier nicht unter dieſen grünen Buchen.
Ach! Schweſter, ach! ein freundlich Wort mir künde,
Das mich belohne für das lange Suchen.
Vor Schmerzen will der Buſen mir zerſpringen,
Kein Laut des Troſtes in die Seele dringen.

Philopis.

Ja Freundin, laß den Strom von Gram und Kummer
Ins Meer der treuen Schweſterbruſt verrinnen:
Mir ſagts das Herz, daß bald wir Land gewinnen,
Und daß der Sturm uns wiegt in ſüßen Schlummer.
Was iſt es denn, das dich ſo marternd quälet?

Eraſtis.

Wie könnt' ich freudig wohl den Blick erheben —
Auf eine Welt, wo kurz nur herrlich ſcheinet,
Was endlich doch zur Menge ſich geſellt?

Ich ſah der Menſchen Viele um mich her,
Die ſprachen viel von Tugend und Verdienſten,
Von Heldenmuth und hoher Seelengröße,
Verachtung des Verluſts und der Gefahren,
Wenn's Andrer Wohlfahrt gilt. Ach! da beweint' ich
Des eignen guten Willens arme Schwäche:
Doch bald ſah' ich gemein ſie handeln und —
Ich weinte wieder. — Ach! die ich geehrt,
Zu denen ich mit frommer Scheu hinauf
Geſtaunt, die ich wie Götter angebetet,
Sie fielen, ach! ſie fielen unter mich.

Philopis.

Ach, Freundin, wer kann ſagen wohl, wer recht,
Wer unrecht handelt! So verſchieden auch
Des Frevlers und des lüg'nen Heuchlers Thaten
Vor Menſchenaugen immer mögen ſcheinen:
Vor Gottes Richterſtuhl wird über Beide
Wohl oft das gleiche Urtheil nur gefällt:
Drum wage ja Niemand den Freund zu richten,
Bevor er ſelbſt zum Richter ihn ernannt.

Eraſtle.

Auch ſah ich Andre noch im Heiligthum
Der Tugend manches fromme Opfer zünden
Von Ehre, Glück und ſüßen Lebensfreuden,
Und herrlich wirken für die beßre Welt.
Doch, ach! zu früh ward ihre Tugend auch
Mit Ehr' und Reichthum irdiſch ſchon belohnt:
Da wändte ſich das edle, freie Wirken
In Weichlichkeit und ſinnlichen Genuß. —
Verachten mußt' ich nun, die ich geliebt. —
Ja dann verzweifelt' ich an eigner Tugend:
Wie konnt' ich Arme wohl zum Ziele dringen,
Da Keinem noch gelang, ſie zu erringen?

Philopis.

Du haſt vergeſſen, Schweſter, daß wir hier
Auf Erden wallen, wo Vollendung nie
Uns Armen lächelt, wo der öfters fällt,
Der lange ſicher ſchon zu ſtehen meinte;
Und daß man nie den Bruder haſſen müſſe,
Der eben nicht nach unſerm Wunſche handelt;
Denn oft bethört uns ſelber wohl das Herz,
Indem wir ſtolz nur Andre Thoren ſchelten.

Eraſtis.

Auch hat ein andrer Zweifel noch mein Herz
Gar oft, wie wilde Sturmeswuth, bewegt:
Die Frage, die ein armer Blinder einſt
Dem großen Welterlöſer vorgelegt,
Der, ungeweihten Ohren nur verſagend,
Die Antwort drauf zu hören, grauſam ſchwieg:
„Was Wahrheit ſey?“ Ich hörte Viele ſprechen,
Die ſich auf ihre Weisheit ſtolz vertrauend,
Von jedem Irrthum unbezwingbar meinten,
So wie ein Fels den Meereswogen trotzt.
Doch hört' ich Andre drauf von gleicher Weisheit
Und gleichem Stolze auch das kühn verneinen,
Was Jene mir mit hohem Ernſt verſichert:
Wem ſollt ich trauen nun, und wie mich Arme
Aus dieſem finſtern Labyrinthe retten? –
Verſucht' ich's dann, auch manche dieſer Lehren,
Die Jene mir ins durſt'ge Ohr geflüſtert,
In meinem engen Leben anzuwenden,
Durch Lieb' und Wohlthun liebend auszuſprechen,
Was Jene in mein reines Herz geſä't,
So welkten oft die Blüthen ohne Früchte,
Als führte ſie der Sturmwind mit ſich fort:
Ich fand gar oft, – nur thränend kann ich's ſagen, —
Daß es der Weltenordnung widerſprach.

Philopis.

Doch giebt es manche frohe Wahrheit, welche
Die Geiſter mächtig an die Geiſter reißt,
In jedem erdgeformten Buſen flimmert,
Die uns, was uns umgiebt, begreiflich macht,
Die uns der Zukunft dicken Schleier hebt,
Und der Vergangenheit verworrne Bilder
Erhellend, uns den ſchönſten Einklang tönt,
An Tugend glauben lehrt, und unſre Seele
Dann über Sterne zu dem Ew'gen hebt.
Begnüge dich mit dieſem einfach Klaren,
Das gern ſich jedem Kindesſinne zeigt.

Eraſtis.

Siehſt du denn Theon nicht das Gleiche leiden?
Und jammert dich denn nicht des Bruders Schmerz?
Du kennſt die Rieſenkräfte ſeines Geiſtes,
Womit er alles Daſeins Elemente
In einem Augenblick zernichtet und belebt.
Ich ſtaune, arm, hinauf zu ſeiner Größe,
Doch fürcht' ich mich vor ſeinem Rieſenfall.
Wie gerne möcht' ich ſeine Qualen lindern!
Doch brauch' ich ja der fremden Gaben ſelbſt;
Muß mich an einen Freundesbuſen lehnen,
Des Lebens bunten Garten durchzuwandern;
Des Daſeyns Flamme muß ich mir entzünden
An eines andern Weſens heißer Liebe,
Daß nicht das Lämpchen gar verlöſche.

Philopis.

Ach Schweſter,
Was mahnſt du mich an dieſen herben Kummer,
Des theuern Bruders bittern Seelenleiden,
Die mir gar oft das wunde Herz durchwühlen!
Den leeren Lüften breitet er die Arme,
Und fleht, daß einer rettend ſich erbarme. (Pauſe.)

Doch, glaube mir, nicht bloß des Denkens Qualen,
Nicht bloß des Wiſſens bodenloſe Tiefen
Verzehren langſam ſeine Kraft, ſein Leben:
Das Herz auch iſt ihm ſchmerzenvoll verwundet.

Eraſtis.

Was ſagſt du da? Hat er noch andre Leiden,
Die er bisher vor meinem Blick verbarg?

Philopis.

Die Liebe iſt's, die ſeine Qual vergrößert,
Ihn ſelber von ſich ſelber mächtig reißt.

Eraſtis.

Doch ſage mir, wer iſt die Glückliche,
Die ihm das große Herz geraubt?

Philopis.

Du ſelbſt:
Er liebt — er weiß es nicht — doch liebt er dich.
(Eraſtis bleibt in tiefen Gedanken ſtehen, und Philopis geht ab, ohne von ihr bemerkt zu werden.

Dritter Auftritt.

Eraſtis.
(allein, begeiſtert.)

Darf ich es wähnen?
Ich, ſo verlaſſen,
Darf ich es faſſen?
Iſt es nur Sehnen?

Selige Thränen!
Ewig zu faſſen,
Was mich verlaſſen? —
Darf ich es wähnen?

Goldene Bäume
Froh mich umgaukeln:
Seliges Schaukeln
Himmliſcher Träume!

(Sie verſinkt nochmals in tiefes Nachdenken; dann erwacht ſie wieder, und ſpricht weiter):

Was treibt mich denn zu dieſem ſchönen Wahnſinn?
Was hat die enge Bruſt auf einmal mir
Geweitet? Sollt' es wahr ſeyn, was Philopis,
Die Schweſter, wohl zum Scherz mir nur verſichert?
Hab' ich denn wohl dies hohe Glück geahndet?
Und hab' ich ihn denn jemals wohl geliebt?
Ach, armes Herz! du willſt vor Wemuth mir zerſpalten:
Was ſoll in dieſem Sturm mich denn noch freundlich halten!

Vierter Akt.

(Scene des dritten Akts.)

Erſter Auftritt.

Sophon.

(allein, kniet an einer Raſenbank.)

O Gott, vor dem ich hier im Staube liege,
Zu dir hinauf ſchwingt ſich die freie Seele!
Zu Troſt und Labung auf die harten Kriege
Mit deiner Welt ich dich, mein Heil, erwähle:
Du haſt mich hingeführt zum großen Siege,
Daß nie der Tugend Pfad ich mehr verfehle.
O labe mich mit deiner Himmels-Klarheit,
Du Brunnquell aller Schönheit, aller Wahrheit!

Du lenkſt den ungeheuren Bau der Welten,
So wie der Menſchen folgenſchwangre Tritte.
Und ob die Elemente grimmig ſchelten,
Du ſendeſt Ruh aus dir in ihre Mitte!
Was du biſt, kann auch nur auf Erden gelten,

Darum erfülle mir die heiße Bitte:
Zeig' Allen dich in deiner Sonnenklarheit,
Daß ſie erſpähn den Brunnquell aller Wahrheit.

O, zeige dich auch meinem lieben Sohne,
Dem Theon, dem die enge Bruſt will ſpringen;
Sein langes Kämpfen herrlich nun belohne,
Laß ihn zu deinem Aetherglanze dringen!
Reich endlich ihm die ew'ge Palmenkrone:
Sein glühend Herz wird ewig dir erklingen!
O, zeige dich in deiner Sonnenklarheit,
Daß er ſich wärme an dem Licht der Wahrheit.

(Er ſteht auf, und tritt vor.)

Wie weht mir Kühlung aus des Himmels Ferne,
Wenn ich in Gott den trunknen Blick verſenke!
Wie herrlich blinken mir des Glaubens Sterne,
Wenn ich in ihren Strahl die Schritte lenke!
Wie hellen ſie den dunklen Pfad mir gerne,
Wenn ich mich ihnen ganz zu eigen ſchenke!
O ſelig iſt, wer glaubt, und liebend ſchauet,
Was ihm das innre Licht geheim vertrauet!

Zweiter Auftritt.

Theon. Sophon.

Sophon.

Willkommen, lieber Theon! Suchſt du mich
Doch einmal auf? Du biſt ein ſeltner Gaſt.

Theon.

Voll Freud' und doch voll Scham tret' ich vor dich,
Mein theurer, innig theurer Vater, ach!
Wie hat mein krankes Herz ſich doch geſehnet,
Mit dir einmal ein traulich Wort zu ſprechen!
Wie konnt' ich aber dir zu nahen wagen,
Dem Reinen und von keiner Schuld Befleckten,

Dem Gott und Welt ſich klar im Spiegel zeigt?
Und wie des Auges Engelblick ertragen,
Das, ſel'gen Seelenfrieden ſtrahlend, auch
Die Andern alle an die Ruhe mahnt,
Da wilde Zweifel mir das Herz zerriſſen?
Die Augen mußt' ich furchtſam niederſchlagen,
Wenn ich ſie kühn zu dir erheben wollte.
Es ſtockte auf der Lippe jedes Wort,
Worin *mein* Geiſt in *deinen* fließen wollte.
Auch jetzt noch bebe ich, o Vater, ſieh'
Mich freundlich an, und neige dich zu mir,
Dem Schwachen, gern von deiner Höhe, die
Ich nicht erklimmen kann, ſo gern ich wollte.

(Er tritt näher, und faßt ihn mit inniger Empfindung bei der Hand.)

Mein Vater! o mein Vater!

Sophon.

Komm mein Sohn,
An dieſes treue Vaterherz, das immer
Aus meinem Buſen fort in deinen ſtrebt.

(er umarmt ihn.)

Wie wohl iſt mir, o Gott! wie wohl! wie wohl,
Wenn ich dein Leben an dem meinen fühle,
Wenn ich dich ſättige mit meinem Daſeyn,
Das ich ſo gern in dich hinüber ſtrömte,
Das ich als Opfer gern dir brächte!

Theon.

So hab'
Ich lange nicht beſeligt mich gefühlt,
So hoch hat lange nicht mein Herz geſchlagen,
Als jetzt an dir. — Doch hab' ich eine Bitte
Noch auf dem Herzen: Willſt du ſie gewähren?

Sophon.

Wie gern gewähr' ich, was du bitteſt! denn
Nur was ich gern gewähre, kannſt du bitten.

Theon.

(zieht ein Papier aus dem Buſen, und giebt es ihm.)

Da nimm, was ich dir heut' gedichtet. Arm
Und matt nur ſpricht es aus, was ich empfinde;
Denn Eis iſt jedes Wort für mein Gefühl.
Doch hab' ich es gewagt, mich auszuſprechen,
So gut ich's nur vermocht. Du ſieheſt ja
Im todten Worte den lebend'gen Geiſt.
Du kennſt mich beſſer, als ich ſelbſt, und deuteſt
Mir ſelbſt mein Denken und mein Fühlen erſt.
Ich laſſe dich allein mit dieſem Blatt;
Doch komm' ich wieder.

Sophon.

Gut. Ich danke dir,
Und warte hier, bis du zurücke kehrſt.

(Theon geht.)

Dritter Auftritt.

Sophon (allein.)

Bereite dich, mein Herz, zu hören, was
Dein Theon ſchreibt, und ſchmücke dich mit Liebe.

(Er nimmt das Blatt, und lieſt.)

„O könnte ſich das volle Herz ergießen,
Was in ihm brauſend woget, kühn verkünden,
Den heil'gen Schacht die Seele dir erſchließen,
Der innre Glutſtrom einen Ausweg finden,
In deines Lebens Leben liebend fließen,
An deiner Himmelsflamme ſich entzünden,
Und ſo, ein göttlich Feuer, ewig brennen!
Kein Tod ſelbſt könnte unſre Liebe trennen!

Denn was aus *ſolcher* Liebe wird geboren,
Das Kind, es iſt ein Sohn der Ewigkeiten.
Es wird um alle Weſen, die verloren,
Voll Inbrunſt ſeine Götterſchwingen breiten,

Vergnügen zwar den Reihentanz der Horen,
Doch ſelber nie im Strom der Zeit entgleiten:
Es iſt vom Himmel uns herabgeſtiegen,
Und macht uns Platz, um aufwärts ſelbſt zu fliegen.

Doch ach! Was kann der ſchwache Geiſt erzeugen,
Wenn er nach Pſychen ſich vergebens ſehnet?
Es muß der Arme ewig einſam ſchweigen,
Wenn ſeine heiße Liebe ſie verhöhnet:
Wenn Gottes Geiſt nicht ſelbſt ſich ihm will neigen,
Ihm offenbaren, was noch keiner wähnet:
Ach! nimmer kann er dann ein Leben ſchaffen,
Des Himmels Güter nimmer ſich erraffen!

Ein göttlich Chaos meine Bruſt erfüllet,
Doch will es ſich noch nicht zum Seyn geſtalten:
Des Himmels Sehnſucht wird nur halb geſtillet,
Weil Gott ſich nicht in Welt mir will entfalten.
Das iſt die Angſt, die quälend mich durchwühlet:
Doch ſoll das fromme Herz mir nie erkalten:
Mit dir muß ich noch ganz das Ganze faſſen;
Mit dir zum neuen Leben froh erblaſſen!“

(Er legt das Blatt weg, ſteht eine Weile in Gedanken vertieft, und betet dann ſtehend:)

Ja, Gott, du haſt mein heißes Flehn erhöret:
Mein Theon hat dich endlich auch gefunden!
Wie bald haſt du die Bitte mir gewähret,
Daß ihm der Zweifel dicke Nacht entſchwunden.
In ihm haſt du auch mich aufs Neu’ verkläret;
Nun können Beide wir zum Seyn geſunden.
Drum laß dir, Vater, meinen Dank gefallen,
Und nimm es gnädig auf, mein ſchwaches Lallen.

Vierter Auftritt.

Theon. Sophon.

Sophon.

Komm nochmals an dies Herz, mein lieber Sohn!

So haſt du endlich dennoch überwunden,
Genießeſt nun den ſchwererkämpften Lohn
Für manche herbe, bittre Leidensſtunden.
Nun ſprichſt du allem Erdenglücke Hohn,
Seit du des Himmels Palme haſt gefunden:
Und ſchauſt du auch noch nicht die reine Klarheit,
So ſtrahlt dir herrlich doch das Licht der Wahrheit.

Doch ſage mir: wie haſt du endlich dich
Der finſtern Nacht entbunden und entſchwungen?
Wie biſt du denn zum Licht hinaufgedrungen?

Theon.

Ach! matt noch leuchtet mir des Tages Schimmer:
Doch ſchwelge ich in ſeiner ſüßen Wonne;
Denn ſchon des treuen Mondes matter Flimmer
Iſt mir, dem irren Wandrer, eine Sonne.
Nur dir verdank' ich dieſes Glück, wie immer,
Daß ich im reinen Aetherlicht mich ſonne.
Du ſagteſt im entzückten Vollgefühle:
„Nicht Wiſſen, ſondern Glauben, führt zum Ziele."

Sophon.

Verdien' ich wirklich dieſen Dank von dir?
Verkennſt du etwa dich und mich, und ſchreibſt
Aus heißer Liebe nur für mich mir zu,
Was nimmer mir gehört? Wie konnte doch
Das kurze Wort, das oft ich wohl zu dir
Geſagt, ein ſolches Wunder thun, und dich ergreifen!
Du ſollteſt glauben, ſagt' ich; doch an wen,
Und wer der ew'ge Grund des Denkens und
Des Dichtens, wie des Handelns und des Duldens —
Zwar ſagt' ich dir's in jenem kurzen Worte:
Doch wie haſt du den Kern herausgefunden?
Sonſt that ich oftmals klärer dir mich kund,
Und dennoch konnteſt du meinen Sinn nicht faſſen.

Theon.

In einer ſeeligen Minute, wo
Ich nur an Glauben dachte und an Schauen,
Da ward auf einmal mir der Himmel offen:
Ich war in heil'ges Schaun verſunken glaubend,
Ich glaubte, weil ich Heil'ges, Ew'ges ſchaute.
So ward mein Innres aufgethan. Nun ſage:
Verdank' ich nicht mein neues Leben dir,
Der du ans Glauben mich gemahnt?

Sophon.

O nein,
Nicht mir, Gott ſelbſt, der ſich in ſeiner Klarheit
Auf mein Gebet und Flehen dir gezeigt.
Doch hätt' ich auch zum Gottesglauben dich
Geführt, wer hat denn Glauben dich gelehret?
Was hat zum Himmel dich geſtimmt, und dir
Das lang verſchloßne Herz für Gott
Geöffnet? Denn mein Wort hats wahrlich nicht
Gethan.

Theon.

So ſoll ich dirs geſtehen? Ja,
Ich wills, du ſollſt mein Heiligſtes erfahren:
Mein Alcas ſagte mir: Eraſtis liebe mich! —

Sophon.

So ſeyd ihr Alle denn ſo ſchön erfüllt,
Ihr ſel'gen Träume, die nur ſcheu und ſchüchtern
Zu träumen ich gewagt! Mein Sohn, mein Theon —
Er lebt nun Gott und ſich und ſeinen Freunden,
Der Welt und mir durch die Geliebte wieder.

Theon.

In ihrem Weſen, endlich nur, doch göttlich,
Konnt' ich des ew'gen Daſeyns Fülle ahnden,
An ſie hab' ich mir Gott und All' geknüpft;
Vor ihrem Anblick ſchwanden die Dämonen

Der böſen Zweifel alle, die mich plagten,
Und ſelig bin ich nun durch ſie und Gott.

Sophon.

Ja bald wirſt du durch mich das Ganze finden,
Der blinden Welt das ewge Reich verkünden.
So walle denn den Lebenspfad in Frieden:
Ich habe gnug, mir iſt genug beſchieden.

Fünfter Akt.

(Garten. Abend. Mondſchein.)

Erſter Auftritt.

Eraſtis. Theon.

Eraſtis.

O heil'ge Nacht, mit deinen ſüßen Schauern
Kommſt du auf deine Welt daher geſchritten:
In deines treuen Rieſenſchooßes Mitten
Darf — glücklich nun — der Erdenſohn nicht trauern.

Es darf kein Schmerz, kein Gram mehr auf ihn lauern,
Denn du erhöreſt ſeines Seufzers Bitten,
Du linderſt, was der Duldende gelitten,
Und ſchützeſt ſelber ſeine treue Mauern.

Du deckeſt ihn mit liebevollem Schlummer,
Der ihm des Lebens heißen Durſt nun ſtillet;
Du ſcheuchſt von ſeinem Lager jeden Kummer,

Und haſt in ſüße Träume ihn gehüllet:
Du ſendeſt Wink und Gruß von den Geliebten,
Und winkeſt Seeligkeit den tief Betrübten.

Theon.

Und du, o Mond! — der Andacht heil'ge Töne,
Sie wiegen ſich von dir auf Lüften linde
Zu mir herüber ſtill, im leiſen Winde.
Vom Himmel blickſt du her in deiner Schöne,

Willſt, daß die Erdenzwietracht ſich verſöhne,
Daß man des Himmels Glück auf Erden finde,
Den ewgen Myrtenkranz ſich Liebe winde,
Und daß dein Blick die trübe Welt verſchöne.

Mitleidig blickſt du her ins Thal der Sünde,
Voll Wehmuth auf verirrte Erdenſöhne;
Des Himmels Licht in ihnen du entzünde,

Daß ſich ihr Herz der Erde ganz entwöhne,
Ihr Blick dem eitlen Erdentand entwinde,
Ihr Haupt mit Aetherglanz ſchon hier ſich kröne!

Eraſtis.

So haben wir uns endlich doch gefunden!
Nach manchen trüben, bangen Leidensſtunden
Hat uns die Liebe herrlich nun verbunden.

Theon.

Was uns zu trennen ſchien, hat uns vereinet.
Wir haben nun auf ewig ausgeweinet,
Seit uns der Liebe ſchöner Stern beſcheinet.

Eraſtis.

Elyſium, vom ſtillen Meer umfangen,
Wird uns der ſtillen Liebe Tempel ſeyn.

Theon.

Es hüpft der leichte Nachen ohne Bangen,
Und führt uns ſicher in den Hafen ein.

Eraſtis.

Wo Liebesblumen nie verwelkend prangen,
Soll ihr das Leben ſich als Opfer weihn.

Theon.

Verzehren ſich die Herzen dann in Flammen:
So heben ſie ſich himmelwärts zuſammen.
(Sie umarmen ſich.)

Zweiter

Zweiter Auftritt.

Sophon. Eraſtis. Theon.

Sophon.

Ich ſegne euch mit meinem ganzen Segen,
Den mir des Himmels Güte nur verlieh.

Eraſtis.

Von heißem Danke will das Herz ſich regen:
Du gabſt mir Theon, das vergeſſ' ich nie.

Theon.

Nun will ich dich erſt an dem Buſen hegen; —
Denn ach! wie konnt' ich lieben ohne ſie!

Sophen.

Laß, ew'ge Vorſicht, dir den Bund gefallen,
Vereint mit ihnen mich zum Ziele wallen.

Dritter Auftritt.

Philopis. Alcas. Die Vorigen.

Philopis (zu Theon.)

Nun tönet Liebe dir Apollons Leier,
Und Gottesfrieden in die ſel'ge Bruſt.

Theon (zur Philopis.)

Des Glaubens und der Liebe heil'ge Feier —
Sie geben mir des Daſeyns Himmelsluſt.

Alcas (zur Eraſtis.)

Gehoben iſt des Irrthums Nebelſchleier,
Und liebend wirſt du deiner dir bewußt.

Eraſtis (zum Alcas.)

Nun ſchau' ich Gott und Welt in ihrer Klarheit,
Ich glaub' an Tugend wieder und an Wahrheit.

Philopis (zur Eraſtis.)

So hab' ich doch nicht unwahr dir verkündet
Der Wahrheit und der Liebe Blumenland.

Craſtis (zur Philoris.)

Die Seelen ſind auf ewig nun verbündet,
Weil uns allein das Ewige verband.

Alcas. (zu Theon.)

Auch deinem Auge jede Wolke ſchwindet,
So wie das Dunkel vor dem Lichte ſchwand.

Theon (zu Alcas.)

Ich lebe nun mit Gott und ihr verbunden:
Nun hab' ich die Vollendung bald gefunden.

Sophon.

So laßt noch ein Mal denn uns niederfallen,
Dem Ewigen zu ſtammeln unſer Lallen.

(Sie knieen Alle an einem Raſenaltar auf der rechten Seite des Theaters, Sophon in der Mitte, Theon mit Craſtis auf der einen, und Alcas mit Philoris auf der andern Seite.)

Sophon.

Du haſt dich, Ew'ger, meinem lieben Sohne,
Dem Theon, auch gezeigt nach langem Ringen:
Du gabſt Craſtis ihm zum ſchönen Lohne,
Und ließeſt ſie durch ihn zum Himmel dringen:
Umwind' ihr Haupt mit deiner Palmenkrone, —
So wird ihr glühend Herz nur dir erklingen.
Erhalt' uns Allen deine Himmelsklarheit,
Daß wir uns wärmen an dem Licht der Wahrheit.

(Alle bleiben am Altare knieend, und der Vorhang fällt langſam herab.)

G. R.

II.

J. G. Schummels Briefe an den, nun verewigten, O. C. und Ober-Schul-Rath Zöllner.

Sr. Excellenz dem Königl. Staats- und Schulen-Miniſter Herrn von Maſſow ehrfurchtsvoll gewidmet.

(Beſchluß.)

VI.

Die Stelle aus Plato's Phädrus gegen die Erfindung der Schrift, die Sie in Ihrem Zuſatze anführen, iſt denn doch, beim Lichte beſehen, mehr ſchön, als wahr. Einen Theil derſelben hat ſchon Kant (Anthropol. S. 96) beantwortet, und die Leſer, welche ſich die Mühe nehmen wollen, den Griechen und den Deutſchen mit einander zu vergleichen, mögen ſelbſt urtheilen, auf weſſen Seite die Wahrheit iſt. Einer der Alten ſagte: „Die „Kunſt zu ſchreiben hat das Gedächtniß zu Grunde ge„richtet. Etwas Wahres iſt in dieſem Satze. — „Aber, mit der Schreibtafel in der Taſche, ſicher zu „ſeyn, Alles, was man in den Kopf zum Aufbewahren „niedergelegt hat, ganz genau und ohne Mühe wieder „zu finden, iſt doch eine große Bequemlichkeit, und die

„Schreibkunſt bleibt immer eine herrliche Kunſt, weil, „wenn ſie auch nicht zur Mittheilung ſeines Wiſſens an „Andere gebraucht würde, ſie doch die Stelle des ausgedehnteſten und treueſten Gedächtniſſes vertritt, deſſen „Mangel ſie erſetzen kann." — Auf Plato's zweiten Einwurf, „die Schrift antwortet nicht," erwiedere ich mit zwei Worten: Iſt die Schrift deutlich, ſo braucht ſie nicht zu antworten; iſt ſie aber undeutlich, ſo müßte der Redende eben ſo gut antworten! — Endlich der dritte Einwurf: „die Schrift ſchweift überall umher," iſt gerade ihr höchſtes Lob. Wie eingeſchränkt iſt nicht der Empfindungskreis des menſchlichen Ohrs, und mit ihm der Wirkungskreis der menſchlichen Rede! Die Schrift hingegen kennt auf der ganzen weiten Erde keine Grenzen. Ein Brief des Chineſiſchen Kaiſers: „A „Monsieur *Boerhave*, Medecin en Europe" wird richtig beſtellt; die Schrift alſo reicht von Peking — bis Leyden: wie weit hätte wohl Sr. Kaiſerl. Majeſtät Allerhöchſte Stimme gereicht? Selbſt das Umherſchweifen der Schrift, das eigentliche Vagabondiren, gewährt zuweilen Vortheile, wie nichts auf Erden. Ein für mich nur zu frappantes Beiſpiel finde ich ſo eben in dem Hamburger unpartheiiſchen Correſpondenten, No. 140, wo eine Dame von meiner Bekanntſchaft ihren unendlich geliebten Mann auffodert, doch ein Zeichen ſeiner Exiſtenz von ſich zu geben. Möchte doch dieſes Blatt in jeden, noch ſo verſteckten Winkel eindringen, und endlich ſeinen Mann treffen! — Daß übrigens dieſe Extenſivität der

Schrift, wie Alles, auch das Beſte in der Welt, dem Mißbrauche unterworfen iſt, wer vermag es zu leugnen! Daraus aber folgt bloß, daß man das Böſe nicht durch Schriften ausbreiten muß; und geſchieht es, ſo mögen ſich die Autoren, die Buchdrucker, die Buchhändler und der Staat, der dieſen Unfug leidet, in die Sünde theilen; die Schrift ſelbſt aber bleibt nach wie vor in Ehren, und Theut einer der wohlthätigſten Erfinder, die je lebten!

So wie Sie ſich nun durch die Stelle des Plato, und durch Ihren Commentar darüber, bei vielen Leſern in den guten Geruch geſetzt haben werden, ein Verehrer der Alten zu ſeyn, wie ich denn vorher ſchon glaubte, daß Sie es ſind: ſo habe ich mich dagegen durch meine Kritik über dieſe Stelle gewiß dem dringenden Verdachte, ihr Verächter zu ſeyn, Preis gegeben. Ich ergreife dieſe längſterwünſchte Gelegenheit begierig, mich einmal über dieſe Materie rein auszuſprechen, und ich bitte Sie nun noch zum Schluſſe um Ihre Geduld. Mit einer bloßen Nebenſache würde ich Sie nicht zu behelligen wagen; mein Blick bleibt auch hier noch auf den großen Plan der Preußiſchen Nationalerziehung feſt geheftet.

Der Gang meiner achtjährigen Schulerziehung war ganz der alte, d. h. Lateiniſch, Griechiſch und Hebräiſch. Freilich fehlte es damals noch an Heyne's Methode: aber an Grammatik, und an allen Arten von Uebungen fehlte es nicht. Wir ſchrieben und ſprachen das Latein correkt und fertig; wir diſputirten; wir machten Verſe:

ich insbeſondere war ein feuriger Verehrer und fleißiger Nachahmer von Ovid. In Halle war damals noch kein Wolf: aber das Latein war und blieb Gegenſtand des Privatfleißes, und ich verband es mit dem Studium der Theologie. Ich verwahre noch eine Diſſertation aus meinem zwanzigſten Jahre über die Nothwendigkeit einer neuen Bibelüberſetzung; und diejenigen, die mich mit Unrecht unter die Verächter der Alten zählen, mögen zur Strafe in der Anmerkung einen Theil eben dieſer Diſſertation leſen, und ſich dabei fragen, was ſie denn in gleichem Alter wohl Klügeres geſchrieben haben *)? Auf dem Kloſter Lieben Frauen ward ich,

---

*) §. 1. „Eruditissimus Wetstenius in libellis suis ad
„Crisin et interpretationem N. T. Canon I. omnibus mo-
„dis curandum esse, inquit, ut habeatur editio N. T.
„quam emendatissima. Inutile ac superfluum putavit,
„hanc regulam multis fulcire rationibus; quippe quae
„cuilibet, qui conditionem codicum sanctorum, aut ty-
„pis excusorum aut manu scriptorum, eorumque inge-
„nium novit, perquam probetur. Hujus viri vestigia
„premens, audeo simili ratione affirmare, omnem esse
„lapidem movendum, ut habeamus sacri codicis versio-
„nem vernaculam quam accuratissimam; quam quidem
„assertionem his paginis, quantum per vires meas pote-
„rit fieri, prolixius constitui pertractandam. Ne vero
„oleum videar perdidisse atque operam, causam agere vo-
„lens, quam facillime mihi largiatur quilibet sanus;
„subjungam quaedam observanda circa accuratam S. C.
„versionem, quae contemnenda plane atque abjicienda
„non arbitror. Forte parti eruditorum scrutanti ac me-
„ditanti, nec praejudicatarum opinionum vi abripere
„sese patienti, nil novi dixerim; at hoc certe commodi
„in me redundabit, quod animum ad meditandum appu-

wie ſchon geſagt, eigentlicher Schulmann, und mußte hier (wofür ich dem Kloſter noch danke!) in obern und untern Klaſſen, und in ſehr verſchiedenen Lectionen dociren. So traf mich denn auch in einigen Jahren die erſte Griechiſche Klaſſe; und ich erinnere mich noch ſehr wohl, mit meinen jungen Leuten den Phädon von Plato mit großem Vergnügen geleſen zu haben. Frivole Schriftſtellerei hatte ich vorher ſchon angefangen; jetzt machte ich den Anfang mit etwas Solliderem, und das war meine Ueberſetzer-Bibliothek der Griechen und Römer. Daß ſie jetzt vergeſſen, und die von Degen vollſtändiger und in aller Abſicht beſſer iſt, kann mir nie das kleine Verdienſt

---

„lerim." — §. 9. geht es ſcharf über Luthern her, nachdem jedoch vorher ſeiner Bibelüberſetzung im Ganzen alle Ehre widerfahren. „Ni fallor, loci quaedam ita sunt „translata, ut religionis nostrae hostibus ansam praebeant „ad ridendum. Ipsum me memini, olim offendi loco „illo Jo. 2. v. 4., antequam graecis aliquam dederim „operam. Nimirum sciebam, quam humanus fuerit Chri„stus erga unumquemque; sciebam, eum parentibus suis „omnem praestitisse obedientiam: et tamen haec Christi „responsio, matri data, mihi videbatur insignem inferre „rusticitatem, a qua esset hominum sapientissimo absti„nendum. Ipse quidem mihi dicebam: forte quae tam „dura esse videtur locutio, danda est moribus tunc tem„poris hominum, qui rudiores omnino nobis esse debe„bant. At ipse etiam mihi respondebam, certum sane „esse, Christum pravos ejus temporis mores non fuisse „imitaturum, ad quos sine dubio referendum est, si „quis matrem, multis praesentibus, objurget. At omne „mihi est dubium ademtum, ex quo scio, Lutherum il„lius rusticitatis esse auctorem, illam vero longe abesse „a graeco sermone."

tauben, der erſte geweſen zu ſeyn, der hierin vor dreißig Jahren, und mit einer anderthalbjährigen Anſtrengung, die Bahn brach. Wer mir, mit dieſem Büchlein in der Hand, den Vorwurf machen könnte, ich ſey ein Verächter der Alten, und es heiße bei mir, ignoti nulla cupido, deſſen Stirn dürfte leicht, wo nicht eiſern, doch thönern ſeyn! Nur allzu enthuſiaſtiſch war ich damals für die Alten eingenommen; nur zu ſcharf und beißend tadelte ich diejenigen, die, als Ueberſetzer, ihren Geiſt, ihre Sprache verfehlten. Daß ich auch noch jetzt an ihnen hange, beweiſt unter andern ein Fehler meiner Schreibart, der mir überall, auch in gegenwärtiger Schrift, anklebt. Ich kann es nicht laſſen, Kernſprüche aus ihnen, und zwar im Originale anzuführen; das iſt gegen alle Einheit des Styls, es macht ihn buntſcheckig, und iſt im Grunde eine Pedanterei, und Qual für die meiſten Leſer: aber es iſt mir zur andern Natur geworden. Gegenwärtig bin ich nicht Profeſſor der Philologie, ſo wenig wie der Theologie: und doch, wie gern ſpreche ich bei jeder ſchicklichen Gelegenheit ein Wort für die Religion; wie gern webe ich in meinen Vortrag irgend ein Lateiniſches Citatum ein; wie gern vikarire ich im Nothfalle für den Profeſſor der Philologie! Das heißt doch wohl wahrlich nicht — die Alten verachten!

Doch — kein Rauch ohne Feuer! Ich hege in meinem Herzen allerdings eine gewiſſe Verachtung, und noch mehr als dies: denn man verachtet bloß das Kleine und Geringe; was ich mir aber denke, iſt groß und gemeinſchädlich. Und was verachte ich denn nun? Nicht die alten, ſondern die neuen Griechen und Römer! Nicht ſie alle; denn es giebt darunter höchſt reſpectable Ausnahmen: aber die Pluralität! Nicht bloß in meinem kleinen Winkel, wie einmal der Schwediſche Geſandte Salvius Schleſien nannte, ſondern in dem ganzen Europa! Nicht darum, weil ſie in die Fußtapfen der Griechen und Römer treten, ſondern grade darum, weil ſie nicht hineintreten! Das kühne Wort iſt geſprochen, nicht minder kühn, als was Sie oben gegen die Philoſophen des Tages ſprachen; hier folgt mein Beweis: mag nun dieſem auch Hohngelächter nachfolgen, das werde ich rein verachten, weil es wirklich klein und gering iſt.

Es war eine Zeit, wo die Griechen, wie wir Deutſchen im funfzehnten Jahrhunderte, an der Grenzſcheide der Barbarei und Aufklärung ſtanden; wo ſie zu denken anfingen, und zum Theil ſchon glückliche Fortſchritte gemacht hatten, aber doch noch fühlten, daß ſie fremder Hülfe bedurften. Nun war in der ganzen damaligen Welt nur ein einziges Land, das wegen ſeiner hohen Weisheit berühmt war: Aegypten! Dahin begaben ſich zu verſchiedenen Zeiten, und nach verſchiedenen Orten, Orpheus, Pythagoras, Thales, Solon, Plato, Democrit ꝛc. Sie hielten ſich zum Theil, wie Pythagoras, 22 Jahr dort auf, und unterwarfen ſich beſchwerlichen und ſchmerzhaften Operationen, um in die Myſterien der Aegyptiſchen Prieſter eingeweihet zu werden. Als ſie nun aber in ihr Vaterland zurückkehrten, was thaten ſie da? Hatten ſie ſich etwa vom Kopfe bis zum Fuße in ächte Kopten metamorphoſirt? Ekelte ihnen nun vor ihrer Mutterſprache, und vor ihrem Mutterlande? Warfen ſie, ſtatt Jupiter und Saturn, jetzt mit Phtha und Cneph um ſich, und ſpekulirten den Reſt ihres Lebens über lauter Aegyptiacis? Solcher Thorheiten waren die Griechen nicht fähig! Beſeelt von Vaterlandsliebe, aber nach höherer als vaterländiſcher Weisheit dürſtend, waren ſie ins Ausland gezogen, um Schätze des Geiſtes zu ſammeln; mit ihnen kehrten ſie jetzt in ihre Heimath zurück, um ſie zum höhern Wohl eben dieſes Vaterlandes anzuwenden. Am ſchönſten that dies Solon, in deſſen weiſer Geſetzgebung ſich ſo manche Aegyptiſche Spur zeigt; auch die Schüler des Pythagoras, in ihren kattunenen Gewändern, und in ihrer ganzen Lebensart, haben viel ähnliches mit den Prieſtern am Nil. O, wenn unſre Philologen aus Griechenlad und Rom Schätze für ihr Vaterland holten; wenn ſie es den Homeren und Pindarn ablernten, Deutſche Helden würdig zu beſingen — und den Xenophons und Plutarchs, die Thaten dieſer Helden würdig zu erzählen: das, das heiße ich in die Fußtapfen der Alten treten; das würde ſie bei der Nation groß — und bei der Nachwelt unvergeſſen machen. Statt deſſen, was thun ſie? und welches iſt ihre gewöhnliche Weiſe? Ohne vorher bei ihnen erregte Vaterlandsliebe; ohne Reife des Verſtandes; und in einem Alter, wo Vorurtheile ſo gern und ſo tief haften, treibt man ſie nach Hellas und Latium, als dem vorgeblichen Sitze alles Guten, Wahren und Schönen! Nach den erſten überwundenen Schwierigkeiten der Sprache, fängt die Griechiſche und Lateiniſche Koſt an zu ſchmekken, und ſchmeckt allmählich ſo gut, daß nichts weiter für ſie Reitz behält. Kaum wiſſen ſie noch, daß ſie ein Vaterland haben; wenigſtens koncentrirt es ſich ganz in ihre Studierſtube. Sie vergeſſen, in welchem Jahrhunderte ſie leben, und wandeln unter lauter Olympiaden, und A. U. C.. Einmal in den Ton der Bewunderung geſtimmt, fallen ſie aus demſelben nie wieder heraus, und finden Schriftſteller ſchön, wie z. B. den Heſiodus, die, wenn ſie Deutſche wären, man gradehin ſchal und langweilig nennen würde. Sie finden Dinge intereſſant, und einer, viel Zeit und Arbeit koſtenden Unterſuchung werth, die man ſonſt gewöhnlich Bagatelle zu heißen pflegt; ſo ſchrieb Martorelli in Neapel ein Werk von zwei ſtarken Quartanten — über ein altes Tintenfaß. Wenn Geßner in ſeinen Idyllen folgende Stelle hätte drukken laſſen, (ich bitte ſeinen Schatten um Vergebung, daß ich mir dies nur einen Augenblick als möglich denke): „Ach ein elender, unbehülflicher Liebhaber biſt du! Zwar heiſſeſt du ein Rinderhirt, aber du biſt einem Ziegenhirten gleich, dem, wenn er den Bock ſeinen Ziegen aufhüpfen ſieht, die Augen ſchmachten, daß er nicht ſelbſt der Bock iſt!" — ſo würde heut zu Tage jeder dies abſcheulich finden: aber Theokrit hat es Griechiſch geſagt, und nun iſt es naiv! Ueberdem, welche

Süßigkeit der Sprache! Ich habe ſelbſt einen Philologen gekannt, der förmlich ſchmatzte, um ſeinen innigen Genuß bei dem bekannten Hexameter von Virgil auszudrücken: Quadrupedante putrem etc. *). Vergebens würde Lenz (Reiſen in Dännemark, Schweden ꝛc.) einen ſolchen Mann verſichern, daß dieſer Wohlklang den alten Sprachen nicht allein eigen ſey; daß z.B. das Däniſche von Seiten des Sanftverſchmelzenden und Süßen, dem Griechiſchen völlig gleich komme: er verſtopft ſich die Ohren, um ſolche Läſterungen gegen ſeine Sprach-Idole nicht anhören zu müſſen! — Doch ich glaube Ihren Wink zu bemerken, daß ich dieſem ſpöttelnden Tone ein Ende machen ſoll. O, daß ich nie den ernſten anſtimmen müßte! Aber nun denken Sie ſich dieſe neuen Griechen und Römer an der Spitze der gelehrten Schulen, und als die erſten Erzieher der jetzigen und künftigen pädagogiſchen Generation **)! Dieſe

---

*) Von einem ſolchen Philologen — der würdige Verf. hat ganz Recht! — kann man allerdings nicht zu viel Böſes ſagen. F.

**) Möge der gute Genius der Schulen ſie vor Pedanten bewahren, wie ſie hier geſchildert werden! — Aber auch vor Gelehrten, wie Meierotto u. a.? — Ich glaube, man würde den Hrn. Verf. gänzlich mißverſtehen, wenn man meinte, er hielte die ernſtliche Erlernung der alten Sprachen, das philoſophiſche Studium der Sprache, als Sprache, das nur dadurch mögliche Eindringen in Sinn und Geiſt der Alten, für die gelehrte Bildung unſrer Studierenden für überflüßig und unſtatthaft. Das thaten ehemals die Pädagogen nach Baſedow, die, in ihrem Enthuſiasmus, über der Form (Methode) oft die Materie des Unterrichts verſollten den Preußiſchen National-Geiſt bilden? bilden, was ſie ſelbſt nicht haben, und was ihnen wenn ſie es ehrlich herausſagen wollten, in den Tod zuwider iſt? Eh dies geſchieht, ſo werden eher —

In caput alta suum labentur ab aequore retro
Flumina: conversis solque recurret equis. —

Nur in Einem Stücke, wo grade die Griechen nicht nachahmungswürdig ſind, treten ſie treulich in ihre Fußtapfen; daß ſie nehmlich alle Nicht-Griechen Barbaren ſchelten. Daraus entſtehen, in Beziehung auf die Jugend, eine Menge weſentlicher Nachtheile! Erſtlich, die Mutterſprache wird vernachläſſiget. Vormals geſchah dies total; und daß es jetzt nur noch partial geſchieht, iſt wahrlich nicht der Neu-Griechen Verdienſt! Sie nen-

---

gaben, zu einer Zeit, wo ſie durch ihre vorgeſchlagenen Erleichterungsmittel des Sprachſtudiums mit den Philologen in gefährliche Zwiſte geriethen, und wo auch die letztern in ihrer pedantiſchen Einſeitigkeit und Beſchränktheit, vorzüglich durch ihre Unfähigkeit als Erzieher und Jugendlehrer, gerechte Klagen erweckten. Die heutigen Humaniſten, von dem hohen Werthe ihres Studiums und ſeiner Unentbehrlichkeit für die Abwendung der heilloſen Seichtigkeit überzeugt, und durch daſſelbe ſelbſt vielſeitig gebildet, möchten indeß wohl, mit Beihülfe der Philoſophie und des Geſchmacks, die alten Klagen größtentheils beſeitigt haben. Herr Trapp hat ſie jedoch neuerlich, und zwar geradezu gegen die Gründlichkeit, wiederholt, in einem Aufſatze, worin er Peſtalozzi höchlich lobt, zumal darüber, daß er beinahe ſo klug ſey, als er ſelbſt (Trapp) — ſchon längſt geweſen iſt. — In jedem Kampfe der Seichtigkeit gegen die Gründlichkeit, iſt leicht vorher zu ſehen, wer den Sieg davon tragen werde. F.

nen noch alles treulich Deutſcher Michel, was bloß die Nationalſprache denkt und ſpricht; ſelbſt Wieland war davon nicht ausgenommen, eh er die Alten überſetzte und commentirte. Dieſes gelehrte Point d'Honneur würde wirklich recht viele — nicht Deutſche, ſondern undeutſche Michel erzeugen, wenn ihm nicht der Geiſt des Zeitalters im Wege ſtände. Der junge Menſch merkt es denn doch früh genug, daß das gebildete Publikum einem guten Deutſchen Vortrage, beſonders einem poetiſchen, Beifall zulächelt; indeß es bei einem lateiniſchen plaudert und gähnt, und vor einem Griechiſchen gar entflieht. Mit dem nöthigen Ernſte aber, und mit der erfoderlichen Anſtrengung, wird das Deutſche auf gelehrten Schulen nie getrieben werden, ſo lange noch ſelbſt die conſtituirten Autoritäten auf das Lateinſchreiben einen ſehr hohen Werth legen, und daſſelbe bei den Prüfungen der Abiturienten faſt allein den Ausſchlag geben laſſen. — Eben dieſe Vernachläſſigung trifft ferner die neuern lebenden Sprachen, insbeſondre die Franzöſiſche. Die Neu-Griechen verlangen die alten Sprachen nicht etwa bloß von dem ſogenannten gelehrten Stande, ſondern ſie möchten auch gern den Kaufmannsdiener zum lateiniſchen Styliſten, und den Schuſter und Schneider wenigſtens zum Caſusſcher gebildet haben. Weit entfernt, dies für ſchädlich zu erklären, wünſchte ich vielmehr ſelbſt, der Kaufmann lernte auch etwas hebräiſch, welches ihm bei ſeinen Geſchäften mit der jüdiſchen Nation nützliche Dienſte leiſten könnte; eben ſo auch etwas türkiſch, womit ſich bei der Durchreiſe eines türkiſchen Geſandten ſchöne Procente verdienen ließen. Ich fürchte nur, daß es dann gehen dürfte, wie mit der Triſtrapädie des alten Shandy, der erſt am fünften Jahre der Erziehung ſeines Sohnes arbeitete, als der Junge ſchon 16 Jahr geworden war. Bei der nur zu großen Kürze der Schulzeit; bei der Menge des zu Lernenden; bei der langen Anſtrengung, welche es einen Deutſchen koſtet, nur leidlich Franzöſiſch zu ſprechen und zu ſchreiben, bleibt kein andrer Weg übrig, als das irgend Entbehrliche über Bord zu werfen, um das durchaus Nothwendige zu retten. — Was ſoll ich nun aber, die Sprachen bei Seite, erſt von Wiſſenſchaften ſagen? Dieſe ſind doch ohne Zweifel der eigentliche Kern, um deſſentwillen man die Schale der Sprache aufbeißt. Ich weiß ſehr wohl, daß auch die Schale an und für ſich ein ſehr künſtliches Gewebe iſt; weiß, daß es eine philoſophiſche Grammatik giebt, die grade für mich recht großen Reitz hat. Allein wie kurz iſt dieſe; wie lang hingegen der unphiloſophiſche Theil einer jeden Sprache, und ſie ſelbſt am Ende immer nur Mittel zum Zweck! Dieſe natürliche Ordnung aber kehren die Philologen um, indem ſie die gelehrten Sprachen zum Zwecke an und für ſich, und nun gar zum erſten Zwecke, machen. Ich will mich zum Schluſſe meiner Briefe in keine förmliche Widerlegung einlaſſen; ich bemerke alſo bloß mit zwei Worten, daß ich in Abſicht der Rangordnung des menſchlichen Wiſſens, unbedingt dem Franzöſiſchen National-Inſtitute beitrete, welches in die erſte Klaſſe die mathematiſchen und phyſikaliſchen; in die zweite die philoſophiſchen, politiſchen und hiſtoriſchen, und in die dritte und letzte Klaſſe die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, nebſt der ganzen alten Literatur ſetzt. Die Früchte hiervon zeigen ſich — faſt möchte ich ſagen, zum Schrecken von ganz Europa; denn die Franzoſen thun in der erſten und wichtigſten Klaſſe eben ſolche Rieſenſchritte, wie wir Andern nach der umgekehrten Ordnung, Zwergſchritte. Was nicht etwa in Specialſchulen geſchieht, unterbleibt gewiß in den General-Schulen, weil hier, wegen der zeitfreſſenden alten Sprachen, kaum Stunden genug zum bloß kompendiariſchen Vortrage der Wiſſenſchaften übrig bleiben. — Und erreichten nur noch die Philologen ihren Zweck; bildeten ſie nur noch recht tüchtige Griechen und Lateiner nach alter Art! Aber damit iſt es vorbei, und wie es ſcheint, vorbei auf immer; der Strom des Zeitalters läuft direkt gegen den Strom der Schulen, und welcher von beiden der ſtärkere iſt, leidet keinen Zweifel. Hier kann auch die bevorſtehende allgemeine Schulordnung nichts erzwingen. Kein junger Menſch wird ſich je überreden laſſen, es ſey beſſer, ſich mit dem Ariſtophanes herumzumartern, als ohne Marter, und mit ſtetem Vergnügen, Iffland oder Kotzebue zu leſen. Kein Sophokles und Euripides wird je mehr ſo ſchmecken, wie Göthe und Schiller; und ſelbſt dem Plutarch wird der Jüngling Schillers Geſchichte der Niederlande, oder Archenholz Guſtav Waſa, oder eben deſſelben Geſchichte des ſiebenjäheigen Krieges, bei weitem vorziehen — und der Jüngling, der dies thut, iſt ohne Vergleich der beſſere; denn die übrigen halten ſich bloß an Romane und Komödien! *) —

Dieſen verwirrten Zuſtand der Dinge habe ich nicht ermangeln wollen, auf meine Gefahr und Koſten ſchließlich noch zur Sprache zu bringen. Mittel dagegen weiß ich vor der Hand nicht; ich erwarte ſie aber von der Weisheit eines Ober-Schulen-Collegiums, das ſeine ſuperiören Einſichten bereits in dieſem vorläufig angekündigten Schulplane ſattſam zu Tage gelegt hat. Mir für mein Theil bleibt jetzt nichts übrig, als mit redlichem Deutſchen Händedruck von Ihnen Abſchied zu nehmen. Beurtheilen Sie mich mit Nachſicht, wo ich fehlte; Anderer Nachſicht verlange ich nicht, bitte wenigſtens nicht darum, ſondern denke mit einem Neuern: Unicam hanc contumeliae contumeliam reddam; dignam non judicare, ut vindicem.

Mit der innigſten Hochachtung bin und bleibe ich
bis ins Grab
Ihr

Breslau,
11. Septemb. 1804.

Sch.

---

*) Bei weitem die allerbeſten wären die, die wirklich den Sophokles, den Ariſtophanes und die übrigen, welche nicht zu verſtehen ein Uebel iſt, verſtänden, ſie mit Feuer und Geſchmack läſen, und über deren Studium arbeiten gelernt hätten. Z.

III.

Minnelieder.

(Beſchluß.)

III.

König Wenzel von Böheim.

Bodmer nahm ihn *) für Wenzel, den Sohn des Ottokar **), der 1278 in einer Schlacht gegen Kaiſer Rudolph das Leben verlor; für welchen Markgraf Otto der Lange, ſein Oheim (er hatte Ottokars Schweſter zur Gemahlin), die Vormundſchaft führte, und mit Rudolphen einen Frieden ſchloß, zur Befeſtigung deſſen Wenzel mit Rudolphs Tochter verlobt wurde, da beide noch Kinder waren. Wenzel wurde an des Markgrafen Hof erzogen, bis ihm im 16ten Jahre (1286) die Verlobte vermählt und die Regierung übergeben ward, und ſtarb 1305. Ein Herr W. aus Wien bewies ***) aber, daß der Dichter Wenzel, Ottokars Vater ſeyn müſſe, der

---

*) Sowohl in der Vorrede zu den Proben S. XXI—II. als zu der Maneſſ. Samml. S. VII.

**) Dies iſt ein Gemeinnahme mehrer Böhmiſchen Könige, den zuerſt Primislaus I., von ſeiner Anhänglichkeit an Otto IV, und nach ihm auch der oben genannte erhielt, der eigentlich Primislaus II. hieß.

***) In Gottſcheds Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte. Lpz. 1750. 8. Bd. X. S. 256—67.

1206 geboren, 1208, nachdem ſein Vater Primislaus I. von der Partei Otto's IV. zu der Philipps von Schwaben (Friedr. I. Sohn) übergegangen, mit deſſen Tochter Kunigunde verlobt, und wahrſcheinlich 1226, da ihn ſein Vater zum Mitregenten annahm, mit ihr vermählt wurde, ſeit 1230 allein regierte, und 1253 auf ſeinem Luſtſchloſſe Beraun ſtarb *). Ein Hauptgrund iſt, daß die Stelle von dem Tanhäuſer **), wo er einen König von Böheim preiſt, wegen der Zeit durchaus nur von dem letzten verſtanden werden kann. Denn nachdem er den trübſeligen Zuſtand des Reichs und den Tod Friedrichs II. und deſſen Sohns Heinrich beklagt, bleibt er bei des letzten Bruder, Konrad IV., ſtehen, ohne des unglücklichen Konradin zu gedenken, was doch ohne Zweifel geſchehen wäre, wenn ihm ſein Tod (1268) ſchon bekannt geweſen. Ferner lobt er einen Grafen Dietrich von Brennen und deſſen hoffnungsvollen Sohn Konrad, welcher aber 1269 ſchon ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war ***). Endlich kann daſelbſt der Ruhm des jungen Landgrafen Albrecht von Thüringen (Sohn Heinrichs des Erlauchten von Meißen) nur auf den Anfang ſeiner Regierung 1267 bezogen werden, da er ſchon 1269 die gerechten Hoffnungen von ihm täuſchte, und ſich dadurch den Beinamen des Unartigen zuzog. Demnach ſchrieb der Tanhäuſer dieſes Gedicht gewiß nicht nach 1268; und daß er es nicht vor 1266 ſchrieb, beweiſt die rühmliche Erwähnung Herzogs Heinrich von Breslau, der erſt in dieſem Jahre zur Regierung kam: alſo, — was auch aus dem ganzen Inhalt, der Klage über die Verwirrung des Reichs, den Tod der trefflichſten Fürſten, und den Mangel an Milde und Großmuth bei den

---

*) S. Hagec. Chron. Bohem. f. 305. seq.

**) Man. Samml. II. 64.

***) S. Lucä alter Grafen-Saal S. 875.

Lebenden hervorgeht, — zur Zeit des Interregnums, da der geprieſene Wenzel ſchon längſt todt war und nach ihm Ottokar in Böhmen regierte, Wenzel, ſein Enkel, aber noch nicht geboren war. Auch ſpricht der Tanhäuſer zu Anfang ausdrücklich von der vergangenen Zeit, wo er ſagt, daß nirgends mehr Fürſten ſo königlich, als der König von Böheim, nebſt Friedrich und Leopold von Oeſtreich lebten *).

Hienach iſt nun wohl gewiß, daß der Tanhäuſer jenen erſten Wenzel meint; aber man könnte doch noch zweifeln, ob denn dieſer nun auch unſer Dichter ſey, indem aus jenem Lobe in Beziehung hierauf gar nichts beſtimmt erhellet, und man daraus an und für ſich noch eben ſo wenig auf einen Dichter ſchließen könnte, als aus den Stellen der Hornekiſchen Chronik, oder des Dante **), welche Bodmer für ſeinen Wenzel anführt, und die auch ohne Zweifel von dieſem ſprechen. Dennoch hat ſchon jener erſte Wenzel das gute Vorurtheil für ſich, daß er, wovon auch die Gedichte unter ſeinem Nahmen zeugen, zur Zeit der ſchönſten Blüthe der Deutſchen Poeſie lebte, die, wie ſchon oben bemerkt iſt, durch das Interregnum unterbrochen, nach demſelben, zur Zeit des zweiten Wenzel, beſonders in den höheren Regionen, ſchon wieder dahin war; wie auch dieſe und ſo viele ähnliche Klagen über die Kargheit und Härte der Fürſten, die jetzt mit andern Dingen beſchäftigt waren, genugſam ankündigen. Der alſo durch die Zeit begünſtigt wird, der die Dichter ehrte und liebte, und den dieſe dafür preiſen, hat auch mehr Anſpruch auf Poeſie ſelber. Und daß Wenzel jenes that, beweiſet, außer dem Tanhäuſer, auch noch ein anderer gleichzeitiger Dichter, Meiſter Sigeher *), der ihn mit Alexander, Salomon und Artus vergleicht. Eben ſo rühmt von ihm ein Dichter **) 50 Jahr nach ſeinem Tode, daß er einen Thüringiſchen Ritter und Dichter Ludwig von Medlitz an ſeinem Hofe, bei Troppau mit anſehnlichen Gütern beſchenkt habe ***).

---

*) Der Wieniſche Ungenannte will a. a. O. S. 262. darum auch an einer Stelle ſtatt: der junge, der jungest, d. i. der letzte König aus Böheim, leſen; obwohl man auch jenes Beywort auf die durch ſo viele Umſtände merkwürdige Jugend Wenzels, der doch ſchon im 47ſten Jahre ſtarb, deuten könnte.

**) Purgator C. VII gegen Ende, wo er ihn unter dem Nahmen Ottachero mit ſeinem ſchlechteren Sohn Wincislao, und wahrſcheinlich als Verwandten und Anhänger deſſelben, mit Kaiſer Rudolph in einen Vorhof unter die Trägen verſetzt, weil der letzte es unterlaſſen, auf den Ruf Gregors X. das Kreuz zu nehmen. Uebrigens wird ſeiner auch rühmlich gedacht in drei Strophen zum Lobe „Wizlawe's des jungen Helden im Ruyelande (Böhmen) und Otto's, des Langen, Markgrafen von Brandenburg,“ von dem Goldener, im Jenaiſchen Kodex, ſ. Wiedeburg a. a. O. S. 37.

---

*) Man. Samml. II. S. 221. Er preiſt Wazlab als einen noch lebenden, (wenn man nicht, in der folgenden Strophe, die Klage über Artus Tod, auf ihn deuten muß), was auch wohl damit ſtimmt, daß er in einem andern Gedichte S. 220. des Grafen Wilhelm von Holland erwähnt, der nach Heinrich Raſpe's Tod (1247) von der päbſtlichen Parthei erwählt, ſchon 1256, alſo 3 Jahre nach Wenzels Tod, umkam. Auch gedenkt er eines Ottokar, S. 220, als Streiter gegen die Heiden, und S. 222. vergleicht er ihn an Macht und Tapferkeit mit Alexander. Dieſer iſt wahrſcheinlich Wenzels Vater, wenn nicht er ſelber; da er auch wohl, ſo wie der zweite Wenzel oben bei Dante, Ottokar genannt wurde.

**) Der Verf. des Gedichts von Landgraf Ludwig von Thüringen ſ. Koch I. 103.

***) Die Stelle, worin nach dem Wieniſchen Ungenannten a. a. O. S. 263, Boppo (Man. Samml. II. 234.) des Böheims (Wenzels) Tod beklagt werden ſoll, thut ganz etwas anders, und ſagt vielmehr, daß ihn unter vielen andern Fürſten, die er aufzählt, auch der Böheim ſelten mit ſeinen Gaben erfreute. Und dieſer iſt wahrſcheinlich Ottokar, oder Wenzel, ſein Sohn, da Boppo in einem andern Gedichte S. 335 auch ſchon des Königs Rudolph erwähnt.

Auch die Böhmiſchen Geſchichtſchreiber ſtimmen in ſeinem Lobe überein, und rühmen ihn als einen weiſen, tapfern, gerechten und großmüthigen Fürſten. Er ſaß oft ſelber zu Gerichte; und ſeine Freigebigkeit gränzte zuweilen an Verſchwendung. Er ſoll einen natürlichen Widerwillen gegen Schätze gehabt haben, ſo daß er einmal drei Nächte nicht ſchlafen können, da man ihm einen Klumpen Silbers in das Bette verſteckt hatte. Einige Jahre vor ſeinem Tode verlor er auf der Jagd, durch einen unglücklichen Stoß an einen Aſt, ein Auge, und wird deshalb auch wohl der Einäugige genannt.

Es iſt alſo wohl kein Zweifel mehr, daß nur dieſer Wenzel unſer Deutſcher Dichter iſt *), und wahrſcheinlich, daß der Gegenſtand ſeiner Minnelieder die Schwäbiſche Kunigunde war, welche mit ihm erzogen wurde, und von welcher er in dem erſten ſo ſchön ſagt:

> Ich brach der Roſen nicht, und hatt' ihr doch Gewalt;

eben die Kunigunde, um deren Verſagung Otto von Wittelsbach ihren Vater Philipp ermordete. Und obgleich Bodmer den Anfang deſſelben Liedes:

> Aus hoher Abenteure ein ſüße Würdigkeit,
> Hat Minne an mir zu Lichte betagt;

ſehr ſchön auf den zweiten Wenzel deutet, auf deſſen ſanftes Gemüth die liebenswürdige Jutta ſo viel gewirkt, daß er den Tod ſeines Vaters an dem ihren ungerächt gelaſſen, ſo findet er doch auch hier nicht minder eine ſchöne Deutung in der Verſöhnung Philipps und Ottokars, deren Befeſtigung das Verlöbniß ihrer Kinder war.

Von ſeinen drei Liedern **) hat Tiek ***) die beiden erſten. Das dritte hier folgende iſt ein ſogenanntes Wächterlied, dergleichen wir bei den meiſten Minneſingern eins antreffen, worunter dieſes aber vielleicht das glänzendſte und minniglichſte.

---

*) Auch Adelung S. 31 und 32, und Koch II. S. 54. ſtimmen hiermit überein

**) Maneſs. Samml. I. S. 2 u. 3.

***) S. 36—39.

4.

„Es taget unmaßen ſchone *);
Die Nacht mus ab **) ihrem Trone,
Den ſie zu Griechen hielt mit ganzer Frone ***);
Der Tag wil ihn beſitzen nu;
Der treibt ab ihrer Feſten
Die Nacht, mit ſeiner Glaſten ****);
Fürwahr, ſie mag nicht länger da geräſten *****).
Drum es iſt Zeit, und nicht zu fruh,
Daß man ein Scheiden werbe, —
So ſang der Wachter, — eh daß ſich gefärbe
Der Tag mit ſeiner Röte.
Wol auf, wol auf! ich gönn' euch nicht zu bleiben
in der Nöte;
Ich fürchte, daß der Minne ihr Theil verderbe."

Das hört' in heimlicher Schaue
Ein ehrenreiche Fraue,
Und auch ihr Minnen-Dieb, der durch ein Aue
War ritterlichen dar gekommen.
Sie ſprach: „Freund meiner Wunnen,
Der Wachter will nicht gunnen †)
Uns Liebes; denn er wollte ſein gewunnen
Durch Miete: das ich han vernommen.
Es iſt dem Tage unnahen."
Sie ſtund auf und begunde gahen
Hin zu dem Wachter eine;

---

*) ſchöne. **) von. ***) Herrlichkeit. ****) Glanz. *****) raſten. †) gönnen.

Sie ſprach: „Wachter, nimm Silber, Gold und
edel, reich Geſteine;
Las mich den zarten Lieben unbefahen."

Er ſprach: „Ich bin gemietet;
Geht wieder und bietet
Euch Freuden; denn ich wollte daß ihr berietet
Mich; das habt ihr zu Ende bracht.
Ich warne euch, wenn es tage,
Daß er mit Freuden jage;
Hütet und ſäumet nicht, wenne ich euch ſage;
Entlaſt ihn dahin er habe gedacht."
Sie ward feſt unbefangen;
Er kuſte ihr roten Mund, ihr klare Wangen;
Das war der Minne Lehen.
Lieb' und Luſt, die ließen ſich da wenig jemand flehen:
Da das erging, da iſt auch mehr ergangen.

IV.

Herzog Heinrich von Breslau.

Iſt nach aller Uebereinſtimmung *) Heinrich IV., der 1263 zur Regierung kam. Er hatte eine Tochter Markgrafs Otto des Langen zur Gemahlin, und war durch ſeine Tugenden bei ſeinen Edeln und Bürgern ſehr beliebt; wovon er in dem ſchweren Kriege gegen Loket um das Land und die Stadt Krakau außerordentliche Beweiſe erfuhr. Er hatte die Abſicht, die Woiwodſchaft Krakau, welche vormals ein Königreich geweſen war, wieder zu dieſer Würde zu erheben. Ein Rechtsgelehrter, dem er aufgetragen, dies am Römiſchen Hofe zu unter-

---

*) Bodmer Vorr. zu den Proben S. XXIII XXIV. Adelung a. a. O. S. S. 58. und 59. und Koch II. S. 61.

handeln, hatte einen Theil der ihm dazu mitgegebenen Gelder untergeſchlagen; und, um ſich der Strafe zu entziehen, vermochte er ſeinen Bruder, der Leibarzt des Herzogs war, dieſen zu vergiften. Im Kampf mit dem qualvollſten Tode, ließ Heinrich ſich noch von ſeinen Freunden und Dienern verſprechen, denſelben nicht an dem Mörder zu rächen. Die allgemeine Wehklage um ſeinen Tod kann Hornek *) nicht genug beſchreiben. Derſelbe rühmt ihn auch vor Allen als einen weiſen, tapfern, gerechten und beſonders milden Fürſten. Nicht minder preiſt dieſe große Mildigkeit der gleichzeitige Tanhäuſer **). Dieſe milde, menſchliche Geſinnung offenbart ſich auch ſelbſt in dem Minneliede, welches ich von ſeinen zweien ***) hier mittheile. Das andere hat Tiek ****). Beide ſind auch von Gleim *****) bearbeitet.

5.

Mir iſt das Herze worden froh
Umme ein viel reine, ſelig Weib;
Des geht auf mein Gemüte hoh;
Sie iſt mir lieb alſo der Leib;
Ich will mich's freuen offenbar.
An ihr iſt alles Wandels nicht:
Das nehm' ich †) für ein krauſes Haar.

---

*) a. a. O. die Stellen ſ. b. Bodmer a. a. O.

**) S. oben S. 435. In der dort angeführten Stelle heißt es von ihm:

Hät' er tauſend Fürſten Gut,
Sagt man in Teutſchen Reichen,
Das vergäbe ſein milder Mut,
Und tät' es willigleichen.
Fride und Recht in ausgeſandt
Von ihme auf ſeine Straße

) Man. Samml. I. S. 3 u. 4. *) S. 2—4.

*****) In den Gedichten nach den Minneſingern. Berlin 1773. 12. S. 65—72. Daß ſie von Gleim ſind, darüber vergl. Bragur. III. 521. †) acht' ich

Die reinen Weib mit guter Sitte,
Die ſind wol aller Ehren wert;
Die werten Mann lobe ich hiemitte;
Gott gebe ihn, wes ihr Herze gehrt.
Wär' all die Welt gemeine alſo,
Darumme wolt' ich leiden Not,
Und wolt' auch mit ihn weſen *) froh.

Die mir Freude wol mag geben,
Der Leib iſt aller Wunne Schrein **).
Ach Gott, wenn ich ſollt' immer leben,
Und müſte ich danne bei ihr ſein,
So freute ich mich der lieben Tage:
Wenne ich mein Frawe aneſiehe ***),
Mir 'iſt wie's alles Roſen trage.

V.

Markgraf Otto von Brandenburg
mit dem Pfeile.

Iſt Otto IV., Albrechts des Bären Enkel, der 1266 mit ſeinen drei Brüdern die Regierung gemeinſchaftlich antrat, und 1308 ****) ſtarb. Er war ein Vetter Otto des V., mit dem Beinahmen des Langen *****), der ſeit 1268 mit ſeinen drei Brüdern von der jüngeren Linie ebenfalls in der Mark regierte; denn ihre Väter Johann I. und Otto III. hatten dieſelbe unter ſich getheilt.

---

*) ſein. **) Schrank. ***) anſehe.

****) Und nicht 1298, wie Bodmer, Vorrede zu den Proben S. XXV., und nach ihm Adelung S. 77. und Koch II. S. 65, angiebt, was wahrſcheinlich eine Verwechſelung mit Otto dem Langen iſt, der in dieſem Jahre ſtarb.

*****) Vgl. oben S. 434. Er erhielt dieſen Beinahmen wahrſcheinlich von ſeiner körperlichen Länge. Dies Zeitalter war aber ſehr freigebig mit dergleichen Beinahmen.

Unſer Otto war mit einer Holſteiniſchen Prinzeſſin Hedwig vermählt. Er führte 1273, um ſeinen jüngern Bruder Heinrich zur Würde des Erzbiſchofs zu verhelfen, mit den Magdeburgern einen unglücklichen Krieg, in welchem er ſelber gefangen, und in einen hölzernen Käfig eingeſperrt wurde. Seine Gemahlin kam hierauf ſelbſt nach Magdeburg, und befreiete ihn durch Bitten und Beſtechungen. Er machte 1279 einen neuen Verſuch, ſeinem Bruder mit Gewalt das Bisthum zu verſchaffen, und belagerte die Stadt Stasfurt im Erzſtift, wo er aber das Unglück hatte, daß ihm ein Pfeil in den Kopf traf, der ihm ein ganzes Jahr darin ſtecken blieb, ehe er ausgeheilt wurde, welches auch die Veranlaſſung ſeines Beinahmens war. Er erreichte aber doch endlich 1283 ſeinen Zweck. 1302 wurde er von Bonifaz VIII., weil er zu ſeinen Kriegen von den Geiſtlichen Steuer eingetrieben, in den Bann gethan, welchen er aber wenig achtete, ſondern ſeine Rechte ſtandhaft behauptete, und auch gegen die Reichsacht, in welche ihn Kaiſer Albrecht I., wegen eines Streits um Meißen, erklärte, verfocht. Ueberhaupt zeigte ſein ganzes Leben und Charakter beſonnene Tapferkeit und kühnen Standmuth, begleitet von einer ſtets heitern und frohen Laune, die oft bitter ſpottete, und ihm ſogar verderblich wurde. So hatte er auf dem Zuge gegen Magdeburg ſchon den Tag voraus beſtimmt, „wo er ſeine Pferde in dem Dom füttern wollte," und dadurch die Biſchöflichen ſo gegen ſich erbittert, daß er unterlag, und ſo ſchmählich gefangen wurde. Als er nachher ſein Löſegeld, das nur auf 4000 Mark (36000 Thlr.) feſtgeſetzt war, nach Magdeburg gebracht hatte, ſagte er zu dem Biſchof Günther: „er hätte geglaubt, er würde ihn mit aufgehobener Lanze zu Pferde ſitzen laſſen, und ſo viel Geld von ihm fordern, daß die Spitze derſelben nicht mehr zu ſehen geweſen wäre. So hätte ſich's noch der Mühe verlohnt, einen

Markgrafen geſangen zu haben;" welcher Spott den Biſchof ſo ſehr kränkte, daß er, obwohl auch noch ein anderer Verdruß hinzu kam, 1279 ſogar ſeine Würde niederlegte. Dagegen zeichnete er ſich auch durch eine brüderliche Liebe gegen die Seinigen, und, wie durch Beſchützung und Erweiterung ſeiner Länder, ſo auch durch Anbau und Pflege derſelben, aus. Sein heller Sinn war den Pfaffen ärgerlich und verderblich. Er ſchätzte und liebte die Wiſſenſchaft. Sein Kriegsbaumeiſter Gerhard war berühmt, und außerdem hielt er an ſeinem Hofe Mathematiker und Aſtrologen. Einer der letzten hatte auf dem Reichstage zu Erfurt 1290 eine Sonnenfinſterniß und ihre Dauer verkündigt, welche, zu Aller Erſtaunen, genau eintraf *). Daß Otto nicht minder die Poeſie, und alſo auch wohl die Dichter, liebte und ehrte, bezeugen ſeine ſieben Minnelieder **), in denen ſich ein ſo geſundes und kräftiges, als zartes Gefühl, und eine eigenthümliche männliche Fröhlichkeit und Biederkeit ausdrückt.

Tiek ***) hat von denſelben das zweite und fünfte. Jenes und zwei Strophen aus dieſem ſtehen auch moderniſirt bei Gallus ****).

6.

Winter, deine trübe Stunde,
Und dein Kälte mannichfalt, —
Ob ich das erwenden kunde,
Daß ſie würden bas geſtalt,
Das ließe ich um die lange Nacht,
Und um die viel minniglichen, die mir Freuden
viel hat bracht.

---

*) Siehe G. T. Gallus Geſchichte der M. Brandenb. Züllichau 1792 8. Bd. I. S. 186—216.

**) Man. Samml. I. S. 4. u. 5., auch abgedr. in Mörſchel's Geſch. der Mark Brandenb.

) S. 19 u. 20. *) a. a. O. S. 214—16.

Ich ſah die viel minnigleiche
Vor mir ſtahn in reich Gewand,
Zu hand da ward ich freudenreiche,
Davon mein Mut viel hohe ſtand.
Mich grüßte ihr minniglicher Mund:
Der dauchte mich in ſolcher Röte, ſo ein feurig Flamme entzündt *).

Hei, Herre Gott, durch deine Güte
Geruhe, der minniglichen pflegen;
Mit ſtäten Treuen ſie behüte,
Und ſende ihr deinen ſüßen Segen.
Das hat ſie verdienet gar
Wol gegen all die Welte gemeine. Ei, Herre Gott, nun nimm ihrer wahr.

7.

Winter, was hat dir getan
Die Blüt viel minnigleiche,
Und der kleinen Voglin ſüßes Singen?
Ich weis fürwahr, gar ohne Wahn,
Will mich die Freudenreiche
Tröſten, was kanſt du mich danne gezwingen?
Ich nehme eine lange Nacht
Für tauſend hande Blüte.
Ich han mich des viel wol bedacht;
Mich tröſtet das ihr Güte,
Danne der Maie mir kan Freude bringen.

8.

Sich, biderber Mann, dein Gemüte hehret **),
Wo ein Weib dich minnigliche grüßet,

---

*) entzündet.

**) wird hehr, froh.

All dein Hoffnunge wird gern her;
Frauen-Güte Mannes-Kummer büßet.
Ohne Minne iſt niemand wert:
Unkeuſche *) mag gewinnen nicht;
Unminne, die iſt dem ein Wicht **),
Der rechter Minne gehrt.

Wie ſol man das geſprechen? Von der Minne
Niemand hat nichts, als rechte Gutes;
Wer der pfliget ***), der waltet guter Sinne;
Minne tut den Man nicht arges Mutes.
Wer der Minne iſt untertan,
Sie läſt ihn maniche Tugende ſehen;
Als ich die Weiſen hör' geſtehen:
Sie lehret Sünde lan.

Ja wol dem, der Unminne z' allen Stunden
Gerne fleuhet! der mag Ehre gehren.
Minne ward nie bei den Sünden funden;
Sie kan guten Mann wol rechte lehren.
Genuge Leute ſprechen ſo,
Daß Unminne Sünde ſei.
Minne iſt aller Sünden frei:
Seht, Minne machet froh.

9.

Ich hatte zu Freuden meinen Mut
Geſtellet nun viel manichen Tag,
Um eine ſchöne Fraue gut.
Daß mir das nicht geholfen mag,
Das klage ich, und mus mir ofte tun ſo weh.
O weh, daß ich alſo ſelten meine ſchöne Fraue ſeh!

---

*) Unkeuſchheit. **) ein Nichts. ***) pfleget.

Wo Ritter und Frauen ſind,
Alda mag Ehren viel geſchehen;
Jedoch iſt das viel gar ein Wind
Dawider, ſo ich mein Lieb mag ſehen.
Sie leuchtet ſo die Sonne und iſt Wandels frei:
Viel ſelig ſei ihr reiner Leib, und alles, das ihr wohnet bei.

10.

Ich wahnte, daß ich jahrlang hätte
Aufgegeben der Minnen ein Teil;
Mein Gemüte, das war ſtäte:
Nun hat mich ein gros Unheil
Alſo minniglich beſtanden;
Die Liebe die hat mich in Banden
Gebunden wol an tauſend Seil.

Mein Augen die han mich verleitet,
Und verraten, das iſt wahr;
Mein Herze das hat ſich gebreitet;
Ohne meinen Dank, ſo wil es dar
Zu der minniglichen, reinen;
Mit der wil es ſich vereinen,
Beides, ſtil und offenbar.

Mir geſchah bei meinen Stunden
Nie ſo ſehneliche Not;
Ich trage heimliche Wunden,
Die ſchlug ihr Mund ſo rot.
Die Liebe wohnt mir in dem Sinne:
Meins Herzen Traut, mein Kaiſerinne,
Wird ſie mir nicht, ſo bin ich tot.

v. d. Hagen.

IV.

Von Schlegels Elegie: Rom.

An ***.

Wir haben aus Rom eine, in Form und Inhalt, Römiſche Elegie erhalten, ein Geſchenk, das uns in dieſer unpoetiſchen Zeit gerade in einem Fache bereichert, das unter uns ſo wenig gekannt und angebauet iſt. Sonderbar! wenn Deutſche Dichter nach Rom reiſen, ſo geben ſie uns Elegieen, bald heitere Catulliſche, wie Göthe, bald ernſte und erhabene, wie Schlegel. Sonderbar, — aber auch natürlich! Die elegiſche Form iſt die einzige, in die ſich an dieſem Orte und dieſer Stelle die Poeſie ausſprechen kann; für die epiſche iſt hier das Gemüth nicht ruhig, für die lyriſche nicht bewegt genug, und beide, wie die dramatiſche, können auch überall ſich dem Geiſte darbieten, indeß dem antik gebildeten Dichter ſich auf dieſem der Elegie faſt eigenthümlichen Boden, für ſeine ſinnende Empfindung die elegiſche ausſchließend darſtellt. Dem romantiſchen dagegen würde ſeine Form der Elegie (wenn es anders eine ſolche giebt), hier eben ſo wenig, als irgend eine andere, ausſchließend erſcheinen. Wenn alſo anders ein Dichter in Rom ſchreibt, ſo iſt es eine antike Elegie.

So wie Sie aus dem Begriffe des Epigramms das Merkmahl der Ueberraſchung der ſogenannten Spitze, die die Erwartung täuſchend befriedige, wegzudenken gewohnt ſind, ſo ſind Sie es gewohnt, aus dem Begriffe der Elegie alles Klägliche und Weinerliche zu entfernen, das man in neuern Zeiten, wo Witz und Thränen ſo viel gelten, zu ihren charakteriſtiſchen Zeichen erhoben hat. Die beſchränkende und beſchränkte Form, der mit dem Hexameter abwechſelnde Pentameter, iſt das Weſentliche; der Gegenſtand in ſeinen unbeſtimmten Grenzen, von der leichten Tändelei der Liebe, bis zum Zorn über moraliſche Verſunkenheit, iſt ſo vielfarbig, daß er in Einen Pinſelſtrich nicht zu faſſen iſt. Die Elegie ſchwebt zwiſchen Epik und Lyrik in der Mitte, mit einer Tendenz zu beiden, wie das Gemüth ſelbſt zwiſchen Ruhe und Bewegung, zwiſchen Anſchauung und Gefühl. So geräth es in einen ſanften Widerſpruch (gemildert durch den Verſtand oder das künſtleriſche Bewußtſeyn), und ſpricht ſeine Ruhe in der Bewegung, wie ſeine Bewegung in der Ruhe, abwechſelnd durch die Form des Epos, den Hexameter, und den zu den lyriſchen Maßen ſich hinneigenden Pentameter aus. So entſteht die Elegie, und ſo werden Sie in der reinen und herrlichen, von der wir ſprechen, das epiſche und lyriſche Element, ſich einander zum elegiſchen Princip durchdringend, wiederfinden.

Zuerſt alſo das Epiſche. Was könnte es in einem Gedicht, das Rom zum Thema hat, anders ſeyn, als die Geſchichte dieſer Stadt der Welt, von den Zeiten des höchſten Alterthums an, in großen Maſſen, in Totalanſchauungen! — und was die Empfindung? Die Gegenwart des Dichters, die ihn, mit der Vergangenheit verglichen, betrübt, und, in ſo fern ſie dieſe Vergleichung flieht, ihn tröſtet. Aber erwarten Sie von jenem Theile nicht eine vollſtändige Aufzählung der geſchichtlichen Ereigniſſe, noch von dieſem ein Ueberſtrömen und Aufbrauſen des Gefühls. Der „gleichmüthige Sinn“ verläßt den Dichter nicht; ja am Schluſſe ſelbſt, wo die Empfindung am höchſten geſtiegen iſt, finden ſie dieſes Wort.

Laſſen Sie uns dies Meiſterſtück elegiſcher Dichtung leſen. Es verdiente einen Commentar, der die hiſtoriſchen Andeutungen und die auf ihnen beruhenden Schönheiten entwickelte, und wird ihn wahrſcheinlich erhalten; indeß genießen ſie das Ganze und ſeine dichteriſche Schönheit.

Von dem fröhlichen Neapel kommend, betritt der Dichter mit beklommnem Herzen Rom, das Grab der Welt. An dem Fuße der Pyramide des Ceſtius, in dieſer ſehr elegiſchen Umgebung, gehen die Schatten der Jahrhunderte, die nicht mehr ſind, vor ſeinem Geiſte vorüber. Er gedenkt der goldnen Herrſchaft Saturns, die hier einſt waltete, des Herrſchers Janus, der erlauchten Ankömmlinge: Evander, Herkules und Aeneas.

— — — Mild ihn empfangend
Ebnete landeinwärts Thybris den Wellenerguß,
Denn wohl wußt' er beſtimmt den Entführer der Troiſchen Laren,
Fruchtbar an Weltherrſchaft Ilion's Aſche zu ſä'n.

Nun ward Alba gebauet, und endlich, nach langer Zeit und nach ſo großen Vorbereitungen — Rom.

Langſam reifte zum Licht die Geburt; es verſuchte das Schickſal
Vieles darum; nie gab's eine gewaltigere.
Movors muß erſt liebend erglühn, die Veſtale gebären,
Erſt ſich der Wölfin Gier mildern in Mütterlichkeit,
Ehe die weihende Furche der Pflugſchar konnte den Umkreis
Jener Romuliſchen Stadt ziehn um den Berg Palatin.

Romulus ward ihr göttlicher Erbauer, der religiöſe Numa der Schöpfer ihrer Sitten, Ancus Marcius und Tarquinius der Tyrann, ihre Verſchönerer durch koſtbare Baue. Die Republik erſcheint mit ihren Heroen, dem Brutus, den Deciern, Cincinnatus, Curius —

Häupter, vom Pfluge her, oder vom Herde, geholt,
Kamen, erretteten, ſiegten, vernichteten oder bezähmten,
Und dann kehrten ſie heim, ſtill, zu dem Rindergeſpann.
Mit ihrer Größe wuchſen die Gefahren, aber
Mit der Gefahr wuchs jedem der Muth; ſich für Alle dem Tod weihn,
Schien einfältige Pflicht ihnen in bäuriſcher Bruſt.

Halten Sie das Letztere nicht für einen müßigen Zuſatz; er bezeichnet die rauhe Tugend des kraftvollen Zeitalters, ehe fremde Sitten und Kultur das Aeußere und Innre der Römer glätter machten, und ehe die Siege über die ganze bekannte Welt dem Reichthume, den Künſten und dem Verderben alle Thore öffneten. „Wacht, und bewahrt, o Römer, die Zucht!" ruft ihnen der Dichter auf ihren Siegeswagen warnend nach.

Bald wird Eure Geſchicht' Ein einziger langer Triumphzug,
Und der ermüdete Blick zählt das Eroberte kaum. —
— — — — — — — —
Doch zu des Glücks Vorwurf macht ihr das hohe Gedeihn.
Nicht der Samnite, des Galliers Wuth, nicht Hannibal dämpft euch.
So will's euer Geſchick: ſelbſt nur erlieget ſich Rom.

Da dieſe Betrachtungen dem gegenwärtigen Gefühl des Dichters näher kommen, ſo ſtreut er nun ſchon häufigere Reflexionen (gemilderte Empfindungen) ein.

Wer nie bebte dem Eiſen, vom Golde nur wend' er den Blick ab,
Deſſen bethörender Glanz, hegt Baſiliskennatur.
Haſt du verlernt zu entbehren, und wähnſt den Beſitz zu ertragen?
Herr dein ſelbſt ſeyn, gilt's, oder von allem der Sklav.

Die Römer wurden das Letztere: Geſetze, Freiheit, Tugend und Religion gehen in dem hereinbrechenden Strom des Verderbens unter.

Was wohl dürfte beſtehn, wenn Römiſche Tugend und Freiheit
Niedergeſtürzt? Nichts bleibt unter dem Menſchengeſchlecht.

Aus den Schrecken der Bürgerkriege aber erhebt ſich eine Heroengeſtalt, Cato, der allein Unbezwungene, welcher frei ſtirbt, da er nicht mehr frei leben kann. Nun aber —

Aus den Gemüthern hinaus flüchtet ſich Rom's Majeſtät
Jetzo in Forum und Circus, Theater und Hall' und Triumphthor,

Jegliches edle Gebild Griechiſcher Architektur.
Zwiſchen die Säulen und Giebel nun drängen ſich marmorne Wunder,
Athmender Statuen Volk dienet, gefangen geführt.
Denn es verſammelt die einzige Stadt, was Länder geziert hat.

Die herrlichſten Kunſtwerke Griechenlands und Ae-
ptens wandern in Rom ein, die ſchon verſunkene Größe
repräſentiren. Hier die bewundernswürdigen Verſe über
n großen Obelisk:

Aus Aethiopiſchem Steinbruch einſt von Seſoſtris entboten,
Weit von Syene herab, lernte der Sonn' Obelisk
Ueber die See hinfluten, den Nil für den Tiber vertauſchen,
Mit nachahmendem Strahl grüßen ein fremdes Geſtirn.
Heute noch ſpricht er umſonſt in verborgenen Hieroglyphen,
Aber er macht auch kund, wer zu vernehmen es weiß,
Vom Urſprunge der Zeit, urweltlichen Menſchengedanken,
Herrlicher Reich' Einſturz, und der lebendigen Nichts.

So kehrt der Dichter immer wieder zu ſeiner elegi-
en Hauptidee zurück. — Nur mit kurzen, aber durch-
eifenden Zügen deutet er die Gräuel der Kaiſerregie-
ng an, vorzüglich die zum Sklavenſinn, zur Schau-
cht, Weichlichkeit und Grauſamkeit herabgeſunkene Ver-
htlichkeit des Volks. Sie wohnen im Amphitheater,
s mit einer Decke von Purpur überzogen iſt:

Ihnen zu Füßen indeß, bluttrunkener Augen Ergötzen,
Tobt Wehklagen und Wuth, und der bejubelte Tod.

Nicht umſonſt verweilt der Dichter bei dieſen Mordſcenen, (die nur der höchſte Sarkasmus Spiele nennen kann); der Krieg ſelbſt war in dieſen Zeiten nichts anders:

Nicht für die Freiheit mehr, noch der Verbündeten Schutz
Noch Grabmahle der Väter geführt, willfahrend des Herrn Wink,
Ward der entwürdigte Krieg gladiatoriſcher Scherz.
Wie wohl Schulen der Fechter, zur Wette von ſtreitenden Meiſtern
Gegen einander geſtellt, ſchlägt Legion Legion.

Dies noch fehlte, um auch den Ueberreſt äußerer Größe zu vernichten; denn nun ſpotten die in der Flucht ſchrecklichen Parther*) und die furchtbaren Germanier (dargeſtellt unter dem Bilde des Hercyniſchen Stiers) der unkriegeriſchen Römer.

Rom ſoll fallen, ſo ward's in der Himmliſchen Rathe beſchloſſen
Und vollziehn ihr Gericht ſoll das Germaniſche Schwert.

Attila würdigt Rom der Eroberung nicht; aber Vandalen, eben aus den Gegenden des einſt eroberten Carthago's —

So weit hat ſich des Glücks rollende Nabe gewandt! —

überfallen und verheeren es. (Eine Prophezeiung Scipio's, die er mit Homeriſchen Worten ausſpricht, iſt an dieſer Stelle von großer Wirkung.)

---

*) Parthorum astutae tela remissa fugae. Prop. III, 9. 54.

Kaum hebet ihr Haupt aus den rauchenden Trümmern,
Schmucklos, bang' und betäubt, ach! die Monarchin der Welt.

Nun endlich hat das geplünderte, entvölkerte und verheerte Rom Ruhe, die Ruhe des Grabes. Welch ein Vergleich des Jetzt und Ehemals! Die heilige Straße, ſonſt die Scene der glorreichſten Triumphe, jetzt ein verſäumter, einſamer Pfad; das Palatium, Nero's goldnes Haus, ſonſt der Sitz der üppigſten Pracht, jetzt Mauern, von Epheu und Weinreben umrankt!

„Weidet," ſo rief aus begeiſterter Bruſt die Sibylle von Cumä,
Als glorreichen Beruf ſie dem Dardanier ſang:
„Weil es vergönnt iſt, weidet, ihr Stiere, das Gras von den ſieben
„Höhen! denn bald ſoll hier ſtehen die herrlichſte Stadt."
Nun iſt's wieder vergönnt! Jahrhunderte brachten, im Kreislauf
Stets umwandelnd, den Stand früheſter Zeiten zurück.

Die hier weidenden Stiere ſcheinen noch die alten; aber das Volk —?

— — — Sind dies die Quiriten?
Jeglicher Kriegsarbeit fremd, und dem übenden Roß,
Wie ſein ſelber zu ſpotten hinunter gezogen ins Marsfeld'
Drängt ſich in engem Verkehr bleiches und ärmliches Volk.
Was auch möge geſchehn, ein geduldig wartender Haufe;
Bettler der Vorzeit ſtets, Bettler des Tages zugleich.

Bettleriſch benutzten ſie, was ihnen das Alterthum übrig ließ, Bruchſtücke alter Tempel zu Zierden der neuen, Graburnen zu Altären; ja ſie würden verdurſten, lieferte ihnen der Agrippiſche Aquäduct (der einſt die aqua tepula mit der a. Julia vereinigte) nicht trinkbares Quellwaſſer.

Zwar „ſpielte die Natur auch hier mit gefälligen Gaben,“ zwar wetteiferte die bildende Kunſt noch mit der Vorwelt —

Raphael dichtete liebend, prophetiſch erſann Bonarotti,
Wölbte des Pantheons Dom ſtolz in den Aether hinauf.
Aber ſie auch ſchwand hin, die erheiternde Blüthe. „Gewesen,“
Iſt Rom's Wahlſpruch; nennt, welches Beſtreben ihr wollt.

Statt in heftige lyriſche Empfindung über dieſes verſunkene Seyn auszubrechen, erhebt ſich am Schluſſe die Elegie, ihres gleichmüthigen Sinns ſich bewußt, zu der Reflexion über allgemeine Vergänglichkeit:

Mit gleichgültigem Sinne der Dinge Beſchluß zu erwarten,
Kein unwürdiger Ort wäre die ewige Stadt.

Dem Dichter ſelbſt iſt die Gegenwart, ſeine ſchönere Gegenwart, näher getreten. Eine unbeſchreiblich herrliche Schilderung malt die hereinbrechende Dämmerung, die ihn und die Gegend umgiebt. Sein geiſtiges Auge wird freier und heller, je beſchränkter das irdiſche iſt, und ſein Geiſt erhebt ſich zur Betrachtung des Schönen und Ewigen.

Noch nicht funkeln die Sterne und gleichſam zwiſchen das Leben
Dränget ein Stillſtand ſich, und die Unſterblichkeit, ein.
Doch, wie die heilige Nacht mit verheißenden Augen herabſchaut,
Ahnet der ſterbende Geiſt freudige Wiedergeburt.

Dies iſt der Gang der in ihrer Art trefflichſten, Deutſchen Elegie. Jhr Inhalt iſt ſo natürlich, daß wir in der That von einem Gedichte der Gattung, von Schlegel in Rom geſchrieben, faſt nichts anders erwarten, und ſeinen Inhalt, vor der Leſung, ziemlich genau errathen möchten. Nur würden wir vielleicht auf zwei Gegenſtände mehr gerathen haben: auf die Erwähnung der neuſten politiſchen Ereigniſſe, und auf die des kirchlichen Roms. Aber von dem erſteren, was ſollte der Dichter ſagen? Alle die neueren Ereigniſſe, was ſind ſie gegen die großen Begebenheiten der Vorwelt, die vor dem Sinne des Dichters vorüber gingen? ſie änderten nichts und ſind in der Schilderung der allgemeinen Nichtigkeit enthalten. Aber Rom, das nun, in anderm Sinne, in neuern Zeiten die Hauptſtadt der Welt war, das hätte ſich doch dem Dichter darſtellen ſollen? Wir ſtoßen nur auf zwei Erwägungen, die dieſe Unterlaſſung erklären können: entweder wir glauben, er wollte in dieſer (antiken) Form des modernen Roms gar nicht erwähnen; oder wir ahnen eine ſehr zarte Empfindung des Dichters, die ſeine Gedanken gerade von dieſen Erwägungen ablenkte.

Nur zwei Worte von dem, wovon nicht genug geſprochen werden kann, der vollendeten Form des Gedichts. Ohne allen Zweifel ſind es die vortrefflichſten elegiſchen Verſe, die bis jetzt in unſrer Sprache gemacht worden ſind, ja von deren Möglichkeit in dieſem Idiom man vor nicht gar langer Zeit noch keine Ahnung hatte. Es wird ſich dieſes auch wohl lange noch, vielleicht immer, ſträuben, regelrechte Pentameter fließend zu liefern, in denen die Cäſur ſtreng beobachtet iſt, die nicht Trochäen ſtatt der Spondäen enthalten, gewöhnlich auch den Sinn des Diſtichons ſchließen, kurz deren Leſung den Eindruck, wie die der Alten macht. Hier ſind die Hexameter, als wären ſie von Voß, und die Pentameter, wie wir ſie im Deutſchen nur von Schlegel kennen. Faſt iſt der Charakter dieſer Verſe mehr Griechiſch als Römiſch; denn ſie ſind ſo ſtreng und ernſt, als jene, und nicht ſo lar und munter, als dieſe, wenn wir etwa Propertz ausnehmen, der auch gewöhnlich Spondäen und oft nur vier Worte in einem Verſe hat. Das letztre war dem Deutſchen zwar unmöglich, aber doch ſind die Verſe nicht ſelten, wo in der zweiten Hälfte des Hexameters und Pentameters nur zwei bis drei Worte ſtehen; z. B. v. 19. „flammaushauchenden Räuber." ſo v. 66. 78. 80. 106. 144. 150. u. a. V. 16. iſt gar nur ein Wort; der erſte ganze Vers hat nur fünf Worte. — Wenn ſich der Dichter ſolcher Worte bedient, ſo ſcheint er einem Manne zu gleichen, der in großen Thalern auszahlt, ſo wie der, welcher ſeinen Vers mit lauter kleinen Wörtchen ausfüllt, einem Zahler in Scheidemünze gleicht.

Nicht nur in Abſicht der Verskunſt, ſondern überhaupt in Anſchauung des dem Gedanken ſich ſo feſt und zart anſchmiegenden Ausdrucks (der einem ätheriſchen Körper gleicht, deſſen Bewegungen der hellſte Spiegel der Seele ſind) verdient die Elegie ſtudiert zu werden. Man hat die Anekdote, daß ein Ausländer in London bei Garrick's Spiel alle heftige Rührung empfand, ohne ein Wort der Sprache zu verſtehen. Man ſollte den Verſuch machen, einem gebildeten Ausländer, von muſikaliſchem Sinne, der unſre Sprache nicht kennte, dieſe Elegie gut vorzuleſen; er würde wahrſcheinlich den Eindruck davon erhalten, und ſo viel davon verſtehen, als er von einem Muſikſtücke, einer Sonate oder Phantaſie, über ein ähnliches Thema, verſtehen würde. Vielleicht könnte man dies auch bei gebildeten Frauenzimmern verſuchen, denen (wie uns, nur im andern Sinne) dieſe Elegie ziemlich Römiſch vorkommen muß.

Nehmen Sie dieſe Worte, zu denen mich die erſte Leſung, und der Wunſch, meinen Genuß mit Ihnen zu theilen, drängte, gütig auf, und freuen Sie ſich über dieſe Frucht der Reiſen des Dichters nach Rom. Es iſt ein goldner Apfel aus den Gärten der Heſperiden, von der Muſe ſelbſt gebrochen.

F.

V.

Epigramme des Kallimachos von Kyrene.

Rath der Knaben.

Ein Atarniſcher Gaſt befragte den Pittakos alſo,
Welchen dem Hyrradios einſt Mitylene gebar:
Freundlicher Greis, mich ruft zweifache Vermählung. Die eine
Jungfrau iſt an Geſchlecht, ſo wie an Schätzen mir gleich;
Höher die ander' als ich. Was das Beſſere? Rathe nun du mir,
Welche von beiden ich heimführe zu Hymens Gemach.
Sprach's. Und er, den Stab, die Waffe des Greiſes, erhebend:
Schau hin! was du mich fragſt, löſen dir jene dort auf. —
Denn es trieb mit hurtigen Schlägen auf räumigem Dreiweg
Rüſtiger Knaben Schaar eilende Kreiſel daher. —
Deren Spuren verfolge. — So redet' er. Aber es nahte
Jener. Da hört' er das Wort: Führe den nächſten dir heim!
Dieſes vernehmend, verſchmähte der Gaſt, ſich dem höheren Hauſe
Zu vermählen, des Rufs ſpielender Knaben gedenk.
So wie jener die ärmere Braut zum Thalamos führte,
Alſo geh auch du, führe die nächſte dir heim!

Herakleitos.

Jemand erzählt', Herakleitos, dein Ende mir. Thränen der Trauer
Weint' ich. Denn wie ſo oft, dacht' ich, in heiterm Geſpräch
Sinkend die Sonne geſellt wir geſehen. Nun biſt du ſchon lange,
Halikarnaſſiſcher Freund, wieder zum Staube gekehrt.
Aber es lebt dein Nachtigallied, und nimmer berührt wohl,
Ob er auch alles entrafft, dieſes des Aides Hand.

Krethis.

Krethis, Mund der Mährchen, du Schöpferin lieblicher Spiele,
Oft, ach! ſuchen noch Töchter von Samos nach dir,
Süßeſte Freundin, du immer geſchwätzige! Aber du ſchlummerſt
Hier den ewigen Schlaf, welcher uns allen verhängt.

Diokles.

Schenk' und wiederum ſprich: dem Diokles! Und Acheloos
Merkt die Pokale nicht, jenem ſo oft ſchon geweiht?
Schön iſt der Knab', Acheloos, zu ſchön nur; daß keiner iſt, der nicht
Sagte: Wüßte ich doch einzig, wie reizend er iſt!

Der Jäger.

Jeglichen Haſen erſpäht, Epikydes, und jede Gazelle
Auf den waldigen Höhn ſchweifend der jagende Mann,
Rüſtig durcheilend den Reif und das Schneegewölk. Spräche nun einer:
Dort liegt todt ſchon das Wild, ging' er verſchmähend vorbei.
Alſo mein Lieben. Gewohnt, das Fliehende raſch zu verfolgen,
Flattert es ſpielend vorbei, was ſich freiwillig ihm beut.

Der Schlüſſel.

Hegend die Wunde verbirgt der Freund ſie uns. Aber du ſahſt ja,
Wie ſich der innerſten Bruſt traurend ein Seufzer entwand:
Schon beim dritten Pokal entſanken verblätternd die Roſen
Ueber des Mannes Haupt all' auf den Boden hinab.
Mächtig ergriff ihn die Glut, bei den Himmliſchen! Was ich errathen,
Laß ich nicht. Selber ein Dieb lernt' ich die Spuren des Diebs.

Memento mori.

Wer biſt du, ſchiffbrüchiger Fremdling? Leontiches fand dich
Todt hier am Wogengeſtad, wo er dies Grab dir erhöht,
Und er beweinte ſein eigenes Leben. Denn ruhelos ſchweift er,
Gleich Meervögeln umher auf der unendlichen Flut.

Franz Paſſow.

VI.

Rhapſodieen.

Aehnlichkeit zwiſchen fürſtlichen Perſonen und Gelehrten.

Man wird finden, daß alle, die zu fürſtlichen Häuſern gehören, ſich wie Eine Familie anſehen, wenn ſie ſich auch nicht immer ſo behandeln. Daher rühren die Titel von Vettern, Muhmen und Baſen, welche ſie ſich unter einander geben, und die ſich durch die ganze chriſtliche Welt erſtrecken; denn, ſo viel ich weiß, ſind der Großſultan, der Dey von Algier, und der Kaiſer von Marokko noch nicht in dieſen Familienbund aufgenommen. Könige ertheilen ſich den Brudertitel, ohne dabei auf Vollbürtigkeit, oder ſtandesmäßige Abkunſt zu ſehen, weil weiland die Polniſchen Könige, wenn ſie auch bloß aus adeligem Stande waren, von ihnen zur Bruderſchaft zugelaſſen wurden. Hier giebt alſo die Würde, und nicht die Geburt, den Titel; auch nicht die Macht: ſonſt würde das jetzige Oberhaupt der Franzöſiſchen Nation, ſchon vor Annahme des Kaiſertitels, von den Königen als Bruder anerkannt worden ſeyn, was aber doch nicht geſchah; eben ſo wenig, als man bei Todesfällen in ſeiner Familie Hoftrauer anlegte. Alle Perſonen aus fürſtlichen Häuſern nehmen alſo eine Art von Verwandtſchaft unter ſich an, und es wird zu ihrem ſtandesmäßigen Wiſſen gerechnet, daß ihnen alles dahin Gehörige wohl bekannt ſey, und ſie die Familienverhältniſſe unter ſich ziemlich anzugeben wiſſen.

Gerade ſo iſt es mit den Gelehrten, die ſich auch als eine weit ausgebreitete Familie betrachten. Was Varrentrapps und Jakobi's genealogiſche Handbücher den höhern Ständen ſind, das iſt ihnen z. B. Meuſels gelehrtes Deutſchland. Man ſetzt bei ihnen voraus, daß ſie einander, bei nur irgend einiger Bedeutung, wenigſtens dem Namen nach, kennen. Dieſe Bedeutſamkeit wird aber weniger nach dem wirklichen, ſubjektiven Wiſſen der ſogenannten Gelehrten, als vielmehr nach dem, was ſie ſchreiben, abgemeſſen. Ihre Schriften ſind gleichſam die Länder, Provinzen und Schlöſſer, wovon ſie den Namen führen, und worauf ſich ihre ganze Exiſtenz gründet. Eine unerhebliche Entdeckung, die der Eine oder Andere gemacht haben will, zuweilen ein bloßer witziger oder unwitziger Einfall, giebt, wie ein kleiner Bach, oder eine armſelige Brücke, zwiſchen zwei Ländern, Anlaß zu einem heftigen Kriege. — Alle Streitigkeiten zwiſchen Verwandten ſind heftiger und langweiliger, als unter Leuten, die ſich einander weiter nichts angehen. Daher ſind auch die Uneinigkeiten zwiſchen den Gelehrten oft ſo bitter; eben wie die Familienkriege in der Geſchichte. Was bei dieſen die armen Unterthanen leiden müſſen, das hat bei literariſchen Fehden das Publikum zu erdulden; denn die ſogenannten Gelehrten betrachten alle andere Menſchen wie ihre Unterthanen, die an allem, was ihre werthen Perſonen betrifft, Theil nehmen, und großes Gewicht darauf legen ſollen. Oft haben ſie ſich erlaubt, viel von der Herrſchaft der Großen und Gewaltigen zu ſchwatzen; aber ſie ſelbſt machen ſich dieſes Fehlers in dem träumeriſchen Reiche der Meinungen eben ſo ſehr, und wohl noch mehr ſchuldig, als es je ein Nimrod auf dem mit Blut gedüngten Erdball gethan hat.

Herkommen.

Eingeführte Herkömmlichkeiten beobachte ich gern, weil wir einmal mitten im Herkommen, wie in einem undurchdringlichen Walde, leben. Wer wollte die Axt an die Wurzel dieſer alten Bäume legen, wenn ſie nicht von ſelbſt vertrocknen und ausgehen wollen? Wir wiſſen nicht, ob der Boden etwas Beſſeres hervorzubringen vermag, wie nicht bloß redende, ſondern laut und ewig ſchreiende Beiſpiele uns zeigen. Schlaget alſo dem goldnen Kalbe der Convenienz nicht in die Augen, und reißet es nicht, wie ein verwegner Moſes that, von ſeinem Altare herab.

Geruhen

heißt: in ſeiner Ruhe etwas belieben. Ruhe ſelbſt bezeichnet einen Zuſtand der Vollkommenheit; daher legt man ſie der Tugend bei, die im Kerker, bei Verläumdungen, und ſelbſt, wenn ihr der Giftbecher gereicht wird, ſich nicht aus dieſem ihren Zuſtande bringen läßt. Arbeit iſt der Ruhe entgegengeſetzt, und kann alſo kein Attribut der Vollkommenheit und Erhabenheit ſeyn, eben ſo, wie das Stehen vor Jemand als ein Zeichen des Dienſtes anzuſehen iſt. Sitzen hingegen, ſagt Detharding, in ſeinem Religionsbuche, §. 124, iſt ein Sinnbild der Herrſchaft. Da in dem Ausdruck Reſidenz ebenfalls der Begriff von Sitzen, Ruhen, liegt, ſo gehört er auch mit hierher.

Im gemeinen Leben bedient man ſich des Ausdrucks „Geruhen," wie ſo mancher andern Redensart, ohne ſich etwas dabei zu denken. Dies iſt aber auch eben kein Bedürfniß bei ſehr vielen Menſchen, die eben ſo wenig Fähigkeiten als Willen haben, den innern Gehalt ſolcher Worte zu unterſuchen. Sie denken daran auch nicht bei der Scheidemünze, die ihnen täglich durch die Finger geht. Nach meiner geringen Erfahrung, wird jener Ausdruck nicht von Privatperſonen unter ſich gebraucht, ſondern man legt ihn nur den höhern Ständen bei. Es würde alſo bei dieſen vorausgeſetzt, daß ſie ſich in einem immerwährenden Ruheſtande befänden, und ein großer Theil des gemeinen Mannes macht ſich auch wirklich dieſe Vorſtellung, da er nicht weiß, was das Regieren für eine ſchwere, und oft mit Undank lohnende, Kunſt iſt. Er denkt, daß der Höchſte im Staate ruhe, und in der That könnte man auch auf Viele, gleich nach dem Antritt ihrer Würde, anwenden, was Moſes von dem Allerhöchſten nach dem ſechſten Schöpfungstage ſagt: „Er ruhet von ſeinen Werken! Es iſt nun alles ſo gut, kann nun alles ſo bleiben."

In unſeren betrübten Zeiten, da man ſich in eben dem Grade mit der Deutſchen Sprache beſchäftigt, und ihr eine große Wichtigkeit beilegt, als die Deutſche Exiſtenz politiſch eingeſchränkt und beengt wird, ſollte man bei ſo vielen aufgeworfenen müßigen Preisfragen auch einmal demjenigen eine Belohnung zuerkennen, welcher gründlich aus einander ſetzte, ob in irgend einer alten oder neuen Sprache, ſich in Anſehung der Convenienzen und Titulaturen, mehr Widerſpruch und platter Unſinn fände, als in der Deutſchen Sprache.

Hundeliebe.

Diderots launiger Jakob ſagte von gewiſſen Leuten zu ſeinem Herrn: „Sie lieben keinen Menſchen, und werden von keinem geliebt; darum verſchwenden ſie an Hunde ein Gefühl, mit dem ſie ſonſt nichts anzufangen wiſſen." — Er hatte Recht. Verlören dieſe Leute noch die Hundeliebe, ſo zögen ſie den letzten Reſt ihrer Menſchlichkeit aus; denn ſie würden gar nichts mehr lieben. So lange man noch etwas zu lieben hat, iſt jeder Verluſt leichter zu ertragen. Ein Ehemann, der gegen ſeine Frau kalt ward, gab ihr, um ſeine Abweſenheit weniger zu bemerken, ein hübſches Hündchen; und das Mittel ſchlug trefflich an. Eine Dame, die ich kenne, kam einſt in Verlegenheit, auf welchen Fuß ſich ihre Liebhaber mit ihrem Hunde ſetzen ſollten. Waren ſie freundlich gegen ihn, ſo erwarben ſie ſich ſeine Gunſt zu ſehr, und wenn ſie an öffentlichen Oertern der Dame begegneten, ſo lief ihnen das Hündlein wedelnd entgegen, und verrieth ſo die genauere Bekanntſchaft. Um dies zu verhindern, gab die gute Dame ihren Liebhabern eine kleine Ruthe, mit der ſie dem Hunde jedesmal beim Kommen und Weggehen einige Streiche verſetzen mußten. Nun warf er aber einen Haß auf ſie, und das Bellen wollte manchmal, zu ſehr ungelegener Zeit, gar kein Ende nehmen. Die Dame ſchaffte ſich alſo einen Neufoundländer an, nicht nur um der damaligen Mode zu folgen, ſondern vorzüglich, weil ſie gehört hatte, daß dieſe Art gar nicht belle, oder es ſich wegen ihrer Gelehrigkeit abgewöhnen laſſe.

So viel ich weiß, iſt der Hund das einzige Thier, welches vom Menſchen gelernt hat, gegen wohlgebildete Perſonen höflicher und zuvorkommender zu ſeyn, als gegen Leute mit zerriſſenen Kleidern. Uebrigens kennt der Hund aber doch keinen Rangunterſchied, und iſt gegen Geringere eben ſo artig, als gegen Vornehmere. Mancher arme Bediente würde es auch nicht aushalten können, wenn ihm ſelbſt die Stubenhunde Geringſchätzung bezeigten.

Des Menſchen Liebe zum Hunde iſt natürlich. Er theilt alle ſeine Schickſale mit ihm, iſt ſein treuſter Freund und Geſellſchafter, und kann ſelbſt auf das Glück der Leute Einfluß haben. Durch Hunde bahnt man ſich den Weg in weibliche Herzen, und geht von da gerade in eine gute Pfarre, oder fette Pachtung, hinein. Durch Hunde hat man oft eine Stimme bei Wählen, oder ein günſtiges Urtheil im Gericht erhalten. Durch ſie kann man endlich zu einem Sitz im Kabinet, zu einem Tabouret an Courtagen, und zur Anführung von Armeen gelangen.

So würde ich ſagen, müßte ich nicht befürchten, daß dieſer Scherz für Ernſt gehalten werden könnte. Ich las neulich in einem Aufſatze, Kynoanthropologie betitelt, „daß Niemand zu einem Menſchenerzieher tauge, der einen Hund ſchlecht erziehe; weil man nun ungerathene Menſchen nicht, wie Hunde, todtſchlagen könne, ſondern ſie leben laſſen müſſe, ſo wäre den Hofmeiſtern und Gouvernanten zuerſt ein junger Hund zu übergeben, um ihr Probeſtück daran zu machen, ehe man ihnen junge Menſchen anvertraute.“ — Ich lachte über dieſen offenbaren Scherz; aber noch mehr lachte ich, als mir zufällig eine Beurtheilung dieſes Aufſatzes in die Hände fiel, worin der Recenſent (A. L. Z. Nro. 86, Freitags den 25. März 1803.) meinte, daß dies des Verfaſſers voller Ernſt ſey; wer alſo künftig ſcherzen will, muß es für gewiſſe Leute ſo einrichten, daß es gleichſam mit Händen zu greifen iſt.

Nascuntur, non fiunt,
iſt bis jetzt nur von Poeten geſagt worden; aber es paßt auch auf die Edelleute: denn beide verdanken, was ſie ſind, der Geburt, und keine Kunſt kann ſie dazu machen. Ein gemachter Edelmann, der erſt den Adelsbrief erhielt

wird ſelten von ſeines Gleichen für voll angeſehen. Er gleicht einem Poeten, der etwa von einem Pfalzgrafen dazu ernannt, und als ein ſolcher gekrönt iſt. Wahre Poeten und wahre Edelleute müſſen das, was ſie ſind, nicht erſt erworben haben, ſondern es dem Zufalle der Geburt verdanken. Deswegen ſind ſie auch wohl zuweilen ein wenig ſtolz darauf.

Geſchickte Anwendung.

Es iſt recht gut, daß jetzt ſo ſehr viel geleſen, und noch mehr gedruckt wird; denn man macht zuweilen ſonderbare Anwendungen davon. Ein vornehmer Herr, der hier und da von Aufklärung, Humanität und dergleichen gehört hatte, wollte in einem Geſpräch etwas davon anbringen, und ſagte von einer Dame, daß ſie ein aufgeklärtes Herz hätte. Er meinte nichts Böſes damit, weil ſie immer, aus guten Urſachen, mit wohlverſchleierter Bruſt zu gehen pflegte. Ein anderes Mal ſagte er von einem Domherrn, er hätte einen ſittlich guten Verſtand. Daß er die Begriffe umgekehrt hatte, ahnte er nun freilich nicht; aber eben deswegen war er ſehr von ſich eingenommen, ſprach viel von Cultur, und wußte ſich mit dem Gebrauch ſolcher ihm dunklen Ausdrücke nicht wenig.

Behauptung.

Hätte die Natur einigen Ständen der Menſchen beſondere, ihnen eigne, körperliche Vorzüge gegeben, die in ihrem Blute enthalten wären, und durch die Zeugung fortgepflanzt würden, ſo müßte bei Misheirathen, die Franzoſen nennen es mesalliances, das erfolgen, was geſchieht, wenn man eine Stute mit einem Eſel vermählt. Es müßte eine Art moraliſcher und unfruchtbarer Mauleſel entſtehen, wovon doch kein Anthropolog etwas wiſſen will.

Weltlauf.

Es wäre nicht möglich, daß Coquetten ihre Künſte ſo glücklich und lange, als ſie gewöhnlich thun, treiben könnten, wenn ihnen nicht die Eigenliebe der Menſchen dabei zu Hülfe käme. Wenn ſchon Tauſende von ihnen getäuſcht wurden, ſo findet ſich noch immer ein Anderer, der wahre Zuneigung und Liebe von ihnen erwartet, und in dieſelbe Schlinge fällt. „Die Tauſende, welche vor Dir waren, ſagt er zu ſich ſelbſt, verdienten keine Liebe von dieſem reizenden Geſchöpfe. Sie wurden alſo nicht getäuſcht, ſondern täuſchten ſich ſelbſt, weil ſie beſſer und liebenswürdiger ſchienen, als ſie bei genauerer Bekanntſchaft erfunden werden konnten. Du aber verdienſt Liebe, und wirſt ſie finden.“ So ſpricht der Thörichte zu ſich ſelbſt, verfolgt ſeinen Irrwahn, und entdeckt ihn zu ſpät.

Mit Herrengunſt iſt es eben der Fall. Viele wurden ſchon geſtürzt, und immer finden ſich Andere, die an eben die Stelle zu kommen ſuchen, wo ſchon ſo Mancher den Hals brach. Jeder neue Ankömmling meint, ſeine Sachen beſſer, als der Vorgänger, anfangen zu können. Er wähnt, mehr Welt, Geſchmeidigkeit, Kenntniſſe, Verſtand und — Glück zu haben, ſtößt alſo ſein Fahrzeug keck vom Ufer. Im Anfange geht es auch herrlich. Alle und jede Geſchicklichkeit traut man ihm zu, ohne vielleicht nur von einer Proben gehabt zu haben. Man zeigt ſich ihm von der liebenswürdigſten Seite, die man nun eben hat, iſt überall zuvorkommend, und empfängt jeden kleinen Dienſt mit Erkenntlichkeit. Was für eine angenehme Fahrt iſt es doch, auf dieſen ruhigen Gewäſſern, zwiſchen lauter Blumenauen, und beim Jubelgeſang der Vögel! Mich wundert es nicht! Kein Menſch iſt ſo verdorben, daß er das Bedürfniß, geliebt zu werden, gar nicht empfinden ſollte. Mit einem lebenden Weſen ſucht er doch gut zu ſtehen, um ſeine Leiden und Freuden, ſeine größeren oder kleineren Projekte, ihm mitzutheilen, und davon ſchwatzen zu können. Laßt aber nur irgend einen neuen Gegenſtand das Theater betreten; er mag nun im Vordergrunde zu ſtehen kommen, oder hinter den Anderen bloß figuriren. Gleich wird es ſich ändern! Jener iſt nun ſchon alt geworden, bei ſo manchen Situationen zugegen geweſen, hat auch ſchon ſo vielerlei Launen zu tragen gehabt, daß der Firniß der Neuheit von ihm abgewiſcht iſt, wie der blaue lockende Duft einer Pflaume. Man kann ihn nicht mehr täuſchen, und iſt geſättigt von ihm. Alle guten Eigenſchaften, welche er wirklich beſitzt, werden ihm nun eben ſo abgeſprochen, als man ihm vorher, ohne Ueberzeugung, andere zuſchrieb, von denen man gar nicht wiſſen konnte, ob er ſie wirklich beſäße. Hat er ſich auf die vorige Gunſt nichts eingebildet, ſo laſſe er ſich nun auch jetzt nicht niederſchlagen, und werde kein Menſchenfeind!

Il ne faut pas avoir l'air de se divertir.

Ein trefflicher Franzöſiſcher Ausſpruch, der allen goldnen Sprüchen des Pythagoras an die Seite geſetzt werden kann! Wie der Unwiſſende beſtändig etwas zu bewundern hat, ſo findet der Neuling überall Vergnügen, eben weil ihm alles neu iſt. Unſere jungen Herren geben ſich alſo nicht gern das air, als wenn man ſie ſo leicht divertiren könnte. Auf den Bällen tanzen ſie nicht, und haben nichts in den Händen, als zwei traurige Zeichen eines gewiſſen Verfalls, das Augenglas und den Zahnſtocher. Im Schauſpiel hören und ſehen ſie nicht auf das Stück, ſondern ſchwärmen frei umher, als wenn ſie ſchwer zu befriedigen wären, und nur das Außerordentliche ſie noch reizen könnte.

Iſt es hier Modeſache, daß man ſich nicht zu divertiren ſcheint, ſo kann es oft Regel der Klugheit ſeyn, dieſes air zu vermeiden, und überhaupt muß man es niemals annehmen, wenn man ſich in Gegenwart der Perſonen, von welchen man abhängt, befindet. Sie können es nicht ertragen; denn man ſoll immer den Ort bedenken, wo man iſt, und zum Dienſte bereit ſeyn. Wer ſich aber ſelbſt divertirt, iſt nur für das, was ihn eben anzieht, vorhanden, vergißt leicht die übrigen Gegenſtände, und läßt es an der ſchuldigen Aufmerkſamkeit ermangeln. Es iſt erlaubt, ſein Glas Wein, oder ſeine Flaſche, bei der

Mahlzeit zu trinken; aber man muß eine ſteinerne Geſichtsbildung dabei behalten, und wenn auch etwas ungewöhnliche Röthe durchſchimmert, ſo muß es ſeyn, als wenn ein marmorner Faun vom Abendroth beleuchtet wird, der deswegen nichts an Stellung, oder Inſichgekehrtſeyn verliert.

Ein Prälat von einem nun aufgehobenen Deutſchen Stifte pflegte es ſo zu halten, und die Subordination litt niemals in ſeinem geiſtlichen Reiche. Erſt des Abends, wenn jeder der Herren in Freiheit war, durften ſie ein wenig hinten ausſchlagen, und davon ward denn auch keine Kenntniß genommen. Jungen Leuten, die erſt in die Welt treten, und in eine Art von Abhängigkeit kommen, kann man daher nichts mehr empfehlen, als daß ſie, in Gegenwart ihrer Vorgeſetzten, ſich nie das Anſehen geben müſſen, als wenn ſie ihr Vergnügen ſuchten, gern lachten, ſcherzten, eine eigne Meinung hätten, oder ſich divertirten, ſondern ſie müſſen ſeyn, wie eine Flötenuhr, die ſich nicht anders hören läßt, als wenn der Herr ſie aufzieht, und die auch nur das vorgeſchriebene Stück maſchinenmäßig abhaſpelt.

Ludwig Giſeke.

VII.

Schreiben an den Redacteur der Eunomia.

Von Karl Sebald.

Dem rüſtigen Verfechter der Aufklärung, der mein im Juliusſtück der Eunomia abgedrucktes „Geſpräch über das Geiſterreich“ im Septemberſtück der neuen Berliniſchen Monatsſchrift einer Widerlegung gewürdigt hat, den Krieg zu machen, würde mir ſchon um deswillen nicht einfallen können, weil die Kriege über Meinungen ſelten zu entſcheidenden Reſultaten führen. Ihm zumal iſt gar nicht beizukommen. Er zieht die Gegenſtände des Glaubens und der Empfindung in das Gebiet der Logik, und ich kann ihm in dieſem Felde nicht folgen. Beſcheiden äußerte ich meine Gefühle über einen der heiligſten Gegenſtände der Menſchheit: über ihren Zuſammenhang mit der überirdiſchen, unſichtbaren Welt; als individuelle Anſichten bedürfen mithin dieſe Darſtellungen keine Schutzrede, und als ſolche ſind ſie auch einer dialektiſchen Vertheidigung unfähig. Wer, wie ich, (ſiehe den Zuſatz zu jenem Geſpräche) ſchon im Voraus auf die Ehre, eine reife Frucht geliefert zu haben, Verzicht leiſtend, ſeine

Worte nur als Samen hinwarf, kann mit dem nicht hadern, dem ſie nicht zuſagen. Nur über zweierlei muß ich nothgedrungen, zu gelegentlicher Einrückung in Ihre Zeitſchrift, hier Einiges niederſchreiben, weil es jenen billigen, wahrheitsliebenden Kritiker veranlaſſen kann, von meinen Principien beſſer denken zu lernen, als dies bis jetzt der Fall iſt.

Erſtens hat er zu meinem Erſtaunen die Einleitung des Geſprächs für baaren Ernſt genommen, und ſo freilich einen ganz falſchen Geſichtspunkt ins Auge gefaßt. Wohl möglich, daß die Schuld an mir liegt, und daß ich zu wenig gethan habe, die Ironie herauszuheben. Dies muß ich der Beurtheilung der Leſer überlaſſen. Aber ſonderbar iſt es denn doch, daß die etwas ſtarke Parodie in den erſten Worten den Tadler nicht veranlaßt hat, der Sache reiflicher nachzudenken. Er würde den Grund, warum der D. W. für einen Philoſophen anerkannt wird, nehmlich den: „weil er es ſelbſt ſagt," für den Ernſt doch gar zu ſpaßhaft gefunden haben — er hätte die ſcharfe Betonung des Windes, von dem alles herkommen ſollte, verſtanden, den juriſtiſchen Beweis der Erſcheinung herzlich belacht, und den höchſt unäſthetiſchen Beiſatz: „Mignon habe die Gebieterin mit dem Schwanze angewedelt," für den klaren Beweis genommen, daß Veneration gegen den D. W. und deſſen Hiſtörchen mir gewiß nicht die Feder in die Hand gegeben habe. Von dieſer Prämiſſe ausgehend, hätte er die Behauptung, es ſey nicht gut, um der Form willen die

Sache zu verſpotten, unmöglich ſo anſtößig finden können; er wäre vielmehr überzeugt worden, es liege mir nur daran, meines Theils die ſchädlichen Wirkungen hindern zu helfen, die beſonders in unſern, Gott geb' es, aufgeklärten Zeiten, eine ſo unhaltbare, durch ihre Form ſo unſchmackhaft und ſchaal gewordene Geiſtergeſchichte, wie die des D. W., nothwendig hervorbringen muß. Nie waren wir, (und ich bitte den wackern Mitarbeiter an der Berliniſchen Monatsſchrift, hierbei ſich der neueſten Erinnerungen eines Italiäniſchen Reiſenden zu erinnern) nie waren wir ſo fertig und bereit, das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Was er auch ſage, hundert mahleriſch erzählte, mit allen Blumen der Beredſamkeit ausgeſchmückte, und alſo dem abergläubiſchen Pöbel beſtens empfohlene, Geiſtergeſchichten werden jetzt nicht den kleinſten Theil des Schadens ſtiften, den eine einzige Frivolität über das Heilige und Ehrwürdige ſtiften kann. Hierwider mag mein redlicher Gegner eifern; denn nicht das Zu viel glauben, ſondern das Gar nichts glauben, iſt auf dem Punkte, wo das Zeitalter ſteht, die Klippe des Guten und Rechten.

Zweitens bleibt er die Erklärung ſchuldig, warum die Darſtellung der Gebilde der Phantaſie die äſthetiſche Wirkung der Theilnahme und der Rührung hervorbringt, und warum uns dieſe Erſcheinungen tiefe Blicke in die menſchliche Seele thun laſſen. Er wird ſich, will er anders nicht mit Worten ſpielen, in einem Cyclus eingeſchloſſen finden, der ihn zuletzt immer wieder auf meine Behauptung zurückführt. Und welches iſt denn nun, von der poetiſchen Hülle entkleidet, dieſe ihm ſo verwerflich ſcheinende Behauptung? „Die Möglichkeit, daß gewiſſen Individuis unter gewiſſen Bedingungen Geiſter erſcheinen können." Friede mit jedem, der nichts Unvernünftigeres noch Schlimmeres behauptet! Will übrigens mein kritiſcher Freund mir oder ſeinen Leſern etwa beweiſen, warum der Anblick gewiſſer myſteriöſer oder erhabener Scenen und Feierlichkeiten ſelbſt den entſchloſſenſten Anhängern der Aufklärung das Herz erhebt, und ſie unwillkührlich mit einer Art von Ehrfurcht erfüllt, ſo ſey er auf des obenerwähnten Reiſenden Erinnerungen von einer Reiſe nach Rom und Neapel verwieſen, und nach Leſung der dort im erſten Theil S. 278. gegebenen Erklärung dieſes Räthſels freundlich gefragt, ob er es nun für gelöſ't halte?

So viel einmal für allemal. — Sollte der mir unbekannte Recenſent Ihnen bekannt ſeyn, ſo ſagen Sie ihm, daß ich ihn von Grund der Seele hochſchätze, und ſeinen Abſichten volle Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Ich bin ꝛc.

VIII.

Poſtſcripte.

53.

In dem Journal Conſtantinopel und St. Petersburg, der Orient und der Norden. Eine Zeitſchrift, herausgegeben von H. v. Reimers und Fr. Murhard. Erſter Jahrgang 1805, 5s Heft, findet man nachſtehendes Gedicht, das wir ſogleich mit einem andern begleiten.

Antarah's Abſchied.	Andromaches und Hektors Abſchied.
1. Patima.	1.
Will Antarah von mir ſcheiden,	Willſt dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Am Gemetzel ſeine Blicke weiden,	Wo des Aeaciden mordend Eiſen
Wo der Chriſten Panner blutig weht?	Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Buben lehren	Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Pfeile ſchießen, den Propheten ehren,	Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn des Todes Stahl dich grauſam mäht?	Wenn hinunter dich der Xanthus ſchlingt?
2. Antarah.	2.
Engelsweib! o ſtille deine Zähren,	Theures Weib, geh, hol die Todeslanze,
Willſt du meiner Kampfluſt Stachel wehren?	Laß mich fort zum wilden Kriegestanze,
Dieſe Arme ſchirmen Burg und Stadt.	Meine Schultern tragen Ilium;

Streitend für des großen Allah's Tempel
Sink ich, mit des Sieges Ehrenſtempel
Schwing ich mich empor zur Himmelsſtadt.

Ueber Aſtyanax unſre Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands-Erretter,
Und wir ſehn uns wieder in Eliſium.

3. Fatima.

Nimmer lauſchend deiner Waffen Schalle
Irr' ich klagend durch die ſtille Halle;
Ach! Antarah's hehrer Stamm erliſcht.
Hingehn wirſt du, wo kein Tag mehr leuchtet,
Ew'ger Nachtthau grauſe Wüſten feuchtet,
Jeden Liebeszug der Tod verwiſcht.

3.

Nimmer lauſch ich deiner Waffen Schalle,
Einſam liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams großer Heldenſtamm verdirbt!
Du wirſt hingehn, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Cocytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.

4. Antarah.

All mein Streben will ich, all mein Denken
In des Todes ſchwarze Fluth verſenken;
Aber meiner Liebe Feuer nicht.
Horch! der Franke raſt ſchon an den Mauern.
Reiche Schild und Sarras, laß das Trauern,
Nimmer ſtirbt der Liebe Flammenlicht! —

4.

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der ſchwarze Letheſluß ertränken,
Aber meine Liebe nicht!
Horch! der Wilde raſ't ſchon an den Mauern —
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern,
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht.

Man ſieht, es iſt eine höchſt unglückliche Nachahmung des ſchönen Gedichts von Schiller, das Amalie in den Räubern ſingt, und faſt nichts, als die orientaliſchen Namen ſind neu. Eine ſolche Vereinigung des Orients und des Nordens iſt wunderbar genug. Fatima und Antarah haben die **Räuber** geleſen!

P. F. Brede.

54.

In der Abend-Zeitung Nr. 40., den 19. Mai 1805 ſteht folgendes Gedicht:

Die Spinne.

Spinne, wie bemühſt du dich,
Dein Gewebe auszubeſſern,
Nur zu bauen, zu vergrößern;
Doch nur Fliegen fangen ſich. —
Spinne, geht es den Geſetzen
Nicht oft ſo wie deinen Netzen?

C. W. H. Relmes.

In der Zeitung für die elegante Welt Nr. 62., den 25. Mai 1805, findet ſich eben daſſelbe Gedicht, bloß mit der Variante **verbeſſern**, ſtatt vergrößern, (welches eben keine Verbeſſerung iſt.) Fragt ſich, weshalb mag dieſes unbedeutende Epigramm, deſſen Pointe ſchon ſehr bekannt iſt, wohl in zweien Zeitungen einen Platz gefunden haben?

B.

Nachricht.

Mit dieſem Stücke und dieſem Jahrgange wird die **Eunomia** geſchloſſen.

Für die vortrefflichen Beiträge aller Art, wodurch berühmte, gelehrte und geſchmackvolle Männer dies Journal unterſtützt haben, ſagen wir ihnen den verbindlichſten Dank. Diejenigen Beiträge aber, welche der Raum nicht aufzunehmen erlaubte, (im Fall ſie nicht ſchon früher in ihren Händen ſeyn ſollten) bitten wir die Herren Verfaſſer während der künftigen Oſtermeſſe zu Leipzig von der Verlagshandlung abfordern zu laſſen.

D. H.